Daguerreotypen.

Erſter Band.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig ·

Daguerreotypen.

Aufgenommen

während einer Reiſe in den Orient

in den Jahren 1840 und 1841

von

[illegible]

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1842.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig ·

'42 Bo 212

17.6.47

NK

Geogr. Reisen. Vorderasien

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart

Meinem

edlen und lieben Freunde,

Wilh. Baron v. Taubenheim,

Kammerherr und erſter Stallmeiſter Sr. Majeſtät des Königs von Württemberg.

Als ich im April des Jahres 1840 nach Stuttgart kam, dachte ich ſo wenig an eine Reiſe in den Orient, wie an meinen ſanft ſeligen Tod. Ich lebte ſtill für mich und kannte nur wenige Perſonen. Da hörte ich eines Tags von Ihnen ſprechen und zwei Leute, mir gänzlich fremd, erzählten einander, der Baron von Taubenheim werde noch im Laufe dieſes Jahrs eine Reiſe nach Jeruſalem antreten. — Ich weiß nicht, mochte gerade in dem Augenblicke mein Gemüth für ausſchweifende Phantaſien empfänglicher ſeyn, als gewöhnlich, oder war es Ahnung, wie ſie uns im Leben zuweilen anweht, denn ich ſprach bei mir: Die Reiſe mußt du mitmachen. Freilich verlachte ich im nächſten Augenblicke die Luftſchlöſſer, die ich ſchon luſtig gebaut, aber in meinem Herzen blieb doch ſo viel davon zurück, daß ich mich auf Erkundigungen legte, wie man ſich Ihnen am beſten nähern könne. Was ich eigentlich wollte und wie ſich meine wunderlichen Phantaſien verwirklichen könnten, daran dachte ich noch nicht. Ich forſchte nach Ihnen, wo es mir möglich war, bei Vornehm und Gering, und wenn ich den Namen Taubenheim nannte, ſo ſprachen die Leute oft wider ihre Gewohnheit viel und eifrig und mit inniger Liebe und Hochachtung. Die Erwachſenen ſagten: das iſt ein braver Herr, und die kleinen Kinder auf den Gaſſen erzählten von Ihrem Rappen, daß er heute wieder vor dem oder jenem Hauſe geſtanden, während ſie hinaufſtiegen in den vierten Stock, um ſich da nach einer armen Familie zu erkundigen.

Je mehr ich ſo von Ihnen reden hörte und man mir ſagte, wie gern Sie bereit wären, jedem zu helfen, ſo weit es in Ihren Kräften ſtünde, deſto mehr ſank der Glaube an ein Gelingen des Projectes, das mir ſo ſüß war, und das ich, trotz der Unmöglichkeit, es auszuführen, mir täglich und ſtündlich mit den glühendſten Farben ausmalte; denn Sie, den Alle liebten, konnten ſich meiner Meinung nach unmöglich für einen unbekannten Fremden ſo ſehr intereſſiren, der Ihnen faſt nichts zu bieten hatte als ein friſches Herz, von dem Sie noch nicht einmal wiſſen konnten, wie treu und ergeben es Ihnen ſeyn würde. Und doch kam das ganz anders. Ich hatte damals nur einen einzigen Bekannten in der Stadt, der das Glück hatte, Sie näher zu kennen. Es war Moritz, der jetzige Oberregiſſeur des Hoftheaters, an den ich mich, ohne ihn zu kennen, bei meiner Ankunft in Stuttgart wandte, und der den guten Schilderungen entſprechend, die man mir überall von ihm gemacht, ſich auf das Freundlichſte und Lebhafteſte für mich intereſſirte. Ihm vertraute ich meinen Wunſch; er ſprach mit Ihnen, und Sie nahmen mich nicht nur bereitwillig zu Ihrem Reiſegefährten an, ſondern beſeitigten auch mit der größen Liebe und Güte Alles, was meinem Plan im Wege ſtand. Es war einer der glücklichſten Tage meines Lebens.

Wir traten alſo zuſammen die Reiſe an. Sie hatten ſich mit Künſten und Wiſſenſchaften umgeben: ein junger Arzt, Dr. Bopp, ein talentvoller Maler, Friſch, den Seine Majeſtät, der König von Württemberg, dieſe Reiſe mitmachen ließen, vertraten ſie, und ich repräſentirte etwas Weniges die Poeſie. Doch muß ich offenherzig geſtehen, Ihre Herzlichkeit und Güte, die ſich auf der ganzen Reiſe gleich blieben, gaben meiſtens den angenehmen und mühſeligen Stunden einen poetiſchen Reiz. Was wir zuſammen genoſſen, erlebten, ſahen und litten, ſteht klarer vor Ihrem Gedächtniß, als meine Feder im Stande iſt, es wieder zu geben. Ach, es war viel Schönes, und wenn wir uns auch oft im heißen Sande der Wüſte zurückſehnten in's kältere Deutſchland, ſo hat ſich bei mir jetzt, nachdem ich die Heimath wieder erreicht, jene Sehnſucht umgewandt und ich möchte mich gern noch einmal an den Sattel meines arabiſchen Pferdes lehnen und hinausſtarren in die gelbe Fläche, die durch ihre Oede ſo geeignet iſt, die Phantaſie mit herrlichen Träumen aufzufriſchen.

Wie ſehr ich auch beſtändig die Schwierigkeiten einer Beſchreibung unſerer Reiſe erkannt, ſo faßte ich doch den Entſchluß, unſere Abenteuer in einzelnen Bildern dem größern Publikum vorzulegen, und ich habe gethan, was in meinen Kräften ſtand.

Auch dabei verdanke ich Ihnen viel, denn die Notizen und Auszüge aus Ihrem Tagebuch, die ich von Ihnen erhielt, waren mir werthvolle Zugaben.

Jetzt liegt mein Buch beendet vor mir, und ich möchte ihm gerne eine Weihe ertheilen, indem ich es Ihnen darbringe, als ein Weniges von dem Vielen, was ich Ihnen an einem glücklich verlebten Jahre, ſo wie an der Entſtehung dieſes Werkes zu danken habe.

Nehmen Sie es freundlich auf, und wenn Sie zuweilen darin leſen, ſo ſoll mir der Gedanke, daß Sie ſich meiner, der Ihnen für das ganze Leben mit inniger Liebe zugethan bleibt, dabei manchmal freundſchaftlich erinnern, eine große Belohnung ſeyn.

Stuttgart, im Juli 1842.

F. W. Hackländer.

Inhalts-Verzeichniß des erſten Bandes.

Seite

Fahrt auf der Donau von Regensburg bis Giorgewo . . . 1

Abreiſe von Stuttgart. — Regensburg. — Linz. — Wien: ausländiſche Cigarren. Leben auf den Straßen. St. Stephan. Das Zeughaus. — Preßburg. — Peſth. — Bunda und Goſtek. — Lord L. Oberſtlieutenant von P. — Emin Paſcha. — Ungariſche Nationallieder. — Semlin. — Eine Jagdparthie in Drenkowa. — Die Mordmücken. — Alt-Orſova. — Neu-Orſova. — Das eiſerne Thor. — Giorgewo.

Ritt durch die europäiſche Türkei 39

Türkiſche Poſteinrichtung. — Giorgewo: Schmutz auf den Straßen. Quarantaine. Kleidung der Türken. — Ruſtſchuk. Tartaren. Das Paßbureau. Bulgariſche Fußbekleidung. Unſere Pferde. Der Ramaſan. — Rasgrad. — Schumla. — Ritt über den Balkan. — Dobrol. — Faki. — Adrianopel: Quarantaine. Das alte Serail. Selim's Moſchee. Eine Soirée beim Paſcha. Illumination. Tanzende Knaben. Schatal Burgas. Silivri. — Das Meer. — Ankunft in Conſtantinopel. — Penſion der Madame Balbiani.

Conſtantinopel 83

Anſicht der Stadt. — Gaſthöfe und Caffeehäuſer. — Straßen und Hunde. — Straßenleben. — Türkiſche Bäder. — Der Hippodrom, die ſieben Thürme, mehrere Moſcheen und andere ältere Bauwerke. — Fahrt nach Bujukdere. Die alten und neuen Waſſerleitungen. — Türkiſches Familienleben. — Die Nacht im Ramaſan. Eine Audienz beim Sultan. Diner bei Reſchid Paſcha.

Schiffbruch des Dampfbootes Seri-Pervas 227

Abreiſe von Conſtantinopel. — Die Stadt im Schnee. — Stürmiſches Wetter. — Nebel. — Einſchiffung türkiſcher Soldaten. — Der Seri-Pervas. — Schiffbruch und Tod iſt unſer Loos. — Unglück des Dr. B. — Heftige Bewegungen des Schiffes. — Unſer Nachtrabe. —

Seite

Seeſturm. — Schiffbruch. — Das Verdeck. — Verſuche zur Rettung. — Unglücksfälle bei derſelben. — Das Dorf Armudköi. — Pillau mit Seife. — Räubereien der Türken. — Das Dampfboot Ludovico. Rückkehr nach Conſtantinopel.

Fahrt durch den Archipel 261

Zweite Abreiſe von Conſtantinopel. — Odun Kapuſſi. — Die Dardanellen. — Der Crescent. — Die Ebene von Troja. — Die joniſchen Inſeln. — Smyrna. — Der Maſtuſſoberg. — Rhodus: Die Stadt. Die Allerheiligenkirche. Strada dei Cavalieri. — Marmariſſa mit der engliſchen und öſtreichiſchen Flotte. — Cypern.

Beirut 287

Aeußere Anſicht der Stadt. — Der Libanon. — Innere Anſicht der Stadt. — Das Schloß am Meer. — Die Bazars. — Gewühl auf den Straßen. — Weiber. — Türkiſche Artillerie. — Beduinen. — Das Druſenlager. — Pinienanpflanzungen. — Aufenthalt in Beirut. — Jungfräulichkeit neuer Schiffe. — Die türkiſche Thorwache. — Krankheit der Freunde. — Ein Ritt in den Libanon. — Friedrich.

Reiſe nach Damaskus und Palmyra 325

Fürſt Aslan. — Abreiſe von Beirut. — Wilde Gebirgspäſſe im Libanon. — Khan el Huſſein. — Felſentreppe. — Wolken auf der Höhe des Gebirges. — Schneeſturm. — Ein Vocalconcert. — Das Schloß der Aſſaſinen. — Aegyptiſche Deſerteure. — Bekaa, das Thal. — Ein Unfall. — Perſer. — Der Antilibanon. — Felſengärten. — Schiras. — Das Thal Gutha. — Damaskus. — Eine armeniſche Hochzeit. — Ritt nach Palmyra. — Pferde-Revue. — Baalbek. — Die Cedern des Libanon. — Die Stute in Sachile. — Zweite Reiſe nach Damaskus. — Der perſiſche Kaufmann. — Merkwürdiger Pferdehandel. — Scham, der Hengſt. — Rückkehr nach Beirut.

Bemerkungen über Arabiſche Pferde aus Briefen des Baron von Taubenheim 432

Fahrt auf der Donau von Regensburg bis Giorgewo.

Abreiſe von Stuttgart. — Regensburg. — Linz. — Wien: ausländiſche Cigarren. Leben auf den Straßen. St. Stephan. Das Zeughaus. — Preßburg. — Peſth. — Bunda und Coſtek. — Lord L. Oberſtlieutenant von P. — Emin Paſcha. — Ungariſche Nationallieder. — Semlin. — Eine Jagdparthie in Drenkowa. — Die Mordmücken. — Alt-Orſova. — Neu-Orſova. — Das eiſerne Thor. — Giorgewo.

— — — Tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Raa'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel weh'n.
Am Ufer ſteh'n
Will ich! — Leb' wohl! — Wie ferne ſchon, wie fern
Du ſteheſt ſinnend auf des Schiffes Stern.

Freiligrath.

Es war am Abende des letzten September 1840, einem unfreundlichen regneriſchen Herbſttage, als ich von meinen Bekannten und Freunden Abſchied nahm, um meine Reiſe in den Orient anzutreten. Von wichtigen Momenten meines Lebens erinnere ich mich gern kleiner Umſtände, die mir in den Augenblicken bemerkenswerth ſchienen. So wurde an demſelben Abend im königlichen Schauſpielhauſe Calderons „Leben ein Traum“ gegeben. Mir kam mein eigenes Leben in dem letzten Jahre, beſonders der Augenblick meiner Abreiſe, ſo zauberhaft, faſt wie ein ſchöner Traum vor. Meinem Freunde Moritz ſagte ich in der Garderobe des Theaters ein herzliches Lebewohl in dem Augenblicke, wo er ſich aus dem ärmlichen Coſtüm des unglücklichen Verſtoßenen in das glänzende des Königsſohnes warf. Lachend reichte er mir die Hand, dieſe Metamorphoſe auch mir prophezeihend. Und er hatte Recht. Wenn ich mich auch ſeit jenem dunklen traurigen Herbſtabend nicht zum Glanz eines Königsſohnes erhob, ſo gingen mir doch ſchöne freundliche Tage auf, Tage, die gewiß mit den herrlichſten Edelſteinen wetteifern konnten.

Von den Leiden in unſeren deutſchen Eilwägen will ich nicht reden, nur verſichere ich, daß wir, wie immer, auch heute Nacht faſt gerädert auf unſerer Station ankamen. Dies war Göppingen; wir verließen die große Straße, um den Weg nach Heidenheim zu nehmen, wo Seine Hoheit, der Herzog Paul von Würtemberg, dem Baron von Taubenheim ein Rendezvous gegeben hatte. Der Herzog war, wie bekannt, eben erſt von ſeiner großen Tour nach der Türkei und Aegypten zurückgekehrt, und da wir faſt denſelben Weg nehmen wollten, den er gemacht, konnte er uns über Zeitverwendung und Reiſemittel die beſten Rathſchläge geben.

Nachdem wir uns in Göppingen ſehr lange um einen Wagen bemüht, fuhren wir gegen zwei Uhr in der Nacht weiter. Der dunkle Himmel hatte ſich etwas aufgeklärt und der Mond, der zuweilen durchblickte, ließ uns in eine weite Ebene ſehen, durch die wir fuhren und welche rings von Bergen umgränzt iſt. Als ich um fünf Uhr aus einem kleinen Schlummer erwachte, ſchaute uns zur linken Seite der Rechberg und der Hohenſtaufen ernſt und traurig durch den Nebel entgegen. Ich weiß nicht, der Anblick des alten Staufen erregte in mir ein ganz eigenes Gefühl. Ich kannte dies Thal, hauptſächlich aus dem Kupferſtich vor Raumers Geſchichte der Hohenſtaufen, den ich als Kind während dem Leſen wohl hundertmal betrachtete. Die Gegend auf dem Kupferſtich ſah ſo ernſt aus, wie ſie ſich heute Morgen in dem Nebel unſerm Blick zeigte. Damals träumte ich mir die alten Ritter hinzu, wie ſie mit fliegendem Banner in's Thal zogen. Heute baute ich im Geiſte die kleine Ruine dort oben zur ſtattlichen Burg aus, und verſetzte mich in die Zeit zurück, wo die Herren des Hohenſtaufen noch keine Blätter in der Weltgeſchichte ausfüllten. Da hatte vielleicht einer der Grafen, durch Träume über zukünftige Größe aus dem Schlaf geweckt, in daſſelbe Thal geſchaut, durch welches eben unſer Wagen langſam rollte, oder empor zu den Wolken, die nach Süden zogen und nie mehr zurückkehrten, wie ſpäter die Schaaren, die ſein Schlachtruf nach derſelben Richtung ausſandte, einen eiſernen Nagel zu erobern. — — Von den alten Herren ſieht keiner mehr mächtig und groß in die weite Landſchaft hinaus, aber das Thal iſt noch wie damals; ebenſo wie ſonſt fließt das kleine Flüßchen, die Fils, wie ein ſilberner Faden hindurch. Mancher der alten Bäume, die umher ſtehen, ſahen das Haus der Hohenſtaufen wachſen und groß werden; aber der letzte Sprößling jenes großen herrlichen Geſchlechts iſt ſchon lange vermodert in ſeinem Grabgewölbe zu Neapel, nachdem man ihm vorher ſein königliches Haupt abgeſchlagen. —

In Weißenſtein, wo wir frühſtückten, hatten ſich zu demſelben Zweck eine ziemliche Anzahl der männlichen Einwohner verſammelt, lauter große kräftige Menſchen mit friſchem Aeußern, und daß ihr Inneres eben ſo geſund beſchaffen ſey, bezeugte die große Quantität Bier und Würſte, die ſie mit vielem Behagen verzehrten. Bei Weißenſtein liegt ein altes Schloß zwiſchen zwei Bergen eingeklemmt; es iſt weiß angeſtrichen und auf dieſe Art unangenehm moderniſirt. Ich glaubte ſchon, die ehrwürdigen Gebäude würden zu Meiereien und andern landwirthſchaftlichen Zwecken benützt; doch ſagte mir der Wirth des Gaſthofs, ſie gehörten dem Grafen von Rechberg, würden von einem invaliden Jäger bewacht und ſeyen angefüllt mit Familienbildern dieſes alten Geſchlechts. Es iſt ſehr ſchön und poetiſch von dem Grafen, daß er den gemalten Stammältern eine eigene Wohnung angewieſen, wo ſie mit einander träumen und ſich von ihrer früheren Herrlichkeit erzählen werden. Sie halten in der Mitternacht vielleicht Aſſembleen, wobei die geharniſchten Herren ihren Poſtamenten entſteigen und den edlen Damen behülflich ſind, wenn ſie im Reifrock und der dicken Halskrauſe die Rahmen verlaſſen.

Hinter Weißenſtein erſtiegen wir den rauheren Theil der ſchwäbiſchen Alp, welche die Stromthäler der Donau und des Neckars ſcheidet, ein kahles langweiliges Plateau; es verdient eine Haide zu ſeyn. Gegen die Donau fällt es lang geſtreckt in's Thal, gegen den Neckar ſteil, in ziemlich ſchön geformten und eichenbewachſenen Abhängen.

Gegen Mittag kamen wir nach Heidenheim, wo wir einige Stunden in der Geſellſchaft des Herzogs Paul äußerſt intereſſant und lehrreich für uns verbrachten. Er ſprach von manchen Schwierigkeiten, die uns auf der Reiſe treffen könnten und gab uns Rathſchläge dagegen, deren Befolgung uns ſpäter vielen Verlegenheiten entriß. Die freundliche Aufnahme, die uns durch ſeine Empfehlungsbriefe an einigen Orten der Türkei und Aegyptens zu Theil wurde, zeigte uns, wie ſehr es der Herzog auch dort verſtanden, ſich die Hochachtung und Liebe ſeiner Bekannten zu erwerben.

Von Heidenheim reiſten wir über Augsburg nach Regensburg, wo wir gegen Morgen ankamen und das Glück hatten, noch das Dampfboot benützen zu können, was ein paar Stunden ſpäter nach Linz abging. Bis jetzt war unſere Reiſegeſellſchaft noch nicht ganz beiſammen geweſen, hier aber traf der Maler F. bei uns ein, ſo daß nun unſere Caravane vier Mann zählte und vollſtändig war, nämlich unſern lieben Reiſechef, den Baron von T., den Doctor Bopp, einen jungen Mediciner, der eben die Univerſität verlaſſen, den Maler Friſch und meine geringe Perſon.

Bis Linz hatten wir ziemlich gutes Wetter und wenig Paſſagiere; doch die ganze Tour von Linz nach Wien, es war am 5. October, mußten wir bei immerwährendem Regen in den überfüllten Kajüten zubringen. Schon am Morgen bei unſerer Einſchiffung goß das Wetter in Strömen von dem dunkelgrau überzogenen Himmel und vermehrte noch die Verwirrung, die ein paar hundert Paſſagiere mit Hutſchachteln, Koffern, Nachtſäcken ꝛc. anzurichten im Stande ſind. Ehe man der eingeführten Ordnung auf den Donaudampfſchiffen gemäß jeden Theil ſeiner Effecten mit einer Blechnummer hatte verſehen laſſen, wozu man die Doublette bekam, verging eine ziemliche Zeit, welche Regen und Wind dazu benützten, uns einzuweichen und zu durchkälten. Wie hatten wir uns gefreut auf die ſchönen Donauufer, an welchen wir heute vorbeiſegelten! Ach, wir ſahen nichts, als durch die Kajütenfenſter ganz zufällig links die Ruinen der Burg Dürrenſtein, auf welcher Richard Löwenherz gefangen ſaß und durch den treuen Blondel errettet wurde, und rechts das prachtvolle Kloſter Mölk, bei deſſen Anblick man den menſchlichen Geiſt bewundern oder bemitleiden muß, daß er auf dem nackten Felſen hier die großartigen Gebäude aufführen ließ.

Um ſpäter den berühmten Donauſtrudel zu ſehen, klammerten ſich einige zwanzig Menſchen an den großen Schornſtein des Schiffes, auf welche Art ſie hinten beinahe gebraten wurden, während der ſcharfe Wind das Geſicht ſanft röthete. Endlich gegen fünf Uhr Abends ſahen wir den Kahlenberg, und das Schiff legte bei Nußdorf, eine kleine Stunde vor Wien, an. Jetzt begann die Verwirrung auf dem Boote wieder recht großartig zu werden und hätte der Regen nicht glücklicher Weiſe nachgelaſſen, ſo war unſere Lage in Wahrheit ſchrecklich. Kaum lag das Gangbord, ſo ſtürzten die Packträger wie Harpyen auf's Schiff und ſuchten ſich des Gepäcks zu bemächtigen, wobei es keinen kleinen Kampf koſtete, daß man Herr ſeiner Sachen blieb, um ſie eigenhändig zu den k. k. privilegirten Mauthbeamten zu ſchleppen, die unbarmherzig in den Eingeweiden unſerer Koffer herumwühlten.

Dieſe Viſitation dauerte eine gute Stunde, worauf wir unter einer Anzahl Fiaker, die uns mit dem Rufe: „Fohr'n mer Ew. Gnoden?“ umſchwärmten, einen heraus ſuchten, ihm unſer Gepäck aufluden und nachdem wir eine Maſſe Trinkgeld verſchwendet, abfuhren. Ein zerlumpter Kerl, der am Wagenſchlage ſtand und bei dem ich mich mühſam vorbeiwand, um nicht beſchmutzt zu werden, trabte uns eine Strecke nach und forderte Geld unter der Rubrik: er habe uns ausſteigen helfen.

Die Paſſagiere, welche mit dem Dampfboote nach Wien kommen, werden durch Wagen der Geſellſchaft nebſt ihren Sachen in die Stadt geführt, wo ſie die Linie paſſiren dürfen, ohne wieder viſitirt zu werden, weil es draußen ſchon geſchah. Wir hatten das nicht gewußt und waren nicht wenig erſtaunt, als man unſern Fiaker anhielt, um unſere Effekten auf's Neue zu unterſuchen. Es half kein Proteſtiren, einer von uns mußte ausſteigen und mit ſeinem Koffer dem Beamten folgen, welcher bald darauf zurückkehrte, und uns, die wir draußen ungeduldig harrten, erklärte, man habe in dem Koffer ausländiſche Cigarren gefunden, weshalb er ſich genöthigt ſehe, den ganzen Wagen zu unterſuchen.

Wirklich fingen einige Zollbediente an, Alles abzuladen, als ihnen glücklicher Weiſe der Nachtſack des Barons in die Hände fiel, in welchem ſich ein Packet Briefe an eine hohe Behörde in Wien befand. Beim Anblick dieſer Adreſſe und des Paſſes des Barons hatten ſie keine Luſt, uns weiter zu beläſtigen. Die ſtrenge Miene, das barſche Anreden veränderte ſich in das Lispeln geſchmeidiger Höflichkeit. Sie baten um Entſchuldigung, uns aufgehalten zu haben, man habe nicht gewußt, wer in dem Wagen ſey, und wir könnten ruhig weiter fahren. Lange begriffen wir nicht, was es mit den ausländiſchen Cigarren für eine Bewandtniß habe; denn keiner von uns beſaß mehr dergleichen. Wir hatten uns auf dem Schiffe die größte Mühe gegeben, unſern ganzen Vorrath aufzurauchen. Endlich fiel uns ein, man könne uns vielleicht bei der Behörde denuncirt haben, und bei dieſem Gedanken ſchwebte mir gleich das Bild eines kleinen Juden vor, welcher ebenfalls mit auf dem Dampfboote war, wo er Jedermann Eſterhazy'ſche Looſe zum Verkauf anbot und den wir ein wenig geneckt und belacht, weil er bei beſtändigem Renommiren mit ſeinem Muth am Morgen vor Angſt oder Schwindel in Ohnmacht fiel, als er vom Lande in's Schiff gehen ſollte, und weil er in Baiern über Würtemberg, ſo wie in Oeſtreich über Baiern ſchimpfte. Mir beſonders war er den ganzen Tag unter die Beine und in den Weg gelaufen. Wollte ich einem hübſchen Mädchen eine Artigkeit ſagen, ſo ſtand der Jude ſicher hinter mir und lächelte höhniſch. Einige Mal hatte er meine Sachen für die ſeinigen angeſehen, was beſonders Abends in Linz ſehr komiſch war, wo wir zum erſten Mal in einem ziemlich dunkeln Gewölbe viſitirt wurden. Der Kleine hatte ſeinen Koffer verloren und glaubte ihn in dem meinigen wieder gefunden zu haben. Er ſtürzte ſich darauf und umklammerte ihn krampfhaft. Hier machte ich ihn durch eine Aeußerung gänzlich zu meinem Feinde, denn ich erzählte einem Bekannten, mein ſchwarzer Koffer und auf demſelben der kleine Jude habe ausgeſehen, wie ein coloſſaler gußeiſerner Briefbeſchwerer. Auch hatten wir ihm einige Mal geſagt, wir wüßten aus ſicherer Hand, daß er Uhren bei ſich habe, welche er hereinſchmuggeln wollte. So hatte uns der Conducteur erzählt.

Der Jude hatte ſich gewiß für dieſe Unbilden dadurch revangirt, daß er angab, wir ſeyen gefährliche Menſchen, indem wir ausländiſche Cigarren bei uns führten.

Gegen ſechs ein halb Uhr fuhren wir in's Gaſthaus zum goldenen Lamm in der Leopoldsvorſtadt und waren in der Kaiſerſtadt, waren in Wien.

Wollte ich mir einreden, in acht Tagen, die wir in Wien waren, dieſe Stadt kennen gelernt zu haben und mir anmaßen, ein Urtheil über dieſelbe zu fällen, ſo wäre dieß in der That lächerlich. Aber daß ich hinſchreibe, wie dem unbefangenen Zuſchauer das rege Treiben und Leben erſchien, wird mir vielleicht Mancher, der nicht Gelegenheit hatte, es ſelbſt zu ſehen, Dank wiſſen.

Nach einem feſten Schlaf auf die Mühſeligkeiten des vergangenen Tages betrat ich die Straßen und glaubte fortzuträumen. Ein ähnliches Leben und Getriebe hatte ich bisher nie geſehen. Jede Straße war ein Strom, welchen Wellen von Menſchen, Wagen und Karren hinabfluthen, dem man folgen oder ſich an's Ufer, die Häuſer, retten muß.

„Man glaubt zu ſchieben und man wird geſchoben.“

Ein betäubendes Gemurmel, ein Drängen und Anſtoßen; man könnte wenigſtens zwei Dutzend Augen gebrauchen, wollte man neben dem Ausweichen der einem ſtets begegnenden Wagen und Menſchen auch etwas ſehen. Obgleich ich gerade in keinem Dorfe, ſondern in einer ziemlich bedeutenden Stadt gewohnt, erging es mir dennoch wie dem Landmann, wenn er zum Jahrmarkt in die Stadt kommt, und mit offenem Munde den prächtigen Waarenausſtellungen und verwundert der auf und abwandelnden Menſchenmaſſe zuſchaut. Ich ſtand und ſah zu, bis ich fortgeſchoben wurde und blieb wieder vor einem andern reichen Gewölbe ſtehen, bis mich auch da ein unſanfter Rippenſtoß verſcheuchte. Dabei iſt das gellende Geſchrei der Lohnkutſcher und Laſtträger, ihr ewiges Hoe! Hoe! — ein Zeichen, daß man ihnen ausweichen ſoll — ſo verwirrend und klingt ſo in den Ohren nach, daß man ſtets glaubt, angerufen zu werden und in beſtändiger Unruhe bald rechts bald links ſpringt.

Wie ſich der ermattete Schwimmer mit einem behaglichen Rettungsgeſicht zwiſchen die Felſen birgt, die ihm aus den ſchäumenden Wellen entgegen treten, ſo ſchöpfte ich auch leichten Athem, als die Menſchenmaſſe, die mich von der Leopoldsvorſtadt durch die Kärnthnerthorſtraße geführt, ihren unaufhaltſamen Lauf nach dem Graben fortſetzte und mich auf den Stephansplatz warf an den herrlichen Dom, meinen Hafen. Ja, es war eine ſichere Bucht für mich und mein Herz. An ſein Portal lehnte ich mich und ſah eine lange Zeit in das Gedränge auf den Straßen.

Obgleich der Wiener der fröhlichſte, friedlichſte Menſch von der Welt iſt, obgleich ſich das Leben Wiens auf den Straßen nur freundlich, ſonntäglich geputzt zeigt, ſo fühlt ſich doch der einſam wandelnde Fremde, ich wenigſtens, nicht heimiſch in dieſem Gewühl. Jeder Menſch iſt ſo viel Egoiſt, daß es ihm da, wo er gänzlich verſchwindet, nicht ganz behaglich iſt. Mir war beſonders ein Gedanke, der mir zuweilen aufſtieg, ſehr fatal. Wenn nämlich irgend ein Fiaker in ſeinem Dienſteifer dich mauſetodt fährt, dachte ich, ſo weiß von all den tauſend Menſchen nicht einer, daß du geſtorben, ſondern es iſt nur ein Menſch da und da überfahren worden. Man ſieht, daß ich meine Schwächen redlich eingeſtehe, und ſo ſtand ich denn an der Stephanskirche und es war mir, als ſagte das alte Gebäude: Bleibe du nur hier und ruhe dich aus, ſie werden uns Beide nicht umrennen. So bin ich denn auch in ſpätern Spaziergängen durch die Kaiſerſtadt gern in die Kirche getreten oder habe an ihren grauen Mauern einige Minuten mit einem wohlthuenden Gefühl geraſtet. Heute ſah ich den Stephansthurm zum erſten Mal, ein coloſſales ſtolzes Gebäude, eisgrau und ſteinalt. Leider war er rings mit einem Gerüſte umgeben, indem die acht Klafter der Spitze, die man abgenommen, weil ſie baufällig waren, wieder neu aufgeſetzt wurden. Es that mir leid, ihn mit ſo verſtümmeltem verbundenem Haupte zu ſehen. Doch hatte das ſchöne ernſte Bauwerk einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht; nicht ſo die innere Ausſchmückung der Kirche. Ich fand dieſelbe ohne vielen Geſchmack, überladen, und das Bild des Kölner Doms trat lebendig vor mich hin, mit ſeinen einfachen grauen Pfeilern, den Rieſen, an denen man ehrerbietig mit leiſem Schritte vorbei geht, um die einfachen, ſchönen Spitzbogen des Chors zu bewundern, die ſich ſtolz und kühn in einer ungeheuren Höhe wölben.

Von den andern Kirchen Wiens ſah ich noch die St. Peterskirche, welche der Peterskirche in Rom nachgebildet iſt, und die Hofpfarrkirche der Auguſtiner, in welcher das herrliche Grabmal der Erzherzogin Chriſtine, von Canova gearbeitet, wirklich wundervoll iſt.

Von der Stephanskirche ſchlenderte ich über den Platz zum Stock am Eiſen, welcher ſeinen Namen einem Baumſtamme verdankt, der da in einer Niſche zu ſehen und über und über ſo mit Nägeln beſchlagen iſt, daß er auf dieſe Art eine vollſtändige eiſerne Rinde erhalten hat. Die Sage, die um alle dergleichen Gegenſtände ihre poetiſchen Fäden ſchlingt, erzählt von ihm: Ein Schloſſergeſelle liebte die Tochter ſeines Meiſters, der ſie ihm jedoch nur unter der Bedingung zur Frau geben wollte, wenn der Geſelle die Geſchicklichkeit beſäße, zu einem überaus künſtlichen Schloſſe, das der Meiſter hatte, einen Schlüſſel anzufertigen. Nach vielen mißlungenen Verſuchen und als er die Unmöglichkeit einſieht, das Meiſterwerk zu Stande zu bringen, wandert der Geſelle in den Wald hinaus und beklagt da laut die Hartherzigkeit des Vaters. Plötzlich erſcheint ihm ein Kobold und verſpricht bei der Anfertigung des Schloſſes behülflich zu ſeyn, wenn der Geſelle dafür in einen bezeichneten Baum einen Nagel einſchlagen und denſelben auf dieſe Art von einem böſen Zauber befreien wolle. Mit Freuden erfüllt der Geſelle dieſe Bedingung, erhält ſeinen Schlüſſel und heirathet. Seit der Zeit lief Jeder, der einen Wunſch auf dem Herzen hatte, in den Wald zu dem Baum, ſchlug einen Nagel ein und wartete, ob nicht ein Kobold erſcheine, welcher ihm helfen wolle. Ob dieß Mittel den Geiſt auf's Neue hervorgerufen hat, kann ich nicht ſagen. Doch war der Baum in kurzer Zeit ſo über und über mit Nägeln beſchlagen, wie er jetzt auf dem Platz nahe bei der Stephanskirche zu ſehen iſt.

Dieß erzählte mir ein freundlicher Wiener, den ich um Auskunft gebeten, während er mich nach dem Cavalier-Caſino begleitete, wo ich mir mit meinen Reiſegefährten ein Rendezvous gegeben hatte.

Die Sitte in Wien, auch Mittags nach der Karte, anſtatt wie bei uns an einer oft langweiligen Table d'Hôte zu ſpeiſen, und da verzehren zu müſſen, was einem vorgeſetzt wird, iſt beſonders für den Fremden ſehr angenehm. Man ſucht ſich auf dem reichhaltigen Speiſezettel aus, was einem ſchmeckt oder was man kennen zu lernen wünſcht, braucht ſich dabei an keine Zeit zu binden, ſondern kann von Vormittags eilf Uhr bis Abends zu jeder beliebigen Stunde diniren. Nur kommt das Eſſen nach der Karte etwas theurer zu ſtehen, als die Wirthstafel. Was Güte und Billigkeit der Speiſen betrifft, ſo wie die elegante Ausſtattung des Locals, kann ich jedem Fremden das Cavalier-Caſino auf dem Mehlmarkt empfehlen; es iſt das ehemalige Palais des Prinzen Eugen von Savoyen.

Eine Unbequemlichkeit für den Fremden, welche uns beſtändig bei dem Bezahlen beläſtigte, iſt das Rechnen mit ſogenannten Scheingulden. Jede Zeche im Gaſthof, jede Waare, die man kauft, wird darnach berechnet, was man dann in Conventionsmünze reduciren und ſo auszahlen muß. Ein Gulden Schein beträgt vier und zwanzig Kreuzer Conventionsmünze oder zwei G. Sch. ſind gleich fünf G. M.

Dies Umſetzen iſt mir beſonders bei kleinen Summen ſehr beſchwerlich geworden und ich habe mich dabei meiſtens auf die Ehrlichkeit der Wiener verlaſſen, wobei ich nie zu kurz gekommen bin.

Ein ſehr elegantes Kaffeehaus iſt auf dem Joſephsplatz. Man bekommt dort zum Kaffee geſtopfte Pfeifen, ein Anflug von türkiſcher Sitte und äußerſt angenehm. Wir ſaßen oft an den Fenſtern dieſes Caffehauſes und ſchauten auf den ſchönen Platz hinaus, wo die Reiterſtatue Joſeph II. ſteht.

Dieſer Platz iſt auf drei Seiten von Gebäuden der kaiſerlichen Burg eingeſchloſſen, links iſt das Naturaliencabinet und die kaiſerlichen Redoutenſäle, rechts das Burgtheater und die Bibliothek. Mit vieler Muße konnten wir uns hier das kaiſerliche Militär anſehen, das in den verſchiedenſten Waffengattungen jeden Augenblick bei uns vorbeiſpazierte. Abgeſehen von den verdächtigen Haſelſtöcken, womit die Corporale paradirten, gefielen uns Uniform, Waffen und Haltung der Leute ſehr wohl; vor Allen die Ungariſchen Garderegimenter, welche hier liegen. Sie haben eng anliegende blaue mit gelben Litzen beſetzte Hoſen, ein Ueberbleibſel ihrer Nationaltracht. Ein Bekannter erzählte uns von dieſen Ungarn, man habe ihnen, wie den andern Truppen, weite leinene Beinkleider gegeben, um ihnen während der Sommerhitze einen leichtern Anzug zu verſchaffen; doch hätten ſie ſich lange geweigert, dieſelben zu gebrauchen, und als ſie endlich doch in ihren neuen weißen Hoſen ſo während der Hundstage auf die Wache ziehen mußten, hätten ſie dennoch unter denſelben ihre engen blauen Hoſen getragen. Indeß iſt dies Geſchichtchen ohne Zweifel nur ein Wiener bon mot.

Wenn das Militär die Wache in der Burg bezieht, ſo muß es zu demſelben Thore wieder hinaus, wo es einmarſchirt iſt. Es darf nicht durch die Burg ziehen, mit Ausnahme des Graf Ignaz Harbegg'ſchen Regiments, früher

Dampierre Cüraſſiere. Dieß hat ſich durch ſeine beſondere Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus bei dem Aufſtande im Jahre 1618 das Recht erworben, ſein Hauptquartier im Schloßhofe aufzuſchlagen, und durfte auch drei Tage dort öffentliche Werbung anſtellen. Der jedesmalige Oberſt dieſes Regiments geht noch heute unangemeldet zum Kaiſer.

Eines Abends hatte Johann Strauß, der Walzerkönig, eine muſikaliſche Unterhaltung im Volksgarten angekündigt. Wir gingen hin und ich wunderte mich nicht wenig, nur zehn Kreuzer Entree zahlen zu müſſen, denn ich erinnerte mich noch lebhaft der zwei Thaler preußiſch Courant, die ich einſtens in Köln für denſelben Genuß gezahlt hatte. Strauß dirigirte ſelbſt, und man kennt den blaſſen hagern Mann hinlänglich, ſo wie auch ſeine entzückende Muſik. Ich glaube beim Klange derſelben hätte es keines der hier verſammelten ſehr eleganten Männer- und Damenwelt ausgehalten, ruhig ſitzen zu bleiben, weshalb auch alle auf- und abgingen, genau nach dem Takte der Muſik, eine wohl beſetzte glänzende Polonaiſe ausführend. Wie verſchwand uns die Zeit! Ich ſprach noch M. G. Saphir, dem ich brieflich empfohlen war und welcher mich auf den folgenden Tag zu ſich einlud. Ehe wir's uns verſahen, war es ſieben Uhr geworden; alſo raſch in's Burgtheater. So hat man in Wien jede Secunde nöthig und könnte noch zwölf Stunden zu den uns täglich vergönnten brauchen, um dieß bewegte luſtige Leben in kurzer Zeit zu ſchmecken und nur einigermaßen zu genießen.

Außer dem Burgtheater beſuchten wir die kleineren Bühnen der Vorſtädte und vor allen das Theater an der Wien, unter der Leitung des Directors Carl, das dieſer, ſo wie die beiden trefflichen Komiker Scholz und Neſtroy, täglich durch neue Poſſen zu füllen wiſſen.

Von den Bilderſchätzen, die Wien beſitzt, ließ uns theils eigene Schuld, theils Zeitumſtände, faſt nichts ſehen.

Die ſchöne Eſterhazy'ſche Gallerie ſtand in Kiſten gepackt und war deßhalb nicht zu ſehen, und um die k. k. Gemäldeſammlung im Belvedere zu beſuchen, hatten wir den dazu beſtimmten Tag — es iſt der Dienſtag — verſäumt. Doch hätten wir bei der wenigen Zeit, die wir zum Aufenthalt in Wien beſtimmt hatten, und bei den vielen Schönheiten, die man, wenn auch nur oberflächlich, anſehen mußte, dieſe Bilderſammlungen doch nur flüchtig beſchauen und wenig davon genießen können. Ein guter Zwanziger Conventions-Münze verſchaffte uns dagegen Eintritt in das k. k. Zeughaus, wo ſeltene und koſtbare Waffenſchätze wirklich ſinnreich und geſchmackvoll aufgeſtellt ſind. Im Hof, wo einige hundert Feld- und Belagerungs-Geſchütze aus alten Zeiten auf Balken liegen, ſahen wir an den Mauern, die ungeheure, 160,000 Pfund ſchwere Kette aufgehängt, mit welcher die Türken im Jahr 1529 bei Ofen den wahnſinnigen Verſuch machten, die Donau zu ſperren. Wir erſtiegen eine Treppe, und fanden oben im erſten Saal eine große Geſellſchaft von Herren und Damen um einen der Aufſeher verſammelt, welcher nach Art der Meßbuden-Inhaber die Erklärung der aufgeſtellten Waffen und Rüſtungen auswendig und gedankenlos herplapperte. Die erſten Säle enthielten Flinten und Säbel der neuern Zeit, welche in Pyramiden und Wandverzierungen aufgeſtellt und arrangirt waren. In einem der folgenden Säle waren alte Waffen, als Gewehre mit Radſchlöſſern, Senſen, Kolben, Streitäxte, und hier fiel mir beſonders die Deckenverzierung auf. Es war der öſtreichiſche Doppeladler, aus Säbeln, Meſſern, Flintenläufen, Bajonetten, kupfernen Beſchlägen, ungemein künſtlich und ſchön zuſammengeſetzt. Ferner ſahen wir bei unſerer Wanderung durch zwölf Säle die Rüſtungen vieler deutſcher Kaiſer, ſo wie die des Königs Ludwig II. von Ungarn, der bei Mohacs von den Türken verfolgt in einen Sumpf verſank und umkam.

Der arme kleine König war 21 Jahre alt und hatte die Geſtalt eines zehnjährigen Knaben. Von allen dieſen alten eiſernen Figuren, welche drohend von ihren Geſtellen ſchauten, haben keine einen größeren Eindruck auf mich gemacht, als die Rüſtungen der beiden Böhminnen Libuſſa und Wlasta, die einander in einem der letzten Säle gegenüber ſtanden. Das Viſir der letztern war herabgelaſſen und zeigte eine fratzenhafte menſchliche Geſichtsbildung, zwei runde Löcher bildeten die Augen und unten war eine Reihe ſpitzer Zähne eingeſchnitten. Das ganze Waffenzeug zeigte, daß die böhmiſche Magd eine coloſſale Figur gehabt haben muß. Libuſſa, die ſchöne Herzogin, ſtand ſchmächtig und zierlich gebaut da; an ihren eiſernen Stiefeln fielen mir die ungefähr einen Fuß langen ſcharfen Spitzen auf, mit denen ſie, wie unſer Mentor unbefangen erzählte, im Bade ihre Liebhaber ermordet hätte. Mit einem eigenen Gefühl legte ich meine Hand auf das zerſchoſſene Koller Guſtav Adolphs, lauſchte an Wallenſteins Harniſch, ob nicht das heftige Klopfen ſeines ehrgeizigen Herzens vielleicht noch unter dem Eiſen nachklinge, und ſummte, als ich ein altes ledernes Wams berührt, das zerfetzt und beſtaubt an der Wand hing, ein bekanntes Lied vor mich hin, welches anfängt:

„Prinz Eugen, der edle Ritter ꝛc.“

denn ſein Unterkleid war es, was uns der Aufſeher mit vieler Ehrerbietung zeigte.

Eine längſt vergangene großartige Zeit umgab uns hier, und wem das Herz nur einigermaßen warm in der Bruſt ſchlug, mußte dieſen Friedhof feierlich geſtimmt verlaſſen.

So vergingen die acht Tage, welche wir in Wien zubrachten, wie eben ſo viele Stunden. Im Fluge beſahen wir Schönbrunn mit ſeinen ſchnurgeraden Alleen und winkelrecht verſchnittenen Hecken in alt franzöſiſchem Geſchmack, ſo wie die Menagerie, die ſich jedoch nicht im beſten Zuſtande befindet. Ehe wir's uns verſahen, ſaßen wir eines Morgens mit unſerer Maſſe von Koffern und Nachtſäcken in einem Fiaker und fuhren durch den Prater, wo wir uns beſonders an den zahlreichen Hirſchen, die da herumſpringen, manche Stunde amüſirt hatten.

An den ſogenannten Kaiſermühlen lag das Dampfboot Galathea, auf welchem wir unſere Plätze bis Peſth genommen hatten. Für die ſpäte Jahreszeit trafen wir auf dem Schiffe noch eine zahlreiche Geſellſchaft; man hörte deutſch, engliſch, franzöſiſch, ungariſch, lateiniſch, italieniſch und die Eigenthümer dieſer verſchiedenen Sprachen hatten auch eben ſo viele verſchiedene Phyſiognomien. Vor Allen gefiel mir der Ungar mit ſeinem edlen ſtolzen Geſicht von dunkler Farbe und mit den ſchwarzen Haaren, beſonders durch ſeine zuvorkommende freundliche Zuneigung gegen uns Fremde. Ich muß geſtehen, ich habe von keiner andern Nation, beſonders von meinen Landsleuten, wenn ſie mir unbekannt waren, ſo viel Artigkeit erfahren. Auf dem Verdeck ſetzte ſich ein ungariſcher Bauer zu uns, und bemühte ſich, uns die Namen einiger der nöthigſten Gegenſtände in ſeiner Mutterſprache beizubringen; ſo z. B. Fekete Café — ſchwarzer Kaffee; Pipa — Pfeife; Dohàny — Taback ꝛc.

Die Gegend hier iſt wenig interreſſant; die ganz flachen Ufer erheben ſich erſt bei Fiſchament an der rechten Seite wieder mehrere Fuß über dem Waſſerſpiegel; bei Petronell ſieht man den Triumphbogen des Tiberius, dann ſpäter die Ruinen des römiſchen Carnuntum. Eine Strecke weiter hinab bildet der Strom eine Art See, an deſſen Ende man Hainburg (Hunnenburg) erblickt. Man ſieht vor dieſem Orte einen ſechzig Fuß hohen Hügel mit einer Ruine König Etzels — unter dem Volk als Attilas Reſte bekannt, und erinnert ſich des Nibelungenliedes. Am linken Ufer des

Stroms ſteigen nicht weit von Preßburg die Ruinen des Schloſſes Theben (Deven) empor. Sie liegen auf den Ausläufen der kleinen Carpathen, die hier bis in die Donau treten. Swatopolk, der Gründer des großmähriſchen Reiches und der Erbauer des Preßburger Schloſſes ſoll im neunten Jahrhundert hier gehaust haben. Der Weg von Wien nach Preßburg beträgt zu Lande zwölf Stunden, die wir in drei gemacht hatten. Wir waren um zwei Uhr abgefahren und erreichten Preßburg gegen fünf. Wir machten einen Gang durch die Stadt; doch hinderte uns die eintretende Dunkelheit viel zu ſehen. Der Mond aber, der an dem klaren Himmel emporſtieg, lockte uns in's Freie, weßhalb wir auf ſehr holprigem und ſchlechtem Wege zu dem alten Schloſſe Preßburgs emporſtiegen, das auf einem ſteilen Felſen der Donau gelegen, weit das Land beherrſcht und uns von ſeinen zerfallenen Mauern auf die vom Vollmond beleuchtete Gegend und den ſchönen Strom eine herrliche Ausſicht gewährte. Die Schloß-Ruine zeigt noch ein regelmäßiges Viereck mit Thürmen verſehen und hat in ſeiner Lage über der Stadt der luſtigen Preßburger und mit dem hinten überragenden Bergen Aehnlichkeit mit den unvergleichlichen Ruinen des Heidelberger Schloſſes. Sie iſt nur von einem armen Hirten bewohnt, der an einer der mächtigen Mauern ein hölzernes Häuschen gebaut hat. Er hatte ſein Stübchen beleuchtet und ſaß, aus einer kurzen Pfeife rauchend, vor ſeiner Hütte, wie wir den wundervollen Abend genießend. Seine Schaafe liefen in dem Gemäuer herum und wir hörten das Läuten der Glöckchen, die einige von ihnen am Halſe trugen.

Am folgenden Morgen fuhren wir gegen halb ſechs Uhr von Preßburg ab, waren aber kaum eine Stunde gegefahren, ſo brachte unſer Conducteur die untröſtliche Nachricht, daß wegen dem kleinen Waſſer geſtern im Herauffahren das Schiff Nador auf einer ſeichten Stelle, an welche wir gleich kämen, beinahe ſitzen geblieben ſey und da man befürchte, uns könnte ein ähnliches Schickſal bevorſtehen, haben die Capitäns beider Schiffe gegenſeitig die Uebereinkunft getroffen, ihre Paſſagiere zu wechſeln. Wir warfen eine Viertelſtunde von dem Nador entfernt die Anker und unſere Paſſagiere, vielleicht 130 an der Zahl, betraten vermittelſt eines Gangbordes das Ufer, an dem wir eine Strecke aufwärts gingen und dann in einer großen Schaluppe an das andere Schiff gebracht wurden. Dieſe Ueberſiedlung hielt uns an zwei Stunden auf und es war noch ein Glück zu nennen, daß wir wenigſtens gutes Wetter hatten. Gegen Mittag kamen wir nach Comorn, der jungfräulichen Feſtung, wo wir an der Donau viele Getreidemühlen und auch einige Goldwäſchereien ſahen, welche letztere jedoch hier wenig abwerfen, denn ein recht geſchickter, fleißiger Wäſcher kann den Tag höchſtens dreißig Kreuzer verdienen, obgleich er von dem Ertrag gewiſſe Prozente bekommt. Das Ufer hier iſt mit Reben und Obſtbäumen bepflanzt und wird unterhalb Comorn wieder ſehr hügelig. Bei Gran auf einem ſteilen Felſen wird eine ſchöne Kirche erbaut; das mit Gerüſt umgebene Gebäude hatte mit der Walhalla bei Regensburg einige Aehnlichkeit. Wir ſahen die Bergveſte Viſſegrad, die Plentenburg, wo Mattgias Corvinus einige Zeit wohnte, in der ſchönſten Abendbeleuchtung. Als wir bei Weizen vorüberſchifften, ging der Mond auf, und ſein weißes Licht, womit er die Ufer faſt taghell erleuchtete, verſprach uns einen prächtigen Anblick der beiden großartigen Städte Ofen und Peſth. Nachdem wir ſchon eine Stunde vorher den hohen Blocksberg mit ſeiner Sternwarte in dunkeln Umriſſen geſehen, lagen die gewaltigen Häuſermaſſen dieſer Städte vor uns. Das Schiff begrüßte mit drei Kanonenſchüſſen das Ziel ſeiner heutigen Fahrt, welche mit lautem Donner in den

Bergen wiederhallte. Links lag die an den Berg hinan gebaute Feſtung Ofen mit der Stadt, welche in einer Ausdehnung von ungefähr einer Stunde längs der Donau gebaut iſt, und auf der Krone der Feſtungswerke das Schloß, in welchem der Palatin von Ungarn wohnt, rechts Peſth mit tauſenden erleuchteten Fenſtern und den Ufern voll Menſchen, welche der Ankunft des Dampfbootes entgegenſahen.

Wir ſtiegen zu dem Gaſthof der Königin von England ab; er liegt an dem Quai und ſeine Fenſter gewähren eine Anſicht auf Ofen, auf den ſchönen Strom und das rege Treiben an den Ufern und auf der großen Schiffbrücke. Kaum hatten wir uns zu Tiſche geſetzt und die erſten Gläſer feurigen Türkenbluts zu uns genommen, als plötzlich in Ofen die Glocken zu läuten begannen und ein Kellner die verſammelten Gäſte durch die Botſchaft in Aufruhr brachte, es ſey drüben Feuer ausgebrochen. Wir ſtürmten hinaus und hatten einen großartigen Anblick. An dem einen Ende Ofens ſtand ein großes Haus in vollen Flammen, die ſich in den Wellen der Donau glühendroth wiederſpiegelten.

Wir nahmen ein Boot und fuhren ans jenſeitige Ufer gegen die Brandſtätte. Das Fahrzeug ſchien in purer Flamme zu tanzen, und es war entzückend zu ſehen, wie die rothen Wellen durch die Ruderſchläge zertheilt rechts und links neben uns, wo das Mondlicht den Glanz des Feuers bewältigte, in tauſend ſilberne Sternchen aufflogen. So ſchön der Anblick für uns, um ſo trauriger war er für die armen Leute, deren Häuſer — es brannten zwei nieder — ein Raub des gefräßigen Elementes wurden. Doch ſind die Löſch- und Rettungs-Anſtalten in Peſth ſehr gut und die Abgebrannten ſollen wenig verloren haben. Trotz der Flamme des Brandes, die meine Phantaſie und des feurigen Ungarweins, der mein Blut durchglühte, ſchlief ich ſehr gut und träumte von der Heimath.

Nur zwei Tage brachten wir in Peſth zu, die wir dazu anwandten, einige Merkwürdigkeiten der Stadt zu ſehen, ſo wie unſer Reiſegeräthe ſo viel wie möglich zu vervollkommnen. Vor Allem beſtiegen wir den Blocksberg, auf dem linken Ufer der Donau, von welchem man eine herrliche Ausſicht auf die weite ungariſche Ebene, ſo wie auf die beiden ſchönen Städte genießt, die mit dem dazwiſchen fließenden Strome einen impoſanten Anblick gewähren. Neben der langen Schiffbrücke, die Ofen und Peſth bis jetzt verband, wird ungefähr zweihundert Schritte abwärts von ihr eine neue Kettenbrücke gebaut, von der wir die erſten Pfeiler ſchon eingerammt ſahen. Viele Stunden brachten wir auf dem Quai zu, wo uns die ſonderbaren Coſtüme und das rege Treiben der Ungarn ſehr anzog. Meiſtens ſind es ſchlanke magere Geſtalten mit gebräunter Geſichtsfarbe und ſchwarzen Augen und Bart. Die Kleidung der niedern Volksclaſſen, beſonders der Bauern und Schiffszieher, beſteht in weiten Hoſen, mit einer langen Jacke von Schafspelzen. Die Leute, welche das Ziehen der Schiffe vermittelſt ihrer Pferde beſorgen, gaben unſerem Maler mannigfaltigen Stoff zu ſehr intereſſanten Skizzen. Ihre kleinen mageren, aber ſehr ſtarken Pferdchen ſahen wir von der Arbeit ermüdet oft in großen Gruppen um ein ausgebreitetes Tuch liegen, von dem ſie ihr geringes Futter verzehrten, und die Treiber lagen dazwiſchen aus kleinen Pfeifen rauchend.

Es lag im Plan unſerer Reiſe, die Donau-Dampfboote bis gegen Ruſtſchuk zu gebrauchen und von dort über den Balkan nach Conſtantinopel zu reiten, zu welcher Tour wir uns hier in Peſth und nach unſern Begriffen auf's Beſte einrichteten. Doch würden wir von all den Artikeln, die wir hiezu kauften, wenn wir noch einmal in den Fall kämen, dieſe Reiſe zu machen, den größten Theil zurücklaſſen und uns dafür ganz andere anſchaffen. Das Erſte, wozu ich jedem, der nach uns dieſen Ritt machen will, rathe, iſt, ſich einen guten engliſchen Sattel zu kaufen, denn wie ſehr wir ſpäter bedauerten, keinen mitgenommen zu haben, wird ſich jeder, der uns von Ruſtſchuk aus mit einiger Aufmerkſamkeit folgt, leicht denken können. Ein guter Sattel iſt in jenen Gegenden unbezahlbar. Ferner kaufe man ſich eine Bunda, mit welchem Namen die Ungarn einen ſehr weiten Mantel bezeichnen, der aus ſchwarzen oder weißen Schaffellen beſteht. Die Narbenſeite des Leders, die bunt ausgenäht iſt, wird bei trockenem Wetter nach Außen getragen und bei ſchlechtem Wetter macht man es umgekehrt, damit der Regen und Schnee an dem dicken Pelz herabfällt. Die Bunda iſt das gewöhnliche Kleidungsſtück der Ungarn und man kann ganz geringe von zehn Gulden, ſo wie feine von zweihundert Gulden W. W. kaufen. Zu einer ähnlichen Reiſe wie die unſrige thut aber eine von zwanzig bis fünf und zwanzig Gulden die beſten Dienſte. Dieſe ſind ſchon ſehr weit, von dickem Pelz und hartem Leder und bald kann man ſie als Mantel, bald als Bett und Bettdecke zugleich gebrauchen. An Kleinigkeiten, die man ſich zum Andenken aus Peſth mitnimmt, findet man unter Andern lederne Tabaksbeutel, die mit bunder Seide zierlich ausgenäht ſind, Coſtek genannt, die ihrem Zweck vollkommen entſprechen. Die ungariſchen, unzubereiteten Tabacke ſind berühmt, ſowie die kleinen, braunen Pfeifenköpfe aus Erde. Wir nahmen mehrere mit, ſo wie Lettinger Tabak und Weißkirchner Cigarren.

Den Abend vor unſerer Abreiſe beſuchten wir das ungariſche Nationaltheater und hörten den Barbier von Sevilla in der Landesſprache. Das Gebäude, beſonders ſein Inneres, iſt ſehr geſchmackvoll eingerichtet und wird durch Gas erleuchtet, war aber heut Abend erſtaunlich leer.

Am 18. Oktober Sonntag Morgens um ſechs Uhr beſtiegen wir auf's Neue das Dampfboot, das ſich mit drei Kanonenſchüſſen von Ungarns Hauptſtadt verabſchiedete und mit ſechs Flaggen verſehen, worunter die großbritaniſche und die türkiſche, brauſend die Donau hinabfuhr. Es war der Zriny, der, ebenſo wie der Nador, auf dem wir die Fahrt bis Peſth gemacht, vor ein Paar Jahren den hochverehrten Herrn von Schubert, deſſen Reiſebeſchreibung wir bei uns hatten, auf der gleichen Reiſe nach dem Orient durch Oeſtreichs und Ungarns Fluren führte. Bald war Ofen, Peſth und der hohe Blocksberg unſern Augen entſchwunden und das große ſchöne Schiff, den Helden Zriny mit dem Buszogan, eine Art Morgenſtern bewaffnet, in weißer Rüſtung vorn am Kiel, flog raſch durch die grüne Waſſerſtraße. Rechts und links ſanken die Ufer faſt bis auf den Waſſerſpiegel und ſchienen den Helden zu grüßen, deſſen Name aus den unüberſehbaren Ebenen, durch welche wir nun fuhren, bis zu den fernſten Enden Europa's gedrungen war. Zriny und Sigeth hallte es in meiner Bruſt wieder, als ich vorn am Schiffe ſtand und ſeinem Bruſtbilde zu ſchaute, das die Wellen zertheilte, wie vor dem ſein Arm die Türkenſchwärme.

Die felſigen Ufer des Stroms, welche uns mit kurzen Unterbrechungen bis Peſth ſo ziemlich zur Seite geblieben waren, verſchwanden gänzlich, und ſehr langweilige Flächen, bald mit Gras und Haide, bald mit niederem Laubwerk bewachſen, traten an ihre Stelle. Wir blieben noch eine Zeit lang auf dem Verdeck und ſahen dem Treiber einiger für uns fremdartigen Vögel zu; über uns flogen wilde Gänſe, ſchwarze Pelikane und Löffelgänſe hielten in dem Strom ihr Frühſtück. Auch erblickte ich einen Seeadler, der dem Laufe des Schiffes, wie mit ſtolzer Verachtung zuſchaute und ſich alsdann hoch in die Luft aufſchwang. Obgleich der Morgen ſehr ſchön geweſen war, überzog ſich der Himmel doch wenige Stunden nach unſerer Abfahrt, und ein ſehr ſcharfer Wind nöthigte uns zum Rückzug in die Kajüte, wo uns ein ſtarker Regen, der gleich darauf vom Himmel ſtürzte, Muße genug ließ, unſere Reiſegeſellſchaft anzuſehen, die wirklich heute äußerſt intereſſant zuſammengeſetzt war. Die beiden Kabinen auf dem Verdeck hatte der right honourable Lord Londonderry, ſo ſtand nämlich ſein Titel und Name auf allen ſeinen Kiſten und Koffern, mit ſeiner Gemah'in eingenommen, weshalb das Schiff oben ganz engliſch ausſah; denn die achtzehn Leute ſeines Gefolges, Kammerdiener und Kammerfrauen, Kutſcher, Köche, überrannten ſich und die übrigen Gäſte beinahe mit ihren Theekannen und Beefſteakpfannen und hatten gegen die friſchen regſamen Phyſiognomien der Ungarn ganz entſetzlich langweilige Geſichter. Seine Herrlichkeit war ein mittelgroßer Mann mit grauen Haaren, der den Hut beſtändig auf dem Hinterkopf hängend trug; dabei aber ſah er jedem, der ihm auf dem Verdeck begegnete, freundlich und ſehr aufmerkſam in's Geſicht. Die Lady, die ſchon hoch in den vierzigen war, mußte in ihrer Jugend eine große Schönheit geweſen ſeyn, von der man noch jetzt an ihr gut erhaltene Ruinen entdeckte. Uebrigens brauchte ſie auch wahrſcheinlich alle möglichen Mittel, ihren Teint zu erhalten: ſie kam faſt gar nicht an die Luft, denn in den fünf Tagen, wo wir mit ihr zuſammen auf dem Schiffe waren, hatte man ſie nur dreimal auf dem Verdeck geſehen. Doch ſaß ſie ſchon vom frühen Morgen an in großer Toilette in ihrer Kajüte, nahm Beſuche an oder ließ ſich von dem Herrn Gemahl und ihrem Guide ſagen, wo ſie ſich gerade befand, ohne der Gegend ſelbſt manchen Blick zu ſchenken. Unten in der großen Kajüte war der bekannte Emin Paſcha, ein junger, ſehr liebenswürdiger Mann, der außer ſeiner Landesſprache franzöſiſch und engliſch verſtand und ſich ſehr gerne mit uns unterhielt. Er reiſte in Begleitung ſeines Arztes, eines Italieners, nach Conſtantinopel zurück. In Paris, London und Wien war er geweſen und hatte in dieſen Städten Kriegswiſſenſchaften ſtudirt.

Für und gegen das Reiſen mit dem Dampfboot oder dem Wagen iſt ſchon viel geſprochen worden. Der Wagen hat etwas Heimliches, etwas ſehr Angenehmes, wenn man genießbare Reiſegeſellſchaft trifft; im Gegentheil aber, und ich will nichts darüber ſagen, weiß jeder wohl, welche Qualen ein unangenehmes Gegenüber in dem engen Wagen verurſachen kann. Auf dem Schiffe iſt das ganz anders; den Paſſagieren, die uns nicht gefallen, geht man aus dem Wege und braucht in keine Berührung mit ihnen zu treten; woher es aber auch kommt, daß man ſich auf dem Schiffe leicht iſolirt, und wenn man allein reiſt, oft ſehr langweilt.

Wir hatten das Glück, gleich in Peſth mit einer äußerſt angenehmen Reiſegeſellſchaft zuſammen zu kommen, mit welcher wir, bis zu unſerem Abgange bei Ruſtſchuk, ich möchte ſagen eine große Familie ausmachten. Zu ihr gehörte der Paſcha mit ſeinem Arzt, eine Baronin von B. aus Berlin, die Mutter des Grafen Königsmark, preußiſchem Geſandten in Conſtantinopel, eine liebenswürdige alte Dame, die ſich aber auf der ganzen Reiſe unwohl befand, und das traurige Schickſal hatte, ihre Heimath nicht wieder zu ſehen, denn ſie ſtarb in Bujukdere; ferner der öſtreichiſche Oberſtlieutenant von Philippowich, der mit Einwilligung ſeiner Regierung proviſoriſch in türkiſche Dienſte getreten war, ein gebildeter Offizier und praktiſcher Geſchäftsmann. Schon früher hatte er ſich das Verdienſt erworben, eine Poſtroute von Belgrad nach Conſtantinopel einzurichten. Ihm gelang es, den Fürſten Miloſch und den Paſchas die Vortheile einer bleibenden ſichern Straße durch ihre Provinzen begreiflich zu machen. Er veranlaßte das Aushauen von Wäldern und verſtand es, ſelbſt die Einwohner zur Einſicht zu bringen, daß erſt durch unverletzliche Heiligkeit des Poſtweſens Verkehr und Handel belebt und dadurch der Wohlſtand der Bewohner verbürgt werden könne. Man folgte ſeinem Rath und von der Thätigkeit dieſes Mannes zeugt die gegenwärtig geordnete Einrichtung, die eine regelmäßige Verbindung zwiſchen Wien und Conſtantinopel möglich macht. Jetzt wollte er den Feldzug gegen Ibrahim Paſcha mitmachen und war uns noch lange durch die Türkei und Syrien ein lieber Reiſegeſellſchafter. Ein ungariſcher Huſaren-Offizier, der mit ſeiner Schweſter nach Gallacz reiſte, ein junger Engländer, Namens Napier, ein Verwandter des engliſchen Commodore, der Arzt des Lord L., ein artiger alter Engländer, waren die Hauptbeſtandtheile unſerer Familie.

Wir hielten uns ſehr viel in der zweiten Kajüte auf, wo ein viel fremdartigeres Leben herrſchte; denn da waren Serbier, Wallachen, Ungarn, Italiener, kurz eine ganze Muſterkarte von verſchiedenen Menſchenarten. In einer Ecke kauerten unbeweglich auf ihren Teppichen ein paar Juden aus Salonich, Vater und Sohn, die erſten Leute, die wir in türkiſchem Coſtüm ſahen. Sie trugen lange, ſehr ſchmutzige Kaftans und einen eben ſolchen Turban. Der Vater, ſchon ein ſehr alter Mann, hatte einen langen ſchneeweißen Bart, war aber äußerſt munter und ſah recht geſund aus, wogegen des Sohnes bleiche Geſichtsfarbe, durch den kohlſchwarzen Bart, der ſein Kinn umgab, noch ſchärfer hervorgehoben wurde. Sie waren Handelsleute und kamen aus Wien. Eine Jüdin aus Bucharest, die ebenfalls hier war, hatte ihre neunjährige Tochter bei ſich, ein wunderſchönes Mädchen; feurigere braune Augen, als die kleine Stella beſaß, hatte ich in meinem Leben nicht geſehen. Die meiſten übrigen Paſſagiere waren Ungarn, die ſich, wie ich auch ſchon früher ſagte, durch Zuvorkommenheit gegen uns Fremde muſterhaft auszeichneten. Von allen Seiten boten ſie uns Tabak und Cigarren an, und es machte ihnen viel Spaß, wenn wir für dieſe und jene Sachen das bezeichnende Wort ihrer Landesſprache hören wollten. Eine niedliche ſchlanke Ungarin lehrte mich unter Anderem — szep léany heiße ein hübſches Mädchen und szeretlek ich liebe dich; csók bedeute einen Kuß, und den Unterſchied eines ungariſchen csók gegen einen deutſchen brachte ſie mir ſpäter praktiſch bei, und ich muß geſtehen, er ſchmeckte wie Tokaier gegen Rheinwein.

In einer Ecke der Kajüte ſaß ein alter ärmlich gekleideter ungariſcher Edelmann, der erſchrecklich aus ſeiner kurzen Pfeife rauchte oder Volkslieder ſang mit ſehr traurigen Melodien. Eine Strophe eines ſeiner magyariſchen Lieder, das er oft ſang, lauſchte ihm meine hübſche Lehrerin ab und überſetzte ſie mir folgendermaßen:

Gebe Gott, daß der Ungar
Die halbe Welt beſäße,
Und die mit ſeinem Blute gewonnene Freiheit
Nie geſtehen müße, daß ſie geſchmälert ſey.

Der alte Herr merkte aber gleich, daß das Mädchen uns etwas von ſeinen Liedern verrathen habe, denn er gab mir einen Wink, ich möchte zu ihm kommen, worauf er mir lächelnd in einem ſehr holprichten Deutſch den bekannten Rath gab, ich ſolle mich vor den Mädchen, beſonders vor den ungariſchen, in Acht nehmen, und zum Beleg theilte er mir folgende Strophen mit, ein altes Volkslied, das vielleicht ſeinen größten Werth durch die eigenthümliche, ergreifend traurige Melodie hatte, mit der er es mir ſpäter ſang.

Es reift ſchon die rothe Zwetſchge von Biſtritz,
Mein wirſt du ſeyn, meine ſüße Babi, nach zwei Wochen,
Schon reift der wilde Apfel; die Braune iſt wohl falſcher;
Schon blüht die weiße Roſe; die Blonde iſt mehr heimlich.

Ich gehe bis an's Ende im Hofe einer ſchönen Frau,
Unwillkührlich blicke ich in ein Fenſter hinein,
Ich ſehe meine Liebſte in eines Andern Armen,
Nun träfe mich ſchon Alles — Gott, wie bedaur' ich.

Und ſie ſagte mir doch, ſie ſey meine treue Geliebte,
Es war aber nur ein eitles Geſchwätz;
Ich glaube ihren Worten nicht mehr; o könnt' ich beide vergeſſen:
Falſch iſt ihr Leib und Seele, der Blonden wie der Braunen.

Der alte Ungar und ich wurden ſpäter gute Freunde und rauchten manche Pfeiſe zuſammen. Den ganzen Tag über hatte ſich das Wetter nicht gebeſſert. Bald ſtürmte der Wind heftig und machte den Aufenthalt auf dem Verdeck unangenehm, dann regnete es wieder und trieb uns vollends in die Kajüten. Doch abgeſehen davon, daß die freie Luft oben viel angenehmer iſt, als die Atmoſphäre unter dem Deck, verloren wir heute an der Ausſicht nicht viel; denn im Allgemeinen ſind die einförmigen Ebenen, durch welche ſich von Peſth bis Apatin der Strom hinzieht, ohne Reiz für das Auge; erſt wenn man ſich den Gränzen des Banats und Serbiens nähert, gewinnt die Landſchaft ein großartigeres Anſehen durch die Gebirge Bosniens und Serbiens, welche bei heiterem Wetter von Zeit zu Zeit ſichtbar werden. Abends gegen neun Uhr kamen wir nach Baja, wo wir dicht am Ufer Anker warfen, um, da die Dunkelheit der Nacht es nicht erlaubte, weiter zu fahren, hier den Morgen zu erwarten. Wir richteten uns in den Kajüten ſo gut wie möglich ein. Die ältern Herren aus der Geſellſchaft nahmen die Betten in Beſchlag, die da waren, und wir jüngern mußten uns mit den gepolſterten Bänken begnügen. Doch nahm ich meinen Reiſeſack unter den Kopf, deckte meinen Mantel über mich und man kann denken, daß ich bald einſchlief; denn war ich nicht geſund, jung, und glücklich, indem ich die ſchöne Reiſe in das gelobte Land vor mir hatte.

Den folgenden Tag hatte ſich das Wetter noch nicht gebeſſert, es ſtürmte und regnete in Einem fort. Ich hatte mich ſehr auf die Ufer gefreut, bei denen wir heute vorbeifuhren; doch erlaubte uns das Wetter nicht viel mehr, als das Land durch die Kajütenfenſter zu betrachten. Wir kamen Abends nach Neuſatz und Peterwardein, dem Grabe des tapfern Savojerfürſten Eugen, der rieſigen Feſtung, deren Baſtionen ſich mit zahlloſen Feuerſchlünden beſetzt, hoch über einander erheben. Die Großartigkeit dieſer Feſtung tritt aber dem Vorüberziehenden erſt recht in's Auge, wenn er die Landzunge umſchifft, welche völlig und eben ſo rieſenhaft befeſtigt iſt. Eine Militär-Schiffbrücke, die aber Morgens und Abends nach gegebenem Signalſchuß geſperrt wird, verbindet Neuſatz mit Peterwardein. Wir brachten die Nacht am Ufer zu und verlebten den folgenden Tag, den 20. October, faſt wieder beſtändig in den Kajüten. Heute behandelte uns aber auch der Himmel auf die betrübendſte Weiſe. Der Regen ſtrömte vom frühen Morgen herab, und als wir gegen Mittag 11 Uhr bei Semlin anlegten, war es nur der alte bekannte Name dieſer Stadt, der mich bewog, das Schiff zu verlaſſen, um den Platz zu ſehen, von dem das alte Lied ſagt:

Bei Semlin ſchlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen.

Ich kaufte mir zum Andenken an dieſen Ort einen Pfeifenkopf, den ich noch heute aufbewahre. Nach einigen Stunden lichteten wir auf's Neue die Anker und ſahen bald Belgrad vor uns liegen. Hier befindet man ſich ſchon halb in der Türkei; nur das linke Ufer gehört noch zu Oeſtreich, daher auch die Schiffe demſelben möglichſt nahe bleiben, indem durch die Berührung der rechten Seite man die Peſt oder nach der Rückkehr in's Oeſtreichiſche Gebiet die Quarantaine zu fürchten hat. Ich kleidete mich gerade etwas um, da mich die Tour nach Semlin ſehr durchnäßt hatte, als ich bemerkte, daß unſer Schiff nach einem gelinden Stoße plötzlich feſt ſaß. Alles lief auf's Verdeck, wo wir bald gewahr wurden, daß wir auf einer Sandbank mitten in der Donau feſtſaßen. Im dichteſten Regen ließ man die Boote in's Waſſer, um ſeitwärts einen Anker zu werfen, an dem man das Schiff vermittelſt der Winde drehen und von der Bank herunter bringen könne. Doch mußte dies Manöver mehrmals wiederholt werden, ehe ſich das Schiff von der Stelle bewegte, und auf dieſe Art dauerte es mehrere Stunden, bis wir wieder flott wurden.

Das beſtändig dunkle Wetter und die dichten Nebel, die jede Ausſicht ſperrten und uns den Morgen erſt ſpät abfahren und den Abend früh anhalten ließen, hemmten ſehr den Fortgang unſerer Reiſe, und ließen uns die Station, bis wo unſer Dampfboot, der Zriny, ging, ſtatt heute, erſt morgen erreichen. Schon früh am Abend zwang uns die Dunkelheit, diesmal mitten in der Donau anzuhalten, und wir kamen erſt am 21. gegen Abend nach Drenkowa, eine Station der Dampfſchiffe, welche aus zwei Häuſern, wovon das eine ein Kohlenmagazin, das andere ein Gaſthaus für Fremde iſt, oder vielmehr ſeyn ſoll, beſteht. Doch fanden wir es ſo ärmlich eingerichtet, ohne Betten, daß es keinem von uns auch nur in den Sinn kam, das wohl eingerichtete Dampfboot die Nacht über zu verlaſſen.

Wir hatten hier ein ſonderbares Abenteuer. Der Maler F., Doctor B. und ich gingen, als der Regen etwas nachgelaſſen hatte, an den Strand, wo wir kleine Kieſel und Muſcheln auflaſen. Plötzlich deutete F. in die Berge hinauf, die hier mit dichtem Wald bewachſen, an's Ufer der Donau treten, und behauptete, da oben einen Bären geſehen zu haben. Ich muß geſtehen, es kam mir auch ſo vor, als habe ich im Augenblick ein großes Thier zwiſchen den Gebüſchen verſchwinden geſehen. Wir eilten in's Schiff zurück, nahmen unſere Gewehre und ſtiegen, in Begleitung von einigen Andern aus der Geſellſchaft, die Höhen hinan. Wirklich fanden wir auch oben auf der Höhe die Spuren eines großen Raubthiers. Doch war der Boden ſehr ungünſtig mit dickem Laub bedeckt, weshalb wir die Fährte nicht genau unterſcheiden und verfolgen konnten. Ein paar Stunden liefen wir ſo in den Bergen herum, ohne jenes Thier wieder zu ſehen. Doch ſchoß der Maler einen Fuchs und der Baron v. T. und ich einen Reiher, der, als wir wieder zur Donau hinabſtiegen, vor uns aufging.

Am folgenden Morgen ſpähten wir, ängſtlicher als die vorhergehenden Tage, nach dem Wetter; denn heute mußten wir das Dampfboot verlaſſen und uns einem kleinen flachen Fahrzeug anvertrauen, denn nur auf einem ſolchen gelangt man über die vielen Untiefen.

Nachmittags kamen wir an eine der prächtigſten Stellen der Donau, wo dieſelbe an zweitauſend Schritte Breite hat, und mit ihren wilden Felsufern den ſchönſten See bildet. Vor uns ſahen wir ein altes Schloß mit hohen Thürmen und Mauern, Columbacs, deſſen Werke ſich auf einen ſpitzen Felskegel hinauf- und hinabziehen. Dies Schloß hat ein wunderbares, geheimnißvolles Ausſehen, und gewährt, in der gewaltigen wilden Natur allein ſtehend, einen der ſchönſten Anblicke. Der Sage nach war der Thurm dieſes Schloſſes, der am höchſten liegt, das Gefängniß der ſchönen griechiſchen Kaiſerin Helene.

Am Fuße dieſes ſeltſamen Gebäudes verengt ſich der mächtige Strom auf einmal bis auf eine Breite von vierhundert Schritt und fließt zwiſchen ſenkrechten himmelhohen Felswänden, wie in einer düſtern Schlucht in raſcherm Laufe weiter. Auf der linken Seite des Stromes, dem Columbacser Schloſſe gegenüber, befindet ſich ein hoher kegelförmiger Felſen, Babekage, von dem man erzählt, daß ein Fiſcher, der eine ſehr böſe Frau gehabt habe, ſie unter dem Vorwande, dort unter dem Felſen Netze auszuſtellen, mit hinaufgenommen und gleich einer zweiten Ariadne verlaſſen, wo ſie aber elend um's Leben gekommen. Nicht weit davon ſieht man aus dem Strom zwei kleinere Felſen emporragen, wegen ihrer ſeltſamen Geſtalt nach der man ſie, aus der Ferne geſehen, für zwei ſchwimmende Büffel halten könnte, Bivoli genannt.

So ſchön dieſe Gegend iſt, ſo ſchön die maleriſchen Felſenwände, mit dem ſaftigſten Grün bedeckt und mit Quellen verziert ſind, die hie und da kleine Waſſerfälle bilden, ſo erzeugt doch dieſe herrliche Gegend, beſonders die Höhlen und Schlünde um das Columbacser Schloß, eine der größten Plagen für das umliegende Land, die ſogenannten **Mordmücken**. Im Anfange des Sommers bringen nämlich von hier aus unermeßliche Schwärme dieſer kleinen Mückenart (Similium reptans), die auch bei uns, aber in geringer Anzahl vorkommt, über die Ebene, überfallen ganze Heerden Vieh, dem ſie durch die Naſe und den Mund in die Luftröhre und die Eingeweide kriechen und tödten es plötzlich oder bringen es wenigſtens in große Lebensgefahr.

Eine kurze Strecke weiter unten ſieht man zu beiden Seiten zwei großartige Werke der älteſten und neueſten Zeit. Auf der rechten Seite der Donau, ungefähr dem Dorfe Jeſchelnitza gegenüber, befindet ſich eine Inſchrift an der Felswand, deren Charaktere man jedoch vom Boot aus nicht entziffern kann, da ſie von dem Feuer der Hirten faſt ganz mit Ruß überzogen ſind. Sie bezieht ſich auf einen Leinpfad, den die Römer zu Trajans Zeiten anlegten, um ihre Schiffe aufwärts zu ziehen. Es muß ein wahres Rieſenwerk geweſen ſeyn, denn die Ufer fallen hier in ſenkrechten Felswänden bis in die Donau. An einigen Stellen iſt der ſchmale Gang dicht über dem Niveau des höchſten Waſſerſtandes in den Stein hineingemeißelt, an andern, wo dieſe Arbeit gar zu mühſelig geweſen wäre, ſieht man noch kleine viereckige Löcher in die Felſen gehauen, worin Balken ſteckten, auf welche Bretter gelegt wurden, die eine Brücke bildeten.

Da dies rechte Ufer wegen der Peſt als „compromittirt“ für den Verkehr geſchloſſen iſt, ſo hat ſich der Graf Szechenyi für ſein Vaterland ſehr verdient gemacht, indem er dagegen auf dem linken Ufer eine neue Straße von Ogradina bis Kaszan baute. Dieſe zieht ſich, breite, hohe Gallerien bildend, durch ſenkrechte Felswände hin, die gegen den Strom hin geöffnet ſind, wobei ſich durch die mannigfachen Krümmungen, welche die Straße macht, überraſchende und prachtvolle Gebirgsparthien entfaltet, welche den Blick des Reiſenden, bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer feſſeln. Es gewährt ein beſonderes Vergnügen, auf dem brauſenden Strome zwiſchen den coloſſalen Felsmaſſen, wie auf einer bequemen Straße hinzuziehen und iſt beſonders reizend für den, welcher Berge und Thäler auf unwegſamen Pfaden zu durchſtreifen gewohnt iſt. Am Fuß des Berges Schukurn, der Blutberg, von einer Niederlage, die die Türken hier erlitten, ſo genannt, legte unſer Boot an, und wir erſtiegen den Berg, um die von alten Schanzen umgebene und durch die überhängende Felswand geſchützte Höhle zu betreten, aus welcher im Jahr 1592 der General Veterani mit dreihundert Deutſchen und einer kleinen Anzahl ſerbiſcher Soldaten die Schifffahrt der Türken auf der Donau und ſelbſt ihre Bewegungen auf dem Lande faſt gänzlich hemmte. Die Höhle, die in alter Zeit Romanaz hieß, wird jetzt allgemein die Veteraniſche genannt. Sie beſteht aus einem einzelnen größeren Gewölbe und iſt ſo geräumig, daß ſie wohl ſiebenhundert Mann Beſatzung faſſen könnte.

Bald erweiterte ſich die Schlucht, und wir ſahen auf dem linken Ufer Alt-Orſowa liegen, das mit freundlichen Häuſern, die hie und da zwiſchen Gärten vertheilt ſind, bei heiterem Wetter einen ganz andern Eindruck auf uns hervorbrachte, wie geſtern Drenkowa. Alt-Orſewa ſprach mich beſonders an; in dieſem Städtchen, deſſen Handel und Gewerbe zur Zeit der Continentalſperre, wo der Weg von der Levante hier durchging, ſehr blühend war, ſpäter aber ganz in Verfall gerieth, zeigt ſich wieder friſch aufblühendes Leben. Die Schifffahrt iſt hier der Untiefen wegen nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich, daher die Waaren umgeladen und aufgeſpeichert werden müſſen. Indem man den Ort zum Hauptſtapelplatz dieſer Gegend wählte, zog man eine gute Zahl Menſchen an, deren kräftige Hände bei den nöthigen Bauten zum Felſenſprengen ꝛc. verwendet werden. So fanden Viele Erwerb und bevölkerten die neue Stadt. Die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft ließ hier ein ſchönes Haus an einer reizenden Stelle des Ufers erbauen, in welchem ſie ihre Reiſenden unentgeltlich beherbergt, damit ſie nicht genöthigt ſind, ſich den ſchlechten Wirthshäuſern anzuvertrauen. Wir fanden hier freundliche Zimmer, gute Betten und ließen uns den trefflichen Kaffee ſchmecken. Aus unſerem Zimmer hatten wir die herrlichſte Ausſicht: auf einer Inſel der Donau welche hier von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, wieder einem kleineren See gleicht, erblickt man die türkiſche Feſtung Neu-Orſowa, deren Lage an Iſola bella im Lago Maggiore erinnert. Behaglich in meiner gaſtlichen Wohnung überließ ich mich den Träumen, die in ſolcher von der Natur ausgezeichneten Oertlichkeit ſich ungeſucht einfinden. Im Angeſicht der Türken denkt man gern an die Wohlthaten, welche eine verſtändige Verwaltung hier verbreiten könnte. Die Völker ſind kräftig und gut, das Land fruchtbar und durch ſeine Lage an der Gränze zweier Welttheile begünſtigt. Es wäre nicht nöthig, die Türken auszurotten oder zu verjagen, man ſollte ihnen nur zu Hülfe kommen durch Einführung einer geordneten civiliſirten Regierung. Wird die nächſte Zukunft den Beweis höherer europäiſcher Geſittung liefern, indem ſie die Barbarei aus dieſen ſchönen Ländern entfernt? Wir wollen es hoffen.

Der Abend war gar zu ſchön. Die Sonne ging freundlich hinter den Bergen unter und füllte das Thal mit einem blauen Duft, und ich verließ mein Zimmer, um die Geſchäftigkeit des Orts in Augenſchein zu nehmen. Mit Intereſſe war ich Zeuge des hier bedeutenden Fiſchfangs, durch welchen unzählige Störe und Hauſen gewonnen werden. Man bereitet aus ihnen Caviar, der jedoch an Güte dem ruſſiſchen nicht gleichkommen ſoll. Zu Gunſten der Feinſchmecker wird man vielleicht künftig für kunſtreichere Bereitung ſorgen.

Auch die hieſigen Goldwäſchereien in der Donau lernte ich kennen. Sie ſind weit einträglicher, als die auf dem obern Theile der Donau. Man erzählte mir von einem Manne, der binnen vier Wochen für ſich allein Gold, achtzig Gulden Conventions-Münze an Werth, durch die Wäſche gewonnen hatte. Das Metall ſoll vorzüglich durch Flüſſe, die aus den türkiſchen Gebirgen kommen, herbeigeführt werden.

Die wichtigſte, belebendſte Thätigkeit geht jedoch hier von der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft aus. Sie ließ damals kleine eiſerne Dampfboote von zwanzig Pferdekraft bauen, mit denen der Engpaß Islaz und das eiſerne Thor befahren werden ſollten.

Am andern Morgen verließen wir in zwei kleinen Schiffen Alt-Orſowa; im erſten waren wir, im zweiten der Lord Londonderry mit ſeinem Gefolge. Wir nannten letzteres nur das Herrenſchiff aus Uri. Nach einer Stunde fuhren wir bei der türkiſchen Feſtung Neu-Orſowa vorbei. Die Oeſtreicher bauten ſie unter Leopold I. Die Türken eroberten aber ſpäter den Platz, und obgleich ſeitdem ihre Gränzen von den Karpathen bis zu dem Balkan zurückgedrängt wurden, blieb ihnen doch noch dies Eiland und bis heute hauſt noch ein Paſcha in Neu-Orſowa, das von den Türken Ada-Kaleſſi, die Inſel-Feſtung genannt wird. Sie hat viel

Mauerwerk, ſogar zwei detaſchirte Forts, aber Alles iſt im kleinſten Maßſtab gebaut. Ihre Geſchütze beherrſchen die Fahrt auf der Donau vollkommen; doch ſah mir das kleine, ſchmutzige, zerfallene Neſt ſo aus, als würde man bei näherer Beſichtigung alles Andere eher finden, wie Geſchütze und Munition in brauchbarem Zuſtand.

Ada-Kaleſſi gegenüber liegt an dem ſchroff abfallenden Ufer das Fort Eliſabeth, das mit ſeinen maſſiven Baſtionen und ſeinem ſchön gebauten Thurm einen beſſern Anblick gewährt.

Näher und näher kamen wir indeſſen dem eiſernen Thor, dieſem Engpaß der Donau, über den man nur auf kleinen Kähnen ſetzen kann, hörten ſein gewaltiges Brauſen und Rauſchen und ſahen das Waſſer auf einer langen Strecke wallend aufſprudeln, als würde es durch unterirdiſche Feuer erhitzt. Die Donau fließt hier in einer Länge von fünfzehnhundert Schritt über mehrere niedrige Felsbänke, die das Bette quer durchſetzen. Obgleich nur bei ganz niedrigem Waſſerſtande die Klippen ſichtbar ſind, ſo entſteht doch durch das ſtarke Gefälle des Stromes, der hier acht bis neun hundert Fuß breit iſt, ein heftiger Strudel und Wirbel, an dem man die Fahrzeuge nur mit der größten Umſicht vorbeiſteuern kann.

Unſere beiden Schiffe gelangten ohne Gefahr und glücklich durch das eiſerne Thor, unterhalb welchem das Dampfboot Panonia, das zu unſerer Weiterbeförderung beſtimmt war, bei Szkella Gladowa lag.

Das Wetter war heute wieder recht günſtig und gewährte uns eine entzückende Ausſicht auf die Karpathen, welche ſich in der Ferne mit ihren beſchneiten Gipfeln ausbreiteten.

Da wir am andern Tage das Dampfboot verlaſſen wollten, um unſern Weg zu Land durch die Türkei fortzuſetzen, ſo beſchäftigten wir uns heute damit, unſer Gepäck zu theilen, um das Nöthigſte, was wir an Wäſche und ſonſtigen Sachen brauchten, mit uns zu nehmen und die ſchwereren

Koffer auf dem Dampfboote nach Conſtantinopel gehen zu laſſen. Wir hatten in Wien kleine lederne Koffer gekauft, die dazu eingerichtet waren, um ſie wie Tragkörbe rechts und links an ein Pferd hängen zu können. Dieſe, ſo wie unſere leichteren Nachtſäcke, wurden mit den nöthigſten Sachen angefüllt.

Früher einmal hatte die Lady L. den Wunſch geäußert, die Reiſe durch die Wallachei und Rumelien ebenfalls zu machen und erſt unſern dringenden Vorſtellungen, ſo wie denen des Herrn Gemahls und der Schiffsoffiziere, daß dort oft nicht einmal an gute Wege für Saumthiere, geſchweige an einen Wagen zu denken ſey, und daß die Päſſe im Balkan in dieſer Jahreszeit mit Schnee und Eis bedeckt und von Räubern unſicher gemacht ſeyen, gab ſie endlich nach und ihr Vorhaben, mit uns zu reiten, auf. Ihr junger Landsmann Napier dagegen, von dem ich eben ſprach, ſchloß ſich als ein ſehr willkommener Reiſegeſellſchafter uns an.

Die Sonne, welche heute freundlich untergehend, auf Morgen einen guten Tag verſprach, hielt uns nicht Wort; denn als ich am folgenden Morgen von meiner Bank, auf der ich die Nacht über gelegen, durch's Fenſter ſah, war der Himmel mit dunkeln Wolken überzogen, die uns eine Stunde darauf einen anhaltenden Regen herabſandten, der bis zur Nacht, wo wir bei Giorgewo anlegten, fortdauerte.

Der Abend vereinigte unſere ganze Geſellſchaft noch einmal in der großen Kajüte, wo wir bei einem Glaſe Punſch die vergnügten Stunden durchgingen, welche wir in den Tagen, die wir zuſammen auf dem Boote zubrachten, genoſſen hatten. Es that uns leid, von ſo angenehmer Geſellſchaft ſcheiden zu müſſen, von ſo guten Menſchen, die wir vielleicht nie wieder ſehen.

Ritt durch die europäiſche Türkei.

Türkiſche Poſteinrichtung. — Giorgewo: Schmutz auf den Straßen. Quarantaine. Kleidung der Türken. — Ruſtſchuk. Tartaren. Das Paßbureau. Bulgariſche Fußbekleidung. Unſere Pferde. Der Ramaſan. — Rasgrad. — Schumla. — Ritt über den Balkan. — Dobrol. — Faki. — Adrianopel: Quarantaine. Das alte Serail. Selim's Moſchee. Eine Soirée beim Paſcha. Illumination. Tanzende Knaben. Schatal Burgas. Silivri. — Das Meer. — Ankunſt in Conſtantinopel. — Penſion der Madame Balbiani.

— Wenn auf muth'gen Roſſen man zu Dritt
Macht oder Vieren einen wilden Ritt,
Iſt's Poeſie.

Freiligrath.

Die Scen' iſt roh, doch neu; das macht der Reiſe
Beſchwerden ſüß. —

Byron.

Wenn man in civiliſirten Ländern über Reiſebeſchwerden klagt, ſo verſteht man darunter ein paar Nächte, die man vielleicht im bequemen, dicht verſchloſſenen Wagen zubringen mußte, oder eine holprichte Straße, eine Station, auf der man unbeſchreiblich ſchlecht zu Mittag geſpeiſt, oder wo der knauſernde Wirth ſo boshaft langſam ſervirt, daß einen das zur Abfahrt mahnende Horn des Schwagers ſchon aus den angenehmen Rindfleiſchträumen reißt und man die Herrlichkeiten des Bratens u. ſ. w. nur in Gedanken genießt. Das Schlimmſte, was paſſiren kann, iſt das Umſchlagen des Wagens, oder ein überfüllter Gaſthof, wo nur die Barmherzigkeit des Oberkellners dem unglücklichen Ankömmling irgend ein Winkelchen anweiſt. Wem ſchon ſolche Kleinigkeiten überläſtig vorgekommen ſind, der unterſtehe ſich ja nicht, zu Lande nach Conſtantinopel zu gehen, oder auch nur eine kurze Strecke im Innern der Türkei zu reiſen, ſondern bleibe von Wien auf dem Dampfboote, wo er eine reinliche Kajüte, ziemlich gutes Eſſen und am Abend weiche Matratzen hat.

Die türkiſche Poſteinrichtung befindet ſich noch in der unmündigſten Kindheit. Man kann zu Wagen reiſen, was etwas bequemer, indeß nur im hohen Sommer überhaupt möglich iſt, wo die Haiden, über welche meiſtens der Weg geht, von der Sonnenhitze feſt getrocknet ſind. Das Fuhrwerk iſt ein Leiterwagen, mit Matten bedeckt und mit Stroh gefüllt, auf dem ſich der Reiſende ausſtreckt, und es dann der Vorſehung und dem in vollem Galopp dahinbrauſenden Poſtillen überlaſſen muß, ob er überhaupt und mit ganzen Gliedern nach dem Orte ſeiner Beſtimmung kommt.

Die auch beim heißeſten Wetter in ihre dicken Pelze gehüllten Burſche — ich ſpreche jetzt hauptſächlich von der Wallachei, da in Bulgarien und Rumelien das Reiſen im Wagen faſt unerhört iſt — jagen dahin, ohne ſich viel umzuſehen, und wenn der Reiſende durch einen ſtarken Stoß von ſeinem Sitz auf die Straße geſchleudert wird und ſein Geſchrei nicht zu den Ohren des Poſtillons gelangt, ſo iſt es ſchon gekommen, daß die Roſſelenker mit umgekehrtem Wagen auf der Station angelangt ſind und nachher wieder umkehren mußten, ihren Paſſagier zu ſuchen.

Wir zogen es vor, zu Pferde zu reiſen, da man ſo noch ſchneller fortkommt, und wir zudem das Balkangebirge zu überſteigen hatten, wo an kein Fahren zu denken iſt. Auf dem Dampfſchiffe hatten uns faſt alle des Landes und des Weges Kundige abgerathen, überhaupt in dieſer Jahreszeit die Türkei zu Lande zu bereiſen, wobei man uns faſt unüberwindliche Hinderniſſe vormalte. Da wir aber einiges Ungemach zu ertragen bereit waren, um ein Land wie das Innere der Türkei kennen zu lernen, wir auch alle kräftige junge Leute waren, ſo brachte keine Vorſtellung uns von unſerem Vorhaben ab.

Schon in Orſova hatten wir das Vergnügen, den erſten wallachiſchen Poſtzug zu ſehen, jedoch nicht vollſtändig, indem die Pferde vor eine Wiener Kaleſche geſpannt waren. Sie erwartete hier einen Herrn Floresco, Polizeidirector in Buchareſt, der mit uns von Peſth an auf dem Dampfſchiff geweſen war. Der Wagen war mit acht Pferden beſpannt, welche von zwei baumlangen, in zottige Schafpelze gehüllten Burſchen gelenkt wurden, deren Füße bei der Kleinheit der Thiere beinahe den Boden berührten, was äußerſt drollig ausſah. Hinterdrein ritt eine Escorte von vier Gensdarmen, in weiten Hoſen, blauen runden Jacken, das Fez auf dem Kopfe, Piſtolen und Dolch im Gürtel und den Kantſchuh an der Fauſt. Sie ſauſten im Carrière dahin und waren in wenigen Minuten aus unſerem Geſichtskreiſe.

Am 25. October Abends kamen wir bei der türkiſchen Stadt Ruſtſchuk vorüber, welche unſer Schiff mit drei Kanonenſchüſſen ſalutirte, weil wir, dem ſtrömenden Regen zum Trotze, zwei Flaggen am Maſt führten, an der Spitze die großbritanniſche, zu Ehren des Lord Londonderry, und darunter die türkiſche, den goldenen Halbmond im rothen Felde, für den Emin Paſcha. Wir legten am linken Donauufer an, bei Giorgewo, welcher Ort jedoch eine halbe Stunde vom Fluß abliegt. Da der Regen über Nacht aufgehört hatte und der heitere blaue Himmel einen angenehmen Tag verſprach, verließen wir am folgenden Morgen das Schiff und gingen zu Fuß nach Giorgewo, wo unſere Päſſe viſirt werden mußten, worauf wir nach Ruſtſchuk auf's rechte Donauufer überſetzen wollten, um von da unſere Reiſe zu Pferd fortzuſetzen.

Giorgewo oder Gjurgew war die erſte wallachiſche Stadt, die wir betraten. Wenn ich mir auch nach Allem, was ich über den türkiſchen Schmutz geleſen, keine große Vorſtellung von dieſem Ort gemacht hatte, ſo ging doch das, was ich hier in der Wirklichkeit vor mir ſah, völlig über meine Begriffe. Wären nicht aus den mit Zweigen durchflochtenen und mit Miſt bedeckten vier Pfählen ſchmutzig braune, menſchliche Geſtalten hervorgekrochen, ſo hätte ich geglaubt, die Erdhöhlen, an denen wir vorbeikamen, ſeyen Stallungen für Büffel und Schweine, d. h. für türkiſches Vieh, denn ein ordentlicher deutſcher Ochſe würde ſich geweigert haben, in dieſe Schmutzlöcher zu kriechen. Die kleinen wallachiſchen Kinder ſaßen auf der Erde, plätſcherten mit den Händen in der Miſtjauche und ſahen uns verwundert an; wohin man blickte, nichts als Elend und eine Unreinlichkeit über alle Vorſtellung. Die meiſten Wohnungen hatten nicht einmal vier Pfähle, ſondern beſtanden nur aus einem in die Erde gegrabenen Loche, mit Zweigen und Raſen bedeckt; Männer und Weiber waren in braune oder ſchwarze Schafpelze gehüllt und faſt nicht von einander zu unterſcheiden. Indeſſen bot nicht der ganze Ort einen ſo betrübenden Anblick dar; bald erſchienen rechts und links Häuſer aus Ziegelſteinen, deren Fenſter aber meiſtens aus Papier beſtanden, und endlich befanden wir uns in einer beſſern Region, wo um die Kirche mit ihren byzanthiniſchen Kuppelthürmen etwa zwanzig ziemlich gut ausſehende Häuſer lagen.

Mit leichterem Herzen, denn was wir vorhin geſehen, hatte uns ernſtlich für unſere nächſte Zukunft beſorgt gemacht, ſteuerten wir einem der Häuſer zu, an welchem in ruſſiſcher und franzöſiſcher Sprache zu leſen war, daß hier der Agent der öſtreichiſchen Donaudampfſchifffahrtsgeſellſchaft wohne. Sein Name iſt Staude; ein ſehr artiger Mann, der uns auf's Zuvorkommendſte empfing und für unſer ſchnelles Fortkommen aufs Beſte ſorgte. Bald begaben wir uns in Begleitung dieſes Mannes mit unſerm wenigen Gepäck, unſern Mänteln, Pelzen und Waffen nach der Quarantäne von Giorgewo, wo uns ein türkiſches Schiff, welches Früchte herübergebracht hatte, aufnehmen und überſetzen ſollte. An der Quarantäne herrſchte reges Leben. Es wurde eben zwiſchen doppelten Barrièren Markt gehalten. Weil die Türken des rechten Ufers ſich nicht mit den Wallachen vermiſchen dürfen, ſo legen die erſtern ihre Trauben, ihren Honig u. ſ. w. zwiſchen die Barrieren, wo ſie von den letztern weggenommen und auf dieſelbe Art bezahlt werden. Es iſt ein unheimliches Gefühl, wenn man ſieht, wie ein Menſch den andern meidet, wie ein giftiges Thier, und ſtets den langen Stock vor ſich hinſtreckt, um ja nicht berührt zu werden.

Zum erſten Male ſahen wir uns hier mitten in das für uns ſo fremdartige Treiben der Türken verſetzt, ſahen uns umgeben von Turbanen und langen Bärten. Mir ſchwebten die Mährchen der tauſend und einen Nacht lebhaft vor, als ich ſie in ihren weiten Pantoffeln ſich träg daher ſchleppen ſah, wobei ſie mit halbgeſchloſſenen Augen in langen Zügen den Tabakrauch einſchlürften, um ihn wieder eben ſo langſam von ſich zu blaſen. Ihre Kleidung beſteht hier in ſehr weiten Beinkleidern, meiſtens von dunkler Farbe, grau, blau, grün, aus weißen wollenen Strümpfen mit Pantoffeln, einer farbigen Jacke und dem unentbehrlichen Gürtel, einer Schärpe von ungeheurer Länge, die ſie vielmal um den Leib wickeln, und in welcher ſie ihre Waffen, lange Piſtolen und Dolche und eine eiſerne Feuerzange tragen, die ungefähr anderthalb Fuß lang iſt und zum Auflegen der Kohlen auf die Pfeife dient.

In dieſem Gürtel ſteckt ferner die Pfeife, Tabak, Brod, ein Taſchentuch, das ſelbſt beim geringſten Bootsknecht mit Gold und Seide geſtickt iſt, und noch ſo viele andere Gegenſtände, daß er nicht ſelten mehrere Schuh dick aufſchwillt und ſich äußerſt lächerlich ausnimmt. Der Türke aber ſieht mit Wohlgefallen auf dieſes Vorgebirge und drückt die langen Hälſe ſeiner Piſtolen vor, ſo weit immer möglich.

Nachdem wir für zwanzig Kreuzer beinahe eine halbe Schiffsladung der ſchönſten ſüßeſten Trauben gekauft, um ſie während der Ueberfahrt zu verzehren, traten wir zu den Türken hinter die Barrière, und durften nun die Wallachei nicht mehr betreten, ohne fünf Tage Quarantäne zu halten, deren ſtrenge Hand uns auf dieſe Art unwiderruflich von der Heimath ſchied. Wir ſetzten in einem ziemlich geräumigen Boote nach Ruſtſchuk über. Da dieſes oberhalb Giorgewo liegt, mußten wir ſtromaufwärts fahren und blieben ſo zwei Stunden auf der Donau, welche hier ſehr breit iſt. An's Land geſtiegen, wurden wir von einem Haufen Türken umringt, welche neugierig unſere Sachen muſterten, hauptſächlich die Percuſſionsſchlöſſer unſerer Gewehre und Piſtolen; denn ihre Feuerwaffen ſind noch alle mit äußerſt dünnen, ſcharfen Steinen verſehen. Der Steuermann des Boots brachte uns zum Agenten der Donaudampfſchifffahrts-Geſellſchaft, an den der Baron empfohlen war, und mit dem er die Mittel zu unſerm fernern Fortkommen beſprach. Die Poſt in der Türkei iſt keine von der Regierung geleitete oder unterſtützte Anſtalt. Jeder Paſcha hält ſich zuverläſſige, des Weges kundige Leute, ſogenannte Tartaren. Dieſe bringen als reitende Boten die Depeſchen aus den verſchiedenen Diſtricten nach der Hauptſtadt, begleiten aber auch Reiſende. Die Transportmittel, Pferde und Wagen, werden von Privaten geliefert, welche dafür eine vom Staat feſtgeſetzte Bezahlung erhalten. Wir ließen den Chef der Ruſtſchuk'ſchen Tartaren kommen, um mit ihm alle Koſten unſerer Reiſe zu verdingen; denn meiſtens ſorgt der Tartar außer den Pferden auch für Nahrung und Nachtquartier. Für uns brauchten wir fünf Pferde, ferner eines für den Tartaren, eines für das Gepäcke und zwei für die Sürüdſchi — ſo heißen die Reitknechte, welche die Pferde zur Station zurückbringen — im Ganzen neun; wofür wir bis Conſtantinopel, mit Einſchluß aller Lebensmittel und Quartierkoſten, 7000 Piaſter, alſo 700 Gulden C. M. bezahlen mußten. Die Taxe, welche ſchwankt, war im Augenblick drei Piaſter für jedes Pferd und jede Stunde. Die Hälfte obiger Summe wurde mit 350 Gulden dem Chef der Tartaren eingehändigt: die andere Hälfte bekam unſer Führer bei unſerer Ankunft in Conſtantinopel.

Jetzt mußten unſere Päſſe bei der türkiſchen Behörde viſirt werden, und ich ging unter Begleitung des Apothekers des Orts, welcher etwas italieniſch verſtand, nach der Burg des Paſcha.

Der Theil der Stadt, den wir durchſchritten, um zur Reſidenz zu gelangen, ſah nicht ſehr erbaulich aus. Drei ziemlich lange Straßen, zu beiden Seiten mit Kramläden oder offenen Gewölben beſetzt, in welchen Handwerker aller Art ſaßen, führten dahin. Keine war gepflaſtert oder auch nur geebnet. Die Türken, welche uns, meiſtens in ziemlich ſchmutzigen Anzügen, begegneten, traten auf große platte Steine, welche hie und da an den Häuſern lagen und die Trotteirs verſtellten, und nur ſo war es möglich, durch die Stadt zu kommen, ohne mit jedem Schritt bis an die Knöchel einzuſinken. Dabei herrſchte überall ein abſcheulicher Knoblauchgeruch.

Die Weiber, denen ich begegnete, waren durchgängig alt und dick, trotz dem aber ſorgſam in ihre Schleier gewickelt, aus denen nur Auge und Naſe vorſahen.

Die Burg des Paſcha gleicht dem Wohnhaus eines wohlhabenden deutſchen Landmanns, diverſe Miſtpfützen eingerechnet, in welchen ſich Enten und ein paar langbeinige Störche herumtrieben, welch' letztere mich vornehm über die Achſel anſchauten. Das Schloß hatte eine Art Terraſſe, auf der ein Dutzend Türken lagen, nichts thaten und Tabak dazu rauchten. Im Hof ſtand das reich gezäumte und mit einer rothſamtenen Decke verſehene Pferd des Paſcha, der im Begriff war, auszureiten, umgeben von drei, vier großen ſchmutzigen Burſchen, mit langen Stöcken bewaffnet. Ich dachte lebhaft an die Baſtonade.

Mein Apotheker führte mich in ein Zimmer zu ebener Erde, wo ſämmtliche Beamte des Paſcha beſchäftigt waren. Links in der Ecke des Gemachs, an deſſen vier Wänden ſich breite Divans befanden, lag ein alter Mann mit langem, ſchneeweißen Barte und zählte aus einer eiſernen Geldkiſte die Münzen in kleinen Häufchen vor ſich hin; es war der Finanzminiſter. Neben ihm ſiegelte ein noch ziemlich junger Mann einige Briefe zu, wahrſcheinlich der Mann der auswärtigen Angelegenheiten. Zu einem Dritten, der mit halb geſchloſſenen Augen dalag und äußerſt langſam und bedächtig ſchrieb, brachte mich mein Führer und händigte ihm unſere Päſſe ein. Er durchſah ſie, und ich mußte ihm unſere Namen verſagen, die er dann in den gräßlichſten Verrenkungen wieder von ſich gab, wobei auf dem äußerſt langweiligen Geſichte ein kleines Lächeln emporſtieg. Auch mußte ich ihm das Signalement eines jeden von uns verſagen, wobei er ſich den Spaß machte und mich fragen ließ, ob alle meine Reiſegefährten ſo große Bärte hätten, wie ich.

Die Feder eines Reihers, den F. den Tag vorher an der Donau geſchoſſen und die ich auf meine Mütze geſteckt, erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Er ließ mich fragen, ob ſie vielleicht ein Zeichen meines Standes und meiner Würde ſey, und als ich dies verneinte, bat mich der Apotheker, ſie abzunehmen. Auf dem Rückwege nöthigte mich dieſer in ſeine Wohnung, wo etwa zwanzig Töpfe und Gläſer auf einem Geſtelle die ganze Offizin ausmachten. Er ſtopfte mir eine Pfeife (Tſchibuk), auf welche ſein Diener — ein langer Schlingel, der in einem weißleinenen Kittel und mit herzlich dummen Geſichte dem Pierrot der italieniſchen Komödie vollkommen ähnlich ſah — eine feurige Kohle legte. Nachdem ich einige

Züge geraucht, führte er mich zum Hauſe des Agenten zurück, wo unſere Pferde ſchon bereit ſtanden, das heißt, mit einem Halfter aus Stricken gezäumt, und auf dem Rücken eine ſchmutzige Decke. So werden ſie in der Türkei geliefert, und der Reiſende muß ſich Sattel und Zeug ſelbſt anſchaffen. Wir kauften drei alte türkiſche und zwei neue tartariſche Sättel, die nebſt Zaum und Kantſchuh fünfundfünfzig Gulden koſteten.

So gut und zweckmäßig wir auch für unſer Reitcoſtüm ſchon in der Heimath geſorgt hatten, ſo fanden wir es doch hier für nöthig und äußerſt geſchickt, unſere Fußbekleidung auf bulgariſche Art einzurichten, und ich rathe jedem Reiſenden, in gleichem Falle die Auslage einiger Gulden nicht zu ſcheuen. Man kauft nämlich ein Paar ganz dünne ziegenlederne Schuhe, die man über die gewöhnlichen Strümpfe zieht; ſie koſten an zwölf Piaſter; über dieſe ein Paar ſogenannte bulgariſche Strümpfe, die bis über's Knie hinaufreichen, von Tuch und mit buntem Garn ausgenäht ſind, im Preis von dreißig Piaſter. Dann kommen ein Paar ſchwere Lederſtiefeln, welche bis über die Wade gehen, vierzig Piaſter — und man hat die Füße auf's Sorgfältigſte geſchützt. Die ganze Anſchaffung koſtet alſo zweiundachtzig Piaſter = zehn Gulden rheiniſch, und gewährt dem Reiſenden, wie ich aus Erfahrung weiß, viel Angenehmes. Abends, wenn man in den ſchlechten Khan kommt, wirft man mit Leichtigkeit die ſchweren Stiefeln von ſich, und ſtreckt ſich mit warmem Fuß und Beinen, die der erwähnte lange Strumpf geſchützt, natürlich in voller Kleidung auf's Lager. Auch kauften wir für jeden von uns eine lange Peitſche mit kurzem Stiel — den Kantſchuh.

Durch das Aufſchirren war es ſpät geworden, und als wir auf den äußerſt kleinen und ſchlecht ausſehenden Pferden durch die kothigen Straſſen zur Stadt hinaustrabten, dunkelte es bereits. Unſere Caravane ſah recht abenteuerlich aus. Den Zug führte einer der Sürüdſchi, ein alter Türke mit langem Barte, Piſtolen und Handſchar (Dolch) im Gürtel. Er ſaß ganz krumm, die Kniee an den Hals heraufgezogen, auf ſeinem Roſſe und führte das Packpferd an der Hand. Hinter ihm ritt unſer Tartar in ſeinem maleriſchen Coſtüme, weite blaue Beinkleider, auf denen ein goldener Stern als Zeichen ſeiner Würde geſtickt war, und den er nie mit dem Mantel bedeckte; an den Füßen weiße, blau ausgenähte bulgariſche Stiefel, ein rother Gürtel um den Leib, darüber eine grüne ſchwarz ausgenähte Jacke, und auf dem Kopf ein rothes Feß, mit langer, wallender blau ſeidener Quaſte. Ueber der Schulter hing an einer ſeidenen Schnur ein ſchwarzledernes, goldgeſticktes Täſchchen, worin er den Ferman des Paſcha mit unſern Namen und der Reiſeroute aufbewahrte. Er hieß Hamſa und zeigte ſich auf der ganzen Tour als ein ehrlicher, umſichtiger und gefälliger Menſch. Ihm folgten wir fünf, in unſere Pelze gehüllt, eine leichte Reiſemütze auf dem Kopfe, Gewehre, Piſtolen, Säbel an uns und am Sattel hängend. Unſer Engländer machte die ganze Reiſe im runden Hute und Makintoſh, was gegen die faltigen Turbane und weiten Kleider der Türken ſehr abſtach. Die Arrieregarde bildete der zweite Reitknecht. Als wir an das Stadtthor kamen, war daſſelbe bereits geſchloſſen, und wir mußten eine gute halbe Stunde warten, bis einer der Sürüdſchi, der im Galopp zurückkehrte, um die Schlüſſel zu holen, wieder kam. Doch hatten wir während der Zeit einen bezaubernd ſchönen Anblick, als wir uns nach der Stadt umwandten. Der Ramaſan hatte vor wenigen Tagen begonnen; ſobald während dieſer heiligen Zeit Sonnenuntergang durch einen Kanonenſchuß verkündigt iſt, entzünden ſich auf allen Moſchee'n und Minarets hunderte von Lampen und bilden eine glänzende Beleuchtung. Wir zählten nicht weniger als neunundzwanzig dieſer Thürme, welche bis an die Spitze beleuchtet waren. Endlich kehrten wir dieſem Glanze den Rücken und zogen durch das knarrende Thor in die finſtere Nacht hinaus — ein Bild unſerer Reiſe. Hinter uns ließen wir die friedliche Heimath mit ihren hellen, reinlichen Straßen und muntern Bewohnern, und traten in ein unfreundliches, ſchmutziges, uns gänzlich fremdes Land, deſſen Sprache keiner von uns verſtand. Unter allen Tartaren in Ruſtſchuk war auch nicht einer zu finden, der nur ein Wort italieniſch oder franzöſiſch verſtanden hätte, von deutſch gar nicht zu reden. Unſer Hamſa war wohl ein ganz brauchbarer Tartar, da er aber keineswegs das Pulver erfunden hatte, wurde es uns unſäglich ſchwer, ihm durch Pantomimen etwas verſtändlich zu machen, und hätte der Baron nicht die nothwendigſten Ausdrücke, wie: „Halt, fort, langſam, ſchnell“ ꝛc. gewußt, ſo wären wir ganz verlaſſen geweſen. Trotz dem ritten wir munter in der Dunkelheit fort, wünſchten den Lieben zu Haus eine gute Nacht, zündeten unſere Pfeifen an, und ſangen ein deutſches Lied:

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht ꝛc.

Die Pferde, wie man ſie in der Türkei zum Reiten bekommt, ſind, wie ſchon geſagt, von kleiner, unanſehnlicher Geſtalt und dieſelben, welche bei uns unter dem Namen Wallachen und Moldauer vorkommen, nur daß die hieſigen bei kleinerer Figur etwas mehr Race haben. Ihr Gang iſt fortwährend ein kurzer, höchſt unbequemer Trab, der den Ungewohnten ungemein ermüdet. Man kommt indeſſen damit ſehr ſchnell von der Stelle, und thut am beſten, ſich ſo bald als möglich in dieſe Gangart zu finden; denn läßt man ſein Pferd im Schritt gehen, um ſpäter in Trab oder Galopp aufzurücken, ſo iſt dies noch ſchlimmer, und man kommt, wie ich ſelbſt empfunden habe, halbtodt auf die Station. Aber die Ausdauer der Pferde iſt erſtaunlich. Sie laufen mit kurzen Pauſen der Raſt, des Tags zwanzig deutſche Stunden ohne ein Korn Haber oder Heu, oder auch nur Waſſer zu bekommen, und am Abend merkt man ihnen nicht einmal große Ermüdung an.

Es war heute Nacht ſehr finſter; und trotz dem an keine Landſtraße zu denken war, verirrte ſich unſer Führer nie; der Weg lief bergauf, bergab über unbebaute Haiden. Der Tartar ritt zuweilen zu uns heran und präſentirte uns ſeine brennende lange Pfeife, eine große Freundſchaftsbezeugung bei den Türken, die wir nicht ausſchlagen durften. Jeder that einige Züge daraus, dann nahm er ſie wieder und ſprengte vor an die Spitze des Zuges. Hie und da zeigte ſich in einer Schlucht ein Feuer bei Büffelheerden. Jedesmal ritt unſer Führer hin, wechſelte einige Worte und kam laut rufend zu uns zurück. Einigemal paſſirten wir Brücken, die aber ſo baufällig und unſicher waren, daß Hamſa beinahe immer abſtieg und unſere Pferde einzeln hinüberführte. Um eilf Uhr wurde Halt gemacht. Wir ſtiegen ab und ließen die Pferde eine halbe Stunde herumführen; dann ging es wieder fort.

Nachdem wir gegen drei Uhr Morgens die Pferde durch einen Waldbach, der auf unſerm Wege lag, hinabgeführt hatten, kamen wir an eine alte, halbzerfallene Erdhütte, die der Tartar mit einem lauten Hurrah begrüßte. Die Knechte machten ein großes Feuer, er holte aus einer Satteltaſche ſehr fein geriebenen, ſtark duftenden Kaffee und Zucker, ſetzte ein kleines Pfännchen zum Feuer, warf Kaffee und Zucker in das kochende Waſſer und reichte uns das Gemiſch, eine ziemlich dicke braune Brühe, in kleinen porzellanenen Taſſen. Es ſchmeckte nicht übel, nur fand ich kein Behagen am Kaffeeſatz, den die Türken ſtets hinunterſchluckten.

Unſer Vorſatz war, die ganze Nacht zu reiten, um den folgenden Tag zeitig in Schumla einzutreffen. Als wir aber um fünf Uhr Morgens auf der erſten Station, einer kleinen türkiſchen Stadt, Rasgrad, anlangten, waren die meiſten von uns ſo ermüdet — wir hatten von Ruſtſchuk hieher ſechszehn deutſche Stunden zurückgelegt — daß wir uns vom Tartaren gleich in ein Wirthshaus (Chan) führen ließen. Als wir in den Ort hineinritten, ſtimmten unſere drei Begleiter ein über alle Beſchreibung unangenehmes, wahrhaft ohrzerreißendes Geheul an. Wir hatten dies in der Folge auf jeder Station zu genießen. Es iſt das Zeichen, daß eine kaiſerliche Poſt kommt, für welche Pferde in Bereitſchaft zu ſetzen ſind. Die Bereitwilligkeit und Geſchwindigkeit, womit die ſonſt ſo faulen Türken uns immer bedienten, ſobald der Tartar mit lautem Hurrah in den Hof ritt, zeigte, in welchem Anſehen er bei ihnen ſtand. Nicht ſelten tractirte er aber auch, wenn es nicht raſch genug ging, das dienende Perſonal des Chans mit Kantſchuhhieben.

Das Zimmer, in welches man uns führte, hatte vier Kalkwände, und das ganze Mobilar und Bettwerk beſtand aus einem Waſſerkruge und einigen Binſenmatten, die an den Wänden umherlagen. Durch die hölzernen Gitter ſtrich unangenehm die ſcharfe Morgenluft. Doch Dank unſerer Müdigkeit: wir ſchliefen bald, und der Tartar mußte uns nach zwei Stunden ſein: „Heide! Heide!“ (fort! fort!) öfters in die Ohren ſchreien, ehe wir munter wurden. Um ſieben Uhr ritten wir weiter, ſtiegen, nachdem wir die kothigen Straßen des Dorfes hinter uns hatten, in die Höhe und befanden uns bald wieder auf weiter Haide. Die Landſchaft bietet bis Schumla wenig Intereſſe: abwechſelnd kahle Höhen und Thäler, hie und da einige verkrüppelte Bäume, kleine Eichen und wildes Obſt. An Landſtraßen iſt überall nicht zu denken, und unſere Caravane ging anfangs, wie geſtern, im gewöhnlichen Zotteltrab vorwärts. Sobald aber der Baron dem Tartaren begreiflich machte, daß er, wenn es ſo fortgehe, in Stambul nicht viel Bakſchis (Trinkgeld) zu gewärtigen habe, nahm die Sache eine ganz andere Geſtalt an. Hamſa klopfte ſeine lange Pfeife aus und ſteckte ſie hinten in den Nacken, ſo daß der Kopf derſelben einen Fuß hoch über ſein Feß empor ragte, ſtieß ein lautes Geſchrei aus, und dahin ſauſten wir unter immerwährendem Rufen und Schreien der Führer, daß die Mäntel der Türken und unſere Pelze im Winde flatterten.

Es war einige Stunden, als hezten wir ein Wild durch Gräben und Hecken, bergauf und ab, bald im ſcharfen Trab, bald im Galopp. Zuweilen ſtürzte ein Pferd, ſprang aber ſogleich wieder auf und wir bewunderten das Feuer und die Ausdauer der kleinen Thiere.

Bergauf geht es meiſtens im Schritt; in der Ebene den kurzen Trab, von dem ich vorhin ſprach; aber bergab, und ſind die Wege nach ſo holpricht und ſchlecht — im Galopp. Sobald der Tartar das Nachtquartier in der Ferne wittert, iſt er nicht mehr zu halten und es geht im Carriere unter beſtändigem Allah-Rufe, die ſchlechteſten Wege, die engſten Steinpflaſter, bis in den Hof des Chans.

Abends gegen vier Uhr kamen wir in die Nähe von Schumla. Die Höhen, welche uns noch den Anblick der Stadt entzogen, waren mit alten zerfallenen Batterien und Erdſchanzen bedeckt. Beim Näherreiten ſahen wir, daß dieſelben gegen die Stadt gerichtet waren, ſo wie auch tief im Thal ein anderes Werk, das mir eine Breſchbatterie zu ſeyn ſchien — wahrſcheinlich Ueberbleibſel der Angriffslinie der Ruſſen aus dem Kriege im Jahr 1829. Die Straße wandte ſich rechts um einen Felſenvorſprung, und jetzt machten wir wie angefeſſelt Halt: unten im Thale lag Schumla vor uns und bot, von der ſinkenden Abendſonne beleuchtet, einen wunderherrlichen Anblick. Rings war die Stadt umgeben, und ich möchte ſagen, durchflochten mit Weingärten voll reifer Trauben, aus denen die vergoldeten Minarets und weißen Häuſer auf's Freundlichſte herausſahen.

Es war die erſte große türkiſche Stadt, die wir ſahen. Das Eigenthümlichſte derſelben gegen unſere Städte ſind die ſchlanken hohen Thürme der Moſcheen, die Minarets, von denen herab der Iman — türkiſche Geiſtliche — zu gewiſſen Stunden den Gläubigen verkündigt, daß es Zeit ſey, das Gebet zu beginnen.

Hinter Schumla erhebt ſich der majeſtätiſche Balkan mit ſeinen blauen zackigen Kuppen, den herrlichſten Hintergrund bildend. Es that mir faſt leid, daß ich dieſe Stadt betreten mußte, daß ich nicht mit dieſem großartigen Bilde in der Erinnerung vorbeiziehen konnte: es war ja eine türkiſche Stadt, eine goldene Frucht, die innen fault.

Kaum hatten unſere Pferde die Außenwerke der Feſtung betreten, ſchlechte Erdaufwürfe, mit verfaulten und zerſchoſſenen Palliſaden beſetzt, ſo ſanken ſie auch ſchon bis an die Knöchel in den Moraſt, der die Straßen bedeckte. Beim Chan angelangt, wurden wir ſofort in das Loch geführt, wo wir die Nacht zubringen ſollten: Lehmwände, der nackte Dachſtuhl als Plafond, geſtampfter Koth als Fußboden. Der Tartar machte uns auf die finſtere Miene, welche wir ihm zeigten, begreiflich, es ſey das beſte Wirthshaus in Schumla, und man werde das Zimmer gehörig einrichten, wenn wir uns ein wenig in der Stadt umſehen wollten.

Wir folgten ſeinem Rathe, kletterten einige Straßen hinauf, die ſich an den Berg lehnen, und fanden denſelben Schmutz wie in Ruſtſchuk und Rasgrad. Welches Leben könnte ſich hier entwickeln, in reizender Gegend, auf dem fruchtbarſten Boden, wollte der Türke ſeine gränzenloſe Faulheit ablegen und ſich aus dem Schmutz, in den er verſunken, erheben.

Schumla, von Ferne ſo entzückend ſchön, macht auf den Fremden, der es betritt, den unheimlichſten Eindruck, und man kann erſt draußen, in der freien Natur, wieder ruhig athmen. Wir beſahen mehrere Kirchhöfe, fanden ſie aber nicht ſo ſchön und poetiſch, wie ſie uns gerühmt werden. Es ſind große Plätze, mit Unkraut bewachſen und vielen langen ſchmalen Steinen beſetzt. Hie und da zeigt auf einem der ausgehauene Turban, daß er die Gebeine eines vornehmen Türken deckt. Von Luſtwandelnden habe ich nichts bemerkt; die Plätze lagen, einige ausgehungerte Hunde abgerechnet, die ſich darauf herum trieben, ganz einſam da.

Sehr ſchön und angenehm ſind dagegen die vielen Brunnen mit klarem herrlichem Waſſer, die man hier zu Lande auf allen Wegen und Plätzen findet. Wir ſind auf unſerem Ritt nach Stambul wenigſtens alle zwei Stunden an einem ſolchen vorbeigekommen. Es ſind vier Fuß hohe ſteinerne Niſchen, mit eiſernen Röhren, auch fehlt nie der hölzerne Becher, der bei uns den erſten Tag geſtohlen oder verdorben wäre. Ehrlichkeit iſt überhaupt ein ſchöner Zug im Charakter des Türken. Trotz der überall ſichtbaren Armuth reiſt man nirgends ſo ſicher wie hier. Man kann bei Nacht ſeine Sachen auspacken und wird auch keine Stecknadel vermiſſen. Raub und Mord kommt ſelten oder nie vor.

Als wir in unſern Gaſthof zurück kamen, ſah der Stall etwas wohnlicher aus. Man hatte den Boden mit Matten und Kiſſen bedeckt, ein Feuer loderte im Kamin, und kaum hatten wir uns gelagert, ſo brachte der Tartar einen großen Topf mit gekochtem Reis (dem berühmten **Pillau**) und zwei Hühner, welche er herausnahm, mit den Fingern zerriß und vorlegte. Daß uns dieß Abendbrod nach einem Ritt von fünfzehn Stunden und einer durchwachten Nacht herrlich ſchmeckte, brauche ich nicht zu ſagen; auch ſchliefen wir gut und ſetzten am andern Morgen um fünf Uhr unſere Reiſe fort.

Heute hatten wir eine Tour vor uns, welche man uns in Wien und auf dem Dampfboot als mit faſt unüberwindlichen Hinderniſſen beſäet geſchildert hatte — den Uebergang über den Balkan. Außer Schnee und Eis, womit in dieſer Jahreszeit das Gebirge bedeckt ſeyn ſollte, hatte man uns fürchterliche Winde angekündigt, welche Mann und Roß in Abgrund ſchleudern könnten, hatte Räuber und Mörder heraufbeſchworen und uns deshalb beim Abſchiede die Hand geſchüttelt, wie zum Nimmerwiederſehen. Von Alle dem bemerkten wir nichts, als wir auf den kleinen ſichern Pferden die ſteilen Abhänge emporkletterten.

Es war ein ſchöner Tag, der Nebel ſank, ein herrlicher blauer Himmel, dunkler als in Deutſchland, wölbte ſich über uns. Wir überſtiegen den Balkan in drei Abſätzen. Der erſte Abhang war ſchon ziemlich ſteil; doch konnte man das Steingerölle, in dem ſich unſere Pferde hinaufarbeiteten, allenfalls auch eine Straße nennen.

Wir trafen dann und wann zwei- dreihundert Fuß lange Strecken einer Römerſtraße, welche an manchen Stellen noch ziemlich gut erhalten war. Von der Faulheit und Sorgloſigkeit der Türken ſahen wir wieder ausgezeichnete Beiſpiele. Um ſich auf ihren Streifzügen Feuer zum Kochen zu verſchaffen, hatten ſie hie und da die ſchönſten Eichen niedergebrannt, ohne ſie umzuhauen; ſie legen dabei unten an den Stamm Feuer und wenn der königliche Baum hinſtürzt, laſſen ſie ihn ruhig verbrennen bis zur Krone, kochen dabei ihren Pillau und rauchen ihre Pfeifen.

Man kennt ſieben Hauptpäſſe über den Hämus, welche durch die alte Kriegsgeſchichte mehr oder minder merkwürdig geworden ſind. Die bedeutendſten waren der weſtliche, der in der ältern Römerzeit Succi, in der ſpätern Trajanspforte hieß, und der öſtliche, der von **Adrianopel** nach **Schumla** und **Parawadi** führte. Dieſen letzten zogen auch wir theilweiſe. Ihn hat Theophylactus poetiſch ſchön beſchrieben. Er ſagt von ihm: Die unten liegenden Ebenen ſind wie mit blumigten Teppichen bedeckt, grünende Wieſen ſind Feſt und Weide den Augen, dichte Schattenzelte des Waldes verbergen den heraufſteigenden Wanderer und viele Hitze gibt ihm dort die Mittagsſtunde, wenn von den Sonnenſtrahlen die Eingeweide der Erde erwarmen. Schön zu ſehen, ſchwer zu beſchreiben. Den Ort umſtrömt Ueberfluß der Waſſer, welche den Trinkenden weder durch zu große Kälte beſchweren, noch dem ſich Abkühlenden durch ihre Weichheit beſchwerlich fallen. Vögel, von friſch ſproſſenden Zweigen empor getragen, bewirthen die Zuſchauer gaſtfrei mit wohltönendem Geſang, **ohne Gram und Zorn der Uebel aller vergeſſend**, ſo gewähren ſie den Wanderern Schmerzloſigkeit durch ihre Geſänge. Epheu, Myrthe und Eiben mit allen andern Blumen führen in der ſchönſten Harmonie dem eingeweihten Geruchſinne ätheriſche Wolluſt im reichſten Maße zu und bereichern mit ſüßen Düften den Fremdling, als ob ſie nach dem beſten Brauche der Gaſtfreundſchaft Zubereitungen der Fröhlichkeit träfen.*

Den Fluß **Camozik**, der ſich reißend durch ein Thal des Balkan windet, durchritten wir, ſahen an ſeinen Ufern das maleriſch gelegene Dorf **Camozikmala** und kamen zum zweiten Abſatz des Gebirges, den wir größtentheils mittelſt des ausgetrockneten Bettes eines Waldſtroms erſtiegen. Derſelbe wand ſich an manchen Stellen ſehr ſteil zwiſchen himmelhohen Felſen durch, wobei ſich die Kraft und Gelenkigkeit der kleinen Pferde erſt recht erprobte. Wie Ziegen kletterten ſie empor, ohne je ſtehen zu bleiben, eins dem andern nach. Es war ſonderbar anzuſehen, wie ſich die

---

* **Hammer**, Geſch. d. o. R. I.

Caravane zwiſchen den grauen Steinen und verkrüppelten Eichen ſchlangenartig durchwand.

Als es Abend wurde, befanden wir uns nicht weit mehr von der Spitze des Gebirges. Der Himmel war den ganzen Tag über klar und rein geblieben, was uns einen herrlichen Sonnenuntergang verſprach. Aus dem Thal erhob ſich der bläuliche Nebel, mit dem wir zu den von der Abendſonne beleuchteten Felſenkronen emporſtiegen. Endlich erreichten wir die Höhe. Da lag das Gebirge rings um uns, ruhig und groß, in den ſchönſten Farben vom Schwarz der Nacht, das den Fuß der Berge umgab, in hundert Tönen zum hellen Gold ihrer Spitzen; ein wunderſchöner Anblick! darüber der ſternbeſäete Himmel mit der jungfräulichen Mondſichel, die ſchüchtern hinter einigen Tannen hervorlugte. Ueber unſern Häuptern kreiste ein mächtiger Adler und ſtieg höher und immer höher; wir ſahen ihn noch von der Sonne beleuchtet, als ſie unſern Blicken längſt entſchwunden war.

Was mich aber an dieſer Stelle beſonders freundlich, ja rührend anſprach, war ein einſamer Kiosk, eine Laube von wilden Reben, die auf der äußerſten Ecke eines Felſen ſtand. Wer mochte ſie gebaut haben? Alles war roh gearbeitet, und doch lag ein eigener Reiz auf dem Ganzen. Sie ſtand auf der ſchönſten Stelle des Bergrückens und gewährte eine Ausſicht weithin über die Ausläufer des Gebirges. Was mochte das Herz gefühlt haben, das ſie errichtet? War es vielleicht Balſam für ſeine Schmerzen, ſo hinausſehen zu können in die Welt? war ihm vielleicht dorthin ein geliebtes Weſen entſchwunden und der gefeſſelte Körper konnte der enteilenden Raubwolke nur den freien Blick nachſenden?

Unſere Station wäre für heute Karnabat geweſen; indeſſen hielt es der Tartar wegen der Dunkelheit und des wirklich gefährlichen, ſteinigten Weges für zweckmäßig, in einem kleinen Dorfe, Dobrol, welches wir in einer Stunde erreichten, zu übernachten. Wir kehrten bei einem griechiſchen Bauern ein. Hamſa, der edle Tartar, bereitete ein Pillau, und F., der treffliche Maler, ſchlachtete eigenhändig zwei Hühner. Unſere Wirthin rückte einen hölzernen Trog in die Mitte des Zimmers, rührte Mehl mit Waſſer an und knetete hieraus einen ziemlichen Kuchen, der in die Holzaſche gelegt wurde und unſer Brod geben ſollte.

Nach einer halben Stunde wurde er herausgezogen, mit einer eiſernen Schaufel gereinigt, und ich für meine Perſon muß geſtehen, daß er äußerſt ſchlecht ſchmeckte. Nach einem Ritt von vierzehn Stunden, den wir heute, und an den ſteilen Stellen des Gebirgs meiſtens zu Fuß gemacht, ſchliefen wir auf dem harten Lehmboden, den uns Frau Wirthin zum Bette anwies, recht gut.

Um fünf Uhr verließen wir Dobrol und kamen um neun nach Karnabat, wo wir Pferde wechſelten, Trauben und Kaffee genoſſen und zum erſtenmal ein Nargileh (Waſſerpfeife) dazu rauchten. Hier erhielten wir gute Pferde, die wir aber auch brauchen konnten; denn heute waren unſere beiden Reitknechte ſo luſtig und munter, daß wir faſt beſtändig ſcharfen Trab ritten.

Unſer Weg ging durch ſehr coupirtes Terrain, Ausläufer des Balkan, meiſtens mit niedrigem Geſträuch bewachſene Haiden, bergauf und ab. Zuweilen kamen wir über Wieſen, auf denen zahlreiche Krokus blühten. In meinem Leben habe ich keinen wildern Ritt gemacht. Wir jagten durch Schluchten und über Gräben weg, unſere Führer mit ihrem ſonderbaren Geſchrei ſtets an der Spitze. Bald gings durch einen Bach, daß das Waſſer über unſerm Kopf zuſammenſchlug, bald unter alten Eichen hinweg, wo man ſich auf den Hals des Pferdes legen mußte, um nicht die Mütze zu verlieren oder ſich gar die Stirne blutig zu ſtoßen, was mir indeſſen doch begegnet iſt. Unſere Pferde ſind

Abhänge hinabgelaufen, an denen ein Fußgänger einen Augenblick fragen würde: „ſoll ich oder ſoll ich nicht?“ Aber wir mußten nach, unſer Tartar war wie beſeſſen und ſchrie in einem fort: „Heide! Heide!“ während er auf ſeinem kleinen Pferdchen dahin ſprengte.

Als es dunkel wurde, wuchſen die Gefahren; aber die Führer kümmerten ſich um nichts und ritten durch Dick und Dünn, und hätte nicht der Baron die Spitze genommen und ſtets gerufen: Achtung! ein Stein! ein Loch! ein Baumaſt! u. ſ. f., ſo wären wir ſicher nicht unverletzt auf der Station angelangt. Wir kamen indeſſen glücklich nach Faki, und brachen den folgenden Morgen ſehr zeitig auf; wir hatten bis Adrianopel neunzehn Stunden und wollten es noch bei guter Zeit erreichen.

Den ganzen Tag ritten wir ſcharf durch ſehr unintereſſantes Terrain, bis Nachmittags, wo eine unabſehbare Ebene ſich vor uns ausbreitete, in welcher einige von uns, obgleich ſehr undeutlich, vier Minarets fern am Horizont ſahen — Adrianopel. Wie jubelten wir beim Anblick der zweiten Hauptſtadt des Reichs! Dort wollten wir einen Tag raſten, und dann auf's neue

Immer zu, immer zu,
Ohne Raſt und Ruh!

Aber der Menſch denkt und Gott lenkt. Bei einbrechender Nacht kamen wir in die Nähe der Stadt, nachdem wir in der Dämmerung eine Stunde lang gegen die vielen glänzend beleuchteten Minarets geritten waren, von denen wir bei ihrem erſten Anblick ſieben Stunden entfernt geweſen, ſo weit und flach iſt das Thal, in welchem Adrianopel liegt.

Wir hatten noch einiges Waſſer zu paſſiren, das ſich in kleinen Seen auf der Straße geſammelt hatte, und trabten dann auf einem ungemein holprigen, ganz vernachläſſigten

Pflaſter bis an das Thor der Stadt, aus zwei armſeligen Häuſern beſtehend, von denen eines eine Wache vorſtellte und mit dem andern durch eine Brücke zuſammen hing. Dieſes ſtädtiſche Gebäude wurde durch eine kleine Ampel beleuchtet, die ſich über unſern Köpfen an einer eiſernen Stange ächzend wiegte, als fühle ſie ihre Jämmerlichkeit.

Hier ſtockte auf einmal unſer Zug. Wir hinten wußten nicht warum und verſtanden auch zu wenig türkiſch, um zu errathen, was zwiſchen unſerem Führer Hamſa und der Wache verhandelt wurde. So hielten wir eine halbe Stunde, müde, fröſtelnd, da wir uns warm geritten hatten und nun in der kalten Abendluft ſtill hielten, murrend über die fehlgeſchlagene Hoffnung, bald in ein Quartier zu kommen und unſere erſtarrten Glieder auf weichen Kiſſen ausſtrecken zu können.

Der Tartar hatte den Paß des Barons genommen und war damit in die Wachſtube gegangen. Er kam endlich wieder und bedeutete uns abzuſteigen und ihm dahin zu folgen, da unſere Päße erſt dem Paſcha vorgelegt werden müſſen, ehe wir einreiten dürften. Wir traten in das niedrige, von einem an der Wand hängenden Lichte ſpärlich beleuchtete Zimmer, und warfen uns gleich auf die Binſenmatten und Polſter, die an den Seiten lagen. So viel der dicke Tabaksqualm erkennen ließ, hatte das Zimmer bloß vier nackte Wände, einen Kamin und ein einziges Fenſter von einem Fuß im Quadrat. Die edeln Stadtwächter, junge Türken, kauerten an den Wänden, Piſtolen und Dolch im Gürtel, die Pfeife im Munde.

Ich war vor Ermüdung beinahe eingeſchlafen, als Hamſa erſchien und uns, die wir jetzt hofften, erlöſt zu ſeyn und unſern Chan aufſuchen zu dürfen, in einen ſchmutzigen Winkel der Straße führte mit dem Bedeuten, uns ruhig zu verhalten und nicht von der Stelle zu gehen. Auch gelang es uns, aus ſeinen Worten und Geberden endlich ſo viel abzunehmen, wir möchten, wenn wir gefragt würden, ſagen, unſere Caravane habe Schumla nicht berührt, ſondern ſey um die Stadt herum gegangen. Was ſollte Alles dies bedeuten? warum hielt man uns hier auf? Zuweilen hörten wir ein verhängnißvolles Wort neben uns flüſtern: Calenbur, was Quarantaine bedeutet. Aber der Gedanke war zu neu und ſchrecklich, um ihm nachhängen zu können. Hatte man doch nie gehört, daß die Türken ihr Land mit einer Quarantaine umzogen; wozu auch? und brachten wir ihnen doch gewiß keine Peſt.

Unſerer Ungewißheit wurde auf einmal ein Ende gemacht; ein Türke mit dem Feß auf dem Kopfe kam auf uns zu, ſtellte den langen Stock abwehrend vor ſich hin und deutete auf ein höchſtens zwei Fuß hohes Loch in der alten Stadtmauer, das man öffnete und durch welches wir in einen rings mit hohen Mauern umgebenen Hof kriechen mußten. Mehrere der Wachen umgaben uns mit den finſtern, bärtigen Geſichtern, und ihre Dolche und Piſtolen leuchteten recht unheimlich bei der düſtern Flamme einer beinahe abgebrannten Pechfackel, die einer vor uns hertrug, bis zu einem größern Thor, das nach mehrmaligem Klopfen geöffnet wurde. Wir traten in einen zweiten Hof, und hinter uns riegelte man das Thor wieder zu.

Das Terrain, auf welchem wir uns befanden, ſchien ein Garten oder eine Baumanlage; wir waren wenigſtens von Bäumen umgeben und unſere Füße traten auf lockern Grund. Ein coloſſales Schöpfrad hob ſich neben uns aus einer Waſſergrube und goß langſam das geſammelte Waſſer aus ſeinem morſchen Eimer, worauf dieſer mit melancholiſcher Klage in die Tiefe zurückſank. Wir ſchleppten unſere müden Glieder noch einige Schritte weiter und wurden dann mit langen Stöcken in ein einſam ſtehendes Haus beinahe hineingeſchoben. Durch einen ſchmutzigen Gang gelangten wir in ein Zimmer; zugleich mit uns ſetzte man eine Kohlenpfanne und ein brennendes Talglicht hinein und ſchloß die Thüre ab. Hamſa, unſer Tartar, kauerte an die Wand und ſchien über unſere Lage nachzudenken, wenigſtens ſprach er nichts, ſondern ſah uns ſehr wehmüthig an. Auch wir betrachteten unſern Aufenthalt und uns gegenſeitig. Der Baron zog in ſtiller Reſignation ein kleines türkiſches Wörterbuch aus der Taſche, um mit Hülfe deſſelben den Tartaren zu befragen, was man eigentlich mit uns vorhabe.

Kaum ſah Hamſa das Buch in den Händen des Barons, als er gleich zu ihm hinrutſchte und zu ſeinen Füßen gelagert ihm aufmerkſam in die Augen ſah. Ueberhaupt kam Hamſa, ſo oft v. T. dieſes Büchlein zur Hand nahm, eilends herbei und merkte genau auf jedes Wort, das er ihm allenfalls ſagen wollte, wogegen wir Andern lange ſchreien mußten, bis er unſern Befehlen oder Bitten Gehör gab. Diesmal wartete aber der Tartar die Frage nicht ab, ſondern wohl merkend, um was es ſich handle, ſagte er: Schumla Gümurtochak, burda Calenbur,“ d. h.: „Schumla Peſt, hier Quarantäne.“ Dies erfüllte uns mit nicht geringem Schrecken, und wir ſahen auf einmal unſere troſtloſe Lage. Deshalb auch früher ſeine Bitte, wir möchten verſichern, Schumla nicht berührt zu haben. —

So ſaßen wir alſo feſt, mit der nächſten Ausſicht, die Nacht in dieſem Loche zuzubringen, das nichts enthielt, als einige ſchlechte Binſenmatten und an den Wänden Erhöhungen von Holz, Divans vorſtellend; auch hatten wir weder gefrühſtückt noch zu Mittag gegeſſen, und unſere Reiſeſäcke enthielten außer Thee und Chokolade nichts Genießbares. Von den Türken, unſern Wächtern, war auch nichts zu hoffen, denn nachdem ſie uns ein Kohlenbecken hineingeſchoben und jedem eine kleine Taſſe Kaffee verabreicht hatten, ſchloſſen ſie die Thüre, ſo wie das ganze Haus, und kein noch ſo heftiges Klopfen und Schreien bewog einen, nach unſern Bedürfniſſen zu ſehen. So waren wir denn förmlich gefangen und fügten uns in dieſes traurige Geſchick ſo gut wie möglich, legten uns auf den harten Boden und ſchließen, in die Pelze gewickelt, ziemlich feſt, um den folgenden Morgen wie gerädert aufzuſtehen.

Morgens erſchien der Arzt der Quarantäne, ein junger Italiener, um uns in Augenſchein zu nehmen; ein ſehr artiger Mann, der uns in der Folge mit großer Artigkeit behandelte, und es ungemein bedauerte, daß wir die Nacht ſo ſchlecht zugebracht. Der Baron bemerkte ihm ziemlich ernſt, es ſey doch unverantwortlich, Reiſende einzuſperren, ohne ſich um ihre nothwendigſten Bedürfniſſe im Geringſten zu bekümmern. Der Arzt entſchuldigte die Anſtalt, weil ſie noch ſo jung ſey, und gab uns dabei eine kurze Geſchichte ihrer Entſtehung. Die Geſandten der auswärtigen Mächte haben die Quarantäne eingeſetzt, damit die Peſt ſo viel möglich von der Hauptſtadt abgehalten würde und ſo ſie ſelbſt geſichert wären. Obgleich noch ſehr mangelhaft, habe ſie doch ſchon ſehr ſchöne Reſultate geliefert, denn ſeit zwei Jahren wäre von der fürchterlichen Seuche Konſtantinopel und Pera nicht verheert worden. Letzteres hörten wir ſpäter dort beſtätigen. Dann zuckte der Arzt die Achſeln und meinte in Betreff der ſchlechten Behandlung der Reiſenden, müſſe man nicht vergeſſen, daß man in der Türkei ſey. Dies hatten wir in den letzten Tagen auch ſattſam erfahren.

Wir waren alſo in der Quarantäne und ſuchten uns dieſen Aufenthalt ſo erträglich und angenehm zu machen als möglich. Die deutſchen Conſuln und der engliſche, die wir von unſerm Unglück in Kenntniß geſetzt hatten, bemühten ſich, beſonders der letztere, uns nach ihren Kräften mit dem Nothwendigſten zu verſehen. Nachmittags erſchien ein Wagen, der zwei freilich ſehr defecte Tiſche, einige Stühle, blecherne

Pfannen, Wein, Butter, Reis und einen Schatz, nämlich einen Sack mit Kartoffeln, brachte.

Die Quarantäneanſtalt ſtellte uns einen Mohren als Kammerdiener und Koch, der aber mit immenſer Körpermaſſe eine unbeſchreibliche Faulheit verband; auch beſtand ſeine ganze Kochkunſt in der Bereitung eines ſehr mittelmäßigen Pillau, ſo daß wir uns genöthigt ſahen, unſere Küche eigenhändig zu verſehen. Ein Jude, der jeden Tag zweimal eingelaſſen wurde, brachte Alles, was wir verlangten, nur ließ er ſich ſehr theuer bezahlen, und ſo konnten wir unſern Tiſch gleich am erſten Tage mit einer vaterländiſchen Fleiſchſuppe und Kartoffeln verſehen. B. und ich verſtiegen uns den zweiten Tag ſogar zu einem Schöpſenbraten und einem Huhn, das ich in Ermanglung von etwas Beſſerem mit Trauben und Brod ſtopfte. So lebten wir ziemlich anſtändig, tranken Morgens unſern ſelbſtbereiteten Kaffee und Abends einen ſelbſtgebrauten Punſch und ſpielten darauf bis in die ſpäte Nacht Whiſt, ehe wir unſere Schlafſtätten aufſuchten, d. h. die Tiſche und Stühle in eine Ecke rückten und uns auf den Boden legten.

Unſer Kislar-Aga, ich meine unſern Quarantänewächter, der den erſten Tag jeden unſerer Schritte und Tritte mit der größten Malice bewacht und ſtets mit ſeinem langen Stock in die Luft geſuchtelt hatte, wurde mit der Zeit ganz geſchmeidig und unſer beſter Freund. Er hieß Muſtapha und ſuchte nebſt ſeinen Trabanten jede Communication nach Außen zu verhindern, wobei ſie aber ſelbſt in unſer Zimmer kamen, unſere Sachen anfaßten und ſich als ächte Muſelmänner und Fataliſten aus der Anſteckung nichts zu machen ſchienen, es ſey denn, daß ſie unſern Worten, wir ſeyen nicht in Schumla geweſen, Glauben beimaßen. Kurz, ſie ſpielten mit uns, ſo zu ſagen, Quarantäne, und ließen uns im Innern alle Freiheit. Unſer Mohr, er hieß Mertſchan, auf deutſch

Koralle, der den Tag über mit uns eingeſchloſſen war, verließ ſogar das Haus zuweilen Abends, um einer Dame, ſeiner Bekanntſchaft, eine Viſite zu machen.

Ein großer, mit Maulbeerbäumen bepflanzter Garten, der an unſer Gefängniß ſtieß, diente uns als Spazierplatz und Jagdgehege; wir ſchoſſen hier jeden Morgen oder Abend einige Rebhühner, von denen ſich große Ketten ſtets dort aufhielten.

Ein anderer Zeitvertreib beſtand darin, daß wir mit unſern Gewehren und Piſtolen nach irdenen Gefäßen ſchoſſen; kurz, wir amüſirten uns, ſo gut es ging, um die uns beſtimmten zehn Tage zu tödten. Man hatte uns mit dieſer Friſt ſehr gnädig behandelt, denn die Vorſchrift iſt eine vierzehntägige Quarantäne.

Während der ganzen Zeit hatten wir unbeſchreiblich ſchönes und warmes Wetter, der Himmel hing blau und rein über uns, und das Laub der Bäume, ſo wie das Gras zu unſern Füßen war ſaftig und grün, wie bei uns im Frühjahr, und doch hatten wir ſchon beinahe die Mitte Novembers erreicht. Den Untergang der Sonne und den Eintritt der Nacht, die hier faſt ganz ohne Dämmerung einbricht, genoſſen wir meiſtens vor der Thüre, auf einer Binſenmatte ſitzend, und ſahen, wie die Minarets des Ramaſan wegen allmälig beleuchtet wurden und in kurzer Zeit mit Tauſenden von Lichtern durch die Nacht glänzten. — Wahrhaft lächerlich war in dieſen Augenblicken das Benehmen unſerer Türken. Sie, die während dieſer Zeit den ganzen Tag ſich aller Speiſen und Getränke, ſogar des Rauchens enthalten müſſen, faßten ſchon geraume Zeit vor Sonnenuntergang ihre Löffel und Pfeifen und fielen beim Knallen des Kanonenſchuſſes, der das Ende des Tages anzeigt, mit wahrer Wuth über Speiſen und Tabak her.

Von Adrianopel ſelbſt bekamen wir während unſerer Gefangenſchaft nicht viel zu ſehen; aus unſerm Bodenfenſter, dem höchſten Punkte des Hauſes, überſahen wir nur einige Reihen türkiſcher Häuſer, an einen kleinen Berg hingebaut, ſo wie ausgebreitete Roſenpflanzungen, aus denen das vortreffliche Roſenöl gewonnen wird, womit Adrianopel den Orient und Occident verſorgt. In der Ferne erhob ſich die Moſchee Sultan Selims, nach der Aja Sophia in Konſtantinopel die ſchönſte des ganzen türkiſchen Reichs. Rechts ſahen wir aus dunkeln Platanen einige halb zerfallene Mauern und Kioske herabblicken, deren großartige Formen und reiche Verzierungen von früheren glänzenden Zeiten ſprachen — das alte Serail.

Nachdem wir ſo neun Tage verlebt, trat Abends der Arzt in unſer Zimmer und kündigte uns für den folgenden Tag die Freiheit an; zugleich donnerten an allen Puncten der Stadt die Kanonen und die Illumination der Minarets war großartiger und reicher, als gewöhnlich. Aber alles dies geſchah nicht unſerer Befreiung zu Ehren; ein Courier hatte am Abend die Nachricht gebracht, daß dem Großherrn in Stambul die fünfte Tochter geboren ſey.

Am andern Morgen erſchien der Oberaufſeher der Quarantäne und führte uns durch einen Handſchlag wieder in die allgemeine menſchliche Geſellſchaft ein.

Unſer erſter Ausflug war nach dem alten Serail gerichtet, das in ſeiner verfallenen Herrlichkeit, öde und einſam zwiſchen den dunklen Bäumen, mich ſchon lange geheimnißvoll angelockt hatte. Wir gelangten über eine große, gepflaſterte Esplanade zum äußerſten Thor, vor dem man uns zwei runde große Steine zeigte, auf welche die Köpfe der Hingerichteten geſteckt wurden. Rechts und links lagen in Schuppen alte Kanonen auf ihren Lafetten. Durch dieſes Thor traten wir in den erſten Hof, der ziemlich groß iſt und mit kleinen Steinen gepflaſtert, zwiſchen denen das Gras hervorwuchert.

Alles war ſtill um uns, jeder Fußtritt hallte in den unbewohnten Räumen wieder und die Treppen zu den Gebäuden waren zerfallen. Ein Springbrunnen im Hofe war mit Schlingkraut bewachſen, und um die abgebrochenen Waſſerröhren ſpielten kleine Eidechſen; es kam mir vor wie ein verzaubertes Schloß, urplötzlich von ſeinen Bewohnern verlaſſen. In einem Ziehbrunnen hing noch der Eimer; wir zogen ihn herauf und genoſſen das eiskalte Waſſer. Unter dem erſten Thorwege ſtand eine vergoldete Damenſänfte mit ihren dünnen Gitterſtäben, einem großen Vogelbauer ähnlich. Der zweite Hof war mit Gebäuden umgeben, in denen die Dienerſchaft gewohnt, und führte durch eine Art Kiosk in den dritten und letzten, zum Sitz der Glückſeligkeit und der Geheimniſſe des Harems.

Vor hundert Jahren wäre der Eintritt in dieſes Thor der Eintritt in unſer Grab geweſen; jetzt erhoben ſich nur rechts und links einige Raubvögel und wilde Tauben, ängſtlich flatternd, als wollten ſie uns abmahnen, weiter vorzudringen. Auf dieſem Hofe und vor den Gebäuden dieſelbe Verödung, wie im erſten und zweiten: unſere Vorſtellungen von orientaliſchem Luxus und der geträumten Pracht eines Serails wurden hier ſehr herabgeſtimmt: alte Gebäude von Holz, mit gemalten geſchmackloſen Zierrathen überladen. Wir beſahen jetzt das Selamlik, oder Haus der Männer, ſo wie den Harem, das Haus der Weiber. Erſteres beſteht vorzüglich aus einem thurmähnlichen, ziemlich hohen Gebäude, von deſſen Plattform wir nach Erſteigung einer halsbrechenden Treppe einer ſchönen Ausſicht auf die Stadt und Umgegend genoſſen.

Im Innern iſt dieſer Bau in drei Stockwerke getheilt, von denen die untern drei, das obere zwei Zimmer enthalten. Hier ruhten die alten Sultane und ſahen dem Plätſchern der Springbrunnen zu; hier überdachten ſie, welchen Vezier oder Paſcha ſie mit der ſeidenen Schnur beglücken ſollten. Dort in der Ecke lag der Großherr und machte mit der Hand eine horizontale Bewegung, wenn ihm der Großvezier die

Namen von Gefangenen oder Verdächtigen, vielleicht auch nur von Reichen, deren Beſitzungen ihn lockten, verlas, und dieſe Handbewegung fiel als ſchrecklicher Blitzſtrahl über's ganze Land hin, rüttelte hundertfachen Jammer auf und fraß das Glück ganzer Familien.

In jenen Vorzimmern ſtanden die Großen des Reichs und warfen ſich nieder vor dem Beherrſcher der Gläubigen, wenn er hindurch ging nach dem dahinter liegenden, auf's Köſtlichſte eingerichteten Gemach, wo ihm der Kislar-Aga die friſch angekommene weiße Sklavin triumphirend zeigte. Wie viel Thränen und Flüche mögen dieſen Boden benetzt haben! mehr als er zu tragen vermochte, denn er iſt jetzt durchfreſſen und eingeſtürzt. Die Wandbekleidungen ſind meiſtens herabgefallen und bedecken die Erhöhungen, auf welchen die prächtigen Polſter lagen. Die Springbrunnen ſind trocken und verſtaubt, das Ganze eine Ruine, von Geſpenſtern bewohnt, die ſich an meine Bruſt hängten und mich erſt losließen, als ich wieder den freien blauen Himmel über mir hatte.

Es iſt zuweilen gut, daß das Gedächtniß nicht im Stande iſt, die Thaten, die an gewiſſen Orten geſchehen, und die man früher mit Schaudern las, friſch und lebendig vor das innere Auge zu führen und die öden verfallenen Räume, in denen man herumwandelt, Geſpenſtern gleich damit zu bevölkern. Welche mächtige Schatten könnte man hier herauf beſchwören, aber alle würden mit blutbefleckten Händen kommen. Wer denkt nicht an Murad, den erſten Sultan, der hier reſidirte, der von hieraus in kurzen Worten dem einen Sohne den Befehl gab; den andern zu ermorden? Der ſich am Fluſſe Hebrus, welcher die Mauern der Stadt benetzt, ein Zelt bauen ließ, und ruhig zuſah, wie die gefangenen griechiſchen Edeln, je zwei und zwei zuſammen gebunden, von dem Stadtwalle in die Flut geſtürzt wurden?

Der von hier aus Serbien und Bulgarien beunruhigte bis er auf der Ebene von Coſſowa von dem ſerbiſchen Edeln Miloſch erſtochen wurde!

Ihm folgte Bajeſid, genannt der Blitzſtrahl, der bei ſeiner Thronbeſteigung den Ausſpruch des Korans, *daß Unruhe ärger als Hinrichtung iſt*, auf ſeinen armen Bruder Jakub, deſſen Daſeyn ihn in ſeiner Herrſchaft beunruhigen könnte, anwandte und ihn hinrichten ließ. Er war der Erſte, der Conſtantinopel, obwohl fruchtlos belagerte, ſo wie die Wallachei, Bosnien, und Ungarn mit ſeinen Truppen überſchwemmte. Trotz ſeinen vielen Kriegszügen war er es doch, der das Beiſpiel zur ſpätern großen Sittenverderbniß gab, wodurch er anfing, das Reich und ſich ſelbſt zu vernachläſſigen. Er war der erſte osmaniſche Fürſt, der dem Gebote des Islams zuwieder, Wein trank; auch ſchlich ſich an ſeinem Hofe zuerſt das ſchändliche Laſter der Knabenliebe ein.

Von ihm erzählt man, daß er einſtens einem Pagen, den ein altes Weib verklagte, er habe ihr ein Gefäß voll Milch ausgetrunken, was jener hartnäckig läugnete, den Bauch aufſchneiden ließ, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen.

Nach ſeinem Einfall in Ungarn, wo er in der Schlacht von Nikopolis den König Sigismund, ſo wie die deutſchen und franzöſiſchen verbündeten Ritter, gänzlich auf's Haupt ſchlug, ließ er zehntauſend chriſtliche Gefangene hinrichten. Nur die Tollkühnheit und Vermeſſenheit der franzöſiſchen Ritter, die vor der Schlacht in ihrem Uebermuth ſprachen: und wenn der Himmel einſtürzte, würden ſie ihn mit ihren Speeren aufhalten, waren Schuld dieſer gräßlichen Niederlage. Weniger vermeſſen war Bajeſids Ausſpruch: er werde nächſtens ſein Pferd auf dem Hochaltar der Peterskirche zu Rom Haber freſſen laſſen. *

---

* Hammer, Geſch. d. o. R. I.

Doch nach allen dieſen glänzenden Thaten und Eroberungen wurde dem Blitzſtrahl ein ſo trauriges Ende. Wer weiß nicht, daß ihn Timur-Khan in der Schlacht von Angora gefangen nahm, und ihn der Sage nach lange in einem eiſernen Käfig verwahrte, wo er elend ſtarb. Nach dem Abzuge der Tartaren aus Europa beſtieg Bajeſids Sohn, Suleiman, den Thron der Osmanen, der neben ſeinen vielen guten Eigenſchaften aber auch der weichlichſte und verderbteſte war. Hier in Adrianopel ſchwelgte er in Wein und Bädern, unbekümmert um die Drohung ſeines Bruders Muſa, der eine große Truppenwerbung anſtellte, um Suleiman vom Thron zu ſtoßen. Die verfallenen Gemäuer, die wir ſo eben durchſchritten, waren vielleicht noch Zeuge von den Trinkgelagen des Padiſchah. Dort erhob er ſich wahrſcheinlich von ſeinem Polſter und fragte mit lallender Zunge, als einſtens im Lager Tumult entſtand, eines Hirſches wegen, der ſich in daſſelbe verirrt, ob das Thier nicht eine Flaſche Wein auf dem Geweihe führe, in welchem Falle er ſie ihm gerne abſtoßen würde.

Links im Hofe ſahen wir noch die Ueberreſte alter Bäder; dort lag wahrſcheinlich Suleiman und ſchwelgte mit ſeinen Weibern, als man ihm die erſte Nachricht brachte: Muſa ſtehe vor den Thoren. Dem erſten antwortete er mit einem perſiſchen Vers, worauf der Greis Ewrenos, der Zweite, der ſeinen Herrn aus der Unthätigkeit zu erwecken ſich bemühte, die Antwort erhielt: „Biſt Du von Sinnen, Alter, daß Du mir mit ſolchen Grillen die Freude ſtörſt? Wer iſt Muſa mit einigem zuſammengerafftem Geſindel, daß er den Kampf um den Thron je wagen könne?“ Ewrenos, auf dieſe Art abgefertigt, klagte die Noth dem Janitſcharen Aga Haſſan, welcher, der Dritte, den Herrn mit ſchärferen Reden aufzuſtacheln ſuchte. Suleiman, erzürnt über die Freiheit der Vorſtellungen des Aga, befahl, ihm mit dem Säbel den Bart zu ſcheeren. Haſſan mit zerfetztem Geſicht ritt durch's Lager und bewog die Emire durch das, was ihm ſo eben widerfahren, ſich an ihn anzuſchließen und zu Muſa überzugehen. Sie folgten ihm Alle bis auf drei, welche allein bei Suleiman aushielten, als treue Begleiter auf der Flucht, die er nun aus dem Bade nach Conſtantinopel ergriff. Auf dem Wege dahin wurde er beim Dorfe Dugundſchi, deſſen turkomaniſche Einwohner von ſeinen Leuten vielfältig mißhandelt worden waren, am Schmuck der Kleidung und des Pferdes erkannt; fünf Brüder, alle fünf geübte Reiter und Bogenſchützen, ritten ihm vor, vielleicht nur aus Neugierde, ihn beſſer zu ſehen. Suleiman, durch ihr Vorreiten erſchreckt, ſchoß erſt einen, dann den zweiten nieder, da ſchoßen die drei übrigen zugleich ihre Pfeile auf ihn, und als er vom Pferd geſtürzt, ſchnitten ſie ihm den Kopf ab.

So haben die Ströme Bluts, die dieſe drei Herrſcher und die meiſten nach ihnen vergoſſen, ſich faſt immer gerächt, und ließen die Sonne ihres Lebens, die ſich ſtrahlend erhob, in dunklen, roth gefärbten Gewitterwolken untergehen. Doch hat der Boden, auf dem wir ſtanden, und auf dem unzählige Gräuelthaten vorgingen, die Blutlachen aufgetrunken und aufſproſſende Blumen und Kräuter haben ſie mitleidig verdeckt.

Der Harem iſt freundlicher und beſſer erhalten, als alle andern Gebäude. Der Aufſeher weigerte ſich anfangs, uns das Kiosk der Sultaninnen aufzuſchließen, und konnte nur durch ein bedeutendes Trinkgeld dazu bewogen werden. Dieſes Gebäude bildet ein regelmäßiges Viereck mit zwei Thüren, zwiſchen denen ein Vorſprung oder Erker ſich befindet, von deſſen Fenſtern aus man dieſelben genau bewachen konnte. Hier wohnten die Eunuchen, um die Eingänge zu den Zimmern ihrer armen Gefangenen ſtets im Auge zu haben. Wir traten zuerſt in eine Art Vorſaal, mit Marmor ſchön ausgelegt und ziemlich gut erhalten; in der Mitte der unentbehrliche Springbrunnen, aber auch hier ohne Waſſer. Dieſer Saal diente als gemeinſchaftlicher Spielplatz; er hat rings Erhöhungen zu Divans und eine Wand von geſchnitztem Holze. Die Fenſter beſtehen zum Theil aus farbigem Glaſe mit grotesken Blumen und ſind mit doppelten Gittern verſehen. Weit reicher noch und mehr orientaliſch ſind die inneren Zimmer, die Wände belegt mit Ziegeln, deren bunte Bemalung in lebhaften Farben Blumenguirlanden vorſtellt. Es war ein eigenes Gefühl, hier zu wandeln, wo früher außer dem Großherrn und den Eunuchen kein männliches Weſen geduldet wurde, ſich hinzuſtrecken auf die Erhöhungen, auf deren Polſtern die Sultaninnen gelegen, und die kleinen, noch gut erhaltenen Wandſchränke von vergoldetem Holze zu öffnen, worin die Odalisken Kleider und Geſchmeide ſorgſam verwahrt.

Ich weiß nicht warum, aber wir ſprachen Alles leiſe zuſammen, als fürchteten wir, draußen ſchlafende Wächter zu erwecken; auch hielten wir uns nicht ſehr lange hier auf, denn unſer Führer ſchien ſeine Vollmacht überſchritten zu haben, indem er uns dieſe Gemächer zeigte; er trieb beſtändig zur Eile an und blickte ſtets nach dem Hofthor, als fürchte er dort einen Verräther erſcheinen zu ſehen. Einer unſerer Begleiter, der Dragoman des engliſchen Conſuls, erklärte uns noch einige Sprüche des Koran, die an die Wände geſchrieben waren und zeigte uns die Namen der ſechs Propheten, Mahomed, Osman, Omar, Ali, Abubekr und Haſſan, die faſt in allen türkiſchen Häuſern irgendwo in großen Schriftzügen zu leſen ſind. Hier waren ſie in die Fayence der Wandbekleidung eingebrannt.

Wir verließen den Harem; ich brach mir eine wilde Blume, die in einem der Zimmer aus dem Fußboden hervorwucherte, und legte ſie als Andenken in die Brieftaſche. Ein großer Hirſch, der ſich auf dem Hofe zu langweilen ſchien, begleitete uns in zierlichen Courbetten bis zum Thore der Glückſeligkeit, wo er uns ſtolz verließ und in die Gemächer zurückkehrte. Wir wanderten der Stadt zu, die, obgleich eng und winklicht gebaut, wie alle türkiſchen Städte, doch etwas reinlicher ſchien als Schumla. Wir begaben uns zunächſt zu der großen Meſchee Sultan Selims, die mit ihren vier Minarets und großartigen Kuppeln eines der ſchönſten Gebäude iſt, die ich je geſehen.

Das Innere des Tempels betraten wir nicht, weil es uns, die wir zur morgigen Abreiſe im Reitcoſtüm waren, zu beſchwerlich geweſen wäre, die Stiefeln auszuziehen. Beinahe hätte man uns ſo, wie wir waren, hineingelaſſen: Da wir indeſſen den Muſelmännern kein Aergerniß geben wollten, beſtiegen wir nur eines der Minarets von eigenthümlicher Bauart, indem ſich bis zum erſten Abſatz drei Treppen zugleich hinaufwinden. Um in die Spitze des Thurms zu gelangen, mußten wir dreihundert und fünfzig Stufen erſteigen, genoſſen dann aber einer herrlichen Ausſicht.

Nun durchſtrichen wir die Bazars, welche hier ſchon bedeutend reicher ſind, als in Ruſtſchuk und Schumla, und gingen durch die Stadt zum Fluſſe Maritza, um dort eine neue, noch im Bau begriffene Brücke zu ſehen, welche ſchon dreimal, nachdem ſie beinahe vollendet, eingeſtürzt war. Uns wunderte das gar nicht. Wie wir unter beſondern Feierlichkeiten den Grundſtein eines Gebäudes legen, ſo iſt es ein Feſt bei den Türken, den Schlußſtein zu legen. Daher ſchließen ſie die Gewölbe der Brückenbogen nicht, ſondern ſtecken hölzerne Keile hinein, bis der Paſcha Zeit oder Laune hat, die Schlußſteinlegung vorzunehmen. Der hieſige hatte das einigemal verſäumt, weshalb das ſonſt gar nicht üble Gebäude, wie ſchon geſagt, mehrmal zuſammengeſtürzt war.

Der engliſche Conſul, der uns in der Quarantäne mit Gefälligkeiten überhäuft, hatte uns heute zu Tiſche geladen, was uns Allen in Ermangelung eines guten Gaſthofs und nach zehn Quarantänetagen, die uns im eigentlichen Sinne des Worts im Magen lagen, äußerſt erwünſcht war. Seine Küche, halb engliſch, halb nach der Sitte des Landes, war vortrefflich. Nach dem Eſſen nahmen wir mit Vergnügen ſeinen Vorſchlag an, durch die Stadt zu wandern und die Illumination anzuſehen, die ſchon wegen des Ramaſan, aber zu Ehren der neugeborenen Prinzeſſinn heute doppelt glänzend war; auch verſprach er uns wo möglich noch dieſen Abend dem Paſcha vorzuſtellen.

Wir zogen aus, vor und hinter uns Kawaſchen (Wachen) und Diener mit großen Laternen und Stöcken, fanden aber, nachdem wir durch ein paar Straßen gegangen, die Illumination äußerſt armſelig. Außer farbigen Laternen und Blechlämpchen, die einzeln an den Häuſern hingen, ſahen wir hie und da auf einem kleinen Platze eine Pechfackel, bei deren rothem Scheine die Türken lärmend irgend ein Backwerk verzehrten. Nur beim Palaſt des Paſcha, zu dem wir bald gelangten, war es lebhafter.

Das Gebäude hatten wir ſchon dieſen Morgen vom Minaret der Moſchee aus geſehen, von wo aus es einer deutſchen großen Caſerne glich: ein beinahe viereckiger Bau, der einen Hof umſchließt, mit regelmäßigen Fenſtern ohne die vielen Erker und Schnörkel der übrigen türkiſchen Häuſer. Die Facade war mit Lämpchen auf's Beſte herausgeputzt; ſie ſtellten Sterne und Halbmonde, auch Namenschiffern vor, nur lief Alles bunt, ohne Symmetrie durcheinander. Am Thor ſtanden mehrere zerlumpte Burſche mit großen Pechpfannen, und hier wogte eine große Menſchenmaſſe aus und ein.

Auch wir folgten dem Strome mit Hülfe unſerer Kawaſchen, welche uns mit ihren Säbeln überall Luft machten, und fanden im Hofe ein ſeltſames Treiben und Leben. Auf dem ganzen Platze waren Pechpfannen in die Erde geſteckt, welche die Menſchenwaſſen rings um ziemlich beleuchteten. In der Mitte ſaß eine Muſikbande auf dem Boden und machte mit einigen Violinen, Zithern, Querpfeifen und Trommeln einen heilloſen Lärm. Indeſſen hielten ſie bei aller Disharmonie vortrefflich Takt, zu dem in der Mitte des großen Kreiſes, den das Volk bildete, zehn bis fünfzehn Tänzer die groteskeſten Sprünge machten und eine ſich immer widerholende Melodie mit näſelndem Tone ſangen. Das Ganze gab beim flackernden Lichte ein eigenthümliches Bild: die zerlumpten Tänzer, die gellende Muſik, das Jauchzen der Menge, die Häuſer umher, die bei den vielen Lampen und Pechpfannen im Feuer zu ſtehen ſchienen.

Der Conſul führte uns in das Wohngebäude des Paſcha und vorerſt in die Zimmer des Muazil, des Miniſters oder erſten Beamten, die ſehr reich mit Divans und Teppichen geſchmückt waren. Man ſetzte eine Menge Wachslichter auf den Boden hin und brachte uns eiskaltes Waſſer in Glasgefäſſen, ſo wie unendlich lange Pfeifen. Bald waren wir und einige andere Herren, die ſich eingefunden hatten, wie der griechiſche, ſardiniſche und preußiſche Conſul und einige angeſehene Beamte und Kaufleute Adrianopels in voller Arbeit und erfüllten das Zimmer mit dem Dampfe des ſehr guten Tabaks. Da erſchien der Muazil, ein wohlbeleibter, freundlicher Mann von etwa vierzig Jahren. Er ging gegen die Gewohnheit der Türken äußerſt ſchnell, reichte rechts und links ſeine Hände zur Begrüßung hin, dann hüpfte er in die Ecke des Divans, ſchlug die Beine unter und fing durch den Dolmetſcher an, ſich mit uns zu unterhalten. Unter Anderem ſagte er, der Paſcha laſſe ſich für den Augenblick entſchuldigen, weil er in ſeinem Harem ſey. Endlich erſchien ein Diener des Paſcha. Der Muazil erhob ſich und wir folgten ihm durch mehrere Gänge, durch eine Unzahl Diener und Wachen, die in allen Zimmern ſtanden, bis zu einem ſehr reichen Gemache, in welchem der Paſcha ſaß, ein ſchon ältlicher Mann mit ergrautem Barte, aber von äußerſt einnehmendem, freundlichem Aeußern.

Wir lagerten uns auf den Divans umher; der Baron mußte ſich neben den Paſcha ſetzen, und dieſer ließ ihm durch den Dragoman erklären, er habe wegen des zweifelhaften Wetters für heute die Feierlichkeiten draußen abbeſtellt, uns zu Ehren aber wollte er Feuerwerk und Luſtbarkeit in doppeltem Glanze auflodern laſſen. Er ſprach leiſe zu einem der Diener, der ſofort, die Hand auf der Bruſt tief ſich neigend, rückwärts hinaus ging.

Der Paſcha klatſchte darauf dreimal in die Hände, und eine ganze Reihe von Dienern erſchien, jeder mit einer Pfeife in der Hand. Vor jedem der Gäſte blieb ein ſolcher Pfeifenträger ſtehen, und auf einen Wink des Paſcha drehten alle die Röhren, welche ſie bisher über die rechte Schulter gelehnt, und wir ſteckten uns die Spitzen in den Mund.

Dies gleichförmige Präſentiren der Pfeifen geſchieht dann, wenn der Wirth den Rang ſeiner Gäſte nicht genau kennt. Jetzt brachte man auch des Paſcha's Nargileh woran er mächtig zog und es dann dem Nebenſitzenden bot, was für eine große Freundſchaftsbezeugung gilt. Man brachte uns ſchwarzen Kaffee in kleinen türkiſchen Taſſen ohne Henkel, die man mittelſt eines metallenen Tellers (Zarfe) hält, und wir ſchlürften den beliebten Sorbeth aus halbkugligten Cryſtallgefäßen. Mehrere Male wurden hiebei die Pfeifen gewechſelt, mit denen der Paſcha, wie es ſchien, reichlich verſehen war.

Der ſardiniſche Geſandte, welcher neben mir ſaß, erzählte mir, welch' unglaublicher Luxus hier zu Lande mit Pfeifen, beſonders mit Mundſtücken, getrieben wird. So wie ein Großer eine bedeutende Anſtellung erhält, ſchafft er ſich

Pfeifen zu Hunderten an, was, wenn man bedenkt, daß ſchöne Bernſteinſpitzen mit mehreren hundert, ja tauſend Gulden bezahlt werden, keine kleine Auslage iſt. Ich rauchte unter andern dieſen Abend eine, die man mit den Edelſteinen, womit ſie beſetzt war, auf dreihundert Gulden C. M. ſchätzte.

Um dieſem thörichten Aufwand zu ſteuern, hatte bekanntlich Sultan Mahmud einige Jahre vor ſeinem Tode den Befehl gegeben, jeder Türke ſolle, wenn er einen Beſuch abſtatte, ſeine Pfeife mitnehmen, damit kein Hausherr nöthig habe, für ſeine ſämmtlichen, oft zahlreichen Gäſte Pfeifen herbeizuſchaffen.

Plötzlich verkündete draußen ein Kanonenſchlag den Beginn des Feuerwerks. Auf dem Hofe hatte ſich die Volksmaſſe außerordentlich vermehrt; in der Mitte ſtand aber nur ein Türke, der einzelne Raketen abbrannte, welche ziemlich gerade ſtiegen und blaue und rothe Sterne warfen. Ein Kerl, der ſchon früher durch bizarre Sprünge die Menge beluſtigt hatte, ergriff eine Stange, ſteckte ſie zwiſchen die Beine und jagte ſo im Kreiſe herum, während vorn und hinten befeſtigte Schwärmer und Fröſche feierſprühend in die Haufen fuhren, was ungemeinen Jubel verurſachte. Den Beſchluß machte ein Feuerkaſten, der vor die Fenſter geſtellt wurde, in welchem wir lagen, und mit einem ungeheuern Knall abbrannte, Sonnen, Schwärmer, Raketen, Sterne warf und zuletzt den Hof mit einer bengaliſchen Flamme erleuchtete. Das ganze dauerte ungefähr eine halbe Stunde und war eine Lumperei mit viel Spectakel; erſtere dedicirte uns die Regierung, für letztern ſorgte der Pöbel.

Indeſſen dankten wir dem freundlichen Paſcha für ſeinen guten Willen herzlich und folgten abermals dem Muazil in ſein Zimmer, wo ein türkiſches Nachteſſen unſer wartete. Eine runde ſilberne Platte, etwa drei Fuß im Durchmeſſer, die auf einem zwei Fuß hohen meſſingenen Fuße ſtand, war mit kleinen Tellern und Gläſern bedeckt.

Erſtere enthielten klein geſchnittene Aepfel, Birnen, Mandeln, Nußkerne, Melonen, Roſinen, Feigen und Zuckerwerk; in den Gläſern war Sorbeth von allen möglichen Farben und dem verſchiedenartigſten Geſchmack. Jeder langte mit den Fingern in die Schüſſel und holte ſich heraus, was ihm beliebte.

Kaum hatten wir abgeſpeiſt und uns in die Divans zurückgelegt, ſo ſteckte man uns gleich wieder eine Pfeife in den Mund. Der Muazil klatſchte in die Hände und ließ uns durch den Dragoman ſagen, die Tänzer würden ſogleich erſcheinen, um uns ihre Künſte in der Nähe zu zeigen. Die Thüre ging auf und herein ſchritt die Muſikbande, zwei Violinen, zwei Zithern und ein mir unbekanntes Inſtrument, das nur mit einer Saite beſpannt war und nur einen einzigen ſchnarrenden Ton hören ließ. Die Tänzer waren vier griechiſche Knaben in weiten weißen Beinkleidern, rothen Schuhen, rothem Gürtel und einer eng anliegenden blauen Jacke, mit Caſtagnetten in den Händen. Zwei ſtellten die Tänzerinnen vor und hatten zu dem Ende das Haar lang wachſen laſſen, daß es Ihnen ungeflochten um die Hüften wehte. Sie gingen im Zimmer umher, machten dem Muazil und uns eine Verbeugung, dann zogen ſie ſich in eine Ecke zurück. Die Muſikanten kauerten auf dem Boden und begannen in ſehr ſchnellem Tempo eine unangenehme, eintönige Muſik. Die Tänzer ſtellten ſich einander gegenüber, fielen mit ihren Caſtagnetten ungemein taktfeſt in die Muſik ein und der Tanz begann.

Ein richtiges Bild deſſelben zu entwerfen, iſt ſchwer. Die Füße, denen bei unſern Tänzern das Hauptgeſchäft obliegt, haben hier am allerwenigſten zu thun. Die Tänzer brauchen ſie nur zum Stehen und Springen und werfen ſie willkührlich plump und unbeholfen herum. Dagegen ſind die Hüften und Schulterblätter in einer unbeſchreiblichen, ſtets zitternden Bewegung. Dabei ſtoßen ſie einen eigenen Geſang aus, und obgleich der Schweiß ihnen vom Geſicht und den Armen floß, obgleich dieſes beſtändige Zittern und Springen ungemein ermüdend ſeyn muß, tanzten ſie eine volle Stunde ohne Aufhören, ohne mit ihren Caſtagnetten ein einziges Mal aus dem raſchen Takt der Muſik zu fallen.

Nach dieſem Tanze, den uns der Muazil als einen aſiatiſchen bezeichnete, kam noch ein bulgariſcher mit ähnlichen Bewegungen, und vom erſten hauptſächlich nur durch eine Figur unterſchieden, bei welcher ſich alle vier Tänzer an den Gürteln faßten und wie toll im Kreiſe herumſprangen. Endlich ſchwieg die Muſik, die Tänzer traten in den Hintergrund, und nur einer von ihnen, mit langen Haaren, kniete auf einen Wink des Muazil vor ihm auf den Boden; doch ſo, daß er dem Miniſter den Rücken zuwandte. Dann bog er den Kopf hinten über und Se. Excellenz beklebte ihm beide Backen mit kleinen Geldſtücken, die er mit Speichel benetzt hatte, worauf ſich der Tänzer wieder erhob, ein Tuch vor ſich hinhielt und ſingend ſo lange auf und niederſprang, bis ſämmtliche Münzen herabgefallen waren; dann trat er mit einer Verbeugung zurück und Alle verließen das Zimmer.

Mittlerweile war es Mitternacht geworden, und da wir frühe abreiſen und noch einige Stunden ruhen wollten, beurlaubten wir uns vom Muazil und folgten dem öſtreichiſchen Conſul, der uns für die Nacht ſein Haus angeboten, begleitet von mehreren Fackelträgern und einer großen Menge Volks.

Den andern Morgen brachen wir auf, mit der gleichen Anzahl Pferden wie aus Ruſtſchuk. Hamſa an der Spitze jauchzte beſtändig: Heide Stambul Gidelum. Land und Weg boten wenig Intereſſantes; wir zogen über baumloſe Hügel und durch dürre Thäler, zuweilen über Brücken, die wir nur einzeln beſchreiten konnten, um nicht durchzubrechen; nur war die Straße lebhafter als vor Adrianopel, und man ſah, daß man ſich der Hauptſtadt näherte. Caravanen von vierzig bis funfzig Pferden begegneten uns, die Reiter mit Säbel, Gewehr, Piſtolen ſo überladen, daß ihre Waffen gewiß oft mehr werth waren als die Waare, die ſie damit zu bewachen hatten. Auch ſahen wir kleine Züge türkiſcher Cavallerie, ſchlecht ausgerüſtet und eben ſo ſchlecht beritten. Die Leute tragen blaue runde Jacken, nach Art unſerer Huſaren, mit rothen Schnüren beſetzt, blaue Hoſen und das Feß auf dem Kopf. Abends ſechs Uhr gelangten wir nach Schatal-Burgas, wo unſer Tartar mit einigen Kantſchuhhieben eine Kaffeeſtube von den dort verſammelten Türken reinigte, und uns zum Nachtlager einrichten ließ. Am andern Tag gegen vier Uhr Nachmittags erblickten wir zum erſten Male das Meer; am fernen Horizont tauchte im Süden die Spitze der Inſel Marmora empor, und ſüdöſtlich ſtrichen die Gebirge Kleinaſiens.

Im Nachtquartier Siliwri angelangt, beſahen wir noch im Mondſchein die Ruinen eines coloſſalen Schloſſes, das auf einem ſchroffen Felſen hart am Meere ſteht; es iſt wahrſcheinlich von den Genueſern gebaut. Die Türken untergraben die zwanzig Fuß dicken Mauern, um Steine für ihre armſeligen Häuſer zu gewinnen. So bereichern ſich vom todten Körper eines rieſigen Thiers tauſend Ameiſen und Würmer. Bald wird das ſtolze Gebäude über den Köpfen dieſer Vandalen zuſammenbrechen.

Vor Tage brachen wir auf und ritten beſtändig am Strande hin, ſo daß zuweilen die grünen Wellen zu den Füßen unſerer Pferde ſchlugen; das Meer war etwas bewegt. Stets ſo die ſchöne See zur Rechten, kamen wir Mittags nach Kutſchukſchekmedſche, und gegen drei Uhr ſahen wir Conſtantinopel in ſeiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns liegen.

Conſtantinopel.

Anſicht der Stadt. — Gaſthöfe und Caffeehäuſer. — Straßen und Hunde. — Straßenleben. — Türkiſche Bäder. — Der Hippodrom, die ſieben Thürme, mehrere Moſchee'n und andere alte Bauwerke. — Fahrt nach Bujukdere. Die alten und neuen Waſſerleitungen. — Türkiſches Familienleben. — Die Nacht in Ramaſan. — Eine Audienz beim Sultan. Diner bei Reſchid Paſcha.

Im Halbcirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabſehlich benetzt von dem laulichen Wogenſchwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis.

Platen.

„Ich ſah Athens geheiligte Räume, Ephesus Tempel ſah ich, und war in Delphi; ich habe Europa durchſtreift von einem Ende zum andern und Aſiens ſchönſte Länder beſucht; aber niemals erfreute mein Auge ein Anblick, dem von Conſtantinopel vergleichbar.“ So ſagt Lord Byron, und ſein Ausſpruch iſt wahr. Doch muß man nicht von der Landſeite herkommend, Conſtantinopel allmählich zwiſchen großen dunkeln Cypreſſenwäldern erſcheinen ſehen, welche, wie die alten zerſchoſſenen, mit Epheu bedeckten Mauern, Zeugen einer untergegangenen ganz anderen Zeit ſind. Sie machen vielmehr einen wehmüthigen als großartigen Eindruck auf das Herz des Heranziehenden, dem es bekannt iſt, daß jene Cypreſſen aus der Aſche ganzer begrabener Nationen keimen und daß jene grün bewachſenen Steinhaufen die Ringmauern des alten Byzanz waren. Man muß die Stadt nicht von Weſt und Südweſt betrachten; hier findet man nur Trümmerhaufen und ſieht an den Hügeln, worauf Stambul gebaut iſt, hinauf, ohne über ſie hinwegblicken zu können.

Nur hie und da gewahrt man die Spitzen der fernen Gebirge oder zwiſchen den dunkeln Häuſermaſſen ein Stück des Meeres, wie ein Blitz aus finſtern Wolken hervortretend, wie ein Licht, das den hinteren Theilen der Stadt nie leuchtet, ſo daß hier keine farbigen, bunten Häuſermaſſen entſtanden, ſondern Alles fahl iſt und grau, gleich einem Fleck, auf den nie die Sonne ſcheint.

Stambul iſt einer großen Blume vergleichbar, auf drei Seiten von einem rauhen unſcheinbaren Deckblatt umgeben, mit welchem es an den Felsgeſtaden Rumeliens hängt, während es der aufgehenden Sonne und den großen glänzenden Spiegeln, die zwei Meere vor ihr ausbreiten, das ſchöne glühende Antlitz zuwendet. Vor dieſes muß man treten und tief in die majeſtätiſchen Züge ſchauen, um des Dichters Ausſpruch wahr zu finden. Das kleine leichte Boot trägt uns ſpielend aus dem Hafen nach dem gegenüber liegenden Geſtade von Kleinaſien; man verläßt Conſtantinopel und damit Europa, wie man vor einem Gemälde zurücktritt, um es gehörig würdigen zu können; man muß ſich auf einem andern Welttheil niederlaſſen, um das großartige Bild, das ſich hier vor den erſtaunten Augen entfaltet, mit ſeiner ganzen Schönheit ins Herz aufzunehmen.

Wie Rom iſt Conſtantinopel auf ſieben Hügeln erbaut, deren Abgränzung man deutlich erkennen kann. Sie bilden noch jetzt wie unter der Herrſchaft der Conſtantine ein unregelmäßiges Dreieck, von dem wir zwei Spitzen von hier aus nicht ſehen; nur die dritte liegt links vor uns, das ſogenannte neue Serail, mit ſeinen buntverzierten mannigfaltigen Gebäuden, größern Paläſten und kleinen Kiosks. Zwiſchen denſelben ſieht man Wälder von Orangen, große Platanen und ſchlanke Cypreſſen, welche dieſer ungeheuern Wohnung der Sultane, die einer kleinen Stadt mit hohen Ringmauern gleicht, die angenehmſte Schattirung geben.

Hinter dem neuen Serail, das tiefer als die Stadt am Ufer des Hafens liegt, erblickt man bunte Häuſermaſſen, die den Wellenlinien der Hügel folgen. Dort tritt eine Gruppe von Cypreſſen und anderen Bäumen über ſie hinaus; hier unterbricht ein einſam ſtehendes halbzerfallenes Mauerwerk die faſt nur durch ihre Färbung verſchiedenen Dächer der Häuſerreihen.

Was aber der Stadt einen ſo wunderbaren, ich möchte faſt ſagen feenartigen Reiz verleiht und dem Munde beim erſten Anblick einen lauten Ausruf entlockt, ſind die zierlichen Minarets und die Haufen glänzender Kuppeln auf Moſcheen und Grabmälern, die über den gewöhnlichen Wohnungen emporragen. Man kann ſie kaum zählen, geſchweige alle nennen, und während das Auge geſättigt über der Mehrzahl derſelben hinſchweift, bleibt es bewundernd an einigen hängen, die durch Größe und ſchöne Bauart dem Munde die Frage nach ihrem Namen entlocken, bei deſſen Nennung in empfänglichen Herzen tauſend Bilder und Gedanken erwachen.

Wer denkt nicht beim Anblick jener prachtvollen Kirche, der Aja Sophia, die mit ihrer ſchönen Kuppel und den vier Minarets für unſer Auge beinahe im Mittelpuncte der Stadt liegt, an ihren Erbauer, den prachtliebenden Juſtinian, der durch ſie ein Werk hinſtellen wollte, das den Glanz des einſt ſo geprieſenen Tempel Salomonis verdunkeln ſollte, was ihm auch gelang. Doch als die Kirche fertig war und der Kaiſer mit den Worten: „Salomon, ich beſiegte Dich!“ an den Altar eilte, ahnte er nicht, daß einſt der Herrſcher der Andersgläubigen auf ſeinem Streitroſſe in dieſe Hallen reiten, eigenhändig die Symbole des chriſtlichen Glaubens zerſchlagen und ſprechen werde: „Es iſt kein Gott als Gott und Muhamed iſt ſein Prophet!“ — Das Kreuz verſchwand von der Höhe der Kuppel, und jetzt erhebt ſich dort ein coloſſaler, funfzig Ellen im Durchmeſſer haltender Halbmond, der den

Reiſenden ſchon von Weitem entgegenglänzt, lange vorher, ehe ſie von der Stadt ſelbſt etwas ſehen können.

Auf der Höhe des dritten der ſieben Hügel liegt die Moſchee des großen Suleiman, die Suleimanje, was Symetrie betrifft, das ſchönſte Gebäude Conſtantinopels. Neben ihr ſieht man die Moſchee Bajazet II. mit zwei Thürmen, weiter rechts die Moſchee Mohameds II., auf dem Platze, wo das frühere chriſtliche Byzanz einen ſeiner ſchönſten Tempel hatte, die Kirche der heiligen Apoſtel. Links von der Aja Sophia zeigt ſich die Moſchee des Sultan Achmet, welche man füglich die Cathedrale Conſtantinopels nennen kann. Sie iſt eines der prächtigſten Gebäude und hat ſechs Minarets.

Ueber alle dieſe Moſcheen hinaus ragt der Thurm der Feuerwache, der Thurm des Seraskiers. Er liegt in der Nähe des alten Serails. Ihn vergleicht nach Hammer der Hiſtoriograph Iſi mit einem in den Lüften ſchwebenden Neſte des Paradiesvogels.

So liegt Conſtantinopel links vor uns und ſeine Häuſerreihen ſteigen bis zu den Ufern des großen Hafen, des goldenen Horns hinab, das wir mit allen ſeinen Schönheiten gerade vor uns haben; man verfolgt ſeinen Lauf von der breiten Einmündung in's Meer von Marmora bis Ejub, wo es ſich allmählig zwiſchen den grünen Wieſen zu verlieren ſcheint. Auf ſeinem Waſſer von der ſchönſten grünen Farbe ruhen Schiffe von faſt allen Nationen der Erde neben einander. Das alte, ſonderbar gebaute Fahrzeug der ſyriſchen Küſtenfahrer, deſſen hoher ſpitzer Schnabel an die Bauart der Schiffe im Alterthum erinnert, liegt mit ſeinem ſchmutzigen Anſtrich neben der zierlich ausgerüſteten Yacht des Engländers, der auf derſelben vielleicht ſeine große Tour nach dem Orient gemacht. Da ankert ſchwerfällig ein altes türkiſches Kriegsſchiff, ein zerſchoſſener Invalide, der zu ſeinem Glück die

Fahrt nach Aegypten nicht mitmachen konnte, neben einer leichten engliſchen Kriegsbrigg, die auf und unter dem Verdeck blank und ſauber geputzt iſt, mit den hohen Maſten hin und her wiegt und ungeduldig an den Ankerketten zu zerren ſcheint. Langſam bewegt ſich dort eines jener plump zuſammengezimmerten Gerüſte, die einem Floße gleich auf ſchweren Balken ruhen und dazu dienen, den Hafen, beſonders die Landungsplätze für die kleineren Boote, vom Schmutze zu reinigen. Neben ihm ſtellt ſo eben ein Dampfſchiff ſeinen muntern Lauf ein, hißt eine Flagge auf und der Waſſerdampf, der laut ſchreiend dem geöffneten Ventil entfährt, zieht die Aufmerkſamkeit der Osmanlis auf ſich, die, faul in ihren Kähnen liegend, dem Meerwunder zuſehen.

Zwiſchen dieſen größeren Fahrzeugen bewegen ſich die kleineren Boote, Kaik genannt, vermöge ihrer fabelhaft leichten Bauart im wahren Sinne des Worts pfeilgeſchwind auf dem Waſſer des Hafens hin und her, ja wagen ſich ſogar, wie heute das meinige, über den Bosporos nach dem aſiatiſchen Ufer. Dieſe Fahrzeuge ſind gewöhnlich achtzehn bis zwanzig Fuß lang, aber kaum drei Fuß breit, und da ſie, wie alle Seefahrzeuge, auf dem Kiel gebaut ſind, ſehr zum Umſchlagen geneigt, wozu noch die äußerſt dünnen Wände das Ihrige beitragen. Dieſe, kaum einen halben Zoll dick, beſtehen, wie das ganze Boot, aus hartem Holz und ſind gewöhnlich zierlich geſchnitzt. Durch ihre Leichtigkeit und den langen ſpitzen Schnabel, in welchen das Boot ausläuft, wird ihre ungemeine Schnelligkeit bedingt, aber auch, beſonders für den Europäer, das Einſteigen erſchwert; denn man muß bei dieſem Manöver gleich vom Landungsplatze aus die Mitte des Boots gewinnen und ſich ruhig niederſetzen, um das Gleichgewicht zu erhalten und nicht umzuſchlagen, was dennoch ſehr häufig vorkommt.

Wir Europäer, die neben dem Platz, auf dem wir ſitzen, noch großen Raum für unſere Beine brauchen, konnten nur zu drei, höchſtens vier eine ſolche Waſſerſchachtel beſteigen; aber die Türken, die ihrer Geſchäfte wegen häufig über den Hafen ſetzen müſſen, finden zu acht bis zehn in einem ſolchen Boote Platz, da ſie ſich auf ihre untergeſchlagenen Beine an den Boden ſetzen. Meiſt bewegt nur ein einzelner Mann ein ſolches Boot vorwärts, aber mit erſtaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit, wobei er beſtändig ein lautes: „Johe!" ausſtößt, um ein anderes Boot, das vielleicht um die Ecke eines Kriegsſchiffs herum ihm in die Seite fahren würde, frühzeitig zu benachrichtigen.

Bei dieſem Ausweichen kommt die große Leichtigkeit der Fahrzeuge wieder ſehr zu Statten, da ſtets mehrere Hunderte den Hafen bedecken und manches Unglück durch Anprallen vorfallen müßte, wenn der Schiffer nicht mit einem einzigen Ruderſchlag ſeinem Boot eine andere Richtung geben könnte.

Das reizende Bild des Hafens, der ſich zwiſchen Conſtantinopel und den auf dem andern Ufer liegenden Vorſtädten wie ein klarer Bach hinzieht, wird durch die Menge dieſer kleinen Fahrzeuge ſehr belebt. Einen äußerſt komiſchen Anblick gewährt ein ſolches Kaik, mit einer Menſchenladung, von der man nur die Köpfe über dem Bord emporragen ſieht. Hin und wieder arbeitet ſich auch die Schaluppe eines Kriegsſchiffs ſchwerfälliger zwiſchen den Kaiks durch, doch nicht minder hübſch. Dieſe Fahrzeuge ſind von dunkler Farbe wie die Schiffe, mit einem einzigen blauen, rothen oder weißen Streifen um den Rand. Auf den Bänken ſitzen die Matroſen, bei den größern in zwei, bei den kleineren nur in einer Reihe, in ihren Jacken von dunkler Leinwand, worüber ſie einen ſaubern breiten Hemdkragen herauslegen, der meiſt von blauer Farbe iſt. Er rahmt in Verbindung mit dem ſchwarzen, betheerten keck aufgeſtutzten Hute die friſchen runden Köpfe der Matroſen recht angenehm ein. Am Hindertheil der Schaluppe ſteckt die Flagge und unter derſelben ſitzt auf einem mit der Landesfarbe eingefaßten blauen Tuch der Offizier, der ſie befehligt, in ſeinen Händen zwei Schnüre, mit denen er das Steuerruder leitet. Mich hat das An- und Abfahren dieſer Kriegsſchaluppen ſtets ergötzt. Die Matroſen ſitzen auf ihren Bänken, die Ruderſtange gerade in die Höhe geſtreckt, den Augenblick erwartend, wo der Offizier einſteigt. Dann pfeift der Bootsmann, die Matroſen ſtoßen vom Schiffe ab und laſſen ihre Ruder alle zugleich in's Waſſer fallen.

Eine für uns Ausländer beſonders merkwürdige Erſcheinung, die uns bei unſern Spazierfahrten auf dem Hafen öfters aufſtieß, war ein großes weißes Kaik, reich vergoldet, deſſen ſauber geſchnitzter, bunt bemalter Schnabel ſehr lang und ſpitz war. Auf demſelben, beinahe am Ende, ſtand ein goldner Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, der einen Ring im Schnabel hielt, von welchem zwei dicke ſeidene Schnüre bis an die Spitze des Boots gingen und es zu leiten ſchienen. In der Mitte des Fahrzeugs trugen vier oder ſechs vergoldete Säulen ein Dach von rothem Samt mit Goldſtickerei, unter dem ein reich gekleideter junger Mann ſaß, der etwas bleich ausſah. Er trug ein Feß, welches ein großer Stern von Diamanten ſchmückte. Es war der Sultan Abdul Medſchid, auf deutſch: Diener der Andacht.

Vorn im Schiffe neben dem Vogel war ein etwas erhöhter Sitz angebracht, auf dem einige vom Gefolge des Sultans ſaßen. Am Hintertheil befand ſich die Dienerſchaft. Der Sultan hat zu ſeinem Privatgebrauche drei ſolcher Kaiks, eins mit vierzehn, ein anderes mit achtundzwanzig, das größte mit ſechsundfünfzig Ruderknechten, die weiße Jacken und Beinkleider tragen und auf dem Kopfe ein rothes

Feß; ihre Ruderſtangen ſind ebenfalls weiß, mit goldenen Blumen verziert. Man ſagte uns, in der Anzahl dieſer Bootsknechte ſey abſichtlich die Zahl ſieben, als eine heilige enthalten. Dieſem Boote des Padiſchah folgt ein ähnliches leeres, denn die Etikette will nicht, daß der Großherr die Rückfahrt im gleichen Boote mache.

Sobald das Boot des Sultans auf dem Waſſer erſcheint, müſſen alle übrigen Fahrzeuge in ihrem Lauf einhalten; jeder darin ſitzende muß ſeine Pfeife bei Seite legen, und wehe dem, der ſich unterſtände, in dieſem Augenblicke in's Waſſer zu ſpucken oder etwas hinein zu werfen. Sind die, welche gegen dieſes Geſetz handeln, Muſelmänner, ſo werden ſie mit Geldſtrafen oder einer gewiſſen Anzahl Hiebe auf die Fußſohlen beſtraft, ſind es Fremde oder Franken, die ſich mit Unkenntniß dieſer Gebote entſchuldigen können, ſo fällt die Strafe auf den Kaikſchi oder Bootführer. Einem andern Boote, dunkel bemalt, das zuweilen auf dem goldenen Horn erſcheint, weichen alle Kaik ängſtlich aus und fliehen es, wie die kleinen Fiſche den gefräßigen Hai. Sogar der Osmanli, den ſelten etwas aus ſeiner Ruhe zu ſtören vermag, verläßt den Strand des Meeres, wo er ſeine Pfeife rauchte und zieht ſich zurück, ſobald dieſes Boot mit ſieben Paar Rudern bemannt, dem Ufer nahe kommt. Ein alter finſterer Türke mit langem Bart ſitzt darin und ſpäht aufmerkſam umher. — Es iſt der Boſtandſchi Baſchi, General der Garten Leibwachen. Er ſorgt für die Sicherheit und Ruhe des Hafens, hat, wie der Janitſcharen Aga Gewalt über Leben und Tod und macht gewöhnlich kurzen Prozeß. Seine Kawaſchen binden den Schuldigen und ertränken ihn ohne Weiteres im Meer.

Wollte man von der Schönheit und dem regen Leben des goldenen Horns mit der Feder einen anſchaulichen Begriff geben, ſo würde man in Jahren nicht fertig; denn der prächtige Hafen iſt es hauptſächlich, der dem Anblick der ganzen Stadt einen ſo wunderbaren Reiz verleiht. Ungefähr in der Mitte ſeiner Länge iſt er durch die neue ſchöne Brücke geſperrt, welche Achmed, der frühere Kapudan Paſcha, im Jahr 1835 bauen ließ. Sie iſt ſechshundert ſieben und dreißig Schritte lang und fünf und zwanzig breit. Statt wie unſere Schiffbrücken auf Pontons ruhend, wird ſie durch einen Wald der längſten und ſchönſten Maſtbäume, die aufrechtſtehend eingeſenkt ſind, getragen. Sie führt von Conſtantinopel nach dem andern Ufer des Hafens, wo ſich die Vorſtädte Pera, Galata und Top-Chana erheben.

Von Scutary aus geſehen, liegen dieſe zur Rechten vor uns; ihre Häuſer ſind ebenſo an den Hügeln hinangebaut, wie die Stambuls; doch bieten ſie dem Aug' einen weniger glänzenden Anblick, da ſich über der dunkeln Häuſermaſſe — der Türke erlaubt nämlich dem Ungläubigen keinen bunten Anſtrich derſelben — faſt gar keine ſchlanken Thürme erheben.

Pera iſt bekanntlich das Frankenviertel, das gar keine Moſcheen hat. In Galata, deſſen ſehr ſchmutzige und holperige Gaſſen ſich bis zum Hafen hinabziehen, haben ebenfalls Franken, doch mehr noch Armenier, Juden und ärmere Türken ihre Werkſtätten und Laden aufgeſchlagen. Das einzige hervorragende Bauwerk in Galata iſt der auf der Höhe thronende, maſſive Thurm, der Thurm von Galata genannt. Er wurde von den Genueſern im Jahr 1348 erbaut. Man hat hier eine der ſchönſten Ausſichten über die Stadt und die ſie umgebenden Meere. An Galata gränzend, dicht am Ufer des Hafens, liegt Top-Chana (Kanonen-Werkſtatt). Schon Mohamed II. ließ eine chriſtliche Kirche, die ſich da befand, zur Stückgießerei umwandeln, und noch jetzt, wie ſchon der Name angezeigt, werden die groben Geſchütze hier gegoſſen.

Einige Abwechſelung in die ſchmutzige Einförmigkeit der Häuſermaſſen dieſer drei Stadttheile bringt eine auf der Höhe an Pera liegende neue Caſerne, die mit ihrem weißen Anſtrich freundlich hervortritt, ſo wie die vielen Cypreſſen des großen und kleinen türkiſchen Kirchhofs zu Pera, die man ſonſt nirgends in ſolcher Anzahl und Schönheit trifft. Der Engländer Walsh nimmt die Zahl der Seelen Stambuls zu fünfmalhunderttauſend, die der Halbinſel Pera mit Galata und Top-Chana zu zweimalhunderttauſend an, und die äußere Anſicht der Häuſermaſſen widerſpricht dieſem Verhältniß nicht.

Neben Top-Chana, dicht am Ufer des Hafens, ſieht man die Sommerwohnung des Sultans, ein langes, einſtöckiges und ſehr bunt bemaltes Gebäude, das, auf einer hellen mit Orangenbäumen beſetzten Terraſſe ſtehend, einen recht freundlichen Anblick gewährt; doch iſt leider dieſer Pallaſt der Beherrſcher der Gläubigen nur von Holz.

So lag Stambul in ſeiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns, und ich fühlte die Wahrheit der Worte Hammers, wenn er ſagt: „Sie iſt die Herrin zweier Erdtheile und zweier Meere, die geborene Beherrſcherin Aſiens und Europas, an beider Gränze auf ſieben Bergen thronend. Von drei Seiten fluthenumgürtet, ſchaut ſie von den ſieben Gipfeln ihres Throns gegen Mittag auf die Propontis und den Ausfluß derſelben, den fiſchreichen Helleſpontos, gegen Oſten auf den ſchlangengewundenen Bosporus und den als ſtürmiſch übelberüchtigten Pontos hin.“ — Ja, es iſt ein Gemälde, wie ich es nie geſehen, voll Lieblichkeit und Zauber. Uns ganz zur Rechten iſt das Bild begrenzt von der alten Veſte Rumili Hiſſiari, deren Wälle und Thürme keck am Geſtade des Bosporus hinaufklettern und mit ihrem grauen Gemäuer eine dunkle Einfaſſung des luſtigen, glänzenden Bildes vorſtellen. Links iſt der Rahmen zerfließender und großartiger. Da beginnt faſt zu den Füßen des neuen Serails das Meer von Marmora, das mit ſeinen blauen Fluten am äußerſten Ende einige kleine Eilande umſpült, die Prinzelinſeln.

Als ich Conſtantinopel zum erſten Mal in ſeiner ganzen Ausdehnung ſah, war im Hafen und an ſeinen Ufern außer dem gewöhnlichen Leben, das die hin und herfahrenden Boote verurſachen, außer dem Geſchrei der zahlloſen Möven, die ſo zahm ſind, daß man ſie beinahe mit den Händen greifen kann, ehe ſie kreiſchend davon fliegen, ein außerordentlicher Lärm. Seiner Hoheit war wieder eine neue Prinzeſſin geboren worden und die Türken bemühten ſich, die Freude ihres Herzens durch zahlreiche Kanonenſalven kund zu geben. Von ſechs Seiten knallte es oft zugleich. Am neuen Serail ſtanden zwei Batterien, ebenſo an der Reſidenz des Sultans und die Artilleriſten in Top-Chana ſuchten zwei türkiſche Fregatten zu überdonnern, die, in der Mitte des Hafens liegend, den meiſten Lärm machten. Die ganze Waſſermaſſe war in ſolchen Augenblicken mit Dampf bedeckt, der ſich wie ein Nebel vor unſer kleines Kaik lagerte. Als wir zurückfuhren, begrüßten wir noch den Leanderthurm, der einſam auf dem Felſen Damalis ſteht, eine Schildwache des goldenen Horns. Von ihm wurden in Kriegszeiten eiſerne Ketten nach dem Thurme an der Spitze des neuen Serails gezogen, die den Paß zwiſchen dem Bosporus und und der Propontis ſperren ſollten. Hätte ich damals, als ich die Schöne des ganzen Bildes in mein Herz aufgenommen, ebenfalls Ketten vor daſſelbe ziehen können, die nichts hinausließen, ſo könnte ich Manches wiedergeben, was mir der Drang ſpäterer Ereigniſſe entführt hat.

Gaſthöfe und Caffeehäuſer.

Wer, wie wir, die wohl eingerichteten Donau-Dampfſchiffe verläßt, um einen Ritt durch die Türkei zu machen, der, an ſich ſchon ungefähr acht Tage dauernd, noch durch eine zehntägige Quarantäne unangenehm gemacht wurde, eine Quarantäne, worin es weder Betten, Tiſche, noch ſonſt irgend ein Möbel gab, wo wir unſern Pillau mit Hühnern ſelbſt kochen und unſere ſchmutzige Wäſche eigenhändig waſchen mußten, kann denken, daß wir mit größtem Verlangen einer Anſtalt, Penſion oder Gaſthaus, wie man es nennen will, entgegen ſahen, die uns in Conſtantinopel aufnehmen ſollte und die von einer liebenswürdigen Landsmännin geführt, gewiß Alles darbot, was zur Erquickung ermüdeter Reiter dient. Pera, das, wie ſchon geſagt nur von Franken bewohnt wird, hat mehrere dergleichen Anſtalten, unter denen uns die der Madame Balbiani, einer Elſäßerin, als beſonders gut und angenehm geprieſen worden war. Obgleich Hamſa, unſer edler Tartar, die Genüſſe der großen Caravanſerei ſehr lockend ſchilderte, brachte er uns doch bereitwillig durch die engen ſteilen Gaſſen Pera's nach einem kleinen freundlich ausſehenden Hauſe, das, wenn es auch kein gemaltes Aushängeſchild hatte, uns doch gleich mächtig anzog; denn beim Pferdgetrappel auf der Straße erſchien die Beſitzerin und bewillkommte uns herzlich in deutſcher Sprache.

Unſere Pferde wurden abgepackt, Sättel und unſere Effecten in das Haus niedergelegt und Hamſa durch Auszahlung der ihm noch zukommenden Summe verabſchiedet. Dem Tartaren liefen die Thränen in den Bart, als er uns einzeln die Hand drückte und dem Baron verſicherte: er habe noch nie einen ſo freundlichen guten Herrn gehabt, wie ihn und würde auch ſchwerlich wieder einen ſolchen begleiten.

Faſt hätten wir noch einmal eine kleine Quarantäne oder wenigſtens eine Veräucherung aushalten müſſen. Da es bekannt war, daß ſich die Peſt bei Adrianopel gezeigt hatte, ſo konnten nur die heiligſten Verſicherungen, daß wir dort Quarantäne gehalten, die Wirthin vermögen, uns ſofort in ihre Zimmer treten zu laſſen, ohne zuvor in einen großen Schrank zu kriechen, der vorne ein großes Loch hat, zu welchem man den Kopf herausſtreckt, und am Boden eine Vorrichtung, wo Wachholder und anderes Räucherwerk einen gewaltigen Dampf hervorbringt, der von unten herauf alle Kleidungsſtücke durchdringt. Dieſe Penſion iſt ziemlich auf dem Fuß europäiſcher Gaſthöfe eingerichtet, hat einen Speiſeſaal und Zimmer mit ein oder zwei Betten, die alle mit Vorhängen von feiner Gaze verſehen ſind, um während der heißen Jahreszeit die dem Schläfer ſehr läſtigen Inſecten abzuhalten. Die übrige Einrichtung iſt halb türkiſch, halb fränkiſch. Auf dem Boden liegen Teppiche und nirgends fehlt der breite Divan an der Seite, wo die Fenſter ſind.

Die größte Unbequemlichkeit in der kältern Jahreszeit iſt der Mangel an Oefen, deren man bei der ſchlechten Bauart der Häuſer, Feuersbrünſte fürchtend, ſo wenige wie möglich aufſtellt, und das ſehr verkehrter Weiſe; denn das Surrogat dafür, der Mangahl, ein kupfernes Gefäß, in Form einer großen Vaſe, das mit glühenden Kohlen angefüllt und im Zimmer aufgeſtellt wird, kann bei der geringſten Nachläſſigkeit viel eher ein Haus anzünden, als ein verſchloſſener Ofen, beſonders bei den Orientalen, denen der Mangahl ſchon deßhalb faſt unentbehrlich iſt, da ſie nur hinein zu langen brauchen, um ihre Pfeifen anzuzünden. Faſt jede Woche brennen einige Häuſer ab, was auch während unſeres Aufenthaltes der Fall war; aber bei der gränzenloſen Nachläſſigkeit, womit der Türke die noch heiße Kohle von der Pfeife auf die Strohmatte wirft, ohne ſich ferner darum zu bekümmern, erſcheint dies noch ſehr wenig.

In Pera gibt es drei ſolcher Penſionen, von denen die der Madame Balbiani die vorzüglichſte iſt, weshalb man ſelten bei ihr Platz findet. Auch unſere Geſellſchaft, aus vier Perſonen beſtehend, — unſer engliſcher Freund N. hatte uns nämlich verlaſſen, um eine Privatwohnung bei der engliſchen Geſandtſchaft zu beziehen — konnte im Hauſe ſelbſt nicht ganz untergebracht werden, ſondern zwei mußten ſich entſchließen, ein von der Madame Balbiani gemiethetes Zimmer in einem Nebenhauſe zu beziehen.

Die Preiſe in dieſen Gaſthöfen ſind nicht außerordentlich hoch. Man bezahlt täglich für ein Zimmer mit Kaffee, Frühſtück und Mittageſſen gegen vierzig Piaſter, was an vier Gulden Conventionsmünze macht. Eine andere dieſer Penſionen, deſſen Beſitzerin eine Franzöſin iſt, hat einen Tanzſaal, wo ſich zuweilen die Bevölkerung Pera's vergnügt, ſo wie ein kleines Theater, in dem damals eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft kleine Luſtſpiele und Vaudevilles gab.

Die übrigen Reſtaurations-Anſtalten Pera's haben für den Reiſenden kein weiteres Intereſſe und nichts Originelles. Es gibt ein griechiſches, ein italieniſches und ein franzöſiſches Kaffeehaus, in welchen man ein oder zwei ſehr alte Exemplare unbedeutender Journale findet. Dieſe Café's ſind mit Tiſchen und Stühlen verſehen, kurz, ſo gut es ſich thun läßt, wie die unſrigen eingerichtet. Wir beſuchten ſie höchſt ſelten, da man nicht immer gewiß iſt, welche Geſellſchaften man dort antrifft, und auch weil man dort nur Sachen bekommt, die man viel beſſer zu Hauſe hat; franzöſiſchen Liquör in kleinen Gläſern und Kaffee und Thee in großen Taſſen.

Ueberhaupt haben alle Café's in Pera, Galata und Top-Chana durch den häufigen Beſuch der Franken faſt ihre ganze Originalität verloren; ſie vereinigen auf die wunderlichſte Art den Orient und den Occident.

Um ſich die Genüſſe eines ächt türkiſchen Kaffeehauſes zu verſchaffen, muß man über den Hafen ſetzen. Nicht immer war der Kaffee und der Tabak bei den Orientalen ſo allgemein verbreitet und beliebt, wie jetzt. Es gab eine Zeit, wo die Tavernen, in denen Wein geſchenkt wurde, geduldet und häufig beſucht, dagegen Kaffeehäuſer und Tabagien geſchloſſen und ſtrenge verboten waren. Doch da der Buchſtabe des mohamedaniſchen Geſetzes den Genuß des Weins ſtrenge verbietet, ein Verbot, das keine weltliche Obrigkeit aufzuheben im Stande iſt, ſo iſt in dieſem Punkte der Koran wieder in ſeine Rechte eingetreten, der Wein verdrängt worden und der Genuß des Kaffee's und Tabaks verbreitete ſich reißend und allgemein, ja iſt jetzt das unentbehrlichſte Bedürfniß geworden.

Schon ein älterer türkiſcher Dichter ſingt von ihnen:

„Schwarz, doch lieblich iſt der Kaffee, wie das Mädchen, das braune,
Das bei Tage erheitert, den Sinn und den Schlaf bei der Nacht raubt.
Und der Tabak iſt ein ſicheres Beſchwörungsmittel dem Manne,
Der mit den Wolken des Rauchs die Wolken der Sorgen hinwegbläſt.“

Wie man ſich von den meiſten Sachen, die uns ſehr fern liegen und öfters beſprochen werden, einen viel glänzenderen Begriff macht, ſie viel herrlicher ausmalt, als ſie in der Wirklichkeit ſind, ſo iſt es uns beſonders mit den Kaffeehäuſern ergangen. Die Anſichten, die man uns von dieſen Localen gibt, in letzterer Zeit beſonders die Werke mit Stahlſtichen, die Alles ſo fein und ſauber erſcheinen laſſen, überreden uns, ein türkiſches Kaffeehaus ſey meiſtens eine Halle von Säulen getragen, alle Wände mit ſchönem bunt bemaltem Schnitzwerk bedeckt, und die größte Reinlichkeit gehe daſelbſt mit der Zierlichkeit der Ausſtattung Hand in Hand.

Und doch iſt nichts von Allem dem wahr. Wir haben faſt alle Kaffeehäuſer Stambuls durchſucht und hofften endlich einmal auf eins zu ſtoßen, wie man es uns beſchreibt und zeichnet. Aber vergebens; wohl gab uns unſer Führer mit Mienen und Worten zu verſtehen, jetzt wären wir zu einem gelangt, das der Inbegriff alles Schönen ſey. Wir traten ein und befanden uns in einer gewölbten Halle, an deren Wänden man gewiſſe Linien und Schattirungen bei näherer Betrachtung für Bildhauerarbeit erkannte, die einſtens ſehr ſchön geweſen ſeyn mochten, jetzt aber durch Zeit und Schmutz ganz verwittert waren. Längs den Wänden laufen Divans oder vielmehr hölzerne Erhöhungen ohne Kiſſen, nur mit einer Strohmatte bedeckt, auf denen die Gäſte mit untergeſchlagenen Beinen in gedankenloſem Hinſtarren ſitzen und aus dem Tſchibuk oder Nargileh große Rauchwolken vor ſich hinblaſend. In einer Ecke iſt unter einem Kamin mit ſpitzem Dach ein kleiner Heerd angebracht, auf dem der Kaffeetſchi den Kaffee zubereitet. Nachdem man ſich den reinlichſten Platz ausgeſucht, verlangt man einige Taſſen Kaffee, ſo wie die Pfeife, und nach vielem Rufen erheben ſich ein paar Negerbuben, die ſich auf dem Boden herumraufen, fahren in ihre bereitſtehenden großen Pantoffeln und rutſchten vom Kaffeetſchi (Kaffeewirth) zum Gaſt, um ihn zu bedienen.

Hiebei iſt nun noch als eigenthümlich zu bemerken, daß, obgleich man im Orient kleine Kaffeemühlen findet, welche die Form eines Cylinders haben und in den Gürtel geſteckt werden können, doch die meiſten großen Städte eine allgemeine Kaffeeſtampfe (Tachmiſſhane) haben. Hammer ſagt hierüber: die Anſtalt des Tachmis iſt eine, den morgenländiſchen Städten ganz eigene. Es wird darin der für den Bedarf der ganzen Stadt nöthige Kaffee geſtampft und geſiebt. Das Sieben — tachmis heißt wörtlich: das Fünftel ausziehen und iſt hiervon wohl das franzöſiſche Wort tamis — Sieb — herzuleiten. Eine ſolche Kaffee-Stampf- und Sieb-Anſtalt befindet ſich zu Conſtantinopel in der Nähe der Moſchee Sultan Mohamed IV. Die hiebei verwandten Leute ſind Armenier, denen die geiſtige Atmosphäre des Kaffeedunſtes, in der ſie beſtändig leben, ein aufgewecktes geiſtreiches Anſehen gibt, das mit den ſchwerfälligen geiſtloſen Grundzügen der armeniſchen Geſichtsbildung in ſonderbarem Widerſpruche ſteht.“

Meiſtens trinkt der Orientale ſeinen Kaffee ohne Zucker und in den Café's muß man ihn beſonders verlangen. Das Getränk an ſich iſt ſehr ſtark und übt auch auf uns die Kraft, die ihm der Orientale zuſchreibt. Es macht aufgeweckt, luſtig und der Türke ſagt: es mache nüchtern, weshalb er es, nachdem er ſich durch Opium und Tabak berauſcht, zum Niederſchlagen genießt.

Die gewöhnliche Pfeife in den Café's, die man dem Gaſt, ohne daß er ſie fordert, hinſtellt, iſt das Nargileh, die Waſſerpfeife, mit langem Schlauche. Es beſteht aus einer Flaſche, in der ſich Waſſer befindet; auf dem Halſe ſitzt der kupferne Pfeifenkopf, der entweder mit Meerſchaum ausgefüttert oder ſo weit iſt, daß man einen andern von Ziegelerde, der unten das Zugloch hat, hinein ſtecken kann. Von dieſem kupfernen Aufſatz oder Kopf geht eine gerade Röhre nach unten, die in einer hohlen durchlöcherten Kugel endigt, welche bis unter das Waſſer reicht. Eine andere Röhre am Aufſatz führt ebenfalls mit einem Ende in die Flaſche, jedoch ſo, daß ihre Oeffnung mehrere Zoll über dem Waſſerſpiegel bleibt, und biegt ſich mit dem andern Ende, das ſich erweitert, nach außen, wo dann das lange gewundene Rohr hineingeſteckt wird.

Der Tabak, der zu dieſen Pfeifen geraucht wird, iſt vom gewöhnlichen Rauchtabak verſchieden und heißt deshalb ausſchließlich Nargileh-Tabak. Es ſind große hellgelbe Blätter, die an der Sonne ſo ſtark getrocknet werden, daß man ſie mit den Händen zu einem Pulver zerreiben kann. Dies wird dann mit Waſſer zu einem Brei angemacht, den man mehrmals ausdrückt und wieder begießt, um den Schmutz und Staub fort zu ſchwemmen. Den Teig, den man auf dieſe Art erhält, ſtopft man in den Kopf, legt eine glühende Kohle auf und beginnt die Arbeit des Rauchens, bei dieſer Pfeife eine wirkliche Arbeit; denn es gehört eine gute Lunge und viel Geduld dazu, um den Tabak durch lange Züge in Brand zu bringen, daher auch der vornehme Türke dies Geſchäft ſeinem Sklaven überläßt. In den Café's beſorgt das Anrauchen der Pfeifen auf Verlangen der Wirth oder die aufwartenden Buben. Der Tſchibuk oder die lange Pfeife wird hier ſeltener geraucht, iſt aber auch zu haben.

Ein anderes Attribut der türkiſchen Caffeehäuſer, von dem man uns ſo viel erzählt, ſind die Springbrunnen, die man in den meiſten antreffen ſoll, und die, wenn ſie wirklich noch da wären, mit ihrem einfachen, aber melodiſchen Geplätſcher eine gute Folie abgäben, auf der die Träume und Gedanken des ruhig daſitzenden Kaffeetrinkers recht lebendig hervortreten könnten. Wie man aber in der Türkei ſo viele zerbrochene Denkmale findet, die einſt ſchön und herrlich waren, ſo iſt es auch mit den Springbrunnen.

Ich geſtehe, faſt in jeder, auch der ärmlichſten Kaffeeſtube erhebt ſich in der Mitte des mit Schmutz bedeckten Bodens, der hie und da, wo zufällig Waſſer hinfällt, bunte, ſchön gefügte Marmorſteine ſehen läßt, ein zierliches, aus Stein gehauenes Baſſin, das oft mit den herrlichſten Sculpturen bedeckt iſt. Aber die Röhre, aus denen früher der Waſſerſtrahl gegen die Decke ſtieg, iſt zerbrochen oder verſtopft, das Baſſin iſt leer und dient zum Behältniß für zerbrochene Taſſen und Tabaksaſche.

Das Einzige, was vielleicht von früher dieſen Häuſern geblieben iſt und den Fremden intereſſirt, iſt das rege Leben, das hier beſtändig herrſcht; ich ſage Leben, in ſo fern man das Gehen und Kommen der Gäſte ſo nennen kann; denn von Plaudern und Lachen iſt keine Rede. Der Orientale tritt ein, wirft ſeine Blicke ruhig umher, bis er einen Platz gefunden, der ihm behagt, ſetzt ſich dann mit untergeſchlagenen Beinen, gibt dem Kaffeetſchi einen Wink und nimmt Kaffee und Pfeife, ohne ein Wort zu ſprechen. Findet er zufällig Bekannte auf derſelben Bank, ſo grüßt er ſie durch Auflegen der Hände an Bruſt und Stirn, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern.

Da der Türke, der es beſtreiten kann, faſt ſtündlich ſeinen Kaffee trinkt, und es dem Aermeren erlaubt iſt, am Feuer des Wirthes mit ſeinem eigenen Geſchirr den mitgebrachten Kaffee zu kochen, ſo ſind die Kaffeehäuſer ſtets mit einer bunten Menge gefüllt, die um ſo größer iſt, da der Orientale zum Sitzen nur einen ſehr kleinen Platz braucht. Die Gäſte, die zuletzt kommen und auf den Bänken keinen Platz mehr finden, lehnen ſich an die Thüre, und ſie waren es, die uns die meiſte Unterhaltung gewährten. Wenn ſie auch noch ſo dicht beiſammen ſtanden, ſo ſprach ſelten Einer mit dem Andern, und da ſie, ruhig vor ſich hinſehend, faſt keine Bewegung machten, ſo konnte man ſie eher für Wachsfiguren als für Menſchen halten.

Ein anderer Genuß, den ſich die Türken in den Kaffeehäuſern verſchaffen, iſt das ruhige Anhören der Balladen und Gedichte, welche ihnen die Meddah (Lobredner und Declamatoren) der Kaffeehäuſer zum Beſten geben. Der Meddah ſitzt in einer Ecke und trägt meiſtens in ſehr unangenehmem näſelnden Tone Erzählungen aus der tauſend und einen Nacht vor oder aus den Rittergeſchichten Antar's oder Dulhama's. Bald erzählt er von den Zügen Alexanders, bald preiſt er Sid-al-battal, den Kampfhelden.

Oft ſind dieſe Meddah vom Kaffeetſchi gemiethet und müſſen vom Morgen bis in die Nacht, es mögen viel oder wenig Gäſte da ſeyn, ihre Geſchichten ableiern, und es iſt gewiß merkwürdig, daß der Türke, wenn er von ſeinen Geſchäften ausruhen will, vorzugsweiſe die Kaffeehäuſer beſucht, wo ſich die Meddah aufhalten, um zu ſeinem Kaffee irgend eine Erzählung anzuhören, von der er das Ende nicht erwarten kann, welches ſofort ein Anderer, der nach ihm kommt, ebenſo begierig vernimmt, ohne den Anfang gehört zu haben. An manchen Orten warten aber die Erzähler, bis ſich mehrere Gäſte verſammelt haben. Beſonders lebhaft ſind dieſe Unterhaltungen in den Nächten des Ramaſan, wo eine Violine, wohl auch eine Flöte die Erzählungen begleitet und zu einem Melodrama macht.

In Conſtantinopel, ſo wie auch in Pera, Galata und den andern Vorſtädten, gibt es eine Unzahl Kaffeehäuſer der beſchriebenen Art. Dazu kommen noch die für das ärmere Volk, welche in einem Winkel der Straße etablirt ſind. Hier hat der Kaffeetſchi einige Steine zuſammen getragen, zwiſchen denen er ſein Feuer anmacht und das er durch einen ausgebreiteten Teppich gegen den Wind ſchützt. Große Steine oder kleine Stühlchen aus Palmenholz dienen den Gäſten zum Sitzen. Auch hier fehlt der Meddah nicht, beſonders an ſchönen Abenden, wo ihn die Handwerker und Taglöhner nach beendigtem Tagwerk in dichten Gruppen umſtehen und aufmerkſam ſeinen Worten lauſchen. Die größten und ſchönſten Café's ſind in der Nähe der großen Moſchee, beſonders der Suleimanje, und hier iſt auch der Sammelplatz der Teriaki oder Opiumeſſer, die jedoch hauptſächlich Abends ihr Weſen treiben. Wir hatten in den Nächten des Ramaſan mehrere Male Gelegenheit, ſie zu beobachten.

Aehnlichkeit mit den Kaffeehäuſern haben die Laden der Sorbet- oder Scherbetbereiter, deren Fabrikat kein berauſchendes Getränk iſt, ſondern Gelée von Früchten in eiskaltem Waſſer aufgelöſt. Ihre Gewölbe, in welchen weniger geraucht wird, haben ein viel hübſcheres, gefälligeres Ausſehen, als die Kaffeehäuſer. Die mannigfaltigſten Gläſer mit Geléen und Confituren ſind an den Wänden in bunt bemalten Fächern aufgeſtellt, der Boden meiſt mit Matten belegt, und wenn man auch wirkliche Springbrunnen nur in einigen der größten findet, ſo iſt doch in den meiſten irgendwo an der Wand ein Fäßchen mit friſchem eiskaltem Waſſer angebracht, das man nach Belieben in die dabei ſtehenden Cryſtallgläſer füllen und genießen kann. Viele dieſer Sorbethändler haben nur einen kleinen Laden, in dem kaum ihre Waaren Platz finden, weshalb ſie zum Aufenthalt der Gäſte vor dem Hauſe eine Laube von bunt angeſtrichenen Latten aufführen, über welches ſie Reben und anderes Schlinggewächſe ziehen. Iſt es möglich, ſo lehnen ſie eine ſolche Laube mit einer Ecke an einen der vielen öffentlichen Brunnen und haben ſo auf öffentliche Koſten eine eigene Fontaine. Dieſes Verfahren iſt freilich etwas egoiſtiſch; aber die Stambuler Polizei findet es unter ihrer Würde, ſich um dergleichen Kleinigkeiten zu bekümmern.

Wenn wir den Tag über in den Gaſſen Conſtantinopels herum gelaufen waren und uns Abends, vom vielen Sehen ermüdet, auf den Weg nach Pera machten, ſo zogen uns nicht ſelten die kleinen Lichtchen, welche die Sorbetbereiter in ihren Lauben aufſtellen, durch ihr heimliches freundliches Glitzern zwiſchen dem grünen Geſträuche von der ſchmutzigen Gaſſe in das meiſt reinliche Local und wir beſchloſſen unſer Tagewerk mit einem Glas Sorbet.

Dem Wirth und den Gäſten ſchien unſere Ankunft immer eine große Ehre zu ſeyn. Erſterer bemühte ſich, uns auf's Schnellſte und Beſte zu bedienen und die Andern rückten uns näher, boten uns ihre Pfeifen an und richteten eine unendliche Menge Fragen an uns, von denen wir freilich keine einzige beantworten konnten. Durch unſere Forſchung nach den geprieſenen Schönheiten der türkiſchen Kaffeehäuſer dauerte es nur wenige Tage und wir hatten gleich den Eingebornen die Gewohnheit des vielen Kaffeetrinkens angenommen und machten bei unſern Touren durch Conſtantinopel öfters Halt, um in ein Café zu treten, das uns gerade im Wege lag.

Außerdem beſuchten wir einige, die uns durch ihre Gäſte intereſſant waren. So fanden wir am Seraskierplatz nicht ſelten die höchſten Würdenträger des Reiches, unter Andern Reſchid Paſcha und Rifad Bey. Bei den Bazars ergötzten wir uns an der Gravität, mit der die Kaufleute den langen Bart ſtreichend, ein und ausgingen. Ein anderes Café war faſt nur mit Arnauten angefüllt, an deren unangenehmen, trotzigen Phyſiognomien, kräftigen Geſtalten und ſchönem Coſtüme unſer Maler ſeine Studien machte, und ſo oft wir in die Gegend der Suleimanje kamen, traten wir in eines der Kaffeehäuſer dort, deſſen Wirth, ein kleines Männchen, mit ungeheurem Turban und Pantoffeln, die für einen Rieſen groß genug geweſen wären, jedesmal durch groteske Sprünge ſeine Freude an den Tag legte, uns wieder zu ſehen. Er trieb es ſo arg, daß er ſeine gewöhnlichen Gäſte veranlaßte, uns ihre Plätze einzuräumen, was dieſe auch meiſt gutwillig thaten, worauf er uns eigenhändig bediente, den Kaffee ſehr ſüß machte und für uns die Nargileh's mit den längſten Schläuchen ausſuchte.

Straßen und Hunde.

Wie ſich Conſtantinopel mit ſeinen glänzenden Moſcheen und ſtattlichen Paläſten als die ſchönſte der türkiſchen Städte zeigt, ſo iſt auch die Hauptſtadt des Reichs die erſte in Betreff des Schmutzes, der die Straßen faſt aller türkiſchen Städte bedeckt. So glänzend ſie von außen anzuſehen ſind, und ſo ſehr ſie den Blick des Reiſenden locken, daß er ſich beeilt, bald möglichſt unter jene Hallen und unter die Schatten der grünen Baumgruppen zu gelangen, die maleriſch zwiſchen den Gebäuden hervorſehen, um ſo mehr bedauert er, ſobald er in der Stadt angelangt iſt, ſich nicht mit dem bloßen Anblick derſelben begnügt zu haben. Uns erging es wenigſtens mehrere Male ſo, z. B. in Schumla, Adrianopel, welche, beſonders die erſtere Stadt ſo ungemein lieblich am Fuß des Balkans gelagert iſt, und von Weitem ſo rein und freundlich ausſieht und in deren Straßen unſere armen Pferde faſt bis über die Kniee im Moraſt verſanken.

Da wir bei unſerem Ritt durch die Türkei, wie ſchon oft bemerkt, ſo unendlich großartigen Schmutz geſehen hatten, ſo überraſchten uns in dieſer Hinſicht die nicht reinlicheren Straßen der Hauptſtadt nur, weil manche Reiſebeſchreiber dieſelbe als reinlich, ſchön und angenehm darſtellen.

Faſt alle Gaſſen Stambuls, Straßen kann man ſie nicht nennen, ſind ſehr enge und zu beiden Seiten mit hohen Häuſern eingefaßt, eigentlich die meiſten nur mit Mauern, da nach türkiſcher Sitte das Wohnhaus mit dem hintern Theile, wo keine Fenſter ſind, die Straße berührt, der, wenn auch hie und da ein Fenſter, daſſelbe doch immer ſtark vergittert hat, eine melancholiſche Verſchleierung. Obgleich die meiſten dieſer Gaſſen ehemals mit Steinen gepflaſtert waren, ſo ſind dieſelben durch den ſtarken Verkehr in der Mitte ganz zuſammen getreten und bilden bei nur etwas feuchter Witterung einen einzigen Kothbach, der ſich faſt durch die ganze Stadt zieht. Zu beiden Seiten der Gaſſe, wo der Strom der Menſchen und Thiere nicht ſo verderbend hinfließt, blieben hie und da Pflaſterſteine ſtehen, die jetzt eine Art Trottoir bilden, das jedoch nur für den praktikabel iſt, der es verſteht, von einem der glatten Steine auf den andern zu ſpringen, ohne ſich durch die Ausſicht in den unendlichen Koth irre machen zu laſſen.

Die Gaſſen, von denen ich eben ſprach, an welche ſich die Rücken der türkiſchen Wohnhäuſer lehnen, ſind, wenn auch hierdurch die finſterſten, doch nicht die ſchmutzigſten der Stadt, da in ihnen nicht der ſtarke Verkehr herrſcht, wie in andern Stadtvierteln, wo ſich die unendliche Menge der größeren und kleineren Bazars befindet.

Dieſe liegen meiſtens auf der Hafenſeite. Sie fangen ſchon bei den Landungs- und Ladeplätzen an, und von da bis zu den Thoren der Stadt ſieht man die Händler, eine Gaſſe bildend, in zwei Reihen aufgeſtellt. Das ganze Waarenmagazin dieſer Leute beſteht aus einem Tiſche, auf dem ſie ihre Producte: Früchte, Brod, Confituren ꝛc. aufgeſtellt haben. Andere bieten ihre Waaren in großen Körben aus. Es ſind die Anfänge der Bazars.

Innerhalb der Thore der Stadt ſind in allen Häuſern zu beiden Seiten offene Buden, in denen, wie es im Orient Sitte iſt, nicht nur fertige Waaren verkauft werden, ſondern auch Handwerker aller Art vor den Augen der Vorübergehenden ſitzen und ihr Geſchäft treiben. Schon in kleineren Städten halten ſich die verſchiedenen Arten der Handwerker ſo viel wie möglich zuſammen. Auf eine Reihe Schuhmacher folgt eine Reihe Tiſchler oder Waffenſchmiede u. ſ. f. Einzeln liegen faſt nur die Apotheken und die kleinen Schulen.

Die Apotheken werden meiſtens von Franken gehalten, die dann — es iſt wirklich ſeltſam — faſt immer das Air eines mauvais sujet haben.

Das Innere der Schulen iſt von einer Schuſterwerkſtätte gar nicht verſchieden, nur daß man hier Leder zuſchneidet und dort der Lehrer mit ſeinem langen Pfeifenrohr welches gerbt.

Die meiſten Straßen Conſtantinopels werden ſchon ſeit langer Zeit nach den darin hauſenden Handwerkern benannt. So gibt es eine Gaſſe der Schuſter, der Kammmacher, der Steinſchneider, der Matten- ſo wie der Schachtelmacher, der

Paſtetenbäcker, der Unterkleidermacher u. ſ. w. Gaſſen, in denen die unzähligen Buden ein weit regeres Leben hervorbringen, als in jenen, von welchen eben die Rede war, die aber auch ungleich ſchmutziger ſind. Hiezu kommt noch, daß alle dieſe Bazars vom Hafen die Hügel hinanführen, was einen Spaziergang durch dieſelben äußerſt ermüdend macht. Auf der Höhe der Hügel liegen die gewölbten Markthallen, an die ſich für uns gewöhnlich der Begriff des Bazars knüpft, die aber Beſeſtan's heißen. Unter ihnen wird der Weg natürlich beſſer; er iſt indeſſen nicht gepflaſtert, ſondern beſteht nur aus der feſt getretenen Erde, die dann durch das Hereintragen des Schmutzes von außen ziemlich ſchlüpfrig wird.

Andere Gaſſen der großen Stadt führen ihre Namen, die jedoch nicht wie bei uns an den Ecken angeſchlagen ſind, meiſtens von Paläſten und eigenthümlichen Gebäuden, die in denſelben liegen, oder von Thoren und Thürmen, zu welchen ſie führen. So gibt es eine Gaſſe des Mehlmagazins, des weißen Palaſtes, des ſüßen Brunnens, des Kanonenthors, ſogar eine des verſchloſſenen Backofens, ferner die Gaſſe Ali Paſcha, des Doctorſohns. Wirklich ſonderbare Namen findet man in den Vorſtädten; ſo heißt eine in Pera: die Halsabſchneidergaſſe; neben ihr liegt die Welteroberergaſſe und in Top-Chana iſt die Gaſſe: „Frag' nicht, geh' hinein!“

Unzertrennlich von den Gaſſen Conſtantinopels iſt der Gedanke an ihre permanenten Bewohner, die herrenloſen Hunde, die man in zahlloſer Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man ſich von Dingen, von denen man oft lieſt, eine große Idee, und findet ſich getäuſcht. Nicht ſo bei dieſen Hunden. Obgleich alle Reiſenden darüber einig ſind, ſie als eine Plage der Menſchen darzuſtellen, ſo ſind doch die meiſten bei der Beſchreibung dieſes Unweſens zu gelinde verfahren.

Dieſe Thiere ſind von einer ganz eigenen Race; ſie kommen in der äußern Geſtalt wohl am nächſten unſern Schäferhunden, doch haben ſie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von ſchmutzig gelber Farbe. Wenn ſie faul und träge umherſchleichen oder in der Sonne liegen, muß man geſtehen, daß kein Thier frecher, ich möchte ſagen, pöbelhafter ausſieht. Alle Gaſſen, alle Plätze ſind mit ihnen bedeckt; ſie ſtehen entweder an den Häuſern gereiht und warten auf einen Biſſen, der ihnen zufällig hingeworfen wird, oder ſie liegen mitten in der Straße, und der Türke, der ſich äußerſt in Acht nimmt, keinem lebenden Geſchöpfe etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie geſehen, daß ein Muſelmann eins dieſer Thiere getreten oder geſchlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus ſeinem Laden die Ueberreſte ſeiner Mahlzeit zu. Nur die türkiſchen Kaikſchi und die Matroſen der Marine haben nicht dieſe Pietät, weshalb mancher Hund im goldenen Horn ſein Leben endet.

Jede Gaſſe hat ihre eigenen Hunde, die ſie nicht verlaſſen, wie in unſern großen Städten die Bettler ihre gewiſſen Standorte haben, und wehe dem Hund, der es wagt, ein fremdes Revier zu beſuchen. Oft habe ich geſehen, wie über einen ſolchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er ſich nicht durch ſchleunige Flucht zu retten, förmlich zerriſſen. Ich möchte ſie mit den Straßenjungen in civiliſirten Ländern vergleichen; wie dieſe wiſſen ſie ganz gut den Fremden vom Einheimiſchen zu unterſcheiden; denn wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, ſo folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbeikamen, und verließen uns erſt wieder, wenn wir in eine andere Gaſſe traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde.

So ruhig bei Tage dieſe Ablöſung, nur von einigem Zähneblöcken begleitet, vor ſich geht, ſo gefährlich werden zuweilen die Hunde dem einzelnen Franken, der ſich bei der Nacht in den Gaſſen Stambuls verirrt, beſonders wenn er keine Laterne trägt. Wir haben oftmals gehört, daß ein ſolcher, den die Beſtien förmlich anfielen, nur durch Muſelmänner gerettet wurde, die ſein Hülferuf herbeizog; und obgleich wir ſtets in ziemlicher Geſellſchaft und Abends nie ohne Laterne ausgingen, hatten wir es doch oft nur unſern guten Stöcken zu danken, mit denen wir kräftig drein ſchlugen, daß wir nicht mit zerriſſenen Kleidern heimkamen.

Sultan **Mahmud** ließ vor mehreren Jahren einige Tauſend dieſer Hunde auf einen bei den Prinzeninſeln liegenden kahlen Fels bringen, wo ſie einander auffraßen. Dieſe Verminderung hat aber nichts genützt; denn die Fruchtbarkeit dieſer Geſchöpfe iſt großartig; faſt bei jedem Schritt findet man auf der Straße runde Löcher in den Koth gemacht, worin eine kleine Hundefamilie liegt, die hungernd den Zeitpunct erwartet, wo ſie ſelbſtſtändig wird, um gleich ihren Vorfahren die Gaſſen Conſtantinopels unangenehm und unſicher zu machen.

Straßenleben.

Um von Pera nach Conſtantinopel zu gelangen, ein Weg, den der Reiſende, welcher die Hauptſtadt kennen lernen will, faſt täglich macht, ſteigt man entweder durch den großen Kirchhof Pera's auf einer breiten, nicht zu ſteilen Straße zur großen Brücke hinab, die über das goldene Horn führt, und kommt dann in den nördlichen Theil der Stadt. Will man in den ſüdlichen, wo die meiſten Moſcheen, großen Bazars, überhaupt die merkwürdigſten Gebäude Stambuls ſich befinden, geht man über den kleinen Kirchhof durch die

Gaſſen Galata's an den Landungsplatz der Kaiks in Top-Chana, um ſich auf den kleinen Booten überſetzen zu laſſen. Dieſer Weg iſt, obgleich der beſchwerlichſte, auch zugleich durch ſeine große Frequenz der intereſſanteſte. Die Gaſſen, die von der Höhe Pera's zum Hafen hinabführen, ſind ungemein ſteil, dabei ſehr enge und mit einem furchtbar ſchlechten Pflaſter verſehen, das, beſonders zu der Zeit, wo wir uns gerade da befanden, vom Nebel und dem häufigen Regen ſtets glatt und ſchlüpfrig und dadurch nicht ohne Gefahr war.

Obendrein herrſcht in dieſen Gaſſen ein merkwürdiges Gewühl von Geſchäftsleuten aller Art. Die kleineren Boutiken ſind oft weit in die Straße hineingebaut und verſperren den Weg noch mehr. Vom früheſten Morgen laufen Verkäufer, die ihr ganzes Waarenmagazin in einem großen Korb auf dem Rücken tragen, hin und her und überbieten ſich im lärmenden Anpreiſen ihrer Waaren. Dieß ſind jedoch nur meiſt Dinge des täglichen Lebensbedürfniſſes: Eier (Gumurta, deſſen letzte Sylbe der Ausrufer ſo lange aushält, als ſein Athem reicht), Brod (Jäkmäk, ein Wort, das die Verkäufer gellend herausſtoßen) und dergleichen.

Eine andere Menſchenclaſſe, die man beſtändig auf den Straßen ſieht, ſind die Waſſerträger, die entweder das friſche Waſſer, welches ſie aus den Brunnen bei Top-Chana ſchöpfen, in großen ledernen Schläuchen auf dem Rücken tragen, oder einen beladenen Eſel, auch ein Pferd, vor ſich hertreiben.

Da keine Wagen durch die Gaſſen Pera's fahren können, ſo wird alle Ladung der Schiffe, die bei Top-Chana landen, durch Packträger in die Magazine geſchafft, und bei dem ſteilen ſchlechten Weg iſt es erſtaunlich, welche ungeheure Laſten dieſe Menſchen zu tragen im Stande ſind. Sie haben an zwei Riemen von der Schulter auf den Rücken hinab ein gepolſtertes Kiſſen hängen, gegen welches ſie die Laſt ſtützen. Sie beugen ihren Oberleib ganz nach vorn, wodurch ihr Rücken eine breite, faſt horizontale Fläche bildet, worauf zwei Andere oft einen ſo unverhältnißmäßig großen Ballen heben, daß er dem Träger weit über den Kopf hinausreicht und hinten von dem erwähnten Kiſſen gehalten wird.

Andere vereinigen ſich zu vier oder ſechs, von denen immer zwei und zwei eine große Stange tragen, ſo daß oft ein einziger Ballen an drei oder vier ſolcher Stangen hält, den ſie dann dicht hinter einander, in gleichem Schritt vorwärts gehend, an den Lagerplatz bringen.

Zwiſchen dieſen Leuten, die zur beſtändigen Staffage der Straßen Pera's gehören, wandeln Türken, Armenier und Franken, ihren Geſchäften nachgehend. Faſt an jeder Ecke ſitzen türkiſche Bettler, meiſtens alte Weiber, und ſtrecken den Vorübergehenden ihre Hände entgegen, halten ihn auch nicht ſelten am Kleide feſt. Auch trifft man hie und da den Matroſen irgend eines türkiſchen Schiffes, der in einem ſchmutzigen Korbe Auſtern feil bietet.

In Pera werden viele Läden, ganz wie die türkiſchen an den Straßen gelegen und offen, von Franken gehalten, hauptſächlich Schneider, Schuſter, Hutmacher; doch iſt mit dieſen Leuten nicht gut verkehren, denn ſie machen beſonders den Landsleuten ſehr oft unverſchämte Preiſe.

Weiter unten in Galata und Top-Chana nehmen die Boutiken einen andern Character an, der ſich ſogleich der Naſe des Herumwandelnden bemerkbar macht. Hier ſind Fiſche und alle Arten von Seethieren zum Verkauf ausgeſtellt. Nur ein kleiner Platz bei der Moſchee Abdul Meſchids, wo früher die aus Perſien nach Conſtantinopel gekommenen Fayancefabriken waren, führt einen andern Artikel: hier werden vergoldete und rothe Pfeifenköpfe in ungeheurer Anzahl fabricirt und zum Verkauf ausgeſtellt.

Ehe wir uns von Top-Chana nach Conſtantinopel überſetzen ließen, traten wir gewöhnlich in ein türkiſches Kaffeehaus, das am Ufer des goldenen Horns liegt und ſetzten uns unter eine Laube vor der Thür, wo wir eine herrliche Ausſicht auf den Hafen ſelbſt, auf Stambul und das Marmormeer hatten. Hier genoſſen wir eine Taſſe Caffee beiläufig im Preiſe von ſechs Para und eine Waſſerpfeife, für die wir das Doppelte bezahlten, was dann eine Summe von etwa drei Kreuzern ausmachte. Die Ueberfahrt nach der Hauptſtadt koſtet gewöhnlich einen halben Piaſter, drei Kreuzer.

So angenehm und raſch man hinüberkommt, ſo unangenehm und langſam geht das Einſchiffen von Statten. Wie ich ſchon früher ſagte, muß man, um das Umſchlagen zu verhüten, langſam und vorſichtig in die kleinen Bote ſteigen. Die meiſte Zeit jedoch geht darauf, bis man einen Bootführer hat, nicht weil ihrer zu wenige, ſondern weil zu viele da ſind, die ſich den Rang ſtreitig machen. Sobald wir uns am Ufer ſehen ließen, ſchoſſen die Kaiks von allen Seiten herbei in gedrängten Schaaren, wie die Karpfen in einem Teich, wenn man Brod hineineinwirft. Der zeigt ſchreiend auf den hübſchen Auſtrich ſeines Boots, jener auf die ſauber ausſehenden Teppiche, womit es inwendig belegt iſt; ein dritter führt mit ſeinem Ruder einen kräftigen Schlag in die Luft, um zu zeigen, daß er der Mann ſey, der es mit Kraft zu führen wiſſe und weiſt ſpottend auf einen alten Graukopf neben ſich, der ruhig daſitzt und nur ſeine Hände einige Mal auf und zumacht, um die große Zahl der Jahre anzuzeigen, welche er ſchon als Kaikſchi diene. Hat man endlich ein ſauber ausſehendes Boot gefunden und will mit einem Fuße ruhig hineintreten, ſo kommt nicht ſelten ein Anderer, der dieſen Zeitpunkt abpaßt, drängt mit ſeinem Boot das Erſtere fort und erſchnappt ſo im wahren Sinn des Worts ſeine Beute, ein Auftritt, der nicht ſelten zu Prügeleien Veranlaſſung giebt.

Iſt man endlich glücklich in das Kaik gelangt, ſo dauert es wenige Minuten und das pfeilſchnell dahin ſchießende Boot hat das andere Ufer erreicht. Hier ſind gleich wieder eine Maſſe Hände beſchäftigt, die beſonders dem Fremden, den man gleich erkennt, aus dem Boote helfen wollen, um einen geringen Bakſchis (Trinkgeld) davonzutragen. Doch gefällig vnd freundlich, wie der Türke im Agemeinen iſt, reichten uns auch nicht ſelten Offiziere und andere gut gekleidete Leute die Hand zum Ausſteigen.

Wir gingen gewöhnlich durch das Holzthor, Abun Kapuſſi, weil es uns am nächſten lag, und dann, weil erſt vor wenigen Tagen dort eine Reihe Häuſer niedergebraunt war, und wir von Tag zu Tag bewunderten, wie ſchnell die Leute mit dem Aufbau der neuen fertig wurden.

In der Nähe dieſes Thors liegt das Mehl- und Holzmagazin, und vielleicht iſt es der Anhäufung dieſer brennbaren Stoffe zuzuſchreiben, daß von jeher die größten Feuersbrünſte in dieſem Revier gewüthet haben. Im Jahr 1682 unſerer Zeitrechnung, ſo wie 1693 brannten hier mehrere hundert Häuſer ab. Das letzte Unglück dieſer Art vor wenigen Tagen hatte nur vierzig oder funfzig Häuſer zerſtört, deren Einwohner unter großen grünen Zelten, die ihnen das Militärgouvernement gegeben, bivouakirten. Hier ſetzten ſie auch ihre Arbeiten unverdroſſen fort, Schuſter und Schneider arbeiteten wie in ihren Boutiken, die Kaffeetſchi und Sorbetbereiter hatten nach wie vor ihre Gäſte, die ſie auch im Unglück nicht verließen und unter dem Zelte auf einem halb verbrannten Balken ſitzend recht gemüthlich ihre Pfeifen rauchten.

Von der Brandſtätte wandten wir uns rechts gegen die Hügel zu, auf welchen der alte und neue Beſeſtane liegt, durch Gaſſen voll Boutiken und Handwerkſtätten. Dieſe ſind, wie die Häuſer ſelbſt, faſt nur aus Holz gebaut, liegen ungefähr drei Fuß höher als die Gaſſe und bilden eine nach vorne geöffnete Halle, auf deren Boden die verſchiedenen Waaren ausgeſtellt ſind. Der Eigenthümer ſitzt entweder hinter den Körben mit untergeſchlagenen Beinen auf ſeinem Teppich, oder, da oft ein Kaufmann zwei bis drei Laden hat, ſteht er davor und geht hin und her. Da er ſo auf die einzelnen Sachen nicht genau Acht geben kann, ſollte man glauben, er müſſe oft beſtohlen werden; dies iſt aber nicht der Fall, denn alle Kaufleute bewachen ohne Brodneid ihre Laden gegenſeitig und die Ehrlichkeit iſt ein Grundzug im Character des Türken, ſo daß man faſt nie von Diebſtählen hört.

Obſchon das Leben in den Gaſſen Stambuls durch die vielen nach europäiſcher Art gemachten Kleidungsſtücke, die man ſieht, ſehr an orientaliſchem Character verliert, ſo konnten wir doch ſtundenlang dem Treiben in den Gaſſen zuſchauen. Obgleich wir von Schumla und Adrianopel her ſchon an die großen Turbane, die langen Bärte und das ganze türkiſche Coſtüm gewöhnt waren, ſo gewährte doch die große Menge hier in Stambul durch die Mannigfaltigkeit ihres Aeußern dem Auge des Fremden einen intereſſanten Anblick.

Im Orient ſchieden ſich von jeher die Nationen und in ihnen die verſchiedenen Kaſten nach Sitten und Kleidung ſtrenge von einander ab. Die Andeutungen hieran haben ſich bis jetzt erhalten, und hat man ſich etwas darüber belehren laſſen, ſo iſt es ſehr leicht, den Juden vom Türken und Armenier, ſo wie den Kaufmann vom Gelehrten oder Derwiſch u. ſ. w. zu unterſcheiden.

Wie ſchon geſagt, die vielen europäiſchen Einrichtungen, die ſich nach und nach in alle Zweige des türkiſchen Lebens eindringen, haben, wenn ich es ſo ſagen darf, auch die Kleidung cultivirt und ihr manches von ihrer Eigenthümlichkeit abgeſchwatzt. So iſt, wie bekannt, die ganze türkiſche Armee, nach unſerer Art gekleidet, indeſſen hat man dabei auf türkiſche Sitten und Gewohnheiten Rückſicht nehmen und an der Tracht Manches abändern müſſen, wodurch das ganze Coſtüm beinahe lächerlich wird. So trägt der türkiſche Soldat eine blaue Hoſe, die, beiläufig geſagt, von dem gröbſten Stoffe iſt, den ich je geſehen, unten und oben gleich weit, faſt auf unſere Art geſchnitten, jedoch hinten mit einer Art von Sack verſehen, der bei jedem Schritte des Kriegers ſich lächerlich hin und her bewegt und zu den ſonderbarſten Muthmaßungen Anlaß gäbe, wenn man nicht wüßte, daß die ungeheure Weite des Kleidungsſtücks an dieſer Stelle dazu dient, um ihm das Sitzen auf den untergeſchlagenen Beinen möglich zu machen. Aehnlich verhält es ſich mit der Kopfbedeckung. Da man wohl eingeſehen hat, daß zu der höchſt unpoetiſch geſchnittenen Jacke von grobem blauen Tuch der maleriſche Turban nicht recht paſſen würde, und man den Soldaten auch keine Tſchako's auf unſere Art geben konnte, indem eine Vorſchrift des Korans beſagt: „der Muſelmann ſoll keine Kopfbedeckung tragen, die ihn hintere, den Kopf beim Gebet gegen die Erde zu drücken,“ ſo hat man ihm das Feß gegeben, das ungefähr in der Geſtalt unſerer Hüte, jedoch geſchmeidig iſt und von rother Farbe, die den Türken, welche das Bunte lieben, wohl gefällt.

Im Verhältniß zu der Menge, die ſich auf den Gaſſen herumtreibt, ſieht man Wenige im altmorgenländiſchen Coſtüme. Hiezu gehört die weite Hoſe, darüber der lange Kaftan, den der Gürtel zuſammenhält; den Kopf bedeckt der Turban, der bei den Muhamedanern aus einem rothen Mützchen beſteht, um welches man ein unendlich langes Stück von weißem Mouſſelin, das zuerſt wurſtähnlich zuſammengedreht wird, herumwindet. Keine Kopfbedeckung gibt dem Geſicht ein majeſtätiſcheres, edleres Anſehen, als der Turban; er putzt die ganze Geſtalt des Muſelmanns, die ſich im langen Kaftan gerade nicht zum Vortheilhafteſten ausnimmt, auf's Beſte heraus. So ſchöne Geſtalten man unter den älteren Türken findet, ſo unerquicklich iſt dagegen der Anblick der ganzen jüngern Generation. Dieſe iſt eben ſo mager und ſieht ſo kränklich aus wie ihr Sultan, von deſſen baldigem Abſterben man daher auch ſo viel in den Zeitungen lieſt, woran ich jedoch keineswegs glaube; denn ſonſt müßte in einigen Jahren die ganze junge türkiſche Männerwelt Conſtantinopel's ausgeſtorben ſeyn. Man kennt wohl die Urſachen, warum ſie ſo elend ausſehen; doch wird es ihnen wahrſcheinlich ergehen, wie ihren Vätern; ſie werden in ſpätern Jahren eben ſo wohlbeleibt wie dieſe, wenn ſie auch die bleiche Geſichtsfarbe, die allen Orientalen eigen iſt, behalten, und man wird ihren ſtattlichen Figuren nichts Schwindſüchtiges mehr anſehen.

Die Armenier, deren es eine große Anzahl hier gibt, tragen einen Kaftan von dunkelblauer Farbe und zur Unterſcheidung von den Türken anſtatt gelbe, rothe Pantoffeln. Ihre Kopfbedeckung iſt von ſchwarzem Filz und von origineller Form. Sie gleicht einem großen Kürbis, den man unten abgeſchnitten und auf den Kopf geſtülpt hat. Was ich eben von den jungen Türken ſagte, iſt auf die Armenier nicht anwendbar; ihr Geſicht, obgleich etwas plump und ausdrucklos iſt, wie ihr ganzer Körper, friſch und geſund. Es iſt wirklich ſchade, daß aus ihnen keine Soldaten genommen werden; ich glaube, ſie müßten eine vorzügliche Infanterie abgeben. Die meiſten ſind Handwerker oder Künſtler, beſonders Steinſchneider und Goldſchmiede.

Die Juden, die auch hier, wie überall, zerſtreut leben, haben keine eigentlichen Gewerbe; ſie treiben ſich zwiſchen der Menge herum, bald einen kleinen Handel führend, bald den Dolmetſcher oder Cicerone machend. Ihre Kopfbedeckung beſteht in einer dunkeln ſteifen Mütze, um welche ein Stück Zeug, nicht wie bei den Türken loſe gewunden, ſondern feſt genäht iſt, ganz wie man auf unſern Theatern den Turban erſcheinen ſieht. Ihr Kaftan hat denſelben Schnitt, wie der des Türken, beſteht jedoch aus gewürfeltem, dunklem Kattun.

Ein Stand, der in allen orientaliſchen Erzählungen und Mährchen eine große Rolle ſpielt, ſind die Derwiſche, die türkiſchen Mönche, deren verſchiedene Sekten ſich durch die Farbe der Kleidung unterſcheiden. Ihre langen Kaftans flattern ohne Gürtel frei um die Hüſte und ſind bald hellbraun, bald weiß und bei einem Orden, der für den ehrwürdigſten gehalten wird und deſſen Mitglieder am Grabe des Propheten in Mekka dienen, grün. Auf dem Kopfe haben ſie einen Hut von weißem Filz, einen Fuß hoch in Form eines abgekürzten Kegels.

Der Anzug des Volkes, der Waſſer- und anderer Laſtträger, der Taglöhner und herumziehenden Obſthändler läßt ſich nicht wohl beſchreiben; jeder zieht an, was ihm geſchenkt wurde, oder was er wohlfeil gekauft hat. Einige tragen Kaftans, die dann ungemein ſchmierig ſind, die meiſten kurz abgeſchnittene runde Jacken, die bei den Waſſerträgern von Leder ſind. Die Beinkleider, vom Gürtel bis zum Knie ſehr weit, umſchließen eng die Wade bis zum Fuß. Faſt alle tragen einen Turban von beliebiger Farbe, viele von grünem Zeug, was dieſe als Nachkommen des Propheten bezeichnet; eine Ehre, die ihnen weiter nichts wie den Titel Emir verſchafft. Emir bedeutet Herr oder Fürſt, und es iſt traurig daß man die meiſten dieſer Fürſten gerade unter den Taglöhnern und Bettlern findet.

Unzertrennlich von den Sitten und Gebräuchen des Orients iſt für uns die Idee, die durch alle morgenländiſchen Erzählungen angeregt wird, daß die Weiber, gänzlich vom öffentlichen Leben getrennt, ihre Tage in beſtändiger Einſamkeit hinter vergitterten Fenſtern verbringen müßten. Ich hatte geglaubt, noch in unſern Tagen begegne man ſelten einer türkiſchen Frau auf der Straße und knüpfte daran allerlei Poeſien. Stunden lang würde ich mich der Merkwürdigkeit halber vor ein Haus geſtellt haben, um endlich einmal eine dieſer Perlen zu gewahren, deren Antlitz, wie der Koran ſagt, unter der ſchwarzen Nacht der Locken hervorglänzt, wie die weißen Eier unter dem dunkeln Flügel des brütenden Straußes. Doch ward dies ſelbſt dem Fremden ſo ſchwer nicht gemacht. Schon in Adrianopel ſahen wir viele Weiber auf der Straße; aber unter ihnen auch nicht ein einziges friſches Geſicht. Es begegneten uns nur alte Weiber mit unangenehmen ſchlaffen Zügen, und ich glaubte ſchon, nur den Duennen und Ammen ſey es allenfalls erlaubt, ihre Käfige zu verlaſſen. Doch verſchwand auch dieſer Irrthum, als wir nach Stambul kamen. Denn die Cultur,

„die alle Welt beleckt“

hat ihre ausgleichende Hand auch an die verſchloſſenen Zimmer der türkiſchen Damen gelegt und ſie hinausgeführt auf die Straßen und Märkte. Sie mochten dieſelben anfangs ſchüchtern genug betreten, aber nach und nach behagte ihnen die neue Freiheit ungemein. Zur Zeit, wo wir in der Hauptſtadt der Gläubigen waren, konnte man auf gewiſſen Plätzen mehr Weiber antreffen als Männer. Beſonders war dies in den Beſaſtanes, den bedeckten Märkten, der Fall, bei den Gewölben wo fränkiſche Kattune und geſticktes Weißzeug zu haben ſind. Da ſtanden ſie meiſtens in Gruppen von fünf bis ſechs, die bunten Farben eines Stückes bewundernd und ſich wie die Kinder darüber freuend.

Von ihrem Anzug auf der Straße iſt nicht viel zu ſagen, da ihr ganzer Körper in ein großes Stück Zeug gewickelt iſt, das bei den Geringern aus dunkler Leinwand, bei den Reichern aus Seide beſteht. Sie nehmen es in der Art einer großen Mantille um die Schultern und wiſſen obendrein eines der Enden noch um den Kopf zu ſchlingen. Dieſer iſt ohnehin ſorgfältig verhüllt; denn ſie wickeln ihn in ein Stück weißen Mouſſelin ein, das Stirne, Mund und Ohren verbirgt und nur Naſe und Augen ſehen läßt; eine Verſchleierung, die von dem Geſetze vorgeſchrieben, bei den Türkinnen gewiß ſehr beliebt iſt; denn dieſer Mouſſelin verbirgt einen Theil ihres Geſichts, den wir Franken für den von der Natur bei ihnen am meiſten vernachläſſigten halten, den Mund. Höchſt ſelten, ſelbſt bei jungen Weibern, deren Augen mit ihrem blitzenden Brillantfeuer das kälteſte Herz zu verſengen drohen, ſind die Lippen friſch und roth. Man kann öfters einen ſpähenden Blick bis zum Munde gelangen laſſen, beſonders auf der Promenade, wo die Damen faſt beſtändig beſchäftigt ſind, Confituren und dergleichen zu ſich zu nehmen, und findet bei den intereſſanteſten Zügen einen welken Mund, deſſen Unterlippe ſchlaff herabhängt.

Am ſchönſten ſind wohl ihre breiten gewölbten Augenbraunen und ſie ſelbſt halten diejenigen für die reizendſten, die über der Naſe zuſammen ſtoßen, und türkiſche Frauen, denen dieſer Reiz mangelt, erſetzen ihn meiſt, indem ſie ſich einen Halbmond oder einen Stern von ſchwarzer Farbe zwiſchen die Augenbraunen malen. Der Schwärze der Wimpern wird durch einen gefärbten Zwirnsfaden nachgeholfen, den ſie zwiſchen den Augenliedern durchziehen. Für uns Europäer ſind ihre Hände, deren Nägel und das Innere derſelben ſie mit Khennah roth färben, eher abſtoßend als angenehm, auf jeden Fall aber lächerlich.

Im Allgemeinen habe ich unter den türkiſchen Weibern, deren wir ſehr viele geſehen, nicht viel von ſehr ſchöner Bildung bemerkt und faſt gar keine, um welche ich mein Leben gewagt hätte und in den Harem eines eiferſüchtigen Türken gedrungen wäre, wie es uns Romane und Balladen ſo ſchön erzählen.

Der Muſelmann ſieht es als eine große Schönheit ſeiner Frau an, wenn ſie ſehr ſtark, ja fett iſt, eine Eigenſchaft, die ſie ſich auch durch ihre faule Lebensart beizubringen wiſſen. Doch theilen wir dieſen Geſchmack nicht mit ihnen, da für unſere Augen Grazie und Leichtigkeit in der Bewegung des weiblichen Geſchlechts ſchöner iſt, als das träge Umherwatſcheln der Türkinnen, wozu ihre Fußbekleidung, die weiten Pantoffeln, das ihrige beiträgt.

Mit dem Menſchenſtrom, von deſſen Beſtandtheilen ich ein möglichſt getreues Bild zu geben geſucht habe, wandelten wir täglich langſam durch die Bazars, häufig ſtehen bleibend, denn beinahe an jedem Gewölbe ſieht man bald eine merkwürdige Figur, bald eine Scene aus dem Leben, die das Auge des Fremden feſſelt. Da iſt eine Boutike, in welcher man Zuckerwerk und Confituren aller Art findet; doch ſind die meiſten Sachen, beſonders Kuchen und Torten, für unſern Geſchmack zu ſüß und oft widerlich fett; beſſer ſind andere Leckereien, namentlich gebrannte Mandeln und was wir unter dem Namen Gerſtenzucker verſtehen. Da ſitzt der Eigenthümer hinter den Körben voll Leckereien, die lange Pfeife im Munde, und, wenn man ſeinen geſchloſſenen Augen glauben ſoll, ſanft ſchlafend. Dies iſt aber nicht der Fall; er beobachtet blinzelnd den Franken, dem er, ſo wie er ſich ſeinem Stand nähert, ohne dabei die Augen zu öffnen, mit der langen Pfeife einen Wink gibt, näher zu treten, dann macht er eine Pantomime, die den Türken eigen iſt, wenn ſie etwas Delikates bezeichnen wollen. Er legt ſeine fünf Finger zuſammengedrückt einen Augenblick an den geſpitzten Mund und öffnet ſie wieder mit einem behaglichen Schnalzen der Zunge, wobei ſein Geſicht einen Ausdruck annimmt, als genöſſe er etwas unbeſchreiblich Angenehmes. Läßt man ſich hierdurch nicht verführen, ſo gibt er ſich weiter keine Mühe, ſondern benutzt die Hand, da ſie einmal in Bewegung iſt, um den langen Bart zu ſtreichen und raucht ruhig fort.

An jener Seite dort iſt gerade einer beſchäftigt, ſein Gebet zu verrichten. Er hat ſich mit dem Angeſicht nach **Mekka** gewendet und macht die üblichen Bewegungen, die uns ſehr lächerlich vorkamen. Bald kniet er auf ſeinen Teppich nieder und hebt die Hände über den Kopf, bald kreuzt er ſie über die Bruſt und drückt ſein Haupt bis auf den Boden. In ſolchen Augenblicken, glaube ich, könnte ſich die Welt um ſeinen Laden verſammeln, er würde um keinen Preis etwas ablaſſen. Faſt in jeder Gaſſe gibt es fromme Muſelmänner, die man ſo den Tag über ihr Gebet mehrere Male öffentlich verrichten ſieht.

So geſchäftig der Armenier iſt, wenn man ihm etwas abkaufen will und unaufgefordert ſeine Waaren auspackt und ſich durch Anpreiſung derſelben bemüht, den Käufer zu locken, ſo indolent geberdet ſich oft der Türke, wenn man an ſein Gewölbe tritt und er vielleicht eben ſeine faule Stunde hat. Kaum erhält man auf die Nachfrage nach dieſem oder jenem Artikel Antwort und höchſt ſelten mehr als Ja oder Nein. Erſteres bezeichnet er durch Schütteln des Kopfes, das Letztere durch Nicken, als gerade umgekehrt, wie bei uns, was häufig zu Mißverſtändniſſen Anlaß gibt. Man kann indeſſen verſichert ſeyn, daß man von dem Türken viel reeller bedient und nicht überfordert wird. Dieſer verlangt einen beſtimmten Preis und läßt ſelten etwas davon ab, wogegen man dem Franken und dem Armenier beſtändig ein Drittel abhandeln muß, um nicht betrogen zu werden.

Hie und da zwiſchen den Buden zerſtreut liegen die Schulen, von denen ich ſchon geſprochen, wie ein alter Türke acht bis zehn Kindern, die auf ihren untergeſchlagenen Beinen um ihn her ſitzen, aus dem Koran Leſeunterricht ertheilt. Da ſie alle durch einander ſchreien und der Lehrer aufmerkſam zuhörend, dem, der ein falſches Wort ſagt, über den Köpfen der Andern hinweg einen Schlag mit ſeinem langen Pfeifenrohre gibt, worüber der Getroffene einen Schmerzensſchrei ausſtößt, der das Geplapper der Andern gellend durchdringt, ſo kann man ſich denken, daß eine ſolche öffentliche Schule ziemlichen Lärm auf der Gaſſe macht. Hie und da ſitzen noch an den Straßenecken meiſtens unter dem vorſtehenden Dach einer Bude, das ſie gegen Regen und Sonne ſchützt, die öffentlichen Schreiber mit der Brille auf der Naſe, eine Papierrolle auf den Knieen und das Dintenfaß im Gürtel, ihre Clienten erwartend, die einen Contract, eine Bittſchrift und dergleichen aufſetzen zu laſſen haben.

Was mich bei den Spaziergängen durch die Gaſſen ſtets beſonders intereſſirte, das waren die Barbierſtuben, die überall zu finden ſind. Sie beſtehen aus einem einzigen Gemach, an deſſen Wänden ein hölzerner Divan ſich befindet, auf dem die Kunden Platz nehmen. Ueber ihren Köpfen, mit dem Divan gleichlaufend, befindet ſich ein ſtarker, eiſerner Drath, an dem, nach der Größe der Anſtalt, zwei oder drei blechene Waſſerkeſſel hängen, die man hin und herſchieben kann.

Der Barbier iſt, wie die meiſten bei uns, ein beweglicher Menſch, der viel plaudert und ſeine Gäſte zu unterhalten weiß, er fängt ſein Geſchäft bei dem der Thür zunächſt Sitzenden an, indem er einen der Keſſel, der mit lauem Waſſer angefüllt iſt, über den zu Scheerenden richtet. Unten am Gefäß befindet ſich eine dünne Röhre, deren feine Spitze beinahe auf den Schädel des Kunden reicht. Der Barbier macht aus einer Art feinem Hanf einen Wiſch, den er mit weicher Seife beſchmirt und ſtellt ſich mit geſpreitzten Beinen vor ſeinem Gaſt auf eine Erhöhung, ſo daß er den Kopf deſſelben unter ſich hat. Dann öffnet er einen kleinen Hahn an der Röhre des Gefäßes, und wie das warme Waſſer herausſtrömt, bearbeitet er den nackten Schädel auf's Eifrigſte ſo lange, bis er ihn mit einer Wolke von weißem Seifenſchaum umgeben hat. So bleibt das Schlachtopfer ſitzen; der Barbier rückt den Keſſel über den Zweiten und nimmt mit ihm dieſelbe Manipulation vor, ſowie mit dem Dritten u. ſ. f.

In dieſer Zeit iſt der Schaum auf dem Haupte des Erſten allmählig verſchwunden, hat die ſeit dem letzten Scheeren wieder gewachſenen Haare erweicht und zum Raſiren fähig gemacht. Der Barbier kehrt zu ihm zurück, drückt den Kopf an ſich, wendet und dreht ihn nach Gefallen, und in fünf bis ſechs Minuten iſt die Operation glücklich vollbracht.

Wenn man ſieht, wie rauh bei dieſem Geſchäfte zu Werke gegangen wird, um jedes Haar ſorgfältig zu vertilgen, ſo daß dem Gaſt nicht ſelten die Thränen aus den Augen gepreßt werden, ſo können wir uns glücklich ſchätzen, daß die Sitte, das Haar glatt abzuſcheeren, bei uns nicht herrſcht. Ich ſelbſt habe mich oft der Merkwürdigkeit halber in einer dieſer Buden raſiren laſſen, und man iſt ſtets viel ſäuberlicher mit meinem Kinne verfahren, als mit den Häuptern der Gläubigen.

Man hielt mir eine große zinnerne Schüſſel, die einen Einſchnitt für den Hals hat, unter das Kinn, und der Barbier bearbeitete mich mit der äußerſten Pünktlichkeit; er jagte jedem einzelnen Haare nach, was er auf den Wangen entdeckte, brachte die des Schnurrbarts alle in gehörige Länge und verſtieg ſich in ſeinem Dienſteifer mit einer langen ſpitzen Scheere ſogar bis in die Naſenlöcher. Es dauerte etwas lang. Dafür konnte man ſich aber auch, wenn er ſein Geſchäft beendigt hatte, als ein wohl raſirter Menſch ſehen laſſen, was man bei uns nicht immer kann. Der Barbier ſchien ebenfalls Freude an ſeinem Werk zu haben, und entließ mich mit einem lauten „Ei w' Allah! — Gott iſt groß!“ was von den Türken mit einem unnachahmlichen Zungenanſtoß ausgeſprochen wird.

Neben dieſen Barbierſtuben befinden ſich meiſt kleinere Kaffeehäuſer, wo die Geſchorenen ſich nach vollbrachtem Geſchäft mit einer Taſſe Kaffee und einer Pfeife regaliren. Doch gehören dieſe Häuſer zu den gemeinſten; der Boden beſteht aus geſtampfter Erde, und es finden ſich kaum hölzerne Divans, meiſtens nur Steine oder kleine Stühlchen zum Sitzen.

Beſonders zahlreich ſind in Conſtantinopel die Gewölbe der Perfumeurs und der Eſſenzen-Verkäufer. Bei ihnen findet man unverfälſcht die feinen Oele, die der Orient erzeugt, als Roſenöl, das meiſtens aus Adrianopel kommt, Jasminöl u. dgl. Auch verkaufen ſie die verſchiedenſten Arten von Paſtillen, kleine vergoldete Kügelchen, die auf die Pfeife gelegt werden und einen Wohlgeruch verbreiten, ſo wie auch zu demſelben Zwecke das ſogenannte Aloeholz. Ferner findet man bei ihnen wohlriechende gold- und ſilbergeſtickte Börſen, Beutelchen von ſogenannten ſchwarzen Roſenperlen u. dgl.

Der Fürſt Pückler erzählt von einem dieſer Handelsleute, einem alten Türken, der ſich ſtets freundlich gegen ihn benommen und bei dem er auf ſeinen Wanderungen durch die Bazars häufig bei Pfeife und Kaffee ausgeruht habe. Einer unſerer hieſigen Bekannten, der Dragoman der preußiſchen Geſandtſchaft, zeigte uns ſeinen Laden; wir gingen hin, einige Kleinigkeiten zu kaufen und fanden wirklich einen ſehr freundlichen alten Mann. Er bot uns Pfeifen an und wir mußten uns niederſetzen, um mit ihm zu plaudern. Als er im Verlauf des Geſprächs durch den Dolmetſcher erfuhr, daß wir Nimbtſche, Deutſche, ſeyen, erkundigte er ſich nach dem Fürſten, der oft bei ihm geweſen ſey, und beſonders nach deſſen Abyſſinierin, Makuba, die er uns beſchrieb und ſehr lobte. Wir hatten bald die Freundſchaft des alten Türken erworben und er freute ſich ſpäter jedesmal, wenn wir vorbei kamen und einen Augenblick bei ihm einſprachen.

Faſt eben ſo oft ſtößt man auf die Laden der Tabakshändler, die geſchnittenen Tabak von allen Sorten in großen Haufen vor ſich liegen haben. Man muß aber bei dieſen Leuten keine Einkäufe machen, ohne einen Sachkundigen bei ſich zu haben; ſie verſtehen es, ihre Waare recht lockend auszulegen, die ſchon zum Gebrauche geſchnitten und gewöhnlich mit einer Beize verſehen iſt, die dem ſchlechten Tabak den Parfum des guten gibt. Wer ſich überhaupt in der Türkei mit Tabak verſehen will, um eine größere Quantität mitzunehmen, muß ſeine Einkäufe in Syrien machen; der dortige Tabak iſt unſtreitig der beſte und gilt auch in Conſtantinopel dafür. Die gewöhnlichen Tabake, wie man ſie hier kauft, wachſen in Adrianopel, ſo wie um die Hauptſtadt ſelbſt und ſind von gelber Farbe, wogegen der ſyriſche etwas dunkler iſt.

Der Tabak zu den Waſſerpfeifen iſt nicht geſchnitten, ſondern wird in ganzen hellgelben Blättern verkauft. Unter den vielen kleineren Laden, worin Speccrei-Waaren und dergleichen verkauft werden, ſind die der Laternen-Fabrikanten hervorzuheben, die dieſes nothwendige Geräth aus Papier in allen möglichen Preiſen und Größen verfertigen. Da es in Conſtantinopel noch keine Straßenbeleuchtung gibt und es allgemein verboten iſt, bei eingetretener Dunkelheit ohne Laterne zu gehen, ſo findet dieſe Waare großen Abſatz, und kann daher auch zu ſo beiſpiellos billigen Preiſen geliefert werden. Dieſe Laternen ſind cylinderförmig, oben mit einem Henkel verſehen. Man kann ſie zuſammenſchlagen und bequem in die Taſche ſtecken. Für einen halben Piaſter, drei Kreuzer, erhält man eine recht hübſche.

Außer den bisher erwähnten Gaſſen, die zu beiden Seiten mit Buden beſetzt ſind, vor denen ein immerwährender Handelsverkehr ſtatt findet, gibt es viele offene Märkte, Tſcharſchu, die entweder nur an beſtimmten Wochentagen oder zu gewiſſen

Artikeln benutzt werden. So gibt es einen Pferdemarkt, Laus- oder Tändelmarkt, Sklavenmarkt, Mittwochsmarkt ꝛc.

Das ewige Gewühl in den Gaſſen, das Schreien der Verkäufer und Ausrufer, ſo wie die warnende Stimme der Pferdetreiber, die auf ihren Thieren das Waſſer in alle Theile der Stadt bringen und deren Ruf das allgemeine Geſumme gellend unterbricht, das Schreien der Armenier oder Juden, die wegen einer Kleinigkeit in Streit gerathen, betäuben das Ohr, die mannigfaltige Ausſtellung der Waaren, die vielerlei Coſtüme, die einem bunten Strome gleich vorüberſchwimmen, blenden das Auge, und man betritt mit behaglichem Gefühl die gedeckten Märkte, Beſeſtane, um dem tollen Lärmen und dem gewaltigen Schmutze drauſſen zu entgehen.

Wenn es auch den Beſeſtanes keineswegs an Beſuchern fehlt, ſo treibt ſich hier doch das geringe Volk nicht ſo herum; es herrſcht daſelbſt, beſonders in einigen Theilen, gegen den ungeheuern Spektakel draußen, eine gewiſſe Ruhe, die vornämlich das Auge empfindet, das langſam forſchend die großen Gewölbe durchirrt, die mit den koſtbarſten Stoffen und Geräthen angefüllt ſind.

Schon ſeit dem Jahre 1461 gab es in Conſtantinopel ein Beſeſtan; ein anderes wurde ſpäter unter Sultan Soliman erbaut; beide waren jedoch nur aus Holz und brannten bei den ſchon erwähnten Feuersbrünſten mehrere Male ab. Nach der letzten im Jahre 1701 wurden beide Beſeſtane, wie ſie jetzt noch beſtehen, maſſiv von Stein aufgebaut.

Jedes bildet ein großes Viereck gewölbter Hallen, oben mit kleinen Kuppeln verſehen, was dem Ganzen von der Höhe, z. B. dem Seraskierthurme herabgeſehen, einen eigenthümlichen Anblick gibt. In dieſen Beſeſtanes findet man nun alle mögliche Artikel des Luxus, und wie in den Straßen ſind auch hier die gleichartigen Artikel neben einander aufgeſpeichert, was die Auswahl erleichtert und auch die einzelnen

Kaufleute hindert, die Käufer, beſonders Fremde, zu überfordern, da der Nachbar gleich um einige Piaſter billiger verkaufen würde.

Hier findet man ganze Gänge voll Waffen, Shawls, geſchnittener und ungeſchnittener Steine, Tücher, ſo wie Reihen von Gold- und Silberarbeitern, Buchhändlern, Wechslern ꝛc. Zwar hat jetzt die ungeheure Pracht, die früher in Kleidungsſtücken herrſchte, bedeutend abgenommen, und die vornehmen Türken in Conſtantinopel, beſonders Offiziere und Beamte, bis zum Sultan hinauf, gehen im einfachen blauen Rocke, mit einem Säbel bewaffnet, der meiſt nicht reicher verziert iſt, als wie ihn auch unſere Militärs tragen, ſtatt daß früher, zur Zeit der Janitſcharen, jeder dieſer Menſchen mit ſchönen Waffen prunkte, deren Reichthum ſich nach Maßgabe des Vermögens vom einfachen Silberbeſchläge bis zum reichen Beſatz mit Rubinen und Diamanten ſteigerte.

Dieſe Revolution im Coſtüm äußert nun bereits bedeutenden Einfluß auf die Waarenausſtellungen der Bazars, und wenn auch die Laden in den Beſeſtans gegen unſere Gewölbe mit weit glänzenderen Dingen ausgeſtattet erſcheinen, ſo findet man im Allgemeinen doch bei Weitem nicht mehr die alte Pracht.

So ſchildert Hammer die Waaren, die in früherer Zeit hier ausgebreitet lagen; er zählt auf: Damasceniſche Säbel, tartariſche Bögen, arabiſche Lanzen, perſiſche Dolche, Türkiſſe aus Niſchabur und Rubinen aus Bedaſchan, Perlen von Bahrein, Diamanten von Golkonda, Shawls von Angora, aus Perſien und Kaſchemir, indiſche Mouſſeline und Kalikos, engliſche und franzöſiſche Tücher, deutſche Leinwand und ſchwediſches Eiſen, geſchnittener Sammet aus Bruſſa, Scheiks (Beduinenmäntel) aus der Barbarei; kurz, alle Herrlichkeiten, ſo die Sonne vom Aufgang bis zum Niedergang ſchaut, finden ſich hier zum Kauf und Verkauf ausgeſtellt. Wenn man freilich alle dieſe Artikel auch jetzt noch findet, ſo ſind doch nicht mehr, wie damals, ganze Reihen damit angefüllt.

Der Reiſende, der die türkiſchen Bazars beſucht, verläßt ſie ſelten, ohne hie und da etwas gekauft zu haben, wozu ſich artige Kleinigkeiten genug finden, beſonders in den Gewölben, wo Stickereien feil ſind. Man findet hier Pantoffeln, Spiegelfutterale, Mützen, Tabakbeutel von Seide oder Sammet, zierlich mit Gold, Silber oder Perlen geſtickt, die ſehr hübſch und reich ausſehen und ſehr billig ſind, was daher kommen mag, daß ſie meiſtens von den Weibern in den Harems gemacht werden.

Ein anderer Artikel, den man am Beſten in den Bazars ſelbſt kauft, ſind die geſchnittenen Steine, meiſtens Carneole, Talismane genannt, die ſich ebenfalls zu kleinen Andenken und Geſchenken ſehr eignen. Auf ihnen iſt der Namenszug eines der Propheten oder auch ein Vers aus dem Koran eingeſchnitten. Die gewöhnlichen, die dann natürlich nicht mit großem Fleiß gearbeitet ſind, koſten nicht viel, wogegen ſchöne Talismane mit erhaben geſchnittenen arabiſchen Buchſtaben theuer bezahlt werden.

Lange Pfeifenrohre, bei uns unter dem Namen Weichſelrohre bekannt, findet man auch in reicher Auswahl und oft zu guten Preiſen, wogegen keinem zu rathen iſt, die nöthigen Spitzen aus Bernſtein, die man bis zu dem ungeheuren Preiſe von tauſend Gulden findet, ebenfalls hier zu kaufen.

Wer aber in Conſtantinopel bedeutende Einkäufe in den erwähnten Talismans, in Kaſchemirſhawls, feinen Gold- und Silberarbeiten oder alten koſtbaren Waffen machen will, thut nicht wohl, wenn er dieſe Artikel in den Gewölben ſelbſt auswählt; er findet, beſonders in Pera, Unterhändler, die ſich eigens hiemit beſchäftigen und die beſten Quellen wiſſen. Dieſe Leute ſehen für den kleinen Vortheil, den man ihnen zukommen läßt, ſehr auf den Nutzen des Reiſenden und können vielfach Betrügereien verhüten, denen man ſonſt ausgeſetzt wäre. Dies iſt hauptſächlich beim Einkauf von ſchönen Shawls der Fall, ein Handel, der jetzt faſt durchgängig unter der Hand abgemacht wird. Schöne ganz neue Kaſchemirſhawls ſind noch immer ſehr theuer; doch werden viele zu uns gebracht, die ſchon eine Zeit lang in den Harems getragen wurden, wodurch der Stoff nicht verliert, vielmehr an Weiche gewinnt.

Wenn wir durch die Bazars wandelten, ohne den Gedanken etwas zu kaufen, wurden wir doch zuweilen wider Willen verführt. So blieben wir an einem Gewölbe mit prächtigen Waffen ſtehen, und der unermüdliche Armenier zeigte ſie Stück für Stück, wobei er dem Fremden den Preis gewöhnlich durch Auf- und Zumachen der Hände angibt. Hatten wir nichts gefunden, was ſchön oder wohlfeil genug war, um es zu kaufen, und wollten uns entfernen, ſo hielt uns der Kaufmann durch die oben beſchriebene Bewegung mit der Hand zum Mund feſt, zog aus ſeinem Kaftan ein kleines Packetchen und wickelte aus der ſchmutzigen Leinwand einige Talismane, die er, wer weiß wo, erhandelt hatte, und in ſolchen Fällen machten wir oft die beſten Einkäufe. Umgekehrt holte nicht ſelten ein Steinſchneider, wenn wir unter ſeinen Artikeln nichts Anſtändiges fanden, eine alte Waffe hervor, die er uns ſehr billig anbot.

Viel Unterhaltung gewährten uns auf unſern Gängen die türkiſchen Weiber, die halbverſchleiert zahlreich hin und her ziehen und vor den Gewölben ſtehen bleiben. Selten liefen ſie fort, wenn wir uns neben ſie ſtellten und ihrem Handeln zuſahen, und erſt, wenn wir ihnen zu tief in die ſchwarzen Augen blickten, oder ſie durch Pantomimen befragten, wie ihnen dies oder jenes gefalle, warfen ſie ihre Tücher vor's Geſicht und empfahlen ſich. Doch geſchah dies meiſtens nur, nachdem ihnen der Herr des Ladens, dem dies unſchicklicher, als ihnen ſelbſt vorkommen mochte, einige zornige Worte zugerufen hatte, wahrſcheinlich die Weiſung, ſich von den Giaurs nicht ſo anſehen zu laſſen. Einmal jedoch, wo ich mit unſerem Doctor allein durch die Straßen zog und es uns ſehr amüſirte, einer Negerin mit einer wahren Rieſenfigur zuzuſehen, wie ſie aus ihrem Wagen kletterte, ſchien dieſer Dame unſere Aufmerkſamkeit ſehr zu mißfallen; mit erſtaunlicher Geläufigkeit der Zunge überſchüttete ſie uns mit einer Maſſe zornig ausgeſtoßener Worte, von denen ich nichts verſtand als: „Giaur ſek-ter Beſſewenk!“ was auf's Gelindeſte überſetzt doch ſo viel heißt, als: „Ungläubiger Kuppler, geh zum Teufel!“

Neben dieſen beiden Beſeſtanes gibt es noch einen dritten, den ſogenannten ägyptiſchen Marktplatz, wie die beiden andern aus gewölbten Hallen beſtehend, doch bildet er nur einen rechten Winkel, die Hälfte eines Vierecks. Hier findet man alle Wohlgerüche Arabiens aufgeſtapelt, und all' dieſe Gewürze, die der Orient hervorbringt, verbreiten einen herrlichen Duft, wodurch ſich dieſer Markt ſchon in der Ferne der Naſe des Herumwandelnden bemerklich macht. Treffend ſagt Hammer von ihm: „Wie ſich die Molucken dem Seefahrer ſchon weit im Meere verkünden, verkündet dem Wanderer in Conſtantinopel der würzige Geruch dieſes Markts ſchon von Ferne ſein Daſein, und erinnert an die beiden ſchönen Gedanken Sardi's: daß Moſchus und Liebe ſich vor der Welt nicht geheim halten laſſen, und daß das wahre Verdienſt, wie die Auslage des Gewürzhändlers, prunklos ſchweigt und herrlich duftet. Endlich an das von einem arabiſchen Dichter ausgebildete Wort Muhameds:

Mädchen ſind Blüthen, die Blüthen gewähren ſüße Gerüche,
Und ein ſüßer Geruch iſt vor dem Herrn das Gebet.
Mädchen ſind irdiſche Koſt und Gebet iſt himmliſche Nahrung,
Wohlgerüche genießt Himmel und Erde zugleich.

Ehe wir die Bazare verlaſſen, muß ich noch der Khane oder Karavanſeraien, als zu ihnen gehörig, gedenken. Eigentlich iſt Khan und Karavanſerai nicht gleichbedeutend; erſtere ſind Gebäude, in welchen ſich nur große Waarenlager oder große Werkſtätten, auch Fabriken befinden; letztere ſind Herbergen für Reiſende. Doch gibt es auch dergleichen öffentliche Anſtalten, in denen ſich der Begriff beider Worte vereinigt, wo nämlich fremde Kaufleute während ihres Aufenthalts in Konſtantinopel wohnen und ihre Waaren auslegen oder auch nur ihre Wechſelſtuben haben. Hierher gehört der große Chodſcha-Khan, wo ſich gewöhnlich perſiſche Kaufleute aufhalten. Es giebt einen Khan der Gefangenen in der Nähe des Sklavenmarkts, und einen Khan der Geſandten bei der verbrannten Porphyrſäule, wo früher die Geſandten aller europäiſchen Mächte einquartiert oder vielmehr eingeſperrt wurden, denn man behandelte ſie hier wie Staatsgefangene.

Will man alle dieſe Bazare, Beſeſtane und Khane, oder auch nur die vorzüglichſten genau durchmuſtern, ſo braucht man Monate. Man kann dieſem Geſchäft doch nur wenige Stunden widmen, da das allzu große Gefühl und die unendliche Mannigfaltigkeit der Waaren die Sinne abſtumpft und ſie nach kurzer Zeit unfähig macht, Alles mit Ruhe zu betrachten. Wir waren faſt täglich ein paar Stunden in den Bazars und verließen dann das Gewühl, um uns auf einem einſameren Platze durch Betrachtung irgend eines der alten ehrwürdigen Bauwerke wieder zu erholen. Freitags jedoch, wo der Sultan eine der öffentlichen Moſcheen beſucht, machten wir uns, nachdem wir unſere Einkäufe beſorgt, eine andere Zerſtreuung.

An dieſem Tage, Morgens zwiſchen zehn und zwölf Uhr, verſammelt ſich beim Seraskierthurm, auf dem Seraskierplatz, oder wie ihn die Türken nennen, Tauk-Baſſari oder Hühnermarkt, Alles, was von der türkiſchen nobeln Damenwelt eine Equipage beſitzt oder eine miethen kann, um daſelbſt eine Spazierfahrt zu machen. Die Wagen ſind von ganz eigenthümlicher Bauart und erſchienen uns anfangs ſehr lächerlich. Die meiſten, beſonders die älteren, haben Aehnlichkeit mit unſern Leiterwagen; nur ſind ſie leicht und zierlich geſchnitzt, mit bunten Farben bemalt und theilweiſe vergoldet. Hölzerne Reifen tragen ein Dach von grüner oder rother Leinwand, unter dem auf Kiſſen und Teppichen oft ein ganzer türkiſcher Harem liegt: ein paar Weiber, einige Sklavinnen und mehrere Kinder von verſchiedenem Alter. Vor dieſe Equipagen ſind zwei ſchwere Ochſen geſpannt, mit buntem, vergoldetem Riemenzeug angeſchirrt und mit allerlei Bändern aufgeputzt. Zur Verzierung dieſes Geſpanns, vielleicht auch um die Fliegen abzuwehren, gehen von der Bracke des Fahrzeugs aus zwei ungefähr ſechs Fuß lange geſchweifte Hölzer, die ſo gleichſam über den Thieren ſchweben. Von denſelben herab hängen bunte wollene Quaſten, die ſich bei jedem Schritt hin und her bewegen. Andere Fahrzeuge nähern ſich etwas unſeren Kaleſchen, ſind jedoch mit Schnitzwerk verſehen und ſchwer vergoldet, wie ſie bei uns im verfloſſenen Jahrhundert gebräuchlich waren. Auch ſieht man wohl hie und da einen Wagenkaſten nach unſerer jetzigen Façon, der aber dann auf ſchweren altmodiſchen Rädern ruht.

In langen Reihen bewegen ſich dieſe Wagen vorwärts, von einer Maſſe Weiber und Kinder der ärmeren Claſſe angeſtaunt, die nebenher laufen. Auch erblickt man zuweilen einen jungen türkiſchen Elegant, der ſelbſtgefällig umherreitet, ohne ſich jedoch um die Damen zu bekümmern. Aeltere Türken ſitzen in den Kaffeehäuſern, die ſich auf dem Platze befinden und ſchauen dem Gewühle zu. Den vornehmen Harems, die oft aus Zügen von fünf bis ſechs Wagen beſtehen, folgen auf ſchönen reich geſchirrten Pferden ſchwarze oder weiße Eunuchen, meiſtens Menſchen von widerlichem Aeußern, mit unförmlich dickem Oberkörper, auf dem der Kopf feſt in den Schultern ſteckt. Ihre fetten ſchlaffen Geſichter werden durch einen lauernden, boshaften Zug um Mund und Auge noch unangenehmer. Auch bei den einzelnen Wagen fehlen dieſe Aufpaſſer nicht, die hier entweder zu Fuß nebenher gehen oder hintenauf ſitzen.

Auf dieſem Corſo haben wir uns manche Stunde ſehr gut unterhalten. Die Damen nahmen es in der Regel gar nicht übel auf, wenn wir ſie genau betrachteten oder mit ihnen kokettirten, beſonders die jungen und hübſchen, die oft ihr Möglichſtes thaten, unſere Augen auf ſich zu ziehen. Obgleich, wie ſchon geſagt, das Geſetz ihnen vorſchreibt, den Mund zu verſchleiern, ſo wiſſen ſich die türkiſchen Schönheiten in dieſem Fall doch zu helfen, indem ſie ſich hiezu eines ganz dünnen feinen Mouſſelins bedienen, welcher die Formen ihres Geſichts ſehr gut errathen läßt. In ihre Kiſſen zurückgelehnt, verſtehen ſie es vortrefflich, im rechten Augenblick die ſchwarzbewimperten Augenlider aufzuſchlagen, und dem, der ſie betrachtet, eine volle Ladung aus ihren blitzenden Augenbatterien zu geben. Die Mantille, die beim Gehen ſtets feſt um die Schultern gezogen wird, laſſen die Türkinnen im Wagen nachläſſig herunterfallen, wodurch die vollen Formen ihres Oberkörpers, ſichtbar werden, und da die kleinen geſtickten Jäckchen, die ſie tragen, ſehr tief ausgeſchnitten ſind, und die Regel des Anſtandes ihnen nur gebietet, das Geſicht zu verſchleiern, ſo hatten wir bei der nachläſſigen Lage dieſer Damen in ihrem Wagen häufig Gelegenheit, tiefe Blicke unter die Mantille zu thun.

In ſteter Bewegung ſind ihre weißen runden Arme, an denen ſie die goldenen Spangen zeigen wollen, und wenn man ſie betrachtet, fahren ſie gleich mit den Händen an's Geſicht, um die Aufmerkſamkeit auf ihre Ringe zu lenken, mit denen ſie nach Maßgabe ihres Vermögens alle Finger bedecken. Doch, wie ich ſchon früher ſagte, findet man unter dieſen Weibern ſehr ſelten ausgezeichnete Schönheiten, und nur einige Male ſahen wir Mädchen, deren Mund und untere Geſichtsbildung mit den ſchönen Augen, die man häufig findet, im Einklange ſtanden. Die Sklavinnen ſind meiſtens Schwarze mit wolligtem Haar und platter Naſe. Eine Ausnahme machen die Abyſſinierinnen, die man auch zuweilen ſieht. Sie ſind von ſehr ſchöner Bildung, und faſt bei Allen wird das edle Geſicht durch eine tiefe Melancholie, die ſich über ihre Züge lagert, noch anziehender. Sie gehören meiſt zum dienenden Perſonal; doch habe ich auf dem türkiſchen Corſo häufig einen halb verſchloſſenen Wagen geſehen, worin eine reich gekleidete, ſehr ſchöne Abyſſinierin ſaß. Oft, wenn der Zug der Wagen irgendwo ſtockte, trat ich nah an den Schlag ihrer Equipage und gewöhnlich ſah ſie mich erſtaunt, doch nicht unfreundlich an. Gern hätte ich etwas Näheres über ſie erfahren, doch einige Mal, als ich ihr folgte, wenn ſie den Corſo verließ, mochte ich mich aus Furcht, den Weg zu verlieren, nicht zu weit in die Stadt wagen, und einmal, als ein der Stadt kundiger Freund mich in gleicher Abſicht zum Scherz begleitete, erregten wir die Aufmerkſamkeit ihrer ſchwarzen Wächter, die uns ſo drohend anſahen, daß mein Begleiter es gerathener hielt, umzukehren. Was half uns auch unſere Neugierde? Die ſchwere Thür ihres Käfigs ſchloß ſich hinter dem Mädchen und wir hätten es nicht einmal wagen können, nachher auffallend zu den vergitterten Fenſtern empor zu ſchauen; denn ſo viel auch die Türken ſchon von unſern Sitten und Gebräuchen angenommen haben, ſind ſie doch in dieſem Punkte unverbeſſerliche Egoiſten.

Türkiſche Bäder.

Schon in der älteſten Zeit war der Gebrauch der Bäder im Orient ſehr verbreitet. Anfänglich wurde es als eine Anſtalt der Reinlichkeit, ſo wie zur Erhaltung der Geſundheit benützt, wurde aber nach und nach ein Luxus-Gegenſtand und ein Aggregat zu dem wollüſtigen faulen Leben der Orientalen. Schon zur Zeit Juſtinians gehörten die Bäder des alten Byzanz zu den prächtigſten Gebäuden; ihre verſchiedenen Gemächer beſtanden aus feuerfeſten Gewölben, die, ſo wie der Boden, mit Marmor und andern koſtbaren Steinen ausgelegt waren. Die Wände bedeckten die ſchönſten Sculpturen und die meiſten waren ſelbſt mit Statuen verziert. So prangten im Bade des Zeurippos, d. i. des Pferdezuſammenſpanners, von einer Statue der Sonne ſo genannt, über hundert Statuen von Göttern und Helden, lauter Werke der berühmteſten griechiſchen Künſtler. So prachtvoll dieſe Bäder waren, ſo groß war ihre Anzahl; faſt jeder Kaiſer vermehrte dieſelben um einige. In den meiſten wurde das Waſſer künſtlich erwärmt, mehrere aber waren auf heiße Quellen gebaut, wie z. B. das Bad der Baſilica oder des Senats, von dem ein Epigramm ſagt:

Wahrlich, königlich iſt dies Bad, denn von älteſter Zeit her
Ward daſſelbe ſo von der Bewund'rung genannt.
Nicht von menſchlicher Hand wird das klare Waſſer erwärmt,
Warm ſchon von der Natur, fließt es von ſelber heraus.

Wenn auch die meiſten dieſer Bäder bei den vielen Empörungen und Umwälzungen im alten Byzanz zerſtört wurden und zu Grunde gingen, ſo haben ſie ſich doch, wie eine alte Sage durch Tradition, durch Aufbauung in demſelben Style und auf derſelben Stelle faſt ganz bis heute erhalten, wie ſie damals waren.

Schon in Adrianopel hatte der Baron die Genüſſe eines türkiſchen Bades verſucht und ſie als ſehr ſonderbar und im erſten Augenblick anſtrengend, aber auch ſo dargeſtellt, daß ſie dem Körper nach einiger Zeit eine ungemeine Behaglichkeit geben und die Glieder ganz geſchmeidig machen. Auch Hamſa, unſer Tartar, wenn er auf der Reiſe von den Genüſſen ſprach, die ihn bei ſeiner Ankunft in Stambul erwarteten, erwähnte den Genuß eines Bades als etwas, das alle Müdigkeit der Reiſe hinwegnehme und den Körper neugeboren mache. Gleich in den erſten Tagen unſeres Aufenthalts in Pera erkundigten wir uns nach einem der beſten Bäder, und einer unſerer neuen Bekannten, Herr v. C. bei der preußiſchen Geſandtſchaft, war ſo gütig, ſich unſer, wie in ſo vielen Punkten, auch hierin anzunehmen. Er führte uns nach Stambul, damit wir die Leiden und Freuden eines türkiſchen Bades kennen lernen möchten.

Es kann nicht ſchaden, wenn der Reiſende, der ein türkiſches Bad nehmen will, es dem Inhaber vorher anzeigen läßt, damit dieſer für reine Wäſche ſowohl, als auch dafür ſorge, daß die Badhallen nicht ſo ſehr überfüllt ſind, was uns unangenehm geweſen wäre. Da alle Bäder öffentlich ſind, ſo kann man nicht immer wiſſen, weſſen Haut der Striegel, mit dem man bedient wird, kurz vorher berührt hat. Auch hiefür ſorgte Herr v. C., und nahm für einen Morgen das am Hippodrom gelegene Atmeidan-Hamami, d. i. „das Bad der Pferdeliebhaber,“ in Beſchlag. Jedes Bad hat ſeinen eigenen, oft ſehr ſonderbaren Namen, worauf ich ſpäter zurückkommen werde. Ueber die Wahl unſeres Führers, uns in das Bad für Pferdeliebhaber zu führen, lachten wir herzlich und ſchickten uns in der heiterſten Stimmung an, die heiligen Hallen zu betreten.

Von außen ſah das Bad wie ein altes, halb verfallenes Gemäuer aus. Hie und da war ein ſchön gehauener Fries auf einigen Säulenſchaften eingemauert, was uns vermuthen ließ, daß auch hier früher ein prächtiges Bad geſtanden, aus deſſen Trümmer man das jetzige erbaut. An dieſe Mauern war ein Haus neuerer Bauart angeklebt, durch deſſen Thor wir in die mäßig erwärmte Vorhalle des Hamami oder Bades traten. In der Mitte dieſes ziemlich geräumigen Gemachs war ein Spingbrunnen. An allen Wänden befanden ſich Divans, von den gewöhnlichen ſehr verſchieden. Sie waren etwa vier Fuß hoch, und zehn bis zwölf breit, ſo daß man ſich ausgeſtreckt darauf legen konnte, die Füße nach dem innern Raum gekehrt.

Bei unſerer Ankunft mußten wir uns auf kleine Rohrſtühle ſetzen, die am Springbrunnen ſtanden, und der **Hamamſchi**, Bader, brachte uns Kaffee und lange Pfeifen, während einige ſeiner Knechte auf den Divans für jeden von uns ein Lager zubereiteten, aus einer Matratze mit Kopfkiſſen beſtehend, über das ein weißes Leintuch gebreitet wurde.

Nachdem wir unſern Kaffee getrunken, wurden wir zu dem Lager geführt und ein Tuch als Vorhang vor uns ausgebreitet. Wir mußten uns jetzt ganz entkleiden, und nachdem uns der Bader ein großes Leintuch als Schürze umgeſchlagen, auch jedem von weißem Zeug einen Turban gemacht hatte, legten wir uns einen Augenblick auf das Lager, um ſchon etwas durchwärmt in die zweite Abtheilung des Bades eingehen zu können.

Hier herrſchte bereits ziemliche Hitze, ſo daß wir ſchon in wenigen Augenblicken ganz mit Schweiß bedeckt waren. Ein neues Lager, ähnlich dem erſten, war hier bereitet, und darauf ausgeſtreckt wurden wir abermals mit Pfeifen und Kaffee bedient. Wohl eine Viertelſtunde blieben wir in dieſem Gemach, worauf uns die Badewärter unter den Armen faßten, um uns in das eigentliche Badgewölbe zu führen. Daß man ſich in dieſen Gewölben beim Gehen unterſtützen läßt, iſt ſehr nöthig, denn der Boden iſt zu heiß, um mit nackten Füßen darauf gehen zu können, weshalb man Pantoffeln erhält, deren Sohle auf zwei, drei Zoll hohen Klötzchen ſteht, die das Gehen ungemein erſchweren. Ich habe darin den Fuß nie aufheben können, ſondern bin ſtets über den Boden hingerutſcht.

Zum dritten Gewölbe führte eine ſchmale eiſerne Thür, die hinter uns gleich wieder verſchloſſen wurde. In dieſem, dem eigentlichen Bad, herrſchte eine ſolche Hitze, daß ſie uns in den erſten Augenblicken den Athem benahm. Es war daſſelbe beklemmende Gefühl, wie wenn man allmählig in ein kaltes Bad hinabſteigt, wo man glaubt, Herz und Lunge drängen ſich nach oben, um ſich da gewaltſam einen Ausweg zu verſchaffen. Das Gemach war rund, mit einer großen Kuppel bedeckt, die kleine, mit buntem Glas geſchloſſene Oeffnungen hatte, welche ſymetriſche Figuren bildeten. Das ſpärliche Tageslicht, welches einzig durch ſie in die Halle fiel, wurde noch durch die vom Boden aufſteigenden Waſſerdämpfe getrübt. Die Wände beſtanden aus gewöhnlichen Steinen und waren hie und da mit Sculpturen verſehen; der Boden aber war ſehr ſchön, aus farbigem Marmor zuſammengeſetzt und hatte in der Mitte eine fußhohe runde Erhöhung, etwa zwanzig Fuß im Durchmeſſer, an deren Seiten die heißen Dämpfe vermittelſt kleiner Löcher ausſtrömten.

Ferner hatte das Gemach vier Niſchen von etwa zehn Fuß Tiefe, in deren jeder ſich ein zierlich aus Stein gehauener Brunnen mit zwei Röhren befand, die mit einem Hahnen verſchloſſen waren und kaltes und warmes Waſſer gaben. Dieſe Niſchen konnten mit Teppichen verhängt werden, die zu dem Zweck über der Oeffnung zuſammengebunden waren.

Bei unſerm Eintritt in dies Gemach legte man in eine Ecke für jeden ein Kiſſen, auf das wir uns abermals ausſtrecken mußten, um die dritte Pfeife mit Kaffee zu genießen und uns dabei allmählig an die entſetzliche Temperatur zu gewöhnen. Aber nicht lange, ſo waren wir vollkommen durchglüht, und der Hamamſchi erklärte uns für fähig, die Operation des Badens vornehmen zu können, eine wirkliche und ziemlich ſchmerzhafte Operation.

Die Erhöhung in der Mitte des Gemachs, von der ich oben ſprach, war im wahren Sinne des Worts unſere Schlachtbank. Dort mußten wir uns ausſtreckt hinlegen, was anfangs einigen Schmerz verurſachte, denn obgleich uns längſt der Schweiß in Strömen vom Körper lief, war uns die Hitze faſt unmittelbar über dem Feuer beinahe unerträglich. Neben jedem von uns ließ ſich jetzt einer der Badknechte nieder und fing an, mit unſerem Körper die ſeltſamſten Verrenkungen vorzunehmen. Zuerſt drehte und wendete er alle Glieder von der Fußſpitze bis zum Genick, daß ſie knackten; dann hob er die Beine auf und rückte ſie ſo weit nach dem Kopfe zu, als möglich, kurz, er behandelte uns auf eine für uns ſo komiſche Weiſe, daß wir über die Figuren, die einer den andern machen ſah, oftmals laut lachten. War dieſes Kneten, denn anders konnte man die Behandlung des Körpers nicht nennen, auf der vordern Seite beendigt, ſo mußte man ſich auf den Bauch legen, um ſeinen Rücken ähnlichen Qualen preis zu geben. Zuweilen ſprang der Kerl mit ſeinen nackten Füßen auf mir herum, daß ich nahe daran war, laut aufzuſchreien. Am Ende ſetzte er ſich mir oben zwiſchen die Schulter und glitſchte mit ſeinen Füßen an mir herunter, wobei er, um ſich zu halten, mit beiden Händen meine Haut dergeſtalt zuſammenkniff, daß ich, um dem Schmerz zu entgehen, mich eilend aufrichtete und ihn herabwarf. Auch machte ich ihm über dies Kneifen ein zorniges Geſicht, worüber er mich ſehr erſtaunt anſah und die Hand ſchmatzend zum Mund brachte, um auszudrücken, daß gerade dieſer letzte Coup etwas ſehr köſtliches ſey. Ich tröſtete mich an dem

Schickſal meiner Gefährten, denn keiner entging dieſer Manipulation.

Jetzt begann der zweite Act, zu welchem die Hamamſchi neben jeden ein Gefäß mit warmem Waſſer ſetzten. Sie warfen weiche Seife hinein, ſchlugen ſie mit einem Wiſch von gedrehtem Hanf zu Schaum und ſeiften damit den ganzen Körper. Bis dieſer Schaum durch die Wärme des Körpers und des Bades geſchmolzen war, hatte man Ruhe und konnte ſich über die ausgeſtandenen Schmerzen unterhalten. Ich habe nie einen ſtärkeren Klang der Stimme gehört, als in dieſen türkiſchen Bädern. Ein Wort, noch ſo leiſe geſprochen, tönte gewaltig wieder, und gab einen Ton, als murmelten es hundert Stimmen nach.

Indeß hatte der Bader ſeinen Hanfwiſch bei Seite gelegt und dafür eine Art Handſchuh ohne Finger von grobem Tuche genommen, womit er nun den ganzen Körper ſehr ſtark rieb. Bei all' dieſen Manipulationen bemerkte ich, daß der Badwärter beſtändig das Auge des Badenden anſieht, wie mir Herr v. C. ſpäter ſagte, aus Vorſicht, um ſogleich zu bemerken, wenn einem bei dieſer ſchmerzhaften Behandlung unwohl wird.

Sobald der Körper gehörig eingerieben iſt, ein Geſchäft, wobei wieder durchaus keine Schonung ſtatt findet, ſondern mir faſt die Haut mit heruntergeriſſen wurde, verläßt der Hamamſchi den Badenden und zwei Knaben von zehn bis zwölf Jahren traten an ſeine Stelle. Dieſe geleiteten jeden von uns in eine der erwähnten Niſchen, wo ſie nach dem Belieben des Badenden ſich mit ihm durch die erwähnten Teppiche abſondern und ſo den Augen der Andern unſichtbar werden können. Doch wie ich mir ſagen ließ, verdecken ſie dieſe Niſchen nicht eher, bis ihnen der Badgaſt ein hierauf bezügliches Zeichen gibt, was bei den meiſten darin beſteht, daß er ein Geldſtück von zehn bis zwanzig Piaſter zwiſchen die Zähne nimmt, welches ſich der Knabe durch einen Kuß zueignet.

Vor den beiden Fontainen, deren Waſſer vorn in ein kleines Baſſin läuft, mußten wir uns niederſetzen und nachdem einer der Knaben viel warmes Waſſer hatte hineinlaufen laſſen, das er mit etwas kaltem miſchte, begann er, uns daſſelbe mittelſt eines blechernen Gefäſſes über den Kopf und den ganzen Körper zu gießen. Das Waſſer war indeſſen noch ſehr warm und benahm uns in den erſten Augenblicken den Athem. Wir befanden uns in einer Lage, als wenn man bei uns das Schlachtvieh abbrüht, auch wehrte ich mich anfangs mit Händen und Füßen dagegen, aber vergebens; ſo lange ich den kleinen Quälgeiſtern nicht vollkommen gereinigt ſchien, hörten ſie nicht auf, mir das Waſſer aus dem großen Gefäß über den Kopf zu ſchütten.

Nach dieſer letzten Procedur bekamen wir um Hüfte und Schultern ein reines weißes Tuch, um den Kopf drehte man uns ein ähnliches und oben auf den Scheitel legte man loſe ein anderes zuſammengefaltetes. Durch die beiden Vorzimmer wurden wir wieder in das erſte Gemach geführt, wo wir uns entkleidet hatten. Man hatte indeſſen unſer Lager mit reinen Tüchern überzogen, und nachdem wir uns wieder auf daſſelbe ausgeſtreckt hatten, brachte man uns Pfeifen, Sorbet und ſpäter Kaffee. Die Mühſeligkeiten des Bades ſind nun vorbei und der Türke fängt jetzt ſeinen Khef an, d. h. ſo wie er ſich gewöhnlich Nachmittags, ohne ein Wort zu ſprechen oder auch nur zu denken, der Verdauung hingibt, ſo ſenkt er auch jetzt ſeinen Geiſt in vollkommene Ruhe und überläßt den Körper einigen Knaben, die ihn, aber auf eine ſanftere Art als früher, durchkneten. Sie fangen dies Geſchäft gewöhnlich bei den Füßen an, welche ſie mit ihren beiden Händen leicht drücken und ſo immerfort ſtreichend aufwärts fahren, bis ſie auf dieſe Art den ganzen

Körper geknetet haben, was mehrere Male von den Füßen zum Kopf und umgekehrt geſchieht. Auch werden die Gelenke der Hände und Füße nochmals auseinander gezogen, bis ſie knacken. Beſonders für Leute mit ſchwachen Nerven hat dieſes leiſe Kneten etwas Ermattendes, Angreifendes, und ſelbſt ich war faſt immer geneigt, dabei in Schlaf zu fallen. Wenn das Kneten vorüber iſt, werden neue Pfeifen gebracht, ſo wie Kaffee und man bleibt nach Belieben ſo lange liegen, bis das Blut, welches durch die ganze Behandlung ſehr aufgeregt iſt, wieder ruhiger wird. Dann zieht man ſich an, und das türkiſche Bad iſt genommen.

Die Wirkungen dieſes Bades, welche die Phantaſie des Muſelmanns etwas übertreibt und als das Heilſamſte darſtellt, was dem Körper widerfahren könnte, fangen erſt nach einigen Stunden an, ſich bemerkbar zu machen; ich meine die angenehmen Wirkungen, denn in der erſten Zeit, nachdem man ſich wieder angezogen hat und etwas umhergegangen iſt, ſind die Glieder wie zerſchlagen und große Müdigkeit drückt den Körper nieder. Nach einigen Stunden aber ſchwindet dieſe Ermattung und man fühlt ſich allerdings wie neugeboren. Die Glieder haben eine auffallende Friſche und Elaſticität erlangt; man fühlt ſich durch ein angenehmes Wohlſeyn, das ſich über den ganzen Körper verbreitet, zu den lebhafteſten Bewegungen hingeriſſen. Es wird behauptet, ein türkiſches Bad im Augenblicke genommen, wo man nach einer langwierigen beſchwerlichen Reiſe vom Pferde ſteigt, oder wenn man ſich überhaupt ſehr ermüdet hat, erfriſche mehr, als die beſte Nachtruhe.

Man kann zu jeder Stunde des Tages ein Bad nehmen, ausgenommen in den Zeiten des Ramaſans, wo die Hamami den ganzen Tag über geſchloſſen ſind und erſt, wie alle andern öffentlichen Anſtalten, Kaffeehäuſer ꝛc. mit Einbruch der Nacht geöffnet werden. Nur muß man nie nach dem

Eſſen baden, eine Vorſchrift, die ja auch bei uns beſteht und bei der Gewaltſamkeit der Operation doppelte Berückſichtigung verdient. Ich habe in Conſtantinopel ein einziges Mal dieſe Regel nicht beachtet, und ſo geſund ich bin, wurde ich nicht nur während des Badens völlig ohnmächtig, ſondern war mehrere Tage nachher unwohl.

Die öffentlichen Bäder für das weibliche Geſchlecht ſollen beinahe ganz ſo eingerichtet ſeyn, wie das beſchriebene, nur daß ſie große Waſſerbehälter enthalten, worin die Abwaſchungen vorgenommen werden. Natürlich ſind dort die Hamamſchi ebenfalls Frauen. Dieſe Anſtalten dienen aber den Weibern keineswegs blos zum Baden. Da die türkiſchen Damen keine Thee- und Kaffeeviſiten geben, ſo verſammeln ſie ſich zu gleichem Zwecke in ihren Bädern, um gegenſeitig Neuigkeiten einzutauſchen und den lieben Nächſten der ſchärfſten Kritik zu unterwerfen. Tout comme chez nous!

Etwas Genaueres über die türkiſchen Frauenbäder zu ſagen, iſt faſt unmöglich, da es dem Muſelmann ſelbſt ſtreng verwehrt iſt, dieſe Anſtalten zu beſuchen, und wenn er auch mit den inneren Einrichtungen bekannt wäre, würde ihm doch der Anſtand verbieten, darüber mit einem Fremden zu ſprechen. Man erzählte uns, vor einiger Zeit habe ſich ein wißbegieriger Europäer in eines dieſer Bäder geſchlichen; ertappt und vor den Kadi geſchleppt, ſey er dem Tode nur dadurch entgangen, daß er ſich verrückt geſtellt. Doch will ich die Wahrheit dieſer Geſchichte nicht verbürgen.

Von einem der innerſten Bäder des Harem des Großſultan findet man bei Hammer eine Beſchreibung, die nach der Erzählung eines Itſchoglan (Pagen) niedergeſchrieben wurde. Nach dieſer gehen die Fenſter des Bades gegen Oſten. Auf der rechten Seite der Thüre des Entkleidungsſaales iſt das Singzimmer und links das Schatzgewölbe. Die Pracht deſſelben ſoll unbeſchreiblich ſeyn. Der vielfarbige Marmor des Pflaſters und der Wandbekleidung ſpiegelt die Silbergeſtalten der badenden Schönheiten zurück und farbige Gläſer, in der Oeffnung der Kuppel eingeſetzt, verbreiten in dem Gemach einen heimlichen ſanften Lichtſchimmer. In der Mitte ſpringt ein Waſſerſtrahl, deſſen Erguß von zwei Becken, einem kleinen und einem großen aufgefangen wird. Das kleine iſt von weißem Marmor mit rothen und ſchwarzen Adern, aus welchem die Fluth in das untere große, aus mehreren Stücken farbigen Marmors zuſammengeſetzte Becken ſtürzt.

Man findet in Conſtantinopel nicht nur beſtimmte Bäder für die verſchiedenen Stände, Künſte und Gewerbe, die Muſelmänner können ſich auch ſogar nach ihren verſchiedenen Charakteren, Leidenſchaften, Tugenden und Laſtern zuſammenfinden. So iſt in Stambul ein Bad für Freigeiſter, eines für fromme und heilige Männer, ein anderes für Narren; an der Suleimanje eines für Dichter, ein anderes für Pferdeliebhaber, das wir beſucht haben, ſo wie eines für Sänger und für freigebige Leute. Am adrianopolitaner Thor findet man ein viel beſuchtes für Frauenliebhaber, ſo wie dicht neben an eines für alte abgelebte Leute und eines für ſchöne junge Herren. In der Vorſtadt Otakdſchilar iſt ein Bad für Betrunkene, eines für Knabenliebhaber und ein anderes für unſchuldige, eingezogene und ſittſame Leute. In der Nähe des Hafens ſieht man welche für ſolche, die das Gebet nicht lieben, für Verliebte, für Spitzbärte und für Diebe.

Der Hippodrom, die ſieben Thürme, mehrere Moſcheen und andere ältere Bauwerke.

In fremden Städten, beſonders ſolchen, die wie die orientaliſchen eine alte gewaltige Geſchichte haben, wird man durch Ruinen und andere Erinnerungen ſo zerſtreut und zwecklos umhergetrieben, daß man erſt nach einiger Zeit, in der man geſtaunt, geſehen und doch nichts geſehen hat, zum Bewußtſeyn kommt, nur durch eine ſyſtematiſche Eintheilung der Zeit ſey man im Stande, das Merkwürdigſte und Schönſte in ſich aufzunehmen.

Jeden Tag hatten wir Ausflüge nach Stambul und die Umgegend gemacht, ohne uns vorher über dieſe Touren einen Plan anzufertigen, wodurch wir viel Zeit verſchwendeten, manche unbedeutende Sachen zehnmal und noch öfter, andere viel beachtungswerthere gar nicht oder doch nur flüchtig anſahen, weil wir Niemand hatten, der uns darauf aufmerkſam machte.

Schon in der erſten Zeit hatte uns Herr von C. gerathen, unſere Tage, ja unſere Stunden genau einzutheilen, weil wir ſonſt mit den Sehenswürdigkeiten in Stambul nicht fertig werden würden. Natürlich wurde dieſe Idee von uns eifrig erfaßt, um ſo mehr, da ſich der liebenswürdige Mann zu unſerem Führer anbot. Doch traten immer kleine Hinderniſſe der Ausführung dieſes guten Planes in den Weg. So bat uns in den erſten Tagen unſer bisheriger liebenswürdiger Reiſebegleiter, der öſtreichiſche Oberſtlieutenant von P., mit unſern geregelten Excurſionen noch ein paar Tage zu warten, weil jede Stunde einige ſeiner Kameraden eintreffen könnten, die es bedauern würden, die Merkwürdigkeiten der Stadt nicht in Geſellſchaft ſehen zu können. Auf dieſe Art wurden wir oft zurückgehalten und ſind dadurch, aufrichtig geſtanden, verhindert worden, manches Merkwürdige zu ſehen.

Jedem Reiſenden, der Conſtantinopel beſucht und wie wir nur kurze Zeit verweilen kann, rathe ich, gleich in den erſten Tagen nach einem Plane, den ihm ein Ortskundiger anlegt, die Stadt zu durchkreuzen und erſt wenn er die vielen merkwürdigen Plätze, Gebäude und Denkmäler geſehen hat, ſeine übrige Zeit anzuwenden, um das bunte Leben auf den Straßen zu beobachten, ſeine Einkäufe zu beſorgen und kleine Ausflüge in die Umgegend zu machen.

An einem ſchönen Morgen, nachdem wir ſchon auf obige Art mehrere Tage verſchleudert hatten, brachen wir in Begleitung des Herrn von C. von Pera auf, um einen Theil der Merkwürdigkeiten planmäßig in Augenſchein zu nehmen. Da wir hiezu eine weite Tour zu machen hatten, ſuchten wir uns am Ufer von den dort aufgeſtellten Miethpferden die beſten heraus. Hiebei fallen ähnliche komiſche Auftritte vor, wie bei den Kaiks. Die Pferdevermiether ſind eben ſo zudringlich, beſonders gegen Franken, die natürlich mehr als die Osmanli bezahlen müſſen. Dabei iſt das Gedränge, was immer bei unſerer Ankunft entſtand, nicht ganz ohne Gefahr; ſie ſuchen einem ſo nahe wie möglich mit ihren Pferden auf den Leib zu rücken, die nicht ſo geduldig, wie ihre Herren, zuweilen zu ſchlagen und zu beißen anfangen. Im Augenblick iſt man von einem Haufen dieſer Menſchen umringt und ich war nicht ſelten gezwungen, das Pferd, an das mich der Zufall gedrängt hatte, zu beſteigen, um nur dem Gedränge zu entkommen. Hat man ſich auf dieſe Art beritten gemacht, ſo hält ſich jeder Vermiether an einem Steigbügelriemen ſeines Pferdes und läuft im Trab oder Galopp nebenher. An der Spitze des Zuges ritt der Herr von C., deſſen Sais oder Reitknecht durch lautes Geſchrei die Begegnenden zum Ausweichen aufforderte, und ſo trabten wir auf den kleinen Pferden, die auf dem glatten ſchlüpfrigen Pflaſter faſt nie einen Fehltritt machen, ziemlich raſch durch die Gaſſen.

Unſern erſten Halt machten wir auf dem At Meidan, dem Hippodrom, dem berühmteſten aller Plätze des alten und neuen Conſtantinopels. Wir ſtiegen von unſern Pferden, um die armſeligen Ueberbleibſel der frühern prächtigen Monumente und Bauwerke, die auf dieſem Platz ſtanden, in der Nähe zu beſehen.

Der Hippodrom wurde von Kaiſer Severus, nachdem er die zerſtörte Stadt erobert, angelegt, und war von da an der Schauplatz der feſtlichen Spiele, ſo wie faſt aller Aufſtände und Revolutionen, welche den Thron der byzantiniſchen Kaiſer ſo oft erſchütterten. Alles, was uns von der früheren Pracht und Herrlichkeit dieſes Platzes erzählt wird, könnte man für eine Fabel halten; hier, wo nach den Geſchichtſchreibern die ſchönſten Werke der Kunſt aufgeſtellt waren, iſt nichts mehr zu ſehen als drei verſtümmelte Monumente: ein unvollendeter Obelisk in der Mitte des Platzes, deſſen geglättete Seiten, beſonders die gegen das Meer gekehrten, von der Zeit und der Seeluft ſchon ſtark beſchädigt ſind, ferner ein früher mit Kupfer bekleideter Pfeiler, deſſen jetzt verſchwundene Inſchrift beſagte, daß Conſtantin, der im Purpur Geborene, ihn ſo prächtig hergeſtellt, daß er, gleich dem Coloß zu Rhodus, für ein Weltwunder angeſehen worden, und endlich ein dreifaches Schlangengewinde, deſſen Köpfe jedoch nicht mehr vorhanden ſind, und das der Sage nach den Dreifuß von Delphi getragen haben ſoll.

Von den marmornen Stufen, die früher einen großen Theil des Platzes umgaben, und worauf das Volk dem Wettrennen zuſah, iſt keine Spur mehr vorhanden. Schlecht gebaute Häuſer haben ſich überall herangedrängt und der Platz, der früher vielleicht viermal ſo groß war, iſt heute nur zweihundertundfünfzig Schritte lang und hundertundfünfzig breit. Der Boden iſt uneben und ſchmutzig, und hie und da wächſt eine Platane oder Sykomore aus ihm hervor, unter der ein türkiſcher Kaffeewirth ſeine elende Bude aufgeſchlagen hat. Gelehnt an einen Pfeiler der Moſchee Achmeds, die am At Meidan liegt, überdachte ich das Sonſt und Jetzt dieſes Platzes, ein Contraſt, wie die Geſchichte faſt keinen traurigern aufzuweiſen hat.

Dort ſtand die Statue des Herkules Triheſperus, der ohne Bogen, Köcher und Keule ſich mit dem linken Fuß auf das Knie niederließ, in derſelben Stellung, wie er als Sternbild am Himmel prangt. Dieſes Kunſtwerk wurde von den Lateinern bei der Eroberung der Stadt in Stücke zerbrochen, um das Erz zu Kupfergeld einzuſchmelzen. Ferner war hier der Eſel mit dem Eſeltreiber von Actium, den Auguſtus dort zum Andenken aufrichten ließ, weil, als er eines Nachts hinausging, um die Stellung des Antonius zu erſpähen, ihm ein Eſeltreiber mit einem Eſel begegnete, der ihm auf die Frage, wie er heiße und wohin er gehe, antwortete: „Nikon (ſiegend), mein Eſel Nikander (Siegmann) und ich gehe zu Cäſars Heer.“ Neben ihm ſtand die Wölfin, welche den Romulus und Remus geſäugt hatte, ein Nilpferd mit ſchuppigtem Schweife, fliegende Sphinxe und die zwei Ungeheuer Scylla und Charybdis. Die Statue der Helene, Liebe athmend und einflößend, mit fliegenden Haaren und lächelnden, zum Reden geöffneten Lippen, war hier zu ſehen, mit aller Anmuth, womit ſie der Gürtel Aphroditens ausgeſtattet. An den Rennzielen ſtanden die Statuen berühmter Wagenlenker, die mit der Hand die Lehren wagenführender Kunſt einſchärften; zwiſchen dieſen Statuen waren auf einer Seite die Altäre des Zeus, Saturnus und Mars, und auf der andern die der Venus, des Monds und die des Merkurs. Neben dem Thurm des Hyppodromus, wo ſich die Gitter befanden, hinter welchen die Pferde ungeduldig warteten, war der kaiſerliche Thron, von welchem der Kaiſer mit einem Tuche das Zeichen zum Auslaufen gab. Die zwölf vierſpännigen Wagen, welche nun daher ſtürmten, mußten den Rennplatz ſieben Mal umfahren. Auf dem Thurme des Hyppodroms ſtanden die vier berühmten goldenen Pferde, welche von Athen nach Chios und dann nach Conſtantinopel gebracht wurden. Nach Eroberung dieſer Stadt kamen ſie nach Venedig und man ſtellte ſie über dem Eingange der Markuskirche auf. Später wanderten ſie nach Paris auf den Carouſſelplatz, von wo ſie wieder nach Venedig an ihre alte Stelle zurückgeführt wurden.*

So viel der Boden des Hyppodroms von den Herrlichkeiten erzählen könnte, die er einſtens getragen und allmählig verſchwinden ſah, und dadurch unſer Bedauern erregen, daß jene Zeit ſo ſpurlos verſchwunden, ſo viel Entſetzliches könnte er uns auch mittheilen von den Metzeleien, die hier geſchehen, und dem vergoſſenen Blute, das er ſtromweiſe trinken mußte, und wenn wir eben den Untergang jener Zeiten bedauerten, ſo können wir uns in dieſem Sinne nur darüber freuen, daß ſie ſich verändert haben. Die meiſten großen Revolutionen und Empörungen brachen auf dem Rennplatze aus. Hier wurde Gratianus Auguſtus durch beſtellte Meuchler ermordet; hier dämpfte Kaiſer Juſtinian die berühmteſte aller Empörungen, als Hipatius, von einer andern Partei zum Kaiſer ausgerufen, ſich ſchon in den Beſitz des Haupteingangs zum Hippodrom geſetzt hatte, wo die Rennſpiele eben beginnen ſollten und er ſich dort wollte zum Kaiſer ausrufen laſſen, drang Beliſar von der andern Seite mit den Leibwachen auf den Platz und Juſtinian hatte Geiſtesgegenwart genug, im Augenblicke der größten Gefahr den Anfang der Rennſpiele zu befehlen, die nun, von dem Brande der halben Stadt beleuchtet, begannen.

Schon ſeit den älteſten Zeiten feierten heimkehrende Feldherrn auf dem Hippodrom ihren Triumphzug; ſo Beliſar, als er die Vandalen beſiegt. Neben der großen Rolle, die dieſer Platz von jeher im äußern Leben der Byzantiner ſpielte, legte ihm und den Statuen, die auf demſelben ſtanden, auch noch der Aberglaube des Volks und der Kaiſer andere geiſtige talismaniſche Kräfte bei, welche das Reich ſchirmen und bewahren ſollten, ſo daß der ganze Rennplatz gleichſam ein geweihtes Symbol der Regierung und Herrſchaft ward, ein Aberglaube, der für die chriſtliebenden Kaiſer, wie ſie ſich ſelbſt in allen Aufſchriften nennen, mehr als unſchicklich war.*

---

* Hammer, C. u. d. B. I.

Auch unter der Herrſchaft der osmaniſchen Kaiſer blieb der At Meidan der erſte Platz der Hauptſtadt und die Bühne für die Staatsactionen und öffentlichen Spectakel. Der Bau der Moſchee Achmet I. auf demſelben nahm ihm viel von ſeiner Ausdehnung. Noch heute geht über den At Meidan der große Zug, wenn ſich am Beiramfeſte der Sultan aus dem Serail nach dieſer Moſchee begibt. Eben ſo verſammeln ſich hier noch immer die Pilger aus allen Theilen des Landes zu der großen Karavane nach Mekka. Auch die Geburt des Propheten wird auf dem At Meidan und in der Moſchee Achmet I. in Gegenwart des Sultans und der Hof- und Staatsbeamten feierlichſt begangen. Unter dem letzten Sultan Mahmud II. entfaltete hier der Großweſſir die Fahne des Propheten, was alle Rechtsgläubigen zum Schutz der Kirche und des Sultans herbeiruft, und führte die zuſammengelaufenen Haufen nach der Kaſerne der Janitſcharen, wo dieſelben bekanntlich bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden.

Doch genug von dieſem Platz; die Geſchichte deſſelben iſt ſo mit Gräuelſcenen geſchwängert, daß er bei längerem Verweilen in dem Herzen des Beſchauers einen unangenehmen Eindruck zurücklaſſen muß.

Vom At Meidan betraten wir die Achmedi oder Moſchee Sultan Achmed I., von der ich ſchon oben ſprach, um ihre prächtige Einrichtung zu ſehen. Sie iſt zwar nicht die größte und äußerlich ſchönſte, denn die Aja Sophia, ſo wie die Sulimanje übertreffen ſie an Pracht und Ausdehnung; dagegen hat ſie ſechs Minarets, mithin zwei mehr als jene beiden, und ſelbſt als die heilige Moſchee zu Mekka. Sie iſt auf einer großen Terraſſe gebaut und beſteht aus zwei Vierecken, wovon eines die Moſchee ſelbſt, das andere den Vorhof bildet. Die innere Einrichtung übertrifft an Pracht und Schönheit der Geſchirre alle Beſchreibung. Die Kuppel des großen Domes wird von vier Säulen getragen, die, obgleich die Kirche ſehr hoch iſt, ganz unverhältnißmäßig dick ſind. Jede hat ſechsunddreißig Ellen im Umfang. Sie durchbrechen die Kuppel und ragen von außen als Thürme empor.

---

* Hammer, C. u. d. B.

Im Innern der Kirche läuft zu beiden Seiten eine doppelte Gallerie hin; unten ſind die Bänke der Koranleſer, oben die Gewölbe zur Aufbewahrung der Koſtbarkeiten, die nach und nach in die Kirche geſtiftet worden. Die Kebbellinie wird durch zwei Wachskerzen von ſo ungeheurer Dicke und Größe bezeichnet, daß wir ſie anfangs für Marmorſäulen hielten, und erſt beim Nähertreten mit Erſtaunen unſern Irrthum erkannten.

Ein Meiſterſtück von Bildhauerarbeit iſt die Kanzel für den Feiertagsprediger, nach dem Modell der zu Mekka ausgeführt. Schon der Stifter dieſer Moſchee, Achmet I., beſchenkte ſie mit großen Reichthümern und ſeinem Beiſpiel folgten Anſtandshalber alle Großen des Reichs, deren prächtige Gaben man noch ſieht: goldene Lampen mit Edelſteinen beſetzt, goldene, mit Perlen beſetzte Pulte, worauf ſchön geſchriebene Exemplare des Korans liegen ꝛc. Die Anfertigung dieſer Manuſcripte beſchäftigt noch jetzt eine große Anzahl von Derwiſchen, da der Koran nicht gedruckt werden darf, weil es dem Muſelmann unſchicklich erſcheint, daß die heiligen Worte den Druck der Preſſe aushalten ſollen.

Wir beſtiegen unſere Pferde wieder und ritten durch einen großen Theil der Stadt nach dem weſtlichſten Ende derſelben, wo am Meer von Marmora das Schloß der ſieben Thürme liegt. Vom Großadmiral Apokaukos, der es in der Abſicht anlegte, um einen Nebenbuhler darin einzuſperren, aber ſelbſt in die Falle ging und hier ermordet wurde, hieß das Schloß früher der Thurm des Apokaukos. Schon von Weitem erregen die dicken, mit Epheu bewachſenen Thürme und die unheimliche Stille, die um das ungeheure Gemäuer herrſcht, den Gedanken, daß hier kein Aufenthalt für glückliche Menſchen ſein kann, und man ahnt, auch ohne es zu wiſſen, wozu dieſe mächtigen Quader aufeinander gethürmt wurden.

Vor dem Eingang iſt ein kleiner Platz mit jungen Bäumen bewachſen, unter denen ein paar alte Türken, zwei Kiaja's, Unteraufſeher des Schloſſes, ſich mit ihren langen Pfeifen unterhielten und der Ruhe pflegten. Auf mehrmalige Anfrage erhielten wir von ihnen den Beſcheid, ſie haben keine Erlaubniß uns einzulaſſen, und es bedurfte langer Reden von Seiten des Herrn von E., ehe ſie ſich nach Spendung einiger Piaſter entſchloſſen, ihrem Chef, einem alten penſionirten Bim-Baſchi, unſer Anliegen vorzutragen. Nach einer Viertelſtunde kehrten ſie in Begleitung des alten Herrn zurück, der unſern Freund perſönlich kannte, und nun weiter keine Schwierigkeit machte, uns den Eintritt zu geſtatten.

Den Eingang in's Schloß bildet ein großer Thorweg, der unter einem dicken viereckigen Thurm durchführt, mit einem ſchweren eiſernen Thor verſchloſſen wird, und außerdem noch durch ſtarke Fallgitter geſchützt iſt. Dieſer Eingangsthurm gehört jedoch nicht zu den ſieben großen, von welchen das Schloß ſeinen Namen hat. Das ganze bildet ein unregelmäßiges Fünfeck mit fünf Thürmen, und hat an der Hauptſeite, die nach dem Stadtgraben zuliegt, noch zwei weitere große viereckige Thürme, zwiſchen denen aber im äußern Walle das ſogenannte goldene Thor liegt, das in früheren Zeiten ſehr berühmt war. Die Griechen nannten es das ſchöne oder liebenswürdige Thor und durch daſſelbe zogen die Kaiſer im Triumph in die Stadt. Doch wurde es ſchon um das Jahr 900 vermauert aus Furcht, die Lateiner könnten durch daſſelbe in die Stadt brechen, und wurde ſeitdem nicht wieder geöffnet. Die beiden Thürme, die es rechts und links einfaſſen, ſind auf's Sorgfältigſte gebaut und beſtehen aus Quadern, die ohne Mörtel ſo ſchön zuſammengefügt ſind, daß man faſt keine Fugen ſieht. In der Mauer, welche ſie verbindet, war der Triumphbogen Conſtantins, der zum goldenen Thore führte. Im ſüdlichſten dieſer beiden Thürme iſt das berüchtigte Gefängniß, der ſogenannte Blutbrunnen. Wir betraten es mit ſeltſamen Gefühlen und betrachteten auf ſeinem Boden ein rundgemauertes Loch, das der Mündung eines Brunnens gleicht und in die Tiefe führt. Hier wurden die Köpfe der Hingerichteten hinabgeworfen. Doch hat die zerſtörende Zeit das Schauerliche dieſes Ortes ſehr gemildert, die vielen Köpfe, die da unten liegen, ſind längſt in Staub zerfallen und verderben nicht mehr wie in alten Zeiten die Luft im Thurme. Auch ſind die Balken, die die einzelnen Stockwerke bildeten, zuſammengeſtürzt und laſſen das Tageslicht von oben in dieſe ſchauerliche Gruft fallen, und wenn den Unglücklichen, die hier ſtarben, auch keine liebende Hand ein Denkmal ſetzte, ſo haben es die Vögel gethan, indem ſie Samenkörner in den Thurm fallen ließen, aus denen bunte Blumen entſtanden, die den Blutbrunnen und die Wände des Gefängniſſes freundlich bedecken.

Der größte der ſieben Thürme iſt der links vom Thor, durch das wir hereingekommen. Er iſt rund und beſteht aus zwei Theilen, von denen der untere an ſiebzig Schuh, der obere einhundertundzwanzig Schuh hoch iſt. Er heißt der Thurm der Janitſcharen. Wir beſtiegen ihn auf einer halbzertrümmerten ſteinernen Treppe und hatten nördlich eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt und ſüdlich auf die mit Cypreſſen bewachſenen Begräbnißſtätten, auf die ſchönen Inſeln der Propontis und die gegenüber liegenden aſiatiſchen Ufer. Der Hof des ganzen Gebäudes befindet ſich in der traurigſten Verfaſſung. Die mit kleinen Kieſeln bepflaſterten Wege, die rechts und links durchführen, ſind das Einzige, was noch ziemlich erhalten iſt. Das Ganze gleicht einem verwüſteten Garten, überall wächſt Gras und Unkraut fußhoch und verworren durch einander. Einige Platanen und verkrüppelte Feigenbäume umgeben eine kleine Moſchee, die links am Wege ſteht. Neben ihr iſt ein Brunnen, deſſen herrliches Waſſer wir verſuchten. In den andern Theilen des Hofes zeigen Steinhaufen, ſo wie auf einander gethürmte verbrannte Balken die Stellen an, wo ſich vormals die Gefangenen ihre armſeligen Hütten erbaut hatten. Am Eingange links iſt das ziemlich erhaltene Haus des Aufſehers mit einem kleinen Gärtchen von Stacketen eingefaßt, wo ſich nach Hammer die Gräbſtätten der Märtyrer befinden, d. h. der Moslimen, die in dem Angriff der ſieben Thürme die Heiligkeit des Krieges hier mit ihrem Blute bezeugten. Wenn die Leiber dieſer gefallenen Kämpfer mit der ungeheuren Größe ihrer Gräber im Verhältniß ſtanden, ſo müſſen es wahre Rieſen geweſen ſeyn.

Aus dieſem Hofe ſteigt man auf ſchmalen, an den Mauern hängenden Treppen, die meiſt halb zerfallen und mit Unkraut bewachſen ſind, auf die Wälle. Hier liegen Kanonen von allen möglichen Kalibern, jedoch ſind die meiſten unbrauchbar. Einige haben Zündlöcher von einem halben Zoll Durchmeſſer. Jetzt werden dieſe Geſchütze nur noch zu Freudenſchüſſen während des Bairamfeſtes benutzt, doch war über den meiſten Gras und Unkraut zuſammengewachſen, und hatten ihnen ſo ein Neſt gebildet, worin ſie wohl für ewig unbenützt ſchlafen werden.

Seit den älteſten Zeiten diente das Schloß der ſieben Thürme mehr zum Staatsgefängniß, oder wohl auch zur Citadelle, um die Stadt in Reſpect zu halten, als zur Vertheidigung nach Außen. Bei ausbrechenden Kriegen mit den europäiſchen Mächten wurden bekanntlich deren Geſandten unter dem Vorwande, ſie vor der Wuth des Pöbels zu ſchützen, hier eingeſperrt. Das Haus, das ſie bewohnten, war, wie uns der Aufſeher verſicherte, an den Thurm der Janitſcharen gebaut; vom Gebäude ſelbſt ſahen wir keine Spur mehr. Nur bezeugten viele franzöſiſche und auch deutſche Inſchriften, von denen jedoch die meiſten durch Zeit und Wetter unleſerlich geworden waren, daß manche Europäer traurige Stunden hier verſeufzt. Eine lautete:

Prisonniers qui dans la misère
Gémissez dans ce triste lieu,
Offrez le de bon coeur à dieu
Et vous le trouverez legères.
1608.

Etwas weiter unter ſtand:

Anton Esterhazy bewohnte diesen traurigen Ort 1698 — 1699.

J. von Hammer ſpricht von einer ähnlichen Inſchrift auf dem Steine eines der Quaderthürme, die wir jedoch nicht mehr fanden und welche lautete:

A la mémoire des Français morts dans les fers des Othomans.
1801.

Der Aufſeher des Schloſſes ſchenkte jedem von uns eine reife Feige, die im Hofe gewachſen und brachte uns eine Hand voll Blumen von denen, die den Blutbrunnen umſtanden, wogegen wir ihn mit einigen Piaſtern erfreuten. Beim Ausgang zeigte er uns vor dem viereckigten Thurm den Platz, wo der unglückliche Sultan Osman in einer Empörung von den Janitſcharen hingerichtet wurde, ſo wie links unter dem Thorweg ein kleines Gemach, das mit alten Waffen und Ketten angefüllt war.

Wir beſtiegen unſere Pferde wieder, die ſich indeſſen draußen am ſpärlichen Graſe, das unter den Bäumen wuchs, gelabt hatten, und ritten eine Zeitlang an der Stadtmauer hin bis zu Top Kapuſſi oder dem Kanonenthor, früher das

Thor des heiligen Romanus, durch welches wir in's Freie kamen. Dieſes Thor iſt von allen das merkwürdigſte; hier fiel der letzte der Paläologen im Kampf mit den eindringenden Türken. Die erſten jedoch, welche die Stadt erſtürmten, ihrer etwa fünfzig, drangen etwas mehr nördlich beim hölzernen Thor, man zeigte uns noch die Breſche, in die Stadt, überfielen den Kaiſer und Giuſtiniani, den Feldherrn der Genueſer, welche Beide von jenem Einbruch noch nichts wußten, und ſo von vorn und hinten zugleich angefallen, hauchte der letzte Conſtantin ſein Leben an den Mauern aus, die der erſte gebaut. Die Türken, welche gern Alles in's Ueberirdiſche hinüber ſpielen, haben eine Sage, nach welcher ihnen Allah und der Prophet beim Sturme auf Conſtantinopel dadurch geholfen, daß er an dieſer Stelle die Geſchütze der Griechen in Stein verwandelt habe. Wirklich zeigte man uns einige ſteinerne Röhren, an denen eine lebhafte Phantaſie einige Aehnlichkeit mit Geſchützen finden konnte.

Vor dem Kanonenthor befindet ſich ein großer Gottesacker, wo in früheren Jahren hauptſächlich die Janitſcharen begraben wurden. Auf den Gräbern ſieht man eine große Menge aufrecht ſtehender ſchmaler Steine, neben denen der Kopf mit dem Turban, der dieſelben früher ſchmückte, abgehauen an der Erde liegt. Sultan Mahmud ließ, nachdem er die Janitſcharen vertilgt, auch an den früher Geſtorbenen ſeine Rache aus, indem er ihnen zum Schimpf den gemeißelten Kopf auf den Steinen herunterſchlagen ließ.

Ueber dieſen Kirchhof führte unſer Weg links auf das Feld, wo auf einer Anhöhe zwiſchen Bäumen die alte griechiſche Kirche zu St. Stephan liegt. Einer Tradition verdankt dieſe Kirche von gewöhnlicher Bauart und kleinem Umfang den Beſuch von vielen Fremden. Als nämlich die Türken unter Mahomed II. die Stadt ſtürmten, drang ein

Hauſe auch in dieſes Kloſter, um Alles niederzumachen. Ein frommer Prieſter, der im Hofe bei einem Brunnen ſtand, briet gerade auf einem Roſt Fiſche, die, als der Lärm entſtand, auf der einen Seite ſchon gahr und braun waren. Der Prieſter rettete ſich in's Heiligthum, die Fiſche aber wurden von den eindringenden Türken in den Brunnen geworfen, wo ſie, halb gebraten, wie ſie waren, wieder lebendig wurden, luſtig umherſchwammen, und noch heute am Leben ſind.

Die griechiſchen Prieſter im Kloſter empfingen uns ſehr artig und führten uns in ihrer kleinen Kirche herum. Im Vorhof wurde jedem von uns eine brennende Wachskerze in die Hand gegeben, ebenſo dem Kawaſchen des Herrn v. C., einem Türken; doch ſchien dieſem das dünne Kerzchen nicht anſtändig genug, und er kaufte ſich noch zwei dicke dazu, die er ebenfalls anſteckte, worauf er ſeine Schuhe auszog und uns gegen die Gewohnheit der Türken überall ehrfurchtsvoll hinbegleitete. Die Andacht des Muſelmanns hatte einen ſehr natürlichen Grund: er liebte eine Griechin, und was thut die Liebe nicht!

Nachdem wir die Kirche beſehen, die nicht viel Merkwürdiges enthielt, gingen wir in den Hof zurück und ſtiegen auf zehn Marmorſtufen zu einem Brunnen hinab, in welchem die gebackenen Fiſche herumſchwimmen ſollten. Wirklich ſahen wir auch eines dieſer Thiere von der Größe und Geſtalt einer ſtarken Forelle, das auf der einen Seite weiß, auf der andern dunkelbraun war und ſonderbar ausſah. Der Prieſter erzählte uns noch, es ſeyen dieſer Fiſche ſieben in den Brunnen geworfen worden, von denen zwei verſchwunden, die andern fünf aber noch da ſeyen. Allein wir ſollen nicht glauben, daß ihre Religion ihnen gebiete, dies als Wunder zu verehren; es ſey nur eine alte Ueberlieferung; übrigens könne er aus eigener Erfahrung verſichern, daß die fünf

Fiſche in den fünfzig Jahren, ſeit er hier ſey, ſich weder vermehrt noch vermindert haben.

Das Kloſter iſt mit alten dicken Nußbäumen umgeben, unter denen, wie faſt überall an ſolchen Orten, ein Kaffeetſchi ſein Zelt aufgeſchlagen hatte, wo wir einen guten Kaffee genoſſen. Dann beſtiegen wir unſere Pferde wieder und ritten faſt eine Stunde den Stadtmauern entlang durch das Quartier der Töpfer nach Ejub. Zuerſt führte unſer Weg nach der von Mahomed, dem großen Eroberer, gebauten Moſchee, die, maleriſch zwiſchen hohen Bäumen verſteckt, für ſo heilig gehalten wird, daß es keinem Ungläubigen erlaubt iſt, auch nur ihre Vorhallen zu betreten.

Ejub, der Fahnenträger des Propheten, ſoll hier im Kampf mit den Arabern gefallen ſeyn, und ihm zur Verehrung baute Mahomed nach ſeiner Thronbeſteigung dieſe Moſchee als Grabmal, und verlegte eine der erſten Ceremonien der Krönung dahin, der jedesmalige Sultan empfängt hier durch Umgürtung des Schwertes des Propheten die heilige Weihe. Eine Reliquie, die ſich in dieſer Moſchee befindet, iſt ein Fußtapfe des Propheten. Als dieſer nämlich in Mekka beim Bau der heiligen Kaaba eifrigſt mithalf, drückte ſich einer ſeiner Füße in den Stein, worauf er ſtand. Dieſer Stein wurde nach Aegypten in die Schatzkammer gebracht, und kam ſo ſpäter in den Beſitz der osmaniſchen Sultane, wo ihn dann Sultan Mahmud in ſilberner Einfaſſung in die Moſchee zu Ejub einmauern ließ.

Von dieſer Moſchee, die übrigens ſehr einfach ſeyn ſoll, ließ uns der Fanatismus der Türken auch nicht das Geringſte ſehen; denn kaum hatten wir uns einem der Thore genähert, um wenigſtens einen Blick in den Vorhof zu werfen, ſo kam gleich einer der Derwiſche auf uns zu, und hieß uns mit ziemlich heftigen Geberden und Worten unſeres Weges gehen.

Von ſchönen Gebäuden in Ejub iſt noch ein Pallaſt der Sultanin Valida zu bemerken, der am Hafen liegt, ſo wie viele kleine Grabcapellen von heiligen und berühmten Männern. Auch iſt dieſe Vorſtadt durch die Vorzüglichkeit ihrer Barbiere, ſo wie durch die Bereitung einer ſehr gut ſchmeckenden Art von Milch, Kaimak genannt, berühmt. Etwas hinter der Stadt, am Ende des goldenen Horns iſt die Mündung der beiden Flüſſe Barbyſes und Cydaris, an denen weiter aufwärts die herrlichen waſſerreichen Thäler und Spaziergänge liegen, die bei den Türken zum Gegenſatz von den an dem andern Ufer des Bosporus befindlichen Spaziergängen die europäiſchen himmliſchen Waſſer heißen, und wo ſich an gewiſſen Tagen die Weiber des Sultans, natürlich durch ausgeſtellte Wachen vor jedem neugierigen Blicke geſchützt, mit Spiel, Geſang und Tanz erfreuen.

Ein anderer berühmter Spaziergang, der nach Ebris Köſchk, führt ebenfalls gleich hinter Ejub ziemlich ſteil den Berg hinan, über Begräbnißſtätten, welche dicht mit ſchönen Cypreſſen bewachſen ſind, zu einer verfallenen Moſchee des Scheikh Ebris, von dem der Spaziergang ſeinen Namen hat.

Auf dieſer Höhe ruhten wir auf einem Grabſtein ſitzend, einen Augenblick aus und genoſſen die prächtige Ausſicht, die ſich bei den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne unſern Blick darbot. Vor uns lag das goldene Horn in ſeiner ganzen Fülle und Ausdehnung, rechts Conſtantinopel, links Pera, Galata, Top Chana und den Hintergrund dieſes prächtigen Rundgemäldes bildeten der Leanderthurm und Scutari.

Nachdem wir wieder zum Hafen hinabgeſtiegen waren, ließen wir unſere ermüdeten Pferde mit ihren Führern nach Hauſe gehen und nahmen ein Kaik, das uns in kurzer Zeit nach Pera brachte.

Am folgenden Morgen nahmen wir unſern Weg wieder nach Stambul, um eine ähnliche Tour wie die geſtrige zu beginnen. Doch war unſere Caravane heute ganz anders zuſammengeſetzt. Der Lord L., der ſich mit ſeiner Gemahlin zu gleicher Zeit mit uns in Pera befand, hatte ſich einen Ferman, d. h. eine Einlaßkarte zum Beſuch der Aja Sophia und der andern Moſcheen verſchafft. Ein ſolcher Ferman koſtet tauſend Piaſter, aber der Beſuch der Kirche iſt dafür Allen geſtattet, die ſich dem Inhaber deſſelben anſchließen wollen oder können. Da auf ſolche Gelegenheiten, die nicht häufig vorkommen, viele Reiſende und einheimiſche Franken warten, die nicht geſonnen ſind, hundert Gulden auszugeben, ſo geſtattete von jeher der Beſitzer des Fermans jedem ordentlich gekleideten Landsmann im weiteren Sinne des Worts den Eintritt, ſo daß oft mit einem einzigen Ferman einige hundert den Tempel beſahen. Dies erlaubten noch vor Kurzem der Herzog Paul von Württemberg und Prinz Auguſt von Preußen, welche letztere ſogar einen großen Haufen Babuſchen, türkiſcher Pantoffeln, die man, um nicht die Stiefeln ablegen zu müſſen, über dieſelben anzieht, aufkaufen und ohne Anſehen der Perſon unter die Eintretenden vertheilen ließ.

Nicht ſo machte es the right honourable Lord L., wie auf allen ſeinen Koffern und Kiſten ſtand, denn obgleich der Baron ihn ſchon von London her kannte und wir, ſeine drei Begleiter, auf unſerer gemeinſchaftlichen Donaureiſe oft mit ihm geſprochen hatten, trieb er ſeine engliſche Eigenheit doch ſo weit, daß er von uns Dreien nur Zweien eine Karte geben wollte. An alle die nämlich, denen er die Erlaubniß ertheilte, mitzugehen, ließ er, oder vielmehr die Lady, Karten austheilen, und wer beim Eingang der Aja Sophia und anderer Kirchen, die wir beſahen, keine Karte aufzuweiſen hatte, den ſollten nach ſeiner Abſicht die Kawaſchen zurückweiſen. Dieſe Türken waren aber freundlicher als Seine Herrlichkeit und ließen trotz dem Verbot, wie gewöhnlich, ganze Haufen Neugieriger in die Kirche.

Unſer erſter Gang war natürlich zur Aja Sophia, dieſem prächtigen herrlichen Tempel.

Im Jahr 325 baute auf dieſer Stelle Conſtantin den erſten Tempel der göttlichen Weisheit, den aber ſchon ſein Sohn Conſtantius, dreizehn Jahre ſpäter, erweiterte. Nachdem im Jahr 404 die Kirche zum erſten Mal abgebrannt war und ſie Theodoſius 415 zum zweiten Mal aufgebaut hatte, brannte ſie unter Juſtinian 532 im berühmten Aufruhr der Rennpartheie zum zweiten Mal ab, worauf ſie dieſer prachtliebende Kaiſer in ihrer jetzigen Größe und herrlicher als je aufführen ließ. Am merkwürdigſten iſt die Kuppel des Doms, die aus leichten zu Rhodus verfertigten Ziegeln gebaut wurde, deren jedem man die Inſchrift einprägte: „Gott hat ſie gegründet und ſie wird nicht erſchüttert werden; Gott wird ihr beiſtehen im Morgenroth.“ Schon zu oft und ſorgfältig iſt die Aja Sophia von ältern und neuern Reiſenden beſchrieben worden, als daß auch ich eine ausführliche Beſchreibung über dieſe Moſchee liefern ſollte.

Die Herbeiſchaffung und Vorbereitung der Bauſtoffe dauerte ſieben und ein halbes, der Bau ſelbſt acht und ein halbes Jahr, wornach das Ganze in ſechszehn Jahren vollendet wurde. Die Baumeiſter, welche dieſes Werk leiteten, waren Anthenius von Tralles und Iſidorus von Milet. Unter dieſen waren hundert Baumeiſter beſchäftigt, von denen jeder wieder hundert Maurer unter ſich hatte. Nach dem Plane eines Engels, der dem Kaiſer im Traum erſchienen war, arbeiteten von dieſen fünf tauſend auf der rechten, und fünftauſend auf der linken Seite. Alle Tempel der ältern Religionen trugen zu dem Bau dieſes Tempels der göttlichen Weisheit bei, denn er ſtützt ſich auf die Säulen der Iſis und des Oſiris, der Sonnen- und Mondtempel von Heliopolis und Epheſus, auf die der Pallas von Athen, des Phoibos von Delos und auf die der alten Cybele von Cyzikus. *)

Nachdem die Mauern erſt zwei Ellen über den Grund erhoben waren, hatte man ſchon zweihundertundfunfzig Centner Goldes ausgegeben und der Kaiſer, dem es an Geld zur Fortſetzung gebrach, wurde der Sage nach durch einen Engel aus der Verlegenheit geriſſen, der eines Nachts viele Arbeiter mit Saumthieren in ein unterirdiſches Gewölbe führte, wo er ſie mit großen Schätzen belud. Faſt bei allen größern Bauwerken der ältern Zeit haben bekanntlich gute und böſe Geiſter die Hand im Spiele gehabt; doch bei keinem zeigte ſich das Geiſterreich ſo thätig, wie hier beim Bau der Aja Sophia. Den Plan des ganzen Gebäudes gab der Sage nach ein Engel an, der dem Kaiſer erſchien, ſo wie ſpäter den Namen Aja Sophia. Und als einſt der Kaiſer und die Baumeiſter verſchiedener Meinung waren, ob das Licht über dem Altar durch ein oder zwei Fenſter einfallen ſollte, erſchien der Engel abermals und entſchied für drei Fenſter, zur Ehre des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Der Altartiſch, zu deſſen Anfertigung Gold nicht koſtbar genug ſchien, beſtand aus einer Maſſe, die man aus Gold, Silber, zerſtoßenen Perlen und Edelſteinen zuſammengeſchmolzen hatte, und wurde mit den köſtlichſten Steinen ausgelegt. Auf demſelben ſtand ein goldenes Kreuz, fünfundſiebzig Pfund ſchwer, ebenfalls mit Steinen geſchmückt. Ueberhaupt war die ganze innere Einrichtung, ſo wie die Geräthe, von ſo übertriebener Pracht, daß man die Beſchreibung derſelben für Mährchen halten könnte, wenn ſie nicht geſchichtlich von den glaubwürdigſten Männern documentirt wäre. So war die Kanzel von einem goldenen Himmelsdach bedeckt, auf dem ein goldenes Kreuz ſtand, hundert Pfund ſchwer und dicht mit Rubinen

* Hammer, Geſch. C. u. d. B. B. I.

und Perlen beſetzt. — Ein anderes und zwar ſilbernes vergoldetes Kreuz ſtand in dem Behältniß der heiligen Geſchirre im Grunde der Sakriſtei. Dieſes Kreuz, das genau das aus Jeruſalem gebrachte Größenmaß des heiligen Kreuzes hatte, heilte Kranke und trieb Teufel aus. Die für die zwölf großen Feſte des Jahrs beſtimmten heiligen Gefäße, als Kelche, Patenen, Schüſſeln, Kannen u. ſ. w. waren aus dem reinſten Golde, und der mit Perlen und Edelſteinen durchwirkten Kelchtücher waren allein zweiundvierzigtauſend. Vierundzwanzig große Evangelienbücher, deren jedes durch ſeine Goldbeſchläge zwei Centner wog, traubenförmige Leuchter für den Hochaltar, das Leſepult, die obere Frauengallerie und die Vorhalle waren ſechstauſend aus dem reinſten Golde. Außerdem noch beſonders zwei goldene Tragleuchter mit Sculpturen verziert, jeder hundertundeilf Pfund im Gewicht und ſieben goldene Kreuze, jedes einen Centner ſchwer. Die Thüren waren theils Elfenbein, theils Bernſtein, theils Cedernholz; das Hauptthor ſilbern und vergoldet und drei derſelben von innen ſogar mit den Brettern der Arche Noah's ausgetäfelt. Die Einfaſſung des heiligen Brunnens in der Tiefe war die des berühmten ſamaritaniſchen Brunnens und die vier Trompeten, welche über demſelben von Engeln geblaſen wurden, waren dieſelben, von deren Schall die Mauern von Jericho zuſammengeſtürzt waren. *

Von dem Platze des neuen Seralls her betraten wir den Vorhof dieſer Moſchee, der, wie alle größeren, mit einem Säulengange umgeben iſt und den kleine Kuppeln bedecken. In der Mitte ſteht eine Fontäne. Man tritt durch eins der Hauptthore in einen langen Gang, der ohne alle architectoniſche Verzierung iſt, den ſogenannten Gang der Büßenden. Hier mußten ſich alle aufhalten, die ihrer Sünden halber aus dem Schooße der Kirche geſtoßen waren. Am Ende dieſes Ganges

---

* Hammer, Geſch. C. u. d. B. B. I.

befindet ſich eine Stiege ohne Stufen, auf der man bequem hinaufreiten könnte; über ſie kommt man auf die große Gallerie, die das Innere umgibt, und von wo man den majeſtätiſchen Tempel ganz überſieht. Von der früher beſchriebenen Pracht und Herrlichkeit iſt indeſſen nichts mehr vorhanden. Die Wände ſind ſchmucklos, meiſtens geweißt und der Boden mit Teppichen belegt, welche das zum Theil noch vorhandene Marmorpflaſter bedecken. An Schnüren hängen unzählige kleine Gebetlampen von der Wölbung herunter, und wo ſich früher der prächtige Altar befand, bezeichnen jetzt zwei coloſſale Wachskerzen die Richtung nach Mekka. Das Auge irrt mit Staunen durch die ungeheuern Räume und bewundert vor Allem die kühne Wölbung der Kuppel. Sie iſt ſo flach, daß die Höhe derſelben nur das Sechstel des Durchmeſſers von hundertundfünfzehn Fuß beträgt. Nach Hammer ſteht die Länge der Sophienkirche in der Mitte zwiſchen dem Tempel des olympiſchen Jupiters (zweihundertundfünfzig Fuß) und der Kirche von St. Denys (zweihundertundfünfundſiebenzig Fuß).

Als wir die Kirche verlaſſen, erzählte uns Herr von C. noch Einiges von der Art, wie Juſtinian damals die Grundſtücke, die er zur Vergrößerung der Kirche brauchte, an ſich gebracht habe. Der größte Theil des Platzes gehörte der Sage nach einem Eunuchen und einem Schuſter, von denen erſterer ſein Grundſtück willig hergab, der andere begehrte dagegen einen unmäßigen Preis und obendrein noch, daß bei den Wettrennen ihn bei ſeinem Erſcheinen die vier Rennpartheien mit lautem Zuruf begrüßen ſollten, eine Ehrenbezeugung, die nur dem Kaiſer zukam. Doch bewilligte ihm Juſtinian des Spaßes halber ſeine unſinnige Forderung und der Schuſter wurde bei ſeinem Erſcheinen jedesmal wie der Kaiſer begrüßt, nur mit dem Unterſchied, daß ihm die Maſſe des verſammelten Volkes höhnende Worte zurief.

Von der Aja Sophia gingen wir zur Suleimanje. Dieſe iſt nach jener unſtreitig die ſchönſte, und da ſie auf einem freien Platz liegt, gewährt ſie mit ihren ſchlanken, ſehr ſchönen Minarets einen noch großartigeren und prächtigeren Anblick, als ſelbſt der Tempel der göttlichen Weisheit. Die Moſchee hat dieſelben allgemeinen Verhältniſſe, wie faſt alle übrigen: ein Vorhof, ein Dom und Gallerien, die um denſelben herumlaufen. In ihrer jetzigen Geſtalt iſt die Suleimanje unter allen Moſcheen die ſchönſte und glänzendſte, und wenn ſich auch bei allen andern, Schulen, Spitäler und dergleichen befinden, ſo hat doch keine ſo viel mildthätige Anſtalten und Stiftungen um ſich verſammelt, wie die Moſchee Suleiman des Großen. Um ſie her liegen Schulen, Academien, ein Spital, eine Armenküche, eine Herberge für arme Reiſende, eine Bibliothek, eine Brunnenanſtalt, ein Verſorgungshaus für Fremde, die Mauſoleen Suleiman des Großen, mehrerer ſeiner Prinzen und ſeiner Favorite, der bekannten Roxelane. Wir beſuchten dieſe Grabmäler, kleine mit einer Kuppel verſehene Capellen, aus koſtbarem Marmor erbaut und mit Inſchriften aus dem Koran verſehen. Die Gräber ſelbſt ſind große Sarkophage, deren gegen Mekka gerichtete Kopfenden erhöht und mit einem prächtig mit Edelſteinen geſchmückten Turban verziert ſind. Im Grabmal Suleimans ſteht ein kleines hölzernes Modell der Stadt Mekka und der heiligen Kaaba.

Nachdem wir dieſe Moſcheen beſehen, trennten wir uns von dem Lord L. und beſahen im Fluge noch einige der merkwürdigſten Waſſerleitungen und Ciſternen. Von den älteſten Zeiten her erbauten die byzantiniſchen Kaiſer aus Mangel an Quellen und Brunnen die großen Ciſternen, die man noch jetzt ſieht. Faſt alle muß man als rieſenhafte prächtige Bauten bewundern; doch erfüllen ſie ihren Zweck nicht mehr, indem die meiſten leer und trocken ſind; nur in einer einzigen, der cisterna Basilica, iſt noch heute Waſſer zu finden. Der merkwürdigſte von allen dieſen Waſſerbehältern iſt der der **Bin bir direk**, d. i. der tauſend und einen Säule, den wir vor allen beſuchten. Er liegt nicht weit vom At Meidan auf einem wüſten Platz. In der Mitte deſſelben erhebt ſich eine Art Kellerluke und hie und da ſahen wir im Boden Löcher, welche in ein Gewölbe hinabführten. Unter dem Boden hörten wir ein eigenes Rauſchen, das wir uns anfänglich nicht erklären konnten. Das Geräuſch hatte viel Aehnlichkeit mit dem Toſen eines Waſſerfalls, und doch ſollte kein Waſſer unten ſeyn. Wir ſtiegen durch die Kellerluke auf einer ſchmalen ſteinernen Treppe in die prächtige Ciſterne hinab. Sie beſteht aus drei Stockwerken, indem die Säulen, welche das Gewölbe tragen, je zu drei auf einander ſtehen. Es ſind ihrer, wenn auch nicht, wie der Name beſagt, tauſend und eine, doch ſechshundertzweiundſiebzig, von denen die oberſten vierundzwanzig Fuß Länge haben; die mittlern dagegen ragen aus dem Schutt und Schmutz, der den Boden bedeckt, nur ſieben Fuß hervor, und von den unterſten iſt gar nichts mehr zu ſehen. Jetzt dient die Ciſterne einem Armenier zur Werkſtatt, welcher hier Seide haſpeln läßt, wodurch jenes Geräuſch entſtand, von dem ich oben ſprach.

Neben dieſen Ciſternen beſahen wir auch noch oberflächlich die beiden großen Waſſerleitungen, die unter dem Namen der des Juſtinian und der des Valens bekannt ſind. Doch werde ich ſpäter darauf zurückkommen. Durch dieſes Hin- und Herziehen in den langen hügeligen Straßen der Stadt war es indeſſen Nachmittags geworden und da wir auf morgen eine Tour nach Bujukdere verabredet hatten, verließen wir Stambul zeitiger als gewöhnlich und ſtiegen zum Hafen hinab, um zur morgigen Fahrt ein größeres Kaik mit drei Ruderern zu miethen.

Fahrt nach Bujukdere. Die alten und neuen Waſſerleitungen.

Das Kaik, das Herr v. C. für uns in Beſchlag genommen hatte, um durch die herrliche Waſſerſtraße, den Bosporus, nach Bujukdere zu fahren, unterſchied ſich von den gewöhnlichen Booten, womit man den Hafen durchkreuzt, nur durch ſeine Größe. Wir hatten vier Ruderer und einen Steuermann, und außerdem noch einen kleinen Maſt, mit Segelwerk im Kaik, der ebenfalls aufgerichtet werden konnte. Wir waren mit dem Herrn v. C. zu vier, da unſer Maler ſich in Conſtantinopel beſchäftigte, um einige Bauwerke aufzunehmen. Vorn an der Spitze des Boots ſaß ein Janißair in ſcharlachrothem goldgeſticktem Coſtüme und hinten am Steuerruder prangte eine kleine Flagge mit den preußiſchen Farben. Bei Top-Chana fuhren wir ab und waren in kurzer Zeit gegen Beſchiktaſch gekommen, dem Sommerpalaſte des Sultans, dieſem ſeltſamen bunten Gebäude, das auf ſeinen Terraſſen liegt, wie eine verkörperte ſchöne Phantaſie. Es iſt freilich nur von Holz, aber eben dies gibt dem Gebäude etwas Luftiges, Leichtes, ja Feenhaftes. Hohe Cypreſſen und weitäſtige Platanen umgeben es und blicken noch darüber hinweg, und die Hügel, woran ſich die Gebäude lehnen, ſind zu Terraſſen umgewandelt, die eine über die andere emporragend. Auf allen befinden ſich Gärten, mit den ſchönſten Blumen beſetzt, welche ein dichtes Laubdach von Platanen, Orangen und Cypreſſen vor der glühenden Sonne ſchützt.

Das Auge ſchweift begierig bis zur höchſten Spitze des Berges, wo ein kleines glänzendes Kiosk, von rieſenhaften Platanen umgeben, einer Krone gleich, das Ganze ſchmückt. Doch einſam ſind dieſe Gärten; man ſieht keine Menſchen, die ſich über all' das Schöne freuten; nur hie und da wandelt ein vermummtes Weib durch die Laubgänge, das mit ſeinen weißen Schleiern unter den ſchwarzen Cypreſſen eher einem Geſpenſte gleicht, als einem Weſen, das die Fülle von Pracht genöſſe, die um es her ausgebreitet liegt. Gern ſenkt man deshalb den Blick wieder hinab zu den Paläſten ſelbſt, die an dem bewegten Hafen mit ihren dicht vergitterten Fenſtern wie ſchlafend und träumend liegen. Wo jetzt die Sommerpaläſte von Dolmabaghdſche und Beſchiktaſch, war früher ein Palaſt Mahmud I., von dem der Hiſtoriograph Iſi in ſeiner poetiſchen Weiſe ſagt: „Die leichten Schwingungen des Frieſes ſind dem Schweben des Vogels der Freude vergleichbar. Die Fenſter der Erker öffnen und ſchließen ſich lächelnd, wie die Augen des Liebenden, und die hohen Bogen umgränzen das Ganze, wie treue Freunde Hand in Hand geben.“

Zurückblickend hatten wir wieder das prächtige lebendige Bild des Hafens mit ſeinen Schiffen von allen Größen, mit den zahlloſen Kaiks, dieſen Fiakern Conſtantinopels und den weißen Möwen, die ſich auf der ſpiegelklaren Flut ſchaukeln und ſich den Menſchen ſo zutraulich nähern, daß man ſie faſt mit den Händen fangen könnte. Bald fuhren wir bei dem zwiſchen der Serailſpitze und Scutari in einiger Entfernung vom Ufer liegenden Leanderthurm vorbei, der auf einem einzelnen Felſen gebaut iſt und als Leuchtthurm dient. Er hat übrigens mit der Sage von Hero und Leander nichts zu thun. Sein älterer türkiſcher Name iſt Kis Kulleſſi, der Thurm des Mädchens. Da ſowohl hier wie überall jedes alte Mauerwerk ſeine Sage hat, ſo kann es nicht fehlen, daß man auch von dieſem Thurm, auf den ſich jeder Blick des Vorbeifahrenden richtet, mehrere Geſchichten erzählt.

Ein griechiſcher Fürſt, von dem Orakelſpruch gewarnt, ſeiner Tochter ſtehe durch Schlangen ein großes Unglück bevor, ſperrte das Mädchen in einen Thurm, welches ſich in ſeiner Einſamkeit um ſo unglücklicher fühlte, da ſie einen

Geliebten hatte, von dem ſie getrennt wurde. Dieſer Geliebte war der berühmte arabiſche Sid (Sid-al-Battal) der Kampfheld. Er lebte dreihundert Jahre vor dem ſpaniſchen Cid Alcampeador, dem übrigens die Araber denſelben Ehrentitel wie ihrem eigenen zuerkannten. Der Sid wußte trotz der ſcharfen Bewachung des Thurms ſich mit ſeiner Geliebten durch Taubenpoſt und Blumenſprache zu unterhalten, und fand endlich Gelegenheit, ſich als Gärtner gekleidet mit einem Blumenkorbe zu ihr zu ſchleichen. Doch eine Natter, die ſich unter den Blumen verſteckt hatte, ſchießt an die Bruſt der Prinzeſſin, welche ohnmächtig dahin ſinkt. Der Sid fängt ſie in ſeinen Armen auf, ſaugt das Gift aus der Wunde und rettet ſie ſo dem Vater, der ſie, da nun der Orakelſpruch erfüllt iſt, dem Helden zur Gemahlin gibt.

Dieſe Geſchichte erzählte uns Herr v. C., während wir aus dem Hafen in den Bosporus einfuhren und ſo auf den klaren Wellen zwiſchen zwei Welttheilen dahin ſchwammen. Jedes Oertchen, jeder Platz, ja faſt jeder Stein, der aus den Wellen ragt, hat ſeine eigene Geſchichte.

Wegen der heftigen Strömung halten ſich bald hinter den Sommerpaläſten des Sultans die Nachen an der europäiſchen Küſte, und dicht unter den Fenſtern verſchiedener Landhäuſer und kleiner Kiosks vorbeifahrend, betrachtet man mit Vergnügen die Einrichtung dieſer Sommerhäuſer, deren Fundamente von den klaren Wellen beſpült ſind. Die Fenſter ſind mit Rohrſtäben vergittert, durch welche von Außen kein Blick dringen kann, doch bin ich überzeugt, daß die türkiſchen Damen die vorüberfahrenden Franken oft genug betrachten. Kein Geräuſch, keine Bewegung verräth, daß dieſe Gebäude bewohnt ſind. Nur zuweilen, wenn man in der Nacht beim Mondſchein vorbeifährt, zittert der leiſe Klang einer Zither über die Wellen, zu welcher mit leiſer Stimme eins jener orientaliſchen Lieder, die faſt immer eine melancholiſche Melodie haben, geſungen wird.

Vor und neben dieſen Gebäuden ſind Gärten, mit Lorbeer-, Orangen- und Granatbäumen, deren Zweige nicht ſelten über das Waſſer hängen, ſo daß man oft lange Zeit unter duftenden Lauben dahinfährt. Der Weinſtock, der hier zu mächtigen Stämmen aufſchießt, bildet oft lange Strecken am Ufer die ſchönſten Laubgänge. Er rankt an mächtigen Bäumen empor, verbindet die Zweige von mehreren, ein loſes Netz bildend, über das ſich Caprifolium und blühende Schlingſtauden werfen. Da beide Ufer des Bosporus mit unzähligen Landhäuſern und kleinen Orten bedeckt ſind, zwiſchen denen ſich hie und da kleine Bäche einmünden und alte rieſige Bauten aufſteigen, welche ſich an ſeltſam geformte Berge anlehnen, ſo ſind die Ausſichten, die man während dem Fahren in ſteter Abwechslung genießt, unbeſchreiblich ſchön und gewähren dem Auge durch den Anblick und dem Herzen bei dem Andenken an all' das Große, was hier geſchah, einen hohen Genuß.

Unſere Kaikſchi hatten, da der Wind günſtig wehte, ihren Maſt aufgeſetzt und ein großes lateiniſches Segel entfaltet, mit welchem wir ungemein raſch dahin flogen. Jetzt durchſchnitten wir die Flut und hielten uns mehr nach dem aſiatiſchen Ufer zu, wodurch wir das ſogannte alte Schloß von Rumelien, Rumili Hiſſari, das an dem europäiſchen Ufer liegt, und bei dem wir nun vorbeifuhren, mit ſeiner ganzen ſonderbaren Bauart vor Augen hatten.

Mohamed I. hatte ſchon früher auf dem aſiatiſchen Ufer das Schloß von Anatolien erbaut und Mohamed II. führte das Schloß von Rumelien gegenüber auf unter den Augen der bedrängten Byzantiner. Es war zwei Jahre vor der Eroberung Conſtantinopels und umſonſt ſchickte ihm der Kaiſer Geſandtſchaften, die dem Padiſchah beweiſen ſollten, der kaum eben erſt geſchloſſene Friede erlaube ihm gewiß nicht, auf griechiſchem Grund und Boden eine Feſtung aufzuführen. Mohamed kehrte ſich ſo wenig an dieſe Vorſtellungen, daß er nicht nur dieſe Geſandten zurückſchickte, ſondern auch ſchwur, er wolle die, welche eine ähnliche Botſchaft brächten, ſchmählich hinrichten laſſen. Darauf zeichnete er ſelbſt den Grundriß zu dem neuen Schloſſe, indem er lächerlicher Weiſe die Grundzüge des arabiſchen Schriftzuges, des Wortes Mohamed, dazu angab, den der Baumeiſter nachahmen ſollte. Wo in dem Worte ein Punkt iſt, ſetzte man einen Thurm ꝛc. und man kann ſich leicht denken, daß das Schloß durch die ſeltſame Bauart ſehr unregelmäßig wurde und auch deshalb als Feſtung wenig dienen konnte.

Eine kurze Strecke hinter Rumili Hiſſari mündet ſich in dem Thale ein kleiner Bach in den Bospor, der, ſo wie dies Thal bei der Eroberung Conſtantinopels eine große Rolle ſpielte; denn da die Byzantiner den Hafen durch eine ungeheure Kette geſperrt hatten, ſo konnte Mohamed die Stadt nur von der Landſeite angreifen, wobei ihm die Mauern und das Terrain große Schwierigkeiten entgegenſetzten. Deshalb faßte der Padiſchah den Entſchluß, ſeine Schiffe hinter Pera und Galata herum zu Land in den Hafen bringen zu laſſen, was nach einigen Ueberlieferungen an dieſer Stelle geſchehen ſeyn ſoll. Und wirklich macht die Lage dieſes Thals die Sache glaubwürdiger. Die Ufer ſind hier niedriger, und man konnte eine kleine Strecke aufwärts den Bach noch benützen; dann zog man die Fahrzeuge, wahrſcheinlich auf hölzernen Gleiſen, vermittelſt Erdwinden und Flaſchenzügen, über einen ſchmalen Rücken in das Thal von Kjat-Hane, wo der Barbyſes, der in den obern Theil des Hafens mündet, ſchon für kleinere Fahrzeuge ſchiffbar iſt. Daß man, um die Schiffe raſcher fortzubringen, die Segel aufgeſpannt, ſo wie die ganze Rutſchpartie in einer

Nacht ausgeführt habe, ſind natürlicher Weiſe Zugaben, die ſich ſpäter der Erzähler erlaubt.

Der Wind, der uns etwas von der Seite kam, wurde oft ſo heftig, daß er unſer Fahrzeug faſt ganz auf die Seite legte, worüber ſich aber unſere Türken, die wenigſtens nicht zu rudern brauchten, nicht bekümmerten. Schon einige Male hatte ihnen Herr v. C. befohlen, ſie ſollten das Segel halb einziehen, weil wir in Gefahr ſeyn würden, umzuwerfen, aber umſonſt. Sie machten ihm mit der lebhafteſten Sprache verſtändlich, wie Schade es ſey, dieſen köſtlichen Wind nicht zu benützen. Unſer dicker Janißair, der vorne ſaß, diente wie beweglicher Ballaſt, denn ſo oft das Schiff ſich ſtark auf die eine Seite neigte, wandte er ſich auf die andere und ſtellte ſo das Gleichgewicht wieder her.

Jetzt lag Therapia zu unſerer Linken mit ſeinem kleinen, aber ſchönen Hafen, worin nebſt mehreren Kauffahrteiſchiffen ein türkiſches Dampfboot, ſo wie eine engliſche Corvette ſich befanden. Hier hielten ſich früher faſt alle Geſandten auf; doch iſt ſeitdem Bujukdere in Mode gekommen und nur der engliſche und franzöſiſche haben ihre Hôtels noch hier. Wenige Tage nach unſerer Ankunft in Conſtantinopel brannten in Therapia über zweihundert Häuſer ab; es war in der dunkeln Nacht ein Anblick gräßlich, aber unbeſchreiblich ſchön. Jetzt blickten die halbverbrannten Trümmer recht traurig aus der lachenden Gegend hervor.

Hinter Therapia wird der Bospor auf einmal ſehr breit und gleicht beinahe einem runden Landſee, den die ſchönſten Ufer umgeben. Vor uns lag Bujukdere und die auf europäiſche Art gebauten Häuſer der Geſandten blickten freundlich herüber. Zu unſerer Linken ſanken die Hügel allmählich zuſammen und ließen auf große ſaftgrüne Wieſen ſehen, auf deren einer ſich die bekannte ungeheure Platanengruppe erhebt, die man die Platanen Gottfried von Bouillon neunt. Rechts gegenüber auf dem aſiatiſchen Ufer thürmen ſich jene Hügel zu einem anſehnlichen Berge, dem ſogenannten Rieſenberge auf. Man ſieht oben unter alten Cypreſſen, Caſtanienbäumen und Platanen ein Gemäuer; es iſt ein Grab, das fünfundzwanzig Schritt Länge hat. Die Türken behaupten, hier ſey das Herz des Propheten Joſua begraben, den ſie in der Peſt und andern Krankheiten gerne anrufen. Die Alten dagegen nannten oben das Grabmal das Bett des Herakles und die Türken vermiſchen beide Sagen, indem ſie von Joſua erzählen, er ſey ſo ungeheuer groß geweſen, daß er, oben auf dem Berge ſitzend, mit den Füßen die klare Flut berührt habe.

Kurz vor Bujukdere wären auf ein Haar die Befürchtungen des Herrn v. C., daß wir noch umſchlagen würden, in Erfüllung gegangen, wenn derſelbe nicht die Vorſicht gebraucht hätte, eins der Taue, woran das Segel befeſtigt war, in die Hand zu nehmen; ein heftiger Windſtoß legte unſer Boot dergeſtalt um, daß das Segeltuch das Waſſer berührte und da die Wellen ziemlich hoch gingen, würden wir ſicher geſunken ſeyn, hätte Herr v. C. das Segel nicht losgelaſſen, das nun im Winde flatternd demſelben keinen Widerſtand mehr bot. Jetzt verſtanden ſich die Türken dazu, den Maſt niederzulegen und die Ruder zu ergreifen, worauf wir in kurzer Zeit in Bujukdere landeten.

Unſer erſter Gang war in das Hotel des Königl. preußiſchen Geſandten, des Grafen Königsmark, der uns auf die liebenswürdigſte und freundlichſte Art empfing. Wir leiſteten ſeiner Einladung, die Nacht in Bujukdere zu bleiben und den andern Tag die berühmten alten Waſſerleitungen in ſeiner Geſellſchaft zu ſehen, gerne Folge und verlebten einen in jeder Beziehung angenehmen und genußreichen Abend da, den die Güte und Freundlichkeit der eben ſo geiſtreichen wie liebenswürdigen Gräſin Königsmark verſchönerte.

Wir machten Spaziergänge auf dem Quai von Bujukdere, zu deſſen Lobe Hammer ſo poetiſch und wahr ſagt: „In ſchönen mondhellen Nächten, wo das Dunkelblau des Himmels mit dem Dunkelblau des Bosporus zuſammenfließt und zitternder Sterne Glanz mit dem phoſphoreſcirenden Leuchten der See ſich vermiſcht, — wo Nachen von griechiſchen Sängern und Zitherſpielern längs dem Ufer tönend vorübergleiten und der laue Nachtwind die weichſten joniſchen Melodien von dem Lande her in's Meer haucht; wo das Stillſchweigen der Horchenden durch leiſes Lispeln lenesque sub noctem susurros, unterbrochen wird, verdient der Quai von Bujukdere die Begeiſterung, womit die Liebhaber deſſelben ſein Lob verkünden.“ *

Und wenn wir ihn auch nicht in der Pracht und Herrlichkeit ſahen, den ihm eine warme mondhelle Sommernacht verleiht; ſo fanden wir doch, daß hier an dieſen Ufern zu wohnen der höchſte Genuß ſeyn müßte, wenn ſich der Europäer mitten unter dieſer unciviliſirten Bevölkerung nicht ſo unangenehm vereinzelt und allein ſtehen fühlte. Der ruſſiſche Geſandte war nicht anweſend, weshalb ſein großes Hotel mit ſchön angelegten Gärten leer ſtand. Letzterer iſt im beſten Geſchmack angelegt und ſteigt terraſſenförmig an den Hügeln, die ſich hinter Bujukdere erheben, in die Höhe, wodurch man von jeder Parthie aus eine neue reizende Ausſicht genießt.

Es gewährte uns bei dieſer Promenade viel Stoff zum Lachen, daß wir an einer der ſchönſten Parthieen des ſtillen Gartens einen Philoſophen fanden, der ſich im dolce far niente auf einer von hohen Platanen umgebenen Wieſe gelagert hatte, von wo er bei der herrlichſten Ausſicht auf den Bospor Gelegenheit genug gehabt hätte, tiefſinnige Betrachtungen anzuſtellen, wenn es kein Eſel geweſen wäre, der

---

* Hammer, C. u. d. B. II.

ſich hier in's Grüne geſtreckt und die duftenden Kräuter wohl ſchmecken ließ.

Der umſichtige Herr v. C. hatte für morgen Pferde für uns aus Conſtantinopel beſtellt, wofür wir ihm ſehr dankbar waren; denn obgleich Graf Königsmark die Güte hatte, uns von den ſeinigen anzubieten, waren uns neben der Furcht, ſeine Güte zu mißbrauchen, doch jene Pferde in ſo weit lieber, als wir beſchloſſen hatten, uns auf dem Rückweg nicht wieder dem Kaik anzuvertrauen, ſondern vielmehr den, wenn auch minder intereſſanteren Weg über die Berge nach Conſtantinopel zu nehmen.

Wir ritten zuerſt auf die Wieſe, von der ich oben ſprach, um die mächtigen Platanen Gottfried von Bouillons in Augenſchein zu nehmen. Von Weitem ſcheint es nur ein einziger aber ungeheurer Baum zu ſeyn, doch ſieht man in der Nähe, daß es urſprünglich ſieben Stämme geweſen ſind, die in einem Kreis dicht an einander ſtanden. Im Laufe der Zeit ſind aber Wurzeln, Aeſte, ja die äußere Rinde zuſammengewachſen, die innere dagegen iſt theilweiſe verfault, theilweiſe durch das Feuer der Hirten, die hier vor dem Wetter Schutz ſuchten, zerſtört worden, wodurch der Baum oder vielmehr die Bäume innen eine ſo große Höhlung erhalten haben, daß wir durch einen großen Spalt, den die Zeit ebenfalls in ihre Rinde geriſſen hat, zu fünf mit unſern Pferden in den Baum hinein reiten konnten.

An der Erde hatten die Platanen ſechszig Schritt im Umfang. Die Sage bringt den gefeierten Helden mit jenem Baume zuſammen, indem ſie erzählt, daß Gottfried von Bouillon im Jahre 1096, während das Heer auf der Wieſe lagerte, hier unter dem Baum Obdach gefunden. Von den Türken wird dieſe Baumgruppe Jedi Kardaſch, d. h. die ſieben Brüder genannt.

So kahl die Höhen in der Türkei auch um Conſtantinopel ſelbſt ſind, ſo friſch und baumreich iſt hier auf einer kleinen Strecke die Gegend. Die Wieſen, auf denen die Platanen ſtehen, ſind friſch und duftend, von murmelnden Bächen durchſchnitten, die aus dem höher liegenden Walde von Belgrad hervordringen, jenem heiligen Walde, der von den Einwohnern Conſtantinopels ſo hoch gefeiert wird, weil er ihnen gutes klares Waſſer verſchafft. Jeder, der es wagen würde, auch nur den kleinſten Baum in jenem Walde umzuhauen, wird mit dem Tode beſtraft, denn nur durch das ſorgfältige Erhalten der rieſigen Stämme, welche da ſtehen, iſt es möglich, die Quellen immer ergibig zu erhalten, von denen die Stadt vermittelſt der Aquaducte ihr Waſſer bezieht.

Für den Türken iſt das Trinkwaſſer überhaupt das größte Lebensbedürfniß und wie ein Feinſchmecker bei uns jede Sorte Wein, ja faſt jeden Jahrgang vom andern unterſcheiden kann, ſo weiß der Türke gleich, aus welcher der geſchätzten Quellen das Waſſer iſt, das er trinkt. Ob dagegen das Waſſer klar und durchſichtig iſt, darauf kommt es ihm gar nicht an, ja, die ſogar im Orient am meiſten geſchätzten Trinkwaſſer, nämlich das des Euphrats und des Nils ſind trüb und ſchlammig; und doch hat ſelbſt der Prophet das des letzteren neben dem heiligen Born Semſem zu Mekka, welcher unter Hagars Füßen emporſprang, daß er ihren verſchmachtenden Sohn erquicke, für das Beſte in der Welt erklärt.

Mit den frohen Gefühlen, die ein ſchöner Morgen überhaupt gibt, wozu für uns noch der Anblick und Geruch der friſchen Wälder kamen, ritten wir die Wieſen aufwärts und ſahen jetzt die bedeutendſte und älteſte der Waſſerleitungen Conſtantinopels vor uns. Schon Conſtantin fing ſie an und alle Kaiſer und Sultane nach ihm, beſonders Mahmud der Eroberer, verbeſſerten und erweiterten ſie. Das ungeheure ſchneeweiße Gebäude gleicht mit ſeinen unzähligen Pfeilern, die wie eben ſo viel Füße den obern Bau tragen, dem Scelett eines rieſigen Tauſendfußes, der auf den Höhen liegen blieb und deſſen Knochen von der Sonne allmählig gebleicht wurden.

Unſere Pferde waren recht munter, und da der Weg nur hie und da ſchlechte Stellen zeigte, im Allgemeinen aber ſo gut war, wie man es hier verlangen konnte, befanden wir uns bald auf der Höhe vor jener Waſſerleitung. Sie führt den Namen Juſtinians und iſt, wenn auch nicht die längſte, doch die höchſte von allen. Der Waſſerfaden wird in einer Höhe von neunzig bis hundert Fuß über ihren zwei Etagen durch das Thal fortgeleitet. Unter einem der großen Bogen des Aquaducts ritten wir hindurch, dann noch eine kleine Strecke aufwärts, wo uns Graf Königsmark veranlaßte, einen Augenblick anzuhalten und zurückzuſchauen. Da ſahen wir ein kleines Stück des Bosporus mit dem dahinter liegenden Rieſenberge und vielen freundlichen Häuſern am Fuße deſſelben, von dem Bogen, durch welchen wir ſo eben geritten, prächtig eingerahmt — ein herrliches Gemälde.

Wir wandten uns nun links in den Wald hinein und erreichten in kurzer Zeit das Dörfchen Belgrad, wo ſich früher die Landſitze der meiſten europäiſchen Geſandten befanden. Kriegsgefangene Bulgaren wurden in alter Zeit von Belgrad an der Donau hieher verſetzt und gaben dem neuen Dorfe den Namen der Heimath. Wir nahmen hier ein kleines Frühſtück ein, ſahen dann im Vorbeireiten das Haus, wo Lady Montague ihre Briefe ſchrieb und ritten den großen Waſſerbehältern zu, welche in der Tiefe des Waldes liegen und aus denen die Aquaducte geſpeiſt werden.

Lange hat nichts einen ſo ſeltſamen Eindruck auf mich gemacht, wie der Anblick dieſer gewaltigen Werke, fern vom Geräuſch der Menſchen, in ſtiller Abgeſchiedenheit liegend. In dieſer Gegend, zwiſchen uralten rieſigen Baumſtämmen, reitet man auf ſchmalen Waldpfaden und hält plötzlich mit einem Ausruf des Erſtaunens ſein Pferd an, denn zwiſchen hohen Thalwänden erheben ſich prächtige Marmor-Gebäude, deren einfache, ſolide Schönheit dem Auge unendlich wohlthut. Es war der Aiwad-Bend, von Muſtapha III. im Jahr 1766 erbaut, den wir als den größten und ſchönſten in Augenſchein nahmen. Das Wort „Bend“ kommt aus dem Perſiſchen und iſt die Bezeichnung für der Art Waſſerbehälter, eigentlich nur für die Mauer, welche das Thal eindämmt und iſt ſo faſt gleichbedeutend mit dem deutſchen Worte Band.

Um einen Bend anzulegen, ſucht man ein Thal, deſſen Wände hoch genug ſind, um viel Waſſertiefe und wenig Verdampfungsfläche zu erlangen. Auch müſſen ſie nicht zu weit von einander ſtehen, damit die Mauer, durch welche das Waſſer geſtaut wird, nicht zu lang und deßhalb zu koſtſpielig wird. Dieſe Mauern, welche die bedeutende Waſſermaſſe zurückhalten ſollen, ſind achtzig ſelbſt bis hundertzwanzig Schuh lang, dreißig bis vierzig Fuß hoch und fünfundzwanzig bis dreißig Fuß dick. Sie ſind aus mächtigen Quadern aufgerichtet, die von innen mit Kalk beworfen, von außen aber mit dem ſchönſten Marmor bekleidet und mit Inſchriften verziert ſind. So gleichen dieſe Dämme ſchönen Brücken, die ſich durch ein Thal hinziehen und man findet ſelbſt auf den meiſten Marmorbänke, die den Wanderer zum Sitzen einladen.

Eine andere Hauptbedingung bei Anlegung eines Bendes iſt, daß das erwählte Thal hoch genug liege, um dem ausſtrömenden Waſſer ein ſtarkes Gefäll zu geben. Auch ſieht man darauf, daß das obere Thal viele und weit verbreitete Verzweigungen hat, welche dem Bend ebenfalls ihr Waſſer zuführen. Unten in der großen Mauer befindet ſich ein Portal, Takim, Vertheilung genannt, das meiſtens ſehr ſchön verziert iſt und wo das Waſſer durch anderthalb Zoll weite Röhren, deren Anzahl ſich nach dem vorhandenen Waſſerſchatze richtet, in den Aquaduct geleitet wird, der es dann in die Stadt führt. Doch wie ein Fluß viele Nebenflüſſe hat, die ihn verſtärken, ſo geben dem Aquaduct auch mehrere Bende ihr Waſſer. Obendrein leitet man ihm, wo das Terrain es erlaubt, noch kleine Quellen zu.

Neben den meiſten dieſer Waſſerbehälter befinden ſich Luſthäuſer des Sultans. Die Gegenwart des Grafen Königsmark verſchaffte uns Zutritt zu einem der hier liegenden, welches Mahmud II. erbaut. Es wurde von einem Mohren bewacht, der uns in einige der prächtigen Gemächer den Eintritt geſtattete, andere aber mußten wir durch die Fenſter anſehen. Dies Kiosk war wenigſtens zu drei Theilen auf europäiſche Art eingerichtet. Es enthielt franzöſiſche Tapeten und Kronleuchter, große Spiegel und neben den türkiſchen Divans Fauteuils und Lehnſtühle aller Art.

Das Syſtem der Waſſerleitungen für das frühere Byzanz und ſpätere Conſtantinopel begründet ſich auf die zwei Aquaducte, die in den älteſten Zeiten erbaut und ſtets verbeſſert und erweitert wurden; die eine iſt die juſtinianiſche, von der ich oben ſprach, eigentlich die hadrianiſche, denn Juſtinian beſſerte ſie ebenfalls nur aus. Sie leitete das Flüßchen Hydraulis nach der Baſilica von Byzanz. Später bauten die Sultane noch verſchiedene Bende zu ihrer Speiſung, wozu auch der erwähnte Aiwad-Bend gehört. Eigenthümlich bei dieſer Waſſerleitung iſt, daß ſie das Waſſer bald unterirdiſch fortführt, bald es mit kühnen Bogen über die Thäler fortträgt. Kurz vor der Stadt zertheilt ſie ſich in vier kleine Aquaducte, welche das Waſſer an verſchiedenen Thoren in die Stadt führen.

Die andere ältere Waſſerleitung iſt die des Kaiſer Valens, die jetzt ihre größte Waſſermaſſe von Kalfakjöi bezieht und ſie in die höheren Theile der Stadt führt, wodurch das gewaltige Mauerwerk an tauſend Schritte weit zwiſchen den Häuſern durchläuft und jemanden, der nicht ſchwindlicht iſt, einen ſchönen Spaziergang bietet, von dem aus man die Stadt wie eine Karte vor ſich ausgebreitet ſieht.

Es war Nachmittag geworden, als wir uns auf den Rückweg nach Conſtantinopel begaben. Unſer liebenswürdiger Führer, Graf Königsmark, begleitete uns noch eine Strecke weit, worauf er nach Bujukdere zurückkehrte, und wir unſern Weg nach der Stadt fortſetzten. Dieſer führte durch ſehr unintereſſantes Terrain; denn es war ein breiter Sandweg, der ſich über die öden baumloſen Höhen hinzog, die den Bospor begränzen. Einige Unterhaltung gewährten uns unſere ſehr guten Pferde, indem wir von Zeit zu Zeit kleine Wettrennen anſtellten. Vorn an der Spitze ritt der Sürüdſchi, der die Pferde gebracht und uns wieder zurückgeleitete. Wir hatten ihm einen kleinen Mantelſack gegeben, in dem wir geſtern einige Kleidungsſtücke mit nach Bujukdere genommen, den er vor ſich auf den Sattelknopf nahm und munter vorausritt.

So oft es bergauf ging, ſpornte er ſeinen ſtarken Schimmel und jagte laut ſchreiend davon. Wir folgten ihm natürlich ſo raſch wie möglich; doch war mein Pferd das einzige, welches das ſeinige hie und da erreichte. Später ſetzte ſich der Baron auf dieſen Schimmel und lud mich ein, einen kleinen Cours mit ihm zu machen, um zu ſehen, welches Pferd das ſchnellſte ſey. Da ihm die Bügel zu kurz waren, legte er ſie vorn über den Sattelknopf und wir jagten dahin. Ich war beſtändig dicht hinter ihm, ſo daß der Kopf meines Pferdes ſeinen Schenkel faſt berührte, konnte ihn aber nicht überholen.

Da der Weg, auf dem wir ritten, ziemlich ſchmutzig war, ſo bewarf mich das ausgreifende Pferd des Barons ſo mit Koth, daß ich, in Pera angekommen bei der Abendtafel alle Mühe hatte, auch vor der übrigen Geſellſchaft von dem Verdacht zu reinigen, als habe ich den Sandreiter geſpielt.

Türkiſches Familienleben.

Aus Allem, was dem Europäer in Bezug auf das andere Geſchlecht hier zu Lande aufſtößt, erſieht man leicht, daß die türkiſchen Damen eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen; aber wahrhaftig nicht die gedrückte und elende, die wir nach unſern Begriffen mit jenen Verhältniſſen wohl unzertrennlich halten.

Es iſt dem Mohamedaner erlaubt, vier Frauen zu nehmen, doch gibt es wenige, die nicht an einer ſchon genug hätten und deren Vermögensumſtände es erlaubten, zwei, drei oder vier Weiber zu nehmen. Da es faſt noch nie vorgekommen iſt, daß ſich zwei Frauen in einem Hauſe vertragen hätten — ich ſpreche natürlich hier nicht von den weitläufigen Harems des Sultans oder der hohen Beamten — vielmehr in beſtändigem Hader und Zwiſt lebten, der ſich nicht, wie vielleicht bei uns auf Verläumdung und böſe Nachreden beſchränkte, ſondern oft in blutige Händel ausartet, ſo muß in ſolchem Falle jede Frau ihr eigenes Haus haben, in welchem ſie natürlich über die dienenden Weiber unumſchränkt regiert. Was ferner die eine Frau an Putz oder Schmuckſachen von dem Manne bekommt, nimmt die andere auch in Anſpruch, und da iſt oft ein neues glänzendes Band, das die eine vor der andern bekommt, Urſache zu den unangenehmſten Händeln; fährt eine der Frauen mit ihren Sklavinnen und Kindern ſpazieren, ſo würde die andere nicht zu Hauſe bleiben wollen, ich glaube, wenn ſie todtkrank wäre und das geht ſo fort bis auf die geringſten Kleinigkeiten. Was ſoll aber auch der Türke ſich in dieſe Verhältniſſe verwickeln, da ihm das Geſetz ein ausgleichendes Mittel darbietet. Es iſt ihm nämlich erlaubt, ſo viele Sklavinnen zu halten, wie er kann und will, und das Kind der Sklavinn erfreut ſich nach den türkiſchen Geſetzen derſelben Rechte und Begünſtigungen, wie das Kind der rechtmäßigen Frau. Es beruht ja überhaupt die ganze Ehe der Orientalen nur auf Sinnlichkeit und der Türke erhandelt ſeine Frau, ohne ſich um ihre Neigung oder Liebe zu bekümmern, von dem Vater oder den Verwandten derſelben, wie eine Waare vom Kaufmann; denn anſtatt durch ſeine Frau ein Heirathsgut zu erlangen, bezahlt er vielmehr dem Vater derſelben eine gewiſſe Summe für ſie, denn jener verliert ja einen weiblichen Domeſtiken.

Ein anderer Nachtheil des Bräutigams beſteht darin, daß er ſeine Frau erſt dann zu ſehen bekommt, wenn ſie ihm angetraut iſt, und in demſelben Augenblicke ſehen ſie ihre Verwandten, ſelbſt der Vater und die Brüder zum letzten Male unverſchleiert. Da auf dieſe Art die Ehen ohne viele Förmlichkeiten geſchloſſen werden, ſo erlaubt das Geſetz dem Muſelmanne auch eben ſo leicht wieder, ſich von ſeiner Frau zu trennen, ein Fall, der faſt in jedem Heirathscontracte vorgeſehen wird, indem man in demſelben die Summe vermerkt, die der Mann dem Vater ferner zu zahlen hat, wenn er in den Fall kommen ſollte, ſich von ſeiner Frau zu trennen. Ein Anderes iſt es, wenn die Frau die ſtrenge Sitte des Harems verletzte, wo ſie, im Fall ihr Begünſtigter ein Muhamedaner iſt, mit Schimpf und Schande in's Haus ihrer Aeltern zurückgejagt wird, und wenn es gar ein Rajah, ein chrichſtlicher Unterthan der Pforte, wäre, ſo ſteckt man ſie ohne viele Ceremonien in einen Sack und wirft ſie in's Meer. Der Chriſt dagegen wird gehängt. Eigentlich iſt es traurig, daß die armen Türkinnen durch die Verhältniſſe ſo gedrückt ſind, daß ſie nicht einmal auf eine Vergeltung jenſeits zu hoffen haben, indem der Prophet ihnen nach dem Leben keine Stellung anzuweiſen wußte. Was nach dem Tode aus ihnen wird, weiß kein Menſch; denn die Houris, die den Gläubigen im Paradies für die Mühſeligkeiten auf Erden entſchädigen, haben nichts mit den verſtorbenen Weibern gemein.

Obgleich es aber dem Muſelmann nicht ſchwer gemacht wird, ſich von ſeiner Frau zu ſcheiden, ſo kommt es doch ſelten vor, theils weil der Türke ein natürliches großmüthiges Gefühl hat, welches ſein einmal geſchenktes Vertrauen nicht leicht erlöſchen läßt, theils weil er vielleicht eines Spruches aus dem Koran eingedenk iſt, der ihm ſagt: „Ihr Männer ſollt bedenken, daß das Weib aus der Ribbe, alſo aus einem krummen Bein geſchaffen iſt. Deshalb, ihr Gläubigen, habt Geduld mit den Weibern; denn wenn Ihr ein krummes Bein gerade biegen wollt, ſo bricht es.“

Man weiß, daß die Frauen in den Harems ſehr ſtrenge bewacht werden, und obgleich die Cultur ſchon im Allgemeinen ſtark an den orientaliſchen Gebräuchen rüttelte, ſo hat ſie doch in dem Punkt noch nicht viel geändert. Freilich ſieht man jetzt viele türkiſche Damen auf den Straßen umherſpazieren; doch, wie ich ſchon mehrmals bemerkte, auf's Häßlichſte vermummt und unkennbar gemacht. Es wäre aber auch gegen allen Anſtand, ein türkiſches Weib auf der Straße erkennen zu wollen und ſelbſt der Mann würde es für unſchicklich halten, wenn er ſeiner eigenen Frau, die ihm begegnete, nur durch ein Zeichen merken ließe, daß er ſie erkenne. Es iſt ſchon viel, daß die allgewaltige Zeit den Schleier der Damen bis unter die Naſe gerückt hat, die früher ebenfalls bis an die Augen verhüllt war.

So ſtreng auf dieſe Art die Geſtalt der Türkinnen außer dem Hauſe vor dem neugierigen Blicke vermummt ſind, ſo übertrieben frei iſt der Anzug im Innern des Hauſes.

Die Einrichtung deſſelben iſt faſt eben ſo wie die beſchriebene in unſerm Gaſthof. Längs den Fenſtern die von außen mit Latten, von innen mit Rohrſtäben dicht vergittert ſind, befindet ſich der Divan, auf dem die Familie den ganzen Tag nichts thut, wie ausruhen und ſich langweilen. Der Mangahl mit glühenden Kohlen und das Kaffeegeräth iſt natürlich in der Nähe; denn ſo oft ein Beſuch kommt oder es einem der Familienglieder einfällt, wird für jedes eine Taſſe Kaffee gemacht, was des Tages unzählige Mal geſchieht. Dazwiſchen ißt man verſchiedene eingemachte Früchte, von denen jeder einen Löffel voll nimmt und darauf ein Glas Waſſer trinkt. Von vieler Bewegung in dieſen Familienkreiſen und einer lebhaften Unterhaltung iſt natürlich nicht die Rede. Eine Phraſe, die man ſehr oft beim Kaffee oder dem Eingemachten hört: afiat ler olſum — (Wohl bekomm's) ſagt jeder dem Andern und legt dabei die Hand an Bruſt und Stirn. Die beiden Mahlzeiten, die der Türke täglich regelmäßig zu ſich nimmt, beſtehen aus Hammelfleiſch und Reiß, welche Artikel die Grundlage bilden. Dazwiſchen kommen zahlreiche ſüße Gerüchte, und während der ganzen Mahlzeit ſtehen beſtändig kleine Schüſſeln mit kalten Speiſen, als Auſtern, Hummern, Caviar, Käſe, Oliven, türkiſcher Pfeffer, Salate und Früchte verſchiedener Art, von denen jeder nach Belieben nimmt, auf dem Tiſch.

Die männlichen Sklaven im Orient haben ein viel beſſeres Loos, als wir es uns gewöhnlich bei dem Worte Sklave vorſtellen. Es ſind eigentlich Diener, deren größtes Geſchäft darin beſteht, nichts zu thun; ein gemietheter Arbeiter iſt weit übler daran, als der Sklave des Hauſes; denn weil letzterer Eigenthum ſeines Herrn iſt, ſo nimmt dieſer ſich wohl in Acht, ihn durch viele Arbeit krank oder unbrauchbar zu machen. Da einem vornehmen Türken der Unterhalt ſeiner Sklaven und Diener faſt nichts koſtet, denn von einer

Belohnung an Geld iſt keine Rede, ſo hat er gewöhnlich eine große Maſſe dieſes Volkes, die die wenigen Geſchäfte ſo unter ſich vertheilen, daß auf jedem ein unbedeutendes laſtet. Ein Theil hat nichts zu thun, wie Pfeifen zu ſtopfen und in Ordnung zu halten, andere kochen Kaffee, wieder andere ſorgen für die Waffen und Kleidung des Herrn und ſo fort. Bei dem gewöhnlichen Türken wird der Sklave mit wenig Ausnahmen faſt wie ein Kind der Familie betrachtet. Er ißt an demſelben Tiſch und bei guter Aufführung wird er ſpäter frei gelaſſen oder heirathet nicht ſelten eine Tochter des Hauſes.

Die Nacht im Ramaſan.

Eine ganz umgekehrte Ordnung im türkiſchen Leben bringt der Ramaſan, die Faſtenzeit hervor. Der Tag wird zur Nacht und die Nacht zum Tag verwandelt. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang bleibt der Gläubige in ſeinem Hauſe und thut nicht einmal das Wenige, was er ſonſt zu thun pflegt. Er betet, ſtellt ſeine Waſchungen an oder geht in die Moſchee. Die meiſten Läden ſind um dieſe Zeit während der Tageszeit verſchloſſen und was am bezeichnendſten iſt, alle Kaffeehäuſer ſtehen leer. Der Rechtgläubige muß faſten, d. h. er muß ſich nicht nur aller Speiſen und Getränke enthalten, ſondern Pfeifen und Kaffee ſind ihm ebenſo verbotene Gegenſtände. Da man ſchon im gewöhnlichen Leben nicht ſagen kann, daß auf- und abwandelnde oder gewerbtreibende Türken ein ſehr lebendiges, rühriges Bild geben, ſo muß man die einzelnen Individuen, die man zur Ramaſanszeit durch die Straßen ſchleichen ſieht, für Geſchöpfe ohne Leben halten, für Weſen, die durch Maſchinenkraft hin- und hergetrieben werden, ſo matt und faul wanken ſie einher. Wenn ſie von dem Faſten ſo geſchwächt wären, ſollte man glauben, ſie müßten jeden Abend aus Ermattung zuſammenfallen; aber weit gefehlt.

Wenn ſich die Sonne zum Untergang neigt, ſcheinen ſich ihre Lebensgeiſter auf's Neue zu erfriſchen. Man ſteckt die erloſchenen Feuer wieder an und beginnt die Speiſen zuzubereiten, die mit dem erſten Ruf des Iman, daß der Tag vorbei ſey, auf dem Tiſch dampfen müſſen, damit weiter keine Zeit verloren gehe. Der Sclave hält ſeinem Herrn ſchon einige Augenblicke früher die angezündete Pfeife entgegen und Alles horcht erwartungsvoll auf den Ruf vom Minaret, um ſich ſo haſtig wie möglich den jetzt erlaubten Genüſſen des Eſſens, Trinkens und Rauchens hinzugeben.

Jetzt bei eingetretener Dunkelheit verwandelt ſich auch das ſtille Leben in den Straßen zu dem geräuſchvollſten, das es geben kann, und die Stadt ſelbſt gewährt von außen und innen den prächtigſten Anblick. An den Minarets werden allmählich Lichter angeſteckt, und bald umgeben mehrere hundert Lampen in einzelnen Kreiſen dieſe Gebäude von oben bis unten. Die Kuppeln der Moſcheen und Caravanſereien ſind ebenfalls mit Lichtern behängt und die meiſten Bazars, ſo wie die Tiſche der Verkäufer auf den Straßen, hell erleuchtet.

Von Pera aus hatten wir auf die Hauptſtadt den prächtigſten Anblick. Die Maſſen der dunklen Häuſer, ohne erhellte Fenſter, von den belebten erhellten Straßen durchſchnitten, ſahen von oben einem Berge ähnlich, deſſen glühendes Geäder an allen Stellen durchſcheint. Hie und da war das Erdreich ganz durchbrochen und unzählige hohe Flammen leckten gierig in die Nacht empor, die beleuchteten Minarets. Vor uns lag der Hafen, deſſen Waſſer durch den Wiederſchein der vielen Lampen, die an den Maſten und Segelſtangen der Schiffe hingen, röthlich angeſtrahlt erſchien. Selbſt die dunkeln Cypreſſen auf Pera, dieſe rieſigen Todtenwächter, ſchienen den allgemeinen Jubel zu fühlen und waren von dem Lichtmeer drüben ſanft beleuchtet.

Es war in einer der ſieben heiligen Nächte des Jahres, nämlich in der Nacht Kadr, welche für die gilt, wo der Koran vom Himmel geſendet worden, als wir gegen acht Uhr von Pera aufbrachen, um uns nach der Moſchee von Top-Chana zu begeben, die der Sultan in Folge der beſondern Feierlichkeit, die heute ſtattfand, mit ſeinem Beſuch beehrte. Dem Sultan nämlich, nachdem er in der heutigen Nacht ſein Gebet verrichtet, wird von dem Großweſſir bei ſeiner Rückkunft in's Serail eine Sklavenjungfrau übergeben, mit der er alsdann die Brautnacht begeht, in der Hoffnung, daß, wie in dieſer Nacht der Koran vom Himmel kam, auch dem Hauſe Osmans ein Thronerbe vom Himmel geſendet werde.*

Um die Moſchee von Top-Chana, ſo wie die Kanonengießerei ſtanden drei Reihen Infanterie, in deren Mitte ſich ein Muſikcorps befand, das mit ihren Trommeln, Poſaunen und Trompeten einen herrlichen Lärm machte. Die Moſchee war glänzender beleuchtet, als je, und an allen Wänden und Fenſtern hingen große Reihen bunter Lampen. Ebenſo war die Kanonen-Werkſtatt auch auf das Prächtigſte illuminirt und in dem Hofe derſelben, ſo wie in dem Kreiſe, den die Soldaten bildeten, waren zahlreiche große Pechpfannen aufgeſtellt. Die türkiſche Infanterie machte ſich's, wie gewöhnlich, auf ihrem Poſten ſehr bequem. Nur das erſte Glied ſtand aufrecht auf den Beinen und hielt das Gewehr im Arm; das zweite und dritte ſaß auf der Erde und den Treppen der Moſchee und faſt Alles rauchte tapfer darauf los, ſo daß der Tabaksdampf mit dem Qualm der Pechbrände wetteiferte.

Wir drängten uns an die Reihe der Soldaten, die die Zuſchauer vom Platze der Moſchee entfernt halten ſollten und verdankten es nur der Keckheit, mit welcher wir uns für engliſche Offiziere und Aerzte ausgaben, daß ſie uns in den Kreis ließen. Hier mußten wir noch eine gute Stunde warten, ehe der Spektakel losging. Dafür war aber auch der Lärm, der nun begann, um ſo größer. Ein paar Kanonenſchüſſe von Beſchiktaſch her gaben das Zeichen, daß ſich der Sultan auf ſein Pferd ſchwinge und alsbald antworteten die Batterien von Skutari, von der Serailſpitze, ſo wie die Kriegsſchiffe im Hafen. Die Soldaten wurden in's Glied gerufen und bildeten lärmend eine ſchlechte Linie. Das Muſikcorps neben uns bemühte ſich ebenfalls zu dem allgemeinen Getöſe das Ihrige beizutragen und die Muſici arbeiteten auf ihren Inſtrumenten ſchonungslos herum. Ich muß hierbei einer großen Lächerlichkeit erwähnen, welche durch die Nachäffung der europäiſchen Gebräuche entſtand. Der Tambourmajor, nach der neuen Ordnung der Dinge mit großem Stocke ausgerüſtet, ſchwenkte denſelben, worauf bei uns die Trommeln gleich einfallen; doch bei den Gläubigen war das nicht der Fall, ſondern trotz dem er ihnen mit vieler Gravität das Zeichen zum Anfang gegeben und den Stab tüchtig geſchwenkt hatte, wirbelten die Trommeln erſt, nachdem er ihnen recht gemüthlich ſagte: „Nun wollen wir anfangen.“

---

* Hammer. Geſch. d. o. R. Th. V.

Jetzt kamen von dem Palaſte des Sultans her eine große Menge Fackelträger mit einer andern Muſikbande, die denſelben Lärm machte, wie die erſte. Auf dem Platze vor der Kanonen-Werkſtatt ſteht ein kleiner ſteinerner Brunnen, den die Artilleriſten mit Luſtfeuerwerk verzierten; denn als dicht neben uns eine gewaltige Geſchützſalve über den Wellen dahinkrachte, daß die Pferde einiger türkiſchen Offiziere wie toll umherſprangen, flammten an dem Brunnen tauſende von Zündlichtchen aus, ſo daß er ganz in Feuer zu ſtehen ſchien. Auch zündete man hie und da in großen Pfannen farbige bengaliſche Feuer an, ſo daß die umliegenden Gebäude bald von blutrothen, bald von grünen oder blauen Flammen umſpielt ſchienen.

Aber an dem ganzen Anblick war nichts Erquickliches, nichts Angenehmes. Es war ein entſetzliches Chaos von Kanonenſchüſſen und Muſiklärmen, von Lichtern und Flammen, die ordnungslos durch einander ſpielend Auge und Ohr beleidigten. So ungefähr muß in alter Zeit ein Hexenſabbat ausgeſehen haben.

Jetzt ſprengte Reſchid Paſcha vor, auf der Bruſt einen mächtigen Stern von Brillanten, der zahlloſe Blitze um ſich warf, und den Soldaten wurde der Befehl zum Präſentiren gegeben. Ein lieber türkiſcher Soldat, neben dem ich ſtand, ſtieß mich an und bat mich, ihm für einen Augenblick ſeine Pfeife zu halten, wozu ich mich natürlich ſehr bereitwillig finden ließ. Endlich kam der Sultan von ſeinen Großwürdenträgern umgeben, alle auf prächtigen Pferden. Der junge Herrſcher trug einen weiten, blauen Mantel und weiter keine Auszeichnung als einen großen Brillantſtern am Fez. Er ritt in den Vorhof der Moſchee, wo er abſtieg und von Einigen ſeines Gefolges begleitet, in das Gebäude trat. Für heute ſahen wir ihn nicht wieder; denn die Feierlichkeiten waren zu Ende und der Padiſchah fuhr wahrſcheinlich ſpäter in ſeinem Kaik nach Beſchiktaſch zurück.

So wild und unordentlich der Lärm der Ceremonie war, ſo raſch verflog er wieder — ein Strohfeuer. Die Soldaten verließen den Platz, die Pechpfannen verlöſchten und an dem Brunnen, um den ſo eben noch die hellen Flammen loderten, glimmten nur hie und da noch einige elende Papierhülſen. Wir beſtiegen ein Kaik, um nach Stambul hinüberzufahren. Der Anblick der erleuchteten Städte war am ſchönſten von der Mitte des Hafens aus, wo wir rings herumſchauend alle Minarets, ſowohl von Stambul, wie von Galata, Top-Chana und Scutari, mit glänzenden Lichtkränzen umwunden ſahen. Auch ſtrahlten hie und da von Thürmen, oder andern hohen Gebäuden illuminirte arabiſche Schriftzeichen durch die Nacht und andere oft ſeltſam geformte Figuren, als Schiffe mit großen Segeln, Drachen, Schlangen ꝛc. Bei der Aja Sophia war an einem Gebäude ein coloſſaler Wagen angebracht und bei der Suleimanje eine große Figur, die wahrſcheinlich einen Derwiſch vorſtellen ſollte, aber einem Bajazzo weit ähnlicher ſah.

Wir verließen unſer Kaik und wanderten durch die Gaſſen, die heute bei Kerzen- und Lampenbeleuchtung noch weit lebhafter ausſahen, als am Tage. Alles Volk war luſtig und guter Dinge, als feierte man ein großes Feſt. Die Verkäufer von Backwerk und Zuckerzeug, die zwiſchen der Menge mit lautem Rufen herumgingen, hatten ebenfalls die runden kupfernen Scheiben, worauf ſie ihre Artikel ausgebreitet, mit Lichtern beſteckt, und es ſah ergötzlich aus, wie ſie ſich in großer Anzahl unter den Haufen herum bewegten. Hie und da waren vor den Buden kleine Spielereien aufgeſtellt, Windmühlen, von Sand getrieben oder illuminirte Schiffchen, vor denen die ſonſt ſo ernſthaften Gläubigen lachend und laut rufend ſtehen blieben. So erinnere ich mich eines Ladens, in dem Conditor-Waaren verkauft wurden und deſſen Beſitzer, ein ſpeculativer Kopf, zwiſchen dem Backwerk einen kleinen Brunnen errichtet hatte, der aus drei Röhrchen Waſſer in ein Becken ließ und in demſelben ein kleines Waſſerrad in Bewegung ſetzte, das rechts und links mit Glöckchen in Verbindung ſtand, die ſehr unharmoniſch durch einander klimperten, worüber aber die Türken eine unbeſchreibliche Freude hatten und in ganzen Haufen vor dieſem Laden ſtehen blieben. Dies verſchaffte ihm natürlich einen guten Abſatz ſeiner Waaren, ſo wie es auch an dieſem Theile der Straße eine größere Luſtigkeit hervorrief als ſonſt irgendwo. Das Volk ſchrie einmal über das andere: „ei w' allah! ei w' allah!“ und ein paar alte zerlumpte Kerle tanzten vor Vergnügen nach dem Geklimper der Glocken auf der Straße herum, natürlich eben ſo taktlos, wie dieſe Muſik ſelbſt.

Am lebhafteſten geht es in dieſen Nächten in den Kaffeehäuſern und bei den Sorbetbereitern zu; in den erſten werden dann gewöhnlich declamatoriſch-muſikaliſche Unterhaltungen aufgeführt; verſteht ſich von ſelbſt Alles in türkiſcher Manier. Wir traten in eines dieſer Häuſer, die heute eben ſo hell beleuchtet ſind wie die Straßen, und wurden, obgleich es ſehr voll war, von dem Kaffeetſchi mit großer Aufmerkſamkeit empfangen und untergebracht. Auch muß ich rühmend geſtehen, daß die Gäſte ſelbſt bei der Aufforderung des Kaffeetſchi, für uns etwas Platz zu machen, ſehr bereitwillig zuſammenrückten. So kam ich auch neben einen alten Arnauten zu ſitzen, der ſein ſchönes Coſtüme in der ärmlichſten Verfaſſung, aber dagegen prächtige Waffen hatte. Seine Piſtolen, Dolch und Yatagan waren reich verziert und mit kleinen ſilbernen Nägeln beſchlagen. Aber der Menſch hatte, wie faſt all' dieſes Volk, ein ganz unangenehmes confiscirtes Geſicht; blaß, von Blatternarben zerriſſen, wurde es von einem ungeheuren Schnurrbart förmlich in zwei Hälften zertheilt, von denen es ſchwer zu entſcheiden war, welche die gerechteſten Anſprüche auf eine unbeſchreibliche Häßlichkeit hatte.

Als ich mich neben den Arnauten niedergelaſſen, legte er grüßend ſeine Hand an das Feß und reichte mir das Rohr ſeines Nargileh dar, aus dem ich Anſtands halber einige Züge thun mußte. Bald hatte uns der geſchäftige Wirth mit Kaffee und Pfeifen verſehen, und wir konnten behaglich das Gewühl der Menge vor uns überſchauen.

Auf einer Erhöhung in einer Ecke des Gemachs ſaßen drei türkiſche Muſici, mit Inſtrumenten bewaffnet, wie ich ſie früher ſchon einmal beſchrieben und womit ſie einen argen

Lärm machten, zu welchem ein alter Türke, der vor ihnen ſaß, Loblieder auf den Propheten in näſelndem Tone mehr ſprach als ſang. Doch ergötzten ſich die umherſitzenden Gläubigen ſehr bei dieſer Unterhaltung und ſpendeten den Künſtlern am Schluß derſelben manchen Ausruf des Entzückens und der Zufriedenheit. Jetzt trat ein Mährchenerzähler, Meddah, auf, und begann, wie uns Herr von C. ſagte, von den Abenteuern Sid-al-Battal's zu erzählen. Wir konnten natürlich nur wenig davon genießen, da wir kein Wort von ſeinen Reden verſtanden; doch machte uns Herr von C. darauf aufmerkſam, wie oft der Meddah Ton und Sprache änderte. Jetzt ahmte er den gravitätiſchen Ton eines Paſchah nach, jetzt den unterwürfigen eines Sklaven, jetzt hörten wir die huſtende Stimme eines alten Weibes, bald den Dialekt eines Armeniers, eines Franken oder Juden. Da Herr von C. durch ſeine Bemerkungen unſerm Gehör nachhalf, ſo machte es uns eine Zeit lang Vergnügen, dem Meddah zuzuhören. Als er zu dem intereſſanteſten Theil ſeiner Erzählung gekommen war und die Zuhörer recht geſpannt lauſchten, wie ſich der Held der Geſchichte aus der verwickelten Affaire ziehen würde, hörte er plötzlich auf, ſtand auf und ging mit einem zinnernen Teller im Kreiſe herum, worauf jeder ein paar Para warf, um ſich ſo Fortſetzung und Schluß der Geſchichte zu erkaufen.

Wir verließen das Kaffeehaus, um nach der Suleimanje zu gehen, wo noch mehrere dieſer Häuſer ſeyn ſollten, in denen man hauptſächlich in den Nächten des Ramaſans die Teriaki oder Opiumeſſer ihr Weſen treiben ſieht. Auf den Straßen herrſchte noch immer das alte Gewühl. In den obern Theilen der Stadt, wo ſich meiſtens die Gaſſen der verſchiedenen Handwerker befinden, ſahen wir oft neben andern Illuminationen verſchiedene arabiſche Schriftzüge, aus kleinen Lampen zuſammengeſetzt. Es waren die Namen von

Schutzheiligen der Gewerke, welche hier in der Türkei ebenſo gut ihren Patron haben, wie die Innungen bei uns. Ja die ganze Einrichtung der Zünfte und Innungen beſtand bei den Arabern weit früher, als bei uns, und wir haben ſie wahrſcheinlich von dort herüber angenommen, wenigſtens leitet ſich das Wort Zunft von dem arabiſchen Wort Sinf, das iſt ein Gewerk, eine Innung, her.

Bei den Türken iſt Adam der Schutzheilige der Ackerleute, Enoch der der Schneider und Schreiber, Joſeph, der Zimmerleute, Abraham, der Milchverkäufer, Daniel, der Dolmetſcher, Salomo, der Korbflechter, Jonas, der Fiſcher, Jeſus, der Reiſenden, Mohamed, der Kaufleute ꝛc.

An der Suleimanje, wo viele Kaffeehäuſer liegen, ſahen wir nur zu einigen der größten hinein und faſt in allen herrſchte eine laute Fröhlichkeit. Da wurde geſpielt und geſungen, dort beſchäftigte der Meddah die Phantaſie der Zuhörer und in andern trieben Luſtigmacher und Tänzerknaben, wie wir ſie in Adrianopel geſehen, ihr Weſen. Herr von C. führte uns in eine enge Gaſſe, wo nur hie und da wie zum Spott eine verglimmende Lampe brannte und vor ein kleines Haus, deſſen Inneres, nothdürftig erhellt, uns die Einrichtung eines ärmlichen Kaffeehauſes zeigte. Dieß war eine der Höhlen, in welchen die Opiumeſſer ihr Weſen treiben. Wir traten in das Local, das über alle Beſchreibung ſchmutzig ausſah, ließen uns auf einer hölzernen Bank am Eingang nieder und mußten eine Zeitlang warten, eh' ſich der Wirth zu unſerer Bedienung meldete. Dieß war ein kleiner magerer Mann, der ſich auf eine ſonderbar lächerliche Art, ich möchte ſagen, faſt tanzend, aus dem Winkel neben dem Kamin, wo er zuſammengekauert ſaß, auf uns zu bewegte. Außer ihm waren noch drei bis vier andere Leute in dem Gemach, die die ſeltſamſten Bewegungen machten. Der Kaffeetſchi trat vor uns hin und hielt uns halb ſingend eine Anrede, in der er uns verſicherte, es ſey ihm eine Freude, daß wir ſein Haus mit unſerm Beſuch beehrten. Der Kopf des alten Mannes hatte einen unangenehm luſtigen Ausdruck. Seine Augen, ſtarr und ſchwerfällig, wie die eines Betrunkenen, blitzten mit einem unnatürlichen Feuer. Die eingefallenen Wangen waren geröthet und die Mundwinkel zuckten hin und her. Es war mir ein unheimliches Gefühl, als der Alte ſich mehrmals vor uns verneigend mir mit ſeinem langen ſchneeweißen Barte faſt im Geſicht herumfuhr. Er ging auf dieſelbe tanzende Art und beſtändig vergnügt vor ſich hinſingend nach dem Herde zurück, um uns Kaffee zu kochen. Wir verlangten natürlich keine Pfeife, denn es war uns nicht darum zu thun, vielleicht eine mit Opium gewürzte zu bekommen, die uns wohl in einen noch ſchlimmern Zuſtand verſetzt hätte, als wie der der Gäſte, die ſich hier befanden.

Im Hintergrund des Gemachs kniete einer derſelben mit dem Geſichte gegen die Wand gekehrt und ſchien eifrig im Gebet verſunken, wenigſtens machte er alle die Bewegungen, wie wir ſie in den Moſcheen zuweilen beobachtet, doch mit ſo entſetzlicher Heftigkeit, wie ſie nur die fanatiſchſte Begeiſterung hervorzubringen im Stande wäre. Bald ſchlug er ſeinen Kopf gegen die Bank, bald warf er ihn hinten über, daß wir ſein blaſſes eingefallenes Geſicht verkehrt ſahen, und der lange ſchwarze Bart in die Höhe ſtand. Er warf die Arme heftig von einander und ſchloß ſie krampfhaft wieder. Die Worte, die er dabei ausſtieß, fing er leiſe murmelnd an und ſteigerte allmählig ſeine Stimme, nachdem die Ideen in ſeinem erhitzten Kopfe immer wilder und verworrener aufwuchſen, bis zu lautem Geſchrei, das er mit dem öftern kreiſchenden Ausrufe: Allah il Allah! ſchloß. Neben ihm lag ein noch ziemlich junger Menſch, eine elende abgemagerte Jammergeſtalt, dem die Thränen aus den Augen ſtürzten und deſſen ſtumme entſetzliche Trauer, welche das ganze

Geſicht ausdrückte, einen ſchneidenden Contraſt mit der grellen ausgelaſſenen Luſtigkeit eines baumſtarken Negers bildete, der auf der andern Seite in einem dunkeln Winkel lag. Die Augen des Schwarzen glänzten, wie die eines wilden Thiers, und die Reden, die er ausſtieß, kamen mit Blitzesſchnelle zwiſchen den ſchneeweißen Zähnen hervor, die er wiehernd lachend auf einander biß. Er warf ſeine muskulöſen Arme begeiſternd um ſich herum, zeigte bald vor ſich hin, bald in die Höhe und machte überhaupt ſo entſetzlich lebhafte Mienen und Zeichen, daß mir war, als verſtünde ich ſeine verworrenen Reden. Der Unglückliche träumte vielleicht von ſeinem Lande, von den Palmen, unter denen er gewandelt, von der gelben Flut des Nils, in der er gebadet. Jetzt faßte er mit ſeinen Armen die Luft, als ergreife er etwas und ſeine Finger krampften ſich ſo in einander, daß die Muskeln ſchwellend heraustraten. Kam ihm vielleicht in dieſem Augenblicke das Bild eines Kampfes vor die Seele, in dem er ſeinen Feind überwindend niederriß und jetzt, da er die Arme wie ermattet herunter ſinken ließ und ſich zurücklehnend mit den ſchwarzen Augenliedern das wilde Feuer ſeiner Blicke auslöſchte, dachte er da vielleicht an eine ſanfte Hand, die ihm über das Geſicht fuhr und den Schweiß von der Stirne wiſchte?

Doch genug von dieſen entſetzlichen Bildern! Der Anblick dieſer Menſchen war uns Allen nach wenigen Augenblicken ſo unerträglich und wirklich Furcht erregend, daß wir das Haus verließen, ohne unſern Kaffee anzurühren. Der Anblick von Wahnſinnigen iſt wahrhaft gegen das Ausſehen dieſer Menſchen ein beruhigender zu nennen. Man weiß doch, daß bei jenen gehörige Vorſichtsmaßregeln getroffen ſind, daß ſie ihren Nebenmenſchen nicht ſchaden können. Aber wer bürgt mir dafür, daß nicht einer dieſer Verzückten auf mich zuſtürzt und mich ohne alle Umſtände erwürgt?

Das Laſter des Opiumeſſens verſchwindet glücklicher Weiſe ſelbſt im Orient immer mehr und mehr, und die Individuen, die es noch treiben, ſind den Andern noch viel verhaßter, als ein Menſch bei uns, der beſtändig betrunken iſt. Man muß aber auch die gräßlichen Geſtalten dieſer Menſchen ſehen, wie ſie blaß und abgemagert, halb taub und blind und abgeſtumpft für alle Genüſſe des Geiſtes und alle Freuden des Lebens dahin wanken, wenn der Rauſch des Opiums nachgelaſſen.

Obgleich das Opium, (ein Oppiat aus Hyosciamus) Haſchiſche genannt, meiſtens aufgelöst getrunken wird, ſagt man jedoch nach dem Idiotismus der türkiſchen und perſiſchen Sprache: er ißt Opium und trinkt dagegen den Rauch der Pfeife. Wahrſcheinlich brachte der Genuß des Opiums in alten Zeiten die Aſſaſſinen in jene Begeiſterung und Todesverachtung, mit der ſie das von ihrem Meiſter bezeichnete Opfer in der Mitte der Seinigen aufſuchten und niederſtießen.

Uns Alle hatte der Anblick jener Unglücklichen trübe geſtimmt und wir wandelten ſchweigend durch die Gaſſen der Hauptſtadt, in denen, da Mitternacht vorüber war, die laute Fröhlichkeit mit einem Mal nachgelaſſen. Hie und da wandelte noch ein Verkäufer herum und die Lichter auf ſeinem Tragtiſche waren niedergebrannt und verlöſchten allmählig. Die illuminirten Namen und Figuren hatten ſchon große Lücken, und an den Minarets brannte noch hie und da eine Lampe, deren flackerndes Flämmchen ſich ſchwach gegen die mächtige Nacht vertheidigte, die mit ihrem wehenden ſchwarzen Schleier den Glanz ſo vieler tauſend Lichtchen ſchon getödtet hatte. Als wir auf der großen Brücke waren, und noch einmal nach Stambul zurückſchauten, ſtieg der Mond hinter Scutari empor und grüßte uns mit einem langen zitternden Lichtſtreifen, den er über Hafen und Brücke warf.

Eine Audienz beim Sultan. Diner bei Reſchid Paſcha.

So oft wir auch Gelegenheit hatten, den jungen Padiſchah, den Beherrſcher der Gläubigen, auf der Straße, oder auf dem Hafen zu ſehen, ſo konnten wir außer dem Baron doch nicht das Glück haben, vor ſein erlauchtes Antlitz zu treten, weil wir weder Rang noch Titel, oder was noch ſchlimmer war, keine Uniformen beſaßen, ohne welche man ſich dem Sultan nicht präſentiren darf. Nachfolgende kleine Skizze über eine Audienz beim Sultan entnehme ich aus einem Briefe des Barons.

— — Da wir uns gerade in der Zeit des Ramaſans befanden, ſo konnte uns erſt nach Sonnenuntergang die Ehre zu Theil werden, eine Audienz beim Sultan zu erlangen. Es war acht Uhr Abends, als ich in das Kaik des preußiſchen Geſandten ſtieg, der die Güte hatte, mich ſeiner Hoheit vorzuſtellen. Wir fuhren bei Galata ab und kamen in kurzer Zeit an den Schiffen vorüber, die zur Feier des Ramaſan glänzend erleuchtet waren. Es iſt ein großartiger Genuß, in dieſen Nächten auf dem Waſſer zu fahren und um ſich die mächtigen Häuſermaſſen von Stambul, Pera, Galata und Skutary von tauſend und tauſend Lichtchen hell erleuchtet zu ſehen.

Unſer Boot hielt bei den Terraſſen des Sommerpalaſtes von Beſchiktaſch und wir wurden durch einige Hofbeamte in ein Gemach zu ebener Erde geführt, wo uns der Oberſthofmarſchall Kurſim-Bey empfing. Das Gemach iſt wie der ganze Palaſt halb türkiſch, halb europäiſch eingerichtet; denn neben den Divans enthält es Fauteuils, ſchöne Spiegel und franzöſiſche Kronleuchter. Der Hofmarſchall empfing uns ſehr freundlich, bewirthete uns mit Kaffee und Pfeifen, wobei die Unterhaltung, die wir mit ihm hielten, durch den Dolmetſcher des preußiſchen Geſandten geführt wurde. Nach Verlauf einer halben Stunde erſchien einer der Hofbeamten wieder, der uns hieher gebracht und nahte ſich dem Bey, ihm einige Worte ſagend, worauf dieſer ſich erhob, um uns vorangehend zum Gemach des Sultans zu begleiten. Dieſes, ebenfalls im untern Stockwerke, war nicht prächtiger eingerichtet, als das des Hofmarſchalls und ganz in demſelben Geſchmack. Auch war es ſparſam erleuchtet, denn von den Lichtern auf dem großen Kronleuchter brannte keins, ſondern vier Wachskerzen auf bronzenen Leuchtern ſtehend, waren hie und da auf den Boden geſtellt. Der Beherrſcher der Gläubigen ſaß in einem großen Fauteuil, das er jedoch bei unſerm Eintritt mit der Ecke des Divans vertauſchte, in welcher er ſich auf die untergeſchlagenen Beine ſetzte. Er trug über dem gewöhnlichen blauen Ueberrock einen braunen langen Mantel, den eine Agraffe von Diamanten auf der Bruſt zuſammenhielt und auf dem Kopfe das Feß, an dem ebenfalls ein großer Stern von Brillanten prangte. Vor ihm ſtand der damals mächtige Reſchid Paſcha und überſetzte ſeinem Herrn die Gefühle der Dankbarkeit, die ich ausdrückte, mich an dem Glanz ſeines erhabenen Angeſichtes erfreuen zu dürfen, aus dem Franzöſiſchen ins Türkiſche, nachdem mich der Sultan mit dem üblichen Gruß der Morgenländer: „Der Herr ſegne Deinen Eingang bei uns!“ empfangen hatte.

Die ganze Audienz dauerte ungefähr eine halbe Stunde, in welcher er mich über den Zweck meiner Reiſe befragte, ſo wie auch, ob mir ſeine Pferde gefallen und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Dann legte er die Hand an ſein Feß, wir waren entlaſſen und verließen das Gemach. — —

Eine lächerliche Anekdote in Bezug auf eine Audienz unſerer frühern Reiſegeſellſchaft des Lords und der Lady Londonderry beim Sultan war damals in aller Leute Munde und iſt wirklich zu intereſſant, um ſie nicht mit kurzen

Worten zu erzählen. Seine Herrlichkeit der Lord hatten, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine officielle Audienz, die aber ſeiner Gemahlin, welche auch den Sultan in der Nähe zu ſehen wünſchte, aus dem Grunde nicht zu Theil werden konnte, da das Geſetz dem Beherrſcher der Gläubigen verbietet, die Frau eines Ungläubigen bei ſich zu empfangen. Doch war der junge Padiſchah, dem der Wunſch der Lady zu Ohren kam, ſo galant, höchſt eigen ein Auskunftsmittel vorzuſchlagen. Es wurde der Lady nämlich eine Stunde bezeichnet, in welcher ſie ſich die Gemächer des Palaſtes ſollte zeigen laſſen, und wo ihr der Sultan alsdann, ganz wie von ungefähr begegnen und im Vorbeigehen einige Worte an ſie richten würde. Die beſtimmte Stunde erſchien und Ihre Herrlichkeit betrat den Palaſt von Beſchikdaſch nicht nur wie gewöhnlich im großmöglichſten Staate, ſondern hatte ihren ganzen Diamantenſchmuck, einen der ſchönſten und reichſten in der Welt, um und an ſich geſteckt. Sie wurde durch den Hofmarſchall in die untern Zimmer geführt, und man mußte, wer weiß durch welchen Zufall, den Sultan im Voraus davon benachrichtigt haben, in welchem Glanz die Lady erſchienen ſey, kurz er befahl ſeinen Palaſtoffizieren, ihre Niſchah und Rangzeichen mit Brillanten beſetzt augenblicklich holen zu laſſen und gleich umzuhängen, worauf ſich einer nach dem andern verlor, um mit Diamanten geſchmückt gleich darauf wieder zu erſcheinen. Die Lady beſah die untern Gemächer, die Corridors, die Terraſſen nach dem Garten zu und auf einer dieſer letzteren begegnete ihr der Sultan. Der Padiſchah blieb ſtehen und wechſelte durch Reſchid Paſcha einige Worte mit ihr, ehe er ſeinen Weg fortſetzte. Doch war ihm wahrſcheinlich die Maſſe Diamanten, mit welcher Ihre Herrlichkeit behängt waren, ein wenig ſtark vorgekommen, denn wenige Minuten darauf gab er ſeinem Miniſter den kitzlichen Auftrag, ſich bei der Lady zu erkundigen, ob die

Steine auch alle ächt ſeyen, und was ſie in dem Falle wohl gekoſtet hätten; eine Commiſſion, deren ſich der gewandte Reſchid Paſcha mit Uebergehung der erſten Frage um ſo leichter entledigte, weil die Lady es liebte, die ungeheure Summe anzugeben, welche jener Schmuck auch wirklich gekoſtet.

— — Eine Einladung, die mir am andern Tage zu Theil wurde, war mir um ſo intereſſanter, da ſie von dem hochgeſtellten Reſchid Paſcha ausging und auf ein türkiſches Diner lautete. Es war Abends gegen ſieben Uhr, als wir uns in die Wohnung des Miniſters begaben, die eben ſo wie der Palaſt vor Beſchikdaſch halb europäiſch, halb türkiſch eingerichtet iſt. Die Divans waren hier das einzige Orientaliſche und Reſchid Paſcha hatte von ſeinem früheren Aufenthalte als Geſandter in Wien Stühle, Sopha's, Conſoletiſche, Spiegel ꝛc. von dort mitgebracht.

Einige Bemerkungen über das Diner mögen hier erlaubt ſeyn. Unmittelbar vor dem Eſſen, noch im Empfangszimmer, wurde jedem Gaſte ein eigenes kleines Tiſchchen vorgeſetzt, worauf Täßchen mit etwas Suppe. Dies ſoll den Appetit reizen. Eine Viertelſtunde ſpäter gingen wir zur eigentlichen Mahlzeit. Wir waren ſieben Perſonen, für welche ein ziemlich kleiner runder Tiſch mit einer Silberplatte und erhabenem Rande bereitet war. Rings um am Rande des Tiſches waren alle Arten von geſchnittenem Brod gelegt, in der Mitte ſtand als erſte Schüſſel der Pillau; um denſelben kleine Platten mit Salat, geſchnittenem Obſt, Confituren und geſalzenen Sachen, Alles unter einander. Als Beſteck war nur ein Löffel für jeden Gaſt ſichtbar. Merkwürdig iſt, daß das Tiſchtuch nicht auf den Tiſch, ſondern der Tiſch auf das Tiſchtuch geſtellt wird. Der Tiſch ſelbſt hat nur einen Fuß in der Mitte. Das Tiſchtuch iſt von Damaſt mit Gold geſtickt; dieſes wird in die Höhe gezogen, jeder Gaſt breitet es ſich über den Schooß und ſtreckt die

Beine darunter. Dann erhält er noch eine Serviette von grober Leinwand, um ſie über die Stickerei zu thun. Nun beginnt das Eſſen; Jeder greift mit ſeinem Löffel in die Schüſſel, verliert unterwegs die Hälfte und greift von Neuem zu. Der Miniſter bemerkte, daß wir in den Gebräuchen einer türkiſchen Mahlzeit noch nicht hinreichende Geſchicklichkeit erlangt hatten; er ließ für das nächſte Gericht Teller und Beſtecke kommen. Hierauf folgte eine Unmaſſe von Gerichten, ſüß und ſauer unter einander, wobei die Etikette erfordert, daß, ſo wie eine Schüſſel auf die Tafel geſetzt iſt, ein Diener bereits die nächſte hinter dem Tiſche bereit hält. Die ſüßen Speiſen waren gut, jedoch ſo ſüß und fett, daß ich nur wenig davon genießen konnte. Der Türke nimmt nur wenig auf einmal, wodurch das Fingereſſen etwas reinlicher, auch die Menge der Speiſen erklärlich wird.

Man hat mir erzählt, daß in der alten guten Zeit türkiſcher Herrlichkeit, zum Beſten der Großen des Reiches, wenn ſie reiſten, auf ihrem Paß vorgeſchrieben wurde, wie viel Speiſen ihnen gereicht werden müßten. Die Zahl derſelben betrug oft einhundertundzwanzig.

Bei unſerm heutigen Diner wurde kein Wein, nur Waſſer vorgeſetzt. Als ſchöne blaue Taſſen auf den Tiſch geſtellt wurden, hielt ich es für Mundwaſſer, und glaubte, das Diner ſey zu Ende. Es war aber Scherbet, und dies bezeichnete die Hälfte der Mahlzeit. Gegen Ende erſcheint noch einmal Pillau, damit jeder Gaſt, dem die andere Speiſe nicht zuſagt, ſich daran halten könne. Die Höflichkeit will, daß der Hausherr immer zuerſt ein wenig aus der Schüſſel nimmt, wobei er ſagt: **Bujurum** (Wenn's beliebt). Nach Tiſche ging man in ein Nebenzimmer; jedem Anweſenden wurde ein Becken nebſt Kanne präſentirt, ſich die Hände zu waſchen. Dann wurden Pfeifen gebracht und Kaffee getrunken. Der Miniſter ließ mich in ſeinem Wagen nach Hauſe führen.

Das neue Serail.

I. Von der Hafen- und Seeſeite.

Wenn man in lauen Mondſcheinnächten, deren das Clima um Conſtantinopel ſelbſt in der ſpäteren Jahreszeit noch viele gibt, in dem kleinen Kaik langſam und die Schönheiten rings genießend auf dem goldenen Horn umher fährt, dann öffnet ſich leicht die Bruſt und nimmt gerne in ſich auf die Klänge und Sagen, die ihm jener Thurm, jener Fels, ſelbſt die ſpielenden Wellen geheimnißvoll zuflüſtern. Die ganze Gegend hier gleicht einem aufgeſchlagenen rieſenhaften Geſchichtsbuch, wo man in jeder Zeile, jedem Fuß breit Landes etwas Neues, Ungeheures leſen kann. Welche Poeſie, welche Geſchichte verſammelt ſich nicht auf und an dieſen Gewäſſern! — Könnte ich den Nachen zur Muſchelſchaale des Zauberers machen und in ausgeſtrecktem Arm den Zauberſtab ſchwingen, um den Schatten, die einſtens hier gewandelt, zu befehlen, daß ſie ſich auf der dunkeln Fluth zeigten und langſam bei mir vorbeiſchwebten! Ach keine Macht kann das, und nur die Phantaſie vermag aus der Erinnerung Geſtalten vor das innere Auge zu zaubern, gewaltige Bilder, die wir in der Kindheit in uns aufnahmen und die in den ſpätern geräuſchvollen Wellen des Lebens allmählich verblaßten, jedoch hier auf dem Platze ihrer Entſtehung ihr volles Recht wieder geltend machen und lebhafter als je vortreten. — Hier wo ich jetzt mein Boot wende, ſchifften die Argonauten, denen die Jugendträume ſo gern nach Colchis folgten, um ihnen genau zuzuſehen, wie ſie unter Gefahren und Mühen das goldene Vließ des Widders zurückholten. Dort die Landſpitze hieß einſt Bosphorus und hier trat die ſchöne Jo, in eine Kuh verwandelt, an's Land. Zur Linken bei Top-Chana, wo ſich jetzt der bunte Palaſt des Sultans erhebt, opferten die Jünglinge dem Helden Ajax, und wo heute die Gebäude der türkiſchen Artillerie ſtehen, hatte einſt Ptolemäus Philadelphus ſeinen Tempel. — Vor mir liegt Skutari, das alte Chryſopolis, der letzte Ruhepunkt der Caravanen, die ihre Schätze von Aſien nach Europa führten. Hier auf dieſen Gewäſſern zeigten ſich um's Jahr 654 zum erſten Mal die Schwärme der räuberiſchen Araber unter ihrem Kalifen Moavin, der erſte, welcher das Verbot Omars übertrat, der den Arabern, wie früher Lykurg den Spartanern, die Seefahrt verboten, und nach dieſer Zeit machten die Araber bis um's Jahr 780 ſieben Verſuche, die Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerthums zu erobern, alle vergeblich, bis Mohamed II. im Jahre 1453 nach einer Belagerung von ſieben Wochen die Stadt zu Waſſer und zu Land ſtürmte, und ſie erobernd das Wort des Propheten erfüllte, ein Wort, welches der Herrſcher der Osmanen ſtets zu neuen Verſuchen wider Byzanz geführt hatte: „Sie werden erobern Conſtantinopel, wohl dem Fürſten, dem damaligen Fürſten, wohl dem Heere, dem damaligen Heere. —"

Unter all' dieſen Betrachtungen, die Land und Meer gewaltſam herbeiführen, und denen ich ruhig nachhängen kann, geht es mir wie dem Kinde, das von all dem Schönen, was ihm erlaubt iſt, den Blick beſtändig nach jenem prächtigen Palaſte hinſchweifen läßt, deſſen Thore ihm verſchloſſen ſind, und wo es doch ſo gern wenigſtens durch's Schlüſſelloch ſehen möchte, um etwas zu erſpähen von den Herrlichkeiten, die er, wie man ſich heimlich erzählt, enthalten ſoll. Mir lag dieſer verſchloſſene Palaſt, das neue Serail, zur Rechten, und wenn auch auf ſeinen Terraſſen nicht mehr wie ſonſt, zahlreiche Sklaven lauern, die das ſich unvorſichtig nähernde Boot ergreifen, es umſtürzen und die darin Sitzenden ertränken oder erſchießen, ſo haben doch die entſetzlichen Geſchichten, die dort geſchehen, und die Flüche, die aus jenen bunten Luſthäuſern hervordrangen, einen Zauberkreis um ſeine Mauern gebildet, dem man ſich nur mit ängſtlich klopfendem Herzen nähert.

Im hellen Mondſchein lag das Serail vor mir; es ſcheint nur der Aufenthalt einer böſen Fee zu ſein, die den Unerfahrenen anlockt, um ihn zu verderben. Wie ſchön glänzen in dem weißen Lichte die vergoldeten Dächer der bunten Kioske und ſcheinen ſo freundlich zwiſchen Gruppen von ſchwarzen Cypreſſen und dicht belaubten Platanen hervor, ſchönen Mädchen gleich, die ſich zwiſchen Roſengebüſchen verbergen und den vorübergehenden neckend anrufen. Die Wellen des Meeres ſchlagen einförmig an die Grundmauern des Gartens und ich weiß nicht, iſt es das Gemurmel des Waſſers, wenn es von dem zackigen Geſtade herabträufelt, oder was ſonſt — ich glaubte, leiſe hinſterbende Accorde zu vernehmen. —

Das ganze Geſtade, welches jetzt die Wohnung der Sultane mit ihren Heimlichkeiten und Verbrechen trägt, iſt mir immer wie ein verſexter Platz vorgekommen, der bald gut, bald böſe auf ſeine jedesmaligen Bewohner einwirkt. Kein Fleck der Erde hat wohl wie dieſer eine ſo großartige, aber auch blutige Geſchichte zu erzählen. Schon der erſte Gründer von Byzanz, Byzas, baute auf dieſem ſanft anſteigenden Hügel dem Poſeidon und der Aphrodite Altäre, die ſich unter den Conſtantinern, dem chriſtlichen Glauben gemäß, in Kirchen und Capellen verſchiedener Heiligen umwandelten. Auf derſelben Stelle erhob ſich ſpäter der große Palaſt der griechiſchen Kaiſer oder vielmehr die verſchiedenen Gebäude, welche die alte Kaiſerburg bildeten und die noch einen größeren Raum einnehmen, als das heutige Serail. Stolze Bauten ſpiegelten ſich zu jener Zeit in den Wellen des Propontis, Thore, Säle und Bäder von glänzendem Marmor, ſtattliche Porphyrſäulen ragten hoch empor und von ihnen ſchauten die Bildſäulen verſchiedener Kaiſerinnen weit in's Meer — Alles das verſchwand größtentheils, indem bald große Empörungen, ſo wie auch die Zeit dieſe Bauten zuſammenſtürzten. Nicht minder griff auch die Hand einzelner Menſchen zerſtörend ein, wie die des Kaiſers Juſtinian, der aus den vergoldeten Ziegeln des ehernen Thorpalaſtes Chalke ſeine auf dem Saal des Auguſteon aufgeſtellte Bildſäule gießen ließ.

Mit Zeit und Geſchichte Hand in Hand gehend, entſtanden alsdann neue Paläſte und Denkmäler hier, dem jedesmaligen Weltalter analog. Die alte Zeit wurde in ihrem Eiſenkleide zur Ruhe gelegt und die neuen Herrſcher von Byzanz legten ihr beturbantes Haupt einer ſchönen Sklavin in den Schoos, und bauten ſich mitten in den dunkelſten Partien ihres mit Marmorbecken und Roſengebüſchen gezierten Gartens zierliche Kiöske, leichte vergoldete Häuſer, die das Auge des Neugierigen blendeten und ihn wie der Blick der Schlange feſthielten, bis ihn der Arm erreichte, der den Unglücklichen für ſeine Verwegenheit tödtet. Ehrgeiz und Wolluſt zogen lange glänzende Fäden an dieſen Mauern, einem Spinnenetz gleich, und ſo entſtand das neue Serail, in deſſen Mitte der Beherrſcher der Gläubigen thronte, faſt unſichtbar und jedem fürchterlich, der ſich der ſchimmernden Höhle nähern mußte.

Wer nach Conſtantinopel kommt, umſegelt gewiß öfters die Spitze des Serails, und wenn er ſich träumend verlor in die gewaltige blutige Geſchichte, die hinter dieſen Mauern vor ſich ging, ſteigt gewiß der Wunſch in ihm auf, etwas Näheres über das Innere und die Einrichtung dieſer geheimnißvollen Paläſte und Luſthäuſer zu erfahren. Doch iſt es wenig Europäern gelungen, von der Seite des Meeres, wo ſich die Frühlingharems, die meiſten Gärten und Bäder befinden, einzudringen; denn ſo ſehr ſich auch hier ſchon die Zeiten geändert haben und dem Neugierigen erlaubt wird, manche Blicke in Gebäude und Verhältniſſe zu thun, die früher mit dem Tode beſtraft worden wären, ſo iſt doch die Erlaubniß, das neue Serail zu ſehen, ſehr eingeſchränkt und wird mit ſeltenen Ausnahmen nur der Eintritt von der Landſeite geſtattet, wo auch wir ohne viele Mühe bis hinter das Thor der Glückſeligkeit drangen.

Daß wir bei unſern Spazierfahrten oftmals den Blick verlangend zu den hohen Mauern des Uferpalaſtes ſchickten, und Alles anwandten, die Erlaubniß zu einem Beſuch zu erwirken, kann jeder denken; doch hatte man uns im Allgemeinen verſichert, obgleich der Sultan augenblicklich in ſeinem gegenüber liegenden Palaſte von Beſchiktaſch reſidire, es würde unmöglich ſein, einen Ferman zu erlangen, um dieſe ſtets verſchloſſenen Gärten und Gemächer auch nur flüchtig zu ſehen, und ſchon hatten wir alle Hoffnung aufgegeben, als es durch eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden dem Baron und mir gelang, an einem ſchönen Abend und im wahren Sinn des Worts durch eine Hinterpforte in die geheimnißvollen Räume des neuen Serails zu dringen. Doch da es uns nicht vergönnt war, einen Dragoman mitzunehmen, auch unſer Führer im Innern des Palaſts, obgleich er ſehr redſelig war, nur türkiſch ſprach, ſo hätte ich wohl für meine Perſon die wirklich ängſtlichen und geſpannten Empfindungen beſchreiben können, die mich ergriffen, als das Thor ſich hinter uns wieder ſchloß und wir uns in den Gärten befanden, wo im Falle unſeres Verſchwindens keine Macht der Erde augenblicklich im Stande geweſen wäre, unſerer Spur nachzuforſchen; aber für mein Tagebuch und andere Mittheilungen hätte ich keinen Gewinn gehabt, wenn der Baron nicht den guten Gedanken hatte, einen Theil des trefflichen Werkes von Hammer über Conſtantinopel und den Bosporus mitzunehmen, der vor mehreren Jahren ebenfalls und beſſere Gelegenheit hatte, dieſe Gebäude zu beſehen, welches uns nun als Cicerone und vorzüglicher Erklärer diente.

Es war an einem der ſchönen Herbſtabende, ſo lau und angenehm, daß man glauben möchte, im Frühling zu ſeyn, und doch waren wir ſchon im Monat November, als uns das kleine Boot quer über das goldene Horn hinwegtrug, um die Spitze des neuen Serails herum in die Propontis. Wir flogen, ohne ein Wort zu ſprechen, längs der Felſen, die das Meer beſpült und auf welchen die hohen feſten Gartenmauern des Serails ſtehen. Unſer Kaikſchi, ein Armenier, den wir bei unſern Fahrten oft benützt, ein redſeliger Menſch, der uns ſtets mit einer Menge Fragen quälte, die wir ihm doch nicht beantworten konnten, ſprach bei unſerer heutigen Fahrt kein Wort, und als wir unter die vergitterten Fenſter des erſten zum Serail gehörigen Kiosk kamen, drückte er ſeine Filzmütze feſt auf die Stirn und bearbeitete ohne aufzuſehen mit ſeinem Ruder die Wellen ſo gewaltig, daß wir einer Seemöve gleich an dem zackigen Ufer hinfuhren. — Der Abend war ſo ſchön, die Sonne warf ihre letzten Strahlen herüber, die Wellen des Marmormeers vergoldend, die vergnüglich auf- und abſpielten, und die Berge Kleinaſiens, vor Allen der ſchneebedeckte Olympos, brannten in hellem Feuer. — Jetzt waren wir am Ziele unſerer Fahrt angelangt, der Kaikſchi legte ein Ruder weg und trieb die Spitze des Fahrzeugs mit dem andern zwiſchen zwei Felſen am Ufer. Wir ſprangen hinaus und mußten zurückblickend über die Angſt des Armeniers lachen, über die Haſt, mit der er ſein Boot wieder vom Ufer entfernte, und alsdann mit noch größerer Geſchwindigkeit wie früher weit in's Meer hinausfuhr, um auf einem großen Umweg den Hafen wieder zu gewinnen. In wenigen Augenblicken ſahen wir ſeine Nußſchaale in den hohen Wellen der Strömung auf- und ab tanzen und bald verſchwinden.

Wir traten zu einer kleinen Pforte, nicht weit von dem Kiosk Selim III., die uns auf ein gegebenes Zeichen ein

Schwarzer öffnete, der dieſelbe aber hinter uns wieder ſorgfältig verſchloß, und befanden uns in einem großen Garten voll duftender Jasmingruppen, Roſengeländer und großen Parthien ſchöner Platanen, die ihre dunkeln Zweige wie ſchützende Flügel ausſtreckten und unter denen eine tiefe unheimliche Stimme brütete. Ich weiß nicht, es war ein ſonderbares Gefühl, hier zu wandeln. Wie Diebe in der Nacht ſchlichen wir anfangs vorwärts, auf jedes fallende Blatt lauſchend und beinahe über das Kniſtern erſchreckend, daß unſer Fußtritt auf dem weichen Sand verurſachte. Doch die Sicherheit unſeres ſchwarzen Führers, mit der er ſo laut als möglich ſprach und uns die Gegenſtände umher erklären wollte, löſten die ängſtlichen Träume, die das Andenken an die frühere fürchterliche Geſchichte dieſes Orts um mein Herz gelegt, und ließ uns die intereſſanten Sachen ſo genau betrachten, wie es in der Schnelligkeit, mit der wir hindurch gingen, möglich war. Der Garten, in dem wir uns befanden, der neue Garten genannt, wird durch zwei große Laubgänge in vier Theile getheilt, auf denen Gruppen, ſo wie Lauben von Roſen und Jasmin Schatten gegen die Sonne geben, während allerlei da angebrachte Waſſerwerke, ſpeiende Löwen, gewöhnliche Fontänen, Sterne ꝛc., die ſich aber gerade nicht durch großen Geſchmack auszeichneten, den Damen, die auf den angebrachten Steinſopha's ruhen, Erfriſchung gewähren. Wir ließen uns einen Augenblick auf einen dieſer Ruheſitze nieder, von dem man zwiſchen den Zweigen einiger Bäume eine Ausſicht bis auf die hohe See hatte. Wie manche jener unglücklichen Frauen, die hier in der Gefangenſchaft ihre Schönheit und Jugend verblühen ſahen, hatte wohl ihre Blicke hoffend oder verzweifelnd da hinausgeſandt, und ſich, in die ſpielenden Wellen ſchauend, goldenen Träumen überlaſſen, in denen ſich ihr die verſchloſſenen Thore des Harems öffneten und ſie die erdrückenden prächtigen Gewänder zurücklaſſend mit Freuden in ein armſeliges kleines Boot ſprang, das ſie ihrer Heimath zuführte, ihrer Heimath, wo ſich liebende Arme, denen ſie entriſſen war, jauchzend zu ihrem Empfange öffneten. Wie mußten dieſe Träume ſo ſüß ihr Herz erfriſchen und der Unglücklichen ihre Schmach vergeſſen machen, bis der rauhe Ruf der Wächter ſie emporſchreckte und ſie hineintrieb in ihre vergitterten Zimmer, wo die murmelnde Fontäne ihr melancholiſch andere Dinge zuflüſterte, entſetzlich blutige, die das klare Waſſer mit angeſehen.

Das Kiosk Selim III. liegt in dieſem Garten hart am Meere und man muß von den obern Zimmern deſſelben eine prächtige Ausſicht auf die aſiatiſche Küſte und die vorüberfahrenden Schiffe haben. Das untere Stockwerk dieſes Gebäudes iſt ein gewölbter Saal mit einem einfachen Springbrunnen um den die dienenden Weiber und Mägde ruhen und ſich die Zeit mit Mährchenerzählen vertreiben. Die Zimmer oben, zu der unſer Führer leider keinen Schlüſſel hatte, beſtehen aus einem prächtigen Gartenſaal, halb europäiſch eingerichtet, wo ſich neben den türkiſchen Divans große franzöſiſche Spiegel befinden, und wo engliſche Kronleuchter das Gemach erhellen. Rechts und links von dieſem Saale ſind zwei Zimmer, eins für den Sultan, das andere für die jedesmalige Favorite.

Von dieſem äußern Garten tritt man durch einen langen dunklen Gang, der einen Flügel des Harems durchſchneidet und mit zwei eiſernen Thoren verſchloſſen iſt, in den inneren Blumengarten; der rechte Theil heißt der Cypreſſen- und der linke der Hyazinthen- und Tulpen-Garten. Dieſer innere Blumengarten iſt ein Viereck von Gebäuden des Serails umſchloſſen und in einem wunderlich phantaſtiſchen Geſchmacke angelegt. Die ſchwarzen Geſtalten hochſtämmiger Cypreſſen werden noch ſchärfer hervorgehoben durch den glänzenden bunten Blumenteppich, aus dem ſie wachſen, indem Tulpen

Hyazinthen und Roſen, durch einander blühend, ein ſchönes Farbenſpiel entfalten, das angenehm unterbrochen, aber nicht geſtört wird durch die mit Marmor ausgelegten Fußwege und die bunte Porzellaneinfaſſung der verſchiedenen Beete.

In ſeltſamen Geſtalten ragen hie und da aus dem Laubwerk einzeln ſtehender Platanen und coloſſaler Roſenſträuche kleine Bauwerke hervor, dünne Pfeiler, kleine Thürmchen mit glänzenden Dächern, Kamine, mit Arabesken verziert, Marmorgeländer, die Behälter voll klarem Waſſer umgeben, und eine Menge anderer Spielereien um die Herumwandelnden zu erfriſchen und zu zerſtreuen. Wir gingen gerade durch dieſen Garten und traten durch ein anderes Thor, das dem, zu welchem wir oben hereingekommen, gegenüber liegt, in einen langen ſchmalen Gang, der faſt eine ganze Seite der Gebäude einnimmt, die um den innern Blumengarten liegen. Dieſe Gallerie erhält ihr Licht durch kleine runde Fenſter. An den Wänden hingen verſchiedene Kupferſtiche; wie mir ſchien, waren es Pläne von Feſtungen oder Schlachten.

Lang und ſchmal, wie dieſer Gang iſt, möchte ich ihn die Lebensader des Serails nennen; aus ihm ſtrömen die, freilich böſen Säfte, welche das ganze Getriebe des Haremweſens in Leben und Kraft erhalten, denn zu ebener Erde wohnen hier die Eunuchen, die barbariſchen Wächter der Weiber und die privilegirten Angeber der Vergehen, die ſich jene zu ſchulden kommen ließen oder die ihnen nur angedichtet wurden. Schrecklich wirkte die Anklage aus dem Munde eines Verſchnittenen, faſt gleich, ob ſie die Sultanin oder die geringſte Zofe traf. Aus dieſem Gange traten wir links in die Gallerie der Kupferſtiche und kamen aus ihr in die eigentliche Wohnung des Sultans, zuerſt in den ſogenannten perſiſchen Saal der Hängeleuchter, ein wirklich heimliches reizendes Gemach. Die Divans rings an den Wänden ſind mit geſchnittenem Sammt überzogen und große prächtige Spiegel, einſt von den Ruſſen zum Geſchenk dargebracht, bedecken die Wände. Die Fenſter dieſes Saales, von außen durch rankende Pflanzen und Roſengebüſche faſt unſichtbar, gewähren dennoch eine reizende Ausſicht auf den Blumengarten — hier möchte ich auch als Sultan ruhen, die lange Pfeife in den Händen und ſtundenlang gedankenlos in den Garten ſchauen, auf den Flor der Blumen und Mädchen meines Harems, oder mich in dem klaren Waſſer ſpiegeln, das vor meinen Fenſtern ein ſchönes Marmorbecken füllt. Wie oft mag der Beherrſcher der Gläubigen da hinabgeſchaut haben und die tanzenden Roſenblätter auf dem Waſſer waren ihm ſeine Flotten, die er in Gedanken hinaus ſandte in die Welt, um neue Länder zu erobern — bis ihn ein weißer runder Arm aus dieſen Träumereien weckte, um ihn in andere ſüßere zu verſenken. Hier dieſes Waſſerbecken war es vielleicht, wo Sultan Ibrahim auf ſeine Lieblingsweiſe mit ſeinen Weibern und Kindern ſcherzte, indem er ſie aus dem Fenſter des Gemaches entkleidet in das Marmorbecken warf und eine Zeitlang darin herumplätſchern ließ, ehe er den umſtehenden Sklaven den Befehl gab, ſie wieder herauszufiſchen.

Durch ein Bad des Sultans Abdul-Hamids traten wir aus dem perſiſchen Saal in die Bibliothek Selim III.; zwei prächtige Zimmer, ein kleineres mit Bücherſchränken, nach Hammer die Handbibliothek Selims, Geſchichtsſchreiber und Dichter, durchgängig Prachtexemplare, durch Schöne der Schrift ausgezeichnet. Das größere hat einen ganz goldenen Plafond, von welchem Körbe mit künſtlichen Vögeln herunterhängen, die dem ruhenden Gebieter etwas vorſingen. Uns mochten ſie nicht für würdig halten, ihre Stimmen ertönen zu laſſen und uns zu unterhalten; denn ſie waren ſtumm wie alle dieſe zauberhaften Räume. An den Wänden des Gemachs hingen prachtvolle, meiſtens alte Waffen, reich mit

Gold und Edelſteinen beſetzt, Dolche, Piſtolen, Säbel, Bogen und Köcher. In der Mitte auf einem prächtigen Bodenteppich ſtand ein großes Kohlenbecken (Mangahl). Wir ſahen in dieſem Privatzimmer rings auf allen Divans herum, ohne zu finden, was wir ſuchten; denn hier lag, wie Herr von Hammer erzählt, die große Brieftaſche des Sultans, aus gelbem Leder mit Silber geſtickt, eine ähnliche, wie ihm bei feſtlichen Gelegenheiten von einem der Kronbeamten vorgetragen wird. Jetzt war ſie nicht mehr da; wahrſcheinlich hat ſie Sultan Abdul Medſchid mit nach Beſchiktaſch genommen, wo er jetzt gerade wohnt; denn die Großmächte werden ihm ſo viel zu notiren geben, daß er vermuthlich ſeines ganzen Brieftaſchen-Vorraths bedarf, um ſich Alles gehörig zu merken.

Eine Thüre von vergoldetem Schnitzwerk führt aus dem Zimmer des Herrſchers zurück in den Theil des Blumengartens, der der Hyazinthengarten heißt. Die Gärten des Serails, ſo wie die Privatwohnung des Sultans hatten wir nun geſehen und unſer ſchwarzer Begleiter führte uns quer durch den Garten zu einer andern Thür, wo ich im erſten Augenblick nicht im Stande war, mich trotz der genauen Angaben Hammers zu orientiren. Wir traten in einen Gang, an deſſen Ende ſich ein anderes großes Thor befand, und erſt, als uns der Schwarze jenes als das Top-Kapu — Kanonenthor bezeichnete, wußte ich, daß wir uns in dem Gang befanden, der das Haremlik, Wohnung der Weiber, vom Selamlik, Begrüßungsort oder Wohnung der Männer, ſcheidet. Zur linken Hand gingen wir eine Stiege hinauf und kamen in den großen Tanz- und Theaterſaal, der durch Stufen in zwei Hälften getheilt wird, und hierdurch eine Geſtalt wie unſere Theater erhält. Hier wird der Beherrſcher der Gläubigen von ſeinen Frauen und Odalisken mit Tanz und Geſang unterhalten, die ſich aber ſonderbar genug im untern Theile des Saals, ich möchte ihm zum Vergleich das Parterre nennen, befinden, wogegen der Sultan oben auf der Bühne ſitzt und dem Ballette zuſieht. Auch befindet ſich hier ein vergittertes Geländer, hinter welchem er zuweilen mit einer Favoritin verborgen ruht und ſich ſo auf verſchiedene Weiſe amüſirt. Der ganze Saal iſt mit den prächtigſten Spiegeln von Cryſtall und Agat geſchmückt und muß bei Lampenſchimmer und Muſik, ſo wie bei den flatternden geſtickten Kleidern der üppigen Tänzerinnen einen feenhaft zauberiſchen Anblick gewähren. Jetzt lag der weite Saal ruhig und ſtill, nichts regte ſich, ſelbſt unſer redſeliger Führer verſtummte und nahte ſich leiſe auftretend einer Thür, die der, zu welcher wir hineingetreten, gegenüber lag und über welcher die Inſchrift ſtand:

Sie werden hereintreten von allen Thüren.

denn dort fängt der Harem an, und aus dieſer Pforte erſcheinen die Sultaninnen mit ihrem Gefolge vor dem Herrn, bald um ihn zu erheitern, freudig und munter auf die Töne der Cither lauſchend, bald um vor ſein erzürntes Antlitz zu treten und dicht in ihre Schleier verhüllt, ſtumm und troſtlos; dann unterbrechen keine Muſikklänge die dumpfe Stille, ein Gewitter iſt im Anzug, des Gebieters Auge ſchleudert Blitze und drunten donnern die Wellen des Meeres an die Mauern, als verlangten ſie ſtürmiſch ein Opfer.

Ehe wir den Harem betreten, möchte ich gern einige erklärende Worte über dieſes innere Hausweſen der türkiſchen Herrſcher vorausſchicken. Der Sultan hat ſieben rechtmäßige Frauen, wahrſcheinlich ſieben als heilige Zahl, wovon jede ihr eigenes Gemach — Oda — und ſo viel Zofen, dienende Weiber und Mägde hat, als der Sultan will, von denen er jede einzeln nach ſeinem Belieben zur Bettgenoſſin erklären kann. Dieſe dienenden Mädchen, von dem Worte Oda, die Kammer, Odaliken oder Odalisken genannt, was demnach ſo viel bedeutet als unſer Name Frauenzimmer oder Kammermädchen, ſind dazu beſtimmt, ihr ganzes Leben lang niedere Dienſte zu thun, wenn ſie nicht das Glück haben, dem Sultan, ihrem Herrn, zu gefallen und vielleicht durch eine Schwangerſchaft aus der dienenden Claſſe empor gehoben werden. In dieſem Falle tritt die Glückliche nicht nur in den gleichen, ſondern noch in einen höhern Rang als der der ſieben Frauen, die dem Sultan vielleicht keinen Erben geboren haben und erhält den Namen Sultanin Chaſſeki; beſchenkt ſie ihren Herrn noch gar mit einem Prinzen, der ſein Nachfolger wird, ſo kann ſie es bis zum höchſten Range im Harem, zur Sultanin Valide, Mutter des regierenden Sultan's, bringen und beherrſcht nicht ſelten von den Polſtern ihres Gemaches den Sultan und das Land. Die andern Odalisken, denen kein ſolches Glück zu Theil wird, fühlen ſich in der Regel in ihrer Sklaverei nicht unglücklich und die des Sultans ſind wenigſtens froh, dieſem zu dienen und nicht vielleicht in den Harem irgend eines Paſchas oder gar in das eines oberſten Verſchnittenen gekommen zu ſeyn; denn auch dieſe haben einen Harem, der ſogar, wie ich aus einer glaubwürdigen Quelle erfuhr, öfters aus Weibern und Knaben beſteht; doch verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer Harem nur zum Staate gehalten wird, wie dieſes im Morgenlande von der älteſten Zeit her üblich iſt. So war nach der geſchichtlichen Ueberlieferung der Araber, Perſer und Türken, Putifar der Oberſchatzmeiſter des Pharao ein Eunuche, und ſeiner Gemahlin, Suleicha, brennende Liebe für den ſchönen Juſſuf erſcheint dadurch in milderem Lichte.*

Im Allgemeinen muß man nicht glauben, daß ſich die dritte und vierte Frau eines Türken deshalb unglücklich fühle, weil ſie die dritte oder vierte iſt; im Gegentheil iſt ſie entzückt darüber, denn ein Mann, der ſchon drei Weiber hat und ſie zur vierten nimmt, muß von ihren Reizen bezaubert ſeyn, und dieſelben höher halten, als die ſeiner andern Weiber. Die liebſten Träume unſerer Mädchen ſind, einſtens einen Mann zu bekommen und die der Türkinnen, als Frau oder Odaliske zu einem Mann zu kommen. Ländlich, ſittlich. Und da letztere keine großen Anſprüche machen, warum ſollten ſie nicht glücklich ſeyn. Ein Divan, um ſich darauf bequem zu legen, etwas Spielzeug wie das unſerer Kinder, und ſonſtige Kleinigkeiten, um ſich die Zeit angenehm zu vertreiben, ein Springbrunnen, deſſen Plätſchern ſie einſchläfert — Herz, was verlangſt du mehr?

---

* Hammer. Geſch. d. o. R. V. Th.

Aus dem Theaterſaal treten wir in einen langen dunkeln Gang, und ſind im eigentlichen Harem. Hier im obern Stockwerk wohnen die Frauen des Sultans in kleinen Gemächern, in denen ſich Divans und Ruhebette befinden. An den Wänden ſind zierlich geſchnitzte Schränke von vergoldetem Holz mit kleinen Spiegeln eingelegt oder von hartem dunklem Holz mit Perlmutter verziert, in welchen die Damen ihre Schmuckſachen, Kleider und das Toilettengeräth aufheben. Eine Verzierung der Wände, die man in dieſen Gemächern am häufigſten antrifft, iſt die Perſonbeſchreibung des Propheten mit Perlmutterſchrift meiſt auf himmelblauem Grunde eingelegt. Sie iſt auf jeder Wand einige Mal, ſo daß man ſie beſtändig vor Augen hat. Herr von Hammer ſagt hierüber: Der Text dieſer Beſchreibung, der auch auf den von Frauen getragenen Gürteltalismanen häufig vorkommt, vertritt hier die Stelle des gemalten Porträts, das der Islam verwehrt, und ſchwebt den Sultaninnen als Schönheitsideal vor, um durch die wiederholte Leſung derſelben das Bild des Propheten im höchſten Glanze der Schönheit und Vollkommenheit ihrer Einbildungskraft, und durch dieſelbe dem Unterpfand der Liebe in ihrem Schooſe einzuprägen. Dieſe Inſchrift vertritt alſo in den Gemächern ſchwangerer Sultaninnen die Stelle der Statuen des Apollo von Belvedere, oder der mediceiſchen Venus, welche zu dieſem Behufe in europäiſchen Schlafgemächern aufgeſtellt ſeyn könnten. In Perlmutter eingelegt, hat ſie die Beſtimmung, die leſende Sultanin zur Perle der Mütter zu erheben, und deshalb findet ſie ſich hauptſächlich auch in dem Gemach der Sultanin Valide, der Mutter des regierenden Sultans, welche dem plaſtiſchen Segen derſelben vielleicht die Ehre ihres gegenwärtigen Hofſtaats und Anſehens verdankt.

Dieſe talismaniſche Perſonbeſchreibung lautet folgendermaßen:

„Es iſt kein Gott als Gott, und Mohamed iſt Gottes Prophet; der Vortrefflichſte war braun und weiß zugleich; mit langen dünnen Augenbraunen; glänzend von Angeſicht; in voller Reife des männlichen Alters; dunkelaugig; von ehrwürdiger Stirne; kleinen Ohren; gebogener Naſe; mit von einander getrennten Zähnen; runden Geſichtes und Bartes; langhändig; feinfingerig; von vollkommenem Wuchſe; ohne Haare auf ſeinem Bauche, ausgenommen eine Linie von der Bruſt bis zum Nabel, und zwiſchen ſeinen Schultern das Siegel des Prophetenthums (ein großes Muttermahl), worauf geſchrieben ſtand: Wende Dich wohin du willſt, ſo folgt dir der Sieg.“

Im untern Stockwerk wohnen die Odalisken oder Sklavinnen, deren Anzahl unbeſtimmt, aber meiſtens ſehr groß iſt, in langen großen Sälen, wo jedesmal ein paar hundert zuſammen ſchlafen oder vielmehr zuſammen eingeſperrt werden; denn an beiden Seiten dieſer Säle ſind zwei Stiegen, die, ſobald die Odalisken ſich auf Befehl ihrer Aufſeher zurückgezogen haben, durch große ſchwere Fallthüren und eiſerne Riegel verſchloſſen werden. Dieſe Gemächer ſind nicht ſehr brillant eingerichtet, ungefähr wie die Caſernenſtuben bei uns. Mehrere dieſer Sklavinnen haben jedesmal zuſammen einen kleinen Kaſten, der blau oder roth angeſtrichen iſt. Dieſe Behälter, in denen ſie ihre Habſeligkeiten bewahren, ſtehen einander in zwei Reihen an den langen Wänden des Saals gegenüber und laſſen in der Mitte einen Gang frei. An den Fenſtern befinden ſich breite Divans, auf denen ſtets fünfzehn bis zwanzig Odalisken zuſammen ſchlafen.

Durch den Gang, an dem die Gemächer der Sultaninnen liegen, gehen wir zurück in den Theaterſaal und auf der Stiege, wo wir hinaufgegangen, wieder hinab in den Gang am Kanonenthor, auf deſſen anderer Seite wir zur ebenen Erde noch die Gemächer und Bäder der Sultanin Valide ſahen, die faſt ebenſo eingerichtet ſind, wie die Wohnungen der Sultaninnen. Dann ſtiegen wir noch in den obern Stock des Haremliks über der Wohnung der Sultanin Valide, wo ſich die Staatsgemächer des Sultans befinden: der Thronſaal, der Audienzſaal und prächtige Bäder. Der ſchon ſtark hereinbrechende Abend erlaubte uns nicht, die Säle genauer zu beſehen. Wir gingen noch durch eine ſchmale ſehr ſchöne Gallerie in den ſogenannten Marmorkiosk, von Sultan Selim erbaut, und ließen uns hier einen Augenblick am Fenſter nieder, von wo uns die letzten Lichter des Tages noch eine prachtvolle Ausſicht auf die Propontis, den Bosporos und das goldene Horn gewährten.

„Indeſſen war die Sonne ſchlafen gangen.“

Die Wellen färbten ſich dunkler; einzelne Kaik zogen langſam vorüber, Handwerker und Kaufleute aus den jetzt verſchloſſenen Bazars nach ihren Häuſern in Pera, Galata und Skutari bringend — die Abenddämmerung ſtritt ſich noch mit den Lichtern im Leuchtthurm und hielt ſie wie mit einem Nebel überzogen, den der Schein der Lampen noch nicht durchdringen konnte. Unſer Führer raſſelte laut mit ſeinen Schlüſſeln, uns an den Abſchied mahnend. Wir traten durch das Kanonenthor in's Freie, und fanden glücklicherweiſe noch einen Kaikſchi, der uns überſetzend einen langen Umweg über die neue Brücke erſparte. Oefters blickten wir zurück zu den dunklen Maſſen der Paläſte und Bäume, die uns gleich einem verſchwindenden ſchönen Traume mit jedem Ruderſchlage undeutlicher wurden und weiter zurücktraten. — Ja, es war mir wie ein Traum, denn ich hatte in den Paar Stunden ſo viel Schönes und Wunderbares geſehen, daß das Herz es nur wie Traumgeſtalten in undeutlichen Umriſſen auffaſſen konnte, und ich fürchte, ich habe es hier ſo wiedergegeben.

II. Von der Landſeite.

Die Erlangung eines Fermans, um in das neue Serail von der Landſeite bis zum Thore der Glückſeligkeit zu dringen, iſt leicht, Herr von C. verſchaffte ihn uns, und wir zogen am andern Morgen aus, auch dies Denkmal alter und neuer Baukunſt zu beſehen.

Durch eine Menge ſchmutziger Gaſſen und armſeliger Stadtviertel, die wir bisher noch nicht betraten, kamen wir bei dem Portal der Aja Sophia vorbei und traten auf einen kleinen, unregelmäßigen Platz, der von dieſer und den Mauern des neuen Serails umſchloſſen wird, den Serai Meidan. In der Mitte deſſelben ſteht eines der vielen zierlichen Brunnenhäuschen, die man überall findet, und hier quillt das beſte Waſſer der ganzen Stadt, weßhalb auch täglich viele ſilberne Flaſchen voll zum Gebrauch des Großherrn davon geſchöpft werden. Faſt mehr wie alle andere Plätze Conſtantinopels hat dieſer eine denkwürdige Geſchichte zu erzählen. Hier war früher das Forum Constantini, einer der größten

Plätze des alten Byzanz; jetzt iſt er faſt ganz verſchwunden, und die Häuſer ſind nach und nach zuſammengerückt, den merkwürdigen Boden bedeckend, und haben alle Spuren der prächtigen Bauwerke und Bildſäulen verdrängt, die hier geſtanden. Etwas weiter zurückgehend kommen wir an eine kleine Fontaine, die in einem Winkel zwiſchen den Häuſern liegt, die wir unbeachtet hätten liegen laſſen, wenn uns nicht die Geſchichtsſchreiber von dieſem armſeligen Brunnen erzählt, daß hier der Mittelpunkt des Forums geweſen ſei, wo ſich auf einer ſteinernen Unterlage von ſieben Stufen die große Säule erhob, die ſo häufig ihre Statuen wechſelte. Hier ſtand das ſilberne Bild des Kaiſers Theodoſius; Juſtinian ſtürzte es um und ſtellte auf einer Porphyrſäule ſeine eigene Statue zu Pferde aus Erz gegoſſen dahin. Das Pferd hob den linken Vorderfuß, als ob es ſchlagen wollte; die drei andern ſtanden auf dem Poſtamente. In der linken Hand trug die Statue die Erdkugel mit dem Kreuze und ſtreckte die rechte Hand drohend und herrſchend gegen Oſten aus, die Herrſchaft des Kaiſers über das Morgenland anzudeuten. So ſtand dieſe Bildſäule noch, als Muhamed, der Eroberer, über die Leiche des letzten Conſtantins hinweg in die Stadt drang. Doch nicht damit zufrieden, bloß Sieger zu ſein, ſchnitt man dieſem letzten unglücklichen Kaiſer das Haupt ab und Muhamed ließ es höhnend vor die Füße dieſer Statue rollen; ein Hohn, deſſen Tiefe nur dann ganz gefühlt werden kann, wenn man weiß, daß den öſtlichen Triumphatoren der Siegeswunſch zugerufen wird: „daß ſie die Köpfe ihrer Feinde unter die Hufe ihrer Pferde treten ſollen.“ So werden noch heute in Perſien bei öffentlichen Einzügen der Fürſten und Statthalter Kugeln und Flaſchen unter die Füße des Pferdes unter dem Zuruf: „So ſollſt du die Köpfe deiner Feinde zertreten!“ geworfen, ebenſo wie an den Thoren des neuen Serails die Köpfe der aufrühreriſchen Paſchas zu den Füßen des einreitenden Sultan's rollen.

Zur linken Seite des Serai Meidani erheben ſich die Trümmer der ſogenannten Hohen Pforte, eigentlich der Palaſt des Großvezirs, worin die wichtigſten Angelegenheiten des Staates berathen wurden. Bei dem letzten großen Aufſtand der Janitſcharen und bei einer großen Feuersbrunſt vor einigen Jahren iſt er größtentheils zerſtört worden und jetzt unbewohnbar. Von hier aus gingen die Miniſter der Sultane täglich zu ihrem Herrn durch das Thor der Glückſeligkeit, das ihnen indeß öfters zu einem Thor des Todes wurde. So blieben z. B. die Miniſter Sultan Selim's kaum einen Monat im Amte, und es war damals eine bei den Türken übliche Verwünſchungsformel: „Mögeſt Du Sultan Selims Vezir ſein!“ Von einem derſelben, dem Großvezir Piribaſcha, erzählt Hammer, daß, als er eines Tags ſeinen geſtrengen Herrn bei guter Laune fand, er es ſich als eine Gnade ausbat, wenn ihn der Sultan wolle hinrichten laſſen, möge er es ihm doch wenigſtens einen Tag vorher ſagen, damit er ſein Teſtament machen könne; worauf ihm Selim lachend erwiderte, offenherzig geſtanden ginge er ſchon lange mit dem Gedanken um, ihm den Kopf abſchlagen zu laſſen, und er würde gern ſeine Bitte erfüllen, wenn er nur gleich einen Andern hätte, den er an ſeine Stelle ſetzen könnte.

Durch die kaiſerliche Pforte, ein hochgewölbter Thorweg, an dem zu beiden Seiten die verdächtigen runden Steine ſtehen, auf denen die Köpfe der Enthaupteten zur Schau ausgeſtellt wurden, traten wir in den erſten Hof des Serails. Hier werden die Wachen von gewöhnlichen Thorwächtern, Kapitſchi, gethan, doch haben ſie nicht mehr ihr früheres Koſtüm, ſondern ſind wie die Kawaſchen der Geſandten gekleidet, im blauen Ueberrock, das Feß auf dem Kopfe und um den Leib zwei Taſchen geſchnallt, in denen Piſtolen ſtecken. In dieſem erſten Hofe befindet ſich links die im Jahre 1726 erbaute neue Münze, die maſſiv in Steinen aufgeführt wurde: aus dem von einem türkiſchen Geſchichtsſchreiber angeführten Grunde, um den anziehenden fremden Geſandten durch den Anblick dieſes ſteinernen Gebäudes einen vortheilhaften Eindruck beizubringen. Neben der Münze iſt die alte Kirche der heiligen Irene, jetzt das Zeughaus des neuen Serais. Es iſt ungefähr eingerichtet wie die unſrigen, nur daß die aus Säbeln, Piſtolen und Flinten zuſammengeſtellten Pyramiden und andere Figuren ſehr geſchmacklos ſind. Die Gänge beſtehen aus Moſaikpflaſter von kleinen Kieſelſteinen. Einige merkwürdige alte Waffen ſollen ſich hier befinden, unter andern die Rüſtung des ſerbiſchen Fürſten Mileſch Kobilovich, der den Sultan Murad d. Großen in der Schlacht auf der Ebene von Koſſova in ſeinem eigenen Zelte ermordete. An den Wänden hingen eine Menge ſonderbarer Helme und Pickelhauben, wahrſcheinlich in früherer Zeit in den Kriegen mit den Tartaren und Mongolen erbeutet. Auch zeigte man uns Harniſche aus den Zeiten der Kreuzzüge, doch da es hier nicht wie bei uns in derartigen Anſtalten einen Führer gab, um uns dieſe Sachen zu erklären, ſo mußten wir viele gewiß merkwürdige Stücke unbeachtet laſſen. Etwas, deſſen Gebrauch der uns begleitende Artillerieoffizier erklärte, waren in einem beſondern Gemach aufgeſtellte große Schwerter, die der edle Türke mit inniger Freude herumſchwang, um uns anzudeuten, daß ſie zum Kopfabſchlagen dienten.

Auf der rechten Seite des erſten Hofes befinden ſich das Krankenhaus, die Kaſernen der Baltadſchi — Hausknechte des Serails — und vor dieſen Gebäuden iſt ein freier, mit Raſen bedeckter Platz, wo ſich die Pagen des Serails am dritten Feſttage des Beyrams in Gegenwart des Sultans im

Werfen des Dſcherids üben. Nachdem wir dieſen Hof durchwandert, kamen wir an ein Thor, welches in den zweiten Hof führt und das Mittelthor, auch Orta-kapu, heißt. Rechts vor dem Eingang dieſes zweiten Thores iſt der große berühmte Mörſer, in welchem, wie die Sage erzählt, die zum Tode verurtheilten Muftis oder Rechtsgelehrten zerſtoßen wurden. Wenn ſchon das kaiſerliche Thor, zu welchem wir in's Serail getreten, durch die rechts und links aufgeſtellten blutigen Köpfe auf den Eintretenden einen unangenehmen Eindruck machten, ſo nahte ſich doch jeder, den ſeine Pflicht in dieſe Höfe rief, mit größerer Angſt dem Mittelthore; denn unter dieſem iſt das Gemach des Henkers. Hier wurden die Beamten des Reichs, die Vezire und Paſcha's, die ſich eines Vergehens ſchuldig gemacht hatten, oder wenn es der böſen Laune ihres Gebieters gerade ſo gefiel, von den Henkersknechten ergriffen, enthauptet oder in das am Ufer des Hafens befindliche Gerichts-Kiosk gebracht, wo ſie durch bereit liegende Schiffe in die Verbannung geführt wurden. Eine der Hausordnungen des Serails iſt, daß jeder, ſelbſt die höchſten Würdenträger des Reichs, ſo wie die fremden Geſandten und Botſchafter, hier bei einem aufgerichteten Steine, der, Binek Taſchi — Vortheil der Reitſchule — heißt, vom Pferde ſteigen muß und zu Fuß in das Mittelthor gehen. Dieſer Gebrauch iſt wahrſcheinlich deswegen hier eingeführt, damit keiner der Unglücklichen, die unbewußt des Schickſals, das ihrer harrt, in dieſen Thorweg treten, beim Anblick der Henker den Verſuch machen kann, ſich durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes zu retten.

Ein anderer unangenehmer und demüthigender Gebrauch für die fremden Geſandten war es, daß ſie ſich eine Zeit lang am Thore dieſes Henkergemachs ohne Stuhl und Sitz aufhalten mußten.

Von dem Mittelthor gingen wir auf einem gepflaſterten und mit Bäumen beſetzten Wege nach dem Eingange des dritten oder innerſten Hofes des Serails — Babi ſeadet — Thor der Glückſeligkeit genannt, an dem weiße und ſchwarze Verſchnittene die Wache halten. Dieſe ſind noch mit dem Kaftan bekleidet und haben auf dem Kopfe eine ſpitzige Mütze mit einem Buſche von Pfauen- und andern glänzenden Federn. Auf der rechten Seite dieſes zweiten Hofes ſind neun verſchiedene Küchen für den Sultan, die Sultanin Chaſſeki und Valide, den oberſten ſchwarzen und weißen Verſchnittenen, Kislar Agaſſi und Kapu Agaſſi, den Schatzmeiſter und Präfect des Serails. Gegenüber dieſen Küchen ſind die Zuckerbäcker und Sorbetbereiter des Serails. Vor dieſen Küchen wurden an Audienztagen große Schüſſeln mit Pillau aufgeſtellt, auf welchen die in dem Hofe ſich befindenden Janitſcharen auf ein gegebenes Zeichen beim Eintritt der fremden Geſandten raſch losſtürzten, was als ein Beweis ihrer Zufriedenheit angeſehen wurde. Waren dieſe übermüthigen Knechte jedoch mit dem Sultan ſelbſt oder irgend einer fremden Macht unzufrieden, ſo blieben ſie ſtehen und rührten die Gerichte nicht an. Darauf wurden ſie ausgezahlt, wobei die Schatzmeiſter viel mit ihren Geldſäcken klapperten, um den Geſandten einen guten Begriff von dem Reichthum des Großherrn beizubringen. Sobald dieſelben auf dieſe Art der Speiſung und Ablöhnung beigewohnt, wurden ſie bis vor das Thor der Glückſeligkeit geführt und der Großvezier ſuchte bei dem allerhöchſten Steigbügel um die Gnade nach, „ob der fremde Geſandte, nachdem er geſpeiſt und gekleidet worden, ſeine Stirne in den Staub der Füße ſultaniſcher Majeſtät reiben dürfe.“ Die Andeutung des geſpeiſt und gekleidet kommt daher, daß der Geſandte in einem Gebäude rechts am zweiten Hofe mit dem Großvezir an einem kleinen runden Tiſche einiges Backwerk genoß und ihm darauf, damit er würdig vor dem Auge des Sultans erſcheine, ein Ehrenkaftan umgehängt wurde. Nach dieſen Ceremonien öffnete ſich das Thor der Glückſeligkeit und der Geſandte wurde in den Audienzſaal geführt, wo zwei Kämmerer ſeine Arme faßten, ihm mit ihren Händen den Kopf niederdrückten und auf eine ſo handgreifliche Weiſe zu einer Verbeugung zwangen. Auch wir gelangten bis hinter das Thor der Glückſeligkeit und in den Audienzſaal. Dies iſt ein nicht ſehr großes, mit Teppichen belegtes Gemach; ſeine Wände ſind mit goldgeſtickten Stoffen bekleidet und hie und da mit Figuren, aus gefaßten Edelſteinen beſtehend, verziert. Der Thron iſt ein kleiner Divan, über dem vier mit Edelſteinen beſetzte Säulen einen Baldachin tragen. Das Gemach hat nur ein einziges vergittertes Fenſter, das kaum ſo viel Licht hereinläßt, um die koſtbaren Stickereien der Wände und die blitzenden Juwelen zu unterſcheiden.

Hinter dieſem Audienzſaal fangen die Gebäude des inneren Winterharems an, wohin bis jetzt außer Aerzten noch kein Europäer gedrungen iſt. Auch wir mußten hier umkehren, nachdem wir noch zuvor einen neugierigen Blick aus dem Fenſter dieſes Saales in die daranſtoßenden Gärten geworfen hatten. Doch ſahen wir nichts als Gruppen von Platanen und Cypreſſen, unter denen die glänzenden Dächer verſchiedener Kioske hervorſahen. Alles war da ruhig und ſtill; nur eine kleine Fontaine, die nicht fern von uns ihr Waſſer in die Höhe warf, murmelte geſchwätzig und hätte uns vielleicht viel erzählen können, wenn wir ihre Sprache verſtanden hätten. Das Thor der Glückſeligkeit ſchloß ſich wieder hinter uns zu, und wir gingen über beide Höfe zurück durch die kaiſerliche Pforte auf den Serai Meidani, um nach Pera zurückzukehren.

Schiffbruch des Dampfbootes Seri-Pervas.

Abreiſe von Conſtantinopel. — Die Stadt im Schnee. — Stürmiſches Wetter. — Nebel. — Einſchiffung türkiſcher Soldaten. — Der Seri-Pervas. — Schiffbruch und Tod, iſt unſer Loos. — Unglück des Dr. B. — Heftige Bewegungen des Schiffes. — Unſer Nachtrabe. — Seeſturm. — Schiffbruch. — Das Verdeck. — Verſuche zur Rettung. — Unglücksfälle bei derſelben. — Das Dorf Armudköi. — Pillau mit Seife. — Räubereien der Türken. — Das Dampfboot Ludovico. Rückkehr nach Conſtantinopel.

Alter Stürmer — angeſtimmt!
Brauſe durch die Wellen,
Daß mein Fahrzeug flüchtig ſchwimmt,
Laß die Segel ſchwellen,
Rüttle nur den guten Maſt.
Wir ſind wohl geborgen,
Wir Matroſen ohne Raſt
Sind auch ohne Sorgen.

Graf Alexander von Würtemberg.

Now would I give a thouſand furlongs of sea for an acre of barren ground; long heath, brown furze, any thing. The wills above be done! but I would fain die a dry death.

Shakespeare. The tempest.

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, auf den wir unſere Abreiſe von Conſtantinopel beſtimmt — es war gegen Ende November — um ſo häufiger forſchten wir bei unſern Bekannten herum, ob die durch den Krieg mit Mehemed Ali geſtörte Communication zwiſchen der europäiſchen Türkei und Syrien nicht wieder hergeſtellt wäre. Obgleich wir nun von Tag zu Tag mit der Nachricht vertröſtet wurden, es könne nicht mehr lange anſtehen, daß die Dampfſchiffe des Loyd, die früher zwiſchen Alexandrien, Jaffa, Beirut und Conſtantinopel fuhren, ihre Touren wieder beginnen würden, ſo war doch all unſer Spähen vergebens. Es kamen und gingen wohl viele Dampfboote, aber entweder waren ſie von der Donaugeſellſchaft und kamen von dem ſchwarzen Meere her, um dahin zurückzukehren, oder es erſchienen engliſche Dampffregatten, die den Mittag einliefen, ihre Depeſchen ſo raſch wie möglich wechſelten und oft, ehe wir noch Zeit gehabt hatten, uns nach ihnen zu erkundigen, wieder nach Beirut, wo ſich die Flotten befanden, zurückkehrten. Um den Weg zu Land durch Kleinaſien nach Syrien zu machen, hätten wir, beſonders unter den jetzigen Zeitverhältniſſen, gewiß an zwei Monate gebraucht, und dazu obendrein noch einen äußerſt unangenehmen und beſchwerlichen Marſch gehabt.

So waren wir wirklich wegen unſers Fortkommens von Conſtantinopel in einiger Verlegenheit und unterhielten uns eines Abends ziemlich mißmuthig von dieſen Hinderniſſen. Wir warteten mit dem Eſſen auf unſern lieben Reiſegefährten, den Oberſtlieutenant Phillippowich, den ſeine Geſchäfte im öſtreichiſchen Geſandtſchaftshôtel heute etwas länger als gewöhnlich zurückhalten mochten, als derſelbe plötzlich mit dem freudigen Ausruf in die Stube trat: „Meine Herren, es iſt eine ſehr günſtige Gelegenheit da, um uns nach Beirut zu ſchaffen.“ Wir ſprangen ihm überraſcht entgegen und hörten von ihm, daß die türkiſche Regierung von der öſtreichiſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft ein Boot gemiethet habe, um fünfhundert Mann türkiſcher Infanterie nach Beirut zu bringen. Dieſe Soldaten wurden natürlich mit ihren Offizieren auf dem Verdeck placirt und für den Oberſtlieutenant, ſo wie für den Grafen Szechenyi, der ebenfalls noch etwas von dem Feldzug in Syrien genießen wollte, hatte man die Damenkajüten beſtimmt, und uns würde man, wie der Oberſtlieutenant glaubte, da in den Kajüten noch Platz genug ſey, die Ueberfahrt ebenfalls gerne bewilligen. Da die Abfahrt auf übermorgen Abend beſtimmt war, traf der Baron am folgenden Morgen gleich alle Anſtalten, um bei den betreffenden Behörden die Erlaubniß zur Mitfahrt zu erhalten, was ihm bei den vielen Bekanntſchaften und Empfehlungen, die er hier hatte, nicht ſchwer wurde.

Jetzt wurde gepackt und unſer Reiſegeräthe gemuſtert, wobei ſich vieles Schadhafte von unſerer türkiſchen Landreiſe her vorfand, was noch heute reparirt werden mußte. Auch hatte jeder noch kleine Einkäufe zu beſorgen, die wir unkluger Weiſe bis auf den letzten Tag verſchoben hatten, weshalb wir noch einmal durch den größern Theil des Bazars laufen mußten, um verſchiedene Artikel, die uns noch fehlten, zuſammen zu ſuchen, eine beſchwerliche Tour, da ſich obendrein der Himmel dieſen letzten Tag unfreundlich erwies. Während unſers ganzen Aufenthalts in Conſtantinopel hatten wir das herrlichſte Wetter von der Welt; doch heute am 1. December änderte ſich die Temperatur ſo bedeutend, daß der Thermometer, der ſich immer zwiſchen fünfzehn und ſiebenzehn G. R. über Null gehalten hatte, in der Nacht plötzlich auf zwei G. R. unter Null herabſank. Auch hatte ſich gegen Morgen ein heftiger Wind erhoben, der uns ein luſtiges Schneegeſtöber brachte, das im Lauf des Tages Häuſer und die umliegenden Berge mit einer dünnen weißen Decke überzog, für Conſtantinopel gewiß ein ſeltenes Schauſpiel.

Von unſerer guten Wirthin, der Madame Valbiani und ihren liebenswürdigen Kindern, die uns nicht wie Fremde, ſondern wie Hausgenoſſen und Verwandte behandelt hatten, nahmen wir den herzlichſten Abſchied und ſtiegen nach Top-Chana hinunter, wo das Dampfboot — es war der Seri Pervas — Schnellläufer — in der Mitte des goldenen Horns vor Anker lag. Nie hatte ich das Waſſer in dem ſonſt ſo ruhigen Hafen in ſolcher Aufregung geſehen, die kleineren Kaik verließen das Ufer und bargen ſich zwiſchen die Häuſer und größeren Schiffe; nur einige der größten waren noch da, die aber von den bewegten Wellen ſo in die Höhe geworfen und hin und her geſchaukelt wurden, daß es uns erſt nach langer Anſtrengung gelang, unſere Effekten, als Koffer, Mantelſäcke ꝛc. in zwei derſelben zu bringen. Wir ruderten nach dem Schiffe und fanden draußen die Bewegung der Wellen noch ungleich ſtärker, als am Ufer, ſo daß wir trotz der hülfreichen Hand der Matroſen mehrmals von dem Schiffe zurückgeworfen wurden, ehe es uns gelang, die Kaik anzulegen und unſere Effekten hinaufziehen zu laſſen. Nicht ohne Gefahr folgten wir ihnen nach, da die Boote bald tief unter der Treppe des Dampfſchiffes lagen, bald von den Wellen mehrere Fuß hoch hinaufgeſchleudert wurden.

Das Schiff hatte eben erſt ſeinen Kohlenvorrath eingenommen und noch keinen der Soldaten am Bord. Wir gingen auf dem Verdeck umher und ſahen uns zum letzten Mal die ſchöne majeſtätiſche Stadt an, die wir nun und wohl für immer verlaſſen ſollten. Der Schnee, der wie mit einem weißen Schleier die Kuppeln der Kirchen bedeckte, verlieh dem ganzen Bilde einen eigenthümlichen phantaſtiſchen Reiz. Man iſt ſo gewohnt, ſich die Moſcheen mit ihren ſchlanken Minarets, ſo wie die dunkeln Cypreſſen nur unter einem heiteren blauen Himmel im heißen Sonnenſtrahle zu denken, daß dieſe orientaliſche Winterlandſchaft mit den darüber hängenden dichten Schneewolken einen ſonderbaren beklemmenden Eindruck auf das Herz machen mußte. Mir war, als ſey die ganze Umgebung, Stadt und Hafen, viel ſtiller, denn ſonſt, als verwunderten ſich neben den Türken, die wirklich erſtaunt die weißen Flocken fallen ſahen, ſelbſt die lebloſen Gebäude und Bäume über den kalten Schleier, der ſich über ſie gebreitet.

Der Capitän, Herr L., der mit großen Schritten auf dem Radkaſten umherging und in das wogende Meer hinaus ſah, begrüßte uns freundlich, theilte uns aber gleich ſeine Beſorgniß mit, daß wir während der Nacht einen heftigen

Sturm haben könnten. Wirklich wurde das Wetter auch von Minute zu Minute unangenehmer; das Schneegeſtöber mit Regen untermiſcht begann auf's Neue und heftiger als heute Morgen, wobei ſich endlich der Nebel herabſenkte, ſo daß wir kaum die auf den Maſten flatternden Fahnen erkennen konnten. Der Baron, ſo wie die öſtreichiſchen Offiziere, waren mit ihren Abſchiedsviſiten beſchäftigt und noch in Pera geblieben, um eine Stunde ſpäter als wir an Bord zu gehen.

Gegen fünf Uhr lichtete der Seri Pervas die Anker, um nach Skutari zu fahren, wo wir die türkiſchen Soldaten aufnehmen ſollten. Das Meer warf lange flache Wellen, die das Schiff unter ſo ſtarker Bewegung durchſchnitt, daß ich, der ich meine erſte Seereiſe machte, mich ſchon hier im Hafen kaum auf den Beinen erhalten konnte. Von dem aſiatiſchen Ufer herüber drang, ſo oft es die heftigen Windſtöße erlaubten, eine gräßliche Militärmuſik in unſer Ohr, deren barbariſche Klänge es den armen Soldaten, die in dichten Reihen am Ufer ſtanden, leichter machen ſollte, vielleicht für immer von der Heimath, von Weib und Kind zu ſcheiden. Wir warfen auf's Neue Anker und die Soldaten kamen in großen Booten angefahren. Die Bekleidung dieſer Leute war ziemlich gut und warm. Sie hatten dicke Tuchmäntel und über dem Feß noch eine Art Kapuze; dagegen war ihre Verproviantirung um ſo ſchlechter, indem ſie für die ganze Fahrt, welche gewöhnlich ſieben Tage dauert, von Seiten der Regierung nur harten Zwieback und Oliven erhalten hatten. So oft eine Schaluppe ihre Ladung bei uns abgeſetzt hatte, fingen die Türken gleich an, ſich ſo gut wie möglich häuslich einzurichten. Anfänglich drängte Alles nach der Puppa, Hintertheil, wo der Capitän ein großes Segel hatte ausſpannen laſſen, als eine Art Schutzdach gegen den Schnee und den Regen. Die Leute breiteten dicht neben einander Teppiche, deren jeder einen bei ſich führte, auf dem Verdecke aus, ſetzten ſich darauf auf die untergeſchlagenen Beine und begannen Tabak zu rauchen. Die ganze Einſchiffung dauerte eine ſtarke Stunde und da man ſtatt fünfhundert, wie anfangs beſtimmt war, ſechshundert eingeſchifft hatte, war das ganze Verdeck, trotz dem die Menſchen ganz dicht gedrängt ſaßen oder ſtanden, ſo angefüllt, daß der Capitän ſich genöthigt ſah, längs der einen Schiffswand Balken und Taue ziehen zu laſſen, die einen Gang für die Matroſen bildeten, denen es ſonſt unmöglich geweſen wäre, ſo ſchnell als es der Dienſt auf dem Schiffe erfordert, hin und her zu laufen.

Schon fing es an dunkel zu werden, und unſere Freunde kamen noch immer nicht; auch wurde das Schneegeſtöber ſtärker, der Wind erhob ſich mehr und mehr und der Nebel war ſo dicht geworden, daß man von der Prouva, Vordertheil des Schiffes, kaum bis zur Puppa ſehen konnte; Umſtände, die unſern Capitän veranlaßten, nach einer Berathung mit ſeinen Offizieren einen derſelben an's Land zu ſchicken, um bei dem Paſcha, der die Einſchiffung befehligt hatte, die Erlaubniß auszuwirken, wegen dem ungünſtigen Wetter die Abfahrt bis morgen zu verſchieben. Doch umſonſt. Der Paſcha, ein brutaler Türke, wollte nichts von Aufſchub hören und ließ dem Capitän ſagen, das Schiff wäre zur Abfahrt auf heute gemiethet und er ſolle ſeine Pflicht thun.

Daß unſere Freunde noch immer nicht kamen, ſetzte ſowohl den Capitän wie uns etwas in Verlegenheit. Erſterer ließ auf's Neue die Anker lichten und fuhr mit halber Kraft in einem großen Bogen nach Top-Chana zurück, um das Boot mit denſelben, im Fall es ſich in dem Nebel verirrt hätte, aufzuſuchen. Auch ließ er mehrere Schüſſe thun und wir ſtanden an der Puppa und ſpähten umher. Endlich ſahen wir ein Boot mit einer rothen Flagge gegen uns kommen, das die Wellen gewaltig auf- und abwarfen. Bald ſchwebte es hoch auf einer Woge, bald entſchwand es uns gänzlich, und ſo dauerte es noch eine ziemliche Zeit, bis es anlegen konnte. Als die Freunde wohl behalten an Bord geſtiegen waren, ließ der Capitän das Schiff wieder wenden, und eilte mit der vollen Kraft der Maſchine in's Marmormeer hinaus. Wir aber ſtiegen in die Kajüte hinab, um das für uns bereitete Souper einzunehmen.

Außer den beiden öſtreichiſchen Offizieren, die ich genannt, machte nur noch ein Herr S., öſtreichiſcher Dolmetſcher bei der Pforte, die Reiſe mit uns, ſo daß wir in den Kajüten Platz genug hatten; beſonders da der Commandeur der türkiſchen Truppen beſtändig im Hintergrund der Kajüte auf ſeinem Teppich lag. Alle andere Offiziere, worunter ſogar ein Oberſtlieutenant und zwei Majors türkiſcher Währung ſich befanden, waren vorne in der zweiten Kajüte.

Bei Tiſche erſchien der Capitän, Herr L., ein ſehr liebenswürdiger gebildeter Italiener, für einige Augenblicke mit einem andern Paſſagier, den wir bis dahin nicht bemerkt hatten. Letzterer war ein ungemein langer und magerer Menſch, ſeinem Titel nach Agent der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft und unſer Nachtrabe; denn jeder ſeiner Reden war entweder eine böſe Prophezeihung für die kommende Nacht, oder eine Erzählung über die ſchlechte Disciplin der türkiſchen Truppen. So ſagte er unter Anderem: man habe für den Truppentransport diesmal ein Dampfboot gewählt, weil ſchon zweimal der Fall vorgekommen ſey, daß die auf gleiche Art an Bord eines Segelſchiffs geweſene Mannſchaft ſich empört, den Capitän gezwungen habe, ſie wieder an's Land zu ſetzen und alsdann deſertirt ſey; Thatſachen, die wir ſpäter beſtätigen hörten. Bei einem Dampfboot aber, ſetzte er hinzu, ſey dergleichen nicht zu befürchten, indem ihre Scheu vor der

Maſchine ſehr groß wäre und ſie den Capitän, der dieſe zu leiten wiſſe, beinahe für ein übernatürliches Weſen anſähen. Daß es eine ziemlich zügelloſe und wilde Bande ſey, die über unſern Köpfen lagerte, hatten wir ſchon heute Abend hinreichend Gelegenheit zu erfahren; denn einige attakirten den Kellner, oder vielmehr die Suppenſchüſſel, die dieſer auf unſern Tiſch brachte; eine Frechheit, worüber ſchon Vermuthungen aufſtiegen, was es wohl geben könnte, wenn uns mit dieſen ſechshundert Menſchen an Bord irgend ein Unglück zuſtieße.

Während dem Eſſen wurde das Schwanken des Schiffes ſo ſtark, daß einige Mal die Gläſer und Flaſchen über einander fielen. Für Einige von uns, worunter auch ich, die zum erſten Mal eine Seereiſe machten, war dies Wetter ſehr geeignet, die faſt unvermeidliche Seekrankheit ſchnell und ſtark herbeizuführen. Sogar die, welche ſchon das Meer kannten, machten die ungewöhnlichen Stöße unwohl, und es war komiſch zu ſehen, wie einer nach dem Andern aufſtand und ſich an den Wänden feſthaltend, um nicht hinzuſtürzen, ſein Bett ſuchte. Ich für meine Perſon hatte das ungewöhnliche Glück, in Geſellſchaft des Oberſtlieutenant Philippowich, und des Grafen Szechenyi, ohne unwohl zu werden, bis zu Ende dem Souper tapfer zuſprechen zu können, obgleich zuweilen Stöße kamen, die unſere Stühle zwei bis drei Fuß vom Tiſche entfernten. Gegen zehn Uhr ſtieg ich noch einmal auf's Verdeck, um mich umzuſehen; doch vermehrte die ungewöhnliche Finſterniß der Nacht jede Ausſicht. Das Schneegeſtöber, mit Regen untermiſcht, hatte ſich verſtärkt und wüthete unter den Soldaten, die ohne Dach — das ausgeſpannte Segel hatte man, da der Wind zu heftig wurde, wegnehmen müſſen — auf dem Verdeck dem ganzen Unwetter Preis gegeben waren. Viele dieſer armen Menſchen waren in die Magazine gekrochen, andere ſaßen und lagen auf den Treppen herum und überall, wo ſie nur das geringſte Obdach fanden. Trotz dem war das Verdeck noch ſo überfüllt, daß die Matroſen und Steuerleute kaum ihre Arbeit verrichten konnten, und ſie hatten heute Nacht alle Hände voll zu thun. Der Nordweſtwind, der uns ſtark in die rechte Seite blies, ſo daß das Schiff mit aller Kraft der Maſchine ſeinen Cours kaum halten konnte, wurde von Minute zu Minute heftiger. Auch wogte das Meer immer ſtärker auf und ſpritzte leichte Wellen auf's Verdeck, weshalb ich mich ſo raſch wie möglich wieder in die Kajüte zurückzog.

Zum Schlafen hatten wir die Damenzimmer eingenommen, die aus zwei Kabinetten beſtanden, wovon das eine ſechs, das andere vier Betten enthielt. Außerdem waren zu beiden Seiten der großen Kajüte noch acht Zimmerchen, jedes mit zwei Betten, woraus man ungefähr auf die ziemliche Größe dieſes ſchönen Schiffes ſchließen kann. In allen ſeinen Theilen war es auf das Eleganteſte eingerichtet, kurz, ein herrliches ſchönes Gebäude; doch konnte der Sachverſtändige einen großen Fehler an ihm entdecken, nämlich den, daß die Maſchinen von hundertundzwanzig Pferdekraft viel zu ſchwach waren für den großen Körper des Bootes. Schon bei Uebernahme des Schiffes im vorigen Jahre — es war erſt gegen Ende 1839 in Trieſt vom Stapel gelaufen — hatte unſer jetziger Capitän der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft dies Mißverhältniß zwiſchen Maſchine und Fahrzeug auseinander geſetzt, um ſich gegen alle Folgen zu verwahren, zugleich erklärte er, bei ſeiner jetzigen Conſtruction ſey er überzeugt, daß ſich das Schiff bei einem ſtarken Sturm nicht gegen Wind und Wellen erhalten könne. Dieſe kleinen Details gab uns der Nachtrabe mit zu Bette und verließ uns mit einem bedenklichen: Nous verrons, nous verrons!

Alles lag ſchon in den Betten, außer dem Grafen Szechenyi und mir. Ich weiß nicht, ich konnte mich nicht dazu entſchließen, in den niedrigen Kaſten zu kriechen. Wir ſaßen auf einem der Sophas in der Damenkajüte und ſangen allerlei Lieder, unter andern den Refrain aus dem Liede des Zampa, worauf wir ſonderbarer Weiſe immer wieder zurückkamen und der lautet:

„Schiffbruch und Tod — iſt unſer Loos.“

und trieben das ſo lange, bis uns die Andern aus ihren Betten heraus ernſtlich ermahnten, mit unſern für die jetzigen Verhältniſſe wirklich gottloſen Liedern einzuhalten und den Teufel nicht an die Wand zu malen. Und wirklich war unſer Geſang eine böſe Vorahnung, für den armen Szechenyi in doppelter Hinſicht; denn nachdem ihn das Meer verſchont und er ſpäter wieder glücklich Conſtantinopel erreicht hatte, führte ihn ſein Geſchick nach Damaskus, wo er an der Peſt ſtarb.

Unterdeſſen begab ich mich, nicht ohne viele Mühe, in mein niederes Bett, wobei ich ſo wenig wie die Andern, an irgend ein Unglück dachte, daß wir uns ganz wie zu Hauſe ausgezogen hatten, auch heiter und guter Dinge waren. An Schlafen war freilich nicht zu denken, vielmehr mußte man ſich mit beiden Händen feſthalten, um von den ſtarken Stößen nicht aus dem Bette geſchleudert zu werden. Dabei fing das Schiff an, ſich auf eine wirklich beunruhigende Art zu bewegen und ganz entſetzlich zu krachen. Bald war die Seite, auf der wir lagen, hoch in der Luft und wir ſahen förmlich auf unſere Gefährten hinab, bald ſtiegen dieſe und wir befürchteten nur, wenn ſie ſo über uns ſchwebten, es möge einer aus ſeinem Bette fallen, der dann wahrſcheinlich ohne Gnade auf uns geſtürzt wäre. Je heftiger dieſe Schwankungen des Schiffes wurden, je ſtärker wurde das betäubende Getöſe und ſchnitt uns die Worte vom

Runde ab. Die Bretter und Balken, aus denen das Schiff gebaut war, dehnten und bewegten ſich knarrend und ſtöhnend. Kein Stück des Schiffes, kein Tau, kein Holz, kein Metall ſchwieg, jedes gab ſeinen Ton des Schmerzens von ſich; draußen ſchlugen die Wellen mit einem unglaublichen Gepolter an die Seiten des Schiffes und neben dieſem furchtbaren Ernſt, den Meer und Wind zu machen ſchienen, fehlte es unſerer Kajüte nicht an komiſchen Scenen, die Lachen erregen mußten. So öffnete eine Woge die kleine Luke über dem Bette des Oberſtlieutenant Phlippowoch und goß ihm einen phosphoriſch leuchtenden Waſſerſtrahl hinein, und als er aufſprang, um ſein Lager von Neuem zu ordnen, ließ er bei dieſer Beſchäftigung ſein Bett mit den Händen los und rutſchte unaufhaltſam bis an die andere Seite des Zimmers. Lange brauchte er darauf, um ſein Lager wieder zu erreichen, und ſo oft er einige Schritte vorwärts gethan hatte, warf ihn ein neuer Stoß des Schiffes wieder zurück; auch konnte ihm Niemand von uns helfen; denn ſo wie einer ſeine Bettwände losgelaſſen hätte, würde es ihm ebenſo ergangen ſeyn.

Viel ſchlimmer noch aber erging es unſerm kleinen Doctor B. Ein natürliches Bedürfniß, gegen das er lange angekämpft hatte, zwang ihn jedoch endlich, ſein Bett zu verlaſſen und ein kleines Gemach zu beſuchen, das ſich neben unſerer Kajüte befand. Nicht ohne große Mühe öffnete er die Thüre deſſelben, die ein neuer Stoß des Schiffes hinter ihm dergeſtalt wieder in's Schloß warf, daß beide Klinken davon flogen. Jetzt hörten wir lange Zeit nichts von ihm; doch glaubte jeder, er liege wieder in ſeinem Bett. Plötzlich ſchrie uns der Oberſtlieutenant mit aller Kraft ſeiner Stimme zu: er höre neben ſich etwas klopfen, könne jedoch nicht begreifen, was es ſey. Jetzt fiel mir auf einmal unſer Doctor bei. Ich rief ſeinen Namen, und als ich keine Antwort bekam, ſprang ich aus dem Bette und lavirte nach der Gegend hin, wo jene kleine Thüre war. Sie war feſt verſchloſſen und wirklich hörte ich hinter derſelben die klägliche Stimme unſeres Freundes, mehrere Male ließ ich mich nun mit dem Rücken gegen die Thüre fallen, bis ſie endlich zuſammenbrach und ich ſo den armen Doctor aus ſeinem Gefängniß erlöſte. Ihm war es indeſſen ſehr ſchlecht ergangen. Die beſtändigen Bewegungen des Schiffes hatten ihn in dem kleinen Gemache wie eine Erbſe in der Schote herumgeſchüttelt und am ganzen Körper braun und blau zerſchlagen. Obendrein hatte das Waſſer an der Einrichtung dieſes geheimen Gemachs etwas zerbrochen und jede Welle führte einen Strom Waſſer hinein, der ſich an der Decke brach und dann auf den Unglücklichen herabfiel.

Ein Bekannter in Conſtantinopel hatte uns geſagt: Wenn Sie einſtens einen Seeſturm erleben ſollten, kann es Ihnen ein Zeichen ſeyn, daß er heftig wird, ſobald die Stühle in der Kajüte umherſpazieren; und ich dachte jetzt lebhaft an ſeine Worte; denn nicht nur die Stühle, ſondern auch unſere ſehr ſchweren Koffer wanderten förmlich auf und ab. Ich lag in meinem Bette auf den Rücken, und jede Schwankung des Schiffes legte mich ſo ſtark auf die Seite, daß ich mich gegen ſtemmen mußte, um nicht auf das Geſicht zu fallen. Dabei waren dieſe Bewegungen äußerſt langſam und ſchwerfällig; das Boot legte ſich, wie ſchon geſagt, ganz auf die Seite und blieb einige Secunden ſo, dann hob es ſich als wie mit vieler Mühe wieder auf. Neben dem großen Spektakel, den Wände und Geräthe in unſerer Kajüte verurſachten, war das Geraſſel und Gepolter auf dem Decke noch ungleich toller. Zwei Kanonen hatten ſich losgemacht und rollten oben auf und ab, bis ſie die Bruſtwehr durchſtoßen hatten und in's Meer gefallen waren. Dabei ſchrien und heulten die Soldaten oben wild durch einander; es war eine ſchreckliche Nacht.

Von Zeit zu Zeit erſchien unſer Nachtrabe und brachte ſchlimme Nachrichten von oben. Gegen zwölf Uhr verkündigte er uns, die Maſchine, welche bei gutem Wetter zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Rotationen in der Minute machte, brächte jetzt kaum drei bis vier zu Stande und könne das Schiff nicht mehr gegen den mächtigen Nordweſtwind halten, und obgleich unſer Cours beinahe ganz Weſt ſey, würden wir doch allen Bemühungen mit Segeln und Steuer zum Trotz ganz ſüdöſtlich getrieben. Hätte uns einer der Schiffsoffiziere dieſe Nachricht gebracht, ſo wären wir vielleicht aufgeſtanden und hätten uns angekleidet, um bei einem etwaigen Unglück gleich bei der Hand zu ſeyn. Doch da uns jener ſtets mit böſen Prophezeihungen heimgeſucht, blieben wir ruhig liegen, hörten aber doch mit wachſender Unruhe den immer mehr zunehmenden Sturm, ſo wie das ſtets heftiger werdende Toſen und Klopfen der Wellen gegen die Schiffswände. — Plötzlich ſchmetterte die hängende Lampe ſo gegen die Decke des Zimmers, daß ſie in kleinen Stücken herabfiel und wir im Dunkeln waren. Ich ſprang aus dem Bette, und war kaum im Stande, zur Thüre zu kommen, um zu ſehen, ob es möglich ſey, ein anderes Licht zu erlangen; doch konnte ich nicht hinaus, indem die Treppe zu unſerer Kajüte, ſo wie der ganze Gang mit türkiſchen Soldaten bedeckt war. Auch drang mir ein ſo unangenehmer Geruch entgegen, daß ich wieder zurücktrat und mein Bett ſuchte. Jetzt aber ward unſere Lage wirklich auf's Aeußerſte unangenehm und beunruhigend. Um uns die dickſte Finſterniß, während wir auf eine nicht zu beſchreibende Art zuſammengeſchüttelt wurden. Der Tiſch in der Mitte unſeres Zimmers brach und ſtürzte um, die Wandgetäfel fielen herab, und der künſtlich zuſammengefügte Boden war aus einander gegangen, ſo daß man ſich bei dem Gehen ſehr in Acht nehmen mußte, um nicht in die entſtandenen Oeffnungen zu treten und den Fuß zu brechen. Ueber uns vermehrte ſich das Poltern der Soldaten und wir hörten ein Getöſe, wie von ſchweren Ketten, die hin und her geſchleudert würden. Dazwiſchen das Rufen und Wehklagen jener Menſchen, die gewiß von Sturm und Regen gewaltig litten, und dennoch im Fall eines Unglücks beſſer daran waren, als wir, indem ſie ſich wenigſtens nach Außen regen konnten, während wir ſo gut wie eingeſchloſſen waren; ein Gedanke, der für mich dieſe Nacht der ſchrecklichſte war. Ging das Schiff unter, ſo konnten wir nicht einmal einen Verſuch machen, uns zu retten, und mußten wie in einem Sacke eingeſchloſſen elend ertrinken. Der Plafond unſerer Kajüte mußte auch gelitten haben, denn zuweilen drang Waſſer von oben herein. Ich für meine Perſon ſpürte ſehr gut die großen dicken Tropfen, die mir auf meine rechte Hand und den Arm fielen und mich auf dieſer Seite in kurzer Zeit durchnäßten. Doch lag ich ganz ruhig und lauſchte nur auf das Rauſchen der Maſchine, das ich von Zeit zu Zeit, doch ſehr undeutlich hörte, indem ich bei mir dachte, ſo lange die Räder gehen, iſt dem Schiffe nichts zugeſtoßen und treibt es noch auf hoher See umher. Man konnte ſehr gut hören, wenn der Andrang der Wellen die Räder für eine Minute oder länger gänzlich hemmte; dann wurde das Ventil an der Maſchine eröffnet oder öffnete ſich von ſelbſt und der Dampf fuhr laut pfeifend mit einer Gewalt heraus, was man trotz des Sturmes deutlich hören konnte.

Dies dauerte ungefähr bis vier Uhr Morgens. Da glaubten wir Alle, die Gewalt des Sturmes habe ſich gelegt und jede Gefahr ſey vorüber, denn die Schwankungen des Schiffs waren weniger heftig und die Wellen lärmten nicht mehr ſo gewaltig wie früher; doch nur einige Augenblicke täuſchte uns dieſe Hoffnung — ein fürchterlicher Stoß von entſetzlichem Krachen des Schiffes begleitet, erſchütterte das ganze Gebäude und warf uns in den Betten hoch empor. Der Baron war der Erſte, der auf den Boden ſprang und mit den Worten: Wir ſind geſcheitert! das ausſprach, was wir kaum zu denken wagten. Vergeblich horchte ich auf das Brauſen der Räder, ich hörte nichts als das Heulen des Sturmes. Das Stoßen des Schiffes hatte eine ganz andere Geſtalt angenommen; es war nicht mehr das Gefühl, von den Wellen hin und her geſchaukelt zu werden, ſondern wir fühlten, daß das Boot feſt ſaß und von der Gewalt des Sturmes rechts und links gegen Steine oder Felſen geworfen wurde. Wie wir nun in den erſten Augenblicken rathlos und thatlos daſtanden, erſchallte die Stimme des langen Agenten durch den Lärmen, der uns durch die Thür zurief: „Messieurs, nous avons échoué au milieu de la mer.“ — Keiner konnte, ohne ſich anzuhalten, aufrecht ſtehen bleiben. Was war zu thun? Jeder wollte ſich natürlich ſo ſchnell wie möglich ankleiden, um auf das Verdeck zu kommen, weil, wenn das Schiff einen bedeutenden Leck erhalten hatte, oder von der Macht der Wellen zertrümmert worden wäre, man ſeine Rettung nur vom Verdeck aus hätte ſuchen können.

Das Erſte, was wir thaten, war, zur Thür hinauszubringen und uns Licht zu verſchaffen. Doch war das wegen der davor liegenden Soldaten keine Kleinigkeit; beſonders jetzt, wo auch ſie wußten, daß uns irgend ein Unglück betroffen. Der Oberſtlieutenant war der Erſte, der unter ſie trat, um draußen nach dem Kellner des Schiffs zu rufen. Die Türken umringten ihn augenblicklich und faßten ſeine Arme und Beine, wobei ſie ihm in ihrer Todesangſt zuriefen: **Effendum Saalam war?** — Herr, iſt noch Rettung? Er beſchwichtigte ſie ſo gut wie möglich, und vermochte ſie, ſich von unſerer Thür zu entfernen und den Kellner hineinzulaſſen, der endlich mit zwei Wachskerzen erſchien.

Nun galt es, aus dem Chaos von Kleidern, Stiefeln, Koffern und ſonſtigen Sachen das Seinige herauszufinden. Es war eine vollkommene Fiſcherei, denn wenn man z. B. glaubte, einen Stiefel zu haben, ſchleuderte ihn ein neuer Stoß des Schiffes in eine andere Ecke. Jeder zog in der Eile an, was er gerade fand, wodurch wir, da unſere Geſellſchaft aus ſehr großen und kleinen Leuten beſtand, auf das Sonderbarſte coſtumirt wurden. Wir verſuchten auf das Verdeck zu kommen und zu ſehen, wo wir ſeyen und was eigentlich mit dem Schiffe vorgegangen; aber die Türken drängten ſich dergeſtalt auf Treppen und Gängen, daß es nur dem Oberſtlieutenant und dem Grafen Szechenyi gelang, hinaufzudringen. Doch konnten ſie nicht gleich zur Thür des Kajütenhäuschens hinaus, indem eine der ſchweren Ketten, die den Schornſtein der Maſchine hielten, zerriſſen war und hin und her geſchleudert wurde. Beide mußten deshalb den Augenblick abwarten, wo ſie längs der Thür flog und dann hinausſpringen. Es war dieſelbe Kette, die ich in der Nacht hatte klirren hören und die, wie wir ſpäter hörten, ſechs Soldaten in der Dunkelheit über Bord geriſſen hatte. Natürlich waren die Unglücklichen ſpurlos verſchwunden.

Unſere beiden Gefährten kamen nach einigen Minuten zurück und berichteten uns, das Schiff ſey allerdings geſcheitert, doch wo wiſſe man noch nicht. Man hoffe jedoch nicht weit vom Lande. Nach einer Viertelſtunde kam der Agent und ſagte; der Capitän glaube in der Bucht von Mudania zu ſeyn und da es zu vermuthen ſtünde, daß die heftigen Wellen das Schiff, welches zwiſchen großen Steinen feſt ſitze, in Kurzem zerſchmettern, ſo mache er Anſtalten, die Manſchaft auszuſchiffen.

Wir kleideten uns etwas ſorgfältiger und betraten alle das Verdeck, um ſelbſt zu ſehen, was für unſere Rettung zu thun ſey.

Welch einen Anblick bot das Schiff! Ungefähr hundert fünfzig Schritt von einem ſchneebedeckten Ufer hing es zwiſchen Felſen und haushohe Wellen warfen es von einer Seite zur andern. Doch nur die Spitze des Schiffes lag feſt, das Hintertheil dagegen tief im Waſſer, und wurde von der Gewalt der andringenden Wellen oft hoch in die Höhe gehoben. Dann fiel es wieder in's Waſſer zurück und drohte durch dieſes immerwährende Aufprellen in der Mitte von einander zu brechen. Jede Planke, jedes Holz ächzte, die Taue der Maſten, von denen einer zerbrochen war und das Schiff mit Segeln und Tauwerken bedeckte, pfiffen durch die Luft und Niemand konnte aufrecht ſtehen bleiben. Dabei das dichteſte Schneegeſtöber, das uns im Verein mit den ungeheuren Spritzwellen, die jeden Augenblick über das Verdeck rollten, in wenigen Minuten durchnäßt hatte und ganze Klumpen Eis des auf dem Meer zuſammengeballten Schnees über uns warf. Nie hab' ich ſpäter ähnliche Wellen geſehen. Donnernd brachen ſie ſich an den Wänden des Schiffs und fuhren daran empor, nicht ſelten über dem Schornſtein zuſammenfallend.

Die Soldaten, um ſich aufrecht zu erhalten, hingen an der rechten Seite des Schiffes in dichten Reihen an einander. Die erſten hatten das Geländer und die Taue erfaßt, und die folgenden hielten ſich an dieſen. Doch kam dann und wann ein Stoß, der dieſe Menſchenkette aus einander riß und einen Theil der Soldaten mit unglaublicher Gewalt gegen die andere Flanke warf, wo ſie ſich dann mit erſtarrten Händen und klappernd vor Froſt wieder feſt zu halten ſuchten. Das Verdeck war ganz bedeckt mit Waffen, Kochgefäſſen und irdenen Geſchirren, aufgeweichtem Zwieback und verſchiedenen Sachen der Soldaten, als Pfeifen, Teppiche ꝛc. Die Wellen ſtürmten mit gleicher Heftigkeit noch immer gegen die linke Seite des Boots. Von Weitem ſah man ſie heranrollen, langen Reihen ſchwarzer Pferde gleich, auf denen der weiße Schaum coloſſale Reiter bildete, die einen Chock auf unſer Schiff machten. Immer größer wurden ſie und immer lauter das Getöſe, mit welchem ſie näher kamen.

Ehe der Capitän Anſtalten zu unſerer Rettung traf, hatten ſich fünf türkiſche Soldaten auf eigene Fauſt aber auf eine ſehr verwegene Art vom Schiffe entfernt. Sie ſprangen in eines der Boote, die an der Seite des Schiffes hingen, zogen ihre Meſſer, ſchnitten zugleich die vier Taue, die es hielten, ab, und ließen ſich in das brauſende Meer fallen. Eine Zeit lang glaubten wir ſie wirklich verloren; denn die Wellen riſſen ſie im Kreiſe herum und drohten, das kleine Boot umzuſchlagen. Bald jedoch warfen ſie es nach dem Ufer zu, die Soldaten ſprangen heraus und liefen, ohne ſich weiter um uns und das Schiff zu bekümmern, ſchleunigſt davon.

Nach langen Berathſchlagungen, wie es möglich ſey, ein Tau an's Ufer zu befeſtigen und ſo eine Art von Brücke zu bilden, wagte einer der Matroſen ſein Leben, um dieſen Plan auszuführen. Er band ſich einen dünnen Strick, der einige hundert Schritte lang war, um den Leib, und ſprang vom Boogſpriet aus in's Meer. Nicht ohne Beklemmung und Angſt ſahen wir ihm zu, ſahen, wie die Wellen ihn zuerſt herumdrehten und es lange dauerte, bis er ſeine Hände und Füße gebrauchen konnte, um vorwärts zu ſchwimmen. Kräftig und gewandt arbeitete er ſich bis auf vielleicht fünfzig Schritte vom Ufer, wo ihn die Brandung auf's Neue erfaßte und wir ihn und uns mit verloren glaubten. Mehrmals warfen ihn die Wellen bald zurück, bald gegen die Felſen des Ufers, ſo daß wir glaubten, die Rippen müſſen ihm zerbrechen. Endlich faßte ihn eine größere Welle und führte ihn hoch auf den Strand, wo er gewiß eine Viertelſtunde wie todt liegen blieb. Mit welchen Gefühlen wir dies Alles vom Schiffe aus anſahen, kann ſich jeder leicht vorſtellen. Schon war es ſehr ſchwer geworden, einen der Matroſen zu dieſem erſten Verſuche zu bewegen und den Verunglückten vor Augen würde kein Zweiter denſelben Weg gemacht haben. Glücklicher Weiſe aber war er nicht todt, ſondern fing langſam an, ſich zu bewegen. Doch dauerte es noch einige Minuten, ehe er ſeine ganze Beſinnung wieder hatte und wußte, wo er ſich befand. Dann ſtand er auf, zog den Strick nach ſich, an welchen man unterdeſſen ein dickeres Tau gebunden hatte, befeſtigte dies an zwei Olivenbäume, die glücklicher Weiſe am Ufer ſtanden, und bildete ſo eine, wenn gleich unſichere Verbindung mit dem Lande. Die Mitte dieſes langen Taues hing durch ſeine eigene Schwere tiefer als die beiden Enden und die vom Ufer abprallenden Wellen ſchlugen hoch über dieſelbe zuſammen; ein Umſtand, der das Hinüberklettern noch mehr erſchwerte.

Obgleich ein zweiter Matroſe auf dieſem Taue glücklich an's Ufer kam, wollte doch keiner der Türken zuerſt den gefährlichen Weg verſuchen. Wir drängten uns durch die Maſſen der Soldaten bis vornen zum Boogſpriet und nahmen die ſtark ſchwankende Brücke in Augenſchein. Der Oberſtlieutenant war der Erſte, der ſich hinaufwagte und mit Lebensgefahr hinüber kam. In der Nähe des Ufers, vielleicht betäubt von den über ihn ſtürzenden Wogen, ließ er das Tau zu früh los und würde wahrſcheinlicher Weiſe ertrunken ſeyn, wenn nicht die beiden Matroſen ihm entgegen geſprungen wären und ihn herausgezogen hätten. Der Zweite war unſer Baron, der, ungemein geſchickt in allen gymnaſtiſchen Uebungen, äußerſt ſchnell und glücklich hinüber kam. Dann folgte der Graf Szechenyi, der ebenfalls das Land glücklich erreichte, und nach dieſem wollte ich mein Heil verſuchen. Schon ſtand ich oben auf einem Anker, wo das Tau angebunden war, und wollte mich eben hinablaſſen, als ich mich von mehreren Seiten und unter wildem Geſchrei von den Türken angefaßt fühlte. Da ich nicht wußte, was dieſe Kerls wollten, verſuchte ich es, meine Arme los zu machen und zog eine Piſtole aus dem Gürtel, nicht um auf die Türken zu ſchießen, da ſie ganz naß war, ſondern nur um ihnen auf die Köpfe und Hände zu klopfen, damit ſie mich loslaſſen ſollten. Doch wurde das Geſchrei hierdurch noch größer und nach ihren wilden Blicken konnte ich fürchten, ſie würden mich ohne Weiteres in's Meer werfen. Auch riefen mir ein Paar von den Matroſen auf Italieniſch zu, ich möchte ja meine Piſtole einſtecken, was ich that. Hierauf riſſen mich die Türken gleich von meinem Anker herunter und mehrere gaben mir durch Worte und Pantomimen zu verſtehen, ſie wollten nun zuerſt hinüber und wir Giaurs könnten warten, bis ſie gerettet ſeyen. Wir ſeyen ohnedies Schuld daran, daß ſie in den Krieg müßten. Was war zu thun? Mit dieſer zügelloſen Bande, die durch das Unglück der vergangenen Nacht, durch Sturm und Unwetter noch mehr aufgereizt war, ließ ſich nicht ſpaſſen. Wir zogen uns alſo mit den Matroſen auf das Hintertheil des Schiffes zurück und ließen die Soldaten ihr Heil verſuchen.

Eben ſo rathlos wie wir auf dem Verdecke ſtanden, waren unſere Freunde am Lande. Die ganze Gegend war fußhoch mit Schnee bedeckt und zeigte kein Haus, keinen Weg noch Steg. Der Baron zeigte uns vom Ufer her durch Pantomimen an, ſie wollten den Strand entlang gehen, um zu ſehen, ob nicht ein Dorf oder ſonſt menſchliche Wohnungen in der Nähe ſeyen.

Unterdeſſen begannen die Soldaten nicht zu ihrem Heil die Rutſchparthie nach dem Lande zu. Als ſie geſehen, daß unſere drei Freunde ſo glücklich hinüber gekommen waren, glaubten ſie, die Sache ſey nicht ſchwer und fingen an, es nachzumachen. Einige kletterten an das Tau und rutſchten hinab, doch wo es, um an's Ufer zu gelangen, galt, wieder in die Höhe zu klettern, verließ die Meiſten Kraft und Muth. Sie ließen die Beine los und hingen nun mit ausgeſtreckten Armen, jämmerlich um Hülfe rufend, über den tobenden Wellen, die von Zeit zu Zeit hoch über ihren Köpfen zuſammen ſchlugen; ein gräßlicher Anblick. Viele wurden von den ſchon am Ufer befindlichen Matroſen gerettet, mehrere aber ertranken vor unſern Augen, indem das tückiſche Meer ſie keine zehn Schritte vom Lande lange herumrollte und endlich als Leiche auf den Strand warf.

Nach Verlauf einer ſtarken halben Stunde kamen unſere Freunde zurück, zeigten uns an, ſie haben nichts gefunden und wollten jetzt ihr Heil in der entgegengeſetzten Richtung verſuchen. Wenn ſie im Verlauf einer Stunde nicht zurück wären, ſollten wir ohne Weiteres ihren Fußtapfen, die wir im Schnee leicht ſehen könnten, folgen. Es koſtete viele Mühe, ehe wir uns Zeichen und einzelne Worte auf dieſe Art verabreden konnten.

Sehr langſam ging während dieſer Zeit die Ausſchiffung von Statten, und da uns, wie oben ſchon erzählt, die Türken nicht an das Tau kommen ließen, ſo gingen wir in die Kajüte zurück, um ruhig die Zeit abzuwarten. Doch kann ſich hier Niemand unſere Lage denken. Durchnäßt waren wir bis auf die Haut und das Schiff wurde bei jedem Wellenſchlage ſo erſchüttert, daß ich mich unter eins der Betten klemmte, um nicht jede Minute hin und her geſchleudert zu werden. Die Thüren ſprangen von ſelbſt auf und zu, die Schellen in den Zimmern klingelten, als würden ſie mit Macht gezogen und in Wände und Fußböden riſſen große Spalten. Tiſche, Stühle und unſere Effecten lagen, einen unordentlichen Haufen bildend, zertrümmert durch einander.

Nach Verlauf einer Stunde ging ich wieder hinauf, um zu ſehen, ob noch viele Soldaten droben ſeyen. Es waren wenigſtens noch zwei bis dreihundert auf dem Verdeck. Auch hatte ſich das Schiff mit der Spitze etwas dem Lande genähert und das Tau hing faſt ganz im Waſſer, konnte auch nicht wieder ſtraffer geſpannt werden, da die Schiffswinden zerbrochen waren. Jetzt war das Hinüberklettern noch gefährlicher geworden, weshalb der Capitän den großen Maſt hatte kappen laſſen und zur Seite in's Meer ſtellen, ſo eine neue Brücke zur Rettung bildend. Der Maſt ging vielleicht bis auf achtzig Schritt vom Schiffe, und die Türken ſetzten ſich rittlings darauf und rutſchten hinab. Unten mußten ſie dann warten, bis die in's Meer zurückkehrenden Wellen die Felſen ein wenig entblößten. In dieſem Augenblick ſprangen die Leute in's Waſſer, das ihnen nur bis zur Bruſt ging und mußten dann ſo ſchnell wie möglich eilen, das Ufer zu gewinnen. Nie hab' ich Menſchen geſehen, die mehr den Kopf verloren hatten, als dieſe Türken. Einige hielten ſchon in der Mitte des Maſtes an und ſprangen trotz allen Zurufungen in die Wellen, die ſie dann ſogleich mit fort nahmen. Andere ließen den Baum in dem Augenblick los, wo die Brandung wieder kehrte, wurden von ihr erfaßt und ertranken. In Allem mochten heut etliche zwanzig Menſchen ertrunken ſeyn.

Gegen vier Uhr Abends war endlich die Zahl der ſich noch am Bord befindlichen Soldaten ſo gering, daß wir Europäer allenfalls mit Gewalt zum Maſte durchbringen konnten. Das Einzige, was ich von unſern Effecten mitnahm, war der Nachtſack des Baron, der die ganze Reiſekaſſe enthielt. Zerſchellte auch das Schiff während der

Nacht, ſo waren wir doch wenigſtens mit Geld verſehen. Wir beſtiegen nun den Maſtbaum und ſahen, daß das Hinabrutſchen hier eben ſo unangenehm und gefährlich war, wie früher an dem Tau. Die Bewegung des Schiffes war ſo ſtark, daß ich, ſchon ungefähr drei Fuß tief hinabgeklettert, von einem ſtarken Stoß wieder an zwei Fuß über das Verdeck gehoben wurde. Unten angekommen, galt es, genau den Augenblick abpaſſen, wo man ſich loslaſſen mußte, um nicht in's Meer geriſſen zu werden. Doch kamen wir Alle, freilich von Neuem durchnäßt, mit dem Geldſack am Ufer an.

Da ſtanden wir nun an dem kahlen Ufer, durchnäßt, hungrig und halb erfroren: Vor uns lag das ſchöne Schiff auf ſpitzigen Felſen wie eine zerbrochene Nußſchaale und die gierigen Wellen leckten über das ganze Verdeck und ſuchten überall in die Luken und Fenſter zu dringen. Es kam mir vor, wie der Leichnam eines rieſigen Thiers, das geſtern noch munter ſein Element, das Waſſer, durchſchnitt. Jetzt liegt es todt am Strande, ſein Athem brauſt nicht mehr ſtolz in die Lüfte hinauf und ſeine Glieder, die Räder, ſind unbrauchbar geworden und zerbrochen.

Das ganze Meer, ſo wie der Himmel, war in ein ſchmutziges Gelb gekleidet und lange Nebelſtreifen zogen über die Wellen und das Schiff — traurige Leichentücher, die uns geſtern Abend ſchon warnend erſchienen waren. Am Ufer um uns her lagen viele Leichen der Soldaten, die heute umgekommen waren; einige wurden von ihren Freunden und Bekannten eingeſcharrt, Andere blieben liegen, halb vom Seewaſſer beſpült, und es fand ſich Niemand, der ihnen den letzten Liebesdienſt erzeigte.

Die Richtung, in der unſere Freunde gegangen und nicht wieder zurückgekehrt waren, ſchlugen auch die meiſten Soldaten, ſo wie ſie den Boden betraten, in vollem Laufe ein. Es ſchien mir, als ſeyen einige von ihnen hier bekannt.

Wir folgten ihnen und kamen nach Verlauf einer halben Stunde an eine Olivenpflanzung, durch welche die Fußtapfen der uns Vorangegangenen führten. Aeußerſt beſchwerlich und unangenehm war der Weg, den wir zu machen hatten. Der Schnee war oft zwei Fuß hoch und der Boden darunter ſo uneben, daß man bei jedem Schritte fürchten mußte, zu ſtürzen. Bald jedoch kamen wir auf einen gebahnteren Weg, der durch Weingärten führte, woraus wir mit Freuden erſahen, daß wir bald in die Nähe von menſchlichen Wohnungen kommen müßten. Jetzt erreichten wir einen Brunnen, wo ſich mehrere unſerer Leidensgefährten gelagert hatten, um einen Trunk friſchen Waſſers zu ſich zu nehmen. Dann bogen wir um einen Hügel und ſahen vor uns ein kleines Dorf, es hieß Armudkoi — Birnendorf — liegen, auf das wir, obgleich es ſehr ärmlich ausſah, mit ſchnelleren Schritten zugingen.

Im Eingang deſſelben kam uns einer unſerer Matroſen entgegen, den der Baron hinausgeſchickt hatte, um nach uns zu ſehen und uns in das Haus zu bringen, welches ſie gefunden. Unter den ſchlechten Häuſern dieſes Dorfs war das unſere ohne Widerrede das erbärmlichſte. Es beſtand aus einem einzigen Zimmer, das zwanzig Fuß lang und vielleicht fünfzehn breit ſeyn mochte, hatte zwei kleine Fenſter und das Mobiliar beſtand aus einem hölzernen Divan, der längs einer Wand lief, ähnlich den, wie wir ſie in Stambul in den Kaffeehäuſern und ärmlichen Barbierſtuben geſehen. Wir fanden unſere Freunde in einer wirklich komiſchen Lage. In der Mitte dieſes Gemachs auf dem Boden ſtand ein großer Mangahl, um den alle ſaßen und beſchäftigt waren, ihre Kleider zu trocknen, da aber jeder augenblicklich nur das beſaß, was er auf dem Leibe trug, ſo wurde Stück für Stück heruntergezogen, über das Feuer gehalten, und nachdem es nothdürftig getrocknet war; wieder angelegt. So war der

Eine ohne Rock, ein Anderer ohne Hoſen und ein Dritter hielt gar ſein Hemd über das Feuer, wie wir eintraten. Alle freuten ſich ſehr bei unſerm Anblick und gaben uns den größten Platz um den Mangahl frei, um auch unſere ganz naſſen Sachen etwas zu trocknen. Wir befanden uns wirklich in keiner beneidenswerthen Lage. Den ganzen Tag hatten wir nichts gegeſſen und hatten auch jetzt noch keine Ausſicht, etwas zu bekommen. Ganz durchnäßt waren wir und das kleine Kohlenfeuer reichte nicht hin, uns zu trocknen und zu erwärmen. Auch brach der Abend herein und wir erhielten mit Mühe ein kleines Stümpchen Talglicht, um unſern Salon zu erleuchten. Ein Paar von den Matroſen und der Kellner des Schiffs, die auch bei uns einquartirt waren, gingen in das Dorf, um zu ſehen, ob ſie nicht irgend etwas Eßbares auftreiben konnten. Wirklich kamen ſie auch nach einiger Zeit mit etwas Reis zurück, den ſie irgendwo gekauft. Das ganze kleine Dorf lag voll unſerer Soldaten und die Einwohner waren bei ihrer Ankunft größtentheils geflohen. Reis hatten wir alſo, eine Schüſſel fand ſich bei näherer Nachſuchung auch vor und einen Braten führte uns das verſöhnte Schickſal ebenfalls zu. Eine große Gans nämlich trieb ſich längere Zeit vor unſerer Thür herum und näherte ſich endlich ſo unvorſichtig, daß einer der Matroſen ſie am Hals faſſen konnte und hereinzog. Noth kennt kein Gebot. Das Thier wurde als gute Beute erklärt und zugleich mit dem Reis gekocht. Selten oder nie bin ich mit größerem Heißhunger über eine Schüſſel hergefallen, als hier. Allen erging es aber ſo, und das Gefäß war ſchon beinahe zu drei Theilen leer, ehe unſer Appetit ſo weit geſtillt war, daß wir uns über den Geſchmack des Genoſſenen Rechenſchaft geben konnten. Mir kam vor der Pillau ſchmecke etwas nach Seife, und kaum hatte ich meine Vermuthung ausgeſprochen, ſo ſtimmten mir die Andern bei. Und wir hatten Recht, denn bei näherer Betrachtung ergab es ſich, daß der Kellner den Reis in einer großen Bartſchüſſel gekocht hatte, die er in einem Winkel des Gemachs aufgefunden; wir befanden uns, wie wir ſpäter erfuhren, in der öffentlichen Barbierſtube des Dorfes.

Mit dem Capitän, den Offizieren, mehreren Matroſen und Kellnern waren wir zu vierzehn Mann hier einquartirt, wonach man ausrechnen kann, daß zum Schlafen auf jeden nicht viel Raum kam. Wir mußten wie die Pickelhäringe zuſammengedrängt liegen, was den Nutzen hatte, daß wir nicht gar zu ſehr froren; denn es wurde in der Nacht unangenehm kalt. Vor dem Einſchlafen hatten wir verabredet, ein Theil von uns ſolle am nächſten Morgen, wenn das Unwetter etwas nachgelaſſen habe, mit einigen Pferden, die ſich allenfalls wohl auftreiben ließen, an Bord zurückkehren, um nachzuſehen, was von unſern Effecten gerettet werden könnte.

Am Morgen ſehr früh, es war noch ganz dunkel, ging der Baron und der Maler F. mit mehreren von der übrigen Geſellſchaft nach dem Meere, um zu ſehen, was auf dem Schiffe zu machen ſey. Wie ſie an den Strand kamen und das Schiff in dunkeln Umriſſen vor ſich ſahen, bemerkten ſie zu ihrer größten Verwunderung, daß ſich viele Lichter auf demſelben hin und her bewegten. Das Meer war indeſſen viel ruhiger geworden und geſtattete ihnen durch die Radkaſten, die ſammt den Rädern ganz aus dem Waſſer hervorſahen, hinauf in das Schiff zu ſteigen. Hier bot ſich ein überraſchender Anblick dar. Einige zwanzig Türken waren mit Lichtern in den Händen beſchäftigt, Kiſten und Kaſten zu erbrechen, um ſich die Sachen, die ihnen gefielen, anzueignen. Daß unſere Freunde ſie in dieſem angenehmen Geſchäft augenblicklich ſtörten, war natürlich, und wenn dieſe edlen türkiſchen Soldaten nicht im Allgemeinen ſo ausgezeichnet feig wären, hätte es zu einem ernſtlichen Handgemenge kommen können. So aber ließen ſie beim Anblick der Franken ihre Beute fahren oder ſprangen mit einzelnen Stücken, die ſie in der Hand hielten, geradezu in das jetzt ſchon viel ſeichter gewordene Meer, um doch etwas von ihrem Raub davon zu bringen. Glücklicher Weiſe waren unſere Koffer, da ſie für die lange Reiſe dienen ſollten, außerordentlich ſtark und feſt gebaut, weshalb es dieſen Räubern nicht ſogleich gelang, ſie zu erbrechen. Einige der Türken, die bei dem erſten Anlauf ſich in die Kajüte gerettet hatten, wurden da hinausgeprügelt und mußten ſich zu einem Sprung in's Meer entſchließen, was ſie auch meiſtens gutwillig thaten, eine Taufe, die dieſen heilloſen Kerls wohl zu gönnen war.

Da es dem Kapitän gelang, einige Pferde zu erhalten, ſo wie auch manche von den Einwohnern aus Neugierde mit an's Schiff liefen und ſich dann ſpäter durch ein kleines Trinkgeld gern bereitwillig finden ließen, etwas von unſern Effecten nach dem Dorfe zu ſchleppen, ſo waren bald alle unſere Sachen aufgeladen und noch vor Mittag kehrten unſere Freunde damit zurück. Auch hatten ſie nicht verſäumt, von den Speiſevorräthen und den vorhandenen Weinen ſo viel zu retten, wie möglich war, weshalb wir aus der bittern Armuth von geſtern uns auf einmal zu einem ſolchen Wohlleben erhoben ſahen, daß wir die armſeligen Einrichtungen unſeres Locals ziemlich vergaßen. Wir hatten Thee, Kaffee, alle möglichen in- und ausländiſchen Weine, Fleiſch, Geflügel und hiezu alle nöthigen Geſchirre, ſo daß wir heute Abend ein glänzendes Souper machten.

Bis jetzt hatten wir noch nicht Zeit gehabt, über unſere Zukunft nachzudenken, d. h. wohin wir uns von hier wenden ſollten und auf welche Weiſe. Nach Conſtantinopel zurück, war was das Erſtere betraf, natürlich der einſtimmige Vorſchlag; jedoch hinſichtlich des Zweiten, die Art, wie wir dahin kommen ſollten, waren die Meinungen getheilt. Einige meinten, man müſſe von dem geſtrandeten Schiffe von Zeit zu Zeit Nothſchüſſe thun, um dadurch vielleicht ein anderes herbeizuziehen. Andere glaubten, wir könnten uns vielleicht einem großen Fiſcherboot anvertrauen, und mit ihm längs der Küſte nach Stambul fahren, was aber ſehr lange gedauert haben würde. Ein dritter Vorſchlag war, einen Reitenden nach Scutari zu ſchicken, der dem k. k. öſtreichiſchen Internuntius unſere Lage mittheilen ſollte und abwarten, was dieſer für uns thun könnte. Der Baron endlich ſchlug zuletzt noch einen andern Ausweg vor, der als der beſte auch feſtgehalten und ausgeführt werden ſollte, nämlich den, im Fall es möglich ſey, Pferde anzuſchaffen, ſelbſt nach Scutari zu reiten, was man wohl in drei Tagen von hier abmachen konnte, und von da nach Kräften für die zurückgelaſſenen Matroſen und Effecten zu ſorgen.

Der Schech des Dorfes wurde herbeigeholt, zum Abendeſſen eingeladen, und nachdem er ſich's hatte gut ſchmecken laſſen, befragte man ihn, ob es ihm möglich ſey, für uns Pferde zu einem Ritt nach Scutari anzuſchaffen. Anfänglich machte er Schwierigkeiten und verſicherte, die meiſten Einwohner ſeyen in's Gebirge geflohen und würden wahrſcheinlich nicht eher zurückkehren, bis die Soldaten und wir abgezogen ſeyen; auf keinen Fall aber würde man ſie dazu vermögen können, ihre Pferde zu unſerem Gebrauche herzugeben. So ſprach anfänglich der Schech. Aber nachdem ein paar Gläſer Champagner ihre Wirkung gethan hatten, wurde er umgänglicher und ſagte, für einen hohen Preis würden ſich doch vielleicht einige entſchließen, ihre Thiere herzugeben.

Bald darauf entfernte er ſich mit dem Verſprechen, er wolle ſehen, was ſich thun laſſe, kehrte aber den Abend nicht wieder zurück.

Die langen kalten Nächte ohne Betten, Teppiche oder Decken zuzubringen, war das Unangenehmſte von der ganzen Geſchichte. Auch waren wir Alle mehr oder minder erkrankt; denn die Näſſe, worin wir einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hatten zubringen müſſen, hatte uns ſammt und ſonders ſtark mitgenommen. Einer klagte über Kopfweh, der Andere über Zahnweh, jener hatte Uebelkeiten, dieſer ein entſetzliches Bauchgrimmen, Alles Klagen, die dann erſt lauter gehört wurden, wenn ſich der Schleier der Nacht auf unſere armſelige Behauſung ſenkte und die Härte der Pritſche und des Bodens das Ihrige dazu beitrugen, alle jene Leiden doppelt fühlbar zu machen.

Wie gerädert ſtand man am andern Morgen auf, und es dauerte eine ziemliche Zeit, ehe man ſich von den Strapazen der Nacht erholen konnte. Trotz allem dieſem Elend wurde viel gewitzelt und gelacht und beſonders war es Graf Szechenyi, der die drolligſten Geſchichten anfing. Er hatte einen Bedienten, mit Namen Hanſel, der früher Fiaker in Wien geweſen war, ein ehrlicher treuer Oeſtreicher, der ſeinen armen Herrn ſpäter in Damaskus bis zum letzten Augenblicke pflegte. Beide gaben uns viel Stoff zum Lachen. So machte der Graf z. B. faſt täglich zum Scherz Toilette, wobei ihm Hanſel aſſiſtirte, als ſeyen ſie in ihrem Palais zu Wien; Abends lud er uns zum Thee ein und machte auf einem großen Steine ſitzend in beſter Art die Honneurs des Hauſes.

Am zweiten Tag erſt gegen Mittag kam der Scheich wieder zu uns und verſicherte, er habe zwölf Pferde für uns gefunden, wofür er aber einen entſetzlichen Preis verlangte. Aber was war zu thun? Wir hätten im Nothfalle das Doppelte und Dreifache bezahlt, um nur dies Neſt verlaſſen zu können. Den Nachmittag brachten wir damit zu, unſere Sachen zu packen und unſere Kleider wieder etwas in Stand zu ſetzen, wobei der Baron ganz zufällig das Glück hatte, ſeine ungariſche Bunte, die vom Schiffe geſtohlen war, zurückzuerhalten. Er ſtand nämlich in dem Augenblick an der Thür, wo ein türkiſcher Lieutenant vorüber ging, der den Pelz über die Schulter geſchlagen hatte und ganz ruhig damit paradirte. Natürlich wurde er gleich angehalten und einer der Matroſen verdolmetſchte ihm, der Mantel, den er trage, gehöre jenem Franken und er ſolle ſagen, wo er ihn her habe, worauf der Lieutenant ganz ruhig erwiderte, er habe ihn nicht weit von hier in einer Scheune gefunden, wo noch mehr dergleichen Sachen lagen. Wir gingen augenblicklich dahin und fanden wirklich noch verſchiedene Kleinigkeiten, die wir bisher vermißt, als Stiefel, Ueberröcke, lange Pfeifen ꝛc. alle Sachen, die nicht in Koffern verſchloſſen waren, ſondern offen in der Kajüte lagen. Wie ſie hieher in die Scheune kamen, konnte uns Niemand ſagen.

Der Schech hatte uns für den folgenden Morgen ſehr früh die Pferde verſprochen, weshalb wir mit der Dämmerung reiſefertig waren und ihn erwarteten. Er kam auch, aber allein, und verſicherte auf unſere heftigen Fragen, wo die Pferde blieben, Gott wiſſe, daß er die Wahrheit ſpreche, aber zu unſerem eigenen Beſten dürfe er uns die Pferde nicht geben. In der Nacht ſeyen von den ſechshundert Mann, die mit uns Schiffbruch gelitten hatten, zweihundert fünfzig deſertirt, die uns theilweiſe wahrſcheinlich auf dem Wege zwiſchen hier und Scutari auflauern, überfallen und berauben würden. Wir mochten dem Schech noch ſo viele Gegenvorſtellungen machen, und ihn verſichern, wir würden die Sache ganz auf uns nehmen, wir fürchteten uns nicht vor dieſen Leuten, es half nichts, er blieb dabei, er dürfe uns keine Pferde geben, indem ihn Gott hart beſtrafen würde, wenn er uns Fremde ins Unglück rennen ließe. Ob der Schech in der That dieſe muſterhaften Geſinnungen hatte oder ob er uns keine Pferde geben wollte, blieb uns ein Räthſel, das, wie ſo vieles Andere erſt dann offenbar werden wird, wenn die Todten auferſtehen. Bei dieſen Ausſichten hätten wir Gott weiß wie viel Tage noch in dieſem elenden Neſt zubringen können, wenn man nicht in Conſtantinopel, wohin ſich ſchon am zweiten Tag nach unſerem Unglück — wie? haben wir nie erfahren — das Gerücht verbreitet hätte, der Seri-Pervas ſey in der Bucht vor Mudania geſcheitert, gleich Anſtalt zu unſerer Rettung getroffen hätte.

Am folgenden Morgen waren wir Alle eigenhändig mit der Zubereitung unſeres Frühſtücks beſchäftigt, als plötzlich ein Paar türkiſche Lieutenants, die ſich am Meere umher trieben, mit dem Geſchrei; „Vapore! Vapore!“ ins Dorf und in unſere Stube ſtürzten. Wir ſprangen Alle überraſcht auf, ließen unſere Beſchäftigung liegen und eilten an den Strand. Gott weiß, in meinem Leben hat mich der Anblick eines Dampfbootes nicht ſo erfreut, als das, was die Türken uns angezeigt und das ſich rauchend und brauſend dem Lande näherte. Wir tanzten vor Freude auf dem Sand herum und winkten mit unſern Tüchern dem Capitän der auf dem Radkaſten ſtand, freudig entgegen. Jetzt ließ das Dampfboot die Anker fallen und ein Boot ſtieß ab, in dem ſich ein Offizier befand, der uns meldete, daß das Dampfboot es war der Lodovico — durch den k. k. Internuntius, Baron von Stürmer, abgeſandt ſey, uns zu holen. Wir flogen ins Dorf zurück, packten unſere Sachen zuſammen und befanden uns in kurzer Zeit am Bord des Lodovico, wo wir uns behaglich auf die weichen Kiſſen ausſtreckten. In fünf Stunden erreichten wir Conſtantinopel und kletterten den ſteilen Hügel von Pera hinauf zum Gaſthof unſerer freundlichen Madame Balbiani, die uns mit Thränen in den Augen und herzlicher Freude empfing.

Am andern Tage waren wir mehr oder minder krank; doch hatten wir nicht lange Zeit im Bette zu bleiben, denn ſchon am Mittage hieß es, ein anderes Dampfſchiff gehe morgen nach Smyrna und würde uns, diesmal aber ohne Soldaten, mitnehmen. Wir hatten kaum Zeit, unſere zu Grunde gegangenen Effecten wieder etwas herrichten zu laſſen, denn ſchon am andern Nachmittag um drei Uhr gingen wir wieder an Bord, diesmal unter günſtigeren Auſpicien. Das Wetter hatte ſich wieder aufgeklärt und von dem Schnee, der uns bei unſerer erſten unglücklichen Seefahrt zum Abſchiede geleuchtet, war nichts mehr zu ſehen. Auch hatten wir, wie ſchon geſagt, diesmal Platz genug auf dem Schiffe, und brauchten nicht wieder nach Scutari zu ſegeln, um das Verdeck mit türkiſchen Soldaten anfüllen zu laſſen.

Fahrt durch den Archipel.

Zweite Abreiſe von Conſtantinopel. — Odun Kapuſſi. — Die Dardanellen. — Der Crescent. — Die Ebene von Troja. — Die joniſchen Inſeln. — Smyrna. — Der Maſtuſiaberg. — Rhodus: Die Stadt. Die Allerheiligenkirche. Strada dei Cavalieri. — Marmariſſa mit der engliſchen und öſtreichiſchen Flotte. — Cypern.

Steig auf, o Morgenlicht! Kommt her, naht Alle,
Doch laßt die ſtillen Urnen unverſehrt;
Hier iſt der Friedhof eines Volks, die Halle
Von Göttern, die kein Opferrauch mehr ehrt;
Denn Götter ſelbſt vergeh'n! — kein Glaube währt. —

Byron. Childe Harold

Hinter dem Rieſenberge auf dem aſiatiſchen Ufer des Bosphorus erhob ſich der Mond und beleuchtete dort das Grab des Herkules, als unſer Schiff die Stadt zum Abſchied mit einem Kanonenſchuß begrüßte, die Anker aufwand und langſam wendend die dunkelblaue Fluth mit den Schaufelrädern theilte und aufwühlte. Es war ein herrlicher Abend. Ich ſtand am Steuerruder und ſchickte meine letzten grüßenden Blicke nach der majeſtätiſchen Stadt und dem Maſtenwald des goldenen Horns. Ach, dieſe Stadt hat ſo etwas phantaſtiſch ſchönes. Alle ſieben Hügel, worauf ſie gebaut iſt, zeichnen ſich aus der Ferne deutlich ab, ſind mit den bunt angeſtrichenen Häuſern bedeckt, aus denen, gleich Tulpen und Lilien aus einem Moosgrunde, die vergoldeten Kuppeln und Minarets der zahlreichen Moſcheen, ſo wie die große dunkle Cypreſſe, dieſer majeſtätiſche Baum ſich erheben. Wie windet ſich das klare Waſſer des Hafens ſo ſchön durch die

Häuſermaſſen hindurch, ein wirkliches goldenes Horn, ein Füllhorn; denn ſammelt ſich nicht in den tauſend Schiffen, die ſich auf ſeinem grünen Rücken ſchaukeln, Alles, was der Orient und Occident Koſtbares hervorbringt, um es dann zu den Füßen Europa's auszugießen!

Leb' wohl, Stambul! wahrſcheinlich ſeh' ich dich zum letzten Mal, die Nacht ſenkt ſich auf dich herab, wie das Leichentuch auf eine theure Verſtorbene. Ich nehme noch einzeln Abſchied von der hehren Aja Sophia, von Pera und Galatha, wo wir ſo oft landeten, und von Topchana mit dem hölzernen, ſtattlich ausſehenden Palais des Großherrn. Einen ſchüchternen Blick ſchickte ich nach dem alten Serail, denn unſer Schiff fuhr gerade längs dem ſtets verſchloſſenen Thor Odun Kapuſſi. Ich glaubte die verhängnißvolle Kanone durch die Nacht glänzen zu ſehen, die zuweilen ihren metallenen Mund öffnet, und es den Wellen anſagt, wenn ſich dieſe Pforte aufthut, und man eines jener unglücklichen Weiber hinaustrug, welches, durch die Anklage der Eunuchen verdächtig geworden, hier in dem weiten Meer ein weites kaltes Grab fand — und neben dieſem Thor tönte aus dem ſchönen Kiosk laut Muſik und Geſang; dort tanzten die Sultaninnen und Odalisken vor ihrem Herrn und liebkoſten ihm, während eine ihrer Schweſtern langſam, langſam unterſinkend, ihm fluchte. — Daß Tod und Leben ſtets ſo nah' neben einander wandeln! ein Gedanke, der einem nie ſo nahe tritt, wie bei einer Meerfahrt, wo man von dem tückiſchen Element nur durch eine dünne Bohle geſchieden iſt; doch muß ich geſtehen, daß mich dieſe Idee nicht ſonderlich beunruhigte, obgleich ich und meine Gefährten ja noch vor wenigen Tagen die Kraft und Gewalt des Oceans, ſo wie die Schwäche und Hülfloſigkeit ſelbſt eines großen Schiffes erfahren hatten.

Das Dampfſchiff, auf dem wir heute fuhren, der Creſcent (Halbmond), hatte einen ſo guten Ruf, und war ſo vielen Gefahren und Stürmen ſtets glücklich entgangen, was man ſowohl der Bauart des Schiffes, als auch der umſichtigen Leitung unſers freundlichen Capitäns, des Herrn Anthoin, zuſchreiben konnte. Es ſchien mir beinahe unmöglich, als könne uns mit dieſem Schiff noch einmal ein Unglück zuſtoßen; denn das kräftige, obgleich ſehr fühlbare Arbeiten der Maſchine, ſein leichtes Durchſchneiden der Wellen und die beſtändige Ruhe des Capitäns gab den Paſſagieren eine ſolche Zuverſicht, daß man ſich den Geſprächen und allen möglichen Zerſtreuungen, ſorglos wie auf dem Lande, überließ. Das Schiff war vorläufig bis Smyrna beſtimmt und hatte nur wenig Leute an Bord. Auf dem Verdeck lagen einige türkiſche Familien und jede hielt ſich von der andern durch grüne, zu dieſem Zweck auf dem Schiff befindliche Lattenzäune abgeſperrt. Am Steuerruder hatte ſich eine einzelne Frau einquartirt, die mit ihrem kleinen Söhnchen, einem allerliebſten Knaben, und in Begleitung eines baumlangen Negers, nach Metelyn reiſte. Sie war Wittwe, ihr Mann in der Schlacht bei Niſib geblieben. Der kleine, kaum zwei Fuß hohe Türke nannte ſich Hamſa Beg, Herr Hamſa, und trieb ſich ſtets bei uns herum. Jeder gewann ihn in Kurzem ſehr lieb, und ich muß geſtehen, lange nicht ein ſo wohlthuendes, liebes Geſichtchen geſehen zu haben. Die Frau Mama dagegen, die ſich häufig entſchleierte, und uns ſo den vollen Anblick ihres Geſichts gewährte, hatte, wie die meiſten Türkinnen, ſchlaffe, unangenehme Züge, beſonders um den Mund, den ich bei dieſen Weibern nie friſch und ſchwellend gefunden habe.

Gegen zehn Uhr Abends gönnte uns der Mond noch den Anblick der ſüdweſtlich vor uns liegenden Inſel Marmara, jedoch ſahen wir ſie nur in ſchwachen Umriſſen, da ſich der bei unſerer Abfahrt ſo klare Himmel allmählig mit Wolken überzogen hatte. Auch warf ich noch einen ſchüchternen

Blick nach Südweſt, wo in der Bai von Mudania unſer geſcheitertes Schiff, der Seri Pervas lag, und da es etwas zu regnen anfing, ſuchten wir unſere Schlafſtätten auf. Einige nahmen Beſitz von den ſehr ſchmalen Betten, Andere, worunter auch ich, wählten ſich die großen Sopha's der Damenzimmer. Unſerer Geſellſchaft vom Seri-Pervas hatten ſich noch drei öſtreichiſche Offiziere angeſchloſſen, die den Krieg in Syrien mitmachen wollten; ſehr liebenswürdige Leute, denen ich, ſollten ihnen dieſe Blätter zu Geſicht kommen, hiermit meinen herzlichſten Gruß zuſende.

Ich ſchlief bald ein, wurde jedoch nach ein paar Stunden auf eine äußerſt unangenehme Art geweckt, indem das ſeit Kurzem etwas hoch gehende Meer eine der kleinen Fenſterlucken aufgeriſſen hatte und eine Welle hereinſandte, die mich tüchtig durchnäßte; doch lag die Schuld größtentheils an mir ſelber, denn ich hatte vergeſſen, den äußeren hölzernen Laden ſchließen zu laſſen. Ich verbeſſerte meine Lage ſo gut als möglich und ſchlief den übrigen Theil der Nacht, ohne an mein unfreiwilliges Seebad zu denken.

Als ich am Morgen des 9. Decembers aufs Verdeck trat und rings um mich ſchaute auf das liebe klaſſiſche Land, in das wir wie durch Zauber über Nacht gekommen, war mir zu Muth, wie dem Sohn eines alten Geſchlechts, der, ferne von der Heimath erzogen, lange nach derſelben verlangt und nun endlich die Berge ſieht, welche die Wiege ſeiner Väter umſtanden. Doch kennt er jeden Hügel, jedes Thal, jeden Baum, und in ſeinem Herzen tauchen all' die Erzählungen auf, mit denen man den Knaben am lodernden Kaminfeuer unterhielt. Vor ihn treten die Helden, die er damals im kindiſchen Spiel nachahmte und lieb gewann, vor ihn die Thäler und Gauen, wo die alte Veſte geſtanden, für die er ſich mit Freude hätte todtſchlagen laſſen. —

Ich ſtand mit verſchränkten Armen und ſchaute in die

Gegend und Alles däuchte mir ein Traum zu ſeyn. Dort ſtieg die Sonne empor, nicht mehr über den ſpitzen Thürmen meiner Vaterſtadt, nein über dem Rhodope-Gebirge, und der leiſe Morgenwind, der ſich erhob, trug ſeltſame Klänge an mein Herz, tönt vielleicht noch immer dort in den Wipfeln der Eichen, unter denen Orpheus ſeine Euridice beklagte, nachhallend ſein Lied?

Hier ſeh' ich Gallipoli, das alte Kallipolis, die ſchöne Stadt; keck hängt es an den Felſen, die ein unverwelklicher, immer grüner Kranz von Cypreſſenwäldern umgibt. Wie oft wurde Gallipoli zerſtört, ſtets wieder aufgebaut und vergrößert. Strabo erwähnt es als eines kleinen Dorfes, das gegenüber der Stadt Lampſacus auf dem europäiſchen Ufer läge. Beide haben demnach die Rollen getauſcht, denn dieſes, jetzt Lepſak oder Lamſaki, beſteht nur noch aus einigen halb zerfallenen Häuſern. Von den edeln Trauben und bräunlichen Feigen, womit ſeine Hügel bedeckt ſind, ſchweifen meine Blicke über die Ebene Kleinaſiens, welche der Granikus und Aeſopus bewäſſern; jeder Stein, jeder Hügel iſt hier eine Erinnerung. Dort ſind die Felſengeſtade des Cheroneſos, da Seſtos und das Vorgebirge von Abydos; etwas nördlich von dieſen bei der Landſpitze von Nigara Burnu, wo ſich die beiden Ufer des Helleſpont am nächſten treten, baute Xerxes ſeine Schiffbrücke, ſetzte Alexander mit ſeinem Heere nach Aſien über, hier, warum ſoll ich ſeinen Namen nicht jenem der beiden Könige anreihen, ſchwamm Lord Byron, der Poet, durch die Meerenge, und dort, wo

— — die altersgrauen
Schlöſſer ſich entgegenſchauen,
Leuchtend in der Sonne Gold —

flüſtern die Wellen noch heute von der Treue und dem Unglück Hero und Leanders. Mir kam das Alles vor, wie ein ungemein lieblicher Garten, durch den ein klarer Bach fließt, das iſt der ewige Helleſpont. Seine Ufer ſind beſetzt mit Roſenbüſchen und Seelilien und zwiſchen dem ſaftigen Grün der Cypreſſe und des Feigenbaums blinkt verſtohlen die alte Hiſtorie durch, eine ununterbrochene Reihe ſchöner Marmorſtatuen und herrlicher Tempel, um welche die Dichtkunſt ihr zartes Immergrün gewunden. Schön iſt dieſer Garten und würde hundertmal ſchöner ſeyn, wenn ihm der kleinliche Menſchengeiſt nicht jene coloſſalen Zwingthore, die beiden Schlöſſer der Dardanellen zu ſeiner Bewachung gegeben hätte, dieſe Helleſpontpolizei. Unwillkührlich dacht' ich an Deutſchland; da ſteht auch bei jeder ſchönen Anlage des Geiſtes und der Hände der Aufſeher mit großem Stock und bewacht den harmlos Wandelnden und polizeit ihn. Selbſt unſer Schiff ſchien hier zu eilen und blies ſeinen Unmuth in großen ſchwarzen Rauchwolken aus, als ihm die ungeheuren Kanonenmündungen der beiden Schlöſſer, des Kellebil Bahar, das Auge des Meeres, und die Sultanin Kaleſſi oder große Sultansſtadt, ſo ſchußgerecht in die Flanken ſahen.

Obgleich ich im Ganzen kein Freund der Engländer bin, ſo habe ich doch ſtets mit Bewunderung und inniger Freude den Namen des Admiral Elphinſten genannt, der im Jahre 1770 nach jener für die Türken ſo unglücklichen Schlacht bei Tſcheſme dieſe Helleſpontpolizei ſo verhöhnte, daß, nachdem er bei ihrer Naſe vorbeigefahren war, und jenſeits der Dardanellen Anker geworfen hatte, ruhig eine Taſſe Thee trank, während ſeine Trompeter God save the king blieſen, und ſpäter mit der Fluth ohne Verluſt zurückkehrte.

Unſer treffliches Schiff, das neun Miglien in der Stunde machte, führte uns jetzt in kurzer Zeit jenem Geſtade näher, deſſen Geſchichte ſchon die lebhafte Phantaſie des Knaben beſchäftigt und gereizt hat, die Ebene Troja's: dort iſt ſchon der Ida, auf dem die Götter rathſchlagten, und der Sivon dem Kronion das Schlachtfeld beſchaute. Dort hob er ſeinen Arm und nahm bei dem Wettlauf der beiden Helden um Iliums Mauern die Wage zur Hand, warf zwei Looſe hinein und dasjenige Hektor's ſank tief hinab. Hier dicht am Saum der Küſte zeigen ſich die beiden Grabhügel des Patroklos und Achilleus, an denen wir mit feierndem Blick und bewegtem Herzen vorbeiziehen, betrat letzteren doch ſchon vor zweiundzwanzig Jahrhunderten, dem Helden zu Ehren, Alexander der Macedonier. Wie leid war es mir, nicht dieſe Ebene betreten und alle die Stellen aufſuchen zu können, die Homer ſo lebhaft ſchilderte, wenn er die Thaten erzählt, die dort geſchehen. Hier neben den Grabhügeln war das Lager der Griechen, dort auf der Anhöhe, neben dem jetzigen Dorfe Burnabaſchi, ſtand Priamus heilige Veſte. Sogar der kleine Hügel, das Grabmal des Aiſyetos, der ſchon von Homer als ſehr alt angegeben wird, läßt ſich aus ſeinen Beſchreibungen errathen. Noch jetzt ſammelt ſich das trübe ſchlammige Waſſer des Simois in einem ſumpfigen, mit Schilf bewachſenen Waſſerpfuhl, deſſen Ausdünſtungen Seuchen erzeugen würden, wie zur Zeit jenes Kampfes unter dem griechiſchen Heere, wenn dieſe Ufer bewohnt wären. Der klare fiſchreiche Skamander ſtrömt fort und fort in's Meer; doch hat er ſein altes Bett verlaſſen, und nur einige Vertiefungen zeigen noch ſeine alte Zuſammenmündung mit dem Simois an. Sehr ſchön und wahr ſagt hier der Reiſende Schubert: „Es tritt die Natur wie die Ausſage eines unſchuldigen unbefangenen Kindes auf die Seite des Dichters und bezeugt, daß Homers Muſe Wahres geſehen und geſprochen."

Während ich über das eben Geſehene nachdenkend auf dem Verdeck ſtand, und noch einmal einen Blick nach dem Grabe jener beiden Helden ſandte, um mir die Umriſſe des Ufers mit einigen Strichen in mein Taſchenbuch zu tragen, und da mein Auge hinüberſchweifte zur Inſel Tenedos, der jenes Schlangenpaar entſprang, welches Laokoon nebſt ſeinen Sohn umwand und tödtete — ſah ich eine große Maſſe Delphine, welche plötzlich unſer Schiff luſtig umſchwärmten. Das Brauſen der Räder ſchien dieſe Thiere eher anzulocken, als abzuſchrecken, denn dort hielten ſie ſich meiſtens auf und ſchienen das Boot überholen zu wollen. Es war ein vollkommenes Wettrennen; zuweilen hoben ſich fünf zu gleicher Zeit aus dem Waſſer, und machten lange Sätze in der Luft, um vorzukommen, wobei ſie dem Verdecke oft ſo nahe kamen, daß man ſie mit einem Stocke hätte erreichen können. Es waren Thiere von vier bis fünf Fuß Länge darunter. Dies Spiel dauerte beinahe eine halbe Stunde; dann blieben ſie, wahrſcheinlich ermüdet, zurück, und noch lange nachher ſahen wir ſie ihre Purzelbäume auf den Wellen machen.

Schon war die Sonne untergegangen, als ſich hinter Imbros der Saoke, der Berg von Samothrake, zeigte. Doch warf ſchon die kommende Nacht die dunkeln Schleier über ihn, wie die Sage über ſein Inneres. Mit dem Fernrohr ſuchte ich auf dem aſiatiſchen Ufer die von Alexander erbaute Stadt Alexandria Troas und fand endlich auch einige Mauertrümmer, die einzigen Ueberbleibſel jener großartigen Niederlaſſung, die nach der Abſicht, ihres Gründers ein Stapelplatz werden ſollte für den Austauſch der Producte Kleinaſiens, Theſſaloniens und des Peloponnes.

Schon ſeit Mittag hatten wir Metelyn (Lesbos) geſehen, doch war es bereits ganz dunkel, als das Dampfſchiff bei der Stadt gleiches Namens anhielt, um einige Reiſende, unter andern auch den kleinen Hamſa Beg abzuſetzen. Nur wenig konnten wir von der Stadt ſehen, welche, wie mir ſchien, die Felſen hinangebaut iſt; wenigſtens bedeckten licht erhellte Fenſter die Berge des Geſtades, bis hoch in die Spitzen.

Ich hätte gern dieſe ſchön bewachſene und reiche Inſel bei Tage geſehen, hätte gern einige Blicke geſandt zu dem Geburtsorte von Sappho und Alcäus, aber die Nacht verwehrte es, erſetzte jedoch durch die Schönheit, in welcher ſie uns hier erſchien, reichlich jenen kleinen Verluſt. Nie in meinem Leben ſah ich eine reinere, klarere Färbung des nächtlichen Himmels, und als nach einer halben Stunde der langſam empor geſtiegene Mond ſein volles Licht über uns ausgoß, und rings um uns das Meer und die Inſeln nicht taghell, ſondern bezaubernd ſchön erleuchtete, als das Schiff in klaren Silberwellen ſchaukelte und mehrere Miglien weit hinter ſich eine breite weiße Spur zurückließ, da fanden wir es alle auf dem Verdeck in der lauen Luft ſo angenehm, daß keiner ſich vor Mitternacht in die Kajüte zurückzog. Ich ſetzte mich auf meinen gewöhnlichen einſamen Platz am Steuerruder, wo ich meine Gedanken ſo frei über das Meer konnte hinſchweifen laſſen, und ſchrieb dieſe Zeilen in mein Tagebuch:

Seht im weißen Silberkleide
Droben thront die Königin.
Ihre Diener, luſt'ge Wolken,
Treten grüßend vor ſie hin.
Goldgeſtickt auf ihrem Throne
Wallt der blaue Baldachin
Nieder auf die fernen Berge.
Meer und Berge tragen ihn.
Teppich zu des Thrones Stufen
Iſt das weite blaue Meer
Und darauf lagert ſich der Herrin
Glanz gerüſtet Strahlenheer.
So in ihrem vollen Glanze
Droben thront die Königin
Und mit Himmel, Meer und Wolke
Tret' ich dienend vor ſie hin.

Weih' ihr dieſe kleinen Reime
Als geringer Hofpoet,
Der von ſeiner Herrin Schönheit
Ganz geblendet vor ihr ſteht.

Schon in der Nacht gegen Morgen war ich durch das plötzliche Stillſtehen des Schiffes in meinem Schlafe geſtört worden. Es iſt daſſelbe Gefühl, als wenn man im Wagen geſchlafen hat und auf der Station angekommen iſt. Ich richtete mich auf. Doch da es noch ganz dunkel war, legte ich mich wieder auf mein Sopha zurück und ſchlief noch einige Stunden. Wir waren bei Smyrna angekommen. Früh am Morgen ſtieg ich auf's Verdeck und vor meinem Blicke lag ſie, die ſchöne Stadt, mit der herrlichen, von maleriſchen Bergen umgebenen Bucht, deren Schluchten und Ebenen, mit Cypreſſen, Feigen und Oelbäumen bewachſen, einen lieblichen Anblick gewähren. Schade, daß die Spitzen der Höhen ſo nackt und kahl ſind.

Hinter der Stadt liegen auf dem Maſtuſlaberge die grauen Ruinen einer uralten Burg, denn ſie ſteht ſeit den Zeiten Antigonus, des Feldherrn Alexanders von Macedonien, wurde oft zerſtört und immer wieder aufgebaut. Für uns war ſie ein Hauptaugenmerk, denn ihr hatten wir bei unſerem kurzen Aufenthalt hier einen Beſuch zugedacht, um von der Höhe wenigſtens einen Blick in dieſe berühmte claſſiſche Landſchaft zu werfen und uns wenn auch nur flüchtig umzuſehen in dem Vaterlande Homers, Anakreons und Anaxagoras.

Wir ſtiegen an dem Hafenplatz bei dem fränkiſchen Quartier an's Land, und freuten uns nicht wenig, ſchon im erſten Augenblick einen Unterſchied zwiſchen den Häuſern und Straßen hier mit denen in Conſtantinopel zu finden. Statt der kothigen Paſſage dort ging man hier auf reinlichem guten Pflaſter, und man hatte nicht nöthig, in ſteter Angſt zu ſchweben, daß einem ſchlecht gebaute Baracken links und rechts auf den Kopf fallen würden, vielmehr ſieht das Auge mit Vergnügen auf die hohen, auf europäiſche Art von Stein erbauten Häuſer, die als anſtändige Gebäude in ziemlicher Entfernung bleiben und ſich einem nicht ſo pöbelhaft auf den Leib drängen, wie jene. Auch das Türkenquartier und die Bazars ſahen, wenn auch nicht großartig, doch immerhin freundlicher und anziehender aus, als in der Hauptſtadt, ſind auch in einigen Artikeln, z. B. Teppichen, Stickereien, Früchten ꝛc. reichlicher beſetzt, als jene. Ein Kaufgewölbe im fränkiſchen Viertel, wo wir einige Kleinigkeiten erſtanden, ließ bei der Schönheit und Mannigfaltigkeit ſeiner Waaren eher vermuthen: man ſey in London oder Paris, als in einer türkiſchen Stadt. Hier fand man von der kleinſten Stange Cir à Mouſtaches bis zu einem vollkommenen engliſchen Reitzeuge Alles, was ein elegantes Herz erfreuen kann.

Smyrna haben wir in den paar Stunden, die wir dort zubrachten, alle ſehr lieb gewonnen. Es liegt über Stadt und Land ein friſcher Reiz, eine üppige Jungfräulichkeit, und wenn mir nicht die zahlreichen hübſchen Mädchen, denen man begegnet, mit ihren ſchwarzen Augen zu gefährlich vorgekommen wären, ich hätte gern einige Wochen hier zugebracht. Ueberall ſah man die niedlichen, wegen ihrer Schönheit berühmten Töchter Smyrna's auf den Straßen herumtanzen, oder aus dem erſten Stock Kopf und Herz bedrohen.

Nachdem wir in der ſogenannten Schweizerpenſion ſehr gut gefrühſtückt, wobei uns eine Bande herumziehender Muſikanten Einiges aus verſchiedenen Opern zum Beſten gegeben, ſo daß wir uns bei dem Klange der bekannten Lieder in die Heimath verſetzt glaubten, beſtiegen wir die ſchon früher beſtellten Pferde, um dem Maſtuſiaberge einen Beſuch zu machen. Der heutige Tag hatte uns ſämmtlich munter geſtimmt, und das Gefühl, den feſten Boden wieder unter unſern Füßen zu haben, ſogar etwas muthwillig. So courbettirten und galloppirten wir denn durch die Stadt zum großen Vergnügen manch' ſchwarzen Augenpaars, das unſerm Zuge nachſah und unſern Gruß lachend erwiederte. Vor der Stadt wandten wir uns links über die ſogenannte Caravanenbrücke, welche ihren Namen daher hat, weil über ſie all' die zahlreichen Waarenzüge gehen, die aus dem Innern des Landes nach Smyrna kommen. Dann ritten wir rechts den Berg hinan auf einem Wege, der ſich zuerſt durch türkiſche, mit ſchönen Cypreſſen bepflanzte Friedhöfe zieht, bald aber über dürres Heideland ſehr ſteil nach dem Schloſſe hinaufwendet. Dieſer Pfad, mit vielen und großen Steinen beſäet, macht den Pferden das Erſteigen äußerſt beſchwerlich. Eines derſelben ſtürzte und warf ſeinen Reiter mehrere Fuß weit hinweg an ein Felſenſtück, glücklicher Weiſe jedoch ohne ihn zu verletzen.

Auf dem Berg angelangt, ſtanden wir lange Zeit und ſchauten entzückt in das Panorama, das ſich vor unſern Blicken aufgethan: zu unſern Füßen die Stadt, beſpült von der grünlichen Welle des Meeres, das hier eine Bucht ausfüllt, die man mehrmals mit dem wunderherrlichen Golf Neapels verglichen hat. Da ſchaute aus duftenden Orangen und ſaftig grünen Feigengärten Smyrna heraus; uns zur Linken war das herrliche, mit zackigen Felſen durchſetzte Engthal des Meles, das noch jetzt den Namen des Paradieſes führt.

Langſam und uns öfters umſchauend erſtiegen wir die letzte Klippe des Berges, um zum Gemäuer der weitläufigen Burg zu gelangen. Ein rieſengroßer, weiblicher Kopf, in weißem Marmor, halb erhaben gearbeitet, war links neben einem Thore eingemauert. Er ſoll das Bildniß der Smyrna ſeyn, jener Gemahlin des arabiſchen Begründers der Stadt, von der ſie auch ihren Namen erhielt. Die Türken machen zuweilen den Spaß, und ſchießen nach dem antiken Kopf mit ihren Piſtolen, woher er auch ſchon ſtark beſchädigt iſt.

Nachdem wir über Schutt und Geſtrüppe in das Innere des Schloſſes geklettert waren, zeigte uns ein mitgenommener Führer die Stellen, wo eins der prachtvollſten und größten Theater Aſiens und der Tempel des Jupiter Acräus geſtanden; doch ſieht man von allem faſt nichts mehr, als ſchwärzlich graue Steintrümmer, hie und da Marmorblöcke und einige großartige Mauerſtrecken. Durch Zufall entdeckten wir hier noch ein ſehr gutes Echo, welches drei bis vier Worte deutlich nachſprach.

Wo ſich die Bogen einer alten Waſſerleitung in das Thal des Paradieſes hinabziehen, kletterten wir mit unſern Pferden hinunter, ein Weg, den nur die des Bergſteigens ſo gewohnten türkiſchen Pferde machen konnten. Zuweilen blieben ſie auch auf Mauertrümmern, bei denen ich mich zu Fuß beſonnen hätte, wie am beſten hinabzuſteigen ſey, wanden ſich aber immer glücklich durch; nur einmal mußte ich abſteigen, um mein Pferd, welches ſich zwiſchen zwei Felsblöcke feſt geklemmt hatte, loszumachen. Von Weitem ſahen wir noch den Platz, wo der Sage nach der Dichter der Iliade ſein Häuschen gehabt haben ſoll; dann kehrten wir zur Stadt zurück, um uns gleich auf unſer Schiff zu begeben, das, obgleich es anfanglich nur für Smyrna beſtimmt war, hier einen Befehl vorfand, oder vielleicht denſelben auch ſchon mitgebracht hatte, nach Beirut zu gehen. Es dämmerte ſchon, als wir die Anker lichteten, und dem ſchönen Smyrna Valet ſagten. Ein plötzlicher Gewitterregen trieb uns frühzeitig in die Kajüte, wo wir uns bei einem Glaſe ſelbſt gebrauten Punſches noch einige Stunden angenehm unterhielten. Dann legte ich mich hin, und das einförmige Schlagen der Schaufelräder wiegte mich bald in einen ſanften Schlaf.

Am 11. December trat ich etwas ſpäter als ſonſt auf's Verdeck; denn ich hatte ſchon durch meine Fenſterlucken bemerkt, daß der Himmel nicht ſo freundlich auf uns herabſah, wie die vorhergehenden Tage. Aus Südweſt hatte ſich ein ziemlicher Wind aufgemacht und bewarf die Flanken des Schiffs zuweilen mit ſchäumenden Wellen, das ſich aber dadurch auch gar nicht irre machen ließ oder dem Feind auch nur einen Fuß breit wich. Ich habe bei gleicher Pferdekraft nie eine ſo emſig arbeitende Maſchine geſehen, wie die des Crescent. Er machte beſtändig, ſogar gegen den Wind ſeine zwei und zwanzig bis drei und zwanzig Rotationen in der Minute. Das Schiff hatte, wie uns der Kapitän und einer unſerer Gefährten, die ſchon mehrere Fahrten und bei ſtürmiſchem Wetter mit ihm gemacht, verſicherten, die Eigenheit, nicht wie ein anderes Fahrzeug, bei hoher See die Wellen zu erklimmen, ſondern es ſchnitt gerade hindurch, was denn freilich den Nachtheil hatte, daß die Wogen beſtändig das Verdeck beſpülten. Der Crescent iſt in England gebaut und ſeine Maſten und der Schornſtein, die ſchief nach hinten zu geſtellt ſind, geben dem ſchlanken Schiffe ein keckes, flottes Anſehen.

Vor uns hatte die alte Geſchichte wieder ihr Buch in Originalausgabe aufgeſchlagen. Wir fuhren gen Samos und Ikaria; erſtere, die Geburtinſel Pythagoras, zeigt ſich dem Auge ſehr anmuthig; ſchon der alte Beiname Anthemos, bezeichnet ſie als die blumenreiche; dort verlebte nach der Sage, Juno, die Himmelskönigin, den erſten Tag ihrer Kindheit, und wer von uns war nicht in Gedanken ſchon hier, wen hätte nicht Schiller hieher geführt, wenn er uns erzählt, wie Polykrates ſeinen Ring in's Meer warf, als das Koſtbarſte was er beſaß, dem Glück zum Opfer, das ihn mit Gaben überhäufte.

Während wir bei dem Hauptorte der Inſel, dem Städtchen Kora, vorbeifuhren, trübte ſich der Himmel gänzlich, und ein mächtiger Platzregen nöthigte uns, die Kajüten zu ſuchen, doch zog das Wetter bald vorüber, und als wir von Neuem das Verdeck betraten, ſtanden hinter uns zwei prachtvolle Regenbogen, aus den dunkeln Gewitterwolken hell hervortretend. Dabei gewährte uns eine Kriegsbrigg, der wir ſchon vor einigen Stunden vorbeifuhren, ein gar hübſches Bild; denn wir ſahen ſie jetzt mitten unter jenen farbigen Bogen ſtehen, mit ihren ſchneeweißen Segeln einer Taube gleich, die vom heiligen Schein umgeben, dahin ſchwebt. Gegen ein Uhr Mittags ſahen wir ſüdweſtlich die Stadt Pathmos, auf welcher ſich die Grotte des Apoſtel Johannes befindet. Dann fuhren wir um die nördliche Spitze der Inſel Kos oder Stanco, das Vaterland Hippokrates und Appelles. Zwiſchen der öſtlichen Spitze von Cos und dem Cap Krio zeigte ſich das Waſſer des Meeres in einem Streifen von vielleicht zwei Miglien rein himmelblau, obgleich der Himmel dunkelgrau bezogen war und die übrige Meeresfläche eben dieſe Färbung hatte.

Schon ſeit Mittag hatte uns der Capitän am fernſten Horizont einen blauen Streifen gezeigt, Rhodus, und ich trat nun beinahe jede Viertelſtunde an's Boogſpriet, um zu ſehen, ob wir auch jener Inſel, für die ich von Jugend auf geſchwärmt, näher kämen. Viel zu langſam ging mir das eilende Dampfſchiff. Schon dunkelte der Abend, und das Land, welches das Kreuz in der tapfern Hand der Johanniter ſo lange dem Halbmond ſtreitig gemacht hatte, wollte nicht näher rücken. Als ich ſo nachdenkend hinblickend auf dem Anker ſaß, war mir, als ſähe ich einer großartigen Tragödie, Rhodus, zu; der erſte Act hatte uns die Handlung in undeutlichen Umriſſen gezeigt, hatte uns durch die Erzählung des früher Geſchehenen neugierig gemacht, den Ort, wo das Weltdrama ſpielte, näher zu ſehen, und jetzt fiel der Vorhang — hier der Schleier der Nacht, und ließ nur die Gedanken durchdringen, um ſich die fernere Scenerie auszumalen. Doch arbeitete unſer Schiff während dem Zwiſchenacte kräftig vorwärts, und als nach einer Stunde der Mond aufſtieg und hell durch die zerriſſenen Wolken ſchien, begann der zweite Act und führte uns in das Innere des Stückes; deſſen erſte Decoration die Trümmer eines uralten Hafens waren.

Die Form des Beckens konnte man noch eben in ſeinen äußern Umriſſen erkennen. Das Meer wühlte in den Felſenblöcken, die früher gewiß feſt zuſammen gefügt waren. Es war der alte Hafen, auf dem der berühmte Coloß von Rhodus geſtanden, jenes Bild aus Erz, das mit geſpreizten Beinen einem Thore gleich, vor der Oeffnung des Hafens ſtand, und hoch in der einen erhobenen Hand einen Feuerbrand hielt, den einlaufenden Schiffen zum Zeichen. Jetzt traten uns die Lampen der Leuchtthürme, die bisher matt durch den Nebel geſchimmert hatten, deutlicher vor Augen. Unſer Boot machte eine große Wendung, fuhr mit halber Kraft in den neuen Hafen hinein zwiſchen den beiden maſſiven feſten Thürmen des Erzengels und des heiligen Nikolaus durch, und warf neben einer öſtreichiſchen Corvette die Anker. Da waren wir denn in dem Hafen von Rhodus, der ſchönen „Roſe“ angekommen, und der Mond war ſo gefällig, uns die Mauern und Thürme der Stadt ſo ziemlich zu beleuchten. Der Anblick derſelben gewährte uns ſo gar nichts Türkiſches; Alles war ſolid und feſt gebaut, und zeigte, obwohl verfallen, daß kräftige Hände und eine geregelte Kriegskunſt dieſe Werke aufgeführt haben. Man hätte glauben können, vor einer europäiſchen Feſtung zu ſeyn, wenn uns nicht über eine der Mauern das Siegel des Orients, eine ſchlanke Palme, die erſte, die wir ſahen, entgegen genickt hätte. Wir blieben die Nacht über an Bord; doch kaum ging die Sonne auf, ſo ließen wir uns nach der Stadt rudern, und ſtiegen bei dem Hafenthor an's Land. Hier waren der Sage nach noch im ſechszehnten Jahrhundert die Gebeine jenes Drachen zu ſehen, den der tapfere Ritter des Ordens, Dieudonné de Gozon erſchlug, und ihre Größe wurde von den Aus- und Einziehenden bewundert.

Es macht gewiß nicht leicht eine Stadt einen ſeltſameren Eindruck auf das Herz des Europäers, der ihre Geſchichte kennt, als das jetzige Rhodus, die entblätterte Roſe. Die Türken, die ſchon ſeit 1522 Beſitzer derſelben ſind, waren nicht im Stande, dieſe Stadt, wie die andern, die ein gleiches Schickſal hatten, ſo ganz in ihren Schmutz herabzuziehen. Das alte Rhodus mit ganzen Straßen kleiner maſſiver Häuſer und den aus der Ritterzeit herſtammenden Feſtungswerken und Gräben, gleicht einer eroberten und zerſtörten Kirche, die der neue Herrſcher ſeinem Cultus gemäß umänderte. Doch wenn er auch da ein Fenſter zumauerte, dort ein neues brechen ließ, oder auf die alten kräftigen Thürme ein Spitzdach ſetzte, wenn er auch die Bilder der Wände auskratzen, die Mauerverzierungen abbrechen ließ und das Ganze mit ſeinen ſchmutzigen Händen beſudelte, ſo ſieht doch der Wanderer, der ehrfurchtsvoll näher tritt, nichts von den neuen Verunzierungen, ſondern ſeine Blicke faſſen gleich das alte ehrwürdige Denkmal, wie es damals geweſen, auf, ohne die Kuckucksbrut zu bemerken, die jetzt in dem Neſt des mächtigen Raubvogels niſtet.

Wir wandelten durch die Gaſſen, die noch aus den Zeiten der Ritter her mit einem guten Pflaſter verſehen ſind. Das Treiben der Türken, die ihre ſchlechten Baracken an mächtige Mauern geklebt haben, und Angeſichts der Wälle, auf denen die tapfern Johanniter für den Glauben kämpften und ſtarben, faul auf die untergeſchlagenen Beine ſitzen und gedankenlos den Tabaksrauch von ſich blaſen, erſchien uns ganz fremdartig und paßte nicht hieher. Es machte denſelben Eindruck, als wenn man in einer unſerer Städte die Türken auf einmal Herr und Meiſter ſpielen ſähe. In allen andern Städten in der Türkei, und wenn ſie noch ſo ſchön und großartig ſind, wie Stambul, Adrianopel, Smyrna ꝛc., paßt doch der Anblick des faulen orientaliſchen Treibens zu Allem und wir Europäer waren, wie natürlich, eine fremde Zuthat. Doch, wie ſchon geſagt, hier in Rhodus iſt es ganz umgekehrt. Wir wandelten durch die Bazars, die nirgends fehlen dürfen. Das Einzige, was von den Artikeln, die hier ausgebreitet lagen, uns des Kaufens werth erſchien, waren ſchöne reife Orangen, die erſten, die wir auf unſerer Reiſe geſehen, denn in Stambul waren erſt wenige auf den Markt gekommen.

Die Stadt Rhodus ſteigt auf zwei Höhen, die ſich nach Weſt und Nord erſtrecken, ſanft aus dem Meere empor, weshalb auch alle Straßen von dem Hafen aufwärts laufen. Die alten zerfallenen maſſiven Gemäuer, die durch die Stadt zerſtreut liegen, und an die der Türke ſein armſeliges Haus gebaut, ſind bedeckt mit Epheu und umgeben von friſchen Baumgruppen. Der Orangen- und Citronenbaum hatte hier ſchon Blüthen und Früchte, und die breiten Blätter des Rebenlaubes bildeten ſchattige Plätze. Auf den Wällen und in den Gräben erwies ſich die Natur dem alten Rhodus freundlich und bedeckte das graue Geſtein mit grünen Pflanzen und bunten Blumen. An die Einnahme der Stadt durch Soleiman erinnerten noch mehrere ſteinerne Kugeln, die hie und da umherlagen und wovon einige von einer wirklich ungeheuren Größe waren, denn ſie halten eilf bis zwölf Spangen im Umfang.

Wir ſahen die Cathedrale, vormals die Kirche des heil. Johannes, von den Türken in zwei Theile getheilt, wovon der zum Getreidehaus, der andere zur Moſchee benutzt wird. An den Wänden der letzteren hatte man die Gemälde, die dieſelben zu den Zeiten der Johanniter bedeckten, mit weißer Farbe überſtrichen, aber nicht verlöſchen können; denn hie und da ſah man noch Figuren in unbeſtimmten Umriſſen hervorleuchten. Nicht weit davon liegt der frühere Palaſt des Großmeiſters, ein großes viereckiges Gebäude, mit Gräben umgeben. Wir gingen nur bis unter das gothiſche Thor und ſahen in den Hof hinein, den eine von Säulen getragene Gallerie im Viereck umgibt. Vor dem Schloß ſtand eine uralte Platane, von der ich mir ein Blatt abbrach und zum Andenken an Rhodus mitnahm.

Das Merkwürdigſte und für den Europäer wirklich rührend iſt eine kleine, öde, unbewohnte Gaſſe, die neben dem Palaſte des Großmeiſters liegt und noch jetzt den ſtolzen Namen Strada dei Cavalieri führt; denn hier waren ehemals die Wohnungen der verſchiedenen Ritter aller Zungen. Jetzt wohnt Niemand hier; auf dem mit breiten Steinplatten gepflaſterten Boden wächſt Gras, die Straße gleicht einem Kirchhofe und die kleinen Häuſerchen, alle von einander verſchieden und jedes nach dem Geſchmacke aufgeführt, den der Erbauer aus der fernen Heimath mitgebracht, ſtehen daneben, wie eben ſo viele Grabſteine, auf denen, wenn auch nicht der Name des Ritters, der ſie erbaute, doch das Wappen deſſelben, in Stein gehauen, prangt.

Faſt jedes dieſer Häuſer hat eine Treppe vor der Thür; dann gelangt man durch einen dunkeln Gang auf einen kleinen Hof, in welchem Knappen und Dienerſchaft wohnten. Die Gemächer der edlen Johanniter ſelbſt im Vorderhauſe ſind nicht ſehr geräumig und durch die kleinen vergitterten Fenſter ſehr dunkel. Die Straße der Ritter, welche ebenfalls bergan läuft, führt oben auf die Höhe des Walles, von wo wir, auf den Trümmern eines zerklüfteten Pulverthurms ſtehend, die Bollwerke und Thore, welche die franzöſiſchen, deutſchen, engliſchen und welſchen Ritter vertheidigten, ſo wie das Siegesthor und das athanatiſche ſahen. Auch ſahen wir von hier die drei Hafen, welche Rhodus hat. Der Boothafen, in welchem unſer Dampfboot ankerte, neben ihm die Galeerenhafen, wo ſich die Schiffswerften befinden, und der durch das Caſtell Elmo beſchützt wird, und auf der andern Seite der kleine Hafen, wo der Coloß ſtand und der von einem Klippenvorſprung und der Landzunge, auf welchem der Engelsthurm ſteht, gebildet wird.

Schon um Mittag rief uns der Signalſchuß an Bord des Dampfſchiffes zurück. Wir lichteten bald darauf die Anker und wandten uns dem anatoliſchen Feſtlande zu, wo die große durch umgebende Gebirge von allen Seiten vor der Gewalt der Winde geſchirmte Bucht von Phisco und in deren Grunde der kleine Ort Marmoris liegt, nach welchem heute der ſchöne natürliche Hafen der von Marmariſſa heißt. Schon ſeit den älteſten Zeiten iſt das kleine Marmaris berühmt. Alexander, der es umzingelte, konnte die Bewohner nicht bekämpfen. Sie zündeten ihre eigene Stadt an, erwürgten Weiber und Kinder und ſchlugen ſich durch das macedoniſche Heer in die Gebirge. Soleiman verſammelte hier im Hafen die Flotte, die zur Eroberung am Rhodus beſtimmt war, und ebenſo die Engländer zu Anfang dieſes Jahrhunderts die ihrige, welche, dreihundert Segel ſtark, wider Aegypten auslaufen ſollte. Heute, wo ſich unſer Dampfſchiff von Rhodus nach Marmaris wandte, ſah der kleine Ort wieder eine gewaltige Kriegsmacht, die ſich vor ſeinen verfallenen Mauern verſammelte; denn die engliſche Flotte unter Admiral Stopford, vereinigt mit der öſtreichiſchen Escadre, lag da vor Anker.

Nachdem wir Rhodus verlaſſen, hatte ſich das Wetter, das den Morgen über klar und freundlich geweſen war, plötzlich verändert und die See ging ziemlich hoch. Um ſo ſeltſamer war der Anblick des Hafens von Marmariſſa, als wir, nachdem das ziemlich ſtürmiſche Meer und die ganz kahlen Gebirge des aſiatiſchen Ufers hinter uns lagen, plötzlich in jener Bucht von friſchen grünen Bergen umgeben, auf einem Waſſer ſchwammen, das ſpiegelglatt und klar, einem großen Landſee glich, und uns mitten zwiſchen dieſen Schiffskoloſſen ſahen, die gleich furchtbaren Rieſen in ihrer Höhle, hier im Schlafe neben einander von einem eben beſtandenen Kampfe ausruhten. Dies waren die mächtigen Kanonen, welche Beirut beſchoſſen und Acre beinahe vernichtet hatten. Jetzt fuhren wir neben dem Powerful, auf dem der Commodore Napier befehligt und ſenkten unter ſeinen Kanonen den Anker. Dort lag die Prinzeſſin Charlotte; auf ihrem Mittelmaſt flatterte die Flagge des Admirals Stopford; das herrliche Schiff ſchien uns Fremdlinge mit ſeinen hundertundzwanzig Kanonen wie mit eben ſo vielen Augen neugierig zu beſchauen. In ihrer Mitte ankerte die Fregatte Lipſia, auf der ſich der junge Erzherzog Friedrich von Oeſtreich befand. In Allem befanden ſich hier dreizehn Linienſchiffe, vier Fregatten, vier Briggs, drei Corvetten und vier Kriegsdampfſchiffe. Mehrere dieſer Fahrzeuge beſſerten ihre Maſten und Takelwerk aus; denn obgleich Admiral Stopford beim Beginn der ſtürmiſchen Witterung zu Ende Novembers die offene, ſehr unſichere Rhede Beiruts verlaſſen, ſo hatte doch der Sturm vom erſten und zweiten Dezember, der auch uns mit dem Dampfboot Seri-Perras im Marmormeer ſcheitern machte, ſtark unter der Flotte gewüthet, mehrere Schiffe leicht beſchädigt, eine Corvette ihrer ſämmtlichen Maſten beraubt, und eine Brigg, vom Sohne des engliſchen Admirals befehligt, war gänzlich zu Grunde gegangen. Einige Seeoffiziere verſicherten uns, wenn das Unwetter noch einen Tag gedauert hätte, wäre die ganze herrliche Armada ſchwerlich dem Verderben entronnen. Wir blieben noch, bis das Licht des unterdeſſen aufgeſtiegenen Vollmonds unſerem Steuermann den Weg aus dem Hafen wies, und verließen Marmariſſa im Augenblick, wo auf ſämmtlichen Schiffen von vollſtändigen Muſikchören der Zapfenſtreich ertönte. Es war für uns ein eigenes Gefühl, ſo viele Stunden von der Heimath den Prieſterchor aus Norma zu hören. Am folgenden Morgen lachte uns wieder das herrlichſte Wetter. Wir ſahen ſchon in weiter Entfernung die Inſel Cypern vor uns. Das Meer war eben wie ein Spiegel, der Crescent arbeitete ſo wacker vorwärts, daß wir ſchon gegen eilf Uhr die Inſel erreichten und bei Larnaca, eine halbe Seemeile vom Lande entfernt, den Anker warfen. Wir fuhren in einer großen Schaluppe nach der Stadt und ich habe nie das Meer ſo klar und von ſo ſchöner Farbe geſehen, wie heute. Man konnte deutlich auf den Grund ſchauen und Muſcheln und Steine erkennen, die gewiß an fünfzig bis ſechzig Fuß unter uns lagen. Unſer Capitän hatte bei dem Agenten der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft eine Depeſche abzugeben und wir benützten dieſen Aufenthalt von einigen Stunden, um den köſtlichen Cyperwein an der Quelle zu verſuchen. Der Agent ſetzte uns eine Flaſche, und wie er ſelbſt ſagte, vom beſten vor; doch konnten wir ihm insgeſammt keinen Geſchmack abgewinnen. Deſto mehr erfreute uns aber der Anblick eines jungen, ſehr ſchönen Mädchens in dieſem Hauſe, im reizenden griechiſchen Coſtüm, die unter einer Laube von Orangen ſaß und mit weiblicher Handarbeit beſchäftigt war. Das gute Geſchöpf mußte viel von unſern neugierigen Blicken leiden, denn wir hatten lange kein intereſſantes weibliches Weſen mehr geſehen; und unſere Herzen waren daher ſo erkaltet, daß wir es wagen konnten, ein paar lange Minuten hindurch das ſtrahlende Feuer ihrer ſchönen Augen auszuhalten.

Wir ſtreiften eine Weile in der Nähe der Küſte herum und trafen zufällig einen deutſchen Landsmann; es war ein Schwabe, der in dem Kapuzinerkloſter hier die Dienſte eines Schneidermeiſters, Garderobiers und Haushofmeiſters verſah. Wir mußten ihm zu den ehrwürdigen Vätern folgen und blieben eine halbe Stunde bei ihnen, worauf uns der Deutſche in eine Locanda führte, wo wir nach ſeiner Verſicherung den köſtlichſten Cyprier unverfälſcht und von beſter Sorte haben könnten. Wir folgten ſeinem Rath und ſeiner Führung, ohne das ſpäter zu bereuen, denn der klare goldgelbe Wein, der uns dort von einem ſchönen ſchwarzäugigen Mädchen credenzt wurde, übertraf an Feuer und Wohlgeſchmack Alles, was ich bisher getrunken. Nach einer Stunde kam der Capitän ſelbſt, um uns aufzuſuchen und zur Abfahrt zu mahnen. Er war mit den Gelegenheiten in der Stadt ſchon bekannt und hatte nicht umſonſt geahnet, daß er uns hier an der Quelle des köſtlichen Nektars finden würde.

Wir gingen nach dem Schiffe zurück und mußten, obgleich es im December war, die Strahlen der Nachmittagsſonne ſchwer empfinden. Ein öderer, baum- und ſtrauchloſerer Anblick, wie aber auch dieſe Inſel von der Südſeite bietet, iſt nicht leicht zu finden. Der Boden iſt weißer Kalkſtein, mit Kieſelſtein und Marienglas bedeckt; doch ſoll dagegen der nördliche Theil Cyperns, der von hohen Gebirgen durchſchnitten iſt, der freundlichen, ja ſehr ſchönen Gegenden viele aufzuweiſen haben. Wir lichteten gegen zwei Uhr die Anker und da die heutige Nacht die letzte unſerer jetzigen Seereiſe war, rüſteten wir unſer Gepäck, um Morgen früh bei unſerer Ankunft in Beirut gleich Alles in Bereitſchaft zu haben und das Boot verlaſſen zu können. Wir hatten eine ſchöne angenehme Nacht, das Meer war ſpiegelglatt und ruhig wie ein Teich, nur ein leichter Wind blähte das Segel, das der Capitän, den Lauf des Schiffes zu befördern, aufſpannen ließ.

Das erſte Frühlicht des neuen Tages traf uns ſchon auf dem Verdeck, denn aus der Dämmerung der Nacht begann für uns ein prächtiges ungeheures Schauſpiel aufzutauchen. Wir hatten das Ziel unſerer Seefahrt erreicht und vor uns lag der ſchneebedeckte Libanon, zu ſeinen Füßen das arme zerſchoſſene Beirut.

Beirut.

Aeußere Anſicht der Stadt. — Der Libanon. — Innere Anſicht der Stadt. — Das Schloß am Meer. — Die Bazars. — Gewühl auf den Straßen. — Weiber. — Türkiſche Artillerie. — Beduinen. — Das Druſenlager. — Pinienanpflanzungen. — Aufenthalt in Beirut. — Jungfräulichkeit neuer Schiffe. — Die türkiſche Thorwache. Krankheit der Freunde. — Ein Ritt in den Libanon. — Friedrich.

O Land der Zelte, der Geſichte,
O Volk der Wüſte, kühn und ſchlicht!
Beduin, du ſelbſt auf deinem Roſſe
Biſt ein phantaſtiſches Gedicht.

Freiligrath.

Welch' ein Unterſchied iſt zwiſchen dieſer ſyriſchen Stadt und denen der Türkei, die wenigſtens von Außen dem Auge mit ihren ragenden Minarets und prangenden Cypreſſen einen lieblichen Anblick gewähren. Man ſieht, hier trägt der Menſch einen Steinhaufen zuſammen, um unter ihm Schutz gegen die glühende Sonne zu haben, und darauf eine Terraſſe, wo er der Abendkühle genießen kann. Die Gebäude mit platten Dächern ſind alle von gleicher Höhe und haben faſt gar kein Fenſter; nur hie und da deuten in hohen und breiten Mauern zwei oder drei Löcher eine ſolche Idee an. Alles iſt von gleicher Farbe, der urſprünglichen des Bauſteines, einem verbrannten Braungelb, und das Haus iſt vom Felſen, auf dem es ſteht, kaum zu unterſcheiden. Die drei, vier Minarets der Stadt ſind kaum ein Drittheil ſo hoch, wie die gewöhnlichen in Conſtantinopel, aber eben ſo dick, was ihnen ein plumpes, gedrücktes Anſehen gibt. Es iſt, als wäre es den arabiſchen Maurern unter der Arbeit zu heiß geworden, und da haben ſie, ſtatt noch zweimal ſo hoch zu bauen, und dann ein ſchlankes Spitzthürmchen aufzuſetzen, der Sache ein Ende gemacht, indem ſie mit einem maſſiven, beinahe flachen Dache ſchloſſen. Gewiß, brächten nicht die die Stadt umgebenden unzähligen Hecken von Cactus und einzelne ſtolz emporragende Palmen einiges Leben in die Seeſeite, man müßte die Gegend für ausgeſtorben, und jene braune Häuſermaſſe für eine von ihren Bewohnern verlaſſene Ruine halten. Doch mag an dem für uns ganz unerquicklichen Anblick auch die Jahreszeit einige Schuld haben; denn obgleich es drückend heiß war, herrſchte hier auch Winter, und die zahlreichen Maulbeer- und Feigenbäume zeigten uns nur kahle Aeſte.

Es ging mir hier wie den Kindern, die das beſte bis zuletzt aufſparen. Erſt als ſich mein Auge überſättigt hatte an den Maulwurfshaufen der Menſchen, hob ich meinen Blick langſam empor zu jenem ewigen majeſtätiſchen Bau, den hier die Natur hingeſtellt, zum ſtolzen Libanon. Lange ſah ich hin, und meine Gedanken jagten durch ſeine Schluchten, zogen ſeine Felsſpitzen hinauf und hinunter, flatterten um das ganze Gebirge, und endlich kühlten ſich die erhitzten im Schnee, der ſein Haupt bedeckt, ab. Nie hat etwas auf mich einen größeren Eindruck gemacht, nicht der Balkan, den ich überſtiegen, nicht das Meer, als ich es zum erſten Male geſehen, nicht Conſtantinopel, noch Smyrna!

Das große Boot, welches von der Stadt gekommen war, uns dorthin abzuholen, ſchwankte ſtark in den heftigen Wogen des Hafens; hier iſt das Waſſer ſtets bewegt und durch große Felsſtücke, die in der See hie und da verſprengt liegen, für größere Schiffe unfahrbar; ſelbſt Nachen kommen beim ruhigſten Wetter nicht ganz an's Ufer, weshalb Paſſagiere und Güter auf den Schultern der Laſtträger nach dem Quai getragen werden. Je näher wir der Stadt kamen, deſto deutlicher ſahen wir die Verheerungen, welche die

Kugeln der Flotte angerichtet; die Front faſt ſämmtlicher an der See befindlichen Gebäude war mehr oder minder durchbohrt, Stücke der Mauern herabgeſtürzt, verſchiedene Erker, die hie und da nach türkiſcher Sitte an den Häuſern kleben, zertrümmert; ſie erſchienen wie muthwillig zerſtörte Schwalbenneſter. Das Fort St. Georg am Eingang des Hafens iſt faſt gänzlich demolirt, ſeine dicken Mauern nach allen Seiten durchlöchert.

Ein Gang, den wir gleich bei unſerer Ankunft durch die Stadt zum Hauſe des öſterreichiſchen Conſul Herrn Laurella machten, zeigte uns das Innere derſelben mit der äußern Anſicht beinahe ganz übereinſtimmend. Man ſieht überall nur die äußerſte Nothdurft befriedigt, keine Idee von Luxus oder Eleganz, keine bunte, helle, wenn auch geſchmackloſe Verzierung an den Häuſern, wie in der europäiſchen Türkei, oder hie und da einen freien Platz. Die ganze Stadt kam mir wie ein großes, unregelmäßig zuſammengemauertes Gebäude vor, alle Wände maſſiv, gleich hoch und ſchmutzig. Die Gänge oder vielmehr Straßen ſind ſo ſchmal, damit der brennende Sonnenſtrahl nicht eindringe. Hiezu kommt noch, daß die ſehr hohen Häuſer alle dreißig bis vierzig Schritte mit ſteinernen Bogen vereinigt ſind, die ſich über der Gaſſe wölben. Auf uns, die wir bei unſern Bauten nichts ſo ſehr lieben, wie Geräumigkeit und friſche Luft, wirkt eine ſolche gefängnißartige Stadt eigentlich bruſtbeengend, und obendrein entſteigt den Straßen und Gewölben ein unerträglicher Geruch. Die Unannehmlichkeit wurde noch erhöht durch das Drängen und Stoßen der vielen Menſchen in den Gaſſen; die Stadt war im Augenblick überfüllt mit engliſchen und türkiſchen Soldaten, Beduinen, Arabern, Bergvölkern ꝛc.

Da der einzige Gaſthof Beiruts, eine ſchmierige Locanda, die unter dem Befehl eines Italieners ſteht, von engliſchen

Offizieren ganz in Beſchlag genommen war, ſo ſtanden wir auf der Gaſſe, ohne Ausſicht auf ein auch nur ganz mittelmäßiges Unterkommen. Unſere angenehmen Reiſegefährten, fünf öſterreichiſche Offiziere, die ſich in dem Kriege gegen Mehemet Ali einige Lorbeeren pflücken wollten, brachte der Conſul Laurella ſo gut wie möglich in ſeinem Hauſe unter und bot auch uns daſſelbe an. Indeſſen hatte Giovanni, der arabiſche Dolmetſcher und Koch, den der Baron in Smyrna angenommen (er war hier zu Hauſe), mit einem Bekannten unterhandelt, der uns ſein Haus, eine Viertelſtunde weſtlich von der Stadt am Meere gelegen, um einen billigen Preis anbot, was wir mit Freuden annahmen.

Dieſe Villa, das Schloß am Meer, wie wir ſie tauften, hatte, obgleich es nur das Haus eines ſyriſchen Landwirthes war, wie alle dieſe Gebäude etwas caſtellartiges, vier hohe ſteinerne Mauern, an denen man von außen nur kleine vergitterte Fenſteröffnungen ſah. In den untern Stock, der ſonſt ohne Fenſter, nur zur Aufbewahrung von Geräthſchaften dient, war für die Zeit unſers Aufenthalts hier, der Beſitzer mit ſeiner Familie gezogen, und der obere Stock bildet eine Teraſſe, um welche auf zwei Seiten in einem rechten Winkel unſere drei Zimmer lagen. Dieſe geräumige Teraſſe war faſt unſer beſtändiger Aufenthalt, hier hatten wir, was wir in der Stadt ſo ſehr vermißten, reine geſunde Luft, und welche Ausſicht und Umgebung! — Nördlich, ſo weit das Auge reichte, die gewaltige Meerflut, öſtlich die Rhede der Stadt, und hinter derſelben der Libanon, deſſen Zug wir von Tripolis bis beinahe Saida mit unſern Blicken verfolgen konnten. Den traurigen Anblick Beiruts verdeckte uns ein kleiner Hügel am Meer. Der türkiſche Friedhof mit ſeinen weißen Steinen und gewölbten Grabmälern, die Wohnung der Todten, war freundlicher, als die Stadt der Lebenden.

Zu unſerer großen Unterhaltung war das Meer ſtets belebt wie eine große Landſtraße; alle Schiffe, die von Alexandrien, Marmariſſa, Cypern ꝛc. kamen, mußten an unſerer Terraſſe vorbei; faſt täglich kamen und gingen engliſche Kriegsdampfboote, Mannſchaften oder Depeſchen bringend, eine zahlloſe Menge großer und kleiner Kauffahrteiſchiffe kreuzten ſich beſtändig auf dem Meer und der Rhede; auch hatten wir zweimal das Vergnügrn zu ſehen, wie ein engliſches Linienſchiff erſten Ranges in weiter Ferne mit den Maſtſpitzen auftauchte, langſam die Höhe der See erſtieg und nach einigen Stunden in ſeiner majeſtätiſchen Geſtalt an unſerm Hauſe vorbeiſchwamm. Ein ſolches Schiff, vom Verdeck bis in die Spitzen mit Leinwand bekleidet und die Seitenſegel ausgeſetzt, gleicht in der Ferne einem erzürnten Schwan, der mit geſenkten Flügeln und geſträubten Federn den großen Teich, ſein Königreich, durchzieht.

Südlich von unſerer Wohnung bildet das Terrain einige Hügel, die mit vielen kleinen und größern Häuſern bedeckt waren; ſie nahmen ſich mit ihrer Umgebung von grünen Oelbäumen und großen ſchlanken Palmen, alle von gewaltigen Cactushecken umzäunt, ſehr hübſch aus. Eines derſelben hatte für uns beſonderes Intereſſe, hier wohnte Lamartine einige Monate, und hier ſtarb ſeine einzige Tochter Julie.

Nachdem wir uns einigermaßen in der Villa eingerichtet, d. h. Teppiche auf dem Boden der Zimmer ausgebreitet, wozu die arabiſchen Hausleute, — es waren jedoch katholiſche Chriſten — mit großer Gutmüthigkeit die Decken ihrer eigenen Betten gaben, auch Küchengeſchirr, Gläſer, Teller, Pfannen ꝛc. gekauft, betrachteten wir unſere Umgebungen und die Stadt, die wir bis jetzt nur ſehr flüchtig angeſehen, etwas genauer. Unſer Weg führte uns längs der Küſte, an welcher wir in verſchiedenen Säulentrümmern, die hier herumlagen, ſo wie in Stücken alten Moſaikpflaſters und verwitterten Mauern, die das Meer beſpülte, Ueberbleibſel der Gebäude oder der Befeſtigungswerke der alten Stadt Berytus zu erkennen glaubten. Bei ſehr ruhiger See habe ich oft ſtundenlang am felſigen Geſtade geſeſſen und konnte deutlich unter den Wellen den Grundriß einzelner Häuſer verfolgen; kleine Fiſche ſchwammen ruhig in den Wohnungen der Menſchen umher.

Die Stadt, welche, wie geſagt, von der Seeſeite einen traurigen Anblick gewährt, macht ſich vom Lande her etwas beſſer und iſt hier mit ziemlich erhaltenen alterthümlichen Mauern und Thürmen umgeben, die wohl noch aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren, wo, wie bekannt, die Chriſten unter Balduin IV. die Befeſtigung von Beirut ſorgfältig wiederherſtellten; auch geben hier zahlreiche Olivenbäume und Palmen, ſo wie die immer grünen Cactushecken ihrem grauen Geſicht eine jugendliche Schminke. Ueberall ſahen wir jedoch die Verheerungen, welche das Bombardement der engliſchen Flotte kürzlich angerichtet. Hier war ein Stück von der Mauer herabgeſtürzt, dort fehlte einem Thurme eine Ecke, an dieſem Hauſe hatte eine Kugel zwei Fenſter in eines verwandelt, ſo daß man in die Zimmer ſehen konnte; einzelne Granaten und Kugeln waren bis zu unſerm Landhaus geflogen, und wir fanden in dem Garten mehrere von ſehr ſchwerem Caliber. Auch das Innere der Stadt hatte bedeutend gelitten. Es war mir immer ein eigenes Gefühl, wenn ich jene alten Zeiten, wo frommer Eifer Leben und Gut opferte, um jene Ringmauern zu errichten, mit den jetzigen Tagen zuſammenzureimen ſuchte, wo Chriſten die Gefälligkeit hatten, dieſelben Werke für Rechnung der Türken zuſammenzuſchießen. Der fünfte und letzte Akt dieſes grandioſen Trauerſpiels wäre geweſen, wenn Ibrahim Paſcha ſich nach Jeruſalem geworfen und chriſtliche Kugeln die Kuppel der Grabeskirche zerſchmettert hätten.

Auf den Straßen fanden wir auch heute daſſelbe Gewühl, denſelben Schmutz und Geſtank wie am Tage unſerer Ankunft; ich habe nie ſo mancherlei Parfüme genoſſen, als auf meinen Spaziergängen durch Beirut.

Wie in allen orientaliſchen Städten ſind auch hier drei Viertheile der Straßen zu Bazars eingerichtet und bilden lange Reihen offener Gewölbe; denn außerdem, daß der Kaufmann ſeine Waaren ausſtellt, ſitzen auch alle Handwerker in ihren verſchiedenen Straßen offen vor den Augen der Vorübergehenden. In einer Gaſſe ſieht man die Anfertigung des verſchiedenartigſten Fußzeugs vom kleinen Pantoffel bis zum größten Reitſtiefel; in einer andern bergen ſich Hunderte von Webſtühlen, deren Einfachheit übrigens bemerkenswerth iſt; mit den Koſten und dem Holze eines der unſrigen macht man wenigſtens fünf türkiſche.

Dort liegt die Gaſſe der Waffenſchmiede, welche in dieſen Tagen ſtets gedrängt voll iſt; beſonders die Bergbewohner wogten hier auf und ab und ließen ihre neuen Gewehre, womit die türkiſche Regierung ſie gütigſt beſchenkt, ausbeſſern und putzen. Mir iſt bange, dieſe Gewehre, welche in dieſem Augenblick freilich alle auf Ibrahim Paſcha gerichtet ſind, möchten in Kurzem anfangen, den Türken ſelbſt furchtbar zu werden; denn ſchon jetzt gab jeder, der eines erhalten, deutlich zu verſtehen, daß er es nicht gutwillig wieder hergeben werde.

Weiterhin ſieht man die Barbiere mit ungemeiner Geſchicklichkeit die Köpfe der Gläubigen bearbeiten; letztere geben dabei recht eigentlich den leidenden Theil ab, denn der Barbier legt den Kopf auf ſein Knie und dreht und wendet ihn nach Gefallen, um, jedem Haare am beſten beizukommen.

Ich fand die Straßen hier bei Weitem intereſſanter belebt als ſelbſt in Stambul. Während dort jeder ſeinem friedlichen Geſchäft nachgeht und ſo raſch als möglich fortzukommen ſucht, wandern hier die verſchiedenen Volksſtämme, die der Krieg zuſammengeführt, mit Waffen bedeckt, langſam und gravitätiſch vorüber. Die kräftigen Männer des Gebirges, von denen ich oben ſprach, in weiten farbigen Beinkleidern und meiſtens rothen geſtickten Jacken, den weißen Turban auf dem Kopfe, ſieht man gewöhnlich in großen Haufen, ſie ſind luſtig und guter Dinge, denn auf dem Rücken haben ſie ja wieder ein Gewehr, ihre Lieblingswaffe, die ihnen Ibrahims kräftige Hand abgenommen, der bei Todesſtrafe verbot, Waffen zu tragen. Zwiſchen ihnen durch ſchleicht ernſt und ſtill ein Beduine, der Sohn der Wüſte, mit bronzefarbenem Geſicht. Der lange weiße oder geſtreifte Burnus hängt von ſeiner Schulter bis auf den Boden, auf dem Kopf trägt er das nationelle gelb und roth geſtreifte wollene Tuch, das ein Kranz aus kleinen farbigen Stricken befeſtigt. Obgleich ihn nur ſelten die Woge des Lebens aus ſeinem Sande zu dieſen Herrlichkeiten führt, ſo betrachtet er doch die Kaufläden, ohne eine Miene zu verziehen, mit den durchdringenden ſchwarzen Augen und raucht aus ſeiner kurzen Pfeiſe. Hinter ihm kommt ein Miralaja, ein großherrlicher Oberſt, auf ſchönem wohlgenährtem Pferde, den Diamantſtern als Zeichen ſeiner Würde auf der Bruſt, gefolgt von mehreren Dienern, die ihm Waffen und Pfeife nachtragen.

Dort ſchreiten zwei Arnauten in ihrem maleriſch ſchönen Coſtüm; es iſt wie das griechiſche mit weißer Fuſtanella und rother Jacke; ſie gehen trotzig umher, ohne einem Menſchen auszuweichen, eine Hand in den Gürtel geſteckt, der außer zwei Piſtolen, einen Yatagan, einem Dolche, einem Meſſer, noch Feuerzeug und Pfeife beherbergt.

Ich habe unter dieſen Menſchen faſt keinen geſehen, der eine angenehme, gute Geſichtsbildung gehabt, oder in deſſen Zügen nicht ein böſer, heimtückiſcher Ausdruck gelauert hätte. Sie bilden eine unregelmäßige Truppe Infanterie und Cavallerie. Man kann ſie faſt noch als Nachzügler der ehemaligen Janitſcharen und Mameluken betrachten; ſie deſertiren ohne Weiteres hier und laſſen ſich dort wieder anwerben, je nachdem ſie mehr Beute und beſſern Sold zu erwarten haben; ſie fechten nur dann, wenn ſie Luſt haben, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, ihre Offiziere zu morden. Ibrahim Paſcha hat noch vor wenigen Wochen etliche und zwanzig dieſer Galgenſtricke erſchießen laſſen, die ſich eine Widerſetzlichkeit zu Schulden kommen ließen; doch ſagt man allgemein, was Tapferkeit anbelange, ſeyen die fünf bis ſechstauſend bei ſeiner Armee ſeine beſten Truppen.

Von den Einwohnern Beiruts ſind dieſe vagabundirenden Kriegsknechte übrigens außerordentlich gefürchtet, und in einem Kaffeehauſe, wo ſich ein Arnaut niederläßt, rücken die andern ängſtlich zuſammen. Die Mannigfaltigkeit der Coſtüme auf den Straßen vermehren noch die in ihrem Aufzug verſchiedenen Secten der Chriſten, Griechen, Armenier, Maroniten. Die Weiber der letztern tragen einen eigenen Kopfputz, eine koniſche, zwei bis drei Fuß lange Röhre von Silber oder Meſſing; ſie ſteht in einem Winkel von fünf und vierzig Graden bald nach den Seiten, bald nach vorne, und iſt mit einem Stück Mouſſelin bedeckt, das beinahe bis auf die Hüften fällt und zum Verſchleiern des Geſichtes dient. Dazu kommen die Schattirungen des muhamedaniſchen Glaubens, die ſich gleichfalls in der Tracht ausſprechen.

Gravitätiſch wandelt dort der Türke vom alten Regiment, und es gibt deren in Syrien noch ſehr viele, angethan mit dem langen Kaftan, im weißen oder grünen bauſchigen Turban; letztere Farbe bezeichnet einen Nachkommen des Propheten, und der ihn trägt, wird Emir genannt. Obgleich aber Emir ſo viel wie Herr oder gar Fürſt ſagen will, findet man doch gerade unter der geringſten Claſſe, z. B. den Laſtträgern, Waſſerverkäufern ꝛc. die meiſten.

Der ächte Muſelmann geht ruhig ſeines Wegs, die eine Hand ſtreicht den krauſen Bart, die andere faßt das Schreibzeug im Gürtel. Auch das unglückliche, überall zerſtreute Volk der Juden hat hier ſeine Repräſentanten. Stets auf den Erwerb bedacht, ſchlüpft der Jude behende im ſchmierigen Kaftan und dunklem Turban durch die Menge, rechts und links ſchauend, ob etwas zu gewinnen ſey; beſonders heften ſie ihr Auge auf den herumwandelnden Europäer und bieten ſich ihm gleich zu allen möglichen Dienſten an. Faſt alle europäiſchen Nationen ſind hier in zahlreichen Mitgliedern vertreten, und keine verläugnet ihren Character. Der Franzoſe ſchlendert in gelben Glacéhandſchuhen ſchwadronirend umher, und während alle öſterreichiſchen Matroſen vor einem gutgekleideten Franken, der ſie freundlich anſieht, den Hut ziehen, ſteuert der Engländer mit dem hölzernen Geſicht gerade aus, betrachtet Häuſer und Himmel und rennt jeden an, der ihm nicht ausweicht.

Das weibliche Geſchlecht ſpaziert hier nicht ſo zahlreich herum, wie in Conſtantinopel. Alle Weiber der Mohamedaner ſind mit einem dunkeln Stück Kattun, das gleich einer Maske ihr Geſicht bedeckt, ſo verſchleiert, daß man auch keinen Zug ihres Geſichts erkennen kann, auch werfen ſie beim Anblick eines Fremden noch ein Stück weißen Mouſſelin, das ihnen den Rücken hinabhängt, über den Kopf, beſonders aber, was ſehr gut iſt, gerade die häßlichſten alten Weiber; die jungen heben nicht ſelten ihren Kattun und laſſen ein paar ſchwarze glühende Augen ſehen, ein Vergehen, das von den andern gleich mit harten Worten gerügt wird. Auch die Maronitinnen tragen über ihrem Horne einen weißen Schleier, den ſie gelegentlich fallen laſſen, um ihre hübſchen runden Geſichter dem Fremden zu verbergen.

Doch ſind ſie in der Cultur voran und haben uns nicht ſelten freundlich angelächelt. Die Frauen der katholiſchen Araber, deren es hier viele gibt, gehen unverſchleiert, und ich habe unter ihnen herrliche Figuren mit ſehr edlen Geſichtszügen gefunden. Da es doch ſtets ein Glück iſt, das Schönſte, wenn auch nur zu ſehen, ſo war ich in dieſer Beziehung glücklich. Die Frau unſeres Hauswirths, eine wirklich gebietende, majeſtätiſche Figur, war ſo ſchön, daß ich mich um ein Haar in ſie verliebt hätte.

Ebenſo kriegeriſch, wie das Innere der Stadt, ſah auch die Umgebung derſelben; ſie glich in dieſem Augenblicke einem großen Feldlager. Auf dem Quai hatten die hundert engliſchen Kanoniere, welche die bewaffnete Macht der vier Großmächte vorſtellten, ihr Hauptquartier aufgeſchlagen; dort ſtanden ihre ſechspfündigen Geſchütze aufgefahren, und ſie ſelbſt campirten theils in einem Gebäude, theils in weißen Zelten. Ich bin faſt zu keiner Zeit des Tages hier vorbeigekommen, daß nicht die Söhne Albions in ihrer Küche beſchäftigt geweſen wären, die ſie an einer Mauer aufgeſchlagen hatten. Weſtlich von der Stadt, auf einem Hügel, der dieſelbe beherrſcht, ſtand der Park der türkiſchen Artillerie. Die Leute wohnten unter hellgrünen Zelten, und ebenſo waren auch die Lafetten angeſtrichen; es befanden ſich hier ungefähr dreißig Kanonen von der Größe unſerer Sechspfünder; doch ſchießen die meiſten ein weit größeres Caliber und haben eine ſo weite Mündung, daß ich ſie anfänglich für Haubitzen hielt; ſie ſind aber ohne Kammern, und ich hörte ſpäter, ſie ſeyen ebenfalls für Paßkugeln beſtimmt. Das Metall iſt ſo dünn, daß ſich das Rohr nach wenigen Schüſſen bis zum Zünden erhitzen muß; obendrein ſind mehrere Stücke, ſtatt von wirklichem Stückgut, von Bronze. Doch glaube ich nicht, daß die Türken ſobald in den Fall kommen werden, mit dieſen Kanonen zu agiren: ſie hatten weder Beſpannung noch Munition, auch nicht ein einziger Wagen befand ſich im Parke.

Unterhalb dieſer Artillerie auf einem kleinen Platze, der an die Mauern der Stadt ſtößt, war für mich der intereſſanteſte Punkt. Hier hatte ein Stamm der Beduinen aus dem Hauran ſein Lager aufgeſchlagen; es mochten ihrer fünfzig bis ſechszig ſeyn, die in grauen Zelten wohnten, in denen ſie aber weder Stroh noch Teppiche hatten; ſie ſchliefen auf der bloßen Erde, und zogen Nachts ihren Burnus über den Kopf. Wir haben manche Stunde bei ihnen zugebracht; obgleich ſie uns Fremde anfänglich finſter und mißtrauiſch beobachteten, wurden ſie bald freundlicher und durch Kleinigkeiten an Geld, die wir ihnen ſpendeten, ganz zutraulich. Die meiſten waren große, hagere Männer mit ausdrucksvollem, aber verſchmitztem Geſichte, dem der ſchwarze herabhängende Bart etwas düſteres gab. Ihre Waffen beſtehen aus dem Säbel, der ſehr langen und dünnen Flinte, die ſie an einem Riemen über der Schulter tragen, und einer Lanze von wohl fünfzehn Schuh Länge mit fußlanger dreiſchneidiger Spitze, die mit einem Bouquet von dichten ſchwarzen Straußfedern umgeben iſt. Die ausdauernden Gefährten dieſer Wüſtenſöhne, die edlen, treuen Pferde, faſt alle von ſchönen Formen, aber dabei mager wie ihre Herren, ſtehen an einem Fuße mit einer Kette gefeſſelt, ſtets vollſtändig geſattelt, vor den Zelten.

Der Beduine und ſein Roß ſind nur vereinigt wahrhaft ſchön und poetiſch; ſobald der Reiter die Erde betritt, ſchleicht er faul und langſam umher, oder liegt mißmuthig unter ſeinem Zelte, aus der kurzen Pfeife rauchend, und das Pferd ſteht ruhig da, ſenkt den Schweif und ſieht hungrig nach einigen Grashalmen, die zwiſchen den Steinen ſproſſen. Doch wie ſich der Beduine auf ſein Roß ſchwingt, ſcheint beide ein gewaltiges Feuer zu durchſtrömen; ſein Auge blitzt, die ganze kräftige Geſtalt richtet ſich auf, und während er ein eigenes Geſchrei ausſtößt, greift das Pferd aus und verſchwindet in ſauſendem Galopp, wobei es mit dem Schweif nicht ſelten den Rücken des Reiters ſchlägt. In wenigen Augenblicken ſieht man in der Ferne nur noch eine Staubwolke und über ihr wehend die ſchwarzen Federn der Lanze.

Wir vermochten ſie durch reichliches Bakſchis häufig, ihre Pferde zu beſteigen und uns deren Schnelligkeit, ſo wie ihre eigene Gewandtheit im Führen der langen Lanze zu zeigen; und wenn ſie dann ſo dahin flogen über die Fläche, daß der weite Mantel um ſie flatterte, wenn ſie die Lanze weit vor ſich hinſchleuderten und den Säbel zwiſchen den Zähnen, Gewehr und Piſtolen abſchoſſen, dann dachte ich an meinen lieben Freiligrath:

Beduin, du ſelbſt auf deinem Roſſe
Biſt ein phantaſtiſches Gedicht.

Nördlich von dieſem Beduinenlager war der große Spaziergang der Stadt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ein ziemlich geräumiger Platz, wo es für den Fremden jeden Augenblick etwas zu ſehen gab. Es war hier beſtändiger Jahrmarkt: in kleinen hölzernen Buden verkaufte man Scherbeth, Früchte und Brod; auch ein Café war dort errichtet, wo die Gäſte unter einer rieſigen Sycomore auf kleinen Stühlchen aus Palmzweigen ſaßen, und der Wirth auf einem Haufen zuſammengetragener Steine das Getränk bereitete. Pfeife und Nargileh fehlten natürlich nicht. Hier nahm ich meiſtens meinen Platz, um das bunte Gewühl um mich her zu beobachten, das Leben und Treiben, das ſich hier dem Auge entfaltete und jeden Augenblick wechſelte. Ich denke noch immer mit Vergnügen an die Tage, wo ich, mit dem Rücken an den Baum gelehnt, die arabiſche Waſſerpfeife rauchte, ein Genuß, den unſere deutſchen Tabaksraucher nicht kennen. Dies Inſtrument iſt übrigens ſehr einfach: in eine Kokusnuß mit zwei Löchern gießt man Waſſer; in die eine der Oeffnungen ſteckt man die Pfeife, welche ein gedrechſeltes Rohr iſt, oben mit einem kupfernen Behälter, in welchem der Tabak und obenauf die glühende Kohle liegt; in die andere Oeffnung paßt das dünne Rohr. So ſaß ich und es brauchte nur eine Handbewegung, um eine neue Taſſe Caffee oder friſchen Tabak zu erhalten; ich war ein mächtiger Paſcha geworden, und ſelbſt ein Gefolge fehlte mir nicht; denn wenn ich bei meinen Beduinen vorbeikam, um auf den Platz zu gehen, folgten mir faſt immer einige in der Entfernung und kauerten an meiner Seite nieder, wenn ich mich am Café niederließ.

Beſonders Nachmittags war das Treiben auf dem Platze ſehr mannigfaltig; da ſtrömten die Beſucher aus der Umgegend, die ihre Geſchäfte in der Stadt abgemacht, hier zuſammen, um, in Gruppen gelagert, ihr Mahl zu halten. Dann wurden Pferde probirt und eingeritten, was bei den Orientalen eine leichte Procedur iſt; der Reiter ſetzt ſich recht feſt in den Sattel, wobei das Thier, wenn es ſehr ungeſtüm iſt, von andern gehalten wird; dann läßt er die Zügel fahren, ſtößt ihm die Ferſen in die Flanken, und das Thier jagt voll Ungeſtüm im vollen Lauf über den Platz, bis der Reiter es gewaltſam zuſammen reißt, umwendet und die eben durchflogene Strecke wieder im Galopp zurücklegt; dies wird ſo lange wiederholt, bis das Thier aus Angſt vor dem Zügel nur dann galoppirt, wenn ihm der Reiter mit dem Bügel in die Seiten arbeitet und anhält, wenn es nur die geringſte Bewegung des Zügels ſpürt. Vom Traben und Zügeln des Pferdes haben ſie keinen Begriff; ſie können nur galoppiren, und wollen ſie halten, das arme Thier unbarmherzig zuſammen reißen. Um auf dieſe Art ihrer Pferde vollkommen Herr zu werden, haben ſie zwei Mittel, die der Europäer als unzweckmäßig verwirft: erſtens beſteigen ſie ihre Thiere ſchon mit zwei Jahren, wo dieſelben noch nicht im Beſitz ihrer vollen Kraft ſind, und zweitens ſind ihre Stangen ſo ſcharf, daß das gepeinigte Roß ſich zahm und folgſam zeigen muß.

Eines Abends machten wir unſern gewöhnlichen Spaziergang, der uns über dieſen Platz zur Küſte des Meeres führte, und ſahen ihn ſchon von Weitem mit Menſchen in nie geſehenen, mannigfaltigen Coſtümen, mit Zelten, Pferden und Maulthieren bedeckt. Es waren Druſen, unregelmäßige Reiterei im Dienſte des Großherrn. Wir traten auf den Platz, und es war mir nicht anders, als kämen wir zu einem großartigen Maskenfeſte, ſo bunt wogte und trieb ſich Alles durch einander. Es mochten an zweitauſend Mann ſeyn, die zum Theil ſchon gelagert waren; d. h. ſie hatten ihre Pferde angebunden, Teppiche und Decken ausgebreitet, und kochten, auf der Erde liegend, an kleinen Feuern Kaffee. Andere ſtanden noch in Haufen beiſammen, luden die Packpferde ab und feſſelten ſie, indem ſie einen Vorder- und Hinterfuß an einem drei bis vier Schuh langen Strick, und dieſen an einem in die Erde gerammten Pfahl befeſtigten. Die Letzten der Schaar kamen erſt an und führten eine weiße und grüne Fahne und eine äußerſt einfache Muſik, nichts als kleine Pauken, auf die ſie im Takt ſchlugen.

Es war, als ſeyen von ſämmtlichen Volksſtämmen des Orients Repräſentanten hier zuſammen gekommen, ſo mancherlei Trachten, Säbel, Lanzen, Wurfſpieße, Flinten und Piſtolen waren da zu ſehen. Der Emir hatte ſein Zelt unter einer Sycomore aufſchlagen laſſen und empfing uns daſelbſt äußerſt freundlich. Ich habe nie einen ſchönern Mann geſehen. Das idealiſirte Bild eines Morgenländers, eines Fürſten der Berge trat lebendig vor uns. So habe ich mir den großen Kalifen, den tapfern Saladin gedacht; eine große, kräftige

Figur, doch nichts weniger als fett, mit einem Kopfe, deſſen edle Schönheit und männlichen Ausdruck man ſelten findet. Er hatte in ſeinem ganzen Weſen, ſeinem Auge, ſeiner Sprache eine Sicherheit und Ruhe, die jedem unbedingtes Zutrauen einflößen mußten. Sein Kopf war mit einem gelb und roth ſeidenen Tuch turbanartig umwickelt, deſſen eines Ende in Franzen auslief und auf die rechte Schulter niederfiel. Der übrige Anzug beſtand aus einem rothſeidenen Kaftan; den ein koſtbarer Shawl um den Leib zuſammenhielt; ein ſehr reicher Säbel hing an einer geflochtenen goldenen Schnur, und zwei Piſtolen, deren lange Hälſe mit Steinen beſetzt waren, ſtaken in ſeinem Gürtel. Wir ließen uns bei ihm nieder, und man brachte uns Pfeifen, Scherbet und Kaffee. Nachdem wir uns einige Augenblicke mit ihm durch den Dolmetſcher unterhalten, erſchien in der Zeltthüre ein ganz junger Mann, beinahe noch ein Knabe, eben ſo reich gekleidet wie der Emir, machte jedoch, ſo wie er uns erblickte, eine Bewegung zum Zurücktreten. Jener rief ihm aber und ſtellte ihn uns als ſeinen Neffen vor. Der junge Druſe legte die Hand an Bruſt und Stirne, unſern Gruß erwidernd, wobei er erröthend auf den Boden ſah. Es war etwas ſo Ungekünſteltes in dieſer Bewegung, und die ganze Figur ſo ſchlank und zart, daß man ihn für ein verkleidetes Mädchen hätte halten können. Zum erſten Mal aus ſeinen Bergen gekommen, hatte er noch wenig Europäer geſehen, und betrachtete uns anfangs mit kindiſcher Neugier, doch bald wurde er zutraulich, und wir haben ihn in den paar Tagen, die er in Beirut war, recht lieb gewonnen.

Wo man, mit Ausnahme des oben erwähnten Platzes, aus der Stadt tritt, um ſich in ihrem Umkreis zu ergehen, nöthigt einen der tiefe Sand, der alle Wege bedeckt, bald wieder zum Umkehren. Da die niedrigen weſtlichen Ausläufer des Libanon bei Beirut zum Theil aus beweglichem Sand beſtehen, den der Wind in die Ebene und auf die Stadt führt, ſo wäre ſie in Gefahr, förmlich zu verſanden, hätte nicht der große Emir der Druſen, Fachreddin, der hier zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts reſidirte, einen lebendigen Wall gegen dieſes Sandmeer aufgeführt, indem er die Stadt öſtlich mit einer großen Anpflanzung von Pinien umgab, die jetzt eine ziemliche Stärke erreicht haben und ihren Zweck erfüllen. Nach dieſem Walde richteten wir unſere meiſten Spazierritte; das friſche Grün der Bäume erfreute das Auge, das ſich an den grauen Formen der Stadt und an dem gelben Sande müde geſehen.

Es war die ſchönſte der Oaſen,
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen.
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner funkelnder Smaragd.

Auf unſerm Schloß am Meer führten wir ein von der Stadt und ihren Bewohnern ganz abgeſondertes Leben. Ueber den Mauern flatterte ein weißer Pavillon; doch führten wir unter dieſer Farbe der Unſchuld ein kleines Raubritterleben, und wenn wir auch keinen vorüberziehenden harmloſen Wanderer ausplünderten, hatte doch jeder ſeine Gegenſtände, auf die er lauerte und ausfiel. So hielt der Baron alle Pferde aus der Stadt und Umgegend an und nöthigte die Vorüberkommenden in unſern Hof, ſo daß derſelbe zuweilen einem kleinen Markt in dieſem Artikel glich. Dr. B., unſer Naturforſcher, attaquirte Schnecken und Eidechſen, und der Maler F. und ich forcirten die Natur ſtückweiſe in unſere Mappen und Schreibbücher.

Wir hatten anfänglich dies Haus nur für eine Woche gemiethet, da wir uns in Beirut nicht länger aufhalten wollten, als eben nöthig war, d. h. bis wir uns Pferde und die uns noch fehlenden Reiſegeräthſchaften beſorgt, um in das Innere des Landes nach Damaskus, Palmyra, Jeruſalem zu bringen. Doch ſahen wir ſchon in den erſten Tagen, daß wir in der beſtimmten Zeit von hier nicht loskommen würden, denn wenn man den Krieg mit Ibrahim Paſcha ſchon als beendigt anſah, ſo gährte es doch in den Bergen noch beſtändig fort und kleine Scharmützel zwiſchen den Bergbewohnern und der ägyptiſchen Armee — ſolche Sachen wurden natürlich alle vergrößert — machten die Wege im Innern von Syrien unſicher.

Unſere Reiſegefährten, die öſtreichiſchen Offiziere, blieben auch anfänglich hier, und da wir außerdem noch mehrere intereſſante Bekanntſchaften in der Stadt machten, ſo fehlte es uns keineswegs bei dem ungewohnten Leben und Treiben und der großartigen Natur, an Zerſtreuung und Unterhaltung. Unter Anderem war es der ruſſiſche Conſul, Herr von B., der ein ſehr gut eingerichtetes Haus hatte und uns viel Freundſchaft erwies. Den Weg zur Stadt, der dicht am Ufer des Meeres führte, machten wir häufig des Tages und ſahen und genoſſen immer etwas Neues. Bald ſahen wir den Fiſchern zu, die zwiſchen den Klippen herumwateten und Muſcheln ablöſten oder mit großen Netzen fiſchten. Bald ſuchten wir uns auch an dem ſehr zerklüfteten Strande eine heimliche Stelle auf, deren es hier ſehr viele gab, wo das Meer ordentliche Mulden und Becken ausgehöhlt, die es beſtändig mit friſchem klarem Waſſer anfüllte, und worin wir badeten.

Einige hundert Schritt von unſerm Hauſe befand ſich eine Werfte für kleinere Schiffe, auf der in den Tagen unſers Aufenthalts beſtändig gebaut wurde. Sobald ein ſolches Fahrzeug ganz fertig iſt, daß es in See gelaſſen werden kann, wird es von ſeinen Erbauern abergläubiſcher Weiſe ſcharf bewacht. Jedes Schiff iſt ihnen eine Braut des Meers und muß ihm als Jungfrau übergeben werden, wenn das gewaltige Element es gnädig behandeln und vor dem Untergang bewahren ſoll. Betritt nun aber ein Mädchen, deſſen Sitten nicht die reinſten ſind, den Bord und ſpricht dort gewiſſe Worte aus, ſo läßt es alle begangenen Sünden auf dem neuen Fahrzeug und iſt ſelbſt wieder rein geworden.

Nahe bei dem Thor der Stadt, das zu unſerem Haus führte, ſtand ein Brunnen unter einer großen Platane, um den die türkiſchen Soldaten beſtändig haufenweis auf der Erde kauerten und in großen Schüſſeln ihr Weißzeug wuſchen. Mit dieſen Kriegsknechten hatten wir mancherlei ſpaßhafte Auftritte. So vergeſſe ich nie eine Scene, die Abends, wenn wir ſpät aus der Stadt kamen, zwiſchen uns und der Thorwache geſpielt wurde. In die Stadtmauer, die nach der Richtung unſerer Villa lag, hatten ein Paar Kugeln bei dem Bombardement ein großes Loch geriſſen, das aber die Behörde, um hier den Durchgang zu verhindern, mit Brettern und Sträuchern hatte zuſtellen laſſen. Giovanni, oder der Janißär des Herrn von B. klopfte, wenn wir nach Hauſe wollten und das Thor ſchon geſchloſſen war, an das Wachthäuschen und rief, man ſolle öffnen. „Wer ſeyd Ihr?“ hieß es von Innen, ohne daß ſich die Thür öffnete. — „Engliſche Offiziere;“ denn ſo kam man am beſten durch. Jetzt antworteten die drinnen: „O Herr, ſeyd ſo gut, und geht ein Paar Schritte ſeitwärts, da werdet Ihr ein Loch in der Mauer finden, wo Ihr bequem durchgehen könnt.“ — „Aber es iſt ja mit Brettern zugeſtellt.“ — „Schiebt ſie nur etwas bei Seite, wir wollen ſie morgen ſchon wieder davor ſtellen. Gott ſey mit Euch!“

So lebten wir auf unſerer Villa faſt bis Ende December und die Zeit wurde uns nicht ſehr lang. Wir hatten anfangs ſehr gutes und ſchönes Wetter, was ſich aber gegen Weihnachten mit einem Male änderte. Es fing an zu ſtürmen, zu regnen und wurde empfindlich kalt, und für uns um ſo beſchwerlicher, da wir faſt nichts hatten, uns dagegen zu ſchützen. Unſere ſchlechten hölzernen Läden vor den offenen Fenſtern klapperten den ganzen Tag und ließen Wind und Kälte ein. Das Meer vor unſerer Wohnung toſte und lärmte oft betäubend. Wenn wir namentlich Abends ruhig in unſerm Zimmer ſaßen, ſo war das Rollen und Donnern der Wellen an dem felſigen Ufer mit dem Geräuſch zu vergleichen, das einige Batterien ſchwerer Geſchütze, die im Galopp über das Pflaſter fahren, verurſachen würden. Unſere beiden Freunde, der Maler F. und Doctor B., die ſich ſchon ſeit einigen Tagen unwohl fühlten, wurden bei dem kalten naſſen Wetter ſo krank, daß ſie ihre Teppiche nicht mehr verlaſſen konnten und der Baron oft mehrmals des Tags den Arzt aus der Stadt holen ließ. Wenn auch das Unwetter nur einige Tage anhielt, ſo dauerte dagegen die Krankheit unſerer Freunde deſto länger und machten viele Projecte, namentlich zu Excurſionen in das Gebirge, vor der Hand zu Waſſer. Der Baron war zu beſorgt, um unſere Kranken auch nur einen Tag allein zu laſſen, und ſo würden wir wahrſcheinlich von den maleriſchen Schluchten des herrlichen Gebirges, das wir beſtändig vor Augen hatten, vor unſerer Abreiſe nach Damaskus nichts geſehen haben, wenn nicht eine andere Pflicht den Baron zu einem Ausflug in den Libanon genöthigt hätte. So ſehr er ſich nämlich in Beirut nach ſchönen Pferden umgeſehen, hatte er doch noch nichts Edles gefunden. Dagegen erzählten die Söhne des öſtreichiſchen Conſuls, viel von einer prächtigen Stute, die einem maronitiſchen Biſchofe angehöre und ſich in einem der Klöſter auf dem Libanon befände. Schon lange hatte der Baron gewünſcht, dies Thier zu ſehen; doch hatte ihn in der letzten Zeit das Wetter und die Krankheit der Freunde zurückgehalten. Eines Nachmittags aber ließ uns einer der Herren L. ſagen: er reite morgen in den Libanon und wenn der Baron von der Parthie ſeyn wolle, ſo würde er gern mit ihm jene Stute aufſuchen. Da der fränkiſche Arzt aus Beirut, der unſere Kranken behandelte, zufällig bei uns war, und ſie außer aller Gefahr erklärte, ſo beſchloß der Baron jenen Ritt am andern Morgen mit mir zu machen.

Giovanni beſorgte uns noch am ſelben Abend zwei gute Pferde, und am andern Morgen ritten wir ſehr früh aus. In der Stadt vereinigten wir uns mit den beiden Herrn L. einem Herrn S. aus Stambul und zogen öſtlich von der Stadt der Bucht entlang, in welcher vor einem Monat die engliſche und öſtreichiſche Flotille geankert hatte. Jetzt lagen nur noch zwei Linienſchiffe und eine Dampffregatte da. Der Janißair des öſtreichiſchen Conſuls, ein junger ſchöner Türke, mit rothem goldgeſticktem Kleide und eben ſolcher Hoſe, mit grünem Turban — er war ein Emir, Nachkomme des Propheten — ritt uns vor. In ſeinen Händen trug er einen langen Stab mit großem ſilbernem Knopfe, das Zeichen ſeiner Würde als Diener eines Geſandten, worauf er ſich nicht wenig einbildete; denn ſo höflich und dienſtfertig er gegen uns war, ſo brutal benahm er ſich gegen die Leute, die ihm auf ſein Geſchrei nicht auswichen; entweder er ritt gerade auf ſie zu oder ſchlug ſie mit ſeinem Stabe auf die Köpfe, ganz wie dergleichen Leute bei uns.

Unſer Weg führte anfangs durch tiefen Sand, und obgleich die Pferde bei jedem Tritt bis an die Feſſeln einſanken, ging es doch im raſchen Galopp vorwärts. Hier am Ufer des Meeres ſahen wir noch viel von den Verwüſtungen, die der große Sturm vom erſten auf den zweiten December angerichtet hatte. Bis auf hundert Schritt vom Ufer lagen kleinere Fahrzeuge zertrümmert auf dem

Strande, um die ſich Niemand bekümmerte; andere größere, die das Meer ebenfalls auf den Strand geworfen hatte, beſſerte man aus und ſuchte ſie wieder in brauchbaren Stand zu ſetzen. Eines derſelben mußte das Meer mit einer merkwürdigen Gewalt an's Ufer geſchleudert haben; denn ſeine beiden großen Maſten waren nach unten gekehrt und ſtaken tief im Sande.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt, bei einem kleinen Flüßchen, zeigt man die Stelle, wo der Sage nach der heilige Georg den Drachen erſchlagen hat. Hier ſahen wir eine Menge Einwohner der Stadt verſammelt, ſo wie viele Soldaten, die in Reihe und Glied aufgeſtellt waren, und Offiziere, die ihre ſchönen Pferde tummelten. Sie repräſentirten die Garniſon, ſo wie die Obrigkeit der Stadt Beirut, die hieher gekommen waren, um den neuen Gouverneur von Syrien, Zakariä Paſcha, der heute von Aleppo einrücken ſollte, zu empfangen. Der bisherige Commandeur, Izzet Paſcha, der ſich wegen der vielen Grauſamkeiten, die er früher verübt, den Namen eines Tyrannen zugezogen, hatte das Paſchalik von Adrianopel bekommen.

Unſer Janißair bat uns, etwas langſamer zu reiten, indem wir dann wahrſcheinlich dem Zuge des neuen Paſcha begegnen würden. Und ſo war es auch. Nach einer halben Stunde ſahen wir in der Ferne eine Menge Reiter auf uns zukommen. An der Spitze ritten zwei, die mit ihren Pferden die ſeltſamſten Wendungen machten. Ihr Coſtüm war das unſeres Janißairs, nur noch reicher mit Gold und Stickereien verſehen, und in den Händen trugen ſie zwei ſehr lange Beduinenlanzen, die oben mit drei Büſcheln ſchwarzer Straußenfedern verziert waren. Es waren zwei von den Kawaſchen des Paſcha, deren Beſchäftigung auf jeder Reiſe deſſelben darin beſteht, abwechſelnd je zwei und zwei, vor ihm hin und her zu ſprengen und den Herrn durch ihre Reiterkünſte zu amüſiren. Dieſe Leute machten den Weg wenigſtens hundertmal, bald bogen ſie rechts und links auseinander, wandten ſich dann und rannten mit eingelegter Lanze und lautem Hurrah an einander vorüber, um gleich darauf daſſelbe Manöver zu wiederholen. Dieſe Reiter des Zakariä Paſcha führten drei Büſche Straußenfedern an ihren Lanzen, weil ihr Gebieter Paſcha von drei Roßſchweifen und nach der neuen Ordnung der Dinge Ferik Paſcha war. So ſchwer es iſt die Chargen des niederen türkiſchen Militärs an ihren Auszeichnungen zu erkennen, ſo leicht kann man von dem gewöhnlichen Paſcha den Ferik Paſcha unterſcheiden; denn nur dieſem iſt es erlaubt, den Bart um das ganze Kinn wachſen zu laſſen. Alle andern müſſen ſich mit einem Schnurrbarte begnügen.

Wie durch die Europäiſirung alle türkiſchen Beamte und Soldaten das Meiſte ihres früheren äußeren Glanzes verloren haben, ſo iſt es auch bei den öffentlichen Aufzügen, wozu man die Reiſen der Paſcha rechnen kann. Mit welch' unerhörter Pracht zogen früher dieſe Statthalter von einer Provinz zur andern. Selbſt im reichſten Coſtüme und mit Hunderten von unnützen, aber koſtbar gekleideten Dienern umgeben. Jetzt iſt das ganz anders geworden. Die Begleitung Zakariä Paſcha's, der doch als Militär-Gouverneur von Syrien eine wichtige Stellung einnahm, beſtand höchſtens aus hundert bis hundertfünfzig Reitern. Er ſelbſt ritt in dem Augenblick, wo wir ihm begegneten, ein ſchlechtes unanſehnliches Pferd; doch wurden einige weit beſſere, ziemlich reich geſchirrt, hinter ihm geführt. Zakariä war ein Mann von mittlerer Größe, mit einnehmenden freundlichen Zügen und einem ſehr langen Barte. Er trug einen dunkelblauen Ueberrock, auf welchem der Niſchah Eftendar, aus ſchönen Brillanten beſtehend, prangte. Auf dem Kopfe hatte er das rothe Feß mit langer blauſeidener Quaſte. Seine

Begleitung beſtand größtentheils aus Dienern ſeines Hauſes, ebenfalls in einfachem Anzuge, dem blauen langen Rocke, ſie waren nach der Beſchäftigung, die ſie zu verrichten hatten, faſt nur durch ihre Waffen unterſchieden. Die Kawaſchen hatten die gewöhnlichen krummen Säbel und am Gürtel in einem geſtickten Futteral zwei Piſtolen hängen. Von den Pfeifenträgern, deren ſich in dem Gefolge eines reichen vornehmen Türken ſtets viele befinden, trugen einige lange Tſchibuks, andere das Nargileh, einige hatten Tabakbeutel an ihren Sätteln hängen und andere ein Kohlenbecken, worin ſie Holzkohlen durch Blaſen und Hin- und Herbewegen glühend erhielten. Die übrige Escorte beſtand aus geringeren Dienern, Pferdeknechten und dergleichen, ſo wie aus Beduinen, die als Tartaren gebraucht werden, um Depeſchen von einem Orte zum andern zu bringen. Letztere waren im altorientaliſchen Coſtüm, weiter Hoſe, kurzer Jacke und Turban; einer von ihnen führte eine kleine Pauke, die am Sattel hing und worauf er fortwährend ſchlug und ein einförmiges Getön hervorbrachte, zu welchem die Andern bisweilen ſangen.

Als wir uns dem Paſcha näherten, hielt er ſein Pferd an und fragte auf türkiſch ſehr freundlich, wer wir wären und nach dem Zweck unſerer Reiſe. Herr L. antwortete ihm: wir wollten einen Ritt in den Libanon machen, worauf Beide noch einige höfliche Worte wechſelten und der Paſcha weiter zog.

Der Libanon, welcher bei Beirut eine ziemliche Strecke weit zurück tritt und die Landzunge, worauf die Stadt liegt, in einem weiten Halbzirkel umgibt, verſperrte uns jetzt den Weg am Strande, und wir begannen einen Abhang hinauf zu ſteigen, um auf deſſen Höhe unſern Weg längs dem Meere noch eine Strecke fortzuſetzen, ehe wir uns in's Innere des Gebirges wandten. Anfänglich war dieſer Pfad ziemlich gangbar und obgleich er durch loſes Geröll, womit er bedeckt war, den Pferden viel Mühe verurſachte, doch breit und gefahrlos. Bald aber verengte er ſich und führte uns auf treppenartigen Abſätzen auf die Höhe einer ſteilen Felswand, deren Fuß von den Wogen des Meeres beſpült wurde. Nie in meinem Leben hab' ich einen ſchauerlicheren Weg gemacht, als dieſen, der uns jetzt, aber glücklicher Weiſe nur eine kurze Strecke auf der Wand fortführte. An der einen Seite neben uns ging ſie zwei bis drei hundert Fuß tief hinab und war gegen das Meer zu überhängend, ſo daß es uns ſchien, als befänden wir uns auf einem Balken ohne Geländer; auf der andern Seite ſtieg der Fels ſenkrecht mehrere hundert Fuß in die Höhe und unſer Weg, der kaum drei Fuß breit war, neigte ſich obendrein etwas gegen das Meer und war mit großem Geröll und hie und da mit dicken Steinen bedeckt.

Als wir mitten auf dieſer gefährlichen Stelle waren, ereignete ſich ein unangenehmer Vorfall, der glücklicher Weiſe aber ohne ſchlimme Folgen ablief. Einer unſerer Begleiter, ein ſehr junger Mann, der mit uns aus Conſtantinopel gereist war, und vielleicht noch wenige dieſer Bergritte gemacht hatte, rief uns plötzlich zu, wir möchten anhalten, ihm würde ſchwindlicht. Man kann ſich unſern Schrecken denken. Da wir einer hinter dem andern ritten, ſo konnte ihm keiner helfen, weil der Weg ſo ſchmal war, daß wir nicht einmal abſteigen konnten, geſchweige denn mit dem Pferd umwenden. Einer der Herren L. rief ihm zu: er möchte die Augen ſchließen und ſich eine Weile mit dem Oberkörper gegen die Felswand lehnen, was er befolgte. Nach Verlauf einiger Minuten erklärte er fortreiten zu können, und wir kamen glücklich über die Wand hinweg, und bis zu einer Stelle, wo der Fels ober uns etwas zurücktrat und allmählich in eine Schlucht hinabfiel, in welche ſich der

Hundefluß in's Meer mündete. Dort ſtiegen wir alle ab, um die Pferde einen ähnlichen treppenartigen Weg, der aber noch ſteiler ging, als der, welchen wir herauf gekommen, hinabzuführen.

Dieſe Schlucht war von der Natur ſo merkwürdig gebildet, daß ich es verſuchte, ihre Umriſſe mit wenigen Strichen in mein Taſchenbuch zu zeichnen. Die Felſen, aus welchen gegen das Gebirge zu der Hintergrund beſtand, und zwiſchen denen der Hundefluß hervorkam, waren wie Theaterdecorationen ſo vor einander geſchoben, daß man unten in der Schlucht plötzlich den breiten klaren Spiegel des Fluſſes erblickte, ohne zu ſehen, wo er herkäme. Alle Wände waren ganz ſenkrecht und bildeten einen Halbzirkel, der nur vorn eine gegen die Breite der ganzen Schlucht ſehr ſchmale Oeffnung hatte, durch welche man weit in's Meer ſah. Durch die beſtändig herabſtürzenden Bergwaſſer waren die glatten Felswände ſtellenweiſe ſo gefurcht, daß ſie wie an einander ſtehende coloſſale Säulen ausſahen. Beim erſten Betrachten und ſo oft ich mir ſpäter das Bild dieſer Schlucht in's Gedächtniß zurückrief, kam ſie mir vor, wie ein gewaltiger Dom, deſſen Kuppel eingeſtürzt iſt und von dem nur die nackten Wände ſtehen geblieben ſind, durch welche man oben den Himmel ſieht. Lange Waſſerpflanzen oder Mooſe, die hie und da die Wände bedeckten, gaben obendrein einer regen Phantaſie Stoff genug, ſich verſchiedene Zeichnungen daraus zu bilden.

Vielleicht dreihundert Schritte vom Meer entfernt überſchritten wir den Hundefluß auf einer halb zerfallenen ſteinernen Brücke, beſtiegen dann unſere Pferde und ritten längs dem Fluß gegen das Meer zu, um dort, wo das Gebirge wieder etwas zurücktritt, am Strande unſern Weg fortzuſetzen. Der Himmel, der am Morgen klar und blau auf uns hernieder geſehen und uns einen ſchönen Tag verſprochen, hatte ſich nach und nach umzogen und ſandte uns jetzt einen ſo gewaltigen Regenſchauer herab, daß wir in unſern dünnen Kleidern ohne Mäntel in Kurzem ganz durchnäßt geweſen wären, wenn uns nicht der Janißair gezeigt hätte, wie ſich die Araber, dieſe Söhne der Natur, in ſolchen Fällen zu helfen wiſſen. Schon oft hatte er bedenklich den Himmel angeſehen und als die erſten Tropfen fielen, ſprang er vom Pferde, ſchnallte ſeinen Sattel auf und zog die große Decke darunter hervor, die er ſich wie einen Mantel, über Kopf und Oberkörper hing.

Bald verließen wir den Strand wieder und wandten uns durch Olivenpflanzungen und dichte Gruppen von Orangen und Citronenbäumen, deren Blüthen und Blätter nach dem Regen entzückend dufteten, dem Gebirge zu. An einen Weg war jetzt nicht mehr zu denken und wir ritten nur über weite Flächen, die ſehr ſteil aufwärts gingen und mit mächtigen Felsblöcken wie überſät waren. Dieſe weiten Abhänge ſind rauh und kahl; nur hie und da wächſt eine Platane oder Sikomore und der Boden iſt mit Stachelgewächſen oder Wachholder bedeckt. Freundlich blickten auf dieſen Haiden nach allen Seiten, in kleinerer oder größerer Entfernung, grüne Anpflanzungen hervor, aus denen ſich die weißen Häuſer der maronitiſchen und druſiſchen Dörfer erheben. Nach einer Stunde beſtändigen und ſehr ſteilen aufwärts Steigens, wobei wir uns mehrere Male um kleine Hügel herumwandten, ſahen wir hoch über uns das Ziel unſerer Tour, das Kloſter Dair Mar Mikael. Die ziemlich weitläufigen Gebäude lagen an einem ſteilen Abhange, von mächtigen Platanen geſchützt, die ihre Zweige weit hinausſtreckten. Bald ſahen wir auch das Dorf Zuk Mikael, zu welchem das Kloſter gehört, das, wie alle dieſe Bergdörfer in den Schluchten des Gebirges liegt.

Wenn nicht die eigenthümliche und fremdartige Bauart der Häuſer wäre, könnte man glauben, man nahe ſich einem Dorfe am Rhein oder Neckar; denn ebenſo wie dort, wird im Libanon viel Wein gebaut, und die Reben wachſen, wie bei uns, auf übereinander liegenden Terraſſen.

Wir betraten jetzt einen Hohlweg, der uns zwiſchen dieſen Weingärten nach dem Kloſter führte. An einem Brunnen, bei dem wir vorbeikamen, ſtanden mehrere Maronitinnen mit ihrem ſeltſamen Kopfputz. Die meiſten ſahen uns erſtaunt und freundlich an und nur einige und wie gewöhnlich in ſolchen Fällen die häßlichſten, warfen ſchreiend ihre Schleier über den Kopf. Bald hatten wir die Höhe erſtiegen und ritten durch ein großes Thor in den Hof von Dair Mar Mikael; dies Kloſter beſteht, wie die meiſten in dieſen Gegenden, aus einer Kirche und mehreren kleinen Gebäuden, die im Lauf der Zeit nach Bedarf und Vermögen aufgebaut wurden. Dieſe Häuſer ſind einſtöckig, von Steinen aufgeführt, mit plattem Dache und Fenſteröffnungen, die aber keine Glasſcheiben haben, ſondern eiſerne Gitter und nur hölzerne Laden zum Verſchließen. Wir gaben im Hof unſere Pferde ab, und ein Mönch führte uns in ein Gemach, wo ſich der Biſchof und einige der ältern Brüder befanden.

Dies war ein Erdgeſchoß, ganz nach der Landesweiſe eingerichtet. Den Boden bedeckten Teppiche und an den Wänden herum liefen niedrige Divans, auf welchen die alten Herren ſaßen. Es waren vier maronitiſche Mönche mit langen faſt weißen Bärten, in ſchwarze Talare gekleidet, und Mützen auf dem Kopf, beinahe geformt, wie die der griechiſchen Geiſtlichen. Der Biſchof, eine hohe majeſtätiſche Geſtalt mit einem ausdrucksvollen Geſicht, war ebenfalls ſchon über die beſten Jahre ſeines Lebens hinaus; er trug zur Unterſcheidung von den übrigen ein hellbraunes Kleid und eine blaue Mütze. Nach den erſten Begrüßungen nöthigte er uns zum Niederſitzen, und ließ für uns Europäer einige Stühle herbeibringen

Dann wurden Kaffee und Pfeifen gebracht. Da einer der Herren L. die Reden des Biſchofs gründlich verdolmetſchte, ſo konnten wir lebhaftern Antheil als ſonſt an der Unterhaltung nehmen. Dieſe wandte ſich hauptſächlich um die letzten Kriegsereigniſſe, um Ibrahim Paſcha und die zahlreichen Scharmützel in den Gebirgen des Libanon. Mit vieler Umſtändlichkeit erzählte uns der Biſchof, was ſein Kloſter während der Zeit Alles gelitten habe. Bald habe es Albaneſen aufnehmen müſſen, bald bewaffnete Druſen und andere Bergbewohner; dann Türken und ein paar hundert Engländer, die jene vertrieben und ſich darauf eine Zeitlang in dem Dorfe und dem Kloſter feſtgeſetzt. Es iſt intereſſant, einen Araber und ſelbſt wie hier einen friedlichen Biſchof Kriegsereigniſſe oder kleine Gefechte erzählen zu hören. Als er uns erzählte, wie ſich die Druſen und Albaneſen, wenn auch nur kurze Zeit in dem Dorf und Kloſter gegen die Engländer und Türken vertheidigt hätten, ſo las man in ſeinen Mienen und hörte an ſeinen Worten lebhaft den Hergang dieſes kleinen Scharmützels. Man hörte die Trommeln wirbeln, das Geſchrei der Bergbewohner, das Klirren der Säbel und das Knallen des Gewehrs.

Obgleich es jetzt in den Bergen weit ruhiger geworden war und ſich das kriegeriſche Getümmel mehr gen Damaskus, Saida und Jeruſalem gezogen hatte, ſo fürchtete der Biſchof doch mit Recht, es werde auch hier bald wieder losbrechen; denn der Libanon iſt der Heerd, der die erſten Feuerbrände über Syrien warf, um die Aegyptier zu vertreiben; aber die roſtigen Gewehre der Türken und die unhöflichen Kanonen der Engländer waren nicht im Stande, das angeſchürte Feuer wieder zu löſchen; es glimmt unter der Aſche fort und wird ſeiner Zeit hervorbrechen, um auch dieſen Eindringlingen höflich aus dem Lande zu leuchten. Wie bekannt, war der Anfang der syriſchen Revolution, der, daß die Stadt Beirut, als ſich die Peſt im Frühjahr 1840 im Gebirge zeigte, durch ihre Lage auf dem Vorgebirge begünſtigt, einen Peſtcordon aufſtellte, der ſie vom Libanon trennen ſollte. Dieſe Einrichtung fiel den Bergbewohnern natürlich ſehr läſtig, denn obgleich die Gebirge Oel, Wein, Feigen und andere Früchte im Ueberfluß hervorbringen, ſo baut man nur wenig Getreide. Der Druſe und Maronite geht zur Stadt, um ſich dort Korn für ſein Brod zu holen, das die Kaufleute von Beirut aus Aegypten beziehen. Beſtändig unzufrieden und leicht reizbar, wie dies freie Volk der Berge iſt, laſtete die eiſerne Hand Mohamed Ali's ſchwer auf ihnen, und es bedurfte nur einer Kleinigkeit, der die verſchiedenen Stämme für den Augenblick vereinigte, um einen allgemeinen Aufruhr ausbrechen zu laſſen. Dies war der Peſtcordon um Beirut. Die Bergbewohner ſtiegen in großen Schaaren herab und warfen ihn auseinander. Obgleich nun Solyman Paſcha aus Saida und Emir Beſchir von ſeinem Schloß im Libanon herabeilen, — die Ruhe nothdürftig wieder herſtellen, indem ſie die Bergbewohner ſo viel möglich entwaffnen und viele Emire gefangen nach Aegypten abführen laſſen, ſo ſteigert ſich jedoch die allgemeine Unzufriedenheit, und die ſyriſche Revolution bricht aus, deren Verlauf aus allen Blättern hinreichend bekannt iſt.

Nachdem wir uns kurze Zeit bei dem Biſchof ausgeruht, führte er uns durch das Kloſter und in die ſehr einfache Kirche. Die Maroniten ſind römiſche katholiſche Chriſten und die Einrichtung ihrer Kirchen und ihres Gottesdienſtes iſt wenig von dem der herrſchenden Kirche unterſchieden. Die Mönche ſind entweder Eingeborne, wie hier im Kloſter Dair Mar Mikael und verſtehen nur arabiſch oder ſind Miſſionäre des Auslandes, die dann unter dem Schutz ihrer reſpectiven Länder ſtehen. In dieſen Klöſtern befindet ſich immer eine Menge junger Leute, die arabiſch lernen. Wir machten noch einige Gänge durch das Dorf, deſſen Häuſer, mit Wein- und Obſtgärten umgeben, um das Kloſter gruppirt liegen. Dann führte uns der Biſchof vor das Kloſter unter die Platanen, von denen ich oben ſprach, wo einige Ruheſitze angebracht waren, von denen wir eine entzückende Ausſicht genoſſen. Vor uns lag der Libanon und das Meer, in einem unendlichen Halbzirkel, über deſſen glatter Fläche das Auge ungeſättigt hinſchweift; links konnte ein gutes Auge Beirut erkennen und gerade vor uns, ſo wie zur Rechten, blickten aus den grünen Schluchten zahlreich die weißen Gebäude der vielen Klöſter und Dörfer des Libanon hervor. Während uns der Biſchof auf dieſem Platze, den wehendes Rebenlaub überdeckte und zu einer Laube umſchuf, mit köſtlichem Libanonwein und eingemachten Früchten regalirte, ließ er uns ſein ſchönes Pferd, die Stute, von der ich oben ſprach, vorführen. Es war ein edles, liebes Pferd, ſchlank, zart und fein gebaut, wie alle dieſe Thiere. Doch konnte es der Baron für ſeinen Zweck nicht gebrauchen, da es außerordentlich klein war.

Alle arabiſchen Pferde haben etwas ungemein Kluges und Zutrauliches, was wohl daher kommen mag, daß ſie beſtändig mit den Menſchen zuſammen leben. Der Araber ſchläft bei ſeinem Pferde, und ich habe oft Kinder geſehen, die ſich mit dieſen klugen Thieren im Graſe herum wälzten und ſo gefahrlos mit ihnen ſpielten, wie mit einem wohl dreſſirten Hunde. Dem Araber geht aber auch ſein Pferd über Alles, und ſchon die älteſten orientaliſchen Dichter verſchwendeten in ihren beſten Liedern die ganze Gluth ihrer Phantaſie zum Lob des Pferdes, wobei ſie oft ſeltſame Bilder gebrauchen, wie z. B.

„Die Kruppe meiner Stute iſt gleich dem Stein im Strom, den der raſche Lauf des Waſſers geglättet hat.“

„Sieht man ihre beiden magern Hüften, ſo denkt man an einen liegenden Leoparden.“

„Ihr Hals iſt wie die hohe Palme unter den Palmen; ſie dampft von dem Feuer, das der verwüſtende Feind an ſie gelegt hat."

„Sie macht Sätze gleich dem Lauf der Wolken, die über das Thal ziehen, ohne es zu bewäſſern, und die ſich über ein anderes entladen wollen."

Indeſſen neigte ſich der Tag ſeinem Ende und da ſich der Himmel nach dem Wetter, das uns vorhin überraſcht, nicht wieder aufgeklärt hatte, ſondern ſich vielmehr noch ſchwärzer bezogen, befürchteten wir einen früheren Eintritt der Dunkelheit, die uns auf den gefährlichen Wegen überraſchen könnte und machten Anſtalten zum Aufbruch. Der Biſchof wandte ſeine ganze Beredtſamkeit auf, um uns die Nacht bei ſich zu behalten, ein Vorſchlag, welchen die Herren L. annahmen, den der Baron und ich aber, hauptſächlich wegen unſerer beiden Kranken zu Hauſe, zurückweiſen mußten. Wir ließen unſere Pferde vor das Kloſter bringen, und der Biſchof ging mit hinaus und redete uns lange zu, die Nacht oben zu bleiben, und erſt als er eine ziemliche Zeit mit uns geſprochen, fiel ihm ein, daß wir ihn nicht verſtehen könnten, weshalb er einen der Herren L. herbei rief und ihn bat, uns doch ſeine Worte recht genau zu überſetzen. Es that uns leid, ſeine Bitten abſchlagen zu müſſen, ſeine Bitten, die nach Art der arabiſchen Sprache ſo blumenreich und poetiſch ausgeſchmückt waren. Ich werde den Anblick des ſtattlichen alten Mannes nicht vergeſſen, wie er vor uns ſtand und bald die Hände des Barons, bald die meinigen nahm.

Der Himmel bezog ſich immer ſchwärzer und ein lang hin rollender Donner kam ſeinen Reden zu Hülfe. Ich hätte ein Maler ſeyn mögen, um den Biſchof, aber mit dem, was er uns ſagte, und wie er es uns ſagte, zu malen. „Seht, meine Kinder," ſprach er, „der Sturm hebt ſich aus den Schluchten empor und zieht über uns zuſammen, und

Ihr verſchmäht mein Haus, wollt fort in die Nacht und ich kann Euch nichts mitgeben, als meinen Segen. Die Dunkelheit wird Euch in den Bergen überraſchen und wenn Euer Pferd ausgleitet und ſtürzt, blickt Ihr vergeblich umher nach dem Leuchten eines gaſtlichen Heerdes.“

Es thut mir leid, nicht alle ſeine Reden behalten zu haben; aber ſie waren wirklich ergreifend, und wir mußten uns faſt mit Gewalt von ihm los machen. Er küßte uns auf die Stirn, wobei er uns oftmals ſagte: „Gott möge Euch ſchützen!“ Wir ritten mit dem Janißair, ohne den uns die Herren L. nicht wollten ziehen laſſen, langſam den Berg hinab und ſahen noch lange die ehrwürdige Geſtalt des alten Biſchofs oben ſtehen und die Hand gegen uns ausſtrecken.

Wo es der Weg zuließ, ritten wir raſcher, denn die Dämmerung begann bei dem regnichten Wetter ſchon mächtig herein zu brechen. Unten am Meer, wo uns heute Morgen der Regen überraſcht hatte, trafen wir auf einen großen Trupp Türken und Beduinen, die den Harem Zakariä Paſchas, dem wir am Morgen begegnet, ſo wie mehrere ſchöne Pferde deſſelben und einen Zug Maulthiere mit allerlei Effecten beladen, nach Beirut geleiteten. Die Damen ſaßen dicht verſchleiert auf ihren Pferden und waren von ſchwarzen Verſchnittenen umgeben. Wir ritten längs dem Zuge und die Leute grüßten uns Alle recht freundlich, beſonders ein alter Beduinenſchech tummelte bei unſerem Anblick ſeinen ſtarken Schimmelhengſt, um uns ſeine Reiterkünſte zu zeigen. Wir bezeugten ihm durch ein lautes Maſchallah unſer Wohlgefallen, worauf er mit einigen andern den Zug verließ und eine Strecke im ſcharfen Trab neben uns herritt.

Faſt jede Stunde im Orient bietet für den Europäer ein intereſſantes, ſchönes Bild, gleich wie dieſer Ritt am Fuße des Libanon. Die ſchwarzen Wolken am Himmel wurden von dem ſtarken Winde, der ſauſend aus den Schluchten des Gebirges hervorbrach, raſch vorbeigetrieben, das Meer war unruhiger als heute Morgen und ſpritzte weiße Schaumwellen auf den Strand, über den wir zwei Europäer, von den Beduinen umringt, dahin jagten. Solche Augenblicke hatten immer für mich etwas unausſprechlich angenehmes, das die Bruſt erweitert und das Herz ſchneller ſchlagen läßt, und es erging mir dann, wie den Arabern, die die Freude ihres Herzens durch lautes Rufen kund geben. Ich ſang in ſolchen Stunden gewöhnlich deutſche Lieder wie auch heute Abend.

Die Beduinen drängten ſich näher an uns, als ich ihnen das Lied

„An des Rheines kühlem Strande
Steh'n viel Burgen, hoch und hehr ꝛc."

mit lauter Stimme vorſang, und die Klänge des heimathlichen Volksliedes ſchienen ihnen zu gefallen; denn ſie verließen uns erſt, nachdem ſie eine weite Strecke mit uns geritten waren und ſchickten uns noch manches „Maſchallah" und „Allah il Allah," mit welchen Worten ſie ihre Freude bezeugen, nach.

Vor uns lag der Hundefluß mit ſeiner romantiſchen Schlucht, die bei der eingebrochenen Dämmerung noch ſchauerlicher ausſah, als heute Morgen im hellen Sonnenlichte. Unſer Janißair, um den Umweg über die ſteinerne Brücke, die weiter oben liegt, zu vermeiden, gab uns zu verſtehen, man könne ſehr gut mit den Pferden durch den Fluß reiten. Er trieb ſein Pferd in's Waſſer hinein, das demſelben bis an den Bauch reichte, und der Baron, dem etwas dergleichen beſtändig Spaß machte, folgte ihm. Ich war eine kleine Strecke zurück und als ich mit meinem Pferde das Ufer hinabritt, waren beide ſchon einige zwanzig Schritt weit in den Fluß hinein. Doch hatten die Wellen ſie etwas abwärts getrieben, wodurch ich die Richtung der Furth verlor und mit meinem Pferd, als ich es nöthigte, in's Waſſer zu gehen, gleich bis an den Sattel hinein fiel. Doch arbeitete es ſich den andern nach, verlor aber ſchon bei den erſten Schritten den Boden und fing an zu ſchwimmen, was mir, wie ſich jeder leicht denken kann, höchſt unangenehm war; denn der Fluß war ſehr reißend, von Schnee und Regen angeſchwellt und keine hundert Schritt neben mir hatte ich das offene Meer. Doch der Baron, der, als er ſich zufällig umblickte, mich eine gute Strecke weiter abwärts ſchwimmen ſah, wandte, ohne ſich zu bedenken, wie er beſtändig that, wenn es galt, Jemand zu helfen, ſein Pferd und war in kurzer Zeit bei mir, worauf mein's alle ſeine Kräfte zuſammen nehmend und durch das des Barons ermuthigt, das Waſſer durchſchnitt und wir glücklich das Ufer erreichten.

Ohne Unfall erſtiegen wir die Felstreppe und ritten über die gefährliche Gallerie am Ufer, ſo wie auf der andern Seite wieder hinab an's Meer, wo unſer Janißair alsbald ſein Pferd in Carriere ſetzte und wir über den Strand gegen Beirut jagten. Es war ein wilder Ritt, wobei es galt, recht feſt im Sattel zu ſitzen. Bald mußten die Pferde in vollem Lauf über eins der kleineren Schiffstrümmer hinwegſetzen, das ihnen im Wege lag, bald ſcheuten ſie ſich in der Dunkelheit vor einem der größeren und umgingen es mit einem gewaltigen Seitenſprung. Der Mond ging in einer ſchmalen feinen Sichel auf, als wir um die Stadt herum nach unſerer Burg ritten, wo uns die Freunde erwarteten.

Während unſerer Abweſenheit hatte ſich der Hausſtand um ein Mitglied vermehrt. Heute Morgen erzählte uns Dr. B., als ich gerade mein zehntes Glas Mandelmilch trank — dies war nämlich im Laufe der Krankheit ſeine größte Leidenſchaft — öffnet ſich die Thür und es tritt ein Menſch herein, der, vor Freude ſtotternd, ſich in deutſcher Sprache als unſern Landsmann zu erkennen gibt und nach dem Baron von T. fragt, den er in Stuttgart oft geſehen haben wollte. Dieſer Mann hatte während einer achtjährigen Dienſtzeit bei verſchiedenen Herren ſeltſame Schickſale gehabt. Von Stuttgart aus, wo er als Kutſcher diente, ging er als Reitknecht zu dem Prinzen Louis Napoleon, nach der Schweiz, darauf mit ſeinem Herrn nach London, von wo aus er die fabelhafte Expedition nach Boulogne mitmachte, dort arretirt und wie alle hiebei Betheiligten nach Paris gebracht wurde. Dort aber fand man mit Recht nichts Verdächtiges an ihm — und wir Alle können darüber beiſtimmen, daß er zum Revolutionär keine Anlagen hatte — und entließ ihn mit dem Bedeuten, Frankreich nie mehr zu betreten. Darauf kehrte er nach London zurück und nahm Dienſte bei einem Cavallerieoffizier der engliſch oſtindiſchen Compagnie, der ihn über Spanien und Portugal mit nach Beirut genommen hatte. Hier aber hatte er ſich überlegt, daß Indien doch etwas ſehr weit von der Heimath wäre und als er vernahm, daß wir angekommen ſeyen, ſtieg in ihm die Hoffnung auf, wir würden ihn vielleicht wieder mit zurück nach Schwaben nehmen können, wo es doch immer beſſer ſey, als wie unter den Heiden und er wandte ſich deshalb an den Baron, mit der Bitte, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Der Baron, der ſtets gern bereit war, jedem zu helfen, wo er konnte, und der, wenn er Pferde kaufte, ohnehin noch einen Bedienten annehmen mußte, engagirte ihn und Friedrich wurde als erſter Stallknecht unſerem Staate einverleibt.

Reiſe nach Damaskus und Palmyra.

Fürſt Aslan. — Abreiſe von Beirut. — Wilde Gebirgspäſſe im Libanon. — Khan el Huſſein. — Felſentreppe. — Wolken auf der Höhe des Gebirges. — Schneeſturm. — Ein Vocalconcert. — Das Schloß der Aſſaſſinen. — Aegyptiſche Deſerteure. — Bekaa, das Thal. — Ein Unfall. — Perſer. — Der Antilibanon. — Felſengärten. — Schiras. — Das Thal Gutha. — Damaskus. — Eine armeniſche Hochzeit. — Ritt nach Palmyra. — Pferde-Revue. — Baalbek. — Die Cedern des Libanon. — Die Stute in Sachile. — Zweite Reiſe nach Damaskus. — Der perſiſche Kaufmann. — Merkwürdiger Pferdehandel. — Scham, der Hengſt. — Rückkehr nach Beirut.

Damaskus!! — Palmyra!! —

Wie oft ſchauten wir, täglich und ſtündlich, von der Terraſſe unſeres Landhauſes ſehnſüchtig zu dem Libanon empor, dem gewaltigen Rieſen, der ſich mit dem weißen Haupte und den grauen Gewändern, die unten in's Hellgrüne der Oelpflanzungen und Goldige des Meerſandes auslaufen, an die See gelagert hat! Wie oft waren unſere Blicke dem Lauf ſeiner Schluchten gefolgt und wir träumten dabei: hier muß der Weg hinaufführen; dort erſteigt man die ſteilen Felſen, um ſeinen Gipfel zu erklimmen, von wo man ſtaunend und entzückt hinabſieht in das ſchöne glückliche Thal, das vom Libanon und Antilibanon, zwiſchen denen es liegt, beſchützt, reizend liegt, wie faſt kein zweites Thal der ganzen Welt! Behaupten nicht ſelbſt mehrere Geſchichtsforſcher, in dieſer Ebene, wo man noch jetzt die ungeheuren Ruinen von Baalbek ſieht, ſey früher das Paradies, der Aufenthalt der erſten Menſchen geweſen! Heißt nicht jetzt noch ein kleines Oertchen, das an einem jener Abhänge des Libanon liegt, Eden, wie der ſchöne Garten, aus dem unſere Verältern vertrieben worden!

O dieſe mächtigen Bergwände, die wir täglich vor Augen hatten, verbargen uns viel Schönes, wornach wir ſchon lange getrachtet, und ſtets waren wir durch verſchiedene Umſtände verhindert worden, unſere Roſſe zu ſatteln und den

„Ritt in's alte romantiſche Land“

zu beginnen.

Jedem Zug Beduinen, Maroniten oder Druſen, die ſich bei der Stadt gelagert hatten und ihre Pferde packten, um in die Berge zurückzuziehen, ſahen wir neidiſch nach, beſonders ſeit wir bei unſerm Ritt nach dem Kloſter Dair Mar Mikael einen Blick in die wilden Schönheiten des Gebirgs gethan, und verwünſchten oft die kriegeriſchen Zeiten, die uns abhielten, ihnen zu folgen. Erſtlich waren es die Feindſeligkeiten zwiſchen Ibrahim Paſcha's Armee und den Türken, ſo wie kleine Plänkeleien und Scharmützel, die beide Theile zuweilen mit den Bergbewohnern hatten, welche die Wege durch den Libanon unſicher machen ſollten und weshalb man uns dringend abrieth, nach Damaskus aufzubrechen, wo überdieß Ibrahim Paſcha noch mit ſeiner Armee ſaß, von dem man nicht wiſſen konnte, wie er in jetzigen Umſtänden uns, obgleich wir nur harmloſe Reiſende waren, aufnehmen würde. Dann waren auch unſere beiden Kranken noch immer ſehr ſchwach und wenn auch keine Hoffnung dazu war, daß ſie mit uns die Tour nach Damaskus machen konnten, mußten wir ſie doch gänzlich auf der Beſſerung ſehen, ehe wir Beirut für ein Paar Wochen verließen.

Neben dieſen Umſtänden wurden auch unſere Reiſepläne oft nach den Tagesneuigkeiten geändert. Denn bald hieß es: Ibrahim hat Damaskus endlich verlaſſen und will die Armee auf dem Wege über Jeruſalem aus Syrien führen; und uns ſchimmerte die Hoffnung, jetzt endlich die Tour durch das Gebirge beginnen und Damaskus erreichen zu können. — Vergebener Wunſch! den andern Tag wußte man aus ganz ſichern Quellen, daß Ibrahim der Pforte die Erklärung gegeben, ſich in Syrien bis auf den letzten Mann zu halten, und wir machten alsbald Projecte, welcher Weg in jetzigen Zeiten der beſte ſey, um nach Jeruſalem zu reiſen, wo wir abwarten wollten, ob uns der Marſch der ägyptiſchen Armee erlauben würde, von dort nach Damaskus zu gehen.

So thürmten ſich von allen Seiten unſerer Abreiſe die größten Schwierigkeiten entgegen und vereitelten unſern ſehnlichſten Wunſch, bald das traurige Beirut zu verlaſſen. Alle Communication zur See war geſperrt; denn außer kleinen Küſtenfahrern kamen nur engliſche Linienſchiffe, Fregatten oder Kriegsdampfboote von Conſtantinopel und Marmarizza, Depeſchen oder Soldaten bringend.

Obendrein weigerten ſich die Leute, wie unſer Dolmetſcher verſicherte, zum Ritt durch den Libanon ihre Pferde zu geben, und auf dem Wege nach Jeruſalem waren, wenn uns auch die Bewegungen der Armeen nicht gehindert hätten, andere Sachen zu bedenken; denn in Saida, Akre und Jaffa ſollte die Peſt ausgebrochen ſeyn, was dort bei dem Zuſammenfluß von türkiſchen Soldaten, ſchlecht gekleidetem Geſindel aus den Bergen und halb verhungerten Deſerteuren von Ibrahims Armee, kein Wunder war.

Endlich nach einigen ſehr unruhigen Tagen, in denen ſich unſer politiſcher Horizont noch ſchwärzer umzogen hatte, mit einem unangenehmen Gewitter drohend, als die ſchon lange verbreiteten Gerüchte: Ibrahim habe einen Zug gegen Beirut beſchloſſen und würde an einem ſchönen Morgen aus den Bergen hervorbrechen und die Stadt überrumpeln, faſt zur Gewißheit wurden, indem täglich Schaaren von Bergbewohnern zur Stadt kamen, von denen einige ſchon den Vortrab der Aegyptier wollten geſehen haben, klärte er ſich über Nacht faſt ganz auf, denn unſer liebenswürdiger Freund, der ruſſiſche Conſul, Herr von B., ließ uns eines Morgens ſagen, ſo eben erhalte er einen Reitenden aus Damaskus, der ihm die erfreuliche Nachricht bringe: Ibrahim Paſcha habe mit der ganzen Armee die Stadt verlaſſen und ſich gegen Jeruſalem und das todte Meer gezogen. Ein Poſtſcriptum ſeines artigen Billets lud uns auf den Abend zu einer Taſſe Thee ein, wo wir die Bekanntſchaft eines georgiſchen Fürſten machen ſollten, der ebenfalls Willens ſey, Jeruſalem und die heiligen Orte zu beſuchen und ſich wahrſcheinlich ſehr freuen würde, die Reiſe in unſerer Geſellſchaft fortſetzen zu können.

Faſt jeden Abend waren wir bei dem freundlichen Conſul, und wenn Geſelligkeit und Unterhaltung ſtets die Würze des Lebens ſind, ſo gehörten dieſe kleinen Soireen in den damaligen Verhältniſſen zu unſern köſtlichſten, genußreichſten Stunden. Wir hatten in unſern Appartements einen einzigen dreibeinigen Stuhl, den wir nur durch zarte Behandlung und kleine Aufmerkſamkeiten dahin bringen konnten, daß er uns nicht plötzlich ſeinen Dienſt aufſagte. Dieſes Möbel benützte abwechſelnd der, welcher an dem ebenfalls defecten Tiſche etwas ſchreiben wollte. Die Andern mußten beim Eſſen oder ſonſtigen Beſchäftigungen auf ihren Betten, ich wollte ſagen auf den Teppichen kauern, die unſere Schlafſtellen vorſtellten. Wenn ich noch hinzufüge, daß wir unſern Thee in einer Caſſerole kochten, die Mittags Suppe und Fleiſch beherbergt hatte, ſo kann mir jeder glauben, daß es für uns kein kleiner Genuß war, an einem ordentlichen Tiſche auf feſten bequemen Stühlen ſitzend, guten ruſſiſchen Thee zu trinken und ſich in einem gewärmten Zimmer, ohne zu frieren, angenehm unterhalten zu können. Es war in den letzten Tagen Decembers doch etwas kühl geworden und beſonders bei uns draußen fegte die feuchte Seeluft unangenehm durch unſere Zimmer, die keine Glasfenſter, ſondern nur ſchlechte hölzerne Laden hatten, ſo daß wir uns nur erwärmen konnten, wenn wir die Pelze und Mäntel umhingen und auf- und abliefen.

Heute Abend war bei dem Herrn von B. größere Geſellſchaft als ſonſt. Auf einem Divan ſaß der Civilgouverneur der Stadt, ein ältlicher Türke mit langem grauem Bart, den er beſtändig ſtrich, übrigens ein freundlicher Herr; denn er lachte über Alles, was wir zuſammen ſprachen und von dem er doch gewiß kein Wort verſtand. Sein Sohn, ein ganz junger Menſch, ſaß neben ihm auf einem Stuhle, doch ſchien ihm dieſes Möbel durchaus nicht behaglich; denn bald zog er das eine Bein herauf, bald das andere, und rückte beſtändig unruhig hin und her. Erſt ſpäter ſchien er ſich wohler zu fühlen, denn da hatte er, als wir im Eifer des Geſprächs nicht auf ihn achteten, den Stuhl zu einem Divan umgeformt, d. h. er ſaß mit aufgeſchlagenen Beinen auf dem Sitz, was höchſt poſſierlich ausſah. Eine andere Perſon, und für uns die intereſſanteſte in der Geſellſchaft, war der georgiſche Fürſt, den uns der Conſul unter dem Namen Fürſt Aslan vorſtellte, ein nicht ſehr großer, aber ſchlank und zierlich gewachſener junger Mann, mit einem ausdrucksvollen ſchönen Kopfe; ſein Geſicht war etwas bleich, aber antik, edel und fein, wie aus Wachs geformt. Ein langer Schnurrbart vereinigte ſich mit einem kohlſchwarzen krauſen Barte um Wange und Kinn, wodurch der ſchlanke nervige Hals vortheilhaft hervorgehoben wurde. Sein Auge war, wie das aller Südländer, dunkel und blitzend; die hohe Stirne ſchmückte eine feine georgiſche Mütze von Aſtrachanpelz, die, oben zugeſpitzt wie die perſiſche Mütze, einen Kegel bildet. Sein Anzug beſtand aus einem eng anliegenden Kleide von blauer Seide, ohne Kragen mit Aermeln, das ihm bis an's Knie reichte und von einem geſtickten Gürtel zuſammengehalten wurde. Seine Hoſe war weit, von grauer Farbe, unten zuſammengeſchnürt und ließ den Fuß ſehen, der mit kleinen rothen Halbſtiefelchen bekleidet war. Ueber dem blauen Gewand hatte er ein anderes von grünem Tuch, ebenfalls ohne Kragen, mit langen aufgeſchlitzten Aermeln, die, wenn ſie herabhingen, bis zur Wade reichten. Doch warf er ſie faſt immer über die Schulter und ließ ſie zu beiden Seiten der Bruſt herabhängen. Um beide Röcke ging ein Beſatz von Goldborten. Merkwürdig war ſeine Waffe, ein Handſchar, vielleicht anderthalb Fuß lang, der oben eine Hand breit war und ſich nach unten zuſpitzte. Die Klinge von Khoraſſan war ſchwarz, in der Mitte einen Zoll dick und hatte vom Heft bis zur Spitze an jeder Seite eine Hohlkehle; im Handgemenge eine fürchterliche Waffe, zum Hauen, Stechen und Schneiden eingerichtet. Der Griff war ſchwer von Elfenbein und hatte einen dicken ſtählernen Knopf, mit dem man auch zur Noth einem Feinde den Schädel einſchlagen konnte.

Die Geſtalt und Kleidung des Fürſten hab' ich deßhalb ſo genau beſchrieben, weil er uns ſpäter ein ſo lieber Reiſegefährte wurde, und ich noch oft auf ihn zurückkommen muß. Er war ein guter liebenswürdiger Menſch, offen und gerade, dem man ſich im erſten Augenblicke anſchließen und ihn lieb gewinnen mußte. Ruſſiſch, georgiſch und perſiſch ſprach er geläufig, wußte ſich auch im Franzöſiſchen gut auszudrücken und beſaß eine Gewandtheit in Führung der Waffen, im Reiten und Voltigiren, die uns oft in Erſtaunen ſetzte.

Es dauerte heute Abend nicht lange, ſo ward Fürſt Aslan mit uns bekannt und erzählte von ſeinem Vaterlande, ſo wie von Tſcherkeſſien, das er bereist, und von Petersburg, wo er unter den Gardehuſaren gedient. Er hatte häufig das Theater beſucht und kannte alle bekannten Arien der neuen Opern ſtellenweiſe auswendig.

Im Lauf des Abends wurde öfters von unſerer Tour, nach Damaskus geſprochen, die jetzt, da Ibrahim abgereist, ausführbar ſchien, und ſobald als möglich unternommen werden ſollte. Der gute Conſul, der die ihm angenehme Geſellſchaft des Barons nicht verlieren mochte, erhob, wie er ſchon öfter gethan, wegen der Pferde und Führer Bedenklichkeiten; doch ſein eigener Janißair, den wir hereinkommen ließen, war kein Diplomat wie ſein Herr, und verſprach, ſo viel als nöthig ſeyen, zu beſorgen, weshalb wir ihn vorläufig auf morgen zu uns beſtellten. Das Angenehmſte bei dieſem Hin- und Herreden war jedoch, daß der Fürſt, in deſſen Plan es gar nicht gelegen, auch Damaskus zu beſuchen, hiezu durch unſere Debatten Luſt bekam und uns ohne Weiteres ſeine Begleitung anbot, die wir mit großer Freude annahmen. Denn abgeſehen von ſeiner liebenswürdigen Perſönlichkeit, waren in der jetzigen Zeit bei einer Reiſe durch das Gebirg ein paar Männer, auf die man ſich im Fall der Noth verlaſſen konnte, beſſer wie ein Dutzend Beduinen, die man zur Bedeckung hätte mitnehmen können. Auch der Fürſt verſprach, unſer Schloß am Meer den nächſten Morgen zu beſuchen, um das Nähere zu verabreden.

Unſere beiden kranken Reiſegefährten hatten ſich indeſſen wieder ſo weit erholt, daß wir ſie verlaſſen und der Pflege ihres bisherigen Krankenwärters, eines Juden Namens Haſſan, ohne Sorge anvertrauen konnten. Es war uns unangenehm, ſie nicht mitnehmen zu können, hatte doch das gaſtriſche Fieber ſie ſo geſchwächt, daß ſie gern die Zeit unſerer Abweſenheit benutzen mochten, um zu der weiteren Reiſe durch Syrien nach Aegypten neue Kräfte zu ſammeln.

Dem Janißair des ruſſiſchen Conſuls wurde aufgetragen, für drei Reitpferde, zwei Mauleſel zum Tragen der Effecten und drei handfeſte gute Mucker, ſo heißen die Führer, zu ſorgen; und als Nachmittags der Fürſt zu uns kam, um den Tag der Abreiſe zu erfahren, wurde ihm der folgende Morgen dazu beſtimmt, was ihm ganz recht war; denn er und ſeine Bedienten waren vollſtändig montirt, hatten ihre eigenen Pferde und freuten ſich, je eher je lieber weiter zu ziehen.

Der Himmel, der ſeit ungefähr acht Tagen ſehr unfreundlich ausgeſehen hatte, und faſt immer mit Wolken bedeckt war, die uns täglich unangenehme kalte Regenſchauer herabſandten, klärte ſich den Tag vor unſerer Abreiſe ziemlich auf und verſprach gutes Reiſewetter.

Ich weiß nicht, ob es die Erwartung auf die ſchönen wilden Gegenden, die wir nun ſehen ſollten, war, was uns dieſe Nacht nicht einſchlafen ließ; aber der Baron ſo wenig als ich konnten ein Auge ſchließen; wir warfen uns auf den harten Teppichen herum, ſprachen jetzt zuſammen und verſuchten dann wieder zu ſchlafen: Alles vergebens, weshalb wir den erſten Strahl des Tages freudig begrüßten und uns zum Abritt rüſteten. Es war am 4. Januar.

Der Baron, ich und unſer Dolmetſcher, Koch und Kammerdiener in einer Perſon, Giovanni, beſtiegen die drei Pferde; auf die Maulthiere wurden Mäntel, Decken, einiges Kochgeſchirr ſo wie Lebensmittel, als gekochtes Hammelfleiſch, Wein, Brod, Käſe, Caffee ꝛc. gepackt und als Alles zu unſerer Abreiſe fertig war, drückten wir den kranken Freunden, die uns doch etwas verſtimmt nachſahen, herzlich die Hand und ritten zur Stadt, wo wir vor den Thoren mit dem Fürſten zuſammentrafen. Dieſer ritt ein kleines, aber ſtarkes ruſſiſches Pferd und ſeine Begleitung beſtand aus einem Kammerdiener, der ein tſcherkeſſiſches Coſtüm trug, einen Rock von einer Art dickem Filz gemach[illegible]n jeder Seite der Bruſt zwölf kleine Behälter für Patronen aufgenäht waren. Er hieß Skandar und hatte denſelben Geſichtsſchnitt, wie ſein Herr, nur etwas plumper und nicht ſo ausdrucksvoll, wie jener. Ferner hatte der Fürſt einen Tſcherkeſſen bei ſich, der die Pferde pflegte; es war ein rieſengroßer baumſtarker Menſch, Namens Mechmet, der ein türkiſches Coſtüm, das ihm der Prinz geſchenkt, ſo wie einen grauen Beduinenmantel trug und mit einem Handſchar und einem Wurfſpieße bewaffnet war. Die Spitze des Letzteren putzte er beſonders vor dem Ausreiten mit ſeinem Mantel blank und ſauber, weil er behauptete, ſie glänze dann im Sonnenlicht weit hin, und halte die Feinde, die uns anfallen wollten, im Reſpekt. Für das Gepäck hatte der Prinz ebenfalls ein Maulthier mit einem Mucker.

Nachdem wir unſere Streitkräfte verſammelt, zogen wir weſtlich durch einen holperigen Hohlweg, den wir bei unſern Spazierritten ſchon öfters verwünſcht und dem auch heute wieder manches böſe Wort galt. Mechmed mit dem Wurfſpieß fing hier ſeine Bergtour nicht glücklich an. Sein Pferd machte einen Fehltritt und Beide kollerten über einander hin, glücklicher Weiſe jedoch ohne Schaden zu nehmen. In der erſten halben Stunde unſeres Rittes fühlte ich mich auf meinem ziemlich ſtarken Pferde gar nicht heimiſch. Ich hatte einen alten Beduinenſattel, der vorn und hinten ſehr hoch, nur einen ſchmalen Sitz bietet, und dann nur angenehm iſt, wenn man es verſteht, mit ſo kurzen Bügeln wie die Wüſtenſöhne zu reiten, daß die Kniee den Hals des Pferdes erreichen. In dieſem Fall findet man nach einiger Uebung das Galloppiren recht angenehm, doch iſt in der Stellung vom Traben keine Rede. Ich ſchnallte meine Bügel lang, was ich bei ähnlichen Sätteln jedem Europäer rathe, da man bei einem unglücklichen Sturz mit dem Pferde durch die kurzen Bügel ſchlimm über den Kopf des Pferdes geworfen werden kann.

Wir zogen nordweſtlich von der Stadt im tiefen weichen Sand durch jene Pinienanpflanzungen des Schach Fachreddin, von denen ich früher geſprochen. Hie und da wand ſich ein kleines Bächlein, ein Kind des ewigen Schnees droben, durch den trockenen Grund, und ſah von Weitem, wie eine grüne glänzende Schlange aus, denn rechts und links an ſeinen Ufern trieb die Feuchtigkeit hunderte von Pflanzen und Kräutern hervor, die ſich auf dem gelben Sand ſcharf abzeichneten. Zwiſchen drei oder vier ſolcher Bäche, wenn ſie auch mehrere hundert Schritt auseinander liegen, haben die Leute Palmen gepflanzt und auf unſerm Wege kamen wir durch kleine Wälder dieſer ſchönen Bäume, die an dem Fuß des Libanon einen grünen Gürtel zogen.

In kurzer Zeit hatten wir die Stadt, ſo wie die Pinien hinter uns und genoſſen den vollen Anblick des prächtigen Gebirges, von der darüber empor ſteigenden Sonne maleriſch beleuchtet. Wir ritten aufwärts und unſer Weg, wenn man die Bahn, die vor uns hinaufziehende Caravanen gemacht, ſo nennen kann, führte anfänglich über eine breite ſandige Fläche, die mit zahlreichen Pinien, Platanen und Sykomoren bedeckt war. Oft blieben wir ſtehen und ſchauten rückwärts, denn es begann ſich hinter uns eine große ſchöne Ausſicht zu entfalten. Die Landzunge, auf der Beirut liegt, hatten wir noch nie Gelegenheit gehabt, in ihrer ganzen Ausdehnung zu überſehen. Jetzt ſtanden wir hoch über der Stadt wie auf einem Thurm und ſahen vor uns das Meer auf drei Seiten den Halbkreis, auf dem Beirut liegt, umſpülen; die Stadt, welche mit den ſie umgebenden Gärten und Anpflanzungen einen ziemlichen Raum einnimmt, verſchwand faſt gegen die ungeheure Waſſerfläche, die ſich vor uns ausbreitete. Zur linken Hand trat das Land in einer ähnlichen Spitze in's Meer, doch für unſer Auge zu weit, um dort etwas erkennen zu können. Das war Saida — drunten im Hafen von Beirut lagen die großen engliſchen Linienſchiffe und ſchienen uns nicht größer als Nußſchalen zu ſeyn. Eins der Kriegsdampfboote wandte ſich und ruderte fort — ein Waſſerinſect, das den Bach durchſchwimmt; ein anderes ſahen wir auf der Höhe der See und erkannten es nur an dem langen dunkeln Rauch, der es umhüllte. — Wie klein iſt doch der Menſch! Könnt' ich nur einen geringen Zacken des Libanon abreißen und ihn da hinabſchleudern, wo die meerbeherrſchenden Rothröcke aus ihren Nußſchaalen heraus Befehle ſchmieren für dies ſtolze Gebirge — nur ein Sandkorn im Verhältniß zur ganzen Maſſe!

Nach zwei Stunden beſtändigen Aufwärtsſteigens kamen wir an ein einzeln ſtehendes Haus, Chan oder Wirthshaus, mit einer aus unbehauenen Steinen roh zuſammengeſetzten Waſſerleitung, die einen klaren Felsbach in ein Baſſin im Hofe führte; wir zogen vorbei, und da hinter dieſem Hauſe der Weg ziemlich ſteil zu werden anfängt, ſtiegen wir von den Pferden und führten ſie. Der Boden war zum marſchiren ſehr unangenehm, ein weicher ſehr tiefer Sand, der das Gehen außerordentlich erſchwerte; auch brannte die Sonne heftig, obgleich wir uns im Monat Januar befanden, und erwärmte uns mehr, als nöthig war. Bald änderte ſich das Terrain; hier lagen noch einige kleine Hütten, worin Leute wohnten, die dem Gebirge und dem Sand mittelſt eingedämmter Bäche einige Felder abgewonnen hatten, und dadurch die Straße ſehr verdorben, denn von den Steinen, die ſie vom Acker aufgeleſen, hatten ſie die größeren benützt, um kleine Mauern um ihr Eigenthum zu ziehen und die kleineren mitten in den Weg geworfen, wodurch eine ſehr unangenehme holprige Bahn entſtanden. Bewundernswürdig war bei dieſen ſchlechten Wegen die Klugheit und Ausdauer unſerer Pferde, denn obgleich man ihnen wohl das arabiſche Blut anſah und ſie die edle Raçe ihrer Stammältern nicht verläugneten, waren es doch nur gebrauchte Miethpferde, von denen die meiſten obendrein ſchon ſehr bei Jahren waren; aber alle waren noch ſtark auf den Beinen und höchſt ſelten ſtolperte eins; auch brauchte man ſie nicht anzutreiben, ſondern ruhig und unermüdlich kletterten ſie ſo raſch aufwärts, daß wir ihnen kaum folgen konnten.

Hie und da begegneten wir einzelnen Maroniten und Druſen die zur Stadt hinabſtiegen, um Einkäufe oder ſonſtige Geſchäfte zu beſorgen. Alle grüßten uns freundlich und verließen uns mit einem lauten: Allah il Allah! — Gott iſt Gott! — ein hier übliches Begrüßungswort. Etwas höher hinauf kamen uns Schwarze entgegen, welche ein paar türkiſche Weiber von Damaskus hergeleiteten. Die Damen ſaßen auf Maulthieren und waren ſtark verſchleiert. Viel Freude verurſachte uns eine andere Begegnung. Bei einer Biegung des Wegs ſahen wir eine kleine Geſellſchaft auf uns zukommen, die wir ihrem Coſtüme nach ſogleich für Europäer erkannten. Es war ein Mann zu Pferde und hinter ihm zwei Frauenzimmer auf Maulthieren. Sie ſchienen von unſerem Anblick eben ſo überraſcht wie wir von dem ihrigen. Sie waren Deutſche aus dem Elſaß und der Mann Militärarzt bei Ibrahim Paſcha geweſen. Sie hatten Damaskus nach Abzug der Armee verlaſſen und gingen nach Beirut, um ſich in die Heimath einzuſchiffen. Wer es ſchon gefühlt hat, wie wohlthuend die Klänge der heimathlichen Sprache in der Fremde auf das Herz wirken, wird glauben, daß wir uns herzlich begrüßten und ein kleines Geſpräch hielten, ehe wir wieder ſchieden. Wie gute Freunde, die ſich verlaſſen, ſahen wir uns öfter nach einander um und ſchwenkten die Tücher. — Bald waren ſie unſeren Augen entſchwunden.

Wir ſtiegen noch eine Stunde ſehr ſteil aufwärts und hatten bald einen bekannten Chan erreicht, der wohnlicher als alle andern im Libanon eingerichtet, häufig von Reiſenden, die über das Gebirge ziehen, zum erſten Nachtlager benutzt wird — Chan el Huſſein. Auch unſere Mucker fingen gleich bei unſerer Ankunft an, die Thiere abzuladen, als verſtünde es ſich von ſelbſt, daß wir hier anhielten. Doch war es erſt Mittags ein Uhr, weshalb wir heftig dagegen proteſtirten und weiter zu ziehen verlangten. Aber wie es uns zuweilen bei dergleichen Streitigkeiten mit den Eingeborenen ging, unſer edler Dolmetſcher Giovanni ſchlug ſich auf ihre Seite, indem er wahrſcheinlich nicht Luſt hatte, für heute weiter zu gehen. Er malte uns die ſchrecklichſten Dinge aus, die uns betreffen würden, wenn die Nacht uns in den Päſſen des Libanon überraſchte; er ſprach von Abgründen voll Schnee und Eis, von Räubern und Gott weiß was Alles. Doch war uns noch der Zug über den Balkan, von dem man uns beinahe das Nämliche prophezeiht hatte, zu friſch im Gedächtniß, um uns auf das Gerede dieſer Leute zu verlaſſen. Aber was konnten wir machen? So ſehr wir in den Dolmetſcher drangen, die Leute zu fragen: ob es denn auf keine Weiſe möglich ſey, noch heute weiter zu gehen und einen andern Chan zu erreichen, ſo ertheilte er uns beſtändig die Antwort: man ſage, das ſey unmöglich. Wir hätten alſo die Nacht hier zubringen müſſen, wenn nicht durch die ziemlich heftig geführten Debatten ein anderer Araber aufmerkſam geworden und näher getreten wäre. Er fragte den Baron in einem ganz verrenkten Engliſch, ob er nicht dieſe Sprache kenne — Nun iſt wohl nie eine Mundart mehr geradbrecht worden als dieſe; aber ſie klang wie Muſik. Der Araber ſagte uns, ihm ſcheine als wollte unſer Dertſcheman (Dolmetſcher) nicht weiter gehen; denn die Leute haben ihm ſchon mehrmal geſagt, es ſey wohl möglich, wenn wir bald aufbrächen, mit Einbruch der Nacht einen andern Chan zu erreichen; doch müßten wir uns beeilen, da der Weg dahin ziemlich ſchlecht ſey. Jetzt wurden natürlich alle Unterhandlungen abgebrochen. Der engliſche Araber mußte den Muckern erklären, daß wir auf jeden Fall weiter wollten und noch heute einen andern Chan erreichen, wornach ſie ſich einzurichten hätten. Unſerm Giovanni, der es wieder einmal verdient hätte, bedeutend geprügelt zu werden, wurde ſtrenge befohlen, gleich aufzupacken und nach einigen Minuten ging die Reiſe weiter.

Ich habe dies kleine Intermezzo erzählt, um einen Begriff zu geben, wie ſehr der Reiſende im Orient von den Launen dieſer Dolmetſcher abhängt. Dies iſt nicht das einzige Beiſpiel der Art und nicht immer trafen wir einen Sprachkundigen wie heute, der uns aus der Verlegenheit half. Mit anſtändigen Behandlungen und guten Worten, wie ſie der Baron den Dienern ſtets zukommen ließ, iſt bei dieſem Volk nichts ausgerichtet, und ich rathe jedem Reiſenden bei dem geringſten Widerſpruch oder unverſchämtem Betragen dieſer arabiſchen Bedienten den Prügel zu gebrauchen. Läuft auch ſo ein Kerl heute fort, er wird morgen ſicher wieder kommen, denn Herrſchaften, die wie die europäiſchen Reiſenden außerordentlich viel bezahlen, trifft er nicht gleich wieder und ſo unangenehm es freilich für uns geweſen wäre, bei unſern Ausflügen, entfernt von den Küſtenſtädten, von dem Dolmetſcher verlaſſen zu werden, eben ſo fatal wäre es für ihn ſelbſt geweſen, wenn wir ihn fortgejagt hätten, und ich bin überzeugt, er wäre der erſte geweſen, der ſich uns wieder genähert.

Gleich hinter dem Chan el Huſſein begann der Weg eine andere Geſtalt anzunehmen. Bis hieher hatten wir meiſtens Sand, zuweilen auch Erde gehabt, und nur ſtellenweis fanden wir den Pfad mit Steinen bedeckt, auch hatten uns beinahe bis auf dieſe Höhe, Pinien, Fichten und kleine Geſträuche aller Art nicht verlaſſen. Jetzt wurde die ganze Gegend kahl und öde. Der Boden, aus Fels beſtehend, gewährte nur ſchmale Pfade, die ſich beſtändig um gewaltige Klippen herumwandten und ſehr ſteil aufwärts gingen. Auch war es viel kühler geworden. Die mit Schnee bedeckte

Spitze des Dſchebbel Schech, welche links vor uns lag, kühlte die Luft ab, und ſandte uns nicht ſelten ſehr kalte Winde. Vor uns zog eine lange Reihe Kameele, die wir bald überholten; ſie waren mit langen Balken beladen, von denen jedes der Thiere zwei trug, rechts und links am Packſattel hängend und mit dem Körper parallel laufend. In kurzer Zeit ließen wir ſie weit hinter uns und hatten nach einer Stunde die erſte Höhe des Gebirges erklettert, die erſte der drei Ketten, welche den Libanon ausmachen und die durch wilde, faſt ungangbare Thäler getrennt, drei gewaltige Ringmauern bilden.

Von dieſer Höhe wandten wir noch einmal den Blick rückwärts; doch ſahen wir nichts als das weite öde Meer, Beirut dicht an den Fuß des Libanons geſchmiegt, war unſern Augen entrückt. Unſere Mucker, die ſehr eilten, um vorwärts zu kommen, ließen uns indeß nicht lange Zeit zum Umſehen. Der Weg führte jetzt abwärts, d. h. wir mußten uns durch die Klippen und Schlünde, die vor uns lagen, einen ſuchen. Ein großartig wildes Thal war es, in welches wir jetzt hinabſtiegen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jeder abſaß, um ſein Pferd zu führen oder es vielmehr wie die Araber zu machen und ſich vom Pferde führen zu laſſen. Bei ſolchen Wegen iſt die Klugheit dieſer Thiere wirklich bewundernswürdig, die Sicherheit, mit der ſie, ohne zu ſtürzen, über das lockere Geröll gehen. Wir ließen ſie den Weg ſuchen und folgten ihnen. Bald wandten ſie ſich zwiſchen zwei aufrecht ſtehenden Felsblöcken hindurch und wo uns auf einmal ein faſt ſenkrechter Abhang alles weitere Fortkommen abzuſchneiden ſchien, ſuchten ſie ſo lange herum, bis ſie eine ihnen vielleicht bekannte Furth gefunden, durch die wir hinabkamen, die aber oft ſo ſchmal war, daß wir kaum einen Fuß vor den andern ſetzen konnten. Jetzt bildete der Weg mehrere hundert Schritte lang eine ſehr ſteil ſich niederſenkende

Fläche, wo Alles, ohne anhalten zu können, hinabrutſchte, und ſich jeder erſt durch Anpreſſen an die unten ſtehenden Felſen wieder ſammeln konnte. Ohne Unfall erreichten wir in kürzerer Zeit als wir geglaubt, den Grund des Thales, indem ein eiskaltes klares Bergwaſſer floß. Rings war Alles ſtill und erſchreckend ruhig, keine Spur irgend eines menſchlichen Weſens, kein Grün der Bäume und Sträuche, nur hie und da ragten einige verkrüppelte erſtorbene Fichten aus dem Geſtein.

Eine Zeitlang gingen wir an dem Bache aufwärts und kamen an einer halbverfallenen verlaſſenen Hütte vorbei, wo der Weg wieder rechts an der andern Thalwand hinaufführen ſollte. Doch ſahen wir keine Möglichkeit, da hinaufzuklettern. und wir glaubten ſchon, unſere Führer müßten irre gegangen ſeyn, als wir plötzlich auf der Spitze, der vor uns liegenden Felſen einen Zug Maulthiere erblickten, die ſich eben anſchickten zu uns herabzuſteigen. Wir hielten an, um den Thieren zuzuſehen und glaubten jeden Augenblick, wenn ſie einen neuen Zacken überſtiegen, jetzt müßten ſie ſtürzen und zerſchmettert vor unſere Füße rollen. Oft gingen ſie auf einem Pfade, der, von unten geſehen, nicht breiter, als ihre Füße zu ſeyn ſchien, an der einen Seite eine ſteile Wand, an der andern einen mehrere hundert Fuß tiefen Abgrund. Jetzt ſtiegen ſie einen ſenkrechten Felſen im Zickzack herab, um auf einem Steindamme weiter zu gehen, wo ſie ungefähr ausſahen, wie kleine Fliegen, die über einen Meſſerrücken laufen, bald verſchwanden ſie hinter Klippen, die wie Zuckerhüte emporragten, und erſchienen jetzt wieder an einer ſcharfen Kante hängend, wo wir keinen Pfad erblicken konnten und der ganze Zug oft ausſah, wie wehendes Gras über einem Abgrund.

Für die Höhe der Berge waren ſie in kurzer Zeit bei uns und nachdem wir einige Worte mit den Treibern gewechſelt, begannen wir denſelben Pfad hinaufzuklettern, den ich oben beſchrieben, und wenn ſich auch bei genauerer Betrachtung Manches nicht ſo gefahrvoll darſtellte, als es anfangs ſchien, ſo war die ganze Sache doch halsbrechend genug und beim Erſteigen der Klippen fanden ſich oftmals einzelne Stellen, die ich zu jeder andern Zeit für Menſchen ungangbar gefunden hätte, geſchweige für Pferde. So war etwas höher hinauf der Weg eine förmliche Treppe, wo jede Stufe aus einem Felsblock von zwei bis drei Fuß Höhe beſtand. Die Breite betrug gleichfalls nicht mehr, an der einen Seite hatten wir eine ſteile Wand, an der andern den Abgrund. Außerdem ſtürzte über dieſe Treppe ein kleines Waſſer hinab, das hie und da Pflanzen und Mooſe anſetzend den Weg ſchlüpfrig und gefährlich machte. Jemand, der am Schwindel litt, hätte ich nicht rathen mögen, von dieſen Höhen einen Blick in die Tiefe rings um ſich zu thun. Die ganze Umgebung war coloſſal, großartig wild.

Als wir höher geſtiegen waren, ſah ich, daß das Thal, das wir ſo eben verlaſſen, nur eine kurze Strecke die erſte Bergkette mit der zweiten verband. Rechts und links neigte es ſich, zuerſt kaum merklich, dann aber auf einmal mit einem gewaltigen Abſturz gegen das Meer hin, welches wir jedoch nicht mehr ſahen, und ließ uns in rieſige Schluchten ſchauen, an denen ein ſcharfes Auge die Natur des Libanon ſtudiren konnte. Tief unten ſchien der Boden dieſer Schluchten mit grünen Wellen bedeckt, die an den Wänden hinauf ſchlagend immer durchſichtiger wurden. Das waren Wein- und Oel-Pflanzungen der maronitiſchen Dörfer, die hie und da in den Bergen liegen, üppige Wälder, die der untere Strich des Gebirges hervorbringt. In die rauhere Region hinaufragend, werden ſie allmählig lichter und laufen endlich in hie und da zerſtreute Pinien, Fichten und Cederngruppen aus. An ſie ſtoßen gelbe Strecken Landes, die man für Sand halten könnte; doch ſind es Getreidefelder, die noch bis zu einer beträchtlichen Höhe dicht mit Aehren bedeckt ſind. Jetzt erſt kommt der Sand, der ſpäter den rauhen Felſen Platz macht, welche von kleinen Steinen, womit die Wege bedeckt ſind, bis zu ungeheuren Blöcken anwachſend, das ſchneebedeckte Haupt des Berges unterſtützen.

Oft ſtanden unſere Thiere Athem ſchöpfend ſtille und ließen uns Zeit genug, die unbeſchreiblichen Schönheiten des Gebirges zu betrachten; gewiß, es iſt Poeſie, ſo auf einer wenige Fuß breiten ſchlüpfrigen Spitze zu ſtehen und die lüſternen Gedanken in jene Abgründe zu ſenken, die uns von allen Seiten umgeben, einen Pfad zu erklettern, wo ein Fehltritt unvermeidlich den Tod nach ſich ziehen würde!

Unten im Thale von Beirut war es, obgleich der Himmel mit Wolken bedeckt war, ziemlich heiß geweſen, und wir hatten zu Anfang unſeres Marſches Mäntel und Pelze bei Seite gelegt; doch ſahen wir uns bald veranlaßt, ſie wieder zu nehmen. Wir erſtiegen jetzt die mittelſte und höchſte der drei Bergketten des Libanon und es begann hier oben empfindlich kalt zu werden. So ruhig unten die Luft war, ſo machten ſich doch auf dieſer Höhe die Winde bemerkbar und brachen hie und da aus den Schluchten hervor, unſere Mäntel und die Mähnen der Thiere lüftend. Alle Vegetation hörte hier gänzlich auf und ſtatt der kleinen Sträucher und Mooſe, die tiefer unten die Schluchten des Geſteins ausfüllten, ringelten ſich hie und da von dem weißen ſchneebedeckten Haupte des Berges einzelne dünne Locken bis zu unſern Füßen, lange Streifen glänzenden Schnees. Für uns Europäer war es ein eigenes Gefühl, als wir wieder Schnee ſahen, den guten Bekannten aus der Heimath, den alten Jugendfreund. Ich konnte mich nicht enthalten, von meinem Pferde zu ſteigen und eine Hand voll zuſammen zu ballen, die ich mit einem Gruß an die Heimath einen der Abhänge hinabrollen ließ. Die Pferde ſchienen ſich dagegen mit dem Schnee nicht recht befreunden zu können; denn ſo weit ſie konnten, gingen ſie ihm aus dem Wege und als ſie bei größeren Strecken auf ihn treten mußten, thaten ſie es ſo vorſichtig und behutſam, die Beine hoch aufhebend, als fürchteten ſie, bei jedem Schritte durchzubrechen.

Hiezu kam noch etwas auf dieſer Höhe, was uns ſehr intereſſant war, den Muckern aber, ſo wie ihren Thieren ebenfalls nicht zu gefallen ſchien. Allmählig ritten wir in die Wolkenſchicht, welche die Spitze des Gebirges bedeckte. Zuerſt empfanden wir eine kalte Zugluft, die uns von allen Seiten anwehte und mit einem leichten Nebel bedeckte, der mit jedem Schritte dichter wurde; wie bei einem kalten Wintertag zeichnete ſich der Athem der Menſchen und Thiere dunkler ab und ließ im Pelz und im Bart einen kleinen Reif zurück. Unſer Hauptmucker, d. h. unſer erſter Führer, nahm die Spitze des Zugs, und bedeutete uns ſehr ernſthaft, ihm genau zu folgen, ſo wie einzeln zu reiten, immer einer dicht hinter dem andern, weil der Weg zur höchſten Spitze der zweiten Bergkette, die wir jetzt zu überſchreiten hatten, es nicht anders zulaſſe und wir uns bei dem dichten Wolkennebel verirren könnten, eine Beſorgniß, die ſehr gegründet war, denn bald konnten wir die Gegenſtände vor uns kaum mehr auf drei Schritte erkennen. Dabei ſah Alles ſehr groß, ja rieſenhaft aus; das Pferd des vor mir reitenden Barons ſchien ſich coloſſal auszudehnen; ſein Mantel flatterte wie ein zerriſſener Wolkenſchleier und wenn ich zufällig einem ſolchen Reiter begegnet wäre, würde ich ihn für einen mächtigen Berggeiſt gehalten haben, der, vom Sturmwind getragen, durch ſein Revier brauſt.

Bei dem Allem wurde der Weg ſehr gefahrvoll und führte uns auf ganz eigenthümliche Weiſe die Spitze hinan; eine Art Hohlweg, in dem wir eine kurze Zeit geritten, hörte mit einem Mal auf, und vor uns dehnten ſich große Schieferplatten aus, die, wie durch Menſchenhände zuſammengefügt, eine glatte Fläche bildeten. Steil, wie ein Hausdach, ging ſie aufwärts und den Pferden und Maulthieren wurde das Erſteigen nur durch kleine Löcher möglich gemacht, die man in den Stein gehauen hatte und worin die klugen Thiere vorſichtig ihre Füße ſetzten und ſo aufwärts kletterten. Obendrein wurde dieſe Paſſage noch durch den vielen Schnee beſchwerlicher gemacht, und wäre ganz unzugänglich geweſen wenn die heftigen Winde, die hier oben wehten, es zugelaſſen hätten, daß der Schnee die ganze Spitze bedeckte; ſo aber konnte er ſich nur hie und da erhalten, wo ihn Felswände ſchützten, aber an ſolchen Stellen war er oft mannshoch zuſammengethürmt.

Bald jedoch hatten wir dieſen Weg und die Wolken im Rücken, aus denen ich die Mucker und Thiere hinter mir einzeln, wie aus einem großen Waſſerſpiegel, auftauchen und an's feſte Land treten ſah. Der Himmel, den früher die Wolken, über welchen wir uns befanden, bedeckt hatten, ſah jetzt klar und freundlich blau auf uns hernieder.

Die Hochebene, über die wir nun ritten, glich einer Inſel im Meere, denn wie mit brandenden Wellen war ſie rings von den Wolkenmaſſen umgeben, die ſich hin- und herbewegten und bei jedem Windſtoß ihre Geſtalt verändernd, die Täuſchung vollkommen machten. Aus dieſem Meere hoben ſich rechts und links die höchſten Spitzen des Gebirges, der Dſchebbel Schech und der Dſchebbel Sanin, achttauſend Fuß hoch, die mit ihren im Sonnenlicht glänzenden Schneemänteln wie Eisberge ausſahen. Doch nur kurze Zeit hatten wir einen etwas bequemeren Weg. Bald verengte er ſich wieder und wand ſich, ſanft anſteigend, um eine höhere Spitze des Berges, die uns zur Rechten lag, wo er gefährlicher als je wurde. Zur Rechten hatten wir eine faſt ſenkrechte Bergwand und links eine der tief hinabreichenden Schluchten, von denen ich oben ſprach. Der Pfad ſelbſt war höchſtens zwei Fuß breit, mit Schnee bedeckt und nicht einmal gerade, ſondern nach der Schlucht zu etwas abſchüſſig. Die Thiere konnten natürlich nur eins hinter dem andern gehen und drückten ſich, die Gefahr kennend, ſo feſt wie möglich gegen die Bergwand, den Reiter nicht ſelten unangenehm gegen die Felſen ſtoßend. Die Schlucht links gewährte einen eigenthümlich großartigen Anblick. Die Wolkenmaſſen hatten ſich etwas geſenkt und ließen uns vielleicht hundert Fuß weit hinabſehen; dann verſperrten ſie die Ausſicht und die grauen bewegten Nebel ſahen nicht anders aus, als ſeyen ſie der Rauch von einem ungeheuren Feuer, das dort unten flamme. Etwas weiter hinauf ſahen wir ſie von der Sonne roſig gefärbt und man konnte glauben, in einem coloſſalen Theater zu ſeyn, wo am Schluß des Stücks die Wolken, die die Genien getragen, langſam verſchwinden — mit ihnen verſchwand die Poeſie, welche die Gegend verſchönte und der Schauplatz verwandelt ſich in die frühere öde Gegend.

So wie es wohl nicht leicht ein zweites Gebirge gibt, das ſich, wie der Libanon, z. B. bei Sonnenuntergang, in prächtigere Farben kleidet, die von Minute zu Minute wechſeln, ſo gibt es auch wohl keins, das ſo ſonderbar geformte und in ihrer Geſtaltung ſo verſchiedenartige Thäler aufzuweiſen hat, wie dieſes. Bald ſind ſie wild und rauh, mit chaotiſch auf einander gethürmten Felſenmaſſen, unheimlich, als ruhe der Fluch des Schöpfers auf ihnen, bald findet der Blick, der ſuchend über die Spitzen irrt, ein anderes, das den vollkommenſten Gegenſatz bildet.

So erinnere ich mich beſonders eines, in das ich meine Gedanken und Träume verſenkte, bis mir eine Biegung des Wegs ſeinen Anblick entzog. Zwiſchen rothen kahlen Felſen lag es, klein aber freundlich, mit friſchen Wieſen und grünen Sträuchern, und beſonders ſchön war es, daß ein ebenfalls grün bewachſener Hügel die weitere Ausſicht hemmte, den Blick abhielt, die dahinter liegenden Felſen zu ſehen und dagegen den Gedanken geſtattete, ſich noch Schöneres auszumalen, was in der Wirklichkeit hier nicht vorhanden war. Es war mir wie ein Thal aus der Heimath. Hinter jenem Hügel mußte ein kleines Dorf liegen und nur die aufſteigenden Abendnebel hinderten mich, den Kirchthurm mit der blanken Spitze zu ſehen; doch das Geläute der Glocken hörte ich — deutlich hörte ich es und wenn mir auch mein Auge ſagte, es ſeyen die Schellen unſerer Saumthiere, ſo glaubte ich ihm doch nicht, und blickte ſcharf nach dem hübſchen Thal, um bald die Häuſer zu ſehen, deren Fenſter, von der Abendſonne beſtrahlt, in hellem Feuer brannten. Ach, in einem Thal, was dieſem glich, hatte ich einſtens ſchöne Tage verlebt; es war aber auch nur eine Täuſchung und nach kurzer Zeit trat das Schickſal, wie jetzt die Felſen, zwiſchen mich und das Thal, und ich mußte wie hier auf ewig Abſchied davon nehmen.

Ueber den mittlern und höchſten Bergrücken waren wir nun glücklich hinüber und noch einmal, aber in ein weniger wilderes Thal, wie das erſte, hinabſteigend, ſahen wir den dritten und letzten Gebirgszug des Libanon vor uns, an dem unſer heutiges Nachtquartier liegen ſollte. Die Sonne war herabgeſtiegen und aus den Thälern und Schluchten erhoben ſich dunkle Nebel. Unſere Pferde, denen der heutige Marſch etwas ſtark mochte vorgekommen ſeyn, ſchienen ſehr ermüdet, und doch eilten die Mucker ſo raſch wie möglich vorwärts, um den Chan baldigſt zu erreichen, bis wohin wir noch eine beſchwerliche Strecke Weges haben ſollten, beſonders unangenehm für uns, da die Nacht, die hier faſt ohne Dämmerung ſehr raſch eintritt, noch ehe wir den letzten

Höhenzug erreicht, völlig eingebrochen war und ſich heute ſo finſter anließ, daß ich für meine Perſon die nächſten Gegenſtände nicht mehr unterſcheiden konnte. Obendrein hatten ſich am Himmel ſchon mehrere Stunden lang neue Wolken geſammelt und es fing an zu ſchneien, eine Unannehmlichkeit, die noch durch den ſcharfen Wind, der uns aus dem Thale entgegenblieſ, vermehrt wurde.

Unſer Weg führte einen Bach hinab und bildete keine angenehme Paſſage. So fatal die Dunkelheit in einer Art war, ſo hatte ſie doch den Vortheil, daß wir die Gefahren des Weges nicht ſo ſehen konnten und man mußte in Gottes Namen den Vorhergehenden folgen; rutſchten die eine Strecke mit den Pferden hinab, ſo wußte ich, daß mir gleich daſſelbe paſſiren würde, und machte mich auf einige Stöße gefaßt. Zuweilen bildete unſere Caravane einen großen Knäuel, bei dem es noch ein Glück war, daß unſere armen Thiere ſehr ermüdet waren und deshalb nicht anfingen zu ſchlagen; bald zog ſich die Geſellſchaft lang aus einander und wurde nur durch das Schreien der Mucker wieder zuſammengebracht, die, wie die türkiſchen Poſttartaren, unnachahmlich heulten, um bei der Dunkelheit den Weg anzuzeigen.

Nach einer Stunde erblickten wir vor uns etwas, wie ein großes Felsſtück, nur regelmäßig geformt und dadurch ſich von den übrigen unterſcheidend, das die Mucker mit lautem Geſchrei begrüßten. Es war unſer Chan, und wir Alle fühlten uns glücklich, in dem Unwetter des Schneeſturms endlich ein Obdach zu haben, mochte es nun im Innern ausſehen, wie es wolle.

Dieſer Chan, ſeinen Namen wußten die Leute ſelbſt nicht, war ein ziemlich großes Gebäude, durch loſe auf einander gefügte Steine aufgeführt, deren Ritzen mit Moos und Erde verſtopft waren. Die Mauern mußten ungefähr zwanzig Fuß Höhe haben. Das platte Dach beſtand aus

Palmbaumſtämmen, die man neben und über einander gelegt hatte, und deren Zwiſchenräume ebenfalls mit Moos und Erde verſtopft waren; oben lag eine Schicht großer Steine, die das Dach gegen den Sturmwind ſchützten, der es ſonſt in kurzer Zeit herabſchleudern würde. Auf gleiche Art ſind alle Chans oder Wirthshäuſer durch ganz Syrien gebaut. Im Innern war unſer heutiges in drei Theile getheilt, wovon der größte den Stall, ein anderer das Bedientenzimmer und der dritte unſer Appartement vorſtellte. Alle drei glichen ſich in ihrer innern Einrichtung ſo ziemlich, nur war der Stall durch die Wärme der Thiere und das hineingeworfene dürre Laub und weniges Stroh am wohnlichſten und bot den meiſten Comfort. Neben dieſen Localen befand ſich noch in dem Chan eine Art Vorhaus, oder beſſer geſagt, das Dach war einige Schuh vorgebaut und bildete, durch Palmbäume unterſtützt, einen Schuppen, unter den die Saumthiere getrieben wurden, damit man ſie bei einem Wetter wie das heutige im Trockenen abladen konnte.

Die meiſten dieſer Chans ſind, wenn man es ſo nennen will, Stiftungen, indem vielleicht ein Reiſender, der kein Obdacht fand, hier unter freiem Himmel übernachten mußte, und ſpäter aus Humanität für Andere, die ſich in gleichem Falle befänden, das Gebäude aus ſeinen Mitteln aufführen ließ. Daß hier an keine Wirthſchaft zu denken iſt, und jeder nur das hat, was er mitbringt, verſteht ſich von ſelbſt; nur in einigen der größten, die auf den Hauptſtraßen liegen, wie auch unſer heutiges, halten ſich zuweilen Araber auf, die den Reiſenden, natürlich zu immenſen Preiſen, Brod, Kohlen, ſo wie auch Stroh und Gerſte für die Thiere verkaufen.

Unſere Mucker, die einige Schritte voraus waren, ritten gleich unter das hervorragende Dach, um abzuladen, und wenn wir auch gewohnt waren, bei derlei Geſchäften ein großes Geſchrei und Spektakel zu hören, ſo erhob ſich doch gleich nach ihrer Ankunft ein ſolch entſetzlicher Lärm von Menſchenſtimmen und Wiehern der Pferde, daß wir eilig hinzuliefen, um nach der Urſache des Spektakels zu ſehen — was war es? das Haus und den Vorplatz hatte ein türkiſcher Oberſt, der von Damaskus kam, mit ſeinem Gefolge eingenommen und da nicht alle Pferde im Stalle Platz fanden, waren mehrere unter dem Vordache angebunden, die nicht ſo friedlicher Natur, wie die unſerer Mucker, anfingen auszuſchlagen, worauf die Türken, die Gott weiß welchen Ueberfall vermuthen mochten, mit Waffen und Feuerbränden aus dem Hauſe ſtürzten, um ſich zu vertheidigen oder vielleicht auch nur — um davon zu laufen. Bei unſerem Anblick ſtutzten ſie, beruhigten ſich jedoch, als ihnen der Baron bedeuten ließ, wir ſeyen Reiſende wie ſie und ſuchten Nachtquartier, und einer der Türken, ein ſtattlich ausſehender Mann, legte die Hand an's Feß und ſagte uns das wohlbekannte Maſchallah (Gott ſegne deinen Eingang). So war der Friede wieder geſchloſſen. Die Reiter banden ihre Pferde etwas entfernt von den unſrigen, und während ſich die Mucker mit Abpacken beſchäftigten, traten wir in das Gemach. Hier ſah es ziemlich unheimlich und troſtlos aus. Gott, da kam uns kein Oberkellner mit einem Dutzend Unterkellnern entgegen, Servietten auf dem Arm und Wachslichter in den Händen, um die Nummern unſrer wohl eingerichteten Zimmer abzurufen. Hier war nur eine einzige Nummer und ſo niedrig, daß der Baron kaum aufrecht darin ſtehen konnte. Der Boden beſtand aus zuſammengetretener Erde, in der Mitte befand ſich eine Vertiefung, worin glühende Holzkohlen lagen, die eine dreifache Beſtimmung hatten, den Caffee daran zu kochen und das Gemach zu erwärmen, ſo wie es zu beleuchten.

Der Oberſt, als ſolchen machte ihn der diamantene Niſchah auf ſeiner Bruſt kenntlich, war ſo gütig, ſeine Begleitung vom Jüs-Baſchi (Hauptmann) abwärts, in das andere Gemach zu ſchicken, damit für uns Platz würde. Nachdem Giovanni unſere Mäntel und Decken, auch brennendes Licht hereingebracht, richteten wir uns ſo behaglich als möglich ein. Der Kammerdiener des Fürſten, Scandar, kochte einen ächt ruſſiſchen ausgezeichneten Thee, der uns innerlich erwärmte und den gefrorenen Humor aufthauen ließ. Dann ſoupirten wir, indem wir Fleiſch und Brod auf einer ledernen Pferdedecke ausbreiteten, ſtopften unſere Pfeifen und gaben den aufhorchenden Türken noch ein Vocalconcert zum Beſten. Fürſt Aslan ſang Verſchiedenes aus dem Barbier von Sevilla, der Baron aus Norma: Zu dieſer Stunde ſollſt du erfahren ꝛc. und ich trug das bekannte Duett aus den Puritanern vor.

So ſehr jedoch den Oberſt und ſeine Gefährten unſer Geſang und uns die Freude dieſer Leute amüſirte, fühlten wir doch bald das Bedürfniß zum Schlafen und machten Anſtalten zu Bette zu gehen; ein Stein wurde zum Kopfkiſſen genommen, der Baron wickelte ſich in ſeine ungariſche Bunta, von der er mir jedoch großmüthig ein Stück zukommen ließ, die Türken legten die Pfeifen weg und bald herrſchte tiefe Stille, nur zuweilen von dem Heulen des Sturms draußen oder von dem Schnarchen eines der Schläfer unterbrochen. Es war aber ein ſehr unbequemes Bett. Man mußte die Beine beſtändig an ſich ziehen, um ſich nicht an den Holzkohlen, die in der Mitte des kleinen Gemachs brannten, zu verſengen. Aber müde, wie wir waren, entſchliefen wir bald. Doch dauerte unſere Ruhe nicht gar lange. Ich erwachte nach einigen Stunden von einem Geräuſch, herabfallenden ſchweren Regentropfen ähnlich, wie ſie im Sommer als Vorpoſten eines Gewitters ankommen. Ich verhielt mich ruhig, um den Schlaf der Andern nicht zu ſtören und fühlte nur, da mir ahnte, was es ſeyn könnte, mit der Hand auf meinem Pelz und dem Boden herum. O weh! da war Alles naß. Von der Decke fielen wirklich ſchwere Tropfen und in nicht geringer Anzahl. Der Schnee, der den Tag über auf das Dach gefallen war, ſchmolz durch die Wärme unſeres Feuers und drang durch die ſchlecht zuſammengefügten Baumſtämme, bei dieſem Durchſieben von dem darauf geworfenen Lehm mit ſich führend, ſo daß zugleich Schmutz und Waſſer auf uns fiel. Der Baron richtete ſich ebenfalls in die Höhe und der arme Fürſt, der unglücklicher Weiſe in einer Ecke lag, verſicherte uns mit ſeinem Lieblingsſchwur parole d'honneur, er liege in einer wahren Sauce und ſey ſchon lange wach.

Nach langem Berathſchlagen, was zu thun ſey, wurden wir mit dem türkiſchen Oberſt einig, Feuer anmachen zu laſſen und Kaffee zu kochen, um ſo den Morgen zu erwarten. In Kurzem war Alles munter. Etliche zehn Pfeifen dampften. Ich aber nahm den Burnus eines unſerer Araber und ging vor das Haus, mich im Freien ein wenig umzuſehen.

Es war eine wilde Nacht. Das Schneegeſtöber hatte aufgehört und der Sturm lag zwiſchen den Felſenzacken und pfiff aus dem zerriſſenen Geſtein die ſeltſamſten Melodien. Unſer Chan ſtand hart an der abſchüſſigen Wand eines Thales, das lang vor mir ausgeſtreckt lag und in ſeiner Wildheit dem Wohnorte böſer Geiſter glich. Hie und da erhoben ſich aus dem Dunkel rieſige Geſtalten, einzeln ſtehende Felſen, die oben mit Schnee bedeckt, wie mit weißen Geſichtern zu mir aufblickten.

Hinter dem Hauſe war ich vor dem Winde etwas geſchützt; doch wie ich vortrat, um eine weitere Ausſicht zu haben, packte er mich und ich mußte einen Zacken des Geſteins faſſen, um nicht hinabgeſchleudert zu werden. Da hing ich, zu meinen Füßen ein unermeßlicher Abgrund, durch den die Winde ſauſten und mir ſpottend zuriefen, mir, ihrem Herrſcher, den die empörten Elemente verbannt und hier oben angekettet hatten. Ich war ein anderer Prometheus. Mein Burnus flatterte um mich, wie die Fittige der Geier, und ſchlug mich in's Geſicht — mir war mein Zauberſtab entfallen und keine freundliche Macht half mir die empörten Vaſallen zur Ruhe zu bringen und zu bändigen; alle befreundeten Mächte flohen — alle. Die meiſten hatten mich eilfertig verlaſſen, nur eine zögernd langſam und ſich oft nach mir umſehend, und ſo wie ſie mir von Neuem in's Geſicht ſah, ging ſie ſtets langſamer und immer langſamer und blieb endlich ſtehen, mit ſich ſelbſt kämpfend, ob ſie zurückkehren und mir helfen ſolle oder nicht. — — Und ſie kam zurück in raſchem Sprunge, klammerte ſich an mich — meine Phantaſie — und ich war wieder mächtig wie früher —.

Dem Blitze gleich fuhr mein Zauberwort in das Thal vor mir, bändigte den Sturm und ließ die Felſen aufhorchen. Die Winde heulten nicht mehr in ungleichen Weiſen nach Belieben durch einander, die Bergwaſſer rauſchten nicht mehr taktlos dazwiſchen, Alles hörte auf mich — ich hatte meinen Zauberſtab wieder und dirigirte — eine Sturmſymphonie — ein wildes Werk, der erſte Satz ein gewaltiges Allegro, zu welchem obligate Wolkenzüge den Himmel ſchwärzten und finſtere Streiflichter über mein ganzes Orcheſter warfen. Beim zweiten Satz ſchwieg der Sturm, die zitternden Nadeln der Fichten und die Bergwaſſer hatten ein heimliches Solo, leiſe und flüſternd — und der Kamm des Gebirges vor mir färbte ſich heller, denn der ſpäte Mond ſtieg blutroth empor, ein herrlicher Anblick! Deutlich konnte ich die ſeltſamen Formen der Felſen dort erkennen, von denen beſonders eine Parthie meinen Blick anzog; je länger ich hinblickte und je höher der Mond ſtieg, die Umriſſe ſchärfer heraushebend, um ſo deutlicher ſah ich, daß die Formen zu egal waren, um von der Natur hervorgebracht zu ſeyn — jetzt, es durchzuckte mich eigen, verſchwand die rothe Scheibe hinter den Felſen und zeichnete wie auf goldenem Grunde in ſchwarzen Umriſſen ein Schloß mit zerfallenen Thürmen dahin, deſſen Fenſterhöhlen, durch welche das Mondlicht fiel, ſeltſam beleuchtet erſchienen. —

Mein Orcheſter ſchwieg, Bach und Bäume endigten ihr Solo, und Alles ſah erwartend zu dem Monde auf, der, nachdem er mir die alte Burg gezeigt, ſich ruhig fortbewegend höher ſtieg, um auf dem mächtigen Felſen, mir gegenüber gelagert, ſeine große Arie vorzutragen: kokett, wie alle erſte Sängerinnen, legte er zuvor ſein langes Kleid von Silberſtoff zurecht, das bis tief in die Schlucht hinabreichte und auf den Spitzen der Bäume und Felſen ausgebreitet, die glänzendſten Stickereien zeigte. Dann begann er, und ſang in ſchönen ſchmeichelnden Tönen von dem alten Schloſſe drüben — von dem Schloſſe der Aſſaſinen! Ja, dort hatte er gehauſt; der Alte vom Berge, dort hinter jenen hohen Mauern hatte er ein Paradies erſchaffen und ſandte die in wollüſtigen Genüſſen erzogenen Jünglinge mit ſeinen blutigen Befehlen gegen die Feinde aus, die, durch alle Gefahren ſich Bahn brechend, ſeine Worte blindlings befolgten, denn er hatte ihnen den Glauben eingeprägt, daß ſie mit dem Stoß ihres Dolches ſich die Rückkehr und den ewigen Aufenthalt in jenem Paradies der Luſt und Wonne erwerben könnten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Tagesanbruch packten unſer Mucker auf und wir genoſſen eine Chocoladenſuppe, die uns ausgezeichnet ſchmeckte und erwärmte. Unſere Karawane hatte ſich um einige Mann vermehrt; denn vier Beduinen, die ebenfalls nach Damaskus wollten, erboten ſich gegen ein geringes Trinkgeld, uns zu begleiten und in vorkommenden Fällen zu beſchützen; nach ihrer Angabe war die Tour zwiſchen dem Libanon und Antilibanon, beſonders die Wege in letzterem Gebirge höchſt unſicher. Die Söhne der Wüſte hatten wie faſt alle, kräftige, aber hagere Geſtalten. Sie waren mit dem großen wollenen Burnus bekleidet und mit Säbeln und langen Lanzen bewaffnet, ihre Pferde von arabiſcher Zucht klein und ſchmächtig, aber ausdauernd.

Wir ſchieden von dem türkiſchen Oberſt, der nach Beirut ging und zogen eine Zeitlang längs dem Thale, an welchem unſer Khan ſtand, auf einem ziemlich guten Wege, das heißt nach ſyriſchen Begriffen, der ſich allmählig und nicht ſehr ſteil abwärts ſenkte. Dicht vor uns mußte die herrliche Fläche, die der Libanon vom Antilibanon ſcheidet, liegen, jene fruchtbare Ebene, die ihrer Schönheit wegen einfach „Bekaa“, das Thal heißt; doch ſahen wir nichts davon. Zwiſchen die beiden Gebirge hatte ſich ein dichter weißer Nebel gelagert, aus dem nur die Spitzen des Antilibanon hervorſahen. Die weißen Wolken glichen einem großen Landſee. Die Täuſchung war ſo vollkommen, daß wir uns im erſten Augenblicke fragten, welches Waſſer dort ſeyn könne. Zu unſerer Rechten thronte das verfallene Schloß, von dem mir geſtern Abend der Mond erzählt, eine Sage, die unſer Dolmetſcher beſtätigte. Dort ſey ein Schloß der Aſſaſinen, ſprach er, und machte dabei eine Bewegung des Halsabſchneidens. Nach einer Stunde mühſamen Hinabſteigens erreichten wir das Nebelmeer und kamen durch ein kleines armſeliges Dorf, bei deſſen Eingang wir einen Trupp von etlichen hundert Mann ägyptiſcher Infanterie, Deſerteurs trafen, die von Damaskus kommend in den Bergen des Libanon, ihrer Heimath, es waren Syrier, eine Zuflucht ſuchten.

Bei ihrem Anblick hielt Mechmet ſeinen weithin ſchattenden Wurfſpieß ſehr hoch, unſere Beduinen faßten ihre Lanzen wie zur Vertheidigung. Doch waren dieſe Vorſichtsmaßregeln unnöthig. Der ganze Trupp verlor ſich bei unſerer Ankunft rechts und links zwiſchen den Häuſern. Dieſe Leute waren in weiße Leinwand gekleidet, hatten wie die Türken ein rothes Feß und faſt gar keine Waffen; nur hie und da ſahen wir eine roſtige Flinte oder ein paar lange Piſtolen; auch hatten einige Säbel. Die meiſten trugen dagegen nur einen langen Stock.

Unſer Giovanni glaubte, ſie ſeyen uns nur deshalb ſo friedlich aus dem Wege gegangen, weil ſie befürchtet, wir ſeyen nur der Vortrab eines größeren Trupps Engländer, die ſich vielleicht gegen Damaskus in Marſch geſetzt. Bald waren wir ganz in die Nebel hinabgeſtiegen, die ſo dicht waren, daß wir von dem ſchönen Terrain, durch welches wir ritten, auch nicht das Geringſte erblickten. Keiner ſah den Andern, obgleich wir nur wenige Fuß von einander entfernt ritten. Der Boden war Haide, mit Waſſergräben und zahlreichen Bächen durchſchnitten. Bald mußten die Pferde darüber ſpringen, bald mußten wir ſie auf holprigten, halb zerfallenen Steinbrücken überſetzen. So ritten wir ohne die geringſte Ausſicht bis gegen Mittag, wo die Strahlen der Sonne endlich zu mächtig wurden, durch die Nebel drangen, ſie zerriß und verjagte. In weniger Zeit hatte ſie dies Geſchäft vollbracht und drängte die weißen Maſſen rechts und links in die Schluchten der beiden majeſtätiſchen Gebirge, die das ſchöne Thal einfaſſen, uns plötzlich auf daſſelbe eine weite prächtige Ausſicht eröffnend. —

Herrlich und ſchön iſt dieſe Ebene, doch nicht durch mannigfaltiges Grün oder durch üppig emporſtrebende Waldungen, nicht durch freundliche Häuſer oder durch die geordnete bunte Zeichnung vieler Getreidearten, die unſere Thäler ſo ſchön färben, nein, ſie iſt faſt ohne Baum und Strauch gelblich grau wie unſere Haiden, aber viele kleine Bäche, welche ſie durchſchneiden, geben dem Boden einige Schattirung; denn, wie ich ſchon früher ſagte, wo ſich im trockenen Boden dieſer Länder Waſſer zeigt, ſchießen augenblicklich kleine Pflanzen daran empor, welche die Bäche ſaftig grün einfaſſen und ſo das Land zierlich durchſchneiden. So iſt dieſe Ebene, und wäre für ſich ziemlich öde und einförmig; aber die beiden gewaltigen Gebirge, Libanon und Antilibanon, begränzen dies Thal und geben ihm ſo ſeinen wunderbarſten Reiz. Was ich ſchon früher von der reichen Färbung des Libanon ſagte, findet auch auf ſeinen gewaltigen Nachbar Anwendung, und ſo bilden beide einen bunten prächtigen Rahmen, aus dem die Ebene lieblich hervortritt, am ſchönſten aber bei Baalbek, wovon ich ſpäter erzählen werde.

Bald kamen wir an einen einzeln ſtehenden Hügel, auf dem ſich ein kleines Gebäude mit einer Kuppel befand, wahrſcheinlich das Grab irgend eines orientaliſchen Heiligen, und erreichten gleich darauf den Antilibanon, der hier mit einer ſchmalen Bergkette, die er wie ein gewaltiges Fühlhorn vor ſich hinſtreckt, beginnt. Auf der Höhe derſelben ſahen wir wie geſtern im andern Gebirg ebenfalls ein altes verfallenes Gemäuer ſtehen, nach der Verſicherung unſeres Dolmetſchers auch ein Schloß der Aſſaſinen. Dies hier auf dem Antilibanon ſey ein Gefängniß geweſen, behauptete er gehört zu haben, wußte jedoch nichts weiter. — Wenn man der Phantaſie glauben wollte, die ſo gern geſchäftig iſt, um ein altes Denkmal, ſey es Burg oder Kloſter, ihre poetiſchen Fäden zu ziehen, ſo hatte Giovanni Recht, eine ſchönere Ausſicht, wie man oben von dem Thurme des Schloſſes haben mußte, war nicht leicht denkbar. Die Kette des Libanon, die man dort von den höchſten ſchneebedeckten Spitzen vielleicht bis zu ſeinen Ausläufern in Paläſtina verfolgen konnte, hatte man vor ſich. Man ſah die ganze Ebene bis nach Baalbek, dem ſchönen Sonnentempel, der damals noch in ſeiner ganzen Pracht und Herrlichkeit ſtand, und der Antilibanon deckte dem Auge ſeine heimlichſten Stellen, ſeine wildeſten Schluchten auf — dort in dem Schloß wurden wahrſcheinlich die Ungehorſamen eingeſperrt, man ließ ſie hinausſehen in die himmliſche Gegend, die ſie nie mehr betreten durften und wahrſcheinlich unter Martern aller Art ihr verlornes Paradies beweinen.

Ein unangenehmer Zufall ſtörte hier für eine Stunde unſern Marſch. Unſer guter Baron, der ſonſt einer der erſten immer im Zuge war, blieb heute auffallend zurück und war auch ſo außergewöhnlich ſtille, daß ich ihn mehrmals fragte, ob ihm unwohl ſey, was er jedoch beſtändig verneinte. Jetzt war er auf's Neue weit zurückgeblieben, und als ich ihn erwartete, bemerkte ich mit Schrecken, daß er ſehr blaß und angegriffen ausſah, auch geſtand er mir jetzt, er ſey ſchon am Morgen nicht wohl geweſen, und jetzt auf einmal überfalle ihn eine heftige Uebelkeit und eine ſo ſtarke Kolik, daß er einige Augenblicke anhalten müſſe. Mich überfiel eine unbeſchreibliche Angſt, und ich dachte ſchon an Gott weiß was für eine Krankheit, die ſein Leben bedrohe, dachte an Anſteckung, ſogar an die Peſt, die uns die Türken, unſere Schlafkameraden mitgetheilt haben könnten. Ich rief die Packer mit dem Gepäck herbei, und wir ſtiegen Alle ab, ſuchten auf der Haide herum nach trockenem Geſträuch, um ein Feuer aufzumachen und Thee dabei zu kochen, was uns auch nach einiger Zeit gelang. Glücklicher Weiſe verminderte ſich bald das Unwohlſeyn unſeres lieben Gefährten; er ſagte es wenigſtens, vielleicht nur um den Zug nicht länger aufzuhalten; denn ſo gern er Anderen mit Aufopferung ſtets behülflich war, ſo unangenehm war es ihm, wenn er glaubte, man ſey ſeinetwegen genirt oder auch nur für ihn beſchäftigt.

Wir bepackten die Thiere wieder, wurden jedoch durch die Ankunft eines perſiſchen Kaufmanns, der mit einem Gefolge von zehn Reitern von Damaskus kam, noch eine kurze Zeit aufgehalten. Der Perſer ritt ein ſchönes turkomanniſches Pferd, Schimmelhengſt, das er geneigt ſchien, zu verkaufen; doch der Baron, der ſich trotz ſeines Unwohlſeyns beim Anblick eines ſchönen Pferdes gleich eifrig dafür intereſſirte, daß das Thier ſchon zu alt und deshalb für ihn nicht paſſend ſey. Nach einigen Worten, Begrüßungen und gegenſeitigen Fragen über Damaskus und Beirut, wobei dieſesmal der Fürſt den Dolmetſcher machte, ſchieden wir, und der Perſer gab ſeinem Pferde die Sporen, um uns die Schnelligkeit deſſelben zu zeigen und flog wie ein Vogel über die Ebene hin, ſeine Begleiter weit zurücklaſſend.

Wir zogen langſam unſeres Weges und erreichten nach Verlauf einer halben Stunde den Antilibanon. Bald hatte uns eine weite Schlucht aufgenommen, die ſanft anſteigend uns faſt unmerklich in die Höhe führte. Indeſſen war es Mittag geworden, die Sonne ſtand an dem wolkenloſen Himmel hoch über unſern Häuptern und ihre Strahlen brannten, von den kahlen Felswänden abprallend, nicht ſchlecht auf uns. Doch nur ein paar Stunden; denn wir waren im Januar und befanden uns auf einer ziemlichen Höhe über der Meeresfläche.

Der Weg durch den Antilibanon führte nicht wie unſer geſtriger über bedeutende Höhen, ſondern ging meiſtens durch Schluchten und dem Lauf von Bächen entlang. Nachdem wir die erſte unbedeutende Höhe erſtiegen, ritten wir ein kleines, rings von hohen Bergen eingeſchloſſenes Thal abwärts, in deſſen Mitte ſich eine Anzahl ſo ſonderbar geformter Steine befand, daß wir ſie aus der Ferne für die Zelte irgend eines nomadiſirenden Volks hielten. Dann betraten wir eine neue Schlucht von fürchterlicher Schönheit. Unſer

Weg, kaum zwei Fuß breit, lief neben dem vielleicht mehrere zwanzig Fuß tiefer liegenden Bett eines Flusses vorbei, das aber nur wenig Waſſer enthielt. Dieſer Pfad war entſetzlich ſchlecht und beſchwerlich für die Thiere; zuweilen hörte er ganz auf, und ſie mußten an dem abſchüſſigen [illegible] hinanklettern auf lockerem Geröll, wo ſie ihre Füße kaum halten konnten, was beſonders für die bepackten Maulthiere ſehr ſchwierig war und die armen Geſchöpfe oft zum Fallen brachte. Hie und da verſperrten große Steine das Weitergehen, über die man entweder hinwegklettern, oder ſie umgehen mußte. Dabei denke man ſich eine Schlucht, kaum fünfzig Fuß breit mit ſenkrecht aufſteigenden Felswänden, die vielleicht vier bis fünfhundert Fuß hoch waren, natürliche Mauern, von keinem Strauch, faſt keinem Moos belebt. Man wird mir glauben, wenn ich ſage, daß wir dieſen Weg ſtill und in mannigfaltige Gedanken verſunken zurücklegten. Einzelne Felsblöcke, die die Wände neben uns krönten, bildeten oft die ſeltſamſten Geſtalten. Bald ſchienen es Rieſen zu ſeyn, die dort oben ſaßen und uns kleinen Geſchöpfen lächelnd und verwundert zuſahen; bald ſonderbare Thiergeſtalten; dort hob ſich ein Schloß mit ſchön gezackten Mauern und ſtattlichen Thürmen und hier waren in der glatten Mauer regelmäßige Riſſe und Sprünge, Schriftzeichen ähnlich; wahrſcheinlich war es die Schreibtafel des Berggeiſtes, der hier hauste.

Am Ende dieſer Schlucht, wo der Bach, der hier durchfließt, einen kleinen Fall bildete, hielten wir einige Augenblicke, um einen kleinen Imbiß zu uns zu nehmen und die Thiere etwas ausruhen zu laſſen. Dann ſtiegen wir einen vor uns liegenden Berg hinauf, der einzige auf unſerem Marſche, der ziemlich hoch und dabei außerordentlich ſteil war. Doch hatten wir von ſeiner Höhe bis zu unſerem heutigen Nachtlager dafür auch beſtändig abwärts zu reiten, wie unſere Mucker verſicherten und nicht mehr ſehr weit.

Der Tag neigte ſich auch ſeinem Ende und wir trieben ſo viel wie möglich, um raſcher vorwärts zu kommen, beſonders der Baron, denn, obgleich ſich ſein Unwohlſeyn etwas gemindert, fühlte er ſich doch noch ſehr angegriffen und wünſchte ſo bald wie möglich ein Obdach und Ruhe zu haben. Da wir wegen den bepackten Maulthieren nur im Schritt reiten konnten, ſo machte Giovanni den Vorſchlag, der Prinz, der Baron und ich möchten mit den Beduinen, die den Weg genau kennten, ſchneller vorwärts reiten und er würde mit dem Gepäck langſam nachfolgen. Nachdem uns darauf einer der Beduinen mit vielen Pantomimen verſichert, er kenne den Weg nach Schiras, ſo hieß das Dorf, wie ſein Pferd, trabten wir mit ihnen vorwärts, zuerſt längs einem tiefen Thale, und auf einem Weg, der glücklicher Weiſe mehr aus Sand als aus Steinen beſtand, ſo raſch als möglich fort. Schon eine Stunde ritten wir ſo beſtändig abwärts, meiſtens am Rand von Thälern, die in ihrer runden keſſelartigen Form abgelaſſenen Fiſchteichen glichen, dann ging es kurze Zeit etwas ſteil hinab, und wir kamen an einen Bach, über den eine ſteinerne Brücke führte. Einige hundert Schritt von dem Bach lag ein kleines Gebäude, ein Chan, in dem ſich jedoch Niemand befand. Wir paſſirten die Brücke und ritten einer neuen Schlucht zu, die ſich zwiſchen himmelhohen Felſen, welche die zweite Kette des Antilibanon bilden, unſeren Blicken öffnete. Wenn auch nicht ſo furchtbar, wie die früher beſchriebene, hatte die Schlucht doch ebenſo ſeltſam geformte und ſteile Felſen wie jene. Allein hier rückten einem die Wände nicht ſo beängſtigend auf den Leib wie in jener, ſondern waren mehr zerklüftet und ließen hie und da eine Ausſicht frei. Von zwei Wegen, die ſich uns kurze Zeit darauf darboten, wählten die Beduinen den unterſten; doch kam es mir etwas verdächtig vor, daß ſie hiebei eine Weile gezaudert. Von Neuem abwärts ſteigend, kamen wir an das Ufer eines Fluſſes, es war, wie wir ſpäter hörten, der Barrada, der ungefähr vierzig Fuß tiefer als unſer Weg, reißend über ſpitze Felſenblöcke, viele maleriſche Fälle bildend und rauſchend neben uns dahin ſchoß. Zu ihn ergoſſen ſich rechts und links von den Bergen kleine Bäche, deren Waſſer hie und da üppige grüne Wieſen hervorgebracht hatten, welche der wilden Gegend einen freundlichen Reiz verliehen. Zuweilen waren dieſe Wieſen von mächtigen Felsblöcken ſo ordentlich eingefaßt, als hätten es Menſchen, oder vielmehr Rieſenhände gethan, und wenn man dabei die ſeltſame Form der umſtehenden Felſen ſah, die bei einiger Phantaſie coloſſale Villen, Monumente und Statuen bildeten, wie man ſie in einer Parkanlage trifft, ſo konnte man die ganze Gegend hier für einen großen Garten halten, der im Rieſengeſchmacke angelegt war.

Der Abend war indeſſen ſchon mächtig hereingebrochen, weshalb wir langſamer abwärts ritten. Zuweilen glaubten wir das Dorf und unſern Chan vor uns zu ſehen, denn oft kamen wir an ſo ſeltſam regelmäßig geformten Felsmaſſen vorbei, daß wir aus einiger Entfernung darauf geſchworen hätten: es ſeyen Häuſer. Aber nein! anſtatt auf einen beſſeren Weg und zu Menſchen zu kommen, führte uns vielmehr der Pfad, den wir betraten, immer tiefer hinab, ſtets ſchlechter und ſchmaler werdend, bis an's Ufer des Barrada und hörte hier plötzlich ganz auf. Jetzt war es auch ſo dunkel geworden, daß wir nicht mehr ſehen konnten, wo unſere Pferde hintraten. Sie glitten beſtändig aus und mochten wohl merken, daß das Terrain nicht ohne Gefahr für ſie ſey. Neben uns brauste der reißende Fluß und über uns waren Felswände, die abhängende Wieſendächer hatten, auf denen mächtige Steinmaſſen ſo leicht aufzuliegen ſchienen, daß man oft glauben konnte, es bedürfe nur des geringſten Anſtoßes, um ſie weiter hinab auf unſere Köpfe zu ſtoßen. —

Jetzt ſtockte plötzlich unſer Zug. Die Beduinen vor uns ſchrien laut durch einander und wir, ohne zu wiſſen, was ſie aufhalte, rieſen ihnen zu, vorwärts zu reiten, was ſie ſtets mit einem lauten Nein! Nein! beantworteten. Man kann ſich unſere rathloſe Lage denken. Keiner von uns wußte, was vorn paſſirt ſey und Keiner konnte die Beduinen fragen. Der arme Baron, obgleich unwohl, machte, da er am nächſten vorn war, den Verſuch, neben den Beduinen vorbeizureiten, um an die Spitze zu gelangen und zu ſehen, was es gebe. Doch hätte er und ſein Pferd den Verſuch beinahe theuer bezahlt; denn als er das Thier, welches zuerſt nicht von der Stelle wollte, zwang, eine Seitenbewegung zu machen, rutſchten beide die ſteilen Ufer des Fluſſes hinab, die wir ſo dicht neben uns nicht vermuthet und deren Anblick die Dunkelheit uns verbarg. Glücklicher Weiſe konnte das Pferd aber einige Fuß tiefer ſich an einem hervorſtehenden Felſen halten. Ich ließ mich an der entgegengeſetzten Seite von meinem Pferde herab, kroch unter demſelben durch und wand mich ſo raſch als möglich bei den Pferden der Beduinen vorbei, erreichte die Spitze, von wo ich den Andern gleich die untröſtliche Nachricht zurief, daß unſere Beduinen den Weg verloren hätten und nicht mehr weiter könnten. Vor mir bemerkte ich, doch ziemlich tief unter unſerem Wege, ein Feuer brennen, zu dem einer der Beduinen hinabgeklettert war, um einen Hirten, oder wer da unten ſeyn möchte, zu unſerer Hülfe als Führer heraufzuholen.

Trotz dieſem höchſt unangenehmen Zufall konnte ich mich doch nicht enthalten, als ich bis vorn durchgedrungen war, den pittoresken Anblick, der ſich mir darbot, laut zu bewundern. Vor uns war ein tiefer und ſteiler Abhang, den der Barrada in gewaltigen Sprüngen hinabbrauſte. Unten neben dem Fluß brannte ein großes Feuer, das zwiſchen den Felszacken und kleinen Sträuchen wunderbar hervor leuchtete. Ich gedachte Wielands Oberon, wie Hüon, der ſich ebenfalls in dieſem Gebirge verirrte, den alten Scherasmin findet.

> Auf einmal gähnt im tiefſten Felſengrund
> Ihn eine Höhle an, vor deren finſtrem Schlund
> Ein praſſelnd Feuer flammt. In wunderbaren Geſtalten
> Ragt aus der dunklen Nacht das angeſtrahlte Geſtein
> Mit wildem Gebüſch verſetzt, das aus den ſchwarzen Spalten
> Herab nickt und im Widerſchein
> Als grünes Feuer brennt — — — —

In kurzer Zeit kletterte unſer Beduine wieder herauf und brachte einen Ziegenhirten mit, den er da unten gefunden. Wir waren ſchon zu Anfang der Schlucht, wo ſie ſich in zwei Wege theilte, fehl gegangen — ich hatte es richtig geahnet — und folgten jetzt, um wieder zurecht zu kommen, dem Hirten, der rechts an einer ſteilen Wieſe in die Höhe kletterte. Nach dem Beiſpiel der Beduinen ließen wir unſere Pferde los und krochen dem Hirten meiſtens auf Händen und Füßen nach. Die armen Thiere folgten mit der größten Mühe und Anſtrengung, und ſo ging es eine Zeitlang aufwärts, bis wir eine kleine Plattform erreicht hatten, wo unſer Führer auf ein paar Lichter oder Feuer — man konnte nicht recht unterſcheiden, was es war — tief unter uns im Thale zeigte; das ſey Schiras, unſer heutiges Nachtquartier. Ebenſo ſteil wie wir aufwärts geklettert waren, mußten wir auf der anderen Seite wieder hinab. Glücklicher Weiſe war der Weg Wieſengrund und keine Felſen, doch ſehr glatt und obendrein war es ſo dunkel geworden, daß man faſt keine Hand vor Augen ſehen konnte. Unſer Herabſteigen war eine wahre Rutſchpartie. Wir liefen ſo raſch, wie möglich hinab, um von den uns folgenden Pferden nicht geſchlagen zu werden, denn dieſe, an ihre Reiter gewöhnt, eilten uns über Hals und Kopf nach, um uns nicht zu verlieren. In kürzerer Zeit, als ich geglaubt, waren wir tief hinabgekommen und erreichten einen Weg, der zum Dorfe führte. Auf einer breiten ſteinernen Brücke ſetzten wir über den Barrada und kamen noch durch ein wahres Labyrinth von Felſen, von denen uns hier aber die Dunkelheit nicht viel erkennen ließ. Dann ging es noch eine kleine Strecke abwärts und wir langten glücklich in dem Dorfe an. Vorne am Eingange war der Chan, der hier ſchon aus mehreren Gebäuden beſtand und Karavanſerey genannt wurde.

Im Hofe deſſelben fanden wir Giovanni und die Mucker, aber rathlos und thatlos. Im ganzen Local hatte ſich nämlich kein Menſch gefunden, der uns hätte anzeigen können, wo der Stall und wo die Zimmer ſeyen. Auch hatte ſich trotz ihres lauten Rufens aus dem Dorfe keine Seele blicken laſſen. Was war zu thun? Der Baron, der kränker war, als er uns ſagte, mußte ein warmes Obdach haben und als wir das Gepäck abladen wollten, um uns ſo gut wie möglich hier einzurichten, fand es ſich, daß unſer ganzer Kohlenvorrath vom Schnee durchnäßt war. Wir beſchloſſen alſo, uns wo möglich durch Güte, ſonſt aber durch Gewalt, wie in Kriegszeiten, ein Quartier zu verſchaffen. Der Fürſt, der Baron und ich ritten deshalb in's Dorf.

Gleich am Eingang kamen wir in ein Haus mit einem Hofraum, in welchem einige Araberinnen ſtanden, die jedoch bei unſerem Anblicke davon liefen. Ich ſprang vom Pferd und ſetzte ihnen in's Haus nach. Bei meinem Eintritt in die Stube verſteckten ſich ein Paar Weiber ſchreiend und ein alter Araber, der beim Feuer lag, würde ihnen gefolgt ſeyn, wenn er nicht erſt bei meiner Ankunft vom Schlaf aufgewacht wäre und mich nicht wie ein Wunder regungslos angeſehen hätte. Ich verſuchte, ihm mein Anliegen, uns die Nacht zu beherbergen, pantomimiſch darzuſtellen, was mir auch durch Vorzeigung einiger Geldſtücke ſo gut gelang, daß er uns Dreien den Eintritt erlaubte. Wir ließen Giovanni und die Mucker kommen und richteten uns ſo gut wie möglich ein.

Obgleich unſer jetziges Quartier von dem, was wir in Europa Bequemlichkeit nennen, ganz entblößt war, da wir weder einen Stuhl zum Sitzen, noch eine Bank zum Liegen fanden, ſo war es doch von unſerem geſtrigen Nachtlager himmelweit verſchieden. Die Stube beſtand, wie alle in den Dörfern, aus zwei faſt gleich großen Theilen, einem an der Thür, zu welcher man hereintritt, wo ſich das Vieh, Kühe, Ziegen, Eſel ꝛc. befinden, und dem andern, der dahinter liegt und deſſen Fußboden drei bis vier Fuß höher als der des Stalles iſt. Letzterer dient zum Aufenthalt der Menſchen. Doch ſind beide Appartements durch keine Zwiſchenwand getrennt. Der Boden der Stube beſteht aus feſt getretenem Lehm und iſt nach den Vermögensumſtänden der Bewohner mit Matten, ja ſogar mit ſchlechten Teppichen belegt. In der Ecke befand ſich ein Kamin mit ſpitzem Rauchfang und an der Wand waren eiſerne Haken, wohin man Kienſpähne ſteckt, um das Zimmer zu beleuchten.

Anfänglich waren die Leute des Hauſes bis auf den alten Araber, wie ſchon geſagt, bei meiner Ankunft davon gelaufen. Doch als wir, die wir von der friſchen Luft draußen durchkältet waren, uns ruhig an dem freundlich lodernden Kamine niederließen, unſere Waffen ablegten, als Giovanni Kaffee und Theegeſchirre ausgepackt und in bunter Reihe vor uns hingeſtellt hatte, auch unſere Reiſeleuchter mit kleinen brennenden Wachskerzen hereingebracht, erregten alle dieſe fremdartigen Gegenſtände doch die Neugier der Leute ſo ſtark, daß ſie allmählig aus den Winkeln, wohin ſie ſich verkrochen, hervorkamen.

Bald ſaßen drei bis vier alte und junge Weiber, einige Männer und etliche Kinder um uns herum, Kleider, Geräthe ſo wie uns ſelbſt mit größtem Erſtaunen betrachtend. Es dauerte eine ziemliche Zeit, ehe ſie völliges Zutrauen zu uns faßten, und als ich mich im Anfange erhob, um die Familie in der Nähe zu beſehen, ſtoben alle mit lautem Geſchrei aus einander.

Der gute Baron legte ſich gleich neben dem Kamin auf einige Pelze hin, und nachdem er ein Paar Taſſen Thee getrunken, ſo wie von dem hellen Feuer angenehm durchwärmt war, befand er ſich zu unſerer großen Freude weit beſſer. Der Fürſt arrangirte eine Theegeſellſchaft, wobei er eine große Taſſe voll, die recht mit Zucker verſüßt war, bei unſern Hausleuten herumgehen ließ. Den Männern und alten Weibern ſchien das Getränk zu behagen. Doch die jüngeren, wahrſcheinlich die Töchter des Hauſes, zwei kräftige ſchöne Geſtalten, zum Glück unverſchleiert, mit kohlſchwarzen feurigen Augen, verſuchten auf vieles Zureden auch, gaben aber das Gefäß laut lachend weiter.

Nach ein Paar Stunden, während welchen der Fürſt und ich uns alle Mühe gaben, recht liebenswürdig zu ſeyn, um das Zutrauen der Leute zu gewinnen, ſuchten wir uns Platz an der Erde zum Schlafen, und die Familie that ein Gleiches. Wir nahmen die rechte Seite der Stube, ſie die linke, und in der Mitte war der Occident, deſſen Gränze ich repräſentirte, von dem Orient mit ſeinem friſchen blühenden Geſtade, das eins der jungen Mädchen darſtellte, nur durch einen kleinen kaum Fuß breiten Raum geſchieden, eine Nachbarſchaft, die uns vielleicht im Schlafe geſtört hätte, wenn wir nicht alle ſo ſehr ermüdet geweſen wären.

Am andern Morgen erhoben wir uns ſehr munter, auch der Baron hatte gut geſchlafen und befand ſich faſt wieder ganz wohl. Wir beſchenkten unſere freundlichen Wirthsleute reichlich und ſetzten unſern Weg nach Damaskus fort. Der Barrada, den wir geſtern Abend zur Seite hatten, blieb auch heute Morgen noch während einiger Stunden unſer Begleiter. Das Auge verfolgte mit Vergnügen ſeine mannigfaltigen

Krümmungen, wenn er ſich eine Bahn zwiſchen den Bergen und Felſen machte. Sein Fall war nicht mehr ſo ſtark, wie auf der geſtrigen Strecke und die Ufer mit Weiden, Eſchen und Erlen dicht bewachſen, zeichneten ſich zwiſchen den rothen, hellgelben und weißen Kalk und Kreidefelſen, über die unſer Weg führte, freundlich aus. Die Bäume und das Grün, das um dieſen Fluß wuchs, abgerechnet, ſah ich nie ein Terrain, von aller Vegetation mehr entblößt, als dieſes. Es war, als wollte uns die Natur noch einmal durch ein recht langweiliges trauriges Capitel führen, ehe ſie uns zu dem Schönſten brachte, zu dem Thale von Damaskus. Gegen Mittag endlich gaben uns die Beduinen durch Pantomimen zu verſtehen, von der nächſten der vor uns liegenden Höhen würden wir die alte berühmte Stadt ſehen. Noch eine halbe Stunde und wir waren oben — Welch' ein Anblick!

Wer unſerm Weg durch den Libanon, deſſen wilde Schönheiten ich ſo treu, wie es mir möglich war, gezeichnet habe, mit Aufmerkſamkeit folgte, wer mit uns durch die zerriſſenen Schluchten und über die kahlen verbrannten Felſen drei lange Tage wanderte, der wird den lauten Ausruf des Entzückens verſtehen, mit dem wir oben anhielten, um in ein Thal zu ſchauen, das, wenn es von der herrlichſten Gegend umgeben wäre, noch den Namen eines Paradieſes verdiente. — —

Vor uns lag ein weites rundes Thal, das Thal Gutha, von maleriſch geformten Bergen umgeben. Die ganze Fläche deſſelben war mit dem ſchönſten Grün bedeckt. Herrliche Baumpflanzungen wechſelten mit Getreidefeldern, üppigen Wieſen und kleinen Strecken Heideland in den mannigfaltigſten Farben, und das ganze Thal war, wie es mir ſchien, von vier Flüſſen durchſchnitten, die gleich Silberfäden durch das Grün des Bodens ſchimmerten. Aber es war nur ein einziger Strom, unſer Reiſebegleiter der Barrada, der es, wie wir, aus den kahlen Felſen des Libanon kommend, hier ſo wohl gefällt, daß er ſich gleich einem ausgelaſſenen Kinde auf dem Raſenplatz umhertummelt und den ſchönen Ort nicht verlaſſen kann. In der Mitte dieſes Thales liegt Damaskus, prächtig hingeſtreckt, wie eine Königin auf ihrem Throne. Daß die meiſten Moſcheen, Kuppeln und Häuſer aus einem gelben Sandſtein gebaut ſind, gibt der Stadt zwiſchen den ſchönen Gärten voll Oliven, Feigen, Platanen, Quitten, Reben und Citronen einen faſt fabelhaften Anblick. Man glaubt in einem arabiſchen Mährchen mitzuſpielen, wo man endlich nach langen Beſchwerden die goldene Stadt vor ſich ſieht, das Ende aller Mühen. Wie wir ſie heute ſahen, ſchienen auch alle Gebäude von Gold zu ſeyn. Die Sonne warf ihre vollen Strahlen darüber hin, und das Licht, das ſie auf die unzähligen Minareths und Kuppeln goß, zitterte umher und gab der ganzen Stadt das Anſehen einer ſtrahlenden goldenen.

Schon ſeit den älteſten Zeiten geben die Araber dieſem großen und über alle Beſchreibung ſchönen Thale den Namen eines Paradieſes; denn Waſſer und Grün, wornach ſie in der Wüſte ſchmachten, bietet es ihnen, wie faſt kein anderes. Ueberall wechſelt die klare Fluth des Waſſers mit dem üppigſten Baumſchlag, in der Stadt ſelbſt, wie im ganzen Thale. Außer dem Barrada, der vor alten Zeiten der goldfließende hieß und der die Ebenen faſt nach allen Richtungen durchſtrömt, bricht auch noch die Quelle Findſcha rauſchend aus den Bergen und bewäſſert den Boden. Arabiſche Erdbeſchreiber ſprachen von dem Thale Gutha und Damaskus um in den blühendſten poetiſchen Ausdrücken. Bald nennen ſie es das Muttermal auf der Wange der Welt, bald das Geſieder des Paradieſespfauen, den farbigen Kragen der Ringeltaube, das Halsband der Schönheit, das vielſäulige Irem. Hammer ſagt von ihm: Das Thal Gutha und Damaskus zählt bei ſiebzig Canäle, achtzehn Quellen, einundzwanzig Thäler und Spaziergänge, in denen die mannigfaltigſten

Fruchtbäume und Gemüße, Getreidearten und Blumen wuchernd gedeihen. Mehrere Arten von Roſen, Quitten, Trauben, Citronen, Feigen und Pflaumen nehmen unter dem Namen der Damasceniſchen das Lob der höchſten Vortrefflichkeit in Anſpruch. Daher pries Mohamed, der zwar nicht als Eroberer, aber als Kaufmann in ſeiner Jugend nach Damaskus gekommen, daſſelbe dreimal glücklich, und als ihn ſeine Jünger um die Urſache, warum? fragten, antwortete er: *Weil die Engel Gottes über daſſelbe ihre Fittige ausgebreitet haben*; auch ſchwört im Koran Gott bei der Feige und bei der Olive, d. i. Damaskus und Jeruſalem, beim Berge Sinai und dem Hauſe Abrahams, (der Kaaba). Auf den Berg Kaſiun verlegt die mosliniſche Sage den Opferaltar Abels, die Scene ſeines Mordes, und die vieler fröhlicher und trauriger Stunden Adams und Evas, dann die Geburtsſtätte Abrahams und Evas und das Haus der Mutter des Herrn Jeſus. * Noch jetzt führt Damaskus oder Scham, wie es im Arabiſchen heißt, im Titel des Sultans, den Namen der Paradies-Duftenden.

Sehr ſteil führte uns der Weg von der letzten Höhe des Libanon hinab in's Thal, zuerſt auf tiefen Sandwegen, dann, nachdem wir Salehiah, eine Art Vorſtadt, aus Ruinen mit herrlichen Bildhauer-Arbeiten beſtehend, worin arme Araber ihre ſchlechten Hütten gebaut, paſſirt hatten, auf einer alten Steinſtraße mit eingelegten breiten Pflaſterſteinen, die ſehr glatt waren und unſern müden Pferden das Gehen erſchwerten, ſo daß ſie häufig ſtolperten.

Wir hatten ſchon früher viel über den Fanatismus und die Unduldſamkeit der Damascener, beſonders gegen Franken gehört; und daß man ſich hier in Worten, Geberden, ſo wie ſogar in der Tracht ſehr in Acht zu nehmen hätte. Robinſon erzählt in ſeiner Reiſe, als er mit einem grünen

---

* Hammer. Geſch. d. o. R. II. Thl.

Turban, eine Farbe, die nur die Nachkommen des Propheten tragen dürfen, zur Stadt geritten ſey, haben ihn dicht vor den Thoren ein Schwarm ſchlechten Geſindels überfallen, ihn vom Pferde geriſſen, ſeinen Turban in den Koth getreten und ihn gezwungen, mit beſchmutzten Kleidern zu Fuß in die Stadt einzuziehen. Da uns dergleichen Vorfälle in Beirut mehrere erzählt wurden, ſo hatte ich eine grüne Reiſemütze, die ich auf der ganzen Reiſe durch die Türkei gebraucht, obiger Umſtände halber in Beirut zurückgelaſſen. Obgleich uns während unſeres kurzen Aufenthalts hier von Seiten der Einwohner nichts Unangenehmes geſchah und Niemand uns feindſelig begegnete, ſo glaube ich doch nicht, daß wir unrecht hatten, wenn wir bei unſern Spaziergängen durch die Bazars manchen böſen Blick und manche Verwünſchung, die neben uns gemurmelt wurde, auf uns bezogen. Doch war dem Volk hier die eiſerne Hand Ibrahims noch ſehr im Gedächtniſſe und ſie wagten es in der erſten Zeit nicht, wie ſonſt gegen die Chriſten und Juden feindſelig aufzutreten; aber kurze Zeit, nachdem wir wieder abgereiſt waren und die neue türkiſche Regierung wie überall ſchlaff und kraftlos auftrat, gingen die Osmanli den Kadi mit der Bitte an, den Chriſten und Juden den Beſuch gewiſſer Orte der Stadt zu verbieten und ihnen das Reiten durch die Bazars, ſowie den Gebrauch irgend eines grünen Kleidungsſtücks gänzlich zu unterſagen.

Glücklicher Weiſe hielt die engliſche Flotte vor Beirut den türkiſchen Paſcha in Reſpect und er verwies die Deputation zur Ruhe, die Unduldſamkeit der Damascener mag wohl hauptſächlich in dem Alter und der Heiligkeit der Stadt ihren Grund haben, die ſie nicht gern durch den Tritt der Ungläubigen verunreinigt ſehen. An mehreren geheiligten Orten, als die Moſchee der Söhne Ommia's, darf ſich kein Chriſt oder Jude, ſogar nicht in ziemlicher Entfernung, ſehen laſſen, ebenſo bei den Grabſtätten der Jünger und Gemahlinnen des Propheten, von denen einige der Sage nach hier ruhen ſollen.

Was ich ſchon oft erwähnte, daß faſt jede orientaliſche Stadt, die von außen geſehen den prächtigſten Anblick gewährt, im Innern einem elenden ſchmutzigen Dorfe gleicht, fand ich auch hier wieder in Damaskus und mehr als je beſtätigt. Ich muß geſtehen, es ſchmerzte mich faſt, die Häuſer und Straßen der äußern Anſicht der Stadt nach nicht ſtattlich, oder auch nur einmal reinlich zu finden; Die ſchlechten Straßen Stambuls ſind gegen die Schmutzbäche, die man hier vor den Häuſern der paradiesduftenden Stadt findet, außerordentlich ſchön zu nennen. Ueberall tiefer Koth, eine Unmaſſe von Hunden und obendrein noch als Andenken der vor wenig Tagen fortgezogenen Armee Ibrahims, ſowohl vor der Stadt als in den Straßen, überall Körper von todten Pferden, Eſeln und Kameelen, an denen ganze Schaaren von Hunden beſchäftigt waren, das Fleiſch abzufreſſen.

Dazu kommt noch, daß faſt alle Häuſer von außen ein weit traurigeres Anſehen haben, als in all' den Städten, die wir bisher geſehen. Ganze Straßen beſtehen aus langen Mauern, aus gelbem Lehm aufgeführt, in welchen zwei bis drei Löcher ſind, vor denen ein paar Bretter hängen; nur eine ſehr kühne Phantaſie kann ſie für das, was ſie wirklich ſind, für Fenſterladen halten. In einigen der beſten Straßen ſind die Mauern von Stein, die wohl kleine Thüren, aber keine Fenſter haben, und ſomit ohne Zeichen ſind, daß ſich dahinter Wohnungen für Menſchen befinden. Wie in Stambul in einigen Vierteln, ſtoßen hier alle Häuſer mit dem hintern Theile an die Straße. Anfänglich glaubten wir, nachdem wir ſchon mehrere Straßen und Beſeſtans hinter uns hatten, noch immer in einer Vorſtadt zu ſeyn und hielten die Lehmwände links und rechts für Gartenmauern, doch mußte alsdann die ganze Stadt aus nichts wie Gärten beſtanden haben.

Alle Gaſſen, durch die wir kamen, bogen ſich bald rechts bald links; keine einzige führte über hundert Schritte lang gerade aus. Ferner ſind ſie noch in ſehr kurzen Entfernungen mit großen hölzernen Thoren verſehen, die Abends verſchloſſen werden und die Paſſage hemmen. Auf dieſe Art verhindert die türkiſche Polizei, daß bei einem Aufſtande die Volksmenge ſich für den erſten Augenblick wenigſtens nicht auf einem Platz concentriren kann. Dieſe Maßregel würde in unſern Städten äußerſt läſtig ſeyn, denn, obgleich neben jedem Thor eine Wache wohnt, muß man doch oft entſetzlich lange klopfen, ehe dieſe, gewöhnlich ein alter Mann, mit ihrem Schlüſſel herbeikommt. Dann werden nach orientaliſcher Sitte obendrein noch einige Worte gewechſelt, ehe das Thor geöffnet wird. So ſagt z. B. der Schließer: Kim-tur o — wer iſt das? der Klopfer antwortet: Iba Beleb — ein Bürger der Stadt, oder was er ſonſt iſt; worauf der Pförtner gewöhnlich als Antwort ſagt: Wach hib Allah — Bezeuge, daß ein Gott iſt, und der draußen, der vielleicht vor Ungeduld vergehen möchte, iſt nun obendrein noch genöthigt, das Glaubensbekenntniß: es iſt kein Gott als Gott, herzuſagen. Beſonders auf dies letztere hielten vormals die Pförtner ſehr ſtrenge; denn man glaubte, kein Dieb oder Jemand, der ein böſes Gewiſſen habe, könne die heiligen Worte ausſprechen. Den Orientalen beläſtigt jedoch bei ſeiner Lebensweiſe dieſe nächtliche Straßenſperre nicht im Geringſten. Beim Eintritt der Dunkelheit ſchließt man die Bazars und Beſeſtans, wie auch die Thore, und der Rechtgläubige geht nach ſeinem Hauſe, das er bis zum folgenden Morgen nicht wieder verläßt. Was ſollte er auch auf den ſchmutzigen Straßen machen? Hinter den armſeligen Mauern, die dieſelben begränzen, hat der Osmanli, von jedem ungeſehen, ſein eigenes Paradies, das ihm genügt. Da ſieht es ganz anders aus. Doch hievon ſpäter.

Da wir wegen dem Menſchengedränge nur langſam und im Schritt reiten konnten, dauerte es beinahe eine Stunde, ehe wir unſere Herberge, das Kapuzinerkloſter, erreichten. Von Wirthshäuſern außer den Chans und Karavanſereien, die das im Großen und in beſſerer Bedeutung ſind, was unſer Nachtlager im Libanon im Kleinen, iſt hier natürlich keine Rede, und alle Klöſter in Syrien und Paläſtina ſind ſchon von den älteſten Zeiten her mehr oder minder zum Empfang von Gäſten eingerichtet. Wir hielten vor einem großen ſteinernen Gebäude ohne Thurm und ohne Fenſter; nur hie und da war in der Höhe ein Loch, das einer Schießſcharte nicht unähnlich ſah. Ein großes hölzernes Thor blieb all' unſerm Klopfen zum Trotz eine geraume Zeit verſchloſſen, und als wir endlich Jemand von Innen herankommen hörten, öffnete dieſer bloß ein kleines Gitter am Thor und fragte, was wir wollten.

Giovanni erklärte ihm, wir ſeyen chriſtliche Reiſende und wünſchten ein Quartier. Darauf hörten wir ihn wieder fortgehen, und erſt nach einer Viertelſtunde, in welcher Zeit er wahrſcheinlich ſeinem Obern die Meldung gemacht, kam er wieder und öffnete das Thor.

Wir ritten in einen kleinen Vorhof, den ebenfalls hohe Mauern ohne Fenſter umgeben und mußten uns hier noch einem neuen Examen unterwerfen, das der Pförtner mit uns abhielt, worauf wir von den Pferden ſtiegen, die mit unſern Muckern und den Beduinen, nachdem ſie ihr Schutzgeld erhalten, in einen türkiſchen Chan gingen. Unſer Gepäck wurde abgeladen und durch eine kleine eiſerne Pforte, die ſich in der Mauer öffnete, in's Innere des Kloſters gebracht. Wir traten durch eben dieſe Thür in einen ſchmalen Gang, der ganz glatt und abſchüſſig in einen zweiten kleinen Hofraum führte; alles Maßregel, um bei einem etwaigen Ueberfall den Eindringenden die Paſſage ſo beſchwerlich als möglich zu machen.

In den Gebäuden, die dieſen innern ſehr kleinen Hofraum umgaben, befanden ſich die Küche, das Refectorium, der Speiſeſaal und einige andere Gemächer. In einer Ecke ſtiegen wir eine Treppe hinauf, die ſich mehrmals herumwand und kamen oben in einen langen Gang, wo uns ein junger Kapuziner empfing und zum Prior führte. Dieſer, ein Mann in den beſten Jahren, war ein Spanier, mit einem ausdrucksvollen Geſicht, das ein langer ſchwarzer Bart beſchattete, bewillkommte uns ſehr freundlich, regalirte uns mit einem rothen Liqueur, einer Art Kirſchengeiſt, und führte uns in das für uns beſtimmte Gemach. Es lag auf der andern Seite des Ganges, der im Dreieck einen andern Hof umſchloß, welcher etwas größer als der erſte war. Die Thüre unſeres Zimmers führte auf eine offene Altane, von der man in dieſen Hof hinabſehen konnte. Er hatte, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, etwas phantaſtiſch Melancholiſches. Die tiefe Stille, die auf dem Kloſtergebäude und dieſem Hofe ruhte, ward nur durch das einförmige Plätſchern eines kleinen Springbrunnens unterbrochen. In der Mitte dieſes Hofes ſtand ein dichtbelaubter Orangenbaum, von einer Größe, wie ich noch keinen geſehen, denn der Stamm hatte an anderthalb Schuh im Durchmeſſer. Zwiſchen den grünen glänzenden Blättern blickten unzählige kleine Orangen in manchfachen Farben hervor; duftende Blüthen, ſo wie ganz grüne Früchte waren mit völlig reifen goldgelben untermiſcht. Was aber hier einen ganz eigenthümlichen Reiz bot, war der Anblick eines ſehr großen lebendigen Straußes, dem der Hof zum Aufenthalt diente. Mit hoch erhobenem Halſe ſpazierte der Vogel auf und ab, bald ſeinen Kopf in das Laub des Baumes verbergend, bald zur Erde beugend, um die Stückchen Brod zu verſchlingen, die wir ihm hinabwarfen. Ein ägyptiſcher Hauptmann von den Truppen, die Ibrahim aus dem Hauran nach Damaskus gezogen, hatte ihn mitgebracht und beim Abzug den Kapuzinern hinterlaſſen. Das Thier war ſehr bösartig und duldete keinen Fremden im Hofe. Mechmed mit dem Wurfſpieß, der gleich am erſten Tage vorwitzig zu ihm hinabſtieg, um den merkwürdigen Vogel in der Nähe zu beſehen, wurde mit einem ſolchen Flügelſchlag begrüßt, daß er laut ſchreiend hinter dem Orangenbaum Schutz ſuchte und ſich vor dem verfolgenden erbosten Thiere nur durch einen gewaltigen Sprung die Treppe hinauf rettete.

Oft habe ich mich Stunden lang über das Geländer gelehnt und in den Hof hinabſchauend, die ſonderbarſten Träume und Phantaſien gehabt. War nicht vielleicht der ſchöne Baum eine verzauberte Prinzeſſin, die ihr gleichfalls verwandelter Geliebter in der Geſtalt des Straußes bewachte? Faſt immer ging er im Kreis um ihn herum, ſelbſt in der Nacht, wenn der Mond hell ſchien, hab' ich ihn oft ſo wandeln ſehen. Bald ſtieß er ſeltſam klagende Töne aus, bald ſchmiegte er den Kopf an die Zweige, deren Laub leiſe rauſchte und flüſterte. Ihr Armen! ja ihr wart in der That verzaubert. Was machtet ihr auch ſonſt hier zwiſchen den ſtillen Mauern einer chriſtlichen Kirche. Arme Prinzeſſin Baum! Du hatteſt gewiß früher andere Umgebungen, als dieſe grauen Steinwände, und du, unglücklicher Prinz Strauß, du denkſt auch an vergangene glücklichere Zeiten. Oft ſchien den Armen die Ungeduld zu übermannen und er nahm einen gewaltigen Anlauf, den Hof in einem Augenblick durchrennend. Dachteſt du jetzt nicht an die weite Wüſte, durch die du oft gelaufen, an den herrlichen glühenden Sand, dein Bette, und an die grüne Oaſe, wo deine Prinzeſſin wohnte? Der Brunnen im Hofe, glaube ich, iſt der treue

Blondel des unglücklichen Paares. Er hat ſich durch den Sand gewunden und gebettelt, bis er die Beiden wieder gefunden und murmelt ihnen jetzt alte bekannte Weiſen vor, traurige Heimathslieder, traurig, weil ſie in der Ferne von der Heimath erzählen.

Gegen die ſtille Poeſie dieſes Hofes ſtach die Einrichtung des Gemachs, das man uns zum Schlafen angewieſen, ſehr proſaiſch ab. Es war Platz darin für etliche zehn Betten, obgleich nur drei für uns nöthig waren und hergerichtet wurden, indem man Gerüſte aufſchlug, die mich ſehr lebhaft an Schragen für Todte erinnerten. Da hinauf kam eine Matratze, ein Kopfpolſter und eine Decke von Kameelhaaren. So ärmlich und einfach dies Lager aber war, ſo prächtig und comfortabel fanden wir es gegen unſere Betten zu Beirut und in den Chans des Libanon. Das Zimmer, obgleich es ſehr hoch war, hatte nur zwei kleine Fenſter oben am Plafond, und um bei Tage etwas ſehen zu können, waren wir genöthigt, die Thüren beſtändig offen zu halten.

An den Wänden fanden wir verſchiedene Namen und Inſchriften, franzöſiſch, arabiſch, italieniſch, ſogar deutſch, von der Reiſegeſellſchaft des Herrn von Schubert. Auch die Mutterſprache in der Ferne iſt ſo wohlthuend, daß wir mit Begierde alle die kleinen Notizen aufſuchten, ein paar Waſchzettel, die hier ebenfalls al fresco die Wand zierten, gaben uns viel zu lachen. Sie waren in guter öſtreichiſcher Mundart abgefaßt.

Gleich bei der Ankunft hatte uns der gute Pater gefragt, ob wir unſer Mittagsmahl auf dem Zimmer, oder mit ihm und den übrigen Brüdern im Refectorium halten wollten. Wir hatten das letztere vorgezogen und wurden nun gegen vier Uhr zu Tiſche gerufen.

Der Speiſeſaal befand ſich, wie ſchon geſagt, im erſten Hof, war ziemlich klein und ſehr einfach eingerichtet. An dem

Wänden befanden ſich hölzerne Bänke, vor denen ebenfalls ſolche Tiſche ſtanden; von der Decke hingen einige eiſerne Lampen und der Fußboden beſtand, wie überall in dieſem Lande, aus Steinplatten. In dem ganzen Kloſter befanden ſich augenblicklich, außer dem Prior, nur zwei Brüder, von denen einer krank war. Den andern hatten wir ſchon bei unſerer Ankunft geſehen, ſo wie auch den Prior, und dieſe beiden waren ſchon unten und warteten auf uns. Der Prior nahm ſeinen Platz an einer Wand, der Bruder an der andern ihm zur Linken, und wir an der dritten zu ſeiner Rechten. An der vierten Wand war außer einigen Schränken mit Schüſſeln und dergleichen der Eingang zur Küche. Nachdem der Prior ein lautes Gebet in lateiniſcher Sprache verrichtet, trat der Küchenmeiſter ein, warf ſich vor dem Tiſche des Priors auf beide Knie nieder und betete gleichfalls laut. Es thut mir leid, hiebei bemerken zu müſſen, daß der Küchenmeiſter, ein dicker ältlicher Mann ganz unbeſchreiblich ſchmutzig ausſah, was uns von der Reinlichkeit in ſeiner Küche und den Speiſen keinen guten Begriff gab. Und wir hatten uns leider darin nicht getäuſcht. Obgleich es mir gewiß nicht in den Sinn kommt, die Gaſtfreundſchaft der guten Paters, mit einer ſchlimmen Nachrede zu belohnen, ſo muß ich doch jedem Reiſenden rathen, ſich für die Kapuzinerklöſter in Syrien mit Meſſer, Gabeln und Löffel zu verſehen.

Das Mittagsmahl war ſehr einfach. Eine Zwiebelſuppe, etwas Gemüſe, das in einer fetten Brühe ſchwamm und in Oel gebackene Fiſche. Die Mahlzeit beſchloß der Prior wieder mit einem langen Gebete, in das von Zeit zu Zeit der anweſende Bruder einſtimmte. Wir gingen auf unſere Stube zurück, der Fürſt und ich kochten noch einen guten Punſch und wir legten uns frühzeitig nieder, um am andern Morgen mit friſchem Muthe an unſere Geſchäfte gehen zu können.

Es wird jedem auffallen, daß ich, da man doch glauben wird, wir hätten nichts Anderes zu thun, als die Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten zu beſehen, von Geſchäften rede und doch war dem ſo. Der Baron war hauptſächlich nach Damaskus gegangen, weil dort arabiſche Pferde von dem edelſten Blut zu finden ſeyen. So hatte man uns wenigſtens in Beirut geſagt. Wegen dem Kriege mit den Europäern ſcheuten ſich nämlich alle Beduinenſtämme, mit ihren guten Pferden nach den Küſtenſtädten zu kommen, und wagten ſich höchſtens bis Aleppo und Damaskus. Wir hatten in Stambul, Beirut, Smyrna ſchon viele Hunderte von Pferden geſehen und noch keins gefunden, das nach Würtemberg gebracht, die ſchon dort befindlichen an Güte und Schönheit übertroffen hätte. Dieſes beſtändige Pferdemuſtern und Anſehen waren nun die Geſchäfte, von denen ich oben ſprach und gewiß oft recht mühſam. Schon auf den Märſchen, die wir machten, hielt der Baron alle Pferde an, die ihm nur einigermaßen bedeutend ſchienen, was ſich unſere Mucker und Beduinen gleich merkten und in jedem Dorf eine Maſſe Pferde auftrieben und uns vorführten, in der Hoffnung, für ſie würde dann beim Kauf ein kleines Marktgeld abfallen. Ebenſo war unſerem Giovanni vom Baron eine Gratification verſprochen worden, im Fall er ihm in der Stille ein ausgezeichnetes Pferd auftriebe. Dieſer hatte nun ſchon geſtern Abend, in den Bazars, troß dem Verbot des Barons, ſo viel es ihm möglich war, die Nachricht ausgeſprengt, es ſey ein deutſcher Paſcha angekommen, der Imrachor Ajaſſi, d. i. der oberſte Stallmeiſter des deutſchen Sultans, und wolle Pferde kaufen, worauf ſchon am andern Morgen eine Menge Offerten einlieſen, und wir, wie auch anfangs in Beirut, nichts thun konnten, als von früh bis ſpät in den ſchmutzigen Gaſſen umher laufen, in ſchlechte Ställe zu kriechen, um meiſtens noch ſchlechtere Pferde anzuſehen.

Daß wir bei unſerem kurzen Aufenthalt in Damaskus und bei dieſer beſtändigen Pferdeſchau die Stadt ſelbſt nur eilfertig und ſehr oberflächlich ſehen konnten, kann man ſich leicht denken.

Wie keine Stadt in Syrien hat Damaskus noch den altorientaliſchen Charakter bewahrt, was den Fremden aber in Vergleich mit Conſtantinopel, Adrianopel, Smyrna gegen ſie einnehmen muß. Wie ich ſchon früher erwähnte, ſieht man auf den Straßen nur Schmutz und elende Lehmwände und nicht einmal, wie in Stambul, zahlreiche, wenn auch vergitterte Fenſteröffnungen; auch wird das umher irrende Auge hier nicht wie dort erfriſcht durch die grünen Blätter und duftenden Blüthen eines Orangenbaums oder ſaftiges Rebenlaub, das über die hohen Mauern herübernickt. Wenn nicht Bekanntſchaften geſtatten, einen Blick hinter die traurigen Wände zu thun, mit denen die Straßen eingefaßt ſind, der bekommt einen ſchlechten Begriff von der Wohnung der Orientalen. Kein Geräuſch, kein Lichtſchimmer verkündet, daß dort Menſchen wohnen. Nur zuweilen des Abends, wenn wir ſpät nach unſerem Kloſter zurückgingen, hörten wir plötzlich die leiſen hinſterbenden Accorde eines Saiteninſtruments, die aber bei dem lauten Schalle unſerer Fußtritte gleich wieder aufhörten. So mißtrauiſch der Orientale gegen den Fremden iſt, ſo daß er um keinen Preis einem Unbekannten die Herrlichkeiten ſeiner Wohnung zeigte, ſo bereitwillig und freundlich läßt er ſich finden, ſobald die Empfehlung eines Bekannten den neugierigen Fremden vor ſeine Thür geleitet. Uns wurde dieſer durch den Herrn Baudin, Secretär bei dem franzöſiſchen Conſulat, auf welchen die Creditbriefe des Barons für Damaskus lauteten, zu Theil. Dieſer Mann, ſchon ſeit einigen zwanzig Jahren im Orient lebend, hatte ſich dort ganz eingebürgert und keiner von uns würde ihn in ſeiner Tracht und Haltung für etwas

Anderes, als einen rechtgläubigen Muſelmann gehalten haben. Seine Protection öffnete uns das Haus eines Türken, eines Armeniers und eines Juden, dreier ſehr reicher Leute, deren Gemächer einander an Pracht und Herrlichkeit überboten. Da der Baron wünſchte, von dem Innern eines dieſer Häuſer kleine Zeichnungen zu haben, ſo entſchieden wir uns nach langer Prüfung für das des Armeniers, und weil unſer Maler, wie ſchon geſagt, krank in Beirut zurückgeblieben war, unternahm ich es, ſo gut es in meinen Kräften ſtand, von der Einrichtung dieſes Hauſes ein kleines Conterfei zu nehmen.

Herr Baudin führte uns in eine winkliche ſchmutzige Straße vor eine baufällige Lehmmauer, hinter welcher man höchſtens einen Kuhſtall hätte erwarten können. Ein Pförtchen, an welches er klopfte, war kaum vier Fuß hoch und öffnete ſich nach langem Warten nur zur Hälfte, ſo daß wir von dem Manne, der ſich nach unſern Wünſchen erkundigte, nur den untern Theil, ein langes Gewand und weite Beinkleider ſahen. Der obere Theil des Thors hatte ein kleines ſtark vergittertes Loch, durch welches er uns beobachten konnte, ohne daß wir das Geringſte von ſeinem Geſicht zu ſehen bekamen. Herr Baudin ſagte ihm, wir wollten den Herrn des Hauſes ſprechen. Die Thür ſchloß ſich wieder und wurde erſt nach einigen Minuten von dem Hausherrn ſelbſt, aber dießmal ganz geöffnet. Dieſer hieß uns freundlich willkommen und ſchloß den Eingang wieder hinter uns zu.

Wir ſtunden in einem halbdunkeln Gange, der ſich rechts herumwand und uns vor eine andere Thüre führte. Unſer Begleiter bat uns zum Scherz, wir möchten die Augen für einen Augenblick ſchließen und ſo durch dieſe innere Pforte treten, was wir befolgten und ſie erſt wieder öffneten, als dieſe hinter uns zugeſchloſſen wurde. — —

Etwas Ueberraſchenderes und Schöneres habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Wir ſahen einander an und hielten die ganze Umgebung und Alles, was wir ſahen, für ein ſchönes Mährchen. — Waren wir arme Wanderer, die müde und durſtig im Koth der Straße entſchlummerten und die eine mitleidige Fee plötzlich in ihre ſchönſten Gemächer verſetzte? Der Contraſt könnte nicht ſtärker ſeyn. Wir ſtanden in einem geräumigen Hofe auf einem Boden vom ſchönſten Marmor, deſſen verſchiedene bunte Farben kunſtreich zu phantaſtiſchen Zeichnungen zuſammengeſtellt waren. In der Mitte erhob ſich ein ſchönes Becken, aus dem ein kleiner Waſſerſtrahl hoch in die Luft ſprang, umgeben von Orangen- und Citronenbäumen, die aus dem Marmor des Bodens zu wachſen ſchienen, und rings die Luft mit ihrem ſüßen Geruche ſchwängerten. Der Hof war im Viereck, von einer Gallerie umgeben, die von ſchlanken Säulen getragen wurde, und unter welcher ſich die Eingänge zu den verſchiedenen Gemächern befanden. Wir betraten ſie nach der Reihe und eins war herrlicher, ich möchte ſagen üppiger eingerichtet, als das andere. So viel es mir möglich iſt, will ich den größten Saal, das Converſations- oder Empfangzimmer, wo wir mit Kaffee und Pfeifen bewirthet wurden, beſchreiben.

Er war durch einen Gang in drei Theile getheilt. Den Fußboden dieſes Ganges bildete ein Moſaik aus buntem Marmor. Er dient dazu, Beſuche geringeren Standes zu empfangen, mit denen der Herr, auf ſeinem Divan liegend, ſich unterhält. In der Mitte deſſelben und demnach auch des ganzen Saales, ſteht der unentbehrliche Springbrunnen, der ſeine Strahlen gegen die Decke ſchleudert, die hier etwas höher iſt, als in den beiden Seitentheilen. Dieſe ſind zum Empfang von Gäſten oder zum Gebrauch der Familie bei großen Feſten mit äußerſter Pracht eingerichtet. Der Boden, um einen Fuß höher, als der des Ganges, iſt mit herrlichen perſiſchen Teppichen bedeckt; längs den Wänden läuft der Divan, und dieſe Wände ſelbſt ſind in den bunteſten Farben gemalt und mit Schränken und Käſtchen von vergoldetem Holze mit eingelegten Spiegelchen geſchmückt; ebenſo die Decke, um welche ſich eine Verdüre von geſchnitztem und vergoldetem Holz zieht, mit Spiegeln eingelegt. An einem großen reich verzierten Stern hängt der Kronleuchter. In der Mitte des Zimmers ſteht der Mangahl, ein kupfernes Becken in Geſtalt einer Vaſe, worin bei kalter Witterung Holzkohlen gebrannt werden. Neben ihm waren zwei Girandolen von Bronze, etwa vier Fuß hoch, aufgeſtellt.

In einer Ecke des Hofes befand ſich eine Treppe, vermittelſt welcher man auf das Dach der Gallerie ſtieg. Dieſes war ebenfalls mit Platten belegt, die jedoch nur aus gewöhnlichen Steinen beſtehen, und es befanden ſich oben zahlreiche Orangenbäume, ſo wie kleine Lauben von Rebgewinden mit Ruheplätzen. Die äußere Mauer des Hauſes ſtieg noch ungefähr zehen Fuß über dieſe Gallerie empor, ſo daß von andern Dächern kein neugieriger Blick hereindringen konnte. An der Seite des Hofes, wo wir hereingekommen waren, befand ſich das Bad, das jedoch anſtatt der Waſſerdämpfe, welche das Gemach erhitzen, Wannen hatte, die mit kaltem und warmem Waſſer gefüllt werden konnten.

Herr Baudin, der Baron und der Fürſt gingen nach einiger Zeit wieder fort, und ich blieb allein zurück, um den Empfangſaal ſo gut wie möglich abzuzeichnen. Anfänglich ſaß ich allein in dem Gemach; doch bald erſchien einer der Söhne des Hauſes und brachte einen ältern Armenier mit, der einige Worte franzöſiſch verſtand und durch den wir eine nothdürftige Unterhaltung einrichteten. Kaffee und Pfeifen wurden dabei natürlich mehrere Male gewechſelt und der junge Armenier war ſo artig, mir meine Pfeife zu halten, ſo oft ich auf dem Papier einige Striche machte. Jetzt kam auch noch der Vater, ſo wie ein kleiner Knabe herein, und bald hatte ich ein großes Auditorium um mich verſammelt. Zwei Töchter des Hauſes, ſehr ſchöne Geſtalten und zum Glück unverſchleiert, wodurch ich ihre regelmäßigen angenehmen Züge ſehen konnte, erſchienen zuweilen an der Thür, ſprangen aber jedesmal, ſo oft ich mich auf ihr Lachen umwandte, davon. Endlich ſagte ich dem Alten, wenn die Mädchen mir bei meiner Arbeit zuſehen wollten, möchte er ſie doch nur hereinkommen laſſen, worauf er mir entgegnete, ſie würden das gerne thun, nur fürchteten ſie, mich zu ſtören.

Einer der Brüder rief ihnen jetzt zu, hereinzukommen, und ſie erſchienen auch, eine nach der andern; doch hatte ſich jede ein kleines Geſchäft gemacht. Eine trug auf einem Präſentirteller ein Cryſtallgefäß mit Eingemachtem, die zweite das nöthige Waſſer dazu und ein anderes noch kleines Mädchen hatte in einem Körbchen ſilberne Löffel. Bald aber waren wir recht bekannt mit einander. Sie ſetzten ſich um mich herum und bewunderten meine in der That ſchlechte Arbeit. Auch erwieſen ſie mir alle möglichen kleinen Aufmerkſamkeiten. Bald reichten ſie mir eine neue Pfeife, die ſie zuvor angeraucht hatten, und es war mir gar nicht unangenehm, das Bernſteinmundſtück direct aus den friſchen Lippen der hübſchen Mädchen zu bekommen; bald legten ſie eine glühende Kohle auf den Pfeifenkopf, wenn ſie glaubten, das Feuer ſey ausgegangen. Es that mir leid, daß es bald an zu dunkeln fing und ich meine Arbeit beendigen mußte. Zum Abſchied ließen ſie mich durch ihren Bruder bitten, ich möchte ihnen doch etwas auf ein Stückchen Papier zeichnen, was ſie behalten könnten. Eine bat mich um das Conterfei eines Stuhls, der andern mußte ich einen Mangahl zeichnen und die ältere bat mich um das Bild eines Schiffes, das auf Rädern laufe, ein Dampfſchiff nämlich, wovon ſie hatten erzählen hören. Sie mußten mir dafür ihre Namen in mein Buch ſchreiben und wir ſchieden als die beſten Freunde.

Noch immer hatte der Baron von all' den Pferden, die er geſehen, nichts gefunden, was ihm der Mühe werth ſchien anzukaufen, und dieſes Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen, hier in Damaskus recht edle Pferde zu finden, machte ihn zuweilen ſehr verdrießlich. Es iſt aber auch ſonderbar, daß man im Orient ſo wenige ganz ausgezeichnete Pferde ſieht. Den Ideen nach, mit welchen wir das Land betreten, müßten wir die edlen Pferde überall finden; aber dem war nicht ſo. Faſt alle hatten viel Race und wir ſahen auch manche, die in Europa für ſehr edle Pferde gegolten hätten; aber etwas ganz Ausgezeichnetes, das die ungeheuern Transportkoſten rechtfertigen konnte, fanden wir nicht.

Der Kammerdiener des Fürſten, Skandar, der ſich, da er ſehr gut perſiſch ſprach und auch ſein Coſtüme faſt ebenſo ausſah, viel mit den perſiſchen Kaufleuten beſchäftigte, die, von Bagdad und Mekka kommend, oft koſtbare Pferde mitbringen, meldete eines Morgens, er wiſſe ein ganz vorzügliches Pferd, Fuchshengſt, doch ſey er nicht ſicher, ob es der Eigenthümer, ein ſehr reicher Kaufmann, abgeben würde. Inzwiſchen könnten wir es in deſſen Abweſenheit einmal anſehen. Wir gingen ſogleich hin und durch Skandars Bekanntſchaft mit den Dienern des Perſers wurde uns das Haus geöffnet und der Stallmeiſter ließ uns die Pferde vorführen. Es waren ungefähr zwanzig, alle ſehr gute edle Thiere und zuletzt kam der Hengſt, von dem Skandar geſprochen. Wirklich ein prächtiges edles Pferd. Es wurde uns vorgeritten und obgleich wir alle über ſeine ſchönen Formen und eleganten Bewegungen entzückt waren, ließen wir uns natürlich davon nichts merken, ſondern ſahen ihm äußerlich ſehr gleichgültig zu.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Perſer, der ihn ritt, alles Mögliche anwandte, um uns alle Schönheiten des

Hengſtes recht vor Augen zu führen. Bald ließ er ihn ſteigen und das Thier hieb laut wiehernd mit den Vorderhufen in der Luft herum, bald wandte er ihn im hellen Sonnenſchein hin und her, wobei ſein Haar wie Gold glänzte. Nachdem wir den Stallbedienten ein reichliches Trinkgeld geſpendet, entfernten wir uns, um auf der Straße gegenſeitig in Lobeserhebungen über das Thier auszubrechen. Ein ſchönes Pferd war demnach gefunden; aber der Baron war noch im Zweifel, ob er für das eine allein, wenn er keine andern mehr dazu fände, die großen Koſten des Transportes anlegen wollte, indem drei oder vier Pferde dieſelben verhältnißmäßig nicht viel vertheuern würden; und dann war auch noch die große Frage, ob der Perſer uns das Pferd überlaſſen würde und ob er in dem Fall nicht eine ungeheure Summe forderte.

Der Fürſt, der auf ſeinen Kammerdiener die größten Stücke hielt, was dieſer auch durch Treue und Anhänglichkeit rechtfertigte, überredete den Baron, die Einleitungen zu dieſem Kauf ſeinem Skandar ganz zu überlaſſen, der ſich an die Stallbedienten machen ſollte und deſſen Gewandtheit in ſolchen Geſchäften, im Fall etwas zu machen ſey, die Sache in Gang bringen würde.

Bisher waren wir immer unſern Pferdeverkäufern nach ihren ſchmutzigen Ställen gefolgt, aber heute machten wir einmal nach unſerm eigenen Gutdünken einen Gang durch die Bazars und nach einigen merkwürdigen Orten der Stadt. Die Beſeſtans ſind hier weit weitläufiger und großartiger, auch angenehmer zu durchwandern, als die von Conſtantinopel. Man kann hier doch wenigſtens auf ebenem Boden gehen und braucht nicht wie dort beſtändig ſteil auf- und abzuſteigen. Die Auswahl der Artikel, die zum Verkaufe daliegen, iſt in manchen Theilen weit reicher, als die in der Hauptſtadt, ſo die Gewölbe, wo Stickereien feil geboten werden oder ſolche, wo man Kaſchemirſhawls zu ungeheuern Preiſen kaufen kann.

Am größten wohl und in ſeiner Art am reichſten iſt der Markt der Sattler, deren Fabrikate von hier aus durch ganz Syrien und Arabien gehen. Wenn auch dieſe Sattel- und Zaumzeuge nicht mit der Einfachheit und Solidität in ihren kleinſten Theilen, wie dergleichen Sachen bei uns gearbeitet ſind, ſo überſteigt doch die ſchöne Ciſelirung der Silberbeſchläge und die reichen und prächtigen Arbeiten der Silber-, Gold- und Perlenſtickereien, beſonders an den Schabraken, alle Begriffe. Auf dem Waffenmarkt findet man eine große Auswahl an koſtbaren alten Waffen; doch ſind die neueren Klingen, die hier verfertigt werden, nicht mehr das, was wir uns unter dem Namen Damascener denken.

Schon vor mehreren hundert Jahren gingen die berühmten Waffenfabriken von Damaskus ein und ſiedelten nach Koraſſan in Perſien über, welches jetzt die ausgezeichneten ſchwarzen Klingen liefert, die man an Güte den frühern Damascenern gleichſtellt. Eine „Eski-Scham-taban“ — alte Damascenerklinge, deren man jedoch noch ſehr viele kaufen kann, iſt ſehr theuer und wird ſchon ohne Beſchlag und Scheide bis zu zehntauſend Piaſtern und drüber bezahlt.

Die Kaffeehäuſer von Damaskus ſind in ihrer ärmlichen Ausſtattung denen von Conſtantinopel gleichzuſtellen, nur daß man hier nicht, wie dort, unter dem Schmutz, der Alles überzieht, Spuren von ehemaliger Pracht hervorblicken ſieht; ſondern faſt alle ſind erbärmliche Baracken, aus Holz und Lehm aufgeführt und haben nur das einzige Angenehme, daß die meiſten an einem der vielen Bäche liegen, welche die Stadt durchſchneiden und ein kleines Vordach, eine Art Laube aus Reben beſtehend, haben, worunter man ſich hinſetzt und ohne viel zu denken, in die dahingleitenden klaren Wellen ſieht.

Wir kehrten nach dem Kloſter zurück und ließen unſere Pferde ſatteln, um einen Ritt vor die Stadt zu machen.

Vor dem Thore nach Jeruſalem liegt der Kirchhof der Armenier, in deſſen Nähe unſer Führer, ein Janißair des Kloſters, uns den Ort zeigte, wo Saulus, der von Jeruſalem kam, um die Chriſten in Damaskus zu verderben, von der Stimme des Herrn niedergeworfen wurde, die ihm zurief: „Saul, Saul, warum verfolgſt du mich?“ Auf dem Platze ſtehen ein paar große Platanen und er iſt nur durch Tradition der Einwohner von Damaskus als jene Stelle bezeichnet.

In die Stadt zurückgekehrt, ritten wir durch mehrere enge winklige Gaſſen und kamen endlich an die, welche früher die richtige hieß, und wo ſich der erblindete Saulus verſteckt hielt, bis Ananias die Hand auf ihn legte und er wieder ſehend wurde. Auf dieſem Platze ſelbſt ſteht kein Haus, ſondern es iſt nur ein kleiner öder Hof, mit einer Lehmmauer umgeben, durch welche wir hineintraten. In der Mitte dieſes Hofes iſt eine Kellerlucke, durch welche man auf mehreren ſteinernen halb zerfallenen Stufen in ein unterirdiſches Gewölbe hinabſteigt, wo ſich über einem kleinen Altar, auf welchem die ewige Lampe brennt, ein großes Gemälde befindet, das die Bekehrungsgeſchichte Sauls darſtellt.

Während der Fürſt und unſer Führer niederknieten, um den Altar und den Boden des Gemachs zu küſſen, ſtanden wir eine Weile dabei, in ernſte Betrachtungen verſunken, woraus uns die Erſcheinung eines alten Mannes riß, der die Treppen hinabkam und ſich eine Kleinigkeit zum Unterhalt jener Lampe ausbat. Dieſer ehrwürdige Tempelwächter war ein Armenier, und verſah den Dienſt ſchon an vierzig Jahre.

Wir beſtiegen unſere Pferde wieder und ritten quer durch den größten Theil der Stadt bis an die Mauern derſelben, wo unſer Führer eine Breſche zeigte, durch welche man Saul in einem Korbe hinabgelaſſen hatte.

Eine armeniſche Hochzeit.

Für den Abend des heutigen Tages hatte uns der gute Armenier, deſſen Haus wir geſtern beſahen, zu einem Familienfeſte eingeladen. Er verheirathete nämlich ſeinen Sohn mit der Tochter eines der reichſten Kaufleute der Stadt, und Herr Baudin, der ſehr genau mit ihm bekannt war, hatte ihm geſagt, wie dankbar wir ihm ſeyn würden, einer für uns ſo fremden Ceremonie beiwohnen zu können. Wir kehrten deshalb frühzeitig nach Hauſe zurück, da uns Herr Baudin von der Sitte in Kenntniß geſetzt hatte, daß der Hochzeitvater angeſehene Gäſte, wie wir ihm einmal waren, durch ſeine Leute abholen laſſe.

Es war Abends fünf Uhr, als man uns benachrichtigte, die Abgeſandten des Kaufmanns ſeyen unten. Kaum waren wir zum Thor hinausgetreten, ſo ſahen wir eine Menge Volks verſammelt, welche einen unharmoniſchen Geſang anſtimmten, der von einer Geige und einer Flöte begleitet wurde. Dieſer Muſik gingen zwei Leute mit Fackeln voran, denen andere mit Lichtern folgten. Mit dieſer Begleitung im Hof des Armeniers angekommen, mußten wir einen Augenblick warten. Hier ſaßen an einem Feuer eine Menge Knaben; der Ceremonienmeiſter, ein ſehr dicker Armenier, kam uns entgegen und begleitete uns ins Vorzimmer, wo ſich eine ſolche Maſſe Menſchen aller Art drängte, daß es beinahe unmöglich war durchzukommen, ohne die Ellbogen und Fäuſte in Bewegung zu ſetzen. So gelangten wir zu dem großen Empfangſaal, den ich bereits früher beſchrieben. An der Thüre deſſelben warfen ſich zwei Diener zu unſern Füßen, um uns die Schuhe auszuziehen.

Als wir in das Zimmer traten, erhoben ſich Alle, um uns ihre Ehrerbietung zu bezeugen, von ihren Sitzen, und der Herr des Hauſes führte uns in eine Ecke des Divans, wo der Ehrenplatz iſt. Nachdem wir uns niedergelaſſen und durch Zuwinken mit den Händen die Andern gebeten hatten, ein Gleiches zu thun, bewillkommte uns der Biſchof der armeniſchen Kirche, der uns gegenüber in der andern Ecke des Divans lag, indem er ſeine Hand auf's Herz legte und ſie dann zu der Stirn erhob; ſeinem Beiſpiel folgten alle Uebrigen.

Nachdem dieſe üblichen Begrüßungen abgemacht waren, trat eine ſolche Maſſe von Dienern in recht gutem Coſtüme vor uns hin, daß ich nicht abſah, wie es möglich ſey, ſie für den Augenblick alle zu beſchäftigen. Hiefür ſorgt aber die orientaliſche Sitte, welche zu dem kleinſten Geſchäft einen, wenn nicht mehrere Bedienten anſtellt. So auch hier. Einer legte jedem von uns ein goldgeſticktes Tuch über die Arme, welche wir ihm entgegenſtrecken mußten. Ein Zweiter hielt knieend ein ſilbernes Waſchbecken unter unſere Hände, auf welche ein Dritter aus einer ſilbernen Kanne helles, klares Waſſer goß. Ein Vierter zog das erwähnte Tuch über unſere Finger zum Abtrocknen. Dann kam ein Fünfter und Sechster mit einem ſilbernen Präſentirteller, auf welchem Gläſer mit Sorbet und einige kleine Confituren ſtanden; dann ein Siebenter und Achter wieder mit Servietten, um, falls wir Einiges verſchüttet hätten, es wieder aufzutrocknen. Hierauf kam ein ganzer Troß in alttürkiſcher Tracht mit Turban und Kaftan, welche uns die langen Pfeifen in den Mund ſteckten und Kaffee reichten.

Wir rauchten tapfer und im Saal herrſchte allgemeine Stille, weil jeder mit ſich oder ſeiner Pfeife beſchäftigt war. Dies ſeelige Nichtsthun, der Glanz der ſeidenen Gewänder und der Spiegelwände, das Aroma des Kaffees und der feine Geruch des guten Tabaks verſetzten uns in die alte Zeit des ächt orientaliſchen Prunkes, von welchem faſt nur noch in Damaskus einige Spuren anzutreffen ſind. Nachdem Pfeife und Kaffee einige Male gewechſelt waren, ließ man uns eine Viertelſtunde ruhen, in welcher nichts vorfiel; dann wurden am Eingang des Zimmers zwei kleine Matratzen ausgebreitet und vier Perſonen erſchienen, welche darauf Platz nahmen. Es war die Muſikbande. Sie beſtand aus zwei Violiniſten, von denen einer blind war, einem Flötiſten und einem, der das Tambourin ſchlug.

Das Concert begann mit einem türkiſchen Liede, deſſen Schönheit ich nicht zu faſſen im Stande war. Dann ſpielte der Blinde ein Violinſolo und präludirte ſo wahnſinnig auf ſeinem Inſtrument, fuhr ſo entſetzlich auf den Saiten herum, daß ich bis zu Ende des Stücks glaubte, er ſtimme nur und probire ſein Inſtrument. Nach einer martervollen halben Stunde beſchloſſen endlich die Virtuoſen ihr Concert mit einem Geſange, den der Blinde in näſelndem Tone anhob und deſſen Refrain die drei Andern im Chor ſangen. Drauf entfernten ſie ſich und uns wurden wieder Pfeifen und Kaffee ſervirt.

So wurde es neun Uhr. Da traten zwei Kinder von acht bis zehn Jahren in's Zimmer und jedes trug in der Hand einen Leuchter in Geſtalt eines Blumenſtraußes, von Holz geſchnitzt, auf welchem eine grüne Wachskerze brannte. Hinter ihnen kam ein Mann, der einen Korb trug, welcher mit einem dünnen goldgeſtickten Schleier bedeckt war, durch deſſen feines Gewebe man den Anzug eines Mannes erkennen konnte. Kerzen und Korb wurden zu den Füßen des Biſchofs niedergeſetzt, welcher ſich vom Divan erhoben hatte und mit vier andern Prieſtern, die um ihn traten, ein Gebet ſprach, das hie und da durch den Geſang von ſieben Knaben unterbrochen wurde.

Merkwürdig war es uns, daß wir, nachdem wir ſchon einige Stunden im Hauſe waren, noch keine Spur vom Bräutigam geſehen hatten, dem doch die ganze Ceremonie galt; jetzt, nachdem die Prieſter ihren Segen über die Kleider geſprochen, wandten ſich alle Augen nach der Thür, an welcher ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren in der ärmlichſten Kleidung ſtand. Wir hielten ihn Anfangs für einen Bettler; er war von hoher Geſtalt, doch ſehr blaß und wagte kaum, die Augen aufzuſchlagen.

Plötzlich fing er an, ſich vor unſern Augen zu entkleiden, worauf ein alter Mann, ein Verwandter des Bräutigams — daß dies der junge Mann war, brauche ich wohl kaum zu ſagen — zum Korbe trat und dem Bräutigam zuerſt das lange Unterkleid, dann den Shawl und den Gürtel, endlich das mit Pelz beſetzte Ueberkleid reichte. Nun erhob ſich der Vater, nahm die Filzmütze, die noch im Korb zurückgeblieben war, ging mit feierlichen Schritten auf ſeinen Sohn zu, und ſetzte es ihm auf den Kopf, nachdem er ihm dreimal die Stirn geküßt hatte. Zu gleicher Zeit ſteckte er ihm an den kleinen Finger einen goldenen Ring mit einem herrlichen Brillant, deſſen Feuer im ganzen Gemach umherſtrahlte. Jetzt trat der Biſchof wieder vor, ſchlug ihm ein roſenfarbiges, goldgeſticktes Tuch von Seide um den Hals und gab ihm eines von gleicher Farbe und gleichem Stoffe in die Hand, welches er einen Augenblick an Mund und Augen drückte, worauf ihn der Ceremonienmeiſter bei der Hand nahm und im ganzen Saal herum zu jedem Gaſt führte, dem er ſofort die Hand küßte. Endlich kehrte er zu ſeinem Platz an der Thür zurück, ſetzte ſich zwiſchen die beiden grünen Wachskerzen und blieb da bis eilf Uhr, der Zeit des Nachteſſens.

Zu dieſem Zweck wurde ein kleines Geſtell von etwa zwei Fuß Höhe hereingebracht, worauf man eine große Kupferplatte ſetzte, die wenigſtens vierzehn Fuß im Umfang hatte, und an deren Rand in Scheiben geſchnittenes weißes Brod zwiſchen Rettichen, Selleri und Peterſilie lag. Ein gleicher

Tiſch wurde in der andern Ecke des Zimmers für die Geiſtlichen bereitet.

Sobald das Eſſen begann, zog ſich der Bräutigam in's Nebenzimmer zurück, woher im gleichen Augenblicke ſich die ungeſchickte Muſik von Neuem hören ließ, welche jedoch bald zu unſerm größten Vergnügen wieder aufhörte. Sie ſpielte, wie ein des Landes kundiger Freund erzählte, altarabiſche Melodien, zu welchen der Blinde in ſeinem ſchnarrenden Tone Mährchen aus „Tauſend und einer Nacht" recitirte. Das Nachteſſen wurde folgendermaßen ſervirt: Reis in Milch gekocht, Butterteig, die Suppe, mit einem Beigeſchmack von Hammelfett, ein Hammelsbraten mit Reis gefüllt, ein Entrée von Braten, Compot von Birnen, ein welſcher Hahn mit Reis gefüllt, am Spieß gebratene Hühner, Entrée von anderem Fleiſch, Kebab (kleine Stückchen Fleiſch, welche an hölzernen Stäbchen auf dem Roſt gebraten werden, ein Lieblingsgericht der Türken), Entrée von Zwiebeln, Pillau mit ſaurer Milch und Käſe. Von Zeit zu Zeit wurde rother Libanonwein, der, obgleich ſehr gut und feurig, leider beſtändig nach den Schläuchen ſchmeckt, worin er aufbewahrt wird, in kleinen Gläſern gereicht. Ihn brachten Diener welche beſſer gekleidet waren und einen höhern Rang einnahmen, als die, welche die Speiſen auftrugen.

Es war Mitternacht, als die Tafel aufgehoben wurde, worauf, wie ſchon oben beſchrieben, Diener Waſchbecken, Handtücher und dergleichen reichten; zwei erſchienen dann mit einem Rauchfaß, und während ſie uns damit räucherten, wurde uns von andern Roſenwaſſer aus kleinen cryſtallenen Fläſchchen über die Kleider gegoſſen. Während der ganzen Mahlzeit war der Bräutigam nicht zum Vorſchein gekommen; aber kaum waren die Tafeln weggeräumt, ſo erſchien der Arme wieder und nahm ſeinen Platz wie früher zwiſchen den beiden grünen Wachskerzen an der Thür. Jetzt erfolgte die

Sieſte, die der Türke mit dem unüberſetzbaren Worte Kef bezeichnet, etwas, das wir Europäer durchaus nicht nachmachen können.

Sobald wir nach dem Eſſen uns zum Schlafen hinlegen oder hinſetzen, verwandeln ſich die tauſend Gedanken, die uns nie verlaſſen, in ängſtigende Träume und wir erwachen nach einem ruheloſen Schlummer, in Schweiß gebadet. Aber der Orientale lehnt ſich in ſeinen Divan zurück, denkt nichts und ruht behaglich zwiſchen Wachen und Schlafen, wobei er langſam aus einer langen Pfeife raucht. Selbſt der Prophet empfiehlt dieſe Sieſte, indem er ſagt: „Schlafet den Schlaf Kailuleh,“ d. h. den Schlaf nach dem Eſſen, denn Satan ſchläft ihn nicht.

Dieſer Zwiſchenact dauerte heute Abend über anderthalb Stunden, während welcher Zeit Mitternacht ihr Recht ausübte und auf dem ganzen Hauſe Grabesſtille lag. Auf einmal aber erhob ſich wieder das Geſchnarre der Inſtrumente und brachte die Ruhenden augenblicklich in Bewegung. Man ſprach, lachte, erzählte, bis kurz darauf der Ceremonienmeiſter mit großen Schritten in die Mitte des Zimmers trat und mit lauter Stimme verkündigte, daß es Zeit ſey, die Braut zu holen und nach der Kirche zu führen.

Alles erhob ſich und ging vor's Haus, um ſich zu einem Zuge zuſammenzureihen. Dieſer begann mit einer Reihe Fackelträger; dann kam die Muſik und die Sänger, hinter denen uns zu unſerm großen Leidweſen der Ehrenplatz angewieſen wurde; ſodann die übrigen Gäſte, und endlich unter den Dienern der Bräutigam. Nachdem wir uns im langſamen Schritt in einer der ſchmutzigen, ſchlechtgepflaſterten Straßen — es war eine feuchte, neblige Januarnacht — etwa zehn Minuten fortbewegt hatten, kamen wir an das Haus des Brautvaters, wo an der Thür das nämliche Ceremoniel mit unſern Stiefeln ſtattfand. Als wir eine große

Vorhalle durchſchritten hatten, kamen wir in ein Zimmer, wo um einen Mangahl diejenigen Freunde des Hauſes kauerten, welche den zweiten Rang in der Geſellſchaft einnahmen.

Aus dieſem Zimmer wurden wir in den großen Empfangſaal geführt, der noch weit prachtvoller war, als der im Hauſe des Bräutigams. Gegenüber dem Eingang befand ſich eine Niſche, in welcher außer einer Pendule von Alabaſter mehrere hübſche Porcellanvaſen mit künſtlichen Blumen ſtanden. Die Fenſter, höher als die der gewöhnlichen Häuſer, waren mit ſeidenen Vorhängen verſehen, die Kiſſen des Divans von gelber Seide, mit Blumen von braunem Sammt. Auf dem Teppich ſtanden zwei ſehr ſchön gearbeitete Mangahl, umgeben von großen bronzenen Leuchtern mit grünen Wachskerzen.

Zuerſt wurden wir auf gewöhnliche Art bewillkommt, dann brachte man uns Kaffee und lange Pfeifen, und während wir behaglich rauchten, ging der arme Bräutigam im Kreiſe herum und küßte Allen die Hand, die nicht bei ſeinem Vater geweſen waren. Dann kamen vier Künſtler, welche vom Brautvater gedungen waren, und beglückten uns mit mehreren Muſikſtücken, welche jedoch nicht beſſer waren, als die frühern. Uebrigens blieben wir hier nur kurze Zeit, weil der Hochzeitzug jetzt endlich in die Kirche ging.

Im Hofe ſahen wir eine Menge Menſchen um einen weißen Zelter gedrängt, der, ſehr reich geſchirrt, für die Braut beſtimmt war. Der Zug ſetzte ſich, wie früher, in Bewegung, und nach dem Bräutigam kamen die Freunde der Braut und endlich ſie ſelbſt zu Pferde, umringt von einer Anzahl Frauen zu Fuß. Sie trug ein Kleid von weißer Seide mit goldgeſtickten Blumen, das ihr bis an die Sohlen reichte. Auf dem Kopf hatte ſie einen Ueberwurf von weißem Mouſſelin, und über dieſem einen von rothem Atlas, welcher beinahe das ganze Geſicht bedeckte. Auf dem Kopf trug ſie ein Barett von Holz, einem Soldatenzakow, den man oben abgerundet, nicht unähnlich. Dieſe ſonderbare Bedeckung ließ kaum die Form eines menſchlichen Kopfes erkennen.

Wir brauchten über eine halbe Stunde, um zur Kirche zu gelangen, welche zu unſerem Empfange bereit ſeyn ſollte, jedoch ſo ſchlecht erleuchtet war, daß der Blick kaum bis zur Kuppel dringen konnte. Dieſe wurde von acht hölzernen Säulen getragen. Links am Eingang war ein Bild des heiligen Georg, wie er den Drachen erlegt, und rechts die Thür, welche in's Kloſter führt. Wir traten vor den Hauptaltar und nachdem man uns Stühle gebracht, konnten wir mit Muße das Innere der Kirche betrachten. Ueber dem Altar, zu welchem vier Stufen von weißem Marmor führten, hing das Bild der Mutter Gottes, rechts von demſelben die heilige Anna und links der heilige Petrus. In der Mitte hing ein Kronleuchter mit gelben Lichtern, welche ſchlecht brannten und einige ſilberne Leuchter ſtanden ohne Symmetrie in der Kirche umher.

Endlich kam der Bräutigam und wurde zur linken Seite des Altars geführt; eine verſchleierte Frau brachte ſodann die Braut zur Rechten deſſelben. Der Biſchof zog ſeine ſchönſten, mit Gold und Silber geſtickten geiſtlichen Gewänder an und nahm Platz in einer Niſche. Ein anderer Geiſtlicher vereinigte die Hände der Brautleute, während ein Dritter ihnen die Köpfe zuſammendrückte, und ein Knabe, auf einem Gerüſte ſtehend, hielt ein Kreuz und eine Wachskerze über ſie. In dieſer eigenen Stellung verweilten ſie bei zwanzig Minuten, während welcher Zeit der Biſchof vor ſie trat und eine Meſſe las.

Der Gottesdienſt endigte damit, daß ein Diakonus ein Kapitel des Evangeliums Matthäi vortrug. Da aber dieſer Mann das Unglück hatte, bucklig zu ſeyn und mit der Zunge anzuſtoßen, ſo mußten wir die Feierlichkeit der

Handlung ſtets bedenken, um nicht in Lachen auszubrechen. Der Geiſtliche ſprach darauf ein kurzes Gebet und befeſtigte ein Band an der Mütze des Bräutigams und dem Barett der Braut, wobei er ihnen bedeutete, daß ſie von nun an für's Leben vereinigt ſeyen. Ein Nachbar, den ich fragte, wozu das unförmliche Holzbaret der Braut diene, antwortete mir, es ſey, um Beide gleich groß zu machen, damit ſie erkennen, daß keines über dem andern, daß ſie einander gleich ſtehen.

Zum Schluß küßten die Brautleute ein Crucifix; die Braut wurde von derſelben Frau wieder abgeholt und dann auf ihrem Pferde gänzlich verſchleiert in das Haus ihres Mannes gebracht. Gegen drei Uhr Morgens war endlich dieſe Hochzeitfeier vollendet, auf welche ſich die Eingebornen ſeit mehreren Wochen gefreut und der wir eine Nacht zum Opfer gebracht hatten. Wir waren es indeſſen wohl zufrieden, einmal für allemal eine armeniſche Hochzeit in Syrien geſehen zu haben.

Palmyra.

Wenn wir früher in Conſtantinopel, ſpäter in Beirut unſere Reiſeprojecte machten, und wir in Syrien in Gedanken bis Damaſkus vordrangen, ſo hatte wohl einer die kühne Idee, von da einen Ausflug nach Palmyra vorzuſchlagen. Doch behandelten wir dieſe Idee gerade wie ein ſchönes Mährchen, von dem man träumt und wo ſich am Ende eine kühne Phantaſie einredet, man werde die ſchimmernden Thore des Feenpalaſtes endlich in der Wirklichkeit einmal erreichen. Wenn uns einige des Landes kundige eine Tour nach Palmyra als mit den größten Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten verbunden vorſtellten, ſo kamen faſt alle, die wir darum fragten, dahin überein, ſchon von jeher ſey der Weg durch die Wüſte nach jenen coloſſalen Ruinen durch die ſtreifenden Araberhorden ſehr unſicher gemacht worden, und jetzt in Kriegszeiten, da Ibrahim Paſcha's mächtige Hand jene Raubſtämme nicht mehr im Zügel halte, ſey es nicht möglich, an eine Tour nach Palmyra zu denken. Obgleich wir nun ſchon durch unſere Tour über den Balkan und ſpäter über den Libanon belehrt worden waren, was man von den Reden der Leute zu halten habe, ſo waren doch die Gründe, die ich eben gegen eine Reiſe nach Palmyra zu vernünftig und uns zu einleuchtend, als daß wir, wie ſchon geſagt, nur dann daran dachten, wenn wir eben einmal im beſten Zuge waren, die ſchönſten Luftſchlöſſer zu bauen.

Mit dieſen Gedanken in Bezug auf Palmyra waren wir nach Damaskus gekommen und wagten es nicht einmal, weder einen unſerer Paters, noch den Herrn Baudin zu fragen, ob es wohl in dieſen Zeitverhältniſſen möglich ſey, Palmyra zu ſehen. So ſaßen wir am Tage nach jener Hochzeit, da es gerade mehrere Stunden anhaltend regnete, in unſerem Gemach und rauchten eine Pfeife. Skandar, der noch geſtern Abend mit den Leuten des Perſers zuſammen gekommen war, hatte uns geſagt, daß ihm der Stallmeiſter im Vertrauen erklärt, es ſey vielleicht möglich, jenen Hengſt zu bekommen; doch würde ſein Herr bei einer directen Anfrage eine ungeheure Summe fordern, weshalb er ihm die Sache überlaſſen ſolle. Daß dieſem treuen Knecht dafür ein reichliches Trinkgeld zu Theil werden mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Doch hatte Skandar für gut befunden, ihn manövriren zu laſſen, und brachte uns dieſen Beſcheid mit dem troſtreichen Zuſatz, daß der Stallmeiſter ſich wenigſtens fünf Tage Zeit ausgebeten habe, ehe er eine Antwort ertheilen könne.

Trotz den Schönheiten von Damaskus war uns doch dieſe unfreiwillige Verlängerung des Aufenthalts nicht ſehr erwünſcht; denn erſtens hätten wir nach unſerer gemachten Zeiteintheilung ſchon morgen oder übermorgen abreiſen ſollen, und zweitens hatte uns der Prior heute Morgen die untröſtliche Nachricht gegeben, daß in der Stadt die Peſt ausgebrochen ſey, die, obgleich ſie ſich erſt hie und da zeige und wenig Opfer hinwegraffe, doch wegen dem vielen halb verhungerten Geſindel, das der Krieg hier zuſammengeführt, ſehr gefährlich zu werden drohe. Wir hatten uns um einen Mangahl geſetzt, und der Fürſt, der immer ſehr guten Humors war, konnte heute doch ein unangenehmes Gefühl nicht unterdrücken und ſagte beſtändig: „c'est terrible, c'est terrible!“

Da trat Herr Baudin in's Zimmer, und nachdem wir ihm Kaffee gemacht und unſere beſte Pfeiſe angeboten, ſprach auch er von der ausbrechenden Peſt und wie groß die allgemeinen Befürchtungen ſeyen. Ohne ihm die Urſache zu erklären, was uns hier zurückhalte, ſagte ihm der Baron, wir würden noch vier bis ſechs Tage da bleiben, worüber viel gleichgültiges hin und her geſprochen wurde, bis uns plötzlich Herr Baudin fragte: ob wir denn nicht Palmyra ſehen wollten. Man kann ſich leicht denken, daß uns dieſe Frage nicht wenig überraſchte und wir ſie für Scherz annahmen, worauf uns jedoch Herr Baudin in allem Ernſte verſicherte, obgleich eine Tour nach jenen Ruinen mit ziemlichen Koſten und Mühſeligkeiten verknüpft ſey, würde es ſich jedoch gerade jetzt in Folge der Kriegsverhältniſſe machen laſſen. Ibrahim Paſcha nämlich, der ſeine Truppen aus dem Hauran nach Damaskus gezogen, habe zu dieſem Zwecke an verſchiedenen Orten kleine Etappen errichtet, die auch uns noch zu gut kommen könnten, und wenn auch die durchziehenden Truppen nicht viel zurück gelaſſen, als Deſerteure, ſo könnten uns dieſelben oder vielmehr ihre Pferde recht zu Statten kommen. Auch würden die ſtreifenden

Araber durch jene Truppenzüge, wenn gleich nur für kurze Zeit, weiter in das Innere des Landes zurückgedrängt ſeyn.

Wir ſahen uns überraſcht an, und als wenn einer in des andern Auge geleſen hätte, nichts ſey ihm erwünſchter, als dieſe Ausſicht, ſo antworteten wir mit einem Munde: wir würden uns ſehr glücklich ſchätzen, dieſe intereſſante Tour machen zu können. Herr Baudin, der unermüdliche, liebenswürdige Mann, ſchlug uns nun zwei Arten vor, um dieſe Reiſe zu machen. Bei der einen müßten wir uns der Kameele bedienen, würden wohl langſamer, aber auch bequemer reiſen und könnten mit der Schnelligkeit der gewöhnlichen Karavanen Palmyra am ſechsten, im günſtigſten Falle am fünften Tage erreichen. Bei der andern dagegen, die koſtſpieliger ſey, müßten wir Pferde nehmen, dürften kein Gepäck mitführen und uns von einer Schaar berittener Beduinen begleiten laſſen. Dann aber könnten wir bei ziemlich guten Pferden Palmyra ſchon in der Nacht vom dritten auf den vierten, oder ſpäteſtens im Lauf des vierten Tages erreichen.

Wir waren heute Alle in der glücklichen Stimmung, einen ſchnellen Entſchluß faſſen zu können, und entſchieden uns in kurzer Zeit für die Tour nach Palmyra, ſo wie den Ritt zu Pferde zu machen, und Herr Baudin begab ſich gleich fort mit dem Verſprechen, wo möglich noch heute das Nöthige zu beſorgen, ſo wie ſichere Leute und einen bekannten Schech zu unſerer Begleitung auszuſuchen, den er uns noch heute Abend zuſchicken werde. So auf einmal an's Ziel unſerer kühnſten Hoffnungen, Palmyra doch noch zu ſehen, gekommen, ſäumten wir nicht, alle nöthigen Vorkehrungen zu dieſem Ritte zu treffen. Vor allen Dingen ſahen wir nach unſern Waffen und ſetzten Piſtolen und Säbel in den beſtmöglichen Stand. Das dunkle Wetter brachte einen frühen Abend herbei und wir hatten uns ſo eben nach dem

Mittagseſſen aus dem Refectorium in unſere Stube begeben, als draußen auf dem Corridor ſich ſchleppende Fußtritte vernehmen ließen, an denen man gleich die Ankunft von Beduinen erkennen konnte. Und ſo war es auch.

Herr Baudin kam zurück und brachte ein Paar dieſer Wüſtenſöhne mit, von denen einer — es war der Schech ſelbſt — mit uns über die Koſten jener Tour unterhandeln ſollte. Es wurde Alles beinahe auf dieſelbe Art abgemacht, wie auf unſerer Tour durch die Türkei. Der Schech lieferte jedem ein gutes Pferd und verſprach, uns am vierten Tag nach Palmyra zu bringen. Da wir wohl wußten, daß wir, um in dieſer kurzen Zeit hinzugelangen, äußerſt ſchnell reiten mußten, ſo wurde in der mündlichen Uebereinkunft vorgeſehen, daß der Schech für die Ausdauer der Pferde zu ſtehen und er im Falle eins ſtürze, für ein anderes zu ſorgen habe. Der Schech, ein ſchon ältlicher Araber, aber noch ein großer kräftiger Mann, ſchilderte uns mit lebhaften Farben die Gefahren, welche die Reiſenden auf dieſem Wege bedrohe, wie noch vor nicht langer Zeit eine Karavane von den ſtreifenden Arabern geplündert und hinweggeführt worden ſey, ſetzte aber hinzu, in ſeiner Begleitung ſeyen wir ganz ſicher.

Doch was die lebhafte Schilderung der Gefahren, denen er ſich um unſertwillen ausſetze, bezwecke, wurden wir bald inne; denn der gute Araber forderte eine ganz unerhörte Summe. Trotz unſeres Handelns ließ er nicht ſehr viel herunter und da uns Herr Baudin verſicherte, wir würden mit einem Andern nicht billiger einig, ſo ſchloſſen wir das Geſchäft ab, reichten dem Araber die Hand zum Zeichen, daß wir uns ihm übergeben und ſchärften ihm noch ein, morgen vor Tagesanbruch mit ſeinen Pferden unten zu ſeyn.

Ich konnte die Nacht nicht viel ſchlafen; auch den Andern erging's nicht beſſer, beſonders war der Fürſt in be ſtändiger Unruhe. So oft ich mich auf meinem Lager herumwandte, ſah ich ihn bald dies, bald jenes vornehmen. Jetzt ſtopfte er ſich eine Pfeife, dann putzte er an ſeinen Waffen herum, und als kaum Mitternacht vorbei war, meinte er, jetzt ſey es Zeit, daß wir aufſtünden und anfingen, den Kaffee zu kochen. Ich folgte ſeinem Rath, verließ mein Lager und rüſtete mich zu dem weiten Ritte. Mein Anzug war ſo einfach wie möglich, kurze Stiefeln mit Sporen, eine lederbeſetzte Reithoſe, darüber einen kurzen zugeknüpften Rock; auf den Kopf ſetzte ich das Feß; der Fürſt machte mir aus einem ungeheuren Stück Mouſſelin, das ich geſtern gekauft, kunſtgerecht einen Turban; einen türkiſchen Säbel hatte ich an der Seite und meine Piſtolen an einer langen Schnur, womit ich ſie am Sattelknopf befeſtigen konnte.

Der Fürſt vertauſchte auch ſein ſeidenes geſticktes Kleid mit einem ſehr groben, das aus gegerbtem Leder beſtand, und mit Pelz beſetzt war.

Der Baron war wie ich coſtümirt; nur hatte er einen rothen Turban, die Piſtolen in eben ſolchem Gürtel ſtecken und an der Seite einen geraden öſtreichiſchen Cüraſſier-Pallaſch.

Unſere Beduinen waren ſehr pünktlich. Noch war es gänzlich Nacht, als ein langes anhaltendes Pferdegetrappel auf der Gaſſe uns ihre Ankunft anzeigte. Von den Leuten nahmen wir Giovanni und den rieſigen Mechmed mit, Skandar blieb aber zurück, um unterdeſſen beim Pferdeverkauf mitzuwirken.

Nachdem uns noch der gute Prior ſeinen Segen ertheilt, ſaßen wir auf und ritten zur dunkeln, ſtillen Stadt hinaus. Vor dem Thore hatten wir einen Steinweg, ähnlich dem, auf welchem wir vom Libanon her in die Stadt geritten waren, ſetzten dann auf einer Brücke über einen Fluß, wahrſcheinlich ein Arm des Barrada, und befanden uns auf der großen Straße nach Aleppo. Wie faſt auf allen unſern

Touren mit den Arabern hielten ſie gleich unſern Baron, wegen ſeiner ſtattlichen Figur, für den Chef unſerer Geſellſchaft. Auch heute, als wir jenen unregelmäßigen Steindamm hinter uns hatten, ritt der Schech zu ihm hin und fragte ihn, ob wir jetzt ſchneller reiten könnten. Natürlich ſäumten wir nicht, unſern Pferden die Sporen zu geben und jagten in ſauſendem Galopp davon. Wir durchſchnitten das Thal Gutha und hatten ſchon beinahe die Berge erreicht, welche es in Süden einſchließen, als der Morgen in Oſten ſchwach aufzudämmern begann. Die Straße, auf der wir ritten, war, wie alle hier zu Land, ohne Kunſt und Mühe angelegt und nur von den Karavanenzügen gebildet, die jedes Jahr in unabſehbarer Reihe von Damaskus ausziehen.

Unſere Begleitung beſtand aus einigen und dreißig Beduinen, die mir alle ziemlich gut beritten ſchienen. Sie trugen den weißen Burnus, einige einen Turban, andere roth und gelbe, ſo wie auch weiße Tücher, die mit um den Kopf gebundenen Stricken feſtgehalten werden. Die Bewaffnung der meiſten beſtand in einem Säbel, einem Paar Piſtolen und der langen Lanze mit dem charakteriſtiſchen Büſchel von ſchwarzen Straußfedern. Einige hatten außerdem einen Handſchar im Gürtel ſtecken oder eine lange dünne Flinte auf dem Rücken befeſtigt. Als wir uns auf der Höhe jener Berge umwandten, drangen gerade die erſten Strahlen der Morgenſonne hervor, und beleuchteten die prächtige Stadt, die wir vor einigen Stunden verlaſſen.

Der Weg, den wir in der erſten Hälfte des heutigen Tages zurücklegten, ging meiſtens durch bergiges Terrain, deren Formation den Felſen des Libanon, aber in ſehr verkleinertem Maßſtabe glich. Unſere Pferde liefen ausgezeichnet gut, und als wir mit ſinkender Nacht ein kleines armſeliges Dorf, Neſchme, erreichten, hatten wir an zwanzig deutſche Stunden zurückgelegt. Bei der Ankunft einer ſo großen bewaffneten Schaar, wie die unſrige, waren die Einwohner geflohen; nur einige alte Männer und Kinder waren zurückgeblieben. Der Schech ſuchte eine der beſten Hütten für uns aus, und es gelang ihm auch, Hühner und Eier für uns, ſo wie reichliche Gerſte für die Pferde zu erhalten.

Da er Alles baar bezahlte und die Zurückgebliebenen ſahen, daß es auf keine Plünderung abgeſehen war, mußten ſie den Geflohenen Nachricht gegeben haben, denn während der Nacht kamen die meiſten zurück. Wir ritten am andern Morgen wieder vor Tagesanbruch aus und unſer Weg führte durch eine ſteinige ſandige Fläche. Zur Rechten hatten wir einen Zug des Gebirges Ruack, und gegen Abend mußten wir einen Ausläufer deſſelben überſteigen, der uns quer durch den Weg ſtrich. Doch erreichten wir bald unſer heutiges Nachtquartier, Karyatien, ein weit größeres und anſehnlicheres Dorf, als Neſchme, deſſen Schech uns freundlich mit der gewöhnlichen Gaſtfreundſchaft der Araber aufnahm. Unſere Pferde, d. h. die, die wir Europäer ritten, waren heute Abend entſetzlich ermüdet, denn wir hatten heute nicht weniger als dreißig deutſche Stunden gemacht, aber die unſerer Beduinen, die ſchon an dergleichen Fatiguen mehr gewöhnt waren, ſchienen wunderbarer Weiſe von dem fürchterlichen Ritt geſtern und heute nicht gelitten zu haben.

Gleich bei der Ankunft ſetzte ſich unſer Schech mit dem des Dorfes in Unterhandlung, um für uns auf morgen friſche Pferde zu erhalten, ſo wie eine Anzahl Kameele, die mit Waſſer, Gerſte und einigem Proviant für uns beladen wurden und ſogleich abgehen ſollten, damit wir, die wir morgen früh weiter ritten, auf den Abend in der baum- und waſſerloſen Wüſte, welche wir hinter Karyatien betraten, den nöthigſten Proſiant finden würden. Glücklicher Weiſe waren die beiden Beduinen alte Bekannte; ſie hatten mehrmals die Karavanenzüge mit ihren Schaaren durch die Wüſte begleitet, und der eine war daher jetzt gleich bereitwillig, dem andern zu helfen, ſo daß in ungefähr zwei Stunden unſere Proviantcolonne für morgen abgehen konnte. Sie beſtand aus zehn Cameelen und ungefähr zwanzig Reitern, bewaffnet und beritten, wie die unſrigen. Wir begleiteten ſie bis vor das Dorf und ſahen ihnen noch lange nach, wie ſie auf der weiten flachen Ebene dahin gingen, in der Dämmerung der Nacht und dem hellen gelben Sande allmählig wie Schatten entſchwebend.

Unſer Schech war ein freundlicher Mann. Er bewirthete uns mit einem guten Pillau und Lammfleiſch und brachte nachher, um uns etwas recht Gutes anzuthun, eine Flaſche Raki, Dattelbranntwein, hervor, wovon wir jeder ein Gläschen trinken mußten. Er war ein ſchon alter Mann und ließ uns durch Giovanni viel von den gefährlichen Pilgerzügen ſagen, die er durch die Wüſte geleitet. Auch brachte er ſpäter einen Ehrenſäbel herbei, den er dafür von einem Paſcha von Damaskus erhalten.

Dieſe freien Araberſtämme ziehen ihren größten Verdienſt aus der Begleitung und Verproviantirung der Karavanen, die nach Mekka gehen.

Alljährlich verſammeln ſich zu Damaskus aus dem ganzen Norden Aſiens alle Pilger, die dieſen Zug mitmachen wollen. Die meiſten derſelben kommen erſt am Ende des Ramaſans, und dann gleicht Damaskus, die an ſich ſchon ſo lebendige Stadt, einem ungeheuren Markte. Es wimmelt von Fremden aus allen Theilen der Türkei und Perſiens. Alle Straßen der Stadt ſind bedeckt mit Haufen von Pferden, Cameelen, Eſeln und Waarenballen, und dieſer ganze ungeheure Troß ſetzt ſich nach einigen Tagen in Bewegung, um in vierzig Tagen durch die Wüſte ziehend, Mekka am Bairamfeſte zu erreichen.

Da die Karavane durch die Gebiete mehrerer freien Araberſtämme zieht, ſo mußte man Verträge mit ihnen abſchließen, ihnen einen Durchgangszoll bezahlen oder ſie zu Führer und Begleiter nehmen, was ebenfalls bezahlt wurde. Der Paſcha von Damaskus ſchickt vor dem Auszug der Karavane einem der mächtigſten Beduinenſchech's den Ehrenſäbel, von dem ich oben ſprach, ſo wie ein Zelt, und ernennt ihn ſomit zum Hauptführer der Karavane, unter welchem Titel ihm aber die Verpflichtung obliegt, für einen Theil der zum Zuge nöthigen Kameele zu ſorgen, die er um einen beſtimmten Preis liefern muß, ohne bei Verluſten auf eine weitere Entſchädigung rechnen zu können. Jedes Jahr gehen bei dieſen Zügen an zehntauſend Kameele zu Grunde, deren Erſetzung ein bedeutender Erwerbszweig der Araber iſt.

In früherer Zeit lag dem Paſcha von Damaskus die Verpflichtung auf, die heilige Karavane ſelbſt nach Mekka zu führen, weswegen er den Ehrennamen Emir Hadje führte, und dieſem Poſten wurde eine ſolche Wichtigkeit beigelegt, daß, wenn der Zug gelingt, das heißt, wenn die Araber ihn nicht zerſtreuen und ausplündern, die Perſon des Paſcha für alle Zeiten unverletzlich iſt und es ſelbſt dem Sultan nicht erlaubt iſt, ſein Blut zu vergießen. Doch wußte die Politik der hohen Pforte dies buchſtäbliche Verbot ſehr gut zu umgehen, indem ſie einen ſolchen Paſcha, deſſen ſie ſich entledigen wollte, in einem Sack erſticken ließ.

Neben dem religiöſen Intereſſe treibt auch die Ausſicht, im Handel ein Bedeutendes zu gewinnen, ein Menge Pilger zu dem Zuge. Sie nehmen von Hauſe Waaren mit, die ſie unterwegs verkaufen, und das gelöſte Geld verwenden ſie in Mekka zum Einkauf von Mouſſelinen aus der Stadt ſelbſt und aus Bengalen von Shawls aus Kaſchemir, Aloe aus Tunkin, Diamanten aus Golkonda, beſonders Kaffe aus Yemen. Indeſſen plündern oft die ſtreifenden Araber die Karavanen gänzlich aus und machen alle die ſchönen Projecte der Kaufleute zu Schanden. Doch kommen in den meiſten Fällen die Pilger wohlbehalten zum Ziel und alsdann iſt ihr Vortheil ſehr bedeutend. Die ärmere Claſſe, die bei dem Zuge materiell nichts gewinnen kann, macht ſich in allen Fällen durch die Ehrfurcht bezahlt, die man dem Narren Hadji (Pilger) beilegt, oder durch das Vergnügen, ihren Landsleuten die Wunder der Kaaba zu rühmen, mit Emphaſe von der ungeheuern Menge Pilger und den Mühſeligkeiten, die ſie ausgeſtanden haben, zu ſprechen, ſo wie von den ſeltſamen Figuren der Beduinen, der waſſerloſen Wüſte und dem Grab des Propheten. Dieſe Erzählungen haben den gewöhnlichen Erfolg, daß ſie die Bewunderung und Begeiſterung der Zuhörer erregen, wiewohl es nach dem aufrichtigen Geſtändniß der Pilger nichts Elenderes, als dieſe Reiſe gibt. Uebrigens hat aber auch dieſe flüchtige Bewunderung nicht verhindert, ein für die frommen Pilger wenig ehrenvolles Sprüchwort in Umlauf zu bringen: „Sey mißtrauiſch gegen deinen Nachbar,“ ſagt der Araber, „wenn er einen Hadje (Pilgerzug) gemacht hat; macht er aber zwei, ſo trenne dich augenblicklich von ihm.“

Am andern Morgen brachen wir wieder vor Tagesanbruch auf; unſer alter Wirth wollte uns durchaus begleiten, indem er unſeren Schech vorſtellte, unſere Eſcorte ſey bei einem bedeutenden Angriff der Araber doch ein wenig ſchwach, und es mache ihm ſelbſt Spaß, wieder einmal einen Ritt durch die Wüſte zu unternehmen. Sein Verlangen konnte uns nur angenehm ſeyn, und da wir ſchon viel von den verwegenen Räubereien der Araber in dieſen Theilen des Landes gehört hatten, ſo ſahen wir es nicht ungern, daß er ſich in Begleitung einiger zehn recht gut ausſehender Reiter unſerem Zug anſchloß.

Eine kurze Strecke hinter Karyatien fing die gewaltige Sandwüſte mit einem Male an. Eine unabſehbare, weißlich gelbe Fläche breitete ſich vor uns aus und der Blick fand keine Abwechslung, als lange Wellenlinien, die der Wind in den Flugſand gezeichnet hatte. Nördlich ſtrichen in weiter Entfernung die Gebirge von Ajar und öſtlich war das, was wir ſahen, entweder Sandgebirge oder der gelbe Boden ſpiegelte ſich in den Wolken wieder. Die ausführlichere Beſchreibung einer Reiſe durch die Wüſte findet beſſer bei unſerer zweiten und größeren Tour durch dieſe öden Sandflächen, als wir ſpäter von Gazza nach Kairo zogen, ihre Stelle, weshalb ich hier nur mit wenigen Worten darauf hingedeutet habe, beſonders da ſich dieſe verlaſſenen baum- und waſſerloſen Landſtrecken faſt ganz gleich ſehen.

Unſer heutiger Tagmarſch war für die Pferde ſehr ermüdend, denn obgleich ſie bei jedem Schritt bis über die Feſſeln in den Sand traten, ging es doch faſt beſtändig im ſcharfen Trabe vorwärts. Auch der Himmel war uns nicht ſehr günſtig, ſondern mit Wolken überzogen und ein ſcharfer Wind wirbelte oft den Sand um uns in die Höhe, daß wir wie in Wetterwolken eingehüllt dahin ritten. Mir kam heute beim Betrachten unſerer Reiterſchaar häufig und ſehr lebhaft ein kleiner Kupferſtich in's Gedächtniß, „eine Karavane vor einem Sandſturme fliehend,“ auf welchem eine bunte wilde Schaar von Beduinen vor zerriſſenen Wolken, die vom Himmel herabzuflattern ſcheinen, und beweglichen Sandhaufen, wie wir heute, dahin fliehen. Im Hintergrund des kleinen Bildchens ſah man die Ebene mit Ruinen bedeckt. War es Palmyra? Mir kam es damals ſchon ſo vor, als müſſe es Palmyra ſeyn, und meine Phantaſie bemühte ſich nach Allem dem, was uns von jener fabelhaften Stadt geſagt wurde, bei Nennung dieſes Namens die prächtige todte Stadt ſo wundervoll wie möglich auszumalen. — Aus der Wüſte kamen die guten und böſen Feen, die an der Wiege neugeborner Königskinder erſchienen, um ſie zu beſchenken, und Palmyra hatte ich mir als den Ort gedacht, wo die gute Fee herkommen müſſe. Palmyra mit den ſchönen Bauwerken, von denen ich gehört, und die doch Niemand bewohnen ſollte, war mir eine Stadt von Palmen umgeben, in der jene guten Geiſter ihre eigentliche Heimath hatten, wie auch bei uns die Zauberſchlöſſer mitten im Walde liegen.

Aber mir allein erging es ja nicht ſo mit jener vergeſſenen Stadt; wußten doch ſelbſt die gelehrteſten Männer noch vor nicht gar langer Zeit wenig über die Größe und Ausdehnung Palmyra's, der ſtolzen Wittwe, die undurchdringliche Sandſchleier um ihr Haupt gezogen und ſich unſichtbar gemacht hatte. Wie bekannt waren nicht jene Marmorpaläſte, jene herrliche Stadt in der dritten Epoche Roms durch die glänzende Rolle, die ſie in den Partherkriegen ſpielte, durch Zenobia und ihren eigenen Fall unter Aurelian! Seit jener Zeit hat ihr Name in der Geſchichte eine ſchöne Erinnerung zurückgelaſſen; aber auch nur eine Erinnerung, ſie war wie verſchwunden vom Erdboden; man wußte nicht mehr, wo ſie lag, man machte ſich die wunderlichſten Ideen von ihrer eigentlichen ungeheuern Größe. Gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts erzählten die Beduinen, die aus der Wüſte nach Damaskus und Aleppo kamen, viel Seltſames von den weit ausgedehnten prächtigen Ruinen einer großen Stadt, die ſich mehrere Tagereiſen mitten in den Sandflächen befinden ſollte, wodurch endlich die engliſchen Kaufleute aufmerkſam gemacht wurden und den Entſchluß faßten, die wunderbaren Erzählungen über dieſen Ort zu prüfen. Ein erſter Verſuch um's Jahr 1678 mißlang; die Araber plünderten die Karavane vollkommen aus, und ſie mußte, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, umkehren; 1691 erneuerten ſie den Verſuch, kamen endlich zu den viel beſprochenen

Monumenten, und was ſie da ſahen, überſtieg die kühnſten Phantaſien. Doch fanden ihre Erzählungen viel Unglauben und man konnte nicht begreifen, wie in einem von jedem angebauten Lande ſo entfernten Orte eine Stadt habe beſtehen können, ſo prächtig und ausgedehnt, wie ſie ihre Zeichnungen und Berichte ſchilderten.

Von der Zeit an wurden die Ruinen aber von mehreren Reiſenden beſucht und man nahm die genaueſten Zeichnungen und Pläne von ihnen auf, nach denen man nicht mehr zweifeln konnte, daß weder in Griechenland noch Italien das Alterthum uns etwas hinterlaſſen hätte, das mit den Ruinen von Palmyra zu vergleichen ſey.

Was wir am Morgen vor uns geſehen hatten, waren wirklich Ketten von Bergen, ohne Baum und Strauch, die eine ſandige Fläche von ungefähr drei bis vier Stunden Breite einſchloſſen, und ſo eine Schlucht bildeten, die ſich nordweſtlich hinzog. Es dunkelte ſchon, als wir den Eingang derſelben erreichten, wo wir die vorausgeſchickten Kameele gelagert fanden. Unſer guter Schech von Karyatien hatte ein Zelt mitgegeben, das uns recht gut zu Statten kam. Die Nacht wurde, wie immer hier, recht kalt und der Thau benetzte rings den Boden. Trotz der geſpannten Erwartung, mit der wir dem morgenden Tag entgegenſahen, ließ uns die große Ermüdung, die uns dieſe forcirten Ritte verurſacht, ſehr feſt ſchlafen und es bedurfte am andern Morgen des lauten Getümmels der aufbrechenden Araber, um uns zu wecken. Die Kameele mit ihrer Bedeckung blieben auf dem Platze hier, um uns morgen in der Nacht wieder aufzunehmen, und ſie waren für dieſe Zeit mit Waſſer und Proviant genugſam verſehen.

Wir ritten in der Morgendämmerung vielleicht zwei Stunden lang durch die Schlucht, die ſich auf einmal zu verengen ſchien; doch traten die Gebirgszüge an dieſer Stelle nur etwas zuſammen, um ſich gleich hinter derſelben zu einem weiten Thale auszudehnen, in welchem Palmyra oder Tadmor liegt. Mir klopfte das Herz, als wir eine dieſer Bergketten rechts hinanſtiegen und nun auf einmal auf der andern Seite die Ruinen einer Waſſerleitung ſahen, die einſt in frühern Zeiten das Waſſer nach der Stadt führte. Doch woher, da die Gegend weit und breit mit Sand bedeckt iſt? Die Rinne, welche von den ſtolzen Bogen getragen wird, zeigt keine Spur von irgend einem grünen Blatt oder einem Mooſe, ſondern Alles iſt beſtaubt und angefüllt mit dem feinen Sand, den der Samum emporwirbelt. Jetzt ſahen wir rechts und links neben dieſem Aquaduct, ſo wie auch an der Höhe vor uns, einige viereckige Thürme von bedeutender Höhe. Unſer Weg führte uns bei einem derſelben vorbei und wir erkannten, daß es alte Grabmäler ſeyen. Mit lautem Hurrah, das in den Bergen wiederhallte, jagten unſere Beduinen nun den letzten Abſatz der Höhe hinan. Wir folgten ihnen und ſahen von oben die alte prächtige Stadt vor uns, — todt, — und doch ewig in ihren Trümmern lebend.

Es iſt nicht möglich, einen Anblick, wie den der Ruinen von Palmyra zu beſchreiben oder auch nur ein ſchwaches Bild davon zu geben. Man kann gegen andere Trümmer vergangener Zeiten an dieſe keinen Maßſtab legen. Hier iſt keine prachtvolle üppige Gegend, auf der die Ruinen nur eine Verſchönerung wären, hier iſt nichts wie eine unabſehbare öde Fläche, welche ſich bis zum Euphrat kahl und unwirthbar erſtreckt, die erſt dem Auge bedeutend wird und es zu feſſeln vermag durch die Trümmer der Stadt, Trümmer ſo ungeheuer und zahlreich, daß man ſie kaum in zwei Stunden umwandeln kann. Fern von jedem lebenden Weſen, fern von der Zeit, die im Stande war, ſolches zu bauen, ragt hier eine ungeheure Menge korinthiſcher Säulen empor, deren Bild durch die wenigen Mauern und Gebäude, die man ſieht, noch ſonderbarer wird. Kann man die unzähligen ſchlanken Schafte mit dem kunſtvoll gearbeiteten Frieß einem verſteinerten Palmenwald vergleichen? Nein, es iſt wie das Tulpenbeet einer mächtigen Fee, die Säfte der ſchönen Blume hat eine böſe Macht ausgetrocknet und wir Menſchen glauben nun, dort ſey vormals eine Stadt geweſen. Ja, mir war es unmöglich, das ungeheure Schauſpiel, das ſich unſern Blicken auf der Höhe darbot, zu erfaſſen. Man verlange nicht, daß ich es verſuche, eine Schilderung davon zu entwerfen; es wäre nicht möglich; denn jeder müßte doch noch ſeine Phantaſie zu Hülfe nehmen, um ſich dieſe ungeheuere mit Trümmern bedeckte Ebene nach meinem Bilde vorſtellen zu können. Dieſe Säulen, in der Ferne geſehen, ſchlank wie Tulpenſtengel und deren Baſis dennoch allein die Höhe eines Menſchen überragt! Die ganze Ausdehnung dieſer himmelanſtrebenden Pfeiler von dreitauſend Schritten — eine Fläche, deren Größe manches Schöne dem Auge entzieht. Wir ritten ſtumm den Hügel hinab gegen die Stadt mit offenem Auge und gierigem Blick, um von dem Herrlichen ſo viel wie möglich in uns aufnehmen zu können.

Bald ſtößt man auf einen Palaſt, doch ſieht man nur die mit Säulen umgebenen Höfe, und Bruchſtücke der mit ſchönen Verzierungen bedeckten Mauern; bald auf einen Tempel, deſſen Größe und Lage man nur durch die umhergeſtreuten Trümmer erkennen kann; bald auf einen andern, deſſen Periſtyle halb umgeſtürzt iſt. Dort ſteht noch ein Portikus, da ein Triumphbogen, hier eine kleine Säulenpforte. Die tauſende von Säulen, die hier aufrecht ſtehen, bilden die merkwürdigſten Gruppen. Hier umgeben ſie in maleriſcher Unordnung einen Brunnen, dort ſieht man noch, wie ſie den Hof eines Tempels umſtanden, doch iſt die Symmetrie durch den Einſturz mehrerer von ihnen geſtört; weiter hinten dehnen ſie ſich in einer ſo langen Reihe aus, daß ſie Alleen von Bäumen gleichen und ſich in der Ferne verlierend nur wie eine ununterbrochene Linie erſcheinen. Ruft man die gierigen umherſchweifenden Blicke von dieſen erhabenen Scenen ab, und ſenkt ſie vor ſich hin, ſo ſieht man den Boden mit Trümmern bedeckt, die in ihrer zerſtörten Geſtalt noch eben ſo großartig ſind. Da liegen die ungeheuerſten Säulenſchäfte, halb und ganz zerſtückt, in ihren Theilen blos verrenkt oder ganz von einander getrennt. Ueberall blicken aus dem Boden halb vergrabene Mauerſtücke empor, Ueberreſte von Bildſäulen und Friezen, zertrümmerte Capitäler, entſtellte Reliefs, mit Sand bedeckte Gräber und zerſtörte Altäre.

Wir überließen unſere Pferde den Beduinen und wanderten den ganzen Tag zwiſchen den erhabenen Trümmern umher. Ich verſuchte es, hier eine ſchöne Ruine abzuzeichnen, ſo wie auch anfänglich, einen Plan von dem Ganzen aufzunehmen, aber entblößt von allen Inſtrumenten, wie wir waren, konnte mir das unmöglich gelingen. Auch mangelte uns die nöthige Zeit. Anfänglich hatten wir projectirt, den folgenden Tag auch noch unter den Ruinen zuzubringen, ein Vorſatz, den wir aufgaben, indem uns dieſer verlängerte Aufenthalt ohne Meßgeräthe und Zeichenbücher nichts genützt hätte, und weil auch unſere beiden Beduinenſchech die Abreiſe auf den Abend wünſchten, da ſie, ich weiß nicht, aus welchen Zeichen erkennen wollten, es müſſe erſt vor Kurzem ein zahlreicher Araberſtamm Palmyra verlaſſen haben, der vielleicht zurückkehren, uns überfallen und ausplündern könnte.

Als wir demnach am Abend unſere Pferde wieder beſtiegen und der ſchönen verlaſſenen Stadt den Rücken zukehrend, die Sandhügel hinanritten, war es mir, als verlaſſe ich etwas, das ich längſt geliebt und das ich vorher als Andenken in meinem Herzen getragen, jetzt aber, nachdem ich es einmal flüchtig geſehen, zurücklaſſen müſſe und auf ewig verlieren habe. Lange ſtanden wir oben auf den Höhen und ſahen die Stadt noch einmal vergoldet von den letzten Strahlen der Abendſonne. Ach, wie biſt du ſo todt, ſo entſetzlich todt, Palmyra! Auf deinen Trümmern weht nicht einmal ein lebendiger Strauch, kein Grashalm winkt zum Abſchied herüber! Wär' ich ein Beduine und mir ſtürbe meine Geliebte, ich würde ſie unter deinen Trümmern begraben und dich ſo an mein Herz feſt ketten. Doch ich muß zurück nach dem kalten Norden, kann mir nur ein Bild von dir mitnehmen, das freilich im erſten Anſchauen friſch und klar vor mir ſteht; aber nach und nach werden die Säulen durcheinander wanken, ſich verwirren, Sand und Staub werden aufwirbeln und dich, du ungeheures Grab, ſelbſt meinem innern Blicke entrücken. — Leb' wohl, Palmyra! Leb' wohl, du Wüſtenkönigin!

Unſere Eskorte aus Karyatien fanden wir noch auf demſelben Fleck vor dem Eingang jener Schlucht, und brachten den Reſt der Nacht bei ihr zu. Am andern Morgen mit Tagesanbruch ritten wir gegen Karyatien zurück und die Kameele folgten uns langſamer. Unſer guter Schech — er hieß Abdallah — machte wieder den freundlichen Wirth und wir verließen ihn am andern Morgen mit den Gefühlen, wie man einen alten Freund verläßt, den man nie wiederſehen wird. Er gab uns noch eine kleine Strecke das Geleit gegen Neſchme, wandte ſein Roß und flog zurück. Beim Abſchied hatte er Thränen in den Augen und ließ uns durch Giovanni ſagen, er habe uns recht liebgewonnen und werde das nächſte Mal mit recht betrübtem Herzen die Ruinen von Tadmor wiederſehen.

Den Abend erreichten wir ohne Unfall Neſchme und den folgenden Tag noch bei guter Zeit Damaskus. Unſere Pferde hatten ſich recht gut gehalten und waren auf keinen Fall ſo gränzenlos ermüdet, wie wir, von den ungeheuern

Ritten, die wir in dieſen Tagen gemacht. Wir legten uns gleich zu Bette und ſchliefen weit in den folgenden Tag hinein.

Abreiſe von Damaskus. Baalbek. Die Cedern des Libanon.

Indeſſen hatte Skandar, während der Zeit wir den Ausflug nach Palmyra gemacht, mit ſeinem Pferdehandel ſo ziemlich reuſſirt. Der Stallmeiſter des Perſers hatte, wie er ſagte, ſeinen Herrn dazu vermocht, das Pferd abzugeben; dieſer wollte jedoch nicht eher einen Preis beſtimmen, bis wir den Hengſt nochmals und in ſeiner ganzen Schönheit im freien Felde dahinjagend geſehen hätten, weshalb uns der Stallmeiſter den Tag nach unſerer Ankunft von Palmyra auf Nachmittags drei Uhr beſtellte, damit er uns den Hengſt vor den Thoren der Stadt vorreiten könnte. Dem Baron waren dieſe Ausſichten jedoch nur halb erwünſcht; denn Herr Baudin, der die Zeit unſerer Abweſenheit ebenfalls dazu benützt hatte, in unſerem Intereſſe Pferde anzuſehen, verſicherte, er habe keins gefunden, was jenem Hengſt an Adel und Schönheit gleich zu ſtellen ſey; ebenſo Skandar, der, wie er verſicherte, in allen möglichen Stallungen herumgekrochen ſey. Demungeachtet ritten wir Nachmittags hinaus, und bald erſchien auch der Stallmeiſter mit ein paar Knechten, von denen einer das Pferd führte. So ſchön ſich uns das Thier ſchon beim erſten Anblick gezeigt hatte, ſo edel fanden wir es auch jetzt in allen ſeinen Bewegungen, beſonders da ihn der Fürſt ritt, deſſen feine Figur zu der mittelgroßen Geſtalt des Pferdes ſehr gut paßte. Der Baron würde augenblicklich auf den Handel eingegangen ſeyn, wenn ihn nicht die Idee abgehalten hätte, daß er, wie ſchon geſagt, kein zweites, eben ſo edles Pferd finden würde, wodurch die Transportkoſten für das eine allein zu groß geworden wären.

Doch fragte er nach dem Preis, den ihm der Stallmeiſter jetzt angab und der, obgleich er ſehr hoch war, doch für den edeln Hengſt nicht zu übertrieben erſchien.

Wir baten den Perſer, auf den Abend zu uns in's Kloſter zu kommen, wo ihm der Baron ſeinen Entſchluß mittheilen würde, und ritten dann nach der Stadt zurück, wobei viel für und gegen den Ankauf des Pferdes geſprochen wurde, namentlich hatte ſich der Fürſt förmlich in den Hengſt verliebt und wandte ſeine ganze Ueberredungskunſt auf den Baron an, um ihn zum Ankauf deſſelben zu ſtimmen. Doch ſo ſehr dieſem auch das Pferd gefallen und er es mit gutem Gewiſſen für den angegebenen, ſelbſt noch für einen höheren Preis hätte kaufen können, hielt ihn doch der oben bemerkte vernünftige Grund von dem Abſchluß des Handels zurück, und als der Perſer am Abend zu uns kam, händigte ihm der Baron für ſeine Bemühungen ein reiches Geſchenk ein und ſetzte ihm auseinander, warum er zu ſeinem großen Bedauern das Pferd nicht kaufen könne.

So waren denn unſere Geſchäfte auf einmal hier beendigt. So viel es uns die Zeit erlaubte, hatten wir die Stadt geſehen und ein längeres Verweilen in derſelben war uns beſonders wegen jener fürchterlichen Krankheit, die ſich immer mehr zeigte, nicht angenehm, weshalb wir noch heute Abend unſere Sachen packen ließen und am andern Morgen bei guter Zeit aufbrachen, um nach Beirut zurückzukehren. Da überall in den Klöſtern natürlich keine Zeche berechnet wird, ſo gibt man dem Prior ein Geſchenk für die Armen und bezahlt auf die Art einigermaßen die Mühe und Koſten, welche man den guten Paters verurſacht. Der Prior ertheilte uns vor der Abreiſe ſeinen Segen, wobei er die Hoffnung ausſprach, uns, da er vielleicht in einiger Zeit nach Italien zurückkehren müſſe, wiederzuſehen.

Bald hatten wir die Stadt im Rücken und kletterten die ſteilen Abhänge des Antilibanon hinauf, von wo aus wir dem ſchönen Damaskus noch einmal mit unſern Blicken Lebewohl ſagten. Der gute Baron, der ſich ſo viel Mühe gegeben hatte, um ein paar ſchöne Pferde zu finden, war ſichtlich verſtimmt, daß ihm das nicht gelungen war. Doch der Fürſt und ich ſangen ihm ſeine Lieblingslieder vor und bemühten uns, ihn durch unſere gute Laune wieder zu erheitern, was uns auch bald gelang.

Wir machten denſelben Weg, wie auf der Hinreiſe, kehrten einen Augenblick in Schiras bei unſern guten Wirthsleuten ein und ſtiegen wieder aufwärts längs den Ufern des Barrada durch den wilden Felſenweg, in dem wir uns neulich verirrt hatten. Heute beim hellen Tag konnten wir die coloſſalen ſchauerlichen Formationen dieſer Schlucht recht erkennen. Ich kann dieſen Weg mit keinem andern vergleichen, als der via mala in der Schweiz, nur mit dem Unterſchiede, daß dort eine breite gut erhaltene Chauſſée führt, hier aber der Weg hoch über dem ſchäumenden Fluſſe, kaum einen Fuß breit und mit lockerm Steingerölle bedeckt iſt. Die ſteinerne Brücke, die wir gleich anfangs paſſirten, ſchien uralt und war kühn über eine gewaltige Kluft geſpannt. Heute verirrten wir uns nicht und folgten dem Weg durch jene ſeltſam geformten Klüfte längs ſteilen Felſen vorbei, in denen wir viereckige Löcher gehauen ſahen, die, wie uns einer der Mucker ſagte, in frühern Zeiten Wohnungen der Bergvölker geweſen ſeyen. Doch wäre es eben ſo glaubwürdig, wie uns Giovanni verſicherte, daß es alte Grabgewölbe ſeyen.

Die alte Tradition verlegt in dieſe wilden Felswege eine Sage aus der älteſten Geſchichte des Menſchengeſchlechts. Kain, der ſeinen Bruder Abel am Altar auf dem Kaſſun bei Damaskus, wo damals das erſte Elternpaar wohnte, erſchlug, wußte nicht, daß es der Tod ſey, der ihm nach jener That die Augen geſchloſſen und bemühte ſich, als ſchmerzliche Reue ſeinen Zorn verſcheucht, ihn aus dem tiefen Schlafe zu erwecken, aber vergebens. Er trug den Leichnam des Bruders auf ſeinen Schultern, und ſchleppte ihn durch das Thal Gutha, dem Lauf des Barrada entlang und legte ihn an dieſer Stelle nieder. Er ſetzte ſich verzweiflungsvoll neben der Leiche hin und ſchaute, ob der tiefe Schlaf noch nicht weichen wollte, bis er einen Raben ſah, neben dem ein anderer todter Rabe lag und für welchen der erſte mit dem Schnabel ein Loch grub und ihn darin verſcharrte. Da fiel auch dem Kain ein, der Schlaf des Bruders könne ein ähnlicher ſeyn, wie der des Vogels und es bedürfe ein anderes tieferes Bette, wie das auf dem Raſen unter dem blauen Zelte des Himmels. Darauf nahm er den Todten auf die Höhe eines der Berge und grub eine Gruft zur Ruheſtätte deſſelben.

Bald hatten wir das Ende jener Schlucht erreicht und die erſte Kette des Antilibanon überſtiegen. In einem ziemlich langen Thale, das ſie von der zweiten ſcheidet, lag unſer heutiges Nachtlager, Zebdeni, das wir mit Einbruch der Nacht erreichten. Ein kleines armſeliges Dörfchen, jedoch mit Fruchtfeldern umgeben und in Maulbeerpflanzungen und Platanen verſteckt liegend. Wir hatten anfangs Schwierigkeit, ein Unterkommen zu finden; denn Giovanni war heute einmal wieder ſehr ſchlechter Laune und führte uns in eine elende Barracke, eine Art Scheune, wo wir die Nacht zubringen mußten. So ſtreng ihm auch der Baron befahl, ein anderes Quartier zu ſuchen und ſich beim Schech des Dorfes darnach zu erkundigen, ſo störriſch war der Burſche, meinte, es gebe gar keinen Schech im Dorfe, auch ſey dies Quartier eins der beſten. Wir mußten uns in Geduld fügen, obgleich der Fürſt ſowohl wie ich einen Augenblick wartete, ob der Kerl, wie er wohl zu thun pflegte, ein heftiges Wort ausſtoßen würde. Für dieſen Moment hatte ich ſchon einen Steigbügelriemen in Bereitſchaft, und würde ihn derb durchgeprügelt haben. So einſam unſere Scheune anfangs war, ſo belebte ſie ſich doch nach und nach. Männer, Weiber und Kinder erſchienen und ſetzten ſich in einem großen Kreiſe umher, unſere Kleider und ſeltſamen Geräthe anſtaunend. Ich nahm mein Taſchenbuch heraus und verſuchte, ob ich nicht eines dieſer charakteriſtiſchen Geſichter abzeichnen könnte, was den Arabern zu gefallen ſchien und ſobald ſie merkten, was ich wolle, ſo drängte ſich jeder vor und bat mich, doch ſein Geſicht beſonders zu berückſichtigen. Ich bin überzeugt, die Leute ſind mit einer äußerſt guten Meinung ſpäter von uns gegangen. Denn ſpäter gaben wir ihnen noch ein Vokalconcert zum Beſten, in das einige mit einſtimmten, andere aber durch einen wilden Tanz begleiteten.

Am andern Morgen brachen wir zeitig auf, um die herrlichen Ruinen von Baalbek noch bei guter Zeit zu erreichen. Es war außerordentlich kalt, als wir fortritten und beim Hinanſteigen der Berge gegen die zweite Kette des Antilibanon trafen wir bald auf Schnee und kleine Bergwaſſer, deren Ufer mit Eiszacken eingefaßt waren. Wir befanden uns hier in ziemlicher Höhe über der Meeresfläche, gegen drei tauſend ſechshundert Fuß, faſt ſo hoch wie der Gipfel des Brockens in Deutſchland.

Obgleich es heller Tag war, und unſere Mucker behaupteten, den Weg nach Baalbek genau zu kennen, verirrten wir uns doch nach einigen Stunden, eine Nachläſſigkeit dieſer Leute, die uns einige Zeit raubte und uns obendrein Pfade betreten ließ, die wir nach Allem dem, was wir kürzlich in dieſer Art ſchon erlebt, doch faſt unerſteiglich vorkamen.

Gegen Mittag hatten wir den letzten Rücken des Antilibanon, wie unſere Mucker verſicherten, vor uns liegen, der faſt ganz aus ſteilen Felſen beſtand, und den wir auf einem merkwürdigen Pfade erklettern mußten. Eins hinter dem andern wanden ſich die Pferde, zwiſchen Steinblöcken durch, die ſie wie Treppen erſteigen mußten, und ſo dauerte es über zwei Stunden, ehe wir oben waren. Etwas Wilderes, Kahleres, als dieſen Bergrücken ſah ich nie; er war eine Strecke mit ſpitzen Steinen bedeckt, die wie verſteinerte Wellen emporſtarrten, ſo daß es den Pferden faſt unmöglich war, den Weg zu verfolgen, ohne ſich zu beſchädigen. Rechts von uns erhob ſich der Berg noch hundert Fuß höher in einem einzigen ſteilen Felszacken, auf welchem ſich ein Adlerneſt befand. Der prächtige Vogel ſaß auf einer Spitze, und ſah verächtlich auf uns herab. Wir ſchoſſen unſere Piſtolen in die Luft, um ihn aufzujagen, was uns aber erſt nach mehreren Schüſſen gelang. Die Ausſicht, die wir hier oben hatten, war großartig. In Süd-Süd-Weſt ſahen wir aus weiter Ferne den ſchneebedeckten Dſchebbel-Schech. Vor uns trat die ganze mächtige Kette des Libanon, obgleich etwas in Wolken gehüllt unſerm Auge entgegen. Wir verließen jetzt das Steinmeer und ritten über einen mit Haidekraut und niedrigen Eichen bedeckten Abhang und ſahen bald das herrliche Thal Bekaa vor uns liegen.

Anſtatt gerade hinabzuſteigen, zogen wir an einem Abhang des Berges hin, und erreichten in Kurzem ein kleines Dörfchen Zarain, hinter welchem wir unſern Weg wie oben fortſetzten. Wir alle ſpähten ſorgſam umher, um die prächtigen Ruinen von Baalbek zu erblicken, die unten in jenem Thale liegen, doch mußten wir noch eine halbe Stunde reiten, eh' uns dieſer überraſchend ſchöne Anblick zu Theil wurde. Ich war gerade an der Spitze des Zuges und hielt mit einem lauten Ausruf der Ueberraſchung mein Pferd zurück; denn plötzlich ſtiegen vor mir im Thale, in dem man weit und breit nichts ſieht, wie die kleinen armſeligen Lehmhütten der Syrier, ſechs rieſenhafte Säulen empor, deren majeſtätiſche Geſtalt unwillkührlich zu halten gebot und das Herz ſchneller ſchlagen machte — Baalbek. —

Von jetzt an behielten wir die prächtigen Ruinen immer im Auge und ſtiegen, wie magnetiſch von ihnen angezogen, ſchneller in's Thal hinab. Nach und nach trat der ganze gewaltige Trümmerhaufen des Sonnentempels vor unſere Augen. Umgeſtürzte Säulen, zerbrochene Mauerſtücke, jetzt der noch ziemlich erhaltene Tempel des Baal ſelbſt, daneben ein kleines rundes Gebäude mit korinthiſchen Säulen, zuletzt die gewaltige Unterlage von den mächtigſten Steinblöcken, auf welchen das Ganze ruht.

Bald erreichten wir das kleine Dörfchen Baalbek, das ärmlich und unbedeutend neben den Ruinen liegt. Man hatte uns in Damaskus geſagt, der griechiſche Biſchof von Baalbek ſey ein ſehr gaſtfreundſchaftlicher Mann, und würde uns, da wir keine Engländer ſeyen, gerne ein Obdach gewähren. Gegen Altengland und ſeine Söhne nämlich hat der fromme Biſchof, man weiß übrigens nicht, woher einen unüberwindlichen Haß, und tritt, ſo viel es ihm möglich iſt, gegen das mächtige Reich in offenbare Oppoſition, die er jedoch nur an den Engländern, die ihn beſuchen wollen, ausübt; denn obgleich ſein Haus für Fremde gern geöffnet wird, geräth er in heftigen Zorn, wenn demſelben ein Engländer naht und ſoll vor noch nicht ſehr lange einem vornehmen Reiſenden dieſes Volks mit den größten Scheltworten die Thür gewieſen haben. Dagegen hält er die Franzoſen ſehr werth, und ſie ſind ihm in Europa das gute ſo wie die Engländer das böſe Prinzip.

Obgleich wir gewiß keine Engländer waren, hatten wir doch nicht die Ehre, von dem Biſchof aufgenommen zu werden, denn der arme Mann befand ſich gegenwärtig ſo krank, daß man jede Stunde ſein Ende erwartete. Doch fanden wir ein recht gutes reinliches Quartier bei dem Schech des Dorfes, der uns freundlich entgegen kam.

Wir nahmen ein kleines Mittageſſen ein und gingen dann zu den Ruinen, um ſie in der Nähe zu beſehen. Ueber dieſelben iſt ſchon ſo viel Gutes geſchrieben und gezeichnet worden, daß ich nur wenige Worte darüber ſagen will.

Baalbek iſt das alte Baalgad und Baalhamon der heiligen Schrift, deſſen heut noch ſtehende Ruinen der Tempel der Sonne und der Tempel verſchiedener anderer Gottheiten der Alten ſind. Von der mächtigen Stadt ſelbſt, wie ſie in den Zeiten des israelitiſchen Reichs geweſen, findet man keine Spur mehr, als nur wenige Mauerreſte und unausgefüllte Gräben. Jener Tempel waren zwei, die auf mächtigen gewölbten Unterlagen ſtehen, von denen der eine, der das Baal noch ziemlich erhalten iſt. An den vier Mauern, die aus großen Quadern in kunſtloſer Einfachheit aufgeführt ſind, ſieht man noch die ganze ſorgfältige Ausführung des Fries und Karnies mit den ſchönſten netzförmig ſich verwebenden Bildwerken. Von den Säulenreihen, die ſie rings umgaben, ſieht man an der nördlichen Außenſeite noch neun. Es waren vierzehn auf dieſer Seite, und die fehlenden fünf liegen in großen Blöcken umher oder ſtehen noch ſtückweiſe auf ihrem Piedeſtal. Auf der ſüdlichen Seite ſtehen von dieſen vierzehn nur vier und auf der Weſtſeite, wo acht Säulen waren, ſieht man nur noch drei. Vom Portikus im Oſten, der aus zwei Säulenreihen beſtand, haben ſich nur noch viere erhalten, an welche die Saracenen aus den Trümmern der andern einen plumpen Thurm mit einer Mauer gebaut haben, der den Eingang dieſes ſchönen Tempels verdeckt. Noch wohl erhalten iſt das Innere deſſelben, zu welchem man durch ein Portal tritt, an dem der korinthiſche Bauſtyl Alles, was ihm an Verzierungen zu Gebote ſtand, beinahe überladen, aber doch dem Auge wohlthuend durch

Symmetrie und Zuſammenpaſſen des Ganzen angebracht hat. Der Schlußſtein des Portals iſt durch ein Erdbeben oder durch ſeine eigene Schwere allmählig geſunken und hängt, nur noch von den Nebenſteinen gehalten, drohend über dem Eingang, als wolle er die heiligen Räume des Tempels vor jedem unberufenen Beſucher durch ſeinen Anblick ſchützen. Auf dieſem Steine iſt das Bild eines Adlers ausgehauen und zu beiden Seiten geflügelte Genien. Die inneren Wände ſind ebenfalls glatt mit ſechs gerinnten Säulen an jeder Seite verſehen, zwiſchen denen ſich ebenſo viele kleine Niſchen befinden; doch gewährt von hier das Gebäude durch die mächtigen Schutt- und Trümmerhaufen, die den Boden bedecken, einen weit traurigeren Anblick, als das prächtige Gebäude von außen.

Von dem andern Tempel, der zu einem Pantheon dienen ſollte, iſt wenig mehr vorhanden, als jene ſechs coloſſalen Säulen, von denen ich oben ſprach. Dieſes ungeheure Bauwerk muß an tauſend Schritte lang geweſen ſeyn; doch ſind viele der ältern und neuern Reiſenden darüber einig, daß es, wie auch ſo viele großartige Gebäude bei uns, nie fertig geworden ſey. An der Oſtſeite war der Eingang, zu welchem große Stufen hinanführten. Der Portikus hier hatte zur Rechten und Linken prachtvolle Pavillons und führte auf einen ſechseckigen Hof, der, ſo wie dieſe Pavillons, nie vollendet geweſen zu ſeyn ſcheint.

Von hier kam man in einen großen viereckigen Hof, deſſen Wände rechts und links, wie man noch jetzt ſieht, auf das ſchönſte ausgeführt waren. Beſonders ſchön ſind die in denſelben befindlichen Zellen und Exedren, die Wohnungen für die Prieſter und Magier, ſo wie die zu Aufſtellung der Götterſtatuen beſtimmten Niſchen. Erſt von dieſem Hofe aus trat man abermals auf Stufen in den innern Tempel, den ein Portikus von zehn Säulen ſchmückte. Dieſer Tempel hat vielleicht ſowohl an der Nord- als Südſeite zwanzig jener großen Säulen gehabt, von denen die ſechs oben erwähnten das Einzige ſind, was im Lauf der Zeiten ſtehen blieb. Etwas Schöneres aber als dieſe Säulen, denen jede an ſiebzig Fuß Höhe hat und deren Schaft aus einem Stücke beſteht, ſieht man nicht wieder. Selbſt Palmyra hat keine ähnlichen von ſo klarer, bewundernswürdiger Schönheit. Man mag dieſe Rieſen von nah und von fern anſehen, von vorn oder von der Seite, man vermißt nichts an ihnen, und ihre Anmuth, ſo wie die Richtigkeit ihrer Formen bleibt ſich immer gleich. Nichts von Allem dem, was ich in Palmyra, ſowie an andern Orten von Ruinen ſah, ſteht deshalb auch ſtets ſo lebendig und anſchaulich vor meinem Blick, wie dieſe ſechs Säulen von Baalbek.

Die Steine zu dieſen Tempelburgen wurden von den Abhängen des Libanon und Antilibanon herbeigeſchafft, meiſtens aus der Nähe. So liegt ſüdlich von Baalbek ein großer Steinbruch, in dem bei mehreren kleinen Blöcken ein ſchon ganz fertig gehauener Steinblock von ungeheurer Größe liegt. Welche Maſchinenkräfte die Alten ſchon beim Bau ihrer Werke kannten und anwandten, erſieht man aus den Dimenſionen dieſes Felsſtückes, das doch ebenfalls auf den Bauplatz geſchafft und da benutzt werden ſollte. Seine Länge beträgt bei fünf und ſechszig Fuß rheinländiſch, die Breite ſiebzehn und die Dicke dreizehn Fuß. Wozu dieſer Block hat verwendet werden ſollen, iſt natürlich nicht zu enträthſeln. An den ſüdweſtlichen Grundmauern der Burg ſieht man einige nicht viel kleinere Werkſtücke eingefügt; doch iſt es auch möglich, daß man aus dieſem Block eine der noch fehlenden Säulen zum großen Tempel hat behauen wollen.

Bis zum Einbruch der Nacht gingen wir zwiſchen den Ruinen herum, erkletterten die Mauern und krochen in die Gewölbe unter dem Boden. Letztere, vielleicht Gefängniſſe der unglücklichen Schlachtopfer, die hier dem wilden Dienſt der Aphrodite geopfert wurden, ſind aus mächtigen Quadern ſo kunſtreich zuſammengeſetzt, daß man an den Wänden faſt keine Fugen ſieht. Was mochte in dieſen Gewölben ſchon Alles vorgefallen ſeyn. Wie viel Seufzer, wie viel verzweiflungsvolle Bitten mögen wohl das Ohr der Tempelwächter eben ſo wenig erweicht haben, wie dieſe Mauern. An ſolchen Orten iſt meine Phantaſie beſonders regſam, mir ſolche Scenen auszumalen. Hier ſaß vielleicht ein unglückliches Weſen, ich denke mir am liebſten ein wunderſchönes Weib dabei, und wartete auf den Augenblick, wo ſie entweder ihr Leben oder ihre Ehre opfern mußte. Von oben ertönte der langſame tiefe Geſang der Prieſter, der immer näher kam. Sie ſtiegen die Treppen herab und ich — eilte raſch meinen vorangegangenen Gefährten nach, denn mir war, als hörte ich den wilden Geſang dicht hinter mir, und berühre meine Wangen ſchon das Wehen der langen Talare.

Draußen erwartete uns noch der ſchöne Anblick der Ruinen bei Abendbeleuchtung. Wir erkletterten im großen Hofe eine der Mauern und ſetzten uns mit dem Angeſicht gegen Weſten, gegen die Heimath zu, an die wir dachten, während unſer Auge mit Wohlgefallen die edlen Formen der Ruinen ſah, wie man ſo oft beim Erblicken eines ſchönen Bildes an einen entfernten geliebten Gegenſtand denkt. Vor uns hatten wir die Kette des Libanon mit ſeinen Schneeſpitzen, hinter denen die Sonne ſank und uns ihre letzten Strahlen zuſandte. Der Tempelhof unter uns, mit ſeinem wild durch einander geworfenen Trümmern, lag ſchon im Dunkel, als wir auf der Zinne der Mauer noch von der Sonne beſchienen wurden. Doch auch wir mußten zurückbleiben und der glänzende Schein hob ſich allmählig hoch und immer höher. Jetzt vergoldete er die Capitäler der ſechs Säulen, denen die Sonne, als das Schönſte, was ſie hier fand, ihre letzten Blicke ſchenkte, und flog dann zu den Wolken auf, mit den purpurgefärbten, eilig gen Weſten fliehend.

Wir verließen die ſtillen und öden Tempel, jene Grabmale einer längſt vorgegangenen Zeit und gingen nach dem Dorfe zurück. Dicht bei demſelben betrachteten wir noch ein anderes kleineres Bauwerk, einen halbrunden Tempel, deſſen Mauern inwendig mit den ſchönſten Bildhauerarbeiten überzogen ſind. Doch ſind dieſe nach allen Seiten zerborſten und die das Tempelchen umgebenden Säulen ſtützen ſich wie matt und krank gegen einander und werden wahrſcheinlich in kurzer Zeit zuſammenſtürzen.

Der Schech des Dorfes, er hieß Achmet Godder, war uns ein ſehr freundlicher Wirth. Sein Beſitzthum beſtand aus zwei kleinen Häuſern, die durch einen klaren Bach, den Leontes, von einander geſchieden wurden. Er hatte uns das eine eingeräumt und mit Strohmatten und Divankiſſen recht wohnlich aufgeputzt. Er erzählte uns während dem Abendeſſen Manches von der Armee Ibrahim Paſcha's, die hier gelegen und in einigen großen ſchlecht gebauten Häuſern, die wir heute morgen bemerkt, ein Feldlazareth eingerichtet hatten, in welchem aber die Peſt ſtark aufräumte.

Am folgenden Morgen lachte uns das herrlichſte Wetter von der Welt. Der Himmel hing klar und wolkenlos über uns und die Morgenſonne ſpielte luſtig auf den tauſend Thautropfen, die an dem Gras und Haidekraut des ſchönen Thales hingen. Selbſt die beiden Bergketten warfen früher als gewöhnlich ihre grauen Nebelſchleier von ſich und ſchienen ſich des ſchönen Tages zu freuen.

Wir verließen unſern guten Schech und durchſchnitten das Thal in nordweſtlicher Richtung, wobei wir noch oft nach den Ruinen zurückſahen. Am Fuß des Libanon ſchickten wir zwei Mucker mit den bepackten Mauleſeln, ſo wie Skandar und Mechmed dem Thal entlang gen Sachile, wo wir am folgenden Tage wieder zuſammen treffen wollten. Denn wir hatten noch einen Ritt vor nach den weltberühmten Cedern des Libanon. Unſer Weg führte durch dichten Wald ziemlich ſteil aufwärts bei zwei ärmlichen Dörfern vorbei, hinter welchen wir uns mehr nördlich wandten. Vor uns ſahen wir jetzt eine Hauptſpitze des Libanon, den Dſchebbel Makmel, zwölftauſend Fuß hoch, gegen welche ſich unſere Mucker dirigirten. Unſer Weg war entſetzlich mühſam und obgleich wir faſt immer zu Fuß gingen, mußten wir doch immer nach ein paar Stunden wegen unſerer ermatteten Thiere ausruhen. Gegen Mittag waren wir ſo hoch geſtiegen, daß wir uns alle die milde Luft des Thales wünſchten. Aus den mit Schnee angefüllten Schluchten ſtieß zuweilen der Wind mit Heftigkeit hervor und durchkältete uns trotz der Mäntel und Pelze. Zuweilen wurden wir rückwärts blickend durch eine herrliche Ausſicht belohnt. Da lag Bekaa vor uns, das herrliche Thal, das alte Keliſyrien und wir ſahen die ganze Kette des Antilibanon, die es im Südoſt einfaßte. Bald hatten wir den höchſten Punkt der Straße erreicht, vielleicht ſiebentauſend Fuß über dem Meer, und konnten nicht gar weit mehr von dem Cedernhain entfernt ſeyn. Rechts ſahen wir in ziemlicher Entfernung ein Dorf vor uns liegen, Hosran, das wir in kurzer Zeit erreichten. Von hier aus nahmen wir einen Führer mit, der uns bald an den Eingang des Thales der Cedern führte. Der ganze Weg vom Fuß des Libanon dahin war nicht weniger gefährlich und halsbrechend, wie alle, die wir in dieſen Gebirgen gemacht hatten. Bald mußten wir Bergwaſſer in

Ermanglung von Brücken durchwaten, bald ging es Schluchten hinab und hinauf, deren Wände mit lockerem Steingerölle bedeckt, die Thiere hinabrutſchen mußten, bald am Rande jäher Abgründe vorbei, auf fußbreiten Pfaden, wie ich ſie ſchon öfter beſchrieben.

Das Thal der Cedern, deſſen Durchmeſſer höchſtens eine kleine halbe Stunde beträgt, iſt auf drei Seiten eingeſchloſſen, nur in Südweſt iſt es geöffnet, wo die Schneewaſſer ihren Abfluß nehmen. Ohne dieſe Geſtaltung der Berge würde der Platz hier wahrſcheinlich ein See oder unwirthbarer Sumpf ſeyn; doch ſo, von den Bergwaſſern beſtändig angefeuchtet und vor den Winden geſchützt, bildete die Natur hier ein Aſyl, in welchem jene mächtigen Bäume Jahrtauſende dem Wetter und der Zeit trotzen konnten.

Aufrichtig geſagt, wäre es mir lieber geweſen, ich hätte die Cedern nie geſehen; denn die Idee, welche man ſich ſchon in der Kindheit von dieſem prächtigen Baume Salomos macht, verſchwindet beim Anblick derſelben gänzlich. Wer ſtellt ſich nicht unter den Cedern des Libanon rieſenhafte ſchlanke Bäume vor, von der Geſtalt unſerer Tannen, wogegen aber unſere höchſten Stämme wie Zwerge erſcheinen? Ich wenigſtens ſah ſie beſtändig ſo vor mir, mit ſchöner glatter Rinde, wahre Thürme, deren Spitze hoch in die Wolken hinaufreicht. Doch nichts von Allem dem! die erſten dieſer berühmten Cedern, die den Waldſaum umgaben, waren vielleicht zwanzig Fuß hohe Bäume, ganz von der Geſtalt unſerer Wachholderſträuche, deren Aeſte dicht über dem Boden anfingen und ſich in unregelmäßiger Geſtalt nach allen Seiten ausbreiteten. Doch betraten wir in feierlicher Stimmung dieſen Hain, über dem eine tiefe Stille lag, die nicht einmal durch den Laut einer Vogelſtimme unterbrochen wurde, jenen heiligen Hain, in welchen Salomo ſeine Knechte ſchickte, um das Holz zur Bundeslade zu holen.

Während wir über die Raſendecke dahin gingen, zwiſchen den ſtillen alten Bäumen, fiel mir ein bekanntes Lied ein, das mir ſehr hieher zu paſſen ſchien, welches anfängt:

Ueber allen Wipfeln iſt Ruh' ꝛc.

Unſer Führer, ein Maronite, war ſchon von Ibrahim Paſcha zu dieſem Amte erleſen worden und ſollte es verhüten, daß von den Bergbewohnern im Cedernhaine kein Holz gehauen würde; nicht einmal dürres aufzuleſen, hatte der Paſcha erlaubt, ein Befehl, der ihm viel Ehre macht.

Tiefer im Wald ſind die Bäume größer und ſtärker und viele derſelben mit einer Menge von Namen bedeckt, zu welchen auch wir die unſrigen hinzufügten. Die älteſten Cedern jedoch, welche man als Zeitgenoſſen Salomo's bezeichnet, ſtehen in der Mitte des Waldes auf einem kleinen freien Platz. Ihrer ſind fünf, deren Stamm neun Fuß im Durchmeſſer hat. Einer derſelben erſcheint noch dicker, weil der Blitz ihre Krone zerſtört und den Stamm von einander geriſſen hat. Da man dieſe Ceder für die älteſte und heiligſte hält, hat man an ihrem Stamme aus rohen Steinen einen Altar aufgerichtet, auf welchem jährlich einmal am Himmelfahrtstag eine Meſſe geleſen werden ſoll. Die Rinde des alten Baumes iſt faſt ganz verſchwunden, denn viele Reiſende nahmen ſich Stückchen davon mit oder ſchnitten ihre Namen in ſo großer Anzahl ein, daß ſie nach allen Seiten hin wie zerſetzt und durchbrochen ausſieht; ſelbſt die weit hinauslaufenden Wurzeln dieſes Baums ſind mit Inſchriften aller Art bedeckt. Wir brachen von ihren Zapfen ab, die ungefähr wie die der Tannen geſtaltet ſind, aber in die Höhe wachſen.

Die einbrechende Nacht vertrieb uns nach einigen Stunden aus dem Cedernhain, und da das Terrain gleich hinter dem Thale bedeutend abwärts ſteigt, ſo hatten wir die alten Bäume bald aus dem Geſicht verloren. Wir erreichten in kurzer Zeit das Dorf Hosran, wo wir übernachteten. Am andern Morgen brachen wir ſehr früh auf, um noch bei guter Tageszeit unſere übrigen Mucker wieder zu treffen, die nach Sachile vorausgegangen waren. Das Abwärtsſteigen ging ſo raſch und gut von Statten, daß wir in wenig Stunden die Ebene, in welcher Baalbek liegt, wieder erreicht hatten. Doch erlaubte uns der Lauf des Gebirgszuges nicht, die Ruinen noch einmal zu ſehen. Das Wetter war uns wieder ſo günſtig, wie geſtern, und wir trabten in heiterer Luft und Sonnenſchein über die blumige Raſendecke des ſchönen Thales raſch dahin. Bei Kerak, einem kleinen Dorfe, das, wie die meiſten der Dörfer hier, in einer maleriſchen Schlucht des Libanon verſteckt liegt, hielten wir einen Augenblick an, um ein mit niedern Bäumen umgebenes Gebäude, mehr als zehn Fuß lang und an drei Fuß breit, zu betrachten — der Sage nach das Grabmal Noah's. Ich hätte es weit eher für eine Kegelbahn gehalten, denn mit einem Mauſoleum hatte es auch nicht die geringſte Aehnlichkeit.

Hinter Kerak ließen wir unſere Pferde etwas ruhiger gehen, unterhielten uns über das viele Schöne, was wir in den letzten Tagen geſehen, als wir plötzlich hinter uns den Galoppſchlag eines anſprengenden Pferdes hörten. Ehe wir Zeit hatten, uns umzuſehen, was es gebe, war der Reiter deſſelben, ein Beduine in gutem Coſtüme, ſchon neben uns und ließ uns in wenig Augenblicken weit zurück. Wie aus einem Munde riefen wir uns beim Anblick deſſelben zu: „Welch' prächtiges Pferd!“ Es war eine große ſtarke Stute, mit fußlanger ſchwarzer Mähne, und mit einer Schnelligkeit jagte das Thier bei uns vorbei, die faſt beiſpiellos war. Jetzt ſahen wir nur noch vor uns eine Staubwolke, aus der die Lanze des Beduinen emporragte. Dann jagte er eine Schlucht hinauf und war unſern Blicken entſchwunden.

Obgleich es die Gewohnheit der Beduinen iſt, beim Anblick von Fremden ihre Pferde zuſammen zu nehmen und ſie in ihrer ſchönſten Geſtalt zu zeigen, wobei ſie mit der größtmöglichen Schnelligkeit vorbeifliegen, ſo daß man ſich in ſolchen Augenblicken über die Figur eines Pferdes täuſchen kann, ſo ſchien dieß bei dieſer Stute nicht der Fall zu ſeyn, denn der Reiter, ein ältlicher Mann, ſah ſich gar nicht nach uns um, ſondern verfolgte ſeinen Weg ſo eilig wie möglich. Unſer Baron, dem die vollkommene Schönheit des Pferdes am meiſten aufgefallen war, rief gleich aus: „Das Pferd oder keins!“ Und wir erkundigten uns bei den Leuten, die uns begegneten, ob keiner den Reiter gekannt; aber Niemand wußte uns etwas von ihm zu ſagen. Raſch trabten wir wieder vorwärts, um ihm vielleicht wieder nahe zu kommen; aber umſonſt! Schon lag Sachile vor uns und wir hatten noch keine Spur von ihm.

Sachile iſt eines der größeren Dörfer, die im Libanon liegen und wird hauptſächlich von Maroniten und andern Chriſten bewohnt, deren Zahl man auf fünf bis ſechstauſend ſchätzt. Der Ort ſelbſt, übrigens aus ebenſo ſchlecht gebauten Häuſern, wie alle dieſe Gebirgsdörfer beſtehend, liegt maleriſch am Abhang der Schlucht eines Gebirges, aus der ein reißendes Bergwaſſer in's Thal ſtürzt. Die Felder rings herum fanden wir beſſer angebaut, als wir ſie ſeit lange geſehen; grüne Wieſen wechſelten mit Gartenanlagen, in denen Roſen und Weinſtöcke am häufigſten zu ſehen waren. Da wir nur wenig Augenblicke hier bleiben wollten, um noch einen andern Chan tiefer im Gebirge zu erreichen, damit wir morgen in einem Tage nach Beirut kämen, ſo gingen wir in keins der Klöſter, ſondern forſchten nach dem Chan, wo wir unſere Mucker treffen ſollten. Wir mußten faſt durch das ganze Oertchen in einem bodenloſen, mit Schmutz bedeckten Hohlwege reiten, ehe wir ihn erreichten. Doch war der erſte, was ſich unſern Blicken darbot, jene Stute, die auf einem Miſthaufen ſtehend, mit traurig geſenktem Kopf einige trockene Strohhalme daraus hervorſuchte. Der Reiter ſaß auf der Terraſſe vor dem Hauſe und beſchäftigte ſich ſehr eifrig mit ſeiner Pfeife und einer Taſſe Kaffee.

Unſere Mucker ſchienen ſehr erfreut, uns wieder zu ſehen; doch war es ihnen gar nicht recht, daß wir ihnen befahlen, die Thiere gleich aufzupacken, um noch ein paar Stunden weiter in einen ſchlechteren Chan zu ziehen, da es ihnen in Sachile wahrſcheinlich beſſer gefiel.

Wir ſetzten uns neben den Beduinen und der Baron fing durch Giovanni gleich an, ſich nach jenem Pferde zu erkundigen und ob er es wohl verkaufen würde, wozu er natürlich gleich bereit war. Doch ſollten wir, ehe er einen Preis beſtimmen würde, das Pferd genau anſehen, um ihm zu bezeugen, daß wir auch nicht den geringſten Fehler an dem Thiere gefunden hätten. Der Baron benützte gleich dieſe Erlaubniß, beſah das Pferd auf's Genauſte in allen ſeinen Theilen und verſicherte uns einmal über das andere, es ſey ein außerordentlich ſchönes und edles Thier. Was er beſonders an ihm ſchätzte, war ſeine auffallende Größe und die Stärke der Glieder gegen die gewöhnliche Figur der arabiſchen Pferde. Das Einzige, was man allenfalls an der Stute ausſetzen konnte, beſtand darin, daß ſie hochträchtig war, und in höchſtens drei bis vier Wochen fohlen würde; ein Umſtand, der bei der langen Tour, die wir mit dem Pferde noch zu machen hatten, wohl zu berückſichtigen war. Im glücklichſten Fall konnte man aber auch erwarten, von dem edlen Pferde ein ſchönes Fohlen zu erhalten.

Der Preis, den der Beduine nach dieſer Beſichtigung für das Thier forderte, war allerdings ſehr hoch, doch nicht übertrieben. Aber Giovanni, der im Handeln ſehr auf unſer Intereſſe ſah — dieſe gute Eigenſchaft mußte man an ihm rühmen — ſtellte ſich bei dieſer Forderung, wie aus den Wolken gefallen, und überhäufte den Araber mit einer Flut von Schimpfworten über dieſe Unverſchämtheit, worauf ihm jener ruhig erwiderte: er ſolle die Summe ſeinem Herrn nur ſagen, der würde es nicht zu viel finden. Doch Giovanni wurde immer hitziger und wenn wir nicht ſchon an das Geſchrei der Araber beim Handeln gewohnt geweſen wären, ſo hätten wir geglaubt, jetzt würden ſich beide in die Haare fallen. Der Baron, der wohl verſtanden hatte, welche Summe der Araber gefordert, ließ ihm durch Giovanni gerade ein Drittheil weniger bieten, was aber der Beduine ſcheinbar mit ſtolzer Verachtung von ſich wies. Doch waren wir hierüber nicht verwundert und der Baron hatte jenes Gebot nur gethan, weil ihn derſelbe Grund, wie in Damaskus abhielt, dies Pferd allein zu kaufen.

Bald nachher brachen wir auf und waren kaum vor das Dorf gekommen, als uns jener Beduine einen andern Araber nachſchickte, der uns das Pferd für tauſend Piaſter unter der anfangs geforderten Summe anbot, eine Forderung, auf die der Baron jetzt gerade nicht einging. Wir ſtiegen die Schlucht, in welcher Sachile liegt, raſch hinab, und befanden uns bald wieder in dem Thale, wo unſer Weg am Fuß des Libanon hinlief. Wir hatten Sachile noch keine Stunde verlaſſen und unterhielten uns gerade über das tückiſche Schickſal, das uns die beiden ſchönen Pferde ſo einzeln in den Weg führte, wo wir ſie nicht mitnehmen konnten, da ſie vereint ein ſo guter Kauf für uns geweſen wären, als wir hinter uns laut rufen hörten. Es war der Beduine, der auf der Stute hinter uns drein jagte. Wir erwarteten ihn und als er von ſeinem Pferde ſprang, wollte er anfänglich ſein altes Handeln um den früher bedungenen

Preis wieder beginnen. Doch als wir auf dieſe Forderung hin unſere Pferde gleich wieder wandten und fortreiten wollten, verkleinerte er die Summe immer mehr und kam endlich, da ihm, wie er ſagte, augenblicklich baares Geld ſchätzbarer ſey, als das Pferd, auf unſer Gebot, das ihm natürlich der Baron einhalten mußte und — die Stute war unſer.

Schon auf dem Weg von Sachile hieher, als der Baron den Kauf dieſes Thieres ſo vortheilhaft für ſich ſchilderte, wenn er jenen Hengſt aus Damaskus beſäße, erbot ich mich, wenn er jene Stute kaufen wollte, allein dahin zurückzureiten und wenn es noch möglich ſey, das Pferd mitzubringen; ein Vorſchlag, auf den er, da er mir Mühe mache, mit ſeiner bekannten Güte anfänglich nicht eingehen wollte. Doch jetzt, da wir die Stute gekauft hatten, und ich ihm verſicherte, es würde mir Freude machen, wenn ich ihm den kleinen Gefallen erweiſen könnte, nahm er meine Idee auf, und wir beſprachen das Nähere darüber. Da uns dieſe Unterhandlungen eine Zeit lang aufgehalten hatten und wir den Chan weiter im Gebirge vor der Nacht nicht mehr gut erreichen konnten, ſo ſuchten wir in einigen nahe liegenden ärmlichen Häuſern eine Unterkunft für dieſe Nacht.

Der Stall, in welchen wir unſere Pferde ſtellten, war gegen unſer Gemach prächtig zu nennen. Der Boden des letzteren beſtand aus geſtampfter Erde und die Wände waren dünnes Fachwerk, deren Fugen mit Moos und Erde verſtopft waren. Obendrein hatte das Haus keinen Rauchfang, weshalb das angezündete Holz einen ſolchen Rauch verurſachte, daß wir nur das Geſicht an den Boden legend die Augen offen erhalten und mit einander ſprechen konnten.

Von hier nach Damaskus hatte ich in gerader Richtung, wobei ich Baalbek zur Linken liegen ließ, einen Weg von achtzehn deutſchen Stunden, von dem ich jedoch nur ein Drittel, wegen des Terrains, im Trabe zurücklegen konnte, den ich morgen reiten wollte, um am Abend in Scham einzutreffen. Der Baron gab mir ſeinen Schimmel als das beſte Pferd mit ſeinem engliſchen Sattel und zu meiner Begleitung wurden Skandar und Mechmed beſtimmt, ſo wie ein junger Araber aus dem Hauſe, in das wir uns einquartirt hatten, der uns als Führer durch die Gebirgswege dienen ſollte.

Da in unſerer Reiſekaſſe nicht mehr die ganze Summe, die man für den Hengſt gefordert, vorräthig war, ſo gab mir der Baron einen Creditbrief auf den Herrn Baudin und an baar ſo viel, wie er entbehren konnte. Auch von unſerem Proviant, der ſehr zuſammen geſchmolzen war, packte ich einige Reſte ein, ſo wie das Theegeſchirr des Fürſten. Durch die angedeuteten Unbequemlichkeiten unſerer Wohnung hatten wir eine ſchlechte Nacht, die noch durch den gräßlichen Huſten eines unſerer Mucker vermehrt wurden. So wie einer von uns die Augen ſchloß, fing jener Kerl an zu ſtöhnen und zu ſeufzen, ſo daß es faſt nicht möglich war, eine Minute zu ſchlafen.

Am folgenden Morgen gegen vier Uhr, als der erſte Schimmer des Tages in unſer Gemach drang, ſtanden wir auf und machten uns reiſefertig. Ich ſollte mit meinem Zug zuerſt abreiten. Meinen Säbel hatte ich mit dem des Fürſten vertauſcht, ſo wie auch ſeinen Handſchar genommen, von dem ich früher geſprochen. Die Piſtolen des Barons nahm Skandar; nur Mechmed der Rieſe begnügte ſich mit ſeinem Wurfſpieß, den er heute Morgen außergewöhnlich putzte. Ich nahm von den beiden Freunden herzlichen Abſchied. Der Baron drückte mir die Hand ſtärker, als gewöhnlich, und verſuchte den Morgen noch einmal, mich von dem Ritt zurückzuhalten; doch gegen den Wunſch ſeines Herzens, denn ich wußte wohl, welch' großen Dienſt ich ihm durch den Ankauf jenes Pferdes erwies. Selbſt Giovanni zeigte ſich heute Morgen ſehr gefühlvoll und ſagte mir ein herzliches Lebewohl, aus dem einfachen Grunde, wie er mir nachher geſtand, weil er befürchtet, die Deſerteure oder ſtreifenden Araber würden uns ausplündern oder vielleicht gar umbringen.

Eine ſeltſamere Expedition als die meinige nach Damaskus iſt wohl in langer Zeit nicht gemacht worden. Wir waren unſerer vier, von denen ich deutſch ſprach, Skandar ruſſiſch und perſiſch, Mechmet tſcherkeſſiſch und unſer Führer arabiſch, auf welche Art alſo auch keiner den andern verſtehen konnte. Auf der weiten Ebene, auf der wir raſch dahin trabten, lag ein dichter Nebel, der ſich immer tiefer ſenkte und uns einen ſchönen Tag verſprach. Eine halbe Stunde nach unſerem Austritt hielt der Beduine einen Augenblick an, und forderte mich durch Pantomimen auf, einiges Brod zu kaufen, was man hier ſehr gut bekommen konnte. Ich nahm ein paar Dutzend Brodkuchen für ein paar Piaſter, vertheilte ſie an meine Leute und wir ritten weiter. Skandar war voran und trieb mächtig zur Eile, denn wir hatten keine Zeit zu verlieren, wenn wir Abends nach Damaskus kommen wollten. Gegen neun Uhr hatten wir die Ebene durchkreuzt und begannen am Fuß des Libanon empor zu ſteigen. Ich hatte mir vorgenommen, nicht eher eine Raſt zu machen, bis wir nach Schiras gekommen wären, wo ich bei unſern frühern Wirthsleuten einen Augenblick anhalten wollte. Doch mußte uns der Beduine einen andern Weg geführt haben, denn anſtatt in jene Schlucht zu kommen, durch welche der Barrada fließt, ſtiegen wir ungefähr in der Gegend einen ſehr ſteilen Berg hinan und kamen auf ein großes Plateau, auf dem wir raſcher vorwärts traben konnten. Trotz dem verſicherte mir unſer Beduine beſtändig, wir würden bald nach Schiras kommen, und ob er mich nicht verſtanden oder abſichtlich einen andern Weg geführt hatte, weiß ich nicht; genug, als wir nach meiner Berechnung ſchon lange den Ort hatten erreichen müſſen, ritten wir noch immer in einem mir ganz unbekannten Terrain.

Es mochte Nachmittags drei Uhr ſeyn, als ich in einer kleinen Schlucht, in der ein klarer Bach floß, anhielt, und vom Pferde ſtieg. Ich war von dem langen Ritte ſo ermüdet, daß ich mich lang auf dem Boden ausſtreckte und mich hin und her wälzte, um meine Glieder wieder gelenkig zu machen. Es war mir ſehr verdrießlich, daß wir Schiras noch nicht erreicht haben ſollten, denn von da hatten wir noch gute drei Stunden nach Damaskus zu reiten und ich befragte meinen Beduinen, der ſich eifrig mit einem großen Stück Käſe beſchäftigte, nochmals genau nach Schiras, und ob wir denn nicht bald hinkommen würden, worauf er mir durch Zeichen ſagte, was ich denn in Schiras wolle, da wir gleich in Damaskus ſeyen; eine Neuigkeit, die mich angenehm überraſchte, die aber richtig war; denn nachdem wir eine halbe Stunde geruht und den vor uns liegenden Berg erſtiegen hatten, ſah ich zum zweiten Mal die prächtige Stadt vor mir liegen.

Der Weg, den wir früher über Schiras genommen hatten, mußte uns weit zur Linken liegen, denn dort erblickte ich hie und da zwiſchen den weißen Kalkfelſen die grünen Bäume, welche die Ufer des Barrada bedecken. Ich weiß nicht, ich ſah Damaskus heute mit einem ganz andern Gefühl, wie das erſte Mal. Wir hatten es vorgeſtern mit den Gedanken verlaſſen, daß wir es nimmer wieder ſehen würden und wie ich nun heute plötzlich wieder von der Höhe des Libanon die Stadt vor mir liegen ſah, und mir, der ich geſtern noch in Begleitung der Freunde war, heute aber der einzige Europäer zwiſchen den abenteuerlichen Geſtalten meiner Begleitung hier oben hielt und in das Thal Gutha hinabſchaute, kam es mir vor, als ſeyen viele Jahre vergangen, und ich beträte dieſe Gegenden nach langer Abweſenheit zum zweiten Mal.

Wir ritten langſam gegen die Stadt hinab und es fing an zu dämmern, als wir die Mauern erreichten. Und hier brachte uns unſer Führer in eine nicht geringe Verlegenheit, indem er erklärte, den Weg bis hieher habe er wohl gewußt, aber uns zum Kapuzinerkloſter zu bringen, wiſſe er die Straße nicht. So viel es mir möglich war, ſuchte ich mich nach der großen Moſchee, die in der Nähe unſeres Kloſters lag, zu dirigiren und ritt voran in die ſchon leerer werdenden Straßen. Doch mochte es an der einbrechenden Nacht liegen, oder weil die Gaſſen in ihrem Schmutz und ihrer Erbärmlichkeit einander ſo ähnlich ſehen, genug, ich fand den Weg nicht und wir befanden uns bald in ganz unbekannten einſamen Quartieren. Leute, die wir hie und da auf der Straße anhielten, konnten oder wollten uns keinen Beſcheid geben, und ich war ſchon in der größten Verlegenheit, wo wir die Nacht zubringen ſollten, als plötzlich aus einer Seitengaſſe einige halb europäiſch gekleidete Männer heraustraten, denen ein Araber eine Fackel vortrug, und ich erkannte in dem einen zu meiner größten Freude den franzöſiſchen Konſul. Er war ſehr artig und gab uns einen ſeiner Kawaſchen zur Begleitung mit, der uns bald vor das Kapuzinerkloſter führte. Hier mußte ich lange klopfen, ehe man mir öffnete und mich zu dem guten Prior brachte, der bei meinem Anblick faſt in Ohnmacht gefallen wäre; denn ſo viel ich aus ſeinen haſtig hervorgeſtoſſenen Reden vernehmen konnte, glaubte er nicht anders, als wir ſeyen von den Arabern überfallen, die Andern getödtet worden und ich allein entkommen. Doch beruhigte ich ihn und erzählte ihm, was mich zurückführte. Skandar wurde den Abend noch ausgeſandt, um Erkundigungen nach dem Perſer und dem Pferde einzuziehen, kam aber bald mit der Nachricht zurück, er habe, da es heut' Abend ſchon zu ſpät ſey, keinen der Leute mehr getroffen, wolle aber am andern Morgen in aller Frühe zu ihnen hingehen. Der Prior gab mir ein Kämmerchen, nahe bei ſeiner Stube, von welchem ich ebenfalls in den ſtillen Hof hinabſehen konnte. Dort blühte der Baum noch, wie neulich, das Waſſer rauſchte und Prinz Strauß lief mit großen Schritten auf und ab. Eine andere, weniger poetiſche Zuthat waren ein paar kleine Schweinchen, die man in dieſen Tagen auch in den Hof geſetzt hatte und die ſich vor dem großen Vogel fürchten mochten; ſie liefen ſchreiend aus einer Ecke in die andere.

Durch den langen Ritt von geſtern ſchlief ich weit in den folgenden Tag hinein. Skandar weckte mich mit der höchſt unangenehmen Nachricht, daß der Stallmeiſter des Perſers, den er angetroffen, ihm gleich erklärt, es ſey jetzt gar nicht mehr daran zu denken, von ſeinem Herrn, ſelbſt für die doppelte Summe, jenes Pferd zu erhalten. Er würde es vielleicht vor einigen Tagen gegeben haben, habe aber gleich den folgenden Tag erklärt, wie lieb es ihm ſey, daß wir den Handel nicht abgeſchloſſen, da er den Hengſt ſehr hoch halte. Das waren ſaubere Ausſichten. Ich kleidete mich ſogleich an und eilte zu Herrn Baudin, dem ich den ganzen Verlauf der Sache mittheilte. Er dachte einen Augenblick nach, ich nannte ihm die Summe, die der Perſer damals gefordert und die ich jetzt in Briefen auf ihn vom Baron erhalten hatte und bat ihn dringend bei dieſer Sache um ſeine Verwendung. Er verſprach mir, gleich auszugehen und das Seinige zu thun und ich möchte um ein Uhr Mittags wieder bei ihm anfragen. Ich ging in den Straßen auf und ab und bis es ein Uhr war, glaubte ich, es ſey eine Ewigkeit vergangen. Herr Baudin war noch nicht zurückgekommen; doch erſchien er nach einer kleinen Viertelſtunde und erzählte mir zu meinem größten Leidweſen, daß gar keine Hoffnung da ſey, das Pferd zu erhalten. Der Perſer, ein ſehr reicher Mann, habe ihm geſagt, daß er vor einigen Tagen wohl einen Preis für den Hengſt angegeben habe; doch mehr, um zu ſehen, welchen Werth er für uns habe, als wie, um es zu verkaufen; denn er habe es von Mekka mitgebracht und die Koſten und Mühſeligkeiten der Wüſtenreiſe nur an das Thier gelegt, weil es ſo außerordentlich edel ſey und ihm ſo wohl gefallen. Man kann ſich leicht denken, wie unangenehm mir dieſe Nachricht war. Doch Herr Baudin, nachdem er eine Zeitlang nachgedacht, ſagte mir, es ſey vielleicht noch ein einziges Mittel, das Pferd zu erhalten, indem er nämlich an die den Orientalen im Allgemeinen eigene Großmuth vermittelſt einer Kriegsliſt appellire. Doch erforderte dies eine Friſt bis Morgen, die ich auch unter der faſt gewiſſen Vorausſetzung opfern müſſe, daß nichts aus der Sache würde.

Herr Baudin beſchied mich auf den folgenden Tag um eilf Uhr in die große Caravanſerei. Ich wandte den Nachmittag dazu an, durch die Bazars zu ſtreichen und hie und da einige Kleinigkeiten einzukaufen. Es that mir ſehr leid, daß meine Reiſekaſſe nicht in dem Zuſtande war, mehr, als einige Piaſter aufwenden zu können; denn unter Anderm bot man mir heute Nachmittag eine ächte Klinge zu dem unbedeutenden Preiſe von zweihundert Piaſtern an.

Den Abend verbrachte ich mit meinem Prior; wir rauchten eine Pfeiſe zuſammen und er erzählte mir viel von Spanien, ſeinem ſchönen Vaterland, und Skandar, dem ich einiges Geld gegeben hatte, ging zu den Dienern des Perſers, um ſich mit ihnen auf einen freundſchaftlichen Fuß zu ſetzen.

Am folgenden Morgen war ich ſchon um zehn Uhr in der Karavanſerei, einem der prächtigſten Gebäude von Damaskus. Wie alle dieſe Gebäude zu Waarenlagern, Märkten und Wohnungen für fremde Kaufleute eingerichtet, beſtand es aus einem großen Hofe, um welchen rings herum die Gemächer zu den oben angegebenen Zwecken im Kreiſe lagen. Dieſer Hof, mit ſchwarzen und weißen Marmorplatten gepflaſtert, hatte in der Mitte einen ſehr ſchönen aus Stein gehauenen Brunnen, der aus fünf Röhren das Waſſer in die Höhe ſchleuderte. Eine Gallerie, die den Hof umgab, wurde von ſchönen ſchlanken Säulen getragen und unter ihr befanden ſich Steindivans, den verſchiedenen Kaufleuten gehörig, auf welche ſie bequem hingeſtreckt, die Kunden erwarten, die mit ihnen größere Geſchäfte abzumachen hatten.

Es war noch ziemlich leer in dem Hofe und ich beſah die innere Einrichtung einiger offen ſtehender Gemächer. Ein Corridor führte hinter denſelben im Kreiſe herum und endigte in einer großen Marmortreppe, die in einen obern Stock führte. Auch von außen hatte die Karavanſerei ein ſtattliches Anſehen und für mich durch die Abwechslung der Steine, die man hier an einigen größern Gebäuden findet, etwas ſehr Eigenthümliches. Man mauert nämlich die farbigen Marmorarten reihenweiſe aufeinander, ſo daß z. B. das Gebäude unten am Boden eine Linie röthlicher Steine hatte, auf welche eine Linie weißer, dann wieder rother und ſo abwechſelnd weiß und roth bis unter's Dach folgten.

Um eilf Uhr erſchien Herr Baudin und ſagte mir, gleich würde der Perſer mit ſeinen Hausbedienten erſcheinen und er wollte dann die directen Handlungen mit ihm beginnen. Vielleicht ſey es möglich, daß uns der Kauf gelänge, indem er einen Freund des Kaufmanns auf ſeine Seite gebracht habe. Es dauerte auch nicht lange, ſo erſchien der Perſer mit allem Pomp eines ſehr reichen Mannes, der den Markt beherrſcht und den die Orientalen ſo gern zur Schau tragen. Ein paar Neger kamen eilfertig voraus, breiteten auf einem der ſchönſten Steinſitze bunte Teppiche aus und lehnten an die Rückwand mehrere Divankiſſen aus Sammt und Seide.

Vier andere Diener folgten ihnen, der eine trug einen Mangahl mit Kohlen, der andere ein vollſtändiges Kaffeegeſchirr und der dritte und vierte Pfeifen und Tabak. Jetzt erſchien der Kaufmann ſelbſt mit einem Gefolge von wenigſtens zwanzig Dienern, alle in perſiſchem Coſtüme, und es war gerade, als komme ein vornehmer Paſcha, denn ſo ehrerbietig grüßten ihn alle im Hofe Befindlichen, Herrn Baudin nicht ausgenommen. Auch ich legte meine Hand an Bruſt und Stirn und verbeugte mich ſoviel wie möglich.

Der Perſer war ein Mann in den beſten Jahren mit gelber Geſichtsfarbe und einem kohlſchwarzen Kinnbarte, der noch ſpitzer zulief, als die Mütze von ſchwarzem feinem Aſtrachanpelze, die er auf dem Kopfe trug. Sein Anzug war faſt wie der unſeres Fürſten und ebenſo der Handſchar; nur war das Kleid weit reicher mit Gold geſtickt, und an dem Griffe des Dolches glänzten die prachtvollſten Edelſteine. Das Maleriſchſte aber und Schönſte an ſeinem Coſtüme war der Mantel, ein einziger großer Kaſchemirſhawl von Zeichnung und Farben, wie ich nie etwas Aehnliches geſehen. Ein herzförmiger Talisman, d. i. ein Stein, auf dem Koranſprüche eingeſchnitten ſind und der köſtlichſte Schmuck, den die Orientalen beſitzen, hielt den Mantel als Agraffe zuſammen; das Ende deſſelben hatte er, damit der köſtliche Stoff nicht auf dem Boden ſchleifen ſollte, um den rechten Arm geſchlungen. In dem Gefolge waren ſeine Handlungs- und Hausbedienten, ſeine Stallmeiſter, Haushofmeiſter und eine Menge anderer Chargen, die mir Herr Baudin alle nannte.

Mit der Ruhe und Gravität, die dem Morgenländer eigen iſt, ſetzte er ſich auf ſeinen Divan, und begann mit den Kaufleuten, die nach und nach herankamen, ſeine Geſchäfte abzumachen. Hier wurden Contracte unterſchrieben, dort Gold ausbezahlt, das der Zahlmeiſter in Empfang nahm und durch andere Diener in kleine Beutel binden und in ein Käſtchen ſtellen ließ. So intereſſant mir die ganze Erſcheinung dieſes Perſers und des Handels war, ſo wünſchte ich doch recht aus Herzensgrund, daß er weniger vornehm und reich ſeyn möge, damit ihm die Summe, die wir ihm geboten hatten, höher und anſehnlicher erſcheinen möchte. Jetzt kam die Reihe an uns. Herr Baudin trat näher an den Divan des Perſers, und ſtellte mich als den Mann vor, der jenen Hengſt zu kaufen wünſchte. Der Kaufmann ſah mich lauernd an und ſeine erſte Frage an den Herrn Baudin war, ob ich auch ſehr viel Geld mitgebracht hätte, da er für die früher angegebene Summe das Pferd wahrlich nicht mehr hergeben würde. Herr Baudin zuckte die Achſeln und entgegnete ihm: er müſſe ihn des Gegentheils verſichern, denn auf ſeine Forderung von vor einigen Tagen bauend, habe ich nicht mehr als die damals geforderte Summe bei mir. Darauf machte der Perſer mit ruhiger Miene eine abwehrende Bewegung mit der Hand und unſere Geſchäfte ſchienen leider beendigt. Doch ließ ſich Herr Baudin ſobald nicht abſchrecken. Er nahte ſich dem Kaufmann auf's Neue und hielt ihm folgende merkwürdige Rede, die er mir ſpäter in's Franzöſiſche überſetzte.

„Herr, du haſt vor einigen Tagen den großen Mann geſehen, der mit deiner Bewilligung deine Ställe und Pferde beſah. Es war der Imrachor Agaſſi des deutſchen Sultans, dem ſein Herr eine Pilgerfahrt nach unſerem Mekka, nach Jeruſalem auferlegte, und obendrein ſprach der Sultan beim Abſchied zu ihm: Dir wird bei deiner Rückkehr nur dann die volle Sonne meiner Gnade leuchten, wenn du mir aus jenen weiten ſandigen Landſtrecken, in denen der ſtreifende Araber ſein Zelt baut, zwei Pferde, wohl verſtanden, zwei Pferde, einen Hengſt und eine Stute, den erſten goldfarbig, die andere braun mit ſchwarzem Mähnenhaar und Schweif, und von der edelſten Race mitbringſt. Der deutſche Effendi reiste ab und ſuchte lange umher in Iſtambul, Smyrna und Beirut, ja lange in El Scham ſelbſt, ehe ihm der glückliche Zufall deinen Stall öffnete und er darin einen Hengſt fand, wie er ihn ſuchte. Obendrein warſt du ſo großmüthig, Herr, eine Summe zu fordern, die der Imrachor Agaſſi im Stande war, aufzuwenden. Aber was ſollte er mit dem einen Pferde allein thun. So erfreut er war, deinen Hengſt geſehen zu haben, ſo betrübte es ihn doch, da er nicht hoffen durfte, eine Stute in gleicher Schönheit, wie dein Pferd zu finden; es betrübte ihn, und er ließ dich durch ſeinen Dolmetſcher und deinen Stallmeiſter bitten, ihm den Kauf deines Pferdes noch einige Tage offen zu halten, indem er in einem Theile des Libanon eine Stute ſehen wolle, von dem man ihm viel Rühmens erzählt. — Schande über den Dolmetſcher des Deutſchen, daß er deinem Imrachor andere Worte überbrachte, als ihm ſein Herr in den Mund gelegt.“

Der Perſer hatte dieſe lange Rede ſchweigend angehört, ſaugte an ſeiner Ambraſpitze und ſtrich ſich zuweilen den ſpitzen Bart. „Aber,“ entgegnete er, „Gott iſt mein Zeuge, dafür kann ich nichts. Vor einigen Tagen hätte ich vielleicht das Pferd um den Preis fortgegeben und es würde mich jetzt bitter gereuen; aber Gott hat mich vor der Reue bewahrt und ich habe das Pferd noch. — Und der Imrachor,“ ſetzt er fragend hinzu, „fand wirklich eine Stute von gleicher Schönheit, wie mein Hengſt?“

„Er fand ſie, Herr,“ entgegnete Herr Baudin, „und kaufte ſie im Vertrauen auf deine Großmuth, indem er glaubte, du würdeſt ihm das Pferd heute noch geben.“

Der Perſer rückte unruhig auf ſeinem Divan herum und rief einmal über das anderemal: „Gott iſt mein Zeuge, ich kann nichts dazu thun!“ — Herr Baudin bemühte ſich, ſo viel es ihm möglich war, ihn zu einem Verkauf des

Pferdes zu überreden. Auch der andere Kaufmann, von dem er mir oben geſprochen, redete zu dem Perſer, aber lange umſonſt. Herr Baudin ſagte ihm am Schluß einer ſehr langen Rede: „Du biſt hart gegen den Fremden, der ſich vertrauensvoll zu dir wendet, und kannſt doch nicht wiſſen, ob dich deine Geſchäfte nicht auch einmal über das Meer treiben in die Länder der Franken, wo du ihre Hülfe in Anſpruch nehmen mußt. Du haſt viele ſchöne Pferde, und deine Karavanen gehen jährlich nach Mekka und können dir ein anderes, vielleicht noch edleres Pferd mitbringen. Doch du biſt hart und dein Pferd, das dir mit ſchönem Golde bezahlt werden ſoll, iſt dir mehr werth, als das Leben eines Menſchen. Der Deutſche wird kein Pferd finden, was einen Vergleich mit deinem Hengſte aushielte, und darf die Seinen in der Heimath nicht wieder ſehen — und durch deine Schuld, Herr. Er muß in der Fremde umherirren, oder wenn er es wagt, vor das Auge ſeines erzürnten Sultans zu treten, haſt du ſein Blut zu verantworten, es komme über dich!"

Dieſe letzte Wendung mußte auf den Perſer gewirkt haben, denn er dachte einen Augenblick nach, wandte ſich dann an ſeinen Stallmeiſter, dem er einige Worte ſagte, worauf dieſer zwei der untern Stallbedienten fortſchickte. Er kehrte ſich darauf wieder zu Herrn Baudin und ſagte: „Laſſ' dem deutſchen Herrn ſagen, er ſolle vor allen Dingen ſeinen Dolmetſcher beſtrafen, weil der ſo ſchwer an ihm gefrevelt und ſeine Worte verdreht hat. Doch will ich großmüthig handeln und ihm ſeinen Wunſch gewähren. Möge es meinen Kindern oder Kindeskindern zu Gute kommen. Ich verſichere dich, Herr, das Pferd war mir lieb; ſieh' ſein glänzendes ſeidenes Haar an, das ich oft geſtreichelt, hör' ſeine helle Stimme, die es am Morgen an meinem Zelt erſchallen ließ und mich damit weckte. Hätteſt du die Schnelligkeit ſeiner Glieder geſehen, wie er über den Sand dahinflog und doch augenblicklich anhielt, wenn ich meinen Arm ausſtreckte, du würdeſt mir nicht zumuthen, meinen Hengſt zu verkaufen. Doch ich gebe ihn dir, weil der Prophet ſagt: ſey barmherzig gegen den unbekannten Pilger, auch wenn er nicht deines Glaubens iſt!“

Da ich natürlich dieſe Verhandlungen nicht verſtand, ſondern ſie mir Herr Baudin erſt ſpäter verdolmetſchte, ſo kann man denken, daß ich den Mienen und Geberden der handelnden Perſonen meine volle Aufmerkſamkeit ſchenkte. Daß der Stallmeiſter des Perſers zwei ſeiner Leute fortſchickte, nahm ich als ein gutes Zeichen an, und als mir jetzt Herr Baudin ſagte: „Gott ſey Dank! wir haben ihn!“ und einen Beutel mit Dukaten herauszog und ſie vor dem Schatzmeiſter des Perſers hinzählte, machte ich dem Herrn eine ſehr tiefe dankende Verbeugung.

Jetzt hörten wir auf der Gaſſe das unruhige Getrappel eines Pferdes, und im nächſten Augenblicke erſchienen die beiden Perſer, den Hengſt ohne Decken und Sattel am Zaume hereinführend. Das Thier wieherte laut auf, wie es in den Hof trat und der Kaufmann hatte Recht, als er vorhin von der hellen reinen Stimme des Pferdes ſprach. Mit mehr Lebhaftigkeit, als dem Orientalen eigen iſt, erhob er ſich von ſeinem Divan und trat vor das Thier, ſeinen ſchlanken ſchönen Hals ſtreichend. Er winkte mir näher zu treten und hielt mir eine Rede, von der ich natürlich kein Wort verſtand, die ich aber mit vielen Verbeugungen erwiederte. Darauf nahm er den Zaum des Pferdes in die Hand, rief Herrn Baudin und ſagte mir durch ihn:

„Laſſ' dem deutſchen Herrn das Pferd übergeben. Sage ihm, wie lieb es mir geweſen und daß er es nur meiner Großmuth zu danken habe. Sag' ihm ferner, er ſoll es ſeinem Sultan rühmen, daß es ein gutes Pferd ſey und ihn bitten, er möge es gut behandeln und freundlich ſeinen ſchönen Hals ſtreicheln. Es wird ihn muthig ſeinen Feinden entgegen führen und ihn vor den verfolgenden Kriegern durch die Schnelligkeit ſeiner Glieder retten.“ Nach Beendigung dieſer Worte umfaßte er mit beiden Armen den Hals des Pferdes, küßte es und warf mir mit abgewendetem Geſichte den Zaum zu. Ich übergab ihn Skandar und wir führten das Pferd ſogleich fort.

Auf dem Weg zum Kloſter betrug es ſich ſehr wild und außer dem Geſchrei und den Schimpfworten, die uns die Araber, welche vor ſeinen ungeſtümen Bewegungen auf die Seite ſpringen mußten, nachſandten, mußte ich auch noch einem Kuchenbäcker all' ſeine Waaren bezahlen, die ihm der Hengſt auf die Erde geworfen.

Am andern Morgen verließen wir in der Frühe Damaskus, um nach Beirut zurückzukehren. So ſtreng ich meinem Führer eingeſchärft hatte, den Weg über Schiras zu nehmen, wo ich wußte, daß ich das Pferd gut unterſtellen konnte, ſo nahm er doch einen andern, trotzdem es mir gleich vor Damaskus auffiel, daß wir eine veränderte Richtung einſchlugen und ich ihm mehrmals ſagte, wir müßten uns mehr nördlich halten. Der Kerl widerſprach mir beſtändig und brachte uns am Nachmittage in ein anderes ſehr elendes Dorf, das er ebenfalls Schiras nannte. Was konnte ich dagegen thun, da ich nicht einmal im Stande war, ihm Grobheiten zu machen. Am Morgen, als wir aus Damaskus ritten, erhielten wir eine ſonderbare Begleitung, es waren nämlich zwei jener abgemagerten elenden Hunde, wie ſie ſich zu Tauſenden in der Stadt herumtreiben. Die Thiere folgten uns beſtändig in einer gewiſſen Entfernung und waren weder durch Geſchrei noch Steinwürfe zurückzuſcheuchen. Ob ſie vielleicht glaubten, das ledige Pferd, unſer gekaufter Hengſt, ſollte vor der Stadt abgeſchlachtet und ihnen eine gute Mahlzeit werden, weiß ich nicht; doch blieben ſie den ganzen

Tag bei uns, und verloren ſich erſt am Abend in Schiras zwiſchen den Hütten.

Während der Nacht machte uns unſer neues Pferd viel zu ſchaffen. Es mochte ihm unbequem ſeyn, von ſeinen frühern Gefährten getrennt zu ſtehen, wir hatten ihn nämlich mit in unſere Stube genommen, denn er betrug ſich ganz ungeberdig, riß mehrere Male den Strick von der Mauer und die Feſſel aus dem Lehmboden der Hütte, und wieherte beſtändig ſo, daß wir keine Minute ſchlafen konnten. Wir brachen am Morgen ſehr frühe auf und kaum hatten wir uns aus dem Dorfe entfernt, ſo waren unſere beiden Hunde auch wieder bei der Hand und zogen mit uns. Nach einigen Stunden hatte unſer Führer den Weg verloren und erſt, nachdem wir eine lange Zeit irre gegangen waren, begegnete uns ein Eſeltreiber, der uns wieder auf den richtigen Weg brachte. Dieſer Mann hatte ein ganz merkwürdiges Ausſehen, eine kleine Figur, ſchneeweißen Bart und ein ſehr vergnügtes Geſicht, das ein grüner Turban ſchmückte, der aber ſo zerſetzt war, daß es aus einiger Entfernung ausſah, als habe der Kleine ſein Haupt mit Rebenlaub umwunden. — Ein türkiſcher Anakreon! Dabei war er gegen die Gewohnheit der Orientalen ſehr luſtig und wir hörten ihn noch ſchreien und ſingen, wie er ſchon lange unſern Augen entſchwunden war.

Eine Expedition, wie unſere heutige mit dem unartigen Pferde war, will ich keinem Menſchen wünſchen. Skandar ritt einen alten Wallachen, neben dem es geſtern ganz ruhig gegangen war; doch heute biß und ſchlug es nach dem armen Thiere und machte oft ſolche Seitenſprünge, daß es den Skandar faſt von ſeinem Pferde herunterzog. Unſer Araber hatte eine Stute, weshalb er immer, ſtatt uns voraus zu reiten und den Weg zu zeigen, eine weite Strecke zurückbleiben mußte, denn ſo wie er vorritt oder nur in unſere Nähe kam, war der Hengſt wie toll. Auf den ſchlechten halsbrechenden

Felswegen, die ich früher beſchrieben, war es ein Wunder, daß wir ihn mit ganzen Beinen nach Beirut brachten. Oft ging er eine Strecke ganz ruhig, dann fing er auf einmal wieder an, über die Zacken zu ſpringen und Skandar, der heute zu Fuß ging und ſein Pferd dem Araber gegeben hatte, mußte ihm folgen und ſo ging es oft über ſpitze ſteile Abhänge hinab, daß wir alle ſchaudernd zuſahen.

Gegen Mittag hatten wir den Antilibanon überſtiegen und kamen in's Thal, wo wir einen Augenblick raſteten und ich benützte dieſe Zeit dazu, um dem Hengſt den Sattel meines Pferdes aufzulegen, worauf ich ihn beſtieg und wir im vollen Galopp die Fläche in weniger als einer Stunde durchritten hatten. Neben dieſen Unannehmlichkeiten, die wir mit dem Pferde hatten, waren wir obendrein noch in beſtändiger Sorge, von Deſerteuren oder Bergbewohnern überfallen zu werden. Doch hätten wir uns auf das Aeußerſte vertheidigt, wenigſtens Skandar, Mechmet und ich. Wir hatten deshalb unſere Waffen in ſteter Bereitſchaft, wodurch mir ſpäter, als wir den Libanon hinanritten und ich meinen Schimmel wieder beſtiegen hatte, ein kleiner Unfall paſſirte. Ich ritt voraus, eine geſpannte Piſtole in der Hand und die andere ebenſo am Sattel hängend, als mir plötzlich die letztere, bei einem Sprung des Pferdes, ich weiß nicht, durch welchen Zufall losging, und die Kugel durch das eiſerne Blech des großen Steigbügels fuhr.

Mit Einbruch der Nacht erreichten wir den Chan, in welchem wir bei unſerer erſten Hinreiſe den türkiſchen Oberſt getroffen hatten. Das Wetter war heute glücklicher Weiſe beſſer und wir wurden in der Nacht nicht wieder durch den aufgeweichten Schnee unangenehm erweckt.

Den andern Morgen ritt ich mit der freudigen Hoffnung aus, Nachmittags Beirut zu erreichen, unſere Freunde wieder zu ſehen und dem guten Baron durch Ueberbringung des Pferdes eine Freude zu verurſachen. Mit viel Sorge und Mühe, aber glücklich ſtiegen wir die ſchlechten Wege des Libanon hinunter und erreichten gegen Mittag den Chan el Huſſein. Freudig aufjauchzend begrüßte ich das Meer, deſſen unüberſehbaren Spiegel ich jetzt wieder erblickte. Wir waren auf die Höhe unſerer Mühſeligkeiten gekommen, und ſtiegen nun raſcher in's Thal der Ruhe hinab. Jetzt erreichten wir ſchon die Felder mit ihren Mauern von natürlichen Steinen, Beirut tauchte allmählig vor unſern Blicken auf; bald ritten wir durch die Cedern und Piniengebüſche am Fuße des Libanon und unter den Palmenpflanzungen vor der Stadt ſelbſt. Es mochte drei Uhr ſeyn, als ich an den äußern Mauern derſelben vorbeiritt und auf dem Weg am Meer hin, unſerer Villa zueilte.

Auf der Terraſſe war Niemand von den Freunden zu ſehen und ich ritt in den Hof, der wie ein kleines Feldlager ausſah. Da waren Zelte ausgeſpannt und Pferde und Maulthiere ſtanden daneben, die mein Hengſt mit lautem Gewieher begrüßte, ſo hell und rein, daß es die Freunde hörten, welche im Zimmer des Barons zu Tiſche ſaßen. Alle ſtürzten nun eilfertig die Treppen herab und bewillkommten mich auf's Herzlichſte. Der Baron drückte mir die Hand und ſein Dank, ſo wie ſeine Freude über das Pferd war mir Belohnung genug für all' die Mühſeligkeiten, die ich ausgeſtanden. Auch die Kranken waren wieder geſund und meine erſte Frage: was denn die Zelte und Thiere bedeuteten, wurde mit der freudigen Nachricht beantwortet, daß man übermorgen Beirut verlaſſe, um nach Jeruſalem zu ziehen.

Bemerkungen über Arabiſche Pferde

aus Briefen

des Baron v. Taubenheim,

Erſter Stallmeiſter des Königs von Württemberg.

> Liebſt du es, das Roß beſteigen,
> Deine Ferſen in die Weichen
> Preſſend, mit der Zunge ſchlagend,
> Windſchnell durch die Fläche jagend,
> Deine Sohle ſtreift den Boden,
> Aus den aufgeriſſ'nen rothen
> Nüſtern ſtrömt der Dampf, die lange
> Mähne ſchlägt um deine Wange.
>
> **Feodor Löwe.**

— — — — — — Statt Dir eine Reiſebeſchreibung mit all' den Licht- und Schattenſeiten des Orients vor's Auge zu führen, will ich verſuchen, Dir einige Notizen über das arabiſche Pferd mitzutheilen. In wie fern ich mir nun aber darin ein Urtheil oder wenigſtens eine Anſicht anmaßen darf, muß ich Dir vorausſenden, daß ich in der Abſicht nicht nur Damaskus bereist, alle Stallungen daſelbſt durchſucht, den Weg der Wüſte entlang nach Homs und Hama und von da über Baalbek nach Beirut zurückgemacht habe, ich habe die ſchönſten Pferde an dieſen Orten ſelbſt geſehen, welche den Vornehmen gehören, ich habe mehrere Beduinentruppen und auch etwa zweitauſend Mann ägyptiſcher Cavallerie geſehen und en detail gemuſtert, worunter alle Pferderacen des Orients zu finden waren; am intereſſanteſten aber waren beinahe die perſiſchen Caravanen, welche ich traf, indem ich bei ihnen ächte Turkomanen, Pferde aus der Provinz Karabach, wo jene Goldbraunen allein zu Hauſe ſind — denn unter den arabiſchen Pferden findet ſich dieſes Haar nicht — und Pferde von der Race Schach Sewan fand, welche letztere bei den Perſern am meiſten geſchätzt ſind und aus einer Kreuzung der Turkomannen und Araber entſtanden ſind. Ich habe Dir ſchon zu Hauſe die Bemerkung gemacht, daß diejenigen Schriftſteller, welche ausführliche wiſſenſchaftliche Werke über den Orient geſchrieben haben, vielleicht nicht hinlängliche Pferdekenner waren, und daß die hiehergekommenen Pferdekenner dagegen nicht im Falle waren, darüber ſchreiben zu wollen, und daß in ſo fern über die verſchiedenen Racen der Pferde des Orients noch Manches zu ſagen übrig bliebe; unſtreitig iſt aber auch dieſer Gegenſtand der ſchwierigſte, welchen ſich ein Reiſender zur Aufgabe machen kann; alle andern Objecte laſſen ſich von dem Naturforſcher meſſen oder analyſiren, während das arabiſche Pferd oft nur an uns vorüberfliegt und ſeine Spur im Sande ſelbſt wieder verſchwindet, deſſen reinſter Urſprung in dem Innern der Wüſte und in den Gegenden Arabiens iſt, welche von den Reiſenden noch wenig oder gar nicht beſucht worden ſind.

Mit dem Worte Wüſte iſt gleichſam das Chaos einigermaßen verwandt und die vielfältigen verſchiedenen, zum Theil fabelhaften Suppoſitionen und Leſearten über die verſchiedenen Racen der Wüſte bleiben für die Wiſſenſchaften noch eine Art Chaos, und Pückler hat ſehr treffend geſagt, daß es eben ſo ſchwer wäre, alle Racen der arabiſchen Pferde anzugeben, als die Sterne des Himmels zu zählen. — Ein europäiſcher Pferdekenner und Geſtütsmann müßte Jahre lang Wohnung bei den Beduinenſtämmen machen, um angeben zu können, welche Hauptracen man annimmt, worin ihre Güte und Schönheit beſtehe, wie ſie erhalten und erzeugt werden und welche climatiſchen Verhältniſſe oder Behandlung der Menſchen hauptſächlich zu ihrem Gedeihen beitragen. Habe ich auch Gelegenheit, mit Beduinenſtämmen in Berührung zu kommen, ſo iſt die Unterredung durch Dragoman, namentlich in techniſchen Ausdrücken, ſo ungenügend, daß unſere Belehrung unſerer Wißbegierde ſelten entſpricht. Alle Renſeignements, welche man im Lande von (ſogenannten Franken) Pferdeliebhabern erhält, ſind höchſt ungenügend und falſch; ich habe zwar manche dieſer Herren mit vieler Beredſamkeit und ſcheinbarer Sachkenntniß über Pferde ſprechen hören, als ich aber ſpäter Gelegenheit hatte, ihrer praktiſchen Pferdekenntniß am Pferde ſelbſt auf den Zahn zu fühlen, ſo konnte ich mich überzeugen, daß ſie nicht zum Alphabet in der Pferdekenntniß gelangt ſind, und daß ihre Wiſſenſchaft über Pferde nur Traditionen und Theorien ſind, deren es in keinem Lande in jeder Hinſicht mehr gibt, als im Orient. Irgend eine ſolche Erzählung hat nun einer der bekannten Reiſenden aufgefaßt und der Eine die von A., der Andere die von B. wieder gegeben. Wenn man nun die verſchiedenen Angaben zuſammenſtellt, ſo kommt eine ſolche Unmaſſe von Namen und Racen heraus, welche die Wiſſenſchaft nicht bereichern, ſondern nur verwirren können. Da ich natürlich nicht alle Werke über den Orient mit mir ſchleppen kann, ſo habe ich mir vorgenommen, bei meiner Rückkehr die Angaben über Pferde der bekannten Reiſenden zuſammen zu ſtellen, zu vergleichen und kritiſch zu beleuchten, inſofern das mir vor Augen Gekommene mich dazu berechtigt. Ich habe jedoch Auszüge der verſchiedenen Autoren bei mir, und erſehe daraus, wie Niebuhr, Burkhardt, Robinſon, Volney, Damoiſeau, Pückler, Herbert u. ſ. w. alle wieder andere Namen und Racen angeben. Nur zwei Namen kommen beinahe bei allen, wenn auch mit ſehr verſchiedener Orthographie vor; es ſind dies die Nedjdi und Köhelan, welche ich näher zu definiren ſuchen will. Die Verſchiedenheit, wie dieſe Namen geſchrieben werden, hat den doppelten Grund, daß erſtens die arabiſche Sprache ſelbſt ſehr verſchiedene Dialecte hat, ſo daß in Damaskus z. B. ſchon ganz anders geſprochen wird, als in Beirut, und daß die arabiſche Sprache gewiſſe Laute hat, welche in andern Sprachen gar nicht wieder zu geben ſind, und jeder ſodann auf verſchiedene Weiſe dem rechten Tone nahe zu kommen ſucht.

Das Nedjed oder Nedſchid iſt ein Landſtrich der Hochebene Arabiens vom zwanzigſten bis dreißigſten Grad nördl. Breite. In dieſem ſind mehrere große Oaſen, bewohnt von den Stämmen El Schammar, El Sebeir, El Kaſſym, El Woſchun, El Areb, und hier ſollen urſprünglich, ſo wie auch jetzt noch die beſten und ausgezeichnetſten Pferde gezogen werden. Nur wenige Europäer ſind in das Nedjed gedrungen und die Pferde aus dem Nedjed werden nur durch die großen wandernden Beduinenſtämme erhalten, welche ſich im Winter in's Nedjed zurückziehen und im Sommer dem Hauran und der ſyriſchen Wüſte oder Syrien ſelbſt wieder nähern. Der dem Nedjed zunächſt gelegene, zugleich größte und am weiteſten verbreitete Stamm iſt der der Anaze oder Aneyzeh; Unterabtheilungen von dieſen ſind die Stämme Scherarat, Hadjaja, Beni Nacim, Beni Saher und Rowalla. Dies ſind nun keine Namen von Racen, ſondern nur Tribüen, welche dem Nedjed zunächſt liegen und in Verbindung mit den ſüdlichen Gränzen ſtehen; daher unter ihnen leichter

Pferde aus dem Nedjed oder mit dieſen wenigſtens verwandte gefunden werden dürften. Wohl unterrichtete Perſonen wollen behaupten, daß die gegenwärtige Race der Nedſchid nicht mehr ſo ausgezeichnet ſeyn ſoll, als dies früher der Fall war. So ſehr nun auch der Araber auf die Reinerhaltung ſeiner Race ſieht, ſo ſchwierig möchte es dennoch ſeyn, für gewiſſe Gegenden einen beſtimmten unveränderlichen Typus einer Race angeben zu wollen, theils weil der Araber überall umherſchweift, theils weil er ſeine Stute belegen läßt, wo er einen ausgezeichneten Hengſt weiß, auch wenn er von einem andern Stamme iſt. Da es nun nicht wohl möglich iſt, die Nedjed auf eine gewiſſe Landſtrecke zu confiniren, oder ihre Formen überhaupt genau zu beſtimmen, ſo bedient man ſich um ſo leichter dieſes Namens, wenn man dem Lob eines Pferdes die Krone aufſetzen will und ſagt, es iſt ein Pferd aus dem Nedjed.

Der zweite eben ſo häufig gehörte Name iſt der der Köhel, Kheil, Köchelan ꝛc. Dieſer Name iſt in Europa eigentlich noch bekannter als der erſte und kommt auch ſo häufig und ſo aller Orten vor, daß es ſchwierig ſcheint, denſelben näher zu definiren. Ich habe Pferde von Bagdad, andere aus dem Hedjas, Yemen und aus dem Hauran geſehen, welchen allen der Name Köhelan beigelegt wurde. Dieſer Name kann ſich alſo nicht auf Pferde, welche aus einem gewiſſen Landſtriche herſtammen, beziehen, und der Urſprung dieſes Namens hat eher eine geſchichtliche, als geographiſche Quelle. Eine Sage, welche ich in dieſer Hinſicht ſchon vor acht Jahren in Paris von einem Araber und nun auch hier öfters habe wiederholen hören, ſcheint mir in einem Lande, das ohnehin die Wiege der Fabel iſt, ſo viel für ſich zu haben, daß ich nicht unterlaſſen will, ſie Dir wenn auch nur als eine Sage zu wiederholen.

Der Prophet hatte einmal mit zehntauſend Reitern eine

Schlacht geſchlagen, wobei die Reiter drei Tage nicht von ihren Pferden kamen und die Pferde weder geſoffen noch gefreſſen hatten. Am dritten Tage endlich kamen ſie in die Nähe eines Fluſſes, und der Prophet befahl, die Pferde ganz abzuſatteln und abzuzäumen und in's Waſſer zu treiben. Nachdem dies geſchehen war und die Pferde nun eben auf die erſehnte Labung zuſtürzten, ließ der Prophet plötzlich die Trompete zum Angriff blaſen, und unter den zehntauſend Pferden waren nur fünf Stuten, welche plötzlich, ohne ſich in den Fluß zu ſtürzen, zu ihren Reitern zurückkehrten. Da ſagte der Prophet: Euch Fünfen widerfahre Ehre, wie ſie Euch gebührt, und er nahm von derſelbigen Farbe und Salbe, womit ſich die Weiber im Orient die Augenlieder färben, und färbte und ſalbte zum Zeichen der Ehre dieſe fünf Stuten. Dieſe Farbe aber nennt man im Arabiſchen Köchel, und Köchelan heißt die ſchwarzgefärbten. Dieſelben fünf Stuten ritt der Prophet dann mit ſeinen Begleitern Ali, Omar, Abubekr und Haſſan. Bei der Hegira von Medina nach Mekka und von dieſen fünf Stuten leitet der Araber dann allen Adel ſeiner Pferde ab. Dieſe fünf nennt man die el Khomſe (Chamſa, Hamſa) was auf arabiſch die Fünfe heißt. Die Namen dieſer fünf Stuten werden nun wieder beſonders angegeben und daraus dann wieder Racen benannt; allein dieſe fünf Namen ſchon werden von verſchiedenen Schriftſtellern verſchieden angegeben. Herbert z. B. nennt ſie Kheil Managhi, K. Siglawi, K. Giulſi, K. Abjus, K. Maſſallich; Robinſon nennt ſie Taneſe, Maneka, Febjan, Sablaje und Djulſle, und ſo gibt jeder andere Reiſende auch wieder andere Namen für die fünf Stuten an.

Eine minder poetiſche Erklärung des Namens Köhel iſt, daß diejenigen Pferde, welche jenen ſchwarzen herrlichen Rand um die Augen, Maul und Naſe haben, im Hinblick auf den ſchwarzen Rand, welchen ſich die Weiber um die Augen machen und welche mit Köchel gemacht wird, Köchelan genannt werden. In beiden Fällen wäre alſo Köchel als das edle Blut, gleichſam das Vollblut bezeichnend, anzuſehen. Die Namen, welche hier einem Pferde gegeben werden, bezeichnen eigentlich nie ſeine Race, ſondern ſind gleichſam ad personam applicirt, z. B. die am Palmbrunnen geborene, die goldene, die fliegende &c., und ihr Ruf beſteht in ihren Thaten; ihr Name iſt nicht berühmt, weil ſie dieſen oder jenen Vater hatte, ſondern weil ihre Leiſtungen im Munde aller Zeitgenoſſen wiedertönt, denn über die oft beſprochene Frage: ob die Araber Geſchlechtsregiſter führen oder nicht, glaube ich mit Gewißheit verſichern zu können: nein. Ebenſo exiſtirt bei dem arabiſchen Pferd nirgends ein Brand, wo das Feuer angewendet wird, geſchieht es in mediciniſcher Hinſicht oder in der Idee, den Schenkeln Kraft zu geben.

Die Garantie des Adels und der reinen Abkunft wird nicht durch den Namen nachgewieſen, ſondern ſie liegt in dem ſcrupuloſen, wenn ich ſagen darf hippologiſchen Sinne des Arabers der Wüſte, der nur das erprobteſte und beſte Blut zu ſeiner Zucht verwendet, und die ganze Lebensweiſe des Arabers, deſſen treuer Gefährte, ſein Pferd, immerwährend mit den größten Anſtrengungen und Entbehrungen aller Art zu kämpfen hat, erprobt gleichſam während fünfzehn bis zwanzig Jahren ununterbrochen fort die Güte ſeines Pferdes, während in Europa oder z. B. in England, wo wenigſtens Proben verlangt werden, ehe das Pferd zur Zucht verwendet wird, eine, und vielleicht mit den vielerlei harten Aufgaben, welche das arabiſche Pferd in ſeinem Leben zu löſen hat, dennoch einſeitige Probe genügt, um ihn zum berühmten Beſchäler zu ſtempeln, und wenn jener Beſchäler auch ſeinem trefflichen Gebäude entſprechende Nachzucht liefert, ſo wird der Geiſt, der Muth, die Ausdauer, die Gelehrigkeit, die in jeder Hinſicht erprobte Geſundheit, doch nicht mehr in jenem Grade vererbt werden, als dies bei einem Beſchäler ſtatt findet, der jene Eigenſchaften ſein ganzes Leben über entwickelt und ſtets von Neuem ſtählt. Kein Beiſpiel erſcheint mir einleuchtender, als das eines Jagdhundes, der, als von der beſten Race erkannt, zur Zucht verwendet, aber von dem Tage an nie mehr zur Jagd gebraucht würde; der beſt geformte Sohn des Vaters, würde unter gleichen Umſtänden wieder zur Zucht verwendet werden, ſo würde man am Ende die ſchöne Race dem Auge noch erhalten, allein die Hauptſache, die gute Naſe, der Jagdſinn würde gewiß am Ende verloren gehen.

Beobachtet man nun das Leben des Arabers mit ſeinem Pferde, ſo wird leicht augenſcheinlich, wie nicht nur die körperlichen, ſondern auch die intellectuellen Eigenſchaften des Pferdes fortwährend ausgebildet werden, und wodurch jene Intelligenz, von welcher man bei uns oft beinahe unglaubliche Dinge erzählt, in der That ſtatt findet und erzeugt wird. Ich ſelbſt hatte in dieſer Hinſicht Gelegenheit, mehrere auffallende Beobachtungen zu machen. So z. B. ſah ich einen Araber, von einem ſcheinbar unbändigen Hengſt, der durchging, herabfallen, und plötzlich hielt das Pferd an und blieb bei ſeinem Reiter ſtehen. Dies kommt zwar bei uns auch vor, wenn ein Scholar von ſeinem Schulhengſt abgefallen iſt, der ſchon längſt dumm und ſtumpf geritten, charmé de profiter de cette occasion, nicht weiter gehen zu müſſen, ſtehen bleibt, mais c'est autre chose.

Die Pferdewartung der Araber iſt nach unſern Begriffen gräßlich, aber auch ſie entwickelt und erprobt die Pferde. Statt daß ſie bei uns im dumpfen Stall dick und dumm gefüttert werden, ſtehen ſie hier immer im Freien, von Stroh hat man hier gar keine Idee, geputzt werden ſie ſchlecht, nur einmal des Tages und zwar Abends bekommen ſie Gerſte, Morgens geſchnittenes Stroh und den ganzen Tag über gar nichts. Das Pferd liegt immer auf dem bloßen Boden und bleibt ſtets an allen vier Füßen eng gefeſſelt; dagegen nimmt es, frei um ſich blickend, gleichſam immer Antheil an dem, was um ihn vorgeht, ja an der ganzen Lebensweiſe ſeines Herrn. So iſt es z. B. etwas Unerhörtes, daß ein Araber von ſeinem Feinde überraſcht worden wäre, ohne daß ihn ſein Pferd auf irgend eine Weiſe auf die Ankunft eines Fremden aufmerkſam gemacht hätte. Daher kommt es auch, daß der Araber der Wüſte jedes Pferd verachtet, das nicht bei ihm in der Wüſte gezogen iſt und ſelbſt auf die Abkömmlinge der edelſten und beſten Racen in den Stallungen der Großen, z. B. des Emir Beſchir gezogen, keinen Werth legt. Wir glauben, daß es hauptſächlich eine den engliſchen Pferden zukommende Eigenſchaft iſt, auch *ungeritten*, dem Reiter angenehm zu gehen. Ich kann Dich aber verſichern, daß ich in dieſer Hinſicht die arabiſchen Pferde nicht genug bewundern kann. Ueberhaupt, Du weißt, wie ſehr ich Angloman bin, daß Niemand den ſchönen freien Schultertritt, den großartigen Galoppſprung und das Springen eines engliſchen Pferdes ſo liebt und ſchätzt als ich; aber von nun an ſtelle ich das arabiſche Pferd über Alles, et je suis au même über die außerordentlichen Leiſtungen derſelben aus Erfahrungen zu ſprechen. Ich habe nämlich auf einer kaum zwölf eine halbe Fauſt hohen, achtzehnjährigen *gemietheten* arabiſchen Stute den ganzen Libanon, Antilibanon und einen Theil der Wüſte bereiſt, und nie erinnere ich mich einem Pferde ſo dankbar für ſeine Leiſtungen geweſen zu ſeyn. Von den Wegen des Libanon machſt Du Dir gar keinen Begriff. Es iſt ein immerwährendes Klettern über Felſen, wobei das Pferd oft zwei bis drei Fuß hohe oder tiefe Tritte thun muß und theils auf

Rollſteinen, theils auf ſpitzigen Felſenzacken am Rande eines Abgrundes hingeht. Nicht ſelten kommen aber auch ſumpfige Stellen vor, wo das Pferd halbe Stunden lang beinahe verſinkt, und in ſolchen Wegen geht das Pferd von Morgens ſechs Uhr bis Abends acht Uhr ununterbrochen fort, und ich verſichere Dich, daß ich in der letzten Viertelſtunde auch nicht die mindeſte Abnahme an ſeinem Feuer und ſeiner Kraft gemerkt habe. Ich hatte dabei mehrere Tage im förmlichen Sinne des Wortes den Zügel meines Pferdes gar nicht angerührt; ich hatte in Beirut den Maler F. und den Doctor B. zurückgelaſſen, weil beide ſchon wochenlang bedeutend krank waren, und ich machte dieſe Reiſe mit einem georgiſchen Fürſten, welchen ich beim ruſſiſchen Conſul in Beirut kennen gelernt hatte, und H.; allein gleich am erſten Tage der Reiſe wurde ich auch krank, erbrach immerwährend Galle und hatte ein bedeutendes Fieber. In ſolchen Umſtänden im Libanon zu reiſen, theils bei ungeheurer Hitze, theils in den Schneeregionen, einen Stall, jedoch ohne Stroh, zum Lager; nichts zu eſſen; ich verſichere Dich, dies allein würde hinreichen, eine zehn Bogen lange Beſchreibung zu machen und einer weichen Seele Thränen zu entlocken. Ich führe dies hier nur an, in wie fern es kam, daß ich ſchnatternd die Hände im Sack hatte, meinen Ueberrock feſt an mich hielt, und ohne Zügel alle jene fürchterlichen Wege ritt, ſo auch Stunden lang im Galopp über Rollſteine bergab, wo mein Pferd ganz ſicher und im herrlichen Tempo blieb. Eines Tages hatten wir uns verirrt, und ich befürchtete die Nacht im Freien zubringen zu müſſen, was mir mit meinem Fieber ohne Mantel (denn wir hatten vorausgaloppirend die Tragpferde verloren und ſo einen falſchen Weg eingeſchlagen) ſehr unangenehm geweſen wäre.

Endlich nach neun Uhr Abends erblickten wir ganz tief unter uns ein Licht, allein ein ungeheurer Abgrund trennte uns von demſelben, und ich hatte den Muth nicht abzuſteigen, um in der Nacht das Klettern am Felſen zu verſuchen; aber ich hatte ein ſolches Vertrauen zu meinem Pferde erlangt, daß ich es nach dem Abgrunde drehte, und ihm nur ſeinen Willen ließ. Anfangs rutſchte es einmal gewaltig hinab, ſo daß ich fürchtete, Hals und Bein zu brechen, aber in einer halben Stunde war ich in dem Chan angelangt. Die Geſchicklichkeit, mit welcher dieſe Pferde gehen, die ungleichen Tritte, welche ſie immer machen, je nachdem ſie einen Platz ſehen, der ihnen paſſend erſcheint, um den Fuß darauf zu ſetzen, iſt zu bewundern. Anfangs war es mir unangenehm, daß mein Pferd nie die ebenen Stellen, ſondern immer die tieferen Stellen und Löcher aufſuchte, um den Fuß darauf zu ſetzen. Ich wollte meinem Thier ſogar dies Verfahren abgewöhnen, wurde aber bald gewahr, daß es auf den glatten Stellen immer dem Rutſchen ausgeſetzt war und deshalb immer abſichtlich die engen Löcher aufſuchte, in welchen es dann auch nie rutſchte. Ich weiß, daß ich in meinem Vaterlande, aus Eitelkeit, rückſichtlich meiner ſieben Schuh Länge, wieder einen ſechs Schuh hohen Engländer ſuchen werde, allein das weiß ich auch, daß ich das arabiſche Pferd, ſo wie es in ſeinem Lande iſt, größerer Leiſtungen fähig halte, als das engliſche; mag ſeyn, daß ich für den Tag der Schlacht einen engliſchen Hunter, nach unſerer Weiſe dreſſirt, wählen würde, für einen ganzen Feldzug zöge ich aber ein arabiſches Pferd zweien engliſchen vor. Im arabiſchen Pferde ſteckt eine Lebenskraft, eine Strammheit und Feſtigkeit der Faſern, ein Geiſt, kurz, was wir mit einem Worte das Blut nennen, wie in keinem andern Pferde der Welt, und ich erkenne in ihnen allerdings die beſte Quelle eine Race nicht nur zu erzeugen, ſondern auch aufzufriſchen.

Wenn man einem Araber, oder auch nur einem Sais zuſieht, wie er ſein Pferd reitet, ſo iſt es zu verwundern, daß man nur ein fehlerfreies Pferd findet; auch ſind ſie in der That ſelten. Mit ein und einem halben und zwei Jahren ſpäteſtens werden ſie alle geritten. Ich habe in der Cavallerie der Bergvölker mehr als fünfzig einjährige Fohlen geſehen, welche allerdings nach ſtarkem Marſch kaum ihren Reiter mehr ſchleppen konnten. Den ſcharfen türkiſchen Zaum findet man mehr in den Städten, als in der Wüſte, wo die Pferde faſt beſtändig auf der Trenſe, oder ſogar der Halfter geritten werden; Trab ſieht man nie reiten, Schritt Paß und Galopp, und ſowie ich vor vier und zwanzig Jahren ſtets bereit war, jedem Gaſſenjungen eine Lancade vorzumachen, ſo legt der Araber auch jeden Augenblick los, wenn man ſeinem Pferde Aufmerkſamkeit ſchenkt. Seine Production beſteht dann immer in einer plötzlichen Carrière, wobei er ſein Pferd nach fünfzig Schritten ſogleich wieder unbarmherzig zuſammenreißt und umwendet. Dies wiederholt er ſo oft und lange man will, nach allen Weltgegenden hin. Ganz eigen erſchien es mir, ſo viele à l'anglaise geſchnittene Pferdeſchweife zu ſehen. Bis zu vier Jahren nämlich werden allen Pferden die Schweifhaare anfangs ganz abraſirt und dann zunächſt an der Rübe abgeſchnitten. Außerdem will noch mancher ſeine Mähre jung ausſehen machen und ſo geht auch mancher Greis auf dieſe Art friſirt einher

Was den Aberglauben betrifft, welchen die Araber mit den an ihren Pferden vorkommenden Abzeichen verbinden, ſo möchten darüber beinahe eben ſo viele verſchiedene Sagen, als Namen der Racen angegeben werden können. Obgleich ich viele Beduinentruppen, d. h. vierzig bis fünfzig Beduinen, theils im Lager, theils im Marſch begegnet habe, ſo iſt die Zeit meiner Anweſenheit in Syrien nicht die rechte, um die ganzen Stämme mit Kind und Kegel in der Nähe der ſyriſchen Städte gelagert zu ſehen; denn erſt, wenn im Innern der Wüſte Alles verdorrt iſt, ſo ziehen ſie gegen Ende Mai, in die waſſerreicheren und kühleren Weideplätze von Damaskus und Aleppo. In die Nähe von Damaskus kommen die Stämme Woltali, El Sbaa, Amouri, Rowalla und Foedan; in die Nähe von Aleppo kommen die Stämme Moali, Hadibdin, Fechen, Beni Saher und Djelas. In jener Stadt iſt Herr Baudin, Kanzler des franzöſiſchen Conſulats, der erſte Pferdekenner und Pferdemäckler, in dieſer iſt Herr Picciotto, däniſcher, holländiſcher, öſtreichiſcher und noch anderer Conſul, zugleich ein Jude, der erſte Pferdekenner und Händler. Wenn Du bedenkſt, daß ich auf der ganzen Reiſe, mit Ausnahme von Damaskus, keinen Stuhl und keinen Tiſch geſehen habe, daß ich immer erſt Abends hundemüde in mein Quartier kam, ſo wird es dich nicht wundern, daß ich Dir über einen Gegenſtand, der mir allerdings zu noch weit mehr Bemerkungen Anlaß gegeben hat, nur dieſe wenigen Worte ſchreibe. Uebermorgen verlaſſe ich Beirut, um mich nach Jeruſalem und dem Hauran zu begeben, und von da an durch die Wüſte nach Aegypten. Unangenehm iſt mir, daß die Kunde hier angelangt, daß in verſchiedenen Orten, welche auf dem Wege dahin liegen, die Peſt ausgebrochen iſt. Ich habe auch bereits mein Zelt und jeden Abend meine Wohnung im freien Felde aufgeſchlagen. Es hat etwas ganz Eigenthümliches, an einem andern Orte zu ſchlafen, und ſich doch immer in derſelben Behauſung zu befinden. Ein Thema, das ich vergeſſen habe, Dir mit einigen Details auseinander zu ſetzen iſt das türkiſche Eiſen und die Art des Beſchlagens ſelbſt. So ſehr dieſer Beſchlag bei uns verworfen wird, ſo muß ich ihm in mancher Hinſicht doch große Vortheile einräumen. Erſtens gehen die Pferde außerordentlich ſicher damit, und weil dieſelben ſo ſehr leicht ſind, conſerviren ſich die Hüfe weit beſſer, als bei unſern ſechspfündigen. Auch mag in der Schwere unſerer Eiſen, welche ſich zum türkiſchen verhalten, wie ein Courierſtiefel zu einem Pantoffel, der Grund liegen, daß die arabiſchen Pferde bei uns anfangs oft ſo unſicher ſind, und häufig anſtoßen. Dann will ich beim Beſchlagen ſelbſt nur den Vortheil herausheben, daß das Wirkmeſſer ſeine Schneide nach Innen hat und der Schmid nach ſich zuſchneidet, und ſomit nie das Pferd, oder den Mann verletzen kann, welcher es hält, ſondern höchſtens ſich ſelbſt auf den Bauch ſtößt. Nebenbei hat es noch den Vortheil, daß die Eckſtreben nie ſo ausgeſchnitten werden können und kranke Strahle nie vorkommen. Doch ein andermal mehr darüber. — — — — — —

— — — — — Die Colonne, mit welcher wir durch die Wüſte reisten, beſtand an Truppen Mehemed Ali's aus drei Garde-Cavallerie-Regimentern und einer reitenden Batterie, wovon jedoch die Geſchütze zu Waſſer nach Aegypten gingen. Dieſer ganze Trupp war auf ſiebenhundert Mann herabgeſchmolzen, welche jedoch außerordentlich gut beritten waren und in jeder Hinſicht eine vortreffliche Haltung bewährten. Dies Militär begleitete ein Troß von wenigſtens zweitauſend Menſchen und ebenſo vielen Pferden, Kameelen und Eſeln, denn die Weiber, Kinder, ſowie die ganze Bagage der Vornehmen und der Offiziere, welche ſich mit Ibrahim Paſcha einſchifften, gingen zu Land. Da auch Ibrahims eigene Pferde, ſowie die ſeiner Oberſten und Generale, die den unglücklichen Rückzug überſtanden, mit unſerer Colonne zogen, ſo hatte ich Gelegenheit, alle die ſchönen Pferde mit Muße zu betrachten; aber es war auch nicht eines darunter, das ich hätte kaufen mögen. Hiebei muß ich jedoch bemerken, daß die Armee auf dem Rückzuge von Damaskus bis Gaza, der in jeder Hinſicht ein gräßlicher geweſen ſeyn muß, namentlich die Cavallerie Ibrahims, entſetzlich gelitten hatte.

Es gingen da die meiſten und gerade die edelſten Pferde verloren, oder wurden wenigſtens für lange Zeit ruinirt, während die gemeinen Bergpferde den Strapatzen widerſtanden. Dies ſpricht ſcheinbar gegen die edeln Pferde der Wüſte, hat aber zwei Gründe, welche dies leicht erklären, dieſe, den vornehmen Aegyptiern angehörig, waren erſtens an beſſere Pflege gewöhnt, und empfanden daher alles Ungemach: die ſtrenge Kälte der Nächte und den Mangel an Fourage weit ſtärker. Auch war ihnen das Klettern und Springen in den entſetzlichen Wegen des Libanon ungewohnt und ermüdete ſie eine kurze Tour in dem Gebirge ungleich mehr, als eine dreimal ſo große in ihrem gewohnten Terrain, dem Sand der Wüſte; denn ſo wie das Bergpferd auf Steingeröll und Klippen unerſetzlich iſt, ſo iſt die Ausdauer des Nedjid im tiefen Sande wahrhaft bewundernswürdig. Ich habe davon die deutlichſte Erfahrung an meinem Hengſte gemacht, der nach einer kleinen Tagreiſe im Libanon Abends, ſelbſt wenn er geführt worden war, völlig ermattet ſchien, wogegen er mir ſpäter in der Wüſte die überzeugendſten Beweiſe ſeiner Kraft und Ausdauer gab; da es der edle Scham unter ſeiner Würde fand, neben einem gemeinen Kameel zu gehen, oder ſich von dieſem herabführen zu laſſen, war ich genöthigt, ihn ſelbſt zu reiten und da ich Dir ſeine zierliche Geſtalt ſchon beſchrieben habe, Du auch meine anſtändige Größe und Schwere kennſt, ſo wirſt Du Dir einen Begriff von der Kraft und Natur des Hengſtes machen, wenn ich Dir verſichere, daß er am Abend der ſtärkſten Tagereiſe in drei Schuh tiefem Sand noch jeden Augenblick zum Durchgehen aufgelegt war, und während er im Libanon abmagerte, in der Wüſte im Gegentheil zunahm. Außerordentlich hat ſich aber auch die Stute gehalten, welche vier Stunden nach dem Abfohlen die Reiſe beginnen mußte, und in dieſem Zuſtande jedem Ungemach des Klima's Preis gegeben war. Namentlich fürchtete ich die beſtändige Abwechslung der Temperatur, da hier auf den heißen Tag eine kalte Nacht folgt, wobei der Sand einen halben Schuh durchnäßt wird. Auch das kleine Fohlen, das ein eigentliches Wüſtenpferd genannt werden kann, hat dieſe Einwirkung glücklich beſtanden, obſchon eine Tour durch die Wüſte für erwachſene kräftige Pferde, geſchweige denn für ein ſchwaches Fohlen ungemein läſtig iſt.

Vier Tage lang marſchirte ich mit der Truppe, dann aber machte ſie bei einem elenden Dorfe, el Ariſch, wo ſich Proviant vorfand, fünf Tage Halt; doch ich wünſchte meine Reiſe weiter fortzuſetzen. Walli Bey, der General, wollte mich anfangs nicht ziehen laſſen, weil er vorgab, für meine Sicherheit verantwortlich zu ſeyn, und da er dies nicht könne, ſelbſt wenn er mir auch eine ſtarke Bedeckung mitgäbe, ſo bäte er mich, bei den Regimentern zu bleiben. Der Embarras war mir aber zu groß und für meine edeln Pferde zuweilen wirklich gefährlich; namentlich wenn es ſich Abends darum handelte, an einer alten mit ſalzigem Waſſer gefüllten Ciſterne, zwiſchen ein paar tauſend Pferden, Kameelen und Eſeln einen Tropfen Waſſer zu erlangen. Ich ging deshalb nur mit einer ſchwachen Bedeckung weiter und kam zehn Tage vor der großen Caravane glücklich in Kairo an. Den Weg hatten wir leicht gefunden, da der entſetzliche Geruch einer Unzahl Cadaver aller Art denſelben deutlich genug bezeichnete.

Schlimmer als die Wüſte war in Kairo der engliſche Gaſthof in Rückſicht der über alle Begriffe unerlaubten Prellerei. Dem Ausrauben durch Beduinen war ich glücklich entgangen; hier aber fiel ich in die Hände eines engliſchen Gaſtwirths, welcher dieſes Geſchäft unter dem Mantel europäiſcher Civiliſation ſyſtematiſch betrieb. Dies Hotel, welches ein Stapelplatz der engliſch-oſtindiſchen Compagnie genannt werden kann, nimmt, wenn das engliſche Schiff mit den nach Oſtindien beſtimmten Reiſenden in Alexandrien ankommt, dieſelben dort förmlich in Beſchlag und befördert ſie gleich Brieffelleiſen auf unbeſchreiblich ſchnelle Art mit allem nur möglichen Comfort bis Suez, wo das correſpondirende Dampfſchiff dieſelben erwartet und ſogleich weiter ſpedirt. Zu gleicher Zeit und auf ähnliche Weiſe werden die bei Suez landenden Reiſenden nach Alexandrien befördert.

Eine ſolche Spedition durch die Wüſte, wobei die Herren und Damen reiten, fahren oder getragen werden können, macht dem Unternehmer unendliche Ausgaben, und wenn ſich ein anderer unglücklicher Fremder in dieſen Gaſthof verirrt, ſo muß er in demſelben Maße mitbezahlen, wie wenn er die Verpflegung in der Wüſte ebenfalls genoſſen hätte. Dieſes Privatunternehmen hat beinahe den Anſtrich einer Regierungsanſtalt und iſt ein Staat im Staat. Der Telegraph des Paſcha ſignaliſirt in Alexandrien die Ankunft des engliſchen Dampfbootes in Suez und umgekehrt, worauf der Chef des Gaſthofs ſeine Leute ausſchickt, die Gäſte einzufangen und unter den Schutz und die Scheere Altenglands zu bringen. Ueberhaupt ſcheinen die Engländer alle andere Nationen hier, wie an ſo vielen Orten, mehr und mehr zu verdrängen, bis ſie endlich die alleinigen Herren ſeyn werden. Selbſt der Paſcha ſcheint ſich in dieſem Augenblick den Engländern nähern zu wollen, die ihn vielleicht mit offenen Armen, aber nicht mit aufrichtigem Herzen empfangen werden. Der franzöſiſche Einfluß hat demnach einen großen Stoß erlitten, aber es wimmelt noch in Aegypten von Franzoſen, welche theils angeſtellt, theils gänzlich aus dem Dienſt verjagt, theils wieder angenommen ſind, oder privatiſirend in Kairo leben.

Bei meiner Ankunft hier war mein Erſtes, mich mit Hohen und Niedern, welche mir zum Ankauf eines ſchönen braunen Hengſtes hätten behülflich ſeyn können, in Verbindung zu ſetzen. Ich glaubte meinen Zweck um ſo gewiſſer zu erreichen, da man mir ſagte, die aus dem Hedjas zurückgekehrte Armee hätte die ſchönſten arabiſchen Pferde mitgebracht. Namentlich wurde mir verſichert, bei Kurſchid-Paſcha und dem Paſcha von Akka über dreihundert der ſchönſten von dort mitgebrachten Nedjed zu finden. Meine Entdeckungsreiſen nach Pferden waren in dieſem Augenblicke etwas mühſamer, als zu jeder andern Zeit, weil hier alle Pferde (ſo wie auch Eſel und Kühe) im Monat Februar und März in den Klee geſchickt werden.* Die Stallungen des Großen ſind in dieſem Zeitpunkt bis vielleicht auf einen alten Klepper zum Reitdienſt vollkommen geleert. Ich machte mich jeden Morgen in der Frühe auf den Weg und durcheilte alle Gegenden, wo jene Pferde gleich einem ausgedehnten Geſtüt im Nilthale verbreitet ſtanden. Unter denen Kurſchid-Paſcha's war nicht eins, das ich hätte kaufen mögen. Man ſah deutlich, daß dieſe Pferde mehr das Reſultat einer gewaltſamen Rekrutirung, als eines gewählten Ankaufs waren. Das Vergnügen, die verſchiedenſten Racen zu ſtudiren, wurde ſehr durch den Aerger geſchmälert, meinen Zweck nicht erreichen zu können.

Mehrere Male gerieth ich in Verſuchung, ſchöne Pferde zu kaufen, aber ich konnte mich doch nie entſchließen, denn es blieb mir immer noch viel zu wünſchen übrig, da ich durchaus ein Pferd wollte, das jenem Ideal vollkommen entſpräche, welches ſich der Hippolog in Europa von dem arabiſchen Pferde macht. Namentlich wünſchte ich einen ſtarken Hengſt, der neben hohem Adel ſich durch große Fundamente und eine recht prononcirte Muſculatur ausgezeichnet hätte. Ich habe einzelne Pferde geſehen, welche aber trotz ihrer edeln Abſtammung und wenigen ſchönen Partien ſo gemein von Kopf und namentlich ſo plump von Hals mit rundem Mähnenkamme waren, daß ich es nicht wagen mochte, ſie zu kaufen, beſonders nicht für meinen Zweck; denn nach Allem, was ich hier geſehen, kann ich Dir mit meiner innigſten Ueberzeugung verſichern, daß ich nirgends ſchönere und edlere arabiſche Pferde ſah, als in den Privatgeſtüten des Königs von Württemberg und vielleicht in dem k. k. öſterreichiſchen Geſtüte von Babolna. Ohne die einzelnen in Europa zerſtreuten arabiſchen Pferde aufzählen zu wollen, muß ich hiebei doch deren des Fürſten Pückler Erwähnung thun, worunter ſich einige ausgezeichnete von der beſten arabiſchen Race befinden. Ich begreife jetzt recht wohl, wie der Sultan ein Geſchenk des Iman von Muſchat an den König von England und der Padiſchah die Wahl des Gouverneurs von Oſtindien war; einen Bairaktar habe ich unter vielleicht dreißigtauſend orientaliſchen Pferden nicht geſehen, mit Ausnahme eines Schimmels von Izzet-Paſcha, der aber auch um keinen Preis käuflich war.

---

* II. Th. dieſes Buchs, Kairo — die Pferde im Klee.

Die Stuterei Mehemed Ali's in Schubra enthielt unter ſechshundert Stuten nichts Ausgezeichnetes. Ueber die Hälfte würde von einer Remonte-Commiſſion zum gemeinen Cavalleriepferd ausgeſchoſſen werden; dagegen ſind unter ſechs und zwanzig Hengſten vier bis fünf der edelſten Thiere; doch ſind dieſe meiſtens ſchon ſehr alt und mit ſolchen Mängeln behaftet, daß ſie zu einem Kauf für unſere Geſtüte untauglich wären. Ibrahim Paſcha hat mehrere ſehr ſchöne Stuten, aber ſchlechte Hengſte; dagegen beſitzt er ganz beſonders werthvolle Eſel, welche er ſelbſt reitet und die zu ſechs- bis achthundert Thalern bezahlt werden. Sie ſtammen aus dem Yemen. Ich kann hier nicht umhin, Dir zu erwähnen, daß die große Nation der Eſel in Kairo ihre ausgezeichnetſten

Repräſentanten findet. Dieſe Thiere ſind hier von einer Schnelligkeit und Annehmlichkeit im Gang, und dabei von einer Willigkeit, wie man es nirgend bei ihren europäiſchen Collegen findet. Manche meiner Excurſionen, wenn ſie auch fünf bis ſechs Stunden dauerten, machte ich am Vormittag auf einem Eſel ab, während der Sais, dem das Thier gehört, immerwährend in vollem Trab nebenher rannte.

Abbas-Paſcha hat eine große Paſſion für Pferde, welche aber vielleicht eine unglückliche genannt werden dürfte, denn obgleich er in dem Rufe ſteht, die beſten zu haben, befindet ſich doch nichts Ausgezeichnetes in ſeinen Ställen. Ich muß nun hier allerdings hinzufügen, daß der Geſchmack der Türken — und alle vornehmen Aegyptier ſind ihrem Herkommen nach ſolche — von dem unſern ſehr verſchieden iſt. Wie bei den Weibern, ſo auch bei den Pferden findet er, que les formes rondes sont les plus belles, und je mehr Fleiſch, deſto ſchöner. Zudem degenerirt der maſte Boden Aegyptens die edeln Pferde; er ſchwemmt ſie auf und macht das Haar ſchlechter, gibt dicke runde Hälſe, wollige Mähnen, und die ſammetartigen unbehaarten Hautſtellen um Maul und Augen, dieſe untrüglichen Abzeichen der ſchönen arabiſchen Voreltern, ſucht man bei den ägyptiſchen Nachkommen vergebens. Fohlen von den edelſten Nedji's, in Aegypten erzeugt, tragen nicht mehr das Gepräge dieſer Race. Wie hier den Menſchen und Thieren, ſo geht es ſelbſt den meiſten Früchten: ſie ſchwellen auf, werden ungewöhnlich groß, aber ſtatt feſten kernigen Fleiſches ſind ſie wäſſerig und geſchmacklos; namentlich die Weintraube, deren Beeren hier eine ungewöhnliche Größe erreichen, die aber weder ſüß ſind, noch viel Geiſt enthalten.

Nach ſechzehntägigem unausgeſetztem Suchen, wobei ich allen Pferden der Umgegend, und mit Recht darf ich ſagen, alle Pferde der Stadt mir nachliefen, indem ich den zahlreichen Mäcklern hohe Belohnung verſprach, wenn ſie mir den gewünſchten braunen Hengſt verſchafften, zog ich mit ſchwerem Herzen von dannen und es verſtimmte mich, meinen ſehnlichſten Wunſch troß dem beſten Willen und aller Mühe nicht erreicht zu haben. — — — —

Daguerreotypen.

Aufgenommen

während einer Reiſe in den Orient

in den Jahren 1840 und 1841

von

F. W. Hackländer.

* * *

Zweiter Band.

* * *

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1842.

Gedruckt bei A. W. Hering & Comp.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

Seite

Reiſe nach Jeruſalem 1

Abreiſe von Beirut. — Saida. — Syriſche Wirthshäuſer. — St. Jean d'Acre. — Landhaus des Paſcha Abdallah Hamad. — Nachtlager auf dem Carmel. — Gazellen, Schakals, Hyänen. — Jaffa. — Ramleh.

Die heiligen Orte 31

Eine griechiſche Familie. — Gedanken beim Anblick Jeruſalems. — Die Stadt. — Das griechiſche Kloſter. — Die Grabeskirche. — Die Via dolorosa. — Die Davidsburg auf Zion. — Das Thal Joſaphat. — Morija. — Der Bach Kidron. — Die Gräber. — Der Oelberg. — Bethlehem. — St. Saba. — Das todte Meer. — Der Jordan. — Ueberfall von Raubbeduinen. — Felſenwege. — Nachtlager unter freiem Himmel. — Tänze der Beduinen. — Bethanien. — Erzählung des Fürſten Aslan.

Zug durch die Wüſte 85

Marſch der Armee Ibrahims von Damaskus nach Gaza. — Jaffa. — Die Peſt. — Unſicherheit der Straßen. — Uebergang zur ägyptiſchen Armee. — Gaza. — Ibrahim Paſcha und ſeine Generale. — Die ägyptiſche Armee. — Schwierigkeiten mit unſern Pferden. — Fouragirungen. — Abreiſe von Gaza mit einem Theil der Reiterei. — Die Wüſte. — Elend des mitziehenden Volkes. — El Ariſch. — Der Tatar Saiß. — Die Fata Morgana. — Der Samum. — Soliman Paſcha. — Ankunft in Kairo.

Aufenthalt in Aegypten 197

Kairo. — Die Stadt. — Dr. Pruner und Fiſcher. — Reiteſel. — Der Sklavenmarkt. — Das Irrenhaus. — Der Nil. — Die Inſel Roda. — Die Pferde im Klee. — Schubra. — Aegyptiſche Brütöfen. — Die Citadelle. — Die Stadt der Gräber. — Die Pyramiden. — Arabiſche Tänzerinnen. — Abreiſe von Kairo. — Meine Krankheit. — Die Nilfahrt. — Alexandrien. — Audienz bei Mehemed Ali.

Seite
Fahrt von Alexandrien nach Malta 239
Das Dampfboot, der Orientale. — Poſtverbindung zwiſchen Bombay und Liverpool. — Einrichtung des Orientale. — Seekrankheit. — Malta. — Die Quarantäne. — Fort Immanuel. — Ein Geburtstag. — Emir Beſchir. — Abreiſe von Malta.
Italien 281
Syrakus. — Herr Mattiſon. — Das Ohr des Dionys. — Das Kloſter der Kapuziner. — Die Quelle der Arethuſa. — Meſſina. — Ein Wettrennen. — Der Telegraph. — Schiffsgeſellſchaft und Schiffsleben. — Tropäa. — Neapel. — Der Veſuv. — Pompeji. — Civita vecchia. — Livorno. — Genua — Mailand. — Graf N. und Dr. Caſtle. — Eine phrenologiſche Vorleſung.
Die Heimkehr 373
Pferdetransport. — Monza. — Lecco. — Ein Landsmann. — Der Comerſee. — Colico. — Kaltes Wetter. — Chiavenna. — Komiſche Verwechslung. — Der Splügen. — Via mala. — Thuſis. — Friedrich, der Reitknecht. — Artigkeit in der Schweiz. — Chur. — Regenwetter. — Oberrieth. — St. Gallen. — Conſtanz. — Tuttlingen. — Tübingen. — Freundlicher Empfang.

Reiſe nach Jeruſalem.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig ·

Abreiſe von Beirut. — Saida. — Syriſche Wirthshäuſer. — St. Jean d'Acre. — Landhaus des Paſcha Abdallah Hamad. — Nachtlager auf dem Carmel. — Gazellen, Schakals, Hyänen. — Jaffa. — Ramleh.

Aus alten Mährchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da ſingt es und da klingt es
Von einem Zauberland.

Heine.

Der Tag meiner Rückkehr von Damaskus ging damit hin, daß ich den Freunden einen umſtändlichen Bericht über dieſe Tour und die gehabten Abenteuer geben mußte, und ließ mir dagegen von dem Baron den letzten Marſchtag mit der Stute hieher, ſo wie von den beiden jetzt wieder geneſenen Kranken das Vorgefallene während unſerer Abweſenheit erzählen. Auch der Fürſt betheuerte mir nach ſeiner Gewohnheit mit vielen „vraiments“ und „je vous assure,“ daß er auf dem letzten Marſchtage vom Libanon hieher faſt gar nicht mehr geſungen habe. Dafür wurde heute Abend beim Thee deſto mehr in dieſem Artikel gethan und wir ließen in der Freude unſeres Herzens, das traurige Beirut übermorgen verlaſſen zu können, noch einmal manch deutſches Lied durch die Räume des arabiſchen Hauſes und die Klippen des Meeres erſchallen.

Den folgenden Tag trafen wir alle Anſtalten zu unſerer Abreiſe. Die Pferde, die wir auf unſerer Tour nach Damaskus gebraucht hatten, wurden, da ſie als tüchtig bewährt, auch für die Reiſe nach Jeruſalem beibehalten. Ich behielt den Schimmel, den mir der Baron abgetreten, den Braunen, den ich anfangs geritten, nahm der Maler F. und Giovanni behielt ſein Pferd, für Dr. B. wurde ein neues genommen und der Baron ritt abwechſelnd auf den beiden erkauften Pferden. Unſere Caravane hatte noch einen kleinen Zuwachs bekommen durch den Reitknecht Friedrich, von dem ich früher geſprochen und dem auch ein Pferd gemiethet wurde. Der Fürſt hatte ſeine frühere Begleitung, Skandar und Mechmed mit dem Wurfſpieß, welche ihre eigene Pferde hatten.

So beſtand denn unſere Caravane aus neun Reitern mit zehn Pferden und außerdem hatten wir drei ſtarke Maulthiere bei uns, welche Zelte, Gepäcke und Lebensmittel trugen. Den Abend vor unſerer Abreiſe kamen dieſe Thiere alle aus der Stadt, um draußen bei uns zu übernachten und da glich unſer Hof einem kleinen Feldlager. Das Zelt war aufgeſchlagen, die Pferde geſattelt an die Bäume gebunden, unſere Säcke und Koffer lagen ſchon theilweiſe gepackt vor dem Hauſe und in der Küche war Giovanni beſchäftigt, die eingekauften Lebensmittel, als Schinken, Hammelfleiſch, Käſe, Kaffee und Zucker, einige Flaſchen Wein und eine Flaſche Rum in Körbe zu verpacken. Fourage für die Pferde brauchten wir nicht mitzunehmen, indem die Mucker uns verſichert hatten, wir fänden in jedem Chan auf dem Wege von hier nach Jeruſalem, als die am meiſten betretene Straße, Gerſte für die Thiere im Ueberfluß, und ſo war es auch. Während unſeres ganzen Aufenthaltes in Beirut ſchlief ich keine Nacht unruhiger, als die heutige, und dem Baron, der neben mir lag, ging es nicht beſſer. Einer frug den Andern während der Nacht wohl hundertmal: „Schlafen Sie noch nicht?“ und die Antwort war faſt immer: „Ver . . . .! ich kann kein Auge zuthun!“

Kaum graute der Tag, ſo ſtanden wir auf und bald war das ganze Haus in Bewegung. Dann wurden die

Teppiche zuſammengerollt und den Maulthieren aufgeladen. Jeder zog den Sattelgurt feſter an und zum letzten Mal vereinigten wir uns auf der Terraſſe des Hauſes, um Kaffee zu trinken, zum letzten Mal ſchauten wir die entzückend ſchöne Natur an, die ſich hier in aller Pracht um uns gelagert hatte, und ſagten der Stadt mit ihren traurigen Häuſern, dem kleinen Friedhofe vor uns und den weißen Spitzen des Libanon ein herzliches Lebewohl. Unſere arabiſchen Hausleute nahmen mit all der Herzlichkeit, die uns dieſe guten Menſchen während unſeres Aufenthalts hier beſtändig bewieſen, Abſchied von uns, und wir beſtiegen die Pferde und ritten um die Stadt herum, anfangs auf demſelben Weg, der auch gen Damaskus führt. Vor den Thoren trafen wir noch unſern lieben Bekannten, den ruſſiſchen Conſul, Herrn von B., der uns bis zu den Pinienanpflanzungen begleitete und dann mit treuherzigem Händedruck von uns Abſchied nahm. Wir folgten dem Wege nach Damaskus bis zum Fuße des Libanon, wo er ſich die Höhen hinanwand, wir aber am Fuße des Gebirges der Küſte entlang ritten.

Anfänglich ging unſer Weg durch tiefen Sand und oft ſo dicht am Meere vorbei, daß die anſchlagenden Wellen die Füße unſerer Pferde benetzten. So gut das Wetter den letzten Tag ausſah, ſo hatte es ſich doch heute verſchlimmert, und der Himmel, der ſchon heute Morgen mit grauen Wolken überzogen war, ſandte uns Vormittags heftige Windſtürme, die uns feinen Sand ins Geſicht wehten und das Reiten ſehr beſchwerlich machten. Gegen Mittag ließ freilich der Wind etwas nach, aber dafür fing es ſo entſetzlich an zu regnen, daß das Waſſer in kurzer Zeit von unſern Pferden herunter trof. Wir verließen das Ufer des Meeres und überſchritten einen Ausläufer des Libanon auf einem Felſenpfad, der durch die glatten Steine und den Regen ſo ſchlüpfrig war, daß mehrere Pferde, worunter auch meines, ſtürzten. Wir hatten geglaubt, noch heute bis jenſeits Saida zu kommen; doch da es die Araber überhaupt lieben, den Marſch des erſten Tages ſo klein wie möglich zu machen, und das Wetter uns heute auch nicht ſehr geneigt war, ſo mußten wir dem Zureden unſeres Hauptmuckers folgen und in einem elenden Chan übernachten, der kaum fünf Stunden von Beirut entfernt war.

Dieſes Wirthshaus — es hieß Chan Nabinnis — war etwas beſſer, als die gewöhnlichen Etabliſſements der Art, und beſtand aus zwei Gemächern und einem kleinen Anbau für die Pferde und Eſel. Obendrein hatte das Haus vornen eine Art von Gallerie, von der man die Ausſicht auf das weite Meer genoß, deſſen Wogen faſt die Mauern dieſes Hauſes beſpülten. Bei gutem Wetter wäre es intereſſant geweſen, hier zu ſitzen und bei einer langen Pfeife in die See hinaus zu ſehen. Doch zogen wir bei dem heutigen Regen, der von einer empfindlichen Kälte begleitet war, eines der rauchigen, dunklen Gemächer vor, wo unſere Sais ein Feuer angemacht hatten und Giovanni einen guten Pillau kochte. Der unangenehme Marſch heute, ſo wie das Gebrauſe der tobenden See vor unſerem Hauſe, die ihre grünſchmutzigen Wellen unaufhörlich mit lautem Donner auf den Strand warf, verſtimmten uns Alle. Wir legten uns bald auf unſere Decken, ohne wie gewöhnlich ein Vocalconcert zu halten. Doch hätten wir am andern Morgen beim Erwachen füglich ſingen können: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht ꝛc." denn wenn wir auch bei unſeren früheren Ritten bei Tag viele Strapatzen auszuhalten hatten, ſo war die Nacht deſto ruhiger und nichts ſtörte uns im feſten ſanften Schlummer. Aber das war heute zum erſten Mal ganz anders. Kaum wurde der Körper unter den Mänteln oder Decken warm, ſo begann an allen Theilen ein unerträgliches Jucken. Es war eine Schaar blutdürſtiger Flöhe, die ſich hier in den Wänden und

Fußböden aufhielt und gelegentlich hervorkam, um eine Schaar armer Pilger wie wir auszuſaugen. Beim Anbruch des Tages verſchwanden die Ungethüme wieder; doch ließen ſie ſo unverkennbare Merkmale zurück, daß keiner den Gedanken hegen konnte, als habe ihm nur geträumt. Von dieſer Plage war übrigens Niemand verſchont geblieben und der Fürſt erzählte noch von einem andern Schrecken, den er gehabt. Er hatte nämlich eine Maus gehört, ein Thier, das ihn, wie er behauptete, aus der Welt jagen könne.

Wir brachen zeitig auf und kamen nach ein paar Stunden in die Gegend von Saida, dem alten Sidon, von deſſen früherer Pracht und Herrlichkeit jedoch nichts mehr übrig geblieben iſt; auf dem Platze, wo vor alten Zeiten die reiche phöniziſche Handelsſtadt ſtand, iſt jetzt nur noch eine kleine armſelige ſyriſche Stadt zu ſehen. Da ſowohl hier, als wie in Sur und Acre, die Peſt herrſchte, ſo vermieden wir, ſo viel wie möglich, die Orte zu berühren und umgingen Saida auf einem ziemlich ſchlechten Wege, der aber durch Gärten voll blühender Citronen- und Orangenbäume, voll Feigen, Akazien und Palmen führte.

Das Wetter hatte ſich glücklicher Weiſe wieder aufgeklärt und der Himmel lachte uns mit der ſchönen dunkelblauen Farbe freundlich an. Bald ritten wir am Ufer des Meeres hin, bald über flache Ausläufer des Libanon oder an ſteilen Felswänden, die den Fuß des mächtigen Gebirges bildeten. In einigen derſelben bemerkten wir kleine Höhlen, deren Eingänge mit dem Meißel, alſo mit Menſchenhand regelmäßig behauen waren. Vielleicht waren es in früherer Zeit Wohnungen ſyriſcher Chriſten, die ſich hier vor den Verfolgungen ihrer Feinde verbargen. Gegen Mittag überzog ſich der Himmel wieder und wir wurden von einem gewaltigen Gewitterregen tüchtig eingeweiht. Vor uns ſenkte ſich das Terrain abwärts, und wir ritten ſo raſch, als es unſere bepackten

Maulthiere aushalten konnten. Gegen vier Uhr machten uns die Mucker auf ein vor uns liegendes altes Gemäuer aufmerkſam, das unſer heutiges Nachtlager ſeyn ſollte. Es ſchien früher eine Burg geweſen zu ſeyn und lag auf einem kleinen ſteilen Hügel, der rings mit einem ſchmutzigen Waſſergraben umgeben war, über den eine ſteinerne, wenigſtens zu drei Viertel zerfallene Brücke führte.

Wir ritten die Anhöhe hinan und durch die Ruinen eines großen gewölbten Thores in den Hof. Dieſer war ſehr geräumig und rings mit Gebäuden umgeben, deren Wände aber geſpalten und theilweiſe eingeſtürzt waren. Dem Eingang gegenüber ſtand noch ein Gewölbe, deſſen vordere Seite freilich ebenfalls zertrümmert war, doch war es groß genug, um unſere Pferde hineinzuſtellen, die ſo wenigſtens von oben und drei Seiten gegen Regen und Wind geſchützt waren. Wir durchlieſen den ganzen Hof, ohne einen Winkel zu finden, wo wir die Nacht hätten zubringen können; vergeblich ſuchten wir nach einem Gemach, das mit einer Decke verſehen wäre, und da wir nichts fanden, waren wir ſchon entſchloſſen, uns bei den Pferden einzuquartiren, als unſere Mucker ein paar Kerle entdeckten, die ſich uns als die Eigenthümer dieſes ſchönen Wirthshauſes darſtellten und uns das Zimmer anzeigten, wo Gäſte, die lieber allein, als wie unter ihren Pferden ſchlafend, die Nacht zubringen konnten. Dies Gemach hätten wir wirklich ohne Hülfe nicht gefunden. Ueber Schutt und Trümmerhaufen kletterten wir auf eine Art Wall, der uns an eine Ecke des Gebäudes führte, wo vor Zeiten ein großer Thurm ſtand, der als eine Art Außenwerk wahrſcheinlich die Beſtimmung hatte, den hintern Theil des Schloſſes zu ſchützen. Von dieſem Thurm war das untere Stockwerk ſtehen geblieben, d. h. ich begreife unter dieſem ſtehen gebliebenen Stockwerke ein kleines Gewölbe mit zwei großen Oeffnungen, eine, zu der wir hereintraten, und die zweite auf der andern Seite, die mannshoch, mehrere Fuß breit und wahrſcheinlich bei dem Einſturz der obern Stockwerke entſtanden war. Neben dem Genuß eines kühlenden friſchen Zugwindes, der, mit einigem Regen vermiſcht, die ohnehin ſchon kalten Glieder faſt erſtarren machte, bot uns dies Gemach mit den beiden Oeffnungen noch obendrein die faulen Dünſte des ſumpfigen Grabens, der um den Fuß des Walles herumlief. Doch da wir keine Auswahl hatten, mußten wir uns mit dieſem Obdach begnügen. Unſere Koffer und Kiſten, die wir mit Mühe um den ſchmalen Wall nach dem Thurme ſchleppten, wurden vor die eine Oeffnung geſtellt und ſo dem Wind, der um dies einzeln ſtehende Gebäude wie toll herumfuhr, der Eingang etwas geſperrt.

Als wir uns nun ſo gut wie möglich eingerichtet hatten, und Giovanni ein Feuer anſteckte, um unſern Pillau zu kochen, erregte das feuchte Holz einen ſolchen Rauch, der nirgends einen Ausweg fand, und uns, da wir keine Luſt hatten, draußen von dem Regen durchnäßt zu werden, nöthigte, mit dem Geſicht uns platt auf die Erde zu drücken. Dieſem Uebelſtande war nur dadurch abzuhelfen, daß wir, ſobald unſer Pillau gekocht war, das Feuer wieder ausgehen ließen, denn jeder von uns wollte lieber frieren, als in dem Dampf erſticken. Erſteres wurde uns auch in gutem Maße zu Theil und die feuchten Kleider, ſo wie die Zugluft in dem Thurm erregten uns eine ſolche Kälte, daß wir ſogar unſere Plage von geſtern, die Flöhe, nur wenig ſpürten.

Am andern Morgen brauchte keiner den andern zu wecken, vielmehr war jeder froh, das feuchte Mauerloch verlaſſen zu können. Ich ging heute wenigſtens zwei Stunden neben meinem Pferde her, um die Glieder, die ganz erſtarrt waren, wieder beweglich zu machen. Glücklicher Weiſe ſchien die Sonne recht warm und angenehm, und obgleich uns auch geſtern der Himmel am Vormittage ſo freundlich angelächelt hatte, und doch ſpäter mit einem ſoliden Regen regalirte, ſo glaubten wir doch heute den Verſicherungen unſerer Beduinen, daß es ſchönes Wetter bleiben würde, und ſie behielten diesmal recht.

Unſer Weg führte wieder an der Küſte des Meeres hin, doch ohne daß wir es ſahen; denn eine kleine Hügelkette verdeckte uns die Ausſicht. Das Terrain war unintereſſantes Heideland und nur ſelten kamen wir bei kleinen Gebüſchen von Feigen- und Olivenbäumen vorbei. Zur Noth hätten wir noch am Abend Acre erreichen können. Doch da die Stadt ſo fürchterlich zerſtört war, auch jene entſetzliche Krankheit dort herrſchen ſollte, ſo folgten wir unſern Muckern, die es auch vorzogen, die Nacht vor der Stadt in einem kleinen Dorfe, Gaſmin zu bleiben. Doch hätten wir uns bei Erblickung des heutigen Chans faſt wieder für Acre entſchieden; denn außerdem, daß dies Gebäude nur ein einziges ſchmieriges Loch hatte, wo Pferd und Menſch zuſammen campiren ſollten, fanden wir auch hier ſchon einige zerlumpte Beduinen gelagert, eine Nachbarſchaft, die wohl im Stande war, unſere nächtlichen Quälgeiſter noch um ein paar andere Species zu vermehren. Es war ein Glück für uns, daß ſelbſt unſerem Giovanni das Gemach zu unſauber vorkam, denn er nahm ſich diesmal ſeiner Herren mit vielem Eifer an und befahl den Muckern mit kurzen Worten, für ein anderes Local zu ſorgen. Dieſe ſteckten die Köpfe zuſammen, berathſchlagten ſich mit einem alten Manne, dem der Chan gehörte, und ließen uns nach kurzer Ueberlegung durch Giovanni ſagen: nicht weit von dem Dorfe liege ein ſehr ſchönes Landhaus, das wegen der Kriegsereigniſſe in dieſem Augenblicke ganz unbewohnt ſey, und wo wir eine gute Unterkunft finden würden. Nur ſollten wir bedenken, daß eine zeitlang Soldaten von der ägyptiſchen Armee dort gehauſt, von denen einige an der Peſt geſtorben ſeyen. So angenehm uns der

Vorſchlag war, wieder eine Nacht in einem guten Hauſe zubringen zu können, ſo ſtutzten wir doch bei Erwähnung der Peſt und berathſchlagten, was hier zu thun ſey. Wenn die Angabe der Leute, daß die Peſt hier in der Umgegend geherrſcht habe und noch herrſche, richtig war, ſo konnte uns das Dorf, wo ſich vielleicht noch Kranke befanden, viel gefährlicher werden, als jenes verlaſſene Landhaus, weßhalb wir uns für dieſes entſchloſſen und dahin aufbrachen.

Es war ein wunderſchöner Abend. Ich habe den Himmel nie ſo hell gefärbt, die fernen Berge nie in ſo ſchönen Tinten, das ſaftigſte Violet und friſcheſte Roſenroth geſehen. Wir ſchlugen von der Straße links einen Feldweg ein, der durch ſchöne grüne Wieſen führte und ſahen bald, umgeben von einem Roſen-, Orangen- und Citronenwald, das Landhaus vor uns liegen. Es war ein ſchönes ſtattliches Gebäude, hatte, wie alle Häuſer dieſer Art, außer dem Erdgeſchoß nur einen Stock und platte Dächer. Die Stille, die auf dem Ganzen lag, daß bei unſerer Ankunft kein menſchliches Weſen uns entgegen kam, ſich nichts in Haus und Garten regte, warf einen wahrhaft poetiſchen Reiz über unſer heutiges Nachtlager, das mir wie von böſen Geiſtern verwünſcht erſchien. Ein kleines Gitterthor, das dem Drucke wich und ſich öffnete, ließ uns in einen kleinen Garten treten, der einſtens ſorgfältig angelegt war. Doch jetzt waren Bänke und Ruheplätze umgeſtürzt. Zwiſchen dem bunten Kies auf den Wegen wucherte das Gras empor und die zahlreichen Schlinggewächſe, die an Hecken, welche die Beete umſchloſſen, emporgeleitet waren, mußten dieſe Stellung langweilig finden, denn ſie hatten die hölzernen Latten verlaſſen und krochen gleich Schlangen auf den Wegen gegen einander, um ſich über die Oede des Gartens zu beſprechen. Nachdem unſere Pferde angebunden und vorläufig in einen Schuppen, der am Hauſe angebracht war, eingeſtellt wurden, machte ich eine kleine Inſpektionsreiſe um das ganze Gebäude herum. Der Garten umgab es auf drei Seiten und war nach türkiſchem Geſchmack ſehr ſchön angelegt. Hie und da kleine Steinſophas, auf denen wahrſcheinlich lange keine türkiſche Dame mehr geſeſſen hatte; denn das Unkraut, das überall emporſchoß, wiegte ſich wie ſpottend auf dieſen Ruheplätzen. Bei ſolchen verlaſſenen Anlagen iſt nichts trauriger und melancholiſcher, als der Anblick eines vertrockneten Springbrunnens, das Erſterben des lebendigen Strahls, der hier in dieſen Ländern ſo nöthig iſt, um der ausgedörrten Natur etwas abzugewinnen. So heimlich das Murmeln des Waſſers dem Ohre iſt, traurig iſt mir meine Fontaine erſchienen, deren Mund ſchweigt. Das müſſen entſetzliche Sachen ſeyn, die dem luſtigen Waſſer den Mund verſtopft und zum Schweigen gebracht haben.

In dem Baſſin hier, welches aus einer Art grauem Marmor ſehr ſchön gearbeitet war, lagen große Blätterhaufen, welche die umſtehenden Platanen hineingeſtreut und kleine Eidechſen ſpielten um die Brunnenröhre. Wie ich ſchon früher ſagte, umgab eine ſehr große Anpflanzung von Orangenbäumen den Garten und das Landhaus; man konnte es eher einen Wald, als eine Anpflanzung nennen. Die Stämme ſtanden nicht in regelmäßigen Reihen und obgleich ſie nicht gerade nahe zuſammengepflanzt waren, bildeten doch die ſtarken und langen Aeſte der dicken Orangenbäume ein undurchdringliches Laubdach. In jenen Wald führte aus dem kleinen Garten ein Thor, das offen ſtand. Doch war hinter demſelben noch ein drei bis vier Fuß breiter Waſſergraben, über den vormals eine hölzerne Brücke geführt hatte, die aber gewaltſam abgebrochen war — wahrſcheinlich hatten die ägyptiſchen Kriegsknechte das Holz zum Kochen ihres Pillau verwendet — nur die beiden Hauptbalken, die zu feſt in der Gartenmauer eingefügt waren, hatten ſie ſtehen laſſen. Der

Anblick des Orangenwaldes war aber ſo ſchön und für uns Alle ſo neu, daß wir, trotz der mangelhaften Communication, in kurzer Zeit über dem Graben waren und unter dem friſchen duftenden Laubdach der Blätter, Blüthen und goldgelben Früchte wandelten. Wenn wir auch ſchon unzählige Orangenbäume in kleinen Gruppen geſehen, ſo war uns doch der Anblick eines weit ausgedehnten Waldes dieſer herrlichen Bäume ſo entzückend, daß wir jauchzend auf dem Graſe dahin ſprangen und uns unter den Stämmen auf den Rücken legten und mit einer wahren Wolluſt in die zuſammenhängenden Zweige über uns ſchauten. Es iſt aber auch faſt kein ſchönerer und für uns Europäer zugleich fabelhafterer Anblick, als die Frucht der Orange, die in Körbe verpackt und meiſtens halb verfault zu uns kommen, zwiſchen den friſchen Blättern und duftigen Blüthen zu Tauſenden hängen zu ſehen. Obendrein ſind die Orangen an der ſyriſchen Küſte, beſonders bei Jaffa und Acre, die größten und ſaftigſten, und es war daher gewiß kein Wunder, daß wir, von dem langen Ritt recht durſtig geworden und hier auf einmal in dieſen Ueberfluß verſetzt, ſo viel von den über uns hängenden Früchten herunterwarfen, als wir nur eben gebrauchen konnten. Zuweilen kamen wir auch an einen Baum, der bittere Früchte trug, mit denen wir dann unter lautem Lachen Ballſpiele trieben.

So waren wir allmählig immer tiefer in den Wald gekommen und ſahen das Haus nicht mehr, als wir in der beſten Freude durch die Ankunft zweier Neger erſchreckt wurden, die mit großen Stöcken daher ſprangen und uns mit ſehr zornigen Mienen anſahen. Die Erſcheinung der Schwarzen in dieſer Umgebung hatte gerade noch gefehlt, um den Schauplatz eines Mährchens aus der Tauſend und einen Nacht mit der gehörigen Staffage zu verſehen. Es waren die beiden Rieſen, welche die Prinzeſſin verſchützten, die von dem böſen

Zauberer in eine weiße Lilie verwandelt worden war. Es waren aber auch wirklich ein paar rieſenhafte Kerle, die uns, die wir ſo unbefugt in ihr Eigenthum gebrochen waren, mit ihren langen Stöcken vielleicht in einen zweifelhaften Kampf verwickelt hätten, wenn der Baron ſie nicht durch Vorzeigung eines reichlichen Bakſchis wieder beſänftigte. So wurden wir aber die beſten Freunde, und die Neger, die auf der andern Seite des Waldes in einem kleinen Häuschen wohnten, führten uns zu den beſten Bäumen und füllten uns für den morgigen Ritt alle Taſchen mit ihren Früchten.

Indeſſen ſchwebte die Sonne noch eben am Horizont und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Stämme der Bäume, deren ohnehin ſchon goldene Früchte nun wie Tauſende von Feuerballen glänzten. Giovanni und die Mucker waren unterdeſſen auch nicht müßig geweſen, hatten den Pferden ihr Futter gegeben, das man aus dem Dorfe heranbrachte, und erſterer ſaß vor der Thür des Hauſes bei dem großen Feuer und kochte unſern Pillau, der heute mit einigen Hühnern, die er ebenfalls erhandelt, noch ſchmackhafter gemacht wurde. Wir ſuchten jetzt die Treppe, die in das obere Stockwerk führte und fanden oben mehrere Gemächer, die alle ſo verlaſſen und halb zerſtört, wie der Garten waren. Man konnte oben recht ſehen, daß eine wilde Soldateska ihr Weſen hier getrieben. Von der türkiſchen Einrichtung der Zimmer hatten ſie nur gelaſſen, was ihnen unmöglich war zu zerſtören, einen hölzernen Divan, der längs an den Wänden hinlief. Die aus Holz zierlich geſchnitzten Schränke waren alle zerſchlagen und verbrannt worden, und die Fenſterläden hätten ſie auch gewiß nicht verſchont, wenn ſie den Zugwind, da die Oeffnungen ohne Glasſcheiben waren, nicht geſcheut hätten. Auch der Fußboden der Zimmer war meiſtens zerſtört und hie und da Löcher eingebrannt, wo die leichtſinnigen Kriegsknechte wahrſcheinlich die glühenden Kohlen ihrer Pfeifen hingeworfen hatten. Wir verzehrten unſere Abendmahlzeit, die Giovanni heute noch mit einem ſüßen Reis vermehrt hatte, rauchten noch einige Pfeifen und ſuchten dann unſere Schlafſtellen. An die Erhöhung der Divans wurden unſere Sättel gelegt, und bildeten ſo die Kopfkiſſen. Da wir alle Laden verſchloſſen, und es auch heute nicht ſo kühl wie geſtern in der alten Burg war, ſo erſchienen alsbald unſere nächtlichen Plagegeiſter wieder und quälten uns im wahren Sinne des Worts auf's Blut, ſo daß wir faſt kein Auge zuthun konnten. Dazu erhob ſich noch gegen Mitternacht ein ſchweres Gewitter, das unſere Pferde drunten ſo in Angſt verſetzte, daß wir alle hinabſteigen mußten, um ſie zu beruhigen. Und als endlich Donner und Blitz aufhörten und wir uns wieder zum Schlafen legen wollten, wüthete der Wind dergeſtalt um das freiſtehende Haus, und klapperte mit den lockern Fenſterladen, daß es nicht möglich war, auch nur einen Augenblick Ruhe zu finden.

Bei Anbruch des Tages erhoben wir uns Alle, und jeder klagte dem Andern ſeine Noth, wie ſehr er in der Nacht von den Inſecten zerſtochen worden ſey. Bis jetzt hatte uns noch der Gedanke, daß es nur harmloſe Flöhe ſeyen, die unſer edles Blut verzehrten, ſo ziemlich getröſtet; doch meine Verſicherung, die ich gegen die Andern ausſprach, daß ich in der Nacht zweierlei Arten von Stichen geſpürt, brachte alle Gemüther in Aufruhr. Doch hatte keiner den Muth, an ſeinem Körper nach einem andern blutdürſtigen Thiere auf Entdeckungsreiſen auszugehen, denn da wir die Sache doch nicht hätten ändern können, wollten wir uns wenigſtens die traurige Gewißheit nicht verſchaffen.

Giovanni, der in dieſen Tagen äußerſt aufmerkſam und liebenswürdig war, hatte den Kaffee in den Garten gebracht, und wir freuten uns Alle, ihn wieder einmal ſitzend verzehren zu können, und beſonders wegen der Nähe des Orangenwaldes, der nach dem Gewitterregen von dieſer Nacht doppelt ſo ſchön wie geſtern duftete. Darauf wurden die Maulthiere wieder beladen, den Leuten aus dem Dorfe ihre gelieferten Lebensmittel und Fourage bezahlt und jeder ſattelte ſein Pferd. Als wir vor die Gartenthüre traten, um uns aufzuſetzen, bemerkten wir einen ſtarken Moſchusgeruch, der neben uns aufſtieg. Wir konnten nicht begreifen, wo er herkommen möge, und dachten ſchon, es wären Ueberbleibſel von Arzeneien, die den Kranken, die früher das Landhaus bewohnt, gereicht worden wären. Doch halfen uns die Leute aus dem Dorfe, die der Baron darum befragen ließ, bald aus dieſem Irrthum; einer riß eine Handvoll kleiner Kräuter ab, die am Wege wuchſen, und brachte ſie uns. Sie hatten fein gezackte wolligte Blätter, und von ihnen kam der ſtarke Geruch.

Das Wetter war heute wieder eben ſo ſchön wie geſtern, und wir ritten raſch über die vom Regen erfriſchten Felder gen Acre, das wir in Kurzem vor uns liegen ſahen. In der Nähe der Stadt kamen wir durch ein türkiſches Lager von Cavallerie und Infanterie, die unter hellgrünen Zelten ihre Wirthſchaft trieben. Die Soldaten krochen aus ihren Barraken heraus, und ſahen uns neugierig an, während wir vorüber ritten. Hie und da bot uns einer etwas zum Verkauf an, ein ſchönes Bernſteinmundſtück, einen Säbel oder ein paar Piſtolen und dergleichen mehr. Doch ritten wir ſo raſch wie möglich vorbei, da wir dieſe lieben Leute bei Beirut genugſam hatten kennen gelernt und da auch die Peſt in all' dieſen Lagern ſo gut wie in den Städten herrſchen ſollte.

Jetzt ritten wir um die äußere Mauer auf der Landſeite herum nach dem Hafen und Meerbuſen von Acre, wo wir unſere Pferde ließen, und zu Fuße in die Stadt traten, um die zerſchoſſenen und geſprengten Werke und Häuſer in der Nähe zu ſehen. Die ſchnelle Einnahme von St. Jean d'Acre erregte hier, ſo wie auch in Europa, keine kleine Verwunderung; eine Feſtung mit ſehr ſchönen Werken, durch früheren hartnäckigen Widerſtand berühmt und ſeitdem noch mehr befeſtigt, wird von einigen müßigen Flotten einige Stunden lang beſchoſſen, und ergibt ſich. An dieſer ſeltſamen Erſcheinung iſt ſowohl die Tollkühnheit der Engländer Schuld, als die ſchlechte Artillerie der Aegyptier, die ſchon im Voraus, ehe noch ein Schuß gegen Acre geſchah, durch die Erfolge der Flotte bei Beirut und durch die Furcht vor den ungeheuern Kanonen der Engländer, moraliſch vernichtet war. Die Wälle der Feſtung ſind, beſonders nach der Seeſeite zu, von bedeutender Höhe und gänzlich aus Stein aufgeführt, waren auch bei dem Angriff mit guten Kanonen beſetzt. Die engliſch-öſtreichiſche und türkiſche Flotte, beſtehend aus fünf Dampfbooten, acht Linienſchiffen, vier Fregatten, vier Briggs, kommt an und legt ſich auf ſechs bis ſiebenhundert Schritte vor der Feſtung vor Anker, demnach ſo nahe, daß bei einer nur mittelmäßigen Artillerie die Schiffe unfehlbar in Grund gebohrt werden mußten; aber die Engländer kannten ihre Leute, und fingen mit ihren acht bis neunhundert Geſchützen von großem Kaliber ſogleich ein ungeheures Feuer an. Wenn ſie auch von dieſen neunhundert Geſchützen gegen die Feſtung nur die Hälfte gebrauchen konnten, da die Schiffe jedesmal nur mit einer Seite ſchießen, ſo hatten ihnen die Aegyptier doch höchſtens einhundert und fünfzehn Geſchütze oder wahrſcheinlich aus Mangel an Artilleriſten nur gegen achtzig entgegen zu ſetzen. Ferner wirkten die ſchweren Kugeln aus den Schiffen, die von den Engländern mit bekannter Genauigkeit und Sicherheit gegen die Wälle geſchleudert wurden, noch viel ſtärker, da dieſe, wie ſchon geſagt, aus Stein waren, der zerbröckelt, zerſplittert wurde, und deſſen Stücke die Aegyptier auf ihren eigenen Wallgängen ſtark beſchädigte. In kurzer Zeit wurde auch das Feuer von der Feſtung langſamer und ſchwieg endlich ganz. Man hat angenommen, daß die Flotte in den zwei bis drei Stunden, welche das Bombardement dauerte, bei dreizehntauſend Kugeln gen Acre geworfen, und meiſtens waren es ſechsunddreißig bis vierundachtzig Pfünder. Auch wurden nicht allein die Werke beſchoſſen, ſondern auch die übrige Stadt, was bei den hier aufgeſtellten Truppen gleich ſchon anfänglich eine große Demoraliſirung hervorbrachte. Als nun kurz vor Sonnenuntergang eine Kugel in eines der Pulvermagazine ſchlägt, das bald darauf in die Luft fliegt, und bei dieſer Exploſion mehrere hundert Mann tödtet, wird der Schrecken allgemein. Während der Nacht flüchten die meiſten Offiziere aus der Feſtung und die Truppen folgten ihrem Beiſpiele. Um Mitternacht wurde dies ſchon auf der Flotte bekannt und bald rudern die Engländer, Oeſtreicher und Türken von allen Seiten in ihren Booten an's Land, und was noch von Feinden in Acre war, ergab ſich ohne Widerſtand. Am andern Tage kamen ſelbſt die Geflüchteten in großen Schaaren zurück, um ſich ebenfalls zu ergeben. Und ſo fiel St. Jean d'Acre, das alte Ptolemais, in die Hände der Türken.

Wir gingen durch einige Straßen der Stadt und ſahen überall die ſtarken Verheerungen, welche die Kugeln der Flotte angerichtet. Doch ſchien es mir, als haben die Häuſer der Stadt mehr gelitten, als Wall und Mauer. Man konnte in den Straßen faſt keinen Schritt thun, ohne bei Trümmerhauſen vorbeizukommen. Vieles Volk, Soldaten wie Einwohner, campirten unter grünen Zelten oder Gerüſten von Balken, die ſie aufgerichtet hatten. Wir verließen die Stadt bald wieder, ſetzten uns draußen auf unſere Pferde und ritten um den Meerbuſen von Acre herum. Auch hier ſah man, ſo wie an der Küſte von Beirut, die deutlichen Spuren der Verheerung, welche der Sturm vom 1. auf den 2. December vorigen Jahres angerichtet. Mehrere größere und kleinere Handelsſchiffe lagen zerſchmettert am Ufer, und ebenſo eine engliſche Kriegsbrigg, die hier geſtrandet war. Doch hatte man von letzterer ſo viel wie möglich gerettet. Ihre Matroſen und Soldaten hatten ſich bei dem Fahrzeug kleine Barraken aufgeſchlagen, und bewachten Kanonen, Maſten, Takellage, die man vom zertrümmerten Wrak herunter genommen. Nach ungefähr drei Stunden, die wir immer dicht an der Küſte des Meerbuſens auf weichem Muſchelſande reitend, durch Jagd auf allerhand Waſſervögel verkürzt hatten, erreichten wir Haifa, ein kleines Dörfchen mit alten Mauern und Thoren am Fuß des Carmel liegend. Vor dem Ort hatten wir die Freude, den Druſenfürſten wieder zu ſehen, der vor einiger Zeit mit ſeinen Reitern in Beirut geweſen war. Er lag mit ſeiner Cavallerie um Acre und Haifa herum, und wollte gerade nach der Feſtung reiten. Wir wechſelten einige freundliche Worte zuſammen, und verließen ihn wahrſcheinlich auf Nimmer-wiederſehen.

In Haifa machten wir einen kleinen Halt und nahmen für unſer heutiges Nachtlager, das Kloſter auf dem Carmel, Fourage für unſere Pferde mit, da es hieß, man würde uns dort oben keine geben können. Nach Verlauf einer kleinen Stunde ritten wir langſam den ſehr ſteilen Weg des Carmel hinan, faſt niedergedrückt von der Nachmittagsſonne, die an dem Berge abprallend uns ſowohl wie die Thiere äußerſt ermattete. Die prächtig weite Ausſicht, die immer ausgedehnter und ſchöner wurde, je höher wir ſtiegen, entſchädigte uns einigermaßen. Vor uns lag Haifa, St. Jean d'Acre, von dem Meerbuſen getrennt, und in der ungeheuren Fläche des Meeres, die wir von hier oben ſahen, faſt nur wie ein kleiner Einſchnitt erſcheinend. Endlich erreichten wir das Kloſter, und waren nicht wenig überraſcht von den ſtattlichen Gebäuden, die wir hier ſo unverhofft vor uns ſahen. Wir ritten vor die Thür des Kloſters, das, in großem Maßſtab aus ſchön gehauenen Steinen aufgeführt und mit großen Fenſtern verſehen, eher einer fürſtlichen Reſidenz als einem Mönchskloſter ähnlich ſieht. Es erſchienen ein paar Brüder in ihrer braunen Ordenstracht, die uns auf's Freundlichſte willkommen hießen, und uns in das Innere des Hauſes führten, wo unſer Erſtaunen und unſere Ueberraſchung bei jedem Schritte ſtieg. Wir arme Pilger waren ſchon ganz entwöhnt, ein ſchön gebaut und gut eingerichtetes Haus zu ſehen, ſo daß wir Alles hier im Kloſter mit einer kindiſchen Neugierde betrachteten. Schöne Steintreppen führten in den erſten Stock; oben kamen wir in einen Speiſeſaal, mit Tiſchen, Stühlen und ganzen Schränken voll Glas- und Porzellanſachen verſehen, und an dieſen Saal ſtieß eine Reihe freundlicher kleiner Zimmer für Gäſte und Pilger, aufs Beſte und Sauberſte eingerichtet. Da waren eiſerne Bettgeſtelle, mit den ſchönſten Matratzen, weißem friſchem Leinenzeug und grünen Vorhängen; da waren Waſchtiſche mit allen Bequemlichkeiten, Spiegel, Stühle, kurz bis zum Stiefelzieher herab Alles aufs Beſte eingerichtet. Das Kloſter auf dem Carmel kam uns nach den entſetzlichen Quartiren, die wir bisher gehabt, wie eine Wohnung der Seligen vor, und die guten Paters ergötzten ſich nicht wenig an der Freude, mit der wir ihre Herrlichkeiten betrachteten.

Wer ſich noch nie mit uns in gleichem Falle befand, der wird das Wohlgefallen nicht mitfühlen, welches wir darin fanden, uns wieder einmal ordentlich waſchen und friſche Wäſche anziehen zu können. Ja, dieſer Genuß war weit größer, als der der guten Mahlzeit, die wir, auf Stühlen an einem ordentlichen Tiſche ſitzend, bald darauf einnahmen.

Nach Tiſche führte uns einer der Mönche zu dem Prior, einem Mann in den beſten Jahren, mit kohlſchwarzem langem Bart und einem ſehr einnehmenden Weſen. Sein Zimmer war mit Büchern, mathematiſchen und aſtronomiſchen Inſtrumenten angefüllt, die auf eine gediegene wiſſenſchaftliche Bildung des Mannes hindeuteten, die ſich auch in ſeinen Geſprächen kund gab. Er war ein Spanier und erſt zwei Jahre auf dem Carmel. Später beſahen wir das ganze Kloſter und die ſchöne geräumige Kirche, in welcher ſich unter dem Hochaltar die Grotte des Propheten Elias befindet.

Vom platten Dach des Kloſters genoßen wir in der ſchönſten Abendbeleuchtung eine wundervolle Ausſicht auf die ſchneebedeckten Gipfel des Libanon und Antilibanon, nach Weſten auf das Mittelmeer und nach Süden auf die Ebene der Meeresküſte bei Atlit und auf das Gefilde von Cäſarea; gegen Oſten verdeckten uns die vortretenden Höhen die Ausſicht; dort lag Nazareth und der Tabor.

Auf unſerer ganzen Tour in Syrien ſchliefen wir keine Nacht ſo ruhig und angenehm, wie hier auf dem Carmel, und als wir am andern Morgen zum Aufbruch geweckt wurden, war uns die Nacht wie eine Minute verflogen. Doch ſtanden die Pferde ſchon zur Weiterreiſe geſattelt und wir verließen das Kloſter bei Sonnenaufgang mit unſerem beſten Dank gegen die Gaſtfreundſchaft und Herzlichkeit der guten Mönche. Anfänglich führte uns der Weg die romantiſchen Schluchten des Gebirges hinab und dann wieder an die Küſte des Meeres, das wir auf unſerem heutigen Marſch nur dann verließen, wenn das Ufer aus Klippen beſtand, die wir umgehen mußten. Gleich am Morgen hatte unſer Nimrod, der Maler F., eine Hyäne entdeckt, die ſich aber bei unſerem Anblick tiefer ins Gebirge zog, und obgleich wir ihr eine Stunde folgten, und gar zu ſehr gewünſcht hätten, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, ſo ſahen wir ſie doch nicht wieder. Dagegen ſchoßen wir ein paar Schakals und eine ziemlich große Schlange, die am Weg auf einem Steinblock lag und ſich ſonnte. Unſer heutiger Weg führte uns durch große grasbewachſene Flächen, die gen Jaffa zu immer häufiger und üppiger werden. Auf ihnen ſahen wir heute zum erſten Mal ſchöne niedliche Gazellen in großen Schaaren; doch habe ich nie ein Wild geſehen, was ſo ſcheu und flüchtig iſt, wie dieſes. Wenn wir ganz ruhig unſere Straße zogen, hielten ſie kaum auf zweitauſend Schritte, doch wenn ſelbſt in dieſer weiten Entfernung einer von uns ſein Pferd gegen ſie wandte oder eine Piſtole abſchoß, ſo jagten ſie in unglaublicher Schnelligkeit davon und wir ſahen ſie in kurzer Zeit nur noch fern am Horizont. Es iſt ſehr ſchwer, eines dieſer Thiere zu erlegen, denn ſelbſt eine Gemſe iſt viel leichter zu beſchleichen, als eine Gazelle. Wie jene ſtellen ſie Wachen aus, die den Jäger auf den weiten flachen Ebenen noch viel eher entdecken, als wenn das Terrain bergigt und bewachſen wäre. Es gibt hier eine Art Windhunde, die allenfalls im Stande ſind, eine Gazelle, die keinen zu großen Vorſprung hat, einzuholen. Doch fangen ſelbſt dieſe ſchnellen Hunde gewöhnlich nur ganz junge oder erkrankte Gazellen.

Gegen Mittag kamen wir bei den Ruinen von Cäſarea vorbei; doch ſieht man von dieſer Stadt nur noch undeutlich von der Landſeite die Umriſſe der Gräben und Ueberreſte von alten Mauern. Nachmittags gegen vier Uhr erreichten wir unſer heutiges Nachtlager, ein kleines armſeliges Dorf, Tantura, dicht am Meere gelegen. Da es hier keinen Chan gab, ſo quartierten wir uns in einer Art von Schoppen ein, der früher zur Aufbewahrung von Früchten benutzt wurde. Doch wurde uns die Armſeligkeit dieſes Locals, beſonders nach dem geſtrigen herrlichen Quartiere auf dem Carmel, recht fühlbar. Es war aber auch eines der ſchlechteſten, die wir bisher gehabt. Die beiden ſchönen Pferde des Barons hatten wir mit in unſer Gemach genommen und die andern waren nebenan in einem andern noch ſchmutzigeren Winkel untergebracht. Außer den ſchon früher bemerkten unangenehmen Thieren, die unſere Nachtruhe ſtörten, waren es hier ganze Schaaren von Ratten und Mäuſen, die uns beläſtigten. Unſer guter Fürſt, der eine ſchreckliche Abneigung gegen letztere Thiere hatte, hielt ſo komiſche Lamentationen, daß die Nacht, trotz allem Elend, faſt unter lauter Lachen und Scherzen verging. Ich hatte mich in eine Art Niſche zurückgezogen, doch kaum hatten wir das Licht ausgelöſcht und es war etwas ruhig geworden, als mich die Mäuſe und Ratten förmlich aus meinem Lager vertrieben. Was dieſes zudringliche Volk ober meinem Kopfe in der Mauer anfing, war mir unerklärlich; doch kaum hatte ich mich niedergelegt, ſo fing es dort an zu krabbeln und zu kratzen und ſcharrte mir eine ſolche Menge Lehm und Erde auf den Kopf, daß ich mich flüchten und in die Mitte des Gemachs legen mußte. Doch war es hier auch nicht viel beſſer, denn es wimmelte in der ganzen Hütte von allerlei Ungeziefer. Zuweilen ſprang uns ein langgeſchwänzter Ratte über den Kopf, dann hörten wir deutlich, daß ganze Schaaren von Mäuſen unſer Brod und andere Effecten benagten, kurz, es war nicht zum Aushalten; auch die andern blutdürſtigen Ungeheuer, die wir gehofft hatten, geſtern auf dem Carmel zu entfernen, zeigten ſich wieder in großer Anzahl und ließen uns kein Auge zuthun, weßhalb wir ſchon gegen drei Uhr wieder aufſtanden und Anſtalten zum Abmarſch trafen. Um vier Uhr ſchwangen wir uns auf die Pferde und ritten davon. Der Tag ſtieg langſam herauf und als es ſo hell war, daß man die Gegenſtände um ſich her erkennen konnte, bemerkte ich einen Teich, der einige hundert Schritte vom Weg ablag und worauf ich etwas ſchwimmen ſah, das mir wilde Enten oder ſonſtige Waſſervögel zu ſeyn ſchienen. Ich nahm das Gewehr, ſtieg vom Pferde, welches ich einem unſerer Mucker gab und ging langſam auf das Waſſer zu, um im glücklichen Fall auf heute Abend einen Braten zu erſchießen. Als ich jedoch näher kam, ſah ich, daß es keine Waſſervögel waren, ſondern kleine Stücke Holz, die von Weitem ungefähr ſo ausſahen. Der Teich war mit niedrigen Geſträuchen umgeben, und da ich ihn erreicht hatte, wollte ich auch vollends um ihn herumgehen. Der Seite gegenüber, wo ich hergekommen war, begann wieder eine der großen Grasflächen und hier entdeckte ich eine ſeltene und erwünſchte Jagdbeute. Meine Schritte verurſachten ein ziemliches Geräuſche in dem hohen Graſe, und hierdurch aufgeſchreckt gingen wenige Schritte vor mir drei Gazellen auf und mit ſolcher Schnelligkeit von dannen, daß ſie ſchon an fünfundzwanzig Gänge von mir entfernt waren, ehe ich Zeit hatte, das Gewehr anzulegen. Der eine Lauf verſagte mir, doch mit dem andern ſchoß ich glücklich eines dieſer Thiere. Es machte noch einige Sätze vorwärts und ſtürzte dann zuſammen. Das Thier war von der Größe einer Rehkitze und nach ſeinen beiden kleinen Krücken zu urtheilen, noch ſehr jung. Ich nahm es auf meine Schultern und ſuchte meinen Gefährten nachzukommen, die unterdeſſen ſchon weit voraus waren. Auch wandte ſich der Weg nach einer ganz andern Richtung, als auf der wir vorhin ritten, und ſo glaubte ich ſchon mich verirrt zu haben, als die aufgehende Sonne mit ihren Strahlen vor mir etwas Glänzendes beſchien und ich unſere Caravane erkannte. Doch hatte ich noch immer eine gute halbe Stunde zu thun, ehe ich, mit der Gazelle auf dem Rücken, und durch vier bis fünf Fuß hohes Geſtrüpp watend, ſie erreichen konnte. Die Freude beim Anblick meiner Jagdbeute war indeſſen nicht gering, und wir dachten ſchon im Voraus an den ſeltenen Genuß eines guten Bratens, den uns das Thier gewähren würde.

Unſer heutiger Marſch war einer der angenehmſten, dagegen unſer Nachtlager das ſchlechteſte, das wir je gehabt. Erſterer führte faſt den ganzen Tag durch eine duftige, grün bewachſene Fläche, wo wir häufig dem Spielen und der Flucht großer Gazellenheerden zuſchauten. Gegen Abend wurde das Terrain etwas hügelig und wir hatten rechts und links hohe Gebüſche, aus denen bei einbrechender Dunkelheit die Schakals ihre zarten Stimmen ertönen ließen. Ein gräßlicheres Geſchrei kann man nicht leicht hören; ein unangenehmes heiſeres Bellen; beſonders dieſen Abend mußten ſich in den Gebüſchen ganze Heerden dieſer Thiere aufhalten. Wir ſchoſſen einige Male unſere Piſtolen ab, worauf ſie eine Zeitlang ſchwiegen, doch auch gerade nur ſo lange, wie die Fröſche in einem Teich, wenn man einen Stein hinein wirft.

Unſer Nachtquartier ſollte heute ein kleines Dorf ſeyn, mit Moſchee und Chan und die Mucker hatten es als eines der beſten auf unſerem ganzen Wege gerühmt. Doch unſere Erwartungen wurden ſehr getäuſcht. Jetzt lag das kleine Dorf vor uns und wir waren bald zwiſchen den erſten Häuſern. Doch obgleich die Sonne kaum untergegangen, ſahen wir keinen Menſchen. Schliefen die Bewohner ſchon oder kamen ſie vielleicht aus Furcht vor uns nicht aus ihren Löchern. Als wir bei der Moſchee und dem was ſie hier einen Chan nennen, ankamen, fanden wir dort zwei Beduinen, die uns das Räthſel lösten. In dem Dorf hatte ein Trupp türkiſcher Soldaten ſo arg gewirthſchaftet, daß die Einwohner bei Annäherung einer zweiten Abtheilung mit ihren ſämmtlichen Habſeligkeiten die Flucht ergriffen hatten. Ihr Korn, Gerſte und ſonſtige Feldfrüchte hatten ſie in großen Löchern verborgen, die nicht ſo leicht aufzufinden waren. Dieſe Nachrichten waren für uns nicht angenehm, denn wir hatten hier auf ein gutes Futter für die Pferde und auf Lebensmittel für uns gerechnet, da der Vorrath in unſern Säcken und Körben ſehr zuſammengeſchmolzen war. Zuerſt ſahen wir uns nach einem Stalle um, wo wir die Thiere unterbringen konnten, doch war nichts der Art zu finden und wir mußten ſie alſo im Freien übernachten laſſen.

Der Chan beſtand aus zwei Gemächern, von denen das eine keinen Rauchfang hatte und das andere von den beiden Beduinen, zu denen ſich bald noch ein dritter und vierter geſellte, eingenommen war. Wenn die meiſten dieſes Volkes nicht ſehr reinlich und zierlich gekleidet ſind, ſo waren dieſe ihrem Ausſehen nach rechte Landſtreicher. Um die Füße hatten ſie grobe Lappen gewickelt, die Farbe ihres Unterkleides war gar nicht zu erkennen und der Burnus, aus allen möglichen Stoffen und Farben zuſammengeſetzt, ließ an mehreren Stellen die dunkelfarbigen, ſehnigten Glieder durchblicken. Am beſten waren ihre Waffen: die Lanze hatte die unentbehrliche Büſchel von ſchwarzen Straußfedern und die Säbel ſahen auch recht gut aus; nur war die Klinge, ſtatt in einer Scheide zu ſtecken, mit alten Lappen umwickelt.

Da es ziemlich kühl war, ſo mußten wir, um ein Feuer unterhalten zu können, uns mit jenen Kerls in daſſelbe Gemach legen. Doch wurde ſchon von vorne herein beſtimmt, daß wir während der Nacht abwechſelnd wachen wollten. Kaum loderte unſer Feuer und wir ſaßen behaglich umher, die durchkälteten Glieder etwas zu erwärmen, als durch die offen ſtehende Thüre eine Katze hereinſchlich, bald darauf eine zweite, eine dritte, vierte, fünfte und ſechste, und hinter dieſen hörten wir an den uns ſo wohl bekannten Tönen, daß noch mehrere draußen ſeyen. Und ſo war es auch. Der ganze Hof wimmelte von einer Unzahl von Katzen, die, von den Bewohnern des Dorfes zurückgelaſſen, jetzt die neuen Ankömmlinge witterten und von allen Seiten herbeikamen, um etwas zur Stillung ihres Hungers zu finden. Die Thiere waren nicht zu verjagen und wenn wir ihnen auch nichts zu Leide thaten, ſo machten unſere Mucker und die Beduinen, als ſie ſahen, daß uns die Thiere in dem Zimmer beläſtigten, eine große Jagd auf ſie, die mancher das Leben koſtete. Die Moſchee neben uns an war eine Ruine zu nennen, denn das Mauerwerk war halb eingeſtürzt und von dem Minaret ſtanden kaum noch zwei Drittel. Es fehlte uns heute Abend an Allem, ſogar am Waſſer, und wenn auch gleich bei der Moſchee ein Brunnen war, ſo hatten wir kein Geſchirr und auch nicht Stricke genug, um auf den Waſſerſpiegel zu langen. Wir halfen uns ſo gut wir konnten, indem wir die Stricke, die ſich an unſern Säcken und Körben befanden, mit unſern Shawls zuſammen knüpften, und an dieſen unſer Kaffeegeſchirr banden, wo wir dann am Ende Waſſer, aber nur in ſehr kleinen Portionen bekamen. Den Thieren konnten wir auf dieſe Art natürlich keines herausſchöpfen. Wir hatten nicht einmal ein Korn Futter für ſie und entſchloſſen uns ſchon, nur einige Stunden hier zu bleiben, um am andern Morgen früh das nicht weit von hier entfernte Jaffa zu erreichen. Doch halfen uns die Beduinen, denn ſie gingen ins Dorf und waren ſo glücklich, in kurzer Zeit eine jener Gruben aufzufinden, worin die Leute ihre Früchte vergraben, und brachten Gerſte genug für die Pferde mit.

Nachdem wir aus unſern Körben die Reſte von Brod, Fleiſch und Käſe zuſammengeſcharrt hatten, legten wir uns hin und verſuchten zu ſchlafen. Ob ich gleich offiziell die erſte Wache allein hatte, ſo wachten doch Alle mit mir, denn unſere Plage, die kleinen blutdürſtigen Flöhe und andere dergleichen Inſekten überfielen uns heute grimmiger als je. Keiner konnte ein Auge ſchließen und bald hatte ich bei meinem Wachedienſt Geſellſchaft genug, denn einer um den andern kam aus der Ecke hervor und ſetzte ſich zu mir ans Feuer, wo wir aus reiner Verzweiflung mit den Reſten unſeres Kaffees und Zuckers uns die Zeit vertrieben und eine Taſſe um die andere tranken. Auch unſern Muckern draußen gefiel es hier ſehr ſchlecht, und als es noch ganz finſter war, fragten ſie ſchon um Erlaubniß, aufpacken zu können, da der Weg nach Jaffa leicht zu finden wäre. Wir waren froh, dies elende Local verlaſſen zu können, ſattelten deßhalb unſere Pferde und ritten in der Dunkelheit fort. Die vier Beduinen, die wir hier angetroffen hatten, ſchloſſen ſich an uns an.

Die Spitze des Zugs hatte unſer Hauptmucker und wir folgten ihm einer hinter dem andern, um nicht in Gräben oder Waſſerpfützen zu ſtürzen, die ſich rechts oder links befinden könnten.

Das Terrain war wie geſtern, grüne Wieſen mit Gebüſchen durchſetzt, und zuweilen kamen wir in kleine Waldungen. Mit Anbruch des Tages erreichten wir einen Weideplatz mit einigen ſchlechten Hütten, in denen ſich Hirten befanden, die uns die eben friſch gemolkene Milch ihrer Kühe und Ziegen anboten. Wir lagerten uns um ſie im Graſe und tranken mit viel Behagen die gute Milch, zu welcher wir die Reſte unſeres ſteinharten Brodes verzehrten. Mir hat übrigens in meinem ganzen Leben kein Kaffee, auf das Eleganteſte ſervirt, ſo geſchmeckt, wie dies ländliche Frühſtück. Wir brachen jedoch bald wieder auf und kamen nach einigen Stunden in die Nähe von Jaffa, wo ſich damals, ſo wie in Ramleh und Jeruſalem, ein großer Theil der türkiſchen Armee befand.

Lange vorher, ehe wir die Stadt anſichtig wurden, begegneten wir auch ſchon ganzen Schaaren dieſer Kriegshelden, die wahrſcheinlich in der Umgegend fouragirt hatten und mit Früchten und Vieh nach der Stadt zurückkehrten. Auf den nächſten Höhen vor Jaffa befanden ſich rechts und links vom Wege zwei große Lager von grünen und grauen Zelten, unter denen reguläre Infanterie und Kavallerie hausten. Jetzt lag Jaffa vor uns und zugleich ſahen wir das Meer wieder, das ſeine Mauern beſpült. Die alte bekannte Stadt gewährte übrigens keinen großartigen Anblick. Sie liegt auf einem kleinen Hügel und ſieht von der Nordoſtſeite, von welcher wir herkamen, mit ihren alten Mauern und Häuſern einer großen unregelmäßig zuſammengebauten Burg ähnlich. Die Umgebung der Stadt von Nordoſt, eine ſandige Fläche, und von Süden das blaue Meer, iſt nur im Oſten ſchön, wo dichte

Wälder von Palmen, Platanen, Feigen- und Orangenbäumen die Mauern begränzen. Wie vor einem Bienenhauſe wimmelte es vor der Stadt und an den Thoren von Soldaten, meiſtens irreguläre Kavallerie, die aus- und einzogen. Ebenſo waren die Straßen vollgepfropft, daß wir uns kaum nach dem Kapuzinerkloſter durchwinden konnten. Auf allen Plätzen waren Zelte aufgeſchlagen oder lagen die Soldaten unter freiem Himmel auf der Straße und kochten an kleinen Feuern. Die Kavallerie hatte ganz Jaffa in einen großen Stall verwandelt, denn ihre Pferde ſtanden rechts und links an den Häuſern feſtgebunden und ließen nur eine ſchmale Gaſſe frei, die man mit Lebensgefahr paſſiren mußte; denn die Pferde waren unruhig, traten zurück und biſſen und ſchlugen nicht ſelten um ſich. Doch erreichten wir ohne Unfall das Kloſter, wo wir unſere Reiſegefährten vom Dampfboote Crescent, die öſtreichiſchen Offiziere, wieder zu finden hofften. Wir trafen ſie auch oben beim Prior mit Ausnahme des Grafen Szechenyi, der unterdeſſen nach Damaskus gezogen war, wo ihn der Tod ereilte. Da es ohnehin nicht in unſerer Abſicht lag, heute in Jaffa zu bleiben, worin wir durch die Ueberfüllung der Stadt, ſo wie durch die Verſicherung des Priors, daß es ihm unmöglich ſey, uns ein Obdach zu geben, noch beſtärkt wurden, ſo fütterten wir raſch unſere Pferde ab, nahmen mit Dank die Mahlzeit an, die uns der Prior ſerviren ließ und ritten gen Ramleh, das wir auch am Abend erreichten.

Bis jetzt hatten wir auf unſern Touren die lateiniſchen Klöſter, wo es deren gab, beſucht. Doch da ſich Fürſt Aslan von Beirut aus mit ſehr guten Empfehlungsbriefen an die Klöſter ſeiner Kirche verſehen hatte, ſo ritten wir bei unſerer Ankunft in Ramleh vor das dortige griechiſche Kloſter, ein ſchönes ſtattliches Gebäude, wo wir auch die freundlichſte Aufnahme fanden. Neben den Bequemlichkeiten, die uns ein reinliches Zimmer mit guten Kiſſen und Teppichen darbot, erfreute und beſchäftigte uns beſonders heute Abend der Gedanke, morgen das Hauptziel unſerer ganzen Tour, — Jeruſalem zu erreichen.

Die heiligen Orte.

Eine griechiſche Familie. — Gedanken beim Anblick Jeruſalems. — Die Stadt. — Das griechiſche Kloſter. — Die Grabeskirche. — Die Via dolorosa. — Die Davidsburg auf Zion. — Das Thal Joſaphat. — Morija. — Der Bach Kidron. — Die Gräber. — Der Oelberg. — Bethlehem. — St. Saba. — Das todte Meer. — Der Jordan. — Ueberfall von Raubbeduinen. — Felſenwege. — Nachtlager unter freiem Himmel. — Tänze der Beduinen. — Bethanien. — Erzählung des Fürſten Aslan.

„Knapp, ſattle mein arabiſch Roß,
Daß ich mir Ruh erreite! . . .“

Dieſes Gedankens der Sehnſucht und Hoffnung voll hatte ich die Heimat verlaſſen und war nach den Pforten des Oſtens aufgebrochen. Mich trieb der gleiche Inſtinkt des Herzens, welcher Tauſende edler Ritter und Wallfahrer von den Burgen und Hoflagern hinweg über Land und Meer zu einem *Grabe* geführt hatte, dem man die Kraft beimißt, daß es innere Wunden heile, daß es Balſam auf die Seelen gieße und zur Reſignation bewege. So hatte ich mir denn Jeruſalem als das ſchöne Ziel meiner Reiſe erwählt, und beſtieg mit klopfendem Herzen in Ramleh — mein arabiſch Roß — *denn heute ſollte ich ja Jeruſalem ſchauen!* Ich hatte viel ertragen in der Hoffnung dieſes Anblicks: Gefahren des Meers und Gefahren des Landes; ſeit drei Monaten war ein Teppich und der nackte Boden meine einzige Lagerſtätte, und die Gegend, durch welche wir zogen, bot weder Sicherheit, noch Ausſicht auf körperliche Ruhe. Durch Ibrahim Paſchas Vertreibung hatten ſich die Verhältniſſe für die Reiſenden weit unangenehmer geſtaltet. Die ägyptiſche Verwaltung war ſtark genug geweſen, Ordnung im Lande zu erhalten, und die Europäer, denen ſie ſich geneigt zeigte, zu ſchützen.

Jetzt ſchwärmten, unter türkiſcher Herrſchaft, wieder Araber umher und die Stämme des Libanon waren in Bewegung. Doch nichts konnte meinen Vorſatz ſchwächen! — Die Strahlen der Sonne, welche im Januar ſchon Frühlingswärme verbreitete, ſtärkten mich wunderbar, und mein Herz erweiterte ſich, als ich über die fruchtbare, leider unangebaute Ebene des alten Arimathia hintrabte. Nach ein paar Stunden jedoch gelangten wir an den Fuß einer Kette kegelförmiger Hügel, zu „Judäas gebirgigem Lande.“ Wir ritten den ganzen Tag über die vielen einzelnen Höhen des ſchroffen Gebirges hinweg, und ſo oft wir wieder eine Spitze erſtiegen hatten, hofften wir, Jeruſalem ſehen zu können; aber es ſchien vor uns zu fliehen, wie der Schatten eines Glückes, und immer trennte uns eine neue Schlucht von dem nun gegenüberliegenden Abhange, der uns abermals den Anblick der „Seelenſtadt“ verſprach. Die Gegend liegt öde; man trifft auf dem ganzen Weg kein bewohntes Dorf, und kaum einige Oel- und Maulbeerbäume, unter deren Schatten man Ruhe und Kühlung ſchöpfen konnte. Sparſame Reben bekränzen die Anhöhen. Keine Züge von Pilger, wie die meiſten Reiſenden erwähnen, kamen uns buntfarbig und maleriſch in langer Reihe entgegen; wir begegneten, obgleich die Jahreszeit das Reiſen bei Tage wohl geſtattete, nur wenigen Menſchen. Ich verſenkte mich in Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und die eitlen Mühen der Menſchen, — Betrachtungen, welche durch die Spuren großer Verödung ringsum von ihrer Melancholie ſo wenig verloren, als durch die Erinnerung an die Klaglieder des Propheten Jeremias, deſſen Geburtsort Amathoth, heute Kariet-el-Aaneb, an einem eben von uns überſtiegenen Abhange liegt. Hier in der Nähe pflegte ſonſt der Scheik von Abu Goſch die Reiſenden mit einigen Reitern anzuhalten und ihnen eine Art Tribut abzunehmen. Wir blieben zwar verſchont mit dieſer rauhen Probe mangelnder

Civiliſation und barbariſchen Fauſtrechts; aber eine rührende Scene ſollte uns doch überzeugen, wie verlaſſen hier, in der Nähe ſeiner Wurzel, die Kinder des Kreuzes ſind. Unten an dem Bergesgipfel, worauf der Scheik von Abu Goſch ſeinen Räuberſitz aufgeſchlagen hat, liegen die Ruinen eines chriſtlichen Kloſters aus der Zeit der Kreuzzüge, deſſen Bewohner die „Väter des heiligen Landes,“ vor einem Jahrhundert von den Arabern niedergemetzelt wurden. Dort trafen wir eine griechiſche Familie, welche der Krieg im Innern des Landes vertrieben hatte. Die Trümmer ihrer eigenen Behauſung hatte ſie verlaſſen und lagerte nun an den Trümmern eines Tempels ihres Gottes. Sie verrichtete eben in gläubiger Andacht ihr Abendgebet, als wir daſelbſt anlangten und unwillkührlich den himmliſchen Frieden dieſer frommen Menſchen ſtörten. O wie rührend iſt doch der Anblick des Unglücks, der Ergebung und der Schönheit! Noch weilt mein Auge mit Wohlwollen und Bewunderung auf jener lieblichen Griechenjungfrau, welche inmitten der betenden Gruppe an eine Säule gelehnt ſtand, ſie mit einem Arme umrankend, wie die Rebe den Palmbaum. Welcher Adel in ihrem ſchlanken Wuchſe, welches Ebenmaas in dieſen ſanft gerundeten Gliedern, welcher Stolz in dieſem erhabenen, vollen Nacken, über welchen eine Fülle dunkler Locken herabwallte! Die herrliche Erſcheinung war gehüllt in die bunte, maleriſche Tracht ihres Volkes. Die letzten Strahlen der Sonne fielen glänzend auf die rothe Mütze, den laſurblauen Gürtel und die rothe Robe, das charakteriſtiſche Koſtüm der griechiſchen Frauen. Das ſchöne blaue Augenpaar der reizenden Beterin verlor ſich, gleich zwei unergründlichen Sternen, im blauen Himmel und hob ſich empor zu dem Allmächtigen, in deſſen Händen das Schickſal der Ihrigen lag, und zu der holden Fürſprecherin der Jungfrauen, zu der ewigen Jungfrau. Ueberraſcht, in Anſchauen und Erinnerung verſunken, faltete auch ich ſchweigend meine Hände, und durchdrungen von dem Wunſche, daß ihr Gebet erhört werde, betete auch ich mein Ave Maria! Lange nachdem wir die Umgebung der Ruinen verlaſſen hatten, weilte mein Geiſt noch bei der betenden Griechin, welche mich durch den Reiz ihrer Schönheit und die Poeſie ihrer Erſcheinung doppelt anzog.

Es war ſchon ſpät und der Tag neigte ſich, als wir nach mühevoller Reiſe immer noch an den ſteilen Bergen emporkletterten, welche Jeruſalem von allen Seiten umgeben. Mit jedem Schritte wurde meine Ungeduld größer, lebendiger meine Sehnſucht den Ort zu ſehen, der mich hauptſächlich in dieſe Oede gezogen hatte; ſo ſehr brannte ich vor Verlangen, daß ich die letzte Viertelſtunde beinahe in vollem Lauf meines Pferdes zurücklegte, denn ich wollte die weltberühmte, ewig merkwürdige Stadt noch von der untergehenden Sonne beleuchtet erblicken.

Plötzlich, nachdem ich den Gipfel eines ſteilen, kahlen Hügels erreicht hatte, ſtellte ſich meinen gierigen Augen eine Mauerlinie mit hohen Zinnen dar, über welche einige Kuppeln und Minarets emporragten. Es war eine Stadt, obwohl größtentheils verborgen hinter den Abhängen des Berges: es war Jeruſalem! Ich durfte nicht fragen; ich fühlte es.

Mit bebender Hand hielt ich mein Pferd an, und verſenkte mich — in Anſchauung, in Gedanken, in Empfindungen, ich weiß es nicht; der Griffel kann das Unausſprechliche nicht ſchildern. Das Auge glühte, das Herz ſchlug, meine Pulſe ſchlugen in fieberiſcher Aufregung, ich konnte nicht unterſcheiden, ob Befriedigung am Ziele, ob Andacht und Erhebung, ob Neugierde und Verwunderung in dieſem großen, feierlichen Momente vorherrſchten. Alles das zumal ſtürmte auf mich ein; ich war ein Anderer in dieſem Augenblick der Weihe; ich war aus mir ſelbſt herausgetreten und in andächtige Beſchauung verloren. Es durchzuckte mich wie Gottes Nähe.

Mein Glaube war eine Wahrheit geworden. Ich fühlte mich gehoben vor mir ſelbſt, ich ſtieg in meiner eigenen Schätzung, denn ich hatte erreicht und errungen, wonach ich lange geſtrebt und getrachtet. Mancher Kampf nach Innen und nach Außen lag nun hinter mir; eine Epoche meines Daſeyns war geſchloſſen; und hier erſchien mir die Vergangenheit in höherem, edlerem Lichte; ein heiligender Strahl war darüber hingefahren. Wie ich jetzt empfand und dachte, hatte ich nie empfunden, nie gedacht. — — — —

Es war nicht Verwunderung noch Erſtaunen, das mich ergriff, da ich ſie betrachtete — Jeruſalem, die Stadt, es war eine beſchauende Ruhe in mir ſelbſt, wie ich ſie in ſolcher Vollendung bis auf dieſe Stunde noch nie genoſſen, noch nie gefühlt. Denn nicht ſowohl etwas nie Geſehenes, ob welchem ſich der überraſchte Sinn verwundert, hat meinen Augen ſich enthüllt: das Schauen vielmehr, welches mir lange Jahre als dunkle Ahnung in der Seele war gelegen, ging jetzt — der Sonne gleich, die lange in dem Nebel ſchlief, ehe ſie den Morgen beſtrahlen konnte mit aller ihrer Klarheit —, deutlich, prächtig meinen Blicken auf. Dieſe weißen Mauern, dieſe ſtillen Häuſer, dieſe einſamen Straßen, dieſe ernſten Kirchen, dieſe glänzenden Kuppeln, dieß ſchweigende Gemäuer, dieſe ſteinernen Zacken, dieſe marmornen Säulen, dieſe ſchlanken Minarets, dieſe heiligen Thore, dieſe ſtummen Paläſte, dieß maſſenhafte Grabmal Jeruſalem, mit all ſeinem überhängenden Moos, mit ſeinem wuchernden Kraut, mit ſeinen zahlloſen Hügeln, mit ſeiner glühenden Sonne, mit ſeinen dürſtenden Felſen, mit ſeinen trüben Thälern, mit ſeinem Geſtein, auf dem eine gewaltige Geſchichte und Jahrtauſende ruhen — das Alles hatte längſt, auch im lieben Vaterlande ſchon, in der ſtillen Seele mir geruht; jetzt aber, da ich dieſe längſt in mir getragenen Bilder leibhaftig vor mir ſah, als wären ſie aus plötzlichem Nebel aufgetaucht, jetzt, da ich alle Vorſtellungen meiner frommen Jugend wie von Zauberhand auf einmal vor mir ausgebreitet erblickte, gemahnte mich's, als wär' ich plötzlich von dem Arme des Herrn in das Land der Erfüllung entrückt. Immer war mir's faſt nur wie ein heiliges Gefühl geweſen, wenn ich in den frommen Tagen meiner Kindheit des Gottesſohns gedachte, wie er einem Sieger gleich einzog in ſeine Stadt und lehrte in ihren Gaſſen, und predigte in ihren Tempeln, wie er wanderte durch das Gefild und die Kranken heilte, die am Wege lagen, wie er auf dem Oelberg trauerte, in Gethſemane weinte, und auf Golgatha blutete und litt; immer war es auf mich gefallen nur wie der heilige Schauer eines Traumes aus der Höhe, wenn meine dürſtende Seele entbrannte mit den Helden jener frommen Vorzeit, wenn die Sehnſucht meiner Jünglingsjahre mir das lange, ſchwere Schwert um die Lenden gürtete, und mich in den Kreis der Männer riß, die längſt dahin ſind, und mir das rothe Kreuz auf den Rittermantel heftete und mich zum ehrenvollen Tode im heiligen Lande für die Sache Gottes weihte, oder wenn die Hoffnungen des Mannes in dieſer armen, thatenloſen Zeit vor die Mauern der Stadt Jeruſalem mich im Geiſte ſtellten, inmitten der Kreuzfahrer, mit hohem Muthe die Zinnen erſteigen, und auf den Wällen der hochgebauten Stadt mich aufpflanzen ließen die Fahne des Siegs: — in dieſem Augenblicke aber war nahe gerückt meinen Augen Alles, was geſchehen; die Erinnerung an all jenes Heilige und Große, die bis jetzt nur wie aus guten Träumen zu mir aufgeſtiegen war, hatte in erhabenen, großen Formen vor meinen Augen gleichſam ſich verwirklicht, und wie ich es bis jetzt geahnt, ſo hatte es vor meinem Blicke zur Wahrheit ſich geſtaltet. Wenn jemals, verſtand ich in dieſem Augenblicke das Weſen der platoniſchen Wiedererinnerung. Es traf mich wie ſchon Geſchautes. Bald fuhr mir es durch den Sinn, ich ſollte abſteigen vom Pferde, und wie es den Pilgrimen ziemt, zu Fuß einziehen in die Pforten der heiligen Stadt, bald wollte ich ſprechen: „o rühre dich nicht, mein liebes Roß, daß nicht deine Bewegung mich in dem ungetheilten Anblick ſtöre!“ — Die Abendſonne warf ihr golden Feuer auf den Schauplatz; ich athmete kaum, und trank den heiligen Anblick. Wer den Orient noch nicht mit eigenem Auge geſehen, kann unmöglich ſich einen Begriff dieſer großen Ruhe machen, die ſich dort in des Menſchen Seele niederſenkt. Da ſchweigt alle jene Haſt, die uns hier im Abendland bewegt; da verſtummt das wirre Treiben, das uns umjagt in unſern Landen; da iſt nichts von jener Zerſtreuung, in welcher die geiſtigen Kräfte des Abendländers wie ſcheue Vögel auseinander flattern. Da flüchtet die Seele ſich in ihr Innerſtes, umfaßt, umarmt ſich ſelbſt und genießt, verſunken in das eigene Weſen die Ruhe Gottes. „Gehe hin und ſiehe!“ iſt die beſte Antwort auf die Frage, warum das Morgenland die Wiege aller Religionen iſt?

Die Sonne ſank immer tiefer und ſchon warfen die Schatten des Abends ſich über die Hügel der Stadt. Da legte ſich mir unwillkührlich auf die Linke, in welcher ich nachläſſig den Zügel hielt, um ſich zu einem ſtillen Gebet zu falten, dieſelbe rechte Hand, welche ein paar Tage darauf, als ein Araber Waſſer aus dem Jordan zu ſchöpfen mir verwehren wollte, ſich ausſtreckte zu raſchem Blutvergießen. Auch ſchäme ich mich nicht, es zu geſtehen, — als ich den letzten trunkenen Blick warf auf die Stadt, um mich nun loszureißen von dem Schauſpiel und einzuziehen in die Thore, ſank mir eine ſtille Thräne in das Auge, und ich dachte an die Lieben, die ich im Vaterland zurückgelaſſen, und mich abwendend gab ich dem Pferd zu raſchem Lauf die Sporen, damit nicht von fremden Gedanken mir überfüllt werde die des

Heiligen volle Seele, und damit ich dem Schmerze der mich überraſchenden Erinnerung enteile. — — — —

Der gewöhnliche Einkehrort der Fremdlinge, die aus den Abendländern kommen, iſt das Franziskanerkloſter. Da wir jedoch gewichtige Empfehlungen an den Patriarchen des griechiſchen Kloſters vorzuweiſen hatten, wählten wir das letztere zur Wohnung während unſeres Aufenthaltes in Jeruſalem. Wir hatten uns der ſorglichſten und freundlichſten Aufnahme zu erfreuen. Der Metropolitan Archiepiskopus Petrus Meletius, der Procurator von Jeruſalem, wies uns die beſten Zimmer des Kloſters an, und ſuchte mit der edelſten Gaſtfreundſchaft, in allen Dingen uns gefällig zu ſeyn. Er iſt ein würdiger Alter von dem ſtattlichſten Ausſehen; der große Bart, der ihm vom Kinne niederwallt, flößt unwillkührlich Ehrfurcht vor ihm ein, und das, trotz des vorgerückten Alters, immer noch ſchön zu nennende Antlitz gewinnt den Fremden durch die zuvorkommende Freundlichkeit. Es war gerade Faſtenzeit, weßwegen der Archiepiskopus des Fleiſches ſich enthielt. Doch war dieß kein Grund für ihn, auch uns, die wir täglich an ſeinem Tiſche ſaßen, dieſelbe Enthaltſamkeit aufzulegen; vielmehr wurden uns täglich verſchiedene Fleiſchſpeiſen vorgeſetzt.

Es war ein feierliches Erwachen am erſten Morgen, der mich in Jeruſalem begrüßte. Kaum graute der Tag, ſo zitterte meine Seele ſchon vor Erwartung deſſen, was ich ſehen ſollte. Nur ein paar Schritte noch — und das Ziel der Reiſe war erreicht; das heilige Grab hatte zum Anblick mich empfangen.

Langſam ging uns die erſte Stunde des Morgens vorüber; wir drangen in unſern Führer, nicht zu ſäumen, und uns einzulaſſen in das Heiligthum. Aber wie bitter traf mich die Antwort, die mir auf mein Drängen zu Theil wurde, daß die Grabeskirche nur zu gewiſſen Stunden und daß die Erlaubniß zum Eintritt erſt von den Türken einzuholen ſey.

Da erwachte in meiner Seele der Grimm; und ich verſtand in dieſem Einen Augenblicke das Geheimniß, worüber die Geſchichtſchreiber aller Zeiten ſich verwunderten, das Geheimniß des heiligen Triebes, der Millionen hieher ins ferne Land geführt, um auf dem fremden Boden ihr Herzblut zu verſpritzen.

Endlich traten wir in die Grabeskirche; mir bangte faſt feſten Fußes aufzutreten, und ich wußte, warum der Prophet, als ſein großer Beruf ihn in die Nähe Gottes riß, die Füße entblößte, ehe er ſich dem Heiligſten näherte. Ich ſchweige von den Formen der Kirche, welche ſchon von ſo vielen Reiſenden beſchrieben wurden; auch waren meine Augen wie getrübt und meine Seele ſo voll in dieſen Stunden, daß mir das ſteinerne Schnitzwerk und alle koloſſale Pracht des heiligen Hauſes nur etwa ſo zum Bewußtſein kam, wie die Zinne einer Burg, welche der Wanderer erſchaut, wenn ſie an den fernen Bergen aus dem Nebel ſteigt. Mit was ſoll ich ſie vergleichen, die Stimmung, welche mir das ſcheue Herz durchzitterte? Soll ich ſagen, es war wie jenes unausſprechliche Gefühl, mit welchem wir eintreten in das Haus der gefeierten Geliebten, welche mit Adel und Grazie alle Männer beherrſcht, die ſich ihr nahen, um von ihren hohen Lippen oder von dem Winke ihres Auges, deſſen Gewalt allein ſie zur Königin der Frauen macht, die noch im Dunkeln liegende doch für das Leben entſcheidende Antwort zu empfangen? Soll ich es vergleichen mit den Gefühlen eines Blindgebornen, dem durch geheimnißvolle Macht plötzlich ſich die Augen eröffnen, deſſen Blick nun die noch nie geſchaute Sonne findet, und die grünen Bäume erkennt und den blauen Himmel, und die Wellen des Fluſſes, und den Fels, über den ſie niederſtürzen, — und der aus ſeinem über den nie erlebten Anblick zitternden Buſen alle Ströme des brünſtigſten Gebetes ſchüttet? Soll ich es vergleichen mit jener himmelſentſtammenden Bangigkeit, welche des Jünglings Herz umfaßt, wenn ſeine Lippe, zum erſten Mal vom Prieſter zu dem göttlichen Genuſſe zugelaſſen, den Kelch des heil'gen Blutes berührt?

Ohne daß ich wußte, wie mir geſchah, war ich aus dem Grabesmyſterium herausgetreten und hatte die Terraſſe der Kirche erſtiegen, von welcher man ganz Jeruſalem überſieht. Betäubend, wie Opferdampf ſtiegen mir da die Gedanken aus der Seele auf, und dem Griechen gleich, der in Delphi in ſtummem Sinnen auf die verhängnißvolle Antwort des befragten Gottes harrt, lehnte ich mich an die Kuppel des Doms zurück.

Da lag ſie vor mir die Stadt der Jahrtauſende, und erſchien mir, wie die Wittwe in ihrer Trauer; denn die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter ſinkenden Oelbäume, die Grabmale mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felſen, das zerſtreute Gemäuer, und alle Schwere der Erinnerungen mahnen genugſam an die Laſt von Begebniſſen und Verluſten, die ſie ſchon in Zeiten, wohin das Denken der Geſchichte kaum reicht, getragen; und der Fremdling vermeint darum, es ſollte ſtille ſeyn in ihrer Mitte, wie in einem Trauerhauſe, und die Menſchen auf ihren Gaſſen ſollten mit verhüllten Häuptern gehen. Aber auch dieſes Trauerhaus von Jahrhunderten iſt vom Getümmel der Menſchen nicht verſchont, und wo man nur ſtille Klage erwartet und frommes Sehnen, drängen ſich Käufer und Verkäufer, zudringliche Führer und gieriges Geſindel.

— „Sehen Sie,“ ſagte mein Führer zu mir, „dieſer Weg, der zur Grabeskirche führt, iſt die Via dolorosa.“ — Und auch auf dem Schmerzenswege daſſelbe Getriebe! — Hier iſt kein Stein und keine Platte, die nicht Zeugen einer großen Begebenheit wären. Dieſer Raum hat den Heiligſten geſehen in aller ſeiner Schmach, ihn, den Verurtheilten und

Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Laſt des Kreuzes zum Tode Geführten! Welch heilige Erinnerungen ſind mit dieſen Steinen eingebaut, wie viel tauſend Herzen ſeit Conſtantins und Helena's Zeiten haben über dieſen Anblick geblutet, ſind von dieſem Anblick getröſtet wieder von dannen gezogen! „Was willſt du klagen, kleine Seele?“ ſo ſprach ich zu mir, „was iſt doch all dein Leid, das du groß nennſt über Vermögen, gegen den Jammer, der auf dieſer Bahn der Leiden und Erniedrigungen von dem Edelſten Aller freiwillig iſt getragen worden! So ſind wir armſeliges Geſchlecht! dachte ich und athmete freier bei dem Gedanken: Jeder mit ſeinem kleinen Leide wähne in ſeiner Blindheit, er leide das Höchſte, und zuletzt iſt es mit all den großen Schmerzen Täuſchung nur geweſen. Doch ſey es, wie es will: die Via dolorosa endigt am gewiſſen Ziel.“

Da wollte der Gedanke mich eben in die Heimath führen, als mein Begleiter mich aus den Träumereien mit den Worten weckte: „Dort im Süden liegt Bethlehem.“ — Bethlehem, die anmuthigſte unter den Städten! Sie liegt ſo gottgeliebt und friedlich auf dem Berge, und die hohe Sonne ſchaut ſo ruhig auf ſie, daß ich mich nicht erinnere, irgendwo einen Ort geſehen zu haben, der mit ſolcher Anmuth ſolche Majeſtät verbände.

Dort zur Linken zwiſchen den Hügeln dehnt ſich das Thal der Hirten; eng und ſtille liegt es zwiſchen den Bergen, und nur wenige Bäume bekränzen ſeinen Saum. Dort haben in der heiligen Nacht die Heerſchaaren des Himmels zuerſt den Aermſten unter dem Volke das neue Heil verkündet. Viele Klöſter erheben ſich über die Häuſer von Bethlehem, und die Kuppel, welche am Höchſten hervorragt, gehört der durch die Kaiſerin Helena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte ſteht, da Chriſtus geboren iſt. Vom unſcheinbarſten Anfang liebt das Größte anzuwachſen, und auf den kleinſten Schauplatz mag das umfaſſendſte Leben ſich zuſammendrängen. Aber nicht allein durch die Geburt Chriſti iſt das kleine Bethlehem zur größten unter den Städten geworden; auch durch die Geſchichte der ſpätern Zeit iſt es geadelt. Denn auf dem bei Bethlehem liegenden Frankenberg haben die Helden unter den Chriſten gegen die Uebermacht der Sarazenen ſich auf's Aeußerſte gehalten, und in der Tapferkeit ihres felſenfeſten Glaubens den letzten Blutstropfen verſpritzt. —

Der Himmel war ohne Wolke und das ſchönſte Wetter begünſtigte die Fernſicht. Erſcheint mir Jeruſalem wie eine Wittwe in ihrer Trauer, ſo liegt Bethlehem auf ſeinen Bergen, ſtill und ſchickſallos, wie ein jungfräuliches Kind und in ruhigem Stolze wie eine Prophetentochter.

— „Welchen Namens iſt dort die Burg,“ fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels ſteht? Jene Gruppe von Gebäuden gemahnt mich heimathlich an die Bauart in dem Welttheil, in welchem mein Vaterland ſich findet.“

— „Das iſt die Davidsburg auf Zion,“ ſagte eintönig der Führer, nur beſtätigend, was ich zuvor ſchon ſelbſt gedacht. Alſo hier hat der Mann gehaust, der größte ſeiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König! Der Himmel iſt zu karg geworden in unſerer Zeit: ſolch große Spenden theilt er nimmer aus, daß er demſelben Manne, dem er die Worte der göttlichen Offenbarung in das Herz gibt und von den Lippen rauſchen läßt, eine Leier in die Hand drückte, deren Saiten weit hin, ja durch Jahrtauſende hallen, und ihm zugleich ein Diadem um das Haupt windet? Von Zion aus konnte der König Jeruſalem beſchauen ſeine Stadt; der Dichter ungeſtört des Fluſſes ſtrömende Welle, und das ſtille grünende Thal, die Terebinthen und Olivenbäume betrachten, wie ſie die Häupter der Hügel ſchmücken;

der Prophet aber von der Höhe der Burg den Willen des Himmels erlauſchen, und in ihren ſtillen Räumen die Geheimniſſe der göttlichen Weisheit nachforſchen.

— „Dort außerhalb der Stadt,“ ſagte mein Begleiter weiter, „ſehen Sie das Haus, wo Chriſtus das Abendmahl ſtiftete.“

Was ich dachte, als er es ſagte? Nicht an die große Wirkung, welche dieſes Sakrament zu allen Zeiten auf die Chriſtenheit ausgeübt, ſondern an das ſchmerzliche Abſchiedsmahl, das Chriſtus in jenem Hauſe mit ſeinen Jüngern nahm. Abſchied? Die Leute ſagen, die Zeit lehre Alles vergeſſen und verſchmerzen, auch das Vaterland, ja ſelbſt die Liebe. Die Leute ſagen es: wer wollte ſich berufen fühlen, dieſen Glauben ihnen zu benehmen?

Gegen Südoſt dehnt die Ausſicht ſich weiter. Vor dem Auge des Betrachters liegt das Thal Joſaphat, die Moſchee auf Morija und weiterhin der Keſſel des todten Meeres.

Es gibt wohl keinen andern Anblick, der die Seele mit ſo trüben Gedanken zu füllen vermag, wie das Thal Joſaphat. Ein enges Thal zwiſchen zwei Hügeln, deren einer den Oelberg, der andere die Stadt Jeruſalem auf ſeiner Höhe trägt, von dem faſt waſſerloſen Kidron durchſchlichen; und was es an Zierde hat, ſind die Grabmäler, die in ſeinem Schooße liegen. Niemals ſcheint die Sonne in dieſe düſtre Tiefe; morgens verbirgt ſie ſich dem Thale hinter dem Oelberg, und Nachmittags hinter Morija. Es iſt das Thal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Kidron überbaut, wird unwillkührlich von allen Schauern des Orkus beſchlichen.

Was der griechiſche Dichter an die Pforte ſeines Hades ſchrieb: „Hier laß die Hoffnung hinter dir zurück!“ wendet er unwillkührlich auf das „Todesthal“ an.

Kein Wunder, daß drei Religionen in den Wirkungen zuſammenſtimmen, welche die Schreckniſſe dieſes Thales auf den Wanderer ausüben; Juden und Muhamedaner verlegen hieher das einſtige Gericht, welches von dem göttlichen Richter am Ende der Tage über die Menſchen abgehalten werden ſoll. Auch iſt wohl rings um Jeruſalem kein anderer Platz zu Grabmälern geſchickter, als die Felſenmaſſen, welche dieß ſchauerliche Thal umhangen. Rechts von der Kidronbrücke befinden ſich die Gräber Abſalon's, Joſaphat's und Sacharja's. Betende liegen in der Nähe dieſer Gräber auf den Boden hingeſtreckt, und eine Maſſe aufgeſchichteter Steine, namentlich vor Abſalons Grab, vermehrt noch das Traurige dieſer Stätte. Der Zorn der Türken hat dieſe Steine vor das Grabmal Abſalon's geworfen. Indem ſie die Steine hinwerfen vor ſeine Gruft, ſprechen ſie einen Fluch aus wider den gottloſen Sohn und wider Jeden, der ſeinen Eltern nicht gehorcht. Ein hoher, ſittlicher Ernſt liegt in dieſem Gebrauche, und der Orientale, der mit dem durch das Thal hallenden Fluch einen Stein vor dieſes Mauſoleum wirft, gemahnt auf's Lebhafteſte an den Ernſt des Gottes, der mit dem Arme ſeiner Stärke die böſe That des Menſchen rächt. In der Nähe von dem Grabmal Sacharja's befindet ſich eine Grotte, in welche ſich Jakobus mit einigen andern Jüngern während der Gefangennehmung Jeſu geflüchtet und verborgen haben ſoll.

Jeder Fels; jede Grotte, jede Höhle, jeder Stein birgt eine bedeutſame Erinnerung, und die größte und weiteſte Kirche, welche zur brünſtigen Andacht ruft, iſt ſicherlich Jeruſalem ſelbſt und ſeine Umgebung. Wer hier die Nähe Gottes nicht fühlt und die Hand des Allerhöchſten, welche das Salz ihres Zornes auf dieſe Gegend geſtreut, dem muß das gottverwandte Menſchenherz aus dem harten Buſen geriſſen ſeyn. Wer das Thal Joſaphat nur mit einem

Blicke geſehen, der hat auch gefühlt, woher die trübe Wolke kommt, welche über dem Judaismus lagert; der muß die Klagelieder Jeremiä und die Trauerlieder des Pſalmiſten und die Verzweiflungsworte Hiobs verſtehen, der weiß die Tiefe des Sündenbewußtſeins eines Paulus zu erklären, und erkennt die Seufzer und das lange Geſchrei nach Erlöſung, welches aus dieſen Stätten einſt erſchollen iſt.

Keinen Tag vermöchte ich zu weilen in dieſem Thale; hier werden die Gefühle, die bangen Ahnungen centnerſchwer, hier laſtet die Luft wie eine eiſerne Kette, und die Seele ſchrickt in ſich zuſammen, wie ein im Walde vom Schuſſe des Jägers verwundetes Reh.

Drum hinweg von dieſen Gräbern, hinweg von dieſer Schlucht! Wer in dieſer Atmoſphäre des Unheils, in dieſer Melancholie des Orients an das ſanftere Abendland, an die Heiterkeit griechiſcher Lüfte ſich erinnern will, der ſetze ſich hinüber zum Teiche Bethesda, hinauf zur Quelle Siloah. Der Teich Bethesda erinnert doch an die heilende Kraft der Natur und läßt im Anblick ſeiner von Mauern überbauten Tiefe die von Schreckniſſen erfüllte Seele ſich in etwas wieder beruhigen. Am Ende des Thales Joſaphat liegt die Quelle Siloah. Könige und Propheten haben auf das Rieſeln dieſes Quells gehorcht: wenn ſie Troſt ſuchen wollten in der Bekümmerniß, ſetzten ſich die Edlen in ſeine Kühle. Nirgends in der ganzen Umgegend Jeruſalems kann der Wanderer mit einem Trunke Waſſers ſich erfriſchen, nirgends findet er Schatten, um auszuruhen von der Mühſeligkeit der Reiſe; nur hier am Quell Siloah iſt ihm vergönnt, die lechzende Zunge zu erfriſchen, den vertrockneten Gaumen zu netzen und das ermattete Haupt im Schatten niederzulegen. Wenn die Frauen aus dem Dorfe Siloah kommen, um ſich Waſſer zu ſchöpfen, und ſie hinabſteigen die Stufen, welche in den Fels gehauen ſind, und in ſtillem Sinnen die Krüge füllen von dem Quell: dann meint der Reiſende in die Zeit des graueſten Alterthums ſich zurück verſetzt; und lebendig vor ſeinen Augen ſteigen jene ſchönen Bilder auf, welche die Dichter uns malen von den Töchtern der Patriarchen und dem Werben der Hirten, welche Stamm- und Erz-Väter wurden.

Wie oft mag hieher der im Kampfe Verwundete geeilt ſeyn, dem Hirſche gleich, der zum Verenden ein Verſteck ſich ſucht, — hieher, wo das klare Waſſer, das dem Felſen entſprudelt, die brennende Wunde kühlte, und wo der Held Schatten fand und Stille und Ruhe vom Kampfe. Wie oft auch mögen dorthin ſich Liebende geflüchtet, und unter dem Rauſchen der Quelle und unter dem Grün der Bäume gegenſeitig mit ihren ſüßen Geſtändniſſen ſich beglückt haben!

Auf Morija, dem Tempelberge, auf derſelben Stätte, wo einſt der alte jüdiſche Tempel geſtanden, ſteht mit hoch empor gewölbter glänzender Kuppel die Moſchee Omar, nächſt der Moſchee in Mekka der Muhamedaner größtes Heiligthum. Denn in ihr ſoll die Stelle ſein, wo Muhamed gen Himmel fuhr. Bei Todesſtrafe iſt der Zutritt in dieſes Heiligthum jedem andern Menſchenkinde, als dem Bekenner des Islams, verſagt. So heilig halten die Muhamedaner ihre Monumente; zu dem Allerheiligſten der Chriſten aber führen die Verehrer des Propheten den Schlüſſel.

Durch den Keſſei des todten Meeres iſt die Ausſicht gegen Südoſt hin begrenzt. Ich ſchweige von all dem Schauerlichen, das man von dem todten Meere ſich erzählt; es iſt wie beſonders geſchaffen für dieſe Gegend des düſterſten Schweigens und der Trauer. Die bibliſche Erzählung aber von der einſtige[illegible]ieblichkeit dieſes Thalparadieſes, von der Verdorbenheit ſeiner Bewohner und dem Untergange Sodom's und Gomorrha's iſt voll ſittlichen Ernſtes und beweist abermals, wie nothwendig es war, daß gerade aus dieſen Gegenden, welche die Spuren der Sünde und ihrer Strafe ſo ſichtbar an ſich tragen, die Religion hervorgehen mußte, welche das Bewußtſein und die Angſt der Sündenſchuld in ihrer Verſöhnungslehre aufgehen läßt.

Von der Terraſſe auf der Grabeskirche erſcheint bisweilen das todte Meer wie ein ſpiegelglatter See, und gerne läßt man in der dürren Gegend das Auge über daſſelbe hinſchweifen.

— „Dort im Oſten,“ ſagte der Führer zu mir, „ſehen Sie Bethanien und den Oelberg.“ — Nächſt Bethlehem iſt Bethanien gewiß das lieblichſte Dörflein, das weit und breit der Reiſende findet. Und welch theure Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Stätte! Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha; in ihrem Kreiſe hat Jeſus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte ſich zu ſammeln zur Ausführung des ſchweren Berufs, den er über ſich genommen; hier hat der aus Jeruſalem Verſtoßene ein Obdach, der Heimathloſe eine Heimath, der von ſeinem Volk einem Miſſethäter gleich Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möcht' ich den Ort der ſtillen Liebe nennen: es iſt ſo einſam, ſo traulich an den Berg gebaut, rings von ſchattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man, wenn man's auch nur anſchaut aus der Ferne, Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Noch heute wallen alle Pilger beſonders gerne dorthin, und viele Chriſten verweilen daſelbſt, um ſich der Erinnerung an die Stunden zu erfreuen, da Jeſus in Lazarus Haus ausſtrahlte allen Glanz ſeiner Liebe, und wo der Geliebte Liebe um Liebe genoß. Wäre der Orient zur neuen Heimath mir beſchieden, ſo möcht' ich mit jenen Chriſten in Bethanien wohnen, und oft vorübergehen an Lazarus Haus und der Martha gedenken und ihrer Schweſter Maria. Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimath der Seelen, welche der Herr lieb hatte; und die Seele war mir bewegt von unbeſchreiblicher Wallung.

Mit Bethanien überſieht das Auge den Oelberg. Den Oelberg — jede Spanne des Berges eine Geſchichte! Nahe am Oelberg liegt Gethſemane; unten an ſeinem Fuße der Olivengarten; und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Steht der Sinai in der Wüſte, wie ein Berg des Zorns, ſo iſt der Oelberg mit ſeinen Bäumen wie ein Berg des Friedens anzuſchauen. Ich konnte mein Auge faſt nicht wenden von den heiligen Hügeln; nur unvermerkt ſchweift es mir hin und wieder nach Bethanien hinüber. Auch in dem Oelgarten haben die Türken einen Beweis ihrer Tiefe gegeben. Wie durch ihre Hand vor Abſalon's Grab die unter Fluchworten hingeworfenen Steine liegen, ſo haben ſie auch die Stätte im Oelgarten, wo Judas ſeinen Meiſter und Herrn verrieth, zum Zeichen ihres Abſcheu's, mit Felsblöcken umgeben, damit zur ewigen Schande das Gedächtniß des Verräthers nicht erlöſche. —

Immer noch ſtand ich auf der Terraſſe der Grabeskirche, an die Kuppel des Doms gelehnt, wo rings umher die Zellen der gläubigen Beter ſind, und mein Auge war in dem großen Schauen faſt wie eingewurzelt. Kein Wort ging mir über die Lippe; ich mußte ſchweigen, weil die Bedeutung dieſes Augenblickes mich verſtummen machte. — Jahrtauſende ſind über dich hingegangen, du bedeutungsvollſte unter den Städten, und heute noch, wie das Grab eines Gottes, ſtehen deine Zinnen! Drei Religionen ſaugteſt du als treue Mutter an deinem Buſen, und jeder Stein deiner Mauern iſt ein Zeuge von Heldenthaten. Zwar gebrochen iſt deine äußere Macht, und du ſitzeſt nicht mehr in dem Rath der Völker: aber groß und gewaltig biſt du noch heute durch die Erinnerungen, die du in deinem Schooße beherbergſt, und der kleinſte Raum deines Bodens mit ſeinen Begebniſſen wiegt die Geſchichte manches Landes auf; und heilig wirſt du den Völkern bleiben, auch wenn eine zweite noch fürchterliche Zerſtörung dich treffen, und abermals kein Stein auf dem andern bleiben ſollte, wie in jenen Schauertagen, wo der nächtliche Engel dreimal deine Mauer umkreiste und ſein Wehe über dich ausrief, wo die Thränen Jeſu über dich zu Blut- und Feuerſtrömen wurden, die der ſiegende Römer mit den Ruinen deines Tempels und den Leichnamen deiner Kinder dämpfte!... Daß alle Völker nach dir ſich ſehnen und deinen Heiligthümern, iſt reicher Troſt für dich und Erſatz für die Trauer deiner Wittwentage, da die eigenen Söhne dir vom Herz geriſſen und hinausgejagt ſind in die heimathloſe Irre, wo ſie nur noch in den Träumen ihrer Sehnſucht deiner ſich erinnern. Die Pilgrime wandern nach deinen Stätten, um aus deiner heiligen Einſamkeit Ruhe und Troſt ſich zu erholen. Ich weiß nicht wie gemuthet und wie geſtimmt die Andern wieder hinweg ziehen in die Heimath von deinen Felſen, deinen Höhlen, deinen Grotten, deinen Burgen und deinen Gräbern: ob vom innern Schmerz, den ſie zu heilen ſuchten, das Herz ihnen wirklich auch getröſtet iſt, oder ob nur der fromme Wahn ſie in deine Mauern geführt hat. Mir, das fühl' ich, wird die Seele bleiben wechſellos, — nur ergebener, nur geweihter, weil erfüllt von der Heiligkeit deiner Erinnerungen! Und was ich an der heiligſten Stätte gelobt und inbrünſtig gebetet, hoffe ich als Wahrheit hier und dort zu ſchauen.

Und noch einmal ſah ich über den Oelberg nach dem lieben Bethanien hinüber. Noch einmal trank ich mit vollſtem Zuge das heilige Schauſpiel und wandte mich dann mit dem Wunſche des heimathlichen Dichters ab:

„Bleibt mir nah mit eurem heil'gen Walten,
Hohe Bilder, himmliſche Geſtalten.“

Acht Tage verweilten wir in dem griechiſchen Kloſter, dem ſchönſten und reichſten der Stadt, welchem auch die vor nicht langer Zeit neu aufgebaute Grabeskirche zum größern Theile angehört. Mein Zweck war, zu betrachten und die Eindrücke in mich aufzunehmen. Nicht gelehrte Forſchungen beſchäftigten mich und Vermuthungen, ob Dieſes da oder dort, Jenes ſo oder anders geweſen; auch die Maſſe todter und künſtlicher Reliquien ließ mich kalt und gleichgültig. Mir genügte es, zu wiſſen und zu empfinden, daß in dieſen Räumen der Stifter meiner Religion gewandelt, daß hier mein Heiland gelebt und gelitten hatte. Von dem Boden, den ſein Fuß betreten, pflückte ich Blumen und brachte ſie, geweiht im Gebet auf dem Altare ſeines Grabes, zurück; heilige Erde nahm ich vom Oelberge ſowie grüne Zweige von ſeinen Oelbäumen, ſowie auch Waſſer aus dem Jordan habe ich mit mir genommen, und wem ich dieſer Gaben Eine ſpende, an dem möge ſich die Kraft dieſer Reliquien im reichſten Segen bewähren. — — — — —
— — — — — — — —

Nachdem wir die Ueberbleibſel der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit Jeruſalems ſo viel wie möglich genoſſen, wurden eines Abends Anſtalten getroffen, um am folgenden Morgen nach Bethlehem, dem Geburtsort des Heilandes zu ziehen. Wir nahmen die Pferde, die wir mitgebracht, und da ſeit dem Abzug Ibrahim Paſcha's die Gegend hinter Bethlehem nach dem todten Meere ſehr unſicher geworden iſt, ließen wir einen der Beduinenſchechs kommen, die ſich ein Geſchäft daraus machen, die Pilger nach jenen Orten zu geleiten. Er hieß Suleyman und wurde uns von den Vätern des Kloſters als ein zuverläßiger Mann empfohlen. Auch war die Summe, die er für ſeine Schaar forderte, wenn gleich groß, doch nicht übermäßig. Er verſprach zehn Reiter und ſechs Beduinen zu Fuß zu unſerer Begleitung mitzunehmen.

Am folgenden Morgen brachen wir mit dem ſchönſten Wetter auf, ritten durch das Thor von Jaffa, an welchem uns Suleyman gleich auf eine Merkwürdigkeit aufmerkſam machte, die uns bisher entgangen. An den Quadern des Thurmes waren nämlich drei runde Platten ausgehauen, wovon jede einen Fuß im Durchmeſſer hatte, und von denen uns der Beduine erzählte, es ſey die Form von Broden, die zum Andenken an die ungemeine Wohlfeilheit vor vielen Jahren, wo ein Brod von dieſer Größe nur einen Para gekoſtet (ſieben Para ſind ein Kreuzer) hier abgebildet worden ſeyen. Längs dem Hügel, auf welchem vormals die Burg Zion ſtand, ſtiegen wir hinab, ritten an dem untern Teich Gihon vorbei eine Strecke durch das Thal Ghinnon und ſtiegen neben dem Berg des böſen Rathes die Höhe hinan, über welche der Weg nach Bethlehem geht. Wie jeder Fuß breit Landes um Jeruſalem eine ſchöne Sage oder Erinnerung an große Thaten trägt, ſo beſonders die Berge und Thäler zwiſchen Bethlehem und Jeruſalem, die, nur zwei Stunden von einander entfernt, doch auf dieſem Raume eine ganze Weltgeſchichte entſtehen ſahen.

Ungefähr in der Mitte des Weges zwiſchen beiden Städten ſahen wir das Kloſter Elias, auf der Stelle, wo der Prophet der Geſchichte nach gen Himmel fuhr. Eine kurze Strecke davon lag ein kleines Gebäude vom Wege ab, welches die Türken Rahels Grab nennen. Hier ſind die Felder, wo Ruth, die Moabitin, Aehren auflas. Dort etwas entfernt erblickt man über die Hochebene, auf welcher Sanheribs Heer von der Macht des Engels geſchlagen wurde. Vor uns in dem Thale, das uns noch von Bethlehem trennt, erſchlug David den Goliath. Jetzt lag Bethlehem vor uns auf der Höhe und ſeine äußere Anſicht ließ nicht mehr erkennen, warum dieſe Stadt einſt ein Ort der Fülle geheißen. Das ganze jetzige Bethlehem beſteht aus kleinen armſeligen Hütten, aus denen ſich nur die Klöſter, das griechiſche, lateiniſch und armeniſche, die in ſchönen impoſanten Formen über der heiligen Grotte gebaut ſind, erheben. Wir beſuchten das erſtere und wurden mit unſerer Begleitung von den Mönchen recht freundlich aufgenommen und in ihre Kirche geführt. Dieſe iſt auf der heiligen Felſengrotte, in der ſich die Krippe befindet erbaut, und man ſteigt zu dieſer an beiden Seiten des Altars auf fünfzehn Stufen hinab. Unten gelangt man in eine größere Höhle, die gegen fünfzehn Schritt lang und etwa fünf breit iſt. Ihre Höhe beträgt an zwölf Fuß. Rechts an der Treppe, wo wir hinabgeſtiegen, iſt eine Vertiefung in dem Felſen mit Marmor bekleidet, auf dem ein ſilberner Stern eingelegt iſt, bei welchem man die Inſchrift lieſt: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est. Links ſteht dieſe Hauptgrotte mit zwei kleineren in Verbindung, in deren einer ſich die Krippe aus Stein gehauen befindet, in welche Maria das neugeborene Kind legte; die andere iſt die Grotte der Anbetung der Könige. Von der Decke der Hauptgrotte hängen zwei und dreißig Lampen ähnlich denen in der Hauptkirche zu Jeruſalem, welche immer fortbrennend die Gewölbe mit einem ſanften Schimmer erfüllen. Die Wände dieſer Grotten mit Ausnahme derer, in welcher ſich die Krippe befindet, ſind mit geglättetem Marmor und Porphyr bekleidet. Nur in dieſer ſieht man das natürliche Geſtein. Um dieſe drei Höhlen herum liegen mehrere andere, welche von heiligen Männern und Frauen bewohnt wurden. In einer derſelben überſetzte der Kirchenvater Hieronymus das alte Teſtament; eine andere wählte ſich der heilige Euſebius von Cremona zu ſeinem Grabe, und die heilige Paula und ihre Tochter Euſtochium ſind in einer dritten beigeſetzt. Aus der heiligen Grotte gingen wir über einige Stufen in eine andere Höhlenkammer und Kapelle, wo der Sage nach die unter Herodes gemordeten Kinder begraben ſeyn ſollen.

In dieſen unterirdiſchen Gängen begegneten wir einem Mönche aus dem lateiniſchen Kloſter, der vor Freuden faſt außer ſich kam, als er uns deutſch ſprechen hörte — es war ein Landsmann — und wir mußten ihm in ſein Kloſter folgen. Das Schönſte in dieſen drei Klöſtern iſt das Kirchenſchiff, welches die Griechen und Armenier inne haben. Die Form deſſelben iſt die des alten griechiſchen Kreuzes, acht und vierzig Marmorſäulen in vier Reihen tragen das Dach. Wir kehrten mit unſerm Führer ins griechiſche Kloſter zurück, wo ein Mahl für uns aufgetragen wurde. Auch hatte ſich in dem Zimmer, das uns eingeräumt worden war, ſo wie in den Gängen vor demſelben, ein Markt mit den Gegenſtänden, die hier in Bethlehem gemacht und von den Pilgern häufig verkauft werden, etablirt. Da waren Kreuze und Roſenkränze aus Perlmutter und aus den ſchwarzen weichen Steinen, die man am todten Meer findet, aus letzterem Stoffe auch kleine Taſſen und Becher und wir kauften von dieſen Stoffen Mehreres, um es mit in die Heimath zu nehmen.

Es war unterdeſſen drei Uhr geworden und da wir noch heute das Kloſter St. Saba erreichen wollten, ſo trieb Suleyman der Schech zum Aufbruch. Unſere Begleitung, die von Jeruſalem hieher nur aus einigen Reitern beſtanden hatte, vermehrte ſich hier auf die beſtimmte Zahl, und wir waren ſchon eine ziemliche Schaar, ſo daß wir einem guten Trupp Räuber, von deren Unweſen man ſich hier viel erzählte, die Spitze bieten konnten.

Wir ritten nordöſtlich von Bethlehem anfänglich durch angebaute Felder; doch bald führte unſer Pfad wieder über Felſen und durch ganz unwirthbares Terrain. Es iſt nicht möglich, von ſolchen Wegen eine geordnete Beſchreibung zu machen, denn wenn ſich auch mit jedem Schritte die Landſchaft ändert, ſo bleibt doch im Ganzen ihr rauher wilder Charakter immer derſelbe. Die Sonne war längſt geſunken und die Dämmerung mächtig hereingebrochen, und wir zogen noch immer, ohne das gaſtliche Dach des Kloſters zu erblicken, auf den einſamen Bergen von Judäa umher. Zuweilen jagten unſere Beduinen ein wenig im Trab oder Galopp voraus und wir folgten ihnen, mußten aber immer wieder abwarten, bis unſere Begleitung zu Fuß herangekommen war. Endlich hatten wir die letzte Höhe erreicht, hinter der, wie uns Suleyman verſicherte, St. Saba, aber tief im Grunde liegen ſollte. Bald gelangten wir auch an den Rand einer großen Schlucht, wo wir einige Augenblicke raſteten. Mit den Augen folgte ich der Richtung, nach welcher das Kloſter liegen ſollte und ich muß geſtehen, trotz dem, daß uns die Wege auf dem Balkan und Libanon nicht verwöhnt hatten, war es mir doch im erſten Augenblicke nicht klar, wie da hinab zu gelangen ſey. Das Gebirge, auf dem wir uns befanden, ſchien ſich in ſeiner ganzen Länge, wenn auch ziemlich ſteil, doch wenigſtens allmählig an die Ufer des todten Meeres hinabzuziehen, was nur in der Richtung vor uns nicht der Fall war. Da ſchien einſtens eine gewaltige Erdrevolution aus dem Bergrücken ein großes Stück herausgeriſſen und eine Schlucht gebildet zu haben, die uns bei dem ſchon weit vorgerückten Abend ohne Weg und Steg pechſchwarz entgegen gähnte. Alſo da hinab? In Gottes Namen. Obgleich einer der Beduinen mir verſicherte: es ſey weit ſicherer, wenn er mein Pferd führe, ſo dankte ich ihm doch dafür und wollte mich lieber auf mein Geſicht und meine eigene Kraft verlaſſen.

Anfangs umkreiste der Weg, wenn man die Felszacken, über die wir wegſchreiten mußten, und die man bei den ſchlimmſten Stellen nur einigermaßen mit großen Steinen ausgefüllt hatte, ſo nennen kann, die Hälfte der Schlucht und wandte ſich dann zurück auf dieſelbe Art, wie die Zickzackwege in der Schweiz den Wanderer langſam hinabführend.

Nach Verlauf einer halben Stunde jedoch hörte auch dieſer Pfad auf, und ich fand mich veranlaßt, von meinem Pferde zu ſteigen, um es den Felsbach, deſſen Bett nun unſere Straße bildete, und wo das Thier auf dem naſſen lockern Grund jeden Augenblick ausglitt, glücklich hinabzubringen. Dabei war es ſo dunkel geworden, daß ich, obgleich ſcharf um mich ſpähend, nur langſam Schritt für Schritt vordringen konnte, um nicht in einen der vielen Abgründe zu ſtürzen, die ſich meinem Auge nur durch größere Dunkelheit gegen das übrige Geſtein und meinen Weg, ſowie durch kleine Sträucher, womit ihr Rand meiſtens eingefaßt war, bemerkbar machten. Da ich trotz Allem dem ziemlich große Schritte machte, ſo war ich in kurzer Zeit meinen Gefährten weit voraus, nur gefolgt von einem Beduinen, der ebenfalls ſein Pferd führte und mit der langen Lanze ſtets um ſich focht, um auf dem rechten Weg zu bleiben, wobei manches Maſchallah ſeinem Munde entfuhr, beſonders wenn die ſtählerne Spitze der Lanze das Geſtein traf, daß die Funken umherſprühten. Plötzlich mußte ich halten, denn mein Pferd, das dicht hinter mir ging, und zuweilen über meine Schultern ſah, blieb auf einmal ſtehen und war nicht von der Stelle zu bringen. Ich tappte, meinen Säbel zwiſchen das Geſtein klemmend, langſam noch einige Schritte allein abwärts, und ſah bald, daß wir fehl gegangen waren; denn der Bach, der uns bisher geleitet, ſtürzte kaum drei Fuß vor mir rauſchend in eine Gott weiß wie tiefe Schlucht hinab, wohin wir ihm doch bei allem guten Willen nicht folgen konnten. Ich rief dem Beduinen, der auch gleich herbei kam, jedoch im erſten Augenblick die Hände ſinken ließ, gleich einem Menſchen, der nicht mehr weiß, was er beginnen ſoll. Was war zu thun? Umkehren und den Weg zurückmachen, den wir gekommen, um oben wieder von vorne anzufangen, auf's Neue hinabzuſteigen, um vielleicht nicht weiter zu kommen? Ich muß geſtehen, bei mir reiſte ſchon der Entſchluß, mich in meinen Mantel zu wickeln, und hinter einem Stein gelagert die Nacht zu verbringen, als der Beduine, der auf dem Bauch bald rechts, bald links herumkroch, ein freudiges Geſchrei ausſtieß. Er kam ſchnell zu mir zurück, faßte meine Hand, wobei er mir einige arabiſche Worte zurief und gab mir durch Zeichen zu verſtehen, mich zu bücken und dorthin zu ſchauen. Ich folgte ihm, und ſah, als ich mich faſt auf den Boden legte, vor mir in der Tiefe eine Felsmaſſe, die ich ſogleich, als ſie ſich nun gegen den etwas helleren Nachthimmel in ſcharfen geraden Umriſſen abzeichnete, für einen großen Thurm erkannte. Jetzt glaubte der Beduine den Weg wieder gefunden zu haben, wandte ſein Pferd, und ich folgte ihm eine Strecke zurück, wo er das Bett des Baches verließ und einen kleinen Seitenpfad einſchlug, den wir vorhin bei der großen Dunkelheit überſehen hatten. Noch einige Minuten, und wir waren neben dem Thurm angelangt, der ſchon zum Kloſter St. Saba gehörte, deſſen Hauptgebäude jedoch, wie mir der Beduine bedeutete, noch viel tiefer da unten in der Schlucht liege, wohin aber von hier der Weg gefahrlos und nicht zu verfehlen ſey. Darauf band er ſein Pferd an einen Strauch feſt und bat mich, einen Augenblick allein zu bleiben, indem er dem Wächter im Thurm unſere Ankunft anzeigen wolle. Mir war das ganz recht, denn ich wollte ohnehin die Gefährten erwarten, die noch hinter uns zurück waren.

Ich ſtützte mich auf den Sattel meines Pferdes und blickte in die Schlucht vor mir hinab, die mir finſter und unheimlich entgegenſah, und uns doch, wenn wir es mit gutem Glauben gewagt, hinabzuſteigen, einen Ort finden ließ, wo wir einer freundlichen liebevollen Aufnahme gewiß waren — ein Bild des Grabes, ſo wie ein Bild manches verlorenen Lebens, das hinter ſich ließ die Höhen des Glücks und träumend und ſinnend einen unbekannten finſtern Pfad hinabſließt, weil ihm dort oben die Sonne untergegangen und ihm kein neuer fröhlicher Tag anbrechen wird. So treibt es den Unglücklichen in die Nacht hinaus, ob ihm nicht da vielleicht Traumgeſtalten begegneten, Traumgeſtalten mit ſüßen bekannten Zügen, die ihn umwogen und freundlich begrüßen würden. Ach, die Nacht iſt mitleidig und gut. Was der Tag mit ſeinem glänzenden Licht ſo klar und unerreichbar zeigt, ſo ſtrahlend und doch ſo fern, das umgibt die Nacht mit weicheren Conturen, mit grauen Nebeln, und läßt es dem innern Auge näher treten, wie ferne Berge dem äußern Auge nicht ſo entfernt ſcheinen, wenn der Regen ſein graues Netz über ſie breitet. Doch wie mir die Nacht die freundlichen Bilder, die mein Herz ſehnlichſt herbeiwünſcht, in ſchwachen Umriſſen vorführt, wie vom Winde getragen heranſchweben läßt, ſo raſch verſchwinden ſie mir wieder; dunkler und fremder werden die lieben bekannten Züge, ſie wenden ſich traurend von mir. — —

Horch! neben mir in dem Thurme wird es lebendig. Der helle Schall einer Glocke ſchlägt an mein Ohr. Es iſt ſo eigen, hier in der Oede, wo die wilden Felsmaſſen faſt kein menſchliches Weſen ahnen laſſen, plötzlich den Ton einer Glocke zu hören. Er dringt tief in's Herz und alle finſtere Geſtalten verjagend ſtiegen neue freundliche Bilder in mir auf, kaum hatte das Läuten einige Secunden gedauert, ſo begann eine andere Glocke unten in der Schlucht, wo man nichts unterſcheiden konnte, in tieferem Tone und antwortete der erſten, und eine dritte, die ſehr entfernt ſeyn mußte, denn man hörte ſie nur dumpf einſtimmen, ſchlug faſt zugleich an. Ich ſtand überraſcht und das Alles kam mir wie Zauber vor. Ich hätte geglaubt zu träumen, wenn nicht die Glocken ihren melodiſchen Dreiklang eifrig fortgeſetzt hätten und ſich nicht ein anderes viel ergreifenderes Schauſpiel meinen Augen darbot. Unten in der Schlucht blitzte ein Licht auf, das ſich langſam fortbewegte, dann ein zweites, ein drittes, bis eine große Anzahl zum Vorſchein gekommen war, und munter durch einander flimmerten. Ich drückte meine Hände zuſammen, denn mir war, als müßte ich einen Zauberſtab halten, der mit ſeiner Kraft meine Untergebenen, die Berggeiſter und Kobolde, aus ihren Höhlen gerufen und da unten verſammelte. Doch hinweg mit allen Träumen! Für heute war der Ritt in finſterer Nacht beendigt, da unten öffneten ſich die freundlichen Zellen des Kloſters St. Sabba zu unſerem Empfang. Mein Beduine kam zurück und zeigte freundlich lächelnd auf die Lichter, die ſich dort bewegten. Hinter mir hörte ich Pferde ſchnauben und Waffen klirren. Es waren meine Gefährten, die eben ſo überraſcht von dem Schauſpiel, das ſich unſern Blicken entfaltete, an meiner Seite hielten. Bald unterſchieden wir lange ſchwarze Geſtalten, die, jeder eine Kerze in der Hand tragend, auf uns zukamen. Wir gingen ihnen entgegen und bald begrüßte uns der Abt des Kloſters, ein alter griechiſcher Prieſter mit lang herabwallendem Bart, mit einem Segensſpruch, der unſerer Ankunft galt und die Brüder reichten uns freundlich ihre Rechte.

Unſere Pferde und das Gepäck ließen wir in dem Thurm, auf welchem die zweite Glocke, die ich gehört, läutete, und uns führte der Abt bei vierhundert Stufen hinab auf den Grund der Schlucht, wo die Kirche ſtand, die geöffnet und erleuchtet war.

Es war ein eigenes ſonderbares Gefühl, ſo tief zwiſchen dieſen Felswänden, zwiſchen denen das Kloſter, oder vielmehr die Kette von Gebäuden liegt, hinabzuſteigen und überall an Treppen und Häuſern den größten menſchlichen Fleiß zu bewundern, der dieſe Gegend aufgeſucht zu haben ſchien, um zu zeigen, was Ausdauer ſelbſt den unwirthbarſten Schluchten abzugewinnen vermag. Die Gebäude lagen auf ausgehauenen Terraſſen, die durch gleichfalls in den Fels gehauene Treppen verbunden wurden und auf welchen man hie und da kleine Gärtchen angelegt hatte. Den erſten Anfang zu dem Kloſter des heiligen Saba gab die Höhle eines Löwen in der Felswand faſt auf dem Grunde der Schlucht. Sie befindet ſich auf dem unterſten Hofe des Kloſters und einer der Mönche führte uns hin. Der Fels, in dem ſie ſich befindet, iſt wie ein Haus mit Gängen, Treppen und kleinen Höhlen verſehen, in denen ſich die chriſtlichen Einſiedler um den heiligen Saba verſammelten, der anfänglich in der Höhle des Löwen lange allein wohnte. Auch die umliegenden Schluchten und Felshöhlen wurden von dieſen Einſiedlern bewohnt, deren Zahl auf zehn bis eilftauſend geſtiegen ſeyn ſoll. Die immerwährenden Verfolgungen und Ueberfälle der Araber zwangen endlich die Chriſten, um den größten Theil ihrer Höhle, ſowie ihrer Kirche Mauern zu ziehen, was den erſten Anfang des jetzigen Kloſters gab. Auf dem Hofe ſieht man noch die Ueberbleibſel der alten Kirche, die ganz mit Schädeln und Gebeinen der von den Arabern erſchlagenen Mönche und Einſiedler angefüllt iſt.

Wir betraten die neue, ſehr ſchöne, faſt reich ausgeſchmückte Kirche, wo der griechiſche Biſchof, der dem Kloſter vorſtand, zu unſerem Empfang eine Meſſe leſen ließ, was äußerſt feierlich war. Mir fielen hier in der Kirche zwei Gemälde auf, die mich ſehr intereſſirten: es war ein Chriſtuskopf und die Jungfrau Maria. Obgleich unſer Maler verſicherte, daß dieſe Bilder nicht viel künſtleriſchen Werth hätten, fanden wir doch Alle den Ausdruck dieſer beiden Köpfe ſo voll ſanfter und himmliſcher Schönheit, daß wir lange davor ſtehen blieben, ſie mit innigem Wohlgefallen betrachtend.

Unterdeſſen hatte man in dem untern Hofe ein Gemach für uns eingerichtet, den Boden mit Kiſſen und Teppichen belegt und einen ſoliden Pillau aufgetragen, der nach dem langen Ritte auch nicht zu verachten war. Unſern Beduinen wurde das gleiche Gericht auf dem Hofe ſervirt und das ſtille friedliche Kloſter des heiligen Saba hatte gewiß lange nicht ſolchen Lärmen wie heute gehört; denn es iſt den Arabern ſelbſt nicht einmal möglich, während dem Eſſen ſtille zu ſeyn, und ihr Geſchrei iſt ſo laut und wild, daß man immer glauben muß, ſie ſeyen in einem heftigen Streit begriffen.

Das Gemach, in welchem wir uns befanden, hatte ein plattes Dach, wohin wir uns nach der Abendmahlzeit begaben und noch eine Stunde lang dem Mondſcheine zuſahen, der ſich allmählig an den glatten Felswänden hinabſenkte und die Schlucht bis zu uns mit weißem Lichte erfüllte. Der unterſte Hof des Kloſters, wo wir uns befanden, war jedoch noch nicht der Grund der ganzen Schlucht, ſondern dieſe zog ſich noch wenigſtens hundert Fuß tiefer hinab. Große Fledermäuſe flatterten zuweilen von dort zu uns herauf und das Geheul der Schakals, die wir deutlich unten herum laufen ſahen, unterbrach nicht ſehr angenehm die feierliche Stille, die über dem ganzen Kloſter lag.

Unſer guter Fürſt Aslan fühlte ſich hier beſonders recht heimiſch, denn er traf hier mehrere Landsleute an. Wegen einem derſelben hätte ich beinahe einen kleinen Streit mit ihm gehabt. Der Fürſt erzählte uns nämlich mit wahrer Begeiſterung: dieſer, jetzt hier ein armer Mönch, ſey früher in P. einer der reichſten Kaufleute geweſen, habe jedoch von einem Theil ſeines großen Vermögens eine Kirche erbaut und ſey mit dem andern nach St. Saba gezogen, um hier ſein Leben zu verbringen. Ich konnte mich nicht enthalten, über dieſe Geſchichte den Kopf zu ſchütteln und dem Fürſten zu bemerken: mir würde es weit mehr gefallen, wenn der Kaufmann mit ſeinem Vermögen andere Stiftungen, die für das Wohl der Menſchheit beſſer ſorgten, bedacht habe, als wie Kirchen zu erbauen und Klöſter zu bereichern. Doch that es mir leid, ihn erzürnt zu haben, und als er in der

Vertheidigung jenes Mannes den triftigen Grund einflocht, wer uns, wenn alle Leute ſo dächten, hier wohl heute Abend mit einem guten Pillau und mit Kiſſen und Decken zum Schlafen regalirt hätte, reichte ich ihm lachend die Hand und leerte ein Glas des ziemlich guten Rothweins, den man uns vorgeſetzt, auf das Wohl jenes freigebigen Ruſſen.

Nach einer ruhigen Nacht, in der wir ſanft geſchlafen und nur einmal von dem harmoniſchen Läuten der Glocken geweckt worden waren, welche die Mönche zum nächtlichen Gottesdienſt rief, brach der Tag an, und beim hellen Lichte, wo wir die rieſenhafte Schlucht noch deutlicher, als geſtern beim Mondſcheine betrachten konnten, war es uns zwiſchen den hohen ſteilen Felsmauern des Kloſters, als ſeien wir in einem ungeheuern Verließ gefangen. Unten bei uns herrſchte noch das Dunkel der Nacht, während oben am Rande der Schlucht das Dunkelblau des Himmels ſich immer heller färbte. Wir nahmen unten, vor unſerem Gemach ſitzend, noch ein kleines Frühſtück ein und ſtiegen dann wieder die Treppen hinauf bis zum erſten Thurm, wo unſere Beduinen und Pferde ſchon bereit ſtanden. Hier drückten wir den gaſtfreundlichen Mönchen noch einmal herzlich die Hand, ſaßen auf und ritten durch die wilden Schluchten auf Pfaden, wo allenfalls Ziegen mit Bequemlichkeit wandeln konnten, gegen Oſten nach dem todten Meere zu. Schon bei Jeruſalem, an den Abhängen des Oelberges, ſieht man deutlich den ſchwarzen Spiegel dieſes Salzſees und hinter Bethlehem erſcheint er dem Auge ſo nahe, daß man glaubt, ihn in wenigen Stunden erreichen zu können. Doch windet ſich der Weg die Gebirge hinab ſo vielfach und beſchwerlich zwiſchen Schluchten längs Abgründen und Felſen hin, daß man nur ſehr langſam reiten kann, und wir brauchten vom Kloſter St. Sabbat noch volle fünf Stunden, ehe wir den letzten Abhang hinabritten, der an das Ufer des todten Meeres führt. Der

Weg hieher war über alle Beſchreibung mühſam und gefährlich und oftmals ſtiegen wir ab, um unſere Pferde Abhänge hinauf oder hinabzuführen. Im Allgemeinen aber hat dies Terrain viel Aehnlichkeit mit den wildeſten Parthien des Libanon, die ich glaube ausführlich genug beſchrieben zu haben. Wenn man ſich gewöhnlich von Gegenden, weil man viel darüber geleſen hat, eine weit größere Vorſtellung macht, ſey es in Betreff der Lieblichkeit oder der Oede dieſer Orte, ſo iſt dies bei dem Thale, in welchem Jericho, der Jordan und das todte Meer liegt, nicht der Fall. Ich habe nie eine ſchauerlichere, ödere Fläche geſehen, als dieſe. Rechts das todte Meer mit wild gezackten Felswänden, zwiſchen denen das ſchwarzgefärbte Waſſer faſt ohne Bewegung liegt; vor uns eine nackte ſandige Ebene, in welcher weit zur Linken die grüne Linie einiger Gebüſche die Richtung des Jordans angibt. Doch hört dies Grün weit vorher auf, ehe der Fluß das Gebiet des todten Meeres erreicht, denn dort in dem ausgebrannten ſalzigen Boden finden die Wurzeln jener Bäume keine Nahrung mehr. Was hier wächst ſind niedrige Sträucher, deren Aeſte und Blätter mit einer weißlichen Salzrinde überzogen ſind. Die Oede, die über dem ganzen Thale lag, mochte auch vielleicht theilweiſe von der ſchrecklichen Hitze herkommen, die jetzt in der Mittagsſtunde auf Allem mit einer unerträglichen Schwere laſtete. Da flog kein Vogel, und keine Schnecke oder ſonſt ein kriechendes Thier war auf dem Boden zu ſehen. Wir näherten uns langſam und ſchweigend den Ufern des todten Meeres und ſtiegen von unſern Pferden, um einige Augenblicke hier zu raſten. Das Waſſer, das wir aus Neugierde verſuchten, hatte einen unerträglich ſcharfen Geſchmack. Schon das gewöhnliche Seewaſſer verurſacht ein Brennen im Halſe, aber gegen die Schärfe und Bitterkeit dieſes Waſſers iſt es gar nicht zu vergleichen. Wir hatten anfänglich die Idee gehabt, im todten Meere zu baden; doch rieth unſer Schech Suleyman aufs Beſtimmteſte davon ab, indem es in dieſer Gegend zu gefährlich ſey, ſich der Waffen zu entledigen und in einen wehrloſen Zuſtand zu verſetzen. Ueberhaupt hatten wir dieſen Morgen ſchon ſehr viel von der Unſicherheit dieſes Thales hören müſſen, und wie es gar nicht unwahrſcheinlich wäre, wenn wir von dem Raubgeſindel, das allein dieſe Gegenden bewohne, und das hinzugekommene ägyptiſche Deſerteure täglich vermehrten, angegriffen würden. Schon an den Abhängen des Gebirges, ehe wir zu den Ufern des Salzmeeres hinabſtiegen, trafen unſere Beduinen allerlei verdächtige Vorſichtsmaßregeln. Sie luden ihre Gewehre, verſuchten ihre Säbel und zogen ihre Gürtel feſter um den Leib. Während wir am Rande des Sees kleine ſchwarze Steine ſammelten, die wir zum Andenken mitnehmen wollten, ſchaute Suleyman aufmerkſam mit einer gewiſſen Unruhe in die Gegend, ob ſich nichts Verdächtiges dort ſehen ließe, und trieb ſtark zum Weiterreiten.

Das todte Meer, deſſen nördlichſtes Ufer wir beſuchten, erſtreckt ſich an ſechs Stunden gegen Süden und ſeine Breite beträgt an zwei Stunden. Merkwürdig iſt es, daß ſein Waſſerſpiegel ſechshundert Fuß unter dem des Mittelmeers liegt. Wir beſtiegen unſere Pferde wieder und ritten nördlich über die mit dieſem Sand bedeckte baum- und ſtrauchloſe Ebene. Die Sonne brannte hier fürchterlich und wir ſowohl wie die Thiere zogen niedergedrückt und ſchweigend dahin. Jeder ritt abgeſondert von dem Andern und die Strahlen der Sonne lagen ſo ſchwer auf mir, daß ich mich, am Knopfe des Sattels feſthaltend, in ſchwere, unklare Träume verſenkte.

Unſere Beduinen hatten nach ihrem Grundſatz, daß, was die Kälte abhalte, auch Schutz gegen die Hitze gewähre, ihren dickwollenen Burnus über den Kopf geſchlagen und ſaßen ſo, ſeltſam vermummt, auf ihren Pferden. Die armen Thiere hatten heute harte Arbeit, denn der Sand war ſo weich und locker, daß ſie bei jedem Tritte tief hineinſanken, und jedes Thier ließ ſo eine lange Furche hinter ſich zurück. So ritten wir eine ſtarke Stunde, als unſere Beduinen zu Fuß, die voran waren, plötzlich mit dem lauten Ruf: „Arab'! Arab'!“ ſtehen blieben und ihre Gewehre erhoben. Die Reiter warfen ihren Burnus vom Kopfe und Suleyman ſprengte auf einen kleinen Sandhügel in der Nähe, um ſich umzuſehen. Wirklich erblickten wir auch weit vor uns in der Ebene drei bis vier Geſtalten, die jedoch in wenig Augenblicken zwiſchen den Gebüſchen am Jordan verſchwunden waren. Wenn ſonſt der Anblick von Menſchen dem Reiſenden angenehm iſt, und der Klang der menſchlichen Stimme das Ohr des einſam Wandelnden wohlthuend berührt, ſo iſt dies hier nicht der Fall; man weiß, daß ſich hier nur Raubgeſindel aufhält, das, wenn es ſich zu ſchwach hält, die Reiſenden anzugreifen, ſich vor ihnen fürchtet und entfernt hält und ſich im andern Falle nur nähert, um zu rauben und nicht ſelten zu morden.

Dies kleine Intermezzo hatte übrigens das Gute, daß es uns aus dumpfen Träumerein emporriß und für das Aeußere wieder empfänglich machte. Vor uns fing die Ebene an etwas hügelig zu werden und wir waren den grünen Bäumen und ſomit den Ufern des Jordans, nach deſſen Waſſer wir uns alle ſehnten, bedeutend näher gerückt. Nordweſtlich zeigte Suleyman auf einen Punkt, den ein ſcharfes Auge für verfallene Häuſer halten konnte, das Dorf Richa, welches auf einem Theil der Trümmer des alten Jericho ſteht. Der Baron mit ſeinem ſcharfen Auge glaubte ſogar die Waſſerleitung des Herodes unterſcheiden zu können. Wir mußten uns mit dem Anblick der alten Stadt begnügen, denn wir mochten nicht noch einen Tag zuſetzen, um auf jener Stelle zu wandeln, die nichts weiter bietet, als einige wenige Steine und Trümmerhaufen. Endlich erreichten wir das Ufer des

Jordans, welches ſo dicht mit Schilf und Bäumen bewachſen iſt, daß man nur an wenigen Punkten zum Waſſer gelangen kann. Suleyman führte uns an eine Stelle des Fluſſes, das Pilgerbad genannt, das zu Oſtern von ganzen Schaaren chriſtlicher Pilger beſucht wird. Hier ſtiegen wir müd und matt von unſern Pferden und legten uns in den Schatten der Gebüſche, unter denen wir manchen guten Bekannten aus der Heimath ſahen, denn Weiden, Pappeln und Tamarisken ſtehen hier neben und zwiſchen den Bäumen der wärmeren Zone. Wir nahmen die Lebensmittel, die wir von den guten Mönchen in St. Saba erhalten, als Brod, Fleiſch und eine große Korbflaſche mit Wein, von unſern Pferden herunter und ließen uns das Mittagsmahl trefflich ſchmecken. Vier andere junge Pilger, es waren Griechen, die unter Anderem auch den Sinai beſucht hatten, und heute Morgen in unſerem Schutz und unſerer Begleitung St. Saba verließen, um das todte Meer und den Jordan zu beſuchen, lagerten ſich neben uns und machten gern gemeinſchaftliche Sache. Suleyman hatte einen Theil der Beduinen längs dem Gebüſch unter welchem wir lagerten, vertheilt und es für nöthig befunden, einzelne Vorpoſten bis auf die Ebene hinauszuſtellen. Anfänglich hatten wir geglaubt, daß ſeine Furcht vor den Arabern dieſer Gegend mehr erkünſtelt ſey, um uns die Wichtigkeit ſeines Poſtens recht ans Herz zu legen. Doch war er hier, anſtatt ſich ebenfalls unter die Bäume zu lagern mit ſeinem Pferde, von dem er nicht herabſtieg, in beſtändiger Bewegung, ſchärfte die Steine an ſeinen Piſtolen und hatte den gezogenen Säbel an einer geflochtenen Schnur neben ſich am Sattel hängen; bald ritt er gegen die Ebene, bald durchkreuzte er das Gebüſch und wollte unſerer Einladung, ſich neben uns zu ſetzen, keine Folge leiſten. Kaum nahm er etwas Brod und Fleiſch an, das er, auf ſeinem Pferde ſitzend, verzehrte.

Nur die goldenen Fäden, welche Religion und Geſchichte an die Ufer des Jordans knüpfen, geben dem Fluſſe ſeinen Reiz. Er ſelbſt fließt ärmlich und unſcheinbar durch die ſandige Ebene und verliert ſich ebenſo in die Tiefen des todten Meeres. Er iſt wie eine alte einfache Melodie, die in dem Herzen tauſend glänzende Erinnerungen und herrliche Thaten anregt und lebendig hervortreten läßt, wie eine ſtaubige Pergamentrolle, deren Charaktere verblichen ſind, aber die das Herrliche, was ſie uns früher erzählten, noch immer umſchwebt, und dem innern Auge bei eifrigem Nachſinnen wieder in ſichtbaren Geſtalten erſcheint. — Das Waſſer des Fluſſes, der nirgend über hundert Fuß breit iſt, iſt von gelber ſandiger Farbe und wie ſchon geſagt, durch die verdeckenden Gebüſche nur an wenigen Punkten ſichtbar. Die Ufer, die ziemlich ſteil hinab gehen, ſind lehmigt und die Tiefe des Waſſers beträgt kaum zehn Fuß.

Nachdem wir uns durch Speiſe und Trank etwas erquickt und unter dem Schatten der Bäume abgekühlt, zogen ſich, trotz dem Abrathen Suleymans, mehrere von uns aus, um ein Bad in dem Fluſſe zu nehmen; doch war das Waſſer ſehr kalt und trieb uns bald wieder in die Kleider. Auch hatten uns die Vorpoſten auf der Ebene ſchon einige Mal durch lautes Geſchrei beunruhigt, ohne daß ſich etwas Verdächtiges hätte blicken laſſen. Doch hatten wir uns kaum aufs Neue gelagert und ſuchten unſere Feldflaſchen hervor, in denen wir zum Andenken an den heiligen Fluß Waſſer ſchöpfen wollten, als wir plötzlich von allen Seiten den Ruf: „Arab'! Arab'!“ vernahmen. Suleyman ſprengte mit verſtörter Miene, den Säbel in der Hand, durch das Gebüſch auf uns zu und bedeutete uns ebenfalls unter dem Rufe: „Arab'! Arab'!“ daß wir unſere Pferde und Waffen zur Hand nehmen ſollten. Alles ſprang in wilder Verwirrung empor. Ich, da ich heute Morgen den Ausſagen unſeres

Suleyman über die Räubereien der Araber keinen Glauben ſchenkte, hatte meinen Säbel einem unſerer Beduinen geliehen, der den Stein an ſeiner Flinte verloren hatte. Der Doktor B. hatte ſeinen Säbel abgeſchnallt und da derſelbe zwiſchen uns lag, griffen wir Beide darnach, er an den Griff, ich an die Scheide, und liefen ſo mit der getheilten Waffe nach unſern Pferden. Der Maler F. war der erſte, der zu Pferde ſaß und ſein Doppelgewehr fertig machte. Ich war am ſchlechteſten bewaffnet, und da ich wohl einſah, daß ich mit meiner Scheide nicht viel ausrichten könne, ſo riß ich dem Fürſten Aslan, der außer ſeinen Piſtolen einen langen krummen Säbel führte, wie er bei mir vorbei nach ſeinem Pferde ſtürzte, den kurzen breiten Handſchar von der Seite und warf die Scheide weg. Der Baron, ſtatt ſich aufs Pferd zu ſchwingen, lief mit dem Säbel in der einen, mit ſeiner Feldflaſche in der andern Hand an das Ufer des Fluſſes, um ſich wenigſtens vor Anfang des Gefechts, was nun kommen konnte, mit Jordanwaſſer zu verſehen. Ich nahm ſein Pferd beim Zügel und ritt ihm nach, um ihn wenigſtens für den Augenblick zu decken. Zwiſchen den Gebüſchen, die uns umgaben, ging nun ein fürchterlicher Spektakel los; es wurde geſchoſſen und man vernahm Schläge, als wenn mit dem Säbel gegen Holz gefochten würde; dabei ſchrieen unſere Beduinen, als wenn ſie alle am Spieße ſteckten. Bald wurden auch rings um uns Geſtalten ſichtbar, und wir ſahen nun klar ein, daß uns eine Schaar von wenigſtens dreißig bis vierzig halb nackter Kerle, die nur mit großen Stöcken bewaffnet waren, überfallen hatte. Man konnte eigentlich nicht ſagen, wer vor oder wer zurückdrang; denn unſere Beduinen waren mit jenen Arabern ganz untermiſcht. Zuweilen ſtürzte einer der letzteren auf den Platz, wo wir ſtanden, ſprang aber beim Anblick unſerer Pferde und Waffen gleich wieder zurück. Jetzt ſchwang ſich auch der Baron aufs Pferd und im gleichen Augenblick ſtürzten drei etwas beſſer gekleidete Araber uns gegenüber aus dem Gebüſch, von denen der eine eine Piſtole, der andere einen Säbel und der dritte eine Luntenflinte trug. Den mit dem Säbel nahm ſich unſer kleiner Doktor aufs Korn und ritt auf ihn zu. Anfänglich ſchien der Kerl Stand halten zu wollen, doch als der Fürſt von der andern Seite kam, wandte er ſich eilig um und floh ins Gebüſch zurück. Der mit der Piſtole ſchoß gegen den Baron und mich und wir hörten ſeine Kugel den Zweig eines Baumes neben uns zerreißen. Der andere hatte ſeine Luntenflinte auf eine Art Gabel gelegt, doch ließen wir ihm keine Zeit, uns dieſe Ladung zuzuſchicken, ſondern wir gaben unſern Pferden die Sporen und ritten ihn nieder. Der die Piſtole auf uns abgefeuert hatte, wandte ſich nach dieſer Heldenthat ebenfalls ins Gebüſch zurück und wollte entfliehen. Doch ſchoß ihm der Maler nach und ſtreiſte ihn leicht am Bein; zu gleicher Zeit fiel einer der jungen griechiſchen Pilger mit ſeinem Stock über ihn her und zerbläute ihn ganz gewaltig. Der Baron hatte ſeinen Säbel ebenfalls gezogen und gab dem, den wir überritten, mit der flachen Klinge einige kräftige Hiebe. Das ganze Gefecht war glücklicher Weiſe nur eine große Prügelei zu nennen, und Suleyman mit ſeinen Beduinen endigte es bald, indem ſie den Säbel zwiſchen den Zähnen und in den Händen die Piſtolen, die Araber truppenweiſe vor ſich her gegen uns jagten. Bald war die ganze liebenswürdige Geſellſchaft um uns verſammelt und flehte ſehr erbärmlich um Gnade. Suleyman hielt ihnen eine donnernde Rede und hieß ſie alle im Kreis niederſitzen. Der mit der Luntenflinte, den wir niedergeritten, war der Schech und trat an das Pferd unſeres Suleymans, deſſen Kaftan er ergriff und dreimal an ſeine Stirne drückte, das Zeichen der Unterwerfung.

Nach einigem Hin- und Herreden, in das zuweilen die ganze Truppe der Araber mit lautem Geheul einſtimmte, ließ Suleyman den Baron fragen, was er mit dieſen Kerls machen wolle; es ſeyen arme Teufel, die nur etwas Brod für ihren Hunger haben nehmen wollen. Wir wußten das freilich beſſer, aber was war zu thun? jagten wir ſie mit einigen Prügeln fort, ſo war zu erwarten, daß ſie uns am Abend in den Gebirgen noch einmal in größerer Anzahl überfielen. Das Klügſte war demnach der Rath unſeres Suleyman, ihnen von unſerem Brod und Salz zu geben und ſie bis zum andern Morgen, wo wir nahe an Jeruſalem waren, bei uns zu behalten. So geſchah es auch. Wir ſchüttelten unſere Säcke aus und gaben ihnen, was wir hatten. Darauf rauchten unſere Beduinen mit den älteſten der Truppe eine Pfeife und der Friede war hergeſtellt. Giovanni verſicherte uns, ſo wie er dies Volk kenne, dürfen wir jetzt ganz ſicher bei ihnen ſeyn; ſie würden eher ihr Leben zu unſerer Vertheidigung wagen, als uns im Geringſten feindſelig behandeln. Der Kerl, der mit der Piſtole auf uns geſchoſſen, ging zum Baron hin, legte ihm, wie der Schech dem Suleyman, die Stirne dreimal an den Rockſchoß und ließ uns ſagen, er habe abſichtlich fehl geſchoſſen. Das konnte übrigens glauben, wer Luſt dazu hatte.

Wir brachen nun auf, und der ganze Trupp zog mit uns. Der Himmel hatte ſich ſtellenweiſe mit Wolken bezogen und hinderte den Strahl der Sonne, wieder mit ſolcher Heftigkeit uns wie heute Morgen zu verſengen, was Menſchen und Thieren recht wohl that, und unſere Beduinen fingen ſogleich an mit einander zu ſpielen und ſich zu necken. So ernſt und ſelbſt faul der Araber zu Fuß herumſchleicht, ſo luſtig und ausgelaſſen iſt er zu Pferde. Selbſt die älteſten Leute machen die Kindereien der jüngeren mit. So war bei unſerem Trupp ein alter Mann mit ſchneeweißem Bart — er ritt eine ſehr gute Schimmelſtute — vor Allen der Ausgelaſſenſte. Ihr Spiel beſtand hauptſächlich im Werfen des Dſcherid, in deſſen Ermanglung ſich die meiſten unſerer Beduinen von den Fußgängern einen Stock geben ließen. Einer ſprengt voraus, nimmt das Gewehr und thut als ob er auf den Andern ſchöſſe. Ein Anderer folgt ihm, was das Pferd laufen kann, faßt den Dſcherid an einem Ende und ſucht, wenn er den erſten erreicht, ihm über den Rücken zu hauen. Jener parirt den Schlag entweder mit ſeiner Waffe, oder, und dies iſt am Schwierigſten, er wirft ſich in dem Augenblicke auf die Seite des Pferdes, ſo daß der Schlag fehl geht und faßt dann, wenn der Angreifer hierdurch das Gleichgewicht etwas verloren, plötzlich den Arm deſſelben und ſucht ihn vom Pferde zu reißen. Es war für uns höchſt ergötzlich, dieſem Manöver zuzuſehen und wir folgten den Beiden, die gerade rauften, im Galopp nach, die Fußgänger weit zurücklaſſend. Fürſt Aslan hat lange dem Spiel zugeſehen, ohne Theil daran zu nehmen und forderte endlich den alten Beduinen, der durch die Geſchwindigkeit ſeines Pferdes, ſo wie durch eigene Gelenkigkeit gewöhnlich den Sieg davon trug, auf, mit ihm einen Ritt zu machen. Der Fürſt gab ſeinem Tſcherkeſſen die Sporen und nahm einen Vorſprung von ein paar hundert Schritten, drehte ſich dann mit ſolcher Gewandtheit im Sattel, daß man glaubte, er ſitze rückwärts zu Pferde, nahm ſein Gewehr, lud es, natürlich ohne Blei, und ſchoß in unglaublicher Geſchwindigkeit dreimal gegen uns. Jetzt jagte ihm der Beduine nach, führte mit dem Dſcherid einen Hieb gegen ihn; doch bog ſich der Fürſt ſo auf die Seite, daß der Sattel wie leer ausſah. Der Schlag ging fehl; doch der Beduine, der wohl wußte, was jetzt kam, ließ ſeine Stute einen gewaltigen Seitenſatz machen und der Fürſt konnte ihn nicht erreichen. Jetzt nahm dieſer einen Stock und jagte dem Alten nach, das Spiel von oben wiederholend. Der Beduine bog ſich auch auf die Seite, doch der Fürſt ließ ſeine Steigbügel los, ſprang mit den Knieen auf ſeinen Sattel und verſetzte dem Alten ſo von oben herunter einen tüchtigen Hieb, worüber die Andern in ein bewunderndes Maſchallah ausbrachen und die Geſchicklichkeit des Fürſten bis in den Himmel erhoben. Selbſt der Baron geſtand auch, nie eine ſolche Gewandtheit geſehen zu haben, und man muß dabei bedenken, daß Fürſt Aslan ein gewöhnliches Pferd ritt, mit dem er ſchon Monate lang die größten Touren gemacht, die Pferde der Beduinen dagegen ganz friſch waren. Auch Suleyman verſuchte ſein Heil mit dem Fürſten, konnte aber ebenfalls keinen Vortheil gegen ihn erringen. Nur hatte jener einen Unfall, der ihn beinahe auf den Boden gebracht hätte, doch half er ſich mit einer Geſchicklichkeit, die ans Wunderbare gränzt. Als er ſich nämlich wieder auf die Seite bog, um dem Hieb unſeres Schechs auszuweichen, rutſchte ihm der losgewordene Sattel herum, ſo daß die Bauchgurte nach oben kam, und wir glaubten ſchon alle, jetzt müſſe er herabſtürzen; aber nein, er ſchwang ſich wieder hinauf, ſaß mit Blitzesſchnelle oben auf dem Gurt und erſt nachdem er den ihm zugedachten Hieb tüchtig wieder erſtattet, ſprang er vom Pferde, um den Sattel wieder zu befeſtigen.

So zogen wir, beſtändig dem Spiel der Beduinen zuſchauend, durch das Thal Richa. Die Sonne war ſchon längſt hinter den Gebirgen von Judäa hinabgeſunken und der herandämmernde Abend warf einen dunklen Schleier über das öde Thal, das wir ſo eben verlaſſen, als wir den Fuß jener Gebirgskette, welche Jeruſalem vom todten Meere trennt, erreichten und an ihren ſehr ſteilen Abhängen heraufzuklettern begannen. Wir konnten in den Schluchten nur einer hinter dem andern gehen und mußten wohl auf unſere Pferde achten, die in den ſchmalen Felſenrinnen kaum ihre Füße ſetzen konnten. So gewährte einmal unſer Maler einen komiſchen Anblick. Er ritt ein ſehr kleines Pferd, das auf einem dieſer Wege mit der Hufe zwiſchen das Geſtein trat, ſich feſtklemmte und ſtürzte. Der Maler, der augenblicklich ohne Bügel ritt, brauchte nur ſeine Beine auszubreiten, um ſich ſo auf den Rändern der Felſenrinne feſtzuſtellen. Das Thier wurde mit Mühe aufgerichtet und wieder feſtgemacht. Man kann ſich nicht leicht eine ödere, traurigere Gegend denken, als den Weg, den wir nun machten. Hier ſind wild zerklüftete Felſen übereinander gethürmt und nur ſpärliches halbvertrocknetes Grün unterbricht das verbrannte Gelb der Steinmaſſen, ohne ſie zu ſchmücken. Unſere Beduinen, die ſeit dem Vorfall am Jordan beſtändig neue Räuber zu ſehen und zu hören glaubten, ritten ſcharf ſpähend umher und riefen einander beſtändig zu. Einmal geriethen ſie in eine gewaltige Bewegung und ſchrieen von allen Seiten wieder: „Arab'! Arab'!“ Einige unſerer Fußgänger waren voraus und hielten oben auf der Höhe, nach dem Hohlweg vor uns zeigend, wohin wir unſere Pferde alsbald wandten und ſo ſchnell es in dem Terrain möglich war, ritten. Was war die Urſache des Lärmens geweſen? Wir fanden an dem Weg drei Pilger ſitzen; es waren Ruſſen, die gehört hatten, daß wir unter Begleitung an den Jordan gezogen ſeyen, und uns nun nachfolgten, um unſern Schutz zu genießen; doch kamen ſie zu ſpät und mußten unverrichteter Sache wieder zurückgehen.

Die Nacht brach jetzt mächtig herein und es wurde bald ſo finſter, daß wir ohne Gefahr nicht weiter vordringen konnten. Unſer Schech Suleyman ſah ſich nach einem Platz um, wo wir einige Stunden bis zum Aufgange des Monds verweilen könnten. Der Ort, wo wir uns gerade befanden, war ſeiner alten und neueren Geſchichte wegen nicht ſehr einladend, um in ſeiner Nähe zu bleiben. Es war das ſogenannte Mordthal, wohin ſchon die ältere Geſchichte die Erzählung vom barmherzigen Samariter verlegt, und wo bis auf die neuere Zeit häufige Beraubungen und Mordthaten an Pilgrern verübt wurden. Doch mußten wir dieſe Bedenklichkeit bei Seite ſetzen, und da es nicht rathſam war, in der Dunkelheit weiter zu ziehen, unſerem Suleyman folgen, der auf einer Höhe in der Nähe des Thales uns zu alten Ruinen führte. Es waren wahrſcheinlich die Ueberbleibſel eines chriſtlichen Kloſters, doch konnten wir aus den Trümmern und Mauerſtücken, die ſich hier befanden, nichts erkennen.

Ein ähnliches Nachtlager, wie das heutige, werde ich wohl in meinem Leben nicht wieder haben. Unter den Trümmern eines wahrſcheinlich von den Beduinen zerſtörten chriſtlichen Kloſters, vor uns Jericho, der Jordan und das todte Meer, auf der einen Seite die Mordſchlucht, auf der andern eine kahle baumloſe Höhe, der Berg der Verſuchung genannt. — So heiß es den Tag über geweſen war, ſo empfindlich kalt wurde es, wie immer in dieſen Ländern während der Nacht. Wir hatten unſere Mäntel in Jeruſalem zurückgelaſſen und unſere dünnen Kleider ſchützten uns gar nicht vor dem Nachtfroſt. Auch vermehrte unſer leerer Magen dies Uebel und Giovanni fand in unſern Säcken kaum ſo viel Kaffee, um jedem von uns eine Kleinigkeit reichen zu können. Ein Feuer anzumachen, widerrieth Suleyman, indem er ſagte, es würde uns zu nichts nützen, da der Mond in kurzer Zeit hervorkomme und wir dann weiter reiſen können. Ich kroch wie ein Igel zuſammen und drückte mich feſt an ein Mauerſtück, um wenigſtens vor dem kalten Winde, der über die Höhe zog, geſchützt zu ſeyn, und verſuchte zu ſchlafen, was mir auch, Dank der Ermüdung, bald gelang. Doch hatte ich noch nicht lange geſchlummert, als mich Giovanni weckte und mir ſagte, ich ſolle mit ihm kommen, er wolle mir etwas zeigen. Ich folgte ihm, und wir gingen durch den größten Haufen der Ruinen auf die andere Seite derſelben, von woher ich das Geſchrei und Lachen der Beduinen hörte. Einer von ihnen hatte nämlich einen Keller entdeckt, deſſen Gewölbe oben eingeſtürzt war, und in welchem ſich eine Menge wilder Tauben aufhalten ſollten. Sie hatten nun berathſchlagt, wie ſie dieſer Thiere habhaft werden konnten, und ihre Anſtalten hiezu ſo unſinnig wie möglich getroffen. Die ganze Geſellſchaft ſaß in großem Kreis um den Keller herum und von Zeit zu Zeit warfen ſie große Steine hinab, wodurch dann wirklich die Tauben aufgeſchreckt wurden und den Verſuch machten, durch die Oeffnung oben zu entkommen. Sobald aber ein Schwarm aufſtieg, ſchlugen die Beduinen mit ihren Mänteln zu und glaubten auf die Art die Thiere zu erlegen. Am Ende ſahen ſie jedoch ſelbſt ein, daß ſie ſo ſchlechte Geſchäfte machen würden und griffen die Sache anders an. Es wurde einer durchs Loos beſtimmt, der ſich in den Keller hinablaſſen ſollte, und es traf einen ganz jungen Menſchen, der auch gleich dazu bereitwillig war. Die andern knüpften ihre Gürtel zuſammen, banden ihn unten daran feſt und er wurde ſo hinabgelaſſen. Das Gewölbe mußte ziemlich tief ſeyn, denn die langen Gürtel von ſechs dieſer Leute reichten kaum aus. Sobald der junge Burſche unten angekommen war, ſchrie er herauf: er könne ja nichts ſehen, worauf die oben unter vielem Geſchrei den Entſchluß faßten, ihm einen Feuerbrand hinabzuwerfen. Einige ſuchten Geſträuche zuſammen, Andere machten Feuer und bald flog ein großer Haufen des brennenden Zeuges in den Keller hinab, was einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick gewährte. Es war gerade, als ſey die Erdoberfläche von einem ungeheuren Feuer geborſten, das in ihrem Schooß brenne, um welches die halbnackten kräftigen Geſtalten der Beduinen ſaßen, und mit den glänzenden Augen neugierig hinabſchauten. Jetzt ſuchte der unten mit ſeinen Feuerbränden die Tauben emporzujagen und es kam auch wohl eine ganze Wolke dieſer Thiere bis an die Oeffnung, tauchten aber mehrere Male wieder hinab, wenn die Beduinen mit ihren Mänteln dreinſchlagen wollten. Endlich aber wußten die geängſtigten Thiere keinen Ausweg, flogen wieder empor und zwiſchen ihnen durch, die ihnen lachend und ſchreiend nachſahen. Jetzt war der Spaß zu Ende. Nachdem ſie den jungen Burſchen unten noch lange geneckt, wurde er wieder heraufgezogen. Bald ſtieg auch in Oſten hinter den Gebirgen, die das todte Meer begränzen, der Vollmond hell und klar empor und beleuchtete faſt taghell den Weg, den wir vor uns hatten. Sogleich wurde aufgebrochen und wir zogen weiter.

Es war gegen ein Uhr in der Nacht und wir mochten noch fünf Stunden bis Jeruſalem haben. Wir ritten ſo ſchnell vorwärts, als es der Weg erlaubte, mußten aber wegen Ermüdung der Pferde und Menſchen nach drei Stunden beſtändigem Aufwärtsſteigens noch einen kleinen Halt machen, zu welchem Suleyman eine kleine Schlucht erkor, die vom Winde hinlänglich geſchützt war und wo ſich ziemlich viel dürres Geſträuch befand, um ein Feuer anmachen zu können. Unſern Beduinen wurde jetzt ein kleines Trinkgeld verſprochen und in kurzer Zeit hatten ſie ganze Haufen kleiner abgeriſſener Sträucher zuſammengeſcharrt. Einer von uns machte Feuer und bald ſchlug unter großem Geſchrei der Beduinen eine haushohe Flamme empor. Alles lagerte ſich an das Feuer, um ſich zu erwärmen, und nur von Zeit zu Zeit gingen einige der Leute fort, um für die Flamme neue Nahrung zu ſuchen. Doch auch die andern Araber hielten es bei ihrem unruhigen Temperamente trotz der großen Ermüdung nicht lange aus, ſo ruhig da zu ſitzen. Bald neckten ſie einander, balgten ſich auf der Erde herum, bald jauchzten ſie laut auf und als ihnen Suleyman ſagte, wenn ſie einen Tanz aufführten, würden wir ihnen gewiß ein Trinkgeld dafür geben, waren Alle gleich dazu bereit. Wir beſtätigten gern das Verſprechen Suleymans und bereuten es nicht; denn obgleich an dem verſprochenen

Tanz nichts graziöſes war, ſo hatte doch die Gruppe der Beduinen bei dem flackernden Feuer in der wilden Schlucht etwas außerordentlich maleriſches und phantaſtiſches. Etliche dreißig dieſer Leute, denn auch mehrere unſerer berittenen Beduinen nahmen Antheil an dem Tanze, ſtellten ſich in einem großen Halbzirkel um das Feuer, hinter welchem wir lagen und begannen einen eigenthümlichen Geſang. Von den Worten, die ſich ſtets gleich blieben, verſtanden wir nichts, auch war die Melodie ganz eintönig und nur der Takt brachte einiges Leben in den Geſang. Mir ſcheint er ſich ungefähr durch dieſe Bezeichnung ausdrücken zu laſſen: al — lah — — allahla — al — lah — — allahla. Zuerſt war die ganze Reihe der Männer ohne Bewegung, dann begann ſie mit dem Kopf zu nicken und ſich zu verbeugen, eine Bewegung, die allmählig der Hals, der Oberleib und der ganze Körper annahm, wobei der Geſang immer wilder und toller wurde. Sie bückten ſich immer tiefer und tiefer, bis ſie zuletzt faſt mit dem Geſichte den Boden berührten, dann ſtiegen ſie eben ſo allmählig wieder aufwärts, wobei der Geſang in derſelben Weiſe wieder ſchwächer wurde. Wieder gerade aufgerichtet, ließen ſie ſich plötzlich los, klatſchten in die Hände, ſprangen einige Mal wie toll im Kreiſe umher und das Ballet war zu Ende.

Unſer Feuer hatte indeſſen durch den Tanz Schaden gelitten und war allmählig verglimmt. Die Beduinen ſammelten ſich ihr Trinkgeld ein und legten ſich noch einige Minuten auf den Boden, um ſich von dem ermüdenden Tanze zu erholen. Suleyman ſtreckte die Hand nach Morgen aus und rief zum Aufbruch; denn dort färbte ſich der Himmel heller und verkündigte, daß der neue Tag heraufſteige. Wir beſtiegen die Pferde wieder und erreichten in kurzer Zeit Bethanien. Noch lag die dunkle Nacht über dem kleinen Ort, aber er erſchien uns um ſo ſchöner, indem die Stille, welche die alten Häuſer umgab, beſſer zu dieſem Grabe einer gewaltigen Vorzeit paßte, als das geräuſchvolle Treiben des Tages. Hier wohnte Lazarus mit ſeinen Schweſtern Maria und Martha. Unter einem verfallenen Hauſe, nicht weit von der kleinen Moſchee, hielten wir, und Suleyman holte ein paar Männer aus ihren Hütten, die mit Fackeln herbeikamen und uns in einen ſchachtähnlichen Keller begleiteten, der ſich unter jenem Hauſe befindet — das Grab Lazarus.

Von Bethanien hatten wir nur noch eine kurze Strecke bis Jeruſalem, die wir bald zurückgelegt hatten und am Fuße des Oelbergs anlangten in dem Augenblick, wo die heilige Zion von den erſten Strahlen der Morgenſonne geküßt wurde. Es war ein ſchöner großer Anblick, ich möchte ihn für keine andere Erinnerung meines Lebens hingeben. Rechts hatten wir den Oelberg, links das Kidronthal, vor uns das Thal Joſaphat mit dem Garten von Gethſemane und der Grabeskirche Maria und Joſephs. Wie prächtig erſchien die trauernde Wittwe noch immer auf ihrem Felſenthrone. Zu ihren Füßen wallte in den Schluchten der zerriſſene Schleier der Nacht, den die Sonne des neuen Tages überwältigt und hinabgedrückt hat, und auf der Kuppel der Grabeskirche glänzte daſſelbe Licht, das hier die gewaltigſte Geſchichte der Erde erblühen und wachſen ſah, und das auch uns freundlich begrüßte.

Jener Morgen bleibt mir neben dem unvergeßlichen ſchönen Anblick der Stadt noch durch eine andere Erinnerung im Gedächtniß. Wir mußten hier warten, bis drinnen die Thore aufgeſchloſſen wurden, ſtiegen deßhalb von den Pferden und ſetzten uns auf einen Trümmerhaufen. Fürſt Aslan, unſer lieber Freund und Begleiter, dem, ſo wie uns, Jeruſalem das Hauptziel der Reiſe war, hatte uns ſchon lange verſprochen, eine Epiſode aus ſeinem Leben, ſo wie die Urſache ſeiner Pilgerfahrt nach Jeruſalem zu erzählen und hielt jetzt ſein Verſprechen.

„Ich war," erzählte er uns, „noch vor wenigen Jahren der glücklichſte Menſch auf der Welt. Jung und mit ziemlichem Vermögen hatte ich, wie es bei uns üblich iſt, den Militärſtand erwählt und war Offizier bei einem Garderegiment in der Hauptſtadt. Als ich nach kurzem Aufenthalte dort ein Mädchen kennen lernte, das ich aufs Glühendſte liebte und von der ich eben ſo wieder geliebt zu ſeyn glaubte, fehlte meinem Glücke nichts, wie die Verbindung mit ihr fürs ganze Leben. Viele Schwierigkeiten, die ſich mir in den Weg warfen, wurden glücklich beſeitigt und obgleich ich eines Tages im geheimen benachrichtigt wurde, daß meine Geliebte mit einem Manne, der an Geburt und Rang über mir ſtand, ein inniges Verhältniß habe, warf ich alle Schwierigkeiten, die ſich mir in den Weg ſtellten, bei Seite und erhielt von meiner Geliebten, unter Zuſicherung der herzlichſten Liebe, die Erlaubniß, ſie meine Braut nennen zu dürfen. Ihre Aeltern waren längſt todt und da ſie mündig war, hatte ſie nach dem Willen ihres Bruders, der mir eben die größten Schwierigkeiten in den Weg legte, nichts zu fragen."

„In dieſer Zeit befanden wir uns eines Abends auf einem Balle in einem der erſten Häuſer der Hauptſtadt und ich ſah meiner Braut zu, wie ſie mit jener Perſon, vor der man mich früher gewarnt hatte, tanzte. Nur an ſie denkend, beachtete ich gar nicht die Umſtehenden, bis ich hinter mir einige Worte ſprechen hörte, die mein Blut zum Kochen brachten. Ich drehe mich raſch um und ein junger Offizier wiederholte die Worte: „„Es iſt doch Schade, daß die Fürſtin ** in einem ſolchen Verhältniß ſteht."" Außer mir vor Zorn trete ich nahe zu dem Offizier hin und ſage ihm ſo leiſe wie mir die Wuth erlaubte: „„Ein Schurke, der das geſagt hat!"" Was die Folge hievon war, können Sie ſich denken. Es wurde auf den nächſten Morgen ein

Duell auf Piſtolen ausgemacht und da ſich das Gerücht hievon bald im Saal verbreitete, waren wir gezwungen, ihn Beide zu verlaſſen. Da ich mit meiner Braut noch nicht öffentlich erklärt war, mußte ich ſie unter der Obhut ihres Bruders laſſen und ſah ſie den Abend nicht wieder. Kaum bricht nach einer unruhig durchwachten Nacht, indem mich die Eiferſucht, die ich mit allen Vernunftgründen zu unterdrücken ſuchte, gräßlich plagte, der Morgen an, als ein Adjutant meines Oberſten in mein Zimmer tritt, der mir unter Androhung der härteſten Strafe den Befehl ertheilen läßt, ſogleich nach **, der zweiten Stadt des Landes, zu reiſen und mich bei dem dortigen Commandanten bis auf Weiteres als Arreſtant zu melden — — „„das Alles,““ wie es in dem Befehle hieß, „„um das eingegangene, durch die Geſetze ſtreng verbotene Duell zu hindern.““ Der Adjutant bleibt bei mir, bis ich meine nöthigſten Sachen zuſammengepackt und in den Wagen ſteige, der vor der Thüre hält. Sie können ſich denken, daß es meine Abſicht war, gleich auf der erſten Station nach der Stadt zurückzukehren. Doch das war unmöglich, mir wurden nur Pferde zu meiner Weiterreiſe nach meinem Beſtimmungsort gegeben; alle andern wurden mir mit dem Bemerken verweigert, daß man Befehl habe, gleich nach meiner Weiterreiſe zu melden, daß ich durchpaſſirt ſey. Ich ſchrieb in der Eile einige Zeilen an meine Braut und übergab ſie der rückkehrenden Poſt mit dem Verſprechen einer glänzenden Belohnung, wenn ſie richtig abgeliefert würden. Der Poſtbeamte nahm den Brief, zuckte aber die Achſeln; — ich verſtand ihn damals noch nicht. Auf jeder Station erging es mir ſo, und ich erreichte endlich die mir angewieſene Stadt, wo ich mich meldete und mir der Befehl ertheilt wurde, die Stadt ohne beſondern Urlaub nicht zu verlaſſen. Sogleich ſchrieb ich mehrere Briefe an meine Braut, welche ich auf den verſchiedenſten Wegen nach * ſandte, erhielt aber keine Antwort, weder von ihr, noch von einem meiner Freunde. So verging denn ein Vierteljahr, und wie, können ſie ſich leicht denken. Da konnte ich die Ungewißheit, in der ich ſchwebte, länger nicht ertragen und verſuchte im Geheim alle Mittel und Wege, um nach der Hauptſtadt zurückkehren zu können. Es gelang mir lange nicht, da ich zu ſcharf bewacht wurde. Endlich gelingt es mir, mit einem Franzoſen, der mich als Bedienter mitnahm, die Stadt verlaſſen zu können. Ich komme nach *. Es iſt Abend, und da ich alle Welt im Theater vermuthe, wo auch ich am beſten unerkannt bleiben und meine Beobachtungen anſtellen kann, eile ich dorthin, ſuche ängſtlich und hoffend umher und ſehe endlich in einer Loge meine Braut neben einem Manne ſitzen, der noch vor Kurzem mit mir in gleichem Dienſtrange war, jetzt aber die Auszeichnung des Oberſten trug. Ich eile dorthin, treffe vor der Thüre einen alten Diener, der mich erkennt und der mir leiſe zuruft: „„Um Gottes Willen, was machen Sie hier? wie kommen Sie hieher?““ Ich frage haſtig nach ſeiner Herrin. „„Sie iſt verheirathet und die Frau des neben ihr ſitzenden Offiziers.““ Ich will in die Loge, aber der alte Diener hält mich faſt mit Gewalt zurück und beſchwört mich, ruhig zu bleiben. Ich verlange, er ſoll mir eine Zuſammenkunft mit ſeiner Herrin verſchaffen. Lange verſicherte er mich, ſo gerne er wolle, wiſſe er keinen Weg hiezu, ſagte mir aber endlich, ich ſolle mich nach beendigter Vorſtellung vor dem Theater aufhalten, um zu ſehen, ob die Fürſtin vielleicht allein nach Haus fahre. So thu' ich. Nach einer ewig langen Stunde iſt die Oper zu Ende, die Caroſſen raſſeln daher, ich höre den Namen jenes Offiziers rufen, der neben meiner Braut ſaß, eine Equipage fährt vor, Graf **, ihr jetziger Gemahl, begleitet die Fürſtin an den Wagen, welche allein einſteigt, und der Wagen fährt davon. Ich eile hinter her, die Nacht iſt finſter, es gelingt mir den Schlag zu öffnen und ich ſpringe in den Wagen. Ein Schrei des Entſetzens entfährt der Fürſtin und ich habe eben noch ſo viel Zeit, ihre Hand zu ergreifen, mit der ſie dem Kutſcher ſchellen will. Ich nenne meinen Namen. Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen die Scene ausmale, die nun folgte. Ich erfahre viel Entſetzliches, ich erfahre, daß der Bruder der Fürſtin, der mich nicht leiden konnte, alles Mögliche gethan, um meine Verbindung zu hintertreiben. Er war es, der die eigene Schweſter jener Perſon, die ihr lange nachgeſtellt, faſt mit Gewalt in die Arme lieferte; er war es, der meine Verbannung bewirkt und alle Briefe an mich unterſchlagen hatte; ja er hatte noch mehr gethan, er hatte der Schweſter einen Brief von mir übergeben, in welchem ich ihr ſchrieb, mir ſey ein gewiſſes Verhältniß bekannt geworden und ſie könne leicht denken, daß meine Ehre es mir nicht mehr erlaubte, mein gegebenes Wort zu halten und ich entbände ſie auch hiermit des ihrigen. Darauf war ihr der Graf ** ſo kräftig und nachdrücklich empfohlen worden, daß ſie, um nicht gänzlich compromittirt zu werden, einwilligen mußte. Wie viel Schuld an ihr ſelbſt lag, habe ich mir bis jetzt noch nicht klar auseinanderſtellen mögen, am allerwenigſten in jener Nacht; da war es mir genug, daß ich doch wenigſtens Jemand wußte, auf den ich mit Recht meine ganze Rache ausſchütten konnte. Ich gab der Fürſtin meinen Ring zurück, ſie beſchwor mich unter Thränen, ihr den meinigen zu laſſen. Was lag daran? Sie war gewiß eben ſo unglücklich, wie ich. Ich eilte davon, um ihren Bruder aufzuſuchen. Ich erfuhr ſeine Wohnung, eile hinein und trete ohne Weiteres in ſein Zimmer, wo er ſich aufs Angenehmſte mit einigen andern Offizieren unterhält. Auch einige meiner früheren Freunde ſind gegenwärtig und ſind überraſcht, mich hereintreten zu ſehen. Man ahnt, was ich will. Ich faſſe mich auch kurz und erzähle den Hergang der ganzen Geſchichte. Natürlich iſt eine Herausforderung das Ende, und der Fürſt ** nimmt ſie an. Wir bleiben in ſeiner Wohnung bis der Tag graut, fahren dann hinaus und ſchießen uns vor der Stadt. Er ſtreift mich an der Schulter und ich ſchieße ihn durch die Bruſt, daß er in wenig Augenblicken den Geiſt aufgibt. Meine Freunde beſchützen mich ſo viel wie möglich, einer gibt mir ſeinen Wagen, der Andere ſein vorräthiges Geld, und ich rette mich in ein Kloſter, wo ich meine Schuld beichte, und mir zur Büßung derſelben eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem auferlegt wird. Ich laſſe meinen Bart wachſen, mache mich ſo unkenntlich wie möglich und entkomme nach ** zu meinen Brüdern, die dort auf unſern Gütern leben. Einer derſelben verſchaffte ſich einen Paß, was, wie Sie wiſſen, bei uns mit vielen Schwierigkeiten verknüpft iſt, und der für ihn und ſeinen Bedienten ausgeſtellt iſt. So kamen wir über die Gränze, und als wir in Sicherheit ſind, will mein Bruder, der aus ſeinen Bergen nie herausgekommen und wenig gereiſt iſt, die Rolle mit mir wechſeln und die Pilgerfahrt nach Jeruſalem mit mir zuſammen machen. — Dort, Skandar iſt mein Bruder.“

So erzählte uns Fürſt Aslan im Angeſicht von Jeruſalem und beſonders der Schluß frappirte uns Alle ſehr. Obgleich es uns aufgefallen war, daß der Fürſt mit ſeinem Kammerdiener ſtets ſehr vertraut that, ſo hatte doch keiner von uns eine Ahnung gehabt, daß es Brüder ſeyn könnten; ja, eine gewiſſe Aehnlichkeit, die ich mehrmals zwiſchen Beiden entdeckte, erſchien mir nicht auffallend, da für unſer Auge die Geſichtsform aller Südländer ſich ziemlich gleicht.

Die Thore von Jeruſalem öffneten ſich und wir kehrten ins griechiſche Kloſter zurück, um es, ſo wie die heilige Stadt den andern Morgen für immer zu verlaſſen.

Zug durch die Wüſte.

Marſch der Armee Ibrahims von Damaskus nach Gaza. — Jaffa. — Die Peſt. — Unſicherheit der Straßen. — Uebergang zur ägyptiſchen Armee. — Gaza. — Ibrahim Paſcha und ſeine Generale. — Die ägyptiſche Armee. — Schwierigkeiten mit unſern Pferden. — Fouragirungen. — Abreiſe von Gaza mit einem Theil der Reiterei. — Die Wüſte. — Elend des mitziehenden Volkes. — El Ariſch. — Der Tartar Gaſſi. — Die Fata Morgana. — Der Samum. — Soliman Paſcha. — Ankunft in Kairo.

Solitude infertile, où l'homme est seul debout!
Cercle démesuré, dont le centre est partout!
Là, point de frais vallons où l'onde des collines
D'un portique détruit caresse les ruines;
Point de ces verts abris où, sous un ciel d'airain,
Au murmure des eaux, s'endort le pèlerin.
Du néant taciturne effroyable domaine!

Méry & Barthélemy.

Ibrahim Paſcha hielt ſich, wie bekannt, bis Ende Decembers in Damaſkus. Seine Armee beſtand hier aus 40,000 Mann, nebſt 211 Stücken Geſchütz, vollſtändig beſpannt und mit Munition verſehen, und aus einem gewaltigen, unnützen Troß von 16 bis 17,000 Weibern und Kindern. Zum Rückzug theilte er das Heer in vier Kolonnen. Die erſte, unter Selim-Bey und Hanabaſchari, beſtand aus zwei Infanterieregimentern und führte die Weiber und Kinder der Vornehmen, das Adminiſtrationsperſonal, die Kinder des Paſcha, und ſollte über Maan und Acaba nach Suez. — Die zweite, unter Soliman Paſcha, beinahe aus ſämmtlicher Artillerie gebildet, ſchleppte die Weiber und Kinder der Gemeinen, an 12,000 Köpfe, und gegen 2500 Kranke mit ſich, und machte denſelben Weg. — Die dritte, Achmed Paſcha Menikli, mit der ſämmtlichen Reiterei und etlichen Geſchützen, ſollte ſich ſüdweſtlich von Mezerib durch die Päſſe des Djebbel-Adjelun auf der großen Straße nach Jeruſalem ziehen und ſo Gaza gewinnen. Endlich die vierte Kolonne führte Ibrahim ſelbſt; ſie ſollte längs dem Jordan und dem todten Meer nach Gaza, und beſtand aus der Infanterie, der Gardekavallerie und der Leibwache Ibrahims.

Die erſte und zweite Kolonne hatten in der Wüſte Unſägliches zu erdulden, und verloren durch Hitze bei Tag und Kälte während der Nacht, ſowie durch die ſchlechte Nahrung, ſehr viel Menſchen und beinahe zwei Drittheile ihrer Laſtthiere. Aber Achmed Paſcha Menikli, mit der wirklich ſchönen und guten Reiterei, erging es noch ungleich ſchlimmer, wahrhaft entſetzlich. Er zog von Mezerib ſüdweſtlich durch die Engpäſſe des Adjelun, durch Schluchten, die man nicht Wege nennen kann, wo die ſteilen Seitenwände kaum einem Pferde den Durchgang geſtatten und der Boden aus lockerem Geröll beſteht, das bei jedem Tritt der Thiere ausweicht und das Stürzen faſt unvermeidlich macht; wo die Berge auf treppenartigen Felspfaden erſtiegen werden und ein Fehltritt des Pferdes den Reiter hundert Fuß tief zwiſchen zackige Felſen ſchleudert. Wir haben dergleichen Wege im Libanon und Antilibanon gemacht, wo unſere ausgeruhten und gutgefütterten Pferde das beſtändige Springen und Klettern kaum aushalten konnten, und ich kann mir ſehr gut das Elend dieſer ermatteten Reiter vorſtellen, die, mit Weg und Hunger kämpfend, noch die beſtändigen Angriffe der Bergvölker und Beduinen abzuwehren hatten, die ſie wie böſe Geiſter begleiteten, unverſehens in den Schluchten erſchienen und in den dichtgedrängten Reihen der Aegyptier keinen Schuß verloren.

So kam Achmed Paſcha in die Nähe des Djebbel Kannſſi, wo er ſich von ſeinem Führer irregeleitet glaubte, und die Armee einem Rittmeiſter, aus Mezerib gebürtig, der ſchon mehrere Jahre in der Reiterei diente und ſich zum Führer anbot, anvertraute. Aber dieſer führte jetzt die Truppen wirklich vom Wege ab und brachte ſie bei einbrechender Nacht auf Wegen, wo eine Menge Reiter mit ihren Pferden in die Felſen ſtürzten, auf eine Spitze des Djebbel Kannſſi, entwiſchte hier in der Dunkelheit und wußte, als des Weges kundig, ſeine Landsleute bald zu finden, mit denen er ſofort die Truppen von allen Seiten angriff. Dieſe, da an Vertheidigung nicht zu denken war, ſuchten ihren Weg fortzuſetzen, geriethen aber, ohne Führer, wie ſie waren, immer tiefer in die ungangbarſten Felſen und ſtürzten zu Hunderten in Schluchten und Abgründe. Man ſaß ab und ſuchte die Pferde hinunterzuführen, doch auch ſo glitten in der Finſterniß die Pferde plötzlich aus, zogen den Reiter nach ſich, ſtürzten auf den Vordermann, und ſo wurden ganze Reihen in die Tiefe geriſſen. Ein Augenzeuge verſicherte mich, daß damals in wenigen Stunden bei zweitauſend Menſchen und Thiere, worunter ſehr viele edle Pferde der Großen, und der größte Theil des Gepäcks Ibrahims ſelbſt, zu Grunde gegangen. Nachdem dieſe Kolonne noch viele Verluſte aller Art und unglaubliches Elend erlitten, kam der Reſt gegen Anfang Februars in Gaza an. Dort kaufte der Baron ſpäter einen Schimmel, von dem ſein Herr verſicherte, er habe auf jenem Marſche einmal ſieben Tage lang weder Gerſte noch Stroh gehabt, ſondern nur die wenigen Grasſpitzen, die er Abends und während der Nacht auf ſeinem Lagerplatz gefunden, ja während dieſer Zeit in vier Tagen keinen Tropfen Waſſer.

Ibrahim zog ſich weſtlich von Mezerib an den Jordan und wollte ihn bei Jericho überſchreiten, um vielleicht den beſſern Weg über Jeruſalem und Ramleh nach Gaza nehmen zu können; da ihm aber General Jochmus mit der türkiſchen Armee von Jeruſalem entgegen ging, ſetzte er auf dem linken Ufer ſeinen Weg fort, und die großmüthigen Türken, ohne ihn weiter zu beläſtigen, zogen ſich, wie die ägyptiſche Kolonne näher rückte, ſchleunigſt zurück. Ibrahim ging darauf über Karah und ſüdlich vom todten Meere nach Gaza; die Türken hatten es freilich beſetzt, machten aber als artige Leute dem Paſcha Platz und gingen nach Jaffa zurück.

Zu Anfang unſerer Reiſe war es halb und halb unſere Abſicht geweſen, den Weg nach Aegypten durch die Wüſte zu nehmen; wir hatten uns von dieſem Zug viel Intereſſantes verſprochen und ſehr oft deßhalb Erkundigungen eingezogen. Doch je näher wir dem Sandmeer ſelbſt rückten, je mehr ſtellte man uns von allen Seiten die großen Schwierigkeiten einer ſolchen Reiſe vor, und verſicherte, bei der jetzt herrſchenden vollkommenen Anarchie in Syrien ſey es ohne ſehr zahlreiche Bedeckung nicht möglich, durch die Wüſte zu kommen, und wir ſahen wohl ein, daß dem nicht anders ſeyn konnte. Wie ſehr hatten ſich ſogar die beſuchten Straßen Syriens in der kurzen Zeit geändert, ſeit Ibrahim geſtürzt und die Furcht, die ſein Name und Regiment rings verbreitet, verſchwunden war! — Wie ungefährdet, mit welcher Sicherheit reisten Schubert und Andere vor einigen Jahren durch die große Wüſte von Suez nach dem Sinai, zwiſchen den räuberiſchen Horden der ſtreifenden Araber, und durchzogen ganz Syrien. — Wie erging es dagegen uns! Schon auf dem Wege nach Damaskus waren wir nahe daran, von Geſindel ausgeplündert zu werden; den Jordan beſuchten wir mit einer Bedeckung von acht Reitern und zwölf Beduinen zu Fuß, und trotz dem, daß wir gegen zwanzig Pilger waren, von denen freilich mehrere, die ſich unſerem Zuge angeſchloſſen, keine Waffen führten, mußten wir ja das Waſſer, das wir zum Andenken an den heiligen Ort in unſere Feldflaſchen füllten, mit dem Säbel in der Fauſt vertheidigen und einigen dreißig halbnackten Arabern, die uns auf unſerem Lagerplatz überfielen, ein förmliches Gefecht liefern. — Auf dem Wege von Jeruſalem über Ramleh nach Jaffa, welche drei Orte in jenen Tagen von der türkiſchen Armee beſetzt waren, und wo alſo auf einer Strecke von zwölf Stunden wohl zwanzigtauſend Soldaten lagen, kamen wir an zwei Stellen vorüber, die mit noch flüſſigem Blut überſchwemmt waren. Wir hörten von herbeigekommenen Reitern, vor wenigen Augenblicken habe man hier einem Reiſenden den Hals abgeſchnitten und dort einen andern erſchoſſen. Es war in der Nähe des Dorfes Abu Goſch und man hatte eben die Leichen dorthin geſchafft. Zur Zeit Ibrahims konnte ein einzelner Mann an den Jordan gehen, ohne Gefahr, geplündert zu werden, und wer jetzt am Abend den Oelberg bei Jeruſalem beſteigen wollte, mußte eine Bedeckung mitnehmen, und doch lagen in der Stadt fünf bis ſechstauſend Mann, ich wollte ſagen: türkiſche Soldaten.

So zwangen uns die Umſtände, die Idee aufzugeben, über El Ariſch durch die einſame gewaltige Sandwüſte nach Kairo zu ziehen, und wir faßten ſchon in Jeruſalem den Entſchluß, in Jaffa ein Schiff zu nehmen und durch die minder öde und gefährliche Waſſerwüſte nach Alexandrien zu ſchiffen. An Joppes Strande angelangt, fanden wir, weil Alles noch immer mit engliſchen und öſtreichiſchen Offizieren beſetzt war, nur mit Mühe in dem lateiniſchen Kloſter Quartier, und zwar herzlich ſchlecht; ſo mußten zwei unſerer Geſellſchaft von der Todtenkammer Beſitz nehmen. Wir ſahen uns ſogleich im Hafen um, ob ein Schiff von paſſender Größe für uns und die Pferde da ſey; aber es war nichts vorhanden, und wir ſahen uns ſchon im Geiſt in die Nothwendigkeit verſetzt, in dieſer, von Truppen ſtrotzenden Stadt verſchiedene langweilige Tage hinzubringen, als der Prior des Kloſters, ein lebhafter, robuſter Spanier — es hieß, er habe früher als Kapitän in den ſpaniſchen Kriegen gedient — unter dem Siegel der Verſchwiegenheit uns anvertraute, ſo eben finde im Refectorium eine Verſammlung von Aerzten ſtatt, weil in den Spitälern die Peſt ausgebrochen. Dabei gab er uns den Rath, die Stadt ſo ſchleunig als möglich zu verlaſſen, indem dieſelbe wahrſcheinlich ſchon morgen mit einem Cordon umzogen würde und uns ſo leicht mehrere Monate feſthalten könnte.

Bei dieſen Ausſichten beſannen wir uns keine Minute, unſere Effekten ſchleunigſt zuſammenzupacken, und machten uns fertig, morgen in aller Frühe aufzubrechen. Aber wohin? Wir hatten zwei Wege vor uns, entweder zurück, vielleicht bis Acre oder gar bis Beirut, um dort ein Segelſchiff zu ſuchen, das uns nach Alexandrien brachte, oder zum Feind überzugehen, d. h. zu Ibrahim Paſcha nach Gaza; dort erhielten wir vielleicht die Erlaubniß, auf den ägyptiſchen Dampf- oder Kriegsſchiffen überzuſetzen, und im ſchlimmſten Fall konnten wir uns der Armee anſchließen und mit ihr den Zug durch die Wüſte machen. Wir beſannen uns nicht lange; Alle ſtimmten für Gaza und Ibrahim, wo ſich neben viel Mühſeligkeiten doch die Ausſicht auf manches Abenteuer zeigte. — Unſere ſchon abgegangenen drei Pferde wurden mit vieler Mühe durch zwei Maulthiere und einen kleinen Eſel erſetzt, den ich mir zum Reitpferd erkor, und am folgenden Morgen brachen wir gen Süden auf.

Wir hatten nach Gaza zwölf Stunden, und hofften heute noch nach Metſchdel, das auf der Mitte des Weges liegt, zu gelangen. Die Straße lief immer zur Seite des Meeres, ohne daß wir daſſelbe ſahen, indem der Strand aus hohen Sanddünen beſtand, die ſich ſtellenweiſe bis über unſern Weg zogen und den Thieren das Gehen ſehr erſchwerten; beſonders ſank mein kleiner Eſel ſehr tief in den beweglichen Sand. Mir dagegen behagte die neue Reitart ſehr, denn das Thier trabte ganz angenehm, es hatte einen ſehr dicken Packſattel ohne Bügel, auf den man ſich nach allen Richtungen ſetzen, ſogar legen konnte; nur machte das Aufſteigen einige Beſchwerlichkeit, indem man mit einem Sprung ſich ganz im Sitz befinden mußte, ſonſt verlor der Sattel das Gleichgewicht und fiel von der Seite herunter. Der Weg war nicht ſehr lebhaft und, wie uns die Mucker merken ließen, gar nicht ſicher; ſie baten, mit den Jagdgewehren nicht, wie wir gewohnt waren, nach Vögeln und kleinem Wild zu ſchießen, um die Waffen im Nothfall geladen zu haben. Dann und wann begegneten uns auch wirklich Banden von zerlumptem Geſindel, deren Ausſehen wohl vermuthen ließ, daß, wo ſie die Stärkeren wären, ſie nicht ſo ruhig vorbeigehen würden, wie ſie jetzt thaten. In Jaffa hatte man uns geſagt, Ibrahim werde heute oder morgen Gaza verlaſſen, und unſere größte Beſorgniß war daher, ihn nicht mehr dort anzutreffen, wodurch ſich unſere Lage wirklich ſehr bedenklich geſtaltet hätte. Die Auskunft, die wir von den uns Begegnenden erhielten, war auch nicht gemacht, uns zu beruhigen. Die Einen ſagten, er ſey geſtern aufgebrochen, andere heute Morgen, ein Dritter, er werde morgen bei Zeiten abſegeln, bis uns gegen Mittag einige ägyptiſche Reiter entgegenkamen, die uns beſtimmt verſicherten, Ibrahim ſey noch in Gaza, er ſey unwohl und ſie deßhalb nach Jaffa geſandt, um für ihn Arzneien zu holen.

Der tiefe Sand und die ſehr ſchwer beladenen Packpferde ließen uns nur ſehr langſam vorwärts kommen, weßhalb wir erſt um drei Uhr Nachmittags in Esdud, nur fünf Stunden von Jaffa, ankamen und uns durch die Führer, hauptſächlich aber durch die drohenden Wetterwolken am Himmel, überreden ließen, hier die Nacht zuzubringen. Wir ſuchten lange unter den Lehmhütten umher, um eine zu finden, die etwas weniger ſchmutzig und erbärmlich wäre als die übrigen. So wenig uns aber die Reiſe von Beirut nach Damaskus und Jeruſalem hinſichtlich der Nachtlager verwöhnt hatte, ſo fanden wir es doch rein unmöglich, in eines dieſer Löcher zu kriechen. Wir wandten uns deßhalb zur Moſchee, die zur Seite des Dorfes auf einem kleinen Hügel ſtand. Sie beſtand aus einer offenen Halle, ungefähr wie unſere Scheunen, in der einige Lampen an Schnüren hingen und zwei weiße Stäbe die Richtung nach Mekka bezeichneten. Wie gewöhnlich ſtand ihr gegenüber der Chan der Fremden, hier eine etwas größere Lehmhütte, als die übrigen Häuſer, und im Hofe war neben einem vertrockneten Brunnen das Grab irgend eines türkiſchen Heiligen. Obgleich der Himmel mit Regen drohte, wollten wir doch lieber unſer Zelt benützen, als in jenen Chan zu kriechen, aus dem die Mucker erſt ein Dutzend zerlumpter, halbnackter Geſtalten, Lahme, Wunde und Blinde jagen mußten, ehe für uns und die Bedienten mit den Sachen Platz wurde.

Wir ſchlugen unſer Zelt unter einem majeſtätiſchen Palmbaume auf, der im Hof ſtand, ſtolz und ſchön neben der Erbärmlichkeit der Menſchen. Vor uns hatten wir ein Thal, mit Dattelpalmen und Bananen bepflanzt, unter welchen einiges türkiſche Militär ſeine grünen Zelte aufgeſchlagen hatte; ſüdlich ſahen wir die große Ebene Sephela, durch die der Askalon fließt, und öſtlich die Gebirge bei Jeruſalem, von den letzten Strahlen der Sonne beſchienen, die von dunkeln Wolken umſäumt in's Mittelmeer ſank. So umgab uns die Natur erhaben und ſchön, wie immer in dieſen Ländern; wer kann ſie aber vollkommen genießen unter ſolchen Umgebungen! Der Regen, der während der Nacht in Strömen fiel, trieb uns ſchon um drei Uhr Morgens aus unſerm durchnäßten Zelt und nöthigte uns in den Chan, wo die Leute ein großes Feuer angezündet hatten und den für die Reiſenden in dieſen Ländern ſo nothwendigen Kaffee bereiteten.

Gegen ſieben Uhr, als der Regen etwas nachgelaſſen, ſaßen wir auf und zogen weiter, erreichten um eilf Uhr Metſchdel und wurden gleich hinter dieſem Dorfe von einem fürchterlichen Regenwetter überfallen, wogegen ſich jeder ſo gut zu ſchützen ſuchte als er konnte. Ich war auf meinem Eſel einige Schritte voraus, hatte einen himmelblauen Schlafrock angezogen und einen Regenſchirm aufgeſpannt. Meine Figur auf dem kleinen Thier war ſo komiſch, daß die ganze Geſellſchaft, trotz dem Unwetter, in lautes Gelächter ausbrach. Es halfen übrigens keine Vorkehrungen, Alle waren in einer Viertelſtunde völlig durchnäßt, und dabei blies der Wind ſo heftig, daß mein Eſel förmlich laviren mußte, um vorwärts zu kommen. Endlich gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir in die Nähe von Gaza.

Wir waren begierig, die ägyptiſchen Truppen kennen zu lernen, vor Allem die uns als ſehr gut geſchilderte Reiterei, nachdem wir bis jetzt nur einzelne Ausreißer geſehen. Wir meinten, ſchon eine Stunde vor der Stadt müßte man gewahr werden, daß dort ein Lager ſey, wie es in Beirut, Jaffa, überall, wo Türken lagen, der Fall war. Dieſe trieben ſich beſtändig auf Straßen und Plätzen herum, jagten ihre Pferde ab und beläſtigten die Vorübergehenden durch ihr pöbelhaftes Betragen, oder ſie ritten in die Bazars, um für einen Piaſter Reis zu kaufen, und hemmten da mit ihren Mähren die ganze Paſſage. In ihren Freiſtunden, deren ſie faſt vierundzwanzig am Tage hatten, lungerten ſie überall herum und rannten die Spaziergänger an, und die Ermüdung, die ſie ſich hiedurch geholt, verſchliefen ſie meiſtens auf ihren Poſten unter den Thoren oder an den Gebäuden, wo ſie Wache ſtehen ſollten. Wie geſagt, wir glaubten, die Aegypter werden ſeyn wie unſere lieben türkiſchen Verbündeten, und irrten uns ſehr. Kein Lärm vor der Stadt, wohl hie und da Soldaten, die ihren Geſchäften nachgingen, aber ruhig und ernſt. Der Aegypter in ſeinem einfachen weißen Leinwandkleid ſieht aus wie ein Soldat, der Türke in ſeiner nachgeäfften europäiſchen Uniform wie ein ungezogener Schuljunge. In Gaza gab uns jeder Soldat freundlich Antwort auf unſere Fragen, und einer begleitete uns ſogar zur Wohnung des Muzzelin, des Gouverneurs, durch deſſen Hülfe wir in der kleinen überfüllten Stadt eine, wenn auch ſehr ſchlechte, Wohnung erhielten. Das Quartier beſtand aus zwei Räumen, in denen Gerſte lag, die uns erſt Platz machen mußte, und war umgeben mit einer großen Miſtpfütze, hier Hof genannt, deren Ausdünſtung uns zwang, die Fenſterläden beſtändig geſchloſſen zu halten, wodurch unſere Naſen gewannen, wir jedoch im Finſtern ſitzen mußten.

Ibrahim Paſcha, auf den wir jetzt unſer ganzes Vertrauen ſetzten, war wirklich noch hier, empfing den Baron von T., der ſich ihm am folgenden Morgen vorſtellen ließ, auf's Freundlichſte, wollte auch die Erlaubniß, auf ſeinem Dampfboot die Ueberfahrt zu machen, gerne ertheilen, nur unſere Pferde könne er auf keinen Fall mitnehmen, da er ſogar ſeine eigenen mit der Armee ziehen laſſe. So wurde alſo unſer Projekt, zu Waſſer nach Alexandrien zu gehen, vollkommen zu Waſſer. Unſern nunmehrigen Entſchluß, unter dem Schutze ſeiner Reiterei durch die Wüſte zu ziehen, nahm er dagegen ſehr gut auf, und gab ſpäter in unſerer Gegenwart dem Kommandanten dieſer Truppen, Walli-Bey, den gemeſſenen Befehl, uns allen möglichen Schutz angedeihen zu laſſen.

So merkwürdig und lohnend auch unter dieſen Umſtänden der Zug durch die Wüſte zu werden verſprach, ſo waren andererſeits doch auch die Bedenklichkeiten ſehr groß. Neben den regelmäßigen Truppen zogen Arnauten mit, und ein gewaltiger Troß von Volk, Menſchen aller Art, Weiber und Kinder des Fußvolks und der Artillerie, die Ibrahim zu Schiffe mit ſich nach Aegypten nahm. Was wurde aus uns, unter dieſem rohen Haufen, wenn vielleicht Mangel an allen Lebensbedürfniſſen eintrat, wenn man ſich, wie es bei den andern Kolonnen geſchehen war, um einen Biſſen Brod, einen Trunk Waſſer todtſchlug, wenn Hitze, Hunger und Durſt alle Bande der Subordination löſten? Dergleichen Betrachtungen drängten ſich uns während der ſechs ewiglangen Tage, die wir in Gaza zubringen mußten, nur zu oft auf. Da wir in unſerm finſtern, ſchmutzigen Gemach nicht ſchreiben, nicht einmal leſen konnten, ſo wäre die Langeweile noch ſchwerer auf uns gelegen, wenn wir nicht dadurch Zerſtreuung gehabt hätten, daß wir für unſern Proviant zur Wüſtenreiſe ſorgen mußten. Und dieß war in dieſem Augenblick keine Kleinigkeit. Wir konnten dazu weder den arabiſchen Dollmetſcher, noch einen Einwohner der Stadt brauchen, weil die Bazars von Allem entblöst waren, und man, um die nothwendigſten Artikel, wie Hühner, Brod, Eier zu bekommen, die Bauern in der Umgegend aufſuchen und ſelbſt mit ihnen handeln mußte; denn den Arabern, ihren Landsleuten, trauten ſie nicht, und gaben einem ſolchen, aus Furcht, nichts zu bekommen, nicht das Geringſte.

Uebrigens machte uns dieſe Fouragirung viel Spaß. Schon am frühen Morgen wurden zu dieſem Zwecke Jagdpartien gemacht, d. h. wir zogen, unſern Maler, einen gewaltigen Nimrod, an der Spitze, unter die Palmen und Olivenbäume im Umkreis der Stadt und ſchoßen täglich viele wilde Tauben, die ſich hier beſonders in der Nähe einiger zerfallenen Moſcheen und Gräber in Menge aufhalten. Schon bei den erſten Excurſionen der Art hatte das Knallen unſerer Flinten eine Maſſe arabiſcher Knaben herbeigelockt, die ſofort, durch ein geringes Bakſchis (Trinkgeld) beſtochen, vollſtändig die Rolle der uns mangelnden Jagdhunde übernahmen. Mit ihren Falkenaugen überall umherſpähend, zeigten uns die kleinen Bengel die Tauben an und apportirten die geſchoſſenen, mit einer Gewandtheit über Mauern und Gräben ſetzend, die unglaublich iſt. Fiel ein Thier zufällig in einen umſchloſſenen Hof, ſo drangen ſie hinein, und nicht ſelten gab es laute Zänkereien und hätte vielleicht Prügel gegeben, wenn wir nicht vermittelnd eingeſchritten wären. Nachmittags kauften wir in der Umgegend und den Vorſtädten, oder vielmehr Vordörfern Gaza's Hühner und Eier, ſo viel wir bekommen konnten, wofür wir freilich hohe Preiſe zahlen mußten; wir hätten aber im Nothfall für jedes Ei einen Gulden gegeben. Das Geſchäft des Verkaufs beſorgen meiſt die arabiſchen Weiber. Am erſten Tage waren ſie ſehr mißtrauiſch und brachten uns nur wenig auf die Straße; als ſie aber ſahen, daß wir gut zahlten, wurden ſie zutraulicher; auch jagten unſere kleinen Jungen ſtets vor uns her und brachten mit ihrem Geſchrei: „die Franken wollen Eier und Hühner und zahlen gut,“ die Dörfer in vollkommenen Aufruhr. Am letzten Tage, wo Dr. B. und ich die Einkäufe beſorgten, hatten wir in weniger als einer halben Stunde an vierhundert Eier gekauft, und noch ſtanden gegen zwanzig Mädchen und junge Weiber um uns her, mit verſchiedenen Artikeln beladen; ſie überhäuften uns mit Schmeicheleien, und zum Glück kamen wir bald auf den Grund unſeres Beutels, ſonſt hätten wir einen ungeheuern Vorrath angekauft, denn es wurde uns ſehr ſchwer, dieſen reizenden Weſen zu widerſtehen. Die Araberin hat etwas ungemein Graziöſes in allen ihren Bewegungen, ein angenehmes Geſicht mit den feurigſten Augen von der Welt, und die ſchönſten kleinen Hände und Füße. Dazu kommt ihr Anzug, ein einfaches blaues Hemd, vorn bis unter die Bruſt offen, welches die ſchlanken und doch vollen Formen ihres Körpers nur bezeichnet, nicht verdeckt. Selbſt die Zudringlichkeit, mit der ſie dem Fremden, von dem ſie wiſſen, daß er ſie gut behandelt, ihre Waaren anpreiſen, hat nichts Plumpes und Unanſtändiges.

Zwiſchen dieſen häuslichen Geſchäften beſahen wir die Umgebungen der Stadt und ritten zuweilen an's Meer, das eine halbe Stunde entfernt iſt, um der Einſchiffung der Truppen zuzuſehen. Bereits dauerte dieſelbe zehn Tage und war noch nicht beendigt; ein beſtändiger ſtarker Weſtwind machte die Brandung ſo heftig, daß man täglich nur ſehr wenige Menſchen an Bord bringen konnte. Das ſämmtliche Fußvolk und die Kranken der Reiterei wurden eingeſchifft, ſo wie einige Artillerie, etwa zwanzig Kanonen ohne Beſpannung, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß trotz der hohen See die Soldaten dieſe Geſchütze mit Leichtigkeit an Bord brachten. Zum Transport lagen da zwei Linienſchiffe und drei Fregatten der ägyptiſchen Marine, ſo wie ein Dampfboot, der „Nil;“ ein anderes, der „Hadſchi-Baba,“ zum Gebrauch Ibrahims beſtimmt, kam am 17. Februar Abends. Ibrahim Paſcha ſaß ſelbſt oft viele Stunden des Tags auf einem Teppich am Strande und ſah dem Einſchiffen zu. Er bildete ſo mit den ihn umgebenden Offizieren immer eine ſehr intereſſante Gruppe. Der Paſcha iſt ein kleiner dicker Mann; ſein rothes, blatternarbiges Geſicht, von einem weißen Bart umgeben, hat wenig Ausdruck; die Augen aber, ohne gerade viel Geiſt zu verrathen, ſind lebhaft, ſtechend. Er trug einen grünen Kaftan, mit Pelz beſetzt, auf dem Kopfe ein Feß und um daſſelbe das gelbe und rothe Tuch der Beduinen bis auf die Schulter herabhängend. Er ſah mißmuthig auf's Meer, und zuweilen, während er einige Worte mit ſeiner Umgebung ſprach, nahm er kleine Steine auf und warf ſie in die Wellen. Um ihn ſtanden Haſſan Paſcha, der Admiral, ein Georgier, Mahmud Bey, Oberſtlieutenant der Marine und beſonders wohl von ihm gelitten, und Huſſein Paſcha, ein Türke und auffallend ſchöner junger Mann.

Oeſtlich von der Stadt hatte Achmed Paſcha Menikli mit der ſämmtlichen Reiterei ſein Lager gehabt, war jedoch ſchon vor zwölf Tagen über El Ariſch nach Kairo gezogen; nur die Gardereiterei unter Wally Bey ſtand noch hier, den Augenblick erwartend, wo ſich Ibrahim einſchiffen würde, um gleich darauf aufzubrechen und Achmed Paſcha zu folgen. Dieſe Garde (Lanzenreiter und eine Schwadron Cuiraſſiere) beſtand aus drei Regimentern, deren jedes tauſend Mann ſtark Damaskus verlaſſen hatte; hier waren ihrer noch ſiebenhundert Mann in Allem. Wir ſuchten gleich in den erſten

Tagen unſere neue Reiſegeſellſchaft auf, kamen aber zum traurigen Schauſpiel einer Execution. Man erſchoß vor unſern Augen vier eingebrachte Deſerteurs. Nördlich von dieſem Lager erhob ſich ein kleiner Berg mit einem alten Gebäude, angeblich Simſons Haus, von dem man eine ſehr ſchöne Ausſicht über Stadt und Meer hat.

In gleichem Falle mit uns, d. h. die Einſchiffung Ibrahims erwartend, befand ſich in Gaza ein engliſcher Oberſt, ein Linienſchiffslieutenant und ein engliſcher Arzt; letztern hatte der Paſcha einer Unpäßlichkeit halber von Bairut kommen laſſen; ferner Reſchid Achmed Ferik Paſcha, auch der Brillenpaſcha genannt, weil er beſtändig ein ſolches Inſtrument trug. Dieſe Herren waren von ihren Regierungen hieher geſchickt worden, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Ibrahim Syrien verlaſſe, daß das Land von ſeiner Plage befreit ſey und reingewaſchen in den Schooß des allein glücklich machenden türkiſchen Reiches zurückkehren könne.

Endlich am 18ten Februar Mittags um zwölf Uhr verließ Ibrahim Paſcha das Land, und ſogleich wurde der Aufbruch der Reiterei auf den folgenden Morgen feſtgeſetzt. Nachdem die vielen Schwierigkeiten, die uns die Fortſchaffung unſerer Effekten verurſachte, beſeitigt waren, wozu noch der Umſtand kam, daß unſere Stute den 18ten Abends ein allerliebſtes Fohlen warf, das man um keinen Preis zurücklaſſen wollte, zogen wir am 19ten in aller Frühe zum Lager der Reiterei, das zum Sammelplatz der Karavane beſtimmt war. Unſer Zug nahm ſich auch hier wieder, wie auf der ganzen Reiſe, wenn auch nicht ſehr maleriſch, doch höchſt eigenthümlich aus. Syrien und Paläſtina hatten wir auf flüchtigen Pferden durchzogen, ein kriegeriſcher Reitertrupp, der in den verſchiedenartigſten Koſtümen und Waffen den Orient und das Abendland vereinigte; jetzt waren wir allein. Fürſt Aslan, unſer lieber Reiſegefährte, hatte in Haſſan Paſcha, dem

Admiral, einen Landsmann gefunden und war zu Schiff nach Alexandrien gegangen; wir reisten unter dem Schutze vieler bewaffneter Reiter, friedlichen Kaufleuten gleich, nicht mehr ſelbſtſtändig jeden ſchönen Pfad wählend, ſondern ein Glied der Karavane, an dieſe durch die ſchauerlich öden Wege der Wüſte gekettet und auf hohen Kameelen ein ganz anderes Bild gebend.

Wir hatten ſieben dieſer nützlichen und guten Thiere, von denen drei durch den Maler, den Dr. B. und mich nebſt unſern Sachen beſetzt wurden; ein weiteres ritt der Reitknecht des Barons, welcher ſelbſt den prächtigen arabiſchen Hengſt aus Damaskus beſtieg; das fünfte trug unſere in der Eile zuſammengekauften Vorräthe, die in Hühnern, einem Hammel, Eiern, Brod und Kohlen beſtanden. Wein oder Rum war zu keinem Preis in Gaza zu bekommen; nur einmal brachte uns ein Araber eine Flaſche Champagner zum Verkauf, wahrſcheinlich aus dem Keller Ibrahims geſtohlen, der, obgleich ein guter Muſelmann, den Champagner ſehr liebt. Das ſechste Kameel war mit Fourage und Waſſer für die Pferde beladen, und auf dem ſiebten thronte das kleine Fohlen, in einen alten perſiſchen Teppich gewickelt. Der Schimmel, von dem ich früher geſprochen, trug die Sachen des Barons und den Dollmetſcher, der die Stute, die Mutter des Kleinen, an der Hand führte. Auch hatten wir drei Kameeltreiber, Mahmud, Achmed und Akrabud, auf welche Herrn ich ſpäter zurückkommen werde. Zu uns hatte ſich noch von Gaza ein engliſcher Offizier, Kapitän E., geſellt, der nebſt drei Bedienten, einem Perſer, einem Griechen und einem Araber, ebenfalls nach Kairo ging.

Das Lager der Reiterei bildete indeſſen ein wahres Chaos von Menſchen und Pferden, Eſeln und Kameelen, aus dem ſich allmählig geordnete Züge ſonderten und auf dem Wege nach El Ariſch ſich fortbewegten. Hier ſchlug man die Zelte ab und lud ſie nebſt Kiſten und Säcken auf die geduldigen Kameele, die gruppenweiſe niedergekauert im Kreiſe lagen und zuweilen ein unwilliges Geſchrei ausſtießen, wenn man einen neuen Pack auf ihren Rücken legte. Dort ſtand ein gutmüthiger Eſel und ergab ſich in ſein Schickſal, eine ganze Familie nebſt Hausrath zu ſchleppen; außer der Dame des Hauſes, die ſeinen Rücken eingenommen, hatte das Thier an jeder Seite einen Korb hängen, aus denen die ſchmutzigen Geſichter ihrer Sprößlinge herausſahen. Da waren ganze Harems auf ein einziges Kameel geladen, indem man daſſelbe rechts und links mit zwei großen Kiſten behängte, in denen drei, vier Weiber und verſchiedene Kinder auf Bettwerk und Teppichen lagen; ein ſchwarzer Eunuch trieb mit ſeinem Stock die Familie vorwärts. Man ſah mitunter die lächerlichſten Auftritte, und konnte tiefe Blicke in das innere Familienleben der Araber thun. Da wurde geſungen und gelacht, erzählt und gezankt, und wer das wüthende Geſchrei dieſes Volks bei der friedlichſten Veranlaſſung kennt, kann ſich einen Begriff von dieſem wüſten Lärmen machen. Das ganze Lager war ein großer Ameiſenhaufen, wo jeder ſich mit gleicher Geſchäftigkeit herumtrieb, vom Kameeltreiber im grauen Hemde, der nur ein ungegerbtes Schaffell beſitzt, womit er nach Bedürfniß dieſen oder jenen Theil ſeines Körpers bedeckt, bis zum ägyptiſchen Offizier im betreßten Kleide, deſſen gold- und ſilbergeſticktes Kopftuch hie und da hervorblitzte. Die Gardereiter ſtanden ruhig bei ihren Pferden und warteten des Befehls zum Aufſitzen, der jedoch für unſere Ungeduld zu lange ausblieb, und da die Leibſchwadron Ibrahims, unter dem Kommando eines ſehr liebenswürdigen Polen, der geläufig franzöſiſch, auch einiges Deutſch ſprach, ſich in Bewegung ſetzte, ſo machten auch wir Anſtalten, unſere Reiſe anzutreten. Ich darf wohl ſagen Anſtalten, denn gegen die Leichtigkeit, mit der man ſich auf's Pferd ſchwingt, iſt das

Beſteigen eines Kameels eine wahre Arbeit und erfordert Anſtalten. Das Thier liegt, von ſeinem Treiber feſtgehalten, indem ihm dieſer ſeinen Fuß auf ein Vorderbein ſetzt, auf den Knieen. Zu beiden Seiten hängen die Effekten des Reiters und oben zwiſchen denſelben bilden Matratzen, Teppiche, Pelze einen weichen Sitz. Auf dieſen ſchwingt ſich der Reiter und hält ſich ſogleich vorn und hinten feſt; denn das Kameel, von ſeinem Treiber losgelaſſen, richtet ſich plötzlich ruckweiſe auf, erſt vorne, und man fällt beinahe auf den Rücken, dann hinten, und man würde ohne Halt unfehlbar auf den Hals des Thieres ſtürzen. Wir kamen alle ziemlich glücklich hinauf; nur der Reitknecht Friedrich, der ſich nie durch Gewandtheit in ſeinen Bewegungen auszeichnete, fiel mit gewaltigem Purzelbaum in den Sand.

Endlich kam auch unſer Zug in Bewegung und die Kameele gingen mit großem, ruhigem Schritt dahin, den Reiter eben nicht angenehm ſchaukelnd. Es braucht einige Zeit, ehe man ſich an dieſe Art zu reiten gewöhnt. Abgeſehen davon, daß das Gefühl, das Thier nicht in ſeiner Gewalt zu haben, ſondern ſeinem Willen folgen zu müſſen, ſehr unbehaglich iſt, ſo iſt der Gang der Kameele, die nicht, wie Pferde und Eſel, ihre Beine kreuzweis heben, ſondern den vordern und hintern Fuß jeder Seite zugleich, im höchſten Grad unangenehm. Er bewegt den Oberleib des Reiters unaufhörlich ſtark von hinten nach vorne, gleich dem Schaukeln eines Nachens, und wirkt auch beinahe eben ſo; denn es gibt Leute, die auf dem Kameele, dieſem „Schiff der Wüſte,“ vollkommen von der Seekrankheit befallen werden. Indeſſen empfanden wir von dieſer Unbequemlichkeit nicht viel, wozu wohl am meiſten der erfreuliche Gedanke beitrug, das traurige Gaza hinter uns zu haben und endlich auf dem Wege zu ſeyn, auf dem einzigen, der uns aus Syrien offen ſtand.

Ehe man ſich, abgeſehen von der unangenehmen Bewegung, auf den Kameelen heimiſch und ſicher fühlt, muß man ſie — ich meine den Packſattel — vollſtändig zu ſeinem Gebrauch einrichten. Die Thiere ſind eines hinter das andere gebunden, und ſo iſt die ganze Reiſegeſellſchaft getrennt; auch laſſen ſie ſich nicht antreiben, und ſo konnte ich nicht zu einem von unſern Freunden hinreiten, wie ich wohl früher that, wenn mir eine Pfeife Tabak oder Feuer mangelte. Mir kam deßhalb mein Thier wie ein neues Haus vor, in welchem man die Ecke noch nicht gewählt hat, wo man ſchlafen will, und für den Hausrath noch keinen Platz weiß. Lange ſchob ich an meinen Teppichen hin und her, um einen etwas bequemen Sitz zu erhalten, denn ich muß geſtehen, daß ich mich nichts weniger als behaglich fühlte. Die meiſten Kameele hatten hinter dem Packſattel noch ein kleines gepolſtertes Kiſſen, ungefähr wie der Bedientenſitz an einem Wurſtwagen, was ſehr bequem iſt, und dieſes mangelte gerade an meinem; auch hatte noch keiner von uns die Kunſt erlernt, das Kameel von vorne herein ſo zu packen, daß man ſich bequem darauf befindet, und unſere Herren Kameeltreiber waren am Morgen immer froh, wenn ſie nur die Sachen hinaufgeworfen und die Kameele in Gang gebracht hatten; denn jeder fürchtete ſich, zurückzubleiben. Um auf dem Kameel einigermaßen angenehm zu ſitzen, muß man den Sattel, der den ganzen Höcker bedeckt, nachdem man die Bagage zu beiden Seiten angehängt hat, hinten durch Kiſſen oder Teppiche erhöhen, auf die man ſich ſetzt, und nun nicht nöthig hat, mit den Beinen das ungeheure Thier zu umklammern, ſondern dieſelben mehr vor ſich hinſtrecken kann.

Unſer Mundvorrath, den wir in Gaza treu und redlich getheilt hatten, beſtand für die Perſon in ſechzig bis achtzig Orangen, gegen vierzig hartgeſottenen Eiern, einem Sack voll Brod und einer Flaſche mit Eſſig, welche Sachen, nebſt

Tabak und Pfeiſe, jeder auf ſeinem Kameel ſo vertheilte, daß er ohne Mühe etwas davon hervorlangen konnte. Wir hatten uns zu dem Behuf weiß leinene Säcke machen laſſen, die rechts und links an den Packſattel gebunden wurden.

Wir hatten ſchon eine ziemliche Strecke zurückgelegt auf einem Terrain, das wenig vom Weg zwiſchen Jaffa und Gaza verſchieden iſt. Es beſteht, wie dort, aus ziemlich beweglichem Sand, doch ſah man an den Seiten noch grüne Felder, Palmen- und Olivenbäume; auch war der Boden der Straße ſtellenweiſe von hartem Kies, der den Kameelen das Gehen ſehr erſchwerte. Dieſe merkwürdigen Thiere ſcheuen die geringſte Senkung des Weges und gehen ſogar unſicher, wo er recht glatt und eben iſt. Baron von T. war mit unſerem neuen engliſchen Freunde noch zu Wally Bey gegangen, um mit ihm und ſeiner Reiterei zugleich aufzubrechen. Doch dauerte dies länger, als ſie gedacht, weßhalb ſie uns bald darauf allein nachgeſprengt kamen. Der Engländer hatte drei Bedienten bei ſich, wovon zwei auf Kameelen ſaßen und der dritte, ſein Kammerdiener, auf einem großen Maulthiere hinter ihm drein zog. Er erkundigte ſich, wie uns die neue Reitart behage, und als ich ihn verſicherte, ich habe in meinem Leben nie ſo ſchrecklich unbequem geſeſſen, ſo bot er mir das Maulthier ſeines Dieners an, das, mit einem engliſchen Sattel verſehen, ſich gar nicht unvortheilhaft ausnahm. Auch ſchien ſein Inhaber mit dem Tauſch ſehr zufrieden; er lachte mich heimlich aus, wie er auf mein Kameel ſtieg, ordnete oben Teppiche und Decken anders, und warf mir mitleidige Blicke zu, als ich den Eſel beſtieg. Dieſer hatte aber auch merkwürdig ſchöne Eigenſchaften. Er hatte unförmlich lange Ohren und war ſehr hartmäulig, was daher kam, daß er als Thier des Dieners gewöhnt war, ſtets dicht hinter dem des Herrn zu laufen. Machte nun der Engländer, wie er ſehr häufig that, rechts und links einen Abſtecher in den

Klee oder unter die Palmen, ſo mußte ich ihm folgen, wollte ich mich mit dem Eſel nicht abarbeiten. Traf er mich aber bei ſolchen Anläſſen, wie es zuweilen vorkam, ſchlecht gelaunt, ſo daß ich ihm ſeine Unarten nicht hingehen ließ, ſo ſtieß er, wenn er das andere Pferd davon traben ſah, ein jämmerliches Geſchrei aus, ein Geheul, ſo ohrenzerreißend, wie ich es ſelbſt bei einem Eſel nie vernommen.

Durch unſer Warten auf die Kavallerie Ibrahims, die uns noch immer nicht nachfolgte, waren wir ganz ans Ende des Zugs gekommen, der ſich unabſehbar über die vor uns liegenden Höhen fortbewegte. Ein buntes Gemiſch von Kameelen, Pferden, Eſeln und Trachten in allen möglichen Farben. Wir freuten uns auf die ſonderbaren Scenen, die uns der Zuſammenfluß ſo vieler für uns fremdartiger Menſchen verſprach, da es uns auf unſern Pferden leicht wurde, bald hier, bald da den Zug zu durchkreuzen, oder ein Stück vorgaloppirend, ihn theilweiſe an uns vorbeiziehen zu laſſen. Doch ſparten wir uns dies Vergnügen für die folgenden Tage auf; denn wir hatten heute viel zu thun, um unſere Vorkehrungen für die nächſte Nacht, ſo wie die Vertheilung unſeres mäßigen Proviants für die Wüſtenreiſe zu beſprechen. Wir hatten in Gaza ein kleines Zelt gekauft, unter welchem, wenn man ſich auch ſehr dicht zuſammen legte, kaum vier Perſonen Platz hatten. Auch war es in einem etwas defecten Zuſtand und würde einen ziemlichen Platzregen nicht abgehalten haben. Ein zweites beſaß der Engländer, das, wie alle Reiſegeräthe dieſes praktiſchen Volkes, ſich im beſten Zuſtande befand. Als ein ſehr artiger Mann ſchlug er uns gleich vor, mit ihm unter ſeinem Zelte zu hauſen und der Dienerſchaft das unſrige zu überlaſſen.

Wir wurden heute auf unſerem Marſch einigemal durch das kleine Fohlen aufgehalten. Das Thierchen hatte, obgleich es am Morgen ſehr gut aufgepackt und erſt einen Tag alt war, in ſeinem Teppich ſo gezappelt und ſich gedreht, daß die Stricke am Packſattel des Kameels los geworden waren und das geduldige Thier ſich mehrmals legen mußte, damit man den Sprößling friſch aufbinden oder an der Stute ſaugen laſſen konnte. Es war wirklich rührend, mit welcher Sorgfalt und Liebe die Araber, beſonders unſere Kameeltreiber, ſonſt die rauheſten Menſchen von der Welt, das kleine Thier behandelten und pflegten. So ging ihm immer einer zur Seite und beobachtete alle ſeine Bewegungen; dann und wann wurde die Stute gemolken und ſie gaben die in einem Löffel aufgefangene Milch dem Kleinen aufs Kameel. Gelangten wir Abends ins Lager, und die Nacht kam, wie immer in Syrien, mit empfindlicher Kälte heran, ſo verſuchten ſie nicht ſelten, das Pferdchen mit ihren warmen Lumpen zu bedecken; ein Manöver, das jedoch nicht half, denn wir mochten ihm noch ſo feſt ſeinen perſiſchen Teppich umhängen, ſo ſchlüpfte es doch beſtändig hinaus.

Es war erſt gegen zwei Uhr, als wir ſchon den Ort unſeres heutigen Nachtlagers, ein armſeliges Dorf, vor uns liegen ſahen. Daſſelbe war kaum vier Stunden von Gaza entfernt. Wir waren zwar Morgens um vier Uhr aufgebrochen, aber das Bepacken der Kameele und die Verzögerung des Abmarſches durch die Reiterei hatte ſo viel Zeit weggenommen, daß wir uns erſt um acht ein halb Uhr in Bewegung ſetzten. Als wir das Dorf erreichten, war bereits eine große Heide hinter demſelben von den uns vorangegangenen Zügen bedeckt: ein buntes, geräuſchvolles Gewimmel, Männer, Weiber und Kinder in der lebhafteſten Bewegung. Man lud Kameele ab, ſchlug die Zelte auf, dort loderten ſchon Feuer, hier bemühten ſich einige kleine Buben, auf dem Bauche liegend, eines anzublaſen. An ernſtlichen Streitigkeiten fehlte es auch nicht, und wir waren froh, als wir den Schwarm durchzogen hatten und am Ende der Haide zu der Leibſchwadron Ibrahims kamen, bei der wir, nach einer Beſtimmung des Paſcha, unſer Zelt aufſchlagen ſollten.

So war denn glücklich der erſte Tag unſerer Wüſtenreiſe vorüber. Der heutige Marſch war ſo ſtill und ruhig geweſen, daß unſere Beſorgniſſe für die künftigen anfingen ſich zu zerſtreuen. Wir glaubten nun ungefähr ausrechnen zu können, wann wir in Kairo eintreffen würden, und ich dachte nur an die ſchönen Bilder, die während des Zugs zu ſammeln wären, und an das alte Wunderland Aegypten, das wir bald betreten ſollten.

So wie unſere Kameele ſahen, daß wir an Ort und Stelle waren, ließen ſie ſich gleich nieder und harrten ruhig, bis wir ſie ihrer Laſt entledigten. Unſere Leute ſchlugen beide Zelte auf, und die Kameeltreiber ordneten Gepäck und Proviant, wie es ihnen für die Nacht am zweckmäßigſten däuchte. So wurde der gemeinſchaftliche Proviant, der in einem gekochten Hammel, Kaffee und Zucker beſtand, in das Bedientenzelt geſchafft, unſere Nachtſäcke und Kohlen zu beiden Seiten des Eingangs aufgepflanzt und um das Zelt im Kreiſe unſere ſieben Kameele gelagert, eine ruhige, wiederkäuende Wache.

Unter dem Zelte des Engländers begann ſich jetzt ein Comfort zu entwickeln, den wir uns auf unſerer Reiſe durch Syrien ganz abgewöhnt hatten und zu deſſen Fortſetzung es bei der Einrichtung unſeres Reiſegeräthes wenigſtens ſechs Pferde bedurft hätte, wogegen beim praktiſchen Engländer Alles in eine einzige Kiſte gepackt war. Er hatte ſchon viele Reiſen durch die Wüſte gemacht und war alſo mit Allem, was dort nothwendig iſt, beſſer vertraut wie wir. Es iſt ſchlimm, daß faſt in keinem Reiſehandbuch über den Orient die Gegenſtände erwähnt ſind, deren der Reiſende wirklich bedarf. Wir ſchleppten eine ganze Küche mit, theils in Säcken, theils an die Kameele gehängt, Teller. Meſſer, Gläſer, Flaſchen, Caſſerole ꝛc. Wir hatten Teppiche, Decken, Pelze bei uns, der Engländer aber nur eine einzige Kiſte, aus welcher ſich aber eine Maſſe von Sachen entwickelte, die uns unglaublich ſchien. So war der halbe Boden des Zelts mit einem Teppich bedeckt, worauf eine zwei Finger dicke roßhaarene Matratze lag, mit Kopfkiſſen, Leintuch und einer Decke verſehen. Einige Leuchter wurden auf den Boden geſetzt, und außer dem nöthigen Kochgeſchirr, nebſt Tellern, Meſſern und Gabeln kam im Laufe des Abends noch ein Kaffee- und Theeſervice, eine kleine Punſchbowle, ſo wie die Leibtoilette des Engländers zum Vorſchein.

Dieſer hatte, wie die meiſten ſeiner Landsleute, ſeine Eigenheiten. Er war Kapitän in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie und hatte öfters Reiſen zwiſchen Bagdad, Bombay und Kalkutta gemacht. Seine drei Bedienten, die nichts zu thun hatten, als ſeiner Perſon aufzuwarten, waren ein Indier, den er aus Bombay mitgebracht und der etwas Perſiſch verſtand, was auch der Kapitän ſprach, ferner ein Grieche, ſein Koch und Dollmetſcher, und endlich ein Araber, den er in Gaza aufgegriffen hatte und blos mit nach Kairo nehmen wollte. Der Engländer war ein Mann von etwa ſiebenundzwanzig Jahren, ſprach geläufig franzöſiſch und verſtand, wie wir erſt am Ende der Reiſe erfuhren, ganz gut, was wir Deutſche zuſammen ſprachen. Warum er dies früher nicht merken ließ, weiß ich nicht; er hat durch dieſe Verläugnung unſerer edeln Mutterſprache manchen kleinen Stich hinnehmen müſſen. So gutmüthig er von Natur war, ſo machte es ihm doch ein eigenes Vergnügen, ſeine Bedienten und die Leute, mit denen er in Berührung kam, durch allerhand kleine Geſchäfte ſtets in Athem zu halten, ja ſie faſt zu quälen. So hätte er nie ſelbſt Hand an ſeine Sachen gelegt; er ſtieg vom Pferde, warf dem Araber den Zügel zu, ſagte zum Griechen: „Huſſeyn, Mantel und Säbel!“ welche Gegenſtände dieſer ihm abnehmen ſollte, während der Indier ihm die geſtopfte Pfeife faſt in den Mund ſtecken mußte, und blieb dann ſtehen bis das Zelt aufgeſchlagen war, worauf er ſich auf ſeine Matratze ſtreckte und durch allerhand Kleinigkeiten die Drei ſtets auf den Beinen zu erhalten wußte.

Wir waren auf dieſe Art bei ihm gut eingerichtet und mit Beiziehung unſeres eigenen Mobiliars unter ſeinem Zelt ganz vergnügt. Das Erquickendſte auf dem ganzen Zug war der Kaffee, den unſer Giovanni, falls er bei guter Laune war, ſogleich bereitete. So ſaßen wir denn unter dem Zelte, deſſen Oeffnung regelrecht vom Winde abgekehrt war, in den Händen die kleinen türkiſchen Täßchen und rauchten behaglich aus dem Nargile. Draußen hatten die beiden Kochkünſtler kleine Gruben in den Sand gemacht, in denen ſie Holzkohlen anglühten, um darüber die Speiſen zuzubereiten. Scham der Hengſt wälzte ſich vor Vergnügen auf dem Boden und das kleine Fohlen ſog an ſeiner Mutter — ein Familienbild. — Im Hintergrunde war das buntſcheckige Lager mit hunderten von Feuern. Die Leibſchwadron Ibrahims hatte ihre Pferde in ein Viereck geſtellt und ſie auf die übliche Art an einem Hinterfuß gefeſſelt. Die Leute lagen ohne Zelte in dieſem Carré. Sie hatten ihr Gepäck faſt wie unſere Kavallerie im Lager geordnet, auf den Sattel Mantelſack, Säbel und Piſtolen gelegt und die Lanze mit der rothen Fahne daneben geſteckt. Ihr Oberſt, der Pole, lag in der Mitte in einem großen Pelze und um ihn ſtanden ein paar Negerknaben, die ihn zu ſeiner Bedienung begleiteten.

Während wir alle dieſe Gegenſtände mit Muße betrachteten, ſchlug plötzlich eine ſchmetternde, jedoch nicht unangenehme Hornmuſik an unſer Ohr. Es war die Reiterei unter Ali Bey, die jetzt nachkam. Da ſie, wie wir ſpäter erfuhren, nicht eher von Gaza abmarſchiren konnte, als bis das Dampfboot, der Hadſchi Baba, auf welchem Ibrahim ſich befand, das Signal gegeben hatte, daß es abgefahren ſey, und daſſelbe, obgleich ſich der Paſcha am achtzehnten eingeſchifft hatte, erſt am neunzehnten wirklich abfuhr, ſo hatten ſie bis gegen zehn Uhr auf den Signalſchuß warten müſſen, und rückten jetzt erſt ein, nachdem wir ſchon ein paar Stunden im Lager waren. Hinter der Muſik ritt der Paſcha, ein Mann mit großem Bart, umgeben von mehreren Ober- und Unteroffizieren; dann die Lanciers, in recht gutem, in Betracht ihres fürchterlichen Rückzugs ſogar vortrefflichem Zuſtand. Sie hatten alle ihre Waffen, Säbel, Piſtole und Lanze, ſo wie jeder eine lederne Waſſerflaſche; Geſchirr und Sattelzeug der Pferde war in Ordnung, die Uniformen ziemlich gut, und jeder hatte außer einer Art Mantel noch eine Kapuze, die er über den Kopf ziehen und auf der Bruſt befeſtigen konnte. Die zweite Abtheilung beſtand aus reitender Artillerie, vielen Küraſſiren ohne Helm und Küraß; nur einige wenige hatten denſelben umgeſchnallt, andere ſogar an den Sattelknopf gehängt. Dieſe Waffengattung iſt aber auch wohl die unzweckmäßigſte für heiße Länder, wie Syrien und Aegypten. Dann kamen wieder Lanzenreiter, und den Beſchluß machte die Beſpannung von achtzig bis neunzig Geſchützen je zu vier Maulthieren, deren Geſchirre ſich in der beſten Ordnung befand. Pferde und Maulthiere hatten ſich in Gaza wieder erholt und ſahen gut genährt, friſch und munter aus. Später kam noch ein kleines Piket Reiter, die eine Maſſe Reitpferde der Paſcha's begleiteten; doch war keines darunter, das unſeren arabiſchen Pferden zu vergleichen geweſen wäre, was die Türken und Aegyptier ſelbſt anerkannten. Sie umgaben dieſe Thiere oft Stunden lang, beſahen den ſchönen Bau, die ſtarken, reinen Beine, und ſtrichen mit dem öftern Ausruf: Ei w' Allah! (bei Gott, das iſt ſchön!) über die feine Haut und die ſeidenartige Mähne. Dabei war es ſehr eigenthümlich, daß die Beduinenchechs dem Hengſt den Vorzug gaben, die ägyptiſchen und türkiſchen Paſcha's dagegen die Stute für vorzüglicher erkannten. Oft hielten ſie vor unſern Zelten lange Debatten hierüber, welche wir am beſten ſchlichten konnten, indem wir ſie auf das Fohlen aufmerkſam machten, deſſen ſtarke Glieder, ſo wie der wunderſchöne, edle Kopf, einſt die Vorzüge beider vereinigen würden, was ſie zugaben.

Wir machten noch einen Gang durch ſämmtliche Lager, ſowie ins Dorf, wo wir einen Topf voll Milch einkauften, um daraus für den Abend einen Riz au lait bereiten zu laſſen. Der Tränkungsplatz war uns heute das Intereſſanteſte; dort ſtanden die kleinen Eſel und Pferde des ärmeren Volks in erſter Reihe, um getränkt zu werden, weil ſie zuerſt angekommen waren; dann kamen die Pferde der Kavallerie und hinter ihnen die geduldigen Kameele, welche bis zuletzt warten mußten. Das Waſſer befand ſich in einer Art Teich, um welchen die Thiere gereiht wurden, ſo daß ſich eine große Zahl zugleich tränken ließ, weßhalb heute das Gezänk und Geſchrei nicht ſehr groß war. Das Waſſer, obgleich matt, wie faſt an der ganzen ſyriſchen Küſte, ließ ſich dennoch genießen.

In unſer Zelt zurückgekehrt, nahmen wir unſere Abendmahlzeit ein, die aus Reis beſtand, worin ein Stück Hammelfleiſch gekocht war, ferner aus ein paar Hühnern, Orangen, getrockneten Feigen, Roſinen und Datteln. Während wir bei Tiſche ſaßen, kam unſer Dollmetſcher, meldete, unſere Nachtwache ſey angekommen, und fragte, ob er ihnen etwas Kaffee zubereiten und den übriggebliebenen Pillau geben dürfe. Natürlich ließen wir ihn dieſe großmüthige Idee ausführen, und bald bezogen die ägyptiſchen Lanciers ihren Poſten um unſer Zelt. Ihrem Wachtkommandanten, ſeines Ranges Hauptmann, luden wir zu uns und bewirtheten ihn mit Punſch, den unſer Engländer zubereitet hatte. Der Araber erzählte uns durch den Dollmetſcher Einiges vom fürchterlichen Rückzug über Damaskus, rauchte ſeine Pfeife und zog ſich dann wieder zurück, wobei er in ehrerbietiger gebückter Stellung rückwärts das Zelt verließ. Wir legten unſere Teppiche auf den Boden, ſcharrten einen Haufen Sand zu einem Kopfkiſſen zuſammen, worauf der ausgezogene Rock gelegt wurde, und bereiteten ſo unſere Lagerſtätte. Dann traten wir nochmals vor's Zelt, um den wundervollen, ſternhellen Himmel zu betrachten. Ich habe die Sterne, beſonders die Venus, nie herrlicher glänzen ſehen, als in den Nächten, die wir in der Wüſte zubrachten: wir haben Verſuche gemacht, und gefunden, daß ihre Strahlen hell genug waren, um, wie das Mondlicht, einen wenn auch ſchwachen Schatten auf unſere weiße Zeltwand zu werfen. Unſere Wache beſtand aus zehn Mann, die im Kreis um unſere Zelte poſtirt waren und, in den weißen Mänteln eingehüllt, regungslos an ihren Lanzen lehnten.

Die Nacht verging ziemlich ruhig, und ich hörte nur zuweilen das Geſchrei einiger Hunde, die ſich bei unſern Zelten herumbalgten, ſo wie das entfernte Geheul der Schakals, Töne, welche mit nichts Anderem zu vergleichen ſind. Es iſt ein heiſeres, pfeifendes Bellen; doch hielten die vielen Wachtfeuer dieſe Thiere heute Nacht im Reſpekt. Der Aufbruch der Karavane war auf fünf Uhr beſtimmt, und ſchon um vier fing Alles im Lager an ſich zu regen. Man packte auf, riß die Zelte ein, die meiſten tränkten ihre Pferde noch einmal, und um fünf bewegten ſich die Kolonnen nach einer vom Paſcha getroffenen Einrichtung vorwärts. Wally Bey nämlich, ein ſehr vernünftiger Mann, befahl, daß ſich die kleinen Thiere, Eſel, ſchlechten Pferde, gleich am Morgen an die Spitze des Zugs ſtellen ſollten, um zuerſt abzumarſchiren. Dann kamen die Kameele und zuletzt die Reiterei. Er wollte damit bezwecken, daß die Eſel, die mit den Kameelen und Pferden nicht gleichen Schritt halten konnten, wenigſtens am Morgen einen Vorſprung hätten und man nicht genöthigt ſeyn möchte, jene zu weit zurückzulaſſen und ſie ſo den Angriffen der Beduinen bloßzuſtellen. Dennoch überholten Kameele und Pferde ſie im Lauf des Marſches, und die Spitze des Zugs, wie er ſich Morgens in Bewegung geſetzt, kam am Abend zuletzt auf den Lagerplatz. Dieſe Anordnung des Paſcha war ſehr gut, und er ſorgte auch ſo ziemlich dafür, daß ſie befolgt wurde. Es waren aber auch wirklich manche Laſtthiere zum Erbarmen bepackt, Kameele wie Eſel.

Wir ließen Alles an uns vorüberziehen und waren im beſten Packen begriffen, um mit der Leibſchwadron aufzubrechen, als unſer Dollmetſcher und Koch dem Baron den leeren Korb zeigte, worin noch geſtern der ſo ſchön geſchlachtete und gekochte Hammel geweſen war. Man hatte uns keine Faſer gelaſſen; wir begriffen aber nicht, wer der Dieb ſeyn könne; ein gewandter auf jeden Fall, denn unſer Fleiſchkorb hatte unter unſern Bedienten mitten im Zelt geſtanden, um welches obendrein noch die zehn Lanciers Wache hielten. Im Stillen hatten wir auf dieſe edlen Kriegsknechte ſelbſt den Verdacht geworfen; doch ſagte uns im Lauf des Tages der polniſche Obriſt, als wir es ihm erzählten, es werden wohl Hunde geweſen ſeyn, die ſich in großer Menge bei den Zelten herumtrieben. — Wir ritten mit dem Polen fort, den ich im Verlauf der Reiſe recht lieb gewann. Er hatte merkwürdige Schickſale gehabt, war Renegat und hieß jetzt Huſſeyn Eſſendi, was ſo viel heißen will, als Herr Huſſeyn. Er führte zwei ſehr ſchöne arabiſche Windhunde mit ſich, die glücklich den Rückzug überlebt hatten. In den Tagen, ehe wir an die eigentliche Wüſte gelangten, wie heute, wo der Weg dann und wann an grünen Wieſen und Haiden vorbeilief, ſchoſſen die beiden flinken Thiere zuweilen in merkwürdigen Sprüngen den Gazellen nach, die ſich am Horizont in Heerden von zwanzig bis dreißig Stücken ſehen ließen; doch erreicht der Hund höchſt ſelten eine Gazelle, es ſey denn, der Boden wäre ziemlich weich oder das Wild erkrankt.

Das Terrain zeigte heute, wie ſchon geſagt, hie und da noch einiges Grün, jedoch höchſt ſparſam, und man ſah an den Haiden, auf denen kein Gras, ſondern nur kleine, ſtachlichte Geſträuche wuchſen, ſo wie am feinen Sand, der alle Wege einige Zoll hoch bedeckte, daß wir uns der großen Wüſte näherten. Palmen trafen wir nur wenige, zerſtreut in einer Vertiefung des Terrains, wo ſich das Regenwaſſer ſammeln konnte. Auch weiß ich nicht, ob's Einbildung von mir war oder Wirklichkeit, daß ich bei jedem gelinden Windhauch, der uns von der Wüſte entgegen kam, die ſchon ſehr ſtarke Hitze noch bedeutend verſtärkt zu fühlen glaubte. Der ganze Charakter der Natur war, obgleich großartig, doch heute ſchon ſehr einförmig, ein bedeutungsvolles Vorſpiel zu dem, was unſer in den nächſten Tagen harrte. An Schatten war natürlich den ganzen Tag nicht zu denken und die Hitze quälte mich ſchon jetzt bedeutend. Das Schlimme in jenen Ländern iſt, daß man ſich nicht der Witterung gemäß kleiden darf. Während des Tages drückt die glühende Hitze, trotz der leichteſten Bekleidung, faſt zu Boden, und ſo wie die Sonne ſinkt, fällt der Thau und die Nacht tritt mit einer Friſche, ja mit einer Kälte ein, die einen dicken Mantel nothwendig macht. Der Sand wird ein paar Zoll tief feucht, und wir benützten dieß, unſere welk gewordenen Orangen, die Waſſerſchläuche und den zu Staub verbrannten Tabak wieder aufzufriſchen.

Nachdem wir eine Zeitlang neben unſerm Obriſt hin geritten waren, ließen wir unſere Pferde einen ſtärkern Schritt gehen, um an die Spitze des Zugs zu kommen, und obgleich wir zuletzt ſcharfen Trab ritten, brauchten wir doch gegen anderthalb Stunden, um dieſelbe zu erreichen. Welche Trachten, welche Phyſiognomien, intereſſante und höchſt gemeine, welches Elend neben Pracht und Luxus wir hinter uns ließen, iſt mit keiner Feder zu beſchreiben. Den Vortrab bildeten einige fünfzig junge Türken und Araber, meiſtens Oberoffiziere Mehemed Alis, die ohne ihre Truppen nach Aegypten zurückzogen. Die Herrn waren ziemlich gut gelaunt und beſchäftigten ſich, trotz des unermeßlichen Elends, das hinter ihnen zog, mit allerlei Kindereien, jagten einander nach und beluſtigten ſich vorzüglich mit dem Dſcherid, einem Wurfſpieß von ungefähr drei Fuß Länge mit ſtumpfer eiſerner Spitze, den ſie einander zuſchleuderten, um ihn, ſich vom Sattel zur Erde biegend, wieder aufzuheben.

Auch Wally Bey ritt voran und hatte heute, ſo wie mehrere andere Generale, die ohne Commando mitzogen, ein Reitkameel beſtiegen. Neben ihm ritt der Tartar-Gaſſi, (Chef der Tartaren), oder, wenn man will, der Generalpoſtmeiſter. Er war ein ſchöner Mann in reichem Koſtüm, und ich werde, da er uns ſpäter viele Freundſchaft erwies, auf ihn zurückkommen. — Wir ſtiegen ab und ſetzten uns unter eine gewaltige Aloe am Weg, um die Menge an uns vorbeiziehen zu laſſen und wieder zu unſern Freunden zu gelangen. Nach einer mäßigen Schätzung ergaben ſich ungefähr zweitauſend Kameele und gegen dreitauſend Pferde, Mauleſel und Eſel, die Kavallerie nicht gerechnet. Faſt ſämmtliche Laſtthiere dienten zur Fortſchaffung von Menſchen, nur einige ganz kleine Waarenzüge waren dabei. Weiber und Kinder mochten es an viertauſend ſeyn, ſo wie zweitauſend Männer von faſt allen Nationen. Nichts intereſſanter, als die großen Harems der Paſchas, die, größtentheils auf Kameele geladen, an uns vorüberzogen. Da trug ein armes Kameel drei, vier Weiber mit einigen Kindern, und die ganze Familie ſcherzte und lachte; auch kokettirten ſie von ihrem Sitz herunter, ſo wie ein Europäer zu ihnen hinaufſah, beſonders drei türkiſche

Damen, mit denen ſich unſer Engländer viel zu ſchaffen machte. Sie waren auf ein Kameel geladen und gaben uns für Orangen, die wir ihnen reichten, kleine Confituren oder auch die leeren, aber ſehr niedlichen Hände. Von der ärmeren Klaſſe hatten meiſtens zwei oder drei Weiber zuſammen einen Eſel, auf dem ſie abwechſelnd ritten. Andere waren ſogar genöthigt, den ganzen Weg zu Fuß zu machen, und ich habe Weiber geſehen, die außer zwei Kindern, die ſie faſt beſtändig tragen mußten, noch ihren Mundvorrath nebſt Kochgeſchirr ſchleppten. Woher ſollten ſich dieſe Armen mit Waſſer verſehen? Doch gingen ſie dahin unter dem Schutze ihres geliebten Wortes: „Bakulum“, „wir wollen ſehen!“ Und die, welche wirklich ſehend Aegypten erreichten, konnten ſich glücklich ſchätzen; denn manche ſchloſſen ihre Augen in der Wüſte und ſahen ihr Heimathland, das Delta mit ſeinen üppigen Feldern und grünen Palmen nicht wieder. Wir hatten heute einen Marſch von ſieben Stunden gemacht; da aber Wally Bey ſich alle Mühe gab, den ihm anvertrauten Troß ſo glücklich als möglich nach Aegypten zu bringen, und deßhalb öfters am Tage die Spitze halbe Stunden lang halten ließ, um die Nachzügler zu ſammeln, ſo gelangten wir erſt um drei Uhr auf den Lagerplatz.

Wir zogen auf eine große Haide, die rings von Sandhügeln eingeſchloſſen war, und in deren Mitte ein altes, zerfallenes Gebäude ſtand, mit dicken Mauern und einem Graben, das ein Fort geweſen zu ſeyn ſcheint. Unſer Lager glich dem geſtrigen. Nachdem unſere Anſtalten getroffen waren, machten wir unſerem Obriſt einen Beſuch, der, wie geſtern, in der Mitte ſeiner Lanciers lag und uns von ſeinen beiden Negerſklaven mit Kaffee und Pfeifen bewirthen ließ. Die Reiter tränkten ihre Pferde, was heute ſchon mit mehr Schwierigkeiten verbunden war, als geſtern; der Brunnen, den wir vorfanden, war ſehr ſchlecht und ſchlammig, und dabei ſo klein, daß es bis morgen früh gedauert hätte, bis alle Thiere getränkt geweſen wären. Deßwegen machten die Araber große Gruben, etwa drei Fuß tief, in den Sand, in denen ſich, weil wir noch in der Nähe des Meeres waren, Waſſer ſammelte, das, obgleich durch den Sand etwas filtrirt, doch immer noch ſalzig und ſo übelſchmeckend war, daß wir ſelbſt Kaffee und Thee, den wir damit bereiteten, trotz ſeiner Stärke kaum genießen konnten.

Als das Lager etwas ruhiger geworden war, machten wir einen Gang durch daſſelbe und ſahen den Soldaten und Weibern bei ihrer Abendmahlzeit oder ihrem Kochgeſchäfte zu. Die meiſten der letztern hatten nichts als einen großen irdenen Topf, in dem ſich Oliven befanden, die ſie mit den Fingern herausholten und zu einem Stück Brod aßen; Andere kochten ein Gericht Zwiebeln mit Hammelfett, was ſchon beſſer war, und die, welche Reis auf dem Feuer hatten, gehörten zur wohlhabendern Klaſſe. Hie und da bereitete ein Schwarzer das Abendeſſen für ſeinen Herrn, den Paſcha, und ſolche Herde waren ſtets von einer Maſſe kleiner ägyptiſcher Kinder umringt, denen zuweilen vergönnt wurde, die am Topf herunterlaufende Brühe mit einem Stück Brod abzuwiſchen, was die armen Geſchöpfe ſehr glücklich machte. Es war oft rührend anzuſehen und ein Beweis von der Gaſtfreundſchaft, die ſeit undenklichen Zeiten in dieſen Gemüthern herrſcht, daß uns ſelbſt die Aermſten mit freundlicher Geberde von ihren Zwiebeln oder Oliven anboten; ja ein Abyſſinier, der an ſeinem Feuer kauerte und ſein Stück trocken Brod aß, winkte uns mit vielſagendem Blick heran und wickelte aus ſeinen Lumpen ein Stück Zucker, von dem er etwas abbrach und uns reichte. Auch die ägyptiſchen Soldaten fühlten ſich durch den Beſuch, den wir ihnen abſtatteten, ſehr geehrt und umſtanden uns haufenweiſe, wobei ſie es gern ſahen, wenn wir uns nach ihren Chargen erkundigten.

Es kam mir anfangs eigen vor, ſo viele ägyptiſche Soldaten mit Kreuzen und Sternen geſchmückt zu ſehen; ich konnte mich keiner Affaire entſinnen, in der ſie ſich in jüngſter Zeit ſo mit Ruhm bedeckt hätten, um dieſe Ehrenzeichen zu verdienen. Doch klärte ſich die Sache bald auf: jede Charge in der türkiſchen und ägyptiſchen Armee wird nicht wie bei uns durch Treſſen am Kleid, ſondern durch ein kleines meſſingenes oder ſilbernes Ehrenzeichen von verſchiedener Geſtalt bezeichnet. So trägt der Corporal ein kleines Sternchen von Meſſing, der Sergeant daſſelbe von Silber, und der Feldwebel noch einen kleinen Halbmond darunter; der Lieutenant (On-Baſchi) hat Stern, Halbmond, und bei der Artillerie zwei Geſchützröhren, bei der Kavallerie zwei Säbel; der Kapitän (Jüs-Baſchi) daſſelbe in größerem Maßſtab, mit einigen Kugeln verſehen, der Major (Bim-Baſchi) die Spitzen des Kreuzes mit kleinen Diamanten beſetzt, und der Obriſt (Miralaje) das ganze Kreuz nebſt Halbmond von Brillanten, ſo daß es beinahe ausſieht wie der türkiſche Orden, den man gewöhnlich fälſchlich Niſchah nennt. Niſchah heißt bloß Zeichen, und ſo werden alle Sterne und Kreuze genannt, die einen Rang bezeichnen. Der eigentliche Orden heißt Niſchah-Eſtendar (Zeichen der Ehre). — Die Geſchirre der Kavalleriepferde und der Artilleriebeſpannung ſind ſehr einfach, aber ſtark und zweckmäßig; der Sattel hält die Mitte zwiſchen einem ungariſchen Bock und dem deutſchen Sattel, und die Bügel ſind etwas länger geſchnallt, als wie ſie der Beduine der Wüſte gebraucht. Die Truppen, welche mit uns zogen, waren nicht mit Zelten verſehen, alle bivouakirten.

Noch machten wir Wally Bey einen Beſuch, und der Baron hatte die bei unſern kleinlichen Vorräthen kühne Idee, ihn und ſeinen Adjutanten, einen alten Miralaje, ſo wie den Obriſten der Leibwache zum Souper einzuladen, was die Herren annahmen. Bei unſern Zelten angekommen, trafen wir ſogleich alle Anſtalten, um die edlen Gäſte beſtmöglichſt zu bewirthen. Unſere letzten Hühner wurden gebraten, Pillau gekocht und ein Reisbrei ohne Milch zubereitet. Auch ſchmorte der Koch aus Orangen, Cibeben, Feigen, und Gott weiß was ſonſt noch, ein Compot zuſammen. Wir ſchaufelten an den Wänden des Zelts den Sand etwas in die Höhe, um eine Art Divan zu bilden, ſtopften alle vorräthigen Pfeifen und erwarteten unſere Gäſte. Sobald es dunkel wurde, kam der Paſcha mit einem Gefolge von acht oder neun Adjutanten und Sklaven, die ihm Säbel, Mantel, Orden, Pfeifen nachtrugen. Er wurde an der Schwelle empfangen und auf unſern Sanddivan geleitet, eine Einrichtung, die den dicken Mann zu lautem Gelächter veranlaßte. Sein erſter Adjutant ſetzte ſich am Eingang des Zeltes auf die untergeſchlagenen Beine und die Sklaven lagerten ſich draußen bei unſern Bedienten um's Feuer. Kurz darauf erſchien auch der Obriſt, und die Pfeifen wurden in Bewegung geſetzt. Der engliſche Kapitän und der Obriſt Huſſeyn Effendi machten die Dolmetſcher und wir unterhielten uns mit Sr. Excellenz recht angenehm. Der aufgetragene Pillau ſchien dem Paſcha nicht ſehr zu ſchmecken, wogegen er dem ſüßen Reis ſehr zu Leibe ging.

So waren wir im beſten ſpeiſen begriffen, als ſich vor unſern Augen ein großes Wunder begab. An der Thür erſchien einer der ägyptiſchen Lanciers und trug unter jedem Arm ein Ding, das ich beim nähern Betrachten mit freudigem Schreck für eine Champagner-flaſche erkannte. Und dem war ſo. Der Soldat murmelte einige Worte, die wir nicht verſtanden, und

„Wie ein Gebild aus Himmels Höhen,“

ſtanden die beiden Flaſchen auf der Erde. Wir ſahen einander an; keiner wußte, woher dieſe Gabe kam. Wir dachten an den Paſcha, doch ließ dieſer mit einem langgezogenen Maſchallah ſeine Finger ruhen, und ſeine Ueberraſchung war zu ungekünſtelt. Dagegen machte Huſſeyn Effendi ein halb lächelndes Geſicht, und als wir ihn beſtürmten, geſtand er, die Flaſchen rühren von ihm her und ſeyen ein Geſchenk Ibrahim Paſchas. Champagner in der Wüſte! eine Idee, ſo ſeltſam als angenehm! Wir ließen die Pfropfen fliegen und tranken den ſehr guten Wein auf das Wohl Ibrahims, unſerer Gäſte und der Lieben zu Hauſe.

Wir hatten einen ſehr vergnügten Abend. Der Engländer ſchlug Waffenproben vor, der Paſcha ließ ſeine Piſtolen holen, und da draußen die Nacht zu dunkel war, um eine Schießbahn zu arrangiren, ſo meinte der Engländer in beliebter Kürze, man könne vor die Zeltthür ein Licht ſtellen und darnach ſchießen, eine Idee, die ohne Gefahr für unſere Umgebung ausgeführt werden konnte, da die Thür vom Lager abwärts nach der Wüſte gekehrt war. So ſchoßen wir, und ich muß mit Stolz erklären, daß der Occident den Orient überbot. Der Paſcha ſchoß mehrmals vorbei, und als ihn dieß ärgerte und er genauer zielte, ſchlug ſeine Kugel an den Fuß des Leuchters und warf ihn um, daß das Licht erloſch, wogegen Baron T. beim zweiten Schuß die Wachskerze mitten auseinander riß. Dieſer Jubel und der Champagner machten uns ſehr luſtig, und ich muß den Arabern nachſagen, daß ſie der Sieg des Abendlandes nicht ärgerte, ſondern ſie ihren Beifall in vielen Ausrufungen kund gaben. Der Baron hatte eine kleine Piſtole, welche ohne Pulver nur mit dem Zündhütchen geladen wurde und eine Kugel von der Größe der ſchweren Rehpoſten ſchoß. Da ich den Schützen kannte, ſo hielt ich ihm mit der Hand ein Stück weißes Papier an die Zeltthür, das er in der Mitte durchſchoß, eine That, die den Paſcha ungemein überraſchte. Es war ſchon ſpät, als wir uns trennten und unſere Sandbetten einnahmen.

Wir hatten Morgens, als wir unſere Kameele beluden, eine merkwürdige Scene mit einem Araber, der aus dem Lager zu uns kam und etwas in ſeinen Burnus gewickelt trug. Es war ein armes kleines Fohlen, das er vor uns hinlegte und dem Baron zum Kauf anbot, wobei er erzählte, die Stute, welche das Thierchen vor zwei Tagen geworfen, ſey gefallen und er habe es geſtern mit Kuhmilch erhalten. Da aber jetzt die Wüſte komme, wo nichts dergleichen zu haben ſey, ſo wolle er das Fohlen, das von ſehr edlen Eltern abſtamme, uns um zehn Piaſter — ungefähr einen Gulden — verkaufen; unſere Stute ſey im Stande, die beiden zu ernähren. Dieſer Vorſchlag war natürlich nicht annehmbar; doch dauerte uns das arme Thier, und wir verſuchten, ihm einige Milch, die wir von der Stute nahmen, einzuflößen. Aber es war ſchon zu ſchwach, und als der Araber ſah, daß wir den Kauf nicht eingehen wollten, ſagte er, er ſchenke es uns, und lief eilends davon. Was ſollten wir mit dem armen Geſchöpf machen? Es mitnehmen, war unmöglich; wir hatten mit dem unſrigen Sorge und Mühe genug; ließ man es liegen, ſo mußte es elend verſchmachten oder wurde noch lebendig von den Schakals zerriſſen. Nach kurzem Rath beſchloſſen wir, es ſchnell zu tödten, und unſer Maler erſchoß es mit zwei Schüſſen aus ſeinem Doppelgewehr.

Schon um ſieben Uhr war heute die Hitze faſt unerträglich. Die Beduinen und Araber hatten, von der vielleicht richtigen Idee geleitet, daß, was die Kälte abhalte, auch die Hitze nicht durchlaſſe, ſich bis über den Kopf in ihre Mäntel und Decken gehüllt und zogen ſchweigend dahin. Auch die Türken und Araber an der Spitze trieben heute nicht ihre Spiele, ſondern ritten einzeln und ſchienen ernſt geſtimmt durch den Gedanken an die nahe Wüſte, in deren eigentliches Gebiet wir noch heute Abend gelangen ſollten. Schon jetzt hatte alle Vegetation aufgehört und der Sand war ſo tief, daß uns das Gehen, was wir den Tag über zuweilen verſuchten, ſehr beſchwerlich wurde. Auch zog ſich durch dieſes ſchlimme Terrain und die große Hitze die Caravane ſehr auseinander, und wenn man früher die Leute in Gruppen plaudernd und lachend zuſammenreiten ſah, ſo trennte ſich heute Alles, und man ritt ſo einſam wie möglich. Jeder ſchien zu fürchten, dem Andern verpflichtet zu werden und ihm kleine Gefälligkeiten in den folgenden ſchwerern Tagen mit Wucher zurückgeben zu müſſen. Auch wir waren durch eine Nachricht, die uns heute Morgen der Obriſt mitgetheilt hatte, ziemlich verſtimmt. Die Reiterei, hieß es, werde wahrſcheinlich auf dem heutigen Lagerplatz in der Nähe eines größern, aber armſeligen Dorfes, El Ariſch, drei Tage liegen bleiben, um die dort befindlichen, für den ſyriſchen Krieg aufgehäuften Vorräthe aufzuzehren, weil ſie der Paſcha nicht nach Aegypten nehmen könne.

Von drei Uhr Nachmittags an hatten wir ein kleines Vorſpiel der Wüſte: rings um uns her war gelber, feiner Sand. Indeſſen wurden die Schrecken dieſer Umgebung durch große grüne Palmenwälder gemildert, die ſich am Horizont vor unſern Blicken erhoben. Wir erreichten ſie um fünf Uhr und ſahen, daß ſie ſich bis an's Meer erſtreckten, dem wir heute noch einmal recht nahe kamen; der Strand war keine hundert Schritte von unſerm Wege entfernt. Hinter dieſem Palmenwald war wieder eine ziemliche Sandebene, in deren Mitte El Ariſch lag, ein Haufen von etwa zweihundert Häuſern, „gelb, wie der Sand, der ſie umweht,“ niedrig und ſchmutzig.

Wir waren mit etwa hundert Reitern dem Zuge voran geeilt, unter ihnen der Tartar Gaſſi, der uns winkte, ihm zu folgen. Im Angeſicht des Dorfes ließ er ſeinem Pferde den Zügel und jagte dahin; wir folgten ihm. Es war ein prächtiger Anblick: der aufwallende Sand, die Beduinen mit ihren langen Lanzen und fliegenden Mänteln, die Araber mit den goldgeſtickten Uniformen und gelb- und rothſeidenen Kopftüchern, Alles bunt durcheinander in vollem Galopp dem Dorfe zueilend. So muß ein Angriff der alten Mamelucken ausgeſehen haben. Wir wußten nicht recht, was ſie zu ſolcher Eile antrieb, denn wir waren der Caravane weit voraus. Hinter uns erſtiegen die erſten Kameele in breiten Reihen die Sandhügel, und es war ein äußerſt lebendiges Schauſpiel, wie jeder einzelne Reiter, der zwiſchen ihnen auftauchte und uns ſo in vollem Jagen ſah, ebenfalls ſein Pferd ausgreifen ließ und uns zu erreichen ſuchte. Aber der Tatar Gaſſi, ein umſichtiger Mann, war mit Baron T., der ihn im Augenblick überholt hatte, der erſte im Dorf und bemächtigte ſich gleich des Brunnens, den er mit Wachen umſtellte, um ſeine und unſere Pferde zuerſt tränken zu können. Dieſes Waſſer, in einem Schöpfbrunnen, deſſen Rad durch ein Kameel gedreht wurde, war ziemlich gut, und die Pferde, nachdem ſie ein wenig abgekühlt waren, erquickten ſich ſehr daran. Dann überließen wir den Brunnen den Nachfolgenden, die immer zahlreicher wurden, und gingen vor's Dorf, wo eine einzelne Sykomore mitten im Sand ſtand, von großen und kleinen Aloen umgeben. Hier wollten wir die Caravane erwarten, und einſtweilen verſuchten wir mit den Arabern, die uns neugierig umſtanden, einige Käufe abzuſchließen. Dank unſerer Gelehrſamkeit in der arabiſchen Sprache, machten wir ihnen ungefähr begreiflich, daß wir einen Hammel, Hühner, Eier ꝛc. wünſchten, und kamen nach vielen Pantomimen auch wirklich damit zu Stande. Sie brachten uns die verlangten Artikel, wofür ſie unſinnige Preiſe verlangten und natürlich auch erhielten; denn bei einem ſo großen Markte, wie er ſich heute und morgen hier eröffnen mußte, war an kein Feilſchen zu denken.

Nachdem wir anderthalb Stunden gewartet, in welcher Zeit uns der ganze Troß mit Bequemlichkeit hätte einholen können, waren wohl viele einzelne Reiter, aber weder fremde noch unſere eigenen Kameele zur Stelle. Der Tatar Gaſſi hatte ſich von uns getrennt, um die Poſtetappe in El Ariſch zu beſichtigen. Poſtetappe in der Wüſte mag ſonderbar klingen, aber es iſt ſo, und ich werde ſpäter darauf zurückkommen. Wir erſtiegen eine kleine Höhe vor El Ariſch, auf welcher der Friedhof lag, und ſahen, daß die Caravane uns nicht folgte, ſondern beſchäftigt war, ihr Lager bei den oben erwähnten Palmen aufzuſchlagen; ein ſehr vernünftiger Gedanke, um deſſen willen wir gern die halbe Stunde wieder zurückritten. Man war auf dem Platz, wie immer bei der Ankunft in voller Thätigkeit, und Alles beſchäftigte ſich mit Abladen der Thiere und Aufſchlagen der Zelte. Die Kavallerie bildete ein ungeheures Viereck, in dem ſich der größte Theil des Troſſes befand, uns eingerechnet. Einige waren bis vor El Ariſch gezogen, um ganz in der Nähe des Orts beſſer Lebensmittel erhalten zu können.

Zum erſtenmal war heute die Umgebung unſeres Lagers wahrhaft maleriſch. Nördlich erblickten wir zwiſchen zwei großen Sandhügeln, von denen einer mit einer halb zerfallenen Moſchee und vielen umgeſtürzten Leichenſteinen bedeckt war, das Meer; ſüdlich und weſtlich umgaben uns die dichten Palmenwälder, öſtlich ſahen wir gegen die Wüſte. Sobald unſer Zelt aufgeſchlagen war, nahm ich das Gewehr, um einen kleinen Ausflug in die Umgegend zu machen.

Ich erſtieg die Moſchee, die ſich in der Nähe beſſer ausnahm, auf mich aber dennoch einen ſehr traurigen Eindruck machte. Ich trat in das offen ſtehende Gebäude; vom Meer her ſtrich ein friſcher Luftzug durch die Halle und bewegte eine der kleinen hölzernen Lampen, die an Schnüren von der Decke hingen, knarrend hin und her. Ich lehnte lang an einem Pfeiler der Thür und ſah über das Meer hin. In ſolchen Augenblicken feierte ich das ſeligſte far niente. Ich dachte nicht, ich träumte nur von Vergangenheit und Zukunft.

und jeden Traum, er mochte noch ſo bizarr und kleinlich ſeyn, ſobald ich ihn auf den Spiegel der See warf, löſten die Wellen auf und er ſchien mir groß und erhaben.

Beim genauen Betrachten der umherliegenden Grabſteine fand ich einen, deſſen ausgehauener Turban mir ſagte, ein Muſelmann ruhe darunter; aber auf der andern Seite des Steins war mit einem ſcharfen, ſchneidenden Inſtrument, vielleicht einem Säbel oder Dolche, ein Kreuz eingegraben. Einige Zeit ſtand ich und dachte nach, was dieſe beiden Symbole auf einem und demſelben Grabe zu bedeuten hätten, bis mir endlich einfiel, ähnliche Gräber in Konſtantinopel geſehen zu haben. Es waren Renegaten, die dort lagen, und als man ſie unter dem Turban zur Ruhe gebracht, hatten ihre Angehörigen oder Freunde mit frommer Sorgfalt ſpäter ein Kreuz auf ihre Leichenſteine gekritzelt. Es muß ein ſonderbares Schauſpiel am Tage der Auferſtehung ſeyn, wenn ſich, durch die beiden Zeichen irre geführt, zwei Auferſtehungsengel dem Grabe nähern und jeder mit dem Finger an die Seite klopft, wo ſein Zeichen ſteht. — In dieſem Augenblick bewegte ſich etwas hinter mir: ich wandte mich um, es war der polniſche Obriſt Huſſeyn Effendi, der, vielleicht meine Gedanken halb und halb errathend, mich mit einem ſonderbaren Blick anſah. Ich ſuchte mit einem Scherz ſeinen Gedanken eine andere Wendung zu geben, und lief, ihn am Arme nehmend, den Sandhügel gegen das Meer hinab.

Wir gingen eine Zeit lang an demſelben fort und ich las kleine Steinchen und Muſcheln aus dem Sande, um ſie zum Andenken mitzunehmen. Der Pole trug mein Gewehr und ſchoß nach einem großen Vogel, der ſich aus den Palmen erhob. Die Tränkungsanſtalten für Menſchen und Vieh waren in dieſem Wald eingerichtet; man hatte große Löcher in die Erde gegraben und mit Baumſtämmen eingefaßt, um dem Verſchütten vorzubeugen. Als ich mich den Palmen näherte, konnte ich mit Freiligrath ſagen:

Hört ihr aus dem Palmendickicht
Das Gebrüll und das Geſtampf?

Obgleich ſich hier kein Löwe und kein Leopard um den Leichnam eines Weißen zankten, ſo ſtritten ſich doch Beduinen und Araber mit viel lauterem Gebrüll um einige Tropfen Waſſer. Es war mir ſtets lächerlich, dem Wortgemeng und Gezänke dieſer Leute zuzuhören; beim geringſten Anlaß fuhren ſie geifernd gegen einander, aber ſo erbost ſie auch oft waren, zu Prügeln, wie bei uns, kam es ſehr ſelten. Viel eher konnte einer ſeine Piſtole oder den Yagatan vom Gürtel reißen und ſeinen Gegner plötzlich erſchießen oder niederſtechen.

Bei unſern Zelten hatte der Koch Giovanni unſern eingekauften Hammel abgezogen und in einer großen Kaſſerole über das Feuer gehängt, um das Fleiſch abzukochen und es ſo beſſer mitnehmen zu können. Um ihn ſtanden ein Dutzend Weiber und Kinder, welche ſich die unbrauchbaren Abfälle erbettelten und freudig davontrugen. Wir beſchloſſen unſer Tagewerk wie gewöhnlich, ſpeisten etwas zu Nacht, rauchten unſere Pfeifen, und dabei wurde, wie der gute Baron ſich ausdrückte, große Oper gehalten, das heißt, wir ergötzten uns an deutſchen Liedern und Arien, die wir uns gegenſeitig vortrugen. Doch war dieſe Unterhaltung heute Abend nicht recht lebhaft; die Beſtätigung der Nachricht, daß die Reiterei drei Tage hier liegen bleiben werde, hatte uns verſtimmt. Doch die Nacht deckte uns mit ihrem Schleier zu und wir ſchliefen ruhig. — Am andern Morgen wurde mit Wally Bey Kriegsrath gehalten. Der Gedanke, für nichts und wieder nichts drei volle Tage zu verlieren, war uns ſehr peinlich; zu unſerer größten Freude eröffnete uns aber der Paſcha, daß nur er mit dem größten Theil der Kavallerie liegen bleibe, daß aber der Tartar Gaſſi mit einigen hundert

Reitern und dem ganzen übrigen Troſſe ſchon morgen mit dem Früheſten wieder aufbrechen werde. So war uns demnach wieder geholfen und ein Raſttag kam den armen Pferden, beſonders der Stute mit dem Fohlen, ſehr zu ſtatten. Den Tag über beſchäftigten wir uns damit, vor Allem unſere Kleider aus verſchiedenen Urſachen genau zu unterſuchen, ſo wie auch unſere Waffen in den beſten Stand zu ſetzen; denn wir hatten jetzt eine Strecke von drei Tagreiſen zurück zu legen, auf der es die Beduinen meiſtens unternehmen, die Caravanen anzufallen. So hatten ſie vor kaum vierzehn Tagen einen Trupp von achtzig Kameelen theils aus einander geſprengt, theils geplündert.

Der Aufbruch der Truppen, denen wir uns anſchließen wollten, war auf vier Uhr beſtimmt und der Sammelplatz das Dorf El Ariſch. Es war noch Nacht, als wir unſere Zelte abbrachen und uns anſchickten, den Lagerplatz der Reiterei zu verlaſſen. Vom Meere her pfiff ein ſcharfer Wind, gegen den ich mich nur durch meine dicke wollene Decke ſchützte, in welche ich mich wickelte, während ich, auf einem alten Sacke ſitzend, dem Beladen der Kameele zuſah. Mir war es dieſen Morgen vorgekommen, als ſeyen unſere Kameele nicht mehr alle beiſammen; ſonſt lagen, wie ſchon geſagt, dieſe Thiere rings um unſer Zelt, heute aber umgaben ſie nur einen Theil deſſelben und ließen gegen El Ariſch zu eine Lücke. Vielleicht daß unſere Kameeltreiber heute Morgen noch einige zur Tränke geführt hatten; doch war dieß unwahrſcheinlich, da ſie es früher nie gethan. Ich theilte meine Beſorgniß dem Kapitän E. mit; dieſer überſah mit einem Blick die Kameele, ſchnallte darauf mit ſtillem Lächeln einen Riemen von ſeinem Sattel los, den er zu einem gewiſſen Zweck dort verwahrte, und entfernte ſich. Nicht lange, ſo hörte ich die Stimme des Kapitäns mit einigen Sekter Beſewenk's, was etwa ſo viel heißen will, als: „Geh zum

Teufel, Schuft!“ eigentlich aber unüberſetzbar iſt. Auch vernahm ich einen klatſchenden Laut, wie wenn ſein Riemen mit irgend einem andern Leder in Berührung gekommen wäre.

Ich ſprang auf und fand den Engländer beſchäftigt, mit ſeinem unerſchütterlichen Gleichmuth einen unſerer Kameeltreiber, es war Herr Akrabut, zu peitſchen, wobei er immer rief: „Die Kameele, die Kameele!“ Der Araber, ein ungemein ſtarker Menſch mit Muskeln wie von Stahl, der den Engländer zermalmt hätte, wand ſich ſchreiend unter den Streichen und überſchüttete ihn mit einer Fluth uns unverſtändlicher Worte. Auf unſer Befragen ſtellte es ſich heraus, daß wirklich drei Kameele fehlten, und gerade zwei des Engländers. Er hatte den Kameeltreiber darnach gefragt, und da dieſer zur Antwort gegeben, ſie werden wahrſcheinlich geſtohlen ſeyn oder ſich verlaufen haben, ſo hatte er in der angegebenen Weiſe ſeinen Riemen gebraucht. Der Kameeltreiber mochte noch ſo oft betheuern, er wiſſe nichts von den Kameelen, die Hand des Kapitäns ruhte nicht, und wenn ſich einer der andern Araber darein miſchen wollte, ſo bekam dieſer ebenfalls ſein Theil zugemeſſen. Da wir wußten, daß der Kapitän ſchon manche Reiſe der Art gemacht, und er ſich in allen Sachen ſehr praktiſch zeigte, ſo ließen wir ihn gewähren; denn wenn die Kameele wirklich geſtohlen waren, ſo ſaßen wir in der allerunangenehmſten Klemme, indem es wohl nur durch die allergrößten Geldopfer gelungen wäre, vom Troſſe andere zu bekommen.

Der Lärm des eben geſchilderten Trauerſpiels hatte unterdeſſen die nächſten Soldaten herbeigezogen, dieſe wieder andere, und ſo waren wir bald von einem großen Kreiſe umgeben. Auch unſer Bekannter, der dicke Obriſt, durch den Lärm aus ſeiner Nachtruhe geſtört, trat aus dem Zelt, und kaum hatte er gehört, um was es ſich handle, ſo nahm er ſein kurzes Pfeifenrohr, das ihn nie verließ, und fing an, den zweiten unſerer Kameeltreiber, den Herrn Mahmud, durchzuhauen. Dieſer war aber nicht ſo ſtandhaft wie ſein Kamerad; denn kaum hatte er einige Streiche empfangen, ſo fiel er auf ſeine Knie und rief, er wolle die Kameele wieder herbeiſchaffen, und nach Verlauf einer guten Viertelſtunde brachten ſie die Thiere wirklich herbei. Die Hallunken, in El Ariſch zu Hauſe, hatten während der Nacht die drei Kameele dahin geführt und glaubten, unter dem Vorwand, ſie ſeyen geſtohlen, von uns Geld zum Ankauf anderer zu erpreſſen. Doch Dank dem Riemen des Kapitäns! wir erhielten ſie wieder. Wir hatten aber durch das Intermezzo eine halbe Stunde verloren und mußten uns jetzt beeilen, um zur rechten Zeit nach El Ariſch zu kommen. Dort ſtanden ſchon die meiſten Züge geordnet und erwarteten das Signal zum Aufbruch.

Noch war es ziemlich dunkel und kalt. Vor uns im Oſten begann ſich der Himmel etwas aufzuklären und ließ uns kaum erkennen, daß das Terrain aus lauter Sandhügeln beſtand. Wir gingen einem großartigen Schauſpiel entgegen, der eigentlichen Wüſte, und die Nacht, als Vorhang, der ſich langſam hob, ließ uns nicht plötzlich in jene einförmige Dekoration ſchauen. Nach und nach röthete ſich der Himmel, und als wir die Hügel erſtiegen hatten, die hinter El Ariſch liegen, warf die Sonne ihren erſten Strahl über das Sandmeer, auf demſelben einen glänzenden Streifen bildend, wie auf der See. Alles vor uns öde und ſtill, kein Baum und kein Strauch, nicht die geringſte Unterbrechung in der weißlich gelben Fläche, auf der ein feiner, ſtaubartiger Sand lag, vom Nachtwind zu kleinen Wellen gekräuſelt; kein betretener Pfad, der uns anzeigte, daß vor einigen Tagen eine große Menſchenmaſſe denſelben Weg gekommen war und gewiß für den Augenblick tiefe Spuren hinterlaſſen hatte. Der Wind weht jeden Fußtritt zu; hin iſt der Menſch gar nichts mehr; die ungebändigte Natur läßt ſich von ihm kein Merkzeichen aufdrücken.

Schon vor Aufgang der Sonne hatte uns der Wind einen unangenehmen ſüßlichen Geruch entgegen getragen, der ſich verſtärkte, wie wir über El Ariſch hinaus kamen, und wie die aufgehende Sonne Alles hell um uns beleuchtete, ſahen wir mit Entſetzen, woher der unheimliche Duft rührte: die Leichen der Menſchen und Thiere, die von den frühern Kolonnen zurückgeblieben waren, verpeſteten rings die Luft. Der erſte Todte, den ich ſah und vor dem ich mich ſehr entſetzte, war ein Neger, der mit zuſammengezogenen Gliedmaßen im Wege lag. Doch bald gewöhnten wir uns an dieſen Anblick; denn ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß wir von El Ariſch an die drei folgenden Tage hindurch alle vierzig bis ſechzig Schritte die Leiche eines Menſchen oder eines Thieres fanden, oft ſogar von ſolchen, die am Morgen mit uns ausgezogen. Ich habe nie eine gräßlichere Gleichgültigkeit gegen den Tod geſehen, als bei dieſem Volk. Waren ſie durch Wunden oder Ermattung genöthigt zurückzubleiben und verloren die Caravane aus dem Geſicht, ſo ergaben ſie ſich in ihr Schickſal, legten ſich ruhig hin, mit dem Geſicht nach der Seite, wo ſie glaubten, daß Mekka liege, wickelten ſich in ihren Mantel und erwarteten ſo den Tod, der dann, aber meiſt erſt nach qualvollen Stunden, in Geſtalt des Hungers, der Hitze oder des Erſtickens durch den Sand, ihren Leiden ein Ende machte. Was in unſern Kräften ſtand, dergleichen fürchterliche Scenen zu verhüten, haben wir redlich gethan und nicht immer Dank dafür geerntet. Nicht ſelten entgegnete uns der Unglückliche, den wir durch Brod und Waſſer geſtärkt hatten: „Warum haſt du das an mir gethan? Ich hatte mich in mein Schickſal ergeben, und morgen werde ich alle Qualen von Neuem durchmachen müſſen.“

Der Tatar Gaſſi hatte am Morgen Rath gehalten und alle Reiter gebeten, die Caravane, die ſich noch immer über eine Stunde ausdehnte, ſo oft als möglich zu durchkreuzen und Alles, was zurückblieb, anzutreiben. So hatte ich zuweilen mein Augenmerk auf die Frau gehabt, die ihre beiden Kinder rechts und links in Körben an ihrem Eſel hängen hatte und ſelbſt den Rücken des Thiers einnahm. Ich hatte ihr dann und wann Orangen und Brod mitgetheilt, was ſie im Anfang gar nicht nehmen wollte, indem ſie, Gott weiß, welche Abſicht darunter erblickte. Im Verlauf des heutigen Tages hatte ich ſie einigemal, aber in den letzten Reihen bemerkt, und der unſichere, langſame Schritt des armen Eſels, wie das bleiche, krankhafte Ausſehen der Kinder, weiſſagte mir nichts Gutes. Das Weib ging heute zu Fuß nebenher und theilte den beiden Kindern dann und wann eine Feige mit, nach welcher ſie aber in allen Ecken ihrer Kleider herumſuchen mußte.

Wäre dieſes Jammerbild das einzige im Zug geweſen, ſo hätte man öfter nach den Armen ſehen können; indeſſen fing ſchon heute das Elend an ausſchweifend zu werden. Es war der fünfte Tag des Marſches, ſo daß die nicht ſehr große Proviſion des ärmern Volks faſt ganz aufgezehrt war. Auch war das Waſſer geſtern ſehr ſalzig und kraftlos geweſen und hatte ſogar uns, die wir es doch mit Eſſig oder Kaffee vermiſchen konnten, in eine gewiſſe Abſpannung verſetzt, die erſt heute bei der großen Hitze recht fühlbar wurde. Keine Hand breit Schatten war auf dem ganzen Weg und die Thiere verſanken über einen halben Fuß tief im Sand. Wir theilten von unſern Vorräthen rechts und links ſo viel aus, als wir entbehren konnten; es war aber eigen, daß ſie uns nie um etwas anſprachen; eine Pfeife Tabak war das einzige, wornach ſie ihre Hände ausſtreckten. Neben dieſen Scenen des ſtillen Elends ſah man auch welche von empörender Rohheit. Solche Ausbrüche unnatürlicher Wuth mochten freilich dem allgemeinen Elend zuzuſchreiben ſeyn, das die Leute ſowohl moraliſch als phyſiſch entkräftete. So ritt ich zuweilen an einem Kerl vorbei, der auf einem alten Pferde ſaß und eine Frau hinter ſich hatte. Rauchte dieſer Menſch, ſo war er ruhig, das heißt, er blickte nur mit ſeinem verzogenen, grimmigen Geſicht boshaft lächelnd die Frau an; hatte er aber die Pfeife nicht im Mund, ſo beſchäftigte er ſich damit, die Frau mit ſeinem Kantſchuh ſo lange zu ſchlagen, bis ſie herunter ſprang, worauf er ihr aber ſogleich wieder befahl, aufzuſteigen.

Ein anderer Vorfall, der trotz ſeiner Schändlichkeit etwas Komiſches hatte, war folgender. Ein Infanteriſt beſaß einen Mauleſel, der in Folge des mehrtägigen Faſtens in ziemlich erbärmlicher Verfaſſung war, und auf welchem das Weib des Soldaten ritt. Das Thier konnte ſich mit ſeiner Laſt kaum mehr fortbewegen, weßhalb der Aegypter ſeine Gemahlin in ruhigem Tone erſuchte, abzuſteigen und wenigſtens ein paar Stunden zu Fuß zu gehen, weil, wenn das Thier, wie vorauszuſehen, falle, ſie den ganzen Weg marſchiren müßte. Sie gab aber dieſen vernünftigen Ermahnungen kein Gehör, ſondern blieb ruhig ſitzen. Jetzt nahm der Mann ſeinen Stock und verſetzte ihr einen derben Hieb; ſie aber ſprang flugs zu Boden, fiel über ihren Herrn und Gebieter her und ſchlug ihn weidlich durch, ohne daß der Aermſte im Stande war, ſich ihrer zu erwehren. Als endlich ihr Müthchen gekühlt war und ſie erſchöpft zur Seite trat, ſagte der Soldat ganz ruhig: „Sieh, du haſt mich jetzt geprügelt, weil du weißt, daß ich ſeit einigen Tagen faſt nichts gegeſſen und deßhalb keine Kraft habe; aber laß mich nach Kairo kommen, wo ich Reis und Brod genug bekomme, ſo will ich dir all dieſe Hiebe zehnfach wieder geben; das ſchwör' ich dir bei Allah und ſeinem Propheten!“ Und wenn ihn nicht in der Wüſte der Tod überraſcht hat, ſo wird er, wie ich die Araber kenne, redlich ſein Wort gehalten haben. Ich fürchte aber, er wird ſich erſt im Paradies an ihr rächen können; denn ſo oft ich mich auch in dem folgenden Tag nach ihm umſah, ich habe ihn nicht wieder zu Geſicht bekommen.

Wie wir oft Hülfe bringend einſchritten, ſo traten wir zuweilen auch als Rächer und Vergelter auf. Als der Baron und ich einmal etwas hinter dem Zug zurückblieben, hörten wir aus einem Gebüſch heftiges Zanken und Geſchrei. Wir ritten hinzu und ſahen, wie eben ein Negerjunge, der das Pferd einer alten, lahmen Frau führte, dieſe herunterwarf und im Begriff war, ſich ſelbſt aufzuſchwingen. Wir verhalfen der Frau wieder zu ihrem Pferd, und ich konnte mich nicht enthalten, den Jungen derb abzuprügeln. Neben der Gefahr, daß die Zurückbleibenden die Kolonne nicht wieder erreichen konnten und im Sand umkamen, waren es auch die Beduinen der Wüſte, die, uns wie Raubthiere umſchwärmend, jedem Nachzügler gefährlich wurden. Wo ſich dieſe Menſchen aufhalten, und wo ſie für ſich und ihre magern Pferde Unterhalt finden, iſt mir unerklärlich. Rings konnten unſere Augen auf der Fläche und hinter den niedrigen Sandhügeln nichts entdecken; häufig aber ſah man hinten am Zug plötzlich rechts und links Sand auffliegen, hörte einige Schüſſe fallen, ein wüthendes Geſchrei, und wenige Augenblicke darauf waren die fabelhaften Reiter der Wüſte ſo raſch wieder verſchwunden, wie ſie gekommen waren, hier einen Sack entführend, dort ein Pferd mitreißend, deſſen Reiter ſie herunter geſchoſſen oder geworfen hatten. Ich werde den Anblick nie vergeſſen, wie ſie auf den kleinen Pferden dahin flogen, den Säbel zwiſchen den Zähnen, und, im raſchen Laufe ſich rückwärts wendend, noch einmal aus dem langen Gewehr feuerten. Gar gern wären wir einmal mit ihnen in's Handgemenge gekommen. Davon war indeſſen keine Rede; ſo wie man die

Pferde gegen ſie wandte oder das Gewehr auf ſie anlegte, ſtoben ſie auseinander, wie Spreu vor dem Winde. Heute hatten wir aber doch einen kleinen Auftritt der Art.

Es mochte ungefähr drei Uhr ſeyn, als ich mich in der Mitte des Zugs befand und ſah, daß die Reiter an der Spitze und auf den Seiten plötzlich in Bewegung kamen und einige zwanzig links in's Feld hineinjagten. Ich lenkte mein Thier ebenfalls dahin und galoppirte ihnen nach. Man hatte hinter einigen hohen Hügeln ein paar Beduinen geſehen, welche ein Kameel führten. Trotz allen Zeichen, womit man ihnen bedeutete, näher zu kommen, hatten ſie verſucht, ſich auf der entgegengeſetzten Seite davon zu machen, weßhalb unſere Reiter Jagd auf ſie machten. Auch die Beduinen, welche ebenfalls beritten waren, ſäumten nicht, ließen das Kameel zurück, welches ihnen mit ſeinem langſamen Schritt auf der Flucht hinderlich war, und ſtoben davon. Unſere Reiter, darunter auch ich, breiteten ſich auf der Fläche aus; man verſuchte, jenen den Paß abzuſchneiden, und der erſte, der ihnen nahe kam, war der Baron. Bald überholte er die Beduinen und hielt ſie mit einer Schwenkung einen Augenblick auf, wodurch die nachfolgenden Reiter Zeit bekamen, ſich über ſie her zu werfen, ſie von den Pferden zu reißen und zu binden. Das unterdeß eingefangene Kameel hatte man ſchon als eines von denen erkannt, die vor wenigen Tagen von den Beduinen geraubt worden. Die beiden Wüſtenbanditen nahm man zwiſchen die Pferde und ſchleppte ſie mit fort.

Unſer heutiger Marſch war der ſtärkſte, den wir bis jetzt gemacht. Schon war es vier Uhr und wir ſollten noch eine ſtarke Stunde von unſerm Lagerplatz entfernt ſeyn. Die Caravane hatte ſich gewaltig auseinander gezogen, und nachdem unſere Menſchenjagd vorbei war, ließ der Tartar Gaſſi die Spitze halten, damit ſich die Züge wieder ſammeln könnten.

Doch geſchah dieß heute ſehr langſam, und allen Thieren war große Ermüdung durch die Hitze und den tiefen Sand anzuſehen. Bei dieſen Wüſtenreiſen iſt das noch die einzige Annehmlichkeit, daß der Sand, wenn nicht gerade der Samum oder der heiße Wind weht, keinen Staub gibt, was die Qual des Durſtes vielfach vermehren müßte. Wir hielten an einem Hügel und ſahen die Caravane langſam vorbeiziehen; ein jämmerlicher Anblick: lauter gebeugte, ſchwankende Geſtalten, Thiere, die ſich kaum auf den Beinen halten konnten, und wenn man bemerkte, wie viele der Kameele und Pferde ſeit geſtern ſchon gefallen waren, mußte dieß mit Schreck für die folgenden Tage erfüllen. Gar manche, die geſtern noch ritten und ſich mit ihrem Gepäck geborgen glaubten, gingen heute im tiefen Sand, auf's Unſinnigſte bepackt.

Es dauerte eine gute Stunde, ehe ſich die ganze Caravane wieder geſammelt hatte. Da fiel mir plötzlich ein, daß ich die Frau mit dem kleinen Eſel, von der ich oben ſprach, nicht wieder geſehen habe; auch der Baron hatte ſie vergebens unter den langſam Ankommenden geſucht. Wir ritten einigemal ſo raſch wie möglich in den Reihen herum; ſie war aber nirgends zu finden, und ſo wandten wir unſere Thiere, um eine Strecke zurückzureiten; es konnte ja der Unglücklichen erſt kürzlich etwas zugeſtoßen ſeyn — vor einer halben Stunde hatten wir ſie noch geſehen — und ſo war es auch. Einige hundert Schritte hinter dem Zug fanden wir ſie in einer ſchrecklichen Lage. Ihr Eſel war gefallen und konnte ſich nicht mehr aufrichten. Da hatte ſie denn mit ſtiller Reſignation ihre beiden Kinder aus den Körben genommen, ihnen die Schleier um die Köpfchen gewickelt und ſie neben einander in den Sand gelegt. Sie ſelbſt machte im Augenblick, wo wir ankamen, mit der größten Ruhe Anſtalten, die uns darauf zu deuten ſchienen, daß auch ſie ſich darein ergeben habe, den glühenden Sand als ihr Todesbette zu betrachten. Sie hatte ihn etwas zuſammengeſcharrt, um ihr Haupt darauf zu legen, und ſich mit einem Tuch Mund und Naſe feſt verbunden. Anfangs gab ſie unſerem Zureden, ſich zu erheben, nicht nach, bald aber ermunterte ſie ſich, als ſie ſah, mit welcher Begierde ihre beiden Kinder das Brod und die Früchte verſchlangen, welche wir ihnen gaben. Wir legten die beiden Körbe, nachdem ſie die Kleinen wieder hineingeſteckt hatte, auf das Pferd des Barons; ſie ſelbſt ſetzte ſich auf meinen Eſel, und wir trieben, mit geſpannten Piſtolen hinterhergehend und nach allen Seiten ſcharf ſpähend, die beiden Thiere zu raſchem Schritte an. Schon hatten wir die Caravane beinahe wieder erreicht, als einige zwanzig Reiter uns entgegenſprengten, die der umſichtige Tatar Gaſſi, der uns vermißt hatte, nach uns ausſchickte. Wir ſtellten ihm die Geretteten vor, und aus Achtung für den Baron gab er eines der Kameele Ibrahim Paſcha's her, auf welches die Familie geladen wurde. Sie hat auch, wie wir ſpäter hörten, Kairo glücklich erreicht.

Gegen ſechs Uhr langten wir mit der Spitze auf unſerm heutigen Lagerplatz an; ein kleines Thal ohne Baum und Strauch, ringsum, ſo weit das Auge reichte, nichts wie Sand, und über demſelben der dunkelblaue Himmel. Schon früher ſchien dieſer Platz zum Lager gedient zu haben, denn es lagen da noch mehrere gefallene Thiere, und die kleinen Anhöhen rings herum waren mit Leichen aller Art bedeckt, die man wahrſcheinlich aus dem Lager dorthin geſchleppt hatte. Auch fanden wir noch einige Stellen, wo Feuer geweſen war, und im Sand eine unangenehme Hinterlaſſenſchaft unſerer Vorgänger, eine ungeheure Maſſe kleiner Flöhe, die ſpäter hervorkamen und uns die Nacht über entſetzlich plagten. Ueberhaupt weiß ich mich keines unangenehmeren Lagerplatzes zu erinnern als des heutigen. Der Geruch der faulen Leichen rings herum, das Schreien der Schakals, wie es Abend wurde, die unendliche Oede in der ganzen Natur, das ſtille, paſſive Benehmen unſerer Leidensgefährten, alles dieß beengte mir die Bruſt, und zum erſtenmal ſtieg in mir der Gedanke recht lebendig auf, es müſſe doch entſetzlich ſeyn, hier in dieſer unendlichen Leere ſein Grab zu finden, ein Grab, das nie ein Freundesherz beſuchen, nie eine liebende Hand ſchmücken kann.

Wir ſchlugen unſer Zelt neben dem des Tartar Gaſſi auf, und bald loderte vor demſelben ein mächtiges Feuer, woran unſere Kochkünſtler das Abendeſſen zubereiteten. Wir brachten nach dem Abendeſſen früher als gewöhnlich unſere Lagerſtätte in Ordnung; denn uns Alle hatte der erſte Tagmarſch in der eigentlichen Wüſte an Geiſt und Körper gelähmt. Ich wickelte mich in meine Decke und verſuchte zu ſchlafen, was mir ſonſt nach den erſten Minuten gelang. Nicht ſo heute; ich warf mich herum und konnte nicht zur Ruhe kommen. Von draußen herein ſpielte durch unſere Zeltthür der rothe Schein des Feuers, das einer der Kameeltreiber unterhielt, während die andern, unter ihre Pelze zuſammengekauert, ſchliefen. Auch hatte mich nie ſo ſehr wie heute das heiſere Gebell der Schakals geſtört, die um unſer Lager ihre Abendmahlzeit hielten. Ich konnte nicht ſchlafen und nahm meinen Mantel und Säbel, ſo wie das Buch meines lieben Freiligrath, das ich ſtets im Nachtſacke mit mir führte, und trat vor's Zelt. Da lag das Lager ruhig vor mir und der mitleidige Schlaf hatte faſt alle die armen Menſchen mit ſeinem wohlthätigen Schleier bedeckt und ſie hinweggeführt aus dieſer Einöde in ihre Heimath, in das Delta, unter die friſchen grünen Palmen am Nil. An den Feuern umher ſaßen einzelne Geſtalten, das Gewehr auf den Knieen, und ſchauten ſtieren Auges in die Flammen. Doch nur gegen die Mitte des Lagers waren Feuer angemacht, an den äußern Enden, wo die Aermern ruhten, war es finſter und ſtill; da ſchien ſich nichts zu regen, und noch weiter hinaus wurde es noch ruhiger, denn da fing das Reich der Todten an.

Dicht vor unſerer Zeltthür war eine Gruppe, bei der ich lange ſinnend verweilte. Unſere Kameeltreiber hatten ihre Thiere um das große Feuer ſich lagern laſſen, und die guten Geſchöpfe ruhten wiederkäuend im Kreiſe; ein eigener Anblick: die Flamme beſtrahlte die Köpfe der Thiere und ihre großen glänzenden Augen, mit denen ſie wie nachdenkend in das Feuer ſahen. Zu ihren Vorderfüßen, deren einer, um ſie zu feſſeln, mit einem Strick in die Höhe gebunden wird, lagen ihre Herren, und der, welcher das Feuer zu unterhalten hatte, lehnte ſich an den Hals ſeines Thiers. In größerem Kreis um unſere Zelte lagen die Reiter, die dem Zug folgten, ägyptiſche Offiziere, Beduinen und Araber, mit dem Kopf auf dem Sattel, das Gewehr zur Seite, den Mantel über ſich gezogen.

Ich ſetzte mich an's Feuer zu den Kameelen, und während ich dem Treiber die Flamme unterhalten half, horchte ich in die Wüſte, wo ſich zwiſchen dem Gebell der Schakals zuweilen der heiſere Schrei eines Raubvogels vernehmen ließ. Ich dachte an Freiligrath. Wie wahr ſteht in ſeinen Gedichten die Scene, die ich hier vor meinen Augen ſah! Seine Malereien fand ich meiſtens treu bis in's kleinſte Detail. Ich ſchlug mir ſein „Geſicht des Reiſenden“ auf und las:

Mitten in der Wüſte war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen ſchliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugſand umgekomm'ner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; ſtatt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterſchob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Bruſt und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen kniſtert das geſunk'ne Feuer;
Nur zuweilen kreiſcht verſpätet ein vom Horſt verirrter Geier;
Nur zuweilen ſtampft im Schlafe ein's der angebund'nen Roſſe;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeſchoſſe.

Ja, genau ſo war es, alter Freund, und du biſt wahrſcheinlich früher ſchon einmal auf dieſer Erde geweſen und haſt als Beduine die Wüſte durchzogen; da hat vielleicht der heiße Sand, der dich bedeckte, deine Gedanken mumienartig eingetrocknet, und wie du von Neuem auf die Welt kamſt, ſind ſie friſch und lebenskräftig wieder in dir aufgetaucht. Ja, über uns ſtand am dunkeln Himmel der Mond und rang mit den Wachtfeuern um die Herrſchaft über unſer Lager. Schwach vertheidigten ſich die letztern gegen jenen gewaltigen Herrſcher, der uns rings umzingelte und dem auch ich nicht verwehren konnte, daß er mich mit demſelben weißen Leichentuch überzog, worunter rings auf den Höhen die Todten ſchliefen. Die röthlichen Flammen der Feuer ſpielten zuweilen ſchwach gegen die weißen Zeltwände und zitterten über die ruhenden Menſchen hin, kurz und heftig, als wollten ſie Schutz und Hülfe ſuchen gegen den bleichen Schein. — Er ruht auf der Nilgebirge Jochen, und wenn ich wahrſcheinlich wieder lange im ſchönen Deutſchland bin, in einer hellen Nacht, ſo ſcheint er wieder auf dieſe Fläche und beleuchtet nicht mehr wie heute ſtarre, verzerrte Todtengeſichter, aber — weiße Knochen.

Am andern Morgen brachen wir um fünf Uhr auf und hatten daſſelbe troſtloſe Terrain wie geſtern, doch kam es mir heute viel weniger unheimlich vor, es begann in meiner Bruſt bereits ein Gefühl aufzugehen, das mich in den letzten Tagen der Wüſtenreiſe ganz beherrſchte, und nachdem es mich in Kairo unter dem Gewühle der Menſchen verlaſſen, mich ſtets wieder beſchlich, ſo oft ich von einem Thurm oder den Wällen der Stadt in die Wüſte hinausſah. Es war das

Gefühl der Freiheit, der Unabhängigkeit. In unſern eng umſtellten Verhältniſſen, bei unſern tauſend Bedürfniſſen, wo wir, wird nur ein einziges nicht befriedigt, gleich unſere Schritte gehemmt fühlen, lernen wir leider die Unbedentenheit des einzelnen Menſchen, ſeine Hülfloſigkeit nur zu gut kennen; wir gewöhnen uns, den Menſchen nur als Rad einer großen Maſchine, und noch dazu als leicht erſetzliches zu betrachten. Wie anders fühlt man in der Wüſte, trotz dem, daß hier die Umgebungen ſo koloſſal, ſo unermeßlich ſind, und man glauben könnte, dieſe leeren, weiten Strecken beengen die Bruſt und zeigen uns, wie klein, wie ſo gar nichts wir ſeyen. Dies iſt nicht der Fall. Wir Europäer freilich, die wir von Bedürfniſſen ſo viel zuſammengerafft hatten, als wir bekommen können, vermochten uns nicht ſo trotzig hinzuſtellen und zu ſagen: ich bin mir allein genug, ich brauche euch nicht. Aber wie frei muß dem Araber das Herz ſchlagen, wenn er aus den engen, dumpfigen Stuben wieder hinauskommt in die Wüſte, wo er allein ſteht, ſich ſelbſt genug, wo er ſich ſelbſt beſchützt und allein für ſich ſorgt. Bei dieſen wilden, aber freien Menſchen iſt keine Rede vom Kleben an der Scholle, ein Ausdruck, der mich immer beengt hat. Kameeltreiber zu ſeyn, iſt nach unſern Begriffen gewiß kein beneidenswerthes Loos; aber man biete jenen Menſchen Alles, ein viel reicheres und beſſeres Leben, und ſtelle ihnen dabei die Bedingung, den Sand zu verlaſſen und ihre Hütte am Waſſer des Nils unter Palmen aufzuſchlagen: nur wenige werden ihren Stand verlaſſen. Die Ausdauer dieſer Leute, ihre Munterkeit bei den größten Anſtrengungen iſt bewundernswürdig; wenn alle Thiere im Laufe des Tages ermatteten, ſo trieben dieſe Menſchen, die doch eben ſo gut den Weg machten, von Morgens bis Abends Poſſen, oder ſie ſangen, und unſer Akrabut wußte, wie unſer Dollmetſcher ſagte, ſehr hübſche Mährchen zu erzählen, und nicht immer aus tauſend und einer Nacht oder einem andern Buche, ſondern er war Poet und erfand die meiſten ſelbſt. Dieſe Leute, welche ihr ganzes Leben durch die Wüſte ziehen, erhalten durch dieſelbe von außen wenig Eindrücke und wenig Bildung, ſie ſind faſt ganz auf ihr Inneres angewieſen. So mag es leicht kommen, daß, wenn ſie in brennender Sonnenhitze den ganzen Tag gleichmäßig neben ihren Kameelen hergehen, ſie ſich vor Allem die Luſt eines Trunkes klaren Waſſers ausmalen, dazu einen ſchönen Springbrunnen denken, wie ſie ihn irgendwo geſehen, ihn mit Orangen umgeben, und der Hintergrund eines Mährchens iſt fertig. Der Träumende tritt zum Brunnen, und nachdem er den brennenden Durſt gelöſcht, wachen im Unerſättlichen tauſend neue Wünſche auf: zwiſchen den Bäumen ein ſchönes Weib, deſſen Beſitz ihm der Zauberer oder Drache ſtreitig macht. Welche große Rolle überhaupt die Kameeltreiber in der morgenländiſchen Geſchichte und den Erzählungen, beſonders in tauſend und einer Nacht ſpielen, weiß jeder. So lange die Welt ſteht wird man von Mohamed dem Kameeltreiber von Medina ſprechen, und es mag wohl ſeyn, daß die kluge erzählende Sultanin im heißen Sand der Wüſte empfangen und geboren wurde.

Auf dem ganzen bisherigen Zuge ſchien mir der geſtrige Tag der am meiſten entmuthigende geweſen zu ſeyn; vielleicht als der erſte der Wüſte war er von Allen als Schwelle zu den übrigen mit Schauder und Schreck betreten worden, und ſie fingen heute wieder an, freier aufzuathmen, und nahmen ſich die Schreckniſſe, die ſie in den frühern Tagen noch vor ſich geſehen, jetzt, wo ſie mitten darin waren, nicht mehr ſo zu Herzen. Dazu kam die tröſtliche Betrachtung, daß wir die Höhe des Berges erſtiegen hatten und nun abwärts gingen. Die Hälfte des Weges war zurückgelegt, ja mehr als die Hälfte, da wir nach zwei Tagen hoffen konnten, die äußern

Gränze des Delta zu erreichen, und wenn auch Sandweg, doch zur Seite Gras und Palmen zu haben.

Von unbeſchreiblicher Ausdauer war mein Maulthier, mit dem ich in dieſen Tagen den Weg oft doppelt und dreifach gemacht habe. Bald war ich vorn, bald hinten im Zuge, um mir von den ernſten und komiſchen Auftritten ſo viel einzuprägen, als nur möglich. Könnte es mir doch gelingen, wenn auch mit wenigen Strichen, die verſchiedenen Gruppen und einzelnen Figuren zu zeichnen, die mir auffielen, wenn ich, vorn haltend, die Caravane an mir vorbeiziehen ließ! Jedes Thier bietet ein neues, intereſſantes Bild. Die Kameele, die in ihrem ruhigen, gemeſſenen Gange eher Maſchinen als lebenden Weſen zu vergleichen ſind, erhalten ihre Reiter in beſtändiger Bewegung. Obgleich der Araber ungemeine Fertigkeit beſitzt, durch die verſchiedenartigſten Lagen und Stellungen dem unangenehmen Stoße dieſer Thiere auszuweichen, ſo wackelt ihm doch fortwährend wenigſtens der Kopf auf dem Halſe, und die Kameelreiter ſehen deßhalb mit ihren ernſten Geſichtern chineſiſchen Pagoden nicht unähnlich. Bald reiten die Leute auf dem Höcker, bald legen ſie ſich der Länge nach auf das Gepäck, und oft ſitzen ſie Stunden lang hinter dem Packſattel auf den untergeſchlagenen Beinen. Die Kameele gingen meiſtens in einzelnen Zügen von zwanzig bis dreißig Stücken, eines hinter das andere gebunden, und eine ſolche Truppe wurde etwa von zehn Treibern begleitet, die ſich längs der Reihe vertheilten und die Thiere antrieben; denn obgleich ſie im Allgemeinen von ſelbſt ihren ruhigen Gang einhalten, ſo gibt es doch auch unter ihnen widerſpenſtige und faule.

Das Kameel iſt mir immer als eines der ſonderbarſten Geſchöpfe erſchienen: die ſeltſame Figur, der große Kopf mit der hängenden Oberlippe und den Katzenohren, der ganze Körper wolligt, wie der eines Schafes, was man jedoch nicht oft ſieht, weil meiſt der ganze Körper geſchoren iſt und man nur am Höcker und an beiden Seiten, die der Packſattel bedeckt, die Wolle ſtehen läßt. Ein altes Mährchen erzählt von der Schöpfung des Kameels: das Pferd habe ſich einſt gegen den Schöpfer beſchwert, es ſey zum ewigen Laſttragen verdammt, zu welchem Zweck ihm der Menſch einen Sattel auflege, der ihm den geraden Rücken krumm drücke und die Haut ſchinde; es müßte doch weit klüger ſeyn, wenn ihm gleich der Sattel gewachſen wäre. Drauf habe Gott das Kameel mit dem Sattel oder vielmehr Buckel erſchaffen, um dem Pferd zu zeigen, wie unrechtmäßig es geklagt habe, und wie ſehr der gewünſchte natürliche Sattel es entſtellen würde. — Es iſt merkwürdig, wie genau jedes Kameel die Laſt weiß, die es zu tragen vermag. Dieſelbe iſt in den heißern Strichen vier- bis fünfhundert Pfund, in den kälteren ſechs- bis ſiebenhundert. Keines läßt ſich über ſein Maß beladen. Hat es dieſes, ſo verſucht es aufzuſtehen; bepackt man es noch weiter, ſo ſtößt es ein eigenthümliches Geheul des Unwillens aus, das ſich bis zu einem gewiſſen Grade verſtärkt, und hört man noch nicht auf, es immer mehr zu beladen, wieder abnimmt; wenn das Thier endlich ganz ſchweigt, ſchweigt es für immer. Es bleibt am Boden liegen, und weder durch Stockſchläge noch durch Zureden iſt es zu ververmögen, ſich aufzurichten; nimmt man auch einem auf dieſe Art mißhandelten Thiere ſeine ganze Laſt wieder ab, es erhebt ſich nicht wieder; weder Hunger noch Durſt bringen es von der Stelle; es erwartet ruhig den Tod.

Wir ſahen heute ein Beiſpiel der Art. Der Unfall begegnete den drei ägyptiſchen Damen, von denen ich ſchon früher ſprach. Ihr Thier hatte an den ziemlich corpulenten Weſen mit ihrem Bettwerk und Gepäck ſchon genug zu tragen und ſchien ermüdet. Heute nun mochte dem Eunuchen, der den Harem begleitete, das Gehen zu ſauer werden; er ſchwang ſich auf den Hals des Thiers; dieſes erhob hierüber ein gewaltiges Geheul und legte ſich nach wenigen Schritten zu Boden. Der Eunuch ſprang ab und fing unter dem Zettergeſchrei der Damen an, das Thier zu prügeln; es blieb aber ruhig liegen. Sich lange aufzuhalten und hinter dem Zuge zurückzubleiben, ſchien den Damen nicht räthlich; ſie wären ein artiger Fang für die herumſchwärmenden Beduinen geworden. Alſo ſtiegen ſie ab, um das ermattete Thier eine Weile erleichtert laufen zu laſſen. Es blieb aber liegen, und ſelbſt als man Bettwerk und Kiſten herunterwarf, war es nicht zum Aufſtehen zu bringen. Man mußte es zurücklaſſen, und es wäre den drei fetten Grazien wahrſcheinlich ſchlecht ergangen, hätte ſich nicht der engliſche Kapitän ihrer angenommen und ihnen durch den Tatar Gaſſi ein anderes Kameel verſchafft. Indeſſen waren ſie genöthigt, eine Zeit lang zu Fuß zu gehen, was ſie ſehr zu beugen ſchien, und auch bei ihrer Tracht — den weiten ſeidenen Beinkleidern und goldgeſtickten Jäckchen — die nur zum Liegen auf dem Divan beſtimmt iſt, ſonderbar genug ausſah.

Das größte Lob unter den Thieren der Caravane verdiente unzweifelhaft der weit geduldigere Eſel, ein Thier, das bei uns durch die ewigen Vorwürfe der Faulheit und Dummheit ſchwer verläumdet wird. Kein Thier trägt im Verhältniß ſeiner Größe ſo viel und unermüdlich wie der Eſel. Bei unſerm Zuge waren welche grauſam bepackt, und ſie gingen doch mit kleinen, aber emſigen Schritten vorwärts, bis ſie unter ihrer Laſt zuſammenbrachen, was bei einer großen Maſſe dieſer armen Thiere der Fall war. Pferde von beſonders edlen Racen befanden ſich, außer den unſrigen, im Zuge gar nicht: dauerhafte, ſtarke, ſogar ſchöne Pferde genug, doch keine ohne in die Augen ſpringende Mängel und Fehler. Dagegen gab es unter den Reitern ausgezeichnet ſchöne Geſtalten. So erinnere ich mich dreier Druſen — es waren

Brüder — die in ihrem maleriſchen Koſtüm ein herrliches Bild gaben. Sie trugen weite, rothe, goldgeſtickte Beinkleider, einen farbigen ſeidenen Gürtel und eine blaue geſtickte Jacke mit aufgeſchlitzten Aermeln, die über die Schultern fielen, auf dem Kopf den weißen Turban, und waren ſehr gut mit reich geſchmückten Waffen, Säbeln, langhalſigen Piſtolen und langen Flinten verſehen. Ihre ſchönen Phyſiognomien waren, bei vieler Gutmüthigkeit, doch trotzig und wild. Ihre Pferde, obgleich ſehr ſchlank und mager, waren äußerſt ſchnell und ausdauernd, und wurden von ihnen mit erſtaunlicher Gewandtheit geführt. Bei den Spielen, welche die Reiter beim Beginn des Zuges trieben, zeichneten ſich die drei immer aus, beſonders bei einem, wo der Reiter eine große Araberlanze in die rechte Hand nimmt, das Pferd im Carriere reitet und dabei dieſe Waffe über dem Kopf nach allen Seiten wie eine Feder ſchwenkt, auf einmal die Spitze in den Sand ſtößt und ſein Pferd um dieſen Drehpunkt mit unglaublicher Geſchicklichkeit bald auf die rechte, bald auf die linke Seite wendet, je nachdem er die Lanze links oder rechts in den Sand ſtößt. Mir ſchienen dieſe drei Brüder ein Nachklang jener alten Türkenreiter, deren einen Victor Hugo ſo trotzig ſprechen läßt:

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.

Daß es tolle, leicht erregbare Menſchen waren, hätte unſer Maler beinahe zu ſeinem Unglück erfahren. Einer derſelben näherte ſich ihm und bat um eine der Percuſſionspiſtolen, die F. im Gürtel hatte. Er reichte ſie ihm bereitwillig; ſie war nicht geladen. Der junge Druſe betrachtete ſie mit großer Aufmerkſamkeit und Neugierde, unterſuchte hauptſächlich den Hahn, und als er weder Stein noch Pfanne fand, bat er durch Zeichen, man möchte ihm die Manipulation des Abfeuerns zeigen. F. ſetzte eine Kapſel auf die Batterie, ohne ſie, wie er ſonſt that, feſt hineinzudrücken; denn die Zündhütchen waren etwas zu klein für die Piſtole, und oft konnte man den Hahn drei-, viermal niederſchlagen laſſen, ehe es losging. So ging es auch dem Druſen; er drückte ab, und da kein Feuer erfolgte, gab er die Waffe kopfſchüttelnd zurück. F. ſpannte jetzt nochmals, und da das Zündhütchen durch den erſten Schlag des Hahns gehörig eingedrückt war, erfolgte die Exploſion. Auf dem Geſichte des Druſen wurde ein leichter Verdruß ſichtbar; er glaubte wohl, Gott weiß welche Zauberei ſtecke hinter dem Schloß, daß es ihm verſage, oder wir Franken können allein abdrücken und halten ihn zum Beſten. Doch bat er nochmals um die Piſtole, und als F., wahrſcheinlich um ihn zu necken, das Zündhütchen wieder nur leicht aufſetzte, wodurch es, als der Druſe losdrückte, nochmals verſagte, und F. es nun ſelbſt wieder mit lächelnder Miene abbrannte, riß dem jungen Türken plötzlich die Geduld, ſeine Züge drückten Zorn und Verachtung aus, er warf ſein Pferd zurück, riß ſeine Piſtole aus dem Gürtel, legte auf den Maler an, und es wäre ſicher ein Unglück geſchehen, wenn nicht ein alter, langbärtiger Beduine mit einem äußerſt ſchlauen Geſicht, der neben mir ritt und wahrſcheinlich den Zuſammenhang kannte — denn er hatte beim vergeblichen Bemühen des Druſen höhniſch gelächelt — mit einem gewaltigen Sporenſtoß ſich zwiſchen Beide geworfen und die Piſtole des Druſen auf die Seite geſchlagen hätte, worauf ſich dieſer mit wilden Blicken entfernte. Später ſchien er aber ſein Unrecht einzuſehen; er kam am andern Morgen zum Maler herangeritten und übergab ihm ſeine eigene geladene Piſtole mit dem Bedeuten, er ſoll auf ihn ſchießen. Doch rauchten ſtatt deſſen die Beiden eine Pfeife zuſammen und der Friede war wieder hergeſtellt.

Unſer heutiges Nachtlager war, wie das geſtrige, nur von Sand und todten Körpern umgeben; zur Tränkung der

Thiere hatte man Gruben in den Sand gemacht, in denen ſich jedoch nur ein ſalziges, übelſchmeckendes Waſſer ſammelte. In der beſten, das heißt der größten, ſtand ein rieſiger Neger und ſchöpfte für unſere Pferde und die der Paſchas das Waſſer in einem großen metallenen Gefäß, und da dieſes jedesmal dem Pferde vorgehalten wurde, ſo kann man denken, wie lange es dauerte, bis alle getränkt waren. Auch fehlte es nicht an Zank und Streit, den aber gewöhnlich der Neger auf eigene Fauſt ſchlichtete, indem er jeden Araber und Beduinen, der ſich mit dem Pferde vordrängen wollte, mit ſeinem Gefäß auf den Kopf ſchlug, wobei der Getroffene nicht ſelten ins Waſſer zu ihm hinabfiel. Dieſer Neger war aber auch ein wahrer Athlet, und ich habe ihn Pferde, die ihm zu nahe kamen, zurückwerfen ſehen, daß ſie ſich beinahe überſchlugen. Wir ſpendeten ihm einen gelinden Bakſchis von einigen Piaſtern, in deſſen Folge er uns allen Uebrigen vorzog. Dieſer Kerl war ein Angeſtellter bei der hieſigen Poſtſtation.

Das Wort Poſtſtation in der Wüſte wird Jedem ſonderbar vorkommen. Aber auch dies iſt eine von den vielen guten und ſchönen Einrichtungen, die der Geiſt Mehemet Ali's ins Leben gerufen. Er verſuchte auf alle mögliche Weiſe, dem öden, unwirthbaren Landſtrich der Wüſte Einrichtungen aufzuzwängen, um den zahlreichen Caravanenzügen den Weg von Aegypten nach Syrien zu erleichtern. Nicht nur, daß er, wie ich ſchon früher bemerkt, längs des ganzen Weges, etwa von ſechs zu acht Stunden, Brunnen anlegen ließ, die zum Theil ſchon fertig, zum Theil im Bau begriffen waren, unter den jetzigen Verhältniſſen aber nicht vollendet werden: er hat auf dem ganzen Wege von Kairo nach Acra Poſtſtationen anlegen laſſen, die aus einem Wohnhaus für die Tataren und Stallungen für Kameele, Pferde und Eſel beſtehen. Jetzt natürlich war auch dieſes Inſtitut nicht mehr im gewöhnlichen Gange. Was konnte dem Paſcha jetzt daran liegen, Menſchen und Vieh aufzuopfern und den Kaufleuten oder ſonſtigen Reiſenden eine ſchnellere Verbindung mit einem Lande zu verſchaffen, aus dem man ihn gejagt hatte? Ueber die Aufhebung dieſer Poſten wird ſich wohl Niemand mehr gefreut haben, als die Angeſtellten ſelbſt. Dieſe Menſchen führten ein troſtloſes Leben. Wir haben welche getroffen, die ſeit drei Jahren ihren Bezirk nicht verlaſſen, kein grünes Feld, kein Waſſer geſehen hatten, als das ſchlechte, das ihnen in Schläuchen zugeſchickt wurde.

Der Tatar Gaſſi, der heute Abend wieder unſer Gaſt war, erzählte uns als Chef der Poſt Einiges über die Einrichtung. Man muß nicht glauben, daß es dabei auf eine ganz geregelte Anſtalt abgeſehen geweſen, wie bei uns, daß man etwa ohne Weiteres Briefe ꝛc. damit befördern konnte und dergleichen. Der Hauptzweck war, den amtlichen Weg offen zu halten; doch konnte ſich jeder Privatmann leicht einen Ferman auswirken, vermöge deſſen ihm für eine gewiſſe Summe Pferde und Kameele geſtellt wurden, die auf jeder Station wechſelten und womit er ſeine Effekten oder ſich ſelbſt befördern konnte.

Bei den Poſttransporten, wo es auf Schnelligkeit ankommt, bedient man ſich des Reitkameels, des Hadſchins. Es iſt dieſelbe Spezies, wie das gewöhnliche Laſtkameel, aber eine edlere Race und von demſelben verſchieden, etwa wie das engliſche Rennpferd vom gemeinen Ackergaul. Ich widerlege hiemit die falſche Vorſtellung Vieler, welche auch ich theilte, als wäre der Hadſchin eins mit dem zweihöckerigten Dromedar. Das Reitkameel, welches ein Alter von dreißig Jahren erreicht, wird ſchon mit zwei Jahren zum „Rachwan" dreſſirt, zu jenem Paß oder angenehmen Trab, den einige perſiſche Pferderacen von Natur haben, zu welchem Zweck man ihm einen Vorderfuß mit dem Hinterfuß derſelben Seite durch einen ziemlich langen Strick verbindet, es zuerſt gehen läßt, dann langſam antreibt, bis es gewöhnt iſt, im Trab die beiden Beine jeder Seite zugleich aufzuheben und ſie nicht wie das Pferd zu kreuzen. Die Ausdauer und Schnelligkeit dieſer Thiere iſt bewunderungswürdig. Sie traben gleichmäßig fort und machen mit ihren langen Beinen ſehr große Schritte. Das Pferd kann ſie wohl auf einen Augenblick im Carrière überholen, doch hält es keine Stunde mit ihnen aus. Ein Hadſchin kann ohne große Anſtrengung in einem Tage gegen fünfzehn deutſche Meilen laufen, und frißt dabei nicht mehr als ein anderes Kameel. Unſer Tartar Gaſſi hatte zu Anfang der Feindſeligkeiten eine Depeſche Ibrahims von Acra nach Kairo zu bringen, welche Strecke von hundertfünfzig türkiſchen Stunden, alſo, dieſe zu fünf Viertel deutſchen gerechnet, gegen hundertneunzig Stunden, er, ſo lautete der Befehl des Paſcha, bei Verluſt ſeines Kopfes in drei Tagen zurücklegen ſollte. Der Tartar Gaſſi, der auf allen Stationen die beſten Reitkameele kannte, übergab ſeine Depeſche ſchon in der Hälfte des dritten Tages. Indeſſen ſoll dies Reiten wegen der ſtarken Bewegung des Thieres ſehr ermüden und die Bruſt angreifen. Dies iſt auch natürlich; der Sattel liegt oben auf dem Höcker, ſo daß der Reiter die volle Kraft der Bewegung auszuhalten hat. Da der Reiter mit den Beinen nicht ſchließen kann, ſo iſt der Sattel mit einer Lehne verſehen, und trotz dieſer Lehne und einem Bügel an der linken Seite, in welchen der Reiter, wie bei uns die Damen, einen Fuß ſetzt, iſt es doch ſchwer, das gehörige Gleichgewicht zu erhalten.

Der Tartar Gaſſi ließ uns während des Marſches ein Reitkameel beſteigen. Jemand, der zum Schwindel geneigt iſt, würde keinen Augenblick oben ſitzen bleiben. Und doch iſt es etwas Schönes um dieſe Reiterei. Ich habe ſtets mit Vergnügen die Paſcha's auf ihren Hadſchins daher kommen ſehen. Das große Thier, das mit ſeinem Reiter aus weiter Entfernung im Augenblick zur Stelle iſt, und in langen Sätzen eben ſo raſch vor uns verſchwindet, hat etwas fabelhaft Großartiges. Manches Mährchen wachte in mir auf; aber was brauchte ich die Zauberer mit langem weißem Bart, auf Einhorn und Drachen reitend? Jener Reiter auf dem hohen Thier, die Hand auf den Säbel geſtützt und frei um ſich blickend, wobei das gelb und rothe, mit Gold durchwirkte Kopftuch im Sonnenglanze das jugendliche Haupt mit ernſtem, edlem Ausdruck, gleich Flammen umſpielte, mußte ein Geiſterfürſt ſeyn. Und wie frei hebt ſich die Bruſt, wenn man hoch über dem gewöhnlichen Treiben der Menſchen auf dem Hadſchin ſitzt und der Kraft des Thiers vertrauend ruhig in das Sandmeer ringsum blickt, wenn die kleinlichen, armſeligen Befürchtungen: wird nicht morgen dein Roß verſchmachten und niederſtürzen, und auch dich dem Tode preisgeben? verſchwinden; denn das Reitkameel hungert und durſtet lange Zeit. Mit welcher Ruhe, mit welch ſtolzer Sicherheit kann man die Schreckniſſe der Wüſte betrachten! Ich bin ja frei, unter mir habe ich die Kraft, die mich wie der Zauberſtab in kürzeſter Zeit unter jene Palmen trägt. Wer, von Freiheit träumend, ſich nicht mehr heimiſch fühlt in unſern beengenden Verhältniſſen, wem die geraden Linien der Straßen, das Gewühl der Menſchen die Bruſt beengen, wem im Herzen ein freies Wort laut wird, das er unterdrücken muß und nicht von ſich zu geben wagt, wer glaubt, die Freiheit beſtehe in Conſtitutionen und Kammern, überhaupt im Lockern des Halsbandes, woran er, wie er wähnt, gefeſſelt iſt, der beſteige das Boot der Wüſte, laſſe ſich im Fluge hinaustragen, wo er nichts mehr ſieht, als Himmel, Sand und zuweilen das trügliche Spiel der Fata Morgana. Da ſchaue er hin, und ſchaue ſo lange, bis er die Allgewalt ſeiner Umgebungen recht in ſich aufgenommen hat. Und bleibt ſein Blick ungetrübt, ſchlägt ſein Herz nicht ſchneller, überfällt ihn in der ſchrankenloſen Freiheit nicht plötzlich der entmuthigende Gedanke ſeines Alleinſeyns, der troſtloſen Einſamkeit, die ihn umgibt, ſo daß er ſein Thier umwendet und gleich der Staubwolke vor dem Winde dahinjagt, wo er hergekommen, ſo war er frei.

Unſer heutiger Marſchtag war in Betreff der Hitze, der Oede, die uns rings in der Natur umgab, ſo wie des Elends, das in der ganzen Caravane herrſchte, dem geſtrigen gleich. Wir waren unſer etwa zwanzig Reiter, die Nachmittags dem Zuge voran eilten, weil uns ein ortskundiger Beduine geſagt hatte, hinter jenen Sandhügeln dort liege unſer heutiges Nachtquartier. Noch eine halbe Stunde, und vor unſern Augen breiteten ſich zwei große Oaſen aus: Wieſen von ziemlichem Umfang, mit hohen, ſchönen Palmen dicht beſetzt, welche der gelbe Sand ſcharf umgränzte; ein eigener Anblick, den wir ſpäter im Delta öſters hatten. Das friſche Grün des ſüßbewäſſerten Bodens verliert ſich nicht allmählig im Sande, der es umlauert, ſondern bricht plötzlich ab. Auf einer Anhöhe neben den Oaſen ſahen wir ein altes, verfallenes Gemäuer liegen, an dem ſich, wenn uns unſere Augen nicht trügten, ein kleiner Markt aufgeſtellt hatte. Wir ſahen Beduinen umhergehen und mit ihren langen Stöcken eine Schafheerde zuſammentreiben, die, im Gemäuer zerſtreut, ſich einige Grashalme aufgeſucht hatte. Es hielten Weiber da mit Körben voll Eier und Säcken voll Brod, und einige Kameele, die auf ihren Knieen ruhten, trugen große Laſten von gelb glänzenden Orangen. Wir deuteten dies als ein Zeichen, daß, da uns Menſchen mit Lebensmitteln entgegen kamen, das Ende der Wüſte und damit die Fleiſchtöpfe Aegyptens in der Nähe ſeyn müßten. Das Gemäuer war ein zerfallenes Fort, das die Franzoſen unter Bonaparte auf ihrem fruchtloſen Zuge gegen Acre errichtet hatten. Wir ſprengten im Carrière mit lautem Hurrah vorwärts; die, denen es hauptſächlich galt, die Araber mit den Vorräthen, ſchreckten ſichtlich empor und griffen, hinter die alten Mauern tretend, nach ihren langen Gewehren. Doch änderte ſich bald die Scene, als wir, freilich für unſinnige Preiſe, ihnen von ihren Lebensmitteln abkauften.

Der Tatar Gaſſi hatte uns im dichteſten Palmenwalde den Platz für unſere Zelte angewieſen, da, wo die alten Stämme gleich hohen Säulen emporſtiegen und ſtolz die zierliche Krone trugen, die zwar keinen vollkommenen Schatten gewährte, doch den Raſen mit einem fein gezackten grünen Gewölbe deckte. Es iſt etwas Eigenes um die Palme; welch reizende Vorſtellungen weckt im Abendländer das Wort Palme, und vollends Palmenwald! Wie ärmlich erſcheinen uns dagegen unſere Wälder, wo nur der plumpe Eichbaum wächst, und die ſtarke Buche und die ſchwarze traurige Tanne! Aber es geht uns mit der Palme wie mit ſo vielen Dingen, die uns die Ferne und die Unerreichbarkeit im Zauberlichte zeigt, das unſere Phantaſie ſtets bereit iſt, einem Brennſpiegel gleich, in ſtärkern Strahlen zurückzuwerfen. Wir leſen, wie ſchon die älteſten Völker, die Juden namentlich, Palmblätter ſtreuten und damit den Weg der Könige und großen Männer heiligten. Welcher Mährchenkranz flattert für uns um die Krone der Palme! an welchem Quell, wo Abdallah oder Said ruhten, oder wie die Helden alle heißen, ſtand nicht eine Palme! Mir kam dieſer Baum früher immer vor, wie das ſichtbare Zeichen einer neuen, geheimnißreichen Welt, eines glänzenden Zauberkreiſes; ſein Anblick durchzuckte mein Herz, wie wenn mich in der Ouvertüre einer großen Oper die immer längern Paukenwirbel, die ſchneidenden Wehlaute der Hörner auf etwas Außergewöhnliches vorbereiten. Es war in der Nacht, als wir auf der Rhede von Rhodus anlangten, und ich im hellſten Mondlicht, das wir ſeit lange geſehen, einen Palmbaum über die grauen Mauern blicken ſah. Da ſtand ich lang im Anblick des ſchlanken Orientalen verſunken, und die Phantaſien, welche, mit dieſem Baum verknüpft, in einem Winkel meines Herzens ſchlummerten, rankten nach allen Seiten wild und üppig empor; gewiß ſehr natürlich, denn wir lagen ja vor Rhodus. Aber als ich ſpäter viele tauſend dieſer Bäume geſehen, und unter ihnen liegend, die Sonne, die durch ihre ſpitzen Blätter dringt, ſchwer empfand, ſtiegen unſere deutſchen Eichen- und Buchenwälder ſehr in meiner Achtung. Wo die Palmen noch ſo dicht ſtehen, gewähren ſie keine Kühle und bieten dem Auge keine Abwechslung, keine Nüancen der Farbe, immer nur ein einfaches, dunkles Grün.

Indeſſen war uns der wenige Schatten, den uns heute die Oaſe darbot, nach einem mehrſtündigen Ritt durch öde, baum- und ſtrauchloſe Sandflächen, ſehr erwünſcht. Wir ſuchten uns einen Platz, wo die Bäume ſo weit auseinander ſtanden, daß wir je zwiſchen drei und vier unſer Zelt aufſchlagen und die Pferde bei ihnen anbinden konnten. Bald kam der ganze Zug der Caravane nach, und ſo Viele der Wald aufnehmen konnte, lagerten ſich in demſelben, die übrigen um das Fort und auf der andern Seite. Die Anſtalt zur Tränkung des Viehs war heute ganz gut: ein langer gemauerter Behälter, wie ich ihn ſchon früher beſchrieben, mit einem Schöpfrade, an welches ein Kameel geſpannt wird, um das Waſſer in die Höhe zu winden. Mochten ſich nun die ärmern Klaſſen in der Caravane an die Schrecken der Wüſte gewöhnt haben, oder war es das Grün der Oaſe, oder der Markt, auf dem ſich freilich keiner etwas kaufen konnte, der ihnen aber doch Abfälle vom Tiſch der Reichern gewährte: ſie waren heute ungleich munterer und lebhafter, als geſtern und vorgeſtern. Die meiſten kehrten, nachdem wir eine Stunde gelagert, ſtatt des ſtarren Hinbrütens, worin ſie die vorigen Tage verſunken waren, zu ihrer alten

Lebhaftigkeit zurück. Wir hatten für uns neue Brodvorräthe angekauft und das alte, faſt ganz vertrocknete, ſo viel es ſich thun ließ, unter das Volk vertheilt. Und es war rührend anzuſehen, mit welcher Freudigkeit ſie dieſe kleinen Gaben empfingen, und wie wenig dazu gehört, dieſe Menſchen vergnügt zu machen; beſonders die Schwarzen ſprangen um unſere Zelte herum, tanzten und trieben allerhand Kindereien.

Unſer heutiges Lager hatte aber auch etwas ſehr Freundliches und wahrhaft Phantaſtiſches, beſonders als die Nacht kam und hinter den weißen Sandhügeln der Mond aufſtieg. Da ſaßen wir in unſerem Zelt, deſſen Thüre wir weit zurückgeſchlagen hatten, und ſchauten in's bunte Gewühl, das ſich in der ſeltſamſten Beleuchtung vor unſern Augen bewegte. Die Araber hatten unter den Bäumen große Feuer angelegt, die ſie mit kleinen Sträuchern unterhielten, welche in Menge in der Oaſe wuchſen. Dieſes Brennmaterial, ſehr dürr und trocken, hat das Eigene, daß es, auf die glühenden Kohlen gelegt, wie Stroh plötzlich zu einer haushohen Flamme aufflackert, die dann eben ſo raſch wieder zuſammenſinkt. So ſchien der ganze Wald mit rieſigen Irrlichtern belebt, die jetzt kaum bemerkbar glimmten, dann plötzlich emporfahrend, die umherliegenden Menſchen grell beleuchteten. Und dabei der Jubel der Araber, wenn auf die verlöſchenden Kohlen, bei deren Schein man nichts mehr von ihnen ſah, als ihre glänzenden Augen, mit denen ſie ſinnend dem Verglimmen des Feuers folgten, eine neue Ladung Geſträuch gelegt wurde, und jetzt die Flamme auf einmal emporloderte. Da erhoben ſie ein wildes, lange nachhallendes Geſchrei, ihr Hurrah, das uns Anfangs zuweilen erſchreckte. In ſolchem Augenblicke ſahen die Gruppen wie eine Dekoration aus, die man kunſtreich geordnet und beleuchtet. Vor einem Feuer, das nicht weit von unſerem Zelte brannte, ſtand der Neger, der uns geſtern beim Waſſerſchöpfen ſo treffliche Dienſte geleiſtet.

mit ſeiner rieſigen Figur, regungslos an eine große Palme gelehnt, ein ſchönes Bild, wie ich es nie geſehen. Mann und Baum ſchienen von Bronze, welche das aufflackernde Feuer vergoldete. Selbſt die Thiere ſchienen an dieſem Feuerwerk Gefallen zu finden; Scham, unſer edler Hengſt, wieherte faſt den ganzen Abend vor Freude, und das kleine neugierige Fohlen, das am Abend von ſeinen Banden befreit wurde, tappte zuweilen zu unſerm Feuer hin, um ſich die Sache in der Nähe zu beſehen. — Der Palmwald hatte etwas Zauberhaftes; von unten wurden die hohen Stämme durch die flackernden Feuer röthlich angeſtrahlt und oben verſilberte das Mondlicht die Spitzen der Blätter, die der Abendwind hin und her wiegte.

Unſer engliſcher Kapitän hatte unter den Vorräthen auf dem Markt einen Korb mit Nilfiſchen alsbald für ſich in Beſchlag genommen und von ſeinem Koche zubereiten laſſen. Fiſche in der Wüſte! und ſie waren noch dazu ſehr gut; nur gaben ſie zu einer kleinen Streitigkeit zwiſchen dem wunderlichen Kapitän und ſeinem Kochkünſtler Anlaß. Erſterer hatte befohlen, ſie alle zu braten; da aber ihre Anzahl nicht unbedeutend war, hatte Huſſeyn einen Theil für Morgen aufheben wollen. Als wir die umfangreiche Schüſſel, die man uns vorſetzte, geleert hatten und ganz geſättigt waren, fragte der Engländer, ob das alle Fiſche ſeyen, und als dies der Koch verneinte, mußte er die übrigen zur Strafe auch noch zubereiten, blos weil der Kapitän einmal geſagt hatte, ſie ſollten alle gebraten werden; denn keiner von uns rührte mehr ein Stück an.

Nachdem wir am Abend noch einen Gang durch ſämmtliche Lager gemacht und alle Pferde gemuſtert hatten, was namentlich der Baron jeden Tag that, um unter den vielen Hunderten vielleicht etwas Ausgezeichnetes zu finden, ſtatteten wir dem Tatar Gaſſi, der neben uns lagerte, noch einen

Beſuch ab. Er theilte uns die nicht ſehr erfreuliche Nachricht mit, es ſey ihm bei der allgemeinen Ermattung ſämmtlicher Menſchen und Thiere nicht möglich, ferner ſo raſch wie bisher den Zug fortzuſetzen, weßhalb er morgen nur einen kurzen Marſch von vier Stunden machen und übermorgen in Salahieh der Caravane zwei Tage Ruhe gönnen werde. Er ſah unſere Beſtürzung hierüber, weßhalb er uns den Vorſchlag machte, wir ſollten morgen mit der Caravane bis zum Lagerplatz ziehen und dann mit einigen zwanzig Reitern, die er uns mitgeben wolle, noch eine Etappe weiter machen, ſo daß wir morgen ſchon nach Salahieh kämen, wo, als auf der Grenze Aegyptens, alle Gefahr wegen der ſtreifenden Raubbeduinen vorbei ſey und wir unſern Marſch in beliebiger Schnelligkeit fortſetzen könnten, ein Vorſchlag, den wir nach einiger Ueberlegung annahmen.

Am nächſten Morgen brachen wir um fünf Uhr mit der Caravane auf und gelangten ſchon gegen eilf Uhr auf den für heute derſelben beſtimmten Lagerplatz, einer gewöhnlichen Poſtſtation mit gemauertem Brunnen und Schöpfrad. Wenn uns ſchon früher dieſe gut eingerichteten Tränkungsanſtalten in Erſtaunen geſetzt hatten, ſo fanden wir auf unſerm heutigen Wege etwas, das uns wirklich mit Achtung erfüllte vor dem Geiſte Mehemed Ali's, der es verſucht, der gewaltigen Wüſte europäiſche Kultur aufzubringen. Es waren dies hölzerne Thürme, die eine Telegraphenlinie zwiſchen Kairo und Jaffa herſtellen ſollten, aus rohen Planken zuſammengezimmert, von ungefähr vierzig Fuß Höhe, oben mit einer Plattform verſehen und in zwei Stockwerke getheilt, in welchen ſtarke Leitern die Dienſte der Treppen verſahen. Natürlich waren ſie alle noch unfertig und auf keinem befand ſich etwas von der eigentlichen Einrichtung des Telegraphen; und ehe die türkiſche Regierung etwas zu ihrer Vollendung thun kann, haben die herumſtreifenden Araber oder die edlen türkiſchen Soldaten ſelbſt die Thürme wieder abgeriſſen und verbrannt, um ihren Pillau damit zu kochen.

Kaum waren wir angelangt, ſo übergab uns der Tartar Gaſſi, ſeinem Worte treu, einige Reiter, die uns als Bedeckung dienen ſollten; es waren aber keine zwanzig, ſondern nur acht; da er indeſſen, wie auch mehrere andere Offiziere, uns nochmals verſicherte, es ſey von hier auf dem Wege nach Kairo auch nicht mehr die geringſte Gefahr zu beſorgen, und wir ja zudem doch unſer fünfzehn gut Bewaffnete waren, ſo begnügten wir uns mit der Escorte, die aus lauter jungen, kräftigen Männern beſtand — auch die Druſen, von denen ich oben ſprach, waren darunter — tränkten unſere Pferde und machten noch einen Beſuch bei Mahmud Paſcha, der, obgleich der Tartar Gaſſi das Kommando hatte, die höchſte Perſon bei der Caravane war. Dieſer ließ von ſeinen Kameelen ein paar Flaſchen Champagner herunter langen und ſie uns zu einem Bügeltrunk kredenzen. Wir ließen nicht ohne ein leiſes ſchmerzliches Gefühl all die guten Menſchen hinter uns, die uns vom Paſcha bis zum geringſten Neger, wo ſie nur immer konnten, Gefälligkeiten erwieſen hatten. Trotz dem, daß Alle mit Abpacken der Thiere und Aufſchlagen des Lagers beſchäftigt waren, traten viele in unſern Weg und murmelten ihr Maſchallah, während ſie die Hände auf Stirne und Bruſt legten; ja einige alte Beduinenhäuptlinge, die ſich ſchlecht verproviantirt hatten und denen der gute Baron ſtets von ſeinen Privatvorräthen mitgetheilt, faßten den Zügel ſeines Hengſtes und legten ihm die Hand auf das Knie und an den Bügel und riefen Allah und den Propheten an, ihn ferner zu beſchützen. Und dieß Alles war reine Gutmüthigkeit, ohne andere Abſicht; ſie konnten doch nimmer daran denken, uns je wieder zu ſehen, und dachten auch wohl nicht daran; wir begegneten indeſſen ſpäter einigen derſelben in Kairo.

Ich machte vor unſerm Aufbruch noch einen kleinen Tauſchhandel mit einem Araber, einem Manne, der ſich auf dem Marſche ſehr oft zu mir gehalten und mich über dies oder jenes belehrt hatte. Ich gab ihm meinen himmelblauen Schlafrock, der ſehr zierlich mit Roth ausgeſchlagen war, dem man aber ſehr die Stürme anſah, die er auf der Reiſe durchgemacht, und der Alte verehrte mir dagegen einen eiſernen Piſtolenladſtock, der wieder einer Zange als Scheide diente, mit welcher man Kohlen auf die Pfeiſe zu legen pflegt. Darauf nahmen wir zärtlichen Abſchied von einander, indem mich der Araber bei der Hand ergriff und dann, ſich vorn überbeugend, ſeine Stirn an die meinige legte.

Es war heute wieder eine glühende Hitze und unſere drei Herren Kameeltreiber, die ſonſt beſtändig luſtig und guter Dinge waren, mochten es in ihrem Innern ſchwer empfinden, daß ſie heute weiter marſchiren mußten, als die andere Caravane; denn ſie zogen ſchweigend neben ihren Kameelen dahin, und ſelbſt Herr Akrabut wollte unſerm Koch Giovanni, trotz deſſen vielmaliger neckender Aufforderung, kein Mährchen erzählen. Als wir etwa eine halbe Stunde vom Lagerplatze entfernt waren, bemerkten wir eine ältliche Frau, eine Aegypterin mit blauem Hemde und Schleier, die uns in einiger Entfernung folgte. Giovanni mußte auf Befehl des Barons zurück und ſie fragen, warum ſie die Caravane verlaſſen, worauf ſie entgegnete: ihr Mann, ein Jüs-Baſchi in der Armee Ibrahims, ſey auf dem Zuge geblieben; ſie habe bis geſtern einen Platz auf einem Kameel bei einer Bekannten gehabt; dieſes ſey jedoch geſtern geſtürzt, und ſie vertraue zu uns Franken, wir werden ſie nach Kairo mitnehmen. Der Baron erlaubte dem armen Weibe, auf unſer erſtes Kameel zu ſteigen, das bis jetzt neben dem kleinen Fohlen Waſſer und Kohlen getragen hatte; dieſe Artikel waren aber jetzt ſehr zuſammengeſchmolzen und deßhalb Platz genug auf dem großen Thier. Das kleine Pferdchen, das Anfangs die neue Nachbarſchaft mit neugierigem Blick betrachtete, ſchien ſich bald daran zu gewöhnen; denn die Frau liebkoste es beſtändig und deckte ihm bei der großen Hitze ihren Schleier über den Kopf.

Wir verloren die große Caravane, mit der wir Gaza verlaſſen, aus dem Geſicht, und zogen, eine kleine bildend, weiter durch die Sandwüſte, die aber hier ſchon viel von ihrem ſchauerlichen Charakter verloren hatte. Zur Seite des Weges erſchienen hie und da kleine Geſträuche bis zu drei Fuß Höhe, und der Weg war ſtatt des geſtrigen loſen Sandes heute ſchon ſo hart, daß die Kameele an den meiſten Stellen mit ihren breiten Fußballen nicht mehr einſanken. Es mochte gegen drei Uhr ſeyn, als der Baron, der mit einigen Reitern etwas voraus war, plötzlich laut ausrief: „Waſſer! Waſſer!“ und links querfeldein gegen einen großen Teich ſprengte, der ſich bei der Krümmung des Weges unſern Blicken zeigte. Auch ich forcirte meinen Mauleſel zu einem armſeligen Galopp und hörte bald, daß es kein Trink-, ſondern Salzwaſſer ſey. Aber wenn ſomit auch die Hoffnung auf ein gutes Nilwaſſer vereitelt war, ſo wußten wir doch beim Anblick dieſer Seen, deren ſich nun auch rechts mehrere zeigten, daß wir uns dem Delta näherten; denn es mußten jene Moorwaſſer ſeyn, die man auf den Karten von der Mündung des Nils aus gegen Oſten weit in's Land hinein verzeichnet ſieht.

Der Tatar Gaſſi hatte uns freilich geſagt, wir haben von ſeinem Lagerplatz bis zur nächſten Poſtſtation — ſie hieß Kantra — nur noch fünf Stunden; aber es wurde Abends ſieben Uhr, ehe wir ſie erreichten. Sie hatte Tränkungsanſtalten wie die geſtrige, doch waren die Gebäude für die Poſtbeamten comfortabler eingerichtet, als auf allen andern, und zwiſchen zweien derſelben ſtand ein großes, ſchönes Zelt aus dickem Segeltuch aufgeſchlagen, unter dem der Chef der Poſt, ein dicker Aegyptier, lag, der uns ſagen ließ, wir möchten unſere Zelte nicht aufſchlagen, er müſſe auf Verlangen im ſeinigen den Reiſenden Platz geben — alſo eine Wüſtenpaſſagierſtube.

Etwas ſehr Merkwürdiges hatte dieſe Station: hier befand ſich zugleich eines der Kameelgeſtüte Mehemed Ali's. Es waren fünf oder ſechs große, ſtarke Kameelhengſte da, einige zwanzig Stuten und ſieben oder acht Fohlen. Dieſe kleinen Thiere ſahen höchſt ſonderbar aus. Die Biegung des Kopfes, der wie der Schnabel eines Raubvogels nach unten gekrümmt iſt, tritt bei ihnen viel ſtärker hervor, als bei den Alten, und gibt ihrem Kopfe eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem eines Habichts. Dabei trägt das Thier ſeinen wolligen Körper äußerſt unbeholfen auf den langen Beinen und iſt außerordentlich eigenſinnig. So wollten die Araber, als es anfing dunkel und kühl zu werden, einige dieſer Thiere, die ſich draußen in die Sonne gelegt hatten, zum Aufſtehen bewegen, um ſie in den Stall zu treiben. Aber die kleinen Geſchöpfe ſtießen ein Geſchrei des Unwillens aus und mußten mit Gewalt aufgehoben und fortgetragen werden. — Die Thiere wohnten in einem umſchloſſenen Hof, an den rechts und links zwei Schuppen ſtießen, und Alles war aus Steinen aufeinander geſetzt. Die Poſtknechte, ſo wie die Aufſeher des Geſtüts waren Neger und Abyſſinier, und unter ihnen ſehr ſchöne Menſchen.

Wir richteten uns im großen Zelte des Poſtmeiſters ſo gut wie möglich ein. Ein ziemlich ſtarker Wind, der ſich am Abend erhob, bewegte die langen Zeltwände hin und her. Es war das erſtemal ſeit unſerer Wüſtenreiſe, daß wir wieder einmal den Luftzug bemerkten, und da das Poſthaus auf einer kleinen Anhöhe lag, ſo ſtrich er recht friſch und kühl bei uns vorüber und eilte zum Delta voran, um dort wahrſcheinlich unſere Ankunft anzuzeigen. Der dicke Poſtmeiſter, der ſich zu uns in's Zelt kauerte, war ein recht gemüthlicher Aegyptier. Er erzählte uns, er ſey ſchon fünf Jahre auf dieſer Station, ohne ſie je verlaſſen zu haben; ſeine Bedürfniſſe laſſe er ſich auf Kameelen von Kairo kommen; ſogar das reine Trinkwaſſer mußte er ſechs Stunden weit herſchaffen laſſen. Gerade heute hatte er wieder einen Transport bekommen; er brachte uns auf einer kleinen Schüſſel einige Confituren von Kairo, die er als die vorzüglichſten ihrer Art pries; ſie waren eben ſo fett und unangenehm ſüß, wie die türkiſchen. Von der Politik wußte der alte Herr ſo gut wie gar nichts, und er verwunderte ſich ſehr, als wir ihm erzählten, Ibrahim Paſcha habe ſich durch die Engländer und eine Handvoll Türken aus dem Lande jagen laſſen. Natürlich hatte er vom Zuge Ibrahims durch die Wüſte gehört, und die Kolonne Achmed Paſcha Meniklis war ſchon vor einiger Zeit hier durchgezogen. Aber das Warum hatte ihn wenig gekümmert.

Am andern Morgen brachen wir zeitiger als ſonſt auf, indem wir nach Salahieh, dem erſten ägyptiſchen Dorfe, wie man uns geſagt, zehn Stunden hatten. Der Weg beſſerte ſich im Laufe des Tages zuſehends, und gegen Mittag, wo die Sonne recht glühend auf uns ſchien, tauchte vor uns von Süden nach Südweſten aus dem gelben Sande ein langer grüner Streifen auf. Es waren Palmenwälder, die jedoch bald wieder verſchwanden, und gegen ein Uhr hatten wir heute noch einmal und zum letztenmal den vollen Anblick der troſtloſen Wüſte um uns: rings, ſo weit das Auge reichte, eine glatte, hellgelbe Sandfläche, worauf die Sonne mit unbeſchreiblicher Schwere lag und die Thiere und uns faſt zu Boden drückte. Die Araber hatten wieder wie gewöhnlich ihre Teppiche über den Kopf gezogen und ſaßen zuſammengekauert auf ihren Pferden, wobei ſie ihre Waffen, Lanzen und Säbel nachläſſig über den Sattelknopf legten. Unſere kleine Caravane hatte ſich ganz auseinander gezogen, denn jeder ließ ſein Thier gehen, wie es eben wollte; jeder war zu matt, um den Fuß zu einem Sporenſtoß zu erheben oder auch nur den Mund zu einem Zungenſchlag aufzuthun. Der Nachtwind hatte die ganze Fläche, ſo weit wir ſahen, ſcharf angehaucht und lauter kleine Wellen hineingeſchnitten, ſo daß das Kameel an der Spitze ſich jedesmal Bahn machen mußte, wie wenn man bei uns zu Hauſe an einem Wintermorgen der erſte iſt, der die über Nacht gefallene Schneedecke zertritt. Der ganze Anblick der heutigen Wüſte, das matte Dahinſchleichen unſerer Thiere und die Glut der Sonne drückten uns Alle ſo darnieder, daß wir mit ſchweren Athemzügen nach der Gegend blickten, wo uns vorhin die Palmen erſchienen und wieder verſchwunden waren. Aber wir wußten, noch ehe der Abend kam, hatten wir ſie erreicht, und konnten, unter ihrem Schatten geborgen, nach jenem ſchrecklichen Feind, der Wüſte, zurückblicken, der uns heute zum letztenmal in ſeiner ganzen fürchterlichen Geſtalt erſchien. Wir wußten, daß die Sonne, die uns jetzt zu verſengen drohte, denſelben Weg mit uns hatte und wir nach der Richtung, wo ſie am Horizont verſchwand, Menſchen, ein Dorf, Waſſer und friſches Grün finden würden.

Doch wie mußte es denen ſeyn, die ohne Compaß oder ſichern Führer vom Wege abkamen und umherirrend nicht wußten, wohin, um dieſem großen, allgewaltigen Grabe zu entfliehen? Der Gedanke an ein Verirren, ſo nahe am Ziele unſerer Reiſe, ſtieg in mir leiſe auf, und meine ſtets rege Phantaſie ließ mir ein ſolches Unglück ſo möglich werden, daß ich zum Anführer unſerer Beduinen, der vorne an der Spitze war, hineilte, um ihn auszufragen, ob er auch ſicher wiſſe, wo wir uns eben befanden. Der Alte hob den Burnus, den er über das Geſicht geworfen hatte, etwas in die Höhe und ſah mich ſo liſtig lächelnd an, als habe er meine Furcht errathen; dann bedeutete er mir in der lebhaften Zeichenſprache, die dieſem Volke eigen iſt: vor uns ſey das Delta, rechts das Meer, aber links — hier ſtreckte er ſeinen Arm nach Oſten aus, wo ſich die große Wüſte bis an's rothe Meer und weiter hin zieht — links ſey gar nichts als Sand, und wer dort einmal hineingerathen ſey, könne ruhig ein Loch in den Sand machen und den Burnus über den Kopf ziehen. Dahin ſchaute ich und gefiel mir darin, mich immer tiefer in das Wüſte, unendlich Oede zu denken, das ſich da ausbreitete und unſern Fuß berührte.

Einige Minuten mochte ich ſo fortgeritten ſeyn. als mir plötzlich dünchte, ich ſehe am fernen Horizonte, nach der Richtung der Wüſte, einen dunkeln Streifen erſcheinen, in der Art, wie wir früher die Palmwälder vor uns geſehen hatten. Was konnte das ſeyn? Einige Schritte vor mir ritt der Baron, der ein ſehr ſcharfes Geſicht hat und mit einem lauten Ach! plötzlich ſein Pferd anhielt und es nach jener Gegend wandte. Ich rief ihm zu, was er vom Streifen dort halte, und ob er etwas Genaueres ſehe, worauf er erwiderte: dort ſey auf einmal Waſſer erſchienen; er ſehe die Wellen ſich bewegen und umher große Palmen und andere Bäume, wie von ſtarkem Winde bewegt, auf und ab nicken. Ich zog am Mantel unſeres Beduinenchefs, der ſein Geſicht ſchon wieder bedeckt hatte, und zeigte, als er mich fragend anſah, nach jener Gegend. Als habe er ein Geſpenſt geſehen, verzog der Alte mit einem lauten Maſchallah ſein Geſicht und ſtarrte in die Wüſte hinein. Auch die andern Araber und unſere Kameeltreiber wurden aufmerkſam und blickten mit demſelben Entſetzen hinaus, und Giovanni, der Dollmetſcher, näherte ſich uns und rief dem Baron zu: das ſey das Wüſtengeſpenſt, das die Reiſenden irre führe, vom Weg ab in das Innere der Wüſte, das ſtets zurückweiche und nicht eher verſchwinde, bis die Caravane, die ihm gefolgt, den richtigen Weg nicht wieder finden könne und verloren ſey. — Es war alſo die Fata Morgana. Der Baron ſprengte darauf zu und wir folgten ihm, obgleich uns die Beduinen abzuhalten ſuchten, und bald konnte auch ich etwas von der ſonderbaren Erſcheinung erkennen. Es war, wie ſchon geſagt, ein weiter Waſſerſpiegel, an ſeinen Ufern wuchſen grüne friſche Bäume, und doch war nichts da, als verbrannter gelber Sand. Es verurſachte uns Allen ein recht unheimliches Gefühl, und doch freuten wir uns, noch am letzten Tag unſerer Wüſtenreiſe der Fata Morgana oder dem Wüſtengeſpenſt begegnet zu ſeyn.

Das Phänomen verdient in der That den Namen eines Geſpenſtes der Wüſte, womit es die Araber bezeichnen, eines böſen Geiſtes, der den Wanderer vom Wege ablockt und ihm das, was ſein kochendes Gehirn mit glühenden Farben ausmalt, neckend vorgaukelt. Woher kommt es, daß dieſes trügeriſche Spiel ſelbſt den, der es von natürlichen Urſachen ableitet, Anfangs mit Bangigkeit, ich möchte ſagen mit Entſetzen erfüllt? Dort, wo ſich der Sand hundert Meilen weit ausdehnt, wo weder Baum noch Strauch iſt, keine Spur von Waſſer, dort erſchienen uns auf einmal Gruppen von ſchlanken Bäumen, die einen ſtolz dahinfließenden Strom umſtanden, auf deſſen Wellen wir die Strahlen der Sonne ſpielen ſahen. Freundlich grün bedeckte Hügel tauchten auf und verſchwanden wieder; kleine Häuſer und Burgen mit trotzigen Mauern und Wällen wurden in den Wäldern ſichtbar, deren Stämme ſich wie dünne Halme im Wind hin und her bogen.

Wo blieb der Wüſte lodernd Gelb? wohin ich ſchaue, blendend Licht!
Es iſt ein Schimmern, wie des Meers, das ſich an Algiers Küſten bricht.
Es blitzt und brandet, wie ein Strom; es leckt herüber feucht und kuhl.
Ein rieſ'ger Spiegel funkelt es; wach auf, es iſt vielleicht der Nil!

So weit wir auch gegen die Erſcheinung ritten, wir kamen ihr doch nicht näher. Alles ſchien vor uns Schritt für Schritt zurückzuweichen. — Lange ſtanden wir ſo und ſahen dem Zauber zu, und allmählig verlor ſich das Unheimliche, das im Anblick lag. Es war ein ſo reges Leben in dieſer Scheinlandſchaft, das Waſſer ſo glänzend, die Bäume ſo ſaftig grün, ſo ſtolz und ſchlank, wie ich ſie nie geſehen. Alles ſchien dort viel freundlicher, als in der wirklichen Welt, und zog uns ſo mächtig an, daß wir, die doch nicht der Durſt vorwärts trieb, dort Waſſer zu ſuchen, wo keines war, gerne fort und fort dem Spuck nachgejagt wären, und ſo wohl begreifen konnten, wie er den Verirrten, der verzweifelnd, mit brennendem Auge Waſſer und menſchliche Wohnungen zu ſehen glaubt, an ſich lockt, um ihn einſam verderben zu laſſen.

Langſam kehrten wir zu unſern Beduinen zurück, die nicht von der Stelle gegangen waren. Noch ſchauten wir oft zurück in die Wüſte, wo die Erſcheinung allmählig erblaßte und endlich zu einem Streifen zuſammenſchmolz, einem dünnen Rauche vergleichbar, der über die Fläche zieht.

Wir ritten noch eine gute Stunde durch tiefen Sand und erblickten endlich die Palmen wieder, die wir früher ſchon geſehen. Indeſſen waren wir ihnen bedeutend näher gerückt und ſahen nun bald auch zu unſerer Rechten den grünen Boden vom gelben Sand ſich ſcharf abgrenzen und dichte Wälder von Palmen erſcheinen. Ich ſprach ſchon früher davon, wie plötzlich man im Delta aus dem tiefen Sand in das fruchtbare Land tritt, das ſich wie die Ausläufer eines Berges bald in denſelben hinein erſtreckt und der Wüſte einen großen Raum ſtreitig macht, bald von dem Sande überwältigt wird und eben ſo weit zurückweicht. Die ganze Grenze des Delta's wird hier von einer weiten Schlangenlinie gebildet. Jetzt traten unſere Pferde noch bis über die Feſſeln in tiefen Sand und die Sonne brannte glühend auf uns; gleich darauf ſtießen unſere Araber und die Kameeltreiber an der Spitze ein lautes, freudiges Hurrah aus; eine angenehme Kühle kam uns entgegen, und die Pferde ſchnaubten und ſchüttelten ſich munter, ſobald ihr Huf den weichen Raſen betrat, deſſen angenehmer Duft uns, die wir ihn ſo lange entbehrt, ungemein erquickte.

Wir hatten das Delta erreicht und ritten durch einen Palmenwald, in dem die Stämme dicht beiſammen ſtanden und von einer Größe waren, wie wir ſie bisher noch nicht geſehen. In den Zweigen trieben wilde Tauben und andere Vögel ihr luſtiges Spiel; in einem Kleefeld, deſſen wir zur Linken anſichtig wurden, ſtanden bei den Waſſergräben, die es durchſchnitten, langbeinige weiße Reiher und wandten nur den Kopf, ohne ſich durch unſern Lärm verſcheuchen zu laſſen. Kühe und Pferde grasten unter den Palmen und ſchienen verwundert unſere fremdartigen Geſtalten zu betrachten. Bald kamen wir auf eine grüne Fläche hinaus, welche an der einen Seite das Dorf Salahieh, an der andern Palmenwälder und rechts ein ſchwacher Arm des Nil begrenzte. Wie wohl that uns das Grün der Bäume und der Glanz des langſam fließenden Waſſers! Ein Wanderer, der den ganzen Tag in glühender Sonnenhitze auf der ſtaubigen Landſtraße gewandelt iſt und kein Mittel gefunden, ſeinen glühenden Durſt zu löſchen, bis er Abends die Ebene verläßt und zwiſchen den Bergen, die er nun erſteigt, einen klaren Felsbach murmeln hört, nur ein ſolcher hat einen Begriff von der Freude, die uns durchſtrömte, als wir den Boden hinter uns hatten, der peſtartige Gerüche aushaucht, die Herz und Körper matt und krank machen, und nun hier geſunde Menſchen uns umſtanden, Menſchen, die, wenn auch in zerlumpter Tracht, uns doch munter anſahen und nicht mit dem unbeſchreiblichen Blick des Elends, wie unſere Reiſegefährten aus der Wüſte.

Salahieh beſteht, wie alle arabiſchen Dörfer, aus Wohnungen, die kaum den Namen von Hütten verdienen. Auf vier roh aus Erde und Lehm aufgeführten Wänden liegt ein Dach von Palmenſtämmen, die, faſerig und leicht, durch aufgelegte Steine feſtgehalten werden. Da die Faulheit des Arabers die Hütte zu niedrig macht, als daß man darin ſtehen könnte, ſo vergrößern ſie ſpäter den Raum, indem ſie den Fußboden im Innern um einige Schuh tiefer graben. Von den öffentlichen Gebäuden, die ſich allenfalls in einem ſolchen Dorfe befinden, iſt nur das Haus, in welchem man die Steuern, das heißt Gerſte, Weizen und Reis aufbewahrt, dauerhafter und in beſſerem Styl gebaut. Die Moſchee dagegen iſt eine Halle von der Größe und Geſtalt, wie bei uns eine mittelmäßige Scheune. Von der Decke hängen ein paar hölzerne Lampen an Schnüren und zwei weiße Stäbe bezeichnen die Kebellinie, die Richtung nach Mecca. Der Fußboden iſt mit ſchlechten Matten oder alten Teppichen bedeckt, welche letztere dann gewöhnlich Vermächtniſſe Verſtorbener ſind, die den Teppich, auf dem ſie ihr ganzes Leben lang gebetet, auch noch nach ihrem Tode zu demſelben Zweck gebraucht wiſſen wollen.

Zu unſerer Verwunderung ſchienen wir nicht die einzigen Reiſenden, die hier ihr Lager aufgeſchlagen hatten. Auf der Wieſe vor dem Dorf ſtand ein großes Zelt und daneben ein kleineres, welches durch eine Art Gang mit jenen zuſammenhing. Vor dem Zelt lag einer der prächtigſten perſiſchen Teppiche ausgebreitet, die ich je geſehen; wahrſcheinlich wollte der Herr deſſelben noch die angenehme Kühle des Abends genießen. Einige Schwarze rückten Polſter zurecht; ein anderer hatte ein großes ſilbernes Nargileh vor ſich, das er in langen Zügen anzurauchen verſuchte. Nach dieſem Wahrzeichen mußte der Herr des Zeltes ein Türke oder Araber ſeyn, und wir hatten uns nicht getäuſcht. Nicht lange, ſo zog ein ſehr gut gekleideter Diener die Vorhänge des Zeltes auseinander und ein ältlicher, aber ſehr ſchöner und ſtattlicher Mann, wie die höchſten Offiziere der ägyptiſchen Armee gekleidet, trat heraus und ließ ſich auf dem Teppich nieder. Unſere Bedienten waren keine zwanzig Schritte davon beſchäftigt, die Zelte aufzuſchlagen, wobei wir in unſern europäiſchen Koſtümen halfen, ein Anblick, der dem alten Herrn gewiß ſehr neu war, was er jedoch als ächter Muſelmann mit keiner Miene verrieth. Erſt nachdem er einige Züge aus ſeinem Nargile gethan und ein paar Taſſen Kaffee getrunken, winkte er einem der Bedienten, die hinter ihm ſtanden. Ich ſtand den Zelten des Türken am nächſten und betrachtete mit untergeſchlagenen Armen die intereſſante Gruppe und die impoſante Figur des alten Mannes, und als der Bediente gegen mich kam, ſtellte ich mich ihm in den Weg, um ſeine Botſchaft abzufangen. Allein es ging mir wie dem Baſtard in der Jungfrau von Orleans: „er war an einen Würdigern geſendet,“ und ſchoß an mir vorbei, auf den Baron zu, der neben dem Zelte ſtand. Indeſſen gehörte, beſonders für einen Muſelmann, keine prophetiſche Gabe dazu, den Chef unſerer Caravane zu erkennen; in vielen Fällen der Art zog die große Figur und ernſte Haltung des Barons die Abgeordneten gerade zu ihm hin, beſonders wenn er zu Pferde ſaß. Ich folgte dem Bedienten und hörte, wie unſer Dollmetſcher Giovanni einige arabiſche Worte, die ihm jener ſagte, ungefähr ſo überſetzte: „Mein Herr, der Ferik Paſcha Mehemed Ali's, Muſtapha, vormaliger Gouverneur von Creta, bittet Gott, deinen Einzug hier zu ſegnen, und wünſcht zu wiſſen, wer du ſeyſt und welche Geſchäfte dich hieher führten?“ worauf ihm der Baron kürzlich unſere Reiſe beſchrieb und vorzüglich heraushob, wir ſeyen mit der ägyptiſchen Armee, die uns morgen oder übermorgen folgen werde, von Gaza durch die Wüſte gezogen. Der Sklave zog ſich zurück und wir fuhren in unſern häuslichen Beſchäftigungen fort, luden die Kameele ab und feſſelten die Pferde, die ſich nicht weniger als wir über den Grasboden zu freuen ſchienen und ſich darauf herumwälzten.

Bald hatte ſich auch vor dem Zelt ein Markt gebildet, und wir kauften ſeit langer Zeit wieder um weniges Geld Hühner, friſche Eier, Butter und Milch. Was uns aber am angenehmſten ſchien und auch ſpäter immer am beſten ſchmeckte, war das Waſſer des Nils, das wir, obgleich es trübe war, köſtlich fanden.

Es war ein ſehr ſchöner Abend, und die durch die Palmen und das Waſſer abgekühlte Atmoſphäre kam uns gegen die Hitze der Wüſte wie die Luft eines ſchönen Frühlingsabends im Vaterlande vor. Die kleinen braunen Kinder der Araber ſpielten um uns herum und erinnerten mich lebhaft an die Zeiten meiner Jugend, wo auch ich beim erſten Grün, das die graue Erde überzog, hinaus unter die Bäume eilte, um mich auf dem Raſen zu wälzen und freudig zu jubeln; war es doch auch hier der erſte Frühlingstag nach einem ſchlimmen Winter, der uns freilich nicht die Erde mit Schnee überzogen, aber noch viel öder und erſtorbener gezeigt hatte.

Der Paſcha, der aus einer gewaltig langen Pfeife große Rauchwolken in die Luft ſchickte, ſchien unſere Pferde ſeiner Aufmerkſamkeit zu würdigen; ſeine Blicke folgten allen ihren Bewegungen mit großem Intereſſe; ja, als das kleine, neugierige Fohlen, das wie gewöhnlich, ſobald es ſeiner Bande entledigt war, um die Zelte zog, ihm einmal ſehr nahe kam, wiegte er wohlgefällig lächelnd ſein graues Haupt und verſuchte es zu ſtreicheln; aber der Wildfang entfloh ihm in luſtigen Sprüngen. Ich machte einen kleinen Spaziergang durch das Dorf, und als ich zurückkam, ſaßen der Baron und der engliſche Kapitän beim Paſcha, mit dem ſie ſich eifrig über Pferde unterhielten. Der Paſcha wollte vermuthlich ſeinen Reichthum zeigen und ließ ſeinen ganzen Marſtall vorreiten. Derſelbe beſtand aus zwei Stuten und vier Hengſten, ſtarke, kräftige Thiere, aber von keiner eigentlichen Race; es war das Blut des Arabers, mit dem des ägyptiſchen Pferdes gemiſcht. Sie hatten einen edel geformten Kopf und eine gute Croupe, waren aber dabei ſo fett, wie alle Erzeugniſſe des Delta. Die Sais ritten ſie ohne Sattel, zuerſt im Schritt, dann im Galopp, zuletzt im Carriere vorbei. Die Reiter ſaßen auf den dicken, glatten Pferden recht gut; doch hatten ſie ihnen einen Riemen um den Hals gelegt, woran ſie ſich beim ſchnellen Pariren feſthielten, was ſehr klug war; denn ich bin überzeugt, daß die ſchweren Thiere den beſten Reiter aus dem Sitz gebracht hätten.

Der Paſcha ſchien mit Vergnügen die Lobſprüche entgegen zu nehmen, die ihm beide Herrn über ſeine Pferde ſpendeten, und als ſie ſich beurlaubten, folgte ihnen einer der Diener Muſtaphas, der uns Alle auf ſieben Uhr zum Abendeſſen einlud. Wir fanden uns pünktlich ein, und da es ſchon anfing zu dunkeln, hatte der Paſcha rings ſein Zelt ſchließen laſſen und Lichter in demſelben angezündet. Es war von grüner doppelter Leinwand, rund und weit geräumiger, als das unſrige; an der Zeltſtange, die in der Mitte ſtand und das ſpitze Dach trug, hing des Paſchas Säbel und ſeine Piſtolen; auf dem Boden ſaß er ſelbſt, dem Zelteingang gegenüber, auf einem ſehr ſchönen Teppich, der den ganzen Raum einnahm. Mit einer Handbewegung lud er uns zum Sitzen ein, und wir ließen uns im Kreiſe nieder. Stets hatten wir große Noth mit unſerm Dollmetſcher Giovanni, der nur Arabiſch, etwas weniges Türkiſch und ein Gemiſch von Franzöſiſch und Italieniſch ſprach. Trotz dem wollte er, wenn wir bei vornehmen Türken zum Beſuche waren, nicht zurückbleiben; er ſah es als einen Schimpf für ſich an, wenn ſein Herr von andern Dollmetſchern bedient wurde. Auch heute Abend ſtand er an der Zeltthür, um ſein Amt zu verſehen; es wies ſich aber aus, daß der Paſcha nur türkiſch ſprach, und ſo mußte uns deſſen Dragoman ſeine Worte in's Franzöſiſche überſetzen, wodurch die Unterhaltung leidlich von Statten ging. Doch kaum hatte ſich, als einmal im Geſpräch eine Pauſe eingetreten war, der Dollmetſcher etwas zurückgezogen, ſo hatte auch Giovanni ein Auskunftmittel gefunden, um am Geſpräche Theil nehmen zu können. Als dieſes wieder begann, ſprach der Paſcha mit ſeinem Diener türkiſch, dieſer überſetzte es unſerm Giovanni in's Arabiſche, und dieſer gab es uns in gräßlichen Brocken von Italieniſch und Franzöſiſch wieder. Es dauerte lange, bis dieſe Ueberſetzungsmaſchine recht in Gang kam, und man kann ſich denken, wie viel gegenſeitig verloren ging, bevor es an die rechte Behörde gelangte.

Gleich bei unſerem Eintritt bot man uns Kaffee und lange Pfeifen an, und ungefähr eine Stunde darauf, um acht Uhr, ſchien das Souper mit einem kleinen Vorſpiel, beſtehend aus geſchälten Mandeln, geſchnittenen Aepfeln, Roſinen, Datteln und getrockneten Feigen, den Anfang nehmen zu wollen. Auch wurde in kleinen Taſſen Raki oder Dattelbranntwein präſentirt. Daß weder von Tellern, noch von Meſſer und Gabel die Rede war, brauche ich nicht zu erwähnen. Der Tiſch beſtand, wie immer, aus einer großen, runden, kupfernen Platte, die auf einem fußhohen Unterſatze auf der Erde ſtand. Anfangs bemühten wir uns Alle, ſo anſtändig wie möglich zu ſitzen, das heißt, mit untergeſchlagenen Beinen oder wenigſtens knieend. Es freute den alten Paſcha ungemein, wenn er ſah, wie wir ſo oft unſere Stellung wechſelten, und er lachte jedesmal herzlich darüber.

Wir hatten den Tag über faſt gar nichts gegeſſen, und da wir nun zu ſechs die kleinen Schüſſelchen herzhaft angriffen, waren ſie bald geleert, wurden aber noch viel ſchneller durch die hinter uns ſtehenden Diener aus großen Körben wieder gefüllt. Nachdem dieß mehrmals geſchehen war, wurde der erſte Gang mit einer zweiten Lage von Dattelbranntwein geſchloſſen, dann wieder Pfeifen und Kaffee gebracht, und die Unterhaltung begann von Neuem, viel lebhafter als früher, aber auch, da ſie durch zwei Dollmetſcher ging, viel zerriſſener. Der Paſcha, der auf der Bruſt das Niſchah ſeiner Würde, einen großen Brillantſtern, trug, wurde ſehr redſelig, wozu wohl der Raki das Seinige beitragen mochte, und ließ uns unter Anderm ſagen, obgleich er Türke ſey und unter den Befehlen Mahmuds II. Gouverneur von Creta geweſen, ſo ſollen wir doch nicht glauben, daß er verrätheriſcherweiſe zu Mehemed Ali übergegangen; er ſey, als Creta zum ägyptiſchen Paſchalik geſchlagen worden, Gouverneur geblieben und habe ſo den Herrn gewechſelt. Bei der jetzigen Umwälzung der Dinge habe ihn Mehemed Ali behalten, ihm ein Kommando in der Armee gegeben und gegenwärtig ſey er hier in Salahieh mit großen Vorräthen an Fourage und Lebensmitteln, um ſie an die Kolonnen der ägyptiſchen Armee, die von Gaza herüberkämen, zu vertheilen.

Es war neun Uhr, als der zweite Gang des Abendeſſens erſchien, dem wir ſehr hungrig entgegen ſahen. Er beſtand aus geſchälten harten Eiern, eingemachtem Geflügel, kleinen getrockneten Nilfiſchen und dergleichen mehr. Mich hatte das Sitzen auf den untergeſchlagenen Beinen und Knieen ſo entſetzlich müde gemacht, daß mir in dieſer Stellung ferner kein Biſſen geſchmeckt hätte, weßhalb ich die Dehors gröblich verletzte und mich der Länge nach auf den Bauch hinlegte, ſo daß meine Füße die Zeltwand berührten und mein Kopf in angenehmer Entfernung über den aufgetragenen Schüſſeln ſchwebte. Der Paſcha brach bei dieſem Anblick in ein unauslöſchliches Gelächter aus und ermunterte die Andern, es mir nachzuthun, weil er ihnen wohl anſah, wie viel Gewalt ſie ſich anthaten, was ſie ſich auch, mit Ausnahme des Barons, nicht zweimal ſagen ließen. Der Baron konnte Stunden lang knieen, ohne müde zu werden.

So wurde es zehn Uhr, und da kein neues Gericht erſchien, ſondern die Bedienten die leer werdenden Schüſſeln immer wieder mit Fiſchen und den andern alten Speiſen füllten, ſo beſorgten wir, das Souper möchte zu Ende ſeyn, und dann wäre es für uns, die wir den ganzen Tag geritten und gehungert, ausnehmend frugal geweſen. Da wir nicht zu fürchten hatten, vom Paſcha verſtanden zu werden, ſo äußerten wir laut unſere Beſorgniſſe, was zu ſehr lächerlichen Scenen Anlaß gab. Wenn ich zu dem neben mir Liegenden ſagte: „ich glaube wahrhaftig, der alte Herr denkt, wir haben genug an Eiern und getrockneten Früchten,“ ſo nickte der Paſcha, der uns aufmerkſam zuhörte, lächelnd mit dem Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand nach Bruſt und Stirn, als hätten wir ihm ein Compliment gemacht. Der Einzige, der noch auf ein ſolides Gericht hoffte, war der engliſche Kapitän; er verwarf daher auch unſern Vorſchlag, von Giovanni in unſerm Zelt einen kräftigen Reisbrei fertigen zu laſſen, der uns zu Hauſe für die Früchte und Eier ſchadlos halten ſollte. Er behauptete, es müſſe bald ein Hauptſchlag geſchehen, das heißt, ein Hauptgericht erſcheinen, und doch ſtrich der alte Gouverneur von Creta ſeinen wallenden Bart und wiſchte ſich mit einem geſtickten Mouſſelintuch die Hühnerbrühe ab, die ſeine Finger bis zum zweiten Gelenk bedeckte. Es wurde eilf Uhr; aus Ungeduld tranken wir beſtändig Dattelbranntwein, der in großer Menge gereicht wurde und deſſen Geiſt wir dann wieder durch ſtarken Kaffee und Tabak niederſchlugen. Auch griffen wir, da an ein weiteres Gericht gar nicht mehr zu denken war, wieder zu den vorhin verſchmähten Schüſſeln mit Eiern und Früchten und leerten ſie, wobei beſonders unſer Maler ſehr traurige Betrachtungen aufſtellte. Nun erſchienen zwei Diener und trugen die kupferne Tiſchplatte hinaus. Jetzt glaubte ſelbſt der Kapitän, daß Alles vorbei ſey, und Baron T. fing ſchon an, unſerm Dollmetſcher eine Dankſagung für das treffliche Souper in den Mund zu legen, als ſich die Zeltthüre weit von einander that und die Tiſchplatte wieder erſchien, beladen mit einem gebratenen Lamm, das den angenehmſten Duft verbreitete. Nie iſt ein Oſterlamm mit mehr Ehrerbietung empfangen worden; es war rührend anzuſehen, wie ſich alle Geſichter ringsum aufklärten, was auch der Paſcha zu bemerken ſchien und freundlich dazu lächelte. Jetzt erſchien ein Diener, den wir bisher nicht geſehen, und Giovanni ſagte uns, es ſey der Koch, der das Lamm zerlegen und mit eigenen Augen ſehen wolle, wie das Gericht, an dem er ſeine ganze Kunſt erſchöpft, den Gäſten ſchmecke. Das Tranchiren ging ſehr einfach von ſtatten: er ſtreifte ſeine Hemdärmel bis zum Ellbogen in die Höhe, nahm dann von den Rippen zu beiden Seiten des Thieres, ſo viel er faſſen konnte, und riß ſie von einander, ſo den Bauch öffnend, worin ein wahrer Schatz vergraben lag, ein ſüßer Pillau, mit Kaſtanien und Roſinen gewürzt. Darauf riß er mit unglaublicher Geſchicklichkeit von den Schenkeln, dem Rücken und dem Halſe des Thieres Stücke Fleiſch ab, die er vor uns hinlegte, ſo wie auch große Haufen des Pillau, den er mit den Händen aus dem Bauche des Thiers ſchaufelte.

Und wir erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle,

griffen herzhaft zu, und nicht eher wurde wieder ein Wort geſprochen, bis der größte Theil des Lammes vertilgt war. Den Reſt nahm der Koch wieder hinaus und gab es draußen den Bedienten. Vom Pillau, den der Paſcha vor ſich hatte, drehte er am Ende der Mahlzeit zwei große Kugeln, die er dem Baron und dem Kapitän, als den höchſten in der

Geſellſchaft, eigenhändig in den Mund ſteckte. Freilich eine große Ehre, um die wir ſie aber nicht ſehr beneideten. Darauf kamen noch kleine Schüſſelchen mit Confitüren und ſüßen Sachen, denen ich aber im Orient nie Geſchmack abgewinnen konnte; ſie ſind meiſtens ſehr fett und widerlich ſüß.

Der letzte Akt des Soupers hatte uns Alle in heitere Stimmung verſetzt, und wir thaten dem Paſcha den Gefallen, recht viel von ſeinem Raki zu trinken, den er uns oft mit eigener Hand credenzte. Es war ungefähr ein Uhr geworden, als wir aufſtanden und uns mit vielen Dankſagungen von dem alten Herrn beurlaubten, der uns mit ſeinen beſten Segenswünſchen entließ.

Es war das herrlichſte Wetter, als wir uns am andern Tage ſehr früh erhoben. Die Sonne vergoldete die Stämme der Palmen, und ihr Strahl bildete aus den Thautropfen, die an den Gräſern hingen, Tauſende von Diamanten, ein Anblick, um ſo freundlicher für uns, als wir ihn ſo lange nicht genoſſen hatten. Raſch wurden unſere Kameele beladen und wir waren in kurzer Zeit zum Aufbruch fertig. Als wir eben abreiten wollten, ließ uns der freundliche Paſcha zu einer Taſſe Kaffee einladen. Wir ſagten dem guten alten Manne ein herzliches Lebewohl, und nachdem ihm der Baron noch das Vergnügen gemacht hatte, ihm auf ſeinem Fuchsbengſte zu zeigen, wie ein deutſcher Reiter zu Pferd ſitze und es in der Gewalt habe, zogen wir lachend und ſingend unſeres Wegs.

Anfänglich lief unſer Pfad einen Damm am Nil entlang, und außer den Palmen, den einzigen Bäumen, die wir bisher geſehen, erſchienen hie und da einzelne Platanen, Cedern, auch einige Maulbeerbäume in Gruppen beiſammen; auf ihren Zweigen wiegten ſich zahlloſe wilde Tauben und eine Art Wiedehopf, etwas kleiner als die unſrigen, aber von ſchönem glänzendem braunem Gefieder. Wir ſchoſſen viele dieſer Vögel, die dann gleich aus freier Hand gerupft und an den Sattelknopf gehängt wurden, um Abends eine feine Schüſſel zu bilden. Für uns, die wir aus dem öden Syrien kamen, war es ſehr erfreulich, zu ſehen, wie hier jeder Fußbreit Landes auf's Sorgfältigſte benutzt wird. Alle Felder ſind durch Waſſergräben in Vierecke von ungefähr ſechs Fuß getheilt. Ein Schöpfrad, das in einem runden, gemauerten Brunnen durch Thiere, oder bei kleineren auch durch Menſchenhände getrieben wird, füllt dieſe Gräben, welche ſo dem ganzen Felde friſches Waſſer mittheilen. Dergleichen Schöpfräder hat Mehemed Ali, wie man ſagt, im ganzen Delta nicht weniger als fünfmalhunderttauſend auf ſeine Koſten bauen laſſen. Das ſchöne, gleichmäßig angebaute Land ringsum gleicht mit ſeinen geſund ausſehenden Arbeitern dem großen Garten eines reichen Herrn, und leider iſt es im größten Theil von Aegypten wirklich ſo. Der Fellah ſäet und erntet für die Regierung, der er nicht etwa nur einen Theil ſeines ſauer Erworbenen abgibt: die unmäßigen Steuern laſſen ihm von ſeinem Verdienſt nur eine Kleinigkeit übrig; ein Verhältniß, das indeſſen von dem Aegyptier nicht ſo ſchwer empfunden wird, wie es uns beim erſten Anblick erſcheint, und wie es den allgemeinen Menſchenrechten nach wirklich iſt. Der Fellah kann ja kein Eigenthum für ſeine Kinder ſammeln, denn das Grundſtück, auf dem er ſäet, das Haus, in dem er wohnt, und das Schöpfrad, das ihm ſein Waſſer liefert, gehören der Regierung; ja ſogar die Palmbäume, die das Delta umgränzen, ſind größtentheils Eigenthum des Paſcha; der Bauer bekommt für die Pflege und Wartung der Bäume nur einen kleinen Theil der Früchte. Es ſey ferne von mir, die Adminiſtration und das Steuerweſen Mehemed Alis, die ſchon von ſo vielen beſſer Unterrichteten beſprochen worden ſind, hier auseinander ſetzen, oder ſie gar vertheidigen zu wollen. Aber das große Geſchrei über die ſchreckliche Unterdrückung und das Elend des ägyptiſchen Bauern haben wir durchaus nicht gerechtfertigt gefunden. Es iſt wahr, das Geſetz ſteht mit der Peitſche hinter ihm und zwingt ihn zu immerwährender Arbeit, dafür hat aber auch der Fellah zu leben, und man braucht in einem ägyptiſchen Dorfe nicht, wie in der Türkei in Dörfern, ja in Städten, wie Schumla, lange nach einigen Lebensmitteln herumzuſchicken. Sobald wir uns im Delta einem Dorfe näherten, war augenblicklich ein kleiner Markt um uns verſammelt und wir kauften zu den billigſten Preiſen Hühner, Eier, Butter, Milch, oder was wir ſonſt bedurften. Die Wohnungen der Fellahs ſind freilich nicht glänzend, aber es war uns noch in friſchem Andenken, was wir auf der Landreiſe durch die Türkei geſehen, und gegen die Hütten von Giorgewo ſind die Häuſer der Fellahs recht wohnlich.

Nach einigen Stunden verließen wir den Damm und wandten uns durch den Palmenwald, der Grenze des Delta, wieder in die Wüſte, und um nicht allen Krümmungen, die, wie ſchon geſagt, hier das angebaute Land bildet, folgen zu müſſen, ritten wir einen Sandweg gerade aus. Uns zur Seite zogen ſich die Palmen in einem Bogen zurück, deſſen Ende wie ein Vorgebirg wieder in den Weg hinein trat. Nach einigen Stunden hatten wir es erreicht, und ruhten in ſeinem Schatten einige Zeit aus, um dann wieder auf eine neue Waldecke, die vor uns auftauchte, loszurücken. Nach dieſen Etappen, wenn ich es ſo nennen darf, die, da die Palmenwälder gegen den Sand ziemlich regelmäßige Bogen bilden, faſt gleichweit von einander entfernt ſind, berechneten unſere Beduinen den Weg, und wenn wir ſie fragten, wie lange wir noch zu marſchiren haben, ſo hieß es: wir haben bis zum Nachtquartier noch ſo und ſo viel mal Schatten.

Wir waren noch ein paar Stunden von dem Dorfe **Abu Hamud**, das wir heute erreichen wollten, als die Sonne ſank und die Palmen lange Schatten in unſern Weg warfen. Die Hitze, die den Tag über ziemlich ſtark geweſen war, ließ nach, und wir hatten noch einen köſtlichen Abend. Da der Weg ziemlich hart, auch ſtellenweiſe mit Raſen bedeckt war, ſo ſtiegen wir ab und ließen die ermüdeten Thiere am Zügel nachlaufen, während wir unſere Phantaſien und Plane, die wir in Betreff Kairo's gefaßt hatten, einander mittheilten. Mit welchen Farben malten wir uns die Herrlichkeiten der alten Kalifenſtadt aus! wie ehrerbietig wollten wir dem Rauſchen des Nilſtromes horchen, ob er uns nicht vielleicht etwas von vergangenen Zeiten erzähle! Neben dieſen poetiſchen Gedanken ſtiegen auch recht proſaiſche auf; ſo wenn wir uns die Eleganz des engliſchen Gaſthofs, den wir beehren wollten, vergegenwärtigten. Wir waren dieſen Abend Alle recht froh geſtimmt und ſchickten manchen Gruß und Kuß nach der Heimath. Das Herz iſt an einem ſchönen Abend ſtets geneigter, angenehme Eindrücke, beſonders Schönheiten der Natur aufzunehmen und zu warmen Gefühlen zu verarbeiten, die es lebendiger ſchlagen, das Blut raſcher kreiſen machen. Wir ſahen faſt ängſtlich links, wo die Wüſte ihre Hand nach uns ausſtreckte, auf den gelben Sand, in dem die letzten Strahlen der Sonne, wie auf einem Waſſerſpiegel, einen goldenen Weg zeichneten. Rechts ſahen wir die Stämme der Palmen von demſelben Lichte gelb angeſtrahlt, und unter ihnen blickte hie und da ein kleines Hüttchen heraus, vor dem dunkelfarbige Kinder ſpielten. Hier führte unſer Weg dicht bei einem Brunnen vorbei, wo junge Araberinnen ihre Gefäße füllten, oder die vollen Krüge mit unbeſchreiblicher Zierlichkeit auf dem Kopfe trugen, und dabei lachten und ſchäkerten. Auch gaben ſie uns bereitwillig von ihrem Waſſer und ſchöpften gern für unſere Kameele und Pferde eine Rinne voll. Wir fühlten uns lebhaft in eine uralte Zeit verſetzt, denn hier hat ſich in Koſtüm und Sitten wenig geändert, und Rebekka muß wie jene Araberin ausgeſehen haben, die uns freundlich lachend nach der Reihe ihren Krug bot.

Vor uns hatten wir eine kleine Anhöhe, hinter welcher unſer Nachtquartier lag. Herr Akrabut, der Mährchenerzähler, war der Erſte, der mit ſeinem Kameel oben war, und blieb dort halten, ein langes, freudiges Geſchrei ausſtoßend. Wir eilten zu ihm und ſahen durch eine Lichtung im Palmenwald ein großes Stück des Delta vor uns liegen und an zwei Stellen den Nil. Dies ſah ich, aber der Baron, der ein ſehr ſcharfes Auge hat, rief uns zu, nach den Gläſern zu greifen und nach den Höhen zu ſehen, die wir am fernen Horizont bemerkten. Mir ſchien es anfänglich eine Hügelreihe; doch als ich genauer hinſah, waren es die Pyramiden von Ghize.

Ich weiß nicht, ich glaubte, mich müſſe ein eigenes gewaltiges Gefühl beim Anblick dieſer Steinmaſſen durchzucken, die uns ſo fern ſind und doch ſeit der früheſten Jugend ſchon bekannt. Als ich noch ein kleiner Knabe war, wußte ich ſchon, daß es im Lande Aegypten ungeheure Pyramiden gebe, und wie ſie ungefähr ausſehen. Von da an hielt ich ſie im Herzen feſt und ließ ſie mit meinen Begriffen wachſen. — Jetzt ſtanden ſie vor mir, und — wie der Menſch iſt — nicht der ſtolze Gedanke, ſo weit hinaus gekommen zu ſeyn in die Welt und dieſe Pyramiden zu ſchauen, bald zu berühren dieſe Steine, an denen der Staub von Jahrtauſenden klebt und an denen eine ungeheure Geſchichte ſpurlos vorübergeſtrichen, ließ mein Herz ſtärker ſchlagen; ſondern als wäre es ängſtlich, einen kleinen Gedanken bei dieſen gewaltigen Zeichen einer großen Zeit zu faſſen, fuhr es in ſich zurück und ſchwärmte beim Anblick der Pyramiden von Kindheit und Liebe, ſo daß ich endlich wie aus dem Schlafe erſtaunt auffuhr und meinen Gefährten nacheilte, die ſchon weit voraus waren.

Wir hatten noch eine halbe Stunde zum Eingange des Dorfes, wo wir übernachten wollten. Bei demſelben, etwas vom Wege ab, lag verſteckt unter hochſtämmigen Palmen, dichten Platanen und Akazien, recht ſtill und heimlich, das Grab eines türkiſchen Heiligen, aus einem kleinen Gebäude mit einer Kuppel beſtehend. Wir paſſirten eine ſteinerne Brücke, die über einen Arm des Nils führt, und ſchlugen unſer Zelt auf einem Raſenplatz vor dem Dorf Abu Hamad auf, welches uns noch bei Weitem erbärmlicher ſchien, als Salahieh. Von einer Menge neugieriger Weiber, Kinder und Männer umringt, packten wir ab und richteten uns in unſern Zelten ein, wobei das Volk alle Gegenſtände, die zum Vorſchein kamen, aufmerkſam betrachtete. Man mußte die Augen überall haben, damit die Sachen wieder in unſere Hände kamen. Wie im ganzen Orient, waren auch hier für die Männer die Percuſſionsſchlöſſer an unſern Gewehren ein Gegenſtand der größten Verwunderung; ſie konnten nie begreifen, wie das kleine kupferne Zündhütchen im Stande ſeyn ſollte, dem Pulver Feuer mitzutheilen. Die Weiber hingegen lachten über unſere blechernen Kochgeſchirre und Caſſerole, ſo wie über unſere Leuchter und die Wachskerzen, die darin ſtacken, eine Sache, die ihnen ſehr wunderbar vorkam, beſonders als wir ſie anzündeten.

Beim Einreiten in's Dorf hatten wir auf den umliegenden Feldern große Schaaren von weißen Vögeln entdeckt, die Reihern glichen. Schon oft hatten wir einzelne bei Acre und Jaffa geſehen und waren ihnen, ſo viel es uns Zeit und Weg erlaubte, Stunden lang nachgeſtrichen, ohne zum Schuß kommen zu können. Heute nun war die Gelegenheit zu ſchön, mit dieſen Thieren nähere Bekanntſchaft zu machen, um ſie unbenutzt vorbei gehen zu laſſen. Der Maler und ich nahmen unſere Flinten und gingen aus dem Dorfe, um uns hinter einigen Hecken her an einen Platz zu ſchleichen, wo die Vögel auf einem ſumpfigen Reisfelde gravitätiſch auf und ab ſpazierten. Doch ehe wir nahe genug kamen, flog neben uns eine Schaar wilder Tauben auf, und wir konnten unmöglich unterlaſſen, unſere Gewehre auf ſie abzufeuern, was auch mehrere zu Boden brachte. Das Knallen hatte aber die Reiher aufgeſchreckt und ſie zogen mit ſchwerem Flügelſchlag einige Felder weiter. Wir folgten raſch, und obgleich wir, hinter Schöpfrädern und Brunnen fortſchleichend, ihnen oft ſehr nahe kamen und auf ſie ſchoſſen, konnten wir doch keinen einzigen erreichen. Die Thiere ſchienen unſerer zu ſpotten und hoben ſich nach jedem Schuß unverſehrt in die Luft, ohne auch nur eine Feder zurückzulaſſen.

So jagten wir ſie um das ganze Dorf herum, bis in die Nähe des oben genannten Grabmals, wo der ganze Schwarm erſt eine Zeit lang in der Luft kreiſte und ſich dann mit einemmal auf die Bäume niederließ, die davon ganz weiß, wie mit Schnee bedeckt, ausſahen. So ſtill es vorhin um das Grabmal geweſen war, ſo lärmend wurde es jetzt; denn außer den Reihern, die ſich ſchreiend um die Plätze auf den Aeſten zu zanken ſchienen, hatten ſich hier wilde Tauben, Wiedehopfe und andere kleine Vögel zahlreich eingefunden, wahrſcheinlich um an dieſem Orte, der den Arabern heilig iſt, ungeſtört ihre Nachtruhe zu halten. Wir traten an das Gemäuer, das, ein paar Fuß hoch, das Grab und den Garten umgab, und ſahen wie die Vögel, die früher ſo ſcheu vor uns geflohen waren, jetzt in der ſchönſten Schußweite es ſich vor unſern Augen bequem machten und uns vertrauensvoll ganz nahe kommen ließen. Es wurde uns wirklich ſchwer, dieſes Vertrauen zu reſpektiren und nicht unter ſie zu ſchießen; doch würde auf einen Schuß in die dicht gedrängten Haufen eine ganze Maſſe geſtürzt ſeyn, und wir wünſchten nur ein einziges Exemplar zu haben, um es unſerem Doktor heimzubringen, und wilde Tauben für die Küche hatten wir bereits in Menge. Schon wollten wir uns, da es ſtark dämmerte, nach den Zelten zurückbegeben, als noch ein großer Reiher, der ſich wahrſcheinlich verſpätet hatte, im ſchweren Flug über uns hinſchwebte. Der Maler gab Feuer, das Thier ſtürzte herab, und in demſelben Augenblicke hob ſich der ganze Schwarm, der ſich auf den Bäumen gelagert hatte, und flog mit lautem Geſchrei über unſern Köpfen weg. Wir aber machten uns mit unſerer Beute davon; denn die Schüſſe und der Lärm der Vögel hatten mehrere Dorfbewohner herbeigezogen, die über unſere Jagd an ihrem geheiligten Orte unwillig ſchienen.

Wir hatten heute einen ganz ähnlichen Weg, wie geſtern. Nachmittags gegen drei Uhr ſahen wir vor uns ein kleines Dorf liegen, das uns wunderlich vorkam. Jedes der niedrigen Häuſer ſchien, was wir ſonſt nie geſehen hatten, auf der Terraſſe eine Menge Schornſteine zu haben, die von der Höhe wie das Haus ſelbſt, aber mit einem kleinen Kuppeldach bedeckt waren und nach allen Seiten kleine Löcher hatten. Als wir näher kamen, wurde unſere Jagdluſt rege, denn das ganze Feld und ſelbſt die Straße war mit zahlloſen Schaaren von Tauben bedeckt, die ſo zahm waren, daß ſie unter die Hufe unſerer Pferde liefen. Schon wollten wir einige Schüſſe unter ſie thun, als der Chef unſerer Beduinen uns davon abhielt: es ſeyen keine wilden Tauben, ſondern zahme, die in den von uns für Schornſteine gehaltenen Aufſätzen der Häuſer niſteten und täglich in großer Anzahl nach Kairo geliefert würden.

So näherten wir uns denn raſch der Hauptſtadt und hatten ſchon den Umkreis erreicht, in dem ſie ihre gierigen Fänge ausſtreckt, um Nahrung für ſich herbeizuſchleppen. Auch kamen wir Nachmittags an ein großes Gebäude, von mehreren kleinen umgeben, wie man uns ſagte, eine Anſtalt zur Erziehung der Kinder ägyptiſcher Soldaten. Da jeder dieſer Vaterlandsvertheidiger ſich verheirathen darf, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß der Staat auch für die hieraus entſtehende Generation ſorgt; denn das Weib des ägyptiſchen Soldaten begleitet den Mann in's Feld, um ihn zu bedienen; ſie putzt ſeine Waffen und Uniformsſtücke, ſorgt in den meiſten Fällen für die Unterhaltung und Wartung des Pferdes und bereitet ihrem Gemahl das Brod, indem ſie das Korn oder den Reis, den der ägyptiſche Soldat empfängt, auf einer kleinen Handmühle mahlt und runde, dünne Kuchen daraus backt; eine Maſſe von Geſchäften, die ſie, wenn ihr obendrein auch noch die Laſt aufläge, ihre Kinder um ſich zu haben, deren in den meiſten Fällen nicht wenige ſind, völlig erdrücken würde. Deßhalb können ſie die Knaben, wenn ſie das dritte Jahr erreicht haben und geſund und ſtark ſind, an jene Erziehungshäuſer abliefern, die dann nach Landesart für ſie ſorgen; d. h. die Kinder lernen etwas im Koran leſen und werden dabei frühzeitig, da ſie Soldaten werden ſollen, zu allen möglichen Waffenübungen angehalten.

Die Gebäulichkeiten dieſer Erziehungsanſtalt waren ziemlich geräumig und aus Steinen aufgeführt; es ſchien aber, als würden ſie nicht ſonderlich unterhalten. Wir hatten nicht Zeit, das Innere zu beſehen, doch ließen wir uns ſpäter in Kairo darüber unterrichten und hörten, daß die Einrichtung ſehr einfach iſt. Das Ganze beſteht außer kleinen Zimmern, worin die Zöglinge am Boden auf Strohteppichen ſchlafen, und einem gemeinſchaftlichen Saale, wo man ſie im Leſen unterrichtet, nur aus einem großen Hof zum Spielen und einem Garten, oder vielmehr einem Stück Feld, wo ſie im Bebauen und Bewäſſern der Aecker unterwieſen werden. So gut und menſchlich vielleicht der Zweck einer ſolchen Anſtalt ſeyn mag, und ſo ſehr ſie dem ägyptiſchen Soldaten bei der uns ſehr mißlich erſcheinenden Erlaubniß, ſich verheirathen zu dürfen, ſeine Laſten erleichtert, ſo ſchlimm wirkt das

Zuſammenwohnen dieſer Kinder, die in den meiſten Fällen ſchon zuvor verdorben ſind, auf ihre Sittlichkeit.

Es war bereits Abend geworden, als wir unſer letztes Nachtquartier vor Kairo erreichten, worüber wir Europäer uns nicht wenig freuten. Aber unſere Beduinen und Kameeltreiber wären, als wir die Wüſte einmal hinter uns hatten, mit uns, glaube ich, durch das Delta bis nach Oberägypten gezogen; ſo gut, wie ſie und ihre Thiere es bei uns hatten, bekamen ſie es ſchwerlich ſo bald wieder. Beſonders gefielen ihnen die ungeheuren Portionen Pilau, die Giovanni täglich für ſie zubereitete, und die ſie in Ermanglung einer großen Schüſſel aus den kleinen Gefäßen, die er einigemal für ſie füllte, auf einen zuſammengefalteten Burnus ſchaufelten und von dieſem mit den Händen zum Munde führten. Auch verſchmähten ſie, ihrem Geſetz zum Trotz, die Ueberreſte eines ſchlechten rothen Weins nicht, den wir zuweilen in den ägyptiſchen Dörfern fanden und ihnen zukommen ließen.

Die Einwohner des Dörfchens, bei dem wir lagerten, drängten uns mit den mannigfaltigen Artikeln, die ſie zu Verkauf brachten, ſo ſehr, daß wir unſere Leute um die Zelte ſtellen mußten, um ſie einigermaßen abzuhalten. Da viele mit denſelben Artikeln kamen, ſo fiel uns oft die Wahl ſchwer; denn obgleich eifrige Concurrenten, überboten ſie ſich doch nicht, wie bei uns, im Herabſetzen der Preiſe, ſondern hielten ſie in einer verdrießlichen Uebereinſtimmung auf derſelben Höhe, weßhalb ſich unſer Kapitän, der meiſtens die Einkäufe beſorgte, damit half, daß er nur von den hübſcheſten jungen Weibern und Mädchen etwas nahm, worüber die alten ein gewaltiges Geſchrei erhoben. Es gab ein ſolches Gezänk, ja am Ende ein Handgemenge, daß wir vor lauter Lachen mit unſerem Geſchäft inne halten mußten. Nichts poſſierlicher, als der Eifer, ich möchte ſagen die Wuth, mit der die Weiber, ſchwer bepackt, herbeirannten, um ihre Artikel durch Anpreiſungen und Liebkoſungen an den Mann zu bringen. So kamen welche, die auf dem Kopf ein Körbchen mit Butter und Eiern, unter einem Arm einige Hühner, in der andern Hand ein Gefäß mit Milch trugen, und trotz dem Drängen und gegenſeitigen Stoßen dieſe Sachen ſo geſchickt zu balanciren wußten, daß ſie nichts davon verſchütteten und zerbrachen. Ein paar kleine ſchmutzige Kinder hielten ſich meiſtens am blauen Hemd ihrer Mutter feſt, und da ſie aus Angſt vor den Franken nicht wagten, dieſes Aſyl zu verlaſſen, ſo wurden ſie beim Vordringen mit fortgeriſſen und beim Zurückſtoßen nicht ſelten unſanft auf den Boden geſetzt, und ihr Gekreiſch miſchte ſich harmoniſch mit dem Geſchrei der Weiber. — Endlich hatten wir glücklich unſern Bedarf an Lebensmitteln beiſammen; es war wenig, hatten wir ja morgen nicht mehr nöthig, unſern Pilau und unſere Hühner ſelbſt zu kochen. Wir zogen uns in's Zelt zurück, um dem Schwarm zu entgehen, mit dem wir aus verſchiedenen Gründen nicht zu ſehr in Berührung kommen mochten.

Wir berathſchlagten über den Küchenzettel. Heute, am letzten Tag unſerer Wüſtenreiſe, wollten wir ein Uebriges thun, beſonders den noch vorräthigen Zucker, den wir morgen nicht mehr brauchten, gehörig anbringen. Zu dem Ende ſchlug der Baron einen ſüßen Reis vor, was einſtimmig angenommen wurde. Dann waren wilde Tauben da, die wir am Morgen geſchoſſen, Hühner, Eier und ein ſaftiges Stück „Mouton,“ eine Lieblingsſpeiſe des Engländers, der aber trotz dieſer Auswahl von Speiſen noch einen Pillau mit Hammelfett wünſchte und deſſen Anfertigung neben den verſchiedenen andern Artikeln ſeinem Koch auftrug, was bald zu einem lächerlichen Streit zwiſchen Beiden Veranlaſſung gab. — Wir ſahen während des Speiſens dem Kapitän an, daß er mit Verlangen auf ſeinen Pillau wartete; doch kam er immer nicht, und Huſſeyn wollte ſchon das Tiſchzeug abräumen, als ſich der Engländer nach ſeinem Lieblingsgericht erkundigte. und zu ſeinem nicht geringen Aerger erfuhr, unſer Giovanni habe heute die Küche beſorgt und keinen Pilau kochen wollen, weil er geglaubt, wir haben an den andern Gerichten genug. Ruhig ließ der Engländer Teller und Beſtecke fortbringen, und erſt nachdem der Kaffee getrunken und eine lange Pfeife angeſteckt, citirte er ſeinen Koch und ſagte ihm im gelaſſenſten Tone: „Beſſewenk, warum haſt du keinen Pillau gekocht?“ Der Koch ſtotterte die Weigerung Giovannis her, und der Kapitän fuhr fort: „So mach jetzt den Pillau.“ Wir konnten uns kaum des Lachens enthalten, aber der Kapitän meinte, er kenne dieſe Menſchen; man müſſe ſie das buchſtäblich erfüllen laſſen, was ihnen befohlen worden, und er hatte allerdings Recht. — Wir machten uns mit Raki, den wir im Dorfe gekauft, noch einen Punſch zurecht und legten uns dann zum Schlafen nieder. — Ich mochte etwa eine Stunde geruht haben, als ich durch ein gelindes Tellergeklapper erwachte. Schlaftrunken öffnete ich die Augen und glaubte, als ich ſah, daß Huſſeyn den Tiſch deckte, wobei ihm der Kapitän aufmerkſam zuſah, es müſſe bereits Morgen ſeyn; doch ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß es ein Uhr in der Nacht war. Auch die andern Reiſegefährten erwachten, man fragte den Engländer, ob er noch einmal ſpeiſen wolle; dieſer entgegnete ruhig, Huſſeyn werde gleich den vergeſſenen Pillau bringen. Er erſchien wirklich mit einer bedeutenden Schüſſel voll, und der Kapitän lud uns dazu ein. Wir verſicherten ihm lachend, der Schlaf ſey uns viel lieber als ſein Pillau, worauf er ſich allein an die Schüſſel legte, einen Löffel voll genoß und dann Huſſeyn befahl, die ganze Beſcheerung wieder fortzunehmen.

Auf dieſe Art erzog der Mann ſeine Leute; er hatte im langen Umgang mit dieſen Menſchen gelernt, daß ſie durchaus nicht wie europäiſche Bediente zu behandeln ſeyen; ein

ein Verweis rührte ſie nicht im Geringſten. Allerdings mißhandelte er ſie zuweilen, aber ſie flogen auf einen Wink von ihm zu ſeinen Dienſten herbei. Mit unſern Leuten war es ganz anders, beſonders mit Giovanni. Der gute Baron behandelte ihn freundlich, verlangte wenig von ihm und ertheilte ihm, ſelbſt wenn er ſehr nachläßig war, nur einen gelinden Verweis. Dafür that dieſer Herr aber auch meiſt, was er wollte, und wenn er es auch nicht wagte, ſich offen gegen den Baron zu empören, ſo verrichtete er doch ſeine Geſchäfte, wenn er ſchlecht gelaunt war, mit dem größten Widerwillen, und uns behandelte er nicht ſelten ſehr nachläßig. Ich habe nie einen Menſchen geſehen, der ſeinem Herrn gegenüber eine unverſchämtere Stellung annehmen konnte. Oft, wenn ihm der Baron einen Befehl ertheilte, verſchränkte er die Arme, ſtellte ſich trotzig hin und fragte in ſeiner lingua franca: „Qui voulete?“ War dieſer Menſch aber bei guter Laune, ſo hatten wir an ihm den beſten, gewandteſten Diener, den man ſich denken kann, und es gab nichts, was Giovanni nicht ausgeführt hätte. Er war ſehr muthig, ich glaube auch ehrlich, ließ ſich im Handel von ſeinen Landsleuten nicht betrügen und kochte ſehr gut. Indeſſen rathe ich jedem Reiſenden, bei der Annahme eines ſolchen Dollmetſchers, den er unter den Eingeborenen wählen muß, ſehr vorſichtig zu Werke zu gehen. Das Beſte iſt, wenn man dieſe Route macht, ſeinen Dragoman von Konſtantinopel mitzunehmen, wo es deren gibt, die durch ihre Solidität und Brauchbarkeit bekannt ſind und zuweilen von der Pforte zu kleinen Geſchäften benutzt werden, es aber vorziehen, Reiſende zu begleiten. Ein ſolcher kann ſich leicht einen Ferman verſchaffen, der ihm in den Ländern, die dem Sultan untergeben ſind, daſſelbe Anſehen gibt, deſſen die Tartaren oder Begleiter der türkiſchen Poſt im Innern des Reichs genießen. So koſtſpielig ein ſolcher Diener iſt, ſo hätten wir doch einen genommen; aber wegen der Botſchaften, die ſtets zwiſchen Mehemed Ali und der Pforte gewechſelt wurden, war im Augenblick kein einziger in Konſtantinopel zu haben. Unſer Giovanni war in Smyrna gedungen worden, wo er zur Zeit in einem franzöſiſchen Gaſthof den Lohnbedienten machte. Ich glaube, der Wirth empfahl ihn deßhalb ſo dringend, um ſeiner los zu werden. Er reiste auch gleich ſtehenden Fußes mit, ohne ſeine vielen Kleider mitzunehmen, die er ſich nach Beirut nachkommen laſſen wollte. Doch haben wir auf der ganzen Tour von der Equipage keinen Faden zu Geſicht bekommen.

Der Engländer hatte wegen der Bosheit dieſes Burſchen ſchon oft ſeinen Aerger an den Tag gelegt, und wir ſahen ihm an, wie gern er einmal mit ihm angebunden hätte; doch nahm ſich Giovanni lange in Acht, mit dem Kapitän in Berührung zu kommen, bis er eines Morgens, als ihm die Kameeltreiber zu langſam aufpackten, von ſeinem Pferde ſprang und jedem einen Hieb mit dem Kantſchuh verſetzte. Da gab der Kapitän ſeine Pfeife ganz ruhig an Huſſeyn, machte ſeine Reitpeitſche los und prügelte unſern Dragoman mit den Worten durch: „Wie kannſt du, Schuft, meine Leute ſchlagen?“ Dies that für lange Zeit gut, und er war die Folgſamkeit ſelbſt; in der Folge durfte der Kapitän nur mit den Augen winken, und Giovanni kam herbei, ſich nach ſeinen Befehlen zu erkundigen.

Wir ſchlieſen die Nacht unruhiger als je; außer verſchiedenen kleinen Thieren, die uns ſehr beläſtigten und die der Verkehr mit den Arabern uns zugeführt, ſtörte uns auch der freudige Gedanke, morgen in Kairo einzurücken. Beim erſten Schein des Tages waren wir munter und putzten uns ſo gut wie möglich heraus, um wenigſtens in ziemlichem Anſtand unſern Einzug in der Hauptſtadt zu halten. Doch konnten wir die Eindrücke der Wüſtenreiſe unmöglich vertilgen, und wir ſahen einer Bande fahrender Abenteurer nicht unähnlich. An der Spitze des Zugs gingen die Kameele; auf dem erſten hing das Fohlen, jetzt wieder allein, denn die ägyptiſche Dame, die uns gefolgt war, ließ der Baron heute abſteigen, weil er nicht Luſt hatte, mit einem Stück Harem anzukommen. — Die Laſt unſerer beiden Packkameele hatte ſich auch ſehr vermindert, da unſere Vorräthe geſchmolzen waren. Auf dem vierten und fünften ſaßen der Maler und der Doktor in europäiſchen Röcken, das Fez auf dem Kopfe und um daſſelbe ein Tuch turbanartig gewunden, ihre Gewehre auf dem Rücken und aus langen Pfeifen rauchend. Auf dem ſechsten ritt Friedrich, der Reitknecht, der wohl am ſonderbarſten koſtümirt war und den Arabern häufig Stoff zum Lachen gab. In ſeinem Anzug waren Orient und Occident drollig vermiſcht. Auf eine weite graue türkiſche Hoſe hatte er braune Kamaſchen geknöpft, die etwas defect geworden waren und die rothen Pantoffeln an dem Fuße ſehen ließen; über einer rothgewürfelten franzöſiſchen Weſte mit langen Schößen, die den halben Oberſchenkel bedeckten, trug er einen weißen engliſchen Rock, der ihm im Stehen bis auf die Füße reichte; um den Hals hatte er einen alten Shawl, mit dem er kokettirte und ihn ſtets mit einer ungeheuren Schleife aufband. Das ſiebente Kameel war das meinige, auf dem aber Huſſeyn ſaß, der mir zu Anfang unſerer Wüſtenreiſe ſeinen Mauleſel abgetreten hatte. Der Baron, welcher den gekauften arabiſchen Fuchshengſt ritt, ein unermüdliches Thier, deſſen Adel und Ausdauer man bei den härteſten Touren durch den tiefen Sand nicht genug bewundern konnte, trug einen blauen Ueberrock, einen rothen Shawl um den Leib, woran ein kleiner perſiſcher Dolch in einer ſchön gearbeiteten ſilbernen Scheide hing, und hatte um den Kopf ein roth und gelbes Tuch gewickelt, wie es die Beduinen tragen. Der Kapitän hatte, wie er ſelbſt in der größten Hitze that, ſeinen

ſeinen arabiſchen Mantel umgehängt, deſſen Gewebe aus Kameelhaaren ſehr dünn war und auf deſſen ſchwarzem Grund ſich die Gold- und Silberſtickereien prächtig ausnahmen; er trug die Dienſtmütze der engliſchen Armee. Mein Mauleſel — ich habe von ſeinen glänzenden Eigenſchaften ſchon früher geſprochen — hatte trotz aller Strapazen nichts von ſeinen Fehlern und ſeinem Fleiſche verloren. Mein Anzug dagegen war äußerſt defect geworden, und da meinem Rocke ſchon längſt die meiſten Knöpfe fehlten, ſo war mir der Riemen eines breiten perſiſchen Schwertes, das ich um meine Lenden gegürtet hatte, als Halt des Gewandes viel nützlicher als die Waffe ſelbſt. Unſere ſämmtlichen Kleider waren von Sonne und Sand arg mitgenommen, und von unſerer Wäſche mag ich gar nicht reden.

Wir rückten mit ſtarken Schritten Kairo näher und betraten mit Ehrfurcht dieſen Boden, der, einem großen Kirchhofe gleich, allmählig wieder herausgibt, was ihm vor Jahrtauſenden anvertraut worden, und auf welchem nach langer Zeit der Erſchlaffung ein neuer Zauberer erſchienen. Man ſtaunt, wenn man ſieht, was Mehemet Ali in dieſem Land und mit ſeinen Mitteln hervorgebracht. Neben der armſeligen Hütte des Fellah erheben ſich großartige Steingebäude, Schulen, Kanonengießereien, Gewehrfabriken und wohleingerichtete Geſtüte; aber je mehr dieſe Anſtalten, unter denen die ſchon erwähnte Telegraphenlinie durch die Wüſte gewiß nicht die unbedeutendſte iſt, von dem Geiſte dieſes Mannes zeugen, um ſo mehr bedauert der ruhige Beobachter, daß er als Zauberer auftrat, der Alles mit einem Schlage erſtehen ließ, und nicht als ruhig ſchaffender Geiſt, der erſt die Wurzel feſten Grund faſſen läßt, ehe er den ſtolzen Baum aufrichtet. Mir iſt Aegypten vorgekommen wie ein wilder Menſch, dem man die eleganteſten Kleider anzieht und ihn zu einer Partie Boſton ſetzt, wo er es mit geübten Spielern aufnehmen ſoll, er, der kaum weiß, was Karten ſind.

Wenn man auf Kairo zurückt, beſonders von der Seite, wo wir herkamen, ſo glaubt man, von der Straße abgeſehen, die einige Stunden vor der Stadt wieder in tiefem Sand dahinzieht, man nähere ſich einer der großen Städte Europas. Wir waren heute Morgen kaum einige Stunden geritten, ſo kamen wir an ein großes ſteinernes Gebäude, weiß angeſtrichen, auf's Beſte erhalten und mit Gärten umgeben. Es war eine der höheren Militärſchulen des Paſcha, wo die Söhne der Generale, Beamten und ſelbſt der Soldaten, wenn man Talent an ihnen entdeckt, zu Offizieren gebildet werden. Gegen Mittag zogen wir durch ein größeres Dorf, wo wir an vielen Gebäuden ſehr ſchöne Ueberreſte altarabiſcher Baukunſt entdeckten, und kaum hatten wir es verlaſſen, ſo ſahen wir weit vor uns zwiſchen weißen Gebäuden, Palmen- und Akaziengruppen am äußerſten Horizont gelbe Spitzen auftauchen — Kairo, ſo erklärte unſer Beduinenchef mit lautem Geſchrei.

Der Himmel, der bei unſerm Auszug am Morgen ganz blau geweſen war, hatte ſich ganz ſonderbar verändert, wie wir es nie geſehen. Am Horizont nach Südweſten färbte er ſich zuerſt hellgelb, wie wenn dort große Staubwolken aufſtiegen, und überzog ſich nach und nach ganz mit einer dunkelgelben Farbe, wie man es wohl bei uns bei ſehr ſtarken Gewittern ſieht. Dabei wehte uns ein heftiger Südwind mit erſchlaffender Hitze an und führte uns einen feinen Sand entgegen, vor dem man kaum die Augen offen halten konnte. Es war der Samum, der um dieſe Zeit anfängt, den Caravanen verderblich zu werden. Hinter dem Dorfe, von dem ich eben ſprach, mußten wir unſer Geſicht mit einem Tuch verhängen, um nicht zu erblinden. Der Sand, den dieſer Wind mit ſich führt, iſt ſo fein und fällt mit ſolcher Gewalt auf Menſchen und Thiere, daß er durch alle Bedeckungen und Kleidungsſtücke hindurchdringt; obgleich wir unſere Ueberröcke ſo feſt wie möglich zugeknöpft hatten, fand er ſeinen Weg hindurch und bedeckte den ganzen Körper. In Kairo, wo wir noch einige Tage Samum hatten, ſahen wir, wie der feine, ſcharfe Staub durch die feſt verſchloſſenen Fenſter drang und alle Möbeln bedeckte. — Neben Hitze und Waſſermangel iſt dieſer Wind in den großen Wüſten der ſchlimmſte Feind der Caravanen. In den Monaten Mai, Juni, Juli und Auguſt dauert er oft mehrere Monate hinter einander und bedeckt bald den Reiſenden mit jenem feinen Staub wie uns, bald aber wirbelt er mächtige Sandhügel auf und begräbt ganze Caravanen. Schon der heiße Hauch dieſes Windes erſchlafft und entnervt Menſchen und Thiere. — Unſere Kameele und Pferde ſchloſſen die Augen und drangen mit Mühe vorwärts, und mein Mauleſel wandte ſich nicht ſelten um, um dem Sturme zu entgehen. Dabei fuhr der Sand mit ſolchem Geſauſe bei uns vorbei, daß es nicht möglich war, ſein eigenes Wort zu verſtehen.

Bald kamen wir zu Gebüſchen von Palmen, Platanen und Akazien, und von Zeit zu Zeit an großen öffentlichen Bauten vorbei, die uns Schutz gewährten. Die kleinen Felder der Fellahs mit ihren Schöpfrädern und armſeligen Hütten hörten allmählig auf, und dagegen erſchienen ziemlich gut angelegte Gärten und weiße reinliche Villen vornehmer Aegyptier oder auch Europäer. Jetzt zogen wir bei einem mächtigen Kornhaus vorbei, das mit ſtarken Mauern umgeben war. Es hatte nur Luftlöcher auf der Nordſeite, und dorthin waren auch alle Dachlucken gerichtet, um die kalten Winde einzulaſſen und die heißen abzuhalten. Rechts, etwas weiter vom Wege ab, ſtanden die Gebäude eines der kleineren Geſtüte Mehemed Ali's, in dem mehrere Schuh hohen Klee, der ſie umgab, faſt verſteckt. Im Felde waren die Pferde angebunden, wo ſie in dieſer Jahreszeit Tag und Nacht bleiben und den Klee, reihenweiſe langſam vordringend, abfreſſen. — Andere Gebäude an der Straße bezeichnete der Beduinenchef als eine Landwirthſchaft Ibrahim Paſchas. Der Weg führte durch die großen Gärten, wo er verſucht, Olivenbäume zu ziehen, die aber, wie in ganz Aegypten, auch hier nicht fortkommen wollen. Der Weg durch dieſe Anlagen war ſehr angenehm; er bildete eine Allee von prächtigen Platanen ſo gerade gepflanzt und gut gehalten, wie man ſie bei uns in einem gut angelegten Garten nur ſehen kann. Noch eine Stunde, und Kairo mit ſeinen zahlreichen Moſcheen und Kuppeln lag vor uns, ein großartiges Panorama. Rechts ſah man über Palmbäumen hinweg die Spitzen der Pyramiden; vor den Mauern Kairos lag die Stadt der Gräber und einzelnen Moſcheen, in denen die Kalifen begraben ſind; dahinter erhob ſich die Citadelle mit ihren großen Werken, und links über der Stadt ragte der Mokkatamm empor, mit kleineren Forts und Pulvermagazinen, von denen man die ſchönſte Ausſicht über das Land genießt.

Wir hatten noch einen harten Kampf mit Sand und Samum zu beſtehen, ehe wir in die Nähe der Stadt kamen und uns die umgebenden Höhen gegen den Sturm ſchützten. Unſere Caravane hatte ſich anſehnlich vergrößert; die Landleute, die nach der Stadt gingen, um ihre Produkte zu verkaufen, geſellten ſich zu uns und hielten ſich dicht hinter den Kameelen und Pferden, um ſo von dem fliegenden Sand weniger zu leiden. Jetzt unterſchieden wir vor den Mauern der Stadt eine kleinere Stadt aus grünen Zelten; es waren die Kolonnen der Armee, die von Damaskus herübergekommen waren und dort lagerten. Bald waren wir mitten unter ihnen; die Soldaten kamen ſchaarenweiſe aus ihren Zelten hervor, theils aus Neugierde, theils um etwas von ihren Kameraden zu erfahren, die noch zurück waren. Auch mehrere

Offiziere, die einen Artilleriepark im Lager beſichtigten, kamen im Galopp herbei. An ihrer Spitze ritt ein ziemlich wohlbeleibter Mann mit ſchwarzem Haar und Bart und ausdrucksvollem Geſicht, den ſeine Kleidung und reiche Waffe als einen höhern Offizier bezeichneten. Er wandte ſich an den Baron, und wir wunderten uns nicht wenig, als er ſich im beſten Franzöſiſch nach der zurückgebliebenen Armee erkundigte. Nachdem er die gewünſchte Auskunft erhalten, ſagte er, er hoffe uns wieder zu ſehen, und ſprengte durch die Reihen der Soldaten, die ihm ehrerbietig Platz machten, nach dem Lager zurück. Es war, wie wir ſpäter hörten, Soliman Paſcha.

So hatten wir denn die Wüſtenreiſe hinter uns, und mit einem Gemiſch von Freude, Staunen und Neugierde ritten wir in die belebten Straßen Kairos ein. Tauſend fremde Eindrücke ſtürmten auf uns ein, die Sinne verwirrend, und das Gedränge der Menſchen aller Farben, der Kameele, Pferde, Eſel, und die prächtigen Moſcheen und ſtattlichen Häuſer ſchwammen noch in einem wunderlichen, unklaren Gemiſch vor unſern Augen, als wir in den Hof des Hôtels einritten, wo wir vom Wirth in engliſcher, von einem Kellner in franzöſiſcher und von einem Hufſchmiede, der gerade im Hauſe zu thun hatte — es war ein Schwabe — in deutſcher Sprache angeredet und herzlich begrüßt wurden.

Aufenthalt in Aegypten.

Kairo. — Die Stadt. — Dr. Pruner und Fiſcher. — Reiteſel. — Der Sklavenmarkt. — Das Irrenhaus. — Der Nil. — Die Inſel Roda. — Die Pferde im Klee. — Schubra. — Aegyptiſche Brütöfen. — Die Citadelle. — Die Stadt der Gräber. — Die Pyramiden. — Arabiſche Tänzerinnen. — Abreiſe von Kairo. — Meine Krankheit. — Die Nilfahrt. — Alexandrien. — Audienz bei Mehemed Ali.

Aegypten! — blondgelockt von gelben Aehrengarben
Gleicht einem Teppich es, geſtickt mit bunten Farben,
Ebne dehnt ſich an Ebne weit.
Im Nord das kalte Meer, der heiße Sand im Süden
Bekämpfen ſich darum: es liegt in tiefem Frieden
Inmitten dieſer Meere Streit.

F. W. Dralle nach Victor Hugo

Nie in meinem Leben iſt mir der Anblick der europäiſchen Luxusgegenſtände, mit denen wir unſere Häuſer einrichten und wohnlicher machen, ſo angenehm erſchienen, als hier, wo wir nach der Reiſe durch die Wüſte auf einmal in das ſchön eingerichtete Hôtel traten. Dort faſt gar nichts, hier Alles. Wahrhaftig, ich muß geſtehen, daß es mir erging, wie Jemand, der zum erſten Mal dieſe ſchönen Möbel, Betten, Teppiche und Divans ſieht, und es war mir ein eigenes Gefühl, mich einmal wieder auf eine Erhöhung ſetzen zu können und nicht, wie in den letzten vier Wochen, faſt immer am Boden kauern zu müſſen. Beſonders der Gedanke an ein Ding, was Bett heißt, war uns ſehr fabelhaft geworden; denn die einzige Nacht, die wir auf dem Carmel in einem ſolchen geſchlafen hatten, war durch das Vorhergehende und Nachfolgende faſt verwiſcht worden, und ſchwebte nur noch als ein ſchöner Traum vor uns. Hier im Great-Weſtern-

Hôtel war doch wirklich Alles auf's Beſte eingerichtet, und man hätte es füglich in eine unſerer erſten Hauptſtädte verſetzen können; denn außer den Divans, die übrigens ſehr praktiſch ſind, außer dem Oberkellner, einem ſehr ſchönen Neger und dem Anblick des Hofes, wo Kameele um ihr Futter lagen und braune Beduinen in ihre weiße Mäntel gehüllt, ſich mit ihren langen Pfeifen beſchäftigten, war hier nichts Orientaliſches zu ſehen. Das Innere des großen Hauſes, das früher einem reichen Türken gehört hatte, war ganz auf unſere Art eingerichtet worden, hatte ſchöne Treppen, einen großen Speiſeſaal, ein kleineres Theezimmer und eine Menge anderer ſehr gut eingerichteter Cabinete für die Fremden. Letztere waren mit Spiegeln, Stühlen, Waſchtiſchen, kurz allem Möglichen verſehen, was man nur bei uns findet. Um die eiſernen Bettladen waren Vorhänge von dichtem grünem Gaze, die man feſt verſchließen konnte, um die Mücken abzuhalten.

Unſer erſtes Geſchäft war, daß wir uns aller Kleider entledigten und ſie bis zu ihrer Reinigung in ein leeres Gemach werfen ließen, denn außer dem Wüſtenſtaub hatten wir aus den Lagern unſerer Kameraden noch viel Anderes mitgebracht, von dem ſich Einiges in anſtändiger Geſellſchaft nicht nennen läßt. Unſere Pferde waren in einem guten Stall untergebracht, und alle drei bedurften ſehr der Pflege, beſonders die Stute und das Fohlen, die auf dem Marſche ſehr gelitten hatten. Es wurde von allen Leuten, denen wir unſere Fahrt mit dieſen Thieren erzählten, als ein Wunder angeſehen, daß das kleine Pferdchen überhaupt noch am Leben ſey; denn es hatte die erſten vierzehn Tage ſeines Lebens noch mehr Entbehrungen und Mühſeligkeiten auszuſtehen gehabt, als wir. Unſer heutiges Diner an einem auf's Schönſte beſetzten Tiſche kam uns anfänglich ziemlich ungewohnt und unbequem vor, und wir fühlten Alle, daß die Manier der

Orientalen, bei ihren Mahlzeiten halb zu liegen, gegen unſere Stühle doch ſo übel nicht ſey; denn ich verſichere, daß wir auf unſern Stühlen Alle müde wurden und wir uns nach der Mahlzeit gleich auf die Divans ſtreckten, um auszuruhen. Da wir erſt Nachmittags angekommen waren, ſo gab es mit dem Abladen der Effekten und dem Abfertigen unſerer Kameeltreiber, ſo wie mit andern kleinen Geſchäften ſo viel zu thun, daß der ganze Nachmittag damit hinging. Unſere Führer durch die Wüſte, vor Allen der Herr Akrabut, bedauerten ſehr, nun wieder allein fortziehen zu müſſen, und ſie ſagten uns ohne Hehl, daß ſie ſobald nicht wieder Reiſende zu geleiten hätten, mit denen ſie ſich in jeder Hinſicht ſo gut ſtünden, als ſie bei uns gethan. Am folgenden Morgen begannen wir gleich unſere Touren durch die Stadt. Unſer erſter Beſuch, den wir machten, war zu einem Landsmann, einem deutſchen Arzte, der ſich ſchon ſeit mehreren Jahren hier in Kairo aufhält und deſſen Güte, Freundlichkeit und Gefälligkeit, ſowohl der Herzog Paul von Württemberg, als auch Herr von Schubert nicht genug zu rühmen wußten. Obgleich wir keine Empfehlungsbriefe an ihn hatten, nahm uns doch Dr. Pruner mit einer Liebe und Herzlichkeit auf, die beſonders in einem fremden Lande ſo wohlthut. Mit Aufopferung ſeiner koſtbaren Zeit zeigte und beſchrieb er uns viel von den Merkwürdigkeiten Kairo's und außer mehreren Stunden, die er uns täglich widmete, brachten wir faſt jeden Abend bei ihm zu, wo wir an einem andern deutſchen Arzt, Dr. Fiſcher, eine eben ſo lehrreiche als angenehme Bekanntſchaft machten. Beide Männer ſind aus Baiern gebürtig, haben in Deutſchland ihre Studien gemacht und ſind nach Kairo gegangen, um neben den hier herrſchenden Krankheiten orientaliſche Sprachen zu ſtudiren.

Was bei den meiſten orientaliſchen Städten den Reiſenden, der ſie betritt, ſo unangenehm berührt, iſt der Contraſt des Innern mit dem Aeußern der Stadt, und wovon Kairo eine rühmliche Ausnahme macht. Der Ausſpruch vieler Reiſenden, daß Kairo das Paris des Morgenlandes ſey, mußten auch wir beſtätigen; denn ein ſolches Leben und Treiben auf den Straßen, wie hier, verbunden mit der Reinlichkeit derſelben, mit dem Anblick der mannigfaltigſten Völkerſtämme, den Bazars, wo zwiſchen den Gewölben mit Erzeugniſſen des Orients Buden mit europäiſchen Fabrikaten, und Deutſchen, Franzoſen oder Engländern gehörend, ſich befinden, trifft man nirgend wie hier. Obgleich die Straßen ungepflaſtert ſind, ſo findet man auf ihnen weder Staub noch Schmutz. Erſteren nicht, weil der lehmige Boden feſt zuſammen getreten iſt und letzterer kann nicht entſtehen, weil es hier in Kairo höchſt ſelten regnet, früher kaum drei bis vier Mal im Jahre, jetzt aber, ſeit Ibrahim Paſcha vor der Stadt große Anpflanzungen von Bäumen, namentlich von Akazien anlegen ließ, hat man die Bemerkung gemacht, daß es hier um Kairo viel öfter regne, als ſonſt.

Die Häuſer der Stadt ſind auf dieſelbe Art wie die von Conſtantinopel gebaut, nur daß die hieſigen viel höher und meiſtens aus Steinen aufgeführt ſind; doch haben ſie hier, ſo wie dort, nur kleine ſchmale Thüren und unregelmäßige Fenſter, die nicht nur bald klein bald groß ſind, ſondern auch ohne alle Symmetrie am Hauſe angebracht. Alle ſind mit oft ſehr künſtlich geſchnitzten Gittern verſehen und viele haben obendrein noch bunte Glasfenſter, ſo daß in den Gemächern auch beim hellen Sonnenſchein ein myſtiſches Halbdunkel herrſcht. Die gelbe Farbe des gewöhnlichen Bauſteins würde den Straßen etwas Düſteres geben, wenn nicht der faſt immer heitere Himmel und die helle Sonne oft zu freundlich hereinſchauten. Doch macht bei der beſtändigen Hitze, die in einigen Monaten fürchterlich wird, das Dunkle einzelner enger Straßen keinen unangenehmen Eindruck und man wandelt in dem Schatten der hohen Häuſer behaglich wie in einer Laube herum. In einigen Quartieren ſind an den Dächern der Häuſer große Matten und Tücher quer über die Straßen geſpannt, welche dieſelben freilich etwas dunkel machen, aber das Bild einer Laube, was ich vorhin erwähnte, noch mehr rechtfertigen. Der Schatten und die Kühle, die faſt beſtändig hier herrſchen, thut dem Wanderer, der von draußen herein kommt, ungemein wohl.

Das Leben und Treiben auf den Gaſſen und in den Bazars iſt hier eben ſo mannigfaltig wie das in Stambul und Damaskus; nur ſieht man hier nicht, wie in erſterer Stadt, den fatalen blauen Ueberrock der Beamten und Militärs, ſondern Mehemed Ali hat ſeinen Leuten vernünftiger Weiſe die zum Klima beſſer paſſende Nationaltracht gelaſſen. Die Soldaten haben ihre weiten Hoſen behalten, die vom Knie abwärts enge ſind, und ebenſo die kurzen Jacken, und er hat ihnen nur das Feß und andere Waffen gegeben. Der Beduinen, die mit ihren großen Kameelzügen oft die ganze Straße verſperren, ſieht man hier faſt mehrere, als in Damaskus, ſo wie einem faſt auch auf jedem Schritt ſchwarze Nubier und kupferfarbige Abyſſinier begegnen. Was hier das Auge des Europäers vielfach auf ſich zieht, iſt der Contraſt des Orients und Occidents, der ſich wohl nirgends näher und ſchroffer gegenüber ſteht. In den Vorſtädten erregt es ein eigenes Gefühl, neben der Lehmhütte des Fellahs, die halb in den Boden gegraben iſt, ein großes ſtattliches Gebäude zu erblicken, das ganz auf europäiſche Art gebaut, mit regelmäßigen Fenſtern, weiß angeſtrichen iſt und eine Geſchützgießerei des Paſcha enthält. Längs dem Portal, das ganz wie bei uns mit Thorflügeln verſehen iſt, und vor dem ein paar alte Kanonen als Eckſteine eingerammt ſind, zieht eine lange Reihe Kameele vorbei, mit Erzeugniſſen des Südens beladen, von Negern geführt und von Beduinen als Schutzwache umgeben, und eben ſo iſt es, wenn man in den engliſchen Parkanlagen des Paſcha auf der Inſel Roda herumwandelt und ſendet den Blick über die mit grünem Strauchwerk eingefaßten Schlangenlinien hinweg auf den Nil, hin zu den Pyramiden oder auf die uralten Grabkirchen der Mamelukenkönige. Mehemed Ali's Geiſt hat hier in kurzer Zeit viel hervorgerufen, doch mir erſcheint das ganze Aegypten nur wie ein großes Treibhaus. Während wir in den unſrigen durch künſtliche Wärme Produkte des Südens ziehen wollen, will der Vicekönig durch die Wärme ſeines Geiſtes Einrichtungen des Nordens nachahmen, um Früchte von ihnen zu ziehen; doch wird der rohe unbearbeitete Boden Aegyptens den Werken Mehemed Ali's nicht geſtatten, Wurzel zu faſſen und ſie werden unter einem neuen Herrſcher dahin welken.

Wie in Conſtantinopel die Kaik's die Fiaker der Stadt genannt werden können, ſo ſind es hier die Reiteſel, die an allen Straßenecken in großen Schaaren halten; ein Thier, ſo voll Vorzügen und Tugenden, wie die einzelnen Exemplare dieſer Gattung, die man bei uns ſieht, voll Fehler und Laſter ſind. Schon das Aeußere des ägyptiſchen Eſels zeigt eine gute Herkunft; er iſt klein, aber äußerſt lebendig und ſein Haar iſt ſo ſeidenartig und glatt, wie das des ſchönſten Pferdes. Jeder iſt mit einem gepolſterten Sattel, der zwei Bügel hat, ſowie mit einem gewöhnlichen Zaumzeuge, verſehen. In der Nähe der Gaſthöfe, beſonders des unſrigen, hielten ſich immer eine Menge Eſeltreiber mit ihren Thieren auf, und kaum hatten wir das Hôtel verlaſſen, um einen Gang in die Stadt zu machen, ſo waren wir augenblicklich ſo umringt, daß wir im wahren Sinne des Worts nicht von der Stelle konnten, und oft, wenn wir auch gar nicht daran gedacht hatten, einen Eſel nahmen, um nur fort zu kommen. Doch koſtete es keine kleine Mühe, bis man in den Beſitz eines ſolchen Thieres gelangt iſt, indem die Zudringlichkeit der hieſigen Eſeltreiber noch viel ärger iſt, als die der Stambuler Pferdevermiether. Man wird geſtoßen und gedrückt, und ſo wie man einen Eſel am Zaum faſſen will, wird er einem nicht ſelten vor der Naſe fortgeſchoben und man muß einen andern beſteigen. Sitzt man aber auf dieſe Weiſe erſt hoch zu Eſel, ſo findet man, daß es eine ſehr angenehme Art iſt, ſich durch das Gedränge auf den Straßen fortzubewegen. Das kleine Thier ſetzt ſich ſogleich in einen Trab, für den ich gar keine Benennung weiß, man ſitzt weich, wie in einem Seſſel, und die kleinen Beine des Thiers trippeln ſo ſchnell vorwärts, daß man raſch von der Stelle kommt. Neben jedem Eſel läuft der Sais, der durch ſein immerwährendes Geſchrei die Leute aufmerkſam macht und zum Ausweichen bewegt. Wenn man oft in dem Gedränge von Menſchen, Kameelen, Pferden und Eſeln keinen Ausweg ſieht, ſo trabt der Eſel doch luſtig zu und findet immer ein Loch, durch welches er hindurch ſchlüpft. Daß es hiebei nicht ohne Stöße abgeht, kann man ſich leicht denken; denn obgleich der Sais beſtändig ſchreit: Jemilak, Schimilak — weichet zur Rechten, zur Linken! oder einem, den man in Gefahr iſt zu überreiten, zuruft: Rikle, Gembek, was ſo viel heißen will: nimm deinen Rücken, dein Bein in Acht, ſo iſt es doch oft nicht möglich, ſogleich auf dies Geſchrei bei Seite zu reiten und man carambolirt ſehr unſanft mit andern Reitern.

Als wir ſo zum erſten Mal durch die Straßen Kairo's galoppirten, brach jeder über die komiſche Figur, die der Andere auf dem Eſel machte, in lautes Gelächter aus, beſonders unſer Baron und der Maler, als die größten, ſahen am ſonderbarſten aus, da beide, wenn ſie aus den Bügeln traten, ohne Beſchwerde mit ihren Füßen hätten die Erde berühren können. An den Ecken der Straßen, wo ſie ſcharf und eben ſo raſch herumliefen, wunderte ich mich immer, daß nicht einmal eines von dieſen Thieren hinſtürzte, und doch iſt uns dies nie paſſirt; ſelbſt wenn wir an der Ecke einen andern Zug Eſel trafen und wir im Galopp gegenſeitig ausweichen mußten.

Man ſieht hier in Kairo wenig Pferde auf den Straßen, ſondern faſt alle Stände bedienen ſich der Eſel. Selbſt Said Bey, der Sohn des Viceкönigs und Soliman Paſcha begegneten uns nicht ſelten auf Mauleſeln. Die Damen der vornehmen Klaſſe, die auch zu Eſel in den Straßen paradiren, ſind dabei ſeltſam vermummt. Vor dem Geſicht hängt ein dunkles Stück Tafft oder Kattun, in das ein paar Löcher für die Augen geſchnitten ſind, und der ganze Körper iſt in ein großes Stück Seidenzeug oder dunkeln Kattun gehüllt, den ſie vorn mit beiden Händen zuſammenhalten, aber dabei die Arme ſo viel wie möglich abſperren, damit ihre Figur recht breit ausſieht, was ihnen nobel erſcheint. So eine Reihe Weiber hinter einander ſieht durch die ſchwarze Farbe ihrer Gewänder wie ein Leichenzug aus. Die Frauen der ärmeren Klaſſe und der Fellahs, die natürlich zu Fuß gehen, haben eine ſo einfache Kleidung, daß ſie bei wenig kräftigerem und ſchönerem Körperbau, als man gewöhnlich bei dieſer Klaſſe ſieht, dem Auge unangenehm ſeyn müßten. Ihr ganzer Anzug beſteht nämlich aus einem baumwollenen Hemde, meiſt von dunkelblauer Farbe mit kurzen Aermeln, das ſich überall dem Körper anſchmiegt, und die meiſtens vollen und runden Formen leicht erkennen läßt.

Der Lohnbediente unſeres Gaſthofs, Namens Mechmed, ein noch ziemlich junger Menſch in dem ſchönen maleriſchen Mameluken-Koſtüme, weiter rother Hoſe, weißem Unterkleid und darüber eine rothe Jacke, Alles mit Goldſchnüren beſetzt, ritt die erſten Tage mit uns in Kairo herum und führte uns gleich auf den Sklavenmarkt, der, wie er nicht mit Unrecht meinte, uns ſehr intereſſiren würde. In Conſtantinopel hatten wir von dieſer Anſtalt wenig oder gar nichts geſehen, da man dort in dieſem Punkte dem Franken keine Rechte zugeſteht. Hier aber in Kairo iſt es anders, und es verbietet dem Europäer kein Geſetz, auf dem Sklavenmarkt zu ſehen, was er will; nur hängt es natürlich von dem guten Willen des Sklavenhändlers ſelbſt ab, ob er ihm ſeine ſchönſte Waare zeigen will.

Durch einen langen dunkeln Thorweg tritt man auf einen geräumigen Hof, der rings mit Gebäuden umgeben iſt. Links beim Eingange beſtand das Gebäude aus einer offenen Gallerie, zu der man auf einer Treppe hinauf ſtieg; auf den andern Seiten waren kleine Gemächer, in denen ſich die ſchöneren Sklavinnen befanden und an den halbgeöffneten Thüren dieſer Kammern ſtanden die Sklavenhändler, meiſtens wild ausſehende Geſtalten, als Wache. Auf dem Hofe ſaßen die ſchwarzen Sklaven und Sklavinnen, von einander abgeſondert, auf Matten und die unglücklichen Geſchöpfe müſſen hier der Kühle der Nacht und des Morgens, ſo wie der Hitze des Tages ausgeſetzt ſitzen bleiben, bis ſie verkauft ſind. Die ganze Kleidung der Neger beſteht aus einem grauen Stücke Packtuch, das ſie um die Hüften geſchlagen haben, eben ſo die der Negerinnen, nur iſt das Stück Zeug bei letzteren ſo groß, daß ſie auch noch einen Theil der Bruſt damit bedecken können. So ſitzen ſie und warten, bis ein Käufer eintritt, der ſich das, was er braucht, oberflächlich herausſucht, dann aus der Reihe der Andern hervortreten läßt und wie man eine Waare unterſucht, von allen Seiten genau betrachtet. Der Anblick dieſer armen Menſchen iſt wirklich ſchrecklich und empörend. Ich habe geſehen, wie zwei junge Negerinnen — einer der Sklavenhändler ſagte mir, es ſeyen Schweſtern — gewaltſam von einander getrennt wurden. Die eine war eine ſchöne volle Geſtalt, die andere etwas ſchmächtiger, beide ſaßen auf der Matte und hatten ſich mit ihren Armen umfaßt. Den Wink eines vornehmen Aegyptiers, der die ſchönere kaufen wollte, ließ ſie, als habe ſie ihr Schickſal, von der Schweſter getrennt zu werden, geahnet, lange unbeachtet, bis ſie der Sklavenhändler mit einem Stoße zum Aufſtehen zwang. Sie wurde beſehen und gekauft, worauf ſich das arme Geſchöpf weigerte, ihre Schweſter zu verlaſſen, die ſie gewaltſam feſthielt. Es war eine empörende Scene. Man trennte ſie mit Gewalt, und da ſich das kräftige Mädchen heftig vertheidigte, wurde ſie von zwei andern Sklaven erfaßt und unter lautem Schreien und Weinen fortgetragen.

So etwas ereignet ſich häufig, ſo daß ſich der Orientale nicht mehr darum kümmert.

Um Eintritt in die kleinen Kämmerchen, in welchen die weißen Sklavinnen und Abyſſinierinnen, überhaupt die ſchöneren aufbewahrt werden, mußten wir nach dem Rath unſeres Mechmed öfters hingehen und anfänglich nur mit den zur Wache vor der Thür ſtehenden Arabern ſprechen, ihnen Tabak oder ein kleines Trinkgeld geben und ſie von ſelbſt davon anfangen laſſen, ob wir nicht ihre Sklavinnen ſehen wollten. An einem dieſer Wächter, der eine Art Rang unter den andern zu behaupten ſchien — er trug einen grünen Turban — machten wir uns nun, gaben ihm Tabak und gewannen ſeine Neigung beſonders durch einige Cigarren, die wir ihm ſpendeten. Auch nahmen wir ihn mit in ein nahe liegendes Kaffeehaus und hatten durch dieſe kleine Höflichkeit ſein Herz bald ſo eingenommen, daß er uns ſelbſt in die kleinen Zimmerchen der beſſeren Sklavinnen führte. Doch war gerade nicht ſehr viel Schönes da; nur in einem einzigen Gemach waren neben drei Abyſſinierinnen, die eben nicht übel waren, eine Griechin und eine Mulattin, von denen die erſtere noch ziemlich hübſch war. Sie war, ſo wie die Mulattin, ungefähr in demſelben Koſtüme gekleidet, wie die arabiſchen Tänzerinnen, hatten aber, wie alle Weiber, ein großes Stück Tafft als Mantille um ſich geſchlagen, das ſie aber auf unſern Wunſch fallen ließen und es überhaupt gerne ſahen, daß wir ihre ſchönen Geſtalten bewunderten. Die Mulattin war ſelbſt eine Art Tänzerin und machte mit ihrem Körper ziemlich graziöſe Wendungen und Biegungen. Natürlich waren hier die Geſichter unverſchleiert, was für uns das Intereſſanteſte war. Die Haare hatten ſie lang den Rücken hinabhängen und kleine Gold- und Silbermünzen darein geflochten. Der Preis einer ſolchen weißen Sklavin iſt zwiſchen zwei, drei, auch ſechs bis achthundert Gulden. Ausgezeichnet ſchöne Mädchen werden natürlich mit ganz andern Preiſen bezahlt. Eine Negerin kommt nicht ſo theuer; ſie wird mit ſechzig bis dreihundert Gulden bezahlt. Die fünf Sklavinnen, die wir auf unſern Spaziergängen öfters beſuchten, hielten es nicht unter ihrer Würde, uns um allerhand kleine Dinge zu bitten, die wir bei uns hatten. So gefielen ihnen hauptſächlich unſere Handſchuhe, die wir ihnen ſchenkten und ſie dadurch ſehr glücklich machten.

Auf der andern Seite des Hofes, wo ſich die Gallerien befanden, waren die kleinen Negerknaben zu ſehen, die zum Kauf ausgeſtellt waren. Sie waren eben ſo wenig bekleidet. wie die Schwarzen im Hofe, und da ihnen dies bei der wechſelnden Temperatur, ſo wie bei ihrer ſchlechten Koſt — die ſchwarzen Sklaven nämlich bekommen nichts wie Brod und Zwiebel — ſehr unangenehm vorkommen mußte, ſo thaten jedes dieſer armen Kinder in ſeiner Unſchuld Alles, um den Blick des Käufers auf ſich zu ziehen. Einige ſprangen und tanzten, Andere ſchnitten allerlei lächerliche Grimaſſen oder hüpften wie die Affen herum, wieder Andere ſaßen ſehr gravitätiſch da und grüßten uns ſo ehrerbietig wie möglich. Dieſe Kinder von acht bis vierzehn Jahren waren nach ihren Eigenſchaften oder dem, was ſie allenfalls gelernt hatten, in verſchiedene Abtheilungen geſondert. An einer Seite ſaßen die, welche nichts konnten und erſt bei ihrem Herrn etwas lernen mußten, dort welche, die die ſchwere Kunſt verſtanden, eine Pfeife zu ſtopfen oder ähnliche Kleinigkeiten zu verrichten, und abgeſondert von dieſen ſaßen die Unglücklichſten von allen, Unglückliche, denen eine barbariſche Sitte Alles genommen, was ihnen die Natur gab, und ſie dadurch unter das Vieh herabdrückte. Doch werden dieſe künftigen Haremswächter am meiſten geſucht und am beſten bezahlt.

Einer eigenthümlichen Sitte gemäß ſind nicht alle Sklavinnen, die man auf dem Markt zum Verkauf ausgeſtellt ſieht, wirklich zu haben, ſondern unter den weißen Sklavinnen befinden ſich auch welche, die zur Strafe hieher geſchickt wurden, indem bei ſchwereren Vergehungen im Harem, als Streitigkeiten unter ſich oder mit den Eunuchen der Herr des Hauſes das Recht hat, ſeiner Sklavin ihre ſchönen Kleider auszuziehen und ſie auf dem Markt zum Verkauf auszuſtellen. Der Sklavenhändler bekommt natürlich die Weiſung, ſie nicht fortzugeben, ſondern ſie muß hier nur auf kürzere oder längere Zeit unter den Andern ſitzen, wo ſie in beſtändiger Angſt ſchwebt, welchen Herrn ſie nun bekommen wird; denn ihr iſt es nicht bekannt, daß ſie nur zum Schein hier dem Verkauf ausgeſtellt iſt.

Eine andere Anſtalt, die nicht weit vom Sklavenmarkte liegt und das Elend der Menſchen noch viel ſchauderhafter zeigt, iſt das Irrenhaus. Die Gemächer, in welchen ſich die Wahnſinnigen befinden, liegen ebenfalls um einen großen Hof, auf welchen auch die Fenſteröffnungen gehen. Da letztere ſehr groß ſind und mit ſtarken Eiſenſtäben verſehen, woran die Unglücklichen liegen und ſich gegenſeitig anſtarren, ſo glaubt man bei dem immerwährenden Geheul und Zähneknirſchen, das man hier hört, ſich in einer Menagerie bei wilden Thieren zu befinden. Ich habe nie einen ſchrecklicheren Anblick gehabt, als die verzerrten Phyſiognomien dieſer Menſchen mit langem, ſtruppigtem Haupt- und Barthaar, wenn ſie an ihre Gitter ſtürzten und uns mit ihren rollenden, roth unterlaufenen Augen anſtierten. — Doch genug von dieſen Scenen!

Wir beſteigen unſere Eſel wieder und reiten durch die belebten Straßen Kairo's, um ſie ein wenig zu durchkreuzen und einige ſchöne Gebäude anzuſehen. Das Merkwürdigſte hier für Kairo iſt der neue Palaſt Ibrahim Paſchas, ganz auf europäiſche Art gebaut und mit heller, freundlicher Farbe angeſtrichen. Hohe Bogenfenſter mit den ſchönſten Spiegelſcheiben gehen auf einen freien Platz, einer Art Boulevard, der mit Akazien bepflanzt, auch mit einigen andern europäiſch gebauten Häuſern umgeben iſt, und auf dem man glaubt, ſich mitten in einer unſerer größten Städte Europas zu befinden. Von hier reiten wir wieder zurück durch die Straßen und ſahen das Gebäude und den Garten, auf deſſen Terraſſe General Kleber erſtochen wurde. Durch das Thor von Boulak kamen wir jetzt auf einen ſchönen Weg hinaus, der rechts und links von den ſchönſten Gartenanlagen umgeben, nach Foſtat oder Alt-Kairo, an den Nil führt. Wenn uns nicht der Kalender ſagte, daß wir im Monat Februar wären, ſo könnte man glauben, wir hätten wenigſtens ſchon Ende Mai, denn ſo üppig und ſchön blühte und grünte Alles um uns her. Der Klee ſteht faſt mannshoch und die Felder ſind mit den ſchönſten Gemüſen unſerer Sommermonate bedeckt. So gewährt die Gegend von Kairo einen angenehmen Anblick. In dem Klee ſtehen große Schaaren von Pferden und freſſen ihn ab, dort arbeiten die Schöpfräder mit Ochſen getrieben und führen das Waſſer des Nils aus den größeren Gräben und Teichen, worin es noch von der Ueberſchwemmung her ſteht, durch die kleinen Kanäle über die Felder hinweg. Bald erreichen wir Alt-Kairo mit ſeinen einzeln abgeſperrten Quartieren und der mittelalterlich ſaraceniſchen Bauart, treten im Vorbeigehen in den Hof der Moſchee Amru's, eines Generals des Omar, deren Halle von hundertvierzig Säulen getragen wird. In der Mitte erhebt ſich neben einer ſchönen Palme ein Brunnen, wo vormals das Zelt Amru's geſtanden haben ſoll, welches der Sage nach Urſache wurde, daß man Alt-Kairo erbaute. Auf das Zelt des Generals nämlich ließ ſich eine Turteltaube häuslich nieder, weßhalb Amru, aus Schonung für das Thier, ſein Zelt nicht abbrechen ließ und um daſſelbe baute ſich ſpäter Alt-Kairo an, woher auch noch ſein heutiger Name Foſtat kommen ſoll, der das Zelt eines Nomaden bedeutet.

Von hier erreichten wir bald den Nil, den ſchönen alten Strom, die eigentliche Gottheit Aegyptens. Ohne an die Segnungen zu denken, welche dieſer Fluß jährlich über das Land ausgießt, erfreut ſein äußerer Anblick ſchon das Auge und es gibt in Europa keinen Fluß, deſſen Waſſermaſſe mit der des Nils zu vergleichen wäre. Schon bei Luxor hat ſeine Breite dreizehnhundert Fuß und ſie ſteigt bei Montfalout und Syout auf zweitauſend achthundert und ſpäter in der tieferen Ebene, wo keine Gebirge die Ausbreitung des Stromes hemmen, im Januar bei mittlerem Waſſerſtand, ſogar auf zweitauſend achthundert und fünfzig Pariſer Fuß. Aber wenn man erſt recht einſehen will, was Aegypten Alles dem Nil verdankt, ſo muß man nur das Land betrachten, wenn es vor der Stromſchwelle, faſt ohne alle Quellen, von der Sonne verbrannt und zerriſſen wird. Um Oſtern und Pfingſten wehen die heißen, aus Süden kommenden Chamſimwinde und unter ihrem Hauche liegt das Land wie ein in Fieberglut aufgelöſter Kranker. Alles Grün auf der Erde iſt verbrannt und die Landſchaft bei dem geringſten Windhauch in Staub eingehüllt, gewährt einen traurigen Anblick; nur der Palmbaum behält ſeine grünen Blätter, die aber auch, von der Hitze ermattet, flach herunter hängen. So dauert dieſer Zuſtand der gänzlichen Trockenheit, wo auch die Peſt und andere

Seuchen gewöhnlich heftig graſſiren, bis zum 17ten Juni, der Nacht des Tropfens, Leylet en Nuktah, jene unbegreifliche wunderbare Nacht, in welcher — und das wiſſen die ägyptiſchen Aſtrologen faſt bis auf die Minute auszurechnen — der himmliſche Tropfen in den Nil fällt, der, wie der Sauerteig das Brod, die Fluthen zur Gährung bringt und nach und nach überſchwellen läßt.

In dieſer Nacht iſt Alles lauter Freude und Entzücken; man tanzt und jubelt und freut ſich auf's Neue des Lebens, wie aus einer harten Gefangenſchaft erlöst, und faſt alle Leute bringen dieſe Nacht auf den platten Dächern ihrer Wohnung zu. Hier wird gegeſſen und getrunken und allerhand Sachen getrieben, um die Zukunft dieſes neuen Erntejahrs zu erforſchen. So legt man Brodteig hin, der, anſchwellend, Glück und Fruchtbarkeit verkündet, im Gegentheil aber ein böſes Omen iſt. Auch macht man aus dem Nilſchlamm Kugeln, die mit Nilwaſſer übergoſſen werden, und deren ſchnelleres oder langſameres Zerrinnen auch etwas bedeutet.

Nach dieſer Nacht des Tropfens hören nach dem Glauben der Aegyptier alle Krankheiten auf anſteckend und tödtlich zu ſeyn, und alle Kranken, ſelbſt die von der Peſt befallenen, verlaſſen ihre Häuſer und treten wieder in Berührung mit den übrigen Menſchen. Von dieſem Zeitpunkt an beginnt aber auch wirklich durch die ganze Natur ein neues Leben zu pulſiren. Das Steigen des Nils, das anfangs ſehr langſam vor ſich geht, aber immer raſcher und ſtärker wird, und zu Anfang Juli ſchon recht bemerkbar iſt, wird täglich durch beſonders hiezu angeſtellte Ausrufer den Leuten nach dem Maße des Nilmeſſers auf der Inſel Roda verkündet. Dieſer Ausrufer geht mit einem Knaben durch die Straßen und nachdem Beide ein Wechſelgeſpräch mit einander gehalten haben, in welchem ſie die Gottheit preiſen, die fließendes Waſſer gab und den Nil übertreten ließ, verkündet der Munnadi en Nil, d. h. der Ausrufer des Nils, wie hoch das Waſſer geſtiegen ſey, wobei er aber oft, um den Leuten eine Freude zu machen oder ein höheres Trinkgeld zu bekommen, gewaltig lügt. Das Steigen und Fallen des Nils iſt der eigentliche Kalender der ägyptiſchen Bauern, denn nach der Höhe des Waſſerſtandes ſäen ſie ihr Getreide. So wird ſchon im Auguſt die Moorhirſe, ſo wie einige andere Gewächſe geſäet, deren bald nachher aufſproſſendes Grün am beſten unter der Decke des ſpäter anſtrömenden Waſſers fortkommt.

Im Monat September nun erreicht das Waſſer des Nils ſeinen höchſten Stand. Das untere, flachere Nilthal ſieht ſchon wie ein See aus und längs des ganzen Stroms, von Oberägypten an bis in's Delta beginnen Freudenfeſte aller Art. Die friſchen Nordwinde, die nun wehen, ſtellen die Communication zwiſchen Oberägypten, die der heiße Südwind abgebrochen hat, wieder her, und eine Menge von Booten mit ihren großen dreieckigten Segeln fährt, von dieſem Winde getrieben, raſch nach Oberägypten. Für Kairo bereitet ſich an dieſem Tag ein beſonderes Feſt vor, d. i. die Durchſtechung des Dammes bei Alt-Kairo, was mit großen Feierlichkeiten vor ſich geht. Schon Tags vorher läuft der Munnadi mit ſeinem Knaben feſtlich geputzt durch die Straßen und verkündet in einer blumenreichen Redeart, daß das Waſſer den höchſten Stand erreicht habe. So beginnt z. B. der Munnadi: „Gott iſt Gott. Er breitete den Erdkreis aus und ſein Ruhm ſey hochgeprieſen!“ worauf der Knabe antwortet: „Ja, und gab fließende Waſſer, durch welche die Gefilde grün werden,“ und das geht ſo fort. Am Ende preist er noch den Freigebigen, der ihm ein gutes Trinkgeld geben wird und bittet Gott, ihn nicht vor die Thüre des Geizigen zu führen, „der,“ ſo ſind ungefähr ſeine Worte,

„das Waſſer im Kruge mißt, oder die Brode noch im Teige zählt, oder der die Katzen zur Eſſenszeit hinausſchließt und die Hunde von ſeiner Mauer hinwegtreibt.“ Dagegen ermahnt er auch alle, ſich beſtens zu ſchmücken, um die großen Feſtlichkeiten bei Durchſtechung des Dammes nicht zu verſäumen. „Seht nur!“ ruft er, „wie ſich die Welt geſchmückt hat — die Damen haben ſich geputzt — der Junggeſelle ſieht ſich nach der Geſellin um — der Jungfrau bereitet man den Brautſchatz.“

In Alt-Kairo geht es nun aber auch ſehr luſtig her. Hier ſind in der Nähe des großen Dammes Zelte aller Art aufgeſchlagen, und Gaukler, Tänzer treiben überall ihr Weſen. In großen Buden ſind Kaffeehäuſer und Scherbetbereiter und es geht da zu, wie auf einem großen Jahrmarkte bei uns. In dem noch trockenen Kanal wird die Aruſch oder Braut des Nils aufgeſtellt, das Andenken an eine alte barbariſche Sitte, nach welcher jährlich dem überſchwellenden Fluſſe eine Jungfrau geopfert wurde. Die jetzige Nilbraut aber iſt nur eine aus Lehm und Nilſchlamm zuſammengeſetzte Figur, die an der Stelle ſitzt, wo der Damm durchſtochen wird und ruhig ihr Schickſal erwartet. Um ſie herum tanzt und jubelt das jüngere Volk bei Muſik und Feuerwerk, das die Nacht vor dem feſtlichen Tage abgebrannt wird, bis zum nächſten Morgen, wo bei den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne von der Citadelle der Donner der Kanonen erſchallt und unter dem ungeheuren Jauchzen der Menge in Gegenwart der hohen Behörden der Damm durchgeſtochen wird. Ganze Schaaren Kinder ſtehen entkleidet in dem trockenen Kanal und erwarten das ſtrömende Waſſer, indem ſie zuerſt herumwatend einander hinwerfen, allerlei Balgereien treiben und die arme Nilbraut necken, die ſchon von den erſten Fluthen des Waſſers aufgelöst wird und in Nichts zerrinnt. Endlich, wenn das Waſſer höher und höher ſteigt, läuft das luſtige Volk entweder an's Ufer oder umſchwimmt ſchreiend das geſchmückte Schiff Akabah, das ebenfalls von den Wellen flott gemacht wurde und auf dem ſtrömenden Waſſer unter lärmender Muſik dahin fährt. Das Waſſer fließt nun durch den großen Kanal in die kleineren und dann in die Gräben der Felder, und in kurzer Zeit iſt alles Grün um Kairo mit Waſſer bedeckt. In den letzten Tagen des Monats September fängt das Waſſer ſchon allmählig an, wieder zu ſenken. Die höher liegenden Felder treten wieder hervor, gegen Ende Dezembers ſieht man faſt noch überall kleine Seen und Teiche, die allmählig verſchwinden und gegen Anfangs März fließt der Strom wieder ruhig in ſeinem alten Bette dahin.

Von Alt-Kairo aus beſuchten wir die Inſel Roda, wo ſich der uralte Nilmeſſer befindet und wo Ibrahim Paſcha in neuerer Zeit einen botaniſchen Garten angelegt hat. Erſterer iſt einer großen Ciſterne ähnlich, deren aus Quaderſteinen aufgeführte Wände mit Bildhauerarbeiten verziert ſind. Da das Bauwerk oben offen iſt, ſo ſieht man unter den Waſſerſpiegel, in deſſen Mitte ſich eine achteckige Säule erhebt, worauf Namen und Zeichen eingegraben ſind, nach denen man weiß, wie hoch das Waſſer ſteht. Doch ſind an dieſer Säule keine Maße angegeben, ſondern nur die Namen der verſchiedenen Höhen des Nilufers, ſo wie der Dörfer, die das Waſſer in der Wirklichkeit dann erreicht, wenn der Spiegel deſſelben in dem Nilmeſſer bis zu dem betreffenden Namen geſtiegen iſt. An drei Mauern dieſes Behälters finden ſich Niſchen und an der vierten eine Treppe, auf welcher man zu dem Waſſer hinabſteigen kann. Oben um den Rand ſind Koranſprüche mit ſehr zierlicher Schrift in den Stein gehauen.

Der Garten des Paſcha iſt, wie ich ſchon früher bemerkte, halb auf engliſche Art angelegt und ſoll ſchon jetzt einen ziemlichen Reichthum von verſchiedenen Gewächſen enthalten, wovon ich aber nichts verſtehe. Gegen Alt-Kairo beſtehen die Ufer der Inſel aus ſchönen, maſſiven Mauern, die den Garten umgränzen, und ſind mit bequemen Treppen verſehen, um vom Boote aus bequem in den Garten ſteigen zu können. Die Einfaſſungen verſchiedener Parthieen dieſer Anlagen beſtehen aus Gittern, die ſehr künſtlich aus Rohr geflochten ſind. Bei unſerem Klima und ſeinem immerwährenden Regen würden dieſe Gitter halb verfaulen, aber hier halten ſie, wie uns der jetzige Gärtner, ein Franzoſe, verſicherte, viele Jahre.

An einem Theil des Gartens befinden ſich große Boskets von Palmen, Sykomoren, Feigen und Orangen und zwiſchen dieſen Bäumen hat der Paſcha ein Gartenhaus gebaut, das auf der einen Seite einen Saal, auf der andern aber eine Grotte hat, die mit den ſchönſten Muſcheln und Korallen aus dem rothen Meer verziert iſt. Es gewährte uns ein wahrhaftes Vergnügen, auf den grün angeſtrichenen Bänken dieſes Gartens zu ſitzen, deſſen Einrichtung uns ſo ganz an die Heimath erinnern würde, wenn ſich nicht neben uns ſchlanke Palmen erheben und man nicht auf dem andern Ufer die Pyramiden in majeſtätiſcher Reihe ſähe

Die Pferde im Klee. Schubra. Aegyptiſche Brütöfen. Die Citadelle. Die Stadt der Gräber.

Obgleich wir ſchon eine ganze Pferdefamilie beiſammen hatten, war es doch das erſte Geſchäft unſeres Barons, Erkundigungen nach guten Pferden ſelbſt einzuziehen, oder durch Leute, die ſich hiezu gleich anboten, einziehen zu laſſen. Zu Letzteren gehörte in erſter Reihe der Schwabe, von dem ich bei unſerer Ankunft in Kairo ſprach, er war Thierarzt und kannte die Pferde der Stadt ſo ziemlich. Hauptſächlich war es ein brauner Hengſt, den der Baron ſuchte, doch wollte er nur ein Pferd von der edelſten Race, die hier eben ſo ſelten ſind, wie bei uns. An Leuten, die ihre Thiere präſentirten, fehlte es auch hier, wie überall, nicht; oft wurden welche als das Schönſte, was man ſehen könnte, angekündigt, und wenn man ſich nun die Mühe gab, ſie zu beſehen, waren es mitunter die erbärmlichſten Pferde. So erinnere ich mich unter Anderem, daß der Lohnbediente Mechmed eines Morgens uns ſchon um fünf Uhr aus dem Schlafe weckte, um einen Arnautenſchech zu melden, der, wenn es dem Baron genehm ſey, einen prachtvollen braunen Hengſt vorführen wolle. Sein Wunſch wurde ihm natürlich gewährt. Der Baron zog ſich nach einiger Zeit an und ging hinunter. Doch kam er bald darauf wieder zurück und erzählte mir mit lautem Lachen: der prachtvolle braune Hengſt ſey ein ganz miſerabler Fuchswallach geweſen, für den der Arnaut noch obendrein eine unmäßige Summe gefordert habe. So ging es zuweilen den ganzen Tag fort und der Baron konnte kaum die Zeit auftreiben, um alle die Pferde anzuſehen, die ihm vorgeführt wurden. Es war überhaupt jetzt nicht die geeignete Zeit, um die Pferde der reichen Paſchas und Kaufleute, worunter doch am erſten etwas Vorzügliches zu finden war, anzuſehen; denn in dieſen Monaten waren die Pferde nicht mehr in der Stadt, ſondern man hatte ſie — nach ägyptiſchem Ausdrucke — in den Perſim gethan.

Wenn nämlich, wie jetzt, der Klee recht hoch ſteht, ſchickt der vornehme Aegyptier ſeinen ganzen Marſtall auf's Land, entweder in ſeine eigenen Kleefelder oder in andere, die er zu dieſem Zwecke miethet. Hier werden die Pferde, reihenweiſe an einem Hinterfuß gefeſſelt, auf das Kleefeld gebracht, wo ſie ſo viel freſſen können, wie ihnen beliebt oder ſo viel ſie den Tag erreichen können. Am folgenden Morgen rückt man mit ihnen vorwärts und ſo immer weiter, bis das ganze Kleefeld abgefreſſen iſt. Die Sais wohnen unter einem Zelt dabei, um die Pferde beaufſichtigen zu können. So ſieht es in dieſer Jahreszeit um Kairo aus, als haben lauter Nomadenſtämme hier ihren Weideplatz erwählt. Doch wird dadurch das Beſichtigen der Pferde äußerſt erſchwert, da man oft Stunden lang zu reiten hat, um von einem Perſim zum andern zu gelangen.

Die Geſtüte Mehemed Ali's, die um Schubra, dem Sommerlandſitz des Paſchas, auf den Kleefeldern ſich befanden, mußten natürlich auch angeſehen werden, weßhalb wir an einem ſchönen Morgen auf Reiteſeln dahin aufbrachen. Längs dem Ufer des Nils ritten wir auf einer ſehr ſchönen Straße, die mit einer Reihe dicht belaubter Akazien beſetzt war, nach dem Landſitze des Paſcha. Er beſteht aus einer großen Gartenanlage mit Wohnhäuſern des Paſcha und aus mehreren Höfen, die umher liegen. Auf einem derſelben befindet ſich ein Elephant, den wir im Vorbeigehen anſahen. Das große, ſehr ſtarke Thier befand ſich auf dem Hofe und war mit einer ſchweren Kette, die es um den Hinterfuß hatte, an eine Sykomore befeſtigt. Ein Junge, der höchſtens acht oder neun Jahre alt war, ſpielte mit ihm. Es war komiſch anzuſehen, wie der kleine Kerl an dem Rüſſel, den er wie einen Baum mit Händen und Füßen umklammerte, auf die langen Stoßzähne kletterte, von da die Ohren ergriff und ſeine Beine an den Kopf ſtemmend, auf denſelben gelangte. Das rieſenhafte Thier ließ Alles geduldig mit ſich vornehmen, kniete auf das Geſchrei ſeines kleinen Wärters nieder, ſtand wieder auf und am Ende nahm es den Knaben mit ſeinem Rüſſel vom Kopfe herunter und ſetzte ihn ſanft auf die Erde.

Wir verließen den Hof wieder und erreichten bald darauf Schubra, da uns der Eintritt in die Gärten ohne viele Schwierigkeiten erlaubt wurde. Dieſe ſind in gemiſchtem Geſchmack, bald italieniſch, bald engliſch, bald orientaliſch angelegt, gewähren aber im Ganzen einen ſehr ſchönen Anblick.

Das Wohnhaus des Paſcha iſt auf Terraſſen gebaut, die mit hohen, ſchlanken Gängen von Rebenlaub bedeckt ſind. Eben ſolche gewölbte Lauben führen faſt durch den ganzen Garten und ſelbſt die Beete haben je nach ihren Figuren ſolche Laubbögen über ſich. Der intereſſanteſte Theil des ganzen Gartens iſt der neue Pavillon des Paſcha, der in einem Gebüſche von Palmen, Orangen, Feigen, Sykomoren, Platanen und noch andern dichtbelaubten Bäumen verſteckt liegt.

Das Gebäude, faſt ganz aus Stein aufgeführt, iſt von ſehr beträchtlicher Länge und Breite. Seine vier Seiten gleichen durch die vielen hohen Bogenfenſter langen Gallerien. An den vier Ecken des ganzen Gebäudes befinden ſich andere Pavillons, die auf dieſelbe Art vorſpringen, wie die Baſtionen bei den Feſtungswerken. Auf breiten Marmortreppen gelangt man an die Thore des Gebäudes, deren ſich auf allen vier Seiten befinden, und bleibt beim Anblick des Hofes überraſcht ſtehen, ſo ſinnreich und prachtvoll iſt die Conſtruction deſſelben erdacht und ausgeführt. Das Innere des ganzen Gebäudes bildet nämlich ein ungeheures Marmorbecken, das von den vier Seiten des Gebäudes, welche Bogengänge bilden, die nach Innen von ſchlanken Säulen getragen werden, umgeben iſt.

Auf allen Seiten ſind große Röhren angebracht, die geöffnet werden können und aus denen ſich dann der Hof in kurzer Zeit mit Waſſer füllt. In der Mitte deſſelben iſt ebenfalls aus ſchönem Marmor eine Art Inſel aufgeführt, die mit Orangenbäumen beſetzt iſt und auf der ſich, wie überall an den Ufern dieſes künſtlichen Sees, Ruheplätze befinden. Dieſer Pavillon iſt zu großen, glänzenden Abendgeſellſchaften beſtimmt, und dann muß der Anblick des Hofes wirklich zauberhaft ſeyn. Das Ganze war in dem Augenblick, wo wir es beſahen, noch nicht fertig, und man legte eben die letzte Hand an die Einrichtung und die Röhren, um das Gebäude mit Gas beleuchten zu können. An den vier Ecken des Hofes ſind coloſſale aus Stein gehauene Löwen, die immerfort Waſſer in das Becken ſpeien, und noch mehrere andere dergleichen Fontänen, und bei jeder derſelben ſind Gaslampen angebracht, deren Flamme unter dem Waſſerſtrahl brennen ſoll, was einen ungemein ſchönen Anblick gewähren muß. Die Eckpavillons ſind halb europäiſch, halb orientaliſch eingerichtet, mit Divan und Teppich, Spiegel und Kronleuchter.

An einer andern Stelle des Gartens zeigte man uns ein Plätzchen, das ſehr gemüthlich war, wo nämlich der Paſcha, wenn er ſich in Schubra aufhält, gewöhnlich ſein Morgen- und Abendgebet verrichtet. Es iſt ein kleines Rondel mit dichten Hecken umgeben und auf ſeiner Mitte befindet ſich ein Divan aus Raſen und Moos mit einem Geländer aus zuſammengewachſenen Baumſtämmen. Die Richtung nach Mecca wird hier durch eine Sykomore bezeichnet, die, wie man ſagt, vor dem väterlichen Hauſe des Vicekönigs geſtanden haben ſoll und die er zum Andenken hieher verpflanzen ließ.

Wir beſtiegen unſere Eſel wieder und trabten um Schubra herum nach einigen großen Gebäuden, die mitten in den Feldern liegen und wo ſich die Geſtüte Mehemed Ali's befinden. Die weitläufigen Gebäude ſchienen mir ziemlich gut eingerichtet. Sie umſchloſſen mehrere hintereinanderliegende Höfe, auf denen ſich eine große Anzahl kleiner Fohlen herumtrieb. Die Stallungen ſind anders und wie es mir ſchien, zweckmäßiger eingerichtet, als die unſrigen, und ſie haben ſtatt einer Stallgaſſe, wie bei uns, deren drei, indem nämlich an dem mittleren Gange die Pferde auf beiden Seiten ſtehen, mit den Köpfen gegeneinander gekehrt, und an jeder der beiden Wände des Stalles iſt gleichfalls eine Gaſſe frei gelaſſen, ſo daß man auch hinter den Pferden her gehen kann.

Auf den Feldern, die zum Geſtüte gehören, waren die

Hengſte und Stuten von einander abgeſondert, auf dieſelbe Art in dem Klee angebunden, wie ich es ſchon früher beſchrieb. Wir ritten zu ihnen hinaus und wunderten uns ſehr, ſo wenig oder faſt gar nichts vollkommen Edles unter dieſen Thieren zu finden. Von den Stuten war keine einzige da, die der Mühe werth geweſen wäre, daß man ſie mit nach Europa genommen hätte; unter den Hengſten dagegen befanden ſich wohl einige ſehr ſtarke und edle Thiere, aber dieſe waren in den früheren Kriegen mit den Wechabiten erbeutet worden und ſchon in einem Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren, deßhalb für uns nicht zu brauchen.

Auf dem Rückwege nach Kairo führte uns Mechmed in eines jener Häuſer, in dem ſich die merkwürdigen Brütöſen befanden, in welchen die Aegyptier ſchon ſeit uralter Zeit die Hühner durch künſtliche Wärme fabrikmäßig aus den Eiern hervorlocken; eine Erfindung, die ſelbſt einen Engländer befriedigt haben würde. Die Hitze in den Gängen zu dieſen Oefen war ziemlich ſtark und die ganze Einrichtung ſo eng und winklich, daß ich nur mit vieler Mühe mit unſerem Mechmed hinein kriechen konnte, um wenigſtens einen kleinen Begriff von dieſer Anſtalt zu bekommen. Zu beiden Seiten eines engen Ganges befinden ſich kleine Kammern und über jeder derſelben ein runder gewölbter Ofen. Der Boden dieſer beiden Kammern iſt mit feinem Stroh oder Binſen bedeckt, auf welche, nachdem der Ofen mit Miſtkuchen geheizt worden iſt, die Eier reihenweiſe neben einander gelegt werden. Doch wird anfänglich nur die Hälfte dieſer Oefen geheizt, unter denen die Eier bis zum elften Tage liegen bleiben; dann läßt man das Feuer oben ausgehen und bringt die Eier aus der Kammer auf die Backſteine des Ofens ſelbſt, die von der Heizung der vorigen Tage noch eine ziemliche Wärme behalten. Jetzt wird auch die andere Hälfte der Kammern geheizt und ebenfalls mit Eiern belegt. Da die Oefen mit einander in

Verbindung ſtehen, ſo erhalten die, in welchen das Feuer jetzt ausgegangen iſt, von den andern noch immer ſo viel Wärme, als die kleinen Hühner zum Auskriechen bedürfen, was eben ſo wie unter der Henne am zwanzigſten oder einundzwanzigſten Tage geſchieht. Von hundert Eiern kriechen gewöhnlich ſechzig bis ſiebzig Küchlein aus und da dem Bauer für zwei Eier, die er gebracht, eines dieſer Thierchen gegeben wird, ſo hat der Staat an den übrig bleibenden noch einen ziemlichen Nutzen, wenn man bedenkt, daß in Unter- und Oberägypten jährlich an ſechzehn bis ſiebenzehn Millionen dieſer Hühner ausgebrütet werden.

Unſer Rückweg nach Kairo auf der guten Straße neben dem Nil war heute in den ſpätern Nachmittagsſtunden reizend und ſchön. Das Waſſer, von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet, floß zwiſchen ſeinen üppigen grünen Ufern ſo ſtill und ruhig dahin, und auf ihm ſchwammen die kleineren Boote, mit Frucht oder verſchiedenem Grün beladen, das hoch aufgethürmt dem Boot mit einer ſchwimmenden grünen Inſel viele Aehnlichkeit gibt. Ohne dieſe Fahrzeuge mit ihren kurzen Maſten, an denen ſich aber eine ungeheuer lange Segelſtange befindet, kann man ſich den Nil gar nicht denken. Man ſieht ſie auf allen Abbildungen dieſes Stromes. Wo man im Hintergrunde die Pyramiden ſieht, dürfen dieſe ſeltſamen Segelſtangen auch nicht fehlen. Die Fellahs, die ihre Geſchäfte in Kairo beſorgt hatten, kamen einzeln und in Schaaren zurück; die Weiber trugen Krüge und Körbe auf der Achſel und auf der Schulter, was bei der Geſchicklichkeit, mit der ſie dieſe Sachen zu balanciren wiſſen, ſehr artig ausſieht. Dieſe Weiber der ärmeren Klaſſe haben, wie ich ſchon früher bei Gaza bemerkte, etwas ſehr Graziöſes, ja Elegantes in ihren Bewegungen, beſonders wenn ſie mit ihren hohen Krügen über Gräben und Hecken daher ſpringen. Bei ſolchen Gelegenheiten habe ich ſie oft geſehen, wo ſie ohne

Zuthat das ſchönſte Bild abgegeben hätten. So begegneten uns noch heute Abend dicht vor Kairo zwei junge Weiber in eifrigem Geſpräch und ſehr raſchem Gange und eine trug einen flachen Korb auf dem Kopfe, dicht vor uns ſprangen ſie die Straße hinab und ſchlugen einen Feldweg ein, der tiefer lag, wodurch wir in den Korb ſehen konnten. Statt Früchte oder ſonſt etwas, das wir darin vermuthet hätten, war der Boden mit etwas Klee bedeckt, auf dem ein kleines nacktes Kind von einigen Monaten lag, das ſich mit beiden Händen am Rand feſt hielt und vergnügt in die Welt ſah.

Bei den Thoren der Stadt verließen wir unſere Eſel, um noch einen Gang auf die Acropolis oder die Citadelle der Stadt zu machen, welche an einem Abhange des majeſtätiſchen Mokkatams liegt. Dieſer alte Bau, von Sultan Saladin gegründet, hat ſchon viel Veränderungen erlitten und Ströme von Blut fließen ſehen. Auf einem breiten gepflaſterten Wege ſteigt man hinan und kommt oben zum großen Burgthor, vor dem ſich links die Menagerie des Paſcha befindet. Wir konnten ſie nicht ſehen, da der Wärter abweſend war.

Von den älteren Bauwerken hier oben ſieht man nur noch einige Ruinen von dem Palaſte Saladin's; ſonſt iſt Alles, was an die Saracenen erinnern könnte, bei der Umwandlung der Citadelle in eine moderne Feſtung nach europäiſcher Art gänzlich verſchwunden. Von neueren Gebäuden iſt hier oben die Reſidenz Mehemed Ali's, ſo wie die Sitzungsſäle für den oberſten Gerichtshof und für den Oberrichter oder Kadi der Stadt. Jetzt läßt der Vicekönig aus prächtigem Alabaſter, der in der Umgegend gefunden wird, eine neue Moſchee bauen, zu welcher auch die noch übrigen Granitſäulen vom Palaſte Saladins verwandt werden. Mechmed führte uns an eine Stelle der Feſtungswerke, wo die Mauern, dann der Felſen des Berges über hundert Fuß tief ſenkrecht hinabgehen und erzählte uns, daß, als Mehemed Ali die Mameluken hieher gelockt und den größten Theil niedergemacht, hier an dieſer Stelle ein alter Schech mit ſeinem Pferde hinabgeſprungen und glücklich entkommen ſey. Das Schönſte, was wir auf dieſer Stelle genoſſen, iſt die ungeheure Ausſicht, die man rings herum hat. Wie immer ſind es auch die Pyramiden, die zuerſt den Blick auf ſich ziehen und die man hier an den Ufern des mächtigen Stromes in Weſt und Südweſt in ihrer ganzen Ausdehnung vor Augen hat. Dort ſieht man die drei großen Pyramiden von Ghizeh mit den ſechs kleineren, die daneben ſtehen; dann weiter gen Süden die Gruppe der Pyramiden von Abuſir und endlich ganz in der Ferne die Pyramiden von Sakkarah ſich ſcharf am Horizont abzeichnen. Vor uns am Fuße jener erſten Pyramiden, die mitten in dem gelben Sande ſtehen, der ſich hinter ihnen tauſende von Meilen weit ausdehnt, liegt das Dörfchen Ghizeh, deſſen ſaftig grüne Felder von jenem verbrannten Gelb ſcharf abſtechen. Sie werden von den Fluthen des Nils beſpült, der, ein mächtiger Zauberer, zu beiden Seiten grüne Felder und ſchlanke Dattelpalmen in dichten Reihen hervorruft. Jenſeits des Stromes liegt Foſtat und zu unſern Füßen im weiten Kreis die ägyptiſche Hauptſtadt Kairo, ihrem Namen nach die Siegreiche, aber nach einer andern Bedeutung des Worts auch die Geplagte und oft Beunruhigte.

Gegen Nordoſt ſieht man gleich vor den Mauern der Stadt den großen Kirchhof von Bab en Nusr, der aber nicht, wie gewöhnlich, nur Grabſteine hat, ſondern ſich durch die Maſſe ſeiner thurmartig gewölbten Familienbegräbniſſe auszeichnet. An ihn ſtößt ein anderes noch weit prächtigeres Todtenfeld, die Gräberſtadt der Mamelukenkönige, und man kann dieſen Grüften mit Recht den Namen einer Todten- oder Gräberſtadt geben. Auf einer Länge von faſt einer Stunde Weges ſieht man dort große ſtattliche Gebäude mit gewölbten

Kuppeln, hohen Minarets, die mit der ſchönſten Bildhauerarbeit bedeckt ſind, in denen Niemand wohnt und in denen jene Herrſcher beigeſetzt wurden, nachdem ihnen der Tod den Säbel entwunden. Man hätte zu dieſen Wohnungen der Todten nicht leicht einen ruhigeren, ſtilleren Platz wählen können. Er liegt an einem Abhange des Mokkatamberges, Sand im Sande, aus dem ſich die Gebäude ſelbſt, meiſtens aus graugelben Steinen erbaut, von gleicher, öder, trauriger Farbe erheben. Hinter ihnen beginnt die ſyriſche Wüſte, durch die wir hergezogen, eine weite Fläche, auf der man von hier aus kleine Oaſen ſieht, einzelne Palmengruppen und dazwiſchen die weißen Gebäude, ebenfalls nur mit dürftigem Grün umgeben, an denen wir vor einigen Tagen vorübergezogen.

Die Reſidenz des Paſcha's, aus vielen größeren und kleineren Sälen beſtehend, iſt theilweiſe ganz orientaliſch, theils halb europäiſch eingerichtet. In den großen Gerichts- und Audienzſälen ſieht man nur Divans und Teppiche, in den Privatgemächern des Vicekönigs dagegen hat man mit Spiegeln, Kronleuchtern, Teppichen ꝛc. einen wahren Luxus getrieben. Das Schlafgemach des Paſcha's iſt klein, mit einem ſehr dicken perſiſchen Teppich bedeckt und in der Mitte deſſelben iſt auf dieſem das Lager, aus einigen dicken Matratzen beſtehend, über die feine Decken gebreitet ſind, auf welchen wieder eine Menge kleiner Kiſſen liegen. An den vier Ecken dieſes Lagers erheben ſich ſchlanke, vergoldete Säulen, die einen gewölbten Baldachin unterſtützen, von dem nach allen Seiten feine Seidenflore herabhängen, um den Schlafenden vor den zudringlichen Mücken zu bewahren, die eben ſo wenig den Herrſcher wie den Fellah verſchonen.

Neben dieſem Schlafgemach war ein anderes Zimmerchen mit kleinen Divans, einem Tiſch, Fauteuils und einem prächtigen franzöſiſchen Kamin aus weißem Marmor. Sehr ſchön eingerichtet waren die Badgemächer, die aus drei hintereinander liegenden Zimmerchen beſtehen, von denen die Wände, Fußboden und Decke der beiden letzteren aus ſehr ſchön geſprenkeltem, glänzend polirtem Alabaſter beſtehen. Die Einrichtung zum Baden ſelbſt beſtand, wie bei uns, aus einer großen Wanne; doch war auch eine Vorrichtung da, um das letzte Kabinet nach türkiſcher Art mit Waſſerdämpfen füllen zu können.

Das älteſte Gebäude auf der Citadelle iſt der ſogenannte Joſephsbrunnen, der nach Einigen vom Sohne Jakobs ſeinen Namen haben ſoll, nach Andern aber vom Sultan Saladin, der ebenfalls den Namen Juſſuff — Joſeph hatte. So viel iſt gewiß, daß der Kalif, der vielleicht hier die Ueberreſte der alten Bauwerke gefunden haben mag, ihn erweitern und vom Sande der Wüſte reinigen ließ. Dieſer Brunnen iſt eine trichterartige Schlucht in den Felſen, deren unterſte Tiefe bei zweihundert und fünfzig Fuß betragen ſoll. Da es unten nichts anderes zu ſehen gab, als gewöhnliches Nilwaſſer, ſo ſtiegen wir nicht hinab.

Wir hatten heute eine lange Tour gemacht und beeilten uns deßhalb nach unſerem Hôtel zurückzukommen, wo die Fleiſchtöpfe Aegyptens auf uns warteten. Etwas Anderes, was wir bei unſerer Zurückkunft fanden und was uns noch mehr erfreute, als das wirklich gute Diner, war unſer lieber Fürſt Aslan, der heute von Damiette, wohin er von Gaza mit dem Dampfſchiffe Ibrahim Paſcha's gegangen war, hier ankam. Er wollte ſich eine Zeitlang in Kairo aufhalten, und wußte noch nicht, wo er von hier aus ſeinen Stab hinſetzen würde. Wir hatten zum Diner unſere Freunde Pruner und Fiſcher eingeladen und unterhielten uns mit ihnen und dem Fürſten von unſern Abenteuern auf der Wüſtenreiſe, als plötzlich der Chef unſerer Caravane, der Tatar Gaſſi, in den Saal trat, der uns aufgeſucht hatte, und wir verlebten alle zuſammen einen fröhlichen, aber etwas theuren Abend; denn den vaterländiſchen Wein, den wir tranken, es war Hochheimer, ließ ſich unſer engliſcher Wirth mit fünfzehn Gulden die Flaſche bezahlen.

Die Pyramiden.

Wenn ich jetzt in der Heimath von einem Beſuch der ägyptiſchen Pyramiden, jener uralten Bauwerke, erzähle, ſo liegt mir das wieder eben ſo fern und hinter Traumſchleiern verborgen, und ich könnte in Verſuchung kommen, jene Zeit, wo wir uns einen Eſel ſatteln ließen, um jene Weltwunder, die dicht vor unſern Augen lagen, zu beſuchen, für eine fabelhafte zu halten, wenn nicht zuweilen dieſer ganze merkwürdige Tag und das Bild dieſer coloſſalen Steinhaufen, von lebhafter Erinnerung beleuchtet, hell und klar vor mein Inneres träte. Unſer Mechmed hatte ſchon den Tag vorher für dauerhafte, ſtarke Eſel geſorgt, von denen wir jeder einen beſtiegen, und der übrigbleibende mit Eßwaaren beladen wurde, da wir erſt am Abend zurückkommen konnten. Wir waren mit dem engliſchen Kapitän und Mechmed zu ſechs. In Alt-Kairo, wo wir uns mit den Thieren vermittelſt einer Barke über den Strom mußten ſetzen laſſen, gab es bei dieſer Gelegenheit eine luſtige Scene; denn um die Eſel in das Boot zu bringen, mußte man zur Gewalt ſeine Zuflucht nehmen, wobei es denn äußerſt komiſch ausſah, wenn ſo ein Thier von zwei Mann am Kopf und Schweif gehalten, in das Fahrzeug geſchleppt wurde. Auf dem andern Ufer des Nils ritten wir eine Zeit lang unter zahlreichen Palmen dahin und erreichten in Kurzem das Dorf Ghizeh, wo ſich die größten Brütöfen befinden, denn hier allein werden jährlich an hundert und dreißigtauſend Eier ausgebrütet. Bei dieſem Dorfe und ſchon früher auf den Feldern hatte ſich unſere

Geſellſchaft mit jedem Schritte vermehrt; denn alle Fellahs, die uns erblickten, verließen ihre Arbeit und liefen uns nach. Einige boten kleine aus Thon gebrannte Mumien zum Verkauf an, Andere eben ſolche Käfer, Ohrgehänge, kleine Figürchen, die man in Mumien gefunden; aber die meiſten wollten uns begleiten, um uns beim Erſteigen der Pyramiden oder beim Hineinklettern in's Innere hülfreiche Hand zu leiſten. Bald hatten wir aber, beſonders von dieſen Letzteren, ſo viele um uns, daß auf jeden von uns, Mechmed eingerechnet, wenigſtens zehn gekommen wären, weßhalb dieſer, da ſich der Haufen noch immer mehrte und uns mit lautem Geſchrei umſchwärmte, einſchritt und einen Theil fortzujagen ſuchte. Doch dies war nicht ſo leicht geſchehen, obgleich unſer Kapitän dabei aus allen Kräften half. Wenn das Volk auch vor dem hochgeſchwungenen Stocke Mechmeds einen Augenblick zurückwich, ſo waren ſie doch gleich wieder in der Nähe und die Bemühungen des Kapitäns, ſie fortzujagen, waren wirklich lächerlich. Er ritt ſein eigenes Pferd und verfolgte damit zuweilen die Einzelnen, die ſich zu nahe an uns gedrängt, über Klee- und Fruchtfelder hinweg, ohne jedoch einen mit der geſchwungenen Peitſche zu treffen; denn obgleich ſich das Pferd ſehr ſchnell wandte, ſo waren doch die Fellahs viel geſchwinder und ſingen an, ihn weidlich zu necken.

Bald hatten wir die Pyramiden vor uns liegen und was ich ſchon früher einmal bemerkte, daß ſie aus einiger Entfernung dem Auge nicht ſo coloſſal erſcheinen, mag wohl daher kommen, daß jede ihrer Seiten ein regelmäßiges Dreieck bildet. Ein Arm des Nils trennte uns noch von ihnen. Da keine Brücke über ihn führte, ſo mußten wir ihn auf den Eſeln durchwaten; doch war das Waſſer ſchon ſo klein, daß wir ohne viele Mühe hindurchkamen. Nur gewährten uns einige Weiber, die vor uns wateten, einen lächerlichen Anblick; dieſe, um ihr blaues Hemd nicht naß zu machen, hoben es in die Höhe und waren ſchon faſt in der Mitte des Waſſers, als ſie uns am Ufer anſichtig wurden. Sie erhuben ein lautes Geſchrei und wir ſahen ihnen an, daß ſie lange ſchwankten, was ſchlimmer ſey, ihre Kleider naß zu machen oder unſern Blicken ausgeſetzt zu bleiben; doch mußte ihnen das erſte als das größte Uebel erſcheinen, denn ſie blieben in der erſten Poſition und erreichten das jenſeitige Ufer glücklich mit Ausnahme einer einzigen, die beim Hinausſpringen auf das Geſicht fiel.

Das jenſeitige Ufer war ſehr ſchmal von Grün eingefaßt, auf dem ſich noch einige Palmen erhoben; dann fing die Sandregion an, in welcher auch die Pyramiden ſtehen, graugelb wie der Boden. Je näher man nun dieſen Coloſſen kommt, je rieſenhafter dehnen ſich die Formen nach allen Seiten aus und als wir um den Fuß der größten Pyramide, der des Cheops herumritten und an den Steinmaſſen empor ſahen, kamen ſie mir nicht mehr wie ein Gebäude vor, ſondern wie ein Gebirge, dem die Natur eine regelmäßige Form gegeben. Man muß aber auch bedenken, daß die Baſis dieſer Pyramide einen viereckigen Platz bildet, wie wir ſelbſt in unſern größten Städten faſt keinen größern haben. Jede ihrer Seiten mißt dreihundert Schritte und die ganze Fläche umfaßt fünfmalhundert fünfzigtauſend Pariſer Quadratfuß. Jetzt, wo ſich durch die Winde der Wüſte an allen Seiten große Sandhaufen um den Fuß der Pyramide gehäuft, haben ihre Seiten unten nur noch ſiebenhundert ſechzehn Pariſer Fuß; doch braucht man noch immer eine gute Viertelſtunde Zeit, um das ganze Gebäude zu umgehen. Die Höhe der Pyramide des Cheops beträgt nach den neuſten Meſſungen vierhundert ſechzig Pariſer Fuß.

Ueber dem Eingang bieten herabgefallene Bauſtücke eine ziemliche Fläche dar, auf welche wir uns ſetzten, um unſer Frühſtück zu verzehren. Mehmed war beſchäftigt, die

Beduinen, die uns ins Innere, ſo wie auf die Pyramide hinauf begleiten ſollten, auszuſuchen, was unter einem unerhörten Schreien und Lärmen vor ſich ging. Die Ausgewählten machten einen fürchterlichen Skandal, indem ſie zu uns heraufſchrieen, daß ſie auf alle Fälle die beſten und ſtärkſten ſeyen und Mechmed mit vieler Umſicht gewählt habe. Die Andern dagegen ſchimpften auf ihn und prophezeiten uns nichts Gutes, wenn wir uns ſolchen ſchwachen Kerls anvertrauen wollten.

Der Kapitän, der es nicht laſſen konnte, die Leute auf alle erdenkliche Art zu necken, fing auch hier wieder ſein Spiel an. Mechmed hatte die Leute, die er für uns ausgeſucht, zu unſern Füßen an den Eingang der Pyramide geſtellt, und die Andern umgaben dieſe in einem weiten Kreiſe; auch hatten ſich eine Maſſe Weiber gefunden, die auf den Steinen umherkauerten und uns bald Waſſerkrüge zum Trinken anboten, bald aus ihren Schleiern kleine Figürchen und Münzen hervorwickelten, die wir ihnen abkaufen ſollten. Anfangs amüſirte ſich der Kapitän damit, daß er die Ueberreſte unſeres Frühſtücks unter das Volk vertheilte, wobei er hauptſächlich gegen die „Damen“ galant war und ihnen die beſten Brocken an den Kopf warf. Doch als er ſo alle Eßwaaren verſchleudert hatte, begann er den unter uns ſtehenden Fellahs Sand auf die Köpfe zu ſcharren, worüber dieſe ein lautes Geſchrei erhoben, was ihn aber ſo amüſirte, daß er, glaube ich, dies Spiel lieber den ganzen Tag fortgeſetzt hätte, als die Pyramiden zu beſteigen.

Mechmed traf jetzt die Anſtalten, das Innere der Pyramiden zu beſehen, wozu er die mitgenommenen Lichter anzündete und unter den Fellahs vertheilte. Außer dieſen wurden jedem von uns zwei dieſer Leute zugetheilt, von denen der eine vorausging und der andere nachfolgte, um uns ſo eingeſchloſſen vor dem Fallen auf dem glattgeſchliffenen Granitboden zu verwahren.

In das Innere der Pyramide führt ein Gang, der ſo hoch und ſchmal iſt, daß man ſich eben darin fortbewegen kann. Seine vier Wände beſtehen aus dicht an einander gefügten Granitſtücken, die geglättet ſind, und da obendrein dieſer Gang in einem Winkel von ſieben und zwanzig Grad abwärts führt, ſo kann man ſich leicht denken, daß es nöthig iſt, ſich vor dem Ausglitſchen zu bewahren. Außer den dichten Staubwolken, die unſere Fußtritte in dem Gebäude aufwühlten und dem Willkommen, den uns einige große Fledermäuſe ſpendeten, indem ſie um unſere Köpfe flogen, machte eine Hitze von 23° Reaumure, welche als die mittlere Temperatur des Landes beſtändig in dieſem Gebäude herrſcht, das Hineinkriechen äußerſt beſchwerlich und unangenehm. Auf dieſe Art führt der Gang hundert Schritte abwärts, und man muß alsdann unter demſelben Winkel an der andern Seite wieder aufwärts ſteigen, um in die oberen Gemächer zu gelangen. Doch iſt dies letztere noch bei Weitem beſchwerlicher und wirklich gefährlich; denn der Boden dieſes aufwärts ſteigenden Ganges iſt horizontal, und an ſeinen Wänden finden ſich kleine Vorſprünge, auf welche man die Füße ſtellt und ſo mit geſpreizten Beinen aufwärts gelangt. Auch hier hat man vor und hinter ſich einen der Fellah, was ſehr nöthig iſt, da dieſer Vorſprung aus Granit beſteht und ebenfalls geglättet iſt. So krochen wir gebückt einer hinter dem andern her, von Staub und Hitze beläſtigt und faſt ganz im Dunkeln; denn unſere armſeligen Wachskerzen erhellten den Raum nur ſpärlich, auch war ein Theil der Fellahs, welcher ſie trug, voraus in das obere Gemach geeilt. Plötzlich hörten wir von dort einen tiefen Ton erſchallen, dumpf und zitternd, gleich dem einer großen zerſprungenen Glocke, der ſich mit voller Gewalt durch die Gänge des ungeheuern Gebäudes fortpflanzte. Es waren unſere Fellahs, die mit einem Stein gegen die Wände des Sarkophages ſchlugen, der hier oben ſteht. Jetzt erreichten auch wir das obere Gemach, die Kammer des Königs genannt. Seine Wände, Decke und Fußboden beſtehen aus geſchliffenem Granit, auf welchem die Beſucher der Pyramide mit Kohle und Kreide ihre Namen und Bemerkungen geſchrieben. Der leere Sarkophag, von dem ich oben ſprach, beſteht auch aus geſchliffenem Granit, iſt ſieben Fuß lang und drei Fuß breit und hoch. Wenn man die kleine Thüröffnung ſieht, die kaum ſo breit iſt, wie dieſer Sarg, ſo kommt man auf die Vermuthung, daß dieſer Stein eben ſo wie die Gänge und Kammern während dem Bau der Pyramide aufgeſtellt wurde und ſich der obere Theil allmählig darüber erhob. Auf die erſten Beſucher dieſer Grabeskammer wird es einen freudigen Eindruck gemacht haben, beim Oeffnen des in dem Sarkophag befindlichen Mumienbildes eine Mumie zu finden, mit einem goldenen, von Edelſtein glänzenden Bruſtharniſch, der mit unbekannten Charakteren beſchrieben war. Jetzt iſt der Sarkophag natürlich leer.

Wir ſtiegen wieder abwärts und beſuchten die Kammer der Königin, die am Ende des horizontalen Ganges liegt, von dem ich oben ſprach. Sie enthält weiter nicht viel Merkwürdiges und man ſieht dort nur vier nackte glatte Wände. Unterhalb dieſer Kammer und oberhalb der des Königs hat man vor noch nicht langer Zeit andere Gemächer entdeckt, zu welcher ſchachtartige Oeffnungen führen, die man vermittelſt Querhölzer, die wie Leiterſproſſen übereinander ſtehen, erreichen kann. Da dieſe Sache jedoch, wie uns Mechmed verſicherte, ziemlich gefährlich und dagegen wenig belohnend iſt, indem man in dieſen beiden Gemächern auch weiter nichts ſieht, wie die nackten Wände, ſo unterließen wir dieſe Parthie und krochen durch den Gang, zu welchem wir hereingekommen, wieder an die freie Luft, die uns nach der dumpfen heißen Atmoſphäre, die drinnen herrſcht, angenehm und erfriſchend war.

Wir ſetzten uns an den Fuß der Pyramide hin, um von den überſtandenen Mühſeligkeiten auszuruhen und ließen dabei unſern Blick auf dem ungeheuern Bau umhergleiten. Wenn man die coloſſalen und doch ſo regelmäßigen Formen der Pyramide eine Zeitlang genau betrachtet hat, ſo wird die rieſenhafte Größe dieſer Bauwerke dem Auge erſt recht klar, und man muß in Erſtaunen gerathen über die damalige Zeit, der es möglich war, ſolch' ein Werk aufzuführen; denn außer dem Aufbauen der Pyramide ſelbſt wie das Anfertigen und Herbeiſchaffen des Materials, war das Errichten der ſchiefen Fläche, die mit dem Bau wuchs und auf welcher die Steine bequemer hinaufgeſchafft wurden, eine eben ſo große Arbeit. Nach Herodot brauchten hunderttauſend Menſchen zehn Jahre Zeit, um die Steine aus dem arabiſchen Gebirg heranzuſchleppen und dann wieder zwanzig Jahre, um die Pyramide ſelbſt aufzurichten. Früher, als das Aeußere derſelben noch mit geglätteten Granitplatten belegt war, fand ſich auf einer derſelben eine Rechnung eingehauen, woraus man erſah, daß die ganze Verköſtigung der Arbeitsleute an der großen Pyramide nur für Zwiebel, Rettich und Knoblauch an fünfmalhunderttauſend Gulden gekoſtet hat. Danach kommt freilich auf jeden jährlich ein Gulden fünf Kreuzer und alſo in fünf Tagen ein Kreuzer, woraus man gewöhnlich die außerordentliche Wohlfeilheit in jenen Zeiten zu belegen ſucht; doch ſcheint es mir viel eher, als habe man mit jener Rechnung die ungeheure Summe anzeigen wollen, die das Ganze gekoſtet, wenn man ſchon für dieſe Kleinigkeiten ſo viel ausgab; denn Herodot fährt, nachdem er Obiges erzählt, fort: „und wenn ſich dieſes ſo verhält, wie viel muß nicht ſonſt noch aufgewendet worden ſeyn für Eiſen zum Arbeitszeug und für Speiſe und Kleidung der Arbeiter!“ Es iſt mir unbegreiflich, wie man ſchon ſo viel hat ſchreiben und ſprechen können und Vermuthungen aufſtellen über den Zweck, den die ägyptiſchen Könige bei Erbauung der Pyramiden vor Augen gehabt. Wer die alte Geſchichte dieſes Landes und das Land ſelbſt kennt, wo man auf jedem Schritte die faſt abgöttiſche Verehrung findet, welche die Aegyptier mit ihren Todten trieben, und wie ſie Allen bis zu den Leichnamen der Thiere hinab, die ſie verehrten oder fürchteten, nach Kräften und Vermögen Grabgewölbe oder Denkmale erbauten, der wird, wenn er das Innere der Pyramiden kennt, nicht daran zweifeln, daß es gewiß weit eher Grabgewölbe ſind, die ſich die übermäßige Eitelkeit der Könige erbaute, als Deckel von ungeheuern Ciſternen oder gar natürliche Formationen der Kalkſteingebirge, was auch ſchon behauptet wurde.

Das Erſteigen der Pyramide, zu dem wir nun ſchritten, ging mit viel weniger Schwierigkeiten vor ſich, als das Hineinkriechen in dieſelben. Man klettert an einer der Ecken hinauf und wir hatten, um den Sonnenſtrahlen auszuweichen, die nördliche gewählt. Obgleich aus der Entfernung die Seiten dieſer Gebäude ganz glatt ausſahen, ſo bilden doch die auf einander gethürmten Steine faſt regelmäßige Staffeln von zwei bis drei Fuß Höhe und eben ſolcher Breite, über welche man, wie auf einer Treppe, zum Gipfel der Pyramide hinanſteigt. Zu den Fellahs, die uns in das Innere derſelben begleitet, hatten ſich unter allerhand Vorwänden noch eine Menge anderer geſellt, die ſich weder durch die drohende Miene unſeres Mechmeds, noch durch die Reitpeitſche des Kapitäns hinwegtreiben ließen. Unter den vielen Weibern und Mädchen, die uns mit ihren Waſſerkrügen umſtanden, waren mehrere von hübſcher Figur und friſchem Geſicht. Einer derſelben, ſie hieß Miriam, kaufte ich einige der kleinen aus Thon gebrannten Mumien ab und ſagte ihr durch Pantomimen etwas Schönes, worauf ſich meine Begleitung, die ſchon aus drei Fellahs beſtand, ſogleich noch um einen vermehrte, der mir, als ich ihn wegweiſen wollte, mit ziemlich begreiflichen Geberden ſagte, er ſey ja der Bruder des Mädchens, das ich ſo eben angeſprochen.

Jetzt fingen wir an hinaufzuklettern, was durch die Unterſtützung der Fellahs, jeder von uns hatte wenigſtens drei, ſehr raſch von Statten ging. Zwei hatten meine Arme erfaßt, ſprangen eine Staffel hinan und zogen mich ſo mit lautem Geſchrei hinauf, wobei die Andern nachſchoben. Ich machte ihnen verſtändlich, daß ich gern zuerſt oben ſeyn möchte und verſprach ihnen dafür eine Kleinigkeit mehr. Das wirkte und ich hatte vor allen Andern den Gipfel erreicht. Dieſer bildete eine breite Platte, worauf man bequem ein kleines Haus bauen könnte; doch liegen einige große Steinblöcke hier herum, hinter welche ich mich ſetzte, um mich vor dem Wind, der hier oben etwas ſtark wehte, zu ſchützen. Bald kamen auch die Andern nach und der Kapitän, der keinen Fellah mit ſich genommen hatte, war der Letzte. Außer den Beduinen, die Mechmed zu unſerer Führung angenommen hatte, war eine gewiß noch eben ſo große Anzahl für ihre eigene Rechnung mit hinauf geſprungen, ſo daß wir mit einem großen Gefolge hier oben anlangten. Sogar von den Weibern kletterten viele, flink wie die Gemſen, zwiſchen den Männern mit hinauf, was bei der Geſchicklichkeit, mit der ſie dabei ihren Waſſerkrug zu halten wußten, nicht übel ausſah. Sie ſetzten ſich dieſer Strapatze nur deßwegen aus, um vielleicht für einen Trunk, den wir oben aus ihren Krügen thun würden, einige Para zu bekommen. Die Ausſicht hier oben iſt ſehr ſchön, doch iſt das Gefühl, die Pyramiden beſtiegen zu haben, belohnender, als der Anblick des flachen Landes mit dem Nil, der ſich wie ein ſilbernes grün eingefaßtes Band durch den gelben Sand hinzieht.

Auf der einen Seite haftet der Blick an Kairo und auf der andern Seite irrt er in der großen lybiſchen Wüſte herum, in die man von hier aus ziemlich weit hineinſieht. Neben uns lag die Pyramide des Cephren, die an vierhundert Fuß hoch iſt, ſo wie die des Mykerimus, die noch um ein Bedeutendes kleiner iſt, als jene, aber vor Alters die prächtigſte geweſen ſeyn ſoll; denn ihr Ueberzug beſtand aus geſchliffenem Porphyr, Sienit und Granit. Bis jetzt hat man in ihr Inneres noch keinen Weg gefunden. Auf einem der Blöcke, von weichem Kalkſtein, die hier oben lagen, ſchnitten wir mit dem Meſſer unſere Namen ein.

Das Hinabſteigen ging noch raſcher vorwärts, als das Hinaufklettern, und ich muß geſtehen, daß die Fellahs für das Wenige, was ſie verdienten, ſich große Mühe gaben. Ich zählte bei dem Herabſpringen zweihundert und ſechs dieſer Lagen von Werkſtücken oder Staffeln.

Nach einigen Streitigkeiten, die wir unten noch mit unſern Begleitern hatten, indem ſie unter allerlei Vorwänden außer ihrer vorher beſtimmten Bezahlung noch etwas verlangten, gingen wir um die Pyramide herum, wo auf der andern Seite bei dem bekannten ungeheuern Bilde der Sphinx unſere Eſeltreiber mit den Thieren waren. So coloſſal dieſe Figur iſt, ſo ſteht ſie doch neben den Pyramiden kleinlich, faſt unſcheinbar da. Nach Wilkenſons chronologiſchen Tafeln iſt dies Werk das jüngſte von allen, von Thothmes IV. aus der Maſſe eines hier ſtehenden Felſen ausgehauen worden. Dies Denkmal iſt ſchon häufig beſchrieben worden, doch leidet das Bild durch die Barbarei mancher Beſucher und den Sand. Beſonders das Angeſicht iſt ſehr verſtümmelt, die Naſe fehlt ihm ganz und der Kopfſchmuck, der wahrſcheinlich von Metall und eingefugt war, iſt völlig verſchwunden. Von dem Altar und der Tafel, welche man zwiſchen den vordern Löwenfüßen wieder aufgefunden hat, ſieht man nichts mehr; denn der Sand der Wüſte häuft ſich um die Sphinx immer tiefer an. Am Fuße der Pyramiden ſind viele Grabkammern in den Felſen gehauen, aus denen man die Mumien weggeführt.

In einer derſelben ſetzten wir uns hin und tranken die letzte Flaſche unſeres mitgenommenen Cyperweins dem Andenken der Todten, die hier nach mehrtauſendjähriger Ruhe ihren Gräbern entriſſen worden waren, und uns in ihren kühlen Wohnungen einen Platz zum Ausruhen gönnten.

Arabiſche Tänzerinnen.

Vor ungefähr zehn Jahren war noch in Kairo unter der Regierung des alten Mehemed eine gar ſchöne, luſtige Zeit. Die Kultur hatte noch keine Polizei dort eingeführt, und die Leute konnten in ihren vier Pfählen ſo ziemlich thun, wozu ſie Luſt hatten. Oeffentliche Tänzerinnen, Sängerinnen, Alles dergleichen war privilegirt. Es wurden Karten in ungeheurer Menge gelöst, und es war dies eine große Finanzſpekulation des Paſcha. Es muß damals in der alten Kalifenſtadt ein Leben geweſen ſeyn, als ob ſich das Paradies zur Erde herabgelaſſen und die Langeweile in den Himmel gezogen wäre. Dies dauerte aber nicht lange; denn da dieſe Betreiber der ſchönen Künſte allmählig zu laut wurden, miſchten ſich die Conſuln der fremden Mächte hinein, und der Paſcha, vielleicht ſelbſt geärgert durch das Unweſen, das er hervorgerufen, befahl von heute auf morgen: alle ausgegebenen Erlaubnißſcheine ſind erloſchen, und wer trotz dem ſein Geſchäft forttreibt, wird exemplariſch beſtraft. Und wirklich, die Beſtrafungen wurden ganz originell ausgeführt; die Regierung ließ am folgenden Tag Alles, was ſich durch Empfang einer Karte als Tänzerin, Sängerin ꝛc. ſelbſt angezeigt hatte, und noch in Kairo oder deſſen Umgebung zu finden war, aufgreifen, nach Oberägypten abführen und dort mit Soldaten verheirathen, aus welcher glücklichen Verbindung wohl ein neues Hexengeſchlecht ſeinen Urſprung nehmen wird.

Wer nur, wie wir, die ſchönen Araberinnen kennt, wer ſo oft geſehen, wie ſie die geringfügigſten Dinge mit einer gewiſſen Grazie und Leichtigkeit ausführten, wer ſo viel gehört hat von den reizenden Tänzen dieſer Houris, der kann ſich denken, wie leid es uns that, einem ſolchen Ballet nicht beiwohnen zu können. Daß ſich viele dieſer Tänzerinnen noch heimlich in Kairo aufhielten, wußte jeder; es hielt aber bei der wachſamen Polizei ſehr ſchwer, ſie, beſonders vor den Augen der Chriſten, zum Tanzen zu bewegen. Ein deutſcher Bekannter jedoch, den wir dort trafen und der ſo ziemlich eingebürgert war, forſchte einige Zeit herum, und kam endlich eines Abends uns anzuzeigen, daß er mit Hülfe einiger ägyptiſchen Bekannten des andern Tags eine Unterhaltung der Art zu arrangiren ſuchen werde.

Am folgenden Abend holte er uns in Begleitung eines andern Deutſchen ab, der ſich uns als der Mann präſentirte, welcher uns den Genuß einer ächt levantiniſchen Abendunterhaltung, von den Arabern, wie alle geſellſchaftlichen Vergnügungen, Phantaſie genannt, bereitet habe. Dies war indeſſen nur auf die vielfachen Verwendungen ſeiner Frau, einer Kophtin, möglich geworden. Unſer neuer Bekannter hatte dieſe würdige Dame auf die unter jener Chriſtenſekte gewöhnliche Weiſe, nämlich nur auf beliebige Zeit, zum Weibe genommen, wofür er ihren Aeltern, da ſie ſich weder durch Schönheit noch Jugendfriſche gerade auszeichnete, die mäßige Summe von zehn Thalern beim Empfange und eben ſo viel bei der Zurückerſtattung, ob mit oder ohne Kindern, zu entrichten hatte. Während der Ehe mußte er ſie gehörig nähren, kleiden und ſonſt gut behandeln, was von ihr durch Treue, Liebe und thätigſte Beſorgung des Hausweſens nach ihrem Vermögen dem theuern Herrn und Gatten vergolten wurde. Dieſes muſterhafte Weſen hatte uns durch wirkſame Empfehlungen den Eintritt in den Harem des armeniſchen

Münzdirektors, der ein entlegenes Quartier der Stadt bewohnte, verſchafft.

Das Haus hatte alle für den Zweck erforderlichen Eigenſchaften. Es lag ſo weit von der Stadt ab, daß man die ſchreienden Töne der Violinen nicht hören konnte; auch war es mit hohen Mauern umgeben, welche keine neugierigen unbefugten Blicke hineinließen. Wir traten in ein Zimmer, recht hübſch nach orientaliſchem Geſchmacke eingerichtet, in welchem ſich bereits etwa zwanzig Perſonen befanden, und wurden vom Hausherrn, nachdem wir uns neben ihm niedergelaſſen, nach den hergebrachten Formeln freundlichſt bewillkommt. Drei Seiten des Zimmers waren mit dem unentbehrlichen Divan beſetzt, worauf des Armeniers Familie und einige ſeiner Bekannten lagen und ſaßen. Die Zahl der Damen mochte etwas weniger als die Hälfte der ganzen Verſammlung betragen. Auf der Seite des Zimmers, wo kein Divan war, ſaßen am Boden drei arabiſche Muſiker mit Tambourin und Violinen aus Kokosnußſchaalen, mit zwei Saiten beſpannt, die ſie mit ziemlicher Fertigkeit ſpielten und dann und wann mit Geſang begleiteten. Von der Decke hingen ein paar Leuchter und der Fußboden war mit hübſchen Teppichen belegt.

Sobald wir nach allen Seiten, durch Auflegen der Hände auf das Herz und dann an den Kopf, gegrüßt, wurden uns von den Frauen Pfeifen und Kaffee gereicht, ſo wie auch bald von der einen, bald von der andern Branntwein in kleinen Gläſern, die in unglaublicher Menge getrunken wurde. Dazwiſchen mußten wir Mandeln und Oliven eſſen, welche letztere man mit den Fingern aus der Brühe holen mußte, und hinterher kam ſtets ein goldgeſticktes Tuch, um die Hände zu reinigen. Dies ging den ganzen Abend mit kurzen Pauſen ſo fort, und die Höflichkeit verlangte, ſo wenig als möglich abzuſchlagen.

Die weibliche Geſellſchaft, die wir heute zum erſten Mal in ziemlicher Freiheit und Natürlichkeit ſahen, trug reiche orientaliſche Kleidung, weite ſeidene Beinkleider, gold- und ſilberdurchwirkte Jäckchen und Cachemirſhawls als Gürtel. Einige hatten das Haar geſcheitelt und das auf dem Rücken lang hinabwallende mit ſeidenen Schnüren, an denen Gold- und Silbermünzen hingen, durchflochten. Die bemerkenswertheſten der Damen waren die jüngſte Tochter des Hauſes, ein jugendfrohes Mädchen von vierzehn Jahren, Bamba mit Namen, aus deren einnehmenden Zügen noch Friſche und Sanftmuth ſprachen. Eine andere intereſſante Figur war die Schwiegertochter, ein junges Weib von ungefähr zwanzig Jahren, die ſich durch ſehr ſchönen Wuchs, anſtändiges Benehmen und edle Geſichtszüge auszeichnete. Was mich an ihr beſonders anzog, war eine tiefe Melancholie, die auf ihrem ganzen Weſen lag, ein Zug, den man bei den Orientalen ſo ſelten findet. Endlich muß ich noch einer hübſchen, aber ſehr beleibten Frau von gleichem Alter erwähnen, welche eine Art von ſchwarzſeidenem Schleier, den ſie über den Kopf trug, nur dazu zu benützen ſchien, um den Schnee eines ſehr ſtark entblößten Buſens von ſeltener Fülle, durch periodiſches, nur einen Augenblick dauerndes Bedecken deſto mehr hervorzuheben. Sie blieb ſo kokettirend faſt den ganzen Abend am nämlichen Platze ſitzen und rauchte mitunter eine Pfeife. Die Phyſiognomien der ältern Frauen waren ſehr unintereſſant und trugen den Stempel gewöhnlicher Leidenſchaften und eine Schlaffheit in den Zügen, welche durch die bei den Türkinnen faſt immer herunterhängende Unterlippe noch ſtärker markirt wird.

Von den Männern möchte ich nicht viel ſagen. Unſer Wirth war ein wohlbeleibter Armenier, der uns alle ihm zu Gebot ſtehende Aufmerkſamkeit erwies, und unter den übrigen habe ich auch kein ausgezeichnetes Geſicht bemerkt. Bamba hatte ſich neben mich geſetzt und ſuchte mich durch allerhand kleine Aufmerkſamkeiten zu unterhalten. Bald klopfte ſie in ihre Händchen und verlangte vom eintretenden Schwarzen, er ſolle mir Nohr (Feuer) bringen, indem ſie glaubte, meine Pfeife ſey ausgegangen, bald bot ſie mir ein Cryſtallgläschen voll Dattelbranntwein und da ſie zu hübſch war, um ihr etwas abzuſchlagen, ſo nahm ich, was ſie mir reichte.

Plötzlich ging die Muſik, welche uns bisher nur mit verſchiedenartigen Phantaſien und arabiſchen Melodien beglückt hatte, in taktgerechte tanzbare Weiſen über. Die Thür öffnete ſich, und zwei arabiſche Tänzerinnen traten herein. Es waren junge Mädchen zwiſchen ſechzehn bis zwanzig Jahren, von ungemein ſchönem und ſchlankem Körperbau. Sie trugen weite, weiß ſeidene, mit Gold geſtickte Beinkleider, welche jedoch nicht unten zuſammengeſchnürt waren, ſondern frei um die kleinen Füßchen hingen, die ohne Strümpfe nur mit einem roſaſeidenen Schuh bekleidet waren. Den Oberkörper bedeckte eine Art Weſte oder Mieder, das ſehr tief ausgeſchnitten war, von gelber Seide, auf der Bruſt mit goldenen Trobbeln beſetzt. Die beiden Kleidungsſtücke wurden durch einen roſaſeidenen Gürtel, der ſehr knapp um die Hüften gelegt war, zuſammengehalten. Ihre Jäckchen von rother Seide mit Silberſtickerei hatten weite weiße Aermel, welche bis über die Finger hinabfielen; doch waren ſie nicht um die Hand befeſtigt, ſondern flatterten bei jeder Bewegung zurück und zeigten die wohlgeformten Arme, an welchen goldene und ſilberne Spangen glänzten. Ihre nicht ſehr dunkeln Geſichter hatten etwas Edles; beſonders die ſcharf geſchnittenen zierlichen Brauen über den glühenden Augen, ſo wie der fein geſpaltene Mund waren voll Lieblichkeit und Anmuth.

Der Tanz begann, und anfangs waren ihre Bewegungen, die ſie nur mit dem Oberleib und den Armen ausführten, abgemeſſen und ruhig, bald aber wurden ſie lebhafter und je länger je leidenſchaftlicher. Ihre Augen flammten; ihre Bruſt hob ſich zum Athmen hoch empor und ihr Körper nahm die mannigfachſten Stellungen und Biegungen an. Sie drehten ſich ſchlangenartig mit einer Gewandtheit und einem Anſtand um einander, wie ich es nie geſehen. Jetzt ſanken ihre Arme herunter und der ganze Körper ſchien ermattet zuſammen zu fallen; dann glaubte man zu ſehen, wie ſich ein neuer Gedanke in ihnen entwickelte und ſich durch die leidenſchaftlichſten Bewegungen auszudrücken ſuchte. Dazu ſpielte die Muſik unermüdet fort, und je einfacher ihre Weiſen waren, um ſo mehr traten aus dieſem einfarbigen Hintergrund die glühenden Mädchen hervor. Wie die Spanierinnen ihre Caſtagnetten, ſo trugen ſie an dem Daumen jeder Hand eine kleine ſilberne Schelle, mit welcher ſie durch Anſchlagen der Finger die Muſik begleiteten. Je vollendeter in ihrer Art dieſe Tänze ausfielen, je größer war das Beifallrufen der verſammelten levantiniſchen Geſellſchaft, beſonders des weiblichen Theils derſelben. Nur Bamba legte ſich zuweilen in den Divan zurück und ſah mich lächelnd mit einem ſeltſam forſchenden Blicke an.

Nach einer Pauſe begann der zweite Tanz, deſſen Touren eine Idee ausdrückten und alſo einigermaßen zu beſchreiben ſind. Eine der Tänzerinnen nahm ein kleines, mit Roſenwaſſer gefülltes Gläschen zwiſchen die Zähne, mit welchem ſie, ohne einen Tropfen zu verſchütten, die raſcheſten, ſchwierigſten Bewegungen ausführte. Sie wiederholte beinahe ganz den frühern Tanz, und es war gewiß keine Kleinigkeit, dabei beſtändig das Gläschen ſo zu halten, daß ſein Inhalt nicht herausfloß. Endlich trat ſie vor einen der männlichen Gäſte und faßte ihn mit beiden Armen um die Mitte des Leibes, wobei ſie den Oberleib zurückbog und ihre Bewegungen ohne Unterbrechung fortzog; zuletzt beugte ſie ſich über ihn, goß langſam das Roſenwaſſer über ſeine Kleider, ließ das Gläschen fallen und ſprang, nachdem ſie ihn auf die Lippen geküßt hatte, in die Mitte des Zimmers zurück.

Jetzt trat die zweite auf, machte zuerſt wieder einen unbeſchreiblichen Pas, bückte ſich immer tiefer, und je näher ſie dem Boden kam, je ruhiger, ich möchte faſt ſagen, abſterbender, wurden ihre Bewegungen. Plötzlich ſank ſie ganz auf den Teppich nieder und blieb da in einer maleriſchen Stellung regungslos, worauf die andere hinzuſprang, ſie um die Mitte des Leibes faßte, und es verſuchte, ſie durch die zärtlichſten Liebkoſungen ins Leben zurückzurufen, wobei ihre Geſichtszüge Schmerz und Verzweiflung mit ergreifender Wahrheit ausdrückten. Allmählig belebte ſich die ſcheinbar Ohnmächtige wieder, erhob ſich zuerſt langſam mit ſichtbarer Ermattung, aber von Augenblick zu Augenblick wurden ihre Bewegungen ſtärker, bis endlich beide den Tanz, als wollten ſie ihre Freude ausdrücken, mit noch größerer Glut als früher beendigten, was von der Geſellſchaft durch ein vielfaches „Maſchallah" (Gott iſt groß) belohnt wurde.

In einer andern Tour näherte ſich eine der Tänzerinnen einem auf dem Divan ſitzenden alten Kophten und machte ihm pantomimiſch eine Liebeserklärung, die er jedoch zu verſchmähen ſchien, worauf ſie alle Künſte der Verführung anwandte, um ſich den Widerſpenſtigen geneigt zu machen. Sie umkreiste ihn mit flehenden Mienen, beugte den Kopf beinahe auf ſeinen Schoos und ſah ihn von unten herauf, wobei ſie zuweilen die Augen ſchloß, die Lippen öffnete und bei einem unbeſchreiblichen Lächeln die ſchneeweißen Zähne ſehen ließ, bis ſie ihn am Ende wirklich erweicht hatte, und er die Bittende vom Boden aufhob. Zuweilen wurden ihnen von den Männern Goldſtücke auf die Wangen und zwiſchen die Lippen gelegt, und in den Zwiſchenpauſen ſpielten ſie auf ihren Tambourins, womit ſie einen traurigen eintönigen Geſang begleiteten.

Auch das Publikum war nicht ganz müßig; hie und da ſprang eine von den Damen vom Divan auf und miſchte ſich in den Tanz; wir ſogar mußten einmal daran Theil nehmen. Später führte die ganze Geſellſchaft eine Pantomime oder auch nur ein Tableau auf, indem die Männer mit den Tänzerinnen auf dem Teppich dabei Stellungen annahmen, die nach europäiſchen Begriffen eben nicht alle anſtändig waren. Andere bildeten auf dem Divan mit den Frauen die maleriſchſten, phantaſtiſchſten Gruppen, welche in guter Ordnung und, wie es mir ſchien, nach einer Verabredung ſehr häufig wechſelten. Unſer deutſcher Freund ſagte uns ſpäter, es ſeyen Scenen aus arabiſchen Mährchen, und bei jedem dieſer Bilder recitirte ein alter Kophte, unter Begleitung der Muſik Stellen daraus, um ſie verſtändlicher zu machen.

Endlich wurden wieder Pfeifen und Kaffee gebracht, und der Deutſche erzählte uns noch Einiges vom orientaliſchen Familienleben, woraus wir erfahen, daß daſſelbe faſt ganz materiell iſt. Unter Anderem rechnete er uns vor, was die reiche Weſte und der Shawl ſeiner Frau koſte, und konnte uns nicht genug rühmen, wie vortheilhaft es für uns wäre, für einige Zeit eine Heirath mit einer Kophtin zu ſchließen, wie er gethan. Mir ſchlug er dazu die kleine Bamba vor, und das arme Mädchen zeigte ſich gar nicht abgeneigt dazu. Der Mann verſtand es, recht artige Luftſchlöſſer zu bauen.

So war es zwei Uhr geworden. Wir beurlaubten uns von unſerem freundlichen Wirthe, der uns heute einen intereſſanten Blick in das Leben der Orientalen hatte thun laſſen, wie es ſelten einem Reiſenden vergönnt iſt. Als wir aus dem Hauſe traten, ſtand der Mond über Kairo. Die ſonſt ſo lebendige Stadt war wie ausgeſtorben und als wir durch die gelben Gräber der Kalifen, die mit ihren Minarets und Kuppeln eine kleine Vorſtadt bilden, dem Thore zuſchritten, das zunächſt unſerer Wohnung lag, hörten wir nichts, als das Geheul der Schakals aus der Wüſte von Suez, welche, vom Mondlicht beleuchtet, ſich unermeßlich vor uns ausdehnte. Die Nacht war ſchön; wir warfen noch einen Blick zurück auf das Haus des Armeniers, deſſen vergitterte Fenſter noch erhellt waren. Keiner ſprach ein Wort. Dort die eben genoſſene wilde Abendunterhaltung, hier der Nil und die Pyramiden in ihrer ruhigen Größe — welch ein Contraſt!

Abreiſe von Kairo. Nilfahrt nach Alexandrien.

Auf unſerer ganzen Reiſe bei allen Mühſeligkeiten und Strapatzen, die wir ausgeſtanden, war ich Gott ſey Dank! beſtändig ſehr wohl geweſen, ja, was wirklich auffallend war, ſelbſt auf dem Meer, wo ſich doch faſt jeder dem mächtigen Element beugen und ihm durch die Seekrankheit ſeinen Tribut entrichten muß, konnte ich in voller Geſundheit all' das Schöne genießen, was uns umgab. Da aber alle unſerer Geſellſchaft mehr oder minder von dem Klima gelitten hatten und krank geweſen waren, Doctor B. und Maler F. während unſeres Aufenthalts in Beirut und der Baron zwiſchen dem Libanon und Antilibanon, ſo wunderte ich mich gar nicht, daß ich hier in Kairo, als wir uns gerade auf der Citadelle befanden, um noch einmal die ſchöne Ausſicht zu genießen, von einem plötzlichen Unwohlſeyn befallen wurde, das ich den erſten und zweiten Tag gar nicht achtete, ſondern mit den Freunden die gewöhnlichen Spaziergänge machte. Selbſt unſer lieber Freund, Dr. Pruner, den wir nach wie vor jeden Abend beſuchten, meinte anfänglich, ich hätte mir nur eine kleine Erkältung zugezogen; doch wurde ich den dritten Tag plötzlich ſo krank, daß ich mich zu Bette legen mußte, und da ich bis zu unſerer Abreiſe von Kairo nicht wieder aufſtand, nahmen für mich die Herrlichkeiten Aegyptens ein ſchnelles und trauriges Ende. Ich dachte anfänglich wohl an die Peſt, die in Kairo wieder einmal ausgebrochen war, und das war das Einzige, was mich beunruhigte; doch zeigte ſich meine Krankheit bald ganz anderer Art: es war ein Ruhranfall, der aber ſo heftig war, und ſich überhaupt in dieſem Klima ſo gefährlich äußert, daß, wie mir nachher unſer Doctor ſagte, er während ein paar Tage für meine Wiederherſtellung nicht viel Hoffnung gehabt hätte. So angenehm mir anfangs der Aufenthalt in Kairo geweſen, ſo war er mir doch jetzt etwas verleidet und da Dr. Pruner obendrein geſagt hatte, ſobald ich mich in der reinen friſchen Luft des Nils befände, würde die Krankheit faſt von ſelbſt aufhören, ſo kann man denken, daß ich mich ſehr nach der Abreiſe ſehnte, die auch unſer guter Baron um meinetwillen ſehr beſchleunigte. Es wurde eine Barke gemiethet, mit den nöthigen Rudern und Lebensmitteln für einige Tage verſehen, die uns auf dem Strome in drei Tagen nach Adfeh, wo der große Mammuthkanal beginnt, bringen ſollte. Am 15. März des Morgens wurden unſere beiden Pferde mit dem Fohlen, das ſich von den Strapatzen der Wüſtenreiſe ſehr erholt und wieder ganz munter war, auf dem Fahrzeuge eingeſchifft. Der Baron hatte bei einem deutſchen Schreiner in Kairo für jedes der Pferde einen Kaſten machen laſſen, wovon der für die Stute ſo breit war, daß das Fohlen ebenfalls Platz darin hatte, und mußte dafür die ungeheure Summe von vierundſechzig ſpaniſchen Thalern bezahlen. Die Freunde packten mir meine Sachen zuſammen und ich erhob mich Nachmittags wieder zum erſten Mal aus dem Bette, um einen Eſel zu beſteigen und mit den andern nach Boulak zu reiten, wo unſere Barke lag.

Anfänglich konnte ich mich kaum auf dem Sattel erhalten, doch als ich der friſchen Luft wieder etwas gewohnt war und aus der Stadt hinaus in die Felder kam, wo der friſche Duft des Klees und die Wohlgerüche der Orangen-

und Citronenbäume auf mich einſtrömten, wurde mir allmählig wohler. Die Bemerkung, die ſchon ſo oft gemacht worden iſt, daß nichts ſo ſehr eine Erinnerung aufzufriſchen vermag, wie der Sinn des Geruchs, kann ich beſonders im Andenken an dieſen Tag beſtätigen, denn wenn im Allgemeinen kein Bild, keine Beſchreibung der Gegenden, wo wir waren, dieſelben ſo zu vergegenwärtigen im Stande iſt, wie der Geruch einer Blüthe, den wir auch da genoſſen, oder auch nur der Rauch des Tabaks, den wir aus jenen Ländern mitbrachten, ſo taucht mir doch von all' dieſen Erinnerungen keine lebendiger auf, als der Tag unſerer Abreiſe aus Kairo, wo ich ſeit mehreren Tagen wieder zum erſten Mal aus dem dumpfen Krankenzimmer in die friſche Luft trat — wenn ich heute bei einem Kleefeld vorübergehe oder der ſüße Duft der Orangenblüthe mich anweht.

Unſere Barke war eine der größten, die auf dem Nil fahren, um Paſſagiere oder Güter nach Alexandrien zu bringen. Vorn ſtanden die Kaſten mit den Pferden und an der Spitze des Fahrzeugs war der Kochheerd für unſere Ruderer, ſo wie die Plätze, wo ſie abwechſelnd ſchliefen und ausruhten. Hinten befand ſich auf dem Fahrzeug ein Kajütehäuschen, das aus zwei Zimmern beſtand, einem größern und einem kleinern; das erſtere nahmen die Reiſegefährten in Beſchlag und in dem hinterſten quartierte ich mich ein, bildete aus meinem Pelz und meinem Teppich ein Lager, worauf ich mich ſogleich hinſtreckte, denn der Ritt von Kairo hieher hatte mich doch etwas angegriffen.

Unſere guten Bekannten aus Kairo, die Doctoren Pruner und Fiſcher, ſo wie unſere Reiſegefährten durch Syrien und die Wüſte, der Fürſt Aslan und der Kapitän E., die beide noch in Kairo bleiben wollten, begleiteten uns an Bord und nahmen herzlichen Abſchied von uns. Die beiden erſten, unſere Landsleute, verließen uns mit herzlichem

Händedruck, wobei wir gegenſeitig die Hoffnung ausſprachen, uns ſpäter einmal im Vaterlande wieder zu ſehen. Auch der engliſche Kapitän, der ſchon mehrere Jahre in Bomba ſtationirt war, ſprach ſeine Hoffnung aus, bald wieder nach England zurückzukehren und dann durch Deutſchland reiſend uns zu beſuchen; nur unſer guter Georgier, der Fürſt Aslan, den wir ſo lieb gewonnen hatten, wie er uns, nahm mit dem Gedanken, daß er uns nimmer wiederſehen würde, einen recht traurigen Abſchied von uns. Die Thränen rollten ihm über den großen ſchwarzen Bart, als er uns alle nach einander umarmte, und als er ſich an mein Lager ſetzte, rief er einmal über das andere aus: O mon dieu! o mon dieu! und ſetzte in ſeinem gebrochenen Franzöſiſchen hinzu: „Wir ſind ſo lange zuſammen geritten, und haben ſo viele Lieder mit einander geſungen; jetzt muß ich allein ziehen und weiß noch nicht wohin. Ihr geht alle nach Haus, und ich darf nicht mehr in meine Heimath zurückkehren.“ Er hatte den Baron gebeten, ſeinen Bruder Skandar mit nach Alexandrien zu nehmen, der dort einige Geldgeſchäfte beſorgen ſollte, was dieſer natürlich gerne gethan hatte. Doch war es uns unangenehm, daß Skandar ſein dienſtfertiges Benehmen gegen uns noch immer beibehielt, und uns fortwährend die kleinen Gefälligkeiten erwies, die wir wohl von dem Kammerdiener, aber nicht von dem Bruder des Fürſten Aslan annehmen konnten. So ſchlief er auch bei den Bootsleuten und da der Baron ſeinem Bruder verſprochen hatte, ſich nicht merken laſſen zu wollen, daß er um die Sache wiſſe, ſo durften wir ihn nicht zu auffallend hervorziehen.

Gegen vier Uhr holte ſich unſer Reis oder Schiffshauptmann vom Baron die Erlaubniß zum Abfahren, und ließ, da wir einen ſchwachen, und auch nicht ungünſtigen Wind hatten, das große Segel aufziehen, die Ruderer fingen an zu arbeiten und wir hatten bald Boulak im Rücken. Auf der ganzen Fahrt nach Adſeh ſah ich von der Gegend nicht viel; denn obgleich, wie Dr. Pruner mir vorhergeſagt hatte, die friſche Luft des Nils recht wohlthuend auf mich einwirkte, ſo wehte der Wind beſtändig ſo ſtark, daß mir unſer Doctor B. verbot, mein Zimmer zu verlaſſen und mich der Luft auszuſetzen. Von den wirklich reizenden Ufern des Nil, von dem friſchen grünen Klee und den unzähligen Palmbäumen, unter denen dem Strome entlang zahlreiche Dörfer liegen, von den blühenden Mimoſen und den weißbedeckten Baumwollſtauden ſah ich nur hin und wieder eine Gruppe, die bei meinem kleinen Kajütenfenſterchen dann und wann wie ein ſchöner Traum vorbeiflog.

Als das wirkſamſte Mittel zu meiner Wiederherſtellung hatte mir Dr. Pruner das ſtrengſte Faſten anbefohlen, was mir in der ſchlimmſten Zeit der Krankheit auf meinem einſamen Zimmer in Kairo nicht ſchwer fiel; doch hier, wo mein Appetit wieder ſtärker wurde, reizte mich der Anblick des Kochfeuers, das Giovanni in einigen irdenen Töpfen vor der Thür der Kajüte angelegt hatte, und worin Kartoffeln gekocht und Hühner gebraten wurden, ſo mächtig, daß mir mein Brodwaſſer gar nicht mehr ſchmecken wollte; ſelbſt die Bootsknechte beneidete ich um ihren Pillau mit Miſchmiſch, getrocknete und zuſammengepreßte Aprikoſen, Datteln und Mandeln.

Am dritten Tage unſerer Fahrt des Morgens war das Wetter ſo warm und angenehm, daß ich meine Kajüte verlaſſen und mich auf das Deck derſelben ſetzen konnte. Selten hat mich der Anblick einer ſchönen Gegend ſo erfreut, wie heute der des klaren Stroms mit ſeinen ſchönen Ufern. Vor uns auf der linken Seite lag Adſeh mit ſeinen großen Schleußenwerken, welche die Fluth des Nils in den Mammuthkanal laſſen, der das Trinkwaſſer nach Alexandrien führt, und mit einigen wohl ausſehenden Häuſern, um welche die kleinen ſonderbar geformten Hütten des ägyptiſchen Landvolkes herum lagen. Letztere haben nirgends eine ſo ſeltſame Form wie hier. Sie ſind zuckerhutförmig aus Nilſchlamm und großen irdenen Krügen zuſammengeſetzt und beſſer zum Aufenthalt der unzähligen Tauben, die der Fellah zum Verkauf aufzieht, als zur Wohnung der Menſchen ſelbſt eingerichtet. In Adfeh mußten wir unſere Pferde ausſchiffen, um ſie auf eine andere Barke im Kanal zu bringen, was letzteres große Schwierigkeiten verurſachte; denn die Thiere, beſonders der Hengſt, denen der Aufenthalt in den Käſten nicht mochte behagt haben, waren nur mit der größten Mühe wieder hineinzubringen. Das Ueberſiedeln aus einem Boote in das andere hatte uns mehrere Stunden Zeit gekoſtet, und es war Mittags drei Uhr geworden, als wir unſere Fahrt auf dem Kanal fortſetzten. Obgleich die Bootsleute ein Segel aufzogen, war doch der Wind ſo ſchwach, daß ſie faſt jeden Augenblick an's Ufer ſpringen mußten, um die Barke vorwärts zu ziehen.

Dieſer Kanal, beſonders für das Land hier, iſt ein ungeheures Werk, was wir erſt recht am andern Morgen erkannten, als wir zu beiden Seiten die großen Waſſerflächen des Abukir- und Macotisſees ſahen, welche der ſchmale Damm trennt, auf den der Kanal gegraben iſt. Er iſt breiter als unſere meiſten Kanäle und wäre als das Werk des ſchaffenden Geiſtes Mehemed Ali's noch mehr zu bewundern, wenn einem nicht unwillkührlich dabei einfiele, daß von den fünfundzwanzigtauſend Arbeitern, die damit beſchäftigt waren, vielleicht ein Fünftheil während der Arbeit umgekommen iſt. Je näher wir Alexandrien kamen, je mehr zogen ſich die kleinen Hütten der Fellahs zurück; an ihrer Stelle erfreuten ſchön angelegte Gärten mit weiß angeſtrichenen, auf europäiſche Art erbauten Häuſern das Auge und erinnerten an die Heimath, der wir mit jedem Schritte näher kamen. Bald ſahen wir die auf der flachen Gegend einſam und coloſſal emporragende Pompejusſäule, die uns jetzt bis Alexandrien beſtändig im Geſichte blieb. Da ich mich hier auch noch in Acht nehmen mußte, viele Wanderungen zu unternehmen, ſo habe ich ſie ſpäter nicht beſuchen können. Ihr rieſenhafter Schaft beſteht bei einem Durchmeſſer von acht Fuß und bei achtundſechzig Fuß Höhe aus einem einzigen Stück rothen ägyptiſchen Granits. Der Schaft und das Fußgeſtell, das auf großen Steinen ruht, ſind mit Hieroglyphen beſchrieben und die Säule gehört zur corinthiſchen Ordnung.

Um Mittag waren wir bei Alexandrien angelangt, die Pferde wurden ausgeſchifft, der Baron beſtieg den Hengſt und ich als Kranker ſetzte mich auf die Stute. Die Andern blieben bei dem Gepäck und wir ritten voraus, um Quartier zu beſtellen, das wir auch bald und auf's Beſte eingerichtet im Gaſthofe „Croce di Malta“ fanden.

Alexandrien. Audienz bei Mehemed Ali. Der Orientale. Quarantäne in Malta.

Die kurze Zeit unſeres Aufenthaltes hier, ſo wie meine Krankheit, ließen mich von der einſt ſo berühmten Stadt nicht viel ſehen; auch iſt ſie durch neue bedeutende Reiſende ſo oft gründlich und auf's Beſte beſchrieben worden und ganz Europa hat ſich in Folge der letzten Ereigniſſe ſo mit Alexandrien beſchäftigt, daß es mir ſchwer werden würde, etwas Neues zu ſagen, was nicht gerade unſere Reiſegeſellſchaft betraf, welches Letztere auch gerade nicht viel iſt.

Alexandrien, die einſt ſo prächtige und große Stadt, bietet jetzt, beſonders von Außen, dem Auge nicht viel Angenehmes dar. Die Umgegend iſt ſehr flach und ſandig und entbehrt faſt gänzlich des Anblicks grüner Bäume und blühender Gartenanlagen, wie man um Kairo ſo viele ſieht.

Nur an dem Mammuthkanal ſieht man, wie ich auch ſchon früher ſagte, Anpflanzungen und Landhäuſer, die das Auge, nachdem es ſich an dem gelben Sand und den Waſſermaſſen des Meeres, ſo wie der beiden Seen geſättigt hat, zu erfriſchen im Stande ſind. Die beiden Häfen, die Alexandrien ſchon in der älteſten Zeit hatte, werden noch jetzt gebraucht, und die Einfahrten derſelben ſind noch ebenſo durch verborgene Klippen und Untiefen den größern Schiffen gefährlich, wie damals. Der weſtlich von der Stadt liegende ſogenannte alte Hafen iſt beſſer als der neue äußere Hafen; doch iſt die Einfahrt in erſteren ſehr gefährlich; denn obgleich er dem Auge in Weſt ganz geöffnet erſcheint, gehört doch ein ſehr geſchickter Pilot dazu, um ſchwere Schiffe hinein zu bringen. Dieſer fährt in einer kleinen Barke voraus und zeigt den Fahrzeugen mit einer Fahne den Weg. Dies Manöver ſieht aus, als führe man zum Vergnügen in dem Hafen herum, denn die Untiefen verengen die Einfahrt nach ſo verſchiedenen Richtungen, daß das Schiff ſich in Schlangenwindungen auf dem Waſſer fortbewegt.

Im Innern der Stadt iſt das Türkenviertel, von winklichten, engen Straßen durchzogen, an denen ſich die Bazars befinden, ſo wie die leicht gebauten mit Erkern verſehenen Häuſer der Orientalen, wie wir ſie ſchon oft geſehen. Das Frankenviertel iſt hier viel wohnlicher und reinlicher gebaut, als ſelbſt in Smyrna, und ſtößt an einen Platz oder vielmehr an eine breite Straße, wo man ſich plötzlich nach einer der prächtigſten Städte Europas verſetzt glaubt, denn hier ließ Ibrahim Paſcha die ſchönſten, ſtattlichſten Paläſte maſſiv aus Steinen aufführen, die er dann an die Generalconſuln oder an Privaten vermiethete. Hier lag auch unſer Gaſthof, der, was das Gebäude ſelbſt, ſo wie die innere Einrichtung anbelangte, den in Kairo bei Weitem übertraf, ja ſich mit den erſten Gaſthöfen am Rhein meſſen konnte.

Am Tage nach unſerer Ankunft machten wir die Bekanntſchaft der Herren Generalconſul von Dumreicher und Anaſtaſi, welche uns mit Freundſchaft und Artigkeit überhäuften. Da wir in Kairo nicht Gelegenheit gehabt hatten, den Vicekönig zu ſehen, der ſich jetzt gerade hier in Alexandrien befand, ſo war uns das Anerbieten des Herrn Anaſtaſi, uns eine Audienz bei Mehemed Ali zu verſchaffen, ſo wie uns ſelbſt hin zu begleiten, ſehr erwünſcht. Da der Vicekönig es liebt, Fremde zu ſehen, und obendrein der Baron einen Brief des Herzogs Paul von Württemberg an ihn abzugeben hatte, ſo machte es nicht viel Schwierigkeiten, die Erlaubniß zu erlangen, ihm vorgeſtellt zu werden.

Am folgenden Morgen holte uns Herr Anaſtaſi in ſeinem Wagen ab, und es war für uns Alle ein eigenes Gefühl, nach langer Zeit wieder einmal in einer bequemen Wiener Kaleſche zu ſitzen. Wir fuhren nach dem Hafenpalaſte, einem großen, weitläuftigen Gebäude mit hohen Bogenfenſtern, an das ein kleiner Garten ſtößt, in welchem ſich das Harem des Paſcha befindet. Wir ſtiegen zu einer breiten, gewölbten Treppe in den erſten Stock, wo ſich die Gemächer Mehemed Ali's befinden. Sie ſind ebenſo wie die ſeiner Reſidenz zu Kairo eingerichtet; nur befanden ſich hier neben den andern Geräthſchaften und Verzierungen nach europäiſchem Geſchmack in einigen Zimmern große Mahagonitiſche, auf denen prächtige Uhren und Vaſen ſtanden. In einem Vorgemach, wo einige Diener am Boden ſaßen, mußten wir einen Augenblick warten, und wurden dann in ein anderes Zimmer geführt, zu welchem eine große Flügelthüre, die offen ſtand, in einen Saal führte, deſſen Fenſter auf den Hafen gingen, und der an allen Wänden Divans hatte.

So oft ich früher an Mehemed Ali gedacht und von den Werken geleſen, die ſein großer Geiſt und ſeine kräftige

Hand in's Leben gerufen, hatte ich mir mit denſelben analog unter dem Vicekönig einen großen, ſtarken Mann mit kräftiger Stimme und gebietendem Weſen vorgeſtellt, und da es meinen Gefährten auch ſo gehen mochte, ſo ſahen wir uns anfänglich in dem Saale nach dem Vicekönig um, der dort ſeyn ſollte, wobei wir zwei kleine ſchmächtige Männer überſahen, die in unſcheinbarer Kleidung in einer Ecke des Zimmers am Divan ſtanden und angelegentlich zuſammen ſprachen. Der eine von dieſen war der Vicekönig ſelbſt und der andere ſein vertrauter Geſchäftsmann, Boghos-Juſſuf, der ſchon ſeit langen Jahren alle Stürme des Lebens mit ihm ausgehalten. Der Miniſter entfernte ſich bei unſerem Eintritt, und der Vicekönig wandte ſich raſch gegen uns, wobei er uns zur Begrüßung mit beiden Händen entgegen winkte. Er trug ein braunes Oberkleid mit weiten Aermeln und auf dem Kopfe das Feß. Sein Dollmetſcher trat zu einer andern Thüre herein, und nachdem der Baron dem Paſcha ſeinen Brief gegeben, wurden wir ihm Alle vorgeſtellt, wobei der alte Herr freundlich lachte. Dann ſprang er mit einer Geſchwindigkeit, die mich in Erſtaunen ſetzte, auf den Divan, ſchlug die Beine übereinander, und lud uns mit einer Handbewegung ein, zur Rechten und zur Linken Platz zu nehmen. Der Baron und der Herr Anaſtaſi ſaßen an ſeiner Seite und der Dollmetſcher ſtand mit dem Briefe des Herzogs Paul vor dem Divan und überſetzte ihn dem Vicekönig, der zuweilen wohlgefällig ſeinen Kopf wiegte und uns der Reihe nach freundlich anſah. Dann ſagte er einige Worte über den Herzog, den er liebgewonnen hätte, und erkundigte ſich nach ſeinem Befinden und ſeinem Aufenthalt. Was die Natur der Figur dieſes Mannes verſagte, ein imponirendes Aeußere, das hat ſie ſeinem Kopfe in deſto größerem Maße gegeben. Ich habe nie ein Geſicht geſehen, das neben ſo gutmüthigen, Vertrauen erweckenden Zügen ſo viel Geiſt und ſo viel Klugheit, ich möchte ſagen Schlauheit, ausdrückte. Es war nicht voll, ohne darum mager zu ſeyn und hatte eine friſche, geſunde Farbe, und ſeine Züge, obgleich ſich ſchon das vorgerückte Alter darin ausſprach, hatten doch einen friſchen, kräftigen Ausdruck. Am lebhafteſten ſprachen ſeine Augen, die er aber auch zu Beobachtungen zu gebrauchen wußte; denn außerdem er uns der Reihe nach ſcharf und durchdringend anſah, wenn uns der Dollmetſcher ſeine Reden überſetzte, als wolle er auf unſerem Geſicht den Eindruck leſen, den ſeine Worte auf uns gemacht, ſo fixirte er uns auch jedesmal, wenn wir leiſe zuſammen einige Worte deutſch ſprachen. So ſagte ich dem Maler unter Anderem einige lächerliche Worte über die komiſchen Bewegungen, die der Dollmetſcher mit ſeinen Händen machte, wenn er ſprach, natürlich ohne dabei aber nur eine Miene zum Lachen zu verziehen, doch mochten meine Augen vorher mit etwas muntererem Ausdruck auf dem Dollmetſcher geruht haben, genug, der Paſcha ſah mir die Worte vom Munde ab und als hätte er ſie verſtanden, fing er an leiſe zu lachen und ſah darauf den Dollmetſcher wieder an. Er ſchien überhaupt den Morgen ſehr gut gelaunt und lachte bei den Erzählungen, die ihm der Baron über den Wüſtenzug machte, wobei er von dem guten Zuſtand der Soldaten ſprach und auch einiger komiſchen Auftritte erwähnte, die vorgefallen, oftmals laut auf, wobei er ſich ſeinen langen ſchneeweißen Bart ſtrich. Das Geſpräch drehte ſich hauptſächlich um die letzten Kriegsereigniſſe und um den Rückzug ſeiner Armee, über welchen zu ſprechen er gar keinen Anſtand nahm. Doch ſchloß er hiebei zuweilen ſeine Augen und zuckte die Achſeln.

Nachdem wir beinahe eine kleine Stunde bei ihm geweſen, Kaffee getrunken und eine Pfeiſe geraucht hatten, bei welchem letztern wir die prachtvollen Mundſtücke bewunderten — ſie beſtanden aus ungeheuren Bernſteinſtücken, die mit goldenen Ringen umgeben und mit Diamanten und Rubinen beſetzt waren — erhob ſich der Paſcha etwas von ſeinem Divan, und wir ſtanden auf, um uns zurückzuziehen. Dem Baron und dem Herrn Anaſtaſi reichte er ſeine Hände hin und begrüßte uns zum Abſchiede durch Auflegen derſelben an Bruſt und Stirn.

Wir zogen uns in's Vorzimmer zurück, wo ſich Boghos-Juſſuf noch befand, von dem wir uns ebenfalls verabſchiedeten. Dieſer merkwürdige Mann iſt um Weniges größer, als der Vicekönig und hat, wie dieſer, einen ſchneeweißen langen Bart. Seine Kleidung beſtand aus einem hellgelben Kaftan und auf dem Kopfe hatte er einen dicken, weißen Turban. Dieſe beiden Männer haben lange Jahre mit einander gearbeitet und ſich allmählich ſo verſtanden, daß ſie jetzt faſt wie Freunde zuſammen leben. In früheren Jahren, wo das Blut Beider noch jugendlicher ſtrömte und leichter aufzureizen war, hat es oft arge Händel zwiſchen Herr und Diener geſetzt, und als ich bei unſerem Eintritt in den Saal die Beiden ſo lebhaft zuſammen ſprechen ſah, wobei der Paſcha im Eifer des Geſprächs an dem Kleide des Miniſters zupfte, fiel mir die Zeit ein, wo einſtmals dieſelbe Hand über dem Kopfe Juſſuf's die verdächtige Bewegung des Enthauptens machte. Doch wurde damals der Vezier von ſeinen Freunden gerettet, indem man ihn verborgen hielt und die Mienen des Paſcha beobachtete, als man ihm hinterbrachte, jener ſey enthauptet worden. In derſelben Stunde liefen andere üble Nachrichten ein von einem neuen Aufſtand der Wechabiten, ſo wie von Unordnung der Mamelukken in Kairo, ſo daß der Paſcha ausrief: „O hätte ich meinen Juſſuf noch!“ den man jetzt natürlich hervorbrachte, worauf er wieder zu Gnaden angenommen wurde.

Seit jener Zeit fielen zwiſchen dem Herrn und dem treuen Diener keine Mißhelligkeiten mehr vor, Boghos-Juſſuf ſtieg von Tag zu Tag in der Gunſt des Vicekönigs, und ſein guter Rath ſoll auch jetzt zur endlichen Entwickelung der türkiſchen Angelegenheit viel beigetragen haben.

Fahrt von Alexandrien nach Malta.

Das Dampfboot, der Orientale. — Poſtverbindung zwiſchen Bombay und Liverpool. — Einrichtung des Orientale. — Seekrankheit. — Malta. — Die Quarantäne. — Fort Immanuel. — Ein Geburtstag. — Emir Beſchir. — Abreiſe von Malta.

Raum gegeben, Paſſagiere! Rück den Hut,
Du ſtolzer Britte!
Franz Dingelſtedt.

Wer ſeid ihr dann?
Fromme Pilger aus Morgenland! —
Altes Kinderlied.

Das engliſche Dampfboot, der Orientale, der die regelmäßige Poſt zwiſchen Liverpool und Alexandrien beſorgt, war vorgeſtern angekommen. Dieſelbe Geſellſchaft, welche dieſes Dampfſchiff, ſo wie das andere mit dem Namen Liverpool, das denſelben Dienſt verſieht, beſitzt, beſorgt die Poſtverbindung auf eine etwas theure, aber ungemein ſchnelle Art, zwiſchen England und Bombay. Paſſagiere und Briefe werden gleich bei ihrer Ankunft in Alexandrien auf den Kanal gebracht und in Barken, die mit einer Menge von Pferden gezogen werden, in zwei und einem halben Tag nach Kairo gebracht, wo in dem Hôtel, das auch wir bewohnten, eine Caravane, beſtehend aus Reitkameelen, Pferden und Maulthieren, die zum Gebrauch für die Damen bequem eingerichtete Sänften tragen, für ſie bereit ſteht, die den Weg von Kairo nach Suez in ſechsunddreißig Stunden zurücklegt, wobei die Paſſagiere obendrein noch einige Stunden der Nacht in einem Hauſe zubringen können, das die Geſellſchaft mitten in der Wüſte erbaute und mit den nöthigen Bequemlichkeiten verſehen ließ. Bei Suez erwartet ein indiſches Dampfboot die Reiſenden und führt ſie in fünf Tagen nach Bombay. Da das Schiff von Alexandrien nach Liverpool gegen vierzehn Tage gebraucht, ſo legt man alſo die ganze Tour von Bombay dorthin in dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Tagen zurück, für dieſe Strecke eine ungeheuer ſchnelle Reiſe, die aber auch mit ſchwerem Gelde bezahlt werden muß.

Da der Orientale am folgenden Tage wieder zurück nach Liverpool fuhr, wobei er Malta berührte, ſo nahmen wir unſere Plätze bis dahin, wo wir unſere Quarantäne abhalten wollten.

Am folgenden Morgen wurden die Pferde in ihren Käſten eingeſchifft, was trotz der Höhe des Schiffs bei den ſchönen und praktiſchen Einrichtungen der Engländer ſehr leicht von Statten ging. Wir verließen unſern Gaſthof Nachmittags mit dem angenehmen Gefühl, in jeder Hinſicht dort gut behandelt worden zu ſeyn, auch brauchten wir nicht, wie in Kairo, jede Bequemlichkeit mit ungeheuern Preiſen zu bezahlen. Unſerer Geſellſchaft hatte ſich ein Kaufmann aus der Schweiz angeſchloſſen, Herr Imhof, der uns in der Folge ein lieber Reiſegefährte wurde. Wir verdankten ſeine Bekanntſchaft, wie ſo vieles Andere, dem Herrn von Dumreicher, der uns, ſo wie auch der bekannte Reiſende, Baron von Katte, den wir auch in den letzten Tagen kennen zu lernen das Vergnügen hatten, an Bord des Orientalen begleitete. Wir mußten, da das Dampfboot draußen vor dem alten Hafen lag, denſelben ſeiner ganzen Länge nach auf unſerer Barke durchfahren, wodurch wir Gelegenheit hatten, die ſchönen Linienſchiffe und Fregatten der ägyptiſchen Marine, wenn auch nur von außen, doch in der Nähe beſehen zu können. Wenn man auch von dieſen Schiffen ſagt, daß ſie, obgleich mit ungeheurem Gelde bezahlt, doch nicht viel werth ſeyen, ſo fanden wir dagegen den äußern Anblick derſelben ſo ſchön und majeſtätiſch, wie den der engliſchen Schiffe, die wir geſehen. Doch will dieſes Lob, bei unſerer Unkenntniß der Sache, nicht viel ſagen.

Das Dampfboot, das wir nun beſtiegen, war das größte, das ich je geſehen. Gegen dieſes Gebäude mußten unſere Rhein- und Donaudampfſchiffe, ſo wie der Seri Pervas und Crescend, auf denen wir gefahren, wie kleine Nachen ausſehen. Wir blickten aus unſerem Boote an den rieſenhaften Wänden empor, wie an einem großen Hauſe, und ebenſo erſchienen uns die zwei Reihen Fenſter der beiden Decke, die über einander lagen; gegen die ungeheure Größe des Schiffs und der beiden Maſten war der Schornſtein ſehr klein.

Nachdem wir unſere Sachen untergebracht und die ſchönen Kajüten geſehen, in denen wir nun einige Tage wohnen ſollten, betrat ich das obere Deck, und warf noch einen Blick zurück auf die Stadt und auf den Welttheil, welchen wir ſo eben verlaſſen, wahrſcheinlich für immer.

Da lag die Stadt ausgebreitet vor unſern Blicken, und die breiten und ſchönen Gebäude, die man hie und da ſah, ſchienen, der flachen Ufer halber, wie aus den Wellen emporzuſteigen. An mehreren Punkten ſieht man feſte Schlöſſer, dort auf dem Hügel das Schloß Napoleons, und was das Auge von der Landſeite ſo ſehr vermißt, das Grün der Bäume, in einzelnen Palmengruppen, die hie und da in Gärten zu kleinen Wäldchen vereinigt ſtehen. Der Palaſt des Paſcha mit ſeinen großen Fenſtern ragt über dem Maſtenwald des Hafens empor. Die kahlen Dünen, welche letzteren einfaſſen, verſchwimmen allmählig in den grünen Wellen der gewaltigen See, auf welcher unſer Schiff ſchaukelte und von dem wir die letzten Grüße nach jenen Ländern ſchickten, wo wir ſo viel Schönes und Großes geſehen.

Kurz nach unſerer Ankunft auf dem Schiff wurde den Matroſen mit der Pfeife ein Signal gegeben, die darauf ſogleich von den Maſten und Raaen, an welchen ſie beſchäftigt waren, herabkamen und unter dem Deck verſchwanden. Wie wir nachher hörten, wurde ihnen dadurch der Befehl ertheilt, ſich vor der Abfahrt zu waſchen und zu raſiren, und ſie kamen auch bald hernach wieder auf's Deck mit wohl dreſſirten Backenbärten und wie es mir ſchien, viel ſauberer als vorher. Das Schiff ſollte erſt mit dem Anbruch des nächſten Tages ſeinen Lauf beginnen, und wir verbrachten den Abend mit Beſichtigung des Schiffs und mit Spaziergängen auf dem obern großen ſchönen Deck, wobei wir die außerordentliche Reinlichkeit und zweckmäßige Einrichtung dieſes Coloſſes in allen ſeinen Theilen bewundern mußten. Es war, wie ſchon geſagt, ein Zweidecker. Auf dem untern Deck befand ſich am Hintertheil die achtzig Fuß lange Kajüte mit einer Einrichtung prächtiger, als ich ſie je geſehen. Außer dem bequemſten Divan, Ruhebetten, war hier eine Bibliothek von den beſten engliſchen und franzöſiſchen Reiſewerken. Um dieſen Saal lag ein Theil der Schlafkabinete für die Herrn des erſten Platzes, jedes war mit zwei Betten verſehen, die über einander lagen, hatte einen Waſchtiſch, eine Commode und einen bronzenen Hängleuchter, deſſen Licht, da er wie der Kompaß in doppelten Kreiſen hängt, auch bei der ſtärkſten Bewegung des Schiffs ſtets oben bleibt. Thüren, Wände und Getäfel des Speiſeſaals ſo wie dieſer Kabinette beſtehen aus dem feinſten Holze, das vergoldet und eingelegt iſt. Von dieſem Deck führte rechts eine Treppe in den untern Stock, wo ſich andere Schlafgemächer befanden, die eben ſo ſchön eingerichtet ſind, wie die obern, und links eine zweite in die Kabinette der Damen, deren drei und drei jedesmal mit einem Vorzimmer verſehen ſind. Auch befindet ſich hier an dieſer Seite noch ein kleiner Saal, in welchem die Damen vor dem Schlafengehen den Thee nehmen können.

Vom Speiſeſaal aus laufen um das ganze untere Deck herum kleine Zimmer für die Schiffsoffiziere und Steuerleute, ſo wie zur Aufbewahrung von Vorräthen aller Art. Zu beiden Seiten ſind die Radkaſten und an der Spitze des Schiffs auf demſelben Deck befinden ſich Ställe, wo neben einer Unmaſſe von Federvieh, ein paar Schweine und eine Milch gebende Kuh eingeſtellt iſt. Dies untere Deck, wo in der Mitte ſich die Treppen befinden, auf welchen man zum kellerartigen Gewölbe der Maſchine hinabſteigt, dient bei Regenwetter den Paſſagieren zum Spazierengehen. Dicht neben dem Speiſeſaal iſt eine andere Treppe, die auf das obere Deck führt, das nicht, wie bei den kleinen Schiffen, mit Kajütenhäuschen und Geſchichten aller Art beengt iſt, ſondern eine große Fläche darbietet, auf welcher ſich außer dem Schornſtein und den Maſten zu beiden Seiten nur ein kleiner Theil der bis hier hinaufreichenden Radkaſten und am Hintertheil ein kleines Haus befindet, das in drei Zimmer eingetheilt iſt. Das mittlere iſt vornen offen und in demſelben befindet ſich das Rad des Steuerruders, hinter welchem der Steuermann auf einer kleinen Erhöhung ſteht, von wo er das ganze Schiff überſehen kann. Rechts neben demſelben iſt ein Rauchzimmer für die Herren, und links ein Kabinet für die Damen, wo ſie bei Regenwetter friſche Luft ſchöpfen können. So zweckmäßig das Schiff an ſich eingerichtet iſt, ſind auch alle Anſtalten zur Verköſtigung der Paſſagiere, die in der ziemlich bedeutenden Summe, welche man für den Platz bezahlt, mit einbegriffen iſt. Dafür kann man ſich aber auch faſt den ganzen Tag mit Eſſen und Trinken beſchäftigen. Den Morgen zwiſchen ſieben und acht wird Kaffee getrunken, um eilf Uhr gefrühſtückt, um fünf Uhr das Diner ſervirt, Abends um acht iſt die Theeſtunde und gegen zehn Uhr wird noch einmal Wein, Butter, Brod und Käſe für ſolche aufgeſetzt, die für die Dauer der Nacht ihren Magen auf kräftige Art verſchließen wollen.

Außer dieſen zahlreichen Mahlzeiten ſteht es dem Paſſagiere zu jeder Stunde des Tages frei, ſich von dem gewöhnlichen Tiſchwein, Porter, Butter und Brod mit Käſe geben zu laſſen, ſo viel er mag, ohne daß ihm dafür etwas angerechnet wird. Die gewöhnliche engliſche Küche an ſich iſt ſchon außerordentlich gut und war es außerdem noch mehr durch die Sachen, die das Schiff auf den verſchiedenen Landungsplätzen mitnahm. So hatten wir z. B. außer allen möglichen Südfrüchten auch zwei große Schildkröten an Bord, wovon die eine ſchon auf der Reiſe bis Malta geſchlachtet und Turtle sup daraus gekocht wurde.

Ich hatte nirgends ſo ſehr Gelegenheit, die tragikomiſchen Wirkungen der Seekrankheit zu beobachten, wie auf dieſer Fahrt. Bei unſerem trefflichen Diner auf dem Dampfboote am Tage der Einſchiffung, als es noch ruhig im Hafen vor Anker lag, fehlten von den neunzig Paſſagieren des erſten Platzes, wovon ein Drittheil Damen waren, Niemand an der Tafel und Alles war luſtig und guter Dinge. Eben ſo waren Abends beim Thee faſt alle Tiſche beſetzt. Doch ſchon während der zweiten Hälfte der Nacht, als ſich unſer Schiff in Bewegung ſetzte, hörte ich zuweilen durch die dünnen Kajütenwände ein tiefes Seufzen von dem einen oder dem andern meiner Nachbarn, und als wir am andern Morgen das Verdeck betraten, kam freilich faſt die ganze Geſellſchaft noch herauf, doch war ſchon bei Manchem die geſunde Geſichtsfarbe verſchwunden und eine verdächtige Bläſſe an ihre Stelle getreten. Auch ging Mancher, der geſtern noch keck und munter auf dem Verdecke gewandelt war, jetzt ſchwankenden Schrittes längs den Gallerien und wagte es nicht mehr, das Geländer oder das Tau loszulaſſen, das er einmal ergriffen. Das Gefühl, nicht mehr allein gehen zu können, und die Angſt, ohne Anhaltspunkt hinfallen zu müſſen, verbunden mit einem gewiſſen unangehmen Druck in der

Magengegend ſind die ſicherſten Vorboten der Seekrankheit, die auch heute auf unſerem Schiffe bei der ziemlich hohen See während dem Frühſtück mit gierigen Händen um ſich griff. Nur wenige waren ſchon am Morgen ſo krank geworden, daß ſie ſich legen mußten und nicht um eilf Uhr in der Kajüte erſcheinen konnten. Die meiſten hatten alle ihre Kraft zuſammen genommen und ſich mit an die Tafel geſetzt, wo dann das plötzliche Eintreten des Unwohlſeyns zu den komiſchſten Scenen Veranlaſſung gab. Hier ſuchte einer die unangenehmen Vorwürfe, die ihm ſein Magen machte, durch eine Maſſe Speiſen zu beſchwichtigen, die er haſtig verzehrte, aber trotz dem wurde er immer bläſſer und mußte ſich, an den Wänden hintappend, bald entfernen. Zwei Andere unterhalten ſich von der Seekrankheit, wobei Einer über das Ausſehen des Andern lacht und Beide machen ſich gegenſeitig über die aufſteigende Röthe des Geſichts luſtig. Doch wird unterdeſſen die Unterhaltung immer ſchwerfälliger, das Lachen immer gezwungener und endlich ſteht einer haſtig auf, drückt die Serviette vor den Mund und entfernt ſich; der Andere ſcheint ihm einen Augenblick ſpottend nachzuſehen, doch werden ſeine Blicke unſicherer, die Naſe ſpitzer und er kann ſich kaum vom Tiſche erheben, um, während ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirne treten, ſeinen Nachbarn mit zitternder Stimme zu ſagen, er wolle nur ſehen, was ſein kranker Freund droben mache.

Von Allen, die heute Morgen zum Frühſtück erſchienen, hielt höchſtens noch ein Drittheil bis zu Ende aus, wozu auch unſere Geſellſchaft gehörte. Ich muß geſtehen, daß auch ich einige verdächtige Regungen in meinem Innern ſpürte, doch nahm ich mich zuſammen und eilte nach Beendigung des Dejeuner oben auf's Deck an die friſche Luft, wo mir gleich wieder ganz wohl wurde. Außer dieſem kleinen Anfall der Seekrankheit hatte ich, wie auf den frühern Fahrten, auch auf dieſer das Glück, beſtändig bei gutem Appetit zu bleiben, was mir beſonders in Betracht der herrlichen Schildkrötenſuppe, die es jetzt täglich gab, äußerſt lieb war. Die Pferde ſtanden auf dem unteren Deck ihn ihren Käſten, hatten da, faſt im Mittelpunkt des Schiffes, wo die Schwankungen am wenigſten bemerkt werden, einen guten Platz und befanden ſich recht wohl. Auch Friedrich, der edle Reitknecht, amüſirte ſich an der engliſchen Küche ganz vortrefflich und war glücklich, das bischen Engliſch, was er in London gelernt, hier mit Anſtand von ſich geben zu können. Obendrein hatte er einen kleinen Markt etablirt und verkaufte ſeine aus Jeruſalem mitgebrachten Roſenkränze und Kreuze mit bedeutendem Gewinn an die Matroſen.

Am folgenden Tag war unſere Mittagstafel bis auf wenige Perſonen reducirt; auch von unſerer Geſellſchaft hatten ein paar die friſche Luft droben dem guten Diner unten vorgezogen, ſo daß an der langen Tafel nur ungefähr zehn Perſonen ſich befanden, worunter noch der Kapitän mit den Offizieren und der Commiſſionär oder Conducteur des Schiffes. Letzterer war ein merkwürdiges kleines Männchen. Er hatte ſchon denſelben Poſten, den er jetzt verſah, auf dem Admiralsſchiffe Nelſon's in der Schlacht bei Abukir bekleidet, hatte vier Frauen gehabt und war, obgleich er ſich faſt immer auf der See befand, Vater von fünfundzwanzig lebendigen Kindern, von denen das erſtgeborene vierzig Jahre älter war, als das jüngſte. Von den wenigen Paſſagieren, die außer mir an der Seekrankheit gar nicht litten, unterhielt ich mich häufig mit einem alten Engländer, mit dem ich auf dem Verdeck an den Tauen und Segelſtangen diverſe gymnaſtiſche Uebungen ausführte. So ſteif und gebrechlich der Mann auch ausſah, ſo übertraf er mich doch, was das Klettern anlangte, beſtändig, was ich mir erſt erklären konnte, nachdem er mir geſagt, daß er früher Marineoffizier geweſen.

Obgleich zuweilen die See recht hoch ging, ſo daß beim Diner die Tafel mit hölzernen Rahmen von verſchiedenen Größen verſehen wurde, worein man während dem Eſſen Teller, Flaſchen und Gläſer ſtellte, ſo ging doch unſere Fahrt ſo raſch und glücklich von Statten, daß wir ſchon mit Anbruch des vierten Tages Malta vor uns liegen ſahen. Da dieſe Inſel keine bedeutende Berge hat, ſondern nur kleine Erhöhungen, ſo gewährt ſie dem Auge von Weitem keinen ſo impoſanten Anblick, wie viele andere Inſeln. Selbſt die Feſtungswerke ſcheinen in der Ferne nicht ſo großartig, wie ſie wirklich ſind, und erſt als wir bei dem großen Hafen dicht unter den Mauern der Stadt Valetta vorbeifuhren, erkannte man die ungeheuren Werke, die hier Menſchenhände aufgeführt haben. Dieſe rieſenhaft hervortretenden Bollwerke mit ihren dicken Mauern ſcheinen mit dem Fels, auf dem ſie fußen, nicht aus zuſammengefügten Steinen, ſondern aus einem einzigen Guſſe zu beſtehen. Wir fuhren in den Quarantänehafen, den rechts das Fort Immanuel, links die Stadt Valetta mit dem Fort St. Elmo, an deſſen Spitze der prachtvolle Leuchtthurm ſteht, begrenzen. Erſteres enthält die Quarantäneanſtalt, in der wir nun ein paar Wochen verweilen mußten, und bildet mit ſeinen weit ausgedehnten Baſtionen und Wällen, ſo wie mit den palaſtähnlichen Gebäuden, eine kleine Stadt für ſich. Valetta macht mit ſeinen ſtattlichen Häuſern einen noch prachtvolleren Anblick. Da dieſe Stadt an den Felſen hinangebaut iſt, ſo kann man von unten in ſeine geraden, ſteil hinangehenden Gaſſen ſchauen.

Bei unſerer Ankunft in dem Hafen begrüßte uns ein Glöckchen von der Mauer der Stadt und warnte zugleich alle andern Schiffe, mit uns in Verbindung zu treten. Zugleich wurde auf unſerem Schiffe die gelb und weiße Quarantäneflagge aufgezogen und unterhalb dem Fort Immanuel warfen wir Anker. Sobald das Schiff ruhig ſtand, waren alle Seekranken, wie immer, völlig geneſen, und erſchienen, wenn auch noch etwas bleichen Angeſichts, bei dem letzten Frühſtück, das wir auf dem Schiffe genoſſen.

Von dem Fort ſtieß eine Barke ab, in der ſich einige Sanitätsbeamten befanden, die ſich nach der Anzahl der Paſſagiere erkundigten, die hier in Malta zurückblieben, um die Anzahl der Zimmer darnach zu beſtimmen.

Bei dem Ausſchiffen der Pferde in ein großes plattes Fahrzeug hätte es um ein Haar Unglück gegeben. Die Stute wurde in Gurten gehängt und ohne Kaſten auf das Boot hinab-gelaſſen, wogegen der Hengſt, dem nicht zu trauen war, in dem Kaſten ausgeſchifft wurde; doch mochte ihm das Schweben in der Luft nicht behagen und obgleich er an den Füßen gefeſſelt war, fing er an, ſich mit dem Leib gegen die ſchwachen Wände des Kaſtens zu werfen und ſo toll zu ſchlagen und zu drücken, daß wir jeden Augenblick befürchteten, die Bretter würden auseinander gehen und das Thier in's Meer ſtürzen. Doch fiel er glücklicherweiſe bei den Anſtrengungen, die er machte, in dem Kaſten zuſammen, ohne ſich wieder aufrichten zu können. Die Quarantäne für die Thiere befindet ſich unterhalb dem Fort am Ufer des Hafens, wohin wir den Friedrich und die beiden Pferde begleiteten und dann mit unſern Effecten eine andere Barke beſteigen mußten, die von der, worin ſich die Sanitätsbeamten befanden, in's Schlepptau genommen und bis vor die große ſteinerne Treppe des Forts Immanuel gebracht wurde. Dort warf man uns das Schlepptau zu, die vordere Barke mit den Beamten legte etwas weiter oberhalb an und überließ uns unſerem Schickſale, d. h. einer der Aufſeher mit großem Stock rief uns zu, wir ſollten unſere Sachen auf den Rücken nehmen und ihm in die Gebäude folgen. Was war zu thun? daß Jemand unſere Koffer angreifen und ſich ſo dem ausſetzen ſollte, wie wir, dreiundzwanzig Tage Quarantäne zu halten, daran war nicht zu denken, doch waren die Leute ſo gefällig, uns eine Tragbahre herabzubringen, vermittelſt welcher wir unſere Effekten nach und nach die hohen Treppen hinauf in den Hof des Schloſſes brachten.

Alles, was wir bisher über Quarantäne geleſen und was wir in Adrianopel ſelbſt erfahren, ließ uns mit einem gewiſſen Schrecken daran denken, noch einmal die Bekanntſchaft einer ſolchen Anſtalt machen zu müſſen; doch wurde das unangenehme Gefühl, das uns beſchlich, wenn wir an die Tage dachten, welche auch wir am Eingang zur Heimath wie eingeſperrte wilde Thiere zubringen ſollten, dadurch gemildert, daß man uns allgemein verſicherte, die Quarantäne in Malta ſey die beſte von allen: und das muß wahr ſeyn. Wenigſtens zähle ich die Tage, die wir dort zubrachten, obgleich im Allgemeinen der Freiheit beraubt, nicht zu den unangenehmſten unſerer Reiſe.

Der Hof des Forts Immanuel lag, wie die Gebäude ſelbſt, an fünfzig Fuß über dem Meere und war mit ſtattlichen maſſiven Häuſern umgeben. In der Mitte deſſelben ſtand die aus Erz gegoſſene Bildſäule des Großmeiſters, der das Fort angelegt und nach ſeinem Namen benannt. Die Gebäude zu beiden Seiten waren etwas kleiner als das, welches neben der Kirche dem großen Thore gegenüber lag. Eine Tafel über dem Eingange ſagte uns, es ſey der palazzo di grand maestro, und in demſelben wurde uns eine Wohnung angewieſen, und ich glaube wohl die beſte, die im ganzen Fort war. Sie beſtand aus einem Salon, an dem zur rechten Seite das Zimmer lag, in welchem der Baron und ich wohnten. Links war ein kleineres für den Maler F., und dieſe drei Piecen hatten nach vornen große Glasthüren, die auf einen breiten Bogengang führten, der gegen Hafen und Stadt geöffnet, uns eine prächtige Ausſicht gewährte. Hinter unſerem Salon waren noch zwei andere Zimmer, wo der Dr. B. und Herr Imhof wohnten. Giovanni bekam ein Kämmerchen im untern Stock. Wir mußten unſere Sachen auch hier wieder höchſt eigenhändig die Treppen hinaufſchleppen, und fanden die Zimmer oben ohne alle Einrichtung. Doch hatten wir kaum die kahlen Wände etwas überraſcht betrachtet, als einer der Sanitätsbeamten eintrat, uns anzukündigen, daß er für die Dauer unſerer Quarantäne bei uns bleiben würde, und uns als Wache beſtimmt ſey. Zugleich übergab er uns einige Papiere, in welchem Möbel und Geräthſchaften aller Art verzeichnet waren und die Preiſe derſelben für die Dauer der Quarantäne, ſo wie ein anderes vom Reſtaurateur der Anſtalt, bei dem wir Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen zu verſchiedenen Preiſen und zu jeder beliebigen Stunde haben könnten. Wir ſuchten uns auf erſterem die nöthigen Sachen aus und beſtimmten dem zweiten die Stunden, in welchen wir unſere Mahlzeiten halten wollten, und waren noch vor Abend mit Allem verſehen, was zu einer bequemen Einrichtung gehört. Obgleich die Preiſe auf engliſche Art in Guineen und Schillingen angeſetzt waren, fanden wir ſie doch nicht übermäßig groß, beſonders wenn man bedenkt, daß die armen Gefangenen in andern Quarantänen gern für dergleichen Sachen das Drei- und Vierfache bezahlen würden. Um friſche Luft zu ſchöpfen und kleine Spaziergänge zu machen, war uns hinter dem Palaſte eine Baſtion angewieſen worden, von wo wir eine weite Ausſicht auf das Meer und einen großen Theil der Inſel hatten. So lagen dreiundzwanzig Tage vor uns, eine ziemliche Zeit, die, wenn wir auch unter uns genug Unterhaltung hatten, doch zuweilen hätte langweilig werden können, wenn wir die Stunden des Tages nicht zwiſchen Arbeiten, Spazierengehen, Eſſen und Trinken eingetheilt hätten.

Am Morgen gegen acht Uhr wurde in dem Saal gemeinſchaftlich gefrühſtückt und dann zog ſich jeder in ſein

Zimmer zurück, wo Tagebücher geordnet und Briefe geſchrieben wurden. Unſer Maler ordnete ſeine Mappen und führte kleine Zeichnungen aus, die er an Ort und Stelle angefangen. Der Doktor B. ſtellte ſeine kleinen Sammlungen an Muſcheln, Steinen, Alterthümern ꝛc., die er, ſo viel es die Schnelligkeit unſerer Reiſe erlaubt, hie und da aufgeſucht und mitgenommen hatte, zuſammen und verpackte ſie auf's Sorgfältigſte für die Weiterreiſe. Im Laufe des Morgens trat auch gewöhnlich noch eine kleine Pauſe ein, wenn einer oder der andere, der gerade des Arbeitens müde war, in den Saal ging und durch das Ausklopfen ſeiner Pfeife oder ein ſonſtiges Geräuſch uns andere ebenfalls herbeilockte, wo alsdann gewöhnlich einige Flaſchen Porter getrunken wurden, die wir Tags vorher durch Wetten gegenſeitig verloren hatten, denn, mochte es der Aufenthalt auf dem engliſchen Schiffe ſeyn, oder daß wir uns gerade auf einer engliſchen Beſitzung befanden, genug, wir hatten die Leidenſchaft des Wettens von den Söhnen Albions angenommen und wetteten über alles Mögliche, über das Wetter, über die Bewegung der Schiffe auf der See, hauptſächlich über die Zahl der Kugeln, die in verſchiedenen Haufen auf unſerer Baſtion lagen, wobei einer die Uebrigen nicht ſelten ſcherzweiſe anführte. So hatte unſer pfiffiger kleiner Doktor eines Morgens die Baſtion nach allen Seiten gemeſſen und gewann den Nachmittag, in Bezug auf dieſe Maße, natürlich alle Wetten. Um drei Uhr wurde zu Mittag geſpeist und alsdann ſpazierten wir eine Stunde auf der Baſtion herum, wobei uns das Wetter noch ſo ziemlich günſtig war; denn obgleich es zuweilen ſtürmte, regnete es doch wenig, und wir hatten die letzte Zeit ſehr gutes Wetter. Gegen ſieben Uhr wurde Thee getrunken und dann war, wie auch meiſtens auf unſerer Tour in Syrien, wie der Baron es nannte, große Oper, das heißt, jeder ſang, was ihm gerade einfiel und was er konnte.

Herr Imhof, welcher Bekannte in der Stadt Valetta hatte, ließ von dorther eine Guitarre kommen, wodurch dieſe Abendunterhaltungen ziemlich glänzend ausfielen.

So verging uns die Zeit ziemlich ſchnell und wir waren ſchon über die Hälfte unſerer dreiundzwanzig Tage, als der Geburtstag unſeres Barons kam, den wir mit allem möglichen Pomp feierten. Die ganze Länge des Bogengangs vor dem Palaſte wurde mit kleinen Lichtchen illuminirt und in dem mittleren Bogen ſogar ein Transparent aufgeſtellt, auf dem ein Johanniterkreuz prangte, da der Baron Ritter dieſes Ordens iſt. Unſere Feſtlichkeiten machten den Sanitätsbeamten in der Anſtalt viel zu thun; denn alle unſere Mitgefangenen wollten die glänzende Illumination ſehen und drängten ſich auf dem Hofe zuſammen, ja ſogar auf dem Quai der Stadt, am andern Ende des Hafens, bewegten ſich viele Menſchen hin und her, denen ſo etwas in einer Quarantäne noch nicht mochte vorgekommen ſeyn. An den beiden Enden des Bogenganges hatten wir Feuerkörbe aufgeſtellt und das Material zu den Bränden war äußerſt originell. Wir hatten von Kairo große Stücke verſchiedener Mumien mitgenommen, die in eine Kiſte gepackt waren, welche unglücklicherweiſe beim Einſchiffen in den Orientalen in's Waſſer fiel, wodurch die Mumien, wie wir beim Auspacken in Malta ſahen, in kleine Stücke zerfallen und gänzlich unbrauchbar geworden waren. Deſto ſchöner aber brannte und roch das Erdpech und die Specerei, als wir ſie in die Feuerkörbe thaten.

Die Zeit unſerer Quarantäne, die uns, wie ſchon geſagt, ſehr ſchnell vorbei ging, ſchien nur in den letzten Tagen viel langſamer zu werden, was aber gewöhnlich der Fall iſt. Jetzt ſpähten wir ſtündlich auf das Meer hinaus und dachten bei jedem Dampfſchiff, das wir kommen ſahen, ob es nicht das ſey, was uns von hier weiter führen ſollte, denn man wußte ſelbſt in Malta noch nicht, welches Schiff gerade in den Tagen, wo unſere Quarantäne beendigt ſey, abgehen würde, ob ein franzöſiſches oder ein italieniſches. Auch trübte die Erzählung von einem unangenehmen Vorfall in dem Quarantänehafen ſehr die letzten Tage unſeres Aufenthaltes. Von einem türkiſchen Schiff nämlich, das hier Quarantäne hielt, waren, wie man ſagte, fünf Matroſen entſprungen, die man freilich am andern Tag wieder einbrachte, doch hatte ſich dieſe Nachricht ſehr ſchnell verbreitet und man fürchtete nun, die italieniſchen Staaten möchten ſich durch dieſen Fall veranlaßt ſehen, die von Malta kommenden Schiffe in ihren verſchiedenen Häfen mit einer neuen Quarantäne zu belegen, was für uns äußerſt unangenehm geweſen wäre.

Mehrere von den großen Schiffen der engliſchen Flotte, die wir in Marmarizza geſehen, fanden wir ebenfalls hier. Die meiſten hatten ſchon ihre Quarantäne abgehalten und lagen im großen Hafen, von wo aus wir ſie während unſeres Aufenthaltes mehrere Male nach Sicilien ſegeln ſahen, wo ſie, bei dem Mangel an gutem Waſſer auf Malta ſelbſt, ihre Tonnen füllten. Gegen Mitte April kam auch das andere große Dampfboot der Liverpool auf ſeiner Tour nach Alexandrien hier an, und einige Stunden nach ihm ein kleines neues Dampfboot, der Lotus, das Mehemed Ali für die Fahrten auf dem Nil in England hatte bauen laſſen. Dem kleinen Schiff war kurz vor Malta etwas an der Maſchine gebrochen, weßhalb ihn der Liverpool von hier aus in's Schlepptau nahm, was äußerſt komiſch ausſah; denn der Lotus erſchien hinter dem Rieſen ſo unbedeutend, wie bei unſern Rheindampfbooten der angehängte Nachen. Mein alter Engländer, mit dem ich auf dem Orientalen die Kletterübungen ausgeführt und der ſich ebenfalls hier befand, ſagte mir: man könne den Lotus ganz bequem wie eine große Schaluppe auf das Deck des Liverpools ſtellen.

Endlich brach der Tag unſerer Erlöſung an. Die Tagebücher waren ziemlich geordnet und wir hatten ſchon den Abend vorher unſere Sachen gepackt, ſo daß wir beim erſten Zeichen zur Freiheit die Anſtalt verlaſſen und nach Valetta überſchiffen konnten. Doch dämpfte eben jener Engländer am letzten Morgen unſere Freude für einige Augenblicke wieder, denn es fiel ihm plötzlich ein, er ſey unwohl geworden, was uns Allen, wenn es der Quarantänearzt erfahren hätte, wahrſcheinlich eine Zulage von einigen Tagen zu Wege bringen mußte.

Glücklicherweiſe gelang es jedoch unſerem Zureden ihm verſtändlich zu machen, daß er nicht krank ſey, und ihn nur die Freude, ſich jetzt bald nach Alt-England einſchiffen zu können, ſo angegriffen habe. Auch malten wir ihm mit nicht ſehr ſchwarzen Farben unſer Aller Zuſtand, wenn die Behörde von ſeinem Unwohlſeyn Kenntniß bekäme, weßhalb er denn allen dieſen Gründen nachgab, ſich von ſeinem Sopha erhob und ſeine Nachtmütze, die er tief über die Ohren gezogen hatte, wieder ablegte. Ich glaube, die zärtlichſte Mutter kann auf die Geſundheit ihres Kindes nicht mit größerer Sorgfalt Achtung geben, als wir in der Quarantäne einer auf den andern. Doch ſollte unſere Gefangenſchaft geendigt ſeyn. Der Quarantänearzt erſchien, erkundigte ſich nach unſerem Befinden, wobei Herr Imhof ſcherzweiſe meinte, wir ſollten den Herrn ſtatt aller Antwort in die Küche ſchicken, dort würde man für unſere Geſundheit das glänzendſte Zeugniß ablegen können; dann reichte der Arzt jedem von uns die Hand, und wir konnten in die Geſellſchaft anderer ehrlicher Leute zurückkehren.

Es war gerade ein Sonntag, als wir unſerm Fort Immanuel Lebewohl ſagten und nach Valetta überſchifften. Auf den Straßen dieſer Stadt war ein regſames Leben, und daß Alle, die wir ſahen, europäiſch gekleidet waren, war unſern Augen ein neuer Anblick; beſonders befremdete es uns anfangs, die ſchönen Malteſerinnen ohne Schleier auf den Straßen umher wandeln zu ſehen, etwas, woran wir uns jedoch ſehr bald wieder gewöhnten; doch haben die hieſigen Damen auch für ein Auge, das direkt aus Deutſchland kommt, in ihrer Kleidung etwas Fremdartiges, denn keine Malteſerin geht auf die Straße, ohne einen Rock von ſchwarzer Seide oder anderem Zeug und eine eben ſolche Mantille, die ſie jedoch wie die Türkinnen über den Kopf werfen, ſo daß man von der ganzen Figur nichts ſieht, als die ſchlanke Taille und ein friſches lebhaftes Geſicht, das den hieſigen Damen eigen iſt, und aus welchem die dunkeln Augen eine ſehr lebhafte Sprache führen.

Zu unſerer großen Freude kam heute ein italieniſches Dampfſchiff in den Hafen, das morgen wieder abfahren ſollte. Es brachte die Nachricht mit, daß kein italieniſcher Hafen wegen dem erwähnten Vorfall auf dem türkiſchen Schiff geſperrt ſey, oder die ankommenden Fahrzeuge Quarantäne halten laſſe. Wir beſahen heute und den folgenden Tag von der Stadt und Umgegend ſo viel wie möglich; für letzteres nahmen wir eine der eigenthümlichen hier gebräuchlichen Caroſſen, die aus einem großen vierſitzigen Kaſten beſteht, der auf zwei Rädern ruht und von einem Pferd gezogen wird. Wir fuhren nach Civita vecchia, der ältern und früher bedeutenderen Stadt der Inſel. Obgleich es ſchon ſehr warm war, blühte und grünte noch nicht viel auf den Feldern und da faſt überall der nackte Fels hervorblickte, aus dem die Inſel beſteht, ſo kann ich gerade nicht ſagen, daß der Anblick von der Höhe der alten Stadt dem Auge ein ſehr freundlicher und angenehmer geweſen wäre.

Auf dem Heimwege lernten wir einen ſehr intereſſanten merkwürdigen Mann kennen. Wir beſuchten nämlich das von einem Engländer mit ſchönen Parkanlagen verſehene Landhaus, wo ſich Emir Beſchir, der alte Fürſt der Druſen, damals gerade befand. Es war unſere Abſicht eigentlich nur geweſen, den ſchön angelegten Garten zu ſehen, in welchem wir zufällig unſern Giovanni trafen, der von Valetta aus einen Spaziergang hieher gemacht hatte, um einen Bekannten aufzuſuchen, der ſich in Dienſten des Emir befand. Giovanni, der eine Gelegenheit, ſich als Dollmetſcher zu zeigen, nicht gern vorbei gehen ließ, bat den Baron, er möge ſich doch bei Emir Beſchir melden laſſen, was den alten Fürſten gewiß erfreuen würde. Da es uns Allen ſehr lieb war, dieſen merkwürdigen Mann kennen zu lernen, ſo ließ ſich der Baron melden, und wir wurden gleich vorgelaſſen.

In einem großen Zimmer des erſten Stockwerkes war eine Ecke mit Teppichen belegt und durch große Sophakiſſen abgetheilt, woran der alte Fürſt auf dem Teppich ſitzend lehnte und aus einem arabiſchen Nargileh rauchte. Giovanni kniete vor ihm nieder und nachdem er ihm den Saum des Kaftan geküßt, nannte er dem Emir unſere Namen, worauf dieſer Stühle herbei bringen ließ und wir mußten uns im Kreis um ihn herum ſetzen.

Emir Beſchir iſt ein Mann von mittlerer Größe; ſeine Figur, die trotz ſeinem hohen Alter noch ziemlich kräftig erſcheint, und beſonders ſein ausdrucksvolles Geſicht mit dem noch ſehr lebhaften Auge laſſen den mächtigen Fürſten der Berge erkennen, der das wilde freie Volk Libanons zu zügeln verſtand. Er trug einen hellbraunen Kaftan, einen bauſchigen Turban und ſein ſchneeweißer Bart hing ihm faſt bis auf den Gürtel. Es machte einen unangenehmen Eindruck auf mich, den Mann hier zu ſehen in einer Umgebung, wo er ſich nicht heimiſch fühlen kann. Aus ſeinem ſchönen Schloſſe, mitten im Libanon gelegen, hieher verſetzt in ein europäiſches Haus, deſſen Einrichtung ſeiner ganzen früheren Lebensweiſe widerſpricht, kam er mir vor, wie ein gefangener Löwe. Nach einem kurzen Geſpräch, das wir durch Giovanni mit ihm hielten, verließen wir das Landhaus und kehrten nach der Stadt zurück.

Am folgenden Morgen beſuchten wir unter Anderm die Kirche des heiligen Johannes, in der die Großmeiſter des Ordens und viele Ritter begraben liegen. Sie iſt auf das Prächtigſte ausgeſchmückt und beſonders ſchön und intereſſant iſt der Boden des Schiffes, der aus den Leichenſteinen der hier begrabenen Ritter beſteht. Sie ſind von weißem Marmor, und die Wappen und Namen derſelben ſehr ſchön mit bunten Steinen eingelegt. In den untern Gewölben ſahen wir neben mehreren andern das Grabmal des tapfern Großmeiſters von Rhodus Villiers de l'Isle Adams, den Sultan Soliman durch Eroberung jener Inſel vertrieb und der ſich hieher zurückzog.

Gegen Mittag kehrten wir noch einmal nach unſerer Quarantäne zurück und holten die Pferde ab, die bis jetzt da geblieben. Um den Quarantänehafen herum brachten wir ſie nach dem großen Hafen auf das italieniſche Dampfboot, den Francesco I., ſtiegen dann wieder zur Stadt hinauf, um unſere Sachen zuſammen zu packen und uns ſelbſt einzuſchiffen, da das Boot gegen Abend abfuhr. Unſer theurer Giovanni, der anfangs große Luſt bezeugt hatte, mit nach Deutſchland zu gehen, hatte ſich hier in Malta eines Andern beſonnen und bat den Baron, ihn von hier nach Beirut zurückkehren zu laſſen. Man mußte unſere liebe Heimath ſehr bei ihm verſchwärzt haben; denn ſeinen geänderten Entſchluß motivirte er durch die über Deutſchland eingezogenen Erkundigungen, daß es ein unſicheres Land ſey, wo ſich die Leute auf der Straße todtſchlügen und Alles Soldat werden müßte. Gegen ſo triftige Gründe war nun freilich nichts einzuwenden und der Baron entließ ihn in Gnaden mit einem reichlichen Geſchenk für die Dienſte, die er gethan und nicht gethan hatte. Als wir das Schiff betraten, und er auf der

Barke, die uns hingebracht, wieder zurückkehren ſollte, wankte ſein Entſchluß aufs Neue und er verſicherte ſchluchzend, daß er einen ſo guten Herrn, wie den Baron, ungern verlaſſe, er würde einen ſolchen nicht wiederfinden, und Gott wiſſe, mit welchen Leuten er künftig durch das Land ziehen müſſe. Noch in der Barke rief er uns mehrmals ſein Addio! Addio! zu und ſetzte weinend hinzu: Il pauvre Giovanni! Il pauvre Giovanni!

Das Schiff war ziemlich beſetzt und obgleich die Stunde der Abfahrt ſchon da war, kamen noch immer Boote, die Paſſagiere und Waaren brachten. Neben dieſen umſchwärmte uns eine Menge Nachen, in denen Knaben ſaßen, die kleine Goldſtücke vom Grund des Meeres heraufholten, die wir ihnen hinab warfen. Jetzt wurden die Treppen des Schiffs auch hinaufgezogen, der Kapitän beſtieg den Radkaſten, der letzte Kanonenſchuß zum Zeichen der Abfahrt donnerte gegen die Stadt und im gleichen Augenblick, wo die ſicilianiſche Flagge an dem Maſt hinaufflog, begannen die Räder ihre Bewegung, das Schiff ſchoß dahin und wir verließen Malta, wo wir eine ſo angenehme Gefangenſchaft verlebt hatten.

Italien.

Syrakus. — Herr Mattiſon. — Das Ohr des Dyonis. — Das Kloſter der Kapuziner. — Die Quelle der Arethuſa. — Meſſina. — Ein Wettrennen. — Der Telegraph. — Schiffsgeſellſchaft und Schiffsleben. — Tropäa. — Neapel. — Der Veſuv. — Pompeji. — Civita vecchia. — Livorno. — Genua. — Mailand. — Graf N. und Dr. Caſtle. — Eine phrenologiſche Vorleſung.

Zwiſchen Roſen, Ampeln, Engelchören
Steht das Bild der Himmelskönigin! —
Anaſtaſius Grün.

Wer hat nicht ſchon von Italien geleſen, von dem ſchönen Italien, mit ſeinem dunkelblauen Himmel, den ſchönen romantiſchen Gegenden und den lauen genußreichen Sommernächten? Wer ſtellte ſich von dem herrlichen Lande nicht ein kleines Bild in ſeinem Herzen auf und ſchmückte es mehr oder minder, je nachdem Phantaſie und Umſtände es ihm erlaubten? Mir erging es wenigſtens ſo. Und Italien war in meinen Gedanken lange Zeit das Himmelreich, zu welchem ich leiſe Klagen und Liebesſeufzer hinſandte, die ſich in dem kalten Norden nicht auflöſen und in mein Herz ziehen wollten. — Italien — ſchon auf der ganzen Reiſe dachten wir mit Wonne an dich, wie an einen Ort Jenſeits, wo man für alle Mühſeligkeiten und Entbehrungen belohnt werden ſoll. In den Nächten, die wir in der Wüſte zubrachten und wo uns der Tropfen Waſſer koſtbar war, dachten wir an dein Eis, Meſſina, ich meine dein künſtliches, das dir der Aetna liefert; in den ſchmutzigen Gaſſen von Damaskus erinnerten wir einander, wie ſchön es ſeyn würde, wenn wir, vor einem Café in der Strada Toledo zu Neapel ſitzend, uns von dem alten Scham unterhalten könnten. Und Italien, das ſchöne Land, iſt uns auch dankbar und erkenntlich geweſen für die vielen freundlichen Grüße, die wir ſo oft zu ihm geſchickt. Es hat unſere Erwartungen nicht, wie ſo viele Orte im Orient, getäuſcht, ſondern ſeine Gegenden und ſein Himmel ſchien uns immer ſchöner, je näher wir kamen.

Nach Malta waren wir gekommen, müde Wanderer von einer langen Fußreiſe, der Staub des Weges wurde uns in der Quarantäne ſäuberlich abgeputzt, und wir konnten nun blanken Fußes in die Heimath gelangen; denn von hier aus hörten Staub, Sand und Fußwege auf und die breite geebnete Chauſſee öffnete ſich vor unſern Blicken, auf der wir von nun an im bequemen Wagen dahin rollen konnten. Ermüdet von den Beobachtungen auf unſerer langen Tour und abgeſpannt von unſern Erinnerungen und Büchern, die uns durch ewiges Zureden, was früher hier und da geſchehen, das Gegenwärtige oft nicht recht wollten genießen laſſen, packten wir dieſe treuen, aber langweilen Begleiter noch in der Quarantäne zuſammen, um ſie bis ſpäter ad acta zu legen; denn Italien wollten wir genießen, wollten Herz und Ohr geöffnet erhalten, um von dem ſchönen Lande ſo viel in uns aufnehmen zu können, als uns das wogende Leben zuſtrömen ließ.

Es war Nacht, und ich lag auf dem Dampfboote Franceſco, in dem engen Verſchlag auf meinem Bett und hegte ähnliche Gedanken. Malta lag hinter uns und ich hatte, eh' ich unter das Deck ſtieg, noch einen grüßenden Blick zurückgeſandt, ohne von der Inſel, auf der wir in einer ſo angenehmen Gefangenſchaft geweſen waren, mehr zu ſehen, als einen kleinen Lichtpunkt, einem rothen fernen Stern vergleichbar, die Laterne unſers freundlichen Nachbars, des Leuchtthurms von St. Elmo. Das Meer war etwas unruhig und ſeine langen Wellen ſchlugen in regelmäßigen Pauſen klatſchend an die Wände des Schiffs. Ober mir ſtanden unſere Pferde und der Hengſt, der nie viel Geſchmack an der Seefahrt fand, trat zuweilen ungeduldig mit ſeinen Hufen auf das Verdeck. Ich konnte lange nicht ſchlafen, denn mir wogten ſo tauſenderlei Bilder durch den Kopf, bald unſer Schiffbruch, bald die Wüſte; jetzt, wenn ich die Augen ſchloß, tanzten und gaukelten die unzähligen Säulen von Palmyra vor mir herum, und dazwiſchen war es, als wenn mir beſtändig eine Stimme das erſte Gebot des mohamedaniſchen Glaubens:

Allah, illah, Allah la!
Mohamed, raſul Allah!

mit dumpfer leiſer Melodie vorſang. Ich kam mir wie ein Geiſt vor, der zwiſchen zwei Weltkörpern dahinſchwebend den Dunſtkreis deſſen, auf dem er lange gelebt, kaum im Stande iſt, zu verlaſſen, denn das Schöne, was er dort ſah, greift mit langen Armen nach ihm und will ihn nicht ziehen laſſen, und doch haben die phantaſtiſchen Bilder nicht die Kraft, ſeinen Flug zu unterbrechen; ſie wurden immer verworrener, immer unklarer und trüber. — Ich entſchlief.

Der herrlichſte Morgen rief uns am andern Tage früh auf das Verdeck. Das Meer hatte ſich in der zweiten Hälfte der Nacht beruhigt und lag wie ein glatter Spiegel um uns. Nur zerſchnitten und aufgeregt von dem gewaltigen Arbeiten unſeres Dampfbootes, das mit Luſt und Liebe dem Eilande mit hohen zackigen Bergen vor uns zuzueilen ſchien. Es war Sicilien, das da lag. Bald kamen wir näher, und ſahen deutlich die fruchtbare mit einer Menge von Ortſchaften bebaute ſüdliche Küſte der großen ſchönen Inſel. Wir fuhren öſtlich um das Vorgebirge von Pachyno (Capaſſaro), und erreichten nach einigen Stunden das alte Syrakus. Aus einiger Entfernung bemerkt man den ſchönen Hafen der Stadt kaum, denn die ſchmale Oeffnung deſſelben iſt durch ein altes Caſtell von der einen Seite und durch eine Landzunge von der andern, die wie Decorationen vor einander geſchoben ſind, verdeckt. Bald fuhren wir zwiſchen dieſen beiden Punkten durch und ankerten mitten im Hafen, der Aehnlichkeit mit dem von Marmariſſa hat, nur iſt er nicht von Bergen eingeſchloſſen, vielmehr nördlich von der jetzigen Stadt Syrakus und im Weſten und Süden von den Trümmern der alten mächtigen Stadt gleiches Namens, die in einzelnen Werken zwiſchen den grünen Bäumen rauh und mächtig hervorſehen. So viel man an den Ruinen ſieht, muß die alte Stadt wohl das ganze Baſſin des Hafens umgeben haben; die jetzige liegt in einer Ecke des Hafens, wie die Hütte eines Hirten, unter den Trümmern einer verfallenen Burg.

Kaum lag unſer Schiff, ſo ſtieß vom Ufer eine Barke ab, mit der Sanitätsflagge, und die Leute in dem kleinen Fahrzeuge reichten mit einer großen Stange auf unſer Verdeck, an welcher der Kapitän die Papiere befeſtigte, die ſie unten mit eiſernen Zangen auseinander machten und durchſahen, worauf das Schiff, weil wir alle in Malta Quarantäne gehalten hatten, für unverdächtig erklärt wurde, d. h. wir konnten ans Land gehen, und die Leute in dem Boote beſtiegen unſer Schiff. Auf dies Zeichen ſtieß ſogleich eine Menge kleiner Fahrzeuge vom Land, um uns abzuholen. In daſſelbe Boot, das wir wählten, ſtieg ein Herr mit einer jungen ſehr ſchönen Dame, einem Paar, dem man es anſah, daß ſie zwei ſehr verſchiedenen Nationen angehörten. Er hatte hellblondes Haar, blaue Augen und die weiße Geſichtsfarbe der Nordländer, wogegen aus ihrem ſchwarzen Auge, aus der hohen Stirne, die mit rabenſchwarzen Locken umgeben war, ſo wie aus dem dunkeln Teint und dem ganzen muntern freien Weſen ſich deutlich die Italienerin zeigte. Wir hatten das Paar ſchon geſtern Abend bemerkt und uns war beim Einſchiffen in Malta gleich die Schönheit der jungen

Dame aufgefallen. Doch war es geſtern ſchon ziemlich ſpät, als wir abfuhren, und da die Nacht bald eintrat, ſo fanden wir keine Zeit, uns jenem Herrn, der vielleicht ein Landsmann war, zu nähern. Heute Morgen aber richtete er beim Einſteigen ins Boot in deutſcher Sprache die Frage an uns: ob wir nicht Deutſche ſeyen und ihm als halben Landsmann — er ſey ein Däne — nicht geſtatten wollten, mit uns nach der Stadt zu fahren, um dieſelbe ein wenig zu beſehen. Die hübſche Dame ſtellte er uns als ſeine Frau vor, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir ihm verſicherten, ſeine Begleitung würde uns ſehr angenehm ſeyn, was wir auch gar nicht zu bereuen hatten, denn noch auf dem Boote erzählte er uns, er ſey ſchon früher einmal in Syrakus geweſen, habe die Stadt und nächſte Umgebung ziemlich durchſtreift, und würde uns bei einigen Merkwürdigkeiten, die wir anſehen müßten, gern als Cicerone dienen.

Herr Mattiſon, ſo hieß er, war ein ſehr freundlicher liebenswürdiger Mann, der viel gereist war und einen ſeltenen Schatz von Kenntniſſen beſaß. Was das Letztere betraf, war von ſeiner kleinen Frau nicht viel zu ſagen, denn z. B. ihr ganzer Sprachreichthum beſtand im Italieniſchen, das ſie aber mit einer ungemeinen Geläufigkeit vorzutragen wußte, und den Mangel an andern Sprachkenntniſſen erſetzte ſie durch ein ſehr lebhaftes Mienenſpiel; beſonders ſprachen ihre Augen ſehr vernehmlich, und als ob dieſelben wirklich einen Begriff von der deutſchen Sprache gehabt hätten, wußte ich beim Anſchauen derſelben gleich, was die kleine Frau ſagen wollte. Da wir in der Stadt frühſtücken wollten, ſo führte uns Herr Mattiſon in eine Locanda, nah' beim Hafenthor, die er noch von früherer Zeit her kannte. Dies Café war aber keineswegs ein elegantes zu nennen, trotz dem es den prunkenden Titel führte: Café reale. Es war eine Art Kellergewölbe, das aber über dem Boden lag, und zu dem man auf drei Stufen hinauf ſtieg. Die Einrichtung beſtand aus einem Ladentiſch, hinter welchem die Frau des Hauſes, eine Dame von ſehr ſchmierigem Aeußern, ſtand und Brod verkaufte, und aus einem Tiſch mit zwei Bänken, Alles roh in Holz gearbeitet, an den wir gewieſen wurden. Unſere Geſellſchaft beſtand aus ſieben Perſonen, nämlich unſer bekanntes Quartett, der Herr Imhof und Herr Mattiſon mit ſeiner Frau; eine Zahl, deren Größe die Wirthin etwas in Verlegenheit ſetzte, indem ſie nur über vier anſtändige Taſſen zu gebieten hatte. Doch wußten wir uns zu helfen und drei von uns mußten ſo lange warten, bis die Andern ausgetrunken hatten, wo alsdann die leeren Taſſen ausgeſpült wurden und zu unſerer Diſpoſition geſtellt. Ich bekam zufällig die Taſſe der ſchönen Madame Mattiſon und war ſo durſtig, daß ich das Ausſpülen darüber rein vergaß. Unſer Dejeuner beſtand aus Kaffee, Butter, Brod und Eier, wofür wir außerordentlich wenig zu zahlen hatten; ich glaube die Perſon keine zwölf Kreuzer.

Da unſer Dampfboot den ganzen Tag im Hafen von Syrakus liegen blieb, ſo hatten wir Zeit genug, uns die Stadt und nächſte Umgebung mit Muße anzuſehen. Erſtere hat nicht viel Bemerkenswerthes, und man hat ſich an den engen winkligen Straßen bald ſatt geſehen. Bei einem Reſtaurateur beſtellten wir ein Mittageſſen auf fünf Uhr Nachmittag, und gingen dann unter Führung des Herrn Mattiſon zur Stadt hinaus nach den alten berühmten Steinbrüchen, in denen das Ohr des Dionys liegt. Der Weg führte uns anfänglich zwiſchen Gärten, deren Obſtbäume ſchon in voller Blüthe ſtanden. Hie und da ſahen wir an den Mauern noch einen alten Bekannten aus Syrien, die dort ſo rieſige Kaktusart, womit beſonders um Beirut herum die Gärten eingefaßt ſind und die auch hier im Freien, aber freilich viel kleiner und ſchwächer fortkommt. Wir kamen bei großen Anpflanzungen von ſchon ſehr großen und ſtarken Artiſchoken vorbei und erreichten nach ungefähr einer Stunde die Steinbrüche. Der Eingang derſelben wird von einer Felswand gebildet, die über hundert Fuß hoch und ſehr ſteil iſt, jedoch ganz zerriſſen, wodurch ſie mehrere große Thore bildet, durch welche man in das Innere der Brüche tritt. Dieſe bilden einen Felſenkeſſel, der oben offen, vielleicht eine Viertelſtunde im Durchmeſſer hat. Die Wände deſſelben ſind auf die mannigfaltigſte Art zerklüftet und zerriſſen und bilden die ſeltſamſten Höhlen und Figuren. In der Mitte und an den Seiten dieſes Felskeſſels liegen mächtige Steinblöcke herum und ein großer Felſen ragt faſt in der Mitte empor und etwas über die Schlucht hinaus. Auf ſeiner Höhe, die vierzig Fuß im Quadrat haben kann, ſieht man noch die ſpärlichen Ueberreſte alten Mauerwerks, die, der Sage nach, eine Burg des Tyrannen von Syrakus geweſen ſeyn ſollen. Das Merkwürdigſte des ganzen Steinbruchs iſt hier das ſogenannte Ohr des Dionys, das ſich links ein paar hundert Schritte vom Eingang befindet. Dort ſtoßen zwei über hundert Fuß hohe glatte Felswände in einem rechten Winkel zuſammen und an der einen mündet ſich eine Höhle, die faſt wie ein coloſſales gothiſches Thor ausſieht, neben welchem auf der rechten Seite ungefähr ſechzig Fuß vom Boden eine kleine Oeffnung ſichtbar iſt, deren rechtwinkeligen fünf Fuß langen Wänden man es anſieht, daß ſie mit dem Meißel hineingearbeitet ſind. Von oben herab hängen Epheuzweige von einer Stärke und Länge, wie ich ſie nie geſehen und bekleiden die ganze Wand mit dem ſaftigſten Grün. Der Eingang der Höhle iſt mit einem kleinen Geländer verſchloſſen, das von einem Manne, der dafür ein Trinkgeld fordert, geöffnet wird, und von dieſem Geländer ſteigt man auf einigen Stufen in die Höhle hinab, die an achtzig Schritte lang ſich in einer Schlangenlinie fortwindet und am Ende zu einem kleinen Gemache führt, deſſen Wände oben in Trichterform zuſammen laufen, und an welchen man kleine Löcher ſieht, welche, wie man ſagt, dazu benutzt waren, um die Gefangenen vermittelſt eiſerner Ringe anzuſchließen. Die Decke des ganzen Gewölbes hat mit den Wänden, wie der Eingang, faſt die Geſtalt eines gothiſchen Bogens, in deſſen Spitze eine fußtiefe runde Rinne gehauen iſt, die oben durch den ganzen Gang läuft. Wenige Fuß vor dem Eingang durchbricht dieſe Rinne die rechte Wand und führt in das kleine Gemach, das in den Fels gehauen iſt und das man von außen ſieht. Dies iſt das berühmte Ohr des Dionys. In das Gemach am Ende der großen Höhle wurden die Gefangenen eingeſperrt und das kleinſte Geräuſch, das ſie machten, das leiſeſte Wort, das ſie ſprachen, ſchlug mit verſtärktem Schalle an die Decke des trichterförmigen Gemachs und weiter durch die Rinne in die kleine Höhle, worin der Tyrann ſaß und lauſchte. Der Sage nach führte von dieſer bis auf das Schloß, welches auf dem Fels in der Mitte geſtanden haben ſoll, über mehrere andere Felsblöcke, die jetzt zuſammengeſtürzt ſind, eine Brücke, auf welcher Dionys in das kleine Felſenzimmer ging, um die Gefangenen zu belauſchen. Von dieſer Brücke jedoch ſieht man keine Spur mehr und alle Verbindung mit dem kleinen Gemach iſt auf natürliche Weiſe geſperrt. Da aber mancher Reiſender das obere Zimmer gern ſieht, und den verſtärkten Schall hören möchte, ſo haben die Leute, welche deßhalb aus der Höhle einen Erwerbszweig ziehen, eine ſehr luſtige Maſchine angebracht, wodurch man hinaufgelangt. Auf der Höhe der Felswand vor dem Eingang hängt an einer eiſernen Kette eine große Rolle, über welche ein Tau geht, an deſſen einem Ende ein Lehnſtuhl befeſtigt iſt, der vermittelſt des andern Endes in die Höhe gezogen wird, eine Ascenſion, die wohl gefährlicher ausſieht, als ſie wirklich iſt. Ich ſetzte mich in den Seſſel und man zog mich hinauf, wobei allein zu beobachten iſt, daß man ſorgfältig mit den Beinen gegen das Geſtein tritt, um zu verhindern, daß er nicht gegen daſſelbe ſtreiſe, wobei man aber genau Acht geben muß, daß man mit den Füßen nicht ausrutſcht, in welchem Falle man ſehr unſanft gegen die Felſen könnte geſchlagen werden. Ich kam glücklich oben an, ſetzte mich, wie vormals der Tyrann, auf eine kleine ſteinerne Bank und hörte, was die Freunde, die unterdeß in die Höhle gegangen waren, ſprechen würden. Obgleich ſie, wie alle mich nachher verſicherten, nur geliſpelt hätten, verſtand ich doch deutlich jedes Wort ihrer nicht ſehr intereſſanten Unterhaltung. Dieſelbe war ſo unſchuldig, daß ich als ächter Tyrann von Syrakus nichts Verdächtiges darin hätte finden können. Sie ſprachen von dem Mittageſſen, was wir beſtellt hatten, und von dem edlen Syrakuſer Wein, den ſie dazu trinken wollten. Ein Stückchen Papier, das ſie unten zerriſſen, rauſchte oben ziemlich ſtark, eben ſo wie ein Händeklatſchen, das bei mir einen kleinen Knall verurſachte. Doch fand ich trotz Allem dem die Klänge und das Geräuſch nicht ſo ſehr verſtärkt, wie ich anfangs gedacht, und einige Mal, als ſie ganz leiſe zuſammen ſprachen, hörte ich nur ein verworrenes Geräuſch. Merkwürdig iſt die Sache immerhin, und als in früheſten Zeiten der Eingang zur Höhle noch nicht ſo groß war — denn ſpätere Erdbeben riſſen den Eingang ſo weit von einander — mag es wohl wahr geweſen ſeyn, daß man in dem Kämmerchen oben das geringſte Geſpräch deutlich vernehmen konnte, was einen Dionys leicht dazu veranlaſſen mochte, die Gefangenen unten einzuſperren, um ſie zu belauſchen. Ich kam auf meiner Flugmaſchine glücklich wieder auf dem Boden an.

Die andern Höhlen in dieſem Steinbruche ſind minder merkwürdig. Einige haben das Anſehen von Tropfſteinhöhlen, ohne es wirklich zu ſeyn; denn man ſieht deutlich, daß die einzelnen ſtehen gebliebenen Säulen, die in jenen durch Tropfen gebildet werden, hier abſichtlich von dem Meißel und dem Brecheiſen verſchont wurden; doch hatten die meiſten eine ganz eigenthümliche Geſtaltung. So ſah eine, deren Boden ſchief hinabführte, wie der Rachen eines coloſſalen Thieres aus. In den meiſten trieben Seiler ihr Handwerk, deren Gehülfen, ganz kleine Kinder, uns ſehr eifrig anbettelten, und da unſer naturforſchender Doctor hie und da kleine Steinchen und Schnecken ſammelte, ſo brachten ſie ganze Säcke voll ſolcher Sachen herbei. Was dieſe Höhlen für das Auge ſehr freundlich macht, iſt das ſaftige Grün, das ſie überall bedeckt, beſonders die Blätter der Feigenbäume, die zahlreich aus den Geſteinen hervorwachſen. Herr Mattiſon führte uns noch an eine innere Stelle des Steinbruchs, wo er einen großen Thorweg bildet und wo wir die Trümmer eines uralten Hauſes, ſo wie nicht weit davon eine Preſſe für Wein oder Oel, letztere in den Felſen gehauen und noch gut erhalten, ſahen. Wir gingen von hier aufwärts und traten auf der unſerem Eintritt entgegengeſetzten Seite auf das freie Feld hinaus, um zu den Ueberreſten der alten Neapolis zu gelangen, die uns Herr M. als das Intereſſanteſte bezeichnet hatte, was man von alten Ruinen noch hier ſehe.

Bald gelangten wir von dem Heideland auf große Felsplatten, in denen vier bis fünf Fuß breite Wege eingehauen waren. Wir folgten einem derſelben etwas abwärts und kamen in eine tiefer in den Fels gehauene Straße, deren Seiten aber anſtatt der Häuſer in den Stein gehauene Grabgewölbe hatten. Es waren die alten Begräbnißplätze. Wir ſahen bald rechts und links kleine ähnliche Straßen und krochen in einigen dieſer Todtenkammern herum. Die meiſten waren viereckig und oft lagen zwei bis drei Kammern hinter einander. Von hier führte uns der zuerſt betretene Weg tiefer hinab zu dem alten griechiſchen Theater, das faſt rings herum in den Felſen gehauen iſt. Es öffnet ſich gegen den Hafen und das Meer und iſt eines der ſchönſten Alterthümer, das ich geſehen. Die grauen Steinſtufen, die man noch rings herum ſieht, ſind ſo freundlich mit Grün durchwachſen und das Waſſer eines alten Aquäducts, der noch heute die Stadt verſorgt, bildet hier einen romantiſchen Fall.

Unten am Fuß dieſes Aquäducts iſt eine kleine Höhle, wo ein Theil des Waſſers in ein natürliches Becken läuft, das von den Mädchen der Stadt zum Waſchtrog benutzt wird. Heute war eine ziemliche Menge da verſammelt und die ſchönen Syrakuſerinnen in ihrem eigenthümlichen leichten Anzug waren keine unintereſſante Staffage zu dem Bilde. Einige hatten ihre durchnäßte Wäſche auf die Stufen des Theaters gelegt und klopften ſie mit einem Stück Holz. Andere ſaßen daneben und trieben allerhand Spiele. So ſtand ein ſehr hübſches Mädchen, das beſſer gekleidet war, als die übrigen, mit einigen Andern zuſammen, die ſich bemühten, einen Ball recht hoch in die Luft zu ſchlagen. Mir kam das Alterthum recht lebhaft in's Gedächtniß und das Bild der Nauſikaa, der ſchönen Königstochter, die hinausgeht, um die Wäſche ihres Vaters zu bereiten und da den edlen Ulyſſes findet, trat recht lebendig vor mich. Die Mädchen waren gar nicht ſchüchtern, und als ich hinzutrat, reichte mir die Hübſche ihren Ball, den ich ihr recht hoch empor ſchnellte, was ſie mit einem Ausruf der Freude belohnte.

Vor dem Aquäduct iſt eine kleine Kapelle, die den Ort bezeichnet, an welchem Cicero das Grab Archimedes gefunden haben will. Wir erſtiegen den Aquäduct auf ſeinem äußern Rande, was ein Bischen gefährlich war; doch kamen wir Alle glücklich hinauf und Madame Mattiſon war nicht die Letzte. Hier oben hatten wir eine herrliche Ausſicht auf die Stadt, den Hafen und das Meer, und wir ſahen jetzt erſt recht, was Syrakus einſtens geweſen und was es jetzt war. Die ganze ungeheure Fläche der ehemaligen Stadt iſt halb Ruine, halb Wildniß. Dort links von uns ging die vier Miglien lange berühmte Mauer hinab, welche Dionys gegen die Carthager aufführen ließ. Rechts kommt der Anapus zwiſchen den Bergen hervor und dort zieht ſich eine lange Kette des Hybla rund um das Cap. Hinter uns lag der mons crinitus, wo die Athenienſer bei der unglücklichen Unternehmung gegen Sicilien ſtanden; dort unten von uns, nicht weit von jener Capelle, ſieht man bei einer kleinen Mühle alte Mauertrümmer, angeblich das Haus des Timoleon; tiefer in der Gegend des kleinen Haſens drang Marcellus vorwärts, bis ihm Archimedes mit ſeinem fürchterlichen Feuer die Schiffe verbrannte.

Im Kloſter San Filippe beſahen wir eine ſehr tiefe Gruft, zu der man auf einer Treppe hinabſteigt, und wo ſich die Leichen, ohne einbalſamirt zu ſeyn, ſehr gut erhalten. Da liegen in ihren Särgen alte Mönche des Kloſters, ſo wie auch reiche Leute aus der Stadt, die eine ſolche Beiſetzung bezahlen können. Einige dieſer letzten waren faſt ganz ſchwarz; unſer Führer, ein Mönch, behauptete, weil ſie an der Cholera geſtorben ſeyen.

Nicht weit von dieſem Kloſter betraten wir, da wir des heißen Wetters wegen ſehr durſtig geworden waren, eine kleine ärmliche Locanda. Doch ſetzte uns der Wirth einen ſehr guten Syrakuſer Wein vor. Da er keine Gläſer hatte, mußten wir aus einem großen hölzernen Kruge trinken, woher es wohl kommen mochte, daß wir des Guten etwas zu viel thaten; denn als wir die Kanne, ich weiß nicht zum wie vielſten Male geleert hatten, ſagte uns der Wirth, daß er ſie nicht mehr füllen könne und wir allen ſeinen Wein ausgetrunken. Der Mann war aber ſo billig, für ſeinen ganzen Weinvorrath ſehr wenig zu fordern, ebenſo wie für etwas

Brod und einen ganzen Haufen roher Artiſchoken, die wir dazu gegeſſen.

Jetzt hatten wir noch in der Gegend des kleinen Marmorhafens das Kloſter der Kapuziner zu ſehen, das wegen ſeiner wildromantiſchen Lage in den großen Latomien berühmt iſt. Die Gebäude des Kloſters ſelbſt liegen auf einem erhöhten Felsplateau, hinter welchem dieſe ungeheuren Steinbrüche anfangen. Wir ſtiegen einige vierzig Stufen hinab in den Garten des Kloſters, das heimlichſte traulichſte Plätzchen, das ſich nur ein poetiſches Gemüth ausdenken kann. Rings von ungeheuer hohen Felſen umgeben, die natürliche Grotten, Bogen und Brücken bilden, ſprudeln mehrere Quellen hier unten, die dem üppigen Grün, das Fels und Boden bedeckt, die ſchönſte ſaftigſte Farbe geben. Hier herrſcht eine Ruhe wie im Grabe und in uns Allen wurde der Wunſch rege, hier einige Wochen wohnen zu können. Auf einer ſteinernen Bank, die verſteckt zwiſchen Feigenbäumen und Weinlaub ſtand, ſetzte ſich ein Theil der Geſellſchaft, die Andern gruppirten ſich herum, um den köſtlichen Wein zu genießen, den der Pater Präſidente des Kloſters mit hinabgenommen hatte. Vor uns lag auf der Höhe das Kloſter, vor welchem rechts und links zwei ungeheure Felsblöcke ſtanden, die rieſigen Schildwachen glichen. Auf einem derſelben ſtand ein Kreuz, und das Alles war ſo wunderſchön, daß es keinem von uns, ſelbſt dem Maler möglich war, eine auch nur etwas ähnliche Skizze davon zu entwerfen. Ich lag auf dem Rücken im hohen Gras, das um und über mich wogte, wie die Gefühle der Freude und des Entzückens um mein zitterndes Herz. Rechts führte ein natürliches Felſenthor aus dieſem ſtillen Garten in die ſchauerlichen Steinbrüche, welche das Kloſter rings umgeben. Man vermuthet, daß hier die furchtbaren Gefängniſſe für die Athenienſer im peloponeſiſchen Krieg waren; mindeſtens ſprechen die vielen

Grotten und Höhlen, die man findet, und an deren Zugängen, die meiſt von himmelhohen ſteilen Felſen gebildet werden, ein einziger Mann mehrere hunderte bewachen kann.

In einer dieſer Höhlen ſieht man einen ähnlichen Gang wie das Ohr des Dionys, doch iſt er nicht ausgeführt, wahrſcheinlich weil der Stein nicht tauglich dazu war; auch findet man in mehreren viele Inſchriften. Zweien von unſerer Geſellſchaft, den Herren Mattiſon und Imhof, machte es viel Freude, die ihrigen, die ſie vor mehreren Jahren eingeſchnitten, wohl erhalten wieder zu finden. — Werde ich die meinige auch einſtens wieder ſehen? Ich zweifle ſehr daran, und doch zieht mich faſt kein Punkt unſerer Reiſe noch jetzt ſo mächtig zurück, wie das ſchöne, herrliche Sicilien.

Unterdeſſen war es vier Uhr geworden und wir begaben uns zur Stadt ſelbſt, um unſer beſtelltes Diener nicht zu verſäumen. In einem kleinen dunklen Gemach, das auf einen ſchmutzigen Hof führte, wurde unſer Mahl ſervirt, deſſen Beſtandtheile mit der ganzen ärmlichen Einrichtung ſehr harmonirten. Die meiſten Gerichte beſtanden aus verſchiedenen Fiſcharten, von denen einige urſprünglich gewiß ſehr gut waren, doch hatte ſie die entſetzliche Kocherei unſerer Wirthin faſt ungenießbar gemacht. Deſto beſſer ſchmeckte uns auf's Neue der Syrakuſer Wein und verſetzte uns in die heitere poetiſche Stimmung, die wir wünſchten, um noch eine Merkwürdigkeit der Inſel gehörig zu genießen, die Quelle der Arethuſa, die ſich an der Stadtmauer des heutigen Syrakus befindet. Die arme Nymphe der Artemis, von der erzürnten Göttin in die Quelle verwandelt, erhält noch kaum ihr ſpärliches Leben, denn ihre ſchönen Tage ſind vorüber. Der Flußgott Alpheus, der in heftiger Liebe zu ihr entbrannte, iſt von der Erde verſchwunden und zur Fabel geworden, und ein zweiter Theokrit wird auch ſobald nicht wieder kommen, um an ihren Quellen Idyllen zu dichten. Die Quelle hatte ein ſpärliches, aber klares Waſſer, an welchem ebenfalls ein ganzer Hauſe Wäſcherinnen ihr Geſchäft trieb. Man erzählt viel Wahrheit und Dichtung von ihr. Bald ſoll das Waſſer der verwandelten Nymphe nur ſpärlich fließen, oft ſogar ganz aufhören, ſo daß man mit trocknem Fuße in die Höhle, aus der es quillt, hineingehen kann, und dies meiſtens, wo es nach den gewöhnlichen Wetterberechnungen ſtärker quellen ſollte; dann ſoll es auch Sommerſproſſen vertreiben und zuweilen ſogar eine kurze Zeit roth gefärbt erſcheinen.

Der Abend war wunderſchön und wir ſahen lange dem Treiben der Wäſcherinnen zu, die hier eben ſolche Spielereien trieben, wie oben an dem Felſentheater. Jetzt krachte auf unſerem Dampfboote ein Schuß und mahnte uns an die Abfahrt. Wir beſtiegen ein Boot, das wir ſchon am Morgen gemiethet hatten, und in welchem neben uns eine große Ladung grünen Klees für unſere Pferde ſich befand. Ich habe das Meer ſelten ſo ruhig und klar geſehen wie heute Abend, als wir Syrakus verließen. Wir geſtanden uns Alle, heute einen herrlichen Tag verlebt zu haben und dankten im Stillen der neapolitaniſchen Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft, die auch in dieſem Punkte die Fahrt auf ihren Dampfbooten ſo angenehm macht. Man braucht zehn Tage von Malta bis Genua, und fährt in dieſer Zeit faſt nur des Nachts und kann die Tage, wie wir heute, am Lande zubringen, einen in Syrakus, zwei in Meſſina, drei in Neapel, einen in Civita Vecchia und einen in Livorno.

Der ſpäter aufgehende Vollmond erlaubt uns noch den Anblick des Aetna, den wir ſchon kurze Zeit vor unſerer Abfahrt von Syrakus vor uns ſahen. Vulkan ruhte wahrſcheinlich mit ſeinen Geſellen gerade aus, denn der Berg rauchte nicht und um ſeinen kolbenartigen Gipfel zogen nur einzelne leichte Wolken. Eine Strecke unter dem Krater liegen hie und da große Schneefelder, von denen Meſſina den Stoff zu ſeinem Gefrorenen nimmt; dann kommen öde Felder von verbrannter Lava, zwiſchen welchen noch hie und da ein ſpärliches Grün hervorſieht, das aber ſpäter zahlreicher werdend, mit den fruchtbaren paradiſiſchen Gegenden bei Catana, und an der ganzen Küſte maleriſch zuſammenhängt. Die Höhe des Aetna ſchätzt man nahe an zehntauſend fünfhundert Fuß. Vom Monte Gibello, wie man den Aetna gewöhnlich auf der Inſel nennt, hat man hier ein Sprichwort: On le voit toujours au chapeau blanc et la pipe à la bouche.

Es war am 22. April, als ich Morgens in aller Frühe durch das Stillſtehen der Räder und des Schiffes aus dem Schlafe geweckt wurde. Die Ankerkette ſank klirrend hinab und als ich mich raſch anzog und auf's Verdeck eilte, ſah ich, daß wir im Hafen von Meſſina angekommen waren. Da lag das ſchöne Meſſina vor uns in Form einer Sichel ausgebreitet, was auch ſchon ihr alter Name Zankle andeutet. Obgleich noch ſehr früh, war auf dem prächtigen Quai vor den palaſtähnlichen Gebäuden der Hafenſeite ſchon viel Leben, das die Ankunft unſeres Dampfbootes noch reger machte. Boote fuhren von da ab und legten ſich an unſer Schiff, und auf den andern Fahrzeugen, die im Hafen waren, ſahen Paſſagiere und Matroſen nach uns herüber, ob ſie nicht vielleicht einen Bekannten erkennen würden. Auf den Bergen und dem fernen Meere lag ein feiner Morgenduft, der, immer tiefer ſinkend, die Schluchten ausfüllte und uns einen herrlichen Tag verſprach. Wir fuhren an's Land und ſuchten einen Gaſthof, in welchem wir die beiden Tage, die unſer Schiff im Hafen liegen blieb, zubringen wollten. In einem der ſchönſten fanden wir ein paar hübſche Zimmer, und ſchon hier fängt das in Italien nothwendige, aber unangenehme Feilſchen um Zimmermiethe, Mittageſſen und all dergleichen Kleinigkeiten an; doch kann ich nicht ſagen, daß man uns gerade überfordert hätte, ſondern der Wirth ſtellte den Preis gleich ſo, daß wir, ohne daran zu handeln, auf ihn eingehen konnten. Nachdem wir unſere Schiffstoilette etwas reſtaurirt, gingen wir auf die Straße, um uns in dem ſchönen Meſſina umzuſehen.

Die Stadt iſt nach dem letzten großen Ausbruche des Aetna im Jahr 1696 ſehr freundlich, ich möchte ſagen, großartig wieder aufgebaut worden, beſonders die Hafenſeite, wie ich ſchon oben bemerkte, bildet eine Front der ſchönſten Regierungs- und Privatgebäude. Die Straßen im untern Meſſina ſind angenehm breit, meiſtens grade und durchſchneiden ſich rechtwinkligt. Nach der Feſtung dagegen und dem prächtigen Kloſter St. Gregorius ſind ſie winkligt und enge. Wir durchſchritten den Dom, deſſen ſchönes Gewölbe das erwähnte große Erdbeben einſtürzte und das man jetzt theilweiſe aus Holz wieder aufgeführt hat. Im Schiff der Kirche ſahen wir ſehr ſchöne Granitſäulen, die aus Aegypten hieher gebracht wurden, und auch das Portal des Doms haben die Werke des Heidenthums ſchmücken müſſen; denn die Vorderſeite eines prächtigen Neptuntempels, der bei Sylla geſtanden, hat man hieher verſetzt. Auf dem Markt ſahen wir einen ſchönen Brunnen, deſſen Haupttheile man ebenfalls aus jenem Tempel hieher geführt, ſo wie die Reiterſtatue König Carls II. Von hier ſtiegen wir aufwärts zu dem Kloſter St. Gregorius, das hoch auf über einander gethürmten Terraſſen liegt, von deren jeder man eine neue, und je höher man kommt, eine reichere Ausſicht auf Meſſina, auf zwei Meere und die calabriſche Küſte genießt.

Als Merkwürdigkeiten im Kloſter zeigte man uns im Schiff der Kirche verſchiedene große Moſaikgebilde, in denen die Farben der Steine, beſonders die der hellblauen wirklich prächtig zu nennen waren. Auch gab man uns ein ſehr klares kaltes Waſſer zu verſuchen, das, wie man uns verſicherte, ſechs Meilen weit hergeleitet würde. Wir ſtiegen wieder die Stadt hinab, und verfügten uns, nachdem es Zeit geworden war, in unſern Gaſthof, um etwas früher zu ſpeiſen, wie es hier Sitte iſt, weil wir auf den Nachmittag einen Ausflug nach dem Telegraphen, einem der ſchönſten Punkte auf der Nordküſte der Inſel projectirt hatten. Da der Weg dort hinauf ziemlich ſteil und beſchwerlich iſt, ſo hatten wir uns mehrere Eſel beſtellt, die hier eben ſo wie in Kairo, häufiger als die Pferde, zum Reiten in der Stadt und der Umgegend benützt werden. Schon bei Tiſche verkündigte uns ein ſehr unangenehmes Geſchrei im Hofe, daß unſere Thiere angekommen ſeyen, und wir beeilten uns, den Spazierritt anzutreten. Es waren ſehr gute, ſtark gebaute Thiere, und wenn auch nicht von der feinen Raçe, wie die ägyptiſchen Eſel, doch weit munterer und von beſſerem Blute, als unſere Müllerthiere. Unſer Maler beſtieg einen ſtattlichen Hengſt, ein Thier, das uns kurz nach dem Ausreiten, eine der lächerlichſten Scenen bereitete, die ich in meinem Leben geſehen. In einer engen Straße, nahe bei dem Thore, trabte ein ſehr magerer Geiſtlicher vor uns her. Der Mann war angethan mit einem langen ſchwarzen Rock, kurzen Beinkleidern von derſelben Farbe und eben ſolchen ſeidenen Strümpfen. Auf dem Kopfe hatte er einen dreieckigen Hut. Das Thier, das er ritt, ſchien ſehr ſanftmüthig und trabte ruhig vor uns her, war aber zum Unglück eine Stute, welche der Hengſt unſeres Malers gleich auf's Korn nahm. Er fing ein entſetzliches Geſchrei an und trabte raſcher zu, und da wir ihm natürlich folgten, hatten wir bald den Geiſtlichen erreicht. Dieſer, der das Getrappel hinter ſich hörte, ſah ſich nach uns um, und gerade in dem kritiſchen Augenblicke, wo der Hengſt ſich auf die Hinterbeine ſtellte und mit einem gewaltigen Sprunge auf ihn zuſtürzte. Der Geiſtliche peitſchte ſeinen Eſel, der ſich gleich in Galopp ſetzte; doch der Hengſt riß aus und folgte ihm. Es war ein Wettrennen der Verzweiflung und der Liebe. Wir folgten den Beiden laut lachend, und nichts ergötzte uns ſo ſehr, als das ſchreckensbleiche Geſicht des armen Paters, der vor uns herritt, wie der Raubgraf von Rodenſtein, ſeligen Andenkens, vor der wilden Jagd. Unſer Maler that, was er nur konnte, ſeinen Eſel zu halten, und es gelang ihm erſt, als wir vor dem Thor der Stadt den Berg hinanritten, indem er herunter ſprang und das Thier mit aller Kraft hielt. Doch zu ſpät für den armen Geiſtlichen. Seine Eſelin, wahrſcheinlich geängſtigt durch unſere Verfolgung, wandte plötzlich in einen Thorweg, wo ſie zwar von einem Manne angehalten wurde, aber ihr Reiter verlor durch dieſe raſche Bewegung das Gleichgewicht und fiel aus dem Sattel auf einen großen Staubhaufen, deſſen feine Beſtandtheile qualmend über ihm zuſammenſchlugen. Wir thaten alles Mögliche, um uns zu entſchuldigen, aber der geiſtliche Herr würdigte uns keines Blickes, ſondern hinkte, nachdem er den verlorenen Dreieck aufgehoben, ſeiner Eſelin nach.

Einen ähnlichen, vielleicht noch lächerlicheren, Auftritt mit einem Mönch und einem Eſel, den Seume ebenfalls hier in Sicilien mit anſah, erzählt er in ſeinem Spaziergang mit folgenden Worten: — Als wir die Grüfte in der Kirche des heiligen Johannes ſehen wollten, war der einzige Mönch dieſes Kloſters, der zugleich Glöckner und Sakriſtan, Abt, Kellnermeiſter und Laienbruder iſt, nicht zu Hauſe, ſondern in der Stadt nach Lebensmitteln. Doch begegneten wir ihm auf dem Heimweg in den Feigengärten und gingen wieder mit ihm zurück nach St. Johannis. Er machte für einen Religioſen einen etwas ſonderbaren genialiſchen Aufzug. Seine Eſelin hatte Tags vorher geworfen, und doch hatte er ſie nöthig, um ſeine Victualien aus der Stadt zu holen. Er nahm ſie alſo, und da ſie nicht allein gehen wollte, mit dem jungen Eſel von dreiundzwanzig Stunden zuſammen. Der kleine Novize des Lebens konnte natürlich die große Tour nicht aushalten. Der Mönch mit dem langen Talar nahm alſo ſeinen Zögling auf die Schulter und die Mutter folgte in angeborner Sanftmuth und Geduld mit den Körben. So fanden wir den Gottesmann. —

Unſer Weg wand ſich zwiſchen blühenden Mandel- und Orangenbäumen ſanft aufwärts, ſo lange wir einen ſandigen breiten Weg hatten, der rechts und links mit Akazien bepflanzt war und hie und da an kleinen Gehöften und Villen vorbei führte. Bald aber hörte er auf und brachte uns in eine Schlucht zwiſchen Felſen und war hier mit Steingerölle aller Art bedeckt. Was unſerem Auge hier ſo wohl that, war das friſche Grün, das hier überall Berg und Thal bedeckte, ein Anblick, den wir ſo lange entbehrt hatten. Die Köpfe der Berge, ſo wie die der Menſchen, gleichen ſich und bilden hier mit dem Orient denſelben Contraſt. Der Schädel des Muſelmanns iſt glatt und kahl, denn das Raſſiermeſſer raubt ihm ſeine ſchönſten Zierden, und mit den Bergen im Orient iſt es gerade ſo, nur daß bei ihnen die Sonne, welche Baum und Strauch verbrennt, die Funktionen des Barbiers verſieht. Hier aber, und noch mehr in unſerem Deutſchland, prangen die Berge mit ſchönen Bäumen voll des friſcheſten Laubes, gleichwie das Haupt der Menſchen ein dichter Haarwuchs beſchattet, unter das man ſich mit demſelben Entzücken verſteckt, wie man mit den Händen durch die Locken eines ſchönen Mädchens fährt.

Bald begann unſer Weg ſehr mühſam zu werden und führte im Zickzack aufwärts; doch erreichten wir nach einer halben Stunde den höchſten Punkt an der Küſte hier, wo der Telegraph ſteht. Wir banden unſere Eſel an einen Baum und legten uns in das Gras, um des prächtigen Schauſpiels zu genießen, was ſich rings vor unſern Blicken aufthat.

Da lag vor uns die calabriſche Küſte mit ihren ſeltſam geformten Felſen und Schluchten, und das Auge konnte an ihr hinab gleiten, am Geſtade des Meeres fort, bis wo ſich die Küſte in blauen Nebel auflöste. Rechts hatten wir Meſſina unter uns, hinter ihm ſahen wir die Spitze des Aetna und weit hinaus in das joniſche Meer. Zu den Füßen des Berges, auf dem wir ſaßen, brauste die Scylla und Charybdis, und die Wellen ſchoßen durch den engen Pfad hinaus in ein anderes Meer, das ſich zu unſerer Linken unendlich ausdehnte. Dort ſahen wir, wenige Seemeilen von der Küſte, kleine Inſelchen, unter ihnen eines in der Geſtalt eines abgekürzten Kegels, der Stromboli und der junge Vulkan ſtieß beſtändig kleine Rauchwolken aus. Hinter uns lief die Bergkette, auf deren Ende wir ſaßen, weit in die Inſel hinein, und alle Schluchten und Thäler waren ſo maleriſch ſchön geformt, als ſeyen ſie ihrer Schönheit halber auf dem ganzen Erdkreis ausgeſucht und hieher verſetzt worden. Wir blieben lange auf dem ſchönen Punkte und dankten der Sonne, die allmählig niederſank, für die immer wechſelnden prächtigen Farben, mit welchen ſie das Meer und die calabriſche Küſte bedeckte. Vor uns, zwiſchen den Bergen herauf, kam ein Mann auf uns zu, in der Tracht der Gebirgsleute, in einer kurzen runden Jacke, kurzen Hoſen und darunter die Beine bis zum Fuß mit bunten Bändern umwickelt. Er hatte einen langen ſchwarzen Bart und ein ſehr markirtes Geſicht. Seine ganze Erſcheinung, bis zu dem Heft eines großen Meſſers, das ihm aus der Hoſentaſche heraus ſah, paßte ganz gut zum Anblick der calabriſchen Küſte, auf der noch immer viel von Räubereien gehört wird. Er legte ſich neben uns in's Gras und deutete rings auf die ſchöne Gegend, wobei er uns mehrmals ſagte, was wir ſchon lange im Herzen fühlten. Bella Italia! bella Italia!

Ja, heute Abend warſt du ſehr ſchön, Italien, ich habe dich nie reizender geſehen. Der roſenfarbige Abglanz der Sonne löſte ſich allmählig in Violett, dann in Blau auf und verwandelte ſich endlich in ein trübes Grau, wie alles Schöne im Leben. Tiefer unter uns in den Bergen ſtieg der dunkle Rauch eines Feuers in die klare Luft empor, und von einer andern Seite hörten wir die Töne einer Hirtenſchalmei. Sie ſpielte eine einfache Weiſe, die uns aber als Nachhall von all' dem Schönen, das wir heute Nachmittag genoſſen, ſeltſam, ja traurig ergriff. Wir ritten ſchweigend nach Meſſina zurück.

Abends beſuchten wir das Theater. Es war ein kleines unbedeutendes Gebäude, in dem auch dem Aeußern analog geſpielt wurde. Die erſte Sängerin war von einer entſetzlichen Magerkeit, der Baſſiſt von einer ungemeinen Köperfülle, was wirklich gar zu lächerlich abſtach. Am merkwürdigſten war aber der Chor, beſonders der weibliche, der aus vier Perſonen beſtand, von der eine in der Figur mit der erſten Sängerin wetteiferte, eine andere ungemein ſtark ſchielte, eine dritte guter Hoffnung und die vierte gar eine Mulattin war. Der Oper Beatrice di Tenda von Bellini, die heute Abend das Glück hatte, vorgenommen zu werden, erging es ziemlich ſchlecht, und wir waren herzlich froh, als die unglückliche Beatrice am Ende ihr: Addio addio ſang und uns damit entließ.

Am andern Tage verabredeten wir eine Tour nach Scaletta, einem kleinen Dörfchen, ſüdlich von Meſſina, auf dem Weg nach Taormina. Herr Mattiſon mit ſeiner Frau war auch von der Parthie, und wir fuhren Nachmittags um zwei Uhr da hinaus. Der Weg führte in mannigfaltiger Schönheit, beſtändig längs den Ufern der See, die hier mit Gebäuden aller Art, mit Villen und kleinen Höfen bedeckt ſind, deren Gärten ſich maleriſch an die Gebirge der Küſte lehnen. Nach zwei Stunden kamen wir nach Scaletta und ſuchten lange vergeblich nach einer Locanda, wo wir unſern Durſt, den die Hitze des Tages und der Staub des Weges mächtig angeregt hatte, löſchen könnten. Endlich zeigte man uns das einzige Etabliſſement dieſer Art, das aber eher einem Stall, als einem Wirthshauſe ähnlich ſah. Es war nach unſerem Begriff eine Art Scheune, in der eine Weinkelter ſtand; doch da nichts anderes zu finden war, ließen wir uns an einem der ſchmutzigen hölzernen Tiſche nieder, ein Schickſal, in das ſich Madame Mattiſon mit wahrem Heldenmuthe zu finden wußte; denn anſtatt, wie vielleicht viele andere Damen, die Naſe zu rümpfen, war ſie die erſte, die Platz nahm und lachend meinte, es ſey doch in der That nicht ſo ſchlimm, wie wir geglaubt, und ſetzte hinzu, wir ſollten einmal das hübſche Mädchen ſehen, das uns den Wein brächte. Es war in der That eine von jenen niedlichen ſchönen Phyſiognomien, wie man ſie in Italien ſo häufig ſieht, ein dunkler friſcher Teint, kohlſchwarzes Haar und lange Augenlieder, die ſie beim Einſchenken des Weins nachläßig über die feurigen Augen fallen ließ und ſie nur zuweilen mit einer unbeſchreiblichen Grazie und ſcheinbarer Gleichgültigkeit aufſchlug. Es that uns Allen ſehr noth, in ihr angenehmes Geſicht zu ſchauen, um eine ſüße Zuthat zu dem rothen Wein zu haben, den wir hier bekamen, denn er war ganz entſetzlich ſauer. Hauptſächlich dieſes Umſtands wegen verließen wir die Locanda bald, um zwiſchen den Bergen, die ſich bei Scaletta bis an das Meer herabſtrecken und hier mit mancherlei Gebäuden und Ruinen bedeckt ſind, emporzuklettern. Da oben lag ein verlaſſenes Fort auf einem ſehr ſteilen Felſen, ſo wie weiter hinein die Trümmer eines andern, wie es mir ſchien, größeren Schloſſes; doch da es nicht dieſe alten Steine waren, welche uns auf die Höhe hinauf zogen, ſo habe ich mich auch nicht viel um ihre ehemalige Beſtimmung und Geſchichte bekümmert. Schon von den älteſten Zeiten haben die verſchiedenſten Völker hier gebaut; Phönizier, Punier, Römer, Sarazenen, ja ſelbſt deutſche Herrſcher. Die Ausſicht, die wir dagegen von Zeit zu Zeit genoſſen, war himmliſch und der Blick fühlte ſich noch mehr angezogen, in den Schluchten des Gebirges ſelbſt umherzuirren, als hinauszuſchauen auf das weite Meer.

Auf der Höhe lagerten wir uns in einer romantiſchen Waldſchlucht, in der ſich ein kleiner Bach einen viel geraderen Weg hinabſuchte, als wie der, welchen wir heraufgeſtiegen. Neben uns ragte von mächtigem Geſtein ein natürlicher Pfeiler empor, auf deſſen Höhe man die Trümmer von Mauerwerk ſah; war's ein Schlupfwinkel für Räuber oder wurde der Fels als Lug in's Land von einer der andern Burgen, die umher liegen, gebraucht. Ein Aufgang war indeſſen nirgends ſichtbar, und ich glaube die Beſatzung konnte nur vermittelſt Leitern hinaufkommen. Ich nahm am liebſten an, daß es ein altes Raubneſt geweſen ſey, und träumte mich, auf dem weichen Mooſe liegend, in jene Zeit zurück, wo vielleicht die Schaar der Räuber, von einem Streifzug zurückkommend, ebenfalls hier ausruhte.

Wir ſtiegen indeſſen wieder nach Scaletta hinunter, und unten am Berge begegnete uns einer aus dem Dorfe, der uns nach Kräften ſein Bedauern ausdrückte, daß wir vorhin die ſchlechte Locanda mit unſerer Gegenwart beehrt hätten. Seine ſehr höflichen Worte liefen darauf hinaus, daß er der Wirth für die fremden Excellenzen ſey und in ſeinem Hauſe zu dieſem Zwecke immer eine Stube bereit habe, weßhalb es eine große Schmach für ihn ſeyn würde, wenn ſo hohe Herrſchaften wieder abreiſen, ohne bei ihm eingekehrt zu ſeyn. Dagegen ließ ſich nicht viel einwenden, und weil ihm der Durſt, ſo wie auch theilweiſe unſer Hunger, das Wort redeten, ließen wir uns von ihm in ſein Haus und die erwähnte Stube führen. Der Wein war freilich hier etwas beſſer und auch ein Gericht Eier mit Zwiebeln, das er uns vorſetzte, ließ ſich allenfalls genießen, doch mußten wir auch ſehr viel dafür bezahlen.

Der Abend war wunderſchön und ſo lauwarm, wie bei uns im Auguſt, als wir unter Lachen und Scherzen nach Meſſina zurückfuhren. Da wir am andern Morgen abreiſen, Herr Mattiſon aber und ſeine Frau noch einige Zeit in Meſſina verweilen wollten, ſo blieben wir den letzten Abend beiſammen und beſuchten eine Menge Kaffeehäuſer und Eisbuden. Eine dieſer letzteren liegt am Hafen, wo das Gefrorene in großer Auswahl und in beſonderer Güte zu haben iſt. Da die Meſſiner kein Eis zu ihrem Gefrorenen haben, ſo benutzen ſie den Schnee des Aetna hiezu. In den Wintermonaten, ſobald es nur irgend möglich iſt, den Berg zu beſteigen, ziehen lange Züge Maulthiere mit Arbeitern hinauf, die die vorhandenen Gruben auf dem Berg anfüllen, indem ſie zuerſt eine Lage Schnee, dann eine dünne Schichte Salz und ſofort auf einander werfen und dieſe Beſtandtheile nach beſten Kräften durch einander mengen. Dann wird aus dieſen Gruben der Schnee wieder herausgeworfen, in große Ballen verpackt und ſo in die Eiskeller nach Meſſina gebracht. Das Fabrikat aus dieſem Aetnaſchnee wird faſt als das beſte durch ganz Italien geprieſen, und wenn es nicht daher kam, daß es das erſte Eis war, das ich ſeit lange wieder genoſſen, ſo muß ich ſelbſt geſtehen, daß mir ſpäter durch ganz Italien keines beſſer ſchmeckte.

Am 24ten April mußten wir in der Frühe das Dampfboot wieder betreten. Unſere Pferde, die natürlich während der beiden Tage in ihren Käſten am Bord geblieben waren, ſchienen friſch und munter und ließen ſich den grünen Klee, der ihnen in reichem Maße vorgeworfen wurde, gut ſchmecken. Um neun Uhr ſetzte ſich das Dampfboot in Bewegung und wir mußten von dem ſchönen Meſſina Abſchied nehmen. An den Häuſern auf der Hafenſeite ſahen viele Leute der Abfahrt unſeres Bootes zu, und unter ihnen erkannten wir auch Herrn und Madame Mattiſon, die uns ein freundliches Lebewohl zuwinkten. Ich ſetzte mich vorn an's Bugſpriet und ſah den auftanzenden Wellen zu, die der raſche Lauf des Schiffes zerſchnitt und auseinander warf, und philoſophirte dabei Manches über Scheiden und Meiden. — — Das ſind ein paar traurige Worte in unſerer Sprache.

Vor uns hatten wir die Scylla und Charybdis, die dem edlen Ulyſſes ſo gefährlich wurde; doch ſind die Schauer und Schrecken, welche die Meerenge damals umſchwebten, gänzlich verſchwunden, die beiden Ungethüme ſind in's Fabelreich gegangen und die Hand des Menſchen hat deren Wohnſitz durch Entfernung der gefährlichſten Klippen und Sandbänke ganz gefahrlos gemacht. Die Meerenge iſt hier ſo ſchmal, wie die Donau vor dem Kaszan, doch iſt die Strömung und Brandung, beſonders bei Südwind, ſehr ſtark. Gegen zwei Uhr erreichten wir das an der calabriſchen Küſte maleriſch gelegene Tropäa. Der Ort ſelbſt liegt zwiſchen den Schluchten des ſchönen Golfes und die Häuſer, Gärten und Bäume deſſelben ziehen ſich in ſchönen Gruppen weit in die Berge hinauf. Unſer Schiff nahm hier mehrere Paſſagiere ein, was zu einigen lächerlichen Auftritten Veranlaſſung gab. Schon früher hatte mir der Kapitän geſagt, es ſey hier bei den jungen Leuten eine eigene Mode, beſtändig mit Sporen und Reitpeitſche zu gehen. Und ſo waren auch alle Dandy des Städtchens mit den Attributen der edlen Reitkunſt verſehen, die das Schiff aus Neugierde beſtiegen oder um einen Bekannten hinzubegleiten. Dabei waren aber die Eiſen, die ſie an ihren Stiefeln trugen, ſo unförmlich ſchwer und lang, daß ſie ſchon beim Hinaufſteigen über die ſchmale Schiffstreppe zu mancherlei Verwicklungen Anlaß gaben. Da obendrein das Meer ſehr hoch ging und beſonders die Räder durch ihren Stillſtand den Schwankungen nicht mehr entgegenarbeiteten, war in dem Golf von Tropäa wirklich das Schiff in einer ſehr unangenehmen Bewegung, wodurch mehrere dieſer jungen Herren, aber auch auf einmal, von der Seekrankheit in letzter Inſtanz überfallen wurden. Die kecken, herausfordernden Blicke, mit denen ſie uns gemuſtert, wurden trübe, und die ſo gerne mit ihren Sporen unter uns herumſtolzirt hätten, hielten ſich mit bleichen Wangen an dem Schiffsgeländer feſt und ſuchten ſo raſch wie möglich wieder in ihr Boot zu kommen. Neben dieſem Unglück mußten ſie es obenbrein noch erdulden, daß wir ihnen ein ſchallendes Gelächter nachſandten.

Es dauerte eine kleine Weile, bis wir die hinzugekommenen Paſſagiere hatten und unſern Lauf fortſetzen konnten. Unſer Schiff nahm ſeinen Cours ſtark nordweſtlich und dann wieder nördlich, wodurch wir die Küſte nur als ſchwachen Nebelſtreifen neben uns hatten. Hinter uns ſahen wir noch den ganzen Tag den Felskegel des Stromboli, der zuweilen kleine Rauchwolken ausſtieß. Bald aber ſenkte die Nacht ihren Schleier herab und beſchränkte unſern Blick auf unſere nächſte Umgebung, das Verdeck des Schiffes. Hier war ein ziemliches Leben, der Paſſagiere viele, auch einige Familien mit kleinen Kindern, die bei ruhiger See viel Spektakel auf dem Verdeck anfingen, bei ſchlimmem Wetter aber in einer Ecke lagen und erbärmlich winſelten. Wir hatten heute den ganzen Tag hohe See gehabt, die das Boot beſtändig ſtark ſchwanken machte, und bei welcher die Seekrankheit am meiſten ihr Spiel treibt. Es lagen deßhalb auch alle Winkel und alle Bänke mit dieſen unglücklich Leidenden voll, ein Anblick, der die unangenehmſte Beigabe zu einer Seereiſe iſt.

Von Meſſina hatten wir unter den andern Mitreiſenden einen Landsmann gefunden, der ſich gleich unſerer Geſellſchaft anſchloß, Herr Jäger, den ſeine Geſchäfte an den Rhein riefen, ein lieber, gefälliger Mann, der beſonders mir ſpäter viel Dienſte erzeigte. Die Abende und die Nächte auf der See und auf einem Dampfboote haben nichts Unangenehmes, ſobald man ſich nur etwas an die kleinen Bettkaſten gewöhnt. Ich konnte beſtändig ganz herrlich ſchlafen, zog die Gardine vor meiner Kiſte zuſammen und bat nur den Paſſagier, der ober mir ſchlief, im Falle er die Seekrankheit bekäme, mit einem gewiſſen unentbehrlichen Geſchirr nicht unvorſichtig umzugehen, und den Himmel, mich vor allerlei Unglück, beſonders aber vor dem zu bewahren, daß das Bett oben nicht durchbreche und mir mit der Inlage auf den Leib fiele.

Der anbrechende Morgen in einer kleinen Kajüte und das Aufſtehen der geſunden Paſſagiere, ſo wie die unglücklichen Verſuche der Kranken geben oft zu den lächerlichſten Scenen Veranlaſſung, beſonders in den Kajüten der kleineren Schiffe, wo die Bettkaſten alle nach dem Innern des Schiffes zu geöffnet ſind. Kaum wirft der Tag ſein erſtes Licht hinein und erhellt das kleine Gemach, ſo entſtehen hinter den grünen Vorhängen allerlei Bewegungen, man gähnt, man huſtet, man hört in einigen fremden Sprachen fluchen und wehklagen und der Kellner erſcheint mit Waſchſchüſſeln und Handtüchern. „Sieht man Land?“ fragt einer aus der Ecke hervor und an ſeiner Stimme hört man, daß er es kaum wagt, dieſe Worte zu liſpeln, befürchtend, die Seekrankheit möge ihm wieder einen Streich ſpielen. „Was haben wir für Wind?“ ruft ein Anderer, „regnet es draußen?“ — „He, Waſſer!“ — „Aber mein Herr, machen Sie doch etwas Platz, daß ich aufſtehen kann,“ ruft Einer aus dem obern Stockwerk dem untern zu, der ſeine ganze Lagerſtätte mit Koffern, Nachtſäcken ꝛc. verrammelt hatte. In einer andern Ecke entſpinnt ſich ſogar ein ernſtlicher Wortwechſel. Der oben Schlafende hat in der Nacht ein gewiſſes Geſchirr zu oft gebraucht, und in der Lethargie, die ihm die Seekrankheit gebracht, vergeſſen, das hölzerne Käſtchen, worein es geſtellt wird, feſt zuzuſchließen. Das Geſchirr ſtürzte heraus und richtete auf dem obern und untern Bett eine Verwüſtung an. „Zum Teufel,“ ruft der Andere, „wie kann man ſo ungeſchickt ſeyn und ſich ſo garſtig aufführen. So ein großer Menſch hätte doch wohl aufſtehen können!“ Der Oben entgegnet darauf: „er müſſe ſich ſehr ausbitten, daß man ihn nicht in ſolchem Verdacht hätte; es ſey ihm nur ein gewiſſes unausſprechliches Geſchirr umgefallen.“ Bei dieſen lauten Reden öffnen ſich alle Bettgardinen und ein Dutzend Köpfe kommen zum Vorſchein, jeder anders koſtümirt, der mit einer Schlafmütze, jener hat ein buntes Tuch um den Kopf gedreht, und ein alter Herr eiligſt die Brille aufgeſetzt, um zu ſehen, was da vorgehe. Der Lärm legt ſich wieder und ich verſuche nun, aufzuſtehen. Doch kaum ſtecke ich meinen Kopf heraus, ſo muß ich ihn wieder zurückziehen, indem der im obern Bette ebenfalls im Begriff iſt, daſſelbe Manöver auszuführen; zwei Beine, nothdürftig bekleidet, hängen vor der Oeffnung meines Bettkaſtens; allmählich rutſcht die Geſtalt nach und man thut in ſolchen Augenblicken beſſer, die Gardine wieder zuzuziehen, indem man ſonſt oft Sachen erblicken kann, die nicht gerade angenehm ſind. Jetzt iſt Alles, was nicht von der Seekrankheit im Bette gehalten wird, auf den Beinen; man frühſtückt und eilt auf's Verdeck; doch ſieht man es dem ſchwankenden, unſichern Gange des Einen oder des Andern an, daß er bald wieder ſeine Lagerſtätte aufſuchen wird. Auch auf dieſer Tour habe ich, Dank ſey es meiner guten Conſtitution! nicht das Geringſte von der Seekrankheit gelitten und konnte, wie immer, auch am heutigen Morgen — es war der 25te April — mich geſund und wohl auf dem Verdecke ergehen und den Anblick des ſchönen Golfs von Neapel und des Veſuvs genießen, die ſich jetzt ſchon, doch noch in weiter Ferne, unſern Blicken zeigten. Der Vulkan rauchte ziemlich ſtark, anfänglich glaubten wir, es ſeyen Morgenwolken, die um ſeinen

Gipfel zögen; doch näher kommend, erkannten wir den gelben Dampf, den er beſtändig ausſtieß. Nach einigen Stunden erreichten wir die Inſel Capri, deren ſonderbar geformte Felſen an der Südküſte ein coloſſales Thor bilden, und langten um zehn Uhr im Golf von Neapel an.

Welch prächtiger Anblick! Schon lange hatte ich mich darauf gefreut, da dieſe Gegend von allen Reiſenden als das Einzige geſchildert wird, das man dem Anblick von Conſtantinopel an die Seite ſetzen könnte. Und das iſt wahr; man kann es mit vollem Rechte, und ich möchte ſogar dem Golf von Neapel in einigen Punkten den Vorzug einräumen. Der Anblick iſt großartiger und das Auge kann den ganzen Halbzirkel entlang gierig hinſchweifen und findet beſtändig neue Schönheiten, die es zu feſſeln im Stande ſind, wogegen bei Conſtantinopel die Schönheit des Ganzen mehr auf einem Punkte zuſammengedrängt iſt, den man viel ſchneller erfaßt hat. Bei Conſtantinopel möchte ich die Hände zuſammenſchlagen und bei mir denken: du biſt ſchön, Stambul! Aber hier vor Neapel möchte ich die Arme mit dem Ausruf ausbreiten: Wie erhaben und groß! Der eigene fremdartige Reiz, der über Stambul liegt, die vielen ſchlanken Minarets und ſchwarzen Cypreſſen beſtechen Herz und Auge, indem ſie uns ganz fremde Erſcheinungen ſind; aber der unangenehme Gedanke, daß Conſtantinopel, von außen geſehen, faſt nur eine prächtige Decoration iſt, hinter der es ſehr ſchmutzig und unordentlich hergeht, iſt im Stande, ſich unbemerkt aus dem Herzen in's Auge zu ſchleichen und ſchwarze Linien durch das glänzende Bild zu ziehen. Hier iſt es dagegen ganz anders. So ſchön ſich Neapel dem Auge zeigt, eben ſo vortheilhaft ſpricht das Herz für die ſchöne Stadt, denn man weiß, daß mit der glänzenden Außenſeite das Innere harmonirt.

Doch gab es noch viel zu thun, ehe wir den ſchönen Boden betreten konnten. Die Paß- und Mauthbeamten ſtanden ſchon lauernd bereit, um uns ein kleines Fegfeuer durchmachen zu laſſen, bevor wir in's Paradies eingehen durften. Unſere abgenommenen Päſſe, die wir beim Eintreten in's Schiff dem Kapitän hatten einhändigen müſſen, lagen in einem großen Haufen auf dem Kajütenhäuschen und daneben eine große Liſte, in welcher unſere Namen alphabetiſch verzeichnet waren. Die vorſichtige Behörde betrachtete nun Name für Name und verglich ſie wahrſcheinlich mit einem ſchwarzen Buch, das ſie bei ſich führte, um nachzuſehen, ob nicht unter der Heerde Schafe einige Böcke ſeyen, denen man den Eintritt in's Himmelreich verſagen müſſe. Ob ſie dergleichen fanden, weiß ich nicht. Genug, unſere ganze Geſellſchaft bekam als unverdächtig die Päſſe, worauf wir ſo ſchnell als möglich ein Boot beſtiegen und nach dem Lande ruderten, wo uns die Mauth mit offenen Armen empfing und an ihr vorſorgliches Herz drückte. Auch dies überſtanden wir glücklich und gelangten nun in kurzer Zeit nach dem Hôtel de Ruſſie, das man uns hauptſächlich wegen ſeiner Lage, dem Veſuv gegenüber, empfohlen hatte. Wir fanden hier die Miethe der Zimmer nicht übertrieben, eines, deſſen beide Fenſter auf den Golf gingen, war natürlich etwas theurer, aber die andern koſteten nicht ſo viel, wie die Zimmer in einigen Gaſthöfen am Rhein, und Alles war ſehr elegant eingerichtet.

Hier in Neapel ſollte ſich unſere Geſellſchaft für eine kurze Zeit trennen. Der Baron, der Maler und der Doktor wollten zehn Tage hier bleiben und alsdann über Rom und Florenz nach Mailand reiſen, und ich war entſchloſſen, mit unſern Pferden auf demſelben Dampfboote, das uns hiehergebracht, die Tour über Genua ebenfalls dorthin zu machen. Da das Boot nur zwei Tage hier liegen blieb, ſo wollte ich dieſen kurzen Aufenthalt benutzen und von den Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend ſo viel ſehen, wie möglich, weßhalb wir nach dem Frühſtück einen Wagen kommen ließen, um heute noch Buzzuoli mit ſeinen Alterthümern in Augenſchein zu nehmen.

Es war Sonntag und die Straßen Neapels, die überhaupt nie leer ſind, mit einer gewaltigen Menge Spaziergänger bedeckt, die ſich der ſchönen Tage und ihres Lebens freuten. Nachdem wir vor dem Gaſthofe ſchon ein paar Duzend Cicerone bekämpft hatten, die uns überall hin begleiten wollten, kamen wir glücklich über den Corſo an den Eingang der Grotte Pauſilippo, wo uns unſer heutiger Führer, Herr Imhof, von dem Wagen aus die Stelle zeigte, wo Virgils Grab ſey. Die Zeit erlaubte uns nicht auszuſteigen und das wunderſchöne idylliſche Plätzchen zu betreten, wo der Dichter begraben liegt. Der Weg durch den Pauſilippo iſt von Anfang bis zum Ende in den Felſen gehauen, eine lange Grotte, in dem ſich zwei Wagen kaum ausweichen können und in jeder Hinſicht eine merkwürdige Arbeit. In der Mitte der Höhle, von Neapel aus links, iſt ein kleines Haus in den Felſen gehauen, das man der heiligen Jungfrau zur Kapelle gibt. Die immerwährend brennenden Lampen, ſo wie die Blumenſträuße vor dem Altar machen in dem finſtern Gange einen eigenen Eindruck.

Hinter der Grotte geht der Weg auf einer geraden, ſchönen Chauſſee fort, die zu beiden Seiten mit Weingärten eingefaßt iſt. In Zeit einer guten Stunde erreichten wir Buzzuoli, wo wir einen Augenblick abſtiegen und dann unſern Weg um den Meerbuſen herum nach Bajä fortſetzten, um die dort befindlichen Bäder zu beſehen. Es ſind theilweiſe alte Gebäude, theils in den Felſen gehauene Höhlen und es mag wohl ſeyn, daß es die ehemaligen Thermen des Nero geweſen ſind. Ein alter Kerl, der aus einer der Höhlen hervorkam und von der Hitze der Dämpfe, der er hier beſtändig ausgeſetzt iſt, faſt zu einem Skelet zuſammenſchrumpfte, erſuchte uns, mit ihm hinabzuſteigen und den Brunnen zu ſehen, der die heißen Waſſer enthielt. Doch hatten wir kaum einige Schritte in dem engen Gang, der hinabführte, gemacht, als wir von der Hitze und dem Dampf wieder zurückgetrieben wurden und den Kerl allein hinabſteigen ließen; denn ich ſah gar nicht ein, warum man ſich einer ſolchen Atmoſphäre ausſetzen ſollte, obgleich, wie er verſicherte, viele Reiſende zu dem Brunnen gingen. Das Experiment mit den rohen Eiern, die er unten kochen wolle, hatte ich als Kind in den heißen Waſſern von Aachen ſehr oft ſelbſt verſucht. Bald kam der Alte wieder herauf, roth glänzend und von Schweiß triefend.

Nachdem wir noch das ſogenannte Grab Agrippinens geſehen, ſo wie die Gefängniſſe des Nero, Felſengänge, die noch weit ſchauerlicher ſind, als die in dem Kapuzinerkloſter zu Syrakus, gingen wir nach dem Averner See, der nicht viel größer iſt, als ein gewöhnlicher Teich, doch ſind ſeine Ufer das Schönſte und romantiſchſte, was ich in meinem Leben geſehen, beſonders die Seite, auf der der Weg liegt, der zur Grotte der Sibylle führt. Ebenſo iſt der Eingang zur Grotte ſelbſt angenehm und freundlich. Er wird durch einen kleinen Einſchnitt in den Berg gebildet, deſſen Wände mit friſchem Mooſe und duftenden Kräutern und Blumen bedeckt ſind. Hier fanden wir ein paar zerlumpte Kerls mit Fackeln, die ſich uns als die privilegirten Führer in das Innere der Höhle präſentirten. Sie ſteckten ihre Fackeln an und wir folgten ihnen. Ein unregelmäßig gehauenes Gewölbe führte uns eine Zeitlang etwas abſchüßig hinab, und plötzlich ſahen wir das Licht unſerer Fackeln zu unſern Füßen auf einem trüben Waſſerſpiegel glänzen, der unſere Schritte hemmte. Es gewährt einen eigenen Anblick, das ſchwarze Gewölbe von den Fackeln ſparſam erhellt zu ſehen, deren Schein ſich zu unſern Füßen auf dem Waſſer in einem langen rothen Streifen noch weiter in die Grotte fortpflanzte. Wir waren hier noch nicht zu Ende, ſondern mußten uns auf die Schultern unſerer Führer ſetzen, die nun in das Waſſer hinein traten und uns ſo weiter trugen; ein ſeltſamer, unheimlicher Ritt. Es war mir gerade zu Muth, wie Jemand, der nicht ſchwimmen kann und beim Baden plötzlich den Grund verliert; denn der Himmel mag wiſſen, wo man am Ende hin geräth. Jetzt bogen unſere Führer in einen ſchmalen Gang rechts hinein, der noch dazu ſo abſchüßig war, daß unſere Träger die Beine auseinander ſpreizen mußten, um nicht hinzufallen. Von dieſem Gange gelangten wir in ein größeres Gemach, das bis zu einer in der Wand befindlichen Bank, die in den Fels gehauen war, ebenfalls voll Waſſer ſtand. Wir wurden auf dieſe Bank geſtellt, und der erſte unſerer Führer begann ziemlich weitläufig ſeine Erzählungen von der Sibylle und Gott weiß, was für allerhand Geſchichten. Der Kerl hatte gut erzählen, denn in einer dunklen Höhle, rings mit drei bis vier Fuß tiefem Waſſer umgeben, mußten wir ihm geduldig zuhören. Neben uns wies er in einer Ecke den Platz, wo ſich unter dem Waſſer zwei Baſſins befinden ſollten, die er die Bäder der Sibylle nannte. Auf der andern Seite war in der Felswand ein kleines rundes Loch, hinter welcher die Kaiſer der badenden Sibylle zugeſehen haben ſollen. Ueberhaupt ſcheint die Seherin bei den Cicerone's in keinem guten Rufe zu ſtehen; denn der unſere ſchloß ſeine Erzählung beinahe mit denſelben Worten, wie der Führer des berühmten Spaziergängers vor langen Jahren: Era questa Sibilla una granda p ..... e era questo qui un gabinetto segreto, dove fece —

Am andern Ufer des Sees, theilweis im Waſſer liegend, ſieht man die Trümmer des alten Apollotempels, ſo viel ſie der neue Berg, der ſich nicht weit davon erhob, verſchonte. Vom See fuhren wir nach Puzzuoli zurück und beſahen noch das alte römiſche Amphitheater, das zu Thierkämpfen eingerichtet war, wenigſtens zeigte man uns unter dem Boden noch einige der ausgemauerten Käfige, in denen die Beſtien aufbewahrt wurden. Auch beſuchten wir die gemauerten Gruben, die man als die berüchtigten Fiſchteiche des Pollio annimmt, ſo wie die Trümmer eines alten Gebäudes, der Sage nach die Schule des Virgil. Obgleich dies Plätzchen ſehr heimlich und ſchön iſt, ſo macht es doch einen traurigen Eindruck, denn der Hof, in welchem noch einige Säulentrümmer und Steine hervorragen, iſt mit einem ſtehenden trüben Waſſer bedeckt. Wenn auch die Benennung des Orts als Schule Virgils nicht richtig ſeyn mag, ſo hat ſich doch wahrſcheinlich der Dichter oftmals hier aufgehalten, denn die ſchöne ſtille Gegend iſt eine lebende Poeſie und mochte für Virgil ſchon darum wichtig ſeyn, weil er hier um ſich her einen großen Theil von dem Theater ſeiner Aeneide hatte, alle Oerter, die an den Meerbuſen von Neapel und Bajä liegen, von den phlegräiſchen Feldern bis nach Surrent.

Wir fuhren an dem Meerbuſen von Bajä zurück und genoſſen einen Abend, wie ihn nur Italien, wie ihn nur Neapel gewähren kann. Das Meer war ruhig und dunkelblau und Capri und der Veſuv prangten in den ſchönſten Farben. Auf der ganzen Strecke von Puzzuoli nach Neapel fanden wir muntere, frohe Menſchen, die ſich ihres Lebens freuen. Dort ſpielten Kinder, hier ſtanden erwachſene Mädchen und andere tanzten nach dem Klang einer Zither und dem Klappern der Caſtagnetten. Bei einigen ſolchen Gruppen hielten wir mit dem Wagen und wenn auch die Tänzerinnen im erſten Augenblicke zurücktraten, ſo fingen ſie doch auf unſer Zureden bald wieder an und tanzten luſtiger als vorher. Wir fuhren wieder zurück durch die Grotte des Pauſilippo, und es war ein zauberiſch ſchöner Anblick, aus der dunkeln Grotte in die ſchöne, vom Abendroth beleuchtete Gegend zu ſchauen. Auf dem Corſo ließen wir unſern Wagen nach Haus fahren und ſpazierten eine Zeitlang in der glänzend beleuchteten Strada Toledo auf und ab. Hier war ein buntes bewegtes Leben, Tauſende von Menſchen drängten ſich an einander vorbei, gingen in die Kaffeehäuſer oder kamen heraus, andere traten zu den Eisverkäufern, die auf der Straße ſtehen und deren Etabliſſement meiſtens nur aus einem hölzernen Faſſe beſteht, das zwiſchen zwei Ständern hängt und hin und her bewegt wird, um durch den beſtändigen friſchen Luftzug das Eis zu erhalten.

Da wir für den folgenden Tag eine Tour auf den Veſuv projectirt hatten, ſo begaben wir uns ziemlich früh in unſern Gaſthof. Obgleich täglich mehrere Mal auf der Eiſenbahn Fahrten nach Portici gemacht werden, ſo zogen wir, da die erſte Fahrt um acht Uhr beginnt, einen Vetturino vor, der auch am folgenden Morgen um vier Uhr erſchien, um uns abzuholen. Wir hatten glücklicher Weiſe wieder das ſchönſte Wetter von der Welt und fuhren mit fröhlichem Herzen an dem ſchönen Golf von Neapel dahin. Ungeachtet es noch ſehr früh war, war doch ſchon der Weg mit Leuten aller Art bedeckt. Meiſtens waren es Fiſcher und Gemüſeverkäufer, die ihre Produkte auf den Markt brachten. Doch begegneten uns auch ſchon viele der auf's Unſinnigſte bepackten einſpännigen Chaiſen, die von Portici, und ſelbſt weiter her nach der Stadt kamen. Etwas Lächerlicheres, als eine ſolche Chaiſe, iſt nicht leicht zu finden. Ich habe mit meinen eigenen Augen deren geſehen, wo auf dem Sitz vier Perſonen neben und auf einander gepreßt waren; hinten auf dem Tritt ſtanden drei, zu deren Füßen ein paar Kinder ſaßen, die ſich an den Beinen der Stehenden feſthielten, vornen auf dem Boden des einſitzigen Gefährts hocken drei Kerls, deren Beine rechts und links an den Deichſelbäumen herab, und der edle Vetturino ſelbſt ſaß quer auf dem Pferde. Man muß nicht glauben, daß ich mich bei den Paſſagieren verzählt habe, denn es waren im ganzen dreizehn, die das eine Pferd im Trab zu ziehen hatte. Die Sache würde ganz unglaublich klingen, wenn ich nicht hinzuſetzte, daß der Weg von Neapel nach Portici und weiter hinaus bis Caſtella Mare die ſchönſte, prächtigſte Chauſſee wäre, die man ſehen kann.

Unſer Vetturino hatte recht gute Pferde und wir kamen bald nach Portici, wo wir unſern Wagen einſtellten und Pferde und Führer zur Beſteigung des Veſuvs nahmen. Dieſe Tour iſt ſchon ſo oft auf's Beſte und Ausführlichſte erzählt und beſchrieben worden, daß ich nicht im Stande bin, etwas Neues darüber zu ſagen. Wer kennt nicht ſchon aus dieſen Beſchreibungen den ſchönen Weg bis zum Eremiten, wo man auf jedem Schritt rückwärts blickend eine neue prächtige Ausſicht hat. Bald hinter den Gärten fingen die ſchwarzen Lavafelder an, durch welche jedoch noch bis zu der Eremitage ein ziemlicher Weg führt. Hier kehren die meiſten Reiſenden ein, um den berühmten Thränenwein zu verſuchen. Doch da wir hier einen Menſchen fanden, der ſich für eine Kleinigkeit erbot, einen Korb mit mehreren Flaſchen dieſes Nektars bis auf die Spitze des Veſuvs zu tragen, ſo nahmen wir das Letztere lieber an, und ritten noch eine kleine Strecke aufwärts über einen aus ſchwarzer Lava gebildeten Felskamm, an deſſen Ende wir unſere Pferde verließen, um unſern Füßen ein mühſameres Stück Arbeit zuzutrauen; denn von hier geht es den Kegel über ſcharfe Lavablöcke und über Geröll und Aſche hinauf. Wir hatten ſchon in Aegypten bei Erſteigung der Pyramiden geglaubt, ein gutes Stück Arbeit gethan zu haben, und doch möchte ich jene lieber zweimal beſteigen, als den Veſuv einmal; denn obendrein, daß der Berg noch ſteiler iſt, findet der Fuß ſelten einen feſten Anhaltspunkt, ſondern ſo wie man auf das Geſtein tritt, rutſcht es, was ungeheuer ermüdend iſt. Wir brauchten eine volle Stunde, ehe wir oben waren, und ich kann mit einigem Stolze ſagen, daß ich auch hier, wie bei den Pyramiden, der erſte war. Doch waren wir Alle ſo angeſtrengt, daß wir uns auf der Höhe hinwarfen und während einiger Minuten kein Wort hervorbringen konnten. Deſto lauter waren dagegen auch die Ausrufungen des Entzückens, als wir uns ein wenig erholt, mit Lacrymä Chriſti gelabt und in das wunderbare Panorama vor uns ſchauten. Vor uns lag das herrliche Rundgemälde von Neapel bis Portici mit dem Golf und nach allen Seiten traf das Auge auf claſſiſche Stellen, die durch Alterthum und Geſchichte geheiligt ſind. Da lag Pompeji, Rabiä, Surrent, Capri, Maſſa, der Panſilippo, Niſia, Ischia und Procida, der Meerbuſen von Bajä mit ſeinen gewaltigen Trümmern, die Thermen des Nero, der Lukriner See, o Gott! und noch ſo viel Schönes, was das Auge ſah, aber das Wort nicht wieder geben kann.

Unſer Mann aus der Eremitage hatte rohe Eier mitgebracht, die er in einer kleinen Schwefelgrube kochte. Von der Seite, wo wir hinaufgeſtiegen waren, machte es der Dampf, den der Wind herüber jagte, faſt unmöglich, in den Krater hinabzuſteigen. Doch verſuchten der Maler und ich mit einem unſerer Führer die Tour, wobei wir uns vor dem erſtickenden Schwefeldampfe durch unſere Sacktücher zu ſchützen ſuchten, die wir feſt in den Mund ſtopften. Dann ging es in vollem Laufe über die Lava hinweg, um ſo raſch wie möglich durch die erſtickende Atmosphäre zu kommen. So gut meine Conſtitution iſt, ſo geſtehe ich doch, daß ich dieſen Cours nicht noch ein paar hundert Schritte weiter ausgehalten hätte. Obendrein mußte ich noch den Maler antreiben, der ſchon auf der Mitte des Weges faſt halb todt war. Doch kamen wir glücklich aus der Dampfregion und ſtiegen eine Strecke in den Krater hinab, wo wir uns hinſetzten und eine

Weiſe dem wilden Chaos der zerriſſenen und verbrannten Felſen, ſo wie den gelben qualmenden Dämpfen zuſchauten.

Lange war es jedoch hier nicht auszuhalten, denn zuweilen warf uns der Wind eine Schwefelwolke entgegen, die uns faſt den Athem raubte. Den Rückweg machten wir nicht über den Rand des Kraters, ſondern etwas tiefer, um dem Rauche zu entgehen, kamen glücklich wieder bei unſern Gefährten an, die ſich unterdeſſen bei dem Lacrymä Chriſti gütlich gethan hatten, und wir halfen ihnen getreulich. Doch waren in der That etwas viel Flaſchen in dem Korbe, und da es doch unrecht geweſen wäre, den Wein, den man ſo hoch hinaufgeſchleppt hatte, nicht auszutrinken, ſo gaben wir uns alle Mühe, mit ihm fertig zu werden. Doch war es die Hitze auf dem Veſuv, oder die Gluth des Weines, genug, wir ſpürten etwas davon in unſern Köpfen und traten den Rückweg überaus luſtig und guter Dinge an. Anſtatt über die Lavablöcke wieder hinabzuſteigen, zeigte uns der Baron, der ſchon einmal hier oben geweſen war, einen andern viel leichtern Weg. Hier war nämlich der Berg von oben bis zu unten, wo unſere Pferde ſtanden, mit feiner, tiefer Aſche bedeckt. Der Baron war voran und begann das Herabſteigen auf die ſeltſamſte Art. Er ſprang bei dem Abhange ſo zu ſagen weit in die Luft hinaus und fiel dann fünfundzwanzig bis dreißig Schritte tiefer wieder auf die Füße, um von Neuem zu ſpringen, wobei es mit einer unglaublichen Schnelligkeit abwärts ging. Ich purzelte ihm nach und blieb bis zu unſern Pferden dicht hinter ihm. Wir hatten auf dieſe Art zum Hinabſteigen nicht ganz fünf Minuten gebraucht. Unſere Geſellſchaft war noch hoch am Berg, während wir unten auf einem Lavablock ſaßen und ſie langſam herabkommen ſahen. Wir beſtiegen nun unſere Pferde wieder, und unſere Luſtigkeit war ſo groß, daß wir in einer für das Terrain ſehr ſchnellen und gefährlichen Gangart die Lavafelder hinab gegen Reſina eilten. Hier ſetzten wir uns wieder in unſern Wagen und fuhren nach Pompeji hinaus. Unterdeſſen war es ſehr heiß geworden und wir freuten uns nach einer Stunde von der ſtaubigen Chauſſee links abbiegen zu können, wo die Häuſer liegen, in denen die Arbeiter wohnten, die ſich mit der Ausgrabung von Pompeji beſchäftigen. Die wieder erſtandene Stadt ſelbſt ſieht man von außen gar nicht, denn ſie iſt von einem gewaltigen Walle von Lava und Aſche umgeben, die man vor den Häuſern weggeſchaufelt hat. Bald hatten wir einen Führer gefunden, der, mit ſeinen Schlüſſeln voranſchreitend, uns in die Stadt führte.

So viel ich auch ſchon über Pompeji geleſen, hatte ich mir doch von dem Ganzen einen ſehr unrichtigen Begriff gemacht. Man tritt durch ein kleines Thor in die Stadt und ſieht ſtille öde Straßen mit kleinen Häuſern beſetzt, die aber alle ſo wie in einem bewohnten Ort zu Tage liegen. Es iſt ſo viel Gutes über Pompeji geſchrieben und gezeichnet worden, daß ich nur hinzufügen kann, daß wir Alle ſtill und nachdenkend durch die Straßen wandelten und in die kleinen Häuſer traten. Von letztern, die nur ein Stockwerk hatten, ſtehen natürlich nur noch die vier Wände, deren Verzierungen und Malereien aber auf's Beſte erhalten ſind. Die Decken ſind natürlich alle eingeſtürzt; ſehr niedlich iſt das Forum, das jetzt ganz aufgedeckt iſt und auf dem die beſten Säulen, ſo viel es ſich thun läßt, wieder zuſammengeſtellt und aufgerichtet werden. Ferner ſahen wir das bekannte ſchöne Moſaikgemälde, eine Schlacht vorſtellend; das Haus des Diomedes mit ſeinen gewölbten Kellergängen, wo uns unſer Führer einen dunkeln Fleck an der Mauer zeigte, der, von Weitem betrachtet, mit etwas Phantaſie die Figur eines menſchlichen Körpers hatte. Hier will man das Gerippe der Frau des Diomedes gefunden haben, die ſich hier hinabflüchtete, aber von der eindringenden Aſche erſtickt wurde. Es gibt viele Ruinen, die auf den Beſchauer einen großartigern, mächtigern Eindruck machen, aber hier in den kleinen Häuſern und Höfen herumzuwandeln; die vor langer, langer Zeit verſchüttet wurden und jetzt wieder zu Tage kommen, wie ſie die damaligen Bewohner verlaſſen, erregte ein ganz eigenes Gefühl. Man ſieht durch die umliegenden Aſchenwälle gar nichts von der neuern Welt und kann ſich ſo ganz in jene alte zurückverſetzen. Ich habe öfters mit einer Miſchung von Furcht und Hoffnung in eine der Seitenſtraßen oder in eines der kleinen Häuſer geſchaut, ob nicht plötzlich einer jener Alten dort erſcheinen würde, und mit langem faltigem Gewand bei uns vorbeiwandeln. Doch hat mir das Geiſterreich dieſen Gefallen nicht erzeigt. Könnte die Regierung den Beſuchern das Zutrauen ſchenken und die Geräthe, die man aufgefunden, in den Häuſern ſtehen laſſen, ſo würde der Eindruck des Ganzen noch ergreifender ſeyn.

Seitwärts der Stadt, durch einige Weingärten von derſelben geſchieden, liegt das jetzt ganz zu Tage geförderte und gut erhaltene Amphitheater. Es iſt in Eiform durchaus nach den Regeln der Akuſtik gebaut; denn man kann von der Arena ziemlich leiſe ſprechen und wird doch auf allen Plätzen deutlich gehört.

Wir beſtiegen unſern Wagen wieder und fuhren nach Torre del Greco, wo wir ein ſehr gutes Mittagsmahl einnahmen. Das Zimmer, das uns hiezu eingeräumt wurde, hat eine herrliche Ausſicht auf den Golf und auf die ſchönen Villen und Dörfer bis nach Caſtella Mare. Der Abend kam ſchon, und wie hier immer, mit unbeſchreiblicher Schönheit. Wir hatten heute überhaupt einen der herrlichſten Tage genoſſen und fühlten nie ſo ſehr wie heute die Richtigkeit des italieniſchen Sprüchwortes: Vedi Napoli poi muori.

Am andern Morgen waren für mich die ſchönen Tage von Aranjuez vorüber, denn ich mußte meine Sachen zuſammenpacken und auf's Schiff bringen laſſen, das gegen Mittag abfahren wollte. Von der Stadt ſelbſt viel zu ſehen, hatte ich alſo nicht Zeit, und mußte mich ſo mit der genoſſenen Umgegend begnügen. Als ich gegen eilf Uhr das Schiff beſtieg, begleitet mich unſere ganze Geſellſchaft an Bord und nahm dort für einige Zeit herzlichen Abſchied von mir. Sie ſtiegen in's Boot zurück und waren im Gewühl der Schiffe bald meinen Blicken entſchwunden. So hatte ſich denn unſere Karavane, die ſo viele Freuden und Mühſeligkeiten zuſammen durchgemacht hatte, getrennt und nur unſer Quarantäne-Freund, der Herr Imhof, der über Genua nach Marſeille wollte, hatte mich nicht verlaſſen. Den Pferden hatten die Paar Tage Ruhe wieder recht wohl gethan und ich konnte hoffen, ſie glücklich nach Genua und von da nach Mailand zu bringen, wo ſie der Baron wieder in Empfang nehmen wollte. Ich hatte nur einen einzigen Bedienten, den oft erwähnten Friedrich, bei mir, mit dem ich aber gleich bei meiner Ankunft auf dem Schiff die unangenehmſte Geſchichte hatte. Als nämlich alle Päſſe auf's Neue viſitirt wurden, um nachzuſehen, ob ſie auch die unendliche Menge der vorgeſchriebenen Viſa's hätten, fand es ſich, daß der Reitknecht, der während unſers Aufenthalts in der Stadt bei den Pferden an Bord geblieben war, ſeine Päſſe nicht abgegeben, alſo auch nicht viſirt zurück erhalten hatte, worauf ihm der Polizeibeamte zu meinem nicht geringen Schrecken den Befehl ertheilte, ſogleich nach der Stadt zurückzukehren und die nöthigen Unterſchriften zu beſorgen. Was war zu machen? Auf dem Schiffe war ſchon das erſte Zeichen zur Abfahrt gegeben worden, und wenn ſich der Menſch noch ſo ſehr eilte, konnte er doch nicht zur beſtimmten Zeit wieder zurück ſeyn. Wir Alle baten den Polizeimann, doch die Verlegenheit zu berückſichtigen, in der ich mich befände, wenn ich ohne Bedienten mit den Pferden abreiſen müßte. Selbſt der Kapitän legte ein gutes Wort ein, aber Alles umſonſt. Der Bediente mußte den Bord verlaſſen und ich gab ihm einige Zeilen an den Baron mit, worin ich dieſen bat, mir den edlen Friedrich ſobald wie möglich nachzuſenden.

Wir fuhren ab, und ich mußte mich faſt die ganze Zeit bei den Pferden aufhalten, denn außerdem, daß der Hengſt zuweilen unruhig wurde, beſchäftigten ſich auch faſt alle Paſſagiere mit dem kleinen Fohlen, was mir ſehr unlieb war; denn bald neckten ſie es, bis es nach ihnen biß, oder mit ſeinen kleinen Beinen gegen die Bretterwände trat, bald fütterten ſie es mit Brod oder grünem Klee, und es bekam auf die Art mehr, als ihm gut war. Während der Nacht hatte ich durch ein kleines Trinkgeld einen der Matroſen veranlaßt, oben bei den Kaſten zu bleiben und ich quartierte mich in die zweite Kajüte, wo ich die Pferde über mir hatte und das geringſte Geräuſch hören konnte, um gleich bei der Hand zu ſeyn. Unzählige Mal jagte mich das Gewieher oder Stampfen des unartigen Hengſtes aus meinem Bettkaſten auf's Verdeck und ich ſandte der vorſorglichen Polizei Neapels viele eben nicht ſehr freundliche Grüße zurück.

Am andern Morgen erreichten wir Civita Vecchia, wo wir einige Stunden liegen blieben, die ich dazu benutzte, um an's Land zu fahren und grüne Fourage für meine Pferde zu holen. Als wir um Mittag weiter fuhren, hatte ich Zeit, die zahlreiche Geſellſchaft in Augenſchein zu nehmen, die ſich auf dem Verdecke umhertrieb. Wie faſt immer waren auch heute hier die meiſten europäiſchen Nationen repräſentirt. Zu unſrer alten Reiſegeſellſchaft von Meſſina, die ſich auch von Neapel aus wieder theilweiſe auf dem Boote befand, waren dort mehrere hinzugekommen, unter denen uns beſonders eine Familie intereſſirte. Der Chef derſelben war ein Basso primo — assoluto — von Neapel, ein großer ſtarker Mann, ſehr wohl beleibt und mit einem Geſicht, das er, obgleich es von Natur ſehr gutmüthig ausſah, in finſtere imponirende Falten zu legen wußte. Seine Geſellſchaft beſtand aus ſeiner Gemahlin, einer hübſchen Italienerin, und aus noch drei andern jungen Frauenzimmern, denen wir nach ihrem Aeußern die Fächer einer erſten und zweiten Liebhaberin und einer Soubrette zutheilten. Eine alte Perſon, die ebenfalls zuweilen erſchien, mußte die komiſchen Alten ſpielen und ein zerlumpter Kerl von Bedienter wurde wahrſcheinlich vom Lampenputzen bis zu Anmelderollen in allen niedern Fächern beſchäftigt. Für einſtigen neuen Zuwachs war auch geſorgt, und es wollte uns etwas ſonderbar erſcheinen, daß die vier jüngeren Damen ſich mit kleinen Kindern beſchäftigten, die den **Basso primo** Papa nannten und alle faſt von gleichem Alter waren. Die Künſtlerfamilie reiste nach Oberitalien, um da in den kleineren Städten Gaſtrollen zu geben. Der Aſſaluto war faſt immer auf dem Verdecke zu ſehen und umgeben von ſeiner Geſellſchaft, die ihm auf Schritt und Tritt folgte, wie die Hühner dem Haushahn. Bei Tafel ſetzten wir uns ihm gerade gegenüber und ergötzten uns nicht wenig an ſeinem gravitätiſchen Weſen. Hier war er allein, d. h. er bezahlte nur einen Platz, obgleich er für zwei Raum einnahm und ſich für die ganze Familie mit Speiſen verſah; denn er wußte es ſo geſchickt einzurichten, daß er zwiſchen ſich und ſeinem Nebenmann einen Raum gewann, wo bequem ein Stuhl ſtehen konnte. Nach und nach erſchienen die Damen ſeiner Geſellſchaft, eine nach der andern, als wollten ſie ihm etwas ſagen, ſetzten ſich neben ihn, worauf er ihnen ſeinen Teller hinſchob und ſich einen andern nahm. Das Lächerlichſte war, daß er die unbedeutendſten Sachen, die er ſprach, ſtets mit einer finſteren Miene begleitete und herausſtieß, als mache er Allen die größten Grobheiten. Doch war der Mann ſehr gutmüthig und erzeigte mir in der Nacht vor Genua einen Dienſt, worauf ich ſpäter zurückkommen werde.

Den andern Morgen erreichten wir ſehr frühe Livorno, wo das Schiff bis zum Abend liegen blieb, eine Zeit, die ich dazu benutzte, mich in der Stadt umzuſehen. Herr Jäger führte mich herum. Wir hätten gerne einen Abſtecher nach Piſa gemacht, um den berühmten ſchiefen Thurm zu ſehen, doch erlaubte es uns die Zeit nicht, da ich im Lauf des Tages ein paar Mal an Bord zurückkehrte, um nach meinen Pferden zu ſehen, die ich in der Obhut der Matroſen und eines Schweizerſoldaten gelaſſen hatte, der beurlaubt war, jetzt in ſeine Heimath zurückkehrte und mir von ſeinem Offizier hiezu als ein ordentlicher Menſch vorgeſchlagen worden war. Wir gingen in den großen ſchönen Straßen ſpazieren und ich muß hiebei bemerken, daß ich nirgendwo Kerle gefunden habe, die ein gewiſſes Geſchäft ſchamloſer betreiben, als hier, denn oftmals pflanzten ſie ſich dicht vor uns hin und boten uns ihre Artikel aus allen Ständen und Geſchlechtern an. In der Vorſtadt ſahen wir ein neues großes Gebäude zu einer Ciſterne beſtimmt. Das Innere war in kleine Gewölbe abgetheilt, die von ſechs und vierzig Säulen getragen wurden. Der Raum war auf fünfmalhunderttauſend Cubikfuß Waſſer berechnet. Auf einer andern Seite ſahen wir eine neugebaute engliſche Kirche, ſo wie dicht daneben einen Gottesacker mit ſehr ſchönen Monumenten. Dies Feld der Todten öffnete uns das friſcheſte Bild des Lebens, ein junges wunderſchönes Mädchen, das uns zwiſchen den Gräbern herumführte und jedem eine Roſe abbrach. Ihrem Vater war die Aufſicht über den Kirchhof anvertraut und Herr Jäger, der ſie früher einmal geſehen, erkundigte ſich nach ihrem Befinden, worauf ſie uns ganz naiv zur Antwort gab: io sono in amore, und hinzuſetzte: Ihr Bräutigam, der bei den Kaufleuten am Hafen beſchäftigt ſey, werde bald ſo viel verdient haben, daß ſie ſich heirathen könnten. Ich beſuchte noch ein Magazin, um mir einen Strohhut zu kaufen und fand da zu meiner großen Freude den Herrn Napier wieder, unſern lieben Begleiter auf dem Ritte von Ruscuk nach Conſtantinopel.

Es dunkelte ſchon, als wir aus dem Hafen von Livorno abfuhren, Herr Imhof hatte hier Geſchäftsbriefe vorgefunden, die ihn ein paar Tage zurückhielten, weßhalb er mich zu meinem großen Leidweſen verließ. Heute war die letzte Nacht, die ich auf der See zubrachte, denn morgen mit dem Frühſten erreichten wir Genua. Doch ſollte ſie mir noch ſo viel Schrecken einjagen, daß ich alle vergangenen damit hätte würzen können. Mein Fohlen nämlich, das den ganzen Tag über ſehr munter geweſen war, wurde gegen Abend plötzlich von der heftigſten Kolik befallen, warf ſich auf den Boden des Kaſten nieder, ſchlug mit den Füßen von ſich und traf zuweilen die Stute, die auch manchmal anfing, ungeduldig zu werden. Ich verſuchte alle Mittel, die ich nur bei der Hand hatte, um dem Thierchen Linderung zu verſchaffen, ſtieg in den Kaſten hinein, umwickelte es mit Decken und rieb ihm den Leib mit Stroh; alles vergebens. Oft war das Fohlen eine Zeitlang ruhig und lag wie todt am Boden, dann ſprang es wieder auf und ſtellte ſich ganz ungeberdig. Die meiſten Paſſagiere, die das Thierchen ſehr lieb gewonnen hatten, umſtanden den Kaſten, wie ich, rathlos und thatlos. Schon lange hatte ich, als das einzige Mittel, was noch zu verſuchen war, auf dem ganzen Schiff nach einer kleinen Spritze geforſcht; doch war nichts der Art zu finden, bis mir endlich der Basso primo aus der Verlegenheit half. Mit der feierlichſten Miene von der Welt vertraute er mir an, daß ſeine Gemahlin ein ſolches Inſtrument für die Kinder beſitze, welches mir zu Dienſten ſtünde. Auf meine Bitten holte er es herauf und mit größerer Würde kann man auf dem Theater nicht leicht eine Krone übergeben, als er mir dies Inſtrument einhändigte. Es war wirklich ein ſonderbarer Moment, die Paſſagiere hatten ſich, da es unterdeſſen ſpät geworden war, in ihre Kajüten zurückgezogen, und nur der Basso primo und ein Franzoſe waren bei mir, die mir bei der Operation hülfreiche Hand leiſten wollten. Ich ſtieg in den Kaſten und brachte das Pferdchen in die gehörige Lage, wobei mir der Franzoſe half und der Aſſoluto als Herr der kleinen Spritze ſchlug ſeine großen Manſchetten über die Hände zurück und vollzog mit vieler Würde die Operation. Glücklicher Weiſe half dieſes Mittel, das Fohlen legte ſich bald auf den Boden des Kaſtens und ward ruhig.

Am andern Morgen, wie ich auf's Verdeck trat, ſah ich die beiden Leuchtthürme von Genua vor mir und nach einigen Stunden fuhren wir zwiſchen ihnen durch und ließen den Anker in dem ſchönen Golf der majeſtätiſchen Stadt fallen. Jetzt ging für mich erſt die rechte Noth und Arbeit an; denn hier mußten die Pferde ausgeſchifft werden und obendrein lagen im Schiffsraum acht große Kiſten, die uns gehörten und die ich nach dem Freihafen mußte beſorgen laſſen. Obendrein mußte das Alles in kurzer Zeit ausgeführt werden, denn das Schiff blieb nur bis gegen zehn Uhr liegen, um dann ſeinen Lauf nach Marſeille fortzuſetzen. Ich fuhr mit Herrn Jäger an's Land, um vor allen Dingen eine Stallung zu finden und nicht ſpäter auf den Gaſſen herum ziehen zu müſſen. Herr Jäger führte mich in ein befreundetes Handelshaus, wo ich einen Landsmann fand, der ſich meiner auf's Freundſchaftlichſte annahm. Da nur wenige der größern Hôtels in Genua Stallungen beſitzen, ſo mußte ich lange ſuchen, bis ich endlich in der Albergo reale, nahe beim Hafen, einen paſſenden Stall fand. Dann kehrte ich an Bord zurück, und brachte in einer großen Schaluppe meine Pferde, ſo wie die Kiſten an's Land. Ein junger Kurſchmidt, den ich in der Nähe meines Gaſthofs traf, leiſtete mir bedeutende Dienſte, denn ich konnte mit den beiden Pferden unmöglich allein fertig werden. Schon hatte ſich auf dem Quai eine bedeutende Menſchenmenge verſammelt, um der Ausſchiffung zuzuſehen, ſo viel ich auch in gebrochenem Italieniſch den Leuten zuſprach, mir nicht ſo auf den Hals zu rücken, damit der Hengſt, der wahrſcheinlich mit einem großen Satz herausſpringen würde, ihnen keinen Schaden zufüge. Und ſo war es auch. Kaum öffnete ich dem Thier den Kaſten, ſo ſprang es mit einem ungeheuren Satz den Quai hinauf unter die Menſchen, ſo daß ich es kaum halten konnte. Die Stute folgte etwas ruhiger, und das Fohlen ſprang ihr nach. So ſtand ich mit meiner Familie am Thore und ſollte hier warten, bis die Beamten ein genaues Signalement von den Pferden aufgenommen hätten. Das wär' an ſich ſchon recht gut geweſen, aber zu meinem Unglück kam gerade die Wachtparade mit Trommeln und Pfeifen die Straße herab, eine Muſik, die meinen Arabern ſehr ungewohnt erſcheinen mochte, denn der Hengſt fing an, auf das Unartigſte ſich zu bäumen und auszuſchlagen, und ich wußte mir nicht anders zu helfen, als mich aufzuſetzen und nach dem Gaſthofe zu reiten. Nachdem die Beamten mir eine Zeitlang nachgeſchrieen, ſchickten ſie Jemand hinter mir drein, der im Stall das Signalement aufnehmen mußte.

So war ich nun glücklich in Genua angelangt, wo ich mich einige Tage aufhalten ſollte, hauptſächlich um die von der Seefahrt erſchöpften Pferde ausruhen zu laſſen. Ich machte in Genua einige recht angenehme Bekanntſchaften und vor Allem war es mein deutſcher Landsmann und deſſen Prinzipal, deren Freundlichkeit mir den Abſchied von Genua ſchwer machte. In der Albergo reale konnte ich nur ein Zimmer im dritten Stock bekommen, hatte aber dafür eine entzückende Ausſicht auf den Hafen, einen Theil der Stadt und das weite Meer. Den Abend hörte ich meiſtens die ſchönſten Serenaden von Vocal- und Inſtrumental-Muſik, denn nicht weit von meinem Hauſe wohnte die Tänzerin Fanny Cerito, die während acht Tagen durch ihre Grazie und Liebenswürdigkeit ganz Genua in Allarm ſetzte.

Man nennt Genua mit Recht die Stadt der Paläſte, denn man ſieht wohl an keinem andern Orte ſo wie hier ganze Straßen mit den prächtigſten Gebäuden beſetzt, die, meiſtens aus der alten guten Zeit Genua's herſtammend, noch in ihren marmornen Säulen und Treppen die ſtolzen Spuren der vergangenen Herrlichkeit zeigen. Der alten reichen Familien, deren Namen ehemals Epoche machte, gibt es noch viele hier. Doch leben ſie meiſtens zurückgezogen und bewohnen nur einzelne Quartiere in den mächtigen Paläſten, deren Gänge und Hallen der Haushalt und die Dienerſchaft ihrer Vorfahren ausfüllen. Wie oft bin ich mit meinem Freunde den Abend durch die großen Straßen gezogen, an denen die Häuſer der Patrizier ſtehen, und da der untere von Säulen getragene Stock meiſtens offen iſt, ſind wir oft die breiten Marmortreppen hinaufgegangen und bis in den kleinen Hof gedrungen, wo ein murmelnder Springbrunnen mit ſeinem Geplätſcher allein die Stille der öden Säulengänge unterbrach.

Das Haus der Doria mit der Bildſäule des Andreas ſteht auf einer der ſchönſten Stellen am Hafen, von deren Terraſſen man das ſchöne Rundgemälde der Stadt vor Augen hat. Von dem Palaſte des Grafen von Lavagna iſt in Genua nichts mehr zu finden; wohl aber exiſtirt noch die Strada Balbi in alter Pracht und Herrlichkeit, und bei meinen Spazierritten bin ich ſie öfters hinaufgeſprengt, nach der Signoria zu. Als ich einmal an einem ſchönen Morgen im Fenſter lag und meine Blicke über das Meer ſchweifen ließ, ſah ich, daß alle Schiffe im Hafen ihre Flaggen aufgezogen hatten, ſo wie mehrere Dampfboote, die während der Nacht angekommen ſeyn mußten. Bald erfuhr ich, daß der König von Sardinien nach Genua gekommen ſey, um eine mächtige Fregatte, die in dieſen Tagen fertig geworden war, heute vom Stapel laufen zu ſehen. Da ich ein ſolches Schauſpiel nie geſehen, ſo machte ich mich mit meinem Freunde gleich auf den Weg nach den Schiffswerften, wo hinaus halb Genua zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß ſtrömte. Eine ungeheure Menſchenmenge hatte die Ufern des Meers wie die umliegenden Höhen und Gebäude bedeckt, und es gelang nur der ziemlichen Frechheit, mit der wir uns durch die Wagen am Arſenalthor drängten, daß wir bis in die unmittelbare Nähe des Schiffes gelangen konnten. Der mächtige Coloß, der den Namen des Erzengels Michael führte, und vierundſiebenzig Kanonen erhielt, ruhte auf einem Schlitten von ungeheuren Balken, mit der Spitze, die einige zwanzig Fuß tiefer als das Hintertheil lag, gegen das Meer gekehrt. Von allen Seiten und beſonders vorn hielten mächtige Balken das Schiff, und an dieſen befanden ſich große Taue, womit ſie als die letzten Stützen, die das Schiff aufhielten, auf die Seite geriſſen werden konnten. Auf dem großen Rumpfe wehte die ſardiniſche Flagge und eine große Menge Seeoffiziere befanden ſich oben, ſo wie ein Muſikcorps, das von Zeit zu Zeit ſpielte. An der andern Seite des Schiffes, uns gegenüber, waren große Tribunen aufgeſchlagen, wovon die äußerſte mit Stoffen in den ſardiniſchen Farben ausgeſchmückt, für den König beſtimmt war. Auf der andern befand ſich ein Flor von ſchönen Damen, wie ich ihn nie geſehen, und der Glanz der ſchwarzen Augen wetteiferte mit der Pracht ihrer Edelſteine und den Strahlen der Sonne, die auf der See zitterten. Unzählige Boote, mit bunten Flaggen geſchmückt, ſchaukelten am Ufer hin und her, aber eine breite Fläche für das herabſchießende Schiff offen laſſend.

Nach einer guten Stunde, die uns in der brennenden Sonnenhitze ziemlich lang vorkam, verkündete der Donner der Kanonen längs dem ganzen Hafen, daß ſich das Dampfboot nahe, in welchem der König war. Bald erſchien es, mit einer Menge von Flaggen verſehen und gefolgt von zwei andern, auf denen ſich eine Menge Epauletten und goldgeſtickter Kragen zeigten. Die Dampfboote nahten ſich ſo viel wie möglich dem Lande, von dem jetzt eine große geſchmückte Barke abſtieß, die der König mit ſeinem Hofſtaate beſtieg. Die See, ohnehin etwas aufgeregt, warf jetzt durch das Arbeiten der Räder ſo gewaltige Wellen in den Strand hinauf, daß die Barke des Königs kaum anlegen konnte. Doch warfen ſich die Matroſen in's Waſſer und es waren Menſchenhände genug da, um das wilde Element zu bändigen. Der König beſtieg ſeine Tribüne, wo er von der Mannſchaft der neuen Fregatte und dem Muſikcorps mit lautem Hurrah und Tuſch empfangen wurde. An den beiden Seiten des Schiffs ſtanden bei jedem Balken mehrere Arbeiter mit großen Aexten, und die Taue der vordern Stützen wurden in demſelben Augenblick von einer Menge Menſchen ergriffen. Alles war in Bewegung. Der Baumeiſter des Schiffs lief hin und her, ermahnte hier die Arbeiter im richtigen Momente tüchtig zuzuhauen, ließ hier den Schlitten mit großen Fettſtücken nochmals beſtreichen und kletterte dann auf's Schiff hinauf, um nach dem Wink des Königs die Befehle zu geben. Dieſer, ein ſehr großer, magerer Mann, unterhielt ſich eine Zeitlang mit den Damen auf den Tribünen, trat dann vorn an den Rand und gab dem Schiffsbaumeiſter mit einer Bewegung der Hand das Zeichen. Das erſte Commando ertönte, und mit einer wahren Wuth fielen die Arbeiter an beiden Seiten des Schiffs mit ihren Aexten die Balken an, die in einem Momente umgehauen waren. Auf das zweite Commando wurden vorn die Balken weggeriſſen, und ich bin überzeugt, daß jetzt wohl alle Herzen ſchneller ſchlugen, wenigſtens richteten ſich alle Augen erwartungsvoll auf den Coloß, der nun von ſeinen Banden befreit war. Dieſe allgemeine Spannung dauerte ein paar Sekunden, bis ſich der ungeheure Holzberg durch ſeine Schwere von ſelbſt in Bewegung ſetzte, erſt unmerklich, dann immer ſchneller und ſchneller, und ihn begleitete das Jauchzen der Menge, das mit dumpfem Gemurmel anfangend, mit den Bewegungen des Schiffs lauter und lauter wurde. Jetzt ſchoß das Gebäude bei uns vorbei und ſchon in ſo ungeheurer Schnelligkeit, daß die ſchwarz und weiß bemalten Kanonenlucken nur wie eine graue Linie ausſahen. Die vordern Stützbalken, die nicht ganz fortgeriſſen werden konnten, wurden wie Binſen zermalmt, und der Schlitten, trotzdem er ſehr dick mit Fett beſchmiert war, rauchte und ziſchte hinter dem Schiffe.

Das ganze Schauſpiel war das Werk weniger Minuten und wahrhaft prächtig zu nennen, von der erſten Bewegung an, bis zu dem Augenblick, wo das Schiff mit der Spitze tief in's Meer ſchoß, daß die Wellen haushoch auffuhren. Die kleineren Boote und Dampfſchiffe ſchaukelten mächtig auf den empörten Wogen, und ſelbſt der Erzengel Michael, der auf dieſe Art glücklich vom Stapel gelaufen war, ſchwankte lange hin und her, ehe er ſich mit der See befreundete, und von einem der Dampfboote an's Schlepptau genommen, ruhig dahin ſchwamm. Die ganze Sache war nun zu Ende, der König beſtieg ſein Boot wieder und die Menſchenmenge ſtrömte nach der Stadt zurück.

Die Pferde hatten ſich jetzt ziemlich ausgeruht, und meine Geſchäfte, die hauptſächlich in Verzollung und richtiger Abſendung unſerer acht Kiſten beſtanden, waren beendigt. Nur mit dem Kauf eines gewöhnlichen Pferdes für den Bedienten war ich nicht zu Stande gekommen, woran hauptſächlich die Unart des Hengſtes Schuld war, der neben keinem, ſelbſt dem ſanfteſten Pferde gehen wollte, ſondern es durch Beißen und Schlagen ſo lange reizte, bis es ebenfalls ungehuldig wurde, und mit einer ſolchen gegenſeitigen Schlägerei konnte mir durchaus nicht gedient ſeyn. Ich organiſirte demnach den Zug meiner Caravane dergeſtalt, daß ich abwechſelnd eines der Pferde ritt, während der Bediente, der auf einem franzöſiſchen Dampfboot einen Tag nach mir in Genua eingetroffen war, das andere führte und das Fohlen loſe nebenbei ſprang.

Da hier in Italien am Tage ſchon eine ziemliche Hitze herrſchte, der ich die Pferde nicht ausſetzen mochte, ſo ritt ich an einem ſchönen Abend nach Sonnenuntergang auf die oben angegebene Art aus Genua fort. Zu dem Wege von hier nach Mailand, den der Poſtwagen in ſechsunddreißig Stunden zurücklegt, brauchte ich nach meiner Berechnung acht Tage, da ich des kleinen Fohlens wegen nur Märſche von fünf bis ſechs Stunden machen konnte, und dieſe obendrein noch, um, wie ſchon geſagt, der Hitze zu entgehen, halb am Morgen und halb am Abend. So ſchön und freundlich die Gegend auf dem ganzen Wege nach Mailand iſt und ſo herrlich die meiſten Ortſchaften liegen, in denen ich übernachtete, ſo genoß ich doch das Alles nur halb, indem ich ja keinen Menſchen hatte, gegen den ich mich ausſprechen konnte.

Mein erſtes Nachtlager war Ponte Decimo, wo ich, was für mich die Hauptſache war, einen guten Stall für meine Pferde fand. Das Gaſtzimmer oben war von einer ganzen Menge geiſtlicher Herren eingenommen; es war der Biſchof von T., der hier mit einer Menge Mönche von allen möglichen Orten ſoupirte. Seine biſchöflichen Gnaden waren ein alter freundlicher Herr, dem die ſchwarzen, weißen und braunen Kutten auf's demüthigſte den Hof machten. Ich ſetzte mich allein in eine Ecke des Sophas und ließ mir Wein geben, doch erregte ich die Aufmerkſamkeit des verſammelten Clerus, und es dauerte nicht lange, ſo ſchickte der Biſchof einen der Mönche zu mir, um mich höflichſt an ſeinen Tiſch zu laden. Er ließ einen Stuhl neben den ſeinigen bringen, und Saul ſetzte ſich unter die Propheten. Man erkundigte ſich nach meiner Reiſe, wo ich herkäme, und man kann ſich denken, daß ich dem Biſchof gleich von Jeruſalem erzählte, wodurch ich einen gewaltigen Stein gleich bei ihm im Brette bekam. Ich erzählte den Herren ſo viel wie möglich, und unſere Unterhaltung war eine wahre Sprachverwirrung. Der Biſchof ſprach ein entſetzliches Franzöſiſch, und ich ein Ohrenzerreißendes Italieniſch, wobei hie und da einer der Brüder eine Frage auf Latein an mich richtete, was nun auch gerade meine Stärke nicht iſt, und die ich ihm deßwegen auf deutſch beantwortete.

Nach einer Stunde entfernten ſich die meiſten Paters, nachdem ſie ſich vorher vor dem Biſchof auf die Kniee geworfen und ſeinen Segen empfangen hatten. Ich wollte mich auch auf mein Zimmer zurückziehen, doch da mich der Biſchof bat, noch eine Flaſche mit ihm zu trinken, ſetzten wir uns wieder hin, und er ließ einen Wein kommen, der mir nicht aus dem Keller des Wirths entſprungen zu ſeyn ſchien. So tranken wir ungefähr bis eilf Uhr, wo ich dem Biſchof anſah, daß er ſchläfrig wurde und ich mich empfahl. Der gute Mann war ſehr gerührt und ſchien meine geringe Perſon ſehr in Affection genommen zu haben; denn er ertheilte mir in aller Herzlichkeit ſeinen Segen und umarmte mich auf's Beſte.

Am andern Morgen ritt ich in aller Frühe fort und hatte ſchon um acht Uhr Morgens meine fünf Stunden abgemacht und Ronco erreicht, wo ich den Tag bleiben wollte. Gott, es war hier entſetzlich langweilig. In dem ganzen Hauſe war außer einem alten Wirth und einer alten Wirthin kein lebendes Weſen, mit dem ich hätte ſprechen können, und das Dorf an ſich iſt ein erbärmliches Neſt. Die einzige

Unterhaltung gewährte mir die herrliche Umgegend; beſonders ſchön lagen die Ruinen eines Schloſſes, der Familie Spinola zugehörig, deren Chef, der Marquis von Spinola, und der Erbauer dieſer Burg ein ſehr ſonderbarer Herr geweſen ſeyn muß. So ſoll er unter Anderem die ganze Nachbarſchaft zuweilen zu großen Diners eingeladen haben, und wenn alle in beſtem Putz erſchienen, ließ der Marquis ſeinen Gäſten ſchwarz Brod, Zwiebel und dergleichen Sachen mehr auftragen. Aber das mußte man ihm laſſen, hier oben hatte er zu dem kleinen Schloſſe den prächtigſten Punkt gewählt.

Den folgenden Tag erreichte ich ſehr frühzeitig Arquota, wo ich meine Pferde während der Hitze des Tages einſtellte und den Abend das Städtchen Novi erreichte. Doch überraſchte mich eine Stunde vor demſelben ein fürchterliches Gewitter, das mich und die Pferde ziemlich durchnäßte. Bei meinem Einzug in Städte und Dörfer, die ich paſſirte, konnte ich es den Leuten nicht übel nehmen, wenn ſie auf den Straßen zuſammen liefen und mir lachend nachſahen. Ich hatte meinen grauen Wüſten-Rock an, dazu eine Reithoſe mit Stiefeln ohne Sporen, die ich des Fohlens halber nicht tragen durfte, denn das wilde Thierchen rannte immer bei mir vorbei und hätte ſich an dem ſcharfen Eiſen die Haut aufgeriſſen. Dazu ritt ich einen Hengſt, ſo prächtig und ſchön, wie ihn die Leute gewiß noch nicht geſehen, und hinter mir drein führte Friedrich das andere Pferd, und dieſer edle Reitknecht hatte an dem ſonderbaren Coſtüm, das er in der Wüſte trug, auch nicht viel geändert. Das Fohlen ſprang um uns beide herum und beſah mit großer Neugierde die meiſten Sachen, die ihm fremdartig erſchienen.

Meinem Anzuge hatte ich es den andern Tag in Tortona auch zu verdanken, daß, als ich, nachdem meine Pferde im Stall untergebracht waren, nach dem Salon forſchte, wo ich frühſtücken wollte, in das Bedientenzimmer hinter der

Küche gewieſen wurde, und mir der Kellner noch obendrein auf meine Frage, ob dies der Salon ſey, „Ja freilich!“ und das ſey doch gewiß ein ſehr ſchönes Bedientenzimmer, zur Antwort gab. Ich ärgerte mich doch ein wenig über die Geſchichte, und da ich nicht gut genug italieniſch ſprach, um mit dem Burſchen, der nichts anderes wußte, fertig zu werden, ſo ließ ich im erſten Augenblick meinen ganzen Unmuth an der Tochter des Hauſes aus, die franzöſiſch ſprach und ein wunderſchönes Mädchen war. Doch brachte dieſe unangenehme Scene eine nähere Bekanntſchaft zu Wege, und ich verlebte ſpäter mit dem Mädchen einige ſehr angenehme Stunden. Ach, als ich am andern Morgen aus dem Hofe ritt, lag ſie im weißen Nachthäubchen am Fenſter, und ich glaube, ſie hatte mich etwas lieb gewonnen und aus Kummer in der Nacht nicht viel geſchlafen, denn die klaren Augen ſahen trüb und verwacht aus. Sie warf mir eine Roſe zu, und ich ließ ihr dafür einen Theil meines Herzens zurück.

Schon bei Novi verließen mich die Berge, und das Land wurde eben und flach, aber alle Felder ſchienen äußerſt fruchtbar zu ſeyn und wurden auf's Beſte angelegt. Reis, Weizen und Weingärten wechſelten mit einander ab, und die Anlage der erſteren erinnerte mich lebhaft an Aegypten; denn auch hier waren die ſchönen, hellgrünen Felder mit kleinen Gräben durchſchnitten oder ſtanden ganz unter Waſſer.

Am heutigen Tag war es wieder ſehr heiß, und ich mußte auf der Mitte des Weges in einem kleinen Dörfchen wieder einen langen Halt machen, um die Kühle des Abends zu erwarten, mit der ich in Voghera einrückte. Man hatte mir in Tortona als Gaſthof hier den zur weißen Frau gerühmt, weßhalb ich ihn aufſuchte. Es war ein großes weitläufiges Gebäude, in dem ich aber für heute Nacht der einzige Gaſt war. Die Wirthſchafterin war ein junges, ziemlich hübſches Mädchen, das aber ungemein bleich ausſah und mit ihren ſchwarzen Haaren und einem leichten hellen Kleide ſelbſt für die weiße Frau hätte paſſiren können. Beim Abendeſſen, wo ſie mir ſelbſt die Speiſen auftrug, fragte ich ſie nach dem Urſprung der Benennung ihres Gaſthofs, worüber ſie nichts Näheres wußte oder wiſſen wollte. Das Haus ſey früher ein herrſchaftliches Gebäude geweſen, und, wie ſie glaubte, unter der Bedingung zum Gaſthof eingeräumt worden, daß der damalige Beſitzer ihn zur „weißen Frau“ nennen ſollte. Wahrſcheinlich hatte es alſo auch hier eine weiße Frau gegeben. Ueberhaupt waren die Zimmer im ganzen Gebäude, beſonders das, worin ich ſchlief, ſehr zu Geiſtererſcheinungen eingerichtet; ſie waren hoch gewölbt, ſo daß man beinahe ein kleines Echo verſpürte, hatten hohe Bogenfenſter und durch dieſe ſah man in eine Gegend, prächtig und wunderſchön, wie alle Gegenden Italiens. Doch that mir während der Nacht kein Geſpenſt die Ehre an, mich mit ſeinem Beſuch zu erfreuen.

Meine Pferde hielten ſich bei den kurzen Märſchen, die ich machte, und bei dem ſchönen friſchen Futter, das ſie bekamen, außerordentlich gut. Die Stute ſogar, die durch den Seetransport viel gelitten hatte, erholte ſich wieder und wurde zuſehends ſtärker. Den folgenden Morgen ritt ich ſehr früh aus Voghera fort, blieb während der Hitze des Tages in einem kleinen Wirthshauſe, zum weißen Pferde, und erreichte in der ſchönſten Stunde des Nachmittags, wo die Sonne ſchon tief ſtand, und nach dem heißen Wetter duftige Kühle aus den Feldern emporſtieg, Gravellona am Po, die Gränze der Lombardei. Es war Sonntag, und geputzte Spaziergänger aus Pavia, das nur eine kleine Stunde von hier liegt, ſo wie die Leute des Orts ſelbſt bedeckten alle Straßen. Ich mußte bei dem Paßbureau abſteigen, um meine Papiere in Ordnung bringen zu laſſen, was übrigens bald geſchehen war. Dann ritt ich zum Po hinab, den ich auf einer Schiffbrücke überſchritt, die ſo niederträchtig ſchlecht war, daß wir die Pferde mit der größten Behutſamkeit führen mußten, weil ſie ſonſt Gefahr liefen, in eines der vielen Löcher und Spalten zu treten und die Füße zu brechen. In meinem Leben hat mich kein Brückengeld ſo geärgert, wie das, welches ich bei Gravellona bezahlen mußte. Bald erreichte ich Pavia, wo ich über den Ticino ſetzen mußte; die Brücke war hier beſſer und nach Schweizer Art mit einem hölzernen Gewölbe bedeckt. Die Straßen waren gedrängt voll Spaziergänger; doch mußte ich, ehe ich die Stadt betreten konnte, vor den Thoren bei der Mauth ein langweiliges Examen aushalten.

Die Leute in der Stadt ſchauten nicht wenig auf, als ich auf meinem Hengſt durch das Thor ritt, und Alles blieb ſtehen und ſah mir nach, und als ich meinen Gaſthof erreicht hatte und die Pferde eingeſtellt, ſtrömten gleich eine Menge Menſchen herbei, um die Pferde näher anzuſehen, doch ſchlug ihnen mein Friedrich die Stallthüre vor der Naſe zu, und ich verſagte natürlicher Weiſe, um den Thieren Ruhe zu laſſen, jedem den Zutritt. Ich hatte gehofft, am andern Tage Mailand zu erreichen; doch rechnete man von hier noch zehn ſtarke Stunden, eine Strecke, die mir für das Fohlen zu groß war, weßhalb ich bis dahin nochmals übernachten mußte. Ich beſuchte den Abend in Pavia das Theater, deſſen Inneres auf die ſonderbarſte Art mit kleinen vorſpringenden Erkern und Logen ausgeſchmückt iſt. Man gab die Puritaner, doch genoß ich von der ſchönen Muſik nicht viel, weil erſtens die Sänger ſehr ſchlecht waren und dann das Auditorium, beſonders Parterre (Studenten) einen ſolchen Lärm machte, daß man faſt nichts verſtand. Man lachte, ſchrie, aß und trank, und jeder verurſachte ſo viel Lärm, als ihm nur möglich war. Von Pavia aus ritt ich faſt beſtändig an dem ſchönen Canal hin, der von hier nach Mailand geht. Er trug ziemlich große Schiffe, iſt aber kaum halb ſo breit, wie der Mahmudi-Canal in Aegypten.

In Binasco, auf dem halben Wege nach Mailand, übernachtete ich zum letzten Mal mit den Pferden und ritt am anderen Tage in die Hauptſtadt der Lombardei ein, wo ich im Hôtel Reichmann abſtieg. Von Genua aus hatte ich hier meine Ankunft ſchon angezeigt, und fand einen guten Stall für meine Pferde auf's Beſte eingerichtet, herzliche freundliche Aufnahme, aber auch zugleich einen Brief von meinem lieben Baron, worin er mir die, für mich nicht ſehr angenehme Nachricht mittheilte, daß ihn verſchiedene Umſtände hinderten, der Verabredung gemäß, nach Mailand zu kommen, weßhalb ich die Pferde, nachdem ſie gehörig ausgeruht hätten, allein nach Stuttgart bringen möge; eine Commiſſion, die mich als Beweis ſeines großen Zutrauens erfreute, aber auch nach der kleinen Probe, die ich von Genua hieher gehabt hatte, ſehr mühſam und beſchwerlich zu werden verſprach.

Bald hatte ich mir in Mailand einige liebe Bekannte erworben, die ihr Mögliches thaten, mich in der ſchönen Stadt herum zu führen. Ich ſah das, was ſchon Tauſende vor mir ſahen, und ſchon faſt eben ſo oft beſchrieben worden iſt. Mailand iſt nicht nur eine ſchöne Stadt, ſondern, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine noble, anſtändige Stadt; man ſieht faſt nichts von winkligen engen Straßen mit finſtern Häuſern. Alles iſt reinlich und ſchön, und gewährt einen heitern Anblick, wie die hohen geſunden Geſtalten der Mailänder ſelbſt. Ich muß geſtehen, an keinem Orte ſo viele ſchöne Männer wie hier geſehen zu haben. Mit Freuden erinnere ich mich der vielen angenehmen Stunden, die ich hier verbrachte, deren eine nicht geringe Anzahl mir durch die Freundſchaft der liebenswürdigen Familie Reichmann zu Theil wurde. Beſonders hatte ich hier Muße, den ganzen

Schmelz ſchöner italieniſcher Abende zu genießen, und mit Sehnſucht denke ich an einige Straßen und Plätze, durch die wir öfters gewandelt. Wie ſchön war in ſolchem Abende der Platz vor dem Dom, mit ſeinen hell erleuchteten Caffeehäuſern und dem mächtigen Marmorgebäude im Hintergrunde, deſſen weiße emporragende Spitzen ſich an dem dunkeln Himmel ſcharf abzeichneten.

In Neapel war das große Theater irgend einem Heiligen zu Liebe für die Zeit unſerer Anweſenheit geſchloſſen; hier in Mailand traf ich es beſſer und in der Scala war jeden Abend die ganze elegante Welt Mailand's zu finden, denn Marie Taglioni war anweſend. — Der Gegenſatz des italieniſchen Lebens zu unſerem deutſchen zeigt ſich wohl nirgend mehr, als gerade im Theater, wo die Vorſtellungen erſt um acht Uhr beginnen und bis nach Mitternacht dauern. Für Abwechslung iſt auch gehörig geſorgt. So wurde z. B. während der Zeit der Taglioni zuerſt ein Act der diebiſchen Elſter gegeben, dann ein Act Ballet, hierauf der Schluß der Oper, und ein anderer Act Ballet beſchloß das Ganze. Hier in Italien, wo man für die Ballete etwas thut, ziehen ſie auch größtentheils die Menge an. So ſah ich ſchon in Genua, daß die Luſtſpiele und Opern, die zwiſchen den Balleten gegeben wurden, nur wenige Zuſchauer hatten, wogegen Alles zu Anfang des Tanzes in's Theater ſtrömte. Wirklich auffallend war dies bei Anweſenheit der Taglioni der Fall. Beim Ballet waren alle Räume überfüllt, und außer dem ungeheuren Bravoſchreien und Klatſchen herrſchte die möglichſt größte Stille; umgekehrt war es bei der diebiſchen Elſter der Fall: da lachten und ſprachen die wenig Zurückgebliebenen faſt eben ſo laut wie in Pavia, und nur in den Augenblicken, wo ein Sänger auftrat, der nicht ſehr beliebt war, oder irgend ein Fehler gemacht wurde, den ſie trotz des Lärmens faſt immer hörten, trat eine momentane Stille ein, der entweder ein lautes Ziſchen oder ein höhniſches Bravorufen folgte. Das Innere des Gebäudes iſt prächtig und die ſechs (eigentlich blos fünf, da die oberſte eine bloße Gallerie ohne Bogen „Lobbione“ genannt) Logenreihen, die ſich über einander erheben, ſind auf's Schönſte ausgeſchmückt.

Von den andern berühmten Bauwerken Mailand's, ſo wie von dem andern Schönen, was ich ſah und erlebte, erlauben mir die engen Gränzen des Buchs nicht, viel zu erwähnen. Dagegen muß ich einer merkwürdigen Bekanntſchaft, die ich hier zu machen Gelegenheit hatte, einige Blätter widmen, um einer Wiſſenſchaft, die noch zu den am wenigſt ausgebreiteten gehört, und an deren Realität ich früher nicht recht glaubte, einen Dienſt zu leiſten, den ich ihr ſchuldig bin, da ſie mir ein Reſultat lieferte, deſſen Richtigkeit auch vielleicht jeder Andere theilweiſe aus den Schilderungen und Anſichten der vorliegenden Blätter erſehen kann, und welches ich im folgenden Capitel niedergelegt habe.

Eine phrenologiſche Vorleſung des Dr. Caſtle in Mailand.

Schon der Baron hatte uns oftmals und beſonders an einem gewiſſen Tage in Kairo, wo uns einer der ägyptiſchen Wahrſager gebracht wurde, der bei ſeinen Reden nicht nur unſere Hand beſah, ſondern viel öfter unſern Kopf befühlte, von einem ſeiner Freunde in Mailand erzählt, der ſich viel mit Phrenologie beſchäftige und mit Hülfe eines Herrn Dr. Caſtle, der ein langes Studium dieſem Zweige der Wiſſenſchaft gewidmet hatte, ſchon zu ganz merkwürdigen Reſultaten gekommen ſey. Bei unſerer Trennung in Neapel gab mir der Baron an dieſen ſeinen Freund einen Brief mit, und ich fand in dem Grafen N. nicht nur einen der liebenswürdigſten, ſondern auch der wiſſenſchaftlichſt gebildeten jungen

Männer, mit denen ich ſeit langer Zeit das Glück hatte, in nähere Berührung zu kommen. Da mir ſowohl in ſeinem Hauſe, ſo wie von allen Seiten, von den an das Wundervolle gränzenden phrenologiſchen Leiſtungen des Dr. M. Caſtle geſprochen wurde, der ſeit den zwei Jahren ſeines Aufenthaltes hier fortwährend große Senſation erregt, und das lebhafteſte Intereſſe der gelehrten Claſſe daſelbſt in Anſpruch nimmt, kann man ſich denken, daß meine Neugierde ſehr erregt wurde, zu deren Befriedigung ſich mir ein günſtiger Zufall darbot, indem nämlich Dr. Caſtle ſo freundlich war, die Unterſuchung meines Schädels im Hauſe des Grafen N. zum Gegenſtande einer jener ausgedehnten Vorleſungen zu machen, die daſelbſt ſeit zwei Jahren wöchentlich im Kreiſe gewählter, meiſt dem Stande der Aerzte angehöriger Zuhörer ſtattfinden.

Wie ſehr die, tief in die innerſten Falten meines — bis zu jenem, mir für mein ganzes Leben merkwürdigen Tage, großentheils mir ſelbſt noch unbekannten, oder mir höchſt unvollſtändig erklärbaren Weſens eingreifende Charakterſchilderung mich überraſchte, und zu unbegränzter Bewunderung um ſo mehr hinriß, als ich zum erſten Male als Fremder Mailand betretend, am zweiten Tage meines Aufenthalts daſelbſt doch wohl unmöglich irgend einem Menſchen in ſolch' unglaublichem Grade bekannt ſeyn konnte, — wußte ich durchaus nicht mit Worten zu ſchildern.

Ohne je früher von dieſer weitumfaſſenden Wiſſenſchaft mehr als den Namen gekannt zu haben, wäre ich natürlich außer Stande geweſen, mich über den durch ſie erfahrenen, ſo mächtigen Eindruck anders, als in bloßen Worten des Erſtaunens auszudrücken; hätte mich nicht die mir angebotene Ueberſetzung dieſer Vorleſung in den Stand geſetzt, dieſe Ausdrücke meines Erſtaunens durch einen ſoliden Beleg zu rechtfertigen.

Nach dem Vorangeſchickten glaube ich nicht erſt nöthig zu haben, mich gegen die Anſchuldigung zu verwahren, als habe mich die kindiſche Eitelkeit, meine Individualität einem größeren Publikum vorzuführen, zu einer Mittheilung bewogen, wozu mich in der That nur die Erwägung beſtimmen konnte, daß dieſe perſönliche Ausſtellung, indem ſie in ziemlicher Vollſtändigkeit eine höchſt wichtige Claſſe philoſophiſcher Ideen abhandelt, dieſe letzteren durch eine Darſtellung ihrer unmittelbaren Anwendung auf ein lebendiges Factum um ſo eindringlicher und zugänglicher für das denkende Publikum machen würde.

Ich mußte mich in der Mitte des Zimmers auf einen Stuhl ſetzen, und der Dr. Caſtle befühlte meinen Kopf nach allen Seiten, deſſen Formation er in ihren Details, wie nachfolgend, angab. Caſtle iſt ein großer ſchlanker Mann mit einem höchſt intereſſanten Kopfe. Sein längliches bleiches Geſicht hat einen melancholiſchen Ausdruck und wird von dunklen Haaren umſchattet. Sein Auge iſt äußerſt ſprechend und lebhaft, und als er nach der Unterſuchung meines Kopfes mich verließ und mir gegenüber ſitzend ſeinen Vortrag hielt, fixirte er mich zuweilen auf eine wirklich beängſtigende Art.

Cranioscopiſche Unterſuchung

der Gehirn-Organiſation des Hrn. F. W. Hackländer durch Dr. M. Caſtle aus New-York. Mailand am 31. Mai 1841.

Alter, 23 Jahre.

Temperament, ſanguiniſch, etwas nervös, zum Lymphatiſchen ſich hinneigend.

Organographie des Gehirns.

I. Affectirte Region.

a) Thieriſche Inſtinkte, Triebe, Neigungen.

1) Amativität (Geſchlechtstrieb) . . . mäßig, eher groß.
2) Philogenitur (Kinderliebe) . . . . ſehr groß.
3) Concentrations-Vermögen . . . klein.

4) Adhäſivität (Anhänglichkeit, Freundſchaftsſinn, Affection) . . eher groß.
5) Combativität (phyſiſcher Muth, Raufſucht, Widerſtandsvermögen) mäßig, eher groß.
6) Deſtructivität (Zerſtörungsſucht) . mäßig, eher groß.
7) Secretivität (Geheimnißliebe, Zurückhaltungsvermögen) . . . . . etwas mehr als mäßig.
8) Acquiſivität (Beſitzliebe, Erwerbsluſt, Eigennutz) . . . . eher groß.
9) Conſtructivität (Bauſinn, mechaniſches Talent) . . . . eher groß.

b) Gefühle, die der Menſch mit den Thieren gemein hat.

10) Selbſtgefühl (Herrſchſucht, Stolz, Eigenliebe) . . . . eher groß oder groß.
11) Approbativität (Beifallsliebe, Gefallſucht, Eitelkeit) . . . . mäßig, eher groß.
12) Circumſpection (Umſichtsgefühl, Klugheit) . . . . mäßig, eher klein.

c) Höhere, blos menſchliche Gefühle.

13) Benevolenz (Wohlwollensgefühl, Menſchenliebe) . . . . groß.
14) Veneration (Ehrfurchtsgefühl, Religioſität) . . . . groß.
15) Feſtigkeit . . . . groß.
16) Conſcienciosität (Gewiſſenhaftigkeit, Rechtsgefühl) . . . . eher groß.
17) Hoffnung (Frohſinn) . . . . eher groß oder groß.
18) Merveilloſität (Gläubigkeit) . . . etwas mehr als mäßig.
19) Idealität (Einbildungskraft, Vorſtellungsvermögen) . . . . ſehr groß.
20) Imitation (Nachahmungsſinn) . . eher groß.

II. Intellectuelle Region. (Erkenntniß-Einſichts-Vermögen.)

A. Perceptivität (Wahrnehmungsfähigkeit, Verſtand, Faſſungsvermögen.)

a) Fähigkeiten, welche die Exiſtenz der äußern Gegenſtände wahrnehmen.

21) Individualität (Unterſcheidungsgabe, Phyſiognomiegedächtniß) . ſehr groß.

22) Witz (Humor, Contraſtſinn) . . . mäßig, eher groß.
23) Configuration (Formſinn, Darſtellungsgabe, Zeichnungstalent) . eher groß.
24) Colorit (Farbenſinn) . . . . . . mäßig, eher groß.

b) **Fähigkeiten, die das gegenſeitige Verhältniß der äußern Gegenſtände zu einander wahrnehmen.**

25) Reſiſtenz (Gewichtsſinn, Schwerpunktsgefühl).
26) Extenſion (Flächenmaßſinn) . . . eher groß.
27) Localität (Ortsgedächtniß, Orientirungsgabe) . . . . **groß.**
28) Numeration (Zahlenſinn) . . . . eher groß.
29) Zeit }
30) Ton } Muſiktalent . . . . eher groß oder groß.
31) Eventualität (Directes Begebenheitsgedächtniß) . . . . eher groß.
32) Sprachſinn (Wortgedächtniß) . . eher groß oder groß.

B. **Reflectivität (Vernunft, Nachdenkvermögen)**

33) Comparation (Vergleichungsvermögen, Deduction, Analogie) . . **groß.**
34) Cauſalität (Urſächlichkeit, Induction, Syntheſe) . . . . **groß.**

Phrenologiſche Inductionen

oder Analyſe der hervorſtechendſten Züge des natürlichen Charakters, abgeſehen von jedem modifizirenden Einfluſſe, welchen Erziehung oder andere äußere Umſtände auf die Manifeſtation der angeborenen Anlagen etwa ausgeübt haben könnte.

Imagination. Perceptivität. Mangel an Concentration und affectiver Energie.

1. Vorläufige einzelne allgemeine Bemerkungen.

Es ſteht zu vermuthen, daß ungeachtet ſeiner ganz ausgezeichneten Geiſtesanlagen Hr. H. dennoch in ſeinem Knabenalter durchaus keine Neigung für die Studien bewies, ſo wie, daß er ſelbſt ſeine dermaligen literariſchen Arbeiten hauptſächlich des Genuſſes halber, den ſie ihm gewähren, betreibt; während ihm hiebei weder Ambition noch Berückſichtigung des daraus für ihn entſpringenden perſönlichen Nutzens als Hebel dienen.

In ſeiner früheren Jugend muß Hr. H. vor allem Andern ſeine große natürliche Beobachtungsgabe bewährt haben; erſtens, weil die ſie bildenden Facultäten überhaupt jene ſind, die ſich in der geiſtigen Organiſation des Menſchen im Allgemeinen am früheſten äußern, und zweitens auch, weil deren Aeußerung ihm bei ſeiner ſpeciellen Geiſtesbeſchaffenheit die wenigſte Anſtrengung koſtete und ſomit nicht nur ſeinem Kindesalter, ſondern auch dem negativen Zuſtande ſeines Concentrations-Vermögens zuſagte.

Obgleich er ſich von den Studien nicht angezogen fühlte, war er dennoch jederzeit ſowohl geiſtig als körperlich thätig; er ſprach viel und hatte ſtets über jeden beobachteten Gegenſtand etwas zu erzählen. Auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er in ſpätern Jahren, als er zum Studiren angehalten wurde, ſeine Unfähigkeit an Achtſamkeit und den daraus entſpringenden Mangel an erlerntem Wiſſen, bei Gelegenheit zu beſtehender Prüfungen durch eine ſtets bereite Erfindungsgabe zu erſetzen im Stande war. (Conſtructivität und Idealität.)

Schon in früheſter Zeit zeigte er eine Neigung für die ausübenden Künſte, als Zeichnen, Mechanik, Malerei und namentlich für Muſik, die ſchon in ſeiner zarteſten Kindheit einen mächtigen Reiz auf ihn ausübte.

In der nachfolgenden nähern Beleuchtung hoffen wir darzuthun, daß er ſeine ſämmtlichen, oder doch den größten Theil ſeiner erworbenen Kenntniſſe hauptſächlich ſeinem Beobachtungsvermögen verdankt, daß der Wunſch des Beifalles ſelten oder nie der Haupt-, ſondern ſtets blos ein beiläufiger Beweggrund ſeiner Beſchäftigungen iſt, und ſomit die Beſchaffenheit ſeines Geiſtes ihm erlaubt, alle Freuden des Ehrgeizes zu genießen, ohne für die Leiden, die eine Enttäuſchung deſſelben für Andere mit ſich bringt, im Mindeſten empfänglich zu ſeyn.

Im Laufe unſrer phrenologiſchen Vorleſungen bot ſich uns wiederholt die Gelegenheit dar, Sie auf den Umſtand aufmerkſam zu machen, daß der Menſch nicht vor ſeinem dreißigſten Lebensjahre den Gipfel ſeines ganzen geiſtigen Gleichgewichts erreicht. Dieſe Bemerkung findet nun namentlich auf den vorliegenden Fall Anwendung, welcher (abgeſehen von dem ſanguiniſch-nervöſen Temperamente, das für ſich allein ſchon den Gehirnfunctionen eine Tendenz zur Unbeſtändigkeit gibt) — uns beim erſten Blicke zeigt, daß die zu unterſuchende Gehirnorganiſation an und für ſich ſelbſt ſchon alle Elemente beſitzt, um jene Phänomene hervorzubringen, die die Phyſiologen dem ſanguiniſchen Temperamente ausſchließlich zuzuſchreiben pflegen. Die Mehrzahl der im vorliegenden Falle ſich als vorherrſchend darſtellenden Cerebral-Organe ſind nämlich eben jene, deren Functionen mehr expanſiver als concentriter Natur ſind, während die nicht minder ausgeſprochenen, ihrer Natur nach Concentration bewirkenden Organe desſelben Gehirnes gerade jene ſind, deren völlige Wirkung die letzte Stufe der geiſtigen Entwicklung des menſchlichen Individuums bezeichnen. Ueberdies zeigt ſich in der affectiven Region dieſes Kopfes ein fühlbarer Mangel an jenen Auxiliar-Inſtincten, welche die den intellectuellen Fähigkeiten inhärente Concentration begünſtigen würden.

Dieſe ſämmtlichen vorangeſchickten Bemerkungen veranlaſſen uns gleichzeitig mit der Anerkennung, daß dieſe Gehirnsorganiſation ganz ausgezeichnete intellectuelle Kräfte enthalte, dennoch zu dem Ausſpruche, daß die Manifeſtation ihrer vollen Wirkung erſt mit dem Eintritte der männlichen Reife in's Leben treten dürfte. Indem wir jedoch uns ein ſo abſprechendes Urtheil erlauben, unterlaſſen wir keineswegs alſogleich beizufügen, daß wir die in Rede ſtehende Gehirnorganiſation als ein mit aller Thatkraft reichlich ausgeſtattetes Magazin betrachten, das nichts Anderes, als eine umſichtige Verwaltung benöthiget, um die ſchönſten und nützlichſten Reſultate zu Tage zu fördern.

Phrenologiſche Erläuterung.

Unter den, dem ſanguiniſch-nervöſen Temperamente zugeſchriebenen Manifeſtationen begünſtigenden Cerebral-Organen kommen im vorliegenden Falle zuvörderſt die ſämmtlich ſtark entwickelten Beobachtungsfähigkeiten, ſo wie die großen Organe der Imitation und Idealität in Betrachtung zu ziehen, welchen in der Gefühls-Region vor allen das Organ der Hoffnung zuzugeſellen iſt; — während man andererſeits nicht unterlaſſen darf, zu erwägen, daß die übrigen, der Region der Inſtinkte, ſo wie jener der Gefühle angehörigen Organe, deren Mitwirkung der Manifeſtation der intellectuellen Kräfte zu ſtatten käme, — nämlich jene der Concentration, der Secretivität und der Circumſpection im Verhältniſſe mit den letztern zu ſchwach ausgebildet erſcheinen. Dieſer Stand der Dinge nun hat zur Folge, daß trotz des eminent ausgeſprochenen Reflectivvermögens, daſſelbe (auch abgeſehen von ſeiner von dem Temperamente und der demſelben analogen zarten

Beſchaffenheit der Cerebralfibern herrührenden leichten Ermüdbarkeit) in der Wirklichkeit ſich nicht ſeinem Volumen gemäß bethätigen kann, wegen der größeren Affinität, welche das ſanguiniſche Temperament und das dermalige Alter des Hrn. H. mit ſeinen bereits erwähnten perceptiven, imitativen und imaginativen Geiſteskräften hat. Uebrigens fanden wir bereits in unſern früheren phyſiologiſch-pſychologiſchen Vorleſungen über die Functionen des Gehirns Gelegenheit darzuthun, daß in allen jenen Fällen, wo letzteres mehr durch Lebhaſtigkeit als durch eine ausdauernde Kraft charakteriſirt iſt, und wo die perceptiven Facultäten ſich vorzüglich entwickelt zeigen, dieſe letztern ſich in ihrer vollen Energie zu äußern vermögen, ohne einer Willensanſtrengung zu bedürfen und ohne der Ermüdung zu unterliegen. Dieſelben Bemerkungen nun gelten in ihrer vollen Ausdehnung rückſichtlich der Imaginations- und Imitationskräfte, ſo daß wir daher, kraft der für die Inſtinkte exiſtirenden Geſetze mit der Zuverſicht eines mathematiſchen Raiſonnements im vorſtehenden Falle die Behauptung ausſprechen dürfen, daß ungeachtet der reichlichen Ausſtattung des Reflectivvermögens, die Energie der Cerebralaction dieſer Organiſation ſich faſt völlig in den Manifeſtationen der perceptiven Imaginations- und Imitationsfähigkeiten abſorbiren dürfte, und mir höchſtens nach dem Muſikorgane eine Theilnahme an der erwähnten Excitationsfähigkeit einräumen können, — worüber weiter unten ein Näheres nachfolgen ſoll.

2. Aeußerungen der intellectuellen Phaſe dieſes Charakters im Kindesalter.

Wir glauben es als eine bekannte Sache annehmen zu dürfen, daß mit Ausnahme einiger Inſtinkte, die ſich auf die unmittelbare Nothwendigkeit der Selbſterhaltung des Individuums beziehen, die Beobachtungs- und das Imitations-Organ jene ſind, die ſich bei einem Kinde als die erſten offenbaren. Von dieſer, den vorausgeſchickten Reflectionen zugeſellten Annahme ausgehend, ſcheint uns das Factum einleuchtend, daß Hr. H. von ſeiner früheſten Jugend an durch eine beſondere Lebhaftigkeit oder ſogenannte intellectuelle Präcocität charakteriſirt ſeyn müßte, daß er ſich durch die Schnelligkeit ſeiner Beobachtungen, durch ſeine Leichtigkeit alles Beobachtete nachzuahmen, ſo wie endlich durch ein ſehr ausgeſprochenes Gedächtniß der beobachteten Gegenſtände auffällig hervorgethan haben muß, und durch letzteres um ſo auffallender, als ſonſt Kinder von einer ähnlichen Organiſation gewöhnlich (beſonders aber in früheſter Jugend) gar kein Gedächtniß für mit Willensanſtrengung erlernte Dinge zeigen, eben weil trotz einer reichlichen Ausſtattung der Perceptivfacultäten, ſo wie des Eventualitätsorganes, die Unzulänglichkeit der Concentrations- und Secretivitätsorgane denſelben jede andere, als die den Perceptivfacultäten inhärente Concentration unmöglich macht.

Aus dem angeführten Grunde müßte demnach die Intelligenz des Hrn. H. trotzt der ihr eingeräumten Präcocität ſich auf die Gränzen ſeiner Beobachtungen beſchränken, folglich oberflächlicher Natur ſeyn, obwohl hinreichend, um ſeine Aeltern und Freunde zu dem Ausrufe zu vermögen: „Seht, welch' lebhaftes und intelligentes Kind! — Schade, daß es ihm, wie allen Genies, an fleißiger Verwendung gebricht.“ Unter ſeinen erſten geiſtigen Manifeſtationen glauben wir nun beſonders ſeines ausgeſprochenen Geſchmackes für Muſik erwähnen zu müſſen, ſo wie eine von ſeinem Conſtructivitätsorgane herrührende große Handgeſchicklichkeit; — da die muſikaliſchen Fähigkeiten, wo ſich ihre Organe ausgeſprochen finden, wenn nicht ausnahmslos, doch ſehr häufig ſich eben ſo frühe als die übrigen Perceptivfacultäten äußern; welche Bemerkung eben ſo von dem Conſtructivitätsorgane gilt. Die frühzeitige Aeußerung der beiden genannten Anlagen betreffend, ſcheint es uns faſt überflüſſig beizufügen, daß daſſelbe in dem Imitationsvermögen und wenigſtens die letzte auch noch in den übrigen Perceptionsorganen eine fördernde Unterſtützung finden mußten.

Erſte Digreſſion.

Wir glauben uns bei dieſer Gelegenheit eine Abſchweifung erlauben zu können, welche nicht ohne philoſophiſches Intereſſe iſt, wenn ſie auch keine unmittelbare Anwendung auf Hrn. H. finden kann, da er ſich nicht mehr in den hierzu erforderlichen Kinderjahren befindet, und durch welche wir unſerm ſcharfſinnigen Freunde, dem Hrn. Emanuel Gambale, Erfinder der muſikaliſchen Reform (Mailand bei Molina) eine wohlverdiente Anerkennung zu zollen beabſichtigen. Zugleich ſcheint uns dieſelbe geeignet, darzuthun, wie allmälig die Erziehungskunde ihrer Vervollkommnung entgegenſchreitet, und wie weſentlich zu dieſem Fortſchritte der eine Punkt des Gambaliſchen Syſtems beiträgt, auf den wir hiermit ſämmtliche phrenologiſche Erzieher aufmerkſam machen, nämlich Gambale's Vorſchlag einer gleichzeitigen Ausbildung des Sprach- und Muſiktalentes bei der Jugend.

Denn es leuchtet uns nur zu ſehr ein, daß bei einem Kinde, das zwar mit einer der in Rede ſtehenden ähnlichen Organiſation begabt wäre, die Thätigkeit des Sprachorganes gewiß nicht ſeine ganze Fähigkeit bewähren wird, da hierzu nicht nur die Mitwirkung anderer Hülfsorgane, ſondern namentlich die Fähigkeit einer durch eigene Willenskraft auf das Sprachſtudium concentrirten Aufmerkſamkeit erheiſcht würde, welche nun ähnlich organiſirten Kindern gänzlich mangelt; ſo daß jeder in dieſer Richtung nach der gewöhnlichen Vorgangsmethode verſuchte Unterricht ohne Zweifel zu Reſultaten führen würde, die nicht nur außer allem Verhältniſſe mit der hierauf verwandten Mühe blieben, in woferne ſie nicht (was noch weit wahrſcheinlicher) etwa gar keinen andern Effect hervorbrächten, als dem Kinde Langeweile und Ekel für den Unterricht einzuflößen; des weit wichtigeren Umſtandes zu geſchweigen, daß auf dieſe Weiſe der natürlichen Unachtſamkeit des Kindes dadurch ſo zu ſagen eine negative Ausbildung gegeben wird, daß daſſelbe, im Falle man es zum Fleiße zwingt, leicht die ſchädliche Gewohnheit annimmt, trotz ſeiner mit einer verſtellten Aufmerkſamkeit auf das Buch gehefteten Blicke, ſeinen Geiſt mit ſeiner Organiſation zuſagenderen Gegenſtänden zu unterhalten, welche ihm, ſtatt Mühe zu koſten, Reiz und Vergnügen gewähren.

Nachdem wir dieſe wenigen Bemerkungen vorangeſchickt, glauben wir uns berechtigt, den unabſehbaren Vortheil anzuerkennen, den die Phrenologie dadurch gewährt, daß ſie der Erziehung Mittel an die Hand gibt, die vorzüglich ausgeſprochenen Anlagen, womit ſie ein Kind von der Natur begabt findet, gegen deſſen negative Eigenſchaften, die ſeiner geiſtigen Entwickelung im Wege ſtehen, ins Spiel zu bringen. — Da nun, um auf die erwähnte Theorie Gambale's zurückzukommen, eine ihrer Lehren darin beſtehet, bei den Kindern die Ausſprache oder Articulation der Worte gleichzeitig mit der Intonation der Laute auszubilden, ſo bietet uns die den Gegenſtand unſerer heutigen Unterſuchungen bildende Organiſation eine auffallende Gelegenheit, die Anwendbarkeit dieſer Theorie nachzuweiſen; da nämlich dieſe Organiſation neben einem mangelhaften Concentrations-Vermögen uns eine ſpecielle Combination von drei Geiſtesanlagen darbietet, nämlich jene der Organe des Tones, der Imitation und des Sprachſinnes, wovon jeder einzeln genommen ſchwre einer concentrirten Thätigkeit fähig wäre, während die gleichzeitige Erweckung der jedem der drei genannten, ſtark entwickelten Organe inwohnende Concentrationsfähigkeit dem Kinde gar keine Anſtrengung koſtet, ſobald nur einer dieſer Organe durch ſeine Befriedigung ein directes Vergnügen gewährt; wie es hier mit dem Organe der Muſik der Fall iſt, welchem ſich die Thätigkeit der beiden andern Hülfsorgane zur Hervorbringung dieſes Vergnügens willig zugeſellt.

Es iſt außer allem Zweifel, daß die ſpecielle Anwendung der Gambaliſchen Theorie in dem vorliegenden Falle wohl ungleich günſtigere und auffallend nützlichere Effecte hätte hervorbringen müſſen, als jede andere denkbare Erziehungsmethode, die man mit gewiſſenhafter Ausdauer hätte verſuchen mögen.

3. Aeußerung der affectiven Phaſe dieſes Charakters in der Kindheit.

Den Einfluß anbelangend, — um zu unſerem Gegenſtande zurückzukehren, — welchen die Affectivvermögen im Kindesalter ausüben, bietet uns die vorſtehende Gehirnorganiſation wenig Stoff zu detaillirten Bemerkungen, indem, wie wir dies ſpäter näher beleuchten werden, die ganze paſſionelle Region dieſes Kopfes im Vergleiche mit der intellectuellen ſehr wenig Ausdehnung und ſomit Thätigkeit beurkundet. Wir glauben daher nicht zu irren. wenn wir die Vermuthung ausſprechen, daß Hr. H., obwohl durch Lebhaftigkeit und Energie ſeines Naturelles, doch in ſeinem Kindesalter ſelten oder nie durch beſondere Aufwallungen ſeines Gemüthes, oder Anfälle von Heftigkeit charakteriſirt war. In dem Falle, als daher Hr. H. Brüder oder Schweſtern hatte, benahm er ſich liebreich gegen dieſelben, und zeigte wohl ſelten Anflüge von Neid oder Eiferſucht; in woferne ſeiner Imitation nicht böſe Beiſpiele in dieſer Beziehung vorſchwebten, welche ſo häufig die Erziehung der Kinder verfälſchen. Wie wir es öfters zu erwähnen Gelegenheit hatten, iſt nämlich das Organ der Imitation eben ſo ſehr einer Thätigkeit nach Innen, als nach Außen fähig; wiewohl erſtere in einem Falle, wo, wie hier, das Affectiv-Vermögen weit minder, als die Perceptivfacultäten entwickelt iſt, weniger wirkſam iſt. Wir beſchließen dieſe gedrängte Ueberſicht der Aeußerungen dieſes Charakters im Kindesalter mit der Bemerkung, daß dieſelbe flatterhafte Tendenz, welche die intellectuellen Manifeſtationen dieſer Gehirnorganiſation rückſichtlich der Studien charakteriſirte, in gleichem Maße ſeinem Belehrungsvermögen eigenthümlich war, welches lediglich in immerwährendem Wechſel Befriedigung finden konnte, und zwar in Erwägung der ſchwachen Kräfte ſeiner Secretivität und Concentration im Vereine mit dem dem ſanguiniſchen Temperamente anklebenden Hange zum Unbeſtande, ſo wie mit der der Imitation eigenen Spiegelwirkung; — eine Combination von Umſtänden, welche mit Beziehung einer mäßig entwickelten Combativität und Deſtructivität den Unterſchied erklären, welchen wir zu bezeichnen beabſichtigten, da wir dem Hrn. H. in jener Lebensepoche wohl ein lebhaftes und energiſches, jedoch jedem Ausbruche von Violenz fremdes Naturell zuſchrieben; — während ſeine Adhäſivitäts- und Benevolenz-Organe ſeine brüderliche Verträglichkeit verbürgen.

4. Aeußerungen der affectiven Phaſe dieſes Charakters im erſten Jünglingsalter. (15 Jahre.)

Nachdem wir in dem Vorſtehenden einen gedrängten Ueberblick der Aeußerungen ſowohl der affectiven als intellectuellen Region der in Rede ſtehenden Gehirnorganiſation im Kindesalter zu liefern bemüht geweſen, wollen wir unmittelbar zur näheren Prüfung der weiteren Phaſen ſchreiten, die dieſer Charakter der phrenologiſchen Diagnoſe in ſeinem gegenwärtigen Alter enthält; nachdem wir im Vorübergehen nur einen Augenblick bei jener, zwiſchen dem Knaben- und Jünglingsalter manifeſtirten Zwiſchenphaſe verweilt haben werden; da eben dieſe Lebensepoche (um das 13te Jahr) es iſt, die mit mächtigen, in dieſem Lebensalter ſo zu ſagen ihrem Embryo entſproſſenden Leidenſchaften ausgeſtattete Individualitäten über den Zweck ihres Daſeins aufklärt und ſie erkennen lehrt, daß ſie nicht zu einer abgeſchiedenen Exiſtenz geſchaffen ſind.

Dieſe für Andere ſo ereignißſchwangere Uebergangsperiode nun ſtrich an Hrn. H. ſo ruhig vorüber, daß ihm alle Gefühlsumwälzungen, alle jene von einer ſchmerzlichen Leere oder Melancholie gefolgten Exploſionen (wegen Mangel an Thätigkeit ſeines Approbativitätsorganes und animaliſchen Energie) wohl großentheils unbekannt blieben.

Hiermit wollen wir jedoch keineswegs bei Ihnen die Idee erwecken, daß ſein Naturell in Gefühlshinſicht kalt ſey, — denn Herzensgüte, Gefälligkeit und ſanftes Benehmen gegen Aeltern, Geſchwiſter und Freunde ermangelten ſicher nicht, ihm bei dieſen Perſonen eine aufrichtige Gegenneigung zu verdienen, ſo wie bei ihnen die Ueberzeugung zu begründen, daß er, wenn auch nicht einer auffallend warmen, doch gewiß einer recht innig gefühlten Affection fähig ſey; — eine Meinung, die wir auch nicht unterlaſſen können, — mit der einzigen Modification, daß ſeine Affection mehr ruhiger und ſanfter, als leidenſchaftlicher Natur iſt, — als eine völlig begründete zu beſtätigen.

Ein ganz gleiches Urtheil finden wir uns veranlaßt, in Beziehung auf die ambitiöſen Regungen des Hrn. H. in dieſer Lebensepoche auszuſprechen, für welche Letztere Alles das gelten kann, was wir betreffs der Expanſivität ſeiner Gefühle im Allgemeinen zu ſagen fanden.

Phrenologiſche Erklärung.

Die directe Quelle der Ambition iſt das Organ der Beifallsſucht. Jenes des Selbſtgefühles oder der Eigenliebe, ſo wie ſämmtliche Sitze der übrigen Leidenſchaften ſind nur Hülfsorgane. Weder das erſte, noch die letzteren finden ſich nun, wie wir wiſſen, in dieſer Gehirnorganiſation in bedeutendem Grade ausgeſprochen. — Wiewohl endlich die erſte Quelle der Imagination, nämlich das Idealitätsorgan bei Hrn. H. ſich eminent entwickelt zeigt, und ungeachtet wir der Expanſion eines großen Hoffnungsorganes ein in Erwägung des Mangels an Lebenserfahrung in der Jugend um ſo größeres Feld der Thätigkeit einräumen wollen, ſo bleiben wir dennoch bei unſerer Anſicht, daß die Imagination des Hrn. H. aus Mangel des Hebels innern Gefühlsdranges bei ihm wohl ſchwerlich jene goldene Zukunftsträume erweckte, die dieſes Alter anders organiſirten Individuen zum ſchönſten und bewegteſten ihres Lebens machen.

Wenn wir daher ausſprechen, daß er ſich froh, vertrauensvoll, zufrieden und glücklich fühle, ſo glauben wir ein hinlänglich treues Bild dieſer Lebensphaſe ſeiner innern Exiſtenz entworfen zu haben.

5. Aeußerung der intellectuellen Phaſe dieſes Charakters im erſten Jünglingsalter. (15 Jahre.)

Um das vorſtehende Bild zu vervollſtändigen, fügen wir die Bemerkung bei, daß die urſprüngliche Tendenz ſeines Naturells zum Unbeſtande ſich um dieſe Zeit zu äußern fortfuhr, und daß eines ſeiner größten Vergnügen auf der Befriedigung der inſtinktiven Anforderungen ſeines Localitäts-Organes beruhte, welche nicht bloß wegen des großen Volumens des ſpeciellen Organes, ſondern vorzüglich deßhalb ſich ſo mächtig zeigten, weil ſeine ganze übrige, ſowohl geiſtige als körperliche Verfaſſung die Manifeſtationsenergie des Localitätsbedürfniſſes merkwürdig begünſtigt, und zwar in einem ſolchen Grade, daß wir in der nachfolgenden nähern Analyſe ſeiner Intelligenz darthun zu können hoffen, daß genannte Facultät unter ſeinen übrigen Perceptiv-Organen eine überwiegende Rolle ſpielt.

Zweite pſychologiſche Digreſſion über die Attribute der Imagination.

Weder die Forſchungen der Metaphyſiker noch jene der Phrenologen haben bis jetzt ein hinreichendes Licht über die Natur jenes Seelenvermögens verbreitet, welches man Imagination nennt. Die Metaphyſiker, Vorläufer der Phrenologen, definirten dieſelbe als den Sinn für das Schöne, als einen Drang nach Vollkommenheit, und die phrenologiſche Theorie hat, auf ihrer gegenwärtigen Stufe von Ausbildung, jener Definition keine Erweiterung zu geben gewußt. die hinlänglich wäre, um jener das Verdienſt der ewigen Aufklärung, welche wir über dieſe Eigenſchaft der Seele beſitzen, ſtreitig zu machen. Dieſes unumwundene Bekenntniß jedoch kann uns nicht hindern, bei Gelegenheit unſerer heutigen Unterſuchung zu wiederholen, was wir an andern Orten ſo häufig zu bemerken uns veranlaßt fanden, daß nämlich die Attribute der von den Metaphyſikern Imagination, von den Phrenologen Idealität genannten Seeleneigenſchaft all' ihren mannigfaltigen Effecten nach, bisher überhaupt nur höchſt unvollſtändig erkannt zu ſeyn ſcheinen.

Unter den augenfälligſten geiſtigen Reſultaten, welche das Vorhandenſeyn eines ſtark ausgeſprochenen Organes dieſes Seelenvermögens begleiten, findet man ſolche, die eben ſo häufig den Beſitzer lächerlich als erhaben machen; da jedes dieſer beiden Extreme lediglich von einer ſpeciellen Aſſociation der Idealität mit andern Fähigkeiten derſelben Gehirnorganiſation abhängt, womit die Thätigkeit der erſtern in Verbindung tritt. So findet man, daß die Enthuſiaſten, die chimäriſchen Erbauer von Luftſchlöſſern, die Don Quixotte's und anderweitige Abarten von Organiſationen herrühren, wo eine ſtark entwickelte Idealität in ihren Manifeſtationen von der Thätigkeit kleinlicher Leidenſchaften als Eitelkeit, oder einzelner oder mehrerer verbündeter Affectionen, und außerdem von den Gefühlsäußerungen einer unbegränzten Hoffnung oder unüberlegter Ambitionen begleitet hervortritt, welche ſämmtliche Hülfsorgane, je nach ihrem einzelnen Vorwiegen, eben ſo viele ſtreng geſchiedene Gattungen von Imagination zu Tage fördern, während die Mitwirkung kräftigerer Triebe oder Leidenſchaften, wie z. B. heftiger Liebe oder großartigen Ehrgeizes, unterſtützt von energiſcher Thatkraft, unerſchütterlichem Selbſtvertrauen und kalter Ueberlegungs- und Berechnungskraft, der Idealität eine ganz beſondere Expanſivität verleiht, und noch den angeführten mächtigen Incitationskräften gemodelte Imaginationsäußerungen hervorbringt, wie jene waren, die unter den Dichtern einen Shakespeare, unter den Philoſophen einen Fourier charakteriſirten; während das Vorherrſchen ſubverſiver Leidenſchaften und finſterer Gefühle, wie z. B. Furcht, Aberglauben, die ſchreckensreiche Phantaſie eines Dante bezeichneten; ſo wie die Mitwirkung einer nicht vorwiegenden Reflectivität, nach beſonders mächtiger und hoher Gefühle, bei vorherrſchender Güte und ſybaritiſcher Weichlichkeit der Einbildungskraft eines Thomas Moore die zarten Schöpfungen ſeiner „Liebe der Engel“ und ſeines „Lalla Rookh“ einhauchte; — während der Geſammtreichthum aller Fähigkeiten und Gefühlsregungen den Schlüſſel zu jenen auffallenden Contraſten von ſchrecklich wilden und rührend weichen Conceptionen des großen Barden, Lord Byron, liefert, deſſen hohes Selbſtgefühl in Connexion mit einer unendlich großartigen Auffaſſung der äußeren Natur ihn antrieb, ſeine Bruderſchaft mit der Natur zu verkünden, und ſeiner Rieſenimagination einen „Childe Harold,“ dieſe Welt völlig neuer Schöpfungen entriß, in welcher die rührendſte Anſchauung der Trümmer des Alterthums mit den ſtolzeſten Ausbrüchen von Selbſtgefühl abwechſelnd ſich dem ſtaunenden Leſer enthüllt. Endlich iſt es auch noch die Idealität, welche unter ſpecieller Mitwirkung jener zwiſchen den Leidenſchaften und den Gefühlen das Mittel haltenden Seelenkraft des Harmonieſinnes, die außerordentlichen muſikaliſchen Inſpirationen eines Roſſini und Mozart, und endlich auch ſelbſt ohne den materiellen Beiſtand des äußeren Sinnes die Rieſenmuſik eines Beethoven hervorzubringen vermochte.

Dieß ſind einige der merkwürdigen Aeußerungen eines

Organes, welches ſich in der vorliegenden Gehirnorganiſation in einer ſeltenen Ausdehnung entwickelt findet.

So paradox es jedoch auch klingen mag, ſo ſtehe ich dennoch um ſo weniger an, hier zu erklären, daß ſämmtliche angeführte Aeußerungen der Idealität doch noch nicht die großartigſten und ſonderbarſten ſind, als wir verſchiedene Male in dem Falle waren, Ihnen noch weit außerordentlichere Phänomene zu entdecken, welche ſich uns als Folge einer mächtigen Ausbildung des Idealitätsorganes aufdrangen. Ich will hiemit ein Phänomen andeuten, das bisher noch von Niemanden vollſtändig erklärt, und nur von ſehr wenigen Leuten gefaßt worden, — aber ungeachtet deſſen noch eine eben ſo unwiderſprechliche Exiſtenz aufzuweiſen hat, als jene, deren ſich die alltäglichſten Vorfälle rühmen könnten; ich meine das Divinations- oder Intuitions-Vermögen.

Es wäre wohl eine mißverſtandene Affection von Seiten derer, die ſich mit dem Beſitze eines geſunden Menſchenverſtandes oder einer nüchternen Vernunft brüſten, wenn ſie in Abrede zu ſtellen verſuchten, daß ſehr häufig mit den Schätzen der erreichbaren Wiſſenſchaft, oder dem Schachte erworbener Kenntniſſe völlig unbekannte, ungebildete einfache Perſonen, auf eine ihnen ſelbſt ganz unbekannte Weiſe Wahrheiten höchſter Art verkündigen, Wahrheiten, deren ſtufenweiſe Herleitung nur die Frucht langer Jahre tiefſten Studiums hätten ſeyn können.

Derlei auffallende Phänomene nun bezeichnet man gewöhnlich mit dem Gemeinplatze „Genie-Blitze.“ Müßte jedoch ein ſolches Genie die Phänomene erklären, welche es zur Welt fördert, ſo könnte es dieß wohl höchſtens à posteriori, d. i., nachdem die Offenbarung bereits ſtattgefunden, bewerkſtelligen, — da ſolche Genies den gewöhnlichen, analytiſchen Hergang, den die wiſſenſchaftlichen Entdeckungen befolgen, verkehren, indem ihre unmittelbare, ſynthetiſche Anſchauung damit beginnt, womit jene endigen und eine Erklärung à posteriori erſt dem Reſultate à priori nachliefern; — wenn eine ſolche Erklärung überhaupt nachfolgt.

Aehnliche Phänomene jedoch werden erſt bemerkbar, wenn ſie ſich in einem großen Maßſtabe äußern, indeſſen jedoch ihre mindern Manifeſtationen wohl ungleich häufiger angetroffen werden, als man es glaubt, und nur deßhalb an denen, die davon Zeugen ſind, unerkannt vorübergehen, weil ihnen eine in unſeren zahlreichen phrenologiſchen Charakteranalyſen hundertmal unwiderſprechlich bewieſene Wahrheit fremd iſt, daß nämlich in einem eminenten Grade mit Inductions-Vermögen begabte Individuen dennoch ſehr häufig eine logiſche Verfolgung der Urſachen, d. i. Analyſe und Deduction erſt eintreten laſſen, nachdem ſie die Wirkungen mittelſt einer auf unmittelbarem Wege, alſo ſynthetiſch erlangten Anſchauung erfaßt hatten.

Unter den unzähligen, uns aus unſerer eigenen Erfahrung anzuführen möglichen, beſtätigenden Facten wollen wir nur Eines erwähnen, durch deſſen Enthüllung uns die Satisfaction zu Theil geworden, der Phrenologie bei einem ſehr ausgezeichneten Manne, der dieſes Syſtem bis dahin für ein hypothetiſches und chimäriſches angeſehen, Eingang zu verſchaffen; dieß iſt der Dr. G....i aus Cremona, über deſſen Gehirnorganiſation unſer demnächſt erſcheinendes Werk die wiſſenswertheſten Details enthält.

Uebrigens brauchen wir ja zur Bekräftigung des Geſagten bloß der Dichter und Seher aller Zeiten zu erwähnen, die durch den bloßen Aufflug ihrer Imagination, oder eine unmittelbare inſtinktive Syntheſe ihrer nicht überdachten Conceptionen (welche jedoch in ſpäterer Zeit vor dem Forum der Philoſophie ihre vollſte Beſtätigung fanden) plötzlich dieſelben Höhen erreichten, auf welche erſt jahrelange, mühevolle Studien die Philoſophie zu ſtellen vermochte; — oder um dieſe Digreſſion zu beendigen, das weit weniger transcendente Beiſpiel der Frauen im Allgemeinen anzuführen, welche nicht nur in phyſiſcher, ſondern auch in geiſtiger Beziehung von einer weit zarteren Beſchaffenheit und mit weniger Intelligenz, jedoch mit mehr Inſtinkten als die Männer begabt ſind, und wenn ſie ihre Einbildungskraft auch nicht durch auffallende rationelle Phänomene äußern, doch wenigſtens fortwährend eine inſtinktive Intuitionsgabe kund geben, die, ſo gering man ſie auch zuweilen anſchlägt, dennoch ſich ſehr oft weit zuverläſſiger bewährt, als die verwickelten Vernunftmanipulationen, womit ſich ihre Männer oder Väter in entſchieden ſchwierigen Fällen fruchtlos quälen.

All' dem Vorangeſchickten fügen wir nun bloß noch Eine Bemerkung hinzu, nämlich daß, wiewohl die intime Weſenheit ſolcher Intuitionen unerklärlich geblieben, doch wenigſtens mit Hülfe der Phrenologie entzifferte Thatſachen es ſo zu ſagen evident dargethan, daß einerſeits es eine reflective Imagination iſt, welche die männlichen Intuitionen hervorbringt, andererſeits aber es ein imaginativer Inſtinkt iſt, dem man jenes weibliche Hellſehen zuſchreiben muß; und daher die in den beſchränkten Theorien eines Pſeudopoſitivismus befangenen beſſer thäten, derlei Phänomene (die, wenn ihre völlige rationelle Erklärung auch noch ein desideratum iſt) dennoch deßhalb keine minder ſubſtanzielle Exiſtenz haben — zum Gegenſtande einer unbefangenen Forſchung, ſtatt eines ſeichten, unphiloſophiſchen Spottes zu machen. Ohne endlich der Phrenologie eine größere Macht zuzuſchreiben, als ſie wirklich beſitzt, glauben wir dreiſt behaupten zu können, daß ſie factiſch jene beſitzt, in ſehr häufigen Fällen das Vorhandenſeyn eines intuitiven Vermögens in einem Individuum zu erkennen, wie wir dieß in vielen Fällen unwiderleglich darzuthun ſo glücklich waren.

Dieſe etwas lange Abſchweifung glaubten wir uns um ſo mehr erlauben zu dürfen, als wir ihnen in der nachfolgenden Fortſetzung unſerer heutigen Unterſuchung darthun zu können hoffen, daß es die Idealität iſt, welche das im Charakter des Hrn. H. vorherrſchende geiſtige Vermögen iſt.

6. Aeußerungen der intellectuellen Phaſe dieſes Charakters im gegenwärtigen Alter.

Nach Allem, was wir in den vorſtehenden Zeilen über die verſchiedenen Reſultate geſagt, welche die Imagination hervorbringt, werden Sie wohl einſehen, daß eine genaue Ausmittlung des Charakters, welcher der Imagination des Hrn. H. eigen iſt, eine mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit und Urtheilskraft in Anſpruch nimmt. Die Eingangs erwähnte Organographie zeigt uns das Idealitätsorgan außer mit vorherrſchenden intellectuellen Kräften, noch beſonders mit einem ſtark entwickelten Hoffnungsorgane in Verbindung, welch' letzteres jedoch keine weſentliche Unterſtützung in den weit ſchwächer entwickelten Inſtinktsorganen findet.

Der Hauptgegenſtand der nachfolgenden Analyſe wird demnach ſeyn, den wechſelſeitigen Einfluß der Idealität und aller übrigen Seelenkräfte dieſer Organiſation nach dem genauen Verhältniſſe ihrer Mitwirkung auszumitteln. Denn wollten wir hierin bloß den Einfluß der inſtructiven Region berückſichtigen, ſo würde unſer Geſammturtheil wohl eben ſo ſehr der Richtigkeit als jener Details entbehren, welche wir auszumitteln hoffen. Der Betrachtung dieſes materiellen Einfluſſes kommt alſo die noch weit wichtigere Erwägung des Einfluſſes der intellectuellen Region beizufügen, in Beziehung auf welche letztere ſodann nicht bloß die dem Volumen der betreffenden Organe, ſondern auch ihre dem gegenwärtigen Lebensalter zukommende Thätigkeit oder Excitabilität zu berückſichtigen kömmt; während, betreffs der paſſionellen oder inſtinktiven Region, jene ganz ſicher auch in einigen bloß mittelmäßig entwickelten Organen, wegen des incitirenden Einfluſſes anderer ſtärker entwickelter, — ſtatthabende Thätigkeit nicht außer Acht zu laſſen iſt; namentlich aber der Unterſchied in Anſchlag gebracht zu werden hat, welcher zwiſchen einer durch Willensanſtrengung erzeugten und der einer lebhaften Senſation inſtinktmäßig inwohnenden müheloſen Concentration beſteht.

Von dieſen vielſeitigen Reflectionen ausgehend, werden wir nun bald ſehen, daß der zwiſchen den Gefühlen des Hrn. H. und ſeiner Idealität ſtattfindende wechſelſeitige Einfluß, welcher eine Gattung ſentimentaler Imagination erzeugt, um einige Grade größer iſt, als man es bei einer erſten Beurtheilung ſeiner Affectivorgane nach ihrem bloßen Volumen glauben ſollte; anderntheils jedoch eben ſo, daß der größere Impuls, den das Hoffnungsorgan den Aeußerungen der Imagination anſcheinbar verleihen ſollte, ſich wegen Mangels an Unterſtützung von Seiten der Energie-Organe wieder weſentlich geringer oder negativer bewährt, woraus als letztes Reſultat das pſychologiſche Factum entſpringen muß, daß die Imagination des Hrn. H. ihn fähig macht, die goldnen Viſionen der Ambition von allen Stacheln der Enttäuſchungsfähigkeit befreit zu genießen. Endlich hoffen wir eben ſo genügend darthun zu können, daß der höchſte Aufſchwung ſeiner Imagination faſt ausſchließlich auf intellectuellen Elementen beruht, und wenn er je in zweiter Inſtanz den geringen inſtinktiven Reichthum, den er beſitzt, gelten machen wollte, er dieß lediglich vermittelſt ſeiner intellectuellen Kräfte zu bewerkſtelligen vermag.

Phrenologiſche Rechtfertigung der vorſtehenden Diagnoſe.

Wir haben bereits früher darauf aufmerkſam gemacht, daß, obſchon die reflectiven Kräfte ſich in dieſer Organiſation ſo mächtig entwickelt zeigen, ihre Manifeſtationen dennoch, wegen des mobilen Temperamentes, wegen des Mangels an Concentration, und noch aus mehreren andern Gründen im gegenwärtigen Alter des Hrn. H. wohl in keinem Verhältniß zu ihrem Volumen ſtehen können.

Obwohl es einer der allgemein angenommenen phrenologiſchen Grundſätze iſt, daß die verſchiedenen Seelenvermögen eine dem Verhältniſſe ihres Volumens angemeſſene gemeinſchaftliche Thätigkeit entwickeln, ſo glauben wir nichts deſto weniger eben in dem vorliegenden ſpeciellen Falle es klar darthun zu können, daß dieſes in vielen Fällen anwendbare Axiom dennoch von den Phrenologen noch nicht die nöthige Ausdehnung erhalten habe; da eine philoſophiſchere Betrachtung zu der Erkenntniß führen muß, daß (wie der vorliegende Fall es einleuchtend bekräftigt) die verſchiedenen Facultäten vielmehr in wechſelſeitigen Verband und gemeinthätige Function treten, nach Maß der zwiſchen ihnen beſtehenden ſpeciellen Sympathie, oder phyſiologiſch geſprochen, nach Maß der zwiſchen den verſchiedenen Cerebralorganen ſtattfindenden Idioſynkraſie.

Der gegenwärtige Fall bietet Ihnen zugleich mehr als irgend ein anderer Gelegenheit, das ſo oft von uns ausgeſprochene Axiom zu würdigen, daß, trotz der anſcheinbar größten Charakter-Aehnlichkeit von zwei Individuen, dennoch ausnahmslos ſcharfe Unterſcheidungslinien zwiſchen denſelben beſtehen. So könnten Sie z. B. ſehr leicht im vorliegenden Falle, eingedenk deſſen, was wir über das Intuitions-Vermögen vorausſchickten, ſich etwa zu der Vermuthung hinneigen, daß die Idealität des Hrn. H. ſeine reflectiven Kräfte in einem Grade zu unterſtützen fähig ſeyn könnte, daß daraus einige jener Aufflüge des Genies entſprängen, deren wir weiter oben erwähnten. Und dennoch können wir ein ſolches aus der Aſſociation einer großen Idealität mit großer Reflectivität entſpringendes Reſultat für Hrn. H. nicht gelten laſſen, und zwar, weil das Temperament, Alter, die Gehirnorganiſation im Allgemeinen ſowohl, als das ſpecielle Verhältniß der einzelnen Organe zur nothwendigen Folge haben, daß in ſeiner gegenwärtigen Lebensepoche ſeine Idealität eine weit größere Affinität mit jenen Facultäten haben muß, welche wir als ſchon in ſeiner früheſten Jugend beſonders energiſch wirkend geſchildert, nämlich mit ſeinen perceptiven Facultäten oder ſeinem Beobachtungsvermögen.

Was nun aber überdieß die Schwierigkeiten vermehrt, welche die Reflectivität des Hrn. H. hat, mit ſeiner Idealität in einen Affinitäts-Verband zu treten (wenn ſich dieſe Schwierigkeit auch eben nicht in den gewöhnlichen Gelegenheiten äußert), iſt einerſeits der Mangel an Circumſpection und Secretivität, anderſeits die nicht hinlängliche Entwickelung ſeines Merveilloſitätsorganes.

Ich habe Sie nämlich bereits zu wiederholtenmalen darauf aufmerkſam gemacht, daß die Funktion der Cauſalität in der intellectuellen Sphäre, jener der Circumſpection in der affectiven analog iſt; ſo daß letztgenanntes Organ, wofern es ſich ſtark ausgeſprochen zeigt, durch ſein functionelles Anſchließen an die Cauſalität den Drang der letztern die Urſachen jedes Phänomens zu ergründen, vermehrt. Deßgleichen übt die Secretivität, wenn auch in minderem Grade, doch noch immer einen bedeutenden Einfluß auf die Aeußerungen des reflectiven Vermögens der Cauſalität, indem ſie die zur Vermehrung dieſer letztern nöthige Willensanſtrengung durch den Zügel, den ſie den impulſiven Senſationen auferlegt, erleichtert. Ganz vorzüglich jedoch würde, wie geſagt, in einer Gehirnorganiſation, wie die vorliegende, ein wohl entwickeltes Merveilloſitätsorgan einen fördernden Einfluß auf die Function der Cauſalität dadurch nehmen, daß es damit ausgeſtattete Individuen empfänglich macht, für die der Intelligenz durch die äußere Natur zu gläubiger und ſtaunender Betrachtung hingeſtellten außerordentlichen oder fälſchlich mit dem Ausdrucke „übernatürlich“ bezeichneten Phänomene; durch welche Gemüthsſtimmung die Cauſalität natürlich ſich nur um ſo mehr zum Erforſchen ihres Urgrundes und ihrer Geneſis angeregt finden würde.

Da nun aber die vorliegende Gehirnorganiſation der erwähnten Combination ermangelt, ſo finden die Phänomene einer abſtracten Philoſophie in ihr einerſeits kein gläubiges Entgegenkommen, während ſie andrerſeits dennoch auch gerade keine ſkeptiſche Zurückweiſung erfahren, welche dann wohl ſtattfinden müßte, wenn die reflectiven Organe eine ihrem Volumen proportionirte Thätigkeit zu äußern vermöchten. Dagegen aber müſſen alle großen Phänomene materieller Art, die geeignet ſind, die äußern Sinne und die Perceptivorgane zu frappiren, in der Idealität des Hrn. H. einen unausſprechlichen Eindruck inſtinktiven Hochgenuſſes hervorbringen. Mit allen Hochgenüſſen dieſer Art jedoch wird er, bei ſchärfer Selbſtprüfung, nie die mindeſte Regung von Erſtaunen, oder Extaſe untermiſcht finden; da es lediglich die überlegungsloſen Perceptiv-Facultäten ſind, die ein Motiv der Excitation finden, welche die Idealität ſodann zu jenem Grade ſteigert, den man Imagination zu nennen pflegt; eine Imagination jedoch, welche die Quelle ihrer Genüſſe mit einer heitern Ruhe, und frei von jedem ekſtatiſchen Aufſchwunge betrachtet, der nur bei einem Individuum Statt ſinden könnte, bei dem ſich mit einer, von der perceptiv-imaginativen herrührenden Genußfähigkeit auch noch jene Senſation verbände, die aus einer vereinten Thätigkeit der inſtinktiven Gläubigkeit des Merveilloſitätsorganes mit einem reflectiven Kraftaufwande, dem Grunde des Hochgenuſſes nachzuſpüren, entſpringt.

Hierdurch mögen Sie ſich jedoch keineswegs zu dem Schluſſe verleiten laſſen, als ob die Reflectivität des Hrn. H. völlig brach läge, ſondern bloß, daß ſie ſeiner impulſiven oder perceptiv-inſtinktiven Imagination dermaßen untergeordnet und ſo ſchwach von Willenskraft unterſtützt iſt, daß ſie für nicht viel mehr, als eine mit dem perceptiven Imaginationsvermögen ſecundär mitwirkende Facultät anzuſehen iſt, welche die impulſiv zu Tage gedrungenen Imaginationsäußerungen unterſtützt, das Bewußtſeyn des Hrn. H. von der Thätigkeit dieſer letztern unterrichtet, und ihm die Fähigkeit verleiht, ſich derſelben in ſpäterer Zeit zu erinnern, ohne ihm jedoch auch nur die mindeſte Macht zu ertheilen, dieſe Imagination in ihren viſionären Flügen zu dirigiren, ſo daß man ſagen kann, daß er eigentlich ſeine Imagination weniger beſitzt, als er von ihr beſeſſen iſt, und ſomit die mittelſt dieſer inſtinktiven oder paſſiven Eigenſchaft von ihm hervorgebrachten Schöpfungen vielleicht nicht immer ſelbſt zu analyſiren oder zu erklären vermöchte.

Um dieſe eben ſo feine, als verwickelte und wohl ſehr abſtract ſcheinende Induction in ein entſcheidendes und populäres Factum zu überſetzen, erklären wir hiemit, daß die Einbildungskraft des Hrn. H. ihre größten Hochgenüſſe in der Betrachtung der äußern Natur findet, welche ſowohl in die Schaale unſers Planetenkernes, als die Myriaden entfernter Welten, die das nächtliche Firmament durchfunkeln, umfaßt; — daß mit dem ſolchergeſtalt empfundenen inſtinktiven Imaginationsgenuſſe ſich der Einfluß ſeiner reflectiven Kräfte dadurch kund thut, daß ſie eben hinreichen, ihm zu geſtatten, den Vergleich ſeiner gegenwärtigen Senſation mit früher erlebten zu machen; während ſie jedoch nicht thätig genug ſind, um in ihm das Bedürfniß nach Aufſpürung der Urſachen deſſen, was er ſieht und fühlt, zu erwecken.

Unter den von ihm in frühern Zeiten erlebten Senſationen können wir z. B. die von ihm eingeſogenen religiöſen Eindrücke anführen, deren Andenken wohl in ſeinen Dichterträumen neu erweckt wird, ohne ihn jedoch anzuſpornen, die Hand des

Schöpfers im Kleide der Blumen zu erkennen, dieſe Blumen im Geiſte zu vertauſendfachen, und ſo ſich ein Paradies zu bauen.

Oder wenn er in nächtlicher Stunde das ſternbeſäete Himmelszelt mit Luſt betrachtet, wird in ihm wohl kaum der Drang lebendig werden, der Urgrund der Exiſtenz der leuchtenden Globen mit mathematiſcher Analyſe zu verfolgen; ſondern er wird ſie hinnehmen, wie ſie vor ſeinem Blicke glänzen, und damit höchſtens ſeine mit der Muttermilch eingeſogenen religiöſen Begriffe dergeſtalt verbinden, daß ihr Anblick ihm zum ſinnlichen Vorgeſchmacke jenes beſſern Lebens wird, das eine religiöſe Erziehung ihn glauben lehrte, und ſein Hoffnungsorgan ihn unbedingt zu anticipiren zwingt. Wie geſagt, es wirkt unter allen äußern Excitationsmitteln für ſeine Imagination unbezweifelt eine geſtirnte Nacht am mächtigſten auf ſie, weil überdies das Sternenheer beſonders ein Idealitätsorgan erregen muß, das ganz vorzüglich in Verbindung mit dem Localitätsorgan thätig iſt; — da letzteres im Sternenfelde Myriaden unbegriffener Wege träumen kann; — während einem ſo eigenthümlich beſchaffenen Localitätsgefühle auf der Erdoberfläche durch die Handgreiflichkeit der geſchehenen Gegenſtände eine allzuleichte Befriedigung zu Theil würde.

Dieſer bei Hrn. H. direct von einer ſpeciellen Affinität der Idealität und Localität in der vorliegenden Gehirnorganiſation reſultirende Effect findet überdies Unterſtützung in der conſenſuellen Function ſeiner religiöſen Facultäten, nämlich ſeiner Venerations- und Hoffnungs-Organe, und kann um ſo ungehinderter ſich äußern, wegen eines Mangels an Gegenexcitation in jenen Organen, deren Funktionen bloß weltlicher Natur ſind, nämlich jenen der Affectionen, der Ambition und dergleichen.

Demzufolge wird Hr. H. wohl ſelbſt einräumen, daß, obwohl er ſtets einen lebhaften Genuß in Betrachtung was immer für einer irdiſchen Schönheit empfindet, ſeine Inſpiration dennoch ſich ſtets um ſo höher ſteigert, je tiefer er ſich in den Anblick verſenkt, den die Nachtzeit ſeinen Augen enthüllt, wobei jedoch, wie ich abſichtlich wiederhole, gar keine Gattung von Myſticismus ins Spiel kommt, da ſeine Imagination ſich die Geheimniſſe des Nachtgebietes auf ihre Art deutet, und in dieſer Beziehung ſeine Reflectivität ihn durchaus nicht drängt, mittelſt tiefer Forſchungen zu ihrem letzten Verſtändniſſe zu gelangen.

Mittelſt des bisher Geſagten glauben wir hinlänglich ſcharf die Reſultate bezeichnet zu haben, deren die Idealität des Hrn. H. fähig iſt, und wir wollen nun nur noch einige Facten beifügen, deren Ausmittelung der Phrenologie Unkundigen übernatürlich ſcheinen könnte, während ſie für uns von durchaus keiner Schwierigkeit iſt, da dieſe Facten aus einer functionellen Combination ſeiner Philogenitur und Approbativitätsorgane mit der ihrer Weſenheit nach oben genau ſpecificirten Imagination entſpringt.

7. Aeußerung der affectiven Phaſe dieſes Charakters im gegenwärtigen Alter.

Die Kinderliebe ſpielt im Charakter des Hrn. H. eine Hauptrolle, wie denn auch ihr Organ unter allen Organen der inſtinktiven Region augenfällig das am ſtärkſten entwickelte iſt, ſo daß wir uns der Vermuthung nicht entſchlagen können, daß ihm in ſeinen Dichterträumen wohl öfter die aller abſtracteſten Ideen betreffs des dieſen theuern Geſchöpfen aufbehaltenen Geſchickes vorgeſchwebt haben mußten; wie es denn überhaupt eine ſeiner Lieblingsviſionen ſeyn muß, ſich den Himmel mit dieſen unſchuldigen Weſen zu bevölkern, die für ihn das ſchönſte Symbol einer verklärten Menſchheit ſind.

Ebenſo glauben wir mit ziemlicher Sicherheit behaupten zu können, daß, abgeſehen von jedem Einfluß ſeiner allgemeinen Benevolenz, lediglich kraft einer Aſſociation ſeiner Kinderliebe mit ſeiner Adhäſivität und ſeinen religiöſen Gefühlen, die Frauen, zu welchen er ſich doch ſonſt durch keine beſondere phyſiſche Leidenſchaft angezogen fühlt, — ein Gegenſtand des Cultus ſeiner Poeſien ſeyn könnten, und uns z. B. das Geſtändniß ſeinerſeits keinen Augenblick überraſchen würde, daß unter allen bildlichen Darſtellungen des Heilandes jene Bilder, welche die Madonna mit ihrem Kinde darſtellen, den tiefſten Eindruck auf ihn machen.

Dieſen nämlichen Inductionsweg weiter verfolgend, können wir wohl poſitiv behaupten, daß Hr. H. die Frauen ſtets mit poetiſchen Augen anſieht, und die Senſualität das ſchwächſte der Bande iſt, die ihn an ſie knüpfen, während eine Mutter jeden Alters ihm Ehrfurcht einflößt, vorzüglich jedoch eine jugendliche einen ganz eigenthümlichen moraliſchen Effect auf ihn hervorbringt; — ſo wie endlich, daß trotz ſeiner lebhaften Gefühle der Dankbarkeit und Pflicht, nichts deſtoweniger die für ſeinen Vater genährte Liebe kein Schatten im Vergleich zu jener zu nennen iſt, die ſeine Bruſt für ſeine Mutter fühlt.

Ungeachtet ſeiner Eingangs erwähnten allgemeinen Tendenz zur Unbeſtändigkeit, ſowie ſeiner ſchwachen directen oder phyſiſchen Neigung für das weibliche Geſchlecht fühlt er für daſſelbe ein ſanftes, aber deßhalb nicht weniger mächtiges Wohlwollen, ſo daß, wiewohl ein häuslicher Kreis ſich ihm bisher noch nicht als ein unerläßliches Bedürfniß aufdringt, dennoch in ihm ſeine Affectionen die innigſte Glückſeligkeit erfahren würden, die ſie zu empfinden fähig ſind.

Dieſe letzte Induction mag dienen, die an einer frühern Stelle ausgeſprochene Behauptung zu rechtfertigen, daß nämlich ſeine Affectionsorgane, in ihrer Geſammtwirkung betrachtet, eine größere Thätigkeit bewähren würden, als man ihnen bei einer erſten flüchtigen Beobachtung ihres Volumens zutrauen würde.

Deßgleichen entſinnen wir uns eines gleich zu Anfang ausgeſprochenen Urtheiles, welches ein Paradox in ſich zu ſchließen ſcheinen könnte, da wir nämlich behaupteten, daß Hr. H. wohl für die Freuden der Ambition empfänglich, durchaus aber nicht den ſo häufig ihr Geleite bildenden Kränkungen ausgeſetzt ſey. Hiemit war von uns nichts anderes gemeint, als daß Hrn. H's. Geiſt, vermöge der in ihm vorherrſchenden Facultäten, d. i. Idealität und Hoffnung, ſtets eine ſtark ausgeſprochene Tendenz habe, ſich mit der Zukunft zu beſchäftigen, während die directe Quelle der eigentlichen Ambition, nämlich das Approbativitäts-Organ, unterſtützt von den Organen animaliſcher Energie, ſich bei ihm verhältnißmäßig zu ſchwach entwickelt findet, um die Manifeſtationen ambitiöſer Impulſionen in Form von einer Leidenſchaft zuzulaſſen.

Jene Inſtinkte oder Leidenſchaften, welche in der Mehrzahl der Fälle die Baſe der Ambition bilden, haben in dieſer Gehirnorganiſation im Vergleiche mit der Imagination einen völlig ſecundären Einfluß, und der einzige, den ſie noch etwa auf Erzeugung der Ambition ausüben könnten, findet höchſtens dann ſtatt, wenn dieſelben ſich in zweiter Inſtanz excitirt, und von dem der Idealität und der Hoffnung inhärenten, energiſchen Aufſchwunge hingeriſſen finden.

Phrenologiſche Erklärung.

Die erſte Quelle jeder ſchmerzlichen Senſation iſt in der affectiven Region aufzuſuchen. Die intellectuelle Verfaſſung iſt weiter nichts, als das Mittel, wodurch der Menſch die Exiſtenz und zuweilen die Urſache ſeines Schmerzes erkennt. Nun ſteht aber bei allen ehrgeizigen Charakteren der Schmerz, den eine Enttäuſchung ihrer Plane hervorbringen kann, nicht ſo ſehr in directem Verhältniſſe zu ihrer Empfänglichkeit für Freude, oder zu ihrer Genußfähigkeit im Falle des Gelingens, als wohl vielmehr zu der Ausdehnung und der Intenſität ihrer Wünſche. Dieſe letzteren ſind bei den ambitioſen Naturells doppelter Art; ſie theilen ſich in den inſtinktiven, und in den imaginären oder intellectuellen Drang. Der Grad des Schmerzes oder Verdruſſes über eine Enttäuſchung rührt von dem affectiven Vermögen, d. i. von der Approbativität oder Selbſtſchätzung und dergleichen her, indeſſen die Hoffnung, Idealität und die intellectuellen Fähigkeiten keinem directen Schmerze zugänglich, wohl aber in Folge ihrer Excitation für die lebhafteſten Hochgenüſſe empfänglich ſind.

Bei Hrn. H. ſind nun die beiden letzterwähnten Organe bei Weitem die thätigſten, während ſeine affectiven Fähigkeiten höchſtens vorübergehend zu einer Erhöhung der Freudeſenſation jener erſtern beitragen. Ueberdies beſitzt er weder viele Merveilloſität, noch Circumſpection, ſo daß alſo der volle Flug ſeiner Idealität und Hoffnung ein um ſo freieres Feld findet. Anderſeits fehlt es der paſſionellen Region ſeiner Organiſation nicht allein an den größeren Affectivorganen inhärenten, ſondern auch an der von dem ſpeciellen Organe herrührenden Concentration; während die Idealität und Hoffnung nebſt ihren Auxiliar-Organen mächtig ſowohl vermöge ihres ſpeciellen Volumens, als durch ihre congeniale Aſſociation, das ganze ihnen inhärente Concentrations-Vermögen in ſolchem Grade zu entwickeln fähig ſind, daß ſie alle ihrer Function anklebenden Genüſſe erſchöpfen können, ohne je jener Enttäuſchungsmöglichkeit zu unterliegen, die nur von einer größern Thätigkeit einer empfindlichern affectiven Region herrühren könnte, von welcher die weſentlichen Functionen der Idealität und Hoffnung durchaus unabhängig ſind.

Aus dieſen Reflectionen geht nach unſerem Dafürhalten zur Genüge hervor, daß Hr. H. nicht ſelten ſich ſchönen Luftſchlöſſern und goldenen Viſionen ohne alle Ahnung der möglichen Enttäuſchung überlaſſen dürfte, und er ſelbſt bei Begegnung von Schwierigkeiten ſelbe geringer anſchlägt, als ſie es verdienen, indem er ſie im Meere ſeines expanſiven Geiſtes ertränkt.

8. Prognoſe oder künftig zu gewärtigende Reſultate dieſer Gehirnorganiſation.

Hinſichtlich der völligen Entwickelung dieſes Charakters in den zukünftigen Phaſen eines ſpätern Alters haben wir nur einige wenige Bemerkungen beizufügen.

Da heftige Leidenſchaften, welche mit dem Laufe der Jahre mehr oder minder den Geiſt der meiſten Menſchen aufreiben, ſich in dieſer Organiſation nicht begründet finden, ſo können wir ohne Bedenken die Meinung ausſprechen, daß Hr. H. die ſpätern Phaſen ſeines Lebens mit derſelben Gemüthsheiterkeit und einer noch größern Ruhe zurücklegen wird, als ihn bisher charakteriſirten. Das lymphatiſche Temperament, welches bereits ſich in ſeiner körperlichen Organiſation zu etabliren beginnt, wird überhand nehmen, und dermaßen vorwiegend werden, daß wir ihm ganz zuverſichtlich einen gänzlichen Uebergang ſeines dermaligen Temperaments in ein ſanguiniſch-lymphatiſches vorausſagen können; — ein körperlicher Zuſtand, welcher mit ſeiner geiſtigen Verfaſſung auf das Glücklichſte harmonirt, und ſomit die natürliche ruhige Dispoſition ſeines Charakters in beſten Einklang mit der Ruhe bringen wird, die in ſpätern Jahren ſein Körper erheiſchen wird.

Mit vorſchreitendem Alter werden ſeine ſchon von Natur aus ziemlich ausgeſprochenen religiöſen und moraliſchen Tendenzen an Thätigkeit zunehmen, um ſo mehr, als ſeine Reflectivität, obwohl an und für ſich, wie wir bereits wiederholt bemerkt, mächtig entwickelt, dennoch kaum einen viel größern Einfluß als bisher manifeſtiren, nämlich ſeinen imaginativen und moraliſchen Tendenzen ſtets untergeordnet bleiben wird. Wenn auch das reifere Alter ſie mehr entwickelt, ſo wird ſie, anſtatt in Folge unbefriedigter Forſchungen ſeinem Geiſte eine ſceptiſche Richtung zu geben, vielmehr dazu beitragen, daß Hr. H. mit neuem Eifer ſeine von Jugend auf eingeſogenen religiöſen und moraliſchen Principien aufrecht zu erhalten und zu befeſtigen trachten wird; ſo daß wir keinen Anſtand nehmen, vorherzuſagen, daß gegen die Neige ſeines Lebens hin religiöſe Discuſſionen ihn lebhaft intereſſiren werden, und er denſelben, im Fall es nöthig ſeyn würde, den Beiſtand ſeiner Feder aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht wird verſagen wollen. Dieſe Induction beruht auf dem Vorherrſchen ſeiner Benevolenz, welche eher in Aſſociation mit ſeinen religiöſen und moraliſchen Facultäten (Conſciencioſität und Veneration) als mit ſeinen nicht vorwiegenden individuellen Affectionen ihre Thätigkeit manifeſtiren wird.

Jedoch wird weder Bigotterie noch Intoleranz ihm je können zur Laſt gelegt werden, da dieſe Abnormitäten eſſentiell unverträglich ſind mit jeder moraliſchen Organiſation, in welcher Benevolenz und Conſciencioſität die vorherrſchenden Beſtandtheile ſind.

9. Allgemeiner Ueberblick in Bezug auf die Anwendbarkeit dieſes Charakters auf das wirkliche Leben.

In affectiver Beziehung.

Sie werden im Laufe dieſer Vorleſung bereits bemerkt haben, daß wir dieſem Charakter durchaus keine viciöſe Tendenz zuſprechen konnten, ebenſowenig als wir Gelegenheit fanden, auf das Vorhandenſeyn ſogenannter Tugenden in demſelben aufmerkſam zu machen; da, was man im gemeinen Sprachgebrauche Tugend zu nennen pflegt, vornämlich in einem Kampfe und Siege der höhern Seeleneigenſchaften über die niedern beruht.

Nun aber hat unſere detaillirte Unterſuchung dargethan, daß die egoiſtiſchen Triebe in dieſer Gehirnorganiſation ſehr mäßig entwickelt ſind und folglich die höhern Facultäten ſich meiſtentheils ohne allen Kampf mit antagoniſtiſchen Organen geltend machen können. Hr. H. iſt demnach unfähig, irgend einen Menſchen vorſätzlich zu kränken, und ſeine natürliche Güte und Sanftmuth iſt ſo groß, daß er dies auch ſelbſt, ohne es zu wollen, kaum je thun wird. Die Argloſigkeit ſeines Naturelles läßt aus Mangel an leidenſchaftlicher Erregbarkeit wohl nur ſelten nachtheilige Aufwallungen zu, wenn wir auch nicht unbedingt in Abrede ſtellen wollen, daß in Gelegenheiten einer außergewöhnlichen Excitation von Außen ſeine energiſchen Organe vorübergehend eine ſeinem Temperamente entſprechende, außergewöhnliche Heftigkeit äußern können; eine Bemerkung, die auch auf gelegenheitliche Anwandlungen von Melancholie gelten kann.

Die vorerwähnte allgemeine Sorgloſigkeit ſeines Gemüthes könnte jedoch in manchen Fällen für ihn ſelbſt die nachtheiligſten Folgen haben, da das Gefühl der Benevolenz, welches ihn hauptſächlich an ſeine Nebenmenſchen bindet, leicht ein blindes unkluges Vertrauen in ſie bei ihm erwecken könnte. Denn ohne einerſeits gerade für Schmeicheleien ſehr empfänglich zu ſeyn, noch anderſeits Gefahr zu laufen, ein Opfer der Hinterliſt ränkeſüchtiger Perſonen zu werden, könnte Hr. H. dennoch ſehr leicht ein Opfer des unbedingten Zutrauens werden, welches ſympathetiſche Leute ihm unwiderſtehlich einflößen; da er ſelbſt in Fällen, wo ſeine Vernunft ihm das Gegentheil anräth, nicht genug Charakterſtärke beſitzt, der Ueberredung Anderer zu widerſtehen.

In intellectueller Beziehung.

Hrn. H's. Intelligenz hat noch in keiner Beziehung ihre gehörige Stufe erreicht. Er iſt in eminentem Grade Dichter nach ſeiner intellectuellen Seite; aber er iſt unfähig, aus den poetiſchen Studien Anderer einen ſeiner Faſſungskraft proportionirten Nutzen zu ſchöpfen; — ſo daß, obſchon ſeine eigenen Inſpirationen wohl ohne allen Zweifel das lebhafteſte Intereſſe einzuflößen geeignet ſind, man darin wohl kaum mehr, als das Siegel des natürlichen Genies gewahren wird.

Wie geſagt jedoch, ungeachtet ſeine Organiſation ihn nicht eignet, fremde Vorbilder zu ſtudiren, ſo erſchöpften ſeine eigenen Inſpirationen ſich nur in Behandlung der äußern Natur, die für ihn ein unerſchöpflich reicher Schacht iſt.

Eben ſo iſt er in ganz ausgezeichnetem Grade fähig, allgemeine Bilder des täglich Erlebten zu unterwerfen, in welchen man jedoch jede philoſophiſche Digreſſion ſowohl, als moraliſche oder wiſſenſchaftliche Beleuchtung der erzählten Begebenheiten vermiſſen dürfte, ſo wie man ſeinen Styl mehr brillant als energiſch oder geordnet finden wird, ſowohl in Bezug auf die darin enthaltenen phyſiſchen Details, als in Bezug auf eine ſtrenge logiſche Verkettung.

Wir können jedoch bei Gelegenheit dieſer gedrängten Ueberſicht dieſes ganzen Charakters Ihnen nicht lebhaft genug wiederholen, daß Sie bei einer Beurtheilung ſeiner allgemeinen Anwendung ſich durchaus nicht beſchränken dürfen, ſeine einzelnen Reſultate oder partiellen Phaſen zu betrachten, ſondern um gerecht zu ſeyn, ihn in ſeiner Ganzheit nehmen müſſen, wo Sie ſodann finden werden, daß Hr. H. in intellectueller Beziehung ein ſcharfer und ſchneller Beobachter, ein angenehmer Erzähler, ein guter Dichter, in moraliſcher Hinſicht aber ein vollkommener Ehrenmann iſt, der, indem er ſeine eigenen religiöſen und moraliſchen Grundſätze ſtreng befolgt, deßhalb doch Niemand einer abweichenden

Anſicht halber zu verdammen im Stande iſt; — ſo wie er endlich in affectiver Beziehung ein gewiſſenhafter und anhänglicher Gatte, ein zärtlicher und vortrefflicher Vater, und endlich, was in unſern Augen mehr als alles Andere den höhern Menſchen bezeichnet, ein liebevoller und pflichtdurchdrungener Sohn iſt, ſo daß, trotz einigen ſchwächern Seiten, die die detaillirte Analyſe zeigt, dieſer Charakter im Ganzen beleuchtet, uns das Bild eines vortrefflichen Menſchen gibt.

Seine ſpeciellen Anlagen für Muſik, Kunſt u. ſ. w. anbelangend, haben wir derſelben im Laufe unſerer Unterſuchung ohnedies ſchon am betreffenden Orte hinlänglich erwähnt.

Phrenologiſcher Rath.

Zum Schluſſe nehmen wir uns, nachdem wir die mannigfaltigen eminenten Eigenſchaften dieſer Organiſation gebührend gewürdigt, und ebenſo gewiſſenhaft das zwiſchen ihnen theilweiſe mangelnde Gleichgewicht gerügt haben, die Freiheit, den Hrn. H. darauf aufmerkſam zu machen, daß das einzige Mittel, letzteres zu ſeinem eigenen Wohle möglichſt zu erſehen, im Ergreifen irgend eines tiefen und ernſten poſitiven Studiums zu ſuchen iſt, mit Hülfe deſſen es ihm allein gelingen könnte, die ſeinen großen reflectiven Kräften inwohnende Concentration zu erwecken und auf ſolche Weiſe den Abgang jener inſtinktiven Concentration zu erſetzen, welche leider ſo fühlbar iſt, daß er wohl bei einer genauen Selbſtprüfung unumwunden bekennen wird, daß es ihm faſt unmöglich iſt, trotz aller Willensanſtrengung ſeine Aufmerkſamkeit auf was immer für einen Gegenſtand durch eine längere Zeit hindurch zu feſſeln.

M. Caſtle, M. Dr.

Die Heimkehr.

Pferdetransport. — Monza. — Lecco. — Ein Landsmann. — Der Comerſee. — Colico. — Kaltes Wetter. — Chiavenna. — Komiſche Verwechslung. — Der Splügen. — Via mala. — Thuſis. — Friedrich, der Reitknecht. — Artigkeiten in der Schweiz. — Chur. — Regenwetter. — Oberrieth. — St. Gallen. — Conſtanz. — Tuttlingen. — Tübingen. — Freundlicher Empfang.

Voir, après l'absence fatale,
Enfin, de la ville natale
Grandir la flèche à l'horizon!
Victor Hugo.

Süße Heimath meiner Lieben!
Salis.

Ehe ich mein Pferd wieder ſatteln konnte, um den letzten Abſatz meiner Reiſe zu machen, hatte ich wegen dieſer Thiere noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Die Tage der Ruhe, die ich mit ihnen in Mailand zugebracht, hatten manches Uebel der Reiſe erſt hervorgerufen und die ganze Familie wurde einmal über das andere krank. Obendrein wurden mir noch Schwierigkeiten bei der Mauth gemacht, die anfänglich den Durchgang fremder Pferde durch die Lombardei nicht erlauben wollte, und meine Bekannten hier, beſonders der liebenswürdige Graf N., mußten ſich vielfach bei allen möglichen Behörden verwenden, ehe mir der Durchgangspaß für die Pferde bewilligt wurde.

Am 6ten Juni ritt ich Abends aus Mailand fort, die Bruſt mit all' dem Angenehmen erfüllt, was ich in der ſchönen Stadt genoſſen und lebhafter als je an die Heimath denkend, die ich nun bald wieder betreten ſollte. Meine Caravane war auch heute wieder wie früher organiſirt: der Reitknecht führte die Stute, das Fohlen ſprang nebenbei und ich ritt den Hengſt, der mir die kurze Tour nach Monza heut Abend ſehr ſauer machte; denn er ſah heute etwas, was ihm in ſeinem Leben noch nicht vorgekommen war, nämlich die Locomotive, die auf der Eiſenbahn von Mailand nach Monza dicht neben der Chauſſee brauſend und raſſelnd dahin fuhr. Das Thier, hierüber erſchreckt, war kaum zu halten und machte auf der Chauſſee die unangenehmſten Sprünge. Auch hielt er den Anblick nur zu gut im Gedächtniß, und wenn er ſpäter irgendwo einen großen Rauch aufſteigen ſah, ward er unruhig und ich konnte ihn nur mit Mühe von den gröbſten Unarten abhalten. Ueberhaupt war dieſer Pferdetransport eine der beſchwerlichſten Touren, die ich in meinem Leben gemacht. Hätte ich zwei Bedienten gehabt und ein gewöhnliches Pferd zum Reiten für mich, ſo wäre die Sache viel leichter geweſen; aber wenn uns ſo ein Unfall paſſirte, war keiner im Stande, dem Andern zu helfen, denn ich durfte mich mit dem Hengſt der Stute nicht nähern, und ihn auf der Stelle anzubinden, dazu fand ſich auch nicht immer Gelegenheit. Nebenbei machte mir das Fohlen ſehr viel zu ſchaffen. Früher war es aus Angſt faſt immer neben der Stute gelaufen, doch je größer und ſtärker, um ſo naſeweiſer und unartiger wurde das Thier, blieb bald lange Strecken zurück und jagte dann wieder im vollen Carriere weit voraus; dann fing es auch mit allen Hunden auf der Straße Händel an und lief oft zu Karrenpferden hin, alte mürriſche Gäule, die keinen Spaß verſtanden, ſo daß ich immer in Angſt ſeyn mußte, ſie möchten mir das Pferdchen todt ſchlagen. So oft ich den Abend in meinem Quartier angekommen war, aus dem Sattel ſtieg und die Pferde einſtellte, fiel mir ein Stein vom Herzen, und ich athmete wieder frei auf; doch kamen die Beſorgniſſe mir im Laufe der Nacht wieder, denn bald fürchtete ich fremde Pferde, die im Stall ſtanden, bald daß mit dem Hengſt irgend ein Unfug getrieben würde, und da ich meinem Reitknecht, der den Tag über zu Fuß laufen mußte, während der Nacht Ruhe gönnen wollte, ſo ſtand ich regelmäßig mehrere Male auf, mich nach den Pferden umzuſehen. Doch muß ich geſtehen, daß ich bei dieſen Ritten auch viel Angenehmes hatte, beſonders jenſeits der Alpen, wo mich durch die herrlichen Gegenden des Comerſees das ſchönſte Wetter begleitete; nur war mir, wie auch ſchon früher, das Alleinſeyn unangenehm und daß ich gegen Niemand meine Gefühle und Gedanken austauſchen konnte. Oft verdankte ich auch freilich manche Unterhaltung meinem Friedrich, und ich konnte ihm kein größeres Vergnügen bereiten, als wenn ich ihn Scenen aus ſeinem früheren Leben erzählen ließ. Dieſe ſpann er aber auch in's kleinſte Detail aus und unterhielt mich oft mehrere Tage damit, indem er am Morgen richtig da wieder anfing, wo er am Abend ſtehen geblieben war.

Bald hatte ich Monza erreicht und da es noch ziemlich früh war, ging ich etwas in der Stadt herum. Von den Merkwürdigkeiten und Heiligthümern des Doms wollte man mir, da es dafür ſchon zu ſpät war, nichts mehr zeigen. Hier wird die eiſerne Krone aufbewahrt; doch führte man mich in der Kirche ſelbſt herum und das einzige, was mich mein Führer ſehen ließ, war in einer gemauerten Niſche ein menſchliches Gerippe, die Geſchichte, die er mir dabei erzählte, habe ich aber rein vergeſſen. Das Skelet war mit einigen Lumpen bedeckt und hatte neben ſich ein großes Schwert. Der Todte ſollte einer der edelſten Familien des Landes angehört haben und hatte entweder Jemand ermordet oder war ſelbſt ermordet worden. Der Knochen des einen Fußes war gebrochen.

Den andern Morgen ritt ich ſehr früh aus und hielt, nachdem ich drei Stunden geritten war, in einem kleinen Dorfe an, um die wirklich drückende Hitze vorbei gehen zu laſſen. In der Abenddämmerung zog ich weiter und erreichte ſpät am Abend Lecco am Comerſee, wo ich übernachtete.

Als ich meine Pferde eingeſtellt hatte, fand ich im Gaſtzimmer einen armen Handwerksburſchen, bei dem ich ſchon am Abend vorbeigeritten und der bald nach mir eingetroffen war. Er war mit dem Wirth in einem kleinen Wortwechſel begriffen, denn da ſein Torniſter ziemlich ärmlich und ſehr ſchmal war, ſo wollte jener erſt einen Blick in ſeine Börſe thun, um ſich zu überzeugen, daß er am andern Morgen nicht zu kurz käme. Da die Kaſſe meines Landsmanns — er war ein Rheinländer — ſehr ſchlecht beſtellt war, ſo entſtanden hierdurch Schwierigkeiten und der arme Kerl wollte ſchon ſein Felleiſen wieder auſpacken, um wahrſcheinlich auf der Straße zu übernachten, als ich mich in's Mittel ſchlug und die paar Kreuzer für ihn bezahlte. Da ich am andern Tage die Pferde ſchonen wollte und längs dem Comerſee zu Fuß gehen, nahm ich den Handwerksburſchen mit und ließ ihn die Stute führen, ich ſelbſt beaufſichtigte das kleine Fohlen, das mir heute gar zu naſeweis an den Ufern des Sees herumſprang. Ich war vor Sonnenaufgang ausgezogen und erlebte lange keinen herrlicheren Morgen, als den heutigen. Wer kennt nicht die ſchöne Gegend am Comerſee, die durch den eigenthümlichen Charakter ihrer Berge, Dörfer und Villen unſtreitig eine der ſchönſten von ganz Italien iſt. In Varenna ſtellte ich meine Pferde ein und mein Handwerksburſche — ſeiner Proſeſſion nach ein Schneidergeſelle — bewies ſich dem Friedrich beim Putzen und Waſchen der Pferde ſehr hülfreich; doch ſo bereitwillig er auch war, ſo ſah ich ihm doch an, daß er in dem edlen Stallweſen noch nicht viel gearbeitet hatte, und obgleich er mich verſicherte, er ſey keiner der ſchlechteſten Dragoner im deutſchen Regiment geweſen, ſo ſchien es mir doch, als habe er während ſeiner Dienſtzeit mehr auf der Schneiderſtube, als im Stall zu thun gehabt; denn daß er mit der Nadel umzugehen verſtand, mußte man ihm laſſen, und während der zwei Tage, die er bei mir blieb, leiſtete er dem Friedrich durch Ausbeſſerung der Pferdedecken und Kleidungsſtücke gute Dienſte.

Die Hitze war heute ſo drückend, wie ich ſie lange nicht empfunden, der Thermometer in meinem Gaſthofe in Varenna zeigte dreiundzwanzig Grad im Schatten, weßhalb ich erſt wieder ſehr ſpät aufbrechen konnte. Heute Abend mußte ich in Colico übernachten, einer Gegend, die als ſehr ungeſund bekannt iſt; doch wird dieſer Umſtand, wie alle dergleichen Sachen, übertrieben, denn obgleich man mir ſicher prophezeit hatte, ich würde ſo gut, wie jeder Andere, der hier die Nacht bliebe, von dem Fieber befallen werden, ſo blieb ich doch ſo geſund wie immer. Der Comerſee, der hier an einer Seite in's flache Land austritt und Sümpfe hervorbringt, ſoll dadurch Veranlaſſung geben, daß die Gegend ſo ungeſund iſt. Der Weg längs dem ganzen See iſt ſehr gut und muß durch die natürlichen Schwierigkeiten, die hier zu überwinden ſind, viel Mühe und Geld gekoſtet haben. Wahrhaft prächtig ſind die Felsgallerien zu nennen, wo die Berge in den See treten und der Weg durch den Stein gehauen werden mußte. An einigen Stellen dieſer großen gewölbten Gänge, wo die Wand nach dem See zu durchbrochen iſt, genießt man die herrlichſte Ausſicht auf den See und die gegenüberliegenden Ufer. Als ich am Morgen von Colico fortzog, ſpürte ich gegen die Hitze des geſtrigen Tages die aufſteigenden Dünſte der Sumpfgegend merklich durch die veränderte Temperatur. Es war heute Morgen ſo friſch und kühl, daß ich in meinem dünnen Wüſtenrocke fror und mich, in Novata angekommen, an ein luſtig brennendes Feuer ſetzte, um mich wieder zu erwärmen. Vor dem Gaſthofe hier hielt ein ſchwer bepackter engliſcher Reiſewagen und zwei Gentlemens, die mir die Ehre anthaten, mich für einen Roßkamm zu halten, wollten a tout prix meine große Stute kaufen. So lang ſie dies Projekt noch im Kopf hatten, ließen ſie meine Pferdefamilie für paſſabel ſchöne Thiere paſſiren; doch als ich ihnen ſagte, daß ſie gar nicht zu verkaufen ſeyen, verſicherten ſie mich, nie etwas Schöneres von arabiſchem Blute geſehen zu haben. Dies war mir aber auf meiner ganzen Tour ſchon ſo oft geſagt worden, daß es mich nicht mehr überraſchen konnte. Wollte man mir doch mehrere Male in Genua und Mailand ſelbſt für das kleine Fohlen einen enormen Preis bezahlen. — Es blieb heute den ganzen Tag ſo kühl, daß ich ſchon am Mittag weiter gegen Chiavenna zog.

Von meinen beiden Geſellen ſah der eine noch abenteuerlicher als der andere aus. Ich habe ſchon früher geſagt, daß der Schneider mit Kleidungsſtücken gerade nicht beſonders verſehen war; ein dünnes Sommerröckchen, das an den Ellenbogen Stellen zeigte, die man auch ohne Phantaſie für Löcher halten konnte, war ihm etwas zu eng geworden, die kurzen Schöße bedeckten nothdürftig eine etwas defekte Stelle der Beinkleider, und ſeine Schuhe zu ſchonen, zog mein Landsmann ſie gewöhnlich aus und ging barfuß. Obgleich ſeine ganze Figur ziemlich mager war, ſo ſah doch der Kopf aus, als ſey er gewaltſam in die Länge gezogen und war ſo ſchmal, daß man ihn in einiger Entfernung für die Verlängerung des Halſes hätte halten können. Heute Morgen, da es, wie ſchon geſagt, ſehr kalt war, hatte er eine der Stalldecken wie einen ſpaniſchen Mantel um ſich geſchlagen, und ſah dadurch noch komiſcher aus. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm ein Lob über die ſchöne Drapirung der Decke zu ſpenden, worauf er mir ſagte, er wiſſe mit dergleichen Sachen umzugehen, da er früher bei dem Theater gearbeitet und nicht nur die Schneidereien verſehen, ſondern auch zugleich kleine Rollen geſpielt habe.

Dicht vor Chiavenna brachte der ſonderbare Aufzug meiner Caravane mich in einen lächerlichen Verdacht, denn ein Kerl, der an der Chauſſee ſaß und Steine klopfte, trat auf mich zu und ſagte mir: er ſey einer der Tamboure des Orts und wenn wir unſere Vorſtellungen begännen, ſo möchten wir hn doch die Ankündigungen austrommeln laſſen, damit er twas verdiene. Was ich ihm auf den Fall, daß man uns ie hohe obrigkeitliche Bewilligung nicht verweigere, zuſagte.

In Chiavenna fand ich einen guten Stall und blieb, da ich von hier aus den Splügen doch nicht in einem Tage überſteigen konnte, bis zum andern Nachmittage, wo ich die Berge hinanzuſteigen begann. Mein Schneider hatte in Chiavenna eine Arbeit gefunden und mich verlaſſen. Da es heute empfindlich kalt war, und ich durch das heiße Wetter in Mailand verführt, keinen Mantel, ja nicht einmal einen dicken Rock mit mir genommen hatte, fror mich ganz gewaltig. Es war aber ein rauhes Wetter, das zu dem wilden Wege, den wir heute machten, recht paßte; vor uns lagen die beſchneiten Gipfel der Alpen und ſandten uns unangenehm durchkältende Windſtöße herab; bei etwas beſſerem Wetter hätte ich die zerklüfteten Felſen, in denen von allen Seiten kleinere und größere Bergwaſſer hinabſtürzten, recht genoſſen. Mein kleines Fohlen litt am meiſten bei dem heutigen Marſche, und konnte ſich zuweilen faſt gar nicht gegen den Wind mpor arbeiten, einmal ſogar, wo der Weg ſich durch ein Felſenthor wand, blies uns der Wind unter dem Bogen ſo eftig entgegen, daß das kleine Pferdchen nicht mehr vorwärts gehen konnte. Es fing ängſtlich an zu wiehern und a ich gerade die Stute ritt, ſtieg ich ab und zog es durch en Bogen. Campo dolcino, unſer heutiges Nachtquartier, eſteht nur aus einigen Häuſern, die am Fuß des Splügen inſam und öde in der wilden ſchauerlichen Gegend liegen. Doch fand ich hier in der Poſt einen ſehr guten Stall für meine Pferde, ſo wie freundliche artige Wirthsleute. In der Stube brannte ein loderndes Kaminfeuer, das man heute ehr gut gebrauchen konnte. Die Geſellſchaft beſtand meiſtens aus Poſtknechten, die mir aber gleich den beſten Platz einräumten. Mein Friedrich hatte im Stalle gleich wieder erzählt, wem die Pferde gehörten und die Leute in der Stube beſtürmten mich mit Fragen, ob der König von Württemberg in dieſem Jahre wieder hier durchkäme. Faſt auf der ganzen Tour von Mailand hieher hatte man, durch die Schwatzhaftigkeit meines Friedrich angeregt, dieſe Frage oft an mich gethan, wobei es mich immer freute, daß die Leute mit ſo großer Liebe und Achtung von dem Herren ſprachen. Hier in Campo dolcino rühmte der Poſthalter, ſo wie die Poſtillone, die Freundlichkeit des Königs und einer der letzteren, der ihn zuweilen gefahren, erzählte den andern vielleicht zum tauſendſten Mal, daß er, wenn ſie ſo ſchnell den Berg hinabgejagt ſeyen, ſich zuweilen nach dem Wagen umgeſchaut, wo er dem Herrn angeſehen habe, daß ihm das ſchnelle Fahren wohl gefiele, denn er habe immer freundlich ausgeſehen. Er ſetzte hinzu, ſie legten alsdann den Weg in der Hälfte der Zeit zurück, die der Poſtwagen gewöhnlich brauche, und als ich ihm entgegnete, ob ſie denn bei dem ſchnellen Fahren nicht ein Unglück befürchteten, ſahen mich Alle erſtaunt an und verſicherten mich: wenn ein König, und noch dazu ein ſo guter Herr wie der König von Württemberg im Wagen ſey, wäre es ja gar nicht möglich, daß ihnen ein Unglück zuſtöße.

Seit vorgeſtern, wo ich am Comerſee ritt, war ich völlig in den Winter gekommen, und es war heute Morgen bei meinem Abreiten von Campo dolcino ſo unangenehm kalt, daß ich in meinem dünnen Rocke hinten drein laufen mußte, um mich zu erwärmen. Ich hatte einen Poſtillon mitgenommen, der den Hengſt führte, damit ich deſto beſſer auf das Fohlen Achtung geben konnte, das voller Unart hin und her ſprang. Es war mir bei unſerem heutigen Bergſteigen nichts ſo heimlich und angenehm, wie die ſchönen grünen

Tannen, die ſich die Schluchten hinabzogen und die ich nach langer Zeit wieder zum erſten Mal in ſo großer Anzahl beiſammen ſah. Ich ſtieg munter aufwärts und erreichte bald die bedeckten Gallerien aber zugleich auch da ein höchſt unangenehmes Wetter. Dichte Wolken ſenkten ſich herab und ehe ich's mich verſah, fing es luſtig an zu ſchneien. Ein herzlicher Willkomm des Landes, wo man deutſch ſpricht und das ich nun bald erreichte. Vor dem öſtreichiſchen Zollhaus auf dem Splügen liefen mir die Bergwaſſer nicht ſo raſch entgegen, ſondern waren ſtellenweiſe mit Eis bedeckt, und weiter hinauf auf der Höhe des Weges ſtand der öſtreichiſche Gränzpfahl wenigſtens vier Fuß tief im Schnee vergraben. Ein froſtiger Anblick und ſehr ungewohnt für den, der noch vor ein paar Tagen fünfundzwanzig Grad Hitze ausgeſtanden hat und obendrein ſehr empfindlich für einen armen Reiſenden, wie ich, der nur einen Sommerrock anhatte. Ich wäre faſt der Verſuchung erlegen, mich wie mein Reiſegefährte von vorgeſtern in eine der Stalldecken zu wickeln, wenn mich nicht die Freude, nun bald hinabzuſteigen in die liebe Heimath, die nun ausgebreitet zu meinen Füßen lag, warm und munter erhalten hätte. An eine Ausſicht hier, worauf ich mich ſehr gefreut, war aber nicht zu denken, denn ich ſah nichts wie die graue Wolkenſchicht, die ſich wie eine ſchwere Decke zwiſchen die Schluchten geſenkt hatte. Das Hinabſteigen ging natürlich viel raſcher von ſtatten, nur machte mir das kleine Fohlen jetzt viel mehr Mühe, als beim Bergaufſteigen. Da es ermüdet war, blieb es weit zurück und ſah dann bei den Zickzackwegen die andern Pferde gerade unter ſich, wo es ſich dann willkührlich den Weg abkürzen und gerade herunterſpringen wollte, und ich hatte die größte Mühe, es davon abzuhalten; auch war der Hengſt heute unartiger als je, und ſo oft ihm andere Pferde begegneten, wieherte er und wollte nicht ſelten auf ſie losſpringen.

Es war ungefähr Nachmittags drei Uhr, als ich das Dorf Splügen erreichte, wo ich die Nacht blieb. Ich ſetzte mich gleich an's Kamin, in dem ein helles Feuer brannte und machte es mir zu meiner Beſchäftigung, daſſelbe tüchtig zu nähren. Ich muß daher geſtehen, von der Umgegend des Dorfes Splügen nicht viel geſehen zu haben. Am andern Morgen ritt ich erſt gegen neun Uhr fort, gerade umgekehrt wie in Italien, denn hier wollte ich die Kälte vermeiden, wie dort die Hitze. Ich hatte heute den ſchönſten Theil des Weges zu machen, die wegen ihrer ſchauerlichen Wildheit ſo berühmte und berüchtigte Kunſtſtraße, via mala. Da mein Hengſt von dem Sattel etwas gedrückt war, was ihm wegen ſeiner feinen Haut ſehr leicht paſſirte, ſo ritt ich vom Splügen aus die Stute, mußte aber bald wieder wechſeln, denn war es der wilde Weg an ſich oder that es die Erinnerung an den Libanon, die vielleicht bei dem Anblick der Alpen in ihm aufgetaucht war, genug, er wollte ſich heute durchaus nicht führen laſſen, prellte bald gegen das Geſtein, bald gegen das Holzgeländer, ſo daß ich in beſtändiger Angſt ſchwebte. Ich legte ihm alſo mitten auf der Straße den Sattel auf, ſtieg auf und der Hengſt ging nun natürlicher Weiſe viel ruhiger; doch mußte ich mich noch immer ſehr mit ihm in Acht nehmen und ihn mit einer Sorgfalt führen, als ſey ich auf der Reitbahn, was mich nicht wenig ermüdete. Man kennt genugſam aus Beſchreibungen und Zeichnungen dieſen Weg, der ſich eine Schlucht hinabzieht, die höchſtens zehn Fuß breit iſt, die man an den Felswänden dem Geſtein abgezwungen. An der einen Seite iſt die ſteile Wand, an der andern ein mehrere hundert Fuß tiefer Abgrund, durch welche der Rhein fließt. Früher hatte ich mir von der via mala ein noch ſchlimmeres Bild gemacht, als es ſich mir jetzt in der Wirklichkeit darſtellte. Doch mochten hiezu wohl die Straßen durch den Libanon, die mir noch zu ſehr im

Gedächtniß waren, das Ihrige beitragen. Hier hatte man doch wenigſtens eine geebnete Straße, dort aber führte der Weg bei gleichen Umgebungen über ſchmale Pfade, die noch dazu mit Steingerölle bedeckt waren.

Ein Reiſewagen mit einer engliſchen Familie, die mit mir zu gleicher Zeit auf dem Splügen übernachtet hatte, fuhr hinter mir drein und erreichte mich bald. Ein alter Herr, dem er wahrſcheinlich gehörte, war ausgeſtiegen und ging zu Fuß hinter dem Wagen. Doch ſchien ihn der wilde Weg ſehr zu ängſtigen, denn er hielt ſich immer fern von dem Geländer ſo dicht als möglich an der Steinwand. Das Schaukeln dieſer ſchweren hohen Reiſekutſche auf dem ſchmalen Wege, den ſie faſt ganz einnahm, ſieht auch wirklich gefährlich aus und man glaubt, der geringſte Stein könne ihr das Gleichgewicht nehmen und ſie in den Abgrund ſtürzen. Mein Hengſt jagte mir, ehe ich die via mala paſſirt hatte, noch einen ziemlichen Schrecken ein. An dem ſchauerlichſten Theil des Weges, bei dem ſogenannten verlorenen Loch, wo hervorſpringende Felſen es unmöglich machten, den Weg auf dem rechten Ufer der Schlucht fortzuſetzen, führte man ihn vermittelſt einer Brücke, die mit einem einzigen Bogen kühn zwiſchen den hohen Felſen hängt, auf die linke Seite. Das Schauerliche des Orts, wo man zwiſchen die Felſen wie in ein Verließ hinabſieht, wird noch vermehrt durch einige Waſſerbäche, die rauſchend an den Wänden hinabſtürzen. Der Hengſt, der ſich von dieſem Brauſen, Gott weiß, welche Idee machte, vielleicht kamen ihm die Leiden der Seefahrt und das Sauſen des Dampfes wieder in's Gedächtniß, wollte nicht auf die Brücke, ſondern trat zurück und machte Miene umzudrehen. Natürlicher Weiſe forcirte ich ihn endlich, nachdem ich ihm vorher auf alle mögliche Weiſe freundlich zugeſprochen; er wurde unruhig und da ich nicht nachließ, ſprang er endlich mit einem gewaltigen Satz auf die Brücke, ſtellte ſich, wie er ſehr gern that, auf die

Hinterbeine und marſchirte ſo eine Strecke vorwärts; daß mir ſolche Courbetten auf einer Brücke, über einem vielleicht vierhundert Fuß tiefen Abgrund ſchwebend, nicht ſehr angenehm waren, kann man ſich leicht denken. Doch ging die Sache ohne Unglück ab, und ich erreichte das andere Ufer, wo er dann wieder ruhiger weiter ging.

Es war noch ziemlich früh am Nachmittage, als ich Thuſis erreichte, wo ich für heute blieb. Der Marſch über den Berg hatte meine Pferde, beſonders das Fohlen, etwas ſehr mitgenommen und die ganze Familie hatte ſich erkältet und huſtete ſtark. Unter den zahlreichen Beſuchen, die mir wie gewöhnlich in den Quartieren, wenn ich ankam, zu Theil wurden, befand ſich auch ein großer ſchwarzer Ziegenbock, dem ich, wie vielen andern, den Zutritt nicht verwehren konnte, da er wohl ältere Rechte auf den Stall hatte, als ich. Dieſer Edle liebte ungemein den Tabak, nicht als ob er ihn geraucht hätte, ſondern er fraß ihn, und verzehrte einige ſchlechte Cigarren, die ich unterwegs gekauft, mit vielem Appetit.

Mein Friedrich war heute beſonders froh, die Pferde glücklich eingeſtellt zu haben, denn er hatte ſich ſchon lange vorher den Uebergang über den Splügen mit den ſchwärzeſten Farben gemalt, und an dieſen Marſchtag mit wahrem Schrecken gedacht, weßhalb ich auch heute auf der ganzen Tour keine Viertelſtunde mit ſeinen Erzählungen geplagt wurde. Dafür mußte ich aber deſto mehr heute Abend im Stalle herhalten. Er vergaß darüber ſogar das Pfeifen, was er ſonſt immer that, während er die Pferde putzte. Es war eine Sitte, die er ſich nebſt vielen andern in England angewöhnt hatte. Schon in Campo dolcino hatte er eine Erzählung angefangen, in der er bei dem Uebergang über den Splügen ſtecken geblieben war und die ich jetzt bis auf die Neige anhören mußte. In ſolchen Augenblicken konnte mich auch nichts vor ihm erretten, und wenn ich auch wirklich den Stall verließ, ſo erzählte er vor ſich hin, bis ich wieder kam, oder wenn ich ihm zu lange ausblieb, ſuchte er mich ſpäter auf, um da wieder anzufangen, wo er aufgehört hatte. Dabei waren ſeine Erzählungen, die gewöhnlich von England handelten, mit engliſchen Worten geſpickt, was ſich bei ſeinem ſchwäbiſchen Dialekt ſehr ſonderbar ausnahm. Auch im gewöhnlichen Leben zeigte er ſeine Sprachkenntniſſe gern. So ſagte er z. B. nie: das Pferd hatte eine ſchöne Farbe, ſondern: das Pferd hat a ſchöne colour. —

Auf morgen hatte man mir einen ſchlimmen Marſch prophezeit, indem ich von hier bis Chur durch mehrere Dörfer kommen würde, wo man die Kirchweih feierte. Dabei rückten natürlich die Schützenbataillone aus und neben dem Schreien und Fiedeln wurde viel geſchoſſen, was beſonders für meinen Hengſt keine angenehme Muſik war.

Vor dem Ausrücken verſah ſich Friedrich ob dieſer Schreckenskunde mit allen möglichen Vorſichtsmaßregeln, wozu hauptſächlich ein Kappzaum gehörte, den ich ihm für den Hengſt kaufen mußte, da ich denſelben heute nicht reiten konnte. Doch paſſirte uns ſchon gleich nach dem Abmarſch ein kleines Unglück, das leicht hätte ein großes werden können und den Friedrich in heftige Gemüthsbewegungen verſetzte. Das Fohlen, deſſen Spielereien ſeit dem Marſche von dem Hengſte mehr als früher geduldet wurden, ſprang zuweilen an ihm hinauf, trat auch wohl nach ihm oder verſuchte ihn in den Hals oder die Ohren zu beißen, was Scham gewöhnlich mit ähnlichen Neckereien vergalt. Heute aber erhob er ſich bei dieſen Spielen plötzlich auf ſeine Hinterbeine und ſtreifte mit einem Vorderhuf beim Niederfallen den Rücken des Fohlen, das augenblicklich dahin purzelte. Da ich um die Familie im Auge zu haben, mit der Stute etwas zurück war, bemerkte ich nicht gleich, was vorgefallen ſey, ſondern ſah nur, daß Friedrich ſich auf das Fohlen warf mit dem lauten Ausruf: der Kerl hat's todt geſchlagen! der Kerl hat's todt geſchlagen! Ich näherte mich ſo ſchnell als möglich und ſuchte ſchon nach einem Baum, wo ich die Stute feſt binden konnte; doch war zum großen Glück das Pferdchen nicht verletzt, ſondern ſprang gleich nachher wieder auf ſeine Beine, hinkte zwar ein wenig, lief aber ſonſt wieder munter fort.

Am Nachmittage, kurz vor Chur, nachdem ich glücklich durch all die Dörfer mit ihrem unbeſchreiblichen Lärm paſſirt war, hatte ich noch Gelegenheit, in einem kleinen Dörfchen die Freundlichkeit und Artigkeit einiger Schweizer zu bewundern. Die Chauſſee führte gerade durch den Ort, und war, wie alle andere Straßen, mit Gras und Blumen bedeckt, ſo wie am Eingang des Dorfs durch einen Schlagbaum geſperrt, der ungefähr zwei Fuß über dem Boden hing. Ich ritt davor und bat einige Leute, die auf Bänken vor dem Wirthshaus ſaßen, ſo höflich wie möglich, mir doch den Weg frei zu machen. Doch erhielt ich mit einem lauten Gelächter die Antwort: wenn ich nicht unter dem Schlagbaum durchkriechen wolle, möchte ich mir einen Weg um's Dorf herum durch die Felder ſuchen. Friedrich der vor aus war, und nach dieſen Worten Anſtalt machte, den Baum herabzureißen, wurde ſehr unzweideutig mit Prügeln bedroht, worauf er hinüber ſprang und den Hengſt folgen ließ. Das Fohlen ſtutzte einen Augenblick und begab ſich dann hinter die Stute, mit der ich nun auch im Galopp gegen die Barriere ritt, wo das ſchöne Pferd ohne Anſtand darüber ſetzte. Der Kleine, dicht dahinter, verſuchte nun auch einen Sprung, machte ihn aber aus Angſt wenigſtens dreimal ſo hoch, wie es nöthig war. Was hätte ich auch hier anders thun können. Die Köpfe der Leute hier ſchienen ziemlich illuminirt, und als ich mich nach dem Ortsvorſtand erkundigte, ſagte mir einer derſelben, welcher am heftigſten geſchrieen, daß er es ſelbſt ſey. In dem ganzen ſchönen Thale, von Thuſis nach Chur, fiel mir nichts ſo ſehr auf, als wie an dem unſtreitig ſchönſten Punkte deſſelben, auf einem kleinen runden Hügel, ein ſehr gut erhaltener Galgen, auf deſſen blanken Kupferſtangen ſich die freundlichen Strahlen der Sonne brachen. Die Unfreundlichkeit der Leute in dieſem Dörfchen, ſo wie dieſer Galgen in der herrlichen Gegend hatten auf mich einen unangenehmen Eindruck gemacht — an dem Galgen wär' Platz genug geweſen!

Bei meinem Einreiten in Chur jagte der Wind mir ſchon einzelne Regentropfen in's Geſicht, ein trauriger Vorbote für die nächſten Tage; denn das Wetter wurde ſchon am nächſten Morgen ſo ſchlecht, daß ich meinen Weg unmöglich fortſetzen konnte. Den ganzen Tag Regen und Sturm, und eine Kälte dabei, wie man ſie kaum nur im November erwarten kann. Ich mußte hier zwei Tage liegen bleiben und konnte erſt am dritten Abends meinen Weg nach Ragaz fortſetzen. Hier liegt in einer wilden ſehr engen Schlucht das bekannte Bad Pfeffers; doch hatte ich keine Zeit es zu beſuchen.

Am folgenden Tage ritt ich über Werdenberg nach Oberrieth, das in einem herrlichen Thale liegt, wo wir in einem neuen ſehr guten Wirthshaus übernachteten. Den andern Morgen war ich frühzeitig auf, um St. Gallen zu erreichen, verließ bald die Straße nach Rorſchach und ſtieg den Ruppen hinan, über den der Weg einige Stunden kürzer war, als wie auf der Chauſſee durch das Thal. Auf der Höhe dieſes Berges hatte ich eine ſehr ſchöne Ausſicht auf den Bodenſee, wie auf das ſchöne Land an ſeinem gegenſeitigen Ufer. Rechts lagen die Tyroler Alpen, vor mir hatte ich die Gebirge von Oberſchwaben, links den Schwarzwald, und wenn auch mein Blick es nicht ſah, ſandte ich doch ſchon die freundlichſten Grüße voraus nach jenem reizenden Thale, deſſen Anblick mir die Berge verdeckten und wo das Ziel meiner Reiſe lag. Obgleich der Weg über den Berg viel kürzer war, war er auch deſto ſchlechter, und mein Fohlen hinkte ſehr, durch das Gehen auf den lockern Steinen, als ich in St. Gallen einritt, und bei näherer Unterſuchung fand ich, daß es ſich das Horn an einem der kleinen Füße etwas verletzt hatte.

Hier in St. Gallen hatte ich die Freude, meinen lieben Reiſegefährten, den Herrn Imhof, der mich in Livorno verlaſſen, zufällig wieder zu finden. Wir verlebten einen fröhlichen Abend zuſammen, unterhielten uns von den vergangenen Tagen, beſonders von den Leiden und Freuden unſerer Seereiſe. Mein Plan war, von hier zu Lande nach Conſtanz zu gehen, doch mußte ich ihn wegen meines kleinen Fohlens aufgeben, das ich nicht gern mit einem kranken Fuße nach Haus gebracht hätte. Ich ritt deßhalb den folgenden Tag nach Rorſchach, wo ich glücklicher Weiſe das Dampfboot antraf, das mich nach Conſtanz fuhr. Das Einſchiffen ging ſehr gut von Statten, ſelbſt der Hengſt betrug ſich ſehr gelaſſen, und ließ ſich ohne Anſtand auf das Boot und in einen der Pferdekaſten führen.

In Conſtanz mußte ich dem kleinen Pferde zu Liebe noch einen halben Tag bleiben, und um es noch mehr zu ſchonen mich auf's Neue auf dem Bodenſee einſchiffen, um den weiten Umweg um den See nach Ludwigshafen zu vermeiden. Noch am ſelben Abend ritt ich nach Stockach, wo ich die Nacht blieb. Da ich mich jetzt ſo nahe am Ende meiner Reiſe befand, ſo zählte ich jede Minute, jeden Schritt, und die Märſche kamen mir noch einmal ſo lang vor, wie früher, beſonders zwiſchen Stockach und Tuttlingen, wo ich noch obendrein das Unglück hatte, von einem fürchterlichen Gewitter überfallen zu werden. Kaum hatte ich mich an dem Gränzpfahl mit den württembergiſchen Farben und an den Bauern in dem mir ſo wohlbekannten Anzug, dreieckigten Hut, kurzen Hoſen und ſchwarzem Rock, und den treuherzigen Geſichtern erfreut, ſo brach das Wetter über mich herein; rings war kein Haus zu ſehen, und ich mußte geduldig Alles über mich ergehen laſſen. Dem Hengſt, den ich ritt, kam das Donnern und Blitzen ſo fürchterlich vor, daß er ſich öfters herumwarf und über die Chauſſeegräben davon wollte. Bald waren wir alle ſo durchnäßt, daß uns das Waſſer überall herunter trof und die Pferde ganz ſchwarz ausſahen. Es war wahrlich kein freundlicher Empfang, der mir in Schwaben zu Theil wurde, doch konnte es auch ſeyn, daß die böſe Fee, die neben der guten unſere Reiſe begleitet, mich noch einmal ihren Zorn wollte fühlen laſſen, ehe ich mit den mir anvertrauten Pferden glücklich den Hafen erreichte. Es war auch weiter kein Schaden dabei, als daß ich von dem Reiten in den durchnäßten Kleidern einen Schnupfen davon trug.

In Tuttlingen hatte ich anfangs Mühe, ein paſſendes Quartier für meine Pferde zu finden, und der Ochſenwirth, an den ich mich wandte, verweigerte mir einen eigenen Stall, auf eine Art, die ganz zu ſeinem Aushängeſchild paßte. Von der ſchönen Gegend, durch welche ich ritt, ſah ich wirklich nicht viel, denn meine Gedanken waren beſtändig vorwärts gerichtet. Die mit ſchwarzen Tannen bedeckten Berge ſah ich nur mit dem Gedanken, daß ich hinter ſie gelangt, ſchon wieder ein gutes Stück meinem Ziele näher wäre. Dies haſtige Vorwärtsdenken begründete ſich hauptſächlich auf die Angſt, die ich hatte, daß meinen Pferden, die ich durch die weite Tour ſo glücklich hieher gebracht, noch auf dem übrigen kurzen Wege, ein Unglück zuſtoßen könnte; ein Unfall, der alle meine Sorgen und Mühen zu nichts gemacht hätte und mir ſehr unangenehm geweſen wäre. Doch waren glücklicher Weiſe meine Beſorgniſſe ungegründet, und ich zog durch Schömberg, Hechingen, nach Tübingen, wo ich mit der Familie geſund und wohlbehalten anlangte. Hier begrüßte ich einige meiner früheren Bekannten, und verlebte im Kreiſe derſelben wieder einmal einen luſtigen deutſchen Abend. Einige gaben mir den andern Tag das Geleite gegen Waldenbuch, wo ich noch einmal übernachten mußte.

Mit einem eigenen Gefühl trat ich den letzten Tag meiner Reiſe an, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend; denn ehe ich meine Pferde abgeliefert hatte, konnte ich ja keinen Augenblick ſicher ſeyn, daß mir nicht noch ein Unglück zuſtieße.

Auch mein Friedrich, der ſich und die Pferde auf's ſtattlichſte herausgeputzt hatte, regalirte mich mit Vorfällen aus ſeinem Leben, wo ihm am Ende noch immer das und das paſſirt ſey. Von der Straße, die von Waldenbuch viermal einen Berg hinauf und viermal herunter geht, hatte ich ſchon über drei Viertel gemacht, denn ich erſtieg gerade den dritten Berg, als wir plötzlich einen Menſchen in der uns wohlbekannten Livree der königlichen Stallbedienten auf uns zukommen ſahen. Er war mir auf einen Brief, den ich von Tübingen nach Stuttgart geſchrieben, entgegen geſchickt worden. Mein Friedrich hatte ihn ſchon gekannt, ehe er ſeine große Tour unternommen, und obendrein machte es die Freude, wieder im lieben Schwabenlande zu ſeyn, daß er ihn wahrhaft rührend begrüßte.

Bald darauf ſah ich einen Reiter auf uns zukommen, den ich ſchon von Weitem an ſeiner ſtattlichen Figur für den Baron v. H., Stallmeiſter des Königs erkannte. Jetzt wurde mir die Gegend ſchon bekannter, denn ich war früher auf dieſem Striche nie weiter als Degerloch gekommen, das nun vor mir lag. Es freute mich innig, daß ich hier den erſten herzlichſten Gruß auf heimathlichem Boden einer der würdigſten und liebenswürdigſten Damen, die ich in meinem Leben kennen zu lernen das Glück hatte, darbringen konnte. Es war die Mutter unſeres guten Barons v. T., die hier auf ihrem Landſitze wohnte und mir freundlich entgegen kam. Wie es dem Heimkehrenden ſüße Pflicht iſt, für glückliche Fahrt durch Sturm und Gefahren opfernd zu danken, ſo war es mir heilig, meine erſten Worte am Ziele meiner Reiſe, ſo wie die Gefühle der höchſten Achtung und Dankbarkeit an das Herz dieſer würdigen Dame legen zu können.

Doch unten im Thale ſtiegen mir wohl bekannte Thürme und Häuſer auf, und nach wenigen Schritten, die ich zwiſchen den mit Reblaub bedeckten Bergen abwärts that, hatte ich meine Pilgerfahrt beendigt. Ich war in Stuttgart.

[illegible]

Bibl I W III 63,1
0555 7
bliothek 2. Jnf.-Rgt. Nr.

Illuſtrirte

Soldaten-Geſchichten.

Ein Jahrbuch

für das Militär und ſeine Freunde.

1853.

Von

[Friedr. Wilh.]
F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Universitäts-
Bibliothek
München

~~Bayerische
Staatsbibliothek
München~~

60

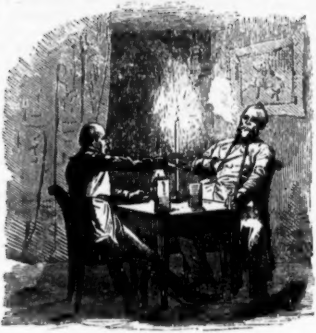
Des Generals Rapport.

Der General und der Oberſt waren zwei äußerſt brave und liebenswürdige alte Herren. Sie wohnten in der Nähe einer großen Stadt auf ihren Gütern, der General auf einem größeren, der Oberſt auf einem kleineren, und wenn der Eine oder der Andere ſeinen Wagen anſpannen ließ, die kurze Meerſchaumpfeife anzündete und ſich behaglich in die Ecke drückte, ſo war er bei einem guten Trabe in einer kleinen halben Stunde bei ſeinem Freunde.

Der Oberſt nahm zu dieſen Fahrten einen ſoliden Charabanc und hatte davor ein paar fette Mecklenburger, braun, Stumpfſchweif — zwei geduldige ſanfte Thiere, die er ehedem vor der Front des Regiments geritten. Der General aber ſetzte ſich nie anders, als in ſeinen leichten Korbwagen mit zwei flinken Ungarn beſpannt, denn er war Huſar geweſen und war es noch mit Leib und Seele. Eigentlich mehr mit der letzteren; denn was den erſteren anbelangt, ſo war derſelbe in unterſchiedlichen Schlachten und Gefechten ſo herumgepufft worden, hatte ſo viel Schrammen und Hiebe bekommen, daß er kaum für das tägliche Leben nothdürftig wieder zuſammengeflickt werden konnte. Mit dem Reiterdienſt aber war es aus; Pallaſch und Säbeltaſche ward ſeufzend an den Nagel gehängt, der ehrenvolle Abſchied genommen, und darnach zog ſich der General auf ſein Gut zurück, von dem wir vorhin geſprochen.

Dem Oberſt war es faſt gerade ſo ergangen. Nur ſchrieb ſich ſein Unglück nicht von der blanken Waffe her. Es war eine heimtückiſche Granate, die einſtmals dicht neben ihm einſchlug und ſo ungeſchickt zerſprang, daß ſie ihm den rechten Arm zerſchmetterte.

Die beiden alten Herren lebten indeſſen harmlos und vergnügt zuſammen, laſen die Zeitungen, ſtudirten Memoiren über Gefechte, bei denen ſie betheiligt geweſen, zankten ſich auch wohl hie und da über dieſe und jene Aufſtellung, über einen gelungenen oder mißlungenen Angriff, und hatten nur den Hauptkummer, daß das edle Waffenwerk ſo gar wenig geübt werde.



„Es gibt gar nichts zu thun für die junge Generation!“ rief ſchmerzlich der General aus, „denn wenn man glaubt, ſie nähmen ſich irgendwo herzhaft beim Kragen, ſo ſind's ein paar kleine Schlachten, irgendwelche Gefechte, und ehe man es ſich verſieht, iſt der Friede da, man bläst zum Heimmarſch und ſattelt ab.“

„Ja, ja,“ ſeufzte der Oberſt, „wie ſchön verſprach es damals in Italien zu werden! Man hat auch recht Vieles und Anſtändiges gethan; aber wie bald war es mit dem Vergnügen zu Ende!“

„Und all das Exerciren iſt umſonſt,“ entgegnete kopfſchüttelnd der General. „Die Pferde werden bei dem ewigen Frieden alt und ſteif, die Leute auch, und entwöhnen ſich aller Strapazen, und wenn ſie alsdann einmal in den Regen kommen, hat ſo ein ganzes Regiment augenblicklich den Schnupfen.“

„Fürchterlich!“ meinte der Oberſt. „Und alle die ſchönen Gottesgaben, die in den Laboratorien und Zeuggärten aufgehäuft liegen, und über welche das Gras hineinwächst, und die ſo elend verroſten müſſen, die ſchönen Voll- und Hohlkugeln, die zierlichen Shrapnells, die ſchönen und ſo gediegenen Kartätſchbüchſen, die prachtvollen Raketen, alle dieſe heilſamen und nützlichen Erfindungen ruhen und werden nicht angewandt zum Wohle des Ganzen.“

„Nun, das wäre eben kein Schade," ſagte der General. „Sehen Sie, alter Freund, das Kriegführen iſt ein prächtiges Handwerk. Aber die blanke Waffe iſt und bleibt die Hauptſache. Geht mir weg mit euren heimtückiſchen Geſchoſſen aller Art; der Säbel, lieber Freund, der Säbel das iſt die Poeſie des Kriegs."

„Und das Bajonnet," ſagte halb beiſtimmend der Oberſt. „Ah! das Bajonnet geht noch über euer krummes Eiſen. So ein Kerl, der ſein Gewehr zu handhaben verſteht und damit herumfährt in einer Sekunde nach allen Richtungen, ſo mit richtigen Angriffen und Paraden — eins — zwei — drei — vier — das geht über Alles."

„Auch nicht übel," antwortete der General. „Aber das Bajonnet hat doch was Heimtückiſches, wie alle Stichwaffen."

„Aber zweckmäßig, höchſt zweckmäßig," ſagte lebhaft der Oberſt. „Laßt auf einen geſchickten Bajonnetfechter drei Huſaren kommen, er wird mit ihnen fertig."

„Oh! — oh!" entgegnete laut lachend der General.

„Den Einen ſchießt er vom Pferd, die beiden Anderen erſticht er. Das iſt ganz unzweifelhaft. Und dann iſt das Bajonnetfechten das Einzige, wo der Soldat Eleganz, ja Grazie entwickeln kann. Lieber Freund, da geht auf den Exercierplatz und ſeht euch die Geſchichte an. Da lacht Einem das Herz im Leibe."

„Ja, das Lachen iſt Einem nahe genug, wenn man dergleichen ſieht," entgegnete der General. „Gott, der Gerechte! wie ſtehen die armen Kerls ſo verdreht da! Als ich das zum Erſtenmal geſehen, habe ich doch wahrhaftig geglaubt, das ganze Bataillon habe den Schnaps zu viel getrunken."

„Laßt das gut ſein," erwiderte ziemlich ernſt der Oberſt; „es iſt das was Zierliches und Majeſtätiſches und war von jeher meine Erholung. Warum lauft ihr in's Theater und ſeht ein Ballet an? — Das machen meine Leute ebenſo ſchön. Aber was hilft's, mit euch darüber zu ſprechen? So ein alter Huſar hat für nichts Sinn, als nur dreinhauen und immer wieder dreinhauen."

Wenn die beiden alten Herren je in Unfriede geriethen — und es kam das zuweilen vor — ſo lag die Schuld blos darin, daß Jeder, wie eben geſchehen, ſeine Waffe hoch erhob und die des Anderen herunterſetzte. Es iſt das aber von jeher der Fall geweſen, und Infanteriſt und Kavalleriſt harmoniren ſelten mit einander.

Wer lange, wie wir, in einer Kavallerie-Kaſerne gelebt, der gegenüber Infanterie im Quartier lag, konnte oftmals über dies Thema erbauliche Unterredungen anhören, namentlich in den Feierſtunden, wenn Unteroffiziere beider Waffenarten mit der langen Pfeife einander gegenüber im Fenſter lagen. Da kamen Benennungen zu Tage, wie ſie nicht im gelehrteſten militäriſchen Werke zu finden ſind. Da wurde vom Pferdsvolk im

Allgemeinen geſprochen, von ſchmierigen Lederhoſen und dem ewigen Stallduft, und andererſeits von dem Geſchlechte der Sandhaſen, die mit der Schnecke nicht nur die Aehnlichkeit hätten, daß ſie ihr ganzes Haus auf dem Rücken trügen, ſondern auch die überaus ſchnellen Bewegungen.

Der Artilleriſt kommt mit beiden Waffengattungen ſchon beſſer aus. Er iſt eine Art von militäriſchem Amphibium; er lebt zu Pferd und zu Fuß; er muß allerhand artige Sachen lernen, geheimnißvolle Dinge anfertigen, wie Granaten und Kartätſchen, und der Kamerad mit dem Bajonnet wie der Kamerad mit dem Säbel ſagt von den Artilleriſten: „Das ſind Kerle, die müſſen gepfiffen ſein.“

Die beiden alten Herren, von denen wir oben geſprochen, waren unverheirathet, liebten aber nichts mehr, wie angenehme, luſtige Geſellſchaft. Deßhalb waren auch ihre Häuſer den Kameraden und jungen Offizieren der benachbarten Garniſon gaſtlich geöffnet, und namentlich hatte der General in der Woche zweimal eine Art Cercle, wo Jeder gern geſehen war, der von einem Bekannten eingeführt wurde.

Zu dieſem Zweck war im Sommer eine Halle eingerichtet, im untern Stockwerk des Hauſes befindlich, mit zwei großen Flügelthüren, die auf den Garten hinausführten. Hier befanden ſich die bequemſten Sitzgelegenheiten, ein gutes Bier, ein leichter Wein, etwas kalte Küche und Rauchmaterial der verſchiedenſten Sorten.

Der Oberſt, der ein großer, dicker Mann mit einem noch ſehr flinken Fußgeſtell war, machte hier bei ſeinem Freunde, dem General, meiſtens die Honneurs, denn Jener hatte bei ſeiner letzten Affaire durch einen Sturz, namentlich am rechten Fuße, Schaden gelitten, weshalb er ſtark hinkte und nicht gern aufſtand, wenn er einmal niedergeſeſſen war.

Wenn der General, wie wir bereits wiſſen, das Uebergewicht des Bajonnets durchaus nicht anerkennen wollte, ſo ſchätzte er doch die Kenntniſſe und Erfahrungen des Oberſten in anderer Beziehung außerordentlich hoch und ließ ihn bei ſich ſchalten und walten, wie er wollte, was dieſer denn auch that, indem er hier faſt alle Einrichtungen traf, ſich überhaupt des Hausweſens ſeines Kameraden auf's Außerordentlichſte annahm. Der General, der eine etwas feine Stimme hatte, pflegte denn auch ſeinen Bedienten bei vorkommenden Unordnungen zu ſagen: „Wartet nur, ihr Himmelſakermenter! nachher kommt der Oberſt, der wird euch ſchon ſagen, wo ihr her ſeid!“

Dieſer inſpicirte aber auch Alles auf's Pünktlichſte. Er hielt Keller-, Küche-, Haus- und Garten-Paraden, wobei es nicht ohne einige Donnerwetter abging, wenn er, namentlich in den Zimmern, Tiſche und Stühle nicht in der beſten Richtung vorfand, oder wenn die Uhren nicht gleichmäßig auf die Sekunde gingen, oder wenn die Kerzen auf den Leuchtern nicht gerade ſtanden. Ja, er hatte es ſo weit gebracht, daß der General zu ſeinem Haushofmeiſter einen alten Unteroffizier von der Infanterie nahm. Doch hatte dieß einigen Kampf gekoſtet und war nur durchgeſetzt worden unter der Bedingung, daß der Oberſt dagegen einen Kavalleriſten zum Aufſeher über die beiden ſteifen Mecklenburger erhielt, der natürlicher Weiſe zu gleicher Zeit als Kutſcher fungirte.

Was dagegen die Stall-Paraden in beiden Häuſern anbelangt, ſo wurden dieſe, wie ſich von ſelbſt verſteht, vom General in eigener Perſon vorgenommen, wobei er nie unterließ, ſich dahin auszuſprechen, daß es hohe Zeit ſei, die Mecklenburger auszurangiren und durch junges Blut zu erſetzen.

Die Offiziere der benachbarten Garniſon hielten es für eine große Ehre, zu den oben erwähnten Geſellſchaften gezogen zu werden. Sie nannten dieſelben des Generals Rapport, und neue Kameraden, die ankamen, mußten dort ebenſo gut ihre Meldung machen, wie beim Stadt-Gouverneur oder beim Kommandirenden. Ja, alle anderen Vergnügungen wurden jenen Beſuchen hintangeſetzt, und manche Einladung von der Reſidenz mit den Worten abgeſchlagen: „Heute iſt es mir unmöglich; ich muß zum Rapport.“

Der Freundlichkeit des Generals verdanken wir nun die Erlaubniß, was in dieſen Rapportſtunden erzählt und vorgetragen wurde, dem geneigten Leſer hier mittheilen zu dürfen. Wir haben nach beſten Kräften eine Auswahl getroffen, und wenn wir die uns geſtellte Aufgabe, den übrigen Kameraden eine angenehme Stunde zu verſchaffen, einigermaßen erfüllt haben, ſo ſchätzen wir uns glücklich, daß wir einen guten Anfang gemacht, und hoffen alsdann, unſere kleinen Mittheilungen auch im nächſten Jahre fortſetzen zu können.

Entwurf zu einem Soldaten-Kalender.

Der Oberſt hatte ſich ſchon ſeit längerer Zeit damit beſchäftigt, einen Soldaten-Kalender zuſammen zu ſtellen, bei dem es ihm hauptſächlich darum zu thun war, den Soldaten vor Augen zu führen, welche militäriſche Bedeutung jeder Monat habe, und was an dieſem Tage hier und dort in alter und neuer Zeit militäriſch Wichtiges geſchehen ſei. Schon oft hatte er mit ſeinem Freunde darüber geſprochen, doch hatte der General, ſo gut ihm im Allgemeinen dieſe Idee gefiel, die Befürchtung ausgeſprochen, es würde ſich nicht leicht recht machen laſſen, ſo ohne Weiteres ſämmtliche Heilige zu beurlauben, und hinter die Datums profane Namen und Geſchichten zu ſtellen. Namentlich ſprach er viel kräftige Worte zu Gunſten manch ritterlichen Heiligen, und verlangte vor allen Dingen, daß hauptſächlich dem heiligen Georg und dem braven Martin ihre Stellen belaſſen würden.

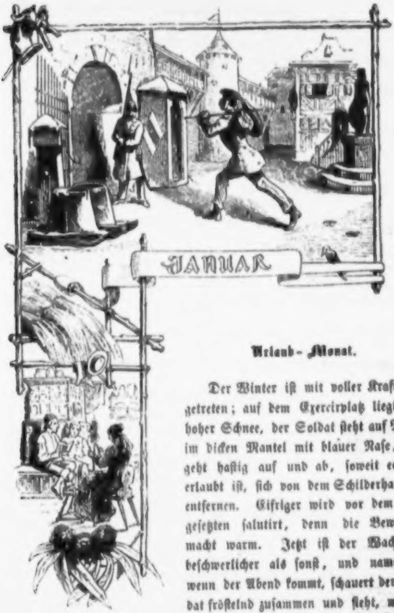
Der Oberſt aber vertheidigte ſeine Meinung, indem er ſagte, er verbinde mit ſeinem militäriſchen Kalender durchaus nicht die Abſicht, dem anderen Abbruch zu thun oder auch nur eine Concurrenz aufzuſtellen, und er müſſe ſich vor allen Dingen ſtreng gegen die Anſicht verwahren, als wolle er dadurch den Soldaten die Namen der Heiligen mit ihren ſchönen Thaten vergeſſen machen. „Im Gegentheil,“ ſagte er, „kann eins neben dem anderen beſtehen, und was ich da entwerfen will, ſoll nur ein Büchlein ſein mit hübſchen Holzſchnitten verſehen, das der Soldat aus ſeinem militäriſchen Leben mit nach Hauſe nimmt, indem er hie und da darin blättert, ſich ſeines Soldatenlebens erinnert und vielleicht lieſt und auch wohl behält, was an dieſem oder jenem Tage von Männern des Standes, dem er einmal ein paar Jahre angehörte, Wichtiges und Schönes geleiſtet wurde.“

„Ich habe mir aber vorgenommen,“ fuhr der Oberſt fort, „die erſten vier Monate des Jahrs ausführlicher zu bearbeiten und ſie in der nächſten Rapportſtunde vorzulegen. Gefällt ihnen meine Arbeit, ſo will ich nächſtens damit fortfahren, und dagegen werden Sie nichts zu erinnern haben.“

Das hatte denn auch der General nicht, und ſo legte denn der Oberſt den Entwurf zu dem Soldaten-Kalender vor, wie wir ihn auf den nächſten Seiten unſern Leſern mittheilen.

Januar.

Urlaub-Monat.



Urlaub-Monat.

Der Winter iſt mit voller Kraft eingetreten; auf dem Exercirplatz liegt fußhoher Schnee, der Soldat ſteht auf Poſten im dicken Mantel mit blauer Naſe, und geht haſtig auf und ab, ſoweit es ihm erlaubt iſt, ſich von dem Schilderhauſe zu entfernen. Eifriger wird vor dem Vorgeſetzten ſalutirt, denn die Bewegung macht warm. Jetzt iſt der Wachdienſt beſchwerlicher als ſonſt, und namentlich wenn der Abend kommt, ſchauert der Soldat fröſtelnd zuſammen und ſieht, wie die

Menſchen nach Hauſe eilen, wie die Fenſter rings herum beleuchtet werden. Und er denkt, wie ſie jetzt auch bei ihm zu Hauſe um den großen Ofen zuſammenrücken, Vater, Mutter, Geſchwiſter und auch ſie, die ſich erkundigt, ob nicht wieder ein Brief da ſei oder ob er nicht bald in Urlaub kommen werde. Da hat der Soldat Heimweh; aber er tröſtet ſich und denkt, die Rekruten, die ein Jahr nach ihm gekommen, kennen jetzt den Dienſt, und es wird nicht lange dauern, ſo beurlaubt man einen Theil der Alten.

Und es iſt ſo! Exercirt wird nicht mehr viel; zu dem Wachdienſt ſind Leute genug da. Und eines Tags wird er vor den Feldwebel gerufen, natürlich, wenn er ſich im vergangenen Jahre gut aufgeführt hat, wenn er pünktlich beim Exerciren und auf der Wache geweſen, wenn ſeine Montirung und ſein Lederwerk immer in Ordnung war, und vor allen Dingen, wenn er ſich gegen ſeine Vorgeſetzten artig und manierlich betragen. Da heißt es: Peter Schabel beurlaubt! — Hurrah! Wie eilt er auf die Stube! Wie raſch packt er ſeine Habſeligkeiten zuſammen und gibt ſie auf die Kammer! Und dann an einem ſchönen Morgen nimmt er von ſeinem Unteroffizier und den Kameraden Abſchied und verläßt die Kaſerne.

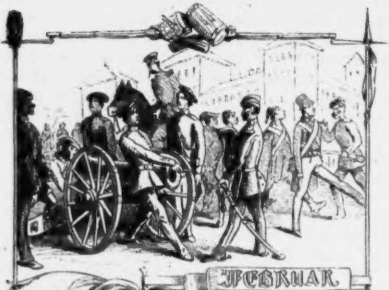
Draußen knarrt der Schnee unter ſeinen Füßen, der Himmel iſt klar und heiter über ihm; hier kommt er an einem Poſten vorbei, dort an einem andern, wo er ebenfalls geſtanden. Er blinzelt dem Kameraden zu und zeigt auf das Thor. — „Behüt dich Gott! Ich will die zu Haus von dir grüßen." — Und bald hat er die Stadt hinter ſich. Er macht mächtige Schritte, um bald nach Haus zu kommen, und wenn endlich die Abendnebel aufſteigen, wenn die Nacht kommt und es empfindlich kalt wird, da ſieht er unter ſich im Thal Lichter ſchimmern und hört die Hunde bellen. Noch eine Viertelſtunde und er ſteht vor dem elterlichen Hauſe! Er reißt die Stubenthüre auf und ruft hinein: „Grüß Euch Gott, Alle miteinander! Da bin ich wieder!" —

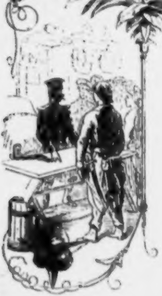
Januar.

1. 1814. Das Blücher'ſche Heer ſetzt auf verſchiedenen Punkten über den Rhein.
2. 1762. Kriegserklärung Englands an Spanien.
3. 1777. Waſhington zerſtreut einige britiſche Regimenter.
4. 1695. Tod des Marſchalls von Luxemburg.
5. 1477. Karl der Kühne von Burgund wird von den Schweizern bei Nancy geſchlagen.
6. 1810. Friedensſchluß zwiſchen Schweden und Frankreich zu Paris.
7. 1807. Kriegserklärung der Pforte an Rußland.
8. 1745. Quadrupel-Allianz zwiſchen Oeſtreich, England, Holland und Sachſen.
9. 1791. Friede zu Jaſſy zwiſchen Oeſtreich und der Türkei.
10. 1795. Uebergang der Franzoſen über die Waal.
11. 1801. Die Franzoſen dringen über die Brenta bis Treviſo vor.
12. 1814. Die Preußen erſcheinen vor Thionville.
13. 1721. Frieden zwiſchen Spanien einer- und England und Frankreich andererſeits.
14. 1814. Friedensſchluß zwiſchen Schweden und England zu Kiel.
15. 1797. Schlacht bei Rivoli zwiſchen den Franzoſen und Oeſtreichern.
16. 1809. Schlacht bei Coruna zwiſchen den Engländern und Franzoſen.
17. 1757. Der deutſche Reichshofrath beſchließt einen Reichsexekutionskrieg gegen Friedrich den Großen.
18. 1805. Das Cap der guten Hoffnung wird von den Engländern genommen.
19. 1814. Die Franzoſen verrammeln der heranrückenden Verbündeten wegen die Barrièren von Paris.
20. 1799. Sturm der Franzoſen auf Neapel.
21. 1795. Die Franzoſen in Amſterdam.
22. 1811. Die ſpaniſche Feſtung Olivenza ergibt ſich an den Marſchall Soult.
23. 1250. Schlacht bei Manſura zwiſchen dem Kreuzheere und den Sarazenen.
24. 1712. Geburtstag Friedrichs des Großen.
25. 1798. Uebergabe der Feſtung Mainz.
26. 1699. Friede zu Carlowitz.
27. 1812. Die Franzoſen beſetzen Schwediſch-Pommern.
28. 814. Kaiſer Karl der Große †.
29. 1814. Treffen bei Brienne.
30. 1649. Karl I. von England enthauptet.
31. 1702. Ueberfall von Cremona durch die Kaiſerlichen unter Prinz Eugen.

Februar.

Unterricht=Monat.





Unterricht – Monat.

Beim Regiment zurückgeblieben ſind die jüngeren Leute, die Rekruten vom vorigen Jahr. Aber wenn die Alten fort ſind, wollen ſie nicht mehr ſo heißen. Sie haben nun das ihrige redlich gethan auf dem Exercirplatz im Schweiß ihres Angeſichts und haben ſtehen gelernt und nach Zählen wenden und gehen, und ſind mit ihrer Waffe vertraut geworden, der Infanteriſt mit dem Gewehr, hat auch Bajonnetfechten gelernt, der Artilleriſt mit Kugeln- und

Kartätſchenladen, auch mit Bomben und Granaten, und der Kavalleriſt lernte reiten, fiel dabei häufig in den Sand, und bemühte ſich lange, ſeinen Säbel zweckmäßig und ſicher zu gebrauchen.

So iſt denn des Soldaten äußere Ausbildung vollendet; aber jetzt kommt die innere, ein Kapitel, das für Manchen noch viel ſchwieriger iſt. Der Soldat muß auch lernen, aus welchen Theilen ſein Gewehr oder ſein Geſchütz beſteht; er muß wiſſen, wie man eine ſolide Patrone anfertigt oder wie viel Pulver zu einer Cartouche oder zur Sprengladung einer Bombe gehört. Das iſt nun für die meiſten der jungen Soldaten keine angenehme Zeit. Eine geräumige Stube in der Kaſerne iſt ſehr ſtark geheizt, und wenn es Abend wird, in jener Stunde, wo man ſo gerne ins Bierhaus geht, müſſen ſie da hinein und aufmerkſam zuhören. Aber das iſt von großer Wichtigkeit! Was nützt der Soldat, der nur exerciren oder ſchießen kann? Er muß ſich auch in ſchwierigen Fällen ſelbſt zu helfen wiſſen; er muß eine Schleich-Patrouille führen können, er muß den ſchwierigen Felddienſt gründlich verſtehen. Hat er doch hier im Kriege oft ſein Leben in der Hand und bleibt ſtecken, geht zu Grunde, wenn er nicht weiß, wie er ſich in ſchwierigen Fällen zu benehmen hat. Und erſt der Artilleriſt! So ein Geſchütz iſt eine verwickelte Maſchine, und wenn irgendwo eine Kugel einſchlägt und reißt etwa ein Rad weg, dann iſt Alles verloren, wenn man ſich nicht zu helfen weiß. Fortgeſchafft muß es werden: der Artilleriſt darf ſeine Kanone nicht im Stich laſſen; das iſt eine ebenſo große Schande, als wenn die Fahne verloren geht. Darum muß er was lernen, und wenn ihm ein Rad zerſchoſſen iſt, da muß er es verſtehen, den erſten beſten Wegzeiger zu nehmen und ſo unterzubinden, daß er im Galopp mit ſeinem Geſchütz zurück kann.

Ja, da ſitzen ſie in der warmen Stube! Sie lernen all' die Dinge kennen, von denen ſie früher kaum gehört; und ſpäter ſind ſie oft froh an dem, was ſie in der militäriſchen Unterrichts-Stunde gelernt. Der von der Pioniercompagnie kommt ſpäter nicht in Verlegenheit, und weiß die ſchönſten Gräben anzulegen, wenn er zu Hauſe eine Wieſe entwäſſern ſoll; oder wenn der Bach ſeine Ufer zerriſſen hat und die Brücke mitgenommen, ſo weiß er Faſchinen zu machen und einen Steg herzuſtellen, ohne den Zimmermann zu rufen. Der Artilleriſt lernt das Fuhrweſen gründlich kennen, und wenn ihm ſpäter ſein Wagen im Moraſt ſtecken bleibt, da weiß er ſich ſchon zu helfen. Auch mit dem Pulver hat er umzugehen gelernt, und einen Felſen abzuſprengen iſt ihm eine Kleinigkeit. Nun erſt der Kavalleriſt. Der hat wohl den größten Nutzen von ſeiner Dienſtzeit und dem Unterricht. Ihm kommt es zu Hauſe ſehr zu Statten, daß er gelernt, ein Pferd vernünftig zu behandeln, daß er erfahren, daß gründliches Putzen halbes Futter ausmacht, daß er etwas vom Hufbeſchlag verſteht und nicht gleich zum Thierarzt zu laufen braucht, wenn der Ackergaul huſtet oder ein wenig krumm geworden iſt. Endlich der Infanteriſt lernt manche ſchöne Dinge, die er ſpäter wohl gebrauchen kann. Er wird im Unterricht ein praktiſcher Menſch, verſteht ſpäter, mit dem Gewehr vorſichtig umzugehen, kann ſich ſeinen Rockärmel ſelbſtſtändig zuſammenflicken, einen Knopf anſetzen und die Stiefel mit friſchen Nägeln beſchlagen. Ja, das iſt Alles keine Kleinigkeit. Durch den Unterricht iſt er aus einem unbeholfenen Rekruten ein praktiſcher Menſch geworden; er kommt jetzt bei den Feldarbeiten nicht ſo leicht in Verlegenheit, und wenn er einmal zufällig allein zu Haus iſt, ſo kocht er ſich eine Suppe, wie die beſte Hausfrau.

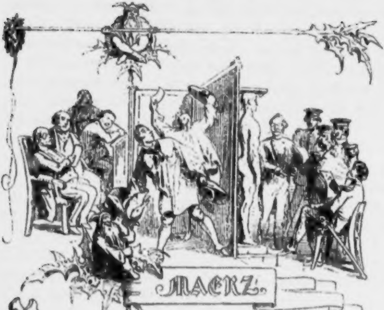
Deßhalb im Unterricht fleißig gelernt, wenn es auch anfänglich Mühe macht, wenn auch die Augen zufallen wollen bei der Hitze in der Stube! Man erfährt da vieles Neue, und Mancher, der Schwefel, Holzkohle und Salpeter gekannt, hat doch nicht gewußt, wie viel man von jedem nehmen muß, um Schießpulver zu machen, und als er es endlich gelernt, war er froh daran.

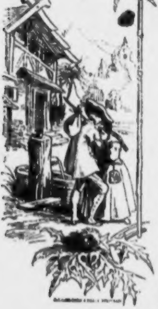
Februar.

1. 1814. Schlacht bei La Rothière zwiſchen den Verbündeten und Franzoſen.
2. 1797. Einnahme von Mantua durch die Franzoſen.
3. 1722. Seidlitz geboren.
4. 1814. Die Oeſtreicher gehen über die Etſch.
5. 1204. Die Lateiner ſtürmen und erobern Konſtantinopel.
6. 1715. Friede zwiſchen Spanien und Portugal.
7. 1792. Bündniß Oeſtreichs mit Preußen zu Berlin.
8. 1807. Schlacht bei Eylau zwiſchen den Franzoſen und den verbündeten Ruſſen und Preußen.
9. 1801. Friede zu Lüneville.
10. 1519. Cortez erobert Mexiko.
11. 1814. Schlacht bei Montmirail zwiſchen den Verbündeten und Franzoſen.
12. 1707. Anfang der Belagerung des Kaſtells zu Mailand durch Prinz Eugen.
13. 1813. Schlacht bei Kaliſch.
14. 1797. Seeſchlacht bei St. Vincent zwiſchen den Engländern und Franzoſen.
15. 1763. Friede zu Hubertsburg zwiſchen Oeſtreich, Frankreich und Sachſen.
16. 1797. Der Admiral Harvay erobert die Inſel Trinidad.
17. 1793. Die Franzoſen brechen in Holland ein.
18. 1814. Treffen bei Montereau zwiſchen den Verbündeten und den Franzoſen.
19. 1831. Schlacht bei Wawer zwiſchen den Polen und Ruſſen.
20. 1810. Andreas Hofer zu Mantua erſchoſſen.
21. 1808. Saragoſſa ergibt ſich nach dem verzweifeltſten Widerſtand dem allzuſtarken Feind (Franzoſen).
22. 1744. Seeſchlacht bei Toulon.
23. 1814. Gefecht bei Troyes.
24. 1812. Allianz zwiſchen Frankreich und Preußen.
25. 1634. Wallenſtein †.
26. 1815. Napoleon ſchifft ſich auf Elba nach Frankreich ein.
27. 1814. Wellington geht über den Adur.
28. 1813. Schutz- und Trutz-Bündniß zu Kaliſch zwiſchen Rußland und Preußen.

März.

Ziehung-Monat.





Ziehung-Monat.

Mancher, wenn er an ſein Alter denkt und daß er bald das 21. Jahr erreicht hat, kratzt ſich unmuthig am Kopfe und lieſt aufmerkſamer als ſonſt die Zeitung, denn da findet er bald eine Stelle, wo es heißt: Die Militärpflichtigen von dem und dem Jahr werden gebeten, ihrem Schultheißen einen freundſchaftlichen Beſuch abzuſtatten. O weh! Wie wird das enden? Wird ihm das Glück hold ſein? Wird er triumphirend eine hohe Nummer aus der Urne bringen, oder wird er mit bleichem Geſicht wohl gar Numero Eins ziehen? Leider hat er das richtige Maaß, fünf Schuh und ſehr viele Zoll! Seine Größe hilft ihm nicht durch. Wie beneidet er in dieſem Augenblick den kleinen Schneider, der ihm hohnlachend unter dem Arme durchſpaziert! Er nimmt einen ernſten Abſchied von Haus; ihr vermag er kaum Adieu zu ſagen, denn ſie hält weinend die Schürze vor die Augen, da ſie überzeugt iſt, daß er in der Reſidenz zur Garde kommen wird. Und dann denkt er nimmer an ſie. Es iſt das eine Zeit der Thränen und Noth, und er wandert mit beklommenem Herzen aus ſeinem Dorfe, ſich oftmals umſchauend.

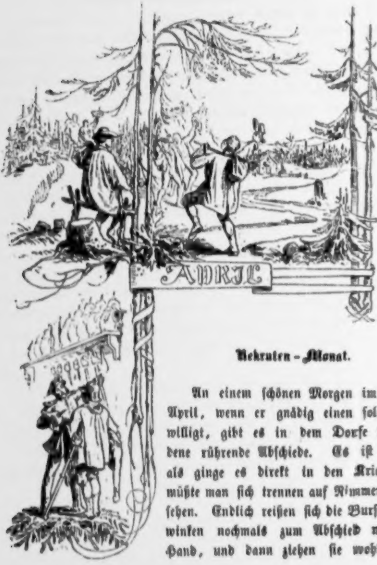
Zur ſelbigen Zeit tritt die Rekrutirungs-Commiſſion zuſammen, ein anſehnlicher Major mit ernſtem, würdevollem Weſen, ein Hauptmann mit großem Bart, der auf alle Bewegungen der Rekruten ſorgfältig Achtung gibt, ein junger Lieutenant mit gar keinem Bart, aber einem wilden blutdürſtigen Blick. Und nun erſt der Regimentsarzt, der beigegeben iſt! Der Mann hat hellblondes Haar, das vorn wie eine Bürſte in die Höhe ſteht, dazu trägt er eine Brille, hat einen blauen Frack an, und ſieht ſo harmlos und freundlich aus. Er aber iſt der Schlimmſte von allen! Da hört er ſo theilnehmend zu, wenn jener breitſchultrige Burſche ſagt, er leide häufig an Bruſt-Beklemmungen, oder wenn ihm ein Pfiffikus verſichert, die vorderen Zähne fehlen ihm, er könne wahrhaftig keine Patrone abbeißen. Ja, er grinſt ordentlich vor Wohlbehagen, klopft den Beiden auf die Schulter und ſagt dem Einen, das Exerciren ſtärke die Bruſt, und zum Andern, als Artilleriſt brauche er keine Patronen abzubeißen. Ja, der Doktor iſt der ſchlimmſte, und da mögt ihr noch ſo ſehr klagen über ein ſteifes Knie oder immerwährendes Kopfweh, oder über Harthörigkeit, oder über eine unerklärliche Furcht vor kaltem Eiſen, er lächelt bei all' dem Elend, kurirt aber im Augenblick die meiſten Krankheiten. Wenn er ſagt: „Der Mann iſt tauglich,“ ſo hilft Alles nichts mehr. Das Kopfweh iſt verſchwunden, der Lahme ſpringt wie ein Reh, und der Engbrüſtige könnte zur Noth den Ofen ausblaſen. — Alſo tauglich! In Gottes Namen! Vielleicht ziehſt du dich frei! — Aber da ſind ſchon ſo viele hohe Nummern, ſo viele lachende Geſichter. Er greift bis an den Ellenbogen in den Beutel. In demſelben ſind kleine Hölzchen, wie beim Lottoſpiel; welches ſoll er ergreifen? Es ſchlüpfen eine Menge durch ſeine Finger, endlich hält er eines feſt — Numero 4. — Jetzt iſt Alles vorbei! Es iſt gerade ſo gut, als ob er den bunten Rock ſchon angezogen hätte. Freilich muß er noch einmal die Muſterung beſtehen; aber er iſt ſich keines Fehlers bewußt. Nun ja! was iſt's weiter? Vielen Anderen iſt es gerade ſo gegangen, und wenn er einmal gedient hat und wieder nach Hauſe kommt, ſo kann er was erzählen. Alſo friſch Band und Strauß auf den Hut geſteckt, auch wohl die Nummer dazu, die er gezogen, und nun ins Wirthshaus! Geht ja doch an dem Tag Alles ins Wirthshaus. Trinkt ſich doch faſt Jeder ſeinen kleinen Rauſch an; die es gewonnen haben aus Freude, die es verſpielt haben, um ſich zu zerſtreuen, die Behörden, die ſich nach des Tages Laſt und Hitze einen guten Trunk ſchuldig ſind, viele von der Bürgerſchaft aus Theilnahme an Freude und Schmerz, die unteren Behörden endlich, der Polizeidiener und Nachtwächter aus Kummer und Zorn, weil ſie an dem Tage nicht im Stande ſind, in den Straßen Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Denn wenn den Militärpflichtigen des Wirthshauſes Wände zu enge werden, ſo ziehen ſie hinaus in einer langen Reihe, Arm in Arm und ſchreien und johlen und ſingen ein friſches Lied. An dem Tage läßt man ihnen Vieles paſſiren, und die Polizeiſtunde wird nicht beachtet; es kommt auch nicht an auf ein paar zerſchlagene Naſen und zerbrochene Fenſterſcheiben. Und ſo geht's denn meiſtens fort bis zum hellen Morgen. Und wenn dann endlich Numero 4 müde und matt auf der Ofenbank einſchläft, ſo hat er unangenehme Träume und ſieht ſich ſchon als Soldat auf dem Exercirplatz, im Schnee und Regen, und muß rechts- und linksum machen, muß dem Unteroffizier gehorchen und darf nicht raiſonniren.

März.

1. 1815. Napoleon landet an der Küſte von Frankreich.
2. 1798. Die Franzoſen erobern Solothurn und Freiburg.
3. 1476. Karl der Kühne von Burgund wird bei Grançon von den Schweizern geſchlagen.
4. 1703. Stürmung des Lagers bei Dietfurt durch Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg und General Limpurg-Styrum.
5. 1798. Schauenburg zieht in Bern als Sieger ein.
6. 1714. Friedensſchluß zwiſchen Oeſtreich und Frankreich.
7. 1741. Erſtürmung von Groß-Glogau durch die Preußen.
8. 1801. Landung der engliſchen Kriegsflotte bei Abukir.
9. und 10. 1814. Schlacht bei Laon zwiſchen den Verbündeten und Franzoſen.
11. 1745. Schlacht bei Fontenoi.
12. 1849. Aufkündigung des zwiſchen Radetzky und König Karl Albert von Sardinien geſchloſſenen Waffenſtillſtandes durch Letzteren.
13. 1815. Achtserklärung der verbündeten Mächte in Wien gegen Napoleon.
14. 1590. Schlacht bei Jory zwiſchen Heinrich IV. von Frankreich und den Truppen der Ligue.
15. 1702. England, der deutſche Kaiſer und das Reich erklären Frankreich den Krieg.
16. 1762. Waffenſtillſtand zwiſchen Preußen und Rußland.
17. 1813. Aufruf des Königs von Preußen an das Volk und Heer.
18. 1849. Ausmarſch Radetzky's aus Mailand.
19. 1797. Die franzöſiſche Armee dringt in Tyrol und über die Piave gegen die kärnthiſchen Päſſe vor.
20. 1849. Uebergang der öſtreichiſchen Armee über den Ticino bei Pavia.
21. 1801. Schlacht bei Abukir zwiſchen Frankreich und England.
22. 1849. Gefecht bei Mortara.
23. 1849. Schlacht bei Novara.
24. 1849. Zuſammenkunft Radetzky's mit dem Könige von Sardinien in Veſpolate.
25. 1802. Friede von Amiens zwiſchen Frankreich und England.
26. 1849. Waffenſtillſtand zwiſchen Oeſtreich und Sardinien.
27. 1813. Preußen erklärt Frankreich den Krieg.
28. 1809. Schlacht bei Cueſta (Spanien).
29. 1849. Einzug Radetzky's in Mailand.
30. 1814. Schlacht vor Paris.
31. 1814. Einzug der Verbündeten in Paris.

April.

Rekruten-Monat.



Rekruten-Monat.

An einem ſchönen Morgen im Mona April, wenn er gnädig einen ſolchen bewilligt, gibt es in dem Dorfe verſchiedene rührende Abſchiede. Es iſt gerade als ginge es direkt in den Krieg, al müßte man ſich trennen auf Nimmerwiederſehen. Endlich reißen ſich die Burſche los winken nochmals zum Abſchied mit de Hand, und dann ziehen ſie wohlgemut zur benachbarten Stadt, von wo aus ſie in einem größeren Transport nach der nächſten Garniſon geliefert werden. Unterwegs geht es natürlich noch luſtig genug her; da bleibt kein Wirthshaus unbeſucht, kein Mädchen ungeneckt. Es iſt der letzte freie Moment, ſie wandern ja noch unbeengt dahin in der Kleidung, die ihnen bequem, in der Umgebung, Berg, Wald und Flur, die ihnen bekannt iſt.

Das wird aber ſogleich anders, ſowie ſie die engen Straßen der Stadt betreten, wie der Tritt ſo fremdartig auf dem Pflaſter hallt. „Geht ordentlich, ihr Burſche,“ ſagt der begleitende Stations-Commandant, „dort kommt ein Offizier.“ Am Wege bleiben ein paar Leute ſtehen mit großen Bärten und verwittertem Aeußern, und ſprechen finſter: „Da kommen neue Schlachtopfer, angehende Soldknechte.“

So marſchiren ſie dahin durch die Länge der Stadt zu dem Kaſernenhof, und ſobald ſie das große Gitter hinter ſich haben, und die Kaſerne mit ihren gewaltigen Flügeln ſie liebend umfängt und ſie aus ihren hunderten von Fenſtern ſo fremdartig anſtarrt, da kommen ſie ſich vor wie die gefangenen Mäuſe in der Falle, und wenn es möglich wäre, ließen ſie ihre Ohren hängen. Die wildeſten Burſche draußen auf dem Dorfe, die mit dem ſchlimmſten Maul, die unermüdlichſten Jäger, die flinkſten Tänzer ſind wie mit kaltem Waſſer begoſſen und haben Blei in allen Gliedern. Und wenn nun erſt die Militär-Commiſſion auf ſie zukommt, welche beſtimmt iſt, die Rekruten für die verſchiedenen Waffengattungen abzuſondern, ein großer, magerer General, vor dem, wo er vorübergeht, augenblicklich die Hände der Unteroffiziere und Soldaten an die Mütze hinauffliegen, als würden ſie an lauter unſichtbaren Fäden empor gezogen; ein dicker Major von der Infanterie, welcher beſtändig die Hände auf dem Rücken zuſammenlegt, weil das gleiche Manöver vornen unmöglich wäre, ferner ein kleiner, lebhafter Rittmeiſter mit ungeheurem Säbel und langen, klirrenden Sporen, und ein ſehr unterſetzter Artillerie-Offizier, ein würdevoller, ſtreng ausſehender Mann mit ſchon einigermaßen gebrauchten, waſchledernen Handſchuhen. — Ja, wenn alle dieſe Herren ſo beuteluſtig um ſie herumſtreifen, da zittern die armen Rekruten ordentlich zuſammen, und es iſt ihnen gerade, als müßte ſie jeden Augenblick Jemand hinten am Genick faſſen.

Die Artillerie bekommt die ſtärkſten Leute, dann ſucht ſich der lebhafte Rittmeiſter die ſeinigen aus, und was übrig bleibt, iſt für die Infanterie und für den Train. Die Sache iſt bald abgemacht. Artillerie und Kavallerie marſchirt ab mit begleitenden Unteroffizieren, und die Infanterie, die hier in der großen Kaſerne bleibt, blickt den fortziehenden Kameraden wehmüthig nach. Nun werden die Erſteren der Größe nach den Korporalſchaften zugetheilt und erhalten nun ihren erſten und eigentlichen Vorgeſetzten, den commandirenden Unteroffizier. Dieſer hält ihnen meiſtens eine gewichtige Anrede, verſichert ſie ſeiner Gnade, im Falle ſie ſich gut betragen, läßt aber nicht undeutlich durchblicken, daß ihnen bei ſchlechter Aufführung gelegentlich und vielleicht ſehr unerwartet ein Tauſendmillionen Schock Kreuz-Donnerwetter auf ihre Köpfe fahren würde.

Nach dieſer freundlichen Einleitung werden ſie in die betreffenden Stuben geführt, erhalten einen Strohſack, ein Strohkopfpolſter und eine kleine Kiſte zum Aufbewahren ihrer Habſeligkeiten. Auch die Montirungskammer öffnet ſich ihrem erſtaunten Blick; von den älteſten Röcken werden die alleräIteſten für ſie ausgeleſen, ſie bekommen ihr Lederzeug, deſſen Farbe jedoch nur in ſchwachen, abgeſchabten Reſten zu errathen iſt. Der Patrontaſchen-Deckel iſt aufgeriſſen und verſchrumpft und hat die Haut einer gedörrten Pflaume; der Unteroffizier aber verſichert, daß ſie noch ſehr gut weggekommen ſeien, und daß es hiernach ſein ſehnlichſter Wunſch wäre, nächſtens die Armatur in ganz gutem Zuſtande zu erblicken. — So ſchwer beladen gehen ſie auf ihre Stuben zurück; die älteren Kameraden helfen ihnen bereitwillig, dieſelbe jederzeit in Stand ſetzen; doch braucht man zum Anfeuchten der alten Kreide eine außerordentliche Quantität Bier und Wein, und manche Löcher in der Patrontaſche laſſen ſich nur durch weißes Brod und Wurſt zuſtopfen.

In den nächſten Tagen darauf erhalten ſie ihr erſtes Brod, dann eine ſechs- oder zehntägige Löhnung; und um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, werden ihnen zu gleicher Zeit die Kriegsartikel vorgeleſen, ein halbhundert Paragraphen mit einer einzigen und ſehr wichtigen Grundidee: Gehorſam mit Ordnung und Ordnung mit Gehorſam.

April.

1. 1849. Einnahme von Breſcia durch die Oeſtreicher.
2. 1801. Seeſchlacht vor Kopenhagen.
3. 1367. Schlacht bei Najara (Spanien).
4. 1797. Loudon im Verein mit den Landeseinwohnern vertreibt die Franzoſen aus Tyrol.
5. 1849. Schlacht bei Eckernförde.
6. 1453. Belagerung Konſtantinopels durch Mahommed II.
7. 1823. Die Franzoſen rücken in Spanien ein, um die königliche Gewalt wieder herzuſtellen.
8. 1525. Friede von Krakau.
9. 1801. Schlacht bei Ramanieh.
10. 1741. Guſtav Adolph von Schweden erzwingt den Uebergang über den Lech.
11. 1713. Friede zu Utrecht.
12. 1782. Seeſchlacht bei Guadeloupe.
13. 1849. Erſtürmung der Düppeler Schanzen.
14. 1471. Eduard IV. von England ſiegt bei Barnet über Heinrich von Lancaſter.
15. 1689. Ludwig XIV. von Frankreich erklärt Spanien den Krieg.
16. 1758. Friedrich der Große erobert Schweidnitz.
17. 1707. Prinz Coburg treibt die Franzoſen über die Sambre zurück und eröffnet die Belagerung von Landrecy.
18. 1797. Schlacht bei Neuwied.
19. 1809. Schlacht bei Thann zwiſchen den Franzoſen und Oeſtreichern.
20. 1499. Schlacht bei Fraſtenz zwiſchen den Oeſtreichern und Eidgenoſſen.
21. 1796. Schlacht bei Mondovi.
22. 1809. Schlacht bei Eckmühl.
23. 1826. Einnahme von Miſſolunghi durch die Türken.
24. 1547. Schlacht bei Mühlberg.
25. 1823. Die Franzoſen rücken in Madrid ein.
26. 1726. Oeſtreich ſchließt ſich einem Defenſivbund zwiſchen Rußland und Schweden an.
27. 1819. Mehemed Ali, Paſcha von Aegypten, erſtürmt die Hauptſtadt der Wechabiten.
28. 1796. Waffenſtillſtand zwiſchen dem General Napoleon Bonaparte und dem König von Piemont.
29. 1622. Tilly wird von Mansfeld bei Wiesloch geſchlagen.
30. 1794. Landrecy ergibt ſich den Oeſtreichern.

Des Hausmeiſters Rapport.

Während ſich der General, der Oberſt und die zum Rapport gekommenen Offiziere droben in dem Rapportzimmer auf die beſchriebene Art unterhielten, ſuchte die Dienerſchaft ſich in dem großen Bedientenzimmer ebenfalls auf eine angenehme Art die Zeit zu vertreiben. Natürlich drehten ſich auch hier die meiſten Geſpräche um Erlebniſſe vom Schlachtfeld und aus der Garniſon, denn Alle, welche ſich hier verſammelten, waren Soldat geweſen oder waren es noch. Dieſe Geſellſchaft war meiſtens ſehr zahlreich. Da waren die Reitknechte der Offiziere, die zu Pferd kamen, da waren die Kutſcher der älteren Herren, und Alle, wie geſagt, hatten die Muskete geführt oder den Säbel, ihr Pferd geputzt oder am Geſchütz exercirt.

Der Hausmeiſter des Generals führte den Vorſitz und ſein Vice-Präſident war der Stallaufſeher des Oberſten, beide ebenſo verſchieden wie ihre Herren. Denn während der ehemalige Unteroffizier der Infanterie groß, ſtark, von äußerſt imponirendem Anſehen war, nur in gewählten Redensarten ſprach, ernſt und würdevoll in die Welt ſchaute, war der ehemalige Kavalleriſt eine wahre Huſarennatur, von Körperbau klein und ſchlank, beſtändig guten Humors, zu vielerlei Streichen aufgelegt und daher ſtets in Gefahr, die Würde des Präſidiums zu verletzen, welche Herr Staibl, der ehemalige Infanteriſt, mit ängſtlicher Sorgfalt aufrecht zu erhalten bemüht war.

Wir müſſen es dem General zum Ruhme nachſagen, daß er, der von dieſen Zuſammenkünften in der Bedientenſtube die genaueſte Kenntniß hatte, es nie unterließ, den Herrn Staibl zu beauftragen, auch für ſeine Gäſte Bier und Zugehör in Bereitſchaft zu ſetzen.

Um dieſe Zuſammenkünfte in eine gute Form zu bringen, hatte der Hausmeiſter lange überlegt, ob es räthlich ſei, denſelben einen Namen zu geben, und welchen man in dieſem Falle am paſſendſten wohl annehmen könne. Endlich hatte er ſich die erſte Frage bejaht, und machte nun einen Vorſchlag, ſämmtliche Anweſende möchten ihre Phantaſie anſtrengen, um einen paſſenden Namen zu finden. Der Vice-Präſident ſchlug „Bivouak" vor, der Kutſcher eines Kavallerie-Offiziers „Stallwache", der Reitknecht eines Infanterie-Majors „die Montirungskammer", und ſo kamen allerlei Benennungen zu Tage, von denen aber keine einzige allgemeinen Anklang finden wollte.

Herr Staibl nahm zuletzt das Wort und erläuterte in einem längeren Vortrag die angegebenen Namen, dabei beweiſend, daß keiner derſelben recht für die Verſammlung paſſe. „Bivouak", ſagte er, „erinnert zu ſehr an Regen und Froſt, an Hunger und Durſt; die „Stallwache" iſt nur dem Kavalleriſten bekannt, und würde ſich ein Infanteriſt dabei nicht heimiſch fühlen." Die „Montirungskammer" mit ihren alten Kleidern und Schuhen, vollgepfropft und ohne Raum, ſei kein angenehmer Aufenthaltsort für Leute ihres Gleichen, die angenehm ein paar Stunden zu verplaudern gedächten, und er erlaube ſich einen andern Vorſchlag.

Alles ſpitzte die Ohren, und Jeder war im Voraus überzeugt, Herr Staibl würde, wie immer, den Nagel auf den Kopf getroffen haben.

„Nennen wir", ſagte dieſer mit wichtiger Stimme, „unſere Verſammlung die Wachtſtube. Dieſer Ort mit ſeinen Leiden und Freuden iſt Jedem von euch hinlänglich bekannt. Der erſteren, als da ſind: auf Poſten ſtehen in Schnee und Regen oder von einer Patrouille überſtreng examinirt zu werden, gibt es hier keine, alſo ſind wir im Stande, blos die angenehmen Seiten dieſes Aufenthaltes in's Auge zu faſſen."

Ueber dieſen Vorſchlag brach die Geſellſchaft in Beifallsbezeugungen aus; man trommelte mit den Fäuſten auf den Tiſch, und der Vice-Präſident ließ ein paar gellende Hurrahs ertönen.

„Euch Allen", fuhr Herr Staibl fort, „iſt die Wachtſtube bekannt, mag ſie nun einen Namen haben, welchen ſie wolle. Ihr habt einen Theil eurer Dienſtzeit dort zugebracht und gewiß manche angenehme Stunden dort verlebt. Wenn es euch alſo gefällig iſt, nennen wir dieſes Lokal zur Zeit unſerer Zuſammenkünfte die Wachtſtube, und Jeder ſoll gehalten ſein, aus ſeiner vergangenen Dienſtzeit etwas zur Unterhaltung der Uebrigen beizutragen."

„Bravo!" riefen die Anderen.

„Und damit eine gewiſſe Ordnung in die ganze Geſchichte kommt," fuhr der ehemalige Infanterie-Unteroffizier fort, „ſo ſoll Jeder, der etwas erzählen will, ſich melden, und iſt, ſo lange er erzählt, der Poſten vor dem Gewehr. Man iſt ihm unbedingte Aufmerkſamkeit und Achtung ſchuldig."

„Wenn aber der Fall einträte," ſagte der Kutſcher eines Majors, „daß irgend Einer etwas Unpaſſendes vorbringt, wie wäre da zu helfen?"

„Das wird wohl nicht vorkommen," meinte Herr Staibl, „aber in einem ſolchen Falle hat Jeder von euch das Recht, die Wache in's Gewehr zu rufen, worauf alsdann der Poſten abgelöst wird."

„So iſt es recht," riefen die Uebrigen, und die Sitzung nahm ſogleich ihren Anfang.

Es wollte aber lange Keiner ſich dazu verſtehen, zuerſt die Wache zu beziehen, und jede Waffengattung, die ſich hier befand, forderte die andere auf, mit gutem Beiſpiel voran zu gehen. Namentlich meinten die Kavalleriſten, ein Dragoner, ein Uhlan, und vor allen Dingen der Stall-Aufſeher und Vice-Präſident, was das Wacheſtehen anbelange, da kämen ſie unbedingt zuletzt, denn wenn einmal die Reiter zum Dienſt ausrücken müßten, da habe die Noth die rechte Höhe erreicht, und es müſſe gar keine Infanterie mehr da ſein. Ja, ehe ſie verwendet werden könnten, käme es zuerſt noch an die Artilleriſten und die Pioniere, von denen beiden ebenfalls ein Exemplar vorhanden war. Hier aber, wo die Infanterie ſo ſtattlich vertreten ſei, wäre es ja ein unbeſcheidenes Vordrängen, wenn ſich Reithoſen und Säbel vor das Schilderhaus ſtellen wollten. Etwas Aehnliches meinte auch der Artilleriſt und der Pionier, und der Letztere verſicherte, an ihn müſſe die Reihe zuletzt kommen, denn er ſei nur ein einziges Mal auf Wache geweſen, und das noch obendrein ſehr unfreiwillig, denn man habe ihn an einem Sonntag Abend beigeſteckt, als er ein Biſchen zu luſtig nach Hauſe gekommen ſei, und an irgend einer Straßenecke, wo er hängen geblieben, zufälliger Weiſe ein Stück von der Dachrinne mitgenommen habe.

Hiegegen aber proteſtirte die Infanterie auf's Feierlichſte, und wollte nichts davon wiſſen, daß ſie zuerſt in's Feuer geſchickt werde.

„Das iſt aber doch in der Wirklichkeit der Fall!“ rief der Artilleriſt; „und da ihr dort den ehrenvollen Platz habt, zuerſt dem Feind entgegen zu gehen, ſo ſollt ihr hier auch voran. Löſt eure Glieder, bildet eine Plänklerkette und laßt uns was Geſcheidtes vernehmen.“

„Der Grund, den der Kamerad von der Artillerie ſo eben vorgebracht, ließe ſich wohl hören, wenn er richtig wäre,“ ſagte Herr Staibl. „Allerdings ſoll auch hier voran, wer bei einem Gefecht zuerſt auf den Feind einbeißt. Aber ich frage euch, wer iſt das? Nicht der Kavalleriſt, der erſt drauf losgeht, wenn der Feind etwas mürbe geworden, nicht der Infanteriſt, wenn er als Tirailleur vorgeht, ſondern der Artilleriſt fängt an. Damit geht meiſtens die Geſchichte los. Wir haben das oft geſehen, wenn ſo eine große Schlacht anfing. Da wird's auf einmal auf den gegenüber liegenden Höhen lebendig, da zieht's wie eine dunkle, lange Schlange hinauf, Pferde und Menſchen, und ein paar Augenblicke wimmelt es durch einander, daß man gar nicht klug daraus wird, was da oben geſchieht. Plötzlich aber ſieht ein gutes Auge ſechs, acht dunkle Punkte neben einander, auch wohl glänzende Streifen, wenn die Sonne darauf fällt. Jetzt quillt ein weißer Dampf heraus, zuerſt aus einem der Punkte, dann aus allen. Sauſend fliegt eine Vollkugel herüber, und ein paar Sekunden darauf hört man einen dumpfen Schlag. Sobald aber die erſten Kugeln bei uns einſchlagen oder auch noch früher, raſſeln ein paar von unſeren Batterieen über das Feld dahin, daß Sand und Kies nach allen Seiten hinausfliegen. — „Batterie halt!“ — Da tummelt ſich Alles um einander herum; man ſieht auch hier nichts, wie einen Knäuel von Menſchen, Pferden, Laffetten und Protzen. Jetzt aber fahren die letzteren zurück; die Geſchütze ſtehen gerichtet, wie auf dem Exercirplatz, und nun geht der Tanz los, daß es ein wahres Vergnügen iſt. Hie und da ſchlägt eine Kugel in die Batterie, daß die Holzſplitter davon fliegen und Menſchen und Pferde zuſammen ſtürzen. Aber auch wir bekommen unſern Theil davon; denn was drüber hinaus geht, kommt zu uns, und wir können nichts dagegen thun, als ruhig zuſchauen; und ſo fängt die Schlacht an mit dem Artillerie-Kampf.“

„Ja, ja,“ rieſen die Anderen, „das iſt ganz richtig! Die Artillerie fängt an; alſo auch hier. Und nun luſtig den Poſten bezogen, ohne viel Widerrede!“

Der ehemalige Artilleriſt, der einſah, daß ihn ſeine Einreden nicht viel helfen würden, ergab ſich denn auch in ſein Schickſal. Er vergrub für eine ziemliche Zeit Naſe und Mund in ſeinen Bierkrug, und als er ihn wieder abſetzte, athmete er tief auf und begann:

Die erſte Wache.

Eine etwas unheimliche Geſchichte, denn ſie handelt von Selbſtmördern und Geſpenſtern.

Als ich dazumal zur Batterie kam — es iſt ſchon eine geraume Zeit her und ich war noch ein blutjunger Burſche, hatte Empfehlungen von meinem Alten ſelig an den Kapitän, die Beiden ſtanden in mir unbekannten Beziehungen zu einander — da wurde ich recht gut aufgenommen, lernte auch bald das Exerciren, und als ich damit fertig war, commandirte mich der Hauptmann, da ich eine ſaubere Hand ſchrieb, zum Feldwebel und darauf wurde ich Batterieſchreiber und hatte das beſte Leben von der Welt.

In jener Zeit war auch die ganze Brigade mobil, und die zwölfpfündige Batterie, der ich die Ehre hatte anzugehören, lag mit ihren vielen beſpannten Fahrzeugen, mit ihren Granat-, Kartätſchen- und Kugel-Wagen, mit Bagagekarren und Feldſchmide in acht Dörfern zerſtreut und der Stab, d. h. der Kapitän, der erſte Lieutenant, Feldwebel, Dokter, Kurſchmid und ich hatten unſer Quartier in einem bedeutenden Bauernhofe, ganz in der Nähe der eben erwähnten acht Dörfer.

Es war das für mich ein ungeheuer angenehmes Leben, und des Morgens früh, wenn die Anderen in Hitze und Staub zum Exerciren hinaus mußten, trank ich meinen Kaffee im Garten und ging darauf wohlgemuth in die Schreibſtube — ein angenehmes, ſchattiges Plätzchen. Ach! an dieß Zimmer denke ich noch mit Vergnügen. Es hatte kleine Fenſter, vor denſelben befand ſich dichtes Rebenlaub, das nur hie und da einen zitternden Sonnenſtrahl herein ließ. Mitten im Zimmer ſaß der Feldwebel und ich, und ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, wir hätten uns zu Tode gearbeitet. Namentlich aber der Feldwebel. Das war ein ſehr dicker Mann, und wenn es ſo recht heiß war, ſo hielt er ſich am liebſten in der Ecke des alten Lederſophas auf, das in der Schreibſtube ſtand. Da blies er die Hitze von ſich, wedelte mit ſeinem Taſchentuche und verſicherte, im Sommer ſei es ihm abſolut unmöglich viel zu thun.

Unſer Batterie-Chef war der Hauptmann H— Gott hab' ihn ſelig, er iſt jetzt todt — ein großer, magerer Mann mit einem langen, blonden Schnurrbart, deſſen Enden horizontal von ſeinem Geſichte abſtanden und ihm ein böſes, martialiſches Anſehen gaben. Aber er war die gute Stunde ſelbſt, viel zu ſanft für dieſe Welt. Fluchen konnte er gar nicht, und das war ſein Unglück, denn wie ſoll man mit den Kerls von einer zwölfpfündigen Batterie fertig werden, ohne jeden Tag ein paar Dutzend Millionentauſend Schock Donnerwetter loszulaſſen? Doch bei uns wurde das Gleichgewicht durch den erſten Lieutenant hergeſtellt; denn was der Hauptmann in dieſem Punkt zu wenig that, das that dieſer zu viel. Und ein ſtrenges Regiment war unbedingt nothwendig. Denn wenn man damals den Leuten nicht die Fauſt auf's Auge hielt, ſo waren ſie aus Rand und Band. Und wie ſollte man ſie beſtrafen? Ein ſolides Arreſtlokal gab's gar nicht, in einem der Dörfer war freilich ſo ein Ding, aber es gehörte einem Bäcker, der zugleich eine Wirthſchaft hatte, und da wurde von den Arreſtanten mehr getrunken, als vor Gott zu verantworten war.

Der erſte Lieutenant, den die ganze Batterie wie das Feuer fürchtete, hatte ſich nun ſeine eigenen Strafen erfunden. Hie und da ließ er Einen an das Geſchützrad binden, die Arme rückwärts über die Felgen, und das war bei ſo einer Hitze ein artiges Vergnügen. Auch beſtellte er wohl Einen, der ſich beſonders ſchlecht aufgeführt hatte, zum Rapport in den Stall, und dann ſchloß er die Thüren zu, ſchnallte ſeinen Steigbügelriemen los und was dann weiter geſchah, davon ſprach kein Menſch, weder der Eine noch der Andere; aber die wildeſten Kerls hatten vor dem erſten Lieutenant einen donnermäßigen Reſpekt.

Der Bauer, dem der Hof gehörte wo wir lagen, hatte eine ſehr ſchöne Nichte. Man konnte nichts Lieberes ſehen als das Mädel; doch als wir erſt ein paar Tage im Haus waren, da packte ſie ihre Sachen zuſammen, und ihr Oheim, der der Soldatenwirthſchaft nicht traute, wollte ſie zu einem Anverwandten ſchicken, einem Geiſtlichen, der gerade eine Haushälterin brauchte. Doch redete der erſte Lieutenant ein vernünftiges Wort mit dem Alten, und wir Alle, die wir das muntere Ding wohl leiden konnten, verſprachen uns fein ſäuberlich aufzuführen. Und darauf blieb ſie da. Aber es wäre beſſer geweſen, wenn ſie den Hof verlaſſen hätte!

Da war bei der Batterie der Kurſchmid, ein junger, hübſcher Burſche er hatte auch was gelernt und wollte ſich ſpäter irgendwo als Thierarzt niederlaſſen. Der hatte ein ernſthaftes Auge auf das Mädel geworfen, wovon ich jedoch damals keine Ahnung hatte; denn auch ich machte mich natürlicher Weiſe daran, ihr in allen Ehren die Cour zu ſchneiden. Und dazu hatte ich die allerbeſte Gelegenheit. Der Feldwebel bekümmerte ſich im Allgemeinen um die Weiber gar nicht, und wenn ich recht fleißig für ihn ſchrieb, ſo hatte er auch wieder nichts dagegen, wenn ich manche Stunde zum Fenſter hinauslauerte, und mich mit der kleinen Roſa herumneckte. Da ſaß ſie meiſtens unter dem Rebenlaub und beſorgte die Gemüſe für die Küche. Ach! wie konnte man ſo allerliebſt mit ihr necken! Ich warf ſie mit Papierkugeln und ſie mich mit Erbſen, und das trieben wir ſo lange, bis zufälliger Weiſe einmal eins dieſer Geſchoſſe den Feldwebel an ſeine dicke Naſe traf. Dann mußten wir für eine Zeit lang aufhören. Ich muß geſtehen, ich fing an, mich in das Mädchen auf das Heftigſte zu verlieben und hatte die ſolideſten Abſichten. Roſa hatte Vermögen, ihr gehörte ein kleines Bauerngut in der Nähe, das der Onkel für ſie bewirthſchaftete und von dem ſich wohl leben ließ. Was mich allein genirte, das war der Kurſchmid, denn ſo oft er keinen Dienſt hatte, machte er ſich an das Mädchen oder unterhielt ſich mit dem Alten. Das fiel mir nach und nach auf, und ich hatte mir ſchon feſt vorgenommen, mit ihm einmal darüber zu ſprechen, denn entweder er oder ich mußte das Mädel aufgeben; das war doch natürlich. Ich konnte dabei gerade nicht behaupten, daß ſie mich beſonders bevorzugte, aber ſie bewies mir auch keine Abneigung, wie ſie es dem erſten Lieutenant that, der ſich auch mit ihr zu ſchaffen machte mehr wie gerade nöthig war. Vor dem hatte ſie eine wahre Todesangſt, und wenn er auf ſeinem Rappen wie toll in den Hof ſprengte, was er gar zu gern that, um ſie zu erſchrecken, da lief ſie mit einem lauten Schrei davon und ſah ſich ganz ſchüchtern und ängſtlich nach ihm um.

Da kam ich eines Tages dazu, wie der Kurſchmid mit Roſa eine heftige Unterredung hatte. Aha! dachte ich mir, jetzt wird ſie ihm ſchon ſagen, wo er her iſt, und ich bin Hahn im Korbe! Ich ſchlich mich ſachte auf die Seite, und als ich hinter einem dicken Baum ein Biſschen vor nach den Beiden ſah, ſo hatte er die Hände gefaltet und ſprach heftig in ſie hinein. Bald blickte er gen Himmel und biß krampfhaft die Lippen aufeinander, bald blickte er ihr in die Augen, und endlich faßte er ihre beiden Hände, und ich hörte deutlich wie er ſagte: „Roſa, das wär' mein gewiſſer Tod!“ Sie aber hatte den Blick zu Boden geſchlagen, und wenn ich mich nicht täuſchte, ſo fielen ein paar Thränen auf ihr Halstuch.

Von der Stunde an ſchlich der Kurſchmid wie eine Katze Tag und Nacht im Hofe umher. Abends, wenn Alles zu Bett ging, war er noch auf, und die erſten Leute, die Morgens um vier Uhr in den Stall gingen, ſahen ihn ſchon wieder, wie er um die Ecke des Gehöftes herumkam. Dabei war er, ſonſt ſo luſtig und aufgeräumt, jetzt finſter und mürriſch, gab keinem ein gutes Wort, und wenn er bei Jemand vorbeikam, ſo knirſchte er mit den Zähnen und ballte die Fauſt.

Er dauerte mich. Offenbar hatte ihn das Mädchen wegen meiner abgewieſen; ſie hatte ihm geſtanden, daß ſie mich über Alles liebe, und das war er nicht im Stande zu ertragen. Offen und ehrlich, wie ich immer geweſen, ſuchte ich ihn deßhalb eines Abends auf; ich wollte wahrhaftig ſo großmüthig ſein und auf das Mädchen verzichten, wenn er wirklich Abſichten auf ſie habe. — Bei mir iſt die Sache zweifelhaft, dachte ich, du biſt noch ein junger Burſche, kannſt nicht ſobald heirathen. Er aber nimmt nächſtens ſeinen Abſchied, läßt ſich irgendwo als Thierarzt nieder und kann eine Frau brauchen. Ich will edel ſein.

Das war ich denn auch. Ich zog ihn alſo bei Seite und ſagte ihm ungefähr, was ich gedacht. Da ſah er mich mit großen Augen an und lachte mir ſchrecklich ins Geſicht. „Ei," ſagte er, „alſo auch du liebſt das Mädel? und glaubſt, ich gräme mich, weil ſie dich vorzieht? Nimm mir nicht übel, aber ihr Schreiber ſeid doch ein ganz eigenthümliches Volk. Was nicht auf eurem Papier ſteht, das ſeht ihr nicht. Gott im Himmel! Du liebſt die Roſa und kannſt heiter und vergnügt ſein bei all' den ſchrecklichen Geſchichten?"

„Was für Geſchichten?" rief ich erſchreckt.

Da faßte er mich bei der Hand und preßte ſie mir zuſammen, daß ich vor Schmerz laut aufſchrie, und ſagte mit tiefer, tonloſer Stimme: „Vor' meinem Fenſter ſteht ein Baum, und auf dem Baum ſitzt zuweilen ein Vogel und ſingt allerlei Schelmenlieder. Neulich erzählte er mir von einem Mädchen, das einen Liebſten habe, der es gut mit ihr meine, und einen anderen, der ſie betrügen wolle. — — — — Und ſie ließ ſich betrügen. — — — — Schreiber, du haſt aber nichts davon gemerkt, denn es iſt bis jetzt kein Rapport darüber auf die Kanzlei gekommen."

„Ah!" ſagte ich, und ſah ihn groß an, denn ich dachte nicht anders, als er ſei ein Bischen verrückt geworden.

„Weißt du was," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich laß' mich verſetzen und mach' eine große Reiſe. Ich kann das hier nicht aushalten. Aber ich will dir was ſagen: „Weißt du, wo das Schlafzimmer der Roſa iſt?"

Ich wußte es zufällig.

„Nun gut; dem gegenüber iſt unſer Heuboden. Nun laß' dir einmal die Mühe nicht verdrießen, und klettere ein paar Abende nach einander dort hinauf."

Damit ging er fort und an ſeine Geſchäfte. Gott im Himmel! wie waren mir ſeine Worte auf's Herz gefallen! An dem Tage war ich nicht im Stande, eine ordentliche Zeile zu ſchreiben, und einen Bericht an das Abtheilungs-Commando überſchrieb ich: einem verehrlichen Heuboden, und erhielt dafür eine unendliche Naſe.

Da kam ich einen Tag ſpäter als ſonſt in den Hof hinunter. Ich hatte die Roſa geſtern nicht geſehen, und ich war erfreut darüber, denn wenn ich das liebe, friſche, junge Mädchen ſah und mir einen Sinn in die Worte des Kurſchmids brachte, dann überlief mich ein Schauder von oben bis unten. Aber mit wem konnte ſie eigentlich ſo böſe Geſchichten treiben? Das war mir am unerklärlichſten.

Alſo wie ich in den Hof hinunter kam, ſtanden die Kanoniere der Haubitze, welche bei uns lag, auf dem Hofe beiſammen und ſprachen eifrig mit einander. Der Geſchützführer und die Bombardiere gingen daneben auf und ab, und der Erſtere ſagte: „Das kann eine böſe Geſchichte werden; ſo zwanzig Jahre Feſtung oder dergleichen, wenn er nicht gar am Ende erſchoſſen wird.“ Da entgegnete einer der Bombardiere: „Es iſt aber noch die Frage, ob der Lieutenant es anzeigt.“

Ich wollte eben auf ſie zutreten, um mich zu erkundigen, worüber ſie eigentlich ſprächen, als der Kurſchmid hinter mir die Treppe herabkam, die Unteroffiziere grüßte und gleichgültig an den Himmel hinauf ſah. Er hatte, wahrſcheinlich weil es ein Sonntag war, ſeine beſte Uniform angezogen, den Säbel umgeſchnallt und die Feldmütze auf dem Kopfe.

„Iſt denn hier was geſchehen?“ fragte ich ihn. „Die da drüben ſagen von irgend einem Verbrechen, das begangen worden ſei.“

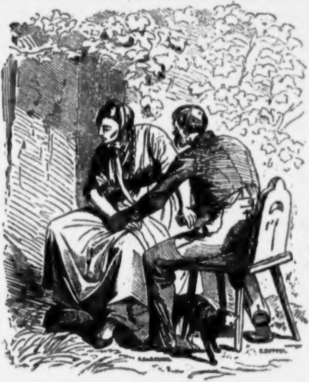
„So, die ſprechen davon?“ entgegnete er mir ruhig. „Ja, in der Welt geſchehen allerhand Sachen. Wer kann es ändern?“ Damit nahm er ſeinen Säbel unter den Arm, grüßte mich freundlich und ſchritt zum Hofe hinaus.

Es war, wie geſagt, an einem Sonntag, der Bauer mit ſeiner Familie in der Kirche, der Hauptmann ebenfalls. Endlich kamen ſie zurück, mit ihnen Roſa, friſch und geſund, aber etwas bleich. Ich hatte ſchon gefürchtet, er habe dem Mädel ein Leides gethan, denn er war ſehr zornig auf ſie und von heftiger Gemüthsart.

Gleich darauf ging der erſte Lieutenant zum Hauptmann, und dann kam die Ordonnanz und fragte nach dem Kurſchmid. Er war vielleicht in das nächſte Dorf gegangen, wo kranke Pferde waren.

Sonntags war der Hof gewöhnlich ſehr ſtill, heute Nachmittag aber ausnahmsweiſe wie ausgeſtorben. Außer der Stallwache war von den Kanonieren Niemand da; die Bedienungsmannſchaften hatte man nach einem der Dörfer beurlaubt, wo Kirchweihe war. Nur die Offiziere' waren zurückgeblieben und Roſa, welche wie gewöhnlich unter einem Lindenbaum vor der Schreibſtube ſaß. Sie hatte die Hände gefaltet und ſchaute ſtarr vor ſich hin und ſchrack bei dem leiſeſten Geräuſch zuſammen. Oft richtete ſie ihre mit Thränen gefüllten Augen in die Höhe und blickte angelegentlich nach dem Eingang des Hofes, als ob da Jemand kommen ſollte.

Wie hatte ſich das Mädchen ſeit ein paar Tagen verändert! Mir that es in der Seele weh, und ich ging hinaus, um mit ihr zu ſprechen. Vielleicht ſchloß ſie mir ihr Herz auf und nahm einen guten Rath von mir an. Ich ſetzte mich neben ſie hin, ſprach ſie an; aber ſie gab mir nur ſpärliche Antworten. Ihre Bruſt hob ſich ſchwer athmend, und wenn ſie oftmals in die Höhe fuhr, ſo wiſchte ſie mit der Hand über die Stirne, auf welcher Schweißtropfen ſtanden, oder ſtrich ihr Haar heftig aus dem Geſicht. Sie ſchien auf's Höchſte beunruhigt, irgend etwas ihr Herz zu drücken. Es war ein heißer Tag geweſen; wir ſaßen im Schatten, aber um uns herum brannten noch die Strahlen der untergehenden Sonne. Zahlloſe Mücken ſummten in den Blüthen der Linde.



Da kam ein kleiner Bauernjunge athemlos zum offenen Eingang des Hofes hereingelaufen, und als er mich ſah, ſtürzte er auf mich zu, ſchnappte nach Luft und ſchluckte heftig. — „Da! da!“ rief er endlich, „geht hin aus — draußen auf dem Kirchhof — hinter dem Thor — da liegt der Schmid eurer Batterie — er hat ſich erſchoſſen!“ — — — —

Das Mädchen neben mir war zitternd aufgeſprungen, und als der Bube ſo geſprochen, ſchauderte ſie zuſammen und ſank mit einem leiſen Schrei nieder. Ich fing ſie in meinen Armen auf.

Weiß nicht, wie es kam, aber es dauerte eine Zeit lang, bis ſie ſich wieder erholte, und als ich ſie darauf aus meinem Arm laſſen und an einen Baum lehnen wollte, blickte ich an den Fenſtern in die Höhe, ob nicht Jemand da ſei, den ich zur Hülfe herbeirufen könnte. Richtig! da lag auch Jemand im Fenſter und blickte hohnlachend auf uns herab. Es war der erſte Lieutenant, und der rief mir zu: „Ei, ei, das iſt 'ne allerliebſte Gruppe! Der Herr Batterieſchreiber machen ſeine Cour recht öffentlich.“

Kaum hatte er aber dieſe Worte geſprochen, ſo ſprang Roſa mit einem lauten Schrei empor, ſtreckte ihre Hände wie beſchwörend oder drohend in die Höhe und ſtürzte ins Haus.

„Was hat denn das Mädchen?“ rief der Lieutenant.

„O, ſie iſt ein wenig alterirt!“ entgegnete ich ihm. „Draußen auf dem Kirchhof liegt der Kurſchmid erſchoſſen; er hat es ſelbſt gethan.“

„Der Teufel!“ rief der Offizier beſtürzt. — — — — „Unbegreiflich!“

„Vielleicht auch begreiflich!“ entgegnete ich ihm lauter, wie gerade nothwendig war. Und auf das hin fuhr er mit dem Kopf zurück und kam eiligſt zu mir herab in den Hof. Er hatte den Säbel unter den Arm genommen, den Schnurrbart hoch hinaufgewichſt, und biß die Lippen aufeinander, was er immer that, wenn er ſchlecht gelaunt war. Er ſah ziemlich blaß aus und fragte mich mit einer ſehr unangenehmen Höflichkeit: „Darf ich Sie vielleicht fragen, Herr Schreiber, was Sie in einer Sache, die mir unbegreiflich iſt, ſehr begreiflich finden? He?“

Was ſollte ich darauf antworten? Ich zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Wer iſt von der Mannſchaft zu Hauſe?“ fragte er.

„Niemand als die zwei Offiziersburſchen und ich.“

„Das ſind drei,“ ſagte er zu ſich ſelber; „wir müſſen einen Poſten dort aufſtellen, bis das Gericht Zeit findet, die Legal-Inſpektion vorzunehmen. — In dem Fall,“ ſagte er laut und ſonderbar lächelnd, „werden Sie es begreiflich finden, daß ich Sie zu dieſem Wachdienſt mit heranziehe.“

Was half alles Zornigwerden oder innerlich Raiſonniren? Ich konnte nichts machen. Er gab darauf ſeine Befehle; im Stalle war unſere Wachtſtube, und von da aus mußten wir den Poſten bei dem Erſchoſſenen beziehen. Mir gab der erſte Lieutenant aus beſonderer Rückſicht, wie er ſagte, Numero zwei, d. h. da es jetzt neun Uhr war, wo die erſte Nummer aufzog, mußte ich von Elf bis Eins, alſo während der Mitternachtsſtunde, auf dem Kirchhofe Wache ſtehen. — — Schöne Commiſſion Das!

Es war eine laue Sommernacht, der Himmel leicht mit Wolken überlaufen, die hie und da einen Stern durchblitzen ließen, aber das Licht des vollen Mondes dämpften und dadurch der ganzen Natur einen ungewiſſen Schimmer gaben. In der Ferne an den Bergen wetterleuchtete es, und ringsumher hörte man die Stimmen unzähliger lebender Weſen, die ſich nach dem heißen Tage der kühlen Nachtluft freuten. Leuchtkäfer flogen umher, in hellen blauen Funken unter dem dunkeln Laub der Gebüſche glänzend. Nachtſchmetterlinge ſummten mit ſchwerem Flug vorüber, und hie und da machte eine Fledermaus ihre ſeltſamen Bewegungen in der Luft.

Wir gingen dahin, der Kamerad, der mich aufführte und ich, bei der kleinen Kirche vorbei, und ich muß geſtehen, je näher wir dem Friedhofe kamen, deſto kleinere Schritte machten wir beide. Ich hatte von jeher mit todten Leuten nie gern etwas zu thun gehabt. Und nun hier einen guten Freund, mit dem ich heute noch geſprochen, und der ſich nun ſelbſt das Leben genommen! — Es hatte ſchon eine gute Weile elf Uhr geſchlagen, und am Thore des Kirchhofs kam uns die Schildwache entgegen, indem ſie uns zurief: „Nun, Ihr bleibt lange genug aus!“

„Wo iſt der -- Poſten?“ fragte ich ihn, und mein Herz ſchlug ſchneller und ſtärker.

„Am anderen Ende!“ entgegnete er. „Kommt, ich führe Euch auf.“

Und darauf gingen wir bei dem ungewiſſen Schein des Mondes zuerſt auf einem weiteren Weg, und dann bogen wir links ab und ſtolperten über die Grabhügel, Baumſtämme und umgeſtürzte Steine. Die Kreuze von Holz, die hier ſtanden, weiß angeſtrichen, erſchienen ſo eigenthümlich hell glänzend, und blickten wie verwundert auf uns drei, die wir an dieſer Stätte des Friedens in Wehr und Waffen mit gezogenen Säbeln wandelten. Endlich kamen wir an Ort und Stelle. Ich hatte ſchon lange dorthin geſpräht, ſah aber nichts, wie einen großen, weißen, viereckigen Platz auf der Erde. — — — — Dort lag er — man hatte eine wollene Decke über ihn geworfen. — —

„So,“ ſagte mein Kamerad, den ich ablöſte, „jetzt bin ich froh, daß das vorbei iſt; denn bis ich wieder aufziehe, kommt der Tag. — Brrrr! — Ich wünſch' Euch gute Wache!“

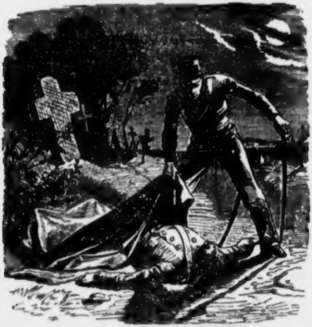
„'s iſt doch nichts Neues hier auf Poſten?“ fragte ich ihn ziemlich ängſtlich.

„Neues nichts, was gut zu melden wäre,“ entgegnete er achſelzuckend.

Und damit gingen die Beiden fort und ließen mich allein.

Es war gut, daß ſie ihn zugedeckt hatten, denn den Anblick des Kameraden hätte ich nicht ertrozen. So ſah man doch nichts, wie die wollene Decke, in deren Mitte freilich eine unheimliche Erhöhung. Es wurde mir ſehr warm unter meinem Czako, und das Lederzeug drückte mich ungemein. Nachdem ich einen Augenblick ſtehen geblieben war, entfernte ich mich haſtig von dem Todten ſo weit wie möglich, und ging dann in einem außerordentlich weiten Bogen um ihn herum, konnte aber kein Auge von der unangenehmen Stelle wegwenden.

Ich muß Ihnen geſtehen, meine Herren, daß ich damals ein junger Menſch von ſehr aufgeregter Phantaſie war. Ich hatte viele merkwürdige Geſchichten geleſen, und konnte mir leicht aus den einfachſten Dingen die ſonderbarſten Bilder machen. So auch heute Abend. Daß der arme Kurſchmid todt war, wußte ich ganz genau, aber wie ich ſo im weiten Bogen um ihn herum ſchritt, unabläſſig auf die Decke ſtarrend, da kam es mir vor, als zucke es unter derſelben und bewege ſich Etwas hin und her. Auch glaubte ich hie und da ein leiſes Geräuſch zu vernehmen. Mein Haar ſträubte ſich empor, der Schweiß floß mir von der Stirne, und es trieb mich eine unſichtbare Macht, die Kreiſe um ihn immer kleiner und kleiner zu machen. Endlich berührte mein Fuß die Decke. Ich beugte mich nieder, hob ſie empor und blickte auf ſein zerſchoſſenes Haupt. — —



Ach! ein ſchrecklicher Anblick! Der ko[illegible]hr leben und ſich bewegen! Ich floh entſetzt zurück und umſchritt ihn abermals im weiteſten Kreiſe. Doch es erging mir mehrmals, wie ich ſo eben erzählt. Immer glaubte ich, er bewege ſich, und immer zwang ich mich ſelbſt, zu ihm hinzugehen, die Decke aufzuheben und ihm ins Geſicht zu ſchauen, das eigentlich kein Geſicht mehr war. —

Die Zeit ſchlich mir unendlich langſam vorüber; jede Viertelſtunde däuchte mir eine Ewigkeit. Mein größter Troſt war, hie und da einen Hund zu hören, der anſchlug, oder den Geſang des Nachtwächters im benachbarten Dorfe. Ich hätte gar zu gerne meinen Poſten auf einen Augenblick verlaſſen, um am anderen Ende des Kirchhofes ſpazieren zu gehen; aber ich fürchtete mich dann wieder hieher zu kommen. So lange ich den Todten mit meinem Blicke bannte, konnte da nichts geſchehen; aber wenn ich fortging und wiederkam, da konnte er ſich langſam aufgerichtet haben und ſich nach der Schildwache umſchauen. — Solch' närriſche Gedanken hatte ich in jener Nacht!

Aber meine Kreiſe machte ich immer weiter und weiter, und zuletzt ſetzte ich mich auf einen Grabſtein, ſehr entfernt von ihm und zwang mich zu ruhigerem Nachdenken.

In Betreff des Mädchens ſchien mir Manches klar zu werden, und es war mir ein wahrer Troſt, daß er auf mich nicht eiferſüchtig geweſen. O, die Weiber! die Weiber! Ich bekam von da an einen wahren Abſcheu vor ihnen. Der Unglückliche da vor mir mußte in Betreff der Roſa ſaubere Erfahrungen gemacht haben. Er war gewiß auf den Heuboden geſtiegen, von wo man in ihr Schlafzimmer ſehen konnte. —

Doch was war das? Nein! Jetzt war es keine Täuſchung mehr, wenn ich glaubte die Decke bewege ſich. Sie wurde emporgehoben; ich ſah das ganz deutlich. Schaudernd ſprang ich empor, faßte meinen Säbel feſter in die Hand und zwang mich gerade auszugehen. Es war richtig. Wo er mit dem Kopfe lag, bewegte ſich etwas Weißes, und dann verſchwand es wieder. Es war gerade, als wedle Jemand hie und da mit dem Taſchentuch. Gott der Gerechte! der brauchte ſich ja keinen Schweiß mehr abzutrocknen! — Wie mir zu Muthe war, könnt ihr euch denken! Ich eilte tiefathmend und hochklopfenden Herzens an meinen Poſten zurück. Jetzt hatte ich ihn erreicht. — Alles rundum ſtill; die Decke lag da ausgebreitet wie vorhin; es bewegte ſich nichts. Und doch hatte ich's vorhin ſo deutlich geſehen.

Ich war nicht im Stande, dieſen Platz zu verlaſſen. Wie feſtgebannt, konnte ich nur meine Augen bewegen, und meine Blicke irrten über ihn hinweg bis ans Ende des Kirchhofs. — Da erſchien es wieder, dicht an der Mauer. Da flatterte eine weiße Geſtalt vom Boden auf und war im nächſten Augenblicke wieder verſchwunden. Mit dem Muthe der Verzweiflung ſtürze ich darauf zu, mir gleichviel, ob es ein Geiſt ſei, oder vielleicht ein Menſch, der mich necken wollte. Sein Untergang war beſchloſſen: todt mußte es ſein! Doch noch einmal hefteten ſich meine Füße am Boden feſt, als ich in die Nähe der räthſelhaften Erſcheinung gekommen. Ich ſah vor mir ein offenes Grab, und es rieſelte mir eiskalt den Rücken hinunter. In demſelben flatterte etwas Weißes, Geſpenſterhaftes auf und nieder. — „Halt! Wer da?“ ſchrie ich ſo laut wie möglich, ſchwang meinen Säbel hoch, ſprang in großen Sätzen nahe hinzu, und da ſah ich —“

„Nun?“ riefen die Zuhörer.

„Ein offenes, friſch gemachtes Grab und in demſelben — — eine weiße Gans, die hineingefallen war, und ſich nun vergeblich bemühte, da hinauszuflattern.“

„Ach, das iſt ein ſchlechtes Ende!“ ſagte Herr Staibl.

„So ein kleines Geſpenſt wäre mir lieber geweſen,“ meinte der Stall-Aufſeher. „Ich hätt's herumfuchteln wollen.“

„Und mich,“ nahm der ehemalige Artilleriſt wieder das Wort, „hat niemals der Anblick einer Gans, ſelbſt der beſtgebratenen nicht, die doch eine gute Gabe Gottes iſt, wieder ſo glücklich gemacht, als in dem Augenblicke dies harmloſe Geſchöpf, und ich faßte von der Zeit an eine wahre Neigung zu allen Vögeln dieſes Geſchlechts. Ich half ihr aus dem Loche heraus und ſetzte ſie neben mich hin. Sie war dankbar und lief nicht davon. Wir thaten die Wache gemeinſchaftlich; die Zeit verging mir da auch viel ſchneller, und bald ſchlug es ein Uhr, wo ich abgelöst wurde. Dann zogen wir nach Hauſe, und die Gans zog mit uns.“

Damit ſchwieg der Erzähler, und die Anderen dachten über das eben Gehörte nach.

„Ihr habt ſehr gut auf Poſten vor'm Gewehr geſtanden,“ ſagte Herr Staibl nach einer längeren Pauſe; „aber ſagt uns auch, was aus dem Mädchen geworden iſt, um derentwillen der ganze Spektakel losging. Bei allem Reſpekt glaube ich, daß der erſte Lieutenant bei der Sache tief betheiligt war.“

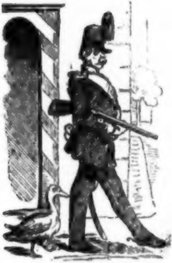
Der Erzähler kniff ſein linkes Auge zu, machte darauf ein ſehr ſpitzes Maul und antwortete: „darüber ließe ſich Manches ſagen; aber von der Batterie ſprach damals Keiner gern darüber, und der dicke Feldwebel pflegte zu ſagen, das ginge ſo mit im Cantonnirungsleben, und die Mädels ſollten geſcheidter ſein. Ich habe als ehrlicher Kerl Vielen dieſe Geſchichte erzählt mit dem Ende, was ihr noch nicht wißt. Das Mädel war verdorben und iſt bald nachher auch geſtorben. Kurze Zeit darauf verließen wir die Höfe und kamen nach G. in Garniſon, ein Jahr nachher aber ging ich in Urlaub und konnte es nicht unterlaſſen, über unſere ehemalige Cantonnirung zu gehen und den Kirchhof zu beſuchen, wo ich meine erſte Wache gethan. Juſt an der Stelle, wo er damals gelegen, war nun ihr Grab, ein kleines, weißes Kreuz, darauf ſtand: Roſa F., geboren den ....., geſtorben den .... Sie war nur achtzehn Jahre alt geworden, und das iſt doch ſehr wenig für ein Mädchen, ſo ſchön, ſo friſch, ſo blühend.“

„Ja," meinte der Vorſitzende kopfſchüttelnd, „die Cantonnirungen und die Lieutenants! Da iſt ſchon manches Unglück geſchehen!"

„Und wie war's mit der Gans, die ihr vom Poſten mitgebracht?" fragte der Stall-Aufſeher.

„Als wir ins Dorf zurückkamen," entgegnete der ehemalige Artilleriſt, „begleitete ſie mich höflichſt bis zu Hauſe, und dann ging ſie wahrſcheinlich heim."

„So eine Gans iſt ein merkwürdiges Thier," ſagte der Kutſcher eines Kavallerie-Offiziers. „Da hat mein Herr neulich von einer Regiments-Gans erzählt, die hatte einen eigenen Stall neben der Schildwache, mit der ſie auf und ab ging, und als das Regiment verſetzt wurde, und an einem ſchönen Morgen auszog, war die Gans ebenfalls da und watſchelte hinter dem letzten Zug drein. Abends ging ſie ins Quartier, und den andern Morgen marſchirte ſie mit dem Regiment weiter, und ſo fort, bis ſie in die neue Garniſon kamen. — Und das iſt eine ganz wahre Geſchichte."



Venedig.

I.

Von

F. W. Hackländer.

Zwei junge Offiziere, Friedrich von S. vom Genie-Corps und Graf C. von der Infanterie, hatten vor dem Poſthauſe in Meſtre ihren Wagen, der ſie von Treviſo hereingebracht, verlaſſen und blickten mit Intereſſe auf das lebhafte Gewühl in der Hauptſtraße des kleinen Städtchens, während der Bediente, den ſie mitgenommen, beſchäftigt war, das Gepäck abzuladen, das nun von hier aus, ebenſo wie die Reiſenden, den Weg nach der alten Lagunenſtadt zu Waſſer machen mußte.

Hier in Meſtre herrſchte das lebhafteſte Marktgewühl, das bei jedem Schritte zunahm, je mehr man ſich dem großen Kanal näherte, der in die Lagunen hinausführt. Hier lagen Tauſende von kleinen glatten Fahrzeugen, die mit Gemüſe und Früchten aller Art beladen wurden, dazwiſchen größere Marktſchiffe für die ſchwereren und ſolideren Bedürfniſſe der Stadt, und hie und da neben dieſen grauen und braunen Booten, welche durch das friſche Grün der Kräuter und Gemüſe angenehm verziert wurden, ſah man eine der kleinen, ſchwarzen Gondeln, welche vielleicht Jemand von Venedig hieher gebracht oder im Begriffe war, Reiſende dorthin zu bringen.

Nachdem der Bediente der beiden Offiziere den Wagen abgeladen und ihn in einer der Remiſen untergebracht hatte, welche man in Meſtre zu dieſem Zweck findet, lud er Koffer und Mantelſäcke auf die Schultern eines kräftigen Laſtträgers und folgte ſeinen Herren, die unterdeſſen langſam dem großen Kanale zugegangen waren. Bald hatten ſie eine größere Gondel mit vier Rudern gefunden, und nachdem ſich dieſelbe mit vieler Mühe durch die zahlreichen Marktſchiffe ans Ufer gearbeitet — wobei es nicht ohne eine Menge von Schimpfwörtern abging — ſprängen die beiden Offiziere hinein, der Diener mit dem Gepäck folgte, und das ſchwere Schiffchen ſetzte ſich in Bewegung, die Mitte des Kanals zu gewinnen. Anfangs ging die Fahrt ſehr langſam und die Gondoliere hatten genug zu thun, um ſich eine Bahn zu machen durch die beladenen Schiffe, die mit ihnen hinabfuhren oder die ihnen entgegen kamen. Hiezu brauchten ſie bald ihre Ruder, bald artige Worte, bald ein kräftiges Maledetto! je nachdem die Hinderniſſe waren, die ſie zu bewältigen hatten. Bald aber ließen ſie die ſchwarzen Fahrzeuge hinter ſich und konnten ihre Ruder eintauchen, um mit einem kräftigen Schlag hierhin und dorthin, rechts oder links auszuweichen, ſowie die Gondel in eine ſchnellere Bewegung zu bringen.

Die Ufer des großen Kanals von Meſtre ſind mit friſchem Grün bewachſen; das Waſſer ſelbſt hat eine friſchere Farbe, wie das der Lagunen. Bei jedem Ruderſchlage nahm die Geſchwindigkeit des kleinen Bootes zu; die beiden Offiziere ſtanden aufrecht in demſelben und ſahen mit Vergnügen, wie ſie ſo pfeilgeſchwinde dahin flogen der weiten Waſſerfläche zu, die nun anfing, ſich vor ihrem erſtaunten Auge auszubreiten. Bald verſchwand das Ufer des Kanals auf der einen Seite, dann das Land auf der anderen, doch hier nur kurze Zeit, denn kaum glaubten ſie die Lagunen erreicht zu haben und bald die Thürme der prächtigen Venetia zu erblicken, ſo erhoben ſich links wieder höhere Ufer, die aber bald eine regelmäßige, bekannte Geſtalt annahmen und von dem Genie-Offizier augenblicklich für die Werke des Forts Malghera erkannt wurden.

„Siehſt Du,“ rief er dem Freunde zu, „der feſteſte Punkt Venedigs — ſein erſtes und ſtärkſtes Vorwerk! Ich kenne es nur aus Plänen, aber wir wollen nicht verſäumen, während unſerer Anweſenheit hier die kleine Feſtung in Augenſchein zu nehmen. Das wird auch für Dich intereſſant ſeyn.“

„Allerdings,“ ſagte der Infanterie-Offizier; ſetzte aber lachend hinzu: „Doch habe ich wahrhaftig an einer kurzen Bekanntſchaft mit dieſem Orte genug, und ich denke eben bei mir, daß es fürchterlich langweilig ſein muß, da oben in Garniſon zu ſein. Das wäre ein wahres Amphibien-Leben!“

„Was willſt Du,“ entgegnete achſelzuckend der Andere. „Dienſt iſt Dienſt, und wenn ich morgen hieher kommandirt würde, ſo gehe ich eben guten Muthes hin und ſuche mir den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen.“

„Aber Prag iſt doch angenehmer,“ meinte der Infanterie-Offizier.

„In Friedenszeiten, ja,“ entgegnete Friedrich von S. „Aber wenn ich mir irgendwo einen Platz ausſuchen ſollte, um in Kriegszeiten zu operiren, da muß ich ſagen, ich würde Venedig mit ſeinen Werken wählen.

Hier könnte man prächtig eine Belagerung aushalten; ich wüßte mir kein größeres Glück, als hier in einem dieſer Forts zu liegen, dieſelben famos ausgerüſtet, und nun zu einer Armee von meinetwegen 40,000 Mann zu ſagen: Jetzt kommt an!"

„Du haſt Recht," ſagte der Andere und blickte ernſt auf die hohen und feſten Wälle, unter denen ſie jetzt dicht vorüber fuhren. „Aber jetzt denke Dir, die Sache wäre umgekehrt, und Du ſollteſt als Ingenieur-Offizier da draußen auf dem Lagunenrande als Belagerer einen Angriff auf dieſe Forts leiten; mit dem ſumpfigſten Terrain von der Welt und dem Fieber kämpfend. Das wäre doch eine unangenehme Aufgabe."

„Allerdings," entgegnete der Ingenieur-Offizier. „Aber ſiehſt Du da oben den kaiſerlichen Adler flattern? Wo der iſt, bin ich auch, und deßhalb könnte ich hier wohl Vertheidiger ſein, aber nie Belagerer."

„Deine Annahme ſcheint ganz richtig zu ſein," ſagte der junge Italiener, indem er die Arme übereinander ſchlug; „aber in dieſer Welt iſt Alles möglich."

„Tſchau!" rief Friedrich von S. luſtig und winkte mit der Hand in die Höhe, denn droben auf dem vorſpringenden Winkel des Fortes ſtand neben der Schildwache, deren Gewehr in der Morgenſonne funkelte, ein kaiſerlicher Offizier und grüßte freundlich die beiden ihm fremden Kameraden, die da unten vorbeifuhren.

Jetzt ließ die Gondel Malghera hinter ſich, und die weite Lagunenfläche lag vor den Reiſenden ausgebreitet.

„Ah! das iſt ſchön! das iſt prächtig!" rief der Genie-Offizier, der dieſen impoſanten Anblick zum Erſtenmale in ſeinem Leben hatte. Er war nie in Italien, nie in Venedig geweſen, und wenn er auch die merkwürdige Lage der Inſelſtadt aus Bildern, Beſchreibungen und Plänen genau kannte und ſich auch ein Bild davon gemacht hatte, ſo übertraf doch das, was er hier ſah, alle ſeine Erwartungen.

Die Beiden hatten aber auch heute Morgen einen außerordentlich ſchönen Moment getroffen. Ueber Venedig lagen dichte Morgennebel und entzogen die Stadt gänzlich den Blicken der Ankommenden. Man hätte glauben können, man fahre mit der kleinen ſchwankenden Gondel in das offene Meer hinaus, und die Nebel hatten ſo genau die Farbe des Lagunenwaſſers, daß man dachte, eine unabſehbare Fläche vor ſich zu haben. Und wenn auch das Auge nichts ſah von der gewaltigen Stadt, ſo hörte das Ohr die tiefen melodiſchen Klänge unzähliger Glocken, deren Schall aus unſichtbaren Kirchen zu kommen ſchien und die über die Waſſerfläche dahin zitterten.

Es war wie in der Sage von der verſunkenen Stadt, wo man aus der Tiefe des Waſſers die Glocken klingen hört und das Geſumme einer großen Menſchenmenge vernimmt, ohne etwas zu ſehen.

„Biſt Du nun zufrieden, daß wir nicht die Eiſenbahn benutzten?“ ſagte der Italiener. „Wir wären freilich geſchwinder nach Venedig gekommen, aber die Fahrt iſt hier doch ſchöner.“

„Wunderbar poetiſch!“ ſagte ergriffen der junge Deutſche und blickte aufmerkſam dorthin, wo die Glocken immerfort erklangen, in tiefen und hohen Tönen, langſam und geſchwind, verſchiedenartig durcheinander, je nach dem Geläute der einzelnen Kirchen.

„Hörſt Du die Glocke von Sct. Marco? Man erkennt ſie ganz deutlich, die tiefen, ſchweren Töne. — Eins — zwei — drei — vier!“ rief der Italiener und ſein Auge glänzte, ſein Angeſicht ſtrahlte vor Vergnügen. — — „Ich mag die Eiſenbahn gar nicht,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu. „Warum die Königin des Meeres mit einer ſteinernen Kette an das Feſtland anſchmieden? — Jetzt iſt ſie das nicht mehr, was ſie war. Ihre Poeſie iſt dahin; es war ſo ſchön, daß man ihr nur auf dem Elemente nahen konnte, deſſen Herrſcherin ſie war.“

„Aber für den Verkehr iſt es von großem Nutzen,“ entgegnete Friedrich von S.

„Und hat es ihrer Stärke als Feſtung nicht geſchadet?“ fragte der Italiener.

„Ich glaube nicht,“ ſagte der Genie-Offizier, indem er prüfend um ſich blickte. „Man würde freilich einige Bogen abſprengen müſſen; aber den Theil, welchen man ſtehen ließe, könnte man mit einer ungeheuren Batterie krönen, und um dieſe zu ſtürmen, brauchte man ſehr brave Truppen. Es wäre das faſt unmöglich.“

Jetzt traten aus dem Nebel vor ihnen einzelne dunkle Partieen zu Tage, welche nach kurzer Zeit die Geſtalt von Häuſermaſſen, von Kuppeln und Kirchen annahmen. Noch eine Viertelſtunde und ſie erreichten die erſten Gebäude der dieſſeitigen Vorſtadt Venedigs. Die Gondel ſchoß in einen engen Kanal hinein, rechts und links mit hohen Gebäuden beſetzt, die aber ein ärmliches Ausſehen hatten. Auch bemerkte man auf der rechten Seite dieſes Kanals noch einen Weg, von welchem man in die verſchiedenen Hausthüren gelangen konnte.

Obgleich dieſe Stadtviertel ſehr belebt ſind, ſo haben ſie doch ein troſtloſes, trauriges Anſehen. Die hohen Mauern mit kleinen Fenſtern ſind von dunkler, ſchmutziger Farbe, Thüren und Läden ſind meiſtens zerbrochen oder hängen ſchief in ihren verroſteten Angeln; die Treppen vor den Häuſern oder die Brücken über den Kanal haben ein zerbröckeltes, verwittertes Ausſehen; rechts und links über unſern Köpfen hängt Wäſche zum Trocknen, und man kann von Glück ſagen, wenn man hier glücklich durchkommt, ohne von einem Fenſter herab beſchüttet zu werden. Denn in den Kanal wirft man Alles, was man aus den Häuſern entfernen will. An ſeinen Ufern ſpielen halbnackte ſchmierige Kinder, und damit die Naſen nicht beſſer daran ſind, als das Auge, ſo genießt man hier in den Vorſtadt-Kanälen eines ſeltſamen, unausſprechlichen Parfüms, welches theils von dem faulen Lagunen-Waſſer herkommt, theils von den Ueberbleibſeln von Fiſchen und von Meerfrüchten aller Art, die man zu beiden Seiten in großen Haufen liegen ſieht.

Wenn man aber dieſe Vorſtädte hinter ſich hat, wenn man endlich einbiegt in den Canal grande, vor und neben ſich die prächtigen Marmorpaläſte, die unmittelbar aus dem Waſſer emporſteigen mit ihren hohen zierlichen Bogenfenſtern, mit der mannigfaltigen Krönung ihres Daches, mit ihren breiten Treppen, die aus der weit geöffneten Thorhalle ins Waſſer hinabführen, und vor welchen, der Herrſchaft harrend, zierliche Gondeln ſich an leichter Kette wiegen, wenn man nun vor den prächtigen Rialto kommt und unter ſeinen weiten Bogen von Marmor-Quadern dahinſchießt, da ſpricht man zu ſich ſelber: Ja, Venedig iſt einzig, es iſt in ſeiner Art die prächtigſte und poetiſchſte Stadt der ganzen Welt!

So dachte auch der deutſche Offizier, als er ſtumm vor Erſtaunen bei dieſen Herrlichkeiten vorüber fuhr. Der Italiener ſchien einige Zoll gewachſen zu ſein; er ſtand aufrecht und ſtolz da, und ihn entzückten die lebhaften Blicke ſeines Freundes, mit denen er bald hier und bald dort etwas Neues und Schöneres anſtaunte. — Venedig war ſeine Vaterſtadt, und wenn er auch ſeit längeren Jahren nicht hier geweſen war, da ihn des Kaiſers Dienſt fern gehalten, ſo erkannte er jetzt doch wieder jeden Palaſt, jede Ecke, jede Biegung des Kanals, und an allen dieſen Stellen tauchte für ihn eine angenehme, aber auch hie und da eine bittere Erfahrung auf. Manchmal fuhr er mit der Hand über die Augen, dann warf er den Kopf in die Höhe, als wollte er ſagen: Bah! das iſt nicht anders! Dann zeigte er wieder lebhaft auf das hohe Fenſter irgend eines Palaſtes, ohne dem Freunde auf deſſen Fragen mehr zur Antwort zu geben, als: „Dort wohnen Freunde von mir; Du wirſt ſie ſchon kennen lernen.“

„Sieh’ dieſen kleinen zierlichen Palaſt!“ rief auf einmal der Genie-Offizier. „Kann man etwas Liebenswürdigeres ſehen, wie dieſe Fenſterreihe, ſo leicht und zierlich durchbrochen!“

„Die Cadoro,“ entgegnete der Italiener. „Das glaube ich wohl, einer der ſchönſten und berühmteſten Paläſte, Taglioni hat ihn gekauft und will ihn, wie man ſagt, wieder herſtellen laſſen. — Dort liegt auch die große Poſt. Hier könnten wir den großen Kanal verlaſſen, um durch kleinere Kanäle ſchneller zu unſerem Gaſthof zu gelangen. Doch habe ich den Gondolieren geſagt, ſie ſollen geradeaus fahren. Es wird Dir ja einerlei ſein.“

„Es iſt mir ſogar angenehmer,“ ſagte Friedrich von S., „und ich danke Dir. Laß ſie ein Bischen langſamer fahren; ich will den erſten

Eindruck, den ich heute von dieſer merkwürdigen Stadt erhalte, ſo feſt wie möglich in mich aufnehmen. Dieſe Stunde wird mir ewig unvergeßlich ſein.“

Und ſo fuhren ſie langſam dahin auf dem großen Kanal, während der Italiener ſeinem Freunde die Namen berühmter Geſchlechter nannte, die hier gewohnt. Bei vielen aber ſetzte er hinzu: „Dieſe Familie iſt ausgeſtorben, dieß Gebäude iſt nicht mehr bewohnt.“

Und das konnte man denn auch bei näherem Beſchauen manchem dieſer alten Paläſte wohl anſehen, und leider meiſtens den größten und ſtattlichſten. Die lagen da finſter und öde; an vielen waren die Fenſter verſchloſſen, an anderen die Scheiben zertrümmert, die Thorflügel feſt zugemacht, an den Treppen plätſcherte melancholiſch das Waſſer; hier lag kein buntfarbiger Teppich, hier wiegte ſich keine Gondel auf dem Kanal.

„Das Haus des tapfern Mohren!“ ſagte lachend der junge Italiener. „Othello's Palaſt. So ſagen wenigſtens die Ciceroni; und da ich heute der Deinige bin, ſo ſpreche ich ihnen nach.“

„Wenn es auch nicht wahr iſt,“ entgegnete ebenfalls lachend der deutſche Offizier, „ſo freut es mich doch. In dem Punkt bin ich leichtgläubig wie ein Kind und bin es gerne.“

Es war einer der kleineren Paläſte im großen Kanal, welchen Graf C. vorhin bezeichnet; doch war er ausnahmsweiſe ſehr gut erhalten, hatte freundliche Jalouſien, die, um die Sonne abzuhalten, hinausgeſtellt waren, und unten in der Vorhalle ſah man das grüne Laub von Orangen- und Lorbeerbäumen in zierlichen Kübeln. Ein Bedienter in Livree ſchien einem Gondolier Aufträge zu geben, der in Folge derſelben einen buntfarbigen Teppich auf die Treppe warf und das kleine Fahrzeug ganz nahe hinan trieb.

„So oft ich hier vorbei fahre,“ meinte Friedrich von S., „will ich mich lebhaft des unglücklichen Eiferſüchtigen erinnern.“

„Wir werden dieß Haus öfter beſuchen, hoffe ich,“ entgegnete der Italiener. „Es wohnt hier einer meiner Bekannten, ja ein Verwandter.“

„Charmant!“ entgegnete der Baron; „ich hoffe, daß eines Deiner Verwandten muſikaliſch iſt, und uns einmal an einem ſchönen Abende irgend etwas aus meiner Lieblings-Oper vorſpielt.“

Bei dieſen Worten hatten ſie das Ende des großen Kanals erreicht und fuhren San Georigio maggiore entgegen, dem faſt gegenüber der Gaſthof lag, hôtel de l'Europe, wo von S. abſteigen wollte.

Im Vorüberfahren zeigte der junge Italiener ſeinem Freunde noch den Palaſt der Foscari, ein großes, majeſtätiſches Gebäude, gänzlich unbewohnt. Bald darauf bogen die Gondoliere aus der Mitte des großen Kanals an das linke Ufer deſſelben und hielten vor der Treppe eines großen Hauſes ſtill.

„Hier wirſt Du wohnen,“ ſagte Graf C. und bot dem Freunde die

Hand, der aus dem leichten Fahrzeuge ſprang und ſein Gepäck herausnehmen ließ. „Zieh' Dich um und bleibe zu Hauſe, ich will meine Freunde jetzt überraſchen, und in einer Stunde komme ich, Dich abzuholen."

Die beiden Offiziere hätten zu keiner für ſie angenehmeren Zeit nach Venedig kommen können. Es war im Herbſt des Jahrs 1847, und da ſich um dieſe Zeit einige hohe Perſonen in der Inſelſtadt aufhielten, ſo ſchmückte ſich die ſtolze Venetia ſo gut als möglich, um im beſten Glanze zu erſcheinen.

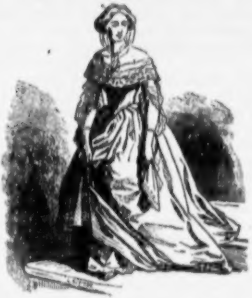
Graf C. war, wie ſchon geſagt, Venetianer, ein Italiener mit Leib und Seele, und das wollte zu damaliger Zeit noch nichts Beſonderes ſagen. Er führte ſeinen jungen Freund in die angeſehenſten Häuſer, er ſtellte ihn den ſchönſten Frauen und Mädchen vor, und wir müſſen eingeſtehen, daß das angenehme Aeußere des jungen lebhaften Deutſchen, verbunden mit ſeinem klaren, geſunden Verſtande, überall einen ſehr angenehmen Eindruck hervorbrachte. Wie ſo viele Offiziere der öſtreichiſchen Armee ſprach er das Italieniſche vortrefflich, und dieſe ſeine Kenntniß der Landesſprache verſchaffte ihm manches intereſſante Geſpräch und gab ihm hie und da das Vertrauen einer Dame, die mit ihm, dem anſtändigen Fremden, gerne und lange über pikante Verhältniſſe der Vaterſtadt ſprach.

Wenn er das große Theater Fenice beſuchte, ſo gab es da eine Menge Logen, in welchen er gern geſehen war, wo er im Zwiſchenact ein- und ausgehen durfte, und wo ihm die Damen mit Vergnügen verſtatteten, ſich neben ſie in die Ecke auf einen kleinen Stuhl zu ſetzen, um halbverdeckt von dem rothen ſammtenen Vorhang zwanglos und angenehm zu plaudern. Er hatte große Reiſen gemacht, Aſien und Afrika geſehen, und da er aus Shakſpeare's unſterblichem Werke wußte, wie gern die ſchönen Venetianerinnen ſich vorerzählen laſſen von entfernten Ländern, von fremden Sitten und Gebräuchen, ſo that er wie der edle Mohrenfeldherr, ohne daß es ihm jedoch gelingen mochte, irgend eine Brabantio für ſich zu gewinnen.

Es war dieß aber ſeine eigene Schuld, denn er ſuchte ſelten ſein Glück lange auf einer Stelle. Man ſah ihn bald dieſen, bald jenen Palaſt beſuchen, auf dem Markusplatz bald mit dieſer, bald mit jener Dame ſprechen, im Theater von Loge zu Loge eilen. Hier aber hielt er ſich meiſtens auf einer Seite auf, und wir wollen dem geneigten Leſer eingeſtehen, daß dieſe Einſeitigkeit ihren guten Grund hatte.

Auf der rechten Seite des Hauſes war die Loge der Marcheſa v. C., einer der reichſten und vornehmſten venetianiſchen Familien, und in dieſer Loge war zuweilen ein Gegenſtand, der den jungen Offizier auf eine unerklärliche Weiſe feſſelte. Es war dieß die einzige Tochter der ebengenannten Familie, die junge Marcheſa v. C., welche hier in Begleitung ihrer Geſellſchafterin zuweilen erſchien. Wir müſſen aber dem jungen deutſchen Offizier Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn wir ſagen, daß er nicht der Einzige war, der begierig hinüberſchaute, bis drüben der Vorhang auf die Seite geſchoben wurde und die junge Dame erſchien.

Es war aber auch der Mühe werth ſie zu ſehen, und wenn ſie eintrat, richteten ſelbſt die anderen Damen ihre Lorgnetten hinüber, und die Schönheit des jungen Mädchens war ſo anerkannt, daß man ſie zugab und nicht einmal Miene machte, als habe man irgend etwas daran auszuſetzen. Hie und da konnte vielleicht Eine ſagen: „Ja, wenn ſie nur nicht das ſonderbare Haar hätte.“ Dieß Haar war freilich auffallend, denn es war von der angenehmſten blonden Farbe und dazu von einer Dicke und Fülle, wie man ein Haar überhaupt nur in Venedig ſehen kann. Dabei aber hatte die junge Marcheſa das lieblichſte Geſicht von der ſtrengſten Schönheit und eine prächtige, volle, elaſtiſche Geſtalt. „Ah!“ ſagten die jungen Männer, die ſie zum Erſtenmal ſahen, und wenn auch hinter dieſem Ah! kein weiteres Lob kam, ſo war der Ton deſſelben doch ſo bezeichnend, daß andere Damen, die dieß Wort gehört, ſich leicht anſchauten und die Achſeln zuckten.



Obgleich die junge Marcheſa ebenſo liebenswürdig als ſchön war, ſo war ſie doch in der Geſellſchaft nicht beliebt. Und daran waren wiederum ihre Haare ſchuld, nicht die Farbe derſelben an ſich — denn die Blondinen waren ja im alten Venedig beſonders geſchätzt — ſondern die Abſtammung, durch welche ſie dieſe blonden Haare erhalten. Man fing damals ſchon ſtark an, in Italien Sympathien und Antipathien zu zeigen. Die Mutter der jungen Marcheſa war eine Deutſche geweſen, die Tochter eines großen Hauſes, und das begannen die italieniſchen Damen ihr jetzt gewaltig übel zu nehmen. Sie liebte ihre Vaterſtadt Venedig, aber ſie haßte deßhalb die Deutſchen nicht, vielmehr hegte ſie im Gegenſatz zu ihrer Geſellſchaft Sympathien für dieſelben und fand ſich dadurch ſehr bald alleinſtehend. Sie machte mit den übrigen Damen nie gemeinſchaftliche Sache, und mochte ſich nicht zu Demonſtrationen herbeilaſſen, die ſie für unpaſſend und unrecht hielt. So ſah man ſie z. B. nicht wie ſo viele Uebrigen mit einer weißen Camelie im Haar, an welcher ein rothes Band befeſtigt war, das bis auf die Bruſt herab flatterte und dort, ſich um einen grünen Strauß ſchlingend, die italieniſchen Nationalfarben: weiß, grün, roth, darſtellte.

Die Marcheſa von C. wohnte in jenem Hauſe, das der Italiener ſeinem Freunde bei der Fahrt durch den Canal grande als den Palaſt Othello's gezeigt. Graf C. war Verwandter des Hauſes und hatte als ſolcher nicht ermangelt, ſeinen Freund dort einzuführen.

Friedrich von S. war beim erſten Anblick der jungen Marcheſa von einem noch nie empfundenen Gefühl durchſchauert und fand ſich durch das kalte Benehmen derſelben gegen ihn ſchmerzlich zurückgeſtoßen. Die junge Dame war artig und freundlich, aber dabei ſehr zurückhaltend, ganz gegen die Gewohnheit der meiſten venetianiſchen Damen, bei denen er, wie ſchon geſagt, als zur guten Geſellſchaft gehörend, herzlich und freundlich aufgenommen wurde. Es war ſonderbar: was ihm hier beſonders zu nützen ſchien, die genaue Bekanntſchaft mit dem italieniſchen Freunde, ſchien ihm bei der Marcheſa abſonderlich zu ſchaden. Denn als ihn der Graf C. eingeführt, hatte er ihn ſeiner Couſine als einen ſeiner beſten und zuverläſſigſten Freunde vorgeſtellt, und wir können nicht läugnen, daß hierauf der erſte Blick der jungen Dame, den ſie auf den deutſchen Offizier warf, ein Blick des Mißtrauens war.

Demungeachtet machte er aber in dieſem Hauſe häufig Beſuche und ſuchte ſich auch ſonſt ſo viel als möglich der jungen Marcheſa zu nähern. Wenn er ſich dabei auch geſtehen mußte, in ihrer Gunſt keine Fortſchritte zu machen, ſo bemerkte er dagegen recht gut, daß zuweilen ihre Blicke lange auf ihm hafteten, und daß ſie ihn, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, zuweilen mit unverkennbarem Intereſſe betrachtete.

Mit den Offizieren der Garniſon, von denen Friedrich von S. Niemand genauer kannte, pflegte er wenig Umgang. Von ſeinem italieniſchen Freunde faſt nur zu Italienern gebracht, lebte er beſtändig in dieſer Geſellſchaft, weßhalb ſich ſeine deutſchen Kameraden, wenn er ihnen zufällig einmal im Kaffeehauſe begegnete, zuerſt kaum merklich, dann aber auffallend von ihm zurückgezogen. Er war aber zu arglos und unbefangen, um hier etwas Beſonderes zu finden, und wenn er mit dem Grafen C. darüber ſprach, ſo zuckte dieſer die Achſeln und ſagte: „Was willſt Du, mein Lieber? Du wirſt dieſen Herren nur angenehm ſein, wenn Du gänzlich unſere Geſellſchaft meideſt. Leider iſt es ſchon ſo weit gekommen —— doch iſt das erſt der Anfang des Endes.“ —

Wir haben ſchon geſagt, daß Venedig um dieſe Zeit einen feſtlichen, heiteren Charakter angenommen hatte und daß man zu Ehren verſchiedener Fremden die höchſten Feſtlichkeiten veranſtaltete, unter Anderem eine Regatta, bei welcher der große Kanal bedeckt war mit Tauſenden von Gondeln, welche heute ihre allgemeine ſchwarze Farbe unter bunten Teppichen, unter goldgeſtickten Tüchern verbargen.

Es war ein herrlicher Anblick, und die Paläſte nahmen Theil an dem allgemeinen bewegten, glänzenden Leben. Aus allen Fenſtern flatterten Stoffe in den verſchiedenſten Farben; die Balkone und Terraſſen waren mit Tauſenden von Menſchen bedeckt, welche laut jubelnd dem großartigen Schauſpiele zuſchauten. Venedig ſchien mit einem Zauberſchlag in die alte, äußerlich ſo glänzende Zeit zurückverſetzt zu ſein. Die Tauſende der kleinen zierlichen Schiffchen auf dem grünen Waſſer waren feſtlich geſchmückt je nach dem Reichthume und dem Range der Beſitzer. Es war wie ein heiteres Maskenfeſt; der Canal grande mit ſeinen unzähligen bunten Farben, in dem Schimmer gold- und ſilbergeſtickter Stoffe, dazwiſchen das glänzende von der Sonne beſchienene Waſſer, ſah aus wie eine rieſenhafte, lebendige Blumenkette, die ſich in zierlicher Schlangenlinie zwiſchen die alten, grauen Paläſte gewunden. Und wenn man dieſes allgemeinen großartigen Anblicks genug hatte, und ſich in eine Gondel warf, um dem Strom zu folgen oder ihn zu kreuzen, ſo ſah man an den Einzelnheiten ſo viel Schönes und Blendendes, daß man nicht wußte, wohin die Blicke wenden.

Friedrich von S. hatte mit Mühe ein kleines Fahrzeug erhalten und fuhr, in demſelben aufrecht ſtehend, dahin, das glänzende Schauſpiel ſo viel als möglich in ſich aufnehmend. Hier erſchienen Gondeln des Volkes, die Wettruderer, mit ungeheurer Anſtrengung ihr Boot dahin treibend und in feſtlich hellen Anzügen. Zu beiden Seiten ihres Fahrwaſſers hatten herrſchaftliche Gondeln eine Gaſſe gebildet, und in den Atlaskiſſen der kleinen Schiffchen lehnten die ſchönſten Frauen und Mädchen in dem phantaſtiſchſten Anzuge, während die Gondelführer bei ihrem Ruder ſtanden, kräftige, ſchlank gewachſene junge Leute in dem maleriſchen Coſtüm der alten Zeit.

Der Gondolier, der den jungen Offizier führte, hatte ſich hinter dieſe glänzende Reihe gedrängt, den Befehlen ſeines Herrn folgend, der mit ſeinem ſcharfen Auge unter Tauſenden der Fahrzeuge heraus dasjenige der

Marcheſa von C. gefunden, welches ſo eben die Freitreppe ihres Palaſtes verlaſſen zu haben ſchien und gewandt durch die dichten Reihen ſchlüpfte.

Die Marcheſa ſaß in einer kleinen, reich verzierten und vergoldeten Gondel; prächtige perſiſche Teppiche hingen über den Bord derſelben und ſchwammen im Waſſer nach. Neben einer älteren Geſellſchafterin lehnte die junge Marcheſa in die ſchwarzen atlaſſenen Kiſſen, und war, wo ſie ſich zeigte, wie immer der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit.

Heute aber galt dieſelbe ebenſoſehr ihrer Gondel, als wie der Perſon des jungen Mädchens ſelbſt. Faſt alle Fahrzeuge der Venetianer nämlich hatten im Arrangement von Teppichen und Blumen irgendwo die italieniſchen Farben. Die Gondel der Marcheſa von C. hingegen trug am Stern die bekannten, damals aber nicht beliebten Landesfarben, ſchwarz und gelb. Mancher ſchaute verwundert drein, als das kleine Fahrzeug vorüber ſchwamm; hier hörte man ein leiſes Maledetto, dort ein höhniſches Lachen, oft auch dagegen ein halb unterdrücktes Evviva.

Die junge Dame ließ ſich Alles dieß nicht anfechten. Sie lag nachläſſig in ihre Kiſſen gedrückt und grüßte rechts und links mit dem Anſtande und der Miene einer Königin. Sie war ſich der Flagge wohl bewußt, die ihr Fahrzeug führte, und die erſtaunten, ja zornigen Blicke vieler Damen ihrer Bekanntſchaft ſchienen ſie wahrhaft zu erfreuen. Sie übte eine Art Wiedervergeltung, denn da ſie die Farben liebte, unter welchen Venedig wieder anfing aufzublühen, da es die Farben ihrer lieben verſtorbenen Mutter waren, ſo hatte ſie es oft tief gekränkt, wenn ſie im Salon ihres Vaters mit anſehen mußte, wie die italieniſche Tricolore mit Oſtentation getragen wurde und wie man ihre Farben, die ſie auch bei ſich nie verläugnete, mit einer Miene der Verachtung angeſchaut.

Friedrich von S., entzückt von dem Anblick der jungen Dame, verſuchte umſonſt mit ſeinem einzigen Ruderer der pfeilſchnell dahinfahrenden Gondel zu folgen und hätte ſie auch nie erreicht, wenn ſein gutes Glück nicht gewollt hätte, daß in der Gegend des Rialto eine dichte Reihe offener Boote, mit Offizieren beſetzt, derſelben einen Aufenthalt verurſacht hätte. Mehrere ſeiner Kameraden ſchienen die Marcheſa zu kennen und grüßten ſie um ſo freundlicher, als ſie bemerkten, daß ihre Gondel die kaiſerlichen Farben führte.

Hiebei gelang es ihm, näher zu kommen, und ſein Gondolier drückte das leichte Fahrzeug ſo ſcharf und plötzlich neben die Gondel der Marcheſa, daß das leichte Schiffchen heftig zu ſchwanken anfing und der junge Offizier faſt über Bord gefallen wäre, wenn er ſich nicht noch zur rechten Zeit an der Flaggenſtange der andern Gondel gehalten hätte.

Die Marcheſa, durch die heftige Bewegung aufmerkſam gemacht, ſchaute ſich um, und Herr von S., der ſie aufs Ehrerbietigſte grüßte, bat zu gleicher Zeit um Verzeihung, daß er genöthigt gewesen ſei, bei ihr ſein Gleichgewicht wieder zu finden.

„Ah!“ entgegnete die junge Dame mit e[illegible]em, aber einigermaßen ſpöttiſchem Ton, „Sie halten ſich an der Flagge Ihres Kaiſers? Daran thun Sie ſehr wohl, und ich bin dem Zufall wirklich dankbar, daß die von mir ſo geliebten Farben Ihnen das Gleichgewicht wieder gaben.“

Damit ließ ſie grüßend ihren Fächer ſinken und ihre Gondoliere, ärgerlich über den gehabten Aufenthalt, trieben die Gondel unter den Rialto, daß das Waſſer mit gewaltigen Bogen rauſchend emporſpritzte.

Wenn der junge Offizier gefolgt wäre, ſo hätte ſein leichtes Fahrzeug unfehlbar an den Marmorquadern der Brücke zerſchellen müſſen. — Und er wäre dem ſchönen Mädchen ſo gern gefolgt! Ihre Worte klangen ſo bedeutungsvoll und doch ſo räthſelhaft. Er hätte ſie gerne um eine Aufklärung gebeten, um dadurch noch einige Augenblicke länger in ihrer Geſellſchaft bleiben zu können.

Jetzt fuhr er auch unter dem Rialto dahin und ihm folgte eine zweirudrige Gondel mit jungen, eleganten Leuten beſetzt, die eifrig zuſammen ſprachen.

„Haſt du ſie geſehen,“ ſagte der Eine, „die ſchöne Marcheſa?“

„Mit der deutſchen Flagge!“ rief ein Anderer.

„Daß ſie verdammt ſeie!“ fuhr der Erſte fort.

„Wer?“ rief ein Anderer lachend. „Die Flagge oder die Marcheſa?“

„Meinetwegen Beide!“ antwortete der, welcher zuerſt geſprochen. „Sie iſt doch einmal eine Venetianerin, und der Name ihres Vaters hat einen guten Klang beim Volke.“

„Ein ſchlauer Fuchs, der alte Marcheſe,“ ſagte ein Anderer. „Laßt ihn nur machen, er weiß wohl, warum er der Tochter erlaubt, ſchwarzgelb zu führen. Es beſſert ſeine Reputation bei der Regierung und das kann er brauchen.“

„Ach was erlauben?“ rief der Erſte ärgerlich. „Die läßt ſich was erlauben oder verbieten! Sie thut was ſie will. Ah! das iſt ein hartnäckiges Weib!“

„Aber ſchön!“ ſagte ſeufzend einer der jungen Männer, der bis jetzt geſchwiegen.

Damit ſchoß die Gondel vorbei und man hörte weiter nichts mehr, wie das Plätſchern der Ruder im Waſſer.

Friedrich von S., der ſeine Gondel langſam wenden ließ, nahm ſich vor, ſeinem italieniſchen Freund die eben gehörte Unterredung mitzutheilen und ihn um Auskunft zu bitten über das Dunkel, was für ihn hierin, ſowie in den Worten der jungen Marcheſa lag. Aber er vergaß dieſen Vorſatz im Laufe des Tags und als es Nacht geworden, war der Markusplatz ſo feenhaft ſchön und hatte er ſo viel zu thun, um den Ort auf demſelben zu finden, wo ſich die junge Marcheſa vielleicht aufhalten könnte, daß er nicht im Sta[illegible]e war, ſich hier loszureißen und ſeinen Freund aufzuſuchen.

Man muß den Markusplatz an einem ſolchen Abend geſehen haben, um ſich zu geſtehen, daß es in der ganzen Welt nichts Feenhafteres und Schöneres gibt. Wer kennt nicht dieſen weiten, prächtigen Platz aus Bildern und Erzählungen, mit dem weißen, glatten Marmorboden, eingefaßt von herrlichen Paläſten, beherrſcht von der prächtigen Markuskirche, dieſem phantaſtiſchen, ſeltſamen Bauwerk mit ſeinen orientaliſchen Formen, den bunten Farben des Marmors, aus welchem es gebaut iſt, den Tauſenden von ſpitzigen Zacken und Thürmchen, mit ſeinem ernſten Portal, auf welchem die vier berühmten broncenen Roſſe nach vier Seiten auszuſchreiten ſcheinen, dieß Bauwerk ohne beſtimmte Form und doch von wunderbarer Symmetrie, überragt von der weiten, prächtigen vergoldeten Kuppel!

So liegt der Markusplatz da, und wenn, wie an dem heutigen feſtlichen Abend, die Nacht hereinbricht, ſo gleicht er einem rieſenhaften Ballſaale, über den als Decke der dunkle italieniſche Nachthimmel mit Tauſenden von flimmernden Sternen geſpannt iſt. An drei Seiten des Platzes ſind broncene Armleuchter, auf denen unzählige Gasflammen brennen. Dazu kommen eine Menge ungeheurer Kandelaber, die bei Feſtlichkeiten wie heute auf dem Steinboden feſtgeſchraubt ſind und die oben unzählige Arme ausſtrecken, auf welchen überall Bouquete von weißem Lichte glänzen und ringsherum eine fabelhafte Helle verbreiten.

Tauſende von Menſchen bedecken dieſen Platz und ziehen lachend und plaudernd auf und ab. Die Seitengänge der Procurazie ſind zu Logen eingerichtet; hier ſitzt die ſchöne Damenwelt Venedigs; Blumen duften, Augen glänzen. Auch hier wird gelacht und geplaudert, geſcherzt und geliebt, und hier und dort verläßt eine Dame, die des Sitzens müde iſt, auf den Arm ihres Cavaliers geſtützt, ihren Platz, um ſich unter die wogende Menge zu miſchen, die ab- und zuſtrömt.

Zu beiden Seiten ſind Militär-Muſiken aufgeſtellt, welche abwechſelnd luſtig aufſpielen, und die prächtigen Klänge, von den Steinmauern ringsum zurückgeworfen, dröhnen über den Platz hin, Sinne und Herz betäubend. Da ſenkt ſich manches Auge, das ſo eben noch ſchmachtend emporgeblickt; tiefer Athem ſchwellt die Bruſt, Blicke finden ſich und Herzen; die dahinwandelnden Paare ſchließen ſich feſter an einander, und wir finden es begreiflich, daß jener junge Mann, der ſich hinabbückt zu dem Blumenſtrauß ſeiner Dame, ſein Ziel verfehlt und ſtatt jener eben aufgeblühten Roſe die friſchen Lippen ſeiner Begleiterin verſtohlener Weiſe küßt, welche in dieſem Augenblick das Blumenbouquet als Fächer benützt.

In ſolchen Momenten iſt es traurig, wenn man, wie unſer junger Freund, Friedrich von S., auf dem Platze des heil. Markus allein hin und her wandelt; doppelt traurig aber, wenn man, wie er, ſucht und nicht findet. Wie oft war er an den Bogengängen auf- und abgewandelt und hatte bis zur Grenze der Indiscretion hineingeſchaut und die lachenden und plaudernden Damen gemuſtert. — Vergebens!

Endlich wandte er ſich von dem glänzenden Platze ab und trat auf die Piazetta, welche weniger, ja faſt gar nicht beleuchtet, ohne Glanz und Schimmer, ohne hin und her wandelnde Menſchenmaſſen, ohne rauſchende Muſik und doch ſo unendlich poetiſch da lag.

Wie ein Mährchen aus tauſend und einer Nacht, phantaſtiſch, reich, übernatürlich erhebt ſich links der Dogenpalaſt.

Und wenn man da zurückblickte auf den hellen, belebten Markusplatz, ſo drängte ſich wieder lebhaft das Bild eines großen Ballfeſtes auf. Hier war man in einem ſtillen Nebengemach, wohin ſich einige Wenige zurückgezogen, die ſich drüben im Gewühl nicht heimiſch fühlten, oder die mit ihren Gedanken oder mit lieben Bildern, welche dieſelben beſchäftigten, allein ſein wollten.

Dem jungen Offizier erging es ſo; er wandelte auf den breiten Steinplatten bis an das Ufer der Lagunen, deren ſtille Fluthen ſich weit hinaus dehnten, die man für das Meer ſelbſt halten konnte, da man im ungewiſſen Schein des Mondes die Formen des Lido kaum zu unterſcheiden im Stande war.

Es befanden ſich außer ihm wenig Spaziergänger da, Damen gar keine, wie es ſchien, und jede Gondel, die an der breiten Treppe anlegte, ſandte ihren Inhalt nach dem Markusplatz, wo die rauſchende Muſik immerfort ſpielte, deren Klänge, ſanft gedämpft, hieher auf die Piazetta drangen.

Friedrich ging den Säulen zu, wo eine Menge der kleinen Fahrzeuge zuſammen lagen. Er wollte von hier mittels eines Umweges zu Waſſer nach ſeinem Hotel zurückkehren. Doch kaum war er ein paar Stufen hinab geſtiegen, ſo ſah er dicht vor ſich eine herrſchaftliche Gondel, die Sitze mit reichen Teppichen bedeckt, die augenſcheinlich eben anlegte, um Jemand aufzunehmen. Es kamen auch wirklich zwei Damen hinter ihm die Treppen herab, und als er ſich umwandte und einen Schritt zurücktrat, um ihnen Platz zu machen, erkannte er mit freudigem Erſchrecken die Marcheſa von C., welche jetzt, ohne ihn zu erkennen, an ſeine Seite trat.

Das Mädchen hatte ihre Mantille zurückgeworfen; ihre blitzenden Augen ſchweiften über die helle Waſſerfläche, dann hinauf zu dem Monde, und als der ſilberne Schein in ihr großes, glänzendes Auge fiel, als ſich ihr Mund leicht öffnete, um die kühle, friſche Meerluſt einzuathmen und als ſich dabei ihre Bruſt hob und ſenkte, war das Mädchen unbeſchreiblich ſchön.

Der Offizier konnte bei dieſem Anblick einen Ausbruch der Ueberraſchung nicht unterdrücken, und als ſich die Marcheſa darauf raſch umwandte, trat er auf ſie zu und bot ihr freundlich einen guten Abend.

Die Dame war ſichtlich überraſcht, ihn hier wieder zu ſehen, und einen Augenblick flog ein Lächeln über ihre Züge. Doch nur eine Sekunde. Dann ward das Geſicht wieder ernſt und kalt wie früher.

„Ah!“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „heute iſt der Tag unſerer Begegnung. Ich hätte nicht gedacht, Sie heute Abend hier noch zu ſehen.“

„Auch ich hatte dieß Glück nicht erwartet,“ antwortete Friedrich von S., „obgleich ich wohl darauf gehofft.“

Die Marcheſa wandte ihm ihren Blick zu und ſah ihn eine Sekunde lang feſt an.

„Ich war wie alle Welt auf dem Markusplatz,“ fuhr der Offizier fort, „und muß Ihnen geſtehen, daß ich mich dort in dem glänzenden Damenkreis vielfach umgeſchaut. — Nach Ihnen, Marcheſa,“ ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu. „Ich glaubte mit Recht annehmen zu können, daß Sie an einem ſolch' feſtlichen Abend dort nicht fehlen würden.“

„Mich freuen dieſe Feſte wenig,“ ſagte das junge Mädchen ernſt, „und Venedig iſt mir unheimlich in dieſer Aufregung. Aber,“ ſetzte ſie ruhig und kalt hinzu, „Sie werden das nicht verſtehen, ich vielleicht ſelbſt nicht, aber mein Gefühl ſchaudert zurück vor dieſem falſchen Glanz, dieſem augenblicklichen Schimmer, dem nur zu bald die finſterſte Nacht folgt. — Gewiß, Herr von S.,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „ich komme mir oft vor wie eine Seherin, und möchte meine warnende Stimme erheben, aber ſie verhallt ungehört.“

„Ja eine Seherin,“ wiederholte der junge Mann, ganz in den Anblick des herrlichen Mädchens verſunken, „ſchön wie Kaſſandra.“

„Wenigſtens wie dieſe Troja's Fall prophezeiend,“ entgegnete die Marcheſa, indem ſie leicht den Kopf neigte und ihre rechte Hand ein klein wenig erhob.

Doch wußte man nicht, wollte ſie damit grüßen, oder wollte ſie dieſelbe dem jungen Offizier für eine Sekunde darreichen.

Friedrich von S. nahm das Letztere an und beugte ſich raſch hernieder, um einen etwas zu innigen Kuß auf die kleinen Finger zu drücken.

Die Marcheſa zog ihre Hand ſchnell zurück; doch als ſie in ihre Gondel ſtieg, ſagte ſie ihr felicita notte mit nicht unfreundlichem Tone.

Das Fahrzeug ſchoß dahin, und wo es die Fluthen durchſchnitt, blieb ein leuchtender Streifen in dem Waſſer zurück, zuerſt deutlich; dann aber zitterte er langſam aus einander, wurde unklar, löſte ſich in einzelne ſilberne Punkte auf und verſchwand endlich in dem allgemeinen Leuchten der Fluth.

Friedrich von S. blieb lange unter der Säule ſtehen, auf welcher der

Löwe des heiligen Markus thront, und blickte dem Fahrzeuge nach, wie es bei Santa Lucia vorbei in den großen Kanal einbog.

Heute fühlte er zum Erſtenmal klar und deutlich, daß er dieß herrliche Mädchen liebe, und daß dort die kleine Gondel das ganze Glück ſeines Lebens barg.

Venedigs Merkwürdigkeiten ſahen die beiden jungen Leute gemeinſchaftlich, das heißt, der Italiener machte ſeinem deutſchen Freunde den liebenswürdigen Ciceroni und erklärte ihm die Wunder der alten Republik auf eine lehrreiche und doch unterhaltende Art.

Sie beſuchten den Dogenpalaſt mit ſeinen prächtigen großen Säulen, gingen die Rieſentreppe hinauf an das berüchtigte und furchtbare Maul des Löwen, jenes öffentlichen Anklägers, aus dem das ſchreckliche Gericht der Drei ſeine geheimnißvollen Notizen nahm, die dann ſo oft zum Verderben wurden für einzelne Perſonen und ganze Familien. Sie ſahen den Platz, auf welchem Marino Falieri enthauptet wurde, ſie ſtiegen hinab zu den feuchten dunklen Gefängniſſen, den Brunnen, mit den kleinen, ſtark vergitterten Fenſtern, den einzigen Luftlöchern der armen Gefangenen, zu welchen aber zugleich mit dem Tageslichte die Fluthen der Lagunen und auf ihnen allerlei unheimliche Thiere in die Kerker drangen. Sie gingen hinauf in die Bleikammern, dicht unter das von der Sonne glühend erhitzte Dach des Palaſtes, wo Caſanova geſeſſen, der uns ſeinen Aufenthalt umſtändlich und ſchrecklich erzählt. Sie betraten die heimlichen Gerichtszimmer, aus denen ſo Wenige von denen, welche damals hieher geführt wurden, ungehindert und frei zurückkehrten. Sie ſahen das berüchtigte Gemach, in welchem faſt nur Todesurtheile ausgeſprochen wurden, und dann führte ſie der Schließer durch mehrere kleine Zimmer vor eine gut verwahrte eiſerne Thüre, hinter welcher der Boden eines ſchmalen Ganges, den ſie nun betraten, gewölbt erſchien. Unter ſich hörten ſie das dumpfe Rauſchen der Lagunen, links blickten ſie in einen finſteren Kanal, rechts durch eine ſchmale Oeffnung auf das weit hinaus glänzende Meer; — ſie waren auf der Seufzer-Brücke, und dieß war der letzte Blick in das Leben, der den unglücklichen Schlachtopfern, welche früher dieſen Weg wandelten, vergönnt war; ſowie ſich jene Thüre am anderen Ende des ſchmalen Ganges öffnete und hinter ihnen ſchloß, waren ſie lebendig — todt. Starke Arme ergriffen den Verurtheilten; er wurde in dem finſteren Gebäude drüben erdroſſelt, und Abends ſah man ein ſeltſam gebautes Fahrzeug gegen den Lido hinausrudern. Vermummte ſaßen darin, und alle Gondeln, die dieſer Barke begegneten, wichen ſcheu auf die Seite. Denn dieſe führte den Leichnam irgend eines Mannes, der vor wenig Stunden noch gelebt, der vor wenig Tagen vielleicht glücklich, froh, reich und angeſehen geweſen war.

Der junge Italiener erzählte ſeinem Freunde, als er ihn durch Venedig führte, von der Macht und dem Reichthum der ehemaligen Republik, und er that das mit ſo friſchen, lebendigen, glühenden Farben, daß ihn der deutſche Offizier oftmals befremdet anſchaute. Auch zeigte er ihm ein kleines rothes Häuschen auf einem Nebengebäude des Dogenpalaſtes — das Gefängniß Silvio Pellico's, und ſprach mit einer Begeiſterung von dieſem Mann, die Friedrich von S. mit ſeinem argloſen Gemüthe nicht begreifen konnte. Auch das Arſenal beſuchten ſie häufig, und wenn Graf C. mit den übrigen Offizieren der Garniſon faſt gar nicht verkehrte, ſo ſchien er dagegen hier deſto beſſere Freunde zu haben.

So bereitwillig und freundlich der Italiener während des Tages bei ſeinem Begleiter war, ſo wenig ſchien er Luſt zu haben, ihm ſeine Abendſtunden zu widmen. Da zog er ſich meiſtens zurück, und wenn ihm Friedrich von S. dieß und das proponirte, ſo wußte er immer einen Vorwand, um einen ſolchen Vorſchlag abzulehnen und allein zu ſein. Anfänglich hatte ſich der deutſche Offizier darüber gewundert; bald aber wurde es ihm klar, daß Graf C. irgend ein Liebes-Abenteuer verfolgen müſſe, wobei ihm ſeine Geſellſchaft hinderlich ſei. Er hatte ein paarmal ſcherzhafte Anſpielungen in dieſer Richtung gemacht, und da der Italiener lächelnd darauf einzugehen ſchien, ſo war Friedrich von S. discret genug, nicht mehr darauf zurückzukommen und ihm ſeine Abende vollkommen frei zu laſſen.

Da befand er ſich eines Abends allein in einem Kaffeehauſe; er ſetzte ſich an einen Tiſch, rauchte ſeine Cigarre und nahm einige Journale in die Hand, um ſie durchzuleſen. Neben ihm ſaß eine Geſellſchaft junger Leute, von denen er ein paar ſchon glaubte irgendwo geſehen zu haben. Als nun einer derſelben anfieng zu ſprechen und lachend etwas erzählte, mußte er ſich unwillkürlich umwenden, denn jetzt erinnerte er ſich deutlich, auch dieſe Stimme ſchon gehört zu haben. Wann und wo aber dieß geſchehen ſei, wollte ihm nicht klar werden. Auch war es ihm vollkommen gleichgültig, denn das Geſpräch, welches die jungen Leute führten, intereſſirte ihn anfänglich nicht im Geringſten. Endlich aber hörte er mehremal den Namen des Grafen C. nennen, weßhalb er ſich nicht enthalten konnte, wenn auch mit einigem Widerſtreben und anfänglich willenlos, zu hören, was dort geſprochen wurde.

„Es iſt gewiß,“ ſagte einer der jungen Leute, „er wird in dem Hauſe angeſehen, als ſei er ſchon der Schwiegerſohn. Beim Himmel! Graf C. hat ein unverdientes Glück!“

„Aber die Marcheſa?“ ſagte ein Anderer. „Iſt ſie auch mit der Wahl einverſtanden? Ich glaube, wenn ſie Nein ſagt, ſo bringt ſie weder der Papa noch die ganze Familie zu dieſer Heirath.“

„Ach!“ rief ein Dritter, „die blonde Schöne wird auch endlich einmal weich werden; ſie hat ſich lange genug koſtbar gemacht gegen die ganze Männerwelt Venedigs. Es iſt wahrhaftig Zeit, daß ihre Stunde kommt.“

„Und Graf C.“ nahm der Erſte wieder das Wort, „iſt ein angenehmer Cavalier, von ächtem italieniſchen Blut und ſeinem Vaterlande ſehr zugethan.“

„Das wäre vielleicht die geringſte Empfehlung bei der jungen Marcheſa,“ lachte ein Anderer; „denn obgleich geborene Venetianerin, iſt ſie doch mit Leib und Seele den — — — Deutſchen zugethan.“

Das Beiwort, was der Italiener den Deutſchen gab, konnte Friedrich von S. verſtehen. In dem Augenblicke, wo er es ausſprechen wollte, ſtieß ihn ein Anderer mit einem Blick auf den nebenſitzenden Fremden heftig an den Arm.

Der deutſche Offizier, dem das Blut in den Kopf geſtiegen war, und dem es ſehr unangenehm vorkam, daß der Italiener jenes Prädikat verſchluckte, ſtand langſam von ſeinem Tiſche auf, faltete ſeine Zeitung zuſammen und trat ruhig an den Tiſch der vier Herren, um ſich an einer dort befindlichen Lampe ſeine Cigarre anzuzünden, während dem er nicht umhin konnte, ſich jeden der jungen Leute etwas ſcharf anzuſehen. Doch erwiderte keiner dieſen Blick. Sie ſahen ſich ziemlich unbefangen an und Einer ſummte zwiſchen den Zähnen: o casta diva!

Friedrich von S. verließ das Kaffeehaus; doch hatte ihn das eben Gehörte gewaltig aufgeregt. War er denn bis jetzt blind geweſen oder ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind, daß er nicht begriffen hatte, weßhalb Graf C. ihn ſo ſelten zu ſeinen Verwandten mitnahm und weßhalb er Abends beſtändig allein ausging? Alſo er liebte ſeine Couſine und wurde wahrſcheinlich wieder geliebt.

Der Offizier preßte die Hand auf ſein Herz, welches ein heftiger ſtechender Schmerz durchfuhr. Seine Liebe zu jenem ſchönen Mädchen war bis zu dieſem Augenblick ruhig, leidenſchaftslos geweſen; jetzt trat die Eiferſucht hinzu, und er fühlte, wie ſein Blut plötzlich erregt war, wie ſeine Pulſe heftig klopften. Auch mußte er ſich dabei geſtehen, daß ihn ſein Freund nichts weniger als freundſchaftlich behandelte. Friedrich hatte dem Grafen C. nicht verhehlt, wie ſehr ihn die Marcheſa intereſſire, ja er hatte ihm eingeſtanden, daß er ſich zuſammen nehmen müſſe, um ſich nicht auf's Heftigſte in das ſchöne Mädchen zu verlieben. — „Und hoffnungslos,“ hatte er hinzugeſetzt, „ohne alle und jede Ausſicht, denn ich bin weder Graf noch Baron; ich habe nichts als meinen Degen, und das iſt ſehr wenig, um es gegen die Schönheit der Marcheſa, gegen den Reichthum und Namen ihres Hauſes in die Wagſchale zu legen.“

Dazu hatte der Italiener fein gelächelt, leicht die Achſeln gezuckt und ihm geantwortet: „Ein unternehmender Offizier, ein tapferer Mann kann

Alles erreichen. Wer weiß, es kommt wohl noch die Zeit, wo man dir gern die Hand der einzigen Tochter des Marcheſe von C. bewilligt. — Ah!“ ſetzte er hinzu, „dein Geſchmack iſt nicht ſchlecht; Emilie iſt ſchön, und wie geſagt, dem Kühnen winkt das Glück.“

Jetzt erſchien es auch dem jungen Offizier nicht mehr räthſelhaft, daß ihn ſein Begleiter Abends beſtändig allein ließ. „Das war es alſo?“ ſprach er zu ſich ſelber und biß die Zähne über einander. „Deßhalb mußte ich mich Abends allein herumtreiben, deßhalb wollte il Signor Conte Abends nichts von meiner Geſellſchaft? Und während ich mich müßig an dem Ufer der Slavonier herumtrieb oder auf der Piazetta promenirte, oder, Gott weiß zum wie vielſten Male einſam und allein zu den Armeniern hinausfuhr, ſchleicht er zu ihr! — O, der Gedanke könnte mich raſend machen! — Und Beide lachen vielleicht über mich. Aber nein! nein! Sie ſcheint zum Lachen nicht ſehr aufgelegt. — Aber gleichviel: hintergangen bin ich.“

Er wollte nach Hauſe, er wollte dem Italiener die ganze Geſchichte vorhalten. Doch als er durch mehrere der engen Gäßchen ſeinem Hotel zugeeilt war, als er ein paar Dutzend Brücken überklettert hatte, ward er ruhiger und dachte: „Was kann ich ihm ſagen? Sein erſtes Wort wird ſein: beweiſe mir, was du ſprichſt, und dann ſtehe ich da, wie ein ertappter Schulbube. Gehen wir ruhig zu Werk; vielleicht ſpielt uns der Zufall etwas in die Hände, was wir brauchen können.“

Damit ging er langſam dem Hôtel de l'Europe zu, und als er ins Haus trat, fragte er den Kellner, ob der Graf C. dageweſen ſei.

„Ja,“ war die Antwort, „der Herr Graf haben dieſe Karte zurückgelaſſen und mir aufgetragen, Ihnen zu ſagen, er wolle Sie morgen Früh zu einer kleinen Fahrt nach Meſtre abholen.“

„Für heute Abend gab er kein Rendezvous?“

„Nicht das geringſte.“

„Wie immer!“ dachte Friedrich. Dann ging er einen Augenblick auf ſein Zimmer hinauf, ſah nach Briefen, und änderte ganz ohne Abſicht ſeine Kleidung. Ohne jedoch genau zu wiſſen weßhalb, zog er einen dunklen Sommer-Paletot an, nahm ſtatt des hellen Florentiner Strohhutes einen ſchwarzen und verließ das Hotel wieder. Er hatte ſchon die Hand nach ſeinen Reiſepiſtolen ausgeſtreckt um eine davon beizuſtecken, als er den Kopf lachend in die Höhe warf und zu ſich ſelber ſprach: „Zum Henker! Sollte ich doch glauben, ich wolle einem Nebenbuhler auflauern.“

Damit ſchlenderte er durch die enge Gaſſe fort, welche von der Hinterſeite des Gaſthofes nach dem Markusplatz führt. Es fing an, dunkel zu werden; die zahlreichen Läden waren bereits erleuchtet, ein helles Lichtmeer ſtrömte von dem großen Platze herüber, und jede kleine Straße war hauptſächlich ihrer Enge und der vielen geöffneten Gewölbe wegen grell beleuchtet. Nur wo es hinausging nach einem Kanal oder einer Brücke, da wurde es dunkler und ſtiller, und wenn man ſo zur Zeit der einbrechenden Nacht an den Kanälen vorbeiging, ſo erſchien das dunkle Waſſer mit ſeinem leiſen Geplätſcher an den Steinmauern der Häuſer recht melancholiſch, recht trübſelig.

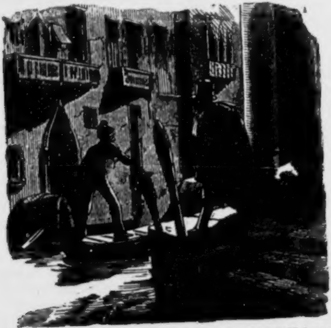
Mit einem leichten Scheine lag hie und da noch das Licht des ſcheidenden Tages auf der dunkelnden Fluth, namentlich auf den Waſſerſtraßen in der Nähe des großen Kanals. Einzelne ſchwarze Gondeln ſchoſſen eilfertig vorüber und ließen an den Ecken den bekannten, weithin hörbaren Warnungsruf erſchallen, um ein Fahrzeug, das ihnen entgegen kam, zu benachrichtigen und zum Ausweichen zu veranlaſſen. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Sicherheit die Gondoliere dieß zu thun verſtehen, und unbegreiflich, daß ſie bei dem ſcharfen Fahren um die Ecken nicht auf einander ſtoßen. Dieß kommt aber ſelten oder faſt nie vor. Sowie von drüben der Ruf beantwortet wird, was augenblicklich geſchieht, ſo ſenkt der Gondolier ſein Ruder flach neben das Fahrzeug ins Waſſer, und die Gondel beſchreibt rauſchend einen kleinen Bogen, um den Begegnenden durchzulaſſen. Die beiden Boote ſchwanken einen Augenblick, die Gondoliere rufen einander irgend ein vertrauliches Wort zu, vielleicht wird hinter den Scheiben des kleinen ſchwarzen Gondelhäuschens der Kopf einer Dame ſichtbar, im nächſten Augenblick aber ſind die beiden Schiffchen ſchon weit auseinander; dieſes fährt rechts, jenes links, und bald iſt der Kanal wieder öde und ſtill wie zuvor.

Unſer junger Offizier wandte, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, dem Markusplatz den Rücken und ging träumend durch enge Straßen, über finſtere Brücken hinweg, und hielt ſich hie und da eine Zeit lang an den Plätzen auf, wo viele Gondoliere anlegten oder abfuhren. So ſchlenderte er fort und kam in die Nähe der kleinen berühmten Kapelle dei miraculi, jenem intereſſanten ſchönen Bauwerk von weißem Marmor, das von innen und von außen mit den herrlichſten Sculpturen bedeckt iſt. Die kleine Kirche liegt abſeits von dem Leben der Stadt, und namentlich Abends iſt es hier ſehr öde und ſtill. Es fiel dem einſamen Spaziergänger auf, daß die Gondeln, welche hier lagen — es mochten drei oder vier ſein — ſich auf der andern Seite des Kanals befanden, und daß die Gondoliere in denſelben irgend etwas zu erwarten ſchienen. Kaum nämlich ließ ſich Jemand am dieſſeitigen Ufer ſehen, ſo verließ eins der Fahrzeuge das jenſeitige und fuhr in die Mitte des Kanals, als erwarte es ein Zeichen. Wenn aber nichts der Art erfolgte, ſo kehrte die Gondel wieder an ihren Platz zurück.

Dieß Manöver hatte Friedrich von S. ſchon einigemal bemerkt und es fieng an ihn zu intereſſiren. Er hatte ſich auf die kleine Marmortreppe geſetzt, welche neben der Kirche zum Kanal führte und ſaß hier zufällig ſo verdeckt in dem tiefen Schatten des Bauwerkes, daß ihn weder die Gondelführer drüben, noch eines der Vorübergehenden zu bemerken ſchien.

So ſaß er vielleicht eine Viertelſtunde lang, und war eben im Begriff eine Cigarre hervorzuziehen und ſie anzuzünden, als er einen Mann über den Platz von der Kirche daherkommen ſah, deſſen Anzug, Haltung und Gang ihm bekannt vorkam. Unwillkürlich zog Friedrich von S. ſich in eine Vertiefung der Mauer zurück, denn als der Andere noch einige Schritte gegen ihn gemacht hatte, erkannte er deutlich ſeinen italieniſchen Kameraden, den Grafen C.

Dieſer trat dicht an das Ufer des Kanals; eine der Gondeln von drüben machte es wie früher, und als hierauf der Graf zweimal leiſe huſtete, legte ſich das Fahrzeug augenblicklich dicht vor die Treppe, auf welche er nun hinabſtieg und dabei ſo nah an dem deutſchen Offizier vorüber kam, daß er ihn mit der Hand hätte erreichen können.



Der Gondolier, der wie immer in ſeinem Boote aufrecht ſtand, hielt den Schnabel des Fahrzeuges noch eine halbe Elle entfernt und ſchien auf Etwas zu warten.

„Italia!“ ſagte der Angekommene leiſe aber deutlich.

Und auf dieß Wort hin legte ſich das Fahrzeug dicht an, der Graf ſprang hinein und die Gondel ſchoß durch den dunklen Kanal dahin.

„Ei, ei,‘ dachte Friedrich von S., „ſo komme ich zufällig auf die geheimen Gänge meines Freundes, und hätte jetzt die beſte Gelegenheit zu erfahren, wie er ſeine Abende zubringt. — Wenn ich ihm folgte, um zu ſehen, wohin er ſich wendet! Im erſten Augenblicke verwarf er den Gedanken wieder, denn er hielt es für Unrecht, auf dieſe Weiſe die Gänge ſeines Freundes zu belauſchen. Dann aber trat ihm plötzlich das Bild der ſchönen Marcheſa vor Augen; ſeine Eiferſucht gegen den glücklichen Nebenbuhler flammte hoch auf, und nach einigem Ueberlegen hielt er es nicht für ſo Unrecht, Demjenigen nachzuſpüren, der ſich ſeinen Freund nannte, und ihn doch ſo wenig freundſchaftlich behandelte.

Raſch war ſein Entſchluß gefaßt. Er ging leiſe um die kleine Kirche herum; da war aber nirgends eine Gondel wie die, welche auf der andern Seite des Kanals warteten, und die, wie ſchon geſagt, dort einen beſtimmten Zweck zu haben ſchienen. Er hatte deutlich gehört, welches Wort der Italiener zu dem Gondolier geſagt. Obgleich er das Geheimnißvolle in dieſem Unternehmen nicht recht begriff, und doch in ſeiner Sorgloſigkeit nicht weiter darüber nachdachte, ſo beſchloß er doch, es gerade ſo zu machen, wie ſein Freund, um ihm, wenn das Manöver gelang, am andern Morgen die ganze Geſchichte zu erzählen und auf dieſe Art vielleicht zu erfahren, was er eigentlich zu wiſſen wünſchte. „Vielleicht,“ dachte er auch, „thue ich ihm Unrecht, und er iſt nicht nach jenem Palaſte gefahren, und dieſe Gondeln gehören irgend einer Verbrüderung junger leichtſinniger Leute, die auf ſo geheimnißvolle Art zu einem Rendezvous fahren. — Wir wollen ſehen!“

Dicht an der Kirche hin ging er auf die andere Seite des kleinen Platzes und nachdem er dort eine kurze Weile gewartet, trat er mit feſten, hörbaren Schritten auf den Platz zurück, dicht an das Ufer des Kanals. Augenblicklich verließ eine der Gondeln die andere Seite und fuhr langſam gegen ihn hin. Er huſtete zweimal, und Alles ging vortrefflich. Das Fahrzeug legte ſich feſt an die Treppe; darauf ſagte er leiſe: Italia, der Gondolier reichte ihm die Hand zum Einſteigen, und nachdem er ſich in die ſchwellenden Kiſſen geworfen, fuhr die Gondel mit großer Schnelligkeit davon.

Jetzt erſt, als er auf dieſe Art in eine unbekannte Strömung gerathen war, die ihn unaufhaltſam mit ſich fortriß, dachte er daran, daß er ſich vielleicht in eine Geſchichte eingelaſſen, die, wenn auch nicht gefährlich, doch am Ende einen unangenehmen Ausgang haben könne. Doch einigermaßen leichtſinnig, ohne viel Ueberlegung wie er war, dabei aber von großem perſönlichem Muth, ſuchte er ſich lachend zu überreden, die Sache ſei ein köſtlicher Spaß und werde ihm am Ende recht zu lachen geben.

Die Gondel machte einen ziemlich langen Weg. Wenn er auch zu den Fenſtern hinausſpähte, um zu erfahren, wohin er eigentlich geführt werde, ſo kannte er doch Venedig zu wenig, um ſich in den kleinen Kanälen, in die man bald rechts bald links einbog, wiederfinden zu können.

„Was thun," ſprach er nach einiger Zeit zu ſich ſelber, „wenn nun die Gondel hält? Nun, das Beſte iſt, wenn ich zu dem Palaſt des Marcheſe geführt werde, dort auszuſteigen und mir den Anſchein eines harmloſen Beſuchers zu geben. Es iſt dazu noch früh genug; komme ich aber irgendwo anders hin, ſo werde ich da wohl Jemand finden, der mich zurechtweiſt."

Jetzt hielt die Gondel. Friedrich von S. ſtand von ſeinem Sitze auf, der Gondolier reichte ihm die Hand, er ging eine Treppe hinauf, das Fahrzeug kehrte augenblicklich um und der junge Offizier ſtand vor einer kleinen erleuchteten Pforte, hinter der eine Treppe aufwärts führte. Doch ſo aufmerkſam er ſich auch ringsum ſchaute und die hohen Mauern betrachtete und den Kanal hinter ſich, auf welchem er gekommen, ſo fand er doch bald, daß er hier in ſeinem ganzen Leben nicht geweſen, und daß er keine Ahnung davon habe, wo er ſich eigentlich befinde.

Der Platz vor der Pforte, wo er war, führte auf keine Straße; auch ſah er weder eine Brücke noch eine Gondel und ſomit war ihm der Rückzug abgeſchnitten. Jetzt begann ihm doch ſein Abenteuer ſeltſam vorzukommen, und er wußte nicht was er machen ſollte. Wohin führte jene Treppe? — Wen fand er da oben? — „Auf alle Fälle iſt Graf C. oben," ſagte er zu ſich ſelber, „und wenn ſich da junge Leute zu irgend einer Tollheit verſammeln, ſo iſt er genöthigt, dich, da du einmal da biſt, vorzuſtellen. Alſo vorwärts!" Er ſchritt langſam die Treppe hinauf, war aber noch nicht weit gekommen, als er vernahm, wie unten im Kanal abermals eine Gondel anlegte und dann Schritte auf dem Steinpflaſter erklangen, und jetzt hinter ihm Jemand die Treppe herauf ſtieg.

Dieß war ein großer ſtattlicher Herr mit ſchwarzem Barte, den er ſich nicht erinnerte, ſchon irgendwo geſehen zu haben. Offenbar aber war es ein Italiener, denn er bot ihm in venetianiſcher Mundart einen guten Abend, wobei er ihn forſchend anſah. Friedrich von S. war in Verlegenheit, was er ihm antworten ſolle, und doch ſchien der ſtrenge Blick des Fremden irgend etwas der Art zu verlangen und ſich nicht mit der gewöhnlichen Antwort auf einen guten Abend begnügen zu wollen.

Glücklicher Weiſe dachte der junge Deutſche an jenes Wort, das er vorhin dem Gondolier geſagt, und verſuchte daſſelbe auch hier wieder, indem er feſt und beſtimmt entgegnete: „Italia"; denn er hatte nicht Luſt, ſich mit dem unbekannten Manne in irgend andere Explikationen einzulaſſen. Dieſer ſchien auch zufrieden geſtellt, denn er nickte mit dem Kopfe, antwortete aber zur höchſten Ueberraſchung des jungen Offiziers: „Si Signor, Italia liberata."

Dieß Wort ſchlug wie ein Blitz in das Herz des Deutſchen, und er begann zu ahnen, daß er im Begriff ſei, in ein fürchterliches Geheimniß einzudringen, daß er vor einem Schleier ſtehe, den zu lüften für ihn in mancher Hinſicht von unberechenbaren Folgen ſein konnte, [illegible] aber jedes weitere Vorſchreiten für ihn perſönlich von großer [illegible] ſein konnte, ſo wäre er doch jetzt um nichts in der Welt zurückgegangen, ja er ſchätzte ſich glücklich, ſich, wenn auch anfänglich [illegible], in dieſes Unternehmen eingelaſſen zu haben.

Der eben angekommene Fremde ließ ihm übrigens nicht viel Zeit zum Ueberlegen. Er faßte ihn unter dem Arm und Beide ſtiegen die Treppen hinan.

Oben kamen ſie auf einen Vorplatz mit mehreren Thüren. Der Italiener mit dem ſchwarzen Bart ſchien hier zu Hauſe zu ſein, denn er ſchritt auf eine derſelben zu und öffnete ſie. Sie befanden ſich in einem Vorzimmer, wo mehrere Leute von ziemlich zweifelhaftem Ausſehen Bediente vorzuſtellen ſchienen, welche den Beiden Hut und Stock abnahmen. An den Wänden ſaßen Andere, Laſtträger und Gondoliere, theils mit rothen Fiſchermützen auf dem Kopfe, theils mit braunen, breitkrämpigen ſ. g. Ernani-Hüten.

Aus einem Nebenzimmer, dem ſich nun der Fremde näherte, hörte man das Gemurmel vieler Stimmen.

„Ich bitte um Ihren Namen,“ ſagte der Italiener zu dem deutſchen Offizier, als ſie vor jener Thüre angekommen waren.

Friedrich von S. zauderte und trat einen Schritt zurück.

„Wenn Sie Ihren Namen nicht nennen wollen,“ fuhr der Italiener fort, „ſo bitte ich um den des Mitgliedes, welches Sie eingeführt, welches — für Sie hier garantirt,“ ſetzte er lächelnd hinzu.

Nach einigem Ueberlegen antwortete Herr von S.: „Ich glaube hier Niemand zu kennen, wie den Grafen von C., der ſich wahrſcheinlich hier befindet. Ich möchte mich an ihn wenden und ihm ein paar Worte ſagen, ehe ich in die Verſammlung eintrete.“

„Graf C. iſt ein Name von gutem Klang unter uns,“ ſagte der Mann mit dem ſchwarzen Bart.

Und dieß Wort über den Kameraden, welches Friedrich von S. hörte, ſchnitt ihm ſchmerzlich in die Seele, machte ihn erſtarren. „Nein, nein!“ ſprach er zu ſich ſelber, „ich muß mich irren; hier kann nichts geſchehen, was gegen Recht und Pflicht ginge. Ich habe ihn immer als einen ehrlichen Mann gekannt. — Wohlan! treten wir näher.“

Die Flügelthüren wurden geöffnet und Friedrich ſtand auf der Schwelle eines großen Saales, deſſen Fenſter mit dunklen Sammtvorhängen dicht verhängt waren, und ſah eine Verſammlung vor ſich von vielleicht fünfzig bis ſechszig Männern, alle ſehr anſtändig gekleidet, die theils zu zwei und drei auf und abſpazierten, theils in Gruppen beiſammen ſtanden oder im eifrigen Geſpräch begriffen an einem langen Tiſche ſaßen.

Wohl ſchlug dem jungen Offizier das Herz ſtärker als er ſah, wie ſich mehrere der ihm gänzlich fremden Herren bei ſeinem Eintreten nach ihm umwandten und ihn aufmerkſam betrachteten.

„Graf von C.!“ rief der Italiener, der mit ihm gekommen, und es war ein Zufall, daß der Gerufene ſich gerade in der Nähe der Thüre befand.

Er wandte ſich haſtig um und trat aus einer Gruppe Sprechender hervor.

Es iſt unmöglich, ſeine Ueberraſchung, ſeinen Schreck zu beſchreiben, mit dem er nun ſo plötzlich dem Kameraden und Freunde gegenüber ſtand. Er holte tief Athem und brachte nur mühſam „Ah!“ hervor.

Der Venetianer, der mit dem deutſchen Offizier gekommen, ſah erſtaunt in die plötzlich erbleichenden Geſichtszüge des Grafen von C. Er ahnte, daß ſich hier Unangenehmes entwickeln würde und blieb in der Nähe. Auch mehrere der Herren, mit denen Graf C. ſo eben geſprochen, wandten ſich um und machten einen Schritt gegen die Thüre.

Graf von C. hatte ſich im nächſten Augenblicke wieder ſo viel gefaßt, um ſeinen Freund anſcheinend mit ruhiger, aber doch mit vor Zorn zitternder Stimme fragen zu können: „Was treibt dich denn hieher? Warum drängſt du dich in die Verſammlung?“

„Von einer ſolchen Verſammlung hatte ich durchaus keine Ahnung,“ entgegnete Friedrich von S. „Aber ich bin nicht im Stande, hier deine Fragen zu beantworten. Du biſt überraſcht und erſchreckt, ich bin es nicht minder. Laß uns kein Aufſehen machen; ich will mich zurückziehen.“

„Wenn das möglich iſt!“ verſetzte Graf von C. finſter und warf einen forſchenden Blick umher. „Unglückſeliger! was ſoll dieß Spioniren?“

Der Deutſche trat einen Schritt zurück und entgegnete mit leiſer, aber ſehr feſter Stimme: „Für dieß Wort und manches Andere will ich mir morgen eine Erklärung ausbitten. Jetzt aber möchte ich mich entfernen, denn es ſcheint mir keine große Ehre darin zu liegen, länger in dieſer Verſammlung zu bleiben.“

Damit wollte er zur Thüre hinausgehen; doch trat ihm der Venetianer, mit dem er die Treppen hinauf gegangen war, in den Weg.

„Halt!“ ſagte dieſer. „So entſchlüpft man nicht. So geduldig laſſen wir keinen Verrath geſchehen.“

Im Saale war unterdeſſen allgemeine Bewegung entſtanden. Die Leute um den Tiſch waren aufgeſtanden, die Gruppen hatten ſich gelöst und bildeten eine allgemeine. Todtenſtille herrſchte plötzlich in dem Saal; alle Geſichter wandten ſich der Thüre zu.

Friedrich von S., der umherblickte, erkannte den Marcheſe von C., der ſich vordrängte, ſowie mehrere andere Herren, die er ſchon hie und da in Geſellſchaft geſehen.

Der Marcheſe, der über dieſe Verſammlung eine Art Obergewalt oder Präſidentſchaft zu führen ſchien, war derjenige, welcher in dieſer Allgemeinen Beſtürzung, die leicht zu einem unangenehmen Tumulte hätte führen können, am Erſten ſich wieder faßte; und er that dieß mit vieler Geiſtesgegenwart, indem er ſich laut lachend vordrängte, dem jungen Offizier die Hand reichte, während er den Umſtehenden mit ſehr lauter Stimme zurief: „Thun Sie doch gerade, meine Herren, als ſei ein Fremder, ein Bekannter von uns, wie der Herr von S., etwas ungern Geſehenes, etwas das uns überraſchen müßte! — Herr von S. iſt mir ſehr willkommen. Behalten Sie Ihre Plätze, meine Herren, ich bitte! — Sie ſehen hier,“ wandte er ſich wieder, aber mit einer ſehr erzwungenen Heiterkeit, an den fremden Offizier, „eine Geſellſchaft von Männern, die ſich einer zwangloſen Unterhaltung hingeben. — Auch wird ſpäter geſpielt,“ ſetzte er leiſe hinzu. „Erlauben Sie, daß ich Sie mit einigen dieſer Herren bekannt mache. Ich ſetze nämlich voraus, daß Sie uns für ein paar Stunden Ihre angenehme Geſellſchaft ſchenken werden.“

Herr von S. wußte im erſten Augenblicke nicht, was er hierauf antworten ſollte.

Nachdem der Marcheſe alſo geſprochen, nahm die Phyſiognomie der Geſellſchaft plötzlich einen anderen Charakter an. Man zog ſich von der Thüre zurück, und gruppirte ſich wieder, man ſetzte ſich um den Tiſch. Doch hätte ein aufmerkſamer Beobachter wohl ſehen können, daß wenn auch alle die Herren ihr Geſpräch von vorhin wieder aufzunehmen ſchienen, doch die meiſten derſelben Allem, was an der Thüre vorging, ein aufmerkſames Ohr liehen, und daß mancher Blick ſich verſtohlen dorthin richtete.

Graf C., der ſich vorhin zu einem unbedachtſamen Worte hatte hinreißen laſſen, näherte ſich jetzt ebenfalls lächelnd ſeinem Freund und bot ihm die Hand dar.

Friedrich von S. aber verbeugte ſich förmlich und ſagte darauf zum Marcheſe: „Verzeihen Sie, daß ich mich zufällig in eine Geſellſchaft drängte, zu der ich keine Einladung erhalten. Ich fühle das Voreilige meines Betragens und beſtrafe mich ſelbſt, indem ich mich augenblicklich aus dieſer ſehr ehrenwerthen Geſellſchaft zurückziehe.“

Das Lächeln auf dem Geſichte des Marcheſe verwandelte ſich in ein unangenehmes Grinſen.

Graf C. biß die Zähne aufeinander, und ſeine Hände öffneten und ſchloſſen ſich krampfhaft.

Der Venetianer mit dem ſchwarzen Bart hielt ſich dicht an der Thür.

„Ich bitte alſo nochmals um Entſchuldigung, Herr Marcheſe,“ ſagte der junge Offizier, „daß ich Ihre Unterhaltung durch meinen Eintritt geſtört. Sie werden mir erlauben, daß ich mich zurückziehe.“

Der Marcheſe machte eine tiefe Verbeugung und öffnete die Thüre.

Graf C. wollte ſeinem Freunde folgen, doch warf ihm dieſer einen ſolch’ bezeichnenden Blick zu, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Friedrich von S. zog ſich in das Vorzimmer zurück. Der Venetianer, der mit ihm gekommen, folgte.

„Sie werden in dieſer Stunde," ſagte er, „drunten keine Gondel finden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die meinige anbiete, die an der Haupttreppe des Palaſtes hält."

Ein Wink ſeines Auges rief zwei der Gondoliere herbei, die in dieſem Vorzimmer ſaßen, und denen er einige Worte zuflüſterte. Als er ſo mit ihnen ſprach, verſchwand das Lächeln auf ſeinen Zügen und Haß und Wuth blitzte aus ſeinen Augen. „Un tradditore!" wiederholte er mehrmals mit ſehr leiſer aber eindringlicher Stimme; und der eine der beiden Männer, die er aufgerufen, winkte zuſtimmend mit dem Kopfe.

Friedrich von S. hatte das Vorzimmer verlaſſen und war dort über einen Corridor gegangen, von dem er glaubte, er müſſe zu jener Treppe führen, auf welcher er heraufgekommen. Am Ende dieſes Ganges öffnete er eine Thüre, ſah aber gleich, daß er fehlgegangen ſei und ſich in einem anderen Theile des Palaſtes befand. Er war auf einem großen Veſtibul in einer ziemlich hohen, von Säulen getragenen Halle, durch einige Lampen erhellt, mit Orangen und Blumen beſetzt, an deren anderen Ende ſich eine große Treppe befand, die abwärts in den unteren Stock des Hauſes, wahrſcheinlich auf einen der Kanäle, führte.

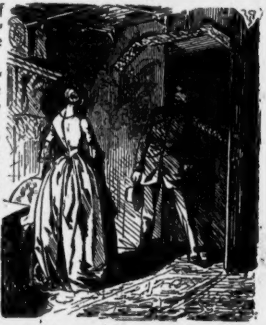
Schon wollte er umwenden, als jene Thüre, durch welche er eben gekommen, haſtig geöffnet wurde, und eine ältliche Frau heraustrat, die ihn ſtillſchweigend am Arm faßte und ſo ſchnell als möglich mit ſich fortzog. Dann öffnete ſie eine andere Thüre, ſchob den überraſchten jungen Mann dort hinein, und ſchloß, ohne ein Wort zu ſagen, hinter ihm zu. Dabei hatte ſie ihm zugeflüſtert: „Folgen Sie mir, oder Sie ſind verloren!"

Kaum war er auf dieſe Art aus dem Veſtibul entführt worden, als er draußen auf dem Marmorboden feſte Schritte vernahm. Dann hörte er, wie eine tiefe Stimme fragte: „Iſt ſoeben Jemand die Treppen hinabgegangen?" worauf die Stimme der Frau, die ihn hieher geführt, erwiderte: „Ich meine, es ſei ein junger Mann da hinabgeſtiegen. Ihr waret ja dicht hinter ihm und müßt ihn wohl ſelbſt geſehen haben." — Ein leiſer, eigenthümlicher Pfiff erſcholl, unten plätſcherten mehrere Ruder im Waſſer, und die Männer, die eben geſprochen, eilten die Treppe hinab.

Friedrich von S. befand ſich in einem hohen, ſehr mäßig erleuchteten Gemache und blickte erſtaunt um ſich. Alles, was ihm heute Abend begegnet, ſchien ihm wie ein Traum zu ſein. Was war der Zweck jener Verſammlung? — Es war offenbar kein guter. — Was hatte man mit ihm vor? Wer hatte ihn ſo offenbar beſchützt? — Denn daß man ihn gegen eine ihm drohende Gefahr in Schutz genommen, fühlte er vollkommen. Sein feines Ohr hatte wohl das Wort: tradditore vernommen, und er war ſchon ſo viel mit den Verhältniſſen des Landes bekannt, daß er begriff, was auf dieß Wort folgen konnte. Unbeſchreiblich ſchmerzte es ihn, ſeinen Freund, den Grafen C., in dieſer Verſammlung gefunden zu haben. Das hätte er nicht gedacht, und manche Bemerkungen ſeiner hieſigen Kameraden fingen ihm auf einmal an verſtändlich zu werden. Doch hatte er nicht lange Zeit zu dieſen Betrachtungen, denn am anderen Ende des Gemachs, in dem er ſich befand, erſchien dieſelbe Frau wieder, die ihn hieher geführt und winkte ihm, näher zu treten. Er folgte ihr durch mehrere Zimmer; endlich öffnete ſie die Thüre eines Kabinets und gab ihm ein Zeichen einzutreten.

Es entfuhr ihm ein Ausruf der Freude, denn er ſtand vor der Marcheſa von C.

Sie war ernſt wie gewöhnlich; doch blickte ſie ihn aus ihren dunkeln Augen theilnehmend, ja freundlich an. Sie ſtand neben einem kleinen Fauteuil, von dem ſie ſich eben erhoben, und ſtützte ihre weiße Hand auf den dunkeln Sammt.



„Sie hier, Signora?“ rief der junge Mann überraſcht. „Wodurch wird mir das Glück, Sie in dieſem Palaſte zu ſehen?“

„Ich möchte mir eigentlich erlauben zu fragen, was Sie in dieſen Palaſt geführt?“ entgegnete die Dame lächelnd.

„Das iſt eine eigenthümliche Geſchichte; aber wenn ich mich auch voreilig in eine Geſellſchaft drängte, die mir, Gott ſei Dank! gänzlich fremd iſt, ſo iſt es doch nicht meine Schuld, daß ich mich hier vor Ihnen befinde.“

„Das weiß ich; meine Kammerfrau führte Sie hieher.“

„Soll ich Ihnen dafür danken, Donna Emilia?“

„Ich glaube, Sie hätten alle Urſache dazu,“ entgegnete die Marcheſa. „Doch ich will Ihnen dieſe Räthſel löſen. Aber beantworten Sie mir vorher aufrichtig einige Fragen. — Sie kamen zu gleicher Zeit mit dem Grafen C. nach Italien?“

„So iſt es.“

„Hatten Sie andere Zwecke, als Venedig kennen zu lernen?“

„Gewiß nicht.“

„Oder theilte er Ihnen — — die Geſchäfte mit, welche ihn hieher riefen?"

„Nicht das Geringſte."

„Er ſprach mit Ihnen nie über die politiſchen Verhältniſſe dieſes Landes?"

„Das kann ich nicht läugnen; er ſprach zuweilen darüber. Doch wichen in manchen Punkten unſere Anſichten ſo von einander ab, daß ich ihn bat, dergleichen Geſpräche künftig zu unterlaſſen."

Die junge Dame athmete tief auf und ihre Züge erheiterten ſich augenſcheinlich. Lebhafter fuhr ſie fort: „Und Graf E. ſprach Ihnen nie von dieſen Verſammlungen, forderte Sie nie auf, daran Theil zu nehmen?"

„Niemals, Signora. Es war der ſonderbarſte Zufall, der mich hieher geführt."

Darauf erzählte Friedrich von S. mit wenigen Worten ſein ganzes Abenteuer von heute Abend, ja, konnte es nicht unterlaſſen, die Marcheſa merken zu laſſen, daß nur die Furcht, in dem Grafen von E. den Nebenbuhler entdecken zu können, ihn bewogen, demſelben zu folgen.

Sie ging einen Augenblick nach dem Fenſter, hob den Vorhang in die Höhe und blickte in die Nacht hinaus. Dann wandte ſie ſich wieder raſch um. „Was Sie mir vorhin ſagten," ſprach ſie lebhaft, „iſt gewiß ſo?"

„Iſt gewiß ſo!"

„Sie können mir frei in's Auge ſehen, Sie können mir die Hand reichen?"

„Und mein Ehrenwort darauf geben als Mann und Offizier," erwiderte er entzückt und drückte ihre Hand an ſeine Lippen.

Sie entzog ſie ihm nicht ſo gleich wieder.

„Thereſa, meine Kammerfrau," fuhr die Marcheſa fort, „befand ſich zufällig im andern Theile des Palaſtes. Sie vernahm einige Worte, die ſie zittern machte für Sie. Sie wurde Ihre Beſchützerin, da ſie wohl wußte, es wäre mir unangenehm, wenn Ihnen ein Leides geſchähe."

Das ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme.

„O Signora, wie danke ich Ihnen für dieſes Wort!" rief Friedrich mit bewegter Stimme. „Wie preiſe ich die Gefahr, den Zufall, der mich verderben wollte und doch ſo glücklich gemacht!"

„Reden Sie nicht von Glück!" ſagte ernſt die Marcheſa und zog ſanft ihre Hand zurück. „Ich habe Ihnen geſagt, was ich vielleicht nicht ſagen ſollte; laſſen Sie es genug ſein. Blicken Sie ernſt und ſorgenvoll in die Zukunft, aber nicht hoffend. Glauben Sie mir: es ziehen ſchwere Wolken über unſer Haupt, furchtbare Wetter, und ehe der Himmel wieder klar und rein wird, iſt manches Lebensglück zertrümmert, wird manche Blüthe zerſchlagen ſein, ohne Früchte gebracht zu haben. — O warum müßten wir uns hier in dieſer Zeit finden!“ ſetzte ſie ſchmerzlich hinzu, „für eine Secunde finden, nur für einen kleinen, kleinen Augenblick!“ —

„Und warum nicht länger?“ rief der junge Offizier ſtürmiſch. „O Signora Emilia! glauben Sie, ich ſei im Stande, ſo ruhig ſtehen zu bleiben, da Ihre Worte mir eine ſo glückliche Zukunft öffnen?“ Damit faßte er abermals ihre Hand, und ſein blitzendes Auge überflog glühend die Geſtalt des ſchönen Mädchens.

„Meine Worte,“ antwortete ſie ernſt, faſt traurig, „haben Ihnen gar keine Zukunft eröffnet. Es iſt Alles dahin [illegible]loren. Hören Sie meine Worte und befolgen Sie dieſelb[illegible]üſſen Venedig morgen verlaſſen!“

„Ah!“ rief der junge Mann und [illegible] einen Schritt zurück. „Und das befehlen Sie mir?“

„Ich wünſche es,“ ſagte ſie ſchmerzlich la[illegible] Sie darum.“

„Und Sie ſollte ich nicht mehr ſehen [illegible]

Sie ſchüttelte den Kopf und wiederholte [illegible]: „Nicht mehr ſehen dürfen.“

„Ich kann nicht von hier!“ ſagte er heftig. „So ſchnell kann ich Venedig nicht verlaſſen, wollte ich auch Ihrem Befehl Folge leiſten. Meine Liebe hält mich zurück und meine Ehre.“

Eine dunkle Röthe überflog bei dieſen Worten das ſchöne Antlitz der Marcheſa. „Ihre Ehre?“ ſagte ſie darauf mit feſter Stimme. „Gerade Ihre Ehre zwingt Sie, von hier abzureiſen. Sie ſtanden hier in Verbindungen, die — nehmen Sie mir es nicht übel — ein falſches Licht auf Sie warfen.“

„Ich weiß es und muß es der Welt und meinen Kameraden beweiſen, daß ich vielleicht — unbeſonnen gehandelt. Graf C. hat mich heute Abend auf's Tiefſte beleidigt: er muß mir dafür Rede ſtehen.“

„Er wird ſich entſchuldigen,“ ſagte die Marcheſa achſelzuckend[illegible]r hat Wichtigeres zu thun, als eines Wortes wegen in dieſem Moment ſein Leben zu wagen.“

„So muß ich wenigſtens den Verſuch machen.“

„Und verlaſſen dann Venedig, ſo ſchnell Sie können,“ antwortete die Marcheſa. — „Leben Sie wohl!“

„Und ich ſoll Sie nicht wieder ſehen?“ rief der junge Mann. „Niemals, Emilie?“

„Gott weiß es!“ entgegnete das ſchöne Mädchen, und ein leichter Schauder flog über ihren Körper.

„O verabſchieden Sie mich nicht ſo kalt! O ſagen Sie mir nur ein einziges Wort, das ich mir tauſendmal wiederholen kann, wenn ich fern von Ihnen bin, ein Wort des Troſtes, ein Zauberwort, das mir in den Stürmen, die, wie Sie ſagen, kommen werden, eine freundliche Zukunft vormals, glückliche Tage; ein Stern, zu dem ich aufblicken kann in finſterer Nacht!“ —

Das Mädchen verdeckte ihr Geſicht eine kleine Weile mit der Hand, dann faßte ſie ſeine Rechte, umſpannte ſie mit ihren beiden kleinen Händen, und er fühlte einen leichten Druck, der ihn glückſelig machte. Dann aber richtete ſie ſich ſtolz empor, hob das dunkle, glänzende Auge gen Himmel und ſagte mit feſter Stimme: „Wohlan denn, ich will Ihnen dieß Wort nennen. Bewahren Sie es wohl, es iſt ein Talisman, der einzige, der Ihnen Glück bring[illegible] — Treue gegen Ihren Kaiſer, gegen Ihr Vaterl[illegible] gegen die Dame, die Sie lieben.“ —

Damit [illegible] Abſchiede, wandte ſich um und eilte in's Nebenzimmer[illegible]

An d[illegible] anderen Thüre [illegible]ien jetzt die Kammerfrau wieder und erſuchte den [illegible] Mann [illegible] folgen. Sie führte ihn über das Veſtibul durch einen [illegible] Gang, ſtieg alsdann mit ihm eine Treppe hinab und öff[illegible] Thüre, die auf den Kanal führte.

Hier war eine [illegible]el, die augenblicklich dicht anlegte. Friedrich ſtieg hinein, dankte ſeiner Begleiterin, die ſich ſtumm entfernte, und war eine Viertelſtunde ſpäter in ſeinem Gaſthofe.

Am anderen Morgen ſtand er ſehr früh auf und wollte den Grafen C. aufſuchen, als ihm dieſer gemeldet wurde. Die Unterredung der beiden jungen Leute war kurz aber peinlich. Der Italiener verſuchte umſonſt, ſeinen Worten von geſtern Abend eine andere Deutung zu geben. Friedrich von S. beſtand auf einer eclatanten Genugthuung, umſomehr, wie er ſagte, als er den Kameraden geſtern in einer Poſition überraſcht, die, gelinde geſagt, zweifelhaft war.

Ein hämiſches Lächeln fuhr bei dieſen Worten über die Züge des Italieners. „Wenn unſere Kameradſchaft“ ſagte er kalt, „nicht ſchon durch [illegible]rigen an ſich unbedeutenden Vorfall gelöst wäre, ſo würde ſie es dadurch ſein, daß ich meinen Abſchied erbeten und erhalten habe. Ich bin nicht mehr in Kaiſerlichen Dienſten; ich bleibe hier in Venedig.“

Friedrich verbeugte ſich ſtumm und erwiderte, ſo falle es ihm um ſo leichter, ſeine Pflicht zu thun und ſeine vorgeſetzte Behörde von dem in Kenntniß zu ſetzen, was er geſtern Abend erfahren.

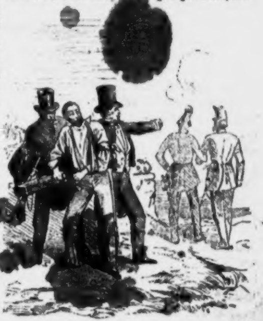
Der Italiener lachte.

„Es iſt das freilich nicht viel,“ fuhr Friedrich fort, „aber vielleicht ein Fingerzeig, der nicht ohne Nutzen iſt. — Im Uebrigen ſtehe ich im Laufe des Tages zu Befehl.“

Graf C. ſchied mit einer ſtummen Verbeugung, indem er verſprach, einen Secundanten zu ſchicken.

Dieſer erſchien auch eine Stunde ſpäter, und die Inſel Murano wurde als Ort des Duells ausgemacht.

Der junge Deutſche machte einem Vorgeſetzten die Mittheilung von dem geſtrigen Vorfalle; doch befremdete es ihn, daß dieſe Nachricht ziemlich kühl aufgenommen wurde. Dann ging er auf das Offizierskaffeehaus, um einen Bekannten zu finden, der ihm heute Nachmittag freundlich beiſtehen würde. Auffallend wichen die Kameraden zur Seite, und er war endlich genöthigt, ſich an einen ihm faſt gänzlich fremden Offizier zu wenden, der ihn achſelzuckend anhörte. Doch als Friedrich von S. den Namen des Grafen von C. als den ſeines Gegners nannte, wurde Jener freundlicher und ſagte: „Ah! das iſt etwas Anderes; ich ſtehe mit Vergnügen zu Dienſten.“



Das Rencontre fand auch zur beſtimmten Zeit ſtatt; es wurden vier Kugeln gewechſelt, und der Italiener erhielt von dem Deutſchen einen Schuß in den linken Arm. Darauf trennte man ſich ohne eine eigentliche Verſöhnung.

Der Secundant [illegible] Herrn v. S., dem er [illegible] den geſtrigen Vorfall mitgetheilt, ſchüttelte ihm beim Abſchiede freundlich die Hand und ſagte: „Verlaſſen Sie [illegible] auf mich, ich will den Kameraden dieſe Geſchichte mittheilen. Nehmen Sie mir nicht übel, man hat oft die Achſeln über Sie gezuckt und nicht ganz mit Unrecht. Der Schein war gegen Sie. Aber es iſt das hier ein ſonderbares Terrain und Sie haben es nicht gekannt. Sollten Sie etwas in Venedig wünſchen, ſo wenden Sie ſich an mich, wenn ich noch da bin. Tschau! auf Wiederſehen! Adieu!“

Die beiden Gondeln flogen auseinander, die eine nach Venedig zurück, Friedrich von S. mit einem deutſchen Bedienten, den er angenommen, und ſeinem Gepäck nach Meſtre, wo er ſeinen Wagen hatte.

Er lehnte nachdenkend an dem kleinen Gondelhäuschen und dachte lebhaft an jenen Morgen vor einigen Wochen, wo er mit dem Freunde ſo luſtig und heiter der Inſelſtadt entgegen gefahren war. Was hatte er in dieſer kurzen Zeit nicht Alles erfahren, erlebt? — Einen Freund verloren und dagegen ſie gefunden, jenes herrliche Mädchen, welche er zu vergeſſen nie im Stande war, und nach deren Beſitz zu ringen die Aufgabe ſeines Lebens ſein ſollte.

Jetzt fuhr er abermals bei Malghera vorüber; er grüßte die Schildwache, die wie an jenem Morgen wieder oben ſtand; er warf noch einen ſehnſüchtigen Blick rückwärts nach Venedig, deſſen Häuſer und Paläſte er noch deutlich ſehen konnte, die ganze prächtige Stadt weit geſtreckt, wie ſie dalag in den ſonnbeglänzten Fluthen. Dann ſchoß die Gondel in den breiten Kanal; noch eine Viertelſtunde und er landete in Meſtre.

Hier war irgend ein Feſt, ein Jahrmarkt oder dergleichen. Unzählige Gondeln, flache Boote und buntbemalte Marktſchiffe ſchaukelten ſich auf dem Kanale. Die Straßen waren voll Menſchen, ſchöne, ſchwarzäugige Mädchen in ihrer maleriſchen Tracht, die niederen Standes mit unbedecktem Kopfe, einen goldenen Pfeil zierlich in dem dichten ſchwarzen Haar tragend, die der höheren Stände mit ſchwarzen oder weißen Schleiern um das Haupt. Alles aber ſchien heiter und luſtiger Dinge. Die Burſchen aus der Umgegend, ein kräftiger, ſchöner Menſchenſchlag, mit ihren Sammtjacken und ſpitzen Hüten, um welche farbige Bänder gewickelt waren, ſtolzierten umher in einem ſeligen Nichtsthun, die Hände zwiſchen die Leibbinde geſteckt, die Pfeife im Munde. Auf dem Marktplatz ſchallte luſtige Muſik; vor einem großen Cafe ſaßen bunte Reihen Einwohner aus Meſtre, Landleute aus der Umgegend, auch Venetianer, Händler, Kaufleute und dazwiſchen in Gruppen zahlreiche Gondoliere, die rothe Mütze auf dem Kopf, die Cigarre im Munde, und ſchenkten einander fleißig ein aus der ſtrohumwickelten Flaſche.

Friedrich von S. ließ ſeinen Wagen mit Poſtpferden beſpannen und in kurzer Zeit rollte er durch das kleine Städtchen. Luſtig blies der Poſtillon, die Räder raſſelten auf dem Pflaſter, Kinder jubelten und ſchrieen hinten drein; auf dem Marktplatze machte die dichtgedrängte Menge Platz, um die Caleſche durchzulaſſen, welche der italieniſche Poſtknecht, wie es dieſe Leute in den Straßen einer Stadt immer zu machen pflegen, im vollen Galapp dahin führte.

Bald ließen ſie Meſtre hinter ſich liegen und fuhren auf der breiten, ſchönen Straße nach Treviſo, bei zahlloſen Villen vorbei, die rechts und links etwas abſeits von der Straße liegen, und deren weiße Gebäude aus dem dunkeln Laub der Cypreſſen und Orangen ſo freundlich hervorblickten. Links brausˈte die Eiſenbahn nach Vicenza durch das flache, geſegnete Land das ſich hier, ein wahrer Garten bedeckt mit Obſt und Frucht, ausbreitet. Rechts warf unſer Reiſender noch einen letzten Blick auf die ſtillen Lagunen und ſein Auge haftete auf Venedig, das dalag im Glanz der untergehenden Sonne, ein prächtiges Bild, dem jungen Manne wie ein glänzender Traum, aus dem er ſeufzend erwacht.

Friedrich Wilhelm Bornemann

oder:

„Aus Brüne deſertirt Keiner nicht!“

Preußiſche Soldatengeſchichte

von

George Heſekiel.

u des Königs von Preußen älteſten Provinzen am Rheinſtrom gehören bei dreihundert Jahre ſchon die Herzogthümer Jülich und Cleve, ein gar ſchmucker Strich Landes, in welchem, nicht allzuweit von der ſtarken Feſtung Weſel, das Dorf Brüne gelegen iſt.

Brüne iſt nicht beſonders groß oder reich, zeichnet ſich auch eben nicht aus durch ſeine ſchöne Lage, ſo was die Verſemacher und die Malersleute eine romantiſche Anſicht nennen, und iſt doch bekannt durch alle Lande des Königs von Preußen, von Memel bis Saarlouis, ein hübſches Stück Weges, und vielleicht noch weiter. Das macht, die Männer von Brüne haben ſich zu allen Zeiten baß hervorgethan, und in ſchlimmen Tagen abſonderlich, durch die feſte unerſchütterliche Treue und die tiefe Ehrfurcht und Liebe, mit der ſie zu ihrem Könige ſtunden, obwohl der für gewöhnlich weit genug von Brüne wohnt in ſeinen goldenen Schlöſſern zu Berlin oder Potsdam.

Die Brüner aber wiſſen ſich zu tröſten über ſolche Abweſenheit, denn ſie tragen ihren König nicht nur ſtets im Herzen, ſondern haben ihn auch ſtets vor Augen, dieweil im ganzen Dorfe kein Hüttchen ſo klein iſt, daß nicht das Bild des Königs darin Platz fände an der weiß getünchten Wand.

In Brüne, da wird des Königs Name niemals genannt ohne daß die Männer erſt ehrfurchtsvoll ſalutirend die Finger an die Mützenſchirme legten, accurat als wenn die Majeſtät ſelbſt zugegen wäre.

Iſt eine alte, treue, ehrbare und tapfere Preußenſitte das, den König militäriſch zu begrüßen, wenn ſein Name genannt wird, hat ſich in den altpreußiſchen Landen auch erhalten bis auf den heutigen Tag in vielen Gemeinden, ganz ſo wie in Brüne.

Das Dorf Brüne aber iſt ganz abſonderlich berühmt geworden unter dem „alten Fritze“ durch eine Geſchichte, die ich euch hier erzählen will.

Zu den beſten Patrioten dort gehörte einſt der Schulmeiſter Bornemann, der war Unteroffizier geweſen bei dem Potsdamer Bataillon Leibgarde König Friedrich Wilhelm I., das aus lauter Rieſen beſtand, hatte ſich ſtets gut geführt und war ein propprer Kerl geweſen, wie man ſagt, ſeine ganze Dienſtzeit hindurch. Darum hatte auch der König für ihn geſorgt, natürlich, wie's in Preußen die Könige thun für ihre braven Soldaten, hatte ihm eine ſchmucke, ſtattliche Dirne ausgeſucht unter den Bauermädchen in Königswuſterhauſen und hatte gemeint, der rieſenhafte Unteroffizier und die geſunde kräftige Dirne das ſollte eine Ehe geben, aus der lauter Flügelmänner für ſein Potsdamſches Rieſenbataillon geboren werden müßten.

Hatte ſich auch nicht getäuſcht, fromme Burſchen waren Bornemanns Söhne alle und als ihrer drei ſchon bei der Garde ſtanden, da erhielt Vater Bornemann die Schulmeiſterſtelle in Brüne bei Weſel, weil ihm der „rechte Flügel“ wie er ſagte, der rechte Arm lahm geworden von einer Schwedenkugel, die zufällig etwas zu nahe vorbeigeflogen an dem Arm.

Das war in Preußen ſonſt Sitte ſo, daß die gedienten Unteroffiziere die Schulmeiſterpoſten bekamen auf dem Lande; vielleicht wär's beſſer, es wäre heute noch ſo, viel lernen freilich konnten die Kinder nicht von den Unteroffizieren, die ſelbſt nicht viel wußten, aber die Erziehung war im Allgemeinen deſto beſſer und ſtraffe Zucht iſt den Kindern nützlicher als vielerlei Kenntniß. Das mag Vielen heut zu Tage gar unlieb klingen, aber unſere Väter ſind wohl tüchtige Menſchen geworden bei dem tactfeſten Chriſtenthum und der derben Fuchtel der alten Unteroffiziere. Waren die Menſchen dazumal lange nicht ſo waſchlappig wie jetzunder, wenn ſie auch nicht ſo das große Maul hatten und klug reden thaten über Dinge, die ſie nichts angingen.

Nun ſo ein Schulmeiſter war auch Bornemann geworden und daß er eine barbariſche Fuchtel geführt, das wiſſen ſich noch heute alte Leute in Brüne zu erinnern, die es von ihren Vätern gehört haben. Kaum war Bornemann ein Jahr Schulmeiſter, da kam ſeine Frau in Wochen zum achten Male und gebar ihm den achten Knaben; als nun der Vater ſchmunzelte und eben meinte, das ſei ein tüchtiger Burſche und der ſolle ihm gewiß noch einmal Flügelmann bei der Garde werden, bei der Garde in Potsdam, da ſchrie die Wehemutter, oder wie ſie dort ſagen „die weiſe Frau“ laut auf und ſagte: der Junge könne kein Soldat werden, ſondern ein

Paſtor, denn als ſie hergegangen, da habe ſie am Himmel die Biſchofsmütze geſehen und das bedeute, daß der neugeborene Knabe einſt was Geiſtliches, aber was Großes, wenigſtens ein Paſtor werden ſolle. Der alte Bornemann ſchüttelte den Kopf, aber er ſagte nichts, denn er ſahe, wie ſich ſeine Frau ſchon im Voraus freute, daß ſie einſt die Mutter eines Paſtors, vielleicht gar eines Biſchofs ſein ſolle.

Je größer nun der Junge wurde, deſto öfter dachte die Mutter an die Biſchofsmütze und behandelte ihn ſo zärtlich, wie ſie es Keinen von ihren ſieben älteſten Söhnen gethan, der Vater aber ſagte nichts zu dem Allen, ſondern gebrauchte nur fleißig ſeine Fuchtel, damit ſich das liebe Söhnchen nichts in den Kopf ſetze. Wenn der Knabe ſchrie und lärmte, dann ſagte die entzückte Mutter wohl zu ſich ſelbſt: „ja, ja, er hat eine herrliche Stimme zur Predigt, nun es iſt ihm ja auch eine Biſchofsmütze prophezeit in der Wiege ſchon.“

Wirklich war Fritze Bornemann ein geſchickter Junge, er hatte einen offenen Kopf, war anſtellig zum Lernen und behielt leicht, auch erzog ihn der Vater ernſt, ſchlicht und fromm und war der Junge ein braver Menſch geworden, als der Alte ſtarb.

Friedrich Wilhelm Bornemann verſah die Stelle ſeines Vaters als Schulmeiſter ganz wacker, bis er — es war während des ſiebenjährigen Krieges — zum Soldaten genommen wurde.

Fritze war von rieſenhafter Natur, wie auch ſein Vater geweſen, er kam zur Garde nach Potsdam, aber obwohl auch ſeine ſieben Brüder dort dienten, ſo ging er doch mit ſchwerem Herzen hin, das machte, die Biſchofsmütze ſteckte ihm im Kopf und ſein Herz ſehnte ſich nach der Schulſtube, wo er ſich gar wohl befunden, und ſehnte ſich nach der lieben Mutter.

Als ſie den Fritze nun in Potsdam eingeſtellt hatten und ihn auf die „Kammer“ führten, damit er allda ſeine Montirungsſtücke in Empfang nehme, da wurde ihm plötzlich ſo ſeltſam zu Muthe, daß ihm die heißen Thränen in die Augen ſchoſſen, denn der Capitain d'Armes, der reichte ihm die blanke Grenadiermütze mit dem Königlichen Namenszuge auf dem Goldblech und nun ward dem Fritze klar, daß ſich die „weiſe Frau“ bei ſeiner Geburt verſehen und die Preußiſche Grenadiermütze für eine Biſchofsmütze angeſehen hatte.

Ein recht verzeihliches Verſehen; die Wehemutter hatte die Grenadiermütze am Himmel geſehen und in ſo weiter Ferne kann man wirklich, auch mit recht guten Augen, eine Blechmütze für noch ganz was anderes als eine Biſchofsmütze halten! Iſt uns nun weiter nicht bekannt geworden, wie's dem Fritze Bornemann gegangen während ſeines erſten Aufenthalts in Potsdam, aber das ſteht feſt, daß der junge Soldat eines Mittags ganz plötzlich in das ſtille Stübchen trat, das ſeiner Mutter in dem Schulhauſe bis zu ihres Lebens Ende angewieſen war.

Da iſt nun eine grauſame Freude geweſen wie ihr euch denken könnt, daß die alte Mutter ihr liebes Söhnchen wieder gehabt hat und ſind ihr die hellen Thränen über die welken Wangen gelaufen und immer wieder hat ſie mit ihren alten zitternden Händen des Jünglings glattes Haar geſtreichelt und hat ſie ſich gar nicht ſatt ſehen können an ihm, ſo viel ſchöner iſt er ihr vorgekommen. Das war aber ganz natürlich, ihr könnt alle Tage ſehen, wie ſich die Burſchen ſchon ändern, wenn ſie nur erſt ein Paar Monat bei den Soldaten geweſen ſind. Da wird Alles ſtraff und feſt, die Bruſt kommt heraus, der ganze Körper kriegt Halt, kurzum, erſt in dem Ehrenrock des Königs werden Männer aus den Burſchen!

Dem armen Fritze Bornemann aber war gar nicht wohl bei den Liebkoſungen ſeiner alten Mutter, das Antlitz König Friedrich Wilhelm I., deſſen Bild das Stüblein zierte, blickte gar ernſt und drohend nieder auf ihn und links neben dem Bilde des Königs da hing ſeines rechtſchaffenen ſeligen Vaters Kurzgewehr mit der Ehrentroddel und rechts der — Rohrſtock des Korporals. Dem armen Fritz wurde ganz wunderlich zu Muthe dabei, er hatte kein heiles Gewiſſen und es war ihm zu Sinne, als müſſe ſein todter Vater ſtracks herüber kommen vom Kirchhofe, das ſpaniſche Rohr von der Wand nehmen und ihn ganz barbariſch durchſuchteln.

Das alte Mütterchen indeſſen trippelte froh geſchäftig hin und wieder, klapperte mit den Töpfen und Tellern und wollte ein halb Dutzend Eier in die Pfanne ſchlagen und dem lieben Söhnchen einen Eierkuchen backen, wie ſie ihn für den „hochſeligen Herrn“ oft gebacken, wenn er zur Jagdzeit in Königswuſterhauſen gewohnt und nach ſeiner zutraulichen Art zu ihrer Mutter ins Haus gekommen. „Denn, du weißt doch, Fritzchen, daß der hochſelige Herr zu meiner Mutter ſtets „Frau Nachbarin“ ſagte?“

Das ſieben Fuß lange Fritzchen überhörte die Frage ſeiner Mutter und ſtarrte unverwandt nach dem Stock ſeines rechtſchaffenen Vaters.

Da ſchaute ihm die alte Frau plötzlich ins Geſicht und ſchrie entſetzt: „Fritze, Fritze was haſt du gethan? ach ich arme Frau und das fällt mir erſt jetzt ein — Fritze, du biſt nicht auf ehrliche Weiſe hier, denn im erſten Jahre giebt es in Potsdam keinen Urlaub, Fritze, du biſt ein Deſerteur!“

Der baumlange Menſch zitterte wie ein Kind vor der Ruthe und war keines Wortes mächtig.

Die arme alte Frau aber rang die Hände und ſchrie: „ach, Fritze, mein Sohn, warum haſt du mir das gethan? warum haſt du die Schande über mein Alter gebracht? ach, Fritze, wenn dein Vater ſeliger noch lebte, er grämte ſich jetzt zu Tode um dich, dein Vater dreht ſich im Grabe herum über die Schande“ — die alte Frau weinte bitterlich und deckte ihr Angeſicht mit beiden Händen zu.

„Mutter, hört mich an,“ nahm der Sohn jetzt ſchüchtern das Wort, „glaubt mir's, ich konnte es nicht länger aushalten! —“

Kaum aber hatte er das geſagt, da fuhr die alte Frau auf und gab ihm eine Ohrfeige, wie er ſie ſeit ſeines Vaters Tode nicht bekommen. „Er ſchweigt, Er Deſerteur, Er!“ zürnte ſie. „Schande über Ihn, er hat ſeinen König verlaſſen, ſeinen Fahneneid gebrochen, wer aber ſeinem König nicht treu iſt, der iſt auch ſeinem Gott nicht treu; da, da ſetze Er ſich hin und rühre ſich nicht von der Stelle, bis ich wiederkomme, verſteht Er, Deſerteur!“

Der lange Burſche wagte kein Wort, die alte Unteroffiziersfrau aber ſchritt haſtig aus der Thür, die ſie hinter ſich feſt verſchloß und ging zum Schulzen.

Eine Stunde ſpäter kam ſie mit dem Dorfſchulzen, einem würdigen Alten, und einigen andern Männern zurück. Der Schulze nahm den Deſerteur im Namen des Königs gefangen und ließ ihn in das Gemeindegefängniß abführen, die Mutter aber würdigte ihr Kind keines Blicks mehr und erſt als die Männer den Fritze hinausgeführt hatten, da begann ſie bitterlich zu weinen und ſie weinte und betete die ganze Nacht hindurch.

Am andern Morgen aber da wurde dem franzöſiſchen Commandanten in Weſel, denn die Franzoſen waren dazumal im Lande und hatten ſich auch der Feſtung Weſel bemächtigt, eine gar ſeltſame Ueberraſchung. Vor ihn traten nämlich der Schulze und drei alte Bauern von Brüne und erzählten ihm aufrichtig von der Deſertion des Fritze Bornemann und wie das eine graſegrüne Schande ſei für ihr ganzes Dorf und für ihren ehrlichen Preußiſchen Namen, wenn man ſagen könne, daß Einer aus Brüne von der Fahne des Königs deſertirt ſei und zum Schluß baten ſie ganz treuherzig: der Herr Commandant möge ihnen einen Paſſirſchein geben, daß ſie ungehindert durch die franzöſiſchen Vorpoſten gehen und den Deſerteur Fritze Bornemann an das Regiment Garde in Potsdam zurückbringen könnten.

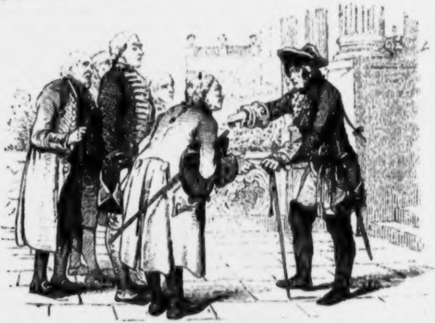
Glücklicherweiſe waren die treuherzigen Preußen von Brüne an einen Ehrenmann gekommen, an einen rechten und ächten Soldaten, der hatte eine ſolche Freude über das patriotiſche Weſen der Männer, daß er ihnen wirklich einen Paſſirſchein gab, obwohl Frankreich mit dem großen Friedrich im Krieg begriffen war und die Feindſeligkeiten nur des Winters wegen eingeſtellt waren.

Fritze ſah ſeine Mutter nicht wieder, an demſelben Tage noch, an dem ſie in Weſel geweſen, machten ſich der Schulze und die drei andern alten Männer wirklich mit ihm zu Fuß auf den Weg nach Potsdam.

Obwohl nun die Männer tüchtig drauf los ſchritten, ſo kamen ſie doch am zwölften Tage erſt in Potsdam an, denn die Wege waren ſchlecht und die Wintertage kurz.

Von der Thorwache führte ſie ein Unteroffizier, auf ihr Begehr, nach dem Schloſſe Sans Souci, was ſich der große Friedrich auf einem anmuthigen Berge bei Potsdam erbaut hatte.

Den armen Fritze Bornemann fror nicht, obwohl ein eiskalter Wind über die Terraſſen pfiff. Und wie die guten Männer von Brüne auf die oberſte Terraſſe traten, ihre Hüte in der Hand, denn die hatten ſie aus purer Ehrfurcht ſchon unten abgenommen, da ſtand's plötzlich grade vor ihnen, ſo plötzlich, daß ſie erſchrocken zurückprallten — das aber war der alte Fritz mit dreieckigem Hut auf dem Kopf, der fadenſcheinigen alten blauen Uniform, dem Buſenſtreif voller Schnupftabackkörnlein, den hohen Stiefeln, die faſt roth waren, weil er ſie faſt nie ſchwärzen ließ, der alte Fritz mit Zopf und Stock und Degen, der alte Fritz mit den mächtigen blauen Augen, mit denen er die Leute anſchaute, mit denen er ſie durch und durch blickte, ſo daß die ſchlechten Gewiſſen zagend in den Staub ſanken vor ihm und ſelbſt die guten vor ihm zu zittern begannen. Mit dieſen mächtigen Augen ſtand der große König plötzlich vor den guten Männern von Brüne, er blitzte ſie an, daß ſie zuſammenſchraken vor dem Adlerblick des Gewaltigen, dann fragte er, wie ſo ſeine Art war, kurz und bündig: „Wo kommt Ihr her?"



„Von Brüne bei Weſel, Ihro Majeſtäten zu dienen!"

„Wer ſeid Ihr?"

„Der Schulze, Ihro Majeſtäten zu dienen, und die drei Aelteſten von Brüne!"

„Was wollt Ihr?"

Der Schulze gerieth in Verlegenheit, er wußte nicht was er ſagen ſollte, denn ſie wollten ja nichts von dem Könige, ſondern brachten ihm nur etwas und der alte Fritze der ſtand da vor ihm, die linke Hand auf dem Krückſtock, das Geſicht etwas vorgebeugt und ſchaute ihm ins Angeſicht, daß er nun um alle Geiſtesgegenwart kam. Endlich raffte er ſich zuſammen und ſprach ſtammelnd und ſchamroth: „Ihro Majeſtät halten zu Gnaden, wir bringen einen Deſerteur aus Brüne.“

Der alte Fritze kannte ſeine Leute längſt, er verſtand ſich darauf und ſolche Vögel wie die von Brüne hatte er auf den erſten Blick weg; als nun der Schulze ſagte, ſie brächten einen Deſerteur von Brüne, da trat ihnen der König noch einen halben Schritt näher und rief mit ſtarker Stimme: „Er lügt, Schulze, von Brüne deſertirt keiner nicht!“

Da prallten die armen Teufel noch weiter zurück, ließen vor Schreck ihre Hüte fallen und ſtanden bleich an der Baluſtrade von Marmelſtein. Der König aber ſprach jetzt gütig: „Erzähle Er mir die ganze Geſchichte, Schulze!“ Und der Schulze faßte ſich wirklich ein Herz und erzählte von dem alten Schulmeiſter und ſeinem geſegneten Wirken, von des Schulmeiſters Söhnen und ſeinem Sterben, endlich kam er auf den Fritze ſelbſt, auf deſſen Ankunft im Dorfe, wie ihn die eigene Mutter in Verhaft genommen, wie ſie ſelbvier bei dem franzöſiſchen Commandanten in Weſel geweſen wären und wie ſie den Fritze nun brächten, damit keine Schande käme über ihre Gemeinde.

Der alte Fritze hörte das Alles gar geruhſam mit an und ſagte kein Wort dazu, als aber der Schulze ſchloß: „ſo bringen wir Ihro Majeſtäten den Deſerteur zurück“ und auf den Fritze zeigte, da ſchrie der König wieder: „Schulze, halt Er ſein Maul, aus Brüne deſertirt keiner nicht!“

Jetzt erſchraken die braven Leute nicht, denn ſie erkannten plötzlich ihres großen Königs Meinung und aus einem Munde ſchrieen ſie: „Ihro Majeſtäten der König ſollen leben, hoch, hoch, bis in alle Ewigkeit!“

Der alte Fritz aber ſagte mit dem ernſten Lächeln, das alle Herzen gewann: „Laßt's gut ſein Kinder, glaubt mir, aus Brüne deſertirt keiner nicht und der Fritze Bornemann da, der wird euch in der nächſten Schlacht zeigen, was eine Harke iſt und daß ihr ihn im falſchen Verdacht gehabt habt — nicht wahr, mein Sohn?“

Die Stimme des großen Königs klang ſo milde und gütig dabei, daß den Leuten die Augen übergingen.

Der Fritze Bornemann mußte nun linksum machen und nach der Wache marſchiren, der Schulze und die Männer von Brüne aber wurden von dem Könige noch eine Weile ſcharf examinirt, dann küßten ſie ihm die Hand und wurden entlaſſen.

Glücklich, wie ſie noch gar nicht geweſen waren, über die Gnade des Königs, ſtiegen ſie die Terraſſe hinunter und immer wieder ſprachen ſie zueinander: „aus Brüne deſertirt keiner nicht!“ Das hat der alte Fritz ſelbſt geſagt und waren ſelig, daß der große König alſo die Schande zu wenden gewußt von ihrer Gemeinde.

Als ſie aber eben zum Thor von Potsdam hineingehen wollten, da kam ihnen ein Herr nach, der mußte ganz was Vornehmes ſein, denn alle Leute die ihm begegneten, grüßten ihn, der hielt die Männer von Brüne an und ſagte ihnen, er habe Auftrag vom alten Fritze, ſie in Potsdam herumzuführen und ihnen alle Merkwürdigkeiten zu zeigen.

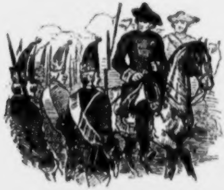
Deſſen waren die Männer froh und ließen ſich Alles zeigen und als es Zeit war, und ſich der Wagen meldete, da führte ſie der Herr, der eine abſonderliche Freude daran fand ihnen alles zu erklären, in die Schloßküche und wartete ihnen gar ſtattlich auf mit Braten und mit Wein.

So waren die treuen Männer von Brüne zu Gaſt beim alten Fritz.

Als ſie aber gegeſſen und getrunken hatten und ſich geſtärkt und ſich nun bedankten, da ſagte der Herr: „halt, ſo haben wir nicht gewettet, ihr Männer vou Brüne, das Beſte kommt nach, allons! marſch!“

Und er führte ſie nach der Poſt; vor der Poſt aber da ging mit langen Schritten auf und ab ein Grenadier von der Garde, der dort die Wache hatte, und als die Männer von Brüne ſich den Mann recht anſahen, ſo war's kein Anderer, als der Fritze Bornemann.

So hatte der alte Fritz den Deſerteur gänzlich begnadigt um ſeines treuen Dorfes willen. Sprechen konnte der Schulze mit dem Poſten nicht, aber der ſah ſie ſo ſtolz und ſo ſelig an, daß den alten Männern das Waſſer in die Augen kam.



Jetzt kam der Poſtwagen gefahren und der Poſtillon blies gar luſtig ein Stücklein, da nöthigte der Herr die Männer von Brüne in den Poſtwagen zu ſteigen, indem er ſagte, der König habe es ſo befohlen und die

Poſt für ſie bis Magdeburg bezahlt und zum Abſchiede reichte er jedem der Männer einen funkelnagelneuen Doppelfriedrichsd'or zum Angedenken, Alles auf Befehl des Königs.

Wer von euch nach Brüne kommt bei Weſel und dieſer Geſchichte nachfragt, der wird ſie beſtätigt hören, denn jedes Kind kennt ſie und die vier Doppelfriedrichsd'or ſind noch in der Gemeinde, auch von denen iſt keiner aus Brüne deſertirt.

Als aber der alte Fritz nach der nächſten Schlacht vor das Regiment Garde trat und der Obriſt rapportirte, daß der Grenadier Bornemann die Bataillonsfahne gerettet und ſich über alle Maßen brav benommen, da ſah der große König den Fritze gar wunderſam freundlich an und ſprach: „ich bin mit dir zufrieden mein Sohn, ich wußte es wohl, aus Brüne deſertirt keiner nicht!“

Soldaten-Lieder

von

Feodor Löwe.

1.

Lanzenreiter-Lied.

Mit meinem Fähnlein hin und her
Spielt früh der Morgenwind;
Soldatenabſchied wiegt nicht ſchwer,
Leb' wohl ſchmuck' Nachbarkind!
Du Reiterhand laß los das Glas,
Trompeter blas dein Liedel, blas,
Ins Feld hinaus zu reiten!

Wir traben in den Tag hinein,
Wir traben in die Nacht;
Beim Sonnenſchein, beim Mondenſchein,
Am liebſten in die Schlacht!
Du braunes Feld, du grünes Gras!
Trompeter blas dein Liedel, blas, —
Mein Herzblut ſoll euch färben.

Soldatendach, du blau Gezelt,
Hoch über Berg und Hain!
Die weite breite große Welt,
Kamrad, iſt mein iſt dein!
Greif muthig zu, heut dies und das —
Trompeter blas dein Liedel, blas —
Das Heute das iſt unſer!

O ſchmetternder Trompetenklang,
Gegrüßt zu jeder Friſt!
Wer weiß wie kurz, wer weiß wie lang
Ein Reiterleben iſt!
Wer heut noch ſtolz im Sattel ſaß, —
Trompeter blas dein Liedel, blas —
Liegt morgen unterm Pferde!

Und wenn mich auch die Kugel nimmt,
Mich und mein Rößlein trennt,
Noch einmal luſtig dann geſtimmt,
Kamrad, dein Inſtrument!
O Reitertod, giebts Schöneres was?
Trompeter blas dein Liedel, blas,
Dein Liedel mir zum Sterben!

II.

Jäger-Lied.

Friſch auf zum frohen Jagen,
Die Stunde hat geſchlagen,
Nun ſchlagen wir darein;
Ihr Schützen frei und munter,
Bergauf und Berg herunter,
Waldaus und querfeldein.

Was raſchelt durch die Hecken
Und ſucht ſich klug zu decken?
Halloh, ihr Schützen vor!
Der Feind mit ſcharfen Lanzen —
Horniſt blas auf zum Tanzen!
Den Baß brummt unſer Rohr.

Laßt ſie nicht lange plänkeln,
Laßt ſie nicht lange kränkeln,
Der Reitertod iſt raſch;
Sie ſollen nicht entwiſchen
Mit ſtolzen Federbüſchen,
Ein jeder Schuß ein Paſch.

Ein Ziel für unſre Büchſen,
Und wenn ſie zahllos wüchſen,
Wie Pilze über Nacht.
Das Herz in ihrem Leibe
Iſt unſre beſte Scheibe;
Schieß ſchwarz Kamrad, hab Acht!

Die Kugel die ich ſende,
Pfeift manchem Burſch ſein Ende,
Trotz Wamms und Widerſtand.
Das iſt ein helles Knallen,
Das iſt ein ſchnelles Fallen
Vom Pferde auf den Sand.

Beim heißen Kugelfliegen,
Ruft uns das Horn zum Siegen,
Mit wechſelndem Signal.
Halloh zum frohen Jagen,
Die Stunde hat geſchlagen,
Nun ſchlagen wir einmal!

Unterhaltungen in der Nacht.

Mitgetheilt von

Edmund Höfer.

Jenſeits des Teiches, wie der breite, alte Feſtungsgraben der Stadt genannt wird, hat ſich ein Reſtaurateur niedergelaſſen, deſſen weitläufiger, gut gelegener und gut gepflegter Garten ſich während der ſchönen Jahreszeit eines reichlichen Beſuchs erfreut. Da ſaßen auch wir eines Abends im vergangenen Sommer, Militärs und Civiliſten, bunt durcheinander, wie uns am Nachmittag die Fahrt aus dem nahe gelegenen Hafen- und Badeort zuſammengeführt hatte. Es war ein gemeinſchaftliches Abendeſſen improviſirt worden, und nun ſaßen wir, die Cigarren in Brand und den edlen, ſchäumenden Wein vor uns, höchſt behaglich plaudernd und lachend, und Keiner dachte daran, nach Hauſe zu gehen.

Wenn die Sommernächte in dieſen nördlichen Gegenden einmal ſchön ſind, pflegen ſie es auch ganz zu ſein; und ſo war dieſe: prachtvoll, träumeriſch und üppig, wie ſie in keinem Süden herrlicher ſein kann. Die Luft hauchte warm, der Himmel ſpannte ſich klar, die Sterne glänzten; der Duft der Lindenblüthen zog von den alten Wällen herüber und vermiſchte ſich mit dem der Roſen, Violen und anderer Blumen des anmuthigen Gartens. Wir hatten unſern Tiſch in einem reichen Bosket aufſtellen laſſen, wo rückwärts die erhellten Fenſter des Hauſes durch das dichte Gebüſch nur hie und da und gleichſam wie verſtohlen durchblickten, wo vor uns, jenſeits der nicht breiten Oeffnung, nur dunkle, weiche Raſenplätze und kleine, gleichfalls dunkle Gebüſchpartieen ſich hinzogen, wo nun unſer Lampenlicht magiſch und geheimnißvoll herüberſchillerte. Die Fröſche im Teich ſchrieen eintönig und durch die Entfernung gedämpft, die Heimchen ſchrillten ebenſo eintönig auf den Raſenplätzen und unter den Büſchen.

Das Geſpräch war lebhaft und verbreitete ſich über alles Mögliche; da aber die meiſten von unſerer Geſellſchaft dem Militärſtande angehörten, wurde auch hauptſächlich über Gegenſtände geredet, die ſich auf dieſen Stand und ſeinen Dienſt bezogen. Zuerſt ſprach man von dem, was es etwa in den letzten Tagen gegeben hatte, dann kam ein Gegenſtück vom vorigen Jahre, eine Erinnerung an beinahe Vergeſſenes; ein fremder Offizier erzählte von ſeiner Garniſon, dieſen und den der Dortigen kannte man auch hier, man fragte nach ihm, man gedachte anderer Truppentheile, anderer Garniſonen, alter Zeiten und alter Kameraden, und ſomit war den Anekdoten Thür und Thor geöffnet.

Das iſt ein weitläufig Feld. Soldaten ſind faſt noch die Einzigen, deren Leben hin und wieder eine Abwechſelung, einen charakteriſtiſchen Zug, etwas Friſches und Keckes darbietet. Ueberdies hält der Stand zuſammen, und was am Rhein Aufſehen macht, wird auch bald an der ruſſiſchen Grenze beſprochen werden. So kam auch hier von Süd und Nord, von Oſt und Weſt viel zu Tage; eins folgte dem andern, und Jeder gab allgemach ſeinen Beitrag. Es ward von einem alten Offizier geredet, der war vor Kurzem Senior des eiſernen Kreuzes geworden; es ward Einiger gedacht, die den edlen Orden auch beſaßen; man erinnerte ſich der Gelegenheiten, wo ſie ihn erhalten, und endlich redete Einer den alten Major von Eck an, den wir bei unſerer Ankunft im Garten getroffen und zu unſerer Geſellſchaft eingeladen hatten. — „Nun, alter Herr, Sie tragen ja auch das Kreuz. Darf man nicht wiſſen, wo und wie Sie es empfingen?“

„Ich?“ fragte er, ſchob die Flaſche, aus der er ſo eben einige leere Gläſer gefüllt, in den Eiskübel zurück und wendete das narbenvolle, bronzefarbene Geſicht dem Redner zu. — „Ich? das Kreuz? — Hm!“ Und er ſchwieg wieder und ſchaute mit leiſe gerunzelter Stirne gegen die Stadt zu in das Dunkel. Plötzlich fuhr er halb vom Stuhl empor; ſeine Augen blickten ſtarr, und als wir den Blicken folgten, hatten auch wir ein ganz beſonderes Schauſpiel. In einem dunklen, hohen Hauſe, welches man über den Garten hin und durch eine Lichtung der Lindenallee des Walles drüben in der Stadt bemerken konnte, zeigte ſich ein Fenſter, vor deſſen unterem linken Flügel ein Licht ſtand. Dann ward dies Licht vor den rechten Flügel geſetzt, dann über das Kreuzholz emporgehalten, erſt rechts, dann links, endlich verſchwand's; es ward etwas Weißes vorgezogen und das Fenſter lag in matter, dämmeriger Helle. Der Alte ſtarrte noch immer vorgebeugten Hauptes hinüber. „Seltſam!“ murmelte er, „ſeltſam!“ Er ſtand dann auf, ging auf dem knirſchenden Kieswege vor dem Boskett ein paarmal auf und nieder, kam zurück und ſetzte ſich. Er nahm die Mütze ab, hing ſie auf die Seitenlehne ſeines Stuhls, trank langſam und fuhr ſich mit der Hand leiſe über die Augen, die Stirne und das dichte, kurz gehaltene, graue Haar.

„Was haben Sie denn, Herr Major?“ fragte ich ihn endlich. „Sie ſcheinen betroffen und verſtimmt.“

„Bin's auch,“ entgegnete er. „Die Lichtererſcheinung dort, die Frage nach meinem Kreuz hier — es geht oft ſeltſam zu im Menſchenleben. Denn vor Zeiten ſah ich ſchon einmal dergleichen, und Keiner kann's wiſſen, ob ich ohne den Anblick mein Kreuz erhalten hätte. Wenigſtens ſicher nicht auf dieſe Weiſe.“

„Das müſſen Sie uns erzählen, Herr Major!“ riefen wir neugierig gemacht. Zuerſt ſchüttelte er mit einem halben Lächeln den Kopf, zuletzt meinte er aber: „Sei's darum, ich kann's immerhin mittheilen. Allein laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden, denn ich muß ein wenig weit ausholen, und die Vorrede dürfte länger ſein, als der Haupt- und Schlachtbericht.“

„Aber die Geſchichte muß auch einen Namen haben,“ bemerkte Einer mit einigermaßen ſpöttiſchem Ton.

Der Alte hatte den Tabacksbeutel aus der Taſche geholt, eine Handvoll Taback herausgelangt, und ſtopfte ihn zwiſchen den Fingern in ſeine kurze Pfeife. Er ſah auf und flüchtig und gleichgültig zum letzten Sprecher hinüber, brannte darauf die Pfeife an, lehnte ſich in den Stuhl zurück und ſagte erſt jetzt: „Hat ihn auch, Herr Kamerad, hat ihn auch. Sie benennt ſich ganz von ſelbſt:

Der ſtille Kamerad.

Im Jahre 1810 trat ich aus dem Kadetten-Korps in die Armee, und zwar als Lieutenant in's —te Regiment, welches damals in K. ſtand. Ich hatte dort nur einen einzigen Bekannten, den damaligen Premierlieutenant und jetzigen General A. Doch das genügte, da A. mich bald mit den anderen Kameraden zuſammenführte, ſo daß ich mich nach der Langeweile des erſten noch freien Tags bald ſo behaglich wie möglich fühlte. Wie möglich, ſag' ich aber, da im Grunde von dem, was ich damals für behaglich gelten ließ, wenig oder gar nicht die Rede war. Ich war ein ziemlich wilder, luſtiger und blutjunger Patron. Die Strenge des Kadettenhauſes hatte ich überſatt und mich nicht wenig auf das jetzt beginnende freiere und tollere Leben gefreut. Aber da ſchlug ich in die Kohlen. Denn der hier herrſchende Ton war wo möglich noch ernſter und ſtrenger. Kein einziger Offizier war verheirathet, mit alleiniger Ausnahme unſeres Oberſten; kaum Einer oder der Andere war in den Jahren, wo man ſich bereits aus dem luſtigen Leben zurückzuziehen pflegt. Und dennoch gab es keine Luſt, geſchweige denn Ausgelaſſenheit. Man politiſirte, man handelte wiſſenſchaftliche Gegenſtände ab, man unterhielt ſich vom Dienſt und neuen Einrichtungen, lebte im Uebrigen höchſt ſolid und geſetzt, fiel ſelbſt in den zufällig eintretenden größeren Geſellſchaften kaum jemals aus ſeinem Ernſt und ſeiner Strenge, und ging Abends höchſt häuslich um zehn Uhr zu Bett. Das mag Ihnen jetzt übertrieben klingen; bei uns war es aber ſo, und, Gott weiß, langweilig genug. A. dankte dem Himmel, als er mich dort hatte, und wir Zwei, und als Dritter ein Fähnrich, amüſirten uns von da an auf unſere eigene Hand. Heimlich mußte das freilich geſchehen, da man gar leicht von einem älteren Kameraden ein finſteres: „dergleichen gilt hier nicht!“ zu hören bekam und ſich leicht den Vorwurf: man ſei ein Leichtſinniger und Abtrünniger — zuziehen konnte. So ſaßen wir denn gewöhnlich erſt Abends ſpät beiſammen oder ſtreiften umher, wenn die Anderen längſt zur Ruhe waren, und erſt um Mitternacht oder noch ſpäter ſchlichen wir uns in unſere Quartiere zurück. Folge davon war, daß ich mich an dieſe ſpäte Zeit gewöhnte und, wenn ich einmal früher nach Hauſe kam, vor Mitternacht keinen Schlaf finden konnte.

So erging es mir eines ſchönen Abends, etwa drei Wochen nach meiner Ankunft, wo ich mich ſchon vor elf Uhr daheim befand. An Schlafen war nicht zu denken, ich war auch ein wenig aufgeregt, alſo ging ich zuerſt auf und ab, trug meine Lampe dann in's Hinterzimmer, kehrte ſelbſt jedoch in das vordere zurück und legte mich zufällig mit dem Glockenſchlage elf in's offene Fenſter. Ich wohnte damals in der Mönchsſtraße, einer von den engen Gaſſen der Altſtadt, wo faſt nur Kaufleute und Handwerker hausten, die um dieſe Zeit längſt von der Tagesmühe ausruhten. Es war daher rings dunkel und wie ausgeſtorben. Zuerſt ging die Ablöſung von der Hauptwache vorüber; als ſich ihre taktmäßigen Schritte in der Ferne verloren, rollte an der Ecke der ſchwere Berliner Poſtwagen vorbei, und die Laterne, die man ihm in dunklen Nächten am Thor beizugeben pflegte, ward auf einen Augenblick ſichtbar. Und darauf gab es wieder Schweigen und Düſter; nur der von den Dächern ſtrömende Regen rieſelte und klang in den blechernen Abzugsröhren.

Da erſchien plötzlich in einem Fenſter des ſchräg gegenüber liegenden Hauſes ein Licht, zuerſt links, dann rechts, endlich oberhalb des Kreuzholzes einmal; vom Hauſe vis-à-vis fiel ein einzelner Strahl als Antwort hinüber und darauf war Alles Nacht. Teufel! dacht' ich, was wird das? Da muß ich doch warten. So that ich; die Uhr ſchlug ein Viertel, Halb, drei Viertel — da ging die Hausthüre nebenan leiſe auf, eine Geſtalt huſchte über die Straße und verſchwand in der unhörbar geöffneten Thüre gegenüber. Geſegnete Mahlzeit! dachte ich, pfiff mir einen recht ſchwermüthigen Walzer, ſchloß das Fenſter und legte mich auf's Ohr.

Am Morgen ſah ich das Telegraphenfenſter und ein zweites durch grüne Rouleaus verſchloſſen und erinnerte mich nun, daß ich ſie auch früher immer ſo gefunden, wo es mir aber natürlich nicht aufgefallen war. In den Fenſtern daneben bemerkte man das Bewegen und Treiben einer Familie.

Das Mädchen, welches mir den Kaffee brachte, fragte ich, wer dort wohne. — Der geheime Regiſtrator Reillmann, war die Antwort. Als ich darauf mit A., der mich zur Parade abholte, die Straße entlang ging, betrachtete ich auch das Haus neben dem meinen, von wo die Antwort und die Geſtalt gekommen ſein mußte. Ein alter Giebelbau zeigte droben helle und neu hergeſtellte Fenſter, die bis zum Kreuzholz mit weißen Vorhängen verhüllt waren. „Ein hübſches Quartier das.“ bemerkte ich im Vorbeigehen, „ganz paſſend für unſer Einen.“ „Das findet Ruedt auch,“ verſetzte A., „denn der wohnt dort bereits ſeit Jahr und Tag.“ „Ruedt?“ fragte ich. „Der, von dem Sie als abweſend ſprachen?“ „Ja,“ meinte er. „Er iſt jetzt aber ſeit acht Tagen wieder hier, nur leider krank. Nach der Parade wollen wir zu ihm gehen; Sie müſſen ihn doch kennen lernen. Beiläufig — fügte er hinzu — er iſt ein wenig Geheimnißkrämer, lebt ſehr eingezogen und ſoll einen hohen Poſten im Bundesvorſtand bekleiden. Er iſt mit Ausnahme ſeiner kleinen Beſonderheiten ein charmanter Mann und ein tüchtiger Soldat. Schade nur, daß er ſo auffällig ſtill iſt.“ „Der Teufel!“ rief ich lachend, „wenn der ſelbſt hier noch als beſonders ſtill genannt wird! —“ „Ja, ja!“ gab er zur Antwort, „ſo iſt's. Die Anderen ſind, mit ihm verglichen, ausgelaſſen.“ „O Gott!“ ſagt' und dacht' ich.

Indeſſen kam es anders, als wir erwartet. Auf der Parade zeigte A. mir alsbald einen mir bisher unbekannten Kameraden, der allein auf und nieder ging. Es war eine weiche, ſchlanke Figur von kaum mittlerer Größe und ziemlich nachläſſiger Haltung, mit kleinem Kopf, mattblondem Haar und Bart, faſt mädchenartig ſanften Zügen und großen, ſchwermüthigen, dunkelgrauen Augen. „Das iſt er, Ruedt!“ flüſterte A., führte mich hin und ſtellte mich ihm vor. Ich hatte mir, um dieß zu geſtehen, bei ſeinem Namen eine markige, brünette Figur vorgeſtellt.

Wir machten unſere Verbeugung, wechſelten ein paar Worte und traten auseinander. Da wir den Platz verließen, lud er mich artig ein, ihn zu beſuchen, und ich that das bereits am folgenden Tage. Seine Zimmer waren ſehr einfach, ohne Putz und Schmuck. Nur ein paar ſchöne Waffen, einige kriegswiſſenſchaftliche Werke und ein am Fenſter ſtehender Tiſch, deſſen ſchräg liegende Platte mit einer angefangenen Karte bezogen war, boten ſich einer beſonderen Aufmerkſamkeit dar. Wir plauderten munter, wenn auch ziemlich gehalten, über dieß und das. Als er mir zum Abſchied die Hand bot, erkundigte er ſich nach meiner Wohnung, und auf die Antwort, daß ſie unmittelbar nebenan ſei, zog ſich eine feine Röthe unterhalb den Augen über ſein ſtilles Geſicht. „Vortrefflich,“ ſagte er, „ſo wollen wir gute Nachbarſchaft halten.“

Einige Tage darauf kam er zu mir. Wir ſetzten unſere Unterhaltungen fort und fingen neue an. Er beſah meine Wohnung anſcheinend gleichgültig, eigentlich aber ſehr genau. Einmal trat er an's Fenſter, ſchaute hinaus, trommelte wie gedankenlos einen Marſch an den Scheiben und drehte ſich dann wieder um. „Im Grunde eine fatale Straße,“ bemerkte er. „Eng, finſter und ſchmutzig. Wären meine Wirthsleute nicht ſo gut und wüßt' ich mir ein ander Quartier in beſſerer Gegend, ſo zöge ich unbedenklich aus.“ Ich lachte ihm beinahe in's Geſicht und beherrſchte mich nur mit Mühe ſo weit, daß ich ziemlich gleichgültig ſagte, es ſei doch mitten in der Stadt und nahe beim Paradeplatz. „Freilich,“ entgegnete er, „das zog mich auch zuerſt her.“

Abends lauſchte ich jetzt eine lange Zeit vergebens; es zeigte ſich nichts, weder ein Licht, noch Kamerad Ruedt. Daß ich lauſchte, mögen Sie meiner Neugierde und meiner Jugend zu gut halten, die wirken bei uns Allen nicht zum Beſten. Endlich, nach vierzehn Tagen etwa, ſah ich zu derſelben Zeit das Licht wieder, dießmal viermal in ſeiner Stellung verändert, und um zwölf Uhr ging Ruedt hinüber. Von der Zeit an zeigte ſich die Erſcheinung auch ziemlich regelmäßig Donnerſtags und Sonnabends und immer zur angegebenen Minute. Von der Frau gegenüber ſah ich nie etwas. Dem geheimen Regiſtrator war ich ein paarmal zufällig hie und da begegnet und ziemlich bekannt mit ihm geworden, ſo daß er mich aufforderte, ihn einmal zu beſuchen. Das unterließ ich jedoch, wie begreiflich, ebenſo wie auch mein Lauſchen bald unterblieb. In Ruedt's Privatleben ward übrigens nichts von dieſem beſonderen Verhältniß bemerklich. Nur ging er unweigerlich Abends zehn Uhr nach Hauſe, er mochte ſein, wo er wollte. „Meine Geſundheit iſt ſchlecht,“ pflegte er zu ſagen, wenn man ihn mit einer Frage behelligte, „und ich bin ein Morgenmenſch.“ Er ſtand um fünf Uhr auf. Uebrigens fiel ſein zeitiges Fortgehen nicht beſonders auf, da, wie bemerkt, die Meiſten nicht viel anders lebten.

Inzwiſchen war ich mit Ruedt immer bekannter und ſo vertraut geworden, wie es bei ihm möglich war, und wir ſahen uns täglich, theils in ſeiner, mehr noch in meiner Wohnung. Zuerſt war ich ein wenig mißtrauiſch, denn ich dachte: natürlich kommt er nur, um dich zu beobachten! — endlich aber verlor ſich dieſer Gedanke und wir gingen miteinander um, weil wir gegenſeitig Geſchmack an uns fanden und weil der Verkehr zu einer Gewohnheit, zu einer Art von Bedürfniß ward. Ich freilich konnte nicht viel geben, da ich ihm faſt überall bei weitem untergeordnet war. Nur ritt ich beſſer und ſchlug ihn im Schach regelmäßig, und da er beides lernen wollte, gab jedes eine Gelegenheit mehr, ſtundenlang ſtill bei einander zu ſein. Er dagegen führte mich allgemach in die Kriegswiſſenſchaften ein, deren er ſo vollkommen Meiſter war, daß er ſicher einer der tüchtigſten Generalſtabs-Offiziere geworden wäre, wenn er dieſe Carriere hätte einſchlagen wollen. Er hielt damals Vorleſungen über Taktik und

Terrainkunde, die eifrig beſucht und beſtens benutzt wurden, und ſo hörte ich das zweimal, da er mit mir privatim durchnahm, was er nachher in die Oeffentlichkeit brachte. Sie wiſſen, der Tugendbund war damals bereits offiziell aufgehoben, beſtand jedoch im Geheimen fort und wirkte, warb und bildete. Eine Hauptvorſchrift war die Ausbildung und Pflege der Kriegswiſſenſchaften, und dieſer kam Ruedt, der, wie ich bei Gelegenheit erfuhr, Cenſor unſeres Bezirks war, auf das Thätigſte und Gewiſſenhafteſte nach. Gegen mich trat er übrigens mit dieſer Bündlergeſchichte niemals hervor, ohne daß ich einen beſonderen Grund anzugeben wüßte.

Er war ein Patriot im beſten Sinne des Worts, fern von der Blindheit und Ueberſpanntheit der meiſten anderen, die alles Franzöſiſche kindiſch haßten und verachteten, nur weil es Franzöſiſch war. Sie müſſen überhaupt um Gotteswillen nicht glauben, meine Herren, daß der alte verderbliche, hochmüthige Geiſt von Anno Sechs damals ganz beſiegt und entwichen wäre. Er hatte ſich nur hinter den „Patriotismus“ und eine gewiſſe Frömmelei, in ein gewiſſes Schönthun mit dieſen beiden geflüchtet und wucherte dort, wenn auch zuweilen ſeinen Beſitzern faſt unbewußt, ebenſo verderblich und hochmüthig. Früher prahlte man laut mit ſeinem alten Adel und mit der Armee Friedrichs des Großen gegenüber den franzöſiſchen Roturiers; jetzt ſetzte man ſelbſtgenügſam und vertrauensſelig ſeine Frömmigkeit und ſeinen Patriotismus der Gottloſigkeit und Abſcheulichkeit der corſiſchen Banden entgegen. Davon war Ruedt nun freilich weit entfernt. Er ſtudirte mit mir die Feldzüge Napoleons auf das allergenaueſte, pries und empfahl ſie als einzige, unſterbliche und überaus lehrreiche Muſter, d. h. nicht gerade öffentlich, ſondern nur vor Gleichgeſinnten. Denn er war kein Fantaſt und wußte recht gut, daß ſolche Anſichten ihm zu der Zeit in ſeiner Carriere unüberwindliche Hinderniſſe bereiten konnten. Und er wollte nicht aus dem Dienſt, da er die Franzoſen als Feinde glühend haßte und gegen ſie dereinſt im Felde wirken wollte und konnte.

In anderen Beziehungen war er freilich äußerlich wie die anderen. Den Vergnügungen, welche in ſolchen Jahren uns zu verlocken pflegen, blieb er ſtets fern: er trank und ſpielte nicht, er beſuchte keinen öffentlichen Ort, er verkehrte, wenn er überhaupt mit Anderen zuſammen ſein mußte, lieber mit einem oder mit ein paar guten Bekannten als mit einer größeren Geſellſchaft. Ja, wie A. ihn damals nannte, er war ein ſtiller Menſch, ſo ſtill, daß für einen Dritten ſein hartnäckiges Schweigen oft peinlich werden konnte, ſo ſtill, daß er tagelang mutterſeelenallein auf dem Felde und im Buſch als eifriger Jäger umhertreiben mochte. Und nicht allein ſein Mund feierte dann, ſondern auch ſein Geſicht, in dem ſich zuweilen während mancher Stunden kein Zug rührte, keine Muskel bewegte. Aber drinnen arbeitete es, drinnen nahm er Theil, und wenn es einmal herauskam, war es trotz der anſcheinenden Kargheit doch bedeutender und befriedigender als die hochtönenden Worte und Reden der Anderen. Mit einem Wort, meine Herren, es war eine vulkaniſche Natur, voll der größten äußerlichen Ruhe, voll der tiefſten innerlichen Glut, wie man das gerade bei ſo weichen und ſchmächtigen blonden Leuten oft genug bemerken kann. Ich habe geſehen, daß er, wenn ihn beim Schach ein für Erfahrene leicht bemerkbarer und abwendbarer Verluſt traf, während des Weiterſpielens ganz ſtill eine der Figuren, irgend einen naheliegenden Gegenſtand ergriff und ihn wie mechaniſch zwiſchen ſeinen dünnen Fingern zerbrach. So gährte es in ihm. Die Welt empfieng die Stille; für wen er die Glut aufſparte, ob die überhaupt Jemand ſah, weiß ich nicht. Denn, wie ich ſagte, von ſeinem innerſten Privatleben und Treiben erfuhr Niemand etwas.

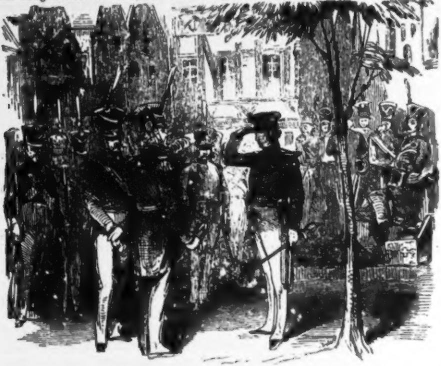
Als ich einmal neckend zu ihm ſprach: „Sie haben die Vorhänge immer verſchloſſen, Ruedt, und könnten der ſchönen Frau drüben doch ſo hübſch in die Fenſter ſehen!“ — verſetzte er, ohne ſich auf dem Sopha zu rühren, wo er wie gewöhnlich der Länge nach lag, wenn er nicht arbeitete oder auf und ab ſpazierte: „ſo? iſt da drüben eine hübſche Frau? Ich habe Beſſeres zu bedenken.“ Und als ich dann des Mannes und ſeiner Einladung erwähnte, meinte er ebenſo ruhig: „ja, ein angenehmer Mann. Gehen Sie doch hin, Eck. Sie ſind ja für Geſelligkeit.“ So war er. Und doch war er bei den Kameraden überaus geachtet, ja beliebt; mit den Vorgeſetzten ſtand er ſich meiſtens vortrefflich, und mich hatte er ſo zu ſagen ganz im Sack; ich war ihm gänzlich ergeben und horchte auf ihn, wie auf ein Orakel. Mein Treiben mit A. ging freilich daneben auch fort, denn ich habe alle Zeit meines Lebens das utile mit dem dulce zu verbinden geliebt.“

Der Erzähler machte eine Pauſe, um ſeine Pfeife aufs Neue zu füllen und einen tieferen Trunk zu thun, als es während des Erzählens möglich geweſen. Er konnte es leicht bemerken, daß die meiſten von uns etwas Anderes erwartet hatten, und ſich, wenn auch nicht gelangweilt, doch überraſcht zeigten. Er ſagte daher lächelnd: „ich weiß ſchon, meine Herren, daß der Jugend das Bisherige nicht bunt genug iſt, allein, da Sie einmal dieſe Geſchichte hören wollten, mußte ich dieß vorausſchicken. Denn wenn Sie den Mann nicht kannten, wie wollten Sie Theil an den wilderen Begebenheiten ſeines Lebens nehmen, zu denen ich jetzt kommen muß!“

„Im Frühling 1811,“ fuhr der Major fort, „fiel uns an Ruedt plötzlich mancherlei auf. Er zeigte ſich ganz beſonders ſtill und zerſtreut, kränkelte hin und wieder, reiſte einmal auf ein paar Tage ohne Urlaub nach Berlin, wie es hieß, ſchloß ſich mehrmals vom gewöhnlichen Mittagstiſch aus, verſäumte und vergaß, was im Dienſt befohlen war und was dergleichen mehr iſt. Nun, ſo ſehr es uns auch auffiel und verwunderte, im Uebrigen ward es vertuſcht und überſehen, da man ihm von allen Seiten Gott weiß weßhalb viel nachſah, und unſer Major begnügte ſich, trotz ſeines ſichtbaren Aergers mehr als einmal mit einer Ermahnung oder einem gelinden Tadel.

Eines Morgens, wo das Bataillon auch zum Exerciren zuſammentrat, fehlte Ruedt wieder. Der Kapitän, der einzige Mann im Regiment, der ihn nicht leiden konnte, fluchte und wetterte und meinte gegen den Major, es ſei nachgerade zu arg und nichts mit ihm anzufangen; man müſſe ein Exempel ſtatuiren. Der Commandeur, ſo ſchon verſtimmt, ward denn auch heftig, ſprach wie gewöhnlich dann mit dieſem und dem ein paar haſtige Worte, wandte ſich, ohne eine Antwort zu erwarten, jäh ab und ſchritt hart auftretend hin und her. Endlich ſagte er, es ſei gleichviel. Dießmal ſolle er ſeine Strafe finden. Und nun vorwärts, eingetreten! Und der Dienſt begann. Der Adjutant aber ſchickte heimlich ſeinen Burſchen, der ihm den Mantel nachgetragen, zu Ruedt, um ihm das Vorgefallene mittheilen zu laſſen.

Während einer Pauſe zwiſchen den einfacheren und complicirteren Evolutionen ſahen wir ihn plötzlich aus dem Thor und über den Platz kommen, in Uniform allerdings, aber ſtatt des Czako's mit der Mütze, und dem Degen mit der Scheide in der Hand. So trat er auf den Major



zu, die Hand mit dem Degen niedergeſenkt, die andere zum Salutiren an der Mütze, in vollkommen dienſtlicher Haltung; ſo meldete er ſich, ohne auf das Winken des Adjutanten zu achten. Der Major ſtand abgewendet und hatte ihn noch nicht geſehen; bei dem Klang ſeiner Stimme fuhr er aber herum und: „ſind Sie endlich da? Wo ſtecken Sie denn, Lieutenant von Ruedt?“ brach es hart heraus. Er antwortete nicht. Der Major betrachtete ihn jetzt genauer, trat einen Schritt zurück, ſah ihn von oben bis unten an und ſprach: „was ſoll das heißen? Haben Sie noch nicht ausgeſchlafen oder ſind Sie betrunken?“ Ohne aus ſeiner Haltung zu weichen, antwortete er: „Davon kann bei mir keine Rede ſeyn, Herr Oberſtwachtmeiſter.“ — „Aber wie kommen Sie denn ſo daher, Herr?“ rief der Andere, der ſich allmälig erhitzte. „Herr, verhöhnen Sie den Dienſt oder mich? Was ſoll das heißen, Herr, was ſoll das heißen?“ Doch wie er ſo einen Schritt auf ihn zutrat, ſchien er ſich zu beſinnen, ſah ihn noch einmal aufmerkſam von oben bis unten an und ſagte darauf: „es iſt gut, Lieutenant von Ruedt. Sie gehen jetzt in die Stadt und betrachten ſich als in Stubenarreſt befindlich. Das Weitere wird ſich finden.“ — „Zu Befehl!“ entgegnete er, machte Kehrt und ging wie er gekommen. Während wir ihm noch beſtürzt nachſchauten, ward ich vorgerufen, empfing die Weiſung, ihm zu folgen, unterwegs den Arzt zu ihm zu beſtellen und auf der Parade zu rapportiren. Ich ging, traf und inſtruirte den Arzt auf der Straße, und trat dann bei ihm ein. Er hatte ſich bereits zur Jagd umgekleidet und unterſuchte gerade ſeine Flinte.

„Das iſt brav, Eck,“ ſagte er, „kleiden Sie ſich geſchwind um, wir wollen hinaus.“ — „Sind Sie toll? Vergeſſen Sie den Arreſt?“ fuhr es mir heraus. — „Arreſt? Ich?“ fragte er, ſah mich groß an und ließ die Flinte ſinken. „Wie ſo denn?“ — „Wiſſen Sie denn gar nichts mehr von dem eben Vorgefallenen, Ruedt?“ — „Was denn? Sind Sie närriſch, Eck, oder bin ich's? Was meinen Sie?“ Erſt jetzt fiel mir ſein Ausſehen auf, die ſcharfe Röthe im Geſicht, die blitzenden und doch ſo tief liegenden Augen. Während ich ziemlich befangen erzählte, unterbrach er mich nicht. Als ich ſchwieg, meinte er, indem er mich ſtarr anſah: „und das hätt' ich wirklich gethan? Ich? Der Unſinn! Mir war's beinahe ſo, ich hielt's aber für einen dummen Traum. Teufel! Ja, nun fällt's mir ein! Der Adjutant ſchickte ja her. Bin ich denn krank? Teufel!“ Und er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ging raſch und ſchweigend auf und nieder. Ein paarmal ſchritt er jäh auf das Fenſter zu, doch wenn er nahe daran war und die Hand ſchon nach dem Vorhang erhob, fuhr er förmlich zurück, drehte ſich um, maß mich mit einem halb ärgerlichen, halb behutſamen Blick und ſetzte ſeine Promenade fort. Da ſchoß es mir in den Kopf: nun iſt's Zeit! Wenn nur der Arzt noch zögern wollte! Und ſo ging ich ſtill hinaus, ſtellte den Burſchen als Wache auf und beorderte ihn, dem Doctor, wenn er vor einer Stunde kommen ſollte, zu ſagen, er möge noch einen Gang machen und dann wiederkehren. Es war ein wahres Lamento im Hauſe. Der Burſche, der ihn anbetete, heulte vor Angſt; die Wirthsleute waren auch dabei, der Meiſter mit ſeinem Leiſten und Hammer, die Frau mit der Kelle in der Hand und den Säugling auf dem Arm, wie ſie gerade von ihren Geſchäften fortgelaufen. So ſtanden ſie auf dem Flur an der Treppe, jammerten und handſchlagten, wie man dort zu Lande ſagt; und wie ich das ſo von der erſten Stufe überſah, konnte ich mich, trotz des Ernſtes, kaum eines hellen Gelächters erwehren. Ich hieß ſie endlich ſtill ſein und die Thüre verſchloſſen halten, damit er nicht in der Aufregung etwa hinauslaufe. Da ging der Jammer erſt an und ich flüchtete wieder hinauf.

Als ich ins Zimmer trat und er mich fragend anſah, ſagte ich: „ich habe uns alle Störung verbeten, da ich mit Ihnen reden möchte, Kamerad, und zwar über Sie ſelbſt.“ — „Was denn?“ fragte er. „Nur nichts Ernſtes, Eck. Dieſer Kopf iſt heut' toll.“ Er warf ſich auf den Sopha. „Sie ſollen mir ſagen, was es ſeit geſtern gegeben,“ ſprach ich. — „Seit geſtern? Nichts,“ verſetzte er, ohne ſich zu regen. — „Alſo ſeit länger,“ meinte ich hartnäckig. „Was haben Sie, Kamerad? Wie läßt ſich helfen? Was iſt los?“ — „Bah!“ rief er und lachte häßlich auf, „es iſt Alles feſt! Das iſt der Teufel!“ Es macht einen abſcheulichen Eindruck, wenn man ſolche nichtsbedeutende Luſtigkeit plötzlich aus dem vollen Ernſt hervorſpringen, und einen Mann von Geiſt ſich in einem ſo gewöhnlichen, faſt platten Scherz gefallen ſieht. Nun, ich ſchluckte das nieder und ſagte ſo munter wie möglich: „ei, Ruedt, Sie meinen wohl die Lichter drüben. Sind die ſeit ein paar Tagen ausgeblieben?“

Er fuhr mit einer ſolchen Vehemenz vom Sopha empor und ſtand in einem einzigen Satz vor mir, daß ich dachte, er werde mich umarmen; er war leichenblaß. Sein Auge durchbohrte mich beinahe; mir däucht, ein ſolcher Blick müſſe dem Menſchen ſelbſt fühlbar und ſchmerzlich ſein. „Lichter? Drüben? Was meinen Sie damit?“ fragte er athemlos. „Ei, nun,“ entgegnete ich ruhig, „die Lichter dort, wo jetzt das Rouleau hängt, Donnerſtags und Sonnabends, fünf Minuten nach elf Uhr Nachts, die zuerſt Ihre Antwort und nachher zur beſtimmten Stunde Sie ſelbſt herbeiriefen.“ Er ſah mich eine geraume Zeit lang ſtarr an, wandte ſich dann plötzlich, ging zum Tiſch, über dem ſeine Piſtolen hingen, beſann ſich jedoch, blieb ſtehen und ſprach über die Schulter zu mir mit anſcheinend kalter aber innerlich bebender Stimme: „es iſt gut, Herr von Eck. Das iſt eine Sache, von der nur Einer wiſſen darf. Sie werden Weiteres von mir hören. Uebrigens kann ich Ihnen ſagen, daß mir nichts auf der Welt verhaßter und erbärmlicher iſt, als Feiglinge und Spione.“ „Sachte, ſachte!“ ſprach ich kaltblütig, „Sie ſind ein Thor, Ruedt! Begreifen Sie doch, wie ich das erfahren und weßhalb ich's jetzt gegen Sie erwähne." Er drehte ſich zu mir und die Fäuſte ballend und die Arme krampfhaft erhebend und niederwerfend, rief er: „bah! Ich —" Doch da brach er ab, ſchlug ſich vor die Stirne, murmelte einige unverſtändliche Worte und warf ſich auf den Sopha. Da drückte er das Geſicht in die Kiſſen und lag regungslos. Ich ſtand zu ſeinen Füßen gegen den Ofen gelehnt und harrte. Ich hatte lange zu harren.

Endlich fing er an zu reden. „Seit wann wiſſen Sie davon und wie haben Sie's erfahren?" fragte er dumpf und ohne das Geſicht zu erheben. — „Seit den erſten Tagen meines Hierſeins und bevor ich Sie ſelbſt kannte," antwortete ich. „Und in Betreff des Wie? — Das Ding iſt ſo wahnſinnig unvorſichtig angelegt, daß es nur bei dem zeitigen und tiefen Schlaf der Spießbürger rings ſo lange unentdeckt bleiben konnte." — „Ich weiß, ich weiß!" murmelte er. „Aber weiter!" Ich erzählte; er richtete ſich endlich auf, ſtützte die Arme auf die Kniee und begrub das Geſicht in die Hände. Hin und wieder ſchüttelte es ihn wie ein leichter Fieberfroſt; ſonſt blieb er regungslos und ich wußte kaum, ob er mich wirklich höre. Da ich ſchwieg, fragte er wieder: „und weiter als Sie weiß Keiner davon?" — „Heute beleidigen Sie mich nicht," gab ich zur Antwort. „Nur am erſten Tage hätte ich davon ſprechen können, nachher, da ich Sie ſelbſt kennen lernte —" — „Verzeihen Sie mir!" „murmelte er, mich unterbrechend,. und ſaß wieder ſtill. — „Und nun," fuhr ich fort, „nun ſagen Sie mir Alles, damit wir auf Hülfe ſinnen können." Er antwortete nicht.

Während dieſer Verhandlung war inzwiſchen mehr als eine Stunde vergangen, denn die Minuten rollen ſchnell, wenn etwas darin paſſirt. Da hörte ich den Schritt des Regiments-Chirurgen und ſeine Stimme drunten, dann die Treppe herauf. Er trat ein. Er ließ bald den munteren Ton fahren, den er zuerſt angeſchlagen und er ward ernſt und betreten, da er dem nun Aufſpringenden in's Geſicht ſah. Mir ging's ebenſo. Man redet viel von dem ſogenannten hypocratiſchen Geſicht; ich kenn's nicht, da ich wohl Todte genug, aber nur wenig Sterbende geſehen habe; allein ich denke, Ruedt's Geſicht muß damals ähnliche Züge gezeigt haben, ſo blaß war es, ſo abgeſpannt, ſo ſchlaff, ſo entſtellt. „Was iſt das, Herr von Ruedt?" rief der Doctor und fuhr zurück und wieder herum und haſchte nach ſeiner Hand. „Ich wollte Ihnen Nachrichten von Berlin bringen und finde einen ſchwer Kranken!" — „Laſſen Sie's gut ſein, Doctor," verſetzte er und ſtrich mit der Hand über die Stirne, „es iſt nichts." — „Es iſt doch was!" rief der Andere. „Ich habe über mein Regiment zu wachen, Herr! Her mit der Hand!" Es war ein halb verächtliches, halb ſchwermüthiges Lächeln, mit dem er die Hand erfaſſen, den Puls unterſuchen ließ, und da ein Aderlaß für dringend nöthig befunden wurde, zog er ruhig den Rock aus, ſtreifte das Hemd hinauf und that, was der Arzt befahl.

Dann aber ſollte er in's Bett oder noch beſſer in's Lazareth, und davon wollte er nichts hören. „Ich bin kein Kind," ſagte er, „ich werde doch die Bettelei überwinden."

„Wann kommen Sie wieder, Eck?" fragte er, da er mich mit dem Arzt aufbrechen ſah. „Soll ich denn?" ſprach ich. Er ſah mich ſtill an und ſchüttelte leiſe den Kopf. „Thörichter Menſch!" meinte er. „Sobald Sie können." Das verhieß ich und ging mit dem Doctor, der die Wirthsleute und ſeinen Burſchen ſo inſtruirte, daß ſie hin und wieder ſich ein Geſchäft in Ruedt's Zimmern machen ſollten, um ihn beobachten zu können. „Und ſieh' darnach," ſagte er dem zitternden Burſchen, „daß er nicht etwa ſeinen Verband löst. Denn," fuhr er zu mir fort, der ich ungläubig den Kopf ſchüttelte, „das hat man bei ſolchen heftigen Naturen in dergleichen Gemüthszuſtänden auch ſchon erlebt. Hab' ich ihn nur bis übermorgen, ſo iſt Alles gut. Denn ich kenn' ihn; ſeine Sentenz iſt hart wie ein Walzwerk, was da hinein geräth, muß ſich zurecht ſtrecken."

Auf der Parade machten wir unſere Meldung. Der Major wollte gegen Abend ſelbſt nach ihm ſehen und ihn herausreißen. „Dummes Zeug das Alles!" meinte er. „Der Mann iſt kein Kind. Was wird's ſein? Ein Todesfall? Eine weggelaufene Braut — bah!" Der Doctor aber verbat für heute jede Störung; nur er und ich ſollten ihn ſehen dürfen. Rings ſprach ſich die Theilnahme der Kameraden auf das Lebhafteſte aus. Nur der Kapitän fluchte und brummte: „Hm!" ſagte er höhniſch und ſchlug nach ſeiner Weiſe mit dem Abſatz auf das Pflaſter, — „wenn das ein Anderer wäre! Aber das iſt auch der Herr von Ruedt, der liebe Ruedt, unſer Ruedt." — „So iſt's!" erwiderte ihm A., der dabei ſtand, „es iſt der liebe Ruedt, unſer Ruedt, Herr Hauptmann. Schlimm für Sie, daß er nicht auch der Ihre iſt. Meinen Sie nicht?" — „Herr!" brauste der auf. — „Gut, gut! Thun Sie, was Sie wollen!" verſetzte A. und ging mit mir davon.

Gleich nach Beendigung meiner Geſchäfte machte ich mich wieder hin," erzählte Eck nach einer Pauſe weiter. „Seine Hausleute unterrichteten mich, daß Alles gut ſtehe und er ſanft wie ein Lamm ſei. Seinem Burſchen habe er ſelbſt befohlen, droben im Zimmer zu bleiben. Ich fand ihn auf dem Sopha liegend. Da er aufſehend mich erkannte, reichte er mir die Hand, bat mich abzulegen, entließ den Burſchen und ſagte dann nach einem kurzen Schweigen, ich möge nun ſtill ſein und hören. Er wolle mir erzählen. Seinen Bericht brauche ich wohl nicht zu wiederholen. Es war eben eine Liebesgeſchichte, ſeltſam nur in Beziehung auf den Beginn und die Fortſetzung des Verhältniſſes, in Betreff der Vorſicht oder Unvorſichtigkeit, mit der ſich die Leute trafen. Er ſprach fließend und anſcheinend ganz kalt; er hatte die Polſter nicht verlaſſen, auf denen er ausgeſtreckt lag, die Hände unter dem Kopf; die Augen richteten ſich bald auf mich, bald hafteten ſie gleichgültig hier oder da. „So war's,“ ſchloß er. „Vor drei Wochen, genau gezählt, bin ich zuletzt drüben geweſen. Da drückte ſie mir einen Zettel in die Hand und ſchob mich wieder zur Thüre hinaus, ohne daß ich im Dunkeln ſie geſehen, ohne daß ich ein Wort gehört. Auf dem Zettel ſtand, der Mann ſei krank, daher könne ſie mich in den nächſten Tagen nicht rufen. Ich ſolle Geduld haben. Nun Eck, der Mann iſt längſt geſund, aber von ihr weiß ich nichts. Bedenken Sie, daß ich im Hauſe gar nicht bekannt bin, daß ich weder Mann noch Kinder, noch Dienſtleute, noch Bekannte und Freunde kenne, daß ich nicht weiß, ob ſie hier, ob ſie verreiſt, ob ſie krank oder todt iſt, ob ſie etwa auf den ingeniöſen Einfall gerathen, mich zu abandonniren und „fromm“ zu werden oder einen Andern anzunehmen, — daß ich nichts erfahren kann, da ich nie einen Schlüſſel zu jener Thür beſeſſen und ſie auch viel zu lieb habe, und ſie alſo möglicherweiſe für immer zu kompromittiren! Und das geht ſeit vierzehn Tagen ſo fort, Abends mit dem Herzklopfen der Erwartung, Nachts mit Trauer und Gram, mit Angſt und ewiger Qual, Tags über mit immer ſich ſteigernder Angſt und Erwartung. Ja, ja, mein Schatz! Immerfort ohne Hülfe! Ohne Ausſicht! Oh — Satan!“ ſchrie er und ſprang ſteil vom Sopha empor und ſchlug die Hände gegen die Schläfen, — „ich weiß nicht, warum ich nicht wahnſinnig werden ſollte.“ Dann brach er jäh ab, ließ die Arme fallen, kreuzte ſie auf dem Rücken und ging geſenkten Hauptes auf und nieder.

„Weßhalb trennte ſie ſich nicht von ihrem Mann und ging mit Ihnen davon?“ fragte ich, um doch etwas zu ſagen. Er ſchüttelte den Kopf. „Wovon leben?“ verſetzte er. „Ich habe nur meine Gage. Das Bischen Vermögen der Eltern ließ ich meiner Schweſter, damit ſie heirathen konnte. Und ſie hat gar nichts. Und dann dieſer Eclat in unſerer keuſchen Zeit! Mit meiner Carriere wär' es aus, und ich habe nichts Anderes gelernt. Alſo — nichts, nichts, nichts! Addirt gibt das erſt recht nichts. Aber was geht mich auch das Vordem an? das Jetzt, das Jetzt! das nagt an meinem Herzen!“ Es war herzzerreißend, wie er das ſagte: Ton, Ausdruck, Blick, Alles. Und darauf ſchwieg er wieder und ging auf und ab, regelmäßigen Schrittes, wie der Pendel einer Uhr. Dabei hatte er ein Lineal vom Zeichentiſch genommen und zerbrach es zwiſchen ſeinen Fingern in kleine Stücke, die er dann gedankenlos fallen ließ.

„Morgen werde ich hingehen,“ ſprach ich endlich, „für heute iſt's zu ſpät. Der Mann hat mich ja eingeladen.“ — „Gut,“ erwiderte er und preßte meine Hand in der ſeinen, daß es ſchmerzte, — „gut, Eck! Und noch beſſer, daß Sie es anboten, denn bitten darum konnt' ich nicht. Thun Sie's, — aber — hören Sie, von mir keine Sylbe! Und nun gehen Sie, mein guter Kamerad, und laſſen Sie mich. Ich muß allein ſein.“ — „Sie reiben ſich auf!“ ſprach ich. — „Ich?“ fragte er, „ich? Ich will zeichnen. Ich bin ruhig. Ich ſehe ja ein Ende der Angſt. Das genügt.“

Es machte ſich inzwiſchen anders und beſſer als ich gedacht. Nachmittags bei einem Spaziergang begegnete ich dem geheimen Regiſtrator und da ich meine Entſchuldigung ausſprach, daß ich bisher noch nicht ſeiner Einladung gefolgt ſei und zugleich mich auf den folgenden Tag anmeldete, forderte er mich freundlich auf, jetzt mitzukommen, eine Suppe zu eſſen und ein Glas Wein zu trinken. Das nahm ich dankbar an; wir ſaßen zuerſt unten, nachher gingen wir hinauf, ſpeiſten in einem Hinterzimmer und ich lernte ſeine Frau kennen, ein kleines, lebhaftes und bewegliches Weib mit glänzend ſchwarzen Haaren, dunkeln Augen und einigermaßen ſcharfen, faſt ein wenig jüdiſchen Zügen. Ich ſagte, daß ich ſie bisher noch nie und nirgends geſehen; ihr Mann verſetzte, ſie hätten in den letzten Jahren faſt immer Trauer gehabt, ſeine Frau gehe auch wenig aus und frage nichts nach der Geſelligkeit. Wir kamen dann auf dieß und das, auch auf meine Wohnung zu reden. Der Mann wunderte ſich über mein ſtilles Leben, über das der Offiziere überhaupt. Den Herrn von Ruedt, der ihnen ſeit zwei Jahren vis-à-vis wohne, habe er nur bei ſeinen Aus- und Eingängen hin und wieder bemerkt. Ich ſtimmte bei, daß er ſehr ſtill lebe. Die Frau bot uns gerade unbefangen und munter die Suppe hin. Sie meinte, es ſei wohl ein wunderlicher Herr. Solcher Ernſt und ſolche Stille ſei ihr in ſeinen Jahren verdächtig. Dahinter ſtecke oft weiter nichts, als Pedanterie, Langweiligkeit, ja Falſchheit. „Ich ſehe, daß Sie Ruedt allerdings nicht kennen,“ ſprach ich ſo gleichgültig wie möglich. „Wer nur eine einzige Stunde mit ihm verkehrte, weiß, daß es mit ihm gerade conträr ſteht.“ Der Mann hatte heute Morgen ihn, mich, den Arzt geſehen. Er fragte ob er krank ſei. Ich gab das zu, aber es ſei nur unbedeutend und bereits vorüber. Sie achtete nicht darauf. Nachdem ich mich um zehn Uhr empfohlen, harrte ich an meinem Fenſter. Kein Zeichen ward ſichtbar.

Am folgenden Mittag theilte ich Ruedt das Geſchehene mit, ohne ein Urtheil oder eine Meinung auszuſprechen. Zuerſt, da ich begann, zuckte er zuſammen und eine helle Röthe legte ſich momentan über ſein Geſicht, darauf blieb er indeſſen ruhig vor mir ſtehen und hörte zu, dann fieng er ſeinen gewohnten Weg durchs Zimmer an, und ſetzte ihn auch noch fort als ich bereits geendet. „Es iſt gut,“ ſprach er endlich. „Ich danke Ihnen, Eck. Und nun will ich mich ankleiden und zum Dienſt melden.“ So geſchah's. Von der Zeit an hörte ich nichts mehr davon. Er lebte wie früher, nur wo möglich noch ſtiller und eingezogener, verkehrte beinahe allein mit mir, freundlich und herzlich, und errang ſich nach und nach den Namen des ſtillen Kameraden, unter welchem er bald überall in der Nachbarſchaft bekannt war. Zu unſerem Nachbar kam ich nur ſelten. Ein paarmal, da ich die Frau zufällig allein traf, ſchien ſie etwas auf dem Herzen zu haben; theils aber wurden wir geſtört, theils erleichterte ich ihr das Reden nicht, und ſo ſchwieg ſie denn.

Im Herbſt meldete ſich Ruedt wieder einmal krank, hielt ſich eingeſchloſſen und lehnte auch meinen Beſuch ab. Bei einem Abſchiedsfeſte, welches wir gleich darauf einem verſetzten Kameraden gaben, erſchien er jedoch wieder, war ziemlich munter, blieb bis zum Schluß und ging erſt um elf Uhr mit mir nach Hauſe. Wie ich allein war, legte ich mich noch ins Fenſter, ſeit langer Zeit zum erſtenmal. Die Uhren ſchlugen, die Ablöſung ging, der Poſtwagen fuhr und da — zum Teufel! — kam auch das Licht dreimal. Aber die Antwort blieb aus und Ruedt erſchien nicht. Tags darauf fragte ich ihn: „haſt Du geſtern Abend das Licht geſehen?“ Er ſah mich kalt an. — „Nein, geſtern nicht, aber vor acht Tagen etwa.“ — „Und gehſt Du nicht hin?“ — „Ich?“ Er lachte wild auf. — „Soll ich hingehen, Ruedt?“ — „Thu's.“ Ich ging alſo gleich Mittags.

Den Kanzleirath — das war er geworden — traf ich nicht daheim; die Frau ließ mich hinauf bitten; ſie wohnte wieder vorn, weil ihr das Hinterzimmer, wie ſie gemeint hatte, im Sommer zu dumpf ſei. Sie ſchien aufgeregt, drückte mehrmals das Tuch gegen den Mund, ſprach wenig und zerſtreut. Plötzlich ließ ſie die Hand ſinken und ſagte: „ich möchte Sie bitten, Herr von Eck, daß Sie mir etwas beſtellten.“ — „Zu Ihren Befehlen, Frau Rath,“ verſetzte ich erwartungsvoll. — „Aber Sie dürfen ſich nicht wundern, nicht fragen und müſſen bei Ihrer Ehre verſprechen, daß nie Jemand davon erfährt,“ fuhr ſie tief erröthend fort. „Thun Sie das?“ — „Das verſteht ſich ohne Frage und bedarf keiner Verſicherung,“ entgegnete ich. Ich habe meine Ehre nie gern im Mund geführt. Sie ſtand auf, ging mit an die Lippen gedrücktem Tuch ein paarmal raſch auf und ab, blieb dann vor mir ſtehen und ſagte: „ich muß Herrn von Ruedt ſprechen.“ — „Aber wie?“ fragte ich aufſtehend und mich verbeugend; „befehlen Sie hier oder anderswo?“ — „Ich will morgen Schlag drei Uhr aus dem Steinthor gehen,“ verſetzte ſie. „Im letzten Hauſe der Vorſtadt links wohnt die Amme meines älteſten Kindes. Wollen Sie ihm das mittheilen?“ — „Zu Ihren Befehlen,“ antwortete ich. Ihr Mann kam nach Haus; ſie ſetzte ſich auf ihren gewohnten Platz und begann ein gleichgültiges Geſpräch.

Nach Tiſch richtete ich meinen Auftrag aus. „Es iſt gut,“ erwiederte er und zog leicht die Brauen zuſammen. „Wir werden alſo morgen bereits um dreiviertel und zwar aus dem Vorthor gehen; denn man muß doch galant ſein.“ — „Wir?“ fragte ich beſtürzt. „Ja natürlich,“ verſetzte er, „du begleiteſt mich. Es muß ſein. Ich weiß, was ich thue. Aus Angſt geſchieht es nicht, mein Lieber.“

Zur beſtimmten Zeit gingen wir und bis an das Gehölz, wo man in den Weg zum Steinthor einlenken konnte, von da langſam gegen die Vorſtadt zurück. Wir ſahen ſie kommen und ins Haus treten, und da wir nahe waren, winkte eine vor der Thür harrende Frau, die uns darauf zu ihr in ein Zimmerchen führte. Bei meinem Anblick fuhr ſie empor. „Sie habe ich zu ſprechen gewünſcht, Herr von Ruedt!“ ſtammelte ſie, — „aber —“ „Mein Freund, Herr von Eck, weiß Beſcheid, Frau Rath, und hat mich nur auf meinen beſonderen Wunſch begleitet,“ ſprach er höflich. Sie ſtand auf. „So muß ich bedauern!“ meinte ſie, den Kopf aufwerfend. „Dann haben Sie ſich umſonſt incommodirt.“ — „Wie Sie wünſchen,“ erwiederte er und wandte ſich zur Thür. „Komm Eck, wir wollen uns empfehlen. Nur bitte ich die Frau Rath, nicht zu überſehen, daß nicht ich es war, der dieſe Begegnung erbat.“ — „Herr von Ruedt!“ rief ſie. Sie kehrte ſich dann zu mir und ſprach: „ich habe mit dem Herrn über Angelegenheiten zu reden, die nur ihn und mich betreffen. Verträgt es ſich mit Ihrer Ehre, wenn Sie dabei bleiben, Herr von Eck?“ — „Bah!“ ſagte Ruedt wegwerfend, „mein Wunſch garantirt Dir deine Ehre, Eck, bleib’ du nur!“ — „Sind Sie mir gegenüber etwa feig, Herr von Ruedt?“ fragte ſie mit blitzendem Auge und glühender Wange. Ein unglaublich verächtliches Lächeln zuckte über ſein Geſicht. „Sie erlauben wohl, daß ich Ihnen ein Wort leiſe ſage,“ ſprach er, neigte ſich zu ihr und flüſterte ihr ins Ohr. — „Nur deßhalb!“ ſetzte er laut hinzu. Sie war leichenblaß geworden und fiel auf einen Stuhl zurück. Ihre Lippen zitterten. „Und nun, lieber Eck,“ wandte er ſich zu mir, „nun verzeihe mir und gehe, da es die Dame dort wünſcht. Geh gegen’s Holz. In kurzer Zeit komme ich Dir nach.“ Ich ſtürzte aus der Thüre mehr als ich ging.

Es entſchwand indeſſen über eine Stunde, bis er ſich wieder mit mir vereinigte. „Komm,“ ſprach er und ſchritt der Stadt zu, weder aufgeregt noch abgeſpannt, ganz wie gewöhnlich; nur ſeine Lippen lagen hart und ſchmal auf einander. „Habt ihr euch verſtändigt?“ unterbrach ich endlich das Schweigen. „Wir ſind quitt,“ verſetzte er, und das Reden war wieder vorbei.

Vor ſeiner Wohnung bat er mich mit hinauf zu kommen, und nachdem wir abgelegt, ſetzte ich mich wie gewöhnlich vor den Ofen, in dem ein helles Feuer brannte; es dämmerte bereits. Als er ſich umgekleidet hatte, nahm er die Uniform und holte aus der Seitentaſche einen Brief hervor, mit dem er zu mir trat.

„Weißt Du,“ redete er, „daß ich ſie anderthalb Jahre lang für einen Engel hielt, der nur durch mich und für mich ſündigte? Weißt Du, daß in dieſen anderthalb Jahren keine Minute iſt, in der ich nicht jauchzend und glückſelig an ſie dachte und von ihr träumte?“ — „Ich glaub’s ſchon,“ gab ich zur Antwort. „So ziehe Handſchuhe an,“ fuhr er fort. Ich ſah ihn beſtürzt an. „Thu’s, thu’s!“ rief er, „ich wünſch’ es; es gibt ſonſt unſaubere Finger!“ So folgte ich ſeinem Wunſch und er gab mir den Brief. „Lies!“ ſagte er und warf ſich auf den Sopha.

Ich las. Ein Bekannter aus Berlin fragte Ruedt, ob es wahr ſei, daß hier eine Frau Reilmann wohne? Ob ſie mit Vornamen Helena heiße? Die habe er vor zehn Jahren als blutjunges Mädchen in Berlin gekannt, über Jahr und Tag mit ihr verkehrt, ſie von allen übrigen Bekanntſchaften losgeriſſen und beſonders eingemiethet. Nachher ſei ſie plötzlich verſchwunden. Ein Freund habe ſie ein paar Jahre darauf in Breslau bei einer ſehr anſtändigen Familie als Nichte wieder gefunden und ſei bei ihrer Hochzeit geweſen. Folgte das Signalement und: grüße die tolle, luſtige Hexe von mir, wenn es ſo iſt.

„Unmöglich!“ ſchrie ich auf und fuhr entſetzt vom Stuhl. — „Zweifeln kannſt du doch nicht?“ fragte er tonlos. „Wirf ihn in's Feuer und die Handſchuh dazu.“ Und ich that es halb beſinnungslos. Er war aufgeſprungen und ſchaute zu, wie es da im Ofen verkohlte. „So geht's!“ ſagte er und nickte leiſe mit dem Kopfe vor ſich hin. Weiter ſprachen wir an jenem Abend nicht ein einziges Wort. Ich weiß nicht, ob Sie das vielleicht ſentimental nennen, aber ich fühlte mich ſo zu ſagen zerſchmettert; wer Ruedt, wie ich, kannte, mußte es begreifen, daß dieſer Schlag ihm bis mitten ins Leben gedrungen war. Es iſt keine Kleinigkeit, wenn man ſieht, daß man ſeine Seligkeit von etwas Ehrloſem abhängig machte.

Von der Zeit hörte und ſah ich nichts mehr bei ihm, was auch nur im Allerentfernteſten auf das Vorgegangene hingedeutet, von ſeinen inneren Zuſtänden Nachricht gegeben hätte; es war zwiſchen uns kein Wort mehr darüber gewechſelt. Einmal in den erſten Tagen ſagte ich zu ihm; „willſt Du nicht ausziehen, Ruedt? Brükiners — ſo hieß der verſetzte Kamerad — Quartier iſt noch frei und liegt bequem.“ — „Ausziehen?“ entgegnete er, „nein!“ Das war Alles.

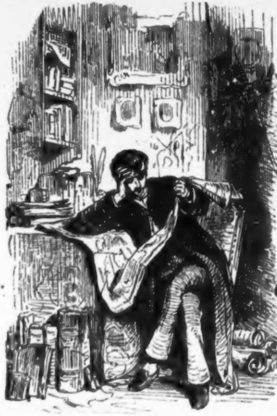
Um dieſe Zeit trat die Abneigung des Kapitäns gegen Ruedt immer entſchiedener und lebhafter hervor. Es war eine ewige Katzbalgerei, und wie ſehr er ſich auch in Acht nahm, wie ſehr er auch an ſich hielt, die Angriffe waren zu offen und zu ſchonungslos, als daß er ſie immer ruhig hätte ertragen können; er ward auch ſchärfer, ſuchte auch ſeinerſeits manches hervor, und beſonders, wo ſie ſich außer dem Dienſt trafen, ſchenkte er ihm nichts, ließ ihn bei Gelegenheit in ein paar beiläufigen, oft wegwerfenden Worten ſeine Ueberlegenheit empfinden. „Was hat er eigentlich gegen Dich?“ fragte ich ihn einmal, da wir Nachmittags auf ſeinem Zimmer ſaßen und Schach ſpielten. Er war gerade am Ziehen, antwortete mir nicht und ich vergaß meine Frage über den Verlauf des Spiels. Als die Partie zu Ende war, forderte er mich auf zu gehen und einen Spaziergang zu machen; drunten auf der Straße ſagte er: „Du fragteſt mich vorhin, weßhalb der Narr mir ſo aufſätzig iſt? Komm' mit zu Dir hinauf.“ Ich folgte ihm, und während ich im Zimmer umher kramte, ſtellte er ſich ans Fenſter. Nach einiger Zeit rief er mich, und als ich hinaus ſchaute, ſah ich den Kapitän daher kommen, im Vorbeigehen zu

Ruedt's Fenſter hinaufſehen und dann in die Thüre des Kanzleiraths treten. Es dämmerte bereits ſtark, und Niemand weiter mochte es bemerkt haben. „Sahſt Du das?“ fragte Ruedt. Ich nickte. „Genügt das?“ fragte er wieder. — „Ich begreife kaum,“ verſetzte ich. „Thor!“ entgegnete er. „Früher bemühte er ſich auch dort und umſonſt, nachher trat er für mich ein — dann gab man ſich wieder Mühe um mich, der ich zu viel wußte, und da ich nicht oder vielmehr zu hart anbiß, hat man ſich mit ihm getröſtet, ihm, der Satan weiß was, erzählt und ihn auf mich gehetzt. Verſtanden?“ — „Zur Genüge!“ erwiederte ich.

Nun war der Kapitän einige Jahre zu irgend einer Commiſſion kommandirt geweſen, und manche Einzelnheiten des praktiſchen Dienſtes waren ihm, wenn auch nicht aus dem Gedächtniß, ſo doch aus der Uebung gekommen, und es gab in Folge ſeiner Commandos oft genug Irrungen. So zum Beiſpiel paſſirte es häufig, daß er ein Halt, eine Schwenkung, ein Abbrechen falſch oder auf den unrichtigen Fuß commandirte, was dann eine heilloſe Confuſion anrichten mußte.

Am Morgen nach jenen Worten Ruedt's ging es uns auch wieder ſo; Ruedt's Zug kam gänzlich in Unordnung und ihn traf ein herber und, wie ich hinzuſetzen muß, ungehöriger und ungerechter Tadel. Als wir daher nach dem Rühren wieder beginnen wollten, trat er zum Hauptmann und fragte in der reſpektvollſten und ruhigſten Weiſe: „was befehlen Sie, daß ich thue, Herr Kapitän, wenn Sie wieder falſch commandiren?“ Der Angeredete fuhr wie von einem elektriſchen Schlage zurück, wurde purpurroth und brach dann aus: „Das werd' ich Ihnen anſtreichen, Herr von Ruedt! Was unterſtehen Sie ſich, Herr?! Jetzt treten Sie ein. Nachher werde ich meine Anzeige machen.“ — „Zu Befehl!“ entgegnete er ruhig, „ich möchte aber dennoch fragen, wie —.“ — „Bei Gott dem Allmächtigen! — ich! — Kehrt! — Eingetreten!“ brüllte der Entrüſtete. So drehte Ruedt ſich denn gleichmüthig um und that wie ihm befohlen. Nach Beendigung des Dienſtes erfolgte alsbald die Klage, die Unterſuchung begann und endete mit ſeiner Verurtheilung zu einem Vierteljahr Feſtung. „Das iſt gut,“ ſagte er zu mir vor ſeiner Abreiſe. „Ich habe viel zu thun und dort die beſte Zeit.“ Der Kapitän wurde bald nach Neujahr und kurz vor Ruedt's Rückkehr penſionirt und verließ dann die Stadt. Darauf lebten wir fort wie früher. Er bezog auch ſeine alte Wohnung wieder und war und blieb der Alte.

War er ſtill weggegangen, er kam noch ſchweigſamer zurück. Eine längere Rede hörte Niemand mehr von ihm, weder bei Tiſch, noch wo er ſonſt mit den Kameraden oder auch mit mir allein zuſammen war. Die Meiſten zogen ſich daher nach und nach zurück, da ſie nichts mehr mit ihm anzufangen wußten; ich blieb ihm treu und war auf dem beſten Wege zu werden wie er. Im Dienſt war ſein Schweigen am auffälligſten. Er hatte im Frühjahr 1812 das Ausexerziren unſerer Rekruten zu überwachen; wenn er dann Morgens oder in den Pauſen einmal die Reihen hinabging, um die Leute zu beſichtigen, und etwas zu tadeln fand, winkte er einem Unteroffizier ſchweigend herbei und deutete eben ſo ſchweigſam auf den Fehler. Oder er verbeſſerte ihn, wieder ohne Worte, ſelbſt, rückte die Stellung zurecht, Lederzeug, Gewehr, wie es kam. Und wenn er dann ſelbſt hin und wieder das Commando übernehmen mußte, bemerkte man leicht, wie fatal es ihm war. An ſolchen Tagen war er ſchlechter Laune und antwortete ſelbſt auf Fragen nicht oder herb. Einmal fragte ihn ein Kamerad lachend: „wie viel Buchſtaben haben Sie heute über Ihren Etat geſprochen, Ruedt?“ Und er antwortete: „leider ſo viel, daß es auf die paar nicht ankommt, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie ein Narr ſind.“ Das folgende Zuſammentreffen machte Beide für einige Zeit noch ſtiller, denn Beide wurden verwundet und die Sache nur mit vieler Mühe vertuſcht.



Im Frühling 1813 rüſteten wir uns zum Kampf. Ruedt war von der beſten Laune, und wenn er auch nicht ſprach, lief es doch zuweilen wie ein Lächeln über ſein ſtilles, finſteres Geſicht; er ſchnipste wohl mit den Fingern, ſummte zuweilen einen Marſch und ſtudirte eifrig die Karten von Sachſen, der Mark und Schleſien. Bei dem Mangel an Offizieren ward er trotz ſeiner Jugend zum Führer unſeres freiwilligen Jäger-Detaſchements ernannt und ich ihm als zweiter Offizier beigegeben. Da hatten wir genug zu thun und er mußte mehr ſprechen als ſeit langer Zeit. Das Regiment marſchirte am neunzehnten März aus, wir folgten ihm am einunddreißigſten, wie Sie ſich denken können, nicht in der beſten Ausbildung. Jedoch lernten wir unterwegs, vereinigten uns am zehnten oder elften April wieder mit den Unſeren und beſtanden die Parade vor Blücher bei Halle ganz erträglich.

Bei dieſen Märſchen und Quartieren, wo wir meiſtens allein waren oder doch entfernt von den übrigen, ſchloſſen wir uns immer feſter und vertrauter an einander. Er war van einer ſo ſeltſamen und doch ſtillen Luſtigkeit, daß mich ſchlimme Gedanken überkamen und ich ihn eines Tags, wo wir bei der Avantgarde waren und zum erſtenmale Ausſicht hatten ins Feuer zu kommen, flehentlich bat, ſich nicht mebr als nöthig zu exponiren. „Wer ſich ſo in die Gefahr ſtürzt, daß er untergehen muß,“ ſagte ich, „iſt in meinen Augen ein Selbſtmörder.“ Er ſah mich überraſcht an. „Mache Dir keine Gedanken,“ ſprach er. „Ich ſetze mich nicht unnöthig aus, da ich doch noch nützen kann, ſo gleichgültig mir ſonſt auch Leben und Sterben iſt. An — bah! — an das Weibsbild dort denk' ich nicht mehr. Sie iſt zu ſchlecht für das Gedächtniß eines anſtändigen Mannes und nicht bedeutend genug, daß man ihretwegen verzweifeln ſollte. Genug davon.“ Wir kamen an dem Tage richtig mit dem Feinde zuſammen, und er und unſere jungen Leute machten ſich bewundernswürdig, wie man es von den älteſten Truppen nicht kaltblütiger und muthiger hätte verlangen können. Und ſo ging der Feldzug fort.“

Der Erzähler hielt inne, um ſeine Pfeife in Ordnung zu bringen. Wir ſprachen über das Gehörte hin und her und ich bemerkte, es ſei immer thöricht, wenn man ſich in ein ſolches Verhältniß ſo tief einlaſſe, daß dergleichen Elend die Folge ſein könne. Der Major lächelte. „Ja,“ meinte er, „das hört ſich vortrefflich an. Der junge Herr iſt ſattelfeſt genug in ſeiner Theorie. Aber die Praxis iſt der rechte Legirſtein, wo ſich das Metall ausweist und oft ganz anders erſcheint als vorher. Doch laſſen Sie mich weiter erzählen; ich kann doch nicht die ganze Nacht ſo fortfahren. — Sie, Herr Kamerad,“ wandte er ſich an meinen Freund S., „ſind ſo unruhig wegen Ihrer Ronde, und der Herr da weiß ſelbſt noch eine Geſchichte — alſo!“ Wir lachten, tranken ihm zu und dann fuhr er fort:

„Am 12. Auguſt ward der Waffenſtillſtand gekündigt, die folgenden Tage neckten wir uns, griffen den Feind am 18. ernſtlich an und drängten ihn zurück, bis er am 21. umkehrte und ſtand. Und das iſt der Tag, von dem ich Ihnen beſonders zu erzählen hatte.

Wir gehörten wieder einmal zur Avantgarde, waren am Morgen vereint mit unſerem Füſilier-Bataillon, zwei Eſcadrons Huſaren und vier Geſchützen einer leichten Batterie zuerſt ins Feuer gekommen, blieben bei einander und drangen vor von der Höhe ins Thal, vom Thal auf die Höhe, über die Bäche, durch Buſch und Wald. Es war ein heißer Tag, zweifach, denn die Sonne brannte hundstagsmäßig und der Feind ſchenkte uns nicht einen Schritt, ſo daß wir viele Leute verloren und keinen Augenblick ruhen durften. Aber dennoch blieben wir bei dem tollen Treibjagen munter und guter Dinge, Ruedt war unermüdlich und glühte vor Eifer, Muth und Luſt.

Wir waren durch ein Gehölz gedrungen, welches von den Anderen rechts und links umgangen werden ſollte; vor uns im Thal lag ein Landhaus mit ummauertem Hofraum. Dahin zogen ſich die feindlichen Tirailleurs zurück; links zeigte ſich eine langſam zurückgehende Infanteriemaſſe und Artillerie. Wir waren weit voraus, das Terrain erſchien weiterhin dermaßen koupirt, daß man nirgends um ſich ſehen konnte, und nur mit der höchſten Vorſicht vordringen durfte, denn von unſeren Nebentruppen wußten wir nichts, von dem, was hinter uns zur Unterſtützung ſtehen mochte, erfuhren wir auch nichts. Die letzte Ordre war geweſen, in dieſer Richtung vorzudringen; ſeitdem waren aber ſchon Stunden vergangen. Wir berathſchlagten und raſteten.

Indem kam jedoch Meldung von rechts und links; der Oberſtlieutenant St., der die Füſiliere kommandirte, ließ uns und die Huſaren beordern, bis auf weitere Befehle möglichſt gedeckt ſtehen zu bleiben; es mochten ihn dieſelben Bedenken erfaßt haben, die auch uns zurückhielten. So verging einige Zeit. Dann ward es hinter uns in dem Waldwege laut und ein Adjutant ſprengte heran. „Endlich!“ rief er. „Gott ſei Dank, daß ich Sie treffe! Wo ſind die Anderen?“ Ruedt unterrichtete ihn von der Stellung und weßhalb wir verzögert. „Schon gut!“ verſetzte der Andere. „Zu St. will ich ſelbſt, den Rittmeiſter müſſen Sie inſtruiren laſſen, Herr Kamerad. Sie nehmen das Haus dort und laſſen es beſetzt. Nachher durch den Wald. Ein Weg führt dort entlang, auf dem die Artillerie weiter gehen muß. Dann treffen Sie Schloß B. Das wird der Feind halten. Sie nehmen es aber unter jeder Bedingung und bleiben dort bis auf neue Ordre. Sie ſtehen in der Flanke, meine Herren, und werden was leiſten können. Dieſen Wald wird Ihr zweites Bataillon beſetzen; links ſchlägt ſich die Brigade H., rechts iſt's frei. Es geht gut. Den General treffen Meldungen bei der L'ſchen Mühle. Gott befohlen!“ Fort ſtäubte er. Unſere Meldung ward den Huſaren zugeſchickt, zehn Minuten darauf klangen die Hörner zum Vorgehen.

Wir wurden warm empfangen und hatten gleich nach den erſten Schritten Todte und Verwundete. Das Haus lag vortrefflich: rechts ein ſumpfiger und durch den Regen der letzten Tage angeſchwellter Bach, dahinter eine Mauer, loſe aus Bruchſteinen zuſammengeſetzt; links ein Weg längs der Hofmauer und von da ab freies Feld, nach hinten ein mit jener Bruchſteinmauer umfriedigter Raum bis an die nahen Hügel. Die Huſaren verſuchten umſonſt, rechts herum zu kommen, wir ebenſo vergeblich Bach und Mayer zu überſchreiten. Erſt, als die Artillerie das Thor eingeſchoſſen und die Füſiliere ſtürmten, fanden wir eine ſeichtere Stelle, drangen ein, ſchnitten in dem parkähnlichen Garten einige Leute des Feindes ab und folgten den anderen ſcharmützelnd von Baum zu Baum. Während der Zeit war das Haus mit einer Kompagnie beſetzt, der ſich ein paar Sectionen von uns und ein Zug Huſaren anſchließen mußten. Die übrigen Füſiliere, Huſaren und die Artillerie gingen auf dem freigewordenen Wege weiter; wir — etwa noch hundert Mann ſtark — bekamen den Befehl, durch's Holz über die Hügel zu dringen. Und das war ein Fehler. Denn da nur ein paar leichte Truppen des Feindes zwiſchen den Büſchen ſaßen, hätten wir dieſe in Gottes Namen da laſſen können, bis ſie durch unſer Umgehen von ſelbſt und ohne Blutvergießen zum Rückzug gezwungen worden wären. Nun ſaßen wir gleich feſt. Hinter dem Park kam eine offene Wieſe, dann ein tiefer Graben ohne Uebergang, dahinter die vorn mit Buſch, weiter hinauf mit hohen Bäumen beſtandenen Hügel, im Gehölz der Feind, kaum ſichtbar und unangreifbar. Vergeblich gingen wir hinter ein paar zerſtreuten Dornbüſchen vor; über den Graben konnten wir nicht und verloren Mann auf Mann. Es war eine ängſtliche Situation.

Geſchehen mußte etwas. Links herüber vernahmen wir Angriffs-Signale und Schüſſe der Freunde, die Artillerie brummte dazwiſchen; aber der Feind vor uns wich noch immer nicht. So zog ich mich rechts hinauf, um einen Uebergangspunkt zu ſuchen. Ruedt ſchwang ſich mit einem Fluch auf eine bei einem Dornbuſch ſtehende einzelne Pappel, deckte ſich ſo gut es gehen wollte durch den Stamm, ließ von den Leuten unten die Gewehre laden und hinaufreichen und beſchoß den Feind wirkſamer von oben. Andere folgten hier und dort ſeinem Beiſpiel, ein Oberjäger entdeckte einige hervorragende Wurzeln im Graben, die einen Uebergang vermöglichten. Er ſprang zuerſt hinein und hinüber, und wenn er auch fiel, wir Anderen folgten ihm, machten Raum, Ruedt kam uns mit dem Ueberreſte nach und nun ging es ſo raſch und drängend vorwärts, daß wir mit dem Feind im fortwährenden Handgemenge blieben. Von Schießen war keine Rede mehr, Kolben und Hirſchfänger arbeiteten, Gefangene machten wir nicht; wir griffen erbittert und wie Tollköpfe an, die Feinde wehrten ſich wie Verzweifelte. Es war ein wildes Stück Kampf und ohne Wunde keiner von uns.

Als ich einmal in Ruedt's Nähe kam, ſah ich ihn am Kopfe bluten, er hatte den Czako verloren und ſein blondes Haar wehte weit zurück; den rechten Arm hatte er mit einem Tuch umbunden und führte den Degen in der Linken. „Schone Dich, Ruedt! Geh' zurück!“ rief ich. „Bah!“ verſetzte er, „Lapperei das! Horch! da links müſſen ſie bald herum ſein! Vorwärts, meine Leute! Laßt nicht nach! da iſt die Liſiere! Hurrah!“ - Und ſo ſtürzten wir weiter, die letzten Feinde flüchteten auf's Feld, wir ihnen nach; am Rande des Gehölzes begrüßte uns ein Kartätſchenſchuß, ohne jedoch ſonderlichen Schaden anzurichten. Die feindlichen Geſchütze waren vom Wege her im Abziehen begriffen; eins hatte abgeprotzt und bedachte uns mit ſeiner Ladung. Dahinter flüchteten die Reſte der Infanterie dem nicht fernen Schloſſe zu, ein kleines Quarré wehrte ſich mannhaft gegen die Angriffe der Huſaren; die Spitze unſerer Füſiliere quoll eben um die Waldecke.

Da war's, wo ich nochmals Ruedt's Stimme hörte. „Fort, Eck!“ ſchrie er mit heiſerer Stimme, „da hinauf, rechts, ohne Säumen zum Schloß! Ihr Jäger, mir nach! Wir wollen das Geſchütz haben! Laßt den Schuß vorbei! — So! Hurrah! —“ Und fort ſtürzte er auf's Feld und fort ging's mit mir, wo der Buſch ſich rechts im jähen Bogen bis nahe an's Schloß zog. Wie ich dort war und die erſten Rotten ſchon ins Freie ſchlichen, bemerkte ich, daß Ruedt das Geſchütz hatte. Das Quarré war auseinander und die Feinde flüchteten einzeln. In demſelben Augenblick fuhr unſere erſte Kanone aus dem Holz, protzte ab und demontirte mit dem Schuß ein feindliches Geſchütz, welches die müden Pferde nicht ſchnell genug hatten über den durchſchnittenen Boden bringen können. In demſelben Augenblick ſah ich Ruedt's Degen gegen das demontirte Geſchütz winken und hörte ſein Signal zum Sammeln und ſchnellen Vorgehen. Er ſtürmte vor, gerade als Kavallerie um die Schloßecke und auf ihn zujagte. Mein Rückzugs-Signal kam zu ſpät; ich warf mich dann halb raſend vorwärts, das war auch zu ſpät; unſere Huſaren kamen heran, warfen die Chaſſeurs, daß ſie wie Spreu zerſtäubten, und folgten ihnen um das Schloß, woher ſie gekommen. — Das war wieder zu ſpät. Als wir bei dem Geſchütze waren, machte es uns Niemand ſtreitig. Wir fanden 17 todte oder ſchwer verwundete Jäger. Ruedt war nicht dabei. Er mit einigen Anderen ſei gefangen, meinte einer der Bleſſirten; ob aber von den Chaſſeurs oder von der Artilleriemannſchaft, die dem Schloß zugeflüchtet, wiſſe er nicht.

Als ſich um mich ſammelte, was noch übrig war, fanden ſich dreiundvierzig Mann. Schelten Sie auf Ruedt, auf mich, auf die Leute — ja, es war ein Tollhausſtreich. Aber was wollen Sie? das Blut war uns allgemach zu Kopf geſtiegen und wir waren außer uns, alle, Jäger wie Offiziere. Und wir waren noch nicht fertig. „Wir müſſen Ruedt wieder haben!“ murrte der Oberjäger Strengerz, einer unſerer tüchtigſten Leute. „Zum Schloß!“ ſchrie Einer. „Zum Schloß!“ brüllten die Andern. „Zum Schloß!“ rief ich und eilte dem heranſprengenden Oberſtlieutenant entgegen, um ihm meine Meldung zu machen. Meine Leute fiengen bereits an, die herüber knackenden Schüſſe des Feindes zu erwidern.

St. ward beſtürzt und ärgerlich, da ich ihm das Geſchehene mittheilte; er mochte den begangenen Fehler einſehen, allein er bemäntelte dieſe Einſicht mit dem Tadel gegen uns. „Daß euch und eure Tollheit der Teufel hole!“ rief er. „Welcher Satan heißt euch auch auf die Kanonen losgehen! da habt ihr's nun. Der ganze Bettel iſt nicht die Maſſe Leute werth! Und nun der Ruedt! Der Teufel hole euch alle mit einander.

Laſſen Sie ſammeln!“ rief er ſeinem Adjutanten zu. „Raſch! die Artillerie gegen das Thor! Ihr!“ — er wandte ſich an mich — „thut was ihr wollt, ich miſche mich nicht mehr in eure Tollheiten!“ Und damit ſprengte er fort. Ich eilte zu meinen vordringenden Leuten zurück.

Es war wieder die Geſchichte wie vorhin bei dem Landhaus, nur daß hier Hof und Park von einer wirklichen acht bis neun Fuß hohen Mauer aus gutem, ſolidem Mauerwerk umgeben war und das Thor durch ein feſtes und maſſives eiſernes Gitter zwiſchen Sandſteinpfeilern gebildet wurde. Die Beſatzung war zahlreich und, hatten wir die Ordre, das Schloß unter jeder Bedingung zu nehmen, ſo ſchien der Feind Befehl und Willen zu haben, es um jeden Preis zu halten. Die Wichtigkeit des Platzes für ſeine Flanke mochte er gleichfalls begriffen haben. Er hatte daher drinnen Gerüſte gemacht und ſchoß über die Mauer, er hatte Scharten hineingebrochen und Alles gethan, was ihm Zeit und Erfahrung erlaubten und an die Hand gaben. Zum erſtenmal am heutigen Tage hörten wir jetzt auch links in nicht allzu großer Entfernung den Donner eines ernſteren und zuſammenhängenden Gefechts. Um ſo muthiger griffen wir an; wenn man dort ſiegte, wollten wir nicht zurückbleiben.

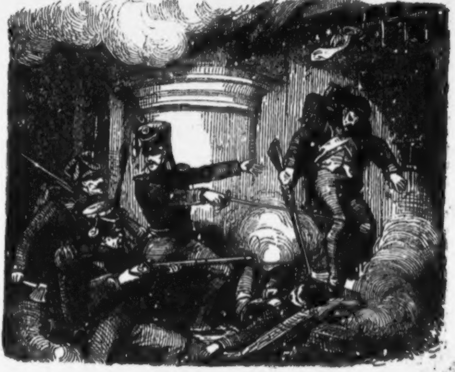
Allein es ging ſchlecht genug. Wir Jäger konnten gar nichts thun als nach den Köpfen ſchießen, die ſich hier und da über der Mauer und an den Fenſtern der Gebäude zeigten. Die Artillerie beſchoß das Thor; allein wer einmal ſolch' ein eiſernes Gitter von leichten Kanonen beſchoſſen ſah, weiß, daß es lange aushält. Endlich nach geraumer Zeit trafen zwei Kugeln zugleich das Schloß und eine der Stellen, wo der Gitterflügel am Pfeiler befeſtigt war, er ſtürzte in den Hof und die Füſiliere brachen ſtürmend herein. Doch dieſer Sturm und der nächſte und der folgende wurden derb abgeſchlagen und wir waren noch immer auf dem alten Punkt.

Da hieß es: heran mit der Haubitze, werft Granaten in's Schloß und zündet es an. Das geſchah; und war das alte Gebäude nun ſchlecht gebaut oder trafen unſere Schüſſe beſonders glücklich gerade feuersgefährliche Stellen — ſchon nach dem dritten Schuſſe kam der dicke Rauch und gleich darauf ſchlug die helle Lohe aus den Fenſtern des mittleren Geſchoſſes. Jedoch die Feinde beirrte das nicht; ſie ſchickten eben die Unſeren auch vom vierten Sturm mit ebenſo blutigen Köpfen zurück wie vorhin. So verging die Zeit, ſeit dem erſten Angriff vielleicht nur eine halbe Stunde, aber dennoch lange genug, um uns halb raſend zu machen.

Indem ſtürzte Strengerz zu mir heran, der ich einen kleinen aus Fachwerk beſtehenden Theil der Mauer mit ein paar Hebebäumen bearbeiten ließ, die mir die inzwiſchen zurückgekehrten Huſaren aus dem Walde verſchafft hatten. „Lieutenant,“ ſchrie er, „geſchwind hier um den Buſch! Hören Sie's? Unſere Leute ſind im Garten!“ Sie hatten weiterhin die Mauern erſtiegen. „Fort, zu ihnen!“ rief ich. „Halten Sie ſich zwei

Minuten, Strengerz, ſo bin ich bei Ihnen!“ — „Eine Stunde!“ war ſeine Antwort, als er forteilte. Schon war eine Oeffnung da und ſchnell erweitert; einen Huſaren jagte ich mit der Meldung zum Oberſtlieutenant, ließ durch die Anderen die Feinde über den Mauern beſchäftigen und drang endlich durch. Der Feind warf ſich uns tapfer entgegen. — Denn, meine Herren, glauben Sie mir, es waren treffliche Soldaten, die uns gegenüber ſtanden, troß ihrer Jugend und geringen Ausbildung, und ihre Offiziere leiſteten Alles, was man verlangen konnte. Aber ſie ſtanden hier zwiſchen doppeltem Feuer, da Strengerz und ich nicht feierten; die Mauer ward jetzt auch noch auf anderen Stellen erſtiegen. Das Thor wurde endlich erſtürmt, das Schloß brannte lichterloh, da waren wir denn nach einer Viertelſtunde die Sieger und hatten, was nicht todt war, zu Gefangenen gemacht.

Kaum hatte ich einen Augenblick Luft geſchöpft, ſo eilte ich mit ein paar Jägern zum Schloß; es war, als ob ich's wüßte, daß ich Ruedt dort treffen würde. Und kaum ſind wir in der Nähe, ſo hören wir uns angerufen — ein paar von unſeren Jägern ſchreien aus einem der oberen Fenſter wie Verzweifelnde um Hülfe; bei dem Lärm und Wirbel des Kampfes war es bisher überhört. „Ruedt?“ rufe ich. „Hier! zu Hülfe,



Lieutenant!“ ſchreien ſie. Einen Jäger ſchicke ich zurück, um Mannſchaft zu holen und Leitern zu ſuchen; ich ſelbſt mit zwei Anderen eile um das Schloß in die nächſte Thür, über Todte und Verwundete, durch Qualm und Flammen hinauf. Wohin nun?! — Da hören wir es gegen eine Thüre donnern, — da lehnt ein unglücklicher Poſten, getreu bis in den Tod, halberſtickt vom Rauch und fällt dennoch gegen uns das Gewehr. Einer meiner Begleiter ſchießt ihn nieder, der Andere ſprengt das Schloß der Thüre. Wir hinein — die Flammen ſchlagen uns zuerſt ins Geſicht, durch den Fußboden herauf brennt es die Holzverkleidung der nächſten Wand entlang. Dann ſtürzen uns drei Jäger entgegen — Ruedt?! Barmherziger Gott! Da liegt er! Athmend noch — aber bewußtlos vom Blutverluſt, von der Hitze, dem Rauch. Ich und ein Jäger — Salomon hieß er — nehmen ihn auf die Arme, tragen ihn hinunter und übergeben ihn dem herbeieilenden Chirurgen.

Nun, meine Herren, er war bei dem demontirten Geſchütz zum zweitenmal in den rechten Arm verwundet, dann mit vier Jägern gefangen ins Schloß gebracht und in dies hochgelegene Zimmer geſperrt worden. Die Leute thun für ihn, was ſie können, legen ihn auf ihre ausgezogenen Uniformen, ſuchen das Blut zu ſtillen. Da ſchlägt unſere erſte Granate durch's Dach und die Decke des Zimmers, zerſchmettert einem Jäger, der ſich über Ruedt beugt, den Kopf, reißt ihm ſelbſt den Unterleib auf, geht ins untere Geſchoß und zündet. An Hülfe war nicht zu denken; es fragte ſich nur, wie lange wir ihn noch am Leben erhalten konnten.

Das Schloß mußten wir brennen laſſen; einige Nebengebäude konnten wir erhalten, ſchafften Ruedt ſowie die anderen Verwundeten hinein, und thaten zu ihrer Pflege, was wir vermochten. Inzwiſchen mußten wir auf die Vertheidigung des Orts bedacht ſein, verbarrikadirten das Thor und die offene Mauerſtelle im Park, ſtellten die Artillerie und die Huſaren ſo paſſend auf, wie es das Terrain erlaubte, und ſchickten Patrouillen nach vorn, ſeitwärts und zurück. Dann eilte ich wieder zu meinem ſtillen Kameraden.

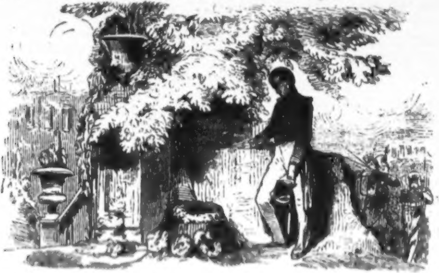
Er war jetzt bei Beſinnung, erkannte mich und reichte mir, ſo ſchwach er war, die Hand. Sein erſtes Wort fragte nach unſern Jägern und ihrem Verluſt; dann, als er meinen flüchtigen Bericht vernommen, flüſterte er: „wohlan Eck, der Oberſtlieutenant und ich verdienen Strafe, wir haben unverzeihlich gehandelt. Darum ſterb' ich auch nach altem Recht an einer preußiſchen Kugel.“ Mir ſchoſſen die Thränen in die Augen. „Thorheit!“ meinte er, „ſterben müſſen wir Alle, und ich habe vom Leben genug gehabt, um ruhig hinauszugehen. Etwas weniger Schmerz könnte ich aber immer dabei haben.“ Er fiel wieder in Ohnmacht und ich ward abgerufen, weil der Feind nahe.

Wir wurden angegriffen, wir wehrten uns, davon läßt ſich denn nichts weiter ſagen. Genug, wenn ich Sie verſichere, daß ich den Poſten bis auf den letzten Mann gehalten hätte, und meine Jäger dachten ebenſo. Denn Ruedt lebte — qualvoll, ja! aber er lebte! Und wegbringen konnten wir ihn nicht. Alſo! —

In den Pauſen des Gefechts ſchlich ich mehr als einmal zu ihm, eigentlich nur, um, wenn ich ins Zimmer trat, ſein Stöhnen zu vernehmen; ſprechen that er nicht mehr.

Als ich gegen ſieben Uhr nach einem neuen abgeſchlagenen Sturme wieder hinkam, war es ſtill wie im Grabe. Er ſei eben geſtorben, ſagte der Chirurg. — —

Gleich darauf bekamen wir Hülfe von den Unſeren, der Feind zog ſich zurück, wir wurden gleichfalls zurückbeordert. Bevor wir abzogen, ließ ich ihn im Park unter einer prachtvollen Kaſtanie begraben.



Am folgenden Tage erhielt ich für mein Verhalten bei dieſer Affaire das Kreuz.

So war's, meine Herren," ſchloß Eck. Seine Stirne war tief gefurcht, und die Augen ſchauten finſter. „So war's. Durch das erhellte Fenſter ward ich auf Ruedt aufmerkſam und mit ihm bekannt. Die daraus folgenden, die damit zuſammenhängenden Begebenheiten machten uns zu Freunden. Was ich verſtand, was ich leiſten konnte, hatte ich ſeinen Lehren zu verdanken. Weil wir ſo gute Freunde waren, that ich an dem Tage ſeines Todes, was ich that, und weil ich ihn nicht lebend dem Feind in die Hände fallen laſſen wollte, wandte ich alle meine Kraft, alle meine Ueberlegung und Einſicht bei Vertheidigung des Schloſſes an. So kriegt' ich, laſſen Sie es mich ruhig geſtehen, nur durch und um ihn den Orden."

Er ſchwieg. Wir waren ſehr ſtill geworden und blieben ſo eine geraume Zeit.

Endlich ſtand S. auf, trank das Glas leer, ſetzte den Helm auf, band die Schärpe um und ſteckte den Degen an. „Was haben Sie denn vor?“ hieß es. — „Sie wiſſen ja, — Ronde gehen,“ war die Antwort. — „Bah!“ meinte Einer, „die drängt nicht. Warten Sie, bis auch wir aufbrechen, wo Sie dann noch den Vortheil haben, daß es im Rapport überaus ſtolz lauten wird: „„Ronde-Lieutenant S. um vier Uhr.““ Denken Sie! der Dienſteifer!“ — „Ich danke,“ verſetzte er. „Ich habe Reſpect vor einer ſolchen Zeit. Ich könnte noch einmal erleben, was mich, wie Sie wiſſen, damals ärgerte.“ — „Was denn? Wir wiſſen nichts!“ riefen wir. — „Habe ich's Ihnen noch nie erzählt?“ fragte er, indem er die Handſchuhe anzog und die Cigarre in einen gabelförmigen Zweig des Geſträuchs legte. „Nun, da ich noch in B. ſtand und einmal auch die Ronde hatte, konnte ich Nachts nicht ſchlafen, ſtand um vier Uhr auf, gedachte durch einen Gang ruhiger zu werden, und machte mich hinaus, die Poſten zu revidiren. Ich fand einen Mann in tiefem Schlaf, und da ich ihn mit Mühe erweckte, zeigte ſich's, daß er noch obendrein betrunken war. Ich ließ ihn alſo ablöſen, meldete es Morgens ſelbſt dem Kommandirenden und erhielt von ihm zur Antwort: „ja, ſehen Sie, liebſter S., das kommt davon, wenn die Herren Offiziere bereits Morgens vier Uhr Ronde gehen.“ Das habe ich mir gemerkt und nun — adieu ſo lange, ihr Herren.“ Und er ging.

„Was fangen wir an?“ fragte Jemand. „Wir ſind ſo ins Erzählen und in die dazu gehörende Stimmung hineingerathen, daß eine gewöhnliche Unterhaltung nicht mehr ſchmecken wird. Und nach Haus gehe ich noch nicht. Mitternacht iſt kaum vorüber.“ — „Nach Haus? Jetzt? Lächerlicher Gedanke!“ rief ein Anderer. „Nein, nein, erzählt.“ — „Aber wer?“ — „Sie, Rodenſtein. Sie müſſen dort und da etwas Neues erlebt haben, ſind ja überall geweſen.“ — „Ich?“ fragte er lachend; „ei, mit Vergnügen, wenn die Herren nämlich ein paar tolle Anekdoten hören wollen.“ — „Deſto beſſer!“ hieß es. — „Kennen Sie den General Paganowski? Jetzt iſt er todt.“ — „Ah! er kommandirte früher das —te Regiment? — „Ja.“ — „Nachher war er Kommandant von G.?“ — „Freilich; und dort lernte ich ihn kennen. Nun aber,“ fuhr er fort, und trank ſein Glas leer, „der Champagner in Eis ruinirt mir nur den Magen. Ich muß eine Decke haben, meine Herren, ich nehme Ungar dazu. Halten Sie mit?“ Wir lachten und hatten nichts wider ſeinen Vorſchlag einzuwenden. Und Eck, der jetzt zum Erſtenmale wieder ſprach, meinte: „ich merk's, Welt und Menſchen bleiben dieſelben, wenigſtens was das Trinken betrifft. Nun, wenn Sie von Pa erzählen wollen, Herr von Rodenſtein, da paßt der Ungar. Er trank ihn ſo gern, der alte Burſch.

und man meinte, er ſei beſonders gern nach G. gegangen, weil der Wein dort gut und wohlfeil ſein ſoll." — „Iſt, iſt!" rief Rodenſtein. „Aber kannten Sie denn den alten Pa, Herr Major?" — „Ob, mein Lieber! Es war ja der Fähnrich, der mit A. und mir damals zuſammenhielt. Doch jetzt erzählen Sie. Da kommt der Wein!"

„Eh bien!" ſprach Rodenſtein, während er die friſchen Gläſer füllte. „Gleich geht's an. Vorher will ich nur für die anderen Herren noch bemerken, daß der Alte von ſeinen Untergebenen regelmäßig nur Oberſt oder General Pa genannt wurde und ſich auch ſelbſt ſo vorſtellte. Vermuthlich war Paganowski für ſeine Zunge zu ſchwer geweſen." Dann trank er, ſchüttelte ſchwermüthig den Kopf und meinte: „ach, wir ſind hier zu weit von der rechten Quelle! Das ſoll Ungar ſein? Na! — doch in Gottesnamen, und nun vorwärts! Alſo ich betitele meinen Bericht:

Originalitäten.

Staatsactionen aber, gefährliche oder ungefährliche Herzensbrüche, paſſende Uebergänge und dergleichen Requiſiten einer regulären Erzählung finden Sie in dem Folgenden nicht. Ich kann Ihnen nur einige Anekdoten vortragen, die ich in jenem Winter ſelbſt dort erlebte."

„Sie wiſſen," begann er, und ſtrich den prachtvollen blonden Schnurrbart behaglich rechts und links bis an die Ohren auseinander, „daß ich vor einigen Jahren zuerſt in D. ſtand. Im Herbſt 1842 hatte ich dort eine ziemlich ärgerliche Geſchichte, die Ihnen vielleicht bekannt wurde, im Uebrigen aber nicht weiter hieher gehört. In Folge davon ward ich zwar nicht wirklich verdonnert, ging aber auch nicht leer aus, da man mich plötzlich nach G. zu dem dort garniſonirenden Bataillon kommandirte, was man bei der Abgelegenheit des Orts wohl als eine Strafe betrachten konnte. Ich war freilich nicht ſehr unzufrieden damit, denn meine kleinen Verhältniſſe waren in D. allgemach ſo unangenehm geworden, daß ich nicht mehr aus noch ein wußte, und überdieß wünſchte ich dort zu ſparen und den Verſuch anzuſtellen, ob ich zum Solideleben gänzlich verdorben ſei. Gott! vor Zeiten war ich ein ſo netter, ſtiller, prüder, ſchüchterner und nüchterner junger Menſch geweſen! War denn Alles weg und fort? So weit mochte ich mich noch nicht aufgeben.

Ueberdieß war der Kommandant Pa ein Vetter meines Vaters; zwar kannte ich ihn nur vom Hörenſagen, doch, was that das? Solche Verwandtſchaft iſt immer angenehm. Dann ſagte unſer Major zu mir: „Heren Se, Herr Kammrad, ich gratulir' Ihne; der olle Pa iſt ein Dauſendſaſa und wird Ihne viel Spaß machen. Grüßen Se den ollen H— Hund von mir und das ganze olle Neſt. Es iſt originaliter tort." Und ſo reiſte ich ganz zufrieden ab, nachdem ich einen Wechſel meines Vaters vergoldet und die dazu gehörigen Briefe verſchnupft hatte, geſpannt auf den

Kommandanten, geſpannt auf „originaliter". Am einunddreißigſten Okto-
ber kam ich an, meldete mich gebührend, ward mit einem: „Sooo?
Wegen Tollheiten hieher kommandirt? Ja, leben hier einfach und ſtill!
— Nönnen ſich Rodenſtein? Gut! Vötter von mür? Freut mich, auf
Dehre! Können man Ihr Quartür beziehen. Morgen zum Dienſt. Hm!"
— empfangen und entlaſſen, und richtete mich Nachmittags in der ſchnell
geſundenen Wohnung ein. Am folgenden Morgen erhielt ich durch eine
Ordonnanz eine Empfehlung vom Herrn General, ich möge ihn und ſeine
Frau Mittags um halb 2 Uhr zu einer Suppe beſuchen, aber ganz präciſe,
denn gewartet werde nicht. Und nach dieſem freundlichen Entree gingen
die Originalitäten an.

Gleich hinter der Ordonnanz brachte ein baumlanger und ſtockdürrer
Unteroffizier, der in der That auch Längerig hieß, mir vom Rechnungs-
führer meine Gage. Ich hieß ihn willkommen. Da er indeſſen zögerte,
den Kopf taktmäßig rechts und links und links und rechts drehte und die
Augen wie ſuchend umherſchweifen ließ, redete ich ihn endlich um den
Grund dieſer Zögerung an. „Haben der Herr Lieutenant kein Zahl-
brett?" fragte er. Ich brach in Lachen aus, bedauerte die Abweſenheit
dieſes nützlichen Möbels und bat ihn, ſeinen Gefühlen weiter keinen Zwang
anzuthun und die paar Thaler in Gottesnamen auf den Tiſch zu legen,
ob ſie nun in großen oder kleinen Stücken beſtänden. Mit ſichtbarer Be-
fangenheit und Unbehaglichkeit in Miene und Weſen gab er meinem Wunſche
nach. Am Mittag auf der Parade erfuhr ich, daß er der Sündenbock des
Bataillons und überdieß der ſpezielle „Haß" des Kommandanten ſei.

Sie können denken, daß ich Mittags pünktlich war, eine Minute vor
halb 2 Uhr in die Thür meines Vetters trat und dafür, wie man zu
ſagen pflegt, ein höchſt gnädiges Geſicht bekam. Er holte die Uhr heraus,
ſah darnach, nickte zufrieden mit dem Kopf, ſchüttelte mir die Hand und
ſagte: „Wie ich ſöhe, pünktlich! Freut mich, Vötter, lübe die Pünktlich-
keut! Meine Hörren, das iſt mein Vötter Rodenſtein, zum hieſigen Ba-
taillon kommandirt. Toller Fünke das, Streuche gemacht in D. Wollen
ihn in Ordnung bringen, auf Dehre. — Ordonnanz — iſt aufgetragen?
Guut! Vorwärts, meune Hörren!" Im Saal ſtellte er mich ſeiner Frau
und Tochter vor und ſetzte mich an die Seite der Letzteren. Darauf aßen
und tranken wir gut und unterhielten uns munter. Zufällig waren wir
auf ſogenannte Kraftſtücke zu reden gekommen, und die Generalin meinte:
für ſie ſei das Bedeutendſte das Stück eines „ſtarken Mannes" geweſen,
der einen ſilbernen Teller mit den Händen aufgerollt habe. Da hatte das
gehört und nun rief er, indem er den Schnurrbart aufwirbelte und mit
dem rechten Auge verächtlich zwickerte, plötzlich über den ganzen Tiſch hin:
„Was? Ein Töller? Bah! Auf Dehre — nüchts! Nüchts, Thördſe! Ich
habe es geſehen, wie Einer einmal ein ganzes Dotzend zuſammenwickelte

— Porzellanköller — auf Oehre!“ Die Frau zuckte zuſammen, die Tochter zog die Schultern in die Höhe, die Gäſte aßen aber wie er ſelbſt ruhig weiter, und ſo verbiß auch ich das Lachen, ſo gut es eben gehen wollte. — Vielleicht iſt Ihnen dieß Stück auch ſchon erzählt worden. Ich habe es aber, da es das erſte und beſonders bezeichnend iſt, nicht weglaſſen mögen.

Das ſei noch nichts, meinten Abends die Kameraden, mit denen ich zuſammen war. Sein Leben wimmele von dergleichen Einfällen oder Geſchichten, jeder Tag bringe etwas Aehnliches, bald gut, bald unbedeutend, bald ganz treffend und ſüperbe, bald durchaus ungeheuerlich. Und wenn auch ſein öffentliches Auftreten für einen Anekdotenjäger am ergiebigſten ſei, ſo biete ſein häusliches Leben doch eigentlich noch viel mehr Seltſamkeiten dar. Und da begann nun das Erzählen. Sein Geld z. B. ward am erſten jeden Monats gleich nach dem Empfang in den Auszug eines Tiſches geſchüttet und er und die Ordonnanz nahmen den Bedarf heraus. Die übrigen Hausbewohner ohne Ausnahme mußten ſich bei allen, den größten und geringſten, Ausgaben an die Ordonnanz, dieſe an den General ſelbſt wenden, der dann das Geld nach ſeinem Ermeſſen bewilligte oder verweigerte. Von der Mitte des Monats ab, wo der Vorrath ſtets und gewiß bis auf den letzten Groſchen verbraucht war, mußte die Ordonnanz die Einkäufe für Haus und Küche beſorgen und im Namen des Kommandanten borgen.

Seine Tochter hatte ſich ſo ziemlich emanzipirt, ſeine Frau dagegen ſtand durchaus unter dem Pantoffel. Das ging ſo weit, daß ſie vor jedem Ausgange durch die Ordonnanz von ihrem Manne die Erlaubniß dazu erbitten laſſen ſollte. „Herr General,“ hieß es, „die Frau Generalin wünſchen auszugehen.“ — „Wohün, du Hund?“ — „Herr General, zu dem und dem.“ — „Sage meuner Frau, ſie möge gehen, ſolle aber in euner Stunde wüder hür ſein.“ Den Schlüſſel zu ihrer Garderobe hatte er in Händen, ließ ihn ſich zum Gebrauch abfordern oder ſchickte ihn hin und wieder freiwillig durch die Ordonnanz. „Ordonnanz,“ lautete es dann, „ſage meuner Frau, heut' Abend Robe Nr. 2, Shawl Nr. 4, Bonnet Nr. 1, u. ſ. w. Schlag 7 Uhr. Kehrt, marſch!“

Sie lachen, meine Herren,“ fuhr Rodenſtein fort, „Sie ſchütteln den Kopf, wie auch ich es damals that. Allein ich fand bald genug, daß die Kameraden nicht übertrieben. Da vereinigte in ſich die ſeltſamſte Miſchung von Gutmüthigkeit und Barſchheit von Narrheit und Humor, von Uebertreibung, Naivität und Schlauheit, wie es gerade kam. Zu Zeiten litt er an alten Kopfwunden, quälte dann am Tage die Garniſon bis auf's Blut, lief Nachts, wo er nicht ſchlafen konnte, entweder in der Stadt umher, um irgend eine Militärperſon auf einer Ordnungswidrigkeit zu ertappen, oder holte den zweiten Kommandanten aus dem Bett. Den alten Mann, der wegen gichtiſcher und ſonſtiger Beſchwerden ſeine Parterrewohnung faſt nie mehr verließ, ſchleppte er nach oben, wo möglich zwei oder drei Treppen hinauf, promenirte mit ihm die weiten Bodenräume entlang oder ſpielte Piket und trank Punſch dazu, ſtundenlang, in lebhafter, luſtiger Unterhaltung. Wenn endlich der Andere dem Umfallen nahe war und ernſtlich zum Aufbruch drängte, hielt er ihn noch ſo lange wie irgend möglich durch dieß und das zurück, begleitete ihn dann hinab und ſprach: „Nun wörden Sü ſöhn, Hörr Oberſt, wie gut Uehnen dieſe Motion bekommt. Wir werden charmant ſchlafen. Gute Nacht, alter Rheumatismus!“ Und ſo ging er fort.

Obgleich ich Ihnen verſprochen habe, nur Selbſterlebtes zu erzählen, ſo kann ich mir doch die Mittheilung einer früheren Geſchichte nicht verſagen. Ich erfuhr ſie gleichfalls an jenem Einweihungs-Abend.

Als Pa noch das —te Regiment kommandirte, ſtand er mit dem Oberſtlieutenant von T. nicht zum Beſten. Von Kleinigkeiten fing es an und ward immer böſer und derber. Oberſt Pa neckte und quälte anſcheinend ohne alle Abſicht und mit der größten Ruhe und Artigkeit, in der That aber nach Herzensluſt in und außer dem Dienſt; Oberſtlieutenant von T. ward immer empfindlicher und kürzer, und endlich mochte der Alte ſagen, was er wollte, der Andere witterte darin etwas Anzügliches und gab jedesmal eine wenigſtens unhöfliche Antwort. Einmal marſchirte das Regiment zu den Herbſtübungen, und Oberſt und Oberſtlieutenant kamen auf dem Marſch eines Tags nicht nur im ſelben Dorf, ſondern auch im gleichen Hauſe, und zwar Stube an Stube in's Quartier. Bevor der Oberſtlieutenant das Bataillon auseinander gehen ließ, fragte der Alte ganz höflich: „Wann gedönken der Herr Oberſtlieutenant von T. morgen zu marſchüren?“ Und der Gefragte erwiderte kurz und ärgerlich: „Wenn es licht wird, Herr Oberſt.“ — „Guut!“ verſetzte er, und ſie gingen in ihre Zimmer. Der Alte hatte an dem Tage ſeine Kopfſchmerzen.

In der Nacht, zwiſchen ein und zwei Uhr etwa, wird der Adjutant des Oberſtlieutenants geweckt und zum Oberſten beſchieden, von dieſem an's Fenſter geführt, aufgefordert, hinauszuſehen und zu ſagen, was er dort vor ſich erblicke. Der Adjutant, ein luſtiger Kumpan, ahnte, was kommen werde, und beſchloß, die Sache ein wenig auszuſpinnen und ſo laut wie möglich zu verhandeln, um ſeinem Oberſtlieutenant im Zimmer nebenan den Mitgenuß zu gewähren. Die konnten ſich nämlich gleichfalls nicht recht leiden. Er bat alſo zuerſt den Alten um Wiederholung ſeiner Frage, denn er habe ſich am vorigen Tage Ohrenſchmerzen geholt und höre ſehr ſchwer. Dem Oberſten paßte dieß durchaus in ſeinen Kram und grinſend wiederholte er laut ſeine Worte, was man dort ſehe? „Das Dorf, Herr Oberſt,“ entgegnete Jener, „Häuſer und Bäume.“ — „Guut. Und zwiſchen Häuſern und Bäumen, meun Lüber?“ Nach einigem Beſinnen hieß es: „Vielleicht meinen der Herr Oberſt die Kirche?“ — „Guut! Und auf der Kirche, mein Lüber?“ — „Hm, der Herr Oberſt haben ſehr gute Augen! Sie ſehen dort vielleicht eine ſchlafende Krähe?“ — „Nichts da, Krähe, neun! Föſt an der Kürche! Was ſöhen Sie da?“ Nach vielem Hin- und Herreden und Demonſtriren fand er den Thurm. „Guut, guut! Und nun betrachten Sie ſich das Dach. Was bemörken Sie dort Beſonderes?“ Daſſelbe Spiel der Reden und Fragen, des Beſinnens, Zweifelns und Demonſtrirens begann von Neuem, bis der Adjutant endlich meinte: es ſcheine ihm dort zwar eine dunklere Stelle zu ſein — (denn der Mond ſtand hinter dem Thurm und warf deſſen Schatten auf's Dach) — indeſſen — „Guut, gu—ut!“ unterbrach ihn der Alte höchlich zufrieden, „und was wäre wohl düſe dunkele Ställe?“ — „Schatten, Herr Oberſt.“ — „Guut, Schatten! Gu—ut! Und wo Schatten iſt —“ — „Da iſt auch Licht!“ fiel der Adjutant ein. „Gu—ut! mein Lüber, gu—ut!“ ſchrie er entzückt und ſo laut er billiger Weiſe konnte, „ſo gehen Sie hin und ſagen Sie dem Oberſtlieutenant, es ſei Licht; ich laſſe ihn fragen, ob er jetzt marſchiren wolle?“

Der Adjutant eilte alſo zu ſeinem Chef, weckte den anſcheinend Schlafenden, der indeſſen durch die leichte Thüre jedes Wort vernommen hatte, meldete des Oberſten Frage und empfing die laute Antwort: „Sagen Sie dem alten Narren, er möge mich gefälligſt — — —“.

Mit dieſer Artigkeit zurückkehrend, traf er den Alten, der natürlich gleichfalls gehört hatte, ruhig im Zimmer auf und ab gehend. „Was wünſchen Sie, mein Lüber?“ — „Ich habe den Befehl des Herrn Oberſten dem Herrn Oberſtlieutenant überbracht.“ — „Gu—ut! Und was ſagen der Herr Oberſtlieutenant von T.?“ — „Er werde marſchiren, Herr Oberſt,“ verſetzte der Adjutant, ſich in die Lippen beißend. „Gu—ut, ſo möge er gefälligſt marſchiren, ich laſſe ihm danken.“ erwiderte der Alte mit der größten Freundlichkeit. Der Adjutant ſtürzte halberſtickt aus dem Zimmer und es geſchah nach dem Befehl.

Dergleichen Geſchichten wurden mir damals genug erzählt,“ ſprach Rodenſtein in unſer Gelächter hinein weiter, „und man fügte hinzu, ich werde baldigſt Aehnliches erleben. Und als ich des Ausdrucks erwähnte: „es ſei hier orginaliter,“ — gab man das lachend zu und meinte: drei und ein halbes Original beſitze der Ort allerdings, den alten Pa, den Major unſeres Bataillons, der an Zerſtreutheit leide und einen mehr als menſchlichen Durſt habe, den Hauptmann meiner Compagnie, einen alten Haudegen der tollſten Art, und endlich als das erwähnte halbe Original den Unteroffizier Längerig, der gleichfalls bei meiner Kompagnie ſtand. So ſaß ich alſo mitten darin, wenn ich ſo ſagen darf, hatte die beſte Gelegenheit ſie kennen zu lernen und lernte ſie kennen.

Einige Tage darauf war das Bataillon Sonntags zur Kirchen-Parade angetreten, und wir ſtanden noch plaudernd und der Stunde harrend auf dem Platz, als plötzlich der alte Pa von der Citadelle herunter und gegen uns her kam. Der Adjutant machte den Major aufmerkſam, dieſer kommandirte höchſt energiſch: „eingetreten, meine Herren! — Stillgeſtanden! — Gewehr auf!“ — ging, während wir und die Leute halb lächelnd, halb verblüfft darein ſchauten, dem General entgegen und meldete unſer Daſein und unſere Abſicht. „Aber, lübſter Major,“ verſetzte Pa lachend, „wie können Sie Gewöhr auf kommandiren! die Leute haben ja gar keune Gewöhre.“ Der Major ſah ſich betroffen nach uns um, ſchob den Czako in den Nacken, meinte: „Donnerwetter, Herr General, das iſt ja auch hol' mich der Teufel wahr!“ wandte ſich und kommandirte mit donnernder Stimme: „Gewehr ab, rührt euch!“ die Leute lachten, wir lachten, der Major ſelbſt, da er ſeine Zerſtreutheit alsbald erkannte, ſchlug ſich vor die Stirn und lachte, und vor allen Anderen lachte der General. Der hätte es ſich indeſſen ſparen können, denn an demſelben Mittage lieferte er ſelbſt uns ein Gegenſtück, das ihm nie vergeſſen wurde.

Ich kommandirte an jenem Tage die Citadell-Wache, und als ich mich an meinen Poſten begeben wollte und den Degen zog, kam Pa mir nach, beäugelte den Degen, ſchüttelte den Kopf und ſprach: „auch ſo eun zürliches Ding, Rodenſteunchen! das iſt nichts!“ Und indem er dann den ſeinen entblößte, ein wahres Schlachtſchwert, und ihn mir vor's Geſicht hielt, fuhr er mit martialiſchem Anſtande fort: „ſöhen Sie an düſem Damascöner baumelten vier Italiöner, lauter Maccaroni, auf Oehre!“ Daß ich ihm trotz meines Würgens hell ins Geſicht lachte und mich ſchüttelte vor Lachen, mochte zwar ſehr reglementswidrig, aber auch ſehr natürlich ſein. Er ſah mich jedoch drohend an, ſteckte ſein Schwert ein und ging ohne ein Wort davon. Von der Zeit an hatt' ich ihn auf dem Halſe und ich merkte das bald genug.“

Rodenſtein pauſirte, um ſein Glas friſch zu füllen, die leeren Fläſchen weg und neue herbei bringen zu laſſen. Eck verbat ſich indeſſen den Ungar und beſtellte ein Glas Grog. „Das iſt meine Nachtmütze, ihr Herren,“ ſprach er lachend, „bin's einmal ſo gewohnt. Und hört Ihr, Wirth, macht es ehrlich halb und halb und nicht zu ſüß, und kalt zum Donnerwetter, einen rechten, ſtrammen Seemannsgrog!“ Indem kam auch S. zurück, legte ab, fand wunderbarer Weiſe ſeine Cigarre wieder und ſetzte ſich zu uns, und erſt, nachdem wir manches Wort geplaudert und auf den alten Pa angeſtoßen, ſtellte ſich wieder ſo viel Ruhe ein, daß der Erzähler fortfahren konnte.

„So ging der Winter hin,“ fuhr Rodenſtein fort: „jeder Tag brachte Eins oder das Andere, allein was Erzählenswerthes fiel nicht vor, bis es im März plötzlich hieß: der Kommandirende werde auf einer Reiſe G. berühren und bei dieſer Gelegenheit die Garniſon muſtern. Da fing ein Leben an, wie ich es bisher nie erlebte. Der leibhaftige Satan ſchien von unſerem Alten Beſitz genommen zu haben, und der Major, Hauptmann P., von dem ich Ihnen oben geſagt, und ſelbſt Herr Längerig ſchienen nur Colonieen und

Nebenſtationen des hölliſchen Reichs zu ſein. Wir Anderen fluchten laut und leiſe, riefen zur Abwechslung auch einmal alle vierzehn Nothhelfer an, aber Gott und Teufel ſchienen uns vergeſſen zu haben. Morgens exercirten wir und übten Parademarſch, Nachmittags ward Armatur und Kleidung revidirt, Nachts wurden wir möglicher Weiſe noch allarmirt. Daneben gingen die eifrigſten Inſtruktionen der Leute ihren gewohnten Gang; man hatte keine freie Stunde und es war kaum noch zu ertragen. Der Artillerie-Major ſagte es dem Alten auch einmal.

Eines Tags exerzirten und übten wir nämlich vom frühen Morgen an bei ſtrömendem Regen und wurden immer von Neuem bis auf die Haut, ſchließlich glaube ich bis auf die Knochen naß. Trotz der allgemeinen Verzweiflung dachte General Pa nicht an's Aufhören, blieb ſelbſt in der beſten Laune und ſagte endlich, da gegen 11 Uhr die Sonne ihr Daſein zufällig einmal ahnen ließ, mit höflicher Selbſtzufriedenheit zum Artillerie-Major, der in ſeiner Nähe hielt: „nah, ſöhen Sü, Hörr Oberſtwachtmeuſter, nun würd es doch noch ganz ſchönes Wötter!“ Der erhebt finſter die Augen zum Himmel, betrachtet einen Augenblick die Erſcheinung, nickt mit dem Kopf und ſpricht mürriſch: „ja—a, der Klügſte gibt nach!“ der Alte wandte ſich haſtig ab, aber wenn wir glaubten, daß er nachgeben werde, hatten wir uns bedeutend geirrt. Es ging ruhig weiter.

Auch von Längerig kann ich Ihnen aus dieſer Zeit einen guten Zug mittheilen. Eines Tags kam ich dazu, wie er im Schullokal die Rekruten inſtruirte. Ich hieß ihn fortfahren und auf mich keine Rückſicht nehmen. Er war gerade bei den Meldungen und ſagte nach gehöriger Auseinanderſetzung zu einem Burſchen: „nun geh' hinaus, denke daß du dem Herrn Lieutenant die und die Meldung zu machen habeſt, tritt wieder ein und melde ſie wie vorgeſchrieben.“ Der Burſche geht hinaus, Längerig verſteckt ſich ſchlauer Weiſe hinter dem vorſpringenden Ofen, der Mann tritt herein und ſchaut ſich, da er ſeinen Vorgeſetzten nicht erblickt, ſchweigend und höchſt verlegen vom Platze aus nach allen Seiten um. Längerig verliert endlich die Geduld, ſtürzt hervor und ſchreit den Burſchen wüthend an: „Haben der Herr Lieutenant von Rodenſtein etwa kein Kabinet?“ Vor Lachen konnte ich kaum mein Halt dazwiſchen rufen, daß er ſich nicht thätlich an dem Anderen vergriffe.

So kam der Schluß jener Feſtungszeit heran. Denn da das Leben dort wirklich nicht zu ertragen war, hatte ich mich an Pontius und Pilatus wegen meiner Verſetzung gewendet und erhielt endlich im Mai den Befehl, in meine frühere Garniſon zurückzukehren. Bevor ich reiste, erlebte ich noch zwei Geſchichten, die das Geſchick als die närriſchſten expreß bis zum letzten Tage aufgeſpart zu haben ſchien.

Unſer Major nämlich konnte es abſolut und wie billig nicht leiden, daß die Leute ſich nach beliebter Manier mit den Fingern ſchnäuzten, und hatte daher mehrfach auf Taſchentücher gedrungen. Wie es indeſſen zu geſchehen pflegt, waren dieſe Wünſche nicht als Befehl betrachtet und immer wieder vergeſſen worden, bis denn Mittags auf der Parade, wo ich mich abmeldete, folgender Bataillons-Befehl verleſen wurde, für deſſen Mittheilung und originelle Wendungen ich die Herren übrigens im Voraus um Nachſicht bitte:

„Trotz meiner vielfachen Ermahnungen, daß ſich die Leute nicht mit den Fingern die Naſe ſchnauben, ſondern ſich hierzu eines Taſchentuchs bedienen ſollen, habe ich bemerkt, daß geſtern Nachmittag der Poſten vor meiner Wohnung (zweite Nummer) gegen dieſen meinen ſtrengen Befehl handelte — — und die beaux restes an den Beinen der zweiten Garnitur Tuchhoſen abrieb. Ich befehle daher u. ſ. w.“

So wird im damaligen Ordrebuch noch zu leſen ſtehen.

Nachdem ich das verſchnupft, ging ich zum Kommandanten, der bei der Parole nicht erſchienen war, um mich gleichfalls zu empfehlen, ward jedoch nicht angenommen, ſondern auf den Nachmittag 6 Uhr wieder beſtellt. Da ich zur beſtimmten Zeit erſchien, führte mich die Ordonnanz zu ihm in den Stall. Denn, meine Herren, er war ein ausgezeichneter Reiter und großer Pferdeliebhaber, der ſeinen Stall auf's Sauberſte in Ordnung hielt und dort Tiſch und Stuhl, Pfeifen, Taback und Feuerzeug hatte, um ſeine freien Stunden gemüthlich bei ſeinen Lieblingen zubringen zu können. Dort war er faſt immer guter Laune. So empfing er heute denn auch mich, hieß mich Platz nehmen und unterhielt ſich mit mir.

Plötzlich öffnete ſich die Thüre, und Längerig, den er wie erwähnt nicht leiden konnte, trat herein. Der Alte runzelte die Stirne, warf den Kopf in die Höhe und fragte barſch: „was wollen Sü?“ — „Herr General, der und der Rapport.“ — „Guut. Kehrt, marſch!“ Kaum war jedoch der Unteroffizier bis zur Thüre gelangt, ſo rief der General: „Unteroffizier Längerig!“ Er machte Front. „Kommen Sü eunmal hör!“ Er kam. „Sehen Sie ſich die Pferde dort an, — wölches gefällt Uehnen am Beſten?“ der Mann drehte in ſchwerer Verlegenheit den Kopf von einem zum anderen, denn er verſtand gar nichts von der Sache. Da er jedoch wußte, daß der Alte meiſtens einen Schimmel ritt, ein wirklich prachtvolles und durchaus tadelloſes Thier, ſo nannte er endlich dieſen. „Guut, mein Lüber,“ war die Antwort. „Aber, Unteroffizier Längerig, weßhalb? Gründe!“ Klüger, als zu erwarten ſtand, meinte er, dieß und das erſcheine ihm als ganz proper, der Herr General reite den Schimmel und werde doch wohl das beſte Thier vorziehen. „Guut!“ hieß es. „Unteroffizier Längerig, paſſen Sü 'nmal auf! — Schümmel — linksum!“ — das Pferd folgte in ſeinem Raum gehorſam dem Kommando. „Schümmel — rechtsum! — Schümmel — kehrt! — Schümmel — Front!“ das Thier that nach Befehl. „Unteroffizier Längerig, wü gfällt Uehnen das?“ — „Ganz excellent, Herr General!“ —

„Gu—ut meun Lüber! Na, nu kommandiren Sü auch 'nmal.“ Und im tiefſten, heiſerſten Unteroffiziersbaß begann er: „Schümmel — linksum!“ Der Schümmel aber ſtand baumſtill und ſchüttelte nur den Kopf beim Freſſen in der Krippe. „Herr General, er will nicht!“ — „Probüren Sü's man noch euns, Unteroffizier Längerig.“ — „Schümmel kehrt!“ — das Pferd ſchüttelte ſeine Ohren, ſchlug mit dem Schwanz nach einer Fliege und fraß ruhig ſeinen Haber. „Er will durchaus nicht, Herr General.“

Da richtete ſich der Alte in ſeinem Stuhle auf, ſtützte die Hände auf die Seitenlehnen und ſprach drohend: „ja, ſüht Er, Hörr, — das wollt' ich meinem Schimmel auch nicht gerathen haben, daß er auf eun ſo dummes Korporalskommando ſeune E—vo—lu—ti—o—nen machte. Kehrt — marſch!“ Und als der Mann aus der Thüre war, unterhielt er ſich freundlich mit mir, bis ich Abſchied nahm. Am Abend fuhr ich ab und — nun bin ich fertig.“

So ſchloß Rodenſtein. Die Uhren ſchlugen eben dreimal von den Thürmen, und der helle Morgen zog bereits von Oſten herauf. Unter manchen luſtigen Reden und Scherzen brachen wir auf und beſchloſſen, uns bald wieder einmal ſo gemüthlich zuſammen zu ſetzen.

Venedig.

II.

Von

F. W. Hackländer.

Wer im Frühjahr 1849 zufällig nach Meſtre gekommen wäre, ohne zu wiſſen, welch' großartiges Trauerſpiel hier am Rande der Lagunen gerade in ſeinem letzten Act aufgeführt werde, hätte in der That nicht gewußt, was er von der ſo gänzlich veränderten Geſtalt des kleinen Städtchens zu halten habe. Ja, wer auch mit den gewaltigen Ereigniſſen bekannt war, die ſich hier in Italien begaben, wer denſelben aufmerkſam gefolgt war und kam nun plötzlich hieher, der mußte ſchmerzlich erſtaunt um ſich ſchauen, wenn er bemerkte, wie ſich Alles in und um das Städtchen verändert.

Die breite neue Straße, die von Treviſo hieher führte, war freilich noch dieſelbe, und wenn man mit dem Eilwagen nach Meſtre abreiſte, ſo ſchien eine Zeit lang Alles beim Alten zu ſein. Die Felder blühten in üppiger Pracht; die Maulbeerbäume hatten ihre Blätterkrone aufgeſetzt; die Rebe ſchlang ſich darüber hin mit ihrem hellen Grün; auch bemerkte man wohl hie und da eine Viehheerde oder auch einen Bauern, der auf ſeinem Ochſenkarren auf das Feld fuhr. Wenn man aber über die Hälfte des Weges hinaus war, ſo hörte man auf einmal den dumpfen Knall eines ſchweren Geſchützes, jetzt wieder einen, dann mehrere hintereinander, und der kundige Poſt-Conducteur, der ſeine Naſe zum Wagenfenſter hinausſtreckte, machte einen ängſtlichen Fremden, der mit ihm fuhr, zuweilen auf eine feſte Rauchmaſſe hoch in der Luft, in Form einer großen Kugel, aufmerkſam, welche lange zuſammen hielt und die der Wind erſt nach und nach verwehte.

„Das war eine ſchwere Bombe,“ ſagte der Conducteur, die zu frühe in der Luft zerplatzte.“

„Und die herabfallenden Stücke können uns nicht treffen?“ fragte der ängſtliche Reiſende.

„Jetzt ſind wir noch zu weit,“ entgegnete beruhigend der Andere; „aber wenn wir näher kommen, werden wir ſie artig ſauſen hören.“

„Gott ſteh' uns in Gnaden bei! —“

Der Poſtwagen fuhr nun weiter, was die Pferde laufen konnten. Endlich ſahen die Reiſenden rechts und links die zahlreichen Landhäuſer liegen, in welchen der venetianiſche Adel ſonſt die warme Jahreszeit zuzubringen pflegte. Jetzt aber war's in den von Meſtre entfernteren öde und leer. Da hielt auf dem breiten Sandwege keine Equipage, da ſah man zwiſchen dem dunkeln Laub der Orangen und Granaten kein hellfarbig Seidenkleid durchſchimmern; die Gitterthore waren verſchloſſen, die Fenſterladen ebenfalls; Alles war unheimlich öde und ſonderbar ſtill.

Aber wenn man näher und näher nach Meſtre kam, wenn die ſchweren Schüſſe, die man in raſcher Reihenfolge hörte, nicht mehr dumpf knallten, ſondern heftig krachten, wenn die platzenden Bomben, wie es der Conducteur vorhin verſprochen, artig über den Wagen dahin ſauſten, wenn man die Stadt endlich vor ſich ſah, dann wurden auch die Landhäuſer rechts und links auf eine ſeltſame Weiſe belebter. Die Gitterthore waren geöffnet; neben der Schildwache, die ruhig auf und ab ſpazierte, ſaßen Soldaten im blauen Mantel und der Holzmütze und verrichteten allerlei häusliche Beſchäftigungen; auf den breiten Sandwegen gingen ebenfalls Soldaten, an den Fenſtern lehnten nicht minder welche, und wenn man etwas durch die Orangen- und Granatbüſche flattern ſah, ſo war dieß vielleicht weiß angeſtrichenes Lederzeug oder militäriſche Wäſche, die hier zum Trocknen aufgehängt war.

Die durch den ſchweren Belagerungsdienſt ſehr geplagten öſtereichiſchen Soldaten hatten ſich bei ihren venetianiſchen Freunden ſo gemüthlich als möglich eingerichtet, und die zierlichen Gärten, die gewölbten Zimmer waren ihnen nach des Tages Laſt und Hitze wohl zu gönnen.

Auch die breite Landſtraße fieng hier an recht belebt zu werden. Aus den Feldern zu beiden Seiten zog Infanterie in Zügen und Compagnieen, aber nur mit der Mütze und ohne Waffen, auf die Straße ein. Sie kamen von den Belagerungsarbeiten, hatten Faſchinen und Schanzkörbe angefertigt, überhaupt Material zum Batterienbau, das nun von den Offizieren, die dorthin ſprengten im dunkeln Waffenrock, grüne Federn auf dem Hute, in Augenſchein genommen und verzeichnet wurde. Generalſtabs-Offiziere und Ordonnanzen ritten hin und her, und aus einem rechts am Wege ſtehenden Landhauſe der Villa Papadopoli kam eine Schaar Reiter hervorgeſprengt, darunter ein paar Generale, denen Adjutanten folgten; und voraus ritt ein langer hagerer Mann mit ernſtem Geſichte, hellen klugen Augen, deſſen grauer Bart im Winde flatterte.

„Haynau!" ſagte der Conducteur, und die Paſſagiere im Wagen verrenkten faſt die Hälſe, um den berühmten General zu ſehen. —

Wie aber hatte ſich jetzt die Stadt verändert! Von den Einwohnern keine Spur! Wohin man blickte — Soldaten und wieder Soldaten. Hier ſaßen ſie reihenweiſe unter großen Bäumen, die erſt von der Arbeit Gekommenen, und ruhten, ihre Pfeiſe rauchend, aus. Dort im Hofe putzten Andere ihre Säbel und Gewehre, die von der langen Unthätigkeit ein bischen roſtig geworden waren; denn hier braucht der Soldat nur Spaten und Schaufel. An einem Waſſerbecken, wo vordem eine Schaar Verkäuferinnen ihre Gemüſe friſch gehalten und geputzt, wuſchen jetzt Artilleriſten ihre Geſchirrſachen, Wiſcher und Anſetzkolben. Aber dabei war hier Alles luſtig und guter Dinge; Jeder amüſirte ſich auf ſeine Art. Hier unter einem Haufen Grenzer ſang Einer ein melancholiſches Lied aus der Heimat, und da blitzten die ſchwarzen Augen und die dunklen Geſichter grinſten vor Wehmuth und verzeihlichem Heimweh. Ein Böhme hatte — Gott weiß wo? — eine Violine erobert und ſpielte luſtige Weiſen, zu welchen Ungarn mit luſtigem Huſſa! umherſprangen.

Und wie war nun der Marktplatz um dieſe Zeit luſtig und belebt! Hier hatten die Offiziere, die gerade nicht im Dienſt waren, ihr Hauptquartier; und es war unter dem Krachen der Geſchütze, unter dem Brauſen der Kugeln eine kleine treffende Copie von Wallenſtein's Lager. Aus wie viel Waffenarten und Nationalitäten beſtand nicht ſchon das Belagerungsheer! Und dazu die Menge von Genie-Offizieren, Adjutanten, Ordonnanzen und Generalſtäblern, die in ihren dunklen Waffenröcken und in ihrem ruhigen Weſen ernſt und geſetzt abſtachen gegen die Kameraden der anderen Theile der Armee: Huſaren, Dragoner, Chevauxlegers, Küraſſiere, die erſt geſtern hieher gekommen waren, um das großartige Schauſpiel mit anzuſehen.

Univ. Bibl. München

Wer nicht gerade im Dienſt war, der befand ſich auf dem Marktplatz, rauchend, Kaffee trinkend und ſpielend. Es war hier wie ein Luſtlager, und wenn nicht das Krachen der Geſchütze geweſen wäre, oder wenn ein unhöfliches Bombenſtück nicht zuweilen aus hoher Luft auf das Pflaſter niedergeſchlagen oder auch wohl durch das Schatten ſpendende Vordach des Kaffeehauſes gedrungen wäre, hätte man glauben können, einem friedlichen Manöver beizuwohnen.

Aber Meſtre hatte ſeine Schattenſeite, ſeine Straßen, in denen es recht unheimlich, ja traurig ausſah; das waren die, wenn man ſich vom Markte hinweg nach dem großen Kanale wandte, die Seite der Stadt, welche zunächſt gegen Malghera liegt. Hier waren die Häuſer ſchon längſt verlaſſen, und die tapferen Jäger, welche in denſelben ihr Quartier hatten, wurden gezwungen, ſie Schritt vor Schritt zu verlaſſen. Die Italiener in Malghera machten ſich ein Vergnügen daraus, die kaiſerliche Munition, die ſie nichts gekoſtet, ganz unnöthig und mit der größten Verſchwendung auf die kaiſerlichen Truppen und auf ihre eigene unglückliche Stadt Meſtre zu verſchießen. Es verging während manchen Tages nicht eine Viertelſtunde, wo nicht ein Schuß herüberkrachte und eine ſchwere Kugel in das Mauerwerk einſchlug. Manche der Gebäude hier waren nur noch Schutthaufen, zerſchmettert und zerriſſen. Mehrere Straßen waren dem Militär verboten worden; ſie lagen öde und leer, die Fenſterläden hingen herab, die Balkone waren zertrümmert, und wenn irgend ein wißbegieriger Offizier ſich langſam vorſchlich, um hinter einem der letzten Häuſer nach dem belagerten Fort hinüber zu ſchauen, ſo tönte ſein Schritt dumpf und hohl. Am troſtloſeſten ſah es am großen Kanale ſelbſt aus, an jener Stelle, wo zu Anfang unſerer Geſchichte jene beiden Offiziere ihren Wagen verlaſſen, um in einer Gondel nach Venedig zu fahren. — Damals und jetzt, welch ein Unterſchied! Von den vielen Menſchen, die damals hier verkehrten, die lachend und plaudernd ihre Geſchäfte betrieben, nicht Einer mehr! Verſchwunden waren die Boote, die Marktſchiffe, die Gondeln; auf dem Kanal wiegte ſich kein Fahrzeug mehr, bedeckt mit friſchem Grün, keines mehr mit Körben voll buntfarbiger, duftender Blumen. Die ganze Waſſerfläche lag einſam ernſt und ſtill; und den Landungsplatz, von wo früher zahlreiche Zuſchauer auf das Marktgewühl herabblickten, ſperrte eine Batterie, deren Geſchütze gegen Malghera drohten.

Wenn man über den Marktplatz in Meſtre ging, bei der alten Kirche vorbei, und wandte ſich an dem einzigen Gaſthofe rechts, ſo kam man bald in das Stadtviertel, wo ſich nur Häuſer auf einer Seite der Straße mit großen Zwiſchenräumen befanden. Hier hinaus ging der Weg nach Vicenza, der aber ſeit der Eröffnung der Eiſenbahn natürlicher Weiſe an Wichtigkeit verloren. Ehe man aber dieſe Landſtraße erreichte, kam man an einen freien Platz, auf dem, noch in der Stadt ſelbſt, eine Art Landhaus lag. Es war das eines jener Bauweſen aus dem vorigen Jahrhundert, aus rothen Ziegelſteinen erbaut, oben mit einem Manſardenſtock, die mittleren Etagen mit reich verſchnörkelten Fenſtern, unten eine breite Steintreppe, an deren Geländer der Baumeiſter den Verſuch gemacht zu haben ſchien, wie weit es Geduld und Geſchmackloſigkeit zu bringen im Stande ſeien. Das Haus hatte einen Hof, mit Einfaſſungen analog dem Treppengeländer, einem Gitterwerk, das auch hier erſt nach hundertauſend unnöthigen Drehungen und Wendungen an der Hauptöffnung zuſammenkam, wo das Thor aus zwei paar kleinen Engeln gebildet wurde, die ſo furchtbar verſchwollen und ſchlagflüſſig ausſahen, daß ein gewiſſenhafter Arzt gleich in Verſuchung gekommen wäre, ihnen mit Entſetzen den Puls zu fühlen.

Vor dieſem Hauſe nun ſtand eine Gruppe von Offizieren, und hatten neben ſich eine Karte aufgelegt, mit deren Hülfe ſie über die verſchiedenen Operationen gegen Malghera ſprachen. Es waren zwei Generalſtäbler und zwei Genie-Offiziere. Einer der Erſteren, ein ſchon etwas ältlicher Herr mit Brille, hatte im Eifer des Geſprächs einem der Engel ſeinen Federhut aufgeſetzt, was äußerſt komiſch ausſah. Ein junger Huſaren-Offizier lehnte ſeitwärts an dem eiſernen Gitter und war beſchäftigt, einen hartnäckig zugloſen Rattenſchwanz in Brand zu bringen.

„Vederemo,“ ſagte der jüngere Generalſtabs-Offizier, indem er die Karte zuſammen faltete, „mit der errichteten Parallele und unſern paar Batterieen mit weniger Munition werden wir nicht viel ausrichten.“

„Die Werke von Malghera können wir freilich nicht damit demontiren,“ entgegnete ihm der Offizier vom Genie-Corps. „Aber der moraliſche Eindruck, wenn ſie nun auf einmal auch unſerer Seits mit Projectilen aller Art bedient werden, kann nicht gering ſein, und ich glaube, man hofft viel davon.“

„Bah!“ ſagte der Major, „Niemand, der die Italiener genau kennt. Wenn man ihnen im freien Felde den Ernſt zeigt, à la bonheur, das macht ſie ſtutzig; aber hinter Wall und Mauer da ſchießen ſie wie die beſten Truppen. Und welch' herrliche Munition haben wir ihnen angefertigt und hinterlaſſen! Der Gedanke koſtet mich noch mein Leben. — — Bei zweihundert der neueſten, ſchönſten, bravſten Geſchütze, kaiſerlich Metall, haben ſie da drin, und wir müſſen hier vor unſerer eigenen Feſtung liegen, und wenn wir einen etwas tiefen Laufgraben anlegen, haben wir alle Gefahr zu verſaufen.“

„Je mehr Schwierigkeiten, deſto mehr Ruhm“ meinte der andere Genie-Offizier, ein junger Hauptmann mit ernſtem, geſetztem Weſen. „Die Sache muß gelingen!“

„Damit hat's freilich keine Noth,“ entgegnete der Major. „Was wäre mit ſolch' einer braven Armee unmöglich? Kann man beſſer arbeiten, wie's die Leute thun, unverdroſſen, immer luſtig und guter Dinge? ſcheeren ſich den Teufel um Kugeln und Bomben, wenn ja Einige hingelegt werden, ſo wird aufgeräumt und die Uebrigen drohen gegen die rebelliſche Schaar und rufen: „Es lebe der Kaiſer!“

„Nur zieht es ſich lange hinaus,“ ſagte der Lieutenant vom Genie-Corps. „Nächſtens fängt es an, ſehr heiß zu werden und dann haben wir die Fieber auf dem Hals.“

„Deßhalb nur tüchtig fortgearbeitet!“ nahm der Major wieder das Wort, indem er mit dem Finger auf die Karte zeigte. „Gebt nur Achtung, von hier aus wird eine zweite Parallele etablirt mit einer artigen Menge von Geſchützen. Munition dazu iſt genugſam verſchrieben.“

Damit ſteckte er die Karte in die Bruſttaſche.

„Wann fängt dein Dienſt in den Laufgräben an?“ fragte der Ingenieur-Hauptmann ſeinen Kameraden.

„Um neun Uhr marſchiren wir von der Paduaner Straße ab,“ entgegnete dieſer.

„Alſo auf Wiederſehen heute Abend!“

„Tſchau!“

Damit trennten ſich die vier Offiziere; die vom Generalſtab gingen ins Haus zurück, der Hauptmann vom Genie-Corps nahm ſeinen Kameraden, den Huſaren-Offizier, unter den Arm und Beide ſchlenderten nach Meſtre hinein. Doch betraten ſie nicht die Hauptſtraße, ſondern wandten ſich rechts, gingen eine Strecke weit auf der breiten Chauſſee, die nach Padua führt, und bogen dann links in das Feld ab, wo die Laufgräben anfingen.

„Ehe wir zu den Batterieen vorgehen,“ ſagte der Ingenieur-Hauptmann — der Leſer wird wohl errathen haben, daß es Friedrich von S. war, den wir hier in Meſtre wieder finden — „muß ich dir ein kleines, heimliches, aber trauliches Plätzchen zeigen; ich bin überzeugt, daß es auch dir gefallen wird — unſern Begräbnißplatz. Siehſt du dort, wo man die Kultur geſchont hat, da liegen die Armen ſo viel hundert Stunden von der Heimat im Schatten des Maulbeerbaumes und des Rebenlaubs. Du mußt geſtehen, daß dies Plätzchen eher einem Garten ähnlich iſt, wie einem Kirchhof.“

„Wahrhaftig, es hat nichts Abſchreckendes,“ ſagte der Huſaren-Offizier, „und wer einmal beſtimmt iſt, hier zu bleiben, der kann es ſich ſchon gefallen laſſen da begraben zu werden.“

„Bei den Kameraden,“ ſagte ernſt Friedrich von S. „Und du ſiehſt, wie rührend ſchön ſie für die Ausſchmückung ihrer Gräber geſorgt haben.“

Dem war auch in der That ſo, unter dem Laubdache im grünen Graſe, das den Boden hier bedeckt, waren die Gräber der Gefallenen recht ſorgſam aufgeſchaufelt und hatten Kreuze, einfach zuſammengebunden von Baumäſten, andere mit Kränzen verziert, oder ſogar mit kleinen Heiligenbildern. Und ſo lagen die Todten in Ruhe und Frieden neben einander, in ihrem Grabe fort und fort militäriſch begrüßt, denn von Malghera herüber krachte Schuß auf Schuß.

„Die drüben feiern nicht,“ ſagte lächelnd der Genie-Offizier; „und hier iſt noch Platz genug. Wenn du lange genug hier bleibſt, ſo kannſt du auch vielleicht mir noch einen Beſuch hier abſtatten. Nächſtens wird es drüben ſcharf hergehen, und ich habe eine Ahnung, als wenn die für mich gegoſſene Kugel in Malghera bereit läge.“

„Ah! wie kann man ſo ſprechen!“ ſagte lachend der Huſaren-Offizier; namentlich du, der in dieſem und dem vorigen Jahre ſo gleichgültig, ſo unerſchrocken ins Feuer ging, was dir übrigens, unter uns geſagt, vortrefflich vergolten wurde. Denn haſt du nicht die beſte Ausſicht, nächſtens Major zu werden? und das iſt doch in den wenigen Jahren eine ungeheure Carriere. Wir armen Reiter ſind ſchlecht weggekommen. — Nun! denken wir nicht daran.“

Damit gingen die Beiden durch die Laufgräben nach den Batterieen der erſten Parallele, die faſt beendigt war. Von dort aus ſah man Malghera deutlich vor ſich liegen, ſah jedes der Werke mit einer dreifarbigen Fahne geziert und bemerkte, wie die Beſatzung mit ihren rothen Hoſen hin und her lief. Munition ſparten ſie niemals; faſt jeden Augenblick blitzte ein Schuß auf und es ſauſte eine Vollkugel, bald das Parapet der Tranchée ſtreifend, bald hinter derſelben einen armen Maulbeerbaum umreißend.

„Dort liegt Venedig," ſagte Friedrich von S. und zeigte rechts von Malghera nach der abgeſprengten Lagunenbrücke. „Ich hätte in meinem ganzen Leben nicht gedacht, daß wir uns hier mit unſerer eigenen Feſtung beſchäftigen müßten. Und wir ſind noch lange nicht darin," ſetzte er ſeufzend hinzu.

„Apropos!" ſagte der Huſar nach einer Pauſe, „du haſt mir damals in der Nacht vor Mailand die merkwürdige Geſchichte erzählt, die dir in Venedig paſſirt. Haſt du nichts weiter erfahren? Iſt die Dame noch in der Stadt oder hat ſie ſich, wie ſo viele Andere, geflüchtet?"

Friedrich von S. ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Direkt weiß ich faſt gar nichts von ihr. Als ich nach Deutſchland zurückgekehrt war, ſchrieb ich ihr ein paar mal, erhielt auch die freundlichſten Antworten; doch warnten mich meine Vorgeſetzten vor dieſer Correſpondenz, und mit Recht. Du weißt, wie ſich bald darauf die Zeiten geſtalteten, und ſeit die dreifarbige Fahne in Venedig weht, habe ich nur erfahren, daß ſie noch in der Stadt iſt."

„Alſo nicht abgereiſt?"

„Sie wollte ihren Vater nicht verlaſſen, und da das Unglück nun einmal über ihre Vaterſtadt hereingebrochen, ſo that ſie und thut wahrſcheinlich alles Mögliche, um die Noth all' der unglücklichen Menſchen, die ſo muthwillig ins Verderben mit hineingeriſſen wurden, zu lindern. Die letzten Nachrichten von ihr erhielt ich merkwürdiger Weiſe durch einen Deſerteur, einen Deutſchen, bei einer der vielen Fremdenlegionen angeworben, der von Val-Tojado zu uns nach Capo-Sile deſertirte. Es war das ein merkwürdiger Burſche, er kam auf einem Nachen allein und hatte ſein Hemd als weiße Fahne an einer Ruderſtange befeſtigt. Er hatte ſich häufig in den venetianiſchen Spitälern umher getrieben, und machte im Allgemeinen eine ſchlechte Schilderung von ihren Anſtalten und verſicherte unter Anderm, die Kranken hätten an Leib und Seele zu Grund gehen müſſen, wenn ſich nicht von den vornehmen Damen der Stadt ihrer angenommen. Unter dieſen ſei beſonders eine geweſen, welche namentlich die Deutſchen aufgeſucht, ſich auch in ihrer Sprache nach ihren Leiden erkundigt und welche Allen ein hülfreicher Engel geweſen ſei. Natürlicher Weiſe dachte ich an die Marcheſa, er beſchrieb mir die Dame ſo genau wie möglich, und als er von ihrer hohen Figur, ihrem ernſten und doch freundlichen Weſen, ihrem blonden Haare ſprach, da wußte ich ſicher, daß es Donna

Emilia geweſen ſei und hätte den Mann beneiden können, der im venetianiſchen Spital geweſen, der Wohlthaten von ihrer Hand empfangen. — — Mein Herz iſt zerriſſen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich kann ihrer, die ſo gut, ſo unſchuldig auf feindlicher Seite ſteht, nur mit der innigſten Liebe gedenken. — Gott weiß wie das enden wird!"

„Vielleicht beſſer als du denkſt," entgegnete der Huſar. „Was kann die Marcheſa dafür, daß ihr Vater ein Venetianer iſt und ſich in einem Taumel mit fortreißen ließ? Jeder von uns weiß doch, wie ſie geſinnt war. Die Fahne mit den kaiſerlichen Farben an ihrer Gondel hat man ihr nicht vergeſſen; und die Geſchichte iſt bekannt genug."

„Es iſt gut von dir," ſagte der Andere, „daß du mir freudige Hoffnung machen willſt. Mag der Himmel wiſſen, wie es ihr dort drüben in der belagerten Stadt gehen wird. Wie es aber hier mit mir endigen wird, darüber habe ich ziemliche Gewißheit. — Jetzt aber komm nach Meſtre zurück, wir haben hier ſchon lange genug auf dem äußerſten Punkt geſeſſen und den Italienern unſere Uniformen gezeigt; ich ſehe da oben ein paar, die mit Fernröhren ſcharf herüber blicken, Anderes wird ſogleich folgen. Im Dienſt des Kaiſers ſoll man mich meinetwegen zuſammenſchießen, aber durch Vorwitz will ich nicht eine einzige Kugel herbeilocken, die unſere braven Arbeiter beläſtigen könnte. Komm herab!"

„Noch einen Augenblick!" ſagte lachend der Huſar. „Da auf dem Fort Rizzardi blitzt es ſtark auf; das wird uns gelten."

Und ſo war es auch. Denn kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo ſtreifte eine 24pfündige Kugel nicht einen Schritt von ihm die Bruſtwehr und warf einen Haufen Sand und Steine übor ihn her, die der junge Offizier nun lachend von ſich abſchüttelte und darauf in den Graben hinabſprang. Noch ein paar Schüſſe wurden drüben gethan, eigentlich Bombenwürfe; man hörte das Sauſen der Kugeln hoch in der Luft, das immer ſtärker wurde und dann in verdächtige Nähe kam, mit einem Schlag auf den Boden und einem lauten Krachen endigte. Die Stücke des platzenden Geſchoſſes ſauſten pfeifend nach allen Seiten, bohrten ſich tief in den weichen Sand oder zerſchmetterten auch wohl ein paar Bretter, hinter denen die Arbeiter Schutz geſucht.

Der Huſaren-Offizier verabſchiedete ſich auf dem Marktplatze von ſeinem Freunde, und da er erſt heute Morgen von Mailand gekommen war, ſtieg er zu Pferde, um ſein Quartier aufzuſuchen, welches außerhalb der Stadt in einer der zahlreichen Villen war. Er mußte weit hinaus über Caſa Papadopoli, dann zeigte ihm ein Bauer auf Befragen einen Feldweg, der links von der Straße abführte und ihn endlich in eine hohe dichte Allee brachte, die in einen Park mündete, der mit einem hohen eiſernen Gitterthor verſchloſſen war. Hier war aber weder eine Glocke noch ſonſt etwas, um Einlaß verlangen zu können. Wenn auch rechts und links keine Mauer war, ſo zeigte ſich doch dafür, ſo weit man ſehen konnte, ein über ſechs Schuh breiter und tiefer Waſſergraben, der augenſcheinlich das ganze Gut umgab. Der Huſaren-Offizier ſah kopfſchüttelnd das verſchloſſene Thor und war ſchon im Begriff wieder umzukehren, indem er dachte, er ſei fehlgeritten, als ein Mann, der hinter ihm quer durch die Allee ſchritt, ihm ſagte, die Villa ſei dieſelbe, welche er ſuche.

„Aber zum Teufel! wo iſt die Villa?“ ſagte der Reiter. Man ſieht ja weder Haus noch ſonſt etwas. Wie kann man ſich den Bewohnern verſtändlich machen, und warum iſt das Thor verſchloſſen?

Der Fremde zuckte die Achſeln und entgegnete: „Ja, Herr, die drinnen haben Furcht; 's beſte wäre, Sie ritten da drüben ins Dorf und ſchickten einen Knaben herüber, der Sie ankündigte.“

„Wie ſoll der dann hineinkommen?“

„Links vom Thor befindet ſich eine Planke über den Graben im dichteſten Gebüſch. Ich weiß den Platz nicht, aber die aus der Umgegend werden ihn ſchon finden.“

Damit wandte ſich der Mann um und eilte über das Feld davon.

Der Offizier ritt an das Thor zurück, wandte ſich dann links und verfolgte eine Zeit lang den Waſſergraben. Richtig! es ſchien derſelbe um das ganze Gut herum zu laufen. Meiſtens befand ſich an den beiden Ufern dichtes Gebüſch; nur hie und da war eine kleine Lichtung. Bei einer der letztern wandte der Huſar entſchloſſen ſein Pferd und indem er dachte: ich muß wohl ſchon auf Reiter-Art da hinein, ließ er das edle Thier zum Sprung anſetzen und flog mit ihm leicht und gewandt über das abgeſperrte Terrain. An dem Graben rechts wieder hinauf reitend, kam er bald an das Gitterthor und auf einen breiten Kiesweg, der in das Innere des Gartens führte. Rings war Alles ſtill; der Reiter befand ſich im dichten Schatten der hochſtämmigen Bäume, die rechts und links ſtanden. Jetzt bog der Weg etwas rechts ab, worauf der Huſar vor ſich auf einem kleinen Raſenplatze die Villa, ſein Quartier, liegen ſah. Anfänglich glaubte er hier ebenfalls Alles abgeſchloſſen wie das äußere Thor zu finden und ließ ein kräftiges Halloh ertönen. Raſch wurde indeß jetzt die Thüre geöffnet und ein alter Mann, der heraustrat, war offenbar erſtaunt, ja erſchreckt, vor ſich einen wohlbewaffneten Reiter zu ſehen.

„Hier iſt doch die Villa —?“ rief der Huſaren-Offizier.

„Allerdings!“ entgegnete der alte Mann. „Doch wenn ich mir erlauben darf zu fragen, auf welchem Wege kommen Sie hieher in den Garten?“

„Geradeaus, nach Huſaren-Art!“ lachte der Offizier, „da das Thor verſchloſſen war und man mir auf mein Rufen keine Antwort gab, ſo mußte ich mich ſchon bequemen, über den Waſſergraben zu ſetzen.“

„Ein braves Pferd,“ ſagte hierauf der alte Mann, indem er näher trat, den Zügel ergriff und das Thier ſanft auf den Hals klopfte.

„Sie haben doch Platz für mich?“ fragte der Offizier.

„Die ganze Villa ſteht zu Ihrem Befehl,“ entgegnete der alte Mann. „Es ſind noch ein paar Bediente da, die ich Ihnen zur Verfügung ſtelle, im Falle Sie nicht Ihre eigene Dienerſchaft erwarten.“

„Später kommt mein Burſche mit wenigem Gepäck,“ antwortete der Huſar. „Geben Sie ihm ein Plätzchen in meiner Nähe.“

„Sie wollen ſelbſt wählen,“ entgegnete der Andere; und da unterdeſſen ein Bedienter aus dem Hauſe gekommen war, ſo übergab er dieſem das Pferd und öffnete die Thüre, um den ungebetenen Gaſt eintreten zu laſſen.

Das Wohnhaus, ein mittelgroßes, ſehr elegantes Caſino mit flachem Dache, maſſiv von Stein erbaut, mit zahlreichen Statuen und Bildhauereien verziert, ſchien in der That ganz leer zu ſtehen. Hohl klang der Schritt auf den Gängen und Treppen, und im erſten Stocke mußte der Alte jetzt die Fenſterladen öffnen, um Luft und Licht in die dunkeln Zimmer zu laſſen.

Der junge Offizier wählte ſich beſcheidener Weiſe ein kleines, aber zierliches Schlafzimmer mit einem Kabinet daneben. Er hatte von hier eine Ausſicht in den breiten, ſchönen Park und mußte ſich geſtehen, daß der Beſitzer oder der Erbauer ein Mann von Geſchmack ſei und es wohl verſtand, ſich gegen das hieſige Klima zu waffnen. Hier war doch Schatten, Kühle, friſches Waſſer im Gegenſatz zu vielen anderen Landhäuſern um Meſtre, die, wie abſichtlich, faſt ganz ohne Bäume ſind, und auf welche die Sonne nach beſtem Ermeſſen den ganzen Tag hinbrennen kann. Es war unendlich ruhig und ſtille hier; man hätte glauben können, entfernt von jeder großen Stadt mitten in der Einſamkeit zu leben; nur zuweilen hörte man einen dumpfen Schlag — ein Schuß von den Wällen Malghera's.

Der Huſaren-Offizier richtete ſich ſo gut wie möglich ein, und als ſpäter ſein Burſche mit dem Gepäck kam, er ſich umgezogen hatte und in den dichten Laubgängen des Parkes ſeine Cigarre rauchte, mußte er ſich eingeſtehen, daß es auf ſolche Art höchſt bequem und amüſant ſei, einer Belagerung beizuwohnen.

Die Beſchießung des Fortes Malghera in der Mittagsſtunde des vierten Mai aus fünf Batterieen der Vorparallele hatte, obgleich ſie den eingeſchloſſenen Feind auf's Höchſte überraſchte, nicht die gewünſchte Wirkung. Obgleich die öſtereichiſche Artillerie außerordentlich brav geſchoſſen und das Innere des Forts ſchon von Kugeln ziemlich durchfurcht war, die platzenden Bomben tiefe Löcher in den Boden geriſſen, obgleich die Ketten der eiſernen Zugbrücke zertrümmert und das Wachthaus am Thore ſowie ein Kaffeehaus im inneren.

Platze durch hereinſtürzende Bomben zerſchmettert waren, ſo hatte doch die Beſchießung den äußeren Werken wenig Schaden gethan. In Malghera, das außerordentlich mit Geſchützen und Munition ausgerüſtet war, kommandirte ein tüchtiger Offizier, und ſo kam es denn, daß die Beſchießung auf's Vollſtändigſte erwiedert wurde, und zwar ſo, daß auf einen Schuß aus den Batterieen vielleicht ſechs aus dem Fort kamen. Die Belagerungs-Arbeiten, ſo gut ſie auch gefertigt waren, wurden von Kugeln durchfurcht, die Batterieen mit feindlichem Eiſen überſchüttet. Man war nicht mehr im Stande die Schüſſe zu zählen, man wußte es nicht mehr, krachte es hier oder krachte es dort. In Rauch und Staub gehüllt ſtanden die braven Oeſtereicher bei ihren wenigen Stücken und horchten verwundert auf den Höllenlärm, der nach ihren erſten Schüſſen von drüben losbrach. Das Pfeifen der Kugeln, das Ziſchen und Krachen der Bomben war unbeſchreiblich und ohne Aufhören; fort und fort flogen die feindlichen Kugeln in unglaublicher Anzahl herüber — ein Hagelwetter der häßlichſten Art. In demſelben ſah man die Artilleriſten arbeiten, ruhig und ſicher, wie auf dem Exerzirplatz, und wenn auch mancher gute Kamerad dahin ſank, wenn auch manches brave Geſchütz von den feindlichen Kugeln auseinandergeſchlagen wurde: es rückten immer neue Kräfte zum Erſatz an, bis der Abend kam, wo die Batterieen faſt ganz demontirt waren, und wo auch der Feind nach und nach ſein Feuer einſtellte.

Man kann ſich leicht denken, daß während dieſer Zeit Alles in Meſtre in der geſpannteſten Erwartung war. Wem es ſein Rang oder ſeine Stellung erlaubte, ſtieg auf den alten Guelfenthurm hinauf, wo man das majeſtätiſche Schauſpiel am beſten ſah. Da hatte man die ganze Geſchichte wie eine Karte vor ſich ausgebreitet; man ſah die ſchwachen öſtereichiſchen Batterieen, wie ihre Kanoniere alles Mögliche thaten, um dem ſo weit überlegenen Feinde in Malghera einigermaßen kräftig und gut antworten zu können. Bis in die tiefe Nacht hinein dauerte das Schießen, und als es nach und nach dunkelte, war der Anblick des gegenſeitigen Geſchützfeuers unbeſchreiblich ſchön. Die Bomben, deren Flug man am Tage mit den Augen nicht folgen konnte, zeigten nun deutlich in ziſchendem, ſpritzendem Feuer den großen Bogen, den ſie beſchrieben. Während ſie dahin flogen, ſtäubten ſie große Funkenkreiſe um ſich her, und wenn ſie platzten, ſo flog es wie ein ſtarker Blitz empor, dem ein dumpfer Knall folgte. Schöner noch war der dichtere Feuerſtreifen der mächtigen Raketen, die ſie auch zuweilen aus dem Fort herausſchoſſen, mehr zu ihrer Unterhaltung, als daß ſie damit auf die weite Entfernung großen Schaden gethan hätten.

Auf der Plattform des erwähten Thurmes ſaßen mehrere Offiziere bei einander und ſahen dem großartigen Schauſpiele zu. Unſer bekannter junger Huſaren-Offizier hatte ſich neben ſeinem Freunde, dem Hauptmann vom Genie-Corps, auf die Bruſtwehr gelehnt, und ſagte nach einer Pauſe:

„Aber es iſt doch in der That unverantwortlich, wie das Volk da drüben — Gott möge ſie verdammen! — mit kaiſerlicher Munition umgeht. Es iſt, als hätten ſie ſich vorgenommen, jeden Tag ein gewiſſes Quantum zu ruiniren.“

„Mich dauern nur die ſchönen Raketen!“ entgegnete ein Artillerie-Offizier mit tiefer Stimme, der nebenan auf dem Ziegeldach des Thurmes ſaß. „Eine ſo mühſam erzeugte Munition, von deren Anfertigung die Kerle drüben gar keinen Begriff haben. Und wenn ganz Venedig zuſammen hilft, ſo bringen ſie doch keines dieſer Geſchoſſe zuweg, das nur auf anſtändige Manier hundert Schritte weit geht.“

„Sie können ſie nicht einmal ordentlich abbrennen,“ meinte ein Anderer. „Wenn ich ſie mit unſern lieben Raketen wirthſchaften ſehe, ſo iſt es mir gerade, als wenn Schulbuben ein edles Pferd maltraitiren. Zuerſt geht's eine Zeit lang geduldig, dann aber ſchlägt's hinten und vornen aus. — Schaut's mal dahin! Kommt wohl eine einzige heraus, die einen ordentlichen Bogen macht? — Alles durcheinander wie Kraut und Rüben. Pfui Teufel!“

„Sie haben ſich ihre Finger ſchon garſtig damit verbrannt,“ ſagte Friedrich von S. „Uns hat neulich ein Ueberläufer davon erzählt; wie viele ſind ihnen ſchon geplaꜩt, wie viele ſchon auf die Seite gegangen oder ſogar rückwärts in die eigene Bedienungs-Mannſchaft hinein!“

„Wohl bekomm's!“ brummte der erſte Artillerie-Offizier und blies ſeine Cigarre zu einer ſtarken Glut an.

Einige Augenblicke ſah man keine Raketen mehr fliegen; auch hatte das Schießen einigermaßen nachgelaſſen; nur vom Fort Rizzardi krachte noch zuweilen ein Schuß herüber, ein tölpelhafter, wilder Knall aus den dort befindlichen Paixhans. Die gewaltige Pulverladung erhellte auf einen Augenblick die Schießſcharte, hinter der ſie ſtanden ſo deutlich, daß man faſt das ganze Gewühl um die Kanone ſehen konnte. Gleich darauf aber verſchlang die tiefe, ſchwarze Nacht Alles wieder. Drüben, über das Fort hinaus, leuchteten die Lagunen im ungewiſſen Scheine; am Himmel jagten finſtere Wolken, und von Venedig herüber ſah man hie und da den Schein eines Lichtes. In den Batterieen ſowohl als in dem Fort ſchienen ſie müde geworden zu ſein. Die Schüſſe wurden immer ſeltener und hörten bald ganz auf.

Die Offiziere auf dem Thurme, welche nun nicht mehr durch den Bliꜩ und den Flug der Raketen unterhalten wurden, die ſie bisher von ihren Pläꜩen an der Brüſtung deutlich ſahen, ſtellten ſich nun plaudernd an dieſelbe und überließen ſich ihren Betrachtungen, was der morgige Tag wohl bringen könnte.

„Hat Einer von Euch ſehr gute Augen?“ ſagte nach einiger Zeit Friedrich von S., der eine längere Weile angelegentlich nach dem Fort hinunter geblickt hatte, „d. h. ſolche Augen, die auch bei Nacht etwas taugen?“

„Katzenaugen!“ entgegnete einer der Artillerie-Offiziere lachend. „Hier iſt ja unſer Kamerad von der Flotte! Ihr müßt ja bei Tag und Nacht gleich gut ſehen. Tritt 'mal ein Bischen da vor. — Was willſt du mit deinen Nachtaugen?“ wandte er ſich nun an den Genie-Offizier, der noch immer ſehr angeſtrengt hinabblickte.

„Zufällig habe ich hier ein Nachtglas bei mir,“ ſagte der junge Offizier von der Marine, der nun eintrat. „Wohin ſoll man lugen?“

„Schaut da hinunter!“ antwortete Hauptmann von S. „Dort ſieht man — freilich ſehr undeutlich — die Formen Rizzardi's. Jetzt fahrt ein Bischen mehr links auf uns zu und ſetzt Euer Nachtglas an.“

Der See-Offizier that, wie ihm geheißen. — „Ja, ja,“ ſagte er nach einigen Augenblicken, „auf der Seeſeite des Forts ſcheinen ſie ein paar kleine Fahrzeuge auszuſetzen.“

„Bah! da iſt ja kein Waſſer!“ ſagte der Artillerie-Offizier.

„Ins Genießbare überſetzt,“ antwortete Hauptmann von S. lächelnd, „will unſer Kamerad ſagen, er ſehe dort etwas ſich bewegen.“

„So iſt es,“ ſagte dieſer. „Jetzt ſehe ich es deutlicher.“

„Ich habe mir es gedacht,“ bemerkte der Ingenieur-Offizier und nahm ebenfalls das Glas. „Sie fallen wieder zum Zeitvertreib ein wenig aus. Nun, ſie werden bei uns ſchon wachſam ſein.“

Eine Zeit lang blieb drunten Alles ruhig; vielleicht eine ſtarke Viertelſtunde lang. Dann aber ſah man auf dem Terrain zwiſchen Batterieen und Fort, ziemlich nah bei den erſteren, ein paar Gewehrſchüſſe ſchnell hinter einander aufblitzen; dann bemerkte man auf einem anderen Punkte daſſelbe, und ein paar Sekunden nachher ward auf der ganzen Linie lebhaft gefeuert. Die Laufgrabenwache blieb keine Erwiderung ſchuldig, und ſo blitzte und knatterte es eine Zeit lang luſtig durcheinander. Namentlich von den Batterieen aus wurde ſo lebhaft und anhaltend gefeuert, daß ſich die Angreifer bald zurückziehen mußten. Jetzt knallten auch von den Batterieen ein paar ſchwere Schüſſe dazwiſchen, welche die vom Fort nicht beantworten konnten, da ſie ſonſt Gefahr liefen, ihre eigenen Leute zu beſchädigen.

„Wenn die Unſrigen nur nicht hitzig ſind!“ ſagte der ältere Artillerie-Offizier. „Man ſieht klar, was die Welſchen wieder im Sinn haben. Unſere Leute ſollen ihnen den Gefallen thun und ſie verfolgen, und wenn ſie ſie unter die Kanonen des Forts gelockt haben, dann ſoll man den Spektakel erleben, der drüben losgeht.“

Mehr und mehr ſchienen ſich die Angreifer nach der Feſtung zurückzuziehen. Doch ſchien die Laufgrabenwache nicht die Abſicht zu haben, hinter ihren Erdaufwürfen hervor zu kommen. Und das zu ihrem guten Glücke. Jetzt ſchwieg das beiderſeitige Feuer einen Augenblick; die Offiziere droben waren begierig, was jetzt kommen würde. Plötzlich ſtieg von dem Fort eine ſchwere Rakete gerade in die Höhe.

„Jetzt ſchießen ſie ſogar in die Luft!“ rief ein Infanterie-Offizier.

„Dießmal nicht,“ entgegnete einer der Artilleriſten. „Gebt nur Achtung!“ — Der Feuerſtreif der Rakete, nachdem er eine ziemliche Höhe erreicht hatte, neigte ſich anmuthig nach vornen, entzündete darauf mit einem leichten Blitz die Ladung, die er trug, und in die dunkle Nacht hinaus quoll ein hellgelbes, glänzendes Licht, größer und größer werdend, das endlich wie eine leuchtende Kugel langſam in der Luft ſchwebte. Es war eine Leucht-Rakete, eine Art Geſchoße, welche, ſobald ſie auf einer gewiſſen Höhe angekommen ſind, durch das Herunterſinken über ſich einen Fallſchirm ausbreiten, der ſie in den Lüften erhält und nur unmerklich niederſinken läßt. Eine ſolche Feuerkugel gewährt einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick und erleuchtet das Terrain auf eine weite Strecke wie der hellſte Mondſchein. Im gegenwärtigen Augenblicke brauchten es die Angreifer, die ſich nun unter die Mauern der Feſtung zurückgezogen hatten, um ihren Artilleriſten die nöthige Beleuchtung zum Zielen ihrer Geſchütze auf einen verfolgenden Feind zu geben. Obgleich nun dießmal glücklicher Weiſe kein ſolcher da war, ſo ließen ſich doch die Italiener ihr Vergnügen nicht nehmen, und da nun einmal geladen war, ſo mußte auch losgeſchoſſen werden. Ein prächtiges Schauſpiel für die Augen! Ein paar Sekunden nachher waren die Feſtungswerke wieder in Feuer und Rauch eingehüllt; Bomben ſchwirrten durch die Luft, Raketen ſauſten nach allen Richtungen, und hie und da ſtieg noch eine der eben erwähnten Leuchtkugeln auf, als wollte ſie ſich von ihrer Höhe umſchauen, ob die zahlloſen Schüſſe auch einige Wirkung verurſachten.

„Nun werden ſie wieder fort machen bis an den hellen Morgen,“ brummte der Artillerie-Offizier, und Friedrich von S. meinte lachend, indem er ſeine Uhr herauszog und bei der Glut der Cigarre auf das Zifferblatt ſah: „Jetzt iſt es angenehm, wer wie ich hinaus in die Laufgräben muß; da hat man doch wenigſte[illegible]t genug, um nicht über einen Schanzkorb oder dergleichen zu ſtolpern[illegible]n behüt' Euch Gott; es iſt Mitternacht, ich habe draußen zu thun.“

„Ich begleite dich!“ rief der Huſaren-Offizier. „Ich möchte mir gar zu gerne die nächtlichen Arbeiten draußen anſchauen.“

„Laß es heute nur bleiben,“ ſagte ernſt der Ingenieur. „Dabei kannſt du nichts lernen, höchſtens aber mit einem Bombenſtück zuſammen treffen. Und wenn ſie dir einen Arm entzwei ſchießen, ſo haſt du keine Ehre davon, und man wird morgen früh höchſtens achſelzuckend ſagen: Warum iſt er hingegangen! — Behüt' dich Gott! Reite nach deiner Villa und ſorge mir morgen früh für ein kleines Frühſtück. Wenn ich abgelöst bin, beſuche ich dich. — Addio! — Addio! — Auf Wiederſehen!

Wer um dieſelbe Zeit nach Venedig kam, ſah in der Lagunenſtadt noch größere, noch traurigere Veränderungen als in Meſtre. Wenn letztere Stadt auch hart mitgenommen war, wenn man auch dort keine anderen Bewohner mehr ſah als Militär, ſo gab doch das Treiben des Letzteren in ſeiner regelmäßigen Zeiteintheilung, in ſeiner Pünktlichkeit und Ordnung ein behagliches Gefühl von Ruhe und Sicherheit, wie das immer bei dem großen Körper der Fall iſt, der dem Wort eines Einzigen gehorcht. — Das war in der Inſelſtadt unter den zuſammengelaufenen Schaaren mit ihren tauſend verſchiedenen Meinungen, mit ihren verſchiedenen Beweggründen, die ſich alle zu gleicher Zeit geltend machen wollten, und ſich auch vielleicht geltend machten, ſchon ganz anders. Ja, wie hatte ſich Venedig geändert! Wo war die, wenn gleich melancholiſche, doch wohlthuende, Ruhe ihrer Kanäle und Straßen geblieben? — Eine Behaglichkeit des Alters, welche uns in der allerdings gebrechlichen und zerfallenden Stadt ſo wunderbar anſprach. Wie ſaß vordem die alte Venetia ſo lebensmüde und doch prächtig auf ihrem Seſſel mitten im Meere, umſpielt von ſpäteren Generationen, die, wenn ſie auch vielleicht nicht im Stande waren, ihr zu neuer Jugendkraft zu verhelfen, ſich doch bemühten, ihre Geſchmeide wohlgeordnet zu erhalten, und die die alten prächtigen Gewänder ſorgfältig zuſammenzogen, damit man die Blößen darunter nicht ſehen konnte, und welche dafür ſorgten, daß ſie ruhig und anſtändig fortträumen konnte von alter Pracht und Herrlichkeit. — — Da kam jene Zeit, wo die alte kraftloſe Venetia in der Hitze des Fiebers von ihrem Stuhl emporſprang und in matter Hand das Schwert ſchwang, nicht um Andere zu verwunden, ſondern ihren eigenen Leib tödtlich zu verletzen. — — — —

Ja! fieberhaft erzitterte das Leben in den Straßen und Kanälen Venedigs. Malghera war, wie bekannt, am 26. Mai geräumt worden und dem Feinde, der nun viel näher gerückt war, wollte man, wenn er auch durch die Lagunen vordrang, jeden Schritt in der Stadt ſtreitig machen; deßhalb hatte man Brücken zerſtört, i[illegible] Kanälen, den eigentlichen Straßen Venedigs, Barrikaden erbaut, in[illegible] man alte Schiffe hinein verſenkte und die Ufer durch Balken und Steinhaufen verrammelte; alte Paläſte an beſonders wichtigen Punkten hatte man zu kleinen Feſtungen umzuwandeln verſucht, kurz Alles gethan, um einen Feind, der thöricht genug geweſen wäre, ſtürmend in *dieſe* Stadt zu dringen, auf's Kräftigſte zu empfangen. Die Stadt war überfüllt mit Menſchen; neben der zahlreichen Bevölkerung Venedigs hatten ſich Tauſende flüchtig vom platten Land hineingeworfen, waren römiſche und toskaniſche Soldaten und Freiwillige aus allen Theilen Italiens in großer Anzahl hier zuſammengetroffen, um dieß letzte Bollwerk der Freiheit zu halten, die Meiſten aber aus dem weniger ſchönen Beweggrund, um ein wildes, zügelloſes Leben noch länger fortſetzen zu können. Da waren die verſchiedenſten Nationen, die verſchiedenſten Truppenkörper unter ſtolzen herausfordernden Namen, welche aber oft allein das Beſte an ihnen waren; da beſtand aus Unteroffizieren eingeſchmolzener Kompagnieen, aus Gefreiten, Sergeanten und allen möglichen Chargirten eine Unteroffizier-Compagnie, die eine Bildungsſchule hätte ſein ſollen für Offiziere und tüchtige Kriegsleute. Aber wenn dieſe Compagnie ſchon in ihrem Aeußeren ſeltſam genug ausſah, der Einzelne gekleidet in die Uniform des früheren Regimentes, verſehen mit den verſchiedenſten Waffen, auf dem Kopfe Czako, Mütze und Helm, ſo war ihr Inneres noch ſchlechter beſtellt. Es war dies ein undisciplinirtes wildes Corps, das ſich gegen die Offiziere empörte und nur mit bewaffneter Macht zur Ordnung gebracht werden konnte. — Dreißig bis vierzig Deſerteure und Gefangene hatte man zu einer ungariſchen Legion vereinigt, hatte ihnen rothe enge Hoſen, verſchnürte grüne Röcke und eine ungariſche Mütze gegeben, und ſie ſollten einen Stamm bilden, der ſich durch zahlreichen Uebertritt der Ungarn, auf den man ſich Hoffnung machte, zu einem impoſanten Ganzen vergrößern ſollte. Aber der Stamm war faul und nicht im Stande Blätter zu treiben. Dieſe ſogenannte Legion — berichtet ein Schweizer Offizier — erreichte kaum die Stärke einer halben Kompagnie, und mußte, um auf dieſer Zahl zu bleiben, viele Nichtungarn in ihre Reihen aufnehmen, ja ſogar darüber froh ſein, irgend ein aus Furcht vor Stockprügeln deſertirtes Kroätlein als Zuwachs zu erhalten. — Die ſogenannte ungariſche Legion in Venedig, von der man ſich, ihrem pompöſen Namen nach zu urtheilen, auswärts ſicher eine übertriebene Vorſtellung gemacht hat, reducirte ſich auf 56 Mann, größtentheils Gefangene und Deſerteurs. Alle venetianiſchen Truppen machten das Kreuz vor ihrer Bekanntſchaft; denn ſie waren als die ſchmutzigſten und langfingerigſten anrüchig und gaben bei jedem Anlaß Beweiſe ihrer Kunſtfertigkeit in letzterer Beziehung. — Eine Truppe von äußerlich vortheilhaftem Anſehen war das Studenten-Corps, das ſich, wenn auch muthig, doch durch keine militäriſche Tugend auszeichnete. Aus dem ſchönen Princip, ihre Offizier[illegible]ſt zu wählen, folgte auch der Umſtand, daß Keiner dieſen Offizieren, [illegible]eſchöpfen ihrer Wahl, auch den geringſten Gehorſam erwies. Dieſe[illegible]denten führten, ſo lange es ging, ein burſchikoſes, vergnügliches Leben, trugen meiſtens Civilkleider, intriguirten gegen einander, zankten ſich beſtändig und zeigten in ihrer Kompagnie im Kleinen, was Venedig im Großen war. — Auch befand ſich in der Stadt eine Dalmatier-Kompagnie, von der noch Schlechteres zu ſagen iſt, wie von den ebengenannten. Dieſelbe zettelte in Malghera nach dem erſten Bombardement eine Meuterei an und mußte entwaffnet nach Venedig zurückgebracht werden. Unter den übrigen Truppen, welche Venedig überſchwemmten: Neapolitaner, Römer, Toskaner, waren indeß recht brave und tüchtige Elemente, nur fehlte es ihnen an einem Oberbefehl, an einem kräftigen Zuſammenhalten. Das Volk regierte, und wer heute in deſſen Gunſt ſtand und auf dem Markusplatz mit der höchſten Gewalt bekleidet wurde, wurde morgen vielleicht mit Verbannung und mit Tod beſtraft.

So lange Venedig eine durch nichts gehinderte Verbindung mit der offenen See hatte, fehlte es wenigſtens nicht an Lebensmitteln, und man lebte ziemlich herrlich und in Freuden; ſobald ſich aber die ſardiniſche Flotte zurückziehen mußte und das öſterreichiſche Geſchwader die Blokade der Stadt aufnehmen konnte, machte ſich bald an allen Lebensmitteln ein bedeutender Mangel fühlbar. Rindfleiſch war nur zu hohen Preiſen zu kaufen, der Wein ſtieg um das Doppelte des gewöhnlichen Preiſes, und Oel und Butter waren ſo theuer, daß der Kardinal-Patriarch geſtattete, die Speiſen am Faſttage mit Rinds- und Schweinefett zu bereiten. Die Mühlen, welche der Stadt das Mehl lieferten, konnten, da ſie vom Feſtlande nicht mehr unterſtützt wurden, den Bedarf für die große Menſchenmenge ferner nicht hervorbringen, und eine Folge davon war, daß das Volk in großen Haufen an den Bäckerläden warten mußte, bis jeder Einzelne den ſehr klein zugemeſſenen Bedarf für den Tag erhalten konnte.

Natürlicher Weiſe war in jenen Tagen von einer regelmäßigen Beſchäftigung der Volksklaſſen, von Arbeiten und dergleichen nicht mehr die Rede. Der größte Theil der Einwohner verließ Morgens früh die Häuſer und ſchwärmte auf den Straßen und Plätzen umher, um irgend etwas Neues zu erfahren und auf unvorhergeſehene Art ſeinen Unterhalt für den Tag zu erlangen, um dem Batterienbau auf der großen Brücke zuzuſchauen, um auf die Schüſſe von Malghera zu horchen, ſchließlich aber, um ſich auf den Markusplatz zu begeben und hier durch irgend einen unvernünftigen Tumult den Präſidenten der Republik zu vermögen, daß er ans Fenſter trete und einige Worte zu ihnen ſpreche. Auf dieſe Art war der prächtige Platz die Schaubühne eines regen Lebens und gewiß mannigfaltiger, ja auch intereſſanter belebt als in den vergangenen ruhigen Zeiten.

Da ſtand, wie damals, der ehrwürdige Dom von San Marco und ſchaute verwundert in dieß ſonderbare[illegible]ümmel; von der Piazzetta her blickte die Ecke des phantaſtiſchen D[illegible]Palaſtes und die Procurazien nahmen, wie immer ernſt und finſter[illegible]e Hauptſeite des Platzes ein. Aber unter ihren Bogengängen war nicht mehr der Verſammlungsplatz der vornehmen Bürgerklaſſen Venedigs; hier ſah man keine bunten Seidengewänder, keine ſchönen ſchwarzen Haare und glänzenden Augen, ſondern eine mißfarbige lärmende Volksmenge trieb ſich hier wie auf dem ganzen Platze umher. Es war in Venedig ſo ganz anders geworden; fieberhaft drängte ſich Alles hin und her, laut verhandelten die Gruppen die Ereigniſſe des Tages, ein trübſeliges Gemiſch, verwahrlost auch im Aeußern; und die Soldaten verſchiedener Regimenter in ihren eben ſo verſchiedenen Uniformen, in meiſtens nachläſſiger Kleidung und Haltung, trugen eben auch nicht dazu bei, dem Ganzen einen freundlicheren Anſtrich zu geben. Doch waren auch die beſſeren Stände Venedigs zahlreich vertreten, hier theilnehmend an der allgemeinen Bewegung, mit den Arbeitern ſprechend, ſie ermahnend und anfeuernd, dort aber, und gewiß nicht ehrenhafter, als müßige Zuſchauer im zierlichen ſchwarzen Frack mit lackirten Stiefelchen und hellen Handſchuhen, die zur allgemeinen Unordnung vielleicht nächtlicher Weile mithalfen, aber wenn es galt öffentlich zuſammenzuhalten, in der Ferne geringſchätzend ſtehen blieben, um den ſchlechten Geruch rings umher mit dem Duft einer guten Cigarre zu verbeſſern.

Wenn die Menge ſo auf den Markusplatz und hinaus zur Eiſenbahnbrücke gezogen war, ſo lagen die meiſten Straßen und Kanäle ziemlich leer und einſam; ſogar der Kanal Grande machte hievon keine Ausnahme. Vor einem der kleineren Paläſte, der unſerem Leſer bekannt iſt, ſchaukelten ſich ein paar einfache ſchwarze Gondeln und entfernten ſich zuweilen einen Augenblick von der Treppe, woran ſie lagen, wenn nämlich einer der Gondoliere, des längeren Wartens müde, einen leichten Schlag mit dem Ruder auf das Waſſer that. Dieſe Gondoliere, ſehr anſtändig in dunkelfarbige Livreen gekleidet, gehörten zu dem Hauſe, vor dem ſie ſich gerade befanden; es waren ein älterer und ein jüngerer Mann.

„Cospetto!" ſagte der Letztere, „das Warten hier auf dem einſamen Kanal fängt mir an langweilig zu werden. Lägen wir noch an der Piazzetta, da könnte ſich doch wenigſtens einer von uns bequem hinſchleichen und den Spektakel auf dem großen Platze anſehen."

„O," ſagte der andere Gondolier, „was das anbelangt, ſo iſt mir hier der ſtille Platz, wo ich ſo wenig von dem nichtswürdigen Lärmen höre, recht behaglich. Du wirſt auch noch genug bekommen. Die Madonna ſoll uns helfen! Was iſt das für ein Leben geworden!"

„Auf das Leben würde ich gerade nicht ſchimpfen," antwortete lächelnd der Jüngere. „Wenig zu thun, viel Zerſtreuung, evviva und Muſik den ganzen Tag, und Feuerw[illegible] umſonſt."

„Möchte es auf deine[illegible]ſe brennen!" knurrte der Andere. „Daß dir das Leben hier gefällt, b[illegible]ife ich vollkommen. Du biſt aus Ferrara; was geht dich überhaupt Venedig an? Die Herrſchaft iſt reich, der Tiſch wohl beſtellt, unſeren Lohn bekommen wir in klingendem Silbergeld: Das gefällt dir freilich. Ich aber, ein alter Venetianer, einen großen Familien-Anhang hinter mir, könnte dir ſagen, was es heißt, alle dieſe Tollheiten mitmachen zu müſſen, die ſchmierige Suppe auseſſen zu helfen, die unſereins nicht mit einbrocken half."

„Zugeſtanden," ſagte der jüngere Gondolier, indem er die Naſe hoch emporhob und ſich ſo zierlich als möglich auf ſein Ruder ſtützte, „du haſt vielleicht in dieſen Widerwärtigkeiten etwas mehr durchzumachen, weil du ein Venetianer und mit großer Familie verſehen biſt; aber am Ende, wenn

Alles vorbei iſt, fällt dir durch eben dieſe zahlreichen Verwandten auch eine größere Portion von Belohnung zu wie mir, dem Einzelnen.“

„Belohnung?“ fragte der Aeltere und zuckte verächtlich mit den Achſeln. „Was verſtehſt du darunter?“

„Die Freiheit!“ entgegnete der Andere und hob die rechte Hand empor, wie wir es bei den Volksrednern zuweilen ſehen.

Einen Augenblick ſchwieg der alte Diener; dann erfaßte er ſein Ruder mit beiden Händen und hob es einige Zoll aus dem Waſſer. „Höre mich!“ ſagte er alsdann mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte, „laß mich dieß Wort aus deinem Munde noch ein einziges Mal hören, und — ich ſchwöre dir's bei meinem Schutzpatron — ich werde mir auch meine Freiheit nehmen, und die iſt, dich zu Boden zu ſchlagen, daß du das Aufſtehen vergeſſen ſollſt. Freiheit? — Du Hallunke! Du haſt Venedig nicht gekannt vor ſo und ſo viel Jahren, altersſchwach und müde, und haſt nicht geſehen, wie es wieder anfing, unter eurer ſ. g. Knechtſchaft aufzuwachen und Miene machte, wieder in Blüte zu kommen. Du weißt freilich nichts von den verſchütteten Kanälen, von zertrümmerten Ufern und Brücken, von zerfallenden Häuſern, von allem dem, was hergeſtellt wurde, um aus Venedig wieder eine Stadt zu machen, in der Menſchen wohnen mögen. Ich aber weiß es, daß es geſchah unter der ſchwarzgelben Fahne, die Gott ſchützen möge, und weiß auch, was in der armen Stadt vorgegangen, ſeit die dreifarbige Flagge, die Fahne der Freiheit, wie Ihr's nennt, über uns flattert. In dem einen Jahre ſind wir um fünfzig Jahre zurückgegangen.“

„Das iſt nur ein Uebergang,“ ſagte der Andere, nachdem er ſich aus der Nähe ſeines Kameraden zurückgezogen; „kleine Leiden, um die ſich der Patriot nicht bekümmert.“

„Du biſt ein Patriot!“ entgegnete der Erſte mit flammendem Auge. „So geh' denn hin und laß dich auf dem Markusplatz einſchreiben, laß' dir Waffen geben und diene deinem ital[illegible]ſchen Vaterlande.“

„Das Letztere thue ich auch,“ ſagte [illegible] Jüngere der Gondoliere; „ich diene eifrig meinem Herrn, dem hochange[illegible]enen Grafen C., und wenn ihn meine Ruderſchnelle im Regierungspalaſt oder auf die Lagunenbrücke bringt, wo er das Glück hat, gegen unſere Unterdrücker zu kommandiren, ſo habe ich auch das Meine beſſer wie mancher Andere gethan, der mit ſeiner Gondel die ruhigſten Kanäle aufſucht, wenn er ein lautes evviva Manin! hört.“

„Ah il Signor Conte!“ ſagte höhniſch der Andere. „Das iſt freilich dein Schutz und Hort. Ihr kamt an Einem Tage in dieſen Palaſt, was aber beſſer nicht geſchehen wäre.“

„Auch in anderer Hinſicht,“ fuhr der Jüngere fort, ohne eine Antwort zu geben, „betheilige ich mich an dem Wohl des Staates wo ich kann. Papiermünze der Moneta del comune nehme ich, wenn ich muß, und wenn du in der Zeitung über den offerte alla patria nachleſen willſt, da wirſt du finden, daß ich vor acht Tagen vier Lire geſpendet.“

In dieſem Augenblicke ſprang ein anderer Bedienter die Marmortreppe des Palaſtes herab und warf einen Damenmantel in eine der Gondeln. Ihm folgte auf dem Fuße die Herrin des Hauſes, Signora Emilia und der Graf C., Letzterer in der Uniform, welche man der venetinaniſchen Artillerie gegeben. Das ſchöne Geſicht der jungen Dame ſah ernſt und bleich aus und außerdem zuckte in ihren Augen ein finſterer Blick, vielleicht in Folge einer eben gehabten Unterredung. Sie preßte ihre Lippen heftig auf einander, während ſie wie nachdenkend auf die unterſte Stufe der Treppe trat. Sonſt war ihre Haltung wie immer: ernſt, ſtolz, ja majeſtätiſch.

Beide Gondeln hatten ſich eilfertig genähert, und der alte Mann trieb die ſeinige mit ſolcher Kraft und Gewandtheit der andern voraus, daß ſein Kamerad, der nicht die Höflichkeit zu haben ſchien, das Fahrzeug der Dame verlaſſen zu wollen, ſtark ſchwankte und faſt in den Kanal gefallen wäre.

„Ihr ſeid ſehr ungeſchickt, Antonio!“ rief Graf C. „Wenn es nicht vielleicht böſer Wille war; mein Gondolier wäre faſt über Bord gefallen. Was braucht Ihr ſo hart anzufahren?“

„Das Hartanfahren thut's nicht, Herr Graf, das ſind wir gewohnt,“ entgegnete ruhig der alte Mann. „Der da iſt kein rechter und ehrlicher Gondolier; er ſteht auf ſchlechten Füßen.“

Der Graf zuckte die Achſeln und wandte ſich an ſeine Begleiterin, indem er ſagte: „Was iſt da zu machen? Wäre er von meinen Leuten, ſo würde ich dafür Sorge tragen, daß er mit ſeinem vorlauten Maul unter irgend eine brave Truppe geſteckt würde, die ihm Stillſchweigen und Gehorſam auflegte. Aber er ſteht in Eurem unmittelbaren Dienſt, und die, welche dieß Vorrecht haben, können thun und ſagen, was ihnen beliebt.“

Ein finſterer Zug flog bei dieſen Worten über das Geſicht der ſchönen Dame; ſie winkte mit der Hand gegen das Waſſer — ein Zeichen, auf welches ſich der alte Gondolier ehrfurchtsvoll von der Treppe zurückzog, nicht ohne daß er dabei wieder hart an das andere Boot anſtieß.

„Was wollt Ihr, Graf!“ gab die Marcheſa froſtig lächelnd zur Antwort. „Eure Leute machen es ja ebenſo. Das hier iſt ein unglückſeliges getheiltes Haus.“ Dabei hob ſie die kleine weiße Hand empor, um auf den Himmel oder den Palaſt hinter ihr zu zeigen.

„Ihr habt Recht,“ entgegnete der junge Venetianer. „Das Haus iſt leider getheilt und geſpalten. Aber wer iſt daran ſchuld? Wer iſt es, der eins der edelſten Häuſer dieſer Stadt in das Gerede bringt, als halte es mit den Feinden des Vaterlandes? Wer iſt es, der unſere patriotiſchen Bemühungen zu Schanden macht? Wer ſorgt dafür, daß man achſelzuckend mit Fingern auf uns zeigt und hinter unſerm Rücken traditore murmelt?“

„Ich doch nicht?“ rief das Mädchen und warf ihren Kopf wie einen Blitz herum. „Jedermann weiß freilich, wie ich geſinnt bin; aber Jedermann weiß auch,“ ſetzte ſie ſeufzend hinzu, „daß, als ich meine Partie ergreifen mußte, es mich da hielt, wo mein Vater lebt. Wenn auch,“ ſagte ſie für ſich und legte die Hand an ihre Stirne, „Herz und Gedanken anderswo ſind. — — Was wollt Ihr, Graf!“ fuhr ſie darauf heftiger fort. „Da ich einmal hier blieb und alſo unter der dreifarbigen Fahne leben mußte, habe ich nicht für das Wohl eurer — Sache, für das Wohl dieſes armen Volks ebenſo viel, ja mehr gethan, wie jede andere Dame meines Standes?“

„Die Spitäler, worin die deutſchen Soldaten liegen,“ entgegnete der Venetianer ſpöttiſch lächelnd mit einer tiefen Verbeugung, „nennen Euch ihre Vorſehung. — Aber,“ ſetzte er raſch hinzu, „wozu dieſe Streitigkeiten, Donna Emilia? das heißt, wozu dieſelben immer und ewig fortſetzen? Ich muß zu meiner Batterie. Laßt uns in gutem Einvernehmen ſcheiden; heute Abend ſtehe ich weiter zu Befehl.“ —

Nach einer kleinen Pauſe, während welcher die Marcheſa im Begriff ſchien, noch Einiges zu antworten, ſich aber anders beſann, zuckte ſie leicht mit den Achſeln und winkte darauf ihrer Gondel, heran zu kommen. Sie ſchien ihren Groll vergeſſen zu haben; denn ſie winkte dem Grafen leicht mit der Hand und ſagte lächelnd: „Ihr könnt mich ja begleiten, Vetter; ſetzt mich auf der Piazzetta ab, das macht Euch keinen großen Umweg.“

„Ei, ei!“ entgegnete der junge Venetianer und ein Schatten flog über ſein ohnehin finſteres Geſicht. „Ihr ſcheint Schlimmes mit mir im Sinn zu haben, Signora. Am Ende verlangt Ihr noch, daß ich Euch über den Markusplatz führen ſoll.“

„Ich hoffe, daß Ihr Euch eine große Ehre daraus machen würdet.“

„Ja und nein, ſchöne Couſine. Sich mit der Marcheſa von C. öffentlich zu zeigen, müßte für jeden Kavalier die größte Auszeichnung ſein; aber mit einer Dame über den Markusplatz zu gehen, die anerkannter Weiſe die ſchwarzgelbe Flagge protegirt, könnte zu unangenehmen Erörterungen führen. — Apropos! bald hätte ich es vergeſſen: man hat mir von mehreren Deſerteuren erzählt, die kurze Zeit, ehe ſie verſchwanden, in der Nähe unſeres Palaſtes geſehen wurden. Wißt Ihr vielleicht etwas davon, Signora?“

Die Marcheſa zuckte verächtlich mit den Achſeln und wandte ſich ihrer Gondel zu. In dieſem Augenblicke eilte ihre Kammerfrau, die oben an der Treppe gewartet, bei der Herrin vorbei, reichte ihr die Hand zum Einſteigen und ließ ſich darauf, dem Ehrenplatze der Gondel gegenüber, auf einer der kleinen Bänke nieder.

Antonio ſetzte ſein Ruder ein und die Barke glitt wie ein Vogel in die Mitte des Waſſers, wandte ſich daran leicht und zierlich und ſchoß pfeilgeſchwind den Kanal Grande hinab.

Die Kammerfrau, die mehr eine Vertraute der jungen Marcheſa war, legte ſanft den Mantel um die Füße ihrer Gebieterin und ſeufzte tief auf. Die junge Dame war aber zu ſehr mit ihren Gedanken beſchäftigt, um augenblicklich hierauf zu achten. Da aber dieſer Seufzer mehrmal wiederholt wurde, ſo hob ſie endlich ihr Auge von dem Waſſer empor und blickte in das ihrer Dienerin.

„Ach, Signora,“ ſagte nun die Kammerfrau, welche durch dieſen Blick eine Erlaubniß zum Sprechen erhalten zu haben ſchien, „ach, Signora, es geht immer ſchlimmer hier in der unglückſeligen Stadt und wird immer trauriger im Palaſt des Herrn Marcheſe. — — Der Herr Graf ſcheint es darauf abgeſehen zu haben, Eure Dienerſchaft Tag und Nacht zu quälen.“

„Was iſt wieder geſchehen, Thereſe?“ fragte ruhig die Dame.

„Als ich vorhin auf der Treppe ſtand,“ antwortete die Kammerfrau, „mußte ich, ohne zu lauſchen, die letzten Worte des Herrn Grafen hören.“

„Welche?“ fragte zerſtreut die Marcheſa.

„Wo er von einigen Deſerteuren ſprach, die um den Palaſt herumſchlichen.“

„Und was geht das dich an?“

„Ach, Signora, er hat uns deßhalb ſcharf examinirt, ſchon ſeit mehreren Tagen, und läßt nun den Palaſt unaufhörlich bewachen.“

„Meinetwegen,“ antwortete die Herrin; „mir iſt es gleichgültig.“

„Aber“ — — entgegnete nach einer Pauſe ſtockend die Dienerin — — „Ach, Signora, mir iſt es nicht gleichgültig.“

„Wie? Thereſe, was ſoll das heißen? Iſt etwa Wahres daran?“

„Leider, Signora!“

„Und du wußteſt darum?“

Die Kammerfrau nickte ſchüchtern mit dem Kopfe und blickte zu gleicher Zeit ihre Herrin forſchend an, um ſich zu überzeugen, ob ſie es wagen dürfe, weiter zu ſprechen.

„Thereſe,“ ſagte die Marcheſa nach einem kleinen Stillſchweigen, „du haſt Unrecht, das ſind gefährliche Spiele.“

„Darf ich ſprechen, Signora? — — In dem großen Spitale, wohin ich Euch zuweilen begleitete, fand ich ein paar arme Deutſche, die durch ſeltſame Schickſale hieher gekommen waren und die es nun bitter bereuten, gegen ihre eigenen Kameraden gekämpft zu haben und noch fortwährend kämpfen zu müſſen. Sie thaten ganz verzweifelt und beſchworen mich, ihnen zur Flucht behülflich zu ſein. Es fehlten ihnen Kleider und Geld — ich verſchaffte ihnen Beides.“

„Thereſe!“ —

„Ich konnte nicht anders, gnädigſte Herrin, und ich hatte einen guten Zweck dabei.“

„Ich will nicht hoffen, Thereſe!“

„Doch, doch! ich darf nichts läugnen. Antonio und ich wir halfen ihnen fort, und damit ſie drüben irgend eine Anſprache hätten, ſagte ich ihnen den Namen eines jungen Offiziers, und dabei mußten ſie mir verſprechen —“

„Um Gotteswillen!“ rief die Marcheſa „was haſt du gethan?“ —

„Ich ließ mir nur von ihnen verſprechen,“ fuhr die Kammerfrau fort, „mir, wenn ſie glücklich ankämen, durch ein unverfängliches Schreiben ſagen zu laſſen, ob Jemand, den ſie geſucht, draußen in Meſtre ſei.“

Hier machte die kluge Dienerin eine Pauſe, und betrachtete nachdenkend ihre Herrin.

Eine plötzliche Röthe deckte das ſchöne Geſicht der Marcheſa; ſie lehnte den Kopf auf die Hand und es dauerte längere Zeit, bis ſie wieder aufblickte. Dann aber ſagte ſie mit ſehr leiſer Stimme: „Nun — und dann?“

„Dann,“ wiederholte freudig die Vertraute, „erhielt ich heute Morgen dieſen Zettel.“

„Von wem?“ fragte raſch die Marcheſa.

„Von dem alten Verwalter Eurer Villa zwiſchen Meſtre und Treviſo. Er ſchreibt: Bis vor wenigen Tagen war das Caſino unbewohnt; wir hatten keinerlei Einquartierung. Es lag ihnen zu weit von Meſtre entfernt. Jetzt aber haben wir einen Huſaren-Offizier, der ſich übrigens ſehr ſtill und ruhig verhält.“

„Einen Huſaren-Offizier?“ fragte die Marcheſa mit dem Tone der Enttäuſchung.

„Der ſich ſtill und ruhig verhält,“ las die Kammerfrau weiter. „Beſuche empfängt er wenige; nur ein Offizier des Genie-Corps, Hauptmann Friedrich von S., kommt häufig auf die Villa.“

„Ach!“ rief die junge Dame und erröthete abermals.

„Das iſt ein ganz unverfänglicher Brief, den hätte Jedermann leſen können.“

„Mit Ausnahme des Grafen,“ ſagte leiſe die Marcheſa.

„Natürlicher Weiſe,“ ſagte lachend die Kammerfrau, „ihn habe ich auch nicht zu meinem Vertrauten gemacht; und was die Deſerteure anbelangt —“

„So erſcheinen hoffentlich keine mehr,“ ſagte ernſt die junge Dame.

„Nein, gewiß nicht!“ entgegnete lachend Thereſe, „der Graf läßt das Palais umſonſt bewachen.“

Jetzt war die Gondel in der Nähe der Piazzetta angekommen, und Antonio warf einen fragenden Blick auf ſeine Herrin. Dieſe winkte ihm mit der Hand, an den beiden Säulen anzulegen. Ehe aber der alte, ſchlaue

Gondolier dieß that, konnte er ſich nicht enthalten zu ſagen: „Signora werden verzeihen, aber der Markusplatz wimmelt von Menſchen, auch höre ich Muſik. Es ſcheint, man hält dort eine Parade ab.“

„Was kümmert's mich!“ entgegnete die junge Dame. „Ich werde doch wohl die Freiheit haben, meinen Weg zu nehmen, wohin es mir gefällt.“

„Nur möchten Euer Gnaden mir die Bemerkung erlauben,“ fuhr der Gondelführer fort, „daß das Volk nicht in der beſten Stimmung iſt. Die Räumung von Malghera hat ſie kopfſcheu gemacht; man hört nichts wie tradimento und traditore, und wenn Euch zufällig ein Feind des Hauſes erkennt — und wir haben deren genug — ſo wäre vielleicht Mancher keck genug, meiner verehrten Herrin Unangenehmes zu ſagen.“

„In dieſer freien Stadt?“ entgegnete die Marcheſa mit verächtlichem Lächeln. „Ich will es darauf hin wagen. — Ans Ufer!“ Die junge Dame kannte keine Furcht, doch zog ſie ihren Schleier dichter um das Geſicht, aber nur aus dem Grunde, weil es in dieſen Tagen bei den Damen ſo der Brauch war. Dann ſtieg ſie mit feſten Schritten die Treppe hinauf.

Antonio blickte raſch um ſich her, winkte haſtig einem Gondelführer, der ſich nicht weit von ihm befand, ſagte ihm zwei Worte und verließ darauf ebenfalls die Gondel, um ſeiner Herrin nachzueilen.

Auf dem Markusplatze herrſchte heute eine abſonderliche Bewegung; man hätte ſie einen kleinen Tumult nennen können. Das ganze weite Viereck war mit einer unermeßlichen Volksmenge bedeckt, die ab und zu, bis weit in die Piazzetta hinein flutete. Man hörte unverſtändliches Geſchrei, Pfeifen, Lachen, Singen, zuweilen auch verſtand man ein paar Worte, die eine beſonders kräftige Lunge von ſich gab. Dazwiſchen tönte das Raſſeln der Trommeln und die Klänge der Militärmuſik. Der Präſident hielt eine Parade ab. An der Procurazia vorbei ſtand das Militär, und dann in einem rechten Winkel vor der Markuskirche bis hinter den berühmten drei Maſten, von welchen rieſenhaft die dreifarbigen Fahnen herabwallten. Die Parade war beendigt und der Präſident hatte den Venetianern geſagt, weßhalb es nothwendig geweſen ſei, das gänzlich demontirte Fort Malghera zu räumen. Er hatte dabei auf die Ausdauer der Mannſchaft hingewieſen und den guten Venetianern erklärt, mit dem Verluſte der kleinen Feſtung ſei nichts verloren, ſondern gewonnen. Er habe die ungeheuren Streitkräfte der glorreichen Republik kennen gelernt und ſei überzeugt, Land- und Seemilizen verzagen nicht bei der Räumung von Malghera. Nur entſchloſſener und muthiger würden ſie ſich unter einander verbinden zur Abwehr des Feindes. „Fahret darum fort,“ ſchloß er ſeine Rede, „ausdauernd zu ſein, vertraut auf Maria, die Jungfrau, und wir werden ſiegen!“

Doch waren alle dieſe ſchönen Worte, ja die Aufſtellung der allerdings ziemlich anſehnlichen Streitkräfte nicht im Stande geweſen, die beunruhigten Herzen des venetianiſchen Volkes zufrieden zu ſtellen. Wenn auch von einem Theil des Platzes ein brauſendes evviva Manin! herüber flog, ſo hörte man doch auch auf anderen Stellen das laute Murmeln des Unwillens und die ſo beliebten Worte: tradimento und traditore. Dieß galt nun freilich nicht dem Präſidenten, ſondern den in Wahrheit tapfern Vertheidigern von Malghera, Offizieren und Soldaten, die ſich draußen im Fort verſtümmeln und todtſchießen ließen, um dafür von dieſen müßigen Pflaſtertretern, die mit heiler Haut in Sicherheit in den Straßen Venedigs umher ſpazierten, auf ſolch ächt volksthümliche Weiſe belohnt zu werden. An dieſem Tage beſonders ſchien das gute Volk der Inſelſtadt durchaus nicht zu Scherzen aufgelegt, und der alte Antonio, der hinter den beiden Frauen bis an das Portal von St. Marko gelangt war, drückte an die Thüre, um in der Kirche ein Aſyl zu finden, da er in dieſem Augenblick, von den Maſſen gedrängt, weder vor noch rückwärts konnte. Doch war die Kirche verſchloſſen.

„Hm!“ ſagte ein wild ausſehender Kerl, doch ſchien ſeine Wildheit halb und halb Maske zu ſein, der, die Hände in den Hoſen, an einer der Säulen lehnte, zu einem andern: „laßt ſie immer ſprechen, daß es nothwendig geweſen ſei, da unten die Feſtung zu verlaſſen. Wir wiſſen das beſſer; ich habe einen braven Kameraden, der mit drinnen war; faſt gar nichts haben die Deutſchen zerſchoſſen, faſt alle Kugeln ſind über die Feſtung hinaus geflogen; und doch mußten unſere Tapferen abziehen.“

„Und weßhalb mußten ſie abziehen?“ fragten ein paar andere Männer, die hinzu traten.

Der Erſtere zog ſein häßliches Geſicht zu einem wilden Grinſen, ſpuckte wild vor ſich hin und ſagte: „Was wollt Ihr! — tradimento!“

„Ja, ja!“ riefen Andere. „Die Offiziere haben uns verrathen.“

„Ein doppelter Verrath!“ fuhr der Erſte fort.

„Und weßhalb haben ſie uns verrathen?“ —

„Um den Oeſterreichern das Fort zu übergeben.“

„Ja, aber weßhalb?“

„Das will ich euch ſagen. Ich hab's von meinem braven Kameraden. Weil die Oeſterreicher ausgehungert ſind, und weil das Fort voll Lebensmittel ſteckt. Alles tauſendweiſe; Fäſſer mit Mehl, Reis, Oel, Wein — eine Vorrathskammer, wovon ganz Venedig hätte acht Tage eſſen können.“

„Ha, traditore!“

Und traditore! riefen die Nächſten und die weiter Stehenden ſagten das ihnen ſo geläufige Wort ebenfalls und bald ſchallte abermals der wilde Ruf: tradimento! traditore! über den weiten Platz dahin.

Das waren aber nur allgemeine Vermuthungen, die jener würdige Mann vorhin ausgeſprochen und die er ſich nun bemühte, in eine engere und greifbarere Form zu gießen.

„Glaubt nicht,“ fuhr er fort, „daß die armen Soldaten und auch alle Offiziere zu den Verräthern gehören. Und im Grunde, was können die armen Teufel draußen thun, als gehorchen! Von woher kommen dieſe Befehle? wo ſteckt der Verrath? — Hier in Venedig — Tradimento in Venezia!“

„Tradimento in Venezia!“ ſcholl es abermals über den Platz dahin, und einzelne Stimmen hörte man kreiſchen: „fuori Manin!“

Das war dem Präſidenten der Republik nichts Neues, alſo herausgerufen zu werden und dem Volke auf die unvernünftigſten Fragen eine genügende Antwort zu ertheilen. Doch hatte er ihnen heute ſchon in ähnlichem Sinne viel zu Gefallen gethan und ließ ſie deßhalb vor der Hand ſchreien, was ſie wollten und mochten.

War aber der Präſident hartnäckig, ſo war es das Volk noch mehr.

„Von hier kommt der Verrath,“ ſagte der Kerl am Portale von St. Marko. „Wie geſagt, wenn ſie hier befehlen, müſſen ſie draußen gehorchen — eine ganze Vorrathskammer haben die Oeſtereicher genommen, ein ganzes unermeßliches Proviant-Magazin.“

„Wer ſorgt für unſere Lebensmittel?“ rief eine kreiſchende Stimme aus dem Haufen. „Wofür haben wir eine Verproviantirungs-Commiſſion? — Warum ſchützt ſie uns nicht?“

„Da ſteckt's eben!“ ſagte der Sprecher kalt berechnend, indem er ſeine rothe Mütze ruhig über das rechte Ohr ſchob. „Wer iſt die Verproviantirungs-Commiſſion? Vornehme Herren, die nichts von unſerer Noth wiſſen, die in ihren Paläſten kein Brod eſſen, weil ſie Fleiſch genug haben, die kein Oel brauchen, weil ſie ſüße Butter kaufen können. Gerade die Verproviantirungs-Commiſſion hat uns verrathen.“

Und abermals ſchallte es über den Platz dahin: „Verrath! Verrath! die Verproviantirungs-Commiſſion hat uns verrathen!“ Und dazwiſchen hörte man jetzt aus Tauſenden von Stimmen den rauhen Ruf: „Manin! fori Manin!“

Antonio befand ſich ganz in der Nähe des Sprechers mit der rothen Mütze. Er hatte ſich vorgedrängt, um die beiden Frauen einigermaßen hinter ſich zu verbergen. Er ſtand Schulter an Schulter mit dem Manne, der die rothe Mütze auf dem Kopfe hatte.

Der Ruf: „fuori Manin!“ dauerte indeſſen immer noch fort, ja er verſtärkte ſich von Minute zu Minute. Und der Präſident der Republik ſah ſich endlich genöthigt, an das Fenſter zu treten und gebot mit der Hand Stillſchweigen.

„Was wollt ihr?“ rief er.

„Tradimento!“ ſchallte es ihm entgegen. „Wir ſind verrathen, Manin!“

„Wieder dieſelbe Geſchichte! wer hat euch verrathen?“

„Nieder mit der Verproviantirungs-Commiſſion!“ rief der Kerl mit der rothen Mütze und ſein Anhang. Und „nieder mit der Verproviantirungs-Commiſſion!“ erſchallten tauſend Stimmen.

Der Präſident winkte verächtlich mit der Hand und erwiederte nach einer kleinen Pauſe: „Was wollt ihr? Immer daſſelbe Geſchrei! die Commiſſion beſteht aus ehrenwerthen Männern, die ihr gewählt habt und die ich kenne. Geht nach Hauſe!“

„Einen Namen!“ flüſterte der Kerl mit der rothen Mütze. „Ihr müßt einen Namen nennen. Nennt den Marcheſe von C. Er hat es immer mit den Oeſterreichern gehalten. — Nennt ihn! nennt ihn! Es iſt das ein reiches Haus! Vielleicht ſetzen wir eine kleine Plünderung durch.“ Und gehorſam dieſer Anweiſung ſchrieen zuerſt zehn, dann zwanzig, dann hundert volle Kehlen: „Der Marcheſe von C. iſt ein Verräther! Er hält es mit dem Feinde, er hat Malghera verrathen!“

Dieſe Behauptung war nun an ſich ſo ungeheuer lächerlich, daß ſich der Präſident von ſeinem Fenſter verachtungsvoll abwandte. Der Marcheſe von C., in Wahrheit einer der eifrigſten Patrioten, hatte ſich der traurigen Sache Venedigs aufs Eifrigſte angenommen, hatte einen Theil ſeines Vermögens geopfert und ſollte nun für ſeine Anſtrengungen auf dieſe Art belohnt werden. Tauſende auf dem Markusplatz, die den Marcheſe bis jetzt für ſehr treugeſinnt hielten, waren nun auf einmal überzeugt, daß er ein Verräther ſei und ſchrieen das laut in die Luft hinauf. Sein Haus, ſein Leben ſchwebte einen Augenblick in Gefahr. Glücklicher Weiſe war das Militär noch auf dem Platze aufgeſtellt und im Nothfall bereit und im Stande, den frechen Pöbel zu Paaren zu treiben Eine ſchnellere Juſtiz aber ereilte den Mann mit der rothen Mütze; denn kaum hatte Antonio den Namen ſeines Herrn vernommen, ſo fiel er, alle Klugheit vergeſſend, über ſeinen Nebenmann, faßte ſeinen Hals, und der kräftige, wenn auch alte Gondelführer ſchnürte ihm die Kehle wie mit eiſernen Schrauben zuſammen. Natürlich wurden die Beiden augenblicklich von einander geriſſen, getrennt, aber der ganze Haufen, der ſich nun plötzlich umwandte, bemerkte nun an dem Portal die beiden Frauen, welche von Einigen augenblicklich erkannt wurden.

„Ah Signora!“ rief eine Stimme aus dem Gewühl. „Hier will man hören, was das gute Volk unter ſich ausmacht.“

„Seht ihr wohl, Kameraden,“ ſagte ein Anderer, „ſind wir irgendwo vor Spähern ſicher?“

„Die Marcheſa von C.“ rief der Kerl mit der rothen Mütze; „unter der glorreichen Fahne von Italien! — Die Dame iſt blaß,“ fuhr er fort, „und das begreift ſich wohl; denn ſie war bis jetzt gewohnt, ſchwarz und gelb neben ſich flattern zu ſehen.“

„Wie bei der letzten Regata!“ kreiſchte eine Weiberſtimme; „Giuſeppe, das wirſt du nicht vergeſſen haben.“

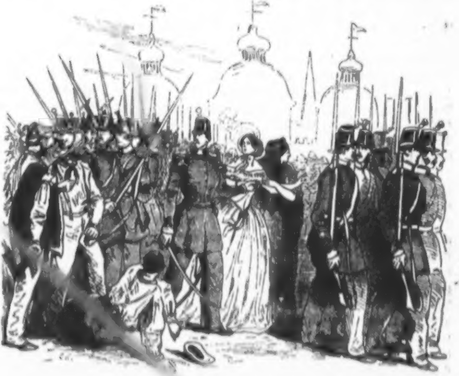
„Wir wiſſen es Alle,“ riefen mehrere Stimmen. „Aber den Verrath wollen wir beſtrafen!“ ſetzten Andere hinzu.

Und das Gewühl und Geſchrei, das ſich einen Augenblick vorher gegen die Mitte des Platzes concentrirt hatte, wandte ſich nun nach dem Portal der Markuskirche.

Manin an ſeinem Fenſter hatte einige kräftige Worte geſprochen, von denen man aber nur verſtand: „adosso andate via tutti.“ Und darauf ſchwenkte das Militär um ſich in ſeine Quartiere zurück zu begeben. Das Volk machte überall Platz, bis auf jene an der Markuskirche, wo Hunderte im Begriff waren, auf die beiden Frauen und den Gondelführer einzuſtürzen.

Zum Glück hatte eine Compagnie Schweizer, brav und disciplinirt, die beſte der ganzen venetianiſchen Beſatzung, in der Nähe der drei Maſtbäume geſtanden, und als ſie nun abſchwenkte und wegmarſchirte, kam ſie dicht bei dem Portale der Kirche vorbei und fegte für einen Augenblick die Menſchenmaſſe dort weg.

Antonio ſprang auf einen der Offiziere zu und ſagte mit wenigen Worten, was ſich hier begeben. Die Marcheſa war bleich wie der Tod und ließ ſich willenlos von dem braven Offizier zwiſchen zwei der abmarſchirenden



Sectionen führen. Thereſe aber hatte ihren Schleier zurückgeſchlagen, da ſie unter den abmarſchirenden Schweizern einige bekannte Geſichter geſehen.

„Ei“ ſagte einer der Soldaten, „das iſt die vornehme Dame, die ſo häufig ins große Spital kam.“

„Und ſo gut und freundlich war,“ ſagte ein anderer. „Was wollen die Welſchen von ihr?“

„Weiß nicht,“ entgegnete der Erſte. „Aber laßt die Galgengeſichter nur heran kommen. Dort ſehe ich ſo ein paar Gauner, die ſich offenbar mit ſchlechten Abſichten zwiſchen die Colonne drängen wollen. — Zurück, ihr Schufte!“

In der That war auch die ganze Rotte, der Kerl mit der rothen Mütze voran, den Damen und den Schweizern gefolgt, und zuweilen drängte ſich Einer mit drohender Miene zwiſchen die Glieder der marſchirenden Mannſchaft, was aber den Volkshelden immer ſehr ſchlimm bekam; denn der betreffende Soldat nahm kaltblütig ſein Gewehr und ſtieß mit dem Kolben die Vordringenden unſanft von ſich.

So ging's über die Piazzetta hinweg, und am Ufer der Lagunen warteten ein paar große Barken auf die Schweizer-Compagnie, um ſie nach dem Fort St. Pietro in Volta überzuſchiffen.

Antonio, der genau erkannte, was hier zu thun war, verließ die Reihen der Soldaten, ſprang in ſeine Gondel und legte ſie dicht neben den eben erwähnten großen Barken an die Steintreppe, worauf die Marcheſa mit ihrer Dienerin das Fahrzeug beſtieg. Der alte Gondolier ſtellte ſich feſt an ſein Ruder, und nachdem die junge Dame dem freundlichen Offizier dankend zum Abſchied gewinkt, flog die Gondel mit der Schnelligkeit eines Windhauches über dem Waſſerſpiegel dahin, verließ aber aus Vorſicht bald den großen Kanal, und rauſchte durch ein Labyrinth von kleinen Waſſerſtraßen dem Palaſte zu, an deſſen hinterer Seite, die der Leſer bereits kennt, ſich das Fahrzeug anlegte, worauf die Marcheſa ihren Gemächern zueilte.

Obgleich es damals in Venedig nichts Neues war, daß Männer, die ſich der ſogenannten guten Sache aufs Eifrigſte annahmen, die Vermögen, Geſundheit, ja Leben dafür opferten, durch einige elende Schreier auf dem Markusplatz verunglimpft wurden und mit dem Namen traditore beehrt, obgleich das, wie geſagt, häufig vorkam, und man ſich deßhalb am Ende nicht mehr viel daraus machte, ſo konnte doch der ſtolze Marcheſe v. C. die Mißhandlung, die heute ſeinem Namen widerfahren war, nicht verſchmerzen. Er ſaß finſter brütend in ſeinem Zimmer und ließ vor ſeinem Geiſte Alles das vorübergehen, was er für dieſe undankbare Stadt gethan, und bedachte dann zähneknirſchend, was ihm heute widerfahren. Der Marcheſe war, wie wir wiſſen, einer der Erſten geweſen, welche vermittelſt geheimer Verbindungen die Geſetze verhöhnt, und durch unabläſſige Bemühungen im Sinne der ſogenannten Freiheits-Partei den geſetzlichen Boden ſo aufgelockert, daß das im italieniſchen Grunde ſo ſchwach fundamentirte Staatsgebäude beim erſten Windſtoß von außen zuſammenbrechen mußte. Er hatte das Alles, wie er glaubte, in beſter Abſicht gethan; aber wenn ihm ſchon im Laufe des letzten Jahres viele Zweifel aufſtießen, und er auch manchmal kopfſchüttelnd an das Ende dieſer Komödie dachte, ſo war doch die Frucht, die er bei dem endlichen Gelingen zu brechen hoffte, ſich nämlich wie mancher ſeiner Vorfahren einſtens Oberhaupt, ſei es Präſident oder Doge, dieſer Stadt nennen zu hören, zu verlockend für ihn, um nicht Alles an die Ausführung dieſes Planes zu ſetzen. Sein Name war in der neuen Republik genannt; er ſtand bis jetzt groß und mächtig da. — Und das Alles hatte ſich heute mit Einem Schlage geändert. Er war nach des Volkes Ausſpruch ein Verräther; er war ausgeſtoßen aus den Reihen derer, für die er ſo viel gethan, ſo viel geopfert.

Der Marcheſe war übrigens ein Mann von raſchen Entſchlüſſen, und als ſich ſeine Tochter im Laufe des Abends bei ihm einſand und ſich Beide über den ſchrecklichen Vorfall auf dem Markusplatze beſprachen, als ſich Emilie tröſtend an ſeine Bruſt lehnte, ſchloß er ſeit langer Zeit wieder zum erſten Male ſein Kind in die Arme, küßte ſie innig auf die hohe, weiße Stirn und ſagte: „O meine Tochter, es iſt möglich, daß ich ſehr geirrt; ich glaube es zu fühlen, wenn ich auch jetzt noch nicht davon überzeugt bin. Aber dir werde ich es nie vergeſſen, daß du, obgleich anderer Anſicht, für mich ſo Vieles und Schmerzliches gelitten.“ — — — —

Es war dieß übrigens im Allgemeinen heute ein Unglückstag für Venedig; denn an demſelben Abend gegen zehn Uhr erſchütterte ein furchtbares Krachen die Stadt, und die Einwohner zitterten in ihren Häuſern und glaubten, der Feind habe irgendwo unſichtbar eine Batterie aufgeführt und überſchütte ſie mit Bomben und Kugeln. Obgleich Letzteres nun nicht der Fall war, ſo hatte doch ein großes Unglück Venedig betroffen. Die große Pulverfabrik alle Grazie flog mit einer bedeutenden Menge vorräthigen Pulvers in die Luft; das Volk erfüllte abermals den Platz von St. Marko mit ſeinem Geſchrei um Rache an eingebildeten Verräthern.

Wem es vergönnt war, der Belagerung einer Stadt auf eine ſo angenehme Art beizuwohnen, wie unſerem jungen Huſaren-Offizier, von dem wir früher geſprochen, der mußte dieſes für die Theilnehmer ſo beſchwerliche Schauſpiel für irgend eine angenehme Vergnügungspartie anſehen. Er ritt freilich des Morgens, ſo oft es vorausſichtlich in Meſtre oder der Umgegend Etwas gab, nach dem Städtchen, verweilte dort einen guten Theil des Tages in den Laufgräben, unbekümmert wegen den hin und herfliegenden Kugeln, auch wohl ſelbſt den Säbel ziehend, um in der Dämmerung mit der Tranchée-Wache hinaus zu ſtürzen, um einen Ausfall abzuſchlagen.

Doch waren dieß die Lichtſeiten des Aufenthaltes. Wenn ſich dagegen die Nacht hernieder ſenkte, von der Erde böſe Nebel aufſtiegen, welche mehr Opfer hinrafften, als die feindlichen Kugeln, dann hatte er nichts zu thun, als auf dem Marktplatze im allgemeinen Kaffeehauſe von den Freunden Abſchied zu nehmen, ſich eine Cigarre anzuzünden und aufs Pferd zu ſchwingen, das ihn dann in raſchem Trabe nach Hauſe brachte.

Dieſe nächtlichen Ritte hatten für den jungen Offizier etwas außerordentlich Angenehmes, etwas Schönes, Poetiſches. Die finſtere Nacht, in die er hinaustrabte, das Leuchten und Krachen der Geſchütze auf ſeiner rechten Seite von Malghera, San Giuliano, Campaldo, St. Secundo und anderen Batterieen und, dieß Alles übertönend, zuweilen der Donner eines heftigen Gewitters, das über ſeinem Haupte dahinrollte, wohl auch einen tüchtigen Regen niederſendend, der ihm es alsdann auch um ſo lieber machte, wenn er endlich das jetzt ihm offen ſtehende Thor der Villa L. erreicht hatte.

Der alte Verwalter, der anfänglich kalt und zurückhaltend gegen ihn geweſen war, ſchien ihn plötzlich lieb gewonnen zu haben und bot ihm alle möglichen Bequemlichkeiten an. Obgleich der junge Offizier ſeine Wohnung von zwei Zimmern für groß genug erachtete, ſo fand er doch jetzt jeden Abend, wenn er heimkehrte, die Flügelthüren der anſtoßenden Gemächer eröffnet und mehrere derſelben erleuchtet, ohne daß er ſich je auch nur flüchtig in denſelben umgeſehen hätte. Da er meiſtens in der Stadt ſpeiste, ſein Frühſtück aber ihm von ſeinem Burſchen zubereitet wurde, ſo war er nie in den Fall gekommen, zu unterſuchen, ob ſich in der prächtigen Villa L. auch eine Küche der ganzen reichen Einrichtung gemäß befinde.

Eines Tags, kurz nach der Einnahme von Malghera, kam er nach Hauſe zurück und ihn begleitete ſein Freund, Hauptmann von S., der in der vergangenen Nacht ſtark beſchäftigt geweſen war und nun ein paar Stunden mit ſeinem Freunde verplaudern wollte. Die Beiden ritten im ſcharfen Trabe durch den Park und ſprangen vor dem Portal von ihren Pferden. Die Sonne war noch nicht untergegangen und beleuchtete prächtig durch eine Lichtung des Parks das elegante Caſino. Wie ſchon geſagt, war der Huſaren-Offizier ſchon ſeit längerer Zeit nicht vor Einbruch der Nacht nach Hauſe gekommen und blieb deßhalb überraſcht ſtehen von der ſchönen Färbung zwiſchen den mächtigen Bäumen und von der Glut, die auf dem ſchönen Gebäude ruhte.

„Ah!“ ſagte er; „es iſt doch ein prächtiger Aufenthalt, dieſe Villa L., und es wäre nicht ſo übel, ſie in Ruhe und Frieden zu genießen. Spazieren wir ein wenig in dem Park umher.“ Er legte ſeinen Arm in den ſeines Freundes und Beide gingen unter den Bäumen dahin.

Der Park, wenn auch nicht ſehr groß, war ſchön und geſchmackvoll angelegt. Da die flache Gegend ringsum keine großartige Ausſicht bot, ſo hatte man Alles gethan, um in dieſen dichten Laubgängen den Wandelnden vergeſſen zu machen, daß es überhaupt eine Außenwelt gebe. Der Park lag da wie in ſich gekehrt, ſinnend, ſtill, träumend. Mit großer Kunſt hatte man der Abendſonne den Eintritt verſchafft, ohne dadurch den Blick zu veranlaſſen, daß er über die Grenzen des Gartens hinaus ſchweife. Die Sonne kam wie ein gern geſehener Gaſt hier gleichſam auf Beſuch und nahm wenig mehr für ſich in Anſpruch, als daß ſie hier eine Raſenfläche vergoldete, dort roſig leuchtend über den Spiegel eines kleinen Sees hinzitterte, und ſich zuletzt, ehe ſie Abſchied nahm, wie neugierig, in den großen Spiegelſcheiben des Caſinos betrachtete.

Nach einem kleinen Spaziergange gingen die beiden Freunde in die Zimmer hinauf. Der Huſaren-Offizier legte Säbel und Mütze ab, und Friedrich von S. warf ſich in einen Fauteuil, der in der Nähe des Fenſters ſtand, wo ihm noch ein Blick vergönnt war zu dem Abendhimmel hinauf, der ſich mit ſanfter Röthe über den grünen Baumkronen ſpannte.

„Wieder ein Tag vorüber,“ ſagte der Huſar. „Jetzt geht es ziemlich leidlich mit der Geſchwindigkeit der Zeit, denn man ſieht doch wie und wo. Seit Malghera wieder unſer iſt, habe ich die gegründete Hoffnung, daß wir bald über die Lagunen hinüber kommen.“

„Und dann?“ fragte der Andere.

„Nun! und dann —“ entgegnete der Huſar — „Was willſt du? — Das gibt einen großen Moment, wenn der alte Herr, den Gott ſegnen möge, in die eroberte Stadt einzieht, wir hinten darein, wenn auch leider zu Fuß, Alles in größter Aufregung, Alles evviva! ſchreiend, und die ſchwarzgelbe Fahne wieder hoch flatternd. Cospetto! Darauf freue ich mich wie ein Kind.“

„Du haſt gut lachen,“ ſagte ernſt der Genie-Offizier, „dir iſt die ganze Geſchichte hier wie ein Kelch voll brauſenden Champagners; du trinkſt den Schaum davon und flatterſt weiter. Aber wir — du ein einfacher Zuſchauer, eilſt davon, wenn der Vorhang gefallen; aber wir Anderen —“

„Nun,“ unterbrach ihn lachend der Erſte, „von Allen, die ſehnſüchtig nach Venedig blicken, wird doch dir das Herz am meiſten ſchlagen, wenn es dir endlich vergönnt iſt, in die feindliche Stadt einzuziehen. Du eroberſt zweifach.“

„Erſtens werde ich mit den Croaten dort nicht einziehen,“ ſagte finſter Friedrich von S. „Wenn ſie drüben das kaiſerliche Banner entfalten, liege ich vielleicht ſechs Fuß tief. Ich habe ſo meine Ahnungen.“

„Aber deine Ahnungen ſind falſch,“ gab der Huſar lachend zur Antwort. „Weißt du noch, wie du mir an jenem Abend an den Laufgräben ſagteſt, ‚deine Kugel liege in Malghera bereit. Nun, beſter Freund, haſt du da Recht oder Unrecht gehabt?“

„Ich will es nicht läugnen,“ entgegnete der Ingenieur, „daß ich mich geirrt. Aber glaube mir, Eugen, mich trifft's doch noch bei dieſer Belagerung. — Aber gleichviel! Werde ich doch all' dieſer Gedanken los und komme auch nicht mehr in Verſuchung, mir in beſonders heiteren Momenten glückliche Träume zu machen, die ſich doch nie erfüllen können."

„Ich kenne deine Geſchichte," antwortete der Huſaren-Offizier, „und wenn ich mit dir darüber ſpreche, ſo weißt du, ich meine es ehrlich. Zum Teufel! deine Ausſichten ſind gar nicht ſchlecht, vorausgeſetzt nämlich, daß du richtig gefühlt, und daß du der jungen, ſchönen und reichen Venetianerin nicht gleichgültig biſt." —

„Und ihrem Vater —"

„Ah! der wird den feſten Willen der einzigen Tochter nicht ſo lieblos durchkreuzen."

„Du ſcheinſt aber vergeſſen zu haben," entgegnete Friedrich von S. nach einer Pauſe, „daß der Marcheſe von C. unter den Namen drüben ſein wird, die nie und nimmer in eine Amneſtie eingeſchloſſen werden können, der vielleicht nach England, in die Schweiz geht und gewiß nicht unterlaſſen wird, fort und fort gegen uns zu conſpiriren. Geſetzt nun, alle anderen Hinderniſſe wären weggeräumt, hielteſt du es dann für thunlich, daß ein kaiſerlicher Offizier die Tochter eines ſolchen Mannes heirathet?"

„So lange er kaiſerlicher Offizier iſt," verſetzte nachdenkend der Huſar, „hat die Sache allerdings ihre Schwierigkeiten. Aber es gibt doch Verhältniſſe, unter denen man den Dienſt verlaſſen kann, vorausgeſetzt, nach ein paar beendigten Feldzügen, wo man ſich ſtets ſo tapfer benommen, und bei vielen Affairen ſo ausgezeichnet wie du."

„Ich danke dir für die gute Meinung," antwortete Friedrich von S. „Aber du ſprichſt, wie ich vielleicht in deiner Stellung auch ſprechen würde, als der Sohn eines großen und reichen Hauſes, der alles Andere ſeinem Glück zum Opfer bringen kann. — Nein, nein! lieber Freund," ſetzte er düſter hinzu, „ich kenne die Sachlage beſſer und bin auch alt genug, um mich keiner kindiſchen Phantaſie hinzugeben. Ich verſichere dich, jener unglückſelige Augenblick in Venedig war entſcheidend für mein ganzes Leben. Ich liebe das Mädchen; ich weiß wohl, daß meine Kameraden mich für ernſt, ja kalt, ja vielleicht für berechnend halten. Aber ich liebe ſie, wie man das Leben liebt, und wie man in dieſem Leben nur einmal liebt. Für mich gibt es nur zwei Wege: — ihren Beſitz oder den Tod. Und da ich zu dem erſteren nicht gelangen kann, ſo ſoll mir der zweite willkommen ſein. Ich ſage das nicht als Phraſe, nur zu dir, meinem vertrauteſten Freunde."

„Aber nimm mir nicht übel," entgegnete der Huſaren-Offizier nach einem längeren Stillſchweigen, „die Marcheſa von C. verdient ſchon einige Anſtrengungen. Und doch, beim Lichte beſehen, wäre es auch ſelbſt für die ſtolze Venetianerin nicht ſo übel, wenn ſie einwilligte, ſich Majorin von S. zu nennen. Und die Auszeichnung erhältſt du in den nächſten Tagen."

Einen Augenblick ſah Friedrich von S. träumeriſch an den dunklen Himmel empor, an dem ſchon einige Sterne glänzten. Ihm erſchienen die Worte des Freundes angenehm, ja des Nachdenkens werth. Aber auch nur eine Sekunde. Dann fuhr ein melancholiſches Lächeln über ſeine Züge; er ſtrich mit der Hand über ſein Geſicht und ſagte: „Du haſt nur vergeſſen, lieber Freund, daß ich damals durch jene Vorfälle im Hauſe des Marcheſe von C. in eine unangenehme, vielleicht anfänglich für Manchen zweideutige Stellung gerieth. Du wirſt dich erinnern, daß es mich einige Mühe und unangenehme Augenblicke koſtete, um gewiſſe wohlmeinende Kameraden zu überzeugen, auf welch' unſchuldige Weiſe ich in jenen finſteren Kreis trat. Du kennſt meine Erklärung und die meines würdigen Chefs, der ſich meiner in der Angelegenheit wie ein Vater annahm. — Du weißt, wie ich meinen Dienſt gethan — und doch,“ fuhr er heftig fort, „muß ich heute noch zuweilen verdeckte Worte hören, die mich tief verletzen müſſen, wenn ſie auch zu leicht hingeworfen ſind, als daß ich ſie aufgreifen könnte. Jetzt aber denke dir, die Marcheſa von C. würde, wie du vorhin vorſchlugſt, Majorin S. — Nein, nein! es iſt nicht daran zu denken!“

In dieſem Augenblick öffnete der alte Verwalter leiſe die Flügelthüre des anſtoßenden Gemachs und meldete, daß ein Souper ſervirt ſei. Ueberraſcht blickte ihn der Huſaren-Offizier an und beantwortete den fragenden Blick des Freundes mit einem leichten Achſelzucken. „Ei, mein werther Herr,“ wandte er ſich darauf an den alten Mann, „ich weiß weder etwas von einem Wunſch meinerſeits, noch von einer Einladung, die ich erhalten.“

Der Verwalter verbeugte ſich und entgegnete: „Da Euer Gnaden heute ſo frühe zurückkehrten, ſo dachte ich, ein kleines Souper würde Ihnen nicht unerwünſcht ſein. Ueberhaupt,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „nehmen Sie die Gaſtfreundſchaft dieſes Hauſes ſo wenig in Anſpruch, daß ich ſchon lange auf eine Gelegenheit wartete, ſie Ihnen aufzudringen.“

„Nun meinetwegen!“ rief lachend der Huſaren-Offizier. „Es wäre wahrhaftig unhöflich, eine ſo freundliche Einladung auszuſchlagen. — Nicht wahr, Friedrich, wir nehmen das Souper an?“

„Gewiß, mit Vergnügen,“ entgegnete dieſer, der froh war, daß das Geſpräch von vorhin unterbrochen wurde.

Beide erhoben ſich darauf und folgten dem alten Manne, der die Thüren weit öffnete und ihnen voranſchritt.

An das Zimmer, aus welchem die beiden Offiziere kamen, ſtieß eine Bibliothek; dieſer folgte ein Billardzimmer, ein kleiner Muſikſaal, dann ein einfaches, aber ſehr elegantes Speiſezimmer. Alles war aufs Reichſte beleuchtet, und Friedrich von S., der ſich hierüber verwundert ausſprach, erhielt von dem Verwalter lächelnd zur Antwort, man wiſſe auf dem Landhauſe ſeiner Herrſchaft werthe Gäſte zu ehren, die Zimmer ſeien jeden

Abend auf dieſe Art erhellt; aber ihr Gaſt habe bis jetzt noch keinen Fuß hinein geſetzt.

„Das iſt wahr,“ ſagte lachend der Huſaren-Offizier. „Wer hätte aber auch denken können, daß Sie wegen meiner unbedeutenden Perſon eine ſolche Verſchwendung an Wachskerzen treiben würden!“

Uebrigens war das aufgetragene Mahl der ganzen fürſtlichen Einrichtung der Villa gemäß, und die beiden Freunde geſtanden ſich, ſeit ihrer Anweſenheit vor Venedig, ja ſeit ſie Wien verlaſſen, nicht mehr ſo vortrefflich ſoupirt zu haben. Das Eßzimmer bildete eine Ecke des Hauſes, und der Thüre gegenüber, zu welcher ſie hereingekommen, fing eine andere Reihe von Zimmern an. Von dieſen war nur ein einziges Kabinet beleuchtet, welches nämlich an das Gemach ſtieß, wo ſich die Beiden befanden. Der alte Verwalter hatte mit Hülfe eines Bedienten ſelbſt ſervirt, und Alles das ging mit einer Ruhe, mit einer Geräuſchloſigkeit von ſtatten, wie man ſie in vornehmen Häuſern findet, und die ſo außerordentlich wohlthuend iſt. Zum Dank für die freundliche Bewirthung hielt ſich der Huſaren-Offizier für verpflichtet, ein Geſpräch mit dem Haushofmeiſter anzuknüpfen, und that das, indem er ſagte: „Dieß iſt wohl das gewöhnliche Speiſezimmer der Familie L.?“

„Es iſt das Gemach für die kleinen Familien-Diners,“ gab der alte Mann lächelnd zur Antwort.

„Exiſtiren noch viele Mitglieder dieſer alten Familie?“ forſchte der Offizier weiter.

„Welcher Familie?“ fragte der Haushofmeiſter.

„Nun, der Familie L.!“

„Die iſt längſt ausgeſtorben.“

„Und bei wem ſind wir alsdann zu Gaſt?“ fragte überraſcht Friedrich von S.

„Bei dem jetzigen Beſitzer vermittelſt deſſen gehorſamem Diener,“ ſagte der alte Mann.

„Und welcher Familie ſind wir demnach dieſe Gaſtfreundſchaft ſchuldig?“

Der Haushofmeiſter ſchien dieſe Frage überhört zu haben, denn er nahm im ſelben Augenblicke die ſilbernen richands von der Tafel und übergab ſie einem Diener, der ſie hinaustrug.

„Ja Euer Gnaden,“ ſagte er darauf, „der große Speiſeſaal iſt unten. Dieß iſt das Zimmer für die kleineren Diners. Es liegt, wie Sie bemerkt haben, am Ende der Zimmerreihe, auf deren anderen Seite Euer Gnaden Schlafzimmer iſt. Von dort bis hier geht die Wohnung des Herrn, und ſteht durch eben dieſes Gemach mit der anderen Zimmerreihe in Verbindung, welche in guten Zeiten,“ ſetzte er ſeufzend hinzu, „von unſerer gnädigſten Herrin bewohnt wird.“

Friedrich von S. hatte gedankenvoll mit ſeinem ſilbernen Deſſertmeſſer geſpielt; jetzt fielen ſeine Augen zufällig auf das Heft deſſelben und ſein Herz ſchlug ſchneller, er war aufs Höchſte überraſcht, als er auf demſelben eine Grafenkrone und die Chiffre C. gravirt ſah. Ah! dachte er im nächſten Augenblicke, das Zuſammentreffen wäre zu ſeltſam. Wie viele Familien gibt es, deren Namen mit C. anfängt?

„Ja, drüben ſind die Zimmer unſerer Herrin," fuhr der alte Mann fort. „Wenn es Euer Gnaden vielleicht intereſſirt," ſetzte er lächelnd hinzu, „ſo bitte ich mir einen Augenblick zu folgen; hier in dem Nebenkabinet iſt das Portrait der jungen Marcheſa."

Wir brauchen wohl nicht zu ſagen, daß Friedrich von S., aufs Höchſte geſpannt, von ſeinem Stuhle emporſprang und daß auch der Huſaren-Offizier eilig dem alten Manne folgte, der die ſchweren Damaſtvorhänge des ebenfalls ſehr hell erleuchteten Nebenkabinets auf die Seite ſchob. Das können wir aber nicht verſchweigen, daß der Erſtere, nachdem er einen Schritt in die Thüre gethan, wie erſtarrt ſtehen blieb und halblaut ausrief: „Sie iſt's!" während ſich der Andere mit einem Ausruf der Bewunderung einem lebensgroßem Bilde gegenüber ſtellte — dem Portrait der jungen Marcheſa von C., welches ſo prächtig gemalt und ſo glücklich aufgefaßt war, daß man hätte glauben können, die gebietende Geſtalt erwarte nur eine tiefe Verbeugung der eingetretenen Fremden, um ihnen darauf mit ihrem ernſten und doch ſo ſüßen Lächeln entgegen zu treten.

Nach einer längeren Pauſe, während welcher beide Freunde das ſchöne Bild gleicher Weiſe faſt mit den Augen verſchlungen, wenn auch mit ſehr ungleichen Gefühlen, faßte ſich Friedrich von S. zuerſt und ſagte zu dem alten Manne, der ehrerbietigſt hinter ihnen ſtand: „So gehört alſo dieſe Villa dem Marcheſe von C.?" bei welchen Worten der Huſaren-Offizier einen lächelnden Blick auf ſeinen Freund warf und darauf verwundert ſagte: „Wenn der Maler nicht geſchmeichelt, ſo iſt die Marcheſa das ſchönſte Mädchen, das ich in meinem ganzen Leben geſehen."

„Der Maler hat kaum ſeine Schuldigkeit gethan," entgegnete der Haushofmeiſter mit einer Verbeugung. „Und doch konnte er das Schönſte an unſerer gnädigſten Herrin nicht darſtellen: ihr edles Gemüth, ihr gutes Herz. Zwei Sachen, Euer Gnaden, die wir, die Dienerſchaft, beſonders zu ſchätzen wiſſen."

„Laß uns hier weg gehen," ſagte endlich der Hauptmann und drückte ſeinem Freunde feſt die Hand. „Es taugt mir wahrhaftig nicht, wenn ich das Bild lange anſehe."

„Und ich," entgegnete dieſer, „möchte mich gerne ein paar Stunden davor feſtſetzen, wenn mir ein ſolches Unternehmen nicht auch etwas — — zu gefährlich erſchiene. Kehren wir zu unſeren Cigarren zurück!"

Friedrich von S. warf noch einen letzten ſchnellen Blick auf das Bild; dann wandte er ſich raſch um und ſie gingen ins Nebenzimmer. Doch war ihre Unterhaltung geſtört: der Hauptmann ſaß finſter und ſchweigend da; ſeine Gedanken ſchweiften offenbar über das Waſſer hinüber nach Venedig. Der junge Huſar blickte in ſeinem Fauteuil ausgeſtreckt zuweilen lächelnd an die Decke und ließ kunſtreiche Dampfkreiſe emporſteigen, deren Lauf er aufmerkſam zu folgen ſchien, bis ſie vergingen.

„Es iſt eigentlich Schade,“ ſagte er nach einem längeren Stillſchweigen; „aber der Anblick jenes Bildes hat uns Beiden nicht wohlgethan.“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ gab Friedrich von S. zur Antwort. „Als ich heute Nachmittag auf San Giuliano war und unter den Arbeitern ſtand, die emſig und furchtlos an dem Batteriebau beſchäftigt waren, und darüber lachten, wenn eine feindliche Kugel ihnen den Schanzkorb zwiſchen den Händen fortriß und uns mit Sand und Steinen bewarf, da hatte ich mich darauf gefreut, im Gegenſatz zu dem wilden Getümmel mit dir ein paar Stunden wie im tiefen Frieden verplaudern zu können. Ich fühlte eine angenehme Ruhe in meinem Herzen; ich konnte Venedig ruhig überſchauen, ohne daß ich, wie ſonſt immer, einen herben Schmerz empfand. Jetzt iſt das Alles wieder dahin, meine Nerven ſind aufgeregt, mein Herz ſchlägt gewaltig; die Stille um dieß kleine Schloß ſauſt mir in den Ohren; ich möchte ausrufen: Luft! Luft!“

„Wenn du dich nach etwas Spektakel ſehnſt,“ entgegnete der Huſar, „ſo laß uns auf den Balkon da drüben gehen. Oeffne dir ein Fenſter und wir werden augenblicklich unſere Lieblings-Muſik hören. Bumm! — bumm! — Bumm — bumm!“

„Spotte nicht über mich, Eugen,“ ſagte der Andere ſanft. „Es iſt mir in der That recht traurig und unheimlich zu Muthe. Wenn du mir es nicht übel nimmſt, ſo reite ich jetzt nach der Stadt zurück.“

„Gewiß nicht!“ lachte der Andere, „man muß ſeinen Freunden die perſönliche Freiheit nicht verkümmern. Wenn du allein ſein willſt, ſo bleibe ich hier. Gibſt du aber mir die Erlaubniß dich zu begleiten, ſo erzeigſt du mir einen großen Gefallen.“

„Wie kannſt du nur fragen?“ ſagte der Hauptmann. „Wenn du dich dem Bette noch auf einige Stunden entziehen willſt und mit mir hinaus reiteſt, ſo bin ich dir dankbar dafür. Aber du wirſt meine Gefühle begreifen; ich bin bewegt, unruhig. Erinnerungen und Gedanken quälen mich aufs Neue, ich möchte ſie gerne verſcheuchen.“

„Kein Wort weiter!“ antwortete der Huſar. „Reiten wir.“

Bald ſaßen Beide zu Pferde und trabten gen Meſtre. Die Lieblings-Muſik, von welcher der Huſaren-Offizier vorhin geſprochen, ließ ſich heute Abend deutlicher wie gewöhnlich vernehmen. Auf allen Seiten krachte und blitzte es, und namentlich in der Nähe der Lagunenbrücke ſah man oft weite Strecken in rothe Glut gehüllt. Aus den Villen, wo die beiden

Reiter vorbeikamen, ſah man ebenfalls hie und da Reiter auftauchen und raſch gen Meſtre eilen.

„Die ſcheinen's heute Abend wieder ernſtlich zu betreiben!“ rief der Huſar einem Ordonnanz-Offizier zu, der aus Caſa Papadopoli heraus ſprengte. „Iſt Seine Excellenz zu Hauſe?“

„Nein, er iſt draußen bei der Lagunenbrücke,“ entgegnete der Gefragte. „Sie ſind heute Nacht auf ihren Inſeln wieder ganz des Teufels. Sie müſſen wahrſcheinlich erfahren haben, daß die drei ſchönen Batterieen auf San Giuliano faſt beendigt ſind. Von San Secundo feuern ſie ohne Unterlaß herüber; auch bemerken die vorgeſchobenen Poſten, daß ſich ihnen eine Menge ihrer Schaluppen langſam nähern.“

„Ah, da iſt ja mein Werk in Gefahr!“ rief lebhaft der Ingenieur. „Auf alle Fälle müſſen wir ein bischen nachſehen.“ Und ſie trieben die Pferde raſcher an und erreichten bald Meſtre.

Auf dem Marktplatz war heute Abend ein regeres Leben als gewöhnlich. Vor dem Café befanden ſich eine Menge Offiziere aller Grade, um die Tiſche herum ſitzend oder in Gruppen ſtehend und zuſammen plaudernd; Ordonnanzen kamen und gingen; auch Mannſchaften die von der Arbeit zurückkehrten, und die Offiziere, welche ſie führten, wurden umringt und ausgefragt.

„Du, was gibt's draußen?“

„Nicht viel Neues. Aber ſie ſcheinen was vorzuhaben heute Nacht.“

„Habt ihr Verluſte?“

„Wir unbedeutend, aber die von San Giuliano mehr.“

Die beiden Freunde, nachdem ſie hin und her gefragt und geantwortet, und ihre Pferde zurückgelaſſen, eilten nach dem Erddamme zu, an welchen die Lagunenbrücke ſtößt und fanden dort eine Menge Oberoffiziere und Generale verſammelt, die Meiſten ſtanden oben auf dem Damme und ſchauten angelegentlich in die Nacht hinaus. Doch war es nur geübten Augen möglich, in der großen Dunkelheit etwas zu erkennen, und auch dieſen nur, nachdem ſie ſich durch den Blitz eines Schuſſes orientirt. San Secundo und die feindlichen Brücken-Batterien feuerten einzelne Schüſſe nach San Giuliano herüber und es war eigenthümlich ſchön anzuſehen, wie das trübe Waſſer der Lagunen für einen Augenblick erhellt wurde oder wie einer der rieſenhaften Brückenpfeiler plötzlich, aber nur für einen Augenblick, hell und glänzend aus der dichten Finſterniß hervor trat.

„San Secundo fürchte ich nicht beſonders,“ ſagte eine helle Stimme aus dem Haufen der Offiziere; ſie überſchießen bei Nacht häufig. Aber ich habe gute Nachrichten, daß ſie mit ihren Schaluppen irgend einen Angriff machen wollen; es wird ihnen aber nichts helfen, da wir vortrefflich gedeckt ſind, aber es koſtet wieder Menſchenleben, das iſt das Entſetzliche bei der Sache.“

„Sollen wir nicht einige Leuchtraketen von San Giuliano aufſteigen laſſen?“ fragte eine andere Stimme.

„Wir geben ihnen nur ein beſſeres Ziel,“ antwortete der erſte Sprecher. „Ich habe drüben ſcharf auslugen laſſen und erwarte jeden Augenblick Berichte.“

Wirklich kam auch einige Minuten ſpäter eine Ordonnanz haſtig daher gelaufen und drang durch den Kreis der Offiziere.

„Nun, wie ſteht's drüben? — Haben wir viel Verluſte?“

„Bis jetzt nicht, Excellenz,“ entgegnete der Offizier; „nur ein ſehr bedauerlicher Fall, Lieutenant T. vom Genie-Corps, der auf der oberen Batterie war, iſt von einer Vollkugel ſchwer verwundet.“

„Ah, das iſt hart! Herr Oberſt, wir müſſen Jemand anders hinſchicken. — Iſt vielleicht Jemand von den betreffenden Herren in der Nähe!“

Friedrich von S. trat raſch vor.

„Ah! mein wackerer Hauptmann S.,“ fuhr der Sprecher von vorhin fort. „Sie haben ja das Werk kaum vor ein paar Stunden verlaſſen.“

„Aber ich freue mich ſogleich dahin zurückkehren zu können,“ antwortete der Hauptmann.

„Es iſt mir ſehr lieb,“ ſagte eine dritte Stimme, „daß gerade Sie kommen. Hauptmann von S. hat den Bau von Anfang an geleitet. Eilen Sie hinauf, lieber Freund, und treiben Sie die Leute ſo gut wie möglich an. Es iſt nicht viel mehr zu thun, ja die Artillerie muß ſogar einen Theil der Bettungen ſchon gelegt haben.“

„Schön, ſchön!“ ſagte der erſte Sprecher. „Dann können wir ſie mit Tagesanbruch artig heimſchicken.“

Hauptmann von S. trat raſch zum Kreiſe der Offiziere zurück, eilte den Damm hinab, und ſuchte ſo gut wie möglich den unſicheren und ſchwer zu treffenden Weg nach ſeinem gefährlichen Beſtimmungsort zu finden. Doch war er noch nicht weit gekommen, als er Jemand hinter ſich drein ſtolpern hörte und die Stimme ſeines Freundes vernahm, der ihn leiſe bat, doch nicht gar zu ſchnell zu laufen.

„Ja, was willſt denn du?“ fragte erſtaunt der Hauptmann.

„Nun, dich begleiten,“ entgegnete der Andere. „Das kann eine luſtige Nacht werden.“

„Thu' mir den Gefallen und bleibe zurück,“ ſagte der Hauptmann. „Ich gehe gern und bereitwillig da hinauf, es iſt mein Dienſt. Aber von dir wäre es tollkühn, dich in ſo gefährliche Sachen zu miſchen, wo du am Ende nur im Wege biſt und nichts nützen kannſt.“

„Den Teufel auch,“ entgegnete lachend der Huſar. „Mir ſcheint, es kommen da Sachen vor, wo ich recht gut nützen kann. Ich habe ſo was munkeln hören, als könnten die Lateiner mit ihren Schaluppen einen Angriff wagen; und wenn das der Fall iſt, da kann's zu einem artigen Handgemenge führen, und da gehöre ich in erſter Linie hin. — Du,“ ſetzte der junge Mann bittend hinzu, „ſei doch nicht kindiſch oder beſſer geſagt neidig, gönn' unſer Einem auch eine kleine Arbeit! Ich kann dich auf Ehre verſichern, ich ſchäme mich ordentlich, wie ein rechter Müſſiggänger von der Ferne zuzuſchauen, während ſo manche brave Kameraden blutend davon getragen werden. Wir kämpfen hier alle für den Kaiſer, und wenn ich für den Ruhm unſerer Waffen etwas beitragen kann, ſo iſt das meine verdammte Schuldigkeit. Erinnere dich doch an Mailand, wo ſo viele meiner Kameraden mit der Infanterie gegen die Barrikaden gingen. Kann ich Euch zu Pferd nichts nützen, ſo will ich es einmal zu Land oder meinetwegen auch zu Waſſer verſuchen. — Komm!“

„Du biſt ein prächtiger Kerl,“ antwortete lachend der Hauptmann. „So geh' denn mit! Aber wenn dir — was ich nicht hoffen will — irgend ein Unglück zuſtößt, ſo wird man mich dafür anſehen.“

„Du haſt mir nichts zu befehlen!“ ſagte lachend der Huſaren-Offizier. „Ich gehöre nicht zu deinem Corps.“

„Und doch bin ich dein Vorgeſetzter und im Nothfall auch ſo viel älter, daß du mir ſchon deßhalb gehorchen ſollteſt. — Aber jetzt vorwärts, ſchweig' ſtill und ſchau' auf deine Füße.“

Dieſer letzte Befehl war ſehr nothwendig; denn wenn es heutzutage im hellen Sonnenſchein mit ziemlichen Schwierigkeiten verknüpft wäre, vom Eiſenbahndamm querfeldein an jene Stelle zu gelangen, wo eine Brücke nach San Giuliano hinüber führte, ſo war dieß in der jetzigen Verfaſſung des Bodens, durchſchnitten mit Gräben, voll Löcher, welche die einſchlagenden Kugeln geriſſen, ein wahrhaft verzweifeltes Unternehmen. Dabei kamen die beiden Freunde, je mehr ſie ſich der Inſel näherten, um ſo mehr auch in den Schußbereich des feindlichen Feuers. Jetzt waren ſie an der Stelle angelangt, wo ein kleiner, ſchwanker Steg von dem feſten Lande nach San Giuliano hinüber führte. Hier blieb der Hauptmann einen Augenblick ſtehen und verſuchte es nochmals, ſeinen Freund zu bewegen, daß er umkehre. „Sowie wir einen Schritt auf dieſe Bretter ſetzen,“ ſagte er, „ſind wir dem Feuer der Brücken-Batterieen und dem von San Secundo ſchonungslos ausgeſetzt. Ich weiß, wo wir ſind; es iſt der Steg, den unſere Soldaten den Weg des Todes oder auch die Todtenbrücke benennen. Du haſt mich jetzt höchſt angenehm bis hieher begleitet, es wäre jetzt weit beſſer, wenn du nach Hauſe zurückkehrteſt.“

„Vorwärts! vorwärts!“ entgegnete der Huſaren-Offizier. „Was ſollen wir uns hier plaudernd zum Ziele der Kugeln machen? die Sache iſt abgemacht: ich gehe mit dir.“

Friedrich von S. zuckte die Achſeln und ging raſch voran. Die Bretter unter ihren Füßen ſchwankten, aber ſie achteten nicht darauf; vielmehr waren ihre Blicke auf den Boden gerichtet, um, ſo viel es die Dunkelheit zuließ, nicht in die Löcher hinein zu ſtürzen, die ſich zahlreich vorfanden, wo die hereinſchlagenden feindlichen Kugeln die Planken zerriſſen hatten.

Die Brücke verdiente heute Abend ihren Namen mit Recht; und es war als das größte Wunder anzuſehen, daß die beiden Freunde nicht bei jedem Schritte niedergeſchmettert wurden. Hegten vielleicht die Italiener die Vermuthung, man werde heute Abend Verſtärkungen nach San Giuliano ziehen und wollten ſie dieß verhindern — genug, ſie unterhielten auf dieſem Punkt ein wahrhaft empörendes Feuer, und tückiſcher Weiſe waren es meiſtens Vollkugeln, die ſie herüber ſandten. Den Flug der Bomben und Granaten würde man deutlich geſehen haben und ſchon bei Weitem mit leichtem Herzen bemerkt, daß ſie zu hoch oder zu niedrig gehen würden. Auch war bei der ſchmalen Brücke für die Hohlgeſchoſſe weniger Wahrſcheinlichkeit des Treffens.- Um ſo zudringlicher und unheimlicher flogen dagegen die Vollkugeln vor, hinter und über den Freunden vorbei, und machten ihre Gegenwart nur durch ein heiſeres Pfeifen bemerkbar, durch ein Klatſchen ins Waſſer oder durch eine ſtarke Bewegung des Steges, wenn eine derſelben einen der Hauptpfeiler auch nur leicht geſtreift.

„s—s—s—t!“ ſagte der Huſaren-Offizier, „die war mir recht nah. Ueberhaupt ſind wir hier gerade wie Spatzen auf einem Futterbrett. Es iſt wahrhaftig ein Wunder, daß uns keine dieſer unſichtbaren Kugeln getroffen.“

„Jetzt ruhig,“ entgegnete der Hauptmann. „Wir haben die Inſel erreicht. Ich muß mich mit der Wache verſtändigen, ſonſt hätten wir auch noch von dort etwas zu befürchten.“

Letzteres war bald geſchehen, und die beiden Offiziere ſprangen an's Ufer. Hier befand ſich alles in einer geheimnißvollen aber ſehr rührigen Thätigkeit. Man hatte drei Batterieen gebaut, die einander überragten. In die untere wurden ſo eben die Geſchütze eingebracht; die obere war auch faſt vollendet. Zur letzteren aber begaben ſich die Freunde, und Friedrich von S. meldete ſich bei dem kommandirenden Major von der Artillerie und ſuchte zugleich ſeinen Kameraden auf, den verwundeten Genie-Offizier, den er ablöſen ſollte. Derſelbe war ſchwer getroffen; man hatte ihn hinter einer Deckung niedergelegt, und ein Wundarzt war im Begriff, ihn ſo gut wie möglich zu verbinden.

„Es iſt das eine unheimliche Nacht,“ ſagte der Artillerie-Offizier, der einen Augenblick zu den Kameraden trat. „Ich mache Ihnen mein Compliment, Hauptmann von S., daß Sie glücklich über die Brücke gekommen ſind. Es iſt das ein wahres Wunder. Ich fürchte noch immer, ſie ſchießen uns den miſerablen Steg zuſammen, und das wäre ſehr unangenehm.“

„Erwartet ihr noch Verſtärkungen aus Meſtre?“ fragte der Ingenieur-Hauptmann.

„Gott bewahre! Ich glaube, wir haben genug da.“

„Und meinen Sie, die drüben werden einen ſtärkeren Angriff wagen?“

„Zuverläſſig!“ antwortete der Artillerie-Offizier. „Sie haben dort links an den Lagunen verſchiedene Kriegsſchaluppen aufgeſtellt. Wir erwarten von Secunde zu Secunde, daß ſie anfangen uns zu bedienen.“

Die Leute in der Batterie nebenan arbeiteten mit der angeſtrengteſten Thätigkeit. Obgleich ſich dort ein ſcheinbar verwickelter Knäul von Menſchen umhertrieb, ging doch Alles mit der größten Umſicht und Ordnung vor ſich. Man vernahm kein Wort, keinen Laut; nur das Wegſchaufeln der Erde wurde gehört, das Knirſchen eines Schanzkorbes, der feſtgeſtellt wurde, und der dumpfe Schlag der Hämmer, mit welchen die Pflöcke eingetrieben wurden. Plötzlich aber vernahm man zwiſchen den emſig arbeitenden Männern einen leichten Aufſchrei, der aber bald unterdrückt war durch das Zuſammenklirren eiſerner Geräthſchaften.

„Was gibt's da?“ rief der Artillerie-Major, der herbei eilte.

„Ein Vierundzwanzigpfünder hat eben zwiſchen die Leute hereingeſchlagen,“ rapportirte einer der Unteroffiziere.

„Todte?“ —

„Zwei.“

„Verwundete?“ —

„Vier.“

„Schafft ſie gleich nach rückwärts,“ befahl der Major. „Ich will ein paar Aerzte ſenden.“

Das war eine von den kleinen traurigen Unterbrechungen, wie ſie leider ſo häufig vorkamen. Doch machten ſich die braven Soldaten nicht viel daraus. Einen Augenblick ſtutzten wohl die Umſtehenden und ſchauderten auch wohl leiſe zuſammen, daß der Tod ſo hart bei ihnen vorbei geſtreift, dann aber faßten ſie ſtillſchweigend die gefallenen Kameraden auf, trugen ſie zurück und gingen wieder wohlgemuth an ihre gefährliche Arbeit.

Alles was heute Nacht zum Batteriebau und zur Wache gehörte, befand ſich in fieberhafter Aufregung. Die Ahnung, daß der Feind etwas vorhabe, hatte ſich auch unter den Soldaten verbreitet, und Jeder unterſuchte ohne Befehl ſein Gewehr auf's Genaueſte und drückte an das Bajonnet, ob es auch recht feſt ſitze.

Es mochte Mitternacht vorüber ſein, als das Feuer von den Brücken-Batterieen und von San Secondo mit Einemmale aufhörte. Die Nacht trat einen Augenblick in ihr Recht ein und es lag eine plötzliche Stille auf der weiten Waſſerfläche, die aber im Gegenſatz zu dem ungeheuren Spektakel von vorhin überraſchend und unheimlich war.

„Das iſt eine Windſtille vor dem Sturm,“ ſagte flüſternd der Artillerie-Offizier und eilte nach den unteren Batterieen.

„Ich glaube auch ſo,“ bemerkte Friedrich v. S. zu ſeinem Freunde.

„Wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſehe ich dunkle Körper auf dem Waſſer daher ſchwimmen. Siehſt du, dort und dort!"

„Ja, ja," antwortete der Huſaren-Offizier, „da ſchleichen ſie heran. Am Ende gibts ein kleines Seegefecht."

Jetzt tauchten hinter ihnen aus dem Dunkel ein paar Infanterie-Offiziere hervor, und Einer derſelben, ein älterer Stabs-Offizier, theilte die Bemerkung der beiden Freunde und pflichtete ihnen bei. „Wir können nichts thun," ſagte er, „als uns ruhig verhalten, bis ſie zu einem ernſtlichen Angriff ſchreiten; denn ehe ſie den Verſuch machen, einen Fuß auf die Inſel zu ſetzen, werden ſie uns mit einem ſchönen Kartätſchenhagel begrüßen. Meine Leute ſtehen bereit."

Damit trat er leiſe zurück.

„Weißt du was?" ſagte der Huſaren-Offizier, „ich ſchließe mich der Infanterie an. Vielleicht finde ich ſpäter ein überflüſſiges Gewehr und bis dahin ſoll mein Säbel herhalten." Er drückte dem Freunde nochmals die Hand und verſchwand in der Nacht.

Friedrich von S. blieb allein auf der faſt fertigen Bruſtwehr der Batterie und ſchaute angelegentlich in das Dunkel hinaus. Es lag ein tiefer Friede auf der Erde und dem Waſſer; die Luft war ruhig, und wenn nicht dichte Gewitterwolken den Himmel bedeckt hätten, würde man mit Hülfe des Sternenlichtes weit um ſich her geſchaut haben. Dort lag Venedig; man erkannte die Stadt an dem Glanze einer Menge von Lichtern, die hie und da vertheilt waren. Die Leute in dieſem Stadtviertel, die in der Nähe der Eiſenbahn wohnten, waren in letzterer Zeit auf ihrer Hut; denn ſeit der Einnahme Malghera's hatte man öſterreichiſcher Seits auf der Lagunenbrücke Mörſer-Batterieen errichtet, welche ihre Geſchoſſe zuweilen bis in die erſten Häuſer der Stadt trieben.

Die dunkeln Körper auf dem Waſſer ſchwammen jetzt immer näher, und bald erkannte man kleine leuchtende Punkte auf denſelben. Das Feuer von San Secondo ſchwieg noch immer, und Tauſende von Augen blickten jetzt angeſtrengt in die Nacht hinaus.

Da mit Einemmale ſchlug auf dem Waſſer eine feurige Lohe, weithin die trüben Fluten erhellend, empor. Ein erſchütterndes Krachen folgte und Vollkugeln, Granaten und Kartätſchen ſauſten und ziſchten aus den großen Schaluppen gegen San Giuliano. Im gleichen Augenblick nahmen die Brücken-Batterieen und die von San Secondo ihr Feuer mit der größten Heftigkeit wieder auf. Es ſchien, als gäben ſie nur ganze Lagen; denn es war nicht mehr der Knall eines einzelnen Schuſſes zu erkennen, ſondern ein wilder Donner brüllte fort und fort herüber.

Im erſten Augenblick drückten ſich die Arbeiter hinter die Bruſtwehren. Die Wirkung der Kugeln war fürchterlich. Wie Strohbunde riſſen die ſtärkſten Faſchinen auseinander, flogen ſchon gefüllte und feſtgeſtellte

Schanzkörbe nach allen Richtungen. Auch lautes Jammergeſchrei tönte durch die Nacht, einzelne Rufe, entſetzliches Stöhnen.

Friedrich von S. war ein paar Secunden überraſcht ſtehen geblieben, da die einſchlagenden Kugeln das Erdreich unter ſeinen Füßen auseinander riſſen, und als er hinter ſich augenblickliche Beſtürzung und Verwirrung vernahm, ſprang er über die Batterie hinab, um durch freundliche Worte und ſtrenge Befehle die ſo plötzlich unterbrochene Arbeit wieder herzuſtellen.

„Angefaßt Leute!“ ſagte er mit leiſer Stimme, „Bleibt an Eurem Poſten. — Hieher vier Mann mit einem Schanzkorb! — Dieſe Scharte hat am meiſten gelitten.“ Und damit legte er ebenfalls Hand an, und während die braven Soldaten dieſem Befehle pünktlich Folge leiſteten, ſtellte er ſich auf den gefährlichſten Platz und half ihnen den angerichteten Schaden wieder gut machen. — „Laßt nicht nach!“ ſprach er dazwiſchen. „Wir müſſen die Batterie in ein paar Stunden fertig haben. — Ihr da unten bei den Bettungen, tummelt euch. Vorwärts! vorwärts! Denkt nur an das Vergnügen, ihr Leute, wenn wir ihnen aus dieſen drei prächtigen Batterieen mit Zinſen heimzahlen, was ſie uns heute Nacht geliehen.“

Unterdeſſen ſetzten Batterieen und Schaluppen ihr verheerendes Feuer ununterbrochen fort. Letztere warfen ganze Maſſen Kartätſchen an das flache Ufer der Inſel. Jetzt konnte man auch deutlich die Körper der Schiffe erkennen und neben ihnen große flache Boote voll Soldaten. Da ſie wußten, daß die dieſſeitigen Batterieen noch nicht fertig waren, ſo hatten ſie augenſcheinlich vor, die Inſel direkt anzugreifen und die Bauten zu zerſtören. Auch vermutheten ſie ohne Zweifel wenig Mannſchaft auf der Inſel, und hatten, um das Heranziehen von Verſtärkungen zu erſchweren, ſchon am Nachmittag und Abend jenes furchtbare Feuer auf die Brücke der Todten unterhalten.

Der auf San Giuliano kommandirende umſichtige Major der Infanterie unterſtützte dieſen Glauben dadurch, indem er hie und da einzelne Musketenſchüſſe abfeuern ließ, wie um ihnen zu ſagen: wir vertheidigen uns, ſo gut wir können.

Hiedurch getäuſcht ſah man bald eine Anzahl der großen flachen Boote ans Ufer rudern, um ihre Mannſchaft an der Inſel auszuſetzen.

Friedrich von S., deſſen Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Bau der Batterie und dem Manöver des Feindes getheilt war, ſprang abermals auf die Bruſtwehr und blickte angelegentlich nach einer Raketen-Batterie, die nicht weit von ihm aufgeſtellt war und nun plötzlich ihr Feuer begann.

Ruhig und kaltblütig wie immer ſchoſſen die öſterreichiſchen Artilleriſten; und an dem Geſchrei und der Verwirrung, welche nun in den Booten und unter der Mannſchaft entſtand, die ſchon am Ufer war, hörte man deutlich, daß keine der Kugeln fehlging. Wie feurige Schlangen ſchoſſen die Raketen dem Waſſer zu, Tod und Verderben da bringend, wo ſie einſchlugen. Jetzt ſetzte ſich auch die Infanterie in Bewegung und warf ſich mit lautem Hurrah! den Eingedrungenen entgegen.

Natürlich ſtellten in dieſem Augenblick ſowohl die Schaluppen wie die Raketen-Batterieen ihr Feuer ein, um die eigenen Leute nicht niederzuſchmettern, und es entſpann ſich drunten am Ufer ein ſtilles, aber furchtbares und blutiges Handgemenge. Bajonnet focht gegen Bajonnet und ſuchte die feindliche Bruſt zu durchbohren; Säbel kreuzten ſich und die Aexte und Beile, mit denen die Arbeiter aus den Batterieen herbeiliefen, warfen die Gegner mit ſchweren Wunden zu Boden. Nur zuweilen erhellte der Blitz einer Muskete oder einer Piſtole das furchtbare Chaos, und bei dieſem unſichern Lichte erſah man denn bald, daß die Venetianer dem Waſſer zu flüchteten und ihre Boote zu erreichen ſuchten. Viele aber wurden unterwegs noch niedergemacht, und Viele kamen in dem Waſſer um, in welches ſie ſprangen, um ihr Leben zu retten. Auch die Raketen-Batterie nahm ihr Feuer wieder auf und ſandte den abziehenden Booten Kugeln und Granaten nach.

Bald aber hatten die Fahrzeuge ſich hinter den Schaluppen geborgen und nun war es auch für die Oeſterreicher Zeit, ſich ſo gut wie möglich zu decken; denn das Kartätſchenfeuer von den Schiffen begann im gleichen Augenblick mit neuer Wuth.

Der junge Huſaren-Offizier hatte ſich wacker gehalten, und obgleich er einen leichten Bajonnetſtich in den Arm erhielt, eilte er doch ſo ſchnell wie möglich nach den oberen Batterieen, um ſeinem Freunde die Einzelnheiten des Kampfes zu erzählen. Friedrich von S. hatte mit den Mannſchaften auf's Angeſtrengteſte gearbeitet. Doch hatten die Batterieen von drüben ihre Wuth wo möglich verdoppelt und unter den Arbeitern übel gehaust. Mehrere Offiziere waren verwundet und der Ingenieur-Hauptmann leitete nun den Bau allein. Da ſein Leben für das ſeiner Untergebenen ſo nothwendig war, denn es bedurfte ermunternder Worte und des beſten Beiſpiels, um ſie an der Arbeit zu erhalten, ſo hatte er ſich von dem gefährlichen Punkt auf der Bruſtwehr herab begeben und ſtand in einer der Schießſcharten, um in der Nähe die Arbeiten zu überwachen. Die Schäden hatte man ziemlich wieder ausgebeſſert, und die Bettungen wurden geſtreckt.

Der Huſaren-Offizier ſchlich ſich zwiſchen den Arbeitern daher und ſtand nun unter ſeinem Freunde in dem hinteren Graben.

„Wie ein Kind freue ich mich auf den Moment, wo ihr fertig ſeid,“ rief er dieſem zu, „denn es iſt unerträglich, ſich ſo überſchütten zu laſſen, ohne antworten zu können.“

„Da du das einſiehſt,“ entgegnete der Hauptmann, „ſo begib dich von dieſer Stelle hinweg. Es iſt wahrhaftig hier nicht geheuer. Du haſt dich da unten wahrſcheinlich gut genug gewehrt, und es war das ein Vergnügen. Aber hier oben als Zielſcheibe zu ſtehen, iſt für dich wenigſtens unnöthig.“

„Immer Predigten!" ſagte lachend der Andere. „Nun ich glaube wir haben heute Glück, denn ihr müßt hier oben eine ſchöne Maſſe Eiſen gehört haben. — Und immer noch hören," fuhr er leiſer fort, denn in dem Augenblicke, wo er dieſes ſprach, trafen wieder einige der ſchweren Kugeln recht unglücklich in die Batterie, warfen Holz und Erde umher und riſſen manchen braven Soldaten zu Boden. — „Nun ja, ich will dir folgen!" fuhr der junge Mann fort. „Ich begebe mich wieder zur Infanterie. Aber wenn ihr anfangt zu ſchießen, ſollſt du von mir drei ungeheure Hurrahs hören."

Der Ingenieur-Offizier, der im Schatten der Schießſcharte ſtand, gab keine Antwort.

„Bis nachher alſo!" ſagte der Andere. „Reich mir deine Hand und haltet euch brav."

Aber Friedrich von S. reichte ihm keine Hand zur Begrüßung und als ihm der Huſaren-Offizier, einigermaßen unruhig über dieß Stillſchweigen, die ſeinige reichte und ihn ſanft am Aermel zupfte, glitt Friedrich von S. langſam an der Schartenwand hinab, ſank zuerſt auf die Knie und fiel dann auf das Geſicht.

„Gerechter Gott!" ſchrie der Huſar und ſprang aus dem Graben hervor. „Kommt her ein paar Leute!" rief er den Arbeitern zu, „Euer Offizier iſt erſchoſſen!"

Das war ein Opfer mehr heute Nacht, und wenn auch die Kameraden den daliegenden jungen Offizier, nachdem er hinter die Verſchanzungen gebracht war, mit tiefem Schmerz betrachteten, ſo war doch der Augenblick zu wichtig, als daß man ſich viel mit Klagen und langen Auseinanderſetzungen abgegeben hätte. Der Wundarzt, der den Gefallenen unterſuchte, erkärte den linken Arm für zerſchmettert, überhaupt die Verwundung für tödtlich, weil die Bruſt ſtark erſchüttert ſei.

Der Huſaren-Offizier ließ ſich ein paar Mann mit einer Tragbahre geben und trat tief erſchüttert den Rückweg nach Meſtre über die Brücke der Todten an, über dieſen gefährlichen Steg, den er mit dem lebenden unverletzten Freunde noch vor wenig Stunden ſo glücklich zurückgelegt hatte. Als ſie die Stadt erreichten, und ſchweigend durch die ſtillen, verödeten Straßen zogen, waren die Batterieen auf San Giuliano fertig geworden, und als der Huſaren-Offizier ſeinen Freund, der noch ſchwer athmete, in das Spital ablieferte, dachte draußen auf den Batterieen ſchon Niemand mehr an ihn, der dort gefallen, denn der große Augenblick war gekommen, die Geſchütze wurden eingeführt, gerichtet und eröffneten mit anbrechendem Morgen ein furchtbares Feuer. In kurzer Zeit waren ein paar Schaluppen in den Grund gebohrt, andere ſchwer beſchädigt, eine Batterie auf der Lagunenbrücke faſt gänzlich demontirt, und die Venetianer erkannten mit Schrecken, daß die Belagerer ihnen einen guten Schritt näher gerückt ſeien.

Der heftige Geſchützkampf, der längere Zeit in den Brücken-Batterieen um San Secondo und San Giuliano gewüthet, hatte dem großen Theil der in Sicherheit zuſchauenden Venetianer ein gar willkommenes und prächtiges Schauſpiel gegeben. Die meiſten Kugeln kamen nicht über die Lagunen hinaus, ſelten eine bis zur Eiſenbahn-Station. Und wenn auch hie und da einige Bomben etwas verdächtig nahe flogen, ſo platzten dieſelben doch meiſtens in der Luft, da man die Zünder für die weite Entfernung nicht einrichten konnte. Dieß Alles, zugleich mit der Thatſache, daß, nachdem die drei Batterieen in San Giuliano gebaut waren und nachdem jener nächtliche Angriff abgeſchlagen wurde, die öſtereichiſchen Geſchütze zu feiern ſchienen, wiegte das ſorgloſe Volk der Stadt wieder in vollkommene Sicherheit. Der Glaube an die Unannehmbarkeit der alten Venetia begründete ſich abermals feſt in ihnen, und ſie gingen mit leichtem Herzen daran, ihre Hauptbatterie St. Antonio, auf der Mitte der Lagunenbrücke gelegen, auszubeſſern und zu verſtärken. Da nach den Vorgängen ihre Furcht vor einem wirkſamen Bombardement faſt gänzlich verſchwunden war und ſie nur einen Frontangriff erwarteten, der allein auf der Eiſenbahnbrücke ſtattfinden konnte, ſo ſprengten ſie immer mehr Bogen ab und bauten bei St. Antonio eine zweite Batterie, um, im Fall ſelbſt die erſtere genommen würde, ſich hinter die zweite zurückziehen zu können.

In der Stadt ſelbſt begannen übrigens zwei andere Feinde aufzutreten, denen man nichts entgegenzuſetzen hatte: Krankheit und Hunger; und in Folge dieſer beiden Erſcheinungen war das Elend, was ſich anfing, auf den Straßen Venedigs zur Schau zu ſtellen, wahrhaft entſetzlich und hätte die ſtarrſten Herzen wohl zum Nachdenken bringen können. Ganze Schaaren von Bettlern ließen ſich auf den öffentlichen Plätzen ſehen, und wenn ſie ſo in Lumpen gehüllt, mit eingefallenen Augen und hohlen Wangen den beſſer Gekleideten um eine Gabe anſprachen, ſo klang dieſe Bitte mehr wie ein Recht, das ſie zu fordern hätten; und das per l'amor de Dio! konnte füglich überſetzt werden: Wenn du mir heute nichts gibſt, ſo werde ich mir morgen was nehmen. Noch jammervoller war die Anhäufung des hungrigen Volkes der mittleren Stände vor den Brod- und Spezereiläden. Ein Bericht ſagt darüber: „Gewöhnlich reichte der Vorrath nicht für Alle aus, und die Letzten mußten dann leer abziehen. Darum warteten Viele ſchon lange vor der beſtimmten Stunde, um, wenn der Laden aufgehe, die Erſten zu ſein. Es war herzzerreißend anzuſehen, wie dieſe armen Weiber, denen man Hunger und Elend auf allen Geſichtszügen ableſen konnte, ſich drückten und drängten, um für ihr mühſam erworbenes, oder gar zuſammengebetteltes Geld das tägliche Brod zu erhalten. Manchmal kam es zu eigentlichem Handgemenge, und es iſt Thatſache, daß mehrere Perſonen bei dieſen Hungerſcenen zu Tode gedrückt worden ſind. In der Folge wurden an dieſen Orten Gensdarmen aufgeſtellt, welche zwar allerdings eine gewiſſe Ordnung handhabten, die fernerem Unglücke vorbot, nicht aber die Noth ſelbſt und den äußerſt ſchmerzhaften Eindruck, den dieſelbe hervorbrachte, mildern konnte.“

Bei all' der fortwährend größer werdenden Noth und dem Elend, was immer mehr zu Tage trat, gab der Markusplatz faſt zu allen Stunden des Tages noch immer das Bild eines regen, ja oft heiteren Treibens. Hier verſammelte ſich nach wie vor der wohlhabende Theil der Bevölkerung, um ſich von dem, was draußen vorging, die Einzelnheiten erzählen zu laſſen und zu debattiren, Forderungen an die Regierung zu ſtellen, kurz alles Mögliche zu thun, um Jenen, welche mit der Leitung der Angelegenheiten betraut waren, ihr Amt zu erſchweren und das Leben ſo ſauer wie möglich zu machen. Militär aller Waffen und Grade trieb ſich ebenfalls hier umher, und gewährte in ihren bunten Uniformen, rothen Hoſen, ihren verſchiedenen Waffen dem gaffenden Volke eine angenehme Abwechslung.

Doch waren dergleichen ruhige Scenen auf dem ehrwürdigen Platze faſt zur Seltenheit geworden. Mißtrauen gegen die Regierung, das früher oft von Einzelnen künſtlich angefacht wurde, hatte ſich jetzt der großen Mehrzahl bemächtigt. Dazu kam, daß Krankheiten aller Art täglich bösartiger und verheerender auftraten, und daß es der wohlhabenderen Klaſſe der Bürger ſogar an den nothwendigſten Lebensmitteln zu fehlen begann. Fleiſch und Fiſche mangelten faſt gänzlich, und der größere Theil der Einwohner war auf Polenta und Gemüſe beſchränkt. Vielleicht, daß durch dieſe Umſtände ſich bei Manchen, die anfiengen, den wahren Stand der Dinge zu erkennen, die Ueberzeugung aufdrang, das Trauerſpiel in Venedig nähere ſich ſeinem Ende und je bälder eine Unterwerfung ſtattfände, deſto beſſer ſei es. Doch hatte lange Niemand den Muth, auch nur mit ſeinem vertrauteſten Freunde von einer Capitulation zu ſprechen, und die Furcht, als Verräther zu gelten und der Volksjuſtiz zum Opfer zu fallen, ſchreckte Jeden von einem derartigen Verſuche ab. Da wagte es endlich der Erzbiſchof und Cardinal-Patriarch von Venedig in dieſer Sache einen entſcheidenden Schritt zu thun; er berief insgeheim eine Anzahl Männer der gemäßigten Partei, und bei einer Zuſammenkunft im Palaſt des Marcheſe von C. wurde der Beſchluß gefaßt, die Regierung zu bitten, ſie möge Unterhandlungen anbahnen, um ſo den unerträglich werdenden Leiden des armen Volkes ein Ziel zu ſetzen. Doch trat in Folge dieſer Verſammlung das Wort: „Verrath“, welches die Venetianer ſo oft als Geſpenſt erſchreckt, nun wirklich zu Tage, und ein Document, worin jene Männer ihre Wünſche niedergelegt und mit ihrer Unterſchrift bezeichnet, kam in die Hände des Volkes. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich dieſe Nachricht über die Gaſſen und Kanäle Venedigs, und der Markusplatz wurde, wie ſchon ſo oft, der Schauplatz eines fürchterlichen Tumultes. Selbſt das Anſehen des Präſidenten war im erſten Augenblick nicht im Stande, die aufgeregte Volkswuth zu beſchwichtigen. „Morte al patriarcha!“ dröhnte es über den Platz hin, und ein aufgeregter Haufe, dem ſich eine große Anzahl Soldaten anſchloß, ſtürmte den Palaſt des Erzbiſchofs. Mobilien, Bücher, Gemälde, Koſtbarkeiten aller Art wurden in den Kanal geworfen, und nachdem man hier ſo viel wie möglich verwüſtet, zog die Menſchenmaſſe, die ſich immer mehr vergrößerte, auch nach anderen Paläſten von Solchen ab, welche ſich durch ihre Unterſchrift vor dem Volke compromittirt. Man hatte die Namen derſelben ſorgfältig aufgeſchrieben, und ein Kerl mit einer rothen Mütze, der dieß Papier in den Händen hielt, ermunterte das Volk durch heftiges Geſchrei, jetzt auch nach dem Palaſte des Marcheſeſ von C. zu ziehen.

„Der Herr Marcheſe ſteht oben an!“ rief er mit gellender Stimme. „Denkt an Malghera und die Verproviantirungs-Commiſſion! Denkt an Madamigella sua filia, die uns mit ihrer ſchwarzgelben Fahne genug geärgert! — Auf! zum Palaſte des Marcheſe!“

Gehorſam dieſem Rufe ſetzte ſich der wilde Haufe in Bewegung; ein Theil warf ſich in bereit ſtehende Barken, ein anderer Theil eilte durch die engen Gaſſen nach dem bezeichneten Palaſte und kam auch bald dort in dichten Schwärmen an, alle Ausgänge vorn und hinten beſetzend.

Doch hatte die Regierung, obgleich ſie nicht im Stande geweſen, die Erſtürmung des erzbiſchöflichen Palaſtes zu verhindern, bereits ihre Maßregeln getroffen, um den weiter beabſichtigten Zerſtörungen Einhalt zu thun; und als die Aufrührer bei der Wohnung des Marcheſe von C. anlangten, fanden ſie, daß dieſelbe von einer Gensdarmerie-Abtheilung beſetzt war, welche trotz verſuchten Fraterniſirens ſehr geneigt ſchien, alles feindſelige Andringen mit guten Kugeln zu beantworten. Dagegen konnte ſie nicht verhindern, daß der Palaſt von den Kanälen, den nebenan liegenden Häuſern und den Straßenwinkeln her auf's Heftigſte mit Steinen beworfen wurde, ſo daß bald an dem ganzen prächtigen Gebäude keine Fenſterſcheibe mehr ganz war, ſo weit man dieſelbe mit einem geſchickten Wurfe erreichen konnte. Auch Schüſſe fielen hie und da, und Kugeln zertrümmerten einzelne Steinverzierungen an den Fenſtern oder zerſchlitzten die ſchweren Damaſtvorhänge.

Der Marcheſe hatte ſich mit ſeiner Tochter in jenes Zimmer zurückgezogen, wo damals die Verſammlungen ſtattgefunden, und hier, wo er und ſeine Freunde die erſten Hebel angeſetzt, um eine feſtgefügte Wehr auseinander zu brechen, hier fand er nur noch den einzigen Schlupfwinkel, wo er vor Steinen und Kugeln ſicher war, vor den Waffen jener Haufen, für deren Wohl er jene Dämme gebrochen zu haben glaubte, die aber nur daher flutend ihn vor allen Andern mit Vernichtung, ja Tod bedrohten.

Er ſtand an einem kleinen ſchmalen Fenſter, durch welches er einen Theil des wilden Volksſchwarmes ſehen konnte, ohne daß es dieſem gelungen wäre, ihn zu entdecken. Emilie hatte ihre Arme um ſeinen Hals geſchlungen, ihr Kopf ruhte an ſeiner Bruſt; doch wenn ſie auch zuweilen bei einem beſonders wilden Toben draußen einen Augenblick nicht erſchreckt, ſondern ergrimmt in die Höhe fuhr, ſo lag doch im Allgemeinen etwas auf ihren ſonſt ſo ernſten Zügen, das anzudeuten ſchien: es iſt gut, daß es ſo gekommen.

Der Marcheſe knitterte in der einen Fauſt ein Papier zuſammen, die er oft drohend gegen das Fenſter emporhielt. Oefter aber beugte er ſich auf das Geſicht ſeiner Tochter herab, küßte ſie auch wohl auf die Stirne und ſagte dann mit leiſer Stimme: „Mein armes, armes Kind, ich fühle jetzt wohl, was du Alles um mich in dieſer Stadt gelitten.“ Dann raffte er ſich aber wieder ſtolz empor, ſein Auge blitzte, während er auf die Straße ſchaute, und er biß ſich heftig in die Lippen, ehe er ſagte: „Und doch war ich verblendet genug, mich mit dieſem Volke unter den Trümmern der Stadt begraben zu wollen, der Letzte zu ſein, der die dreifarbige Fahne geſchwungen — das wäre ein ſchönes Ende geweſen. Aber jetzt iſt mein feſter Wille dahin, meine Kraft gebrochen. Die da draußen, für welche ich ſo viel gelitten, haben ſelbſt die Liebe zu ihnen und ihrer Sache aus meinem Herzen geriſſen. Mögen ſie verdammt ſein und möge es ihnen ergehen, wie ſie es verdienen!“

„Mein Vater!“ bat ſchmeichelnd die junge Marcheſa. „Vergeſſen Sie die Undankbaren. Denken Sie an ſich; überlegen wir, was zu thun iſt!“

„Dieß Papier,“ fuhr der Marcheſe fort und hob die Hand abermals in die Höhe, „kam mir durch den Offizier der Gensdarmerie vom Präſidenten zu. Es enthält,“ ſagte er bitter lachend, „Einiges ſehr Beiſtimmendes zu unſerem Documente; er bittet mich aber als Freund und befiehlt mir als Chef der Regierung, um meiner eigenen Sicherheit wegen die Stadt zu verlaſſen. — Was ſoll ich thun?“

„Ihm folgen!“ ſagte energiſch das Mädchen. „Ihm unbedingt folgen! Er hat nie etwas Beſſeres befohlen.“

„So ſei es darum!“ entgegnete der Marcheſe nach einer längeren Pauſe. „Ich werde noch heute Nacht Venedig verlaſſen.“

„Sie wollten ſagen, mein Vater, wir werden Venedig verlaſſen.“

„Allerdings, mein Kind; aber wir können nicht zuſammen gehen. Ich habe meine triftigen Gründe dafür. Ich werde verſuchen, durch Porto di Lido Burano zu erreichen und zwiſchen den Inſelgruppen bei Torcello auf das feſte Land zu gelangen. Du weißt,“ ſetzte er bitter lächelnd hinzu, „ich bin verbannt — geächtet, hier wie dort, und ich werde eine ſchlimme Fahrt haben ehe ich in Sicherheit bin. Dem kann ich dich nicht ausſetzen.“

„Und was ſoll ich thun?“ fragte die junge Marcheſa.

„Du wirſt am beſten thun, mit deiner Kammerfrau und einigen vertrauten Dienern nach Fuſina zu gehen. Dort findeſt du leicht einen Wagen, der dich nach Meſtre und auf unſere Villa bringt, wo du Nachrichten von mir erwarteſt.“

Eine leichte Röthe überfuhr das Geſicht der Tochter; doch ſchlang ſie ihre Arme einen Augenblick feſter um den Vater. „Ich werde thun, wie Sie befehlen.“

Der Marcheſe drückte ſein Kind ſchweigend an ſich, machte ihre Hände ſanft von ſeinem Halſe los und küßte ſie auf die Stirne. Als er darauf wieder ſein Geſicht von dem ihrigen entfernte, ſah ſie, daß ein paar Thränen in ſeinen Augen glänzten; er fuhr mit der Rechten darüber hin und legte ſie alsdann wie ſegnend auf das Haupt der Tochter. „Ja, mein Kind, möge uns der Himmel nach dieſer dunkeln Zeit noch freudige, helle Tage ſchenken! Ich wünſche das nur für dich Emilie, und wenn ich beſtimmt bin, ſolches Glück mit zu erleben, ſo ſoll es mein Beſtreben ſein, dir deinen kindlichen Gehorſam, all' deine innige Liebe zu vergelten.“

Damit wandte er ſich ab und verließ das Gemach.

Nachdem der Volkshaufen draußen noch eine Zeit lang gelärmt und geſchrieen und darauf einſah, daß zum Schutze des Palaſtes zu gute Maßregeln getroffen ſeien, verlief er ſich allmälig, um anderswo ähnliche aber ebenſo vergebliche Verſuche zu machen.

Der Marcheſe traf ſeine Anſtalten zur Abreiſe; er wählte ſich eine Gondel mit einem einzigen vertrauten Diener, für ſeine Tochter dagegen, die eine weitere Waſſerfahrt zu machen hatte, auch die Stadt nicht ohne einige Vorbereitungen verlaſſen konnte, beſtimmte er ein größeres, halb bedecktes Boot, theilte demſelben vier ebenfalls erprobte Ruderer zu; der alte Antonio ſollte das Steuer führen. Der Palaſt ſelbſt blieb unter Aufſicht des Kammerdieners des Marcheſe.

Wir haben ſchon früher bemerkt, daß die öſtereichiſchen Batterieen ſeit einiger Zeit höchſt ſelten gefeuert, daß die Venetianer es ebenſo gemacht und daß deßhalb eine unbegreifliche Ruhe auf den Lagunen und den Verwerken herrſchte. Das Volk in ſeiner Sorgloſigkeit, auch durch falſche Berichte irre geleitet, gab ſich ſchon der Hoffnung hin, als haben ſich die Großmächte ihrer Sache angenommen und werde demnächſt die ganze Belagerung aufgehoben werden. Venedig befand ſich in Ruhe und Sicherheit wie lange nicht; Nachmittags ſtrömte zu dieſer Zeit eine große Menſchenmenge nach dem Giardino publico, um einem anderen Schauſpiel beizuwohnen. Es waren dieß jene vielbeſprochenen Luftballons, welche die Belagerer von ihren Schiffen aufſteigen ließen und die den Zweck hatten, über der Stadt angekommen, eine gefüllte Bombe fallen zu laſſen. Doch war dieſe Erfindung, an ſich gewiß nicht unbeachtenswerth, noch zu ſehr in ihrer Kindheit, um ein günſtiges Reſultat zu geben. Die Bomben erreichten ſelten die Stadt, platzten in der Luft oder ſielen brennend in die Kanäle. Wie geſagt, die Venetianer hatten dadurch eine Unterhaltung weiter und kehrten höchſt zufrieden über die geſicherte Lage der Inſelſtadt aus den öffentlichen Gärten zurück, füllten den Markusplatz und die Schauſpielhäuſer zahlreicher wie je und begaben ſich Abends beruhigt in ihre Wohnungen.

An der hinteren Seite des Palaſtes des Marcheſe von C. lag an einem dieſer Abende — wir glauben es war am 29. Juli — eine Gondel neben einem größern Fahrzeug. Die Gondel wurde von einem Manne beſtiegen, der in einen dunkeln Mantel gehüllt war, und ſetzte ſich darauf nach dem Kanal von St. Marko in Bewegung. Das andere Fahrzeug wurde mit mehreren ſchweren Koffern beladen, worauf die vier Ruderer ſich an ihre Plätze ſetzten, und der alte Antonio, nachdem er die Marcheſa von C. und ihre Kammerfrau in das Boot begleitet, ſich an das Steuerruder begab.

„Jetzt vorwärts!“ ſagte der Gondolier mit leiſer Stimme, und die Barke wandte ſich ſchwerfällig um, glitt aus dem kleinen in den großen Kanal und bewegte ſich langſam vorwärts.

Es war eine finſtere, regneriſche Nacht, alles befand ſich in den Häuſern, keine Gondel begegnete dem großen Boote, Venedig lag in tiefem Schlafe. Da auf einmal krachte es dumpf von San Giuliano herüber. Wie ein ferner Donner rollte es über die Lagunen hin, ſo daß die vier Ruderer zuſammen fuhren und kräftiger in das Waſſer ſchlugen.

„Cospetto!“ ſagte der alte Gondolier. Jetzt fangen ſie wieder an. Das wird einen ſchönen Spektakel geben! Für uns aber iſt es immer noch beſſer, denn wir laufen dann weniger Gefahr, angehalten zu werden. — Doch was iſt das?“

Ein ſonderbares Sauſen ließ ſich in der Luft vernehmen und eine ſchwere Kugel klatſchte hinter ihnen in den Kanal, daß das Waſſer hoch emporſpritzte. Dann ſauste es abermals, jetzt rechts, jetzt links, und ſie hörten das Krachen von Dächern, das Klirren von Fenſterſcheiben, das dumpfe Getöne zuſammenbrechender Balken, und dabei wurde der Kanonendonner immer heftiger. Jetzt antworteten auch die Brücken-Batterieen und blieben den Belagerern keinen Schuß ſchuldig. Wie lachten die italieniſchen Artilleriſten draußen auf St. Antonio und San Secondo über die vermeintliche Ungeſchicklichkeit der Oeſterreicher. Alle Geſchoſſe, Granaten und Vollkugeln ſausten hoch über ihre Köpfe hinweg, aber — Venedig war verloren.

Zitternd ſaßen die vier Ruderer auf ihren Bänken und es bedurfte manches kräftigen Wortes Antonio's, um ſie zu vermögen, ruhig vorwärts zu arbeiten. Jeden Augenblick ließ Einer oder der Andere das Ruder fallen, bekreuzte ſich und ſagte: „Gott ſei uns gnädig!“

„Was kann das Alles bedeuten?“ ſagte die Marcheſa zu dem Steuermann.

„Das mag die Madonna wiſſen,“ entgegnete dieſer. „Die Kugeln fliegen ja über uns hinweg, ſie müſſen faſt den Markusplatz und das Arſenal erreichen. Ah! das iſt eine ſchauerliche Nacht! Gott ſoll uns helfen!"

„Was iſt das, was jetzt über uns hinflog? Es war mir, als habe ich einen falben Schein in der Luft geſehen."

„Eine Bombe macht einen größeren Spektakel," entgegnete der Gondolier, indem er zuſchaute. „Ja, bei Gott! das war eine glühende Kugel. Seht Signora, dort iſt ſie eingeſchlagen; das Haus brennt."

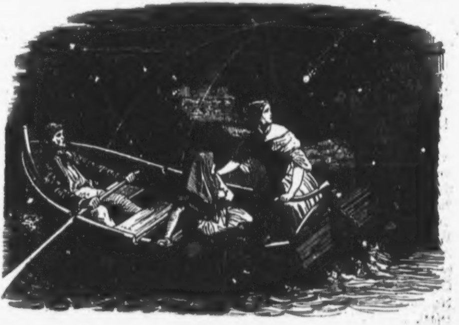
Und es war nicht die einzige Feuersbrunſt, welche heute Abend in der unglücklichen Stadt ausbrach. Bald ſah man hier, bald da die Flammen hervorbrechen. Dabei belebten und erleuchteten ſich wie durch einen Zauberſchlag Häuſer und Straßen. Händeringend verließen Weiber und Kinder ihre Häuſer, deren Dächer über ihnen herabgeſchmettert wurden. Nirgendwo ſchien mehr Schutz und Sicherheit. Die Menge flüchtete ſich unter die Vorhallen der Kirchen oder in den Giardino publico. Aber auch dorthin drangen einzelne Kugeln, auch von dort wurden die Entſetzten wieder vertrieben.

Das Fahrzeug der Marcheſa ruderte unterdeſſen durch den Kanal der Giudecca, wo es einigermaßen geſchützt war, bis es an der Spitze der Batterie San Marte in die offenen Lagunen kam. Hier aber gerieth es in die Schußlinie der feindlichen Batterieen, und immer zahlreicher ſchlugen Kugeln und Bomben vor und hinter demſelben in das Waſſer. Man hatte hier einen ſchrecklich ſchönen Anblick. Die Lagunenbrücke in Nacht gehüllt, wurde von Zeit zu Zeit durch das Blitzen der Geſchütze taghell erleuchtet; ſprühende Bomben, glühende Kugeln und Granaten ziſchten feuerſprühend hin und her. Betäubend rollte der Kanonendonner, und man ſah auf Augenblicke, wie der Pulverrauch gleich einem dichten, weißen Nebel die Brücke und die Forts umhüllte. Die vier Ruderer hatten ſchon mehrmals Zeichen der größten Unzufriedenheit gegeben, und es gelang nur den kräftigſten Zureden des alten Gondoliers, ſie zu vermögen weiter zu fahren. Und dabei mußten ſie mit aller Anſtrengung arbeiten, um das Boot vorwärts zu bringen, denn ein ſcharfer Nachtwind bewegte die Wellen und trieb ſie gegen Norden dem feſten Lande zu. Bis jetzt hatte ihnen keine der umherfliegenden Kugeln irgend einen Schaden zugefügt, auch war ihnen noch keine ſehr nahe gekommen. Plötzlich aber fuhr eine ſchwere Bombe, einen weiten Feuerkreis ausſpritzend, von rechts herüber und ſo dicht bei den vorderen Ruderern vorbei, warf ſie in das Boot zurück, daß man hätte glauben können, die Kugel habe ſie niedergeſchlagen. Doch war dem nicht ſo; die Bombe klatſchte hinter ihnen ins Waſſer, doch folgte das Boot im gleichen Augenblicke dem Steuerruder nicht mehr, und als Antonio emporſprang und vor ſich hin ſchaute, ſah er, daß alle vier Fährleute, von Todesangſt getrieben, mit ihren Rudern ins Waſſer geſprungen waren, um ſchwimmend das nahe Ufer zu erreichen.

Das war ein fürchterlicher Augenblick, und ſelbſt dem alten feſten Mann begann eine Sekunde lang der Muth zu ſinken. Der Südwind faßte das ruderloſe Boot mit voller Gewalt und trieb es auf den bewegten Wellen der Lagunenbrücke und den Batterieen zu. Noch eine kleine Weile und es mußte einen der Pfeiler erreichen, vielleicht auch umſchlagen, wenn es nicht vorher ſchon von einer feindlichen Kugel getroffen wurde. Rechts neben ihnen lag die Batterie St. Antonio, und wenn ein Pulverblitz die Werke deſſelben erhellte, ſo ſah man deutlich das Gewühl der dunklen Geſtalten an ihren Geſchützen.

Die junge Marcheſa allein hatte ihre volle Geiſtesgegenwart behalten. Sie ſtand aufrecht in dem Boot und blickte, wenn auch erregt, doch furchtlos, auf das wunderbar prächtige Schauſpiel vor ihren Augen. Ja, ſie dachte daran, daß droben auf der Brücke ihr Verwandter, der Graf C., ein Commando hatte und ſie ſchauderte einen Augenblick, wenn vor ihrem Geiſte lebhaft wie nie die Bilder des vergangenen Jahrs vorüberflogen, eines Jahrs, welches ſo viel Leiden und Unglück gebracht, welches ihr Haus verödet hatte, welches die letzten Glieder ihrer alten Familie ſo ſchonungslos auseinanderriß, welches den jungen Mann da droben ſeinen ehemaligen Waffenbrüdern gegenüberſtellte und Tod und Verderben ſenden ließ in jene Reihen, denen er ſo lange angehört.

Im gegenwärtigen Augenblicke aber beſchuldigte die Marcheſa ihren



Verwandten unrechtmäßiger Weiſe. Denn während ſie unten auf dem ſchaukelnden Boote bei der Brücke vorüberfuhr, trugen ihn oben vier Männer nach der Stadt zurück. Eine Kugel hatte ſeine Laufbahn zerriſſen. Unter den jetzigen Verhältniſſen war es wohl ein Glück für ihn, daß er ſo ſchnell geendigt.

Antonio war unterdeſſen an die vordere Seite des Boots geeilt, hatte zwei vorräthige Ruder ergriffen und ſeine junge Herrin gebeten, das Steuerruder in die Hand zu nehmen. Die Marcheſa, die in früheren ſchönen Tagen oftmals ihr kleines Boot geſteuert, folgte unerſchrocken, raſch und pünktlich ſeinen Vorſchriften, und ſo gelang es den faſt übermenſchlichen Anſtrengungen des treuen Dieners, das Boot langſam in die Lagunen hinauszubringen. Es war aber auch die höchſte Zeit, denn ſchon waren ſie bei einigen abgeſprengten Pfeilern vorbei getrieben worden und hatten ſich ſchon Stellen genähert, wo ſie deutlich ſahen, wie die feindlichen Arbeiter ihre Werke ausbeſſerten. Ja, ſie waren ſchon ein paarmal angerufen worden, und da ſie natürlicher Weiſe keine Antwort gaben, hatte man ihnen ein paar Musketenkugeln nachgeſchickt.

Endlich kamen ſie in ziemliche Entfernung von der Brücke und erreichten Fuſina mit Tagesanbruch.

Wenn ich im Sinn gehabt hätte eine romanhafte Geſchichte zu ſchreiben, anſtatt dem geneigten Leſer auf vorliegenden Blättern einfach die Mittheilung eines Freundes zu übergeben, ſo wären wir jetzt bei dem Zeitpunkte angekommen, wo wir uns ſo recht mit Behagen daran machen könnten, zu erzählen, wie die Marcheſa ihre Villa wieder fand und was ſich da weiter begeben. Leider müſſen wir aber hiebei unſere Phantaſie zu Hülfe rufen, da die erwähnten Mittheilungen von jenem Tage an aufhören, wo die Marcheſa in Fuſina gelandet, wo ſie Meſtre berührte und gerne die Erlaubniß erhielt, ungeſtört ihr Landhaus zu beziehen.

Damals, nach jener nächtlichen Beſchießung, rollten ſich die Ereigniſſe vor Venedig ſo gewaltſam und ſchnell ab, daß man für nichts Anderes mehr Sinn hatte und Jeder ſein Hauptaugenmerk auf die alte Stadt richtete, bis endlich die dreifarbige Fahne herabſank und das kaiſerliche Banner wieder zwiſchen den Lagunen und dem Meere flatterte.

Unſer junger Freund, der Huſaren-Offizier, Eugen von W., verließ Meſtre bald nach jener ſchauerlichen Nacht auf San Giuliano, da ſein Urlaub abgelaufen war und er ſich nach Hauſe zurückbegeben mußte. Er hatte ſeinen Freund, wie wir wiſſen, lebend nach Meſtre gebracht, ihn einem Oberarzt übergeben, der den Verwundeten ſorgfältig unterſuchte und dann die Achſeln zuckte. „Wir wollen uns da keine Illuſionen machen, hatte jener geſagt, „erſtens iſt der Arm unwiederbringlich verloren, zweitens aber und ſchlimmſtens iſt die Bruſt ſtark verletzt. Auch ſehen Sie ſelbſt, wie wir hier mit Kranken überfüllt ſind. Es iſt für Ihren Freund allerdings ſehr wenig Hoffnung vorhanden und nur bei der größten Ruhe, bei der ſorgfältigſten Pflege wäre es eine Möglichkeit, daß die glücklicher Weiſe überaus kräftige Conſtitution des Hauptmanns ſein Leben erhalten könnte. Aber wie geſagt, wir ſind hier zu überfüllt.“

Dieſe Worte gaben dem Huſaren-Offizier einen kleinen Hoffnungsſtrahl, und ſein Entſchluß war augenblicklich gefaßt. Auf's Bereitwilligſte erhielt er die Erlaubniß, den Freund in ſein Quartier nach jener Villa transportiren zu laſſen, was dann auch mit der größten Umſicht und Sorgfalt geſchah. Der alte Verwalter nahm ſich des Verwundeten auf's Beſte, ja Liebevollſte an; er ließ einen geſchickten Arzt von Treviſo kommen, der auf dem Schloſſe wohnen mußte; und nachdem auf dieſe Art alles Mögliche zur Rettung des Freundes geſchehen, reiſte Eugen von W. mit ſchwerem Herzen nach Wien.

Dort traf ich ihn ein Jahr nach dieſen Begebenheiten. Er war Rittmeiſter geworden, heiter und glücklich wie immer und eben erſt von einer größeren Reiſe zurückgekehrt. Er drückte mir herzlich die Hand; wir ſprachen von Mailand, Novara, Meſtre und Venedig und als ich ihm eben eine Frage thun wollte, deren Beantwortung für mich von größtem Intereſſe war, fiel er mir fröhlich lachend in die Rede: „Wiſſen Sie auch, wer bei der Belagerung von Venedig von uns Allen wohl am Meiſten verloren und am Meiſten gewonnen?“ —

„Unſer Freund, Friedrich von S.?!“ rief ich ſchnell.

„Allerdings,“ entgegnete er. Er verlor ſeinen Arm und gewann die ſchönſte Frau, die ich in meinem ganzen Leben geſehen. — In meinem ganzen Leben!“ ſetzte er ſchwärmeriſch hinzu. „Ach! er hat ungeheures Glück gehabt!

„Und wo iſt er?“

„Er bewohnt ein Landhaus bei Nizza. Ich wußte gar nicht, daß ich ihn dort finden würde, und Sie können ſich mein Erſtaunen denken, als ich den Tag nach meiner Ankunft eine Einladung zum Diner erhielt mit der Unterſchrift: von einem alten Freunde. Die Sache machte ſich ganz ordentlich; ich wurde als Lebensretter empfangen und von der jetzigen Majorin von S. ſo herzlich bewillkommt, daß es mich ordentlich ſchwindelich machte. Nun, er iſt glücklich und von ſeinen Wunden gänzlich wieder hergeſtellt. — Als ich nach einigen Tagen abreiſte und wir auf's Freundſchaftlichſte ſchieden, erſuchte er mich, ſeine Freunde auf's Herzlichſte zu grüßen, ſowie alle Diejenigen, welche einiges Intereſſe an ſeinem Schickſale genommen. — Darf ich den geneigten Leſer auch unter die Letzteren rechnen?

Inhalt.

Seite

Des Generals Rapport 1

Entwurf zu einem Soldaten-Kalender 6

- Januar. Urlaub-Monat 7
- Februar. Unterricht-Monat 10
- März. Ziehung-Monat 14
- April. Rekruten-Monat 18

Des Hausmeiſters Rapport 22

Die erſte Wache 26

Venedig. I. Von F. W. Hackländer 38

Friedrich Wilhelm Bornemann, oder: „Aus Brüne deſertirt Keiner nicht!" Preußiſche Soldaten-Geſchichte von George Heſekiel 71

Soldaten-Lieder von Feodor Löwe:

- Lanzenreiter-Lied 80
- Jäger-Lied 81

Unterhaltungen in der Nacht. Mitgetheilt von Edmund Höfer . . . 82

Venedig. II. Von F. W. Hackländer 120

Nicht illuſtrirte

Soldaten-Geſchichten.

Ein Jahrbuch

für das Militär und ſeine Freunde.

1854.

Von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

9

Universitäts-
Bibliothek
München

Go

~~Bayerische
Staatsbibliothek
München~~

Des Generals Rapport.

An einem ſchönen Sommernachmittage trabten die beiden alten Meklenburger, hinter ſich den Charabanc und auf dieſem den Oberſten mit ſeinem Kutſcher, durch ſtaubige Feldwege, welche von dem Gute des ebengenannten Herrn nach demjenigen des Generals führten. Ueber Kornfelder, deren ſchwere Halme ein leichter Wind ſanft hin und her wehte, ſpannte ſich wolkenlos und tief blau der prächtige Himmel. Der Oberſt lehnte behaglich in der Ecke ſeines Wagens und rauchte aus dem Merrſchaumkopfe. Die Arbeiter auf dem Felde, die mit ihrer Arbeit aufhörten, während er vorüberrollte, wiſchten ſich den Schweiß von der Stirne und boten ihm einen vergnügten Tag. Der alte Commandeur wurde von den Bauern geliebt, wie früher von den Soldaten ſeines Regimentes, und die erſtern hatten auch alle Urſache dazu, denn er ſtand ihnen mit Rath und That bei, half ihnen bei traurigen Fällen aus der Verlegenheit und erfreute ſich bei heitern Veranlaſſungen an ihrem Glücke.

So fuhr er dahin; bald ſenkte ſich der Weg in eine kleine Schlucht, um eine Viertelſtunde ſpäter wieder aufwärts ſteigend durch eine lichte Waldung an das Gut des Generals zu führen.

Hier wurde der Oberſt freundlicher als gewöhnlich empfangen. Der Stallaufſeher ſtand am Thore und ſalutirte militäriſch und feierlich, als die ſteifen Meklenburger unter bedeutendem Athemholen im kurzen Schritte in den Hof einlenkten, und zwei Bedienten ſprangen eilfertig herbei, um dem Oberſten, der ſich mit ſeinem zerſchoſſenen rechten Arm nicht gut bewegen konnte, aus dem Wagen zu helfen.

„Ho ho,“ rief der General von der Treppe herab, „willkommen, willkommen! — habe gedacht, ihr würdet ſchon geſtern kommen, aber ich kann mir denken, ehe man ſich nach überſtandenem Feldzuge wieder vollkommen in die Quartiere einrichtet, da gibt es etwas zu thun; nun ich hoffe, ihr habet bei eurer Zurückkunft alles in beſter Confuſion angetroffen. — Gelt Kamerad, der Stall nimmt ſich ſuperb aus, und ich verſichere euch, wenn ihr noch vier Wochen länger geblieben wäret, ſo hätten wir euch die Meklenburger ſo herausgefüttert und herausgeputzt!, daß ſie um zehn Jahre jünger geworden wären. — Nun, einen beſſern Athem haben ſie ſchon bekommen, was ihr beim Teufel doch bemerkt haben müßt.“

Obgleich nun in Wahrheit der Oberſt nichts davon geſpürt, auch die neue Stalleinrichtung ihm nicht übermäßig behagte, — denn der General hatte unter anderem die feſtſtehenden Scheidewände zwiſchen den Ständern wegnehmen, und durch leichte Latirbäume nach Huſarenart erſetzen laſſen, — ſo mochte er doch um Alles in der Welt heute den alten Kameraden nichts davon merken laſſen, denn die beiden Freunde ſahen ſich an dieſem Tage nach einem Zeitraume von vier Wochen zum Erſtenmale.

Der Oberſt nämlich war von ſeinem Doctor in ein warmes Mineralbad geſchickt worden, um den rechten ſteifen Arm wieder etwas gelenkig zu machen.

Der General hatte ſich ſehr gegen dieſen Ausſpruch des Pflaſterkaſtens, wie er den Arzt nannte, gewehrt, ohne daß es ihn aber viel genützt hätte. Der Oberſt hatte einmal den feſten Entſchluß gefaßt, eine ſolche Kur zu probiren, war demnach vor einem Monat abgereiſt, geſtern zurückgekehrt, und kam heute zum Erſtenmale wieder zum Rapport.

Sobald der Oberſt am Fuß der Treppe angekommen war, ließ ſich der General einen ungeheuern Blumenſtrauß reichen, den der Gärtner hinter der Thüre parat hielt, und ſchwenkte ihn wie einen Säbel in der Luft herum, indem er ausrief: „Willkommen unſer Freund der Herr Oberſt! — ſchreit ihr Burſchen, was eure Kehlen vermögen, und laßt drei gute und kräftige Hurrah's hören.“

„Hurrah!“ ſchrie er jetzt ſo gut es ſeine dünne Stimme vermochte, und „Hurrah!“ fiel die geſammte Dienerſchaft in allen möglichen Tonarten ein.

„Seht ihr,“ ſagte der General, als nun der Oberſt die Treppen herauf geſtiegen war, und ſie ſich gegenſeitig die Hände geſchüttelt hatten, „ſtatt des langweiligen Hochs immer auf Huſarenart.“ — —

„Mit Hurrah,“ erwiederte lächelnd der Oberſt, indem er wußte, daß jetzt ſein Freund einen alten ſtereotypirten Witz loslaſſen würde; und er hatte ſich wahrlich nicht geirrt.

„Du weißt auch,“ ſagte der General, „was Hurrah eigentlich bedeutet?“

„Ich habe es vergeſſen,“ verſetzte gefällig der Oberſt.

„Nun ſo will ich es dir wiederholen,“ antwortete ſchmunzelnd der Andere, indem er ſich ſeinen langen Schnurrbart ſtrich. „Hurrah iſt ein Ausdruck der Koſacken, alſo ruſſiſch, und heißt in der deutſchen Ueberſetzung: freu' dich ſchöner Götterfunke.“ —

Ueber dieſen ausnehmend ſchlechten Spaß, der, wie ſchon erwähnt, häufig vorgebracht wurde, hatte die Dienerſchaft das Recht, lachen zu dürfen, was ſie nun auch heute wieder in vollem Maße that. Der Stallaufſeher ſchrie vor Freuden laut auf, der Gärtner wieherte und die Bedienten lachten pflichtſchuldigſt, bis jedem die Idee einer Thräne ins Auge trat.

Hierauf gingen die beiden Freunde in die wohlbekannte Halle, und ließen ſich dort an einem Tiſche nieder.

Der Oberſt mußte von ſeiner Reiſe berichten, von der Eiſenbahn, mit der er gefahren und die dem General ein Gräuel war, dann von dem ſechsſitzigen Marterkaſten, Poſtwagen genannt, wo er rückwärts hatte fahren müſſen, rechts und links neben ſich einen Lieutenant der Infanterie, die aber augenblicklich die Plätze mit ihm gewechſelt, ſobald ſie ſeinen Stand und Rang erfahren. Ferner ſprach er von dem ſchlechten Mittageſſen unterwegs, wo der Poſtillon ſchon beim Rindfleiſch wieder zum Abmarſch geblaſen und wo ſich der Oberkellner einen Schoppen Wein bezahlen ließ, an welchem der Oberſt kaum die Zeit gehabt hatte, ein klein wenig zu nippen.

Aehnliche Reiſeabenteuer wurden noch mehrere berichtet und dann von dem Bade ſelbſt erzählt, wo es höchſt langweilig geweſen ſey, auch für den Arm ziemlich erfolglos, worüber der gute General ein wahrhaftes Hohngelächter aufſchlug.

„Seht ihr wohl,“ rief er luſtig, „da habt ihr für theures Geld im vierten Stock eine kleine Stube bewohnt, habet in einem miſerabeln kurzen kleinen Bette gelegen, während eure prächtige Schlafſtube mit der herrlichen Ausſicht und der famoſen langen und breiten eiſernen Bettſtelle, die nach meiner Erfindung gemacht wurde, leer ſtund. Die Spatzen haben eure junge Erbſen geſpeiſt, Schnecken und Würmer eure ſaftigen Erdbeeren. — Aber nicht alle,“ ſetzte er fröhlich und ſchmunzelnd hinzu, indem er ſich auf ſein dünnes Bäuchlein ſchlug, „wir haben drüben wacker fouragirt, ganz als ſeyen wir in Feindes Land.“

„Davon habe ich gehört,“ ſagte lachend der Oberſt.

„Nicht wahr?“ rief der General. „O ihr hättet dabei ſeyn ſollen! Ich ging als Schleichpatrouille vor, den Säbel an der Fauſt hängend, den Carabiner aufrecht in der Hand, dann umzingelten wir den Garten und packten mit der Fouragierleine zuſammen, was wegzubringen war. Es war in der That ein köſtliches Vergnügen.“

„Aber meine Leute haben ſich doch wacker gewehrt, und wie ich höre, ſeyd ihr tüchtig zurückgewieſen worden.“

„Aber wir hatten die Fourage, alter Freund,“ jubelte der General, „das feinſte Gras für meine Pferde auf wenigſtens drei Tage. Erbſen und Bohnen und dergleichen zu mehreren Mittageſſen.“

„Es wurde mir aber erzählt,“ verſetzte der Oberſt, „daß mein alter Franz einen Attaque mit dem Bajonette auf euch gemacht, und daß es nur ſein guter Wille geweſen ſey, euch mit der erbeuteten Fourage ziehen zu laſſen. Er hätte Alle zu Gefangenen machen können, ſagte er.“

„Ho ho,“ entgegnete der General, „ſo ſchlimm war es doch nicht. Ich muß geſtehen, er hat ſich außerordentlich gewehrt, und ſchwerbepackte Pferde laſſen ſich freilich nicht leicht herumwerfen. Ich aber allein hielt ihn im Reſpect, das könnt ihr mir glauben.“

„Ja, ja," verſetzte der Oberſt lachend, „weil er aus lauter Reſpect vor meinem verehrten Freunde nur ſo ein biſchen mit dem Bajonett geſpielt. Franz hat mich aber verſichert, wenn es ihm Ernſt geweſen wäre, ſo wäre der theure General zehnmal ein todter Mann geweſen."

„Donner und Wetter!" ſchrie dieſer halb entrüſtet, „da lügt der Kerl wie ein Affe, zehnmal hätte ich ihm den Kopf geſpalten, zehnmal, das kann ich euch verſichern, aber ich habe ihn natürlicherweiſe immer nur leicht angetupft."

„Ja, ja, es iſt ſchon recht," erwiederte ſtill lächelnd der Oberſt, indem er die Aſche in ſeinem Meerſchaumkopfe zuſammenſtieß, das nächſtemal werde ich ſelbſt dabei ſeyn und die Cavallerie gefangen nehmen."

Nur müſſen wir hiebei bemerken, daß es das größte Vergnügen des alten Generals war, zuweilen nächtlicherweiſe mit ſeiner ganzen Dienerſchaft zu Pferde auszuziehen, wobei ſogar der Koch mit einem alten Klepper beritten gemacht wurde und auf dem Gute des Oberſten irgend eine Razzia der eben erwähnten Art auszuführen. Hie und da gelang ihm eine ſolche Ueberrumpelung, und dann leerte er die Speiſekammer und ſetzte den Keller ſtark in Contribution, oft aber auch wurde er abgeſchlagen, oder die ganze Heeresmacht gefangen genommen, und dann mußte er ſich und ſeine Leute mit einigen Dutzend Flaſchen des beſten Weins auslöſen.

So ſaßen die beiden alten Kriegskameraden einander gegenüber und plauderten über dieſes und jenes.

„Apropos," ſagte der Oberſt, „da habe ich mir während meines Aufenthalts im Bade das Buch genau angeſehen, in welchem viele von den Geſchichten da erzählt ſind, die hier bei dem Rapport vorgetragen wurden."

„Ah!" entgegnete der General, „ich gab damals die Erlaubniß, des Generals Rapport ſchreiben zu dürfen. Ich habe das Buch auch durchgeſehen. Manches darin iſt getreu wiedererzählt, manches ausgeſchmückt, wie es die Herren von der Feder nun einmal zu machen pflegen."

„Es ſoll auch im Allgemeinen nicht ſchlecht gefallen haben," meinte der Oberſt, „ſchon aus dem Grunde können wir uns veranlaßt ſehen, auch in dieſem Jahre die Herausgabe abermals zu geſtatten."

„Aber ſie ſollen uns auch luſtigere Geſchichten nacherzählen," verſetzte der General. „Das Ganze iſt zu ernſt gehalten. Teufel! auch wir ſind ein paar alte vergnügte Kameraden, und wenn wir auch hie und da etwas Grauenhaftes erzählen, ſo kommen doch auch heitere Sachen genug vor."

„Ihr müßt da nicht ungerecht ſeyn, beſter Freund," ſagte der Oberſt. „Erſtens haben die da in ihrem Buche wiedergegeben, was ſie von uns erhalten, und zweitens, wenn man Soldatengeſchichten aus dem Kriege erzählt, da kann man die ernſten, ja traurigen Sachen nicht weglaſſen."

„Habt ihr Kritiken über das Buch geleſen?" fragte der General.

„Gute und ſchlechte," erwiederte der Oberſt. „Manch Wahres und manch Unwahres."

„Eine habe ich geleſen," ſagte der General, „die hat mir außerordentlich wohl gefallen; ſie war jedenfalls von einem ſehr wackern und verſtändigen Mann, der ſich beklagte, daß von den beiden ehrenfeſten Offizieren, die im Anfang erwähnt werden, das ſind nämlich wir Beide, ſo verflucht wenig vorkomme. Da hätte man geglaubt, ſo ſagt er, jetzt käme ſo ein behagliches Stück aus unſerem Leben, eine Schilderung von dem, was wir thun und treiben, und auf einmal habe es aufgehört wie abgehauen, und das iſt wahr. Ich hätte ſchon gerne ein biſchen mehr über mich leſen mögen."

„O ihr eitler alter Huſar, was ſoll man denn eigentlich von eurem jetzigen Leben erzählen?"

„Aber von meinem früheren. Alle Wetter, als ich noch mit meinen Schwadronen gegen den Feind ging!"

„Davon weiß aber Niemand etwas. Das müßt ihr uns vorher erzählen. Seid nicht ſo faul, notirt einige eurer Heldenthaten, nehmt einmal Abends hier ſelbſt das Wort und ich bin überzeugt, daß wir nächſtes Jahr all' eure Schnurren und Fahrten leſen."

„Und deren weiß ich genug," ſagte nachdenkend der alte Huſar. „Donner und Wetter, als wir dazumal in einem Dorf bei X im Quartier lagen, ich war eben Lieutenant geworden, da wohnte mir gegenüber der Schulze, ein alter reicher Kerl, der eine wunderſchöne Tochter hatte."

„Natürlicherweiſe," erwiederte lachend der Oberſt: „eine ſchöne Tochter kommt in allen Huſarengeſchichten vor."

„Das will ich meinen, und die war über alle Maßen ſchön — aber tugendhaft," ſetzte er ſeufzend hinzu.

„Nun, da wird eure Geſchichte mit ihr bald zu Ende ſein."

„Wir hatten eigentlich nur par distance eine Geſchichte mit ihr. Sie ſchlief wie geſagt meinem Zimmer gegenüber, und um ſchlafen zu gehen mußte ſie ſich vorher ausziehen, verſteht ihr mich Oberſt?" —

„Pfui ihr alter unſolider Menſch! — Und ſie hatte am Ende wohl gar nicht einmal Vorhänge an ihren Fenſtern?"

„Das war ja gerade der Spaß, bei mir war das Licht ausgelöſcht, es ließ ſich da keine Sterbensſeele erblicken und die ſchöne Roſa meinte, wir befänden uns ruhig auf der Kegelbahn, denn wenn die paſſende Zeit kam, ging ich mit vielem Geräuſch zu unſerem Hauſe hinaus und ſchlich mich hinten wieder hinein."

„Ihr Huſaren ſeid aber niederträchtiges Volk."

„Was wollt' ihr, Herr Bruder! wir hatten Langeweile; aber der Hauptſpaß war der, daß die Kameraden ſich zu dem Schauſpiel förmlich auf mein Zimmer abonnirten. Es war zu reizend und thut mir heute noch wohl, wenn die drüben ſo unbefangen hereinkam, ihr Röckchen" —

„Jetzt ſei mir ſtille," rief ſcheinbar entrüſtet der Oberſt; „ich ſehe wohl, es iſt beſſer, wenn ihr keine Geſchichten vortragt. Solche Huſarenliebſchaften, die laſſen ſich kaum unter vier Augen erzählen. Da käme euer Rapport und wir Alle in ein ſchönes Renomee. — Jetzt aber noch eins. Wie ich gehört habe, ſollen die Soldatengeſchichten dießmal ohne Illuſtrationen erſcheinen.“

„Ohne was?“ fragte der General.

„Nun ohne Zeichnungen. Ihr habt ja auch das Glück gehabt, euch im erſten Bande am Tiſche vor mir ſitzen zu ſehen.“

„Ach ſo — richtig, aber ich trage eigentlich einen viel längeren Rock, und habe auch viel mehr Haare als in der Zeichnung dargeſtellt.“

„Das wäre nun an ſich höchſt gleichgültig“, erwiederte der Oberſt, „aber ich habe meinen Rath dahin abgegeben, die Soldatengeſchichten nicht mehr zu illuſtriren, entweder müſſen dergleichen Zeichnungen ſehr zahlreich ſein, recht ſorgfältig ausgeführt werden, namentlich aber die handelnden Perſonen uns recht ſprechend und ihrem Charakter gemäß vor Augen geführt werden, oder man gibt gar keine und läßt der Phantaſie des Leſers allen möglichen Spielraum.“

„Das iſt ſchon wahr,“ ſagte der General, „denn wegen einer Perſon, wie die aus der erſten Wache, hätte ich mich nicht erſchoſſen, das könnt ihr mir glauben.“

„Um von andern nicht zu reden,“ fuhr der Oberſt fort, „iſt das Bombardement der Lagunenbrücke doch ein bischen gar zu hitzig dargeſtellt. Es ſoll freilich ein Fehler des Druckers ſein, aber da fliegen euch die Kugeln herum, wie die Schneeflocken im Winter.“

„Richtig, richtig,“ rief der General, „dabei iſt mir immer die Erzählung des Soldaten Strumpfbacher eingefallen von der Affaire in Schleswig-Holſtein.“

„Wenn man alſo nicht im Stande iſt, eine große Sorgfalt auf Illuſtrationen zu verwenden,“ ſagte der Oberſt, „und das kann man um den Preis von 48 kr. eigentlich den Leuten nicht zumuthen, ſo gibt man lieber wie ich ſchon vorhin bemerkte gar keine Zeichnungen.“

„Dann ſind aber die illuſtrirten Soldatengeſchichten, wie ſie als Jahrbuch angekündigt wurden, keine ‚illuſtrirten Soldatengeſchichten mehr, und das muß man den Leuten doch vorher ſagen.“

„Da habt ihr ganz recht,“ verſetzte der Oberſt, indem er den ſilbernen Deckel feſter auf die Meerſchaumpfeife klappte, da ſie ausgeraucht war; „deßhalb rieth ich den Leuten, als ſie mich fragten, ſie ſollten, damit jeder es im Augenblick ſehen könne, ſchon gleich vorn auf den Titel drucken nicht illuſtrirte Soldatengeſchichten.“

Des Hausmeiſters Rapport.

Man kann ſich leicht denken, daß in den Verſammlungen, die, wie wir dem verehrten Leſer bereits im vergangenen Jahre zu bemerken die Ehre hatten, die Wachtſtube genannt wurde, die erfolgte Rückkehr des Bedienten des Oberſten, der mit ſeinem Herrn das Bad beſucht hatte, nicht weniger feierlich begangen wurde, als droben die Ankunft des Herrn.

So wenig Merkwürdiges der Oberſt auf der Reiſe ins Bad wollte geſehen haben, um ſo mehr Intereſſantes ſchwor feierlich der Diener erlebt zu haben, und auch die heilſame Kraft des Waſſers, welche ſich, wie wir bereits wiſſen, an dem Oberſten gar nicht beſonders bewährt, hatte bei dem Bedienten die größte Wirkung gethan.

Letzterer hatte, ehe er zu ſeinem jetzigen Herrn kam, längere Zeit als Conducteur gedient, früher war er Sergeant beim Regimente des Oberſten geweſen, woher ihn dieſer noch kannte, ihn wegen mancher gutem Eigenſchaft gerne leiden mochte, und nun ſo eine Art Kammerdiener aus ihm machte, als er ihn einſtmal auf der Poſt traf, wo Joſeph, ſo hieß der Bediente, auf Befragen ſeines ehemaligen Chefs nicht viel Rühmendes von dem Conducteurleben zu ſagen wußte.

So eine ehrliche und treue Seele auch Joſeph war, ſo können wir leider nicht läugnen, daß er ſich vielleicht während ſeiner poſtlichen Laufbahn das Lügen angewöhnt hatte.

Man weiß, daß Conducteure und Jäger gerne erzählen, und da es des Intereſſanten u. ſ. w. nicht viel gibt, ſo muß hie und da eine kleine Erfindung herhalten.

Des Hausmeiſters Rapport war, wie wir ſchon bemerkten, bei der erſten Anweſenheit des zurückgekehrten Badgaſtes zahlreich beſetzt, und als alle Anweſenden Platz genommen, auch die Krüge und Gläſer gefüllt da ſtanden, hielt Herr Staibl, der Hausmeiſter, ſein Glas zierlich in die Höhe, brachte es vor das rechte Auge, nickte bedeutſam aber würdevoll mit dem Kopfe und ſprach einige paſſende Worte, welche ungefähr ausdrückten: da ihr Freund Joſeph nun allbereits zurückgekehrt ſei, ſei es auch nicht mehr als billig, dieſes frohen Tages und glücklichen Ereigniſſes um ſo mehr zu gedenken, — das Nachfolgende ſprach der Redner mit ſehr erhobener Stimme — als die Anweſenheit Joſephs in der Wachtſtube ein vollgültiger Beweis ſei von der Ankunft des hochverehrten Herrn Oberſten droben beim Rapport des Generals — deßhalb nun," ſagte Herr Staibel mit weicherer Stimme, „indem wir das Wohl unſeres Freundes trinken, und ihn mit einem herzlichen Blicke willkommen heißen" — dabei drehte er die Augen etwas gewaltſam nach der Gegend, wo der Joſeph ſaß, „ſo halte ich es gleichfalls für unſere Schuldigkeit, auf das fernere Wohlergehen des verehrten Herrn Oberſten ein kräftiges Lebehoch auszubringen."

„Der Herr Oberſt er lebe hoch! — hoch! —"

„Und immer höher!" — ſchrie der Vicepräſident, indem er zu gleicher Zeit mit ſeinen Fäuſten auf dem Tiſch trommelte, dann aber nahm er, als er einen ſtrafenden Blick des Herrn Staibl gewahrte, die Hand, eine Trompete nachbildend, an den Mund und ließ ein lautes Schnenk — tenk terenk — tenk — tenk erſchallen.

Nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſich wieder alle beruhigt hingeſetzt, dankte Joſeph, geſchmeichelt durch die ihm bewieſene Aufmerkſamkeit, dem Herrn Staibl ſowie allen Uebrigen, und ſagte dann: — „Ja, ja, ſo wären wir wieder zu Hauſe angelangt. Ich kann euch verſichern, für unſer einen, der ſo viel auf der Landſtraße umherkutſchirt, iſt es zu Hauſe am allerbeſten."

„Nun man ſieht doch etwas Neues," meinte Herr Staibl, „und ſo eine kleine Auffriſchung, die kann mitunter nicht ſchaden."

„Haſt du Kameraden geſehen?" fragte der Vicepräſident.

„Wenige, ſo gut wie gar keine," erwiederte der ehemalige Conducteur. „Wir verließen ja, wie ihr wißt, unſer Land und ſchlugen uns durch die kleinen Raubſtaaten nach D."

„Gibt's da auch noch Militär? man ſagt, es ſei in dem Frieden dort ganz zuſammengeſchmolzen," fragte Herr Staibl.

„Ja ja," erwiederte Joſeph, „in den größern von den kleinen exiſtirt noch hie und da eine Compagnie Infanterie oder ein Zug Reiterei, auch wohl noch eine roſtige Kanone auf einer alten Lafette, aber in den kleinern hört man ſeltſame Sagen von der militäriſchen Macht." Dabei kniff Joſeph ſein linkes Auge zu und griff hinten in ſeinen Nacken, als wollte er pantomimiſch einen Zopf bezeichnen.

„Ihr müßt aber nicht übertreiben," ſagte ernſt Herr Staibl.

„Apropos," warf der Vicepräſident dazwiſchen, — „es ſoll ja da oben herum auch irgendwo eine halbe Schwadron Soldaten ohne Pferde geben."

„Das iſt eine ſchlechte Erfindung," bemerkte Herr Staibl, „man hat mir geſagt, ſie ritten mit Steckenpferden zur Parade, pfui! man muß ſolche Geſchichten nicht glauben."

„Da haben's die Rekruten gut," lachte der Vicepräſident. „Auf die Art können ſie bald reiten lernen."

„Nein, nein," fuhr Joſeph wichtig fort, „ſo arg iſt es denn doch nicht da oben, man reiſt freilich dort durch manche Reſidenz, ohne einen lebendigen Infanteriſten zu ſehen. Aber anderswo iſt man denn auch wieder völlig erſtaunt, alle Waffengattungen zu entdecken."

„Und geht das mit richtigen Dingen zu?"

„Nicht immer," bemerkte der Erzähler pfiffig lächelnd. „So erzählte man mir in X ſchon, der Fürſt habe vier Mann Soldaten, die den ganzen Tag nichts zu thun hätten, als vom Schloß aus durch alle Straßen ſpazieren zu gehen, und da ſie ſich außerdem ein paarmal des Tags umziehen mußten, ſo wimmelts denn auf den verſchiedenen Plätzen von einzelnen Infanteriſten Huſaren, Dragonern oder Artilleriſten."

„Er lügt, er lügt!" ſchrie der Vicepräſident. „Er muß zur Strafe den Poſten vor dem Gewehr beziehen."

„Ich ſage nur, was man mir erzählt," erwiederte Joſeph. „Wenn ihr mir nicht glaubt, ſo könnt' ihr es ja bleiben laſſen."

„Weiter, weiter," ſagte ernſt Herr Staibl, „auf alle Fälle haben ſie in X ſchon ſehr viele Uniformen, und das iſt auch ſchon etwas."

„Das will ich meinen," verſetzte Joſeph, nachdem er einen langen Zug aus ſeinem Bierkruge gethan und im B—ſchen iſt das gerade umgekehrt, da haben ſie fünfzig Mann Soldaten und nur zwei dienſttüchtige Pickelhauben!"

„Oh! oh!" machten die Andern.

„Ich hab' es geſehen," fuhr der Erzähler unerſchütterlich fort. „Zwei Stück Pickelhauben und die ſind vor dem Reſidenzſchloſſe in die beiden Schilderhäuſer feſtgemacht. Wenn nun der Fürſt ausfährt, nimmt der Soldat auf dem Poſten ſeine baumwollene Mütze ab, ſpringt wie ein Donnerwetter unter ſeine Pickelhaube, präſentirt, und das ſieht ganz artig aus."

„Das iſt zu arg!" riefen einige Stimmen. „Joſeph muß auf Poſten.

„Ja ja, er muß vor's Schilderhaus," ſetzte der Vicepräſident mit gellender Stimme hinzu.

Herr Staibl ſchüttelte ernſt ſein würdiges Haupt und ſagte: „In der That, Joſeph, ich kann euch nicht helfen. Ihr bekommt eine Strafwache und müßt eine Geſchichte erzählen."

„Der Teufel auch!" entgegnete der Angeredete. „Ich weiß keine Geſchichte. Ich bin ſchon zu lange vom Militär weg."

„Das iſt Alles gleichviel," verſetzte der Präſident mit großer Würde. „Beſinnt euch über etwas Ordentliches, und wenn ihr euern Torniſter gepackt und zur Wache fertig ſeid, ſo meldet euch. Ich will mir da eine kleine Bemerkung erlauben, und euch ſo Zeit zum Nachſinnen geben."

„Hört, hört!" ſchrie der Vicepräſident.

„Es iſt eigentlich nicht der Mühe werth," fuhr der Hausmeiſter fort, „ich dachte nicht daran, als der Joſeph von den feſtgemachten Pickelhauben ſprach. — Ich war noch ein ganz kleiner Bube, da kam zuweilen in meines

Vaters Haus ein alter Sergeant, der ſich der Zöpfe noch wohl erinnerte, und von dieſem erzählte er noch manche ſchnurrige Geſchichte. Eines Tages fragte meine Mutter: ei ſagt denn doch Gevatter — er hatte mich nämlich aus der Taufe gehoben — wie habt ihr's denn damals gemacht, wenn einer keine Haare mehr hatte, um einen Zopf zu flechten, ging der ohne einen ſolchen zur Parade? — J Gott bewahre, entgegnete halb entrüſtet der Sergeant, für ſolche Fälle hiengen die Zöpfe auf der Kammer und wurden heruntergegeben wie irgend eine alte Kamaſchenhoſe. — Das waren alſo Perücken, die wie die jetzigen aufgeſtülpt werden? fragte meine Mutter, worauf der Gevatter erwiederte: Nein, nein, ſondern ſie wurden hinten im Tſchako befeſtigt. Dann lachte er verſtohlen in ſich hinein und erzählte: Da waren wir einmal auf Wache, ſo acht Ablöſungen unſerer vierundzwanzig und der Offizier du jour war ein alter Major, der, mit Reſpect zu vermelden, zehntauſend Teufel im Leibe hatte. Da hieß es gleich: Er Schwernöter, oder ihr Himmelſakkermente, euch ſoll ja gleich ein ſiedendes Donnerwetter durch den Erdboden ſchlagen, daß ihr unten herausfahrt wie eine gepflaſterte Kugel! Auch ſchrie er beſtändig: In's Loch, in's Loch mit dem Kerl! und ich glaube, er träumte von nichts als vom Durchhauen und vom Schließen. — Das war derſelbe,“ ſagte Herr Staibl, indem er den Ton des Erzählers verließ,“ der die beiden fürchterlichen Strafen für das verdorbene Menſchengeſchlecht urſprünglich erfunden.“

„Ah! ah!“ meinte der Vicepräſident, „die von dem großen Raſirmeſſer“.

„Dieſelbe,“ fuhr Herr Staibl fort. „Er phantaſirte nämlich von einem unſinnig ſcharfen Raſirmeſſer von circa hundert Schuh Länge, das man anfertigen laſſen und es ziemlich ſteil an einen hohen Thurm lehnen ſollte; alle Uebelthäter ſollten gezwungen werden, da hinabzurutſchen.“ —

„Brrrr!“ machten mehrere der Anweſenden, und der Vicepräſident faßte erſchrocken und faſt ſchaudernd an jenen unausſprechlichen Theil des Körpers, welcher bei der Ausführung der eben erwähnten Strafe zuerſt Schaden gelitten hätte.

„Die andere Strafe“, fuhr Herr Staibl fort, „mußte das Bataillon, wenn es ſchlecht exercirt hatte, oftmals mit anhören. — Es iſt keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden! rief der Major. Ich bin ein alter Mann und werde bald hinauf zum letzten Rapport kommen; da aber würde ich, ihr könnt mir's glauben, verruchte Schwefelbande, die ihr ſeid! höchſten Ortes allerunterthänigſt um eine zweite Sündfluth nachſuchen, wenn es nicht eine Schande für eure guten Röcke wäre, daß ſie durch Waſſer zu Grunde gehen müßten. Aber ich will den lieben Gott bitten, er ſoll überall, wo es ſo liederliches Soldatenvolk gibt wie ihr ſeid, wenigſtens vierzehn Tage und vierzehn Nächte hindurch Pulver regnen laſſen und eine halbe Stunde lang tüchtig hineinblitzen, daß ihr alle mit einander zum Teufel fahrt, wo ihr von Rechtswegen hingehört. —“

„Dieſer Major alſo," berichtete der Hausmeiſter weiter, nachdem er ſich durch einen tüchtigen Schluck gelabt, „hatte, wie der alte Sergeant erzählte, an dem gewiſſen Tage die Wache zu inſpiciren. Es war im Sommer, ungeheuer heiß, die Meiſten hatten ihren Tſchako abgelegt und auf ein hiezu befindliches Brett in der Wachtſtube geſtellt. Da ſtanden ſie nun mit und ohne Zopf, wie es gerade kam. Manche der Leute waren auch wohl eingenickt, auf einmal ſteht der Major ſchon dicht vor den Gewehrpoſten. Der Lauerpoſten mußte nicht Achtung gegeben haben, oder er wie eine Katze herangeſchlichen ſein. Genug, Alles ſpringt in höchſter Angſt und Verwirrung hervor, Jeder ergreift den nächſten beſten Tſchako, und ſo kam es dann, daß einer mit keinem Zopf, der andere dagegen mit zwei Zöpfen erſchien. Da nun der Major vor der Fronte ſtand, ſo hatte er vielleicht nichts bemerkt, wenn es nicht ein Paar Hintermännern vollkommen unmöglich geweſen wäre, bei dem Anblick ihrer Vorderleute das Lachen zu verbeißen. So aber wurde der Inſpicirende aufmerkſam, daß die Rückſeite der Wache nicht ganz in Ordnung ſein müſſe, und als er ſie Kehrt machen ließ, ſah er die ſaubere Beſcheerung. — Nun, daß da Arreſt fiel, könnt ihr euch denken. Da war Mancher, der dachte ſein Lebtag an den Zopf, den er nicht gehabt."

„Bravo!" rief der Vicepräſident, da er ſich überhaupt zur Aufgabe gemacht hatte, Alles, was der Hausmeiſter that, mit beifälligen Acclamationen zu begleiten — „Aber jetzt hat ſich der Joſeph lange genug beſonnen; er ſoll jetzt auf den Poſten. Hurrah! vor's Gewehr!"

„Meine Herren," erwiederte der Bediente des Oberſten, nachdem er ſich halb von ſeinem Sitze erhoben, „ſo ſchmeichelhaft mir auch Ihre Aufforderung iſt, ſo weiß ich doch wahrhaftig derſelben kaum zu entſprechen. Wie ich ſchon früher bemerkt, habe ich faſt gar keine Erinnerungen mehr aus meinem früheren Militärleben, über welche es der Mühe werth wäre, hier vor dieſer achtbaren Verſammlung zu ſprechen."

„Ausflüchte, Ausflüchte!" riefen die Andern.

„Es ſind gewiß keine Ausflüchte", ſagte Joſeph.

„So laßt etwas aus eurem Conducteurleben hören," meinte Herr Staibl.

„Das iſt ebenfalls arm an Erinnerungen," ſprach Joſeph, indem er die Achſel zuckte, „aber damit ihr ſeht, wie bereitwillig ich bin, eure Wünſche zu erfüllen, ſo will ich ein Paar Worte über einen alten Freund berichten, den ich auf meiner Reiſe mit dem Herrn Oberſten wiederzuſehen das Vergnügen hatte."

„Diente Euer Freund bei der Cavallerie?" erwiderte der Vicepräſident.

„Eigentlich nicht," antwortete pfiffig lächelnd der Erzähler. „Er war von einer andern Branche."

„Vielleicht war er Infanteriſt?" ſagte Herr Staibl.

„Auch das nicht. Er hat eigentlich gar nicht gedient, und wurde doch bei der Poſt angeſtellt.“

„Gewiß mächtige Protectionen,“ brummte der Kutſcher eines Infanteriehauptmanns, der es zu Nichts bringen konnte.

„Als ich auf den Poſthof in C. kam,“ erzählte Joſeph ſchmunzelnd, ohne ſich von der Hand auf weitere Erörterungen einzulaſſen, „da ſah ich meinen Freund auch einmal vor mir ſtehen, er erkannte mich ſogleich und wedelte freundlich mit ſeinem Schwanze.“

„Na,“ ſprach überraſcht der Vicepräſident, „ihr müßt ſonderbar conſtruirte Bekanntſchaften haben.“

„Dann ſprang er an mir in die Höhe — und bellte mich freundlich an.“

„Ah! ihr ſprecht alſo von einem Hunde!“ ſagte einigermaßen beruhigt der Herr Staibl.

„Wäre mir auch ſonſt ganz unerklärlich,“ meinte der Vicepräſident.

„Ja, es war ein Hund,“ fuhr Joſeph fort, „ein alter treuer Poſtſpitzer, den ich einem Collegen geſchenkt und ſo unvermuthet hier wiederſah. — Ihr werdet lachen, daß ich euch von einem Poſtſpitzer etwas erzählen will; aber ſo ein Thier denkt und fühlt wie ein Menſch.“

„Halt!“ rief Herr Staibl, indem er ſeine Hand mit großer Wichtigkeit horizontal ausſtreckte. „Iſt das, was ihr uns da vortragen wollt, eine Epiſode aus dem Leben eines Poſtſpitzers, oder wollt ihr uns überhaupt von ſeinem Denken und Fühlen ein richtiges Bild geben?“

„Das Letztere will ich,“ antwortete Joſeph.

„So paßt es vortrefflich in unſere heutige Unterhaltung,“ entgegnete äußerſt freundlich Herr Staibl. „Ihr wißt, im vergangenen Jahre wurde hier von der berühmten verſtorbenen Regimentsgans erzählt. Ich habe mich bemüht, das Nähere darüber zu erfahren, und will euch, die Regimentsgans betreffend, ſpäter einen Aufſatz vortragen.“

„Vortrefflich!“ jubelte der Vicepräſident, „das ſind alſo Thiergeſchichten. Das iſt einmal eine angenehme Abwechslung.“

„Ich würde gerne, um eine gewiſſe Ordnung hineinzubringen, dieſe beiden Geſchichten, an welche ſich vielleicht ſpäter noch andere ähnliche reihen werden, unter dem Titel „militäriſche Hausthiere“ geben, doch gehört die Poſt nicht zum Militär und findet alſo beſagter Titel für den Poſtſpitzer keine richtige Anwendung.“

„Thut's immerhin!“ ſprach luſtig der Vicepräſident. „Die Conducteurs gehören ja doch alle zum Militär und mir gefällt das Wort „militäriſche Hausthiere.“ Wahrhaftig es behagt mir ſo, daß ich mich entſchließen könnte, in dieſer Richtung auch was zum Beſten zu geben.“

„Eine Thiergeſchichte?“ fragte ernſthaft der Hausmeiſter.

„Und eine famoſe,“ rief der ehmalige Huſar, „eine Geſchichte, woraus man erſehen kann, wie oftmals kleine Urſachen große Wirkungen hervorbringen.“

„Und wie heißt das, was ihr vortragen wollt?“ fragte der Hausmeiſter einigermaßen mißtrauiſch.

„Die Einquartirungsfloh — ein Familienbild,“ erwiederte der Vicepräſident, indem er ſeine Naſe hoch erhob. „Ich kann euch verſichern, eine ſehr anſtändige Geſchichte. — Aber bitte, laßt es „militäriſche Hausthiere“ heißen.“

„Nun meinetwegen — — aber jetzt fangt an Joſeph,“ ſagte der Hausmeiſter, indem er ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnte, an der Halsbinde zupfte und ganz die Stellung eines Menſchen einnahm der mit voller Aufmerkſamkeit zuhörte. Alſo: —“

Militäriſche Hausthiere.

1.

Der Poſtſpitzer.

„So ein Thier denkt und fühlt wie ein Menſch,“ erzählte der ehemalige Condukteur, „und richtet ſich ſein Tagewerk wie unſereins ein. Fahre ich z. B. des Morgens um zehn Uhr fort, ſo iſt mein Spitzer ſchon in aller Früh auf der Straße und eilt hin und her, ſeine Kameraden und Bekanntſchaften aufzuſuchen, von denen er auf dieſe Art ſeinen förmlichen Abſchied nimmt. Einige der vertrauteſten begleiten ihn noch bis an mein Haus zurück, wo er pünktlich um halb zehn Uhr eintrifft. Vor der Thür wird eine kleine Unterredung gehalten, ein ernſtes Geſpräch — keine Spielerei! — Darauf wedeln alle mit ihrem Schweife zum Abſchiede, die Freunde gehen ihren eigenen Geſchäften nach und Peter ſpringt die Treppen hinauf und legt ſich in der Stube vor mich hin, den Augenblick erwartend, wo ich meine Taſche umhänge. Sobald dieß geſchehen, geräth er in die offenbarſte Unruhe. Bis jetzt würde er ſich um nichts in der Welt der Thüre des Nebenzimmers nähern, aus Furcht, dort eingeſchloſſen zu werden; habe ich aber die Mütze aufgeſetzt und meiner Frau die Hand gereicht und geſagt: komm Peter! ſo weiß er, daß die Reiſe vor ſich geht, und er beeilt ſich alsdann, von der ganzen Familie den rührendſten Abſchied zu nehmen. Die größeren Kinder küſſen ihn und er nimmt dieſe Beweiſe ihrer Zuneigung ſtolz und ruhig hin, die kleinen beſchnuppert er mit ſeiner kalten Naſe und wedelt und ſchwänzelt einen Augenblick um ſie herum. Ja er vergißt nie von den jüngſten in der Wiege Abſchied zu nehmen, und er thut dieß, indem er in die Höhe ſpringt und ſich das ſchlafende Kind einen Augenblick beſchaut.“

„Jetzt gehen wir aus dem Hauſe und durch die erſten Straßen raſt der Hund in der Freude ſeines Herzens wie toll hin und her; ſowie wir uns aber dem Poſtgebäude nähern, mäßigt er ſein Entzücken und darnach auch ſeine Bewegungen, er fühlt die ganze Schwere ſeines Berufs und ſchreitet an meiner Seite ſtolz und würdevoll in den Poſthof. Während ich meine Briefſchaften und Pakete in Empfang nehme, begrüßt Peter ſeine

Herren Collegen und ſämmtliche Poſtſpitzer; die angekommenen wie die, welche im Begriff ſind abzugehen, ſcheinen ſich ihre Reiſe-Erlebniſſe mitzutheilen. Dann wird der Wagen beſchnuffelt, der Poſtillon, ſowie ſämmtliche Pferde begrüßt, und wenn ich nun aus den Bureau's zurückkomme, ſo hören alle Spielereien, alle Unterredungen auf: der Spitzer legt ſich neben mein Eigenthum und bewacht es mit außerordentlich ernſtem Geſicht."

„Bald ſind wir fertig; die Paſſagiere ſteigen ein, und dieſer Augenblick iſt für die eifrige und getreue Hundeſeele wahrhaft beängſtigend: er könnte von mir vergeſſen und zurückgelaſſen werden. Der Wagen iſt beſetzt; ich reiße den Hund endlich aus einer qualvollen Ungewißheit, indem ich ihn auf das Dach des Wagens ſpringen laſſe, ich klettere auf meinen Sitz, der Poſtillon treibt die Pferde an und wir fahren zum Poſthofe hinaus. Jetzt hat Peter nichts Angelegentlicheres zu thun, als das Gebiet auf dem er nun Alleinherrſcher iſt, gründlich zu unterſuchen, theils um allenfallſige Unrichtigkeiten zu entdecken, theils um ein vertieftes Plätzchen zu finden, wo er ſich hie und da beruhigt niederlegen kann. Nachdem dieß geſchehen, ſpringt er auf den Bock des Poſtillons und ſchaut zu mir ins Coupé herein, als wolle er die Meldung machen: Alles iſt in Ordnung."

„Wir fahren auf der Chauſſee dahin und Peter betrachtet die Gegenſtände, an denen wir vorbei kommen, mit ungetheilter Aufmerkſamkeit, fröhlich, voll guten Humors. Er begrüßt wedelnd und mit munterm Gebell dort einen großen Hund, der vor einem einſamen Wirthshaus in der heißen Sonne liegt, ebenſo den Collegen des Schäfers, der auf den Chauſſeerand hinaufſpringt und dem davoneilenden Wagen nachſieht, während die Schafe ihre Köpfe erheben und ein leiſes Geblöck erſchallen laſſen. Bald aber mehren ſich Peters Beſchäftigungen. Wir kommen durch kleine Dörfer und Städtchen, und wilde Buben drohen dem harmloſen Spitzer mit Stecken und werfen mit kleinen Steinen nach ihm, wodurch ſein offenes, ehrliches Gemüth, bis jetzt ſo heiter wie die lachende Sonne ringsumher, einigermaßen verſtimmt wird und er anfängt, die ihm begegnenden anderen Wagen und Hunde mürriſch und verdrießlich anzukläffen. Dieſe machen es nun gerade ſo; die Fuhrleute drohen mit ihren Peitſchen, die Bubenſchaar reizt den armen Hund auf alle erdenkliche Art. Es wird ſehr heiß, der Staub wirbelt auf, und Peter oben auf dem Wagen, in graue Wolken eingehüllt, erſcheint in kurzer Zeit dunkel gefärbt, er ſchnappt eifrig nach Luft, Zunge und Hals trocknen ihm aus, er wird vollſtändig verdrießlich, zänkiſch und biſſig und endlich ſehr heiſer. Sowie nun auf dieſe Art ſeine Kraft abnimmt, recht hinaus zu ſchreien und zu bellen, nimmt die Luſt zu, dieß zu thun, und ſeine friſche klingende Stimme von heute Morgen verwandelt ſich in ein unangenehmes, dumpfes Grölzen. Dieß macht ihn vollends unglücklich und ganz nervös; er ſpringt wie toll auf dem Wagen hin und her, er beißt in ſeinen eigenen Schweif und tanzt dazu wie toll im Kreis umher, er ſchnappt nach den überhängenden Zweigen, die den Wagen ſtreifen, nach den Häuſerſchatten, die über das Dach gleiten. Endlich beginnt es Abend zu werden, und in der Dämmerung beruhigt ſich Peter einigermaßen, iſt aber noch immer auf's'Höchſte aufgeregt, aber er iſt kaum noch im Stande, ein heiſeres Gebell auszuſtoßen. Er liegt ruhig auf einem Platz, die Ohren wachſam geſpitzt; ſeine kleinen funkelnden Augen blicken ängſtlich umher. Geärgert durch Sonne und Schatten, durch Staub, begegnete Hunde und böſe Buben iſt ſein Herz zornig geworden, und wehe dem Räuber, der es wagen würde, die Hand nach der ſchützenden Lederdecke des Poſtwagens auszuſtrecken! Peter fühlt eine Armee in ſeiner Fauſt und wird es im Nothfalle mit einer Legion Spitzbuben aufnehmen. Aber die Nacht geht ruhig vorüber. Der herabfallende Thau kühlt die heiße Luft ab, und als der junge Tag wieder hervorbricht, glänzend und ſtrahlend, als nach und nach die Pferde vor dem Wagen wieder vollkommen ſichtbar werden, ihr Athem in die klare Luft hinausdampft, als der Poſtillon den Mantel wieder abſtreift, der ihm anfängt zu warm zu werden, als ich nun endlich das Cabrioletfenſter herablaſſe, um Peter einen guten Morgen hinauf zu rufen, und ihm ſolcher Geſtalt zu ſagen, daß ich nun ſelbſt wache, da beruhigt ſich ſein Gemüth, er kriecht in den Mantel des Poſtillons hinein und genießt bis zur nächſten Station einer kurzen Ruhe. Mittlerweile aber iſt die Sonne in aller Pracht wieder aufgegangen, die vom Nachtthau genäßte Lederdecke des Wagens trocknet und erhitzt ſich wieder, die Landſtraße belebt ſich, der Staub wirbelt auf wie geſtern, und Peter fängt wieder Händel an mit Allem, was ihm begegnet.“

„Endlich tauchen in der Ferne die Thürme unſeres Beſtimmungsortes auf, die Paſſagiere entledigen ſich ihrer Nachtmützen und Mäntel und ſchauen verſchlafen und nüchtern um ſich. Den Poſtillon drängt es nach Hauſe, die Pferde nach ihrem Stalle, und ſo rollen wir luſtig vorwärts, klingelnd und raſſelnd, in eine gewaltige Staubwolke eingehüllt, die uns erſt verläßt, als wir dröhnend durch das gewölbte Stadtthor fahren, durch die ſchattigen Straßen über dem kühlen und feuchten Pflaſter nach dem Poſthofe. Die Paſſagiere ſteigen aus und verlieren ſich, ich hebe den Spitzer an einem Bein herunter und er legt ſich augenblicklich neben dem Wagen nieder, erſchöpft, matt und müde. In kurzer Zeit habe ich meine Geſchäfte beendigt und begebe mich in mein dortiges Logis, mich zu waſchen und Kaffee zu trinken. Peter aber iſt ſo hinfällig und marode geworden, daß ich ihn am Fell nehme und mit mir davon trage. Er läßt dieß geduldig geſchehen, Kopf und Füße hängen ihm herunter, er iſt nicht im Stande, den abfahrenden Poſthunden ein freundliches Wort der Begrüßung zu widmen, er ſehnt ſich nach Ruhe, und als ich meine Stube erreicht habe und ihn dort auf einen alten Schafpelz niederlege, erhebt er ſich langſam, um ſeinem Frühſtück, einer Schüſſel Milch mit Brod, nur einen einzigen

Blick zu ſchenken; aber der Schlaf geht ihm vor. Er legt ſich neben der Schüſſel auf den Boden, ſtreckt alle Viere behaglich von ſich und ſchläft ſechs Stunden in Einem fort, um darauf vollkommen geſtärkt und wieder hergeſtellt zu erwachen. Die Milch wird verzehrt, die Stimme probirt, das Haar durch Schütteln und Locken glatt gemacht und dann ſpaziert Peter auf die Straße, um ſeinen dortigen Freunden den ſchicklichen erſten Beſuch zu machen, und um neue Bekanntſchaften anzuknüpfen.“ —

2.

Die Regimentsgans.

Man ſoll Abends nichts Unverdauliches eſſen, namentlich nichts vom Haſen, nicht einmal ein Stück des Ziemers, vor Allem aber keinen Gänſebraten. Welch' ſchlafloſe Nacht kann uns das erſtere Wildpret verſchaffen! Woher es kommt, kann ich nicht ſagen; aber die Thatſache hat ſich hundertmal beſtätigt. Man ſchläft ein, man duſelt in unbeſtimmten Träumen umher, man befindet ſich in einer Gegend, in der man nichts deutlich unterſcheiden kann; entweder vermögen wir nicht die ſchweren Augenlider aufzuheben, oder es iſt Alles voll Dunſt und Nebel — ein unbehaglicher Anblick. Grau liegt es vor uns, ſo weit wir ſehen, und nur hie und da ahnen wir die Form eines Berges, die Spitzen irgend welcher Bäume; plötzlich — es überläuft uns ein eigenthümlicher Schauder — vernehmen wir einen ſeltſamen Ton, Hörnerklang oder das Wauwau eines Hundes. Wir ſpitzen unſere Ohren, und wir können das vortrefflich, denn ſie erſcheinen uns lang und ſchmal geworden, begabt mit erſchreckender Beweglichkeit. Wir ſpringen auf und fliegen dahin — wou! — wou! — wou! — ſchallt es hinter uns und kommt immer näher; wir gerathen in einen Sumpf, wir bleiben ſtecken, grimmige Zähne erfaſſen uns — doch wozu alle die Schauer ausmalen, die gewiß Jeder ſchon empfunden, von dem Momente an, wo er ſich unruhig im Bette hin und her wirft, bis zu jenem großen Augenblicke, wo er, an einem fürchterlichen Gepolter erwachend, mit Entſetzen bemerkt, daß er den Nachttiſch umgeworfen und eine höchſt unangenehme Verwirrung angerichtet. —

Aber Gänſebraten zu eſſen iſt noch weit gefährlicher; wenn auch die Träume, die hieraus erfolgen, nicht ſo wilder Art ſind, ſo ſind ſie melancholiſcher, ſchauerlicher. Mir träumte nach ſolchem Vorfall, ich ſei Don Juan; es war die Kirchhofs-Scene, aber ſtatt des ermordeten Commandeurs ſtand eine Gans von weißem Marmor auf dem Piedeſtal, ſchauerlich klangen die Poſaunen, und wenn ich auch nicht ihr Mörder war, ſo war ich doch ihr Mitaufeſſer, und ich mußte ſie fragen: „Willſt du mein Gaſt ſein?" — Darauf gieng ein anderes Bild durch meinen Traum und ich war Don Juan beim üppigen Souper; die Kerzen erlöſchten, auf der Treppe hörte man die ſchaudererregenden Schritte des ſteinernen Gaſtes, und als ſich die Thür öffnete, trat die Gans herein und ſchritt langſam und feierlich auf mich zu, mich an meine begangenen Sünden zu erinnern. „Undankbarer!“ ſprach ſie, „in deinem vorigjährigen ziemlich ſchlechten Buche hatteſt du die beſte Gelegenheit, dem bisher ſo gering geſchätzten Geſchlechte der Gänſe, die dich ſo oft ergötzt und genährt, eine glänzende Genugthuung zu geben; du hätteſt des Ausführlichen erzählen können von unſerer Schweſter vom erſten Regimente, von ihrer Entſagung, ihrer Treue und Anhänglichkeit an die königliche Fahne. Du haſt es aber nicht gethan und begnügteſt dich mit wenig nichtsſagenden Worten und einem höchſt mittelmäßigen Holzſchnitte. Geh in dich, ſündiger Schriftſteller, laß unſerer Schweſter Gerechtigkeit widerfahren, theile der Welt ihren reinen, treuen, jungfräulichen Lebenslauf mit; wo nicht, ſo ſei verſichert, daß dich nie mehr ergötzen ſoll eine keuſche Gänſebruſt, ſei ſie gebraten und Pfaffenſchnitz genannt, oder ſei ſie zart geräuchert in Form eines pommer'ſchen Gänſebuſen. — Höre! ferner ſei dir im Weigerungsfalle auf immer verwehrt zu ruhen auf weichen Federn, uns ſchmählichſt geraubt, oder zu genießen jener köſtlichen Speiſe, die man Straßburger Gänſeleberpaſteten nennt. — Ach!“ ſetzte ſie weinend hinzu, „ich kann meinen Fluch nicht ausdehnen auf den nützlichen Gänſekiel, denn du wirſt dich wahrſcheinlich der Stahlfedern bedienen.“ —

Tief erſchüttert von dieſem ſchrecklichen Traum athmete ich ſchwer und brachte kaum die Worte hervor: „Theure Gans, ich ſehe mein Verbrechen ein und will mich bemühen, beſtmöglichſt nachzuholen, was ich verſäumt. Aber woher Notizen bekommen über das Leben der Verewigten?“ Da krachte ein Donnerſchlag, wie in allen geſpenſtigen Träumen vorkommt, die Scene verwandelte ſich und ich ſaß vor einem dicken Folianten — ein glückſeliger Schriftſteller, denn ich brauchte nur aufzuſchlagen, nur zu leſen und abzuſchreiben:

„Mittheilungen über die verewigte Regimentsgans; der vordere Theil aus den Memoiren einer gefühlvollen Köchin, der hintere Theil aus den Erinnerungen eines zärtlichen Trompeters.“

— — Sie war ſchön und jung, die Gans nämlich. Der Köchin können wir nach einigen ſpäter aufgefundenen Bemerkungen des Trompeters dieſe beiden Eigenſchaften nicht beilegen. Um uns alle Weitläufigkeiten zu erſparen, bemerken wir, daß im vorderen Theile immer nur von der Gans die Rede iſt. Sie war alſo ſchön und jung, geboren an den glückſeligen Ufern des Neckars, in einem kleinen Dörſchen unweit der ehemals freien Reichsſtadt Eßlingen. Ob ſie von ihrer eigenen Mutter ausgebrütet wurde oder ob ein zärtliches welſches Huhn Mutterſtelle an ihr vertreten, iſt in den Memoiren nicht genau angegeben, genug, ſie erblickte das Licht der Welt nach Art aller Gänſe, angethan mit einem gelblichen Flaumrocke, zeigte ſogleich eine entſchiedene Neigung für das Waſſer und genoß einer ſtillen und harmloſen Jugend. Endlich verwandelte ſich ihr Flaum in Federn, ſie wurde hübſch und kokett, aber damals ſchon entſchieden in ihren Neigungen; wie die Jungfrau von Orleans in ihren militäriſchen Phantaſieen ſich ergehend, wies ſie hartnäckig zurück die Bewerbungen verſchiedener zärtlicher Gänſeriche. Da kam das Schickſal roh und kalt und geſellte ſie einer Heerde zu, die beſtimmt war, nach der Reſidenz getrieben zu werden, um dort nach überſtandener Mäſtung ihr Grab zu finden in dem Magen des Mitglieds eines der ſieben Rangclaſſen. Wir können hierbei nicht unerwähnt laſſen, daß es die ſechste dieſer Claſſen iſt, (blecherne Theaterlaterne mit einem Licht) die der Hof-, Regierungs- und Kanzleiräthe, der Rittmeiſter, Hauptleute und Poſtmeiſter, welche ſich in der Vertilgung unſchuldiger Gänſe hervorthut.

Von dieſem entſcheidenden Momente an ſind wir nun im Stande, aus den erwähnten Memoiren genauere Mittheilungen über die Heldin unſerer Geſchichte zu machen.

„Geliebter Ferdinand!“ ſchreibt die Köchin an den Trompeter. „Ich habe dir ſchon zu verſchiedenen Malen nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, welch' ein widerwärtiges böſes Weib meine Frau, die Regierungsräthin, iſt. Das hat den ganzen Tag keine Ruhe im Hauſe; iſt das Kaffeegeſchirr geſpült — ich erhalte nur einen halben Wecken zum Frühſtück — ſo geht es ſogleich wieder an das Mittageſſen. Dabei muß ich alle Freitag ſämmtliche Boden putzen, und wenn ich Nachmittags um vier Uhr mit dem Spülen fertig bin, den Kaffee gemacht habe und nun auf die Straße gehe, um in aller Bequemlichkeit mein Waſſer zu holen in der Hoffnung, dich dabei zu ſehen, ſo ruft ſie mir jedesmal an der Treppe nach: „daß du mir ja nicht lange ausbleibſt!“ — „Siehſt du, lieber Ferdinand, auf dieſe Art habe ich nicht einmal die paar harmloſen Stunden, die ich mit Waſſerholen zubringe, ungetrübt. Um einen Gang des Abends herauszuſchlagen, muß ich, was mir ein Greuel iſt, zu allen möglichen Lügen meine Zuflucht zu nehmen, ich muß abſichtlich hie und da was vergeſſen, muß den Schuſter bitten, daß die Schuhe nicht ſo früh fertig werden, und war gezwungen, mich einer braven Wäſcherin in die Arme zu werfen, die ich für meine kranke Schweſter ausgebe und nach der häufig zu ſehen Verwandtenliebe und Chriſtenpflicht mich antreibt. Jetzt iſt obendrein der Herbſt gekommen, und mit ihm eine andere Plage; der Regierungsrath liebt die Gänſe ſehr, die Frau hat welche gekauft, und ich muß ſie ſtopfen, was mir ein Greuel iſt; da iſt in der Früh eine Arbeit weiter und die ſüßen Dämmerungsſtunden auch nicht mehr mein. Wir haben zwei Gänſe gekauft, die eine gedeiht, wird fett und ſtark und hat ſehr glatte Federn, die andere aber trauert, iſt mauderig und ſtruppig, und das geſchieht dem Regierungsrath ſchon recht. Hätte er nicht an einer Gans ſchon vollkommen genug haben können! — der Vielfraß!! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Wochen ſpäter.

„Geliebter Ferdinand! Wenn ich dich auch geſtern nicht geſehen, ſo habe ich dich doch gehört, wie ihr geſtern ſo ſchön durch die Straßen geritten ſeid und geblaſen habt. Aus allen konnte ich dich gleich heraus kennen; ach! es war ſo ſchön, wie ihr aus die Kreuzfahrer geblaſen habt: „ich bin dein, — du biſt mein, — er iſt ſein, — wir ſind uns," und ſo fort bis in alle Ewigkeit. Es iſt das ein höchſt ſchönes und moraliſches Lied; auch habe ich wohl den Triller verſtanden, den du gemacht haſt, aber es war mir unmöglich, geſtern Abend auf dieſen Triller zu kommen; wir hatten Jemand zu Mittag eingeladen und bei dieſer Gelegenheit wurde auch die fette Gans abgethan und geſchlachtet. Ach! es gab dabei einen recht hübſchen Streit zwiſchen Mann und Frau, ſie wollte, wie es auch recht und billig iſt, eine Fülle hinein thun von gedämpften Wecken mit Eiern, Grünem und Zwiebeln, er aber, dem nichts recht iſt, was wir kochen, verlangte, man ſolle Aepfel und Zibeben einſtopfen. Haſt du je einen ſolchen Unſinn gehört? Nun, ſie kamen hart an einander, und auch ich kriegte mein Fett, denn er ſagte, ich ſei ſelber eine hohle Gans und habe keinen guten Geſchmack; als wenn er was davon wüßte, Ferdinand! Nein, nein, das machen wir allein unter uns aus. — Nun, daß die Gans auf vernünftige Weiſe mit Wecken gefüllt wurde, kannſt du dir denken; ich hätte auch lieber meinen Abſchied genommen, Aepfel und Cibeben, pfui Teufel! — Dieſer Streit hat übrigens etwas Gutes für mich, die Frau wollte eine neue Gans kaufen, aber der Herr ſagte nein, und hauptſächlich in Anbetracht der anderen Gans, von der ich dir ſchon erzählt habe. Das iſt übrigens ein merkwürdiges Thier, mager und maudrig bleibt ſie immer; aber ſie iſt dabei geſund und es ſchmeckt ihr; ich kann dich verſichern, ich mag ſie wohl leiden, ſie ſitzt in ihrem Stalle, ſie ſchreit nicht und hat ein paar gar kluge Augen. Wenn ich des Morgens zu ihr herunter komme, ſo dreht ſie ſo verſtändig ihren Kopf, als wollte ſie ſagen: „grüß dich Gott Madele," und ich habe ſchon oft in Gedanken geantwortet: „grüß dich Gott Gans." Wenn am Sonntag die Herrſchaft ausgeht und du zum Kaffee kommſt, da mußt du dir die Gans anſehen; es iſt was Abſonderliches mit ihr, und ich bin nur froh, daß ſie nicht fett wird, denn es thäte mir wahrhaftig leid, wenn ich ſie umbringen ſollte." — — — — — — —

Aus dem weiteren Verlauf des Memoires erſehen wir nun, daß der Trompeter wirklich am nächſten Sonntag kam, um in Abweſenheit des Regierungsraths und Frau Kaffee zu trinken, und daß er bei dieſer Veranlaſſung wirklich der Gans vorgeſtellt wurde. Es ſoll überaus merkwürdig geweſen ſeyn, daß dieſes an ſich unvernünftige Geſchöpf beim Anblick des Reiters zu ſchnattern anfing und zwar ſo verſtändig und bedeutungsvoll, daß der Trompeter den Kopf ſchüttelte und zu Madele ſagte: „Siehſt du, das iſt allbereits keine ganz gewöhnliche Gans. Weiß der Teufel, was dahinter ſteckt, aber dies Vieh hatte vernehmlich eine Paſſage geſchnattert, wie ich auf dem Horn — ſoll mich der Teufel holen!“

Bei dieſer Veranlaſſung nun ſcheint der Trompeter ſeiner Geliebten einige ſeltſame Mähren mitgetheilt zu haben von verzauberten Thieren und vom wirklichen Hereinragen der Geiſterwelt in unſer proſaiſches und gewöhnliches Leben. Eine hierauf bezügliche Stelle eines ſpäteren Schreibens ſagt:

„Theuerſter Ferdinand: des Regierungsraths Fritzle hat ein ſchönes Hiſtorienbuch, worin er mir die Geſchichte von einer verzauberten goldenen Gans hat leſen laſſen, und ich habe mir darüber meine Gedanken gemacht und ſehr nachgedacht. Ja, als ich geſtern auf dem Markte der Frau begegnet bin, welche die Gänſe verkauft hat, erfuhr ich zu meinem großen Schrecken, daß das Thier von uns zu Haus iſt. Weißt du nun wohl, daß mir eingefallen iſt, die unſrige Gans könnte eine verzauberte Perſon ſeyn, und weißt du wohl, wen ich dabei im Verdacht habe? — du wirſt dich des Schulzen Bäbele erinnern und ihrer Liebſchaft mit dem Reiter-Offizier, der von dem benachbarten Schloß viel ins Dorf kam. Nun, du weißt, wie die Sache damals gegangen iſt, und du weißt auch, wie das Bäbele damals gejammert hat, und was ſie für unchriſtliche Lieder geſungen: Ständ ich in finſterer Mitternacht mit dir ſo einſam auf der Wacht, oder auch: Wenn ich ein Vögelein wär — Kurz nachher iſt ſie denn auch geſtorben, und nun habe ich immer die grauſame Idee, als ſey ſie zur Strafe für ihre Sünden in dieſe Gans verwandelt worden. — Ach, Ferdinand, das wär' ſchrecklich! Ich habe mir feſt vorgenommen, nicht mehr zu ſündigen; aber ſtopfen kann ich die Gans nimmer und habe deßhalb täglich Streit mit Regierungsraths. Aber das iſt mir Alles tutt egal, ich kann nun einmal nicht, denn wenn ich ihr den Schnabel aufmachen muß und ſie mich ſo kläglich anſieht, da denk ich immer, das arme Vieh wollte ſagen: Ach, Madele, Madele! haſt du des Schulzen Bäbele ganz vergeſſen!“— — — — —

Der Regierungsrath und Gemahlin ſcheinen aber nicht damit zufrieden geweſen zu ſeyn, daß die Gans nicht an Fette und Fleiſch zunahm, vielmehr entnehmen wir aus den Memoiren, daß es hierüber zu argen Auftritten gekommen iſt.

„O Ferdinand!“ ſchreibt die Köchin ein paar Tage ſpäter, „ſo iſt denn Alles aus, und ich habe mich entſchloſſen, meine Herrſchaft zu verlaſſen. Eigentlich haben wir gegenſeitig dieſen Entſchluß gefaßt; das war ein ſchrecklicher Tag, ich werde ihn niemals vergeſſen. Was konnte ich dafür, daß des Schulzen Bäbele nun einmal nicht fett werden wollte! Aber es gab darüber täglich Zank und Streit; geſtern nun verlangte die Frau, ich ſoll die arme Gans heraufholen, damit ſie ſie ſelbſt einmal anfühlen könne. Das that ich denn auch, wie ſie befohlen, und es war gerade der Tag, wo der Regierungsrath zum Miniſter gehen mußte, um ſich beſtens dafür zu bedanken, daß er einen Orden bekomme, woran doch ich wahrhaftig keine Schuld war. Wie wir in der

Küche ſtehen, und die Gans in den Händen wiegen, kommt der Regierungsrath aus ſeiner Stube und iſt angezogen in Uniform mit ſeinem Degen an der Seite und weißen Hoſen. — Warum braucht ſich der Mann auch in Sachen zu miſchen, die ihn nichts angehen? — Er kommt alſo in die Küche, wie er unſern Streit hört, und läßt ſich von mir die Gans in die Hand geben, um ſie ebenfalls zu unterſuchen, nimmt aber unglücklicher Weiſe das Hintertheil vor ſich hin und ſo geſchieht es denn, daß die Gans etwas fallen läßt, was ihm einen garſtigen Flecken auf ſeine weißen Hoſen machte. Das war nun allerdings ſehr traurig, aber was konnte ich dafür; ich hatte es doch nicht gethan, mußte aber dafür büßen, denn wie ſo ein Wort das andere gibt, ſo konnte ich mir auch das Alles nicht gefallen laſſen, und ſagte am Ende, ſie ſollten künftig ihre Gänſe ſelbſt ſtopfen, ich könne ja nichts dafür, daß in dem Hauſe nichts fett werden wolle. — So war die Geſchichte, und darauf ſagten ſie, ich könne gehen, und das that ich denn auch; aber des Schulzen Bäbele habe ich ihnen nicht gelaſſen, und morgen geh ich nach Haus und nehm das arme Geſchöpf mit, es koſtet mich 48 kr., aber ich will es zu Haus auf die Weide thun, und da kann es noch ein paar Jahre leben.

— — — — — — — — — — — — — —

In dem uns durch eine befreundete Geiſterhand mitgetheilten Memoire fehlen hier nur eine Zeit lang alle und jede Briefe, und wir fürchteten ſchon, die Neigung des Trompeters als erloſchen betrachten,. und ſomit auch auf nähere Nachrichten über die Regimentsgans verzichten zu müſſen. Glücklicher Weiſe aber haben wir uns geirrt und der Briefwechſel, vielleicht auch die Leidenſchaft ſcheint nur ſo lange aufgehört zu haben, als die Köchin ohne Stelle war; denn kaum iſt ſie wieder, und ſehr gut, placirt in der Küche eines höheren Hofdieners, als auch Verhältniß und Briefe mit früherem Feuer wieder aufzulodern ſcheinen. —

„Donnerwetter! Madele," ſo ſchreibt in dieſem Zeitpunkte der Reiter an ſeine Geliebte, „halt dich nur brav in deiner Stelle, das ſcheint mir ein ſehr reſpectirliches Haus zu ſeyn; die mitgeſandten Cigarren waren vortrefflich, keine beſſeren rauchen die Herren Lieutenants nicht, wohl aber viel ſchlechtere. Apropos, von den Lieutenants zu reden, ſo haſt du vergeſſen, mir zu ſagen, ob derjenige, welcher dir neulich nachgeſtiegen, von der Reiterei, vom Fußvolk war, in dem letzteren Falle würde ich mir das ſehr ausbitten. Doch habe ich Vertrauen in dir und bin überzeugt, du haſt viel zu viel Schprüdekor, um Einen von der Infanterie auch nur anzuſehen. — Apropos, Schprüdekor iſt ein kameradſchaftliches Officierswort und bezieht ſich auf vielerlei; es kann auch heißen: leih mir 2 fl. — doch ſage ich das ohne alle Nebengedanken, denn geſtern war Löhnungstag, weßhalb ich auch heut einen Schoppen mehr wie gewöhnlich trank und in Folge davon morgen auf drei Tage in Arreſt muß.

Auf ewig
der Deinige."

Acht Tage ſpäter.

„Seit ich dich kenne, liebes Madele, namentlich aber, ſeit deinen Briefen aus deinem vorigen Dienſte, betrachte ich mir alle Gänſe mit größerem Intereſſe wie ſonſt. Mich ſoll der Teufel holen, wenn er es nämlich der Mühe werth findet, aber das war neulich eine graue Gans, bei deren Anblick ich an dich gedacht habe wie lange nicht. Du weißt, das Soldatenleben theilt ſich in vier Hauptabſchnitte, das iſt erſtens Dienſt, zweitens Eſſen, Trinken und Schlafen, drittens Spazierengehen, und viertens am Fenſter liegen und auf die Straße ſchauen. Für uns Trompeter iſt der letztere Abſchnitt immer einer der wichtigſten, denn wie oft hat man den langweiligen Dienſt in den Kaſernen, kann ſich nicht entfernen und hat als einziges Amüſement, daß man ſich ins Fenſter legt und hinausſieht. Das that ich denn auch neulich — ich hatte gerade eine Pfeife angeſteckt und ſchaute rings an den Häuſern umher und auf die Straße, um da irgend etwas Merkwürdiges zu entdecken. Nicht weit von der Kaſerne wohnt ein Beck — es iſt nicht viel Gutes von ihm zu ſagen, denn er hat einen ſchlechten Zwölfer und freut ſich unſinnig, wenn das Brod einen Kreuzer aufſchlägt, doch das iſt nun einmal Beckennatur und darüber läßt ſich weiter nicht viel ſprechen, ferner hat er auch eine Frau, zwei erwachſene Töchter und ſonſt noch fünf Gänſe, d. h. wirkliche Gänſe, die jeden Tag auf die Gaſſe getrieben werden und dann ihr Waſſer ſuchen; es iſt das ſo Gebrauch bei den Gänſen. Nun denk dir, unter dieſen fünfen iſt eine grau, mager, wahrhaftig gerade ſo, wie du mir des Schulzen ſein ſeliges Bäbele beſchrieben, und als ſie zum erſtenmal bei mir vorübergezogen, ſah ſie mich an, hob den Kopf in die Höhe und fing an zu ſchnattern. Ich weiß nun nicht, was ſie ſagen wollte, aber es iſt mir ordentlich ans Herz gegangen. — Nun liege ich alſo im Fenſter und ſchau mir die Gänſe an, und drunten vor der Kaſerne ſpaziert die Schildwache auf und ab, den Tſchako verwegen auf einem Ohr, denn ſein Schatz wohnt gegenüber, mit dem Säbel flankirt er hin und her und marſchirt ziemlich breitſpurig. Die fünf Gänſe kommen vorbei, und auf einmal bleibt die Eine, die graue, ſtehen, ſchaut ſich die Schildwache an, hebt ihre Flügel und ſchnattert gerade ſo, wie geſtern bei mir. Nun, das war an ſich nichts Außergewöhnliches, aber denk dir nur, den anderen Tag paſſirt dieſelbe Geſchichte und dabei wird die Gans immer hartnäckiger und will ſich endlich gar nicht mehr von der Schildwache vertreiben laſſen. — Aber jetzt iſt es ſechs Uhr und ich muß blaſen gehen.“

Acht Tage ſpäter.

„Die Sache mit der Gans wird immer ernſthafter und die Unteroffiziere haben ſich die Geſchichte auch ſchon angeſehen. Der Oberwachtmeiſter meint, die Gans habe den Teufel im Leib, und die Herren Lieutenants wollen die Sache nun ſchon gar nicht begreifen, ſoviel iſt richtig, daß die Gans, welche die erſten Tage nur einen Augenblick bei der Schildwache ſtehen blieb, jetzt gar nicht mehr von derſelben fortzutreiben iſt, nimmt man ſie mit Gewalt weg, ſo ſchreit und beißt ſie, und benützt den erſten Augenblick, um wieder zurückzufliehen, läßt man ſie aber ruhig bei der Kaſerne, ſo geht ſie mit der Schildwache auf und ab, wendet wo dieſe wendet, und marſchirt, die Beine geſtreckt und die Füße auswärts, als habe ſie es ſo nach Zählen gelernt. Soviel iſt ſicher, liebes Madele, mir kommt die Sache bedenklich vor und den nächſten Sonntag, wenn du frei haſt, ſo ſollteſt du einmal hieher kommen und nachſehen, ob unſere Gans dieſelbe iſt, die du gepflegt, und die ſich gegen den Herrn Regierungsrath ſo ſchlecht aufgeführt.“

In Folge dieſer Aufforderung ging nun am nächſten Sonntag das Madele hinüber, beſah ſich die graue Gans, und es ſoll nun in der That zwiſchen dieſen alten Bekannten eine rührende Erkennungsſcene ſtattgefunden haben. Das Madele verſicherte dem Trompeter insgeheim, es ſey wahrhaftig nichts weniger hier im Spiel, als die Seele des verſtorbenen Bäbele, die wegen ihrer Leidenſchaft für einen Reiteroffizier nun ſo verwandelt ſey, und das Regiment nicht mehr verlaſſen könne.

Die Gans, die von der Schildwache nun nicht wegzutreiben war, wurde endlich von einem Offiziere angekauft, ſie erhielt einen rothen Bändel um den Hals, worauf ſie ſehr ſtolz war, und ferner baute man ihr einen kleinen Stall neben dem Schilderhäuschen, wohin ſie ſich bei ſchlechtem Wetter zurückzog, wenn nämlich die Schildwache ein gleiches that, und es war dann äußerſt ſchön anzuſehen, wie beide in die Straße hinauslugten. Auch wurde der Regimentsgans eine tägliche Ration an Haber und Stroh ausgeſetzt.

„Liebes Madele!“ ſchreibt der Trompeter einige Zeit nachher, „unſere Gans befindet ſich vollkommen wohl. Wir haben ſie Alle recht lieb gewonnen, denn ſie hält mit einer unerſchütterlichen Anhänglichkeit zu Jedem, der dem Regimente angehört. Es iſt merkwürdig, aber wahr, daß ſie es nicht dulden will, wenn ein Bürgerlicher in den Stall geht, da beißt ſie, ſchlägt mit den Flügeln und ſtellt ſich ganz wüthig, und auf Ordnung und Reinlichkeit hält ſie, daß es eine wahre Freude iſt. Wer ſich ihr von den Reitern in der Stalljacke oder überhaupt im unſaubern Anzuge naht, wird mit großer Verachtung behandelt, kommt man aber dagegen ordonnanzmäßig geputzt, mit blankem Säbel und ſauberem Lederzeug, ſo ſchlägt ſie freundlich mit den Flügeln und ſtreckt den Hals vor, als wolle ſie ſich den Mann genau anſehen. Auch die ſauberen Officiere mag ſie leiden, und das beſtätigt mich in deiner Anſicht, daß es Niemand anders iſt, wie die Seele des armen Bäbele.“

„Denk dir,“ heißt es in einem ſpäterem Schreiben, „von den letzt einberufenen Rekruten haben viele vor der Regimentsgans einen wahren Abſcheu. Man kann dieſen Kerlen nicht begreiflich machen, daß es als Gans ein harmloſes Thier iſt, die keinem Menſchen was zu Leid thut. Habe ich doch ſchon behaupten gehört, es ſey der Teufel ſelbſt, der mit der Schildwache auf und ab ſpaziere. Soviel iſt gewiß, daß es Manche von den Leuten gibt, die das Thier nur mit einem wahren Entſetzen hinter ſich drein wackeln ſehen, die ſich oftmals plötzlich umwenden, in der Ueberzeugung, etwas Schreckliches zu ſchauen. — Neulich waren wir Abends beiſammen und da ſagte der Unteroffizier D. etwas, das mich, ich kann es nicht verſchweigen, ſehr nachdenkend machte. Unteroffizier D. iſt beinahe am längſten beim Regimente und hat noch einen alten Major gekannt, der die Leute erſchrecklich plagte und namentlich beſtändig ein Auge auf die Schildwache vor der Kaſerne hatte. Dieſer paßte er Tag und Nacht auf, und damals war es faſt gleich bedeutend, auf Kaſernenwache ziehen oder in Arreſt gehen. Denk dir alſo nur, jetzt hat ſich der Glaube verbreitet, unſere Regimentsgans ſey Niemand, wie jener Major, der es nun nicht laſſen könne, die Schildwache zu controliren und die unſauberen Soldaten zu verfolgen. Ich für meine Perſon bin aber nicht dieſer Anſicht und glaube feſt und beſtimmt, es iſt des Schulzen Bäbele.

Dein

Ferdinand.“

Hiermit endigte nun der Briefwechſel des Trompeters mit der Köchin, denn der Erſtere hatte ſeine Zeit ausgedient, und wir glauben annehmen zu können, daß er die Letztere geheirathet.

Was nun die Gans anbelangt, ſo blieb ſie Jahre lang bei dem erſten Reiter-Regiment, ſpazierte mit der Schildwache auf und ab und wurde als Angehörige betrachtet. Durch ihr anſtändiges und gutes Betragen wußte ſie ſich die Liebe der ſämmtlichen Mannſchaft zu erwerben und in ihrem gleichförmigen und harmloſen Leben traten nur dann Unterbrechungen ein, wenn ſich das Regiment für längere Zeit zu Mannövern oder andern Dingen entfernte. Das waren ſchmerzliche Augenblicke für ſie, ſie begleitete die Reiter bis vor die Stadt, und kehrte alsdann traurig und verſtimmt in ihren kleinen Stall zurück. Ja einſtmals bei einer längeren Abweſenheit wurde ihre Sehnſucht nach dem Militär ſo groß, daß ſie zur benachbarten Infanteriekaſerne hinüber flog und ſich dort mit dem wachthabenden Infanteriſten begnügte. Rührend war es hierauf anzuſehen, wie ſie die Zurückkunft des Regiments ordentlich ahnete und demſelben beim erſten Klange der Trompeten freudig entgegen flog.

Als das erſte Reiter-Regiment verſetzt wurde, nahm man ſie natürlich mit und in der neuen Garniſonsſtadt ſetzte ſie ihr altes Leben und Treiben fort.

Endlich ſchloß auch ſie ihre irdiſche Laufbahn und man las in den erſten Tagen des Jahrs 1853 im württembergiſchen Staatsanzeiger folgende ſchmerzliche Anzeige:

„Nach der Ulmer Schnellpoſt iſt die bekannte Gans, die langjährige

Gefährtin der Schildwache an der Kaſerhe des erſten Reiter-Regiments, mit Tod abgegangen.“

Es iſt nun natürlicher Weiſe unentſchieden geblieben, ob die Regimentsgans eine gewöhnliche Gans war, wie es ſo unzählige, leidenſchaftlich für das Militär eingenommene, gibt, oder ob ſie von einem böſen oder guten Geiſte beſeſſen war. Wir unſeres Theils glauben nicht an den Teufel, auch nicht an geſpenſtige alte Majore, ſind aber nicht abgeneigt, dem Gedanken der ehemaligen Köchin beizupflichten. Die Regimentsgans brachte, wie wir nach ſorgfältigen Erkundigungen aufs Genaueſte angeben können, ihr Leben auf achtzehn Jahre, ebenſo alt war auch des Schulzen Bäbele, als ſie ſtarb. — Sollte nicht hier ein geheimnißvoller Zuſammenhang zu finden ſeyn und ſollten ſich nicht alle jungen Mädchen von achtzehn Jahren die Regimentsgans zum ſchrecklichen Beiſpiel dienen laſſen und darnach trachten, ihre Leidenſchaft für Reiter- und andere Offiziere zu unterdrücken!

Das erſte Quartier.

„Es iſt jetzt gar kein rechtes Leben mehr bei ſo einer Batterie,“ ſagte der ehemalige Artilleriſt, nachdem er den Poſten an dem Gewehr bezogen, d. h. ſich ein friſches Glas Bier eingeſchenkt und ſich geräuſpert, „überhaupt in der Kaſerne da hört alles auf. Und die Eiſenbahnen, die haben alles Marſchvergnügen weggenommen; habe ich mir doch erzählen laſſen, daß ſie damals in Baden ganze Batterien auf Wagen geſetzt und mit der Lokomotive fortgeführt haben. Da ſoll einem am Ende doch die Luſt vergehen; ſpäter werden ſie noch eine Dampfkanone machen und da braucht man keine Pferde mehr, kein Pulver und gar nichts. Wir haben noch die alte ſchöne Zeit der Artillerie genoſſen. Ja wohl, ja wohl — Tauſend Donnerwetter! als es noch keine andere Percuſſion gab, als vielleicht in ſtillen Augenblicken die der flachen Klingen auf unſerem Rücken, als die Lunte noch regierte und das Zündlicht, wie ganz anders, anders war es da, ſagt der unſterbliche Schiller irgendwo. So eine reitende Batterie, die auf ſechs bis acht Dörfern herum lag, wurde angeſehen wie eine kleine Welt für ſich, es lag ſo ein gewiſſer unbeſtimmter Schein um ihr Thun und Treiben, ſo was Nebelhaftes, man wußte eigentlich nicht wo ſie ſich aufhielt, es hatte ſie noch kein Menſch vollkommen bei einander geſehen und doch war ſie da mit ihren Kanonen und Haubitzen, ihren Kugeln-, Granat-, Kartätſch- und Cartouche-Wagen mit Vorrath, Bagagekarren und der Feldſchmiede, die eigentlich nur zum Staat mitging. Ich für meinen Theil habe ſie nur ein einziges Mal gebrauchen ſehen und das war in einem Bivouak nach einem Manöver, da haben wir uns Kartoffeln auf dem Herd derſelben geröſtet. — Und ſo ein Capitain der reitenden Artillerie und Batteriechef, das war wie eine kleine Gottheit; man ſah ihn faſt gar nicht, d. h. wenn er nicht gerade bei den Haubitzen war, denn die lagen bei ihm im Dorfe, wir Andern erblickten ihn nur hie und da beim Batterieexerciren, bei großem Appell und, — wenn er etwas ganz Abſonderliches angeſtellt hatte.

„Damals wurde ich, wirklicher Vicebombardier bei der Fußartillerie, zur reitenden verſetzt. Ich hatte von C., wo wir damals lagen, nach J. wo die reitende Batterie war, zwei Marſchtage mit einem Nachtquartier in B. Ich mochte damals ſiebzehn Jahre alt ſein, war ein ſchmales dürres Bürſchſein, und als ich wegging, ſagte unſer Capitain d'Armes: nun Gott ſei Dank, daß der fortkommt, da brauchen wir doch keine Uniform mehr zu verhunzen, -— die meinigen wurden nämlich alle ein paar Zoll eingenäht — und, fügte er hinzu, ich brauche mich bei einer Kammervisitation nicht mehr zu ſchämen, denn haben nicht die Beinkleider dieſes Kerls — damit meinte er mich — wie ein doppeltes Degenfutteral ausgeſehen! Natürlicher Weiſe ließ ich ihn ſchwätzen und zog an einem ſchönen Frühlingsmorgen meines Weges. Es war im Frühjahr, die gefährlichſte Jahreszeit, denn die Sonne ſtach, das Gras ſchoß und die Bäume ſchlugen aus. Ich kam aber ungefährdet durch alle dieſe Dinge hindurch und freute mich einer Lerche, die eben in der Luft jubilirte und faſt ſo luſtig war wie ich ſelber, obgleich ſie nicht wirklicher Bombardier bei der reitenden Artillerie geworden war. Den ganzen Tag über zog ich ſo langſam dahin, genoß Mittags eine Schüſſel Milch und ein Stück Brod, ſchlief darauf eine Stunde in irgend einer Scheune und kam Abends nach B.; mein Quartier erhielt ich bei einem reichen Bauern, der mich freundlich empfing. Man ſetzte ſich gerade zum Nachteſſen, und die Knechte und Mägde, die nach und nach herein kamen, betrachteten mich wie eine Art Naturmerkwürdigkeit und mochten denken, ich ſei von irgend einer Zwergenbatterie, denn ſie fragten mich, ob wir wirkliche Kanonen hätten mit dicken Kugeln wie die anderen und wie hoch unſere Pferde ſeien. Natürlicher Weiſe warf ich mich in die Bruſt und brachte ihnen einen vortrefflichen Begriff bei von der Batterie Nr. 16, der ich zugetheilt war. Einer der Knechte ſchüttelte hartnäckig den Kopf und meinte ſchließlich, die Kinderwirthſchaft möchte er doch mit anſehen. Doch nahm mich die Großmagd in Schutz und bemerkte ihrem Collegen, bei der Artillerie komme es nicht darauf an, daß man ein großer und dicker Eſel ſei, ſondern da müßte man's tüchtig im Kopf haben, und das ſcheine bei mir der Fall zu ſein. Die Großmagd war eine der ſtämmigſten Perſonen, die ich in meinem ganzen Leben geſehen; ſie war zu groß und ſtark, als daß ſie mir damals ſchön vorkommen mochte, ich ſah nur mit einer Art von Bewunderung zu ihr empor; ſie behandelte mich vollkommen als ein Kind, und als ihr mein Stuhl beim Nachteſſen zu weit abſtehend erſchien, ſchob ſie mich mit demſelben ganz ſanft näher an die Schüſſel.

„Mit der Großmagd paſſirte mir das erſte Abenteuer meines Lebens.“

„Oho!“ ſagte Herr Staibel, „wir wollen nicht hoffen, daß —“

„Laßt ihn doch erzählen,“ verſetzte der Vicepräſident; „es kann der Sache nichts ſchaden, wenn ein Bischen Intereſſantes hinein kommt; Jugend hat nicht Tugend.“

„Dem muß ich für dießmal widerſprechen,“ fuhr der Erzähler fort. „Ich war wirklich zu der Zeit vollkommen tugendhaft. — Alſo wir hatten gegeſſen und nachher plauderte ich noch eine Weile am Küchenfeuer mit dem Wirth, ſeiner Frau, und dann wurde zu Bette commandirt. Die Großmagd brachte mich in ein Zimmer; es waren zwei Betten darin, und ſie zeigte mir das meinige; das andere wird für irgend einen Knecht ſein, dachte ich, es iſt viel Volk im Hauſe, man muß ſich behelfen. So zog ich mich aus und legte mich hin, entſchlief auch bald, denn ich hatte einen tüchtigen Marſch gemacht. Ich kann nicht ſagen, daß mich gerade ſchwere Träume beunruhigt oder meine Nachtruhe ſonſtwie geſtört worden wäre, nur einmal kam es mir vor, als habe ich die Augen geöffnet und Licht in dem Zimmer geſehen, auch die Geſtalt einer Perſon, die ſich wahrſcheinlich im zweiten Bette zur Ruhe begab. Doch warf ich mich wieder auf die andere Seite und ſchlief weiter.

„Wenn man beim Militär iſt und namentlich Pferde geputzt hat, ſo gewöhnt man ſich ans Frühaufwachen; mir ging es an dieſem Morgen ebenſo. Es mochte vier Uhr ſein, als ich mich ſchon vollkommen munter befand; es war ſchon heller Tag und nachdem ich zum Fenſter hinaus und nach dem Wetter geſehen, fiel mein Blick auf das andere Bett; ich hatte natürlich gedacht, einer der Knechte ſei mein Schlafkamerad, wie erſtaunte ich aber, als ich auf einem Stuhle ſtatt männlichen Kleidungsſtücken Unterröcke, Jacken, lange Strümpfe und dergleichen erblickte.“

„Aha!“ machte der Vicepräſident, „eins, zwei, drei aus dem Bette; hurrah! auf Huſarenart.“

„Ich will nicht hoffen,“ ſagte Herr Staibl.

„Seien Sie unbeſorgt,“ ſprach der Erzähler weiter; „ich verſichere Sie, daß das einzige Gefühl, was mich damals beſchlich, nur in der Luſt beſtand, laut hinaus zu lachen, dazu aber kam eine kindiſche Neugierde und ich beſchloß mich vollkommen ruhig wie ſchlafend zu verhalten um das Aufſtehen gehöriger Maßen mit anſehen zu können.“

„Ein ſehr gefährliches Mannöver,“ brummte der Vicepräſident.

„Ja, das hätte ſein können,“ entgegnete nachdenklich der ehemalige Artilleriſt, „und wurde mir vielleicht auch gefährlich in der Erinnerung. Eine halbe Stunde nachdem ich erwacht war, bewegte es ſich in dem andern Bette ebenfalls. Richtig! es war meine Freundin, die Großmagd. Sie hob ihren Kopf in die Höhe und blickte nach mir herüber; ich that, als wenn ich feſt ſchliefe, und hiedurch beruhigt, machte ſie ihre Toilette mit einer erſchrecklichen Ungezwungenheit. Uebrigens war dieſelbe bald beendigt, denn der ganze Anzug jener Bauernmädchen beſtand aus Schuh und Strümpfen, aus einem Unter- und Ueberrocke, ſowie einer Jacke von Zeug, die vorne zugehakt wird. Ehe nun meine Zimmernachbarin dies Mannöver ausgeführt, fand ich es für gerathen, durch einiges Dehnen und Strecken, ſowie einen tiefen Seufzer mein Erwachen anzukündigen. — Ich kann nicht ſagen, daß das Mädchen dadurch ſehr erſchrocken gerade herumgefahren wäre; ſie begnügte ſich, mich lachend anzuſehen, mit dem Kopfe zu nicken, und ſagte dann: So ihr ſeid aufgewacht? — Ja, ich bin aufgewacht, entgegnete ich ſcheinbar im Tone des größten Erſtaunens und riß meine Augen ſo weit als möglich auf.

„Nun, und was verwundert ihr euch denn ſo?“ fragte ſie lachend.

„Dazu habe ich doch alle Urſache,“ verſetzte ich. „Iſt es denn bei euch Mode, daß man Soldaten, die hier einquartiert werden, mit einer der Mägde zuſammen in’s Zimmer legt?“

„Ach geht doch,“ entgegnete ſie, „Soldaten, das iſt was Anderes, aber ihr! —“

„Nun, was bin ich denn?“

„Ihr ſeid ein Kind; wer wird ſich da viel geniren; und dann hat’s euch wohl auch nichts geſchadet, daß wir in einem Zimmer ſchliefen.“

„Mir freilich nicht,“ erwiederte ich, „aber es hätte euch ſchaden können.“

„Worauf ſie aber ein ſo luſtiges und lautes Lachen aufſchlug, daß es mich ordentlich ärgerte; auch rollte ſie in dieſem Augenblick ihre Hemdärmel auf und zeigte ein Paar ſo ſtarke und muſculöſe Arme, daß ich ihr das Gelächter verzeihen mußte. — Aber die Arme waren ziemlich weiß und das ganze Mädchen kam mir überhaupt viel hübſcher vor wie geſtern Abend.“

„Hoho!“ ſchrie der Vicepräſident, und als ihn hiefür ein ſtrenger Blick des Herrn Staibl traf, ſang er mit halblauter Stimme:

Marlborough ſeind gangen ins Kriege
Mirontom, Mirontom, Mirontine.

„Hört! hört!“ riefen die andern.

„Da ich nun einmal für ein Kind erklärt war,“ fuhr der Erzähler fort, „ſo ſpielte ich auch meine Rolle in aller Unbefangenheit fort. Ich lobte ihr Ausſehen, und das ſchien ihr zu gefallen; ich fragte ſie um ihren Namen, ſie hieß Anne, ich plauderte mit ihr von allen möglichen Dingen und veranlaßte ſie ſo, ihre Toilette langſamer zu beendigen. Endlich war dieſelbe beinahe fertig, und dann ſagte ich zu ihr: Wenn ihr mich alſo für ein Kind haltet, Anne, ſo könnt ihr mir auch wohl einen Kuß geben, worauf ſie mich überraſcht anblickte, und ich glaubte ſchon, ſie würde es mir verweigern; doch ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe: warum nicht? und trat an mein Bett. Ich war damals ſchon pfiffig genug, kam ihr nicht einen Zoll entgegen ſo daß ſie ſich auf mich herniederbeugen mußte.“

„O Filou!“ ſagte der alte Huſar.

„Sie beugte ſich alſo zu mir herab, drückte mir ihre friſchen Lippen auf den Mund, und damit der Kuß nicht gar zu kurz werden ſollte, ſchlang ich ihr meine beiden Arme um den Hals und hielt ſie einen Augenblick feſt, ja ſogar noch eine Secunde länger, als der Kuß gedauert hatte, und dieſe Secunde benutzte ich dazu, um ihr recht feſt in die Augen zu ſehen. — —

Das allein konnte ſie nicht ertragen, denn ſie machte meine Hände mit einiger Gewalt los und ſagte: Ach, laßt doch die Narrenspoſſen!“

„Und die Jacke?“ fragte unruhig der Vicepräſident.

„Ja, das warf böſe Phantaſieen in mein Blut,“ antwortete nachſinnend der ehemalige Artilleriſt, „und ich konnte es lange, lange nicht vergeſſen, was ich Alles an dem heutigen Morgen geſehen und erlebt; übrigens dauerte die ganze Geſchichte mit dem Kuß nur wenige Secunden, dann beendigte ſie ihre Toilette und verließ lachend das Zimmer. Ich blieb noch eine halbe Stunde auf meinem Lager und überlegte bei mir, es würde gerade nicht ſo unpaſſend ſein, wenn ich mich hier in dem hübſch gelegenen Dorfe und bei meinen angeſehenen Wirthsleuten einen Ruhetag herausſchlüge. Ich brauchte nur einige Müdigkeit zu affectiren und die Sache war abgemacht. Das that ich denn auch beim Kaffee, den wir unten gemeinſchaftlich tranken und der Bauer ſagte bereitwillig: „Wißt ihr was, wenn ihr müd ſeid, ſo bleibt heute noch da, ihr braucht deßhalb auch nicht auf's Bürgermeiſteramt zu gehen, um eine Verlängerung eures Quartierbillets nachzuſuchen; es macht mir eine Freude, wenn ihr da bleibt.“

„Ich ſagte nicht Ja und nicht Nein, ſondern ging in den Garten, um mich draußen umzuſehen. Da ſtand die Anne und hing Wäſche auf. Es gefällt mir hier, ſagte ich zu ihr, und der Bauer hat mich eingeladen, noch den heutigen Tag und die nächſte Nacht hier zu bleiben; was meint ihr dazu, Anne?“

„Bleibt da,“ entgegnete ſie ruhig, ohne mich anzuſehen, „mir ſoll es gleich ſein, — auch werde ich euch,“ ſetzte ſie nach einer kleinen Weile ſtockend hinzu, „morgen Früh nicht wieder ſtören wie heute.“

„Wie ſo?“ fragte ich überraſcht.

„Weil ich heute Nachmittag auf das benachbarte Dorf zu meiner Schweſter gehe, um dort ein Paar Tage zu bleiben.“

„Ah ſo! ſagte ich unangenehm überraſcht. „Dann iſt es doch wohl beſſer, wenn ich heute abmarſchiere.“

„Das meine ich auch,“ entgegnete das Mädchen, „es iſt gewiß beſſer — ſo lebt denn wohl!“ Damit reichte ſie mir ihre Hand und ich ging in's Haus zurück, packte meine ſieben Sachen, nahm von den Bauern Abſchied und zog gedankenvoll meines Weges. — — — —

„Was man nicht Alles erleben kann, ſagte ich zu mir ſelber. Bin ich nicht heute Nacht um ein paar Jahre älter geworden? Ja, ja, es kann nicht anders ſein,“ denn die Anne, der ich geſtern ſo ſehr jung vorkam, hielt mich heute für kein Kind mehr.“

Die Flaſchen-Compagnie.

Der Kutſcher eines Infanterie-Oberſten hatte die Wache bezogen, er ließ ſich ſein Glas voll ſchenken, ſtemmte darauf die rechte Hand in die Hüfte, ſpuckte zierlich auf die Seite, und als er ſich ein paarmal, Aufmerkſamkeit fordernd, rings im Kreiſe umgeſehen, ſagte er:

„Wir hatten einſt einen Hauptmann — Gott habe ihn ſelig, er iſt ſchon lange todt — das war ein umgänglicher-vergnügter Herr und hatte nur einen Fehler, er litt nämlich ſehr an einer trockenen Leber und konnte im Anfeuchten derſelben nie genug thun, woher es denn kam, daß er oftmals mit viel zu rothem Geſicht vor der Front erſchien, heute die Leute ſchrecklich abkanzelte und ſie dagegen morgen vor dem Major, ja ſogar vor dem Herrn Oberſten ſo auffallend in Schutz nahm, daß die beiden Geſtrengen ihre Köpfe ſchüttelten und ſich oftmals bedeutſam zunickten.

„Bei unſerem Hauptmann nun war ich, ſo lange ich diente, als Burſche, und muß ſagen, wir kamen gut mit einander aus. Er war unverheirathet, aber ich beſorgte ihm ſeine Menage ſo ausgezeichnet, daß er nie daran dachte, ſich zu verändern. Ja, er mochte mich ſo gut leiden, daß er zuweilen mit mir über jene unglückſelige Neigung zum Trinken ſprach, und dann konnte er ſagen: Schnabel, mich ſoll der Teufel holen, das Ding geht nochmal ſchief; ich weiß das wohl, aber Gott verdamm mich! es ſchmeckt ſo gut, wenn man Durſt hat. Und da hatte er Recht; das Unglück beſtand nur darin, daß er immer Durſt hatte, namentlich im Sommer bei Manövern und Paraden. Nun weiß ich nicht recht, was nach einer der letzteren vorgefallen iſt, als das Offizierkorps um den Oberſten im Kreiſe herumſtand, und einige ermahnende Worte über egalen Tritt, die gleiche Höhe des Rockkragen anhören mußte, genug, es paſſirte da etwas, denn man ſah plötzlich die jüngeren Offiziere vor Lachen faſt hinausplatzen, verſchiedene Hauptleute blaß werden, und den dicken Major vom Füſelier-Bataillon das Maul ſpitz zuſammenziehen wie ein Karpfen; der Oberſt aber machte große Augen, legte die Hände auf den Rücken und ſagte mit einer ſchnarrenden Stimme: „Herr Hauptmann!“ — dann ließ er die Stimme ſinken, und die anderen Worte konnte man nicht verſtehen.

„Aber man wird doch erfahren haben, was es war?“ meinte der Vicepräſident, „bei den Huſaren damals blieb ſo was nie verſchwiegen, da erfuhren wir Unteroffiziere allemal, was es bei ſolchen Veranlaſſungen gegeben.“

„Nun ſpäter erfuhren wir es auch,“ entgegnete pfiffig lachend der Kutſcher. „Der Oberſt des Regiments war ein kreuzbraver Mann, aber ein Soldat ſage ich euch, ſo Einer von der Gamaſchenſorte, das war furchtbar. Der ſah auch ſchon auf hundert Schritt, wann er heranritt, ob ſich der kleinſte Winkel in der Regimentsfront befand, oder ob eine Patrontaſche nur um einen Gedanken höher ſaß wie die andere. — Und wenn ſich ein Bajonett bewegte, das kann man ſo genau ſehen, wenn die Sonne darauf ſcheint, Teufel auch! da ging es ſchon von Weitem los, aber nicht mit Fluchen und Schimpfen, ſondern mit ruhiger, ſcharfer aber weithin ſchallender Stimme — Ha! konnte er ſagen, man rührt ſich in der achten Compagnie. Der vierte Mann vom rechten Flügel des zweiten Zugs. — Unglücklicher vierter Mann; das war eine Anweiſung auf Nro. Sicher für vierundzwanzig Stunden, worauf man ſchwören konnte.

„Nun hatten wir an dem Morgen eine große Parade vor Seiner Excellenz dem commandirenden General. und da ging es beſonders ſchneidig her. Was da in der Kaſerne geputzt und lakirt wurde, davon hat man ſonſt nirgendwo eine Idee gehabt. Eine Korporalſchaft that's der andern zuvor, namentlich im Lakiren der Taſchen, denn das war dem Oberſten ſein Steckenpferd; bei ſolchen Gelegenheiten mußte ich manchmal auch mit ausrücken, aber nur dann, wenn die Compagnie viele Leute im Spital hatte, und doch in ihrer beſtimmten Zahl ausrücken ſollte. Ich zog mich dann auf meiner Stube an und ging dann zu meinem Hauptmann, um ihm die Schärpe umzulegen, wobei er gewöhnlich ſagte: Schnabel, es iſt Gewitterluſt, wenn es nur nicht bei unſerer Compagnie einſchlägt; ſchenk mir noch ein Glas ein, um eine gute Contenance zu halten. — Darauf ging ich in die Stube der Korporalſchaft, um das Lederzeug zu nehmen und den Torniſter umzuſchnallen. Wir waren bei dem Sergeanten Mitzelbacher eingetheilt, dem erſten Lakirer des ganzen Regiments, denn der hatte eine eigene Methode, um den Rekruten das ſaubere Lakiren beizubringen. Wenn ſo ein armer Teufel ſich mit der Patrontaſche die größte Mühe gegeben und ſie nun vorzuzeigen kam, ſo ſagte er ruhig: Lieber Schatz, die Patrontaſche muß ſein wie ein Spiegel. Das iſt die deinige aber nicht, denn beſchau mir einmal dein Angeſicht darin und ſage mir, wo iſt der ſchwarze Flecken, den ich auf deiner Phyſiognomie ſehe? So ſchickte er ihn drei bis viermal fort, und der Muſketier gab ſich nun alle Mühe, den Patrontaſchendeckel ſo blank wie möglich zu lakiren, und den ſchwarzen Flecken zu entdecken, der meiſtens gar nicht exiſtirte.

„Aber ich komme zu weit ab,“ unterbrach ſich ſelbſt der Erzähler, „und muß von der Parade ſprechen. Der Oberſt alſo kam herangeritten, glücklicherweiſe hatte er nichts entdeckt, und hielt uns nur vor Front vom Pferde herab eine Rede, wobei er jeden Einzelnen beſchwor, dem Regiment keine Schande zu machen. Er wurde dabei ganz gerührt, und ging ſehr ins Einzelne, indem er dieſer und jener Compagnie ihre guten ſowie ihre ſchlechten Seiten ins Gedächtniß rief. Vor der zehnten blieb er auf einmal halten und ſagte: Unteroffizier Schmitz IV., Sie ſind ein braver Mann, aber erinnern Sie ſich wohl jenes ſchrecklichen Vorfalls; das ſind jetzt zehn Jahre, da haben ſie hier auf demſelben Platz bei einer Parade vor Seiner Majeſtät dem König mit der linken Schulter gezuckt; zucken Sie dieſesmal wieder, ſo hilft Ihnen kein Gott im Himmel und ich ſchicke Sie drei Tage in Arreſt. — Uebrigens bleibe ich Ihnen in Gnaden gewogen. — Dort ſehe ich Seine Excellenz, paßt mir auf, ihr Leute! Stille geſta — a — a — a — nd'n!

„Die Parade ging vorbei, der General ritt nach Hauſe, und unſer Oberſt ſtieg vom Pferde, um dem Offiziercorps die Zufriedenheit des hohen Chefs auszudrücken. Damals war es noch Mode, daß einer der gewandteſten Lieutenants ſeitwärts dem Regiment vormarſchirte, um den richtigen Tact anzugeben; es iſt das ein wichtiger Poſten und hing viel davon ab. Heute hatte es der Lieutenant von Schinke beſorgt, und zur höchſten Zufriedenheit des Oberſten, weßhalb ſich dieſer auch nicht enthalten konnte, dem Offizier die größten Lobſprüche zu machen. Sie haben vortrefflich vormarſchirt, Herr Lieutenant von Schinke, ſagte er, und ich weiß wohl, es iſt das eine Sache, die dem ganzen Regiment zur Ehre gereicht. Es war ein herrliches Tempo — Gott erhalte Ihnen dieſen Schritt! — Darauf hin hatten ein paar Offiziere eine lächelnde Miene gezogen, worauf ſich der Oberſt würdevoll umwandte und ihnen ſagte: Lachen Sie nicht darüber, meine Herren, es war ein koſtbares Tempo, Herr von Schinke, ein Tempo, das nicht Jeder angeben kann. — Gewiß, meine Herren, lachen Sie nicht, ſolch ein Schritt iſt eine Gabe des Höchſten.

„Darüber hatten nun kaum die keckſten Lieutenants gewagt, ein vergnügtes Geſicht zu ziehen, Niemand ſich aber unterſtanden, etwas zu ſagen. Nur mein Hauptmann, der ein Bischen ſehr aufgeregt ſchien, hatte verächtlich gelacht und meinte halblaut, das ſeien lauter Dummheiten; Jedermann müſſe wiſſen, was er vertragen könne, aber wenn Einer ſchief geladen, ſo marſchire er auch ſchief, habe er dagegen einen guten Ballaſt gelegt, ſo ſegle er auch gerade aus im richtigen Tempo, und was dergleichen Reden mehr waren. Nun hatte ihn aber ſein Major und Bataillonschef, wie man es ſo nennt, ſtark auf dem Striche und verwies ihm ſeine Reden ziemlich laut. Darauf gab ein Wort das andere, der Oberſt miſchte ſich darein, und das Ende vom Lied war, daß über den Hauptmann eine Meldung eingereicht wurde und er auf ſo und ſo lange vom Dienſt diſpenſirt. Dabei ging es aber wie gewöhnlich: wenn die erſte Klage gegen einen Menſchen einmal ausgeſprochen iſt, ſo folgen hundert andere, und das war bei unſerem Hauptmann leider mit gutem Grunde der Fall. Er war, wie ſchon geſagt, ein ganz braver Mann, verſtand auch ſeinen Dienſt, aber — die Flaſche, die Flaſche. Und daher leitete ſich denn auch eine ganze Menge nicht ungerechter Beſchwerden, die über ihn hereinbrachen. Nach einiger Zeit wurde er zuerſt zur Diſpoſition geſtellt, dann aber penſionirt; ich blieb bei ihm, denn er hatte mich ſehr gern, auch fing er an bedeutend zu kränkeln und behauptete immer, er könne ſich an ein fremdes Geſicht nicht mehr gewöhnen. So lebte er ruhig dahin, ging wenig ins Wirthshaus, trank aber zu Haus gerade nicht wenig. Doch gelang es mir häufig, ihn vom Uebermaße abzuhalten, ich ſetzte ihm ſeine Rationen und ſorgte ſchon dafür, daß er ſie einhielt, wofür er ſich aber zuweilen zu entſchädigen ſuchte, und wenn ihm eine ſolche Laune ankam, ſo ſagte er auf den andern Tag eine große Parade an."

„Wie kann aber ein Hauptmann außer Dienſt eine Parade anſagen?" meinte der Vicepräſident.

„Ihr werdet das ſchon hören," fuhr der Erzähler fort. „Gegen dieſen Befehl half keine Einrede, da konnte man nur blindlings gehorchen; und das that ich denn auch, um das Uebel nicht größer zu machen. Die Parade betraf nämlich ſeinen Weinkeller, in welchem ſich immer eine ziemliche Anzahl von Flaſchen vorfand. Ein benachbarter Küfer, der die Sache ſchon kannte, mußte mir helfen, und ſo trugen wir den Morgen in aller Frühe ſämmtliche Flaſchen in das größte Zimmer der Wohnung und ſtellten ſie da in ſchönſter Reihe in Compagniefront auf. Die eigentliche Compagnie bildeten drei Reihen Flaſchen von gewöhnlichem Getränk, gute Rhein- und Moſelweine durch einander, dazwiſchen hinein waren als Chargirte Rüdesheimer, Liebfrauenmilch und dergleichen vertheilt, die ſchließenden Unteroffiziere hinten waren Champagnerflaſchen, wogegen die Offiziere ſammt und ſonders durch vollgefüllte Waſſerkaraffen vorgeſtellt wurden. Der Offizier zum Vormarſchiren war beſtändig der ſcheußlichſte Grüneberger, der nur aufzutreiben war. — So ſtand Alles da, beſtens gerichtet und blank geputzt, ich fungirte als Hauptmann und der Küfergeſelle ſtand als Muſik mit einem Trichter in der Hand auf dem rechten Flügel.

„Der Hauptmann hatte ſich in ſein Schlafzimmer zurückgezogen, und wenn er glaubte, Alles könne fertig ſein, ſo kam er mit dröhnenden Schritten gegen die Thür und ſtieß ſie endlich weit auf. Bei dieſer feierlichen Geſchichte hatte er einen rothen wollenen Schlafrock an mit gelben Blumen, über demſelben den Degen geſchnallt und den Federhut ſchief aufgeſetzt, ungefähr ſo, wie es die ruſſiſchen Generale zu machen pflegen.

„Stillgeſtanden! ſchrie ich aus Leibeskräften und ſalutirte mit einem Schüreiſen, das ich in der Hand hatte. Er ſchritt gravitätiſch an mich heran, nickte mit dem Kopf und ſchickte ſich an, die Front abzuſchreiten. Natürlicherweiſe ſprang ich wie beſeſſen vor, ſchrie laut hinaus: Achtung! präſentirt's Gewehr! Der Küfergeſelle tutete wie wahnſinnig in den Trichter hinein und unſer commandirender Chef ſchritt würdevoll längs der

Linie, die Offiziere grüßend und warf hie und da einen ſtrengen Blick auf die Mannſchaft.

„Nachdem dieß vorbei war, rief er mich vor die Front, lobte die Haltung der Compagnie im Allgemeinen, bat ſich aber die Erlaubniß aus, die Mannſchaft im Einzelnen muſtern zu dürfen, worauf er denn ſeine Inſpection vom rechten Flügel anfieng. Schon der erſte Lieutenant erhielt das Prädikat: „ſehr wäſſerig,“ und dann ſchritt er bei der Reihe vorbei, wobei er jeden einzelnen Mann, d. h. jede Flaſche auf's Schärfſte in Augenſchein nahm; wehe dem, wo er auf dem Glaſe einen Staubflecken ſah, das Siegel nicht ganz rein und ſchön erhalten, oder die Etiquette verſchmiert oder an einer Ecke etwas abgelöſt. Da ergieng er ſich über Malproprität im Allgemeinen, über nachläſſigen und paradewidrigen Anzug, warf mit Kreuzdonnerwettern und Schmierfinken um ſich und dictirte dem unſauberen Manne Arreſt, nicht ſelten auch dem Unteroffizier, der die Corporalſchaft hatte, und wenn er einmal angefangen hatte zu ſtrafen, ſo konnte er nimmer aufhören, wir mochten noch ſo ſauber geputzt haben, er fand immer etwas zu tadeln und zum Arreſtgeben; ja, er hob nicht ſelten die Flaſche in die Höhe und ſchaute in die Seele hinein, und wenn er ſo etwas Dienſtwidriges fand, ſo konnte er ſagen: was hilft's mich, wenn der Mann auch von außen reinlich und pünktlich ausſieht und er hat eine ſchmutzige Seele. Fort in Arreſt mit ihm! Die alſo Bezeichneten wurden vom Küfer in die Ecke des Zimmers geſtellt, und wenn nun auf dieſe Weiſe die Parade zu Ende war, ſo ſagte er dem vormarſchirenden Grünberger noch einige ausgezeichnete Grobheiten und hielt mir als Chef der Compagnie ſchließlich eine längere Rede, worin es gewöhnlich hieß, die Compagnie fände ſich dießmal in einem äußerſt dienſtwidrigen Zuſtande, es thue ihm leid, aber er müſſe darauf antragen, daß ich zur Diſpoſition geſtellt werde. Worauf ich denn meine Entgegnung ſchon kannte und ihm ſagte: Herr Oberſt, ich weiß wohl, daß ich Ihnen ſchon lang ein Dorn im Auge bin; Sie trinken in Ihrem nüchternen Zuſtande nichts als Waſſer, ich aber mag ein gutes Glas Wein leiden. Laſſen Sie mich und meine Compagnie in's Teufels Namen zufrieden, und wenn wir Ihnen nicht gut genug ſind, ſo wollen wir nach Hauſe gehen; wir haben es überall beſſer wie in Ihrem Regiment. — Darauf ſah er mich einen Augenblick groß und erzürnt an, ſchien ſich aber eines Beſſeren zu beſinnen und ſagte: Bei Gott, Hauptmann, Sie haben Recht, 's iſt ein wahres Hundeleben, laſſen Sie die Compagnie zum Teufel gehen, wir wollen ein Paar Flaſchen zuſammen trinken.“

„Und die Compagnie?“ fragte lachend Herr Staibl.

„Die wurde ins Quartier, d. h. den Keller zurückgeführt,“ ſagte der Kutſcher, „die zahlreichen Arreſtanten dagegen auf den Tiſch geſtellt und noch im Laufe des Tages vertilgt.“

„Das war ja ein fideler alter Knabe,“ verſetzte lachend der Vicepräſident. „Und hat er es lang getrieben?“

„Nicht ſehr lange,“ entgegnete nachdenkend der Erzähler; „er genoß ſeine Penſion nicht ganz zwei volle Jahre, dann wurde er zur großen Parade abberufen, bei der wir einſt alle erſcheinen müſſen, feldkriegsmäßig bepackt mit allen unſern guten und ſchlechten Thaten.“

„Amen!“ ſagte Herr Staibl.

Eine Neujahrsnacht in Spanien.

Mitgetheilt

von

Julius v. Wickede.

Den Neujahrstag des Jahres 1811 verlebte ich unter Umſtänden, die mir ſtets unvergeßlich bleiben werden, und die auch zugleich zeigen, wie tief damals der Haß der Spanier gegen uns franzöſiſche Truppen war. Mit zwölf Lanciers von uns und einigen zwanzig Voltigeurs eines franzöſiſchen leichten Regiments, war ich in einer Meierei, die zu den Beſitzungen eines vornehmen ſpaniſchen Grafen gehörte, einquartiert. Wir freuten uns über dies Quartier, das wir ſeit ungefähr acht Tagen erhalten hatten, denn es war beſſer, wie mir noch je eins in Spanien zu Theil geworden. Der Verwalter der Meierei, ein alter Spanier, mußte noch manche Vorräthe verborgen gehalten haben, denn er gab uns eine ganz gute Verpflegung nach der Landesſitte und ſchonte beſonders den Wein in den großen gepechten Botagen nicht, von denen er unſeren Soldaten mehrmals am Tage vorſetzte. Da aus begründetem Mißtrauen gegen Vergiftungen kein franzöſiſcher Soldat Trank oder Speiſe in einem ſpaniſchen Quartier zu ſich nahm, ohne daß der Wirth davon koſten mußte, ſo gab dies dem alten „Pedro“ — ſo hieß der Verwalter — reichliche Gelegenheit, ebenfalls den Weinſchläuchen häufig zuzuſprechen, was er mit vielem Vergnügen und ſichtbarem Erfolg, wie ſeine rothe Naſe zeigte, that. Auch eine wunderſchöne junge Tochter „Juanita“ mit ſchwarzen, feurigen Augen hatte der Alte, die ſich aber ebenſo ſpröde und ſtolz zurückhaltend gegen uns bewies, wie der Vater freundlich, ja ſelbſt einſchmeichelnd war. Das Mädchen verhehlte ihren Haß gegen uns niemals und ſagte mir einſt, wie ich ihr einige Artigkeiten in meinem ſchlechten Spaniſch vorgeplaudert hatte, „es ſei Schade, daß ich noch ſo jung ſei, und doch ſchon ſo bald zur Hölle fahren müſſe.“ Ich lachte damals über dieſen gutgemeinten Wunſch der kleinen Haſſerin, wie denn ein Soldat aus dem Munde eines hübſchen Mädchens Manches mit anhören kann, was ein Mann ihm nicht ungeſtraft ſagen darf, und entgegnete ihr, „daß ich noch gar keinen Wunſch habe, zur Hölle zu fahren, ſondern noch recht lange zu leben und noch recht viele ſchöne ſpaniſche Mädchen zu küſſen.“ Mit einem Blick des tiefſten Haſſes ſah ſie mich auf dieſe Worte an und ging mit ſtolzen Schritten fort.

Am Neujahrstage, der bei den Spaniern als hoher Feſttag gilt, hatte der alte Pedro uns beſonders gut bewirthet und mit Lachen und Scherzen uns den Wein und die Speiſen vorgekoſtet. Nach Tiſche ſagte er dem Lieutenant, der die Voltigeurs befehligte, einem langgedienten alten Soldaten, er habe für heute Abend noch einen Extra-Schlauch bei Seite gelegt, und wenn er einige Kameraden dazu einladen wollte, ſo ſolle es ihm recht ſein. Dies geſchah denn auch, und vier franzöſiſche Infanterie-Offiziere und noch ungefähr zehn bis zwölf Lanciers und Voltigeurs, außer der Quartier-Mannſchaft, waren am Abend als Gäſte gekommen. In der großen Halle des Hauſes hatte die luſtige Trinkgeſellſchaft ihren Platz aufgeſchlagen. An dem einen Tiſch ſaßen die Offiziere, an zwei anderen aber die Soldaten in bunter Reihe, alle fröhlich ſingend, plaudernd, und dem guten, dunkelrothen Wein, den der alte Pedro in großer Menge herbeibrachte, reichlich zuſprechend. Mit geſchäftiger Eile und ſich ein über das andere Mal freudig die Hände reibend und behaglich ſchmunzelnd, lief der Alte von Tiſch zu Tiſch, trank häufig mit den Soldaten und Offizieren und ließ ſelbſt den Kaiſer Napoleon und den neuen König Joſeph wiederholt leben. Das gefiel beſonders den Offizieren ſehr, und in ihrer ſchon etwas erregten Weinlaune umarmten ſie den Alten ein über das andere Mal, ſchwuren, er ſei der bravſte Spanier, der ihnen jemals vorgekommen ſei, und ſie wollten ſich für ihn bei dem neuen König Joſeph verwenden, daß er ihn zum Haushofmeiſter ernenne. Auch die Frau von Pedro, ein altes neidiges Weib, und die ſchöne Juanita mußten heraufkommen und den Wein mit kredenzen. Letztere that dies mit ihrer gewöhnlichen ſtolzen Weiſe, und es ſchien mir, als wenn in ihren ſchwarzen Augen wirklich ein dämoniſches Feuer des Haſſes gegen uns loderte.

Da ich meiner Gewohnheit nach das viele Trinken vermeiden wollte, und ich als junger Soldat das häufige Anſtoßen mit den älteren Kameraden, die mich dazu aufforderten, nicht gut ausſchlagen konnte, ſo ſchlich ich mich bei einbrechender Dämmerung, als eben Alles im beſten Gange war, unbemerkt aus dem Saal. Ich wollte noch einen andern Trompeter um eine Dienſtſache fragen und ging daher in das Dorf, in dem unſere übrige Escadron und zwei Compagnien Infanterie einquartiert waren, was etwa $^1/_4$ Leguas von der Meierei entfernt lag. Der Trompeter hatte mir einen neuen Marſch einſtudiren helfen, und ſo mochte es wohl gegen neun Uhr Abends ſeyn, wie ich wieder in die Meierei zurückging. Die große Stille, die in dem ganzen Gebäude zu herrſchen ſchien, fiel mir auf, kein Fenſter war erleuchtet, nicht der geringſte Laut ließ ſich hören, das Ganze hatte etwas Unheimliches. Ich dachte mir, daß Alle bei ihrem Trinkgelage wohl ſchon eingeſchlafen ſein möchten, und um keine aufzuwecken und mit unnützen

Fragen über meine Entfernung gelangweilt zu werden, ging ich nicht durch die Hauptthüre, ſondern ſchlich mich leiſe durch eine kleine Nebenthüre in die Kammer, worin vier Lanciers auf einer Streu ſchliefen. Ein Schmerzensgeſtöhne, wie es ein Menſch im Todeskampfe ausſtößt, drang in der dunkeln Kammer plötzlich an mein Ohr und erſchreckte mich nicht wenig.

„Pour l'amour dieu donnez moi un peu d'eau," wimmerte mir eine leiſe Stimme aus der Ecke entgegen. Es war ein franzöſiſcher Voltigeur-Corporal, der, ſich vor Schmerzen krümmend und wälzend, auf der Erde lag, wie ich beim Scheine der Stalllaterne, die ich raſch an meiner brennenden Cigarette angezündet hatte, erkennen konnte. Ein Krug mit Waſſer ſtand noch in der Ecke der Kammer, ich reichte denſelben raſch dem Kranken, der mit gierigen Lippen denſelben bis auf den Grund austrank. Mit matter Stimme, oft von Wimmern und Schmerzensausrufungen unterbrochen, erzählte er mir jetzt, der Wein, den ihnen der Alte zuletzt gebracht habe, wo ſie in ihrer ſorgloſen Luſtigkeit nicht mehr darauf geachtet hätten, daß er aus jedem Schlauch ihnen vorkoſte, wäre ſtark vergiftet geweſen, denn alle Kameraden, ohne Ausnahme, lägen noch ſterbend oder ſchon todt oben im Saale; er ſelbſt habe noch Kraft gehabt, ſich bis in dieſe Kammer zu ſchleppen, da er hier Waſſer zu finden gehofft hätte. Kalter Angſtſchweiß überſtrömte mich bei dieſen ſchrecklichen Worten des Sterbenden, das Haar ſträubte ſich mir faſt in die Höhe; in welche furchtbare Mörderhöhle war ich hier gerathen! Doch bald kehrte meine Beſonnenheit wieder zurück; hier galt es, mein Leben zu retten und den noch Sterbenden die vielleicht mögliche Hülfe zu bringen oder ſonſt doch ihren ſchändlichen Mord zu rächen. Raſch löſchte ich meine Laterne nun aus, damit ihr Schein mich nicht zeige, legte die Stiefel und den Säbel ab, deſſen Klang mich hätte verrathen können, nahm aber zwei von den geladenen Piſtolen, die ſich in der Kammer befanden, und eilte nun wieder leiſe fort, um aus dem Dorfe die nöthige Hülfe zu holen. Wie ich an der Meierei hinſchlich, ſah ich in dem einen Fenſter, das zu der Schlafkammer des alten Pedro gehörte, Licht und hörte Stimmen dort ſprechen. Auf Händen und Füßen kroch ich an der Mauer näher, um zu erſpähen, was dort vorgehe, da mir dies wichtig ſchien. In der Kammer ſaßen, wie ich von außen bemerken konnte, der alte Pedro mit Weib und Tochter, zwei Knechte und ein Mönch aus einem nahen Kloſter. Letzterem erzählte der Alte, denn ich konnte ſchon ſo viel Spaniſch, um es nothdürftig zu verſtehen, mit rohen Scherzen, die Alle belachten, daß die verfluchten franzöſiſchen Hunde ſämmtlich in die Falle gegangen ſeien und es nicht gemerkt hätten, wie er zuletzt ihnen vergifteten Wein vorgeſetzt habe. Jetzt ſeien ſie ſchon alle crepirt, und nur der kleine Trompeter noch im Dorfe, dem wolle man aber auflauern, ſowie er in das Haus komme, und ihm auch den Garaus machen, dann aber mit den ſchon bepackten Mauleſeln in die Gebirge fliehen. Mit Wohlgefallen ſchien der Mönch dieſe

Erzählung zu vernehmen, und ich hörte noch, wie er Allen für die That auf ſo und ſo viel Jahre Ablaß von allen Sünden verſprach.

So ſchnell ich nur zu laufen vermochte, rannte ich jetzt querfeldein nach dem Dorfe und weckte den Capitän von unſerer Eſcadron, der dort im Quartier lag. Gerechter Zorn ergriff denſelben bei dieſer furchtbaren Kunde, und in aller Schnelle traf er die nöthigen Anordnungen, um wo möglich die Mörder noch in unſere Hände zu bekommen. So geräuſchlos wie möglich mußten Patrouillen der Voltigeurs und Lanciers abmarſchiren, um die etwa ſchon Fliehenden aufzufangen, während wir auf ungeſattelten Pferden mit dem Chirurgien-Major der Voltigeurs nach der Meierei hinjagten, dort wo möglich noch Hülfe zu bringen. Ein entſetzlicher Anblick, wie ich ihn in meinem ganzen Leben nicht grauenvoller gehabt habe, bot ſich uns dar, als wir mit Lichtern in den großen Saal, in dem das Trinkgelage ſtattgefunden hatte, eindrangen. Theils ſchon todt, theils ſich noch im letzten Todeskampfe krümmend und ringend, lagen alle unſere Kameraden, Offiziere wie Soldaten, Lanciers wie Voltigeurs, bunt durcheinander auf dem Boden umher. Ihr Todeskampf mußte ein furchtbarer geweſen ſeyn, denn vor Schmerzen gewaltſam verzerrt waren alle Züge ihres Geſichts, der Schaum ſtand Vielen vor dem Mund, die Augen waren verdreht, Einzelne hatten im letzten Ringen ſo convulſiviſch in den Boden gekratzt, daß ihnen die Nägel blutig waren. Daß hier keine Hülfe mehr möglich war, ſah der Arzt ſogleich, und nur den Voltigeurs-Korporal, dem ich das Waſſer gereicht und der auch weniger vergifteten Wein getrunken hatte, glückte es zu retten. Derſelbe war aber ſo geſchwächt, daß er ſpäter als Invalide vom Regiment entlaſſen und nach Frankreich zurückgebracht werden mußte.

Ein wildes Geſchrei der Soldaten unten im Hofe verkündete, daß es ihnen geglückt war, die ſchändlichen Meuchelmörder noch auf der Flucht zu erwiſchen. Eng gebunden trieben ſie den alten Pedro nebſt Weib und Tochter, den zwei Knechten und dem Mönch herbei. Ihre finſtere, trotzige Haltung hatten Alle nicht verloren. Kein Wort der Bitte kam über ihre Lippen, keine Miene des Schmerzes zeigte ſich bei ihnen. Die Wuth unſerer Soldaten kannte keine Grenzen, wie ſie die Mörder ihrer Kameraden ſo trotzig und ſich gleichſam der That freuend, daſtehen ſahen. Mit den Bajonetten und Säbeln fielen ſie über dieſelben her, und von vielen Wunden zerfleiſcht, ſanken alle bald in ihrem Blute nieder. Die ſo Zerfleiſchten, in denen übrigens noch Leben war, wurden von den wild aufgeregten Soldaten, unter denen ſich beſonders unſere Lanciers auszeichneten, in den Saal gezerrt, aus dem man die Leichen hinweggetragen hatte, und nun beſchloſſen, die ganze Meierei zu verbrennen. In der Tochter, die am wenigſten ſchwer verwundet war, obgleich ſie auch aus manchen Bajonettſtichen und Säbelhieben blutete, regte ſich noch viel Leben. Sie ſchlug die großen Augen wiederholt zu mir auf und bat mich um der heiligen Jungfrau willen, ihren

Leiden durch einen Piſtolenſchuß ein Ende zu machen, damit ſie der Qual des Verbrennens entginge. Ich zauderte anfänglich ſehr, doch was half dies, zu retten war das Mädchen nicht mehr, denn von zu gerechter Wuth ergriffen waren alle Kameraden. Sie bat mich noch einmal, ſo ſehr ſie nur vermochte, da ſetzte ich ihr eine der geladenen Piſtolen, die ich noch bei mir hatte, dicht an das Herz, wandte den Kopf weg und drückte los — und Juanita war auf der Stelle todt. Ich glaubte in dieſem Falle recht gethan zu haben und hatte auch nie die mindeſten Gewiſſensbiſſe, dem ſpaniſchen Mädchen ſo den raſchen Tod gegeben zu haben. Wenige Minuten darauf ſtand die ganze Meierei in lichten Flammen und verbrannte mit allen darin befindlichen Spaniern bis zur Aſche. Am andern Morgen begruben wir vier Offiziere und neununddreißig Lanciers und Voltigeurs, welche den ſchmerzlichen Tod der Vergiftung gefunden hatten, unter den Klängen des Trauermarſches und der dreimaligen Gewehrſalven. Auf ſolche Weiſe feierte ich den Neujahrstag von 1811, und dieſelbe war wohl dazu geeignet, mir noch lange im Gedächtniß zu bleiben.

Das Verhältniß der Spanier in unſerer Umgebung ward übrigens nach dieſem Vorfall wo möglich noch feindſeliger wie früher. Heimliche Ermordungen franzöſiſcher Soldaten kamen noch mehrfach vor, und wir durften uns beſonders des Abends niemals mehr allein, ſondern ſtets nur in größeren Trupps zeigen. Wir gaben hingegen niemals mehr gefangenen Guerillas oder auch nur Bauern, die wir mit den Waffen in der Hand außerhalb ihrer Wohnungen fanden, Pardon, ſondern es ward ein kurzes Standrecht über ſie gehalten und ſie dann gleich auf der Stelle erſchoſſen oder aufgehangen. Ich habe wenigſtens in der Zeit, da ich in Spanien war, an fünfzig bis ſechzig derartigen Executionen mit beigewohnt und ward zuletzt ganz gleichgültig dabei. Einmal auch noch in der Gegend von Valladolid mußte ich den Henker machen, und es war mir dies doch ein ſehr peinliches Geſchäft. Wir hatten, an zwanzig Lanciers unter Anführung eines Lieutenants, eine größere Streifpatrouille gemacht und erwiſchten bei dieſer Gelegenheit einen ſpaniſchen Bauer, der einen franzöſiſchen Militärarzt an demſelben Morgen angefallen und tödtlich verwundet hatte. Der Verwundete erkannte ſeinen Mörder wieder, dieſer läugnete die That nicht im Mindeſten, ſondern bedauerte ſogar noch, daß er ſein Opfer nicht beſſer getroffen habe, und ſo war denn in weniger wie fünf Minuten das Urtheil gefällt und ward wie in ſolchen Fällen gewöhnlich auf der Stelle vollſtreckt. Der Spanier bat, vorher noch einem Geiſtlichen beichten zu dürfen, ein Lancier galoppirte in das Dorf zurück, das kaum fünf Minuten entfernt lag, und kam mit dem vor Angſt halbtodten Pfarrer auf einem Handpferde an, und dem Verurtheilten wurden zehn Minuten zur Beichte geſtattet. Ich als der Jüngſte im Dienſtalter der Soldaten mußte den Henker machen. Aus unſeren Fouragierleinen knüpften einige ältere Lanciers, die in dergleichen Geſchäften ſchon mehr Erfahrung hatten, eine Schlinge, die um den vorſtehenden Aſt einer Korkeiche geworfen wurde. Der Verbrecher ward unter denſelben geführt, ich mußte ihm die Schlinge um den nackten Hals legen, nachdem wir ihm vorher ſeine rothe Zipfelmütze über das Geſicht gezogen hatten, zwei Lanciers zu Pferd erfaßten das andere Ende des Strickes und ſpornten auf ein Zeichen des Lieutenants ihre Roſſe an und — der Körper zappelte in der Luft und war bald ſteif und todt. Die Leiche ließen wir, wie in ſolchen Fällen ſtets üblich, zur Abſchreckung am Baume hängen, mit einer Inſchrift an der Bruſt, die das verübte Verbrechen und die ſogleich dafür erfolgte Beſtrafung verkündete. Als wir am anderen Tage wieder an dieſer zurückkamen, fanden wir den Spanier ſchon abgenommen und an ſeiner Stelle hing ein Strohmann, der in einige alte Uniformsſtücke unſeres Regiments gekleidet war. Eine Inſchrift auf der Bruſt war parodirend in ähnlichem Tone wie unſere geſtrige abgefaßt und enthielt den ferneren Wunſch, unſer ganzes Regiment in einer Reihe an den Bäumen aufgehängt zu ſehen. Wir rückten nun in das Dorf ein und forderten den Alcaden auf, den frechen Spötter zu entdecken, damit wir ſolchen zur gebührenden Strafe ziehen könnten. Da dieſer daſſelbe nicht wollte oder konnte, ſo verurtheilte der Lieutenant das geſammte Dorf, uns innerhalb zwei Stunden einige Dutzend Schläuche Wein und ſo und ſo viel Brod zu liefern, und drohte daſſelbe anzuzünden, wenn wir das Verlangte nicht erhielten. Dieſe Drohung half denn, der Wein und das Brod ward gebracht, und nachdem wir Einiges davon für uns gebraucht hatten, in das nächſte Hoſpital abgeliefert. Ich führe dieſe Geſchichte hier nur an, um zu zeigen, auf wie grauſame und gegenſeitig gehäſſige Weiſe der Krieg damals in Spanien geführt ward. Dem Soldaten darf man es nicht verargen, daß er in einem Lande, wo überall Gift und Dolch auf ihn lauerten, nach und nach grauſam wird.

(Aus einem demnächſt erſcheinenden Buche: „Soldatenleben“.)

Erzählungen eines alten Tambours,

mitgetheilt

von

Edmund Höfer.

Aus dem Freiheitskriege.

Ein ſchlanker hübſcher Mann in Civilkleidung ging die Domſtraße hinab und ſah ſich forſchend nach allen Seiten um, als ob er irgend wie oder etwas ſuche, und als er jetzt einen Unteroffizier der dort garniſonirenden Muſketiere daher kommen ſah, trat er von der Straße zu ihm auf's Trottoir, grüßte und ſagte: „um Vergebung, Herr, wiſſen Sie vielleicht, wo der Sattler Heußer wohnt? Früher lag ſein Haus in dieſer Straße, ich kann es aber durchaus nicht wieder finden.“ Der Unteroffizier deutete die Straße hinab. „Hinter jener Biegung,“ verſetzte er, „kommt ein gelbes Haus, daneben ein einſtöckiges, dann ein graues, das iſt's.“ Der Fremde lachte. „Richtig,“ ſprach er, „ich weiß jetzt, es iſt wo es immer war. Vor fünf Jahren war ich öfter als einmal dort, als der alte Nalow drin wohnte.“ Der Soldat ſtutzte und ſah den Frager aufmerkſamer an als bisher. „Der alte Nalow wohnt noch jetzt dort,“ bemerkte er. „Gott ſei Dank!“ rief der andre. „Ich fürchtete die Nachricht von ſeinem Tode zu erhalten und mochte Sie deshalb gar nicht nach ihm fragen. Zu Hauſe, meint' ich, würde ich alles noch zeitig genug erfahren.“ „Sie wollen zum alten Tambour,“ fragte der Soldat, „kennen Sie den?“ „Ob ich ihn kenne! Wer diente hier ſeit dreißig Jahren, der ſich des Alten nicht wie ſeiner ſelbſt erinnerte!“ „Wenn Sie es erlauben, begleite ich Sie zu ihm; es iſt auch mein alter guter Freund, der mich durch ſein ewiges Brummen beſſer erzogen und adrett gemacht, als alle übrigen Inſtructionen,“ meinte der Unteroffizier lachend, wandte ſich rückwärts und ſie gingen nebeneinander die Straße hinab.

„Sie haben hier gedient?“ fing der Soldat endlich wieder an. „Ja, als einjähriger Freiwilliger vor fünf Jahren.“ „Na, darum auch. Mir war's auch als müßt ich Sie kennen, Sie heißen Reinbold, nicht?“ „Freilich, aber auch Sie kommen mir bekannt vor,“ ſprach der Civiliſt. „Waren Sie damals denn auch beim Alten?“ „Ei,“ verſetzte er lachend, „erinnern Sie ſich nicht mehr ſeiner Geſchichten vom Peter mit dem Bart, vom Gelbgießer und dem Herrn von Wilderſtein und vor allen Dingen von der grauen Stute, die zu meiner beſondern Beruhigung bei Grandpru ihr Leben verlor —“ „Donnerwetter!“ rief der andre ihn unterbrechend und blieb ſtehen; „Sie ſind doch nicht —“ „Ja, ja,“ erwiederte der Mann luſtig, „ich bin der damalige Rekrut Joachim Hüffler und Sie denken nun wohl, wie konnte der tappige Burſch avanciren? Ja, nun mein Herr, Jahre machen auch Leute, zumal wenn Vater Ralow ſchilt und tadelt und nachhilft.“ Der Fremde lachte. „Sie haben recht,“ ſagte er, „nun aber von unſerm Alten: wie geht's der alten Eiſennatur?“ „Er iſt ſeit zwei Jahren penſionirt,“ verſetzte Hüffler. „Penſionirt? Wie hat er das überſtanden?“ rief Reinbold. „Ei, ganz gut,“ war die Antwort. „Er kam ſelbſt darum ein, denn er ſah's allmählig ein, daß es nicht mehr ging. Beim wirklichen Dienſt kommt er nicht mehr mit fort, und ſo empfing er denn in allen Ehren ſeinen Abſchied.“ „Aber dieſe Veränderung muß doch von bedeutender Wirkung auf die alte eingewöhnte Natur ſein,“ bemerkte der Ankömmling kopfſchüttelnd. „Nicht doch,“ erwiederte der Unteroffizier, „ſie iſt auch gar nicht einmal ſo groß. Auf die Wache kommt er Abends nach wie vor, mit den Offizieren und uns, die er länger kennt, verkehrt er noch immer; Sie würden ihn ſelten allein treffen, da ſtets beinah irgend ein alter Kamerad bei ihm iſt. Und als im Herbſt nach ſeiner Penſionirung der Oberſt ihn fragte: na Vater, wollt Ihr Euch nicht einmal unſre Rekruten anſehen? morgen laß ich ſie mir vorſtellen, kommt auch hin, es iſt ja Euer Regiment! — da war er doch ſo fidel wie ein Sperling im März.“ „Ja er hat viel Liebe,“ meinte Reinbold, „aber er verdient ſie auch.“ „Freilich, und er hat auch viel Reſpect,“ entgegnete der Soldat, „aber den verdient er gleichfalls. Doch da ſind wir.“ Sie traten ein und erfuhren, der Tambour ſei im Garten.

Als ſie in die Pforte traten, bemerkten ſie den Alten in ſeinem Mantel und die Feldmütze auf dem Kopf, wie er mit einem Korbe und einem breiten Meſſer in den ſchmalen Steigen prüfend auf und nieder ging und hie und da ſich bückend Spargel abſtach. Er ſah die Eintretenden und ihnen flüchtig zunickend, rief er: „wartet nur einen Augenblick, ich bin gleich fertig;“ und ging den Steig noch einmal ſuchend hinauf. Als er dann zurückkehrte, blieb er vor den herangekommenen Freunden ſtehen und betrachtete den Civiliſten aufmerkſam. „Nun Jochem,“ ſprach er dann, „wen bringſt du mir da?“ Und da der Unteroffizier nur lachend die Achſeln zuckte, fuhr er nachdenklich fort: „hm, wo hab ich das Geſicht nur geſehen? der verdammte Kopf läßt mich doch ſchon zuweilen im Stich, Herr — hm, hm! — Donnerwetter!“ rief er dann plötzlich, fuhr auf den Freund los, packte und ſchüttelte ſeine Hände und ſchlug ihm auf die Schulter, „Donnerwetter, Ihr ſeid es Freiwilliger! Aber wie zum Teufel ſoll ich Euch in den Kleidungsſtücken erkennen? Na Gott grüß und willkommen beim Alten.“ „Ja Vater,“ verſetzte der junge Mann heiter, „ich mußte durch dieſe alte Stadt und da ich einen Tag übrig habe, dachte ich, den könne ich gar nicht beſſer anwenden, als wenn ich einmal wieder bei Euch einſähe.“ „Ha ja,“ bemerkte der alte Tambour munter und verzog das verwitterte Geſicht zum zufriedenen Lächeln, „das iſt doch noch ein treues Blut, das freut mich. Und du merk dir das, Jochem,“ fuhr er zu dieſem gewendet fort, der die verſtreuten Spargel wieder in den Korb ſammelte, welchen der Tambour bei der Erkennung des Freundes hatte fallen laſſen, „du ſcheinſt mich ſeither auch ein Bischen vergeſſen zu wollen, Burſch.“ „Ei Vater,“ entgegnete der Angeredete luſtig, ohne von ſeinem Geſchäft aufzuſehen, „Ihr bedenkt auch gar nicht, daß die Excellenz in acht Tagen zur Inſpection kommt und daß wir da heran müſſen, als ob der leibhaftige Teufel los ſei.“ „Das iſt wahr, haſt recht,“ antwortete er. „Aber nun Freiwilliger, wohin nöthige ich Euch, denn hier können wir doch nicht ſtehen bleiben?“ „Bleibt Ihr lieber daheim Vater?“ fragte Reinbold, „oder wollt Ihr mit mir auf die Baſtion kommen?“ „Da bleib ich lieber hier,“ verſetzte der Tambour, „wir ſetzen uns auf den Altan dort, wo wir ſo manch liebes Mal geſeſſen, ich will den Korb hinein bringen und dann müßt ihr meine Gäſte ſein. Ich kann euch ein Glas Grog vorſetzen, habe den Rum geſchenkt erhalten. Und du Jochem lauf und hol den Feldwebel, das iſt auch noch einer von damals. Nun hinauf mit Euch, Freiwilliger, ich bin gleich wieder da.“

Etwa eine Stunde darauf ſaßen die vier denn auch richtig auf dem kleinen Altan auf der Stadtmauer unter dem Nußbaum, ſchauten die Gegend an, welche ſich nicht verändert, und die Geſichter, die auch beinah dieſelben geblieben, ja der Tambour ſah, wie Reinbold meinte, noch durchaus ebenſo darein, wie vor fünf Jahren; es war alles noch da von der maſſigen runzelvollen Stirn und den ſcharfen blauen Augen bis zum prachtvollen, ſchneeweißen Schnurrbart, deſſen Spitzen bis auf den Kragen der Uniform des Alten hinab ſtarrten. Nur die Brauen lagen noch ein wenig enger und tiefer gedrückt und die Falten, welche die Stirn theilten, zeigten ſich noch ſchärfer und feſter ausgeprägt. Der Alte mochte manchen finſtern Blick gethan haben, nun aber ſchaute er heiter auf ſeine Gäſte, trank und rauchte, fragte und berichtete.

„Na,“ ſagte er auf eine Frage Reinbolds, „es geht mit mir zum Preiß Gottes noch recht gut und meinen Dienſt hätte ich noch immer verſehen können; allein wie es vor zwei, drei Jahren ausſah, als ob wir alle Tage marſchiren könnten, hielt ich's für meine Pflicht, um den Abſchied einzukommen. Die alten Beine wollten nicht mehr fort und auf dem zweiten Marſch wäre ich liegen geblieben. Ich weiß wohl,“ fuhr der Alte lachend fort, „daß da einige von den Herren waren, die mich für's Leben gern mithaben wollten. Sie dachten: ein alter noch rüſtiger Kerl voran, der ſeine ſechzig Jahre im ſelben

Regiment gedient, das iſt was und macht Spektakel. Aber proſt die Mahlzeit! auf dem Wagen nachlungern mochte ich nicht, gehen konnte ich nicht, ein Wunderthier wollt' ich auch nicht ſein und ſomit holla und baſta, abgetreten. Und es hat mich noch nicht gereut, ich bin noch immer mitten drin. Freilich, wenn das Regiment wirklich ausmarſchirte und ich hier allein bliebe — der Teufel! ich weiß nicht, ob ich doch nicht nachhumpelte."

So plauderten ſie fort und endlich ſprach der Feldwebel: „na Vater, wir ſitzen da ſo ſchmuck beiſammen, wie ſonſt, der Abend iſt lang, von Dienſt keine Rede und für Stoff habt ihr auch geſorgt. Erzählt uns nun auch wie ſonſt einmal wieder eine Geſchichte." „Gewiß!" riefen die andern. Der Tambour lachte. „Dacht ich's doch," meinte er, „ihr ſeid noch immer wie Kinder, man muß euch zur Wiege was vorſingen. Und ich wollte es auch, wenn ich nur was wüßte; doch die Haupt- und Staatsactionen habt ihr ja bereits längſt gehört." „Ei Vater," entgegnete der Civiliſt, „Ihr habt da ein Halbdutzend Medaillen und Kreuze —" der Alte hatte vorhin den Mantel abgelegt und um ſeinen Gaſt zu ehren die Uniform angezogen — „die könnt Ihr doch nur für wackere Thaten erhalten haben und dennoch habt Ihr uns nie von Euch und Eurem Thun und Treiben ein Wort erzählt, immer von andern. Nun redet auch einmal von Euch ſelbſt." Der Feldwebel ſchüttelte den Kopf. „Das thut er nicht," meinte er. „Nein, das thu' ich auch nicht," ſagte Ralow und ein flüchtiges Erröthen lief über ſein braunes Geſicht. „Wozu auch? Ich hab nichts gethan, das beſonders wäre. Die Medaille hab ich dort gekriegt, und dies Zeichen da, und jenes hier und dies alte gute Kreuz für den letzten Sturm auf Dennewitz. Es war immer daſſelbe, wo wir 'nmal geſtürmt, wo wir uns geſetzt und gehalten hatten. Was iſt davon zu ſagen?"

„Oder ſeid Ihr nicht irgend einmal verliebt geweſen und hat ſich dabei nirgend was Namhaftes begeben, Vater?" fragte der junge Mann munter. Der Alte ſchüttelte ſich faſt vor Lachen. „Gott behüte!" ſprach er endlich, „was fällt Euch denn ein, daß Ihr ſolchen Unſinn fragt? Ihr ſeid wohl am Ende ſelbſt verliebt, daß Ihr immer von dergleichen hören wollt? Denn das geht ſo. Nein, Gott ſei Dank! mir hat die Liebe keinen Schaden gethan um das bischen Charmiren hier und da und was ſonſt dabei vorfällt. Das Zanken und Vertragen, das Maulen und Auseinanderlaufen, das iſt nicht der Rede werth. Aber weil Ihr darnach fragt und einmal was hören wollt, ſo kann ich Euch eine andere Geſchichte geben, bei der alles ſchmuck in einander greift, Liebſchaft und Elend, Krieg und Thorheit. Und zwar kommt eine Familie hinein, die ihr auch wohl kennt, Herr Reinbold." „Und die wären?" fragte der Genannte aufmerkſam. „Ei nun," entgegnete der Tambour, nachdem er getrunken, „Ihr werdet doch noch den alten Commerzienrath Frohnreich in S. gekannt und von ſeiner Familie gehört haben?" „Freilich Ralow, er lebt noch und iſt beinah neunzig Jahre alt. Seine Familie iſt aber ausgeſtorben, er lebt allein. Der arme alte Mann. Ein Sohn mein' ich, iſt nach dem Kriege im Lazareth an ſeinen Wunden geſtorben. Habt Ihr den gekannt?“ „Ja,“ verſetzte Ralow kurz. „So war’s aber mit ſeinem Ende nicht. Ich dachte, das ſei jetzt alles klipp und klar, wie man zu ſagen pflegt. Doch mag es beſſer ſein, daß man dies glaubt. Ich aber will euch jetzt von ihm erzählen, wie es war. Und ſomit ſperrt eure Ohren auf.

Bei dem freiwilligen Detachement unſeres Regiments,“ begann der Alte, „ſtanden dazumal — ich meine nämlich Anno dreizehn — zwei junge Burſche, die mir von ihren erſten Jahren an bekannt waren. Der Vater des einen war der Commerzienrath Frohnreich, der vor Zeiten in S. gewohnt und in meiner Heimath ein Nebenkomptoir gehabt hatte, darauf nach —g gezogen war und daſelbſt manches liebe Jahr hauste. Wie ich mit ihm und ſeinem Hauſe bekannt geworden, geht euch nichts an, genug, ich war dort ſo gut wie daheim, half und ſorgte, wie ich konnte und zog mit den Eltern zuſammen die Kinder groß, bald hätt’ ich geſagt, ich ſah ſie geboren werden. Nun, getragen und gewiegt hab ich ſie oft genug und dem Freiwilligen — Richard hieß er — hatt’ ich zu meinem beſondern Vorzug erkoren. Im Jahre 1811 zog der Alte wieder nach S. zurück, aber ich erfuhr oft von ihm und den Seinen und nun ſchickte er mir ſeinen Knaben mit der Weiſung, ich möge an ſeiner Stelle und wie ein Vater auf ihn achten. Das verhieß ich und hielt’s, denn der Junge war es werth. Einen beſſern und tüchtigern Menſchen hab ich nur einmal in meinem Leben kennen gelernt.

Ich wollte, ich hätte das auch von dem anderen ſagen können, der Leo von Steinſoll hieß und ein Sohn meines früheren Kapitäns war. Nach der Kampagne in den neunziger Jahren hatte der alte Herr ſeinen Abſchied genommen und lebte nun als Major mit ſeiner Familie gleichfalls in S. Den Sohn hatte ich vor Zeiten auch oft genug auf den Armen gehabt, ſeit der Zeit ihn aber nur geſehen, wenn der Alte einmal zu uns herüber kam und dann gemeinhin auch mich holen ließ. Und der Junge gefiel mir jedesmal weniger, denn ſchon in dem Alter war es eine hochmüthige, wilde und jähzornige Kreatur, die nichts als ſich ſelbſt für voll gelten ließ. Und als er nun beim Beginn des Feldzugs zu uns kam und ich ihn beobachtete, fand ich ihn um nichts angenehmer. Er war ein bildſchöner Menſch und brav wie ſein Vater, allein das erſte rührte mich nicht, da er als Mann deſſen nicht bedurfte, und das andere war in unſern Augen nichts Beſonderes. Brav waren wir alle. Aber er zeigte ſich auch kalt und ſchnöde gegen ſeine meiſten Kameraden, zuweilen auch jähzornig und vornehm und hochmüthig immerdar, ſo daß er nur auf wenige traf, die mit ihm zuſammenhielten und mehr als einmal zurechtgewieſen wurde. Nach der Dennewitzer Schlacht trat er ins Regiment und ward Offizier, und der damalige Kommandeur, der frühere Major vom erſten Bataillon, hielt ihm bei der Gelegenheit, wie es hieß, eine höchſt ernſthafte und erbauliche Rede. Aber das nützte auch nicht viel, er blieb wie er war und verkehrte mit Niemand mehr, der unter ihm ſtand. Nur mit Richard Frohnreich war er eng verbunden und befreundet. Und obgleich ich den mehr als einmal gewarnt und ihm mehr als einmal geſagt: ihr paßt nicht zuſammen, bleibt auseinander! — ſo hielt der doch hartnäckig an ihm feſt. Richard hatte für die Schlacht das Kreuz gekriegt und mußte bei der nächſten Gelegenheit Offizier werden, denn er war allgemein beliebt und angeſehen.

Während des Septembers hatten wir dazumal ſchöne Zeit. Wir marſchirten ein bischen, neckten den Feind ein bischen, blokirten Wittenberg ein bischen, rangirten die Reconvalescenten und ſonſtigen Nachſchuß ein, aßen und tranken ſo gut wir konnten und beſorgten unſere kleinen häuslichen Angelegenheiten, die in den letzten vier Wochen in arge Unordnung gerathen waren. Die Offiziere fingen wieder an, Haſen zu hetzen, Partieen zu ſpielen, Beſuche in der Nachbarſchaft zu machen und was dergleichen mehr iſt. Kurz, alle Welt verfiel auf Ueberflüſſigkeiten, und die Herren Kommandeurs gar auf Paraden.

Eine ſolche hatten wir denn einmal auf den Nachmittag auch vor und ich ſaß morgens bei meinem Bauern vor der Thür, flickte meine Uniform und putzte die paar noch übrigen Knöpfe. Da kam ein alter Kamerad daher, — er hieß Moski, — der gewöhnlich bei irgend einem Offizier Burſch war und ſich ſo eine Nebeneinnahme machte. Bis zur Schlacht diente er beim Major Reitern, ſeitdem der ins Lazareth gekommen, beim jungen Steinſoll.

Nun beſuchte er mich, ſetzte ſich zu mir und nahm, um nicht müßig zu ſeyn, meine Schuhe vor, die auch auf ihren Arzt warteten. Dabei rauchten wir ſehr viel Taback, da er ſeinen Beutel, Gott weiß wie rund gefüllt hatte, arbeiteten und ſchwiegen. Denn geſprächig war er äußerlich wenigſtens nicht. Das heißt, es war eine ſeltſame Kreatur. Wenn er was ganz kurz geſagt hatte, ſprach er drinnen weiter, ſo daß nur er ſelbſt es hörte, und wenn dann nach einer Weile wieder ein Wort laut ward, mochte es für ihn zwar ganz richtig und an Ort und Stelle ſeyn, für den Zuhörer lag es aber oft weit abſeits und kein Teufel konnte daraus klug werden, was es ſollte. Wer kennt alle Schleichwege in einem menſchlichen Kopf und kann den Gedanken nachlaufen? Und das verlangte der Thor gerade von ſeinen Zuhörern und wenn es nicht ſo ging und er erklären ſollte, ärgerte er ſich und ward grob, ſo daß nicht viele bei ihm aushielten. Na, wir zwei beide kannten unſere Weiſe und kamen noch ganz leidlich mit einander aus. Nun flickte er denn und ich putzte.

„Na,“ ſagt er mit einemmal, „das iſt nun auch vorbei.“ „So?“ fragte ich, denn ſagen mußte man was, ſonſt ward er auch grob. „O, es war Knall und Fall,“ ſprach er nach einer langen Pauſe weiter. „So?“ meinte ich, und als er wieder nach einer Pauſe die Achſeln zuckend murmelte: „je nun, wer das wüßte!“ verſetzte ich: „nun Moski, du weißt es doch?“ „Woher?“ fragte er, indem er auf und mich ſauer von der Seite anſah, „denkſt du, daß ich an den Thüren horche?“ „Hm,“ machte ich und er ſchwieg. „Gar zu dicke Freundſchaft taugt nichts,“ fing er endlich wieder an und ſchüttelte ſeinen Kopf wie ich zur Antwort den meinen. „Es ſoll übrigens ein ſchmuckes Dämchen ſein,“ war ſeine nächſte Rede. „Weiß nicht!“ antwortete ich achſelzuckend. „Na Gotts Sapperment,“ brach er aus und riß den Draht durch die eben auf den Schuh geſetzte Flecke, daß mir um mein armes Leder himmelangſt wurde. „Du kennſt ſie ja doch, Tambour.“ „Ei zum Kukuk, ſo nenn' ihren Namen,“ ſagte ich ärgerlich über den Fluch. „Der Teufel kann aus deinem Kauderwelſch klug werden.“ „Das Fräulein von Pochlitz auf Lindenberg bei S. kennſt du aber,“ ſprach er mürriſch. „Wer ſollte ſonſt zwiſchen ihnen Unfrieden ſtiften können?“ „Zwiſchen wem?“ fragte ich und war auf ſeinen Grimm ganz gefaßt, der jetzt denn auch a Tempo hervorbrach. „Heiland Millionen Schock Granaten und Donnerwetter!“ brauſte er auf. „Zwiſchen wem! Wer iſt denn geſtern Abend zuſammengekommen und hat ſich wie unſinnig gezankt, wenn nicht mein Lieutenant und dein Frohnreich. Und als der Oberjäger ging, blieb er in der Thür ſtehn und meinte: „überlegs dir, Leo. Willſt du mich mit Gewalt los ſein, ſo ſei es, bedenke indeſſen ſpäter, daß nicht ich die Schuld trage.“ Darauf erwiederte Meiner ein ſo gräuliches Wort, daß Frohnreich zurücktrat und die Thür wieder ſchloß. Als er dann ſpäter nochmals öffnete, waren beide ganz alterirt und Frohnreich ſprach: „adieu alſo, darnach paſſen wir nicht mehr für einander!“ und der Leo verſetzte: „haben's lange nicht mehr gethan, adieu.“ Damit war es aus und vorbei.“ „So!“ ſagte ich endlich ganz nachdenklich auf dieſe lange Rede, „alſo die ſind nun richtig auseinander. Hm, hm, hm.“ Es ging mir mächtig im Kopf herum. Aber Moski fuhr fort: „Und natürlicherweiſe,“ redete er, „iſt es ein Weibsbild, das zwiſchen die beide gerathen, denn das iſt einmal immer ſo, wo zwei Mannsleute auseinander kommen. Und daß es das Fräulein von Pochlitz iſt, denk' ich ganz ſicher. Kennen thun ſie ſich alle und zuſammen ſind ſie bald in Lindenberg, bald in S. alle Tage geweſen. Das erzählte mir des Majors Reitknecht, der dort gedient.“ „Möglich,“ meinte ich gedankenvoll, „ſie ſind bekannt und verwandt; die alte Pochlitz iſt des alten Steinſoll leibliche Schweſter. „Und ſo plauderten wir bald, bald ſchwiegen wir, bis er mir mit einem mürriſchen Wort die fertigen Schuhe zuwarf; aufſtand und ging. Da hatte ich Zeit zum Nachdenken.

Und ich dachte ernſtlich nach, denn die Geſchichte ging mir gar nahe, näher als ſichs ſagen läßt. Ein Freund iſt immer ein gutes Ding, im Kriege aber mehr als Gold werth, und nur daher hatte ich mich auch endlich ganz zufrieden in dieſen Verkehr der Beiden gefunden. Wie ſollte ich nun den Zuſammenhang erfahren, wann kriegte ich den Richard ordentlich und ohne Zeugen zu ſehen und zu ſprechen, da die Jäger in einem andern Dorf im Quartier und außerdem auch noch meiſtens auf Vorpoſten waren? Würde ich ihn wieder mit den andern vertragen können und dürfen, ohne daß er ſich was zu vergeben brauchte? Das dachte ich nun herein und hinaus, um und um, und mittlerweile ward's Mittag, ich aß, ich zog mich an, ich machte die Parade des Regiments mit und trat hinter drein mit den Uebrigen zum Appell an, alles nach Gottes Willen, denn ich ſelbſt wußte kaum, was ich that, ich war fernab von all dieſen Alltäglichkeiten.

Nach dem Appell blieben wir noch zuſammen; die ſiebente Compagnie unter dem Capitän von Haideck ward zu einem beſondern Nachtdienſt beſtimmt und ſechs freiwillige Jäger unter dem Oberjäger Frohnreich zum Mitgehen kommandirt. Aha! dachte ich, denn da der Leo bei der Compagnie ſtand, ſo waren ſie ja beide zuſammen und ich wußte nun, was ich zu thun hatte. Auf einem ſolchen Nachtmarſch mußte ſich Gelegenheit finden, mit dem Richard zu reden, ſei es während des Marſches, ſei es auf einem Ruheplatz, vielleicht mußt' ich ſie auch auseinander halten. Daß ich aber ſelbſt dabei zu ſein hoffte, hing ſo zuſammen. Wir hatten bei Dennewitz nicht nur viele Offiziere und Musketiere, ſondern auch viele Spielleute und beſonders Tambours verloren, denn ſchonen that ſich niemand. Bei der ſiebenten und achten Compagnie war keine Trommel mehr im Gang geblieben und bisher ihnen auch noch keine wieder zugetheilt; es ging hie und da ein Bischen konfus her. Haben mußten ſie aber doch eine bei einem ſolchen Unternehmen und da rechnete ich auf mich.

So ſpitzt ich denn meine Ohren und gleich hinterdrein ſah ich unſern Kommandeur, der mit den Bataillonsführern und dem Kapitän Haideck vor der Front ſtand, an den Fingern rechnen: eins, zwei — „Drei Tambours, die ſich nicht verblüffen laſſen,“ ſprach er und ſah mich dabei an. Ich ſprang vor. „Das bin ich,“ ſagt' ich, „und es gilt für alle drei, Herr Oberſt-Lieutenant.“ Da lachten ſie denn rund umher und der Alte meinte: „na, Ralow, euer Kreuz ſchmeckt euch wohl, möchtet vielleicht noch eins haben?“ „Warum nicht?“ fragte ich keck, „'s iſt noch Platz genug hier links, und dann möcht' ich mir auch die Füße vertreten, die ſchlagen hier ſonſt noch Wurzel.“ Er lachte. „Nun,“ meinte er, „dagegen könntet ihr euch auch ſonſt ſchützen, wir marſchiren gleichfalls. Aber es ſei ſo, man hat bei derartigem Dienſt nie genug verläßliche Leute.“ So hatt' ich meinen Willen und war froh.

Als es dunkel geworden, brachen wir auf, wurden über die Elbe geſetzt, zogen unſerm Führer nach faſt zwei Stunden durch Wieſen, Bruch und Wald und machten ſo, um jeder Entdeckung und Beobachtung vorzubeugen, einen ganz grauſamen Umweg. Endlich trafen wir auf einer kleinen Waldblöße mit einer halben Schwadron von unſern Dragonern zuſammen und hielten auf einige Augenblicke an.

„Das ſtellte alſo einen Ueberfall vor?“ bemerkte der Feldwebel, indem er ſein Getränk umrührte und die Cigarre aus dem Munde nahm, um zu trinken. „Ehe ein Ueberfall verſucht wird, muß man durch Schleichpatrouillen oder zuverläſſige Landeseinwohner ziemlich genaue Kenntniß —“ recitirte der Unterofficier ernſthaft aus irgend einer Inſtruction und ward durch das Lachen der drei andern unterbrochen. „Na ja,“ ſagte Ralow, „zuverläſſige Landeseinwohner hatten wir bei uns, ein Ueberfall oder noch beſſer ein Hinterhalt war's und er galt einem kleinen feindlichen Transport, der mit nur geringer Eskorte daher kam. Die Feinde waren durch unſer unnützes Umhergelunger gar zu dreiſt und ſicher geworden und bedurften einmal wieder einer heilſamen Lection. Wie man uns vertheilte, geht euch nichts an; die Jäger aber mit zwölf Musketieren und wir marſchirten in Begleitung eines Führers die Straße entlang bis ins Freie, wo wir hart neben dem Holz die ausgebrannten und verlaſſenen Gebäude einer Waſſermühle beſetzen ſollten. Im Rücken hatten wir einen See, rechts auf fünfzig Schritt das Holz. links einen tiefen, faſt zehn Fuß breiten Bach in hohen abſchüſſigen Ufern, darüber hinaus und dem Feind entgegen ein ziemlich freies, im Mondſchein weit überſehbares Feld; vor uns zog die Straße in der Entfernung von zweihundert Schritt vorüber und führte in den dichten Wald, wo die Unſern ſaßen.

„Eine eklige Poſition,“ ſchob der Feldwebel wieder ein. „Was ſolltet ihr eigentlich dort?“ „Ei, angenehm war ſie nicht,“ gab der Tambour zur Antwort. „Wir ſollten hauptſächlich verhindern, daß der Feind ſich in dieſem Poſten feſtſetzte und hielte. Wurden wir entdeckt und angegriffen, ſo hatten wir uns zu vertheidigen und ihn feſtzuhalten bis die Unſern herauskämen. Blieben wir dagegen, was wahrſcheinlicher war, verborgen, ſo ließen wir den Transport vorüber, rückten nach und ſperrten die Straße, wo ich dann meine Trommel brauchen konnte, um dem Feinde einzubilden, es ſei ihm ein größeres Detaſchement im Rücken. Was wollt' ihr? Mannſchaft hatten wir damals immer nur ſo knapp wie möglich. So inſtruirte uns der Capitän, der uns gleich nachkam und den Poſten beſichtigte. Uebrigens ſah das Ding gefährlicher aus als es war. Angegriffen konnten wir nur von der Front werden. Reiterei konnte überhaupt nicht wohl heran, große Angriffsmaſſen waren nicht da — weitere Feinde ſollten nach allen Berichten wenigſtens zwei bis drei Meilen entfernt ſtehen. Aufhalten durfte der Feind ſich aber auch nicht, denn die Unſern mußten ihm gleich auf dem Halſe ſitzen und es ging dann rückwärts oder nach vorn, jenachdem. Das Beſte aber war, daß wir den Transport erſt in zwei bis drei Stunden erwarten durften, wo denn der Mond bereits unter und das Dunkel groß war. Ueberdieß hatten wir die Feinde wie geſagt in der letzten Zeit nicht zur Vorſicht und Aufmerkſamkeit gezwungen.

Nun will ich euch aber nicht von Kriegsbegebenheiten erzählen, die ihr allerwärts beſſer dargeſtellt findet, ſondern ihr ſollt nur davon hören, ſoweit ſie zu unſerm Thun und Treiben gehörten. Und ſo laßt mich nur noch hinzuſetzen, daß Frohnreich nach der Entfernung des Capitäns zur beſſern Verbindung ein paar Bretter über den Bach legen ließ, eine Patrouille dem Feind entgegenſchickte, ſeine Poſten ausſtellte und dann zu mir zurückkam. Von Feueranzünden und Rauchen war natürlich keine Rede. Und es war eine kühle aber auch ſtille Nacht, ſo ſtill wie ſie draußen im Freien nur immer ſeyn kann, wo das irdiſche Leben und Weben niemals ganz erſtirbt. Von der Menſchheit aber und was mit der zuſammenhängt, war kein Laut zu vernehmen.

Wir zwei beide ſaßen in der Ecke am vordern Stall auf der bemoosten alten Steinmauer, welche den frühern Hof nach vorn begrenzte, hatten dort eine dunkle, trockene Stelle und eine weite Ausſicht. Und als wir uns zurecht geſetzt, wollte ich nun gleich anfangen, allein er kam mir zuvor, indem er ſagte: „zu hören iſt drüben nichts. Wenn ſich nur die Burſche nicht zu weit vorwagen. Mich ärgert jetzt, daß ich nicht ſelbſt mitgegangen bin.“ „Darfſt du deinen Poſten verlaſſen?“ fragte ich. „Hör' Ralow,“ ſprach er ausweichend, „dieſer Poſten macht mir graue Haare, er iſt ganz exquiſit verfänglich. Wir müſſen entdeckt werden; die Patrouillen-Führer des Feindes müßten Mann für Mann erſchoſſen werden, wenn ſie uns hier überſehen könnten.“ „Werden's aber thun,“ gab ich lachend zur Antwort. „Und erſchoſſen ſollen ſie nach unſern Diſpoſitionen ja auch werden. Alſo tröſte dich und beantworte mir lieber, was ich dich nur endlich fragen kann: weßhalb haſt du dich mit dem Steinſoll überworfen?“ „Wie ſo?“ fragte er nach einer Pauſe. „Nun, ihr habt euch ja gezankt,“ entgegnete ich. „Woher weißt du das?“ fragte er auf's Neue nach einiger Zeit. „Das geht dich nichts an,“ erwiederte ich. „Ich will nur wiſſen, weßhalb und was los iſt. Denn du geſtehſt mir doch zu, daß ich darnach mich erkundigen darf?“ „Vater,“ redete er nach einer neuen Pauſe, und ich hätte gar zu gern ſein Geſicht geſehen, welches im tiefen Schatten der Mauer beinah unſichtbar war, denn ſeine Stimme klang überaus ſeltſam, — „Vater, davon laß uns ſchweigen; es läßt ſich nicht ſo hinſagen.“ „Wer will das?“ fragte ich. „Ich nicht. Im Gegentheil, du ſollſt beichten, mein Knabe, wir haben Zeit genug, und ich will wiſſen, wie das zuſammenhängt. Dein Wohlergehen iſt mir nicht gleichgültig, und im Felde kann das Unbedeutendſte von großem Einfluß ſein, wie viel mehr denn iſt ſo was Ernſthaftes wie ein wirklicher Zank mit ſeinem Hauptfreunde. Und dann, — du weißt doch, was ich von ihm halte, wie ich dich früher von ihm abzuziehen geſucht. Meinſt du nun, daß ich nicht neugierig bin?“ Er ſtand auf und ging eine Zeit lang auf und ab, ſchritt dann über das Brett, horchte und ſetzte nach ſeiner Rückkehr die Promenade fort.

„So höre zu,“ fing er endlich an, blieb vor mir ſtehen und legte die Hände auf den Rücken, „es iſt anſcheinend ganz wenig, aber für mich doch leider viel zu viel, ſo daß ich wohl fremden Rath brauchen kann. Mit einem Wort, — ich bin mit Leos Schweſter, Louiſe heißt ſie, verſprochen, d. h. aber unter der Hand, denn einſtweilen würden es die Eltern ſicher nicht zugeben, und ich bezweifle ſogar, daß ſie's in der Folge thun werden, da ſie eigentlich ihrem Vetter, dem lahmen Hans Pochlitz auf Lindenberg beſtimmt iſt. Nun, wir halten deſto feſter an einander und korreſpondiren fleißig hin und her durch die Vermittlung meiner Schweſter Louiſe, und als ich während des Waffenſtillſtandes daheim war, haben wir wieder und wieder uns alles Treue und Liebe verheißen und verſichert. So ſchien Alles gut oder vielmehr zu gut, denn der Teufel hat ſich jetzt hineingemiſcht. Es mögen ein Paar Briefe verloren gegangen oder liegen geblieben ſein, Louiſe war mit meinem Vater verreist, dazu die Nachricht von der Schlacht und unſerem Verluſt, — kurz der Kleinen wird das Herz groß und ſie ſchreibt direct an mich. Zu allem Unglück muß ich vorgeſtern auch zum Dienſt im Hauptquartier kommandirt ſein, als ich zurückkomme, von einer Poſt höre und zu Leo eile, gibt der mir den Brief, den er ſehr wohl erkannt hat und da iſt denn der Teufel los. Natürlich habe ich ihm ſogleich alles auseinandergeſetzt, allein weit gefehlt, daß er Raiſon annehmen ſollte, wird er dermaßen heftig und ungehörig, daß ich ernſtlich erzürnt von ihm ging. Es blieb mir nichts Anderes übrig, Vater, ich mußte gehen, um Schlimmeres zu vermeiden. Ueberhaupt iſt mit ihm ſeither eine Wandelung vorgegangen; es iſt da etwas, das ich noch nicht recht verſtehe, dem ich aber auf die Spur gerathen bin. Die laß ich nun nicht mehr los.“

„Ja,“ verſetzte ich, da er ſchwieg, „du meinſt, daß der Hochmuthsteufel in ihn gefahren, ſeit er Offizier geworden. Nun, das iſt nicht richtig; er iſt immer in ihm geweſen, und wie du den Herrn zeichneſt, kenn' ich ihn ganz gut.“ Er ſchüttelte den Kopf. „Du haſt wohl recht,“ ſprach er, „ich meine jedoch etwas konträr Entgegengeſetztes, das ich daher nur um ſo weniger verſtehe. Davon indeſſen kann ich noch nicht reden, da ich nicht weiß, ſondern kaum vermuthe.“ Er ging wieder auf und ab.

„Lauf da nicht ſo umher,“ ſagte ich. „Wenn der Mond deinen Hirſchfängergriff trifft, blitzt das meilenweit. Setz' dich wieder her.“ Und da er langſam meinem Wunſche folgte, fuhr ich fort: „das weiß der Teufel, wo was los iſt, wo jüngere Männer aneinander gerathen, kann man doch beinah darauf ſchwören, daß ſie ein Paar Unterröcke oder gar einen und denſelben als Flagge führen. Und dieß hätte ich dir vorausſagen können, Richard. Die Steinſoll und die Pochlitz haben immer zuſammengeſeſſen. Des Majors Schweſter, weißt du, hat den alten Pochlitz zum Manne, und daß deſſen Schweſter nicht den Major kriegte, iſt nicht ſeine Schuld. Sie wollen einmal Lindenberg auch zu eigen haben, und wenn Leo auch die Helene heimführt, ſo iſt das nicht genug, die Lucie muß auch den Hans nehmen, da haben ſie's, ſo oder ſo.“ „Der Leo die Helene Pochlitz?“ fragte er. „Das glaub' ich nicht, da dort etwas Anderes ſein ſollte. Aber freilich — wer kann's wiſſen?“ „Was meinſt du?“ forſchte ich, doch die Antwort blieb aus, da in dieſem Augenblick der Poſten vorm Gewehr anrief. Unſere Leute ſtanden gleich parat, denn geſchlafen wurde bei dieſer Expedition nicht. Richard trat näher zum Poſten; und gleich darauf kam der Lieutenant von Steinſoll mit einigen Mann zu uns.

„Es iſt kein Poſten am Holz aufgeſtellt,“ bemerkte er im herben und mir wenigſtens auffälligen Ton. „Muß ich das noch ſagen? Ich dächte, man könnte das von ſelber wiſſen.“ „Sehr wohl,“ verſetzte Richard ruhig, „da aber nur Freunde dort im Walde ſtehen, wollte ich die Mannſchaft nicht unnütz ermüden.“ „Ja ſchlafen, Herr, ſchlafen, darin leiſtet ihr alle Großes!“ bemerkte der andere höhniſch. „Nun,“ erwiederte Frohnreich munter, „wenn wir von der Holzſeite auch vom Feinde gefaßt werden, kann es ziemlich gleichgültig ſein, ob wir ſchlafen oder wachen, denn in die Ewigkeit ſpazieren wir dann ſo wie ſo.“ „Ich verbitte mir alle Witze,“ lautete die ſcharfe Antwort. „Es ſoll ſogleich ein Poſten hin, auch dort an den Weg —“ „Da ſteht Einer.“ „Still!“ Und hier die Bretter? Was ſoll das? „Es ſteht ein Poſten am Buſch drüben, die Patrouille iſt hier hinaus und wir lauſchen auch drüben, denn der Schall wird hier durch den tiefen Bacheinſchnitt unterbrochen,“ berichtete der Oberjäger. „Unſinn,“ entgegnete der Herr in kurzem Ton. „Zieht die Bretter ein, ſie erleichtern nur einen Ueberfall.“ „Um Verzeihung Herr Lieutenant,“ ſprach Richard tief ernſt, „in dem Fall iſt der Poſten und die Patrouille beim raſchen Vorrücken des Feindes verloren, für mich wenigſtens, denn der Bach hat hier beinah ſechs Fuß Waſſer ohne die Ufer drüben, die faſt noch eben ſo hoch ſind. Und meine Mannſchaft iſt für den mir gewordenen Auftrag ſo ſchon knapp genug.“ „Belehrung will ich nicht und Gehorſam verlange ich,“ war die raſche Antwort. „Herein mit den Brettern.“ Mir kroch es über den Rücken, denn es war ein wahnſinniger Befehl und nur in der Blindheit des Haſſes gegeben; die Leute rührten und ſchüttelten ſich auch, als ob ſie dieſelbe Empfindung hätten, doch Frohnreich gebot raſch Stille und ließ die Bretter langſam und leiſe hereinnehmen. Nun, dachte ich, würde der Mann zufrieden ſein und ſich auf die Beine machen. Allein das Beſte ſollte noch kommen.

„Was iſt das?“ ſagte der Lieutenant plötzlich und hob die Naſe in die Luft, „es riecht nach Taback, wer unterſteht ſich hier zu rauchen? Ich wette, es iſt der alte Sünder, der Ralow.“ „Nun, will ich euch ſagen, hätte ich für mein Leben gern geraucht, ärgerte mich, daß ich's laſſen mußte, ärgerte mich noch mehr über dieſe Manier des jungen Menſchen, der bisher gegen mich beinah gethan, als ob er mich gar nicht kenne. Und das war mir ganz willkommen, und am allermeiſten crepirte mich gerade dieſer Angriff auf mich, ſo daß ich, als Frohnreich meinte: „von meinen Leuten raucht Niemand,“ alsbald hinzuſetzte: „nein, der alte Sünder auch nicht, aber bei den Begleitern des Herrn Lieutenants von Steinſoll iſt ein junger Sünder.“ Er fuhr herum, ſah den Mann, der in der That rauchte, ſchlug ihm die Pfeiſe aus dem Munde, wandte ſich dann zu uns und ſprach, indem man ſeiner Stimme den Grimm anhören konnte: „ich gehe jetzt und werde das Geſchehene melden. Jeder Unteroffizier würde hier beſſer kommandiren und jedenfalls auf beſſere Subordination halten.“ „Das mache wie du willſt,“ verſetzte Frohnreich eben ſo leiſe, aber ich hörte es doch, da ich ihnen um gute fünf Schritt näher ſtand als die andern, „und ich werde für dein Benehmen gegen mich gleichfalls Rechenſchaft fordern, aber von dir ſelbſt.“ „Bah,“ entgegnete er höhniſch, „ich erlaube nur den Gleichgeſtellten, dergleichen von mir zu wünſchen.“ „Nun gut,“ erwiederte Richard nach einer Pauſe und ſeine Stimme war ſo tief, daß ſie kaum noch vernehmbar blieb, „ſobald ich Offizier bin —“ „Bah!“ lachte der andere dumpf, „ſei verſichert, daß du nicht Offizier wirſt, ſo lange ich beim Regiment bin.“ „Sei verſichert, ich werd’s,“ war die Antwort. „Du haſt wohl Angſt vor mir?“ „Herr —!“ und das ward laut. „Stille auf dem Poſten!“ ſagte Frohnreich im ruhigen Ton. „Es wird ſich finden,“ bemerkte Steinſoll, der ſich auch wieder gefaßt hatte, wandte ſich zu ſeinen Leuten und zog gegen das Holz davon. Mir war über die Maßen ſeltſam zu Muth, froh, verwundert, betrübt und ärgerlich, alles neben einander. Frohnreich ſtand und ſah ihnen nach.

„Schiebt die Bretter wieder hinüber,“ ſprach er endlich. „Das wenigſtens will ich vertreten, ſo lange ich hier kommandire.“ Und während die Leute raſch den Befehl ausführten, deſſen Nothwendigkeit ſie einſahen, trat er zu mir und fragte: „nun, was ſagſt du? Ich hab’s dir lange geſagt, doch du haſt mir nicht glauben wollen,“ antwortete ich. „Ich verſtehe nur, daß er unmöglich allein wegen meines Verhältniſſes mit Lucie ſo komplett thöricht ſein kann,“ bemerkte er gedankenvoll. „So aus heiler Haut weg, wie du zu denken ſcheinſt, kann es auch nicht ſein. Es muß da noch was andres wirken, aber was nur? Dazu kommt,“ fuhr er fort, „daß er mit meiner Schweſter Louiſe gerade ſo ſteht wie ich mit der ſeinen. Das weiß ich wohl; und um ſo weniger begreiſe ich dieß Weſen gegen mich. Du haſt mir vorhin mit der Helene einen Floh ins Ohr geſetzt, Ralow. Aber das Reden nützt nun doch nichts. Komm mit hinüber, wir wollen horchen.“

Der Poſten meldete, daß er eben in der Ferne ein dumpfes Rollen zu vernehmen gemeint habe, und da wir ſelbſt horchten, hörten wir’s auch und ſahen gleich darauf die ausgeſandte Patrouille zurückkehren, indem die Leute im Schatten eines Baumes aus dem Seitengraben der Straße ſprangen und zu uns herüberſchlichen. Ihr Bericht war, daß die Spitze des Feindes eben aus dem nächſten Dorf ziehe und in einer halben Stunde hier ſein könne; der Transport ſelbſt folge unmittelbar, ſie marſchirt[illegible] gedrängt und anſcheinend ziemlich ſorglos, wenigſtens nicht ſtill. Frohnreich ſchickte die Meldung alsbald in’s Holz zum Kapitän, zog die Poſten ein, ließ die Bretter zurücknehmen und die Leute ſich verbergen und parat halten. Und als dann nach kurzer Zeit die beiden Leute aus dem Walde zu uns zurückgekehrt waren, ſaßen wir ſtill und harrten lautlos. In der Ferne vernahmen wir jetzt ſchon deutlich das Rollen der Wagen, einen klappernden Pferdehuf, hin und wieder ſogar auch andere Töne, wie von ſorglos plaudernden und lachenden Stimmen. Seh’n aber konnten wir nichts, denn der Mond war bereits hinab, und der Himmel hatte ſich hie und da bezogen, ſo daß wir kaum die einzelnen Bäume und Büſche auf dem Felde drüben und am Wege recht zu unterſcheiden vermochten. Und das war nicht angenehm, wie es das Warten niemals iſt. Für uns kam noch überdieß die Gewißheit hinzu, wie viel oder wenig wir bei der Sache zu thun haben würden. Unſer einziger Schutz gegen das Entdecktwerden beſtand darin, daß der Bach nicht leicht überſchritten werden konnte und ſich vor uns ſcharf ſchräg auf die Waldecke an der Straße zuwandte, dieſe unter einer maſſiven Brücke durchſchnitt und ſich dann gegenüber ins Holz verlor. Es war daher glaublich, daß die Seiten-Patrouillen zu faul, oder zu ſorglos ſein würden, um zuerſt die Brücke zu überſchreiten und dann wenigſtens drei bis vierhundert Schritt retour ſich nach den alten Mühlenruinen umzuſehen. Das ſagte ich Richard und ich hatte recht gehabt. Da kamen ſie endlich den Weg entlang, drei Mann wirklich über das Feld bis zum Bach, an deſſen Ufern ſie nun ſtanden, ſpähten und in ihrer dummen fremden Weiſe fluchten, die kein Menſch verſtehen kann, als ſie ſelbſt. Wir rührten uns indeſſen nicht, ſie verloren endlich die Geduld und ſpazierten die Ufer hinab zum Wege; für uns kam nun eigentlich der entſcheidende Augenblick, da ſich alsbald zeigen mußte, ob ſie im Bogen durch den Wald zu uns vordringen würden. Allein es ging Minute auf Minute vorbei und inzwiſchen rollten bereits die Wagen vorüber und ins Holz hinein. So ging es vielleicht eine Viertelſtunde fort und es folgte das ſchließende Piquet, als es drinnen laut wurde, unſer Kavallerieſignal zum Angriff rief und die erſten Schüſſe laut knallend durch die Stille der Nacht fielen. Da brachen denn auch wir hinaus und thaten, was unſeres Amtes war. Und um das Ding nicht länger zu machen als nöthig, will ich nur noch hinzufügen, daß nach wieder einer Viertelſtunde der Feind todt, gefangen oder verſprengt war und daß wir mit ungefähr zwanzig Wagen auf den nächſten Wegen der Elbe zueilten. Die übrigen fünfzehn Fuhrwerke mußten wir, da die Beſpannung das Weite geſucht oder zu Schaden gekommen, leider Gottes zurücklaſſen und anzünden. Während des Gefechts hatten wir einen kaum nennenswerthen Verluſt gehabt. Auf dem Rückmarſch jedoch verloren wir durch Schüſſe der in den Buſch geflüchteten Feinde noch ſechs oder ſieben Mann, nnd unter ihnen befand ſich Leo, dem von einer Kugel der Arm durchſchoſſen und die Bruſt geſtreift wurde. Nun das alles hätte übel genug werden können, zumal uns auch bei dem Austritt aus [illegible]m Buſch ſchon polniſche Lanciers auf den Hals kamen, die der Heidenſpektakel inzwiſchen herbeigerufen hatte. Da jedoch kam uns auch ſchon ein Bataillon unſeres eigenen Regiments entgegen und hielt uns das Geſindel vom Leibe, bis wir den Transport auf Flößen mühſam genug über's Waſſer geſchafft hatten. Aber das ging alles vorüber und als wir dann morgens im neuen Quartier wieder alle bei einander waren und alles überlegten, waren wir kreuzfidel, drückten uns die Hände, ſprangen und tanzten auf neuen Schuhen und lachten wie die Kinder. Nie ward ein ähnlicher Streich beſſer ausgeſonnen, berechnet und durchgeführt. Es klippte und klappte alles nur ſo zuſammen.

Ein Biſchen Uebel kam indeſſen auch nach. Leo hatte vor ſeiner Verwundung bereits Anzeige von unſerm inſubordinationsmäßigen Reden gemacht und wir kamen mit einem gehörigen Kreuzdonnerwetter und einigem Arreſt nur deßwegen davon, weil wir ſonſt tadellos unſern Dienſt verſahn und weil Frohnreich mit dem Lieutenant ganz beſonders bekannt geweſen ſei. Richard aber ward außerdem nicht Offizier, obgleich ihn der Oberſtlieutenant zu dieſer Expedition expreß ausgeſucht, damit er ſich auszeichnen könne. Doch auch dies ward verſchmerzt und als wir kurze Zeit darauf wieder einmal ſcharf mit dem Feinde zuſammengeriethen, ſchlug er ſich mit ſolcher Bravour und handelte mit ſolcher Tapferkeit und Geiſtesgegenwart, daß alles vergeben und vergeſſen wurde und er noch vor Leipzig ſeinen neuen Rang erhielt. In der Schlacht holte er ſich dann zur Beſiegelung ſeines Patents eine Wunde, die ihn jedoch nicht auszutreten zwang, und marſchirte darauf mit uns durch Deutſchland nach Holland. Wir ſtanden wieder bei der Avantgarde, und das, ihr Herren, iſt ein luſtiger Dienſt, wenn es vorwärts geht. Und vorwärts ging's dazumal, der alte Bülow trieb Tag und Nacht und wir liefen wie um's Botengeld und freuten uns wie die Schneekönige, daß wir endlich einmal unter uns und ohne all das fremde Geklapper waren. Die paar Ruſſen bei uns waren nicht der Rede werth, ihr General ſtand unter dem unſern, und ſeine Truppen — na, die ſtanden unter uns."

Der alte Tambour machte eine Pauſe, ſtand auf und ging ins Haus, um für friſches heißes Waſſer zu ſorgen; die andern drei ſprachen unterdeſſen über das Gehörte und manches Weitere hin und her, ſahen ſich auch die Gegend an, die im letzten Abendſonnenglanz ſo friedlich vor ihnen lag und bereiteten dann nach der Rückkehr des Alten Getränk und Cigarren, um ſeiner Geſchichte ohne Störung lauſchen zu können. Und ſo fuhr Ralow denn alsbald fort.

„So oft ich in dieſer Zeit auch mit Richard zuſammen war, erzählte er, und ſo viel zwiſchen uns über alles Mögliche geredet und verhandelt wurde, ſo wenig erfuhr ich über dieſe ſeine Liebesgeſchichte. Briefe hatte er wohl nicht erhalten, da die Poſten damals bei uns nicht täglich anlangten, und lamentiren und jammern that er nicht, denn das war fern von ſeiner Art. Und da ich ihn endlich einmal darnach zu fragen wagte, machte er ein ganz trauriges Geſicht und meinte, ich möge es nur gut ſein laſſen, er wiſſe gar nichts und wolle lieber überhaupt davon ſchweigen. Darin hatte er denn wieder recht, denn wenn einer was auf dem Herzen hat und weiß nicht wie ſo, weßhalb und warum, da thut ihm das Reden darüber weh; es bleibt ja doch nur leeres Geſchwätz, das aufrührt und aufrüttelt und zu Gott in der Welt nichts nützt. Ueberhaupt war er inzwiſchen gar ernſthaft und nachdenklich geworden und lebte nicht wie ein junger Menſch und kecker Offizier, ſondern wie ein alter Mann; liebreich und höflich blieb er immer, aber man ſah zuweilen, wie ſchwer es ihm ward, und das Lachen ſchien er ganz vergeſſen zu haben. Merkt euch das, Herr Reinbold, das macht alles die verdammliche Liebe und wer drei Meilen von ihr bleibt und drei Kreuze vor ihr ſchlägt, der handelt wie ein weiſer Mann. Die Liebe iſt eine ganz überflüſſige Empfindung und daß unſer Herrgott die in die Herzen ſeiner Menſchen gepflanzt, weiß ich eigentlich mit ſeiner ſonſtigen Gnädigkeit wenig zuſammenzureimen. Ich habe noch nie etwas Anderes daraus entſtehen ſehen, als Elend und Malheur.

Eines Abends, wir ſtanden ſchon in Holland und die Franzoſen lieſen vor uns, waren wir wieder auf Vorpoſten, wie ſich denn unſer Kommandeur das zu unſerm Privatvergnügen ein für allemal ausgebeten zu haben ſchien. Frohnreich kommandirte unſere Feldwache und wir plauderten einmal wieder aus Herzensgrunde. Er hatte Briefe erhalten und erzählte nun, wie's daheim ausſah. Leo hatte über jenes Begegniß im Herbſt berichtet und dadurch Unkraut geſäet. Die Familien waren verfeindet und ganz auseinander und der Major hatte geſchworen und geflucht, zum Frühjahr müſſe Lucie ihren Vetter heirathen, ſie möge wollen oder nicht. Und das war eine böſe Ausſicht, da der Major kein Komödienheld war und ſeinen Willen weder durch Engel noch durch Teufel beugen und ändern ließ.

Wir gingen am Feuer auf und nieder. „Das Beſte kommt noch,“ ſagte er nach einem längern Schweigen und fuhr ſich mit der Hand über die Stirne. „Glaubſt du wohl, daß der Patron ſich von meiner Schweſter ganz zurückzieht? Seit ſeiner Verwundung hat er nur einmal geſchrieben, und — ſie legt mir den Zettel bei — das iſt ſo kalt und herzlos, daß es mich tief im Herzen packt: das arme Kind hat das nicht um ihn verdient und wird dran zu Grunde gehen. Halb entſchuldigte ſie ihn mit ſeiner Wunde — na, bah, der Bettel! — halb denkt ſie, ich und meine Angelegenheit ſei daran Schuld. Dann wieder iſt ſie voll Angſt, weil es richtig davon munkelt, daß dem Leo von den Alten die Helene Pochlitz beſtimmt ſei, — 's iſt ſeltſam, Ralow, daß du damals alſo recht hatteſt! — Kurz, das Alles bricht mir das Herz und füllt mich auch wieder mit heißem Grimm gegen den Schuft. Zu dem kann man ſich alles verſehen, ſo ſchlecht iſt er; und wenn man zu allem Uebrigen noch die hieſige Geſchichte rechnet, ſteht einem beinah der Verſtand ſtill.“ „Die hieſige Geſchichte?“ fragte ich betroffen. „Was meinſt du?“ „Nun,“ verſetzte er finſter, „haſt du meine damalige Andeutung nicht verſtanden oder vergeſſen? Haſt du denn keine Augen? Die Chriſtine —“ „Höre,“ ſprach ich und blieb beſtürzt ſtehen, „nimm dich in Acht, Burſch, denn du weißt, da hört aller Spaß für mich auf. Was willſt du damit ſagen?“ „Daß die Sache zum Aeußerſten gekommen ſei, nicht, denn davon weiß ich nichts,“ entgegnete er. „Sonſt aber, däucht mir, könnte ein Blinder ſpüren, wie's mit ihr ſteht, daß ſie nur ſeit ſeiner Abweſenheit ſo herunter und ſo anders iſt, wie ſonſt.“ „Es iſt gut,“ ſagte ich und biß die Zähne zuſammen. „Das Ding wird unterſucht werden und Gott gnade ihm, wenn ſich was Ungehöriges zeigt. Dann ſoll er erſt ſpüren, wie's in der Welt zugeht und es ſoll ihm ſo neu ſeyn, als käm er eben erſt aus dem Mutterleibe, auf Ralows Wort, mag er Lieutenant ſein oder Excellenz. Aber das hat Zeit bis morgen.“ „Du nimmſt dir's ſehr zu Herzen, Vater,“ bemerkte Richard. „Nun, beim lebendigen Gott!“ verſetzte ich böſe, „wenn die Tochter ruinirt wird, geht das den Vater nichts an? Und iſt die Chriſtine nicht das Kind des Regiments, iſt ihre Ehre nicht die unſere, nicht meine, der ich ihr Pathe und Vormund bin? Na, bei Gott! Aber noch einmal, genug davon.“ Und ich ging und ſetzte mich ans Feuer.

Nach einiger Zeit kam er zu mir und bat mich, mitzukommen, er habe mir noch was zu ſagen. „Noch was?“ fragte ich wild. „Ich dächte, es wäre für einmal genug.“ Doch ich folgte ihm, und als er mich unter dem Arm gefaßt und ſeitwärts ein paarmal hin und her geführt, ſagte er plötzlich leiſe: „Du, Ralow, ich muß nach Hauſe.“ „Nach Hauſe?“ meinte ich ganz verwirrt. „Wer wird dir jetzt Urlaub geben?“ „Ich werde auch nicht drum einkommen,“ entgegnete er. „Ich gehe ſo.“ „So?“ „Ja, ſo. Und damit das Ding doch einigermaßen reputirlich ausſieht,“ fuhr er fort, „werde ich bei guter Gelegenheit einmal abhanden kommen, ſo daß ihr dann glauben und melden mögt, ich ſei todt oder gefangen.“ Mir ward ſchier ſchwindlig. Eine alte ſataniſche Geſchichte ſchoß mir durch den Kopf, wo mir der Teufel auch einen Menſchen ſtahl, der mir freilich noch lieber war, als dieſer hier. Aber wenn's auf das Liebhaben ankommt, regiert der, welcher lebt und nicht der bereits todt iſt. So ging dieſer jetzt auch vor und ich ſagte: „Richard, du biſt mein Offizier, aber du biſt auch mein Ziehkind, auf meiner Stube biſt du groß geworden und auf meinem Schooß. Du ſollſt und darfſt das nicht thun, denn es muß dich um Leben und Reputation bringen. Ich leid' es nicht.“ „Du mußt,“ ſprach er hart, „denn ich muß. Es wird und muß gehn, beruhige dich, Ralow, und ſchweige!“ „Na,“ meinte ich und mir war's, als müſſe mein Herz vor Verzweiflung mitten auseinander gehn. „Na, ich weiß nicht, bin ich verrückt heut Nacht oder iſt's die Welt, daß ſo Alles zum hellen Teufel geht, was man bisher für feſt und ſicher und tüchtig gehalten hat. Ich verſteh's nicht mehr.“ „Ja,“ erwiderte er dumpf, „die Welt wird verrückt und Keiner verſteht es mehr.“ Da ward mir auf einen Augenblick ganz ſchwachherzig zu Muth, denn ſolche Trauer und Verzweiflung in einem jungen Herzen ſind gar zu unnatürlich, und ich ſagte: „Richard, mein Sohn, beſinne dich. Muß es wirklich ſein?“ „Ja,“ war ſeine Antwort. Und da war meine Schwachheit hart und ich rief: „Nun gut, geh hin. Weßhalb ſollt's bei dir anders ſein, wie bei den Andern? Was mir am Herzen liegt, holt der Teufel ja einmal doch immer, Alles mit'nander. Und ſomit adje und guten Weg.“ Ich ging an's Feuer und ſprach kein Wort mehr, denn ich fühlte das, was ich geſagt. Unſer Herrgott iſt mir immerdar gnädig geweſen, wo ſich aber mein Herz mit einer Kreatur mehr zu thun machte, als nöthig, da erinnerte er mich alsbald fühlbar, daß das nichts als eitel Sünde ſei. So ſaß ich und ſann vor mich hin; der Richard ſprach auch kein Wort, und darüber kam der Morgen, wo wir abgelöſt wurden und ich meinem andern Geſchäft nachgehn mußte, d. h. der Dirne, der Chriſtine.

„Und mit der hing es folgendermaßen zuſammen,“ fuhr Ralow nach einer langen Pauſe ernſthaft fort. Die Falten und Furchen der hohen Stirn zeigten ſich noch tiefer als ſonſt und um den Mund erſchienen die Züge eiſenhart und feſt. „Als wir Anno Zweiundneunzig nach Frankreich marſchirten, lief dem Capitän d'Armes von unſerer Compagnie ein ſauberes junges Mädchen nach, guter Leute Kind, aber in den ſchmucken Burſchen verliebt bis über die Ohren. Unſer Oberſt liebte eine ſolche wilde Wirthſchaft nicht, ließ ſie zuſammengeben und erlaubte, daß ſie als Marketenderin bei uns blieb. Sie ward uns lieb, und als ſie während des Feldzugs ein Kind gebar, ſtand die Compagnie bei ihm zu Gevatter, — der Capitän von Steinſoll, der Feldwebel und ein Tambour, das war ich. Nachher in der Garniſon nährte ſie ſich ehrlich mit Waſchen und Nähen, bis nach einigen Jahren ihr Mann ſtarb und ſie ihm wie ein getreues Weib auch auf dieſe Campagne alsbald nachfolgte. Da erinnerten ſich ihre Eltern zum erſtenmal, daß ſie eine Tochter gehabt und noch eine Enkelin hätten und wollten die Kleine zu ſich nehmen. Allein die ließen wir nicht von uns, ſetzten ihr ihrePathen zu Vormündern und ſorgten dafür, daß, wenn die das Regiment verließen, ihre Nachfolger auch hierin an ihre Stelle traten, ließen ſie erziehn, ſammelten ihr eine Ausſteuer und hielten ſie als unſer Aller Kind. So ward ſie in Ehren groß und Anno Dreizehn, da ſie etwa neunzehn Jahr' zählte, marſchirte Chriſtine, wie ſie hieß, als Marketenderin mit uns aus. Sie hatt' es ſo gewollt, und uns war es ganz recht, denn wir hingen Alle an ihr und waren ſtolz auf ſie, das ganze Regiment, obgleich ſie ſich zur fünften Compagnie hielt, bei der ihre drei Vormünder ſtanden. Die waren damals der Capitän Arbeſſer, der Feldwebel Wulff und ich, der's von Anfang an geweſen und geblieben.

Nun, leider Gotts, war ſie ein Frauenzimmer und hatte als ſolches ein empfindliches Herz, bis dato ſich aber von dem Liebesunſinn noch frei erhalten. Ein Freiwilliger war ihr einmal nachgegangen und ihr ein wenig zu nah gekommen, da hatte ſie ihm ſelbſt handgreiflich die richtigen Wege gezeigt, und da wir's erfuhren, bewirkten wir's, daß der damalige Major Reitern dem jungen Menſchen auseinander ſetzte, wie es mit der Chriſtine ſtehe und daß ſie ſo gut wie die Fahne die Ehre der Compagnie, des Bataillons und Regiments ſei. Dann bewarb ſich ein Zweiter um ſie, ein Unteroffizier von unſerer Compagnie, und das war gut; er meint' es ehrlich, wollte ſie gleich heirathen und nach dem Feldzuge in ſeine Heimath führen, wo er ein Mühlenweſen und ſein gutes Auskommen hatte. Damit waren wir Alle zufrieden, nur ſie ſelbſt nicht. Und ſo tröſteten wir den Mann und bemerkten ihm, er möge nicht nachlaſſen, kein Baum falle auf den erſten Streich. So verging die Zeit, und es iſt begreiflich, daß wir in all dem Kriegs- und Siegslärm nicht mehr an ſie dachten, als ſich von ſelbſt und im täglichen Verkehr ergab. Wir waren gewohnt, ſie auf ſich ſelbſt achten und ſich ſelbſt ehren zu ſehen. Sie war zwar in der letzten

Zeit ſehr ſtill geworden und auch ziemlich abgefallen, hatte jedoch auf unſere Fragen immer erklärt, es ginge ihr ganz wohl und gut; und da wir nun Alle nicht gerade dick und rund waren, ſo meinten wir, die Strapazen möchten wohl dem zarten Dinge ein wenig zuſetzen, ſorgten daher für warme Kleidung und gutes Fuhrwerk und baten den Doctor, hin und wieder einmal nach ihr zu ſehen. An was Unrichtiges dachten wir nicht im Traum.

Nun könnt ihr euch den Schreck vorſtellen, den ich über Richards Erklärung kriegte. Gleich Morgens nahm ich ſie ins Gebet, und als ich ihr die Hiſtorie auf den Kopf zu ſagte, geſtand ſie denn auch ohne viel Umſchweife ein, daß ſie den Lieutenant Steinſoll lieb habe, ihn oder keinen wolle und ſich über ſeine Verwundung und Abweſenheit ſchier zu Tode gräme. Mein Reden und Schelten brachte ſie nur zum Weinen, und da wir den Tag Ruhe hatten, holte ich mir den Feldwebel, ging mit ihm zum Capitän und berieth mit Beiden, was zu thun. Zu Grunde gehn durfte das Kind nicht, und nach langem Hin- und Herdenken ſchien es uns das Beſte, ſie zu bereden, daß ſie gleich den Unteroffizier zum Manne nehmen möchte, damit er als Ehemann ſie ſchütze und nach Leo's bald zu erwartender Rückkehr durch alle Fährlichkeiten leite. Ich holte ſie herbei, der Capitän ſprach väterlich und ernſtlich mit ihr über die ganze Sache, ſtellte vor, ſchalt und tröſtete und machte ſie endlich mit unſerem Plan bekannt. Sie ſagte ſchlankweg nein und blieb dabei trotz all unſerem Reden, Fluchen, Ermahnen und Bitten. Leo ließe nicht von ihr und ſie nicht von ihm, — das war ihr Reden, Schluchzen und Weinen.

Ihr werdet vielleicht fragen,“ ſprach Ralow nach einer kurzen Pauſe weiter, „wie es möglich geweſen, daß die thörichte kleine Kreatur ſich dies Alles ſo feſt in den Kopf ſetzen konnte. Allein das war gar nicht ſo unnatürlich und es wirkte da Vielerlei zuſammen. Zuerſt war das Kind von uns Allen immer auf Händen getragen und honorirt, was es wünſchte, erhielt es, was es ſagte, geſchah, wenn irgend möglich, es hatte eine große Gewalt über uns und mochte ſich alſo nach und nach ſchon ein wenig einbilden und heimlich ſich jedem Manne im Regiment für ebenbürtig halten. Ja, ein rechtes, tüchtiges junges Mädel iſt das auch im Grunde und Niemand unter dem Himmel iſt über ihm. Zum Zweiten hatte ſie nie in ihrem Leben was Uebles erfahren und conträr war ihr bis dato nie was gegangen, ſo daß ſie leichtiglich glauben mochte, dergleichen ſei gar nicht in der Welt. Endlich — ſo ein junges Herz iſt ein ſeltſam Ding, leichtgläubig über die Maßen und vertrauensvoll, daß man eigentlich darüber lachen müßte; das wird ſo leicht beſchwatzt, und was es mag, das glaubt es, und was es glaubt, das nimmt es in ſeinem innerſten Kern, wo denn kein Teufel es wieder herauszuholen vermag. Das merkten wir jetzt, als wir vor ihr ſtanden und auf ſie einredeten.

„Was denkſt du dir eigentlich bei der Sache?“ fragte der Capitän endlich ganz ernſtlich. „Was ſoll nur draus werden? Biſt du denn wirklich thöricht genug, zu glauben, daß er es ehrlich meint?“ Sie hatte, wie geſagt, bis dahin wenig mehr gethan als geweint und geſchluchzt, nun jedoch richtete ſie ſich ganz gehörig auf und ſprach ebenſo ernſt und feſt: „Das iſt keine Thorheit, ſondern das iſt mein Leben. Ich glaub' ſo, Herr Capitän, ich lebe und ſterbe darauf, daß er es ehrlich und ernſt meint, denn er hat mir von ſelbſt und hundertmal geſchworen, daß ich ſein bleiben ſolle, daß er nicht von mir laſſen werde. Und wenn er ſo ſchwört — muß ich darauf nicht Leben und Seligkeit bauen?“ „Woher ſo ein junges Ding nur all den Glauben kriegt!“ ſagte der Capitän kopfſchüttelnd. „Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich's verſtehe. Aber Glauben hin und her, — ich ſage dir, meine Tochter, du irrſt dich. Der Major von Steinſoll, ſein Vater, gibt das im Leben nicht zu, ſeine Frau ebenſowenig und ſeine Tochter auch nicht. Die würden ſchöne Geſichter ſchneiden. Das glaube, darauf baue, denn das iſt das Richtige.“ „So iſt's,“ ſchoben wir Andere ein, „der Herr Capitän hat ganz recht.“ „Nein,“ entgegnete ſie feſt und warf den kleinen Blondkopf auf. „Leo hat mir oft genug von den Seinen erzählt, wie gut die ſeien und wie lieb ſie ihn haben. Die geben nach, wenn wir ſie recht — recht ſehr bitten. Sein Vater iſt ja mein richtiger Pathe.“ „Papperlapap,“ meinte der Capitän ärgerlich, „das iſt Alles dummes Zeug, wie's ein wilder Burſch wohl einer thörichten Dirne vorredet. Wir kennen die Leute auch, Chriſtine, und die Welt dazu, darin geht es anders her, als du dir ausphantaſirt. Du aber, du Soldatenkind, du Herzblatt und Stolz deines Regiments, willſt du dich ducken, ſchuhriegeln und über die Achſel anſehn laſſen? Haſt du gar keinen Hochmuth und keine Ehre im Leibe?“ Sie athmete tief auf und ward feuerroth wie der Kragen ihrer kleinen, ſaubern Uniformjacke, die wir ihr hatten machen laſſen. „Nein,“ ſprach ſie, „das trüg' ich nicht. Und wenn es je dahin käme, gingen wir auf und davon und lebten wo anders. Die Erde iſt groß. Das hat Leo mit mir auch ſchon längſt und offenherzig beredet.“ „Wer iſt der Leo eigentlich, den du immer nennſt?“ fragte der Capitän mit gerunzelter Stirne. „Verſtändigen wir uns; du meinſt doch wirklich auch den Lieutenant von Steinſoll?“ Sie ward wieder feuerroth und nickte nur. „Nun gut,“ fuhr er fort, „ich liebe Klarheit und Offenheit bei jedem Geſchäft. Alſo, es ſei wie du ſagſt, — was wird während des Krieges aus dir? Und nachher, wohin wollt ihr und wovon leben? Er hat eine gute Karriere vor ſich, die muß er aufgeben, — glaubſt du, daß ihn das niemals reuen, daß er dich dies Opfer nie empfinden laſſen würde? Chriſtine, Kind, du biſt nicht dumm, du haſt dich in der Welt umgeſehen, du weißt, daß du bei uns gut und hoch angeſchrieben, daß du aber von Haus aus ein Soldatenkind biſt, daß Gleiches zum Gleichen gehört und Ungleichheit nie was taugt. Du erinnerſt dich des Capitäns Willmar und ſeiner Frau, die auch aus geringem Stande war, wenn auch ſonſt ein ausgezeichnetes Weib, — wie war es da? Hatten ſie eine zufriedene Stunde? Und war er ſonſt nicht gleichfalls ein liebenswürdiger, braver, gütiger Mann? Glaub mir, ſo ſchwach das dir erſcheinen mag, darin ſind wir alle gleich, denn es iſt einmal Menſchennatur, daß wir von unſrem Platz nicht zurück, ſondern vortreten wollen.“ „So wird und kann es nicht mit uns werden,“ erwiederte ſie nach einer Pauſe und die Augen voll Thränen. Ich will ihn ja auf meinen Händen tragen und in meinem Herzen, da muß er mich wohl immer lieb haben und mir freundlich ſeyn.“ „Bis er dir einmal untreu wird,“ ſagte ich. „Das wird und kann er nie,“ rief ſie auffahrend und ihr blaues Auge funkelte ſo blank wie der hellſte Stern am Himmel. „Gieb du nur eine rechte, ächte, feſte Treue hin, Vater Ralow, dagegen kann keine Untreue aufkommen. Das weiß ich.“

„Hört, ihr Herren,“ fuhr der Alte fort, „da brach mir der Schweiß aus der Stirn und mein Herz zitterte wie ein Laub am Baum; ich hätte lieber drei Batterien geſtürmt. Gegen dies kleine gläubige Herz, gegen dieſe treuen, ſchönen Augen! O, hol's der Teufel! Es war ſchier zu viel, aber ich mußte, denn die Dirne durfte nicht verderben. Und ſo ſammelte ich alles, was ich an Muth in mir zu finden wußte, und ſprach hart und rauh: „ſo? Alſo das Alles weißt du, Chriſtine? Weißt du denn auch, daß der Herr von Steinſoll ſich und ſeine Treue ſchon vor dem Feldzug heimlich der Schweſter des jungen Frohnreich anverlobt hat? Hat er dir das geſagt?“ „Hoho!“ riefen Capitän und Feldwebel. Sie ſtand und ſah mich ſcharf an. „Nein,“ entgegnete ſie dann kalt und blaß, „davon weiß ich nichts, es iſt aber auch gar nicht wahr. Und geſetzt, es wär' auch ſo geweſen, jetzt iſt das vorbei und er iſt mir ſicher und der Meine.“ „So?“ redete ich weiter. „Alſo deinetwegen ſollt' er an einer andern zum Schuft werden, die ihm ebenſoviel und mehr vertraut als du? Was würdeſt du von ſolchem Menſchen denken? [illegible] wahr, ſag' ich dir. Aber recht magſt du doch haben, es wird wohl auseinander gehen oder ſein, doch nicht deinetwegen. Der Herr liebt die Veränderung, merkſt du, und iſt jetzt wohl damit zufrieden, daß ihm die Eltern eine andere Braut ausgeſucht haben, ſeine Couſine, Fräulein Helene von Pochlitz. Haſt du das auch gewußt?“

Nachdem ſie mich einen Augenblick ganz ſtarr angeſehen, trat ſie zu mir, legte die Arme um meinen Hals und lehnte den Kopf ſo an meine Schulter, daß ſie mir recht tief in die Augen ſah, als wolle ſie ganz in mir ſein, und ihr Blick kam ſo traurig und ſo ſanft aus ihren Augen heraus, wie der eines Reh's, wenn's mit ihm Matthäi am letzten iſt. „Vater Ralow,“ ſagte ſie endlich und ihre Stimme war auch ſo weich und traurig, „du haſt mich immer lieb gehabt wie dein Kind, mich gelobt und geſcholten, und was ich Gutes erhielt, von dir hab' ich's immer am meiſten bekommen, — wie kannſt du mir nun ſo ganz furchtbar weh thun und mir nehmen, wovon mein Herz allein klopft und mein Kopf weiß, das iſt Leo's Bravheit und Treue? Iſt denn das alles wahr? Es iſt ja doch gar nicht — gar nicht möglich!“ Und dabei wandte ſie ihr Geſicht ab und die Thränen fielen aus ihren Augen wie Regen. Uns ward gar kurios zu Muth, denn es war ein Jammer, wie das arme junge Herz nun mit einemmal mit der vollen Lebensnoth zu thun kriegte und darunter zerbrach. Nun ſahen wir wohl, woran es ihr gefehlt hatte, was all die künſtliche Erziehung und all unſer Hätſcheln ihr nicht hatten geben können, — das war eine richtige Familie und noch mehr, eine wirkliche Mutter. Die beiden können allein ein ſolches Mädchenherz für die Welt geſchickt machen. Und nun, wie Gott den Schaden bei Licht beſah, ſtand ich wieder allein vor dem Riß. Denn ich thörichter alter Kerl hatte mein Herz an die Kleine vertrödelt und ſie wußte ſehr gut, daß ich ſie wie ein Vater liebte, mehr als mich ſelbſt, mehr als den Richard, mehr als mein Regiment, ſie die ſakkermentſche, kleine — liebe, goldige Hexe! O! — Doch davon läßt ſich nicht weiter reden,“ ſetzte der Alte kopfſchüttelnd hinzu. „Was man am allerliebſten hat, davon kann man die allerwenigſten Worte machen. Das iſt einmal ſo Geſetz für die Menſchheit.

Na, ich biß die Zähne zuſammen, nahm ſie feſt in meinen Arm und ſagte friſch weg: „es iſt wahr, du Kind. Kopf auf und wirf den Nebel heraus, der dir deine Vernunft umhüllt hat. Du darfſt nicht zu Schanden werden, und zum puren Spielwerk für ihn biſt du zu gut. Weiter will er nichts von dir, verlaſſe dich d'rauf. Doch das willſt du nicht und wir leiden es auch nicht.“ „Du haſt recht,“ ſprach da mein Capitän und klopfte mir auf die Schulter, „du biſt ein guter Kerl und ſprichſt brav. Glaub' ihm, Chriſtine.“ „Ja glaub ihm, Mädchen!“ ſetzte auch der Feldwebel hinzu. Da richtete ſie ſich auf, wiſchte die Tropfen vom Aug, die Haar' aus der bleichen Stirn und ſprach gar nicht laut: „'s iſt gut, ihr habt recht. So macht es denn nun wie ihr's wollt und wie ihr's verantworten könnt. Mich aber laßt zufrieden.“ Und damit ging ſie und ſetzte ſich in dem alten Großvaterſtuhl am Ofen, drückte ihr Geſicht in die Ecke und blieb ſtill; wir aber redeten lange hin und her. Zuerſt dachten wir daran, ſie fort und in die nächſte Stadt zu ſchaffen; das war, wie mir däucht, dazumal Breda, eine ſtarke Feſtung und vor Kurzem erſt von uns beſetzt. Dann jedoch fiel uns ein, daß wir dort Niemand kannten, dem wir das herzige Ding anvertrauen konnten, wir wollten ſie auch nicht vom Regiment laſſen und ſie ſelbſt wollte auch nicht weg, es ging eben nicht ohne einander. Endlich machten wir aus, ſie dazulaſſen, den Kommandeur von der Sache zu unterrichten, wenn wir im Quartier wären, die Dirne jedesmal zu einem von uns Dreien zu nehmen und im Uebrigen ſie und ihre Angelegenheiten ſtets im Auge zu behalten. Sie hörte dies alles ſchweigend an und ging dann wie auch wir unſrerſeits, wieder den Geſchäften und dem Dienſte nach. Nur ein wenig ſtiller und blaſſer war ſie als ſonſt und weiter war ihr nichts anzumerken.

Einige Tage darauf hatten wir ein Gefecht in der Gegend von Antwerpen und als wir Abends verleſen wurden, fehlte unter den übrigen auch der Lieutenant Frohnreich. Mir war, als ob ich einen Schlag vor den Kopf kriegte. Die letzten Tage hatte ich ihn nur flüchtig geſehen und über die Hiſtorie mit der Chriſtine nicht mehr an ſeinen unſinnigen Plan und Vorſatz gedacht. Nun war's richtig. Aber glauben mochte ich noch immer nicht daran, half daher unter den Todten und Verwundeten nach ihm ſuchen und war, wie das alles ſich umſonſt zeigte, in einer Verzweiflung, als ob er wirklich ſchon verloren ſei, und das war er in meinen Augen ſo wie ſo. Denn ſagt ſelbſt, wohin konnte ſein Streich führen, wenn nicht zur Entdeckung, zu Schimpf und Schande? Mein einziger Troſt blieb, daß er am Ende doch vielleicht wirklich gefangen worden. Am folgenden Morgen ſprach ich jedoch mit Moski, der nach Steinſolls Verwundung und ſeit Richard Offizier geworden, ſein Burſch war. „Du haſt Unglück mit deinen Herren!" ſagte ich. Er ſah mich ſtarr an und meinte dann: „na Ralow, du ſpielſt gut Komödie! Hätt's nicht geglaubt, daß du ſo ehrlich ja ſagen und nein denken kannſt." „Du biſt nicht recht klug," ſprach ich erſchrocken, daß er auch was ahne oder gar wiſſe, „was denkſt und willſt du nur?" Er lachte aber, ſchnurrte ſich die Naſe und redete erſt nach geraumer Zeit weiter: „ich möchte bloß die Augen ſehn, welche ſie über ihn daheim machen!" „Moski!" rief ich drohend, „wenn du nur davon athmeſt —" „Prrr!" machte er, „ſachte, ſachte Alter. Kümmere du dich um deine Angelegenheiten." Und nachdem er noch eine Zeitlang geſchwiegen und geraucht, ging er mit den Worten davon: „ich hab's mir eigentlich ſo zur Faſtnacht ausgerechnet, meinſt du nicht auch? Adje für heute." Nun, diesmal konnte ich wenigſtens ſeine Gedanken leider gut genug verfolgen und, wenn ich's überlegte, daß auch er davon wiſſe, der jedenfalls bei Leo nach deſſen Rückkehr wieder eintrat, ſtiegen mir die Haare zu Berge und ich ſann Tag und Nacht, was ich thun und laſſen ſollte und konnte. Das war denn eben kaum was andres als den Mund halten und Geduld haben

Der Alte ſchwieg und ſtarrte lange regungslos in den beginnenden Abend. „Gott weiß," bemerkte Reinholdt nach einiger Zeit, „es iſt euch doch manches Schwere über den Hals gekommen, Ralow, wie's nicht einem jeden zu Theil wird. Doch ich denke, das iſt auch recht gut, denn es wäre nicht ein jeder damit fertig geworden." Der Alte lächelte trüb. „Ja," erwiderte er, „unſer Herrgott weiß wohl, auf weſſen Schultern er das ſchwerſte Leben legt und daß die es aushalten können. Und das iſt ja eigentlich ein großes Zutrauen und ein Vorzug. Allein, wenn es uns trifft, denken wir nicht daran, ſondern nur unzufrieden und giftig, weßhalb grade wir die ſteten Packeſel ſein ſollen. Und wenn es den Menſchen dann auch noch ſo geht wie mir! All mein Lebtage bin ich kein Windbeutel geweſen und den Herzensſchlüſſel hatt' ich meiſt verlegt: von Freunden hab' ich nie viel gewußt und das viele Zärtlichthun, das Händedrücken und all die großen Worte nimmer leiden können. Gradraus und für mich bin ich durch die Welt gegangen und wer mitwollte konnte mitkommen, ich hatte nichts dawider; gezogen hab' ich aber faſt niemals einen Menſchen und kaum jemals einem geſagt: komm' mit und bleibe bei mir. Ihr nennt das vielleicht ſündlichen, thörichten Hochmuth, — ſei es drum, ich bin einmal ſo. Und wenn ſo ein armer oder ſtörriſcher Teufel ſich doch einmal anſchließt und doch einmal ſagt: komm' mit, du! — da meint er's denn auch gewaltig ernſthaft und wenn's ihm da ſchief geht, da fühlt er's dann weh thun durch und durch bis in das Tiefſte ſeines Leibes und Lebens, es wird ſchier unleidlich und vergeſſen und verwinden kann er niemals wieder.“ Er legte die Pfeife auf den Tiſch, kreuzte die Arme und ſchaute mit ſtillen ernſten Augen in die Ferne, wo der Fichtenhügel mit der krummen Tanne ſich vom golddufligen Abendhimmel ſchwach und dunkel abhob. „Viermal bin ich ein Narr geweſen,“ fuhr er fort, „einmal bei meinem Kapitän, dem ich damals beim Aufſtand das Leben rettete und hernach getreulich zu Tode pflegte. Zum zweiten und dritten bei den beiden, von denen ich jetzt erzähle, die ich ſo feſt an mein Herz genommen, wie's mir noch möglich war, und die der Teufel nun zuſammen holte, 's mag ihm ſo wohl bequemer geweſen ſein. Und endlich bei dem, der dort drüben an der Tanne eingeſchaufelt ward, bei dem Rolof, meinem Schweſterkinde. Na, das war auch noch was andres, denn der war ja aus meiner Verwandtſchaft, und das iſt dann immer ſchon ein Haken mehr. Ja, ja, das Leben iſt für manchen ein bitterer Trunk und mein's war kein ſüßer.“ Er ſchüttelte abbrechend den Kopf und trommelte mit den Fingern einen Marſch auf dem Tiſch.

Die Zuhörer waren lange ſtill und mochten ihn nicht ſtören, bis der Feldwebel endlich wieder anfing: „ja Ralow, ihr habt mancherlei erlebt; und doch, wenn man euch einmal um ein Stück Geſchichte bittet, wollt ihr nie damit heraus und redet, ihr wißt nichts, bis es dann doch kommt.“ Der Alte nahm die Pfeiſe vom Tiſch, blies die Aſche aus und begann ſie neu zu füllen. „Hm ja,“ verſetzte er, „das iſt einmal ſo. Bald hat man einmal den alten Kram ganz und gar vergeſſen, bis er denn durch Zufall wieder zu Platz kommt; bald paßt die Hiſtorie uns nicht und bald paßt dieſe nicht in dieſe Stunde. Es will alles ſeine Zeit und ſeinen Ort haben. Und ſomit da ich dieſe einmal angefangen habe, will ich ſie auch weiter erzählen.

Wir ſtanden dazumal alſo in der Gegend von Breda, warteten auf unſern Alliirten und deckten die Belagerung von — Gorkum, glaub' ich, heißt das Neſt. Der Dienſt war nicht ſchwer, die Quartiere nicht ſchlecht und ſo wurden wir ziemlich breit und rund dabei und das Corps bekam wieder ein ganz reputirliches Anſehn. Auch die Regimenter komplettirten ſich durch allerlei Nachſchuß und Rekonvalescenten, und zwiſchen den letztern traf denn auch eines ſchönen Tags der Herr von Steinſoll bei uns ein, den Arm zwar noch in der Binde, ſonſt aber geſund und friſch und ſoviel ich bemerken konnte unverändert. Nur ſchien er mir noch ein bischen vornehmer und hochmüthiger als ſonſt, hielt ſich mit drei oder vier anderen ähnlich geſonnenen zuſammen und ließ das andere Pack links liegen. Er trug jetzt auch richtig einen einfachen Fingerring, wie ihn die Brautleute tragen, und Moski beſtätigte mir dies auf meine Frage; er ſchreibe an die Helene Pochlitz, ſagte er. Frohnreichs Verſchwinden habe er bereits gewußt, ſich aber doch noch weitläufiger darnach erkundigt und mit ſeinen neuen Freunden allerlei höhniſche und ſpöttliche Bemerkungen darüber gemacht.

Mit mir kam er nun zwar nicht weiter in Berührung, warf mir jedoch einmal im Vorbeigehn ein hartes grobes Wort hin und obgleich mir das ſehr egal war, ließ es mich doch nachdenken, was er eigentlich gegen mich haben könnte? Da fiel mir denn gar nichts andres ein, als daß er, da er mit dem Richard auseinander gekommen und der Chriſtine nachſtellte, auch gegen mich feindlich auftreten zu müſſen vermeinte, der ich mit den beiden ſo eng verbündet war. Vielleicht mag er ſich auch innerlich geſchämt haben, daß er ſo war wie er war, nicht ſchlecht, ſondern nur bodenlos leichtſinnig und voll von alten Narrheiten, und daß ich das wiſſen mochte, darüber ärgerte er ſich denn wieder. Und vielleicht fürchtete er auch etwa noch immer, ich könne darauf fußen, daß ich ihn als Kind gekannt und in Folge davon einmal unbeſcheiden werden. Da wollte er ſich denn ſicher ſtellen. Liebſter Gott! Ich habe mich noch nie einem Menſchen aufgedrängt und immer gewußt, was ich ſchicklicherweiſe zu thun hatte.

Der Chriſtine kam er einſtweilen auch nicht in den Weg, da ſeine und unſere Compagnie nicht zuſammenlagen, das Mädchen beim Capitän und mir im Quartier war und bei etwaiger Gelegenheit ſich richtig abſeits hielt. Zu uns ins Haus kam er nicht, da der alte Arbeſſer nicht von ſeinem Schlage war, gefragt hatte er aber nach der Dirne, wie mir Moski erzählte.

Der war mir damals auch ein Stein auf dem Herzen, da ich nicht klein kriegen konnte, ob er's mehr mit Leo oder mit Richard hielt. Und das war doch nicht gleichgültig, denn der alte ſtörriſche Burſch wußte ja alles ſo gut wie ich ſelbſt.

Endlich brachen wir wieder ernſtlich auf, und als das Regiment ſich ſammelte und ich auf dem Rendezvousplatze noch einige Augenblicke bei Chriſtinens Karren ſtand, trat auch der Herr von Steinſoll heran. „Nun Chriſtine, du kleiner Engel,“ ſagte er und legte ſeinen Arm um ihren Leib, „wie lang hab' ich dich nicht geſehen! Haſt du auch hübſch an mich gedacht, als ich verwundet war? Wie geht es dir denn?“ „O, ich danke,“ entgegnete ſie und machte ſich glühend und haſtig los, „der Herr Lieutenant ſind ſehr freundlich. Ich gratulire auch zur Braut.“ In dem Augenblick hieß es aber: „an die Gewehre!“ und ſo konnte er nur roth werden und uns beiden einen böſen Blick zuwerfen, bevor er davon eilte. „Chriſtine,“ flüſterte ich noch ſchnell, „das war brav, du biſt ein Goldkind, bleibe ſo!“ und lief dann auch ich an meine Stelle. Von der Zeit an ſah ich ſie nicht mehr beiſammen und freute mich, daß alles in Ordnung ſei; wir marſchirten, klopften uns ein bischen und marſchirten wieder, bis wir im Anfang des Februar in Brüſſel einrückten, wo wir drei Ruhetage erhalten ſollten, denn es ging von da nach Frankreich zum alten Blücher. Der Bataillonskommandeur, mein Capitän, die Chriſtine und ich lagen in einem Hauſe im Quartier, und zwar die beiden Herren in der ſchier fürſtlichen Wohnung des Hauſes, wir zwei andere dagegen in zwei kleinen Kammern eines Hofgebäudes, wo ſie Pferd und Wagen hübſch nahbei und unter Aufſicht hatte.

Am folgenden Tage paradirte unſer Regiment zum Einzug des alten Bülow und des Herzogs von Weimar Durchlaucht, und als wir das hinter uns hatten, machten wir uns wieder auf, die Stadt zu beſehen. Nun, es iſt eine ſtolze Stadt und manche Stunde ſind wir umhergelaufen, ohne uns ſatt zu ſehen; damals war es auch ſchon einige Zeit lang dunkel geworden, bevor wir daran dachten, einmal wieder unſere Quartiere aufzuſuchen. Als ich endlich nach und nach von den andern Kameraden verlaſſen worden und allein in die Straße eintrat, wo unſer Haus lag, kam plötzlich ein haſtiger Schritt mir nach, ein hochgewachſener Menſch in blauer Blouſe trat an mich heran, ſchlug mir auf die Schulter und ſagte: „endlich habe ich dich eingeholt, Ralow! guten Abend denn, da bin ich wieder.“ „Iſt's möglich, Richard?“ rief ich und fuhr zurück, denn ich erſchrack. „Nun, was haſt du denn?“ ſprach er, „ich bin kein Geiſt, ſondern Gott ſei Dank noch bei Fleiſch und Blut und komme eben aus der Gefangenſchaft. Meinſt du, ich ſolle dort ewig bleiben?“ „Unſinn!“ verſetzte ich, „das iſt für die andern, bei mir iſt's jedoch unnöthig. Gottlob, daß du da biſt. Und nun flink, wie iſt es dir ergangen, mein Junge?“ „Komm,“ murmelte er, faßte mich unter den Arm und zog mich die Straße wieder hinab. „Ich will erzählen.“ Es war etwas Starres und Finſteres an und in ihm, im Weſen, in der Sprache, das mich erſchreckte. Und als ich nun ſeinen Bericht hörte, ward es mir ganz flau.

Er war glücklich nach Hauſe gelangt, hatte die Familien aber weit auseinander gefunden und bitter verfeindet, viel ſchlimmer als ſie damals geſchrieben. Ueber ihn kurſirten die ſeltſamſten Gerüchte, bald, er ſei zum Feinde übergelaufen, bald, er ſei vom Regiment gejagt oder habe ſich einer harten Strafe durch die Flucht entzogen, ohne daß man genau anzugeben wußte, weßhalb dies alles geſchehe; dann, er ſei mit der Chriſtine, die als eine ſchnell ruinirte Perſon geſchildert wurde, ſo eng und genau vereint geweſen wie möglich. Sogar ſeine Familie war gegen ihn eingenommen und er fand Mühe genug, ſich in deren Augen zu rechtfertigen; weiter durft' er's ja nicht einmal, da niemand weiter von ſeiner Anweſenheit wußte. Lucie aber hatte ſeiner Schweſter geſagt, mit einem ſolchen Menſchen könne ſie nichts mehr gemein haben, er ſei todt für ſie. Darauf hatte ſie ſich nach dem Willen der Eltern mit Hans von Pochlitz verlobt, und Leo ſei brieflich mit deſſen Schweſter Helene verſprochen worden. Woher die Gerüchte gekommen, ob von Leo allein, oder auch von noch andern, wer und was alles zu ihrer anſcheinenden Beſtätigung, zu ihrer Verbreitung beigetragen, war nicht recht zu ermitteln. Ihr müßt nur wiſſen, daß der Kommerzienrath ſelbſt viele Neider und Feinde hatte; der Grund davon gehört indeſſen nicht hieher. Kurz, die Hiſtorie war ſo wie ſo einmal im Gange und bös genug. Und das Uebelſte war, daß Richard ja auch jetzt noch nicht dagegen auftreten durfte, ſondern erſt die verabredeten Briefe von Haus abwarten mußte, um ernſtlich vorgehen zu können. Das alles erzählte er.

„Gott behüte!“ ſagt' ich endlich, „wie iſt es nur möglich, daß Leute ſich aus ſolcher thörichten Einbildung, wegen ſolcher Narrheit alſo ändern oder ſo werden, daß ſie, wenn auch nicht das alles ſelbſt in Gang bringen, doch es glauben und darauf fußen! Und wie iſt es nun mit deiner Schweſter, dem armen Kinde, Richard? Wie trägt die ihre Noth und wiſſen die Eltern davon?“ Er faßte und preßte meine Hand, daß ich dachte, er zerbräche mir die Finger. „Du,“ erwiederte er dann mit heiſerer, kaum vernehmbarer Stimme, „und wenn der Schurke ſonſt überall ſchuldlos wäre, hier ſitzt er feſt. Du, die erwartet zum Frühling einen ſchreienden Beweis von ſeiner Nichtswürdigkeit und ihrer Schwäche.“ „Nein!“ rief ich beinah laut und ſchauerte zuſammen. „Doch!“ ſprach er im gleichen Ton. „Ich ahnete ſo was aus ihren Briefen, das arme Ding wußte ja nicht, wohin damit! und das vorzüglich trieb mich nach Hauſe. Nun, es iſt richtig; bis jetzt ahnt mans noch nicht, aber in vier Wochen — bah!“

„Du mein Herr und Jeſus!“ murmelte ich verzweiflungsvoll und faltete und preßte meine Hände zuſammen. „Da hat ſich's, was zu herrjeſuſſen,“ verſetzte er finſter, „ſag lieber: beim Satan! das ſtimmt beſſer, denn zu dem fährt er, ſo wahr ich Frohnreich heiße.“

Ich ſchwieg; dagegen konnte und wollte ich nichts ſagen, da ich ſelbſt gerade ſo gedacht und gehandelt hätte. „Und nun,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „wo wohnt der Kommandeur und der Capitän? Ich will mich ſchnell melden, damit Alles in Ordnung iſt. Schon morgen kann meines Vaters Brief an den Kommandeur da ſein, der ihm die über mich verbreiteten Gerüchte mittheilt und um Aufklärung bittet.“ „Komm,“ antwortete ich, „ſie wohnen in einem Quartier mit mir; du kannſt dich bei mir erſt ein wenig ausruhen.“ Was treibt der Schuft jetzt?“ fragte er. „Davon weiß und hör' ich nichts,“ gab ich zur Antwort, „wir finden uns nicht zuſammen.“ „Und die Chriſtine?“ war ſeine neue Frage. „Das iſt vorbei,“ erwiederte ich. „Die haben wir herumgebracht, ſie wohnt ſtets bei einem von uns, diesmal bei mir.“ „So,“ bemerkte er und folgte mit zum Hauſe. Den Poſten vor der Thür, — es war ein Burſch von der ſiebenten Compagnie, — fragte ich wie gewöhnlich, ob auch was vorgefallen ſei? und auf ſeine verneinende Antwort traten wir ein und durchſchritten den Flur.

Da wir über den Hof gingen, trat wieder ein Menſch auf mich zu und diesmal war's Moski. „Du — Ralow —" flüſterte er und brach ab, als er meinen Begleiter erblickte. „Was iſt los?" fragte ich. „Genier' dich nicht. Das iſt Gottlob der Lieutenant Frohnreich, der ſich bei den Franzoſen ſelbſt ranzionirt hat und ſich eben melden will." „Um ſo mehr!" ſprach er in ſeiner verfluchten, verrückten Manier. „Bring' ihn fort, flink nur." „Geh mir vom Leib mit deinen Narrheiten, oder rede manierlich," verſetzte ich ärgerlich und ſtieß ihn zur Seite. „Hier rechts. Richard, komm', die Chriſtine hat Licht." Und ſo ſchoß Moski mit einem Fluch davon und ich trat kopfſchüttelnd über den Thoren aber raſch in meine Thür und gleich drauf in die, welche Chriſtinens Kammer mit der meinen verband. Ich wollte mir Licht holen. Nun das Mädchen ſchreit laut auf und fällt auf einen Stuhl mit den Händen vor dem Geſicht, und eine Geſtalt will aus der Thür, die dort gleichfalls in den Hof führt, und ich mache einen Satz und packe den Kragen und rufe: „ſacht, nur Geduld! Will doch ſehen, wer ſich hier heimlich ein- und fortſchleicht." „Meine Hand fliegt zurück, der Mantelkragen fällt, und der Herr von Steinſoll ſteht vor mir, in Civilkleidung, aber den Degen unter dem Arm. Da machte ich einen Schritt zurück und griff nach dem Säbel, ſo beſtürzt war ich und ſo zornig; er trat mir den Schritt nach ins Zimmer hinein und wir ſtanden nah an einander. Die Dirne würdigte ich keines Blicks, denn ich ſah jetzt wohl, wie die Sachen ſtanden und daß der Verkehr der beiden ſtets im Gang geblieben. Ich hatte ſie leider in den letzten drei Wochen nicht bei mir gehabt und alſo nichts bemerkt, aber Beſcheid wußte ich doch, da ein ſolcher Beſuch in ſolcher Weiſe ſich nicht nur ſo von ſelbſt macht; der muß verabredet werden.

„So?" ſprach ich und ſchlug die Arme feſt übereinander, „alſo ein Herrnbeſuch hier — ei, mein Gott!" „Ja, ich bin's," verſetzte er trotzig. „Und was habt ihr hier zu ſuchen, Tambour? Packt euch ſchnell, und wenn ihr wieder in fremde Zimmer tretet, ſo ſeid manierlicher, oder man wird euch Mores lehren. Kehrt, Marſch." „Wenn der Herr erlaubt," entgegnete ich, und ich fühlte, wie mir die Adern anſchwollen, „dies iſt mein Quartier, wo keiner was zu ſuchen hat, der nicht im Dienſt iſt. Daher möcht' ich den Herrn bitten, ſich baldigſt zu entfernen, damit ich nicht die Wache zu rufen brauche." „Du!" ſagte er drohend, „vergiß'ſt du, wen du vor dir haſt?" „Wen hab' ich vor mir?" fragte ich unverzagt. „Wen ſoll ich in ihm reſpectiren?" „Du!" drohte er wieder und die Hand mit dem Degen ſank nieder, „deine Ausflüchte helfen nichts. Parir' jetzt Ordre, oder bei Gott —!" „Was?" unterbrach ich ihn und richtete mich empor, „was oder? Und wenn der Herr hundertmal der Lieutenant von Steinſoll wäre, was ich aber weder ſehe noch weiß, — hier ſind wir in Frauendienſt, oder im Dirnendienſt, das klingt beſſer, — und da, weiß der Herr vielleicht, gelten andere Regeln als die militäriſchen. „Doch, weil ſich's einmal um eine Dirne handelt, kann der Herr die Kreatur mitnehmen; bei der fünften Compagnie giebt's für ſie keine Stelle mehr.“ „Vater!“ ſchrie die Chriſtine auf und fuhr empor und auf mich zu. „Bleib mir vom Leibe,“ ſagte ich heftig und riß einen Stuhl zwiſchen uns. „Ich habe mit ſolchen Geſchöpfen nie was zu thun.“ „Hund!“ brach er aus und ſprang auf mich los und der Degen funkelte blank in ſeiner Hand, „wenn du dich unterſtehſt, das Kind zu malträtiren, ſo hau' ich dir die ſchiefen Knochen kaput.“

„Geduld!“ ſprach da Richards Stimme hinter mir, ich ward zur Seite geſchoben wie ein Kind und da ſtanden die beiden ſich gegenüber. Mir ward ſchwindlig, denn an den hatt' ich in der Hitze gar nicht mehr gedacht. Der Leo fuhr zuerſt auch zurück, als ob er ein Geſpenſt erblickte. „Geduld!“ wiederholte Frohnreich. „Wenn du den Degen führen willſt und noch führen darfſt, ſo führe ihn, wie's ſich ziemt und ſchickt. Heran mit ihm, hier iſt was dagegen.“ Und er riß unter ſeiner Blouſe einen Hirſchfänger hervor.

Steinſoll hatte ſich inzwiſchen gefaßt, denn mochte er ſonſt auch ſein, wie er wollte, ſein Muth war erprobt und felſenfeſt. Er kreuzte nun ſeinen Arm, ohne jedoch den Degengriff aus der Hand zu laſſen und ich meine ihn noch zu ſehen, die ſchlanke Figur bequem und beinah nachläſſig, den einen Fuß ein wenig vorgeſetzt, den kleinen Kopf aufgeworfen und um den Mund und in der Sprache den ſcharfen Hohn: „ah, bei Gott! der Deſerteur oder Verräther, oder Feigling — was iſt er? Oder iſt's nur der Narr Frohnreich? Die Geſellſchaft wird ja immer ſauberer! Ah! Wir werden alſo einmal eine ſchmucke kleine Execution im Regiment haben.“ Auch den Richard ſeh' ich, wie verächtlich er lachte: „armer Teufel, der ſich damals hinter ſein Patent verkroch und jetzt hinter Schimpfen und Renommage, du erinnerſt dich doch, bis wann ich mir's aufſparte, Rechenſchaft zu fordern? Das wäre jetzt, mein Schatz, und ich bin hier, expreß deßwegen angekommen. Aber,“ fuhr er immer ſo ſpöttiſch und kalt und ganz und gar nicht laut fort, „meine Frage gilt jetzt nicht mehr deiner Grobheit allein. Das Regiſter iſt ein wenig länger. Was haſt du mit meiner Schweſter gemacht, Verführer? Was haſt du mit meiner Ehre verſucht, Lügner und Verläumder? Waſt haſt du mir bei meiner Braut gethan, Lügner und Verräther? Was haſt du mit deiner Braut vor und mit dieſer armen Dirne, du Meineidiger? —“ Da fuhr Leos Klinge gegen ihn hinaus wie eine glänzende Schlange, er ſprang ſeitwärts und zur Antwort folgte ein Schlag.

„Jeſus!“ ſchrie Chriſtine und umklammerte Steinſoll und ſuchte ihn zurückzuzerren. „Hilf, Vater Ralow, hilf, ſie morden ſich!“ „Auseinander!“ ſchrie ich und ſchlug mit dem elenden Säbel zwiſchen ſie hinein, der an Richards Waffe wie Glas zerſprang. „Aus dem Wege!“ hieß es und ich fühlte mich gepackt und mit ſolcher Rieſengewalt gegen die Thür geſtoßen, daß ſie aufſprang und ich auf das Pflaſter des Hofes taumelte. „Wache!“ ſchrie ich mich aufraffend. „Wache, herbei! Mord!“ und ſo ſtürzt ich mich in den Kampf zurück. Aber was dort vorgefallen, hab' ich nie wieder gewußt.

Doch mit einemmal war es hell um mich und ich ſah die Wache und Roski, den Major und Capitän und ſogar den Kommandeur, ein paar Diener des Hauſes, die Burſche mit den Stalllaternen, die uns jetzt leuchten mußten, denn die Lampe war längſt umgeſtoßen. Woher die Menſchen alle ſo ſchnell gekommen, weiß ich noch heute nicht. Doch ſie waren da und die Kammer war voll. Ich mag wohl durch das Blut wieder zur Beſinnung gekommen ſein, welches aus der Wunde ſtrömte, die ich dort erhalten und deren Narbe ihr hier noch auf meiner Wange ſeht.

Sprechen und fragen that keiner, ſie waren alle ſtarr vor Entſetzen über den Anblick umher. Des Steinſoll Kopf war beinahe mitten auseinander gehauen und er regte kein Glied mehr; Richard röchelte noch, obgleich er zwei Stiche in die Bruſt gekriegt und ausſah wie zerfetzt. Und dazu ſtieß die Chriſtine, die auch aus mehr als einer Ritze blutete, wie wahnſinnig Schrei auf Schrei aus und ſuchte ſich mit raſender Gewalt aus den Armen des Capitäns loszureißen, der ſie nur mit aller Anſtrengung zurückzuhalten vermochte. Ja, es war gräßlich.

Der Richard hat doch noch fünf oder ſechs Tage gelebt, wie mir mein Capitän einmal nicht lange nachher erzählte. Chriſtine aber iſt erſt nach Jahr und Tag im Hoſpital geſtorben und ihres Verſtandes nie wieder mächtig geworden. Das erfuhr ich ſpäter von unſerm Oberſten, der dort nach der Schlacht von Bellealiance manche Wochen an ſeinen Wunden darniederlag. Wir aber marſchirten am beſtimmten Tage weiter, und das war gut; denn wenn mir die Kriegsläufte nicht alle Zeit und Luſt zum Nachdenken weggenommen hätten, möchte es mir mit meinem Kopf übel ergangen ſein. So gings denn noch allenfalls. Die Geſchichte ward irgendwie vertuſcht, blieb verſchwiegen, und jetzt weiß außer mir wohl keiner davon. Mit dem Roski hab' ich nie ein Wort wieder geſprochen und die Beſtie mit dem Fuß von mir geſtoßen. Der wußte ja von der Dirne Umgang mit dem Leo, der wußte, daß er an jenem Abend da war, der wußte — alles, und konnte oder wollte ſich nicht überwinden, ſein Maul aufzuthun. Ich habe nichts weiter zu ſagen.“

Die Zuhörer ſchüttelten ſchweigend die Köpfe. Erſt nach langer Zeit ſagte der Alte finſter: „wir wollen uns ein neues Glas machen, denn ich glaube, wir brauchen alle eine Mütze auf die alte wilde Hiſtorie.“ Und der Unteroffizier ſprach ſeufzend: „ja Gott weiß, und laßt ſie uns feſt aufſetzen, ich thu' ſonſt heut Nacht kein Auge zu.“ Da lachten die andern wieder.

Heiraths-Geſchichten

von

F. W. Hackländer.

Es iſt etwas Eigenthümliches um die Fahrt auf einem Dampfboot. Wenn man auch hier nicht bei mehrtägiger Fahrt, wie z. B. im Poſtwagen, zu einer einzigen Familie zuſammenſchmilzt, ſo bilden ſich doch auch da Gruppen und Kreiſe, die, meiſtens den gleichen Schichten der menſchlichen Geſellſchaft angehörend, dieſelbe Lebensweiſe führen, die Themas zu ihren Geſprächen aus ſich ſelbſt, aus ihrer Vergangenheit und Zukunft nehmen und ſo vereinigt werden, um ſich, wenn auch die Reiſe nur einen Tag dauert, während derſelben zum Oeſteren hier und dort zuſammenzuſetzen.

Auf den grünen Wellen der prächtigen Donau dampft ſo eben ein Boot abwärts mit ſeinem ſchlanken Leib in weißer und grüner Farbe, ſeinen Vergoldungen, ſeinen glänzenden Spiegelfenſtern, den ſchlanken Maſten und Seilen, an welch' einem hoch oben ein luſtiger Wimpel flattert, und mit dem ſchwarzen ſtämmigen Schornſteine, der, wie ſich ſeiner Wichtigkeit bewußt, trotzig da ſteht und dichte ſchwarze Rauchwolken ausſpeit, die, in einem langen Schweiſe hinter ihm drein ziehend, erſt allmählich von der Luft überwältigt werden und langſam auseinander fließen! Von dem Verdeck ſchallt luſtige Muſik und das alles hört und ſieht mit Erſtaunen der einſame Guljás, der dort am Ufer auf einer kleinen Anhöhe ausgeſtreckt ruht, die Ellbogen aufgeſtützt, das braune Geſicht mit den ſchwarzen Haaren auf die Fäuſte geſenkt und ſo unbeweglich liegt, nur Leben in dem blitzenden Auge, welches zu gleicher Zeit das herabrauſchende Feuerſchiff betrachtet, ohne die umher weidende Ochſenherde außer Acht zu laſſen.

Auf dem Verdeck des Schiffes befanden ſich nun die zahlreichen Mitfahrenden, wie wir oben erwähnt, auf's Verſchiedenartigſte in Gruppen abgeſondert. Wenn ſchon ein Dampfboot auf dem Rheine vorn am Bugſpriet ein belebtes Bild gibt mit ſeinen rauchenden Matroſen, mit dem Handwerksburſchen, der auf ſeinem Ranzen ſitzt, mit zahlreichen Auswanderer-Familien, deren Männer, Weiber und Kinder neben einander an den großen Kiſten lehnen und alle gleich unbeweglich, gleich melancholiſch in das vorbei fließende Waſſer ſchauen oder rückwärts nach den Bergen, die ſie am Morgen verlaſſen, und die wie eine Erinnerung allmählich verblaßten — das ſaftige heitere Grün wurde zu ernſtem Violett und verwandelte ſich nach und nach in Grau — mit ſeinen luſtigen Studenten, die ihre Landes- oder Bundesfarben an einem Bande auf der Bruſt oder an der Pfeifen-Quaſte tragen, auch mit einem unvermeidlichen langbeinigen Engländer, der mit dem Fernrohre irgend eine Burg ſucht, welche in ſeinem Buche ſteht, — ſo iſt doch das Leben auf einem Donaudampfer ein ganz anderes, weit poetiſcher für unſer Auge, weit fremdartiger und maleriſcher. Hier lehnt an der Maſte ein kräftiger Gonasz, den breiten Hut auf dem Kopfe; von der Schulter herab hängt der weite weiße, wollene Mantel mit vielen rothen Schnörkeln geſchmückt oder mit Blumen beſetzt, die aus bunten Tuchlappen zuſammengenäht ſind, er hat ein ernſtes bronzefarbenes Geſicht und ſchaut aufmerkſam auf das Gewühl um ihn her oder über daſſelbe hinweg in die Fluthen der Donau. Es iſt das ein kräftiger abgehärteter Menſchenſchlag, ſeinem Feinde furchtbar zu Fuß und zu Pferd, er lebt bei gutem und ſchlechtem Wetter Tag und Nacht im Walde oder auf der Pußta, und wenn er auch meiſtens als Waffe die lange Peitſche führt, oder ſein kleines zierlich geformtes eiſernes Beil, den Czakany, ſo lernt er bald den Säbel führen und ſein Pferd vom Sattel aus mit dem Zügel regieren. Dieſes Volk, von Kindheit an reitend und umherſchwärmend, bildet Hauptbeſtandtheile der ungariſchen Huſarenregimenter, jener außerordentlich zierlichen und ſchönen Reiterei. Um ihn her ſieht man Krämer, die abwärts nach Peſth ziehen, Litzendreher, Fleiſcher und Ziſchmenmacher; — alle haben in ihrer Kleidung etwas Eigenthümliches, das man anderswo nicht ſieht, ſei es ein bunter Gürtel, ein zierlich ausgeſchmückter Mantel, eine eigenthümliche Kopfbedeckung, oder auch nur ein ſeltſames Meſſer an der Leibbinde. Zwiſchen ihnen bemerkt man einen jungen Stutzer aus dem Volke in der ungariſchen Nationaltracht, einer eng anliegenden Hoſe, klirrende ſilberne Sporen an den Halbſtiefeln, über die enge Weſte einen zierlichen, loſe um die Schultern gehängten Dolman in dichten Reihen mit dicken ſilbernen Knöpfen beſetzt, auf dem Kopfe den Kolpak.

In der Mitte des Schiffes befand ſich eine Muſikbande, welche hie und da luſtige Tänze aufſpielte, zuweilen eine ungariſche Weiſe in kräftigen aber melancholiſchen Molltönen, und dann wurde es fern am Bugſpriet lebendig, der Gonasz horchte aufmerkſam den bekannten Lauten, das junge Volk drehte ſich unruhig hin und her, die Sporen klirrten zuſammen und es dauerte nicht lange, ſo waren einige Mädchen, die ſchon lange ſehnſüchtig der Muſik zugelauſcht, zum Tanze aufgefordert in den rechten Arm genommen und dann ſchwenkten und drehten ſich die einzelnen Paare auf dem engen Raume wohlgemuth und luſtig um ſich herum, daß Ketten und Sporen klirrten, die Dolmans hin und her flogen und die dunklen Augen glänzten. Dazu lachten ein Paar Huſaren, die nebenan auf einer Bank ſaßen und ſelbſt einige ernſte Dragoner von einem böhmiſchen

Regimente, die ebenfalls mit nach Peſth fuhren, ſchüttelten lächelnd ihre Köpfe. Ueber den hintern und elegantern Theil des Schiffes war ein weites Zelt geſpannt, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten; zuweilen hob und ſenkte es ein leichter Wind und fächelte eine angenehme Kühle den Paſſagieren zu, die darunter ſaßen; hier war eine zahlreiche, glänzende Verſammlung aus den höheren Schichten der Geſellſchaft; Herren und Damen ſaßen theils auf den Bänken am Geländer des Schiffes oder an einzelnen Tiſchen, die mit Flaſchen und Gläſern bedeckt waren, oder ſpazierten im angelegentlichen Geſpräche auf und ab, vom Steuerrad bis zur Maſchine, wo ſie zuweilen einen Augenblick ſtehen blieben, in den rußigen vom Streiflicht des Feuers erhellten Raum hinab blickten, wo ſich die blank polirten Eiſenräder und Hebel gleichförmig bewegten; dann ſchritten ſie denſelben Weg wieder zurück.

Auf jedem Dampfer befinden ſich ein Paar heimliche Plätzchen und zwar neben dem Radkaſten, wo das Schiff etwas breiter wird und Raum gibt für die Treppen, auf denen die Paſſagiere bei Nachenſtationen das Schiff verlaſſen. Es ſind das rechte Plauderwinkel, groß genug für zwei Paare, und hier waren auch einer derſelben von zwei Herren und zwei jungen Damen eingenommen, die traulich bei einander ſaßen und eifrig zuſammen ſprachen. Die beiden Herren waren Offiziere, Graf W. von den Huſaren, ein ſchlanker junger Mann, fein und kräftig gebaut, mit angenehmem Geſicht, das aber ein wenig gebräunt war und nur heller erſchien als es wirklich war durch das kohlſchwarze Haar und einen Bart von gleicher Farbe, deſſen Spitzen auf Huſarenart keck in die Höhe gedreht waren.

Der Baron von D., ein Dragonerofſizier, war von größerer und ſtärkerer Figur, als der Andere, ſein Geſicht mit dem blonden Haare und den hellbraunen Augen trug eben ſo ſehr das Gepräge einer echt deutſchen Phyſiognomie als das des Grafen der ungariſchen.

Die Damen, welche neben ihnen ſaßen, beide jung, beide ſchön, glichen ſich außerordentlich, was aber durchaus nichts Auffallendes hatte, da es Schweſtern waren, Töchter des Generals von K. und ſeit ein paar Monaten verheirathet, die ältere, Eliſe, mit dem Baron von D., die jüngere, Klara, mit dem Grafen W.

Die jungen glücklichen Paare hatten eine Hochzeitsreiſe durch Süddeutſchland und die Schweiz gemacht und waren eben im Begriffe, da die Urlaubszeit zu Ende war, ihren Männern dorthin zu folgen, wohin ſie ihr Dienſt rief.

Eliſe hatte dabei ein angenehmeres Loos gezogen, indem das Dragoner-Regiment, bei welchem der Baron diente, in der Gegend von Wien ſtand. Klara aber folgte ihrem Gatten nach einem kleinen Dorfe bei Peſth, wo ſich ein Theil des Huſarenregimentes befand. Der Graf hatte übrigens, ſo verſicherte er lachend, ſeine Einrichtungen für die junge und geliebte Frau auf's Beſte getroffen. Das ſchönſte Haus im ganzen Comitate ſei für ſie hergerichtet, ein kleines Schloß nicht weit von den Landſitzen einiger ihm befreundeten Familien. Der Graf liebte ſein Vaterland und kehrte gern wieder zurück in die weiten ausgedehnten Ebenen Ungarns. „Ah!“ ſagte er, „mich bedrücken die Berge, man kann da oben ſein Pferd nicht ſo recht nach Herzensluſt und nach allen Richtungen ausgreifen laſſen, man kann nicht ſo recht aus voller Bruſt athmen; die Luft ſcheint ſtille zu ſtehen zwiſchen den Felſen und Thälern; hier aber ſtreicht ſie frei und kräftig über die Fläche her und kühlt angenehm die Stirne, wenn man vom Reiten erhitzt iſt — und dann“, ſetzte er hinzu, „En Magyar magyok“ und drehte dabei ſtolz ſeinen Schnurrbart in die Höhe.

Die beiden jungen Frauen ſaßen dicht neben einander und hatten ſich bei den Händen gefaßt. Klara lehnte ihr Haupt auf die Schulter ihrer Schweſter und blickte ihr zuweilen traurig in's Geſicht; heute Abend nach der Ankunft in Peſth mußten ſich die Beiden, die ſeit ihrer Kindheit vereint gelebt, nun wohl auf längere Zeit trennen, denn der Baron, den, wie wir bereits wiſſen, ſein Dienſt nach Wien zurückrief, hatte nur auf das inſtändige Bitten ſeiner Frau und Schwägerin eingewilligt, die letztere nach der Hauptſtadt Ungarns zu begleiten, war aber dagegen genöthigt, noch in derſelben Nacht zurückzufahren.

Eliſe ſtrich ihrer Schweſter mit der Hand über das dunkle Haar und ſagte: „beruhige dich, mein Kind, das iſt ja keine Scheidung für lange Jahre. Wie klein iſt die Entfernung, die uns in Zukunft trennen wird. Ein Brief, ein ausgeſprochener Wunſch von dir oder mir und es bedarf nur weniger Stunden, und wir halten uns wieder ſo innig umſchlungen wie eben jetzt. — Dabei legte ſie den Arm ſanft um den Hals der Schweſter, deren weicheres Gemüth von dem Schmerze der Trennung heftiger berührt wurde, als ihr eigenes. —

„Liebe Klara“, fuhr Eliſe mit leiſer Stimme fort und dabei beugte ſie ſich ſo tief auf die Schweſter hinab, daß nur ſie dieſe Worte hören konnte, „trockne dein Auge, du weißt, wie ſehr dein Mann ſein Vaterland Ungarn liebt, du weißt, wie er dir ſo oft die Schönheiten deſſelben mit glühenden Worten ſchildert, du weißt, wie ſehr er wünſcht, daß es dir dort gefallen möge, — und nun immer dieſe Thränen!“

„Aber ſie gelten dir, meine Schweſter“, entgegnete Klara eben ſo leiſe, „du warſt, obgleich nur wenige Jahre älter, mir Führerin, Lehrerin, ja Mutter. Mein weiches Gemüth, wie du es nennſt, richtete ſich ſo gern an deinem feſten Willen empor.“

„Ich weiß das, mein Kind“, ſagte die ältere Schweſter, „aber Sandor, den du ſo ſehr liebſt, wird dir alles das und noch viel mehr ſein. — Und Ungarn iſt wirklich ſchön“, fuhr ſie laut und lebhaft fort, indem ſie ſich empor richtete und über das Schiff hinaus blickte nach den Ufern der Donau, die ſich hier etwas erhoben aber doch bei den wellenförmigen Linien, die ſie bildeten, den Blicken erlaubten, in die Flächen des geſegneten Landes zu ſchweifen.

„Ja Ungarn iſt ſchön“, ſagte det Graf, „bei Gott, es iſt ſchön!“ Dabei faßte er die Hand ſeiner Frau, führte ſie an ſeine Lippen und ſetzte begeiſtert hinzu: „für mich nun doppelt reizend und ſchön. Gewiß, Klara, ich hoffe, wir werden glücklich ſein, gib Achtung, du wirſt dieß Land recht lieb gewinnen; während des Sommers iſt es angenehm auf der Pußta, man iſt dort ich möchte ſagen frei und unabhängig, und wenn es Einem im Winter hie und da ein Bischen langweilig iſt, ſo ſchlägt man ſich einen Urlaub heraus und geht für ein paar Monate nach Peſth oder gar nach Wien.“

Der Baron von D., der unmittelbar neben den Frauen ſaß, hatte Einiges von den Worten vernommen, welche Eliſe ihrer Schweſter zugeflüſtert, und er begriff das vollſtändig, konnte ſich auch wohl denken, daß es den beiden jungen Frauen wohl lieb ſein möchte, die letzten Stunden des Beiſammenſeins ungeſtört verplaudern zu können von ihrem zukünftigen Leben, von ihren Einrichtungen, auch von der Heimath, wo ſie ihren lieben Vater zurückgelaſſen.

Er ſagte das mit ein paar Worten ſeinem Schwager, der ganz der gleichen Meinung war, worauf ſich Beide wie verabredet erhoben, um die Schweſtern allein zu laſſen.

„Wir gehen noch eine Stunde zu den Kameraden“, ſagte Graf W. Dabei hob er den Kopf ſeiner Frau ſanft in die Höhe und küßte ſie auf die Stirne. Ihre Augen ſtanden immer noch voll Thränen.

Die beiden Offiziere gingen nun nach dem Hintertheil des Schiffes; ehe ſie es aber erreichten, blieb der Huſar ſtehen und ſprach zu ſeinem Schwager: „Klara iſt traurig“.

„Was dich doch wohl nicht wundert“, entgegnete der Baron von D., „ſie begleitet dich da ſo weit hinweg, ſo fern von ihrer Heimath, ihrem Vater, ihrer Schweſter nach einem ihr unbekannten Lande.“

„Nach Ungarn“, ſagte ernſt der Graf.

„Allerdings nach Ungarn“, fuhr der Andere lachend fort, „ein Paradies für euch Magyaren und auch für andere luſtige Reiteroffiziere, denen es Spaß macht, ihre ſechs, acht Stunden zu einer Parthie Whiſt oder zu einem Diner zu reiten, die gern in hohen Waſſerſtiefeln gehen und die Entenjagd lieben.“

„Und weiter“ —

„Nun ja, für eine junge Dame, die in ihrem elterlichen Hauſe den umfaſſendſten Comfort gewöhnt war, kann Ungarn nun gerade nicht das Land der Sehnſucht ſein.“

Ich ſage dir aber, meine Einrichtungen werden Klara gewiß gefallen. — Was glaubſt du, das Meublement des kleinen Schlößchens iſt auf's Gewiſſenhafteſte beſorgt, die Equipagen und Reitpferde ſind ihres und meines Namens würdig; — wahrhaftig, Ferdinand, du wärſt im Stande, mir

Angſt zu machen. Es wäre ja entſetzlich, wenn ſich Klara da unten nicht gefallen ſollte.“

„So meine ich es ja nicht“, entgegnete begütigend der Baron; „von gefallen und nicht gefallen wird gar nicht die Rede ſein, aber dagegen mußt du bedenken, daß eine junge Frau dem Aufenthalt in einem ihr gänzlich unbekanntem Lande mit Spannung, ja mit einiger Unruhe entgegenſteht.“

„Ich habe ihr aber die beſten Schilderungen von unſerem Leben und Treiben gemacht“, ſagte der Huſarenoffizier.

„Du biſt wahrhaftig köſtlich“, erwiederte der Baron lächelnd; „deine Schilderungen gaben anfänglich wohl ein recht treues Bild von euerm Huſarenleben, aber das iſt's nicht gerade, was eine junge Dame eigentlich wünſcht, — ſpäter haſt du freilich eingelenkt und eure geſellſchaftlichen Verhältniſſe recht roſig zu ſchildern verſucht, aber die kleinen miſerabeln Wohnungen, von denen du berichtet, die ſchmutzigen Straßen, in denen man Winters bis an den Sattelgurt einſinkt, und die vielen umgeworfenen Neutitſcheinka's hat ſie dir gewiß nicht vergeſſen.“

„Nun ich mußte doch unſer mühſeliges Cantonnirungsleben ſchildern, wie es wirklich iſt“, ſagte Graf W., indem er den Schnurrbart in die Höhe drehte.

„Natürlich“, fuhr der Baron fort, „du rührteſt ihr Herz mit den Schilderungen eurer kleinen Leiden und großen Gefahren, du warſt ein zweiter Othello und haſt wie der ſchwarze Mohrenfeldherr deine Braut mühſam und redlich verdient.“

„Und du biſt ein Spötter“, ſagte lachend der Graf, „dem das Glück unverdient zugefallen; du haſt dir freilich nicht die Mühe gegeben wie ich. Eliſe iſt lebhaft und heftig, du ein kalter beſonnener Menſch, der mit aller Ruhe ſeine Belagerungsarbeiten leitete, der abwartend bis auf die Minute ausrechnete, wo ſich die ſchöne Feſtung ergeben müſſe.“

„Dagegen plänkelteſt du nach Huſarenart und wenn an dem ſtillen ruhigen Herzen des Feindes auch manche Attaque wirkungslos abprallte, ſo triumphirteſt du doch am Ende — ein herrlicher Sieger. — — — Aber jetzt genug des Wortgefechtes, wir wollen noch eine Stunde zu den Andern gehen.“

Die Andern, von denen der Baron ſprach, waren ſechs luſtige Offiziere von verſchiedenen Waffengattungen, die in der Nähe des Steuerruders an einem Tiſche ſaßen und ſo eben ihr Diner beendigt hatten. Ab- und zulaufende Kellner räumten halbleere Flaſchen, Gläſer, Schüſſeln und Teller weg und brachten den Kaffee, mit deſſen Vertheilung ſich der Präſes der Tafel, ein ältlicher, wohlbeleibter Major von den Jägern, gerade beſchäftigte, während ein Dragoneroffizier Cigarren umher bot, von denen er unter der Hand verſicherte, daß es echte Havannah ſeien.

Die beiden Freunde traten an dieſen Tiſch und ließen ſich auf ein paar Stühle nieder, die der Kellner augenblicklich herbei brachte.

„Es iſt gut, daß ihr wieder kommt!“ rief ihnen lachend ein Uhlanen-Rittmeiſter entgegen. „Die Kavallerie war ganz in der Minderzahl, und wenn man den Jägern nicht ſcharf den Daumen auf's Auge hält, ſo wachſen ſie Einem augenblicklich über den Kopf.“

„Nun, da ſind wir alſo“, entgegnete Graf W. „Was gibt's? wo iſt der Feind? wir wollen friſch einhauen.“

„Laßt's nur gut ſein“, erwiederte der muntere Major, „ſo lange ihr fort wart, haben ſie ſich einmal wieder ein Bischen herumgeſtritten über die Vorzüge der einzelnen Waffengattungen; doch, wie ein gewiſſer Zampa ſagt, treibt der Wein allein hier ſein Spiel, und deßhalb erlaube ich mir, den Herren eine Taſſe Kaffee anzubieten, das wirkt nach einem guten Diner beruhigend und niederſchlagend.“ Bei dieſen Worten hatte er das Geſchäft des Einſchenkens beendigt und zeigte auf die Taſſen mit einer angenehmen und freundlichen Handbewegung.

Die Offiziere griffen lachend zu; doch ehe der Major ſeine Taſſe nahm, ſagte er als ein galanter Mann, indem er einen Blick auf die beiden Damen warf, welche entfernt von den Herren im eifrigen Geſpräche am Radkaſten ſaßen: „Nehmen Ihre beiden Gnädigen nicht auch eine Taſſe Kaffee?“

„Danke ſchön, Herr Major“, erwiederte, ſich freundlich verneigend, Graf W., „die Damen haben ſich kurz vor der Trennung noch mancherlei mitzutheilen und da wollen wir ſie ungeſtört laſſen.“

„Ja, ja, ſo eine Trennung iſt hart“, meinte der Major, indem er eine Taſſe an ſich zog und eine außerordentliche Menge Zucker hineinwarf, „ich kenne das.“

„Aber du haſt keine Schweſter dahinten gelaſſen“, verſetzte lachend ein Oberſtlieutenant von der Infanterie. — „Alter Knabe, du weißt überhaupt wenig von Trennung.“

„Sie waren doch verheirathet, Herr Major?“ fragte ein Hauptmann von den Jägern ſeinen Vorgeſetzten.

„Früher einmal“, entgegnete dieſer, wobei er ſich zurücklehnte und dem blauen Dampfe ſeiner Cigarre gedankenvoll nachſchaute; „aber es ging mir wie dem Kavallerieoffizier, der ein zu wildes Pferd hatte.“

„Aha!“ rief der Oberſtlieutenant, „es warf ihn ab und ſie trennten ſich in Liebe und Freundſchaft.“

Der Major nickte zuſtimmend mit dem Kopfe.

„Ich freue mich in der That“, ſagte nun ein Huſarenoffizier, der bis jetzt ſchweigend geraucht, „daß wir ſo eine liebenswürdige Dame, wie deine Frau iſt, in's Cantonnement bekommen. Du wirſt hoffentlich ein hübſches Haus machen und deinen armen Kameraden was zukommen laſſen von deinem Glücke?"

„Das verſteht ſich von ſelbſt", entgegnete luſtig der junge Graf, „alle meine Freunde ſind willkommen; ihr ſollt finden, was Küche und Keller vermag, und das iſt bei mir keine Redensart."

„Es iſt in der That ſehr angenehm", ſprach bedächtig der Oberſtlieutenant, „wenn es bei einem Bataillon oder einer Escadron, namentlich auf dem Lande, ein paar gut verheirathete Kameraden gibt."

„Der Herr Oberſtlieutenant wollen ſich gefälligſt freundlich erinnern, wo meine Quartiere ſind", ſagte Graf W., indem er ſich verbeugte.

„Mit Vergnügen, mein lieber Graf", erwiederte Jener, „aber das iſt mir wahrhaftig ein wenig zu weit und meine Pferde ſind nicht der Art, um öfters ſo große Strecken mit ihnen zu reiten und zu fahren. Ja", ſetzte er pfiffig lachend hinzu, indem er ſich an ſeinen Kameraden von den Jägern wandte, „wenn du noch verheirathet wärſt, Major. Das wäre bequemer."

Dieſer that einen ſtarken Zug aus ſeiner Cigarre, ſpitzte den Mund und blies kunſtreich den Dampf in Kreiſen von ſich, dann ſagte er ruhig: „Das könnteſt du näher haben, wenn die berühmte Heirath in deinem Bataillon zu Stande gekommen wäre."

Die Offiziere lachten, nur der Baron von D., dem die Rede des Majors unverſtändlich war, fragte unbefangen: „Was iſt denn das für eine Heirath, Herr Oberſtlieutenant?"

Bei der Frage blickte dieſer ſowohl als auch der Major eine Sekunde über den Tiſch auf einen ſehr jungen Lieutenant hin, der aber durchaus unbefangen darein ſchaute. So mußte es wenigſtens jedem gleichgültigen Zuſchauer vorkommen; wer aber ſchärfer beobachtete, bemerkte wohl, daß er in dieſem Augenblicke ſeine Kaffeetaſſe mit großer Umſtändlichkeit an den Mund führte und daß ſein Auge eigenthümlich, wie durch einen plötzlichen Blitz, erhellt wurde. Dieſer Offizier mochte kaum zwanzig Jahre haben und war von recht angenehmem Aeußern; er hatte blondes Haar, einen friſchen Teint, einen blonden Schnurrbart und hellbraune ſchalkhafte Augen.

Hätte der Baron den Blick, von dem wir ſo eben ſprachen, bemerkt, ſo würde er ſeine Frage nicht wiederholt haben, ſo aber ſagte er nach einer Pauſe, während welcher alle Uebrigen geſchwiegen hatten: „Nun, Herr Oberſtlieutenant, iſt es vielleicht ein Geheimniß mit der Heirathsgeſchichte?"

„Ganz und gar nicht", erwiederte der Gefragte. „Aber obgleich ich mich der Sache noch dunkel erinnere, ſo iſt es mir doch faſt unmöglich, die intereſſanten Einzelnheiten, die doch mit dazu gehören, ſo recht zuſammenzubringen. Da iſt aber Lieutenant R.", ſetzte er mit einem Ernſt hinzu, der offenbar etwas Komiſches hatte, „Lieutenant R. weiß, glaub' ich, die Geſchichte beſſer als ich und wenn er meinem Gedächtniſſe nachhelfen will, ſo finde ich mich wohl doch noch zurecht.“

Der alte Herr ſprach dieſe Worte nicht ohne Abſicht, und mochte dadurch dem jungen Offizier Gelegenheit geben wollen, die Erzählung zu hintertreiben. Doch ſpielte dieſer vollkommen den Unbefangenen und entgegnete: „O Herr Oberſtlieutenant, Sie müſſen ſich der Sache erinnern, es iſt ja noch nicht ſo lange her. Denken Sie doch nach und erzählen Sie friſchweg.“

„Die Geſchichte! die Geſchichte!“ ſagte nun auch luſtig Graf W., „durch euer Weigern ſpannt ihr unſere Erwartung ſo ſehr, daß wenn nicht etwas ganz Famoſes heraus kommt, wir unmöglich lachen können.“

Der Oberſtlieutenant trank ſeine Taſſe leer, wiſchte ſich den Schnurrbart und blickte forſchend um ſich her, namentlich aber nach dem Radkaſten hin, dann ſprach er: „ich hoffe, daß keine Damen in der Hörweite ſind.“

„Ah! ſo ſchlimm iſt's auch nicht“, meinte lachend der Major, „es iſt eigentlich eine ganz harmloſe Geſchichte, wie ſie vielleicht in der Welt ſchon oft vorgekommen.“

„Alſo denn“, ſprach der Oberſtlieutenant, indem er ſich etwas vorn über beugte und die Stimme dämpfte, „wir lagen dazumal in *, auch der Diviſionär mit ſeinem Stabe, und ſehr viel war einquartiert, von unſerem Regiment ſämmtliche Bataillone. Nun gut, der Dienſt war nicht ſtrenge, die Einwohner ſahen uns gerne, unſere Offiziere waren faſt lauter junge elegante Leute. — Sie ſehen dort eine Probe“, unterbrach er ſich ſelbſt, indem er auf den Lieutenant R. zeigte.

„Verzeihen Sie mir, Herr Oberſtlieutenant“, entgegnete der junge Offizier lächelnd, „aber Sie ſcheinen mir in der That die Geſchichte mit etwas zu großer Parteilichkeit für den Einen oder den Andern vortragen zu wollen.“

„Nun, wenn Sie das glauben“, meinte der Jäger-Major, „dann thun Sie wohl am beſten daran, uns die Sache ſelbſt vorzutragen. Sie ſcheinen mir doch damals nicht weit entfernt geweſen zu ſein.“

„Meinetwegen“, ſagte der junge Offizier, indem er ſich eine neue Cigarre anzündete. — „Die Offiziere unſeres Bataillons alſo lagen, wie ſchon bemerkt, in * bei den Einwohnern und lebten da herrlich und in Freuden. Die Väter erduldeten uns als etwas Unvermeidliches, die Mütter litten uns nicht ungern, weil wir einiges Leben in manche Familie brachten, und die Töchter ertrugen uns — nun, wie man eben einquartierte Offiziere zu ertragen pflegt.“

„Da geſchah es, um im alten Hiſtorienſtyl zu reden, daß die Tochter einer bisher angeſehenen Familie nicht länger mehr ſchweigen konnte und ihrer Mutter geſtehen mußte, die Einquartierung in * ſei nicht allein den öffentlichen Kaſſen der Stadt verderblich geweſen, ſondern auch ſie —“

„Hm! Hm!“ machte laut der Major von den Jägern, indem er den Dragoneroffizier freundlich in die Seite ſtieß und dabei das linke Auge zukniff.

„Weiter!“ ſprach gleichmüthig der Oberſtlieutenant.

„Vater und Mutter“, fuhr der Offizier zu erzählen fort, „theilten die Gefühle ihrer Tochter inſofern, als ſie in großen Kummer und Betrübniß geriethen, und vor allen Dingen zu wiſſen verlangten, wer es ſei, der ſich um die Erhaltung ihrer Familie verdient gemacht. Die junge Dame konnte aber durch nichts bewogen werden, einen Namen zu nennen, weder Bitten noch Drohungen vermochten das Geringſte über ſie, und der Vater, der wohl wußte, welches Bataillon in ſeinem Stadtviertel gelegen, begab ſich zum Commandirenden, trug ihm den ſeltenen Fall vor und bat ihn um Rath und Hülfe. Da das Unglück nun einmal geſchehen, meinte er, ſo wolle er gern beide Augen zudrücken, und ſeiner Tochter eine ſolche Ausſteuer mitgeben, daß ſie im Stande ſei, ſelbſt einen gänzlich mittelloſen Offizier zu heirathen.“

„Das war ein braver Herr“, ſagte der Oberſtlieutenant, „und es thut mir ſehr leid um ihn.“

„Der Commandirende ſollte alſo jenen Offizier ausfindig machen“, erzählte der Lieutenant R. weiter, „der ſich auf die vorhin angegebene Art verſündigt, und Se. Excellenz, unſer bekannter und hochverehrter General, wußte in ſeiner Gradheit kein beſſeres Mittel, als das jüngere Offiziercorps zuſammen zu nehmen; natürlicher Weiſe ohne die Verheiratheten.“

„Die Oberſtlieutenants brauchten auch wohl nicht zu erſcheinen?“ ſprach lachend der Jäger-Major. Eine Frage, die der Betreffende mit ernſthaftem Kopfſchütteln beantwortete.

„Wir traten alſo zuſammen und der General hielt uns eine Rede, — ich werde das in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen. Meine Herren — ſo ſprach er ohngefähr — es iſt mir ein Fall zu Ohren gekommen, der eine brave und angeſehene Familie in große Betrübniß verſetzt hat; in dem und dem Hauſe iſt das und das geſchehen, der Vater bietet zu einer vollkommenen Reparation in ſofern die Hand, als er auch den mittelloſeſten der Herren vollkommen in den Stand ſetzen wird, ſeine Tochter zu heirathen. Es iſt das nun an ſich ein Fall, der ſchon oft da geweſen iſt, in dem auch eigentlich durchaus nichts Unehrenhaftes liegt, weßhalb ich denn auch, von dem richtigen Gefühl und der Redlichkeit ſämmtlicher Herren Offiziere überzeugt, mir die Frage zu ſtellen erlaube, wer von Ihnen, meine Herren, für die Geſchichte einſtehen muß, indem ich überzeugt bin, eine genügende Antwort zu erhalten.“

„Lautloſe Stille herrſchte nach dieſer Anrede im ganzen Kreiſe, Einer ſah den Andern an, Jeder erwartete, ſeinen Nebenmann vortreten zu ſehen.“ —

„Nun, meine Herrn! ſagte der General, keine falſche Scham, Sie wiſſen, wie gut ich es ſtets mit Ihnen allen gemeint habe, ich bitte den, welchen mein Wort betrifft, ſich ohne Scheu melden zu wollen."

„Noch einige ſchwere, verhängnißvolle Sekunden rührte ſich nichts im Kreiſe, dann aber mit einem Male traten zugleich — — — — — zwei der Kameraden vor, um ſich auf dieſe Art ſchuldig zu erklären."

„Ah! das iſt ſtark!" rief der Dragoner-Offizier. „Natürlicher Weiſe war mit zwei ſchuldigen Alles vorbei?

„Ja, es war Alles vorbei", ſagte ſeufzend der Lieutenant R. „Der Commandirende drehte ſich lachend auf dem Abſatze herum, und wir Andere hatten natürlicherweiſe ſo viel Takt, der ganzen Sache nie mehr, auch nicht in der leiſeſten Anſpielung, zu erwähnen."

„Das war auf jeden Fall für beide Betreffende eine ſehr unangenehme Ueberraſchung", meinte Graf W.

„Vielleicht eine ſchmerzliche", erwiederte Lieutenant R. „Denn nehmen wir an, es habe vielleicht einer der Beiden das junge Mädchen wirklich geliebt, dann war ihm das Erſcheinen ſeines Nebenmannes doch gewiß eine traurige Ueberraſchung."

Aber es iſt immer beſſer, früher als ſpäter," meinte der Oberſt-Lieutenant.

Der Graf W. ſtand von ſeinem Stuhle auf und machte einige Schritte gegen den Radkaſten hin, um nach den beiden Frauen zu ſehen. Da er ſie aber immer noch im angelegentlichſten Geſpräche dort ſitzen ſah, ſo kehrte er wieder zu den Freunden zurück und ſetzte ſich wieder nieder.

Die Muſik auf dem Verdecke begann abermals einen luſtigen Tanz zu ſpielen, weßhalb ſich ein dichter Kreis von Zuhörern um ſie bildete; vorne fingen die Tänzer wieder an zu ſpringen, die Matroſen unterbrachen ihre Geſchäfte, um dem wilden Tanze zuzuſchauen, und wie finſtere Geiſter aus der Unterwelt tauchten Maſchiniſten und Heizer mit ihren rußigen Geſichtern aus dem Schiffsraume empor.

„Das war eine ſeltſame Heiraths-Geſchichte", ſagte der Jäger-Major, „die bei deinem Bataillon, und die Einwohner von * werden noch lange davon erzählen."

„Wie iſt mir doch, Graf W.", verſetzte der Oberſtlieutenant nach einer Pauſe, „hat mir nicht ein Bekannter in * gleichfalls von einer Begebenheit erzählt, die ſich vor Ihrer und Ihres Schwagers Verheirathung zugetragen, natürlicherweiſe sans comparaison mit dem eben Gehörten, aber an und für ſich noch weit intereſſanter."

„Ja, man ſagte mir auch davon", ſprach der Hauptmann von den Jägern, indem er ſich an Baron D. wandte. „Wenn das erzählbar iſt, ſo wäre es ungeheuer liebenswürdig von euch, uns auf gewiß angenehme Art noch eine kleine Stunde zu vertreiben."

„Oh! das iſt ſchon zu erzählen," erwiederte lachend der Huſaren-Offizier. „Ich meines Theils aber bin ein ſchlechter Berichterſtatter, gebe aber gern meinen Conſens dazu, wenn mein Schwager damit losgehen will."

„Ich fürchte nur, es wird nicht intereſſant genug für euch ſein", meinte der Baron D.; „es iſt doch eigentlich nur eine kleine Familien-Begebenheit."

„Nun, nun", ſagte der Hauptmann von den Jägern, „es ſoll in der That ganz eigenthümlich geweſen ſein, und wenn das nicht indiſcret erſcheint, ſo bitte ich freundlich um die Mittheilung."

„Nun meinetwegen", erwiederte der Baron. „Ihr alle kennt wohl unſern ehrenwerthen Schwiegerpapa, den alten General v. K."

„Ob ich ihn kenne!" ſagte lachend der Oberſtlieutenant. „Gehörte doch unſer Regiment zu ſeiner Diviſion, bis er penſionirt wurde; es war ein tüchtiger und braver Offizier, aber, nehmen Sie mir nicht übel, etwas heftig und dabei ungeheuer grob."

„Ich kann dieſe Eigenſchaften des Generals durchaus nicht läugnen", erwiederte gleichfalls lachend der Baron, „und dabei iſt der alte Herr von einem unglaublichen Eigenſinn, der uns auch beinahe unglücklich gemacht hätte."

„Er wohnte auf ſeinem Landgut bei P., ſeine Frau war ſchon ſeit mehreren Jahren todt, ſeine beiden Töchter aus der Penſion zurückgekehrt, und dann hatte er noch einen Bruder bei ſich, früher Geſandter in W., der ſich aus dem Geſchäftsleben zurückgezogen und nun beim General privatiſirt. Was den Charakter dieſer beiden Herren anbelangt, ſo iſt eine größere Verſchiedenheit kaum denkbar; ſo Polterer dieſer war, ſo fein und verſchlagen war jener; nie hörte man ein rauhes Wort von ihm, und wenn er einmal gar nicht umhin konnte, im Geſpräch anderer Meinung zu ſein, ſo that ihm das außerordentlich leid, und er opponirte nur, indem er dann förmlich um Verzeihung bat; dabei hatte er vor dem Weſen des Generals einen gewiſſen Reſpect, eine förmliche Angſt, und wenn er einmal einer kleinen Scene nicht mehr auszuweichen vermochte, konnte er ſich darauf Tagelang in ſeinem Zimmer einſchließen."

„Nun hat aber der General, ich kann nicht umhin dies zu geſtehen, zwei ſchöne Töchter, und viele junge Leute von nah und fern bemühten ſich eifrig, ihnen die Cour zu machen, ſowohl auf dem Landſitze ihres Vaters als in P., wohin der General zuweilen kam, um dort Ballgeſellſchaften und dergleichen zu beſuchen."

„Bei einer ſolchen Gelegenheit ließen wir uns ihm vorſtellen, und es traf ſich glücklich, daß ſich der alte Herr erinnerte, ſowohl den Vater des Grafen W., als auch den meinigen gekannt zu haben. Hieraus erfolgte nun das Außergewöhnliche, daß er uns auf ſeinen Landſitz einlud, und hieraus entſtand wieder das Gewöhnliche und ganz Natürliche, daß wir uns in die beiden Töchter verliebten.“

„Der General übrigens hatte keine Ahnung davon, und ſein Bruder, der das ſchon eher merkte, beſchwor uns eines Tages in einer wahren Herzensangſt, bei Allem, was uns heilig ſei, dieſe Geſchichte bleiben zu laſſen, indem das bei den Geſinnungen des Generals zu keinem guten Ende führen könne.“

„Aber er mußte doch auch daran denken, ſeine Töchter zu verheirathen“, ſagte der Oberſtlieutenant, „denn er hatte ſie doch unmöglich zu alten Jungfern erzogen.“

„Daran dachte er freilich“, fuhr der Dragoneroffizier fort, „aber es ſollte bei ihm Alles auf's Kommando gehen; er wollte ſich ſeine Schwiegerſöhne wählen, und dann ſollte es heißen: heute wird geheirathet und damit Punktum.“

„Wir machten ihm aber einen Strich durch ſeine Rechnung“, warf lachend der Huſarenoffizier dazwiſchen.

„Trotz den Ermahnungen des Bruders fuhren wir denn fort, den beiden jungen Mädchen unſern kleinen Hof zu machen, und wir thaten das mit dem guten Erfolge, daß wir ſchon nach einigen Monaten zuſammen davon ſprachen, einen Feldzugsplan gegen den Vater und General zu entwerfen.“

„Hierbei muß ich noch erwähnen, daß die beiden Töchter des Generals, unſere jetzigen Frauen, beinahe eben ſo verſchieden in ihren Characteren ſind, als die beiden Brüder, ihr Vater und Oheim nämlich, natürlicherweiſe mit dem Unterſchiede, daß die jungen Damen ſtets in der liebenswürdigen Mitte blieben, und wie ſich von ſelber verſteht, nie zu den Extremen ausſchweiften, wie die beiden alten Herren. Eliſe hat wie ihr Vater ein lebhaftes, ja zuweilen ein heftiges Temperament, ſie iſt leicht empfänglich und läßt ſich mehr vom Augenblicke beherrſchen, als ihre Schweſter Klara, die, dem Oheim gleichend, ruhig, ſanft, ſchüchtern, ja ſogar ängſtlich iſt. Zu ihnen paßten nun auch wir beide ganz vortrefflich: dort mein lieber Schwager, der Graf W., könnte wohl einſt in ſpätern Jahren ein General werden, ähnlich unſerm Schwiegervater, wohl ebenſo tapfer, umſichtig, aber auch mit ziemlicher Heftigkeit begabt, wenn nicht ſeine jetzige Frau dieſe böſe Leidenſchaft durch ihre außerordentliche Güte und Milde wegſchleifen wird. Was mich dagegen anbelangt, ſo bin ich weit ruhiger, ſtiller, bedächtiger, ja kalt berechnend, wie Eliſe zuweilen zu ſagen pflegt, wenn ich ihrer allzu lebhaften Phantaſie den Zügel der ruhigen Vernunft anzulegen mich bemühe.“

„Ihr habt da in jeder Richtung vortrefflich gewählt“, ſagte der Oberſtlieutenant, indem er ſich ſo bequem wie möglich in ſeinen Stuhl zurücklegte. „Schon der große Schiller ſagt: wo Hartes ſich mit Welchem bindet, da gibt es einen guten Klang."

„Das iſt an ſich ganz richtig", entgegnete der Dragoneroffizier; „aber der Schwiegerpapa dachte in dieſer Beziehung gar nicht, wie der große Schiller, wie Sie ſogleich erfahren werden."

„Unſer kleines Verhältniß ſetzten wir ſo verborgen als nur möglich fort; vor den Augen des Papa's thaten wir fremd und abgemeſſen; wir verehrten alsdann die Töchter Sr. Excellenz auf's Allerförmlichſte und Ehrerbietigſte, wir holten ſie ernſt und gemeſſen zum Tanze, und brachten ſie mit einer tiefen Verbeugung an ihren Platz zurück."

„Ja, ja, man kennt das", bemerkte der Hauptmann von den Jägern.

„Auf dem Landgute des Generals", fuhr der Erzähler fort, „nahmen wir uns begreiflicher Weiſe noch mehr in Acht, doch wie weit wir auch hier unſere Verſtellung trieben, wie ſorgfältig wir uns auch umſahen, ehe wir auch nur den leiſeſten Händedruck wagten, ſo hatten wir unſer Spiel doch nicht ſehr lange getrieben, als es ſchon von dem Bruder des Generals, dem liſtigen Diplomaten, durchſchaut war."

„Da half denn auch kein Läugnen; wir bekannten Alles, wir entdeckten dem Oheim unſere gegenſeitige Liebe, indem wir auf ſeinen Beiſtand hofften; aber weit gefehlt: er hatte eine ſolche Angſt vor ſeinem Bruder, daß er von nichts wiſſen, ſich in nichts miſchen wollte und uns nur die feſte Verſicherung gab, dieſe ganze Geſchichte hinter dem Rücken ſeines Bruders komme ihm ſo verwegen, ſo ungeheuerlich und ſtrafbar vor, daß er am liebſten das Landhaus verlaſſen und für einige Zeit nach der Stadt ziehen wolle."

„War der General wirklich ein ſolcher Haustyrann und wilder Vater?" fragte lachend der Oberſtlieutenant. „Ich ſollte doch denken, das vereinte Bitten zweier ſo liebenswürdigen Töchter hätte ihn am Ende beſtimmen ſollen, ein freundliches Ja zu ſprechen."

„So heftig und eigenſinnig der General war", fuhr Baron D. fort, „ſo hätten die beiden Töchter doch vielleicht ihm ſeine Einwilligung abgeſchmeichelt, wenn wir alle vier ihn unvorbereitet überfallen hätten, aber der böſe Feind, der ſein Unkraut zwiſchen den ſchönſten Weizen ausſäet, griff unter der Geſtalt einer alten vertrockneten Gräfin, die ich unkluger Weiſe im Cotillon niemals geholt, mit ihrer knöchernen Hand in unſer Liebesglück, indem ſie eines Tages dem alten Herrn von unſerm Liebesverhältniß, wie von einer gänzlich ausgemachten Sache ſprach. Nun, von der Wuth des Generals könnt ihr euch ſchwerlich einen Begriff machen. Er erfuhr die Sache in P., wo wir beide in Garniſon lagen, und ging lange mit ſich zu Rathe, ob er uns nicht auf unſern Zimmern überfallen ſolle, um mit uns, den Säbel in der Fauſt, abzurechnen."

„Es wäre dieß in der That das Klügſte geweſen“, meinte nachdenkend der Huſarenoffizier, „wir hätten ihm doch am Ende die ganze Wahrheit geſtanden und darauf hin wäre eine heilloſe Confuſion unterblieben.“

„Aber er kam nicht zu uns“, fuhr der Erzähler fort, „er eilte in voller Aufregung nach Hauſe, er nahm, dort angekommen, ſeinen Bruder in die Beichte, und ſuchte von dieſem unter den ſchrecklichſten Drohungen die Wahrheit zu erfahren. Natürlicherweiſe hütete ſich der Oheim, erſchreckt durch die Heftigkeit ſeines Bruders, das Geringſte zu geſtehen, er zuckte die Achſeln, er ſpielte den Unwiſſenden, und der allerſchlechteſte Dienſt, den er uns leiſtete, war, daß er ſagte, die ganze Geſchichte ſei unglaublich und auf alle Fälle erfunden, er habe uns vielfach beobachtet, nie etwas entdeckt und dergleichen mehr, ebendrein eilte er dem General voraus zu den beiden jungen Damen, ſprach ihnen von der eben gehabten Unterredung, erzählte Unſinniges von dem Zorne ſeines Bruders, und brachte die beiden erſchreckten Mädchen ſo weit, daß ſie uns vollkommen verläugneten.“

„Und daran hatten ſie ſehr übel gethan, denn der alte General, wie ſich ſpäter erwies, mochte uns recht wohl leiden, und nach einem kleinen häuslichen Donnerwetter mit obligatem Thränenregen hätte ſich Alles zum ſchönſten Wetter aufgeklärt, wenn die beiden jungen Damen es gewagt, die volle Wahrheit zu geſtehen.“

„Der alte Diplomat hatte ihnen wahrſcheinlich zu kräftig eingeheizt“, bemerkte der Major vor den Jägern. „Der Teufel auch! die armen jungen Fräulein hätten Leute wie wir an ihrer Seite haben ſollen. Was meinſt du, Oberſtlieutenant?“

Dieſer begnügte ſich, ſtatt aller Antwort mit dem Kopfe zu nicken, dann huſtete er gelinde und lächelte ſeltſam dazu.

„Die Sache war nun, als wir es endlich erfuhren, nicht mehr zu ändern; um aber unſere Unſchuld ebenfalls zu beweiſen, mußten wir eben ſo häufig wie früher nach dem Landſitze des Generals hinaus fahren, und das thaten wir begreiflicherweiſe recht gern, natürlich nahmen wir uns jedoch noch mehr in Acht wie früher. Aber wenn das Auge der Liebe ſcharf ſieht, ſo iſt der Blick eines argwöhniſchen Vaters auch nicht mit Blindheit geſchlagen. Der General hatte uns kaum auf dieſe Art ein paar Monate beobachtet, ſo nahm er an einem ſchönen Morgen ſeinen Bruder auf die Seite und ſagte: er ſei jetzt im Klaren, unſere häufigen Beſuche ſeien nicht unabſichtlich, er habe auch nichts dagegen und wolle Alles im Stillen vorbereiten, um uns eine angenehme Ueberraſchung zu verſchaffen.“

„Kurze Zeit darauf wurde der Diplomat als außerordentlicher Geſandter zu uns nach P. geſchickt, um auf eine feine Art unſere Geſinnungen, Wünſche und Hoffnungen zu erforſchen. Da er dieſe nun bereits genau kannte, ſo hatte er begreiflicherweiſe leichtes Spiel; wir dinirten vortrefflich mit einander, und tranken bei einem Glaſe Champagner kräftig das Wohl der beiden Brautpaare. — Aber Eines merkt euch, ſagte uns der Oheim ernſt und feierlich, laßt euch um Gottes Willen nichts merken, daß ihr ſchon ſeit längerer Zeit eine innige Neigung zu den beiden jungen Damen habt, und daß dieſe Neigung erwiedert wird, denn ein ſolches Geſtändniß würde Alles verderben; mein Bruder hat eine ſolche Averſion gegen alle Liebeleien, wie er es nennt, gegen alle kleinen Verhältniſſe, wie wir ſagen, daß er im Stande wäre, deßwegen Alles rückgängig zu machen. Von unſerm Vater wurde ſeine Heirath ebenfalls befohlen, die nun zufälligerweiſe recht glücklich ausfiel, und da nun der General überhaupt das Commandiren liebt, ſo will er es auch in Heiraths-Angelegenheiten ebenſo machen; wir haben davon noch im Hauſe eben ein komiſches Beiſpiel: ſein Kammerdiener — übrigens ein verfluchter Kerl — hatte, wie ich ſchon ſeit längerer Zeit wußte, der Kammerjungfer unſerer jungen Damen, einer ſchon ältlichen Perſon, die ſich aber etwas Vermögen zuſammengeſpart, bedeutend die Cour gemacht; dieſe Perſon, welche vor allen Dingen geheirathet ſein wollte, ließ dieß Verhältniß zu keinem innigen werden, denn ſie calculirte ganz richtig, es ſei dem Monſieur Jean um eine kleine Anleihe bei ihr und ihrem Gelde mehr als um eine ſolide Heirath zu thun; da überraſchte der General die Beiden vor einigen Tagen bei irgend einer kleinen Vertraulichkeit. Erzürnt forſchte er nach, die Sache kam zur Sprache und darauf hin that er den für Jean ſchrecklichen Urtheilsſpruch, entweder den Dienſt zu verlaſſen, oder das Mädchen zu heirathen. Und er wird ſich wahrhaftig zum Letzten entſchließen müſſen. Ihr ſeht alſo, ſagte uns der alte Diplomat, wir müſſen hier, um einen ſichern Hafen zu erreichen, in ganz klarem und durchſichtigem Waſſer manövriren. Wir ſprechen demnach vollkommen in allgemeinen Ausdrücken, und ſo werde ich ihm auch über den Erfolg meiner Sendung rapportiren, ihr habt die beiden jungen Damen angenehm und liebenswürdig gefunden, ihr ſeid entzückt von ihnen, ihr ſchätzt euch glücklich, eine Verbindung mit dem erlauchten Hauſe Sr. Excellenz je eher je lieber eingehen zu dürfen, ihr habt mich beauftragt, das dem General mitzutheilen, und ihr könnt verſichert ſein, eure Sache iſt in den beſten Händen. Dabei warf ſich unſer diplomatiſcher Freund mit wichtiger Miene in die Bruſt, zupfte ſich den Hemdkragen in die Höhe, und meinte: man iſt nicht umſonſt eine lange Reihe von Jahren Chef der bedeutendſten Geſandtſchaften geweſen."

„Damit ſchien unſere Sache vortrefflich eingefädelt, der Baron fuhr nach Hauſe, und wir erwarteten die Nachricht über den Erfolg ſeiner diplomatiſchen Bemühungen mit ziemlicher Unruhe." — Hier machte der Erzähler eine kleine Pauſe, während welcher er ſich eine friſche Cigarre anzündete, und dann nach dem Radkaſten hinüberblickte, nach der Gegend, wo die beiden jungen Frauen, noch immer leiſe plaudernd, neben einander ſaßen; doch hatte ſich Klara empor gerichtet, ihr Auge war nicht mehr trübe und mit Thränen umflort, vielmehr ſchaute es heiter und glücklich auf die Fluthen der Donau, welche das Dampfboot in ſeinem vollen Laufe abwärts unaufhaltſam und heftig durchſchnitt.

„Die Tage werde ich niemals vergeſſen“, ſagte der Huſarenoffizier, als ſich der Baron anſchickte, weiter zu erzählen:

„Kurze Zeit, nachdem der Oheim uns verlaſſen, erhielten wir denn auch eine Einladung des Generals zu einem kleinen Familienfeſte, weßhalb wir in Civilkleidern nach dem Landhauſe abreiſten und obendrein Alles zur großen Toilette mitnahmen. — Wir kamen an, es war ein recht warmer Sommertag, die ſchwüle Luft verſprach ein tüchtiges Gewitter, und das Schloß lag da in der tiefſten Stille und Ruhe; der erſte Menſch, der uns auf der Treppe begegnete, war unſer diplomatiſcher Freund, und wir erſchracken bei ſeinem Anblicke; das war nicht das Geſicht, mit dem man willkommene Freunde zu einer Verlobung empfängt, ſeine Augen ſtarrten uns mit einem Ausdrucke der Troſtloſigkeit entgegen, die Unterlippe ließ er ſchlaff herunter hängen, und während er ſich mit der einen Hand an dem Geländer der Treppe hielt, wiſchte er ſich mit der andern den Schweiß von der Stirn.“

„Ei der Teufel!“ unterbrach hier der Jäger-Major den Erzähler, „es iſt wahrhaftig ein Glück für uns, daß wir die beiden jungen Damen als eure Frauen dahinten friſch und munter bei einander ſitzen ſahen, denn ſonſt könnten wir in Verſuchung kommen, nach eurer Erzählung zu glauben, es ſei auf dem Schloſſe etwas abſonderlich Schreckliches paſſirt.“

„Nun Gutes war auch eben nicht vorgefallen“, fuhr der Erzähler fort. „Ihr werdet das ſchon hören; natürlicherweiſe war unſere Beſtürzung über das ſeltſame Ausſehen des Barons nicht gering, und wir beſtürmten ihn mit Fragen, was denn eigentlich vorgefallen ſei; aber er gab uns keine rechte Antwort, er ſchnappte ängſtlich nach Luft, und indem er uns verſicherte, die beiden Damen ſeien vollkommen wohl und geſund, ſagte er, der General erwarte uns auf ſeinem Zimmer, ſetzte aber hinzu, wir möchten nicht erſchrecken, wenn er ein Bischen barſch und heftig ſei, es habe ihn nämlich heute Morgen ein Podagra-Anfall heimgeſucht, in Folge deſſen er ſich einigermaßen in übler Laune befinde.“

„Und wie ſtehen unſere Angelegenheiten? rief ich ihm zu, als er uns voran und über den Corridor davon eilen wollte.“

„Ei vortrefflich! lachte er krampfhaft, mehr als gut; wenn ich nur ſprechen dürfte! Geht hinein, geht hinein, aber verliert mir den Kopf nicht, wagt aber um Alles in der Welt keinen Widerſpruch, ſonſt richtet ihr uns alle zu Grunde.“

„Das war nun ein ſehr untröſtlicher Empfang, doch konnten wir aus dem alten Diplomaten nichts mehr herausbringen, er entſchlüpfte uns nach ſeinem Zimmer, und wir wurden von dem Kammerdiener in Empfang genommen, der uns mit ſehr ernſter Miene nach dem Zimmer ſeines Herrn geleitete.“

„Na, da bin ich begierig“, ſagte der Oberſt-Lieutenant.

„Der General ſaß in ſeinem Zimmer“, fuhr der Baron fort, „und zwar in einem Lehnſtuhle, von oben herab in großer Uniform, wogegen der rechte Fuß in einem weiten Pantoffel ſtak, auch hatte er dieſen Fuß auf einen Fußſchemel geſtellt, und rieb das Schienbein eifrig mit der Hand, wobei das Geſicht Sr. Excellenz mehr als ſanft geröthet erſchien.“

„Wir begrüßten ihn ehrerbietigſt und freundlich, worauf er uns bat, gegenüber Platz zu nehmen, und dann hielt er uns eine längere Rede, die in ihrem Eingange und Verlauf durchaus nichts Unangenehmes und Beunruhigendes für uns hatte; er ſprach von der Freundſchaft, die er ſeit langen Jahren mit unſern Vätern unterhalten, von der Gleichheit unſerer Geburt, von ſeinen und unſern Vermögensverhältniſſen, und dann ſchloß der erſte Theil ſeiner Rede mit der Verſicherung, wie ſehr angenehm es ihm geweſen, als er durch ſeinen Bruder erfahren, wir Beide wünſchen eine Verbindung mit ſeinen Töchtern, wogegen er um ſo weniger etwas einzuwenden habe, da wir ja durch keine Leidenſchaft verblendet ſeien, und alſo wohl im Stande geweſen, bei unſerm öftern Hierſein die Vorzüge ſo wie die Fehler unſerer künftigen Frauen in aller Gemüthsruhe kennen zu lernen.“

„Obwohl ſich der General bemühte, recht ruhig zu ſprechen, ſo ſchnitt er doch zuweilen furchtbare Geſichter, die aber dem Schmerz an ſeinem Bein galten, ließ auch zuweilen ein Himmelſakerment vernehmen, oder ſonſt einen Ausruf, der nicht zu ſeinem Texte paßte.“

„Im zweiten Theile ſeiner Rede kam Se. Excellenz nun auf die eigene Ehe zu ſprechen, und verſicherte, dieſelbe würde vollkommen der Himmel auf Erden geweſen ſein, wenn der Charakter ſeiner nunmehr verſtorbenen Frau nach des Generals Begriffen beſſer zu dem ſeinigen gepaßt hätte. Weiß Gott im Himmel, ſagte er und rieb emſiger ſein Bein, ich bin Tag meines Lebens außerordentlich heftig und aufbrauſend geweſen, habe mir auch ſelten Mühe gegeben, dieß zu verheimlichen oder anders zu machen. Ja, wenn mein Verſtand mit Zorn und Leidenſchaft durchging, da habe ich nie die Zügel angezogen, ſondern meiſtens noch ein paar kalte Eiſen hinter den Sattelgurt meiner Leidenſchaft geſetzt. — Nun war aber leider meine verſtorbene Frau der vollſtändigſte Gegenſatz zu mir; die hatte eine Ruhe, eine Leidenſchaftsloſigkeit, die mich in ſolchen erregten Augenblicken vollends zur Verzweiflung brachte; wenn man ſo recht ausfährt, ſo bringt uns nichts in größern Zorn, als wenn wir uns in einer Umgebung befinden, die von unſerer Leidenſchaft nicht im Geringſten erwärmt wird; das iſt gerade ſo, als wenn man einen Ball in einen Sumpf wirft, wo jeder Wurf, anſtatt luſtig zurückzuprallen, matt und langweilig ſtecken bleibt, da wird man am

Ende ſo aufgeregt, daß man mit gleichen Füßen hineinſpringen möchte. — Hier mochte der General zu dem angegebenen Zwecke eine kleine Bewegung mit ſeinen Beinen gemacht haben, die ihm einen ungeheuren Schmerz verurſachte, denn er ſchrie halblaut hinaus, fluchte etwas zwiſchen den Zähnen und fuhr mit der Hand nach ſeinem Knie; auch dauerte es eine ziemliche Weile, ehe er fortfahren konnte.“

„So habe ich euch, ihr Herren, ſagte er alsdann mit ziemlich ruhiger Stimme, auf's Genaueſte der Charactere wegen beobachtet, und gefunden, daß Sie, Graf W., ziemlich heftig und reizbar ſind, wogegen Sie, Baron — damit meinte er mich — ein ſtilles und ruhiges Temperament haben; gerade ſo verſchieden ſind meine beiden Töchter. — Eliſe hat meinen Charakter, Klara den ihrer ſeligen Mutter, und da ich, wie ſchon geſagt, aufs Vollkommenſte überzeugt bin, daß nur die gleichen Temperamente glücklich mit einander zu leben im Stande ſind, ſo freut mich Ihre Bewerbung, meine Herren, in vielfacher Hinſicht, und nehme ich Ihren Antrag hiermit beſtens und feierlichſt an. Ich habe gefunden, was ich ſuchte, — bei dieſen Worten erklang eine gewiſſe Rührung in der Stimme des alten Herrn, — meine Eliſe“, fuhr er fort, „wird an Ihnen, Graf W., eine gleichgeſtimmte Seele finden, und meiner Klara ſanftes und ruhiges Gemüth wird mit Ihnen, beſter Baron D., aufs Vortrefflichſte harmoniren. — Verzeihen Sie mir, daß ich nicht aufſtehen kann, um Ihnen meine Hände zu reichen, aber indem ich ſie ſo feierlich gegen Sie ausſtrecke, gilt das als Handſchlag und Segen zugleich.“

„Da ſaßen wir nun wie vom Donner gerührt; jetzt verſtanden wir auch die Jammermiene des diplomatiſchen Oheims. Was ſollten wir thun? — Dem alten Herrn, der augenſcheinlich die fürchterlichſten Schmerzen litt, auseinander ſetzen, daß er ſich in größtem Irrthum befinde, daß wir ſchon lange ſeine Töchter liebten, und von ihnen wieder geliebt würden, aber nur ganz anders, wie es ſich der Papa ausgedacht?“

„Keiner von uns war in dem Augenblick im Stande, dieß zu thun, wir kannten den Herrn, der vor uns ſaß, wir wußten, daß ein aufrichtiges Geſtändniß ihn in die äußerſte Wuth verſetzen würde; eine Liebelei, wie er es nannte, in ſeinem eigenen Hauſe, ein Verſtändniß ſo ganz gegen ſeine Anſicht und gegen ſeinen Willen, wenn er alles das ſo unvorbereitet, erfuhr, er hätte uns unfehlbar fortgejagt, wir hätten nie mehr den Fuß über ſeine Schwelle ſetzen dürfen.“

„Rathlos ſchauten wir uns an, und blickten dann auf den General, der ziemlich abgeſpannt in ſeinem Seſſel lehnte; nach einer ziemlichen Pauſe raffte er ſich empor und ging nun auf die geſchäftlichen Theile ſeines Vortrags über; wir mußten die Klarheit und Ordnung bewundern, mit der er uns von allen ſeinen Verhältniſſen in Kenntniß ſetzte, wir mußten die Liebe und Sorgfalt anerkennen, mit welcher er für die Beiſchaffung unſerer ſämmtlichen nothwendigen Papiere geſorgt; wir wären im andern Falle freudig überraſcht, ja entzückt geweſen, als er uns ſchließlich mittheilte, er haſſe die langen Brautſchaften, und es ſei ſein dringender Wunſch, daß die doppelte Vermählung noch heute in der Kirche des Dorfes vollzogen werde, wozu auch dort ſchon alles Nöthige eingeleitet ſei; mein Bruder und ich, ſo ſchloß er, werden eure Brautführer ſein, geht jetzt in den großen Gartenſaal, dort findet ihr die beiden Mädchen, bringt ihnen, da ich noch vielleicht auf eine Stunde an dieſen Stuhl gefeſſelt bin, meine Glückwünſche und der Herr ſei mit euch.“

Der Jäger-Major, der voller Unruhe zugehört, konnte ſich hier nicht enthalten, auszurufen: „Aber ich hätte es dem alten Herrn friſch vor den Kopf geſagt! Das gab ja eine heilloſe Confuſion.“

„Ich weiß doch nicht“, entgegnete nachdenkend der Oberſtlieutenant; „wie ich Se. Excellenz kenne, hätten Sie damit Oel ins Feuer gegoſſen; ich habe in ähnlich krankhaften Zuſtänden ganz unbedeutende Dinge mit ihm zu verhandeln gehabt, und nur auf die ſchonendſte Art ſeinen Willen durchkreuzen wollen, bin aber ſchön angekommen; hat er doch einmal eine meiner Compagnien acht Tage ohne Feuer bivouakiren laſſen, und dieß im Herbſt; die Kerle haben noch ein halbes Jahr nachher ſo mit den Zähnen geklappert, daß man keine Trommel hören konnte.“

„Jetzt aber erzähle weiter“, ſagte dringend der Hauptmann von den Jägern, „ich fürchte wahrhaftig, wir kommen bald nach Peſth, möchte aber vorher deine Geſchichte gern zu Ende hören.“

„Wir verließen alſo den General“, nahm der Baron ſeine Erzählung wieder auf, „und er ging in den Gartenſaal, wo wir die beiden Damen und auch unſern Diplomaten antrafen; der Letztere machte womöglich noch ein längeres Geſicht, denn Eliſe und Klara mit rothgeweinten Augen ſchienen eben heftig mit ihm verhandelt zu haben; bei unſerm Eintritt eilten uns Beide laut weinend entgegen und wir vergaßen Angeſichts des drohenden Verluſtes zum erſten Male hier im Hauſe alle Vorſicht, und Jeder hielt die Braut des Andern im Arme.“

„Der Baron war in Verzweiflung, er bat, er flehte, wir möchten uns doch in Acht nehmen. „Wie leicht! rief er aus, kann uns der General unvorbereitet überraſchen, und dann ſind wir, Gott weiß es in ſeinem hohen Himmel, total verloren! — Er war wirklich komiſch in ſeiner Angſt. Nachdem nun die erſten Ausbrüche des Schmerzes und der Verzweiflung vorüber waren, wurde ein ſtiller Kriegsrath gehalten und lange berathſchlagt, was zu thun ſei. Der einzige Ausweg war und blieb nur der, dem General die wahre Sachlage zu eröffnen; aber wer ſollte dieſe gefährliche Commiſſion übernehmen? Der Oheim, deſſen Aufgabe es eigentlich geweſen wäre, ſträubte ſich mit Händen und Füßen dagegen, er erzählte ſchreckliche

Dinge von den Wuthausbrüchen ſeines Bruders, er ſprach geheimnißvoll von einem gewiſſen Piſtolenſchuß, der hätte treffen können, aber glücklicherweiſe nicht getroffen. Den meiſten Muth hatte noch Eliſe, die ſich endlich entſchloß, dem Papa Alles zu geſtehen, doch hielten wir andere ſie lange zurück; ah! es war das eine qualvolle Unterredung, die doch wieder ihre komiſchen, ja ihre ſüßen Seiten hatte: wir erfuhren zum erſtenmal ſo recht, wie ſehr wir geliebt wurden, obgleich es für keinen von uns ſchmeichelhaft war, wenn ſowohl Eliſe als wie Klara mit wahrem Abſcheu erklärten, ſie würden eher ſterben, als ſich dem Willen des Vaters fügen."

„Inzwiſchen verfloß die Zeit, und es mußte etwas geſchehen. Da kam der Kammerdiener Jean in den Salon und entbot den Oheim zu ſeinem Bruder. — Nach zehn Minuten ungefähr kehrte dieſer wieder zu uns zurück und ſagte: In unſerer Angelegenheit hat ſich etwas verändert; ob ſie aber dadurch ſchlimmer oder beſſer geworden iſt, wag' ich nicht zu behaupten; die Schmerzen des Generals haben zugenommen, er hat ſich zu Bett legen müſſen und —"

„Die Trauung unterbleibt!" riefen wir alle wie aus einem Munde.

„Im Gegentheil", erwiederte achſelzuckend der Oheim, „ſie ſoll ſogleich vollzogen werden, und ich als oberſter Bevollmächtigter, als Brautvater und -Führer werde die ganze Ceremonie leiten."

„Mir flammte plötzlich ein Hoffnungsſtrahl auf. Vortrefflich! jubelte ich, zeigen Sie, daß Sie in der That, wie Sie es ſo oft verſichert, wirklich der väterliche Freund Ihrer Couſinen ſind, führen Sie uns in die Kirche, laſſen Sie uns heirathen, aber nicht wie es der Papa befohlen, ſondern nach der freien Wahl des Herzens."

„Das verſtand ſich doch wohl von ſelbſt", meinte ſchmunzelnd der Major von den Jägern, „und dann hatte alle Noth ein Ende."

„Im Gegentheil," fuhr der Erzähler fort, „die Noth fing erſt recht an, denn weder Bitten noch Flehen, noch Drohungen konnten den Oheim bewegen, ſo direct gegen die Befehle ſeines Bruders zu handeln. Die beiden Mädchen hingen ſich weinend an ſeinen Hals, ſie gaben ihm die ſüßeſten Schmeichelworte, ihre Angſt, ihre Verzweiflung preßten ihm ſelbſt einige Thränen aus — alles umſonſt! was wir von ihm erreichten, war, daß er ſelbſt zum General gehen wollte, ihm Alles zu entdecken, und um neue Befehle bitten. Aber, ſetzte er hinzu, dieß wird im jetzigen Augenblicke nichts helfen, er wird, durch heftige Schmerzen ans Bett gefeſſelt, heute nicht ſeinen Willen ändern. — Und keinen Aufſchub, keine Hülfe! jammerten die beiden Damen. — Da kam mir plötzlich eine Idee. Nun wohlan, ſagte ich, Sie wollen es alſo nicht unternehmen, uns gegen den Willen des Vaters, aber nach unſerer Meinung zu verheirathen. Gut, ſo thun Sie etwas Anderes für uns: handeln Sie nicht für unſer Glück, aber auch nicht gegen daſſelbe, bleiben Sie neutral. — Und wie das? fragte er. —

Führen Sie uns in die Kirche, erklären Sie dem Pfarrer die ganze Angelegenheit, laſſen Sie aber die Trauung nicht vor ſich gehen, und führen uns alsdann hieher zurück. — Und der General ſoll glauben, ihr ſeid verheirathet? entgegnete er erſchrocken. — Nur heute, ſagte ich; morgen, wenn er unſern Bitten zugänglicher iſt, werfen wir uns ihm meinetwegen zu Füßen, erklären ihm alles, und er wird verzeihen.“

„Ah! das war eine gefährliche Komödie“, meinte der Oberſt-Lieutenant. „Ihr vergaßt wahrſcheinlich, daß zwiſchen heute und morgen eine Nacht liegt, in euren Verhältniſſen eine ſehr verhängnißvolle Nacht“.

„Wir hatten das in der That vergeſſen“, fuhr der Baron fort, „aber mein Vorſchlag wurde als letztes Rettungsmittel von allen Betheiligten aufs Lebhafteſte ergriffen; wenn unſer Diplomat darauf nicht einging, ſo war er der barbariſchſte Oheim, der je gelebt, alsdann hatte er kein Fünkchen menſchliches Gefühl in ſich, von der geringſten Liebe gegen ſeine unglücklichen Couſinen gar nicht zu reden; es wurde ihm das Ultimatum geſtellt, nunmehr zu thun, wie ich ihm vorgeſchlagen, oder feierlich aus aller Liebe und Freundſchaft geſtoßen zu werden. — Endlich erweichten denn auch Thränen und Bitten ſein Herz, tief ſeufzend gab er ſeine Einwilligung, und es war die höchſte Zeit, denn im ſelben Augenblicke erſchien der Kammerdiener Jean und meldete, daß die Wagen vorgeführt ſeien.“

„In meinem ganzen Leben“, warf lachend der Huſaren-Offizier ein, „werde ich das wehmüthige Geſicht des Kammerdieners nicht vergeſſen. Par ordre de mufti war unſer Hochzeitstag auch der ſeinige, und das freundliche Blumenbouquet, welches ihm die bräutliche Kammerjungfer angeſteckt, contraſtirte aufs Komiſchſte mit ſeiner Jammermiene.

„Richtig“, ſagte der Baron, „ich hatte vergeſſen, zu bemerken, daß Jean auf Befehl des Generals ebenfalls auch heute verheirathet werden ſollte, und wie der Graf ſo eben bemerkte, er kaute an dieſer bittern Pille mit ſichtlichem Widerſtreben, doch war ihm ſein Dienſt lieber als ſeine Freiheit. — So fuhren wir alſo zur Kirche in drei Wagen, und der Oheim voraus, dieſer jagte im Carriere das Dorf hinab, um die Kirchenthüre früher zu erreichen, ehe der Meßner ſie dem herbeigeſtrömten Volke öffnete, was nach den Anordnungen Sr. Excellenz geſchehen ſollte, ſobald ſich die Wagen vom Schloſſe her näherten; der Meßner erhielt alſo Befehl, die Thür verſchloſſen zu halten, und dann eilte unſer Diplomat vor Aufregung bleich und erſchöpft in die Sakriſtei, um dem Geiſtlichen, der dort ſchon harrte, den Stand der Angelegenheit zu eröffnen. Hier ſtieß er auf weniger Schwierigkeiten, als er wohl erwartet.“

„Der Pfarrer, zugleich Beichtiger und geiſtlicher Rath des gräflichen Hauſes, war beſſer wie der Vater unterrichtet, er ſchien ſich dieſer Aenderung zu freuen, obgleich er nicht verfehlte, dem Oheim das Gefährliche des vorhabenden Manövers darzuſtellen; doch ſprach er ihm andererſeits auch wieder Muth ein, deſſen dieſer ſehr benöthigt war, und verſicherte, er wolle wo möglich heute noch den alten General beſuchen, um für die Sache der beiden lieben jungen Damen beſtmöglichſt zu wirken.“

„Obgleich nun die Kirchenglocken friſch und luſtig läuteten, obgleich der Schullehrer hinter ſeiner Orgel verborgen und unbekümmert um das, was unten vorging, ſeine vorgeſchriebenen Melodieen abſpielte, ſo fand doch von der ganzen Trauungs-Feierlichkeit nichts ſtatt. Es war ein eigenes Gefühl, als wir ſo in der leeren, ſo eigenthümlich duftenden Kirche Hand in Hand beiſammen ſaßen, als der Schall unſerer Worte, wenn wir noch ſo leiſe ſprachen, vom Gewölbe abprallte und laut hallend durch die Kirche dröhnte, als wir von draußen herein das Sprechen und Lachen der neugierigen Menge hörten, welche die Feierlichkeit gerne geſehen hätte und nun ausgeſperrt war“.

„Ich verſichere euch, wir ſaßen da in ſehr ernſte Gedanken verſunken, wir alle, mit Ausnahme des Kammerdieners, der ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken konnte, als wir ihn nothgedrungen zum Mitwiſſer unſeres Geheimniſſes machten. Seine Braut war einigermaßen untröſtlich, und nur die Anhänglichkeit für ihre Herrinnen ſowie das feſte Verſprechen, das Verſäumte werde wahrſcheinlich ſchon morgen nachgeholt werden, konnte ſie etwas beruhigen.“

„Endlich fuhren wir wieder zum Schloſſe zurück, meine jetzige Frau mit dem Grafen und Klara mit mir. Ich kann aber unmöglich beſchreiben, mit welch ſeltſamem Gefühle wir neben einander ſaßen; ich kannte ja Klara ſo genau wie ihre Schweſter, ich ſprach ja eben ſo vertraut mit ihr; wie freundlich ſprang ſie mir ſonſt entgegen, wenn ſie mich bei einem unſerer Beſuche zufällig zuerſt erblickte, wie traulich gab ſie mir ſonſt ihre Hand! und heute, als wir ſo neben einander in dem Wagen ſaßen, ſcheinbar Mann und Frau, während ihr Geliebter mit der Schweſter hinter uns drein fuhr, da drückte ſie ſich zitternd in die Ecke des Wagens, und wenn meine Hand zufällig ihren Arm ſtreifte, ſo ſchrack ſie zuſammen, und eine tiefe Röthe überflog ihr Geſicht.“

„Bei uns war es gerade dieſelbe Geſchichte“, ſagte der Graf W., „nur mit dem Unterſchiede, daß Eliſe ihrem Temperamente gemäß ſich weniger leidend verhielt; ſie war bitterböſe auf ſich ſelbſt, auf uns beide, auf den Oheim, den Papa und die ganze Welt. Sie verſicherte bei der Ankunft auf dem Schloſſe, dem General ſogleich alles entdecken zu wollen.“

„Hatte aber auch nicht den Muth dazu“, fuhr der Baron fort. „Der General hinkte uns bis an die Treppe entgegen, wir wurden ihm von ſeinem Bruder feierlichſt vorgeſtellt, wobei derſelbe übrigens entſetzlich bleich ausſah. Wir ergriffen bewegt ſeine beiden Hände, und darauf fielen ihm ſeine Töchter um den Hals, tief gerührt und laut weinend, auch das Auge des Generals verdunkelte ſich unwillkürlich, und er ſchien in dieſem Augenblicke ſo zufrieden, ſo vollkommen glücklich, daß es wahrhaftig eine Sünde geweſen wäre, ihm die Comödie jetzt zu entdecken; auch kam ſein Leiden ziemlich wieder; wenn er auch nicht ins Bett zurück mußte, ſo konnte er doch den ganzen Nachmittag ſeinen großen Lehnſtuhl nicht mehr verlaſſen."

„Nun hielten wir einen abermaligen Kriegsrath, in welchem wir, ich geſtehe es war nicht ganz recht gehandelt, den Oheim einſtimmig beauftragten, dem General die Sache vorzutragen. Anfangs ſträubte er ſich gewaltig dagegen, und erſt, als wir ihm bewieſen, daß ihm, als dem älteren erfahrernen Manne, doch der größte Theil der Schuld zufalle, willigte er endlich nothgedrungen ein, verlangte aber, man ſolle ihm vollkommen freie Hand laſſen, und dann wolle er die Geſchichte arrangiren. Aber erſt morgen, ſagte er, heute iſt mit dem General gar nichts anzufangen."

„Und ihr Beide dachtet immer noch nicht an die Nacht?" fragte lächelnd der Major von den Jägern.

„Wahrhaftig nein", erwiederte der Erzähler, „wir dachten nicht eher daran, bis wir ſchon am Abend nach dem Thee von unſerem Schwiegerpapa daran erinnert wurden. Da erhob er ſich nämlich, geſtützt auf die Schultern ſeines Bruders, hielt uns eine große ſehr rührende Rede und ließ es ſich dann nicht nehmen, jeden von uns mit ſeiner jungen Frau nach den für uns beſtimmten Appartements zu geleiten. Der Diplomat war in der größten Verlegenheit und ſchwitzte vor Angſt und Alteration, auch wir Beide benahmen uns höchſt — einfach, ich muß es geſtehen, wir konnten es dem General wahrhaftig nicht verdenken, daß er halb im Scherze, halb im Ernſte mit einem kleinen Donnerwetter die Verſicherung gab, ſolche junge Paare, wie wir, ſeien ihm in ſeiner Praxis noch nicht vorgekommen, daß er uns endlich faſt mit Gewalt in unſer Appartement hinein ſchob und die Thüren lachend hinter uns verſchloß. Da ſaß denn Jeder von uns bei einem jungen Mädchen, deren Schweſter er liebte, vom eigenen Vater eingeſperrt, in einer höchſt ſeltſamen Situation."

Der Jäger-Major wollte laut auflachen, da ſtieß ihn der Oberſtlieutenant an und ſagte: „Du wirſt deine ſchlechte Freude noch ſo lange und laut äußern, bis die Damen dahinten aufmerkſam werden, und unſere vortrefflichen Erzähler holen oder ſich harmlos zu uns ſetzen, und dann ſind wir in beiden Fällen um den Schluß geprellt.

„Die Sache iſt aber auch zu komiſch!" entgegnete nun leiſe lachend der Andere.

„Sie erſcheint jetzt allerdings komiſch", verſetzte der Erzähler, „war aber doch damals für uns ſehr ernſthaft; ich geſtehe es, mich plagte ein, freilich unſinniges, Gefühl der Eiferſucht."

Der Graf nickte ſtill lächelnd mit dem Kopfe.

„Uebrigens blieben wir nicht lange eingeſchloſſen", fuhr der Baron fort, „nach einer kleinen Stunde — der General war indeſſen zu Bett gegangen — öffnete uns der Oheim die Thüren unſerer ſchönen Gefängniſſe, die beiden jungen Mädchen, jetzt erſt ahnungsvoll beſtürzt und entſetzt, flüchteten zu einander, ohne viele Worte an uns zu verlieren, und riegelten dann alsbald hinter ſich zu.“

„Das war überhaupt ein ſeltſamer Abend“, erzählte der Dragoner-Offizier weiter, nachdem er ſich eine neue Cigarre angezündet, „dem Kammerdiener Jean erging es gerade wie uns: auch ihn nahm der General begreiflicherweiſe für verheirathet, und da er ſich natürlich gleichfalls weigerte, die Zimmer ſeiner jungen Frau zu theilen, ſo wurde er von dem erzürnten Herrn, wie wir, förmlich eingeſchloſſen, und es herrſchte zwiſchen ſeinem Schickſale und dem unſrigen nur der Unterſchied, daß der diplomatiſche Oheim den Schlüſſel nicht finden und ihn alſo auch nicht aus ſeinem Gefängniſſe erlöſen konnte.

„Oh! — oh! — oh! — oh!“ machte der Major von den Jägern, indem er vor übermäßigem Vergnügen mit dem Finger in der Luft herumſchlenkerte, — „daß dich das Donnerwetter! — den hat's gefaßt; nun bei der Entwickelung hätte ich das Geſicht Seiner Excellenz ſehen mögen!“

„Dieſe Entwickelung“, fuhr der Erzähler fort, „kam nun am andern Morgen, nachdem ſich die Geſchichte vorher noch mehr verwickelt hatte. Den andern Morgen nämlich ſuchten wir natürlich die beiden jungen Damen an einer Stelle des Parkes auf, wo wir uns gewöhnlich trafen, ſie kamen auch bald nach uns dahin, und begreiflicherweiſe ging ich mit Eliſe, der Graf mit Klara.“

„Aha! Jeder mit der Frau des Andern“, bemerkte der Oberſtlieutenant.

„Allerdings Jeder mit der Frau des Andern“, ſagte der Baron, „und ich geſtehe, daß dieſe erſte Zuſammenkunft nach den ſchrecklichen Vorfällen geſtern Abend Anfangs wohl zurückhaltend, dann aber um ſo herzlicher, ja zärtlicher wurde. Eliſe lehnte ſich eigentlich zum erſtenmal ſo recht innig an meine Bruſt, ich tröſtete ſie ſo gut es ging und küßte ſie unter Anderm herzlich auf die Stirne.

„Wer hätte denken können, daß der General, geſtern noch ſo ſchwer leidend, heute rüſtig und munter und ſchon am früheſten Morgen auf den Beinen ſein werde! Leider aber war es ſo, leider erging er ſich ebenfalls vergnügt im Park, nachdem er zuerſt geſehen, daß unſere beiden Appartements verlaſſen waren.“

„Ah! da gibt's eine ſchöne Beſcheerung!“ ſagte der Hauptmann von den Jägern, indem er ſich vorn über beugte, um noch aufmerkſamer zu lauſchen.

„In der That gab es die“, erwiederte der Baron; „ihr könnt euch denken, wie es einem Vater zu Muthe iſt, der nach dem Hochzeitstag ſeine beiden Töchter zufälliger Weiſe von ferne bemerkt, daß der Mann der einen die andere auf die Stirne küßt, und daß die andere an der Bruſt ihres Schwagers ruht, und leiſe und erröthend verſichert, es ſei ihr unmöglich, ohne ihn zu leben.“

„Der alte Herr ſank beinahe zuſammen und wankte zerſtört auf ſein Zimmer zurück; er ſchickte nach ſeinem Bruder, der aber angeblich ſpazieren geritten war und ſich entſchuldigen ließ; darauf ſetzte er ſich tief erſchreckt und im Innerſten verletzt in einen Lehnſtuhl und dachte anfänglich ſo ruhig wie möglich über dieſe Angelegenheit nach, welche hier ſeine Familie bedrohte, da aber eine ruhige Ueberlegung bei ihm nicht lange zu dauern vermochte, und ſein Blut, das nie beſonders ruhig war, in kurzer Zeit anfing aufzuwallen, ſo bemeiſterte ſich auch jetzt ſeiner ein unbeſchreiblicher Zorn, dem er in lauten Ausrufungen und Verwünſchungen Luft zu machen ſuchte; dabei ſprang er in die Höhe, ergriff ſeinen Stock und fuchtelte damit in der Luft herum und ſchrie laut hinaus, er wolle ein Exempel ſtatuiren, wie noch nie eins erlebt ſei, er wolle ohne alle Schonung verfahren, und alle Schuldigen beſtrafen, möchten ſie nun ſein wer ſie wollten. Damit wandte er ſich, den Stock hoch geſchwungen, nach hinten und überrannte faſt die unglückliche Kammerjungfer, welche in dieſem Augenblicke aus dem hintern Zimmer kam, und beim Anblicke des hocherzürnten Herrn jammernd auf ihre Knie fiel.“

„Mochte nun der General ahnen, daß die Dienerin von der Leidenſchaft ihrer Herrinnen unterrichtet ſei, genug, er faßte ſie heftig am Arme und ſchrie ihr zu: was weißt du von dieſer verruchten Geſchichte?“

„Ach! Excellenz, jammerte ſie, ich bin an Allem vollkommen unſchuldig!“

„Aber du haſt es gewußt?“

„Ja, ich hab' es gewußt wie Alle im Hauſe!“ — —

„Das war nun doch für den alten Herrn zu viel, er ſank bleich und wie leblos in ſeinen Seſſel zurück, und die Kammerjungfer, welche dieß ſah, erfüllte das Schloß mit ihrem Geſchrei, es ſei dem General ein Unglück zugeſtoßen, und holte raſch den Bruder deſſelben. Dieſer hatte ſich vom früheſten Morgen in ſein Zimmer eingeſchloſſen, und arbeitete emſig und eifrig an einem ſchriftlichen Berichte, worin er dem General alles Vorgefallene mit diplomatiſcher Klarheit auseinander ſetzte, jetzt aber war dieſe Arbeit unnütz, und er trat zitternd und zagend vor ſeinen Bruder.“

„Nun, der alte Herr wird mürbe geworden ſein“, meinte der Major von den Jägern.

„Ja das war er, und ſanft und nachgiebig, ſo daß der Bruder es wagte, ihm die ganze Sache mit kurzen Worten zu erklären, daß ich meine jetzige Frau innig und zärtlich liebe, der Graf ebenſo, daß er geſtern unſern dringenden Bitten nachgegeben, und die Trauung nicht habe vollziehen laſſen, daß er ferner wiſſe, welch ſchreckliche Stunden wir alle vier ſeit geſtern verlebt, und — daß er uns geſtern Abend augenblicklich aus unſern Gefängniſſen wieder entlaſſen. — Darauf reichte der General gerührt ſeinem Bruder die Hand, und als wir gleich darauf, ohne zu ahnen, was ſich unterdeſſen zugetragen, in den Salon traten, drohte uns der alte Herr mit aufgehobenem Finger, und ſagte zu unſerer freudigen Ueberraſchung: er wiſſe Alles, wolle aber Gnade für Recht ergehen laſſen, doch, ſprach er, Strafe muß ſein, und da ihr, wenn auch ſcheinbar, verheirathet waret, und jetzt glückliche Wittwer geworden ſeid, ſo müßt ihr mir auch Anſtands halber ein Trauerjahr durchmachen.“

Hiermit ſchloß der Erzähler, und der Oberſtlieutenant, dem unterdeſſen der Kellner heimlicherweiſe ein paar Flaſchen Tokayer gebracht, ſchenkte die Gläſer voll, rückte eins vor jeden der Kameraden und trank das ſeinige leer, nachdem er geſagt: „Und wie wir ſehen, ging dieſe Trauerzeit glücklich vorüber und wollen wir hoffen, daß es die letzte iſt, die Sie in dieſem Leben betreffen ſoll.“

„So ſei es!“ riefen die übrigen Offiziere und die Gläſer klangen hell zuſammen.

„Mir hat die Geſchichte gefallen“, bemerkte ſchmunzelnd der Major von den Jägern, „aber eins möchte ich noch wiſſen: hat der Kammerdiener auch ein Trauerjahr durchmachen müſſen?“

„Ei Gott bewahre!“ antwortete lachend der Dragoneroffizier, „der wurde den andern Tag ohne Gnade und Barmherzigkeit getraut.“ — —

Jetzt hatte ſich das Leben auf dem Schiffe auf einmal merklich verändert, die Muſikanten packten ihre Inſtrumente zuſammen, die luſtige Geſellſchaft vorne ſuchte unter den Bänken und zwiſchen den Kiſten ihre Habſeligkeiten zuſammen, die Matroſen ordneten Stricke und Taue, und der Baron ging mit ſeinem Schwager zu den beiden Frauen zurück, die von ihren Sitzen aufgeſtanden waren, und die prächtigen Städte Peſth und Ofen betrachteten, zwiſchen denen das Dampfboot nun brauſend dahin ſchoß. Klara legte ihre Hand ſchmeichelnd auf die Schulter ihres Gatten und ſagte: „Ungarn iſt doch ſchön.“

Dann ſtieg der Kapitän des Schiffes auf den Radkaſten; nach ſeinem Commando verminderte die Maſchine ihre Kraft, nun läutete vorn hell und klingend die große Schiffsglocke, der Steuermann drehte eifrig an ſeinem Rade, und der Dampfer, gehorſam dieſer Bewegung, beſchrieb einen zierlichen Kreis und legte ſich alsdann bei der großen Kettenbrücke an das Ufer.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

Vom Verfaſſer der „Bilder aus dem Kriegsleben". *)

1.

Vor Wien.

Schon war die Dämmerung angebrochen, als uns am 10. Oktober zuerſt in weiter Ferne der Thurm von St. Stephan entgegenblickte. Wir waren die vorhergehende Nacht und den ganzen Tag ſcharf geritten und hatten nur Augenblicke geraſtet. Unſere mit Schmutz und Schaum ganz bedeckten Pferde waren noch müder als ihre Reiter, als wir unweit Schwechat zuerſt Halt machten und unſere Bivouakfeuer anzündeten, um die Nacht hier zuzubringen. Wir gehörten zu den erſten Vortruppen; der Banus mit dem Hauptcorps war noch mehrere Stunden zurück, und da wir die Stimmung des Landvolks gar nicht kannten, war große Vorſicht nöthig. Allein es regte und rührte ſich nichts; keine Spur von einem Bauernaufſtand, wie wir ihn gefürchtet.

Schon am erſten Tage konnte man deutlich merken, daß das Landvolk in Unteröſterreich mit dem ganzen Wiener Aufſtand nicht das Mindeſte zu ſchaffen haben wollte, ja eher Groll als Zuneigung gegen die Urheber und Theilnehmer deſſelben hegte. Mit einiger Scheu vor den allerdings etwas unciviliſirt ausſehenden Geſtalten meiner Sereſſaner empfing man uns allenthalben in den Dörfern, aber von Widerſtand oder überhaupt von Feindſeligkeit war keine Rede. „Was geht uns das an? wir haben keine Robot mehr, und das andere iſt uns gleich", ſo äußerten ſich alle Bauern, mit denen ich ſprach, ja oft ergoſſen ſie ſich in Schmähungen gegen die Wiener Studenten und die andern Buben, wie ſie ſie nannten, die gemacht hätten, daß alle vornehmen Leute von dort fortgezogen wären, daher ſie ihre Gemüſe und ihr Obſt und Korn nicht mehr ſo gut wie ſonſt verkaufen könnten.

Indeſſen fühlte ich mich ſehr trübe geſtimmt, als ich unter ſolchen Verhältniſſen Wien zuerſt wieder erblickte. Wie viele vergnügte Stunden hatte ich früher dort verlebt, welch frohe Erinnerungen knüpften ſich an dieſe Stadt! Als ich Wien vor vier Jahren zuletzt verließ, begleitete mich noch ein froher Kreis luſtiger Freunde und ſchöner Frauen bis zur „Spin-

---

*) Stuttgart, bei Ed. Hallberger.

nerin am Kreuz“, den bekannten Punkt, wo man die ganze Kaiſerſtadt überblickt, und jetzt führte ich in feindlicher Abſicht meine croatiſchen Reiter gegen dieſelbe. Trotz der körperlichen Ermüdung ſaß ich noch mehrere Stunden ſinnend an dem in die dunkle Nacht hineinlodernden Wachfeuer, bevor ich den Schlaf finden konnte. Meine Sereſſaner und Huſaren theilten meine Gefühle nicht, im Gegentheil waren ſie ungewöhnlich heiter und ſangen ihre Volkslieder mit lauterer Stimme als je. Von Wiens Herrlichkeit hatten Alle ſchon oft im Leben gehört; der Ruf der glänzenden Kaiſerſtadt, als Sitz aller irdiſchen Größe und Luſt, dringt bis in die fernſten Winkel der weitläufigen Monarchie. Alle die Grenzoffiziere, die einſt als Kadetten in Wien geſtanden, hatten in wehmüthiger Erinnerung auf den einſamen Grenzwachten gar viel von den dort genoſſenen Freuden erzählt. Die vielen croatiſchen Fuhrleute, deren große Frachtwagen mit zwölf bis ſechszehn kleinen, magern, zottigen Roſſen man ſo häufig in Wien ſieht, hatten daheim gar lockende Beſchreibungen von den dortigen Herrlichkeiten gemacht, und ſo waren meine Leute voll Jubel, daß ſie dieſe Wunder bald ſelbſt kennen lernen ſollten. Komiſch war es, daß ſie nicht begreifen wollten, daß der Kaiſer nicht in Wien ſei; Wien und die Perſon des Kaiſers ſind in ihrem Kopfe ſo eng verbundene Begriffe, daß ſie dieſelben gar nicht trennen konnten, und ſo ſehr ich mich bemühte, ihnen klar zu machen, warum ſich der Kaiſer jetzt an einem andern Orte befinde, ſchüttelten ſie doch immer ungläubig die Köpfe. Auch waren ſie der Meinung, der Stephansthurm, der ſo hoch und weitſichtig in die Luft hinein ragt, müſſe die Burg des Kaiſers ſein und er dort hoch oben wohnen.

In Wien ſelbſt ſchien man unſere Ankunft bereits durch Fernröhren oder Kundſchafter bemerkt zu haben. Gleich in der erſten Nacht ſah ich, wie auf dem Stephan mit Lichtern und farbigen Laternen, wie mir ſchien, verſchiedene Signale gegeben wurden. Eine Schleichpatrouille, die ich noch in der Nacht, von einem ortskundigen Führer geleitet, bis über das „Neugebäu“ hinaus auf die Simmeringer Heide ſandte, meldete, daß kein Ueberfall zu beſorgen ſei, daß aber an der Maxer-Linie ſelbſt viel Lärm und Aufregung herrſchen müſſe, weil lauter Geſang und Jubelgeſchrei ihnen von dort entgegengetönt habe.

Am andern Morgen, wo immer mehr Truppen des Banus nachrückten, zog ich mich ſelbſt mehr links und wir ſchlugen unweit Mödling unſer Lager auf. Theils um einige frühere Bekannte aufzuſuchen, theils in einem dienſtlichen Auftrag ritt ich bald darauf zu den Truppen des Grafen Auersperg, die in Wien ſelbſt geweſen waren und jetzt nicht weit vom Belvedere lagerten. Was ich dort hörte, erfüllte mein Herz mit Zorn, und mit wahrer Leidenſchaft focht ich jetzt gegen dieſen Aufſtand. Man hatte die Soldaten und Offiziere den ganzen Sommer hindurch auf alle Weiſe verſpottet und verhöhnt, da es nicht gelingen wollte, ſie mit Koſſuthſchem Gelde zum Treubruche zu verführen. Jede Schmach, die man erſinnen konnte, hatten die Aula und die wilde Hefe der Vorſtädte, auf welche jene ſich ſtützte, den Soldaten angethan. Unſern Kampf in Italien, wo wir für Oeſterreichs Ehre fremden Eroberern gegenüber ſtanden, hatte man verſpottet, unſern Waffen öffentlich ſchmähliche Niederlage, Karl Albert Sieg und Triumph gewünſcht. Und nun gar der 6. Oktober! Alles dieß und noch mehr erzählten mir die Kameraden vom Auerspergſchen Corps. Beſonders die Mannſchaft des rutheniſchen Regiments „Herzog von Naſſau", das am 6. in Wien den größten Verluſt erlitten hatte, war ſo erbittert, daß ſie zu jeder Stunde mit Freuden geſtürmt hätte.

Eben als ich dort war, wurden zwei Mitglieder der akademiſchen Legion gefangen genommen, die ſich verkleidet in's Lager geſchlichen hatten, um die Soldaten zur Deſertion zu verleiten. Nur mit Mühe konnten ſtarke Wachen ſie vor der Wuth der Mannſchaft ſchützen. Ein Standrecht entſchied alsbald über ihr Schickſal; es wurde ihnen das Loos, das den entdeckten Spion im Kriege immer trifft, der Tod. Uebrigens war ihr Plan ganz hoffnungslos. Einige ſchlechte Subjekte deſertirten wohl hie und da aus dem Auerspergſchen Lager, dagegen kamen fortwährend Grenadiere von dem Bataillon, das am 6ten theilweiſe zum Volke übergegangen war, reumüthig und um Gnade bittend wieder herüber. Sie erzählten, man habe ſie trunken gemacht, ihnen viel Geld gegeben und ihnen ſo viel vorgeſchwatzt, daß ſie am Ende ſelbſt nicht mehr gewußt, was ſie ſeien und was ſie thun ſollen. Und dieſes Bataillon hat ſpäter beim Sturm auf die Barrikaden der Jägerzeil jene Scharte vom 6. Oktober wieder ausgewetzt, und der Hauptmann, der bei der Ermordung des Grafen Latour kräftiger hätte auftreten ſollen, fand dabei den geſuchten Tod, und verwiſchte ſo den Flecken ſeiner militäriſchen Ehre.

Schon am erſten Tage unſerer Ankunft, und noch mehr ſpäter, erhielten wir in unſerem Lager viele Beſuche von Wienern, die ſich aus der Stadt nach Baden und in die weitere Umgegend geflüchtet hatten. Was die Leute nicht Alles über den Aufſtand zu raiſonniren und zu klagen wußten! Es war oft höchſt komiſch, ihre Jeremiaden und Zornausbrüche anzuhören. Für dieſe Philiſter und Geldſäcke war das härteſte, daß ſie einige Wochen ihrer Bequemlichkeit, ihres Sitzes im Theater und ihrer Parthie im Kaffeehaus entbehren mußten, und doch war ihre Feigheit und Charakterloſigkeit vorzugsweiſe an all dem Unheil ſchuld. Hätte die zahlreiche gemäßigte Bürgergarde von Anfang an Muth beſeſſen und Kraft entwickelt, ſo wären ihr die Aula und das Proletariat der Vorſtädte nie über den Kopf gewachſen, und das ganze Unheil, das am 6. Oktober über Wien hereinzubrechen begann, wäre vermieden worden. Wahrlich, hätte es nicht Oeſterreichs Ehre gegolten, dieſe Pflaſtertreter hätten ſich meinetwegen ihre Comforts ſelbſt wieder erſtreiten mögen. Jetzt freilich, wo wir da waren und für ſie in's Feuer gingen, wußten ſie Wunderdinge von den Heldenthaten zu erzählen, die ſie ſchon verrichtet oder noch verrichten wollten. Einen dieſer Zierhelden, ein feines geputztes Herrchen, wie jede große Stadt ſie in Menge beherbergt, der mit der Lorgnette im Auge und gelben Handſchuhen unter uns herumſtrich und aufzählte, was für Handlungen voll Muth und Treue für den Kaiſer er zu verrichten gedenke, brachte ich eines Tags ſchnell zum Schweigen. Ich nahm eine alte ſchmierige Pelzmütze eines Sereſſaners, die gerade da lag, und ſetzte ihm dieſelbe auf das friſirte Haupt mit den Worten: „das trifft ſich ſchön; wenn Sie gegen die Inſurgenten fechten wollen, ſo können Sie gleich unter meine Rothmäntel treten, es iſt eben ein Platz frei“; und während ich ſo ſprach, hing ihm ein Kamerad einen alten rothen Mantel um. Er ſtand ganz verdutzt da und wußte gar nicht, was er ſagen ſollte, während meine Leute mit ſchallendem Gelächter den neuen Genoſſen begrüßten.

Auch die ſchönen Croatinnen und Slavonierinnen, die bei den Grenzern waren, ſtachen dieſen Wiener Zieraffen als pikante Schönheiten ſehr in die Augen. Da kamen ſie aber ſchlecht an; dieſe kräftigen, feurigen Mädchen haben einen ganz andern Geſchmack, als die Wiener Damen. Meine ſchöne Sereſſanerin, von der ich im vorigen Brief geſprochen*), gab einem dieſer Herren, der ihr etwas zu nahe getreten ſein mochte, eine ſolche „Watſche“, wie der Wiener es nennt, daß er die Wange reibend zu mir kam und das Mädchen verklagte. Ich lachte ihn aus, bot ihm aber mein Pferd und meinen Säbel an, wenn er ſich mit ſeiner Gegnerin ſchlagen und ſich ſo Genugthuung verſchaffen wolle; dazu verſpürte er aber wenig Luſt und meinte, das ſei ſeiner nicht würdig.

Unſer Aeußeres ſchien dieſen Beſuchern nicht beſonders zu gefallen, und auch die radikalen Blätter in Wien ſelbſt ſchilderten uns als eine Bande zerlumpten Geſindels. Allerdings ſahen wir etwas wild und abenteuerlich aus und eine Parade hätte kein glänzendes Schauſpiel abgegeben. Da der größte Theil der Grenzbataillone aus Croatien und Slavonien in Italien ſtand, ſo hatte es bei unſerem Ausmarſch vielfach an Uniformen gefehlt und viele waren in ihren Bundas, Gatjen und Kitteln ausmaſchirt. Der lange beſchwerliche Marſch durch Ungarn, das beſtändige Bivouakiren hatte vollends die Kleider gewaltig mitgenommen und ſelbſt wir Offiziere waren größtentheils durchaus nicht mehr elegant. Meine „Tſchismen“ waren ſo ſchlecht geflickt, die Schnüre auf Pelz und Dolman ſo verblichen, der weiße Mantel ſo grau geworden, daß ich auf einem Ball wahrlich eine ſehr ſchlechte Figur geſpielt hätte. Uebrigens benützten wir die erſten Tage der Raſt vor Wien, ſo gut als es gehen wollte, und flickten und fleckten nach Möglichkeit. Unſern Roſſen, die zuletzt zu ſehr angeſtrengt worden waren, bekam die Raſt ſehr gut; ſie erholten ſich bald wieder, und auch unſere Leute litten keinen Mangel an Fleiſch und Wein.

---

*) Der geehrte Herr Verfaſſer wird ſämmtliche Briefe nächſtens geſammelt erſcheinen laſſen.

Daß die Vertheidigung der Stadt ſchlecht geleitet wurde, zeigte ſich ſchon in den erſten Tagen; all die vielen kleinen Ausfälle aus den Linien, beſonders aus der Mazer, gegen unſere Vorpoſten, waren offenbar völlig planlos. Es wurde dabei ſehr viel Pulver ganz unnützerweiſe verpufft. Auf einzelne Patrouillen ſchoß man oft mit Kanonen, und aus ſo weiter Entfernung und ſo ungeſchickt, daß es ein ganz ungefährliches Vergnügen für unſere Soldaten war, ſich auf ſolche Weiſe beſchießen zu laſſen. Ein paarmal wurden uns indeſſen einige Leute erſchoſſen, auch einige Croaten, die ſich unvorſichtig zu weit vorgewagt hatten, gefangen genommen, wogegen auch wir mehrere Gefangene machten. Ueberläufer, beſonders von den Soldaten, die in Wien zurückgeblieben waren, aber auch Bürgergardiſten, kamen in Menge herüber.

Sollte der Aufſtand einige Ausſicht auf Erfolg haben, ſo mußte man von Anfang an ganz anders handeln. Von der Stadt aus mußte gleich nach dem 16. Oktober ein Angriff von 25 bis 30,000 Mann — und ſo viel Bewaffnete konnte man leicht zuſammenbringen — auf die weit ſchwächern Auersperg'ſchen Truppen erfolgen; dann hätten die Ungarn, die an 28,000 Mann ſtark unweit Raab ſtanden, bis zum 12. oder 15. Oktober vor Wien erſcheinen müſſen, was ſie recht gut gekonnt hätten, wäre nur Eifer und Einigkeit unter ihnen geweſen. Wäre dann noch ein Bauernzuzug aus den benachbarten Bergen und aus Steiermark erfolgt, ſo hätte unſere Lage eine ziemlich gefährliche werden können und wir wären zwiſchen zwei Feinde gekommen. Von alledem geſchah nichts, die Ungarn kamen, trotz alles Signaliſirens vom Stephansthurm, erſt als es viel zu ſpät war, vom Bauernaufſtand war keine Spur zu entdecken, und die Wiener verſuchten, ſtatt eines großartigen Ausfalls, nur kleine Neckereien und begnügten ſich, uns in ihren Zeitungen zu ſchmähen und ſo den Haß der Soldaten noch mehr zu ſtacheln. Windiſchgrätz gewann aber gemächlich Zeit, ſeine Armee aus Böhmen und Mähren zu ſammeln und mit 40,000 Mann friſcher Truppen zu uns zu ſtoßen. Wir hätten ſchon früher die Stadt einnehmen können, und unſere Soldaten hatten Luſt genug dazu, allein man wollte unnöthiges Blutvergießen auf beiden Seiten möglichſt vermeiden und wartete deßhalb die Ankunft aller Verſtärkungen ab, damit dann der Kampf raſch beendet würde. Alle Tage fragten mich meine Soldaten: „Goſpodine, geht's nicht bald in die Stadt? machen wir nicht todt die Aula?“

Daß es übrigens mit der Unterſtützung der Ungarn nicht viel auf ſich hatte, ward uns bald klar. In den Tagen vom 18. bis 22. Oktober machte ich mit fünfzig Huſaren eine große Streifpatrouille gegen Bruck an der Leitha und längs der ungariſchen Grenze. Unweit Bruck ſah ich in ziemlicher Entfernung noch auf ungariſchem Gebiete einen Trupp von etwa hundert Reitern, wie es mir ſchien, bewaffnete „Tſchikos“ (Roßhirten) halten. Ein ältlicher Mann in der Hauskleidung eines Magnaten, auf einem edeln Pferde und mit einer langen Pfeife im Munde, ſchien ihr Führer zu ſein. Als er mich erblickte, ſprengte er auf dreißig bis vierzig Schritte auf uns zu und winkte mir mit dem Taſchentuche, zu ihm zu kommen. Ich erfuhr von ihm, er ſei in frühern Jahren Rittmeiſter geweſen, habe ſich jetzt aber der ungariſchen Inſurrektion angeſchloſſen, da die Herrſchaft, auf welcher er wohne, dieß gewünſcht. Obgleich wir uns nun eigentlich als Feinde gegenüber ſtanden, war er doch ungemein freundlich, bewirthete mich mit köſtlichem Tokayer, ſchenkte mir feinen ungariſchen Tabak und ſchickte meinen Leuten Fleiſch und Wein in Menge. Ich neckte ihn, warum er nicht den Wienern zu Hülfe ziehe und ſich dort unter den Befehl eines Studenten oder Schneiders oder Schuſters ſtelle. Er aber ſtrich ſeinen langen Schnurrbart, brummte ein Teremtete nach dem andern und ſagte: „Bin ich ein Edelmann, will ich nicht ſtehen unter Schuſter und Schneider, will ich nichts zu thun haben mit Wien. Biſt du in Ungarn, biſt du und Jellachich mein Feind, ſonſt biſt du mein Kamerad. Hab' ich auch getragen des Königs Rock, will ich nicht außer Ungarn fechten gegen ſeine Huſaren.“ Und dabei ſchüttelte er mir derb die Hand und wir ſchieden als die beſten Freunde.

Mit den täglich in größern und kleinern Abtheilungen ankommenden Truppen vermehrte ſich auch das bunte militäriſche Treiben in unſern Bivouaks. Es war ein wahres Wallenſtein'ſches Lager. Ein kriegeriſches Bild verdrängte das andere. Hier böhmiſche Küraſſiere von den Regimentern Auersperg und Wallmoden, derbe, große Geſtalten mit eben nicht ſchönen, breitknochigen Geſichtern, auf dem Kopf den blanken Helm, über dem weißen Kollet den ſchweren ſchwarzen Bruſtharniſch, den großen geraden Pallaſch an breiter Kuppel um den Leib. Eben ſo derb und tüchtig wie die Reiter ſind auch die Roſſe, von böhmiſcher Zucht, nicht leicht, nicht elegant, aber zuverläſſig und für den Zweck vortrefflich geeignet. Von allen Waffengattungen erinnern dieſe Küraſſiere am lebhafteſten an das Mittelalter, ſie ſind das letzte Ueberbleibſel deſſelben. Daneben Leute von Naſſau-Infanterie, ſchlanke, behende Ruthenen und Söhne der nördlichen Karpathen, nervigte, elaſtiſch gebaute Soldaten, die zu den beſten Infanteriſten des öſterreichiſchen Heeres ſich zählen, wenn man ſie erſt etwas aus ihrer rohen Natur herausgebildet hat, was freilich für die armen Offiziere keine geringe Aufgabe iſt. Nicht weit davon Reiter vom Chevauxlegersregiment Kreß, ſchlanke Söhne Italiens, ſelbſt Venedigs; hübſche, wohlgewachſene Geſtalten mit lebendigen ausdrucksvollen Geſichtern, raſch in Bewegungen wie in Worten. Ihre Väter und Brüder kämpfen in Italien gegen Oeſterreich, ſie fechten hier, treu ihrem Fahneneide, mit vieler Ausdauer für deſſelben Ehre. Weiterhin ſehen wir blanke Geſchütze aufgefahren, die dunkeln Mündungen gegen Wien gerichtet; die Kanoniere in ihrer einfach dunkeln Uniform ſind beſchäftigt, die Munition zu ordnen, und als wären es unſchuldige Spielbälle, packen ſie in zierlichen Reihen die Wurfgeſchoſſe in die Protzkäſten. Luſtig pfeifend putzen die Trainſoldaten die hart mitgenommenen Roſſe der Beſpannung, oder beſſern am Geſchirr, das durch den Eilmarſch aus Böhmen hart mitgenommen iſt. — Nicht weit von der Batterie haben ſich um ein mächtiges Wachtfeuer Grenzer vom Ottochaner Regiment, vermiſcht mit einzelnen Sereſſanern, in maleriſchen Gruppen gelagert. Lange hagere Geſtalten, mit ernſten gefurchten Geſichtern, dunkeln, blitzenden Augen, dichten dunkeln Schnurrbärten über dem feingeſchnittenen Mund mit den weißen Zähnen. Die Bekleidung iſt ſehr verſchiedenartig; die Eile des Ausmarſches ließ nicht an regelmäßige Ausrüſtung denken; nur Waffen und Tſchakos ſind bei den Grenzſoldaten, die langen braunen und rothen Kaputzmäntel bei den Sereſſanern übereinſtimmend. Häufig begegnen uns ſchöne ſchlanke Mädchen und Weiber mit ausdrucksvollen Geſichtern, die langen rabenſchwarzen Haare in zwei Zöpfe gebunden, welche bis über die Hüften herabhängen. Viele Frauen und Töchter ſind den Grenzern gefolgt, und ihre buntfarbige Erſcheinung iſt ein eigenthümlicher Zug in dieſem Lagerbilde.

Muntere Worte, herzliches Gelächter, wie es nur der Jugend gegeben iſt, ſchallen von einem langen Tiſche her, um den dicht gedrängt Kadetten der verſchiedenſten Regimenter ſitzen. Alle Waffengattungen ſind hier vereinigt, der Huſar ſitzt neben dem Kanonier, der Jäger neben dem Küraſſier. Faſt lauter jugendliche Geſichter, manche faſt noch Knaben; kaum bedeckt der Flaum die Stellen, wo der männliche Bart ſehnlichſt erwartet wird, und doch haben Manche ſchon wacker gefochten, ja ſich ſchon ehrenvolle Wunden geholt. So verſchiedenartig wie ihre Röcke iſt auch ihre Heimath, ihre Mundart, und manche verſtehen und ſprechen nur ſehr mangelhaft deutſch. Neben dem Engländer ſehen wir hier den Serben, den Italiener neben dem Dänen, den Hannoveraner neben dem Tyroler, den Böhmen neben dem Wallonen. Oeſterreichs Offiziercorps ſah von jeher Söhne faſt aller Nationen Europas in ſeinen Reihen; ſie alle vergeſſen ihr Vaterland und finden unter der Fahne des Doppeladlers ein neues, für das ſie willig ihr Blut verſpritzen. — Bauern, die Lebensmittel bringen, lange Wagen mit Getreide oder Heu und Stroh, Heerden brüllenden Schlachtviehs; dazwiſchen zierliche Herren und Damen, die ſich aus Wien geflüchtet haben und neugierig das Treiben anſchauen; Huſarenpatrouillen auf müden Pferden, von langen Ritten heimkehrend — alles dieß bunt durcheinander gibt Stoff zu allerlei Betrachtungen und hat mich oft ſtundenlang ergötzt.

Die Gefechte alle in den letzten Oktobertagen kann ich nicht beſchreiben; ich ſah nur, was mich zunächſt anging; der Subalternoffizier gewinnt natürlich keinen Ueberblick über das Ganze. Zum Kampf in der Stadt ſelbſt wurden wir Huſaren nicht verwendet, indeſſen war ich, eigentlich als müßiger Zuſchauer, mehrere Stunden in der Jägerzeil, als dort eine Barrikade von unſern Truppen genommen wurde. Es war ein wilder Kampf, von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Die Inſurgenten hatten dabei den großen Vortheil, daß ſie hinter den Barrikaden gedeckt ſtanden, oder aus den Fenſtern bedächtig, ohne ſich bloßzuſtellen, ſchießen konnten, während die Soldaten frei, den feindlichen Kugeln preisgegeben, ſtürmen mußten; aber ſie beſannen ſich keinen Augenblick, vorzurücken. „Terrai, terrai, stravo, Gospodine!“ (vorwärts, vorwärts, in Gottesnamen, Herr!) rief eine Compagnie Grenzer ihrem Hauptmann zu, da ſie mit dem Angriff auf eine Barrikade warten ſollten, bis dieſe auch von den Eckhäuſern, welche Soldaten zu beſetzen im Begriff waren, beſtrichen werden könnte, und ſo ging es ohne Weiteres darauf los.

Beſonders zeichneten ſich die Soldaten vom Regiment Naſſau aus, die noch vom 6. Oktober her ſehr erbittert waren, dann die böhmiſchen Jäger und die Grenadiere, die theilweiſe damals zu den Inſurgenten gehalten hatten. Dieſe Truppentheile haben auch den größten Verluſt erlitten. Zu bewundern war die Gewandtheit, welche manche Kroaten in dieſem Straßenkampf entwickelten. Ganz platt auf dem Bauche liegend, den Torniſter als Bruſtwehr vor ſich her ſchiebend, krochen ſie wie Schlangen gegen die Barrikade, um in größerer Nähe einen ſichern Schuß zu thun. Jeder Thürwinkel, jede Ecke, jeder Laternenpfoſten bot ihnen ein Deckungsmittel; mit der Gewandtheit und Schnelligkeit einer Katze wußten ſie heranzuſpringen und ſich anzuſchmiegen. Deßhalb verloren auch die Grenzer verhältnißmäßig die wenigſten Leute, obgleich ſie faſt am meiſten dem feindlichen Feuer ausgeſetzt waren. Dabei ſchoſſen ſie ſehr ſicher und ſcharf und mancher Feind wurde von ihren faſt nie fehlenden Kugeln niedergeſtreckt.

Die Inſurgenten fochten theilweiſe ſehr gut, zum Theil aber auch ausnehmend ſchlecht. Manche Barrikaden und Stellungen, die man noch lange hätte behaupten, von denen man uns vielen Schaden hätte zufügen können, wurden ſchleunigſt in ungeregelter Flucht verlaſſen, andere dagegen mit dem Muth der Verzweiflung faſt nutzlos bis auf den letzten Mann vertheidigt. Mangel an Oberleitung, an gehöriger militäriſcher Organiſation und an Gehorſam machte ſich überall bemerkbar, ſonſt hätte die Stadt ſich ſehr gut noch einige Tage vertheidigen können, wenn auch ihr endliches Schickſal nicht zweifelhaft geweſen wäre.

Der Einzige in Wien, der militäriſches Talent zeigte und zweckmäßige Anordnungen traf, war der frühere polniſche General Bem, der am Ende Oberkommandant wurde. Ueberhaupt focht die ſogenannte polniſche Legion mit vielem Eifer und war wohl unſer gefährlichſter Feind, auch die ſteiriſchen Schützen und einzelne Abtheilungen der Wiener haben ſich, wie man nicht läugnen kann, mit großem Muthe geſchlagen.

Was die Truppen mit vollem Recht am meiſten empört und ſpäter hie und da zu Exceſſen Anlaß gegeben hat, obgleich die vielen Nachrichten über Gräuelthaten und rohe Plünderungen Lügen ſind, das war der Bruch der Kapitulation von Seiten der Inſurgenten. Die weißen Fahnen waren überall ausgeſteckt, alle Bedingungen des Einzugs verabredet, unſere Soldaten machten ſich fertig, Gewehr im Arm einzurücken, da begann plötzlich und ohne vorherige Verkündigung das Feuer aus der Stadt von Neuem, auf die bloße Kunde hin, die ungariſche Hülfsarmee ſei jetzt endlich im Anzuge. — Die Urheber dieſes Treubruchs haben eine ſchwere Verantwortung auf ſich geladen; viel Unheil iſt dadurch über die arme Stadt gekommen, das ſonſt vermieden worden wäre. Was hätten ihnen auch jetzt die Ungarn helfen können? Seit das ganze Corps des Fürſten Windiſchgrätz mit uns vereint war, konnte ihre Hülfe höchſtens den Kampf um einige Stunden verlängern, einige Opfer weiter koſten.

Wenn ich mit dem Straßenkampf nichts zu thun hatte, ſo nahm ich dagegen Theil am Gefecht mit den Ungarn bei Schwechat. Es war mir ein widriger Gedanke, gegen ſo manchen frühern Kameraden, mit dem mich treue Freundſchaft verbunden, den Säbel ziehen zu müſſen. Als aber einmal die Geſchütze brummten, die Trompeten ſchmetterten, waren all dieſe Grillen verſchwunden. Die Ungarn, etwa 21,000 Mann ſtark, unter dem früheren kaiſerlichen General Moga, zum Theil reguläre Truppen magyariſcher Regimenter, größtentheils aber Honvédbataillone und Schwadronen, ſchlugen [illegible] Anfangs ſehr tüchtig. Ihre Stellung war günſtiger als die unſrige, und wenn ihr Geſchütz etwas beſſer bedient geweſen wäre, hätten ſie uns bedeutenden Verluſt beibringen können. Auch errangen ſie zu Anfang einige Vortheile, und unſere Reiterei, beſonders die Italiener von Kreß Chevauxlegers, konnten ihnen nicht viel anhaben. Indeſſen ſchlugen wir ſie völlig, die Küraſſiere von Auersperg hieben mit unwiderſtehlicher Gewalt ein, wobei ſie den Verluſt einiger tüchtigen Offiziere zu beklagen hatten, und auch wir machten einen ſehr gelungenen Angriff und mancher Feind ſank unter unſern Säbeln.

Es iſt doch etwas Schönes, ſo ein Reiterangriff, jedem, der ihn mitgemacht, unvergeßlich. Wenn ſo die Schaar in geſchloſſener Ordnung, Pferd an Pferd, in vollem Galopp über die Ebene ſprengt, die Säbel funkeln, die Roſſe ſchnauben — es liegt ein Reiz in dieſem Kampfe, wie ihn keine andere Waffengattung gewährt. Einzelne Abtheilungen der Ungarn wehrten ſich verzweifelnd, und es kam oft, beſonders ſpäter bei der Verfolgung, zum Handgemenge; aber es fehlte an der Führung; da war kein Kommando, keine Ordnung, und ſo konnten wir freilich das ganze Heer der Inſurgenten ohne große Mühe zurücktreiben und reiche Beute an Kanonen, Waffen und Gefangenen machen.

Unter den vielen Einzelheiten dieſes Tages ſteht mir noch immer eine Scene lebhaft vor Augen, wie ein blutjunger Ungar, ſichtlich dem Adel des Landes angehörend, mit zwei Küraſſieren focht. Mit großer Gewandtheit wußte er ſein herrliches Pferd immer ſo herumzuwerfen, daß jene auf ihren ſchweren Thieren ihm nichts anhaben konnten, während er ſchon viele Hiebe, die freilich größtentheils unſchädlich auf Bruſtharniſch oder Helm ſielen, ausgetheilt hatte. Endlich wartete aber einer der Reiter den rechten Augenblick ab, legte ſich zum Stich mit dem Pallaſch aus, und die breite ſpitze Klinge fuhr mit ſolcher Gewalt durch des Ungarn Bruſt, daß er auf der Stelle, ohne einen Laut von ſich zu geben, todt vom Pferde ſtürzte. Ein ſchöner Reitertod! Welch Mutterherz mag ihn betrauern, welch ſchönes Auge ſich über ſeinen Verluſt mit Thränen füllen? Sein Roß jagte mit blutigem Sattel ſchnaubend davon, ohne daß man es einfangen konnte; den Todten begruben wir ſpäter. Er hatte nur eine ſchöne goldene Uhr und einen Ring mit Haaren bei ſich, die ich den beiden Küraſſieren abkaufte. — Mir ward ein günſtigeres Loos; eine Schußwunde, die ich erſt ſpät erhielt, war ganz ungefährlich, wenn auch Anfangs ſchmerzhaft, und die gute Pflege, die ich bei Freunden fand, ſtellte mich bald wieder her.

2.

Von Wien nach Peſth.

Kaum war die Wunde, die ich vor Wien erhalten, wieder ſo weit verharſcht, daß ich das Pferd beſteigen konnte, ſo ging es auch wieder fort aus Wien. Ich freute mich aufrichtig darüber: es war höchſt unbehaglich in der ſonſt ſo luſtigen Kaiſerſtadt, man erkannte ſie kaum wieder. Alle Kameraden, die bleiben mußten, beneideten uns, als wir nach Ungarn aufbrachen, und hätten gar gern mit uns getauſcht. Und doch war vorausſichtlich ein Winterfeldzug in einem ſo unkultivirten Lande wie Ungarn keine Luſtpartie und wir konnten uns auf Strapazen aller Art gefaßt machen. Wir haben ſie denn auch in Fülle gefunden, und nur zu oft gefroren, daß uns die Zähne klapperten. So viel ich dieſen Sommer in Italien von der Hitze ausſtehen mußte, ſo ſehr jetzt in Ungarn von der Kälte, und ich bin in dieſem Jahr gehörig gebraten und dann wieder ausgekühlt worden. Aber auch nicht Einer meiner Soldaten hat während des ganzen Feldzugs geklagt oder gar gemurrt; Alle waren bei Tag und Nacht, im Sturm und Schneegeſtöber willig zu jedem auch noch ſo beſchwerlichen Dienſt, voll Hingebung für ihre Offiziere und voll Vertrauen auf den Sieg.

In Ungarn rückten wir faſt gerade an derſelben Stelle wieder ein, wo wir es am 9. October verlaſſen hatten. Wir ſahen jetzt beſſer aus, waren vollſtändiger ausgerüſtet, unſere Roſſe wieder herausgefüttert und bei friſchen Kräften, und ſo konnten wir es ſchon auf einen Winterfeldzug ankommen laſſen. — Gleich in den erſten Tagen unſeres Einmarſches beſtand ich, der ich mit einer ſtarken Rekognoscirpatrouille vorausgeſchickt war, ein kleines Gefecht mit einer Abtheilung berittener Honvéds (Landſturm). Es kam nicht viel dabei heraus; die Inſurgenten zogen ſich bald auf eine Infanterieabtheilung zurück, die uns, als wir umkehrten, einige Kugeln nachſandte, welche aber weiter keinen Schaden thaten. Ueberhaupt machte es uns das Inſurrektionsheer im Anfang gar leicht, und wir wunderten uns über den geringen Widerſtand, den wir fanden. Preßburg ward ganz ohne Vertheidigung uns überlaſſen, und die große Mehrzahl der Bewohner dieſer Stadt, die der Koſſuth'ſchen Sache ſtets abgeneigt geweſen, empfing unſere Truppen mit lautem Jubel. Meine Wirthsleute ſchilderten den Terrorismus, der hier geherrſcht, und die Rohheiten und Grauſamkeiten, welche ſich die Honvéds hatten zu Schulden kommen laſſen, mit den abſchreckendſten Farben. Einige Juraten freilich machten finſtere Geſichter, und man ſah wohl, daß wir ihnen gar unwillkommene Gäſte waren, denen ſie viel lieber mit Pulver und Blei, als mit rothem Ofner aufgewartet hätten. Einen harten Kampf erwarteten wir zuverſichtlich vor und bei Raab, aber auch dort ſahen wir uns zu unſerem großen Erſtaunen getäuſcht. Die Inſurgenten hatten dort weitläuftige Verſchanzungen angelegt und Anſtalten getroffen, als wenn ſie dieſelben mit ihrer ganzen Macht wochenlang vertheidigen wollten, und doch verließen ſie die Werke, ſobald wir erſchienen. Warum Koſſuth dem Lande alle dieſe Opfer auferlegte, ſo viele Fruchtbäume umhauen, Brücken abtragen, Häuſer niederbrennen ließ, wenn er ſich doch nicht beſſer vertheidigen wollte, begreift man nicht. Die Gegend um Raab hat durch die Inſurgenten furchtbar gelitten und wird ſich in Jahren nicht erholen können. Statt ſich zu ſchlagen, hatten hier mehrere Honvéd-Abtheilungen über dreißig gefangene Soldaten eines croatiſchen Grenzregiments auf's grauſamſte ermordet, da es ihnen zu umſtändlich war, dieſelben weiter mit ſich herumzuſchleppen.

Auch Moor ward bald von unſerer Kolonne beſetzt, ohne daß dieſe ernſtlichen Widerſtand fand. Hinter Moor, nicht ſehr weit von dem bekannten Militärgeſtüd Babolna, kam es am 29. December zum erſtenmal zu einem tüchtigen Treffen zwiſchen uns und dem Perczel'ſchen Corps. Es war an dem Tage ein Froſt von 15 bis 16 Grad. Schon ſeit Nachmittag vier Uhr des vorhergehenden Tags waren wir die ganze Nacht durch marſchirt, um den Feind zu erreichen. An dieſen Nachtmarſch werde ich noch lange denken; ſo habe ich in meinem Leben nicht gefroren. Mark und Bein durchſchneidend pfiff der eiſige Nordwind über die weitene Ebene. Auf den Pferden war es vor Kälte nicht mehr auszuhalten, und da es dazu glatt gefroren war und die Thiere ausglitten und oft zu ſtürzen drohten, war die ganze Cavallerie abgeſeſſen und zog zu Fuß vorwärts, die Roſſe am Zügel nach ſich ziehend.

So marſchirten wir auf einem ſchmalen hohen Damm, der durch die halbgefrorenen Sümpfe führte, die ganze Nacht durch, nicht in der munterſten Stimmung und manche Verwünſchung gegen die Inſurgenten ausſtoßend. Hätten dieſelben ihren Vortheil nur etwas verſtanden, ſo hätten ſie uns in dieſer Nacht auf den Dämmen angegriffen. Endlich, Morgens zehn Uhr, wo die Kälte ſchon bedeutend nachgelaſſen hatte, trafen wir auf einer Ebene das Perczel'ſche Corps, an 19,000 Mann ſtark, Fußvolk, Reiterei und Geſchütz. Unſere Soldaten, durch den kalten Nachtmarſch wüthend geworden, waren kaum zu halten, bis der Befehl zum Angriff da war, und ſtürzten ſich dann wie toll auf den Feind. Beſonders die beiden Küraſſierregimenter Wallmoden und Hardeg fanden hier Arbeit. Die Erde zitterte, als dieſe ſchweren Reitergeſchwader, feſt geſchloſſen Roß an Roß, in ſcharfem Trab auf dem hartgefrorenen Boden gegen den Feind raſſelten. Die Küraſſe, die Helme, die langen Pallaſche blitzten; es war ein wahrer Schlachtenanblick.

Das Heer der Inſurgenten focht theilweiſe mit großer Entſchloſſenheit; aber es fehlte an der Führung, am Vertrauen auf die Offiziere. Die Honvédbataillone lösten ſich bald auf und ſuchten ihr Heil in der Flucht. Am hartnäckigſten focht ein Bataillon des früheren ungariſchen Regiments „Prinz von Preußen", das jetzt, mit Ausnahme einzelner Offiziere und treugebliebener Soldaten, ganz auf der Seite der Inſurgenten ſtand. Es war früher ein ſehr ſtattliches Regiment, wohl bekannt und geehrt in der Armee, jetzt iſt es dahin. Die Leute, größtentheils Magyaren von reiner Race, wehrten ſich mit verzweifeltem Muthe, aber ganze Rotten ſanken unter den Pallaſchhieben der mächtigen Küraſſiere, die furchtbar hausten, als ſie einmal in die Glieder gedrungen waren. Weithin konnte man das Klirren der Klingen auf den Bajonnetten hören, dazwiſchen die magyariſchen Flüche von der einen, die böhmiſchen von der andern Seite in buntem Gemiſch, auch wohl einzelne Schmerzenslaute der Getroffenen. Es war ein furchtbares Gefecht, das manches Leben koſtete.

Wir ſtießen hier auch auf eine ſtarke Huſarenabtheilung des Regiments, bei dem ich früher geſtanden hatte; glücklicherweiſe fügte es ſich, daß ich nicht ſelbſt mit ihnen handgemein wurde, obgleich mein Säbel an dieſem Tage auch tüchtig Arbeit fand. Es war mir leid genug, dieſe Leute, von denen ich ſo Manchen ſelbſt zum Soldaten gebildet, die ſo lange meine treuen Untergebenen geweſen, jetzt gegen ihren König fechten zu ſehen. Einzelne der Huſaren ſalutirten mich im Vorbeiſprengen mit dem Säbel.

Bei der Verfolgung der geworfenen Feinde, wo das Ganze ſich oft in ein Einzelngefecht auflöste, war ich Zeuge eines Auftritts, der den tiefſten Eindruck auf mich machte. Da mir etwas am Sattelgurt zerriſſen war, hielt ich an, um es auszubeſſern, und blieb ſo allein auf einer kleinen Wieſe zurück, durch welche ſich ein breiter Graben zog, über den man wegen der glattgefrorenen Ränder mit dem Pferde nicht ſetzen konnte. Plötzlich ſah ich aus dem nahen Buſchholz jenſeits des Graben einen feindlichen Huſaren, von zwei Küraſſieren hart verfolgt, herausſprengen. Da der Graben mich von denſelben trennte, ich auch einen Schuß in meiner gezogenen Piſtole hatte, blieb ich ruhig neben meinem Pferde ſtehen, das Weitere abzuwarten. Als der Huſar näher kam, erkannte ich in ihm einen frühern Unteroffizier, der lange bei meinem Zuge geweſen war.

Es war ein hübſcher, friſcher Burſche, als er ſich vor ſechs Jahren bei unſerem Regiment anwerben ließ, ein ächter Cumane aus der Gegend von Debreczin, wild, zu allen tollen Streichen aufgelegt, aber brav und zuverläſſig im Dienſt, dabei ein ausgezeichneter Reiter, auch nicht ganz ohne Bildung, da er der Sohn eines Verwalters war; kurz ein Ideal des ungariſchen Huſaren. Als Unteroffizier, was er ſchon nach zwei Jahren geworden war, hatte ich ihn ſtets um mich, und es that mir leid, daß ich mich bei meiner Verſetzung vom Regimente von ihm trennen mußte. Später erfuhr ich noch, daß er ſich beim Aufſtand in Galizien im Jahr 1846 mehrmals beſonders ausgezeichnet, und ſo hoffte ich ihm einmal wieder als Offizier zu begegnen. — Auch Iwanka erkannte mich und ſenkte im Vorbeiſprengen ſeinen Säbel zum Gruße gegen mich. Da der Graben dem Fliehenden im Wege lag, wandte er ſich entſchloſſen gegen die beiden anſtürmenden Küraſſiere, ihnen die Spitze zu bieten. Jetzt entſpann ſich ein Kampf, wie man ihn nicht ſchöner und maleriſcher in einem Kunſtreitercirkus ſehen kann, nur daß es hier bitterer Ernſt war und um das Leben ging. Der Huſar, der einen ſchönen Hengſt von beſter ungariſcher Race ritt, wie denn überhaupt die Inſurgenten theilweiſe ſehr gut beritten ſind, wußte ſein ſchnelles Pferd mit wunderbarer Gewandtheit zu tummeln. So kurz warf er es auf den Hinterfüßen herum, bog ſo ſchnell rechts oder links aus, daß die Küraſſiere ihm auf ihren unbehülflicheren Thieren lange nichts anhaben konnten, obgleich ſie ſchon mächtige Hiebe nach ihm geführt hatten. Auch der Ungar führte manchen blitzenden Streich, der aber ſtets laut dröhnend vom undurchdringlichen Bruſtharniſch abglitt. Bereits war dem Huſaren der Tſchako vom Kopfe gehauen und er blutete aus einer Stirnwunde. „Nimm Pardun!" riefen ihm die Küraſſiere in ihrem Deutſchböhmiſch wiederholt zu, aber hoch ſich im Sattel aufrichtend, antwortete er: „En Magyar wagyck!" (ich bin ein Ungar) und führte neue Hiebe gegen die Gegner. Selbſt ſein Roß ſchien die Kampfluſt des Herrn zu theilen. Die ſchwarze Haut deſſelben war mit weißen Schaumflocken überſäet, die rothen Nüſtern waren weit aufgeriſſen, die lange Mähne flatterte wild im Winde, das große Auge ſchien zu funkeln. Laut wiehernd warf es ſich förmlich auf die Pferde der Küraſſiere, wild mit den Vorderfüßen nach denſelben ſchlagend oder mächtig hintenaus hauend. Es war der eigenthümlichſte Anblick. Endlich ging es gerade wie bei dem jungen ungariſchen Edelmann, deſſen Fall vor Wien ich erzählt habe. Wie der Ungar wieder wild vorbeiſtürmte und zu einem mächtigen Hieb ausholte, nahm einer der Küraſſiere den rechten Augenblick wahr, legte ſich weit zum Stich aus, und die lange, ſpitze, blitzende Pallaſchklinge traf den Gegner mit ſolcher Gewalt unter der rechten Achſelhöhle, daß ſie zur andern Seite mit der Spitze hinausfuhr. Mit einem lauten Jeſus Maria ſank der Huſar vom Pferde und war augenblicklich todt. Schade um ihn, daß er nicht für ſeinen Kaiſer ſo ſterben konnte. Später ſorgte ich dafür, daß er von unſern Leuten unter einem Baume begraben wurde.

Auch Stuhlweißenburg ward ohne ernſtlichen Kampf durch unſere Truppen beſetzt. Unaufhörlich verfolgten wir nun den flüchtigen Feind, der nach der Niederlage bei Moor nirgends mehr ordentlichen Widerſtand leiſtete. Das Corps des Banus zog die ſogenannte „Fleiſchhackerſtraße", ſo genannt, weil auf ihr die großen Viehheerden aus dem ſüdlichen Ungarn größtentheils nach Oeſterreich getrieben werden. Da ich der ungariſchen Sprache ſo ziemlich mächtig bin, traf mich wieder das Loos, mit einem fliegenden Detaſchement von achtzig Mann nach allen Seiten Streifpatrouillen zu machen. Zwar viel Ehre, aber auch viel Gefahr und noch größere Strapazen. Wir kamen oft zwölf bis ſechszehn Stunden kaum auf Augenblicke aus dem Sattel.

Der Neujahrstag wird mir unvergeßlich bleiben; er war zu traurig für mich. Laß dir erzählen, was ich an ihm erleben mußte.

Als wir im Spätſommer des letzten Jahres aus Croatien aufbrechen wollten und die ganze Grenze ſich rüſtete, dem Kaiſer* ſo viel Streiter als möglich zu ſtellen, kam auch eine penſionirte deutſche Hauptmannswittwe, deren Mann vor mehreren Jahren in einem Gefecht mit räuberiſchen Bosniern gefallen war, und brachte ihren einzigen Sohn, einen friſchen, muntern, ſtarken Knaben von kaum ſechszehn Jahren, tüchtig ſchon von Kindheit auf in den Waffen geübt. Gerne wurde er als Kadett bei den Huſaren angenommen, lernte in kurzer Zeit den Dienſt und hielt ſich bei jeder Gelegenheit ſehr gut. Ich gewann den treuherzigen, muntern Knaben ſehr lieb. Beim Hinmarſch durch Ungarn und vor Wien, wie auch bei Moor, hatte er tüchtig mitgekämpft, alle Strapazen mit leichtem Jugendmuthe ertragen, und ſeine Beförderung zum Offizier wäre wohl bald erfolgt. Er hätte ſich vielleicht eine glänzende Stellung im Heere errungen, denn er hatte alle Anlage dazu. Am Neujahrstage war er mit drei Huſaren auf eine Schleichpatrouille voraus geritten und wir Andern erwarteten bei einem großen Wachtfeuer ihre Rückkehr, die ſich ungewöhnlich lang verzögerte, ſo daß ich ſchon unruhig wurde. Endlich kam einer der ausgeſandten Huſaren blutend, mit verſtörtem Geſicht, in vollem Lauf des Pferdes auf uns zugeſprengt. Noch im Sattel meldete er mir, ſie ſeien mit dem Kadetten wohl etwas zu weit vorgegangen, da ſei plötzlich eine Bande von fünfzig bis ſechszig wilden Honvéds von verſchiedenen Seiten aus dem Walde hervorgebrochen und habe ſie umzingelt. Ihm ſelbſt ſei es gelungen, ſich durchzuſchlagen, der Kadett und die zwei andern Huſaren aber ſeien gefangen genommen.

Von dieſem Huſaren geführt, jagten wir nun, ſo raſch es auf dem von Wald und Buſch durchſchnittenen Terrain möglich war, den Honvéds nach, um ihnen die Gefangenen wieder abzunehmen. Welch furchtbarer Anblick ward uns aber, als wir auf eine kleine Waldblöße kamen! Ihrer Kleider ganz beraubt, durch zahlloſe Hiebe zerfetzt, lagen hier die Leichen der beiden Huſaren, an einem Baum aber war der ebenfalls faſt ganz entkleidete Kadett angebunden, nachdem ihm die Unmenſchen mit ihren Handbeilen, die ſie Alle bei ſich führen, beide Hände im Handgelenk abgehauen hatten. So hatte er ſich langſam verbluten ſollen, die ſtrenge Kälte hatte aber das Blut erſtarren gemacht und der Arme lebte noch und war bei vollem Bewußtſein, als wir bei ihm ankamen. Es war wirklich entſetzlich, den armen Knaben zu ſehen, der übrigens mit männlicher Faſſung ſeinen Schmerz zu unterdrücken ſtrebte und nur bisweilen in ein leiſes Gewimmer ausbrach, das aber deſto tiefer in unſere Herzen drang. Wir banden ihn behutſam los und legten ihn auf ein Lager von unſern Mänteln; das war Alles, was wir im Augenblick thun konnten.

Mit matter Stimme, häufig innehaltend, erzählte er mir, die Honvéds hätten zuerſt die beiden Huſaren niedergehauen, und dann von ihm verlangt, er ſolle ihnen Auskunft über unſere Stellung und Stärke geben. Als er dieß verweigert, hätten ſie ihn bis auf's Hemd ausgezogen, mit Stöcken hart geſchlagen, dann die Hände abgehauen und ſo an den Baum gebunden, worauf ſie lachend und ſingend fortgezogen. Herzzerreißend war es nun, wie der Verwundete mich inbrünſtig bat, ihn zu erſchießen, um ſo ſeiner Qual ein Ende zu machen. „Was ſoll ich leben, wenn ich auch wieder geheilt würde, ohne beide Hände!“ ſagte er. „Schießen Sie mich doch todt, bitte, ſchießen Sie mich doch todt!“ Was ihm nicht erfüllt werden konnte, war unnöthig: von ſelbſt nahte ſich ihm der Tod als Erlöſer. Schon wurde ſein Athem ſchwächer, ſeine Augen gläſern, man ſah, in wenigen Minuten war er in das Jenſeits abberufen, da raffte er ſich noch einmal auf und fragte mich, der ich vor ſeinem Lager kniete, mit ziemlich lauter Stimme, ſo daß ein Theil der umſtehenden Huſaren es vernehmen konnte: „Nicht wahr, ich bin als braver Soldat für den Kaiſer geſtorben?“ Als ich ihm aus voller Ueberzeugung dieß verſicherte, ſagte er ſichtbar erfreut: „Schreiben Sie der Mutter, ich ſei als braver Soldat für den Kaiſer gefallen, dieß wird ſie aufrichten in ihrem Schmerz, und ſchicken Sie ihr eine Locke von mir.“ Hier wurde ſeine Stimme zum leiſen Geflüſter, und er war eine Leiche.

Ich hatte lange nicht mehr geweint, aber jetzt, aus Schmerz und Wuth zugleich, floſſen meine Thränen reichlich, und auch bei Manchem der Leute war dieß der Fall. Da es zur Verfolgung doch zu ſpät geworden war, die Dämmerung bereits anzubrechen begann und wir uns auch nicht zu weit vom Hauptcorps entfernen durften, bivouakirten wir gleich hier auf dem Platz, nachdem wir uns gegen einen Ueberfall hinlänglich geſichert hatten. Mit großen Feuern thauten wir die Erde unter einer Eiche auf, ſo daß wir ein Grab mit unſern Beilen ſcharren konnten, und beſtatteten ſofort die drei Gefallenen ſo feierlich als möglich, und ſchwenkten zum letzten Gruß klirrend unſere Säbel über dem Grabe, da wir der Umſtände wegen die Salven aus den Karabinern unterlaſſen mußten. In die Rinde der Eiche ſchnitten wir ein † und die Anfangsbuchſtaben der hier Begrabenen, dabei gelobend, ihren Tod nach Kräften am Feinde zu rächen.

Daß ſolche Scenen und überhaupt die furchtbaren Grauſamkeiten, die ein Theil der Honvéds ſich gegen Alles, was in ihre Hände fällt, erlaubt, nicht dazu beitragen, unſere Leute milde gegen den Feind zu ſtimmen, iſt natürlich. Die Offiziere hatten oft große Mühe, die Soldaten zu bewegen, daß ſie den Feinden Pardon gaben, und ſie ſtürzen ſich immer mit der furchtbarſten Wuth in das Gefecht. Unter dieſen Honvéds befindet ſich aber auch Geſindel aller Art. Manche Bataillone und Schwadronen derſelben ſind gut organiſirt, beſtehen größtentheils aus angeſeſſenen Bauern, werden von Edelleuten commandirt und in guter Disciplin gehalten und laſſen ſich ſolche Exceſſe nicht zu Schulden kommen. Andere Abtheilungen aber beſtehen aus den Inſaſſen der Zuchthäuſer und Gefängniſſe, die Koſſuth ſämmtlich geleert hat. Eine große Rolle ſpielen namentlich die vielen Räuber, die Ungarn von jeher hatte. Plünderungen und Greuelthaten der ſchauderbarſten Art werden von ihnen verübt, und ſie machen wenig Unterſchied, welcher Partei Einer angehört, und plündern magyariſche Familien ſo gut wie andere. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß wir mit der Inſurrektion bald fertig werden, ſo mag doch lange Zeit vergehen, bis dieſe Räuberbanden wieder ausgerottet ſind. Die früheren regulären Truppen, die jetzt bei Koſſuth ſtehen, und vollends die Offiziere derſelben, haben natürlich mit dieſen ſchmutzigen Verbündeten wenig Verkehr und ſuchen ſich dieſelben ſo viel als möglich vom Leibe zu halten. Zudem ſind aber im ungariſchen Heere Abenteurer aller Nationen zu treffen, die mit Offiziersſtellen bedacht ſind, wie denn überhaupt Jeder, der die Waffen gegen uns führen wollte, mit offenen Armen von Koſſuth aufgenommen wurde, wenn er auch direkt vom Galgen kam. Ein gefangener ungariſcher Edelmann, der kein Hehl daraus machte, wie ſehr er der Inſurrektion den Sieg wünſche, ſprach ſich mit tiefer Entrüſtung gegen viele Koſſuth'ſche Offiziere aus und nannte ſie geradezu Spitzbuben und Lumpengeſindel, die nur Beute machen wollten, und mit denen dienen zu müſſen eine harte Aufgabe für einen ehrlichen Mann ſei. — Komiſch iſt, daß in dieſer angeblichen Freiheitsarmee der Stock ärger herrſcht, als je in der öſterreichiſchen ſelbſt, wie es wiederholt von Gefangenen erzählt worden iſt. Es wird dort furchtbar geprügelt.

Ueberhaupt ſoll es im Hauptquartier der Rebellen ſehr deſpotiſch hergehen, und Koſſuth, und mehr noch ſeine Frau und deren zahlreiches Gefolge, ſollen Anſprüche machen, als ob ſie zur kaiſerlichen Familie gehörten. Ein Huſar, der vor dem Wagen der Madame Koſſuth nicht den Säbel präſentirte, iſt deßhalb übergelegt worden und hat ſeine richtigen Fünfundzwanzig erhalten, wie er mir ſelbſt erzählte und ſeine Kameraden es beſtätigten. Auch die Offiziere ſollen gegen ihre Untergebenen ſich roh und brutal benehmen, und überhaupt Zwietracht und Verwirrung in den Reihen der Inſurgenten herrſchen.

Die Magyaren wollen nicht den polniſchen Offizieren gehorchen, die Koſſuth hat kommen laſſen, ſo daß dieſer ſich genöthigt ſah, den General Bem, unbedingt den fähigſten Führer der ganzen Inſurrektionsarmee, nach Siebenbürgen zu den Szeklern zu ſenden. Auch der gewaltige Adelſtolz der Magyaren zeigt ſich in ſeiner ganzen Schroffheit, und in den gut disciplinirten Abtheilungen des Heeres wurden nur Edelleute als Offiziere angeſtellt. Freilich die Freicorps nehmen es nicht ſo genau, und im ſogenannten „Tyroler Honvédbataillon", das der frühere Beſitzer einer Winkelwirthſchaft errichtet hat, ſind ehemalige Schauſpieler, Kunſtreiter, Croupiers bei Banken als Offiziere angeſtellt. Der zweite Commandant deſſelben iſt ein früherer k. k. Offizier, der wegen gemeinen Diebſtahls caſſirt und zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt war. — Die innere Zwietracht und Haltloſigkeit muß auch vorzüglich bewirkt haben, daß uns Peſth ohne Widerſtand eingeräumt wurde, da man doch den Magyaren kühnen Muth, beſonders im ungeſtümen Angriff auf offenem Felde, nicht abſprechen kann.

Zwei Tagemärſche vor Peſth machte ich mit meinem Streifcorps noch einen guten Fang. Wir entdeckten, daß eine Honvédabtheilung von etwa hundert Mann einen Transport von vier Wagen eskortirte. Obgleich ich nicht mehr als ſechszig Mann bei mir hatte, beſchloß ich doch, wo möglich die Wagen zu erbeuten. Raſch auf Umwegen vorbeireitend, gewannen wir einen Vorſprung, legten uns in einen Hinterhalt und fielen dann mit lautem Geſchrei über die beſtürzte Eskorte her, die ſich von dieſer Seite keines Angriffs verſehen hatte. Einige Honvéds ſetzten ſich zwar zur Wehr, ein Pferd ward einem meiner Huſaren erſchoſſen, zwei derſelben erhielten Streifwunden, auch mir ſchlug eine Kugel durch den Mantel, bald aber ſuchten ſie ihr Heil in der Flucht und überließen uns den Transport als Beute. Es waren größtentheils Lebensmittel aller Art auf den Wagen, aber auch eine Partie wollener Pferdedecken, die uns trefflich zu Statten kamen. Zuletzt fand ſich noch ein Korb mit fünfzig Flaſchen ächten Champagners, den ſich wahrſcheinlich ein höherer Offizier der Inſurgenten hatte kommen laſſen. Da war großer Jubel unter meinen Soldaten, von denen noch kein Einziger in ſeinem Leben Champagner getrunken hatte. Die Hälſe der Flaſchen wurden raſch abgehauen und der ſüße Schaumwein in gierigen Zügen getrunken. Er mundete ihnen gut, obgleich Manche doch erklärten, der „Sklikowitzer" (Pflaumenbranntwein) ſei ihnen lieber.

Wir ſchlugen auf dem Platz, wo wir die Wagen genommen, unſer Bivouak auf, und da entwickelten ſich nun Scenen voll Leben und Fröhlichkeit. Mächtige Feuer wurden wie gewöhnlich angezündet; denn es war noch ziemlich kalt, und an denſelben nach Herzensluſt geſotten und gebraten. Zufällig hatte eine Patrouille fünf Zigeuner mit ein paar Mädchen aufgegriffen. Dieſe, mit Inſtrumenten verſehen, ſpielten auf, und mit den Sporen klirrend, mit den Fingern ſchnalzend, tanzten meine Huſaren die halbe Nacht auf dem hartgefrorenen Boden, der einen guten Tanzplatz abgab. Lauter Jubel und Luſt ringsum, und doch glaubten wir in den nächſten Tagen, wo es die Einnahme von Peſth und Ofen galt, einem heißen Kampf entgegen zu gehen. Aber der

Soldat genießt nun einmal des Augenblicks, was die Zukunft bringt, kümmert ihn nicht.

Auch ich ließ mich von der Luſt des Augenblicks hinreißen und tanzte mit der ſchönen Sereſſanerin, deren ich früher erwähnt, mehrere Touren. Dann ſchob ich mir meinen Sattel unter den Kopf, wickelte mich in eine wollene Decke und legte mich an's Wachtfeuer, meine Umgebung zu betrachten. Ueber mir der dunkle Winterhimmel mit ſeinen funkelnden Sternen, in der Ferne dunkel geröthet vom Schein einer Feuersbrunſt, wie wir ſie faſt täglich ſahen, denn die Koſſuth'ſchen Schaaren verbrannten bei ihrem Rückzuge viele Wohnungen, ja ſelbſt Dorfſchaften, die von Deutſchen oder Slaven bewohnt waren. Um mich herum in weitem Kreiſe unſere Roſſe, ganz in die wärmende Decke gehüllt, entweder lang hingeſtreckt oder das Futter aus den vorgehängten Beuteln verzehrend; ein Theil davon natürlich gezäumt und geſattelt, bereit, im erſten Augenblicke ihre Reiter gegen den Feind zu tragen. Neben mir, grell vom Feuer beleuchtet, die tanzenden Huſaren in ihren weißen Mänteln, lauter kräftige Geſtalten, dunkle, ausdrucksvolle Köpfe mit düſtern, glühenden Augen, den untern Theil des Geſichts vom dicken ſchwarzen Bart umſchattet. Die paar Sereſſaner, die ich noch bei mir hatte, da ſie bei den Schleichpatrouillen ihrer ungemein ſcharfen Sinne und großen Gewandtheit wegen treffliche Dienſte leiſteten, lagen, in ihre rothbraune Kapuzmäntel gehüllt, am Feuer und ſchliefen, da es ſchon ältere Leute waren, die an Tanz und lärmender Freude keinen Geſchmack mehr fanden. Dazu die Töne der Zigeunermuſik, die gar nicht übel war, das Jauchzen, Singen, Schnalzen, Klirren meiner Leute. Aus der Ferne bisweilen der Anruf unſerer Vedetten, hie und da auch aus dem Innern des Waldes das Geheul der Wölfe, die in Ungarn noch ziemlich häufig ſind. Für letztere war dieſes Jahr ein geſegnetes; manches geſtürzte Pferd, aber auch manche menſchliche Leiche fand den Weg in ihre nie geſättigten Mägen. — Gegen Mitternacht machte mein Gebot dem Tanz ein Ende, da die Leute ihre Kräfte nicht nutzlos vergeuden ſollten, und wen nicht der Dienſt wach hielt, der ſchlief bald am Wachtfeuer hingeſtreckt den geſunden Schlaf des Ermüdeten, der dem Soldaten im Felde immer wird. Kurz vor der Morgendämmerung wurden wir übrigen durch eine Vedette, die einen Ueberfall ſignaliſirte, alarmirt und ſaßen in wenigen Minuten gerüſtet im Sattel. Es war aber ein falſcher Lärm geweſen; kein Feind zeigte ſich, und wir konnten noch einige Stunden ruhen, bevor wir aufbrachen, um am Mittag in der Ferne zum erſtenmal die Thürme von Ofen zu erblicken.

Man glaubte in der ganzen Armee, die Inſurgenten werden ſich vor Ofen concentriren und verſuchen, dieſe Stadt mit dem damit verbundenen Peſth ſo lange als möglich zu halten; wir Alle ſahen hier einem entſcheidenden Kampfe entgegen und trafen alle Vorbereitungen dazu. Mit pomphaften Worten hatten die radikalen magyariſchen Zeitungen, die übrigens, beiläufig geſagt, faſt noch unverſchämter lügen und lächerlicher prahlen, als die Wiener

Univ. Bibl. München

Blätter während des Oktoberaufſtandes, verkündet, Ofen werde ein zweites Saragoſſa werden, hier ſolle die k. k. Armee ihren Untergang finden. Monate lang war an weitläufigen Verſchanzungen gearbeitet, ſehr viel Eigenthum fleißiger Familien verwüſtet worden. Und jetzt, da es galt, war Alles umſonſt geweſen. Koſſuth fürchtete, zwiſchen zwei Feuer zu kommen; der größte Theil der Ofener und Peſther Bevölkerung, die ſeinen Charakter genugſam kennen gelernt und ſein ganzes ehrgeiziges Treiben durchſchaut hatte, war ihm und ſeiner Partei ſehr abgeneigt. Hätten wir daher von Außen angegriffen, ſo hätte er befürchten müſſen, daß ſich auch im Innern eine Partei gegen ihn erhebe, und dieß hat wohl ſehr viel zu ſeinem fluchtähnlichen Rückzug nach Debreczin beigetragen. Als uns unſere Kundſchafter meldeten, die Verſchanzungen bei Ofen ſeien ganz unbeſetzt und das Koſſuth'ſche Heer flüchte aus Peſth, wollten wir dieſer Nachricht gar keinen Glauben ſchenken. Vorſichtig und immer noch Verrath oder Hinterhalt irgend einer Art fürchtend, rückten wir vor; aber es war wirklich ſo: wir fanden, einzelne Nachzügler abgerechnet, keinen Vertheidiger in allen Werken, und erhielten bald aus der Stadt ſelbſt die ſichere Kunde, daß wir gemächlich einziehen könnten. Manchem Kampfluſtigen in unſerem Heer war dieſe Kunde gar nicht erwünſcht. Hatten wir doch viele Abtheilungen, denen ſeit Wien nicht die Gelegenheit geworden, auch nur Eine Kugel gegen die Inſurgenten abzufeuern.

Es war ein ſchöner Anblick, als wir am Mittag des 6. Januars über die großartige Schiffbrücke von Ofen nach Peſth marſchirten, unſern Einzug in die erſte Stadt Ungarns zu halten. So gut als möglich war Alles herausgeputzt und rauſchend ſpielte die Muſik mehrerer Regimenter die öſterreichiſche Nationalhymne. Laute „Eljens“ und geſchwenkte Taſchentücher aus den Fenſtern ſehr vieler Häuſer begrüßten uns. Jubel und Freude überall. Die vielen tauſend Deutſche und Slaven, die die Hälfte der Bevölkerung beider Städte ausmachen, führten laute Klagen über die Leiden, welche der Uebermuth der Koſſuth'ſchen Partei ihnen bereitet. Wer den rohen Hochmuth magyariſcher Edelleute und die Wildheit magyariſcher Bauern kennt, wundert ſich nicht darüber. — Ein eigenes Gefühl war es mir, wieder in einem Bette zu ſchlafen, der Kleider mich entledigen zu können; ſeit dem 21. November, wo wir aus Wien wieder abzogen, war dieß nicht mehr der Fall geweſen. Ueberhaupt hatten der beſtändige Vorpoſtendienſt und die unaufhörlichen Patrouillen Menſchen und Pferde ſo mitgenommen, daß einige Erholung uns nothwendig war. Lange wird die Raſt nicht währen, denn wenn auch die völlige Bezwingung der Rebellen vorauszuſehen iſt, ſo kann ſich die Sache doch noch wochenlang hinziehen. Die vielen Ebenen Ungarns, die Diſtrikte der Cumanen und Jazygen, die Sitze des ächten Magyarenthums, werden fortan der Kriegsſchauplatz ſein, und dort findet ein ſo gewandter, ſchlauer und dabei energiſcher Menſch, wie Koſſuth, noch immer viele Hülfsquellen, wenn er das Aeußerſte daran ſetzen will.

Die beſten Verbündeten der Inſurgenten ſind übrigens die ſchlechten Wege, die im Frühling, wo Thauwetter eintritt, faſt grundlos werden und jede Operation lähmen. Namentlich die Fortſchaffung des Geſchützes, in welcher Waffe wir den Inſurgenten ſo weit überlegen ſind, iſt mit furchtbaren Anſtrengungen verbunden. Hunderte von armen Pferden werden dabei zu Tode getrieben, und man kommt doch nur langſam oder gar nicht vorwärts, ſo daß der Feldherr nie mit Sicherheit einen Plan ausführen kann. Uns Huſaren auf unſern leichten Roſſen hindern die ſchlechten Wege weniger, wenigſtens haben unſere Feinde, die auch nicht anders beritten und organiſirt ſind als wir, dieſelben Beſchwerden davon. In dieſen ungariſchen Händeln iſt es eine ſchöne Sache, Kavalleriſt zu ſein, und wenn wir erſt auf die weiten Ebenen kommen, die zu Reitergefechten wie gemacht ſind, ſo wird man uns gut brauchen können. — Mein nächſter Brief iſt hoffentlich aus Debreczin datirt, dem Ort, wo ich in früher Jugend meine militäriſche Laufbahn begonnen.

3.

Reiterleben.

Wir hatten, wie ſo oft, ein ziemlich ernſthaftes Gefecht mit den Magyaren, wobei von beiden Seiten wohl 10—12000 Mann im Feuer waren. Beſonders hatte der Feind wieder ſehr zahlreiche treffliche leichte Reiterei und wußte dieſe ſehr geſchickt auf dem für ihn günſtigen Terrain zu gebrauchen, ſo daß unſer Fußvolk wiederholt den heftigſten Angriffen ausgeſetzt war und nur mit größter Mühe dieſelben abwehrte. Namentlich zwei Schwadronen ſehr gut organiſirter und ausgerüſteter Honvéds zeichneten ſich durch ihre wüthenden Angriffe gegen croatiſche Infanteriebataillone aus, und konnten endlich nur durch mehrere Kartätſchenſalven, die große Verwüſtungen in ihren Reihen anrichteten, zum Rückzug gebracht werden. Der Führer jener Schaar, ein ſchlanker, hochgewachſener Mann, im reichen Anzug eines Magnaten, auf einem ſchönen muthigen Schimmelhengſt, den er mit großer Gewandtheit tummelte, war unermüdlich, ſeine Leute immer wieder zu ſammeln und gegen unſere Infanterie zu führen. Als wären die Kugeln, die um ihn pfiffen, nur loſe Schneeballen, ſo unbekümmert ſprengte er umher, ſtets die blitzende Sarrasklinge hoch ſchwingend. Die Geſtalt des Reiters kam mir ſehr bekannt vor, ich konnte aber ſeine Züge nicht unterſcheiden, da wir mehrere hundert Schritte von ihm hinter unſerer Infanteriekolonne aufgeſtellt waren. Zweimal war er unverletzt dem Feuer unſeres Fußvolks entkommen, als, wie geſagt, einige Kanonen, die inzwiſchen herbeigekommen waren, mit Kartätſchen zu feuern anfingen. Der erſten Salve derſelben ſchien er gleichfalls nicht zu achten, denn ich ſah ihn noch immer friſch und munter vor ſeinen Reitern herumſprengen; die zweite mußte beſſer getroffen haben, denn wie der Pulverdampf ſich etwas verzogen hatte, lag der Schimmel mit ſeinem Reiter am Boden. Im ſelben Augenblick erhielten wir auch das Zeichen zum Einhauen. Die Glieder unſerer Infanterie öffneten ſich raſch, uns durchzulaſſen, und in vollem Galopp ging es nun auf die feindliche Reiterei los. Dieſe wich zuerſt raſch zurück, um aus dem Bereich unſerer Geſchütze zu kommen, ſammelte ſich dann, warf uns, dann warfen wir ſie wieder, und ſo ging es hin und her, bis ſich zuletzt, wie gewöhnlich in Ungarn, das Ganze in Einzelgefechte auflöſte, wo Mann mit Mann ſich herumhieb.

Es dunkelte beinahe ſchon, als ich endlich mit meinem Trupp, von dem mehrere geblieben, andere ſchwer verwundet waren, todtmüde wieder beim Hauptcorps ankam. Wir hatten kaum abgeſattelt und ich wollte mich eben an das mit den Trümmern niedergeriſſener Häuſer unterhaltene Wachtfeuer ſtrecken. um wo möglich einige Stunden zu ruhen, als ein zum Lazareth commandirter Infanteriſt mit der Meldung zu mir trat, ein ſchwer verwundeter gefangener Offizier der Inſurgenten, der meinen Namen erfahren habe, wünſche mich zu ſprechen. Trotz aller Müdigkeit folgte ich raſch meinem Führer in den Hürdenſtall, der zum Lazareth eingerichtet war. Furchtbar ſah es in dem dunkeln niedrigen Raume aus, der ſpärlich durch die Handlaternen der Aerzte und Wärter erhellt war, die mit hochaufgeſtreiften blutigen Aermeln und eben ſo blutigen Schürzen geſchäftig umhereilten. Dicht aneinander lagen die Verwundeten auf dem ſchmutzigen Stroh, das ſtellenweiſe durch das viele Blut ganz naß und ſchlüpfrig geworden war. Lautes und leiſes Wimmern, Aechzen, Stöhnen, Zähneknirſchen, dazwiſchen Flüche in böhmiſcher, polniſcher, ungariſcher, deutſcher, croatiſcher Sprache. Ich mußte mich zuſammennehmen, um nicht zurückzuſchaudern.

Im hinterſten Winkel des langen Gebäudes lag auf einer Strohſchütte der Verwundete, der mich zu ſprechen wünſchte. Wie erſchrack ich, als das Licht der Laterne des Wärters auf das Geſicht deſſelben fiel und ich Br. St. in ihm erkannte! Auf unſerem Marſch durch Croatien nach Wien hatte ich, wie ich in einem frühern Briefe erwähnt, zwei Tage auf ſeinem Schloſſe zugebracht, hatte ihn, umgeben von zwei reizenden Weibern, ſeiner Frau und ſeiner Schweſter, in der Fülle alles Glücks geſehen, und jetzt mußte ich ihn ſo finden. St., ein Magyar bis in die innerſte Faſer ſeines Herzens, hatte mir freilich ſchon damals geſagt, er werde die Waffen für Koſſuth ergreifen, aber ihn ſo wieder zu finden, darauf war ich doch nicht gefaßt geweſen. An der Seite des bleichen Freundes, auf deſſen edlem Antlitz ſichtlich baldiger Tod geſchrieben ſtand, niederknieend, faßte ich deſſen kalte Hand und fragte ihn, womit ich ihm dienen könne. „Dank dir, daß du gekommen", antwortete er mit leiſer, kaum hörbarer Stimme, und ſchon dieſe Anſtrengung verurſachte ihm ſichtbar großen Schmerz; „ich erfuhr, daß du hier ſeiſt und ſchickte zu dir. Ich ſterbe, meine Bruſt iſt zerſchmettert. Wenn ich todt bin, nimm das Taſchenbuch aus meiner Uniform und ſchicke es meiner Frau, die in K. lebt; es enthält mein Teſtament und andere Papiere." Hier machte er eine lange Pauſe, während ich ihm Troſt zuſprach. „Laß das, es hilft nichts; wir ſcheiden als Freunde, ich habe für mein Vaterland gefochten, du biſt deiner Fahne treu." Stumm drückte ich ihm die Hand. „Wo iſt deine Schweſter Helene?" fragte ich endlich. „Beim Heere, ſie kämpft für Ungarn."

Lange vermochte jetzt St. kein Wort vorzubringen, er ſtöhnte nur leiſe vor ſich hin, und ein Regimentsarzt, der zu uns trat, machte bedeutungsvoll mit dem Finger das Zeichen des Kreuzes. Endlich nach einer langen Stunde richtete er ſich plötzlich wieder auf und ſagte: „So, nun iſt es aus! Lebe wohl, grüße Marie (der Name ſeiner Frau) — Marie!“ — und dabei ſtreckte er ſich, die Augen brachen, ſeine Seele war ausgehaucht. Mit einer Thräne im Auge nahm ich von der ganz zerſchoſſenen Bruſt das Taſchenbuch, ganz mit Blut getränkt, ſo daß die Schrift faſt unleſerlich geworden war, ſchnitt dem Todten einige der ſchönen ſchwarzen Locken und den langen gekräuſelten Schnurrbart ab, der immer ſeine Freude geweſen war, nahm auch die beiden Ringe von ſeiner Hand, um Alles wohleingepackt ſo ſchnell und ſicher als möglich der unglücklichen Wittwe zu ſenden. Der Oberarzt verſprach mir noch, dafür Sorge zu tragen, daß St. ordentlich und allein begraben würde, und ſo hatte ich gethan, was ich konnte. — St. war einer meiner vertrauteſten Freunde im Heere geweſen. Jahre lang waren wir als Kadetten und Offiziere faſt unzertrennlich geweſen. Immer hatte ich gewünſcht, einige Urlaubsmonate bei ihm auf ſeinen ſchönen Beſitzungen in Ungarn zu verweilen, und jetzt hatte ich ihn als meinen Feind begraben.

Wenige Tage darauf ſollte wieder ein harter Schlag mein Herz treffen. Wieder hatten wir uns, wie ſo oft, auf weißer Haide — Schnee bedeckte die ganze Gegend — mit den Magyaren herumgeſchlagen. Die drei croatiſchen Bataillone von uns waren ziemlich ernſthaft mit einem ſtarken Haufen feindlichen Fußvolks zuſammen gerathen und hatten dieſes endlich mit dem Bajonnet zurückgetrieben. Auch wir waren ziemlich vorgedrungen und hatten die Reiter uns gegenüber vom Schlachtfeld verdrängt. Auch hatten wir einige feindliche Fouragewagen mit Wein, Speck und Maismehl erbeutet, für unſere Leute ein höchſt willkommener Fang. Wie gewöhnlich lag ich auf der äußerſten Vorhut und meine Poſten ſtanden weit dem Feinde entgegen vorgeſchoben. Da ziemlich viel Holz in der Gegend wuchs, woran wir in den weiten Ebenen oft den empfindlichſten Mangel litten, ſo hatten meine Huſaren ein mächtiges Wachtfeuer angezündet, deſſen Flammen hoch emporſchlugen, und brieten und ſotten daran in hellem Jubel und ließen die jetzt wieder mit Wein gefüllten Feldflaſchen herumgehen, ihre Lieder in vollem Chor dazu ſingend, als ob weit und breit kein Feind wäre und ſie das angenehmſte, vergnüglichſte Leben von der Welt hätten.

Ich theilte dieſe fröhliche Stimmung nicht, im Gegentheil, eine trübe Ahnung peinigte mich, und ſo ſehr ich es ſonſt liebe, wenn meine Huſaren Abends am Wachtfeuer frohen Muthes ſind und ihre Lieder ſingen, heute war es mir unangenehm. Da ich überdem fürchtete, meine Vedetten möchten etwas zu viel Wein getrunken haben, um die gehörige Wachſamkeit zu üben, ſo nahm ich zwei von den Sereſſanern mit, um zu Fuß meine Poſtenkette zu beſichtigen. Alle Poſten waren wachſam, und obgleich ich mich an mehrere derſelben leiſe und vorſichtig von der Seite heranzuſchleichen ſuchte, ſo riefen ſie mich doch alle zur gehörigen Zeit an und benahmen ſich, wie es ſich gebührt. Zufrieden darüber, trat ich mit meinen beiden Begleitern den Rückweg zum Wachtfeuer an, deſſen hohe Flamme uns freundlich entgegen leuchtete, als wir beim ziemlich hellen Mondſchein eine menſchliche Geſtalt an einem Baume liegen ſahen. Wir traten näher: es war ein Weib in ungariſcher Magnatentracht, als Mann gekleidet; die langen Haare, die ihr über den Nacken fielen, verriethen ihr Geſchlecht.

Meine Sereſſaner drehten ſie um und ich erkannte beim bleichen Mondſtrahl Helene, die ſchöne Schweſter meines Freundes St. Furchtbarer Schmerz durchzuckte mich in dieſem Augenblick, es fehlte nicht viel, ſo hätte ich mich über den Leichnam geworfen. Gewaltſam ermannte ich mich und gab meinen Leuten Befehl, die Leiche zum Feuer zu tragen. Hier unterſuchten wir die Todte genauer, und mit unendlicher Angſt forſchte ich, ob nicht noch Hoffnung ſei, ſie wieder zum Leben zu bringen. Vergebens, ſchon mehrere Stunden war ihre Seele entflohen; die Büchſenkugel eines unſerer Scharfſchützen war ihr mitten durch's Herz gegangen. Aus der kleinen rothen Wunde ſickerte noch das Blut in einzelnen Tropfen, die ich ſorgſam in meinem Tuche auffing, um ſie als Reliquie aufzubewahren. Mein einziger Troſt war, daß die Todte nicht lange gelitten haben konnte, daß ſie im Augenblick, wo das Geſchoß ſie traf, auch geendet haben mußte. Dieſe reinen, edlen, noch jetzt wunderſchönen Züge waren von keinem Schmerze verzerrt, auf ihrer Stirne thronte Ruhe und Friede, die Lippen lächelten faſt. Gleich einer ruhig Schlummernden lag ſie da, und doch ſollten dieſe Augen ſich nie wieder öffnen, dieſe Lippen nie wieder geiſtreiche oder gemüthliche Worte ausſprechen. Auch meine Huſaren waren ſichtbar gerührt und meinten, es ſei doch Schade, daß ein ſo junges, hübſches Mädchen ſo früh habe ſterben müſſen. Viele, die auf unſerem erſten Marſche durch Ungarn mit mir zwei Tage lang auf St.'s Schloſſe geweſen waren, erkannten Helene gleich wieder und bedauerten doppelt ihren Tod, da ſie ſo freundlich gegen ſie geweſen war.

Wir thauten nicht weit von einem Ahornbaum die Erde durch ein Feuer auf, und gruben dann faſt die ganze Nacht mit unſern Handbeilen und Säbeln an einem großen, tiefen Grab. Als die erſten Morgenſtrahlen erglühten, waren wir fertig, während ein Huſar, der zimmern konnte, ein einfaches Kreuz aus jungen weißen Ahornſtämmen zurecht gemacht hatte. Die Todte wurde nun in ihrer vollen Uniform, den Kolpack mit blitzendem Reiherbuſch auf dem Haupte, ihren leichten Türkenſäbel an der Seite, in eine reine, große, wollene Decke, die wir bei uns hatten, ſorgfältig gehüllt, und ſie in die Grube gelegt, die wir dann wieder mit Erde füllten und mit dem Kreuze ſchmückten. Dann ließ ich, unbekümmert um Alles, eine volle Salve mit unſern Piſtolen über dem Grab geben. Einen kleinen Goldring und eine Locke habe ich zum Andenken behalten. Als unſer trauriges Geſchäft beendet war, zogen wir ab, dem Feinde nach, der ziemlich eilig zurückwich. Welche Gefühle in mir tobten, vermag ich nicht zu ſchildern. Helene hatte, wie ich ſpäter erfuhr, Adjutantendienſte bei ihrem Oheim mütterlicher Seite, der ein bedeutendes magyariſches

Corps befehligte, gethan, und war ſo im erwähnten Gefecht von unſern Soldaten erſchoſſen worden. So habe ich in einer Woche zwei mir ſo theure Weſen verloren, die mir beide als Feinde gegenüber ſtanden, und außerdem wie viele treffliche Kameraden auf der Seite der Inſurgenten wie auf der unſrigen! Wie viele tüchtige Offiziere haben wir ſchon eingebüßt! wie gräßlich haben namentlich die braven Küraſſierregimenter gelitten! Und was iſt bis jetzt gewonnen? Nichts, gar nichts; unſere Sache ſteht ſchlechter als ſeit Monden, es koſtet uns Mühe genug, nur Peſth zu halten, und vom Einmarſch in Debreczin, den ich mir ſelbſt ſo leicht dachte, ſind wir weit entfernt. Aber alles dieß darf unſern Muth keinen Augenblick wanken machen; wir werden auch ferner unverzagt in's Feuer und immer wieder in's Feuer gehen, und führt man uns nur gut, am guten Willen unſerer Soldaten ſoll es wahrlich nicht fehlen.

Seit zwei Tagen liege ich mit meinem Kommando ruhig in einem einſamen Wirthshauſe, vor einem Angriffe des Feindes vollkommen geſichert; daher auch die Muße, die ich zum Niederſchreiben dieſer Zeilen benütze. Dieſe Raſt war eine Nothwendigkeit für uns, ſollten nicht Pferde, Waffen, Kleider ganz zu Grunde gehen. Der Ort, wo ich ſchreibe, was mein Auge trifft, wenn ich vom Papier aufblicke, iſt ſo ſeltſam, daß ich es beſchreiben muß.

Eine lange niedere Wirthsſtube mit ungepflaſtertem Fußboden, die Wände ſchwarz geräuchert vom Feuer des Herdes, der in einer Ecke ſteht, die kleinen Fenſterſcheiben faſt alle zerbrochen und durch Strohwiſche erſetzt, ſo daß das meiſte Licht durch die offene Thüre fallen muß. Das ganze Geräthe beſteht aus einem langen Tiſch von ſchmutzigem Holz und einigen aus Binſen geflochtenen Stühlen. Ueber die Hälfte des Gemachs nimmt ein mächtiges Strohlager ein, auf dem etwa zwanzig meiner Huſaren in ihren jetzt meiſt ſehr abenteuerlich ausſehenden Uniformen, in allen möglichen Lagen ausgeſtreckt ſind und den feſten Schlaf der Ermüdung ſchlafen und dabei mit Schnarchen und Schnauben ein gräuliches Concert aufführen. Ich ſelbſt, der Schreiber dieſer hoffentlich an ihr fernes Ziel richtig gelangenden Zeilen, balancire auf einem der erwähnten Binſenſtühle, der nur noch drei Füße hat, aber der wenigſt ſchadhafte unter allen iſt, habe mein Papier auf eine Ecke des Tiſches gelegt und laſſe meinen Silberſtift fleißig darauf umherwandern.

Faſt unmittelbar neben mir auf dem Tiſche, ſo daß ihre weitausholenden Arme dicht über meinem Kopf wegfahren, haben ſich zwei Huſaren als Schneider etablirt. Sie nähen mit einem Eifer, als hätten ſie ihr ganzes Leben nur die edle Schneiderkunſt getrieben, und ein großer Haufen buntgeflickter Dolmans, Mäntel, Reithoſen, der vor ihnen liegt, zeugt von ihrem Fleiße. Viel Farbenſinn ſcheinen ſie aber nicht zu beſitzen; ſo eben ſehe ich, daß einer auf meine graue Reithoſe vorne über'm

Knie einen rothbraunen Fleck geſetzt hat, der wahrſcheinlich einem alten Sereſſanermantel entnommen iſt. Nun, wenn es nur gut hält, auf die Farbe kommt es jetzt eben nicht ſehr an.

Die andere Ecke des Tiſches iſt eine Sattlerwerkſtätte geworden, wo einige Huſaren ſich eifrig bemühen, ſchadhaft gewordene Riemen an Sätteln und Zäumen durch andere zu erſetzen. Der Schuhmacher, auch nur ein Dilettant in ſeinem ſo nützlichen Fache, hat ſich auf dem Fußboden niedergelaſſen, und da es ihm an Leder zum Flicken fehlt, ſo nimmt er einige weichgemachte Stücke von einem Kalbfell, von dem man die Haare mit dem Meſſer abgeſchabt hat. Man muß ſich im Felde nur zu helfen wiſſen, und dies verſtehen die Huſaren vortrefflich. Wenn auch ſehr bunt herausgeflickt, ſo werden wir doch unſere Station wieder in heilen Kleidern und Stiefeln verlaſſen, und damit iſt ſchon viel gewonnen. — Auch eine Waffenſchmiede haben wir hier im Zimmer. Einen großen Feldſtein, den er an den Feuerherd gewälzt hat, als Ambos benutzend, iſt ein alter verwitterter Huſar, der ſo und ſo viel Jahre Haiduck in einem Grenzkomitate geweſen, emſig bemüht, Scharten und Beulen aus den Klingen und Scheiden der Säbel herauszuhämmern. Auch meine arg mitgenommene Damascenerklinge wollte er in Arbeit nehmen, aber der treffliche Stahl widerſtand ſeinen Werkzeugen, ſo daß er ſie unwillig brummend wieder bei Seite legte.

Das meiſte Intereſſe erregen aber unſere Kochkünſtler, die eifrig um einen großen Keſſel am Feuerherd herum wirthſchaften. Obgleich das Wirthshaus ganz unbewohnt ſtand, denn der Mann und ſeine zwei Söhne ſollen bei den Inſurgenten ſein, die Frau aber ſich nach Peſth geflüchtet haben, entdeckten wir doch noch eine magere, faſt verwilderte Sau, die im Hofe herumlief, und bald darauf einen zugeworfenen Erdkeller mit einigen Säcken Kukuruz, einem Beutel Paprika (rother türkiſcher Pfeffer) und einem Fäßchen Slikowitzer (Pflaumenbranntwein). Da war denn der Jubel groß; die Sau hatte bald unter den Säbelſtichen der Huſaren ihr Leben ausgehaucht und jetzt ward gebraten und geſotten und geſchmaust wie im Hauſe des Odyſſeus. Gar mannigfache Gerichte, die übrigens ſo ziemlich auf ein's heraus kamen, wußten unſere Köche (meine ſchöne Sereſſanerin iſt leider nicht mehr bei uns, ſondern mit ihrem ſchwer verwundeten Vater nach der Grenze zurückgegangen) aus den drei Beſtandtheilen Schweinefleiſch, türkiſchem Weizen und Pfeffer zu bereiten, und einige darunter waren wirklich recht wohlſchmeckend. Mir wenigſtens mundeten ſie köſtlicher, als das beſte Diner, das ich je an fürſtlichen Tafeln genoſſen.

Auf der langen Diele des Hauſes, wo unſere Pferde ſtehen, und beim Brunnen vor derſelben herrſcht eben ſo große Thätigkeit verſchiedener Art wie im Zimmer ſelbſt. Dort wird der Beſchlag der Pferde nachgeſehen, Hieb-, Schuß- oder Druckwunden, welche manche Roſſe haben, werden ausgewaſchen, mit friſchem Schweinefett verſchmiert, die Feſſeln ausgeſchoren, die Mähnen, die oft arg verwildert ſind, wieder etwas in Ordnung gebracht. Hier im Zimmer wird für die Menſchen geſorgt, draußen für die treuen Roſſe, unſere zweite Hälfte, der wir ſchon ſo oft Leben und Freiheit verdankten. Wenn ich aber manche dieſer kleinen magern Pferde betrachte, wie ſie den Kopf geſenkt umherſtehen, ſo kann ich ſelbſt oft kaum begreifen, daß es dieſelben Thiere ſind, die ſo unermüdliche Ausdauer, ſe viel Kraft und Schnelligkeit bewieſen haben und die beſten Soldatenroſſe von der Welt für einen anſtrengenden Feldzug ſind.

Eben wird mein Ali zum Trinken auf den Hof geführt. Das edle Thier, ein ächter türkiſcher Hengſt, zwar auch ſchon ſehr mitgenommen, ſieht doch gegen unſere Huſarenpferde noch ſtolz genug aus. Ich pfeife auf dem Finger, er ſpitzt ſein einziges Ohr und kommt zu mir durch die offene Thür in's Zimmer gelaufen, ſchnoppert neugierig auf dem Tiſche herum und wirft den ſchneidernden Huſaren alle ihre Arbeit herab. Unſer Schuſter arbeitet unbekümmert fort, obgleich der Hengſt faſt über dem am Boden Kauernden ſteht und ihn leicht treten könnte. Aber unſere Pferde, und vollends Ali, ſo böſe ſie gegen Fremde ſind, kennen uns längſt ſo genau und ſind ſo vertraut mit uns geworden, daß wir uns ſorglos unter ihre Hufe legen. Wie oft habe ich geſchlafen, den Kopf auf mein ebenfalls ruhendes Roß gelegt! Wir ſind halbe Centauren geworden. Welch edles Geſchöpf das Roß iſt, das fühlt erſt der Reiter im Felde recht.

Eben meldet unſer Koch, das Eſſen ſei fertig, was überall Behagen verbreitet und Alle von ihren verſchiedenen Arbeiten an den Keſſel ruft. Ich als Offizier erhalte mein Theil vorweg in einer eigenen blechernen Schüſſel; dieß iſt mein einziger Vorzug. Man hatte mir mein Lager in einer halbzerfallenen Kammer auf einer halbzerbrochenen Bettſtelle bereitet; es wimmelte aber ſo furchtbar von Ungeziefer, daß ich es vorzog, nach gewohnter Weiſe mit Mantel, Satteldecke und Sattel draußen auf der Diele zwiſchen den Pferden zu ſchlafen.

So iſt unſer Erholungsquartier beſchaffen, das wir morgen Abend wieder verlaſſen; du kannſt daraus abnehmen, wie es mit uns oft im offenen Felde ſtehen mag und was wir Alles durchzumachen haben. Und doch, wie gern wollte ich alles dieß und noch viel mehr ertragen, wenn es nur ein anderer Krieg wäre, wenn wir nicht in unſerem eigenen Fleiſch und Blut herumwüthen müßten. Wann ich wieder ſchreiben kann, weiß ich nicht. Hoffentlich nennt man meinen Namen bald unter den Gefallenen.

4.

Verwundung und Gefangenſchaft.

Dießmal iſt es mir hart ergangen, mit genauer Noth bin ich Charons Rachen entſchlüpft und um ein Kleines wäre ich als geblieben aus dem Militärſchematiſmus geſtrichen worden. Dank meiner zähen Natur und dem Zuſammentreffen vieler Glückszufälle, die ich faſt Wunder nennen möchte, bin ich dießmal noch davon gekommen. Zuſammengeflickt ruhe ich jetzt einige Wochen von den furchtbaren Strapazen der letzten Zeit aus, und da ich leider noch zu ſchwach bin, um den Säbel wieder führen zu können, ſo will ich zum Erſatz meinen Stift recht fleißig auf dem Papier umherwandern laſſen, und erzählen, was mir begegnet iſt. Manches kommt mir in der Erinnerung jetzt ſchon wie ein Traum vor, und ich begreife oft ſelbſt kaum, wie ich alles dieß habe ertragen können.

Wenige Tage, nachdem ich in der Puſte, wo wir zur Erholung für Pferde und Menſchen nothgedrungen ein paar Raſttage hielten, meinen letzten Brief geſchrieben, hatte unſere Nachhut wieder ein hitziges Gefecht mit einem ſtarken magyariſchen Corps. Die Ungarn, auf ihre damalige Uebermacht vertrauend, drängten ſo ſcharf nach, daß wir ihnen einigemal tüchtig die Zähne weiſen mußten. Wir mußten ihnen zeigen, daß, wenn wir auch Peſth hatten wieder aufgeben müſſen und für den Augenblick den Rückzug antraten, doch unſer Muth noch nicht im mindeſten gebrochen ſei. Häufig waren dieſe Gefechte bloſe Plänkeleien, wo Kavallerie gegen Kavallerie focht und mehr Säbelhiebe ausgetheilt als Kugeln gewechſelt wurden; mitunter wurden aber auch größere Maſſen von Fußvolk handgemein. So war es denn auch am Tage, wo ich meine Wunden erhielt.

Schon Morgens früh, als kaum der Tag graute, ſuchten uns die Huſaren auf unſerer Feldwacht zu überfallen, und wir beſtanden noch in halber Dämmerung ein ernſthaftes Scharmützel mit denſelben. Es war noch ſo trübe, daß man kaum den Feind vom Freund unterſcheiden konnte, und wir Offiziere hatten große Mühe, unſere Leute zuſammenzuhalten, daß ſie ſich nicht verſprengten uad ſo gefangen wurden. Nach etwa einſtündigem Gefecht, wobei auf beiden Seiten nicht viel heraus kam, hatten wir unſere Gegner ſo weit zurückgetrieben, daß wir unſere Pferde vollends füttern konnten.

Wir waren noch damit beſchäftigt, die Futterbeutel mit Kukuruß hingen den meiſten Roſſen noch um den Hals und auch unſer Mahl, beſtehend aus Kukurußbrei, mit warmen rothen ungariſchen Wein angefeuchtet, denn es war noch ziemlich kalt, hing größtentheils noch in den Feldkeſſeln über dem ſpärlichen Feuer, als unſere Vorpoſten meldeten, daß der Feind ſchon wieder, und zwar dießmals in weit größeren Maſſen und auch mit Fußvolk, auf uns anrücke. Raſch, wie wir es längſt gewöhnt waren, wurden nun unter lauten Flüchen und Verwünſchungen die Futterbeutel den armen Pferden weggeriſſen und ihnen die Gebiſſe in das Maul geſtoßen, die dampfenden Keſſel vom Feuer genommen und über dem Mantelſack befeſtigt, und in wenigen Minuten ſaßen wir vollkommen gerüſtet in den Sätteln und erwarteten den Feind. Und dieſer ließ nicht lang auf ſich warten. Schnelligkeit und Ungeſtüm im Angriff zeichnet die Magyaren überall in hohem Grade aus. Die Inſurgenten ſchienen dießmal mehrere tauſend Mann ſtark zu ſein, und unter lautem „Eljen, eljen Kossuth!“ vermiſcht mit den Klängen des „Rakotzymarſches“, den eine Muſikbande ſpielte, rückte eine geſchloſſene Infanteriemaſſe im Sturmſchritt auf uns los. Da wir zum Widerſtand zu ſchwach waren und erſt unſer auf dem Marſch begriffenes Fußvolk erwarten mußten, gingen wir Schritt vor Schritt zurück, alle fünfzig bis hundert Fuß wieder einen Augenblick Front machend. Unſere Plänkler, die wir aufgelöst hatten, ſprengten denen der feindlichen Kavallerie entgegen, und nicht lange, ſo verkündigten die da und dort knatternden Piſtolenſchüſſe den Anfang des Gefechts. Allermittelſt kamen immer mehr von unſern Truppen bei uns an, und als drei croatiſche Grenzbataillone im Sturmſchritt bei uns eingetroffen waren, mit ihnen einige leichte Feldgeſchütze, waren wir ſtark genug, um dem Feind die Spitze zu bieten und das Gefecht anzunehmen.

Bald war auch daſſelbe auf allen Seiten im vollen Gang. Die Salven der Infanterie, vermiſcht mit dem Donner der Geſchütze, krachten unaufhörlich, dazwiſchen Trompetenſignale, Trommelwirbel, Kommandoworte, Schnauben der Pferde, kurz der volle Lärm des Gefechts, wie ich ihn ſeit dem März vorigen Jahrs ſo oft gehört habe. Wir ſelbſt ſpielten eine bedeutende Rolle in dieſem großen Schauſpiel. Wir hatten uns erſt mit unſern gewöhnlichen Feinden, den magyariſchen Huſaren, ein wenig herumgehauen, wobei ich einen leichten Streifhieb über die Schulter erhielt, der aber kaum durch den Mantel und die Achſelſchnüre des Dolmans drang, waren aber wieder von ihnen abgekommen. Drauf erhielten wir Befehl, mit einer Küraſſierſchwadron ein Honvedbataillon, das zu weit vorgedrungen und deßhalb ſchlecht gedeckt war, wo möglich zu ſprengen. Zwar war das Terrain, ebene Haide, im Anfang für einen Kavallerieangriff ſehr günſtig, und mit lautem „Zivio, Zivio!“ ſetzten die croatiſchen, mit „Hurrah, Hurrah! für den Kaiſer“ die deutſchen Reiter an. Allein der Boden war von den vielen Regengüſſen zu ſehr durchweicht, als daß wir im Galopp vorwärts kommen konnten. Wir geriethen bald in Unordnung, die Linien lösten ſich auf, viele Pferde konnten ſich nur mühſam und in langſamem Schritt vorwärts arbeiten, andere blieben ſo feſt im Moraſt ſtecken, daß die Reiter abſteigen mußten, um ſie herauszuziehen; kurz unſer ſchöner Angriff mißglückte völlig, und hätten die Honveds nicht ſo ſchlecht geſchoſſen, wir hätten ſehr großen Verluſt haben müſſen; ſo aber war er ziemlich gering.

Ich für meine Perſon wäre wohl vorwärts gekommen; mein edles Roß trug mich in gewaltigen Sätzen über den ſumpfigen Boden, in den es tief einſank, wie mit Stahlfedern aber wieder aus demſelben empor ſchnellte, und auch einigen Huſaren glückte es, an meiner Seite zu bleiben. Was half uns dieß aber? ein paar Dutzend Reiter konnten doch nicht ein ganzes Bataillon ſprengen. Wüthend über unſer Mißgeſchick mußten wir daher umkehren, als die Trompete das infame Signal dazu gab, während die Honveds in lauten Jubel ausbrachen und ſich damit beluſtigten, uns noch manche Kugel nachzuſenden. Auf einem feſteren Punkt ſammelten ſich unſere Schwadronen wieder und ſtellten die Glieder wieder her. Unſer Verluſt war nur gering, wohl aber ſahen manche Pferde und Reiter, die tief im Schmutze geſteckt hatten, abſcheulich aus. Kaum hatten ſich die Pferde etwas verſchnaubt, als wir uns zu einem zweiten Angriff rüſteten. Ein etwas erhöhter Landſtrich, ſechzig bis achtzig Schritt breit, ſchien uns feſteren Boden zu verſprechen, und auf dieſem ſtürmten wir nun in der Breite halber Schwadronen auf's Neue auf das Bataillon los.

Der Grund war hier beſſer, und wenn auch die meiſten Pferde bald zu galoppiren aufhören mußten, ſo ging es doch ziemlich raſch vorwärts und wir hatten Hoffnung, dem feindlichen Bataillon nahe zu kommen. — Unſer Verluſt wurde jetzt aber beträchtlicher als das erſtemal, beſonders wurden viele Pferde verwundet, da die Honveds jetzt keine Salven mehr gaben, ſondern einzeln ſchoſſen und ſo gut als möglich zielten. Mein Roß, durch den Lärm des Gefechtes wild gemacht und aus weit aufgeriſſenen Nüſtern ſchnaubend, trug mich ſo raſch vorwärts, daß ich oft Mühe hatte, es zu zügeln, um nicht zu weit voraus zu kommen. Dabei half ich einzelnen Huſaren, die wieder ſtecken zu bleiben drohten, heraus, indem ich die Pferde am Zügel emporriß oder mit tüchtigen Hieben der flachen Klinge zu neuen Kraftanſtrengungen antrieb. So war ich unter den vorderſten und noch fünfzehn bis zwanzig Schritte vom erſten feindlichen Glied entfernt und bereit, im nächſten Augenblicke einzuhauen, da bereits mehrere Lücken darin entſtanden waren, als ich mir gerade gegenüber eine Flamme aus einem Gewehrlauf aufblitzen ſah. In demſelben Augenblick machte mein Pferd, von einer Kugel getroffen, einen furchtbaren Satz, ich aber fühlte, wie ein eiſigkalter Gegenſtand mir an die

Haut ſchlug und in den Unterleib dicht unter der letzten Rippe drang. Es war ein Gefühl, als wenn mir auf den erhitzten Körper ein großer Tropfen des kälteſten Waſſers gefallen wäre. Die Kugel war meinem Pferde durch den Hals gefahren und dann mir unterhalb der Schärpe in den Leib gedrungen. Ich hielt mich ſchwankend im Sattel, obgleich mein Pferd einige gewaltige Sprünge vorwärts gegen die Feinde zu machte. Da ſah ich einen Honved auf mich zulaufen, einen großen ſtarken Menſchen in braunem Schafpelz, mit vor Wuth oder hitzigem Getränk braunrothem Geſicht, in dem ein langer Schnurrbart ſpitz emporſtand, die lang herunterhängenden Haare, von denen der Tſchako herabgefallen, wild um den Kopf flatternd, ein Anblick, den ich in meinem Leben nicht wieder vergeſſen werde. Mit einem lauten „bassamalika“ ſtieß derſelbe mit dem blitzenden Bajonnet nach meiner Bruſt; aber eben ſtieg mein Pferd im Todeskampf noch einmal hoch auf, und das Bajonnet ging mir ſtatt durch die Bruſt durch den linken Schenkel. In demſelben Augenblick ſtürzte mein Pferd plötzlich mit mir zuſammen und riß mich mit ſich auf die Erde nieder. Von dem was ſich nun weiter ereignete, weiß ich nichts zu ſagen, es war mir dunkel vor den Augen und die Sinne ſchwanden mir. Nur ſo viel erinnere ich mich, daß ein dumpfes Getöſe und Klirren und Fluchen und Schießen um mich herum tönte, ſo wie daß ein Pferdeshuf mir die Schulter berührte und ich mich ſo inſtinktmäßig als möglich an den feſten Gegenſtand neben mir, mein todtes Pferd, anſchmiegte. Allmählig wurde es ſtiller und ich verfiel in völlige Bewußtloſigkeit.

So muß ich mehrere Stunden gelegen haben, denn als ich wieder zu mir kam und die Augen aufſchlug, ſah ich, daß die Sonne ſchon ziemlich hoch am Himmel ſtand und die Mittagsſtunde vorüber war. Der heftige Schmerz, den ich jetzt in meinem Schenkel, weniger in der Schußwunde, fühlte, erinnerte mich daran, daß ich ſchwer verwundet ſei. Mein Mantel von urſprünglich weißer, jetzt freilich ziemlich gelbgrauer Farbe war an der Seite ganz von Blut geröthet und meine eine Hand, die gerade unter der Leibwunde gelegen hatte, mit Blut angefüllt. Mit großer Mühe richtete ich mich an meinem Pferde, das ſchon kalt und ſteif neben mir lag, in halb ſitzender Stellung empor, um meine nächſte Umgebung und die Gegend zu betrachten. Alles war ſtill und öde ringsum, nichts Lebendes regte ſich ſoweit mein Auge reichte. Das Gefecht muß gerade an dieſer Stelle hitzig geweſen ſein. Fünf Schritte vor mir lag ein todtes Küraſſierpferd, dicht daneben die Leiche des Reiters. Platt auf dem Rücken, den Helm noch auf dem Kopf, den Küraß auf der Bruſt, lag dieſelbe ſo ſtarr und regelmäßig da, wie auf dem Paradebett ausgeſtreckt. Drei bis vier Leichname von Honveds bildeten unfern davon eine ſo wirre Gruppe, daß ich die einzelnen Glieder derſelben kaum von einander unterſcheiden konnte.

Auch den Honved, der mir den Bajonettſtich beigebracht, glaubte ich todt in meiner Nähe zu erkennen, doch war das Geſicht deſſelben durch mehrere Säbelhiebe ſo enſtellt, daß man die Züge kaum unterſchied. Weiter vorwärts, in zwanzig bis dreißig Schritt Entfernung, lagen noch mehrere todte Menſchen und Pferde. So viel ich halb liegend erkennen konnte, trugen zwei dieſer Leichname die Huſarenuniform unſeres Regiments, und auch verſchiedene todte Pferde hatten unſere Schabraken und Sättel. Einen todten Schecken erkannte ich als das Pferd, das ein Unteroffizier meiner Schwadron geritten. Daß es übrigens unſerer Reiterei geglückt ſein mußte, in das feindliche Bataillon einzudringen, war ſchon daraus ſichtbar, daß alle Leichen vorwärts von mir lagen. Noch mehrere hundert Schritt weiterhin glaubte ich Leichname von Soldaten und Roſſen zu erkennen, was mir als ein ſicheres Zeichen galt, daß die Unſrigen die Feinde zurückgeſchlagen und verfolgt hatten. Dieſer Gedanke war mir ſehr tröſtlich; ich hoffte, daß bei der Rückkehr einige meiner Soldaten ſich nach mir umſehen würden, um mich wenigſtens zu begraben, und ich ſo aufgefunden und vielleicht gerettet werden könnte. Jedenfalls hatte ich, war meine Vorausſetzung gegründet, weniger zu befürchten in feindliche Gefangenſchaft zu gerathen, ein Gedanke, der mir unter allen der fürchterlichſte war. Sonſt ſah und hörte ich nichts von Feind wie Freund, nur bisweilen kam es mir vor, als hallten aus der Ferne vor mir ſchwache Trompetenſtöße, in denen ich unſer Signal zum Sammeln zu erkennen glaubte.

Nach dieſer vorläufigen Anſchauung, wobei ich mich überzeugte, daß es mir ganz unmöglich war mich aufzurichten, ließ ich es meine erſte Sorge ſein, meine Wunden näher zu unterſuchen und wo möglich nothdürftig zu verbinden. Es kam mir dabei ſehr zu ſtatten, daß ich in meiner Satteltaſche ein Packet Charpie, einige Leinwandbinden, ein Fläſchchen mit Wundbalſam und einige Meſſer und Scheeren führte, und ich ſcheute nicht die große Anſtrengung und die heftigen Schmerzen, die es mir verurſachte, mich ſo weit am Pferde aufzurichten, daß ich dieſe Sachen aus der Taſche ziehen konnte. Auch eine geladene Piſtole zog ich bei dieſer Gelegenheit aus der Halfter und war nun über mein Schickſal um vieles beruhigter. Meine Schußwunde, als die, wie ich wohl fühlte, bedeutendſte, obgleich der Bajonnetſtich weit mehr ſchmerzte, unterſuchte ich zuerſt. Als ich Mantel und Dolman aufgeknöpft hatte, ſah ich, wie meine Schärpe ſo weit heruntergerutſcht war, daß ſie wie eine Art Compreſſe über der Wunde lag. Vielleicht verdanke ich dieſem glücklichen Umſtande die Rettung meines Lebens; ich hätte mich ohne dieß ſehr leicht verbluten können, während jetzt nur noch einzelne Blutstropfen aus der Wunde unter der Schärpe hervorſickerten. Ich nahm nun Charpie, begoß dieſelbe mit Wundbalſam, lüftete die Schärpe, ſchnitt mit der Scheere das Hemd, das über der Wunde klebte, ab, legte die Charpie recht feſt auf dieſe, ſtopfte mein Taſchentuch darauf, und zog nun die Schärpe ſo feſt wie möglich wieder zuſammen. Bei dieſer Operation fühlte ich auch, daß ich rückwärts kein Loch im Leibe hatte, die Kugel alſo noch im Körper ſitzen mußte, ein Umſtand, der mir eben nicht angenehm war. So leicht ſich übrigens dieſe Operation beſchreiben läßt, ſo ſchwer wurde ſie mir, und ich verlor bei der Lüftung der Schärpe ziemlich viel Blut und mußte alle meine Willenskraft zuſammennehmen, um nicht ohnmächtig zu werden.

Als ich damit fertig war, wendete ich mich zum Schenkel, der mich immer unerträglicher ſchmerzte. Auch hier verſchafften mir Scheere und Meſſer bald den Zugang zur Wunde, die ziemlich tief, aber ſonſt nicht gefährlich ſchien, da, wie ich fühlte, der Knochen nicht verletzt war. Das Einträufeln des Wundbalſams in die Stichöffnung verſchaffte mir augenblicklich große Erleichterung. Auch der Streifhieb über die linke Schulter, obgleich ohne Bedeutung, begann ſtark zu ſchwellen und zu ſchmerzen, weßhalb ich mir Balſam in die rechte Hand goß und damit, ſoweit ich reichen konnte, die Stelle einrieb.

Als alles fertig war, wozu ich übrigens gewiß zwei Stunden gebraucht hatte, hüllte ich mich in den Mantel, lehnte mich mit dem Kopfe an mein todtes Pferd und harrte gefaßt der Dinge, die da kommen ſollten. Einen kleinen Reſt Wein fand ich in meiner Feldflaſche, den ich gierig trank und der mir ſehr zur Erquickung diente. Es war allermittelſt ſpäter Abend geworden und die kurze Dämmerung des Frühlingstages machte bald ziemlicher Finſterniß Platz. Das Peinliche meiner hülfloſen Lage wurde dadurch nicht wenig vermehrt. Ich mußte befürchten, daß in der Nacht Patrouillen unſerer Soldaten dicht an mir vorbeimarſchiren könnten, ohne mich zu finden. Auch die Furcht, daß Wölfe, die hierherum ſehr häufig waren und uns oft durch ihr Geheul auf den Feldwachen beſchwerlich fielen, durch den Geruch der todten Pferde angelockt werden möchten und ich denſelben widerſtandslos zum Opfer fallen könnte, überfiel mich bisweilen ſchauerlich, ſo wie der Gedanke, vielleicht hier auf der öden, menſchenleeren Heide gar nicht von Menſchen aufgefunden zu werden und dann elend verſchmachten zu müſſen. Indeſſen verbannte ich dieſe Vorſtellungen ſo viel wie möglich und nahm mir dagegen feſt vor, ſo lange ich noch einen Funken von Kraft und Beſonnenheit hätte, zu meiner Rettung alles anzuwenden, was ich nur vermöchte.

Ein großes Wachtfeuer, das ich bald, freilich in ziemlicher Entfernung, ſeitwärts aufflammen ſah, belebte meine Hoffnung von Neuem. Endlich nach einigen finſtern Stunden ging zu meiner großen Freude der Mond auf und ſein mildes, volles Licht beleuchtete die weite Heide ſo hell, daß ich eine ziemliche Strecke um mich ſehen konnte. Es mochte nach meiner Rechnung eilf Uhr ſein, als ich plötzlich den Hufſchlag von mehreren Pferden und das Klirren der Säbelſcheiden an den Sporen vernahm und bald auch einen Reitertrupp von ſechs Mann in einiger Entfernung erkannte. Ich ſchwankte bei dieſem Anblick zwiſchen Furcht und Hoffnung, denn noch war es zweifelhaft, ob es Magyaren oder von unſern Leuten waren. Bald aber ſah ich zu meiner unendlichen Freude, daß zwei der Reiter blitzende Helme trugen, wie es im Heere der Magyaren gar keine gibt: es mußten Küraſſiere ſein. Raſch riß ich meine Piſtole hervor und feuerte ſie ab, und wie ich ſah, daß ſie beim plötzlichen Knall ſtutzend anhielten, rief ich mit ſo lauter Stimme als ich vermochte: „Hoch dem Kaiſer!“ Bei dieſem Ruf trabte die Patrouille raſch auf mich zu, und bald ſah ich mich von zwei Küraſſieren und vier Huſaren meines Regiments umringt und war für den Augenblick wenigſtens gerettet.

Mit lebafter Freude erzählten mir die braven Burſche, am Morgen ſeien die Inſurgenten ſo weit zurückgeworfen worden, daß ſie wohl für's Erſte die zu hitzige Verfolgung unſerer Nachhut aufgeben würden. Mich habe man allgemein für todt gehalten, da ich gleich beim Einhauen auf die Honveds vom Pferde geſtürzt und ein Huſar, der gleich darauf abgeſtiegen ſei, um mich näher zu betrachten, gemeldet habe, daß ich mit geſchloſſenen Augen und ohne Bewegung daliege. So hatte man ſich denn um mich weiter nicht bekümmert. Am Abend war unſere Reiterei wieder in die Gegend des Gefechts zurückgekommen und bivouakirte jetzt dort beim großen Wachtfeuer. Der Major, der daſelbſt kommandirte, hatte die Patrouille abgeſchickt, um wo möglich meine Leiche aufzufinden und dieſelbe zu begraben.

Mit großer Sorgfalt hoben mich nun die Leute auf einen großen Reitermantel, den vier an den vier Ecken gleich einer Hängematte trugen, und die Pferde am Zügel leitend traten ſie langſamen Schritts ihren Rückweg zum Wachtfeuer an. Vorher ſchnallten ſie aber alle Mantelſäcke und Torniſter der todten Feinde wie der Freunde ſorgfältig ab, um ſie mitzunehmen, und unterſuchten auch alle Taſchen und ſonſtige Stellen, wo ſie Geld oder andere brauchbare Dinge vermuthen konnten. Was man beim Feinde fand, war rechtmäßige Beute, die unter die ganze Mannſchaft der Patrouille vertheilt wurde, das andere ward pünktlich bei den Regimentern, denen die Gebliebenen angehört hatten, abgegeben.

Groß und allgemein war der Jubel, womit man mich, den Todtgeglaubten, beim Wachtfeuer empfing, und die ſichtbare Anhängli[illegible]it meiner Kameraden rührte mich tief. — Leider ward mir hier nicht viel Raſt und Pflege zu Theil, deren ich doch in ſo hohem Grade bedurfte. Ich hatte kaum einige Löffel voll warmen Wein und ein Stück harten Kukuruzkuchen genoſſen, als plötzlich der Befehl kam, ſo raſch wie möglich aufzubrechen und uns auf das Hauptkorps zurückzuziehen, da wir ſonſt Gefahr liefen, überflügelt und abgeſchnitten zu werden. Da half freilich kein Bedenken. In wollene Decken gehüllt ward ich auf den Proviantwagen gelegt, die

Reiter fütterten hurtig ihre Pferde ab und in raſchem Trabe ging es fort. Aber von den Stößen des Wagens ohne Federn, auf den furchtbar ſchlechten Wegen, ſchmerzten mich die Wunden ſo fürchterlich, daß ich einigemal, ſo ſehr ich mich dagegen ſträubte, in ein Stöhnen und Wimmern ausbrach, worüber ich mich noch jetzt ärgere. Bald übrigens wurde ich wieder ohnmächtig und hörte, ſah und fühlte nichts mehr; nur daß der Wagen bisweilen ſtill hielt, dann wieder raſch fortfuhr und ich endlich von demſelben herabgehoben und entkleidet wurde, empfand ich, als ob mir dies Alles im Traume geſchähe.

Ein neuer ſchneidender Schmerz ließ mich endlich wieder erwachen und die Augen aufſchlagen. Und da ward mir ein ſeltſamer Anblick. Auf einem langen hölzernen Tiſch lag ich ganz entkleidet ausgeſtreckt, während mein treuer Burſche, den ich ſeit meiner Verwundung jetzt zum erſtenmal wieder ſah, mit beiden Armen feſt meine Füße umfaßt hielt, ſo daß ich dieſe nicht bewegen konnte; auf gleiche Weiſe fühlte ich meine beiden Arme gefeſſelt. Ueber mich gebeugt ſtand ein Doctor mit einer großen Brille, eine weiße, aber bereits blutige Schürze vorgebunden und die Hemdärmel weit aufgeſchlagen, neben ihm ein Gehülfe mit blinkenden Inſtrumenten in der Hand. Unbarmherzig wühlte der Doctor in der Schußwunde herum, um die Kugel zu finden, und der Schmerz, den dieſe Operation mir verurſachte, war es, was mich aus meiner Betäubung geweckt hatte. Endlich glückte es ihm, die Kugel mit der Zange zu faſſen und glücklich herauszubringen. Ich erhielt jetzt einen regelmäßigen Verband. Sofort wandten ſich die Heilkünſtler zu meinem Beine, und auch hier ging es nicht ohne tüchtige Schmerzen ab. Darauf ward ich ſorgſam auf ein von Strohſchütten, Kotzen (wollene Decken) und Sattelfellen bereitetes Lager in der Ecke einer alten, rauchigen und ſchmutzigen Kammer gelegt. Bei dieſer Operation war es ſchon heller Tag; ich hörte auf meine Frage, die Mittagsſtunde ſei nahe, und ſo mußte ich denn viele Stunden in bewußtloſem Zuſtand herumgeführt worden ſein. Etwas Fleiſchbrühe aus Tafelbouillon, die unſere Aerzte gewöhnlich mit ſich führten, und einige Biſſen Maiskuchen thaten mir ſehr wohl. Mein treuer Bedienter, dem fortwährend die Thränen in den mächtigen ſchwarzen Schnurrbart rollten, ſetzte ſich an den Füßen meines Lagers nieder, um meine Ruhe zu bewachen. Von ihm erfuhr ich auch, daß wir im Wirthshaus eines von uns ſtark beſetzten Dorfes ſeien und wir wohl längere Zeit hier raſten könnten.

Froh über dieſe Ausſicht, fiel ich bald in einen erquickenden Schlummer; allein nicht lange ſollte mir dieſe ſo nothwendige Ruhe gegönnt ſein. Trompetenſchmettern, Trommelwirbel, Pferdegewieher, Waffengeklirr, der ganze Lärm einer ſich zum Aufbruch rüſtenden Truppe weckte mich gegen Abend, wie eben die Strahlen der untergehenden Sonne das einzige kleine halbzerbrochene Fenſter meiner Kammer mit purpurnem Glanze vergoldeten.

Alsbald trat auch Dimitri mit einigen Trainſoldaten ein. „Fort, wieder fort, Gospodine!“ rief er in ſeinem ſchlechten Deutſch. Das waren gar traurige Ausſichten; eine Fahrt auf den ſchlechten Wegen, deren Ende nicht abzuſehen war, brachte ſicherlich wieder furchtbare Schmerzen. Doch was war zu thun, als ſich gefaßt in das Unabänderliche zu ergeben! Eilig ward ich nun aufgehoben und in einen großen bedeckten Wagen getragen, in dem bereits fünf Verwundete auf Strohſchütten lagen. Kaum ſetzte ſich das knarrende und ſtoßende Fuhrwerk in Bewegung, ſo hörte ich auch ſchon das Knattern der einzelnen Gewehrſchüſſe, das laute „Eljen, Eljen“ der Magyaren, das „Hurrah, Hurrah!“ unſerer deutſchen, das „Zivio, Zivio!“ unſerer croatiſchen Truppen, und das Gefecht war bald in vollem Gange.

Während meine Kameraden kämpften, mußte ich mich, eingeſchloſſen im dunkeln Wagen, krank und elend fortſchleppen laſſen. Bald flammte eine ſtarke Röthe am dunkeln Horizont empor. Unſere Truppen hatten das Dorf gegen die feindliche Uebermacht nicht halten können und daſſelbe, um ihren Rückzug zu decken, in Brand geſteckt. Ja, dieſe Nacht war ſchauerlich! So lange ich lebe, werde ich an ihre Qualen und Schrecken denken. Fürchterlich ſchmerzten meine Wunden durch das ewige Rütteln des Wagens, denn auf beinahe ungebahnten Wegen fuhren wir faſt beſtändig im ſtarken Trab. Dazu lagen wir eng gepreßt im Wagen und meine armen Gefährten jammerten und wimmerten. Unmittelbar neben mir, ſo daß ſein Mund mein Ohr faſt berührte, lag ein Böhme, dem ſein Bein zerſchoſſen war, und das beſtändige: „Jeſus Maria, was hab' ich gethan, daß ich ſo leiden muß! Jeſus Maria!“ ſchnitt mir durch die Seele. Dazu das ſtarke Schießen, bald ferner, bald ganz in unſerer Nähe, das Fluchen und Schelten der an uns vorbei, zurück oder vorſprengenden Reiter, und die ſchreckliche Angſt, vielleicht im nächſten Augenblick in die Gewalt des Feindes zu fallen — dieß Alles machte meine Lage wirklich ſchauderhaft, ſo daß ich noch jetzt nur mit Entſetzen daran zurückdenke. Dazu hatte ſich mein Verband um den Leib gelockert und ich fühlte, wie meine Wunde wieder zu bluten anfing, ſo daß ich fürchten mußte, mich zu verbluten. Einer meiner Leidensgefährten war unterwegs geſtorben; mit einem tiefen Seufzer, und den ungariſchen Namen „Erzſebet“ (Eliſabeth) ausſtoßend, hatte er ſeine Seele ausgehaucht, und ich kann nicht leugnen, daß ich oft wünſchte, an ſeiner Stelle zu ſein.

Die Verfolgung von Seiten der Feinde hatte indeſſen nach einigen Stunden nachgelaſſen, und ſo konnten wir häufig im Schritt fahren, wo ſich dann wenigſtens die Schmerzen etwas verminderten. Der Morgen kam endlich nach einer Nacht, die mir unſäglich lang vorgekommen war. Auf der öden Haide ließ ſich keine menſchliche Wohnung blicken, die uns ein Obdach gewährt hätte. Vom Feinde war nichts zu hören und zu ſehen, und ſo fuhren wir denn, von einigen Schwadronen begleitet, immer fort und fort. Endlich gegen zehn Uhr kamen wir bei einer einſamen Puſte an, die ziemlich geräumig und nicht allzu arg mitgenommen ſchien, und es ward der wie Engelsgruß an mein Ohr ſchlagende Befehl gegeben, daß hier geraſtet werden ſolle. Als man mich bleich und zum Aeußerſten erſchöpft am Arzte, der mich Nachmittags vorher verbunden hatte, vorbei trug, hörte ich, wie dieſer, der mich für beſinnungslos hielt, zu ſeinem Gefährten ſagte: „Noch ſo eine Fahrt, und es iſt aus mit ihm.“ Das waren keine tröſtlichen Ausſichten.

Die unermüdliche Sorgfalt meines Dieners verſchaffte mir in der Puſte eine eigene kleine, ganz gewöhnliche Kammer auf dem Boden des Hauſes, mit einem großen reinlichen Bett, ein ſchon ſeit langer Zeit ungewohnter Genuß. Indeſſen ſchüttelte der Arzt, als er mir den Verband erneuerte, bedenklich den Kopf und empfahl vor Allem die größte Ruhe. Und dieſem Rathe konnte ich für den Augenblick nachkommen; mein Kämmerlein war ganz abgelegen, ſo daß kein Geräuſch zu mir dringen konnte, und trotz meiner Schmerzen und des heftigen Wundfiebers, das mich jetzt zu packen begann, kam ich mir doch vor wie im Paradieſe. So lag ich ungeſtört in meinen wirren Träumen zwei volle Tage, bis das Fieber abzunehmen begann und ich etwas freier um mich zu blicken, ja zu ſprechen anfing. Jetzt ſah ich auch einigemal die Wirthin der Puſte, die mit einer fünfzehnjährigen Tochter und einem Buben um zwölf Jahren die einzige Bewohnerin des Gebäudes war. Es war eine ächte Magyarin in Haltung, Kleidung und Sprache, aus deren in der Jugend gewiß ſehr ſchönen Zügen ein finſterer Trotz gegen uns, ihre Feinde, hervorblickte, und die mit ihren beiden Kindern ſo wortkarg als möglich war. Trotz dieſer wenig freundlichen Aufnahme gefiel mir die Frau mit ihrem feſten, entſchiedenen Weſen, ihrer geraden Haltung, dem raſchen Gang und der großen Reinlichkeit und Ordnung in ihrem Hausweſen. — Wie mein Dimitri mir erzählte, waren die Lebensmittel in der Puſte ziemlich aufgezehrt, ſo daß die zwei Schwadronen, die hier noch lagen, für ſich wie für ihre Pferde faſt nichts als Kukuruz bekommen konnten. Ich ſelbſt lebte faſt nur von der Tafelbouillon, von der mir der Arzt ein Packet hinterlaſſen hatte, und darein gebrocktem „Malais“ (Kukuruzbrod).

Unter den Gegenſtänden in der Kammer feſſelte ein Bild, das mir gegenüber in einem ſchwarzen, mit einem grünen Mooskranz geſchmückten Rahmen hing, meine Aufmerkſamkeit; es ſchien einen Huſaren in der Uniform meines früheren Regiments vorzuſtellen. Dimitri mußte mir daſſelbe auf's Bett geben. Wie erſtaunte ich aber, als ich das in Waſſerfarben gemalte Portrait eines Huſaren von meiner frühern Schwadron erkannte, das ich ſelbſt vor einigen Jahren gemalt hatte und worauf noch mein Name als Verfertiger in der untern Ecke ſtand! Da ich erträglich zeichne und Geſichter treffe, hatte ich mir früher oft das Vergnügen gemacht, Huſaren meines Zugs zu zeichnen und mit Tuſchfarben auszumalen. Ich hatte mir damit manche langweilige Stunde in den elenden Standquartieren vertrieben. Zu ihrer großen Freude ſchenkte ich dann gewöhnlich denen, die mir geſeſſen, ihre Conterfeis, die ſie dann in ihre Heimath zu ſchicken pflegten. Solch ein Bild war nun das, welches mir hier ſo unerwartet in der Puſte in die Hand fiel.

Ich ließ ſogleich die Hausfrau kommen und fragte ſie, wem das Bild gehöre und wie ſie in den Beſitz deſſelben gekommen. „Es iſt das Bild meines älteſten Sohnes Iſtvan (Stephan), der es mir geſchickt hat“, antwortete ſie kurz und finſter. — „Der Iſtvan iſt dein älteſter Sohn?“ rief ich; „das freut mich, den habe ich gemalt; ſieh her, da ſteht mein Name in der Ecke.“ Scharf, als wolle ſie mir in der Seele leſen, ob ich die Wahrheit ſpreche, ſah mich die Frau bei dieſen Worten mit ihren dunkeln Augen an und erwiederte: „Biſt du der deutſche Herr, den der Iſtvan ſo lange als Offizier gehabt und der ihm das Bild gemalt?“ — „Ja wohl“, ſprach ich, „frage nur den Dimitri dort.“ Da faßte die Frau, deren Geſicht plötzlich einen ganz andern Ausdruck bekam, meine aus dem Bett hängende Hand und ſagte: „Dann bin ich dir großen Dank ſchuldig; du biſt ein braver Mann; der Iſtvan hat ſo viel Gutes von dir geſchrieben und wie du ihn von großer Strafe befreit.“ — Dieß war richtig, der Iſtvan, ein ſehr guter Soldat, aber, wie ſo oft die Magyaren, etwas jähzornig und wild, hatte einmal in der Trunkenheit einen italieniſchen Feldwebel, der ihm harte Worte geſagt, vor die Bruſt geſtoßen und ihm den Säbel weggeriſſen. Wäre dieſes Vergehen zur Anzeige und zur Unterſuchung gekommen, ſo hätte der Huſar ohne Zweifel einigemal die Spießruthengaſſe auf- und ablaufen müſſen. Da mich der Burſche dauerte, ſo bewog ich unter der Hand den Feldwebel, der, wie alle Italiener, das Geld ſehr liebte, durch einige Dukaten, daß er vom Handel ſchwieg, und begnügte mich, dem Uebelthäter unter vier Augen eine ſehr ernſte Strafpredigt zu halten, in der ich alle meine ungariſchen Fluchwörter anbrachte. Der Burſche war auch ſehr gerührt und betheuerte mir heilig; er werde es mir nie vergeſſen, daß ich ihn der harten Strafe überhoben. Er hatte es auch ſeiner Mutter geſchrieben oder erzählt.

Von Stunde an war mein Verhältniß zu den Hausbewohnern ein ganz anderes. Als die kleine ſchwarzaugige Treeſcy (Thereſe) mit ihren langen ſchwarzen Zöpfen bald darauf zu mir kam, um mir ein Stück Waſſermelone zu bringen, reichte ſie mir ganz freundlich die Hand, während ſie ſonſt ganz ſchweigend und ſcheu vor mich getreten war und ſo bald als möglich die Kammer wieder verlaſſen hatte. Auch bekam ich bald zu meiner Fleiſchbrühe einige kleine Leckerbiſſen, die ich früher nicht geſehen hatte, z. B. Rötis (trockener Kuchen aus Weizenkörnern, die man hat keimen laſſen) und Tarhonya (Brod aus Kukuruzteig, mit ſaurer Milch angerührt und in kuchenähnlicher Form gebacken, das ſich trocken viele Jahre aufbewahren läßt). Ueberhaupt merkte ich jetzt, daß doch noch mehr Vorräthe in der Pußte verborgen ſein mußten, von denen unſere Soldaten nichts wußten, und daß dieſelbe gar nicht ſo armſelig war, als die mich beſuchenden Kameraden erzählten.

Drei Tage hatte ich mich dieſer beſſeren Pflege erfreut, die mir ſehr wohl that, als plötzlich der Befehl kam, in Eilmärſchen weiter zurückzugehen, da die ganze Gegend bald von den Inſurgenten beſetzt ſein würde. Einen langen, eiligen Wagentransport, wie den in jener furchtbaren Nacht, hätte ich nicht ausgehalten, ich wäre elend dabei umgekommen; dies fühlte ich ſelbſt auf's beſtimmteſte, und zudem gedachte ich der Worte des Arztes, die er damals geſprochen, als ich an ihm vorübergetragen wurde. Mein Entſchluß war daher raſch gefaßt. Ich wollte meine Wirthin bitten, mich bei ſich zu behalten; ich wollte hier meine völlige Wiederherſtellung abwarten und dann verſuchen, mich zu unſerem Heer durchzuſchleichen. Da ich ziemlich gut ungariſch ſpreche und auch mit den Sitten und Gewohnheiten der Huſaren vollkommen vertraut bin, ſo konnte ich mich im Nothfall gegen die Feinde für einen früheren Huſaren ausgeben, der lange in Italien geſtanden und jetzt mit der Inſurrektion gekämpft hatte.

Ich ließ auf der Stelle durch Dimitri die Hausfrau rufen und trug ihr mein Anliegen vor. Anfangs ſchüttelte ſie finſter den Kopf und meinte, die Honveds würden mich doch gefangen nehmen und ſie dann mit Recht dafür ſtrafen, daß ſie einen kaiſerlichen Offizier verſteckt. Ich ſuchte ihr dieſe Bedenklichkeit auszureden, da ſah ſie mich lange an und ſprach endlich: „Mag es denn ſein! Du biſt gegen Iſtvan gut geweſen, und ſo ſoll ſeine Mutter auch wieder gut gegen dich ſein. Auch biſt du ein Deutſcher, haſt alſo kein Vaterland, und ſo mag es für dich keine Sünde ſein, wenn du gegen uns kämpfſt. Wäreſt du ein Magyar und ſtändeſt gegen uns, lieber wollte ich meine Hand verbrennen, als dich retten.“ Ich mußte ihr nun verſprechen, über Alles, was ich in ihrem Hauſe fortan hören und ſehen würde, gegen die Magyaren zu ſchweigen, wogegen ſie mir feſt verſprach, daß ich weder von ihr noch von ihren Hausgenoſſen Verrath zu fürchten haben ſollte.

Als ich dem in der Pußte befehligenden Major mein Vorhaben mittheilte, wollte er anfänglich nichts davon hören und meinte, es ſei ein zu großes Wagniß, mich freiwillig in die Gewalt der Inſurgenten zu begeben; nachdem er ſich aber mit unſerem Arzte beſprochen, ſagte er, ich thäte am Ende doch am beſten hier zu bleiben, da ich den Eilmarſch ſchwerlich würde aushalten können. Dringend bat ich ihn nun, mit der Frau wegen meiner gar nicht zu ſprechen, oder gar Drohungen gegen ſie auszuſtoßen, im Fall ſie mich verrathen würde. Nun ließ ich meine Uniformen, die feine Wäſche, kurz alle meine Habe, welche den kaiſerlichen Offizier verrieth, einpacken und Dimitri mit fortnehmen. Sehr leid that es mir, mich von dieſer treuen Seele zu trennen, und auch er weinte bitterlich, als ich ihm ankündigte, daß er mit fortziehen und mich allein zurücklaſſen müſſe. Die Hausfrau hatte aber beſtimmt erklärt, er dürfe nicht hier bleiben, und dabei ganz richtig bemerkt, dieß würde mir ja nichts helfen, da die erſte beſte magyariſche Streifpartie ihn aufgreifen und einreihen würde. In eine alte Bunda (Schafpelz), die ich beſaß, ließ ich mir unter dem Futter ein vom Major ausgeſtelltes Zeugniß, daß ich k. k. Offizier ſei, der wegen ſeiner ſchweren Wunden hier zurückgeblieben, nebſt einer Perſonalbeſchreibung mit beigedrucktem Regimentsſiegel einnähen. Ich that dies, um, falls ich ſpäter k. k. Truppen in die Hände ſiele, mich damit ausweiſen zu können. Auch ließ ich in die Bunda, in alte Tſchismen (Huſarenſtiefeln) und am untern Saum der Gatjen (weite leinene Hoſen) hin und wieder Dukaten einnähen, um in allen Fällen etwas Geld zu beſitzen. Der Doktor ließ meiner Wirthin einen Vorrath von Balſam, Heftpflaſter und Medicin zurück und unterwies ſie kurz in der Anwendung derſelben, und ſo war Alles geſchehen, was zu meiner Rettung unter dieſen Umſtänden geſchehen konnte. Traurig nahmen meine Kameraden und viele der Leute von mir Abſchied; ich drückte denſelben mit ſchmerzlichen Gefühlen die Hand, vielen wohl zum letztenmal in dieſem Leben.

So lange als möglich lauſchte ich den Trompeten der abziehenden Reiter, und als die Töne verhallt waren, überfiel mich ein tiefes Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit, und es ward mir ungemein wehmüthig um's Herz. Zum Tod verwundet, ganz allein in der Gewalt des Feindes, ſchutzlos preisgeben jedem Verrath, ja jedem widrigen Zufall — in der That eine furchtbare Lage, in der einem wohl trübe Gedanken kommen konnten. Aber mit Gewalt ſuchte ich dieſelben zu verſcheuchen, und obgleich krank und matt, fand ich bald meinen alten friſchen Soldatenglauben wieder. Die kleine Treeſcy ſetzte ſich an mein Bett und plauderte mir unbefangen vor, und auch ihr Bruder Miſchko (Michael), ein Bube von zwölf Jahren, in den weiten Gatjen, die Sporen bereits an den Stiefeln, den breitkrämpigen Hut auf dem Kopf, ganz das Bild eines ächten Magyaren im Diminutiv, kam jetzt, da die Soldaten fort waren, ohne Scheu zu mir.

„Morgen kommt auch die Schweſter Wilma und Oheim Imne (Emmerich) mit dem Vieh zurück“, riefen mir freudig die Kleinen zu, und als ich neugierig nach jenen fragte, von denen ich noch nichts gehört hatte, erzählte mir die Mutter, ihre älteſte Tochter Wilma, die ſchon erwachſen ſei, und ein alter Bruder ihres Mannes, der nur einen Fuß habe, flüchten ſich immer mit dem Vieh, das ſie noch beſitzen, in einen großen Hanſag (Sumpf), einige Meilen von der Puſte, wohin ihnen keine Soldaten folgen können. Ihr Mann, ſo wie zwei ſchon erwachſene Söhne, Sandor (Alexander) und Laszlo (Ladislaw) ſeien vor mehreren Monaten ins ungariſche

Heer getreten, und auch der Iſtvan diene jetzt unter dem Klapka und werde wohl in dieſem Augenblick in Comorn ſein. Auch ihre zwei Knechte ſeien unter den Honveds, und ſie haben ſchon achtzehn Pferde und einige vierzig Ochſen und eben ſo viel Schweine freiwillig und ohne Bezahlung beigeſteuert. In friedlichen Zeiten nährte ſich die Familie von der Viehzucht und dem Ackerbau auf den weiten Ländereien, die ſie vom Grafen S. in Erbpacht hatte, und befand ſich, wie die Frau mir ſelbſt ſagte, in erfreulichem Wohlſtand. Alle waren ächte Magyaren vom reinſten Blut, begeiſtert für die Unabhängigkeit und Größe ihres Vaterlands, für das ſie kein Opfer ſcheuten.

Wilder Lärm weckte mich am Morgen nach dem Abmarſch unſerer Truppen. Pferde wieherten auf dem Hof, dazwiſchen klatſchten gewaltige Peitſchen, hörte man viele „teremtete“ oder „bassa maika“ oder „bassa manelka.“ Kein Zweifel, magyariſche Truppen mußten unten ſein, und ich kann nicht leugnen, daß mir bei dieſem Gedanken das Herz pochte. Die kleine Treeſey kam auch bald und ſagte, ein Trupp von etwa fünfzig bewaffneten Tſchikos (Pferdehirten) ſei unten, um hier zu füttern; ich ſolle aber nur ruhig ſein, da ich gegen den Iſtvan ſo gut geweſen ſei, werden ſie mich nicht verrathen. Ich hatte für ſolche Fälle verabredet, daß man mich für einen Vetter ausgeben ſolle, der im Radetzkyſchen Huſarenregiment gedient habe, jetzt aber bei Görgey ſtehe und kürzlich ſchwer verwundet worden ſei. Abſichtlich hatte ich das Radetzkyſche Regiment genannt, da dieſes noch jetzt in Italien ſteht und nur wenige Huſaren deſſelben unter Koſſuth dienen. „Gott verzeihe mir die ſchwere Sünde, daß ich einen Magyaren belügen muß!“ ſagte die Mutter mit tiefem Seufzer, als wir dieſe Lüge verabredet hatten.

Die Ungarn mochten eine halbe Stunde da ſein, als ich Männertritte und Sporengeklirre auf der Treppe hörte. „Sollteſt du doch verrathen ſein!“ dieſer Gedanke durchzuckte mich einen Augenblick, und ich wollte ſchon nach der geladenen Piſtole unter meinem Pfühl greifen, als das argloſe Geſicht der Kleinen, die neben meinem Bette ſaß, mich wieder beruhigte. Die Thür wurde aufgeriſſen und drei Tſchikos traten ein, voraus ein bejahrter Mann. Ihr herzliches „Jonapot agyafiök“ (guten Tag, Gevattern — ein unter den Magyaren ſehr gebräuchlicher Gruß), womit ſie uns anredeten, beruhigte mich ſogleich. Sie haben, ſagten ſie, unten erfahren, daß ein Vetter der Frau hier oben krank liege, und wollten ſich nun nach meinem Befinden erkundigen und mir gute Beſſerung wünſchen. Unter dem Vorwande, das Reden greife mich noch an, was auch nicht gelogen war, ſprach ich wenig, und meine Gäſte zogen bald wieder mit freundlichem Kopfnicken ab.

Es waren wilde, kräftige Geſtalten, recht gemacht zu einer tüchtigen leichten Reiterei. Plumpe Stiefeln mit langen verroſteten Sporen, ungeſäumte lange weite Gatjen von grober weißer Leinwand, und ein kurzes weißes Hemd, das über dieſelben herabhing, von gleichem Stoff, nebſt einem „Köpengeg“ (langer weißer Mantel von grobem Wollenzeug mit bunten Schnüren verziert), der gleich einem Huſarenpelze an einer Schnur über den Rücken fiel — dieß war ihre Bekleidung. Ihre kleinen runden Filzhüte mit ſehr breitem Rand, um den eine Schnur mit den ungariſchen Farben gewunden war, hatten ſie beim Eintritt in die Kammer abgenommen, ſo daß die langen glatten ſchwarzen Haare frei auf den nackten Hals herabfielen. Der älteſte, wie ich ſpäter erfuhr, der Anführer, trug einen prächtigen Säbel mit goldenem Griff, wahrſcheinlich ein Beuteſtück, an einer golddurchwirkten Kuppel, die ſonderbar von ſeinem ſchmutzigen Leinwandhemd abſtach; den beiden jüngern ſtack ein „Czakany“ (Handbeil) mit langem Holzſtiel im Lederriemen, der die Gatjen feſthielt. In der Hand hatten alle ihre langen Peitſchen, an deren feingeflochtener Schnur vorne vier bis fünf Bleikugeln, ſo groß wie kleine Flintenkugeln, befeſtigt ſind. Dieſe Peitſche mit nicht ſehr langem Stiel, aber gegen zwanzig Fuß langer Schnur, wird wie eine Schleuder gebraucht und iſt in der Hand eines geſchickten Tſchikos eine gefährliche Waffe. In vollem Roſſeslauf ſchleudern ſie die Peitſche ſo, daß die Kugeln ſich um den Hals oder Fuß des Menſchen oder Thiers, welches ſie fangen wollen, ſchlingen, und ſie daſſelbe ſo ganz in ihrer Gewalt haben. Ein guter Tſchikos verfehlt ſein Ziel ſelten, mag daſſelbe auch noch ſo raſch laufen, während ſein eigenes Roß im vollen Galopp einherſprengt. Auch ihre Handbeile wiſſen ſie mit großer Gewandtheit zum Hauen wie zum Werfen zu gebrauchen. — Nach einigen Stunden Aufenthalt ſprengte der wilde Haufe unter lautem Jubel und „Eljen Koſſuth“ wieder fort, was mir gar nicht unangenehm war.

Einen viel angenehmern Beſuch erhielt ich am Abend deſſelben Tages. Die älteſte Tochter Wilma, die mit ihrer kleinen Heerde aus dem Hanſag zurückgekommen war, kam mich zu begrüßen. Eine ächte ungariſche Schönheit, groß und ſchlank gewachſen, feſt in der Haltung, elaſtiſch in Gang und Bewegung, mit regelmäßigen Zügen, dunkeln Augen von feurig ernſtem Ausdruck, einer kühn gebogenen Naſe und vollem rabenſchwarzem Haar. Ihr Anzug war ihrer männlichen Beſchäftigung wegen halb amazonenhaft: ſchwarze Tſchismen an den zierlichen Füßen, Gatjen von blauer Leinwand, ein kurzer Rock von derſelben Farbe, unten mit einem ſchmalen rothen Band beſetzt, ein enger anſchließender Spenzer von grobem dunkelblauem Tuch, faſt wie der Dolman eines Huſaren gemacht, und auf der Bruſt mit zwei Reihen blanken Knöpfen beſetzt. Das Haar trug ſie in zwei langen dicken Zöpfen, die mit einem grünweißrothen (die ungariſchen Farben) Bande durchflochten waren. Auch der alte Oheim Imne erſchien am andern Morgen bei mir; ein ſchöner alter Mann in ſauberer ungariſcher Nationaltracht, mit ſchneeweißem Haar und mächtigem Schnurrbart. Er erzählte mir, er habe von 1802 bis 1817 in einem Huſarenregiment gedient, habe es bis zum Wachtmeiſter gebracht und die ſilberne Tapferkeitsmedaille erhalten, die er aber jetzt nicht mehr tragen möge. Trotz dieſer militäriſchen Erinnerungen, von denen er gern und viel ſprach, war der alte Imne doch mit Leib und Seele ein Anhänger der Inſurrektion, und bedauerte oft, daß er als Krüppel nicht mehr zu Felde ziehen könne. Mir war er von weſentlichem Nutzen, da er ſich trefflich auf die Behandlung von Wunden verſtand und den Verband der meinigen mit großer Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit beſorgte. Ueberhaupt war die Pflege, deren ich hier genoß, vortrefflich, und ich bin dieſen wackern Menſchen zu unendlichem Dank verpflichtet.

So lag ich noch an drei Wochen beſtändig im Bette, oft noch von ſehr heftigen Schmerzen geplagt, bis meine Kräfte mir wieder geſtatteten, Anfangs einige Stunden auf zu ſein und am Stocke im Hauſe umher zu ſchleichen. Von feindlichen Truppen ſah ich während dieſer ganzen Zeit nichts. Einigemal waren zwar einige Honvedspatrouillen unten im Hofe, es kamen aber keine zu mir in die Kammer. Einmal zogen auch mehrere Bataillone und Schwadronen mitten in der Nacht mit lautem Sang und Klang unter meinem Fenſter vorbei. Von der übrigen Welt hörte ich während meines ganzen Aufenthalts in der Puſte, der beinahe ſieben Wochen gedauert, kein Wort: trotz dem fühlte ich ſelten Langeweile. Anfangs ſchlief ich viel, oder lag ſtundenlag in Fieberträumen, ſpäter ſetzte ſich eine der Töchter, gewöhnlich die kleine Trecſcy, ſeltener die ſchöne Wilma, an mein Bett und plauderte mit mir, oder las mir aus einem alten ungariſchen Chronikbuch, das im Hauſe aufbewahrt wurde, die Geſchichten von Mathias Corvinus und von Hunniades und anderen ungariſchen Helden vor. Zuweilen las ich auch in alten Jahrgängen des „Peſti Hirlap“ (Peſther Zeitung), die früher von Koſſuth redigirt, ſich mächtigen Einfluß in ganz Ungarn erworben und der Inſurrektion Bahn gebrochen hat. Die glühende Sprache und die große Klarheit, die in allen Schriften dieſes ſo hoch begabten Mannes herrſchen, mußte ich bewundern.

Später, als ich ein wenig umher gehen konnte, machten mir die vielen Eigenthümlichkeiten des Haushalts und der Sitten der Familie viel Vergnügen, und obgleich ich Ungarn ziemlich genau zu kennen glaubte, ſo ſah und hörte ich doch hier Manches, was mir ganz neu war. Die Hauptbeſchäftigung der Familie beſtand, wie geſagt, in der Viehzucht. Durch die freiwilligen Beiſteuern für das ungariſche Heer waren übrigens die Heerden, die jetzt der alte Imne oder der kleine Miſchko, manchmal auch eines der Mädchen mit Hülfe von drei bis vier ungeheuern weißen Wolfshunden abwechſelnd hüteten, ſehr zuſammengeſchmolzen. An Pferden hatten ſie nur noch fünf alte Stuten, die zu alt, und zwölf bis vierzehn Füllen, die noch zu jung zum Kriegsdienſt waren; achtzehn brauchbare Pferde hatten ſie, wie ſchon geſagt, abgeliefert. Oft kamen noch einige gedrückte oder verwundete Pferde hinzu, die vom ungariſchen Heere, als für den Augenblick dienſtuntüchtig, zurückgeſchickt waren, um ſie hier auf der Weide ſich erholen zu laſſen. Auch das Hornvieh beſtand nur noch aus einigen dreißig Stücken, alles andere hatte man dem Heere gegeben, wie denn auch nur noch wenige Schweine und Schafe vorhanden waren. Auch erzählte mir die Frau einſt, ſie habe allen ihren ſilbernen Schmuck, ihre Töchter ſogar ihre ſilbernen Kreuze von der Bruſt, ſo wie 600 Gulden, die ſie ſich erſpart, in die ungariſche Kriegskaſſe freiwillig abgeliefert.

Welche ungeheure Hülfsmittel der Inſurrektion durch ſolche Begeiſterung des ganzen Volkes zu Gebot ſtanden, das wurde mir hier in der faſt nur von Weibern bewohnten Puſte recht klar. So kam es faſt täglich vor, daß irgend eine Nachricht ſo raſch wie möglich von einer ungariſchen Heeresabtheilung zur anderen zu befördern war. Häufig geſchah dieß durch Feuerſignale, hohe Stangen, mit Maisſtroh umwickelt, die von Puſte zu Puſte loderten. Nachts war ſtets ein Familienglied auf der Wacht, um nach dem Signal zu ſpähen und es im nächſten Augenblick weiter zu geben. Noch häufiger aber kamen reitende Boten, gewöhnlich kleine Buben, mit Briefen an, die dann ſogleich weiter befördert wurden. Sowie ein ſolcher Bube ſich der Puſte von Weitem näherte, klatſchte er noch im vollen Lauf des Pferdes mit der Peitſche und erhob ein gellendes Geſchrei. Kaum ward dies gehört, ſo packte der kleine Miſchko das nächſte beſte zwei- oder dreijährige Füllen, das in der Nähe weidete, warf demſelben eine aus Binſenſtricken gedrehte Halfter über den Kopf und ſchwang ſich auf ſeinen nackten Rücken. Der ankommende Bote warf ihm die Depeſche zu, die gewöhnlich zwiſchen zwei kleine Holzbretter gebunden war, rief den Ort der Beſtimmung, Miſchko knallte tüchtig mit der Peitſche, ſtieß einen lauten Pfiff aus, und fort ſprengte das muthige Füllen, oft hinten und vorne ausſchlagend, über die weite Fläche der nächſten Puſte zu.

Solch ein Depeſchenwechſel dauerte keine Minute und kein Courier kann raſcher und ſicherer reiten als dieſe kleinen ungariſchen Buben. War Miſchko gerade nicht in der Nähe oder ſchon auf einem Courierritt fort, ſo trat eine der Töchter an ſeine Stelle. So weiß ich, wie in einer dunkeln ſtürmiſchen Regennacht, wo Miſchko ſchon fort war, als plötzlich wieder eine Depeſche kam, Wilma, ohne ein Wort zu ſagen, in die Heerde eilte, einem dreijährigen Hengſte ein Halfter umwarf, wie der Blitz auf dem Rücken des hoch ſich aufbäumenden Thieres ſaß, ihre lange Peitſche knallen ließ und fort in die dunkle Heide ſtürmte. Am andern Morgen ſaß ſie ruhig wieder an meinem Bette und erzählte mir, ſie ſei zwei Meilen hin und zwei Meilen zurückgeritten, aber ſchon etwas nach Mitternacht wieder zu Hauſe geweſen. Ueberhaupt war es ein wahres Centaurengeſchlecht; die beiden Mädchen ſo gut wie der Knabe griffen das erſte beſte zwei- oder dreijährige Füllen bei der Mähne, ſchwangen ſich auf, ohne demſelben ein Halfter aufzulegen, und ſprengten auf der Heide hin und her.

Aber auch Lebensmittel aller Art wurden häufig von der Puſte in das Heerlager der Magyaren geliefert. Der alte Imne fuhr oft mit einem Wagen fort, der ſo ſchwer als die kleinen Rößlein ziehen konnten, mit Speck, Kukuruzmehl, Wein, Branntwein und Paprikahülſen (rother türkiſcher Pfeffer) beladen war, und kam erſt nach mehreren Tagen wieder. Alle dieſe Lebensmittel waren auf dem Felde in ſehr künſtlich angelegten Erdgruben verborgen, ſo daß wenn kaiſerliche Truppen kamen, ſie im Hauſe außer etwas Kukuruzmehl nichts fanden. So ward uns freilich der Krieg unendlich erſchwert, wir hatten beſtändig Strapatzen aller Art auszuſtehen und konnten trotz der Tüchtigkeit unſerer Soldaten kaum von der Stelle kommen. Die Ungarn dagegen wurden ſtets auf's Schnellſte und Sorgfältigſte von allen unſern Bewegungen unterrichtet, und fanden faſt überall Lebensmittel aller Art, während wir ſo oft hungern und durſten mußten. Meine Nahrung in der Puſte war übrigens ziemlich einfach aber reichlich. Der Arzt hatte mir beim Abſchied dringend verboten, keine Speiſen zu genießen, in denen viel Paprika oder viel Speck ſei, und ſo konnte ich an den meiſten Nationalgerichten der Familie, bei denen dieſe beiden Dinge ſtets die Hauptrolle ſpielen, keinen Antheil nehmen. Milch, Kapoſta (Kohl), Mehlſpeiſen aus Kukuruz und Eiern bildeten meine Hauptnahrung, und der ſehr gute Wein, von dem mir meine Wirthin gab ſo viel ich wollte, bekam mir vortrefflich.

So kam ich allmälig wieder zu Kräften, und wenn auch noch manche Woche vergehen mochte, bevor ich wieder ein Pferd beſteigen konnte, ſo war ich doch ſchon ſtark genug, um ſtundenlang ſpazieren zu gehen und auf einem leichten Leiterwagen umherzufahren. Mit dem Gefühl der Geſundheit wurde aber auch der Wunſch, von hier fortzukommen, in mir von Tag zu Tag lebendiger. Ich beſchloß endlich, mich zur kaiſerlichen Armee durchzuſchleichen. Dieß war ſchwer und gefährlich, aber nicht unmöglich. Meine Hausgenoſſen, und vor allen die Hausfrau ſelbſt, ſuchten mir Anfangs dieſen Gedanken auszureden und als unausführbar darzuſtellen. Als ich aber immer wieder davon anfing, ſagte die Mutter endlich: „Wohl, du kannſt es thun, denn unſer Gefangener biſt du nicht. Du haſt verſprochen, von Allem, was du hier geſehen haſt, nichts zu verrathen, und dein Wort wirſt du halten. Denn wenn du auch ein Deutſcher biſt und Ungarn mißhandeln hilfſt, das dir nichts zu Leide gethan, ſo biſt du doch ſonſt wacker. Zieh alſo dahin, wenn es dir gefällt."

Ich bat nun, man möchte mir einen leichten Leiterwagen, deren mehrere im Hofe ſtanden, verkaufen, ſo wie zwei Pferde, die kürzlich von der Armee als gedrückt und ſo zum Reiterdienſt untauglich hieher geſchickt worden waren. Ich wollte ſehen, ob ich nicht damit nach der croatiſchen Militärgrenze gelangen könne. „Wenn du mir verſprichſt, daß die Pferde mit deinem Willen niemals den Schwarzgelben dienen ſollen, kannſt du ſie nebſt Wagen und Geſchirr für acht Dukaten haben", ſo ſprach die Frau und der Handel war bald abgemacht. Mit mehreren Säcken voll Kukuruz, einigen Speckſeiten und einem Fäßchen Ofner gut verproviantirt, ſtand mein leichtes Fuhrwerk mit den kleinen magern Gäulen in elendem Geſchirr am andern Morgen vor der Thüre des Hauſes bereit, mich in die ungewiſſe Ferne zu führen.

Der Abſchied von der braven Familie, die mich, den Feind ihres Landes, ſo liebevoll gepflegt hatte, ſchnitt mir in's Herz, und faſt hätte ſich mir das Auge mit einer Thräne gefüllt. Ich richtete noch an die Mutter die ſchüchterne Frage, ob ſie mir nicht erlauben wolle, ihr für die Bewirthung etwas zu bezahlen. Da ſah ſie mich ſtolz an und ſagte in ernſtem Ton: „Wie kannſt du Deutſcher einer Magyarin Geld für ihre Bewirthung bieten? Doch halt, unſer Land braucht jetzt Geld zum Krieg; gib mir einen Dukaten für die Woche, ich will ſie in die Kriegskaſſe ſchicken." Beſchämt reichte ich ihr ſieben Dukaten, da ich gerade ſieben Wochen in der Puſte zugebracht hatte. Ich drückte Allen herzlich die Hand und beſtieg den Heuſack, der mir zum Sitze diente; meine feurigen Gäule ſprengten an und raſch fuhr ich dem kaum erkennbaren Geleiſe nach, das nach Südweſten wies. — Wann werde ich dieſen einfachen, edeln Menſchen vergelten können, was ich ihnen ſchuldig geworden!

Ohne ein menſchliches Weſen zu erblicken, fuhr ich den ganzen Tag auf der öden Ebene fort. Gegen Mittag, wo die Sonne furchtbar brannte, machte ich Halt bei einem halbzerſtörten Ziehbrunnen, aus dem ich mit großer Mühe mittelſt meines Hutes, den ich an der Peitſchenſchnur hinabließ, etwas Waſſer für meine Pferde ſchöpfte. Ich ſtärkte mich und die Thiere durch einige Stunden Ruhe und Speiſe und Trank, und fuhr dann raſch weiter. Einigemal ſah ich ſeitwärts einſame Puſten liegen, vermied es aber dieſelben zu berühren, da ich ſo wenig Menſchen als möglich begegnen wollte. Uebrigens war ich ganz wie ein ungariſcher Bauer gekleidet, in groben weiten Leinwandgatjen und eben ſolchem kurzen Hemd, einen runden, breitkrämpigen Hut von grobem Filz auf dem Kopf; ein alter Schafpelz lag neben mir. Dazu war ich ſo gebräunt, daß ich wohl für einen gemeinen verwundeten Huſaren gelten konnte.

Als es dunkel ward, koppelte ich meine Pferde am Wagen feſt, warf ihnen Futter vor, ſuchte Heidekraut und dürres Geſtrüpp am Wege zuſammen, zündete es an und briet mir etwas Speck, den ich mit Kukuruzbrod und Wein verzehrte. Dann hüllte ich mich in meine Bunda und legte mich auf den Wagen zum Schlafen nieder. Es war ein eigenes Gefühl, ſo ganz allein zu ſein mitten in der ungeheuren Ebene, rings von Feinden umgeben, lediglich auf mich und meine eigenen Kräfte angewieſen; bald machte aber die Natur ihr Recht geltend, und ich ſchlief gut und ohne Störung bis zum frühen Morgen, wo ich mich anſchickte, meine unſichere Fahrt fortzuſetzen.

Ich war bereits einige Stunden gefahren, als mir ein ſtarker Trupp unordentlich gekleideter und ſchlecht bewaffneter Honveds, von einem in ſeine frühere Regimentsuniform gekleideten Korporal geführt, entgegenkam. Eine nicht angenehme Begegnung, die mir leicht Unheil bringen konnte; ich mußte aber gute Miene zum böſen Spiel machen. „Jonapot agyaflöck" (guten Tag, Gevattersleute) rief ich ihnen munter entgegen, „Jonapot," lautete der Gegengruß. „Woher des Weges und wohin?" fragten einige Neugierige. — „Bin ein verwundeter Huſar, kann leider nicht reiten und führe nun Proviant, um doch etwas zu thun, und will jetzt nach Folna." — „Glück auf den Weg", erwiederte der Korporal, und ſo ließ man mich weiter ziehen. Das war beſſer gegangen als ich erwartet hatte, und meine Zuverſicht auf einen glücklichen Erfolg meiner Fahrt ward dadurch nicht wenig erhöht. Leider ſollte dieſelbe aber bald bitter getäuſcht werden. Nach einigen Stunden begegnete mir wieder ein ſtarker Trupp Reiterei, wohl an 400 Mann. Als ich in der Ferne Lanzenſpitzen blinken ſah, glaubte ich im erſten Augenblick, es ſeien kaiſerliche Uhlanen, obgleich es faſt unmöglich war, daß ſolche hier ſeyn konnten. Es waren aber Reiter eines polniſchen Freicorps, größtentheils mit Lanzen oder geraden Senſen bewaffnet. Gleich die erſten derſelben hielten mich an und meinten lachend, das füge ſich gut, ich ſolle nur gleich mit ihnen umkehren, um die kranken Reiter zu führen. Vergebens proteſtirte ich dagegen und berief mich auf die Dringlichkeit meiner Fahrt. „Haſt du einen ſchriftlichen Ausweis, Bauer?" rief der Führer der Schaar, ein alter polniſcher Offizier, mir herriſch zu, und als ich dieß verneinte, meinte er in ſeinem polniſch-deutſch-ungariſchen Rauderwelſch: „dann komm nur mit uns; ob du hier oder dort fährſt, muß einem ſo patriotiſchen Mann wie du ganz gleich ſein, und wir brauchen nothwendig Wagen, und damit fertig!" Dieß war eine üble Sache für mich; als Fuhrmann der polniſchen Legion zu folgen, lag gar nicht in meiner Berechnung, und die Gefahr entdeckt und dann als Spion auf der Stelle erſchoſſen zu werden, war nicht gering. Doch Noth kennt kein Gebot, und ſo mußte ich mich denn fügen. Ich reihte mich geduldig den fünf ſlowakiſchen Bauerwagen an, die dem Reitertrupp folgten, und fuhr nun, ſtatt nach Südweſten, nach Nordweſten.

Meine erſte Ladung waren vier polniſche und ein deutſcher Reiter, die das kalte Fieber in ſo hohem Grade hatten, daß ſie ſich nicht mehr auf ihren Pferden zu halten vermochten. Zähneklappernd lagen die armen Kerle eng aneinander gekauert auf meinem kleinen Wagen, von dem ihre Kameraden meinen Weinvorrath gleich weggenommen und jubelnd ausgetrunken hatten.

Sonſt betrugen ſich dieſelben ordentlich, ja ſogar höflich gegen mich, wie denn überhaupt gute, ſelbſt ſtrenge Disciplin im Corps herrſchte. Die Leute waren größtentheils Gallicier, beſonders junge Leute aus Lemberg und andern galliciſchen Städten, und die Offiziere waren ſämmtlich polniſche Edelleute, die theilweiſe ſchon 1831 gegen die Ruſſen und 1846 gegen uns gefochten hatten. Uebrigens ſtacken unter der Mannſchaft auch viele Deſerteurs von unſern polniſchen Uhlanen- und Infanterieregimentern, die man leicht an ihrer ſteiferen militäriſchen Haltung erkannte. Die Bekleidung der Leute, in einer kurzen polniſchen Literka beſtehend, war gut, ihre Waffen in tüchtigem Zuſtande, die Pferde meiſt polniſcher Raçe, zwar ſchon etwas mitgenommen, aber noch ſehr brauchbar; kurz es war eine nicht zu verachtende Reitertruppe, wie ſich denn auch Abtheilungen dieſer polniſchen Legion früher wacker mit uns herumgehauen hatten. Mußte ich einmal Fuhrdienſt leiſten, ſo war ich noch am liebſten bei dieſen Polacken, da ich hier die wenigſte Gefahr lief entdeckt zu werden.

So zogen wir den ganzen Tag fort, fütterten zu Mittag und bivouakirten Abends im Freien. Unſere Wagen wurden im Kreiſe zuſammengeſtellt und rings mit Vorpoſten umgeben, ſo daß mir ein Entkommen unmöglich war. Neun Tage zog ich ſo als Fuhrmann mit der polniſchen Legion umher und lebte dabei wie die andern ſlowakiſchen Bauern von Mamaliga und ſchlief unter dem Wagen, in meine Bunda gehüllt. Gelegenheit zum Entweichen wollte ſich leider niemals finden, da wir Fuhrleute bei Nacht zu gut bewacht waren und wir faſt gar nie auf kaiſerliche Truppen ſtießen, zu denen ich hätte übergehen können.

Endlich bot ſich mir doch die erſehnte Gelegenheit zur Flucht. Ich wurde vom Hauptcorps geſondert und mit noch einem Wagen unter einer Eskorte von ſechs Mann nach einer Puſte abgeſchickt, um dort Proviant zu faſſen. Auf dem Rückweg überfiel uns die Dunkelheit und nöthigte uns Halt zu machen und beim Bivouakfeuer zu übernachten. Meine Polen, ſowie der ſlowakiſche Bauer, der den andern Wagen führte, hatten in der Puſte zu viel Sklikowitzer (Pflaumenbranntwein) getrunken, und da lediglich kein Ueberfall zu fürchten war, man auch nicht das mindeſte Mißtrauen in mich ſetzte, ſo lagen ſie bald Alle in tiefem Schlaf um das Feuer. Dieſe vielleicht nicht ſo bald wiederkehrende Gelegenheit zur Flucht wollte ich nicht unbenützt laſſen. Leiſe ſchob ich meinen Wagen, von dem ich die Kukuruzſäcke, mit denen er beladen war, zu Dreiviertheilen abgeworfen hatte, fünfzig Schritte zurück, dann führte ich das beſſere meiner Pferde, ein nur vom Sattel gedrücktes, ſonſt ganz gutes und ſehr ausdauerndes Thier, dahin und ſpannte es an. Mein anderes Pferd, alt und ſteif und zu einer raſchen Fahrt nicht geeignet, ließ ich zurück und warf dagegen das Kopfzeug einem jungen feurigen Roſſe über, das einer der Polen in der Puſte gekauft hatte. Es glückte mir auch, die beiden Thiere an den Wagen zu ſchirren, und dieſelben an den Köpfen faſſend, fuhr ich langſam und leiſe einige hundert Schritte fort, ſchwang mich dann auf meinen Sitz, ließ die Peitſche ſchwirren, und im Galopp ging es in die dunkle Nacht hinein.

Meine Flucht war geglückt, für den Augenblick wenigſtens war ich gerettet. In raſchem Lauf fuhr ich nun die ganze Nacht durch und fütterte erſt gegen Morgen meine Thiere tüchtig mit Kukuruz. Den Entſchluß, wo möglich die croatiſche Militärgrenze zu erreichen, mußte ich jetzt, wo ich durch mein Umherziehen mit den Polen wieder zu weit nördlich gekommen war, aufgeben; ich wollte nun verſuchen bei Veſprim vorbei nach Steiermark zu gelangen. Gegen zehn Uhr, der Sonne nach, denn dieſe war meine einzige Uhr, ſtieß ich auf einen kleinen Bach, der in den Plattenſee zu laufen ſchien, und tränkte meine Pferde an demſelben; dann fuhr ich, ohne einen Menſchen zu ſehen, mich nach dem Stand der Sonne, Nachts nach den Geſtirnen richtend, unaufhörlich, aber langſam, um meine Thiere nicht zu ſehr zu ermüden, 24 Stunden lang fort, bis ich am andern Morgen die Fluthen des Plattenſee's erblickte. Hier hielt ich unter dem Schatten einiger Weiden und Erlen, der mir bei der brennenden Sonnenhitze ungemein wohl that, eine Raſt von anderthalb Tagen, denn ich fühlte mich ſehr unwohl und meine Seitenwunde, die wieder ein ſchlimmeres Ausſehen bekommen hatte, ſchmerzte mich furchtbar. Meine Pferde koppelte ich am Wagen feſt und gab ihnen reichlich Futter; ich ſelbſt aber kühlte unaufhörlich meine erhitzten Wunden mit naſſen Umſchlägen, wozu ich mir das Waſſer in meinem großen Hut aus dem See ſchöpfte, was mir viel Linderung verſchaffte. Meine Speiſe beſtand ſeit meiner Flucht aus Speck, von dem ich noch einen kleinen Vorrath hatte, und rohen oder geröſteten Kukuruzkörnern, weil ich leider weder Mehl, noch Brod, noch eine Schüſſel hatte mitnehmen können, da alles dies auf dem andern Wagen war. Dazu hatte ich in meiner Tſchuttora (große hölzere Flaſche) noch etwas Branntwein, den ich mit vielem Waſſer vermiſcht trank.

Mit friſchen Kräften und friſchem Muth ſetzte ich meine Fahrt wieder fort. Gegen Abend kam ich in ein kleines Dorf, das faſt ganz verlaſſen ſchien. Beim erſten Hauſe hielt ich an, um mir wo möglich Brod, etwas Wein und eine Schüſſel zu verſchaffen, was ich auch Alles erhielt, dabei aber zu meinem Schrecken erfuhr, daß gegen 6000 Mann Honveds und Huſaren nur eine Stunde entfernt Raſttag hielten. Das waren ſchlimme Nachrichten, und doch mußte ich thun, als ob ich mich ſehr darüber freute. Ich ſprach noch mit dem Beſitzer des Hauſes, einem alten Bauer, als eine Huſarenpatrouille in das Dorf ritt und ich zu meinem Entſetzen ſah, daß die Leute die Uniform des Regiments trugen, bei dem ich bis vor dritthalb Jahren geſtanden hatte; ja als ſie näher kamen, erblickte ich in mehreren Geſichtern bekannte Züge. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war jetzt größer als je. Die Huſaren ritten aber zum Glück vorbei, ohne auf meinen Wagen zu achten. Kaum waren ſie fort und ich athmete wieder freier, ſo kam eine Abtheilung Honveds gerade auf das Haus zu. Der Offizier, ein früherer Jurat aus Peſth, richtete gar verfängliche Querfragen an mich. Er mochte glauben, ich habe mich aus Feigheit dem ungariſchen Kriegsdienſt entzogen, und hatte wohl keine Ahnung davon, daß ich ein k. k. Offizier ſei. Ich dachte aber, es ſei am beſten, mich aus freien Stücken als Fuhrmann anzubieten, um ſo jedem weiteren Examen zu entgehen. Ich ſagte daher dem Honvedlieutenant, ich wolle ihn zu ſeinem Bataillon begleiten und demſelben als Proviantfuhrmann dienen, da meine Leibwunde mir das Reiten nicht geſtatte, wie er ſich überzeugen könne. Dieſes Anerbieten gefiel ihm, er lobte meinen patriotiſchen Eifer, und bald fuhr ich mit ihm zu ſeinem Bataillon, das nebſt zwei andern unweit des Dorfes campirte. Der Major, ein alter, verwitterter magyariſcher Landedelmann, der mehr fluchte als ſonſtige Worte ſprach, nannte mich einmal über das andere einen verdammt braven Kerl und gab mir gleich die Oberaufſicht über die zehn bis zwölf kleinen Bauerwagen, die mit Proviant beladen dem Bataillon folgen mußten. „Es ſind viel Zigeuner unter den Kerlen; hau die Hallunken, daß ihnen die Seele zum H. hinausfährt, wenn ſie nicht Ordre pariren und entwiſchen wollen!“ rief er auf gut ungariſch.

So war ich denn zum Oberfuhrmann eines Honvedbataillons avancirt, und mußte über mich ſelbſt lachen, ſo wenig mir auch der Vertrauensposten zuſagte. Es waren übrigens bei unſerm Corps mehrere Huſarenabtheilungen meines früheren Regiments und einige Leute kannte ich noch recht gut bei Namen. Ich wich ihren Blicken ſo viel als möglich aus, und ſie gingen ahnungslos an mir vorüber, da ſie im ungariſchen Fuhrmann mit den ſchmutzigen Gatjen, der alten braunen Bunda und dem breitkrempigen Hut über dem ſtark gebräunten Geſicht unmöglich ihren ehemaligen Lieutenant vermuthen konnten. Auch mehrere Honvedsoffiziere hatte ich früher oberflächlich gekannt, da ſie Gardiſten bei der ungariſchen Nobelgarde, oder Kadetten oder Lieutenants bei ungariſchen Regimentern geweſen waren. Mit einem derſelben, der jetzt Hauptmann war, hatte ich vor zwei Jahren einige Wochen lang häufig in einem Kaffeehauſe zu Mailand Domino geſpielt. Aber auch er, der mich natürlich keines näheren Blickes würdigte, erkannte mich jetzt nicht wieder. Um indeſſen bei einem etwaigen Wiederzuſammentreffen mit den Polen, denen ich entflohen war, beſſer verborgen zu ſein, vertauſchte ich gleich am andern Tage meine beiden Pferde an einen ungariſchen Bauer, der ein paar Koſackengäule beſaß, die man den Ruſſen abgenommen hatte. Der Bauer gab mir noch eine große Tſchuttora mit gutem Wein gefüllt in den Kauf, da die Thiere, wie er behauptete, nicht ungariſch verſtehen und er nicht mit denſelben ſprechen könne.

So zog ich mehrere Wochen mit dem Honvedbataillon umher, ohne daß ſich mir eine Gelegenheit zum Entwiſchen bot. Die harte Lebensweiſe voll Anſtrengungen aller Art, das viele Schweinefleiſcheſſen — es gab ſelten andere Lebensmittel als Speck und Kukuruz in allen Geſtalten — endlich der Genuß von Wein und Branntwein, weil das Waſſer meiſt ungenießbar war, verzögerten die Heilung meiner Schußwunde ſehr, und dieſe fing an bedenklich zu eitern. Sonſt ging es mir ſo gut als es unter dieſen Verhältniſſen gehen konnte.

Einen großen Schreck hatte ich eines Tags, da mir meine Bunda, in der all mein Geld, und was mir noch wichtiger, meine Legitimation als k. k. Offizier ſtack, geſtohlen worden war. Glücklicher Weiſe entdeckte ich den Dieb, einen Honvedſoldaten, nach wenigen Stunden und erhielt meine Bunda unverſehrt wieder. Der Major, bei dem ich den Dieb verklagte, ließ ihm achtzig ſo tüchtige Stockſtreiche aufzählen, wie früher je welche in der öſterreichiſchen Armee aufgemeſſen worden ſind. Ueberhaupt fand ich, daß im Inſurgentenheere tüchtig geprügelt wurde und man überhaupt die Disciplin ſtreng zu handhaben ſuchte. Die Soldaten wurden ſehr reichlich mit Wein, Fleiſch und Kukuruz genährt und waren auch größtentheils gut gekleidet und bewaffnet. Von baarem Geld bekamen aber Soldaten und Offiziere nicht viel zu ſehen. Auch wir Fuhrleute erhielten außer Lebensmitteln für uns und unſere Pferde keine Bezahlung, ſollten aber ſpäter, wie man uns verſprach, mit einer Anweiſung auf irgend eine ungariſche Kaſſe entſchädigt werden. Einer großen Muſterung, die Meſſaros, der ungariſche Kriegsminiſter, über unſer Corps hielt, wohnte ich als Zuſchauer unter einem Haufen Bauern bei. Ich hatte früher in vielfachen Berührungen mit Meſſaros geſtanden, der Oberſt eines Huſarenregiments geweſen war, und damals hätten wir Beide nicht gedacht, daß er als General eines Inſurgentenheeres an mir als Proviantfuhrmann vorbeireiten würde.

Ich zog mit meinem Bataillon auch durch Peſth, da wir auf dem andern Donauufer operiren ſollten. Ich hatte gehofft, wir werden wenigſtens eine Nacht in der Stadt zubringen, wobei ich es dann möglich zu machen geſucht hätte in der Dunkelheit zu entwiſchen und mich bei kaiſerlich Geſinnten zu verbergen. Allein vergebens; in einer langen Reihe unter ſtarker Eskorte zogen wir ohne den mindeſten Aufenthalt durch die Straßen der Stadt, und es war mir unmöglich mich auch nur einen Augenblick zu entfernen. Auf dem Balkon eines Hauſes ſtand ganz in ſchwarzer Trauerkleidung die Wittwe meines armen Freundes St., von deſſen Tod durch eine unſerer Kugeln ich früher geſchrieben habe. Ihr ſchönes, regelmäßiges Geſicht war ſehr bleich und hatte den Ausdruck der tiefſten Trauer. Welchen Wechſel des Schickſals hatten wir Alle erlebt! Vor drei Jahren hatte ſie, die ſchönſte, gefeiertſte junge Dame der Lombardei, ſtrahlend im herrlichſten Jugendglanz, dem ſchönen, kräftigen, reichen Mann, der die

Augen aller Weiber auf ſich zog, die Hand gereicht, und ich, der junge, lebensluſtige Huſarenoffizier, hatte als Brautführer gedient; und jetzt ſtand ſie, eine bleiche, trauernde Wittwe, einſam und verlaſſen da, ihr Gatte ſchlief den ewigen Schlaf auf der ungariſchen Heide, und ich zog als armſeliger Fuhrmann, den Wagen mit Mehl beladen, unter ihrem Fenſter vorbei. Auch ein paar hübſche jugendliche Mädchenköpfe, die einem Schweſterpaar von meiner Bekanntſchaft angehörten, bemerkte ich hinter den Fenſterſcheiben. Der einen mußte die Aehnlichkeit des Fuhrmanns mit dem bekannten Huſarenoffizier aufgefallen ſein; ich ſah, wie ſie ihre Schweſter anſtieß und mit dem Finger auf mich deutete.

Von Peſth zogen wir nordweſtlich weiter, einem ruſſiſchen Corps entgegen. Einmal beſtanden die Inſurgenten, denen ich folgte, ein ſtarkes Gefecht mit den Ruſſen, wobei aber auf beiden Seiten nicht viel herauskam. Ich ſelbſt mußte mit Wagen und Pferden auf einer Anhöhe hinter unſerer Linie bei den Bagagewagen bleiben. Gegen das Ende des Gefechts bekam ich aber nebſt zwei andern ſlowakiſchen Bauern den Befehl, unſere Pferde abzuſpannen und raſch mit denſelben in die Schlachtlinie zu rücken, um ſie dort vor eine Kanone zu legen, deren Beſpannung niedergeſchoſſen war. Beim kurzen Ritt dahin ſchmerzte mich meine Wunde fürchterlich. Mitten im heftigſten Feuer der Ruſſen legten wir unſere Gäule vor die Kanone, wobei eine ruſſiſche Kartätſchenkugel meinen Hut, der mir vom Kopfe gefallen war, zu meinen Füßen durchbohrte, und jagten davon. Einer der Bauern, dem das Schießen nicht recht behagen mochte und der während des Umſpannens entwiſchen wollte, ward von einem Huſaren der Bedeckungsmannſchaft bald wieder eingeholt und ihm mit tüchtigen Hieben mit der flachen Klinge der nöthige Muth zugeſprochen.

Aber für mich hatte das Gefecht einen noch traurigern Ausgang: meine Hoffnung, mich bei dieſer Gelegenheit retten zu können, war abermals getäuſcht, und jetzt kam eine Muthloſigkeit über mich, wie ich ſie bisher nicht gekannt. Die ſchlechte Nahrung, die ungewohnte Beſchäftigung als Fuhrmann, die Unreinlichkeit, die ich nicht abwehren konnte, hundert kleine Unannehmlichkeiten und Leiden, verbunden mit der ſtets getäuſchten Hoffnung auf Befreiung, brachten mich geiſtig und körperlich ſehr herunter, und ich mußte oft alle meine Kräfte zuſammennehmen, um nicht zu erliegen. Endlich nachdem ich lange vier Wochen mit den Honveds herumgezogen war, kam mir der Tag der Rettung.

Zwanzig Wagen waren unter der Eskorte von einem Zug Huſaren ausgeſchickt, um Proviant zu holen. Langſam bewegte ſich der Zug in einem dichten Wald vorwärts, als plötzlich der Ruf: „Feinde, Feinde!“ von unſerer Avantgarde erſcholl. Mit dem ihnen eigenen Muthe ſprengten die Huſaren vorwärts, ſich dem Feinde entgegen zu werfen, und bald konnte ich ſehen, wie ſie mit einem ſtarken Trupp ruſſiſcher Infanterie handgemein wurden. Den Bauern wurde befohlen, ihre Wagen ſo raſch als möglich umzuwenden und eiligſt zurückzufahren; ich aber warf beim Wenden abſichtlich meinen Wagen um, ſo daß das Fuhrwerk für den Augenblick nicht von der Stelle konnte. Die Huſaren kämpften unterdeß mit Löwenmuth gegen die feindliche Uebermacht und hielten dieſe wirklich ſo lange auf, daß alle Bauerwagen bis auf den meinigen ſich retten konnten. Ueber die Hälfte der Huſaren war gefallen, als endlich der Reſt derſelben in wilder Eile den Rückzug antrat.

Jetzt oder nie mußte ich gerettet werden. Raſch kroch ich unter meinen umgeſtürzten Wagen, um ſo vor etwaigen Hieben der vorbeiſtürmenden Huſaren wie der nachjagenden Koſaken ſicher zu ſein, und abzuwarten, bis ich mich der nachrückenden ruſſiſchen Infanterie ergeben könnte. Es glückte auch vollkommen. Ein vorbeiſprengender Huſar hieb mit der flachen Klinge nach meinen Pferden, um dieſe anzutreiben, allein an den umgeſtürzten, mit Kukuruzſäcken beladenen Wagen gefeſſelt, mußten ſie wohl ſtehen bleiben. Bald kamen auch die erſten ruſſiſchen Infanteriſten bei meinem Wagen an und wunderten ſich nicht wenig, als ein Bauer unter demſelben hervorkroch und ſich ihnen als Gefangener übergab. Zwar wollten einige Koſaken, die unterdeſſen bei uns angekommen waren, mir meine Bunda abnehmen, und als ich mich ſträubte, erhob einer drohend ſeinen Kantſchuh gegen mich, allein der Korporal der Infanterie nahm mich in Schutz und duldete nicht, daß ich geplündert wurde. — Vergebens bemühte ich mich nun, mich dem Mann verſtändlich zu machen, da er kein Wort deutſch verſtand, brachte es aber durch Pantomimen aller Art und das Wort „Offizier,“ das ich oft ausſprach und dabei auf mich wies, dahin, daß man mich zum Lieutenant der Abtheilung führte. Allein auch dieſer verſtand weder deutſch noch franzöſiſch und ſchüttelte immer nur den Kopf, als ich ihm auf alle Weiſe begreiflich zu machen ſuchte, daß ich ein k. k. öſterreichiſcher Offizier ſei. Endlich ſchnitt ich meine Bunda auf, um ihm mein ſchriftliches Dokument zu zeigen. Die Schrift verſtand er zwar nicht, aber das Siegel unter derſelben flößte ihm einigen Reſpekt ein. Er ward nun ganz höflich, bot mir Branntwein aus ſeiner Feldflaſche an und befahl den Koſaken, meine Pferde, welche ſich dieſe ſchon als gute Beute hatten zueignen wollen, wieder vor den Wagen zu ſpannen und dieſen für mich zuzurichten. Meine Kukuruzſäcke und Schmalztöpfe aber behielten die Soldaten und waren bald um ein großes Feuer eifrig beſchäftigt, ſich allerlei Backwerk daraus zu bereiten. Der Offizier winkte mir auf dem Wagen Platz zu nehmen, hieß einen Unteroffizier und einen Soldaten ſich neben mich ſetzen, zwei Koſaken mußten auf ihren kleinen zottigen Gäulen vorantraben, und ſo ward ich als halber Gefangener zum Bataillon geſchickt, das eine halbe Stunde von uns bivouakirte.

Der Oberſtlieutenant, ein großer ſchöner Mann, verſtand ſo viel deutſch, um mein Zeugniß leſen und meine mündliche Erklärung verſtehen zu können, und war ſehr artig gegen mich, bat mich aber, es nicht übel zu nehmen, wenn er mich vorläufig als einen gefangenen Offizier behandeln müſſe. Er gab mir, was das Erwünſchteſte war, etwas reine Wäſche aus ſeiner Garderobe und ein Paar alte Pantalons ſtatt meiner alten furchtbar ſchmutzigen Gatjen und ließ durch den Arzt des Bataillons meine Wunde unterſuchen und friſch verbinden. Auch lud er mich Abends zu ſeinem Nachteſſen ein, das aus guten Beefſteaks und ganz trefflichem Thee beſtand, der mir ein wahres Labſal war. Zum Nachtlager ließ er mir einige wollene Decken geben, wie die Offiziere ſie hatten, ſo daß ich vortrefflich ſchlief. Uebrigens war ein Unteroffizier beordert, mir zur Seite zu bleiben und unter keiner Bedingung zu geſtatten, daß ich mich entferne. Nach einem trefflichen Frühſtück aus Thee und Eiern bat ich den Oberſtlieutenant, der mit ſeinem Bataillon vorwärts marſchiren wollte, mich zum ruſſiſchen General zu ſenden, zu deſſen Corps er gehörte, da ich dort einen k. k. Offizier zu finden hoffen durfte.

Mit einem Koſaken, deſſen Pferd hinten am Wagen angebunden war, als Kutſcher, einem Infanteriſten als Ordonanz, fuhr ich auf meinem Leiterwagen in das Hauptquartier des Generals, das zwei Stunden weiter zurücklag. Der Zufall wollte, daß ich den öſterreichiſchen Hauptmann, der als Ordonnanzoffizier beim ruſſiſchen General kommandirt war, ſehr gut kannte. Er lag eben, als wir einzogen, ſeine Morgenpfeife rauchend, im Fenſter des Gaſthauſes. Der Mann machte große Augen, als er mich in dem Aufzug ſah, ſchüttelte mir herzlich die Hand und bezeugte ſogleich meine Unverdächtigkeit. Ich verſchaffte mir hier nun die nöthigſte Garderobe und Wäſche, um etwas anſtändiger auftreten zu können, und nahm durch Vermittlung des Hauptmanns den Diener eines gefallenen öſterreichiſchen Offiziers für die nächſte Zeit als Bedienten an. Zwei Tage blieb ich bei dem ruſſiſchen General und ward von ihm und ſeinen Offizieren auf's Artigſte und Zuvorkommendſte behandelt, obgleich mein körperlicher Zuſtand mir nicht erlaubte ihre Gaſtfreundſchaft in vollem Maaße zu genießen. Ich ſchloß mich einem Militärtransport an und reiste auf meinem Wagen, in weiche wollene Decken gehüllt, in kleinen Tagemärſchen nach Mähren, wohin ich um Urlaub gebeten hatte. Glücklich erreichte ich auch das niedliche Städtchen, wo ich wußte, daß gute Pflege meiner harrte, und ſuche mich nun möglichſt zu erholen. Am ungariſchen Krieg werde ich in den nächſten Monaten keinen Antheil nehmen können, und in dieſer Friſt wird derſelbe hoffentlich ein glückliches Ende gefunden haben.

Eine Geſchichte ohne Titel.

Der Oberſt rückte unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her und polirte mit einer wahrhaft verlegenen Miene vermittelſt des Rockärmels ſeinen Meerſchaumkopf.

„Aber nehmt mir nicht übel, General“, ſagte er nach einer Pauſe, während welcher ihm der Vice-Präſident erwartungsvoll in die Augen geſchaut, „gewöhnlich heißt es doch: Ende gut Alles gut. — Wenn ich auch eine große Verehrung vor eurer Geſchichte habe, ſo will es mir doch gar nicht gefallen, daß ihr gerade unſern Rapport für dießmal damit beſchließen wollt. Nein, nein! das geht nimmermehr und ich rufe die anderen Herren zu Zeugen auf.“

„Und weßhalb nicht, alter Kriegsknecht?“ erwiederte der General, während er ſeine Ellbogen auf den Tiſch ſtützte. „Habe auch in der That nicht verlangt den Schwanz zu bilden, bin überhaupt nie gern bei der Arrieregarde geweſen. — Aber habt ihr mich früher zu Wort kommen laſſen? nein, nein, ich mußte immer zurücktreten, obgleich ich ſchon zu Anfang dieſer Saiſon angekündigt, daß ich eine außerordentlich ſchöne Geſchichte auf dem Herzen habe.“

„Ja, ja, nach euren Begriffen außerordentlich ſchön“, verſetzte ſanftmüthig der Oberſt. — „Aber ſchon der Titel, General! denkt euch nur, wenn man lieſt: Einquartierungsflöhe. Ah! nehmt mir nicht übel, da ſchüttelt man den Kopf und rümpft die Naſe.“

„Aber Donnerwetter!“ rief der General halb entrüſtet, — und er hatte gute Luſt, dabei auf den Tiſch zu klopfen, — „iſt denn das was Unanſtändiges? — Alle Teufel! nein; das gehört zuſammen wie A und B, und ſo lange Militär exiſtirt, hat's auch Einquartierung, und ſo lange es Einquartierung gibt, wird's an Flöhen niemals fehlen.“

„Aber als Titel! —“

„Was das meinetwegen anbelangt, ſo bin ich um Titel nie verlegen geweſen. Meine Huſaren wiſſen davon zu erzählen; und darin will ich mir denn auch eure Cenſur gefallen laſſen. Sagen wir alſo: Manoeuvre de force.“

Der Präſident ſchüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Auch das nicht? — Nun, ſo ſagen wir meinetwegen: ein abgeriſſener Knopf, das iſt ungeheuer pikant.“

„Thut mir den Gefallen, General, und ſeid nicht darauf verſeſſen.“

„Was? auf meine Erzählung?“

„Nein, nein! nur nicht auf einen von euren auffallenden Titeln.“

„Aber die Sache muß doch ein Geſicht haben.“

„Richtig, nur ſo beſcheiden als möglich. Laßt eure Erzählung die Augen niederſchlagen. Seht, das wird ihr gewiß nicht ſchaden. Machen wir oben darüber einen Gedankenſtrich oder ſagen wir meinetwegen: Eine Geſchichte ohne Titel.“

„Das laſſe ich mir gefallen; oder: titelloſe Geſchichte.“

„Nein, nein, das erinnert an namenloſe Geſchichten, ein Buch verehrter Freund, an dem ſchon mancher Chriſtenmenſch und verehrlicher Recenſent ſein gerechtes Aergerniß genommen. Bleiben wir bei der Geſchichte ohne Titel. So ſchlüpfen wir ohne Aufſehen durch und werden vielleicht von der Kritik nicht ſo ſtark gerupft.“

„Was geht mich das an?“ rief der General. „Alſo davor fürchtet ihr euch! — Ich huſte auf alle Kritik*). — Ich weiß wohl, daß ihr unſere harmloſe Geſchichte nicht gefällt, wenigſtens vielen der Herren, die mit der Feder richten. Hol' ſie alle —“

„Bſſſt!“ machte der Oberſt, indem er ſich vorſichtig umſchaute. „Seid nicht ſo tollkühn, General; ich fürchte ſehr, ſie werden euch nächſtens einmal tüchtig in die Mache nehmen.“

„Ach was!“ entgegnete der alte Huſar, „da bekümmere ich mich nichts drum, und ebenſowenig die braven Leute, die unſere Geſchichten leſen. Es iſt das mit manchen der Kritiken eine eigene Geſchichte; da geht es oftmals nach der Jablone oder nach der Kugelleere; was nicht in ihren Kram paßt, oder wo ihnen die Gießerei nicht angenehm iſt, das fällt durch und ſoll unter's alte Eiſen. —“

„Wißt ihr was, General?“ fragte der Präſident, „eure Geſpräche über Kritik ſind, weiß Gott, noch ſchlimmer als eure Erzählungen. Daher fangt lieber mit letzterer an, wir wollen geduldig ſtill halten.“

„Iſt mir auch recht!“ rief luſtig der Huſar. — „Alſo, feſt im Bügel, das Pferd zuſammengenommen, heraus mit dem Säbel und — eingehauen! — Einquartierungsſl —“

„Seid doch nicht ſo vergeßlich, wir ſind ja übereingekommen, daß es heißen ſoll:

---

*) Wir erlauben uns, dem geneigten Leſer zu bemerken, daß wir für die ungeziemenden Aeußerungen des Generals durchaus nicht verantwortlich ſind.

Eine Geſchichte ohne Titel.

„Das war dazumal“, erzählte nun der General, „Anno ſo und ſo viel, als ich in das Militär trat, auf Befehl meines Papa ſeliger unter die Infanterie. Daß ich mit Leib und Seele gegen die Gamaſchen und den Kuhfuß war, das könnt ihr mir glauben; aber es half Alles nichts, ich wurde einrangirt und mußte mit tiefem Schmerz dem Sattel und dem Säbel adieu ſagen, nach dem ich mich ſo außerordentlich geſehnt. Alle meine Bitten halfen nichts; Papa pflegte zu ſagen: die Infanterie iſt das Fundament des ganzen Militärſtandes, es iſt die ſolideſte Waffe, und viele der größten Feldherren aller Zeiten haben die Muskete getragen.“

„General“, unterbrach ihn hier lachend der Oberſt, „euer Vater war ein ſehr braver Mann; aber das Sprüchwort vom Apfel und Stamme hat ſich bei euch nicht bewährt.“

„Es war damals Friedenszeit“, fuhr der General mit einem leichten Achſelzucken fort, „und wir mußten marſchiren und exerciren, daß uns die Seele wehe that. Und das wollte damals noch mehr ſagen wie jetzt; hinten den Zopf, unten die Gamaſche und der Corporals-Stock, der allzugern einhalf, wo der richtige Takt fehlte. Dazu hatten wir einen Lieutenant, von dem die Leute behaupteten, er eſſe nichts wie ſpaniſchen Pfeffer und trinke Schuhwichſe dazu; ſo war denn auch ſein Benehmen gegen uns gallig und giftig und gleich ſo ſah er im Geſichte aus: brennend roth auf den Backen und mit kohlſchwarzen Haaren. Wir nannten ihn auch nur den Lieutenant Pfefferkorn; wie ſein eigentlicher Name war, habe ich vergeſſen.“

„Nun kam es, daß wir eine andere Garniſon erhielten, und, dort angekommen, da es an Kaſernen fehlte, bei den Bürgern einquartiert wurden. Es war uns wind und weh dabei zu Muth, denn damals war das Einquartiertwerden kein Spaß. Heutzutage gibt man dem Soldaten ein anſtändiges Zimmer und verpflegt ihn ordentlich, aber zu jener Zeit — na! ihr werdet ſchon hören.“

„Ich kam alſo mit zwei Anderen zu einem Seifenſieder in eine Kammer im Zwiſchenſtock, deren Decke ſo niedrig war, daß man die Bajonette abnehmen mußte, um die Gewehre in einen Winkel ſtellen zu können. An Möbelwerk war ein Tiſch vorhanden und zwei Stühle, und das Bett beſtand aus einer einzigen großen Matratze, die am Boden lag, was aber den großen Vortheil hatte, daß wir nicht hoch hinabfielen, wenn Einer des Nachts auf den Boden rollte, was häufig genug geſchah.“

„An dem Tage, wo wir einrückten, hatten wir einen ſtarken Marſch gemacht und waren ſehr ermüdet, weßhalb wir uns auch frühzeitig niederlegten und trotz der großen Hitze — es war gerade Sommer — bald einſchliefen.“

„Aber die Freude war von kurzer Dauer. Mir träumte ſogleich, ich ſei beim Baden in einen Brennneſſelbuſch gerathen und je mehr ich mich aus demſelben losarbeiten wollte, um ſo tiefer kam ich hinein. — Das zwickte und brennte und ſtach und peinigte mich, daß ich endlich mit einem tiefen Seufzer erwachte. — Doch verließ mich mein Traum immer noch nicht; obgleich ich wohl fühlte, daß ich auf der Matratze lag, ſo war es mir doch immer, als hätte man die Brennneſſelbüſche unter und über mich gelegt. Meinen Kameraden ging es um kein Haar beſſer, denn als ich meinem Nachbar zurief: Nun, wie geht's dir? antwortete dieſer: O weh! o weh! wo ſind wir hingerathen!"

„Darauf hielten wir eine Beſprechung und beſchloſſen aufzuſtehen, um unſer Lager zu unterſuchen. Mit Mühe zündeten wir das Licht an, denn es gab damals nur das Huſarenfeuerzeug, und ſchauten nach. Da ſah unſer Lager aus wie ein dreitägiges Schlachtfeld, wißt ihr, wie ein Schlachtfeld, auf dem die braunen Huſaren Sieger geblieben ſind, denn die genirten ſich hier durchaus nicht und ſchwärmten herum, daß es eine wahre Freude war. Ganze Schwadronen jagten aufgelöſt dahin mit Flankeurs und Nachhut, und wenn man zum Beiſpiel das Kopfkiſſen aufhob, ſo ſtob es ordentlich nach allen Seiten davon."

„Hurrah! auf Huſarenart!" lachte der Oberſt.

„Nein, nein! entgegnete der General; es ſah eher aus wie Sandhaſen. — Nun alſo weiter!"

„Auf der Matratze mochte Keiner mehr liegen bleiben; ich verſichere euch, das war ein wahrer Laurentius-Roſt, und wir hatten doch zu Märtyrern gar keine Geduld. Wir zogen uns alſo wieder nothdürftig an und beſchloſſen ein wenig zum Fenſter hinaus zu ſehen, was wir denn auch thaten. Das Zimmer hatte nun auf zwei Seiten Fenſter; eines ſtand offen und ging auf die enge, dunſtige und übelriechende Straße; an dem andern war der Laden mit ein paar Nägeln zugemacht, was aber für uns kein Hinderniß war; wir wollten doch wenigſtens wiſſen, was wir da für eine Ausſicht hätten, und eins der Bajonette half uns hiezu, indem wir den Nagel zurückbogen und dann den Laden öffneten."

„Hier ſah es bei Weitem freundlicher aus, und wir blickten in einen Garten, der dicht belaubte Baumgruppen hatte, aus welchem eine angenehme kühle, wohlriechende Luft in unſer heißes Zimmer hereindrang. Das Haus, zu dem dieſer Garten offenbar gehörte, ſtand übrigens ſo dicht an dem unſrigen, daß ein großes Fenſter des erſten Stockes nicht drei Fuß von unſerer Spelunke entfernt war. Seine Laden waren offen, und durch einen Vorhang, der drinnen herabhing, bemerkte man deutlich hellen Lichterglanz; auch hörte man Stimmen von Leuten, welche ſich vergnügt und lachend unterhielten."

„Jetzt wißt ihr was, ſagte ich zu meinen beiden Kameraden, löſche Einer das Licht aus und dann ſetzt euch ruhig auf die beiden Stühle an das Fenſter; da drüben geht's luſtig her, wir wollen doch einmal ſehen, ob es nicht möglich iſt, irgend eine Unterhaltung anzuknüpfen, die uns von Nutzen ſein kann.“

„Nun müßt ihr wiſſen, daß ich in meiner Jugend eine für die damalige Zeit ſehr anſtändige Erziehung genoſſen, namentlich hatte ich Muſik gelernt und ſang euch, daß es eine Freude war. Unternehmend war ich auch, immer zu allen möglichen Streichen aufgelegt, und ſo beſchloß ich denn in dieſem Augenblicke ein recht ſehnſüchtiges Lied loszulaſſen, indem ich hoffte, die Stille der Nacht würde es vielleicht an irgend ein Ohr gelangen laſſen, wo es gut aufgehoben ſei.“

„Ich ging alſo mit einem Liede los, das gerade damals viel Furore machte; ich weiß nicht war es: Guter Mond, du gehſt ſo ſtille, oder: Komm mein Liebchen, komm an's Fenſter; das habe ich vergeſſen. — Genug, ich ſang wie eine Nachtigall und erlebte auch bald von meinem Geſang eine Wirkung.“

„Drüben am Fenſter wurde der Vorhang zurückgezogen und ich konnte in das Innere des Zimmers blicken. Das war eine ſehr behagliche Stube, in deren Mitte ein Tiſch ſtand mit allerlei appetitlichen Sachen zum Abendbrod und mit Flaſchen und Gläſern bedeckt. Eine Geſellſchaft von fünf bis ſechs Perſonen ſaß herum, ein alter, dicker ſehr gutmüthig ausſehender Herr, der mit dem Kopfe hin und her wackelte und mit ſeinem Meſſer auf dem Tiſch den Takt zu meinem Liede ſchlug. Rechts von ihm ſaß ein junges, ſehr hübſches Mädchen, die ſich kichernd an ſeine Schulter lehnte und mit ihren hellen Augen zu uns herüber blinzelte, vielleicht um zu entdecken, wer und wo ich eigentlich ſei, — denn ich kann euch verſichern, mein Geſang war nicht ohne. — Am Tiſche ſaß ſonſt noch eine ſchon ältere Frau, ein paar Herren und — was mir ſehr unlieb war — der Lieutenant Pfefferkorn.“

„Nach der zweiten Strophe meines Liedes ſtand der alte Herr vom Tiſche auf, kam an das Fenſter, öffnete es und rief heraus: Bravo! bravo! unbekannter Sänger! — Vortrefflich gemacht! dacapo! dacapo! — Dabei bemühte er ſich mich zu erkennen, was ja aber unmöglich war; doch entdeckte er die Uniform und ſprach in die Stube hinein gewendet, wahrſcheinlich zu dem Lieutenant: Es ſcheint mir ein Soldat zu ſein, worauf Pfefferkorn augenblicklich am Fenſter erſchien und mit ſeinem harten Tone herüber rief: Wer hat da geſungen?“

„So ſchön geſungen, ſagte der alte Herr.“

„Ich legte mich nun ebenfalls zum Fenſter hinaus und nannte meinen Namen. — Aha! ſprach der Lieutenant, habe mir doch gleich gedacht, daß der es ſei. — Nun ſchien ihn der alte Herr zu fragen, wer ich denn eigentlich wäre, worauf mein Vorgeſetzter nur eine ſehr befriedigende Antwort geben konnte, indem der Name meiner Familie immer einen guten Klang hatte. — Unſern Dank müſſen Sie ſchon annehmen! rief luſtig der alte

Herr. Und alsdann winkte er einem Bedienten, der ein paar Flaſchen Wein brachte, dazu etwas kalte Küche in ein Tuch band und es nebſt Brod an einem Stocke herüber bot.“

„Ob wir zulangten, könnt ihr euch denken, denn der Seifenſieder hatte uns, was das Nachteſſen anbelangt, außerordentlich kurz gehalten. — Gleich darauf erſchien der Herr wieder am Fenſter und dießmal mit ihm das junge hübſche Mädchen, das ihm ſchüchtern über die Schulter ſah. — He! Herr Soldat, rief er herüber, bekommen wir noch ein Lied zu hören? Wir ſind große Freunde davon.“

„So gut es ohne Begleitung geht, ſagte ich.“

„Alſo verſtehen Sie auch eine Begleitung? erwiederte er.“

„Worauf ich ihm entgegnete: Ein wenig das Klavier.“

„Das iſt ja ſehr charmant, antwortete nun der alte Herr, und hierauf wandte er ſich an den Lieutenant Pfefferkorn, dem er einige Worte ſagte. Dieſer zuckte anfänglich die Achſeln, dann aber nickte er mit dem Kopfe, und nun lief der alte Herr wieder an's Fenſter, beugte ſich weit zu uns herüber nnd rief mir zu: Herr von X., ich freue mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen und lade Sie ein, bei uns ein Glas Wein annehmen zu wollen. Ihr Herr Lieutenant hat's gnädigſt bewilligt. — Warten Sie, es kommt ſogleich ein Bedienter, der Sie herüber führen wird. — Auf Wiederſehen alſo!“

„Ihr könnt denken, daß ich hocherfreut meinen beiden Kameraden gern das uns geſchenkte Nachteſſen überließ. Dann zog ich meine Uniform zurecht, ſtrich mein Haar ſo gut als möglich nach hinten, nachdem ich — nicht zu vergeſſen — ein paar ſaubere Schuhe und gute Gamaſchen angezogen, und als nun der Bediente kam, ging ich mit ihm hinüber.“

„Es war das ein großes und ſchönes Haus, jenem kleinen freundlichen Manne, einem reichen Kaufherrn, gehörend. Wir gingen eine weite Treppe hinauf durch mehrere Zimmer und kamen endlich in das, wo ſich die Geſellſchaft befand. Der Hausherr lief mir beweglich entgegen, drückte mir freundlich die Hand, nannte meinen Namen und ſetzte hinzu: Sohn des ſehr verdienten Hauptmanns von X. Alsdann ſagte er: Das iſt meine Frau, dieß meine Tochter Roſine, und das die Herren Piff und Paff. — Ich habe die Namen vergeſſen.“

„Aber den der Roſine habt ihr behalten, alter Sünder?“ ſprach lachend der Oberſt, der entzückt ſchien, daß die Erzählung des Generals bis jetzt ſo harmlos abgelaufen.

„Ach ja“, fuhr der alte Huſar ſeufzend fort, „die Roſine habe ich nicht vergeſſen. — Aber nun hört weiter. Ich mußte alſo zuerſt gehörig am Abendbrode Theil nehmen und dann wurde das Klavier geöffnet und ich ſpielte und ſang nach Herzensluſt.“

„Vielleicht auch Duetts?“ fragte der Oberſt.

„Auch das; auf Ehre!“ erwiederte der General. „Ein ſchönes Duett mit Roſine, und unſere Stimmen paßten vortrefflich zu einander. Das fanden denn auch alle Zuhörer, mit Ausnahme unſeres Lieutenants Pfefferkorn, der wohl gut eſſen und trinken, aber weder ſingen noch ſpielen konnte. — Ach!“ ſetzte der General nach einer kleinen Pauſe hinzu, „es war dieß ein ſehr vergnügter Abend. — Und er ging leider ſo ſchnell vorüber! — — Habt ihr nun was am erſten Theil meiner Geſchichte auszuſetzen?“

„Nein, nein! das könnt' ich nicht ſagen“, erwiederte der Oberſt lachend, während er ſich mit aller Behaglichkeit eine friſche Pfeife anzündete. „Doch wird es wahrſcheinlich noch kommen, und mir graut ordentlich vor der Geſchichte mit dem abgeriſſenen Knopf. — Aber ſagt mir, General, warum waret ihr auf einen ſo wahnſinnigen Titel verſeſſen: Einquartierungsflöhe —?“

„Nun, das iſt doch bei Gott ſehr einfach, weil ich es denen zu verdanken hatte, daß ich in dieſe ſchöne und anſtändige Geſellſchaft kam. — Doch laßt jetzt eure Fragen; ich will nun die Geſchichte vom abgeriſſenen Knopf zu Ende bringen, durch welche ich euch nur zeigen will, was oft die kleinſten Urſachen für große Wirkungen hervorzubringen im Stande ſind. — Denn was alle meine Bitten und die der Mutter nicht vermochten, mich nämlich zur Cavallerie zu bringen, das brachte ein einziger abgeriſſener Knopf ganz leicht zu Stande.“

„Nachdem ich alſo in dem Hauſe einmal eingeführt war, bot ich meine ganze Liebenswürdigkeit auf, mich da angenehm zu machen. Ich war joli coeur durch und durch; ich erzählte von unſerm Marſchtage, von der früheren Garniſon, auch etwas von zu Hauſe und kam dann zurück auf mein gegenüberliegendes Quartier, deſſen ſchrecklichſte Eigenſchaften ich nur leicht vorübergehend erwähnte, umſomehr aber hervorhob, wie es ſo klein ſei, ſo ſchwül und dumpfig und wie ich mich dort ganz unglücklich fühle.“

„Darauf ſprach die ſchöne Roſine mit ihrem Vater“, meinte laut lachend der Oberſt, „und der alte Herr bot euch ein Quartier in ſeinem Hauſe an. — O General, wir kennen das.“

„Ihr kennt es aber dießmal ſehr ſchlecht“, ſprach ruhig der Erzähler; „weder die ſchöne Roſine noch der Papa ſagte etwas, aber deſſen Gemahlin, die mich, wie ich glaube, liebgewonnen hatte, meinte, es würde ſich wohl noch ein Plätzchen für mich in ihrem Hauſe finden.“

„Und das fand ſich auch, unehrlicher Huſar?“ fragte der Oberſt; „wahrſcheinlich am Herzen der Tochter?“

„Davon ſchweigt die Geſchichte. — Ich habe nur verſprochen, bis zum abgeriſſenen Knopf zu erzählen. Was darüber hinaus liegt, geht euch nichts an. — Um ſo beliebter ich mich nun in dem Hauſe zu machen wußte, um ſo mehr bemerkte ich, daß ich dem Lieutenant Pfefferlorn hier ein großer Stein des Anſtoßes war.' Er hatte ſich in das hübſche Mädchen ſterblich verliebt und machte ihr ſeine Cour, ſo oft das nur anging.“

„Eines Tages nun war ich bei Roſine im Zimmer, ich weiß nicht wie es kam, genug wir hörten plötzlich ſeine Schritte, und da mir gerade in dem Augenblick Alles daran gelegen war, nicht von ihm überraſcht zu werden, ſo verbarg ich mich hinter einem großen Vorhange. Er trat in das Zimmer, ſchien ſehr aufgeregt, ſeufzte Einiges, während er bald an das Fenſter ging, bald ſich vor Roſine hinſtellte, die ſich auf einen Stuhl niedergelaſſen hatte. Endlich nach einigen gleichgültigen Worten brach er los, ſprach von ſeiner unbezwinglichen Liebe gegen ſie, von der Verzweiflung, die in ihm toben werde, wenn es ihm nicht gelinge, ihr Herz zu erweichen, und was dergleichen Unſinn mehr war. Das Mädchen lachte dazu, ſtellte ſich anfänglich, als verſtände ſie ihn gar nicht, wollte Alles für einen Scherz nehmen, brachte ihn aber hiedurch nur noch immer mehr in Eifer, bis er zuletzt ausrief: Ich ſehe, Sie treiben Ihren Spott mit mir, grauſame Roſine; wohlan denn! wenn Sie mich nicht erhören wollen, ſo habe ich auf dieſer Welt nichts mehr zu thun, als mir hier vor Ihren ſo ſchönen Augen den Tod zu geben. — Bei dieſen Worten zog er den Degen aus der Scheide und riß mit ſolcher Heftigkeit die Uniform auf, daß einer ſeiner Knöpfe davonflog, auf den Boden fiel und, da derſelbe rund war, bis hinter meinen Vorhang rollte.“

„Oho!“ ſagte der Oberſt. — „Aber der Lieutenant ſtieß ſich den Degen nicht in die Bruſt?“

„Nein, das that er gewiß nicht; er wollte nur ſehen, welche Wirkung ſein Spiel auf das Mädchen hervorbrächte, und hoffte vielleicht, ſie würde ihm weinend in die Arme ſinken. Da aber dieß nicht geſchah, ſie ihm vielmehr feſt und ruhig erklärte, ſie verböte ſich ein- für allemal dergleichen Geſchichten, ſo ſteckte er gelaſſen ſeinen Degen wieder ein und erhob ſich aus ſeiner knieenden Stellung, in welcher er lange genug verharrt. — Ich war aber gleich überzeugt, daß ihn noch etwas Anderes calmirt, als die Weigerung Roſinens; er mußte nämlich, während er die Uniform aufriß, geſehen haben, daß ſich der Vorhang, hinter welchem ich ſtand, bewegte, denn in dem Augenblick, wo er den Degen zog, machte ich mich fertig, um im Nothfalle hervorſtürzen zu können, mochte auch daraus erfolgen, was da wolle. Gleichfalls hatte er auch wohl bemerkt, welche Richtung ſein abgeriſſener Rockknopf genommen, er machte deßhalb dem Mädchen eine ſteife Verbeugung und wandte ſich alsdann nach meinem Verſteck, um, wie er ſagte, wenigſtens ſeinen Knopf wieder zu erlangen, worauf Roſine wohl etwas zu haſtig empor ſprang, ſich an den Vorhang ſtellte und ihm entgegnete: ſie werde es nie dulden, daß er ſich in ihrem Zimmer dergleichen Freiheiten heraus nehme.“

„Was konnte er thun? — Das Mädchen ſah entſchloſſen genug aus, um im Nothfalle nach Hülfe zu rufen oder ihm ſonſt eine höchſt unangenehme Scene zu bereiten. — Genug, er mußte ſich zurückziehen, doch ballte er ingrimmig die Fäuſte, biß die Zähne übereinander und murmelte mit vor Zorn erſtickter Stimme: Wertheſte Demoiſelle, ich werde meinen Knopf ſchon wieder finden.“

„Und er fand ihn?“ rief luſtig der Oberſt.

„Ich war damals noch ein ſehr leichtſinniger Burſche“, fuhr der General achſelzuckend fort; „ich hob den bewußten Rockknopf lachend auf, ſteckte ihn in meine Taſche und verbrachte darauf mit dem Mädchen noch eine angenehme kleine Stunde, die ſo — —“

„Genug, genug!“ meinte der Oberſt; „bleibt beim Rockknopf.“

„Ja“, ſprach ſeufzend der Erzähler, „damit hatte ich Unglück. Wenige Tage nach dieſem Vorfalle nämlich mußten wir ausrücken, und wie ich meine Uniform zuknöpfe, ſehe ich, daß mir am Pantalon ein Knopf fehlt. Nun konnte mich nichts retten, als ein ſchleuniges manoeuvre de force, wozu mir der bewußte Knopf in meinem übergroßen Leichtſinn außerordentlich paſſend erſchien. — Ihr wißt doch, was in dieſem Falle manoeuvre de force heißen will? — Man macht an dem betreffenden Ort ein Loch in das Tuch, ſteckt das Oehr des Knopfes hindurch, durch dieſes ein Hölzchen und — es iſt fertig.“

„Koſtet jedoch drei Tage Arreſt“, verſetzte der Oberſt.

„Ich wußte mir aber nicht anders zu helfen und machte alſo mein manoeuvre de force. Nun hatte mich aber der Lieutenant Pfefferkorn ſeit jenem Tage unglaublich auf dem Strich, wo er mir was in's Zeug flicken konnte, da unterließ er es nicht. Mochten meine Waffen noch ſo ſauber geputzt ſein, er fand doch irgend einen Flecken. Und leider erging es mir an dieſem Tage nicht beſſer. Nachdem er an meinem Anzuge äußerlich dießmal nichts gefunden, plagte ihn der Teufel, und er befahl mir, die Uniform aufzuknöpfen, um nachſehen zu können, ob auch darunter alles in Ordnung ſei. — Na, das Geſicht vergeſſe ich in meinem Leben nicht! ich meine, der Schlag ſollte ihn treffen, als er hinſchaute und *mein* manoeuvre de force mit *ſeinem* Rockknopf entdeckte.“

„Von dem, was nun folgte, will ich ſchweigen, und keines der Worte erwähnen, mit welchen er mich bediente. Zuerſt kam ich drei Tage in Arreſt und darauf wurde ich dem Hauptmann, der meinen Vater genau kannte, als unverbeſſerlich gemeldet und von dieſem auf Anrathen des Lieutenants als gänzlich unbrauchbar nach Hauſe zurückgeſchickt. Begreiflicher Weiſe war dort mein Empfang kein glänzender, und erſt als ich aufrichtig die ganze Geſchichte erzählt, erhielt ich nicht nur Verzeihung, ſondern wurde auch durch Vermittlung eines alten Onkels bei der Cavallerie placirt. Der Abſchied von Roſinen war mir ſehr ſchmerzlich, doch tröſtete ich mich ſo gut es ging, und auch ſie hat es ebenſo gemacht, wie ich ſpäter erfuhr."

„So war denn mein ſehnlichſter Wunſch erfüllt und das hatte ich doch, wie ich Anfangs ſagte, nur dem abgeriſſenen Knopfe zu verdanken."

* * *

Inhalt.

Seite
Des Generals Rapport 3
Des Hausmeiſters Rapport 9

Militäriſche Hausthiere:

Der Poſtſpitzer 16
Die Regimentsgans 20
Das erſte Quartier 30
Die Flaſchen-Compagnie 35
Eine Neujahrsnacht in Spanien. Mitgetheilt von J. v. Wickede 41

Erzählungen eines alten Tambours. Mitgetheilt von Edm. Höfer:

Aus dem Freiheitskriege 47
Heiraths-Geſchichten. Von F. W. Hackländer 77

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien. Vom Verfaſſer der „Bilder aus dem Kriegsleben“:

1. Vor Wien 104
2. Von Wien nach Peſth 114
3. Reiterleben 125
4. Verwundung und Gefangenſchaft 132
Eine Geſchichte ohne Titel 159

Soldaten-Geſchichten

für das

Militär und ſeine Freunde.

Von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Stuttgart, 1855.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Inhalt.

Seite
Feuerwerker Wortmann. Von F. W. Hackländer 1. 81. 145. 209
Geſchichte eines Gewehres. Von Julius Ebersberg 17
Treu dem Könige. Erzählung 33
Der Zweikampf. Veteranen-Geſchichte von G. Aſchkin 46
Guſtav III. und der Feldwebel. Von M. G. Cruſenſtolpe 51
Der Guerilla. Von Emanuel Ring 62. 137
Algieriſche Geſchichten. Von M. Goldſchmidt 104
Kriegsbilder aus dem Lager von Sebaſtopol. Von Julius v. Wickede 116
Die Waffenbrüder. Nach Marquis Foudras 170
Der k. k. Wachtmeiſter Joſias Lichtenberger und ſein Schweißfuchs Michel. Von Julius v. Wickede 189
Aus dem Soldatenleben. Von Em. Ring 205
Richard Dick. Ein Soldatenleben 240
Pan Twardowski. Erzählung eines ruſſiſchen Offiziers. Von M. A. Zagoskin 253

Feuerwerker Wortmann.

Von

F. W. Hackländer.

Erſtes Kapitel.

Unter welchen Umſtänden der Major geboren wurde, und wie der Vater deſſelben in Arreſt kam, weil ſich ſeine Freude über dieſes Ereigniß zu laut geäußert.

Daß ich geboren wurde, wird mir der geneigte Leſer hoffentlich auf's Wort glauben; ich kann für mein Daſein die beſten Beweiſe beibringen, und laſſe mir kein Haar von meiner Exiſtenz wegdiſputiren. Wenn bei meiner Geburt auch keine Zeichen und Wunder geſchahen, wenn dieſelbe weder durch Glockengeläute, Kanonendonner, Illuminationen noch ſonſtige Feſtlichkeiten und Gratulationen gefeiert wurde, ſo war ſie doch von Ereigniſſen begleitet, welche ziemlich bemerkenswerth waren für das Haupt der Familie. Dieſe Würde behauptete damals mein Vater, Friedrich Wilhelm Wortmann, oder wie er in der Brigadeliſte hieß, Wortmann III. Doch braucht man deßhalb nicht an eine fürſtliche Abkunft zu glauben; mein Vater hieß einfach Wortmann III., weil es einen Unteroffizier Wortmann I. und II. gab.

Mein Vater war Unteroffizier in der 6. Fußkompagnie der 8. Artilleriebrigade, hatte bereits ſieben Jahre gedient, und deßhalb die ſilberne Schnalle, die er am blauen Bande auf der Bruſt trug, ferner hatte er eine Frau, und bereits zwei Töchter von fünf und ſechs Jahren, als ich Miene machte, in der Welt zu erſcheinen. Meine Mutter war Marketenderin der 6. Kompagnie; man muß aber deßhalb nicht meinen, daß ſie in Friedenszeiten mit einem Schnapsfläſchchen herumgezogen wäre; bei ausbrechendem Kriege würde ſie ſich vielleicht auch dazu verſtanden haben, vorderhand aber hielt ſie eine „Reſtauration“ in der Kaſerne. Dieß Wort hatte mein Vater auf die Thüre unſerer Wohnung geſchrieben, ein einziges großes Gemach, wo in einer Ecke die Familie

Wortmann hinter einem rothcarrirten Vorhange ſchlief, der größte Theil aber dem oben genannten Geſchäft gewidmet war. Im Hintergrund befand ſich ein kleiner Schrank, deſſen unterer Theil die feſteren Nahrungsmittel enthielt, als Brod, Wurſt und Schinken, oben hatte er eine Art Etagere, wo angenehme Flüſſigkeiten, als: Magen- und Eheſtandsbitter, Kornbranntwein, Kümmel und Pomeranzen ſtand, womit der Soldat, ſo lange er Geld hat, ſein zweites Frühſtück zu beträufeln pflegt. Gegenüber befand ſich ein großer Kochofen und nicht weit davon ein langer Tiſch für wenigſtens zwanzig Gäſte; denn meine Mutter gab um 12 Uhr Table d'Hôte, das Couvert ohne Wein zu 18 Pfennige, Abends aber wurde nach der Karte geſpeist. Daß an der Wand unſeres Wohnzimmers das Portrait Sr. Majeſtät des Königs nicht fehlte, wenigſtens ein höchſt ſonderbarer Kopf, der als Unterſchrift beſagten hohen Namen trug, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen.

An jenem Tage nun, wo ich mich anſchickte, in der Welt zu erſcheinen, war Abtheilungsparade vor einem neu avancirten Major. In der Reſtauration mußte deßhalb der Kaffee ſchon in aller Frühe fertig ſein und daher meine Mutter ſehr zeitig aufſtehen. Doch beſorgte ſie ihre Geſchäfte wie bisher; nur als ſie fertig war, als der letzte Mann ſein Frühſtück eingenommen hatte, als das Horn zum Heraustreten durch die Gänge lärmte, ſetzte ſie ſich auf eine kleine Bank, die neben dem Bette ſtand, faltete die Hände und ſagte zu unſerer Magd, Babett, während ſie an den Himmel ſchaute — Babett ſpülte gerade die Taſſen —: „Ich will Ihr was ſagen, mir wird's ganz krämpfig und wuſelig; ſpring' Sie doch hinüber und hol' die Frau Hammer.“ Das alles habe ich natürlicher Weiſe nur aus Traditionen, ſowie auch, daß die mich ſpeziell betreffende Sache einen höchſt ungefährlichen und natürlichen Verlauf nahm. Etwas Eigenthümliches bezeichnet übrigens noch meinen Eintritt in die Welt; als Madame Hammer nämlich droben beſchäftigt war, rief die Wache drunten: heraus! Die Muſik dröhnte rauſchend im engen Kaſernenhofe, und unter unſerem Fenſter ſagte ein Unteroffizier der Compagnie: „Jetzt kommt der Major.“ — — Damit trat ich in die Welt.

Nun hatte mein Vater auch von jeher den ſehnlichſten Wunſch gehabt, einen Sohn zu beſitzen. Seine beiden Mädchen hatte er ſehr lieb, doch zupfte er ſie oft an den langen Zöpfen und ſagte ſeufzend: „Wenn mir nur eine von euch den Gefallen gethan hätte, und wäre als Bube auf die Welt gekommen.“ Der Wunſch meines Vaters war nun alſo in Erfüllung gegangen, und auch meine Mutter war nicht wenig entzückt darüber. Ja, ſie ſah recht gläubig der alten Frau Hammer zu, als dieſe ihren Kalender hervorzog, Datum, Stunde und Himmelszeichen nachſah und befriedigt mit dem Kopfe nickte. „Der Junge,“

ſagte ſie, „iſt ein Schlaukopf, und hat ſich eine gute Zeit erwählt. Glaub' Sie mir, Frau Wortmann, daß ſie ihn draußen mit Muſik empfingen, und daß der Unteroffizier im gleichen Augenblicke ſagte: da kommt der Major! das hat was zu bedeuten; dem Buben können die Epauletten nicht fehlen." — „Geb' es Gott," ſeufzte meine Mutter, worauf ſie die Augen ſchloß und in eine gelinde Ohnmacht verfiel.

Babett aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Verſuch zu machen, meinen Vater ſchon während der Parade auf eine ſchickliche Art von ſeinem Glück und meiner Ankunft in Kenntniß zu ſetzen. Zuerſt trat ſie an's Fenſter und blickte in den Hof hinab, wo das Militär in Reih' und Glied aufgeſtellt war. Wohl ſah ſie meinen Vater, doch hatte er auf Kommando die Augen rechts gewendet, und nichts wäre im Stande geweſen, ihn ohne Befehl geradeaus ſehen zu laſſen. Endlich aber kam dieſer Befehl, worauf mein Vater einen Augenblick flüchtig nach dem Fenſter ſeiner Wohnung blickte. Babett wollte ihm nun telegraphiren, meine Mutter habe ſich niedergelegt, zu welchem Ende ſie den Kopf in die Hand legte und die Augen ſchloß. Ob das nun mein Vater verſtanden, weiß ich nicht, die Magd nahm es aber an, und um hierauf das Geſchlecht des Neugeborenen näher zu bezeichnen, hob ſie ein Paar alte Hoſen meines Vaters an dem Fenſter in die Höhe. Dieß Zeichen aber verſtand er gar nicht, vielmehr ſchien er zu glauben, er habe ſtatt ſeiner Paradebeinkleider ein Paar andere angezogen, und blickte deßhalb erſchrocken auf ſeinen Anzug nieder, was ihm vom zugführenden Lieutenant einen gelinden Verweis eintrug.

Hätte ſich Babett mit ihrem Telegraphiren begnügt, ſo wäre es dabei wohl geblieben; da ſie ſich nun aber einmal in den Kopf geſetzt hatte, ihrem Herrn die Nachricht von meinem Erſcheinen und ſeinem Glück ohne Verzug zu melden, ſo eilte ſie in den Kaſernenhof hinab, ſchlich ſich um die Front herum, und zupfte den kleinen Horniſten, der hinter meinem Vater ſtand, am Rockſchoß, ihm die wichtige Nachricht zuflüſternd. Der kleine Horniſt hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als ſich ſeinem Unteroffizier zu nähern und ihm leiſe zu ſagen: die Frau Unteroffizier droben habe ſo eben ein Kind gekriegt, und es ſei ein Bube. Nun gibt es aber ſelbſt im Leben eines königlichen Unteroffiziers Augenblicke, wo alle Bande der Subordination nicht im Stande ſind, einen Ausruf des Schreckens oder der Freude zu unterdrücken. Dem Unteroffizier Wortmann ging es gerade ſo, und durch die feierliche Stille, die gewöhnlich bei dem großen Moment herrſcht, wenn der inſpicirende Offizier Montur, Lederzeug und Waffen unterſucht, vernahm man plötzlich den ziemlich lauten Ruf: „Himmelſakerment! das iſt ein Vergnügen."

Der kleine Horniſt prallte erſchreckt zurück, und mein Vater, ſich ſeines Verbrechens klar bewußt, ſtand wie eine Bildſäule, ohne ferner eine Muskel des Geſichtes zu rühren. Während der Parade wurde der ungeheure Frevel nicht geahndet, als aber der Major die Kaſerne verlaſſen hatte, als die Compagnie meines Vaters, welche die Wache zu geben hatte, noch allein drunten ſtand, trat der Hauptmann vor die Front, legte beide Hände über die Stelle ſeines Körpers zuſammen, wo er einen Bauch hätte haben können, riß die Naſenlöcher auf, wobei ſich ſein ſtruppiger Bart drohend in die Höhe kehrte, und ſagte mit einem Blick himmelwärts: „So was iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Unteroffizier Wortmann, iſt Er denn rein des Teufels?" Mein Vater wollte ſich entſchuldigen, doch fuhr der Hauptmann zornig fort: „Halten Sie gefälligſt Ihr Maul, Herr-r-r Unteroffizier Wortmann! Ich ſehe Ihrem ganzen Habitas an, Sie haben heute Morgen wieder einmal zu ſtark gefrühſtückt. Bei einer Parade vor dem Herrn Oberſtwachtmeiſter mit „Himmelſakerment" dreinfahren! Iſt ſo was in der ganzen Weltgeſchichte erhört? Sehen Sie, meine Herren," ſprach er leiſer zu den Offizieren, die ihn ſchaudernd umſtanden, „das hätte man zu meiner Zeit thun ſollen. Da hätte mein ehemaliger Hauptmann ſo einen Mann augenblicklich aus dem Glied nehmen und hätte ihm vor der ganzen Compagnie plein pouvoir geben laſſen. Es iſt nicht meine Schuld, daß ſich die Zeiten geändert. — Herr Lieutenant v. Schwenkenberg," fuhr er darauf lauter fort, „der Unteroffizier gehört zu Ihrem Zuge, ſtrafen Sie ihn, damit er ſich nicht mehr unterſteht, die feierliche Stille einer Parade zu unterbrechen. — Ich ſage Ihnen, plein pouvoir hätte er gekriegt." Damit fuhr er zum Kaſernenhofe hinaus, begleitet vom erſten Lieutenant der Compagnie. — Er war ein heftiger Mann, der Capitän, hätte ſeinem Dienſtalter nach ſchon längſt Major ſein können, und war deßhalb, ſo oft ein neuer Vorgeſetzter erſchien, von der allerſchlechteſten Laune.

Einen ſtarken Gegenſatz zu ihm bildete der Zugführer, Lieutenant von Schwenkenberg. Es war das ein langer, ſchlotteriger Offizier, dem der Schneider keine Uniform eng genug machen konnte; jeder Rock hing in verdrießlichen Falten von ſeinen Schultern herab wie von einem Kleiderſtänder, und dazu war keine Halsbinde ſo hoch, um ſeinen Hals gehörig zu bedecken, was der ganzen Figur wenig Soldatiſches gab. Seinen Degen trug er ſo locker, daß die Spitze der Scheide beſtändig mit ſeinen Stiefelabſätzen zuſammenſchlug, wozu auch ſein Gang nicht wenig beitrug; denn er ſchwankte wie eine lange Signalſtange bei ſtarkem Winde. Seine Redeweiſe paßte übrigens vortrefflich zu ſeinem Aeußern, er ſprach ſo langſam und ſchleppend wie möglich, und um ſie ſchriftlich richtig auszudrücken, hätte man zwiſchen jedes Wort einen Gedankenſtrich ſetzen müſſen. „Na — Sie haben es gehört, Unteroffizier Wortmann,“ ſagte er, „wenn ich — auch freilich — nicht ſo ſehr — von der Heiligkeit — einer Parade überzeugt bin, — wie der Herr Hauptmann, — ſo begreife ich — doch nicht, wie es einem — gedienten Unteroffizier — einfallen kann, während des Stillſtehens — laut zu ſprechen. — Was haben Sie eigentlich geſagt?“

Mein Vater wollte etwas erwiedern, doch unterbrach ihn der Lieutenant, indem er fortfuhr: „Nun ja, Sie haben geſakermentert — das kann in der Welt ſchon vorkommen, — ſelbſt im Gliede denkt man zuweilen ſo etwas, — wenn es lange dauert, — wenn Einem der Schuh drückt — oder ein Floh ſticht, — — ich kenne das, aber laut werden darf man es nicht laſſen. Und wer es doch laut werden läßt, — der verdient Strafe. — — Sie haben das gethan, — und ich kann nicht weniger thun, — als Ihnen dafür eine — Strafwache zu geben. Beziehen Sie alſo ſogleich die Kaſernenwache, und damit Punktum. — Auseinandertreten! — in die Kaſerne.“

So feierte denn mein Vater meinen Eintritt in die Welt mit einer Strafwache, woran ich die unſchuldige Urſache war. Dabei hatte der Unteroffizier Wortmann auch noch ſo viel Pflichtgefühl, daß er vom Kaſernenhofe direkt in die Wachſtube ging; den kleinen Horniſten ſchickte er hinauf, ließ meiner Mutter vermelden was ſich zugetragen, und bat zu gleicher Zeit, ihm den Neugeborenen, wenn es thunlich ſei, ſpäter auf ein paar Augenblicke herunter zu bringen.

Unterdeſſen hatte Babett einen Zettel an die Stubenthüre geklebt, auf welchem zu leſen ſtand, es werde heute kein Mittagstiſch gehalten, zum Abend aber gebe es Kartoffeln mit Speckſauce. Gegen 3 Uhr deſſelbigen Tages wurde ich denn, dem Befehl meines Vaters gemäß, hinunter in die Wachſtube getragen. Glücklicher Weiſe war es ein warmer Maitag, auch hatte mich Madame Hammer tüchtig eingewickelt. In der Wachſtube drunten qualmte ein ziemlich ſchlechter Taback, doch huſtete ich nicht im Geringſten, was mein Vater als eine gute Vorbedeutung nahm, daß ich ſpäter etwas Tüchtiges werde ertragen können. Man legte mich auf den Tiſch, ſchob mir das Ende eines der Wachtmäntel unter den Kopf, und dann wurde ich von ſämmtlichen Anweſenden nach Gebühr betrachtet und gelobt. Madame Hammer verſäumte nicht, meinen Eintritt in die Welt unter rauſchenden Muſikklängen gehörig zu ſchildern, und als ſie erzählte, Unteroffizier Kübeck habe in dieſem Augenblicke gerufen: dort kommt der Major! ſo rieb ſich mein Vater vergnügt die Hände, und der Compagnieſchneider, ein etwas liederliches Subjekt, welcher ebenfalls eine Strafwache hatte, meinte, es könne nicht ausbleiben, aus mir müſſe einmal was Großes werden. Den Soldaten gefiel das ebenfalls abſonderlich gut, und wie oft kleine Urſachen Schuld daran ſind, daß man einen Beinamen erhält, der einem

Zeitlebens bleibt, ſo nannten ſie mich Wortmann's Major oder auch ſchlechtweg den Major, unter welchem Namen ich bald in der ganzen Kaſerne bekannt wurde.

Unmöglich kann ich hierbei übergehen, daß dieſer Beiname ſpäter zu ſonderbaren Verwechslungen häufig Veranlaſſung gab, und zuweilen einem unſchuldigen Soldaten einen ſtrengen Verweis, wenn nicht eine Strafe eintrug. Der Hauptmann hatte gut verbieten, mich nicht mit dem Namen des Vorgeſetzten zu benennen; dieß Verbot wirkte gerade entgegengeſetzt, und man konnte häufig hören, der Major ſei ein ganz nichtsnutziger Kerl, und er habe z. B. in Nr. 24 eine Fenſterſcheibe eingeſtoßen. Das Schlimmſte aber paſſirte einem armen Rekruten. Ich war damals drei Jahre alt, und da Noth kein Gebot kennt, ich auch den Unterſchied zwiſchen einem gewiſſen Orte und der Kaſernentreppe noch nicht vollkommen zu würdigen verſtand, ſo paſſirte mir eines Tages auf letzterer etwas Menſchliches, wenige Augenblicke vorher, als der Hauptmann dieſelbe betrat. Natürlich war ſein Zorn über alle Beſchreibung. Der unglückliche Treppenkalfakter du jour – ſo hieß der Mann, welcher reinigen mußte, — wurde augenblicklich citirt, der Hauptmann ſchrie ihn nach ſeiner gewohnten Weiſe an, worauf Jener in großer Verlegenheit erwiederte: das werde wahrſcheinlich der Major wieder einmal gethan haben. — Ein kleiner Arreſt war ſein Loos.

Der Tag meiner Geburt ſollte übrigens für meinen Vater noch recht unangenehm werden. Als ich in der Wachſtube auf dem Tiſche lag und betrachtet wurde, führte das Unglück abermals den Hauptmann in die Kaſerne; vielleicht hätte er nichts Unrechtes bemerkt, doch fing ich in dem Augenblicke, als er an der Wachſtubenthür vorbeiſchritt, mörderlich an zu ſchreien, weßhalb er eintrat, mit zuſammengeſchlagenen Händen die Entweihung des Lokals gewahr wurde, und meinem armen Vater einen vierundzwanzigſtündigen Arreſt dictirte, zu dem er auch ſogleich abgeführt wurde. Doch beſtand er ſeine Strafe guten Muthes, in der Freude des Herzens, daß ich, ſein Stammhalter und Erbe geboren ſei.

Zweites Kapitel.

Von der Jugend des Majors, auch von der Miranda und der Montirungskammer. Ferner kleine Urſachen und große Wirkungen. — Frau Unteroffizier Wortmann zankt ſich mit dem Hauptmann, in Folge deſſen Herr Unteroffizier Wortmann aus dem Dienſte kommt und eine gute Anſtellung erhält.

Die erſten Jugendjahre aller Kinder gleichen ſich mehr oder minder; es iſt das in vieler Beziehung eine glückliche Zeit, kommen doch hier noch keine Standesunterſchiede zum Vorſchein, und ob der Vater Miniſter iſt oder Tambour, das hat da nicht viel zu bedeuten. Gleiche Leiden und Freuden umſchlingen die ganze junge Generation, und dem Armen ſchmeckt ſein Apfel und ſein Schwarzbrod eben ſo gut wie dem Reichen das Stück Biscuittorte, welches nur den Vorzug hat, daß es dem Betreffenden vielleicht ſeinen kleinen Magen verdirbt. Die Spiele dieſer Zeit ſind faſt überall die gleichen, und wenn man ſich als Räuber und Gensdarmen in einem Sandhaufen herumwälzt, ſo iſt es gleichgiltig, ob die Höschen von feinem Tuch ſind, oder fadenſcheinig und hie und da mit kleinen Offenherzigkeiten geſchmückt.

Wer die Neigung aller kleinen Knaben ruhig beobachtet, der ſieht bei faſt allen die große Vorliebe für Trommel und Gewehr, überhaupt für alles Militäriſche, und wird zugeſtehen müſſen, daß, was dieſen Punkt anbelangt, ein Kind, welches in der Kaſerne geboren und dort ſeine Kinderjahre verſpielen darf, ein glückliches genannt werden kann. Daß ich ſtets eine große Schaar kleiner Freunde um mich hatte, welche mit unendlichem Glück an allen den geheiligten Orten ſpielten, die ich als Sohn meines Vaters betreten durfte, wird mir Jeder glauben.

Da war der Geſchützſchuppen im Hofe, deſſen Thor freilich faſt beſtändig verſchloſſen war, doch krochen wir zu einem kleinen Fenſter der Hinterſeite hinein, und waren glücklich und ſelig, wenn wir hier, ohne beunruhigt zu werden, ganz im Geheimen ſpielen konnten. Da ſtanden die 6- und 12pfündigen Kanonen und Haubitzen ſo ruhig bei einander, die metallenen Rohre glänzten und waren tief herabgeſenkt, ſo daß es ausſah, als dächten ſie an Vergangenheit und Zukunft. Wir halfen ihren Träumereien nach, indem wir wie eine Schaar kleiner Kobolde um eines der Stücke ſchwärmten, es auf allen Seiten erkletterten, uns rittlings auf das Rohr ſetzten, es mit unſern kleinen Ferſen ſpornten, und ihm die Commando-Worte zuriefen, die wir tagtäglich vor unſern Fenſtern hörten — Batterie Marſch! — Batterie Galopp! — Batterie Halt! — mit 6löthigen Kartätſchen geladen! — Feuer-r-r-r-r! Am liebſten übrigens erkletterten wir eine der coloſſalen Deichſeln, um ſie durch das Gewicht unſeres Körpers nach und nach in Bewegung zu ſetzen; das gelang uns dann auch nach den angeſtrengteſten Bemühungen, und unſere Freude war nicht gering, wenn die Deichſel ſich langſam auf und ab wiegte, wenn das ganze Geſtell krachte, und die Ketten der Protze anfingen leiſe zu raſſeln und zu klingeln. Doch war es ein Moment der höchſten Aufregung, wenn einer von uns ſelbſt ſchaudernd zu ſagen wagte, „paßt auf — paßt auf — jetzt wird die Kanone lebendig und fährt davon," ſo purzelten wir Alle vor Angſt von der Deichſel herab, und ſuchten eilig das Freie zu gewinnen, was uns aber nicht abhielt, ſchon am andern Tag das gleiche Spiel wieder auf's Neue zu beginnen. Dabei hatte Jeder ſein Lieblingsgeſchütz, das er ſein eigen nannte. Meine Freundin war eine 7zöllige Haubitze, die Miranda, zu der ich ſchon als kleines Kind, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eine beſondere Zuneigung gefaßt hatte; da ſie ein Manövrir-Geſchütz war, wurde ſie ſelten zum Exerciren herausgezogen, und blieb meiſtens im hinterſten Winkel des Schuppens ſtehen. Schon als vierjähriges Kind gelang es mir vollkommen, ſie vermittelſt der Räder zu erklettern, den Mundpfropfen loszuſchnallen, worauf ich alsdann die Höhlung des Rohrs zu einer kleinen Vorrathskammer benützte, wo ich meine kleinen Reichthümer, wie Bindfaden, Papierſchnitzel, Aepfel und ſonſtiges Obſt, zu verwahren pflegte. Ich erinnere mich noch ſehr genau meines grenzenloſen Jammers, als ich eines Morgens in den Geſchützſchuppen trat und ſah, daß die Miranda fehlte. Lange tröſtete mich die Mutter und Babett vergeblich, indem ſie ſagten, die Haubitze würde ja in ein paar Stunden zurückkommen, weinend ſetzte ich mich an's Kaſernenthor und wartete mehrere Stunden, bis ich die Batterie ſchon von Weitem auf dem Pflaſter einherraſſeln hörte. Ich lief ihr entgegen, und wäre in der Freude meines Herzens faſt unter die Pferde gerathen. Doch gewann ich durch den Beweis der Anhänglichkeit die Gunſt des Capitäns, welcher bis dahin dem kleinen Major nicht recht gewogen war; er gab lachend zu, daß mich die Bedienungsmannſchaft der Miranda innerhalb des Kaſernenthors auf das Rohr ſetzte, und ich ſomit triumphirend einziehen durfte, zum nicht geringen Schrecken meiner Mutter, die am Fenſter ſaß und ihre Hände über dem Kopf zuſammenſchlug; die Miranda nämlich war ſtark im Feuer geweſen, mit ſchwarzem Pulverſchleim und Staub bedeckt, das ſich nun begreiflicher Weiſe meinen weißgewaſchenen Hoſen mittheilte. Der Capitän aber lachte, als er vom Pferd ſtieg, und meinte, es ſei gut, wenn ein Soldatenkind ſchon in der früheſten Jugend Pulver zu riechen bekäme.

Ein anderer Spielplatz meiner Jugendzeit, der ebenſo große Freuden bot als der Geſchützſchuppen, war die Montirungskammer, ein großer halbdunkler Saal, wo Uniformen, Säbel, Helme, kurz alle Beſtandtheile des militäriſchen Anzuges in unabſehbarer Reihe durcheinander hingen; uns hier herumzutreiben war uns übrigens nicht häufig vergönnt, denn der Verwalter aller dieſer Herrlichkeiten, der Capitän d'Armes, ein alter grämlicher Unteroffizier, hatte neben dem Tiſche, wo er ſeine Bücher eintrug, einen tüchtigen Fahrer-Kantſchuh hängen, den er grimmig ſchwang, wenn wir uns zu ungeeigneter Zeit der Kammer näherten. Doch gab es auch Momente, wo wir von ihm geduldet wurden, und wo er uns ſogar erlaubte, mit alten Säbeln und Piſtolen zu ſpielen, die roſtig, ihre Säuberung erwartend, in einem Winkel bei einander lagen. Ungerufen durften wir nie erſcheinen; wenn aber der Capitän d'Armes gut gelaunt war, und uns ſo mit ſehnſüchtigem Blicke an der Thüre lehnen ſah, ſo ſagte er zuweilen: „na ihr dürft kommen, ihr Grobzeug,“ und dieſer freundlichen Einladung folgten wir auf's Bereitwilligſte.

Der Verwalter der Kammer hieß Leopold; ob das ſein bloßer Vorname oder auch der Name ſeiner Familie war, habe ich nie erfahren können, denn er liebte es nicht, von ſeinen Angelegenheiten zu ſprechen. Seinen Kameraden aber mochte der Name Leopold zu lang oder zu vornehm klingen, weßhalb ſie ihn in Poltes umgewandelt hatten, eine Abkürzung, die er ſich auch gefallen ließ, und die auch ſpäter auf den Zettel an ſeiner Stubenthür, ſowie in ſein Löhnungsbuch übergegangen war.

Unteroffizier Poltes mochte ein ſtarker Vierziger ſein, hatte in ſeinem Leben viel durchgemacht, und in ſeiner Jugend ziemlich ſtark getrunken, und die Folge hievon war, daß er, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte, jetzt, obgleich im beſten Mannesalter, doch ſchon complet fertig ſei. Er war groß und hager, hatte eingefallene Wangen, die meiſtens ſtark und unheimlich geröthet erſchienen; dabei huſtete er beſtändig leicht und trocken, und ſeine Stimme klang meiſtens heiſer und unverſtändlich. Wenn er in der Kammer beſchäftigt war, ſo hatte er meiſtens ein rothſeidenes Taſchentuch um den Kopf gebunden, und ſchritt abwechſelnd, vor ſich hin pfeifend und huſtend an den langen Reihen der Uniformen, bald dieß, bald das nachzählend, auf und nieder.

Wenn ich ihn allein in der Kammer ſah, und ihm ſchüchtern guten Tag ſagte, ſo gab er mir meiſtens die Erlaubniß hereinzukommen. Unteroffizier Poltes war nämlich nicht gerne allein, und wenn er keine andere Geſellſchaft haben konnte, ſo nahm er mit mir, dem kleinen Buben, vorlieb, an den er nun das für mich unverſtändlichſte Zeug hinſprach. „Ja, ja, Major,“ fing er gewöhnlich ſeine Reden an, „es ſind ſchlechte Zeiten, und die Hühner gehen barfuß; ſieht Er, Major, mich ſollte es gar nicht wundern, wenn Ihm noch einmal in Seinem künftigen Leben Dinge paſſirten, von denen Er ſich jetzt gar nichts träumen läßt.“

„Was für Dinge, Unteroffizier Poltes?“ — „Dinge, Herr Major, die ganz abſonderlich ſind; wenn auch keine Zeichen und Wunder mehr geſchehen, ſo kommt doch Manches anders, als man denkt; als ich ſo alt war wie Er, na da dachte ich mir: vier Pferde für dich ſpäter zum Fahren, das wäre verdammt wenig, und jetzt zähle ich alte Uniformen.“ Darauf pfiff er, und fuhr dann brummend fort: „Ja ja, es iſt eine merkwürdige Zeit, man hat Beiſpiele von Exempeln, daß alte Schornſteine einſtürzen, Ziegen crepiren, Kuhſchwänze dagegen wackeln und doch nicht abfallen — Pfui Teufel!“ —

Auf dieſe Offenbarungen horchte ich mit offenem Munde, während ich neben ihm hertrippelte, meine Hände beſtändig auf dem Rücken zuſammengelegt.

Nebenbei war mir aber der Unteroffizier Poltes von großem Nutzen, denn er gab ſich mehrere Stunden des Tags mit meiner Erziehung ab, und lehrte mich in kurzer Zeit ziemlich fertig leſen und ſchreiben, namentlich aber rechnen, und letzterer Unterricht wurde auf der Montirungskammer praktiſch betrieben. Da mußte ich Säbel zählen, Knöpfe ausſuchen und nach der Nummer, die auf ihnen ſtand, in Haufen von 10 und 100 zuſammentragen.

Machte ich meine Sache einmal ſehr gut, ſo ſchenkte mir Poltes einen Pfennig, war ich aber recht unaufmerkſam, ſo pflegte er zu ſagen: „Soldatenkinder und Erlenholz wächst auf keinem guten Grund — du biſt eigentlich nicht Schuld daran, daß bei der Geburt deines Vaters ſchon geſchoſſen wurde — na, es wird ſchon kommen — Haſelholz wächst immer friſch und luſtig nach, und deine künftigen Lehrer werden auch hoffentlich Augenblicke haben, wo ihnen die Finger verdammt jucken.“ —

Man muß übrigens nicht glauben, daß ich meinen Unterricht vernachläßigt hätte, im Gegentheil, ſobald ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde ich in eine Knabenſchule geſchickt, und mein Vater machte ſich ein großes Vergnügen daraus, zu Hauſe meine Aufgaben mit mir durchzugehen.

Ueberhaupt war mein Vater, Unteroffizier Wortmann, ein in jeder Hinſicht ſehr reſpektabler und namentlich ein tüchtiger, ja vortrefflicher Soldat. Streng im Dienſt war er bis zum Exceß, das Exerciren verſtand er wie Keiner, und ſein Lederzeug war immer ſo im Stande, daß es häufig nicht nur der ganzen Batterie, ſondern der ganzen Abtheilung zum Muſter vorgelegt wurde. Obgleich ſeine Korporalſchaft die muſterhafteſte war, und er auch über die Faulen und Nachläßigen ein eiſernes Scepter ſchwang, ſo daß die Burſchen in Angſt geriethen, wenn der Unteroffizier Wortmann nur in's Zimmer trat, ſo war es doch höchſt eigenthümlich, daß er nicht im Stande war, bei uns zu Hauſe auch nur einen Schein von der Herrſchaft auszuüben, die ihm als Familienvater und Chef des Hauſes doch wohl gebührt hätte. Und, wenn ihn meine Mutter an den häuslichen Tugenden, Fleiß, Sparſamkeit, Reinlichkeit, übertroffen, ja, auch nur erreicht hätte, ſo würde man die unbegrenzte Herrſchaft, welche ſie ausübte, einigermaßen erklärlich gefunden haben. Leider kann ich aber, was meine Mutter anbelangt, nur berichten, daß ſie das Gegentheil von den eben angeführten häuslichen Tugenden beſaß. Mama war, wie die Leute behaupteten, eine recht hübſche Frau, doch that ſie gar nichts, um ihr Aeußeres in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen, und wenn ſie einmal einen Verſuch machte, z. B. ihr Haupt vermittelſt einer Haube mit langen und bunten Bändern zu ſchmücken, ſo ſtach dagegen ihr ſehr unſcheinbares Kleid, ſowie die niedergetretenen Schuhe, auf's Unangenehmſte dagegen ab. Daß ihre Wirthſchaft vortrefflich ging, war die Schuld eines Monopols, welches der Kapitän meiner Großmutter, der Frau des Feuerwerkers, einſtens verliehen, das auf die Tochter übergegangen war, und von meinem Vater erheirathet wurde. Wenn man übrigens die Leute der Batterie in ihren ungenirten Geſprächen belauſchte, ſo konnte man erfahren, daß der Kaffee in unſerer Reſtauration ganz ſcheußlich ſei, daß dem Brod und der Wurſt meiſtens die jugendliche Friſche mangele, ja man hörte offen den ſchrecklichen Verdacht ausſprechen, als ſeien Suppe und Kartoffeln ſtatt mit Butter mit einem Stücke Talglicht geſchmelzt. Zuweilen war es vorgekommen, daß irgend ein guter Freund des Vaters, Bombardier oder Unteroffizier oder ein ſehr verwegener Geſelle der Korporalſchaft, ſich unterſtanden, beſcheidene Vorſtellungen wegen ſehr mangelhafter Speiſen und Getränke zu machen, doch war dieß den Betreffenden meiſtens ſehr ſchlecht bekommen. meine Mutter hatte denſelben zuerſt eine tüchtige Standrede gehalten, und dann ein- für allemal den Eintritt in die Reſtauration verboten. Der einzige Menſch, mit dem ſie übrigens nicht fertig wurde, war der Unteroffizier Poltes, auch glaube ich, daß für dieſen beſonders gekocht wurde, ſoviel war ſicher, daß er ſeinen Schnaps nie aus der allgemeinen Flaſche erhielt. Vor ihm allein ſcheute ſich meine Mutter, und ſein Eintritt in die Stube konnte den gewaltigſten Strom ihrer Rede hemmen, dann brach ſie plötzlich ab, riß heftig an ihren Haubenbändern, und ſagte: „ſchon gut, ein andermal mehr davon.“

Kam Poltes zu einer häuslichen Scene, welche Mama mit Papa hatte, ſo ermannte ſich der Letztere anſcheinlich, dann zog er beide Hände in die Aermel der Uniform hinein, wie er zu thun pflegte, wenn er bei der Korporalſchaft in Zorn gerieth; Poltes ſetzte ſich alsdann neben ihn auf die Bank, und während er ſeinen Schnaps trank, ſtieß er meinen Vater von Zeit zu Zeit mit den Ellbogen in die Seite, und munterte ihn dergeſtalt auf, das Gefecht fortzuſetzen. Daß meine Mutter gegründete Urſache gehabt hätte, mit meinem Vater häufig dergleichen Scenen aufzuführen, glaube ich nicht, denn der Unteroffizier Wortmann war, wie ich ſchon früher bemerkt, ein Muſter ſowohl als Soldat wie auch als Menſch; Mama aber ſchien ſich in ruhiger Atmoſphäre nie wohl zu fühlen, und ſtürmiſche Luft war zu ihrer Exiſtenz nothwendig; dabei hatte ſie ein merkwürdiges Gedächtniß für die Schwächen ihrer Nebenmenſchen, und obgleich ſie von Herzen gewiß nicht böſe war, ja eigentlich ein gutes Gemüth hatte, ſo war es ihr unmöglich, irgend Jemand etwas Angenehmes zu ſagen. Die Kanoniere kannten ſie ſchon, und wußten, wenn ſie Morgens zum Kaffee in die Reſtauration kamen, daß ihnen alsdann ihr ganzes Sündenregiſter in ſchauerlicher Wahrheit vor Augen geführt werde. Da ſaßen ſie harmlos bei einander in ihren Stalljacken, und während Babett Kaffeebrod und Butter zutrug, ſtand meine Mutter an ihrem Kochherde, der ſich in der Stube befand, und bereitete die Portionen zu.

„Weißbrod und Butter für Linſemann,“ ſagte Babett. Meine Mutter ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Linſemann braucht weder Weißbrod noch Butter, da iſt Kaffee für ihn, er ſoll von ſeinem Commisbrod dazu eſſen.“ — „Aber ich bezahle es baar,“ ſagte Linſemann patzig, indem er die Jacke aufknöpfte und eine kleine lederne Taſche hervorzog, die ſein Geld enthielt. Meine Mutter ſchüttelte abermals mit dem Kopfe, — „ſpar' Er ſeine Pfennige, Linſemann,“ ſagte ſie, „Er weiß wohl, wo Er ſie anbringen kann, — Gott im Himmel, würde ich mich doch ſchämen, in Stiefeln herumzugehen, die nicht bezahlt ſind; meint Er, der Schuſter brauche nicht auch ſein Geld? Aber da heißt's nur machen laſſen, Butterbrod eſſen, Schnaps trinken, überhaupt luſtig gelebt und ſelig geſtorben, iſt dem Teufel die Rechnung verdorben; — aber ich will dazu nicht helfen, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen.“ Die Kanoniere lachten und ſchwiegen, was übrigens Madame Wortmann durchaus nicht beſänftigte, wenn ſie einmal ihren ſchlimmen Morgen hatte. „Ueberhaupt,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „geht es mit der ganzen Batterie rückwärts — iſt doch bei Euch von Zucht und Ordnung gar keine Rede mehr; ſchade, daß ich nicht Unteroffizier geworden bin, ich wollte Euch ſchuhriegeln. Oder hätte ich etwa nicht das Recht dazu? he!“ ſagte ſie, indem ſie die Arme in die Seite ſtemmte, da Niemand eine Antwort gab.

„Meint Ihr, ich höre es nicht mit meinen leiblichen Ohren, wie Ihr es des Abends treibt, und ohne Schuhe die Treppe hinabſchleicht, nachdem die Zimmerviſitation vorbei iſt. Wo treibt es Euch hin? — draußen in's Bierhaus. — Was treibt Ihr da? — die paar Groſchen verſaufen, die Ihr ſo nothwendig brauchtet, um Eure Hemden flicken zu laſſen.“ —

Wenn Mama ſo in Eifer gerieth, ſo hielt ſie immer eine Art Kapuzinerpredigt, und am Ende ſagte ſie meiſtens achſelzuckend, natürlicherweiſe mit andern Worten:

Aber wie kann man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben.

„Euch kann man es eigentlich nicht ſo übel nehmen,“ ſprach ſie dann, „wie ſollte eine Ordnung in die Batterie kommen, wenn der Erſte am liebſten mit der Flaſche exercirt, der Zweite immer in ſtummem Zorne das Maul hält, als wenn er berſten wollte, der Dritte aus lauter Faulheit nie das ſagt, was er ſagen will, und der Vierte endlich gar Nichts iſt, als ein überzogenes Stück Watte, mit wohlriechendem Waſſer begoſſen.“ Dabei muß ich übrigens ſagen, daß Madame Wortmann die Offiziere nur alſo claſſificirte, wenn ſie mit ihrem Manne und Poltes allein war. Den Capitän, den wir bereits kennen lernten, haßte ſie unbeſchreiblich; daß er meinen Papa am erſten Geburtstag ihres Sohnes eine Strafwache dictirt und in Arreſt geſchickt, konnte ſie ihm nie verzeihen; und auch ſonſt noch hatte es der Capitän nie daran fehlen laſſen, mit ſeiner erſten Marketenderin häufig Streit anzufangen. Hatte ein Soldat graues Lederzeug, oder daſſelbe unſauber lackirt, ſo brüllte der Hauptmann vor unſern Fenſtern ſo laut, daß es Mama nothwendig hören mußte. — „Wo hat Er ſeine Tonkugeln und ſeinen Lack gekauft? — wahrſcheinlich bei der Wortmann, und daß die nichts Geſcheidtes hat, iſt weltbekannt.“

Einmal hatte der Lieutenant v. Schwenkenberg, der uns überhaupt gewogen war, die Partie meiner Mutter genommen, und geſagt: „Na — Herr — Hauptmann — nehmen — Sie — es — mir — nicht — übel, — aber — das — Material — von — unſerer — Marketenderin — muß — doch — gerade — nicht — ſo — ſchlecht — ſein — denn — deren — Mann, — der — Unteroffizier — Wortmann, — hat — unſtreitig — immer — das — beſte — Lederzeug — und — die — ſauberſte — Lackirung.“

„Ei, Herr Lieutenant von Schwenkenberg,“ hatte darauf der Capitän giftig erwiedert, „was Sie nicht Alles zu beurtheilen verſtehen; der Unteroffizier Wortmann, haben Sie geſagt? freilich das iſt ein geſcheidter Mann, der kauft Tonkugeln und Lack anderswo, ein braver Mann, ein geſunder Mann — behilft ſich anderswo.“

Unglücklicherweiſe hatte meine Mutter, da ſie am offenen Fenſter ſaß, dieſes Wort vernommen, ſie ſetzte ihre beſte Haube auf mit langen blutrothen Bändern, und da ſie ſich eben nicht die Zeit nahm, dieſelbe zuzuknüpfen, ſo flatterten ſie wie Schlangen um das Haupt der Meduſa hinter ihr drein, als ſie in höchſter Entrüſtung die Treppe hinabrauſchte, um vor den Chef der Batterie zu treten.

Leider mußte ſie noch warten, bis der Appel vorüber war, und da während deſſelben noch ein Bombardier krank gemeldet wurde, ſo trug es nicht zu ihrer Beſänftigung bei, daß der Capitän ſagte: „So — N. iſt krank, — was fehlt dem N.? — er wird ſich wahrſcheinlich in der Wortmann ihrem vergifteten Schnaps übernommen haben, die Sache muß geändert werden oder mich ſoll der Teufel lothweiſe holen.“

Damit wurde die Batterie entlaſſen, der Capitän ſchritt gegen das Kaſernenthor, die Hände auf den Rücken gelegt. Neben ihm ging ſein Premierlieutenant, finſter und ſchweigend wie immer, und ihnen folgte Herr v. Schwenkenberg und der junge Secondelieutenant. Letzterer hatte zwei Finger der linken Hand zierlich in die ſchlanke Taille gedrückt, hielt im rechten Auge krampfhaft ſein kleines Glas feſt, und ſchwenzelte dazu, wie ein junger Wachtelhund, der ſich angenehm machen will.

Vergeblich verſuchte mein Vater die Mutter zurückzuhalten; wie eine Rakete ſchoß ſie in den Hof hinein und beſchrieb in ihrem Laufe einen weiten Bogen, ſo daß ſie nach wenigen Augenblicken durch eine kleine Schwenkung gerade vor den Capitän hinſauſte, der überraſcht ſtehen blieb.

„Herr Hauptmann,“ begann meine Mutter mit vor Entrüſtung zitternder Stimme, wobei ſie die Hände krampfhaft auf- und zuſchloß, und dazu einen ſo gewaltigen Knix machte, daß ihre Haubenbänder hoch emporwallten, — „Herr Hauptmann,“ wiederholte ſie, „nehmen Sie es nicht ungnädig, aber ich wollte mir ganz gehorſamſt die Frage erlauben, in wie fern und zu welchem Zweck ſich mein Mann anderswo behilft, als bei mir — verzeihen der Herr Hauptmann, aber ich möchte das gar zu gerne wiſſen, und deßhalb bin ich hier.“ Und damit knixte ſie abermals und noch viel tiefer.

Der Hauptmann war bei dieſer Anrede ſichtlich roth geworden, er biß die Zähne übereinander und ſagte: „Matuſchka! ſehe mir Einer dieſe verfluchte Wirthſchaft an! Was fällt Ihr in's Henkersnamen ein? — Herr Lieutenant von Schwenkenberg, der Unteroffizier Wortmann gehört zu Ihrem Zuge, — rufen Sie mir den Mann her, daß er mir das Weib zur Ordnung bringt. Habe ich ſo was erlebt?“

„Nein, gewiß nicht,“ entgegnete meine Mutter trotzig und keck, „aber mir hat man auch noch nicht ſo etwas geſagt. Und ich hätte vergifteten Schnaps, Herr Hauptmann? Sie haben auf der Haide oft von meinem Schnaps getrunken und der Herr Lieutenant v. Schwenkenberg; hat es Ihnen je etwas geſchadet? — nein — nein — und tauſendmal nein! Aber ich weiß ſchon, Herr Hauptmann — was das Alles heißen ſoll — ich bin hier zuviel in der Kaſerne mit meinen drei armen Würmern, — man will eine andere Frau protegiren, das iſt das Ganze!“ — Und jetzt, bei dem Gedanken an ihre armen Würmer, ſowie an eine andere Frau, welcher man ihre Reſtauration zuwenden wollte, ging der Zorn meiner Mutter in Wehmuth über, und ſie fuhr mit dem Schürzenzipfel an ihre Augen.

Glücklicherweiſe kam in dieſem Augenblicke auch mein Vater eilig daher geſchritten, und neben ihm der Unteroffizier Voltes, den er ſich zur Hülfe mitgenommen. „Geh' Sie nach Hauſe, Frau," ſagte der Letztere mit leiſer aber ernſter Stimme; „wenn es nicht wider den Reſpect wäre, würde ich ſagen, der Klügſte gibt nach, doch ſo —"

„Aber das iſt wider den Reſpect," rief erbost der Hauptmann, „Unteroffizier Leopold, nehmen Sie ſich in Acht, oder ich ſchicke Sie drei Tage in's Loch. — Matuſchka! Iſt je ſo etwas vorgekommen, mein Herr? Aber ich bin zu gut aufgelegt, um mich zu ärgern — kehrt — marſch in die Kaſerne! — oder es ſoll ein ſiebenzölliges Donnerwetter dreinſchlagen! — Mich, den Capitän, in meinem eigenen Kaſernenhof zu haukariren!"

„Haranguiren," ſprach leiſe für ſich der Lieutenant v. Schwenkenberg.

„Haben Sie etwas geſagt?" fragte erzürnt der Vorgeſetzte.

„Na, Herr Hauptmann," entgegnete kopfſchüttelnd der Gefragte, „geſagt habe ich ſo eigentlich nichts — nur laut gedacht, wenn es Ihnen gefällig iſt." Doch wartete der Batteriechef dieſe Antwort nicht ab, ſondern ſchritt erbost mit ſeinem Premierlieutenant von dannen, und mein Vater, Poltes und die Mutter hörten ihn noch mehrmals die ſehr verletzenden Worte wiederholen: „Ich ſage Ihnen, meine Herren, dieſe Wortmann hat zehntauſend Teufel im Leibe."

Ich habe dieſes Vorfalles nur deßhalb ſo ausführlich erwähnt, weil er vom großen Einfluſſe auf das künftige Schickſal meiner Familie war. Aehnliche andere folgten in kurzer Zeit und brachten meinen Vater zu dem feſten Entſchluſſe, Dienſt und Kaſerne ſobald als möglich zu verlaſſen. Da er nun faſt fünfzehn Jahre diente, ſo hatte er längſt das Recht, eine Civilverſorgung zu beanſpruchen. Er meldete ſich deßhalb zur Steuerpartie, und da man ihm die beſten Zeugniſſe ertheilen mußte, auch der Capitän ſeiner los ſein wollte, ſo ging die Sache ſchneller als gewöhnlich, und ſchon ein halbes Jahr nach der obenerwähnten Geſchichte erhielt mein Vater, zugleich mit ſeinem Abſchiede, die Ernennung zum Steueraufſeher in einem kleinen Grenzſtädtchen. Zum fernern Betrieb der Reſtauration fand ſich bald eine Unternehmerin, welche die Vorräthe, Flaſchen, Gläſer und Teller übernahm. Mir wurde es am ſchmerzlichſten, das Zimmer zu verlaſſen, wo ich geboren, ſowie die Kaſerne mit ihren Höfen, wo ich ſo gerne geſpielt. Der Abſchied von Poltes preßte mir bittere Thränen aus. Auch ihm ging es recht nahe, und er fuhr ſich mit der Hand über die Augen und ſeinen langen Schnurrbart, als er mir ſagte: „Na, mein Junge, jetzt halte Dich brav; lerne fleißig zeichnen, vor allen Dingen aber rechnen und was daran hängt, die Mathematik, dann werden dir ſpäter die Epauletten nicht fehlen. — Soldat willſt und mußt du doch einmal werden; ich hoffe, du haſt deines

Vaters ordentlichen Sinn geerbt, und das gute Maulwerk deiner Mutter kann dir auch noch zu ſtatten kommen. Was mich anbetrifft, ſo bleibe ich auch nicht mehr zu lange im Dienſte, hab' mich ebenfalls zur Steuerpartie gemeldet, und wenn ich einmal fort bin, werde ich ſchon für dich eine Batterie ausfinden, wo du einen angenehmen Chef haſt. — Nun, heule nur nicht wie ein Schloßhund."

Es iſt mir ſehr angenehm, verſichern zu können, daß der ganzen Batterie unſer Scheiden recht nahe ging. Die Kanoniere meinten, es ſei recht traurig, daß ſie nun den kleinen Major nicht mehr ſehen ſollten, und viele ſchenkten mir, als ich in ſämmtlichen Stuben den letzten Beſuch machte, allerlei für mich gänzlich unbrauchbare Sachen, als Nadeln und Zwirn, alte Knöpfe, Sporenräder, abgenutzte Säbelquaſten und dergleichen Koſtbarkeiten mehr.

So kam der Morgen, an dem wir abzogen; ehe wir aber die Kaſerne verließen, ſchlich ich mich noch einmal in den Geſchützſchuppen, ſtreichelte meine liebe Freundin und Geſpielin, die blanke Haubitze, und nahm einen wahrhaft zärtlichen Abſchied von ihr, meiner guten Miranda.

(Fortſetzung im nächſten Heft.)

Geſchichte eines Gewehres.

Von

Julius Ebersberg,

k. k. öſterr. Oberlieutenant.

„Ludendo docet.“

Ein theurer Waffengefährte, ein alt gedienter Soldat, der den größten Theil ſeiner freien Zeit darauf verwendet, die Beobachtungen niederzuſchreiben, welche er während des langen Zeitraumes ſeiner militäriſchen Dienſtjahre geſammelt hat, las unlängſt eine Denkſchrift, deren Verfaſſer die geringe Aufmerkſamkeit beklagt, welche namentlich im ſpaniſchen Heere dem Unterricht des Soldaten über die Behandlungsweiſe und Erhaltung ſeines Gewehres gewidmet wird. Er hatte den dankenswerthen Einfall, eine, dieſen Uebelſtand geißelnde Erzählung niederzuſchreiben, und ſchildert in derſelben, in einer einfachen und allgemein faßlichen Sprache, ſowohl die Sorgloſigkeit und geringe Achtſamkeit, mit welcher der Soldat ſeine Waffe behandelt, als auch die ſchlimmen Wirkungen, welche, vor Allem im Felde, die unvermeidlichen Folgen ſolcher Vergehen ſind. Da aber mein Freund (er ſei hier mit Hochachtung genannt: der Oberſt, Don Manuel del Buſto) nur zu ſeiner eigenen Belehrung oder Erheiterung ſchriftſtellert, und die Ergüſſe ſeiner Feder gewöhnlich in ſein „Militär-Archiv,“ wie er ſein ſchweigſames Pult zu nennen beliebt, verſchließt, ſo konnte ich mir nur mit Mühe eine Abſchrift dieſer Erzählung verſchaffen, die ich nun, nicht ohne die Befürchtung, meinen alten Freund zu erzürnen, in der Hoffnung veröffentliche, daß die „Geſchichte eines Gewehres“ (der Lehre »Ludendo docet« zufolge) hie und da nachhaltigere Eindrücke hervorrufen wird.

Der Verfaſſer läßt ein Gewehr ſprechen, welches er als ausgemuſtert, in einem Artillerie-Parke hinterlegt, vorausſetzt.

Ihr wünſchet, meine alten Freunde und Kameraden, die Geſchichte dieſes armen Invaliden zu erfahren, der wie ein Bündel alten Eiſengeräthes, kaum mehr von elenden Bindfaden zuſammengehalten, verſtümmelt und zerſtückt, von Roſt bedeckt, vor Euch ſteht, nachdem er die halbe Welt durchlaufen und Chriſten und Mauren gedient hat. Was könnte ich, elendes, altes Wrack, Euch verkünden, das Ihr nicht ſchon ſelber wüßtet? Denn, um die Wahrheit zu ſagen, Euer glänzendes Ausſehen, Eure zierliche Erſcheinung zeigt mir deutlich, daß Ihr mich um nichts zu beneiden habet, wenn ich ſelbſt die Kinnbacken einſchließe, die ich mir bis jetzt geſund erhalten habe; aber weil es hier Sitte und altes Herkommen iſt, daß jeder von uns, mit dem es zu Ende geht, das Gute und Ueble erzählt, das ihm in der Welt begegnet iſt, ſo öffnet Eure Ohren (wohl merke ich, daß viele von Euch welche haben, die Schießſcharten gleichen) und höret mir fein aufmerkſam zu, denn ich beginne:

Beſtimmt könnte ich weder den Ort meiner Geburt angeben, noch die Zeit, in welche dieſelbe fiel; denn das unausgeſetzte Reiben und Putzen verwiſchte mir den Geburtsſtempel, der an der Seitenplatte meines Schloſſes eingegraben war, leider ganz und gar; und mir ſelber entfielen im Alter die näheren Daten, an denen mir übrigens nichts läge, wenn es ſich nicht gerade um die Herſtellung des Beweiſes handeln würde, daß ich eben nicht ſo alt bin, als ich ausſehe; übrigens werden Euch etliche Reſte meiner freilich grauſam entſtellten Perſönlichkeit erkennen laſſen, daß ich — mit Schmerz ſei's ausgeſprochen — erſt nach 1828 das Licht der Welt erblickte, und einige meiner Kameraden, von denen mehrere in dergleichen genealogiſchen Grübeleien ſehr erfahren waren, meinten, ich müſſe aus Oviedo oder einer ähnlichen großen Stadt gebürtig ſein.

Schon daraus mögt Ihr erſehen, daß ich, wäre ich in gute Hände gefallen, noch mit Erfolg dienen und mich nützlich machen könnte; denn, wenn der Oberſt nicht log, an deſſen Regiment ich mit vielen anderen im Jahre 1831 abgegeben wurde, ſo waren wir herrliche Gewehre, wie man ſie nicht ſchmucker und beſſer wünſchen kann, und hätten wenigſtens dreißig Jahre dauern ſollen; ich glaube es auch, denn da ich, trotz aller Martern, die mir, wie ihr bald erfahren werdet, angethan wurden, zweiundzwanzig Jahre treu und tüchtig gedient habe, was würde erſt aus mir geworden ſein, wenn man mich ordentlich gepflegt und mit nur einiger Einſicht behandelt hätte! Wohl hätten ſie mich auch mit der Zeit auf den Park herausgeſchickt, aber nur meines Alters wegen, und nicht als unbrauchbar, und Ihr begreift wohl, daß das nicht einerlei iſt, denn als altes Waffenſtück wäre ich mit Ehrfurcht behandelt worden, und hätte es vielleicht ſogar in einem Muſeum bis zu einem Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung bringen können. „Dieſes Gewehr,“ hätte man nach drei- oder vierhundert Jahren mit Ehrfurcht geſagt, „ſtammt aus den Kriegen unter der Regierung der

Königin Iſabella II." Ich würde dann aus einer Hand in die andere gewandert ſein, und die Tapferen hätten mich inbrünſtig geküßt, wie heutzutage das Schwert des herrlichen Garcias Peres de Vargas; aber ſo, welch' ein Loos erwartet mich? Hieher geworfen wie Kehricht, und mehr einem Bündel Brennholz, als der edlen Waffe tapferer Krieger gleichend, danke ich dem Schickſale, meine Tage in einem Schmelzofen enden zu dürfen und in dem Fegefeuer deſſelben die Geſchichte meines Unglückes zu vergeſſen.

Der Soldat, in deſſen Hände ich zuerſt kam, hatte kurz vorher ein engliſches Gewehr abgegeben, das er mehr als ſeinen Augapfel liebte. Obwohl ich mir nun kein Urtheil über die Billigkeit dieſer Zuneigung erlauben kann, weil ich meinen Vorgänger nie geſehen habe, ſo koſtete es mich doch damals ſchon wenig Mühe, zu glauben, daß, wenn das engliſche Geſchoß eine ſolche Zuneigung verdiente, ich als ſpaniſche Flinte, alſo als Landsmann meines Herrn, derſelben gewiß nicht weniger werth ſei. Doch ich täuſchte mich bitter. Er fing damit an, über die Laufringe zu murren, weil ſie dem Rohre eng angepaßt waren, dann ſchalt er die armen Federchen, die zu ihrer Unterſtützung dienen, unnütz, eben ſo ging es der unſchuldigen Bajonnetfeder; endlich, nachdem er tauſend Fehler an mir gefunden und Alles getadelt hatte, zerlegte mich der Barbar vom Fuß bis zum Kopf, ſo gut es eben ging und wie er es verſtand, leider aber war er in meiner Behandlung ſo unwiſſend, daß mir Hören und Sehen verging, wie Ihr leicht denken könnet; dabei warf er mir unausgeſetzt eine Unzahl von Schimpfwörtern an den Hals; er meinte ich ſehe bleifarbig aus, und meine Metallbeſtandtheile taugen nichts, und mit einer Miene, welche ſelbſt die leibhaftige Furcht ſchaudern gemacht hätte, fügte er hinzu: „Aber ſorge Dich nicht, mein Liebchen! Ich werde Dich ſchon dieſe traurige Farbe verlieren laſſen, Du ſollſt ſo ſchmuck ausſehen, wie jene Londner Flinte, die ſie mir weggenommen haben, weil ich ſie unter dem Waſſer abfeuerte." Und obwohl es mich, als ich vom „Abfeuern unter dem Waſſer" hörte, wie ein Fieber ſchüttelte, fühlte ich doch, weil mein Herr für einen alten Soldaten galt — er war von der Aushebung 1824 — und ich nur wenig Erfahrung hatte, — eine gewiſſe Eitelkeit, ihm dienen zu dürfen, und um aufrichtig zu ſein, ich hoffte mit ihm manchen Strauß in der Folge wacker durchzukämpfen und ſelbſt im Handgemenge nach rechts und links Schläge austheilen zu können. Die Jugend iſt nun einmal heißblütig und kampfſüchtig. Aber ach! ich hatte Zeit genug, meinen Hochmuth zu bereuen, und anſtatt Kolbenſchläge auszutheilen, bekam ich deren ſelbſt nur zu viele.

Als der Tag für die erſte Viſitirung der Gewehre feſtgeſetzt war, ſagte der Sergeant nach dem Vorleſen des Befehles: „Uebrigens wißt

Ihr alle, daß unſere Vorgeſetzten gewohnt ſind, die Gewehre ſpiegelhell und glänzend zu finden. Richtet Euch darnach!“ Mein Herr galt unbegreiflicher Weiſe für ſehr verſtändig, und unterrichtet im Zerlegen und Zuſammenfügen des Schloſſes, im Entfernen der Federn, im Poliren des Schaftes und allen dergleichen Verrichtungen; dafür hatte er auch einigemale die Auszeichnung genoſſen, ſein Gewehr der gewöhnlichen Reinlichkeits-Viſite nicht erſt unterziehen zu dürfen; ſtolz und ſicher ſeines Erfolges ging er zur Wandrauſe, holte mich von derſelben herab, und trug mich mit einem Bänkchen und einem aus ſeinem Bette genommenen Brette in den Hof der Kaſerne, um mich zu putzen. Er zerlegte mich wieder völlig, und obwohl das Schloß, als ganz neu, es gar nicht nöthig gehabt hatte, ſo unterzog er es doch bis zur letzten Schraube derſelben ſchmerzhaften Operation. Ich bewunderte die Kraft ſeiner Fäuſte, mit denen er, ſie noch mit einem ſpitzen Nagel unterſtützend, die Ringe nach oben hinaus trieb; ich verbiß aber meinen Schmerz, weil er mich doch nur darum marterte, um mich zu putzen und glänzend zu machen, und über dem Gedanken, noch ſchöner als bisher zu werden, vergaß ich in meiner Eitelkeit alle Schmerzen. Er entfernte alles Oel aus dem Schloſſe; dann polirte er es mit ein Paar rohen Holzſtückchen von ungleicher Größe und Breite, und putzte es mit einem ſehr feinen Pulver von engliſchem Halbporzellan, von innen und auswendig, ohne auch nur einen Schraubennagel oder eine Feder zu überſehen. Natürlich blieb mir dieſer heikliche Körpertheil ſpröder als Knoſpeneſſig. Das Oel, welches die Sprödigkeit meiner Glieder allein zu mildern vermag, wurde als fettig für immer verbannt, und während der Lauf und das Bajonnet ähnliche Marterqualen ausſtanden, blieb das Schloß, um die Härte zu verlieren, der Sonne ausgeſetzt.

Inzwiſchen ſchrie der Schaft, der vor Schmerz faſt verging, zum Himmel um Erlöſung; die Adern des Holzes krachten in der Hitze, und ſchon begann die eine Hälfte des Schaftes eine, ihrer urſprünglichen Geſtalt ganz widerſtrebende Form anzunehmen, aber mein verſtändiger Herr kümmerte ſich darum nicht; er wußte, was er that, und all' mein Jammern war vergeblich.

Nun kam die Reihe an den Lauf, und das mußte man ſehen, wie's dem erging. Um ſich die Arbeit, an die er gehen wollte, zu erleichtern, begann mein Herr damit, die Pulverkammer vom Laufe zu entfernen, eine Operation, die er mit drei oder vier Dutzend Schlägen, welche er dem armen Laufe mit der Fleiſchwage ſeiner Kompagnie verſetzte, glücklich zu Stande brachte; er erregte dadurch nicht wenig die Bewunderung einiger jüngeren Soldaten, die dieſes ſo einfache Verfahren noch nicht gekannt hatten, aber ſich feſt vornahmen, daſſelbe nicht zu vergeſſen, ſondern bei nächſter Gelegenheit ſelbſt anzuwenden. Nun faßte er das Rohr an den beiden Endtheilen, und nachdem er es in eine Vertiefung gerollt hatte, welche der langjährige Gebrauch in das Brettchen gegraben hatte, ſtreute er in dieſelbe das oben genannte Pulver und nahm dann die energiſcheſte Reibung vor, deren ſich Läufe, ſeit Gewehrgedenken, zu erinnern wiſſen. Der gute Mann trocknete ſich den Schweiß von der Stirne und nicht umſonſt, denn er arbeitete unermüdlich; dem Metall ſelber wurde warm, und es nahm, den Anſtrengungen des furchtbaren Laufſchabers nachgebend, eine gewiſſe Dehnbarkeit an, welche mir nur zu bald auffiel; denn an einigen Stellen warfen ſich auf dieſem meinem edelſten Theile kleine Höcker auf, die mit der Zeit immer größer wurden, und den früher ſo herrlichen Lauf in ein ſchlangenartig gewundenes Rohr verwandelten, aus dem die Kugel regelmäßig eher in alle anderen Richtungen als in jene flog, nach welcher der Schütze gezielt hatte und ſie ſenden wollte. Kurz, ſelbſt Maſter Cobden hätte nach dieſer ſcheußlichen Operation meine verlorene Geſundheit nicht mehr herſtellen können. Als der Barbar mit dieſem erſten Handanlegen zu Ende war, nahm er einen Riemen und fing an, damit wie wüthend auf dem Lauf herumzufahren; bald flog das Marter-Brettchen, auf dem der erhitzte und fieberhaft aufgeregte Lauf wie auf einem Laurenziusroſte lag, von rechts nach links, bald wieder fuhr der Riemen ſelbſt nach allen Richtungen; natürlich wurde auch dabei die reichliche Anwendung des genannten Pulvers nicht vergeſſen; freilich muß ich nun zur Ehre meines Herrn ſagen, daß, wenn der Lauf auch nicht ſpiegelhell war, er doch jene Bleifarbe, die ihm noch aus dem Mutterſchoß geblieben war, ganz verloren hatte, und wenigſtens für die Zukunft verſprach, im erſten Gliede alle Kameraden durch ſeine Pracht zu verdunkeln. Die Pulverkammer wurde nun wieder durch daſſelbe ſanfte Mittel, durch das er ſie abgelöst hatte, an den Lauf gefügt, nur mußten, weil ſie zu ſpröde war, ſich gleich in ihr voriges Verhältniß zu ſchmiegen, die Schläge verdoppelt werden, bis ſie ſich endlich gut oder ſchlecht genöthigt ſah, dem Zwange nachzugeben, und den ihr von der Natur angewieſenen Platz wieder einzunehmen.

Nun begann erſt die Arbeit mit dem Bajonnete. Weil die Dillenfeder eine meinem Laufpolirer neue Sache war, ſah er ſie mißgünſtig an, und hätte ſie für ſein Leben gerne entfernt und das Bajonnet wieder nach alter Art eingerichtet. Zwanzig Male wollte er ſchon an dies Verſtümmlungswerk Hand anlegen; ich zitterte für die arme herzensgute Feder, wie die Löwin für ihr Junges, aber glücklicher Weiſe hielt ihn die Furcht, das ganze Bajonnet bezahlen zu müſſen, vor unnützen Grauſamkeiten zurück; doch behielt er es ſich vor, eine Liſt auszuſtudiren, wie die arme Feder zu entfernen wäre, ohne ſich ſelbſt einer Erſatzforderung auszuſetzen; er begnügte ſich, die Rekruten, die ihm zuſahen, um das Zerlegen und Zuſammenfügen des Gewehres von Grund aus gut zu lernen, zu überreden, daß die Dillenfeder ein ganz unnöthiges Ding ſei, und nur die Behendigkeit beim Pflanzen und Verſorgen des Bajonnets hemme. Die Zeit lehrte, daß dieſer Unterricht ſeine Früchte trug, und ich bemerke dieſelben mit Trauer an vielen von Euch. O, es iſt eine herrliche Sache um einen guten Unterricht.

Nun ging es dem Schafte nicht beſſer als den Uebrigen. Weil die Laufringe knapp anlagen, damit ſich der Lauf gut und feſt in die Höhlung des Schaftes bette, fand mein Herr für nöthig, ſie zu lockern, damit das Gewehr beim Präſentiren eine kräftige Reſonanz gebe; wirklich beſchnitt er jene Theile des Schaftes, in welche die Laufringe paßten, mit einem Taſchenmeſſer, und ſchabte endlich noch die kleinen Unebenheiten mit einem ſpitzigen Glasſcherben weg, und ſo war ich nun in eine Schelle oder in ein ähnliches klapperndes Kinderſpielzeug verwandelt, das, wenn es gleich keinen Nutzen im Kriege hat (wo es hingegen weit eher ſchaden kann), doch beim Exerziren und bei Paraden die Neugierde des gaffenden Volkes erregt, und dies iſt ja auch ein intereſſanter Beruf, ſchon deßhalb, weil wir gewöhnlich nicht dazu geboren werden; darum vergißt man auch meiſt in unſeren Geburtsſtätten uns dieſer Beſtimmung angemeſſener zu geſtalten, vielleicht weil unſere Erſchaffer ſich ſtrenge an die Vorſchriften halten, und zum Leidweſen der Liebhaber ähnlicher Künſteleien alle Rückſicht auf derlei den Hauptzweck beirrende Nebenzwecke ganz bei Seite laſſen.

Nachdem dieſe Operationen ſammt und ſonders überſtanden waren, kehrte der Lauf an ſeine Ruheſtätte ohne Schwierigkeit zurück, das Schloß ſchmiegte ſich ihm auch wieder an, wenn gleich nur ſchwer und mit ſichtlichem Mißbehagen, und das ganze Reinigen meiner Perſönlichkeit endigte damit, daß der Soldat noch einigemale den Hammer aufzog und dann losdrückte, um zu ſehen, ob das Züngel auch ſchnell einfalle und nicht zu ſpröde ſich bewege.

Wenn gleich mein Herr über mein Ausſehen ganz zufrieden ſchien, wollte er es doch nicht loben, ehe er nicht für ſeine Mühe den Beifall der Vorgeſetzten eingeerntet hatte; als aber ein Rekrut den Einfall hatte, zu bemerken, daß mich ſelbſt die eigene Mutter, die mich geboren, nicht mehr erkennen würde, entgegnete mein Herr: „Ich bin noch nicht ganz mit ihm zufrieden, denn dieſe neumodiſchen Gewehre ſind das hartnäckigſte Zeug von der Welt; aber ſobald ich die Laufringe nur noch etwas mehr gelockert habe, hoffe ich ſchon damit auszukommen und wir wollen dann ſehen, wer an ihm etwas auszuſtellen finden wird.“ Ich ſchauderte einigermaßen in der Vorahnung deſſen, was noch kommen ſollte, und der Verfolg, meine theuren Freunde, wird Euch lehren, daß mich mein Gefühl nicht betrogen hatte.

Der Tag der Viſitirung brach an. Zuerſt nahm mich der Korporal vor; da mein Lauf hübſch hohl lag, gab ich beim Präſentiren einen Schrei von mir, der dem Zugskommandanten ausnehmend gefiel; er nahm dann den Ladſtock, und ſtieß ihn mit wunderbarer Geſchicklichkeit ſo heftig in die Mündung, daß derſelbe von ſelbſt wieder herausſprang und er ihn mit ſeltener Geſchicklichkeit in der Luft auffing. Weil es immer nützlich iſt, an den Untergebenen, um ſie nicht ſtolz und übermüthig zu machen, Fehler auszuſtellen, ſo meinte der Korporal, daß das Schloß und ſeine inneren Theile eingeölt zu werden nöthig haben. Der Soldat erwiederte ihm darauf: er hätte ſchon welches hineingegeben, aber die Sprödigkeit ſtamme leider aus der Gewehrfabrik, und er habe noch nicht Zeit gehabt, ſie völlig zu entfernen.

Bei dem Sergeant ging es beiläufig ebenſo, und ſofort die ganze Rangſtufe der Viſitirung hinauf; am Ende zählte ich ſechszehn bis zwanzig Verſuche über die Leichtigkeit des Hammer-Aufziehens und eben ſo viele Ladſtock-Püffe an einem einzigen Tage; rechnet man dazu die jährlichen 48 außerordentlichen und wöchentlichen Viſitirungen, endlich noch die dreihundert und ſo vielen täglichen Handgriff-Uebungen, ſo werdet Ihr alle mir beiſtimmen, daß es wohl kein Gewehr heutzutage gibt, welches eine ſo fortgeſetzte Hämmerung, beileibe nicht die dreißig Jahre, die mich jener Oberſt dienſttauglich glaubte, ſondern kaum drei Jahre dienſttauglich aushalten könnte.

Als mein Herr zum zweiten Male Hand an mich legte, verlor ich das Ausſehen, das ich aus der Fabrik mitgebracht hatte, ganz und gar; nach dem dritten Male taugte ich am beſten ſtatt einer türkiſchen Trommel unter eine Janitſcharen-Muſik, ſo lärmend gellte meine Reſonnanz, und nach der vierten Zurichtung, der mich mein Beſitzer unterzog, geſtand ich mir ſchmerzbewegt und unter Thränen, daß mich ſeine Anſtrengungen in einen Prügel umgeſtaltet, und mir alle Aehnlichkeit mit einem anſtändigen Gewehr geraubt hatten; ich hätte von nun an auch als Prügel weit nützlicher wirken können, denn als Feuerwaffe. Kam's zum Scheibenſchießen, ſo fehlte ich natürlich das Schwarze auf eine halbe Meile, und mein Herr verlor den Ruf eines ausgezeichneten Schützen, ſo ſehr er auch betheuern mochte, daß er in ſeiner Heimath mit ſeiner roſtigen und verſchimmelten Büchſe jede Mücke vom Himmel herabſchoß. Uebrigens wurden wir beide, er und ich, unſeres ſchönen Ausſehens halber, unter die Jäger eingetheilt, wahrſcheinlich weil es damals nichts zu ſchießen gab, was des Treffens werth geſchienen hätte.

Mehre Male wanderte ich in die Werkſtatt des Büchſenmachers, der, wie mein Herr ſagte, ein ſchuftiges Aas von Guispuscoa war; derſelbe hatte ſich ſeine Sporen in der berühmten Gewehrfabrik von Piacenza verdient, und war in der That für unſer Eines ein ſehr geſchickter Arzt; wie bemerkt, behandelte er mich oft; bald gab es einen neuen Schraubennagel einzufügen, bald mußten die Laufringe friſch befeſtiget werden, dann wurde wieder der Ladſtock gelöthet oder die Springfeder am Hahn geſtählt, oder das obere Ende des Schaftes geleimt, das ſich bei einem gefährlichen Zuſammenſtoße mit einem unhöflichen Kameraden bedenklich verletzt hatte, und ſo gab es tauſend Uebel zu heben. Eines Tages erklärte mein Herr dem Büchſenmacher, daß er der entſchiedenen Meinung ſei, ich tauge nichts, denn er habe mit mir ſchon wiederholte Male nach der Scheibe geſchoſſen, und trotzdem er bisher noch keinem Schützen nachgeſtanden, ſei es ihm mit mir noch nicht geglückt, ſich irgend ein Beſt herabzuſchießen. Der ehrliche Büchſenmacher nahm meinen Lauf, den er vorſichtig aus dem Schaft heraushob, und nachdem er ihn in horizontaler Richtung vor's Auge gehalten und aufmerkſam geprüft hatte, antwortete er langſam und mit vieler Ruhe meinem klagenden Herrn: „Das Gewehr war urſprünglich gut geſtellt, leider blieb es nicht ſo in Deinen Händen; aber ich kann Dich verſichern, daß weder mit dieſem, noch mit dem größten Theile der Gewehre, die Ihr im Regimente habet, auch der beſte Schütze das Schwarze treffen wird, und zwar aus der einfachen Urſache, weil Ihr durch Euer ungeſchicktes Putzen und Glänzen den Lauf krümmt und bieget, wenn Ihr's gleich nicht merket.“ Und leiſer fügte er hinzu: „So glaub' ich und iſt's nicht ſo, ſo wär's am beſten, ich lernte ein anderes Geſchäft.“ Der Soldat brach in ein ſpöttiſches Gelächter los, und entfernte ſich mit den Worten: „Dem Büchſenmacher geht es wie den Aerzten, wenn ihnen ein Kranker ſtirbt, ſchieben ſie, um nicht zu geſtehen, daß ſie die Krankheit verkannten, die Schuld des Todesfalles auf den Apotheker oder auf irgend einen unglücklichen Zwiſchenfall; ich bleibe bei meiner Behauptung: das Gewehr taugt nichts, und wenn ich kein beſſeres bekomme, ſo wird man ſchon erfahren, wozu ich fähig bin.“ Da aber vielleicht kein beſſeres vorhanden war, oder weil mein Herr ſeine Drohung nicht laut werden ließ, blieben die Dinge beim Alten.

So floß zwiſchen Gebrechlichkeit und Ausbeſſerungen meine zerſtörte Jugend bis gegen Ende des Jahres 1833 dahin. Nun begann der Bürgerkrieg, und mit demſelben auch für mich eine Reihe von Abenteuern und Mühſalen, deren Erzählung andere weniger unglückliche Gewehre wie Euch ſchaudern machen würde; aber weil wir hier eben müſſig ſind und ich mit Freuden bemerke, daß Ihr lebhaften Antheil an meiner Leidensgeſchichte nehmet, ſo will ich Euch des Vergnügens (wenn es eines iſt) nicht berauben, den merkwürdigſten Theil meines Lebenslaufes zu vernehmen, und damit zugleich das Verzeichniß der Thaten und Unfälle, in welchen ich während jenes entſetzlichen Krieges eine bedeutendere Rolle ſpielte. Daß dieſer Krieg nicht noch blutiger war, daran tragen wir armen Gewehre keine Schuld, denn wir ſpieen mit genug Lärm eine entſetzliche Feuermenge von uns, und beſäeten die Erde mit — — Kugeln, aus Mangel an anderen Gegenſtänden, die leichter zu treffen geweſen wären, als Karliſten und Chriſtinos.

Bevor wir den Ebro überſchritten, hatte ich mit meinem Jäger noch manches Scharmützel mit den Banden des Pfarrers Merino zu beſtehen, und ich weiß nicht, wie es kam, obgleich unausgeſetzt gefeuert wurde und die Kugeln einander kreuzten, fanden wir niemals andere Opfer auf der Wahlſtatt als Zeltdecken, höchſtens ein Paar Raubvögel, hie und da einige ſchwere Masketen und dergleichen Dinge. Und wenn ich auch als einfältiges Gewehr die anderen Dinge, die auf der Wahlſtatt herumlagen, nicht beim Namen zu nennen wußte, ſo begriff ich doch gleich, daß es keine Leichname ſeien; daraus folgerte ich und folgere noch, daß entweder unſere Gegner aus Dunſt und Rauch gebildet und kugelſicher waren, oder aber, daß die Kugeln ſelbſt eine Luftveränderung ſuchten und dorthin flogen, wohin ſie eben ihr Sinn zog. Oftmals gedachte ich der verſtändigen Reden des tüchtigen Büchſenmachers, und fand es unbegreiflich, warum, wenn wir nicht ſelber ganz in den Grund ſchlecht waren, die Schützen, die ſonſt die Mücke im Flug trafen, nicht den Gegner wenigſtens in den Arm oder Fuß ſchoßen; freilich zerſtreuten ſich die Feinde auch ſehr, und wenn ſie in Schlachtordnung ſtanden, ſo ſchwankten ſie noch mehr als ſelbſt die Kugeln und beſchrieben die merkwürdigſten Kreiſe, ſo daß ſelbſt eine pfiffige Kugel eine günſtige Gelegenheit wahrnehmen mußte, um ſich ein Opfer zu holen; ich ſage dies nur der Wahrheit gemäß, um nicht die Verantwortlichkeit der ganzen Schuld auf die Schützen fallen zu laſſen.

Endlich überſchritten wir den Ebro, und nach mehreren anderen Zuſammenſtößen ereignete ſich die Affaire von Viana. Ich will nicht von dem vielen Lumpengeſindel ſprechen, das damals in's Gefecht geführt wurde, denn ich mag mich nicht in Dinge mengen, deren Beurtheilung mir nicht zuſteht; kurz die Sachen ſtanden ſo, daß es mein Herr für angemeſſen hielt, ſich eiligſt aus dem Staube zu machen; er wurde aber bald von einem leichten, karliſtiſchen Reiter erreicht, der, obwohl er ſelbſt ſchlecht weiter kam, doch behender war als mein Herr, was dieſem wenig Freude verurſachte. Er machte Halt, als ihm der Karliſt zurief: „Ergib Dich!“ und, ſeine Flucht unterbrechend, ſchoß er mich auf vier Schritte Entfernung auf den Reiter ab, aber ohne dieſen im Geringſten zu beſchädigen. Anſtatt jetzt mit gepflanztem Bajonnet von der Gelegenheit Nutzen zu ziehen, denn das Pferd des Karliſten glaubte ſich im erſten Augenblicke durch und durch geſchoſſen, und ſtieg wie beſeſſen in die Höhe —, und anſtatt über den Reiter herzufallen, lud mich mein Herr von Neuem, und währenddem erreichte ihn ganz unvorbereitet ein Lanzenſtoß des Karliſten. Dieſer triumphirte nun, und jetzt bin ich auf dem Punkte, auch dem Edelmuthe Beider Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; als der Karliſt meinen Herrn auf die Erde hingeſtreckt ſah, ſagte er mitleidig zu ihm:

„Hätteſt Du Dich mir ergeben, als ich es Dir zu thun gebot, ſo wäre Dir dies nicht zugeſtoßen.“

„Ein Soldat ergibt ſich nicht mit einem Gewehre in der Hand.“

„Das iſt wacker geſprochen — Kamerad, gib mir aber nun Dein Gewehr, und ſuche, ſo gut Du kannſt, Logroño zu gewinnen.“

„Ich werd' es Dir nicht geben, und wenn Du mich in Stücke hauſt; tödte mich und nimm' es Dir dann ſelber.“

„Was für ein Landsmann biſt Du?“

„Ein Arragonier.“

„Und ich bin aus Navarra. Nimm dieſe zwei Realen, mehr habe ich nicht, und ziehe ſammt Deinem Gewehr mit Gott!“

Unter dem Schutze der Nacht und mich als Stütze benützend, erreichte der Verwundete Logroño und trat in das Spital. Auf dem Wege ſagte er mehr als einmal, zu mir gewendet, mit dankbarer Miene: „So dienſt du mir doch noch zu Etwas.“ Und wenn ich ſchon damals wie jetzt die Gabe zu ſprechen gehabt hätte, ſo würde ich ihm geantwortet haben: „Erinnere Dich an das, was Dir der Büchſenmacher geſagt hat.“

Als mein Herr im Spital ſein Rüſtzeug und die Montur abgab, legte er es dem Magazin-Verwalter dringend an's Herz, darüber zu wachen, daß ihm ſein Gewehr nicht ausgetauſcht würde. Wenn ich ein Weſen wäre, das zarteren Gefühlen zugänglich iſt, ſo hätte mir ſo viel edelmüthige Anhänglichkeit Thränen entlockt. „Wie Schade,“ dachte ich damals in meiner Einfalt, „daß ſo herrliche Anlagen nicht beſſer ausgebildet werden. Was könnte ich nicht zu leiſten im Stande ſein, in der Hand dieſes tapferen und treuen Freundes, wenn man ihn nur gut die Art, mich zu behandeln und den Gebrauch gelehrt hätte, den er mit mir zu machen habe.“ Aber, ach! es war von höheren Mächten beſchloſſen, daß wir uns nicht wieder ſehen ſollten! —

Ich befand mich erſt wenige Tage in dem Magazin, als zwei Männer eintraten, von denen der Eine zu ſeinem Begleiter mit geheimnißvollem Weſen ſagte: „Alſo ſchnell! Suche Dir hier aus, was Du willſt, und ſpute Dich, damit der Verwalter uns nicht überraſche.“ Der Angeredete, ein Soldat mit dem Ausſehen eines Veteranen und entſchiedenem Weſen, trat nun weiter vor, und unterſuchte verſchiedene Gewehre, eines nach dem andern; an jedem fand er etwas zu tadeln; endlich kam auch ich an die Reihe; er betaſtete mich nach Gefallen, dann ließ er den Deckel der Zündpfanne viele Male auf und nieder und hatte ſeine Freude daran, den Ladſtock, wie mein erſter Herr, recht unbarmherzig in den Lauf zu ſtoßen; endlich ſagte er: „Unter lauter Scherbenwerk und Geraſſel iſt nicht viel auszuwählen, und je mehr ich um mich blicke, deſto weniger Brauchbares ſehe ich. Dies Gewehr hier ſcheint mir nicht ganz ſchlecht, und wenn auch der Lauf inwendig ſtark ſchmutzig iſt — (es kam von den verſagten Schüſſen her) — ſo hat die ganze Flinte doch ein beſſeres Anſehen als meine jetzige, die deſto ſchmutziger wird, je mehr Schmergel ich an ſie verſchwende.“ Mit dieſen Worten faßte er mich bei der Mündung des Laufes, warf mich luſtig in die Höhe und fing mich dann wieder beim Halſe auf; er ſtieß den Kolben drei- oder viermal ſtark aber mit Gewandtheit und kriegeriſchem Anſtand auf den Boden, und belaſtet mit ſeinem Torniſter und mit mir, ſchritt er dann dem Lager zu, nachdem er früher noch ſein altes Bajonnet an der Patrontaſche befeſtigt hatte.

Die ganze Zeit, die wir in Logroño blieben, wurde mir weder die nöthige Reinigung zu Theil, noch ſchien mein Herr einzuſehen, daß mir ſein altes Bajonnet nichts nützen könne; ich fing daher an zu zweifeln, ob mein Herr wirklich ein ſo arger Schmergelverſchwender ſei, wie er ſich gerühmt hatte, und mit der Zeit kam mir auch ſelbſt der Gedanke, daß ich einem faulen Dummkopfe gehöre. Doch beruhigte ich mich andererſeits wieder, indem ich mir zu Gemüthe führte, daß ich nun nicht mehr fürchten müßte, auf ein Marterbrettchen gelegt zu werden, und überhaupt die früheren Qualen und grauſame Reinlichkeits-Ueberwachung nicht mehr zu leiden hätte.

Alle von ihren Regimentern getrennten kleineren Abtheilungen erhielten plötzlich den Befehl, ſich in Vittoria zu ſammeln, um dann mit denſelben vereinigt zu werden; auf der erſten Station kündete der Kommandant an, daß er den nächſten Morgen vor dem Abmarſche die Waffen und Munition beſehen würde, weil bisher die Eile, mit der der Ausmarſch aus Logroño betrieben worden war, eine ſolche Muſterung nicht geſtattet hatte. Er bemerkte, daß wir ein von Feinden wimmelndes Land durchziehen würden, und daß alſo die ganze Truppe mit völlig tadelloſen Gewehren und unverſehrter Munition ausgerüſtet ſein müſſe. Dieſe Anordnung erlitt von meinem Herrn den bitterſten Tadel, er verwünſchte die Muſterungen und namentlich jene Männer, welche ſie erfunden hatten, und ſchloß endlich mit der Bemerkung, daß in einer ſo gefährlichen Zeit, wo dem Soldaten ohnedies das Waſſer in den Mund laufe, gerade nicht erſt nöthig wäre, ihn noch mit ganz zweck- und erfolgloſen Viſitirungen zu Tod zu quälen. Heut zu Tage, meinte er, kömmt's nur darauf an, zu ſchießen, und den erſten beſten, der Einem aufſtößt, mit einem guten Bajonnet niederzuſtechen; alles Andere iſt albernes Kinderſpiel und Pedanterie. Deſſen ungeachtet rieb er mich, weil er nun einmal gehorchen mußte, in die Cantonnirung heimgekehrt, mit ſchlecht geklopftem Ziegelmehl ein, dann reinigte er das Innere des Laufes, ohne ihn vom Schaft zu entfernen, mit einem Küchenlappen, hierauf wuſch er mir, wenn ich ſo ſagen darf, das Geſicht mit Lampenöl und endlich, um mich wieder ſtreitbar und ganz zu machen, feilte er die Mündung des Laufes in einer benachbarten Schmiede derart zurecht, daß er nun ſein Bajonnet darauf pflanzen konnte; denn eben erſt jetzt hatte er bemerkt, daß er ſein altes Bajonnet wieder aus dem Spitale mitgenommen hatte und das meinige dort zurückgeblieben war. Er hatte zwar keine Patronen mehr, aber daraus machte er ſich nichts, denn ſie waren ihm im Spitale abgenommen worden, und kurz und gut, „ihm würde eher das tägliche Brod als Patronen fehlen," ſagte er mit geheimnißvoller Miene.

Am Morgen des nächſten Tages ging die angekündigte Muſterung richtig vor ſich; der Hauptmann und Kommandant des Detachements fand Alles im ſchlechteſten Zuſtande; er wetterte ſehr kategoriſch und mit den unzweideutigſten Beinamen auf die Soldaten los und richtete die Pfeile ſeines Tadels insbeſondere gegen meinen Herrn, der übrigens auch von ſeiner Kompagnie war. Er hieß ihn einen Faullenzer, Taugenichts, Feigling und miſerablen Wicht, und warf ihm noch ein paar ähnliche Artigkeiten an den Hals; nach einer halben Stunde endigte er die Bezeugung ſeiner unbegrenzten Unzufriedenheit mit der feierlichen und ernſten Verſicherung, daß er entſchloſſen ſei, Jedem, der nicht ſeine Pflichten erfüllen würde, mit beſonderem Vergnügen den Degen durch den Leib zu jagen. Der Marſch wurde gleich darauf begonnen, und kaum waren wir eine Weile gewandert, als wir auf einen feindlichen Haufen ſtießen. Die Thatkraft und der Muth unſeres Hauptmannes fiel ſchwerer ins Gewicht, als die Anſtrengungen ſeiner ganzen Abtheilung. Von beiden Seiten wurde verſchwenderiſch gefeuert und dann zogen beide Abtheilungen ruhig und um einander unbekümmert ihrer Wege. Ich vorlor im Handgemenge das mir aufgedrungene Bajonnet und die Hammerſchraube, die ſich auf Nimmerwiederſehen empfahl, weil ſie nur ſchlecht eingedreht war. Fünfmal hatte mich mein Herr feuern laſſen, und Dank dem krummen Laufe verfehlte jede Kugel die ihr gegenüberſtehenden lebendigen Zielſcheiben. Verluſt war auf beiden feindlichen Abtheilungen keiner zu betrauern.

Wir erreichten endlich Vittoria, und ich wanderte nun in die Werkſtatt des Büchſenmachers, der mir eine neue Hammerſchraube und das recht liebenswürdige Bajonnet von einem vermißten Gewehr anpaßte; von da kam ich in die Gewalt eines Soldaten aus der Truppe Mendizabal's, der von Feuerwaffen ſo viel verſtand, als Meiſter Langohr vom Lautenſchlagen; der Arme hatte ſeine Freude daran, mich zu zerlegen und zu putzen, ſo gut er es vermochte; in Uebermaß wandte er Ziegelmehl, da ihm geſtoßenes Porzellan fehlte, an, um mich zu reinigen, und da er auch kaum das Nöthigſte vom Laufpoliren wußte, ſo ließ es der ehrliche Burſche an Arbeit für ſich und Marterſtunden für mich nicht fehlen; er war kräftig, ſchonte ſeinen Schweiß nicht und gebrauchte ſeiner Fäuſte rückſichtslos. Ich diente ihm in verſchiedenen Affairen dazu, Pulver und Kugeln unnütz zu verſchwenden, denn zu Anderem war ich in dem zerrütteten Zuſtande, in dem ich mich befand, ohnedies nicht mehr zu brauchen; und ſelbſt dazu ſetzte mich nur ſeine Vorſicht in den Stand, weil er mir den Zündpfanndeckel weislich hatte ſtählen laſſen. Da erhielt er eines Tages zufällig eine Schußwunde und blieb für todt liegen; ich aber kam in die Gewalt der Karliſten.

Mein Aeußeres konnte ſelbſt damals noch, trotz der vielen Wanderungen und verſchiedenen Herren, denen ich gedient hatte, Dank der Sorgfalt des Letzten anſtändig genannt werden, und daher kam es, daß ein Sergeant ſich meiner bemächtigte; was aber meine Inſtandhaltung betrifft, ſo war ſie ſeinem Burſchen anvertraut, einem der ſchlechteſten Soldaten, wie ſie die Karliſten ſich damals aus den Gefängniſſen einreihten. In dieſer neuen Bedienſtung hatte ich nicht Urſache, mich über zu harte Behandlung oder zu häufige Muſterungen zu beklagen, aber dafür ließ man mich auch leider von Roſt und Schmutz zerfreſſen, und, obwohl noch ſehr jung, konnte ich damals ſchon leicht für alt gehalten werden.

In der Schlacht bei Chiva fiel mein Herr in Gefangenſchaft, und ich kam mit vielen anderen Kameraden in das Arſenal nach Valencia. Wohl ganz verjüngt aber auch völlig entſtellt, ging ich daraus hervor, und hatte die Ehre, mehre Male in dieſen Werkſtätten den Ausruf zu hören: „Ewig Schade um dieſes Gewehr!“

Ich trat nun wieder in den Gewehrſtand und wurde von Neuem der Spielball eines widrigen Geſchickes und das Opfer einer langen Reihe von Unfällen.

Bis jetzt war ich nur, wie es eben gut oder ſchlecht ging, zum Feuern verwendet worden, und in dieſer, meiner letzten Dienſtzeit, erfuhr ich erſt, daß ein Gewehr noch zu gar manchen anderen Dingen nutz ſei; auf das Bajonnet wurde bald die Brodportion geſpießt, bald wieder ein Paar Beinkleider geſtützt, die zum Trocknen an einer Wand hingen; der Ladſtock erwies ſich auch als ein ſehr dankenswerthes und faſt unentbehrliches Möbel, ſo z. B. dienten ſie paarweiſe als Tragbahren nach der Vertheilung beim Transportiren der Brodrationen; weil dieſe aber noch ganz warm, gleich beim Backofen vertheilt wurden, ſo verlor mein tüchtiger, kerzengerader Ladſtock in kurzer Zeit ſeine Härte und krümmte ſich leicht; nicht ſelten diente er auch als muſikaliſches Inſtrument; an eine Schnur gehangen und mit einem Stäbchen bearbeitet, taugte er recht gut in eine kleine Kapelle, die für nachſichtige Tänzer aufſpielte oder einer verliebten Donna eine Serenade vorleierte, welche über der Ehre, ein Ständchen zu bekommen, die Jammermuſik überhörte. Namentlich wenn ein ſolches Ladſtock-Inſtrument zur Begleitung der Guitarre angewendet wurde, konnte es des ehrendſten Erfolges gewiß ſein.

So wurden auch die Zünder nicht immer nur im Ernſte verbraucht; oft, wenn Einer Feuer für ſeine Pfeiſe, oder Licht für ſeine, vom Winde ausgeblaſene Lampe brauchte, mußten die Armen ihre Vielſeitigkeit auf die Probe ſtellen laſſen, unerachtet derlei unnützes Loskrachen oft die Zeltthüren im ganzen Lager in Verwirrung brachte, und Alles in größter Eile herausſtürzte, um den vermeintlichen feindlichen Ueberfall zurückzuſchlagen.

Mein Schaft hatte ſich trotz alles Herumſeilens, trotz Verwundungen und Schnitten, die er erduldet, und der verſchiedenen Autographen meiner verſchiedenen Beſitzer, welche ihn am Kolben zierten, noch ſo gut als möglich erhalten; aber durch eine merkwürdige Begebenheit ging's mit ihm zu Ende, und es hätte nicht viel gefehlt, daß auch ich ſelbſt damals meine unglückliche Laufbahn vorzeitig geſchloſſen hätte. In einer gewiſſen Nachtſtation bei Cariñena ſchlug mein Herr ſeinem Schlafkameraden vor, ein paar Tage daſelbſt zu verbleiben und auszuruhen.

„Aber wie wäre das zu machen?"

„Ganz leicht!"

„Erkläre Dich deutlicher!"

„Morgen, wenn wir aus der Kantonnirung aufbrechen, glitſchen wir Beide auf der Stiege, die ſich am äußerſten Ende der Straße befindet, aus und fallen zu Boden; im Stürzen brechen unſere Gewehre, die wir mit uns niederreißen, natürlicher Weiſe die Hälſe, verſtehſt Du? — und weil ein Soldat ohne Gewehr nichts taugt, bleiben wir hier zurück und unterhalten uns prächtig!"

„Aber Freund!"

„Aber Haſenfuß! Erinnere Dich nur an das Wirthshaus an der Ecke, und wenn Dir der Gedanke nicht den Muth gibt, zu ſtolpern, ſo thu', was Du willſt; Dir iſt dann nicht zu rathen, noch zu helfen. Ich für meinen Theil werde fallen und mir ein Loch in den Kopf ſchlagen."

Und ſo thaten auch Beide.

Als ſich dann am Morgen die Kompagnie raillirte, fragte der Hauptmann:

„Und auf welche Art ſind die beiden Gewehre gebrochen?"

„Herr Hauptmann, als Vergatterung geſchlagen wurde, war es noch dunkel und die Stiege an der Straße feucht, wir ſtolperten Beide und fielen; die Gewehre natürlich mit uns, und ſo geſchah das Unglück."

„Und habt Ihr keine Schäden davongetragen, Ihr Herren?" —

„Ich bin auf die Nieren aufgefallen, daß ich mich noch jetzt kaum aufrecht halten kann. Der Kamerad fiel auf mich und"

„Und?"

„Und weil ich auf ihn fiel, ſo that ich mir weniger, aber ich bin noch jetzt vom Schreck ganz verdutzt."

„Wie Jammerſchade! Korporal Garcia, begeben Sie ſich mit dieſen beiden feinen Hechten zur Nachhut der Kompagnie; Sie kennen ja die Arznei, welche gegen Nierenweh hilft, und die Erſchreckten wieder nüchtern macht und zu ſich bringt. Erſter Feldwebel: von heute zahlen Sie den zwei Soldaten keinen Heller über das Menagegeld aus, und laſſen ihnen von den Erſparniſſen bei erſter Gelegenheit ein Paar neue Schäfte machen."

Dank dieſem kurzen und gerechten Urtheile blieb ich nicht lange ohne Schaft; freilich wohl mußte ich ein hübſches Stück Weg, auf den Marodewagen geworfen, zerbrochen mitfahren, bis ich endlich in Saragoſſa einen neuen Schaft erhielt, deſſen Koſten der Soldat, der mich hatte verſtümmeln wollen, von ſeinem Ueberfluſſe beſtritt; es iſt derſelbe, der mich, wenngleich auch ſchon arg zugerichtet, hierher an meine Ruheſtätte treu begleitete.

Ich halte dafür, daß die wahre Urſache meiner Untauglichkeitserklärung und Entfernung vom aktiven Dienſte in dem erbarmungswürdigen Zuſtande meines Laufes beſteht, welcher, abgeſehen von den alten Krümmungen, ſo verdorben iſt, daß es ſehr ſchwer halten dürfte, mich ſelbſt mit großen Koſten wieder zu jener Dienſtleiſtung tauglich herzuſtellen, für die ich eigentlich geſchaffen wurde. Das Schloß beſitzt außer ſeiner Schildplatte keinen der alten Beſtandtheile mehr. Die Zahl der Bajonnete, die mir gedient haben, anzugeben, vermöchte ich nur nach langem Nachdenken, und ſelbſt da noch unſicher, ſo viele waren es.

Mit den Herſtellungskoſten der Patronen, die ich unnütz in die Feinde ſchleudern mußte, und deren Zahl nicht ſtark unter 3000 ſein wird, hätte unſere glorreiche Königin, welche Gott erhalten möge, ein Dutzend ganz guter Gewehre, ſammt ihrer vorgeſchriebenen vollſtändigen Munition, verfertigen laſſen können. In meinem Zuſtande erkenne ich ganz aufrichtig an, daß meine Entfernung vom Dienſte eine Nothwendigkeit war, und ſelbſt die Bewilligung, mich hier zu verweilen, dünkt mich noch eine Laſt für den Staat.

Möchte dieſe wahrhafte Geſchichte meines traurigen Lebenslaufes auch unſeren Nachkommen überliefert werden, und dieſe durch die Fortſchritte in der Ausbildung der Soldaten nicht mehr in die Lage kommen, ähnliche ſchmerzliche Erfahrungen machen und am Ende ihrer Tage ein verlorenes Leben beweinen zu müſſen!

Treu dem König.

Erzählung.

I.

So lange Napoleon I. in Frankreich regierte, war es ſtets ein Gegenſtand ſeiner Bemühungen, die Reſte der alten Ariſtokratie an ſich zu feſſeln. Bisweilen glückte es ihm, bisweilen ſchlug es jedoch auch fehl.

Eines Abends — es war zur Zeit, da der ſpaniſche Feldzug begonnen hatte, wohnte er im Theatre Français der Aufführung eines Schauſpieles bei. Gegen den Schluß der Vorſtellung ſagte er plötzlich der überraſchten Kaiſerin, welche ſich in der Loge befand, Lebewohl und verließ, von einem ſeiner Adjutanten begleitet, das Theater. Draußen hielt ein angeſpannter Poſtwagen, in welchem der Kaiſer und ſein Begleiter Platz nahmen, und der Wagen rollte von dannen.

Die Reiſe wurde die ganze Nacht und den folgenden Tag fortgeſetzt. Gegen Abend hatte man die kriegeriſche Vendee, die Gegend erreicht, welche unter dem Namen Bocage bekannt iſt. Es war Winterszeit; die Luft war dunkel und neblich, die blattloſen Zweige der Bäume mit Reif bedeckt und der Wagen fuhr mit ſtarkem Geraſſel über die gefrorene Erde.

Der Adjutant ſchauerte vor Kälte. Der Kaiſer ſtierte, in ſtille Betrachtungen verſunken, über die weite Ebene hin, wo nur da und dort die eine oder andre Hütte, am Rande des Grabens, oder einzelne, weiße, mit Gehölz umgebene kleine Häuſer zum Vorſchein kamen.

Zur Rechten des Wegs, ungefähr eine franzöſiſche Meile entfernt, ſah man eine dunkle Maſſe emporſteigen. Als ſie näher kamen, traten die Maſſen in immer beſtimmteren Umriſſen hervor; Glockenthürme, kleinere Thürme; keck geformte Giebel und ein ungeheuer großer Wachtthurm hoben ſich nun vom Horizonte ab. Es war eine alte Burg, deren eigenthümlicher Styl die Gedanken in die Zeiten der Kreuzzüge zurückführte.

Ueberraſcht von dem Anblick des großartigen Baues, fragte der Kaiſer ſeinen Adjutanten, „Kennen Sie dieſe Gegend?“

„Ja, Sire.“

„Wie heißt das Schloß dort?“

„Kervegan-le-Bocage.“

„Ah!“ ſagte der Kaiſer, indem er eine dunkle Erinnerung in ſich aufzufriſchen ſuchte: „Dieſer Name kömmt mir bekannt vor.“

„Der Name iſt auch in der ganzen Vendee berühmt.“

„Hat es nicht eine Belagerung ausgehalten?“

„Ja, Sire! Im Jahre 1794 gegen die Truppen der Republik.“

„Erinnern Sie ſich nicht der Einzelheiten dieſer Affaire?“

„Ja, ganz genau; denn ich war ſelbſt bei der Belagerung zugegen.“

Der Kaiſer ſagte nichts, ſondern lehnte ſich im Wagen zurück, indem er eine aufmerkſame Stellung einnahm, wie ein Mann, der zu hören bereit iſt.

„Ich war“, ſagte der Adjutant, „einfacher Lieutenant in einem Infanterieregiment, das zu General Moreau's Armeekorps gehörte. Der größte Theil der Vendee war zum Gehorſam gebracht; die Städte hatten ſich übergeben, das Landvolk war beruhigt. Nur eine kleine Anzahl heldenmüthiger Männer hielt ſich noch auf ihren Schlöſſern und wollte ſich nicht unterwerfen. Eines dieſer Schlöſſer war Kervegan-le-Bocage, wo der Graf von Kervegan und ſeine vier Söhne, mit ungefähr hundert ihrer früheren Vaſallen, ſich verſchanzt hatten.

Mein Regiment erhielt Befehl, in Eilmärſchen ſich dahin zu begeben, das Schloß zu belagern und die Beſatzung ohne Weiteres über die Klinge ſpringen zu laſſen, ſofern ſie ſich weigere, ſich auf Gnade oder Ungnade zu übergeben. Wir marſchirten ab, unſres Triumphes im Voraus gewiß; aber Kervegans hohe Mauern und noch mehr das ſtolze Ausſehen der Belagerten ſtimmten bald unſere Hoffnungen herunter.

Die gewöhnlichen Aufforderungen zur Uebergabe waren bereits geſchehen; man antwortete uns mit einer furchtbaren Salve, die viele von unſern Leuten koſtete. Der Kampf, der gegen zwei Uhr Nachmittags ſeinen Anfang genommen, dauerte bis ſpät in die Nacht hinein.

Die Vertheidiger Kervegans waren durch Bruſtwehren und Mauern gut geſchützt; wir dagegen ſtanden auf offenem Felde, überall dem Feuer ausgeſetzt. Unſer Verluſt war deßhalb auch dreimal ſo groß, als der unſrer Gegner.

Es wurde ein Feldlager aufgeſchlagen und Rath beim Oberſten gehalten. Die Mauern des Schloſſes zu beſteigen, war wegen der Breite der Gräben unmöglich; nur auf der einen Seite, wo der Graben in einen ziemlich breiten See auslief, glaubte man durch eine kleine Ausfallthüre eindringen zu können, da dieſe ſich leicht durch einen Arthieb öffnen ließ, ſo fern es zuvor gelungen war, die Schildwachen zu täuſchen und Boote zu finden, auf welchen man, von der Dunkelheit verborgen, an eine, vor der Thüre befindliche kleine Treppe gelangen konnte, deren unterſter Tritt ſich in dem See verlor.

Es wurde nun beſchloſſen, daß eine Abtheilung von hundert Mann aufbrechen und ſich den Schein geben ſollte, als ob ſie einen Angriff auf die nördliche Seite des Schloſſes im Schilde führte; wenn dann die Dunkelheit einbräche, ſollten ſie um den See herummarſchiren, der ungefähr eine halbe Meile lang war, und von der Südſeite aus verſuchen, zu dem erwähnten Pförtchen zu gelangen. Es wurde mir die Leitung dieſes Unternehmens übertragen. Nach einem Marſch von einer guten Stunde erreichten wir die Südſeite des Sees, der von ſteilen Ufern umgeben war. Am Ufer des Sees fanden wir zwei Fiſcherboote und ein kleines flachgebautes Fahrzeug, das ungefähr zehn Mann aufnehmen konnte. Dieſes beſtieg ich ſelbſt mit acht Gemeinen und zwei Unteroffizieren; der Reſt meiner Leute wurde in die beiden Boote placirt.

Die Nacht war ungewöhnlich finſter; der Wind blies vom Meer mit ſolcher Heftigkeit, daß man das Geräuſch unſrer Ruder nicht hören konnte. Bald hatten wir die andere Seite des Sees erreicht, und befanden uns gerade unter den Mauern des Schloſſes, ohne daß irgend etwas darauf deutete, daß wir bemerkt wurden. Das Schloß lag im tiefſten Dunkel vor uns, ſo ſtill, als ob alles drinnen öde und leer wäre.

Mein Fahrzeug war das erſte, das an der kleinen Treppe anlegte. Ich ſtieg die Treppe hinauf; zwei von meinen Leuten folgten, dann wieder zwei; es war kein Platz für mehr; wir mußten mit der Ausſchiffung der Uebrigen warten, bis die Thüre geſprengt war. Mit dumpfem Tone fiel der Schlag meiner Art; der Riegel auf der einen Seite gab nach, und die Thüre ſprang auf.

Ich ſtand nun in einem ſchmalen Gang, an deſſen Ende ich den unterſten Tritt einer zweiten Treppe ſchwach unterſcheiden konnte. Vier von meinen Leuten waren mir in den Gang gefolgt, ein Fünfter war vom Fahrzeug auf die Treppe geſprungen und ſtand bereit, mit der Piſtole in der Hand weiter zu dringen. Aber plötzlich wurde mit einem ſtarken Schlag die Thüre zugeworfen, als ob ſie ſich in unſichtbaren Angeln bewegte, und im ſelben Augenblick ergoß ſich aus den beleuchteten Fenſtern im Schloſſe ein ſolcher Kugelregen über die draußen liegenden Boote, daß dieſe, mit Todten und Verwundeten angefüllt, ſich genöthigt ſahen, in größter Eile ſich aus der Schußweite zurückzuziehen.

Raſch drang ich nun mit meinen vier Mann vor. Wir ſtiegen die zweite Treppe hinauf, und befanden uns, nach Verlauf von wenigen Minuten, in einem ziemlich großen, mit Fackeln beleuchteten Saal, voll von bewaffneten Männern. Ihr Anführer trat mir entgegen und rief: „Uebergeben Sie ſich. Jeder Widerſtand wäre fruchtlos!“

Statt zu antworten, erhob ich meine Piſtole, legte auf ihn an und ſchoß. Er bückte ſich, und die Kugel zerſchmetterte einen großen Spiegel; im ſelben Augenblick wurde mein Schuß mit einer Salve beantwortet, welche drei von meinen Leuten zu Boden ſtreckte.

Ich zog nun meine zweite Piſtole aus dem Gürtel, hatte jedoch nicht Zeit zu zielen; ein Kerl von herkuliſchem Körperbau ſprang auf mich zu, und ſchlug auf meinen Arm, daß der Schuß nur das Geſims dicht unter der Decke traf. Ehe ich Zeit bekam, meinen Degen zu ziehen, wurde ich zu Boden geworfen und gebunden. Der Anführer trat auf mich zu und ſagte in höflichem Tone:

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie auf jeden weiteren Widerſtand verzichten wollen?“

„Ja!“ antwortete ich.

Auf ein gegebenes Zeichen wurden meine Bande ſogleich gelöſt.

„Mein Herr“, ſagte er: „Sie ſind auf Ihr Ehrenwort frei! ſie müſſen ſich von nun an als zu Hauſe auf dem Schloſſe anſehen, und ich hoffe, daß Sie ſich mit Geduld in den gezwungenen Aufenthalt finden werden.“

Hier hielt er inne und lächelte traurig. — „Ihr Aufenthalt“, fügte er nach einer kurzen Pauſe hinzu: „wird nicht von langer Dauer ſein; wir haben nur noch für acht Tage Lebensmittel. Pulver haben wir glücklicher Weiſe genug und werden es bis zum Aeußerſten kommen laſſen.“

Dies ſagte er ſo ruhig und ohne Nachdruck, daß ich ganz überraſcht war.

Ich betrachtete die Haltung und die Züge des Mannes etwas genauer. Er konnte ungefähr fünfzig Jahre alt ſein, war von mittlerer Größe, kräftig und bewundernswürdig hübſch gebaut, mit ſchwarzem, etwas in's Gräuliche ſpielendem Haare, lebhaften Augen und breiter Stirne. Sein Kriegskoſtüm beſtand in einer Jagdkleidung, und in der Hand hielt er einen doppelten Karabiner.

Neben ihm ſtanden ſeine Söhne, der Eine zwanzig, der Andere ungefähr fünfzehn Jahre alt. Beide waren ſtolz, ruhig und ernſt und betrachteten mich mit gleichgültiger Miene. Sie ſchienen durchaus nicht an die verzweifelte Stellung zu denken, in der ſowohl ſie als das Schloß ſich bald befinden würde.

„Mein Herr“, fuhr der Anführer fort: „wir ſaßen gerade bei Tiſche, als Sie uns ſtörten, wollen Sie mir in den Speiſeſaal folgen und an unſrer Abendmahlzeit theilnehmen.“

Vor Staunen machte ich eine Bewegung, die beinahe verneinend ſcheinen konnte. „Ja, mein Herr“, antwortete er, „der Graf von Kervegan iſt zwar nicht mehr reich, aber ungeachtet der Drangſale der

Zeit werden Sie doch noch einen guten alten Wein auf ſeinem Tiſche finden und ihn von ruhigen und lächelnden Geſichtern umgeben ſehen.“

Die Einladung war herzlich und höflich. Ich verbeugte mich.

„Folgen Sie mir!“ ſagte der Graf, indem er ein Licht nahm. Ich folgte ihm, und die beiden Söhne ſchloſſen den Zug.

Wir gingen durch einen langen Gang und traten in den Speiſeſaal, wie der Graf ihn nannte. Es war ein großes Zimmer, von Fackeln erleuchtet, die an jeder Seite des Kamines feſtgemacht waren. Ein ungeheurer Tiſch, für mindeſtens ſechzig Perſonen ſtand mitten im Zimmer gedeckt. Am oberſten Ende des Tiſches ſaß eine hübſche Dame und zwei Kinder von acht und zehn Jahren, welche Patronen fertigten.

Der Graf nahm meine Hand und ſtellte mich der Gräfin vor. Mit ruhiger Würde grüßte ſie mich und reichte mir die Hand zum Kuß, als ob wir zehn Jahre früher im Saale von Verſailles zuſammengetroffen wären.

Alle ſetzten ſich nun mit ihren Waffen an der Seite zu Tiſch. Die Mahlzeit ging ruhig und ſtill, aber ohne deßhalb etwas Finſteres zu haben, vorüber.

Alle dieſe Männer, Vaſallen und Kaſtellane, Adelige und Bauern wußten, daß ihre Tage gezählt waren, daß der Tod nahe und Niemand ihm entgehen konnte. Nicht Einer von ihnen zuckte mit den Augbrauen, nicht Einer zeigte die geringſte Furcht. Es waren Helden, die den Märtyrtod erwarteten.

„Mein Herr“, ſagte ich zu dem Grafen, von ſo viel Kaltblütigkeit, Tapferkeit und Enthuſiasmus tief ergriffen: „Man hat Ihnen früher eine ehrenvolle Capitulation angeboten, Sie haben ſie ausgeſchlagen?“

„Ja“, ſagte der Graf.

„Ich bin nur ein einfacher Lieutenant der republikaniſchen Armee, erdreiſte mich jedoch, Ihnen dieſe Capitulation wieder anzubieten, Ihnen und Ihrer Familie ſicheres Geleite zu verſchaffen und Ihren Leuten das Leben zu verſprechen.“

„Mein Herr“, antwortete der Graf, „der König hat mich nicht ermächtigt, zu kapituliren.“

Das war eine würdige und ſtolze Antwort.

„Fragen Sie dieſe Männer“, fuhr er fort, „ob ſie ſich übergeben wollen, und ich werde unter einer Bedingung einwilligen.“

„Und dieſe iſt?“

„Daß man mich augenblicklich auf das Schaffot ſchickt.“

Ein einziger Ruf antwortete ihm: „Es lebe der König!“

Ich beugte den Kopf und ſchwieg.

Der Graf zeigte mir ſeine vier Söhne.

„Zwei von ihnen“, ſagte er, „waren Mitglieder der Geſellſchaft;

die Adeligen vom Dolche. Die beiden Andern habe ich zu meines Königs Schaffot geführt und ſie empfingen dort auf ihrer Stirne als heilige Taufe einen Tropfen von dem Blute dieſes Märtyrers. Und Sie wollen, daß Männer wie wir uns übergeben ſollen?"

Am folgenden Tage hielt das Schloß einen furchtbaren Sturm aus; zehn tapfere Männer fielen mit ungebrochenem Muth und einem Lächeln auf ihren Lippen.

Am Tage darauf fiel der älteſte Sohn des Grafen und noch zehn Mann. Man trug den unglücklichen Jüngling in das Zimmer der Mutter. Sie kniete bei ihres Sohnes Leiche nieder, ſprach mit feſter Stimme das Gebet für den Todten, auf welches ihre jüngeren Söhne antworteten, und kehrte darauf wieder zu ihren Patronen zurück.

Ich war während der ganzen Zeit frei und ging im Schloß umher. Ich ſah dieſe heroiſchen Männer fallen und folgte überall dem Grafen und ſeinem zweiten Sohn, welche bald hier, bald dort kämpften, ſo daß es mir oft vorkam, als verdoppelten ſie ſich und wären zu gleicher Zeit an mehreren Orten.

Am dritten Tage erhielten die Belagerer Kanonen. Da ſtieß der Graf einen Seufzer aus. „Wir müſſen nun zwei Tage früher, als wir glaubten, uns ergeben", murmelte er vor ſich hin.

Noch einmal wollte ich ihn überreden zu capituliren, er antwortete jedoch: „Wenn Sie den König, meinen Herrn, ſehen ſollten, ſo haben Sie die Güte, ihm zu ſagen: der Graf von Kervegan iſt für Sie geſtorben, Sire, wie ſeine Väter für Ihre Väter ſtarben." Und ein Blitz der Begeiſterung leuchtete aus ſeinen Augen, als er hinzufügte: „Das iſt meiner Familie Geſchichte!"

Die Artillerie war Abends angekommen und man erwartete den Anbruch des Tages, um davon Gebrauch zu machen. Nachts ließ der Graf mich rufen; ich ging ſogleich hinunter und befand mich allein mit ihm und ſeiner Familie.

„Mein Herr", ſagte er zu mir, „ich habe einige Tonnen Pulver in jenem iſolirten Thurme ſtehen, den Sie hier vom Fenſter ſehen können, und es iſt mein und meiner Beſatzung Abſicht, uns morgen in die Luft zu ſprengen."

Ich trat ſchauernd zurück.

„Sie können wohl begreifen, daß ich Sie nicht unter meine Soldaten rechnen werde, obgleich ich ein Recht dazu haben könnte, aber ich fordere als Vergeltung für Ihr Leben das meiner Frau und meiner zwei Söhne."

„Mein Gott!" rief ich: „Retten Sie auch Ihr eignes, und Alles mit Ihnen, capituliren Sie, Herr Graf!"

„Nein!" ſagte er, „aber ein Kervegan iſt todt und zwei andere werden morgen ſterben, und wenn meine alten Könige wieder in ihr Eigenthum zurückkehren, darf die Familie Kervegan nicht an ihrem Throne fehlen. Das Schickſal hat ſoeben entſchieden, welcher von meinen Söhnen hier zurückbleiben ſoll. Es iſt der Jüngſte."

„Um Gottes Willen", rief ich, „ſagen Sie mir doch, weßhalb Sie ihn nicht retten wollen?" — „Weil das Boot, das Sie fortführen ſoll, nur vier Perſonen beherbergen kann."

„Nun wohlan, ſo will ich zurückbleiben." Der Graf lächelte und ergriff ſeines einen Sohnes Hand. „Erinnere Dich wohl dieſes Herrn!" ſagte er zu ihm: „Wenn das Glück wechſelt und ſein Leben einmal in Gefahr iſt, ſo wirſt Du es vertheidigen, und wenn es Dich auch Dein eigenes koſten ſollte."

Das kleine flache Fahrzeug, deſſen ich mich bedient, lag vor dem Ausfallspförtchen. Ein alter Diener ruderte. Die Familie, die auf Erden nie mehr vereint werden ſollte, nahm einen traurigen, aber würdigen Abſchied; Thränen rannen ſtill über ihre Wangen, aber man hörte keinen Seufzer.

Die Mutter hielt lange den Sohn in ihren Armen, der zurückbleiben ſollte, um zu ſterben. Sie drückte ihn ohne Schwäche an ihr Herz und ſprach ihm vom Märtyrtode.

Eine Stunde ſpäter war das Boot draußen auf dem See und landete nach Verlauf von einigen Minuten bei einem verlaſſenen Bauernhof. Hier brach der ſtoiſche Muth des Sohnes und die fieberhafte Ruhe der Mutter. Sie fielen einander in die Arme und ſchluchzten laut.

Bei Tagesanbruch übergoß ſich der Himmel plötzlich mit blutiger Farbe: ein Geräuſch, das dem Donner glich, erſchütterte die Luft und die Erde ſchien einen Feuerregen zum Himmel zu ſchleudern . . . .

Es war der Thurm, welcher in die Luft ſprang. Der Graf, ſein Sohn und ſeine Vaſallen hatten ihr Leben für den König geopfert: der Thurm war verſchwunden, nur das Schloß ſtand noch.

Der Kaiſer unterbrach plötzlich den Adjutanten. „Ich begreife nicht, daß die Monarchie mit ſolchen Männern als Stützen fallen konnte."

„Sire," antwortete der Adjutant. „Die letzten Bourbonen beſaßen nicht wie Sie Kriegsgenie und die Glorie des Ruhms, die bezaubern und für ſich einnehmen; ihre Stärke beſtand einzig in ihren Rechten, und dieſe wollte Frankreich nicht anerkennen."

„Und was iſt aus der Gräfin von Kervegan und ihren Söhnen geworden?" fragte der Kaiſer.

„Die Gräfin erreichte Spanien mit Hülfe des Paſſes, den ich ihr verſchafft. Ich habe ſpäter erfahren, daß ſie ſich mit ihrem älteſten Sohne in Hartwell bei dem Grafen von Provence aufhält."

„Und der Andere?"

„Der Andere dient in der ſpaniſchen Armee."

„Wie alt iſt er?"

„Ungefähr achtzehn Jahre!"

„Ich muß dieſe Männer haben!" murmelte Napoleon und verſank in ſeine Träumereien. — Drei Tage ſpäter war der Kaiſer in Spanien.

II.

Es war zehn Uhr Abends, als Napoleon wie gewöhnlich in ſeinem Zelte auf und nieder ging. Er hatte den Rapport des Obergenerals in der Hand, und las bald mit Aufmerkſamkeit, bald zerſtreut. Plötzlich ſchien eine Stelle im Rapport ihm aufzufallen und er rief raſch jenen Adjutanten, mit dem er Paris verlaſſen hatte.

„Laſſen Sie den Oberſt des 64. Regiments kommen," befahl der Kaiſer.

Wenige Minuten ſpäter erſchien der Oberſt. „Oberſt," ſagte der Kaiſer zu ihm, „was bedeutet dieſer Satz in dem Rapport des Generals: In einem mörderiſchen Gefecht mit einer Guerillabande vom Norden wurde der Oberſt des 64. Regiment gefangen genommen und würde erſchoſſen worden ſein, wenn nicht ein junger emigrirter Franzoſe, welcher die Dienſte des Königs von Spanien verlaſſen, nachdem der Krieg ausgebrochen war, und nun einſam in den Bergen wohnt, ihm zu Hülfe gekommen wäre."

„Ja, Sire!" antwortete der Oberſt, „dieſer junge Mann diente mir als Schild und erhielt ſelbſt ſiebzehn Wunden, indem er mich vertheidigte."

„Aber wie iſt das zugegangen?" fragte der Kaiſer raſch.

„Ich hatte mich mit ungefähr zehn Mann, dem Reſte meiner Kolonnen, verirrt. Plötzlich ſah ich mich von einem Hinterhalte eingeſchloſſen; man ſchoß in ganz kurzer Entfernung auf uns. Wir befanden uns in einer wilden, engen Bergſchlucht, wo jeder Buſch, jeder Fels Tod gegen uns auszuſpeien ſchien. Bald hatte ich nur noch vier Mann übrig — vier verwundete, wankende Männer, die nichts anders thun konnten, als mit Ehren ſterben! Wir hatten zehn Guerilleros gegen uns, die nun aus ihrem Verſteck hervorbrachen und meine vier Mann tödteten, ſich der Zügel meines Pferdes bemächtigten, und einer derſelben richtete bereits ſeinen Gewehrlauf gegen meine Bruſt, da blitzte plötzlich ein heller Schein von der naheliegenden Anhöhe; — ich ſah den Mann, der mich angriff, wanken, die Büchſe fiel ihm aus der Hand und ich hörte einen Schuß. Eine Kugel von der Höhe hatte ihn auf der Stelle getödtet. Im ſelben Augenblick hörte ich eine Stimme, die mir auf franzöſiſch zurief: „Ergeben Sie ſich nicht.“ Dieſe unerwartete Hülfe gab mir meine Kaltblütigkeit wieder. Mit einem Piſtolenſchuß traf ich das Haupt des Spaniers, der mir am nächſten war. Ein anderer Schuß, der wieder von den Höhen kam, ſtreckte einen Dritten zu Boden. Da ſah ich einen jungen Mann, mit entblößtem Kopf und fliegendem Haar, eine Piſtole in der Hand und eine rauchende Flinte an einem Riemen, auf mich zueilen. Ich lies mein Pferd einen Sprung zurück thun und näherte mich ihm. Während wir Blicke mit einander wechſelten, um uns zu verſtändigen, verſchanzten wir uns hinter einen Baum; ich ſtieg ab und ſtellte mein Pferd vor uns. Viermal gaben wir Feuer, — drei Spanier fielen, ſo daß nur noch drei zurückblieben. Aber eine Kugel traf im ſelben Augenblick meine Schulter und ich ſtürzte zu Boden, — mein einziger Vertheidiger hatte kein Pulver mehr und wurde von den Spaniern umringt. Er ergriff meinen Degen und vertheidigte ſich tapfer, — ſo tapfer, daß ich, als ich nach einer Ohnmacht von mehreren Minuten wieder die Augen öffnete, ihn damit beſchäftigt ſah, meine Wunde zu verbinden und ſie mit Waſſer aus einer nahen Quelle auszuwaſchen. Die drei Spanier lagen todt zu meiner Seite; er hatte den Einen mit einem Kolbenſchlag niedergeſtoßen und die beiden Andern waren in der Bruſt verwundet. Meine Wunde war nur unbedeutend und ich ſtand auf, um ihm zu danken; als ich ihm jedoch die Hand reichte, ſah ich, daß er blaß und mit Blut bedeckt war. Er hatte ſiebzehn Wunden von cataloniſchen Meſſern erhalten, und als er meine Hand ergreifen wollte, wichen ſeine Kräfte und er ſank ohnmächtig in meine Arme. Glücklicherweiſe war das Schießen gehört worden und eine Carabinercompagnie rückte im Eilmarſch herbei. Ich ließ den muthigen Mann in ein Zelt tragen. Er muß noch das Bett hüten; aber die Chirurgen glauben für ſein Leben einſtehen zu können.“

„Wo befindet er ſich nun?“ fragte der Kaiſer.

„Nicht weit von hier, Sire! in meinem eigenen Zelte.“

Der Kaiſer warf ſeinen Mantel um und ſagte raſch: „Ich will den jungen Mann ſehen, führen Sie mich zu ihm.“

Der Oberſt nahm eine Fackel und leuchtete dem Kaiſer in das Zelt. Der Jüngling ſchlief.

Er ſah beinahe noch wie ein Knabe aus: er war blond, ohne Bart, klein und zart gebaut, der Kaiſer befahl ihn zu wecken.

Der junge Menſch ſchlug die Augen auf und ſah die Umſtehenden erſtaunt an. „Der Kaiſer!“ flüſterte ihm der Oberſt zu. Er erhob ſich etwas und nickte mit einnehmendem Lächeln.

„Mein Sohn,“ ſagte der Kaiſer gutmüthig: „Sind Sie Franzoſe?“

„Ja, Sire!“

„Sie gehören zu keinem Militärkorps?“

„Nein, Sire!“

„Wie kommt es, daß Sie ſich in Spanien aufhalten?“

„Ich diente in des Königs Garde.“

„Somit,“ ſagte der Kaiſer mit gerunzelter Stirne: „haben Sie gegen Ihr Vaterland gefochten.“

„Nein, Sire, ich verlies die Dienſte des Königs von Spanien am ſelben Tage, als der Krieg ausbrach.“

„Weßhalb kamen Sie aber nicht nach Frankreich zurück?“

„Ich bin Emigrant, Sire.“

„In ſo jugendlichem Alter.“

„Ich verlies Frankreich in meinem ſechsten Jahre.“

„Nun wohlan,“ ſagte der Kaiſer, „ich laſſe Sie aus der Emigrantenliſte ausſtreichen.“

„Ich danke Ihnen, Sire; aber es nützt zu nichts.“

„Weßhalb, mein Herr?“

Der Jüngling ſchwieg. Endlich ſagte er: „Gott bewahre mich davor, daß ich Sie beleidigen ſollte, Sire! Ich bewundere Sie als Feldherr, ich liebe Sie ſogar um des Ruhmes willen, den Sie meinem Vaterlande gebracht haben —“

„Nun?“

„Nun wohl, Sire! Ich hatte drei Brüder, und zwei von ihnen ſind in der Vendee für den König gefallen —“

Der Kaiſer zitterte vor Ueberraſchung und fragte lebhaft: „Wie heißen Sie?“

„Max von Kervegan, Sire.“

„So war das Ihr Vater, der ſich in die Luft ſprengte, nicht wahr?“

„Ja, Sire!“

Napoleon wurde nachdenklich und fragte plötzlich: „Wo iſt Ihre Mutter, wo ſind Ihre Brüder?“

„In England, Sire, beim König.“

„Sind Sie reich?“

„Das iſt man nie, wenn man landesverwieſen iſt.“

„Wohlan,“ ſagte Napoleon, „wenn ich Ihrer Mutter wieder ihre Güter gebe, wenn ich ſie nach Frankreich zurückberufe, wenn ich Ihren Brüdern ein Oberſtspatent und Ihnen einen Lieutenantspoſten ſchenke —“

„Sire,“ ſagte der junge Mann mit ehrfurchtsvoller, aber feſter Stimme: „all unſer Blut gehört dem König.“

Eine Bewegung der Ungeduld zeigte ſich auf dem Geſichte des

Kaiſers und er ſtieß die barſchen Worte aus: „Aber mein Herr, Sie vergeſſen ganz Ihr Vaterland."

Max beugte den Kopf und murmelte leiſe: „Ja, das iſt wahr."

„Ich glaube, daß die Zeit der Bourbonen vorüber iſt," fuhr Napoleon fort, „und halte meine Dynaſtie für feſt begründet; Niemand aber hat mehr Achtung vor alten Erinnerungen als ich. Ich verſtehe und billige Ihre Treue, aber, mein Herr, vor König und vor Kaiſer exiſtirte ein Vaterland — und dieſes Vaterland fordert Ihre Dienſte."

Max zögerte.

„Sollte das Glück wieder den Bourbonen günſtig werden," ſagte der Kaiſer, „ſo ſteht es Ihnen frei, zu ihnen überzugehen, — ich verlange keine Treue."

Noch ſchwankte Max.

„Nun, mein Herr," begann der Kaiſer wieder: „entſchließen Sie ſich. Sie ſind tapfer, Sie tragen einen alten Namen und Frankreich bedarf Ihrer."

„Nun wohlan, Sire!" ſagte der junge Mann, „ſo laſſen Sie mich als einfachen Soldaten in ein Regiment eintreten."

„Weßhalb als einfacher Soldat?"

„Weil ich nur meinem Vaterlande dienen will."

„Nein, Sie ſollen unter meine Pagen aufgenommen werden." Und als der junge Kervegan wieder zu wanken begann, fügte Napoleon hinzu: „Wenn Gott den Bourbonen wieder den Thron geben ſollte, ſo werde ich eigenhändig an König Ludwig XVIII. ſchreiben, daß ich nur durch des Vaterlandes heiligen Namen Ihre Bedenklichkeiten überwinden konnte."

Max diente ein Jahr als Page; da ließ er ſich überreden, in die kaiſerliche Garde einzutreten, in der er bald einen höheren Poſten erſtieg. Der Kaiſer führte ihn in der Folge mit ſich an den Rhein, nach Deutſchland und an die Ufer der Bereſina. Ueberall that der Sohn des Helden von der Vendee ſein Pflicht; überall richtete ſich ſein Blick nach der Gegend, wo ſeine alten Könige in der Verbannung ſeufzten. Frankreich, ſeinem Könige und ſeinen Ahnen treu, betrachtete er Napoleon nur als das proviſoriſche Haupt der großen Nation, als den Mann, der von Gott auserwählt ſei, die blutigen Schandthaten der Schreckenszeit durch ſein Genie und ſeinen Ruhm auszulöſchen.

Napoleon ſuchte vergeblich das Herz des jungen Mannes an ſich zu feſſeln, er gewann nur ſeinen Degen.

Zehn Jahre verfloſſen, nach den Tagen des Ruhms folgten finſtere Tage; der Rückzug von Rußland war der Anfang der Niederlage und der Feldzug in Frankreich vollendete ſie.

Napoleon hatte ſich, umgeben von einigen tauſend Mann, dem

Reſte ſeiner kaiſerlichen Garde, im Fontainebleau verſchanzt. Die Alliirten hatten Paris eingenommen, und das Wort von Macdonald und Coulaincourt für Napoleons Dynaſtie verhallte.

Ludwig XVIII. verlies Hartwell, um in Paris einzurücken; Napoleon aber machte ſich fertig, nach Elba abzugehen. An dem Tage der Abreiſe zeigte ſich die Undankbarkeit im vollſten Glanze.

Alle Männer, die er aus dem Staube gehoben, die er mächtig gemacht, verließen ihn feig, um die neuaufgehende Sonne zu begrüßen.

Den ganzen Morgen ging der Kaiſer einſam in einem abgelegenen Theil des Parkes ſpazieren und hörte von dort, wie ein Poſtwagen nach dem andern ſich von ſeinem kriegeriſchen Hauſe entfernte. Die, welche am Abend zuvor die Demüthigſten geweſen, waren jetzt die Keckſten und die Eifrigſten ſich zu entfernen.

Gegen Mittag kehrte der Kaiſer von ſeinem Spaziergange zurück. Das Schloß war beinahe ganz öde. Hier und da ſah man einen Soldaten weinend im Fenſter ſtehen; aber die großen Eppauletten, die vornehmen Uniformen waren verſchwunden. Sie eilten nun nach Paris, um am nächſten Tage den Königsthron zu umringen.

Napoleon ſchritt raſch durch einige Säle. Seine Kammerdiener ordneten Alles zur Abreiſe und die Wägen hielten im Hofe. Marſchall Bertrand zeichnete Alle auf, welche ihrem Kaiſer in die Verbannung folgen wollten und ihre Zahl war nicht klein. Plötzlich näherte ſich ein junger Mann dem Kaiſer und blieb in ehrfurchtsvoller Stellung vor ihm ſtehen. Er war blaß und traurig und trug die Capitänsuniform der ſchwarzen Jäger; ſeine dunklen Augen waren feucht, ſeine innere Bewegung heftig.

Der Kaiſer zitterte bei ſeinem Anblick und rief: „Ah, ſind Sie es, Kervegan?“

„Ja, Sire.“

Ein bitteres Lächeln ſchwebte um Napoleons Lippen und er ſagte raſch: „Ich weiß, was Sie von mir verlangen. — Sie haben wenigſtens mich nie geliebt, Sie haben ſeit Ihrer Geburt mit Leib und Seele an den Bourbonen gehangen; Sie haben unter mir nur Ihrem Vaterlande gedient und dieſes Vaterland knüpft ſich nun an eines Andern Schickſal und Sie kehren zu Ihrem Herrn zurück, das iſt ja ganz natürlich. Aber Sie kommen doch, um Abſchied von mir zu nehmen, ſtolz und traurig, wie Sie immer geweſen . . . die Andern, die ich mit Ehre und Gunſtbezeugungen überhäufte, eilten fort, ohne Abſchied zu nehmen. Leben Sie wohl, Kervegan, und empfangen Sie meinen Dank.“

Der Kaiſer reichte dem jungen Mann ſeine Hand; aber ſtatt ſie zu drücken, führte er ſie an ſeine Lippen und rief bewegt: „Sie irren ſich, Sire! Ich will nicht Abſchied nehmen."

„Nun," ſagte der Kaiſer, „was wollen Sie denn?"

„Sire, meine Mutter und mein älteſter Bruder ſind bei dem König, der Name Kervegan wird alſo vom Throne nicht vermißt, und da iſt Alles, was nöthig; ich brauche deßhalb nicht dort zu ſein."

„Wohin aber wollen Sie gehen?" fragte der Kaiſer.

„Nach Elba, Sire; ich möchte Sie um Erlaubniß bitten, Ihnen folgen zu dürfen."

Ein Ausruf der Ueberraſchung entſchlüpfte dem Kaiſer und halbleiſe murmelte er: „Welch' ein Mann!"

Der Zweikampf.

Eine Veteranen-Geſchichte.

Mitgetheilt von

G. Aſchkin.

Ein armer Adeliger, Namens Gajewsky, der in manchen Stürmen, welche Polen heimgeſucht, bei der reitenden Nationalgarde Dienſte gethan, lebte auf einem kleinen Gute, deſſen Boden ihn nährte und das er einem reichen Magnaten dankte. Obgleich der Alte nahe an die Achtzig war, ſtand er doch noch in ſeiner vollen Kraft; denn er war einer von jenen kleinen, unterſetzten Perſönlichkeiten, über die die Zeit nicht viel vermag, und die ſich durch ihr patriarchaliſches Leben lange friſch erhalten.

Treu ſeiner Väter Sitte, ging der Pole in einem Lederkittel an Werktagen hinter dem Pfluge und war Bauer; aber wenn der Sonntag kam oder wenn er Geſchäfte bei ſeinem Gönner und Wohlthäter, dem Oberſten G. hatte, da kehrte er den Adeligen heraus, zog ſeine alte abgeſchabte Uniform an, eine blaue Jacke mit himbeerfarbigem Aufſchlag, ſetzte die mit Pelzwerk verbrämte viereckige Mütze auf das linke Ohr und umgürtete ſich mit dem Degen, der ſo manche Wunde geſchlagen, ſo manche Terz und Quart parirt.

Der Oberſt hielt große Stücke auf den alten Veteranen, ehrte in ihm die Erinnerung an eine heldenmüthige Vorzeit und ſah den ruhigen, beinahe unterthänigen alten Mann gerne in ſeinem Haus. Gajewsky bekam auch bald ein Fuder Heu, bald ein paar Säcke Saatkorn, einen Anker Wein oder eine Speckſeite, und mangelte es einmal an Baarem, ſo wußte der Oberſt auch da Rath zu ſchaffen; denn der alte Soldat konnte Audienz haben, ſo oft es ihm gefiel; er brauchte ſich nicht melden zu laſſen.

Von dieſem Vorrechte wollte er nun einmal Gebrauch machen, als der Oberſt gerade vornehme Fremde hatte. Gajewsky trug ſeine Staatsuniform und näherte ſich ſeines Gönners Thüre, um wie gewöhnſich anzuklopfen, als ein Diener ihm den Weg verſperrte und zu verſtehen gab, daß er den Herrn nicht ſprechen könne, weil Fremde im Zimmer ſeien.

„Ich habe dem Herrn Oberſten nur ein paar Worte zu ſagen!" antwortete der Alte und wollte den Diener auf die Seite ſchieben. — „Es geht nicht an; ich ſage Ihnen ja, daß der Herr Oberſt Fremde hat." — „Aber es handelt ſich ja nur um einen Augenblick." — „Es läßt ſich nicht machen." — „Aber ich will und muß mit ihm ſprechen." — „Und ich ſage Ihnen, es geſchieht nicht!"

Der Oberſt hatte den Streit gehört, ſteckte den Kopf zur Thüre heraus und fragte, was es gebe.

„Es iſt der alte Herr, der abſolut den Herrn Oberſten ſtören will, obgleich ich ihm geſagt, daß Sie mit Niemanden ſprechen wollen."

Der Oberſt, welcher ärgerlich darüber war, daß er geſtört wurde, runzelte die Stirne und rief: „Ach was, iſt er's? der Alte ſoll mich in Ruhe laſſen. Ich habe jetzt keine Zeit." Mit dieſen Worten ſchlug er die Thüre wieder hart zu.

Das war Waſſer auf die Mühle der Dienerſchaft, die den alten Adeligen nicht leiden mochte, weil er immer mit einer altväteriſchen Gönnermiene auf ſie herabſah. Zwei lange Lümmel nahmen deßhalb den Alten beim Kragen und ſetzten ihn nicht auf die höflichſte Weiſe vor die Thüre.

Der Oberſt hatte den Alten und die mißglückte Audienz vergeſſen, und ſaß in munterem Geſpräch mit ſeinen Gäſten, als an das Fenſter des Saales geklopft wurde; als der Hausherr öffnete, ſah er einen kleinen Bauerjungen, der auf den Zehenſpitzen ſtand, um ihm einen Zettel zu übergeben und dann wieder eilends davonlief. Der Zettel enthielt Folgendes:

Ew. Hochwohlgeboren!

Nicht um meiner unbedeutenden Perſon, ſondern um der Uniform willen, die ich trage und die beſchimpft worden, ſehe ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt, augenblickliche Satisfaction von Euer Hochwohlgeboren zu fordern. Ich warte bei der Mühle hinter dem Dorfe. Ich bitte jedoch Euer Hochwohlgeboren keine Zeugen mitzubringen; ich habe gleichfalls Niemanden bei mir, als den kleinen Jungen, und wünſche überhaupt, daß die Sache in aller Stille abgemacht werde.

Ihr unterthäniger Diener
Gajewski.

Das war eine höchſt fatale Geſchichte. Nicht daß der Oberſt ſich vor einer kleinen Fechtübung gefürchtet hätte, denn er war ein tüchtiger

Soldat, und hatte an der Spitze nicht minder tapferer polniſcher Lanciers zahlreiche Beweiſe von Muth und Männlichkeit abgelegt; aber es that ihm leid, daß er den Alten in der Hitze beleidigt hatte. Er bat deßhalb ſeine Gäſte, ihn für eine halbe Stunde zu entſchuldigen, da wichtige Geſchäfte ſeine Gegenwart forderten, legte ſeinen Säbel um und ritt, von einem einzigen Diener begleitet, nach der Mühle.

Sogleich hinter der Stadt, in der Nähe eines kleinen Buchenwäldchens, bei welchem die Mühle lag, ſtand ein beſcheidener kleiner Wagen, mit einem alten, magern Wallachen beſpannt, der das Gras abfraß, das zu ſeinen Füßen wuchs. Neben der alten Kracke lag ein kleiner Knabe im Graſe und ſchlief; Gajewski ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt, auf einem Bund Heu, das den Wagenſitz vorſtellte, und ſang ein geiſtlich Lied.

Als er den Oberſt kommen ſah, ſprang der Alte von dem Heu, nahm ſeinen Hut ab und verbeugte ſich tief vor ſeinem Patron. Dieſer ergriff raſch des Alten Hand und rief:

„Aber zum Teufel, was fällt Dir ein? Du willſt Dich mit mir ſchlagen. Ich bin gekommen, wie Du gewünſcht, weil ich Dich kenne: Du könnteſt meinen, ich fürchte mich vor Dir oder ſchätze Dich gering. Aber damit mag die Sache auf ſich beruhen. Es thut mir leid, daß ich Dich beleidigt habe; ich war ärgerlich und bitte Dich um Verzeihung; biſt Du aber nicht zufrieden damit, ſo begleite mich nach Hauſe, damit ich Dich in Gegenwart all' der Fremden um Verzeihung bitte!" — „Ich bin durchaus nicht über den Herrn Oberſten ungehalten," antwortete der Alte mit einer tiefen Verbeugung, „und es handelt ſich hier, wie ich Ihnen bereits ſchriftlich zu ſagen die Ehre hatte, auch nicht um meine unbedeutende Perſon, ſondern um den Fleck, der auf meiner Uniform ruht, und den ich nicht darauf ſitzen laſſen kann. Nur mit Blut läßt er ſich abwaſchen und das muß ich von Ihnen haben, wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre!"

Mit dieſen Worten ging er zum Wagen und zog einen alten, roſtigen Säbel, der in einer Lederſcheide ſtack und mit ein paar abgenützten Quaſten geſchmückt war, aus dem Heu hervor.

„Aber ſo nimm doch Vernunft an," rief der Oberſt, „wie ſollte ich es über mein Gewiſſen bringen, mich mit Dir zu ſchlagen? Du biſt ein alter Mann, der Krieg hat übel mit Deinen Knochen geſpielt. Ich dagegen bin noch ein ziemlich rüſtiger Junge, der, wie Du weißt, eine Klinge zu hantiren verſteht. Ich haue ja Deine Paraden und Dich ſelbſt auf den erſten Hieb durch und durch." — „Wie Gott und die heilige Jungfrau will," antwortete der Alte unterthänig, „mein Blut iſt auch kein Waſſer und ſo wollen wir denn in Gottes Namen an's Werk geben!" Mit dieſen Worten zog er das Schwert aus der Scheide, ſah einen Augenblick auf die vielen Roſtflecke und ſagte: „Biſt roſtig, alter Freund; es iſt lange, ſeit Du und die Welt etwas mit einander zu beſtellen hatten,“ nahm einen Wiſch Heu, rieb die Klinge ein paar Mal damit und ſagte dann ruhig: „Sieh — nun iſt es beſſer; die Leute ſagen ja, Roſt ſchade dem Blute!“ — „Halt, keine Beleidigungen, wenn ich bitten darf!“ rief der Oberſt mit zornglühendem Geſichte, „vergeſſen Sie nur nicht, daß Ihr Blut über Ihr Haupt kommt. Zur Sache alſo!“ — „In Gottes Namen!“ antwortete der Alte, machte das Zeichen des Kreuzes mit der Klinge auf die Erde, ſetzte die Mütze, die er bislang in der Hand gehalten, feſt auf den Kopf und erwartete, der Oberſt werde den erſten Hieb thun.

Hitzig, ungeduldig, der Geſchichte mit dem alten, halsſtarrigen Manne ein Ende zu machen, ging der Oberſt ihm hart zu Leibe; aber der Alte wußte wohl, daß er ſeine Jugend nicht vergeſſen und ſeine Klinge ſo gut zu hantiren wußte, daß der Oberſt genug zu ſchaffen hatte, um ſich ſeiner Haut zu wehren und bald den Krebsgang gehen mußte. Gajewski folgte natürlicherweiſe und hätte ihm mehr als einmal den Garaus machen können; aber es ſchien, als wollte er ſeinen Gegner ſchonen und ihn nur ſchachmatt machen. Plötzlich ſchlug er dem Oberſten den Degen aus der Hand und rief: „Halten Sie, Herr Oberſt, da kommt eine Hecke — Sie könnten fallen und ſich beſchädigen!“

Der Oberſt ſah ſich um und bemerkte wirklich eine niedere Hecke: „Laſſen Sie uns umwenden und von Neuem beginnen.“

Wie geſagt, ſo gethan; der Kampf begann auf's Neue und wurde hitziger.

Von der Erfahrung belehrt, war der Oberſt nun vorſichtiger geworden; aber es half nichts. Es dauerte nicht lange, ſo hatte Gajewski den Oberſt bis zum Mühlbach hinabgetrieben. „Sie ſollen nicht ertrinken; laſſen Sie uns etwas zurückgehen.“

Dies geſchah. Der Alte ging zum Wagen, nahm einen alten Reitermantel, breitete ihn auf dem Boden aus, verbeugte ſich und ſagte: „Ruhen Sie ſich etwas aus, ich kann warten!“ — „Nein!“ antwortete der Oberſt ſchäumend vor Wuth: „wir müſſen der Komödie ein Ende machen!“ — „Wie Sie belieben!“ antwortete Gajewski und die Klingen kreuzten ſich wieder.

Beim dritten Ausfall flog der Degen aus der Hand des Oberſts und der Alte rief: „Es iſt genug, Herr Oberſt; ich bin zufrieden!“ — „Wie, was ſoll das bedeuten?“ — „Ich habe, was ich wünſche!“ antwortete der Alte, auf ſeines Gegners rechte Hand deutend, die wie mit einer Stecknadel geritzt ſchien und aus der Blut in ganz kleinen Tropfen träufelte. „Und nun verzeihen Sie Ihrem ganz unterthänigen

Diener einen Schritt, den er mit blutendem Herzen gethan, den er aber ſeiner Ehre ſchuldig war!“ Mit dieſen Worten umarmte Gajewsky die Kniee des Oberſts.

Dieſer hob ihn auf, küßte ihn, nahm ihn mit ſich nach Hauſe und ließ die Tapferkeit und das Ehrgefühl des alten Soldaten bei einem Becher feurigen Tokaiers leben.

Guſtav III. und der Feldwebel.

Von

M. J. Cruſenſtolpe.

1786.

Das Schauſpiel „Guſtav Waſa“ wurde unter des königlichen Verfaſſers eigener Leitung einſtudirt. Kein Fehler in Spiel, Kleidung oder Anordnung der Scene entging ſeinem ſcharfen, geübten Blicke, und in dem reinigenden Tiegel ſeines ſicheren Geſchmackes wurden die zerſtreuten Elemente des tapfern, kernigen, etwas rohen Zeitalters Guſtav I. mit der Verfeinerung, dem Glanz und der Heiterkeit des Dritten glücklich gemiſcht.

Arm in Arm mit ſeinem erklärten Günſtling ging der König im Zwiſchenakt auf dem Theater hin und her. Plötzlich ſtieß ſeine lebhafte Phantaſie auf einen unangenehmen Gedanken; denn ſeine Stirne umwölkte ſich; er blieb ſtehen und ſagte ſo laut, daß die Umſtehenden jedes Wort vernahmen:

„Ich weiß, daß ein Pasquill gegen das Schauſpiel im Umlauf iſt: haſt Du es geſehen, Armfelt?“

„Nein, Eure Majeſtät,“ lautete die Antwort.

Einige Schritte hinter ihm ſtand die Mannſchaft und die Subalternen, welche bei der Aufführung des Stückes mitwirken ſollten. Ein Feldwebel näherte ſich würdevoll und freimüthig Baron Armfelt und flüſterte ihm in's Ohr: „Ich kenne die ganze Handſchrift auswendig, und kann ſie auf Befehl niederſchreiben.“

„Was ſagt er?“ fragte der König lebhaft.

Armfelt wiederholte die Worte des Feldwebels.

Die brandenburgiſchen Augen maßen forſchend den Feldwebel vom Kopf bis zum Fuß. Seine gerade, ſchlanke Figur, ſein klarer, ſeelenvoller Blick, ſeine ungezwungene, und doch ſtreng militäriſche Haltung ſeine offene Art gefielen Guſtav. Nichts machte auf ihn einen größeren Eindruck, als eine edle Kühnheit. Verband ſich damit ein vortheilhaftes Ausſehen, ein lebendiger, feuriger Ausdruck, ſo hatte man ſein Glück in Händen, ſo lange dieſer Stern im Norden glänzte.

»Foi de gentilhomme! nicht ſchlecht!“ rief der König, nachdem er ſeine Muſterung beendigt, indem er den Kopf von dem Feldwebel nach Armfelt umwandte, der mit einer bejahenden Verbeugung das Wort ſeines Gönners beſtätigte, — „folgt mir!“

Guſtav winkte dem Feldwebel, nickte Armfelt, und alle drei begaben ſich nach dem königlichen Privatzimmer im Opernhaus.

Als ſie in das große Kabinet kamen, warf ſich Guſtav nachläſſig auf den Divan; Armfelt ſetzte ſich unaufgefordert an ſeine Seite, und der Feldwebel, welcher gerade vor ihnen ſtand, erhielt den Befehl zu beginnen. Er recitirte nun aus dem Gedächtniß: „Die Beantwortung der Preisfrage der göthenborgiſchen Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften: Welchen Einfluß hat das Schauſpiel auf die Sitten des Volkes?“

Mit den Verlocken an ſeiner Uhr ſpielend, hörte der König mit größter Aufmerkſamkeit jedes Wort, das über des Feldwebels Lippen kam.

Als dieſer geſchloſſen, fragte der König ziemlich ſcharf und mit forſchendem Blicke:

„Was denkſt Du davon?“

„Ich verſtehe es nicht zu beurtheilen, Eure Majeſtät.“

„Du biſt vorſichtig, merke ich; aber das, was gefällt, behält man leichter im Gedächtniß.“

„Ich habe kürzlich drei Exemplare von der Preisſchrift abgeſchrieben, deßhalb mußte mir die Sache in der Erinnerung bleiben.“

„Wie heißeſt Du?“

Der Feldwebel nannte ſeinen Namen.

„Wie alt biſt Du?“

„Neunzehn Jahre, Eure Majeſtät.“

„Wann kamſt Du in den Dienſt?“

„1777, in meinem elften Jahre, trat ich bei der oſtgöthiſchen Reiterei ein.“

„Wie ging es da im Dienſt?„

„Verkehrt, Eure Majeſtät, denn das Pferd war alt und ſtark gebraucht.“

Guſtav und Armfelt wechſelten Blicke; beide lachten.

„Fahre fort,“ ſagte der König.

„Im ſelben Jahre wurde ich Sergeant ohne Löhnung bei den Leibdragonern in Finnland; ſetzte jedoch meine Studien fort, und begann erſt bei dem großen Lager auf Parolamalm 1783 Dienſt zu thun.“

„Dort brach ich meinen Arm,“ ſagte der König.

„Ich war dem höchſt unglücklichen Ereigniß ganz nahe.“

„Weßhalb haſt Du Dich von Finnland hierher verſetzen laſſen?“

„Ich hatte keine Mittel, um meine Eintheilung zu bewirken, deßhalb nahm ich vor einigen Jahren Abſchied und ging in holländiſche Dienſte: der Friede kam inzwiſchen und ich trat bei dem Regimente ein, bei dem ich nun ſtehe.“

„Wer iſt Dein Compagnie-Chef?“

„Hauptmann L. G. Tersmeden.“

„Der iſt ja ſehr ſtreng?“

„Ja, Eure Majeſtät, das wußte ich ſchon ehe ich hier eintrat, aber er iſt ein tüchtiger Offizier.“

„Aha!... in Deinen Gedanken ſind nicht alle Offiziere tüchtig.“

„Doch .... natürlich, ſonſt würde ſie ja Eure Majeſtät nicht zu Offizieren machen.“

Der König lachte und flüſterte Armfelt einige Worte zu, welche dieſer ebenſo beantwortete.

„Willſt Du nicht die theatraliſche Bahn betreten, wo Deine Talente vielleicht einen beſſern Wirkungskreis finden möchten?“

„Dazu halte ich mich nicht für fähig, Eure Majeſtät. Ich könnte ausgelacht werden, wo die Leute eigentlich weinen ſollten.“

„Aber ich glaube, daß Du Glück haben würdeſt. Wie groß iſt Deine Löhnung?“

„Zwei Reichsthaler, 19 Schillinge, 2 Rundſtück (ca. 4 fl. 30 kr.) nebſt 24 Schillingen Getreidegeld im Monat.“

„Das iſt allerdings wenig; aber Du haſt ja auch Uniform.“

„Ach ja, Eure Majeſtät, alle drei Jahre, und alle ſechs einen Mantel; aber was will das heißen bei ſtrengem Dienſte Tag und Nacht, wenn man nicht zerlumpt herumlaufen ſoll.“

„Drum geh' zum Theater, da bekommſt Du mehr.“

„Verzeihen, Majeſtät, die Herren vom Theater gaſtiren ſehr häufig bei uns auf der Hauptwache, weil ſie nichts zu eſſen und zu trinken haben.“

„Ja, die Chorſänger und Schauſpieler geringeren Grades.“

„Verzeihen, Majeſtät, aber der berühmte Fernſtedt gehört doch nicht zu den Chorſängern mit den Schillingsgagen?“

„Wenn der Menſch eine ganze Tonne Gold als Gage hätte, ſtäcke er noch in Schulden. Er iſt kein Beiſpiel, auf das man ſich berufen darf.“

„Ich weiß wohl,“ fuhr der Feldwebel ſeufzend fort, „daß ich all' mein Lebenlang zum Korsgewar[*]) verdammt bin; aber die Welt iſt weit, wie das Sprüchwort ſagt.“

„Vermeſſener junger Menſch!“ ruft der König, „was ſoll das heißen? Weißt Du nicht, was die Schicklichkeit erheiſcht?“

„Ich muß allerunterthänigſt bemerken, daß ich viele tüchtige Kameraden habe, die beim Kurzgewehr alt geworden.“

„Das kann wohl geſchehen, aber die meiſten ſind doch in der Landarmee, in der Garde avancirt.“

„Ja, Adelige, Eure Majeſtät.“

Der König ſtand vom Divan auf, klopfte mit der einen Hand dem Feldwebel auf die Achſel, nahm mit der andern einige Dukaten aus der Weſtentaſche, gab ſie ihm und ſagte:

„Gib Dich zufrieden, mein Junge, es kann ſich viel in dieſer Welt ändern. Hier haſt Du Schreibmaterialien, ſchreibe ein Exemplar des Pasquilles, das Du eben recitirt, und gib es ſpäter dem Baron Armfelt. Lebe wohl.“

1790.

Die ſchwediſche Scheerenflotte lag im finniſchen Meerbuſen vor Anker; der Feldwebel, den wir aus der vorhergehenden Scene kennen gelernt, war auf der Galeere Ekeblad ſtationirt. Am 9. Mai erhielt er von dem Sekondechef der Garde, dem Oberſt Freiherrn Vror Cederſtröm, welcher beim König als Generaladjutant fungirte, Befehl, ſich bei ihm auf Sr. Majeſtät Fahrzeug Amphion einzuſtellen. Dort angelangt, und in den Salon geführt, fragte ihn Cederſtröm:

„Wollt Ihr mit einer kleinen Truppe am Landwege zwiſchen Frederikshamn und Viborg an's Land ſteigen, um Euch eines Reiſenden von Bedeutung, eines Eilboten zu bemächtigen, den Se. Majeſtät in die Hände bekommen möchte?“

„Ich gehe, wohin Se. Majeſtät befiehlt, jetzt wie immer, Herr Baron.“

„Es handelt ſich hier nicht um Befehl; es iſt eine freiwillige Handlung, deren Ausführung man Euch anvertrauen zu können glaubt, und ich bin überzeugt, daß Ihr leicht Mannſchaft bekommt, denn ich kenne Euren Einfluß auf die Soldaten.“

---

[*]) Das kurze Gewehr der Unteroffiziere in der ſchwediſchen Armee.

„Ich bin bereit, nur muß ich einen ſchriftlichen Befehl haben, damit ich nicht als Straßenräuber angeſehen werde, wenn man mich übermannt.“

„Den ſollt Ihr haben. Wie viel Mann glaubt Ihr zu brauchen?“

„Höchſtens acht, Herr Baron; kann ich eine Karte zur Richtſchnur bekommen?“

„Es iſt blos eine hier, und dieſe können wir nicht entbehren.“

„Erlauben Sie mir, Herr Baron, ſie anzuſehen,“ ſagte der Feldwebel. Nachdem er Einiges in ſein Taſchenbuch abgezeichnet, fuhr Cederſtröm fort: „Ihr bekommt einen Küſter als Wegweiſer mit: er iſt in der Gegend zu Hauſe; Ihr müßt jedoch Beile mit Euch nehmen, und Zeichen in die Rinde der Bäume ſchlagen, damit Ihr Euch zu der Kanonenjolle zurückfindet, die Euch an den Strand führt und drei Tage lang liegen bleibt. Kommt Ihr nicht ſpäteſtens am Morgen des vierten Tages, ſo ſieht man Euch für verloren an. Proviant für Euch und die Mannſchaft erhaltet Ihr hier.“

„Entſchuldigen Sie, Herr Baron, das Anhauen der Bäume geht langſam und macht Lärm. Ich bin ein waldgewohnter Schütze und habe mich noch nie verirrt, ſo lange ich als Regimentsjäger angeſtellt bin, und mit den Ruſſen mich herumgeſchlagen.“

Der König, deſſen Schlafzimmerthüre angelehnt war, ſo daß er alles hören konnte, ſtand vom Schreibtiſch auf, ſteckte den Kopf heraus und rief: „Cederſtröm, laß ihn thun, was er will, ich kenne ihn.“ Damit ſetzte ſich Guſtav wieder und ſchrieb.

„Nun,“ ſagte der Adjutant, „ſo geht nach der Galeere zurück, wählt Eure Mannſchaft aus, und nehmt Pelze mit, denn Ihr müßt vielleicht lange im Walde liegen. Kehret ſpäter zurück, dann ſollt Ihr die ſchriftlichen Befehle ausgefertigt erhalten.“

„Ich bitte ergebenſt, daß der Name des Prinzen, deſſen ich mich bemächtigen ſoll, darin ausgeſetzt werde.“

In dieſem Augenblick riß der König die Flügelthüren zum Salon auf, ſprang mit der Feder herein und rief mit zornglühenden Blicken:

„Was ſoll das heißen, mein Herr! Von welchem Prinzen unterſtehſt Du Dich zu ſprechen?“

„Vom Prinzen von N., Eure Majeſtät.“

„Wie weißt Du das?“

„Ja, Eure Majeſtät, ein Unteroffizier weiß auch bisweilen etwas, und wenn ich nicht wüßte, daß dieſer Prinz auf die Reiſe gegangen, um die Waffen gegen meinen König und mein Vaterland zu tragen, hätte ich mir allerunterthänigſt eine Verrichtung verbeten, welche im

Uebrigen alle Aehnlichkeit mit dem Hinterhalt hat, den man dem Major Sinclaire legte, als er von den Ruſſen ermordet wurde .... und zu ſolchem Gewerbe tauge ich nicht.“

Der König legte die Hand auf die Schulter des Feldwebels und ſagte freundlich lächelnd: „Du haſt Recht, mein guter Junge. Ich liebe ſolche Denkungsart .... thue Dein Beſtes, aber ſchweige vor den Soldaten. Lebewohl! ...“ Im Begriffe, in ſein Schlafkabinet zu treten, wendet ſich Guſtav um und ſagt: „Aber wie iſt nun Dein Plan?“

„Einen Plan, Majeſtät, habe ich ſo eigentlich noch nicht, und ſelten gelang es mir auch, vorausgefaßte Pläne zu befolgen, wenn ich ſo auf eigene Hand mit den Ruſſen zu ſchaffen hatte: ich richte mich eben immer nach den Umſtänden. Ich denke aber vier Scharfſchützen mit ihren Gewehren zu nehmen; mich und die Uebrigen bewaffne ich mit Piſtolen. Zwei von den Scharfſchützen müſſen die Pferde an dem Wagen des Prinzen niederſchießen, wenn ich mich am Wege in den Hinterhalt gelegt. Dann werde ich ſchon weiter ſehen, was zu thun iſt, um ihn gefangen zu nehmen und zu Eurer Majeſtät zu führen.“

Der König drehte ſich auf dem Abſatz und ſprach: „Recht brav! ... Aber wo bekommſt Du die Piſtolen?“

„Auf der Galeere, Majeſtät, finden ſich welche.“

„Das iſt wahr. Nun gut! Du haſt meine Gnade.“

Der König reichte dem Feldwebel freundlich die Hand, die dieſer entzückt küßte. Als der König die Thüre zum Schlafzimmer wieder geſchloſſen, nahm der Feldwebel Abſchied von ſeinem Oberſt, warf ſich in ein Boot und ruderte zur Galeere zurück.

Hier verſammelte er die Soldaten um ſich und ſprach folgendermaßen zu ihnen:

„Kameraden, ich brauche acht Mann, die mir ſogleich und freiwillig an's Land folgen müſſen; freiwillig, merkt wohl, denn es gilt ein Abenteuer, das heiß ausfallen kann. Wer von Euch will mir folgen?“

„Ich, ich,“ riefen die Soldaten beinahe einſtimmig, und es drängten ſich nicht blos die um ihn, welche zu ſeiner Kompagnie gehörten, ſondern auch andere, ſo daß er unter ungefähr 200 zu wählen hatte. Er nahm ſieben handfeſte Burſche von guter Aufführung und einen Soldaten, der mit dem Ruſſiſchen vertraut, aber freilich auch ein arger Schwätzer war. Zu ihm hatte der Feldwebel das geringſte Vertrauen, denn er wußte, daß Prahler und Wirthshaushelden gewöhnlich in der Gefahr feige Hunde ſind. Vom Amphion erhielt er die Kanonenjolle, den Wegweiſer und guten und reichlichen Proviant. Und nun begab er ſich auf die Fahrt: ſie hatten zwei Meilen Seewegs zu machen, bis ſie an die Stelle kamen, wo ſie an das Land ſteigen ſollten.

Der Küſter ſaß gedankenvoll und ſchwermüthig da. Je tiefer der Feldwebel ſich mit ihm in's Geſpräch einließ, deſto mehr überzeugte dieſer ſich, daß der Wegweiſer nicht zu der Kundſchafterrolle geſchaffen war, die er nun ausführen ſollte. Mit ſeiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit ſagte er ihm dies, und ließ deßhalb den Küſter bei der Landung in der Kanonenjolle zurück.

Der Feldwebel ſtieg mit ſeinen acht Mann an's Land und wanderte mehre Stunden, ehe ſie am Waldesſaume die Landſtraße fanden. Sie folgten ihm etwa eine Stunde weſtwärts, bis ſie an einen kleinen Bach kamen, der den Weg durchſchneidet. Hier wurde Poſto gefaßt und mit Hülfe von jungen Zweigen, die ſie abhieben, ein Hinterhalt fünf Schritte vom Weg gebildet, über welchen überdies zwei Pfoſten gelegt wurden, welche man aus der über den Bach führenden Brücke ausbrach.

In dieſem Hinterhalt lauerten die Schweden auf ihre Beute. Es dauerte lange, ehe ſie ein menſchliches Weſen gewahr wurden. Rings umher herrſchte die tiefſte Stille; aber im Innern des Feldwebels raſte ein Sturm ſtreitender Gefühle, und vor ſeiner aufgeregten Phantaſie ſchwebte bald der Zauberkönig mit ſeinem lockenden Verſprechen von Gunſt und Auszeichnung, — bald Malcolm-Sinclaire warnend vor Strafe und drohend mit Schande. Der finſtere Blick des Feldwebels entging der Aufmerkſamkeit der Soldaten nicht: aber ſie glaubten, es ſei Ungeduld, was ihn ſo ernſt ſtimme, und theilten ſeine Empfindung.

Endlich hörte man in einiger Entfernung Hufſchlag, der immer näher kam.

„Paßt auf, Jungen, nun gilt es!" ermahnte der Feldwebel halblaut die Seinen. — „Vorſicht, Kaltblütigkeit und Muth ſei unſere Loſung!"

Die Erwartung der Schweden wurde getäuſcht; es waren zwei Koſaken, die ſpornſtreichs von Fredrikshamn her kamen. Sie hemmten ihren Lauf ein wenig bei den über den Weg geworfenen Klötzen; mit dem Fluche „Skajebjonammat!" ſprengten ſie jedoch hinüber und ſetzten ohne weitere Unterſuchung ihren Ritt fort.

Kurz darauf kam ein Bataillon ſkoppiſcher Grenadiere.

„Haltet Euch ruhig, Kameraden," warnte der Feldwebel; „wir ſind unſerer neun und die Feinde mehre Hunderte."

Die Zimmerleute des Bataillons legten in der Eile die Klötze zur Seite und der Zug marſchirte vorbei, ohne daß Jemand auf den Gedanken gekommen wäre, der Urſache der Beſchädigung der Brücke nachzuforſchen.

„Dießmal entkamen wir billigen Kaufs der Gefahr,“ ſagte der Feldwebel freudig zu ſeinen Kameraden, als ſie den letzten Feind aus dem Geſichte verloren. Das ſcheint ein Vorbote von guter Bedeutung zu ſein.“

Es dauerte nicht lange, ſo wimmelte der Weg auf's Neue von Kriegsvolk.

„Tod und Verdammung: Alles iſt verloren!“ murmelte der Feldwebel, als die Truppen ſo nahe kamen, daß man den Anführer erkennen konnte.

Das iſt ja der Prinz von N. zu Fuß in eigener Perſon, — der neben dem Regimentschef geht, mit dem er ſo vertraulich ſpricht.“

So verhielt es ſich auch wirklich und es war Newskys Regiment, das vorüberzog.

Indeſſen ſchritt ein Bataillon unbekümmert vorbei, ohne den Hinterhalt zu entdecken. Die Ruſſen hatten keine Plänkler, obgleich ihr Feind ihnen ſo nahe auf der See war und ohne Schwierigkeit an's Land ſteigen konnte. Als aber der Troß und die Kriegsbagage über die ſchlechtgebaute Brücke geführt wurde, brach die Achſe an einem Karren. Während eine neue Achſe eingeſetzt wurde, ſtellte der Nachtrupp das Gewehr weg und die Mannſchaft trieb ſich umher. Ein ruſſiſcher Soldat gehorchte der Naturnothwendigkeit, ging in's Gebüſch, entdeckte den Hinterhalt und machte Lärm.

„Verſucht zu fliehen, Kameraden!“ rief der Feldwebel, „da laſſen ſich keine Complimente mehr machen.“

Und der Hinterhalt begab ſich kopfüber auf die Flucht.

Es hatte am Morgen geſchneit. Die Ruſſen trugen Schloßklappen am Gewehr. Es verging deßhalb einige Zeit, ehe ſie ſchießen konnten. Endlich ſchoßen ſie auf's gute Glück einige Schüſſe ab, ſie gingen jedoch fehl.

Der Feldwebel, welcher fürchtete, der Feind werde unterſuchen, wo die Schweden an's Land geſtiegen, zog, um ſie zu täuſchen, ſich weſtlich von der Stelle, wo die Kanonenjolle lag. Bei einem Meerbuſen in der Nähe eines Dorfes fanden ſie ein altes Boot, in welchem ſich nur ein Ruder befand. Der Feldwebel und ſechs Mann ſtiegen in das Boot, zwei hatten ſich während der Flucht von ihm getrennt. Mit dem zurückgebliebenen Ruder und einem Gewehrkolben ruderte man ſich nun außer Schußweite und blieb dann eine gute Weile liegen, um die beiden verirrten Soldaten zu erwarten; als man aber lange nichts von ihnen hörte, ſetzte man das unbequeme Rudern fort bis zu einem Holme, wo ein Netz ausgeſpannt war. Aus dem Netze wurde der Strick genommen, eine Erle, die am Ufer ſtand, umgehauen und zum Maſte gemacht vier Pelze von der Mannſchaft als Segel aufgeſpannt, nachdem man ſie zuſammengeheftet und dann das Ruder als Steuer benützt. So ausgerüſtet gingen die Flüchtlinge zur See, um zur Kanonenjolle oder zur Flotte zu gelangen. Es war jedoch wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ſie lebendig dorthin kommen würden. Halber Sturm, ſtarker Seegang, beinahe widriger Wind, weßhalb mancherlei Wendungen gemacht werden mußten, da das Waſſer in das Boot hereinrauſchte, das überdies leck war, ſo daß zwei Mann, welche ſich ablösten, unaufhörlich das Waſſer mit den Hüten ausſchöpfen mußten: das waren Anſtrengungen, die ihre Kräfte auf's Aeußerſte erſchöpften, während der Tod jeden Augenblick über ihren Häuptern ſchwebte und die Woge den Schlund öffnete, um ihre Leichen zu begraben. Nach zweimal vierundzwanzigſtündigem Segeln unter ununterbrochenen Anſtrengungen und ſtets drohender Lebensgefahr bekamen ſie endlich die Jolle in Sicht. „Wir ſind gerettet!" rief der Feldwebel. Es war auch höchſte Zeit, wenn Rettung möglich ſein ſollte; denn ſchon erſchlafften ihre übermäßig angeſtrengten Kräfte und die Gleichgültigkeit der Verzweiflung begann ſich ihrer zu bemächtigen. Die Kanonenjolle kam ihnen entgegen, denn man ahnte dort, wer die ſeltſamen Schiffer waren; die zwei Mann, welche ſich auf der Flucht aus dem Hinterhalt von den Uebrigen getrennt, hatten, während dieſe mit Wind und Wellen kämpften, einen andern Weg zur Jolle geſucht und waren dort glücklich angekommen. Durchnäßt, erſchöpft und elend gingen die Flüchtlinge an Bord des ſicheren und bequemen Fahrzeuges. Ruhe war nun ihr erſtes Bedürfniß, Schlaf ihr erſtes Geſchäft. Sie ſchliefen ſo feſt, daß ſie erſt erwachten, als man ſie vom Amphion anrief, wohin die Jolle geſteuert war. Der König ſelbſt ſtand auf dem Verdeck und verlangte ungeduldig Bericht über den Erfolg des Auftrags, der dem Feldwebel gegeben worden. Schweigend, ernſt und mit geſpannter Aufmerkſamkeit vernahm Guſtav ſeinen Bericht, äußerte, als er geſchloſſen, nicht ein Wort, verabſchiedete ihn mit einer haſtigen Verbeugung, in der weder Gnade noch Ungnade lag, und ging vom Verdeck nach dem Salon.

Der Feldwebel, der ſich auf einen ganz andern Empfang gefaßt gemacht, und ſich zu einer Gnadenbezeugung berechtigt glaubte, ging verſtimmt in die Kanonenjolle, die ihn und die Mannſchaft nach der Galeere Ekeblad brachte.

Sie hatten kaum den Fuß auf das Verdeck geſetzt, als von Baron Cederſtröm der Befehl kam, daß zwei Gardiſten, welche mit bei dem Streifzug geweſen, augenblicklich ſich auf dem Amphion einſtellen ſollten. Dies geſchah. Die Auserleſenen machten ſo große Augen, als die Zurückgelaſſenen. Dem Feldwebel wurde immer unheimlicher zu Muthe.

Auf dem Amphion wurden die Gardiſten augenblicklich nach dem Salon gebracht, wo der König ſie perſönlich, jeden einzeln, über den Verlauf bei der Landung, dem Hinterhalt und der Flucht verhörte; und nachdem er die Mittheilungen mit denen des Feldwebels bis in's Einzelnſte verglichen, erhielten ſie Befehl, nach der Galeere zurückzukehren.

Neugierig fragte der Feldwebel ſeine früheren Unglückskameraden, was ſie zu thun gehabt und wie ſie auf des Königs Yacht aufgenommen worden; nachdem ſie ihm über Beides Rede geſtanden, äußerte er halblaut: „So mißtrauiſch! Das iſt der Dank und der Lohn, den man hat, wenn man freiwillig Leben und Ehre auf's Spiel ſetzt.“

Am folgenden Morgen erhielt der Feldwebel Befehl, zugleich mit der Mannſchaft, welche bei der Landung unter ſeinem Befehl geſtanden, ſich in Paradeuniform auf dem Amphion einzufinden. Sie wurden auf dem Verdeck aufgeſtellt und erhielten den Auftrag zu warten. Indeſſen wurden ſie von der ganzen Mannſchaft des königlichen Schiffes mit großer Höflichkeit behandelt: die Offiziere ſchloſſen einen Kreis um ſie und ließen ſich ihre Abenteuer erzählen; nur den Namen des Prinzen verſchwieg der Feldwebel, da dies ein Geheimniß war.

Nach einiger Zeit erſchien Guſtav mit ſeinem Stab auf dem Verdeck. Er hielt an das kleine Corps von der Galeere eine ſchmeichelhafte Rede, rühmte die Zucht und den Muth des Kriegsheeres im Allgemeinen, ſeit die geringe Zahl der böswilligen Unruheſtifter abgeſondert und heimgeſchickt worden, und pries zuletzt die, welche neuerdings in einem wichtigen und freiwilligen Auftrag unerhörten Muth in großer Lebensgefahr gezeigt. Nun rief er den Feldwebel zu ſich, reichte ihm mit eigener Hand die Medaille „für Tapferkeit im Felde“, welche der Flügeladjutant Baron Hamilton ſpäter auf den Befehl des Königs an einem blau gewäſſerten Band auf des Feldwebels Bruſt heftete, während andere Adjutanten ähnliche Auszeichnungen an die acht Soldaten austheilten.

Guſtav flüſterte darauf dem Feldwebel zu: „Ich weiß, daß Du ungehalten biſt, weil ich mit einem Paar von Deiner Mannſchaft Verhör angeſtellt und Deine Angaben controlirt habe. Ich bin ſchon gar oft betrogen, es mag Dich deßhalb nicht wundern, daß ich mißtrauiſch bin. Sei guten Muthes; ich bin mit Dir zufrieden.“

Mit lauter Stimme fuhr der König fort: „Du haſt meine Gnade und ſollſt nicht vergeſſen werden. Lebe wohl, tapferer Junge!“

Und mit einer gnädigen Verbeugung verabſchiedete er die kleine Truppe, welche laut rief: „Gott ſchütze den König. Es lebe Guſtav! Hurrah!“

Das königliche Verſprechen vergaß Guſtav nicht und es wurde auch von ſeinem Nachfolger in Ehren gehalten.

Kurze Zeit darauf ward das Offizierspatent für den kühnen und freimüthigen Jüngling ausgefertigt. Er lebt noch, unter den Waffen ergraut, mit dem Majorszeichen auf den Epauletten und dem Schwertorden auf der Bruſt, neben der Tapferkeitsmedaille in Silber, die er vom „Zauberkönig“ erhalten, deſſen Bild unvergänglich in ſeiner Seele lebt.

Der Guerilla.

Bilder aus dem Halbinſelkrieg.

Mitgetheilt von

Emanuel Ring.

I.

An einem ſchönen Auguſtabend des Jahres 1809, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, ſtand ein Detachement von ungefähr dreißig franzöſiſchen Dragonern in dem Hofe einer kleinen Venta oder Landſtraßenherberge in der Provinz Altcaſtilien. Daß es nicht permanent dort einquartirt ſei, ſondern nur en route Halt gemacht, um Mann und Roß zu erfriſchen, konnte man an den beſtaubten Uniformen der Erſteren und daran erkennen, daß die Letzteren in voller Ausrüſtung unter einem Schoppen zuſammen an einen Pfahl gebunden waren. Daß ſie im Augenblick mit einer Sache von tragiſcher Bedeutung beſchäftigt waren, ließ ſich aus der Gegenwart dreier Männer ſchließen, von denen der Eine die gewöhnliche Kleidung des Spaniers der beſſeren Claſſe hatte, während die Andern die bunte, halb militäriſche, halb bäuriſche Tracht der ſpaniſchen Guerillas jener Zeit trugen: alle Drei knieeten mit auf den Rücken gebundenen Händen, während in einer Entfernung von zehn Schritten ein Dutzend Franzoſen mit dem Karabiner in der Hand ſtanden und der Ordre harrten, das Todesurtheil zu vollziehen, das der commandirende Offizier über ſie ausgeſprochen. Abgeſehen von dem großen Intereſſe, das ſolch ein Schauſpiel an ſich ſchon erweckt, würde die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers auch lebhaft durch den merkwürdigen Contraſt angeregt worden ſein, der ſich in der Haltung des Einen der Verurtheilten und der beiden Schickſalsgenoſſen zeigte. Während die gebräunten Geſichter der Guerillas einen Ausdruck annahmen, in dem ſich ungebeugter Muth und unauslöſchlicher Haß miſchten, bot die Perſon und das Benehmen des Andern ein in den Annalen des Halbinſelkrieges ſeltenes Schauſpiel dar. Sein Geſicht war weiß vor Furcht; die Schweißtropfen, die aus ſeinen Poren drangen, ſtanden in großen Perlen auf Schläfen und Stirne; ſein ganzes Geſicht war convulſiviſch verzogen; und hätte er nicht bereits gekniet, er wäre ſicher zu Boden geſunken. Er bat laut und unaufhörlich um Gnade, und wandte ſich flehend an alle, die ihn hören konnten, vom befehlenden Offizier, bis herab zu dem Trompeter, der die Truppe begleitete. Seine Unglücksgenoſſen thaten, als ob ſie ſeine Gegenwart gar nicht beachteten: ein ſchärferer Beobachter hätte aber aus ihrer Haltung leicht merken können daß ſie ſich durch das Benehmen ihres feigen Kameraden in den Augen ihrer Feinde herabgewürdigt fühlten.

Zwei Tage vorher hatten die Franzoſen von Burgos, wo das Hauptquartier ihres Regimentes war, Munition nach der Garniſon von Valladolid zu eskortiren gehabt. Bei dieſer Gelegenheit hielten ſie an der kleinen fraglichen Venta, um Erfriſchungen zu ſich zu nehmen und während der heißeſten Stunden des Tages unter dem Schatten auszuruhen. Als ſie im Begriffe waren, ihren Marſch fortzuſetzen, und ihre Zeche bezahlten, fluchte der Sergeant über die ſchlechte Qualität des Weines, mit dem ſie regalirt worden, und rief dem Wirth in halb lachendem Tone zu: „Sorge dafür, daß, wenn wir übermorgen wieder nach Burgos zurückkehren, Du uns etwas Beſſeres als dieſen ſauren Stoff auftiſcheſt, mit dem Du uns heute betäubt, wir möchten Dich ſonſt für einen Rebellen halten, der die Truppen des Kaiſers vergiften will, und Dir einen Proceß machen, der ziemlich ſummariſch ausfallen würde.“ Wenige Minuten ſpäter waren ſie auf dem Wege. und am Abend des folgenden Tages übergaben ſie dem Commandanten von Valladolid die ihnen anvertraute Munition. Am nächſten Morgen ſaßen ſie wieder im Sattel, um nach dem Hauptquartiere zurückzukehren. Sie rückten in früher Stunde aus, da Capitän Dubois, der befehlende Offizier, den Weg in einem Tag zurücklegen wollte, der ſie vorher zwei Tage gekoſtet, da die Wagen, die ſie zu escortiren hatten, natürlich den Marſch ſehr verlangſamten. Sie kamen deßhalb vor das Wirthshaus, ehe die Hitze ihren Höhepunkt erreicht hatte, und hielten ihrer Gewohnheit gemäß an, um ſich zu erfriſchen und den Schatten zu genießen; in der Kühle des Nachmittags wollten ſie dann ſich wieder auf den Weg machen. Mehre Meilen waren noch zurückzulegen, ehe ſie Burgos erreichen konnten; borgten ſie jedoch der Nacht noch zwei Stunden ab, ſo konnten ſie den Weg mit ihren friſchen Kräften leicht zurücklegen.

Nachdem ſie vor der Venta gehalten und der Offizier abgeſtiegen war, rief der Sergeant dem Wirthe, er ſolle das Hofthor öffnen, um das Detachement einzulaſſen. Keine Antwort. Er ſtieg ab und trat in das Haus; aber der Wirth, der gewöhnlich der einzige Bewohner war, lies ſich nirgends ſehen. Nachdem man ihm vergeblich in und außer dem Hauſe gerufen, lies der Sergeant ſelbſt die Truppen herein, die, nachdem ſie in wenigen Minuten ihre Pferde unter dem Schoppen angebunden und mit Proviant verſehen, ihren Hunger und Durſt aus den reichlichen Vorräthen, die ſie fanden, nach Kräften ſtillten und ſich mit der tiefen Bemerkung tröſteten, daß ſie, wenn der Wirth nicht zu Hauſe bleibe, um ſein Intereſſe zu wahren, deßhalb noch keinen Grund hätten, gegen das Intereſſe ihres Magens gleichgültig zu ſein.

Einige Stunden ſpäter ſaß ein Dutzend von denen, welche nicht gerade betrunken aber doch etwas „angetrunken“ waren, um einen Weinſchlauch und ſang ein luſtiges Lied, deſſen Refrain la belle France und der Ruhm der großen Armee war, als ihr Geſang eine plötzliche Unterbrechung erlitt. Man hörte das Geräuſch von krachendem Gebälk: ein ſchwaches Täfelwerk, eine Art Hürde, welche über die Hälfte des Zimmers hinging, in dem ſie ſaßen, gab plötzlich nach, und ein Mann ſtürzte kopfüber unter die erſtaunte Gruppe. So plötzlich und unerwartet war ſein Erſcheinen, daß man es anfangs für einen gewaltſamen Ueberfall halten konnte. Die Franzoſen ſprangen unwillkürlich auf und ihre Säbel blitzten aus den Scheiden; aber das Individuum, das ſich ſo plötzlich in ihr Gelage gedrängt, war ſichtbar der erſtaunteſte Theil der Geſellſchaft. Auf ſeine Kniee ſinkend, rief er: „Gnade, Sennores, Gnade! Ich bin Euer armer Diener Joſé, der Wirth der Venta, wie Ihr Euch wohl erinnern werdet. Ich habe nie Jemand gekränkt und liebe die tapfern Franzoſen, Gnade Sennores!“ Man erkannte in ihm auch wirklich ſogleich den Wirth, der ſie zwei Tage vorher ſo trefflich bedient und deſſen Abweſenheit ſie in ſo großes Staunen verſetzt hatte. Sein plötzliches und unfreiwilliges Erſcheinen wurde nun mit einem herzlichen Lachen begrüßt, und die Geſellſchaft that ihm mit einem tüchtigen Humpen ſeines eigenen Weines Beſcheid, während man ihn von allen Seiten über die Urſache ſeines Verſteckes ausfragte. Joſé ſchien eine Zeitlang in großer Verlegenheit, eine befriedigende Antwort auf dieſe Fragen zu finden; zuletzt gelang es ihm jedoch, die Franzoſen glauben zu machen, daß, während er den größten Reſpekt vor ihrer Nation habe, ihn zugleich eine unbegreifliche Furcht anwandle, ſo oft er die martialiſchen Söhne dieſer Nation ſehe; er habe es deßhalb, ſo gern er ihnen Alles gebe, was ſein Haus zu liefern im Stande ſei, für das Geſcheidteſte gehalten, ſich für ſeine Perſon in's Privatleben zurückzuziehen, bis ſie ſeine Schwelle verlaſſen. Die Franzoſen ſchenkten dieſem Vorbringen um ſo williger Glauben, als ſeine Abweſenheit ihm auch die Maſſe deſſen, was ſie gegeſſen und getrunken, verheimlichte, was für die Rechnung ein günſtigerers Quitt lieferte.

Sie forderten ihn deßhalb auf, an ihrem Gelage Theil zu nehmen, und vertieften ſich bald wieder in ihren Weinſchlauchſtudien.

II.

Es dauerte nicht lange, ſo erreichte die Geſchichte der wunderbaren Erſcheinung Joſé's das Ohr des Commandanten. Capitän Dubois war, obgleich kaum über das mittlere Alter hinaus, doch ſchon ein Veteran an Erfahrung. Er hatte von frühſter Jugend in der Armee gedient und war unter den Augen Buonapartes avancirt; wie die Meiſten der Offiziere, welche dieſer General zum Vorrücken auserſehen, verband er großen Scharfſinn, Klugheit und Geiſtesgegenwart mit der außerordentlichſten Tapferkeit: aber wie ſein großer Feldherr und wie der ächte Soldat war er in den Mitteln zu ſeinem Zwecke nicht ſehr wähleriſch; wenn es nur die ſichern waren, ſo beſann er ſich nicht weiter, ihm erſchienen ſie immer dann auch als die guten. Da er die Geſinnungen kannte, mit denen man die große Armee in Spanien betrachtete, und wußte, wie nöthig es ſei, die größte Wachſamkeit zu beobachten, ſo lange man im Herzen eines feindlichen Landes einquartiert ſei, ſo ſchien ihm die Geſchichte mit der ſeltſamen Erſcheinung nichts weniger als Spaß zu machen. Nachdem er eine Zeitlang überlegt, was hier zu thun, nahm er von dem Schlupfwinkel Joſé's Augenſchein. Es war eine Art Bühne, in der man alte Kleider und Gerümpel aufbewahren konnte, die aber einen Mann zu tragen ſicher niemals beſtimmt geweſen. Es wäre jedoch dießmal vielleicht ohne Unfall gegangen, wenn die Dragoner, die ſich in dem Zimmer einquartiert hatten, nicht ihre ſchwere Rüſtung abgelegt, ihre wohlgefüllten Patrontaſchen an die dünnen Hacken der Querbalken gehängt und durch das Gewicht die verfrühte Kataſtrophe herbeigeführt hätten.

Nach dieſer Viſitation kehrte der Capitän in das Zimmer zurück, in dem er gegeſſen hatte, befahl den Wirth zu ſich und fragte ihn anfangs mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit über den Grund aus, weßhalb er ſich bei ihrer Ankunft verborgen habe; Joſé, der unterdeſſen ſeine Faſſung wieder gewonnen, antwortete dem Capitän beinahe daſſelbe, was er den Soldaten geſagt, indem er noch hinzufügte, daß er ſich allerdings ſehr in ſeinen vermeintlichen Feinden getäuſcht, er werde ihnen deßhalb auch künftighin, ſo oft ſie des Weges kämen, alle erdenkliche Aufmerkſamkeit erweiſen. Er wollte ſich gerade wieder entfernen, da er glaubte, den Capitän vollſtändig zufriedengeſtellt zu haben, als das Verhalten des Letzteren der Sache plötzlich eine unerwartete Wendung gab. Der Capitän brach in ein wildes Lachen aus, das dem armen Joſé ziemlich unheimlich in die Ohren klang, während der Blick des Richters bis in ſeine tiefſte Seele zu dringen ſchien: und mit einem Ernſt, der ſeltſam mit der ſcheinbaren Gleichgültigkeit contraſtirte, rief der Capitän: „Dieſe alberne Rede möchte Deinem Zwecke dienlich ſein, wenn Du ſie an einen bartloſen Rekruten richteteſt, ſtatt an einen Mann, der in zehn Feldzügen gefochten. Nein, nein: es muß ein wichtiger Grund ſein, der einen ſpaniſchen Wirth veranlaßt, ſich zu verſtecken und ſein Eigenthum den Händen von Dragonern zu überlaſſen. Aber ich bin nicht an Poſſen gewöhnt und habe auch nicht Luſt, Poſſen mit mir treiben zu laſſen. Merk' deßhalb auf, was ich Dir ſage!“ Damit erhob er ſich von ſeinem Stuhle und trat auf den Wirth zu: „In einer halben Stunde verlaſſe ich den Ort; ich will den Grund wiſſen, weßhalb Du Dich vor meinen Leuten verborgen, ehe ich gehe, ſonſt laſſe ich Dich dort an jenen Baum hängen!“ Dabei deutete er auf eine Buche, die vor dem Fenſter ihre dunkeln Schatten ausbreitete.

Das Geſicht des Schuftes wurde plötzlich leichenblaß. Von Kopf bis zu Fuß überlief es ihn mit einer Gänſehaut, und auf ſeine Kniee ſinkend, ergoß er ſich in Betheurungen und Schwüren, daß er unſchuldig ſei und von nichts wiſſe, was ſeinen ausgezeichneten Freunden, den Franzoſen, irgend welche Gefahr hätte bringen können. Dabei appellirte er an alle Heiligen im Kalender, um die Wahrheit deſſen, was er ſagte, zu bekräftigen. Seine Betheurungen waren jedoch in den Wind geſprochen. Capitän Dubois übergab ihn zweien ſeiner Leute zur Bewachung und ſetzte ſich wieder, um behaglich bei einem Glaſe Wein ſeine Cigarre zu Ende zu rauchen. Als die Hälfte der Friſt abgelaufen war, forderte er den Gefangenen noch einmal zum Geſtändniß auf, erhielt jedoch die frühere Antwort wieder. Der Capitän, ohne ihn einer Entgegnung zu würdigen, wandte ſich um und befahl dem Trompeter, zum Aufbruch zu blaſen, da ſich viele von ſeinen Leuten auf die Straße hinaus begeben hatten. Zehn Minuten waren verfloſſen, als er ſich abermals an ſeinen Gefangenen wandte, und da er dieſelbe Antwort wie früher erhielt, befahl er der Wache, den Gefangenen zu binden und fortzuführen. Dies geſchah augenblicklich, und der arme Joſé ſah, auf der Schwelle ſeiner Thüre ſtehend, die Vorbereitungen, die zu ſeiner Execution gemacht wurden: der Strick hing bereits von dem Baume herab, unter deſſen freundlichem Schatten er ſo oft geſeſſen und den Gäſten ſeines kleinen Wirthshauſes das Glas gefüllt. Da brach ſein Muth, der ſo lange Stand gehalten, zuſammen.

„Gnade, Sennor!“ rief er, „ſchonen Sie mein Leben, Sie ſollen Alles wiſſen!“

„Ich erwartete, daß das Geſtändniß kommen werde,“ antwortete der Capitän kalt.

Er hatte nicht die Abſicht, ſein Urtheil vollziehen zu laſſen, und freute ſich deßhalb um ſo mehr, daß der Wirth geſtändig wurde.

„Sie wollen mein Leben ſchonen, wenn ich alles geſtehe?“ bat der Wirth.

„Ich werde Dich nicht hängen laſſen, falls Du ein offenes und ausführliches Geſtändniß ablegſt; ſollteſt Du aber verſuchen, irgend etwas zu verſchweigen, ſo komme ich ſicher dahinter, und Du ſtirbſt augenblicklich,“ lautete die Antwort.

Um dem Leſer die Enthüllungen verſtändlich zu machen, iſt es nothwendig, Einiges über die Oertlichkeit zu ſagen. Die Stadt Burgos, wohin die Franzoſen zogen, lag ungefähr fünf Meilen von der Venta, wenn man den kürzeſten Weg einſchlug. Der Weg ſelber jedoch war ſehr hügelig, rauh und uneben, und ſelten oder nie befahren; wogegen bei ſchönem Wetter, wenn es Eile hatte, Reiter häufig dieſen Weg einſchlugen, ohne eine beſondere Unannehmlichkeit davon zu verſpüren.

Ungefähr eine Meile von der Venta entfernt, führte ein zweiter Weg nach derſelben Richtung hin: er war weit beſſer angelegt und deßhalb auch mehr beſucht, obgleich die großen Windungen ihn volle zwei Meilen länger machten. Auf dieſem letzteren Wege waren die Dragoner zwei Tage vorher von Burgos gekommen; ſie hatten ihn wegen der ſchweren Munitionswägen gewählt, für welche der kürzere beinahe unfahrbar geweſen, während ſie jetzt wählen konnten, wie der Anführer wollte.

Joſé hatte die Guerillabande von Allem in Kenntniß geſetzt, und der gefürchtete Empecinado, Juan Martin Diez, beſchloß, die Franzoſen, wenn ſie bei einbrechender Nacht des Weges durch die Bergpäſſe kämen, anzugreifen.

Die größte Zahl von Guerillas, über welche Diez disponiren konnte, überſchritt die der Franzoſen um ſo wenige, daß die Ueberlegenheit der Letzteren an Disciplin, Bewaffnung und allgemeiner Ausrüſtung den Sieg leicht in ihre Hände ſpielen mußte, wenn man einen offenen Angriff wagen würde; deßhalb beſchloß der Guerillachef, ſie aus einem Hinterhalt in einer Schlucht zu überfallen. Zu dieſem Ende war es aber durchaus nothwendig, zu erfahren, welchen von beiden Wegen der Feind einſchlagen würde. Um ſich dieſe Kunde zu verſchaffen, ging er in früher Morgenſtunde mit zweien von ſeinen Leuten nach der Venta und verſteckte ſie in einen halbverfallenen Kornſpeicher, der in einiger Entfernung von dem Hauſe ſtand und von Bäumen beinahe ganz bedeckt war. Joſé erhielt dann die Inſtruktion, von den Franzoſen ſo bald als möglich und auf die unverdächtigſte Weiſe herauszubringen, welchen Weg der Anführer einzuſchlagen gedenke, was er dann augenblicklich den beiden Guerillas mittheilen ſollte, die, während die Franzoſen ſich erfriſchten, dem Chef die Nachricht überbringen könnten, ohne irgendwie Verdacht auf den Wirth zu lenken; Diez wollte auf dem Punkte warten, wo die beiden Wege ſich ſchieden, während ſeine Leute mit ihren Pferden auf der Mitte zwiſchen beiden Wegen in einer Art Amphitheater hielten, von wo ſie auf Bergpfaden, die den Franzoſen unzugänglich waren, die verſchiedenen Wege leicht und raſch erreichen konnten. Während der eine Guerilla ſeinem Chef dieſe Nachricht brächte, ſollte der andere verborgen bleiben, damit er, wenn beim Aufbruch noch irgend eine Veränderung in den Abſichten des Offiziers einträte, ſie ihm augenblicklich mittheile, um noch zur rechten Zeit die Dispoſitionen zu treffen.

José erkärte nun dem Offizier, daß er durch Diez' Drohungen gezwungen worden, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen, daß er jedoch nicht wirklich die Abſicht gehabt, an irgend einem Plan Theil zu nehmen, der ſeine ausgezeichneten Freunde, die Franzoſen, hätte zu Schaden bringen können; während er auf der andern Seite, wehrlos und von den ſcharfen Augen der Guerillas beobachtet, es nicht wagen durfte, den Franzoſen das Complot zu verrathen; unter dieſen Umſtänden habe er in der Hoffnung, durch dies Vermeiden jeder directen Theilnahme an dem gefährlichen Handel, den Feindſeligkeiten der beiden Parteien zu entgehen, ſich, wie man geſehen, verſteckt und die Ausfechtung des Streites ihnen ſelbſt überlaſſen.

Was die Pläne und Aufſtellungen des Empecinado betraf, waren die obigen Angaben durchaus richtig. Aber da die „beſcheidenen Leute gewöhnlich von ihren eigenen Verdienſten ſchweigen“, ſo hatte José auch in Beziehung auf ſeine Theilnahme an dem Handel gar manches zu ſagen unterlaſſen. Er hielt es nicht für nöthig, den Capitän Dubois davon zu unterrichten, daß er augenblicks, nachdem die Dragoner vor zwei Tagen ihm aus dem Geſichte waren, die unvorſichtigen Worte des Sergeanten bezüglich der Zeit ihrer Rückkehr durch einen Boten dem Empecinado hatte melden laſſen, wohlwiſſend, daß dieſer mit Freuden die Gelegenheit ergreifen würde, die Truppe zu vernichten.

Nachdem er den Bericht mit der größten Aufmerkſamkeit bis zu Ende gehört, fragte Capitän Dubois:

„Die beiden Spione, von denen Du ſprichſt, ſind alſo in dem Kornſpeicher verſteckt?“

„Ja, Sennor.“

Der Offizier befahl, ihn augenblicklich nach dem Gebäude zu begleiten, während er zugleich zwei von ſeinen Leuten Ordre gab, ihn ſcharf zu beobachten: es gelang den Dragonern, das Haus zu umringen, ehe die Belagerten wußten, daß ſie verrathen worden. Selbſt, nachdem die Soldaten durch den Thorweg gegangen waren, betrachteten ſie ſie noch als müßige Herumſtreicher und lagen ſtill und unbeweglich in ihrem Verſteck; erſt als der Wirth auf den Ort deutete, und man ſie ergriff und an's Licht zog, machten ſie den Verſuch Widerſtand zu leiſten und zu fliehen. Aber es war zu ſpät: nach einem kurzen Kampfe wurden ſie überwältigt, gebunden und nach der Venta geführt. Eine kurze Unterſuchung folgte, in welcher Capitän Dubois die getreuen Guerillas vergeblich zu einem Geſtändniß bezüglich ihres Chef zu vermögen ſich bemühte. Sie blieben ſtumm, oder antworteten auf ſeine Fragen bald mit furchtbaren Verfluchungen, bald mit Behauptungen, die ſo grob nach der Lüge ſchmeckten, daß der Richter, da er die Nutzloſigkeit ſeiner Flüche und Verſprechungen einſah und ſich der kritiſchen Lage, in der er ſich befand, und der ſchon ziemlich vorgeſchrittenen Stunde erinnerte, den Befehl gab, die Guerillas nach dem Hofe zu bringen und dann nach dem Wirthe verlangte. Dieſer erſchien augenblicklich und berief ſich auf das ihm vom Capitän gegebene Verſprechen, während gemachte Zuverſicht mit ſchlecht verholener Angſt in ſeinem Tone und Geſichte um die Oberhand kämpfte.

„Ich verſprach, Dich nicht hängen zu laſſen, wenn Du mir Alles mittheilen würdeſt,“ antwortete der Capitän, „und dies Verſprechen will ich halten. Aber es iſt noch ein kleines Bedenken übrig, das Du in Deinem Geſtändniß ganz überſehen, und ich wünſchte darüber doch Einiges zu wiſſen. Die Truppen, welche von Burgos nach Valladolid marſchiren, bleiben dort gewöhnlich mehre Tage; wie kam es nun, daß dieſer Diez von meiner Abſicht wußte, gegen alle Gewohnheit ſchon heute zurückzukehren?“

Der arme Teufel wurde leichenblaß. Dieſe Frage hatte er nicht erwartet und war deßhalb auch nicht auf eine Antwort gefaßt. Er ſtotterte eine Betheurung ſeiner Unwiſſenheit von der Sache; aber ſein Richter war nicht der Mann, der ſich ſo leicht täuſchen ließ. Er forderte José auf, ihn nach dem Hofe zu begleiten, wohin die verurtheilten Guerillas zur Execution gebracht worden waren, und fragte ſie, wie Diez mit ſeinen Abſichten bekannt geworden. Das Reſultat entſprach ſeinen Erwartungen. Die Spanier, welche glaubten, der Wirth habe ſie freiwillig verrathen, zögerten nicht, ein Geſtändniß abzulegen, das den Verräther mit in das Verderben hineinziehen mußte, während es dem Anführer und ſeiner Sache auf keine Weiſe ſchaden konnte. Wie von einem Geiſte getrieben und auf den unglücklichen Wirth zu deuten verſuchend, riefen ſie zugleich: „Dieſer ſchickte uns die Nachricht.“

„Sie lügen! — ſie lügen,“ brüllte der zitternde Schurke. „Ich wußte ja ſelbſt nichts von ihrer Zurückkunft; wie hätte ich ſollen Diez davon benachrichtigen können?“

„Das iſt nicht wahr,“ ſagte der Sergeant, welcher ſich augenblicklich der Worte erinnerte, der ſich der Wirth zwei Tage vorher bedient. „Ich ſagte Dir ja ſelbſt, wann wir von Valladolid zurückkommen würden und forderte Dich auf, für beſſeren Wein zu ſorgen.“

„Sergeant,“ ſagte der Capitän in ernſtem Tone, „ich beabſichtigte Euch bei der nächſten Gelegenheit zum Vorrücken zu empfehlen; aber der Mann, der ſo wenig Diskretion beſitzt, daß er den Feinden Sr. Majeſtät die beabſichtigten Truppenbewegungen mittheilt, iſt nicht im Stande, ſeine Stellung auszufüllen. Ergreift den Burſchen,“ rief er auf den Wirth deutend, „und gebt ihm, was dem Verräther gebührt.“

„Ihr Verſprechen, Sennor! Ihr Verſprechen!“ rief der Elende.

„Mein Verſprechen war, Dich nicht zu hängen: und obgleich mich Deine Lüge berechtigen würde, Dich an den Baum knüpfen zu laſſen, will ich doch mein Wort, wenn ich's auch einem Hunde, wie Dir, gegeben, nicht brechen. Aber ich werde Dich erſchießen laſſen. Bindet ihn und ſtellt ihn neben die Andern; wenn es auch ſchade iſt, daß ein ſolcher Schuft von den Waffen des Soldaten fällt und in Geſellſchaft ſolcher getreuen Burſche ſtirbt.“

III.

Der unglückliche, aber doppelten Verrathes ſchuldige Wirth wurde augenblicklich gebunden und trotz ſeines Geſchreies von den Dragonern in die oben geſchilderte Stellung gebracht. Wenige Minuten würden ausgereicht haben, die Tragödie zu ſchließen, als man die Wache, welche vor dem Wirthshauſe auf dem Wege aufgeſtellt war, plötzlich „wer da!“ rufen hörte, und ein neuer Handelnder unerwartet auf die Scene trat. Das Ausſehen des neuen Ankömmlings war ungemein überraſchend. Obgleich kaum über die mittlere Größe, zeugte ſein ganzer Körperbau von rieſenhafter Stärke; ſeine breite Bruſt und der ſehnige Nacken ſchienen eher einem Coloſſe anzugehören: ſeine Züge, obgleich groß und grob, waren durchaus nicht unangenehm und trugen das Gepräge eines entſchiedenen und ſtarken männlichen Charakters: der mächtige Eindruck wurde endlich noch durch ſeinen langen kohlſchwarzen und dicken Bart erhöht. Er trug die gewöhnliche Tracht des Landmanns. Als er in den Hof geführt wurde, ſah er mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit um ſich her, als verſtünde er nicht, um was es ſich hier handelte. Capitän Dubois jedoch glaubte auf den Geſichtern der knieenden Guerillas, in dem Augenblicke, als der neue Ankömmling in den Hof trat, ein plötzliches Stutzen bemerkt zu haben, und als ſein Auge auf den Fremden fiel, gewahrte er in ſeinen Mienen den ſtummen Ausdruck des Einverſtändniſſes. Er flüſterte dem Sergeanten einen Befehl zu, und wenige Minuten ſpäter warfen ſich ein halbes Dutzend von den Dragonern auf den Landmann, und trotz der erſtaunlichen Stärke, mit der er ſie anfangs zurückwarf, war er doch bald überwältigt und gebunden.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte der Capitän, als der Gefangene gefeſſelt vor ihm ſtand.

„Ich bin Nicolaus Heraſtas, der Waldbauer,“ antwortete der Andere; „und kam hieher nach dem Wirthshaus, um mein Reiſig dort an Sennor José zu verkaufen! Was habe ich gethan, daß Ihr mich ergreift und bindet?“ Ein großes Bündel von Reiſig, das er auf der Schulter trug, als er in den Hof trat, ſchien ſeine Behauptung zu bekräftigen.

„Kennt Ihr dieſen Mann?“ fragte der Capitän einen von den knieenden Guerillas.

„Wir kennen ihn nicht,“ lautete die Antwort.

„Kennſt Du ihn?“ fragte er den Wirth.

„Si, Sennor, ſi!“ antwortete er.

„Wer iſt er?“

„Juan Martin Diez, el Empecinado.“

„Wie, der Mann, den Du mir als den Anführer der Bande bezeichneteſt, zu welcher dieſe gehören?“

„Derſelbe, Sennor.“

Capitän Dubois ſchwieg einen Augenblick; dann befahl er, die Execution bis zu ſeiner Rückkehr zu verſchieben, und ließ den neuen Gefangenen in das Haus führen.

„Ihr ſeid Martin Diez, den ſie den Empecinado nennen?“ fragte er, nachdem ſie im Zimmer angekommen waren.

„Wenn José die Wahrheit ſpricht, bin ich es; aber ich hätte geglaubt, daß die Männer, die neben ihm knieen, eben ſo viel Glauben verdienen!“

„Ihr beklagtet Euch, daß Ihr ergriffen und gebunden worden. Natürlich wißt Ihr, daß Euer Leben und Eure Freiheit in meinen Händen ſind. Aber ich habe auch die Macht, das eine zu ſchonen, das andere Euch zurückzugeben, und ich bin überzeugt, daß Euch an Beidem viel gelegen.“

„Das Leben iſt den meiſten Menſchen theuer und ich wünſche noch nicht zu ſterben.“

„Dann ſagt mir, über wie viele Leute Ihr gebietet, und führt mich nach dem Orte, wo Ihr ſie verborgen, und ich verpflichte mich, bei der Ehre eines Franzoſen, wenn Ihr mir dieſen Dienſt erwieſen, Euch ungekränkt von dannen ziehen zu laſſen.“

Obgleich kalt und Herr über ſeine Empfindungen, ſchien Capitän Dubois doch nicht wenig aufgebracht, als er ſah, mit welcher Gleichgültigkeit ſein Anerbieten aufgenommen wurde. Mit größter Ruhe entgegnete der Spanier: „Der Empecinado verräth ſeine Kameraden niemals, und wenn ich der bin, von dem Ihr ſprecht, ſo iſt Euer Anerbieten in den Wind geſprochen. Bin ich jener aber nicht, ſo weiß ich nichts und kann nichts enthüllen.“

„Dann komme Dein Blut über Dein Haupt!“ ſagte der Franzoſe, indem er aufſtand, um den Befehl zu geben, ihn fortzubringen. „Verſöhne Dich mit Gott, in fünf Minuten mußt Du ſterben.“

Es war wirklich Martin Diez. Nachdem er mehre Stunden auf dem Platze gewartet, der den Boten angedeutet worden, welche ihm Nachricht aus der Venta bringen ſollten, und nichts von ihnen ſah und hörte, begann er zu fürchten, auf die ganze Beute verzichten zu müſſen. Feſt entſchloſſen jedoch, dieſe nicht ſo leichten Kaufes preiszugeben, wollte er in der Verkleidung eines Waldbauern ſelbſt ſich Kunde von dem Stande der Dinge verſchaffen. Er glaubte dabei keine große Gefahr zu laufen, da ſeine Perſon den Franzoſen gänzlich unbekannt war, und er von Seiten Joſés nicht entfernt an Verrath dachte. Der Erfolg war jedoch wie wir berichteten.

Bei der Verhandlung zwiſchen Capitän Dubois und Diez war ein Mann zugegen, den wir bislang noch nicht bei dem Leſer eingeführt: es war der Sohn des Capitäns, ein edler und hochherziger Junge von ungefähr ſechszehn Jahren, der ſeinem Vater nach Spanien gefolgt und gewöhnlich ſein Begleiter auf dem Marſche war. Obgleich zum Waffenwerke beſtimmt, war er doch noch nicht in die Carrière eingetreten. Man betrachtete ihn jedoch von Seiten der Offiziere und der Soldaten als zum Regimente gehörend, und er hatte bereits nicht allein den Beſchwerlichkeiten, ſondern auch den Gefahren von mehr als einem Feldzuge getrotzt. Der junge Menſch fühlte von dem erſten Augenblicke an das lebhafteſte Intereſſe für Diez, das durch die Kälte und Kühnheit ſeiner Antworten und das feſte Vertrauen, das er auf ſeine Kameraden zeigte, ſich noch geſteigert und ihn zu dem Entſchluſſe vermocht hatte, ſich für das Schickſal des Mannes zu verwenden. „Vater,“ ſagte er und ergriff den Arm des Capitäns, indem er aufſtand, „Du wirſt ihn doch nicht dem Tode weihen wollen?“

„Thörichter Junge, ich muß,“ antwortete der Vater, „warum ſoll ich ſein Leben ſchonen? Wer kann ſagen, welche Gefahr ein entſchloſſener Burſche, wie er, den Truppen des Kaiſers zu bringen vermag? Will er die Rebellen, die er befehligt, ausliefern und in die Reihen des Heeres eintreten, ſo mag er vielleicht einen tüchtigen Dragoner abgeben. Aber das wird er nicht.“

„Mein Vater," fuhr der Junge fort, „Du haſt ja keinen Beweis, daß er der iſt, den Du in ihm vermutheſt. Der Einzige, der ihn dafür ausgibt, iſt von Dir ein Verräther und Lügner genannt worden. Schone ihn wenigſtens für den Augenblick und nimm ihn nach dem Hauptquartiere mit."

„Ich zweifle nicht im geringſten, daß es Diez iſt," ſagte Capitän Dubois, „und ich kann mich nicht mit Gefangenen bebürden, namentlich wenn wir in der Dunkelheit durch ſolche gefährlichen Päſſe zu gehen haben, und nicht wiſſen, wo wir mit den Rebellen handgemein werden. Seine Zeit iſt gekommen." Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, um die Wache zu rufen, die den Gefangenen nach dem Hofe bringen ſollte.

Aber Diez hatte in dem Auge des jungen Mannes Mitleid leuchten ſehen: und obgleich jeden Augenblick gefaßt, ſein Leben auf das Spiel zu ſetzen, wollte er doch kein Mittel ſich zu retten unverſucht vorübergehen laſſen. Er befand ſich einen Augenblick allein mit dem jungen Dubois und eilte dies zu benützen. Eine Wache ſtand vor der Thüre, aber wenn er leiſe ſprach, konnte man ihn nicht hören. „Junger Mann," ſagte der Guerillaanführer, „Ihr habt gezeigt, daß Ihr ein Herz beſitzt. Wolltet Ihr die letzte Bitte eines ſterbenden Mannes erfüllen und ſeine letzten Augenblicke erleichtern, wenn es Euch keine Gefahr und keine Verlegenheit bringen kann?"

„Wie kann ich Euch dienen?" fragte der junge Mann mit ſichtlicher Theilnahme.

Der Guerilla wandte ſich um, um die mit Blut bedeckten Hände zu zeigen; die Stricke, mit denen er gebunden war, ſchnitten ihm in's Fleiſch und verurſachten ihm wohl großen Schmerz. „Zerſchneidet ſie," ſagte er. „In einigen Minuten wird es nichts mehr zu bedeuten haben, ob ich gebunden oder los bin; befreit mich von dieſer Tortur und nehmt den letzten Segen eines ſterbenden Mannes."

Der junge Franzoſe nahm ein Meſſer vom Tiſche, an welchem er und ſein Vater einige Erfriſchungen genoſſen, zerſchnitt die Stricke und legte das Meſſer wieder nieder; der Gefangene hielt ſeine Arme in derſelben Lage, um zu verheimlichen, was geſchehen. Eine Minute ſpäter wurde er in den Hof geführt und mußte, wie die Andern niederknieen, um den tödtlichen Schuß zu empfangen.

Um das Folgende zu verſtehen, müſſen wir hier erklären, daß der Hof, ein Viereck, vorne durch das Haus geſchloſſen war; auf der einen Seite befanden ſich Schoppen für die Pferde, auf der andern Seite eine hohe Mauer mit dem Thore, und im Hintergrund eine ſteile Anhöhe von zwölf bis fünfzehn Fuß, an die ſich ein Wald anſchloß, welcher einige Meilen in der Runde ſich ausbreitete. Auf der offenen

Seite des Hofes knieeten die Gefangenen; die Dragoner, welche die Execution zu vollziehen hatten, ſtanden ungefähr auf zehn Schritte Entfernung ihnen gegenüber.

Der Offizier hatte ſeinen Platz auf der einen Seite der Linie genommen, welche die Feuernden bildeten, und mit Ausnahme des Gejammers des Wirthes war ringsumher Todesſtille. Der Befehl des Commandanten ertönte und die Soldaten machten ſich „fertig". Wiederum erſcholl ſein Befehl: „Schlagt an!" Zum dritten Male wurde commandirt: als aber die Lippen des Offiziers ſich öffneten, um das furchtbare „Feuer!" auszuſprechen, warf ſich Diez, der die Bewegung der Muskeln ſeines Geſichtes beobachtet hatte, flach auf die Erde; die Salve ertönte. Drei Männer ſtürzten leblos zu Boden, und die drei für den Vierten beſtimmten Kugeln flogen einen Fuß hoch über ſeinem Kopf weg; er ſprang auf die Füße, und mit dem wilden Schrei: „Venganza!" ſprang er auf den Wall und war in wenigen Secunden aus dem Geſichte der Soldaten.

Einen Augenblick waren die Franzoſen, Offiziere und Soldaten, ſo beſtürzt über dieſe Flucht des Spaniers, daß ſie ſich nicht von der Stelle bewegten. Alsbald aber ertönte der Befehl des Commandirenden und ein „Verfolgt ihn!" brachte ſie wieder zur Beſinnung. „Verfolgt ihn," rief der Capitän, „ſchießt oder haut ihn nieder! Keine Gnade für den Rebellen."

Ihm zu folgen, war jedoch kein Leichtes, und ihn zu ſchießen oder niederzuhauen war noch viel ſchwieriger. Die Feuernden hatten ihre Carabiner bereits abgeſchoſſen, und Diez war weit davon bis ſie geladen: die übrigen Soldaten, die abgeſeſſen waren, hatten ihre Feuerwaffen an den Sattel befeſtigt; ſie loszumachen, koſtete natürlich einige Zeit. Die Wenigen, welche raſch genug zu ihren Gewehren gekommen, hatten mit ihren langen Sporen, Säbeln und der ſchweren Dragonerausrüſtung zu kämpfen, und konnten daher nur langſam durch das Gebüſch vordringen. Capitän Dubois ſah ein, daß das Unternehmen keinen Erfolg haben konnte, und ließ deßhalb zum Aufbruch blaſen. Er dachte wohl auch an die Schwierigkeiten, die er auf dem Wege nach Burgos noch zu bekämpfen haben würde; wenn auch ein tapferer Degen, wie das Heer des großen Kaiſers nur immer einen beſitzen mochte, unterſchätzte er doch die Gefahr nicht, die ihn einem Feinde gegenüber erwartete, deſſen Größe er nicht kannte, und der ihn im Dunkel des Waldes ſo leicht überfallen könnte.

Zum Glück für den armen Jungen, der die Bande des Gefangenen gelöst, war der Vater ſo ſehr mit der weiteren Expedition beſchäftigt, daß er nicht daran dachte, wie es dem Guerilla gelungen ſein könne, die Hände frei zu machen, ſonſt möchte ihn leicht in Burgos ein

Arreſt erwartet haben, wenn er auch noch nicht in den Reihen der Soldaten ſtand.

Nach einigem Bedenken entſchloß ſich Capitän Dubois, den längeren Weg zu wählen, der bei weitem der beſſere war, und ihn bei einem Angriffe die Vortheile militäriſcher Disciplin leichter entfalten ließ. Er ſtellte an die Spitze und an den Schluß der Truppe einen Vor- und Nachtrab und befahl zum Abmarſch. Der Empecinado war ohne Zweifel nicht im Stande, ſeine Bande zur rechten Zeit zu erreichen, und da er einſah, daß nun eine Ueberrumpelung unmöglich, gab er das Unternehmen auf; ſo erreichten die Franzoſen Burgos um Mitternacht, ohne ein weiteres Abenteuer, das in dieſer Erzählung der Erwähnung verdiente.

IV.

Drei Jahre waren ſeit den Ereigniſſen verfloſſen, die wir ſoeben erzählt, und die untergehende Sonne ergoß ihr mildes Licht, wie einen Strom geſchmolzenen Goldes, über die Maſſe der Verwundeten und Lebloſen, welche auf den Gefilden von Salamanca zerſtreut lag, als der Vorhang vor dem zweiten Acte dieſes Dramas aus dem wirklichen Leben aufging. In der Zwiſchenzeit war der junge Dubois in die Reihen der Armee getreten und befehligte nun die Truppe, bei der ſein Vater früher Capitän geweſen. Der Letztere war indeſſen Oberſt geworden und hatte ſein Regiment in die Schlacht geführt.

Die Einzelheiten dieſes merkwürdigen Tages gehören der Geſchichte an und müſſen eine beſondere Schilderung finden. Wir haben es hier nur mit einer Epiſode zu thun. Obgleich der Kampf noch nicht aufgehört, war doch die Schlacht bereits entſchieden: die Trümmer der noch vor wenigen Stunden ſo glänzenden franzöſiſchen Armee waren in voller Flucht, ihr General Marmont ſelbſt unter den Verwundeten; die Reſte der Cavallerie ſammelten ſich, um den Rückzug zu decken, während Oberſt Dubois mit ſeinem Regimente die hinterſte Stellung einnahm, was um ſo ehrenvoller war, da es die größte Gefahr mit ſich brachte.

Ehe er das Schlachtfeld verließ, wollte der Oberſt noch eine Batterie von vier Kanonen, welche die Engländer genommen, dieſen wieder entreißen, und hatte bereits umgewandt, um ein Blutbad unter den Siegern anzurichten. Obgleich immer vorne an und laut commandirend, war er den Gefahren des blutigen Tages bislang glücklich entgangen. Die Reihen ſeiner Leute waren bedeutend gelichtet; aber

„furchtlos und treu“

gehorchten ſie noch immer dem Schlachtruf ihres tapfern Anführers und brausten mit ihren Roſſen in den Kampf. Die brittiſche Artillerie ließ ſie ſo nahe kommen, daß ſie mit einigen Sätzen neben den Kanonen geweſen wären. Dann erſt ſetzten ſie die Lunten an. Die mörderiſche Salve donnerte in die Reihen, deren vorderſte im vollen Sinn des Wortes von den Kugeln niedergemäht wurde; Mann und Roß ſtürzten unter dem furchtbaren Geſchütz, und dieſelbe Kugel durchbohrte den Hals des Pferdes von Oberſt Dubois und dann ſeinen Reiter, deſſen ruhmvolle Laufbahn auf dem Felde der Ehre ſchloß. Ein Infanterieregiment, das unmittelbar hinter den Kanonen aufgeſtellt war, ſandte nun ſeine Salven in die durchbrochenen Reihen, und ehe der Rauch ſich verzogen, ſprengte die engliſche Cavallerie den Abhang herab, ſtürzte wie ein Wirbelwind den Fliehenden nach, und hob noch manchen aus dem Sattel, den ſein Roß nicht im Fluge davontrug.

Durch einen Kartäſchſchuß, der ſeine Schläfe geſtreift hatte, betäubt, und bei jeder Bewegung aus einer Säbelwunde blutend, war der junge Dubois an einen verlaſſenen Platz des Schlachtfeldes gelangt, ehe ihn vollſtändige Bewußtloſigkeit umnachtete. Es war eine erſchütternde Scene, die ſich ſeinem Blicke darbot. Weit und breit war alles mit den Trümmern der geſchlagenen Armee bedeckt; aus der Ferne hörte man das Knattern der Musketenſalven, das Dröhnen der Trompeten, den Donner der Kanonen und die ſchrille Muſik der Bügelhörner, die auf eine heftige Verfolgung der Beſiegten ſchließen ließ; jeden Augenblick ſank Einer, den die Liebe zum Leben bis hieher aufrecht erhalten, neben ihm nieder.

Capitän Dubois fühlte an der zunehmenden Schwäche, die der Blutverluſt herbeiführte, daß er ſich nicht länger im Sattel werde halten können. Aber was hatte er zu gewärtigen? Er wagte es nicht, die Ankunft der ſiegreichen Truppen zu erwarten, die in ihrer Kampfestrunkenheit Alles niedermachten, und ein Aſyl in der Wohnung eines Landeseingebornen ſuchen, hieß ſich in die Hände derer übergeben, die nur Rache kannten. Er warf einen verzweiflungsvollen Blick um ſich her, und gewahrte unfern vom Weg eine halbzuſammengeſtürzte Hütte, die gänzlich verlaſſen ſchien. Bei genauerer Unterſuchung fand er, daß ſie urſprünglich für Vieh beſtimmt war; da er aber ſah, daß ſie ſeit längerer Zeit nicht benützt worden, wählte er ſie zu ſeinem Lager und Schlupfwinkel, führte ſein Pferd durch die Thüre und traf Anſtalten, die Nacht hier zuzubringen. Nachdem er die Wunde an ſeiner Seite, ſo gut es ging, verbunden — die an ſeinem Kopfe war nicht bedeutend — entſchloß er ſich, wenn er am andern Tage nicht im Stande wäre, ſich einen neuen Schlupfwinkel zu ſuchen, die nächſte Truppe brittiſcher Soldaten aufzuſuchen und ſich ihnen auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Die erſchöpften Kräfte drängten nach Ruhe, und bald ſenkte ſich tiefer Schlaf auf ſeine Glieder.

Mehre Stunden waren verfloſſen, während welcher er trotz ſeiner Wunden eines erquickenden Schlafes ſich erfreute, als er plötzlich von Roſſesſtampfen und menſchlichen Stimmen aufgeweckt wurde. Der Mond war hinabgeſunken und der Morgen graute noch nicht. Er hatte kein klares Bewußtſein von dem, was um ihn her vorging; Freunde konnte er nicht erwarten, und die ſanguiniſchſte Hoffnung ſpiegelte ihm die Möglichkeit vor, es könnte eine Truppe Engländer ſein. Die erſten artikulirten Töne benahmen ihm aber auch dieſen Schein von Hoffnung: man ſprach ſpaniſch und der Franzoſe wußte wohl, was er von Spaniern zu erwarten hatte. Sein Schickſal hing von dem Zufall ihres Eintretens ab. Kurze Zeit genügte, dies zu entſcheiden. Man ſchlug Licht und ein Mann, der eine Fackel trug, trat in die Hütte. Sein Schrei, als er die glänzende Uniform des Franzoſen ſah, rief ſeine Kameraden herein, und Dubois ſah ſich inmitten einer Guerillabande.

Er nahm ſich ſo viel er konnte zuſammen und begegnete mit der kälteſten Stirne ihren Blicken: gefaßt antwortete er auf alle Fragen, die an ihn gerichtet wurden. Dann trat die Bande zuſammen und ſprach leiſe mit einander, ſo daß er nur wenige Worte von dem, was geſprochen wurde, verſtehen konnte. Sie zerſtreuten ſich darauf in verſchiedenen Richtungen von dem Gebäude und ſchienen den Tag erwarten zu wollen: der Gefangene fühlte indeſſen wenig Neigung, noch ferner zu ſchlafen.

Die Sonne war endlich am Himmel heraufgeſtiegen, als die Guerillas ſich regten. Sie führten Dubois' Pferd heraus, befahlen ihm zu folgen und aufzuſteigen. Er war herausgetreten, und hatte den Verſuch gemacht, dem letztern Befehl zu gehorchen, wodurch ſeine Wunde auf's Neue zu bluten begann, als plötzlich ein Reiter herbeiſprengte und bei der Bande abſtieg. In den ſtark markirten Geſichtszügen und der kräftigen, nervigen Geſtalt des neuen Ankömmlings glaubte Dubois einen Mann zu erkennen, den er ſchon einmal geſehen; wann und wo jedoch konnte er ſich nicht erinnern, auch konnten ſich ſeine Gedanken nicht lange damit beſchäftigen. Seine Tracht und Bewaffnung unterſchied ſich wenig von den übrigen Männern, nur war ſie etwas reicher und feiner gearbeitet: er trug Piſtolenholſter am Sattelknopfe und Säbel und Karabiner, und ſeine Tracht hatte etwas mehr militäriſches Gepräge. Nach der Begrüßung fragte er, wo ſie den Franzoſen aufgegriffen und weßhalb ſie ihm aufzuſitzen geſtatteten.

„Wir fanden ihn hier, wohin er ſich geſtern nach der Schlacht geſchleppt," antwortete ein großer, gebräunter Burſche, deſſen dunkle Augen wie Kohlen glühten, während er auf ſein Opfer blickte; „wir wollen ihn an denſelben Baum knüpfen, an den ſeine Landsleute meinen Vater letzte Woche gehängt."

„Aber ſeht Ihr denn nicht, daß er höchſtens noch einen halben Tag leben kann?“ fragte der Andere. „Auch iſt es beſſer, er geht zu Fuß; ich brauche Euch nothwendig für andere wichtigere Dienſte, als die Eskortirung eines Verwundeten.“

„So haltet,“ rief der Erſtere ſeinen Kameraden, „und ich will dem Franzoſen den Garaus machen.“

Die Gruppe trat auseinander und ließ den Mann mit ſeinem Opfer Angeſicht gegen Angeſicht, ſechs Schritte auseinander. Bei dem Weggang aus der Hütte hatte man den Tſchako vergeſſen, und wie er nun ſo daſtand mit unbedecktem Haupte, den Todesſtreich erwartend, fielen die glühenden Strahlen der Morgenſonne auf ſeine Geſichtszüge, und ließen jede Muskel und Linie ſeines Antlitzes hell in's Licht treten. Der Spanier nahm den Carabiner, den er auf dem Rücken trug, blickte Dubois einen Augenblick in's Geſicht und hob die Waffe an ſeine Schulter. Einen Moment lang, während er auf die ſchöne Stirne des Franzoſen zielte, waren Waffe und Arm unbeweglich, wie aus Marmor; bereits krümmte ſich der Finger und im nächſten Augenblick hätte der Inhalt das Gehirn ſeines Opfers zerſchmettert; da rief plötzlich der neue Ankömmling mit herzerſchütternder Stimme: „Halt!“ Auch dieſes Wort wäre zu ſpät gekommen, wenn er es nicht mit einem Streich auf die Waffe ſecundirt hätte, der die Kugel mehre Fuß über dem Haupte des Gefangenen hinfliegen ließ.

„Was wollt Ihr, Juan Martin Diez?“ rief der verdutzte Spanier ärgerlich. „Weßhalb unterbrecht Ihr den Lauf der Gerechtigkeit und zwingt mich zum zweiten Male zu laden, während eine Ladung genügt hätte.“

„Es müßte mich Alles täuſchen,“ antwortete Diez — denn es war wirklich der Empecinado — „der junge Herr da und ich ſind alte Bekannte — alte Freunde — und wenn dem ſo iſt, darf ihm kein Haar gekrümmt werden. Wie heißen Sie, junger Mann?“ fragte er.

„Dubois.“

„Ha, ich dacht' es doch. Hat Ihr Vater eine Stellung in der franzöſiſchen Armee?“

„Bis geſtern Abend. Ihm ward ein ſchöneres Schickſal als mir. Er ſtarb auf dem Schlachtfelde.“

„Wie lange waren Sie in der Armee?“

„Ich begleitete meinen Vater viele Jahre lang, ehe ich in die Armee trat, was vor etwas mehr als zwei Jahren geſchah.“

„Genug,“ ſagte Diez, ſeine Hand ergreifend, und erzählte der aufmerkſamen Gruppe in aller Kürze die Geſchichte, welche vor beinahe drei Jahren ſich ereignet, und wie er auf dieſe Weiſe dem jungen Mann zu unauslöſchlichem Danke verpflichtet ſei.

Der Spanier, der einen Angriff auf das Leben Dubois' gemacht, hörte ihm mit ſchlecht verhehlter Ungeduld zu. „Und Du glaubſt," rief er, als dieſer zu ſprechen aufgehört, „ich werde es dulden, daß Du oder irgend ein Anderer mir verbiete, meine Rachelust zu kühlen? Der Gefangene gehört mir — nicht Dir; und ich werde mit ihm verfahren, wie es mir beliebt, ohne Dich um Erlaubniß zu fragen."

„Wie, Tomas," antwortete der Empecinado, „Du haſt doch gehört, daß ich ihm mein Leben ſchulde, und ich bin entſchloſſen, ihm die Schuld heimzuzahlen. Er iſt allerdings Dein Gefangener; tritt den armen Jungen aber an mich ab, und ich will Dir ein halbes Dutzend von ſeinen Landsleuten ausliefern, ehe die Woche um iſt."

Ein Augenblick unheimlichen Bedenkens folgte, in welchem die Milde von Diez und die zunehmende Wildheit von Tomas ſeltſam contraſtirten. Der Letztere ſtürzte plötzlich auf Dubois zu, und über ſeinem Haupte blitzte im ſelben Augenblick das lange zweiſchneidige Meſſer, das er wie die meiſten ſpaniſchen Guerillas im Gürtel trug. Ehe es zum blutigen Werk ſich ſenken konnte, ergriff Diez ſeinen Arm und hielt ihn wie mit einer Klammer feſt.

„Tomas," ſagte er mit ruhigem aber ernſtem Tone, während ein unheimliches Zucken über ſeine Stirne fuhr, „um unſrer alten Freundſchaft willen, laß das Meſſer ſinken."

Ein erfolgloſer Kampf, ſeinen Arm von dem eiſernen Griffe zu befreien, war die einzige Antwort. „Tomas," ſagte Diez in etwas lebhafterem Tone, „wir waren von Kindheit an Freunde und es würde mich ſchmerzen, Dir ein Leid thun zu müſſen. Ich ſage Dir noch einmal, laß das Meſſer: ich werde Dir's nicht wiederholen."

„Nein;" ſchrie der Gegner, „nicht eher, bis es eine Scheide in der Bruſt eines Franzoſen gefunden."

Diez preßte und drehte die Hand des Guerilla mit ſo furchtbarer Gewalt, daß er das Meſſer unter gräßlichem Aechzen fallen ließ. Diez ließ ihn nun los und ſeine Hand ſank kraftlos an ſeiner Seite herab.

„Nun, mein Freund," ſagte der Empecinado zu dem Franzoſen, der beinahe fünf Minuten auf der Schwelle der Ewigkeit geſtanden und ſchauernd in den Abgrund geſchaut, welcher vor ihm gähnte, „was ſoll ich thun, um Ihnen zu dienen? Befehlen Sie über mich."

Als der Letztere ſeiner Gefühle endlich wieder Herr war, antwortete er: „Bringt mich nach dem nächſten Poſten der Britten. Dort werde ich ſicher ſein und Heilung für meine Wunden finden."

„Aber Sie ſind ja dort Gefangener," antwortete ſein Retter. — „Vertrauen Sie ſich vor der Hand meiner Fürſorge an. Man wird Alles für Sie thun, und Sie, wenn Sie wieder gehen können, nach einem Poſten von Ihren eigenen Truppen diesſeits der Pyrenäen bringen.

Fürchten Sie dieſe Männer nicht," fügte er hinzu, als er den mißtrauiſchen Blick ſah, den Dubois auf die umherſtehende Bande warf. „Jeder von ihnen würde ſein Leben für die Vertheidigung des Mannes wagen, den der Empecinado ſeinen Freund nennt."

„Viva el Empecinado!“ „Viva el Francese!“ erklang es von allen Seiten und beſtätigte die Worte des Guerillachefs. Dubois zögerte nicht länger: ſein neuer und mächtiger Freund brachte ihn mit all' der zärtlichen Fürſorge, die ſein Zuſtand erheiſchte, nach einer Pächterwohnung, wo man ſich beeiferte, die Wünſche des Empecinado zu erfüllen. Nachdem man ſeine Wunden verbunden und ihm eine einfache, aber kräftige Koſt vorgeſetzt, brachte man ihn in ein niedriges, behagliches Zimmer, wo ein erquickender Schlaf die düſtern Bilder der letzten vierundzwanzig Stunden bald verſcheuchen ſollte.

Ehe ſich Dubois zur Ruhe begab, fragte ihn Diez über die Lage des Schlachtfeldes und den Kampf aus, bei welchem ſein Vater am vorhergehenden Tage gefallen war; dann drückte er ihm die Hand und verließ ihn mit der Verſicherung, daß er ganz ruhig ſchlummern könne, ohne etwas befürchten zu müſſen.

Was weiter geſchehen, erzählen die nächſten Blätter.

(Fortſetzung folgt.)

Feuerwerker Wortmann.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortſetzung.)

Drittes Kapitel.

Von den neuen Verhältniſſen meines elterlichen Hauſes, auch von meinen Lehrjahren, in welchen der Zukunft des Majors nicht vergeſſen wird.

Das Grenzſtädtchen, in welches mein Vater verſetzt wurde, war klein, lag aber in einer ſchönen Gegend am Fuß eines Gebirgszuges, auf deſſen Höhen die Grenzen des Nachbarſtaates mit den unſrigen zuſammenſtießen. Der ehemalige Feuerwerker Wortmann trug nun ſtatt der blauen Uniform mit ſchwarzem Kragen eine von grünem Tuch mit blauen Aufſchlägen, und hatte zur Bewaffnung eine Art Hirſchfänger, ſowie eine gute Kugelbüchſe, mit deren Behandlung ihn der herrſchaftliche Jäger eines benachbarten Gutes, der ebenfalls gedient hatte, vertraut machte.

Dieſer Jäger zeigte ſich überhaupt den Steueraufſehern ſehr geneigt und hatte dazu auch doppelt ſeine guten Gründe; denn wenn die Grenze, an der wir uns befanden, von Schmugglern auch nicht häufig übertreten wurde, da ſich keine bedeutende Stadt in der Nähe befand, ſo luden die prächtigen Wälder und übrigen Jagdgründe, welche den Gebirgszug bedeckten, allerlei unbefugte Jagdliebhaber ein, ſich einen ſtattlichen Hirſch oder fetten Rehbock auf unrechtmäßige Weiſe zuzueignen. Gegen dieſes Getreibe nun wurden die Forſten nach ſtillſchweigender Uebereinkunft mit der benachbarten Gutsherrſchaft von den Steuerbeamten ebenfalls geſchützt, was denn Manchen derſelben hie und da eine kleine unſchuldige Annehmlichkeit gewährte, ſei es durch Verlaufen eines Haſen in unſere

Küche oder durch ein paar Feldhühner, die, wie meine Mutter behauptete, durch den Schornſtein hereingeflogen waren.

Mein Vater war bei ſeiner bekannten guten Haltung und der muſterhaften Sorgfalt, die er auf den Anzug verwendete, bald im ganzen Städtchen geſchätzt und geliebt. Als ehemaliger Unteroffizier von der Artillerie beſaß er auch ſo manche Kenntniſſe, die den guten Leuten hier zu Statten kamen; er konnte Raketen anfertigen, farbige Feuer, ſtrahlende Sonnen und koloſſale Schwärmerbüchſen, Sachen, die namentlich beim Geburtstag des Königs, welcher im Städtchen mit unerhörter Pracht gefeiert wurde, von großer Wirkung waren. Auch war es natürlich, daß der ehemalige Feuerwerker es vortrefflich verſtand, taugliche Subjekte zu Bedienung der kleinen Böller-Batterie heranzubilden, woher es denn kam, daß er von den zwei Bürgergeſellſchaften, die „Concordia“ und die „Reſſource,“ welche ſich in Feierlichkeiten bei dem Allerhöchſten Geburtstag überboten, zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Dieſe angenehme geſellſchaftliche Stellung wirkte auf meine Mutter höchſt erfreulich ein, und die Frau Steueraufſeher Wortmann, welche nicht umſonſt in einer großen Stadt gelebt, wußte ſich einen ganz beſondern Anſtand zu geben, und wurde ſchon nach einem halben Jahre den Honoratioren des Bürgerſtandes beigezählt. Da ſie ſich nicht mehr wie ſonſt in der Kaſerne vom frühen Morgen an brauchte ſehen zu laſſen und ihrem Geſchäfte vorzuſtehen, ſo verwandte ſie mehr Sorgfalt auf ihren Anzug, wenn ſie öffentlich erſchien, und wenn auch wir im ſtillen Familienkreiſe nach wie vor das Glück hatten, ſie, wie Unteroffizier Poltes zu ſagen pflegte, als Vogelſcheuche zu ſehen und ſehr defekte Schlafröcke van zweifelhafter Farbe und noch zweifelhafterer Reinlichkeit zu bewundern, ſo ſahen ſie die Bewohner des Städtchens nur ſehr geputzt, in guten Kleidern, namentlich aber in ſauber aufgeſteckten Hauben, mit langen bunten fliegenden Bändern, welcher Kopfputz ihre Hauptleidenſchaft war.

Was nun meine kleine Perſon anbelangt, ſo wurde dieſelbe begreiflicher Weiſe Tag für Tag größer und ſtärker, und wenn mich auch in der erſten Zeit gewaltige Sehnſucht nach den Freuden des Kaſernenplatzes und Geſchützſchuppens bewegte, ſo fing ich doch auch in kurzer Zeit an, mich in dem kleinen Grenzſtädtchen heimiſch zu fühlen. Man muß übrigens nicht glauben, daß ich das frühere Soldatenleben vergeſſen, daß ich der blanken Miranda, des guten Poltes, ſowie der Geheimniſſe der düſteren Montirungskammer mit weniger Liebe gedacht. — Gewiß nicht! Dieſe angenehmen Erinnerungen an meine Kinderjahre bewahrte ich feſt im Herzen, und um ſo mehr, da ich ja dazu beſtimmt war, nach einigen Jahren ſelbſtthätig und mitwirkend wieder in das Militär einzutreten. Ob ich eigentlich große Luſt dazu hatte, wollte mir nicht recht klar werden, und glaube ich faſt das Gegentheil verſichern zu können, denn oftmals, wenn ich an die dumpfen Kaſernenſtuben dachte, an die Betten mit den harten Strohſäcken, an Exerciren bei Kälte und Schnee, das ich Alles mit angeſehen, ſowie an Wache und Arreſt, ſo fühlte ich ein eigenthümliches, faſt ſchmerzliches Zucken in meinem Herzen und konnte oftmals den Gedanken haben, ein anderer Lebensberuf, ein anderer Stand ſei auch nicht zu verachten.

Dagegen waren es immer wieder die Briefe meines alten Freundes, des Unteroffizier Poltes, der häufig an meinen Vater ſchrieb, welche die Luſt zum Soldatenleben wieder in mir rege machten. Poltes hatte ebenfalls die Batterie verlaſſen, da aber ſein Geſundheitszuſtand ſich mehr und mehr verſchlimmerte, er auch mit der Feder außerordentlich gut umzugehen wußte, ſo hatte man ihn auf ein Steueramt zum Schreiben commandirt, und da ſaß er nun hinter angelaufenen Scheiben, vor ſich einen ſchmalen Hof mit ſchwarzen Brandmauern, am Ende ſeiner Feder kauend und dachte an die Kaſerne, an die raſſelnde und glänzende Batterie und an die dreifache Garnitur-Montirungsſtücke, die er einſtens commandirt. In ſolchen Seelenzuſtänden ſchrieb er an meinen Vater und dachte dabei an mich. „Was macht der Major? Hoffentlich wird der Junge groß und ſtark, lernt etwas Tüchtiges und gibt mir bald ſelbſt die Meldung, daß ich mich nach einer Batterie für ihn umſehen ſoll. Das thu' ich nun freilich für mich ſchon oft genug, es will ſich aber immer noch nichts Paſſendes finden. Daß unſer Hauptmann als Major in den Ruheſtand verſetzt worden iſt, haſt du hoffentlich gehört. Sie haben einen neuen, ziemlich jungen Kapitän von der Hauptſtadt herüber geſchickt, was unſern Premier-Lieutenant und den Herrn Lieutenant v. Schwenkenberg ſo empörte, daß Beide um ihre Verſetzung einkamen. Dies iſt ihnen denn auch, aber nicht in Gnaden, bewilligt worden, der Erſte wurde zur Feſtungs-Compagnie nach J. verſetzt, wo er ſeinen ewigen Groll an den Mauern der Citadelle auslaſſen kann; der Lieutenant v. Schwenkenberg aber nach D. und wird noch langſamer und ſchwerfälliger im Reden ſein, als bisher."

„Mir geht es nicht beſonders, alter Freund," hieß es an einer anderen Stelle; „iſt mir doch gerade, als wenn ich verdammt wäre zu einem ewigen Gefängniß, und wenn ich einmal zum Sterben komme, was nächſtens geſchehen wird, ſo muß ich dahin gehen im Staube von Aktenbündeln, und hätte doch ſo gerne meinen letzten Blick auf ein Geſchützrohr fallen laſſen, auf eines, das gerade zufällig ſo herrlich in der Sonne funkelt. Ach! die Jugendzeit war prächtig und kommt mir jetzt mehr als je in meinen Träumen vor. So ein Morgen in Duft und Glanz, wenn wir luſtig ſangen und die Pferde ſchnaubten, und die Geſchütze ſo dumpf auf der Landſtraße dröhnten! Oder wenn es dahin ging in tollem Jagen, eine Anhöhe hinauf, hinter welcher der Feind ſtand: — — Batterie — h-a-a-a-alt! — — Ja, Batterie halt! wird mir auch bald vom oberſten Chef ſämmtlicher Kanoniere zugerufen werden, und über dieſen wichtigen Moment habe ich meine letzten Beſtimmungen teſtamentariſch niedergelegt. Man ſoll mir ein hölzernes Kreuz machen von zwei Geſchützröhren, und daß du das beſorgſt, dafür bürgt mir deine alte Freundſchaft. — Meinen Lebenslauf vor Augen laß den Major nur was Tüchtiges lernen; er muß die Epauletten bekommen und ſpäter einmal eine Batterie commandiren. An mich denken wird er häufig genug, deß bin ich von ihm überzeugt, denn auf der ganzen weiten Welt wird ſich Niemand ſo über ſein Glück freuen wie ich. Ja, wenn er einmal die Epauletten hat, und beſucht mich, der ich dann unter dem bezeichneten Kreuz liege, ſo werde ich es fühlen, trotz ſechs Schuh Erde und trotzdem mir ſchon Gras und Baumwurzeln in die Ohren gewachſen ſind."

Durch ähnliche Talente, wenn auch in kleinerem Maßſtabe, wie mein Vater ſie beſaß, hatte ich mir in kurzer Zeit die Liebe meiner Schul- und Spielkameraden erworben. Mit den Rädern eines alten Pfluges, auf dem ein Stück hölzerner Brunnenröhre befeſtigt wurde, hatten wir ein außerordentlich ſchönes Stück Geſchütz hergeſtellt, das ich natürlicher Weiſe Mirända taufte und vermittelſt welchem ich meinen Spielkameraden das Artillerie-Exercitium beibrachte. Auch die Geſchenke der Kanoniere, bei meinem Abgang aus der Kaſerne, wurden auf's Zweckmäßigſte verwendet, und die alten Montirungsknöpfe, Sporenräder, namentlich aber die Säbelquaſten verſchafften mir manche feſte und nutzenbringende Freundſchaft. Ueberhaupt wurde ich von meinen Kameraden als Kind eines Soldaten und als beſtimmt, einſtens ſelbſt den Säbel zu tragen und ein Geſchütz zu führen, mit einer gewiſſen Hochachtung, ja Ehrfurcht betrachtet. Auch ging hier ſchon die Prophezeiung der Madame Hammer, welche meinem Eintritt in die Welt Vorſchub geleiſtet, theilweiſe in Erfüllung, denn die Knabencompagnie hatte mich zu ihrem Major ernannt, welche Stelle ich mit dem möglichſten Anſtand auszufüllen mich beſtrebte. Meine Mutter war über dieſe Auszeichnung ſehr erfreut, und wenn ich mit kindiſcher Gravität äußerſt ernſthaft die Meldung meiner Untergebenen, welche mich mit „Herr Major" anredeten, annahm, ſo dachte ſie ſchmunzelnd der Stunde meiner Geburt, wo Muſik erſchallte und der Unteroffizier rief: „Dort kommt der Major!"

Unter meinen Knabenfreundſchaften war, wie das immer zu geſchehen pflegt, eine dauernder und feſter, und zwar mit dem Sohne des herrſchaftlichen Gärtners. Eben ſo ſehr wie zu der Perſon meines Geſpielen fühlte ich mich zu dem Geſchäft ſeines Vaters, welches auch ſchon theilweiſe das meines Freundes war, hingezogen, denn auch er mußte ſchon thätige Hülfe leiſten, Unkraut ausjäten, Blumentöpfe ſortiren, Etiketten ſchreiben und dergleichen mehr. Durch dies letztere Geſchäft hatte er eine Menge lateiniſcher Benennungen gelernt, die er bei Spaziergängen mit dem Lehrer, wenn wir irgend eine merkwürdige Blume fanden, vor der ganzen Schule anwenden mußte. Hierdurch und weil er überhaupt einer der fleißigſten und geſetzteſten Schüler war, ſehr ruhig und überlegt ſprach, an recht kindiſchen Streichen keinen Antheil nahm, ſo hieß er der weiſe Vogel, da ſein Geſchlechtsname Vogel war.

Bald waren wir unzertrennlich, und ſo wie ich die Schulſtunden hinter mir hatte, eilte ich davon und war ſeelenvergnügt, wenn mich der Gärtner mit einer kleinen leichten Arbeit beauftragte. Mir war ſo wohl unter den Pflanzen und Blumen, und ich hatte auch ein Geſchick in der Behandlung derſelben. Hatte doch der Gärtner ſchon einigemal alles Ernſtes mit meinem Vater geſprochen und ihm zugeredet, er ſolle mich ihm in die Lehre geben. Wer weiß auch, was geſchehen wäre, wenn ſich nicht meine Mutter auf's Feſteſte und Beſtimmteſte dagegen erklärt hätte, unterſtützt von ein paar alten Frauen ihrer Bekanntſchaft, worunter die Schulmeiſterin, deren Mann viel lieber im Garten, als in der Schulſtube ſei, wodurch er ſeinen Vorgeſetzten ein Aergerniß gebe und unmöglich weiter kommen könne, erklärte ſie ſich auf's Entſchiedenſte gegen die Erlernung der Gärtnerei und meinte, Jemand wie ich, dem die Epauletten nicht fehlen könnten, ja, den das Schickſal bei der Geburt ſchon zum Major bezeichnet, dürfe nicht daran denken, ein, wenn auch an ſich recht reſpektables Geſchäft, wie die Gärtnerei, zu erlernen.

Und wie früher in der Kaſernen-Reſtauration bei Unteroffizier Wortmann, ſo führte auch Mama bei Steueraufſeher Wortmann fort und fort das Regiment des Hauſes mit unumſchränkter Gewalt. Und nicht nur war ſie bei uns im Hauſe tonangebend, ſie hatte ſich vielmehr auch bei ihren Bekannten eine gewiſſe Herrſchaft zu erringen gewußt, ſo daß nur das geſchah, was die Steueraufſeherin Wortmann durch ihr Beiſpiel zur Nachahmung empfahl. War ſie doch lange in einer großen Stadt geweſen, hatte Generale und Prinzen genug geſehen, ja mit einem der letzteren ſogar geſprochen. Das war nämlich an einem heißen Manövertage geweſen, wo ſich Se. Hoheit herabließ, ein Gläschen Rum anzunehmen, das ihm von der freundlichen Marketenderin angeboten wurde. Natürlich wurde dieſer Vorfall mit einigen Nebenumſtänden erzählt, und wenn meine Mutter ihn den erſtaunten Zuhörerinnen vorgetragen, ſo blieb man zweifelhaft, ob Se. Hoheit der Prinz damals bei uns nur zum Kaffee geweſen ſei, oder ob er huldreich ein Gabelfrühſtück eingenommen. Das Letztere ſchien am unzweifelhafteſten.

Auch was die Haushaltungen verſchiedener vornehmer Damen, der Majorin A., der Obriſtin B. anbelangte, ſo war meine Mutter auf's Genaueſte unterrichtet, und wußte der Schulmeiſterin, der Frau des Steuer-Controleurs, ja ſogar der regierenden Bürgermeiſterin manchen praktiſchen Wink zu geben. Ueber Leinwand-Verhältniſſe, beſonders Waſchangelegenheiten, war ſie aus leicht zu erklärenden Gründen auf's Genaueſte unterrichtet, hatte auch hie und da die Zurüſtung zu einem außerordentlichen Mittagseſſen oder einem großen Thee mit anſehen dürfen und ahmte daraus mit einigem Geſchicke nach. Daß bei dieſen Nachahmungen zuweilen Kleinigkeiten mangelten, der Thee im Waſſerkeſſel auf den Tiſch kam und der Spülnapf dazu benutzt wurde, um aus demſelben das allzu ſtarke Getränk zu verdünnen, oder daß bei einem Mittagseſſen nach der Suppe ein marinirter Häring kam, oder der Salat ſo verzuckert war, daß er für eine ſüße Schüſſel hätte gelten können, — Gott! wen geniren ſolche Kleinigkeiten! Trotz alledem ſprach man doch mit großer Achtung von unſerem Hauſe und ſtaunte die oft merkwürdigen Phantaſien an, an denen es Madame Wortmann nie fehlte.

So hatte ſie in früheren Jahren gehört, daß die Töchter des Hauſes, wenn ſie einmal ſechzehn Jahre alt geworden ſeien, in die große Welt eingeführt werden. Obgleich meine Mutter keinen rechten Begriff davon hatte, ſo beſchloß ſie doch, dieſe Feierlichkeit nach eigener Erfindung, als meine Schweſter ſiebenzehn Jahre alt geworden war, mit möglichſtem Pompe aufzuführen. Sie lud die uns befreundeten Honoratioren des Städtchens zu einem großen Kaffee zuſammen, und nachdem ſich Alle in eine höchſt feierliche Stimmung hinein gegeſſen und getrunken hatten, ſagte Madame Wortmann in einer rührenden Rede: ſie wolle ſich am heutigen Tage erlauben, ihre älteſte Tochter in die Welt einzuführen. Da mußte ich die Thüre des Nebenzimmers ſo weit öffnen, als es möglich war, und hinter einem Vorhange hervor, den Mama zu dieſem Zwecke ſelbſt dort angebracht und nun eigenhändig wegzog, trat meine Schweſter in weißem Kleide, Blumenkranz und Schleier im Haar, vor die erſtaunte Verſammlung, wurde von jeder Einzelnen mit großer Rührung begrüßt, küßte der Reihe nach die Hand, wurde wieder auf die Stirne geküßt und bekam auf dieſe Art Sitz und Stimme im Kaffeerathe. Dieſer ſolenne Akt des Einführens erwachſener Töchter in die Welt fand im Städtchen große Nachahmung und freute man ſich darauf, wie auf andere Feierlichkeiten im Leben.

Daß mein Vater all' dieſen Geſchichten ziemlich fern blieb, brauche ich wohl nicht zu ſagen. War er früher im Militärdienſte pünklich geweſen, ſo war er es jetzt bei der Steuerpartie wo möglich noch mehr; ja, er erwarb ſich die Liebe ſeiner Vorgeſetzten in hohem Grade, und bei einer Viſitation, die der Oberinſpektor abhielt, gab ihm dieſer Hoffnung auf ein Avancement zum Steuer-Controleur.

Meine Erziehung wurde übrigens durchaus nicht vernachläßigt. Außer den Schulſtunden wurde noch durch Privatunterricht in der Mathematik und in Sprachen nachgeholfen, und mein Vater verwendete jeden freien Augenblick auf meine militäriſche Ausbildung. Mit ſechszehn Jahren konnte ich exerciren wie ein Unteroffizier und wußte den ganzen Artillerieleitfaden ſo auswendig, daß mein Vater, obgleich er nicht viele Worte zu machen pflegte, doch eines Tags den Schulmeiſter verſicherte, ich habe Kenntniſſe wie ein Oberfeuerwerker, und was Artilleriekunde anbelange, ſo könne ich mich morgen zum Offizier-Examen melden.

Um dieſe Zeit kam denn auch ein Brief des Unteroffizier Poltes, worin er uns die Mittheilung machte, daß es ihm perſönlich ſehr ſchlecht gehe, daß er aber eine Batterie gefunden habe, in der nur ein paar Freiwillige ſeien, die auf Avancement zum Offizier dienten, deren Kapitän ſich aber bereit erklärt habe, den Sohn eines braven Unteroffiziers aufzunehmen.

Viertes Kapitel.

Der Major wird durch einen Freund ſeines Vaters dem Brigade-Commandeur vorgeſtellt, und da man militäriſche Kenntniſſe an ihm entdeckt, zum Kanonier angenommen.

Es geht Einem mit dem Militärleben in mancherlei Beziehungen wie mit dem Reiſen in ſüdlichen Ländern, namentlich im Orient: von außen Pracht und Herrlichkeit, Glanz und Schimmer. Wie dort eine Stadt, ſo ſtaunt man hier das ſchöne Schauſpiel eines manövrirenden Regimentes, einer feuernden Batterie, ja eines einzelnen Reiters bewundernd an, und meint, mit jedem Schritte, mit dem man näher hinkommt, würden ſich immer reichere und herrlichere Details entfalten, und wenn man erſt ſelbſt ein Beſtandtheil jener ſtrahlenden Maſchine geworden, ſo wäre des Glücks kein Ende. Um aber einen anderen nicht minder paſſenden Vergleich anzuführen, ſo geht es im Militärleben im Frieden wie auf den Brettern, welche die Welt bedeuten: wer hinter die Couliſſen ſchaut, der zieht die Augenbrauen hoch empor, zuckt mit den Schultern und fragt ſich: wie konnte ich mich ſo täuſchen laſſen?

Die offene Scene beim Militärleben iſt für den Zuſchauer das an einem ſchönen Tage marſchirende Regiment, der friedliche Feldzug, Manövertage genannt; hinter den Couliſſen aber iſt das Kaſernenleben, Exerciren, Waffen- und Knöpfeputzen, Wachen aller Art, kurz der ſogenannte Gamaſchendienſt, nicht zu vergeſſen die unruhige Nacht auf einem harten Strohſacke zu ſechzehn in einem dumpfen Kaſernenzimmer. Aber für Jeden, der ſpäter in die Welt hinaus will, iſt es erſprießlich, all' dieſe kleinen Leiden und Täuſchungen in früher Jugend kennen zu lernen, und eine prächtige Vorſchule für jeden ſpätern Wirkungskreis; — lernt man doch Subordination gegen den Vorgeſetzten und gegen das Schickſal, und bekommt eine dicke Haut, ſo daß wir die tauſend Nadelſtiche, denen wir ſpäter ausgeſetzt ſind, leichter ertragen können, ſie uns kaum mehr wehe thun. — —

Als ich unſer kleines Grenzſtädtchen und das elterliche Haus verließ, that ich das mit ſchwerem Herzen, denn alle die zurückbleibenden lieben Freunde beeiferten ſich, mir ihren Schmerz über unſere Trennung darzuthun. Hatte ich beim Abgang aus der Kaſerne viel unnütze Sachen geſchenkt erhalten und mitgeſchleppt, ſo ging es mir bei der jetzigen Trennung faſt ebenſo; nur hätte ich einen eigenen Wagen gebraucht, um mit mir zu nehmen all' die Freundſchaftsbezeigungen, beſtehend in geräucherten Würſten, Aepfeln, Nüſſen, Backwerk der verſchiedenſten Art, dann Bücher, Schreibpapier, kurz alle möglichen Artikel, nicht zu vergeſſen eine ganze Schachtel Sämereien meines Freundes, des weiſen Vogel, die er mir mitgeben wollte, und dabei die Hoffnung ausſprach: „Siehſt du, lieber Freund, die Garniſon, wo du hinkommſt, ſoll eine große Feſtung ſein mit Gräben und Wällen; vielleicht findeſt du einmal auf letzteren irgend ein Plätzchen, wo es dir erlaubt iſt, einen kleinen Blumengarten für dich anzulegen." Mein Vater lächelte eigenthümlich, als der gute Vogel ſo ſprach, und meinte, er mache ſich einen ganz ſonderbaren Begriff von einer königlichen Umwallung; „da wird kein Blumengarten gut gethan," ſagte er; „das Einzige, was da geduldet wird, iſt ſehr kurz geſchorenes Gras, ſchön geordnete Kugelhaufen und alte, mürriſche Wallgeſchütze." Die Sämereien mußten alſo, wie ſo vieles Andere, zurückbleiben. Vater Wortmann hatte mir höchſt eigenhändig einen Torniſter angefertigt, in welchen das nothwendige Weißzeug verpackt wurde. Was ich an Civilanzügen mitnehmen ſollte, trug ich auf dem Leibe. Wozu auch mehr? bei der Compagnie fanden ſich ja genug alte Commißwöllchen vierter und fünfter Garnitur; dagegen aber erhielt ich eine Artilleriedienſtmütze, ſowie einen Säbel meines Vaters, der quer auf meinen Torniſter geſchnallt wurde, damit man ſchon von Weitem ſehe, weß Geiſtes Kind ich ſei.

Die beiden letztgenannten Stücke übergab mir mein Vater mit großer Feierlichkeit, und kam ich mir in ſelbigem Augenblicke vor, wie jener junge Ritter, zu welchem ſein Erzeuger bei einer ähnlichen Veranlaſſung ſagte:

Sohn, hier haſt du meinen Speer;
Meinem Arm iſt er zu ſchwer.

Dabei kann ich nicht vergeſſen, wie dieſes an ſich ſo rührende Lied in der Kaſerne parodirt wurde:

Sohn, hier haſt du meinen Sabel;
Mir wird mit der Zeit ganz miſerabel.

Daß der Abſchied von den Meinigen ſehr rührend war, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen. Meine Mutter weinte heftig, meine Schweſtern ſchluchzten ſo laut, als ſei dies ein Abſchied auf Nimmerwiederſehen, und ſelbſt mein Vater konnte kaum ſeine Thränen zurückhalten und zog ſeine beiden Hände zu wiederholten Malen tief in die Rockärmel zurück, wie er bei großen Veranlaſſungen zu thun pflegte. Endlich entlief ich den Thränen, den Umarmungen, den Segenswünſchen, ließ das kleine Haus, wo meine Eltern wohnten, hinter mir, dann die ſchmale Gaſſe, wo ein paar Dutzend Bekannte mir aus den Fenſter alles mögliche Gute nachriefen, dann das alterthümliche Stadtthor und zuletzt meine Schulkameraden, die mich eine Stunde Weges weit begleitet hatten. Der weiſe Vogel trennte ſich zuletzt von mir, nachdem er mir noch einen Strauß Feldblumen an der Mütze befeſtigt, und mich dringend erſucht, die ſchönen lateiniſchen Namen derſelben nicht zu vergeſſen.

Nach einer halben Stunde ſchob ſich ein Hügel zwiſchen mich und das kleine Grenzſtädtchen, dann war ich allein in der weiten freien Natur, vor mir die lange Chauſſee, über mir den klarſten blauen Himmel, rings um mich her aber das erſte friſche Grün des Frühjahrs.

Da ich ziemlich kräftig herangewachſen war — für meine ſechzehn Jahre war ich freilich nicht lang aufgeſchoſſen, vielmehr ziemlich unterſetzt, — ſo wurde mir das Marſchiren leicht, und ich erreichte am Abend bei guter Zeit das kleine Städtchen, welches mir mein Vater zum erſten Nachtquartier vorgeſchrieben. Unterwegs war mir nichts Beſonderes paſſirt; nur einmal begegnete mir ein ſehr wohlwollender und freundlicher Gensdarm, der ſich mit großer Theilnahme nach dem Ziel meiner Reiſe erkundigte. Ich zeigte ihm meinen Paß, und als er geleſen: „Vorzeiger dieſes ꝛc. begibt ſich nach M., um bei dem dortigen Artillerie-Brigade-Commandeur die Erlaubniß nachzuſuchen, der und der Batterie zugetheilt zu werden,“ entließ er mich freundlich mit einem militäriſchen Gruße. Ich muß geſtehen, der Gruß von dem ſtattlichen Gensdarmen that mir ſehr wohl. Sollte doch auch ich bald eine glänzende Uniform tragen. Und wie freute ich mich darauf! Ueberhaupt war meine Luſt zum Soldatenleben in der kurzen Zeit, ſeit ich das Vaterhaus verlaſſen, wieder bedeutend in mir rege geworden. Alte, halb vergeſſene Bilder tauchten wieder auf, das lebendige Treiben im

Kaſernenhof, die rauſchende Muſik der Infanterie, die täglich an unſerem Fenſter vorüber zog, die ſtaubbedeckte Batterie, die ſo geheimnißvoll auf dem Pflaſter dröhnte, und dann die Erzählungen der Unteroffiziere und Gemeinen, wenn ſie bei meiner Mutter ihren Schnaps tranken und von Manöver, Marſch und Einquartierung ſprachen.

In dem Grenzſtädtchen, wo ich bis jetzt gelebt, gab es außer meinem Vater und den andern Steuerbeamten nur wenige uniformirte Perſonen, die der Beachtung werth geweſen wären; die beiden alten Polizeidiener in ihren abgeſchoſſenen Röcken zählten eigentlich gar nicht mit, und eben ſo wenig die geſtickten Fräcke des Poſtinſpektors und Bürgermeiſters, die am Geburtstage Seiner Majeſtät des Königs zum Vorſchein kamen. — „Ich dagegen,“ ſo ſprach ich zu mir ſelber in jugendlichem Uebermuthe, „wenn ich in einem Jahre nach Haus komme, da werde ich ihnen zeigen, was eine Uniform und was ein Soldat iſt. Hab' dann vielleicht ſchon ein paar goldene Treſſen am Arm und werde angeſtaunt werden von Alt und Jung. — Ach ja! hoffentlich auch von den jungen Mädchen, vielleicht ſogar, daß es Bürgermeiſters Anna der Mühe werth findet, ſich verſtohlen nach mir umzuſchauen!“ Bei dieſen Gedanken blickte ich ſelbſt verſtohlen um mich her, und obgleich weit und breit kein menſchlich Weſen war, das mir hätte in die Augen ſchauen können, fühlte ich doch, wie ich über und über roth wurde. — —

Den andern Tag kam ich auch richtig nach M., begab mich in ein beſcheidenes Gaſthaus, putzte am folgenden Morgen meine Kleider, namentlich die Knöpfe, auf's Sorgfältigſte, ebenſo den meſſingnen Griff meines Säbels, ſtäubte meinen Torniſter ab und ebenſo meine Feldmütze, nachdem ich vorher den verwelkten Blumenſtrauß des weiſen Vogel in meine Bruſttaſche geſteckt. Dann begab ich mich mit einigem Herzklopfen nach der Kanzlei des Brigade-Commandeurs. Mein Vater hatte mir ein Schreiben mitgegeben an einen alten Freund ſeiner ehemaligen Batterie, der als Schreiber zum Stab abgegangen war. Dieſen ſollte ich vor allen Dingen aufſuchen und ihn bitten, die einleitenden Schritte für mich zu thun, damit ich dem Herrn Brigade-Commandeur baldigſt vorgeſtellt würde.

Die Wohnung deſſelben hatte ich bald aufgefunden; es war das ein ſtattliches Gebäude, vorn mit einem großen Hofe, der von einem Gitter umſchloſſen war, an deſſen Eingang ein Kanonier mit gezogenem Seitengewehre behaglich in der warmen Morgenſonne umherſchlenderte. Er betrachtete mich forſchend von oben bis unten und ſagte lächelnd: „Na, wo willſt denn du hin?“ — „Zu dem Herrn Brigade-Commandeur,“ antwortete ich ihm. — „Direkt?“ entgegnete die Schildwache; „da mußt du früh aufgeſtanden ſein. Wirſt beſſer thun, wenn du einen kleinen Umweg machſt. So durch die Anmeldungskanzlei hindurch. — — Na, ich verſtehe,“ fuhr er fort, als er ſah, daß ich meinen Brief aus der Taſche zog, „wirſt ſchon was Schriftliches haben. Da, links im Hofe Nro. 4, wo die Schreiber im Feuer exerciren, da klopf’ nur an, und wenn auch Keiner „Herein!“ ruft, ſo mach’ nur die große Thüre auf; freſſen werden ſie dich gerade nicht. Apropos,“ ſagte er, als ich mich zum Weggehen anſchickte, „wie viel Uhr kann es wohl ſein?“ — „Halb Zehn.“ — „Alſo noch eine halbe Stunde bis zur Ablöſung, Verdammt lange! Na! ’s geht arch vorüber.“ Damit warf er ſeinen Säbel in den Arm und ſchlenderte gähnend von mir weg.

An der bezeichneten Thüre Nro. 4 klopfte ich leiſe an, einmal, zweimal, dreimal, denn trotz dem Rathe der Schildwache war ich doch zu ſchüchtern, ohne Erlaubniß einzutreten. Als ich ſchon den Finger zum viertenmale gekrümmt hatte, vernahm ich drinnen eine laute, faſt zornige Stimme, die: „R-r-r-rein!“ ſchrie, ſo daß es durch’s ganze Haus dröhnte. Ehe ich ihr Folge leiſtete, nahm ich beſcheiden meine Feldmütze ab, dann trat ich in ein ziemlich großes Gemach, in dem ſich vier weiß angeſtrichene Schreibpulte befanden, die wie große Vogelbauer ausſahen, denn bis an die Decke waren ſie mit einem hölzernen Gitterwerk umgeben, hinter welchen vier Köpfe auftauchten, deren Augen mich neugierig anſchauten. In der Mitte des Zimmers ſtand ein großer Mann in der Artillerieunteroffizier-Uniform, den Waffenrock unten aufgeknöpft, mit geſpreizten Beinen, und ſchaute mich den Eintretenden mit finſterem Stirnrunzeln an. Von ſeinen Geſichtszügen war wenig zu ſehen; unter buſchigen Augenbrauen hatte er die Augen zuſammengekniffen, und der Schnurr- und Backenbart nach dem neuen Reglement bedeckte die ganze untere Partie ſeines Geſichtes. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Schreibfeder mit großer Fahne quer in den Mund genommen.

„Na, da bin ich begierig,“ ſagte der finſter ausſehende Mann, nachdem er mich eine Weile gemuſtert, „was aus dem Torniſter herausſpazieren wird. Bombardier Knöller,“ wandte er ſich an einen der Schreibenden, „haben Sie vielleicht wieder eine Ahnung über dieſe Sache?“ — Der Gefragte antwortete durch ein blödſinniges Lächeln und ſchrieb dann ruhig weiter. Ich hatte unterdeſſen mein Schreiben hervorgeholt und es dargereicht. Der Unteroffizier nahm es, ſchlug mit der flachen Hand auf die Adreſſe, um den überflüſſigen Sand zu entfernen, dann betrachtete er die Schriftzüge genau, und rief auf einmal laut: „Soll mich doch der-r-r-r — holen, wenn das nicht die Pfote des alten Wortmann iſt. — Und du?“ wandte er ſich gegen mich, „ja, das kann nicht fehlen, ſtraf’ mich Gott! Du biſt Wortmann’s Major oder ich will eine Schlagröhre ſein. Bomben und Hagel! iſt mich der Kerl gewachſen! iſt kaum zwei Käſe hoch und trägt ſchon eine Artillerie-Dienſtmütze; hat auch ein Brodmeſſer aufgeſchnallt. Na, die Sache wird immer ſchöner. Hat man je ſo etwas erlebt? — Bombardier Knöller, das iſt der Major, von dem ich Ihnen ſchon erzählt. — Herr Major, ich freue mich außerordentlich, Ihre Bekanntſchaft zu erneuern.“ Damit ergriff er meine Hand, lachte laut hinaus, und die vier Schreiber, die mich mit langgeſtreckten Hälſen durch das Gitterwerk anſchauten, lächelten ebenfalls.

Nachdem in ſeinem Lachen einige Ruhe eingetreten war, öffnete er den Brief meines Vaters, las ihn durch, nickte zuweilen mit dem Kopfe und ſagte am Ende: „Ganz gut! vortrefflich! Die Sache wollen wir gleich arrangiren. Ich werde den Herrn Hauptmann Schmelzer ſogleich in Kenntniß ſetzen, und du ſollſt dem Herrn Oberſten, noch ehe er zur Parade geht, vorgeſtellt werden. — Teufel! da habe ich eine vortreffliche Idee. Er macht ſo eben ſeinen Morgenſpaziergang in den kleinen Gärten neben dem Hofe. Wenn er dich ſo mit dem Torniſter ſähe, aber ganz unverhofft, daß er fragen müßte, wer du ſeiſt und was du wolleſt, das wäre am allerbeſten. Faſſen wir die Sache ſogleich an vier Zipfeln. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt. Du Burſch, Kopf in die Höh', Bruſt heraus, blaſ' die Backen auf, gib deinem Geſicht ein Anſehen, und wenn du eine Figur erſcheinen ſiehſt, wie Schippenbauer — Gott verdamm' meine ſchlechten Späße!“ unterbrach er ſich ſelber, „ich kann mir das nicht abgewöhnen — wollte ich doch ſagen, wenn du einen Offizier eintreten ſiehſt mit ſchwarzem Haar, ſchwarzem Bart, ſchwarzen Augenbrauen, ſchwarzem Rock, kurz eine ſchwärzliche Erſcheinung, ſo hat für dich die große Stunde der Entſcheidung geſchlagen.“

Nach dieſen Worten ſchritt der Wachtmeiſter an das Fenſter, öffnete es weit und ſagte zu den Schreibern: „Nehmen Sie ein friſches Blatt, meine Herren!“ Dann nahm er einen zuſammengefalteten Bogen Papier von dem Tiſche, ſtellte ſich an's offene Fenſter und diktirte mit dröhnender Stimme — eigentlich ſchrie er mehr, als er ſprach —: „Brigadebefehl. Durch mein Schreiben vom 16. dieſes iſt es zur Kenntniß der Herren Abtheilungscommandeure gekommen, daß Ende dieſes Monats unſer Allergnädigſter König und Herr die Gnade haben wird, meine Brigade Höchſtſelbſt zu inſpiciren —“

„Herr Wachtmeiſter Sternberg,“ ſagte in dieſem Augenblick eine dünne, ſehr feine Stimme vor dem Fenſter, „Sie können füglich meine Befehle den Schreibern diktiren, ohne dabei ſo unnöthig zu ſchreien.“

Der Angeredete, der beſtändig mit einem Auge zum Fenſter hinausgeblinzelt hatte, und wohl geſehen, wie ſich der Sprecher über den Hof genähert, that auch, als ſei er auf's Höchſte überraſcht, ja wie von einem Blitzſtrahl getroffen, als er die Stimme ſeines Vorgeſetzten hörte.

Er knickte ordentlich zuſammen, dann ſagte er: „Tauſendmal bitte ich um Verzeihung, Herr Oberſt, daß ich ſo laut diktirte; aber wenn man von der Ankunft Seiner Majeſtät ſpricht, da redet man ſich unwillkürlich in die Begeiſterung hinein."

„Ich habe nichts gegen Ihre Begeiſterung, Wachtmeiſter Sternberg," erwiederte der Oberſt, indem er ſein ohnehin glattes ſchwarzes Haar noch feſter an den Kopf ſtrich, „möchte mir aber alles unnöthige Geſchrei ganz ergebenſt verbeten haben."

Daß ich bei dieſer Unterredung meine ſchönſte Haltung annahm und der erhaltenen Vorſchrift gemäß gelinde meine Backen aufblies, wird man mir auf's Wort glauben. In der nächſten Sekunde erblickte mich der Chef, kniff ſeine Augen zu und ſagte: „Was iſt denn das?"

Der Wachtmeiſter ſtreckte ſich ein paar Zoll höher, ſtand außerordentlich gerade und meldete: „Zu Befehlen des Herrn Oberſten, der Sohn eines alten Kameraden, eines ehemaligen Unteroffiziers der Batterie, kommt mit den nöthigen Zeugniſſen und allen möglichen Papieren und wünſcht in der Brigade auf Avancement zu dienen; iſt von ſeinem Vater ſo inſtruirt worden, daß er das Exercitium wie ein Alter verſteht. War immer ein großer Freund von der Kanone, der Kleine da, — Wortmanns Major."

„Welcher Major, Herr — Wachtmeiſter Sternberg, wenn's beliebt?"

„Halten zu Gnaden, das iſt nur ſo ein Kaſernen-Ausdruck, ein Beiname."

Der Oberſt, der den Chef ſeiner Schreiber wohl zu kennen ſchien, zuckte die Achſeln, als wollte er ſagen: Wachtmeiſter, Sie ſind unverbeſſerlich. Dann ſprach er, indem er auf mich wies: „Das da ſoll herauskommen in den Hof. Wir wollen es hier außen anſchauen." Als er darauf vom Fenſter wegtrat, gab mir der Wachtmeiſter in der Freude über den gelungenen Streich einen Rippenſtoß, daß ich faſt umgefallen wäre, kniff ſein rechtes Auge zu und verzog auf dieſe Art ſein Geſicht zu einer wahrhaft ſcheußlichen Fratze. Dann folgten wir Beide dem Befehl des Vorgeſetzten.

Der Oberſt ſtand in der Mitte des Hofes in ſehr aufrechter Haltung und hatte die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt. Er war ein großer, wohlgewachſener Mann, aber, wie der Wachtmeiſter vorhin bemerkt, in der That eine ſchwärzliche Erſcheinung. Schade, daß ſein ſchwaches Organ nicht zu dieſer großen Figur paßte. Hinter ihm bemerkte ich einen andern Offizier, den die laute Unterredung am Fenſter wahrſcheinlich ebenfalls hinausgelockt. Er trug die Hauptmanns-Uniform und ſtand, eine mächtige Brieftaſche in der Hand, in ſehr ſteifer Haltung hinter ſeinem Vorgeſetzten. Die Schildwache am Thor ſchien außerordentlich befriedigt, daß die Langweiligkeit des Hofes durch ein unerwartetes Schauſpiel belebt würde.

„Sehen Sie, Herr Hauptmann Schmelzer,“ ſagte der Oberſt, nachdem er mich ein paar Augenblicke betrachtet, „das iſt ein Soldatenkind, welches ſich anſchickt, den höchſt ehrenvollen Stand ſeines Vaters zu ergreifen, — ein Entſchluß, der zu loben iſt, beſonders, weil er ſehr ſelten vorkommt. Will doch Alles in der Welt einen ſcheinbar beſſern Stand ergreifen, als der des Vaters. Der Sohn des Handwerkers ſchämt ſich der väterlichen Werkſtätte und will Kaufmann werden, der Sohn des Kaufmanns will um allen Preis ſtudiren oder ſich zum Künſtler heranbilden. Ich verſichere Sie, Herr Hauptmann Schmelzer, daß die Alten, mit ihrem ſtrengen Kaſtengeiſte, wohl wußten, was ſie thaten. — Das aber in Parentheſe. — Wie heißt du?“ wandte er ſich an mich.

„Friedrich Wilhelm Wortmann,“ gab ich zur Antwort.

„Friedrich Wilhelm Wortmann. Und kann alſo exerciren?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt.“

„Hat auch vielleicht den Artillerie-Leitfaden ſchon angeſchaut?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt.“

„Kennt die Verpackung eines zehnpfündigen Granatwagens?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt.“

„Und die Anfertigung einer Leucht- und Stinkkugel?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt.“

„Wir wollen das unterſuchen, Herr Hauptmann von Schmelzer. Sorgen Sie dafür, daß die Papiere des jungen Menſchen beſtens unterſucht werden, auch er ſelbſt, ob er körperlich tüchtig iſt, und wenn ſich alles das zu ſeinen Gunſten herausſtellt, ſo ſoll man ihn prüfen, ob er wirklich das Exercitium inne hat, und in dem Falle an dem übermorgenden Bombardier-Examen Theil nehmen laſſen. Nicht, als ob ich daran dächte, ihn ſchon im Voraus zu avanciren, — Gott ſoll mich bewahren! — ſondern nur, um ihm einen Sporn zu geben, der ihn veranlaßt, durch gute Aufführung eifrigſt nach den Treſſen zu ſtreben. Auch als Empfehlung an ſeinen künftigen Batterie-Chef. Hat er einen Wunſch in dieſer Richtung?“

„Mit der gnädigſten Erlaubniß des Herrn Oberſten,“ erwiederte der Wachtmeiſter, „wünſcht er der achten Fußcompagnie zugetheilt zu werden.“

„Hauptmann von Bitter in D.,“ entgegnete nachdenkend der Oberſt, wobei er den Kopf ſchüttelte und die Augenbrauen hoch emporzog. „Warum gerade dahin?“

„Der Vater des jungen Menſchen hat in D. einen guten Freund, ebenfalls früher Unteroffizier, jetzt bei der Steuer-Partie, der ihm mit

Rath und That an die Hand gehen wird," meldete der Wachtmeiſter. „Auch ſind bei der achten Fußcompagnie nur zwei Freiwillige, die auf Avancement dienen."

„Meinetwegen," ſagte der Oberſt; „der Premier-Lieutenant dorten iſt der von Schwenkenberg, ein braver Mann. — Alſo Gott befohlen!" Damit neigte er ſeinen Kopf leicht gegen mich hin und ging mit dem Hauptmann Schmelzer nach dem Garten zurück, wo er hergekommen war. Der Wachtmeiſter faßte mich am Kragen und zog mich in die Stube Nro. 4 zurück. „Siehſt du, Major," ſprach er dort, wobei er ſich die Hände vor Vergnügen rieb, „du haſt mehr Glück als Verſtand. Wirſt da ohne allen Anſtand angenommen und darfſt ohne Weiteres das Bombardier-Examen machen. So gut iſt's Unſereinem nicht geworden. Ja, Major, es wird doch am Ende noch wahr, was man dir bei deiner Geburt prophezeit. Weßhalb übrigens dein Vater auf die achte Fußbatterie verſeſſen iſt, kann ich mir auch nicht erklären. Freilich lebt der alte Voltes in D., aber der kann dir nicht mehr viel helfen. Habe ich doch vor ein paar Tagen einen Brief von ihm erhalten, worin er mir ſchreibt, er habe ſeine letzte Vollkugel geladen, und wenn die hinausgepufft ſei, ſo rufe er für ewige Zeiten: Batterie halt! Sonſt haſt du bei der achten Fußbatterie verdammt wenig zu hoffen. Der Kapitän Bitter, na, der iſt nicht bitter! Eigentlich böſe kann man ihn nicht nennen, aber er hat in ſeinen Ideen ganz confuſe Streifen. Des Premierlieutenants von Schwenkenberg wirſt du dich vielleicht noch erinnern; er iſt nicht fetter am Leibe und nicht geſchwinder im Reden geworden. Na! im Grunde iſt es Einerlei, einen Haken gibt's überall und ohne Kampf kommt man nicht durch die Welt. — Jetzt wollen wir aber frühſtücken gehen."

Das thaten wir denn, und der Wachtmeiſter Sternberg, der ſich meiner überhaupt freundlich annahm, zeigte mir die Merkwürdigkeiten von M.; führte mich bei einigen ſeiner Kameraden ein und erhielt am andern Morgen die Erlaubniß, das Exercitium leiten zu dürfen, das ich durchmachen mußte, und worin ich, ich kann es wohl ſagen, mit Ehren beſtand. Ebenſo gut ging es mir mit dem Bombardier-Examen, und ich hatte das Glück, daß der vorſitzende Offizier zu mir ſagte: „Hätten Sie nur ſechs Wochen gedient, ſo würde ich ſpeziell darauf antragen, daß man Ihnen die Treſſen gebe. Aber Sie ſind ja noch jung und werden ſie frühzeitig genug erhalten."

Ein paar Tage nachher verließ ich M. mit frohem Muthe und gelangte nach mehrtägigem Marſche glücklich in D. an.

Fünftes Kapitel.

Ich wohne dem Appell meiner Compagnie bei, ohne noch zu ihr zu gehören, ſehe die Beſtrafung eines Küchengehülfen mit an und werde vom Kapitän ſehr unfreundlich aufgenommen.

Begreiflicher Weiſe war mein erſter Gang zu Poltes. Ich hoffte ihn auf ſeinem Bureau zu finden, doch erhielt ich hier die traurige Nachricht, daß er ſchon ſeit vierzehn Tagen nicht mehr zur Arbeit komme und auch wahrſcheinlich nie mehr erſcheinen würde. Das Frühjahr, den meiſten Bruſtleidenden gefährlich, hatte auch ihn ſtark mitgenommen. Nach einigem Nachfragen fand ich ſeine Wohnung, an der Thüre auf einem kleinen Täfelchen ſtand der Name Poltes, dem er treu geblieben war. Ich klopfte an, drinnen huſtete es, dann rief eine matte Stimme: „Herein!“

Mit klopfendem Herzen trat ich in die kleine Stube. Da ſaß Poltes aufrecht in ſeinem Bette, und hatte er ſchon früher eingefallene Wangen gehabt, ſo war jetzt ſein Geſicht kaum mehr zu kennen. Nur die Augen blitzten noch wie damals, und um den Kopf hatte er noch daſſelbe rothſeidene Tuch geſchlungen, das er in früheren Jahren in der Montirungskammer zu tragen pflegte. Seine Stirne war wachsbleich, ſeine Lippen fahl, und nur die Haut über ſeinen hervorſtehenden Backenknochen war mit einer tiefen, unheimlichen Röthe bedeckt. Er ſchien mich nicht zu kennen, denn als ich auf ihn zutrat, ſah er mich mit einem befremdeten Blicke an. Erſt als ich eine meiner Hände auf ſeine Rechte legte und ihm ſagte: „Kennen Sie mich denn gar nicht mehr? haben Sie Ihren kleinen Gehülfen auf der Montirungskammer vergeſſen?“ da blitzte es in ſeinen Augen auf und zuckte faſt wehmüthig über ſein bleiches Geſicht.

„Das iſt der Major,“ ſprach er mit zitternder Stimme. „Hol' mich Dieſer und Jener, es iſt der Major. Was biſt du groß und ſtark geworden! Na, euch iſt es recht gut gegangen. Der Alte ſoll ja nächſtens Controleur werden, und unſere Freundin, Madame Wortmann, hat ſich zur großen Dame gemacht. Ja, ſiehſt du, mein Junge, das Leben iſt ein tiefer Brunnen mit auf- und abſteigenden Eimern. Wenn der Eine hinaufkommt, muß der Andere hinunter.“ Bei dieſen Worten überfiel ihn ein ſtarker Huſtenanfall. — „Möchte dir gerne etwas Näheres darüber ſagen,“ fuhr er nach einer langen Pauſe fort.

Ich bat ihn, ſich ſeines Huſtens wegen zu ſchonen. Er entgegnete kopfſchüttelnd: „Das hat nicht viel zu ſagen; findeſt du wirklich, daß ich ſtark huſte? — — Ueberhaupt haſt du noch gar nicht geſagt, wie du mich eigentlich findeſt, mein Junge," fuhr er eifriger fort; „jetzt haben wir uns doch in faſt zehn Jahren nicht wieder geſehen. Findeſt du mich ſehr verändert? Sag' es gerade heraus."

Was ſollte ich darauf antworten? Glücklicher Weiſe fiel mir ein, ihm zu ſagen: „Lieber Unteroffizier Poltes, ich finde Sie gerade nicht auffallend verändert, Sie ſehen nur ein Bischen blaß aus, wie Jeder, der ſtarken Schnupfen und Huſten hat."

— — — — „Du biſt ein geſcheidter Junge," erwiederte er mit matter Stimme. „Ja, die verfluchte Erkältung! Habe ſie jetzt ſchon den ganzen Winter; geht mir aber weit beſſer, fühle mich ſo leicht, daß ich faſt verſuchen möchte aufzuſtehen und dich zu deinem Batteriechef hinzubringen. — — Thut ſich aber doch nicht," fuhr er nach einer Weile fort, „will mich lieber wieder gerade hinlegen, meine Bruſt ſcheint doch ein wenig angegriffen zu ſein. Komm, ſetz' dich hier oben an mein Bett; iſt mir doch, wenn ich dich ſehe, als kehre die alte Zeit wieder, da wir Säbel und Knöpfe zählten." Er hatte den Kopf in die Kiſſen niedergedrückt, wandte mir ſein bleiches Geſicht zu und ſchaute mich mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an. Dabei fuhren ſeine mageren Hände auf der Bettdecke hin und her, als ſuchten ſie dort etwas. „Vorhin ſprach ich davon," ſagte er, „daß es im Leben auf und ab gehe. Dein Vater und ich ſind davon ein paar lebendige Exempel. Dazumal kamen wir zu gleicher Zeit zur Batterie: Wortmann in einem alten geflickten Bauernrock, zu Fuß mit beſtaubten Stiefeln, ich in der Equipage meines Onkels, angezogen wie ein junger Prinz, hab' das noch nie Jemanden erzählt, und dein Vater ſprach mir zu Liebe auch nie darüber. Er wollte Unteroffizier werden, vielleicht einmal Feuerwerker, und ſpäter, wenn's hoch käme, Poſtcondukteur; — — nun, ich ärgerte mich darüber, daß es in der Armee keine Generale der Artillerie gäbe, und mochte nicht daran denken; ſpäter einmal einen rothen Kragen tragen zu müſſen. Geld hatte ich damals genug, lernen mochte ich aber nichts; zum Fähndrichs-Examen ging ich mehrere Male, fiel aber jedesmal durch; beim drittenmal, als mir dies paſſirte, war ich nahe daran, mir eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen. Hätte ich es nur gethan! doch ich war ſchon zu ſehr herunter, um einen anſtändigen Entſchluß faſſen zu können. „Ha!" dachte ich, „das Leben iſt ſchön, und man kann ebenſo glücklich ſein, trägt man nun Epauletten oder Achſelklappe; wenn nur das Bier kalt und der Branntwein ſtark iſt. So blieb ich denn, wurde Unteroffizier und ſpäter Kapitän d'Armes. Und da war es, wo ich die Ehre hatte, deine Bekanntſchaft zu machen, Herr Major. Apropos, von wegen dem Spitznamen, laß' dir dadurch keine Mucken in den Kopf ſetzen, ſei ein braver Soldat, propre und dienſteifrig und habe keinen überflüſſigen Ehrgeiz. Sind dir die Epauletten vom Schickſal beſtimmt, ſo wirſt du ſie kriegen; vergiß mir aber nicht, daß ein tüchtiger Unteroffizier ein viel ehrenhafteres Mitglied der Armee iſt, als ein ſchlechter Lieutenant — — Ah! — —“

Nach dieſer langen Rede, die er mir gehalten, wandte er das Geſicht von mir ab, und blieb eine geraume Zeit ſtill und unbeweglich liegen. Ich hätte weinen mögen, konnte aber nicht ſprechen, mochte ihn auch nicht zu neuem Reden anfeuern. Ich drückte ihm herzlich die Hand, worauf er mir das Geſicht abermals zuwandte, und mit ganz leiſer Stimme ſagte: „Ich bin überzeugt, daß du zuerſt zu mir kamſt; aber jetzt iſt es Zeit, daß du nach der Kaſerne gehſt und deine Papiere abgibſt. Du haſt doch Papiere vom Brigade-Commandeur?“

Auf dieſe Frage hin erzählte ich ihm, wie gut es mir in M. gegangen, daß ich den Wachtmeiſter Sternberg getroffen, daß ich auch das Bombardier-Examen bereits gemacht, und daß ich von dem vorſitzenden Offizier ſogar an meinen neuen Kapitän empfohlen worden ſei.

Poltes nickte nach meinen Worten zufrieden mit dem Kopfe und ſagte: „Das kann gut gehen; aber jetzt geh', du biſt am Thore gemeldet worden und mußt dich vor eilf Uhr bei der Batterie einfinden. Heut' Abend oder morgen früh kommſt du mich zu beſuchen und erzählſt mir von deiner Aufnahme. Apropos, grüße mir auch den Lieutenant von Schwenkenberg; da mußt du mich aber nicht Poltes nennen, ſondern ſagſt ihm, Leopold von Berger laß' ihn grüßen. So hieß ich früher einmal,“ ſprach er ſeltſam lächelnd; „er weiß das ganz genau.“

Darauf winkte er mit der Hand zum Abſchied und ich verließ das Stübchen mit beklommenem Herzen und traurigem Gemüthe. Hatte ich doch gehofft, den Poltes von damals wieder zu finden, ihn, der ſo angenehm plaudern konnte und ſo voll Humor war. Waren es doch erſt zehn Jahre, daß ich ihn nicht geſehen, zehn Jahre meiner erſten Jugend, in denen ſich für mich eigentlich ſo gar wenig geändert, wenigſtens faſt gar nichts unangenehm; ich hatte nur Freunde erworben, keinen Verluſt erlitten. Jetzt ſtand mir ein ſolcher bevor, denn daß der arme Poltes nicht mehr lange leben würde, das ſah ich wohl ein und deßhalb verließ ich ihn ſo traurig und niedergedrückt.

Als ich den Hof der Kaſerne erreichte, in welcher die achte Fußcompagnie lag, war es eilf Uhr geworden und Alles ſchon zum Appell angetreten. Die Kanoniere ſtanden, wie es gebräuchlich war, in zwei Reihen, davor die Avancirten mit Front gegen die Compagnie, und im Zwiſchenraum bewegte ſich der Feldwebel, eine kleine dicke Geſtalt, die geöffnete Brieftaſche in der Hand, aus welcher er alles Bezügliche auf den Dienſt vorlas. Die Offiziere hielten ſich am rechten Flügel auf, zwei junge Lieutenants und — ja, er war es! — mein Bekannter und Gönner aus der früheren Zeit, der jetzige Premier-Lieutenant von Schwenkenberg. Man mußte ihn wieder erkennen: es war noch dieſelbe Geſtalt. Der unendlich lange Hals, an dem der kurze Uniformskragen faſt kindiſch ausſah, lang und hager wie ehemals die ganze Figur, an der Hüfte trug er das gewaltige Schlachtſchwert, was bis an die Sporenräder ſtreifte und mit dieſen in beſtändiger Berührung war. Jetzt ging er ein paar Schritte dem Feldwebel entgegen — o; ich hätte ihn am Gange unter Tauſenden wieder erkannt! etwas vornüber, aber bei jedem Schritte rechts oder links ſchwankend.

„Vergeſſen — Sie — nicht — Feldwebel Möller," ſagte Lieutenant von Schwenkenberg, „daß — wir — heute — Nach — mittag — die — Baſtion — mit — den — Exercir- — Wallgeſchützen — haben. — Suchen Sie mir — die — ſchwächſten — Leute — aus; — ſo — eine kleine — Bewegung — kann — ihnen — nichts ſchaden. — Herr — Lieutenant — Schwarz — wird — die Güte — haben, — ſich — mit ihnen — zu beſchäftigen." Der Lieutenant Schwarz war ein junger Secondelieutenant, den ich natürlich nicht kennen konnte; auch ſchien er eben erſt friſch von der Artillerieſchule gekommen zu ſein; ſein Geſicht hatte noch jenen erhabenen und unbeſchreiblichen Ausdruck der Ueberraſchung, mit der gewöhnlich die neuen Offiziere Alles beim Eintritt in's praktiſche Militärleben zu betrachten pflegen. Alles war neu an ihm: Uniform, Porte-épée, Epauletten, Haarfriſur und Bart, wogegen Lieutenant von Schwenkenberg ausſah, als habe er eben einen ſehr gefährlichen Winterfeldzug überſtanden.

Schüchtern umſchritt ich die Compagnie in einem großen Bogen und erblickte endlich auch den Kapitän, der vor einem vollſtändig aufgezäumten und geſattelten Offiziersſpferde ſtand, das von einem Manne gehalten wurde. Der Hauptmann war eine kleine, aber wie mir ſchien ſehr bewegliche Geſtalt, denn er blieb nicht eine Sekunde lang auf demſelben Platze ſtehen. Jetzt tänzelte er auf die rechte und jetzt auf die linke Seite des Pferdes; dann ſprang er hinter daſſelbe, um es ſo auf allen Seiten zu betrachten. „Bekommt ihm ſchlecht, die Parade!" rief er darauf; „ſehr ſchlecht; muß aber ſo ſein. Wo Vergehen, auch Strafe. Feldwebel Möller! wie oftmal war Cäſar nun da zur Parade? Wenn ich mich recht beſinne achtmal. Soll noch viermal kommen, noch viermal zu Appell, damit das Dutzend voll wird. Alle Wetter! will ihm vertreiben, unartige Männchen zu machen. Konnte ich es doch kaum mit aller Mühe vor einem Sturze bewahren. — Habe ich Ihnen die Geſchichte ausführlich erzählt, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?"

„Ich — hatte — das — Glück, ſie — mit anzuſehen," ſagte langſam Lieutenant von Schwenkenberg.

„Contenance, Contenance! Ja, man muß Contenance haben. Der Teufel auch! das könnte in einem Feldzuge noch fehlen! ein Pferd, das ſtrauchelt und hinſchlägt. Machen Sie ruhig fort, Feldwebel Möller,“ wandte er ſich an dieſen, der bei der Rede des Kapitäns mit dem Verleſen inne hielt und den Chef ehrerbietig anſchaute. — Machen Sie ruhig fort, achten Sie nicht auf mich. Der Appell iſt meine Zeit, wo ich nicht nur die ganze Compagnie in- und auswendig betrachte, ſondern auch die Kaſerne. — Ja, die Kaſerne.“ Bei dieſen Worten war er anderthalb Mal um die Compagnie herumgetänzelt, warf aber dabei ſehr häufig einen Blick in eine nebenan befindliche offen ſtehende Thüre, wo herausdringender Rauch anzeigte, daß ſich dort die Compagnieküche befinde.

„Was iſt das für eine Geſchichte mit dem Pferde?“ fragte der junge Lieutenant, der erſt ein paar Tage bei der Compagnie war, ſeinen unmittelbaren Vorgeſetzten.

Dieſer zuckte mit den Achſeln, wiegte ſich hin und her und entgegnete: „Der — Gaul — war — ein Bischen — unartig; — der — Herr — Hauptmann — wollte — ihn — ſtrafen, — und — als — das — der Gaul — übel nahm, — da — — — — trennten — ſie ſich. — Zur — wohlverdienten — Strafe — muß nun — Cäſar — zwölf — Tage lang, — wie — Sie eben — gehört, — feldkriegsmäßig — bepackt — zur Parade — kommen.“

„Das iſt aber eine größere Strafe für den Reitknecht, als für das Pferd.“

„Finden — Sie — das?“ meinte Herr von Schwenkenberg mit unverwüſtlicher Ruhe.

Jetzt wurde die Stimme des Kapitäns wieder laut: „Das Sprichwort, es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt an die Sonnen, iſt auf den Appell ſehr anwendbar. Aber es gehört ein geübtes Auge dazu. Herr Lieutenant Schwarz, wollen Sie ſich gefälligſt einmal den Mann Ihres Zuges hier betrachten.“ Der Batteriechef hatte einen Mann auf dem linken Flügel Kehrt machen laſſen und ſich dicht vor ihn hingeſtellt. — „Ich habe geſagt,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „es gehört ein geübtes Auge dazu; ſehen Sie ſich einmal den Mann genau an. — Nun? was? — was entdecken Sie an ihm?“

Der junge Offizier betrachtete ihn ringsum auf's Genaueſte, mußte aber achſelzuckend geſtehen, er finde nichts Beſonderes.

Der Kapitän lächelte ſichtbar zufrieden. Dann ſprach er mit großer Genugthuung: „Ja, ein geübtes Auge erwirbt man nicht in einigen Tagen. Schauen Sie auf die Knöpfe der Jacke.“

„Sie könnten etwas blanker geputzt ſein,“ meinte ſchüchtern der junge Offizier.

„Nicht das, Herr Lieutenant Schwarz; bei Gott im Himmel nicht das,“ verſetzte der Kapitän, wobei er ſeine linke Hand hoch empor hielt, wie ein Maurer, der das Richtloth handhabt. Denken Sie ſich eine Linie vom Kragenhaken bis zur Hoſenbauchnaht. Entdecken Sie nichts? wahrhaftig gar nichts? — — Nun, mein lieber Herr Lieutenant Schwarz, es wäre das in der That zu viel verlangt. Wird ſchon kommen, wird ſchon kommen. Man dient nicht umſonſt fünfundzwanzig Jahre. — Nun, ich will's Ihnen ſagen: der vierte Knopf von oben ſteht um eine halbe Linie zu viel nach links, Schuld des Schneiders, werden Sie denken. — Gott bewahre! ich richte meine Jackenknöpfe ſelbſt. Er ſoll einmal aufknöpfen da, und wenn wir nicht am vierten Knopf ein manoeuvre de force finden, ſo — ſo will ich Unrecht haben.“

Der Kanonier knöpfte die Jacke auf, und es war richtig, wie der Kapitän geſehen. Statt angenäht zu ſein, war der vierte Knopf mit einem Hölzchen befeſtigt, was ihn in eine ſchiefe Stellung und den betreffenden Mann auf eine Strafwache brachte.

Triumphirend ſetzte der Kapitän noch einen Augenblick ſeine Inſpection fort, dann ſchoß er mit einemmale mit vermehrter Geſchwindigkeit in die geöffnete Küchenthüre, nach welcher er ſchon lange geblickt, und kehrte nach einigen Augenblicken mit einem Kanonier zurück, den er am Kragen gefaßt hatte und förmlich hinter ſich drein zog. Ich muß ſchon geſtehen, daß dieſer Mann nichts weniger als das Bild eines properen Soldaten war; er trug eine höchſt ſchmierige Jacke, an der faſt alle Knöpfe fehlten; graue leinene Beinkleider, die von Fett ſtarrten, und eine Schürze, deren ehemals blaue Farbe kaum noch zu erkennen war. Gewöhnlich nahm man in damaliger Zeit zu den Küchengehülſen Leute, denen das Exerciren ſchwer in den Kopf ging, die im Gliede keine gute Figur machten und ſich die Benennung „Schmierfinke“ erworben hatten.

Der vom Kapitän Herbeigeführte hatte in der linken Hand ein großes Stück Commisbrod, in der Rechten eine Gabel, und obgleich er mit größter Anſtrengung kaute und ſchluckte, wollte es ihm doch nicht ſchnell genug gelingen, ſeine vollgeſtopften Backen in den Magen zu entleeren. „Feldwebel Möller!“ rief der Kapitän entrüſtet, „ſehen Sie dieſen alten Schmierfinken an. Habe ihn ſchon während des ganzen Appell im Auge gehabt, faullenzt in der Küche und frißt in Einem fort. Und was frißt er? Sein trockenes Brod, wie es einem rechtſchaffenen Kanonier zukommt? — Gott bewahre, nein. Sondern er ſteht neben dem Keſſel, und mit der Gabel, die er da in der Hand hat, fiſcht er einen Speckbrocken um den andern heraus. Tauſend Element! das iſt eine unerhörte Geſchichte. Und ſehen Sie einmal dieſen verwahrloſten Anzug an, Herr Lieutenant von Schwenkenberg. — Ich will, daß dieſer Mann,“ wandte er ſich nach einer Pauſe, während welcher er ihn wahrhaft erſtaunt betrachtet, an den Feldwebel, „vom Küchendienſt abcommandirt werde. Iſt er doch vollſtändig aus Rand und Band, Schmierfinke Numero Eins. Wenn er abcommandirt iſt, ſoll er acht Tage lang feldkriegsmäßig verpackt zum Appell kommen. Jetzt magſt du in deine Küche zurückgehen. Hat man je ſo was erlebt? — Und was das Freſſen der Speckbrocken anbelangt," rief er ihm noch nach, „ſo iſt das eine Sache, welche deine Kameraden angeht; zu meiner Zeit wärſt du dafür über die Bank gelegt worden, und dort, wo der Rücken ſeinen ehrlichen Namen verliert, hätte man dich unter einem naſſen Betttuch gehörig verarbeitet. — Sind wir zu Ende, Feldwebel?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Laſſen Sie uns auseinandertreten."

Dies geſchah, und die lachenden Geſichter einiger Kanoniere und die Eile, mit der ſich mehrere in die Küche begaben, ließen mich vermuthen, daß das Strafverfahren, von welchem der Kapitän geſprochen, gegen den Küchengehülfen nächſtens und nachdrücklichſt in Anwendung kommen werde.

Die Offiziere und der Feldwebel blieben noch einen Augenblick bei einander ſtehen, worauf ich meine Feldmütze abnahm und mich ſchüchtern der Gruppe näherte. Anfänglich wurde ich nicht bemerkt; nach kurzer Zeit aber wandte ſich der Feldwebel halb auf die Seite, und da er ſah, wie ich meine Papiere darreichte, nahm er ſie und durchlas ſie flüchtig. Dies bemerkte der Kapitän, und ich hörte, wie er halblaut zum Lieutenant von Schwenkenberg ſagte: „Wenn uns nur da nicht wieder ein neuer Freiwilliger droht. Gott ſoll uns bewahren! Haben wir doch ſchon bei der Brigade ſo viele junge Leute, die auf Avancement zum Offizier dienen wollen, daß ein allgemeines Sterben von oben herunter nothwendig wäre, um nur ein Zehntheil zu placiren. S'iſt freilich ein hübſches Wort: von der Picke auf dienen, aber im Frieden taugt's nicht. Zu Unteroffizieren ja; aber die Offiziersſtellen ſoll man jungen Leuten von guter Familie aufhalten, die ſich lange Jahre auf den Schulen abgeplagt und dort was Rechtes gelernt haben. — Ich verſichere Sie, meine Herren, dieſe jungen Leute ſind der Ruin der Batterie. Das bringt meiſtens etwas Geld mit, treibt nun alles Mögliche, ſchafft ſich feine Uniform an, iſt faul, nachläßig, lernt keine Subordination und verderbt den guten Geiſt. Aber ich will ſie ſchuhriegeln, daß ſie ſchwarz werden. — — Was gibt's, Feldwebel?"

„Ein junger Mann," entgegnete dieſer achſelzuckend, „der vom Brigade-Commando der achten Compagnie als Freiwilliger zugewieſen wird."

„Habe ich mir's doch gedacht!" ſagte ärgerlich der Hauptmann. „Aber wir ſind ja ſchon überzählig."

„Iſt gut empfohlen, Herr Hauptmann; weiß auch das Exercitium ſchon und hat bei der Brigade das Bombardier-Examen gemacht.“

„Das Bombardier-Examen!“ rief erzürnt der Hauptmann. „Seh' mir Einer an. Sollten wir doch lieber gleich die fertigen Feuerwerker ſchicken. Wer wird zum Bombardier-Examen zugelaſſen? — wer ſich durch gute Aufführung ein Recht dazu erwirbt! — Aber was iſt da zu machen? Laſſen Sie ihn einkleiden und geben ihn in die Coporalſchaft zu Unteroffizier Wachenbach, der ſoll ihm im Exerciren einen ſoliden Grund beibringen, aber einen recht ſoliden. Verſtehen Sie mich! Und wenn's auch Mühe und Schweiß koſtet.“ Damit griff er an ſeinen Tſchako und eilte zum Kaſernenhofe hinaus, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Die beiden andern Offiziere folgten ihm und ich blieb mit recht traurigem Herzen zurück. Hatte ich doch einen anderen, freundlicheren Empfang erwartet, hatte doch gehofft, der Herr Hauptmann würde wenigſtens nach meinem Namen fragen und darauf der Herr Lieutenant von Schwenkenberg ſagen: „Ah! das iſt Wortmanns kleiner Major! Freue mich, dich wieder zu ſehen.“ Nichts von allem dem; der Feldwebel ſtopfte meine Papiere in ſeine Brieftaſche, winkte mir mit dem Kopfe, ich ſolle ihm folgen, und übergab mich in der Kaſerne dem Unteroffizier Wachenbach, einem finſter ausſehenden Manne mit rothem Haar und Bart, der mich in die Montirungskammer führte, die mir ſo gut bekannten lieben Räume, wo aber leider kein freundlicher Poltes war. Hier erhielt ich einen roſtigen Säbel, abgeſchundenes Lederzeug, eine alte Hoſe und eben ſolche Jacke, und durfte all' dieſe ſchönen Sachen mitnehmen auf das Kaſernenzimmer Nro. 16, in deſſen dunkelſtem Winkel man mir eine Bettlade und einen Strohſack anwies. Die andern eilf Mann, die hier einquartiert waren, empfingen mich höchſt gleichgültig, boten mir kaum einen Stuhl zum Niederſitzen an, und wenn ich ihnen zufällig im Wege ſtand, ſo drückten ſie mich auf die Seite. Gern wäre ich noch hinaus zu Poltes gegangen, aber der Unteroffizier Wachenbach befahl mir da zu bleiben, da er mich im Verlauf des Nachmittags ſprechen wolle. Das mußte er aber vergeſſen haben, denn ich ſah ihn am heutigen Tage nicht mehr, und als ich mich hierauf Abends neun Uhr in mein Bette legte, war ich herzlich froh, allein ſein zu dürfen, und ſchäme mich nicht, einzugeſtehen, daß ich mein Strohkiſſen reichlich mit Thränen befeuchtete.

(Fortſetzung im nächſten Heft.)

Algieriſche Geſchichten

von

M. Goldſchmidt.

Jakob Bendixen, auf der Inſel Fünen, in dem kleinen Städtchen Middelfart geboren, der Sohn eines vermöglichen jüdiſchen Kaufmanns, hatte in früher Jugend, im Kreiſe ſeiner Altersgenoſſen, und zum Jüngling herangereiſt, als Student, die lange Reihe von Verfolgungen, die ſich an die Ferſen des Juden hängen, mit unerſchütterlichem Muth und edler Geduld ertragen. Nichts vermochte ihn zu beugen: erſt als die Geliebte ihn den Fluch der Nation, der er, wenn auch nicht der Geſinnung, ſo doch durch Familienbande angehörte, fühlen läßt, da bricht ſein Herz, und der junge Arzt weiß kein Mittel, ſich von der ſchweren Laſt zu befreien, als ſich in den Kampf zu ſtürzen, wo dieſer ſich auch bieten möchte, um dort den Tod oder die ehrenvolle Stellung, die man ſeinem Talente um eines Vorurtheils willen verſagt, zu erringen. Er eilt nach Paris. Durch eine wunderbare Verkettung von Umſtänden gelingt es ihm, ein Offizierspatent für die franzöſiſche Armee zu erhalten. Seine ferneren Schickſale ſollen die folgenden Blätter dem freundlichen Leſer ſchildern.

I.

Es ſtürmte auf dem Mittelmeere. Die Fregatte wurde hin- und hergeworfen, als ob die See ſie zu einem Spielzeug für ihre Wellen gemacht hätte. Wer ſollte glauben, daß es ſo rauh und kalt auf dem mittelländiſchen Meere ſein könnte, auf einem Meere, das von Datteln-, Palmen- und Orangenwäldern umgeben iſt!

Gegen Morgen, am zwölften Tage nach der Abreiſe, warf die Fregatte Anker auf der Rhede von Algier. Einige Paſſagiere, die an dem taktmäßigen Trappen der Matroſen um die Schiffswinde erwachten, begaben ſich auf das Verdeck.

In dem Dämmerlichte nahm ſich das Land wie ein ungeheures weißes Geſpenſt aus, das aus dem dunkelblauen Meere aufgeſtiegen war. Zur Rechten des Schiffes ſtreckte ſich ein Vorgebirge weit in die See herein, und auf ſeiner Spitze brannten in einigem Abſtand von einander zwei Fackeln auf hohen Stangen; mitten zwiſchen ihnen ſtieg der Mond blutroth über dem Berge hervor, daß es einen Augenblick ausſah, als ob in Afrika, dem Lande der Märchen, auch der Mond auf einer Stange ſtünde. Abgebrochene Windſtöße kamen vom Lande, bald ſtark und kalt, bald leiſe und mild, und den Duft unbekannter Blumen und Bäume mit ſich führend.

Als der Tag anbrach, wurde es lebendig im Hafen; die Fregatte war hineinbugſirt. Die Sonne warf ihre rothen Strahlen auf die weißen Landhäuſer, die ſich in Teraſſen am Berge hinaufzogen, auf die Ruinen der Feſtungen und die fernen Bergſpitzen. Im Hafen bewegte ſich eine lebendige Menge, Männer mit weißen Turbanen oder rothen Mützen, Juden mit ſchwarzen Talaren und mit langen, ungeordneten Bärten, und geſprächige, neugierige Franzoſen. Am Strande ſaß ein einſamer Türke auf einem Teppiche, der ſeine Pfeife rauchte und die hereinſegelnden Schiffe mit ernſtem Blicke beobachtete.

„So, nun bin ich in Afrika,“ ſagte Jakob, als er den Fuß an's Land ſetzte; „nun iſt das mein Vaterland.“

Er hatte erwartet, in Afrika werde es augenblicklich gegen die Feinde gehen, er werde ſich unmittelbar in den betäubenden Kampf ſtürzen — ſtatt deſſen wurde er zum Garniſonsdienſt verwendet. Ein unbedeutendes Geſpräch, ein gleichgültiger Federzug des Kriegsminiſterialſekretärs hatte ihn einem Regimente zugetheilt, das in der Stadt lag. Bei dieſer neuen Widerwärtigkeit ſchien es ihm, als ob ſein Lebensſchickſal an einem gewiſſen Punkte einen Stoß bekommen, und der Mechanismus in Unordnung gerathen ſei, ſo daß er mit dem Glücke nicht wohl mehr gleichen Schritt bekommen könne.

Die franzöſiſchen Offiziere betrachteten ihn mit Unwillen, wie einen Fremden, der durch Connexionen unter ſie gekommen war, und wollten erſt Beweiſe ſeiner Tapferkeit und Tüchtigkeit ſehen, bevor ſie ſich ihm näherten. Der einzige Offizier, der ihn mit Zuvorkommenheit und Wohlwollen behandelte, war ein Pole mit Namen Joſinsky. Es war ein junger Mann mit bleichen, melancholiſchen Zügen, aber groß und kräftig und der beſte Reiter im Regimente. So oft er mit Jakob zuſammen war, beklagte er ſich über die Einförmigkeit des Garniſonsdienſtes: ihn drängte es, ſich in den wilden Kampf zu ſtürzen.

„Ich bin ebenſo wenig zufrieden hier,“ ſagte Jakob; „denn ich eilte hieher, mit brennender Begierde nach Wirkſamkeit, nach dem heftigſten Getümmel der Menſchen, und nun muß ich das trägſte Leben führen, das ich je gekannt. Wenn ich nicht im Dienſte bin, ſchlafe ich, um nicht zu denken, und je mehr ich ſchlafe, deſto ſchläfriger werde ich.“

„Könnte man nur auf die Jagd in die Berge reiten,“ rief Joſinsky; „hier iſt ja eine Jagd. Aber man riskirt, ſtatt etwas in der Taſche heimzubringen, das eigne Haupt für eines Beduinen Schlingtuch liefern zu müſſen. Und ein ſolches Land nennen ſie eine Eroberung!“

— — Eines Nachts wurden die Allarmtrommeln in der Stadt gerührt, die Garniſon eilte zu den Waffen, Menſchen und Vieh ſtürzten in verwirrten Haufen durch das Thor. Die Araber hatten einen Einfall in die Ebene gemacht, plünderten und mordeten und verbreiteten Schrecken bis zu den Mauern der Stadt.

Ein kleines Heer zog aus, um den Feind zu züchtigen; aber die leichten Schaaren verſchwanden ſo raſch, als ſie gekommen; rauchende Ruinen und kopfloſe Körper zurücklaſſend, um ihren Weg zu bezeichnen, während das franzöſiſche Heer in angeſtrengten Tagmärſchen ſie einzuholen ſuchte.

Von den Bergen ſtiegen die wilden Kabylen nieder, um ihren Glaubensbrüdern zu helfen; die Wüſte ſandte ihre Beduinen in den weißen, wehenden Burnuſſen. Geſtärkt durch dieſe Hülfe, hatte der Feind Miene gemacht, Stand zu halten, und den ganzen Tag hatten Gefechte zwiſchen den franzöſiſchen Vortruppen und einzelnen Haufen der Feinde ſtattgefunden. Man ſah einem Hauptſchlag am nächſten Tage entgegen.

Im franzöſiſchen Lager war Alles in der lebendigſten Bewegung, in die die Nähe des Feindes und die Gewißheit des bevorſtehenden Schlages die Gemüther verſetzte. Die Soldaten ſaßen oder lagen um den großen Scheiterhaufen, der gegen den heftigen Nachtwind angezündet war, welcher vom Atlas her wehte. Einige tranken und waren luſtiger Dinge; Andere plauderten leiſe mit ihren Kameraden von dem ſchönen Frankreich und der Liebe in der Heimath; wieder Andere, und das waren die jüngſten Soldaten, ſprachen laut und ununterbrochen von allen möglichen Dingen; es herrſchte eine fieberhafte Spannung, wie bei Lottoſpielern am Abende vor der Ziehung; die älteren Soldaten, die oft im Feuer geweſen, erzählten vom Feinde und ſeiner Kriegsweiſe und gaben den jüngeren guten Rath; bei einem vereinzelten Scheiterhaufen hatte ein Soldat aus der alten Zeit eine Gruppe von Zuhörern um ſich verſammelt und unterhielt ſie mit ſeinen Erinnerungen aus der glorreichen Periode, wo der Mann mit dem kleinen Hute am Abend vor der Schlacht ſeinen Soldaten mittheilte, daß ſie ſiegen wollten.

Die Offiziere gingen im Lager umher, in munterem, lebhaftem Geſpräche, wie auf den Pariſer Boulevarts, als ob der Krieg nur die gemeinen Soldaten anginge; und doch wußten die Soldaten wohl, daß die Offiziere ihnen am andern Tage gegen die Feinde vorangehen würden.

Nach und nach verſtummte das Leben; die Soldaten hüllten ſich in ihre grauen Mäntel ein und legten ſich neben das Feuer auf die Erde, um zu ſchlafen; im Lager hörte man nur den Signalruf der Schildwachen von den äußerſten Poſten oder das Schreien eines Schakals aus der ſie umgebenden Wüſte; bisweilen vernahm man aus der Ferne gedämpftes, wildes Geſchrei, das davon zeugte, daß der Feind Wache hielt.

„Waren Sie früher ſchon mal im Feuer?“ fragte Josinsky, als er neben ſeinem Freunde im Zelte ſaß.“

„Nein, ich ſitze gerade und denke darüber nach, wie wunderbar es ſei, daß ich noch nie eine wirkliche Kanonade gehört und daß mir die Sache doch ſo bekannt vorkommt, ſo wunderbar bekannt . . . . ich kann mein Gedächtniß nicht recht klar machen, um mich zu überzeugen, daß es wirklich eine Erinnerung iſt.“

„Es iſt vermuthlich eine Erinnerung an Exercitien, die Sie ſich als etwas Wirkliches vorgeſtellt. Ich könnte Sie beinahe beneiden: Sie haben den ſtolzen, wilden Schrecken zu erleben, der uns bei der erſten Salve ergreift, wenn die Kanonen donnern, die Kugeln pfeifen, und das Blut ſprizt; das bacchantiſche, blutdürſtige Grauen, und jenes unnennbare Gefühl, das uns erfüllt, wenn jede Sekunde den Tod bringen kann und man ſich auf den Feind ſtürzt. Der erſte Schlag gleicht der erſten Liebe, man vergeht beinahe in ſeinem eigenen Gefühle; ſpäter wird man durch Uebung ruhiger und gleichgültiger und nimmt ſich vor dem Beobachter beſſer aus.“

„Ich will mich nicht ſelbſt rühmen; aber ich hoffe, ich werde mich nicht muthlos zeigen. Ich habe mich nach dieſem Augenblicke geſehnt.“

Eine Ordonnanz trat in's Zelt: „Der General empfing Depeſchen, es iſt ein Brief mitgekommen an den Hrn. Lieutenant.“

„Vielleicht ein Brief von einer treuen Schönheit in Paris,“ ſagte der Pole mit ſchelmiſchem Lächeln, „ich will Sie allein laſſen.“

Der Brief hatte ein ſchwarzes Siegel und ſah aus, als ob er lange umhergewandert, um die Spur zu finden. Er war von Benjamin, dem Ladenburſchen ſeines Vaters und meldete ihm, nach langem, vorbereitendem Umſchweife den Tod des Vaters. Darauf kam eine lange Aufzählung der Hinterlaſſenſchaft und der Art, wie Benjamin die Capitale nutzbringend angelegt.

Der Tod iſt ein ſchrecklicher Mahner, und vor Jakobs Blick ſtand plötzlich jede Sorge, die er ſeinem Vater bereitet, alle Erinnerungen an ſeine Jugend friſchten ſich mit wunderbarer Klarheit auf, und das Bild ſeines jungen, ſo verfehlten Lebens entrollte ſich vor ihm.

Darauf wandte er ſeine Gedanken reuevoll zurück zu ſeines Vaters Leiche und zu ſeiner verſtorbenen Mutter. Er ſah ſie wieder ſo munter, ſo blaß! Er ſah ſeinen Vater, wie ſein Ende nahte und er allein war. Was hieß es, allein zu ſein in einer fremden Stadt gegen das Alleinſein auf dem Todtenbette! Mit unendlicher Sehnſucht hatte ſein brechendes Auge den Sohn geſucht, und vielleicht hatte ſein letzter Gedanke ſich mit der quälenden Gewißheit beſchäftigt, daß dieſer Sohn nicht mal ein Kadiſch für ihn ſprechen werde, wenn er im Grabe liege.

„Aber ich werde doch ein Kadiſch beten!“ rief Jakob, während die Thränen über ſeine Wangen rollten; „laßt die draußen nur hören, daß ich ein Jude bin! Ja ich bin ein Jude!“

Und er begann laut und innig die Seelenmeſſe zu ſprechen: »Jisgadal vejiskadisch schemei rabo!«

„Du ſollſt noch ein Kadiſch haben, Vater!“ ſagte er, als er geendet, und noch einmal ſprach er aus der Tiefe ſeiner Seele die jüdiſche Segensformel über den Todten und das Lob Gottes, der den Tod ſendet.

Aber das Gebet vermochte eben ſo wenig als die Thränen Jakobs Herz zu erleichtern. Es war zuviel auf einmal, um abgebetet werden zu können, es war ein ganzes Leben zu beweinen. Auf keinen einzigen Punkt in der Zukunft konnte er ſeine Hoffnung ſtützen; denn auch ſeine Liebe, wenn ihm das Chriſtenmädchen treu war, kam ihm in dieſem Augenblick hoffnungslos und verbrecheriſch vor.

So brachte er die Nacht zu; die graue Morgendämmerung fand ihn ermattet vom Wachen und der Gemüthsbewegung; aber ſein Blut war in fieberhafter Wallung.

Die Trommeln und Trompeten riefen das Heer zum Aufbruch; in langen Reihen zogen die Colonnen aus, um den Angriffsplan des Generales auszuführen. Mechaniſch und ſchlaff hatte Jakob das Pferd beſtiegen, das die Ordonnanz ihm vor das Zelt führte, gleichgültig ſah er nach den blauen Spitzen des Berges, der von der Morgenſonne beſchienen war, und ohne ein Gefühl von Angſt oder kriegeriſcher Freude hörte er den wilden Ruf und die Signale der Feinde, das Gedröhne der Erde unter den Hufen der Reitpferde.

Der Befehl des Oberſten führte das Regiment nach einer Schwenkung in eine Ebene hinab. Plötzlich zeigte ſich vor dieſer eine Reihe Beduinen, welche gedeckt von einem Graben und einer wilden Hecke, die franzöſiſchen Reiter anhalten zu wollen ſchienen und ihre langen Flintenläufe ihnen entgegenſtreckten. Mehr und mehr Köpfe kamen zum Vorſchein und vergrößerten die Reihe, die weißen Burnuſſe flatterten im Morgenwind, die weißen Kopfbedeckungen ſtachen wunderlich gegen die braunen Geſichter und die ſchwarzen Bärte ab. Nun erhoben ſich die vorderſten Reihen in ihrer ganzen Größe mit der weißen Tracht. Jakob hielt ſein Pferd an. So waren die Juden in der Synagoge am großen Verſöhnungsfeſte gekleidet, ſo wurden ſie in den Sarg gelegt. Es war für ihn, als ob ſein Vater darunter ſtünde, im Leichenhemde, als ob es lauter Juden wären, die kaum aus dem Grabe auferſtanden. In dieſem Augenblicke hörte man das Signal zum Angriff; aber wenn es auch ſeiner Seele Seligkeit gegolten hätte, es wäre ihm unmöglich geweſen, Feuer auf ſie zu geben. Die Trompeten erdröhnten, Gewehre und Piſtolen knallten, ſeine Untergebenen flogen nach rechts und links in den Rauchwolken an ihm vorüber, er blieb unbeweglich.

Endlich kam ihm das Bewußtſein ſeiner Stellung wieder, der Gedanke, was ſeine Kameraden und das Heer über ſein Betragen urtheilen würden. Er drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen, und eilte mit ihm, ohne vor ſich zu ſehen, über Todte und Sterbende, Freunde und Feinde in wildem Carrière dem Regimente nach. Aber dieſes hatte bereits den leichten Feind verjagt und wurde vom Generale von fruchtloſer Verfolgung zurückgerufen.

Es entging Jakob nicht, daß er in der Achtung ſeiner Kameraden tief geſunken war. Bisher hatte er keine größere Achtung genoſſen, als man dem Offizier zu ſchulden glaubte; nun mußte er ſogar ihre Verachtung fühlen. Dieſe ſprach ſich zwar nicht in Worten aus; aber er war zu ſehr ſchon daran gewöhnt, die ſtumme Anklage auf den Geſichtern zu leſen, als daß er ſich hätte einen Augenblick lang täuſchen ſollen. Man hat im Däniſchen einen ziemlich bezeichnenden Ausdruck für den, der Gegenſtand der Verachtung oder des Spottes iſt: „Han bliver flad“ ihm wird flau. Es iſt auch wirklich der Fall, denn ſelbſt der Körper ſcheint die Demüthigung zu fühlen; er zieht ſich zuſammen, als wollte er ſich klein machen und verbergen.

Am Nachmittage, als das Heer auf's Neue Lager geſchlagen hatte, ging Jakob auf den einſamen Vorpoſten umher. Er fühlte ſich gedrückt, entehrt in den Augen der Welt, ohne es vor ſeinem Gewiſſen zu ſein; aber vergebens ſuchte er nach Mitteln, ſich zu vertheidigen oder vor der Welt zu entſchuldigen; durch dieſe fruchtloſen Anſtrengungen wurde er nur noch verzweifelter, erbitterter auf ſich ſelbſt und alle Welt.

„Es iſt doch gut, daß man nicht weiß, daß ich Jude bin," ſagte er, „ſonſt würde man ſagen: der Jude Bendiren iſt feig. Nun habe ich doch die Befriedigung, daß man einfach ſagt: der Mann, der Offizier Bendiren iſt feig."

Ein franzöſiſcher Offizier kam ihm entgegen, ging aber an ihm vorbei, wie es ſchien, ohne ihn zu bemerken. Das Blut kochte in Jakob; ſein ganzer Haß concentrirte ſich in dem Haſſe gegen dieſen Einen.

„Es ſcheint nicht, daß Sie mich ſehen, Herr de Therry!" rief er.

Der Offizier hielt an, wandte ſich nach ihm um und ſagte mit der überraſchteſten Miene: „Ach, in Wahrheit, Sie haben Recht, Herr Bendiren. Ich ſah Sie nicht! Ich glaube wirklich, daß Sie ſich bisweilen unſichtbar machen können."

„Wie ſoll ich das verſtehen?" fragte Jakob mit zitternden Lippen.

„Ganz, wie's Ihnen beliebt!" antwortete der Offizier mit dem höflichſten Lächeln.

„So erlauben Sie wohl, daß ich in wenigen Augenblicken Ihnen einen meiner Freunde ſchicke?"

„Herr Bendiren, ich ſtehe Ihnen mit dem größten Vergnügen zu Dienſten."

Jakob ſuchte den polniſchen Offizier auf, der anfangs einem Geſpräche mit ihm auszuweichen zu wollen ſchien; als er aber hörte, daß die Rede von einem Duelle ſei, klärten ſich ſeine Züge auf, und mit einem warmen Händedruck übernahm er es, ſein Sekundant zu ſein.

Um die beſtimmte Zeit ſtanden die beiden Gegner mit ihren Sekundanten einander gegenüber. Die Zeit war kurz zugemeſſen; es war deßhalb nicht viel von Entſchuldigung oder Zurücknahme die Rede. Die Sekundanten gaben ihnen die Piſtolen in die Hände, auf einen Wink des Polen ſollten Beide ſchießen.

Das Signal wurde gegeben, de Therry's Kugel pfiff über Jakobs Kopf hin, Jakobs Schuß traf ſeinen Gegner in's Herz. Er drehte ſich ein paar Male im Kreiſe und ſank zu Boden.

Abends erwartete Jakob in ſeinem Zelte die unausbleiblichen Folgen dieſer Begebenheit. Er war reſignirt bis zur Schlaffheit; es kam ihm vor, als ſei er von einem ſtarken Strom ergriffen, gegen den es thöricht wäre, anzukämpfen.

Joſinsky trat haſtig ein. „Gute Neuigkeit!“ rief er: „Eine Patrouille hat den armen de Therry, aber ohne Kopf, gefunden. Einer von den Teufelskabylen, die uns umſchwärmen, hat ſeinen Piaſter durch Ihren Schuß verdient. Im Lager heißt es, de Therry habe ſich zu weit hinausgewagt und ſei in Feindeshand gefallen; wir entgehen dadurch einem Kriegsgerichte.“

Ein Strahl der Freude blitzte über Jakobs Antlitz. Das Glück iſt eine Zauberin; ſelbſt wenn man Alles aufgegeben, kann es durch ein Lächeln bethören.

II.

„Sie führen ja ein wahres Einſiedlerleben hier,“ ſagte Joſinsky, als er Jakob einſt einen Beſuch auf dem Vorpoſten abſtattete, den er commandirte.

Jakob antwortete mit einem melancholiſchen Lächeln.

„Ich kann mir wohl denken, daß der Aufenthalt unter den Offizieren Ihnen zu peinlich ſein mußte,“ fuhr Joſinsky fort, „mir war bange genug, Sie würden ſich die Sache zu Herzen nehmen und ſich mit der einen Hälfte duelliren, während die andere Ihnen ſecundirt hätte. Werden Sie nicht böſe, daß ich die Geſchichte in Erinnerung bringe; ich für meinen Theil bin davon überzeugt, daß Sie unverzagt in der Gefahr ſind. Damals, als Sie vor de Therry's Kugeln ſtanden, hätte man glauben ſollen, Sie hätten ſich Ihr ganzes Leben hindurch geübt, den Kugeln die Stirne zu bieten, und es gehört in der That auch Muth dazu, ſich einen ſolchen Poſten wie dieſen auszubitten.“

„Nun urtheilen Sie doch zu gut über mich, lieber Joſinsky. Es iſt nicht Muth, was ich gezeigt, wenn ich unter Muth das ſtarke Gefühl verſtehen ſoll, das durch das Intereſſe für eine Sache hervorgerufen wird und uns um ſeiner Willen den Gefahren trotzen läßt. Ich bin gleichgültig, matt. Man ſagt, daß die, die an der Seekrankheit leiden, hingeſtreckt liegen und, vom Uebelſein betäubt, mit der größten Gleichgültigkeit hören, daß das Schiff dem Untergange nahe ſei; ſo iſt auch mir zu Muthe.“

„Mir würde es ſicher ebenſo gehen, wenn es nicht eine heimliche Hoffnung gäbe, die mir bisweilen wie ein Stich die Bruſt durchzuckt, und das Blut raſcher durch die Adern treibt. . . . Im Uebrigen wäre es Sünde zu ſagen, Sie wohnen zu üppig,“ unterbrach ſich

Joſlusky und ſah ſich in der Baracke um; „was ſind das für Bücher, die Sie hier haben.“

„Es ſind einige Schriften, die durch Zufall unter meine ſieben Sachen kamen, als ich von meinem Vaterlande fortreiste, und die mir indeſſen recht großen Troſt gewährten. Ich möchte wünſchen, daß Sie ſie verſtünden; es ſind Erzählungen von isländiſchen Helden und auf ganz eigenthümliche Weiſe geſchrieben. Es wird hier nur von Handlungen berichtet; die Gefühle, die ſich in den Betreffenden geltend machten, muß man ſelbſt hinzudenken, und man wird nie müde, darüber nachzudenken.“

„Erzählen Sie mir etwas davon“, bat Joſlusky; „wir ſtudiren nordiſche Literatur in der afrikaniſchen Wüſte und bringen die heißen Mittagsſtunden auf eine angenehme Weiſe zu. Ich bin kein Franzoſe, Sie dürfen nicht befürchten, daß ich Ihre Erzählung raſch zu einer Abhandlung über den Charakter der alten Isländer benützen werde.“

Jakob lachte und ſagte: „Ich will mit Vergnügen Ihr Begehren erfüllen, obwohl ich fürchte, daß das Beſte, der nordiſche Duft, unter der Ueberſetzung verfliegt. Vielleicht iſt es am geeignetſten, wenn ich das Buch ſchließe und aus dem Gedächtniß erzähle. So ſtehen in dieſem Augenblicke drei Epiſoden vor meiner Erinnerung; ich will mit der Erzählung von einem Kinde beginnen. Ein Mann hieß Thorſten und lebte in Feindſchaft mit ſeinem Nachbar Steinar, einem böſen, aber ſehr tapferen Manne. Einmal war Thorſten mit ſeinem zehnjährigen Sohne Grim und einem kleinen Gefolge in die Umgegend hinausgezogen: in der Nähe eines Waldes überfiel ihn Steinar mit großer Uebermacht. Thorſten ſagte zu ſeinem Sohne: „Geh' in den Wald, bis der Kampf vorbei“, worauf er mit ſeinen Mannen gegen Steinar zog. Nach dem Kampfe, heißt es nun in der Erzählung, ſuchte man im Walde nach Grim und man fand den Knaben ſchwer verwundet; aber an ſeiner Seite lag Steinars Sohn und war todt.

„Geht es Ihnen nun nicht wie mir?“ fragte Jakob: „Man wird von einem heimlichen Grauen erfaßt, man iſt beinahe bange, einen Blick in den Wald zu werfen und Zeuge des tödtlich erbitterten Kampfes der beiden Knaben zu ſein.“

„Ja, das iſt wirklich wahr; o erzählen Sie mehr, dieſe kleine Probe ſpannt meine ganze Aufmerkſamkeit.“

„Einer der beſten Helden Islands war Gunnar, der auf dem Edelhofe Hlidarende wohnte .... Nein, indem ich Ihnen davon erzählen will, füllt ſich meine Erinnerung zu ſehr, ich kann keine Wahl treffen. Ich will Sie däniſch lehren. Sie ſollen ſelbſt leſen von der rührenden Freundſchaft zwiſchen Gunnar und dem weiſen Nial; von der Feindſchaft ihrer Frauen Bergthora und Halgerda; von der ruhigen Ironie, mit der die Männer wechſelweiſe einander Geldbußen für den Mord bezahlen, den die heftigen Frauen unter ihrem Hausvolk anrichten, von Gunnars wilden Großthaten und ſeinem letzten Kampfe, als ſeine Frau ſich weigert, eine Locke von ihrem Haar zu einem Bogenſtrange abzuſchneiden und dadurch ſein Leben zu retten, — nur weil er ihr vor zwei Jahren eine Ohrfeige gegeben.“

„Dieſe Erzählungen ſind wohl allgemeine Volkslectüre in Dänemark?“ fragte der Pole.

„Nein, nicht, ſo viel ich weiß“, antwortete Jakob. „Nun werde ich Ihnen aber doch erzählen, wie Nial ſtarb. Seine kriegeriſchen Söhne, die alle bei ihm wohnten, hatten einen Häuptling ermordet, und zur Vergeltung zieht man gegen den Edelſitz, umringt ihn und ſteckt ihn in Brand. Es iſt gegen Abend, als der ganze Bau auf allen Seiten in Flammen ſteht. Floſe, der Anführer der Mordbrenner, tritt vor das Thor und bietet Nial freien Abzug an. Nial antwortet, er wolle ſeine Söhne nicht überleben, da er ſie nicht rächen könnte. „So gehe Du heraus, Frau des Hauſes!“ ſagt Floſe zu Bergthora; „denn Dich möchte ich um keinen Preis verbrennen.“ Sie antwortet: „Ich wurde in meiner Jugend mit Nial vermählt und habe ihm gelobt, Freud' und Leid mit ihm zu theilen.“ Darauf gingen Beide vom Thore in's Haus zurück. Bergthora will nun, daß man ihrer Tochter Sohn aus dem Gebäude trage, aber der Knabe bittet für ſich: „Mich dünkt es beſſer“, ſagt er, „mit Dir und Nial zu ſterben, als Euch zu überleben.“ Nun gehen Nial und ſeine Frau und ſein Tochterſohn zu Bette, gebieten dem Diener, eine friſche Ochſenhaut über ſie zu breiten, damit man die Leichen unbeſchädigt finde, und legen ſich zum Sterben.“

Joſtnsky ſagte nach einer kleinen Pauſe: „Dieſe hohe Todesverachtung iſt eine der Eigenſchaften, die die uncivilisirten Völker vor uns voraus haben. In dieſer Hinſicht gleichen die Araber Ihren Isländern; ich hatte ein Beiſpiel davon, als ich hierher ritt. Ich war meinem Gefolge etwas vorausgekommen, und als ich zufälliger Weiſe die Augen aufſchlage, bemerke ich hinter einer verfallenen Mauer, vermuthlich den Ueberreſten einer Moſchee, einen Beduinen, der mit der größten Ruhe auf mich anlegt. Aber dieſe Ruhe wurde meine Rettung: ich warf mich auf der Seite des Pferdes herab, ſo daß nur ein einziges Bein im Sattel blieb, und kaum hatte ich dies gethan, als die Kugel über dem Kopfe des Pferdes wegpfiff. Nun war er mein Mann. Ich zog meine Piſtole hervor; als ich ihm aber näher komme, legt er kaltblütig ſeine Arme über's Kreuz und ſtiert mich mit ſeinen kalten, ſchwarzen Augen an. Ich konnte ihn nicht tödten; ich überließ es den Soldaten, die hinzueilten.“

„Tödteten ſie ihn?“

„Ja — ich glaube; es thut Ihnen wohl leid?"

„Ach nein; obwohl ich nicht leugnen kann, daß ich eine Art Theilnahme für dieſes Volk fühle. Das Recht iſt auf ihrer Seite, und ſie verfechten es mit wilder, glänzender Tapferkeit. Und dann haben ſie etwas Abenteuerliches, ſie ſcheinen weniger als wir der Erde anzugehören; ſie eilen leicht darüber hin und haben ſich nicht durch Mauern und Wände daran gebunden. Und doch, wenn man ihre ſtolzen, kräftigen Geſtalten ſieht, ſcheinen ſie von der Mutter Erde inniger als wir geliebt zu werden. Der Araber iſt von unſerem Herrgott zum Modell für Krieger geſchaffen worden; der Muth leuchtet aus ſeiner ganzen Geſtalt, daß man glaubt, die Kugeln müßten ihm aus dem Wege gehen. Ich kann ihn nie betrachten, ohne eine Art Schmerz darüber zu empfinden, daß er ſein Volk verlaſſen; wie muß ſein Herz bluten, wenn es ihn zwiſchen den chriſtlichen Schaaren ſieht!

„Deßhalb bin ich ſo müde und gleichgültig", fuhr Jakob fort. „Ich möchte mich gerne, ja mehr als gerne auszeichnen und mir Achtung erwerben. Aber gegen dieſes Volk kann ich nicht kämpfen; ich komme mir wie ein Miethling vor."

„Gehen Sie nur nicht gar zu den Beduinen über", ſagte Joſinsky ſpottend.

„O nein, wir Europäer ſind durch die Civiliſation an einander gefeſſelt. Ich liebe die Franzoſen — in der Entfernung; ich liebe ſie um des Gedankens willen, den unſer Herr gehabt, als er ſie ſchuf."

„Ja, das iſt wunderbar", rief Joſinsky; „dieſe Menſchen, die einzeln ſo egoiſtiſch, frivol und eitel ſind, fühlen als Nation eine Sympathie mit allen Nationen und ſind bereit, das Leben für ſie zu opfern. Ich haſſe jeden einzelnen Soldaten, aber wenn ich ein Regiment marſchiren ſehe, ſchlägt mein Herz vor Stolz."

„Dieſen Eindruck macht die Maſſe immer. Man liebt nicht ſeine einzelnen Mitbürger; aber man liebt doch das ganze Volk."

Ein Korporal kam und machte Meldung; Joſinsky brach auf.

Einige Stunden ſpäter ſtand Jakob in der Oeffnung zwiſchen den Paliſſaden, die das Gebäude umgaben. In der Ferne entdeckte er eine Staubwolke, die ſich raſch näherte, und bald ſah er, daß es ein Reiter war, der in vollem Galopp herbeiſprengte. Da er nicht wiſſen konnte, ob es nicht ein Beduine ſei, der beim Morgengebete gelobt hatte, ein Chriſtenhaupt zu holen, und ſich durch einen Fehlgriff das ſeinige ausbitten würde, ſo bereitete er ſich zu einem Kampfe vor. Als aber der Reiter kam, erkannte er zu ſeiner Verwunderung Joſinsky. Dieſer ritt in vollem Galopp auf ihn zu, hielt ſein Pferd plötzlich an, ſprang aus dem Steigbügel und fiel Jakob um den Hals. Jakob war nicht im Stande, die abgebrochenen Ausrufungen des Polen zu verſtehen, ſo wenig, als er die Freude begriff, die aus ſeinem Geſichte ſtrahlte. Endlich brachte Joſinsky die Worte hervor: „Mein Vaterland ſteht unter den Waffen!“

„O Joſinsky, ich folge Ihnen nach Polen . . .“

„Warum halten Sie inne? Steigt Ihnen eine Bedenklichkeit auf?“

„Nein, es war nur der Gedanke, daß möglicher Weiſe ein Brief von der Heimath hieher kommen könnte.“

„Schreiben Sie ihnen, daß ſie in Zukunft die Briefe nach Warſchau und nicht nach Algier adreſſiren ſollten. Oder iſt es etwas Anderes . . .“

„Nein, es war nur ein vorübergehender Gedanke. In dieſem Augenblicke erblaſſen die Farben der Heimath; meine Privatſorgen werden klein und unbedeutend bei dem Gedanken an Ihre Heimath.“

„Dann vorwärts! Es iſt keine Zeit zu verlieren. Wir müſſen fort, Urlaub iſt leicht erwirkt. — Wenn nur kein Araber auf dem Wege lauert . . . . Mein Freund, glauben Sie nichts Schlechtes von mir, wenn Sie ſehen, daß ich von nun an in Algier für mein Leben bange.“

Kriegsbilder aus dem Lager vor Sebaſtopol.

Nach den Briefen eines Offiziers der Chaſſeurs d'Afrique,

mitgetheilt von

Julius von Wickede.

Als wir vor einigen Jahren zuſammen um die helllodernden Flammen unſerer Bivouakfeuer in den fernſten Schluchten des Atlas ſaßen und über die Wahrſcheinlichkeit künftiger großer Kriege ſprachen, da glaubte ich wahrlich nicht, daß ich dereinſt noch Briefe aus der Krim ſchreiben würde. Welch' großer Kontraſt iſt doch zwiſchen unſerem jetzigen Kriege und unſeren früheren Feldzügen in Algerien! Gerade ein Jahr iſt es her, da hatte ich weit hinter Setif noch ein ziemlich heftiges Gefecht mit einer Schaar, die aus der Wüſte des Innern von Afrika hervorgebrochen war, die Grenzen unſerer algeriſchen Beſitzungen zu gefährden. Weit verfolgten wir die braunen Reiter auf ihren flüchtigen Berberhengſten, und die Hitze und der Staub der Sandfelder, durch welche wir dabei jagen mußten, war wirklich ſchwer zu ertragen. Zuletzt noch machten wir einen Neger von wahrhaft herkuliſchem Wuchs, einen Kerl von ſo ſchwarzer Hautfarbe, wie ich nie wieder ſah, zum Gefangenen. Demüthig kniete derſelbe vor mir nieder, verſchränkte die Arme, ſenkte das Haupt und erwartete, daß ich ihm den Kopf ohne Weiteres abhauen würde, wie er es ſicherlich mir gethan hätte, wäre ich in ſeine Gefangenſchaft gerathen.

Wie ich ihm nun das Leben ließ und ihn verſicherte, es ſolle ihm nichts geſchehen, da war er vor Freuden außer ſich, küßte mir die Stiefel und iſt jetzt noch der treue, unermüdete Diener eines Freundes von mir, der bei den Spahis als Kapitän dient. Vor einigen Tagen aber, irre ich nicht, an demſelben Datum jenes Gefechttages, da hatte ich hier ein heftiges Vorpoſtengefecht mit einem Haufen ruſſiſcher Uhlanen und Koſacken von der ſibiriſchen Grenze. Wie wir die Kerle nun zurücktrieben und weiter verfolgten, da ward das Schneegeſtöber und der eiſige Wind ſo ſtark und fügte uns ſo viele Beſchwerden zu, daß wir endlich nothgedrungen die Verfolgung aufgeben mußten. Auch hier machten wir zuletzt noch einen Gefangenen, einen Koſacken, der mit ſeinem kleinen Rößlein geſtürzt war. Wie derſelbe, ein hübſcher, ſchlanker, noch junger Burſche, mit einem Geſicht wie Milch und Blut ſo friſch, vor mich gebracht wurde, da winſelte er nicht wenig, warf ſich mir vor die Füße und bedeckte dabei fortwährend mit den Händen ſeine Augen, als wolle er dieſe ſchützen. Ein alter Chaſſeur meiner Eskadron, ein geborener Pole, konnte ſich dem gefangenen Koſacken einigermaßen verſtändlich machen und ihm bedeuten, daß er nicht das Allermindeſte zu befürchten habe. Er umfaßte nun dankbar meine Knie und äußerte ſeine lebhafte Freude auf alle mögliche Weiſe. Ich habe den Burſchen bis jetzt bei mir zum Warten der Pferde behalten, und er zeigt ſich treu und anſtellig. Wir haben ſpäter erfahren, daß man von Seiten der Offiziere dieſen Koſacken häufig die Ueberzeugung beigebracht hat, wir Franzoſen hätten die Sitte, allen unſeren Gefangenen ſogleich die Augen auszuſtechen, daher dieſe denn auch ſo häufig ihre Hände zum Schutz vor dieſelben hielten.

Dieſer Zufall übrigens, daß ich in noch nicht Jahresfriſt Gelegenheit hatte, einen Neger aus dem Innern von Afrika und einen Koſacken von der ſibiriſchen Grenze gefangen zu nehmen, hat mein Intereſſe ſo erweckt, daß ich ihn nie wieder vergeſſen werde. Welch' verſchiedene Kriegsſchauplätze ſind es auch, die entfernteſten Grenzen von Algerien und jetzt hier die Krim! Wer weiß, wohin uns im nächſten Jahr unſeres Kaiſers Befehl ſenden mag.

Daß uns ſonſt dieſe Expedition nach der Krim gerade viele Annehmlichkeiten gewährte, muß ich leugnen. Recht ſchlimme Tage haben wir hier ſchon durchmachen müſſen, das iſt gewiß, und was uns noch weiter Alles wird beſchieden ſein, mag der Himmel wiſſen. Gar wir Chaſſeurs d'Afrique, die einzige recht brauchbare Kavallerie, welche das geſammte Heer gegenwärtig beſitzt, müſſen beſtändig in den Sätteln ſein und Pikets ausſtellen, um ſo den Neckereien der Koſacken und der übrigen zahlreichen ruſſiſchen leichten Reiterei vorzubeugen. Ausdauernd und gewandt zeigen ſich dieſe Koſacken in hohem Grade, das muß man ihnen laſſen, aber ſonſt haben wir vor ihrem Kriegsmuthe gerade keine allzu hohe Achtung. So recht in das Handgemenge ſind die Kerle ſelten zu bringen, und auch ihre lange Lanzen ſind mit dem Säbel leicht zu pariren, ſobald man nur etwas aufpaßt. So habe ich vor einigen Wochen geſehen, daß ein alter Brigadier von unſeren Chaſſeurs d'Afrique, ſo recht ein vielgeprüfter Feldſoldat, der ſchon in Algerien an 20 Jahre diente, ſich mit drei Koſacken längere Zeit ganz allein herumhieb und zuletzt einen vom Pferde ſtach, einen zweiten gefangen nahm und den dritten endlich in die Flucht trieb. Es war wirklich ein ſehr hübſches Reitergefecht, was ſich anſah, als wenn es im Circus von Franconi zum Vergnügen der Pariſer Bevölkerung ausgeführt würde, und nicht blutiger Ernſt wäre. Einige Chaſſeurs wollten dem Brigadier zu Hülfe kommen, aber mit einem wilden Fluch hieß er dieſelben ſich wieder zum Teufel ſcheren, da er mit ſolchen drei erbärmlichen Gegnern wohl ſchon allein fertig werden wolle, und es ſeiner Ehre widerſtrebe, ſich erſt noch dazu helfen zu laſſen. Der Brigadier hätte am Ende gegen ſeine drei Gegner übrigens doch noch einen ziemlich ernſthaften Stand gehabt, wenn ihm nicht der treffliche mauriſche Hengſt, den er ritt, ein wegen ſeiner Güte, zugleich aber auch wegen ſeiner Wildheit im ganzen Regiment ſehr bekanntes Pferd, bei dem Kampfe ſo ungemein zu Hülfe gekommen wäre. Wahrlich, ich habe nie geſehen, daß ſelbſt ein Roß ſolche Kampfeswuth zeigen könne, wie ihn „Hassan lo diable," ſo hieß der Hengſt, in dieſem Augenblick bewies. Wiehernd und kreiſchend warf er ſich auf die Koſackenpferde, ſtieg hoch auf den Hinterfüßen, und hieb dann mit den Vorderfüßen den einen Gaul ſo zuſammen, daß er mit ſammt ſeinem Reiter auf dem Boden lag, ſo daß Beide gefangen genommen werden konnten. Der zweite Koſack, ein ſchon alter, graubärtiger Kerl, ſtieß inzwiſchen mit der Lanze nach dem Brigadier, verfehlte aber ſein Ziel, ſo daß die Spitze nur durch den Sattelbock vorne drang, und wie er ſie wieder zurückreißen wollte, abbrach. In demſelben Augenblick richtete ſich aber der Chaſſeur hoch im Sattel auf und hieb von oben herab mit dem Säbel ſo über den Schädel des Koſacken, der ſich auf ſein Rößlein niedergebeugt hatte, daß dieſer ganz zerſpalten auseinander klaffte und der Getroffene auf der Stelle todt vom Pferde ſtürzte. So ein ſcharfer Hieb, vom Pferde herab recht kräftig gethan, hat ſchon eine tüchtige Wirkung, das habe ich bei dieſer Gelegenheit wieder ſo recht geſehen. Der dritte Koſack ſchoß ſchnell ſeine Piſtole ab, wobei die Kugel dem Brigadier die Mütze vom Kopf riß, wandte dann ſein Pferd zur Flucht und jagte was das Zeug hielt davon. Der Brigadier wollte ihm ſchon nachjagen, und hätte ihn ohne Zweifel bald eingeholt und niedergehauen, da ich aber jetzt noch eine ganze Schaar von Koſacken angejagt kommen ſah, ſo rief ich den allzu hitzigen Verfolger wieder zurück, und gern oder nicht, mußte er dieſem Gebote nun ſchon Folge leiſten. Die beiden erbeuteten Koſackengäule, zwar ſehr häßliche aber ſtarke und ausdauernde Thiere, konnten wir in unſerem Lager ſchon gebrauchen, denn es herrſcht ein unendlicher Mangel an Reit- wie

Zugpferden, da viele Hunderte derſelben den unerhörten Strapatzen der letzten Zeit erlegen ſind. Der Brigadier bekam 200 Franks Gratifikation für dieſe Beutepferde, und anſtatt mit dieſem Gelde recht ſparſam umzugehen, beſchloß er, in echt ſoldatiſchem Uebermuth, die ganze Summe in einer Nacht zu verjubeln, wozu er ſich denn von mir die Erlaubniß ausbat, die ich ihm und 6 — 7 Kameraden, die er zu dieſem Trinkgelage mit eingeladen hatte, auch gerne ertheilte.

Es war ein ganz eigenthümliches Bankett, was hier gegeben wurde, ſo ſeltſam wie unſere Lage überhaupt vor Sebaſtopol iſt. Da der Brigadier ſehr artiger Weiſe mich dazu eingeladen hatte, ſo ging ich denn auch auf ein Stündchen dahin, und kann nicht leugnen, daß ich mich vortrefflich dabei unterhielt. Das Bankett ſelbſt fand im Freien ſtatt, da die kleinen niederen Hütten, in denen unſere Leute hauſen, keinen paſſenden Platz dafür gewährt hätten. Man hatte am Nachmittag einige Erdſchanzen von zwei Seiten ſchnell dazu aufgeworfen, die wohl an 4 — 5 Fuß hoch ſein mochten, und ſo doch einigen Schutz gegen den eiſigen Wind, der über die tauriſche Halbinſel ziemlich heftig herüberbrauste, gewährten. Zwiſchen dieſen Erdwällen, die einen Halbkreis bildeten, war ein großes Feuerloch gegraben, in dem ein mächtiges Wachfeuer ſchon auflodern konnte. Da Brennholz hier ein ſehr ſeltener Artikel iſt, ſo hatte ſich der Brigadier von einem Tataren für 20 Franks Holz dafür gekauft, und konnte ſo dem Feuer, während der ganzen Zeit des Banketts, hinreichenden Brennſtoff verleihen. Zu Sitzplätzen benützten wir Haufen von Feldſteinen, die man zuſammengetragen und mit dürrem Gras, über welche dann einige Haferſäcke gebreitet waren, belegt hatte, ſo daß es ſich ganz weich und bequem darauf ſaß. Solche Dinge aus eigentlich nichts zu bereiten und die geringfügigſten Sachen für ihre Bequemlichkeit zu benützen, verſtehen unſere Soldaten meiſterhaft, und entfalten dabei eine Geſchicklichkeit der Ausführung und Glücklichkeit der Idee, die ſelbſt mich oft in Erſtaunen ſetzt, obgleich ich nachgerade ſchon daran gewöhnt ſein ſollte. Gegen 5 Uhr Abends, wo der Tagesdienſt beendet und tiefe Dunkelheit ſchon über der ganzen Gegend lag, begab ſich die ganze Geſellſchaft zu dieſem luſtigen Bankettplatz, wo der gaſtfreie Wirth unterdeß ein mächtiges Feuer angezündet hatte. Sechs oder ſieben Unteroffiziere unſerer Chaſſeurs d'Afrique, meiſt ſchon ältere, länger gediente Soldaten, dann ein kleiner beweglicher Sergeant der Zuaven, der, ſo lange ich am Feuer ſaß, ſeine Zunge auch keinen Augenblick ruhen laſſen konnte, und zwei Sergeanten der engliſchen Garde-Dragoner, die, ich glaube als Ordonnanzen, in unſerem Lager waren, und mit denen unſere Leute große Freundſchaft geſchloſſen hatten, obſchon ſie ſich nur mühſam mit einander verſtändlich machen konnten, bildeten die frohe Geſellſchaft. Für mich hatte man artiger

Weiſe den rechten Ehrenplatz im Kreiſe aufgelaſſen, ſonſt hatten die beiden Engländer, wie es ſich gebührt, als fremde Gäſte die vornehmſten Plätze. Es waren recht anſtändige, tüchtig und kräftig ausſehende Männer, die ein wahrhaft militäriſches Gepräge hatten und mir gut gefielen. Da ich geläufig engliſch ſpreche und verſtehe, ſo unterhielt ich mich längere Zeit mit denſelben, und der Eine, ein lange gedienter Veteran, erzählte mir viel von den Kriegszügen, die er in Indien mitgemacht hatte. Welch' treffliches Material an Menſchen wie Pferden hatte überhaupt dieſe engliſche Reiterei, die mit uns zuſammen ausgeſchifft wurde, und auf welch' ſchändliche Weiſe mußte dieſelbe hier zu Grunde gerichtet werden. Man konnte nichts Schöneres ſehen, wie dieſe engliſche leichte und ſchwere Reiter-Brigade, und ich kann nicht leugnen, daß ich anfänglich nicht von Neid frei blieb, daß dieſe herrlichen Schwadronen nicht Frankreichs Fahnen folgten und unſer „Vive l'empereur" nicht auch ihr Feldgeſchrei war. Und jetzt vor einigen Tagen war ich zufällig wieder im engliſchen Lager, und ſah die ſpärlichen Ueberreſte dieſer einſt ſo ſchönen und ſtolzen Reiterei; es war ein Anblick, den ich nur lieber nicht beſchreiben will. Eine furchtbare Verantwortlichkeit laſtet auf den Menſchen, deren bodenloſe Unfähigkeit all' dieß Elend herbeigeführt hat, und für alle Schätze der Welt möchte ich dieſelbe nicht auf mich laden. So viel weiß ich, wenn die Engländer alle ihre Verwaltungs- und Verpflegungsbeamte ohne Weiteres aufknüpften und ſtellten nur einige Dutzend franzöſiſche Corporale dafür bei ſich an, ſo hätten ſie einen ſehr vortheilhaften Tauſch gemacht. Doch um wieder auf das Bankett des Brigadiers zu kommen, ſo äußerte zuletzt dieſer engliſche Dragoner-Sergeant, als der Punſch ihm die Zunge etwas gelöſet hatte, denn anfänglich beantwortete er nur ganz beſcheiden die an ihn gerichteten Fragen, ſeine Verwunderung darüber, daß ich als Kapitän es nicht unter meiner Würde halte, an einem Bankett meiner Unteroffiziere auf ein Stündchen Theil zu nehmen. Er meinte, bei ihnen würde ſo was niemals vorkommen und ein engliſcher Offizier viel zu ſtolz dazu ſein, mit ſeinen Soldaten außer Dienſt auch nur ein Wort zu ſprechen. Nun mögen dieſe Herren das halten, wie ſie wollen, denn ich kenne ihre Verhältniſſe zu wenig, um ſie beurtheilen zu können, daß bei uns Franzoſen aber die Disciplin nicht darunter leidet, wenn wir Offiziere außer Dienſt auf freundſchaftliche Weiſe mit unſeren länger gedienten, ſchon vielfach bewährten Soldaten und Unteroffizieren verkehren, iſt gewiß. Sacre dieu, ich wollte ſehen, wer in unſerer ganzen Escadron es wagen würde, mir nur auf eine Sekunde den Gehorſam zu verweigern, ſobald ich im Dienſt einen Befehl ertheilte. Ich glaube was Kriegszucht und ſtrenge Disciplin anbetrifft, kann es unſere franzöſiſche Armee mit jeder anderen in ganz Europa vollkommen aufnehmen.

Die Bewirthung bei dieſem Bankett war übrigens vortrefflich, denn da der Brigadier es ſich in den Kopf geſetzt, daß die 200 Franks an dem einen Abend verjubelt werden mußten, ſo hatte er mit dem Gelde nicht geſpart. Eine große ruſſiſche Bombe, von der nur ein Stück oben herausgeſprungen, was ganz gleichmäßig ausgefeilt war, diente als Punſchbowle. Dieſelbe war zwiſchen einigen Steinen feſtgelegt worden und ein kleines Kohlenfeuer glühte darum, ſo daß der Punſch ſtets heiß blieb. Ich weiß die Beſtandtheile deſſelben nicht, aber vortrefflich war das Getränk und machte ſeinen Verfertigern alle Ehre. Die Trinkbecher waren ſehr mannigfaltig, da jeder Gaſt den ſeinen mitbringen mußte. Meiſt waren es die ledernen Feldbecher, die unſere Chaſſeurs in Algerien im Gebrauch haben, die ſich aber hier für heiſſes Getränk gerade nicht ſehr zweckmäßig bewieſen, was denn die Folge hatte, daß die Trinker ihre Becher deſto ſchneller leerten, um ſie nicht lange gefüllt in der Hand zu halten. Als Speiſen gab es kalten Braten, Würſte, ja ſogar einen italieniſchen Salat, den ein Korporal, der als Kochkünſtler im ganzen Regiment berühmt war, mit vieler Geſchicklichkeit bereitet hatte. Da die Lebensmittel bei den Händlern furchtbar theuer ſind, ſo konnte der Brigadier, bei einer ſo ſplendiden Bewirthung, freilich ſeine 200 Franks leicht an einem Abend durchbringen. Die Luſt unter allen Gäſten war übrigens ungemein groß, und wie ich bald wieder fortging, um die Geſellſchaft mehr ihrer eigenen Fröhlichkeit zu überlaſſen, die durch meine Anweſenheit doch etwas in Schranken gehalten wurde, erreichte ſie erſt recht ihre volle Höhe. Die erſte Geſundheit galt natürlich unſerem Kaiſer Napoleon, die zweite der Königin Victoria, eine andere der guten Waffenbrüderſchaft der engliſchen und franzöſiſchen Armee für alle künftige Zeiten, dann brachten die Leute auch meine Geſundheit aus, und ich wieder die auf den Waffenruhm der Chaſſeurs d'Afrique, die in allen Welttheilen und Feldzügen, in welche der Befehl des Kaiſers ſie ſchicke, gewiß ſtets den Ruhm und die Ehre von Frankreich mit ihrem Blute vertheidigen würden. Einen lebhaften Enthuſiasmus unter Allen rief dieſer Trinkſpruch hervor. Zuletzt ſtand noch der eine engliſche Sergeant auf und bedankte ſich vielmals für die Ehre, die ich ihnen erwieſen, indem ich es als Kapitän nicht verſchmäht habe, mit ihnen, den bloßen Sergeanten, mein Glas auf gute Kameradſchaft anzuſtoßen.

Als ich fortging, ſagte ich meinen Unteroffizieren noch, ich gebe ihnen die Erlaubniß, ihr Bankett ſo lange fortzuſetzen, wie es ihnen gefiele, wäre aber von ihrer Ehre überzeugt, daß ſie nicht ſo unmäßig ſein würden, um nicht in der nächſten Minute in den Sattel ſteigen zu können, wenn es in der Nacht vielleicht noch zu einem Gefechte kommen würde. Man muß ſolchen tüchtigen Soldaten nur Vertrauen ſchenken, dann erreicht man mit ihnen das Meiſte.

Zuletzt übrigens, wie ich noch mit am Feuer ſaß, fing ein ziemlich heftiges Schneegeſtöber an, ſo daß wir ganz mit Flocken bedeckt wurden, ohne daß dies die allgemeine Luſt nur im Mindeſten ſtörte. Wir hatten Alle warme Pelze an und darüber unſere großen, dichten Burnuſſe, die treffliche Dienſte leiſten, und ſo konnten wir denn leicht dem Sturm und Schneegeſtöber Trotz bieten. Die Trinker lachten viel darüber und meinten, der Punſch müſſe nun viel ſchneller getrunken werden, da er ſonſt durch die großen Schneeflocken, die hineinfielen, zu ſehr abkühle und verwäſſert würde. Aus Sebaſtopol krachte es an dem Abend aber gewaltig, und die Ruſſen, die überhaupt mit ihrer Munition nicht ſparſam ſind, ließen nicht wenige Bomben durch die Luft ſauſen, was ſehr hübſch ausſah und uns manchen Spaß machte. Wir ſelbſt waren übrigens ziemlich entfernt von der Schußlinie und konnten nicht mal genau mehr ſehen, wo die Bomben eigentlich einſchlugen. Unſere Batterien, die ſtets mit der Munition ungleich ſparſamer als die der Ruſſen ſind, da dieſelbe für uns auch viel ſchwerer zu transportiren iſt, antworteten an dem Abend gar nicht wieder, und dieſer Lärm auf der einen und die große Ruhe auf der andern Seite machte einen eigenthümlichen Eindruck. Wir ſind übrigens dies beſtändige Bombardement ſchon ſo gewohnt worden, daß wir kaum noch darauf achten. Nur die Truppen, welche Dienſt haben, bleiben natürlich munter und unter den Gewehr, wir Anderen legen uns ruhig hin und ſchlafen, wie es ſich gehört, mögen die Ruſſen mit ihrem Schießen auch noch ſo viel Lärm machen, wie ſie wollen. Von dieſen Bomben kann man übrigens häufig ſagen: „viel Lärm und wenig dahinter,“ denn allen lebenden Weſen, die ſich bewegen können, ſchaden ſie nur ſehr wenig. Beſonders bei Nacht, wo der brennende Zunder wie eine Sternſchnuppe glänzt, kann man ihren Lauf ſchon von Weitem beobachten, und hat hinreichende Zeit von dem Platze fortzuſpringen, auf dem ſie einſchlagen. Bei feſten Gegenſtänden richten ſie freilich eine ganz andere Verwüſtung an, und ich ſah kürzlich, wie eine ruſſiſche Bombe in einen Munitionskarren, der zum Glück leer war, hineinſchlug und denſelben auch ſogleich in tauſend Stücke zerſplitterte.

Die Ruſſen ſind übrigens thätige Feinde, das muß man ihnen laſſen, und machen ihre Sachen in dem verdammten Sebaſtopol gar nicht übel. Wir haben die Streitkraft der ruſſiſchen Armee weit unterſchätzt, und dieſer Fehler wird noch viel franzöſiſches Blut koſten. Beſonders die ruſſiſche Infanterie ſchlägt ſich nicht ſchlecht, und auch die Artillerie zeigt jetzt in dem Feſtungskriege eine ungleich größere Geſchicklichkeit, wie ſie es bisher im freien Felde gethan hatte. Die Kavallerie, ſo viel ich bis jetzt davon geſehen, will mir nicht ſonderlich gefallen. Die Pferde ſind zwar alle ſehr ſchön und von gleicher Farbe und Geſtalt, aber was macht das aus, wenn doch kein recht feuriger, ungeſtümer Muth in den Reitern iſt, die darauf ſitzen? So eine ruſſiſche Kavallerie-Attaque ſieht verzweifelt lahm aus, und es ſcheint immer ſo, als wenn die Reiter die Sporen nicht genug gebrauchten, um ja recht bald gegen den Feind zu kommen.

Da machen wir Chaſſeurs d'Afrique es doch anders, und ich wüßte nicht, was ich vor Zorn thun würde, wenn meine Escadron jemals ſo langſam attaquiren ſollte, wie ich von den ruſſiſchen Huſaren es nun wiederholt ſchon geſehen habe. Uebrigens ſind wir ſelbſt nur immer noch in kleineren Gefechten mit der ruſſiſchen Reiterei zuſammengekommen, und aus denen ſind wir Chaſſeurs d'Afrique ſtets als Sieger hervorgegangen. Dieſe gewiſſe Scheu, ſo recht in das Kampfgewühl hineinzugehen, die ich bei den ruſſiſchen Huſaren ſchon wiederholt bemerkt habe, ſcheint ſich auch ihren ſonſt ſo hübſchen Pferden mitgetheilt zu haben. Dieſelben ſind ſehr wenig ſchußfeſt und ſpringen leicht zurück und kehren wieder um, wenn ſie ſo recht in das Feuer hinein müſſen. Unſere mauriſchen Hengſte, die wir reiten, ſind dagegen doch ganz andere Thiere, die haben oft ſelbſt den Teufel im Leib, drängen recht hinein, wo es am tollſten zugeht, und ſcheuen ſich vor nichts, wenn es auch von allen Seiten um ſie herum noch ſo kracht und blitzt. Gerade hier, wo wir Gelegenheit haben, engliſche, ruſſiſche und franzöſiſche Pferde in Menge zu ſehen, können wir uns ſo recht überzeugen, daß unſere kleinen mauriſchen Hengſte doch die brauchbarſten Thiere ſind, die es für einen Krieg nur geben kann. Unſere Escadrons ſind ſtets auch noch am beſten beritten, und wir haben ungleich weniger Pferde verloren, als alle anderen Regimenter. Kürzlich ſah ich übrigens noch eine recht hübſche Scene, die mir auch die Anhänglichkeit unſerer Pferde an ihre Reiter wieder bewies. Wir waren auf den äußerſten Vorpoſten, dicht den ruſſiſchen Verſchanzungen gegenüber, aufgeſtellt, und da wir lange halten bleiben mußten, ſo hatten einzelne Leute dieß benutzt, um ſich von ihren Pferden etwas zu entfernen. So war der Schimmelhengſt des Trompeters, den wir bei uns hatten, ein ſehr hübſches und tüchtiges Thier, was übrigens gewiß ſchon über 10 Jahre im Regiment diente, von ſeinem Reiter allein ſtehen gelaſſen, und hatte dieß benutzt, um gegen die ruſſiſchen Vorpoſten hinzulaufen. Dieſe hatten dem Thiere Brod hingehalten und es ſo gefangen genommen, was große Freude bei ihnen zu erregen ſchien. Ich war gerade zum General gegangen, um mich nach deſſen Befehlen zu erkundigen, und ſah, wie ich zurück kam, daß unſern Schimmelhengſt ſo eben ein ruſſiſcher Soldat am Zügel hielt und ein Anderer ſich in deſſen Sattel ſetzte. Natürlich war ich über den Verluſt des guten Pferdes in hohem Grade erzürnt und drohte dem Trompeter, der ſo eben mit halb offenen Hoſen ganz verſtört angelaufen kam, mit der ſtrengſten Strafe für ſeine abſcheuliche Nachläſſigkeit. Dieſer, auch ſchon ein alter, langgedienter Soldat, der nur den Fehler hat, daß er zu gerne trinkt, ſtand einen Augenblick ganz zerknirſcht da, denn ich hatte ihm geſagt, er würde gewiß auf die Feſtung kommen und keine Stunde ſolle er bei dem Regiment mehr bleiben. Plötzlich aber lief er einige 30 Schritte gegen die Ruſſen zu, ſo daß ich im erſten Augenblicke faſt glaubte, er beabſichtige zu deſertiren, und wollte ſchon auf ihn feuern laſſen, hielt ſeine Trompete dann an den Mund und blies nun aus Leibeskräften, ſo daß ihm die Backen ganz davon aufſchwollen, unſer Appell-Signal, womit die Flankeurs zurückgerufen werden. Die Töne davon drangen bis zu dem Schimmel, den eben die Ruſſen weiter zurückführen wollten. Er drehte ſich kurz um, ſtieg auf den Hinterfüßen, ſo daß der Soldat, der ihn am Zügel hielt, plötzlich zu Boden fiel, und kam nun trotz des Reiters, der auf ſeinem Rücken ſaß, im vollſten Galopp auf uns zugejagt. Zwar verſuchte der Daraufſitzende ſo gut er konnte das Pferd zum Stehen zu bringen, allein es gelang ihm nicht, und ſo kam er denn ſammt dem Schimmelhengſt unter dem großen Gelächter von allen Chaſſeurs bei uns an. Je mehr übrigens das Pferd lief, deſto lauter blies der Trompeter, der freilich auch große Urſache hatte, ſich über das Wiederkommen deſſelben zu freuen. Als das getreue Thier bei uns Halt gemacht hatte, wo es dann von Allen, beſonders von dem Trompeter, ungemein geliebkost und geſtreichelt und mit Brod gefüttert wurde, zeigte ſich, daß der Ruſſe, der darauf ſaß und den wir auf ſolche eigenthümliche Weiſe zum Gefangenen gemacht hatten, ein junger Kadett war. Kaum 16 Jahre mochte das Bürſchlein alt ſein, was ich nun ſogleich unter meinen ſpeciellen Schutz nahm und einen guten Zug aus meiner mit Cognac gefüllten Feldflaſche thun ließ, um ihn über ſein Mißgeſchick zu tröſten. Der arme Kleine, der übrigens ganz geläufig franzöſiſch ſprechen konnte und auch ſonſt eine ganz gute Erziehung zu haben ſchien, war aber ungemein traurig und meinte, ſeine ganze fernere Carriere würde nun wohl für immer zerſtört ſein, weil er ſchon als Kadett, und dazu noch durch ſein Verſchulden, in Gefangenſchaft gerathen ſei. Mich dauerte der arme Knabe, und ich ging am anderen Morgen, als wir vom Piket abgelöst waren, zu unſerem General, erzählte dieſem die ganze Geſchichte und bat, ob wir den kleinen Kadetten nicht ohne Weiteres den Ruſſen wieder zurückſchicken könnten, da es doch ſchade ſei, wenn er noch ſo jung ſchon in die Gefangenſchaft müſſe. Unſer General. der ſtets edelmüthig ſich zeigte, ging auf dieſe Bitte ein, und befahl den kleinen Kadetten, nachdem er ſich mit dieſem ſelbſt unterhalten und ihn mit einem Frühſtück bewirthet hatte, in Begleitung eines Trompeters wieder an die ruſſiſchen Vorpoſten zurückzuſchicken. Ich machte mir den Spaß, als Parlamentär eben dieſen Trompeter mit ſeinem Schimmel auszuſuchen, und gab dieſem ein Handpferd mit, worauf der ruſſiſche Kadett ritt, und was er wieder mit zurücknehmen mußte. Der kleine Kadett ſchied mit vielem Händedrücken und herzlichen Dankſagungen von uns, und war ganz gerührt, daß wir ihn ſo gut behandelt hatten. Nach einigen Stunden kam auch der Trompeter zurück und brachte ein ſehr artiges Dankſagungsſchreiben von einem ruſſiſchen General, an den er den Kadetten abgeliefert. Der Trompeter erzählte, dieſer ruſſiſche General habe ſich in franzöſiſcher Sprache lange mit ihm unterhalten, unſere Pferde ſehr gelobt und viele Fragen über unſere ganze Organiſation und unſeren Dienſt in Algerien an ihn gerichtet, ihm zuletzt 4 Dukaten für ſeine Mühe geben wollen, die er aber ausgeſchlagen hatte, weil ein franzöſiſcher Soldat kein Geld von einem Fremden annehmen dürfe. Für ſeine frühere Nachläſſigkeit, daß er ſeinen Schimmelhengſt hatte laufen laſſen, gab ich dem Trompeter vier Tage Arreſt, welche Strafe aber erſt erfolgen ſoll, wenn wir wieder in eine Friedensgarniſon einrücken, da wir hier mehr zu thun haben, als unſere Leute im Arreſt herumſitzen zu laſſen. Nun, wer weiß, ob bis dahin noch ein Mann von uns Allen übrig iſt und eine ruſſiſche Kugel nicht ſchon längſt die Strafe des Trompeters ausgeglichen hat.

Wenn ich vorhin ſchrieb, daß die ruſſiſchen Huſaren ſelten bei ihren Angriffen den feurigen Muth zeigten, der allein einer Kavallerie-Attaque ihre volle Kraft geben kann, ſo muß ich die Offiziere derſelben hievon ausnehmen. Wiederholt habe ich Beiſpiele geſehen, daß dieſe ihren Leuten mit dem größten Eifer vorangingen und einen ſo glänzenden Muth zeigten, wie kein Offizier der Welt ihn in höherem Grade beſitzen kann. So ſah ich beſonders einmal einen noch ziemlich jungen Huſaren-Offizier, der wirklich eine glänzende Erſcheinung war. Auf ſeinem ſchönen Falben flog er nur ſo dahin, war ſtets da, wo die Gefahr am größten, und gab ſo ſeiner Mannſchaft das beſte Beiſpiel, was ein Offizier nur geben kann. Es wäre mir eine große Freude geweſen, gerade mit einem ſolchen Gegner einmal einen tüchtigen Zweikampf, Mann gegen Mann, zu Pferde zu beſtehen, und ich ſuchte ihn bei den kleinen Vorpoſten-Scharmützeln, die wir häufig hatten, förmlich auf, allein es wollte nie gelingen, daß wir unſere Säbel mit einander kreuzen konnten, und hindernde Zufälle traten ſtets dazwiſchen. Einige gefangene Ruſſen, die ich nach dem Namen dieſes jungen, ſo muthigen Offiziers fragte, ſagten, es ſei ein Graf oder Fürſt aus einer ſehr vornehmen Familie, der ſich von der Garde zu ihrem Regimente habe verſetzen laſſen, da er gehört, daß dieſes wohl mit die erſte Ausſicht haben würde, gegen uns Franzoſen verwendet zu werden. Seit einiger Zeit ſcheinen dieſe Huſaren aber wieder mehr zurückgezogen zu ſein, wenigſtens habe ich, wenn wir auf Vorpoſten oder Recognoscir-Patrouillen waren, ſtets nur kleine Koſacken-Detaſchements geſehen, die es nie zu einem tüchtigen Zuſammenſtoß kommen ließen. Will man an Kämpfen mit Antheil nehmen, ſo muß man unſere Infanterie, welche die äußerſten Laufgräben beſetzt hält, beſuchen, denn dieſe findet faſt jede Nacht Gelegenheit, einen größeren oder kleineren Ausfall der Ruſſen abzuſchlagen. Wenn ich gerade näher bekannte Offiziere auf ſolcher Tranſcheenwacht hatte und völlig frei vom Dienſt war, habe ich mir wiederholt das Vergnügen gemacht, auf einige Stunden freiwillig derartige Wachen mit zu beſuchen. Es lag ein eigener Reiz für mich darin, ſo auf dem äußerſten vorgeſchobenen Poſten gegen Sebaſtopol im nächtlichen Dunkel zu verweilen und jeden Augenblick einen Ausfall der Ruſſen erwarten zu können. So war ich in einer recht dunkeln, ſtürmiſchen Nacht, wo der Wind gewaltig über das hochgehende Meer brauste und Schnee und Regenwetter abwechſelnd ihr Spiel trieben und den Aufenthalt im Freien möglichſt unangenehm machten, zum Beſuch bei einem Kapitän unſerer Chasseurs à pied, der mit ſeiner Kompagnie den Dienſt in den äußerſten Tranſcheen hatte. Es war wahrhaftig ein verzweifelt unangenehmer Aufenthalt in dieſen mit Schmutz und Schlamm ziemlich tief angefüllten Gräben, da man nicht einmal ein Feuer in denſelben anzünden durfte, ſich doch einigermaßen vor Kälte zu ſchützen. Ganz in ihre dicken Kapotmäntel gehüllt, darunter ſo viele Kleidungsſtücke, wie nur Jeder auftreiben konnte, die Füße in große Holzſchuhe, die ſich nöthigenfalls leicht abſchleudern ließen, geſtellt, hockten die kleinen munteren Chaſſeurs in dichten Haufen auf einander, um ſich ſo gegenſeitig deſto beſſer zu erwärmen. Trotz des wirklich abſcheulichen Wetters, dem ſie die ganze Nacht ſchutzlos preisgegeben waren, verloren die Soldaten doch keinen Augenblick ihre muntere Laune. Laut mit einander ſprechen oder ſonſt Lärmen machen durften ſie nicht, aber dafür war ein beſtändiges Wispern und Witzeln und Kichern in dem Kreiſe. Allerlei Frag- und Antwortſpiele, wobei Jeder aber nur leiſe zu ſeinem Nebenmanne reden durfte, trieben die Leute, um ſo die Zeit beſſer zu verbringen, und die Witzköpfe und Luſtigmacher der Kompagnie fanden reiche Gelegenheit, ihre Talente zu zeigen. Solche „Brüder Luſtig" ſind wirklich von großem Werthe für jede Truppe, denn ſie tragen nicht wenig dazu bei, die gute Stimmung der Soldaten ſtets im Gange zu halten. Es gibt Einzelne, deren Ruf ſich förmlich über ihre Kompagnie, ja ihr Bataillon oder Regiment erſtreckt, und die von anderen Truppentheilen zu Gaſtrollen, wo ſie dann als Honorar gute Mahlzeiten erhalten, eingeladen werden. Die anderen Witzlinge dieſer Truppen werden alsdann zu einem Kampfſpiel, wo Witze auf Witze, Schlag auf Schlag folgen, aufgefordert, und die im Kreiſe herumſtehenden lachenden und applaudirenden Soldaten bilden dabei die ſehr ſtrenge aber ganz gerecht urtheilenden Kampfrichter. Solche gegenſeitige Herausforderungen haben oft etwas unbeſchreiblich Komiſches, und ich habe bisweilen bei derartigen Gelegenheiten ſchon gelacht, daß mir die Thränen förmlich in die Augen traten.

So laut durfte es nun freilich in dieſer Nacht nicht zugehen, doch hatte ſich ein Kanonier, von der ebenfalls auf Wache befindlichen Artillerie, zu den Chaſſeurs geſetzt, den Hauptwitzbold derſelben herausgefordert, und unterhielt nun ein wahrhaft hitziges Wortgefecht, wobei es an ſcharfen Hieben nicht fehlte, mit demſelben. Von Mund zu Mund im ganzen Kreiſe der Soldaten gingen die beſten Witze der beiden Gegner und erregten häufig ein ſo herzliches, wenn auch möglichſt unterdrücktes Gelächter, daß die Offiziere und Unteroffiziere, wenn ſie auch mühſam nur ihre allzu heftige Lachluſt beherrſchen konnten, mitunter ein „St! St! taisez-vous babillard, que vous êtes“ hören laſſen mußten, um allzulautes Geräuſch zu verhindern. Mochte auch der Sturm noch ſo heulen, der Schnee noch ſo naßkalt herunterfallen, die munteren Chaſſeurs machten ſich aus all' dieſem Ungemach nicht viel, und aus den möglichſt über das Geſicht gezogenen Kaputzen blitzten luſtigere Augen heraus, und konnte man mehr ſcherzende Worte vernehmen, wie dies häufig in einem noch ſo glänzenden Pariſer Salon der Fall ſein wird.

Während nun die Kompagnie die lange Winternacht, trotz Sturm und Schnee und ſchmutzigen Tranſcheen, auf ſo vergnügliche Weiſe verbrachte, hatte ſich ein halbes Dutzend Freiwillige, auf den Bäuchen kriechend, bis dicht an die ruſſiſchen Verſchanzungen herangewagt. Jede Kompagnie, und gar nun eine von den Chaſſeurs und Zuaven, wird immer einige tollkühne Kerle haben, die förmlich jede Gefahr aufſuchen, und denen es gar nicht abenteuerlich genug zugehen kann, wenn ſie ſich ſo recht behaglich fühlen ſollen. In einer friedlichen Garniſon können ſolche Menſchen den Kapitän oft zur Verzweiflung bringen, denn ſelten fügen ſie ſich gehörig der nöthigen Disciplin, machen in der Regel Exceſſe über Exceſſe, und man muß ſie nothgedrungen ſtrafen, ſo gerne man auch ſonſt ihrer trefflichen militäriſchen Eigenſchaften wegen Gnade für Recht ergehen und ihnen Manches durch die Finger ſehen möchte; im Kriege ſind ſie aber meiſt von wirklich unbezahlbarem Werthe. Es iſt wahrhaftig keine Kleinigkeit, wenn ſich Freiwillige dazu melden in einer ſolchen Nacht, wie dieſe war, um die Schlangen die ruſſiſchen Vorpoſten zu beſchleichen, denn Leben und Geſundheit müſſen ſie dabei ohne Weiteres auf das Spiel ſetzen. Stundenlang müſſen ſie oft ruhig im Schnee und Schmutz dabei auf dem Bauche liegen, und dürfen kein Glied rühren, um ſich nicht den Patrouillen der Feinde zu verrathen, ſo daß ſie nicht ſelten Finger oder die Zehen an den Füßen dabei erfrieren oder ſonſt elendiglich zu Grunde gehen. Häufig werden ſie dabei auch trotz aller noch ſo großen Vorſicht und Schlauheit von den ruſſiſchen Schleichpatrouillen erwiſcht und dann gewöhnlich ſogleich mit dem Bajonnette zuſammengeſtoßen. Trotz aller dieſer Gefahren wird es aber nie an kühnen Soldaten in unſeren Truppentheilen fehlen, die ſich freiwillig zu allen möglichen Expeditionen melden, ſobald der Aufruf dazu erfolgt.

Gegen 4 Uhr Morgens mochte es wohl ſein, als in dieſer Nacht auch die freiwilligen Späher wieder zurückgeſchlichen kamen und meldeten, daß die Ruſſen ſich zu einem Ausfall rüſteten und wir ſie wahrſcheinlich in einer kleinen Viertelſtunde ſchon würden erwarten können. Ganz ſteif und blau gefroren ſahen die armen Kerle aus, die da draußen in Schnee und Sturm, ohne den mindeſten Schutz, hatten liegen müſſen, doch waren ſie ſonſt diesmal glücklich, ohne weitere Einbußen, davongekommen. Welche Freude erregte aber die Kunde, daß wir endlich hoffentlich mit den Ruſſen wieder zuſammenkommen würden, unter ſämmtlichen Chaſſeurs. Wäre jetzt nicht noch eine größere Schweigſamkeit wie vorhin ſtrenge anbefohlen worden, die Leute hätten ihrem Jubel auf eine ſtürmiſche Weiſe Luſt gemacht. Raſch wurden nun noch, ſo weit ſich dies in der Dunkelheit und dem Schneegeſtöber, was jetzt immer ſtärker zu werden anfing, thun ließ, die Zündhütchen auf den Büchſen nachgeſehen, daß ſie ja recht feſt ſaßen, und dann die Haubajonnette aufgeſteckt.

Kaum eine Viertelſtunde mochte vergangen ſein, ſo konnten wir in aller Stille eine ſtarke Kolonne ruſſiſcher Soldaten auf uns anmarſchiren kommen hören. Es war ſo dunkel, daß man nicht auf 50 Schritte weit ſehen konnte, wie ſtark dieſe feindliche Schaar wohl eigentlich ſein möge, doch mußte man den Tritten nach dieſelbe immerhin auf einige hundert Mann anſchlagen. Wären wir übrigens durch dieſe Freiwilligen nicht von dem Anmarſch der Ruſſen benachrichtigt worden, ſo hätte man bei dem Sturm und Schneegeſtöber gar leicht ihren Anmarſch überhören können, ſo geräuſchlos geſchah derſelbe.

Wollten dieſelben aber uns überraſchen, ſo kamen wir ihnen doch diesmal zuvor und gaben ihnen einen ſo warmen Empfang, wie ſie ſolchen gewiß nicht vermuthet hatten. Der Kapitän der Chaſſeurs-Kompagnie hatte ſeine Leute nun in aller Schnelligkeit und Geräuſchloſigkeit aufſtellen laſſen und zugleich die Flügelrotten auf beiden Seiten bezeichnet, welche ihr Feuer bis auf das zweite Kommando verſparen ſollten. Ebenſo war auch die Reſerve von einigen 30 Mann bezeichnet worden, die unter dem Befehl des erſten Lieutenants unter allen Umſtänden auf dem Platze zurückbleiben mußte und den etwaigen Ausfall, den die Anderen unternehmen ſollten, nicht mitmachen durfte.

Während alle dieſe Vorbereitungen in größter Schnelligkeit geſchahen, war die Kolonne der Ruſſen ſchon ſo nahe an uns herangekommen, daß man ſelbſt in der Finſterniß ihre dunklen Maſſen von dem mit Schnee bedeckten Boden ſich abſchattiren ſehen konnte. Ungefähr an 30 — 40 Schritte mochten dieſelben noch von uns entfernt ſein, und wollten ſich eben im Sturmlauf auf den Graben losſtürzen, in der Hoffnung, uns ſo ohne Weiteres überraſchen und dann in der erſten Verwirrung niederſtoßen zu können, wie es ihnen ſchon bei den unaufmerkſamen Engländern einigemal geglückt war, da kommandirte der Kapitän die Deſcharge, und wie ein Donnerſchlag krachte dieſelbe in die ſtille Nacht hinein. Auf ganz unerwartete Weiſe ſo begrüßt, kam die ruſſiſche Kolonne in's Stocken und hielt in ihrem Laufe inne. Und ehe ſich die erſte Verwirrung derſelben nur etwas gelegt hatte, kommandirte der Kapitän ſogleich die zweite Deſcharge und die Flügelrotten mußten ihr Feuer geben, was die Verwirrung der Ruſſen wo möglich noch mehr ſteigerte. Nun hieß es „en avant, en avant“, und mit Ausnahme der vorher beſtimmten Reſerve ſtürzten wir Alle, die Chaſſeurs mit ihren Haubajonnetten, wir Offiziere mit den hoch geſchwungenen Säbeln in der Hand auf die Feinde los. Dieſer ungeſtüme Angriff war für die durch unſere zweimaligen Salven ſo ſchon in Unordnung gekommenen Ruſſen zu viel, ihre Glieder löſten ſich auf und in wilder Flucht eilte der ganze Hauſe wieder dahin zurück, woher er gekommen war. Wie die Tigerkatzen ſtürmten die Chaſſeurs, die ihre plumpen Holzſchuhe abgeworfen hatten um ſchneller auf den Füßen ſein zu können, den fliehenden Ruſſen nach, und es gelang ihnen, Einige derſelben noch einzuholen und niederzuſtechen oder zu Gefangenen zu machen. Allzulange durfte die Verfolgung aber nicht anhalten, da bei der Dunkelheit und dem Schneegeſtöber unſere Soldaten leicht hätten zu weit kommen und ſich verirren oder in einen Hinterhalt der Ruſſen gerathen können, und ſo ließ der Kapitän denn alsbald durch den Trompeter das Signal zum Wiederſammeln und Zurückkehren geben. So viel wir noch in der Dunkelheit auffinden konnten, waren ungefähr 7—8 Ruſſen todt und vielleicht eben ſo viel verwundet auf dem Platze, wo die feindliche Kolonne unſere Salven erhalten hatte, liegen geblieben. Unter Letzteren war ein Offizier, ein hübſcher, ſtattlich ausſehender Mann, den eine Kugel am Fuße verletzt hatte. Bei der Verfolgung der fliehenden Feinde durch unſere Soldaten wurden auch noch einige Ruſſen getödtet und 2 oder 3 gefangen genommen. Unter dieſen befand ſich ein Tambour, ein geborener Pole, der ſich hatte freiwillig gefangen nehmen laſſen und laut ſeine Freude äußerte, endlich aus dem ruſſiſchen Dienſt befreit zu ſein. Er wünſchte dringend in das franzöſiſche Heer einzutreten und wurde, wie ich glaube, ſpäter nach Algier gebracht, um dort bei der Fremdenlegion Dienſte zu nehmen. Gleiches findet bei den meiſten Deſerteuren ſtatt, die zu uns herüber kommen, und ſind gewiß ſchon an 50—60 Mann der Fremdenlegion einverleibt worden. Größtentheils ſind dieſe ruſſiſchen Deſerteure Polen, die gezwungen dienen müſſen und gar nicht genug es ſchildern können, wie hart ihr früheres Loos geweſen ſei; doch ſind auch einzelne Muſelmänner, beſonders Tataren darunter. Letztere treten dann in türkiſche Dienſte.

Bei dieſer Verfolgung der Ruſſen iſt übrigens ein Corporal der Chaſſeurs durch einen ruſſiſchen Bajonnetſtich getödtet und zwei oder drei Soldaten ſind leicht verwundet worden. Ich ſelbſt hatte das Vergnügen, einen ruſſiſchen Musketier bei dieſer Gelegenheit gefangen zu nehmen. Als derſelbe ſah, daß er mir nicht mehr entrinnen konnte, drehte er ſich um und führte mit aller Kraft einen Bajonnetſtich gegen mich. Ich parirte denſelben aber geſchwind mit meinem Säbel und das Eiſen des ruſſiſchen Bajonnets war ſo ſchlecht, daß daſſelbe durch meinen Hieb faſt ganz umgebogen ward. So ohne Waffen mußte der Ruſſe, ein alter, ſchon graubärtiger Soldat, ſich freiwillig ergeben, und that dies denn auch, ohne, wie es ſchien, großes Leid darüber zu empfinden, daß er in Gefangenſchaft geriethe. Freilich werden auch alle Gefangene, die wir machen, ſo human behandelt, daß die Leute es viel beſſer haben, als dies in ihrer Dienſtzeit der Fall war.

Große Freude erregte übrigens bei der ganzen Chaſſeurs-Kompagnie dieſer ſo glücklich und mit ſo geringem Verluſt abgeſchlagene Ueberfall der Ruſſen. Da es jetzt nicht mehr nöthig war, Stillſchweigen zu beobachten, ſo ließen die Chaſſeurs ihrer munteren Laune völlig freien Lauf und ſangen und lachten und machten Witze, daß es wirklich ein Vergnügen war, ſich unter ihnen zu befinden. Der Kapitän, der mit Recht über das muthige und gewandte Verhalten ſeiner Kompagnie ſehr erfreut war, ließ von einem Krämer ſo viel Kaffee holen, daß ſämmtliche Chaſſeurs einen guten, recht ſtarken Morgenkaffee ſich kochen konnten, der nach der in den Gräben durchwachten Nacht auch treffliche Dienſte that, die durchfrorenen Krieger wieder etwas zu erwärmen. Es kam jetzt nicht mehr ſo viel darauf an, unſere Stellung den Ruſſen zu verbergen, denn durch ihren verunglückten Ausfall hatten ſie dieſelbe ohnehin doch erfahren, und ſo durften denn auch kleine Kochfeuer, um den Kaffee zu bereiten, angezündet werden. Das Schneegeſtöber hatte ſich unterdeß gelegt, und ſo war es möglich, dieſe kleinen Feuerchen, eben groß genug die Feldkeſſel darüber zu ſtellen, in den mit ſchneller Geſchicklichkeit gegrabenen Feuerlöchern anzuzünden. Mit eifriger Gewandtheit tummelten ſich alle Chaſſeurs, mit Ausnahme der Poſten, die unter dem Gewehre ſtehen bleiben mußten, bei dieſem angenehmen Geſchäft des Kaffeekochens, und wie nun erſt Jeder ſein großes Quart ſtarken heißen Kaffee, der freilich ohne Milch und Zucker getrunken werden mußte, im Leibe hatte, da wußten ſie gar nicht, was ſie vor Uebermuth und Luſtigkeit beginnen ſollten. Es war mittlerweile ſo hell geworden, daß man zur Noth ſehen konnte, und ſo machten die Chaſſeurs, um ſich mehr zu erwärmen, allerlei gymnaſtiſche Spiele, liefen im Kreiſe herum, verſuchten Contretänze aufzuführen, und was dergleichen lärmende Luſtigkeiten, bei denen es ungebunden genug zuging, mehr waren. Es ſah komiſch genug aus, wie die kleinen, in ihre dicken Kaputzmäntel gehüllten Geſtalten, theilweiſe mit plumpen Holzſchuhen an den Füßen, herumtrippelten und Einer den Andern an grotesken oder ſchwierigen Stellungen noch zu überbieten trachtete, und ganze Schaaren, Einer den Andern dabei mit fortreißend, oft in den Schnee purzelten und dann von den Uebrigen nicht wenig ausgelacht wurden.

Als es erſt ganz hell geworden war, fingen die Ruſſen ein ziemlich heftiges Feuer von einer Baſtion auf uns an, und dies trug nicht wenig dazu bei, den Jubel der Chaſſeurs noch mehr zu ſteigern, da die ruſſiſchen Kanonenkugeln ziemlich hoch und ohne den mindeſten Schaden zu thun, über unſere Köpfe hinwegſausten und keine unter einigen hundert Schritten Entfernung in den Boden ſchlug. Jede dieſer Kugeln ward mit lautem, ſpöttiſchem Gelächter begrüßt und unzählige, wirklich oft ſehr gute Witze denſelben nachgeſandt. Zuletzt kamen die Chaſſeurs in ihrem Uebermuth auf den Gedanken, außerhalb des uns ſchützenden Grabenbordes einen koloſſalen Schneemann zu erbauen, und obgleich dies nicht ganz ohne Gefahr war, da die ruſſiſchen Kugeln hier leicht hinſchlagen konnten, ſo gab doch der Kapitän die Erlaubniß dazu. Wenn einige 60 — 70 flinke Hände ſich geſchäftig regen, ſo iſt bald Schnee genug herbeigeſchafft um einen großen Schneemann aufzubauen und unter Leitung zweier kunſtverſtändiger Chaſſeurs, von denen der Eine behauptete, früher bei einem Gipsgießer in der Lehre geweſen zu ſein, gedieh das Werk überraſchend ſchnell. Noch keine halbe Stunde war vergangen, ſo ſtand ein ſtattlicher Schneemann, der über Mannesgröße hatte, aufgeführt da. Mit Kohlen hatte man ihm Augen und Schnurrbart geſchwärzt und auch einen großen dreieckigen Hut auf dem Kopfe gezeichnet, da er den Admiral Mentſchikof vorſtellen ſollte. Auch hatte man ihm einen ganz zerſchoſſenen Mantel einer ruſſiſchen Leiche umgehängt und ihm einen ruſſiſchen Säbel an der Seite befeſtigt, ſo daß das Ding aus der Ferne wirklich ganz ſtattlich ausſah. Die Ruſſen feuerten zwar ziemlich lebhaft auf unſere draußen, außerhalb des Grabenbordes, befindlichen Soldaten, und beſonders einige Kugeln, die aus einer Art von Wallbüchſen abgeſchoſſen ſein mußten, flogen ziemlich dicht denſelben über die Köpfe, doch ward glücklicher Weiſe kein Mann getroffen. Kaum war übrigens dieſe Figur fertig und der Kapitän, der ſich nicht länger in der Verantwortlichkeit ſehen wollte, ſeine Leute zwecklos auf dieſer gefährlichen Stelle herumſpielen zu laſſen, hatte ſie wieder zurückberufen, ſo wollte der Zufall, daß eine ruſſiſche Kanonenkugel im Ricochettiren dieſen Schneemann traf und ihn natürlich ganz zerſtäubte. Ein brüllendes Jubelgeſchrei und ein unbändiges Gelächter aller Chaſſeurs, in das wir Offiziere aus vollem Herzen mit einſtimmen mußten, begleitete natürlich dieſen ruſſiſchen Schuß, der ein ſo eigenthümliches Ziel ſich ausgeſucht hatte.

So trieben die Soldaten ihren luſtigen Unſinn noch fort, als ich gegen 8 Uhr ſie verließ, um zu meiner Escadron wieder zurückzukehren, und auch ich kann nicht leugnen, daß ich mich in dieſer Winternacht auf der Tranſcheenwache beſſer unterhalten habe, als in mancher noch ſo glänzenden Geſellſchaft in den Pariſer Salons. Wenn auch nicht häufig dergleichen luſtige Intermezzos vorfielen und beſonders hie und da kleine und größere Gefechte mit den Ruſſen die Langeweile vertrieben, ſo wäre es oft auch kaum zum Aushalten, und man wüßte wahrhaftig nicht, womit man die Zeit tödten ſollte. Beſonders bei ſchlechtem Wetter, und wir haben nur zu viel ſolches, iſt der Aufenthalt in der kleinen, niederen Holzhütte oft furchtbar langweilig. Eine Seetangmatratze, darüber eine Lederdecke und zum Zudecken ein Paar wollene Pferdedecken bilden mein Lager: unmittelbar daneben ſteht ein kleiner Holztiſch und ein dreibeiniger Stuhl, einfach von einem Sappeur aus ungehobelten Brettern zuſammengeſchlagen, und ein kleiner eiſerner Kochofen, und damit iſt der Raum der engen Holzbaracke ſo ausgefüllt, daß kaum noch zwei Menſchen ſich in derſelben bewegen können. Da ich nicht immer in der großen Reſtaurationsbude, die ſtets von ſingenden, trinkenden und Domino oder Würfel ſpielenden Offizieren aller Grade und Waffengattungen angefüllt iſt, verweilen mag, ſo bleibt mir freilich manche müßige Stunde übrig, die ſich gut dazu benützen läßt, dieſe langen Briefe zu verfertigen. Beſonders am Abend, wenn der Dienſt uns draußen nichts zu thun gibt, läßt es ſich in meinem Häuslein trefflich ſchreiben, und ich kann ſicher ſein, viele Stunden durch nichts geſtört zu werden. Unſere braven Leute, die ſich mit einer Hingebung und einem durch nichts zu ermüdenden Kriegsmuth, der über alles Lob erhaben iſt, benehmen, legen ſich gewöhnlich ſchon vor 8 Uhr in ihren langen Holzbaracken zum Schlafen nieder. Gegen 7 Uhr verzehren ſie ihre Brodſuppe, die ſie ſich aus Brod, Fenchel, Oel oder Fett und Salz ganz ſchmackhaft zu kochen verſtehen, und es geht ſehr luſtig dann bei ihnen noch zu, ſpäter kriechen ſie in ihre mit trockenem Laub oder Gras gefüllten Säcke bis an den Hals hinein, ſchieben ſich ihre Mantelſäcke unter den Kopf und gegen 8 Uhr kann man ſchon lange Reihen derſelben ſchlafend finden. Dann laſſe ich mir meinen kleinen eiſernen Ofen noch einmal mit einigen Steinkohlen, die ich in Balaklava theuer genug gekauft habe, heizen, ſchiebe den langen Tſchibouck in den Mund, ſchraube mein Feldſchreibzeug feſt und laſſe 1 — 2 Stunden die Feder noch rüſtig über das Papier hintanzen, bis ich gegen 10 Uhr mich auch zur Ruhe lege. Gewöhnlich kann man rechnen, daß wir zwei Tage im Quartier bleiben und dann den dritten Tag auf Piketwache ziehen müſſen, und daſelbſt gibt es 24 harte Stunden, in denen Kälte, Wind, Schmutz und Schnee Einem weidlich zuſetzen, zu ertragen.

Wie freut man ſich dann häufig, wenn man zurückkommt in ſeine Holzbaracke, die doch einigermaßen Schutz vor Wind und Schnee gewährt, und der kleine, elende Raum derſelben erſcheint Einem wohnlicher, wie ſonſt das eleganteſte Zimmer des beſten Pariſer Hotels. Wenn man dann die allzu durchnäßten Kleider, die oft wie ein Bleigewicht ſo ſchwer auf Einem hängen, mit einem trockenen Mantel, der vorher am Feuer recht durchwärmt wurde, vertauſcht, die plumpen, bis über das Knie herausragenden hohen Stiefel, die wir Offiziere gewöhnlich hier tragen, von den Füßen gezogen hat und ſich behaglich auf der Seetangmatratze dehnen und ſtrecken kann, die Spitze des Tſchibouck's im Mund und einen Feldbecher voll heißen, ſtarken Kaffee neben ſich, während der Bediente auf der kleinen Kochmaſchine ein tüchtiges Stück Fleiſch bratet, o dann iſt Einem unbeſchreiblich wohl und behaglich, und man möchte mit keinem Fürſten der Welt in dieſem Augenblick tauſchen. Solche Genüſſe, die einem Soldaten nach 24ſtündiger Feldwache wieder zu Theil werden können, kennt ein verweichlichter Großſtädter, der Jahr aus Jahr ein in ſeiner bequemen Wohnung lebt, und wenn der Regen nur ein Bißchen das Pflaſter netzt, ſogleich nach einem Fiaker ſchreit, gar nicht, und gerade darum iſt unſer Soldatenſtand für einen kräftigen, tüchtigen Mann um ſo glücklicher, und ſtolz dürfen wir mit Recht auf alle dieſe Weichlinge herabblicken. Gleiches Gefühl beſeelt faſt alle unſere Leute hier, obgleich dieſelben ja noch mit größeren Beſchwerden kämpfen müſſen, wie wir Offiziere, die wir uns doch manche Annehmlichkeiten verſchaffen können, da unſere Börſen beſſer gefüllt ſind. Unter den 100 Reitern, die ich hier augenblicklich unter meinem Befehle habe, dürfte ſich kein Dutzend finden, die austreten und als Civiliſten ein ruhiges, bequemes Leben führen möchten, wenn man ihnen die Wahl dazu ließe, und eine gleiche Stimmung wird man bei uns alten afrikaniſchen Korps faſt durchgehends finden. Wenn die Soldaten auch wohl bisweilen fluchen und brummen, beſonders wenn die Rationen gar zu knapp ſind, wie es einigemal der Fall ſchon war, ſo geſchah dieß nur auf Augenblicke, geht gar bald wieder vorüber und ſchadet unſerer kriegsmuthigen Stimmung nicht im Mindeſten. Kürzlich hatte ich in der Art einen recht komiſchen Vorfall. Ich ging zufällig in Balaklava, wo ich dienſtliche Verrichtungen hatte, bei einer kleinen Boutique vorüber, in der ein Krämer Sachen feil hielt, und hörte, wie ein Soldat von einem unſerer Linien-Regimenter, noch ein ſehr junges Bürſchlein, dem der Bart kaum gewachſen war, gar arg über die Beſchwerden dieſer winterlichen Belagerung raiſonnirte und klagte, die Urheber derſelben zu allen Teufeln wünſchte und zuletzt meinte, ein ſchlechteres Loos, wie ein franzöſiſcher Soldat hier in der Krim zu ſein, könne es auf der Welt nicht geben. Dieſe klägliche Winſelei verdroß mich nicht wenig, ich ging in die Boutique hinein und ſagte in zornigem Tone zu dem Soldaten, der bei meinem Eintritt ganz verlegen aufſprang: „Pfui Teufel, muß ich ſolche erbärmliche Klagen von einem Soldaten, der die Ehre hat, eine franzöſiſche Uniform zu tragen, hören. Sie machen Ihrem Regimente wahrhaftig keine Ehre, und wenn ich Ihr Kapitän wäre, würde ich darauf antragen, daß man Sie nach Frankreich zurückſchickte, damit ich ſolchen elenden Kerl nicht länger in meiner Kompagnie hätte.“ Nach dieſen Worten ging ich wieder fort und ließ den Infanteriſten, der vor Scham und Verlegenheit blutroth im Geſichte wurde, ſtehen. Einige Tage darauf kommt mein Bedienter und bittet mich auf einen Augenblick aus meiner Holzhütte zu treten, da ein Infanteriſt draußen ſtehe, der mich gern allein und ohne Zeugen zu ſprechen wünſche. Ich ging dann auch hinaus und finde denſelben Infanteriſten, den ich kürzlich ſo ausgezankt hatte, ſo gut wie möglich in voller Parade-Uniform herausgeputzt. Auf meine etwas barſche Frage, was er von mir wolle, entgegnete er mit ungemein ſchüchterner Stimme: „Mein Kapitän, ich wollte Sie um Gotteswillen bitten, keine ſchlechte Meinung von mir zu haben und mich nicht für einen erbärmlichen Feigling zu halten, weil Sie neulich dieſe dummen Worte, die ich tief bereue, von mir gehört haben. Ich hatte meine Löhnung gerade verloren und aus Verdruß darüber ein Gläschen zu viel getrunken, und ſo ſprach ich denn Worte, die ich ſelbſt tief verabſcheuen muß. Ich habe Alles dem Kapitän meiner Kompagnie ſelbſt geſtanden und ihn gebeten, mir ein Zeugniß zu geben, damit Sie ſehen, daß ich ein braver Soldat bin und der Uniform des Regiments, welche ich zu tragen die Ehre habe, keine Schande mache.“ Er gab mir nun ein von dem Kapitän ſeiner Kompagnie geſchriebenes Zeugniß, in dem ſtand: „Gerne bezeuge ich dem Soldaten N. N. meiner Kompagnie, daß derſelbe in ſeiner bisherigen $1^1/_2$jährigen Dienſtzeit ſtets ſehr lobenswerth ſich betragen und beſonders auch in der Schlacht an der Alma ausgezeichnet hat.“

Dieß Ehrgefühl des Soldaten, den es kränkte, ſich vor mir ſo ſchlecht gezeigt zu haben, obgleich er mir ſchwerlich ſonſt je wieder zu Geſicht gekommen wäre, erfreute mich ſehr. Ich gab ihm die Hand, ſagte, ich wolle ihm ſeine neuliche Unvorſichtigkeit gerne verzeihen, ließ mir dann meinen Feldbecher voll Wein bringen, nahm erſt ſelbſt einen Schluck davon und trank dann ihm zu, indem ich ſagte: „Trink', Kamerad, auf die Geſundheit unſeres Kaiſers Napoleon, unter dem die franzöſiſchen Waffen ſich hoffentlich eben ſo viel Ruhm noch erwerben werden, wie unter ſeinem großen Onkel der Fall.“ Mit einem jubelnden

„vive l'empereur!" trank der kleine Infanteriſt den Lederbecher aus, und als ich ihn dann mit einigen freundlichen Worten und einem Gruß an ſeinen Hauptmann, obgleich ich dieſen nicht perſönlich kannte, entließ, machte er ein ungleich heitereres Geſicht, als zuvor.

Meine alten Chaſſeurs d'Afrique, und ich habe keinen hier in meiner Abtheilung, der nicht mindeſtens ſchon 5 — 6 Jahre dient, obgleich die Meiſten ſchon an 10 — 15, ja noch mehr Jahre beſtändig unter den Waffen ſind, wiſſen oft kaum, was ſie vor Kriegsluſt thun ſollen. Sie hoffen, der Krieg würde nun beſtändig fortdauern und ſie in allen möglichen Ländern noch Gelegenheit finden, ihre Waffen zu erproben. Gott weiß, wie wunderlich oft die Vorſtellungen ſein mögen, die ſie ſich in ihren Geſprächen unter einander mittheilen, aber eine ungezügelte Kriegsluſt geht immer aus denſelben hervor. So iſt es bei ihnen faſt immer zur fixen Idee geworden, daß wir, wenn dieß verdammte Sebaſtopol erſt genommen wäre und dieſe langwierige Belagerung, bei der die Kavallerie natürlich weniger Gelegenheit hat ſich auszuzeichnen wie die Infanterie und Artillerie, zu Ende iſt, direkt von hier nach Polen und dann nach Berlin marſchiren würden. Letztere Stadt, behaupten ſie, wäre die ſchönſte und reichſte, die der Kaiſer von Rußland nur beſitze, und erſt wenn dieſe erobert und den Polen wieder gegeben wäre, dürfe der Krieg beendet ſein. Dieſer Hoffnung auf zukünftige große Kriege wegen wollen manche Verwundete auch nicht zurückgebracht werden, ſondern beſtehen hartnäckig darauf, hier bei uns geheilt zu werden, wenn dieß irgend möglich iſt.

So hatte ich vor einigen Wochen einen alten Chaſſeur meiner Escadron, der ſchon ſeit Errichtung unſeres Regiments in demſelben diente und der hier durch den Büchſenſchuß eines ruſſiſchen Scharfſchützen gar nicht unbedeutend am Arm verwundet wurde. Ich wollte denſelben mit nach Conſtantinopel in die dortigen großen Militärſpitäler ſchicken, wo er jedenfalls eine beſſere Heilung wie hier im Lager gefunden hätte; der Verwundete bat aber dringend, man möge ihn doch bei der Escadron laſſen, da unſer Arzt ihm verſprochen habe, er wolle ihn auch hier kuriren. Seine Einwendung, die er allen meinen Gründen entgegenſetzte, war immer, wenn er in Konſtantinopel ſei, ſo müſſe er wahrſcheinlich wieder nach Algerien in das Depot zurück und könne dann nicht mit dabei ſein, wenn wir in Polen einmarſchirten, um die Ruſſen dort zu vertreiben. Es blieb mir zuletzt auch nichts Anderes übrig, ich mußte dem alten Schnurrbart ſeine Bitte gewähren und ihn hier laſſen. Unſer Arzt, der ein ſehr geſchickter Mann iſt, hat ihm ſeinen Arm denn auch glücklicher Weiſe ſo weit wieder zurecht geflickt, daß er geſtern wieder mit auf einer größeren Recognoscir-Patrouille ausgeritten iſt. Ich erfuhr es übrigens ſpäter erſt, daß gerade dieſer Alte auf ſein dringendes Bitten mit zu der Patrouille genommen war, und ſchalt nicht wenig darüber, da ſein linker Arm noch nicht wieder ſo weit hergeſtellt war, daß er den Zügel damit regieren konnte. Wie die Patrouille wieder zurückkehrte, die übrigens nur aus der Ferne mit den Ruſſen einige Schüſſe gewechſelt hatte, fragte ich den alten Chaſſeur, was er angefangen, wenn es mit den Ruſſen zu einem Reitergefecht gekommen wäre, da er ja ſeinen Arm nicht zum Lenken des Pferdes gebrauchen könne. „Ah, mein Kapitän," meinte er, „meinen Muſtapha (ſo hieß der kleine Fuchshengſt, den er ſchon über zwölf Jahre beſtändig reitet) kann ich auch ohne Zügel lenken. Sehen Sie," damit ſprengte er aus dem Gliede fort, ritt einige Volten, jagte im Karriere fort, parirte und kam wieder zurück, ohne den Zügel, der verknotet auf dem Halſe des Hengſtes lag, auch nur berührt zu haben. „Nun, mein Kapitän, iſt dieß nicht gut genug, um mit Ehren gegen dieſe Ruſſen fechten zu können," rief er mir noch lachend nach, wie ich halb zweifelnd den Kopf zu ſeinen Reiterkunſtſtücken ſchüttelte. Gegen ſolche Leute fange man nur etwas an, man muß unwillkürlich über ihre kriegsmuthige Stimmung ſich freuen und über die komiſche Art und Weiſe, wie ſie ſolche ausſprechen, lachen, und ſo haben ſie denn gewonnenes Spiel. Uebrigens iſt die Disciplin bei den Soldaten unſeres Regiments muſterhaft, und ich habe, ſeitdem wir von Algerien fort ſind, noch nicht nöthig gehabt, mehr wie 2 oder 3 Strafen zu verhängen, und dann waren es auch nur kleine Vergehen.

Was uns Offiziere am meiſten freut, iſt das gute Einvernehmen, in dem durchgängig alle unſere Soldaten mit ihren engliſchen Kameraden leben. Wir hatten nicht ohne Grund gefürchtet, es würde bei der Verſchiedenartigkeit der Nationalitäten nicht an vielen Reibungen fehlen, aber bisher iſt dieß niemals vorgekommen, und meines Wiſſens nach hat auch noch keine einzige Zwiſtigkeit ſtattgefunden. Beſonders bei den Schlachten von Inkjerman und an der Alma iſt eine ſolche Herzlichkeit zwiſchen unſeren und den engliſchen Soldaten eingetreten, wie ſie auf der Welt nicht beſſer gewünſcht werden kann. Wo ſie nur gegenſeitig ſich ſehen, begrüßen ſie ſich ſtets auf das Lebhafteſte und ſuchen ſich ſo viel wie möglich einander zu bewirthen. Gar manche einzelne Korps haben noch eine beſondere Freundſchaft zu einander geſchloſſen, ſo unſere Chaſſeurs d'Afrique mit den engliſchen Huſaren, ſo wenige davon noch übrig ſind, die Zuaven mit den Hochſchotten u. ſ. w. Wir Offiziere verkehren im Ganzen weniger mit den engliſchen, die gar zu ſteif und gemeſſen ſind, obgleich eine große Artigkeit herrſcht, wenn wir uns gegenſeitig begegnen.

Sollte dieß Bündniß zwiſchen England und Frankreich aber für beſtändig dauern, ſo wäre dieß wahrlich keine kleine Folge dieſes denkwürdigen Krieges. Doch wer weiß, was die ſpäteren Zeiten noch bringen.

Der Guerilla.

Bilder aus dem Halbinſelkrieg.

Mitgetheilt von

Emanuel Ring.

(Schluß.)

V.

Ein Akt der Dankbarkeit hatte dem jungen Dubois das Leben gerettet und der Empecinado war mit ſeinem Freunde quitt.

Zu früher Stunde am folgenden Vormittage machte der Lärm von Pferdehufen auf dem gepflaſterten Wege, der nach dem Pachthofe führte, das Blut in den Adern des jungen Franzoſen, dem noch immer nicht ganz behaglich unter den Guerillas war, lebhafter cirkuliren. Ein ſchwerer Tritt, das Klirren von Sporen und der Klang eines Säbels, die ſein geübtes Ohr wohl zu unterſcheiden vermochte, ließ ſich in dem Gange hören, der nach ſeinem Gemache führte, und kündigte einen neuen Ankömmling an; im nächſten Augenblick erſchien das männliche Geſicht und die ſtählerne Geſtalt des Empecinado auf der Schwelle. Nachdem er ſeinen Gaſt mit einer herzlichen Offenheit begrüßt, die dieſen vollſtändig beruhigte, und ihn mit ſichtlicher Beſorgtheit über ſeine Wunden befragt, theilte er ihm mit, er ſei, nachdem er ihn am vorhergehenden Tage verlaſſen, auf das Schlachtfeld gegangen, und habe, indem er ſich genau an die Anweiſungen bezüglich der Localitäten gehalten, die ihm der junge Mann gegeben, ohne große Schwierigkeiten die Leiche ſeines Vaters gefunden, welche an der Uniform leicht zu erkennen geweſen, die bis jetzt der Beraubung durch jene menſchlichen Geier entgangen, welche auf der Wahlſtatt Todte und Lebendige ausbeuten. Er hatte die irdiſchen Ueberreſte des Oberſten bereits nach einem nahen Weiler bringen laſſen, wo ſie nach den auf dem Dorfe üblichen einfachen Vorbereitungen in einem an den Kirchhof ſtoßenden Hauſe lagen und ſobald es die Geſundheitsumſtände des Kapitäns geſtatteten, in geweihter Erde begraben werden ſollten. Der Franzoſe war tief gerührt durch die zarte Aufmerkſamkeit von Seite dieſer ſcheinbar rohen und wilden Guerillas und gab den Wunſch zu erkennen, daß, wenn möglich, die Feierlichkeit noch am ſelben Tage ſtattfinden ſollte. Dieß geſchah: die Leiche des verſtorbenen Oberſten ward nach ihrem letzten Ruheplatz gebracht und nach den Gebräuchen der katholiſchen Kirche, der er angehört, beſtattet.

Im Verlaufe eines Geſpräches geſtand Diez ſeinem Gaſte, daß er ein feierliches Gelübde der Rache an dem Verſtorbenen gethan, als er an jenem verhängnißvollen Abend glücklich ſeinen Kugeln entkommen geweſen. Der Zufall hatte ihm jedoch nie eine günſtige Gelegenheit dazu geboten. Der Franzoſe war ſeit jener Zeit ſtets gezwungen geweſen, ſich am Hauptquartiere aufzuhalten, und wenn er je anders wohin verſchickt wurde, ſo war die Aufmerkſamkeit des Guerillaanführers gerade von wichtigeren Dingen in Anſpruch genommen; ſo hatten ſie ſich nie mehr begegnet, bis zu dem Augenblicke, als der Empecinado auf dem Schlachtfeld von Salamanca, unter einem Haufen Erſchlagener, in dem blutigen Leichnam vor ſich die kriegeriſche Geſtalt und die ernſten Züge ſeines früheren Feindes erkannte. „Ich gräme mich auch nicht,“ ſagte er, „daß es nicht anders gegangen. Er iſt als tapferer und ritterlicher Mann gefallen, ein Schickſal, vor welchem kein Krieger zurückſchreckt — während mich ſein Tod von meinem Schwur entbindet und die Rechnung zwiſchen uns ausgeglichen. Um Ihretwillen, junger Mann, freue ich mich, daß es ſo gegangen, obgleich er mir zwei meiner beſten Leute geraubt und mir ſelbſt nach dem Leben getrachtet; wäre es anders gegangen, würde ich wohl ſchwerlich dem Sohn in Freundſchaft meine Hand bieten können, die in das Blut ſeines Vaters getaucht geweſen.“

Während der drei Wochen, welche Kapitän Dubois in dem Pachthofe blieb, ward ihm die aufmerkſamſte Pflege, die ſein Zuſtand erforderte, zu Theil. Der Guerillachef brachte viele Zeit in ſeiner Geſellſchaft zu und während ſeiner zeitweiligen Abweſenheit, die ohne Zweifel feindſeligen Operationen gegen die Franzoſen galt, hatte eine Wache von drei bis vier ſeiner zuverläßigſten und treueſten Leute für die Sicherheit ſeines Schützlings zu ſorgen. Nach und nach bildete ſich ein gewiſſes vertrauliches Verhältniß zwiſchen dem jungen Franzoſen und dem wilden Spanier. Schon manchmal hatte der Erſtere den Wunſch geäußert, mit dem abenteuerlichen Leben und Treiben der Guerillas bekannt zu werden, und einige Epiſoden aus der Geſchichte ſeines Wirthes erzählen zu hören. Der Empecinado zeigte anfangs keine große Luſt, dieſen Wunſch zu erfüllen, denn ihm widerſtrebte jede Oſtentation mit Großthaten: Dubois zeigte jedoch ſo lebhaftes Intereſſe an ſeinem Schickſal und ſpielte überdies auf einen Fall an, bei welchem ein Offizier ſeiner Bekanntſchaft betheiligt war, daß der Guerilla endlich nachgab, und die erwähnte Geſchichte erzählte.

Auf der nördlichen Grenze Altcaſtiliens, acht bis zehn Meilen von Burgos, erhebt ſich ein Berg von eigenthümlicher Form aus der Ebene. Er iſt auf allen Seiten, mit Ausnahme der ſüdlichen, leicht zugänglich. Hier aber ſteigt der Fels in einer Höhe von ſechshundert Fuß ſteil an und bildet eine beinahe ſenkrechte Mauer, vom Fuß bis zur Spitze ein glatter unfruchtbarer Stein, an dem ein von oben herabgeworfener Gegenſtand ungehindert hinunter rollte.

Weit hinaus in die Luft ragte ein Fels, der, wenn er von Waſſer umgeben geweſen, eine Halbinſel hätte genannt werden können. Er hatte ungefähr ſechs Fuß in der Breite und beinahe dieſelbe Ausdehnung in der Tiefe und ſtand mit dem Hauptfelſen ſozuſagen durch einen Iſthmus von demſelben Material in Verbindung. Auf den übrigen Seiten war der Berg mit Oliven und andern Bäumen bis nahe an die Spitze bekleidet; die Plattform hatte eine Ausdehnung von ungefähr zwei Akers und war auf der ſüdlichen Seite von dem erwähnten „Teufelsfelſen" begrenzt.

An einem ſchönen Vormittage im Frühling des Jahres 1810 ſaß der Empecinado auf dieſer Platte, wenige Schritte von dem Rande des Berges gerade dem Teufelsfelſen gegenüber, aufmerkſam mit dem Teleſkop einen Weg betrachtend, der ſich zwiſchen den Hügeln hinzog und den Fuß des Berges ſtreifte, auf welchem er ſich niedergelaſſen. Er hatte durch ſeine Spione Nachricht erhalten, daß ein bedeutender Convoi von Geld und Waffen für die franzöſiſchen Truppen an dieſem Tage vorüberkommen würde, und da er die Stärke der Guerillas, die im Augenblicke unter ſeinem Befehle ſtanden, einem Angriffe gewachſen hielt, ſo waren bereits auch alle Dispoſitionen zu dieſem Ende getroffen. Er hatte ſeine Leute an paſſenden Orten aufgeſtellt und von einem einzigen Guerilla begleitet den Berg beſtiegen, um das Nahen der erwarteten Beute zu beobachten.

Der Verrath hatte jedoch ſeine Hand im Spiele. Der Hauptfehler in dem militäriſchen Charakter von Diez war, daß er zu raſch und verwegen vorging, und zu zuverſichtlich auf ſeine perſönliche Tapferkeit für den Nothfall vertraute, was ihn alle Vorſichtsmaßregeln vergeſſen ließ, die ihn die Klugheit zu treffen hätte veranlaſſen ſollen, und deren Anwendung auf ſeinen Muth nicht das geringſte nachtheilige Licht geworfen hätte. Da er, wie gewöhnlich, nicht entfernt an die Möglichkeit dachte, daß ein Verräther unter ſeiner Bande ſein könnte, ſo machte er kein Geheimniß aus dem Zweck ſeiner Vorkehrungen, und ſchon einige Tage zuvor war es unter ſeinen Leuten bekannt, daß er zu früher Morgenſtunde auf der Höhe des Felſens auf ſeinem Poſten ſein wollte, während ſie auf den bezeichneten Punkten ſeine Befehle erwarten ſollten. Unter der Bande befand ſich jedoch Einer, welcher bereits franzöſiſches Gold empfangen hatte und der, durch den Preis gereizt, den der Commandeur der kaiſerlichen Truppen auf den Kopf von Diez geſetzt, ſich erboten hatte, ſeinen argloſen Chef dem Tode eines Verbrechers zu überantworten. Dieſe Gelegenheit ſchien ihm endlich gekommen. Er wußte ſich, ohne Verdacht zu erregen, mit den franzöſiſchen Behörden in Verbindung zu ſetzen, und einige Stunden vor Sonnenaufgang lag eine Compagnie Soldaten, die der Verräther auf engen Gebirgspfaden nach dem angedeuteten Platze gebracht, in einem dicht bewachſenen Hohlweg am Fuß des Berges, gegenüber von dem, auf welchem Diez kommen ſollte, verſteckt. Der treuloſe Schurke, der ſeinen tapfern Chef auf dieſe Weiſe verkauft, ging nun fort, um ſeine Stellung an einem Orte einzunehmen, der die Ausſicht auf den Weg bot, den der ſcheinbar verurtheilte Guerilla nehmen mußte. Der Vormittag war bereits weit vorgeſchritten, als er mit der Nachricht wieder erſchien, der Empecinado ſei in Begleitung eines einzigen Guerilla den Berg hinaufgeſtiegen und befinde ſich nun ohne Zweifel bereits auf der Höhe. Die Soldaten waren augenblicklich in Bewegung und der commandirende Offizier wiederholte ihnen den Befehl, den er von ſeinem Obern erhalten, den Empecinado wo möglich lebendig in die Hände zu bekommen, um ein öffentliches und abſchreckendes Exempel an ihm zu ſtatuiren, und den Landesbewohnern wenigſtens den Reſpekt der Furcht einzuflößen. Mit ſeinem Begleiter, fügte er hinzu, könnten ſie kurzen Prozeß machen. Man hatte ihnen zuvor die Kleidung und das Ausſehen des Empecinado beſchrieben, damit keine Verwechslung ſtattfinden könnte. Da der Hügel von ſehr geringer Ausdehnung war, ſo war auch raſch um ihn ein Cordon gebildet, der ſich je näher man der Spitze des Berges kam, immer enger zuſammenziehen mußte.

Diez ſah aufmerkſam nach dem Wege, auf welchem er den Convoi erwartete, als ein lauter Schrei ſeines Begleiters ihn raſch den Kopf umwenden ließ und er einen Anblick hatte, der ſelbſt ſeine ſtählernen Nerven ſtraff anſpannen mußte. Ungefähr fünfzig Ellen von ihm entfernt befanden ſich doppelt ſo viele franzöſiſche Scharfſchützen, — alle bis an die Zähne bewaffnet und nach ſeinem Blute dürſtend, die, wenn ſie in ausgedehnter Reihe ſtanden, eine beinahe ungebrochene Linie zwiſchen ihm und dem waldigen Theile des Berges bildeten und nun langſam ihn auf allen Seiten mit Ausnahme des Abgrundes einſchließend, gegen ihn vorgingen. In einem ſolchen Falle würde ein Mann von gewöhnlichem Muthe ſich auf Gnade und Ungnade ergeben oder durch die Flucht ſich in den anſtoßenden Wald zu retten geſucht haben. Der Begleiter Diez' war ein Menſch dieſes Schlages. Sich ergeben, dachte er, hieße ſo viel, als ſich in einen gewiſſen Tod ſtürzen, der jedenfalls länger und ſchmerzlicher ſein würde, als der, welcher ihm drohte, wenn dem Fliehenden die feindlichen Kugeln nachgeſandt wurden. Und ehe er noch zwanzig Ellen weit gekommen, hatte ein halbes Dutzend Flintenkugeln ſeiner Laufbahn ein Ende gemacht.

Der Empecinado aber war ein Mann von außergewöhnlichem Muthe und bei Gelegenheiten, wie dieſe, zeigte ſich ſeine Geiſtesgegenwart und ſeine Unerſchrockenheit in ihrem vollen Glanze. Einige Sekunden lang glaubte er allerdings, wie er ſpäter geſtand, daß es durchaus unmöglich ſei, zu entkommen, und war überzeugt, daß ſeine Stunde geſchlagen. Der Gedanke an Flucht war in einem Augenblicke, wo hundert Flinten auf Piſtolenſchußweite ihren Lauf gegen ihn gerichtet, ſo abſurd, daß er auch nicht entfernt daran dachte, ſeinen Feinden den ſichern Triumph möglich zu machen. Im Momente war er deshalb zu nichts Anderem entſchloſſen, als ſich weder lebendig gefangen nehmen zu laſſen, noch ungerächt zu fallen; und in voller Größe ſich erhebend, ſtand er feſt und regungslos an dem Abgrunde, während der Cordon der Soldaten ſich immer feſter zuſammenzog und nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war. In dieſem Moment eilte der Anführer der Truppe in ſeiner Freude über die Gefangennehmung des weit berühmten Guerilla, die er bereits für unzweifelhaft hielt, und die ihm ſicher eine Beförderung eintragen würde, ſeinen Leuten voran und packte den Empecinado am Kragen. Der Letztere beſaß, wie bereits erwähnt, eine coloſſale Stärke; ſeine Ueberlegenheit beſtand aber nicht bloß in ſeiner Muskelkraft, ſondern eben ſo ſehr in einer Gewandtheit und Leichtigkeit, die durch eine Kühnheit unterſtützt wurde, welche keine Gefahr kannte. Nie hatte er ſeine Kraft mehr nöthig, als jetzt, und nie ſtand ſie ihm in ſolchem Grade zu Gebote. Er umſchlang den Offizier, der von kurzer gedrungener Geſtalt war, hob ihn ſo leicht wie ein Mädchen ihre Puppe in die Höhe, drehte ſich auf der Ferſe um und ſprang mit einem Satz, der von einem Schrei der erſchrockenen Franzoſen begleitet war, über die Kluft, welche den Abſturz von dem Teufelsfelſen trennte; und im nächſten Augenblick rief er von dem ſchmalen Raum, auf dem er ſtand, in dem tiefem Tone, der mehr dem Klang einer Trompete, als dem Tone einer menſchlichen Stimme glich, den Soldaten „Halt!“ zu.

Der Befehl war überflüſſig. In dem Augenblicke ſeines Sprunges hatte die ganze Truppe, welche wirklich glaubte, er habe ſich mit dem

Offizier in den Abgrund geſtürzt, von dem Anblick ganz gelähmt, plötzlich unwillkürlich Halt gemacht und war wie von der Hand eines Zauberers gebannt, während ein Schreckensſchrei aus Aller Munde drang. Ehe ſie ſich von ihrem Erſtaunen und ihrer Unthätigkeit erholt, rief er laut: „Geht Ihr auch nur einen Schritt vor, erhebt Ihr ein Gewehr, ſo ſtürze ich mich hinab und Euren Anführer mit mir.“

Dann wandte er ſich an den Letzteren und fragte: „Wiſſen Sie, wer ich bin?“

„Ja,“ antwortete der Franzoſe: „Ihr ſeid Martin Diez, genannt der Empecinado.“

„Und Sie kamen hierher, um mich gefangen zu nehmen?“ fuhr Diez fort.

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Dann,“ ſagte der Guerilla, „brauche ich Ihnen kaum zu ſagen, daß es weder meine Abſicht iſt, mich lebendig fangen zu laſſen, noch allein zu ſterben. Sehen Sie unter ſich.“

Der leichenblaſſe Soldat, der ohne Zweifel inmitten des Schlachtgewühls nie vor dem Tode zurückgeſchreckt war, warf einen ſchauernden Blick in den furchtbaren Abgrund, über dem er athemlos an einem Haare hing und klammerte ſich noch feſter als zuvor an den furchtbaren Mann, in deſſen Hand ſein Schickſal lag.

„Ich ſehe, die Ausſicht gefällt Ihnen nicht,“ fuhr Diez kalt fort. „Drum hören Sie auf meine Worte: ich verlaſſe dieſen Hügel auf demſelben Wege, den ich kam, oder ich verlaſſe ihn auf der kürzeren Route und nehme Sie mir zur Geſellſchaft mit. Thun Sie jedoch, wie ich Ihnen befehle, ſo ſoll Ihnen nicht ein Haar gekrümmt werden. Zuerſt befehlen Sie Ihren Leuten, daß ſie nach dem Walde „kehrt“ machen und ihre Flinten abſchießen.“

„Welche Sicherheit habe ich, daß Ihr Euer Verſprechen erfüllt, wenn ich Eurem Wunſche Genüge leiſte?“

„Als Bürgſchaft,“ ſagte Diez, „kann ich Ihnen nur das Wort eines Mannes geben, der es nie einem Freunde oder Feinde gebrochen. Welch' andere Wahl bleibt Ihnen jedoch als mir zu trauen? Dieſe Alternative ſcheint Ihnen freilich keine beſondere Freude zu machen. Thun Sie, wie ich von Ihnen verlange,“ fuhr er mit gehobener Stimme fort, als der Feind noch zauderte, „oder wir machen den Sprung zuſammen!“

Der Offizier gehorchte. Die Soldaten, deren Disciplin keines ſolchen Zwangsmittels, wie die dem Anführer drohende Gefahr, gebraucht, machten auf ſein Wort Kehrt und in der nächſten Sekunde knallten die Büchſen.

„Befehlen Sie ihnen jetzt, ihre Waffen übereinander zu legen und ſich auf hundert Schritte nach rechts zurückzuziehen,“ ſagte Diez.

Wiederum wurde gehorcht. Die Soldaten legten die Waffen in aller Stille zuſammen und zogen ſich auf die vorgeſchriebene Entfernung zurück.

„Noch ein Wort,“ ſagte der Empecinado. „Bin ich durch einen Spanier verrathen worden?“

„Ja,“ ſagte der Franzoſe, der in ſeinem Herzen den Verräther verachtete, obgleich er von dem Verrath Gebrauch machen mußte; „durch ein Glied Eurer Bande.“

„Sein Name?“ fragte Diez.

„Pedro Velaſcas,“ lautete die Antwort. „Er erwartet mich an dem Brunnen, bei dem die drei Wege zuſammenlaufen, am Fuße des Hügels, wo er den Lohn für ſeinen Verrath in Empfang nehmen will.“

„Er hat ſeinen Lohn verdient; und er ſoll ihn haben!“ ſagte der Guerilla in ernſtem Tone. Leicht ſprang er dann von der vereinzelten Klippe nach dem Felſen und rief dem Franzoſen, er ſolle ihm folgen. Dieſer wagte es jedoch nicht, und erſt nachdem er den ſtarken Gürtel von Diez erfaßt, welcher ihm das Ende davon zugeworfen, gelang es, ihn dazu zu bewegen, daß er den ſcheinbar minder kühnen, aber in Wirklichkeit weit gewagteren Akt des Hinab- und Hinaufkletterns an dem Felſen wählte. Als er endlich auf feſtem Boden ſtand, wünſchte ihm ſein verwegener Genoſſe lachend „guten Morgen“ und eilte in der dem Feinde entgegengeſetzten Richtung nach dem Walde. Als die Soldaten ihn laufen ſahen, folgten ſie ſeinem Beiſpiele und griffen zu den Waffen. Ehe ſie jedoch hundert Schritte gemacht, war der Empecinado hundertfünfzig voraus; und lange ehe der gewandteſte unter den Soldaten ſeine Flinte geladen, war der Flüchtling ihnen aus dem Geſichte. Eine kurze Verfolgung beendigte den Streifzug.

Diez jedoch lief unaufhaltſam fort, bis er am Fuß des Hügels angekommen war und ſich nach dem Brunnen ſchlug, wo ſein Verräther den Lohn für ſeinen Verrath empfangen wollte. Velaſcas lag unter einem Baume, ſprang jedoch auf, als er einen ſchweren Körper ſich durch das Gebüſch einen Weg bahnen hörte, und im nächſten Augenblicke ſtand er dem Manne gegenüber, deſſen Vertrauen er ſo ſchändlich mißbraucht und deſſen Perſon er einem ſchmählichen Tode überantwortet. Er wollte fliehen, es war jedoch vergeblich; ſeine Glieder verſagten ihm den Dienſt. Er wollte ſprechen: aber vom Gewiſſen geſchlagen, klebte ſeine Zunge am Gaumen. Der Empecinado rief nur ein Wort. „Verräther!“ erklang die donnernde Stimme, während er ihn an der Gurgel packte.

Es waren die letzten menſchlichen Töne, die an das Ohr des Schurken drangen: das Blut ſchoß ihm in Strömen aus Naſe und Mund. Diez ſchüttelte ihn einige Sekunden lang, ſchleuderte ihn zu Boden und war wieder zwiſchen den Bäumen verſchwunden.

Als die Franzoſen eine Stunde ſpäter vorüber kamen, erkannten ſie nur mit Mühe in den zerſtörten Zügen der Leiche, die am Wege lag, Pedro Velaſcas' Geſicht wieder.

Die Erzählung ſolcher Abenteuer durch den Helden derſelben und in ſo einfachem, ungeſchminktem Tone, hatten das höchſte Intereſſe für den jungen und glühenden Franzoſen. Er fühlte ſich bald ſo behaglich in ſeiner neuen Lage, daß er es beinahe bedauerte, als mit der Heilung ſeiner Wunden auch der Zeitpunkt herangekommen, wo er nicht länger ehrenhafter Weiſe in ſeinem Schlupfwinkel bleiben konnte, während die Armee, zu der er gehörte, im Felde lag. Getreu ſeinem Verſprechen begleitete ihn Diez in Perſon nach dem Lager ſeiner Landsleute und bot ihm ein letztes Lebewohl, als er nur noch auf Schußweite von den Vorpoſten entfernt war. Sie ſchieden mit den aufrichtigſten Gefühlen der Achtung, und oft noch unterhielt Dubois ſeine Kameraden auf dem Marſch oder im Zelt mit den Erinnerungen des heroiſchen Empecinado.

Noch ein Wort bleibt uns über den Erfolg des Halbinſelkriegs und das Schickſal des Empecinado. Unter Wellington vertrieb die britiſche Armee die franzöſiſche aus Spanien, und im Jahre 1814 war der Krieg durch den Sturz Napoleons beendigt. Spanien rief Ferdinand VII., der mehrere Jahre in Frankreich als Gefangener gelebt, unter der Bedingung zurück, daß er die von den Cortes errichtete Conſtitution beſtätige. Sobald ſich Ferdinand auf dem Throne befeſtigt, verweigerte er die Conſtitution. Ein langer Bürgerkrieg folgte dem großen Krieg, und der Empecinado ſtellte ſich an die Spitze einer Corporation von Conſtitutionaliſten und kämpfte muthig für die von ihm vertretene Idee, jedoch vergeblich. Im Vertrauen auf einen Vertrag legte er die Waffen nieder, wurde aber deſſenungeachtet ergriffen und am 19. Auguſt 1825 in Rueda hingerichtet.

Feuerwerker Wortmann.

Von

F. W. Hackländer.

(Fortſetzung.)

Sechstes Kapitel.

Ein Kapitel voller Widerſprüche. Wegen meiner Kenntniſſe ſchlecht behandelt, werde ich in Streitigkeiten verwickelt da ich gut exerciere; ich zerklopfe dem Herrn Schnapper die Naſe, weil er mich für ein Kind von hoher Abkunft hält; komme in Arreſt, werde aber wieder befreit und avancire.

Mein Leben in der Kaſerne, auf dem Exercierplatz, bei Schießübungen und Manövern war das gleiche, wie es Tauſende vor mir erlebt haben und noch viele Tauſende nach mir erleben werden; begreiflicherweiſe mit kleinen Abänderungen und Eigenthümlichkeiten, die eine Individualität vor der andern bedingt. Daß ich exercieren konnte, und mein Bombardierexamen ſchon gemacht hatte, war mir eigentlich keine Erleichterung meines Dienſtes, ſondern nur eine Quelle ewiger Drangſal und Neckerei. Meinem Lehrmeiſter, dem Unteroffizier Wachenbach, konnte ich ſchon gar nichts recht machen. — „Das iſt ein ſaures Stück Arbeit, dem das Exercitium beizubringen,“ pflegte er zu ſagen, „lieber ſechs Bauernlümmel, als eine ſchon ſo verdorbene Offiziers-pflanze;“ dabei meinte er, bei mir könnte man nicht ſogleich anfangen mit dem Lernen des Dienſtes, ſondern müßte eher alle die ſchädlichen Anſichten ausrotten, die man mir früher vom Exercieren beigebracht, mich wieder vollkommen umpflügen, — das war ſein Ausdruck — ehe die neue gute Saat über Unkraut aller Art die Oberhand gewinnen könne.

Mein Bombardierexamen hatte mich von vornherein mit allen andern Aſpiranten auf dieſe große militäriſche Würde recht ſehr verfeindet. Man fand es über alle Maßen hochmüthig und lächerlich, ein Examen gemacht zu haben, ehe man noch die Uniform getragen. Um mich zu ärgern, nannten ſie mich ſpottweiſe vom erſten Tag an „Herr Oberbombardier", und als einer, Gott weiß wo und auf welche Art, von den Vorfällen meiner Kindheit Kunde erhalten, tauchte auch zum allgemeinen Ergötzen der Major wieder auf, und ich, der geglaubt, daß er lange der Vergeſſenheit anheimgefallen, ſah mich auf einmal wieder als Herr Major titulirt. Einem übrigens, der mir zu arg damit kam, legte ich dieſe Neckerei auf etwas heftige Art. Es war das ein naſeweiſer Burſche, der aus der Kaufmannslehre davongelaufen war, ein hochaufgeſchoſſenes blaſſes Geſchöpf, mit ſo langen Armen, daß alle Jacken und Aermel zu kurz waren, dabei ungeheuer großen Händen, unter deren Vorzeigung er ſich ſtets zum Raufen bereit erklärte, und einem dürren nichtsſagenden Geſichte mit blondem Haar, ein Kopf der ſich durch nichts auszeichnete, als ein ungeheures Maulwerk, das er von ſeiner Mutter, einer Gemüſehändlerin, geerbt. Um eine halbe Kopflänge größer wie alle Andern, tyranniſirte er übrigens die ganze Stube, incluſive den kommandirenden Unteroffizier, der ſich ihm geneigt zeigte, weil die Mutter ihm einen ungemeſſenen Credit auf ihre Waarenvorräthe eröffnet hatte.

Ueber die andern Freiwilligen, die noch da waren, kann ich mich kurz auslaſſen, alle waren nach damaligen Begriffen weit vornehmer als ich, denn der eine war der Sohn eines Apothekers, und die Mutter des andern eine verwittwete Regierungsräthin.

Obgleich ich nichts weniger als furchtſam und ſchüchtern war, ſo hatten mich doch die Ermahnungen meines Freundes Poltes dahin gebracht, mir von meinen Kameraden an Neckereien und ſonſtigen Unarten ſehr viel gefallen zu laſſen. Ich war der Jüngſte, und wenn ich auch ohne Uebertriebenheit von mir ſagen darf, daß ich beſſer exercierte, wie die andern Freiwilligen, und meinen Leitfaden inne hatte wie ein Unteroffizier, ſo war ich doch ein furchtbar grüner Rekrut, der das Maul nicht aufthun durfte, nur zuhören, wenn die Andern ſprachen, und der die ganze Fluth ihres ſogenannten Witzes über ſich mußte ergehen laſſen.

So hatte ich eines Tages zum erſtenmal mit in der Batterie exerciert, und als ich auf die Stube kam, warf Herr Schnapper, ſo hieß der lange blonde Freiwillige, Säbel und Patrontaſche ſo gewaltſam von ſich, daß mir der erſtere an das Schienbein flog, worauf ich ihn freundlich erſuchte, ſich künftig in Acht zu nehmen. Doch zuckte er höhniſch lachend die Achſeln und meinte, ich ſolle ihm aus dem Wege gehen. Herr Schnapper war an dieſem Morgen außerordentlich ſchlecht gelaunt, denn der Herr Lieutenannt von Schwenkenberg hatte ihm wegen grober Fehler beim Bedienen des Geſchützes tüchtig den Text geleſen. Nun hatte er Nro. 4 und mußte richten, während ich als Nro. 3 mit der Handſpeiche die Lafette auf ſeinen Wink rechts oder links drehte. Ich hatte wahrhaftig mein Möglichſtes gethan und dem Geſchütze die richtige Stellung gegeben, Herr Schnapper aber richtete nach, aber wohin, das mochte der Himmel wiſſen. Ich folgte natürlicherweiſe dem Winke ſeiner Hand, und als Lieutenant v. Schwenkenberg nachſchaute, war die Kanone auf einen ganz andern Punkt gerichtet, als der uns angegebene.

„Was kann man machen,“ ſagte der Freiwillige erboſt zu dem Geſchützführer, „wenn hinter mir ein Eſel mit der Handſpeiche ſteht.“

Ich hatte das wohl verſtanden, kannte aber den Dienſt und ſchwieg natürlicherweiſe ſtille. Als wir nun droben in der Stube waren, wurde wie gewöhnlich gefrühſtückt, und der Stubenkalfacter mit den bekannten platten Flaſchen in die Kaſernenreſtauration geſchickt, um für den, der Geld hatte, einen Viertel- oder halben Schoppen Schnaps zu holen. Dazu verſpeiste man ſein Kommisbrod, wer es erſchwingen konnte mit Butter, und wer gar zu verſchwenderiſch war, nahm dazu noch ein Stück Käſe oder Wurſt. Schnapper, der immer dergleichen Leckerbiſſen hatte, lud den Unteroffizier zu Gaſt, und als der erſte Hunger und Durſt geſtillt war, wurde natürlicherweiſe das Exercitium von heute Morgen durchgeſprochen. Die Kanoniere ſaßen rings umher, theils auf ihren Schemeln, theils auch wohl, obgleich das verboten war, auf den Betten. Ich befand mich vor meinem Waffengerüſte, aß ein Stück Brod, und ſchnallte dabei meinen Säbel und Patrontaſche los.

„Das ſage ich Ihnen aber, Herr Unteroffizier,“ meinte Schnapper nach einer Pauſe, „wenn ich wieder Nro. 4 haben ſoll, ſo muß ein anſtändiger Kanonier Nro. 3 nehmen; ich habe nicht Luſt, wegen ſolchem Kerl aus dem Volk Naſen zu bekommen.“

„Sie ſprechen das ſehr frei gegen Ihren Vorgeſetzten,“ ſagte höhniſch lachend der Apothekerſohn.

„Wer iſt mein Vorgeſetzter?“ erwiederte der blaſſe Freiwillige.

„Nun, der Oberbombardier Wortmann.“

Ich hatte den ſchlechten Witz ſchon ſo oft gehört, daß ich mich gar nicht mehr darüber ärgerte, vielmehr ſagte ich lachend: „Gebt nur Achtung, wenn einmal ein Oberbombardier ernannt wird, ſo werde ich das lange vorher, ehe ihr nur daran denken dürft, Vicebombardier zu werden.“

„Halten Sie ihr Maul,“ ſchnauzte mich Herr Schnapper an, „Sie ſollten doch ſo viel Beſcheidenheit haben und nur dann ſprechen, wenn Sie gefragt werden.“

„Im Gegentheil,“ erwiederte ich. „Ich bilde mich ja nach Ihnen, und das iſt meine Schuldigkeit, denn Sie ſtellen ſich immer als Muſter vor.“

„Fangen Sie mir keinen Streit an, Wortmann," rief der Unteroffizier Wachenbach mit vollen Backen, denn er kaute gerade an der Wurſt, die ihm der lange blonde Freiwillige gegeben.

„Ich bin nicht ſtreitſüchtig, Herr Unteroffizier," entgegnete ich immer noch gut gelaunt; „aber Sie verlangen doch wohl nicht, daß ich mir von Dem da Alles ſoll gefallen laſſen."

„Es iſt aber Ihr älterer Kamerad und ſchon zum Bombardierexamen eingegeben."

„Was ich längſt ſchon gemacht habe und ganz gut beſtanden," verſetzte ich achſelzuckend, denn es ärgerte mich, daß der Unteroffizier Partei für den andern nahm.

„Ja, was haben Sie nicht Alles ſchon gethan," entgegnete dieſer, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus der Flaſche des Herrn Schnapper zu ſich genommen, „Sie haben auch Exercieren gekonnt."

„Das hat er mit der Muttermilch eingeſogen," meinte Herr Schnapper.

„Und ich kann Sie verſichern," fuhr der Unteroffizier fort, „daß mir noch nicht der dümmſte Rekrut die Mühe gemacht hat, wie Sie."

Die Kanoniere lachten und ich fing an, mich ſehr zu ärgern.

„Es iſt eigentlich recht ſchön," ſagte der Apothekerſohn nach einer Pauſe, „wenn man mit dergleichen Anwartſchaften ſo zu ſagen ſchon auf die Welt kommt, das geſchieht aber nur ganz ausgezeichneten Menſchen. Als ich noch in der Schule war, habe ich geleſen, daß der Sohn des alten Kaiſer Napoleon ſchon zum König ernannt wurde, als er noch in der Wiege lag. Damit haben Sie Aehnlichkeit, denn am erſten Tage, als Sie die Welt durch ihr Erſcheinen glücklich gemacht, wurden Sie ſchon zum Major avancirt."

„Schon mehreremale habe ich Sie gebeten, über Sachen zu ſchweigen, die Sie Nichts angehen," erwiederte ich ziemlich erboſt, doch hatte der Andere die Lacher auf ſeiner Seite, und Herr Schnapper reichte ihm zum Dank ein großes Stück Wurſt, ſagte auch nach einer Pauſe, wie ſo oft in dieſer Welt Jemand ohne Verdienſt zu etwas kommt, ſo auch der Herr Oberbombardier Wortmann. Ich weiß die Geſchichte ganz genau, er iſt nicht daran Schuld, daß er Major wurde, daß er überhaupt wurde, vielmehr ſchreibt er ſich ſelbſt, ſowie ſeinen Titel von was ganz Abſonderlichem her.

„Und wovon?" fragte ich zitternd vor Zorn, indem ich einen Schritt näher zu dem Freiwilligen trat.

„Nun, wovon ſollen Sie ſich herſchreiben?" entgegnete er mit verächtlicher Miene. „Vom Major und Abtheilungskommandeur, und davon haben Sie auch ihren ſchönen Titel."

Nun verſtand ich damals dieſe Bosheit nicht ganz, daß mir aber

Schnapper etwas ganz abſonderlich Schlimmes geſagt, bemerkte ich an den Geſichtern der Kanoniere, auch daran, daß ſogar der Unteroffizier, der nicht mein Freund war, unmuthig mit den Achſeln zuckte und an den Worten eines älteren Kanoniers, der neben mir ſaß und mir zuflüſterte: „Dat is mi als Spaß, dat brukt er net to lieden.“

Schnapper war aufgeſtanden und hatte Brod, Butter und Wurſt wieder in ſein Waffengerüſt verſchloſſen. Ich ballte meine beiden Hände krampfhaft zuſammen und blickte auf den Unteroffizier, der ſich eine Pfeife geſtopft hatte und ſich nun anſchickte, aus der Stube zu gehen und ſich nebenan Feuer zu holen. Kaum war er im Gange verſchwunden, ſo trat ich auf Herrn Schnapper zu, ſtellte mich dicht vor ihn hin und fragte mit vor Wuth zitternder Stimme: „Was haben Sie ſo eben geſagt?“

Er maß mich von oben bis unten, und da er über einen Kopf größer war als ich, ſo wurde ihm das ſehr leicht. „Was ich geſagt habe?“ entgegnete er nach einer Pauſe — „nun ich habe geſagt“ — doch vollendete er dieſen Satz nicht, als er in meine wahrſcheinlich heftig funkelnden Augen ſah, und warf leicht hin: „Ich bin zu gut, mich mit Ihnen zu zanken.“

„Aber ſchlecht genug,“ erwiederte ich auf's Höchſte erbost, „um von mir Schläge zu kriegen,“ und damit war ich ihm an die Halsbinde geſprungen, hatte ihn mit der linken Hand gefaßt und ſchlug ihm mit der rechten eine ungeheure Ohrfeige hin, daß es weithin ſchallte.

Schnapper ſchien auf's Höchſte überraſcht, ja er lächelte faſt aus Ueberraſchung und ſtieß zurückweichend einige Worte hervor, als wie „unanſtändiger Ueberfall, verächtliche Prügelei“ und machte zu gleicher Zeit Miene, zur Thüre hinaus zu entwiſchen. Die aber hatte der alte Kanonier, von dem ich vorhin ſprach, ſanft ins Schloß gedrückt und ſagte ſchmunzelnd zu mir: „Mann druf, dat Grutmul verdend's.“ Zu gleicher Zeit trieb der Apothekerſohn den armſeligen Schnapper an, ſolchen Schimpf nicht zu dulden, und mich ohne alle Umſtände niederzuſchlagen.

Mein Gegner war wo möglich noch bläſſer geworden, da er ſich aber zu muthigem Auftreten gedrängt ſah, ſo hob er ſeine langen Arme und ließ ſie wie Windmühlenflügel in der Luft herumfliegen.

Auf den Moment hatte ich gewartet, und ſowie ſeine große Hand niederfiel, faßte ich ihn abermals bei der Bruſt, rang nur ein paar Sekunden mit ihm, und warf ihn dann kräftig auf den Boden, und auf ihm liegend, verarbeitete ich ihn dann mit Fauſtſchlägen und Fußtritten, daß er alle Gegenwehr aufgab und wie ein geſtochenes Kalb um Hülfe brüllte.

Leider wurde ſein Geſchrei nicht blos in den Nebenzimmern gehört, denn nachdem der Unteroffizier von dort herbeigeeilt war, um Ruhe zu ſtiften, hörten wir auf dem Gange draußen verdächtiges Säbelgeklirre und gleich darnach erſchienen keine geringeren Perſonen, als der Hauptmann ſelbſt und der Lieutenant v. Schwenkenberg vor der Thüre des Zimmers. Da war an kein Läugnen zu denken, und ich erzählte den Hergang der Sache der Wahrheit gemäß. Herr Schnapper konnte nämlich im erſten Augenblicke nicht ſprechen, ſondern wiſchte ſich einiges Blut aus der Naſe und drückte ſein langes blondes Haar aus, das von Waſſer troff, denn während er am Boden lag und brüllte, hatte ihm einer der Kanoniere eine gefüllte Waſchſchüſſel auf den Kopf gegoſſen, um ſein Geſchrei zu erſticken, was aber nicht die gewünſchte Wirkung that.

„Haben Sie das begriffen, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg,“ ſagte der Kapitän höchſt entrüſtet, als ich meinen Rapport gemacht. „Haben Sie es verſtanden, was dieſe beiden Gaſſenbuben, anders kann ich ſie nicht nennen, mit einander gehabt, Prügeleien in einer königlichen Kaſerne. Iſt mir ſo etwas ſchon vorgekommen. Wer von den Beiden hat angefangen.“

„Das — hat — nach — Bericht — der — Schnapper — — gethan,“ erwiederte der Lieutenant v. Schwenkenberg nach ſeiner langſamen Manier. „Er — hat — mit — Worten — angefangen.“

„Und der andere mit Thätlichkeiten,“ ſagte der Kapitän, „alſo iſt er der eigentliche Anfänger, denn Worte thun nicht weh.“

„Verzeihen — Sie — Herr — Hauptmann,“ erwiederte der Lieutenant. „Worte — können — auch — wehe — thun; und — der lange — Labander — da — er — ſollte — ſich — ſchämen — — von — einem — kleinen — Kerl — Prügel — zu — bekommen. Hat — allerdings — Worte — geſagt — die — den — andern — verletzen — mußten. — Nicht — wahr — ſo — habt — ihrs — auch — verſtanden,“ wandte er ſich an die Kanoniere.

„Ja, Herr Lieutenant,“ ſagte mein alter Freund. „He häſt ſchandlich ſprocken.“

„Ja — Herr — Hauptmann,“ fuhr der Lieutenant fort, „da — kann — einem — ſchon — die — Galle — überlaufen.“

„Ich gebe zu, daß einem die Galle überlaufen kann, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg, aber Sie werden mir dagegen zugeben, daß Prügeleien in einer königlichen Kaſerne etwas ganz Unerhörtes ſind, und exemplariſch beſtraft werden müſſen. Ueberhaupt iſt dieſer Wortmann ein unausſtehlicher wilder Kamerad, — Soldatenblut.“

„Soldatenblut — allerdings,“ erwiederte der Lieutenant mit ſeiner unverwüſtlichen Ruhe „aber — von — einer — guten — Sorte. — Hat — brave — Eltern — gehabt — der — Wortmann — ich

— habe — ſie — gekannt. Vater — und Mutter — konnte — man — nichts — Schlimmes — nachſagen. — Wollt ihr," wandte er ſich direkt an die Kanoniere, die umherſtanden, „die — außerordentliche — Gnade — haben — das — in — eure — Köpfe — aufzunehmen — und — gelegentlich — daran — zu — denken."

Mir traten die Thränen in die Augen, als er ſo von meinen Eltern ſprach, und ich hätte ihm die Hand küſſen mögen, wenn es angegangen wäre.

„Aber Herr Lieutenant v. Schwenkenberg," ſagte der Kapitän ſichtlich erzürnt, indem er unruhig mit dem Fuß auftrat. „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, den Kanonier Wortmann exemplariſch zu beſtrafen, er gehört zu Ihrem Zuge und ich will mich nicht in die innern Angelegenheiten deſſelben Zuges miſchen."

„Und — der — Andere — Herr — Hauptmann?"

„Nun bei Gott im Himmel, Lieutenant von Schwenkenberg, der Andere, dünkt mich, iſt beſtraft genug. Hat ja auch Nichts gethan."

„Ganz — recht — Herr — Hauptmann. — Hat — ſich — nicht — einmal — gewehrt," entgegnete der Lieutenant mit dem Ausdruck tiefer Verachtung.

„Alſo der Kanonier Wortmann," rief ungeduldig der Kapitän.

„Kommt — 24 — Stunden — in — Arreſt," ſagte der Lieutenant.

„Auf's Holz bei Waſſer und Brod," rief der Kapitän. „Sie haben doch drei Tage geſagt, nicht wahr, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg."

„Nicht — ganz — Herr Hauptmann."

„Doch, Herr Lieutenant von Schwenkenberg, erinnern Sie ſich, wenn's gefällig iſt;" und dann ſetzte er mit ſcharfer Stimme hinzu, indem er jedes Wort beſonders betonte: „Der Kanonier Wortmann wird drei Tage in's Loch geſperrt."

„Sehr wohl — Herr — Hauptmann," erwiederte hierauf der Lieutenant mit großer Ruhe, legte die Hand an ſeinen Tſchako und ging, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, nach der Kanzlei des Feldwebels, vielleicht, ſo ſchien es mir, um den Arreſtzettel für mich ausfertigen zu laſſen.

„Was Sie anbelangt," wandte ſich der Hauptmann an Schnapper, „ſo werden Sie künftig Ruhe halten, glauben Sie denn, es ſei an ein Avancement für Sie zu denken, wenn man Ihnen ſchon im erſten Jahre Händel und Arreſt in ihr Nationale ſchreibt. — „Hol' euch Alle der Teufel!" damit ging er ebenfalls zur Thüre hinaus, und ſein Säbel klirrte heftig, als er den langen Corridor hinabſchritt.

„Gleich darauf lärmte der Horniſt auf dem Gange und blies das

Signal zum Appell. Schnapper, deſſen Naſe ſtark aufgelaufen war, ließ ſich von dem Unteroffizier krank melden, und ich, der ich ja verurtheilt war und gleich abgeführt werden ſollte, fing an meine Arreſtlokaltoilette zu machen; das heißt, ich zog zwei Paar ſchlechte Beinkleider über einander an und eine dicke Weſte unter meine Jacke, denn in dem Thurme, wo ſich unſer militäriſches Zellengefängniß befand, wurde es gewöhnlich gegen Morgen empfindlich kalt. Auch ein Stück Brod präparirte ich mir, d. h. ich ſchnitt eine Höhlung hinein, ſtrich dieſe voll Butter, und verſchloß ſie alsdann ſo pünktlich mit einem künſtlichen Brodpropfen, daß der Gefangenwärter die verbotene Zuthat nicht ahnen konnte. Gleich darauf kam ein Bombardier, um mich zu dem unangenehmen Gange abzuholen; unangenehm hauptſächlich deßhalb, weil es mein erſter Arreſt war, und mein Vater, ſowie auch Poltes hatten es nicht an Ermahnungen fehlen laſſen, mich vor den erſten 24 Stunden in Acht zu nehmen, und jetzt hatte ich gleich mit drei Tagen angefangen, das war gar traurig.

Das Arreſtlokal, Nro. Sicher oder $7^1/_2$, auch die Spinnſtube genannt, von dem Zeitwort einſpinnen hergeleitet, nahm mich nach kurzer Zeit in ſeine düſtere Mauer auf. Ich erhielt ein Käfig circa 8 Fuß lang und 3 Fuß breit, mit vier Holzwänden, einer ditto ſehr ſchmalen Pritſche, einem Waſſerkruge, einem Eimer und ſehr vielen Wanzen.

Die erſten Stunden im Arreſt ſind die unangenehmſten. Jede Viertelſtunde dünkt uns eine Ewigkeit zu ſein. Man hört die Uhren ſchlagen, man hat ſich nicht getäuſcht. Die Zeit ſchleicht mit bleiernen Flügeln, und jede der unangenehmen Minuten ſcheint uns ſo lieb gewonnen zu haben, daß ſie ſich von uns gar nicht losreißen kann. Man mißt ſchreitend ſeine Kerkerzelle, 4 und $^1/_2$ Schritt in der Länge, in der Breite kann man die Wände mit beiden Ellenbogen berühren. Wie von weither ganz undeutlich, dringt das Geräuſch des ſtädtiſchen Lebens an unſer Ohr, Wagengeraſſel und das Summen der Stimmen. Nach und nach nimmt das ab, und vorher wurde es allmälig dunkler in dem kleinen hölzernen Käfig; immer dunkler und endlich ſo finſter, daß man nur noch tappend darin auf- und abgehen kann. Unſere Leidensgefährten, die den Tag über Soldaten- und Schelmenlieder ſangen oder luſtige Melodien pfiffen, ſind auch nach und nach ſtille geworden. Von einer Seite hören wir die Pritſche unſeres Nachbars krachen, von der andern erſchallt ein tiefer Seufzer und aus der Ecke ein halbunterdrücktes Fluchen über unwürdige Behandlung und Tyrannei. Wie ſich das von ſelbſt verſteht, ſind alle Militärgefangenen unſchuldig, und aus meiner ziemlich langen Praxis weiß ich nur einen einzigen Fall, wo Jemand ſich ſelbſt ſchuldig bekannte. Das war aber ein armer Teufel, der gegen ſeinen Unteroffizier die Zunge herausgeſtreckt hatte und der im Arreſtlokal behauptete, er ſei ſeines Verbrechens ſchuldig und eingeſtändig und habe wenigſtens den Tod verdient; des andern Tages aber wurde er abgeholt, denn es ſtellte ſich heraus, daß er ſchon ſeit einiger Zeit an fixen Ideen litt, die ſich alsdann zu einem förmlichen Wahnſinn ausbildeten.

Jetzt iſt es Nacht. Es kommt die Gefängnißviſitation, der Schließer mit ſeiner großen Laterne, und zwei Mann von der Wache, die vor der Thüre unſerer Zelle ſtehen bleiben, Gewehr bei Fuß nehmen und uns lachend anſchauen, während ſich das Licht in dem blanken Gewehrlauf abſpiegelt. Ja, ſie lachen über unſer Elend und haben ſo Unrecht nicht; vielleicht waren ſie geſtern ſelber hier, oder hatten ſie eine unbeſtimmte Ahnung, daß ſie dieſen Palaſt, den ſie heute als Schildwache ſchirmen, morgen als Gäſte betreten werden. Endlich gehen ſie wieder hinaus, das Licht verſchwindet, die Schlüſſel raſſeln, die Riegel werden vorgeſchoben, und wir ſind wieder allein; haben keine Unterbrechung mehr zu befürchten und können uns zum Schlafen einrichten. Die Jacke wird ausgezogen, über den Oberkörper ausgebreitet und unter ihr kriecht man wie ein Igel zuſammen. — — Glücklich, wer ſchlafen kann.

Aber für Jeden vergeht die Nacht, etwas langſamer, etwas geſchwinder, wie es gerade kommt. Das liebe Tageslicht kehrt langſam wieder; mit ihm das Geräuſch der Stadt und von jetzt ab ſcheinen die Stunden ſchneller zu fliehen. Endlich hört man entferntes Trommeln, dann das Herausrufen der Wache vor dem Arreſtlokal. Die Gewehre klirren auf dem Pflaſter; Kommandowort erſchallt, die neue Wache zieht auf und ich habe erſt 24 Stunden meines dreitägigen Arreſtes hinter mir. Du lieber Gott! erſt ein Drittheil meiner Strafzeit. Was ich Alles geſtern Nacht und geſtern erlebt, muß ich noch zweimal durchmachen. Drei verlorene Tage meines Lebens, und weßhalb, weil ich dem Schnapper die Naſe zu ſtark verklopft.

Jetzt klirren Riegel und Schlüſſel, es iſt dieß nichts Ungewöhnliches, wenn die neue Wache aufzieht. Der Kommandant derſelben hat das Recht, ſogar die Verpflichtung, die Arreſtlokale zu unterſuchen, aber das geſchieht ſehr ſelten, es ſei denn, er wolle noch einen guten Freund ſehen, um ihm ein paar tröſtliche Worte und einigen Schnaps mitzutheilen. Dießmal iſt es der Gefangenwärter, der in den Thurm tritt und — nein, ich täuſche mich nicht — meinen Namen nennt. „Wortmann?“ ſcheint er Jemand zu fragen, und ich lauſche mit klopfendem Herzen. „Wortmann?“ wiederholte er, und ſetzte hinzu: „da iſt allerdings ein Wortmann, aber ein Kanonier Wortmann und kein Bombardier.“ „Eine Stimme die mir bekannt iſt, denn ſie gehört einem Unteroffizier der Batterie,“ antwortet etwas, das ich nicht verſtehe. Dann nähern ſich Schritte meinem Käfig, der Riegel wird zurückgeſchoben und ich darf herausſtreten. „Sie haben drei Tage?“ fragte der Schließer, „Kanonier Wortmann?“ „Drei Tage,“ wiederholte ich kopfnickend. — „Sie ſind frei,“ fuhr er fort, und dieß Wort klang mir wie eine himmliſche Muſik. Wie ward mir aber erſt, als er nun ſagte: „Ihnen kommt das Glück im Arreſt und im Schlaf, ſie kamen als Kanonier hieher, und gehen als Bombardier wieder, ich gratulire.“ Ich blickte erſtaunt auf den Unteroffizier unſerer Batterie, der das lachend beſtätigte. Welche Freude, die Gefühle dieſes Augenblickes kann ich Niemand beſchreiben.

In meinem ſpäteren Leben erhielt ich größere nnd wichtigere Auszeichnungen, aber nie wieder hat mich irgend etwas ſo erfreut, wie dieſes Avancement. Mit einem wahrhaft ſeligen Gefühl ging ich mit dem Unteroffizier durch die Straßen, und da ich glücklicherweiſe einiges erſpartes Geld bei mir hatte, kaufte ich mir eine Elle goldener Treſſen, um ſie in der Kaſerne ſogleich auf meine Aermelaufſchläge nähen zu laſſen. Der Unteroffizier erzählte mir, wie das ſo eigentlich gekommen. Unſer Kapitän war heute Morgen auf einige Tage in Urlaub gegangen, und kaum war er abgereiſt, ſo lief unter andern Befehlen auch ein Schreiben des Brigadekommandos ein, welches der Lieutenant von Schwenkenberg, wie ihm das jetzt zuſtand, eröffnete. Beim Commando hatte natürlicherweiſe der Freund meines Vaters, der Brigadeſchreiber, Wachtmeiſter Sternberg, für mich gewirkt, und es wurde der Batterie, die Mangel an Bombardiere hatte, mein Avancement zu dieſer Charge zugefertigt. Unſer guter Premierlieutenant bemerkte darauf zum Feldwebel, „der Herr Hauptmann hat freilich dem Kanonier Wortmann drei Tage Arreſt gegeben, das wirkt aber nicht für den Bombardier Wortmann, der hat durchaus nichts verbrochen und muß entlaſſen werden.“ Ob der Kapitän derſelben Anſicht geweſen wäre, iſt unwahrſcheinlich, mindeſtens ſehr zweifelhaft. Genug, ich war frei, und als ich unſere Stube wieder betrat, hatte der alte Kanonier ſeine Kameraden inſtruirt, die ſich vor dem neuen Vorgeſetzten pflichtſchuldigſt erhoben und gerade hinſtellten. Der Apothekerſohn mußte es ſehr gegen ſeinen Willen ebenſo machen, aber Herr Schnapper, um dieſer Demüthigung zu entgehen, war in ſein Bett gekrochen, und hatte ſich Revierkrank gemeldet.

Das war meine erſte Strafe und mein erſtes Avancement.

Wie ſich der geneigte Leſer erinnern wird, ſo hatte ſich Lieutenant Schwenkenberg, als ich mich bei der Batterie meldete, gar nicht um mich bekümmert, und ſchien ſich des kleinen Majors nicht erinnern zu wollen. Auch ſpäter gab er ſich nicht viel mit mir ab, und nachdem er mich einmal gefragt, was mein Vater und meine Mutter mache, und ich ihm von unſerem bisherigen Leben erzählt, war von früheren

Verhältniſſen nur ein einziges Mal noch die Rede, als ich nämlich des ehemaligen Unteroffiziers Voltes erwähnte und zwar mit ſeinem eigentlichen Namen Leopold v. Berger. Da ſchüttelte der Premierlieutenant nachdenkend und faſt betrübt ſein Haupt und ſagte: „Ich — erinnere — mich — wohl — noch — ſeiner — ein — unglücklicher — Menſch — der ſeine Carriere — verfehlt — und — von — den — Umſtänden — ſehr — tief — hinabgedrückt — wurde. Er — iſt — ſehr — krank — wie — ich — weiß — und — wird — wahrſcheinlich — nicht — wieder — aufkommen — nun — ich — mag — ihm — die — Ruhe — recht — wohl gönnen, es — kommt — ja — an — jeden — von — uns — die Reihe — und — wenn — wir — alsdann — drunten — liegen — und — zugedeckt — ſind — ſo — iſt — es — am — Ende — auch — gleichgültig — ob — ein — Herz — mehr — als — das — andere — gelitten. — Ihr — Vater — kam — auch — damals — zur — Batterie — und — er — hat — das — beſte — Loos — getroffen, — wollte — nicht — höher — hinauf — als — für — ihn — gut — war — blieb — in — ſeiner — Sphäre — und — iſt — jetzt — zufrieden — und — glücklich.

Nach dieſen Worten hatte der Lieutenant von Schwenkenberg ſeinen Degen mit dem Ellenbogen feſtgehalten, wie er zu machen pflegte und ſchwankte von dannen. Plötzlich aber blieb er ſtehen, winkt mir, näher zu kommen, und ſagte mit ironiſchem Lächeln: „Ja — das — hätte — ich — bald — vergeſſen — nicht — blos — von — den — beiden, — Voltes — und — ihrem — Vater — deren — ich — eben — erwähnte — ſondern — auch — noch — von — ein — paar — Dutzend — Anderen — war — ich — der — einzig — glückliche — der — Auserwählte — bekam — die — Epauletten — und — wurde — Lieutenant; — ein — ungeheures — Glück — werde — 50 — Jahre — alt — ſein — ehe — ich — eine — Batterie — bekomme — und — bin — dann — ſtumpf — für — Leben — und — Dienſt. Wenn — Sie — Glück haben,“ fuhr er fort und drückte dabei mit dem Finger auf den oberſten Knopf meiner Jacke, „ſo — kann — es — Ihnen — auch — noch — ſo — gehen — aber — da — ich — Ihnen — wohl — will — hoffe — ich — daß — Sie — kein — Glück — haben. Glauben — Sie mir — — beſter — Major — (das war das erſte und letztemal, daß er mich ſo nannte), bleiben — Sie — in — Ihrer — Sphäre — und — werden — ein tüchtiger — Unteroffizier — meinetwegen — Feuerwerker. — Wir — Andern — ſind — ſehr — oft — falſch — vergoldet. — „Aber,“ — ſetzte er lachend hinzu — „Sie brauchen — — ſich — wahrhaftig — nicht — viel — Mühe — zu — geben —

meinen — Wunſch — zu — erfüllen — man — wird — Ihnen — ſchon — den — Weg — zu — den — Epauletten — verteufelt — ſauer — machen. — Sie — haben — keine — Familie — kein — Geld — denken — Sie — an — mich. Was — ihre — drei — Kameraden — anbelangt — ſo — kann — es — vielleicht — der — Sohn — der — Regierungsräthin W. — durchſetzen — Herr — Schnapper — wird — höchſtens — Bombardier — dann — fortgeſchickt — und — wird — ſein — Leben — an — den — Straßenecken — verbummeln. Der — Dritte — hat — Anlage — zum — Feldwebel — und — wird — es — auch — werden — aber — wie — ich — ſchon — geſagt — Sie — müſſen — in — die — Civilcarriere — zurück. Guten — Morgen."

Das war die längſte Rede, die ich je von unſerem Premier-Lieutenant gehört; er hat auch gewiß nie mehr eine ebenſo lange gehalten, und als er darauf von mir fortging, ſchien er ſich ganz ausgeſprochen zu haben, denn er ſchwankte ſo ſtark hin und her, wie ein leeres Schiff. Im Dienſt war er ſtrenge gegen mich, aber nie unfreundlich, obgleich er mir nicht das Geringſte durchgehen ließ.

Als nach meinem Arreſt der Appell vorbei war, ließ ich mir vom Compagnieſchneider meine ſelbſtgekauften Treſſen auf die Uniform nähen, was mir einen halben Schoppen bittern Schnaps koſtete; dann ging ich zu Poltes, um ihn von meiner Strafe und meinem Glück in Kenntniß zu ſetzen. Da ich ihn einige Tage nicht geſehen hatte, ſo fand ich ihn wieder ſehr verändert. Er hatte mit Hülfe der alten Frau, die ſeine Sachen beſorgte, ſein Bett verlaſſen, und ſaß in einem alten Lehnſtuhl am Fenſter, ſo daß ihn die Nachmittagsſonne beſchien. Vergnügt darüber, daß ich kam, ſtreckte er mir die magere Hand entgegen, und als ich meine hineinlegte, blickte er auf meinen Aermel und machte große und recht vergnügte Augen. „Schon," ſagte er, „das iſt ja ſchnell gegangen, da hab' ich länger warten müſſen, nun ich bin auch dafür nicht weit gekommen." Hierauf erzählte ich ihm meinen Streit mit Herrn Schnapper, unſern Kampf und meinen Arreſt.

„Sei du froh," gab er mir zur Antwort, „daß der Kapitän nicht da war, die drei Tage auf's Holz hätten dich ein Jahr im Avancement zurückgebracht. Nimm dich aber in Acht, denn der Hauptmann hat Recht, Raufereien in der Kaſerne wird nun einmal nicht gut gethan." Das ſagte er Alles in großen Zwiſchenräumen und von häufigem Huſten unterbrochen. Sprach er's auch nicht mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit, ſondern ſo, als unterhielten wir uns von einem Dritten.

Von dem Fenſter aus, an welchem er ſaß, konnte er durch eine Häuſerlücke weit hinaus in das Land ſehen, wo der helle Sonnenſchein auf dem wogenden und faſt reifen Korne lag, und auf dem Fluſſe glänzte, ſowie auf den Segeln der Schiffe, die wie ſchneeweiße Tauben dahinzufliegen ſchienen.

„Das geht Alles heim,“ ſagte er nach einer Pauſe, „und wenn die Schiffe im Hafen ſind, ſo zieht man die Segel ein. Dann gute Nacht.“ Er athmete ſehr ſchwer und mühſam und ſeine Hände zupften an einer wollenen Decke, die er auf den Knieen ausgebreitet hatte. — „Neben dem Fluſſe daher,“ fuhr er nach einer Pauſe mit ſehr leiſer Stimme fort, „kam ich vor dreißig Jahren gefahren, und gerade dort ſtieg ich aus und warf flache Steine über den Waſſerſpiegel, um zu ſehen, wie oft ſie ricoſchettirten. Viermal ſchlug der Stein auf und in vier Jahren, dachte ich, biſt du Offizier.“

Hiebei lächelte er ganz eigenthümlich, und nach längerer Zeit erſt fuhr er fort: „Das Korn ſchneiden ſie auch bald und thun es in die Scheuer — — — — — — — — — — Ja, ja den Weg kenne ich genau,“ ſagte er dann wieder, „wenn man ihn verfolgt, weit, weit hinaus mehrere Tage lang, ſo kommt man an ein ſchönes Landhaus, da — bin ich geboren — — — — und werde — hier ſterben. — — — Hörſt du nicht eine Glocke?“

„Sie läuten auf dem Dome,“ antwortete ich einigermaßen beſtürzt, den Poltes hatte noch nie ſo eigenthümlich und mit ſo ſonderbar betonter Stimme zu mir geſprochen.

„So — öffne — das — Fenſter,“ ſagte er. Ich that ſo, und als die feierlichen tiefen Klänge ſo ungedämpft zu uns hereindrangen, ließ er den Kopf tief auf die Bruſt herabſinken, ſo tief zwar, daß ich nicht in ſeine Augen ſehen konnte. Als er aber lange, lange nicht aufblickte, legte ich endlich meine Hand auf die ſeinige und fühlte mit tiefem Erſchrecken, daß dieſelbe ſehr kalt war; dann bückte ich mich wieder, ſah in ſein Geſicht, und obgleich ich noch nie einen todten Menſchen geſehen, erkannte ich doch ſogleich, daß mein armer Freund Poltes heimgegangen ſei. Ich rief die alte Frau um Hülfe, und als ſie hereinkam, ſeine Augen betrachtet hatte und ſeine kalten Hände befühlt, ſagte ſie: „Nun endlich iſt er geſtorben, das hat lange gedauert.“ Während ſie ein paar Leute holte, die ihn auf ſein Bett legen ſollten, kniete ich neben ihm nieder und weinte reichlich und heiße Thränen auf die kalte Hand des Freundes. — — — —

Siebentes Kapitel.

Da die Artillerieſchule aufgehoben wird, kann ich nicht zum Examen gelangen, ich pfropfe Bäume und komme in Folge davon auf die Feſtung.

Der gute Poltes, einſt Leopold v. Berger, doch wurde ſelbſt dieſer Name in der Trauerrede nicht genannt, ward nun mit allen militäriſchen Ehren zur Ruhe beſtattet. Wie wohl that es mir, als ſie ihn hinabſenkten und ich weinend dabeiſtand, daß ich aufblickend ſah, wie auch der Lieutenant von Schwenkenberg tief betrübt ausſah und mit der umgekehrten Hand eine Thräne wegwiſchte, die ihm gerade aus den Augen in den langen Schnurrbart laufen wollte. Von meinem Vater, dem ich den traurigen Vorfall ſchrieb., erhielt ich einen langen Brief, der mir am Eingang meldete, daß zu Hauſe Alles wohl ſei und der mich in Hinweiſung auf den verſtorbenen Freund ſchließlich ermahnte, mein Leben recht vorſichtig und mäßig zu genießen, mich namentlich aber vor der Flaſche in Acht zu nehmen, und auch vor andern Dingen, die mein Vater aber ziemlich undeutlich bezeichnete. Zu gleicher Zeit ſchickte er mir einiges Geld für mich, ſowie eine zweite kleine Summe, um Poltes Grab, ſeinem ſchriftlich ausgedrückten Wunſche gemäß, gehörig damit ſchmücken zu können. Meine Mutter hatte ein Poſtſcriptum angehängt, worin ſie mich um die Ueberſendung verſchiedener Ellen Band zu ihren Hauben erſuchte. Man erwarte in dem Grenzſtädtchen, ſo ſchrieb ſie, einen hohen Zollbeamten zur Viſitation, und bei den Feierlichkeiten die begreiflicher Weiſe dabei ſtattfinden müßten, wolle ſie auf's allerwürdigſte erſcheinen. Es machte mir eine beſondere Freude, Polte's Grabausſchmückung beſorgen zu können, und wie er es bei ſeinen Lebzeiten befohlen, ließ ich ihm zwei hölzerne Kanonenröhren machen, die ein Kreuz bildeten, zwiſchen dem einen Schildzapfen ſtand ſein Name, Geburtsjahr und Todestag, zwiſchen dem andern ein Ausſpruch des Apoſtel Paulus, den er ſelbſt ausgeſucht und der durch das letzte Wort, wie Poltes zu ſagen pflegte, auf die Artilleriewiſſenſchaft hinzudeuten ſchien, nämlich: „Alles Wiſſen iſt Stückwerk.“

So hatte ich nun einen Freund weniger und einige Feinde mehr; unter letztern muß ich unſern Hauptmann und Batteriechef Bitter nennen, der gelinde getobt hatte, als er vom Urlaub zurückkehrend erfahren, daß ich nicht nur Bombardier geworden ſei, ſondern in Folge deſſen noch zwei Tage zu früh aus dem Arreſt entlaſſen. Er hatte ſogar über dieſen Gegenſtand eine ziemlich heftige Scene mit ſeinem erſten Lieutenant, deren Ende war, daß Herr von Schwenkenberg an ſeinen Tſchako langte, und etwas weniger ruhig als ſonſt ſprach: „Wenn — der — Herr — Hauptmann — vielleicht — glauben — daß — ich

— unrecht — gehandelt — ſo — bitte — ich — den — Herr — Hauptmann — ganz — gehorſamſt — den — Vorfall — an — das Brigade — kommando — melden — zu — wollen — ich — für — meine — Perſon — habe — nichts — dagegen — es — ſoll — mich — vielmehr — außerordentlich — freuen.“ Damit drehte er ſich um und ging ſeiner Wege.

Mich hatte nun der Kapitän ſeit jener Zeit, was man ſo nennt, furchtbar auf dem Striche. Ich konnte machen, was ich wollte, er entdeckte immer etwas Mangelhaftes an meinem Anzuge, oder irgend einen Fehler, wenn ich ſelbſt exercirte oder exerciren ließ. Daher kam es denn auch, daß ich ziemlich häufig Arreſt und Strafwachen bekam, zwei Sachen, die der Kapitän ins Nationale ſchreiben laſſen darf und die beim Avancement durchaus nicht förderlich ſind.

Die übrigen Feinde, die ich mir erworben hatte, waren natürlicher Weiſe Herr Schnapper und meine beiden andern Kameraden, da ich ſo früh zum Bombardier befördert worden war. Bald nach dieſem Vorfall ließ der Hauptmann ſie ebenfalls das Examen machen, wobei Herr Schnapper übrigens ſo ſchlecht beſtand, daß er nicht nur nicht avancirte, ſondern daß ihm leiſe angedeutet wurde, er möge ruhig ſeine zwei Jahre fortdienen und dann ſeinen Abſchied nehmen, was auch ſpäter geſchah, und ſich ſo die Prophezeihung des Lieutenant von Schwenkenberg beſtätigte, denn als Herr Schnapper abgegangen war, bummelte er in der Stadt herum, ohne irgend ein Geſchäft zu ergreifen oder überhaupt etwas zu thun, und da er von ſeiner Mutter noch einiges Geld erhielt, verlumpte er zwar langſam aber vollkommen.

Auch was die beiden andern Freiwilligen betraf, hatte ſich der Lieutenant nicht getäuſcht. Der Apothekerſohn machte ein ſchönes Examen, avancirte bald nach mir zum Bombardier, und da er ein Schreib- und Rechengenie war, ſo wurde er zum Feldwebel kommandirt und erhielt auch, als dieſer freilich nach mehreren Jahren zur Civilpartie überging, deſſen Poſten. Der Sohn der Regierungsraths-Wittwe hatte ſich ſehr gekränkt gefühlt, daß ich, ein ganz gewöhnliches Soldatenkind, vor ihm befördert worden war, und die früheren Bekanntſchaften ſeiner Mutter hatten es nicht nur zuwege gebracht, daß er zu einer andern Batterie verſetzt wurde, ſondern auch daß er auf die Kriegsſchule kam, und nun einmal auf dem gehörigen Wege, wurde er auch endlich, freilich nach längerer Zeit, Lieutenant. Später ſahen wir uns wieder und da ſprach er über ſeine Zukunft auch nicht viel anders, als damals der Lieutenant v. Schwenkenberg.

Der Erzählung meines einfachen Lebens bin ich dieſem Punkte vorausgeeilt, weil ich aus dem ferneren Zuſammenleben mit den andern Freiwilligen nicht viel Intereſſantes zu berichten weiß.

Mein Streit mit Herrn Schnapper hatte mich bei allen Uebrigen in ziemlichen Reſpekt geſetzt, und da ich mich bemühte, meinen Dienſt auf's Pünktlichſte zu verſehen, ſo genoß ich die Liebe und Achtung meiner Kameraden und Vorgeſetzten, mit Ausnahme des Kapitäns. Leider konnte er mir bedeutend ſchaden und unterließ das auch nicht. So viel mir die wenig freie Zeit, die ich hatte, erlaubte, lernte ich Sprachen, Geographie, Geſchichte und was nöthig war, um ein Examen in die vorbereitende Artillerieſchule machen zu können. Auch wurde ich mit mehreren andern Aſpiranten vom Abtheilungskommando zu dieſem Examen eingegeben, doch waren die darauf bezüglichen Papiere noch nicht lange bei der Brigade eingelaufen, ſo erhielt ich vom Wachtmeiſter Sternberg einen freundſchaftlichen Brief — „Donnerwetter, lieber Major, da ſind deine Papiere zum Examen allerdings mit den übrigen eingelaufen, aber mich ſoll dieſer und jener holen, wenn dein corriculum vitae nicht eines der ſchlechteſten iſt, das mir jemals unter die Hände gelaufen. Biſt du denn wirklich ein ſo leichtſinniges Subject geworden, oder kämmen ſie an dir herunter. Das wechſelt ja ab mit Arreſt und Strafwachen. Ich ſage dir, wenn ich nicht bei Schippenb — beim Commando will ich ſagen — die Hand über dein gottloſes Haupt hielte, ſo hätte man dich wegen des verfluchten Nationale's zurückgewieſen. Das ſage ich dir aber, ſei mir gehörig geſattelt; zieh die Bauchgurten deines Wiſſens feſt zuſammen, denn wenn du beim Examen herabplumpſt, ſo freut mich mein Leben. Dein Alter iſt nicht nur wohl, ſondern hat auch ein unverſchämtes Glück; ſo eben leſe ich, daß er ſchon zum Steuercontroleur ernannt iſt. Gratulire augenblicklich deiner Mutter, und da Steuercontroleurin ſchlecht klingt, ſo kannſt du auf die Adreſſe ſchreiben: Frau Steuercontroleuſe Wortmann. Auch ich will nächſtens abziehen, aber zur Poſt; weißt du, ich kann das Sitzen nicht ertragen."

Daß ich in der That vom Brigadekommando beſchützt wurde, das ſah ich mit großen Freuden, unſer Kapitän aber zu ſeinem großen Verdruß daran, daß ich trotz der ſchlechten Zeugniſſe wirklich zum Examen kommandirt wurde; leider kam ich aber doch nicht dazu. Wenige Tage vor unſerem Abmarſche lief ein Schreiben des Generalkommandos ein mit der für uns troſtloſen Nachricht, daß die vorbereitende Brigadeartillerieſchule laut höherem Befehl aufgehoben ſei, es blieb alſo nur noch die große Artillerieſchule in der Reſidenz übrig, zu deren Eintritt ein Examen erforderlich war, wie es die Fähndriche beſtehen mußten, und dazu reichten meine Kenntniſſe nicht aus.

Wachtmeiſter Sternberg ſchrieb mir ebenfalls darüber, auch mein Vater, und beide gaben mir den Rath, ruhig fortzudienen, mich in den Artilleriewiſſenſchaften zu vervollkommnen, um ſpäter einmal Oberfeuerwerker werden zu können. Das that ich denn auch und verzichtete auf die Epauletten, ohne daß es mir gerade beſondern Kummer machte. Hatte ich doch ſchon genug von dem Offiziersleben kennen gelernt, um einzuſehen, daß daſſelbe für den, der kein Vermögen beſaß, gar zu ſtarke Schattenſeiten habe.

Ich widmete mich alſo auf's Fleißigſte dem Dienſt und den Artilleriewiſſenſchaften, und als ich zwei Jahre gedient, machte ich ein ſo glänzendes Unteroffiziers-Examen, daß ich zum Abtheilungskommando augenblicklich avancirt wurde. Nebenbei hatte ich auch meine Liebe zur Gärtnerei nicht vergeſſen und bildete die Anfangsgründe, die mir der weiſe Vogel beigebracht, auf's Umfaſſendſte aus. Ich fand einen geſchickten Gärtner bei der Stadt, der ſich meiner bereitwillig annahm, und war glücklich, alle meine Freiſtunden unter Blumen und Bäumen zubringen zu können. Das Bischen Latein, das ich in der Schule gelernt, machte es mir leicht, die hunderterlei Namen der Pflanzen zu behalten, und als ich ein Jahr bei meinem Freunde, dem Gärtner, gearbeitet, meinte dieſer lachend: „wenn es mir einmal bei der Artillerie durchaus nicht mehr gefiele, ſo könne ich, was meine Kenntniſſe anbelange, getroſt den ausgedehnteſten herrſchaftlichen Garten übernehmen.“

Da es mir durch die immerwährende Beſchäftigung im Garten faſt zum Bedürfniß geworden war, im Freien unter Pflanzen und Bäumen zu ſein, ſo ſuchte ich ſogar im Dienſte dieſes Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, daß ich gerne die Wache auf den kleinen Forts übernahm, die außerhalb der Stadt lagen, wo das mit Bäumen bepflanzte Glacis einem kleinen Parke ähnlich war. Da war ich glücklich und half den wildwachſenden Bäumen mit Scheere und Meſſer auf's Zweckmäßigſte nach, mußte mich aber ſehr in Acht nehmen, daß dieſe Ausübung meiner Kunſt nicht auf unangenehme Art zu Ohren der Feſtungsdirection käme. Einmal war ich ſchon in ſchweren Anklageſtand verſetzt worden, als ich nämlich aus einer ſchönen Ulme mehrere dürre Aeſte weggeſägt hatte, und da unſer Kapitän nicht übel geneigt war, dieſes dreifach zu beſtrafen, erſtens nämlich als Unordnung im Dienſte, worin er nicht ganz Unrecht hatte, zu gleicher Zeit aber auch als Waldfrevel, und drittens gar als Holzdiebſtahl, ſo hätte es mir ſchlecht ergehen können, wenn die Behörde nicht glücklicherweiſe nur den erſten Fall angenommen hätte, und mich dafür mit ein paar Tagen Arreſt beglückte. Aber trotzdem konnte ich die Gärtnerei, wenn auch auf königlichem Grund und Boden, nicht laſſen.

So war es denn wieder Frühling geworden, ich diente drei Jahre, war wie geſagt Unteroffizier, und hätte mich ſchon lange zum Feuerwerker-Examen gemeldet, wenn nicht der Kapitän eine derartige Anfrage meinerſeits mit einem wahren Hohngelächter beantwortet hätte und mich darauf gefragt: „Wiſſen Sie auch, was ein Feuerwerker iſt? Sie ſcheinen keine Idee davon zu haben.“

„Zu befehlen, Herr Hauptmann,“ entgegnete ich einigermaßen gereizt, „ich erlaube mir vielleicht doch zu wiſſen, was ein Feuerwerker iſt.“

„Nun, darauf wär' ich begierig,“ meinte er und ſah mich finſter an, wobei er die beiden Zeigefinger zwiſchen Schärpe und Uniform ſteckte.

„*Ein Feuerwerker, Herr Hauptmann,* iſt meiner Anſicht nach eine Charge in der Batterie, welche ſich mit der Feuerwerkskunde ſehr vertraut gemacht hat, der ferner —“

„Und Ihre Anſicht iſt durchaus falſch, mein Lieber,“ fiel er mir nun lächelnd in die Rede. „Wer zum Feuerwerker avanciren will, ſoll das Muſter eines Unteroffiziers ſein, ſoll meiner Anſicht nach viermal ſo lange dienen als Sie, ſoll den Dienſt auswendig kennen wie ein Buch und ausüben wie eine Maſchine, ſoll das Progeſta ſeiner ganzen Compagnie ſein, exercieren können wie ein Engel und ſoll vor allen Dingen — merken Sie ſich das wohl — nie beſtraft worden ſein. Das iſt meine Anſicht von den Eigenſchaften eines Feuerwerkers.“ Das hatte er mit erhabenem Tone geſprochen und ſetzte nun in gewöhnlichem Tone hinzu: „Daß der Feuerwerker nebenbei eine Rakete von einer Stückkugel ſoll unterſcheiden können, verſteht ſich von ſelber.“

„Der Herr Hauptmann werden entſchuldigen,“ erwiederte ich, „aber nach dem habe ich wohl keine Hoffnung, jemals in der Batterie des Herrn Hauptmann zum Feuerwerker zu avanciren; denn wenn ich mich auch befleißigen würde, einer der pünktlichſten und properſten Unteroffiziere der Batterie zu werden, ſo wird es mir doch nie gelingen, ein Nationale beizubringen, in dem keine Strafen verzeichnet ſtehen.“

„Ja, mein Lieber,“ ſagte er, beharrlich mit dem Kopfe nickend, „den Riegel haben Sie ſich ſelbſt vorgeſchoben. Wenn ich nicht irre, ſaßen Sie in den drei Jahren ſchon ſechsmal auf dem Holze, und die Zahl Ihrer Strafwachen iſt Legion.“

„Zu befehlen, Herr Hauptmann, Legion.“

„Hm! hm!“ machte er verdrießlich. „Und das ſcheint Sie eigentlich gar nicht zu alteriren. Aber ich weiß ſchon, worauf Sie bauen, auf den Schutz irgend eines Schreibers beim Brigadekommando, der Ihnen beim Unteroffiziers-Examen ſo treffliche Dienſte geleiſtet und den Sie ſich, Gott weiß durch welche Hinterthüre erſchlichen. Aber Herr, das verſichere ich Sie, dergleichen wird nicht mehr gut gethan, ſo wahr ich Bitter heiße und ſehr bitter ſein kann.“

Es gibt leider Augenblicke im Menſchenleben, wo man der Strafe näher iſt als ſonſt. Mir war die Geduld zerriſſen und ich erlaubte mir, im Tone der höchſten Achtung und tiefſten Unterwürfigkeit dem

Hauptmann zu bemerken, daß ich ihm recht ſehr über die Auskunft über mich ſelbſt danke, zugleich aber um die Erlaubniß bäte, mich beim Abtheilungskommando zur Verſetzung nach einer andern Batterie zu melden.

Ich gebe zu, daß der gegenwärtige Augenblick zu dieſem Geſuche vielleicht nicht paſſend war und es als Trotz erſcheinen konnte; wenigſtens nahm es der Hauptmann ſo auf. Er rieb ſich die Hände, huſtete ein paar Mal leiſe und kniff die Augen zu, wie er zu machen pflegte, wenn er anfing ſehr übler Laune zu werden. „Sehr ſchön,“ ſagte er nach einer Pauſe, „charmant, ich bitte aber recht ſehr, Herr Unteroffizier, ſich den vorhabenden Schritt noch gefälligſt überlegen zu wollen. Und damit es Ihnen hierzu nicht an Zeit und Muſe fehlt, ſo melden Sie ſich gefälligſt beim Feldwebel zur Strafwache auf Fort Nr. 4, wo Sie über Ihren Entſchluß nachdenken können. — Verſtanden?“

„Zu befehlen, Herr Hauptmann.“

„So gehen Sie.“

„Zu befehlen, Herr Hauptmann.“

So hatte ich denn abermals eine Strafwache, die mir heute gerade nicht angenehm war, denn wir hatten Feiertag und ich alſo vollkommen Zeit, den ganzen Tag bei meinem Freunde, dem Gärtner, zuzubringen. Da es übrigens noch früh am Morgen war, ging ich zu ihm hinaus und fand ihn beim Pfropfen verſchiedener Geſträuche beſchäftigt. Ich erzählte ihm mein Schickſal und er meinte, das Beſte wäre, ich ſolle meinen Abſchied nehmen, und mich ganz meiner Lieblingsbeſchäftigung, der Gärtnerei, widmen. Einen ſolchen Entſchluß ohne Einwilligung meiner Eltern zu faſſen, daran war nicht zu denken, auch war ich ſicher, daß weder mein Vater noch meine Mutter es je erlauben würden, daß ich ſchon nach drei Jahren wieder den Militärdienſt verlaſſe. Feuerwerker ſollte ich nun einmal werden, ſo wollte es der Vater Wortmann, und die vorgeſchriebene Anzahl Jahre dienen, um Anſprüche auf eine Civilverſorgung zu haben. In der That, da war nichts zu machen und mein Freund mußte mir beipflichten, als ich ihm das auseinanderſetzte.

Ich half ihm noch eine Stunde bei ſeinem Geſchäft, dann mußte ich ihn verlaſſen, da es Zeit war, nach meiner Wachmannſchaft zu ſehen. Er wickelte mir lachend ein Paar der Reiſer, womit er beſchäftigt war in Moos und ſteckte ſie mir in die Taſchen. „Vielleicht,“ ſagte er, „finden Sie irgendwo einen Strauch, an dem Sie mit Pfropfen ein paar Verſuche machen können. An Zeit wird es Ihnen nicht fehlen.“

Dann verließ ich ihn, um meine Wache zu beziehen, eine der kleinen Feſtungen, welche um die Stadt liegen. Daß ich gerade hierhin geſchickt worden, dafür war ich dem Kapitän noch dankbar, denn er hätte mich ebenſogut nach dem einſamen alten Pulverthurme ſenden können, oder gar die Kaſernenwache übergeben, was mir noch weit unangenehmer geweſen wäre. Auf meinem einſamen Fort war ich doch mitten in der ſchönen Natur, hatte wenig von Ueberraſchungen zu fürchten, namentlich heute an einem Feiertage, und dann führte die Wache hier überhaupt ein recht behagliches, patriarchaliſches Leben. Die nothwendigen Beſtandtheile eines frugalen Abendeſſens, Kartoffeln, Butter und etwas Wurſt wurden mitgenommen, auch die Kaffeemaſchine, Tabak, Pfeifen, ſogar ein paar Cigarren, und vor allen Dingen ein paar unterhaltende Bücher.

Mit dieſem führten wir denn hier draußen in der That ein beſchauliches Leben; man war wie im Kloſter. Der öde gepflaſterte Hof hallte ſo recht unheimlich von unſeren Schritten wieder, das Wachtlokal mit einer engen vergitterten Schießſcharte, war wie eine Mönchszelle, und rings um uns her bildeten Gräben und Glacis einen allerliebſten Kloſtergarten. In dieſem hielt ich mich auch am liebſten auf, und auch heute, als ich mein Wachtbuch eingeſchrieben hatte, ſowie die Meldezettel nach der Stadt geſchickt, als das Wachtlokal in Ordnung gebracht war und die Poſten aufgezogen und gehörig inſtruirt, ſuchte ich mir eine recht angenehme Stellung an der Böſchung des kleinen Walles, wo das Bankett eine förmliche Raſenbank bildete. Mein Burſche, der mit mir auf der Wache war, richtete mir die Kaffeemaſchine her, ich zündete den Spiritus an, und nachdem der Trank bereitet war, legte ich mich behaglich in's Grüne und las ein paar Stunden.

Die Kanoniere, die nicht auf Poſten waren, hatten ſich rings auf dem Glacis vertheilt, um nach der Stadt hinauszuſpähen, ob ſich nichts Verdächtiges nahe, bei welchem Geſchäft ſie übrigens ebenſo wie ihr Kommandant auf Gras und Blumen ruhten, und ſo genoſſen wir Alle zuſammen die Freuden der Wache an einem ſchönen Frühlings- und Feiertage.

Endlich war mein Kaffee getrunken, ich auch des Leſens müde, weßhalb ich mich erhob, um meine Poſten zu revidiren. Ich fand bei ihnen nichts beſonders Ungehöriges; doch war es vielleicht nicht ganz ſtreng dem Reglement gemäß, daß der Eine pfiff, der Andere ſang, ehe ſie mich kommen hörten. Nur der auf der Plattform des Thurms erhielt einen kleinen Verweis, denn ſtatt umherzugehen, wie es Vorſchrift war, hatte er ſich in eine der Schießſcharten geſetzt und blickte nach der Stadt ſowie auf den Fluß, der nicht weit von unſerem Fort vorbeiſtrömte und wo Dampfer auf- und abzogen, eine lange ſchwarze Rauchwolke hinter ſich drein ziehend. Von der Stadt her war ein Geſumme der Menſchen, das Rollen der Equipagen, aber Alles verſchwamm zu einem unverſtändlichen Brauſen, zwiſchen dem nur deutlich die Glocken der vielen Kirchen hervordrangen, in denen zum Nachmittagsgottesdienſte geläutet wurde.

Als ich wieder hinabſtieg und auf das Glacis ging, gedachte ich der Zweige, die mir mein Freund, der Gärtner, in die Taſche geſteckt. Ich nahm ſie hervor und ſuchte mir ein paſſendes Geſträuch, um meine Kunſt daran zu verſuchen. Es war dies die gewöhnliche Akazie, auf welche ich mich bemühte, einen Zweig der Robinia hispada zu pfropfen. Wenn ich auch als Wachthabender Unrecht hatte, dergleichen zu thun, ſo war es doch anderntheils ein verdienſtliches Werk, die Geſträucher hier zu veredeln, und wie ſchön mußte es ſich nicht im nächſten Frühjahre ausnehmen, wenn hier neben der gelben Blüthe der gewöhnlichen Akazie auf einmal die prachtvolle röthliche der Robinia hispada hervorwuchs. Meſſer, Baſt und Wachs hatte ich nicht vergeſſen, in die Patrontaſche zu ſtecken, und durch die am Rande des Glacis umherliegenden Kanoniere vor jedem Ueberfall gedeckt, machte ich mich mit großer Ruhe und vielem Behagen an mein Geſchäft. Schon hatte ich ein paar Sträucher auf's Kunſtvollſte gepfropft, als ich aufblickend einen meiner Kanoniere vor mir ſah, der mit ſeinen Armen und Händen allerlei ſeltſame Zeichen und Pantomimen machte, die wahrſcheinlich mir gelten ſollten.

„Was willſt du?“ rief ich ihm zu. „Kommt Jemand?“

Statt aller Antwort machte er ein ganz erſchrecktes Geſicht und deutete ſchüchtern mit dem Finger vor ſich hin. Zu gleicher Zeit rief der Poſten auf der Plattform mehreremal meinen Namen. Ich blickte um mich her und endlich auch hinter mich, und ſah zu meinem nicht geringen Schrecken drei Artillerieoffiziere, die aus dem Hofe des Forts kamen und ſich mir näherten. Daß ich in einem derſelben augenblicklich unſern Hauptmann Bitter erkannte, verminderte meinen Schrecken durchaus nicht. Eilig nahm ich den Tſchako vom Boden auf, und als ich mich gegen die Ankommenden wandte, gelang es mir, Meſſer, Wachs und Baſt in die auf meinem Rücken befindliche Patrontaſche zu ſchieben.

Zum ſchlimmen Spiel die beſte Miene machend, näherte ich mich meinen Vorgeſetzten ſo unbefangen als möglich und meldete: „Auf Wache ein Unteroffizier und zwölf Kanoniere. Weder auf Poſten noch im Innern der Forts befindet ſich etwas Neues.“

„Nach Ihrer Anſicht allerdings nicht,“ erwiederte der Hauptmann kopfnickend und ganz zufrieden lächelnd; „für mich aber iſt es etwas außerordentlich Neues, eine Wache zu finden, die ſo ihren Dienſt thut, wie die Ihrige. Das ganze Fort iſt leer, man könnte ſogar die Geſchütze wegtragen und Sie würden es nicht merken. Nein, Herr Unteroffizier Wortmann, dergleichen iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Was Teufels, Herr, iſt in Sie hineingefahren? Wenn Sie vielleicht am periodiſchen Wahnſinn leiden, ſo melden Sie ſich in's Lazareth. Dann werden wir auch Ihre ganze Aufführung begreifen.“

Ich ſtand wie eine Bildſäule und verzog keine Miene, das Beſte, was ich in meiner Lage thun konnte.

„Ich bitte Sie, Herr Hauptmann von Walter, und Sie Herr Premierlieutenant Schwarz, iſt Ihnen in Ihrem ganzen Leben dergleichen vorgekommen?“

Mit einem ſchnellen Blick beſchaute ich mir die beiden andern Offiziere, namentlich den Herrn Hauptmann von Walter, der Kommandant der Feſtungskompagnie in J. war, von dem wir viel gehört, den ſeine Leute enthuſiaſtiſch liebten, den ich aber noch nie geſehen. Er war ein faſt zu ſtarker, ſehr behaglich ausſehender Mann mit einem runden, außerordentlich freundlichen Geſichte. Dabei hatte er lebhafte wohlwollende Augen, aus denen es wie Lachen hervorblitzte, ganz im Gegenſatz zu dem furchtbaren Auftritte, der ſich vor ſeinen Augen zu entwickeln begann. Soviel ich ſpäter ſah, hinkte er ein wenig mit dem linken Fuße, und deßhalb führte er auch ein ſpaniſches Rohr mit elfenbeinerner Krücke.

Der Herr Lieutenant Schwarz war ganz das Gegentheil ſeines Hauptmanns, er war faſt übertrieben mager, hatte einen langen dünnen Hals, auf dem ein Kopf ſaß, der nicht bedeutend ſtärker aber viel länger war. Seine Augenbrauen waren erſtaunt in die Höhe gezogen, der Schnurrbart hing tief zu beiden Seiten des Kinns herab, und über dem ganzen Geſichte lag ein ſo furchtbarer Ernſt, daß ich ihm anſah, er ſei auf's Höchſte empört über den Frevel, den ich hier begangen.

„Und was treiben Sie hier auf dem Glacis?“ fuhr der Kapitän nach einer kleinen Pauſe fort. „Mir ſcheint, Sie haben Ihre alten Mucken wieder. Sollten Sie wohl glauben,“ wandte er ſich an den andern Hauptmann, „daß dieſer Unteroffizier ſchon einmal beſtraft wurde, weil er Aeſte aus dem Gehölz des Glacis weggeſchnitten? — Ich bitte Sie: Aeſte eines königlichen Baumes!“

„Es waren dürre Aeſte,“ erlaubte ich mir zu ſagen.

„Aſt iſt Aſt!“ rief entrüſtet der Kapitän. „Und es iſt nur ſchade, daß man damals nicht meiner Anſicht war, ſonſt wären Sie lange unſchädlich gemacht worden. Nicht wahr, Herr Hauptmann v. Walter, Aſt iſt Aſt?“

„Nicht ſo ganz, mein lieber Herr Hauptmann Bitter,“ erwiederte der dicke Kapitän freundlich. „Ich will zugeben, daß es von einem wachthabenden Unteroffizier nicht ganz paſſend iſt, Aeſte von den Bäumen einer königlichen Pflanzung wegzuſägen.“

„Fürchterlich!“ ſagte Lieutenant Schwarz im Tone der höchſten Entrüſtung.

„Anderntheils aber,“ fuhr der Hauptmann von Walter fort, „könnte es ſogar ein verdienſtliches Werk genannt werden, dürre Aeſte von einem

Baum zu entfernen. Das erhöht deſſen Lebenskraft und verhindert in vielen Fällen, daß nicht auch andere Zweige angegriffen werden und ebenfalls abſterben.“

Unſer Kapitän huſtete ungeduldig. „Wir wollen das Vergangene nicht weiter unterſuchen,“ ſprach er. „Aber was trieben Sie dort im Gehölz, als wir kamen? — Es thut mir Leid, aber die Sache muß unterſucht werden. Wenn es den Herren gefällig wäre, ſo ſehen wir etwas genauer auf die Arbeit dieſes wachthabenden Unteroffiziers.“

„Gehen wir,“ verſetzte der dicke Kapitän und ſchritt auf ſeinen Stock geſtützt voraus.

Lieutenant Schwarz drückte die Hände auf ſeinen dünnen Leib und folgte langſamen Schrittes, anzuſehen, wie eine finſtere Wetterwolke.

„Aha!“ rief unſer Hauptmann triumphirend, als wir jetzt an Ort und Stelle gekommen waren und zeigte dabei auf die grünen Akazienzweige, die ich Behufs des Pfropfens entfernt und die auf dem Boden umherlagen. „Sind das auch vielleicht dürre Aeſte? Na, Herr! diesmal will ich Sie faſſen.“

Während der dicke Kapitän ruhig an meine Sträucher trat, zuckte der Lieutenant Schwarz ſeine Schultern ſo hoch, daß ſie faſt die Ohren berührten. Hauptmann Bitter blickte mich kopfnickend an, und ich ſtand dabei — wehrlos, ein aufgegebener Mann.

„Das iſt ja vortrefflich gepfropft!“ rief plötzlich der Hauptmann von Walter; „ich ſage Ihnen, vortrefflich. Die Bänder ſind zierlich und kunſtgerecht angelegt und das Baumwachs mit einer wahren Feinheit aufgetragen.“

Unſer Kapitän ſchaute erſtaunt auf ſeinen Herrn Kameraden, während der Lieutenant abermals die Achſeln zuckte.

„Robinia hispada,“ rief der Hauptmann v. Walter. „Eine herrliche Blüthe!“ wird ſich im nächſten Frühjahre ganz ausgezeichnet machen.“

„Aber ich begreife nicht,“ ſagte unſer Kapitän erſtaunt.

„Er verdient freilich einen kleinen Verweis, der Unteroffizier,“ meinte heiter der dicke Hauptmann, „daß er die Zeit der Wache zu ſo was anwendet, in ſeinen Freiſtunden aber eine Belohnung dafür.“

„Aber ich begreife nicht,“ wiederholte Hauptmann Bitter, „das iſt doch ein offenbarer Waldfrevel.“

„Kein Waldfrevel,“ unterbrach ihn der Andere, „gewiß, lieber Herr Kamerad, kein Waldfrevel, im Gegentheil, es zeugt von gutem Geſchmack, hier in dieſer Gruppe Robinia hispada auf Robinia pseudacacia, die gemeine Akazia zu propfen. Sehen Sie, dort haben wir Crataegus den Weißdorn, dort eine Lonicera, die dunkelroth blüht, daneben den ſogenannten Goldregen, das wird eine ganz ſchöne Wirkung machen, allerdings auf der Wache," ſagte er lächelnd zu mir, wobei er komiſch drohend ſeinen Krückſtock erhob, „auf der Wache ſollte ſo was unterbleiben."

„Und iſt doch Waldfrevel; dergleichen auf einem königlichen Glacis," ſagte hartnäckig unſer Hauptmann.

„Nein, nein, gewiß kein Waldfrevel," erwiederte der Andere, „nur gepfropft und ſehr ſchön gepfropft. — Sind Sie ein gelernter Gärtner?" wandte er ſich an mich.

Der Herr Hauptmann hatte etwas ſo außerordentlich Wohlwollendes und Gutes in ſeinem Benehmen und ſeiner Sprache, daß ich mich ſehr zu ihm hingezogen fühlte. Auf ſeine Frage an mich erzählte ich ihm mit kurzen Worten, daß ich auf Avancement diene, daß ich habe Offizier werden wollen, auch wohl das Examen zur vorbereitenden Artillerieſchule habe machen können, aber nicht das zur Kriegsſchule, wie es in neuerer Zeit verlangt werde. Ferner ſagte ich ihm, daß ich die Gärtnerei außerordentlich liebe, und in meinen Freiſtunden theoretiſch und praktiſch erlernt habe.

Während ich das ſprach, nickte er vergnügt mit dem Kopfe und that verſchiedene Fragen an mich, aus denen ich entnahm, daß er Baum- und Blumenzucht aus dem Fundament verſtehe und wahrſcheinlich ſelbſt betreibe.

Nachdem das kleine Examen beendigt — und er ſtellte in der That ein ſolches mit mir an — nahm er den Hauptmann Bitter unter den Arm, führte ihn ein paar Schritte von mir weg und redete freundlich lachend in ihn hinein, wobei aber mein Vorgeſetzter anfänglich heftig mit dem Kopfe ſchüttelte. Herr Lieutenant Schwarz, der jetzt die Hände auf den Rücken gelegt hatte, betrachtete meine Pfropfarbeit ungefähr mit dem Geſichtsausdruck, mit welchem man etwas ganz Außerordentliches und noch gar nie Dageweſenes anſchaut.

Nach einer kleinen Weile rief mir mein Hauptmann zu: „Kommen Sie daher, Unteroffizier, und bedanken Sie ſich beim Herrn Hauptmann von Walter auf's Nachdrücklichſte. — Ich hätte Ihnen wegen des Rückfalls in Ihre Luſt, königliche Bäume zu beſchädigen, diesmal eine garſtige Geſchichte aufſpielen müſſen. — Ja müſſen. — Denn Ordnung muß ſein. Der Herr Hauptmann von Walter hat für Sie geſprochen, und auf ſeinen ſpeziellen Wunſch will ich die Sache für diesmal auf ſich beruhen laſſen."

Daß ich mich auf's Herzlichſte bedankte, wird mir Jeder glauben, und ich war froh, mich bei dem guten alten Herrn bedanken zu können. Er hatte durch ſein freundliches Benehmen meine ganze Liebe gewonnen, und das erlaubte ich mir, ihm unverholen zu ſagen, wobei ich nicht unterlaſſen konnte, hinzuzuſetzen, daß ich mich glücklich ſchätzen würde, ſpäter einmal in ſeine Nähe zu kommen. Darauf reichte er mir treuherzig die Hand, die ich gern geküßt hätte, und ich kann nicht verſchweigen, daß mir faſt die Thränen in die Augen traten, als er ſie mir auf's Herzlichſte ſchüttelte und ſo lieb und freundlich von mir Abſchied nahm.

Ohne weitere Abenteuer ging die Wache vorüber, und als ich mich am andern Mittag bei unſerem Feldwebel vom Fort Nro. 4 zurückmeldete, erzählte ich ihm, was mir geſtern begegnet. Er mochte mich wohl leiden, der Feldwebel, und ſagte nachdenkend: „Dieſe Begegnung kann Ihr Glück ſein, es iſt ein eigenes Ding um den Herrn Hauptmann von Walter. Wie es zuſammenhängt, weiß Niemand, aber ſo viel iſt bekannt, daß er bis hoch oben in die höchſten Regionen mächtige Verbindungen hat. Und wenn er etwas durchſetzen will, ſo wird's ihm nicht ſchwer.“

Dies geſchah ungefähr im Mai, und ſchon im Juni kam der Befehl vom Brigadekommando, mich ſo ſchnell als möglich zum Feuerwerker-Examen zuzulaſſen. Ich machte daſſelbe und kann, ohne unbeſcheiden zu ſein, wohl ſagen, daß ich ſehr gut beſtand. Dem Herrn Hauptmann Bitter waren dieſe Eingriffe in ſeine Machtvollkommenheit ſehr unangenehm. War ich doch durchaus kein Feuerwerker, wie er ihn ſich wünſchte; glücklicherweiſe wurde ich es auch nicht bei ihm, denn vierzehn Tage, nachdem meine Papiere zur Brigade abgegangen waren, kam von dort ein Befehl, worin es hieß:

„Der Unteroffizier Wortmann iſt unterm heutigen Datum zum Feuerwerker befördert und in dieſer Eigenſchaft zur Feſtungskompagnie nach J. verſetzt. Der Feuerwerker Wortmann hat ſogleich dorthin abzugehen.“

— — Wer war glücklicher als ich!

(Schluß folgt.)

Die Waffenbrüder.

Nach

Marquis Foudras.

I.

Im Jahre 1743 war die Garniſon der Stadt und Feſtung Lille ſehr zahlreich verſtärkt, denn die meiſten Truppen der gegen Frankreich verbündeten Mächte ſchienen ſich nach Flandern zu bewegen; die beiden Infanterieregimenter „Auvergne“ und „Piemont“ befanden ſich in der genannten Stadt auch unter denjenigen, welchen der König anbefohlen hatte, ihm die Feſtung für den Fall, daß die Kriegsereigniſſe den Feind bis vor ihre Thore führen ſollten, wie man es während der unglücklichen Regierungsjahre Ludwig des XIV. erlebt hatte, treu zu bewahren.

Zu dieſer Zeit waren es beiläufig ſchon zwanzig Jahre, daß die oben genannten beiden Regimenter ſich auch nicht auf einen einzigen Tag von einander getrennt hatten. Im Felde ſowohl, als in den Uebungslagern, die zeitweiſe angeordnet wurden, um den Truppen ihre Schlagfertigkeit zu erhalten, bildeten ſie eine Brigade; zur Friedenszeit ſtanden ſie in denſelben Garniſonen und verließen dieſelben ſtets an ein und demſelben Tage, ſo wie ſie immer zur gleichen Stunde dieſelben bezogen hatten. Dieſe Gleichförmigkeit ihres beiderſeitigen Looſes in einer Laufbahn, welche ihrer ganzen Beſtimmung nach ſo vielen Zufälligkeiten ausgeſetzt iſt, wurde endlich wie ein alter Gebrauch angeſehen, ja vielleicht auch als eine Auszeichnung betrachtet, die ſich auf die ehrenwerthe Grundlage irgend einer großen Waffenthat ſtützte, und im Kriegsminiſterium wäre es, ohne daß je irgend ein Befehl in dieſer Hinſicht ergangen war, Niemanden beigefallen, den eben geſchilderten Stand der Dinge eigenmächtig zu verändern; im Gegentheil führte man öfters denſelben als ein Beiſpiel an, deſſen Nachahmung auch bei den übrigen

Truppen der Armee wünſchenswerth wäre. Es gab aber auch nichts Rührenderes, als dieſe Vereinigung von viertauſend Menſchen, welche einander liebten, als wenn ſie nur ein einziges Paar ausmachten, und die durch den unüberwindlichen ſüßen Reiz der Sympathie aneinander gefeſſelt waren. Auf dem Schlachtfelde hatte dieſe Brüderlichkeit ruhmvolle Waffenthaten, Handlungen von wahrem Heldenmuth eingeflößt, zur Folge, und in den Garniſonen erzeugte ſie jeden Tag neue Beweiſe gegenſeitiger Ergebenheit und Liebe, Zeugniſſe eines innigen Familienlebens, denen man in der böſen Zeit der Selbſtſucht, in der wir leben, ſchwer Glauben zu ſchenken vermag. — „Auvergne“ und „Piemont“ erleichterten ſich wechſelſeitig die Beſchwerden des Dienſtes, unterſtützten einander, wo ſie des gegenſeitigen Beiſtandes, ſei es mit dem Degen oder mit der Börſe, bedurften und ſahen derlei Liebesdienſte als Pflicht und als die einfachſte Sache von der Welt an, — ſie trennten ſich niemals, ſondern zogen vereint, eben ſo gut gegen den Feind wie zu luſtigen Feſten und Gelagen; kurz, in der ganzen Armee, welcher ihr eigenthümlich ſchönes Verhältniß bekannt war, wurden die Regimenter nicht mehr „Auvergne“ und „Piemont“, ſondern „Caſtor“ und „Pollux“ genannt, und weit entfernt, dieſe Beinamen übel aufzunehmen, freuten ſie ſich derſelben vielmehr mit einer Art von Stolz, wie es uns immer mit allem dem zu gehen pflegt, was unſeren Lieblingsneigungen ſchmeichelt, — denn auch das Herz hat ſeinen Stolz.

So ſtanden nun die Sachen, wie bemerkt, ſeit einer langen Reihe von Jahren, als ein trauriges und geheimnißvolles Ereigniß plötzlich Bande, die für unauflöslich galten, zerriß und die gegenſeitige Liebe, die wechſelſeitige Achtung und Dankbarkeit in Haß, Verachtung und Undank verwandelte.

„Caſtor“ und „Pollux“ verwandelten ſich in „Eteokles“ und „Polyneikes“, ſagten die Schöngeiſter der Armee und machten damit zugleich eine Anſpielung auf die Oper von Gentil-Bernard und auf das Trauerſpiel Crebillons, welche beide dramatiſche Werke zur ſelben Zeit großes Aufſehen erregten. Dieſes unſelige Zerwürfniß der beiden Regimenter wurde folgendermaßen herbeigeführt:

Der Spielteufel hatte ſich nämlich ſeit einigen Monaten des Regimentes Piemont bemächtigt und ſchien von einem jungen Kapitän in daſſelbe zuerſt gebracht und daſelbſt groß gezogen worden zu ſein. Dieſer Kapitän, ein geborner Irländer, erfreute ſich eines beträchtlichen Vermögens, von dem er auch den beſten Gebrauch machte, und, abgeſehen von ſeiner Vorliebe für's Pharao, die er vielleicht etwas zu weit trieb, ließ ſich nur Gutes über ſeine Aufführung ſagen, ja, er konnte ſich rühmen, keinen Feind zu haben.

Eines Morgens durchlief eine entſetzliche Neuigkeit ganz Lille und verſetzte die ſechs Regimenter, die in der Feſtung garniſonirten, in Wuth und Schrecken.

Der Chevalier O'Brien — ſo hieß nämlich der reiche Irländer — war wenige Schritte von einem Hauſe, in dem er ſich mit einigen Kameraden ſeines Regiments Piemont die ganze Nacht mit Spielen vergnügt hatte, ermordet gefunden worden.

Diejenigen, welche den Leichnam des Chevalier aufgefunden und nach ſeiner Wohnung gebracht hatten, übergaben den Dienern die Uhr des Unglücklichen, dann einen werthvollen Siegelring, den er immer an ſich trug, und eine beträchtliche Summe Goldes, welche zu faſt gleichen Theilen ſich in den verſchiedenen Taſchen ſeiner Kleidung vorgefunden hatte. Dieſe letzteren Umſtände wurden erſt nach der Kataſtrophe bekannt.

Der Kapitän O'Brien war alſo nicht ermordet worden, um beraubt zu werden, wie man Anfangs geglaubt hatte.

Man verfiel nun auf den Gedanken, er könnte der Rache irgend eines beleidigten Familienvaters oder Gatten zum Opfer gefallen ſein, aber ſo viele Erkundigungen man auch in dieſer Beziehung einzog, ſo wußte doch Niemand dem jungen und braven Offizier eine derartige verliebte Intrigue, deren Löſung oft genug ſo traurig iſt, zur Laſt zu legen; man mußte alſo auch dieſe zweite Vermuthung aufgeben.

Der irdiſche Arm der Gerechtigkeit bemächtigte ſich nun unaufgehalten der Unterſuchung dieſer Angelegenheit und ſchritt zu einer genauen und ſtrengen Erhebung des Thatbeſtandes; der oberſte Gerichtshof in Paris ſandte ſelbſt zwei ſeiner erfahrenſten Beamten nach Lille, um die Ortsbehörde in ihren ſchwierigen Forſchungen zu unterſtützen; die beiden Regimenter Piemont und Auvergne ließen ſich gleichfalls ihrerſeits die Nachforſchungen auf's Eifrigſte angelegen ſein — aber leider führten alle dieſe Anſtrengungen nicht auf die Spur des Verbrechers.

In dieſem Hauſe, in welchem der Kapitän O'Brien die Nacht zugebracht hatte, erklärte man auf das Beſtimmteſte, daß er daſſelbe um zwei Uhr nach Mitternacht in Geſellſchaft zweier Offiziere ſeines Regiments, ſeiner gewöhnlichen Gegner im Spiele, verlaſſen habe.

Dieſe, als Zeugen befragt, denn Niemand wagte es, ſie des verübten Verbrechens anzuklagen, erklärten, daß der Chevalier O'Brien ſich wenige Schritte von dem Hauſe, das ſie zuſammen verlaſſen hatten, von ihnen getrennt habe; ſie bezeichneten auch in der beſtimmteſten Weiſe die Stelle, wo ſie ſich getrennt und dieſe war auch wieder von dem Schauplatze des Verbrechens kaum hundert Schritte entfernt.

Die ganze Sache begann nach einiger Zeit in Vergeſſenheit zu gerathen, als plötzlich in dem Kaffeehauſe, in welchem ſich die Offiziere der Garniſon zu verſammeln pflegten, ein trauriges Gerücht die Runde machte.

Man flüſterte ſich nämlich zu, indem man ſorglich jede Anſprache an Auvergne oder Piemont vermied, daß von den Kapitäns des letzteren Regimentes mehrere und namentlich jene zwei, welche von den Gerichten verhört worden waren, dem unglücklichen O'Brien in Folge von häufigen Verluſten im Pharao beträchtliche Summen ſchuldeten, und daß ſie bei der Unmöglichkeit, dieſe Ehrenſchulden zu tilgen, zu dem Verbrechen Zuflucht genommen haben dürften, ſich ihres Gläubigers durch einen Mord zu entledigen.

Die Obrigkeit, welche der Hoffnung, die Urheber des Verbrechens zu entdecken, nicht entſagt hatte, wenn ſie ſich auch den Anſchein gab, denſelben minder eifrig nachzuſpüren, ordnete eine wiederholte Unterſuchung dieſes Falles an und dehnte dieſelbe nunmehr bis auf das Regiment des Verſtorbenen aus, welches das allgemeine Gerücht der Theilnahme am Verbrechen beſchuldigte. Piemont antwortete ſtolz durch eine energiſche Herausforderung an alle Jene, welche ſeine Ehre irgend eines Makels fähig halten könnten.

Unter dieſen traurigen Verhältniſſen verleugnete ſich die Achtung und Liebe des Regimentes Auvergne zu ſeinem Kameraden Piemont auch nicht einen Augenblick. Laut erklärte Auvergne überall ſein Zuſammenhalten mit Piemont und verſicherte Jeden, der es hören wollte, auf eigene Rechnung die Hälfte der ſeinem Freunde angethanen Beleidigung zu nehmen; um dieſen Beweiſen von treuer Anhänglichkeit noch mehr Oeffentlichkeit zu geben, veranſtaltete Auvergne eines Abends ein großes Feſtmahl, bei dem die beiden Regimenter von Neuem die Freundſchaftsbande enger knüpften, welche ſie ſeit ſo vielen Jahren innig verbanden und welche ſie beide in den mannigfachſten Gelegenheiten oft bewährt hatten.

Nach aufgehobener Tafel begaben ſich beide Offizierskorps nach dem Kaffeehauſe der Garniſon, wie ſie es täglich einzeln oder in kleineren Gruppen zu thun gewohnt waren.

Als ſie in dem Hauptſalon dieſes Lokales erſchienen, ließ ſich ein allgemeines Gemurmel, das nichts weniger als freundſchaftlich klang, vernehmen und ihre Blicke begegneten nur kalten und mißbilligenden Mienen, als ob ſie vor Richter und nicht vor Waffengenoſſen und Kameraden getreten wären.

Uebrigens wurde trotz der Aufregung, die aus allen Geſichtern leuchtete, kein herausforderndes Wort gewechſelt, aber nach und nach entfernten ſich die Offiziere der übrigen Regimenter und noch war keine Stunde verfloſſen, als ſich im Kaffeehauſe nunmehr die Offiziere von Auvergne und Piemont nebſt fünf oder ſechs Kapitäns des Regimentes

Auſtraſie befanden; dies letztere Regiment war in Lille erſt vor wenigen Tagen eingerückt und hatte in der in Rede ſtehenden Angelegenheit, deren Anfänge es nicht ſelbſt mit erlebt hatte, noch keine Partei ergriffen.

Die Offiziere von Auvergne erklärten zuerſt, es müſſe eine glänzende Genugthuung für dieſe ihnen angethane Beleidigung gefordert werden, und ſie beſtimmten auf der Stelle durch das Loos vier ihrer älteren Kapitäns, welche dieſelbe im Namen beider beleidigten Regimenter begehren ſollten.

Vergebens ſuchte Piemont ſeinen Kameraden begreiflich zu machen, daß ſie es in einer derartigen Angelegenheit allein für ſich handeln laſſen ſollten, Auvergne wies dieſe Zumuthung entſchieden durch eben ſo rührende als ſtichhaltige Gründe zurück, und als die Offiziere von Auvergne endlich ſahen, daß ihre Kameraden von Piemont nicht geneigt ſchienen, ſich ihrem Willen zu fügen, ſtellten ſie ihnen eine von wahrer Kameradſchaft eingeflößte Frage, welche auf die eine oder die andere Art den Streit zu Ende führen mußte.

„Wenn wir an Eurer Stelle wären und Ihr an unſerer, Kameraden von Piemont, was würdet Ihr thun? Antwortet ohne Umſchweiſe, gerade, wie es Soldaten geziemt.“

Ein Augenblick des Zögerns trat ein, dann riefen hundert entſchiedene Stimmen auf einmal:

„Kameraden von Auvergne, wir würden für Euch ebenſo handeln, wie Ihr für uns.“

Somit war die Streitfrage zu Ende. Man drückte ſich die Hände und umarmte ſich; es wurde beſchloſſen, die Genugthuung gemeinſchaftlich zu fordern, um den Entſchluß, den die beiden Offizierkorps gefaßt hatten, gemeinſam in dieſer Angelegenheit zu handeln, anſchaulicher zu machen.

Am nächſten Morgen ſtanden ſich nach der Parade ſechzig Offiziere, Kapitäns, Lieutenants und Fähnrichs, alle durch das Loos beſtimmt, auf der Eſplanade einer der größten Baſtionen der Feſtung, den Degen in der Fauſt, gegenüber. Fünfzehn davon gehörten Piemont an, andere Fünfzehn hatte Auvergne beſtimmt, die übrigen Dreißig waren von drei der vier in Lille garniſonirenden Regimenter geſandt worden. Was das Regiment Auſtraſie betrifft, ſo erklärte es offen, die Herausforderung nicht auf ſich zu beziehen, denn es könne an der Beleidigung ſchon deshalb durchaus keinen Antheil genommen haben, weil das Regiment niemals dem Gedanken an die Möglichkeit Raum geben würde, daß auch nur ein einziger Meuchelmörder in der franzöſiſchen Armee zu finden wäre, vom Herrn Marſchall von Sachſen an, bis zu den Tambours der Schaarwache von Paris herab, welche doch eine damals ziemlich berüchtigte Körperſchaft waren.

Die fünf Offizierskorps — ihre Oberſten an der Spitze — wohnten als Zeugen dieſem furchtbaren Duell bei, das die Stadt mit Schrecken erfüllte, als ob das Leben ſeiner beſten und berühmteſten Bürger in Gefahr wäre.

Als der Gouverneur der Provinz und der Königslieutenant — der Eine als Vertreter des Monarchen und der Andere insbeſondere mit der Aufrechthaltung der militäriſchen Zucht betraut — mit einer ſtarken Abtheilung berittener Polizeiwache auf dem Kampfplatze erſchienen, zählte man ſchon 35 Todte und Verwundete und unter den erſteren betrauerte Auvergne vier ſeiner ausgezeichnetſten Offiziere.

Die milde Regierung Ludwigs XV. ſchreckte vor der Nothwendigkeit zurück, unter einer ſo großen Zahl von Schuldtragenden ein Beiſpiel zu ſtatuiren, um ſo mehr, als das Vergehen derſelben ſeinen Urſprung in einer ſehr begreiflichen Empfindlichkeit hatte. Deshalb wurde ihnen allen die Gnade der königlichen Verzeihung zu Theil; aber zu gleicher Zeit kam den beiden Regimentern — die erſte Folge ihrer ſchweren Verſündigung an den Disciplinargeſetzen — der Befehl zu, in die Garniſon nach Grenoble abzurücken, das weit entfernt vom Kriegsſchauplatze lag; eine ſolche Verbannung einer Truppe aus der Nähe des Feldes der Ehre wurde als eine ſehr harte Strafe in jener Zeit betrachtet, wo die Ehre derartig der Hebel alles militäriſchen Handelns geworden war, daß ein Oberſt in ſeinem Regiment das Laſter der Trunkenheit durch die einfache Betheurung auszurotten im Stande war: er werde diejenigen, welche trunken unter Waffen träten, nicht gegen den Feind rücken und ſie an der Ehre des Angriffes nicht Theil nehmen laſſen.

Die ſchmerzlichen Begebenheiten zu Lille hatten — wenn dies überhaupt möglich war — die Freundſchaftsbande zwiſchen Auvergne und Piemont noch enger gezogen und die beiden Regimenter blieben ſich mit der Liebe jener glühenden und ergebenen Herzen zugethan, die eben durch das Uebermaß von Gluth und Ergebung ſchwer gelitten haben.

Aber eines Tages — es war ein Tag der Trauer und Entrüſtung — kam der Befehl nach Grenoble, das Regiment Piemont habe binnen 24 Stunden nach Briançon, Embrun, Montdauphin aufzubrechen.

Damals, wie noch heut zu Tage, herrſchte in der ganzen Armee der feſte Glaube, dieſe drei kleinen, feſten Plätze, die ohne Leben und Handelsverkehr in den Felſen der Alpen, unter einem düſtern und unfreundlichen Himmel begraben ſind, ſeien ſtets für ſolche Truppen beſtimmt, welche die Regierung aus der einen oder andern Urſache ſtrafen wollte.

Die Entrüſtung und der Schmerz waren in beiden Regimentern gleich groß, aber weil der Befehl ſo beſtimmt lautete und die Zeit mangelte, einen Widerruf zu erwirken, mußte Piemont ſich wohl einſtweilen der Anordnung des Kriegsminiſters ſchweigend fügen.

Auvergne begleitete die Kameraden die Hälfte Weges der erſten Marſchſtation. Daſelbſt angelangt, machten die beiden Regimenter am Rande eines die Lüfte mit traurigem Rauſchen erfüllenden Waldes Halt, dann ſetzten ſie ihre Gewehre in Pyramiden an und brachen das Brod zum letzten Male gemeinſchaftlich. Eine Stunde verfloß in der Trauer, eine ſo innige Verbindung aufgelöſt zu ſehen und unter den Verſprechungen, einander die Treue zu bewahren und ſollte die Trennung auch Jahre dauern. Endlich, auf einen dumpfen Trommelwirbel, ſuchte jeder Einzelne ſeine Fahne auf und nahm ſeinen Platz wieder ein. Unter düſterem Schweigen präſentirten die beiden Regimenter das Gewehr und während Piemont, Trauer im Herzen, gegen Briançon zog, kehrte Auvergne, nicht minder troſtlos, nach Grenoble zurück; es ſchien ihm nun, als ob es durch die Ungnade des Miniſteriums mit demſelben Befehle eben ſo ſchwer getroffen worden wäre, als Piemont.

II.

Einige Tage ſpäter ließ der Oberſt des Regiments Auvergne, Marquis von Courtenay, ſein Offizierkorps nach dem Nachmittagsexercieren zu ſich bitten.

Es handelte ſich, nach dem Ausdrucke des durch die Fouriere veröffentlichten Tagbefehls, um die Beſprechung einer „Familienangelegenheit“.

Eine ſo ſchleunige Verſammlung des Offizierkorps, welche man nur bei den wichtigſten Anläſſen, wenn es ſich um die Ehre des Regiments handelte, angewandt zu ſehen gewohnt war, verſetzte vorerſt die Gemüther in arge Unruhe und Zweifel, ſo daß während der Erholungspauſen beim Exercieren die Offiziere von nichts Anderem ſprachen, als von der muthmaßlichen Urſache ihrer außergewöhnlichen Zuſammenberufung.

Später hatten jene, die zuerſt beim Marquis eingetreten waren, in ſeinem Antlitze den Ausdruck eines lebhaften Schmerzes zu leſen geglaubt; ſie theilten dieſe Beobachtung ihren nach und nach folgenden Kameraden mit und bald war auch nicht Einer im ganzen Offizierskorps, der nicht die Ueberzeugung hatte, daß ihnen ihr Oberſt eine peinliche Eröffnung machen würde. Doch ahnte Niemand die ſchreckliche Wahrheit. Wer nur daran gedacht hätte, würde an ſeinem Verſtande gezweifelt und es nicht gewagt haben, ſeine Vermuthungen und Befürchtungen den Kameraden mitzutheilen.

Als die Verſammlung vollzählig war, befahl der Oberſt ſeinen Dienern, ſich in ein entlegenes Vorzimmer zurückzuziehen und Niemand jenen Empfangsgemächern vor dem Weggehen der Herren Offiziere nahe kommen zu laſſen.

Dann lud er dieſe ein ſich zu ſetzen und ſprach mit tiefbewegter Stimme zu ihnen:

„Meine Herren! Ich habe heute eine traurige Pflicht zu erfüllen, denn ich weiß, daß Sie durch mich einen Schmerz, wie ich ihn ſchon ſelbſt empfinde, erfahren werden, und der in Herzen, wie die Ihrigen, lange Zeit Narben zurücklaſſen wird."

Die Offiziere befragten einander ängſtlich mit beſorgten Blicken, gleichſam um zu erkunden, ob das, was ſie erfahren ſollten, Einen aus ihrer Mitte beträfe; ihre Vermuthungen gingen nicht weiter.

Was den Marquis von Courcenay anbelangt, ſo fuhr er fort, nachdem er einen Augenblick innegehalten hatte, um ſeine Stimme zu ſtärken, deren Klang die innere Bewegung verrieth, die ihn erfüllte.

„Der Gerichtshof von Flandern, mit dem Sitz in Douai, hat ſein Urtheil in dem Mordprozeſſe des unglücklichen Kapitäns O'Brien abgegeben."

Ein allgemeines Murren des Unwillens und der Ueberraſchung, welches mit der Blitzesſchnelle eines elektriſchen Funkens den ganzen Kreis durchlief, unterbrach den Oberſten bei dieſen Worten.

Er fuhr ſogleich fort:

„Nun, meine Herren, dieß Urtheil, das erſt nach langen und gewiſſenhaften Berathungen abgegeben wurde, iſt ein Schimpf für Piemont, denn daſſelbe erklärt, daß nur in Folge mangelnder vollgültiger Beweiſe das Regiment der Anklage enthoben wird, daß übrigens alle moraliſchen Verdachtsgründe gegen die zwei hauptſächlich angeſchuldigten Offiziere wirklich vorhanden ſeien."

Der Marquis von Courcenay war von ſeinem Offizierskorps geliebt und verehrt. Deßhalb kam auch Niemanden die Idee in den Sinn, er könne ſich etwa ſo böswilliger und ſchwer zu verantwortender Worte bedienen. Uebrigens erreichten unter den wirren Ausdrücken der Entrüſtung und des Staunens doch auch einige Bemerkungen ſein Ohr, welche einer Art von Zweifel Luft zu machen ſchienen.

Er erſtaunte darüber nicht, denn dieſelben Zweifel hatten ſich wenige Stunden früher auch ſeiner bemächtigt.

Er fuhr mit folgenden Worten fort:

„Seit geſtern, meine Herren, als mir dieſe traurige Nachricht zukam, habe ich nicht aufgehört, mich zu befragen, welches Benehmen uns in dieſer Angelegenheit ziemt, denn die Geſchichte unſerer Regimenter hat davon, wenn ich mich nicht täuſche, noch kein Beiſpiel geliefert. So viel ſteht feſt; wir dürfen uns weder ſchweigend verhalten, noch weniger aber, die Unſchuldigen mit den Schuldigen, wenn nämlich deren vorhanden ſind, vermengend, die Bande der Freundſchaft löſen, welche uns mit Waffenbrüdern verbinden, für deren Ehre wir, ſelbſt dem Geſetze entgegen, unſere Degen gezogen und unſer Blut vergoſſen haben, das nur im Dienſte des Königs und Frankreichs fließen darf. Ich habe Sie deßhalb um mich verſammelt, damit wir in Gemeinſchaft berathen, welches Verhalten wir in dieſem grauſamen Ausnahmsfalle zu beobachten haben werden. Sprechen Sie frei, ich werde Ihnen dann auch meine Anſicht eröffnen, welche Sie nur in dem Falle annehmen wollen, wenn Sie ſie auch wirklich für die Beſte halten ſollten."

Die Offiziere erklärten einſtimmig, daß ſie ſich im Voraus der beſſeren Anſicht ihres Chefs fügten und baten ihn durch den Mund des rangälteſten Kapitäns Brizard, — eines alten Ludwig-Ritters — ihnen gleich ſeine Anſicht über das Benehmen zu eröffnen, durch welches ſie die Ehre des Regiments Auvergne makellos erhalten könnten, ohne aber deßhalb aufhören zu müſſen, ihren unglücklichen Waffengenoſſen jene Beweiſe kameradſchaftlicher Theilnahme zu geben, auf welche dieſe wie früher gerechten Anſpruch hätten.

„Nun wohlan, meine Herren," entgegnete der Marquis von Courcenay, mit von Dankgefühl bewegter Stimme, „weil Sie die Güte haben, mir dieſe Angelegenheit zu vertrauen, ſo glaube ich, daß Zwei aus Ihnen, zum Beiſpiel Herr Brizard, unſer älteſter Kapitän, und Herr von Bourgoing, unſer jüngſter Fähndrich, ſich ſogleich nach Embrun begeben ſollten, wo ſich das erſte Bataillon und der Stab des Regiments Piemont befinden. Die beiden Herren werden dort mit aller jener Mäßigung, welche ihnen ihr edles Herz einflößt, erklären, daß die mit Recht oder Unrecht des Mordes an dem Kapitän O'Brien angeklagten Offiziere nicht länger mehr mit ihren Kameraden und in den Reihen des Regimentes Piemont dienen können, ohne das ganze Regiment mit dem gräßlichen Verdachte zu belaſten, der ſie getroffen und gebrandmarkt hat. Unſere beiden Kameraden werden dieſe Eröffnung, deren freundſchaftlicher Zweck wohl keinem Zweifel unterzogen werden dürfte, mit allen jenen Verſicherungen ſchließen, welche dem Regimente Piemont die Gewißheit zu verſchaffen im Stande ſind, daß Auvergne nach wie vor bereit iſt, freudig den Degen zu ziehen und Piemonts Anwalt wider alle Welt zu ſein."

Da es ſchwierig geweſen wäre, eine kameradſchaftlichere und edlere Ausgleichung anzubahnen, als die oben angerathene, ſo fand der Vorſchlag des Marquis von Courcenay auch nicht einen einzigen Gegner. Daher reisten noch am ſelben Abend der Kapitän Brizard und der Fähndrich von Bourgoing nach Embrun ab, wo ſie am nächſten Morgen anlangten.

Die erſten Offiziere von Piemont, welchen ſie begegneten und denen ſie den Zweck ihrer Reiſe auseinander ſetzten, verhehlten ihnen weder ihr ſchmerzliches Erſtaunen noch die Ueberzeugung, von der ſie durchdrungen waren, daß ihre Kameraden, weit entfernt, Zwei aus ihnen zu verſtoßen, von deren vollkommener Unſchuld ſie überzeugt wären, die Sache derſelben vielmehr einſtimmig verfechten würden, und daß daher das Verlangen Auvergnes nur einen gänzlichen Bruch mit Piemont nach ſich ziehen könne, da man dem Regimente unzuläßliche Bedingungen ſtelle, welche Piemont noch dazu als von dem geheimen Wunſche, mit ihm zu brechen, eingeflüſtert, anſehen konnte.

Die folgenden Ereigniſſe beſtätigten dieſe Anſchauungsweiſe der Sendung der Herren Brizard und Bourgoing vollkommen. Die Offiziere von Piemont, welche der ihnen bereits bekannt gewordene Urtheilsſpruch des flandriſchen Gerichtshofes bereits tief verletzt und erzürnt hatte, und welche die Schwäche der Regierung, die den Verdacht des Gerichtshofes zu theilen ſchien, unverſöhnlich kränkte, nahmen nun den Vorſchlag der beiden fremden Kameraden mit dem größten Erſtaunen und auf eine faſt herausfordernde Weiſe auf. Sie erklärten in einem von Allen unterzeichneten Schreiben, daß — wenn auch das Regiment Auvergne für immer mit ihnen brechen und ſo der Verleumdung neue Waffen liefern würde, welche den alten Ruhm der Ehre und Treue des Regiments Piemont unausgeſetzt zerfleiſchte — ſie doch nicht eine Handlung der Feigheit, wie man ſie von ihnen heiſchte, begehen würden, und daß ſie entweder Alle für unſchuldig oder Alle für Verbrecher angeſehen werden wollten. Würde das Regiment Auvergne dieſer letzteren Vorausſetzung Raum geben, ſo müßten ſie es Gott und der Zeit getroſt überlaſſen, die Ankläger des Regimentes Piemont zu enttäuſchen.

Jede weitere Verſtändigung war dadurch unmöglich geworden und von der einen wie von der andern Seite ſuchte man ſich in dieß neue Verhältniß, ſo ſchmerzlich es auch auf beiden Seiten fiel, als in etwas Unvermeidliches zu fügen.

Zwei Jahre ſpäter wurde der Feldzug in Flandern eröffnet und die Regimenter Auvergne und Piemont erhielten den Befehl, jedes zwei Bataillone auf dem Kriegsſtande zur Armee des Marſchalls von Sachſen ſtoßen zu laſſen. Da die veränderten Geſinnungen der beiden Regimenter gegen einander den höheren Befehlshabern nicht unbekannt geblieben waren, ſo ſtellte man ſie nicht mehr in dieſelbe Brigade zuſammen, ſondern trieb die Vorſicht ſo weit, ſie ſogar verſchiedene Straßen marſchiren zu laſſen, damit nicht einmal ihre Nachzügler ſich treffen konnten. Während des Marſches erfuhr Piemont den Schmerz, zu entdecken, daß es noch immer unter der entehrenden Laſt jener ſchrecklichen Anklage leiden mußte, welche ihm von Lille bis in ſeine jüngſten

Garniſonen gefolgt war, und die ihm zuletzt auch die Freundſchaft ſeines treuen Waffengenoſſen Auvergne geraubt hatte.

Die Einwohner der Städte, welche das unglückliche Regiment durchzog, bewieſen ihm nicht die geringſte Aufmerkſamkeit oder Theilnahme. Den anderen Truppen, die ihm vorangegangen waren, hatten ſie Feſte gegeben; ihm wendeten ſie mit ſchlecht verhehlter Geringſchätzung nur jene Beachtung zu, welche allerorts der Durchzug einer bewaffneten Truppe zu erregen pflegt. Vor den Thoren von Amiens mußte es — während es Raſt hielt, um ſich für den Einzug in die Hauptſtadt der Pikardie vom Straßenſtaube zu ſäubern — zitternd vor Wuth zuſehen, wie am Eingange der Stadt vor den Augen des Regimentes ein Triumphbogen abgebrochen wurde, den die Bürgerſchaft Tags vorher zu Ehren der durchmarſchirten franzöſiſchen Garden aufgerichtet hatte. Und es mußte alle dieſe Beſchimpfungen ſchweigend hinnehmen und ſie unbeachtet laſſen, denn ſich empfindlich zeigen, wäre ein halbes Eingeſtändniß geweſen, daß dieſe Beleidigungen gefühlt und daher verdient wären.

Eine noch grauſamere Prüfung als alle vorhergegangenen erwartete aber Piemont zu Tournai, dem Sammelplatze der Armee. Man kündigte ihm nämlich an, daß es aus Gründen, deren Auseinanderſetzung wohl unnöthig wäre, während der Dauer des ganzen Feldzuges vereinzelt unter dem Befehle des Herzogs von Agenois, der ſeit Kurzem zum Lagerkommandanten der Infanterie ernannt war, vorgehen und operiren werde.

Einige Tage ſpäter marſchirte der Marſchall von Sachſen den Verbündeten, welche der Herzog von Cumberland befehligte, entgegen.

Die beiden Armeen trafen am 10. Mai auf der Ebene von Fontenoy gegen Abend zuſammen, und auf jeder Seite bereitete man ſich zur Schlacht für den nächſten Morgen vor.

Das Regiment Auvergne war von dem Marſchall in einer Redoute aufgeſtellt worden, welche dieſer große Feldherr mit gutem Rechte für den wichtigſten Punkt ſeiner Stellung hielt. Alle Vermuthungen gingen dahin, daß die meiſten Kräfte des Feindes gegen dieſen Punkt geführt würden und daß daher auf demſelben die Lorbeeren des Tages, deſſen Entſcheidung Frankreich mit fieberhafter Ungeduld erwartete, zu pflücken ſein dürften.

Piemont hingegen wurde hinter das Gehölz von Barry geſtellt, welches ihm den Kriegsſchauplatz verdeckte; man geſtattete dem armen Regimente alſo nicht einmal, in beſcheidener Entfernung den Zuſchauer bei dem Ruhme der Kameraden abzugeben, und nur mit verbiſſener Entrüſtung entſchloß es ſich zu gehorchen.

Die Grenzen dieſer Erzählung, welchen das Gepräge der Einfachheit, das ihr einziges Verdienſt iſt, nicht genommen werden ſollte, geſtatten uns nicht in die Einzelnheiten dieſes merkwürdigen Kampfes einzugehen, der in der Geſchichte ewig als eine der herrlichſten Waffenthaten des franzöſiſchen Heeres glänzen wird.

Wie zu Marengo, ſo gab es auch hier einen Augenblick, in dem man die Schlacht verloren glauben konnte. Schon beſprach ſich die Umgebung des Königs, ob es nicht räthlich wäre, das Zeichen zum Rückzuge zu geben, und ſchon erfüllten die Verbündeten die Luft mit Siegesgeſchrei, als ein wüthendes konzentrirtes Feuer der königlichen Garden dem Vordringen des Feindes Einhalt that, und auch den franzöſiſchen Generalen Zeit ließ, die in den Reihen der Truppen entſtandene Unordnung wieder zu beſeitigen. Doch war der Erfolg noch immer ziemlich ungewiß, und einige mehr ausgeſetzte Truppen befanden ſich noch gegen Mittag in einer gefährlichen Lage.

Unter dieſe zählte auch das Regiment Auvergne, das, wie wir bereits wiſſen, befehligt war, einen der bedrohteſten Punkte der franzöſiſchen Schlachtlinie zu behaupten. Seit frühem Morgen war die demſelben anvertraute Redoute ſchon zu verſchiedenen Malen angegriffen worden; die Engländer hatten, da ſie nicht in der Fronte zu nehmen war, dieſelben von allen Seiten umgeben und eingeſchloſſen und ließen einen Hagel von Kugeln und Haubitzen in dieſelbe fallen, um ſich ihrer nach gänzlicher Aufreibung der hartnäckigen Vertheidiger mit um ſo geringerem Verluſte bemächtigen zu können. Als der Marſchall von Sachſen dieſen Sachverhalt vernahm, wollte er dem arg bedrohten Regiment befehlen, ſich in Plänkler aufgelöſt gegen die Hauptarmee zurückziehen, aber drei Adjutanten, die er nach einander mit dieſem Auftrage entſandte, konnten die Redoute nicht erreichen, welche eine doppelte Feuerkette umgab. Auvergne hatte alſo keinen andern Ausweg mehr, als entweder die Waffen zu ſtrecken oder bis auf den letzten Mann zu fallen; unſere Leſer errathen ohne Mühe, welchen dieſer beiden Entſchlüſſe das brave Regiment faßte.

Die heldenmüthige Truppe warf im Hintergrunde der Redoute eine Grube auf, um in derſelben, ſobald ſie ihre letzte Patrone verſchoſſen hätte, was bald geſchehen mußte, ihre Fahnen zu vergraben: dann erwartete ſie ruhig, unausgeſetzt durch den feindlichen Kugelregen ihrer Brüder beraubt und immer enger eingeſchloſſen, die Entſcheidung, welche von Minute zu Minute hereinzubrechen drohte.

Plötzlich aber ſchien es ihnen, als ob aus all dem Schlachtgetöſe heraus, das ſie ſeit frühem Morgen umwogte, eine lebhafte Beſchießung der Nachhut der feindlichen Truppen, welche ſie ſo arg bedrängten, zu vernehmen wäre; das hatte das Anſehen von Entſatz und es ſchien ſich ein neuer Kampf im Rücken der Feinde zu entſpinnen. Sie horchten mit geſpannter Aufmerkſamkeit, ließen ihren auf die Schlachtordnung gegründeten Vermuthungen freien Lauf und erkannten endlich mit Entzücken, daß man ein Regiment oder eine Brigade zu ihrer Unterſtützung geſandt habe. Kurze Zeit ſpäter wurde das rettende Schießen immer lebhafter, es kam immer näher und endlich glaubten ſie einige Unentſchloſſenheit und Zögern in jenen feindlichen Reihen, welche die Redoute auf der Mittagſeite bedrängten, zu bemerken. Im Nu war ihr Entſchluß gefaßt. Auf Befehl des Marquis von Courcenay, ihres Oberſten, formirten ſie geſchloſſene Kompagniemaſſen und warfen ſich mit Ungeſtüm nach jener Seite, leider ließen ſie zweihundert Todte und dreihundert Verwundete in der Redoute zurück, welche ſie in einem Augenblick ſchon als ihr gemeinſchaftliches Grab betrachtet hatten.

Die Kühnheit dieſer Waffenthat und das ächt franzöſiſche Ungeſtüm, mit welchem ſie dieſelbe vollführten, wurden von dem glänzendſten Erfolge gekrönt. Auvergne durchbrach die feindliche Linie und ſtand, nachdem die Feinde zerſtäubt waren, einem franzöſiſchen Regimente gegenüber, das unverweilt das Feuern einſtellte.

Die beiden Truppen wechſelten den Jubelſchrei: „Es lebe der König!“ und als der Wind den Rauch der letzteren Dechargen, der ſich bisher am Boden hingezogen hatte, in die Lüfte trug, erkannte Auvergne in ſeinen Befreiern ſeine alten Waffenbrüder und Freunde — das Regiment Piemont.

Es entſtand in der erſtgenannten Truppe für einen Augenblick eine Bewegung, als wenn es die eigenen Reihen durchbrechen und ſich in die Arme der alten Freunde ſtürzen wollte; aber der Herzog von Agenois ſprengte zwiſchen die beiden Regimenter und rief den Befreiten und Geretteten zu: „Meine Herren von Auvergne! Geſtatten Sie uns nun die Ehre zu haben, Ihnen bei der Wiedernahme der Schanze behülflich zu ſein; zeigen Sie uns den Weg, wir werden Ihnen folgen.“

Wackere Soldaten pflegen eine ſolche Aufforderung niemals auszuſchlagen und immer überzeugt, daß das Glück ſie mit Ruhm überſchütten werde, theilen ſie bereitwillig die Gelegenheiten, die ſich darbieten, um welchen zu erwerben.

Auvergne veränderte die Fronte und ſtand der Redoute, die es früher zu verlaſſen gezwungen war, wieder gegenüber; Piemont ſchloß ſich an und die beiden in Maſſe vereinigten Regimenter ſtürmten die Schanze, die ſie nach einem kurzen aber ſchrecklichen Kampfe auch wirklich behaupteten, ohne von den Engländern mehr angegriffen zu werden, welchen der Befehl zukam, da die Armee der Verbündeten völlig geſchlagen war, das Schlachtfeld zu räumen.

Das Regiment Piemont, das in den beiden Waffenthaten (bei der Befreiung des Regiments Auvergne und nun bei der Wegnahme der

Redoute) nahe an vierhundert Mann verloren hatte, that nun einen mehr ſtolzen als kameradſchaftlichen Schritt, der zugleich zeigte, daß der eben bewieſenen edlen Aufopferung auch der Wunſch einer hochherzigen Rache zu Grunde gelegen ſein mag. Sobald nämlich dem Feuer Einhalt gethan wurde und es keine Feinde mehr aus der Redoute zu jagen gab, rückte Piemont unmerklich ſeine Front in der Art zurück, daß es einen Abſtand von einigen hundert Schritten vom Regimente Auvergne gewann; dann ſandte es die zwei Offiziere, deren Ausſcheiden Auvergne als Bedingung der Fortdauer der freundſchaftlichen Beziehungen gefordert hatte, daſſelbe zu begrüßen. Einer von ihnen trug den Arm in der Binde, da ihm der Ellenbogen durch eine Kugel zerſchmettert worden war.

Auvergne fühlte die Lehre, aber in der Lage, in welcher es ſich befand, mußte es dieſelbe ſchweigend hinnehmen. Weil aber doch etwas erwiedert werden mußte, entgegnete Herr von Courcenay durch eine verbindliche und zugleich ſtolze Phraſe, in welcher er auch ein Wort des Dankes gegen den Marſchall von Sachſen zu verflechten bedacht war, der das Regiment ſeiner bedrängten Truppe zu Hilfe geſandt haben dürfte.

Der Angriff Piemonts war dadurch abgewehrt, aber die Antwort ließ nicht auf ſich warten.

„Herr Marquis,“ erwiederten unbedeckten Hauptes die zwei Offiziere des Regimentes Piemont, „Niemand hat uns befohlen hieher zu eilen. Der Zufall allein machte uns mit Ihrer heldenmüthigen Vertheidigung und Ihrer gefährlichen Lage bekannt, und hierauf kamen wir aus eigenem Antriebe, um Sie zu befreien oder mit Ihnen zu ſterben. Meine Herren,“ fuhren ſie mit erhobener Stimme fort, „wir ſind jetzt quitt von Lille her, ein nächſtes Mal werden wir die Spröden ſpielen, wenn Sie es wünſchen ſollten.“

Die zwei Offiziere kehrten hierauf, nachdem ſie ſtolz mit den Degen gegrüßt hatten, an die Spitzen ihrer durch die feindlichen Kugeln decimirten Kompagnien zurück; dann nahm das Regiment wieder ſeinen früheren Poſten hinter dem Gehölze von Barry ein und ſammelte auf der Rückkehr die zahlreichen Verwundeten, welche, als das Regiment herbeigeeilt war, die feindlichen Kugeln kampfunfähig gemacht hatten.

III.

Die Zeit hat geeilt; wir ſind im Jahre 1750, alſo liegen faſt fünf lange Jahre hinter den zuletzt erzählten Ereigniſſen.

Viele Dinge hatten ſich in Frankreich während dieſes Zeitraumes geändert, aber die Stellung des unglücklichen Regimentes Piemont war immer dieſelbe geblieben, es fuhr fort unter dem Banne der Armee zu ſein, obgleich kein neues Zeugniß die Anſchuldigungen bekräftigte, welches der beiſpielloſen Vereinzelung, in der man es ließ, hätte zur Entſchuldigung dienen können.

In Flandern, in Deutſchland, in Kanada, in Indien, überall bedeckte es ſich mit Ruhm, und doch hatte alles Blut, das es auf zwanzig Schlachtfeldern für Frankreich vergoß, nicht den Flecken, der ſein Ehrenkleid verunreiniget, wegwaſchen können.

Die Regierung, die etwas den Fehler erkannte, den ſie begangen hatte, als ſie einer Verdächtigung die Wichtigkeit eines Urtheilsſpruches beimaß, war genöthigt geweſen, Piemont nach Guyana zu ſchicken, um den blutigen Zerwürfniſſen ein Ziel zu ſetzen, welche täglich im Vaterlande zwiſchen dieſem Regimente und den Einwohnern der Städte, wo es garniſonirte, oder den Soldaten aus der Nachbarſchaft vorfielen.

Aber endlich mußte doch dieſer lang genährte Verdacht, der noch dazu ungegründet ſein konnte, ein Ende nehmen; ein gleichſam ausgeſtoßenes, geächtetes „Paria-Regiment“ konnte in der Armee nicht ohne Wiederherſtellung ſeines guten Rufes weiter beſtehen, oder es mußte ganz abgedankt und aufgelöst werden. Dieſer Gedanke arbeitete ſchon lange im Kopfe des Herzogs von Agenois, welcher, ſeit er Piemont unter ſeinem Befehle gehabt hatte, von Bewunderung für die Waffenthaten und von Mitleiden für das Unglück des Regiments erfüllt war.

Er ſprach davon zeitweiſe mit dem König Ludwig XV., welcher ihm die Ehre erwies, ihn in ſeine Nähe zu ziehen und ihm ſein Vertrauen zu ſchenken.

„Gehen Sie zu Argenſon,“ war die unveränderliche Antwort Seiner Majeſtät, „und ſinnen Sie zuſammen nach, was etwa zu machen wäre. Ich biete zu Allem mit wahrer Freude die Hände, denn ich bin wie Sie überzeugt, daß Piemont unſchuldig iſt, Verbrecher ſind nie weder ſo tapfer noch ſo ſtolz.“

Herr von Argenſon theilte gleichfalls dieſe Anſicht, aber er kannte die Vorurtheile des Heeres und wußte keinen Ausweg dieſelben zu beſiegen. Er hoffte ſtets, daß die Zeit, die alle Dinge auszugleichen pflegt, auch dieſe Angelegenheit ihrem Ende zuführen würde.

Eines Tages ließ er den Herzog von Agenois zu ſich bitten, und als dieſer bei ihm eingetreten war, kündigte er ihm an, daß ihn der König eben zum Gouverneur im Elſaß ernannt habe.

„Sie werden gleich nach Straßburg abreiſen, Herr Herzog,“ fügte er hinzu, „und dort das Regiment Auvergne finden. Wollen Sie Alles, was an Ihnen iſt, aufwenden, um dieſer Truppe den Wunſch einzuflößen, ihre freundſchaftlichen Verbindungen mit einem Regimente zu erneuern, das — ich bin davon überzeugt — die grauſame Art von Oſtracismus nicht verdient, die man ſeit einigen Jahren über daſſelbe verhängt hat. Ich weiß, daß der Wunſch, den ich Ihnen ausdrücke, mit Ihren perſönlichen Gefühlen vollkommen übereinſtimmt."

„Das iſt wahr, Herr Marquis," erwiederte der Herzog, „aber die Schwierigkeiten ſind groß. Von Auvergne iſt der Bruch ausgegangen, wenn nicht auch wieder die Verſöhnung von dieſer Seite angebahnt wird, dürfte ſich Piemont zu Nichts verſtehen wollen."

„Ihnen, Herr Herzog, wird es obliegen, die Wege des Verſtändniſſes anzubahnen und der König hofft, daß Ihnen dieß gelingen werde. Was mich betrifft, ſo habe ich eine neue, ſtreng gerechte Unterſuchung über den Mord des Kapitän O'Brien angeordnet, und wenn ſie auch nur etwas Günſtiges an's Licht fördert, ſollen Sie ungeſäumt davon unterrichtet werden. Indeſſen laſſe ich Piemont aus Guyana zurückkehren und werde es gleich nach ſeiner Ausſchiffung nach Straßburg beſtimmen. Ergreifen Sie alſo Ihre Maßregeln ohne das geringſte Säumen."

Der Herzog von Agenois begab ſich auf ſeinen Poſten und ſchon am Morgen nach ſeiner Ankunft machte er ſich an's Werk.

Gleich beim erſten Verſuche ſah er aber, daß er faſt unüberwindliche Hinderniſſe zu beſiegen haben werde. Auvergne wollte nicht nur keinen verſöhnenden Schritt machen, ſondern ſtellte im Gegentheile die unerhörte Anforderung einen ſolchen von Piemont zu verlangen; denn Auvergne hielt ſich neuerdings arg verletzt, weil Piemont den ihm bei Fontenay erwieſenen Dienſt durch jene ihm damals gegebne bittere und beißende Lehre ſich koſtbar verwerthet hatte.

So wenigſtens dachte im Allgemeinen das Offizierkorps des Regiments Auvergne und ließ dieſe Meinung dem Herzoge durch den Marquis von Courcenay, der das Regiment noch immer befehligte, auch unumwunden vortragen.

„Wir wollten Ihnen die Hand reichen," ſagte der alte Kapitän Brizard, der am unerbittlichſten ſchien, „aber als wir Sie mehr geneigt ſahen, uns von ſich zu ſtoßen, als aufzunehmen, entſagten wir dieſem Vorhaben. Sie kamen uns nur zu Hülfe, um uns ein Unrecht fühlen zu laſſen, das wir nicht einſehen und nie einſehen werden."

„Ich bin über dieß Alles ſehr betrübt, meine Herren," entgegnete der Herzog von Agenois, — „ja, um ſo mehr betrübt," fuhr er fort, „als ich von der nahen Rückkehr des Regimentes Piemont unterrichtet bin. Gleich nach ſeinem Anlangen in Frankreich wird es in die hieſige Garniſon einrücken."

„Deſto beſſer, Herr Herzog," erwiederte der alte Brizard lebhaft, „wir werden dieſen Umſtand benützen, um daſſelbe zu fragen, was es mit der Ankündigung meinte, ein anderes Mal die Spröden zu ſpielen."

„Meine Herren, es iſt der Wille des Königs, daß dieſe unglückliche Angelegenheit und alle dieſe beweinenswerthen Mißverſtändniſſe ein Ende nehmen, und ich werde Nichts außer Acht laſſen, um Seiner Majeſtät' Willen zu erfüllen."

Weil dieſe lebhafte Unterhaltung während eines großen Diners vorging, das der Herzog den Offizieren des Regiments Auvergne gab, ſprach er unverweilt von etwas Anderem und behielt ſich vor, auf dieſe ihm ſo wichtige Angelegenheit bei nächſter Gelegenheit wieder zurückzukommen.

Er that dieß wirklich und mehr als einmal mit entſchloſſener Hartnäckigkeit, aber ohne in ſeinem Vorhaben um einen Schritt weiter vorwärts zu kommen. Von welcher Seite er auch die Sache darſtellen wollte, Auvergne beſtand darauf, daß, da Piemont ihm den Fehdehandſchuh hingeworfen habe, ſeine Ehre auch verlange, denſelben aufzuheben.

„Vielleicht endigen wir mit Umarmungen," wiederholte der grollende Brizard jedesmal, „aber früher werden wir damit anfangen uns zu ſchlagen; wenn eine Sache einmal ſo verwickelt iſt wie dieſe, bedarf es zu ihrer Löſung eines Gottesgerichtes."

Wie man ſieht, hatten die unausgeſetzten Bemühungen des Herrn Gouverneurs keinen anderen Erfolg, als die Sache noch zu verſchlimmern.

Einige Monate ſpäter hielt Piemont ſeinen Einzug in Straßburg, der Herzog von Agenois an der Spitze, welcher es für ſeine Pflicht gehalten hatte, dem Regimente entgegenzueilen und ihm dadurch einen öffentlichen Beweis ſeiner Achtung zu geben.

Als daſſelbe in der Kaſerne, die man ihm angewieſen hatte, untergebracht war, lud der Herzog das Offizierskorps ein, ihm auf's Gouvernement zu folgen, indem er „auf die Ehre rechnete" — wir wiederholen die Ausdrücke, deren er ſich bediente, demſelben ein Diner und dann ein Abendmahl anbieten zu dürfen.

Im Palaſte mit ſeinen Gäſten angelangt, unterhielt er ſich vertraulich mit dem Oberſten, dem Major und einigen einflußreichen Kapitäns.

Dann ſandte er einen ſeiner dienſtthuenden Adjutanten zum Marquis von Courcenay mit einer Einladung zum Souper für das Offizierskorps des Regimentes Auvergne.

Nach kaum einer Stunde ließ ſich eine Deputation dieſes letzteren, geführt von dem Kapitän Brizard, melden und wurde alſogleich von dem Herzoge in einem Kabinete nächſt dem Salon empfangen, in dem ſich die Offiziere von Piemont nach dem Diner verſammelt hatten.

„Gnädigſter Herr," ſprach ihn der Rangsälteſte vom Regimente Auvergne mit feſter, wenn gleich etwas bewegter Stimme an, „wir wünſchten zu erfahren, ob die Botſchaft, die Sie uns ſoeben zukommen ließen in Betreff eines Mahles für dieſen Abend, als eine Einladung oder als Befehl zu nehmen iſt."

„Sie war eine Einladung, meine Herren,“ entgegnete der Herzog mit Strenge, „aber Ihr jetziges Erſcheinen verwandelt ſie in einen Befehl und ich rechne mit Beſtimmtheit darauf, daß ſich Niemand erlauben wird, denſelben zu umgehen.“

Die Deputation grüßte achtungsvoll und zog ſich zurück, ohne weiter ein Wort zu verlieren.

Um neun Uhr des Abends waren alle Offiziere von Piemont in großer Parade in einer prächtigen Gallerie verſammelt, welche die Gouverneurs des Elſaßes nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten, wie bei der Geburt eines Prinzen oder am Namenstage des Königs, eröffneten.

Einige Augenblicke ſpäter öffneten ſich die Flügel einer prächtigen Thüre und der Cermonienmeiſter des Herzogs meldete mit feierlicher Stimme:

„Die Herren Offiziere des Regiments Auvergne.“

Sie traten, ihren Oberſten an der Spitze, paarweiſe ein und ſtellten ſich in doppelter Reihe in einen Halbkreis dem Kamine gegenüber auf, vor welchem die Offiziere von Piemont ſtanden.

Die Herren von Auvergne waren alle in voller Rüſtung, die Ringkragen über der Bruſt und ihre großen weißen Kamaſchen bis unter's Knie gezogen, ſie hätten nicht anders gegen den Feind rücken können.

Ohne übrigens herausfordernd zu ſein, war ihre Haltung kalt, würdig und düſter, wie die von Männern, die einen Entſchluß, den ſie nur mit Widerwillen faßten, um jeden Preis durchführen wollen.

Schon hatte man auf beiden Seiten einige Blicke gewechſelt, die nichts weniger als von Wohlwollen zeugten; der Herzog von Agenois ſah alſo ein, daß kein Augenblick mehr zu verlieren war.

Er trat zwiſchen die beiden Offizierkorps und ſprach mit tief bewegter Stimme:

„Meine Herren, bevor wir zu Tiſche gehen, erlauben Sie mir Ihnen eine Depeſche des Herrn Herzogs von Choiſeul vorzuleſen, an welcher Sie Alle, ich bin davon überzeugt, den wärmſten Antheil nehmen werden.“

Und ein Blatt entfaltend, das er in der Hand hielt, las er wie folgt:

„Herr Gouverneur!“

„Ich beile mich, Sie durch einen außerordentlichen Kourier zu unterrichten, daß der Herr Königslieutenant der Stadt Breſt mir ſo eben das beglaubigte Geſtändniß eines auf den Staatsgaleeren jüngſt geſtorbenen Sträflings eingeſandt hat. Dieſer Menſch hat kurz vor ſeinem Tode mit lauter Stimme einem Prieſter im Beiſein eines deßhalb herbeigerufenen obrigkeitlichen Beamten bekannt, daß er allein an der Ermordung des Kapitän O'Brien ſchuldig ſei, an dem er ſeine Rache kühlen wollte, weil ihn der Kapitän eines Diebſtahles halber aus dem Dienſte gejagt hatte.“

„Ich habe unverweilt das Original dieſes wichtigen Dienſtſtückes dem General-Anwalt des Departements Duvai übergeben, in welchem ihrer Zeit dieſe unſelige Angelegenheit unterſucht wurde, aber ich glaubte in meiner Eigenſchaft als Kriegsminiſter, Sie, Herr Gouverneur, für die Zeit, bis die genannte Stelle dieſen Act veröffentlicht, hievon nicht mehr in Unkenntniß laſſen zu dürfen.“

Bei dieſen Worten wurde der Herzog von Agenois, welcher ſchon zu verſchiedenen Malen eine lebhafte Bewegung um ſich wahrgenommen hatte, durch einen nicht mehr zu überwältigenden Tumult unterbrochen, der aus allen Theilen der Gallerie zu gleicher Zeit losbrach.

Die Offiziere von Auvergne hatten ihre Arme gegen ihre Kameraden von Piemont ausgeſtreckt und dieſe ſtürzten ſich mit ausgebreiteten Händen in dieſelben.

Den zweiten Tag darauf vereinigte ein militäriſches Feſt die beiden Regimenter unter dem Vorſitze des Herzogs von Agenois. In der Mitte der Tafel erhob ſich ein prächtiger Aufſatz, aus Waffen und den vereinten Fahnen der beiden Regimenter gebildet und über dieſen, in ruhmvollen Kriegen arg zerſchoſſenen Siegestrophäen waren in Goldlettern die folgenden Worte zu leſen:

„Lille 1743 — Fontenoy 1745 — Straßburg 1750.“

Der k. k. Wachtmeiſter Joſias Lichtenberger und ſein Schweißfuchs Michel.

Aus einem größern Werke „Der Sohn des Regiments“

von

Julius v. Wickede.

Ein ſo recht tüchtiges Reitergefecht, an dem jeder tapfere Soldat ſeine wahre Freude haben mußte, hatte wieder ſtattgefunden. Die franzöſiſchen republikaniſchen Freiſchaaren, die in ihrer ungemeſſenen Eitelkeit ſchon glaubten, ganz Holland ohne Weiteres erobern zu können, hatten die gewichtigen Hiebe der k. k. öſterreichiſchen Reiter gehörig zu fühlen bekommen und nicht ſonderlichen Gefallen an denſelben gefunden. In der blutigen Schlacht bei Aldenhoven ward den Franzoſen zuerſt wieder ſo recht zu ihrem Nachtheil gezeigt worden, welche unwiderſtehliche Kraft noch immer in den alten Reiterſchwadronen von Oeſterreichs Heere wohne, wenn nur ein muthiger Führer ſich mit unverzagtem Eifer an ihre Spitze geſetzt habe. Hier begann Habsburgs edler Sprößling, der jugendliche Erzherzog Karl, zuerſt ſeine hohen Feldherrntalente der Welt zu zeigen, die ihn ſpäter ſelbſt zu dem ebenbürtigen Gegner eines Napoleons erhoben. „Die Franzoſen halten ſich für unüberwindlich; zeigt euch als Männer und jagt ſie zum Teufel,“ dieſe denkwürdigen Worte hatte der Heldenjüngling den harrenden Schwadronen, die unter ſeinen Befehlen geſtellt waren, zugerufen. Das waren noch Worte geweſen einfach und ſchmucklos aber kernig und ſchneidig, wie ſie Soldaten am Liebſten von ihren Befehlshabern hören; und wahrlich ſie hatten ihren Zweck nicht verfehlt.

Ihren hohen Führer an der Spitze, waren die k. k. Schwadronen gegen die feindlichen Streitmaſſen angeſtürmt, daß dieſe ſolchem gewaltigen Andrange auf die Länge keinen Widerſtand entgegenzuſetzen vermochten. Die langen gewichtigen Pallaſche der k. k. Küraſſiere und Dragoner fanden an dieſem Tage gar blutige Arbeit, und mancher franzöſiſche Republikaner ſank unter ihren ſcharfen Hieben zu Boden. Gewonnen war durch dieſen kühnen Angriff der Reiterei die wichtige Schlacht bei Aldenhoven und der Feldzug von 1793 in den Niederlanden hatte einen für das k. k. öſterreichiſche Heer ſehr ruhmvollen Anfang dadurch erhalten.

Wenn eine Truppe ſich gleich beim Beginn eines Feldzuges auf glänzende Weiſe ausgezeichnet und viel zur Gewinnung eines bedeutenden Sieges mit beigetragen hat, ſo wird der Geiſt des Selbſtvertrauens und der feſten Zuverſicht auf noch weitere künftige Siege dadurch nicht wenig bei derſelben erhöht. Es iſt wirklich oft, als wenn jeder einzelne Soldat ſolcher Schwadronen und Bataillone von dem Tage an ein ganz anderer Mann geworden wäre. Viel feſter und kräftiger auftretend iſt der Marſch von ſolcher Infanterie, viel kühner und ſtolzer der Sitz der Reiter. Wie blickt das Auge der Soldaten mit kühnem Muthe herausfordernd in die Welt, mit wie ſchlagkräftiger Fauſt faſſen ſie bei den Griffen die Gewehre, daß dieſe ganz anders klirren, wie zuvor noch der Fall war; wie ſchwirren die Pallaſchhiebe der Reiter ſo ſchnell und ſchneidig, daß es eine wahre Freude iſt, ſie nur zu ſehen; und der Tambour eines Bataillons, was ſo eben in der Feldſchlacht zur Gewinnung des Sieges mit beigetragen hat, wie weiß er die Schlegel jetzt ſo feurig und rührig herumwirbeln zu laſſen, daß man faſt glauben ſollte, ſeine Trommel habe ſeitdem ſich völlig verändert, während die Fanfaren der Trompeter in ſo freudigen Siegestönen in die Luft ſchmettern, daß ſie ihren Wiederhall in faſt jeder Männerbruſt finden.

Bei der Patrouille Dragoner vom k. k. Regimente N. N., die einige Tage nach dieſer gewonnenen Schlacht bei Aldenhoven auf eine weitere Rekognoscirung ausgeſchickt war, konnte man dieſes ſtolze Bewußtſein des Sieges in der Haltung der geſammten Mannſchaft auch noch recht deutlich erkennen. Es war ein unangenehm kalter Märztag, an dem Regen und Schneewetter abwechſelnd um die Wette kämpften, bis beide auf Augenblicke wieder von dem ſchneidenden Nordoſtwind, der ſo recht ungehindert über die baumloſen weiten Ebenen ſtreichen konnte, verjagt wurden, um dann bald aufs Neue mit vermehrter Stärke wiederzukehren. Dazu war der Weg in dem fetten niederländiſchen Lehmboden faſt grundlos und es bedurfte oft der Sporen der Reiter, um ihre ſchon etwas ermüdeten Pferde mehr anzutreiben, damit ſie in ſchnellerer Gangart, wie im langſamſten Schritt ſich fortbewegten. Bei einem ſolchen Wetter und ſo ſchlechten Wegen, wo der Koth bis hoch auf die Mäntel der Dragoner heraufſpritzte, einen mehrſtündigen Patrouillenritt in einer dazu noch unbekannten Gegend machen zu müſſen, iſt im Allgemeinen gerade kein ſonderliches Vergnügen, wie jeder länger gediente Reitersmann ſchon hinlänglich aus eigener Erfahrung wiſſen wird. Wenn da der Soldat nicht immer ſehr zum Singen und Lachen aufgelegt iſt, ſo darf das eigentlich gerade nicht verwundern, und fahren ihm dabei auch wohl hie und da einige ſo recht kernhafte Flüche, die meiſt viel ärger klingen, wie ſie im Grunde bös gemeint ſind, aus dem Munde, nun ſo wird man das auch entſchuldigen müſſen. Das viele Fluchen iſt zwar, wenn man es genau nimmt, eine nicht ſonderlich gute Sitte, und bedenkt man es recht, ſo hilft es auch nicht viel, und doch, wer will es leugnen, verſchafft unter Umſtänden ſo ein recht herzhafter Fluch eine ordentliche Erleichterung und man fühlt ſich förmlich freier, wenn man ihn heraus hat. Es iſt, als ob man ein tüchtiges Stücklein Aerger, was im Leibe ſitzt, damit los wird, und da ein Soldat nur zu viele Gelegenheit beſitzt, ein gutes Theil Aerger in ſich hineinſchlucken zu müſſen, nun ſo ſucht er auch hie und da einen Theil davon auf dieſe unſchädliche Weiſe wieder los zu werden.

Die k. k. Dragoner, welche an dieſem Tage die Patrouille ritten, zwanzig Mann an der Zahl, die fluchten aber dießmal nicht im Mindeſten über die Beſchwerden ihrer Aufgabe. Wenn das Wetter auch noch zehnmal gräulicher ſich angeſtellt hätte, wie es in der That war, der Schnee noch viel dichter gefallen, der Sturmwind noch ärger geheult und der Weg noch grundloſer geweſen, obſchon das kaum möglich war, ihre fröhliche Stimmung hätte dadurch doch keine Verringerung erlitten. Sie drückten ihre großen aufgeſchlagenen Hüte noch feſter auf die Stirne, daß der Wind ſie ſchon ruhig ſitzen laſſen mußte; hatten die langen Krägen der weiten Reitermäntel hoch bis an die Ohren heraufgezogen, ſo daß ſelbſt die kurzen, feſtgewickelten Zöpfe mit darunter geborgen waren, und trotzten nun ſchon fröhlichen Muthes Wind und Wetter, ohne ſich ſonderlich viel weiter darum zu bekümmern. Waren ſie doch ausgeſchickt, die Rückzugslinie, die ein geſchlagenes feindliches Korps in großer Eile eingeſchlagen hatte, auszukundſchaften, und wenn Soldaten ein ſolch vergnüglicher Auftrag wird, da müßten ſie gar lumpige Kerle, die nur zum Stubenhocken zu gebrauchen ſind, und keine braven k. k. Dragoner ſein, wenn ſie ſich auch aus der grauſelichſten Witterung nur das Mindeſte machen würden. Verfolgung des geſchlagenen Feindes, was kann wohl beſſer in den Ohren jedes braven Kriegers, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, klingen, ihn unempfindlicher gegen Hunger und Durſt, Kälte und Hitze, Staub und Sturmwind machen, als dieſe Worte. So ſaßen denn auch an dieſem Morgen die Dragoner dieſer Patrouille ſo vergnüglich wie nur möglich in ihren Sätteln und hätten dieſen Sitz für den Augenblick nicht mit dem weichſten Lehnſtuhl hinterm warmen Ofen und wenn auch ein Tiſch, mit einer recht braun gebratenen Gans und einer guten Flaſche Wein darauf, davor geſtanden hätte, vertauſcht. Solche Dinge haben auch ihren Werth und zwar einen oft nicht geringen und man darf es daher dem Soldaten ſchon erlauben, daß er mitunter ein Gelüſte danach empfindet; kann er aber hinter einem Feinde drein ſein, dem ſeine und ſeiner Kameraden Tapferkeit in ehrenvollem Kampfe in die Flucht geſchlagen hat, wie gern entbehrt er dann alles Derartige.

Der Vergnügteſte der ganzen Mannſchaft ſchien aber von dieſer Patrouille der alte Wachtmeiſter zu ſein, der an der Spitze derſelben als Befehlshaber ritt. Zwar hatte er ſeinen Hut ſo tief niedergedrückt und den Mantelkragen dafür wieder ſo hoch hinaufgezogen, daß man von ſeinem ganzen Geſichte nicht viel mehr wie Naſe, Schnauzbart und Augen ſehen konnte, aber letztere blickten dafür ſo vergnüglich in das Schneegeſtöber hinein, daß man allein dadurch auf die überaus gute Stimmung ihres Beſitzers ſchließen konnte; und mit welch zärtlichem Tone ſprach er oft zu dem ſtarken, gedrungenen Schweißfuchs, den er ritt, und trieb das Roß mehr durch aufmunternde Worte, wie durch Sporenſtöße oder Flüche an, wenn bisweilen der Weg ſo ſchlecht wurde, daß das kräftige Thier nur langſam ſich in demſelben fortarbeiten konnte. Der Michel, ſo hieß der Schweißfuchs mit dem weißen linken Hinterfuß und dem ſchmalen Bleß vorn auf der Stirn, der ſich etwas ſchief zog, und hellen Mähn- und Schweifhaaren, und der Wachtmeiſter waren ſeit mehr denn zehn Jahren im Krieg wie Frieden faſt unzertrennliche Gefährten geweſen, und wenn ſie länger wie auf Stunden ſich von einander trennen mußten, ſo verſpürte der Eine nicht geringe Sehnſucht nach dem Andern. Beſorgte doch der Wachtmeiſter die Fütterung und Wartung ſeines Michels immer ſelbſt noch, obſchon er dies eigentlich ſeiner Charge nach einem andern Dragoner hatte überlaſſen müſſen, und gar viele Nächte in den ſchlechten Quartieren hatte er an ſeiner Seite ſchon auf der Streu geſchlafen. Wie ſpitzte der Fuchs aber ſchon freudig die Ohren, wenn er die Stimme ſeines Reiters nur von Weitem erkannte und zeigte ſeine Freude durch ein leiſes Wiehern, und die Ungeduld durch ein ſanftes Scharren mit den Vorderfüßen. Und wenn der Alte dann an ſein treues Thier herantrat und ihm ſchmeichelnd mit der flachen Hand auf der Kruppe oder an dem Hals klatſchte, die Mähnhaare glatt zog und im weichſten Tone ſeiner freilich etwas rauhen Stimme ſagte: „Schau, ſchau, Michel, haſt ſchon Ungeduld gehabt, alter Burſch, haſt wohl geglaubt, ich komme gar nicht mehr zurück,“ dann wandte der Fuchs ſeinen Kopf, ſchaute mit den großen, dunkeln Augen ſo ſinnend ſeinen Herrn an, als wolle er ihm dadurch ſeine Liebe und Treue recht deutlich ausdrücken und leckte ihm dann mit der Zunge gleich einem Hunde Hände und Geſicht. Oft Stunden lang konnte der alte Wachtmeiſter ſo neben ſeinem Roſſe ſtehen und mit demſelben plaudern und ſpielen, gleich als ſei es ein menſchliches Weſen, das vollkommen ihn verſtände. Der Fuchs legte dabei oft die Ohren glatt an den Kopf zurück und dann ſpitzte er ſie wieder ganz ſcharf, als wolle er zeigen, wie aufmerkſam er zuhöre, nickte hin und wieder mit dem Haupte bejahend oder ſchüttelte es wieder verneinend, gab ſein Wohlgefallen durch ein helles Wiehern oder ſein Mißvergnügen gleichſam durch ein lautes Pruhſten zu erkennen, und ſo konnten Beide es oft lange Zeit mit einander forttreiben. Waren doch alle Dragoner der ganzen Schwadron der feſten Meinung, der Michel des Wachtmeiſters ſei kein gewöhnliches Pferd, ſondern beſitze außergewöhnliche Eigenſchaften und könne Alles ebenſo gut, wie ein ordentlicher Menſch verſtehen. Nun wenn auch das freilich nicht der Fall war, ebenſo gut wie ein gelehriger Hund verſtand das treue Roß alle Worte ſeines Reiters, und mochte er nun auf ſeinem Rücken ſitzen, oder es frei laufen laſſen, der Wachtmeiſter bedurfte keiner weiteren Hülfsmittel, um ihm ſeinen Willen vollkommen kund zu geben. Pferde ſind ſtets gar treue und auch gelehrige Thiere, welche die Sorgfalt ihrer Reiter für ſie gut anzuerkennen und zu belohnen wiſſen.

Mit großer Geſchicklichkeit wußte der Schweißfuchs auch bei dieſem Ritte ſich von ſelbſt die beſten Stellen des tiefen Weges heraus zu ſuchen, und die Pferde der Dragoner, die gerade hinter ihm gingen und ſo nachfolgen konnten, kamen dabei weit beſſer weg, wie die Uebrigen. Es war dies auch bei dem jetzigen Ritt beſonders gut für den Wachtmeiſter; denn ſo ſorgſam er auch für gewöhnlich als echter Reitersmann ſein Roß zwiſchen Schenkel und Zügel hielt, heute that er dies außergewöhnlich nicht, und die Zügelhand lag ſo nachläßig vorne auf dem Piſtolenhalfter, daß der Fuchs ſich ſo ziemlich ungehindert ſelbſt ſeinen eigenen Weg ſuchen konnte. Ein ganz außergewöhnliches Ereigniß mußte es ſchon ſein, was auf den alten Joſias Lichtenberger, ſo hieß nämlich der Wachtmeiſter, ſo einwirken konnte, daß er darüber die feſte Führung ſeines Pferdes vernachläßigte, wenn daſſelbe ſie auch nicht recht bedurfte. In der That war es aber auch ein ſolches und zwar von ſo freudiger Art, daß man ihm ſeine heutige Zerſtreutheit wohl entſchuldigen konnte. Hatte ihm der Rittmeiſter, der die Escadron befehligte, doch erſt am ſelben Morgen, wie er ſo eben mit ſeiner Patrouille abreiten wollte, geſagt, es würde kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß er für ſein letztes ſo überaus muthiges Benehmen in der Schlacht bei Aldenhoven die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten ſollte. Das waren doch noch Worte, die einen k. k. Wachtmeiſter wohl vor Freude im Kopfe etwas konfus machen konnten, und immer und immer wieder mit goldenem Klange in ſeinen Ohren tönten und alle ſeine andern Gedanken gänzlich durchkreuzten. Die goldene Medaille, das höchſte Ehrenzeichen, was die Bruſt eines k. k. Unteroffiziers nur zieren konnte, um deſſen Gewinnung ſo viele Soldaten ſchon freudig ihr Leben gewagt hatten, ſollte fortan auch von ihm getragen werden dürfen.

Stets hatte ihm der Beſitz dieſer Medaille als größter Wunſch ſeines Lebens gegolten und von dem Tage an, wo er zuerſt der Standarte ſeines Regiments den Eid der Treue geſchworen hatte, faßte er den feſten Entſchluß, ſich dies hohe Ehrenzeichen zu erringen, und ſollte es ihm auch bei einem ſolchen Verſuch das Leben koſten. Hatte nun zwar der Joſias Lichtenberger, in den einundzwanzig Jahren die er dem hohen Erzhauſe Oeſterreich bereits diente, ſchon manchen hitzigen Streit in Ungarn gegen die Türken und am Rhein gegen die Franzoſen mit durchgefochten und ſtets auf die Feinde ſeines Kaiſers dreingeſchlagen, wie es einem braven Reitersmann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, geziemt, ſo wollte ſich doch die Gelegenheit, ſich ſolch' hohe Auszeichnung zu erwerben, bisher immer noch nicht finden. Glück gehört nun einmal zu Allem in der Welt, und gar mancher tapfere Soldat, ſo ſehr er auch darnach ſtrebt und trachtet, findet nun einmal während ſeiner ganzen Dienſt- und Kriegszeit nicht die Veranlaſſung, ſich ſo auszuzeichnen, daß er Anſpruch auf die goldene oder ſilberne Medaille machen kann. Er muß ſich dann mit dem Bewußtſein in ſeiner eigenen Bruſt tröſten, ſtets ſeine Pflicht auf das Strengſte erfüllt und keine Gelegenheit verſäumt zu haben, um ſeinem Kaiſer Nutzen und Oeſterreichs Fahnen Ehren zu erkämpfen. In dieſer Schlacht bei Aldenhoven da war es dem Wachtmeiſter endlich nach Herzenswunſch geglückt, und ſeine Tapferkeit hatte ſich bemerkbar machen können. Mehrere franzöſiſche Reiter, wohl fünf bis ſechs an der Zahl, hatten ſchon den Oberſten eines k. k. Infanterie-Regimentes vollkommen umzingelt, und obgleich dieſer ſich mit der äußerſten Tapferkeit noch zu vertheidigen ſuchte, ſo blutete er doch ſchon aus mehreren Wunden und ſein fernerer Widerſtand konnte nicht mehr von Dauer ſein. Der Zufall wollte, daß Joſias Lichtenberger, der mit der Vorderſte bei dem Angriff ſeines Dragoner-Regiments geweſen war, dieſe Bedrängniß des tapferen Oberſten noch rechtzeitig bemerkte. Zwar lag eine ziemlich hohe Hecke zwiſchen ihm und den Kämpfenden, und ſein Fuchs mußte erſt einen gewagten Sprung machen, bis er dahin kommen konnte, aber das hinderte ihn keinen Augenblick. Sein Michel der ſprang wie ein Hirſch ſo leicht, das wußte er ſchon, denn er hatte ihm ja das Hecken- und Gräbenſpringen ſelbſt mit unermüdlicher Geduld beigebracht, und ſo mußte denn Hülfe gebracht werden. „Potz Herrgott-Sapperment, da ſchaut's für den Herrn Oberſten gar ſchlimm aus, na da muß ich auch noch dabei ſein," rief er aus, wie er dieſen ungleichen Kampf gewahrte, warf ſogleich ſeinen Fuchs herum und mit einem „Hopp Michel hopp," ging es im ſchnellſten Satze über die Hecke mitten zwiſchen die feindlichen Reiter hinein. Wie ein Würgengel das blitzende Schwert in der Rechten, erſchien er plötzlich auf dem hoch ſich aufbäumenden Streitroſſe in der

Mitte der überraſchten Reiter, die von jener Seite durch die hohe und undurchdringliche Hecke ſich ganz ſicher geſchützt glaubten; und bevor ſie ſich von ihrer erſten Beſtürzung ſo recht erholen konnten, denn ſie begriffen kaum, wie der kaiſerliche Dragoner ſo plötzlich in ihre Mitte gekommen war, ſauſte bereits ſein ſchwerer Pallaſch mit gewaltigem Hiebe dem einen Franzoſen auf den Kopf und er lag, vom gutgeführten Streich getroffen, ſchon aus dem Sattel, bevor er recht wußte, wie dies geſchah. Nun warf der Wachtmeiſter ſeinen gewandten Fuchs herum, parirte dabei einen mehr heftig, wie gerade geſchickt geführten Hieb, den ein anderer franzöſiſcher Reiter nach ihm führte, gewann einem dritten Feinde die linke Seite ab, und auch im nächſten Augenblick war dieſer zum ferneren Kampfe unfähig gemacht worden. Zwar ſchoß jetzt der eine Feind noch in aller Eile ſeine Piſtole gegen ihn ab, und die Kugel ſtreifte ganz ſcharf an ſeiner Bruſt vorbei, ſo daß ſie ſelbſt eine kleine Verletzung hinterließ, dann aber wandten ſich dieſe republikaniſchen Soldaten eilig zur Flucht. Hatte doch auch der Oberſt, der durch die plötzliche Dazwiſchenkunft des muthigen Wachtmeiſters neue Kraft und Zuverſicht gewonnen und einem ſeiner Gegner den Zügel abgehauen, ſo daß deſſen Pferd in wilden Sätzen mit ihm davon ſtürmte, und er ſich nur in höchſter Bedrängniß mit beiden Händen in den Mähnen deſſelben feſtklammern mußte, um nicht aus dem Sattel geſchleudert zu werden. Einen ſo komiſchen Anblick gewährte der im Sattel auf- und niederhopſende, einen ganz krummen Katzenbuckel dabei machende Franzoſe, dem ſeine Huſarenmütze ſchon ganz hinten im Nacken ſaß, wie er mit beiden Händen ſo ſtraff ſich in den Mähnen angeklammert hatte, daß der Wachtmeiſter, obgleich ſelbſt noch im Raufen begriffen, herzlich darüber lachen mußte. Als die übrig gebliebenen franzöſiſchen Reiter, die ihre plumpen, ungeſchickten Pferde auch nur äußerſt ſchlecht in ihrer Gewalt hatten, dieſe Unfälle ihrer erſten drei Kameraden ſahen, da dachten ſie, daß es doch wohl am ſicherſten für ſie ſein würde, wenn ſie das Gefecht aufgeben und ſo ſchnell wie möglich davonjagen würden. In höchſter Eile, ſo raſch ihre Gäule nur laufen wollten, thaten ſie dies nun, und ſo war der Oberſt allein durch die Dazwiſchenkunft des Wachtmeiſters vor Tod oder doch Gefangenſchaft gerettet worden. Flohen nun aber die franzöſiſchen Reiter davon — ſogenannte Todtenkopf-Huſaren waren es, wie die franzöſiſche Republik komiſcher Weiſe einige Regimenter beſaß, ſo dachte der Joſias Lichtenberger, man müſſe nie ein Ding halb thun, wenn man es ganz ausführen könne, und es ſei doch Schade, daß dieſe drei Franzoſen hier ſo ohne Weiteres entkommen ſollten, ohne daß er wenigſtens verſuche, den einen oder den anderen davon gefangen zu nehmen. Sein Fuchs mußte denn gewaltig noch ausgreifen, und wie das Wetter ſtürmte das wackere Thier hinter den feindlichen Reitern drein. Nicht lange dauerte es, da war ſchon der Hinterſte derſelben eingeholt worden, und mochte er nun wollen, oder nicht, er mußte bereitwillig den Pardon annehmen, den ihm der Wachtmeiſter großmüthig anbot; die anderen beiden franzöſiſchen Huſaren entkamen noch glücklich, denn eine allzuweite Verfolgung derſelben wäre nicht rathſam geweſen, da noch mehrere andere Franzoſen leicht hätten dazwiſchen kommen können. Konnte der Wachtmeiſter doch ſchon mit dem Erfolge dieſer Rauferei vollkommen zufrieden ſein, denn zwei Feinde hatte er arg verwundet, einen dritten gefangen genommen, zwei noch ziemlich gute Pferde erbeutet, und dazu einen muthigen Oberſt dem Heere ſeines Kaiſers erhalten.

Man ſieht hieraus, was oft ſo ein einziger tüchtiger Reiter, wenn er das Herz auf dem rechten Flecke hat, und die Gelegenheit ihn dabei begünſtigt, für ſich ganz allein, nicht unbedeutende Erfolge erkämpfen kann. Der Oberſt, der Zeuge des ebenſo kühnen wie geſchickt durchgeführten Kampfes des Wachtmeiſters mit dieſer großen feindlichen Uebermacht geweſen war, vergaß es nicht, das überaus muthige Benehmen deſſelben am geeigneten Orte verdientermaßen zu rühmen. So ſollte dieſem denn die goldene Tapferkeits-Medaille dafür zuerkannt werden, und in der That hatte er dieſelbe auch vollkommen verdient. Dies war es nun, was ſein Rittmeiſter am Morgen, als er ſich zum Abritt mit der Patrouille bei ihm meldete, dem Wachtmeiſter geſagt hatte, und worüber ſolcher jetzt, wie leicht begreiflich, eine ſo große Freude empfand, daß er ſeinen Fuchs wieder ſorgſam führte, wie es ſonſt ſtets von ihm geſchah.

Es war aber auch ſo leicht kein einziger Mann in der Schwadron, ja ſelbſt im ganzen Regiment, vom Oberſten bis auf den jüngſten Rekruten herab, der ſich nicht darüber freute, daß gerade der Wachtmeiſter Joſias Lichtenberger dieſe hohe Auszeichnung erhalten ſollte und ihm dieſelbe von ganzem Herzen gönnte. Wer dieſen nur einigermaßen kannte, der mußte ihm auch gut ſein, das war gewiß, und einen Feind hatte er weder unter allen ſeinen Vorgeſetzten, Gleichgeſtellten noch Untergebenen. Eine grundehrliche Haut, wie man wohl zu ſagen pflegt, war dieſer Joſias, wie er der Kürze wegen gewöhnlich genannt wurde, und in den Soldatenrock paßte er ſo trefflich hinein wie Keiner. Treu der hohen Kaiſerfahne, der er einmal den bindenden Eid zugeſchworen bis auf den letzten Blutstropfen ſeines Herzens, muthig und unverzagt, ſelbſt in der größten Gefahr, wie ein Soldat es nur ſein muß, dabei ordentlich, pünktlich, zuverläßig im höchſten Grade, ein feſter Reiter und guter Fechter, ein Putzer, wie es im ganzen Regiment keinen Zweiten mehr gab, ſo daß ſeine hohen Reiterſtiefel wegen ihrer glänzenden Schwärze und ſein weißes Kollet wegen ſeiner blanken Reinheit oft als

Muſter hingeſtellt wurden; gegen ſeine Vorgeſetzten von der ſtrengſten Subordination, gegen die Untergebenen zwar ebenfalls äußerſt ſtrenge im Dienſt, ſonſt aber ungemein gutmüthig und wohlwollend. Alles dies war der gute Joſias, ſo wie man es nur wünſchen konnte; ein großer Schade nur, daß er in der edlen Schreibekunſt gar ſo unvollkommen ſich zeigte, ſo daß er es trotz aller ſeiner ſonſtigen vortrefflichen Eigenſchaften nicht weiter wie bis zum zweiten Wachtmeiſter der Schwadron, der mit dem Rechnungsweſen nichts zu thun hatte, bringen konnte. Wie oft hatte er in den erſten Jahren ſeiner Dienſtzeit ſich ſchon Mühe gegeben, beſſer und ſchneller ſchreiben zu lernen, wie viele lange Stunden hinterm Tiſch geſeſſen und ſeine groben ungelenken Finger dazu zwingen wollen, zierliche Buchſtaben auf dem glatten weißen Papier hinzumalen, wie manchen Kreuzer ſich von der kargen Löhnung mühſam genug abgeſpart, um einen verdorbenen Studenten, der ſich als gemeiner Dragoner hatte anwerben laſſen, mit Branntwein oder Tabak dafür zu regaliren, daß er ſein Lehrmeiſter in der edlen Schreibkunſt werden ſolle. Vergebens, Alles vergebens, die Finger blieben ſteif und ungelenkig; die mit äußerſter Mühe zu Stande gebrachten Buchſtaben glichen mehr verworrenen Zacken und Strichen, die ein fünfjähriges Kind gemacht hätte, wie ordentlichen Schriftzügen, und der kleinſte Rapport koſtete dem Joſias mehr Anſtrengung, als wenn er ſich den ganzen Vormittag mit den böſeſten Remontepferden in der Bahn hätte herumbalgen müſſen. Das alte Sprichwort „was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr,“ fand hier ſo recht ſeine Wahrheit, und ſo mußte denn nach jahrelangem vergeblichen Bemühen der Ungelehrige den Verſuch aufgeben, jemals ein nur halbwegs erträglicher Schreibekünſtler zu werden. So war denn ſeine militäriſche Laufbahn mit dem Rang eines zweiten Wachtmeiſters, den er ſchon ſeit dem letzten Türkenkriege bekleidete, für immer abgeſchloſſen. Sah er nun auch ſelbſt ſehr wohl ein, daß er niemals zu einem höheren Poſten gelangen würde, ſo hatte gerade dieſe Ueberzeugung ſein großes Verlangen nach dem Beſitze der Tapferkeitsmedaille noch mehr geſteigert. Es war viel Ehrgeiz in dem Joſias, und ſich auf eine oder die andere Weiſe auszuzeichnen, ſtets ſein größtes Beſtreben. Hätte er eine tüchtige Jugenderziehung genoſſen und wäre ſeine geiſtige Ausbildung nicht ſo ſehr vernachläßigt worden, daß er ſpäter ſelbſt bei dem beſten Willen dieſe Verſäumniſſe nicht wieder einholen konnte, ſo wäre leicht ein bekannter General aus ihm geworden, während er es jetzt nie höher wie bis zu einem zweiten Wachtmeiſter bringen konnte. Doch Wachtmeiſter und Corporale müſſen auch in jedem Heere ſein, und ſind ſie nur recht tüchtig und erfüllen ſtreng ihre Pflicht, ſo gereichen ſie demſelben zum größten Nutzen und ſind gar ehrenwerthe Männer, welchen die höchſte Achtung gebührt. Dies ſah auch der Joſias allmälig immer mehr und mehr ein, und wenn es ihm anfänglich oft auch nicht wenig gewurmt hatte, daß er immer und immer Jahr aus Jahr ein daſſelbe bleiben mußte, während gar mancher junge Cadet, dem er zuerſt den Stalldienſt und das Reiten beigebracht hatte, jetzt längſt ſchon bis zum Rittmeiſter, ja ſelbſt bis zum Stabsoffizier befördert war, ſo hatte er nun ſchon ſich vollkommen darein gefunden. Und nun gar, ſeit ihm die ſichere Ausſicht geworden, die goldene Medaille zu bekommen, wie war da auch das letzte Reſtlein von verletztem Ehrgeiz, was hie und da in verdrießlichen Stunden ihm wohl noch ein bischen im Gemüth herumgewirthſchaftet haben mochte, vollends verſchwunden. So vergnügt und mit ſich ſelbſt zufrieden, wie nur ein Soldat im ganzen großen Heere des Kaiſers, wenn er ſelbſt den Feldmarſchall-Lieutenants-Rang bekleidet hätte, war daher jetzt der Wachtmeiſter, und ſegnete daher viel tauſendmal die Stunde, in der er den feſten Entſchluß gefaßt, für ſein ganzes ferneres Leben der kaiſerlichen Fahne mit dem Doppeladler anzugehören. Der Joſias war nämlich kein Sohn aus Oeſterreichs großen Ländern, ſondern weit hinten aus dem Reiche her, wie man wohl zu ſagen pflegt, und hatte freiwillig ſich anwerben laſſen. Aus dem weſtphäliſchen Lande, was jetzt zum Königreiche Preußen gehört, damals aber noch unter einem fürſtlichen Erzbiſchof, gewöhnlich einem erlauchten Erzherzog aus Habsburgs Kaiſerſtamm, ſtand, war er gebürtig und recht feſte, kräftige Menſchen, ſo ſtark und zähe wie die mächtigen Eichen, in deren grünem Kranze die einzelnen großen Bauernhöfe daſelbſt zu liegen pflegen, wohnen daſelbſt. So gut war es dem Joſias nun gerade nicht geworden, in einem ſolchen reichen Bauernhofe geboren zu werden, ſondern war dies vielmehr unter freiem Himmel im Schatten einer dieſer grünen Eichen geſchehen. Sein Vater nämlich hatte weder Haus noch Hof, weder Garten noch Feld, ja überhaupt eigentlich keine feſte Heimath. In den ſogenannten ſchleſiſchen Kriegen war er Soldat geweſen, und zwar ein Mordskerl, der nicht viel Bedenken machte, wenn es gerade ſo zum Sturm mitten auf eine feindliche Batterie los ging. Sonſt war er aber ein etwas unruhiger Kopf, der bald hier bald dort diente, wie es in jenen Zeiten gar ſo häufig geſchah, und nirgends ſo lange blieb, um Anſprüche auf Penſion oder Invalidengelder machen zu können. So war er denn endlich mit einem arg zerſchoſſenen Fuß und noch einem halben Dutzend anderer Wunden auf dem Körper entlaſſen worden und konnte ſehen, wie er ſich ſein Brod ſelbſt verdiente. Nun deßhalb verzweifelte er nicht, denn in jenen Zeiten, wo es noch mehr an Bevölkerung fehlte, wie jetzt, konnte ein fleißiger Menſch ſich ſtets halbwegs ordentlich durchbringen, ſelbſt wenn er auch einen lahmen Fuß hatte. Der entlaſſene Soldat, der in ſeiner langen Dienſtzeit in aller Herren

Länder allerhand ſo kleine Geſchicklichkeiten gelernt hatte, kaufte ſich einen Scheerenſchleiferkarren und fing an, mit demſelben im Münſter'ſchen Lande, von wo er eigentlich gebürtig war, herumzuziehen. Ein ſauberes Weib, die einzige Tochter einer alten Marketenderin, die im Feldlager aufgewachſen auch an ſolch heimathsloſes Herumziehen gewöhnt war, fand er auch bald und ſo ging denn Alles ſo gut, wie es unter ſolchen Umſtänden nur gehen konnte. Außer dem Schleifen von Meſſern und Scheeren auf den Bauernhöfen und adeligen Gütern, handelte der frühere Soldat noch mit Schuhwichſe, Putzwachs und dergleichen Sachen mehr, die er ſelbſt zu bereiten wußte und verdiente damit ſo viel, daß er ſeine Frau und das alte ausrangirte Huſarenpferd, was den Planwagen zog, in dem die ganze Familie ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, ſtets ordentlich ernähren und auch ſonſt in gutem Stande halten konnte. In dieſem Planwagen nun war unſer Joſias geboren. Die Geburtswehen hatten die Frau des Scheerenſchleifers ſo plötzlich überfallen, daß es nicht mehr möglich war, noch ein Dorf zu erreichen, und ſo hatte der zukünftige Vater denn ſeinen Wagen unter den Schatten einer allmächtigen Eiche, die unweit am Wege ſtand, gefahren, damit ſeine Frau dort in aller Ruhe die ſchwere Stunde überſtehen könne. Schnell und glücklich ging dies von Statten und nicht lange dauerte es, ſo hielt der vergnügte Vater einen ſo derben und geſunden Knaben im Arme, wie er in einem Fürſtenpalaſte nicht beſſer hätte zur Welt kommen können; dies nun war unſer Joſias. In demſelben Augenblick blitzte es hell am fernen Himmel und ein dumpfer Donner rollte langſam durch die Luft. Der Vater, der eben bemüht war, dem kleinen Schreihals ſo eine Art von Wickel aus einem Fetzen eines alten Soldatenmantels zu bereiten, nahm dies für ein gutes Vorzeichen und rief ſeinem Weibe, die zwar noch etwas ſchwach aber ſonſt auch ganz munter auf einigen Heubündeln im Wagen lag, vergnügt zu: „Haſt du wohl das Gedonner gehört, Maricken, das bedeutet, daß unſer Bub hier dereinſt noch ein tüchtiger Soldat werden ſoll, der unterm Donner in die Welt kommt und unterm Kanonendonner auch wieder daraus hinausgeht, na, der himmliſche Vater da droben gebe nur ſeinen rechten Segen dazu" und Amen ſagte leiſe die Mutter und faltete die Hände und bat in ihrer Mutterliebe die heilige Jungfrau Marie mit ſtillem, inbrünſtigem Gebete, ſie möge ſich dieſes ihres Sohnes doch annehmen und ihn unter ihren himmliſchen Schutz nehmen. Wie nun ein paar Tage darauf ein uralter Kapuziner, denn der Herr Pfarrer war verhindert, den kleinen Säugling in der Kirche des nächſten Dorfes taufte, und ihm den Namen Joſias gab, weil gerade dieſer Tag im Kalender war, ſo meinte auch der, als ihm der Vater dieſen Donnerſchlag erzählte, der Kleine würde dereinſt ein Soldat werden und als ſolcher auch ſterben.

Von da an war kein Zweifel mehr weder bei Vater noch Mutter, daß ſich dies Schickſal dereinſt bei ihrem Sohne erfüllen würde.

In dem Planwagen des Vaters, bald hier in der Scheune eines wohlwollenden Bauern oder der Geſindeſtube eines reichen Gutsherrn, welcher der wandernden Familie ein Nachtlager gab, bald wieder auch nur unter dem Schatten einer mächtigen Eiche oder dem Schutz eines hohen Grabmonumentes, wie es die Umſtände bei dieſem Wanderleben gerade mit ſich brachten, wuchs der Knabe nun auf. Körperlich ſtark und abgehärtet wurde er freilich bei dieſer Lebensart, von regelmäßigem Schulunterricht oder nur von der Erlangung irgend welcher Kenntniſſe konnte dabei aber keine Rede ſein. So mehr durch Zufall lernte er allmälig ſo viel, daß er zur Noth in den gedruckten Volksliedern, die der Vater als Handelsartikel auch mit im Wagen führte, leſen und ſtatt ſeines Namens drei Kreuze machen konnte. Dies war die ganze Schulbildung, die er erhielt. Als kleinen Buben aber, der kaum ſchon ordentlich laufen konnte, ſetzte ihn der Vater auf den alten Schimmel, der ihren Wagen zog, und ließ ihn oft Stunden lang dort ſitzen und ſpäter, wie er erſt größer und kräftiger ſich fühlte, war es ſein Hauptvergnügen, auf den Bauernhöfen oder Rittergütern, wo ſie übernachteten, die Pferde zur Schwemme zu führen, oder die Mutterſtuten auf die Sommerweide führen zu helfen. Fiel der Bube auch bei dieſem Gereite, und es entſtanden im Verein mit den andern Bauernjungens oft förmliche Wettgejage daraus, bisweilen kopfüber kopfunter herunter, und es gab tüchtige blaue Flecken und Beulen dabei, nun ſo durfte das auch weiter nicht ſchaden. Von Weinen, Heulen und Klagen bei ſolchen Unfällen konnte natürlich keine Rede ſein, denn der Vater hatte mit dem Stock gar arg den Tact dazu auf dem Rücken des Joſias geſchlagen, wenn er von ſolcher Verweichlichung nur eine Spur bei ihm entdeckt. Ueberhaupt erzog der Vater — denn die Mutter war, als der Joſias ſechs Jahre alt war, geſtorben, äußerſt rauh und hart, wie es auch dieſe herumziehende Lebensweiſe am Ende mit ſich brachte, und härtete ihn ſchon frühzeitig ſo zu einem tüchtigen Soldaten ab. Von Schuhen und Strümpfen war im Sommer keine Rede und ebenſo wenig von einer Mütze, und die ganze Bekleidung beſtand nur aus Hemd und Hoſen von grober grauer Leinwand. Kam der Winter, dann wurde irgend eine alte abgelegte Montur eines münſter'ſchen Soldaten auf dem Trödelmarkt gekauft, und ein befreundeter Dorfſchneider, dem der Vater dafür ſeine Scheeren das ganze Jahr in gutem Stand hielt, fertigte Jacke und Hoſe, und wenn ein Reſt übrig blieb, auch eine Mütze daraus für den Knaben an. Ordentlich und reinlich mußte aber ſtets dieſer ganze Anzug im höchſten Grade gehalten werden, denn der Vater war zu lange Soldat geweſen um hierauf nicht ſtrenge zu halten, und den Gebrauch von Seiſe, Bürſte, Faden und Nadel lernte der Kleine ſchon von Jugend auf recht gründlich kennen. So wuchs er ſtark und geſund heran, wußte nicht was eine Krankheit war, kannte die Betten nur von Anſehen, denn gelegen hatte er noch niemals in einem ſolchen, ſondern ſtets nur auf der Streu, war zufrieden, wenn er nur Mehlſuppe, Schwarzbrod und Kartoffel immer vollauf zu eſſen hatte, und konnte kaum begreifen, wie es Knaben geben könne, die ſo verweichlicht wären, daß ſie durch die Rauheit des Wetters abgeſchreckt würden, ſich draußen im Freien herumzutummeln. Müſſiggehen durfte der Joſias übrigens keineswegs, ſondern mußte tüchtig mitarbeiten und wie es ſich gehörte, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein tägliches Brod verdienen. Der Vater, den ſeine Wunden allmälig immer mehr plagten, wurde ſchon ſchwächer und nicht mehr ſo zur Arbeit tauglich, wie er es früher geweſen war. Da mußte der Knabe dann Meſſer und Scheeren ſchleifen, zerbrochene Töpfe mit Draht beſtricken, daß die ſorgſame Hausfrau dieſelben noch immer einige Jahre in der Küche gebrauchen konnte, und was dergleichen Geſchäfte eines wandernden Scheerenſchleifers mehr ſind. So fleißig und geſchickt er aber auch war und bald dem Vater darin vollkommen gleich kam, ja dieſen ſogar übertraf, ſo unterließ Letzterer doch nie ihm zu ſagen „Soldat ſollſt und mußt du werden Junge, das iſt nun einmal gewiß, denn umſonſt hat es nicht ſo gräulich gedonnert und geblitzt, als meine ſelige Maricken dich zur Welt brachte.“ So wuchs denn der Joſias in dem Gedanken heran, daß es einmal ſein feſtes Schickſal ſei, Soldat werden zu müſſen, und wenn er am Feierabend, oder wenn es ſich ſonſt ſo traf, mit den andern Jungen in den Dörfern, wo ſie gerade übernachteten, ſpielte, ſo machte er ſtets wie ſelbſtverſtändlich den Anführer dabei und ſagte, dies gebühre ihm, da er ja doch einmal für ſein ganzes Leben ein Soldat werden müſſe. Die andern Bauernjungen, die machten freilich offene Mäuler zu dieſer ihnen unbekannten Redensart, und ihr bäuerlicher Dorfſtolz wollte ſich bisweilen ſogar dagegen empören, daß ſo ein heimathsloſer Scheerenſchleiferjunge ohne weiteres ſich zu ihrem Anführer aufwerfe und ihre Spiele leite. Allein da der Joſias bei weitem ſtets der Stärkſte und Gewandteſte von ihnen allen war, und die Widerſpenſtigen ſogleich tüchtig durchprügelte, ſo fügten ſie ſich denn auch bald willig ſeinen Anordnungen. Wenn er aber ſolche Spiele leitete, ſo konnte man ſicher darauf rechnen, daß nichts als Soldat geſpielt wurde, und die Jungen durch das ganze Dorf tobten und mit ihren Weidenruthen auf einander loshieben, daß es nur eine Art hatte. Da ſchüttelten denn oft die älteren Leute in den erzbiſchöflich münſter'ſchen Dörfern verwundert den Kopf darüber und konnten nicht begreifen, wie mit einem Male in ihre ſonſt ſo friedfertige Jugend ein ſo kriegeriſcher Sinn gefahren war und ſagten wohl in ihrer breiten Mundart zu einander: „dat mackt all dee Scheerenſchlieperjung, dee hät den Düwel (Teufel) im Leew (Leib)." Der alte Scheerenſchleifer aber, wenn er ſah, was ſein Joſias für ein tüchtiger Burſche war und alle die andern Jungen, obgleich viel größere und beſonders auch beſſer gekleidete ſich darunter befanden, ſo kommandirte, wie er gerade wollte und keiner ſich ihm zu widerſetzen wagte, ſchmunzelte gar vergnüglich dabei, ſtrich ſich durch ſeinen langen eisgrauen Schnurrbart, den er als ehemaliger Soldat noch immer trug, und rief in freudig ſtolzem Tone „Potz Bomben und Granaten, hab' ich nicht von jeher geſagt, in dem Jungen ſteckt ein tüchtiges Soldatenblut, gebt Acht, er bringts noch weit, wenn er erſt den bunten Rock anhat." Daß aber der Joſias ſich auch tüchtige Schulkenntniſſe erwerben müſſe, wenn er es wirklich im Soldatenſtand zu etwas hohem bringen ſolle, daran dachte der Alte nicht und ließ nach wie vor denſelben ſo wild aufwachſen.

So war denn der Joſias bei dieſem herumziehenden Leben allmälig ſiebzehn Jahre alt geworden, und dabei ſo ſtark und kräftig von Knochen- und Gliederbau, daß er es im Ringen ſtets mit dem ſtärkſten Großknecht in jedem Dorfe aufnehmen konnte. Allzuhoch von Wuchs war er nicht, dafür aber deſto breiter im Bruſtkaſten, und auf den Armen da ſchwollen die Muskeln ordentlich fingerdick hervor. Ein gar hübſcher Burſche war er dabei, und wenn er den Bauernmädchen die Scheeren und Meſſer, die er ihnen ſo ſcharf und ſpiegelblank geſchliffen hatte, wieder brachte und in ſeiner ſtets muntern Laune einige neckende Worte dazu ſagte, ſo ſchauten dieſe den friſchen Burſchen mit ſeinen hellen blauen Augen und dem blonden Kraushaar und den rothen vollen Backen gar nicht unfreundlich an, und jedes Mädchen hob gewiß die ſchadhaften Scheeren, Meſſer und Töpfe ſo lange auf, bis der hübſche Joſias wieder in ihr Dorf kam, um dieſem die Arbeit und ſich die Gelegenheit, etwas mit demſelben zu plaudern, nicht zu entziehen. So ſind nun die Mädchen einmal überall in der Welt, ſei es im weſtphäliſchen Land, in Ungarn, Böhmen oder Welſchland; ein hübſcher junger Burſche, der dazu ſeine Zunge im Munde nicht vergebens ſitzen hat, wird ſtets beſſer mit ihnen fahren wie ein alter mürriſcher Graukopf. Konnte der alte Vater des Joſias daher ſehr damit zufrieden ſein, daß ſein Sohn ſich bisher aller ſeiner Geſchäfte mit ſo vielem Eifer angenommen hatte, denn ſchlecht hätte es ihm ergehen müſſen, wenn er in ſeinem hohen Alter und ſeinem immer mehr breſthaften Zuſtand dies ſtets ſelbſt hätte beſorgen müſſen.

Eines Abends aber, als ſie gerade wieder in die Gegend, wo der Joſias geboren wurde, herfuhren, da war dem Alten, der hinten im Wagen ſo weich als möglich auf Heu und Decken gebettet lag, ſo ſchlecht, daß er meinte, er werde es nun wohl nicht mehr länger mitmachen können. „Fahr mich da nur unter die große Mahleiche, wo meine ſelige Maricken dich vor ſiebzehn Jahren zur Welt brachte, und leg mich daſelbſt nieder, damit ich ruhig im Freien ſterbe, denn hier unter dem Plandache des Wagens, wo ich Gottes blauen Himmel nicht ſehen kann, wird es mir zu eng und dumpf jetzt,“ ſprach er. Der Joſias, der ſtets von Kindheit an gewohnt war, alle Befehle des Vaters unweigerlich zu vollziehen, denn ſeinem Rücken würde es ſonſt auch ſchlecht bekommen haben, wenn er den geringſten Widerſpruch dagegen geäußert, that auch jetzt ohne Weiteres, wie der Alte befohlen; der Planwagen ward unter dieſelbe mächtige alte Eiche gefahren und leicht hob der ſtarke Burſche den kranken Vater aus demſelben, ſchob ihm ein Heubündel unter den Kopf und legte ihn ſeinem Willen gemäß ſo hin, daß er gerade die in voller Pracht untergehende Sonne noch zuletzt ſo recht ſehen konnte. Mit einigem Wohlgefallen ſchien der ſterbende Greis dieſen ſchönen Anblick zuletzt noch zu genießen, dann wandte er ſich zu ſeinem Sohne, der neben ihm ſaß und ſprach: „Mit mir iſt es jetzt aus und in einer Stunde werde ich von unſerem lieben Herrgott zum Appel aufgerufen werden. Von jetzt an, Junge, mußt du die Scheerenſchleiferei, die doch nur ein elendigliches Handwerk iſt, aufgeben und ein Soldat werden. Hier unter das erzbiſchöflich münſter'ſche Volk gehſt du mir aber nicht, denn in einem ſo kleinem Ländchen da wird der Soldatenſtand doch nicht ſo äſtimirt, wie es gebührt und das Ganze iſt nicht viel werth. Nach Oeſterreich, wo ich zuletzt auch diente, gehſt du und läßt dich unter die kaiſerlichen Fahnen anwerben, da geht's zu wie es ſich gehört, und ein braver Kerl, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, kann da ſchon ſein Glück machen. Das ſag ich dir aber, Junge, Courage mußt du haben, und wenn es Freiwillige zu irgend einer gefährlichen That gilt, mußt du ſtets der Erſte ſein, der ſich meldet, und ſonſt Subordination und Reinlichkeit und Ordnung oder du biſt ein grauslicher Lump und ich ſteige vom Himmel herab und breche dir ſelbſt das Genick, damit du meinem Namen keine Schande machſt. So, Junge, nu laß nur das Gewcine, denn damit änderſt du doch nichts, der Tod kommt ſchon in immer raſcherem Schritte anmarſchirt, um mich zu holen. Da gib mir noch einmal die Hand und werde ein braver Soldat, das ſage ich dir.“ Mit dieſen letzten Worten ſtreckte der alte Scheerenſchleifer ſich noch einmal lang aus und war todt. Zwei Tage darauf begrub ihn derſelbe uralte Kapuzinermönch, der den Knaben damals getauft hatte, und ganz allein auf dieſer Welt ſtand der Joſias nun. Doch ein friſcher, kräftiger Burſche war er ja, und nutzloſen trüben Gedanken gab er ſich nicht allzulange hin. Er betrauerte ſeinen verſtorbenen Vater recht aufrichtig, wie es ſich für einen guten Sohn gehörte, und war dann feſt entſchloſſen, nach beſten Kräften für ſich ſelbſt zu ſorgen, da andere Menſchen dies doch nicht gethan haben würden. So verkaufte er denn Karren, Pferd und ſonſtige kleine Habſeligkeiten des Vaters, bezahlte deſſen Begräbnißkoſten und machte ſich dann mit wenigen Groſchen in der Taſche, aber mit feſter Zuverſicht auf ſich ſelbſt nach Oſterreich auf, um dort wo möglich als Freiwilliger bei dem Regiment, in dem ſein Vater auch ſchon geſtanden hatte, einzutreten.

Aus dem Soldatenleben.

Mitgetheilt von

Emanuel Ring.

I.

Ein Schneiderjunge.

„Junge! wo biſt du wieder ſo lange geweſen? Ich ſchlage dich doch noch Mal kreuz und lahm!“ rief Meiſter Molin und ſuchte den Burſchen bei den Haaren zu faſſen, was ihm freilich nicht gelang, denn der leichtfüßige Bote war bereits an der Thüre, um den Handgreiflichkeiten Molins zu entgehen. „Was mir doch der Burſche für Aerger macht!“ fuhr der Schneider brummend fort, „ich brauche ihn nur in die nächſte Gaſſe zu ſchicken, ſo bleibt er eine Stunde fort.“

Der Junge, welcher Meiſter Molin ſo großen Verdruß bereitete, hieß François. Er war der Sohn eines ziemlich armen Müllers aus Ruffach im Elſaß und ſchon achtzehn Jahre alt; es wurde ihm deßhalb nachgerade zu viel, immer als Laufburſche verwendet und ausgeſcholten zu werden. „Die Geſchichte muß einmal ein Ende haben!“ ſagte eines ſchönen Tages François zu ſeinem Herrn: „Ich gehe meiner Wege und Sie können ſich nach einem neuen Packeſel umſehen; ich bin Ihrer unzeitigen Zornausbrüche und Ihrer unwürdigen Behandlung müde.“

Dieſe ernſte, unerwartete Sprache machte den Schneider ganz verblüfft; zum erſten Male fiel es ihm ein, daß der Junge das Alter erreicht hatte, in dem man ſich nicht mehr in jeden Ausbruch der Laune eines Meiſters findet und Herr von Molin nahm ſich vor, auf einer andern Saite zu ſpielen. Er redete deßhalb den jungen François höflich an, lobte ſeinen Fleiß und ſeine Tüchtigkeit, und bekam ihn von dieſer Zeit an ordentlich lieb. Aber in dem lebensfrohen heitern François lebten ganz andere Gefühle, als die Liebe zur Schneiderprofeſſion; die Nadel wurde ihm unerträglich; die ganze Profeſſion erſchien ihm gar zu weibiſch, während kräftiges Mannesblut in ſeinen Adern rollte.

François dachte zum erſten Male daran, ſeinen Stand zu verändern, die Gelegenheit war günſtig; raſch faßte er eines Tages einen Entſchluß und vertauſchte Scheere und Nadel mit dem Schwerte. — Molins Junge wurde Soldat.

Heiter lächelte die Sonne über Frankreichs Hauptſtadt und ſpiegelte ſich freundlich im Glanze ihrer mannigfaltigen Gebäude. Der ſchönſte Morgen lud die Einwohner von Paris ein, das Freie zu beſuchen; in den zahlreichen Straßen der Modeſtadt herrſchte lautes Leben und Luſtbarkeit; die Läden öffneten ihre reich verſehenen Hallen, die Kaffeehäuſer füllten ſich mit Gäſten, die Boulevards wimmelten von Menſchen und vor einem Laden im Palais Royal ſtand Schneider Molin und rauchte eine Cigarre, während das Wohlbehagen und die Selbſtzufriedenheit, die in ſeiner Seele wohnte, ſich über ſein fettes Geſicht ergoß. — Da näherte ſich ihm ein Mann von hoher und gebieteriſcher Geſtalt, in einer reich geſtickten Uniform, mit dem Generalshute auf dem Kopſe und dem Ehrenlegionskreuz auf der Bruſt.

„Guten Morgen, Meiſter Molin!“ rief der Mann in der Uniform und klopfte dem erſtaunten Schneider auf die Schultern.

„Ich bitte — Ihro Gnaden!“ ſtammelte dieſer verlegen.

„Ei, hat der Reichthum Sie ſo ſtolz gemacht?“ fragte der Fremde lächelnd.

„Aber ich bitte, ich habe wirklich nicht die Ehre!“

„Was, Sie haben doch wohl Ihren alten Freund nicht vergeſſen?“

„Vergeben Sie Herr General; aber ich kenne Sie wirklich nicht.“

„So!“ ſagte dieſer und ſchüttelte bedenklich den Kopf: „Es iſt nun wohl 24 Jahre her, ſeit ich Sie nicht geſehen, aber ich hätte doch nicht geglaubt, daß dieſer Zeitraum meine Züge in dem Grade verändern würde, daß ich nicht Mal von Ihnen wieder erkannt werden ſollte. Ihren alten François kennen Sie nicht mehr?“

„Du mein Gott! Sie hier, lieber François?“ rief der Schneider überraſcht: die Cigarre fiel ihm aus der Hand und er drückte herzlich die dargereichte rechte Hand des Generals.

„Ja, ich bin François Joſeph Leſevre, dazu Herzog von Danzig und Marſchall von Frankreich, und da ich einen außerordentlich guten Appetit habe, ſo will ich ſogleich bei Ihnen frühſtücken.“

„O mit Freuden, mein lieber Herr François, Alles, was das Haus vermag, ſteht zu Ihren Dienſten, aber wer ſollte das geglaubt haben, daß ein ſo großer Herr aus Ihnen werden würde!“

„Ich danke Ihnen für dieſes Compliment!“ antwortete der General lächelnd, „aber kommen Sie zum Frühſtück; wir wollen dabei von alten Tagen reden.“

Molin wußte ſich vor Freude gar nicht zu faſſen. Unter den größten Freundſchaftsverſicherungen ſtellte er dem Marſchall ſeine Familie und das ganze Perſonal des Hauſes vor, ließ raſch Trüffelpaſteten und einige Flaſchen vom allerfeinſten Weine holen und trank unzählige Male auf ſeines frühern Lehrlings Geſundheit, ſo daß er, als der General ihn verließ, für den ganzen Tag zu jedem Geſchäfte untauglich war.

II.

Land und See.

Ein Marineſtückchen.

Admiral Ruyter lag einſt mit ſeinem Schiffe bei Rotterdam vor Anker und da er in großem Anſehen bei den Einwohnern ſtand, wurden ihm zu Ehren viele Feſtlichkeiten veranſtaltet. Das ärgerte den General der Landtruppen, die in Rotterdam lagen, und er ſagte: „Ich will doch dieſem Ruyter einen kleinen Streich ſpielen.“ Er lud ihn deßhalb zu einem Feſtmahle ein, wobei Alles, was den Gaumen kitzeln konnte, aufgewandt wurde. Nach Tiſch ſagte der General: „Meine Herren, wir wollen auf meinem Landhaus den Kaffee trinken.“

Nun wurden die koſtbarſten Pferde vorgeführt. Der Admiral hatte nie in ſeinem Leben auf einem Pferde geſeſſen. Deßhalb weigerte er ſich auch nachdrücklich. Aber er mußte doch zuletzt nachgeben und aufſteigen. Er ſaß wie ein Schneider auf dem muthigen Thier, das allerlei Sprünge machte. Die Landoffiziere waren nahe daran, vor Lachen zu platzen.

Durch die Stadt ging es noch ordentlich, da der General ziemlich langſam ritt. Aber ſobald ſie vor die Thore hinauskamen und der General, ſeinem Pferde die Sporen gebend, in raſchem Galoppe fortſprengte, — da flog auch der Admiral mit, aber auf ſo ängſtigende Weiſe bald nach Rechts bald nach Links geſchleudert, daß er zum großen Vergnügen der Landoffiziere ſich am Sattelknopf und der Mähne feſthalten mußte. Noch ehe ſie das Landhaus erreicht hatten, machte das Pferd einen Sprung und — Ruyter lag auf allen Vieren im Sande.

Mit Mühe das Lachen zurückhaltend, bedauerte der General das ihm zugeſtoßene Unglück, das zum Glück keine weitern Folgen hatte, als daß der Admiral erklärte, das Pferd nicht mehr beſteigen zu wollen; der General ließ deßhalb Abends den Wagen holen, in welchem Ruyter nach der Stadt zurückfuhr.

Dieſe Geſchichte bildete nun mehrere Tage das Lieblingsgeſpräch der Landoffiziere, die ſich darüber noch oft im Gelächter ausſchütteten.

Der Admiral erfuhr es und dachte bei ſich: „Ja, wartet nur Ihr Landratten: ich werde Euch mit einem Souvenir aufwarten, das Ihr nicht ſo bald vergeſſen ſollt.“

Einige Tage darauf erhielt der General und alle ſeine Offiziere eine Einladung zu einem Diner auf dem Admiralſchiff.

Ruyter hatte auf dem Hinterdeck ein prächtiges Zelt errichten laſſen. Darunter ſtand der Tiſch, der ſich unter dem Gerichte der ausgeſuchteſten Speiſen und Getränke bog. In den Maſtkörben und dem Tauwerk hingen die feſtlich geſchmückten Matroſen, die Alle zuvor gehörig inſtruirt waren.

Endlich erſchienen die Gäſte am Ufer. Prächtig geſchmückte Schaluppen und Boote brachten ſie heraus auf das Schiff, wo man ſich ſogleich zu Tiſche begab. Nachdem man ſich tüchtig an Wein und Speiſen gütlich gethan, brachte der Admiral einen Toaſt auf Hollands Wohl aus.

Er war aufgeſtanden und alle Gäſte mit ihm. Während man mit den Gläſern anklinkte, wurden alle hundert und zwanzig Kanonen des Schiffes gelöst. Das mächtige Schiff beugte ſich und erhob ſich wieder; aber bleich vor Schrecken ſchwankten alle Landoffiziere auf dem Deck hin und her und die Matroſen hielten ſich den Bauch vor Lachen. Nur Ruyter und ſeine Offiziere ſtanden feſt um den Tiſch.

Als der Schrecken ſich etwas gelegt, ſagte Ruyter ruhig: Mynheers dat is myn paard! „Meine Herren das iſt mein Pferd!“

Die Landoffiziere hatten das Lachen verlernt, aber Ruyter that als ob nichts vorgefallen wäre.

Feuerwerker Wortmann.

Von

F. W. Hackländer.

(Schluß.)

Achtes Kapitel.

Auf dem Wege nach meinem neuen Beſtimmungsorte treffe ich einen freundlichen Gensdarmen, der mir durch eine Erzählung beweiſt, daß man ſich ein Vergnügen daraus machen kann, nicht zu avanciren.

Der Abſchied von meiner Batterie ward mir, wie man ſich wohl denken wird, durchaus nicht ſchwer. Freunde hatte ich unter meinen Kameraden ſo gut wie gar keine, der Hauptmann war froh, daß er mich los wurde und auch mir konnte es nur angenehm ſein, einen Vorgeſetzten zu verlaſſen, der nicht nur unnachſichtlich und ſtreng, ſondern auch parteiiſch gegen mich war. Der Lieutenant von Schwenkenberg hatte ſeit der langen Rede, die er an mich gehalten, nur noch wenige Worte mit mir gewechſelt, er liebte das viele Sprechen überhaupt nicht, war von jeher verſchloſſen geweſen und wurde es, je länger er diente, immer mehr.

So packte ich denn mit ſehr leichtem Herzen meine Habſeligkeiten in einen kleinen Koffer, den mir meine Mutter geſchickt, nahm von meinem Freunde, dem Gärtner, herzlichen Abſchied, ach! und hier war es mir gerade zu Muth, als damals, wo ich den weiſen Vogel verließ. Auch er ſteckte mir die Taſchen voll Sämereien, die ich aber jetzt nicht wegwarf, denn obgleich Vater Wortmann mir damals geſagt, auf den Wallgängen wüchſen keine Blumen, ſo hatte ich doch eine unbeſtimmte Ahnung, in der kleinen Feſtung J. unter dem Kommando des Herrn Hauptmann von Walter könne und müſſe es doch ganz anders ſein, und unter dieſen für mich ſehr ſchönen Hoffnungen wanderte ich denn zum Thore hinaus, in der gleichen Jahreszeit als damals, wo ich das elterliche Haus verlaſſen. Vier Jahre waren ſeitdem vergangen, ich noch um einige Zoll gewachſen, hatte mir auch einen kleinen Schnurrbart zugelegt, und wenn ich bei Manövern und zur Einquartierungszeit manchen Mädchenaugen glauben durfte, die mich gern freundlich und lächelnd betrachteten, ſo war mein Aeußeres vielleicht der Mühe werth, daß ſich das andere und ſchönere Geſchlecht mit mir beſchäftigte. Weßhalb dieß Geſchlecht übrigens das ſchöne genannt wurde, wollte mir damals noch nicht ſo recht einleuchten. Mein Herz war bis jetzt gänzlich unempfindlich geblieben und ich konnte nur lachen über die Thorheiten, die ich meine Kameraden in dieſer Richtung begehen ſah. In gewiſſer Beziehung war ich, ein ſo junger Feuerwerker, der ſchon in fünf Jahren Anſprüche auf eine Civilverſorgung hatte, für beſcheidene Wünſche eine recht gute Parthie zu nennen, und die Tochter unſeres Feldwebels, ein wohlgewachſenes, dickes Mädchen, — ſie ſpielte Guitarre und las gerne Romane, — hatte mir das auch nicht ganz undeutlich zu verſtehen gegeben. Sie declamirte gern Gedichte und den Tag vor meiner Abreiſe hatte ſie mich noch mit dem bekannten Liede beglückt:

„Noch einmal, Robert, eh' wir ſcheiden,
Komm an Eliſen's klopfend Herz!"

Doch hatte das gar keine Wirkung auf mich ausgeübt, vielmehr reichte ich ihr recht förmlich die Hand, worauf ſie ihr Näschen rümpfte und mich ungnädig entließ.

Das war bald vergeſſen, und ich wanderte wohlgemuth und leichten, fröhlichen Herzens über die lange Chauſſee dahin. Reiſeabenteuer hatte ich auf dieſem Marſche ebenſowenig als auf meinem erſten, den ich von meinem elterlichen Hauſe antrat. Doch begegnete mir auch dießmal wieder der unvermeidliche Gensdarm, der aber, als er meine ſtattliche Uniform ſah, nicht wie damals, nach meinem Paſſe verlangte, ſondern vielmehr freundſchaftlich mit mir ſchlenderte.

Es war am zweiten Tag meines Ausmarſches und ich konnte noch vor Abend die Feſtung J. erreichen. Der Gensdarm zog ohne beſondere Beſtimmung mit mir denſelben Weg; nachdem er ſich mir als einen ehemaligen Unteroffizier der reitenden Batterie unſerer Abtheilung zu erkennen gegeben, plauderten wir recht angenehm von vergangenen und zukünftigen Zeiten.

Mir war es recht, daß ich ihn traf, denn da er in der kleinen Feſtung ſtationirt war, ſo kannte er alle Verhältniſſe dort genau, was ja ſchon ſein Beruf mit ſich brachte, und konnte mir über Manches die beſte Auskunft geben. „Die Feſtung iſt klein," ſagte er, „und deßhalb die Stadt außerordentlich langweilig. Da ſie auch nicht an einer Hauptſtraße liegt, ſo iſt der Verkehr ſehr gering und auf den Straßen und Plätzen wächst ſo viel Gras, daß man die Kühe nicht braucht zum Thore hinauszutreiben, wie es dort noch jeden Morgen geſchieht. Feſtungskommandant," erzählte er weiter, „iſt der General R., ein braver und ſehr freundlicher Vorgeſetzter; mit dem Sie übrigens wohl nichts zu thun haben, denn wie ich mir denken kann, gehören Sie zur Compagnie des Herrn Hauptmann von Walter, der die Citadelle faſt unumſchränkt kommandirt."

„Aber er ſteht doch unter dem Feſtungskommando?" fragte ich meinen Begleiter, der mir lächelnd erwiederte: — „Eigentlich ja, und doch wieder nicht, das hat ſo ſeine eigene Bewandtniß."

Glücklicherweiſe hatten wir in dieſem Augenblicke eine kleine Anhöhe erſtiegen, auf deren Spitze ein einladendes Wirthshaus ſtand. Ein großer Schild mit angenehmer Verſprechung von friſchem Bier und ein Platz vor dem Hauſe mit breitem Tiſch und Bänken, die ſo äußerſt behaglich unter ſehr rieſenhaften Linden ſtanden, im Schatten der weitausgeſtreckten Aeſte, während ringsumher eine heiße Juniusnachmittagsſonne auf Straße und Feld brannte. Das ſchäumende Bier kam in ein Paar Krügen und für ſo was iſt ſelbſt das harte Herz eines Gensdarmen empfänglich. Wir machten es uns ſo bequem als möglich und nachdem der erſte Durſt gelöſcht war, auch der Hunger mit einigem Brod und Käſe beſchwichtigt, lenkte ich das Geſpräch abermals auf die Citadelle und meinen künftigen Chef.

„Das iſt eine ganz eigenthümliche Geſchichte," meinte der Gensdarm „und da es kein Dienſtgeheimniß betrifft, auch nichts Schlimmes iſt, ſo kann ich ſchon erzählen, was ich davon gehört."

„Wofür ich Ihnen ſehr dankbar bin," erwiederte ich, „denn es iſt ſehr angenehm, die Verhältniſſe kennen zu lernen, in welche man eintritt."

„Der Herr Hauptmann von Walter," ſagte der Gensdarm nach einem tüchtigen Zuge, „iſt wie Sie ja auch geſehen haben, ſchon ein alter Herr, näher den Sechzigen als den Fünfzigen. Da die jungen Leute leider die ſchlimme Gewohnheit haben, den meiſten Vorgeſetzten einen zweiten Namen beizulegen, der ſich auf ihre allenfallſigen Schwächen bezieht, ſo thaten ſie das auch bei Herrn Hauptmann von Walter. Da aber über den nun, weiß Gott, Niemand im Geringſten zu klagen hat, ſo nennen ſie ihn, weil ſich kein Menſch zu erinnern weiß, daß er avancirt iſt, den ewigen Hauptmann. Denn Hauptmann war er ſchon, als der alte Oberfeuerwerker, der auch ſchon eine tüchtige Reihe von Jahren dient, nach J. kam. Daß er Hauptmann war, erinnern ſich die alten Zollaufſeher am Thore und ſchon graue Leute der Stadt können ſich nicht anders denken, als daß der Hauptmann von Walter in der Citadelle gehaust habe.“

„So iſt er kein guter Offizier, wenn er nicht avancirt iſt?“ fragte ich.

„Im Gegentheil,“ verſetzte mein Begleiter, „wie alle ſeine Herren Kameraden ſagen, iſt er ein ausgezeichneter Artillerieoffizier. Aber nun hören Sie den Haken, den die ganze Geſchichte hat. Er war ſchon ſo früh Hauptmann und das obendrein in der Gardebrigade, daß er jetzt ſchon wenigſtens Brigadekommandeur ſein müßte, wenn er gewollt hätte. Damals begleitete er einen hohen Herrn auf Reiſen, und machte ſich bis hoch oben hinauf außerordentlich beliebt.“

„Aber das ſind ja alles Gründe, um ſchnell zu avanciren,“ ſagte ich erſtaunt.

„Natürlich,“ verſetzte der Gensdarm, „wenn man avanciren will.“

„Und wer will nicht avanciren?“

„Der Herr Hauptmann von Walter. Hören Sie nur. Bevor es auf die beſprochene Reiſe ging, wurde der junge Lieutenant Walter ein ſehr junger Hauptmann, und als man höchſt zufrieden zurückkam, da hieß es: Jetzt wird er Major werden. Aber im Gegentheil, bald darauf erſtaunten alle ſeine Kameraden, als es hieß: der Hauptmann von Walter iſt zur Feſtungskompagnie nach J. verſetzt. „„Eine förmliche Ungnade,““ ſagte man. Ja, gehorſamer Diener, daß es keine Ungnade war, ſah man ſchon im nächſten Jahr, als Seine Majeſtät Allerhöchſt ſelbſt da unten in der Ebene die großen Herbſtmanövers kommandirten. Denn während derſelben war der Hauptmann von Walter beſtändig in der Allerhöchſten Suite, ſpeiste jeden Mittag an der Tafel, hatte häufige Unterredungen mit dem Herrn und nach den Manövern ging er mit dem Hoflager nach der Reſidenz, wo er ein halbes Jahr blieb und dann wieder als Hauptmann von Walter zurückkehrte. Einige Zeit darauf erhielt er von dem Prinzen, den er begleitet, ein hübſches Gut zum Geſchenk, ſchön gelegen am Mittelrhein, das er zeitweiſe beſuchte, aber immer wieder als Hauptmann zurückkam. Kameraden, die weit hinter ihm waren, rückten über ihn hinaus, ja der Herr General von R., unſer Feſtungskommandant, war in damaliger Zeit ſein vorgeſetzter Major und hat, wie die Herren ſagen, doch eine ſehr langſame Carriere gemacht.“

„Und aus welchem Grunde will er nicht avanciren,“ fragte ich erſtaunt, „oder nicht nach der Reſidenz zurückkehren, was doch der Wunſch jedes Offiziers iſt?“

„Wie geſagt, genau weiß man das nicht. Nur ſoviel iſt ſicher, daß er die Citadelle, in welcher er wohnt, mit ihren Wällen und Gräben über Alles liebt und daß er jede Beförderung von der Hand gewieſen hat, um nur dort bleiben zu können. Daß er aber nicht verſetzt wird, darum hat er Seine Majeſtät ſelbſt gebeten, und Allerhöchſtdieſelben haben ihm das lachend zugeſagt. Ich ſelbſt hörte es, als ich, es ſind nun beinahe fünfzehn Jahre, Ordonnanzunteroffizier war und mit in der Suite ritt.“

Dieß ſagte der Gensdarm äußerſt wichtig, worauf er einen tüchtigen Zug aus ſeinem Glaſe that.

„Und die Kompagnie iſt in gutem Zuſtande?“ fragte ich einigermaßen ſchüchtern.

„Die Kompagnie?“ rief der Gensdarm, wie im Ton der Ueberraſchung, „das ſollten Sie doch wiſſen, iſt die beſte ſämmtlicher Brigaden, und ich ſage Ihnen, Sie haben ein Glück, darum Sie ein alter Feuerwerker der Garde beneiden wird. Donnerwetter auch! ich ziehe heute meinen Rock aus und trete da wieder als Unteroffizier ein. Sie müſſen wiſſen, daß der Hauptmann von Walter bis oben hinauf merkwürdige Verbindungen hat.“

„Das habe ich ſchon gehört,“ erwiederte ich geſpannt.

„Daß man ihm über alle Maßen wohl will; und dieſe Protektion benützt er dazu, um ſich aus allen Batterien die tüchtigſten Leute zu ſeiner Kompagnie kommandiren zu laſſen. Ich will Ihnen kein Kompliment machen, aber daß er Sie zum Feuerwerker annimmt, das hat mir, unter uns geſagt, einen ganz donnermäßigen Reſpekt vor Ihnen beigebracht.“

Ich wehrte dieſes Kompliment, denn ein ſolches war es, ſo gut als möglich von mir ab, indem ich verſicherte, was er da geſagt, mache mich wahrhaft ängſtlich und ich wüßte nicht, ob ich die Erwartungen meines neuen Chefs zu erfüllen im Stande ſei.

„Dabei hat er ſeine kleinen Liebhabereien,“ fuhr der Gensdarm fort.

„Die Blumenzucht und Gärtnerei,“ fiel ich ihm in die Rede.

„Das iſt's,“ ſagte er, „und Sie werden ſich wundern, wenn Sie in die Citadelle kommen, wie es da ausſieht. Da iſt's außerordentlich ſchön, und ich kann Sie verſichern, daß Leute von nah und fern kommen um die alten Wälle und Gräben zu ſehen. Nebenbei führen die Leute der Kompagnie ein Leben wie Gott in Frankreich, und die Menage, die ſie machen, iſt beſſer als anderswo eine Offizierstafel. Ja, dabei möchte ich auch ſein. — Na, Sie werden ſchon ſehen. Hat doch der Gemeine da unten in der Citadelle jeden Tag Suppe, Gemüſe und Fleiſch und noch ein Nachteſſen obendrein. Es iſt wie eine große Familie, oder wie ein Landgut, wo Alles aus eigenem Intereſſe zu arbeiten ſcheint. Wenn die Kerle da unten ausgedient haben und ſie dürfen nach Hauſe gehen, da ſoll mich der Teufel holen, wenn ein Einziger lacht. Nein, flennen thun ſie, daß ſie der Bock ſtößt, wenn ſie über die Zugbrücke hinausgehen; und wenn der Hauptmann von Walter unter den Gemeinen Kapitulanten haben wollte, da beſtände die ganze Kompagnie aus ſolchen.“

So erzählte mir der Gensdarm, und ich muß geſtehen, daß ich ſehr erfreut war, ein ſolches Glück getroffen zu haben. Wir tranken unſere Gläſer aus, worauf mich der Gensdarm verließ, da er, wie er ſagte, in der Nachbarſchaft noch ein nothwendiges Geſchäft habe. Wir trennten uns mit dem Wunſche auf baldiges Wiederſehen und ich ſchritt luſtig und wohlgemuth zur Ebene hinab. Es war mir ſo unbeſchreiblich leicht und angenehm zu Muth, ich fühlte, daß ich mit jedem Schritte einer glücklichen Zukunft entgegenging und als ich endlich drunten freilich noch in weiter Ferne, zwiſchen Baumreihen und den langen grünen Wallilinien den ſpitzen Thurm der Feſtung auftauchen ſah, war mir gerade zu Muthe, als ſei ich da unten ſchon ſehr gut bekannt, ja, als ſchreite ich meiner Heimath entgegen.

Es dunkelte bereits, als ich das Glacis erreichte. Der Poſten am Thor wies mich in die Wachtſtube zum kommandirenden Infanterieoffizier, der meine Papiere durchſah und mir freundlich ſagte, ich ſcheine ihm ein ſehr junger Feuerwerker zu ſein und daß ich trotzdem in die Citadelle kommandirt wäre, dazu könne er mir nur gratuliren. Die Straßen des Städtchens, welche ich durchſchritt, lagen allerdings ſehr ſtill und öde. Nur hie und da brannte eine ärmliche Oellaterne, und wenn der Ort nicht ſo gar klein geweſen wäre, ſo hätte es mir große Mühe gemacht, die Citadelle zu finden. So aber kam ich nach kurzer Zeit auf einen mit Bäumen bepflanzten Exerzierplatz, an den das Glacis der Citadelle ſtieß. Der kommandirende Unteroffizier am Thor empfing mich freundlich und betrachtete mich ebenfalls erſtaunt, ſchien aber ſchon von meiner Ankunft zu wiſſen und gab mir einen Kanonier mit, der mich durch den Hof in meine Wohnung führen ſollte. Hier in der Citadelle war ſchon eine beſſere Beleuchtung wie draußen in der Stadt; hell ſchimmerten die Lichter hinter den blankgeputzten Laternenſcheiben hervor und beleuchteten den Hof recht freundlich. Bei dieſer Helle ſah ich, daß verſchiedene Kanoniere auf Bänken im Hofe ſaßen und ſich rauchend und plaudernd der warmen Nachtluft freuten; in einer Ecke ſtanden zwei mit friſchem Heu hochbeladene Leiterwagen, die herrlich dufteten. Aus einem erleuchteten Zimmer zu ebener Erde ſchallten Guitarrenklänge und Geſang hervor; die maſſiven Steintreppen, welche ich, meinem Führer folgend, hinanſchritt, waren bis zur Uebertreibung ſauber und ebenfalls hell beleuchtet; oben kamen wir in einen Corridor, der nicht die Spur von der gewöhnlichen Kaſernenluft enthielt. Die weiten Fenſter ſtanden offen und ließen eine würzige Luft einſtrömen.

Auch hier dieſelbe Ordnung und Reinlichkeit wie überall, die Thüren mit ſauberen Täfelchen verſehen, worauf Inſchriften und Nummern mit wahrer Kunſt gemalt erſchienen; dazu die helle ſtrahlenden Laternen, der Fußboden friſch weiß geputzt, nirgends Lärm und Spektakel; man hätte glauben können, in einem Gaſthofe zu ſein. Die letzte Thür war die zu meinem Zimmer. Der Kanonier nahm den Schlüſſel, der an der Seite hing, und ſchloß auf. Es war ein rundes Zimmer, in welches ich eintrat, ein Thurmgemach, freundlich geweißt und mit Möbeln verſehen, die, wenn gleich im Kaſernengeſchmack, doch ſo untadelhaft und reinlich waren, daß man ſich beim erſten Beſchauen ſchon außerordentlich heimiſch hier fühlte. Es fehlte gar nichts. Das Bett war friſch und reinlich überzogen, der Waſchtiſch mit dem Nöthigen verſehen und mein kleiner Koffer, den ich vorausgeſchickt hatte, ſtand ebenfalls ſchon da. Auch zeigte mir der Kanonier ein verſchloſſenes Gelaß in der dicken Mauer, wo ich meine Kleider aufheben könnte; dann entfernte er ſich und ließ mich allein.

Ich trat an das Fenſter und ſchaute in die ſtille Nacht hinaus. So viel ich draußen in der Dunkelheit ſehen konnte, ging der Thurm, in welchem ich mich befand, in einen Graben und gegenüber mußte ein Wallgang oder eine Baſtion ſein. Auch war es mir, als vernehme ich das Plätſchern eines Springbrunnens.

Nach einer kleinen Weile öffnete ſich meine Thür wieder und ein anderer Kanonier, der eintrat, meldete mir, daß er als mein Burſche kommandirt ſei und brachte mir zu gleicher Zeit ein kleines Nachteſſen, beſtehend in einer Gerſtenſuppe, ſowie Salat und Wurſt. Da ich trotz dem Berichte des Gensdarmen einigermaßen überraſcht, ihm daſſelbe zahlen wollte, entgegnete er mir, das gehöre zur Menage, an der ich auch wohl Theil nehmen würde. Wenn ich aber Bier oder Wein wünſche, ſo müſſe ich das natürlicher Weiſe ſelbſt bezahlen. Ich dankte ihm und da ich weiter nichts nothwendig hatte, ſo entließ ich meinen neuen Burſchen, verzehrte mein Nachteſſen und legte mich, da ich ſehr müde war, zu Bette; konnte aber nicht augenblicklich einſchlafen, die Erzählung meines Begleiters von heute Nachmittag beſchäftigte mich, denn ſie ſchien ſich, ſo wunderbar ſie mir auch geklungen, nach allem dem, was ich bis jetzt geſehen, beſtätigen zu wollen.

Neuntes Kapitel.

Eine Muſterbatterie. — Ich ſehe Exercierbaſtionen und Gemüſegärten, Feſtungsgräben und Kuhſtälle und mache ein vortreffliches militäriſches Diner.

Am andern Morgen in der Frühe weckte mich die Reveille aus feſtem Schlafe und wenn auch bald darauf ein Bischen mehr Leben in den Gängen herrſchte, als geſtern Abend, ſo war doch immer noch ein großer Unterſchied zwiſchen dem Leben hier und dem einer gewöhnlichen Kaſerne.

Eine lachende Sonne ſchien mir ins Fenſter und als ich aufgeſtanden war, und daſſelbe öffnete, ſah ich mit Entzücken in die weite Ebene vor mir, über welche die Thürme und Wälle der Feſtung etwas erhöht lagen. Dicht unter meinem Fenſter befand ſich ein breiter Feſtungsgraben mit einem ſchmalen Graben voll klaren Waſſers, den man Diamant nannte. Rechts und links vor demſelben war ein zierlich angelegter Gemüſegarten und unten ſah ich ein Paar Mann mit grauen Zwilchkitteln beſchäftigt, welche friſch gepflanzten Kohl ſowie hervorſprießende Gurken und Salat begoßen. Hinter dieſem Graben erhob ſich eine breite Baſtion, auf welcher die Wallgeſchütze ſtanden, die zum Exercieren benützt wurden. Auch da die größte Ordnung und Sauberkeit. Die eiſernen Geſchütze waren glänzend ſchwarz und die von Bronze ſo ſauber geputzt, als ob ſie eben aus der Gießerei kämen. Untadelhaft ſtanden die Laffetten vor ihren Keilen, alles Holz und Eiſenwerk mit verſchiedenen Farben ſauber angeſtrichen, ebenſo die kleinen bedeckten Ständer, auf welchen die Wiſchkolben und Hebebäume lagen. Die Bruſtwehren und Traverſen waren mit niedrigem, ſaftig grünem Raſen geſchmückt, der ausſah, als ob er häufig geſchoren würde. Von ihm ſtachen die hellen Holzbettungen ſowie der Fußboden des Platzes von gelbem Sand auf's Freundlichſte ab, und alle Kugelhaufen, die ſich zwiſchen den Geſchützen erhoben, waren ſo ſymmetriſch aufgeſtellt, daß man überall nur ſcharfe, gerade Linien zu ſehen vermeinte. Dazu waren die Geſchoſſe blank geputzt, und an jedem Haufen war auf einer der glänzend ſchwarzen Kugeln, Kaliber und Anzahl mit weißer Farbe bezeichnet.

Nachdem ich meinen Koffer ausgepackt, und die Sachen in der Mauervertiefung aufbewahrt, kleidete ich mich ſo pünktlich als immer möglich an, um in der allgemeinen Ordnung, die hier überall herrſchte, nicht unvortheilhaft abzuſtehen; und ließ mich darauf von meinem Burſchen zum Feldwebel führen, um mich dort als angekommen zu melden. Der Feldwebel war ein ältlicher, ernſter, aber wohlwollend ausſehender Mann, der die letzten Feldzüge mitgemacht hatte, was man an den Paar Medaillen ſah, die er auf der ſaubern Uniform trug. Er ſagte mir mit ein Paar Worten, er freue ſich, mich kennen zu lernen, und wie er hoffe, werde dieſe Freude keine vergebliche ſein. Darauf ſteckte er ſeinen Degen in's Bandelier und nahm ſeine Dienſtmütze, ſowie die unentbehrliche Brieftaſche, ohne welche ſich ein Feldwebel nie öffentlich ſehen läßt. Dann gingen wir auf das Zimmer, in welchem die Corporalſchaft lag, die mir zugetheilt worden. Das Innere dieſer Kaſernenzimmer war ebenſo freundlich und reinlich wie alles Uebrige, die Wände ſchienen erſt geſtern geweißt zu ſein, oben unter der Decke hin befand ſich ſogar etwas Malerei. Da ſah man eine Guirlande von feuerſpeienden Granaten, die durch ebenfalls gemalte ſechspfündige Kugeln mit einander verbunden waren. Der Fußboden war blendend weiß geſcheuert, die Waffengerüſte mit einer Eichenholzfarbe angeſtrichen und an jedem hing ein zierliches Täfelchen, woran der Name des betreffenden Kanoniers zu leſen war. Das Lederzeug war von einer wirklich rührenden Reinheit und die Meſſingverzierungen glänzten, als ſeien ſie friſch vergoldet. Der Feldwebel ſtellte mir meine Leute einzeln vor, ſowohl nach dem Namen als auch nach dem Gewerbe, welches ſie früher betrieben, und dieß ſowie die beigefügten Bemerkungen des Feldwebels ließ mich einen weitern Blick thun in die eigenthümliche Organiſation dieſer höchſt merkwürdigen Feſtungskompagnie.

Die meiſten der Leute meiner Korporalſchaft, es waren ihrer im Ganzen vierundzwanzig, waren Bauernſöhne und Taglöhner, welche in Feld und Garten gearbeitet; drei waren Gärtnergehülfen, zwei Feldmaurer, zwei Anſtreicher, einer Blecharbeiter und ein Anderer ſehr geſchickt in Anfertigung künſtlicher Drahtarbeiten. So war denn in meiner Korporalſchaft eine förmliche Gärtnerei vertreten und dazu ſahen die Burſche ſo freundlich, willig und wohlgemuth aus, daß mir das Herz im Leibe lachte, wenn ich mir dachte, mit dieſen Kräften in einem tüchtigen Garten arbeiten zu dürfen. So viel ich bemerken konnte, mißfiel ich den Leuten ebenfalls nicht, nur als ſich die Thüre hinter uns ſchloß, hörte ich Einen ſagen: „Verdammt jung ſieht der Feuerwerker aus.“

Der Feldwebel war ſo freundlich, nach dem Beſuche meiner Korporalſchaft mich auch zu den übrigen zu begleiten, und mich dort mit meinen Kameraden bekannt zu machen.

Der zweite Feuerwerker war ein kräftiger unterſetzter Mann, vielleicht zehn Jahre älter als ich, der eine ebenſo ſtarke Korporalſchaft kommandirte, und beſtand dieſe aus Leuten, die mit Pferden und Vieh umzugehen wußten, auch die Ackerwirthſchaft verſtanden, namentlich aber aus allen möglichen Handwerkern. Die Korporalſchaften der übrigen Unteroffiziere waren kleiner und nicht auf ſo eigenthümliche Art zuſammengeſetzt; doch waren auch hier die Leute ausgeſucht, man ſah keinen mit nachläſſiger Haltung, und ein Schmierfinke war, glaub' ich, in der ganzen Batterie nicht zu finden. Ein ſchmutziger Kerl konnte aber hier unmöglich gedeihen, denn wo man hinſah, überall war das Bild der Ordnung und Reinlichkeit. Hatte doch ſogar jedes Zimmer ſeine Spucknäpfe, die mit weißem Sand gefüllt waren, und war ich doch Zeuge, wie mein Kamerad Feuerwerker einen Bombardier anließ, der aus ſeiner Pfeife abſichtslos etwas Aſche auf den Boden niederſtreute.

Nachdem wir ſämmtliche Zimmer der Kaſerne durchwandert, ſagte mir der Feldwebel lächelnd: „Jetzt haben Sie unſere militäriſchen Einrichtungen geſehen und werden zugeben müſſen, daß Sie Alles bei uns in keinem ſchlechtern Zuſtande angetroffen haben, als bei irgend einer andern Kompagnie. Wie ich mir denken kann,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er freundlichſt meine Ausbrüche des Entzückens über alles Geſchehene anhörte, „haben Sie aber auch ſchon erfahren, daß unſer hochverehrter Chef, der Herr Hauptmann von Walter, mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden pflegt, und werde ich Ihnen nun auf Befehl des Herrn Hauptmanns jene Seite der Compagnie und der Citadelle zeigen, welche man vielleicht unmilitäriſch nennen könnte, auf die wir aber,“ ſetzte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „alle Urſache haben, ſtolz zu ſein und auch wirklich ſind. Ehe wir aber unſern Gang antreten, werde ich mich meiner Brieftaſche und meines Degens entledigen; denn ſtatt der kriegeriſchen haben wir es nun mit lauter friedlichen Anſtalten zu thun.“

Dicht bei meinem Zimmer ſtiegen wir eine Wendeltreppe hinab und traten unten aus dem Thurme in den Graben, den ich heute Morgen ſchon geſehen. Das war nun in der That ein förmlich und gut angelegter Garten; und wie wir weiter und immer weiter um die innere Ringmauer ſchritten, ſchloß ſich ein Gemüſebeet an das andere; alle Pflanzen auf denſelben mit militäriſcher Genauigkeit geſetzt, es war eine Freude wie genau Kohl und Erbſen gerichtet waren. An den Mauern, die aus dem Graben aufwärts führten und den warmen Strahlen der Sonne zugänglich waren, ſtanden die herrlichſten Aprikoſen- und Pfirſichſpaliere. Die breiten Gänge, die hinan zu den Baſtionen und Wällen führten, waren auf beiden Seiten mit Zwergbäumen der edelſten Obſtſorten bepflanzt und dieſe waren mit einer Pünktlichkeit zu Pyramiden ausgebrochen, daß man nichts Gleicheres und Schöneres ſehen konnte. Als wir die Citadelle faſt umſchritten hatten, ſtiegen wir von der andern Seite auf die Exercierbaſtion vor meinem Fenſter, traten an die Brüſtung und dort ließ mich der Feldwebel einen Blick auf das Glacis thun, welches ſtatt einfach mit Birken und Eſchen angepflanzt zu ſein, einem kleinen zierlichen Parke ähnlich ſah, durch welchen Wege von hellgelbem Sande liefen, hübſche Laubpartbieen umgebend, aus denen die vielfarbigſten Blüthen hervorglänzten. Ueber das Glacis hinaus, auf der Seite wo wir uns befanden, ſah ich eine Menge unſerer Kanoniere in grauen Zwilchkitteln auf einem anſtoßenden großen Felde beſchäftigt. Dort häufelten ſie Kartoffeln und banden Erbſen an kleine Pfähle. „Das iſt unſere Kornkammer,“ ſagte der Feldwebel „und zu ihr gehört noch jenes große Getreideſtück bis an die Chauſſée; die Sie dort ſehen.“

„Das iſt ja eine wunderbare Landwirthſchaft!“ rief ich aus, worauf mir der Feldwebel entgegnete: „Ja, mit Kräften, wie wir ſie haben, läßt ſich unter tüchtiger Leitung ſchon was erreichen.“

Hinter der Exercierbaſtion lag eine Lunette, mit weiten kaſemattirten Räumen, zu welchen wir nun hinabſtiegen. Dort befand ſich eine herrliche Stallung mit zwanzig Stücken Vieh, ſowie ſechs prächtige Ackerpferde und hier regierte mein College, der andere Feuerwerker. Es war eine Luſt, zu ſehen, mit welchem Stolz und welchem Wohlgefallen er zwiſchen den glänzenden blankgeputzten Thieren umherſpazierte. Hier war aber auch jede Kuh geſtriegelt und geputzt, wie ein herrſchaftliches Pferd im beſten Stalle, und unter Lachen und Scherzen thaten die Leute ihren Dienſt. Auf der andern Seite der Lunette befand ſich ein Backofen, wo von dem Getreide, das draußen wuchs, ein vortreffliches und feineres Zulagebrod für die Kompagnie gebacken wurde.

„Rathen Sie einmal,“ ſagte mein Führer, der Feldwebel, mit einem eigenthümlichen Lächeln, „zu was dieſer Raum früher benützt wurde?“

Das konnte ich begreiflicher Weiſe nicht wiſſen, und ſtatt in's Blaue hinein zu rathen, ſah ich ihn fragend an.

„Hier war früher das Arreſtlokal,“ belehrte mich der Feldwebel, wobei er den Kopf ſehr hoch hob und mich ſtolz anblickte. „Ja das Arreſtlokal, jetzt iſt es Backſtube und Backofen.“

„Und wohin iſt jetzt das Arreſtlokal verlegt?“ fragte ich ſchüchtern, obgleich ich die Antwort ahnete, die er mir geben würde.

„Wir haben keins mehr, entgegnete er mit einem unbeſchreiblichen Lächeln; „ſeit ſechs Jahren hat der Herr Hauptmann nicht nöthig gehabt, einen Arreſt zu dictiren, ja nicht einmal eine Strafwache.“

„Und es kommen alſo gar keine Unordnungen, kein Vergehen und dergleichen vor?“ fragte ich mehr und mehr überraſcht, worauf mir der Feldwebel entgegnete:

„Das will ich gerade nicht behaupten; aber wenn dergleichen vorfällt, ſo machen das die Koporalſchaftführer, beſonders aber die Kameraden unter ſich aus.“

Im Weitergehen erzählte er mir noch Einiges von der Organiſation dieſer höchſt eigenthümlichen Kompagnie, und gab zu, daß im Allgemeinen und Großen ein ſolcher Zuſtand nicht durchzuführen ſei. „Dem Herrn Hauptmann von Walter,“ ſagte er, „dem man höheren Ortes ſehr wohl will, wurde es geſtattet, dieſe ſeine Idee zur Ausführung zu bringen. Ja man unterſtützte ihn, indem man ihn hier auf der alten Citadelle beläßt, ein Poſten, der früher von ſeinen Herren Kameraden nicht geſucht war. Auch wird es ihm leicht, ſich überall her gute Leute kommandiren zu laſſen, ſowie ein wirklich unverbeſſerliches Subject auch bei uns nie lange aushält, ſondern meiſtens zu einer ſehr ſcharfen Kompagnie geſchafft wird. Inſpicirt werden wir wohl mehr, als jede andere Kompagnie," ſetzte er lächelnd hinzu, „und daran iſt, unter uns geſagt, ebenſo gut die Neugierde der höheren Herrn Offiziere ſchuld, als auch der Gedanke, bei der Bauernkompagnie, wie ſie uns häufig zu nennen beliebten, das Militäriſche ſehr vernachläſſigt zu finden. Aber dem iſt nicht ſo, das kann ich Sie verſichern. Was Propreté und Dienſt anbelangt, da kann unſer letzter Kanonier ein Muſter für jede Batterie abgeben. Anfänglich hat es dem Herrn Hauptmann wohl Mühe gekoſtet, die Sache in Gang zu bringen, es wird Sie gewiß intereſſiren," unterbrach er ſich ſelber, wobei er mich fragend anſah „das in ein paar Worten zu vernehmen."

„Dafür bin ich Ihnen auf's Höchſte dankbar," erwiederte ich, und ſo fuhr denn der Feldwebel fort:

„Weßhalb ſich der Herr Hauptmann von Walter hieher zurückzog, das wiſſen wir nicht, thut auch nichts zur Sache. Genug, er war ein großer Garten- und Blumenfreund, und als er das Kommandanturhaus hier übernahm, mit einem verwilderten Fleck Erde, den man Garten nannte, da ging er mit einer wahren Luſt an's Geſchäft und hatte in kurzer Zeit ſchon ſehr viel ſauber gemacht. Nun war dazumal die Kompagnie in einem nicht minder verwahrloſten Zuſtande, als der Garten; und da aufzuputzen und zu ſäubern war ſchon ſchwerer. Doch ging auch das gut von Statten und ſchon nach einem Jahre kannte der inſpicirende Oberſt die Feſtungskompagnie gar nicht wieder. Anfänglich aber war Kompagnie und Gärtnerei ſcharf getrennt und was hier oben gearbeitet wurde, geſchah durch Taglöhner aus der Stadt. Nun wiſſen Sie aber ſelbſt aus Erfahrung, daß die Kanoniere, wenn ſie ihre Zeit eintheilen und fleißig ſind, eine Menge Freiſtunden haben.

Da ſtanden ſie nun in dieſen auf der Exercierbaſtion und ſchauten nach dem Garten des Herrn Hauptmanns herüber, wie aber Alles ſo ſchön grünte und blühte, und Manche, die ſich zu Hauſe auch mit Feld und Pflanzen abgegeben, baten um Erlaubniß ein Bischen helfen zu dürfen. Das wurde aber nur den ordentlichſten Leuten zugeſtanden, und da dieſe ſtolz darauf waren, ſo meldeten ſich nach und nach immer mehr und gaben ſich auch Mühe, durch Pünktlichkeit im Dienſt die Erlaubniß zu erhalten, mit in dem Garten arbeiten zu dürfen. Nach und nach dehnte ſich dieß auch auf die Glacis aus und wurde dort der kleine Park angelegt, den Sie geſehen, dann ging es an die Feſtungsgräben, und als da erſt einmal Kartoffel, Kraut und Salat wuchſen, Alles zum Beſten der Menage, da hätten Sie einmal ſehen ſollen, mit welchen Rieſenſchritten ſich die Landwirthſchaft vergrößerte. Da ſchaffte der Herr Hauptmann aus eigenen Mitteln Kühe an und der Ertrag war wieder für die Kompagnie, und vom Ueberſchuß, der ſich bald ergab, nahm er draußen die Felder in Pacht, die Sie geſehen.

Freilich ſind das nur zehn Morgen, aber bei dem Eifer und dem guten Willen der Mannſchaft könnten wir ein paar hundert Morgen bearbeiten. Ja, wir könnten einen Ertrag erzielen, wie das größte Herrſchaftsgut. Einer der Leute will dem Andern nicht zurückſtehen und ſo ſpornt Einer den Andern an. Ich verſichere Sie, wir haben Bauernſöhne, die ſich zu Hauſe zu gut dünken und zu vornehm, um einen Wagen auf's Feld zu führen, und die hier bei uns im Stalle arbeiten, wie zu Hauſe ihre letzte Viehmagd."

„Und Freiwillige haben Sie nicht?" fragte ich.

„O ja," erwiederte der Feldwebel. „Wir haben ſogar viele Freiwillige; nur keine von denen, die man mit dem Namen Offizierspflanzen belegt. Unſere Freiwilligen ſind Handwerker, die wir brauchen können, meiſtens aber Bauernſöhne und Gärtnerburſchen, und wenn wir Alle nehmen wollten, die ſich melden, ſo könnte die Kompagnie viermal ſo ſtark ſein. Der Herr Hauptmann iſt darauf bedacht, alle neuen praktiſchen Erfindungen, die Landwirthſchaft betreffend, hier bei uns einzuführen. Daraus lernen die Leute nun viel Gutes, was ſie zu Hauſe bei ihrer eigenen Wirthſchaft nun wieder mit großem Nutzen anwenden."

Unter dieſen Geſprächen waren wir durch die Gräben verſchiedener Lunetten und Baſtionen um die kleine Feſtung herumgewandelt und faſt wieder an dem Thurme angekommen, wo ich meine Wohnung hatte. Ehe wir ihn aber erreichten, zeigte mir der Feldwebel ein weiß angeſtrichenes Gitterthor auf der Höhe einer Rampe, an der wir hinaufſtiegen, um hier in einen der reizendſten Blumengärten zu ſchauen, den ich in meinem ganzen Leben geſehen. Hier duftete und blühte es wunderbar. Die reinlichen Wege waren mit faſt weißem Sand beſtreut und umgaben die friſcheſten Raſenplätze oder Rabatten und Blumenkörbe, in denen die ſeltenſten Pflanzen ſtanden. Hie und da erhoben ſich kleine Gruppen von Orangen und Granaten in weißangeſtrichenen Kübeln, namentlich in der Nähe des kleinen Hauſes, welches in dieſem weitläufigen Vorwerke lag und die Wohnung des Herrn Hauptmann von Walter war.

„Da dürfen wir jetzt nicht hinein," ſagte mein Führer, „das wird Ihnen der Herr Hauptmann ſelbſt zeigen. Und ſomit haben wir unſern Spaziergang beendigt."

Als wir zurückgingen, dankte ich ihm auf's Freundlichſte für alles Schöne, was er mir gezeigt, ja ich war recht gerührt darüber und ließ auch mit einfließen, wie ſehr ich mich beſtreben würde, ein tüchtiges und würdiges Mitglied der Kompagnie zu werden, worauf er mir lachend erwiederte: er hoffe das ſelbſt und ich hätte alle Urſache mich anzuſtrengen, denn es ſei eigentlich etwas Seltenes, ſo jung ſchon Feuerwerker zu werden, aber ganz unerhört, in meinen Jahren Feuerwerker bei der Feſtungskompagnie in J. zu ſein. Das ſah ich denn auch wohl ſelbſt ein und man kann ſich denken, mit welch guten Vorſätzen ich in mein Thurmgemach hinaufſtieg, ebenſo aber, daß ich eine Stunde nachher mit wahrem Herzklopfen zum Appel hinabſtieg.

Hier ſah ich nun die ganze Kompagnie verſammelt und im Anzug, in der Haltung, ſowie in den zufriedenen, wohlgenährten Geſichtern jedes einzelnen Kanoniers machte ſie auf mich denſelben guten Eindruck, wie die einzelnen Korporalſchaften, die ich geſehen.

Der Premierlieutenant, den ich ja ſchon von meiner Wache her kannte, befand ſich vor der Fronte, ernſt, faſt finſter, wie er gewöhnlich war. Er nahm die Meldung, daß ich da ſei, mit einem ſteifen Kopfnicken auf und verwies mich an die beiden Secondelieutenants, zwei noch ziemlich junge Leute, die, als ich mich ihnen vorſtellte, auch nicht anders thaten, als die Hand für einen Augenblick an ihre Dienſtmütze zu legen. Obgleich dieſer Empfang nicht geradezu unfreundlich war, ſo bemerkte ich doch, daß man gegen mich zurückhaltend war, was ich auch Niemanden verdenken konnte. Man mußte ja erſt ſehen, wie ich, ein ſo junger Menſch, mich in der neuen ziemlich wichtigen Stellung benehmen würde.

Nach dem Verleſen der Kompagnie erſchien der Hauptmann. Er war mit dem Feldwebel draußen bei der Parade geweſen und brachte den Kommandanturbefehl über Wachen und dergleichen, die wir zu ſtellen hatten. Dann wurde das Exercieren für morgen geordnet, überhaupt nur ſtreng militäriſche Befehle gegeben und dann trat die Kompagnie auseinander. Mir winkte der Hauptmann auf die Seite und als ich vor ihm ſtand, betrachtete er mich lächelnd von oben bis unten und ſagte: „Ich hoffe, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe." Meine ehrerbietigen und eifrigen Verſprechungen, ſowie die Hoffnung, die ich ausſprach, daß er gewiß nie bereuen ſolle, mich zu ſeiner Kompagnie gezogen und damit zum glücklichſten Menſchen gemacht zu haben, nahm er freundlich auf und beſtellte mich um drei Uhr in ſeine Wohnung, um mir dort Einiges zu zeigen, was mich intereſſiren würde.

Ich konnte die Zeit bis dahin kaum erwarten, doch hatte ich auch noch mein erſtes Kompagniediner mitzumachen, auf das ich ebenfalls ſehr geſpannt war. Um zwölf Uhr rief uns das Hornſignal in einen untern Raum neben der Küche, wo ſich drei große Tafeln befanden, die ſogar mit weißen Tiſchtüchern bedeckt waren. Ehe ich in dieſen Speiſeſaal trat, konnte ich mich nicht enthalten, durch die Küche zu gehen und den Contraſt zu bewundern, den ich hier im Vergleich mit andern derartigen Anſtalten fand. Einer der bärbeißigſten Unteroffiziere von der Batterie hatte hier die Aufſicht und machte es nicht, wie es gewöhnlich mit dergleichen Beaufſichtigungen geht, wo ſich der Betreffende nicht darum bekümmert, ſondern während des Anrichtens befand er ſich an einem Nebentiſche und trug dort in ein Buch ein, was verabreicht wurde oder wer von der Mannſchaft nicht da war, um ſo im Stande zu ſein, den Fehlenden auch draußen auf der Wache, oder wo ſie gerade waren, das Gehörige zukommen zu laſſen.

Die Geräthſchaften in der Küche waren blank und ſauber geputzt, und ſtatt daß bei meiner früheren Kompagnie ein paar der unordentlichſten Kerle zu Küchenkalfaktern kommandirt waren, deren ſchmierige Uniformen Einem von vornherein allen Appetit benahmen, arbeiteten hier ein Paar reinliche Leute in den ſauberen bekannten Zwilchkitteln. Dazu war das Eſſen vortrefflich, obgleich es nur im irdenen Geſchirr aufgetragen wurde; wir hatten eine gute Gerſtenſuppe mit einem großen Stücke kräftigen Rindfleiſches, das aber ſpäter zu Gemüſe und Kartoffeln gegeſſen wurde; und welche Portionen waren von Allem vorhanden und wie war Alles zubereitet! Das Brod war das gewöhnliche, wie es geliefert wurde, denn das Zulagebrod wurde Morgens zum Kaffee gegeben, ſowie Nachmittags zum Veſpern. An den beiden langen Tafeln ſaßen die Kanoniere, an jeder unten die Bombardiere, oben an der Seite die Unteroffiziere, und vor den Tiſchen hatte an einem mein Kamerad Feuerwerker ſeinen Platz, ich an dem andern. Den Leuten ſchmeckte es prächtig, doch was ich ſchon auf dem Corridor und in den Zimmern bemerkt, auch hier war kein Lärmen zu hören, Geſchrei oder Lachen, wie ſonſt wohl in den militäriſchen Speiſeſälen.

Zehntes Kapitel.

Ich ſehe den Garten des Herrn Hauptmanns, exerziere vortrefflich und darf Blumenſträuße binden. Da ich aber etwas lernen will, komme ich in ſchlimmen Verdacht.

Vor drei Uhr trat ich meine Wanderung zum Hauſe und Garten des Herrn Hauptmanns an; an dem weißen Gitterthor hing eine Glocke, die ich in Bewegung ſetzte, worauf ein Dienſtmädchen über den weißen Sandweg daher kam, um mir zu öffnen. Es erfaßte mich damals ein eigenes Gefühl, als ich zum erſtenmal durch jene Pforte trat. War es die Stille, der unbeſchreibliche Frieden, der auf dieſem reizenden Blumengarten lag, oder war es ein Vorgefühl, daß es mir hier ſehr gut gehen würde, ſoviel iſt gewiß, mein Herz ſchlug ängſtlich und bewegt, ich hielt den Athem an und wandelte leiſe auf den Fußſpitzen als fürchtete ich, die zierlichen Blumen zu erſchrecken.

Das Dienſtmädchen wies mich nach rechts, wo ich den Herrn Hauptmann bei einem Beete von Roſenwildlingen ſtehen ſah, die er ſelbſt an Stämme band und das wilde Laub ausputzte, um die kräftigſten Zweige zum Oculiren herzurichten. Er hatte einen leichten weißen Sommerrock an und rief mir ſchon von Weitem freundlich entgegen: „Hier ſollen Sie morgen Ihr Probe- und Meiſterſtück machen. Ich erwarte heute Abend noch eine Menge koſtbarer Roſenzweige und davon können Sie morgen früh hier Augen nach Herzensluſt einſetzen.“ Er hatte an jeden Stab ein hölzernes Täfelchen gebunden und darauf die Namen der Roſen bemerkt, mit welchen er die Wildlinge veredelt haben wollte. Im Vorübergehen zeigte er mir auch, wo die vorräthigen Etiquetten lagen, ſowie weicher, feiner Baſt zum Ueberbinden. Dann gingen wir mit einander durch den ganzen Garten. Man konnte nicht leicht einen Platz ſehen, der ſich beſſer dazu geeignet hätte, als dieſes große Vorwerk, wo jede Zufälligkeit ſo mit vollem Geſchmack und reizend benützt war.

Es war eine große Baſtion, die durch den äußeren Waſſergraben vom Glacis getrennt war; doch waren hier weder Banquette noch Traverſen zu ſehen. Die drei Fuß hohe Umfaſſungs-Mauer lief mit einer feſten Brüſtung rings umher. Hier ſah man kaum, daß man ſich in einer Feſtung befand: das einzige Militäriſche war ein langer metallener Vierundzwanzigpfünder an der Spitze der Baſtion über Bank gerichtet, ein prächtiges altes Stück und ſo glänzend geputzt, daß die Strahlen der Sonne leuchtende, ſpielende Flammen darauf hervorzauberten. Um aber wieder den Eindruck dieſes ernſten Kriegswerkzeuges zu mildern, ſtanden Räder und Lafette in einem Blumenbeete, aus dem die verſchiedenſten Tropäolum hervorwuchſen, welche die Speichen und Felgen umrankten und das ernſte Geſchütz wie mit Blumenketten feſſelten.

An der Nordweſtſeite der Baſtion befand ſich eine Allee von alten Kaſtanien, welche die kalten Winde und Schlagregen abhielten; gegen Morgen zu ſtand das kleine freundliche Wohnhaus, feſt aus Quadern gebaut, mit einem breiten Balkon, auf dem man über das Glacis hinweg gewiß eine entzückende Ausſicht auf die weite Ebene hatte, welche die Feſtung umgab. Hier befanden ſich auch die Glashäuſer zum Aufbewahren der Pflanzen während der Winterszeit. Sie waren aus Eiſen und Glas gebaut und ſahen zierlich wie alles Uebrige aus. Auf einer Treppe neben dem Hauſe ſtieg man zum Fuß der Baſtionmauer hinab, wo dicht an dem Waſſergraben ein Haus für Orchideen gebaut war, denen die Feuchtigkeit des Waſſers außerordentlich zu behagen ſchien, und ich ſah nicht leicht ſchönere Exemplare dieſer Pflanze als hier. Jedes der Blumenbeete oben im Garten beſtand aus einer einzigen Gattung von Blumen und war mit einer andersfarbigen und paſſenden Einfaſſung verſehen; aber alle Pflanzen waren kräftig und geſund, hatten die rechte paſſende Höhe und nirgends entdeckte man eine Spur von Unkraut.

Von meiner Korporalſchaft ſah ich mehrere im Garten beſchäftigt. Als ich Alles betrachtet, gab mir der Herr Hauptmann einen kleinen Schlüſſel, mit dem ich das Gitterthor öffnen könne, um, wie er ſagte, auch früh Morgens und zu ſonſtiger Tageszeit nach den Pflanzen ſehen zu können, wenn ich es gerade für nothwendig halte, dann verließ er mich und ging in's Haus zurück. Wenn ich vorher Alles oberflächlich angeſchaut, ſo nahm ich mir jetzt, da ich allein war, die Zeit, um Alles, Blumenbeete, Obſtbäume, Zierpflanzen, Glashäuſer genau und einzeln zu betrachten. Ich ſprach auch mit den Leuten meiner Korporalſchaft und ließ mir von ihnen manches ſagen, über die Güte der Erde, über die Lieblingsblumen des Herrn Hauptmanns, was ich ſelbſt ja nicht wiſſen konnte, und verbrachte ſo noch mehrere Stunden in dem ſchönen Garten.

Abends holte mich mein College Feuerwerker aus meinem Thurmgemache und wir gingen in den öſtlichen Feſtungsgraben, wo ſich eine Kegelbahn befand, ſowie ein Vergnügungsgarten für die Kompagnie. Hier ſah ich zum Erſtenmal etwas von einer Marketenderin, die Frau eines alten Unteroffiziers nämlich hielt hier eine kleine Bierwirthſchaft; ſo war denn Alles in der Citadelle vereinigt, was nur ein militäriſches Herz wünſchen konnte. Doch war es trotz Kegelbahn und Biergarten Niemanden verwehrt, in die Stadt zu gehen, aber von dieſer Erlaubniß machten nur Wenige und höchſt mäßigen Gebrauch. Die ganze Kompagnie war wahrhaftig wie eine große Familie, und die Luſt an der gemeinſchaftlichen Arbeit ſowie die liebevolle Behandlung, welche ſowohl Kapitän als Offiziere jedem Einzelnen nach ſeinem Verdienſte zu Theil werden ließen, ſchlang ſich wie ein feſtes Land um die ganze glückliche Kompagnie.

Da ich am nächſten Morgen ſchon um acht Uhr den zweiten Zug bei den Haubitzen exercieren ſollte, mir aber der Kapitän nicht nur von den Roſenablegern geſprochen, die kommen ſollten, ſondern mir auch ſpäter noch ſagen ließ, dieſelben ſeien wirklich angekommen und lägen im Gewächshauſe in feuchtes Moos verpackt, ſo begab ich mich ſchon um fünf Uhr in den Garten, um mit dem Oculiren fertig zu ſein, ehe der Dienſt begann. Es war ein klarer ſchöner Morgen, die Blumen, erquickt durch die Kühle der Nacht und ſatt getrunken von kriſtallhellem Thau, erhoben ſtolz und zierlich ihre Köpfchen und dufteten, daß es eine Pracht war. Draußen auf der weiten Ebene flimmerte es und ſtrahlte beim Glanz der Morgenſonne, welche flammend über die Höhen der fernen Berge emporſtieg. Von dort her war ich vor ein paar Tagen gekommen und dorthin wandte ich meinen Blick und meine Gedanken flogen, mein vergangenes Leben wieder durchgehend, nach meiner ehemaligen Garniſonsſtadt, dann weiter weg zu meinem Freunde Sternberg, dem Brigadeſchreiber, der wohl hauptſächlich Schuld daran war, daß ich mich hier befand, und dann gingen ſie noch weiter und weiter den Weg, welchen ich damals, noch ein halbes Kind, durchwandelt, weiterhin zu den Schluchten des Gebirges an der Gränze, wo das kleine Städtchen war, mit meinem Vater, dem Zollkontroleur Wortmann, meiner Mutter, die jetzt gewiß noch viel längere und buntere Bänder an ihrer Haube trug, ſowie mit dem kleinen weiſen Vogel, der jetzt gewiß irgendwo Gärtnerburſche war oder hinter dem Pfluge dreinſchritt; wenn mich Vater Wortmann hier ſehen könnte, ſo würde er zufrieden ſein, deſſen war ich gewiß; meine Mutter aber vielleicht verſtimmt den Kopf ſchütteln und in ihrem Stolze gekränkt ſprechen: Um Gärtner zu werden, hätte er nicht vier Jahre zu dienen gebraucht. Und wenn man nur vier Jahre gedient hat, und ſchon Feuerwerker iſt, ſo braucht man wahrhaftig keine Roſen zu oculiren. Aber trotz dieſer Gedanken war mir dieß ein ſehr liebes Geſchäft, und ich ſchnitt mit einem wahren Behagen meine Kreuze in die ſaftige Rinde.

Faſt hatte ich dieſes Geſchäft beendigt, ja ich war eben daran, das letzte Baſtband anzulegen, als ich den leiſen Geſang einer weiblichen Stimme vernahm. Es war ein einfaches Lied, das geſungen wurde, auch war die Stimme nicht ſtark und weithin ſchallend, hatte aber dafür etwas ſo Weiches ja Melancholiſches, daß es mir, der ich ohnedieß durch die Stille des ſchönen Morgens eigenthümlich geſtimmt war, tief in's Herz drang. Dieſe Stimme ertönte ohne Begleitung eines Inſtrumentes, es mußte ein junges Mädchen ſein, die vielleicht ſo eben ihre Fenſter geöffnet und die erregt von all der Pracht und Herrlichkeit draußen, jubelnd wie die Lerche, ihr Morgenlied ſang.

Wer konnte das ſein? Die Stimme kam aus dem Hauſe unſeres Kapitäns, und wenn ich ſcharf hinhorchte, ſo glaubte ich ſogar zu vernehmen, daß ſie aus einem Eckzimmer drang, deſſen Fenſter auf die Ebene gingen und das während des Tages beſtändig mit einer gelb und weiß geſtreiften Marquiſe vor den Sonnenſtrahlen geſchützt war.

Hatte ich doch bis jetzt nicht einmal gefragt, ob der Herr Hauptmann von Walter verheirathet ſei. Das war mir ganz gleichgültig geweſen. Wir beim Militär kümmern uns ja nie um die Familien unſerer Vorgeſetzten, das ſind ja für uns unbekannte Zugaben, mit denen wir nie in eine Berührung kommen und die uns durchaus nichts angehen. Hier aber, wo alle Verhältniſſe ſo eigenthümlich waren, war das ſchon ganz anders, und da es wohl kommen konnte, daß ich beim häufigen Aufenthalt im Garten der Familie meines Chefs begegnen mußte, ſo war es mir ſchon intereſſant, etwas über dieſelbe zu erfahren, und nachdem mein Roſengeſchäft hier oben geendigt, der Geſang hatte ebenfalls aufgehört, machte ich dem Feldwebel einen Beſuch und erkundigte mich ſo beſcheiden als möglich nach den Familienverhältniſſen des Herrn Hauptmanns.

So redſelig der alte Herr ſonſt wohl ſein konnte, ſo ſagte er mir jetzt doch ziemlich einſilbig, der Herr Hauptmann von Walter ſei verheirathet geweſen, ſeine Frau aber ſchon vor langen Jahren geſtorben und er habe nur eine einzige Tochter.

Es war alſo wahrſcheinlich die Sängerin, dachte ich mir. Wußte ich nun doch, wenn ich zufällig einer Dame im Garten begegnete, wer dieſelbe ſei, und zufrieden mit dem Beſcheid des Feldwebels ging ich auf mein Zimmer.

Bald nachher trat der zweite Zug zum Exercieren zuſammen und ich führte ihn auf die Baſtion, um die Mannſchaft, wie mir befohlen war, an zwei Feldhaubitzen exercieren zu laſſen. Doch hatte ich erſt einigemale Granaten in verſchiedenen Elevationen werfen laſſen, natürlicher Weiſe mit Sägmehl-Catouchen und der unſchädlichen leeren Hohlkugel, ſo erſchien der Premierlieutenant mit den beiden Secondelieutenants.

Zuerſt ſahen ſie, alle Drei, meinem Haubitzenexercitium zu, und dann befahl mir der Premierlieutenant die Haubitzen ſtehen zu laſſen und ſämmtliche Leute an die oben befindlichen Wallgeſchütze zu placiren. Ich hatte Mannſchaften genug, um einen kurzen und einen langen Vierundzwanzigpfünder zu montiren, einen Paixhans zu beſetzen, ſowie Mörſer von verſchiedenen Kalibern. Meine Bombardiere hatten die Geſchütze unter ihrer ſpeciellen Aufſicht und ich ſollte das Ganze leiten, wobei mich die Offiziere der Kompagnie von einem Geſchütz zum andern begleiteten, und ich nun die verſchiedenſten Schießübungen durchmachen laſſen mußte. Anfänglich merkte ich nicht, daß mich der Premierlieutenant, der mich vielleicht für einen ganz guten Gärtner, aber ſchlechten Kanonier halten mochte, ein förmliches Examen durchmachen ließ, weshalb ich mit den Geſchützen auf alle Diſtanzen und jede mögliche Batterie manövriren mußte. Jetzt gab er an, ich habe es mit einer Demontirbatterie zu thun, die gerade vor mir liege; dann ſagte er, eine Ricochettebatterie rechts von uns fange an, uns in die Flanken zu nehmen, weshalb ich zwei Geſchütze dorthin wenden ließ und zu gleicher Zeit die während des Abfeuerns überflüſſigen Kanoniere dicht an die Traverſen treten ließ; dann rückte uns eine Breſchebatterie dicht auf den Leib, auf welche Weiſung ich ruhig die Pulverladung und Elevation änderte, und als nun gar nach ſeiner Angabe die Büchſenkugeln vorgeſchobener Schützen meine Kanoniere beläſtigten, ließ ich die Schießſcharten blenden.

Bei den Mörſern mußte ich alle Kunſtſtücke durchmachen laſſen, die noch bei einer wirklichen Beſchießung vorkommen können. Bald hatte ich eine Schanze vor mir auf dreitauſend Schritte, dann immer näher, jetzt gab er mir einen einzelnſtehenden Baum auf der Ebene an, den ich hinter der Bruſtwehr nicht ſehen konnte, und wo ich mir durch aufgeſteckte Stäbe helfen mußte. Das Schwierige bei dieſem Wurfmaübere war, daß mich der Premierlieutenant verſchiedene Diſtanzen nach der Ebene hinaus, bald ein einzelnes Haus, bald eine Baumgruppe nach dem Augenmaß abſchätzen ließ, Entfernungen, die er ganz genau kannte, und die ich, dank meines im Freien und beim Gartengeſchäft geübten Auges ziemlich richtig traf. Mittlerweile war auch der Herr Hauptmann auf die Baſtion gekommen und ſchaute lächelnd unſerm Treiben zu, wobei er zuweilen gegen den Premierlieutenant freundlich ein Auge zukniff. Dieſer ſchenkte mir aber auch ſchon gar nichts, und ließ mich aus meinen Mörſern bald Spiegelgranaten, bald Steine, bald Brand-, Leucht- und Stinkkugeln werfen; ja, als das Exercitium vollkommen ergründet war, mußte ich die Leute zuſammennehmen und ihnen nach ſeiner Angabe einen Vortrag in Artilleriewiſſenſchaften halten, wozu er mir die ſchwerſten Themas angab. Ich muß geſtehen, daß ich ordentlich beſtand, und das ſah ich auch an dem Geſichte meines Examinators; ſeine ſtrengen Augen wurden freundlicher, ſein finſter die zuſammengekniffenen Mundwinkel bedeckender Schnurrbart erhob ſich zuweilen mit einem freundlichen Lächeln, und als wir endlich fertig waren, wandte er ſich an unſern Kompagniechef, und ſagte im Ton der Ueberzeugung: „in der That, Herr Hauptmann, ganz famos; ich bin vollkommen zufrieden."

Nun hatte ich's bei der Kompagnie und allen Offizieren gewonnen. Der Herr Hauptmann von Walter rieb ſich die Hände und ſagte lachend: „Da ſehen Sie, meine Herren, daß man ein ganz außerordentlicher Gärtner ſein kann und dabei ein tüchtiger Unteroffizier. Der Feuerwerker hat heute Morgen vor dem Exercieren ſchon ſeine dreißig Roſen oculirt, daß es eine wahre Freude anzuſehen iſt. Und Roſen oculiren iſt nicht leicht, dazu muß man eine feine Hand haben. Gewiß, gewiß, Herr Premierlieutenant," wandte er ſich freundlich an dieſen, „es iſt ein ſchönes Geſchäft das Roſenoculiren, ſowie die ganze Gärtnerei, obgleich Sie keinen Schuß Pulver darauf halten."

Und ſo war es auch in der That. Der Premierlieutenant war eigentlich ein abgeſagter Feind der ganzen Landwirthſchaft, und obgleich er mit dem Kapitän auf dem allerfreundſchaftlichſten Fuße ſtand, ſo machte er ihm doch eine fortgeſetzte Oppoſition, welche zum Glück darin beſtand, daß er im Dienſt von einer eiſernen Strenge war, den Kanonieren keine Viertelſtunde Exercierens ſchenkte und die Uniformen mit einer erſchrecklichen Genauigkeit nachſah, ob da nicht die ländlichen Arbeiten der Leute irgend einen Flecken zurückgelaſſen habe. Doch liebten Alle den Hauptmann ſowie ihre landwirthſchaftlichen Arbeiten zu ſehr, um dem Premierlieutenant die Freude zu laſſen, daß er ſagen könne, wie er früher oft gethan, die Artillerie und Landwirthſchaft paſſen nun einmal in alle Ewigkeit nicht zuſammen.

Oefters, wenn ich früh am Morgen in dem Garten beſchäftigt war, hörte ich die Stimme wieder, die mir, als ich ſie zum erſten Mal vernahm, ſo tief zu Herzen gegangen. Doch war ich faſt ſchon drei Wochen hier auf der Citadelle, als es mir vergönnt war, die liebliche Sängerin zu ſehen. Der Herr Hauptmann hatte dem Feſtungskommandanten, ſowie ſeinen Offizieren ein Diner gegeben und nach demſelben ſaßen die Herrſchaften auf der Terraſſe vor dem Hauſe und tranken Kaffee, während ich an meinen Blumen beſchäftigt war. Auf einmal rief mich der Herr Hauptmann, ich lief eilig näher, und da war er ſo freundlich, mich dem Herrn General von R. vorzuſtellen.

„Das iſt alſo das Wunder von einem Feuerwerker!" ſagte dieſer lachend; „ſieht recht ſauber aus, aber jung, noch unverſchämt jung."

Am Tiſche ſaß auch die Tochter des Hauptmanns. Sie trug ein einfaches Kleid von gelber, ungefärbter Seide und hatte einen breiten Strohhut auf dem Kopfe, der, da ſie obendrein das Geſicht herabgebeugt hielt, ihre Züge gänzlich verdeckte. Erſt als ihr Vater ſie recht ſanft bei der Hand nahm und ihr ſagte: „Das iſt Feuerwerker Wortmann, von dem ich Dir ſchon geſagt," hob ſie den Kopf in die Höhe und ſah mich mit großen, ſo eigenthümlich glänzenden Augen an, daß es mir faſt den Athem benahm und ich kaum im Stande war, eine Verbeugung zu machen. Sie mochte damals achtzehn Jahre alt ſein, und etwas Lieblicheres wie dieſes Geſichtchen hatte ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen. Das war nun für die damalige Zeit nicht hoch geſchworen, denn was meine Kenntniß des weiblichen Geſchlechts anbelangt, ſo war dieſelbe nicht der Rede werth. Aber auch ſpäter, nachdem ich viele Schönheiten geſehen, dachte ich immer noch mit Entzücken an dieſen Augenblick und mußte mir geſtehen, daß ich weit ſchönere Mädchen geſehen, aber nichts Lieblicheres, als die Tochter des Herrn Hauptmanns. — Nur die Augen, die Augen, ſo wunderbar ſchön, hatten einen ſo ſeltſamen Ausdruck, und als ich ihr vorgeſtellt wurde und meine Verbeugung machte, lächelte ſie wohl, aber ihre Blicke flogen wie theilnahmlos bei mir vorüber und ſchienen etwas zu ſuchen, hoch oben im Blau des Himmels.

Der Hauptmann befahl mir, eine Taſſe Kaffee anzunehmen und das ſchöne Mädchen ſchenkte ſie mir ein. Doch taſtete ſie dabei unſicher auf dem Tiſch umher und der Vater ſchob ihr Taſſe und Kaffeekanne zwiſchen die kleinen weißen Finger. Ja, als ſie mir den Kaffee reichen wollte, hielt ſie die Taſſe mehr gegen den Premierlieutenant als gegen mich, weßhalb denn mein ſtrenger Vorgeſetzter ſo freundlich war, ſie ihr abzunehmen und mir höchſt eigenhändig darzureichen. Doch unterließ er nicht dabei zu ſagen: „dem geſchickten Artilleriſten".

„Sie ſind unverbeſſerlich!" ſagte der Hauptmann von Walter laut lachend zu ihm, „und obendrein ſehr undankbar. Was hat die Artillerie mit dem Kaffee zu thun? Ein Gärtner hat ihn gepflanzt und ebenſo den Zucker, den Sie ſo ſehr lieben. Ja, der größte Theil des Diner's, das wir heute gemacht, ſind Produkte der Landwirthſchaft. — Wahrhaftig, nächſtens laſſe ich Ihnen einmal einen ſoliden Zünderſatz backen oder eine Kartätſchenſuppe machen."

Ich trank meine Taſſe, ſchielte aber ein paar Mal über ſie hinaus nach der Tochter meines Hauptmanns, welche ein Bouquet neben ſich liegen hatte, das ſie zuweilen an ihr Geſicht drückte.

„Apropos," ſagte ihr Vater zu mir, „obgleich ich das Blumenabſchneiden im Allgemeinen nicht leiden kann, ſo wär's mir doch recht, wenn Sie mir täglich einen Strauß ſchnitten. Meine Tochter liebt ſehr die Blumen, nicht wahr, Eliſe?"

Darauf hob ſie wieder ihren Kopf in die Höhe und ſprach zu mir, ohne mich aber anzuſehen, mit einer angenehm klingenden, weichen Stimme: „Ja, wenn der Feuerwerker ſo freundlich ſein will, bin ich ſehr dankbar dafür."

„Dabei ſehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen, als auf helle glänzende Farben," ergänzte der Hauptmann, wobei er ſein Kind mit einem eigenthümlichen Blicke anſah.

Nach einer Verbeugung ging ich an meine Geſchäfte zurück, konnte aber die ſeltſamen Augen des ſchönen Mädchens nicht vergeſſen, und dazu hörte ich immer die Worte ihres Vaters: dabei ſehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen, als auf helle glänzende Farben. — — — — Auf einmal blieb ich wie erſtarrt ſtehen, ja, plötzlich verſtand ich den ſeltſam ſtarren Blick ihrer Augen, ihr eigenthümliches Weſen — — die Worte des Hauptmanns. — — Das arme unglückliche Mädchen war blind.

Und ſo war es auch in der That. Der Feldwebel, den ich noch am heutigen Tage befragte, gab es mir achſelzuckend zu und meinte: „Das iſt ein großes Unglück, welches den Herrn Hauptmann betroffen; und es iſt jammerſchade für dieß vortreffliche gute Mädchen." Auch erfuhr ich jetzt, daß die Frau des Hauptmanns ſchon vor langen, langen Jahren geſtorben ſei und ebenſo, daß die kleine Eliſe bis in ihr zwölftes Jahr ſehend geweſen, dann aber in Folge einer Erkältung erblindet. „Zuweilen," ſagte der Feldwebel, „kommt einer der geſchickteſten Augenärzte der Reſidenz, wenigſtens alle Jahre einmal, und ſieht nach der Kranken. Er hat die Hoffnung, ſie zu heilen, nicht aufgegeben, will aber, und darin hat er Recht, langſam und äußerſt behutſam zu Werke gehen."

Ich muß geſtehen, daß mich das ſchöne Mädchen ſehr beſchäftigte, und daß ich außerordentlich auf den Moment begierig war, wo frühe am Morgen ihr weicher, melancholiſcher Geſang erſchallte. Häufig ſah ich ſie nun auch über Tages im Garten, und an ihrem Benehmen merkte ich zu meiner großen Freude, daß ihr Vater etwas auf mich hielt und gut von mir ſprach; denn oft trat ſie allein auf die Terraſſe hinaus und rief mit ihrer ſilberhellen Stimme meinen Namen, worauf ſie mich dann gewöhnlich bat, ſie an irgend einen Punkt des Gartens zu begleiten. Das erſte Mal benahm ich mich dabei entſetzlich dumm und ungeſchickt. Wenn ich Fräulein Eliſe führen ſollte, ſo mußte ich ja ihren Arm oder ihre Hand ergreifen, welch letztere ſie mir auch entgegenſtreckte. Nun war ich aber zu ängſtlich und ſchüchtern, um ihre feinen Finger anzufaſſen, und ſtand einige Minuten rathlos da, bis ich endlich näher trat und ehrfurchtsvoll meinen Arm darreichte, worauf ſie nun ihre kleine Hand legte, aber ſo leicht, ſo leicht, daß es nicht anders war, als ſei ein Roſenblatt darauf gefallen.

Wenn ich ſie nun ſo an irgend einen Punkt des Gartens geleitete, da war es doch ſelbſtredend, daß ich in der Nähe blieb. Sie konnte ja etwas verlangen, nach Jemanden rufen, und es wäre ja ſchrecklich geweſen, wenn ſie Niemand gehört hätte. Ich arbeitete dann in ihrer Nähe bald dies, bald das, und wenn ſie vielleicht einen Zweig rauſchen hörte und meinen Fuß leicht auf dem Sande knirſchen, da frug ſie häufig: „Sind Sie es, Wortmann?“ und zuweilen knüpfte ſie dann ein längeres Geſpräch an. Ja, im Verlaufe der Zeit mußte ich ihr meine ganze Lebensgeſchichte erzählen und ich that das der Wahrheit gemäß, von meinem Vater und meiner Mutter, von unſerem Kaſernenleben, von der Miranda, von meinem Freunde Voltes, ſowie auch, daß man mich als kleines Kind Major nannte. Das letztere erſchien ihr außerordentlich komiſch und ſie lächelte freundlich darüber, muß es auch ihrem Vater erzählt haben, denn dieſer ſagte eines Tages freundlich zu mir: „Nun, lieber Wortmann, wenn auch kein Major aus Ihnen wird, ſo hoffe ich doch noch was Tüchtiges an Ihnen zu erleben. Sie haben einen guten Kopf, ſind auch fleißig und lernen leicht. Aber Sprachen müſſen Sie treiben, das iſt unumgänglich nothwendig.“

Er hatte das ſchon häufig geſagt, und mir auch franzöſiſche und engliſche Bücher zum Selbſtunterricht gegeben. Daß ich aber heimlicher Weiſe ſehr früh am Morgen und Abends ſpät bei einem Sprachlehrer der Stadt in beiden Sprachen Stunden nahm und mit einem eiſernen Fleiß darüber her war, hatte ich ihm nicht geſagt. Weßhalb ich es verſchwieg, wußte ich eigentlich nicht. Meinen Vorgeſetzten damit zu überraſchen, das konnte ich mir nicht gut einbilden; ich glaube, der Hauptgrund war, daß ich zuerſt ſehen wollte, ob ich ein Talent für fremde Sprachen habe. Doch hätten dieſe heimlichen Lectionen mir faſt Unangenehmes zu Wege gebracht. Obgleich der Herr Hauptmann von

Walter gegen mich ſowohl im Dienſt als auch im Garten ſehr gut und freundlich war, ſo hatte das doch eine gewiſſe Gränze, über die er nie hinausging, und ſchien ſich auch im Uebrigen um mein Leben und Treiben nicht im Geringſten zu kümmern. Wie mir aber ſpäter klar wurde, war das durchaus nicht der Fall; er bekümmerte ſich vielmehr ſo genau um mein Leben außerhalb des Dienſtes, daß er bald erfuhr, ich bringe ſowohl des Morgens in aller Frühe als auch Abends ſehr ſpät manche Stunden in einem Hauſe der Stadt zu. Da mein Sprachlehrer ziemlich unbekannt war, das Haus, in dem er wohnte, aber recht ärmlich und ſeine Umgebungen vielleicht nicht im beſten Rufe ſtanden, ſo fiel dadurch ein Schatten auf mich, den ich obendrein nicht aufklären konnte, da ich keine Ahnung davon hatte.

Wohl bemerkte ich, daß der Herr Hauptmann, obgleich er wohlwollend und gütig wie immer war, doch nicht mehr ſo freundlich wie früher gegen mich zu ſein ſchien. Davon konnte ich mir keinen Grund erklären, und obgleich ich mich mehr als je beſtrebte, meinen Dienſt zu ſeiner Zufriedenheit zu thun, ſo vermißte ich doch die Herzlichkeit, mit der er ſich ſonſt über jedes noch ſo Unbedeutende bei mir bedankt. Ja, er hatte mir ſogar einmal ziemlich ernſt geſagt, als ich an einem Tage zwei ſchöne Bouquet für ſeine Tochter gemacht, ich plündere ja ſeinen ganzen Garten. Auch Fräulein Eliſe kam nie mehr allein in den Garten und ich hatte ſie ſchon längere Zeit nicht mehr nach einem ihrer Lieblingsplätze führen dürfen. Wohl dachte ich zuweilen daran, den Feldwebel zu befragen, doch kam mir das wieder ſo anmaßend vor, daß ich mich ſchämte, es zu thun.

Elftes Kapitel.

Da ich als Soldat und Gärtner pünktlich und fleißig bin, werde ich von der Kompagnie weggeſchickt, lerne ſpäter den Wechſel alles Irdiſchen kennen und erfahre ſchließlich, daß Madame Hammer Recht gehabt.

So kam der Spätherbſt, ich ließ Pflanzen und Bäume in die Gewächshäuſer einräumen, und wenn ich dabei die ſchon halbverwüſteten Blumenbeete betrachtete, ſo dachte ich mit wahrer Traurigkeit an den Winter, wo hier der weiße Schnee liegen würde, wo dort droben im Hauſe kein Fenſter mehr geöffnet ſei und alſo auch kein Geſang in den Garten dringen könne. Dann hatte ich begreiflicher Weiſe nicht viel da oben zu thun, und wenn mich auch die Gewächshäuſer manche Stunde beſchäftigten, ſo kam ſie doch nicht mehr in den Garten, an der, ich geſtehe es offenherzig, ſchon damals beinahe unbewußt mein ganzes Herz hing. Sie war die Schönſte der Blumen.

Zuweilen hatten wir noch heitere warme Tage, und an einem derſelben ſaß Fräulein Eliſe in der Nähe des kleinen Springbrunnens, hatte den Kopf in die Hand geſtützt und horchte, recht traurig, ſo ſchien es mir, wie ſie aber öfters zu ſein pflegte, auf das Plätſchern des Waſſers. Hie und da fielen dürre Blätter von den Bäumen, und wenn dieſelben auf dem andern gelben Laub am Boden raſchelten, ſo horchte ſie auf und dann flog ein recht trübes Lächeln über ihr ſchönes Geſichtchen. Auch ſie dachte an den Winter, aber ganz anders als ich. Auch ſie fühlte wohl, daß es Herbſt würde, und daß ſie Abſchied nehmen müſſe von der friſchen und feinen Natur und dem Dufte der zahlreichen Blumen und daß auch für ſie die Zeit des Winters käme, welche ihr, der armen Blinden, gewiß doppelt hart ſein mußte.

Unterdeſſen war der Herr Hauptmann in den Garten getreten, ich hatte ihn ſchon vor kurzer Zeit in Uniform aus der Citadelle kommen ſehen, er war aber ins Haus gegangen und kam jetzt von dort her in ſeinem grauen Sommerrocke, den Strohhut auf dem Kopfe, mit einer brennenden Cigarre, deren Duft er mit ſichtlichem Behagen in die friſche Herbſtluft hinausblies; auch ſang er halblaut vor ſich hin, was nicht allzuhäufig bei ihm vorkam. Als er in der Entfernung vor mir vorüberſchritt, gegen ſeine Tochter hin, rief er mir zu: „Sie ſind ja ungeheuer fleißig geweſen, Wortmann!“ Ich ließ nämlich gerade die kleine Orangerie einräumen und war faſt damit fertig. „Wenn Sie vielleicht einen Augenblick abkommen können, ſo laſſen Sie ſich hier bei uns ſehen.“

Hinter dem Hauptmanne kam das Dienſtmädchen aus dem Hauſe und trug einige Früchte, weißes Brod und eine Flaſche Wein mit Gläſern in den Garten, welches ſie Alles auf das Tiſchchen vor Fräulein Eliſen niederſetzte.

Auch ich ſäumte nicht, mich da einzufinden; der Herr Hauptmann war ſehr freundlich, wies auf einen Stuhl und bot mir eine Cigarre an, was er noch nie gethan. Als er mir dieſelbe gab und ich mich ehrfurchtsvoll weigerte, ſie anzunehmen, blickte Fräulein Eliſe in die Höhe, und auf ihrem Geſichte drückte ſich ein kleines Erſtaunen aus. Als ich meine Cigarre angezündet hatte, mußte ich mich niederſetzen und bekam ein Glas Wein. Wir ſprachen über dies und das, über den Herbſt, über Gewächshäuſer und Frühbeete, auf einmal ſagte der Herr Hauptmann, wohl anfänglich lächelnd, dann aber mit einem ſo ernſten Tone, daß ich ordentlich zuſammenſchrack: „Wiſſen Sie auch Wortmann, daß Sie ein Heimlichthuer ſind, ein tückiſcher, abgeſchloſſener Menſch?“

„Ich, Herr Hauptmann?“ ſtotterte ich, in der That auf's Höchſte erſchreckt, „ich weiß wirklich nicht, was ich mir zu Schulden kommen ließ.“

Fräulein Eliſe war bei der ſeltſamen Rede ihres Vaters roth geworden und blickte ſtille vor ſich nieder auf den Teller.

„Kannſt du dir wohl denken,“ fuhr er nun fort, gegen ſeine Tochter gewendet, „was dieſer Feuerwerker Wortmann treibt. Ich habe ihm eine engliſche und franzöſiſche Grammatik gegeben und ich denke nun, er wird mich eines Tags um Rath fragen, wie er es anfangen müſſe, um die beiden Sprachen gründlich zu erlernen. Gott bewahre! Da geht er hin, ſucht ſich einen Lehrer und treibt das Alles im Geheimen. Iſt das nicht ein heimtückiſcher Menſch?“

Als mein Chef ſo ſprach, konnte ich mich nicht enthalten, verſtohlen das junge Mädchen anzuſehen. Gott! und wenn ich mich nicht täuſchte, aber man täuſcht ſich ſo leicht in dergleichen, ſo lächelte ſie freundlich. Natürlicher Weiſe ſagte ich zu meiner Entſchuldigung, ich hätte mich nicht unterſtehen wollen, den Herrn Hauptmann mit dergleichen Kleinigkeiten zu behelligen; „ja,“ ſetzte ich verlegen hinzu, „es würde mir auch das höchſte Glück geweſen ſein, auf einmal dem Herrn Hauptmann ſagen zu können, das und das habe ich gelernt, aber,“ ſetzte ich hinzu, „ich bin noch ſehr weit zurück.“

„Das wollen wir morgen früh ſehen,“ erwiederte er mir lachend. „Morgen iſt es Sonntag und nach der Kirche ſind Sie zum Sprachexamen kommandirt. Fällt das nach Wunſch aus, ſo dürfen Sie bei mir zu Mittag eſſen.“

Wer war glücklicher, als ich! War der Wein ſo berauſchend oder die Cigarre ſo ſtark, genug, als ich mich dankend entfernte, taumelte ich ordentlich auf dem breiten Wege dahin und war dabei ſo blaß, daß mich mein Bombardier fragte, ob mir etwas Unangenehmes zugeſtoßen ſei?

Den andern Tag fand ich mich erwartungsvoll bei meinem Examen ein. Daß Fräulein Eliſe dabei ſaß, machte mich anfänglich über alle Maßen verlegen, doch mußte der Herr Hauptmann mit mir zufrieden ſein, denn als wir fertig waren, ſagte er zu ſeinem Bedienten: „Man ſolle drei Couverts auflegen, der Feuerwerker Wortmann ißt bei uns.“

Der machte große Augen.

Den Unterricht mit meinem alten Sprachlehrer ſetzte ich nun eifriger als je fort, ja ich fing bald darauf bei einem andern das Lateiniſche wieder an und brachte es durch eiſernen Fleiß ſo weit, daß ich in nicht gar zu langer Zeit meinen Cornelius Nepos gehörig verſtand.

Unterdeſſen bedeckte der Schnee die Wälle und Gräben der Citadelle und unſern kleinen reizenden Garten. Der Premierlieutenant konnte nun die Kompagnie keinen ſtrengen Dienſt thun laſſen und ſo hatte ich Zeit genug, mich mit all' den Wiſſenſchaften wieder zu beſchäftigen, die ich ſeit meinem verunglückten Examen ziemlich vernachläſſigt.

Der Hauptmann von Walter hatte mich liebgewonnen, das ſah ich. Er war mehr mein väterlicher Freund, als mein Vorgeſetzter. Um ſeinen Gewächshäuſern bei Tag und Nacht näher zu ſein, hatte er mir auf der kleinen Orangerie zwei Zimmer eingeräumt, und daneben war noch ein anderes, wo die vier beſten Leute meiner Koporalſchaft wohnten, was des beſtändigen Heizens und Lüftens wegen nothwendig war. Auch hatte er mir eine förmliche kleine Bibliothek geliehen, und in den langen Winterabenden war ich ſo unbeſchreiblich glücklich, häufig in ſein Wohnzimmer kommen zu dürfen, wo ja auch Fräulein Eliſe war, und wo er uns förmliche Vorträge über Geſchichte und Geographie hielt. Oefters mußte ich vorleſen, deutſch, franzöſiſch oder engliſch, und das kam ſpäter dann auch wohl vor, wenn er am Tage ausgegangen war und ſich Eliſe mit ihrem Dienſtmädchen allein in ihrem Zimmer befand. Ach! für die Aermſte gab es ja keinen Tag und keine Nacht, und die ewige Finſterniß, welche ſie umgab, war wohl hauptſächlich Schuld daran, daß ſie ſo liebevoll, freundlich und dankbar zuhörte, wenn ich ihr vorlas. Dabei las ich mich aber förmlich um meine Ruhe, und wenn ich, wie Eliſe ſo freundlich war zu ſagen, gut las, ſo kam das wohl hauptſächlich daher, weil ich das Gefühl, welches ich für ſie im Herzen trug in meine Worte ausſtrömen ließ.

Dabei mußte ich mich aber ſehr zuſammennehmen, denn ein Blick, ein Wort konnte mich aus der Faſſung bringen, und ich dann roth werden, wie es ſich eigentlich nicht für einen Feuerwerker ſchickte. So weiß ich, daß eines Tages der Herr Hauptmann zurückkam und freundlich fragte: „Nun Kinder, was habt Ihr geleſen?“ Dieß Wort machte mich ſo verlegen, und trieb mir das Blut ſo ſtark in's Geſicht, daß ich mich vor mir ſelber ſchämte, ſo daß ich nachher, als ich allein war, mich heftig ausſchalt.

Eines Tages, es fing ſchon an Frühjahr zu werden, der Schnee war geſchmolzen, von den Baſtionen herab floß das Waſſer in kleinen grauen Bächen in die Gräben und über die Ebene ſtrömte zuweilen ein ahnungsvoller warmer Windhauch, ſo daß Fräulein Eliſe ihre Fenſter häufig öffnen konnte, ließ mich der Herr Hauptmann in ſein Zimmer rufen und gab mir einen Brief meines Vaters, der, wie er ſagte, durch Einſchluß an ihn gekommen ſei. Vater Wortmann ſchrieb mir in ſeiner gewohnten Kürze, daß ſich die ganze Familie wohl befinde, und daß es ihn außerordentlich freue, mich in einer ſo vortrefflichen Kompagnie zu wiſſen, daß er ſich aber namentlich auf's Höchſte geehrt fühle durch den Entſchluß meines Herrn Hauptmanns, für meine Zukunft ſo glänzend ſorgen zu wollen.

Nachdem ich das geleſen, ſowie das nie fehlende Poſtſcriptum meiner Mutter, welche mir ſchrieb, daß meine älteſte Schweſter die Braut des weiſen Vogel ſei, der ein hübſches kleines Landgut geerbt, blickte ich fragend meinen Hauptmann an, da ich das, was mein Vater von meiner glänzenden Zukunft ſagte, nicht verſtand. Es durchzuckte mich wohl ein ſüßer Gedanke, aber der war ja ſo thöricht, daß ich ihn gleich wieder verwarf.

Der Hauptmann ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir ſtehen und ſagte: „Sehen Sie, mein lieber Wortmann, ich habe allerdings an Ihre Zukunft gedacht und Ihrem Vater geſchrieben, ob er mir völlig freie Hand über Sie laſſen will. Zu gleicher Zeit geſtehe ich Ihnen offenherzig, daß ich mich durch meinen Freund, den Generalſteuerdirektor, nach Ihrer Familie erkundigte; deſſen Antwort iſt vollkommen befriedigend ausgefallen, was mich außerordentlich freut. Offizier können und wollen Sie nicht werden, Sie ſind jung, haben einen guten Kopf, auch ſchon recht viel gelernt, deßhalb will ich Ihnen einen Vorſchlag machen: Ich habe ſchon die nöthigen Schritte gethan, Sie als Zögling erſter Claſſe in die Forſtakademie nach C. zu bringen. Dort können Sie Ihre landwirthſchaftlichen Studien fortſetzen, ſie beendigen und haben dann ſpäter die Wahl, ob Sie irgend ein Gut bewirthſchaften wollen oder in das Forſtfach übergehen. Wenn Sie fleißig ſind und Ihre Aufführung tadellos bleibt, wie bisher, ſo werde ich, nachdem Sie Ihre Studien beendigt, mit wahrer Freude auch ſpäter für Sie ſorgen."

Ich ſtand ſprachlos da über das ungeheure Glück, welches ſich meinen Augen zeigte. Eine Forſtakademie beſuchen, ein vollkommener Landwirth werden, darin hatten von jeher meine kühnſten Wünſche beſtanden, aber wie konnte ich an ſo etwas denken? Ich war mittellos und die Studien, die ich noch zu machen hatte, ſehr koſtſpielig.

Als ich mich einigermaßen gefaßt, ſchämte ich mich durchaus nicht, meinem freundlichen Wohlthäter mit Thränen in den Augen zu danken. Er drückte mir freundlich die Hand und ſprach liebevoll zu mir, wie ein Vater zu ſeinem Sohne. So ſtattete er mich auch in jeder Hinſicht aus, und als nach wenigen Wochen der Augenblick gekommen war, wo ich von der Kompagnie im Allgemeinen, vor meiner Korporalſchaft insbeſondere, vom Feldwebel und der lieben, lieben Citadelle Abſchied nahm und nun zum letzten Male vor den Herrn Hauptmann und Eliſe trat, war der alte Herr ſelbſt außerordentlich gerührt, und als ich ihm weinend wie ein Kind wiederholt auf's Herzlichſte dankte, ſagte er mit feuchten Augen lächelnd: „Seien Sie ruhig, lieber Wortmann, ich bin ein Egoiſt. Was ich vielleicht an Ihnen thue, iſt ein Capital, von dem ich dereinſt ſchöne Zinſen erwarte."

Und Eliſe! —

Sie reichte mir zum Abſchied ihre beiden lieben Hände, die ich mich nicht enthalten konnte, innig zu küſſen und dabei war ich ſo überaus glücklich, einen leiſen, leiſen Druck derſelben zu empfinden.

Hiermit iſt eigentlich die Geſchichte des Feuerwerkers Wortmann, die ich dem geneigten Leſer verſprochen, zu Ende; denn Uniform und Titel und auch ſonſt noch Manches ließ ich in der Citadelle zurück, um aber gegen die, welche vielleicht Antheil an meinem Schickſal genommen, nicht undankbar zu ſein, will ich noch hinzufügen, daß ich drei Jahre auf der Forſtakademie blieb, daß ich auch recht fleißig war und endlich mit Zeugniſſen entlaſſen wurde, die mich nicht nur zu einer höheren Forſtſtelle berechtigten, ſondern mir ſogar geſtatteten, mich zu einer Lehrerſtelle bei einer der landwirthſchaftlichen Anſtalten des Staates zu melden, und dieſe letztere Ausſicht machte mich ganz unbeſchreiblich glücklich; denn mein Wohlthäter, mit dem ich begreiflicher Weiſe viel korreſpondirte, hatte mir vor einem halben Jahre brieflich angezeigt, er habe ſich endlich entſchloſſen, ſeine liebe Citadelle zu verlaſſen und zwar weil ihm durch die Gnade Seiner Majeſtät das Direktorium einer der größten landwirthſchaftlichen Anſtalten des Landes übertragen worden ſei. — Das hatte mich innig gefreut, aber ſchmerzlich hatte es mich berührt, daß er zu gleicher Zeit von einem andern erfreulichen und wichtigen Ereigniſſe ſeiner Familie ſchrieb. Gewiß hatte ſich ein Bewerber um Eliſe gefunden, das ſagte mir mein Herz tauſendmal und machte mich recht, recht traurig.

Der Weg von der Forſtakademie zum nunmehrigen Aufenthalte meines ehemaligen Chefs, der mir befohlen, ſogleich zu kommen, führte über die kleine Feſtung J., und Herr von Walter hatte mir geſchrieben, ich ſolle mich auf dem ehemaligen Schauplatz unſerer Thaten ein Biſchen umſehen. Daß er hinzuſetzte: „Man muß ſich an den Wechſel alles Irdiſchen gewöhnen," begriff ich damals nicht recht.

Ich erreichte die Feſtung an einem ſchönen Frühlingsmorgen, dießmal zu Wagen und vom Poſtgebäude ging ich gleich nach der Citadelle. Der Unteroffizier am Thor war mir ein völlig fremdes Geſicht; ebenſo der Feldwebel, bei dem ich um Erlaubniß bat, die Werke ſehen zu dürfen. — Und dieſe Werke, wie waren ſie verwandelt! Mir war zu Muthe, als ſei hier früher ein Zaubergrund geweſen, der mit dem Verlaſſen des guten Genius wieder ſeine traurige ehemalige Geſtalt annahm. Verſchwunden waren Felder, Anlagen und Gärten; auf ſämmtlichen Baſtionen ſtanden die ſtillen verdrießlichen Geſchütze, von unſerem ehemaligen Garten war keine Spur mehr zu ſehen und wo unſere Blumen geblüht, vor dem kleinen Kommandanturgebäude, war jetzt ein nüchterner glatter Kiesplatz, wo nach Zählen Rechts- und Linksum gemacht wurde, eine für Körper und Geiſt gleich angenehme Beſchäftigung, der übrigens der jetzige kommandirende Artilleriekapitän mit großer Befriedigung zuſchaute. Es war das eine lange dürre Geſtalt mit ſehr gebogener Naſe und tief herabfallendem blonden Schnurrbart. Ich grüßte ihn höflich, und da er mich fragend anſah, ſo erlaubte ich mir, ihm zu ſagen, ich hätte die Citadelle in früheren Jahren gekannt, und dem Wunſche nicht widerſtehen können, ſie nochmals zu ſehen.

„Ja, mein Lieber," ſagte er mit ſchnarrender Stimme, „da werden Sie viel verändert finden. Es hat mir auf Ehre Mühe genug gekoſtet, die ſchauderöſe Wirthſchaft hier in Ordnung zu bringen. War das ein Anblick, als ich kam! So was habe ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen! Nun, wir haben gründlich aufgeräumt, das kann ich Sie verſichern. — — — — Guten Morgen! Aufgepaßt Feuerwerker Schlatterich, da unten. Der dritte Mann vom Flügel tritt ja mit dem rechten Fuß an; Donnerwetter auch, wozu hat er denn den linken?"

Ja gründlich hatten ſie aufgeräumt, und als ich die Baſtion umſchritt, fand ich nichts mehr von unſerem ehemaligen Garten, als zwiſchen den Rädern des ehemals ſo blanken Vierundzwanzigpfünders ein kleines Tropäolum, das ſich dort trotz Kies und Schaufel kümmerlich aus einem zurückgebliebenen Samenkorn entwickelte. Auch die lebenden Weſen, meine Kameraden, mit denen ich hier ſo glücklich geweſen, waren in alle Welt zerſtreut, theils mit dem Herrn Hauptmann von Walter, theils nach Hauſe gegangen, theils in die Civilcarriere eingetreten. Selbſt der Premierlieutenant hatte ſich ſo an die Blumen gewöhnt, daß er die nackten Wälle nicht mehr ſehen konnte, doch hatte er beim Abſchiede geflucht: „Hol' mich der Teufel! wie bin ich hier verdorben worden!"

Von der Rampe, wo ſich kein weißes Gitterthor mehr befand, niederſteigend, hörte ich ſie noch droben kommandiren und zählen: Eins — zwei — — Einundzwanzig — zweiundzwanzig. — — Verflogen war unſer wunderbarer Blumentraum; aber es machte mich nicht traurig, viel ſchmerzlicher hätte es mich berührt, wenn ich Alles droben gegefunden hätte wie ehedem, grünend und blühend — ohne Eliſe!

Nach einigen Tagen erreichte ich die zwiſchen Feld und Wald an einem kleinen lieblichen See gelegene prachtvolle landwirthſchaftliche Anſtalt. Mein Wohlthäter empfing mich wie einen Sohn, den man lange Jahre nicht geſehen — und Eliſe? Das freudige Familienereigniß hatte allerdings ſie betroffen, doch war ſie nicht vermählt, vielmehr durch die Hülfe der Aerzte ſehend geworden.

Lächelnd führte mich der Vater an ihr Zimmer und ließ mich leiſe eintreten. Sie ſah mich erſtaunt an mit ihren großen, glänzenden Augen, die aber nicht mehr ſtarr und ſeltſam blickten, ſondern in welchen ſich jetzt ihre ganze ſchöne Seele ſpiegelte, aus denen ein tiefſinniges Gefühl ſtrahlte.

Wie ängſtlich ſchlug mein Herz! — Ob ſie mich erkannte? Darauf ſchien auch ihr Vater geſpannt; er hielt ſich ſtill hinter der Thür. — Als ſie mich eine Sekunde angeſchaut, überflog eine dunkle Gluth ihre ſchönen Züge. Sie eilte mir entgegen, und ich weiß nicht genau, ergriff ich ihre Hände und küßte dieſelben oder umging ich dieſe Förmlichkeit und wagte es, ſie feſt an mein Herz zu drücken. — Wer kann das in ſolchen Augenblicken, die nur einmal im Leben kommen, genau wiſſen. Genug, der Vater trat einen Augenblick nachher zu uns und ſagte: „Kinder ich habe nichts dagegen.“

Schreiben der Madame Wortmann an ihren Sohn.

„Nein Dießmal muß ich den Hauptbrief ſchreiben und wenn dein Vater noch etwas hinzufügen will ſo kann er dießmal die Nachſchrift machen was wir glücklich ſind daß du Profeſſor geworden und eine ſo ſchöne reiche Frau bekommen das kann ich dir gar nicht ſagen ich habe eine große Kaffeegeſellſchaft gegeben und es dabei den Damen meiner Bekanntſchaft angezeigt ebenſo, daß deine Schweſter, die Frau Vogel, einen ganz geſunden Buben hat alſo bin ich Großmutter und hoffe es noch mehr zu werden apropos, die Frau Hammer lebt noch, doch iſt ſie ſchon recht alt neulich war ſie bei uns und da haben wir die ganze Geſchichte nochmals abgeſprochen als du damals auf die Welt kamſt und wie drunten der Unteroffizier ſagte jetzt kommt der Major weißt du auch wohl, mein lieber Sohn daß das noch in Erfüllung gehen kann mir hat der Zollinſpektor geſagt, wenn du einmal ſpäter was wohl vorkommen könnte ſelbſt ein Direktor würdeſt ſo hätteſt du den Titel als Major aber das wär’ eine Freude für Deine

Dich getreu liebende Mutter.“

So ſchrieb die gute Frau, und wenn ſie es auch nicht mehr erlebte, daß ich ein Direktor der Anſtalt wurde, ſo geſchah das doch, freilich nach vielen Jahren, und damit ging auch die Prophezeihung der Madame Hammer in Erfüllung: daß aus mir noch etwas Rechtes werden würde.

Richard Dick.

Ein Soldatenleben.

Im Jahre 1799 kam ein junger Mann hinkenden Fußes nach der Stadt Chatham. Es war ein armer Wanderer ohne einen Dreier in der Taſche; in Chatham wollte er ſich bei einem Kavallerieregimente anwerben laſſen, wenn man ihn nähme: wenn nicht, König Georgs Handgeld von irgend welchem Korporal oder Sergeant ſich auszahlen laſſen, der ihm eine Cocarde auf den Hut ſteckte. Es war ſeine Abſicht, erſchoſſen zu werden: aber er dachte, er könne ebenſo gut in die andere Welt reiten, als daß er die Mühe hätte, zu gehen.

Sein Vorname war Richard; aber er war beſſer bekannt als Dick. Er hatte ſeinen Familiennamen unterwegs gelaſſen und nahm nun den Namen Double-Dick an. In den Regimentsliſten ſtand er als Richard Double-Dick, Alter 22 Jahr, Größe 5 Fuß 10 Zoll, Geburtsort Exmouth, das er nie in ſeinem ganzen Leben geſehen. Es war kein Kavallerieregiment in Chatham, als er hinkend und mit zeriſſenem Schuh an dem beſtaubten Fuße über die Brücke kam, deßhalb ließ er ſich bei einem Linienregimente anwerben, und ſuchte durch einen tüchtigen Rauſch das Ganze zu vergeſſen.

Man muß nämlich wiſſen, daß es verkehrt mit ihm gegangen und daß er dadurch etwas aus dem Lebensgeleiſe gekommen war. Er hatte das Herz auf dem rechten Flecke, aber es lag ein Schloß davor. Er war mit einem guten und hübſchen Mädchen verlobt geweſen, das er mehr liebte, als ſie — und vielleicht auch er ſelbſt — wußte; in einem unglücklichen Augenblicke hatte er ihr Urſache gegeben, mit feierlichem Ernſte zu ihm zu ſagen: „Richard, ich werde mich nie mit einem andern Manne verheirathen; ich will um deinetwillen ledig bleiben, aber von Mary Marſhalls Lippen — ſo hieß ſie — ſollſt Du nie mehr auf Erden ein Wort hören. Lebe wohl, Richard! Der Himmel vergebe Dir!“ — Dieſe Worte vernichteten ihn; dieſe Worte ſchickten ihn nach Chatham; dieſe Worte machten ihn zum Gemeinen Richard Double-Dick, mit dem feſten Entſchluß ſich erſchießen zu laſſen.

Es gab im Jahre 1799 keinen ausſchweifenderen und leichtſinnigeren Soldaten in der Kaſerne, als Richard Double-Dick. Er hielt es mit der Hefe jedes Regimentes; er war ſo ſelten als möglich nüchtern und ſtand beharrlich auf der Strafliſte. Jedermann in der Kaſerne war gewärtig, daß Richard Double-Dick demnächſt würde gepeitſcht werden. Nun muß man wiſſen, daß der Capitän in Richards Regiment ein junger Mann war, nur vier Jahre älter als er; ſeine Augen übten einen merkwürdigen Einfluß auf den Gemeinen Richard Double-Dick aus. Es waren klare und hübſche, dunkle Augen — was man gewöhnlich milde Augen nennt, die, wenn ſie ernſt ſind, einen feſten und ſtrengen Blick haben — aber es waren die einzigen Augen in dieſer Welt, in welche der Gemeine Richard Double-Dick nicht ſehen konnte, ohne zu blinzen. Er war für jedes Gefühl von Scham unzugänglich, und die Strafen, die über ihn ergingen, waren ihm gleichgültig; er trotzte Allem und Jedem; wenn er jedoch fühlte, daß dieſe Augen eine Minute lang auf ihn geheftet waren, dann ſchämte er ſich, aber es war ihm unmöglich, Capitän Taunton auf der Straße wie die andern Offiziere zu grüßen. Er fühlte ſich verlegen und verwirrt, er fühlte ſich durch die bloße Möglichkeit, daß der Capitän ihn betrachtete, genirt; in ſeinen ſchlimmſten Momenten zog er ſogar vor, umzuwenden und den größten Umweg zu machen, um dieſen hübſchen, ſchwarzen, klaren Augen nicht zu begegnen.

Eines Tages, als Richard Double-Dick gerade aus dem ſchwarzen Loch kam, in welchem er die letzten 48 Stunden zugebracht und wo er überhaupt den größten Theil ſeiner Zeit verlebte, erhielt er Befehl, ſich bei Capitän Taunton zu melden. In dem elenden und ſchmutzigen Zuſtand, in welchem ſich ein Soldat gewöhnlich befindet, der gerade das Cachot verlaſſen, hatte er weniger als je Luſt, ſich vor dem Capitän zu zeigen; indeſſen war er doch nicht ſo thöricht, dem Befehl den Gehorſam zu verweigern, und begab ſich deßhalb über den Paradeplatz nach der Terraſſe, wo die Offiziere ihr Quartier hatten, während er mit ſeinen Fingern einen der Halme zerknickte und zerraufte, die das Meublement und den Schmuck des ſchwarzen Loches bilden.

„Herein!“ rief der Capitän, als er mit ſeinem Knöchel an die Thüre pochte, der Gemeine Richard Double-Dick zog den Hut ab, trat einen Schritt vor und fühlte deutlich, daß die dunkeln, klaren Augen auf ihm ruhten.

Es entſtand eine Pauſe, der Gemeine Double-Dick hatte den Halm in ſeinen Mund geſtopft, und da er nun gerade bis an den Hals gekommen, ſo drohte er ihn zu erſticken.

„Double-Dick!“ ſagte der Capitän, „weißt Du, wohin Du noch kommen wirſt?“

„Zum Teufel, Herr Capitän;“ ſtammelte Double-Dick.

„Ja, antwortete der Capitän, und das ſehr bald.“

Der Gemeine Richard Double-Dick drehte mit der Zunge den Halm von der ſchwarzen Höhle im Munde und machte einen kläglichen, aber bejahenden Geſtus.

„Double-Dick!“ ſagte der Capitän, „ſeit ich als Junge von ſiebenzehn Jahren in die Dienſte Sr. Majeſtät getreten bin, hatte ich den Kummer, ſo manchen Burſchen, aus dem etwas hätte werden können, denſelben Weg gehen zu ſehen; aber nie, ſo lange ich im Regimente diene, that es mir ſo leid, einen tüchtigen Kerl dieſe ſchändliche Bahn einſchlagen zu ſehen, als bei Dir.“

Dem Gemeinen Richard Double-Dick war es, als ob ſich ein Nebel über den Boden legte, auf den er ſtierte, und die Beine an dem Frühſtückstiſch des Capitäns krumm würden, wie wenn er ſie durch Waſſer ſähe.

„Ich bin nur ein ſimpler Soldat, Herr Capitän!“ ſagte er: „es thut wenig zur Sache, was aus einem ſolchen armen Beſt wird!“

„Du biſt ein Menſch,“ antwortete der Capitän mit ernſtem Tone: „wohlbegabt und nicht ohne Erziehung; wenn Du das wirklich denkſt, was Du da ſagſt, ſo biſt Du noch tiefer geſunken, als ich wirklich glaubte. Wie ſehr mich das ſchmerzt, kannſt Du leicht ermeſſen.“

„Ich hoffe, bald erſchoſſen zu werden, Herr Capitän!“ antwortete der Gemeine Double-Dick, „dann iſt das Regiment und die Welt meiner los.“

Die Tiſchbeine wurden immer krummer, Double-Dick ſah in die Höhe, um wieder einen feſten Geſichtspunkt zu gewinnen. — Da begegnete ſein Blick den Augen, die einen ſo ſtarken Einfluß auf ihn übten. Er hielt die Hand vor ſeine Augen und ſein Strafwamms wurde ihm ſo enge über der Bruſt, daß es beinahe zerſprang.

„Es iſt mir lieber, Dich ſo zu ſehen, Double-Dick,“ ſagte der junge Capitän, „als wenn fünftauſend Dukaten hier auf dem Tiſche zum Geſchenk für meine Mutter lägen. Haſt Du eine Mutter?“ —

„Ich danke Gott, Sir, daß ſie todt iſt.“

„Aber wenn Dein Ruhm,“ antwortete der Capitän, „von Mund zu Mund durch das ganze Regiment, die ganze Armee, das ganze Land gegangen, ſo würdeſt Du doch wohl gewünſcht haben, daß ſie lebte, um mit Stolz und Freude ſagen zu können: „„Er iſt mein Sohn!““

„Schonen Sie mich, Sir,“ ſagte Double-Dick: „ſie würde nie etwas Gutes von mir gehört haben, ſie würde nie mit Stolz und Freude ſich meine Mutter genannt haben. Nur Liebe und Mitleid könnte ſie fühlen, und das würde ſie bis zum letzten Momente gefühlt haben, aber nicht . . . ſchonen Sie mich, Sir! ich bin ein armer, zerknirſchter Elender.“ Bei dieſen Worten wandte er das Geſicht nach der Wand und ſtreckte bittend ſeine Hand aus.

„Mein Freund!“ begann der Capitän.

„Dank, Gott ſegne Sie, Sir!“ ſchluchzte Double-Dick.

„Du ſtehſt auf dem entſcheidenden Punkt für dein Schickſal. Setze Deine Lebensweiſe noch kurze Zeit in der bisherigen Art fort, und Du weißt was geſchehen wird. Ich weiß ſelbſt beſſer, als Du glaubſt, daß, wenn es geſchehen, Du verloren ſein wirſt.“

„Davon bin ich überzeugt, Sir!“ antwortete der Gemeine Richard Double-Dick mit zitternder Stimme.

„Aber Jedermann kann, wie er auch geſtellt iſt, ſeine Pflicht thun,“ ſagte der junge Capitän, „und durch die treue Pflichterfüllung gewinnt er ſeine eigene Achtung, wenn auch ſein Verhältniß ſcheinbar noch ſo untergeordneter Natur iſt. Ein einfacher Soldat hat, wenn Du ihn auch eben ein armes Beſt nannteſt, den Vortheil in ſturmvollen Zeiten wie die gegenwärtigen, daß eine Schaar mitfühlender Zeugen auf ihn ſieht. Zweifelſt Du daran, daß er ſeine Pflicht in dem Grade erfüllen kann, daß er ein Gegenſtand der Bewunderung für das ganze Regiment, die Armee und das Land wird? Kehre um, ſo lang Du Dich noch aufrichten kannſt und verſuche es Deine Pflicht zu thun.“ —

„Ja, das will ich! Ich verlange nur einen Zeugen, Sir!“ rief Richard, während ſein Herz nahe daran war, zu brechen.

„Ich verſtehe Dich, und ich werde ein wachſamer und treuer Zeuge ſein.“

Der Gemeine Richard Double-Dick fiel auf ſeine Knie, küßte dem Capitän die Hand, ſtand auf und ging als ein anderer Menſch aus dem Lichte der dunkeln, klaren Augen.

In jenem Jahre, 1799, waren die Franzoſen in Aegypten, Italien, Deutſchland und Gott weiß wo nicht. Napoleon Bonaparte hatte begonnen, ſich auch in Indien zu rühren, und man konnte leicht die Dinge, die da kommen würden, prophezeien. Das Jahr darauf, als England mit Oeſterreich Alliance gegen ihn ſchloß, that Capitän Tauntons Regiment Dienſte in Indien, und es gab keinen ſtolzeren Unteroffizier in demſelben — vielleicht in der ganzen Linie nicht, als Corporal Richard Double-Dick. Im Jahre 1801 befand ſich die indiſche Armee an der Küſte von Aegypten. Im nächſten Jahre wurde der kurze Frieden proclamirt und die Armee zurückberufen. Es war weit bekannt, daß, wo Capitän Taunton mit den dunkeln, klaren Augen commandirte, man auch ſicher ſein konnte, dicht bei ihm, beſtändig an ſeiner Seite, feſt wie einen Fels, ſicher wie die Sonne und tapfer wie Mars, den Soldaten zu finden, von dem das Gerücht ſtets ſprach: den Sergeanten Richard Double-Dick.

Das große Trafalgarjahr 1805 war auch das Jahr, in welchem es in Indien warm zuging. Jenes Jahr war Zeuge der Heldenthaten eines

Commandeurſergeanten, der ſich allein durch eine dichte Schaar von Feinden hieb, die Fahne des Regiments, die aus den Händen eines armen, durch's Herz Geſchoſſenen geriſſen wurde, wieder eroberte, ſeinen verwundeten Capitän befreite, der zu Boden geworfen war und in einem wahren Chaos von Pferdehufen und Säbeln lag; jenes Jahr, ſage ich, war Zeuge ſolcher Wunder des tapfern Commandeurſergeanten, daß er zum Träger der Fahne ernannt wurde, die er zurückerobert, und Fähnrich Richard Double-Dick zum Offizier avancirte. In jeder Bataille hart mitgenommen, aber beſtändig durch die tapferſten Leute verſtärkt — denn der Ruhm, der kreuz- und querdurchſchoſſenen Fahne zu folgen, begeiſterte jede Bruſt, — ſo kämpfte ſich dieſes Regiment durch den Krieg auf der ſpaniſchen Halbinſel bis zur Belagerung von Badajoz, 1812. Immer und immer wieder erklang das Hurrah zu ſeinem Preis durch das britiſche Heer, und jeder Trommelſchläger wußte, daß, wo die beiden Freunde: Major Taunton mit den dunkeln, klaren Augen und der Fähnrich Richard Double-Dick ſich zeigten, die tapferſten Krieger in der engliſchen Armee jubelnd in das dichteſte Kampfgewühl ſich ſtürzten.

Bei einem Ausfall der Belagerten auf die Engländer, welche in den Schanzen arbeiteten, ſahen ſich unſere beiden Offiziere während des ſtürmenden Anmarſch einer Abtheilung franzöſiſcher Infanterie, welche Halt machte, gegenüber. An der Spitze derſelben befand ſich ein Offizier, ein hübſcher Mann von fünfunddreißig Jahren, der ſeine Leute zum Einhauen aufforderte und anfeuerte. Double-Dick ſah ihn nur einen Augenblick; ſeine Züge prägten ſich ihm jedoch tief in's Gedächtniß. Namentlich ſah er dieſen Offizier ſeinen Säbel ſchwingen und Feuer commandiren. Im ſelben Momente fiel Major Taunton.

Zehn Minuten ſpäter war der Kampf vorbei, und Double-Dick kehrte nach der Stelle zurück, wo er ſeinen beſten Freund auf einen Mantel gelegt. Major Tauntons Uniform war raſch geöffnet; an ſeinem Hemde klebten drei kleine Bruſtflecken.

„Lieber Double-Dick,“ ſagte er, „ich ſterbe.“ — „Um's Himmels willen, nein!“ rief dieſer, neben ihm knieend und ſeinen Arm unter den Kopf des Gefallenen legend. „Taunton! Mein Retter, mein Schutzengel, mein Zeuge, liebſter, treueſter Freund! Taunton! Um Gottes Willen!“

Die klaren, dunkeln Augen — nun doppelt dunkel in dem blaſſen Antlitz — lächelten zu ihm empor; und die Hand, die er vor dreizehn Jahren geküßt, drückte liebevoll die ſeine.

„Schreibe meiner Mutter; Du wirſt die Heimath wieder ſehen. Erzähle ihr, wie wir Freunde wurden. Es wird ihr ein Troſt ſein, wie es mir ein Troſt war.“

Er ſprach nicht mehr, ſondern deutete nur noch auf ſein Haar, das im Winde flatterte. Der Fähnrich verſtand ihn. Taunton lächelte wieder, als er es ſah, und legte freudig ſein Antlitz in den ſtützenden Arm, um Ruhe zu finden, und ſtarb mit ſeiner Hand auf der Bruſt, in welcher er ein Herz wieder zum Schlagen gebracht.

Kein trockenes Auge ruhte an jenem Tage auf dem Fähnrich Richard Double-Dick. Er begrub ſeinen Freund auf dem Kampfplatze und ſtand allein in der Welt, von Allem beraubt, was ihm auf Erden theuer war. Außer der Erfüllung ſeiner Dienſtpflicht war es ihm, als ob nur Zweierlei für ihn noch auf der Welt zu thun wäre: den kleinen Pack Haare zu bewahren, den er Tauntons Mutter geben ſollte, und den franzöſiſchen Offizier zu finden, der die Soldaten commandirte, vor deren Feuer Taunton gefallen war. Man ſagte im Regimente, wenn Richard und der franzöſiſche Offizier einmal zuſammenträfen, würden in Frankreich Thränen fließen.

Der Krieg wurde fortgeſetzt, — den das wohlbewahrte Bild des franzöſiſchen Offiziers, wie ſein lebendes Original mitmachte, — bis die Schlacht von Toulouſe geſchlagen wurde. In den nach Hauſe geſandten Rapporten ſtand: „Hart, aber nicht gefährlich verwundet, Richard Double-Dick, Lieutenant."

Im Sommer des Jahres 1814 kehrte Lieutenant Richard Double-Dick, nun ein gebräunter Soldat, ſiebenunddreißig Jahre alt, als Invalide nach England zurück. Auf ſeinem Herzen trug er die Haare ſeines Freundes. Manchen franzöſiſchen Offizier hatte er ſeit jenem Tage geſehen; manche fürchterliche Nacht hatte er, während ſeine Leute mit der Leuchte die Verwundeten ſuchten, franzöſiſchen Offizieren, welche ſich nicht zu helfen im Stande waren, Linderung und Beiſtand gebracht, aber das Bild, das er in ſeinem Herzen trug, und die Wirklichkeit waren ſich nie begegnet.

Obgleich er ſchwach und leidend war, verlor er doch keine Zeit, ſondern eilte nach Frome in Somerſetſhire, wo Tauntons Mutter wohnte. Der Gefallene war ſeiner Mutter einziger Sohn und ſie war Wittwe.

Es war ein Sonntag Abend; ſie ſaß an ihrem ſtillen Gartenfenſter und las in der Bibel; ſie las mit zitternder Stimme. Er hörte die Worte: „Jüngling, ich ſage Dir, ſtehe auf."

Er mußte am Fenſter vorübergehen, und es war ihm, als ob die klaren dunkeln Augen aus ſeiner ſchlimmen Zeit auf ihn hernieder blickten. Ihr Herz ſagte ihr, wer er war, — ſie eilte nach der Thüre und fiel ihm um den Hals.

„Er ſchützte mich vor dem Zugrundegehen; er machte mich zu einem Menſchen und rettete mich vor Schande und Schmach. O Gott, ſegne ihn ewiglich! Ja, das wird er, das wird er."

„Das wird er!“ antwortete die Mutter. „Ich weiß, daß er im Himmel iſt.“ Dann brach ſie in die ſchmerzlichen Worte aus: „O mein geliebter Sohn, mein geliebter Sohn!“

Nie war von der Stunde, da ſich der Gemeine Richard Double-Dick in Chatham werben ließ, ein Wort über Corporal, Sergeant, Commandeurſergeant, Fähnrich oder Lieutenant Double-Dicks Lippen gekommen, das ſeinen wirklichen Namen oder ſein Verhältniß zu Mary Marſhall verrathen. Nur ſein Retter wußte davon. Jener Auftritt in ſeinem Leben war ein Geheimniß. Er hatte feſt beſchloſſen, daß es ſeine Buße ſein ſollte, unbekannt zu leben, daß der Friede, den die Zeit über ſeine Jugendſünden wachſen ließ, ungeſtört bleiben ſollte; daß man erſt nach ſeinem Tode erfahre, er habe geſtritten und gelitten, aber nie vergeſſen.

Als er jedoch in jener Nacht ſich der Worte erinnerte, die er zwei Jahre treulich in ſeinem Innern bewahrt: „Erzähle ihr, wie wir Freunde geworden, es wird ihr ein Troſt ſein, wie es mir einer iſt!“ — da erzählte er ihr Alles. Nach und nach war es ihm, als ob er in ſeinem Mannesalter eine Mutter gefunden, und ihr ſchien es, als hätte ſie in ihm einen Erſatz für ihren großen Verluſt. Während ſeines Aufenthaltes in England wurde der ſtille Garten, den er als Fremder mit langſamen und ſchmerzvollen Schritten betreten hatte, die Grenze ſeiner Heimath.

Als er im Frühjahr wieder im Stande war, zu ſeinem Regimente zurückzukehren und er den Garten verlies, drängte ſich ihm der Gedanke auf: „Ach, es iſt das erſte Mal, daß ich, von eines Weibes Segen begleitet, die alte Fahne ſehen ſoll.“

Er folgte ihr — die nun ſo zerriſſen, zerſetzt und durchſchoſſen war, daß ſie kaum mehr zuſammenhing — nach Quatre-Bras und Ligny; er ſtand an ihrer Seite im Nebel und Staubregen an einem feuchten Junimorgen auf der Wahlſtatt von Waterloo, während in den Gliedern feierliche Stille herrſchte. Noch war bis zu dieſem Augenblick das Bild des franzöſiſchen Offiziers nicht mit dem Originale zuſammengetroffen.

Das berühmte Regiment kam bei der Schlacht frühzeitig in den Kampf, und zum erſten Mal ſeit vielen an Begebenheiten ſo reichen Jahren blieb es ſtehen, als man ihn fallen ſah. Aber es ſtürzte im nächſten Augenblick vorwärts, um ihn zu rächen, und ließ den Lieutenant Double-Dick bewußtlos zurück.

Durch Moraſt und Regenpfühle, über tiefe Gräben, die einmal Wege geweſen und nun von den Geſchützen, Feldwagen und der Reiterei aufgeriſſen worden, zwiſchen Sterbenden und Todten hin- und hergeſchleppt, ſo entſtellt von Blut und Schmutz, daß es für ein menſchliches Auge kaum möglich war, ſeine Züge zu unterſcheiden, unberührt von dem Jammern der Menſchen und dem Gewieher der Pferde, die den Anblick der an den Wegen liegenden Kameraden nicht ertragen konnten, — todt für jede ſelbſtbewußte Lebensäußerung und doch lebend, wurde die Geſtalt, die einſt Lieutenant Richard Double-Dick geweſen und von deſſen Ruhm England wiederſcholl, nach Brüſſel gebracht. Dort wurde er im Lazarethe verpflegt, dort lag er eine Woche um die andere, die langen, hellen Sommernächte hindurch, bis die Ernte, die der Krieg verſchont, reif war und ins Haus gebracht wurde.

Wieder und wieder ging die Sonne auf und nieder über die von Menſchen wimmelnde Stadt; die mondhellen Nächte breiteten ſich friedlich über die Ebenen bei Waterloo aus, und dieſe ganze Zeit war wie ein weißes Blatt in Lieutenant Richard Double-Dicks Lebensbuch. Luſtige Truppen marſchirten in Brüſſel aus und ein; Brüder und Väter, Mütter und Schweſtern und Frauen drängten ſich dort durcheinander, ernteten Freude oder Verzweiflung und zogen wieder fort; gar oft ertönten die Glocken der Kirchen, — aber gefühllos für Alles lag ein marmorblaſſes Angeſicht auf einem Kiſſen, als ob es das Antlitz einer Statue wäre, die auf Lieutenant Richard Double-Dicks Grab läge.

Langſam ſich durch einen langen, ſchweren Traum arbeitend, in welchem Ort und Zeit in bunter Verwirrung hervortraten, erblickte er nur dann und wann einen Schimmer von den Armeeärzten, die er kannte, und andern Geſichtern, die ihm befreundet erſchienen. Am liebſten und lieblichſten unter Allen erſchienen ihm jedoch Mary Marſhalls Züge, die er zu erblicken glaubte. Endlich an einem ſchönen Herbſtabend kehrte Richard zum Leben zurück, zu dem friedlichen Leben in einem friſchen, ruhigen Zimmer mit einem großen offenſtehenden Fenſter, vor dem ſich ein Balkon mit rauſchenden Blättern und ſüßduftenden Blumen befand. Die Sonne ergoß ihre goldnen Strahlen auf ſein Lager.

Es war ſo ſtill und friedlich, daß er in eine andere Welt gegangen zu ſein glaubte und mit ſchwacher Stimme ſagte er: „Taunton, biſt Du bei mir?“

Ein Antlitz beugte ſich über ihn herab; aber es war nicht das Geſicht des verlorenen Freundes, — es war das ſeiner Mutter.

„Ich bin gekommen, um Dich zu pflegen. Wir ſaßen manche Woche an Deinem Bette. Es iſt lange, ſeit Du hierher gebracht worden; erinnerſt Du Dich nicht?“ — „Nein, nichts!“

Mrs. Taunton küßte ſeine Wangen und hielt ihn freundlich beruhigend bei der Hand.

„Wo iſt das Regiment? Was iſt vorgegangen? Laß mich Dich Mutter nennen. Was iſt vorgegangen, Mutter?“ — „Ein großer Sieg wurde errungen, mein Lieber; der Krieg iſt vorbei und Dein Regiment war das tapferſte auf dem Wahlplatz.“

Seine Augen funkelten, ſeine Lippen zitterten, er ſchluchzte und Thränen rannen über ſeine Wangen. Er war ſehr ſchwach, zu ſchwach, um ſeine Hand zu bewegen.

„War es eben noch dunkel?“ fragte er dann. — „Nein.“ — „So war es nur vor mir dunkel.“

Er ſchüttelte den Kopf und ſank wieder in Schlaf, während er noch ihre Hand hielt und ſie ihm freundlich zuſprach.

Nach und nach ging es beſſer, freilich langſam, denn er hatte eine Kugel in den Leib bekommen und war am Kopfe ſchwer verwundet.

Eines Tages erwachte er, vom Schlafe erfriſcht, und bat ſie, ihm vorzuleſen. Aber der Bettvorhang war zugezogen und eine weibliche Stimme, die nicht die von Tauntons Mutter war, redete ihn an.

„Kannſt Du es ertragen, eine Fremde zu ſehen?“ ſagte ſie ſanft. — „Eine Fremde?“ wiederholte er; und die Stimme weckte alte Erinnerungen in ihm. — „Jetzt eine Fremde, einſt aber keine Fremde!“ erklang es in Tönen, die ſein Blut in Bewegung brachten; „Richard, lieber Richard, der Du für mich ſo manches Jahr verloren warſt; mein Name —“

Er rief ihren Namen „Mary!“ und ſie hielt ihn in ihren Armen und ſein Haupt ruhte an ihrer Bruſt.

„Ich breche mein unbeſonnenes Gelübde nicht. Denn die Lippen, die zu Dir ſprechen, ſind nicht die von Mary Marſhall. Ich trage einen andern Namen.“

Sie war verheirathet.

„Ich habe einen andern Namen, Richard; haſt Du ihn je gehört?“ — „Nie!“

Er blickte ihr in das gedankenvolle ſchöne Antlitz und weilte mit Verwunderung bei dem Lächeln, das er durch Thränen beſtrahlte.

„Beſinne Dich, Richard; biſt Du gewiß, daß Du nie meinen neuen Namen gehört?“ — „Nie!“ — „Wende den Kopf nicht, um mich anzuſehen. Laß ihn liegen, während ich Dir erzähle. Ich liebte einen hochherzigen edeln Mann, liebte ihn von ganzem Herzen, liebte ihn lange Jahre treu und ergeben; liebte ihn ohne Hoffnung auf Gegenliebe; liebte ihn, ohne ſeine herrlichſten Eigenſchaften zu kennen, — ja ohne zu wiſſen, daß er am Leben war. Er war ein tapferer Krieger, geachtet und geehrt von Tauſenden und aber Tauſenden, als die Mutter ſeines treuen Freundes mich fand und mir bewies, daß er während ſeiner ganzen ſorgenvollen Laufbahn mich nicht vergeſſen. Er wurde in einer großen Schlacht verwundet; man brachte ihn ſterbend nach Brüſſel; ich kam, um bei ihm zu wachen und ihn zu pflegen, und gerne wäre ich zu ſolchem Zwecke in die ſchrecklichſte Einöde der Erde gegangen. Während er Niemand anderes kannte, kannte er mich. Als er am meiſten litt, trug er ſeine Leiden mit geringer Klage, zufrieden damit, ſein Haupt da ruhen zu laſſen, wo es nun weilt. Als er mit dem Tod auf den Lippen dalag, heirathete er mich, um mich ſeine Frau nennen zu können, ehe er ſtürbe. Und der Name, den ich erhielt —“

„Nun weiß ich ihn! Eine dunkle Erinnerung erwacht in mir. Mary, küſſe mich; wiege das müde Haupt in Schlaf, daß ich nicht ſterbe vor Dankbarkeit. Seine letzten Worte ſind erfüllt; ich ſehe die Heimath wieder!“

Und ſie waren Alle glücklich. Spät war die Rückkehr zu Freude und Leben; aber ſie waren Alle glücklich durch ſie. Der Schnee war auf Erden geſchmolzen und die Vögel ſangen in den blätterloſen Gebüſchen, als ſie zum erſten Male zuſammen ausfuhren und die Leute ſich um den offenen Wagen drängten, um den Capitän Double-Dick zu begrüßen.

Aber es war für den Capitän nothwendig, ſtatt nach England zurückzukehren, ſeine vollſtändige Herſtellung im Klima des ſüdlichen Frankreich zu ſuchen. Sie fanden einen Ort an der Rhone, in der Nähe von Avignon und mit Ausſicht auf die Ruinen der dortigen Brücke. Dort lebten ſie ſechs Monate zuſammen und kehrten darauf nach England zurück. Als Mrs. Taunton ſich nach Verlauf von drei Jahren altersſchwach fühlte — wenn auch nicht ſo alt, daß ihre klaren dunkeln Augen umnachtet worden wären, und ſich erinnerte, welch' wohlthätigen Einfluß die Veränderung des Ortes gehabt, beſchloß ſie jene Gegenden wieder zu beſuchen. Sie reiste deßhalb mit einem treuen Diener, der ihren Sohn oft auf ſeinen Armen getragen, dahin. Am Ende des Jahres wollte Richard Double-Dick dort mit ihr zuſammentreffen und ſie nach Hauſe begleiten.

Sie ſchrieb regelmäßig an ihre Kinder — wie ſie ſie gerne nannte — und dieſe an ſie. Sie reiste in die Gegend von Aix, wo ſie intime Freundſchaft mit einer Familie ſtiftete, die hier zu Hauſe war und ein Schloß dicht bei der Pächterwohnung, die ſie gemiethet, bewohnte. Das freundſchaftliche Verhältniß begann damit, daß ſie oft in den Weinbergen einem anmuthigen Mädchen begegnete, welches das gefühlvollſte Herz an den Tag legte und nicht müde werden konnte, die Erzählungen der einſamen engliſchen Dame von ihrem Sohne und den grauſamen Kriegen zu hören. Die Familie war eben ſo freundlich wie das Kind, und zuletzt wurden die Beziehungen ſo innig, daß ſie die Einladung erhielt, den letzten Monat ihres Aufenthaltes im Auslande unter ihrem Dache zuzubringen. All' dies ſchrieb ſie nach Hauſe, und zuletzt war ein höfliches und eigenhändiges Billet von dem Herrn des Schloſſes beigefügt, in welchem er ſich die Ehre ausbat, Herrn Capitän Richard Double-Dick bei ſich bewirthen zu dürfen.

Capitän Double-Dick, nun ein kräftiger, hübſcher Mann in voller Lebenskraft, ſandte eine verbindliche Antwort und folgte dann ſelbſt. Während er nach dem dreijährigen Frieden durch jenes herrliche Land reiste, ſegnete er die beſſeren Zeiten, die nun für die Welt erſchienen waren. Das Korn ſtand in goldner Pracht, aber nicht mit Blut genetzt; der Rauch ſtieg aus friedlichen Kaminen, nicht aus flammenden Ruinen empor.

Es war ein herrlicher Abend, als er vor dem Schloſſe von Aix ankam. Die Jalouſieläden waren aufgezogen, die Thüren ſtanden nach des Tages Hitze offen, der Capitän ſah keine Glocke und ging geradezu hinein.

Er kam in ein hohes mit Fließen belegtes Veſtibule, wo eine erfriſchende Kühle herrſchte. Die Halle war von oben beleuchtet. Niemand zeigte ſich.

„Meiner Treu,“ ſagte der Capitän und blieb ſtehen, da ihn der lärmende Ton ſeiner Stiefel verlegen machte. „Das iſt ein myſtiſcher Anfang.“

Er trat plötzlich zurück und fühlte, daß er erblaßte. In der Galerie ſtand, auf ihn niederſchauend, der franzöſiſche Offizier, — der Offizier, deſſen Bild er ſo lange und ſo weit umher in ſeiner Seele getragen. Er bewegte ſich und verſchwand, und der Capitän Richard Double-Dick hörte ſeine Füße ſich raſch der Halle nähern. Er trat durch ein gewölbtes Thor. Es war ein offener, raſcher Blick in dem Geſichte, ein Blick, ganz wie der in jenem ſchickſalsſchweren Augenblick.

„Herr Capitän Double-Dick?“ — Entzückt, ihn zu ſehen; — tauſend Entſchuldigungen. Die Diener waren alle im Freien; man feierte ein kleines Feſt im Garten; es war der Geburtstag des kleinen Lieblings von Mrs. Taunton.

Er war ſo liebenswürdig und offen, daß Capitän Double-Dick nicht umhin konnte, ihm die Hand zu reichen. „Es iſt die Hand eines tapferen Engländers!“ ſagte der franzöſiſche Offizier, und hielt ſie in der ſeinen, während er ſprach. „Ich würde einem braven Engländer meine Achtung bezeugen, wenn er mein Feind wäre, wie viel mehr einem Freunde! Auch ich bin Soldat!“

„Er ſcheint ſich meiner nicht mehr zu entſinnen," ſagte Capitän Double-Dick. „Wie ſoll ich ihm ſagen!"

Der franzöſiſche Offizier führte ſeinen Gaſt in den Garten hinaus und ſtellte ihn ſeiner Frau, einer einnehmenden und hübſchen Dame, vor, welche mit Mrs. Taunton in einem Pavillon ſaß. Seine Tochter mit dem blonden Lockenkopf kam herbeigelaufen, um ihn zu umarmen; ein kleiner Junge trieb ſich zwiſchen den Orangenbäumen umher und ſuchte die Beine des Vaters zu erhaſchen. Eine Menge fremder Kinder, die zu Beſuch waren, tanzten nach einer luſtigen Muſik. Es war eine Scene unſchuldiger Freude, die den Bildern des Friedens, welche die Reiſe des Capitäns ſo angenehm gemacht, die Krone aufſetzte.

Endlich bat ihn der franzöſiſche Offizier um die Erlaubniß, ihm ſeine Zimmer zu zeigen. Sie gingen die Treppe hinauf nach der Galerie, von welcher der Offizier herabgeſehen.

„Sie waren bei Waterloo?" fragte der franzöſiſche Offizier. „Ja, ich war dort," ſagte Double-Dick, „und bei Badajoz."

Er ſaß lange in finſtre Gedanken verſunken in ſeinem Zimmer und überlegte, wie er der Gaſtfreundſchaft des feindlichen Offiziers ausweichen ſollte, als er vor der Thüre Mrs. Tauntons Stimme hörte, die ihn bat, ihr den Brief zu geben, den er von Mary mitgebracht.

„Du wirſt mit Deinem Wirthe Freundſchaft ſchließen, hoffe ich," ſagte Mrs. Taunton, die er eingelaſſen. „Er iſt ein hochherziger, edler Mann, Richard, Ihr werdet Euch bald lieb gewinnen. Wenn er verſchont geblieben," ſagte ſie und küßte die Kapſel, in der ſich das Haar des Sohnes befand, „würde auch er glücklich ſein, daß die Tage vorüber ſind, die einen ſolchen Mann zu ſeinem Feinde machten!"

Sie verließ das Zimmer und der Capitän trat zuerſt an das Fenſter, von welchem er den Tanz im Garten ſehen konnte, dann an ein anderes Fenſter, von dem er die lächelnde Landſchaft erblickte und die friedlichen Weinberge.

„Du meines hingegangenen Freundes Geiſt!" ſagte er. „Biſt Du es, der dieſe beſſeren Gedanken in mein Herz ſtößt? Biſt Du es, der mich auf dieſem langen Wege endlich den verhaßten Mann finden ließ? Biſt Du es, der mir zuflüſterte, daß dieſer Mann nur ſeine Pflicht gethan, wie Du die deine?" Er ſetzte ſich nieder und barg ſein Antlitz in die Hände, und während er ſich erhob, faßte er den zweiten feſten Entſchluß in ſeinem Leben: daß er weder vor dem franzöſiſchen Offizier, noch vor der Mutter ſeines verſtorbenen Freundes ein Wort von dem ſagen wollte, was er allein wußte, und als er an jenem Tage beim

Mittageſſen mit dem franzöſiſchen Offizier anklinkte, vergab er ihm im Namen deſſen, der am Kreuze ſeinen Feinden vergeben.

Die Zeit kam endlich, da Major Richard Double-Dicks Sohn und des franzöſiſchen Offiziers Sohn, Freunde wie ihre Väter, neben einander für dieſelbe Sache kämpften, während die Völker, denen ſie angehören, feſt vereint ſtehen, wie Krieger, nachdem ſie beſſere Zeiten endlich vereinigt.

Pan Twardowski.

Erzählung eines ruſſiſchen Offiziers

von

M. N. Zagoskin.

Es war im Jahre 1772 kurz nach der Einnahme von Krakau. Obgleich Suwaroff damals weder Graf noch Fürſt war, ſprach doch die ganze Armee bereits von ihm. Er lag mit ſeinem kleinen Corps im Lager bei Krakau und beobachtete aus der Entfernung Tindits und Landskron. Das aſtrachaniſche Grenadierregiment, in welchem ich als Adjutant des Oberſten zu dienen die Ehre hatte, gehörte zu genanntem Obſervationscorps. Unſer Regimentschef war ein vortrefflicher, ausgezeichnet tapſerer Mann, ein ächter Ruſſe im Umgang. Die Stabs- und Oberoffiziere ſpeisten beinahe täglich an ſeinem Tiſche, und brauchte man Geld, ſo durfte man ſich ganz offen an ihn wenden, als wenn er Curator jedes Einzelnen wäre. Ein Haken war freilich dabei: unſer guter Regimentschef war verheirathet; das hätte nun hingehen können, aber ſeine Frau war ſo eigenſinnig und launenvoll, daß ich oft gebetet: „Gott ſchütze mich! ...“ Aber was ging das die Offiziere an? werden meine Leſer fragen; und ich antworte: es iſt nicht eine Zeit wie die andere. Heutzutage iſt der älteſte Bataillonscommandant der Erſte im Regiment nach dem Regimentschef; bei uns aber war, wenn der Oberſt verheirathet war, die Oberſtin die nächſte nach ihm im Regiment, und war ſie ein keckes Weib, ſo commandirte ſie das ganze Regiment, ſo wenig ſie auch von der Kriegskunſt verſtand. Ich habe bereits geſagt, daß unſer Oberſt ein tapſerer Mann war, der ſtets gerade ausging, aber vor ſeiner Frau hatte er bange. Sie war etwas corpulent, aber hübſch, roth und weiß ... und welchen Muth beſaß ſie, welch' gebietende Stimme! Nein, ich habe nie etwas Aehnliches gehört, man mußte ihr unwillkürlich gehorchen. Ich weiß nun nicht, war es Liebe zu ihrem Manne oder Eiferſucht, — genug, ſie wich nie von ſeiner Seite; wenn wir auf dem Marſche waren, war auch ſie auf dem Marſche. Zu der Zeit, da unſer Regiment in's Lager rückte, wohnte ſie in Krakau, und obgleich ſie den Oberſt auf dieſe Weiſe ſo oft ſehen konnte, als ſie wollte, fand ſie es doch zuletzt beſſer, zu ihm herauszuziehen. Unſerem Regimentschef behagte das nun freilich gar nicht; aber — es war nichts zu machen — er mußte gehorchen. Das Zelt wurde durch einen Verſchlag abgetheilt; die größere Abtheilung, wo wir ſo oft mit unſerem Commandeur luſtig geweſen, wurde zum Schlafzimmer gemacht und mit einem breiten Bett mit roſenrothen Atlasvorhängen verſehen. Meine Leſer wiſſen ohne Zweifel alle, daß Suwaroff kein beſonderer Liebhaber von Damen war, namentlich wenn ſie im Lager ihre Wohnung aufſchlugen und ſich in ſeine Affairen miſchten; aber erſtens war er damals nur Generalmajor und hatte durchaus keine Verbindungen, und zum andern war unſere Oberſtin von vornehmer Familie, und ihre Verwandten hatten Einfluß bei Hof. Ein Anderer würde an ſeiner Stelle etwas geknurrt und die Sache auf ſich haben beruhen laſſen; unſer Vater Alexander Waſiljewitſch dagegen murrte nicht; aber ſie aus dem Lager zu prakticiren, das verſtand er. Ich kann noch nicht daran denken, ohne in's Lachen auszubrechen. Der Schlaukopf! Gott nehme ihn in ſeinem himmliſchen Reiche auf!

Als wir das Lager bezogen, hatte er dem Corps den Befehl gegeben, beim erſten Raketenſignal ſich ſogleich marſchfertig zu halten beim zweiten ſich vor dem Lager aufzuſtellen, bei dem dritten die Zelte abzubrechen und beim vierten abzumarſchiren. Er hatte es gerade nicht beſonders gern, wenn ſeine Soldaten viel ſchliefen, und deßhalb ließ er oft bei Nacht und Tag blinden Allarm blaſen. Oft ſah man die erſte Rakete, dann die andere: — Suwaroff reitet im Lager umher, ſpricht mit den Oberſten, ſcherzt mit den Offizieren, ſpaßt mit den Soldaten, und damit war die Geſchichte aus. Ungefähr eine Woche nach ſolchem Vorfall war helles klares Wetter; plötzlich begann ſich nach dem heißen Tage, Abends um 11 Uhr, der Himmel zu verfinſtern; es blitzte und donnerte; kurz, es wurde mit einem Male ſo ſchreckliches Wetter, daß man nicht einen Schritt vor ſich ſehen konnte. Ich war gerade beim Oberſten, um ſeine Ordres zu empfangen. Die Oberſtin fürchtete ſich vor dem Donnerwetter, und um nicht ſo viel von den Blitzen zu merken, hatte ſie ſich auf das Bett gelegt und den Vorhang zugezogen; aber ſie ſchlief nicht. Ich war kaum vor das Zelt hinausgekommen, um mich nach meinem Quartier zu begeben, — als ich plötzlich das Raketenſignal ſehe. Ich bin wie der Blitz zurück und melde es dem Oberſten. „Was ſoll das?“ rief die Frau, die hinter der Scheidewand meine Worte gehört, „iſt Euer halbtoller General denn ganz von

Sinnen, das Lager bei ſolchem Unwetter zu allarmiren?“ .... „Aengſtige Dich nicht, Varinika,“ ſagte der Oberſt, „es iſt ſicher blos blinder Allarm; das zweite Signal wird wohl nicht folgen. Laſſen Sie indeß mein Pferd ſatteln,“ fügte er flüſternd hinzu, indem er ſich nach mir umwandte, „der Teufel kennt ihn! — Die Leute ſollen ſich parat halten!“ Ich eilte fort, um ſeine Befehle zu vollziehen; und als ich kaum zehn Minuten ſpäter aufblickte, fliegt die zweite Rakete in die Höhe. Die Leute waren mit vollem Gepäck aus dem Zelt geſtürzt und begannen ſich aufzuſtellen. Es waren kaum fünf Minuten verfloſſen — ſſſt! die dritte Rakete. Und auf dem Fuß die vierte. — Suwaroff verſtand wohl Spaß, nur nicht im Dienſte; es galt deßhalb, ſeiner Ordre augenblicklich zu gehorchen, wenn ſie auch durch Feuer und Waſſer gehen hieß. Unſere Leute waren darin ſo gut eingeübt, daß es nicht vieler Worte bedurfte. — Das ganze Lager war in Bewegung. Die Stangen aus dem Boden nehmen, die Stricke abſchneiden, war die Sache eines Augenblicks. Als die vierte Rakete aufgeſtiegen war, rückte die Avantgarde aus und hinter ihr das ganze Korps auf dem Wege nach Landskron. Bis man einen Wagen bekam, verging wohl eine halbe Stunde, und in der ganzen Zeit, — ja es war köſtlich; ich kann es kaum erzählen, ohne laut aufzulachen. Man denke ſich auf freiem Felde, unter offenem Himmel, bei Nachtzeit ein zweiſchläfriges Bett mit roſenrothen Atlasvorhängen, und das bei dem abſcheulichſten Regen! Ich bin überzeugt, unſere Frau Oberſtin vergaß in dieſem Augenblick das Commandiren. Wie unſere arme Mutter derangirt und zerzaust wurde! Sie ſah wie ein voller Schwamm aus; aber auch wie ein frommes Lamm. Endlich brachten ſie ſie von der Stelle und nach Krakau; das Korps dagegen kehrte, nachdem es ein paar Werſte marſchirt, in das Lager zurück. Ich habe nie in meinem Leben Jemanden ſo raſend werden ſehen, wie unſere tapfere Oberſtin, als Suwaroff am andern Tage ſeinen Adjutanten zu ihr ſandte und ſie fragen ließ, wie ſie ſich befinde.

Ein paar Tage ſpäter, als die Oberſtin ganz trocken geworden, kam ſie auf einen neuen Einfall. Ihre Wohnung im Lager aufſchlagen durfte ſie nicht; in Krakau bleiben wollte ſie nicht. Man ſchwatzte hin und her; zuletzt wurde ausgemacht, wir ſollten ihr auf dem einen oder andern Edelhofe in der Nähe des Lagers Logis verſchaffen. Und natürlich wer anders wurde damit beauftragt, als der Adjutant. Ich mußte nun in früheſter Morgenſtunde ausreiten und alle Höfe auf dem Wege von Landskron und Tindits beſehen. Es war keine leichte Sache, ſich zu entſcheiden; unſere launenhafte und eigenſinnige Frau wollte große Zimmer und einen großen Garten haben und den ganzen Hof zu ihrer Dispoſition; kurz, bald fehlte das Eine, bald das Andere. Ich war den ganzen Tag von Hof zu Hof geritten und hatte meinen Grauſchimmel beinahe kaput gemacht, — ja ſelbſt der Berghengſt, den mein Koſak ritt, konnte die Beine kaum mehr bewegen. Wir hatten auf einem Hofe gefrühſtückt, auf einem andern zu Mittag geſpeiſt, und als wir zuletzt daran dachten, in's Lager zurückzukehren, ging es bereits ſtark gegen Abend. Wir ritten noch fünf Werſte, ehe die Abenddämmerung ganz aufhörte. Selbſt im freien Felde war es jetzt beinahe dunkel; es blitzte in der Ferne, und als unſer Weg durch einen Wald führte, wurde es ſo ſtockfinſter um uns, daß wir nicht einen Schritt vor uns ſehen konnten. Anfangs fühlten wir uns ſo zu ſagen vorwärts, ſo gut es nur ging; plötzlich aber begann der Weg immer enger zu werden; die Zweige ſchlugen uns beſtändig um die Ohren und unſere Pferde, die jeden Augenblick über Baumknorren ſtrauchelten, fielen, aller Anſtrengungen ungeachtet, mit uns.

„Es iſt eine ſchwere Tour, Euer Wohlgeboren!“ murmelte mein Koſak; „wir ſind gewiß auf dem unrechten Weg.“

„Ja freilich, Jermiloff!“ antwortete ich, indem ich meinen Schimmel an den Zügel emporzureißen ſuchte, da er ſchon zum dritten Male die Kniee ſank.

„Und der Regen wird immer heftiger. Wären wir nur ſo glücklich, ehe das Gewitter über uns losbricht, eine oder die andere menſchliche Wohnung zu finden. Hören Ew. Wohlgeboren! Es iſt mir, als würde ein Hund bellen.“

Und wirklich — wir hörten unfern von uns ein ſtarkes Gebell. Wir ritten augenblicklich nach der Seite hin, von der das Gebell kam, und befanden uns nach einigen Minuten auf einem breiten mit Birkenbäumen umſäumten Wege, an deſſen Ende wir ein helles Licht blinken ſahen.

„Es ſcheint, daß wir in der Nähe eines Hofes ſind,“ flüſterte Jermiloff. „Nun, Gott ſei gedankt, daß wir endlich ein Obdach gefunden.“

„Wenn wir nur unſer Nachtlager nicht zu theuer bezahlen müſſen. Erinnere Dich, wir ſind nicht zu Hauſe. Die Herren Polen lieben uns nicht ſonderlich. Es geht ganz wohl mit einem Commando oder bei Tage am offenen Wege bei ihnen Quartier zu nehmen, aber bei Nacht und an ſolch' abgelegenem Orte ... Wie weit iſt es wohl zur Sünde? Wie leicht können ſie uns hier abthun, ohne daß ein Menſch etwas von dem Verbrecher erfährt?“

„Ja, da ſteht freilich nicht viel im Wege,“ ſagte der Koſak, indem er ſich hinter dem Ohre kratzte. „Wir ſind nur unſerer Zwei; aber wo ſollen wir ſonſt unterkriechen?“

„Höre mich an, Jermiloff! Hier iſt nichts zu machen, als daß wir eine Kriegsliſt verſuchen. Ich ſage zu den Leuten, daß ich vorausgeſchickt ſei, um Quartier für das Regiment auf dem Hofe zu requiriren und daß ſeine erſte Abtheilung bei Tagesanbruch eintreffen werde.“

„Sie haben's gefunden!“ ſagte der Koſak. „Es iſt das Beſte, wir ſchüchtern ſie mit Einquartierung ein; dann werden ſich die Sachen gleich beſſer ſtellen. Wenn wir ihnen weiß machen können, daß wir gerade hierher geritten und daß ſie morgen in der Früh eine ganze Abtheilung Grenadiere auf den Hals bekommen werden; da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ſie uns ein Haar auf dem Kopfe krümmten.“

Während dieſes Geſpräches waren wir vor einer hohen Mauer angekommen, hinter welcher, quer über den breiten Hofplatz, ſich ein Steingebäude von zwei Stockwerken mit runden Eckthürmen erhob. In einem von den Fenſtern blinkte ein Licht; aber es war nicht eine Seele zu ſehen, weder im Hofe, noch drinnen; Alles war ſo ſtill wie im Grabe; nur ein Kettenhund bellte. Das Thor war nicht geſchloſſen; wir ritten hinein; ich ſprang vom Pferde und ging in das Vorzimmer. Nicht ein Menſch! Vor mir befand ſich eine ſteinerne Treppe, welche nach oben führte. Ich begann hinaufzuſteigen, und mein Säbel klirrte ſo laut auf den Stufen, daß man hätte glauben ſollen, man müßte es in der Entfernung einer Werſt hören. Als ich oben angekommen war, blieb ich ſtehen. Alles war ſtille. „Was Teufel!“ dachte ich, „iſt denn Niemand im ganzen Hauſe, als der Kettenhund?“ Während ich mit den Händen an der Wand hintappte, kam ich an eine Thüre; ich ſtieß daran und ſie ging auf. Ich trete hinein. Wieder Niemand. Es war ein kalter feuchter Raum, durch den der Wind blies; die Fenſterrahmen waren noch nicht eingeſetzt. „Nun,“ dachte ich, „dieſer Theil des Hauſes ſcheint im Bau begriffen; aber woher kam denn dann das Licht? Vielleicht war es doch etwas mehr rechts.“ Ich ging wieder auf die Treppe hinaus und ſtieß ſpäter abermals auf eine Thüre, die ich öffnete. Nun endlich war ich zur eigentlichen Wohnung gekommen. In einer kleinen Kammer, die nur ſchwach von einem Talglichte beleuchtet war, ſaßen zwei Diener und ſpielten Karten, während ein Dritter auf einer Bank lag und ſchlief. In dem Augenblick, in welchem ich in die Thüre trat, hörte ich von ferne ein lautes Geſpräch, als ob eine Menge Menſchen heftig mit einander ſtritten. Aber kaum war der eine der ſpielenden Diener, der mich erblickt, in das andere Zimmer gegangen, als es wieder ganz ſtill wurde.

„Wie heißt dieſer Hof?“ fragte ich den Diener, der im Zimmer zurückgeblieben war.

„Dieſer Hof?“ wiederholte er, indem er mich mit ſo unverſchämt frechem Blicke betrachtete, daß ich unwillkürlich aus der Faſſung kam und meine Frage nicht zu wiederholen wagte. „Dieſer Hof heißt Bealych Folwark!“ antwortete er endlich, indem er mich fortwährend anſtierte.

„Und wie heißt der Beſitzer? — Antworte doch, elender Köter, wenn man Dich fragt!“ fuhr ich fort, indem ich die Stimme erhob und näher auf ihn zuging.

Der Diener trat einen Schritt zurück, und während er einen Blick auf ſeinen ſchlafenden Kameraden warf, murmelte er: „Mein Herr heißt Pan Dubitski! . . . He, Kazimir!“

„Gut!“ ſagte ich. „Wir haben Euren Hof beinahe nicht gefunden. Führe mich zum Wirthe!“

„Sogleich, Herr! . . . He, Kazimir!“

Der dritte Diener, der auf einer Bank ſchlief, ſprang nun auf, und als er einen ruſſiſchen Offizier ſah, rief er: „Was iſt das? Ein Moskowiter hier?“

„Raſch, Burſche!“ ſagte ich und gab mir Mühe, eine ruhige Haltung zu zeigen, „drunten hält ein Koſak.“

„Ein Koſak?“ rief der halb ſchlafende Lakai, „ein Koſak?“

„Für den Augenblick nur Einer; aber es werden bald ihrer viele hier ſein. Mach' Dich hinunter, hilf ihm bei den Pferden, bringe ſie in den Stall, und ſage ihm, daß er zu mir heraufkommen ſoll.“

Der Diener machte keine Miene, meiner Ordre nachzukommen; er blieb verdutzt ſtehen, ſtierte bald mich, bald ſeinen Kameraden an und rührte ſich nicht vom Flecke.

„Nun, was ſtehſt Du da und glotzſt mich an, Du Tölpel?“ rief ich mit gebietender Stimme. „Oder biſt Du taub? Vorwärts! Und ſorge dafür, daß die Pferde ordentliches Futter bekommen!“

Nachdem er etwas in den Bart gemurmelt, ging der Diener hinaus, und im ſelben Augenblick kam der Lakai, der hineingegangen war, um mich zu melden, wieder zurück, öffnete die Thüre und wies mich in das Gaſtzimmer. Nachdem ich eine kleine Speiſeſtube paſſirt, kam ich in ein recht nett möblirtes, von zwei Wachslichtern beleuchtetes Zimmer. In der einen Ecke ſtanden einige Säbel an der Wand und ein halbes Dutzend Inſurgentenhüte lagen da und dort auf den Stühlen und an den Fenſtern. Der Wirth, ein Mann von ungefähr 50 Jahren, mit einem ungeheuren Knebelbarte und halbraſirtem Kopfe, in lichtblauem Kontuſch und gelben Halbſtiefeln, empfing mich mit der ganzen Würde eines polniſchen Magnaten. Während er ſich nachläſſig in das Kanapee warf und mich kaum eines Nickens würdigte, deutete er auf einen kleinen Lehnſtuhl, der einige Schritte von ihm ſtand. „Dich ſoll doch gleich der Teufel holen!“ dachte ich, und das Blut kochte in meinen Adern. Ich vergaß rein, wie wenig beneidenswerth in [illegible] Augenblick meine

Stellung war und hatte nur den einen Gedanken, nämlich daß ich die Ehre habe, ruſſiſche Uniform zu tragen und in dem aſtrachaniſchen Grenadier-Regimente als Adjutant Dienſte zu thun. Ohne ſein höhniſches Nicken zu erwiedern, ſtieß ich das Tabouret mit dem Fuße um, nahm neben ihm auf dem Kanapee Platz, zog meinen Tabacksbeutel aus der Taſche und begann, ohne ein Wort zu ſagen, meine Pfeife zu ſtopfen. Es ſchien, daß dieſes unceremoniöſe Benehmen meinen Wirth etwas aus der Faſſung brachte. Nachdem er einige Zeit geſchwiegen, fragte er ganz höflich, woher ich komme.

„Vom Lager,“ antwortete ich, indem ich meine Pfeife ſtopfte.

„So hat ſich der Herr . . . Herr . . .“

„Kapitän!“ unterbrach ich ihn, indem ich ihm einen ſtolzen Blick zuwarf.

„Bitte um Vergebung! . . . So hat der Herr Kapitän ſich wahrſcheinlich im Walde verirrt?“

„Nein, ich bin gerade hierher nach dem Hofe geritten!“

„Gerade nach dem Hofe?“ wiederholte der Wirth mit augenſcheinlicher Unruhe.

„Ja,“ fuhr ich fort, indem ich ganz ruhig meine Pfeife anzündete. „Heißt dieſer Hof nicht Bealych Folwark?“

„Allerdings.“

„Und Sie Pan Dubitski?“

„Ja.“

„Ich bin hierhergeſandt, um Einquartierung anzumelden. Sie bekommen das aſtrachaniſche Grenadierregiment ins Quartier.“

„Ein ganzes Regiment ins Quartier!“ rief der Wirth, indem er vom Kanapee auffuhr.

„Ja, morgen bei Tagesanbruch, und vielleicht noch dieſe Nacht trifft die erſte Abtheilung unſeres Regimentes hier ein. . . . Aber nehmen Sie Platz, Pan Dubitski, geniren Sie ſich nicht!“

Ich heftete nun den Blick auf meinen Wirth. Er ſtand ſo ſteif wie ein Block vor mir und in ſeinen Zügen gingen ſo wunderliche Evolutionen vor ſich, daß ich alle Mühe hatte, nicht ins Lachen auszubrechen. Der ungeheure Knebelbart kam in Bewegung; er verdrehte die Augen bald nach der einen, bald nach der andern Seite, und die Haare ſtiegen ihm zu Berge.

„Barmherzigkeit, Herr Kapitän,“ ſagte er endlich in jammerndem Tone, „was in aller Welt ſoll ich mit einem ganzen Regimente thun?“

„Ach, wir finden wohl Platz für Alle zuſammen.“

„Aber das können Sie ſich doch ſelbſt räſonniren . . .“

„Pan Dubitski,“ unterbrach ich ihn, indem ich Schärpe und

Säbel ablegte, „Wir Kriegsleute räſonniren nicht; Ordre pariren und damit baſta!“

„Jeſus Maria!“ fuhr der Wirth fort. „Ein ganzes Regiment! . . . Ich ſelbſt und meine kranke Frau haben nur drei Zimmer. . . . Was ſoll ich Armer thun? . . .“

„Wirklich?“ ſagte ich. „Es ſieht doch aus, als ob der Hof nicht ſo klein wäre.“

„Ach du mein Gott! Es gibt noch ſo viele Höfe, welche beſſer und geräumiger ſind. Wer in aller Welt iſt auf den Einfall gekommen. . . .“

„Was meinen Sie, Pan Dubitski,“ unterbrach ich ihn, „wenn wir ein Glas Ungarwein oder zwei leeren würden? Dann will ich Ihnen ſagen, wer auf den Einfall gekommen, auf Ihren Hof Beſchlag zu legen.“

„Augenblicklich, augenblicklich, Herr Capitän! He, Diener!“

„Bemühen Sie ſich nicht!“ ſagte ich, indem ich zum Tiſche hinging worauf zwei Flaſchen Wein und einige leere und gefüllte Gläſer ſtanden. „Wir haben genug. Ihr Wohl, Pan.“

Der Wirth wurde ſichtbar verlegen und nachdem er dem Diener, welcher eingetreten war, etwas ins Ohr geflüſtert, wandte er ſich an mich und ſagte: „Um Vergebung! Ich hatte ganz vergeſſen, daß ich kürzlich mit meinem Oekonomen dieſen Wein verſuchte, den er geſtern in Krakau kaufte. Nun was ſagen Sie davon?“

„Er iſt vortrefflich! Aechter Ungar! . . . Nun Pan Dubitski,“ fuhr ich fort, indem ich noch ein Glas leerte, „nun will ich Ihnen ſagen, wer auf den Einfall gekommen, Ihren Hof mit Einquartierung zu belaſten. Sehen Sie, das Regiment bleibt hier nur einen Tag oder zwei; unſere Oberſtin dagegen bleibt länger; wie lange kann ich nicht ſagen, man erzählte in Krakau ſo viel Gutes von Ihrem Hofe, daß ſie ſich entſchied, hier für längere Zeit ihren Wohnſitz aufzuſchlagen.“

„Danke demüthigſt für die Ehre,“ antwortete der Wirth, „aber ich möchte doch gerne wiſſen, wer bei Ihrer Oberſtin ſo vortheilhaft von Bealych Folwark geſprochen; ohne Zweifel mein Feind, der Marſchall, oder Pan Zamborski, oder Pan Klenowitſch . . . hole ſie der Teufel Alle zuſammen!“

„Aber weßhalb denn? ſoweit ich ſehen kann, haben ſie nur die Wahrheit berichtet.“

„Ach, ſeien Sie barmherzig, haben Sie Gnade, Capitän!“ rief der Wirth in verzweifeltem Tone. „Was ſoll ich mit Ihrer Frau Oberſtin anfangen? In der ganzen oberſten Etage ſind für den Augenblick nur drei Zimmer fertig, die wir ſelbſt bewohnen, ſo dürftig die Sache auch iſt. Unten, ja da ſind freilich Zimmer vollauf; nur zweifle ich, daß ſelbſt Sie auch nur eine Nacht dort zubringen würden.“

„Warum denn nicht?"

„Das will ich Ihnen ſagen, Herr Capitän; es würde Ihnen ſchlecht bekommen, wenn ... Ich ſelbſt ... Sobald meine Frau es ertragen kann, gehen wir nach Krakau und ich möchte dafür einſtehen, daß der Hof nie wieder bewohnt werden wird."

„Aber weßhalb denn nur?" fragte ich mit unwillkürlicher Neugierde.

„O Herr Capitän! Sie ſind ein Soldat, Sie würden vielleicht nicht 'mal glauben was ich Ihnen ſage."

„Nun was denn?"

„Haben Sie nie von Pan Twardowski ſprechen hören?"

„Von Pan Twardowski?" wiederholte ich, und ich war gerade im Begriff Nein zu ſagen, als ich mich plötzlich erinnerte, daß ich 'mal ein ruſſiſches Mährchen „Von dem tapfern Helden Aleſch Popowitſch" geleſen, in welchem unter Anderem ein polniſcher Zauberer Pan Twardowski vorkommt, mit dem ſich der ruſſiſche Held eine ganze Nacht herumſchlug. „Ja gewiß, ja gewiß!" antwortete ich. „Iſt das der Pan Twardowski, den die Teufel holten?"

„Sie holten ihn nicht nur," antwortete der Wirth, „ſondern zogen ihn durch die Mauer, an welcher man, nach den Erzählungen der Leute, noch lange nachher Blutflecken ſah."

„Nun ja, ein Hund verdient einen Hundetod!" ſagte ich. „Aber was hat der Hof hier mit dem verfluchten Zauberer zu ſchaffen?"

„Ja ſehen Sie, Herr Capitän! Der Hof hier iſt gerade auf derſelben Stelle erbaut, wo früher Twardowskis Burg ſtand."

„Wirklich?" rief ich, indem ich mich unwillkührlich umſah.

„Ganz gewiß," antwortete der Wirth, „und was noch ſchlimmer, die ganze untere Etage ſteht auf den alten Burgruinen."

„So," murmelte ich zwiſchen den Zähnen, „das muß doch wohl ſchon ziemlich lange ſein."

„Ganz gewiß, Herr Capitän, aber das macht die Sache nicht beſſer. Jeden Freitag entſteht in der unterſten Etage des Hauſes ein ſolcher Lärm, daß die Mauern zittern."

„Jeden Freitag?"

„Ja! man erzählt, daß es juſt an einem Freitage war, daß der Teufel den Pan Twardowski durch eine Mauer zog und mit ſich in die Hölle ſchleppte. Dieſer Spektakel dauert bisweilen die ganze Nacht hindurch, alle Fenſter ſind hell beleuchtet; man hört ein fürchterliches Geheul; — dann wird es wieder dunkel und zuletzt iſt die ganze Etage ſo hell erleuchtet, daß man von draußen ſehen kann, was drinnen vorgeht."

„Was geht denn da vor?" fragte ich, indem ich mich bemühte, ganz ruhig zu ſein.

„Nur ein Mal," antwortete der Wirth, „wagte mein früherer

Verwalter hineinzuſehen; aber er ſah etwas ſo Schauerliches, daß ſeine Zunge gelähmt wurde; denn als er wieder zur Sprache kam, konnte man kein Wort von dem verſtehen, was er ſagte.“

„Weßhalb nicht?“

„Weil er im furchtbarſten Phantaſiren lag.“

„Gut! Aber als er wieder zu ſich kam?“

„Unglücklicher Weiſe kam er nie wieder zu ſich, ſondern ſtarb am dritten Tage.“

„So!“ wiederholte ich zwiſchen den Zähnen, und es war, wie wenn ein Fieberſchauer meine Glieder durchrieſelte. „Nach Ihrer Erzählung,“ fuhr ich endlich fort, „tritt dieſer Fall nur am Freitag ein.“

„Ja, Herr Capitän, aber heute iſt gerade Freitag.“

„Richtig! . . . Und Sie haben nicht ein einziges Zimmer in der oberſten Etage frei?“

„Nein, Herr Capitän! Mit Ausnahme des Schlafzimmers meiner Frau, des Gaſtzimmers, wo ihre Kammerzofen liegen, und des Speiſezimmers, das ich ſelbſt benütze, iſt nicht ein einziges bewohnbares Zimmer frei. Aber,“ ſetzte der Pole mit ironiſchem Lächeln hinzu: „wenn der Herr Capitän bange haben? . . .“

„Bange? ich bange? Und dieſe Frage wagt ein polniſcher Pan an einen ruſſiſchen Offizier zu richten? . . . Nein, Alterchen, und wenn man ſiedendes Pech über mich ausgöße. Ich, ein Offizier im aſtrachaniſchen Grenadierregiment, ſollte mich vor einem Zauberer fürchten? Ja, wenn es wenigſtens ein ruſſiſcher wäre! Und zeigte ſich der Teufel ſelbſt in einem polniſchen Kontuſch vor mir, würde ich lieber ſterben, als einen Schritt zurückweichen. . . . — Nein! Entſchuldigen Sie, Pan Dubitski, ich fürchte mich weder vor Pan Twardowski, noch vor dem Teufel in eigener Perſon, und ich ſchlafe heute Abend in der unterſten Etage.“

„Wie Sie belieben! Ich habe Sie jedenfalls gewarnt, und wenn etwas geſchehen ſollte . . .“

„Seien Sie unbeſorgt! Ich und mein Koſak haben jeder ein paar Piſtolen und einen Säbel; damit fürchten wir uns weder vor Lebenden noch Todten, und ein kleiner Strauß mit dem Teufel iſt nicht ſo gefährlich. Haben Sie die Güte, mir mein Zimmer anweiſen zu laſſen!“

„Sogleich, Herr Capitän. Aber belieben Sie nicht zuerſt eine kleine Abendmahlzeit zu ſich zu nehmen?“

„Nein, ich danke. Ich brauche heute Abend nichts mehr; mit Ihrer Erlaubniß werde ich jedoch dieſe Flaſche Ungarwein mitnehmen und ſie auf Pan Twardowski's Seelenruhe leeren. Nur möchte ich Ihnen rathen, mich nicht im Schlafe zu ſtören; die Ruſſen lieben ungebetene Gäſte nicht ſonderlich.“

Der Wirth begleitete mich zu meinem Vorzimmer, wo ich zu meiner Verwunderung meinen Koſaken im beſten Einverſtändniß mit Dubitski's Leuten fand. Er hatte in aller Freundſchaft mit ihnen getrunken, und nach den beiden Branntweinflaſchen zu urtheilen, die bereits geleert auf dem Tiſche ſtanden, hatten ſie unſrem guten Jermiloff recht tüchtig zugeſetzt; davon überzeugte ich mich noch mehr, als er von der Bank aufſprang und ſich an der Wand halten mußte, um nicht umzufallen. „Nun, das iſt ein hübſcher Schlafkamerade!" dachte ich bei mir ſelbſt. Aber da war nichts mehr zu machen. Der eine der Diener ging mit einem Lichte voran, die beiden andern halfen dem Koſaken hinab, der, ohne ſich etwas um mich zu kümmern, ſeine Führer in einem fort zum Dank für die freundſchaftliche Bewirthung küßte.

Als wir die Treppe hinabgekommen waren, öffnete der Diener, der vorausging, mit einem ungeheuren Schlüſſel eine maſſive Thüre, und wir traten in ein großes, gewölbtes Gemach. Eine Menge Familienporträts an den Wänden, ein paar Dutzend Stühle, ein mit ſchwarzem Leder überzogenes Canapee, ein Bett mit Seidenvorhängen, eine große Standuhr und ein eichener Tiſch, auf welchen der Diener das Licht und ich meine Flaſche Ungarwein ſetzte, — bildeten das ganze Meublement meines Schlafzimmers. Nachdem ſie mir eine gute Nacht gewünſcht, verfügten ſich die Diener wieder fort.

„Schämſt Du Dich nicht, Jermiloff?" ſagte ich zu dem Koſaken, der, ſich an die Wand ſtemmend, ſo gut es ging auf den Beinen zu halten ſuchte. „Hätteſt Du ein Glas oder zwei getrunken! . . . Aber ſo total beſoffen!"

„Nein, Herr!" murmelte der Koſak, „wenn Sie befehlen, gehe ich auf einem Balken!"

„Halte Dein Maul, Schuft!"

„Ja, Herr."

„Wo ſind meine Piſtolen?"

„In den Halftern, Wohlgeboren."

„Und die haſt Du im Stalle liegen laſſen?"

„Das thut nichts, Wohlgeboren. Die Leute ſind gut; Alles iſt ſicher."

Der Koſak holte ſeine Piſtolen aus dem Halſter und ſagte, indem er ſie mir gab: „Seien Sie vorſichtig, ſie ſind geladen! Ganz vortreffliche Piſtolen, die Leute waren wie närriſch damit! . . ."

„Gut! Nun ſchiebe Dich und lege Dich dort aufs Canapee, damit Du Deinen Rauſch ausſchläfſt, Hund!"

Der Koſak fühlte ſich an der Wand fort, und ſchnarchte ſchon nach wenigen Minuten auf dem Canapee. Ich nahm nun das Licht und unterſuchte zuerſt die Thüre zum Zimmer; ſie war nur von außen zu ſchließen. Das gefiel mir gerade nicht; aber es war nichts zu machen. Nachdem ich die Thüre ſo feſt als möglich angelegt, warf ich im Vorbeigehen einen Blick auf die alten Porträts, womit die Wände behangen waren. Ich habe im Leben keine ſolche Sammlung von ſcheußlichen thieriſchen Phyſiognomieen geſehen; ſo viel Porträts, ſo viel Fratzen. Namentlich frappirte mich das Porträt eines wahren Vogelſcheuſals mit einer goldenen Kette um den Hals in ſchwarzem Talar und mit einem hohen viereckigen Hute. Sein fahles und eingefallenes Geſicht, der herabgekämmte Knebelbart, die unter den buſchigen Brauen hervorſtierenden Katzenaugen, Alles war ſo häßlich, daß ich nicht lange hinblicken konnte. Auf der vergoldeten Rahme ſtand der Name Twardowski. „Nun, da haben wir ihn ja!“ rief ich unwillkürlich. „Das iſt ein hübſcher Vogel! Pfui!“ Dabei ſpuckte ich ihm in die Augen. „Mich ſollſt Du wenigſtens nicht ſchrecken, verfluchter Ketzer!“ rief ich. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich fühlte nicht die geringſte Furcht; ich glaubte, in Polen müſſe ſelbſt der Teufel Furcht vor einem ruſſiſchen Offizier haben. Zwar hatte die Erzählung meines Wirthes Eindruck auf mich gemacht; aber ich wußte, daß die Polen gerne etwas dick aufſchmieren und eine Mücke zu einem Elephanten machen. Im Uebrigen ſagte ich bei mir ſelbſt: „Geſetzt auch, böſe Mächte trieben wirklich hier ihr Spiel, was dann? Lärm und Spektakel iſt Alles! Ich bin ja rechtgläubig!“ Ich warf den Oberrock ab, legte Säbel und Piſtolen neben mich, ſprach ein Gebet, kreuzte mich, nippte an dem Tokayer und legte mich auf das Bett. Der Schein des Lichtes, das ich nicht auslöſchte, fiel gerade auf die gegenüberliegende Wand und beleuchtete mit mattem Schimmer die Bilder. Obgleich ich nicht die mindeſte Furcht fühlte, machte doch die Erwartung von etwas Ungewöhnlichem, daß ich die Augen nicht ſchließen konnte. Ab und zu war es mir, als ob alle dieſe Porträts lebendig würden, und obgleich ich ganz wohl wußte, daß dies davon herrühren müßte, weil ich in einer Art Halbſchlummer lag, hinderte mich das wirre Bild doch am wirklichen Einſchlafen. Draußen raſte das Ungewitter, der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen nieder: aber drinnen im Zimmer war es ſtille und ruhig. „Wenn der Wirth mich zum Beſten gehabt?“ dachte ich. „Und warum nicht? Dieſe Polen machen ſich gerne einen Spaß! Nun denkt er gewiß: Mein guter Ungarwein muß leider herhalten! Ich bin überzeugt, daß der Kerl die ganze Nacht kein Auge ſchließen kann! Fehl geſchoſſen, mein guter Pan!“ Ich zog die Vorhänge zuſammen, ſuchte mir alte Zeiten vor den Blick zu rufen, dachte an Mutter Moskwa mit den ſtrahlenden Kuppeln und meine Verlobte Afdotja Mikhailowna, kurz an allerlei, und ſiehe, nach und nach ſanken meine Augen zu. Die Schläfrigkeit nahm überhand, und ich ſchlief ein. — Gerade als ich dachte, ich gehe mit meiner Butra im Jungfernfeld, war es, als ob mich Jemand in die Seite ſtieße, und ich erwachte. „Was iſt? Das ſteht ja aus, als ob Licht im Nebenzimmer wäre!“ Ich ſchlug den Vorhang zurück und ſah näher zu, — ganz richtig! . . . Ich bedachte mich nicht lange, fuhr aus dem Bette auf, nahm ein Piſtol in jede Hand, ſchlich mich auf den Zehen hin zur Thüre und ſchloß den einen Flügel auf — nun, der Anblick hatte für den Augenblick gerade nichts Schreckliches. Mitten im Zimmer ſtand ein großer Tiſch, auf dem Tiſche ein ungeheures Faß, das mit einem weißen Tuche zugedeckt war und rings umher 13 Stühle. — Es dauerte kaum fünf Minuten, ſo hörte ich aus der Ferne einen Trauergeſang immer näher kommen. „Da wird wohl eine Seelenmeſſe geſungen,“ dachte ich. — Nun war wieder Alles ganz ſtill. Jetzt begann der Geſang aufs Neu', immer näher und näher. Uh! wie das dröhnt! Nun iſt's im Wald, nun wieder drinnen. Bald Grabgeſänge, bald Tanzmuſik. Nein, das iſt ein ſcheußlicher Lärm! Plötzlich wurde die Thüre zu dem Zimmer, in welchem der zugedeckte Tiſch ſtand, von einem Wirbelwind weit aufgeriſſen und herein kamen ſie nun Alle in Leichentracht, mit weißen Hüten übers Geſicht gezogen, ganz wie Verbrecher auf dem Wege zum Galgen! Sie gingen zwei und zwei, und hinter der Truppe kamen vier Scheuſale vom ſelben Kaliber, eine Bahre tragend, auf der eine Leiche lag, und kaum war dieſe Letzte über die Thürſchwelle, als der Todte lebendig wurde und das Leichentuch abwarf. Was ſehe ich — das leibhafte Porträt in dem ſchwarzen Talar. „Da haben wir alſo den Zauberer Pan Twardowski!“ Warum ſollte ich es verſchweigen, ein heftiger Schauer durchfuhr mich. Indeſſen hatte die ganze Kompagnie im Zimmer Platz genommen und ſich theils an der Wand, theils um den Tiſch aufgeſtellt. Vor dem Todten ſtand ein leerer Stuhl, und ſiehe, der Zauberer winkt mir mit dem Finger! Was iſt zu thun? Hineingehen iſt gefährlich, nicht hineingehen feig. Die polniſchen Teufel glauben wohl, daß ich mich fürchte?

Mit den Piſtolen in der Hand trat ich an den Tiſch. Der Zauberer deutete ſtumm auf den Stuhl! Sie hatten alſo auf mich gerechnet. Ich nahm Platz. Obgleich mich ab und zu ein kalter Schauer durchfuhr, verlor ich doch den Muth nicht. Dazu kam, daß alle Teufel ſo ſtumm und ſtill daſaßen, daß man eine Mücke ſummen hören konnte, und ſelbſt der Zauberer in eigener Perſon mit ſeinen ſteifen, bleiernen Augen ſaß ruhig und unbeweglich wie ein ausgeſtopfter Vogel. Plötzlich beginnt die Uhr in meinem Schlafzimmer zu ſchlagen: eins, zwei, drei, . . . zwölf! Mit dem letzten Schlag bewegte ſich der Knebelbart des Zauberers und ſein Kopf ging auf und nieder; einer von den Kameraden ſtand auf, ſtreckte die kalte, knöcherne Hand aus und hob die Decke, welche auf dem Tiſche lag — uh! Noch in dieſem Augenblick kann ich nicht ohne Schauer daran denken — was ſehe ich? Auf dem Faß liegt ein Menſchenkopf, ... und welch' ein Kopf! Scheußlicher Anblick! Das war alſo ihre Anrichtung! — „Iß!" brüllte der Zauberer mit heiſerer Stimme. Es war furchtbar! Ich wollte aufſtehen: meine Kniee verſagten mir den Dienſt; ich wollte beten: meine Zunge war gelähmt. Endlich aber gelang es mir, die Worte auszuſtoßen: „Weiche von mir! Weiche von mir! Chriſtus iſt auferſtanden!" Der Kopf begann ſich zu bewegen, die Zunge auszuſtrecken und mit den Zähnen zu klappern. Ich erinnere mich ſelbſt nicht mehr, wie es mir einfiel, vielleicht in der Angſt — genug, ich erhob die Hand, in der ich die Piſtolen hielt, ſetzte ſie beinahe dicht an das ſcheußliche Haupt und drückte ab . . . . puff! . . . Die Kugel hatte geſtreift. Die Teufel lachten und der Kopf ſtieß einen Schrei aus. Meine Hände ſanken zurück, es wurde mir ſchwarz vor den Augen, Alles tanzte um mich her; der Tiſch bewegte ſich und die Teufel ſchnurrten wie Kreiſel. Ich ſank bewußtlos zu Boden.

Ich weiß nicht, wie lange die Betäubung gedauert. Als ich erwachte, tobte der Sturm noch immer, aber im Zimmer war es ſtill und dunkel; aus meinem Schlafgemach warf das niedergebrannte Licht einen ſchwachen Schimmer. Es dauerte lange, bis ich zum vollen Bewußtſein kam. Ich kleidete mich raſch an, weckte Jermiloff, zog ihn mit mir in den Stall, pochte den Knecht heraus, und eine halbe Stunde ſpäter ritt ich wieder im Walde. Bei Tagesanbruch kamen wir ins Lager. Ich meldete mich ſogleich beim Oberſten, den mein Ausſehen ſo erſchreckte, daß er augenblicklich zu dem Arzt ſchickte. Adamytſch fand mich in heftigem Fieber und verſchrieb mir etwas, was ich nicht nahm; ſtatt deſſen ſchlief ich einen ganzen Tag lang und machte mich am andern Morgen wieder auf, um einen Landſitz für die Oberſtin zu ſuchen.

Ich hörte ſpäter erzählen, daß man gegen Ende des Feldzugs auf Dubitski's Hof eine ganze Verſchwörung ausgenommen, die ſich nach kurzem Widerſtand unſerem Streifcorps ergab. Unſere Koſaken ſteckten Bialych Folwark in Brand und äſcherten es ein. Der Beſitzer geſtand im Verhör, daß er den ganzen Spuck angerichtet, um von der Einquartirung für alle Zeiten befreit zu ſein. Dieſe ſcheußliche Komödie hätte mir das Leben koſten können; ſtatt deſſen traf meine Kugel den Kopf ſeines Lieblingsleibeigenen, der bei dem Spuck die Rolle des Todtenkopfs geſpielt.

Soldaten-Geſchichten

für das

Militär und ſeine Freunde.

Von

F. W. Hackländer.

Vierter Band.

BIBLIOTH. PUBL. REG. STUTTG.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1857.

Inhalt.

Seite
I. Ein Tag bei dem Manöver 1
II. Ein Tag in der Garniſon 40
Der letzte Fähnrichsſtreich. Novelle von Albert von Schralshuon . 48
Ein armer Teufel. Von *** 68
Die Werbung. Federzeichnung aus der Mappe eines Militärs 82

I. Ein Tag bei dem Manöver.

Zwei Batterien im Kampf.

Das war doch am heutigen Manövertage ein noch nie dageweſenes und ganz unerhörtes Schießen; ſollte man doch glauben, es ſeien Sr. Majeſtät Manöver-Cartouchen keinen Pfennig werth oder es haben ſich ſämmtliche Batteriechefs das Wort gegeben, einmal zu ſehen, wer es in der Verſchwendung von königlichem Pulver am weiteſten bringen würde. Blitzten doch die kleinen Rattenaugen meines alten Unteroffiziers Helmſcheid vor wahrem Vergnügen, was ſelten genug bei ihm vorkam, und rieb er ſich doch lächelnd den Schnurrbart. — Geſchütz — Feuer! commandirte er ſchon lange nicht mehr, ſondern man hörte nur noch von beiden Worten die letzten Buchſtaben — — — — tz — z — z — z — — — — r — r — r — r — r — r.

Wir hatten aber auch eine prächtige Poſition; von einem niederen Hügel kaum halb gedeckt, feuerten wir gegen eine zwölfpfündige Batterie, die auf vielleicht zwölfhundert Schritt vor uns aufgefahren und klar vor uns hielt, als ſtände ſie auf einem Präſentirteller; da war keine Bewegung des Rads und der Handſpeiche, die wir nicht ſahen, und mit einer wahren Malice ſchoſſen wir drauf los. Wir hatten uns ſo in die Täuſchung hineingelebt, daß ich nach jedem Schuß hinüberblickte und immer glaubte, jetzt müſſe man die Fetzen davon fliegen ſehen. Es war wahrhaftig gut, daß wir unter ſtrenger Aufſicht ſtanden; denn durch die Hartnäckigkeit gereizt, mit der uns die offen ſtehende Batterie Schuß um Schuß antwortete, hätten unſere Kerls gute Luſt gehabt, ein paar Kartoffeln oder Steine zu laden.

Unſer Zugführer war der Lieutenant v. Manderfeld, eine eigenthümliche Perſönlichkeit. Seine Kameraden behaupteten unter Anderem, was er vor den gewöhnlichen Menſchenkindern voraus habe, ſei, er könne auch Geiſter ſehen. Und in der That, ſein Aeußeres ſah gerade ſo aus, als wenn dies Gerücht wahr geweſen wäre. Man hätte den Lieutenant v. Manderfeld einen hübſchen Mann nennen können, wenn er nicht gar ſo blaß ausgeſehen hätte, und wenn ſeine außerordentlich merkwürdigen Augen nicht geweſen wären. Dieſe Augen waren von einer ſo hellen blauen Farbe, wie ich nie mehr was Aehnliches geſehen. Vergißmeinnicht in Milch gekocht iſt gar nichts dagegen, dabei waren ſie ungewöhnlich groß und er hielt ſie immer ſo weit offen, daß gar kein Schatten hineinfiel. Was ihn aber hauptſächlich in den Ruf gebracht, als ſähe er Perſonen und Dinge, die andern Menſchen unſichtbar blieben, war ſeine wirklich coloſſale Zerſtreutheit. Wir hatten immer Angſt, bei größeren Manövern unter ſeinem Commando zu exerciren, und bei ſolchen Fällen nahmen ſich die Geſchützführer öfters die Freiheit, von ſeinen ſpeziellen Befehlen abzuweichen und das zu thun, was die andern Züge thaten; denn ſonſt wäre es vielleicht ſchon öfters vorgekommen, daß wir mit unſeren beiden Geſchützen auf einmal allein ſtehen geblieben oder gar aus der Linie zurückgeraſſelt wären. Auch eine Sonderbarkeit hatte Lieutenant v. Manderfeld; er vollendete nie einen Satz, den er angefangen, und das, meinten die andern Offiziere, ſei beſonders ein Beweis, daß er ſich immer mit Sachen beſchäftige, die nur ihm allein ſichtbar wären. Im Uebrigen war er ein guter Offizier, namentlich für das Laboratorium, den wir alle lieb hatten; auch hatte er ein großes Vermögen, war in jeder Hinſicht mittheilſam, und wollte noch ein paar Jahre dienen, um vielleicht mit dem Charakter als Kapitän abgehen zu können.

Jetzt berührte mich eine Säbelſpitze an der Schulter, und als ich mich umſah, war es der Lieutenant v. Manderfeld, der mit ſeinem Pferde dicht hinter mir hielt. Ich war Bombardier und beſorgte als ſolcher das Richten. Daß dieſes im Eifer des Gefechts nicht auf's pünktlichſte beſorgt wurde, will ich nicht läugnen und begriff es deßhalb vollkommen, als mir der Offizier ſagte: „Laſſen Sie hinten am Laffettenſchwanze nach gewöhnlichem Augenmaße eine gute Handbreit mehr links nehmen. Wenn wir mit Kugeln ſchöſſen, träfe keine einzige, alle — Apropos!“ unterbrach er ſich nach ſeiner Gewohnheit, „was meinen Sie, Unteroffizier Helmſcheid, man ſollte den Kapitän veranlaſſen, ein paar Haubitzen heranzuziehen; da rechts von uns iſt eine famoſe Vertiefung, um die rappelköpfiſche zwölfpfündige Batterie recht — —“. Er wollte ſagen: in die Flanke nehmen, ſtatt deſſen aber rieb er ſich den Schnurrbart mit dem Knopf ſeines Säbels und warf ſein Pferd herum, dem Kapitän entgegen, der ſo eben vom Abtheilungs-Commandeur herübergeſprengt kam.

„Sehen Sie doch einmal an, Herr Lieutenant v. Manderfeld!“ rief unſer Chef, indem er mit dem Säbel auf die Zwölfpfündige wies,

„ſtehen die Hallunken nicht da, als ſeien ſie unſterblich! Sie müßten ſich, hol' mich der Teufel! ſchon lange zurückgezogen haben, und das iſt nur der pure Eigenſinn des Kapitäns Hoffmann. Wir hätten ihnen ſchon alle Lafetten demontirt, und da drüben die Haubitzbatterie hagelt ſchon ſeit einer Viertelſtunde in ihn hinein. Aber die machen keine Miene, abzuziehen."

„Gewiß nicht, Herr Hauptmann," entgegnete der Lieutenant; „ſo lange noch ein Schuß Pulver —". Damit ſchwieg er und blickte über das Feld hin.

„Sie wollten ſagen, Herr Lieutenant v. Manderfeld, ſo lange ſie noch einen Schuß Pulver in ihren Protzen haben."

„Es iſt möglich, Herr Hauptmann, daß ich das ſagen wollte. Aber ich dachte —"

— — „Nun was dachten Sie denn beim heil. Petrus?" rief der Hauptmann, nachdem er eine gute Weile auf die Gedanken des Lieutenants gewartet.

Dieſer ſchaute mit ſeinen blaſſen Augen wie weit, weit in unabſehbare Fernen, dann verſetzte er: „Wir könnten, ſo meine ich, die beiden Geſchütze von unſerem linken Flügel langſam hinter den Hügel zurückziehen laſſen und rechts hinüber dirigiren, wo —"

„Teufel! da haben Sie Recht!" rief der Kapitän einfallend, und ſo ſeinem Offizier die Mühe ſparend, den Satz vielleicht etwas ſpäter abzubrechen. — „Sehr gut! ſehr gut! Von da her knallen wir ungeſehen auf die hartnäckigen Zwölfpfünder, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie ihre Ohrfeigen herkriegen ſollen. Und wenn das den Hoffmann nicht zum Abzug zwingt, ſo hat er gar keine Idee von einem Feldmanöver. — Na, warte!" drohte er mit ſeinem Säbel zur feindlichen Batterie hinüber; „komm du mir heute zu Tiſch, ich will dir ſagen, wo du her biſt. Mit Brodkugeln will ich dir beweiſen, daß du keinen unzerſchoſſenen Mann davon gebracht hätteſt. Es iſt merkwürdig," wandte er ſich an ſeinen Offizier, „daß alle Kapitäns von zwölfpfündigen Batterien ſo donnermäßig hartnäckig ſind."

„Das macht wohl das grobe Material," erwiederte Lieutenant v. Manderfeld ſehr langſam und bedächtig. „Aber der Herr Hauptmann ſelbſt —"

— — — „Nun, ſo reden Sie doch aus in's Teufels Namen! — Was ich ſelbſt? Bin ich etwa auch hartnäckig?"

„Gott ſoll mich bewahren, das vorauszuſetzen; aber ich wollte nur ſagen, Sie waren ja ſelbſt —"

„Bei einer zwölfpfündigen Batterie. Allerdings, aber als Lieutenant, und als ſolcher, Herr v. Manderfeld, thut man nur, was der Kapitän befiehlt. Aber augenblicklich."

Der Lieutenant, der ſeinen Vorgeſetzten ungeduldig werden ſah, grüßte reſpektvoll mit dem Säbel und wandte ſein Pferd nach uns hin. „Wie viel Schuß haben wir noch in der Protze, Unteroffizier Helmſcheid?“ fragte er.

„Für jedes Geſchütz ſechs, Herr Lieutenant.“

„Schön! ſchön! Laſſen Sie unſere beiden Geſchütze langſam hinter den Hügel zurückziehen, dann aufprotzen und dorthin gehen, wohin ich vorhin gezeigt. Die Mulde da — —“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Habe alles genau verſtanden. Da wollen wir die Zwölfpfünder überraſchen. Paßt mir auf, Jungens!“ wandte ſich der Unteroffizier an die Bedienungsmannſchaft. „Das Geſchütz zurück, aber langſam und ruckweiſe, daß die drüben nichts merken. — Ich brauche wohl die Bedienungsmannſchaft nicht aufſitzen zu laſſen?“ erlaubte er ſich den Vorgeſetzten zu fragen.

„Nein, nein, die Pferdehalter ſollen nachziehen. Das macht weniger Aufſehen und —. Auch wird der Herr Hauptmann, während wir unſere neue Stellung einnehmen, wahrſcheinlich die Güte haben, die übrige Batterie tüchtig feuern zu laſſen, dann — —“

„Verſteht ſich von ſelbſt!“ rief der Kapitän. „Machen Sie nur, daß Sie bald hinkommen.“

Während wir nun langſam hinter der Kette von Hügeln abzogen, knallten unſere zurückgebliebenen Geſchütze ſo toll und vergnügt darauf los, daß es eine wahre Freude für ein Artillerieherz war. Auch waren die ſechs Geſchütze ſo in Rauch eingehüllt, daß es dem Feind kaum möglich war, unſeren Abzug zu bemerken.

Unten am Rande des Hügels fanden wir glücklicher Weiſe einen Hohlweg, dem wir, im Trabe neben dem Geſchütz herlaufend, folgten, und eine große Curve beſchreibend, in weniger als einer Viertelſtunde vollkommen in der Flanke der zwölfpfündigen Batterie ſtanden. Und das prächtigſte dabei war, daß ſie keine Ahnung von uns hatten, obgleich wir kaum achthundert Schritt von ihnen entfernt, durch leichtes Geſträuch gedeckt, unſere beiden Geſchütze vorſchoben. Unterwegs hatte uns der Lieutenant v. Manderfeld in ſeiner abgebrochenen Weiſe gehörig inſtruirt und unſeren Eifer auf's höchſte angeſtachelt. „Wir müßten die dort oben mit Hurrah vertreiben,“ ſagte er. „Sowie die Geſchütze ſtehen, bleiben nur vier Mann, den Unteroffizier inbegriffen, dabei; die übrigen fünf an jedem Geſchütz ſitzen auf, das macht zehn Reiter, und mit denen fege ich nach den erſten ſechs Schüſſen hinter dem Hügel her, als hätten wir Kavallerie bei uns. Ich ſage euch, Leute, die Zwölfpfünder werden laufen, daß es —“

„Ein Vergnügen iſt,“ wollte er ſagen. Und darauf freuten auch wir uns ganz beſonders. In der That waren wir ſo nahe, daß wir einzelne Bekannte ſehen und ganz genau erkennen konnten. Da ſtand der lange Kapitän Hoffmann mit ſeinem übergroßen blonden Schnurrbart und hatte ſein Taſchenperſpective angelegt, mit dem er nach unſerer Batterie hinüber ſah. Mochte er vielleicht merken, daß zwei Geſchütze fehlten, oder hoffte er, unſer Kapitän werde abziehen, und unterſuchte vielleicht für dieſen Fall das Terrain, um noch etwas vorgehen zu können. Da ſah ich auch meine guten Freunde, die Bombardiere Ellendorf und Wetter, letzterer von uns Graf Wetter vom Strahl genannt, die ſich beide ganz außerordentlich abmühten, ihre Geſchütze zu richten, wahrſcheinlich aber an das Ende des Manövers dachten, an den ſtillen Abend in den Cantonnirungen, an ein Glas Wein, an Guitarrenklang und an ein luſtiges Lied. Ich freute mich ſehr darauf, bei der nächſten Zuſammenkunft ihren ungeheuren Eifer in der Bedienung des Geſchützes ſchildern zu können. Da die Zwölfpfünder vor uns etwas in der Höhe ſtanden, ſo erſchienen ſie uns mit ihren Geſchützen, Protzen und der Mannſchaft ganz dunkel auf dem hellen Himmel abgezeichnet. Es hatte ſich ein ziemlich heftiger herbſtlicher Wind erhoben, der über die Haide fuhr, und ſo zog ſich der Pulverdampf faſt augenblicklich über die Batterie zurück bis an den Rand des ſchwarzen Tannenwaldes, wo er langſam eindrang und verwehte.

Jetzt waren wir fertig, die Geſchütze geladen, dem Commando nach mit ſechslöthigen Kartätſchen — ſo nahe waren wir dem Feind — in Wirklichkeit aber mit einer harmloſen Manöver-Cartouche. Ich vermuthe auch, daß, um das Kracken des Schuſſes zu vermehren, ein tüchtiger Propfen von Haidekraut aufgeſetzt worden war. Die drei Mann, die mit dem Unteroffizier bei der Kanone geblieben waren, — mich hatte der Lieutenant, der mir überhaupt ſehr wohl wollte und mich gerne bei ſich hatte, mit zur Kavallerie genommen — ſchoben das Geſchütz ein paar Schritte vor, Unteroffizier Helmſcheid blickte zurück, und als ihm unſer Offizier winkte, krachte der Schuß dahin, gleich darauf der zweite, und da unſere braven Burſchen droben wie toll arbeiteten, ſo kam der dritte Schuß faſt mit der gleichen Intervalle wie der zweite, und ſo fort, bis alle ſechs draußen waren. Freilich war es dabei gegen alles Reglement, daß die da droben ein Hurrah erhoben, das weit über das Feld hinausſchallte, die acht Kerle ſchrien für achtzig, und der Effekt, den dieſer plötzliche unerhörte Spektakel auf die überraſchten Zwölfpfünder hervorbrachte, war in der That ergötzlich. Auf's höchſte erſtaunt, wie ſie waren, ſtellten ſie augenblicklich ihr Feuer ein, ja ſämmtliche Bedienungsmannſchaften blickten nach uns hin und hielten wie erſtarrt faſt mitten im Laden. Unſere Geſchütze krachten aber auch teufelmäßig und zwar ſo unvermuthet und nahe, daß ſie ſchon Jemand aus der Faſſung bringen konnten. Deutlich hörten wir die weit hinſchallende Stimme des zwölfpfündigen Kapitäns: „Eine unangenehme Ueberraſchung, meine Herren!“ rief er; „thut aber nichts, wollen ihnen zeigen, wo ſie her ſind. Mit den drei Geſchützen vom linken Flügel noch hundert Schritt vorgegangen und mit Kartätſchen auf ſie gefeuert! Wir wollen ihnen zeigen, wo ſie her ſind. Da müſſen die Splitter davon fliegen, wer weiß wie ſehr! An Flickmaterial fehlts nicht.“

Das war denn nun der entſcheidende Moment. Wir ließen die drei Zwölfpfünder ruhig aufprotzen und vorgehen. Wie ſie aber eben wieder auffuhren, feuerten unſere beiden Kanonen ſo tüchtig nun mit zwellöthigen Kartätſchen hinein, daß in Wahrheit von Mann und Roß kaum ein einziger davon gekommen wäre. Auch unſere Batterie drüben war in dieſem Augenblick nicht müßig; die Verwirrung bei den Zwölfpfündern und den augenblicklichen Stillſtand des Feuerns benützend, war unſer Kapitän in Carriere noch ein paar hundert Schritte vorgegangen, hatte wieder abprotzen laſſen und knallte nun mit verdoppelter Wuth auf den Feind. Der Zug Huſaren, den unſere Batterie zur Bedeckung hatte, blänkelte nun mit einem Male ſcharf um den Hügel herum und ſchoß gegen die Infanterie der Zwölfpfünder.

Bis jetzt hatte Lieutenant von Manderſeld mit uns in dem Hohlweg gehalten, doch hob er nun ſeinen Säbel. „Vorwärts Kinder!“ rief er, „das iſt ungemein luſtig. Mit einem ungeheuren Hurrah drauf. Glaubt mir, die Zwölfpfünder —“

Diesmal brauchte er ſeinen Satz nicht zu vollenden, denn ehe wir nur ſichtbar wurden, ſchrieen wir wie tauſend Waldteufel. Die Bedienungsmannſchaft unſerer Geſchütze ſtimmte beim letzten Abbrennen mit ein, und als der Kapitän unſerer Batterie uns ſo unerwartet als Kavallerie hervorbrechen ſah, ſchwang er entzückt ſeinen Säbel im Kreiſe, was von Feuerwerkern, Unteroffizieren, Bombardieren, Kanonieren, kurz von der ganzen Batterie als eine Erlaubniß angeſehen wurde, ebenfalls ſchreien zu dürfen. — Und wie ſchrieen die Kerle! Es ſchallte ſo laut und nachdrücklich über das Feld hin, daß ſich vom Standpunkte des Abtheilungs-Commandos her augenblicklich ein paar Adjutanten in Bewegung ſetzten und auf uns zuſprengten. Die mochte auch der Commandeur der zwölfpfündigen Batterie geſehen haben und ſeinen Standpunkt in jeder Hinſicht für mißlich und unhaltbar halten; wir hörten: Batterie ha — a — a — lt! unſere Feinde protzten auf, und fuhren in kurzem Trabe der Chauſſee zu, welche in den Tannenwald hinein führte. Der Kapitän der Zwölfpfünder war der Letzte auf dem Platze; er drohte mit dem Degen nach unſerer Batterie hinüber und rief unſerem anſprengenden Hauptmann entgegen: „Diesmal muß ich zurück, aber komm' du nur heute Abend in den goldenen Hecht, ich will dir ſchon beweiſen, daß ihr total falſch manövrirt habt. — Wer weiß wie ſehr.“

Das war nun gleichviel, ob unſere Manöver richtig oder falſch genannt werden konnten, gelungen waren ſie, das unterlag keinem Zweifel. Dort floh der Feind, hier ſtand unſere Batterie, von der kein Geſchütz fehlte — — grüße mein Lottchen, Freund! — — Der Sieg war unſer.

Eine zerſchoſſene Batterie.

Stille liegt das Schlachtfeld, — ſtille im Vergleich zu dem wüthenden Lärmen, den wir bis jetzt mit Schießen und Hurrahſchreien gemacht. Ich glaube, ſo lange es Manöver gibt, war ein ſolcher Spektakel bei ähnlicher Veranlaſſung nicht gehört worden. Es hatten ſich auch durch ihn angelockt von andern Truppentheilen, die große mittägliche Pauſe benützend, verſchiedene Offiziere bei uns eingefunden, die ſich den Gang des Gefechtes erklären ließen. Wir waren zur Batterie eingerückt, und Lieutenant v. Manderfeld meldete ſich ebenſo ſtark zurück, als er fortgezogen war; wir hatten gar keinen Verluſt, mit Ausnahme des alten Wiſchkolben, der im allzu haſtigen Herausziehen abgebrochen war.

Der erſte Theil des glorreichen Schlachttages war vorüber; wir, die wir zum Unterſchied vom Feinde Feldmützen trugen — jene hatten Tſchako's — wir hatten auf allen Ecken geſiegt; überall ſah man unſere Linien vordringen und ſich auf der Hügelkette ausbreiten, die mit dem ſchon erwähnten Waldrande beinahe parallel lief. Dorthin unter den Schutz der alten Tannenbäume hatte ſich der Feind zurückgezogen. Wir waren begreiflicher Weiſe von den Pferden abgeſtiegen und wurden, wie auf jedem anſtändigen Schlachtfelde, wo Klagen und Seufzer gen Himmel ſteigen, — nicht von Raben oder anderem Raubzeug. ſondern von einigen Marketenderinnen, deren volle Körbe und Fäßchen recht willkommen waren, angefallen. Wenn man circa ſechs bis acht Stunden zu Pferd war und ſtark manövrirt hat, da ſchmeckt ein Glas Rum und ein tüchtiges Brod mit Wurſt ſo köſtlich, wie ſpäter nie mehr ein Frühſtück. Alles beſchäftigte ſich aber auch mit dieſer Arbeit, ſo wichtig beim Soldatenleben im Frieden, — Alles vom jüngſten Kanonier aufwärts bis zum Kapitän, — neben welchem ſich der Lieutenant v. Manderfeld befand, der die ihm gewordenen Lobſprüche ſchmunzelnd einkaſſirte, und deſſen Dank oder beſcheidene Ablehnung in ſo abgebrochenen Sätzen beſtand, wie ich nie was von ihm gehört.

Der Hauptmann hatte ſeine eigene Feldflaſche in der Hand, und während ihm ſein Burſche ein gebratenes Huhn ſtückweiſe auf einem alten Zeitungsblatt ſervirte, beleuchtete er mit vieler Weisheit nochmals das eben gehabte Gefecht, und aufmerkſam hörten ihn die umſtehenden

Offiziere an, ſowie auch wir, in weiteren Kreiſen ſtehend. Seiner Anſicht nach hätte der Kapitän Hoffmann ſchon vor einer halben Stunde abfahren müſſen, und war es von dieſem Manne unverantwortlich geweſen, Menſchen und Pferde ſo leichtſinnig auf's Spiel zu ſetzen. — „Daß dich das Donnerwetter!“ rief unſer Chef entrüſtet; „auf ſolche Art iſt es kein Spaß zu manövriren. Da hört Alles auf, denn wenn ich ſo hartnäckig ſein will, ſo kann ich mich freilich von ſechs Batterien zumal auf den Pelz ſchießen laſſen, ohne eine Handbreit zu weichen, indem ich ganz genau weiß, daß mir und meinen Leuten all' die Manöver-Cartouchen kein Haar krümmen werden. Ja, meine Herren! das Manövriren im Scherz ſowie im Ernſt iſt ein Schachſpiel; bei letzterem muß ich der Gewalt weichen, beim erſteren einer überlegenen Combination.“

Bei dieſen Worten biß er heftig in einen Hühnerſchenkel und ſpülte darauf das Genoſſene mit einem tüchtigen Schlucke Rum in den Magen. — „Brrr! ich genieße ſonſt nie Schnaps, aber an einem ſolch harten Tage hält das Leib und Seele zuſammen.“

Wenn man in dieſem Augenblicke durch die vor uns liegenden Tannenbäume hätte ſehen können, ſo würde man den guten Kapitän Hoffmann erblickt haben. wie er ebenfalls dort ſtand, umgeben von ſeinen Offizieren, ebenfalls frühſtückend und wahrſcheinlich auch ein gebratenes Huhn, zu dem er Rum oder Cognac trank. Es war mir, als hörte ich ihn ſagen: „Sehen Sie, meine Herren, ich liebe die Manövers, wer weiß wie ſehr! Aber man muß das Ding mit Einſicht und Verſtand betreiben; da hört Alles auf, wenn man ſo hartnäckig ſein will, wie drüben mein ſonſt guter Freund von der reitenden Batterie. Wer weiß wie ſehr! wenn ich mir nichts daraus mache, mir aus unverantwortlicher Nähe von einer reſpektabeln zwölfpfündigen Batterie auf den Pelz brennen zu laſſen, da kann ich freilich leichtſinniger Weiſe mitten im Feuer vorgehen. Oh! — Oh! Würde aber ſehen, wie ich ausgeklopft werde. Wer weiß wie bald! Ja, meine Herren, das Manövriren im Scherz ſowie im Ernſt iſt ein Schachſpiel; in letzterem Falle muß ich der Gewalt weichen, im erſteren aber einer richtigen Combination. Iſt aber das beim Schachſpiel eine richtige Combination zu nennen, wenn ich Läufer oder Thürme wie Pferde benutzen will und querfeldein galoppire wie der Lieutenant v. Manderfeld, wo ich gar nicht hingehöre, wer weiß wie ſehr!“

Ich für meine Perſon hätte was darum gegeben, der Unterredung heute Abend im Gaſthof zum goldenen Hecht des benachbarten Städtchens und den Diſputationen der beiden Kapitäns über das heutige Manöver zulauſchen zu dürfen. Aber ein goldener Hecht und die Börſe eines Bombardiers! Das waren zwei unvereinbarliche Dinge. Kamen wir je Abends in das Städtchen, was meiſtens wegen Arreſtgefahr im größten Incognito geſchah, ſo öffnete uns der grüne Apfel ſeine gaſtlichen Hallen und wir gingen höchſtens mit ſehnſüchtigen Blicken am goldenen Hecht vorbei, wo immer eine Menge leichter Jagdwagen hielt, ſowie Offizierspferde, und wo aus den Küchenräumen ein gar ſo angenehmer Duft hervorquoll.

Einer von unſeren Bekannten, der ſich einmal in Folge eines Urlaubs und eben angekommenen guten Wechſels von Haus hineingewagt hatte, erzählte von der famoſen Einrichtung dieſes Gaſthofes, von wunderbarem weißem Wein und rieſenhaften ſaftigen Beafſteaks. — Aber wozu dieſe gaſtronomiſchen Träumereien, und ſehnſüchtigen Hechtgedanken! Aber ſo iſt der Menſch. Als ich eben hungrig und durſtig vom Pferde ſtieg, war Wurſt, Brod und ein Schnaps das höchſte Ziel meiner Wünſche; jetzt wo ich ſatt war, dachte ich an Rheinwein und Beafſteaks.

Uebrigens war auch die Zeit der Träumereien und Phantaſieen vorüber gegangen. Auf allen Seiten wurde Apell geblaſen, und gleich darauf durch ein anderes Signal die Hauptleute der verſchiedenen Batterien zum Abtheilungs-Commandeur gerufen. Lieutenant v. Manderfeld übernahm unſer Commando, allignirte die Batterie, ließ an die Pferde treten und dann rühren. Bald darauf kam der Kapitän zurück, und ſchickte augenblicklich die Protzen nach einer ſeitwärts ſtehenden Pulverkammer, um neue Munition zu faſſen. Darauf ließ er die Feuerwerker, Unteroffiziere und Bombardiere vortreten, und hielt uns eine kleine Standrede, worin er unter Anderem ſagte: daß der Herr Oberſtwachtmeiſter mit unſerem Manöver vorhin außerordentlich zufrieden geweſen ſei und noch befohlen habe, dieſe ſeine Zufriedenheit dem Herrn Lieutenant v. Manderfeld beſonders kund zu thun. Bei dieſen Worten fuhren zwei Hände vor lauter Rührung an den Tſchako, und unſer guter Lieutenant ſah in der That ſo ſtolz und zufrieden aus, als habe er die feindliche Batterie wirklich genommen.

„Der zweite Theil des heutigen Manövers,“ fuhr der Kapitän mit erhöhter Stimme fort, „verſpricht noch glänzender zu werden. Se. Excellenz, der commandirende Herr General, iſt ſo eben auf der Haide erſchienen und hat einige neue Diſpoſitionen vorgezeichnet, worin namentlich der Artillerie eine glänzende Rolle zugetheilt worden iſt. Vor allen Dingen freue ich mich,“ ſetzte er lachend hinzu, indem er ſich die Hände rieb, „daß wir nochmals mit dem guten Kapitän Hoffmann anbinden können; wir werden ſeiner Batterie von ferne folgen, ihn mit Unterſtützung einer Haubitzbatterie angreifen, und ihn gänzlich demontiren.“

Ich bin hier dem geneigten Leſer die Erklärung ſchuldig, daß dieſes

„gänzlich Demontiren“ begreiflicher Weiſe nicht ernſtlich gemeint war, doch kam es zuweilen, namentlich bei ſpeziellen Artillerie-Manövern vor, daß eine Batterie dazu beſtimmt wurde, zum Spaß demontirt zu werden, d. h. ſie mußte einen außerordentlichen Verluſt markiren, es wurde z. B. angenommen, jetzt werden ihr ſo und ſo viele Bedienungsmannſchaften unfähig gemacht, jetzt ein halb Dutzend Pferde erſchoſſen, dann Räder und Protzen zertrümmert, und der Kapitän mußte zeigen, wie er es mache, um bei all' dieſen Verluſten noch manövrirfähig zu bleiben. Es war das immer eine höchſt angenehme Aufgabe geweſen, namentlich in der Nähe eines Waldes, wohin ſich die Bleſſirten und Getödteten zurückzogen, um da, während ſich die Uebrigen im Schweiße ihres Angeſichtes plagten, ein zweites Frühſtück zu ſich zu nehmen.

Nachdem der Hauptman dies geſagt, erhob er ſich mit wichtiger Miene in den Bügeln und verkündete mit lauter Stimme: „Uns aber iſt die Ehre des Tags vorbehalten, denn am Schluſſe werden wir, und zwar vor den Augen der Generalität, in einem Hohlwege Kehrt machen.“

Im Hohlwege Kehrt machen iſt allerdings eines der ſchwierigſten Manöver und beſteht darin, daß eine Batterie, die durch einen Hohlweg vor oder zurück geht, plötzlich von vorn angegriffen wird. Steile Wände zu beiden Seiten verhindern das Umwenden der Geſchütze mit Protzen, und ſo werden denn dieſe von einander getrennt, einzeln gewendet, die Pferde an den Abhängen herum geführt, und man kann ſich denken, daß dieſer Knäuel von Kanonen, Protzen, Menſchen und Pferden eine höchſt angenehme Confuſion abgeben kann, wobei freilich viel Artillerieehren aber auch geſchundene Finger und zerquetſchte Hühneraugen in Menge zu holen waren.

„Ich hoffe,“ rief der Kapitän, der ſich ganz in die Stimmung eines Schlachttages verſetzt fühlte, „daß wir hier auf dem Felde der Ehre zeigen werden, wie wir in den Unterrichtsſtunden und auf dem Exercirplatz etwas gelernt. — Auseinander treten! an die Geſchütze!“

Bald kam unſer Poſten mit friſcher Munition zurück, und nicht lange nachher wurde zum Aufſitzen geblaſen, unſere Geſchütze brachen vom rechten Flügel zugweiſe ab und ſo trabten wir über das Feld dahin, um den linken Flügel einer Kavalleriebrigade zu poſtiren, die den gegenüberliegenden Feind attakiren ſollte, ſobald es uns und einer noch mehr ſeitwärts placirten Haubitzbatterie gelungen ſei, die zwölfpfündige Batterie zu demontiren, welche unſere Kavallerie verhinderte, über die Hügel hervorzubrechen. Kapitän Hoffmann hatte ſich vortrefflich aufgeſtellt; der Waldrand war von einem Graben umzäunt, deſſen ausgeworfene Erde noch vor ihm einen kleinen Wall bildete und ſo die Zwölfpfünderbatterie ſamos deckte. Es war wie eine künſtlich aufgeführte Batterie, und hätten die Zwölfpfünder vorher ſo geſtanden, ſo hätten wir ſchießen können — wer weiß wie ſehr! — ohne ihnen nur ein Leid zuzufügen. Wie geſagt, vor unſeren Sechspfündern waren die da drüben ziemlich ſicher, nicht ſo aber vor der Haubitzbatterie, und das erklärte uns Lieutenant v. Manderfeld, der, ehe das Schießen begann, die Feuerwerker, Unteroffiziere und Bombardiere um ſich verſammelte und uns einen kleinen Unterricht ertheilte. Dabei hatte er es ſich auf der Lieſe — ſo hieß das Pferd, welches er im Dienſt und namentlich beim Feuern gerne ritt, — ſo bequem als möglich gemacht, den rechten Fuß über den Sattelknopf gelegt, wodurch er faſt wie eine Dame zu Pferde ſaß. „Es iſt kein Zweifel,“ ſagte er, „daß die Zwölfpfünder drüben ziemlich gegen unſere geraden Kugeln gedeckt ſind, d. h. wenn dieſe — — die Haubitzbatterie aber kann ihnen garſtig zu ſchaffen machen, und die Kugeln, die ſelbſt hinter ihnen einſchlagen, können Aeſte und Zweige abreißen, ja ganze Bäume umſtürzen, die dort eine garſtige Confuſion anrichten müſſen. Es iſt gefährlich, ſo ſeine Aufſtellung zu nehmen, denn — Wenn ich recht ſehe,“ fuhr er fort, indem er nach der Haubitzbatterie blickte, „ſo ſcheint Kapitän Schwengel losgehen zu wollen; man ſieht ſchon — Na, da werden wir Gleiches thun. Diesmal kommts aber auf kein ſchnelles Schießen an, das merkt euch. Feſt und ſicher gezielt; wenn nur ihr Bombardiere was nutz ſeid, ſo müſſen unſere Kugeln den Erdaufwurf vor den Zwölfpfündern völlig durchpflügen wie ein Ackerfeld, denn nur auf dieſe Art — — An die Geſchütze!“

Da ſtanden wir; es wurde auch augenblicklich mit Kugeln geladen, zwölfhundert Schritt auf die Batterie, und das Schießen vom rechten Flügel begonnen. Die Haubitzbatterie warf ebenfalls und beeilte ſich ſehr, ihre Granaten los zu werden. Unſer zwölfpfündiger Feind antwortete wacker, das muß man ihm laſſen, und ich glaube, wenn das Ding ernſt geweſen wäre, würden wir ſchlecht weggekommen ſein, denn der gute Kapitän Hoffmann ſchien ſich um die Haubitzen gar nichts zu bekümmern, ſondern concentrirte ſeine ganze Kraft und Wuth auf uns. Nach einer kurzen Weile ſahen wir einen zahlreichen Reitertrupp mit vielen blitzenden Epauletts und weißen Federbüſchen am Waldrand gegen die zwölfpfündige Batterie galoppiren. Dieſe fing nach der Vorſchrift an demontirt zu werden. Unſer Kapitän und die beiden Lieutenants hatten ihre Fernrohre vorgenommen, um genau ſehen zu können, wie die drüben ihre Sache angriffen, und daß ſie es gut machten, das bewieſen manche Ausrufe der Zufriedenheit. Es wurde ihnen aber auch arg genug mitgeſpielt; Geſchütze und Protzräder zerſchoſſen, Mannſchaft und Pferde dahin geſtreckt, daß es eine wahre Freude war. Ich bin überzeugt, mein Freund Ellendorf hatte ſich ſchon lange todtſchießen laſſen, lag rückwärts im Schatten des Waldes, wo er ſeinen guten Schnaps trank oder ſein Leiblied-ſang:

Es blinken ſo luſtig drei Sterne
In's Dunkel des Lebens hinein.

Trotzdem aber die Zwölfpfünder in kurzer Zeit über drei Viertel der Mannſchaft verloren hatten, ſtellte doch nur ein einziges Geſchütz ſein Feuer ein, von dem man nämlich annahm, daß ſeine Lafette gänzlich zertrümmert worden ſei; die andern krachten ſo redlich auf uns, als ſeien ſie auf dem Exercirplatze.

So mochte das Manöver vielleicht eine halbe Stunde gedauert haben, als wir Befehl erhielten, unſer Schießen einzuſtellen, und ſich darauf der General mit ſeiner zahlreichen Suite am Fuße des Hügels aufſtellte, auf dem wir poſtirt waren. Hauptmann Hoffmann hatte nun die Genugthuung, mit ſeinen zerſchoſſenen Geſchützen, die er aber wunderbar zuſammengeflickt hatte, unter allgemeinen Lobſprüchen vorbei paradiren zu dürfen. Unſer Kapitän ritt ſeitwärts an den Hügel, wo die Zwölfpfünder vorbei mußten und rief dem Chef derſelben zu: „Armer Freund, wir haben dich garſtig zugerichtet. Ja, mit einer reitenden Batterie muß man nicht anbinden.“ Das geſpendete Lob der Vorgeſetzten hatte den Hauptmann Hoffmann weich und nachgiebig geſtimmt und er entgegnete lachend:

„Ihr ſeid mir die rechten, um mit euren Schlüſſelbüchſen einer zwölfpfündigen Batterie weh zu thun. So zerſchoſſen wie wir ſind fahre ich doch gleich vor euch auf, und ſchieße euch zu Krautſtücken.“

„Na, Scherz bei Seite!“ rief unſer Kapitän; „ihr habt eure Sache vortrefflich gemacht.“

„Das will ich meinen,“ war die Antwort. „Wer weiß wie ſehr! Aber an Flickmaterial fehlt's nicht, wie ihr ſeht.“

„Adieu!“

„Bis heute Abend!“

Nachdem wir in dem allgemeinen Manöver, was nun folgte, noch einige Stellungen markirt, trabten wir auf der Chauſſee, die durch den Wald führte, eine gute Weile, den Feind verfolgend, der ſich mehr und mehr gegen die Feſtung W. zurückgezogen hatte, auf deren Glacis der heutige Schlachttag endigen ſollte. Eine Menge Zuſchauer hatten ſich eingefunden und ſchwärmten zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd um uns herum, namentlich an den beiderſeitigen Waldrändern hatte ſie ſich zahlreich aufgeſtellt, denn hier unter den Bäumen waren ſie ziemlich ſicher vor Kavallerie und Artillerie. Freilich drang zuweilen eine Plänklerkette von Jägern und Infanterie zwiſchen ſie hinein, die alsdann noch mehr ſchoſſen als gerade nothwendig war, worauf wir ein ſehr ergötzliches Schreien von weiblichen Stimmen aller Art vernahmen.

Ein Jagdwagen unter militäriſcher Führung.

Auf der Landſtraße, die wir paſſirten, hielt ein leichter Jagdwagen mit einem Herrn, der ſelbſt kutſchirte, und drei jungen Damen, die uns neugierig antraben ſahen. Der Herr des Wagens hatte die Zügel in dieſem Augenblick ſeinem Bedienten übergeben und trat, indem er den Hut freundlich grüßend abnahm, gegen unſern Kapitän, der herausritt und in dem ſchon älteren Herrn einen Bekannten zu erkennen ſchien, denn wir hörten, wie er laut ausrief: „Ah! das iſt ein höchſt angenehmes Zuſammentreffen! Wie kommen Sie daher?"

Die Antwort war: „Ich bin bei meinem Bruder auf dem Tannenhofe und heute wie alle Welt hinausgezogen, um die Manöver anzuſehen, kam aber, wie das wohl zu geſchehen pflegt, überall zu ſpät. — Iſt die ganze Geſchichte zu Ende?" fragte er hierauf, „oder kann man noch etwas ſehen?"

„Gewiß," entgegnete unſer Kapitän mit ſehr wichtigem Tone, „das Intereſſanteſte, ein Manöver, was ſelten ausgeführt wird, haben wir noch vor uns, ein ſehr ſchönes Artillerie-Manöver, und ich hoffe" — dabei warf er ſich in die Bruſt — „daß es ganz außerordentlich gelingen wird."

„Für dieſe Auskunft bin ich Ihnen beſonders im Namen meiner jungen Damen ſehr dankbar," fuhr der fremde Herr fort; „ich verſichere Sie, lieber Hauptmann, was ich Alles ſchon habe hören müſſen über meine Unkenntniß des Terrains und des Manövers überhaupt, das kann ich Ihnen gar nicht ſagen."

Die drei Damen lachten und eine von ihnen ſagte: „Und gewiß nicht mit Unrecht, Papa, denn jetzt fahren wir ſchon mehrere Stunden auf dem Felde herum, und wo wir erſcheinen, iſt es gerade, als flöhe das Militär vor uns."

„Was doch unmöglich mit Abſicht geſchehen kann," verſetzte galant unſer Hauptmann. „Aber ich werde Sie auf einen Platz dirigiren, wo Sie, wie geſagt, das Beſte vortrefflich ſehen ſollen."

Lieutenant v. Manderſeld, der, wie das bei ähnlichen Veranlaſſungen ſeine Gewohnheit war, ſcharf in den Wagen hineingeſchielt hatte, machte mir, der ich zufällig neben ihm ritt, eine Miene, als wollte er ſagen: gar nicht übel!

Der Kapitän, der bemerkte, daß die Pferde vor dem Jagdwagen beim Geräuſch der heranraſſelnden Batterie anfingen unruhig zu werden, war ſo freundlich, zum Schritt blaſen zu laſſen, dann hob er ſich in den Steigbügeln und blickte forſchend um ſich her, vielleicht war es zufällig, daß ich ihm gerade in's Auge fiel, vielleicht dachte er auch, ich wäre nicht ungeeignet dazu, dem Jagdwagen mit den hübſchen Damen zum Führer zu dienen, genug, er winkte mich gnädig zu ſich und inſtruirte mich in der Geſchwindigkeit, wohin ich die Geſellſchaft führen ſolle, damit ſie das Manöver, wobei ſeine Batterie die Hauptrolle ſpielte, genau ſehen könnten. Darauf wandte er ſich an den alten Herrn und ſagte ihm: „Ich will Ihnen einen von meinen jungen Freiwilligen mitgeben, er wird Sie hoffentlich ſo gut eskortiren, daß ich“ — bei dieſen Worten neigte er ſeinen Säbel vor den Damen — „in kurzer Zeit das Vergnügen haben werde, Sie wieder zu ſehen.“

Der Lieutenant v. Manderfeld hatte mit ſeiner Pantomime recht gehabt: von den drei jungen Mädchen war eine hübſcher als die andere. Als ich mich bei meinem wohlwollenden Offizier auf kurze Zeit abmeldete, ſagte er lachend: „Sie ſind doch ein wahrer Glückspilz. Aber ich bitte mir aus, daß Sie genaue Nachrichten einſammeln, wer wir ſind und mir beſtens rapportiren.“

„Batterie Tra — a — b!“ commandirte der Kapitän, darauf: „Batterie Galopp!“ und dahin flogen Geſchütze und Reiter, daß es eine wahre Freude war. Die drei Mädchen erhoben ſich auch von ihren Sitzen und ſahen der davon ſtürmenden Batterie mit offenbarem Vergnügen nach. Mein Pferd, das in dieſem Augenblicke ungehalten darüber war, allein zurück bleiben zu ſollen, that einen ſo gewaltigen Riß vorwärts, daß ich um ein Haar aus dem Sitz gekommen wäre. Und das wäre in dieſem Augenblicke entſetzlich geweſen. Um es für dieſe Unart zu ſtrafen, im Vertrauen geſagt, hauptſächlich um mich zu zeigen, gab ich ihm ein paar tüchtige Sporen, parirte es auf der Stelle und warf es ſo glücklich herum, daß es ſich wohl hoch bäumte, gleich darauf aber ruhig neben dem Wagen ſtand. Darauf erhob ich, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, meine Hand an den Tſchako, ſalutirte und ſtellte mich zum Befehl der Damen. Der ältliche Herr bat mich, voraus zu reiten, und ich kam dieſem Wunſche inſoweit nach, als ich mich neben den Wagenpferden hielt, dabei aber das meinige ſo weit halbrechts geſtellt hatte, daß es mir möglich wurde, leicht einen Blick in den Wagen werfen zu können. Wie ſchon geſagt, es ſaßen drei junge Mädchen in demſelben. Eine davon, die vielleicht zwei—dreiundzwanzig Jahre haben mochte, war die Tochter des ältlichen Herrn und ſaß ſie auf dem vorderen Sitz des Charabanc neben dieſem. Eine andere junge Dame von gleichem Alter, die Tochter des Beſitzers des Tannenhofes, ſaß im Fond des Wagens, und neben dieſer ein ganz junges Mädchen, vielleicht von ſechszehn oder ſiebzehn Jahren, ebenfalls eine Tochter des alten Herrn. Dieſer, der in C. wohnte, war ſeit ein paar Wochen mit den beiden Töchtern bei ſeinem Bruder auf dem Tannenhof auf Beſuch und hatte ſich heute Morgen den leichten Wagen einſpannen laſſen, um, wie wir bereits wiſſen, mit ſehr wenig Erfolg dem Manöver beizuwohnen.

Von den drei jungen Damen intereſſirte mich begreiflicher Weiſe die jüngſte am meiſten; ich hatte damals neunzehn Jahre, und ſo befanden wir uns, was das Alter anbelangte, in einem ziemlich paſſenden Verhältniß. Auch war ſie mit ihrem runden, friſchen Geſichtchen, den glänzenden Augen, die ſie aber meiſtens niederſchlug, dem lieblichen Munde mit blendend weißen Zähnen, die hervorblitzten, wenn ſie, was zuweilen geſchah, mit ihrer Couſine über irgend etwas lachte, gar zu allerliebſt. Dieſe Couſine ſchien mir etwas ausgelaſſener, ja ſpöttiſcher Natur zu ſein, und wenn ich mich nicht gewaltig irrte, ſo hatte ich die Ehre, die Zielſcheibe ihrer liebenswürdigen Spöttereien zu ſein. Mein häufiges Herumſchauen mochte begreiflicher Weiſe etwas Herausforderndes für ſie haben, und wenn ich das ſchnell zweimal nach einander that, ſo bemerkte ich wohl, daß die beiden Mädchen tüchtig gelacht hatten; die Couſine zeigte aber alsdann mit ſcheinbar vollkommen gleichgültiger Miene an die hohen ſchwarzen Tannen hinauf, während die andere Schelmin aus einem unterdrückten Lachen nicht zur Ruhe kommen konnte und auf wahrhaft komiſche Art mit ihren weißen Zähnen blitzte.

So zogen wir dahin, die Wagenpferde einen geſtreckten Trab, ich meiſtens kurzen Galopp reitend, und es war dies auf dem ſchattigen Waldwege, auf den die Sonne nur hie und da durch eine Lücke von Gebüſchen ihr goldenes Streiflicht warf, ein recht hübſches Bild.

Die Couſine hatte aber durchaus gar keine Ruhe; zuweilen erhob ſie ſich und flüſterte der jungen Dame, die vor ihr ſaß, ein paar Worte in die Ohren, ſo daß dieſe ſich ebenfalls umwandte, augenſcheinlich um ihre jüngere Schweſter zu necken. Dieſe proteſtirte zwar heftig gegen eine Beſchuldigung, die ich nicht verſtehen konnte, doch miſchte ſich auch der alte Herr lachend in die Unterhaltung, und da er ſchon lauter ſprach, ſo verſtand ich, als er ſagte: „Aber, Emilie, das iſt ja ganz erſchrecklich.“ Nun aber ſchien die Kleine dieſe Neckereien übel nehmen zu wollen; ſie warf das Köpfchen herum und drehte ihrer Nachbarin, allerliebſt ſchmollend, halb und halb den Rücken, hatte aber dabei das Unglück, ihr Taſchentuch aus dem Wagen fallen zu laſſen, welches ſie kurz zuvor auf den Schooß gelegt.

Das war nun ein Moment, den ein junger reitender Artilleriſt, der das Abſpringen vom galoppirenden Pferde aus dem Fundament gelernt hat, ſich nicht angenehmer wünſchen konnte. Ich parirte ſo ſcharf auf der Stelle, daß ſelbſt unſer Kapitän ſeine Freude daran gehabt hätte, und flog vom Sattel, als wenn es gälte, vierhundert Schritt in eine feindliche heranſtürmende Colonne mit zweilöthigen Kartätſchen zu fegen. Daß ich das Tuch im Nu aufhob und ebenſo ſchnell wieder über die Croupe des Pferdes hinweg in den Sattel ſprang, verſteht ſich von ſelbſt. Dann galoppirte ich dicht an den Wagen und überreichte der kleinen Emilie auf die zierlichſte Art von der Welt das Schnupftuch. Ihr Geſichtchen war gewiß im Vorgefühl der nun zu erwartenden Neckereien, die offenbar meiner unbedeutenden Perſon galten, wie mit Purpur übergoſſen. Die beiden andern boshaften jungen Damen unterdrückten mit Mühe ein muthwilliges Lachen, und um das ungeſtört zum Ausbruch kommen zu laſſen, ſowie um das arme junge Mädchen durch meine Gegenwart dabei nicht wahrhaft in Verlegenheit zu bringen, ritt ich im ſcharfen Trabe dem Wagen hundert Schritte voraus.

Jetzt hatten wir das Ende des Waldes erreicht, links bog unſer Weg in die Haide und fiel hier ſchnell in die Ebene hinab, nicht tauſend Schritt von dem Platze, wo wir uns gerade befanden, einen Hohlweg mit ſteilen, hohen Wänden bildend, der wie für unſer Manöver beſtellt zu ſein ſchien.

Begreiflicher Weiſe folgten wir dem Fahrwege nicht, ſondern wir verließen ihn, wie er aus dem Walde hinaustrat, und ich führte den Wagen rechts auf die Haide und erſuchte nun den alten Herrn, noch eine gute Strecke vorzufahren, bis auf die Höhe des Hohlweges, wo ſich auch ſchon mehrere Equipagen und Reiter befanden, um den Schluß des Manövers zu erwarten, das drunten in der Ebene vor der Stadt W. fortſpielte. Es war hier in der That ein ſchöner Punkt, um das Ganze zu überſehen. Vor uns, um die Hügel herum, waren unſere Batterien poſtirt, die ſich aber langſam zurückzogen, hitzig vom Feinde verfolgt, der vor Begierde brannte, uns ſeine Retirade von heute Morgen mit Zinſen zu vergelten. Nachdem ich eine Zeit lang umgeſchaut, ſah ich unſere Batterie und empfahl mich den Damen und dem alten Herrn. Letzterer dankte mir auf's Freundlichſte für meine gute Führung und ſetzte hinzu: wenn ich während der nächſten Manövertage einmal in die Nähe des Tannenhofes käme, möchte ich, im Fall es anginge, eine Viertelſtunde Urlaub nehmen, um einen friſchen Steigbügeltrunk zu thun. Ich dankte auf's Herzlichſte für dies liebenswürdige Anerbieten und hörte noch, wie die Couſine der kleinen Emilie zuflüſterte: „Dein Papa iſt wirklich von einer Güte, die du hoffentlich zu würdigen verſtehen wirſt.“ Dann legte ich meine Hand an den Tſchako, grüßte und ließ meinen Braunen über das Feld hinſtreichen, als brenne die Welt hinter mir.

Hinter mir brannte nun freilich nichts, aber in mein Herz war ein Funken gefallen, der möglicher Weiſe zu einer gefährlichen Flamme werden konnte. Wie den Andern zum Trotz hatte die Kleine meinen Abſchiedsgruß recht freundlich erwiedert und mir dabei einen Blitz ihres Auges zugewandt, der, unabſichtlich oder abſichtlich, gefährlich in den trockenen Zündſtoff meiner neunzehn Jahre fiel.

Bei der Batterie angekommen, meldete ich mich zuerſt bei meinem Kapitän pflichtſchuldigſt vom Commando zurück und rapportirte, ich habe den Wagen mit dem älteren Herrn und den drei jungen Damen wohlbehalten an die bezeichnete Stelle gebracht. Daſſelbe ſagte ich auch meinem Lieutenant v. Manderfeld und ſetzte die vertrauliche Mittheilung hinzu, ſoviel ich erfahren, wohnten die jungen Damen auf dem Tannenhofe, wo aber dieſes Gut läge, ſei ich wahrhaftig nicht im Stande anzugeben.

„Das wollen wir ſchon erfahren," antwortete mein Zugführer. „Wenn die Damen nur der Mühe werth ſind, d. h. hübſch, ſo werde ich ſchon morgen — — Apropos," unterbrach er ſich wie gewöhnlich, „ſie ſind doch jung? Denn Sie werden mir zugeben, daß es ein wenig lohnendes Vergnügen wäre, wegen einer alten Schachtel — — Hm! hm!" ſagte er nach einer Pauſe, „der Tannenhof, — das muß jenſeits des Waldes ſein, nach dem Fluſſe zu. Ich habe da weiße Thürme bemerkt. — Aber gehen Sie an Ihr Geſchütz, Unteroffizier Helmſcheld hat ſchon verzweifelt oft nach Ihnen umgeſchaut. Bis nachher; da wollen wir ſehen, was —" Hier verlor ſich, während er davonritt, der Reſt des Satzes in ein unverſtändliches Gemurmel.

Nun meldete ich mich auch bei meinem Unteroffizier, der verdrießlich mit dem Kopfe nickte und mir zur Antwort gab: „Ja, das hat Ihnen wohl gefallen, bei Frauenzimmern im grünen Wald ſpazieren reiten, ſtatt bei der Batterie zu ſein. — Donnerwetter!" ſetzte er hinzu, als ich lachend an meine Stelle trat, „wir haben ſcharf gefeuert, und es thut mir in der Seele weh, daß wir immer und immer zurückgehen müſſen. Hol' der Teufel die Manövervorſchrift!"

„Batterie ha — a — alt!" commandirte der Kapitän. „Zum Zurückgehen — protzt auf!" Die Protzen raſſelten heran, das Geſchütz wurde eingehenkt, die Pferdehalter ließen nach ihrer Gewohnheit die Zügel fahren, wie wir nur Miene machten, uns nach den Pferden zu wenden. Da konnte Jeder zuſehen, wie er ſeinen Gaul bekam und in den Sattel hinein voltigirte. Aber mit neunzehn oder zwanzig Jahren geht das alles glücklich von ſtatten, und nicht eine Minute nach dem Commando jagten die acht Geſchütze vor uns her und wir folgten im ſcharfen Trab hintendrein.

Nachdem wir etwa tauſend Schritte zurückgegangen waren, wurde Halt commandirt. Wir ſaßen ab, durften rühren, und der Hauptmann kam auf mich zu, um ſich einen etwas genaueren Rapport über meine Begleitung des Wagens auszubitten. Ich ſagte ihm Alles, was er zu wiſſen brauchte, auf's genaueſte und umſtändlichſte, hob auch beſonders hervor, welch unnennbar erhebenden Eindruck die davon jagende Batterie auf die drei jungen Damen gemacht. Während meines Berichtes nickte unſer Chef vergnügt mit dem Kopfe und wandte ſich zuweilen nach der Höhe um, wo man einen ganzen Knäul von Wagen, Fußgängern und Reitern ſah. Dort befanden ſich auch die Bewohnerinnen des Tannenhofes, und wenn ich ſcharf hinblickte, ſo glaubte ich den Wagen mit den beiden hellen Pferden zwiſchen den übrigen Equipagen heraus zu erkennen.

Unterdeſſen waren die Manöver beendigt. Drunten im Thal ſah man lange Colonnen Infanterie nach der Stadt zu marſchiren und zwiſchen der aufſteigenden Staubwolke ſlimmerte und ſtrahlte es hervor, es waren die blanken Bajonette, die den Sonnenſchein zurück warfen. Auch gedämpfte Töne der Regimentsmuſik vernahm man zuweilen, aber nur das weniger ſchöne derſelben: die kleine und große Trommel. — Ri — di — di — bum — ri — di — di — bum! — bum! — bum! Auch Kavallerie ſah man links vor der Stadt gegen den hier ſehr ſeichten Fluß ziehen, wo ſich eine Fuhrt befand, vermittelſt welcher ſie an das andere Ufer und in ihre Standquartiere kamen. Die Leute waren luſtig und guter Dinge, und man hörte ihren Geſang, der auf meinen Unteroffizier Helmſcheid einen wehmüthigen Eindruck zu machen ſchien. Da ſtand er neben mir, auf ſeinen breiten Säbel geſtützt, und verzog mißmuthig den Mund, während er ſich das Kinn ſtrich und darauf den Schnurrbart, und finſter in die Sonne blickte, die ſchon ſtark abwärts ſenkte. „Das zieht Alles froh nach Hauſe,“ ſagte er, „und hat Recht, daß es froh iſt; meine ich doch wahrhaftig, heute wäre des Manövrirens genug geweſen. Was Teufel fällt unſerem Alten ein, am Schluß noch eine Batterie im Hohlweg Kehrt machen zu laſſen! Bilden ſie ſich etwa ein, das ſei eine große Ehre für uns; und er wolle uns den fremden Offizieren im Glanz zeigen. Fehlgeſchoſſen! verdammt fehlgeſchoſſen! der Oberſt hat was auf unſern Kapitän; wir haben ihm heute Morgen ſeinen Hoffmann zu ſehr maltraitirt; das hat er übel genommen. O ich kenne das inwendig und auswendig. Da hat er denn bei ſich gedacht: na, wartet ihr Millionenhunde, wenn ihr nicht genug kriegen könnt, da will ich euch Kehrt machen laſſen, bis die Sonne herunter iſt, und der Mond und alle Sterne am Himmel ſtehen.“

Der Unteroffizier hatte ſich in den Eifer hinein geredet und ſpuckte heftig von ſich, wie er in ſolchen Augenblicken zu thun pflegte.

„Nun, es wird nicht ſo ſchlimm werden,“ ſagte ich begütigend; „wir werden ihm hoffentlich ein Kehrt vormachen, daß er ſeine Freude daran hat.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Unteroffizier, „thue man da ſeine Schuldigkeit, wie ſie ein Engel nur thun kann, der gerade vom Himmel herunterſteigt, was nutzt das! Ich arbeite nicht ſelbſtſtändig für mich, und wenn bei einem andern Geſchütze gebockt wird, ſo iſt die wunderbarſte Confuſion da. — Aber das ſage ich euch,“ wandte er ſich an die Kanoniere, „wenn einer von euch alten Eſeln nicht aufpaßt, ſo kehre ich mich den Teufel d'ran, ob morgen Sonntag iſt, und laſſe euch ſo lange Kehrt machen, bis ihr keine Idee mehr davon habt, wo der Welt Anfang oder Ende iſt. — Da kommen ſie.“

In der That ſah man jetzt eine zahlreiche Suite von Offizieren aller Grade und Waffen unten bei dem Hügel vorbeireiten und ſich nach der Höhe wenden, wo ſich die Zuſchauer befanden, zu deren Füßen der Hohlweg lag.

„Still geſtanden! aufgeſeſſen!“ hieß es bei uns: „Batterie geſchützweiſe rechts brecht ab! marſch! — Trab!“ — So raſſelten wir dahin; und Helmſcheid inſtruirte währenddem die ſchwächſten ſeiner Bedienungsmannſchaften und Fahrer. „Schulten!“ rief er dem Spitzreiter zu, „du biſt ſonſt ein braver Kerl, haſt aber eine verdammte Neigung nach rechtsum Kehrt zu machen. Wenn du mir das nachher thäteſt, ich glaube, ich brächte dich um. Denk an deine Schafe von ehedem; die wenden ſich auch links, wenn ſie die Drehkrankheit haben. — Und du Martens,“ wandte er ſich an einen Kanonier des erſten Gliedes, „paß' mir auf den Schmitz auf, und wenn er wieder Dummheiten machen will, ſo ſpar' mir keine Rippenſtöße. Für jeden ſag ich dir im Voraus ſchon vergelts Gott! Aufgepaßt! — Richt' euch! Wir haben vorher, wie mir ſcheint, noch einen kleinen Parademarſch. Vorwärts, Schwegler, dein Gaul iſt eine Handbreit zurück. — Donnerwetter! paß' mir auf. Ein paar kalte Eiſen hinter den Bauchgurt. — So!“

So ermahnte Unteroffizier Helmſcheid, während wir im vollen Trabe vorwärts ritten, und man kann ſich denken, daß ſeine Worte ziemlich ſtoßweiſe hervorkamen.

Der Parademarſch ging gut von ſtatten, und die erſte Haubitze ſchwenkte links ab in den Hohlweg hinein.

„Den haben ſie uns vortrefflich ausgeſucht!“ brummte Helmſcheid, „faſt ſenkrechte Wände, und unten nicht Platz, wo ein Chriſtenmenſch ſeinen Fuß ſetzen kann. Aber ich erſuche Sie freundlichſt, Bombardier,“ wandte er ſich grimmig an mich, „ſchauen Sie auf Ihr Geſchütz, und laſſen Sie es unterbleiben, da oben den Frauenzimmern unter die Röcke zu gucken. Möchte wiſſen, was das Weibsvolk da an dem Abhange zu ſchaffen hat.“

Dieſe höchſt unzarte Aeußerung des alten Geſchützführers hatte mir faſt das Blut in's Geſicht getrieben. Glücklicher Weiſe ging ſeine grobe Rede nicht auf die jungen Damen, die ich allerdings eifrig mit den Augen geſucht. Hoch über uns ſtanden allerdings ein paar junge Mädchen etwas weit vor, um ſich die Sache da unten recht genau anzuſehen. Noch hatte ich den Wagen mit den hellen Pferden nicht entdeckt. Doch jetzt bei einer Biegung des Weges ſah ich ihn vor mir. Alle vier waren ausgeſtiegen. Der alte Herr lehnte am Stamm einer Weide, an ſeiner Seite ſaßen die beiden älteren Damen; die kleine Emilie aber befand ſich neben dem Wagen und hielt ſich mit der Hand an einem der Thürgriffe. Sie blickten aufmerkſam in die Tiefe, und meine Eitelkeit flüſterte mir zu, es wäre doch nicht ganz unmöglich, daß die jungen Damen ſich auch ein wenig nach dem umſehen könnten, der ſie auf dieſen wunderbaren Platz geführt.

Ein verlorenes Etwas.

Jetzt wurde auf der andern Seite die hohe Generalität ſichtbar; gleich darauf erſcholl: „Batterie halt!“ und dann wurde das Signal zum „Kehrt auf der Stelle,“ geblaſen. Wie dies Manöver ausgeführt wird, kann ich dem geneigten Leſer nur ſehr ſchwer klar machen. Wie ich früher ſchon bemerkt zu haben glaube, wird angenommen, vor dem erſten Geſchütze erſcheine plötzlich irgend etwas Feindliches, Tirailleurs, Flankeurs oder die Tête einer Colonne, wo denn begreiflicher Weiſe das einzige Mittel der Rettung iſt, ſo ſchnell als möglich zurückzugehen. Die Geſchütze werden abgeprotzt, letztere mit den Pferden umgedreht, ſo daß die Fahrer mit den Pferden an den Wänden des Hohlwegs ſehen müſſen, wie ſie vorbei kommen, darauf die Geſchütze ſelbſt gewandt und nun wieder zum Zurückgehen aufgeprotzt. Mitten in dieſem Manöver bietet die ganze Batterie einen Knäul der Verwirrung, der über alle Beſchreibung iſt. Einer ſteht dem Andern im Wege und die größte Aufgabe beſteht darin, die Pferde, ohne daß ſie unruhig werden und anfangen zu ſchlagen, herumzubringen. Zuerſt wird das Geſchütz klar gemacht, welches die Spitze bildet und dem Feinde zunächſt ſteht und ſchiebt man dieſes alsdann einige Schritte vorwärts, um durch raſche Kartätſchenſchüſſe die Angreifer zurückzudrängen.

Daß wir Alle unſere Schuldigkeit auf das Umfaſſendſte thaten, verſteht ſich von ſelbſt. Galt es doch, vor den Augen ſo vieler Offiziere die Batterie in Ehren beſtehen zu laſſen, ſtand doch nahe am Abhange der Oberſt mit der Uhr in der Hand, um zu ſehen, in wie viel Minuten das Manöver ausgeführt werde, und kannten wir doch unſern Kapitän genugſam, um zu wiſſen, daß er uns jeden Fehler, jede Ungeſchicklichkeit hart werde büßen laſſen.

Aber die Sache ging über Erwartung; im Nu war die erſte Haubitze klar gemacht, wurde vorgeſchoben, geladen und krachte gegen den Ausgang des Hohlwegs. Darauf aber waren die Zuſchauer droben, namentlich aber die Pferde der Wagen und Reiter nicht vorbereitet. Ich vernahm wie droben ein paarmal von Mädchenſtimmen aufgeſchrieen wurde, und obgleich ich alle Hände voll zu thun hatte, um mit den acht Bedienungsmannſchaften unſeres Geſchützes der umwendenden Protze aus dem Wege zu gehen, und hinter dieſelbe zu kommen, ſo konnte ich es doch nicht unterlaſſen, im Augenblick als der Schuß gefallen war, in die Höhe zu ſchauen. Obgleich der Bediente des alten Herrn vom Tannenhofe die Pferde hielt, ſo hatten ſie doch, erſchreckt durch den plötzlichen Schuß, einen Satz vorwärts gethan und die kleine Emilie, die ſich am Wagen feſthielt, etwas auf die Seite geriſſen. Glücklicher Weiſe hielt ſie ihren Handgriff feſt, und das einzige Unglück war, daß das arme Mädchen über eine Baumwurzel ſtolperte und mit dem einen Füßchen ausglitt und faſt bis zum Knie ihren weißen Strumpf ſehen ließ.

Der Anblick hätte mir im gegenwärtigen Augenblick doppelt gefährlich werden können, mein Pferd, geängſtigt durch das Getümmel drunten, drängte links gegen den Stangenreiter unſerer Protze, und dieſem nur hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht zwiſchen die Räder kam, denn er verſetzte ihm in dieſem kritiſchen Moment tüchtig eins mit dem Kantſchuk, ſo daß es einen Riß gegen die Wand des Hohlwegs that und glücklich auf die Seite kam.

Und wenn aber noch obendrein neben mir ein Abgrund von zehntauſend Schuh geweſen wäre, ich hätte doch aufwärts blicken müſſen, nicht nach dem weißen Strumpfe — der war wie ein Blitz erſchienen und ebenſo ſchnell wieder verſchwunden — aber von ihm hatte ſich etwas Glänzendes abgelöst, das heruntergerollt war und in der Mitte der Wand des Hohlwegs an dem Stamm einer Brombeerſtaude hängen blieb, leider aber ſo hoch über uns, daß es nicht möglich war, dahin zu gelangen; ohne das größte Aufſehen zu erregen. Meine Aufmerkſamkeit war aber dadurch getheilt, und auf's äußerſte angeſtrengt. Hier unten dem tollen Gewühl mußte ich mit Augen und Hand folgen und wollte doch auch wiſſen, ob das glänzende Etwas, welches herabgerollt war, von ſonſt Jemand bemerkt worden, oder ob vielleicht die Verliererin ſelbſt Anſtalt machen würde, es wieder zu erlangen. Letzteres war mehr als zweifelhaft, und geſchah auch nicht, vielmehr ſah ich, wie die jungen Damen den Wagen beſtiegen, der ältliche Herr die Zügel ergriff und die Pferde in die Haide hinein lenkte. Die kleine Emilie ſetzte ſich auf ihrem Sitze zurecht, als der Wagen abfuhr; ja, ſie erhob ſich halb, um ihren Sonnenſchirm zu nehmen, den ſie hinter ſich gelegt. Bei dieſer Bewegung kam es denn auch wohl, daß ſie, gewiß abſichtslos, nochmals in den Hohlweg hinabſah, wo wir mit unſerem Manöver ſo eben glücklich zu Ende kamen.

Daß unſer Geſchütz keine Confuſionen gemacht, daran war der

Schutzherr der Batterie mehr Schuld als der dienſtthuende Bombardier eben dieſes Geſchützes, meine Wenigkeit nämlich. Glücklicher Weiſe hatte im Eifer der Bewegung Unteroffizier Helmſcheid nicht die Zeit, genau auf mich Achtung zu geben, denn ſonſt hätte ihm meine Zerſtreutheit unmöglich entgehen können. Aber das Kehrt im Hohlweg war vollbracht, ganz famos vollbracht, und obendrein in ſo außerordentlich kurzer Zeit, daß es ſich der Oberſt wirklich ein paar Worte an den Kapitän koſten ließ. „Dat muß ich ſagen,“ hörten wir ſeine gewaltige Stimme am Eingang des Hohlwegs; „de Batterie hat dat Kehrt ganz nobel ausgeführt. Ich bitte die andern Herrn Batteriechefs es nächſtens grad' ſo zu machen, denn ik werde alle Batterien der Reihe nach d'ran kommen laſſen. Dat hier iſt ein ganz prächtiger Hohlweg für ſo ein Manöver. — Wünſche guten Abend, meine Herrn!“ Nach dieſen Worten ritt er mit der ganzen Suite der Stadt W. zu, und als wir aus dem ſehr geeigneten Hohlweg wieder glücklich heraus gekommen waren, wurde Batterie halt! commandirt, Protze und Protzkaſten geſchloſſen, der Kapitän hielt uns noch eine kleine Rede, worauf der dicke Wachtmeiſter vortrat, um die Quartierbillets auszutheilen. — Uttenweiler hieß der Ort, der die Ehre hatte, uns zu beherbergen. Den Namen hatte begreiflicher Weiſe keiner von uns in ſeinem Leben gehört; der Ort ſollte hinter dem Tannenwalde an dem Rand der Haide liegen, wie ein Bauernburſche ſagte, der mit ein paar anderen ſeiner Kameraden neugierig vor der Batterie ſtand. Das Verſprechen eines kleinen Geſchenkes bewog ihn, uns den Weg zu zeigen, weßhalb er auf die Protze der erſten Haubitze geſetzt wurde und uns auf denſelben Waldweg dirigirte, den ich vorhin neben dem Wagen der Damen reitend zurückgelegt.

Wie gern wäre ich nach dem Hohlweg umgekehrt, um das glänzende Etwas aufzuheben, das noch immer an dem Brombeerſtrauche hing. Da ich aber wußte, wie ſehr es unſern Hauptmann verdroß, wenn man auf dem Marſche aus Reih und Glied trat, und daß er Einem ſo was tüchtig in's Wachs drückte, ſo konnte ich nichts thun, als mir genau den Ort merken, wo ſich die Brombeerſtaude befand. Ich war feſt entſchloſſen, ihr, wenn Uttenweiler nicht gar zu weit entfernt wäre, noch am heutigen Abend einen Beſuch zu machen.

Doch war mir heute das Glück günſtiger als ich es eigentlich verdiente. Am Eingange des Waldwegs ritt der dicke Wachtmeiſter an unſer Geſchütz und ſagte dem Unteroffizier Helmſcheid: „Ich muß Ihnen noch für ein paar Stunden Ihren Bombardier nehmen; er muß nach W. zum Abtheilungs-Commando und den Befehl für Montag holen. Da es morgen Sonntag iſt, ſo wird er vorziehen, heute Abend noch zu reiten, um morgen Ruhe zu haben.“ Es war aber durchaus nicht die Sorge des guten Wachtmeiſters für meine Sonntagsruhe, was ihn veranlaßte, mich heute noch nach der Stadt zu ſchicken: man liebte es nicht, uns junge Leute an freien Tagen dort unten herumflankiren zu ſehen, da war die Gelegenheit zu allen wilden Streichen zu verlockend, und wenn der alte Oberſt zufällig Jemand erwiſchte, ſo hielt er ſich nicht nur an den Schuldigen ſelbſt, ſondern der betreffende Batteriechef wurde nach Umſtänden auch mit verantwortlich gemacht.

Als ich mein Pferd aus der Reihe lenkte und es umwandte, ritt Lieutenant Manderfeld an meine Seite und reichte mir eine Cigarre, wobei er mich freundlicher Weiſe fragte: „Haben Sie auch Geld bei ſich, um drunten etwas zu ſoupiren?“ Worauf ich ihm lachend erwiederte, daß ich zufällig bei Kaſſe ſei. „Nun, dann reiten Sie,“ ſagte er, „aber machen keine tollen Geſchichten, wenn Sie zufällig ein paar gleich geſinnte Freunde finden. Kommen Sie auch ſo bald als möglich zurück, ich werde Quartier für Sie in meinem Hauſe machen laſſen.“ Ich dankte meinem freundlichen Offizier auf's herzlichſte für ſeine Güte und ritt abermals den Waldweg zurück.

Die Batterie zog weiter und bald verklang das Raſſeln und Klirren der Räder und Geſchirre auf dem weichen Sandwege und wurde immer undeutlicher. Nur den Geſang meiner heimziehenden Kameraden hörte ich noch lange durch den ſtillen Wald ſchallen:

Wie ziehen wir ſo fröhlich
Mit Sang und Klang nach Haus,
Beſchirmt iſt ja immer
Des Artilleriſten Haus.
Es ſchreckt uns nicht des Feindes Uebermacht,
Wir führen ja den Donner der heißen Schlacht.

Der Abend brach ſtark herein, und die Sonne, die hinter mir unterging, färbte die Ebene vor mir auf's prächtigſte, wobei ſie meinen und meines Pferdes Schatten weit geſtreckt vor mich hinwarf. Ich machte es mir für einen Augenblick recht bequem, legte die Zügel auf den Hals meines Pferdes, ſuchte und fand in meiner Satteltaſche noch ein kleines Stückchen Brod, zu welchem ich den Reſt meiner Feldflaſche trank. Dann wurde Feuer geſchlagen, ich ſetzte meine Cigarre in Brand und wandte mich nun in kurzem Trabe von dem Waldwege nach der denkwürdigen Schlucht zurück; wo an der Brombeerſtaude ein kleiner Schatz für mich hing.

Es war mir nicht ſchwer, den Ort wieder zu finden; hier hatte unſere erſte Haubitze geſtanden und gefeuert, darauf war die zweite Haubitze gefolgt, dann die erſte Kanone unſeres Zuges und dort gegenüber an der Wand des Hohlwegs mußte ſich die bewußte Brombeerſtaude befinden. — Richtig! dort war auch der Weidenſtamm, wo der ältliche Herr geſtanden. Ich ritt ein paar Schritte weiter, wo mit einem

Male die Wand des Hohlwegs ſo ſteil wurde, daß man von oben nicht mehr hinab ſehen konnte. Dort band ich mein Pferd an eine knorrige Baumwurzel, ſtieg ab und ging nach der Stelle zurück, wo ich bequemer nach der Brombeerſtaude empor klettern konnte. Ich hatte ſie auch faſt erreicht, als ich droben mit einem Male Stimmen vernahm, lachende weibliche Stimmen, die ich unmöglich verkennen konnte. Was war das? — Richtig, es konnte nicht anders ſein: das junge Mädchen hatte ihren Verluſt bemerkt und unſern Abmarſch benutzt, um das glänzende Etwas, welches herabgerollt war, wieder zu holen. Ich muß geſtehen, ich kam in Verlegenheit, hier ertappt zu werden und ſing an mich ein bischen zu ſchämen. Sollte ich aber unverrichteter Sache zurückkehren? Nein gewiß nicht. Mit einem raſchen Satze hatte ich die Brombeerſtaude erreicht; dort lag auch an der Staude das Band von rother Seide; ein Theil der glänzenden Schnalle war abgeſprungen und hing im Hacken feſt. Ich löſte das kleine Metallplättchen ſorgfältig und ſteckte es in die Taſche meines Collets. Sollte ich das Ganze mitnehmen? Nein, es that mir wahrhaftig leid, daß das junge, hübſche Mädchen umſonſt zurückgekommen ſein ſollte. Hatte ich ja doch ein Andenken an ſie, und in meinen jugendlichen Phantaſien ſchwebte mir der arme Page aus dem Mährchen vor, der der Prinzeſſin die Hälfte des zerbrochenen Ringes, an dem ſie ihren Getreuen erkennen wollte, ſpäter knieend überreichte und dadurch unendlich glücklich wurde. Wer weiß, vielleicht kam auch für mich einmal ein ähnlicher Augenblick.

Die Stimmen kamen näher und ich hatte eben noch Zeit, das rothſeidene Band wieder an die Brombeerſtaude hinzuwerfen, in den Hohlweg hinab zu ſpringen, und mich an der ſteilen Wand zu verbergen, wo mein Pferd ſtand. Jetzt mußten die jungen Damen den Rand des Hohlwegs erreicht haben und ich vernahm deutlich, was ſie ſprachen.

„Wie kann man aber ſo eigenſinnig ſein, Emilie!“ hörte ich die Eine ſagen. „Was iſt dir an dem Strumpfband gelegen? Wenn der Onkel erfährt, daß wir ihn deßhalb drunten eine halbe Stunde warten laſſen, ſo wirſt du ſchon ſehen, welche Neckereien es abſetzt.“

„Das verſtehſt du nicht, Roſalie,“ entgegnete die Kleine altklug, „es iſt mir wahrhaftig nicht um das Strumpfband zu thun; aber ich glaube der alten Grete, was die mir geſagt hat.“

„Nun, was hat ſie dir geſagt?“

„Es ſei gefährlich, ein Strumpfband zu verlieren und liegen zu laſſen, wenn —“

„Nun? wenn —“

„Nun, wenn Jemand in der Nähe iſt, der es fallen geſehen und ſpäter aufheben könnte.“

„Ach! Emilie, du biſt köſtlich! Wenn ich das dem Onkel erzählen dürfte.“

„Das wirſt du nicht,“ ſagte eifrig die andere Stimme.

„Aber um's Himmelswillen Mädchen, wer hätte es denn aufheben ſollen? — Kind! Kind! Was muß ich an dir erleben! Du denkſt am Ende gar an den jungen Reiter, der uns begleitet.“

„Du wirſt mich wirklich böſe machen, Roſalie,“ entgegnete die Andere in ganz ernſtem Tone. „Hätte ich gewußt, daß du ſo abſcheulich biſt, ſo würde ich die Ida gebeten haben, mitzugehen. Das iſt nicht recht von dir.“

„Nun, nun, ſei nicht böſe, du wirſt doch wohl einen Scherz vertragen können? Das war ein ganz hübſcher junger Mann, der Artilleriſt, und er ſprach recht gebildet und beſcheiden. Vielleicht ein einjähriger Freiwilliger, der ſich eines Tags vorſtellen läßt im ſchwarzen Frack —“

„Da liegt's!“ rief die kleine Emilie überlaut, und wahrſcheinlich that ſie das, um die Neckereien ihres Bäschens zu unterbrechen. „Siehſt du, daß ich Recht hatte: grade an der Brombeerſtaude. — Aber die Schnalle iſt abgeriſſen.“

„Das glaube ich wohl,“ lachte die Andere. „Du biſt aber auch ſo heftig in die Höhe gefahren, daß es kein Wunder iſt, daß das Strumpfband reißen mußte. Und zu eng war es dir obendrein.“

„Ja, es war mir zu eng,“ verſetzte Emilie. Und das ſagte ſie mit der größten Unbefangenheit, da ſie ja keine Ahnung davon hatte, welch profane Ohren dieſen köſtlichen Toilette-Geheimniſſen zulauſchten. — Das rothſeidene Band hatte doch eine anſtändige Länge gehabt und war noch zu enge. Ich wollte, ſie hätte das lieber nicht geſagt. Es war anfänglich meine Abſicht geweſen, mich ſehen zu laſſen; aber nachdem ich das eben Geſprochene gehört, wäre es ſchlecht von mir geweſen, das arme Mädchen ſo in grenzenloſe Verlegenheit zu bringen. Ich hatte nur wahrhafte Angſt, daß mein warm gerittenes Pferd die kalte Abendluft ſpüren und ſich ſchütteln möge. Glücklicher Weiſe war aber Cäſar ſehr müde, ließ den Kopf hängen und ſtand wie ein Fels.

Unterdeſſen waren die jungen Mädchen wieder den Abhang hinauf geſtiegen und entfernten ſich lachend. Wohl noch eine Viertelſtunde blieb ich an der ſteilen Wand halten, ehe ich es wagte, den Hohlweg zu verlaſſen. — Weit und breit kein Wagen, nicht die Spur eines menſchlichen Weſens. Die Sonne war untergegangen, meine Sonne auch; vor mir im Thale lagen tiefe Schatten, aus denen empor der Dampf der Stadt qualmte, und wo man nur einzelne blitzende Lichter ſah.

Ich trabte ſcharf über die Haide dahin und befand mich in einer halben Stunde in den Straßen von W. Meinen ſchriftlichen Befehl hatte ich bald in Empfang genommen, und nachdem wir, ich und mein Pferd, beſcheiden ſoupirt, erkundigte ich mich auch nach dem nächſten Wege, der zu dem Dorfe Uttenweiler führe, und verließ dann die Stadt, um nach einer guten Stunde mein Quartier zu erreichen.

Der Tannenhof.

Der Ort, wo wir einquartiert waren, Uttenweiler, beſtand aus einer Menge kleinerer und größerer Höfe. Auf dem beſten derſelben war der Kapitän einquartiert, auf dem eines andern wohlhabenden Bauern Lieutenant v. Manderfeld, und hier hatte auch ich ein kleines Zimmer bekommen. Es war das für mich ein großer Vortheil, bei einem Offizier, der mir wohl wollte, einquartiert zu werden. Zum Kaffee war ich ein für allemal zu ihm commandirt, und auch zum Mittageſſen wurde ich häufig eingeladen.

Es war geſtern Abend ſchon ſpät, als ich aus W. zurückkam, weßhalb ich mich bei meinem Zugführer nicht mehr melden konnte; den andern Morgen aber gab ich genau Achtung, wann ſein Burſche den Kaffee hinein trage und gleich darauf ſtellte ich mich ein, um meinen dienſtlichen und anderen Rapport zu machen. Er empfing mich freundlich, wie immer, hieß mich niederſitzen und wir frühſtückten ganz gemüthlich zuſammen. Ich erzählte ihm Alles, was ich glaubte, ihm ſagen zu können; das Beſte und Schönſte aber, was mir paſſirt war, verſchwieg ich natürlicher Weiſe.

Von den Fenſtern des Zimmers, in dem wir uns befanden, hatte man eine weite Ausſicht. Der Hof, wo wir unſer Quartier hatten, lag auf einer kleinen Anhöhe, und man ſah über Obſt- und andere Bäume hinweg in das Thal, wo ſich das kleine Flüßchen L. zwiſchen Wieſen hindurch ſchlängelte.

„Schauen Sie links,“ ſagte Lieutenant v. Manderfeld, der zu mir an's Fenſter getreten war; „ſehen Sie dort die dichten Gebüſchmaſſen, die ſich vom Fuß des Hügels bis hinauf zur Höhe ziehen. Betrachten Sie ſich das genau, dann werden Sie unten am Fluſſe eine Menge rieſenhafter Tannen ſehen. Dort — und zwiſchen dieſen ein paar Thürme hervorleuchten. Auch —“

Ich ſah ihn lachend an.

„Nun, was könnte das wohl ſein?“ fuhr er fort.

Obgleich ich wohl ahnete, was es für ein Gut ſein könnte, ſo wollte ich ihm doch die Freude der Ueberraſchung nicht nehmen, und ſtellte mich, als habe ich keine Idee davon, was das ſein könnte.

„Nun, das muß ich ſagen,“ ſprach er, „Sie ſcheinen mir nicht tief in die ſchwarzen Augen von geſtern geſehen zu haben. Oder haben Sie durchaus kein Ahnungsvermögen. Das iſt der Tannenhof, junger Menſch. Und ich hatte geſtern Abend noch das Vergnügen und die Ehre, als wir nach Hauſe zogen, dem Herrn v. Beſſerer und ſeinen drei liebenswürdigen Damen vorgeſtellt zu werden. Sie holten uns ein, als wir Uttenweiler faſt erreicht hatten. Ich muß Ihnen ſagen — — Nun das haben Sie einmal verſäumt, habe aber keine Idee davon, wo ſich der alte Herr noch unterwegs aufgehalten. Hätten ſchon lange vor uns da ſein können."

Ich hatte wohl eine Idee, was den Aufenthalt veranlaßt, hütete mich jedoch, davon zu ſprechen. Auch war ich außerordentlich überraſcht, dem Tannenhofe ſo nahe zu ſein und freute mich nebenbei, daß der Lieutenant v. Manderfeld die Bekanntſchaft der Damen gemacht, beſonders aber, daß ſie ihm gefallen; denn nun war ich gewiß, daß er einen Operationsplan entwerfen würde, um den Tannenhof ſo bald als möglich zu überfallen.

Dazu traf er denn auch alle Anſtalten, denn er verabſchiedete mich bald nachher und beſtieg eines ſeiner Pferde, um ſich, wie er ſagte, in der Gegend etwas umzuſehen.

Um zwölf Uhr wurde bei einer alten Windmühle vor dem Orte Appell gehalten. Der Kapitän war ſehr guter Laune, denn er hatte die belobenden Worte ſeines Chefs noch nicht vergeſſen, er war mit uns zufrieden geweſen, weßhalb denn auch durchaus nichts Unangenehmes vorfiel. Es ſetzte keinen Verweis, es fiel keine Strafwache, und nachdem der Befehl für Morgen verleſen, war der Appell zu Ende, der heute ausnahmsweiſe kaum eine Viertelſtunde gedauert hatte.

Lieutenant v. Manderfeld nahm mich mit ſich nach Hauſe und ſagte mir unter Wegs, ich ſolle mich bereit halten, ihn nach zwei Uhr zu begleiten. Da ich mir ganz gut denken konnte, wohin er wolle, ſo putzte ich mich nach dem Mittageſſen auf's beſte heraus, zog meine eigene feine Uniform an, nahm Stiefel mit neuſilbernen Sporen, was damals der höchſte Luxusartikel war, und eine von den verbotenen kleinen Mützen, deren ſchwarzer Streifen ſtatt aus Tuch aus Sammet beſtand.

Als ich mich um zwei Uhr ſo bei meinem Vorgeſetzten einfand, lachte er bei meinem Anblicke und ſagte: „Nun, Sie ſcheinen es ſtark auf Eroberungen abgeſehen zu haben. Aber Eins muß ich mir ausbitten: kommen Sie mir nicht in mein Revier."

„Das will ich gewiß," entgegnete ich ihm ſo ernſt wie wirklich; „doch um das zu können, bitte ich ganz gehorſamſt, mich mit Ihrem Revier bekannt zu machen."

„Das wird ſich finden," meinte er. „Wenn ich Sie nicht für geſcheidt genug hielte, einen Wink zu verſtehen, ſo würde ich Sie wahrhaftig zu Hauſe laſſen; ſo aber nehme ich Sie mit auf gegenſeitige Unterſtützung, denn ich muß Ihnen ſagen — —"

„Alſo auf gegenſeitige Unterſtützung," wagte ich ihm zu antworten, da ich ſah, daß er gut gelaunt war und auch ſeinen Satz wie gewöhnlich nicht beendigte.

Er lachte und wir zogen dahin.

Es war großer Ruhetag bei der Batterie; die Leute ſaßen mit ihren Hauswirthen, auch wohl mit deren Frauen und Töchtern vor den Häuſern und rauchten aus kurzen Pfeifen, die ſie reglementmäßig bei Seite nahmen, wenn der Lieutenant vorbeiſchritt. Hie und da, aber ſelten, ſah man Einen mit ſeinem Lederzeug oder der Lakierflaſche beſchäftigt. Aus manchem Hauſe hörte man ein luſtiges Lied und von fern her tönten die Klänge einer Poſaune aus dem Quartier unſeres Poſauniſten, der, ſeines Zeichens ein Schneider, dieſes ſchwierige Inſtrument noch in ſpäten Jahren zu erlernen begonnen hatte. Da er aber beſtändig zwiſchen zwei Töne hinein gerieth, ſo erklang ſein Spiel wie ein gelindes Geheul, und brachte einen vollkommenen Mißton in die Sonntagsfeier.

Wir ließen bald das Dorf hinter uns und ſchritten über die Höhe des Hügels, an dem es lag. Lieutenant v. Manderfeld operirte wie ein kluger General. Denn da wir uns von den weißen Thürmen des Tannenhofes offenbar entfernten, ſo ſchien er die Fronte umgehen zu wollen, um die Feſtung an einer minder ſtarken oder wenigſtens offenen Seite anzugreifen. Und dem war auch ſo. Nachdem wir eine kleine halbe Stunde über Wieſen und durch Wege gegangen, die mit Hecken eingegrenzt waren, ſahen wir vor uns wie die Hügelkette, auf der wir gingen, eine Schlucht bildete, die mit dichtem Gebüſch, Tannen, Ulmen, Eichen und Linden beſetzt war und die ſich als eine Fortſetzung des Parks vom Tannenhof erwies. Von den Bergen herab ſchlängelte ſich ein klarer Bach in dieſe Schlucht hinein, deſſen Rauſchen ich unter den Bäumen deutlich hörte. Wo Park und Schlucht auf unſerer Seite anfing, befand ſich ein alter Römerthurm, neben dem ſich ein kleines Gitterthor befand, das offen ſtand und wohin wir uns wandten.

„Sie ſehen," ſagte der Lieutenant, „daß es möglich iſt, keine Idee davon zu haben, daß ſich der Park des Tannenhofes bis hier herunter erſtreckte, und alſo wird man auch —"

Ich ſah ihn fragend an, da er nach ſeiner Gewohnheit plötzlich ſtill ſchwieg.

„Wir ſind ein paar harmloſe Spaziergänger," fuhr er fort, „der alte Thurm und das Thor reizen unſere Neugierde, und — — das Uebrige wird ſich finden."

Wir thaten nach ſeinen Worten und hatten kaum den Thurm hinter uns, als ich auch gleich bemerkte, daß wir uns in einem ſchönen und wohlgeordneten Parke befanden. Ein feiner, reinlich gehaltener Kiesweg lief vor uns her am dieſſeitigen Abhange der Schlucht, der uns in kurzer Zeit zu einer Brücke brachte, unter welcher das Waſſer des vorhin erwähnten Baches über Felsſtücke hinab brauste.

Es war hier unbeſchreiblich ſchön und ruhig. Obgleich es bereits September war, ſo hatten wir doch einen warmen, faſt heißen Tag; draußen auf den Wieſen brannte die Sonne, wogegen es hier im Halbdunkel unter den rieſenhaften Bäumen ſo erquickend kühl war. Hoch über den Gipfeln derſelben ſpannte ſich der tiefblaue Himmel aus, unten ſchäumte das Waſſer, hie und da hoch aufbrodelnd und Farrenkräuter und wilde Roſen beſpritzend, die ſich alsdann ſchüttelten unter dem ſtäubenden Waſſer und unzählige Tropfen aus ihren Blättern fallen ließen. Dabei war die Stille um uns her ſo feierlich, daß ich lieber umgekehrt wäre, als hier in dem fremden Eigenthum ohne Erlaubniß weiter vorzudringen. Mein Lieutenant aber that das mit einer Sicherheit, die mir auch wieder Muth machte.

Jetzt waren wir auf der andern Seite der Schlucht, die ſich, ſowie wir abwärts ſtiegen, mit jedem Schritte verengte und ſchauerlich wild wurde. Die Felſen traten hier wie Mauern zu Tage und fielen ſo ſenkrecht nach dem Bache zu ab, daß der Weg keinen natürlichen Platz mehr hatte, ſondern an der Steinwand hin auf eiſernen Trägern weiter geführt wurde. Dabei wand ſich die Schlucht vor uns ſo ſcharf links, daß wir uns wie in einem eingeſchloſſenen Keſſel von Felſen befanden. Es war dies auch in der That ein Keſſel, denn unter uns, wo ſich herabgerollte, mit Epheu und Moos bewachſene Felsblöcke ſchauerlich durcheinander thürmten, bildete ſich im Boden ein Schlund, in den das Waſſer des Baches in tollen Sprüngen hinab raste, um hier mit einem Male in der Erde zu verſchwinden.

„Nicht wahr, das iſt ſchön?“ ſagte Herr v. Manderfeld, der bemerkte, mit welch freudigem Staunen ich zu dem ſchäumenden Waſſer hinabblickte.

„Wunderbar ſchön,“ entgegnete ich ihm, worauf er fortfuhr:

„Es iſt hier in unſerer Gegend ſelten ein Park mit ſolcher Umſicht und Geſchmack angelegt, wie dieſer. Jetzt laſſen Sie uns noch um die Ecke des Felſens gehen und da werden Sie vor Erſtaunen laut aufſchreien. — Wenn Sie aber nicht ſchreien, iſt es mir lieber,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu; „denn wer weiß, ob nicht allerlei Wild in der Nähe iſt, das durch Ihren Aufſchrei verſcheucht werden könnte.“

Damit gingen wir vorwärts, und als wir um die Ecke des Felſens herum waren, hätte ich auch in der That gern meine Bewunderung durch einen lauten Ruf ausgedrückt. Die Felſen waren mit einem Male hinter uns geblieben, wir hatten vor uns ein ſanft abfallendes Thal mit dem ſchönſten Wieſenboden bedeckt, ſowie mit Gruppen coloſſaler Bäume, die, obgleich bei uns gänzlich willkürlich daſtehend, tiefer unten geordnete Partieen bildeten, in deſſen Mitte, unter unzähligen weithin leuchtenden Blumengruppen, das Schloß der Tannenhof lag. Dort unten vor der Terraſſe war auch das neben uns verſchwundene Waſſer wieder zu Tage getreten, ein großes Baſſin ausfüllend, in deſſen Mitte zwiſchen einer Gruppe von Steinfiguren ein immenſer Waſſerſtrahl emporſpritzte.

Ja, das war in der That wunderbar ſchön und ich hätte wirklich meiner Empfindung gern laute Worte geliehen, wenn mich mein Führer nicht dringend ermahnt, gefälligſt ſtille zu ſchweigen. Der Weg, auf dem wir gingen, bildete an dem Felſen einen förmlichen Balkon und tauchte hinter demſelben plötzlich in das Buſchwerk des Hügels, womit die hintere Seite der Schlucht bewachſen war und verlor ſich in einem reizenden Waldpfad, in dem wir, mein Vorgeſetzter, der ſehr eilig ging, und ich, der ihm ebenſo folgte, ſehr ſchnell verſchwanden.

„So," ſagte Herr v. Manderfeld, „jetzt ſind wir vor allenfallſigen Blicken, die von der Terraſſe aus hieher ſchauen könnten, ſicher und können uns mit Muße einem kleinen Platze nähern, wo wir vielleicht finden, was wir ſuchen. — Finden wir das in der That, ſo werden Sie ſagen, daß ich außerordentlich gut manövrirt habe."

Ich erlaubte mir, ihm zu bemerken, daß ich daran nie im Geringſten gezweifelt, was er freundlich aufnahm und, ein Liedchen ſummend, mir vorausſchritt.

Der Waldweg wand ſich bald rechts, bald links, unter dichtem Gebüſch dahin, und wenn auch ſeine Ränder ganz natürlich mit wild wachſenden Blumen, mit Farren- und Schlingkräutern bedeckt war, ſo ſah man doch ſonſt, daß ſchaffende Hände hier Alles in ſchönſter Ordnung erhielten. Der Boden war fein geebnet, und häufig kamen wir an Ruheplätzen vorbei, einfachen Sitzen oder größeren Bänken aus Stein oder künſtlich aus Baumäſten geflochten.

Jetzt mußten wir faſt in der Tiefe des Thales angekommen ſein. Vor uns wurde das Laubwerk dünner und die grüne Wieſe ſchimmerte hindurch. Da — mit einem Male — blieb der Lieutenant plötzlich ſtehen, winkte mir mit der linken Hand, ruhig zu ſein und zeigte mit der rechten vor ſich hin, wo ich denn keine fünfzig Schritte von uns auf einem mit Moos bewachſenen Steine eine junge Dame ſitzen ſah, die ich mit Herzklopfen augenblicklich erkannte. Es war die kleine Emilie, die dort ſaß und emſig beſchäftigt war, aus Epheu und Waldblumen einen Kranz zu winden. Es war faſt komiſch, wie mein Vorgeſetzter in der nächſten Sekunde leiſe und behutſam anfing wie ein Krebs rückwärts zu ſchreiten. Ich machte natürlicher Weiſe dieſelbe Bewegung, und für einen Dritten, der uns geſehen hätte, müßte unſere ſonderbare Gangart außerordentlich komiſch erſchienen ſein. Ich war nur froh, daß uns das junge Mädchen nicht bemerkte, und ſo kamen wir ihr glücklich bei der Biegung des Weges aus den Augen.

„Sie überraſchen dürfen wir nicht," ſprach Herr v. Manderfeld, als wir in Sicherheit waren. „Die Kleine da unten würde am Ende aufſpringen, davonlaufen, und damit wäre uns nicht gedient. Jetzt alſo muß uns das Glück günſtig ſein, deßhalb iſt es beſſer — Das Säbelſchleifen iſt ja in der Garniſon eine Ihrer Hauptbeſchäftigungen, — klirren Sie alſo, daß es ähnlich klingt, ein paarmal gegen die Steinwand und ich werde dazu ſprechen." —

Ich that wie er verlangte und darauf hob er an lauter zu ſchreien als gerade nothwendig war. „Aber das iſt in der That einzig hier! — Wundervoll! — Wundervoll! — Wahrhaftig ganz prächtig!" Hiemit hatten wir die Biegung des Waldwegs abermals umgangen, und ſahen die junge Dame wieder vor uns, die, wahrſcheinlich erſchreckt durch das plötzliche Geräuſch und die Stimme, aufgeſprungen war, aber — als ſie uns bemerkte, glücklicher Weiſe nicht davon lief, ſondern erwartungsvoll ſtehen blieb.

Wir näherten uns in der ſchnellſten Gangart, mein Vorgeſetzter Trab gefaßt, und ſo kamen wir in kurzer Zeit an Emilie heran, die uns Gott ſei Dank! nicht unfreundlich entgegen ſchaute. Daß wir auf's Zierlichſte grüßten, verſteht ſich von ſelbſt. Ich blieb natürlicher Weiſe ein paar Schritte hinter meinem Offizier ſtehen, einestheils aus Ehrfurcht, hauptſächlich aber um zu ſehen, ob das ſchöne Mädchen bei den glänzenden Epauletten vorbei wohl einen Blick übrig habe für die beſcheidenen Achſelklappen. Ach! und ſie hatte einen Blick übrig. Nicht einen, ſogar zwei! Und dabei ſchaute ſie lächelnd auf ihren Epheukranz, während ſie der blumenreichen Anrede des Lieutenants zuhorchte.

Abgebrochener als Herr v. Manderfeld bei dieſer Veranlaſſung ſprach, habe ich ihn nie reden hören. Aber es machte ſich gar nicht ſchlecht. Er erwähnte des heißen und langweiligen Sonntag Nachmittags, eines zweckloſen Spazierganges, des römiſchen Thurmes und dahinter der einladenden kühlen Schlucht. Auch gedachte er des murmelnden Baches, des ſchäumenden Keſſels zwiſchen den Felſen, der Anſicht auf's Schloß, des Waldpfades und jetzt der grenzenloſen Ueberraſchung, hier, wo er Niemand vermuthet, eine junge Dame zu finden. Daran knüpfte er — und das war der einzige zuſammenhängende Satz — die Bitte um Verzeihung, wobei er ſeinen unerſchütterlichen Vorſatz ausſprach, ſich augenblicklich zurückzuziehen.

Daß aber dieſer Vorſatz nicht ſo unerſchütterlich war, bewies er in der nächſten Sekunde, denn die junge Dame ſagte ihm, nicht ohne einiges Erröthen, er habe ſich durch ſein Eindringen in den Park durchaus nichts zu Schulden kommen laſſen. — „Onkel,“ ſetzte ſie hinzu, „ſieht es recht gern, wenn Fremde ſeine Anlagen beſuchen und ſchön finden. Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich Sie zu ihm führen, er wird ſich gewiß freuen, Sie wieder zu ſehen.“

„Wieder zu ſehen,“ hatte ſie geſagt und dabei bekam auch ich wieder einen Streifblick ihrer wunderſchönen dunkeln Augen. Darauf fuhr das junge Mädchen lächelnd fort, und was ſie ſprach, gab mir einen angenehmen Stich in's Herz. Sie ſagte nämlich: „Es iſt meine Schuldigkeit, Ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Da man geſtern von Ihrer Batterie ſo freundlich war, uns einen Führer zu geben.“

— „Und dieſer Führer ſteht hier,“ verſetzte freundlich der Lieutenant, indem er mich mit einer zierlichen Handbewegung vorſtellte. — „Bombardier D., ein Freiwilliger aus ſehr gutem Hauſe, mein junger Freund!“

Ich war doppelt glücklich, daß er mich ſo außerordentlich liebenswürdig vorſtellte, denn daraus entnahm ich, daß ihm die ſchönen Augen der kleinen Emilie nicht gefährlich geworden waren. Ich ſtotterte einige verlegene Worte, welche indeſſen gütig aufgenommen wurden, und dann lud uns die junge Dame durch eine freundliche Neigung des Kopfes ein, ihr zu folgen, — ſie mit ihrem Epheukranze voraus, dann folgte der Lieutenant und zuletzt kam ich, froh darüber, daß ich ein kleines Körbchen voll Blumen, welches das junge Mädchen vergeſſen, ungeſehen mit mir nehmen konnte.

Nach wenigen Schritten traten wir aus dem Waldwege hinaus und ſahen vor uns einen kleinen Raſenplatz in der allergemüthlichſten Verfaſſung. An einer Seite ſtand ein Tiſch mit einem vollſtändigen Kaffeeſervice, auf dem Boden lagerten mehrere Damen, ein paar Herren ſchlugen mit dem Raquette einen Federball hoch in die Luft, und der ältere Herr, der geſtern mit dem Wagen bei den Manövern war, ſtand am Kaffeetiſche und ſprach mit — unſerem Kapitän, welcher uns den Rücken zudrehte.

Begreiflicher Weiſe wurden wir, da wir ſo plötzlich aus Waldesdunkel heraustraten, mit einem Mal von der ganzen Geſellſchaft erblickt. Die beiden jungen Mädchen, die geſtern ebenfalls mit von der Partie waren, hatten uns nicht ſobald geſehen, als ſie laut lachend auf- und Emilien entgegen ſprangen. Dieſe wurde über und über roth und hielt, wahrſcheinlich um das Geſicht vor den neckenden Geſpielinnen zu verbergen, ebenfalls lachend den fertigen Epheukranz vor die Augen.

Daß aber unſer Eindringen — dem Himmel ſei es gedankt! —

von keiner Seite unfreundlich aufgenommen wurde, ſah ich deutlich und das ſtärkte meinen Muth. Der ältere Herr winkte uns freundlich entgegen, und als ſich der Kapitän umwandte, recitirte er aus dem Barbier:

Heute kommen neue Truppen,
Heute kommen neue Truppen.

„Und ihr Oberſt iſt mein Freund,“ fiel Herr v. Manderfeld lächelnd ein, nachdem er die Damen beſtens begrüßt und ſich darauf an ſeinen Vorgeſetzten wandte.

„Wahrhaftig, das freut mich,“ ſagte dieſer, „und wenn die Damen über die neue Einquartierung keine Einwendungen zu machen haben, ſo iſt es mir recht angenehm.“

Wir wurden nun der Frau vom Hauſe vorgeſtellt, einer würdigen alten Dame, die uns liebreich willkommen hieß, und darauf auch den beiden Herren, die ihr Ballſpiel unterdeſſen eingeſtellt hatten. Einer war der Beſitzer vom Tannenhof, der andere Emiliens Bruder und ſeit längerer Zeit hier, um ſeine erlernten landwirthſchaftlichen Kenntniſſe praktiſch anzuwenden.

Ich wurde den Damen von Herrn v. Beſſerer ſelbſt vorgeſtellt, die meines geringen Dienſtes von geſtern nicht lobend genug erwähnen konnten. Emilie war zwiſchen den jungen Mädchen verſchwunden, die eine neue unerſchöpfliche Quelle des Neckens gefunden hatten und nun auch nicht ſäumten, dieſelbe bis auf den letzten Tropfen auszuſchöpfen. Kaum waren wir in den ruhigen Beſitz einer Taſſe Kaffee gelangt, ſo ſagte die Tochter des Hauſes mit der ſchalkhafteſten Miene von der Welt und, indem ſie mühſam ihr Lachen verbiß, zu dem älteren Herrn: „War das nicht ein köſtlicher Anblick, lieber Onkel, als Emilie ſo unerwartet aus dem Walde trat? Das war doch genau wie im letzten Akt des Sohnes der Wildniß.“ —

„Ah! mein Fräulein!“ ſprach Herr v. Manderfeld, „ſo bin ich —“

„Nein, diesmal werden Sie übergangen, Herr Lieutenant,“ ſagte das heitere Mädchen, „Herr D. iſt der Sohn der Wildniß. Er hat noch das Blumenkörbchen neben ſich, das er pflichtſchuldigſt ſeiner Führerin nachgetragen.“

Ich fühlte, daß ich bei dieſen Worten erröthete. Es mußte freilich ein ſeltſamer Anblick geweſen ſein, einen Bombardier der reitenden Artillerie zu ſehen, den Säbel in der einen Hand tragend, in der anderen ein Körbchen Blumen. Auch hatte ich in der That vergeſſen, es der Beſitzerin zurück zu geben, und daß ich das jetzt thun mußte, da alle Augen auf mich blickten, brachte mich in kein geringe Verlegenheit. Doch nahm ich mich zuſammen; hatte ich doch nicht umſonſt Unterricht im Tanzen und in wohlgefälligen Complimenten erhalten, weßhalb ich denn auch mein Körbchen ganz hübſch an Ort und Stelle brachte, und bei Uebergabe den Muth hatte, ungefähr zu ſagen: „Um den Preis, von ſo ſchöner Hand gezähmt zu werden, wolle ich gerne ein Sohn der Wildniß geweſen ſein und bäte zum Beweis, daß die Lehrerin mit ihrem Schüler nicht ganz unzufrieden ſei, um eine der kleinen Blumen, die ich, wie man ja geſagt, ſo getreulich nachgetragen.“

Es war mir eigentlich leid, daß Emilie bei meinen Worten die Augen eine Sekunde verwirrt zu Boden ſchlug. Doch fühlte ſie wohl gerade ſo wie ich, daß es nämlich beſſer ſei, in den Scherz der Andern, wenn auch ſcheinbar, einzugehen, weßhalb ſie ihr Köpſchen emporrichtete, eine komiſche Verbeugung machte, und ſagte: „Die Blumen in dem Körbchen ſind zu flattriger Natur und ich muß fürchten, Sie werden meine Lehren ſo bald vergeſſen, wie die kleinen bunten Blümchen auseinander gefallen ſind; deßhalb will ich Ihnen ein Epheublatt aus meinem Kranze geben, welches unverwelklich iſt, und daher die Erinnerung an eben dieſe guten Lehren länger und dauernder erhält.“

Wer war glücklicher als ich! Ich nahm das Epheublatt mit einer ſcherzhaften Verbeugung, in Wahrheit aber zitterte meine Hand, als ich es unter das Collet ſteckte zu dem andern Etwas, das ich dort wie einen Schatz verwahrte.

Von dem Citat der boshaften Schweſter aus dem Sohn der Wildniß erhielt ich feierlich den Namen Ingomar, den ich mir auch recht gern gefallen ließ. Konnte ich mich doch unter dieſer Benennung häufiger dem jungen Mädchen nähern, und ihr von allen möglichen Sachen ſprechen, die manchmal lachend auf meine Tactoſagenſchaft geſchoben wurden.

Nachdem der Kaffee auf dem allerliebſten Raſenplatze eingenommen war, beſahen wir Schloß und Gärten, wobei ich mich beſtens und feſteſtens an meine Lehrerin und Führerin hielt. Glücklicher Weiſe war mein ganzes Treiben dem guten Lieutenant v. Manderfeld vollkommen gleichgültig, er fühlte ſich zur Tochter des Hauſes hingezogen und machte ihr ſeine kleine Cour ſo feſt und anhaltend wie nur möglich. Der Kapitän hielt ſich meiſtens bei den Herrn auf und ſo zogen wir ganz vergnügt in Gruppen durch das Schloß und die Gärten.

Leider verging der Nachmittag ſo ſchnell, wie mir in meinem ganzen Leben noch kein Nachmittag vergangen war, und als die Sonne hinter der Schlucht niedergeſunken war, mußten wir an die Heimkehr denken. Ich weiß nicht, wer die glückſelige Idee hatte, auf dem kleinen Fluſſe, der beim Schloſſe vorbeiſtrömte, uns nach Uttenweiler zurückzubegleiten; worauf dann die Bewohner des Tannenhofes im Mondſcheine zu Fuß nach Haus zurückkehren wollten. Der Lieutenant gab mir beim letzten Theil dieſes Vorſchlages einen bedeutſamen Wink, den ich auch alſogleich verſtand.

Die Nachen wurden an das vordere Gartenthor gebracht, Leute aus dem Schloſſe nahmen die Ruder zur Hand und Einer von uns ſollte ſteuern. Ich erbot mich ſogleich dazu, da ich wohl ein Schiff zu regieren wußte und man mich auch verſicherte, das Fahrwaſſer ſei in der ganzen Breite des Fluſſes ſicher und ohne Untieſen. Wir ſtiegen ein, und war es Zufall oder Arrangement der jungen Mädchen, genug, Emilie, der Abendluft wegen in ihren Shawl gehüllt, kam neben mich auf das enge Steuermannsbänkchen zu ſitzen. Trotzdem daß wir uns recht unbefangen über die eigenthümliche Färbung des Himmels, auch über den ſchönen Widerſchein auf dem Waſſer und über ſonſtige harmloſe Dinge unterhielten, war doch für mich die Fahrt voll Wonne und Seligkeit. Das kleine Mädchen mußte nothgedrungen dicht, ach ſo dicht neben mir ſitzen, ſo dicht, daß mein Arm bei der geringſten Bewegung ſie berührte, ſo dicht, daß das gewiſſe Etwas in meiner Bruſttaſche anfing wie Feuer zu brennen.

Leider war die Strecke vom Tannenhof nach dem Dorfe ſo ſehr kurz. Kaum eine halbe Stunde und wir hatten es ſchon erreicht. Als Alles aus dem Nachen ſtieg, erhob ſich vor uns der Vollmond in wunderbarer Klarheit, und der Abend war ſo ſchön, daß, als Herr v. Beſſerer der Familie vorſchlug, über den Berg und durch die Schlucht nach Hauſe zurückzukehren, dieſer Vorſchlag mit Freuden angenommen wurde.

Dies war der Moment, auf den ſich jener Blick bezogen, den mir Herr v. Manderfeld vor der Waſſerfahrt zugeworfen. Und daß wir uns nicht davon abhalten ließen, unſere freundlichen Wirthe über den Berg hinüber nach Hauſe zu begleiten, verſteht ſich doch wohl von ſelbſt. Ach, es war das ein entzückender Spaziergang, und als wir das Dorf paſſirt hatten, erlaubte ich mir, der kleinen Emilie meinen Arm anzubieten, den ſie auch freundlich nahm.

So gingen wir dahin durch die mondbeglänzte Gegend. Es war ein herrlicher warmer Abend, und obgleich ſchon auf den meiſten Feldern die Stoppeln zu ſehen waren, ſangen doch die Grillen, als wollte eben erſt der Frühling beginnen. Ach! bei mir begann auch eben erſt der Frühling, ein ſüßer, wonniger Liebesfrühling! Und dabei war es mir zuweilen, als träte der vergangene Winter wieder auf Augenblicke in ſeine Rechte, und dann durchſchauerte es mich, als wandle ich unter einem Schneegeſtöber.

Zuweilen blieb das junge Mädchen ſtehen und wandte ſich nach dem Monde um, der hinter uns in ſeiner unendlichen Pracht aufſtieg und immer klarer, faſt ſtrahlend wurde, wie er erſt einmal die Wipfel der fernen Bäume verlaſſen hatte, die ihn ſehnſüchtig zu halten ſchienen.

— „Wie das ſo ſchön und reizend iſt,“ ſagte ſie. „Welche Kraft hat denn eigentlich die weiße ruhige Scheibe, daß ſie die Seele an ſich zieht und wir ſelbſt, tief aufathmend, ſo gern folgen möchten! — Ah!“ — —

Daß ſie dabei wirklich tief aufathmete, fühlte ich, und daß ich es fühlte, durchzuckte mich wie ein Blitzſtrahl.

Mehrmals blieb ſie ſo ſtehen und auf ihrem dunklen Auge, geküßt von dem Strahle des Mondes, hatte ſich ein unendlicher Glanz gelagert. Sie blickte ſchwärmeriſch, wie verklärt an den Himmel empor, aber ſo ſehr ich mich auch bemühte, nachher einen dieſer Blicke aufzufangen, wollte mir das doch lange nicht gelingen, ſondern ihre Augen ſanken an dem glatten Himmelsgewölbe hinab nieder auf die Erde oder blickten nach der dunklen Schlucht, die jetzt dicht vor uns lag.

Dort an dem alten römiſchen Thurm, ehe wir den kleinen gewundenen Weg betraten, mußten wir wohl für einige Zeit von dem Monde Abſchied nehmen, denn durch die dichten dunklen Zweige der Schlucht konnte er nicht dringen. Da ſah ſie noch einmal empor, und als ich faſt angſtvoll der Richtung ihrer Augen folgte und bemerkte, wie ſich ihre Blicke wieder abwärts ſenkten, da begegneten ſie mit einem Male den meinigen und blieben dort haften voll und ſtrahlend, wohl die Ewigkeit einer langen, langen Sekunde. Da war es mir aber, als müßte ich jetzt vor ihr niederſinken, ihre Hände küſſen und ihr Kleid, und ſie fragen: wie iſt das möglich, daß man einen Menſchen durch einen einzigen Blick ſo unausſprechlich glücklich machen kann?

Wie ich die Schlucht hinabgekommen, weiß ich ſelbſt nicht recht; ich ging nicht, ich taumelte und hörte nur ihre ſüße Stimme: „Nehmen Sie ſich in Acht, die Wege ſind ſchmal, und es iſt tief hinab zum Bache.“

Was kümmerte es mich eigentlich, ob der Bach tief unter uns floß? Für einen zweiten ſolchen Blick, wie den oben am Wartthurm, wäre ich nicht nur lachend dort hinuntergeſprungen, ſondern wie der Taucher in die Tiefe des Meeres, um den Becher wieder zu finden und mit ihm raſendes Glück. — — — —

Der ältliche Herr war uns voraus, und als wir oberhalb des Keſſels, wo die Waſſer hinabbrausten, auf dem Felſenbalkon angekommen waren, blieb er ſtehen und beſtand alles Ernſtes darauf, daß wir umkehren ſollten, „denn es ſei nun,“ ſetzte er lachend hinzu, „genug des grauſamen Spieles. Denn wie ich höre,“ ſprach er, „reiten Sie morgen um vier Uhr zu den Manövern und Sie haben noch eine gute halbe Stunde nach Haus.“

Nach einigem Sträuben pflichtete Lieutenant v. Manderfeld ihm bei und wir wandten uns zum Heimgehen. Glücklicher Weiſe hatte ich mir für dieſen Moment den kleinen Sonnenſchirm Emiliens aufgeſpart, den ich bis jetzt getragen und auch wieder abliefern mußte. Das that ich auch ſo geſchickt als möglich und es war von meiner Seite nicht zufällig, daß ich dabei ihre liebe Hand berührte, ſie faßte ihren Sonnenſchirm und zugleich die meinige. — Wem galt nun der leichte, leichte Druck, den ich fühlte? Dem Sonnenſchirm oder mir? — —

Dahin gingen ſie nun abwärts den Berg, und in dem dunkeln Waldwege ſah man noch eine Zeit lang die hellen Kleider der Damen leuchten; auch ihre Stimmen vernahmen wir und hörten, wie die neckende Ida laut lachte und dann mit weithin ſchallender klarer Stimme recitirte:

> Was iſt denn Liebe? — ſag'! —
> Zwei Seelen und ein Gedanke,
> Zwei Herzen und ein Schlag.

Darauf hörten wir die drei Mädchen noch einmal laut und fröhlich lachen, worauf die Stimmen plötzlich abbrachen, und wir nichts mehr vernahmen als das Rauſchen der Waſſer neben uns in der Tiefe, und das durchſchauerte mich in dieſem Augenblicke und kam mir vor, als ſtänden wir an einem Zauberſee und hätten eben das höhniſche Lachen der Waſſernixen vernommen, die uns armer Sterblicher ſpotteten.

Mein guter Lieutenant v. Manderſeld ſorgte indeſſen bald dafür, meine aufgeregte Stimmung wieder dem Täglichen zuzuwenden und zu calmiren. Er hatte ſich auf einen Stein niedergelaſſen, ſchlug Feuer für die Cigarre, und als er auch mir eine gab, ſagte er: „Da unten ziehen die vergnügt hin, ihrem ſchönen Schloſſe entgegen, hell erleuchteten Zimmern mit ſchwellenden Fauteuils und Divans und einem ganz exquiſiten Souper, während wir uns, — o welche Luſt, Soldat zu ſein! — nach Uttenweiler in unſere rauchige Stube zurückziehen müſſen, ein paar Stunden ſchlafen dürfen, um uns dann mit dem Morgennebel in den Sattel zu ſchwingen und — Na, ich verſichere Sie, der morgige Manövertag wird ſchon all dieſe ſüßen Erinnerungen — — Dafür laſſen Sie Gott und unſern Oberſten ſorgen. — Ich bin eigentlich ein rechtes Rhinoceros,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während er aufſtand und vor mir dahinſchritt. „Was kann mir eigentlich daran liegen, ob ich meine Entlaſſung als Lieutenant, Hauptmann oder Major nehme, wenn man ſo ſteht — — Ich verſichere Sie, ich habe die Geſchichte dick, und ich glaube faſt, daß Sie ſich bei den nächſten Manövern vergebens nach Lieutenant v. Manderſeld umſehen werden. Es wäre denn,“ — rief er vergnügt lachend, und dabei ſtehen bleibend, „daß Sie mich nächſtes Jahr ſuchten und doch fänden.“

Er hatte gut reden und lachen — ein reicher, gänzlich unabhängiger Mann; ich aber, der thöricht genug geweſen war, den ſichern

Hafen vorderhand zu verlaſſen, den mir mein reicher, kinderloſer Onkel geboten, um dafür glänzenden Phantomen nachzujagen, die man Epaulette und Schärpe nennt — — brr!

Auf den warmen glänzenden Nachmittag war der Abend recht kühl geworden und wir beeilten uns nach Hauſe zu kommen. Der Lieutenant hatte Recht gehabt: unſere Stube war rauchig, das Bett miſerabel, und obendrein fanden wir noch einen Abtheilungsbefehl vor, welcher der Batterie bereits verkündigt und meinem Vorgeſetzten ſchriftlich mitgetheilt wurde. In den bekannten Ausdrücken hieß es: Durch ein Verſehen des Quartiermeiſteramts iſt die zweite reitende Batterie nach Uttenweiler gelegt worden, ſie ſoll aber, um die Manöver der nächſten Tage zu erleichtern, auf Befehl des Herrn Oberſten nach Dinkelbergen, in der Nähe von W., wo auch die erſte und dritte Batterie ſtationiren, dislocirt werden, wozu die nöthigen Anſtalten ſogleich zu treffen ſind.

„Hol's der — —“

Dinkelbergen lag wenigſtens zwei gute Stunden von dem Tannenhofe entfernt. — Zwei gute Stunden; das will bei einem Manöver, wo man den ganzen Tag abgehetzt wird und weder Pferde noch Wagen zu Verfügung hat, etwas heißen. Ich fühlte mich an dem Abend völlig unglücklich, und ſchlief ſo ſchlecht, daß mir ſelbſt die wenigen Stunden, bis um vier Uhr zum Satteln geblaſen wurde, wie eine Ewigkeit vorkamen.

Als wir aufſaßen, hüllte ein dichter Nebel die Erde wie in undurchdringliche graue Schleier ein. Die Trompeten klangen alle verſtimmt, und die reitenden Kanoniere mit ihren Geſchützen ſahen in dem Nebel wie Rieſen aus mit ganz für ſie paſſenden Kanonen. Lieutenant v. Manderfeld ritt zu mir heran und ſagte mir gutmüthig: „Nicht wahr, daß wir dislocirt werden, iſt ein unangenehmer Streich. Glücklicher Weiſe habe ich zwei Pferde bei mir, die nicht zum Dienſt gehören, und da wollen wir —“

Kaum hatte er mich verlaſſen, ſo ſchnarrte mich der Unteroffizier Helmſcheid an: „Na, Sie haben ſich geſtern einmal wieder lange genug herum getrieben, Donnerwetter auch, wenn ich an meine Zeit denke und hätte bei den Feldmanövern ſelbſt am Sonntag Nachmittag verſäumt in den Stall zu gehen; wie ich geſchuhriegelt worden wäre! Aber heutzutage iſt gar keine Zucht mehr. Wie der Herr, ſo das Geſchirr. — Schulten, paſſe Er mir da vorne auf, oder Ihm ſoll ein Heiligeskreuzſterntauſenddonnerwetter in den Magen fahren. Er wird gleich mit den Vorderpferden auf der Haubitze da vorne ſitzen. Ihm wird das freilich nichts verſchlagen, aber der unſchuldigen Creatur, die Du zu reiten die Ehre haſt.“

„Ja, 'tnebelt ſo ſtark, Herr Unteroffizier,“ war die Antwort.

„Was Nebel! Himmelshund. — Aufgepaßt iſt die Hauptſache. Davor hat ſogar der Nebel Reſpekt.“

So zogen wir dahin ohne Sang und Klang. Mich fror, und dazu war ich recht betrübt. Wenn mir auch der gute Lieutenant v. Manderfeld in den nächſten Tagen wirklich eines von ſeinen Pferden geben wollte, — ja die nächſten Tage — um nach dem Tannenhof zu reiten, mußte ich förmlich Urlaub nehmen, und daß das ſeine Schwierigkeiten haben würde, ahnete ich zu gut. —

Und meine Ahnung war richtig: es dauerte eine volle Woche, ehe mich mein Vorgeſetzter zu einer Excurſion mitnehmen durfte. Daß wir nun nach dem Tannenhofe ritten, was die Pferde laufen konnten, verſtand ſich von ſelbſt. Es war ein ebenſo ſchöner Sonntag wie vor acht Tagen; die Sonne ſchien glänzend auf Feld und Wald und wir fanden die Familie wie damals auf dem kleinen Raſenplatze vor dem Walde. Aber die ich ſuchte, war nicht da. Herr v. Beſſerer war mit ſeinen beiden Töchtern abgereiſt, — Ingomar allein zurückgeblieben und Alles um ihn her ſchien vollkommene Wildniß.

Während ſich Herr v. Manderfeld auf's Vortrefflichſte mit der Tochter des Hauſes unterhielt, ſtieg ich allein aufwärts durch die Schlucht und blieb an manchen Orten ſinnend ſtehen. Oben am Wartthurm fand ich eine Herbſtzeitloſe, die ich zu mir ſteckte, um ſie mit dem Epheublatt und dem Andern zu verwahren — die letzten Blumen, die die Erde freundlich ſpendet, ehe der harte Winter ſie mit der weißen, kalten Schneedecke überzieht.

Die Manöver nahmen ihren Fortgang, aber ſo ſehr Lieutenant v. Manderfeld auch über mich lachte, mochte ich doch nicht mehr nach dem Tannenhofe reiten. Es kam auch zuweilen ſchlechtes Wetter und Anfangs Oktober einige Nachtfröſte, die das Laub gelb werden ließen und auf den Boden niederfallen. Warum ſollte ich mir die Erinnerung an jenen unvergeßlichen Sonntag Nachmittag und Abend trüben! Er ſtand vor mir in wunderbarer Klarheit, übergoſſen von Sonnenglanz, duftig und warm, mit ſeinem blendenden Vollmond und dem zitternden Strahl ihres Blickes.

II. Ein Tag in der Garniſon.

Auf der Wache.

Zwiſchen jenem für mich ſo ſchönen Manövertage und heute waren nur wenige Monate vergangen und wie viel hatte ſich in meiner nächſten Umgebung nicht verändert! Unſer freundlicher Kapitän, der obgleich ſtreng im Dienſte, es ſchon begriff, daß wir jungen Leute in unſeren Freiſtunden nicht immer nach der Schnur lebten, war zum Major befördert worden und hatte einem jüngeren Offizier Platz gemacht, deſſen Benehmen uns Alle außerordentlich an das Sprüchwort von dem Beſen erinnerte. Wir hatten uns was darauf eingebildet, eine tüchtige und ordentliche Batterie zu ſein; in ſeinen Augen aber waren wir eine Schwefelbande, die geſchuhriegelt werden mußte, bis ſie den Himmel für ein Affengeſicht anſehe. Ich weiß nun nicht, ob der Phantaſie unſerer Kanoniere ein ſolcher Aufſchwung möglich war, aber es geſchah allerdings das Mögliche, um ihnen über Himmel und Erde eine ganz andere Anſicht beizubringen. Uns Avancirten, Bombardieren und Unteroffizieren, wurden die kleinen Privatvergnügungen, denen wir uns in den Freiſtunden gerne hinzugeben pflegten, außerordentlich verbittert. Du lieber Gott! wer wagte es bei dem neuen Kapitän an neuſilberne Sporen, an eine weiße Weſte, an eine feinere Dienſtmütze auch nur zu denken! Anfänglich konnten wir uns gar nicht in die neue Art zu leben fügen und machten bittere Erfahrungen.

Wenn dergleichen Verbote, was undienſtliche Montirungsſtücke anbelangte, auch dem Unteroffizier Helmſcheid ſchon ganz recht waren, ſo konnte er ſich doch mit dem Gedanken nicht recht befreunden, daß der neue Kapitän eines Tages ſein Geſchütz, die Jaur, ein altes, ſchmieriges Geſchirr genannt. Das war zu viel für den langgedienten Unteroffizier, und als ich darauf in ſeine Stube kam, ſaß er mit zitternden Händen und ſchrieb eine Eingabe an das Abtheilungs-Commando, in welcher er daran erinnerte, daß er nach achtzehnjähriger Dienſtzeit wohl das Recht habe, um eine Civilverſorgung einzukommen.

Was mir aber vor allen Dingen mein Leben bei der Batterie, ja das ganze Militärleben überhaupt entleidete, war der Abſchied von meinem guten Lieutenant v. Manderfeld. Ach! das ging mir ebenſo nah, als hätte mich ein geliebter älterer, mich ſchützender Bruder verlaſſen. Auch er hatte ſich mit dem neuen Kapitän nicht ſtellen können, denn dieſer, der ſein Avancement weniger den Jahren als einer mächtigen Protektion zuſchrieb, hatte ſeinem erſten Lieutenant eines Tages in einem ſehr unangenehmen ſcharfen Tone geſagt, er, der Kapitän, erſuche ihn inſtändig, künftig wenn er mit ihm rede, die betreffenden Sätze ganz auszuſprechen und nicht mitten darin abzubrechen.

„Und wenn mir das nicht möglich iſt, Herr Hauptmann?“ hatte der Lieutenant gefragt, worauf er die Antwort bekam: „So würde ich Ihnen rathen, Ihre Stellung Jemanden zu überlaſſen, dem es weniger Schwierigkeiten macht, eine gerade und verſtändige Converſation zu führen.“

Nun wußte ich ſeit längerer Zeit, daß der Lieutenant v. Manderfeld den Dienſt herzlich ſatt hatte und daß ihn nur einige andere Rückſichten zurückhielten, vor Allem aber die jetzt vollſtändig zu Waſſer gegangene Ausſicht auf einen demnächſtigen Feldzug.

„Gut,“ ſagte er alſo zum Hauptmann, „ich werde alſo um meinen Abſchied einkommen, werde auch in der Eingabe an das Commando ſagen, daß ich es auf Ihren Rath gethan, weil Sie ſtatt eines bewährten Offiziers, der zu ſein ich mir ſchmeichle, lieber einen Schwätzer bei der Batterie hätten.“

Darauf gab noch ein Wort das andere, und wie ich wohl annehmen darf, ſchloß das Ganze mit einem Rencontre hinter Fort Nr. 4, von dem der Hauptmann mit verwundeter Schulter zurückkehrte, was ihn gerade nicht freundlicher und nachgiebiger machte.

Lieutenant v. Manderfeld aber erhielt ſeinen Abſchied mit dem Charakter als Hauptmann, und als er theilnehmend, faſt wehmüthig von mir Abſchied nahm, ſagte er: „Ich habe vor, einer Einladung zu folgen, die ich von unſerem gemeinſchaftlichen Freunde, dem Beſitzer des Tannenhofs erhielt, um dort den Jagden beizuwohnen. Vorher aber werde ich Ihren Oheim aufſuchen und ihm ſagen, daß Sie hier durchaus nicht an Ihrem Platze ſind.“

So verließ er die Batterie, und als auch wenige Zeit nachher Unteroffizier Helmſcheid zum Poſt-Conducteur befördert wurde, ſtand ich unter meinen Kameraden ziemlich allein und verlaſſen.

Es war ein naßkalter Februartag, in einem fort wirbelten die Schneeflocken herab, ohne auf der feuchten Straße haften bleiben zu können. Dieſe war mit grauem Koth überzogen und zeigte nur hie und da weiße Schneeſtreifen. Die Kaſernenuhr wies auf zehn Morgens, als ich — aus dem Arreſt zurück in mein Zimmer trat. Ich hatte Arreſt erhalten, was weiß ich weßwegen! Auf jeden Fall einer großen Kleinigkeit wegen, um einer ein paar Linien aus der Richtung ſitzenden Schnalle, eines Roſtfleckens oder ſo etwas. Ich fühlte mich entſetzlich nüchtern und mißſtimmt. Vor meinen Fenſtern erhob ſich die dunkle Brandmauer eines alten Hauſes; mich fror, denn die Nacht war kalt geweſen und in dem Arreſtlokal wurde nur ſehr nothdürftig eingeheizt. Dabei war der Kaffee wie gewöhnlich eine dünne mißfarbene Brühe, und der Butter, auf Papier geſtrichen, konnte ich auch heute Morgen gar keinen Geſchmack abgewinnen.

Was den Dienſt für heute anbelangte, ſo gab es nicht viel zu thun, denn es war Carneval-Montag, der wie ein halber Feiertag betrachtet wurde.

So ſaß ich mißmuthig am Fenſter und dachte an jenen unvergeßlichen Herbſttag, zwiſchen dem und heute doch ein gar zu gewaltiger Contraſt war. Da wurde ich zum Wachtmeiſter beſchieden — es war ein Brief für mich angekommen, der ſchon ſeit vorgeſtern da lag. Das Poſtzeichen W. erregte in mir eine freudige Ueberraſchung. Haſtig eröffnete ich ihn — ja, er war von Manderfeld, der mir ungefähr ſchrieb: „Lieber Freund! ich bin ſehr glücklich, ich werde Montag nach C. kommen und hoffe Sie alsdann ſogleich zu ſehen. Sollte es mir aber unmöglich ſein, Sie noch an dem bezeichneten Tage aufſuchen zu können, ſo bitte ich, kommen Sie auf den großen Maskenball und halten ſich ſo viel als möglich an der vierten Säule rechts vom Eingange auf.“

Obgleich mich, wie ſchon bemerkt, dieſer Brief außerordentlich freute, ſo hielt ich ihn doch ziemlich betrübt in der Hand und blickte rathlos an den grauen Winterhimmel empor. Manderfeld hatte gut davon reden, ich ſolle auf den Maskenball gehen; er ſchien vom Militärleben viel vergeſſen zu haben, ſonſt hätte er wiſſen können, daß die Kaſſe eines Bombardiers häufig in einem Zuſtande ſein kann, wo nicht an Maskenbälle und theure Coſtumirung zu denken iſt. Und coſtumirt mußte ſein; in der Uniform zu erſcheinen war verboten, und meine Civilkleider befanden ſich begreiflicher Weiſe auch in keinem übermäßig eleganten Zuſtande.

Doch gab ich deßhalb noch nicht alle Hoffnung auf. Es war nicht das erſte Mal, daß man eine mildthätige Seele gefunden, die Einem auf Wort gegen ziemliche Zinſen einige Thaler vorgeſchoſſen. Vor allen Dingen war es nothwendig, Urlaub für die Nacht zu erhalten und darum bittend wandte ich mich an den Wachtmeiſter.

Dieſer war uns Freiwilligen von jeher nicht grün geweſen, wobei er etwas außerordentlich Malitiöſes in ſeiner Art zu ſprechen ſowie in ſeine Worte zu legen wußte. Auch ſeine Geberden paßten dazu, und bei ähnlichen Veranlaſſungen pflegte er ſich ſehr breitſpurig hinzuſtellen, mit dem Oberkörper hin und her zu wackeln und ſeine Mundwinkel ſo weit zurückzuziehen, daß ſich ſein langer Bart ſpitzig nach außen kehrte. Dabei ſprach er alsdann ſo langſam wie möglich und betonte jedes unangenehme Wort auf eine wahrhaft empörende Art. Ich trug ihm meine

Bitte vor, und die Art, wie er dabei die Mundwinkel zurückzog, weiſſagte mir nichts Gutes.

„Ah, Sie wollen auf den Ball!“ meinte er. „Nun ſehen Sie einmal, das trifft ſich ganz merkwürdig ſchön. Denken Sie ſich, daſſelbe iſt dem Herrn Hauptmann eingefallen, und er wird Ihnen ſogar für freies Entree ſorgen. — Iſt das nicht außerordentlich?“

Dahinter ſteckte etwas. Ich ſah ihn mißtrauiſch an, worauf er fortfuhr: „Ja, ja, Sie verwundern ſich, und es iſt doch ſo. Nur habt ihr jungen Leute oft ganz andere Anſichten als wir, und da möchte ich doch Zehn gegen Eins wetten, daß Sie wieder einmal mit den Befehlen unſeres verehrten Batteriechefs nicht vollſtändig harmoniren.“

„Und welches ſind die Befehle?“

Der Wachtmeiſter wiegte ſich ſtark hin und her, als er ſo langſam als möglich antwortete: „Sie wiſſen, daß die Pionnierabtheilung bei ähnlichen großen Veranlaſſungen wie heute zur Hülfe bei allenfalls vorkommenden Unglücksfällen einige Mannſchaft ſtellt. Nun iſt aber dieſe Pionnierabtheilung im gegenwärtigen Augenblicke durch Krankheiten und Beurlaubungen etwas ſchwach an Zahl, weßhalb die Artillerie einen Bombardier und zwölf Mann zur Beihülfe zu geben hat.“

Ich biß die Lippen zuſammen, um mich zu beherrſchen, dann ſagte ich ſo ruhig als möglich: „Und dazu haben der Herr Hauptmann mich auserſehen?“

„Allerdings; es iſt das eine Vertrauensſache, und Sie können ſtolz darauf ſein.“

„Wenn aber einer der Kameraden für mich eintritt?“

„Bei einer Vertrauensſache geht das wohl nicht,“ ſagte er ſcharf und malitiös. „*Sie werden um ſechs Uhr antreten laſſen und* abmarſchiren. Kleine Uniform und Säbel.“

Ich gab ihm gar keine Antwort mehr, drehte mich auf dem Abſatz herum und verließ das Zimmer.

In welch' angenehmer Gemüthsſtimmung ich war, wird ſich Jeder denken können. Ich las auf unſerer Stube bis nach fünf Uhr, Manderfeld erwartend, der aber nicht kam. Dann zog ich die kleine Uniform an, und ehe ich ſie zuknöpfte, betrachtete ich ſeufzend mein kleines ledernes Geldtäſchchen, das ich auf der Bruſt zu tragen pflegte. Doch diente es mir ſchon lange nicht mehr zu dem eben genannten Zwecke; ich hatte dort das vierblättrige Kleeblatt verwahrt und das glänzende Etwas, das ich an jenem ſchönen Abend in der Schlucht, wo wir Kehrt gemacht, aufgeleſen. Darauf ſchnallte ich meinen Säbel um, ließ meine Mannſchaft, die heiter und luſtig war, denn ſie erwartete ein Souper, antreten, und marſchirte nach dem alten ſtädtiſchen Gebäude, wo die großen Carnevalsbälle abgehalten wurden.

In dem ungeheuren Saale war es noch ſtill und leer. Geſchäftige Aufwärter zündeten die unzähligen Kerzen an, die den weiten Raum, welcher bei ſechstauſend Perſonen zu faſſen im Stande war, erhellten. Ich konnte mir die prachtvolle und ſinnreiche Ausſchmückung auf's Genaueſte betrachten. Die hohen Säulen, welche die Decke trugen, waren zu rieſenhaften Champagnerkelchen umgewandelt, aus denen als Schaum phantaſtiſche Carnevals-Figuren an die Decke emporflogen, dieſe mit einem zauberhaften Netze überziehend.

Meine Leute wurden eingetheilt; wir hatten die nördliche Seite, wo ſich die Garderoben befanden; die Pionniere die ſüdliche mit den Buffets. An einer verhängten Thür zwiſchen der Herren- und Damengarderobe hatte ich zwei Poſten aufzuſtellen, die dort jede Communikation verhindern ſollten.

Es wurde ſieben Uhr, halb acht, die beiden Muſikchöre erſchienen, der Saal begann ſich mit Tauſenden von Masken zu füllen. Aus der Thür der Herrengarderobe, wo ich mich zurückgezogen placirt hatte, konnte ich die vierte Säule am Eingange rechts betrachten, und ſchaute unabläſſig, ob ſich nicht eine der zahlreichen Masken dort etwas zu ſchaffen mache. — Vergeblich! Der buntfarbige glänzende Strom der Masken trieb ſich dort ebenſo ruhelos wie anderswo umher.

Verwünſchter Dienſt! Ich langweilte mich auf eine entſetzliche Art, und dabei quälte mich der Gedanke, daß mir am Ende nicht nur Herr v. Manderfeld ein Rendezvous gegeben, ſondern daß es ja auch möglich ſei, Herr v. Beſſerer mit ſeinen jungen Damen befinde ſich im Saale, ſuche vielleicht — freundſchaftlichſt nach mir, ohne mich zu finden.

Die beiden Garderoben befanden ſich in einer troſtloſen Oede; hie und da huſchten ein paar Dominos in die nebenan ſtoßenden Zimmer, ſtellten ſich vor die hohen Spiegel, zupften an der Kapuze oder Larve zurecht, und verſchwanden wieder ebenſo ſchnell wie ſie gekommen, um in dem draußen immer toller werdenden Strudel unterzugehen. Dazu raste die Muſik wahrhaft betäubend, Dutzende von Polichenellen krähten wie Hähne, die ſich begegnenden Masken quickten mit verſtellter Fiſtelſtimme und alles das gab für Jemand, der fern ab ſtand und nüchtern zuſchaute, einen ſehr unerquicklichen Lärmen.

Da ſah ich abermals ein paar zierliche Dominos, einer in roſa Seide, der andere in ſchwarzer, der Garderobe zueilen. Ich weiß nicht, woher es kam, aber ſie ſchienen mir in ihren Bewegungen etwas Bekanntes zu haben. Ich trat hinter den Vorhang, der die Thüre der Damengarderobe deckte und lauſchte. — —

Wie ward mir, als ich plötzlich eine Stimme erkannte! Es war dieſelbe neckende Stimme, die ich damals im Hohlwege gehört. Träumte ich oder wachte ich! — Ja, es war dieſelbe Stimme, und — wunderbar genug — auch der Inhalt des Geſprächs der gleiche.

Es war die im ſchwarzen Domino, welche lachend ſagte: „Höre, jetzt wird mir die Sache verdächtig. Es muß ja an dem Ding ungeheuer viel gelegen ſein, daß du auf der ganzen Treppe darnach geſucht, bis du es gefunden.“

Die Andere, in roſa Seide, drehte mir den Rücken zu und ſtand vor dem Spiegel.

„Du biſt eigen,“ entgegnete ſie, und der Ton ihrer Stimme drang mir tief in's Herz. „Ich mußte doch ſuchen, was ich verloren.“

„So laß' einmal ſehen.“

„Nein, du kannſt nur ſpotten.“ Dabei wandte ſich der roſa Domino um und ich ſah in ſeiner kleinen, weißen, zierlichen Hand daſſelbe Strumpfband, das ich ſchon in jener Schlucht aufgehoben und wieder niedergelegt hatte.

„O Kind, Kind! es iſt daſſelbe,“ lachte nun die Andere ganz ausgelaſſen.

„Ja, daſſelbe,“ ſprach ich leiſe vor mich hin, „welches ſchon damals zu eng war und nothwendig wieder brechen mußte.“ — Doch, was ſtand ich hinter meinem Vorhang! Sollte ich die Gelegenheit, ſie wiederzuſehen, wonach ich mich ſo innig geſehnt, wieder und dann — wer weiß auf wie lange! — ſchwinden laſſen? — Mir kam ein Gedanke, und wenn er auch vielleicht nicht ganz geſchickt war, ſo drängte er ſich mir doch ſo plötzlich auf, daß ich beſchloß, ihn auszuführen und mich zu zeigen.

In dieſem Augenblicke ſagte der ſchwarze Domino ein paar Worte, die mich in meinem Vorſatze beſtärkten. Er ſagte nämlich: „Nun thu', was du willſt, dort iſt Nadel und Faden, hier wird uns Niemand ſehen, ich will deinen Schaden ſo gut repariren, als es möglich iſt. Aber dann thu' mir auch den Gefallen und kauf' dir morgen neue Strumpfbänder, wo nicht, ſo werde ich Onkel ſagen, daß er dir ein paar ſchenken ſolle. — Aber laß' uns eilig machen, Manderfeld, der mit Eliſe an der vierten Säule rechts vom Eingange auf uns wartet, wird ja gar nicht wiſſen, wo wir geblieben ſind.“

Wollte ich mich alſo zeigen, ſo mußte es geſchehen, ehe die Reparation begann. Vorher aber öffnete ich haſtig meine Uniform, nahm das gewiſſe glänzende Etwas aus dem Ledertäſchchen und trat kühn in die Damengarderobe. — —

Ein Schrei des Schreckens tönte mir entgegen. Die beiden Dominos wollten fliehen, doch wandte ſich der ſchwarze plötzlich gegen mich und rief mit lautem Lachen: „Ingomar, es iſt wahrhaftig Ingomar.“

Des Menſchen Schickſal hängt oft an einem Faden, hier aber das meinige an einer Strumpfbandſchnalle. Hätte ich das Etwas, was ich in meiner Hand trug, wieder ruhig eingeſteckt, wer weiß, ob Alles gekommen wäre, wie es ſpäter kam. Aber die Verlegenheit, welche mich befiel, als ich nun plötzlich den beiden Damen gegenüber trat, brachte mich dazu, die kleine Schnalle emporzuhalten und dazu in ziemlicher Befangenheit zu ſagen, indem ich mich an Emilie wandte: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, meine Frage. Haben Sie das vielleicht vorhin auf der Treppe verloren?“

Der ſchwarze Domino lachte auf unbeſchreibliche Art, als ich ſo ſprach, und ſagte alsdann, während ſich die Andere von mir wegwandte: „Verloren hat das Emilie freilich, aber nicht auf der Treppe. — Siehſt du, mein Kind, was zuſammenkommen ſoll, das kommt immer wieder zuſammen.“

Sie aber ſprach kein Wort, ja ſtatt ſich nur ein einziges Mal umzuwenden, machte ſie ein paar Schritte gegen die Thüre.

Das ſchmerzte mich tief und es befiel mich nun eine unendliche Traurigkeit. „Wenn ich vielleicht ungeſchickt war, mein Fräulein,“ ſagte ich bewegt, „ſo verzeihen Sie es der freudigen Ueberraſchung, ſo plötzlich Ihre Stimme wieder zu hören. — O Sie eilen fort, dort in den Saal hinaus, in den Kreis froher, glücklicher Menſchen, wohin ich Ihnen doch nicht folgen darf.“

Sie blieb unbeweglich und abgewandt ſtehen.

„Und warum dürfen Sie nicht folgen?“ fragte der ſchwarze Domino.

„Weil ich hier im Dienſt bin, mein Fräulein, und mich in meiner Uniform nicht zeigen darf.“

„Emilie!“ ſprach Ida mit einem Tone des Vorwurfs zu ihrer Begleiterin.

„Verzeihen Sie mir, mein Fräulein!“ bat ich. — —

Da wandte ſie ſich langſam um, und während ſie ſich umwandte, löſte ſie die ſchwarze Larve von ihrem Geſichte.

Ja, ſie war es — ihr liebes Geſicht, ihre glänzenden Augen; um ihre feinen Lippen lag etwas wie Trotz. Doch öffnete ſie gleich darauf dieſelben und als ſie lachend dabei ihre weißen Zähne zeigte, reichte ſie mir ihre Hand, die ich lächerlicher Menſch mit mehr als einem Kuſſe bedeckte.

In dieſem Augenblicke erſchien ein langer Kapuziner in der Thür der Garderobe, der eine graue Vermummte am Arm hatte und mit komiſchem Ernſte ſeine Hände erhob, als er die eigenthümliche Gruppe vor ſich ſah, und dabei ſalbungsvoll ausrief: „Zeichen und Wunder! Das iſt doch — Roſa Domino's im Begriff, königliche Artillerie zu verführen; ich muß ſagen — Menſch, warum habe ich Sie nicht an der vierten Säule gefunden?"

„Weil ich, wie Sie ſehen, im Dienſte bin," rief ich freudig der bekannten Stimme entgegen.

„Dieſer Dienſt iſt ein Liebesdienſt unſeres gemeinſchaftlichen Wohlthäters," ſprach Herr v. Manderſeld, indem er mir herzlich die Hand ſchüttelte. Dann fuhr er luſtig fort: „Aber das hat Alles ſein Ende, ſobald Sie nur wollen. Wir ſind Alle hier, die junge, graue Dame iſt Fräulein Eliſe, der Sie im Tannenhofe das Glück hatten, vorgeſtellt zu werden, jetzt meine geliebte Braut, draußen im Saale ſind die beiden Herrn v. Beſſerer mit Ihrem Onkel, junger Menſch. Und nachher iſt gemeinſchaftliches Souper im königlichen Hof. — Ich habe geſprochen, wie die Indianer ſagen, in einer längeren Rede als in meinem ganzen Leben."

Ohne Aufſehen zu erregen — ſchon zeigten ſich einige vorwitzige Harlekins an der Thüre — konnten die Masken nicht länger bei dem Wachthabenden bleiben. Wir trennten uns alſo für kurze Zeit; denn nach Mitternacht eilte ich in den königlichen Hof, wo ich die ganze Geſellſchaft heiter und luſtig beiſammen traf. Mein langer, ſehr ernſter Onkel legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte feierlich: „Der verlorene Sohn kehrt heim." Dann ſetzte er vergnügt hinzu: „Na, ich trink ein Extraglas auf deine Wiederkehr. Deinen Abſchied wollen wir bald haben. Wahrhaftig, du toller Menſch haſt mir an allen Ecken gefehlt."

Während des Soupers ſaß ich zwiſchen Ida und Emilie, und als ich mit Letzterer anſtieß, ſagte die Erſtere in ihrem gewöhnlichen neckenden Tone:

Was iſt denn Liebe? ſag',
Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag.

Der letzte Fähnrichsſtreich.

Novelle

von

Albert von Schraishuon.

Oberſt v. Kronburg war der populärſte Offizier im ganzen Armeecorps und zwar mit Recht. Von Hauſe aus von feiner Erziehung, beſaß er einen klaren Verſtand, und ein edles, wohlwollendes Herz, dabei hatte ihn ein nicht unbedeutendes elterliches Vermögen von Jugend auf in eine gewiſſe Unabhängigkeit geſetzt, die er ſich in den untern militäriſchen Graden nicht rauben ließ und in den höheren Chargen beibehielt. Man hörte ihn oft behaupten: Unabhängigkeit verleiht Selbſtſtändigkeit, und in keinem Stande iſt Selbſtſtändigkeit nothwendiger als im militäriſchen. Sein Streben ging deßhalb vorzugsweiſe dahin, dieſe Eigenſchaft in ſeinem Offiziercorps zu ſtärken oder, wo es nothwendig war, zu wecken. Er controlirte daher ſeine Untergebenen ſo wenig wie möglich und ſah Vieles nach, was in andern Regimentern nicht ungeahndet blieb. Namentlich machte er einen großen Unterſchied zwiſchen dienſtlichem und außerdienſtlichem Verhältniſſe. In Erſterem ſah er auf die ſtrengſte und gewiſſenhafteſte Erfüllung aller Obliegenheiten, in Letzterem dagegen war er ſehr nachſichtig, und ein Offizier, der ſeine Schuldigkeit that und ſtets zu rechter Zeit auf dem Platze war, durfte ſich eine Menge Dinge erlauben, die gegen die pedantiſch ſtrengen militäriſchen Vorſchriften verſtießen, wenn er ſich nur nichts zu Schulden kommen ließ, was einen Schatten auf ſeinen Stand und deſſen Ehre zu werfen geeignet geweſen wäre.

Seine glücklichen Vermögensverhältniſſe erlaubten dem Oberſt die Ausübung einer Gaſtfreundſchaft, die er auf die wohlthätigſte Weiſe zur

Erhaltung eines kameradſchaftlichen Corpsgeiſtes unter ſeinen Offizieren übte. Er ſah wenigſtens zweimal in der Woche mehrere ſeiner Untergebenen bei ſich bei Tiſche, wozu ohne Unterſchied des Ranges Jeder geladen wurde, ſo daß mindeſtens im Monat Einmal die Reihe an Jeden kam. Bei dieſen Diners herrſchte der ungezwungenſte Ton und Jeder war berechtigt, ſeine Anſichten auszuſprechen und mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Gründen geltend zu machen. Es galt kein weiterer Zwang als der, wie man ihn in jeder guten Geſellſchaft ſich ſelbſt auferlegt, wo aller Rang und Standesunterſchied verſchwindet und Einer dem Andern ebenbürtig wird, wenn er ſich mit ihm an Verſtand und Wiſſen meſſen kann. Der Oberſt ſah es ſogar ſehr gern und trug das Seinige dazu bei, daß die Geiſter ſich an einander rieben, und er freute ſich manchmal innerlich, wenn einer der jüngern Offiziere über einen ältern den Sieg davon trug.

Kronburg war ein angehender Fünfziger, in der beſten Manneskraft, und es lag alſo ſeine eigene Jugendzeit noch nicht ſo weit hinter ihm, daß er ſich ihrer nicht oft und gern erinnert hätte. Namentlich that er dies nach den Diners in ſeinem Hauſe, wenn ſeine Frau und Töchter ſich entfernt hatten und die Herren nach engliſcher Sitte noch ein Gläschen zuſammen tranken. Dann konnte er wohl öfter über die jetzige jüngere Generation ſich beklagen, die nicht mehr die Ausdauer und ritterliche Galanterie, wie zu ſeiner Zeit beſitze. Namentlich meinte er, daß die Herren gar zu bald beim Tanzen ſich ermüdet zeigen und überhaupt nicht mehr ſo aufgelegt zu Parforce-Touren ſeien, wie ehemals, was natürlich die jungen Mitglieder der Geſellſchaft nicht gelten laſſen wollten.

Als er auch einmal wieder auf dieſes Thema gekommen war, ſagte er: „Was wollen wir lange über dieſen Punkt ſtreiten. Beiſpiele beweiſen am meiſten, und ſo will ich Ihnen eine kleine Epiſode aus meinem Leben mittheilen, wie ich ſie Ihnen zu Dutzenden erzählen könnte.“

Es war zu Anfang Juni im Jahre 1815, unſer Armeecorps ſtand im Felde. Ich war damals Lieutenant im Leibregimente, das, weil es im Feldzug des vorhergehenden Jahres ſehr hart mitgenommen worden war, hatte neu organiſirt werden müſſen, weßhalb es beim Beginne des Krieges im Vaterlande zurückblieb. Die Organiſation war aber nun vollendet und wir ſahen jeden Tag dem Marſchbefehle entgegen. Unſer Garniſonsort war in Neuenſtadt unweit der Grenze, und, weil wir uns dort beliebt gemacht hatten und man uns ungern ſcheiden ſah, ſo wurde uns zu Ehren ein Abſchiedsbanket, auf das ein ſolenner Ball folgte, von der Einwohnerſchaft veranſtaltet. Ich hielt es für meine Pflicht, die Anerkennung der uns angethanen Ehre dadurch an den Tag zu legen, daß ich ſowohl beim Banket, wie auf dem Ball meinen Mann ſtellte, und auf letzterem von Anfang bis zu Ende keine Tour ausſetzte, obgleich nach damaliger Sitte auf dem Land ein Ballfeſt unter acht Stunden nicht zu Ende war. Ich war gerade im beſten Zuge, als mein Freund Hartmund mich geheimnißvoll bei Seite nahm und mir ſagte:

„Lieber Freund, du mußt mir einen Gefallen erweiſen, von dem das Glück meines Lebens abhängt;“ dabei war ſeine Miene ſo erregt, daß ich etwas ganz Außerordentliches zu erfahren berechtigt war.

„Und worin ſoll denn dieſer Gefallen beſtehen?“ fragte ich.

„Verſprich mir zuerſt, daß du mir keine abſchlägige Antwort gibſt.“

„Mein Wort darauf, wenn es etwas iſt, was ich zu leiſten im Stande bin,“ verſetzte ich.

„Du mußt mich morgen nach Starkenberg begleiten.“

„Nach Starkenberg? Dieß iſt ja acht Stunden weit von hier, und du weißt, daß wir uns vom Garniſonsorte nur ſo weit entfernen dürfen, daß wir das Allarmſignal noch hören können für den Fall, wenn plötzlich der Befehl zum Ausmarſch eintrifft.“

„Ich weiß dieß alles,“ erwiederte Hartmund, „aber bedenke, daß, wie geſagt, mein Lebensglück davon abhängt: ich muß hin, und zwar in deiner Geſellſchaft, denn nur dann kann ich hoffen, meinen Zweck zu erreichen.“

„Wenn es ſich um dein Lebensglück handelt, dann bleibt mir freilich keine Wahl, und ich muß mit; nur begreife ich nicht recht, weßhalb meine Anweſenheit ſo unumgänglich nöthig iſt.“ —

„Das will ich dir ſogleich ſagen. Du kennſt ja mein Intereſſe für Fräulein Louiſe Mengen und weißt, wie ſchwer es mir in der Reſidenz geworden war, mich ihr zu nähern. Eltern und Verwandte haben mir alle möglichen Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſo daß ich nur höchſt ſelten Gelegenheit fand, ihr verſtohlen ein Wort von meiner Leidenſchaft für ſie zuflüſtern zu können. Aus guter Hand weiß ich nun, daß ſie gegenwärtig mit ihren Eltern in der Nähe von Starkenberg auf Beſuch iſt und morgen den Tag dort zubringt. Morgen feiert man dort das ſogenannte Kirſchenfeſt und da kommt alles, was in der Umgegend wohnt, Hoch und Nieder, dort zuſammen, um ſich zu amuſiren. Ich finde Gelegenheit, Louiſe zu ſprechen, und es wird mir dieß um ſo leichter gelingen, wenn du dich etwas mit der Mutter beſchäftigſt, die die erſte Stimme in dem Hauſe hat. Gelingt es mir, mich mit meiner geliebten Louiſe zu verſtändigen, ſo ſpreche ich ſogleich mit den Eltern und marſchire dann beruhigt in's Feld; mag dann kommen, was da will. Ich vertraue dabei viel auf deine Gewandtheit und würde im Voraus am Erfolge verzweifeln, wenn du nicht dabei wäreſt. Du ſiehſt alſo, daß ich dich nicht entbehren kann und dießmal auf deine Freundſchaft rechnen muß.“

Der arme Junge ſah mich zugleich ſo flehentlich bittend an, daß ich, ſelbſt wenn er mein Wort nicht gehabt hätte, ihm unmöglich eine abſchlägige Antwort hätte geben können.

„Wohlan denn,“ verſetzte ich, „es ſei, du kannſt auf mich zählen. Um wie viel Uhr ſoll ich bereit ſein?“

„Punkt ſechs Uhr habe ich den Wagen beſtellt. In vier Stunden ſind wir an Ort und Stelle. Die Pferde ruhen den Tag über aus; wir fahren dann die Nacht hindurch und ſind übermorgen bei guter Zeit wieder hier. Der Marſchbefehl wird hoffentlich innerhalb dieſer vierundzwanzig Stunden nicht eintreffen und ſo riskirſt du nichts,“ ſagte Hartmund. „Ich für meinen Theil habe vom Oberſt ausnahmsweiſe auf einen Tag Urlaub erhalten, um meinen, nur einige Stunden von hier wohnenden Vater zu beſuchen, der aber dießmal ſeinen Sohn entbehren muß, da mich dringendere Angelegenheiten rufen. Er wird es mir gewiß verzeihen, denn ich kann unter den jetzigen Verhältniſſen nicht anders handeln. Alſo um ſechs Uhr bin ich vor deiner Wohnung.“

„Verlaſſe dich auf mich!“ rief ich dem Davoneilenden nach.

So jung ich damals noch war, ſo verhehlte ich mir doch keineswegs die Unannehmlichkeiten, denen ich mich möglicher Weiſe ausſetzte. Zwar war ich völlig dienſtfrei, und wenn nicht etwas ganz Beſonderes vorfiel, ſo bemerkte kein Menſch meine Abweſenheit; wenn aber unglücklicher Weiſe der längſt erwartete Marſchbefehl eintraf, und Niemand den Lieutenant v. Kronburg zu treffen wußte, ſo ſetzte es große Verdrießlichkeiten, das war klar. „Aber,“ ſagte ich mir andererſeits, „es iſt Ehrenſache für dich, deinen beſten Freund nicht im Stiche zu laſſen, und ſo ſei es denn gewagt.“ Um jedoch nicht ganz dem Zufall mich anheim zu geben, ſuchte ich meinen ebenfalls auf dem Balle anweſenden Hauptmann Maier auf, um von dieſem eine Art von Licenz zu erlangen.

„Ich wünſche morgen zu einer Jagdpartie zu gehen,“ ſagte ich dieſem, „und möchte deßhalb bitten, mich, wenn nichts Außerordentliches vorfällt, zu entſchuldigen.“

Der würdige Veteran ſchüttelte lächelnd den Kopf, indem er ſagte: „Urlaub kann ich Ihnen, wie Sie ſelbſt wiſſen, keinen ertheilen, liebſter Herr v. Kronburg, aber ich will auch nicht wiſſen, wo und wie Sie morgen Ihre Zeit zubringen. Aber bedenken Sie nur, daß es morgen Freitag und dieſer ein Unglückstag iſt. Sehen Sie ſich daher wohl vor, daß Sie nicht auf Ihrer Jagd am Ende gar einen Bock ſchießen!“

„Davor werde ich mich zu hüten wiſſen,“ erwiederte ich ebenfalls lachend, indem ich mich zurückzog, um meinen weitern für den Abend eingegangenen Tanzverbindlichkeiten nachzukommen.

Es war fünf Uhr Morgens und folglich heller Tag, als ich nach Hauſe ging, um mich umzukleiden, denn zu dieſer Partie mußte ich mich in Civilkleider werfen. Mit dem Schlage ſechs Uhr hielt mein Freund Hartmund unter meiner Thüre. Ich ſprang hinab, wie wenn ich die ganze Nacht geruht hätte. In geſtrecktem Trabe ging es zum Thore hinaus. Mein Freund theilte mir die letzten Verhaltungsmaßregeln mit, worunter namentlich die gehörten, daß ich dafür Sorge tragen ſolle, daß unſere beiderſeitigen Couverte bei dem gemeinſchaftlichen Mittagsmahle an der Table d'hôte neben der Familie Mengen gedeckt würden und zwar ſo, daß ich an die Seite der Mutter, er aber neben Louiſe zu ſitzen komme. Ich ſolle dann nur die alte Dame recht angelegentlich unterhalten und ihre Aufmerkſamkeit ablenken, dann werde ſich Alles von ſelbſt und ganz leicht machen. Außerdem wußte er noch eine Menge anderer Verhaltungsmaßregeln für mich, die ich bloß mit Kopfnicken zu beantworten brauchte, was mir ſehr lieb war, denn dieß enthob mich der Nothwendigkeit des Sprechens, und ich konnte in die Wagenecke gelehnt gemüthlich ausruhen.

Mit einem Male kam mir ein Brandgeruch in die Naſe und zugleich bemerkte ich auch Rauch, der vom Kutſcherſitze aus in den Wagen drang; auch Hartmund gewahrte es und beide riefen wir zugleich: „Hier muß Etwas brennen!“ So war es auch. Der Kutſcher war auf dem Bocke eingeſchlafen, nachdem er ſich kurz zuvor eine Pfeife angeſteckt hatte. Dieſe war in den zu ſeinen Füßen befindlichen und mit Heu gefüllten Korb gefallen, und dieſer fing an luſtig zu brennen, ohne daß der ſchlaftrunkene Burſche es bemerkte.

„Halt!“ riefen wir mit einem Munde; „halt Kutſcher, der Wagen brennt ja!“ Ehe dieſer ſich aber die Augen recht ausgerieben und ſich überzeugt hatte, was denn eigentlich vorgehe, waren wir beide herausgeſprungen und mit Löſchen beſchäftigt, indem wir den brennenden Plunder auf die Straße warfen. In ein paar Secunden waren wir damit fertig, und der Kutſcher kam mit einem kleinen Schrecken und einem großen Loch in ſeinem Wagenkorbe davon.

„Nun fahr' wieder zu, und bring' die verſäumte Zeit ein!“ ſagte Hartmund, als wir wieder einſtiegen, zum Kutſcher.

„Das macht der Freitag,“ bemerkte ich, „würde Hauptmann Maier ſagen, wenn aber damit das Unglück für den heutigen Tag beſchworen iſt, ſo bin ich mit dieſem kleinen Unglücksfall ſehr wohl zufrieden. Die Schickſalsgötter ſind befriedigt und unſre Brautfahrt wird das glücklichſte Ende nehmen. Jetzt wollen wir uns aber der wohlverdienten Ruhe überlaſſen, denn zur Erfüllung meiner Miſſion muß ich mich durchaus durch ein Stündchen Ruhe ſtärken.“

Zugleich drückte ich mich wieder in die Wagenecke und ſchlief bald feſt ein; auch Hartmund mußte mein Beiſpiel nachgeahmt haben, denn ſonſt hätte es nicht geſchehen können, daß wir uns in einem Walde befunden hätten, ohne daß wir wußten, wie wir hineingekommen, wo der Wagen ſtille ſtand und die Pferde ruhig an einem Randgraben das Gras abſraßen. Von unſerm Kutſcher war aber weit und breit nichts zu entdecken. Anfangs glaubten wir, er habe ſich nur auf einen Augenblick entfernt, und riefen ihn aus Leibeskräften herbei; da aber keine Antwort erfolgte, ſo überzeugten wir uns, daß er, vorläufig auf eine räthſelhafte Weiſe, abhanden gekommen ſei. Wir ſchrieen ſo laut als unſere, an's Commandowort gewöhnte Stimme nur erlaubte; doch

„Nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ſich von Robert eine Spur —“

und nur das Echo trug den Schall ſeines Namens zurück.

Was war zu thun? Hartmund ſah auf die Uhr. „Wir können nicht länger warten,“ ſagte er. „Die Zeit drängt und wir kommen zu ſpät nach Starkenberg. Meine Schuld iſt es nicht, daß der Burſche nicht da iſt. Der Kukuk mag wiſſen, wo er geblieben iſt; er mag nun ſehen, wie er nachkommt. Ich ſetze mich auf den Bock und kutſchire.“

Geſagt, gethan. Hartmund nahm die Zügel in die Hände, riß aus einer Hecke eine lange Gerte heraus, die die Stelle der Peitſche vertrat, die ebenfalls fehlte, und fort ging es über Stock und Stein, ſo raſch die Pferde nur laufen konnten. Ich ließ ihn gewähren, denn ſein, nicht mein Intereſſe ſtand auf dem Spiel.

Kurz nach zehn Uhr erreichten wir Starkenberg, denn Hartmund hatte die verloren gegangene Zeit einzubringen verſtanden. Wir waren unter den erſten Ankömmlingen; dieß war aber auch unſere Abſicht geweſen, denn wir mußten Zeit haben, ungenirt und unbemerkt die nothwendigen Anordnungen treffen zu können. Die erſte beſtand darin, daß wir uns im Gaſthauſe, das zugleich Badhôtel war, da Starkenberg eine nicht unbedeutende Mineralquelle beſaß, ein Zimmer geben ließen, von wo wir unbemerkt alle Ankommenden beobachten konnten, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Dann wurde der Oberkellner inſtruirt, wie er uns neben die Familie Mengen bei Tiſch zu ſetzen habe, die jeden Augenblick eintreffen konnte. Dieſelbe war ihm ſchon durch vier Couverts, die ſie beſtellt hatte, angemeldet. Wir überredeten ihn daher mit der Logik eines ſehr greifbaren Trinkgeldes, daß er die Familie in zwei Theile trenne, durch zwei Couverts auf dieſer und zwei auf der andern Seite des Tiſches, und auf jeder Seite zwei Plätze, einen rechts, den andern links neben ihnen freilaſſe. Dieſe Vorſichtsmaßregel war deßhalb nöthig, weil wir nicht wiſſen konnten, wie die Mengens ſich placiren würden. Sollte er je befragt werden, für wen dieſe offenen Plätze beſtimmt ſeien, ſo ſolle er nur ſagen, er kenne die Leute nicht.

Nachdem auf dieſe Weiſe unſere Dispoſitionen für alle Fälle getroffen waren, ſetzten wir uns hinter halbgeſchloſſene Läden auf den Lauerpoſten; wo uns die jetzt zahlreich eintreffenden Bewohner der Umgegend reichlichen Stoff zur Unterhaltung und zu mancher ſarkaſtiſchen Bemerkung boten, da die meiſten der etwas antediluvianiſchen Toiletten, der Herren ſowohl wie der Damen, unſern, durch frühern Aufenthalt in der Reſidenz verwöhnten Augen oft ſehr komiſch vorkamen. Bis die Glocke das Zeichen zum Eſſen geben würde, durften wir uns nicht blicken laſſen, denn dieß hätte leicht unſern ganzen ſtrategiſchen Plan ſcheitern machen können.

Ehe aber dieſes heiß erſehnte Zeichen ertönte, hatten wir mit unſerm verloren gegangenen Kutſcher einen kleinen Strauß zu beſtehen. Dieſer kam nämlich plötzlich im Schweiße ſeines Angeſichtes und keuchend, ſeinen ſchweren grauen Mantel, der ihn einem Müllereſel nicht unähnlich machte, auf dem Rücken nachſchleppend, die Straße herabgelaufen, auf der wir eine Stunde zuvor angekommen waren. Schon von Weitem ſchrie er Jeden, der ihm begegnete, an und fragte, ob nicht zwei Herren aus Auenſtadt in einer Chaiſe, mit zwei Braunen beſpannt, angekommen ſeien, und da er keine genügende Auskunft darüber erhalten konnte, ſo fragte er wieder und immer wieder, ſo daß der Tölpel uns bald Alles hätte verderben können, wenn wir ihn nicht noch zur rechten Zeit bemerkt hätten. Ich öffnete deßhalb einen Laden ein wenig und rief hinab:

„Franz, komm herauf!"

Kaum hatte er mich erblickt, ſo war er auch ſchon mit zwei Sätzen die Treppe oben und ſtand vor der Thüre, ehe ich noch Zeit gefunden hatte, den zur Vorſicht vorgelaſſenen Riegel zurückzuſchieben.

„Wo in aller Welt biſt du denn geblieben?" rief ich dem Eintretenden entgegen.

„Wo werde ich geblieben ſein? Meinen Mantel hatte ich verloren, der fiel, ohne daß ich's merkte, durch das verdammte Loch in dem Wagenkorb. Als ich es endlich gewahr wurde, hielt ich den Wagen an und lief zurück."

„Warum ſagteſt du uns aber nichts von deinem Vorhaben?"

„Weil Sie beide geſchlafen haben."

„Du hätteſt uns wecken ſollen, denn du haſt uns dadurch in große Verlegenheit geſetzt."

„So! Aber von meiner Verlegenheit ſpricht Niemand, als ich meinen Wagen und meine Pferde nicht mehr fand und nachher zwei Wegſtunden weit hintendrein traben mußte."

„Das war nur eine gerechte Strafe für deine Nachläſſigkeit."

„Die ich mir aber nicht gefallen laſſe." Und nun redete ſich der

Burſche immer mehr in Eifer, wie es bei Leuten dieſer Art ſtets der Fall zu ſein pflegt, wenn man ſie durch Vernunftgründe von ihrem Unrecht überzeugen will, und das Reſultat dieſer Unterredung war, daß Hartmund ſich genöthigt ſah, den immer gröber werdenden Menſchen auszubezahlen und ihm zu erklären, daß wir ſeiner ferneren Dienſte nicht mehr benöthigt ſeien. Trotzig ſteckte er das Geld ein und ging brummend zur Thüre hinaus.

„Die Schiffe haben wir hinter uns verbrannt,“ ſagte ich, als er fort war; „wie kommen wir jetzt wieder heim?“

„Dafür laß mich ſorgen,“ erwiederte mein Freund; „ſei ganz ruhig. Starkenberg liegt zwar nicht auf der Poſtroute, aber auch nur zwei Stündchen von Ellingen entfernt. Dort finden wir Wagen und Pferde, und im ſchlimmſten Falle fährt Nachts eilf Uhr die Dilligence durch, die Morgens um drei Uhr in Neuenſtadt eintrifft. Es handelt ſich alſo blos darum, von hier nach Ellingen zu kommen und dazu kann es heute an Gelegenheit nicht fehlen.“

Dieſe Verſicherung beruhigte mich und überdieß verließ ich mich auf mein Glück, das mich noch auf keiner meiner Reiſetouren im Stiche gelaſſen hatte.

Kurz vor Beginn des Mittagsmahls traf endlich die Familie Mengen ein, beſtehend aus den Eltern, der Tochter und dem alten Onkel, bei dem ſie auf Beſuch in Ellingen waren. Kaum waren ſie aus dem Wagen geſtiegen, ſo ertönte auch ſchon die Tiſchglocke und ſo hätten ſie, ſelbſt wenn ſie Unrath gewittert hätten, gar nicht einmal mehr Zeit gehabt, unſere Anordnungen zu durchkreuzen, denn es waren ſo viele Fremde da, daß man überhaupt froh ſein mußte, wenn man nur einen Platz bekam; von einer Aenderung konnte folglich gar keine Rede ſein. Um ganz ſicher zu gehen, warteten wir, bis wir glaubten, daß die Geſellſchaft nunmehr Platz genommen haben könne, dann gingen wir in den Saal hinab und ſchritten raſch auf unſere Couverte zu. Der gewandte Oberkellner hatte Alles nach unſerem Wunſche geordnet. Die beiden Herren ſaßen auf der einen, die Damen auf der andern Seite des Tiſches, und ehe ſie ſich von ihrem Erſtaunen erholen konnten, hatte Hartmund an Louiſens, ich an der Mutter Seite Platz genommen. Einer Vorſtellung bedurfte es nicht; denn ich kannte die Familie von der Reſidenz her ebenfalls, und ſo nahm ich das Geſpräch ſogleich wie bei alten Bekannten auf.

Es wäre ermüdend, wenn ich erzählen wollte, wie es mir nach und nach gelang, das Eis, das ſich auf der Miene der Frau Mengen abgelagert hatte, wegzuſchmelzen und auch den beiden alten Herren allmälig ein Lächeln abzugewinnen. Es genüge daher die Verſicherung, daß, noch ehe der Braten aufgetragen wurde, die Familie Mengen heiter und guter Dinge, und die Mutter von mir überzeugt war, daß ſie keinen beſſern und ergebenern Schwiegerſohn finden könnte als meinen Freund Hartmund, dem das Hauptmannspatent noch während des Ausmarſches gar nicht fehlen werde. Beim Deſert ſtießen wir ſchon mit Champagner auf glückliche Rückkehr aus dem Vaterlande dieſes edlen Weins und Erfüllung aller unſerer Wünſche an.

Hartmund hatte alſo ſeinen Zweck erreicht, und ich glaubte als gewiſſenhafter Alliirter, der ſeine Schuldigkeit mit aller Aufopferung gethan hatte, nun auch für mich ſelbſt ſorgen zu dürfen; denn ich hatte mir, aufrichtig geſtanden, nicht einmal Zeit zum Eſſen genommen, ſondern hatte die meiſten Schüſſeln an mir unberührt vorübergehen laſſen, um keinen Moment den Faden der Unterredung zu verlieren. Ich ſah mich jetzt im Saale um, um mich unter den jungen Damen zu orientiren, die ſchon etwas ungeduldig zu werden anfingen, da ihnen nach Tiſch das Vergnügen des Tanzens in Ausſicht ſtand, an dem ich mich übrigens nur dann zu betheiligen gedachte, wenn ſich mir ein meiner Aufmerkſamkeit würdiger Gegenſtand präſentiren ſollte. Meine Augen ſchweiften lange unbefriedigt umher, bis ich endlich weit entfernt von meinem Platze, ganz oben am Tiſch, eine Dame mittleren Alters in Halbtrauer und neben ihr ein reizendes junges Mädchen mit ſchwarzen Haaren, faſt ſüdlichem Teint und dunklen, verſchwimmenden Augen von faſt madonnenhaftem Aufſchlage bemerkte. Es waren Fremde, wie mir der dienſtfertige Oberkellner, den ich befragte, berichtete, und erſt ſeit heute im Bade angekommen.

Sobald die Tafel aufgehoben wurde, ſuchte ich eine paſſende Gelegenheit, mich den fremden Damen zu nähern, indem ich, wie aus Schicklichkeits-Rückſichten, mich von der Familie Mengen zurückzog, die bei der Wendung, welche die ganze Angelegenheit plötzlich genommen, wohl Manches mit Hartmund zu reden hatte. Der Zufall kam mir glücklich zu ſtatten, denn eben als ich in die Nähe der fremden Damen kam, waren dieſe aufgeſtanden und ſuchten ihre beim Eſſen abgelegten Hüte. Ich half ſie ihnen finden und führte mich durch dieſe kleine Dienſtleiſtung auf die natürlichſte Weiſe ſelbſt bei ihnen ein, was in einem Bade und bei einem ländlichen Feſte ohnehin weit leichter als anderwärts geht. Ehe ſie den Saal verließen, wußte ich ſchon, daß ſie nach einer kurzen Ruhe zum Balle zurückkehren würden, weil Amalie den Tanz leidenſchaftlich liebe, und ich war ſo glücklich, ſogleich eine Tour von ihr zugeſagt zu bekommen, indem ich mich ohne weitere Ceremonie als Lieutenant von Kronburg präſentirte. „Von Verneuil heiße ich," ſagte die ältere Dame.

„Alſo eine Franzöſin!" rief ich.

„Nur durch Heirath; von Geburt bin ich eine Deutſche. Mein

Mann iſt franzöſiſcher Offizier und derzeit unter General Rapp in Straßburg eingeſchloſſen. Sie begreifen wohl, daß eine belagerte Feſtung kein Aufenthaltsort für Damen iſt; deßhalb ſandte mich mein Mann mit meiner Nichte gleich beim Wiederanfange des Krieges in meine Heimath. Von da beſuchte ich das mir vom Arzt verordnete Bad und deßhalb ſehen Sie uns hier.“

Dieß wurde mir erzählt, während ich die Damen bis zu ihrem Zimmer begleitete, wo ich mich auf baldiges Wiederſehen verabſchiedete, um meine Tiſchgeſellſchaft aufzuſuchen.

Bei dieſer hatte ſich unterdeſſen das alte Sprichwort wieder bewährt: „l'homme propose, femme dispose,“ das wir gemüthliche Deutſche mit: „der Menſch denkt, Gott lenkt,“ frei überſetzen. Fräulein Louiſe Mengen fühlte ſich nämlich durch die unerwartet raſche Wendung, welche ihre Liebesangelegenheit genommen hatte, ſo überglücklich, daß ſie ihre Mutter dringend bat. ſie ihr Glück im ſtillen heimiſchen Kreiſe genießen zu laſſen, und deßhalb ſo bald als möglich den geräuſchvollen Ort zu verlaſſen und nach Ellingen zurückzufahren. Die Mutter, ſtets gewohnt ihrer Tochter Wünſche zu erfüllen, hatte ſogleich eingewilligt, und Papa und Onkel mußten ſich, wiewohl brummend, in den Willen der Damen fügen. Dieß theilte mir Hartmund mit, indem er mich zugleich aufforderte, in dem Familienwagen, der wohl ſechs Perſonen faſſen könne, mit nach Ellingen zurückzufahren, wo wir dann beide bis zur Abfahrt der Diligence bleiben wollten.

„Schönen Dank,“ erwiederte ich, „ich habe deiner zukünftigen Frau Schwiegermutter heute genug die Cour gemacht; überdieß iſt bei der Familienſcene, die nun geſpielt werden wird, jeder Dritte eine höchſt überflüſſige Perſon; auch könnte ich, ſelbſt wenn ich wollte, jetzt noch nicht fort, da auch ich ſoeben meine Hand vergeben habe.“

„Wie! Du ſcherzeſt!“ rief Hartmund erſtaunt.

„Nur für eine Tanztour,“ erwiederte ich. „Beruhige dich, aber ich will deßhalb doch mein Wort löſen, und zwar, wie ich dich verſichern kann, thue ich dieß ſehr gern.“

Ich erzählte nun kurz von der Bekanntſchaft, die ich ſoeben gemacht hatte, und wir kamen überein, daß ich noch vor eilf Uhr in Ellingen eintreffen ſollte, um die Diligence benützen zu können. Hartmund ſolle zwei Plätze beſtellen und ſich nicht weiter um mich kümmern, da ich ſchon Mittel und Wege finden werde, nach Ellingen zu gelangen. So ſchieden wir, und kurz darauf fuhr mein Freund mit der Familie Mengen weg.

Unterdeſſen hatte der Ball ſeinen Anfang genommen und Frau v. Verneuil erſchien bald darauf richtig mit ihrer Nichte, mit der ich nicht nur eine, ſondern drei oder vier Touren tanzte, da das junge Mädchen nicht nur eine ausgezeichnete Tänzerin, ſondern auch eine äußerſt anziehende Geſellſchafterin war. Sie verſtand ſo vortrefflich zu plaudern, und war dabei ſo voll natürlicher Anmuth und Ungezwungenheit, daß ich mich aus ihrer Nähe gar nicht mehr zu trennen vermochte. Wenn ſie mit Andern tanzte, ſo unterhielt ich mich währenddem mit ihrer Tante, in der ich immer mehr eine Frau von Geiſt und der beſten Erziehung erkannte und ſo kam der Abend raſch heran, wo die Trennungsſtunde ſchlug. Frau v. Verneuil bedauerte, nicht länger verweilen zu können, da ſie durch den langen Aufenthalt in dem heißen Saale jetzt ſchon ſich ſchwer gegen das Verbot des Arztes verſündigt habe, weßhalb ſie ſich zurückziehen und Ruhe auf ihrem Zimmer ſuchen müſſe. Amelie mußte ihr folgen, obgleich ich wohl bemerkte, daß ſie gerne noch länger und zwar, wie ich mir ſchmeichelte, um meinetwillen geblieben wäre; denn ſie blickte mich bei dem Ausſpruche der Tante mit einem ſo aufrichtig bedauernden Blicke an, daß ich wohl mit Recht hoffen durfte, daß meine raſch aufgeloderte Leidenſchaft für ſie nicht ganz unerwiedert geblieben ſei.

„Nach beendigtem Feldzuge ſehen wir Sie vielleicht bei uns in Straßburg, wohin ich zurückkehren werde, ſobald es die Umſtände erlauben,“ ſagte Frau v. Verneuil, wofür ich ihr dankend die Hand küßte, mit der Verſicherung, daß ich ihrer liebenswürdigen Einladung gewiß Folge leiſten werde, wenn es in meiner Macht ſtehe. Damit zogen ſich die Damen zurück.

Bis dahin hatte ich nicht daran gedacht, einen Schritt zu meinem Wegkommen von Starkenberg zu thun; wie hätte ich auch daran denken können, da ich mich zu behaglich und zu glücklich gefühlt hatte. Jetzt galt es mich ernſtlich umzuſehen, und der, wie ein Damoklesſchwert über mir hängende Marſchbefehl, den ich in jugendlichem Leichtſinn gänzlich vergeſſen hatte, fiel mir centnerſchwer auf die Seele. Der Oberkellner wurde wieder in Requiſition geſetzt und mußte jetzt überall herumrennen und ſich erkundigen, ob nicht in einem der nach Ellingen fahrenden Wagen ein Plätzchen für mich zu finden ſei. Nach einer halben Stunde kam er aber mit der troſtloſen Nachricht zurück, daß alle Chaiſen ſchon über und über voll ſeien und es rein unmöglich ſei, in irgend einer mich noch aufzunehmen. Ich möchte mich ſelbſt überzeugen, meinte er, und ich werde finden, daß er überall vergebens angefragt habe. Ein einziger Kutſcher aus Neuenſtadt ſei da, der habe aber erklärt, er fahre nicht, den Grund habe er ihm nicht angegeben; vielleicht wäre ich glücklicher als er, wenn ich mich ſelbſt umthun wolle.

Ich fand die Ausſage des Oberkellners nur zu ſehr beſtätigt; denn überall bedauerte man, daß ich mich nicht früher gemeldet, allein wegen des unterdeſſen eingefallenen Regens hatten ſich ſchon vor mir eine Menge zu Fuße angekommener Gäſte bei den zu Wagen Anweſenden unterzubringen geſucht, und ſo ſah ich wohl ein, daß mit dem beſten Willen für mich nichts geſchehen konnte. Es blieb mir alſo nichts übrig, als mich an Franz zu wenden, denn dieſer und kein Anderer war der Neuenſtadter Kutſcher. Franz ſpielte aber den Beleidigten und forderte, als ich dieß nicht merken wollte, eine ſo enorme Summe, daß ich ihm das Wort „unverſchämt“ in’s Geſicht warf, und ihm den Rücken wandte in der Ueberzeugung, daß er ſich eines Beſſern beſinnen werde.

Es war ſieben Uhr, ich hatte alſo noch beinahe vier Stunden Zeit. Hätte es nicht in Strömen geregnet, ſo würde ich mich ohne Weiteres ſogleich zu Fuß auf den Weg gemacht haben, aber ohne Schirm und ohne Mantel wollte ich dieß doch nur in der äußerſten Noth thun. Zu einer Fußpartie war es ja auch um acht Uhr noch Zeit, und bis dahin konnte ſich der Himmel wieder aufgehellt haben, da der Regen nur die Folge eines Gewitters war. Ich beſchloß alſo mir ein Zimmer anweiſen zu laſſen, wo ich eine Stunde ausruhen konnte, denn das Gemach, welches wir vor Tiſch inne gehabt hatten, war an unterdeß angekommene Badgäſte verliehen worden. Der Wirth bedauerte, im Augenblicke nur noch einen kleinen Saal in einem abgelegenen Theile ſeines Hauſes zur Verfügung zu haben, in welchem aber einige Betten ſtünden. Mir war das ganz gleichgültig, denn ich wollte ja nur ein wenig ruhen, was jetzt für mich um ſo nothwendiger war, als ſich ein heftiger Kopfſchmerz eingeſtellt hatte, an dem ich in meiner Jugend nach großer Erhitzung und ſchnell darauf erfolgter Abkühlung öfters litt, der aber immer wieder bald ſich legte, wenn es mir gelang, nur ein Viertelſtündchen zu ſchlafen.

Ich war daher ganz glücklich, als ich in dem abgelegenen, einſamen Sälchen auf eines der dortigen Betten mich ausſtrecken konnte. Mein Entſchluß war bald gefaßt; ich wollte ein wenig ſchlafen, denn daß ich bald wieder erwachen werde, darauf konnte ich mich verlaſſen; dann wollte ich bei Franz noch einmal einen Verſuch machen und, wenn auch dieſer fehlſchlage, als gewandter Fußgänger mein Heil verſuchen. Damit ſchloß ich die Augen und eben wollte ſich der erſehnte Schlummer auf meine müden Augenlider herabſenken, als ich durch das Kratzen von ein Paar ſchlechten Violinen und die kreiſchenden Töne einer Clarinette aus meiner ſüßen Behaglichkeit aufgeſchreckt wurde. Die Thüre wurde aufgeriſſen und herein kamen eine Menge Dorfbewohner männlichen und weiblichen Geſchlechts mit Talglichtern in der Hand, um hier ihren Ball zu halten; für mich blieb nichts übrig als auf’s Schnellſte die Flucht zu ergreifen.

Von Neuem trat ich meine Wanderung an, um zu ſehen, ob die Chancen ſich unterdeſſen nicht günſtiger für mich geſtaltet hätten, allein ſie waren noch ſchlechter geworden als zuvor, denn ſeitdem waren viele Perſonen weggefahren. Noch immer regnete es ſehr heftig. Mein einziger Retter in der Noth blieb alſo Franz. An dieſen wandte ich mich daher abermals und zwar dießmal in begütigendem Tone. Er ſchien auch milder geſtimmt zu ſein und willigte endlich ein, mich zu fahren, obgleich er einen Preis verlangte, der noch immer das Dreifache des gewöhnlichen Betrags überſtieg. „Er wolle nur noch ſeine Pferde vorher füttern und ich möchte mich daher eine halbe Stunde gedulden,“ ſagte er. Dieſe Friſt konnte ich ihm gewähren, da mir noch immer Zeit genug blieb.

Die halbe Stunde verſtrich, die ich, in eine einſame Ecke des Saals gedrückt, auf einem Stuhle verbrachte. Als ich aber nach Ablauf dieſer Zeit endlich nachſah, ob mein Wagen nicht bald vorfahre, erklärte mir Franz mit höhniſchem Lachen, daß eines ſeiner Pferde durch uns krumm geworden ſei und heute nicht mehr aus dem Stalle könne, ich möchte ihm verſprechen, was ich wolle. Der Burſche hatte alſo mich blos zum Beſten gehabt, denn ſpäter erfuhr ich, daß er ſich für den folgenden Tag an einen Herrn verdingt hatte, der ihn zu einer Reiſe auf mehrere Wochen gemiethet. Es war unterdeſſen halb neun Uhr geworden und es regnete ſtärker als je.

Jetzt galt es einen verzweifelten Entſchluß zu faſſen, denn ich mußte um jeden Preis vor Abgang der Diligence in Ellingen ſein, weil ich ſonſt unmöglich am Morgen in meiner Garniſon hätte eintreffen können. Eben wollte ich, Wind und Wetter trotzend, den Weg zu Fuß antreten, als ich auf einen entfernten Bekannten ſtieß, der mich lächelnd fragte, wohin ich ſo eilig wolle.

„Nach Ellingen und zwar zu Fuß,“ erwiederte ich, „weil ich keinen Wagen gefunden habe, der mich aufgenommen hätte.“

„Da können Sie ja mit mir fahren,“ ſagte dieſer. „Wir waren im Herweg unſer Vier, nun bleibt aber einer aus unſerer Geſellſchaft hier zurück, weil es ihm ſo gut gefallen hat, wie er ſo eben erklärte. Dadurch iſt ein Platz in unſerm Wagen frei geworden.“

„Das iſt Hülfe in der äußerſten Noth,“ rief ich; „aber ich muß ſogleich fort, denn ich muß vor eilf Uhr in Ellingen eintreffen.“

„Das iſt auch meine und meiner Freunde Abſicht und unſer Wagen iſt bereits vorgefahren; verlieren wir alſo keine Zeit!“

Wir wollten eben einſteigen, als einige betrunkene Bauern, die ſich ſchon lange herumgezankt hatten, hart vor unſerm Wagen in Thätlichkeiten geriethen; ihre Kameraden von der einen oder andern Seite miſchten ſich in den Streit und bald gab es eine allgemeine Prügelei, bei der in der Dunkelheit Alle auf einander ſchlugen, gleichviel, ob Feind oder Freund davon getroffen wurde. Unſer Kutſcher wurde, ehe er ſich's verſah, mit in den Kampf verwickelt, obgleich er nur ſeine Pferde hatte ſchützen wollen, die bei dem Spektakel um ſie herum ſcheu zu werden drohten; und als Polizei und Gendarmen einſchritten, wurde er mit den übrigen Kämpfenden arretirt. Wir konnten alſo nicht wegfahren. Ein neuer Zeitverluſt! Der arme Teufel mußte frei gemacht werden, denn er hatte nichts verbrochen, was Niemand ihm beſſer bezeugen konnte als wir; wir durften ihn daher nicht im Stiche laſſen. Mein Bekannter eilte deßhalb auf das Polizeiamt, wo es ihm glückte, den Arreſtanten frei zu bekommen, da ihm der Beweis nicht ſchwer fiel, daß ſein Kutſcher bei der Prügelſcene gar nicht hatte betheiligt ſein können. Darüber war wieder eine Viertelſtunde verloren gegangen, und eben ſchlug es drei Viertel auf neun Uhr, als unſere Pferde ſich in Bewegung ſetzen wollten. In dieſem Augenblick kam ein Poſtillon mit einer Extrapoſtchaiſe angejagt und fuhr, wahrſcheinlich in der Freude ſeines Herzens, in der Ausſicht auf ein reichliches Trinkgeld, ſo hart an unſerm Wagen vorbei, daß er das Vorderrad deſſelben morſch abfuhr. Unſere Chaiſe ſenkte ſich ſanft nach Vorwärts und wir mußten ausſteigen, denn an ein Weiterkommen mit derſelben war jetzt nicht mehr zu denken. Da ſtanden wir und ſahen einander fragend an, was nun zu thun ſei. An und für ſich war die Frage leicht zu beantworten, denn wir brauchten nichts weiter als einen andern Wagen. Aber woher dieſen bekommen? Da konnte nur der Wirth Auskunft geben. Er erſchien, bedauerte aber, nicht aushelfen zu können, da er ſchon längſt alles, was nur entfernt einem Fuhrwerk glich, ausgeliehen und weggegeben hatte. Er wußte nur noch zwei Wagen in ſeinem Hauſe, wovon der eine einem Kutſcher aus Neuenſtadt, der andere der Frau v. Verneuil gehöre. Mit Franz war nichts anzufangen; denn dieſer und kein Anderer war wieder der Kutſcher aus Neuenſtadt. Es wäre alſo vergebliche Verſchwendung von Zeit und Mühe geweſen, ſich an dieſen Menſchen zu wenden. Aber Frau v. Verneuil? An dieſe konnte ich mich wenden und durfte hoffen, keine abſchlägige Antwort zu bekommen.

„Sehen Sie ſchnell nach, ob die Damen noch wach und geneigt ſind, einen Herrnbeſuch entgegen zu nehmen," rief ich dem Wirthe zu, „und melden Sie mich in dieſem Falle. Ich laſſe mich höflichſt entſchuldigen, aber es handle ſich um eine ſehr dringende Angelegenheit. Eilen Sie deßhalb, ich bitte."

Um keine Zeit zu verlieren, folgte ich dem Wirthe auf dem Fuße nach, der glücklicher Weiſe ſogleich wieder mit der Nachricht erſchien, daß ich den Damen willkommen ſei.

Ich entſchuldigte meine ſcheinbare Zudringlichkeit und erzählte mit wenigen Worten, wie es mir ergangen, und in welcher großen Verlegenheit ich mich befinde, die allein mich veranlaßt habe, das Geſuch um Ueberlaſſung des Wagens an Frau v. Verneuil zu ſtellen. Ehe ich noch recht mit meiner Erzählung zu Ende war, hatte dieſe ſchon geklingelt und ihrem eintretenden Diener befohlen, ihren Wagen ſogleich zu meiner Dispoſition zu ſtellen, und als ich ihr dafür danken wollte, ſagte ſie mir auf die graziöſeſte Weiſe:

„Keinen Dank jetzt, Herr v. Kronburg, denn ich ſehe ſchon, daß wir in Ihrer Schuld ſind, da nur Ihre Galanterie gegen uns Sie in die jetzige mißliche Situation gebracht hat.“

Amelie blickte mich dabei freundlich lächelnd an und beide Damen reichten mir zum Abſchied die Hand, indem Frau v. Verneuil faſt ernſt hinzuſetzte:

„Auf glückliches und fröhliches Wiederſehen!“

Dieſe Bemerkung beflügelte meine Schritte, denn ſie hatte offenbaren Bezug auf die Kriegsverhältniſſe und — den Marſchbefehl, bei deſſen Erinnerung es mir kalt über den Rücken lief; denn eben ertönte vom Thurme die zehnte Stunde.

Als ich auf der Straße ankam, war der Wagen der Frau v. Verneuil ſchon aus der Remiſe geſchoben und unſer Kutſcher im Begriff ſeine Pferde vorzuſpannen. Auf meine Bitte, ſich möglichſt zu beeilen, verſicherte er mich beruhigend, daß er in drei Viertelſtunden bequem in Ellingen eintreffen könne, und bald hatten wir auch Starkenberg im Rücken. Im raſcheſten Laufe ging es auf der wohlunterhaltenen Chauſſee fort und ich pries ſchon meinen glücklichen Stern, der mir auch dießmal wieder in einer großen Verlegenheit geleuchtet hatte, als wir in einen etwas abſchüſſigen Hohlweg kamen, der erſt kürzlich neu mit Steinen beſchüttet worden war. Plötzlich hielt unſer Kutſcher fluchend an, denn mitten im Wege ſtand ein mit zwei Pferden beſpannter Holzwagen, an dem man weder rechts, noch links vorüberkommen konnte.

„Weich doch aus, du Tölpel!“ rief unſer Kutſcher dem Bauern zu, als er ſah, daß dieſer entfernt dazu keine Anſtalt machte.

„Wenn ich könnte, würde ich es von ſelbſt thun,“ erwiederte dieſer, „aber du ſiehſt ja, daß ich hier ſtecken geblieben bin und mich nicht von der Stelle rühren kann. Ich hab's gleich meinem Herrn geſagt, daß ich mit zwei Pferden den ſchweren Wagen nicht durchbringe, jetzt ſitz' ich in der Patſche und muß bis morgen drinn bleiben, wenn du mir deine Pferde nicht vorſpannſt und mir aus dem verdammten Loch hinaushilfſt.“

Wir ſtiegen aus, um zu unterſuchen, ob nicht wenigſtens die leere Chaiſe vorbeipaſſiren könnte. Es war aber rein unmöglich und ſo blieb nichts übrig als auf den Vorſchlag des Bauern einzugehen und unſere Pferde ſeinem Wagen vorzuſpannen. Dieß half; aber bis der Hohlweg zurückgelegt und die glatte Chauſſee erreicht war, war eine koſtbare Viertelſtunde verfloſſen, und als wir uns endlich wieder in Bewegung ſetzen konnten, deutete der Zeiger meiner Uhr beim Schein der Laternen auf halb eilf Uhr.

„Jetzt, Schwager, gilt es,“ ſagte ich zum Kutſcher; „ein doppeltes Trinkgeld, wenn du uns noch zur rechten Zeit nach Ellingen bringſt; denn ein Paar Minuten Verſpätung machen alle Mühe und Anſtrengung vergebens, weil dann die Diligence nach Neuenſtadt abgefahren iſt.“

„Ich werde mein Möglichſtes thun,“ erwiederte der Burſche, die Peitſche ſchwingend, mit der er ſeine Pferde zum Jagdgalopp antrieb.

So ſchnell es auch vorwärts ging, ſo ging es für meine Ungeduld doch noch immer zu langſam, und mir wollte es faſt ſcheinen, als wenn der Zeiger meiner Uhr, die ich nicht mehr aus der Hand ließ, ganz ungewöhnlich ſchnell, noch raſcher als die Pferde ihren Raum, den ſeinigen durchlieſe. Endlich tauchten die Lichter von Ellingen in der Ferne auf; allein es war auch nur noch fünf Minuten vor eilf Uhr. „Fahr zu, fahr zu!“ rief ich dem Kutſcher, „ſonſt kommen wir zu ſpät.“ Und abermals trieb dieſer die Pferde zu noch raſcherem Laufe an, ſo daß wir ein paar Mal nahe daran waren, umgeworfen zu werden. Endlich war das Thor des Städtchens erreicht. Es war geſchloſſen. Neuer Aufenthalt. Der Thorwart, der nicht ſo viele Eile hatte, wie ich, kam gemächlich mit ſeiner Laterne, öffnete langſam die Flügel und trat dann an den Wagen, um wegen des Einlaßgeldes nachzuzählen, wie viele Perſonen darin ſäßen. Vom Thurme des Städtchens brummte die eilfte Stunde und in der Ferne ertönte das Horn des Poſtillons als Zeichen zur Abfahrt der Diligence. Der Thorwart ließ ſich nicht aus ſeiner Faſſung bringen, ſondern zählt gemächlich: „Fünf Perſonen mit dem Poſtillon und zwei Pferde macht 37 Kreuzer,“ und als ich ihm ein größeres Geldſtück zuwarf, auf das er hätte herausgeben müſſen, wollte er erſt noch zum Wechſeln in ſein Zimmer zurückkehren, weil er nicht hinreichend Münze bei ſich hatte.

„Behalten Sie's und laſſen Sie uns paſſiren,“ rief ich, von Ungeduld faſt verzehrt, obgleich ich kaum mehr hoffte, daß wir noch vor Abfahrt der Diligence an die Poſt gelangen würden.

„Erlauben Sie,“ erwiederte der pflichtgetreue ſtädtiſche Diener, „das darf ich nicht. Das würde mich meinen Dienſt koſten, wenn die Herren*) erführen, daß ich Ihnen mehr Geld abgenommen hätte, als ich tarifmäßig berechtigt bin.“

„Sie nehmen es mir ja nicht ab, ſondern ich ſchenke es Ihnen aus freien Stücken,“ rief ich, denn zum zweiten Mal tönte das Poſthorn die Straße herauf als Mahnungszeichen für ſäumige Paſſagiere, daß es die höchſte Zeit ſei zu erſcheinen, widrigenfalls die Diligence ohne ſie abfahren würde.

---

*) Mitglieder des Gemeinderaths.

„Ich darf aber kein Geſchenk annehmen, ſondern werde Ihnen herausgeben, was Ihnen gebührt,“ verſetzte der Thorwart, indem er gemüthsruhig ſeinem Wohnhäuschen zuſchritt, um dort die nöthige Münze zu holen.

„Nehmen Sie das Geld in Empfang,“ rief ich meinen Bekannten zu, „denn ich kann keine Minute länger mich aufhalten. Meinen Dank für die Gefälligkeit, daß Sie mich hieher mitgenommen haben, erſpare ich bis nach meiner Rückkehr aus dem Felde, wenn wir uns wieder treffen.“ Damit machte ich den Wagenſchlag auf, drückte dem Kutſcher das verſprochene Trinkgeld in die Hand und lief ſo ſchnell ich konnte, die Straße hinab der Poſt zu.

Unterdeſſen war der Thorwart mit der Münze an den Wagen zurückgekommen und als er bemerkte, daß ich nicht mehr darin ſaß, rief er aus Leibeskräften: „Halten Sie, halten Sie mein Herr!“

Dieſer Ruf erweckte einen in der Nähe ſtationirten Gendarmen, der auf einer Bank in ſeinem Schilderhauſe geſchlafen hatte; er ſprang auf und ſetzte der durch das Dunkel dahin eilenden Geſtalt nach, in der Meinung, es handle ſich um einen Dieb oder einen Reiſenden, der ſich der Bezahlung des Thorgeldes durch die Flucht zu entziehen ſuche. Mein Vorſprung war aber zu groß und er hätte mich nicht eingeholt, wenn nicht gerade ein Nachtwächter aus einer Seitenſtraße herausgekommen wäre. Dieſer ſieht einen fliehenden Menſchen, dem ein Gendarme auf dem Fuß folgt, der mit Stentorſtimme ein Halt! um das andere nachruft. Auch er hielt mich für einen Verbrecher, und ehe ich mich verſehe, faſſen mich von hinten zwei nervige Arme. Ich war ein Gefangener. Eine lange Explikation war nicht möglich; denn jede Sekunde war der größte Zeitverluſt, da währenddem die Diligence abfahren konnte. Ich keuchte daher nur die Worte heraus:

„Folgen Sie mir zur Poſt, dort wird ſich Alles aufklären.“

„Ich laſſe Sie nicht los, bis der Gendarme da iſt,“ erwiederte der Nachtwächter.

Der Poſtillon blies gerade zum dritten Male, als der Gendarme bei uns anlangte und mir im Namen des Geſetzes verkündigte, daß ich ſein Arreſtant ſei. Kaum aber hatte er die Sentenz ausgeſprochen, als er beim Scheine einer über uns hängenden Laterne mich erkennend ausrief:

„Herr Lieutenant v. Kronburg. Verzeihen Sie, Herr Lieutenant, aber —“ der Mann war früher Unteroffizier im Leibregiment geweſen.

„Sie hielten mich in der Dunkelheit für einen entfliehenden Verbrecher und thaten Ihre Schuldigkeit. Halten Sie mich aber nicht länger auf, denn meine Eile gilt nur der Diligence, die wahrſcheinlich jetzt ohne mich abgefahren iſt.“

Dieß war aber glücklicher Weiſe nicht der Fall, denn das Haltrufen des Gendarmen hatte meinen Freund Hartmund aufmerkſam gemacht und veranlaßt, den Conducteur zu überreden, noch einige Minuten zu warten. Er war feſt überzeugt, daß der Ruf von mir ausgegangen ſei, da er bis zum letzten Augenblick die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, daß ich noch eintreffen würde. Mit einem Sprunge war ich in der Diligence an der Seite meines Freundes, dem ein ſchwerer Stein vom Herzen genommen ſchien, als er mich leibhaftig und wohlbehalten im Wagen ſitzen ſah.

„Wie froh bin ich, daß du noch zu rechter Zeit eingetroffen biſt,“ ſagte Hartmund, nachdem die Aufregung ſich gelegt und wir gemüthlich plaudernd neben einander ſaßen; „die Verlegenheit wäre grenzenlos geweſen; denn für heute Nacht waren gar keine Pferde mehr hier aufzutreiben, da das Kirſchenfeſt ſie heute nach allen Weltgegenden zerſtreut hat. Wir hätten alſo hier über Nacht bleiben müſſen, und wären morgen kaum vor Mittag nach Neuenſtadt gekommen.“

„So iſt's freilich beſſer,“ erwiederte ich; „wenn es aber dießmal glücklich ablauft, ſo ſoll dieß heute mein letzter Fähnrichſtreich ſein. Doch jetzt erzähle mir, wie ſteht es mit dir?“

Hartmund berichtete mir nun, daß er erklärter Bräutigam von Fräulein Louiſe Mengen ſei, und, wenn er glücklich aus dem Felde zurückkehre und die Hauptmanns-Epaulette auf ſeiner Schulter ſitze, ſeiner Verbindung nichts mehr im Wege ſtehe. „Dieß Alles danke ich dir und deiner uneigennützigen, aufopfernden Freundſchaft,“ ſagte er einmal über das andere, mir die Hand drückend.

Ich erzählte ihm dafür, wie es mir ergangen, indem ich am Schluſſe hinzuſetzte: „Zwar komme ich nicht als erklärter Bräutigam zurück, hoffe aber nach glücklich beendigtem Feldzuge, es ebenfalls zu werden.“

Wir hatten ſo viel zu erzählen und zu ſprechen und waren überhaupt in ſo angenehm erregter Stimmung, daß keiner von uns daran dachte, ſich dem Schlafe hinzugeben, obgleich wir die Nacht vorher ebenfalls nicht geſchlafen hatten. Um drei Uhr Morgens waren wir in Neuenſtadt. Das ungewöhnlich bewegte Leben zu ſo früher Stunde deutete auf ein ungewöhnliches Ereigniß. So war es auch. Der Marſchbefehl war im Laufe des geſtrigen Tages eingetroffen, und um vier Uhr ſollte das Regiment aufbrechen. Als ich in mein Quartier kam, fand ich bereits meinen Bedienten, der mich ſehnlichſt erwartete.

Ich hatte noch gerade Zeit, die Uniform anzuziehen, um dann ſogleich in die Kaſerne mich zu begeben. Gepackt hatte ich glücklicher Weiſe ſchon früher; es hielt mich alſo wenigſtens dieſe Obliegenheit nicht auf, und ſo war ich unter den Offizieren einer der Erſten auf dem Platze. Als mein alter, würdiger Hauptmann bei der Compagnie erſchien, hatte ich die Mannſchaft ſchon inſpicirt und konnte ihm gewiſſenhaft Rapport erſtatten, daß Alles in Ordnung ſei. Er lächelte zufrieden, indem er ſagte:

„Ich ſehe ſchon, Sie haben auf Ihrer Jagd Glück gehabt und haben keinen Bock geſchoſſen.“

„Wenig fehlte, ſo wäre mir dieß doch bald paſſirt,“ erwiederte ich, ebenfalls lächelnd.

„Daran wäre blos der Freitag Schuld geweſen,“ ſagte er, indem er mir ſcherzend mit dem Finger drohte. „Es hätte mir Leid gethan, wenn ich Sie auf dem Marſch einige Tage als Arreſtant hätte mit mir führen müſſen, denn im Dienſt, das wiſſen Sie ja, verſtehe ich keinen Spaß. So lange aber dieſer nicht Noth leidet, ſo gilt bei mir der Grundſatz: Leben und leben laſſen. Ich war auch einmal jung.“

Während des Marſches erzählte ich meinem Vorgeſetzten meine geſtrigen Erlebniſſe, die ihm öfters ein herzliches Lachen abnöthigten, indem er immer wieder darauf zurückkam, daß an all dem nur der Freitag die Schuld trage; dieſer ſei und bleibe ein Unglückstag.

Wir marſchirten an jenem Tage acht Stunden weit und ich darf wohl ſagen, daß ich kaum in meinem Leben je mehr ſo ermüdet wurde und mich ſo ſehr in's Quartier ſehnte, wie damals. Das Geſchick hatte es aber anders beſchloſſen und ich ſollte noch weitere Gelegenheit bekommen, mich auf die bevorſtehenden Strapazen vorzubereiten; denn, im Stationsorte angekommen, traf mich die Tour auf die Wache und ſo war es mir auch die dritte Nacht nicht vergönnt, mich der Ruhe hinzugeben. Ich ſchwelgte dafür um ſo ungeſtörter in der Erinnerung, doch nahm ich mir zugleich feſt vor, nie wieder mich in eine ähnliche Lage durch meinen Leichtſinn zu verſetzen, und ich hielt mir Wort. Zugleich befeſtigte ſich aber auch in mir der Grundſatz, gegen meine Untergebenen, wenn ich einmal in höhere Stellung vorgerückt ſein würde, dieſelbe Toleranz zu üben, die man mir hatte angedeihen laſſen. Ob ich mir auch hierin Wort gehalten, dieß, meine Herren, mögen Sie beurtheilen.“

„Gewiß haben Sie dieß, Herr Oberſt,“ riefen alle Gäſte, wie aus Einem Munde, und die Champagnergläſer erklangen mit einem donnernden Hoch auf das Wohlergehen des verehrten Vorgeſetzten.

„Nun, und der verſprochene Beſuch bei Frau v. Verneuil, Herr Oberſt?“ fragte Lieutenant Henrichs.

„Den ſtattete ich pflichtmäßig in Straßburg ab, nachdem General Rapp capitulirt hatte und wir nach erfolgtem Frieden im Cantonnement im Elſaß lagen. Meine Frau iſt Niemand anders als Fräulein Amalie de la Motte, deren erſte Bekanntſchaft ich in Starkenberg gemacht hatte.“

Ein armer Teufel.

Von * * *

Es war im September des Jahres 1854, als ich an einem prächtigen Herbſttage von einem kleinen Ausfluge nach Belgien wieder in Frankreich ankam. Früh Morgens hatte ich Namur verlaſſen und wanderte fröhlich und wohlgemuth über Berg und Thal. Selten noch war mir der Himmel ſo klar, die Luft ſo rein, die Erde ſo ſchön und grün erſchienen. Nach einigen Stunden dieſes erquickenden Marſches gelangte ich gerade zu rechter Zeit zur Douane von Giret. Die Poſtwagen ſtanden ſchon bereit, die Pferde geſattelt und geſchirrt, und ich wollte eben das Coupé der Diligence beſteigen, als ich ſah, wie der Condukteur einen Soldaten, der ebenfalls in's Coupé zu treten im Begriffe ſtand, an den Armen zurückhielt, und ihm in etwas brutalem Tone zurief: „Halt, das da iſt nicht Ihr Platz. Sie haben für die Rotunde bezahlt, treten Sie in die Rotunde!“

„Mein Gott, Herr,“ entgegnete der Soldat in bittendem Tone, „die Rotunde iſt beſetzt, ich wollte mich hineinſetzen, aber es war unmöglich, ich wäre erſtickt. Ich bin krank. Könnten Sie mich nicht aus Mitleid hier einſteigen laſſen?“

„O ja, wenn Sie den Mehrbetrag bezahlen!“

„Den Mehrbetrag?“ wiederholte der Soldat traurig und griff mit der Hand an ſeine Weſtentaſche, an deren glattem Anliegen man jedoch deutlich erkennen konnte, daß ſich nicht viel harte Thaler darin befanden.

„Wohin reist dieſer Mann?“ frug ich den Conducteur.

„Nach Meziéres, mein Herr; er hat für die Rotunde bezahlt, und das iſt eine Differenz von . . .“ (ich mag nicht wiederholen wie unbedeutend dieſe Differenz war).

„Gut,“ ſagte ich, „laſſen Sie ihn hier eintreten, ich bezahle den Reſt.“

„Wohlan!“ rief der Conducteur, indem er ſich auf die Imperiale hinaufſchwang, „he! hü! Poſtillon, fahr' zu!“

Und luſtig trabten die munteren Roſſe vorwärts.

Der Soldat ſah mich an mit einem unbeſchreibbar matten, krankhaft matten Blick. Ohne ein Wort zu reden drückte er ſich ſodann in die Ecke des Coupé, gleich als ob er mir durch ſeine Furcht, mich zu geniren, ſeine Dankbarkeit ausdrücken wollte. Während ſeines Geſprächs mit dem Conducteur hatte ich ihn nur flüchtig betrachtet, jetzt aber, da ich ihn näher beſah, erſchrack ich über ſeine Magerkeit, Bläſſe und die Verzerrung ſeiner Geſichtszüge. Unter den Falten ſeiner militäriſchen Hoſe und Jacke erkannte man die abgemagerten Glieder, die ſeit lange die Rundung und Völligkeit verloren hatten, welche ſie zu der Zeit beſaßen, da die Kleider angemeſſen und gemacht worden waren. Seine hohlen, tiefliegenden Augen, ſein bleiches und längliches Geſicht zeigten die Spuren der Verheerungen einer ſchweren Krankheit. Da alle Wagenfenſter herabgelaſſen waren, bat er mich um die Erlaubniß, einige derſelben ſchließen zu dürfen, und knöpfte ſeine Weſte und Jacke bis an das Kinn zu. Ich dachte, daß ihn friere, und bot ihm einen Theil meines Mantels an, deſſen eines Ende er ſchüchtern über ſeine Kniee breitete. Einen Augenblick darauf legte er ſeine Hand auf's Herz und athmete mit großer Anſtrengung tief und ſchwer auf.

„Sie leiden?“ frug ich.

„O ja,“ antwortete er, mühſam Athem holend.

„Und woran? welches iſt Ihr Uebel?“

„Ein Uebel, welches ich ſchon lange trage, ein heftiges Herzklopfen ſeit meiner früheſten Jugend. Als ich conſcriptionspflichtig ward, hatte mein Vater geglaubt, dieſes Leiden würde mich frei machen. Aber man wollte es nicht erkennen, man glaubte mir nicht. Das Regiment, in welches ich eintreten mußte, war in Garniſon in Beſançon, wo die friſche Bergluft, wie die Aerzte ſagen, mir ſehr nachtheilig geweſen iſt. Jetzt begebe ich mich nach Mezières vor eine Prüfungs-Commiſſion, um mich noch einmal muſtern zu laſſen.“

„Es iſt vorauszuſetzen,“ ſagte ich, „daß dießmal Ihre Richter einſehen, welche Grauſamkeit es wäre, Sie länger im Dienſte zu behalten, und daß dieſelben Sie zu Ihrem Vater zurückſchicken werden.“

„Zu meinem Vater!“ rief er aus, indem er heftig zuſammenfuhr und den Kopf abwandte, wie um einen heftigen Schmerz vor mir zu verbergen.

An dem Tone, in welchem er dieſe Worte ausgerufen, an der Bewegung, die er gemacht, merkte ich, daß den jungen Soldaten wohl noch ein anderes Leiden drücke, als ſein phyſiſches; doch wollte ich aus Furcht, indiscret zu erſcheinen, nicht weiter darüber fragen oder reden.

Ueberdieß kamen wir eben in einem Dorfe an, welches gerade das Feſt ſeines Schutzpatrons feierte. Eine Menge junger Burſchen und Mädchen trieb ſich auf der Hauptſtraße herum, die Einen ſtanden vor Lotterie-Spieltiſchen, an denen man für einige Sous die Chance hatte, Porzellanteller, geſchliffene oder ungeſchliffene Gläſer und dergleichen zu gewinnen; andere vor Krambuden, vor denen Shawls und Hauben, Jäckchen und Bänder ausgehängt waren. Da und dort rieſen heiſere Clarinetten, ſchrilltönende Pfeifen und wüthend bearbeitete Violinen die ſaumſeligen Tänzer vor ein Gerüſte, während etwas entfernter ein Mann von koloſſalem Wuchſe, in einen ſcharlachrothen Rock gekleidet, auf dem Kopf einen Federhut, vorn auf einem Wagen ſtand und mit erſchrecklicher, markdurchdringender, ohrenzerſchmetternder Stimme verkündete, daß er aus Liebe zum Menſchengeſchlechte die Welttheile und Länder des Nordens und Südens durchwandert, und bei ſeiner Durchreiſe durch dieſes Dorf daſſelbe mit einem Specificum beglücken wolle, welches den Sultan von Conſtantinopel, den Kaiſer von Rußland, und den Bürgermeiſter von Amſterdam von ihren Krankheiten gründlich geheilt habe.

Der Conducteur, der mit unſerer Abreiſe von Chivet hauptſächlich, wie er ſagte, aus dem Grunde ſo ſehr gedrängt hatte, weil er frühzeitig nach Mezières kommen müſſe, ſtieg inzwiſchen von ſeinem luſtigen Sitze herab auf die Rufe einer dicken Gaſtwirthin, welche ihn frug, ob er wohl die Stirne habe, an einem Feſttage an ihrer Thür vorbeizufahren, ohne einen Kuchen und ein Glas Wein zu koſten. „O, das will ich ja wohl, Mütterchen, gewiß!“ rief der Conducteur, während er herabſprang; „ich komme ja, ich komme; aber nur auf eine Minute, eine Zeit, welche eben reicht, Euch ein Wörtchen in’s Ohr zu ſagen und ein Glas auf Eure Geſundheit zu trinken, man kennt Pascal Dupré, den pünktlichſten der Conducteurs, hu!“

Ich vermuthete, daß Pascal Dupré’s Minute wohl eine Viertelſtunde währen möchte, öffnete den Kutſchenſchlag und lud meinen Reiſegefährten ein, gleich wie unſer galanter Conducteur, den Kuchen des Wirthshauſes zu koſten. Er nahm meine Einladung an, indem er jedoch wiederholt ſagte, daß er äußerſt ſtrenge ärztliche Vorſchriften der Enthaltſamkeit zu befolgen habe. Auf dieſe Bemerkung hin ließ ich ihm ein Stück Kuchen und ein Glas Zuckerwaſſer, in welches zwei Löffel voll Wein gegoſſen wurden, geben; dann ſtiegen wir wieder in den Wagen.

Dieſe kleine Erfriſchung hatte ihn geſtärkt und belebt. Er ſetzte ſich neben mich mit einer etwas weniger ſchüchternen Miene nieder, und ſchien mir mehr zum Plaudern aufgelegt, als vordem. Meinerſeits war ich begierig, die Urſache ſeines elenden Ausſehens zu erfahren, und doch mochte ich ihn nicht darum fragen, aus Furcht, dadurch irgend eine unangenehme oder traurige Erinnerung in ihm wach zu rufen. Nach einer langen Pauſe ſagte ich endlich zu ihm: „Es ſcheint mir, mein lieber Freund, daß Sie außer dem Leiden, welches Sie jetzt eben in Mezières unterſuchen laſſen wollen, noch irgend einen geheimen Kummer haben, der Ihnen auf dem Herzen laſtet?“

Bei dieſen Worten fuhr er abermals zuſammen und ſah mich an mit einem unausſprechlich wilden und zugleich angſtvollen Blicke, gleich wie ein Vogel, der friedlich in ſeinem grünen Gebüſche auf einem Zweigchen ſitzend, plötzlich eines Jägers gewahr wird, der ſich ſeinem Neſte naht. Er wandte ſein Geſicht ab, dann blickte er mich nochmals an, wie um meine Geſichtszüge zu ſtudiren und darin zu leſen, und murmelte mit zitternder Stimme, die ſich jedoch allmälig ermannte: „Ja, Herr, Sie habens errathen, was ich noch keiner Seele anvertraut, und was ich wünſchte, mir ſelbſt verbergen zu können. Ich habe auf dem Herzen einen Liebeskummer, den ich nicht vergeſſen kann, und auf dem Gewiſſen eine Schuld, die mich tödten wird. Ohne mich zu kennen, haben Sie mir eine Theilnahme bewieſen, welche mich rührt, Sie ſind gut, und Ihnen will ich erzählen, was mir geſchehen.“

„Erzählen Sie, mein Freund,“ ſprach ich; „nie war ich in einer beſſeren Gemüthsſtimmung, um eine ſolche vertrauliche Mittheilung entgegenzunehmen.“

„Wohlan,“ begann er; „mein Herr, ich bin der einzige Sohn eines Schreiners von Trouville. Meine Mutter ſtarb einige Jahre nach meiner Geburt, und mein Vater, der in ſeinem Fache ſehr geſchickt war, auch Haus und Garten beſaß, hätte ſich leicht wieder verheirathen können, aber er ſchwur hoch und theuer, daß ſeine geliebte Urſula nicht für ihn zu erſetzen ſei. Von dieſem Augenblick an war ich der ſtete und einzige Gegenſtand ſeiner Zuneigung und Sorge. Ich war ſehr ſchwächlicher Natur, und er wollte daher Niemanden, außer ſich ſelbſt die Sorge für mich überlaſſen. Obwohl eine alte treue Magd, zu welcher er das größte Vertrauen hegte, bei uns im Hauſe war, legte er ſelbſt mich jeden Abend zu Bette, half mir beim Aufſtehen, wickelte mich in ſeinen Rock, wenn ich zu frieren ſchien, und trug mich in ſeine Werkſtätte. Den Tag über, während er arbeitete, freute er ſich an meinem Anblicke, ſang mir Lieder vor, um mich zu ergötzen, und wenn mir eines dieſer Lieder beſſer zu gefallen ſchien, als die anderen, ſo rief er lachend: „Ah! ah! ſiehſt Du, kleiner Mann, Du verſtehſt Dich ſchon ganz vortrefflich auf die Muſik. Es gibt auch kein ſchöneres Lied in ganz Frankreich. Gut, gut, es freut mich, daß Du Anlagen zeigſt, und ich werde mit dem Nachbar Gervaſius, der bei einem kaiſerlichen Regiment Trompeter war, reden, daß er Dir Stunden gibt.“ — Zur Eſſenszeit waren ſeine Knieen mein Sitz. Ehe ich aß, koſtete er jede

Speiſe unſerer beſcheidenen Tafel, und kunſtrichterte die alte Magd oft auf ergötzliche Weiſe; „Babette,“ ſagte er zuweilen, „Deine Fleiſchbrühe iſt zu dick für den Kleinen, oder: das Ochſenfleiſch iſt zu hart für ſeine jungen Zähne. Du weißt, daß er nicht im Stande iſt, wie wir, ſo eine dicke Brühe, oder ſolch zähes Fleiſch zu beißen.“

„Abends führte mich mein Vater an's Meeresufer, ließ mich auf den Felſen herumſpringen, Krabben ſuchen und mit dem Schaum der Wogen ſpielen. Machte ich aber einen falſchen Tritt, ſo eilte er auf mich zu und preßte mich ängſtlich in ſeine Arme. O! wenn ich an all' ſeine Zärtlichkeit denke und meinen ſchrecklichen Undank! o mein Gott, mein Gott! wie bin ich unglücklich!“

Der Soldat ſchwieg eine Weile, athmete ſchwer auf, dann fuhr er in ſeiner Erzählung fort:

„Als ich ſieben Jahre alt ward, beſchloß mein Vater, der bis dahin keinen Tag ohne mich verbracht, mich in die Schule zu ſchicken. Morgens führte er mich dahin und holte mich Mittags ab. Oft kam er vor der Stunde, da wir die Schule verlaſſen durften, wartete an der Thür, und wenn er mich dann kommen ſah, ſagte er, daß man mich allzulange in der Schule behalte. Da der Lehrer meines Fleißes und meiner Anlagen lobend gegen ihn erwähnte, ſo faßte er den Entſchluß, mich ſtudiren zu laſſen, und ſprach häufig von der Freude, welche er empfinden werde, wenn ich einſt mit einem ſchönen Diplom als Arzt nach Trouville zurückkehre. Aber eine Krankheit, die ihn ſechs Monate in's Bett bannte, ſeine Erſparniſſe aufzehrte, und ihn ſogar nöthigte, einige Schulden zu machen, machte dieſen Träumen väterlichen Ehrgeizes einen Strich durch die Rechnung. Als mich der Schulmeiſter genug leſen, ſchreiben und rechnen gelehrt, frug mich mein Vater mit betrübter Miene, ob ich Luſt habe, ein Handwerk zu erlernen, und mit Freuden erklärte ich mich hiezu bereit, da ich ſeit meiner früheſten Kindheit ein Vergnügen daran gefunden hatte, ihn die ſchönen Schränke und Tiſche fertigen, und beſonders poliren zu ſehen. Er gab mir daher den Hobel in die Hand, prüfte mit Aufmerkſamkeit jede meiner Probearbeiten, lobte zuweilen meine Geſchicklichkeit, oder ſprach manchmal einen ſanften Tadel aus. So arbeiteten wir den ganzen Tag fleißig und froh mit einander. Aber Abends entwiſchte ich ihm öfters, um einen Schiffer zu beſuchen, deſſen Wohnung ein paar Schritte von der unſerigen entfernt lag. Dieſer Schiffer hatte eine hübſche, liebliche Tochter, lieblich, wie ihr Name. Sie hieß Pauline. Schon in meiner Kindheit hatte ich manche Stunde mit ihr am Meeresufer geſpielt, war mit ihr in den Nachen ihres Vaters geſeſſen, und hatte mit ihr den feuchten Meeresſand durchſtöbert, um Muſcheln zu ſuchen. Ich liebte ſie wie eine Schweſter, und auch ſie kannte zwiſchen mir und ihren kleinen Brüdern keinen Unterſchied; meine Neigung wuchs mit den Jahren und nahm allmälig einen ernſteren Charakter an. Ich wagte nicht mehr ihre Hände zu erfaſſen, und ſie, wie vormals, zu küſſen. Aber ich ſetzte mich ſchweigend vor ihr nieder, blickte ſie an, und es ſchien mir, daß ſo Schönes und Vollkommenes nimmer in der Welt zu finden ſei. Nur betrübte und verletzte ſie mich zuweilen, da ſie ſehr lebhafter und heiterer Natur war, durch Ausbrüche der Luſtigkeit, welche mit dem Ernſt meiner Geſinnungen und Gefühle in ſeltſamem Widerſpruch ſtanden. Mein Vater war inzwiſchen bezüglich meiner häufigen Beſuche in dem Nachbarhauſe ſtets vollkommen auf dem Laufenden, und ſprach oft in einer Weiſe mit mir darüber, die mir Herzklopfen verurſachte. „Ah! mein junger Luſtibus!“ ſagte er zuweilen lachend; „Du haſt keine üble Wahl getroffen, ein ſchönes, rechtſchaffenes und fleißiges Mädchen, noch eine Weile Geduld, und nichts wird den Pfarrer von Trouville abhalten, euch ſeinen Segen zu geben.“ Als eines Tages Nachbar Matthias an ſeinem Hauſe vorüberging, rief er ihn zurück, und redete ihn an. „Nun, Nachbar,“ ſagte er; „es ſcheint, die beiden Kinder mögen einander leiden. Zwei wackere Kinder, meiner Treue! und ich glaube, daß ſie eine gute Haushaltung führen werden. Was meint Ihr dazu?“ — „Ich ſage nicht nein,“ antwortete der Schiffer, „wir wollen ſehen.“

Ich hörte in meiner Werkſtätte dieſe kurze Unterredung, und fühlte, daß mein Geſicht ſich feuerroth färbte. An demſelben Abend ging ich zu Paulinen, ſetzte mich neben ſie nieder und erzählte ihr, was zwiſchen ihrem Vater und dem meinen vorgegangen. Sie legte ihre Hand in die meinige, und blickte mich mit ihren großen ſchwarzen Augen ſo ſanft, ſo unausſprechlich ſanft an, daß ich glaubte, der Himmel thue ſich vor mir auf. Und an jenem Abend war gewiß in der ganzen Welt kein glücklicherer Menſch, als ich.

So vergingen mehrere Jahre, Jahre des Friedens, der Liebe und unſchuldiger Freuden, die nur zuweilen durch jenes Herzleiden getrübt wurden, deſſen Keim ſich ſchon in meiner Kindheit gezeigt und allmälig entwickelt hatte, und das zuweilen mit einer großen Heftigkeit auftrat. Die Zeit der Conſcription nahte heran. Mit zitternder Hand holte ich, als der gefürchtete Tag erſchienen war, eine Nummer aus der Urne. Ich hatte ein düſteres Vorgefühl, und es ſchien mir, als ob ſich ein Schleier über meine Augen zöge und eine Todtenglocke in mein Ohr klinge, als der Beamte, welcher die Ziehung überwachte, verkündete, daß ich die Nummer 5 gezogen.

Mein Vater meinte, mein Herzklopfen werde mich jedenfalls vom Militär frei machen, und daſſelbe Uebel, welches ihm bisher ſo viel Kummer verurſacht, ward ihm nun zum Troſte. Aber als ich vor der

Prüfungs-Commiſſion erſchien, erklärte der Chirurg, nachdem er mir zuvor mit dem Finger zwei oder drei Stöße auf die Bruſt verſetzt, daß ich vollkommen tüchtig ſei, und ich wurde nun einem Regiment zugetheilt, das ſich zu Beſançon in Garniſon befand.

Mit einiger Beharrlichkeit und mit Hülfe eines Rechtsverſtändigen wäre es uns vielleicht gelungen, meine Anſprüche auf Freiwerden geltend zu machen, aber wir hatten Niemanden, der uns einen guten Rath geben, Niemanden, der uns protegiren konnte. Man mußte ſich in's Schickſal ergeben, ich mußte abreiſen. Ich will nicht verſuchen, Ihnen die Betrübniß, den Kummer meines Vaters zu ſchildern, deſſen einzige Freude, deſſen einziger Troſt ich ſeit zwanzig Jahren war, nicht verſuchen, Ihnen zu erzählen, was ich bei der Annäherung des Tages litt, an dem ich mich auf den Weg machen mußte. Die Thränen traten mir in die Augen, wenn ich meinen Vater anblickte oder die alte Babette, oder die Arbeitsgeräthſchaften und den Handwerkszeug, deſſen ich mich bisher ſo fröhlich bedient, und den ich nun weglegen und verlaſſen mußte. Um feſt zu bleiben und ſeine Bewegung zu verbergen, hobelte und ſägte mein Vater mit einer Art von Wuth, aber ſeine ſonſt ſo geſchickte Hand verirrte ſich beſtändig in der Arbeit. Plötzlich höre ich ihn ausrufen: Den Teufel über meine Dummheit, da ruinire ich ſchon wieder das ſchönſte eichene Brett! und in demſelben Augenblicke warf er ſein Handwerkszeug weg, ſetzte ſich neben mich auf einen Fußſchemel und ſprach, indem er einen feſten und ſichern Ton anzunehmen ſich bemühte: „Nun, mein Junge, wir wollen nicht verzweifeln über das Unglück, das uns zugeſtoßen. Ueber's Jahr kannſt Du auf ein paar Monate einen Abſchied erhalten, und in zwei Jahren einen definitiven. Du biſt ein wackerer Burſche, kannſt und weißt mehr, als viele andere Rekruten, und kommſt vielleicht mit Sergeantenborten zurück. Ah! wie ſchön wär's, wenn du Sonntags mit einem Czakow mit Pompon, rother Hoſe und einer Silberborte am Aermel in unſerem Dorfe herumſpazierteſt, und die Nachbarn ſagten: Wer iſt denn dieſer hübſche Sergeant mit dem ſoldatiſchen Schritte und Ausſehen? Und wenn dann ein Anderer darauf antwortete: Ei, kennſt Du ihn denn nicht, es iſt ja des Schreiners Sohn. Und wie wird erſt Pauline ſtolz darauf ſein, ihren alten Freund in ſolcher Uniform zu erblicken! Meiner Treu! ich würde keinem der Jungfernjäger aus der Stadt rathen, um ſie herumzuſcherwenzeln!"

Ich verſuchte über dieſe zärtlichen Plaudereien zu lächeln; aber mein Herz war ſchmerzlich zuſammengepreßt.

Am Vorabend meines Abgangs ging ich zu Paulinen, um Abſchied von ihr zu nehmen, fand ſie jedoch nicht ſo traurig, als ich gedacht, als ich gewünſcht; indeß wandte ſie einige freundlich aufmunternde Worte an mich und gab mir ein Taſchentuch, welches ſie, wie ſie ſagte, für mich gekauft und geſäumt. Dieſes Tuch habe ich lange unter meiner Soldatenjacke getragen.

Des anderen Morgens, mit Tagesanbruch, machte ich mich auf den Weg mit meinem Bündel auf dem Rücken. Mein Vater gab mir ſchweigend das Geleite. Ohne daß er es zu bemerken ſchien, machte ich mit ihm einen Umweg, um vor Paulinens Wohnung vorüber zu kommen. Ich hoffte ſie vor der Thüre oder unter ihrem Fenſter zu ſehen, um mir einen letzten Gruß zu ſagen; aber vergeblich, ich erblickte ſie nicht. Nur ihre jüngſte Schweſter ſah ich, die, als ſie mich bemerkte, auf mich zuſprang, und die ich ſchmerzlich bewegt umarmte.

In Beſançon angekommen, traf ich dort einen Brief meines Vaters voller Liebe und weiſer Rathſchläge, zwiſchen denen hindurch ein Kummer hervorſchien, den er ſich vergebens bemühte, zu verbergen. Alle vierzehn Tage ſchrieb er mir ſo, erzählte mir auf's Genaueſte, was er Alles arbeitete, was ſich in meinem Heimathſtädtchen Alles ereignete, und berichtete mir pünktlich alle Hochzeits- und Todesfälle. Auch ſprach er häufig von Paulinen. Bald war er auf der Straße ſtehen geblieben, um einen Augenblick mit ihr zu verplaudern, bald hatte er ſie in einem ganz neuen ſchönen Kleide in die Kirche treten ſehen; ſie war, wie er ſagte, immer brav und freundlich, und ſtets las ich die Stellen ſeiner Briefe, wo von ihr die Rede war, mehrmals durch.

Eines Tages überraſchte mich einer dieſer Briefe auf's Höchſte und Freudigſte. Du wirſt ſehr erſtaunt und erfreut ſein, ſchrieb mir mein Vater, wenn ich Dir ſage, daß von nächſter Woche an Pauline dieſelbe Stadt mit Dir bewohnen wird. Höre, was ſich zugetragen. Frau v. R., welche das hübſche Landhaus an der Küſte bewohnte, das Du ja kennſt, iſt geſtorben, und hat einen ihrer Neffen, Herrn v. Dambelin, der in der Franche-Comté wohnt, zum Univerſalerben eingeſetzt. Dieſer Neffe iſt wirklich hier mit ſeiner Frau, um die Erbſchaft in Empfang zu nehmen. Seine Gemahlin, die in dem Nachen des Mathias eine Waſſerparthie machte, hat Paulinen zufällig geſehen, ſie liebgewonnen, und nimmt ſie, nachdem der Vater ſeine Einwilligung dazu gegeben, mit ſich nach Beſançon. Pauline ſcheint ſehr vergnügt, daß ſie die Kammerjungfer einer ſchönen vornehmen Dame wird, welche überdieß ſehr gutmüthig ausſieht, und nicht im Geringſten ſtolz iſt; und ſie hat mir geſagt, daß ſie ſich ſehr darauf freue, Dich wiederzuſehen. Ich werde ihr einen Brief an Dich mitgeben und ein wenig Wäſche, welche Babette, ſo gut es eben gehen wollte, geſäumt hat; denn ſie ſieht nicht mehr viel, die arme Babette, und es paſſirt ihr manchmal, daß ſie in meine Suppe ſtatt des Salzes Pfeffer ſchüttet."

Nachdem ich dieſen Brief geleſen, begab ich mich an's äußerſte

Ende der Citadelle, um ihn mit Muße nochmals zu durchleſen. Der Erdboden war mit Schnee bedeckt, und ein ſcharfer Wind pfiff vom Gebirge her, aber ich fühlte weder das Sauſen des Windes, noch die Kälte und Feuchtigkeit des Schnee's. Ich hatte nur den Einen Gedanken: Pauline in Beſançon! Pauline bei mir! und dankte dem Himmel, daß ich Soldat geworden.

Eine Woche darauf hatte ich eines Morgens eben mein Lederwerk geputzt und war jetzt frei. Ich trat zufällig an's Fenſter, und das Erſte, was meine Augen erblickten, war ein junges Mädchen mit einem hübſchen Häubchen mit Bändern und einer ſchwarzſeidenen Schürze, das über den Hof ſchritt. An meinem Herzklopfen errieth ich, daß ſie es war. Ich ſah, wie ſie vor einer Schildwache ſtehen blieb und ſie anredete, wahrſcheinlich um nach der Nummer meines Zimmers zu fragen. Je vier Stufen auf einmal nehmend, ſprang ich die Treppe hinunter, und in einem Augenblick ſtand ich vor Paulinen, preßte ſie in meine Arme und drückte meine Lippen auf ihre Wangen, ehe wir noch ein Wort zu einander geſprochen hatten. Ich führte ſie außerhalb der Wälle, und wir ſpazierten über eine Stunde mit einander an den Ufern des Doubs umher. Welch eine Stunde! welch eine Erinnerung! Sie bezeugte mir eine Liebe, eine Zärtlichkeit, eine Hingebung, wie ich nie zuvor an ihr geſehen. Sie ſprach von unſeren Zukunftsplänen und ſagte, daß, bis ich meine Dienſtzeit vollendet, ſie ſich bei ihrer Herrſchaft Einiges erſpart haben werde. „Und ſo und ſo," wiederholte ſie oft, „werden wir's alsdann machen, ſo werden wir uns einrichten." Dieſes wir und uns verſetzte mich in Jubel und Entzücken.

Als wir uns trennten, forderte ſie mich auf, ſie zu beſuchen. Noch an demſelben Nachmittag ging ich hin und fand ſie allein, wie ſie eben an einer Mantille für ihre Herrin nähte. Ich nahm ſie ihr weg, um ihre Blicke von der Nadel abzuwenden, und auf mich gerichtet zu ſehen, um ihr unter oftmaligem Händedrücken zu ſagen, wie ſehr ich ſie liebe und alle die Träume, die wir heute Morgen geträumt, fröhlich zu wiederholen.

Von jetzt an eilte ich jeden Tag, ſobald ich frei war, und zur Stunde, wo auch ſie abkommen konnte, in ihre Wohnung. Es war zu dieſer Zeit gewöhnlich Niemand im Hauſe, als ein alter Kammerdiener und eine bejahrte Köchin, welche ſtets lächelten, wenn ſie mich kommen ſahen, und ſich gewöhnlich entfernten, um mich mit meiner lieben Pauline allein zu laſſen. Eines Abends jedoch, da ich eben bei ihr war, ging plötzlich die Thür auf; ein junger Mann ſah herein, warf einen ſtrengen Blick auf uns, und zog ſich ſogleich wieder zurück. Ich ſah Paulinen an; ſie hatte ſich nicht bewegt, nicht von ihrer Nadel aufgeblickt. Ich ſagte nichts. Nach einiger Zeit indeß, da ſich derſelbe

Fall wiederholt hatte, frug ich ſie, wer dieſer junge Mann ſei? „Ach,“ antwortete ſie, „es iſt der Sohn meiner Herrin, er hat eben ſeine Studien beendigt, und wird ſich nächſten Winter in Paris als Rechtsanwalt niederlaſſen.“

Während ſie dieß ſprach, ſchien es mir, als ob eine leichte Röthe ihre Wangen überfliege, und ſie ihre Augen mehr als ſonſt auf ihre Arbeit niedergeſenkt hielt. Wie ein ſcharfer Stich fuhr mir das durch's Herz, und dieſen Abend kehrte ich ſehr traurig in die Kaſerne zurück.

Allmälig verwiſchte ſich jedoch dieſer ſchmerzliche Eindruck, da der junge Mann ſich nicht wieder blicken ließ, und Pauline nicht aufhörte, ſich gegen mich immer ſehr freundlich und zärtlich zu zeigen.

Der Winter nahte ſeinem Ende. Pauline kündete mir an, daß ſie bald mit ihrer Herrſchaft auf's Land reiſen werde. Da ſie ſah, daß mich dieſe Nachricht betrübte, beeilte ſie ſich hinzuzuſetzen, daß, wenn ich einen Urlaub erhalten könnte, ſie mich bitte, ſie zu beſuchen, und daß ihre Herrſchaft, welche unſer Verhältniß und unſere Heirathspläne kenne, gegen einen ſolchen Beſuch gewiß nichts einzuwenden haben würde.

Ich verließ ſie in dieſer Hoffnung, die mein einziger Troſt war in der Einſamkeit, worin ich mich verſetzt fühlte, nachdem ſie wirklich einige Zeit darauf abgereist. Mein Herzklopfen war inzwiſchen ſtärker und viel häufiger geworden, und dieſes Leiden war ohne Zweifel das Hinderniß, daß ich nicht eine Charge erhielt, zu welcher mir meine den meiſten meiner Kameraden überlegene Erziehung einiges Recht gegeben hätte. Sehr oft war ich nicht im Stande, meinen Dienſt zu thun, und der Regiments-Chirurg hatte mir ſchon mehrmals zu verſtehen gegeben, daß es mir nicht ſchwer werden würde, die Erlaubniß zu erhalten, wieder zu meinem Vater zurückkehren zu dürfen; aber die Anweſenheit Paulinen's in meinem Garniſonsorte hatte mich immer von einem ſolchen Verſuch abgehalten, und wegen ihrer vergaß ich den zärtlichſten, liebevollſten und leidenden Vater.

Pauline ſchrieb mir, wie ſie verſprochen. Sie ſagte, daß ſie ihre Herrin von unſerer Abſicht in Kenntniß geſetzt, und daß ich die Erlaubniß habe, zu kommen, wenn ich wolle, und ſie hoffe, daß ich ſie jetzt auf einige Tage beſuchen werde. Dieſe Einladung, auf welche ich feſt rechnete, verurſachte mir eine Freude, wie der unverhoffteſte Glücksfall. Auf das Land! Frei von allem Dienſt! Von Morgens bis Abends bei Paulinen! welches Glück! welch' köſtliche Ausſicht! Ich begab mich augenblicklich zu meinem Capitän, der, ohne nur nach dem Grunde meines Urlaubgeſuchs zu fragen, mir augenblicklich einen ſolchen auf vierzehn Tage ertheilte.

Ich hatte ſchon mein Reiſetäſchchen zuſammengepackt und gefüllt, und ſtand im Begriff abzureiſen, als mir eben noch ein Brief von

Trouville überbracht wurde. Er war von meinem Vater, und dieſer ſchrieb mir, daß er krank geworden ſei. Er hoffe zwar, bald wieder hergeſtellt zu werden, fühlte aber ein großes Verlangen, mich bei ſich zu ſehen. Mein armer Vater wollte mich nicht ängſtigen, und ſprach mir von dieſer Hoffnung, ohne ſie jedoch zu hegen, und es war leicht, aus ſeinen Schriftzügen die zitternde Hand zu erkennen; unter ſeiner Unterſchrift hatte Babette noch die Worte beigefügt: „Kommt, lieber Auguſt, kommt ſchnell.“

In höchſter Aufregung warf ich mich auf mein Bett nieder und hielt meine beiden Briefe in der Hand, den erſten, der mir die Freuden der Liebe verhieß, den anderen, der mich zur Erfüllung einer heiligen Pflicht rief. Nach einem heftigen, lang andauerndem Kampfe — ſoll ich es Ihnen geſtehen, mein Herr? — trug die Liebe den Sieg davon, die Pflicht unterlag. Welch ein trauriges Geſtändniß! Ich will nicht ſuchen, mich zu entſchuldigen, indem ich Ihnen auseinanderſetze, wie ich den verwickelten Fall zu löſen gedachte. Ich ſagte mir, daß, da Pauline nur ein paar Meilen von Beſançon entfernt ſei, ich ſchnell zu ihr gelangen könne. Ich wollte nur einen oder zwei Tage bei ihr zubringen und ſodann, da ich über einiges Geld zu verfügen hatte, die Diligence nach Paris, und von da nach Trouville nehmen, und ſo dem Wunſche meines Vaters Folge leiſten. Dieſe Verzögerung, wenn auch nur um einen Tag, ja nur um eine Stunde in der Erfüllung einer Bitte, eines Befehls, der einem Sohne heilig ſein muß, war ein Verbrechen. Gott hat mich dafür beſtraft, und ach! nur zu ſehr habe ich meine Strafe verdient!

Es war neun Uhr, ich eilte zur Poſt, man ſattelte eben die Pferde. Abends ſieben Uhr ſtieg ich in Dambelin aus, und von hier aus hatte ich noch etwa eine Stunde zu Fuß zu gehen, um in's Dorf Remondans zu gelangen, bei welchem die Wohnung von Paulinens Herrſchaft lag. Dieſen ganzen Tag hatte ich in tiefer Traurigkeit verbracht; der Gedanke an meinen kranken Vater laſtete ſchwer auf meiner Seele, und immerwährend machte ich mir Vorwürfe und ſprach bei mir ſelbſt, wie ſehr es Unrecht von mir ſei, daß ich nicht augenblicklich zu ihm geeilt; ja mehrmals ſtand ich im Begriff, auszuſteigen, um nach Beſançon zurückzukehren, und von da ſogleich zu ihm zu reiſen. Ach! warum habe ich dieſer inneren Stimme nicht gehorcht! Sie war gewiß die meines guten Engels. Immer noch war es Zeit; aber je näher ich Paulinens Wohnort kam, deſto mehr wurde dieſe Gewiſſensſtimme zum Schweigen gebracht und verdrängt, und ich fühlte, wie andere Bilder und andere Wünſche mehr und mehr in mein Herz einzogen. Das Gefühl der kindlichen Anhänglichkeit wurde überwunden von dem der Liebe. Ich ſollte ja Die wiederſehen, welche ſeit meiner Kindheit einen ſo großen Platz in meinem Herzen eingenommen, die, auf welche ich meine ſchönſten und ſüßeſten Hoffnungen für die Zukunft gründete.

Als ich auf dem Fußpfade, der zu ihrer Wohnung führte, dahin ſchritt, fühlte ich mich befreit von allen den Qualen, die ich den Tag über ausgeſtanden. Ich ging an den Ufern eines klaren Baches, den grüne Weidenzweige überhängten und freundlich beſchatteten. Der Himmel war klar, die Luft rein und ruhig; leichten Schrittes, heiteren Sinnes, und die Seele von den zärtlichſten Bewegungen und Gefühlen erfüllt, wanderte ich dahin. Am Ende des Dorfes Remondans begegnete ich einem Landmanne, den ich nach dem Hauſe des Herrn v. Dambelin fragte. „Das dort iſt's, Kamerad,“ gab er mir zur Antwort, und deutete auf einen großen Park, aus deſſen Hintergrund die Spitze eines Daches hervorblinkte. Das Thor des Parks ſtand offen, eine breite Allee dichtbelaubter Bäume führte zum Schloſſe. Neben dieſer Baumreihe wand ſich ein düſterer Fußpfad unter den Zweigen und Aeſten hoher Eichenbäume nach derſelben Richtung hin. Ich weiß nicht warum, durch welche maſchinenmäßige Bewegung, durch welchen Zufall ich die breite Allee verließ, um den Fußweg zu betreten. Noch hatte ich keine fünfzig Schritte auf demſelben gemacht, als ich plötzlich ganz überraſcht von dem Tone zweier Stimmen ſtehen blieb, deren eine ich ſogleich als die Paulinens erkannte. Durch eine jener inſtinktartigen Eingebungen, welche man ſich nicht erklären kann, warf ich mich, ſtatt ihr entgegenzueilen, in ein Gebüſch von Haſelſtauden, woſelbſt ich vollkommen verborgen war, und doch bei dem Schein des Mondes eine ziemliche Strecke des Fußwegs überſehen konnte. Bald erkannte ich denn auch Pauline; langſamen Schrittes und mit geſenktem Kopfe ſchritt ſie auf dem Wege, an ihrer Seite ging ein junger Mann, der ihre Hand in der ſeinen hielt, derſelbe, deſſen Erſcheinung mich ſchon zweimal ſchmerzlich berührt hatte. Er ſprach auf's Lebhafteſte zu ihr, und es ſchien mir, daß ſie ihm keine Antwort gebe. Als ſie ganz nahe bei dem Gebüſch angekommen waren, hinter welchem ich mich verſteckt hielt, ſagte ſie: „Ich muß jetzt in's Haus zurück, Herr Heinrich, Ihre Mutter wird mich noch brauchen.“ — „Wohlan!“ rief er, ihre beiden Hände faſſend; „bewillige mir, um was ich Dich ſchon ſeit ſo langer Zeit bitte, laß mich dieſen Abend in Dein Zimmer ein, ich bitte Dich darum, ich bitte Dich.“ — Sie bedachte ſich einen Augenblick und murmelte mit ganz leiſer Stimme ein Wort, das ich nicht verſtand. Es war mir, als ob mein Leben von dieſem Wörtchen abhänge. „Du verſprichſt mir's, Du ſagſt Ja!“ rief er und machte einen Freudenſprung. Dießmal hörte ich ein ganz deutliches Ja. Auf die Lippen, welche dieſes Ja ausgeſprochen, drückte der junge Herr einen innigen Kuß; dann trennten ſich die Beiden.

Ich erhob mich in einer Art Raserei. Ich riß das Tuch, das ſie mir geſchenkt, aus meinem Buſen und in tauſend Fetzen, warf dieſe zu Boden und trat ſie mit Füßen, drauf, ohne nur nach dem Hauſe, darin ſie wohnte, umzublicken, rannte ich fort und lief die ganze Nacht hindurch. Ich war in einem ſolchen Zuſtande der Erregung, daß ich weder Hunger, noch Durſt, noch Müdigkeit ſpürte. Morgens kam ich in Beſançon an, und mußte mich, als ich mein Zimmer erreicht, alsbald zu Bette legen. Ich fühlte keine Lebenskraft mehr in mir, ich war keines Gedankens fähig. Zwei Tage nachher erwachte ich aus dieſer Art von Lethargie. Die Erinnerung an den Brief meines Vaters erfaßte mich zugleich mit der an die Abſcheulichkeit Paulinens. Ich verfluchte meine unglückſelige Neigung, meine ſtrafbare Handlungsweiſe, und um dieſelbe, ſoviel noch an mir lag, wieder gut zu machen, reiste ich augenblicklich nach Trouville ab.

Als ich dort ankam, war mein Vater todt! todt ſeit vierundzwanzig Stunden; geſtorben, nachdem er beſtändig, jede Minute meinen Namen ausgeſprochen und nach mir gerufen, damit in ſeinen letzten Augenblicken meine Gegenwart ihn tröſten, damit ich ſeinen Segen empfangen könne. O Herr! wie konnte ich wagen, Ihnen dieſe ſchreckliche Geſchichte zu erzählen! Wie ſehr müſſen Sie mich verachten! Doch ich ſelbſt verachte mich ja noch viel mehr!“

Bei dieſen Worten drückte der junge Soldat die Hände vor ſein Geſicht und ſtieß tiefe und ſchwere Seufzer aus. Ich verſuchte ihn zu beſänftigen, ſagte ihm, er habe ja nicht gewußt, daß ſein Vater in ſo großer Gefahr ſei und die Verletzung einer allerdings heiligen Pflicht wegen einer Liebe, wie die ſeinige, ſei in ſeinem Alter und bei den ehrlichen Abſichten, die er gehegt, nichts ſo Schreckliches, als er ſich vorſtelle, keine ſo ſtrafbare Handlung.

Er wandte mir ſein in Thränen gebadetes Geſicht zu, ſchüttelte traurig den Kopf und ſprach, während jedes ſeiner Worte von einem Seufzer unterbrochen ward: „Was ſoll ich Ihnen noch weiter ſagen, mein Herr? Seit dem Augenblick, da ich meinen alten Vater zum Kirchhof geleitet, deſſen Augen ſich geſchloſſen, ohne mich noch einmal geſehen zu haben, deſſen Lippen ſich nicht mehr öffnen konnten, mir ein letztes Wort des Segens zu ſagen, deſſen Arme erlahmt und ſteif geworden und erkaltet, ohne mich noch einmal zu umfaſſen; ſeit jenem Augenblicke habe ich nichts mehr auf der Welt gethan, und ſieche nun ſo langſam dahin, bis der erwünſchte Tod meinem Jammer ein Ende macht. Ich bin nach Beſançon zurückgegangen, wie eine Maſchine. Ich bin meinem Regimente gefolgt, welches nach Givet verlegt worden war. Man hat mir dort geſagt, daß ich mich nochmals muſtern laſſen ſolle, und auf den deßfallſigen Befehl meiner Vorgeſetzten gehe ich jetzt nach Mezières. Noch vor Kurzem hätte mich dieſe wiederholte Muſterung meinem Vater zurückgegeben. Jetzt habe ich keinen Vater mehr, habe nichts und Niemand mehr auf der Welt, was liegt daran, was man mit mir anfängt, was aus mir wird? Die Krankheit, über welche ich ehemals klagte, die mich ſonſt oftmals ängſtigte, iſt jetzt mein Troſt. Ich hoffe, daß ſie mich bald in eine andere Welt befördert.“

Dieſe ſchmerzliche Erzählung hatte uns bis zu den Thoren von Mezières geführt. Als mein unglücklicher Reiſegefährte aus dem Wagen ſtieg, frug ich ihn, wo er zu logiren gedenke. „Ich weiß es nicht,“ antwortete er, „ich glaube, daß es zu ſpät ſein wird, um mich mit meinem Reiſevorweis im Hoſpital melden zu können, allein ein bischen Stroh in der Remiſe des Poſthauſes wird mir genügen, und morgen werde ich mich in aller Frühe nach einem anderen Lager umſehen.“

Das einfachſte menſchliche Gefühl gebot mir, den Unglücklichen nicht in ſolch hilfloſer Lage zu laſſen. Ich nahm ihn mit in meinen Gaſthof, bewog ihn nicht ohne Mühe, an meinem Abendeſſen Theil zu nehmen, ließ ihm ein Bett geben und ſagte der Wirthin, daß ich die Koſten auf mich nehme, denn obwohl er nichts davon ausdrücklich geſagt, hatte ich doch allen Grund zu glauben, daß ſeine Börſe nicht allzuſehr gefüllt ſei.

Am nächſten Morgen trat er, da ich noch ſchlief, in mein Zimmer, ſetzte ſich auf einen Stuhl, und als ich erwachte, bat er mich um Verzeihung wegen ſeiner Kühnheit und ſagte, daß er den Gaſthof nicht habe verlaſſen wollen, ohne von mir Abſchied zu nehmen und mir zu danken.

„Ihr Beſuch iſt mir ſehr angenehm,“ antwortete ich. „Ich reiſe in einigen Stunden ab, werde aber bald wieder hieherkommen und mich nach Ihnen erkundigen, laſſen Sie mir Ihren Namen hier.“

„Sie werden mich nicht mehr finden,“ erwiederte er, traurig den Kopf ſchüttelnd; „mein Name iſt Auguſt Bonnefoi.“

* * *

Vierzehn Tage ſpäter kam ich wieder nach Mezières. Da ich zu erfahren wünſchte, was aus dem armen Jüngling geworden, begab ich mich alsbald in das Hoſpital. Der Krankenwärter, an den ich mich mit meiner Frage wandte, drehte ein Blatt des Regiſters um, in welches er eben einen Eintrag machte, und zeigte mit dem Finger auf die zwei Zeilen: „Auguſt Bonnefoi von Trouville, Voltigeur im 32. leichten Infanterie-Regiment, eingewieſen den 24., geſtorben den 27.

Die Werbung.

Federzeichnung aus der Mappe eines Militärs.

Die Begrüßung.

In der eilften Morgenſtunde rückte ein Detaſchement Infanterie in das Dorf Bärwalde ein. — Vor der Beſitzung des Majors v. Honeck machte es Halt. — Die Quartierbillets wurden ausgegeben, die Mannſchaften entlaſſen. Die beiden Offiziere, unter welchen das Kommando ſtand, wandten ſich in Begleitung des Fouriers nach dem hübſchen einſtockigen Wohnhauſe, welches mitten in einem ſorgfältig gepflegten Garten lag. Hinter demſelben bildeten einige Gartenanlagen den Uebergang zum geräumigen Hoſe. Dieſer war von zwei Seiten durch Wirthſchaftsgebäude, von der dritten Seite durch eine Gartenmauer abgeſchloſſen, deren Eingangsthüre in den Frucht- und Gemüſegarten führte.

In ihrer äußern Erſcheinung bildeten dieſe beiden Offiziere zwei unverkennbare Gegenſätze. Der Eine von ihnen hatte heitere angenehme Geſichtszüge, welche durch zwei braune, lebhafte Augen geiſtig belebt wurden. Die ſchwarzen Haare umſchloſſen eine breite Stirn, von welcher ein heiterer Sinn jedes Wölkchen von Trübſinn verſcheucht hatte.

Die Geſichtszüge des Andern waren weniger hübſch, aber durch den Ausdruck gedankenreichen Ernſtes anziehend, der in den dunkelgrauen Augen ruhte. Die Geſtalt war ſchlank, die Formen derſelben plaſtiſch aber weniger kräftig und elaſtiſch als die des Freundes. Der Repräſentant der Heiterkeit nannte ſich v. Berg, der des Ernſtes v. Schönberg.

Jetzt blieben ſie ſtehen und Berg ſagte zum Fourier: „Wenn wir unſere früher innegehabten Zimmer wieder einnehmen, iſt Ihre Begleitung nicht nothwendig.“ — Der Fourier entfernte ſich.

„Ich möchte nur wiſſen,“ fuhr Berg fort, „ob der Herr Korporal außer Dienſt und immer dienſtthuende Bediente, Herr Joachim Haaſe, ſich noch am Leben befindet? Iſt dieß der Fall, dann gibt es eine rührende Wiederſehensſcene, denn ich habe dieſen Lampe mit beſonderer Zärtlichkeit in mein lieutenantliches Herz geſchloſſen. Ich freue mich aber überhaupt hier in's Quartier zu kommen, weil der alte Major ein liebenswürdiger Mann und ſeine Fräulein Tochter ein Mädchen iſt, bei deſſen Anblick man zwanzig Sehnſuchtsſeufzer hinter einander ausſtößt. Als wir vor zwei Jahren längere Zeit hier im Quartier lagen, war ſie eine aufbrechende Knospe, jetzt aber muß ſie eine aufgeblühte Roſe ſein, und in der ganzen Fülle von Jugend, Schönheit und Anmuth prangen. Ich ſage dir, Schönberg, halte dein Herz feſt, ſonſt könnte es ſich ereignen, daß mein ehrenwerther Freund herzlos aus Bärwalde rückte. Die Anweſenheit des ſchönen Mädchens iſt um ſo gefährlicher für dich, als daſſelbe, wie ich bereits bemerkt habe, einen Eindruck auf dich gemacht hat."

„Auf mich?" fragte etwas verlegen Schönberg.

„Ja auf dich," gab Berg zur Antwort. „An einem Nachmittage, als wir den Kaffee einnahmen, paſſirte dir ein kleines Unglück. Du ſtandeſt ſinnend dem ſchönen Mädchen gegenüber, und hatteſt die Taſſe in der linken Hand. Jetzt ſtieg in dir der Gedanke auf, etwas Mocca zu ſchlürfen. Die rechte Hand griff mechaniſch nach der Obertaſſe, um ſie den Lippen nahe zu bringen. Dieſe Abſicht vereitelte aber ein hämiſches Geſchick, indem es deine Augen blendete. Denn anſtatt auf die Taſſe zu blicken, ſahſt du in die Prachtaugen des Mädchens, und goßeſt mit bewundernswürdiger Ruhe den heißen Kaffee in den Aermel deines Rockes. Fräulein Elsbeth lachte, und du wurdeſt bis unter die Stirne roth."

„Ich weiß mich der Geſchichte nicht mehr zu erinnern," ſagte Schönberg.

„Ich aber, mein theurer Freund," fuhr Berg fort. „Sie iſt deßhalb meinem Gedächtniſſe nicht entſchwunden, weil ich in dem Kaffeedurſte des Rockärmels das untrügliche Wahrzeichen erblickte, daß dein Herz unter den milden Strahlen der ſchönen Augen gelitten haben mußte."

„Wir ſind am Hauſe angelangt," unterbrach Schönberg, „und müſſen uns auf die Begrüßung mit —"

„Mit Fräulein Elsbeth vorbereiten," nahm Berg das Wort. „Um dieß würdig zu thun iſt es nothwendig, die Kleider vom Staube zu reinigen und das Haar vermittelſt der Bürſte zu ordnen. Auch ich, lieber Freund, möchte den angenehmen Eindruck erneuen, den ich hoffentlich bei unſerm erſten Hierſein auf die Roſe von Bärwalde gemacht habe. Ich glaubte, dieſe Roſe von ſeltener Schönheit mache auch eine ſeltene Ausnahme und habe keine Dornen; leider habe ich eine andere Ueberzeugung gewonnen. Sie hat Stacheln ganz eigenthümlicher Art

Dieſe Stacheln ſind ihre Augen, mit deren bezauberndem Blick ſie die Herzen verwundet. Dieſe Augen — ſaugen, tief in's Herze ſich."

Schönberg blieb bei dieſen Worten ſtehen, ſah den Freund fragend an, und erröthete wieder einmal. Berg lächelte und ſagte: „Und iſt es noch ſo fein geſponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen."

In dieſem Augenblick kam der Bediente und Korporal außer Dienſt, Herr Joachim Haaſe, den Freunden entgegen. In Begleitung eines Jagdhundes ſtieg er die ſteinernen Stufen hinab, welche zu dem Eingange des Wohnhauſes führten. Sich im langſamen Schritte nähernd, machte er kurz vor Berg Halt und meldete: „Der Herr Major läßt ſich entſchuldigen, Sie nicht perſönlich begrüßen zu können, er iſt aber eben im Begriff, ein Naturſchwitzbad zu nehmen. Ich habe demnach den Befehl erhalten, die Herren auf Ihr Zimmer zu führen."

„Nehmen Sie meinen Dank für den ausführlichen Rapport," erwiederte Berg, „und ſeien Sie überzeugt, daß die deutſche Sprache kein Wort hat, welches die Freude, Sie wieder zu ſehen, ausdrücken kann. Reichen Sie mir Ihre deutſche Rechte, Herr Korporal und Kammerdiener, damit ich ſie mit kameradſchaftlicher Wärme drücke, dabei ausrufend: „Alſo Sie leben noch, altes Geſtell, und widerſtehn mit Ihren Unnennbaren der zerſetzenden Auflöſung des Alters? Wollen Sie und Ihre Hoſen denn ewig leben? Soll Ihr ſtattlicher Leibrock noch keiner Kammer für alte Lumpen einverleibt werden? O Gott ſei gedankt, Sie und Ihre Kleider erfreuen ſich einer beneidenswerthen Geſundheit, und ſcheinen an keinerlei Reißen zu leiden. Umarmen Sie mich, herrliches Prachtſtück eines alten Korporals, damit wir den pulſirenden Schlag zweier kameradſchaftlichen Herzen fühlen."

Während Berg den alten Korporal an ſein Herz drückte, ſtammelte er: „Erhabener Augenblick!" Doch dem ehrenwerthen Haaſe ſchien nicht erhaben zu Muthe zu ſein, denn ſein Geſicht glich einer Warnungstafel, welche die Worte enthielt: „Dieſer Gegenſtand darf nicht umarmt werden." — Endlich riß ſich Haaſe aus der ſtürmiſchen Umarmung los und ſagte ſehr kurz: „Ich habe den Befehl, die Herren auf Ihr Zimmer zu führen."

Berg achtete nicht auf dieſe Bemerkung, ſondern lockte den Jagdhund an ſich. Dieſer umkreiste in ausgelaſſenen Sprüngen ſeinen Freund und ſprang endlich in die Höhe, um ſeine Vorderpfoten zutraulich auf Bergs Schultern zu legen. Während die Ruthe ſich ſchwänzelnd hin und herbewegte, begann die Zunge das Geſicht Bergs auf's Zärtlichſte zu lecken.

„Laß ab, mein gutes Thier," ſagte ſcherzend Berg, „ich gebe dir die Verſicherung, daß ich mich heute Morgen gewaſchen habe. — Hündchen, höre auf zu lecken."

Haaſe, welcher bisher brummend da geſtanden und Worte wie: Narrheiten, mich zu umarmen, mich altes Geſtell zu nennen, wirkliche Narrheiten! — hatte hören laſſen, wurde jetzt ungeduldig. Er räuſperte ſich, ſchüttelte mit dem Kopfe und rief endlich ganz zornig aus: „Flankeur, du hörſt auf zu lecken, kommſt den Augenblick zu mir heran, oder du wirſt disciplinariſch mit Prügel beſtraft. Ich habe den Befehl, die Herren auf ihr Zimmer zu führen, weßhalb der Herr Lieutenant keine Zeit hat, ſich mit dir abzugeben.“

„Herr Korporal außer Dienſt,“ hob Berg an, „es iſt für mich ſehr ſchmerzhaft, daß Sie dieſem liebenswürdigen Hunde eine Tracht Prügel zugedacht haben. Er hat nichts Verbrecheriſches begangen, was eine ſolche Strafe rechtfertigen könnte. Die Freude ſeines Herzens, mich wieder ſehen zu können, ſtrömte auf ſeine Zunge über, welche der Sprache beraubt, bei der Umarmung mich leckte. Und dieſe zarten Gefühle eines gefühlvollen Hundes wollen Sie durch Prügel unterdrücken?! O Haaſe, das iſt“ — —

„Herr Lieutenant, ich muß Sie erſuchen, mir zu folgen,“ unterbrach Haaſe.

„Wohlan, wir ſind bereit und folgen Dir vertrauensvoll bis zu der nächſten Thür,“ entgegnete Berg und ſchritt vorwärts. Schönberg und Haaſe ſchlenderten hinterdrein.

„Hier iſt Ihr Zimmer,“ ſagte Haaſe zu Schönberg. Dieſer trat ein. Dann öffnete Haaſe eine zweite Thür und Berg befand ſich in ſeinen Räumen.

„Werde ſogleich Frühſtück beſorgen,“ bemerkte mißlaunig Haaſe, und entfernte ſich. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, ſervirte das Frühſtück und wollte das Zimmer verlaſſen. Berg hielt ihn zurück.

„Haaſe bleibe bei mir, verlaß mich nicht,“ hob er an.

„Ich habe keine Zeit,“ erwiederte der Korporal außer Dienſt.

„Sie müſſen Zeit haben,“ ſagte Berg, „Sie werden Zeit haben, mich anzuhören, denn in mir regt ſich der mächtige Drang, einen Monolog über die idylliſchen Freuden des Landlebens zu halten. Dieſer höhern Eingebung kann ich nicht widerſtehen, und ſollt' ich dieſen Augenblick vor Ihren Augen ſchier vergehen. So höret:

Stier mich nur an mit deiner rothen Naſe,
Ich ſprech' zu dir, du ehrenwerther Haaſe.
Sag' mir, wie ſieht's in deinem Dorfe aus,
Liegt noch der Miſt vor jedem Bauerhaus?
Mengt ſich ſein ſtarker penetranter Duft
Noch immer mit der dicken Stubenluft?
Und tritt man aus der Thür', welch' ein Genuß! —
Der Miſt gibt gleich der Naſe ſeinen Kuß.

Den lieben Schmutz, den find' man überall,
In jeder Stube, wie in jedem Stall! —
Er iſt des Bauers Lebenselement,
Von dem er ſich im Leben niemals trennt.

— Ich muß bitten, Herr Haaſe, daß Sie nicht ſo langweilig ausſehen," unterbrach ſich Berg, „wenn ich vor Ihren geiſtigen Augen Phantaſiebilder nach Bergs Manier im Dufte poetiſcher Farbenpracht hinzaubere."

„So Etwas untergräbt die Achtung und die Subordination," brummte Haaſe halblaut und gähnte verzweiflungsvoll. „Ich habe noch mehr im Hauſe zu thun, als Ihre Declamation anzuhören."

„Schweige und höre geduldig zu, bis ich geendet habe," fiel ihm Berg in's Wort. „Um Dich wieder geiſtig anzuregen, gebe ich die gebundene Rede auf, und werde in unübertrefflicher Proſa in meinem Monologe fortfahren. So höre weiter:

„Wer empfängt Dich Unglücklicher, wenn Du an einem heißen Sommertage in die niedrige Stube eines Bauernhauſes trittſt? — Eine Legion von Fliegen. Und wenn Du am Abend, von Müdigkeit überwältigt, Dich in die Tiefen eines Federbettes ſtürzeſt, ſchlagen die Kiſſen wie Wellen über Deinem Haupte zuſammen, und drohen Dich zu erſticken. Muthvoll überwindeſt Du dieſe Gefahr und gibſt Dich der ſchönen Hoffnung hin, jetzt in den Armen des Schlafes zu ruhen, aber Du wirſt bitter getäuſcht. Denn auf einmal fallen die nächtlichen Quälgeiſter über Dich her, um rückſichtslos Dein Blut zu trinken, und quälen und peinigen Dich, daß Du raſend werden möchteſt."

In dieſem Augenblick hörte man deutlich das melodiſche Grunzen der Schweine.

„Aha, die Schweine rapportiren, daß ſie Futter haben wollen," ſagte Haaſe. „Ich muß jetzt unter jeder Bedingung den Rückzug antreten, weil ich die Magd controliren muß, damit das liebe Vieh das etatsmäßige Futter, gut zubereitet, in ſeinen Trog eingeſchüttet erhält."

„Haaſe, ich muß Sie wieder umarmen!" rief Berg aus. „Der eben ausgeſprochene Satz Ihrer Rede iſt in dem klaſſiſchen Rapportſtyl ſo meiſterhaft gehalten, daß ich nicht umhin kann meine Bewunderung durch eine Umarmung auszudrücken."

Haaſe machte kurz kehrt.

„Halt!" ſagte Berg, „nur noch ein Wort, eine Frage ohne Fragezeichen. Sind Sie in das höhere Verſtändniß des Grunzens der Schweine ſchon lange eingedrungen?"

Haaſe ſah Berg zornig an, und brummte kopfſchüttelnd, indem er ſich entfernte: „Freilich ſo ein Stadtkind hat keinen Sinn für Naturlaute."

Berg genoß das Frühſtück in Schönbergs Geſellſchaft. Auch hierbei überließ er ſich ganz den Eingebungen ſeiner heitern Laune. Während er ein Stück der wohlſchmeckendſten Wurſt zerlegte, ſagte er:

„Mir ſchmeckt die Leberwurſt deßhalb ſo vortrefflich, weil ich vermuthe, daß Fräulein Elsbeth ſie ſervirt hat. Der Gedanke, daß dieſe Wurſthaut von ihren zarten Fingern berührt iſt, könnte mich dazu bewegen, dieſe gewöhnliche Haut zu küſſen. Haſt du nicht auch daſſelbe Gefühl, oder beſſer denſelben Gedanken, Schönberg?“

Dieſer ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Die Fingerchen wären dir allerdings lieber als die lebloſe Haut, was ich dir nicht verdenken kann,“ fuhr Berg fort. „Was iſt ein Kuß auf die Finger einer ſchönen Hand? Ein elektriſcher Schlag, welcher das Herz trifft und die Liebe entzündet, wenn dieſe Hand einem ſchönen Mädchen angehört. Sonſt iſt der Schlag ein kalter, der kaum die küſſenden Lippen berührt. Biſt du nicht auch dieſer Anſicht?“

„Ich kann darüber nicht urtheilen,“ entgegnete Schönberg, „weil ich nie Gelegenheit hatte ſelbſt beim Tanze eine ſchöne Hand zu küſſen. Dem Vergnügen des Tanzes habe ich entſagt, weil mir das Geſchick abgeht, dieſe Kunſt zu lernen.“

„Sage lieber,“ fuhr Berg fort, „weil dir der Muth fehlt, eine geſuchte Tänzerin aufzufordern. Anſtatt mit liebenswürdiger Keckheit ſich in den Strudel des Tanzes zu ſtürzen, bleibſt du ruhig im Hintergrunde des Saales ſtehen, und hilfſt denſelben füllen. Dadurch begehſt du, wie ich dir ſchon oft geſagt habe, ein Unrecht an der Geſellſchaft. Ein ſo liebenswürdiger und kenntnißreicher junger Mann darf ſein Licht nicht unter den Scheffel ſtellen, ſondern ſoll es vor der Welt leuchten laſſen. Ueber dein Nichttanzen werde ich dir jetzt meine höchſt vernünftigen, wahrhaft philoſophiſchen Anſichten entwickeln, die ich aber bitte, nicht blos anzuhören, ſondern auch zu beherzigen.

„Als du den erſten Verſuch machteſt, dich in den Strudel des Tanzes zu ſtürzen, hatteſt du das Unglück, einer Dame in die Hände zu fallen, welche ein liebenswürdiges Mädchen aber keine Tänzerin war. An dieſem Unglück war dein Mangel an Selbſtvertrauen Schuld. Statt mit Keckheit eine geſuchte Tänzerin aufzufordern, ſtolperſt du auf einen jungen Backfiſch los, welcher ſeinen erſten Ball mitmachte. Was war die Folge? Ihr Beide tratet euch gegenſeitig die Hühneraugen ab, und bliebet zuletzt wie ein ausgelaufener Brummkreiſel unter dem Kronleuchter ſtehen. Das war eine kleine Unannehmlichkeit des Lebens, die dich nicht ſo tief berühren durfte, fortan dem Vergnügen des Tanzes zu entſagen. Ohne Aufopferung einiger Hühneraugen lernt man nicht tanzen, ebenſo wenig als ſchwimmen, wenn man nicht in's Waſſer geht.“

„Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen,“ bemerkte Schönberg.

„Schade und Spott macht klüger,“ ſagte Berg, „du wurdeſt aber nicht klüger, ſondern beharrteſt in deinem Entſchluſſe, nicht zu tanzen. Tanzunterricht und die damit verbundene Uebung hätte dich ſchnell zu einem Tänzer gebildet, mit dem die Damen beſonders gern getanzt hätten. Jetzt dagegen biſt du der Liebling der Saalwände, welche du auf jedem Balle als lebende Statue verſchönſt.“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre und der Major v. Honeck trat ein.

„Seien Sie mir herzlich willkommen,“ ſagte derſelbe, und reichte ſeinen beiden Gäſten die Hand. „Als altem Soldaten werden Sie es mir nachſehen, daß ich Sie nicht augenblicklich empfangen habe. Sie kennen aber meine Gewohnheit und nehmen darauf Rückſicht. Ich muß tüchtige Bewegung haben, um die alte Maſchine zuſammen zu halten. Das Kleinmachen des Holzes iſt eine gymnaſtiſche Uebung, welche das Gehen vollſtändig erſetzt und das ſtockende Blut wieder lebendig macht. Ebenſo iſt das Ausroden des Unkrautes ein treffliches Mittel, um Schweiß zu erzeugen. Aus dieſem Grunde unterziehe ich mich dieſen beiden Arbeiten und habe die Erfahrung gemacht, daß ich hierdurch zur Erhaltung meiner Geſundheit ſehr viel beitrage. Doch laſſen ſich die Herren nicht abhalten zu frühſtücken. Wenn man einen Marſch gemacht hat, ſtellt ſich der Hunger ein. Ich hoffe Elsbeth wird für das Nöthige geſorgt haben.“

„Wir danken ſehr, Herr Major,“ entgegnete Berg; „wir ſind mit Allem reichlich verſehen.“

„Doch wie iſt es Ihnen in der Zeit ergangen, in welcher ich Sie nicht geſehen habe?“ fuhr der Major fort. „Dem Soldaten geht es nur dann gut, wenn es Krieg gibt, weßhalb die jungen Herren dem Ausbruche des Krieges mit ungeſtümem Verlangen entgegen ſehen. Dieſes Verlangen iſt durchaus gerechtfertigt, da der Soldat nur im Kriege zur Geltung gelangen kann. Im Frieden iſt er das Schwert, welches auf der Rüſtkammer ruht und ſorgfältig vor Roſtflecken bewahrt werden muß. Doch an Krieg iſt vorläufig nicht zu denken. Sollte jedoch die Fackel des Krieges wieder in Brand gerathen, dann könnte leicht ganz Europa durch ſie in Flammen geſetzt werden. Ich kann nicht mehr daran denken, eine Kampagne mitzumachen, weil Körper und Geiſt unter der Laſt des Alters gebeugt ſind. Und ſo geht es allen meinen Kampfgenoſſen. Der Tod lichtet immer mehr ihre Reihen, und bald wird man den letzten Ritter des eiſernen Kreuzes in die Gruft ſenken. Wird dann unſer Volk die herrliche Zeit ſeiner großartigen Erhebung vergeſſen? Wird es ſich für ewige Zeiten daran erinnern, daß ein Volk nie untergehen kann, ſo lange es noch die innere Kraft beſitzt, ſich zu regeneriren? Wird es je vergeſſen, daß jeder Einzelne, hoch oder niedrig, ſeinen Stolz darein ſetzen muß, ein Vertheidiger ſeines Vaterlandes zu ſein? Sollte unſer Volk je verlernen die Waffen zu tragen und jenen kriegeriſchen Geiſt untergehen laſſen, den der große Kurfürſt weckte, Friedrich Wilhelm der Erſte erzog und ſchulte, den Friedrich der Große zum Siege führte und auf den Friedrich Wilhelm der Dritte ſich ſtützte, als er ſein Volk zu den Waffen rief, — dann würde die Zeit gekommen ſein, in welcher die Weltgeſchichte es aus ihrem Epos ſtrich. Unſer Volk muß der deutſche Fechter ſein und bleiben, welcher nicht allein die phyſiſchen, ſondern auch die geiſtigen Waffen zu führen weiß. In unſerm Volke ruht nicht nur eine deutſche, ſondern auch eine europäiſche Zukunft.“

Der Major ſchwieg und ſchien mit ſeinen Gedanken beſchäftigt.

„Sieh da,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „habe mich wieder auf meinem Steckenpferde ertappt. Aber ſo geht es dem alten Soldaten, er ſpricht nur von einer durchlebten ruhmreichen Vergangenheit, weil er allein von dem Marke der Erinnerung zehrt. Daher paſſirt es uns drei Veteranen ſehr oft, — ich meine den Schulmeiſter, den Schulzen und mich, — daß wir uns immer wieder Lebensereigniſſe mittheilen, die wir hundert Mal erzählt haben. Aber die Erinnerung wird dann ſo lebendig, daß wir uns mitten in die Ereigniſſe verſetzt wähnen und glauben, ſie noch einmal zu durchleben.

„Doch ich will nicht länger ſtören. Ich weiß, die jungen Herren wollen ſich in andere Kleider werfen, den Staub des Marſches abſchütteln. Sie ſehen, ich bin mit Ihren Gewohnheiten ſchon vertraut. Meiner Tochter die Viſite zu machen, werden ſie noch etwas warten müſſen. Vor Tiſche wird ſie wohl nicht zum Vorſchein kommen, weil ſie noch mancherlei im Hausweſen zu beſorgen hat.

„Auf Wiederſehen, meine Herren. Um zwei Uhr wird gegeſſen, aber ganz pünktlich. Bei mir iſt Alles an militäriſche Pünktlichkeit gewöhnt.“

Der Major ſtand im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen, als Haaſe eintrat.

„Entſchuldigen der Herr Obriſtwachtmeiſter,“ hob er an, „ich habe vergeſſen, den Morgen-Rapport zu machen, iſt wegen der Einquartierung gekommen. Vorneweg muß ich melden, daß der Hofhund Packan heute früh ſanft kreppirt iſt. Er litt ſchon lange an Altersſchwäche und ſchlechter Verdauung. Ich gab ihm deßhalb Revalenta arabica zu freſſen, und hoffte, er würde durch den Genuß dieſer Geſundheits- und Kraft-Reſtaurations-Farina für Kranke jedes Alters und ſchwache Kinder wieder auf die Beine kommen, aber ich täuſchte mich, denn er biß dennoch in's Gras."

„Thut mir leid," ſagte der Major, „war ein pflichttreuer Hund, der ſich auf ſeinem Poſten nie etwas zu Schulden kommen ließ."

„Weßhalb er auch nie beſtraft worden iſt," fuhr Haaſe fort. „Ich kann ihm das beſte Führungsatteſt geben, wenn er noch ein ſolches nach ſeinem Tode von mir verlangen ſollte. Er war immer wachſam, beleidigte keinen Menſchen, und war nur dann biſſig, wenn er bei Jemand Diebsgedanken witterte. Deßhalb will ich ihm auch ein ehrliches Grab gönnen und ihn in die Mauerecke des Gartens vergraben, auf unſerm ſogenannten Thierkirchhofe. Ja, ja," fügte er mit einer Art Wehmuth hinzu: „Alle Hunde müſſen ſterben, alles Fleiſch vergeht wie Heu."

„Linſenmehl ward ſein Verderben, den er fraß es ohne Scheu," ſetzte Berg hinzu.

Der Major und Schönberg lachten, Haaſe dagegen ſah ſehr zornig aus und ſprach weiter: „Mein Rapport iſt noch nicht zu Ende, deßhalb wollte ich den Herrn Lieutenant erſuchen, mich nicht zur Unzeit zu unterbrechen."

„Ich ſage kein Wort mehr, lieber Haaſe," antwortete Berg, „und ſehe ein, daß ich mich eines Dienſtvergehens ſchuldig gemacht habe. Ich geſtehe mein Vergehen reuig ein, und habe den Acten nichts mehr hinzuzufügen. Meine Richter wollte ich nur bitten, mich nicht zum Genuſſe der Revalenta arabica zu verdammen, da ich eidlich und durch Zeugen erhärten kann, daß ich noch keineswegs an ſchlechter Verdauung leide. Das eingenommene Frühſtück, dieſer unbeſcholtene Zeuge, kann es beſchwören."

Haaſe antwortete nicht, rapportirte aber in grimmigem Tone weiter:

„1) Die Pferde ſind geſund.

„2) Die Kühe haben die etatsmäßige Milch geliefert.

„3) Die Schweine bellen und die Hunde grunzen, oder umgekehrt wollte ich ſagen, weil ſie ſich wohl fühlen.

„4) Gänſe und Enten ſchnattern, die Tauben ſchnäbeln ſich.

„5) Bei den Puten nichts Neues. Die Hühner legen bis auf die Hähne die etatsmäßigen Eier.

„6) Zur Stelle: Zwei Pferde, zwei Kühe, zwei Schweine, vier Hunde, zwanzig Hühner, ſechszehn Enten, zehn Gänſe, acht Paar Tauben. Es iſt mit Tod abgegangen ein Hofhund. Arretirt kein Vieh. Krank im Revier: Zwei Hennen am Pips.

„Die Hühnermagd hat den Befehl erhalten, den beiden Hühnern den Pips zu löſen. Die Operation wird heute Abend vollzogen werden."

„Werden die Hühner vor der Operation chloroformirt, oder ſind ſie zu ſenſitiv, um dieß Mittel anzuwenden?“ fragte Berg.

„Werden nicht chloroformirt,“ ſagte Haaſe. „Möchte aber eine andere Zunge chloroformiren, damit ſie nicht unnütze Bemerkungen macht.“

„Gerechter Richter, großer Haaſe, ſehr dankbar bin ich Dir für Deine Naſe,“ entgegnete Berg. „Fortan befolg' ich Deinen Rath, und werde ſchweigen in der That.“

„Wird mir lieb ſein,“ bemerkte Haaſe, und fügte hinzu: „Haben der Herr Obriſtwachtmeiſter noch Etwas zu befehlen?“

„Nein,“ war die Antwort des Majors, welcher ſich an ſeine Gäſte wendend ſagte: „Leben Sie wohl, meine Herren, bei Tiſche ſehen wir uns wieder.“

Haaſe öffnete die Thür, der Major ſchritt voran, jener folgte ohne Berg eines Blickes zu würdigen.

Elsbeth.

Auch Schönberg verließ bald darauf die Stube. Er eilte nach dem Garten, um ſeine alten Bekannten, die Bäume, Sträucher und Blumen zu begrüßen. Als er vor ſeinen Lieblingsbäumen ſtand, und ſich an dem Anblicke ihrer mit Früchten beladenen Aeſte erfreute, war es ihm, als liſpelten ihre Blätter einen Gruß des Willkommens ihm zu. Zwiſchen den Blumenbeeten fortwandelnd, würdigte er jede Blume ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit. Er betrachtete mit ſtiller Bewunderung die Schönheit ihrer Formen, die Zartheit ihrer Blätterzeichnung oder ihre üppige Farbenpracht. Seine Gedanken verweilten bei der Bildung der Staubfäden, um das Geheimniß ihrer Entwicklung und Entfaltung zu ergründen. Aber mit dieſen Blumenbildern verwebte ſich immer das Bild eines Mädchens, welches ſeit geraumer Zeit ſeine Seele mächtig erfüllte. Er liebte Elsbeth mit der ganzen Gluth jugendlichen Feuers, aber ſeine ſchüchterne Natur verbarg das Geheimniß ſeiner Liebe in die Tiefen ſeiner Bruſt.

So hatte er den Garten durchwandert und ſtand im Begriff die Thüre zu öffnen, um in den Hof zu gehen, als er Elsbeths melodiſche Stimme vernahm. Sie rief die beſiederten Bewohner des Hofes zum Mittagsmahl herbei. Er blieb ſtehen und öffnete ein wenig die Thüre, um das Mädchen unbemerkt zu beobachten.

Elsbeth trug ein leichtes Morgengewand und auf dem Kopfe einen breitkrempigen Strohhut, welcher der zarten Haut ihres Geſichtes Schutz gegen die brennenden Strahlen der Auguſtſonne gewährte. Das blonde Haar war einfach geſcheitelt, und lag ſauber geglättet an den beiden

Seiten der hohen Stirn. Die wunderſchönen blauen Augen, in denen ſich Geiſt und Milde wiederſpiegelten, waren von ſammtartigen Brauen umgeben. Das feine, graziöſe Näschen, der zierliche, kaum eingeſchlitzte Mund und das kleine, anmuthige Kinn, verliehen dem Geſichte einen ſchönen Ausdruck von Lieblichkeit. Wenn ein freundliches Lächeln den Mund umſchwebte, gewannen die feinen Züge einen bezaubernden Ausdruck einer reinen, faſt kindlichen Freude.

Elsbeth ſtand mitten im Hofe, und hielt in der linken Hand ein Körbchen mit Gerſtenkörnern und Erbſen gefüllt. Nur ein Laut ihres melodiſchen Putt! Putt! war hinreichend geweſen, um das Heer der befiederten Bewohner herbei zu rufen. Es war ein Drängen, ein Treiben, ein Stürzen, als wenn ein Aufruf ergangen wäre, ſich um Elsbeth eiligſt zu ſchaaren.

Elsbeth bückte ſich ein wenig und ſtreckte ihr rechtes Händchen aus, auf welchem Erbſen und Gerſtenkörner lagen. Zutraulich flogen die Tauben auf ihren Arm und naſchten aus der reizenden Fleiſchſchaale, wobei ſie mit den Flügeln ſchlugen und ſich gegenſeitig verdrängten. Elsbeth hockte jetzt nieder und augenblicklich war ſie von ihren Pfleglingen umringt, die ſehnſüchtig verlangend nach dem Futter blickten. Um dieſes Verlangen auch ſprachlich zu bekunden, ließen ſie ſchnatternde, ſchreiende, gagelnde Töne vernehmen, wobei ſie abwechſelnd das Futter, dann wieder Elsbeth anblickten.

„Stille!“ rief Elsbeth. Der Chorus verſtummte. Nur dann und wann ließ er einzelne Töne hören, welche die tiefempfundene Sehnſucht nach Futter andeuteten.

„Euer Verlangen nach den gelben Körnern in meiner Hand kann noch nicht geſtillt werden,“ hob Elsbeth an. „Erſt muß Magiſter Hahn mir aus der Hand freſſen, als Zeichen, daß ihr bereit ſeid mir nach wie vor den Tribut an Eiern zu geben. Magiſter Hahn, lieber weißgefiederter Herr, kommen Sie näher, ein herrliches Mahl erwartet Sie. Dieſe köſtlichen Körner auf der Fläche meiner Hand ſind für Sie beſtimmt. Kommen Sie, kommen Sie!“

Und Magiſter Hahn ließ nicht lange auf ſich warten. Es war ein ſchönes Thier mit ſtolzer Haltung. Bruſt und Körper waren ſchloweiß. Nur die feinen länglichen Federn, welche den Schmuck ſeines Halſes ausmachten, ſchillerten in's Gelbliche und hüllten den Hals in einen ſpaniſchen Mantel ein. Der Wedel hatte ſtolz gebogene, weiße Federn, die in abſtufender Größe mit gerundetem Schwunge herabfielen, um als majeſtätiſcher Federbüſchel die Hauptzierde des Thieres zu ſein. Ueber Rücken und Flügel fielen jene ſchillernden Federn, die ſich an Feinheit und Zartheit zu überbieten ſchienen. Die Stirne war mit einem doppelten rothen Kamme geziert, und die herabhängenden Fleiſchläppchen unter dem Schnabel hatten eine zierliche Rundung erhalten. Die Farbe des Kammes war brennend roth und ganz dazu geeignet, das kluge, verſtändige Auge zu heben.

Langſam und gemeſſen ſchritt er heran, abwechſelnd die Füße hebend, wobei er keine geringe Grandezza entwickelte. Jetzt ſtand er vor Elsbeth. Die ganze Geſtalt nahm eine erhöhte Haltung an, indem ſich Bruſt und Wedel empor richteten. Er warf einen verächtlichen Blick auf ſeine geſiederte Umgebung, welche ihn um die Auszeichnung zu beneiden ſchien, die er genoß. Da blickte er fragend Elsbeth an, bog das Haupt etwas ſeitwärts und bat mit einem Gock! Gock! um die Erlaubniß, das Dargereichte nehmen zu dürfen.

„Friß nur, mein Thierchen,“ ſagte Elsbeth, und Magiſter Hahn bog den Kopf bedächtig vor und langte ſich die Körner, ein zufriedenes Gock! Gock! hören laſſend. Als er ſeinen Theil verzehrt hatte, bei welchem Geſchäfte er oftmals durch die Diebesgelüſte ſeiner Weiber geſtört wurde, nickte er zum Danke mit dem Kopfe. Nun erhob ſich Elsbeth, um das Futter nach verſchiedenen Seiten auszuſtreuen. Ihre Sorglichkeit zeigte ſich darin, daß ſie ihre Blicke auf die Freſſenden warf, und wo ſie bemerkte, daß einige Thierchen durch den Neid der Andern fortgebiſſen wurden, war ſie bemüht, in weiter Entfernung das Futter auszuſtreuen. In dem Blicke des Mädchens lag eine reine Freude, ein inniges Vergnügen, ihren Schutzbefohlenen Nahrung zu geben. Es war das ſchöne Gefühl des Wohlthuns, welches hierin ſeinen Ausdruck fand.

Nachdem das Federvieh geſättigt war und ſich zerſtreut hatte, trillerte ſich Elsbeth ein Liedchen und eilte hüpfenden Schrittes dem Garten zu. Schönberg war ſo im Anſchauen verſunken, daß er die Annäherung des lieblichen Kindes gar nicht bemerkte. Plötzlich öffnete Elsbeth die Thüre, und ſtand ihrem ſtillen Anbeter gegenüber. Beide ſahen ſich erſchrocken an und ſchlugen die Augen nieder. Ein feiner Beobachter würde die feine Röthe bemerkt haben, welche ſich über die Wangen Beider ergoß. Endlich faßte ſich Schönberg und machte ſeine Verbeugung. Ein Gleiches that Elsbeth und ſpielte mit den Bändern ihres Hutes. Da ſchlug ſie die Augen auf und lachte.

„Sie haben mich wohl belauſcht,“ hob ſie an, „als ich mein geſiedertes Heer gefüttert habe.“

„Ja,“ ſagte noch immer verlegen Schönberg. „Die Thiere ſcheinen Ihnen ſehr zugethan und doch wieder gehorſam zu ſein, denn auf Ihr gebieteriſches Stille ſchwieg plötzlich der ganze Chorus des geſiederten Völkchens.“

„Dieſer Gehorſam iſt nothwendig, wenn ich die verſchiedenen Intereſſen gerecht ausgleichen ſoll, von denen auch dieſe Thierwelt bewegt wird," erwiederte Elsbeth. „Doch wir ſtehen noch immer an der Thüre, Herr v. Schönberg, wollen wir nicht den Garten betreten?"

Schönberg machte eine Verbeugung, Elsbeth hüpfte voran und Schönberg wagte es, ſich an ihre Seite zu verfügen.

„Sie haben ſchon den Garten durchwandert?" fragte nach einer Pauſe Elsbeth.

„Ich habe es gethan, um lieben Bekannten meinen Willkommgruß zu bringen," antwortete Schönberg.

„Dann lieben Sie wohl die Natur und ihre Kinder der Pflanzenwelt, die Bäume, Sträucher, Blumen und Gräſer?" fragte Elsbeth weiter.

„Ja, ich liebe die Natur," nahm Schönberg das Wort, „weil ſie der lebendig gewordene, erhabene Gedanke des höchſten Weſens, des ewigen Gottes iſt. Ich fühle mich zu ihr hingezogen, weil das Herz in den Kämpfen des Lebens an ihrem Buſen eine wunderbare Tröſtung empfängt. Fühle ich mich verlaſſen, vereinſamt, abgeſtoßen durch das ſelbſtſüchtige Treiben der Menſchen, durch ihre unlauteren Leidenſchaften, dann eile ich hinaus in Gottes freie Natur, und belauſche ihr geheimnißvolles Treiben und ſtilles Schaffen. Ich fühle mich dann getröſtet und beruhigt, fühle wieder Kraft und Muth, um in den Kämpfen des Lebens nicht zu unterliegen.

„Das Verweilen in einem Eichwalde ruft ganz beſonders dieſe innere Ruhe in mir hervor. Wenn der Wind durch den reichen Schmuck des Laubes fährt und es mächtig in den Wipfeln der Bäume rauſcht, fühle ich mein ſtürmiſches Herz ruhiger ſchlagen. Dieſes Rauſchen gleicht den wunderbaren Tönen der Aeolsharfe, und weckt heilige Empfindungen in der Bruſt des Menſchen. In ihnen vernehme ich die mächtige Stimme des erhabenen Weltgeiſtes, und das Gefühl der Verlaſſenheit ſchwindet, weil Gottes Nähe mich mit heiligen Schauern durchdringt.

„Andere Gefühle bewegen meine Bruſt, wenn ich an einem ſchönen Sommertage in ruhiger Stimmung den Eichwald betrete. Wonnetrunken begrüße ich dann die feurigen Strahlen der Sonne, welche ſich durch das friſche Grün der Blätter ſtehlen, um Segen zu verbreiten und Waldleben zu wecken. Die heilige Sabbatſtille, die mich umfängt, ruft in mir einen Gedanken hervor, der mich beſeelt — Gott! — An dem Stamme einer Eiche beugt ſich mein Knie, und mein ſtilles Gebet miſcht ſich mit dem Picken des Spechtes, mit dem trillernden Schlage des Finken, und zuweilen mit dem tiefempfundenen Geſange der Nachtigall. Und der Schluß meines Gebetes iſt der begeiſterte Ausruf: Wie groß biſt du, heiliger Gott, in dem erhabenen Tempel deiner Schöpfung!

„Fröhlich erhebe ich mich dann und wandele von Baum zu Baum, um ſeinen knorrigen Stamm und ſeine eckigen, kühn in die Lüfte ſich ſtreckenden Aeſte zu bewundern. Denn der Stamm iſt das Bild der Kraft und die Aeſte des Baumes das Sinnbild deutſcher Treue. Wo biſt du aber geblieben, deutſche Kraft, was iſt aus dir geworden, deutſche Treue und Biederkeit?! Du weilſt nicht mehr unter deinen Söhnen, ſondern von ihnen verſtoßen haſt du dich in deine Eichwälder geflüchtet."

Schönberg ſchwieg und ging ſinnend an Elsbeths Seite. Dieſe warf einen Blick des Staunens und der freudigen Ueberraſchung auf ihn. Nie hatte ſie ihn in dieſer Weiſe reden gehört, nie den begeiſterten Ausdruck ſeiner Empfindungen vernommen. Eine ſolche Anſchauung der Natur war ihr neu, und doch fühlte ſie ſich von ihr geheimnißvoll angezogen, als wenn eine neue Welt der Gedanken und Gefühle ſich ihr erſchloß.

„Ein geheimnißvoller Zug des Herzens," hob ſie endlich an, „hat mich immer zu der Natur und den Erſcheinungen der Pflanzenwelt hingezogen, ohne daß ich mir bewußt werden konnte, weßhalb er ſich in meiner Bruſt ſo gewaltig rege. Und was iſt dieſe Sehnſucht?"

„Ein geheimnißvoller Drang des Herzens, Gott auch in ſeiner Schöpfung lieben und verehren zu lernen," erwiederte Schönberg. „Hat das Auge ſich geübt und daran gewöhnt, die unendliche Fülle und Schönheit der Natur auch in den kleinſten Erſcheinungen aufzufinden und zu bewundern, dann wird jeder Spaziergang eine unerſchöpfliche Quelle geiſtigen Genuſſes. Das unſcheinbare aber zierliche Moos, die ſchön gefärbte Flechte erregt ſeine Aufmerkſamkeit, und jede unſcheinbare Blume zieht er in das Bereich ſeiner Betrachtung. Was gewährt der lebendige Umgang mit der Natur? Eine erhabene Gotteserkenntniß."

„Wenn dieſe nach Ihrer Anſicht nur in dem Umgange mit der Natur zu finden iſt," bemerkte Elsbeth, „dann — nun dann verſchmähen Sie es wohl in die Kirche zu gehen, um ſich durch das Wort der Predigt zu erbauen?"

„Warum ſoll ich nicht in die Kirche gehen?" entgegnete Schönberg. „Ein Wort, welches aus dem Herzen kommt, geht wieder zum Herzen und findet eine gute Stätte. Die herrliche, chriſtliche Moral, die wir im Leben zu verwirklichen anſtreben ſollen, findet ihre Beſtätigung in den Werken der Natur. In dieſen Werken herrſcht keine unſittliche Willkür, ſondern alles Werden und Vergehen iſt ewigen Geſetzen unterworfen. Man bewahre ſich nur jenen unbefangenen Sinn für das Erkennen des ſchöpferiſchen Waltens, und man wird erfahren, wie die ſittlich moraliſche Kraft im Menſchen immer mehr einen feſtern Halt gewinnt.

„Trete ich in die wundervollen Hallen eines Himmel anſtrebenden Domes, durch deſſen bunte Fenſter ein magiſches Licht fällt, dann durchdringt mich ein Gefühl der Erhabenheit. Und dieſes Gefühl leitet meine

Gedanken zu Gott, als dem höchſten Urbilde aller Erhabenheit. Sinnend betrachte ich die ſchlanken Säulen, welche die Träger und Halter eines mächtigen Gebäudes ſind, das in ſeinem Grundgedanken der Wölbung mich wieder zur Natur hinführt, von welcher die menſchliche Kunſt den Gedanken entlehnte.

„Denn auch in der Kunſt war die Natur die Erzieherin und Bildnerin des Menſchen. Iſt nicht die Palme das kühne Urbild der gothiſchen und griechiſchen Säulen, ſowie des gothiſchen Spitzbogens? Säulenartig ſchwebt der Palmenſchaft aufwärts zum Sonnenlicht und verlieh der gothiſchen Säule ihren Grundgedanken, den des kühnen Strebens und des erhabenſten Gefühls. Das meiſt verdickte Wurzelſtück derſelben wurde das Vorbild des Piedeſtals, und ihr Blätterwipfel rief den Gedanken des Kapitäls hervor, welches den ſtolzen Bau des Domes tragen ſollte. Doch unſere deutſchen Väter, als ſie jene mächtigen Dome bauten, die wir noch heute in wahrer Bewunderung anſtaunen, vermählten Palme und Fichte zu einem Gedankengebilde. Neben den Palmenſäulen pflanzten ſie auf ihre Münſter die luftigen, gothiſchen Thürmchen, die in ihrer hochſtrebenden Kühnheit noch heute das Staunen der Enkel erregen.

„So baute der Menſch ſeine herrlichſten Gottestempel nach den erhabenen Vorbildern, die ſein Geiſt in den Schöpfungen der Natur ſuchte und fand.“

„Dieſe Anſchauung iſt ſchön,“ ſagte Elsbeth, „aber niemals iſt ſie in mir hervorgerufen worden, wenn ich einen Baum oder eine Blume betrachtet habe.“

„Auch die Betrachtung der Pflanzen weckt verſchiedene Stimmungen des Gemüthes und reflectirende Gedanken des Verſtandes,“ nahm Schönberg wieder das Wort. „Werden wir nicht wehmüthig geſtimmt, wenn wir eine mattgefärbte, aber duftende Blume beſchauen, weil uns das Bild der Zurückſetzung bei innerm Werthe augenblicklich vor die Seele tritt? Aber dieſe Wehmuth ſteigert ſich bis zur Schwermuth, wenn wir vor einer Blume ſtehen, die nur des Nachts ihren Duft ausſtrömt. Sie erinnert an ein gebrochenes Herz, welches ſeine Gefühle nur dann laut werden läßt, wenn es ſich der Welt entrückt wähnt. Auf dieſe Weiſe ſucht und findet der Menſch in der Blumenwelt Symbole ſeiner Empfindungen, denen er einen Ausdruck zu geben bemüht iſt.“

„Sie mögen Recht haben,“ bemerkte Elsbeth; „denn wenn ich eine weiße Blume ſehe, werde ich an die Reinheit des Gemüthes erinnert, während eine ſehr dunkle Farbe in mir das Gefühl der Trauer hervorruft. Welches iſt aber der Grundton des Farbenlebens in der Pflanzenwelt?“

„Braun und Grün,“ ſagte Schönberg. „Braun vertritt den Tod, Grün das Leben. Die Blume, welche das Braun ſchreiend zur Schau trägt, wird zur Todtenblume. Der immer grüne Oelbaum dagegen reicht uns den Friedenszweig dar. Den Siegeskranz flechten wir aus den Blättern des dunkelgrünen aber ernſten Lorbeers, und unſere Gräber bepflanzen wir mit Cypreſſen und Fichten, weil ſie das Fortleben der Geiſter andeuten. In den blauen Blumen ſuchen wir die Vertreter der Treue und Freundſchaft auf, und haben ſie in dem Vergißmeinnicht und in der Kornblume gefunden. Das Violett des Veilchens wird uns zum Sinnbild der Beſcheidenheit, welches in dem Bewußtſein ſeines innern Purpurs im unſcheinbaren Gewande erſcheint."

„Welches ſind aber die reinſten und heiterſten Farben der Blumen?" fragte Elsbeth.

„Unſtreitig Roth und Weiß," antwortete Schönberg, „die Symbole der Liebe und Herzensreinheit. Das röthliche Blau des Flieders deutet die erſten Regungen der Liebe an."

Hier ſtockte Schönberg augenblicklich, und ſah mit niedergeſchlagenen Augen vor ſich hin. Elsbeth ſpielte wieder mit den Bändern ihres Hutes.

„Und die Roſen, Orangen oder Myrthenblüthen," fuhr Schönberg langſam fort, „ſchmücken den Brautkranz. Nur die Gluth des Südländers läßt den milden Purpur der Roſe mit dem dunkeln Feuer der Granatblüthe vertauſchen."

„Welch ein Reichthum von Poeſie liegt nicht in den Farben und in dem Dufte der Blumen!" rief Elsbeth aus.

„Und dieſen Reichthum finden wir überall auf der Flur, im Walde, im Thale, auf den Bergen ausgeſtreut," fuhr Schönberg fort. „Um aber dieſes poetiſche Schaffen nur der vaterländiſchen Natur in ihren unendlichen Schönheiten zu erkennen, gehört eine Bildung, die ſehr ſelten zu finden iſt. Herz und Geiſt müſſen von dieſer Poeſie durchdrungen ſein. Dann werden wir befähigt, durch ſie allein befähigt, das Unbedeutendſte unter den Geſichtspunkt einer allgemeinen Weltanſchauung zu bringen. Eine ſolche Bildung beſitzen nur wenige Auserwählte, wenige höher Begabte, wie die wahren Dichter.

„Viele Millionen gehen an den Schönheiten der Natur vorüber ohne ſie zu beobachten. Und doch wird durch das Anſchauen derſelben der Heimathsſinn, die Vaterlandsliebe und der wahre Gemeinſinn geweckt und lebendig erhalten. Zu der Natur müſſen wir zurückkehren, das iſt die wahre Umkehr, welche Noth thut. In der Poeſie müſſen wir dem überſchwänglichen Gefühlsſchwelgen entſagen, und zu den erhabenen aber einfachen Gefühlen zurückkehren, die wir nur in dem Umgange mit der Natur wieder erlangen können."

Elsbeth und Schönberg waren an der Eingangsthür des Gartens angelangt. Dieſe öffnete ſich und Haaſe zeigte ſich mit bedenklichen Mienen.

„Iſt Etwas vorgefallen?“ fragte Elsbeth.

„Endlich habe ich Sie gefunden,“ antwortete Haaſe, ohne Elsbeths Frage zu beachten. „Seit einer halben Stunde habe ich Sie vergebens geſucht. Die Köchin verlangt nach Ihnen.“

„Iſt der Braten angebrannt?“ fragte Elsbeth weiter.

„Ich glaube nicht,“ ſagte kopfſchüttelnd Haaſe, „kein angebrannter Bratengeruch kam mir aus der Küche entgegen. Es fehle etwas zur Mehlſpeiſe, meinte die Köchin.“

„Verrathe nicht meine Küchengeheimniſſe,“ entgegnete lächelnd Elsbeth, „du ſiehſt ja, daß unſer Gaſt gegenwärtig iſt.“ Und ſich an Schönberg wendend, fragte ſie: „Welche Empfindungen erweckt der Duft eines verbrannten Bratens?“

„Nur wehmüthige,“ entgegnete Schönberg, „weil er uns die Gewißheit gibt, daß der Braten ungenießbar iſt.“

„Sie ſehen, ich bin eine gelehrige Schülerin,“ ſagte Elsbeth, „da ich Ihre Lehre von den Duftempfindungen ſelbſt auf den Braten anwende. Wäre ich mit wahrhaft poetiſchem Sinne begabt, würde ich auch beim Kochen der Speiſen eine Poeſie herausfinden.“

„Wenn auch keine Poeſie,“ bemerkte Schönberg, „ſo doch Naturgeſetze, die auch hierbei zum Vorſchein kommen.“

„Gut,“ entgegnete Elsbeth, „wenn ich morgen zu kochen beginne, ſollen Sie mir hülfreiche Hand dabei leiſten, damit ich dieſe Naturgeſetze auffinden lerne.“

Und lächelnd hüpfte Elsbeth davon. Haaſe ging brummend hinterher und Schönberg — ſah dem lieblichen Mädchen mit einem Blicke der innigſten Liebe nach.

Der Schulmeiſter.

Berg ſchlenderte langſamen Schrittes die Dorfſtraße entlang, um die Zeit bis zum Mittageſſen mit Beſichtigung des Dorfes auszufüllen. In der Mitte deſſelben lag ein großer Raſenplatz von ſchönen hochſtämmigen Linden eingefaßt. Ein niedriges Gitter von Eiſendraht umgab die ſorgſam gepflegte Grasfläche, um ſie vor Beſchädigung durch Thiere und Menſchen zu ſichern. Einzelne hineingepflanzte Bouquets von blühenden Staudengewächſen überraſchten das Auge durch ihre ſinnvolle Anordnung.

Die breite, zur Hälfte gepflaſterte Dorfſtraße, mit ſchattigen Kaſtanien beſetzt, umſchloß den Platz, der wie eine grüne Oaſe im Dorfe lag. Die einſtöckigen Häuſer waren größtentheils maſſiv, und ſahen im Ganzen ſchmuck und reinlich aus. Den Hintergrund ſchloß die Dorfkirche ab, welche auf einem unſcheinbaren Hügel gelegen, ſich über die Dächer des Dorfes erhob. Sie machte einen wohlthuenden Eindruck, denn ihre einfachen gothiſchen Formen trugen das Gepräge eines harmoniſchen Gedankens, welcher den Bau in ſeinen kleinſten Details durchdrang. Der Thurm war für eine Dorfkirche ſtattlich zu nennen, und lief in eine gothiſche Spitze aus, welche mit anmuthiger Leichtigkeit die Geſtalt des Thurmes vollendete.

Der die Kirche umgebende Gottesacker war mit einer aus Feldſteinen erbauten Mauer eingefaßt. Schattige Bäume verſchönerten denſelben, deſſen Gräber wohl erhalten und mit Blumen bepflanzt waren.

Hinter der Kirche lief die breite Straße enger zuſammen, und mündete am Ende des Dorfes in einen Feldweg. Auf der rechten Seite, nicht weit von der Kirche, erhob ſich ein ſtattliches zweiſtöckiges Haus, umgeben von einer maſſiven Mauer. Vor der Mitte deſſelben ſtand eine wunderſchöne Linde, deren blätterreiche Krone in ruhiger Majeſtät zu den Wolken emporſtrebte. Auf einer weißen Tafel, die unmittelbar am Eingange hing, konnte man die Worte „Pfarrwohnung“ leſen.

Neben dem Pfarrhauſe erhob ſich ein kleines, beſcheidenes Häuschen, mit rothbraun angeſtrichenen Fenſtern. An beiden Ecken deſſelben ſtanden zwei uralte Kaſtanien, welche über das Dach weit fortragend, ihre Aeſte zur brüderlichen Verſchlingung hinüberreichten. An der Thüre hing eine beſcheidene Tafel mit dem Worte „Schulhaus“.

Aus dem Schulhauſe tönte das ſanfte, taktmäßige Gebrülle der Schuljugend, zuweilen durch einige kurze Schläge des ſchulmeiſterlichen Stockes unterbrochen. Dieſe Stätte der Volksbildung wollte Berg eben näher in Augenſchein nehmen, als die Dorfuhr Zwölf brummte. Kaum war der letzte Schlag verhallt, ſo ſpeit das einfach geöffnete Haus einige Dutzend Bauernkinder aus.

Ein angenehmes Geſchnatter in deutſchen Sprachlauten berührte Bergs Ohr. Da ihm das Verſtändniß deſſelben verſchloſſen blieb, ſo konnte er nur ahnen, daß die Mädchen ſich zankten und die Knaben als Sprößlinge eines kriegeriſchen Volkes ſich prügelten. Das Gezänk waren die diplomatiſchen Noten, welche den Feindſeligkeiten vorausgeſchickt wurden, und die entwickelte Prügelkraft der geführte Krieg. Aus dieſer Anſchauung konnte der denkende Beſchauer entnehmen, daß die ſanguiniſchen Hoffnungen eines ewigen Friedens, deſſen ſich dereinſt die Völker erfreuen ſollen, nie zu verwirklichen ſind.

Plötzlich verſtummte das Durcheinandergeſchrei der Schuljugend. Die Mädchen entfernten ſich eiliger, während die Knaben vor dem Hauſe Poſto faßten. Sie ſtellten ſich in kleinen Abtheilungen zu zwei Glieder rangirt, nach militäriſcher Weiſe auf. Vor die Mitte jeder Abtheilung begab ſich ein größerer Knabe, deſſen Augen auf die Thüre des Schulhauſes gerichtet waren. Plötzlich ertönte das mehrfache Kommando: Stillgeſtanden! Die Jungen ſtanden regungslos da. Der linke Arm hielt die Gelehrſamkeit, die Bücher, zwiſchen Oberarm und Leib eingeklemmt. Die rechte Hand hatte ſich etwas gekrümmt hinter die Lende zurückgezogen. Kopf und Schulter waren zurückgenommen, und der ganze Leib etwas nach vorne gebeugt.

Berg warf einen Blick nach dem Schulhauſe und ſah aus demſelben den Schulmeiſter treten, deſſen Bekanntſchaft er bereits bei ſeinem frühern Aufenthalt in Bärwalde gemacht hatte. Der Schulmeiſter war ein alter, ſtattlicher Mann, mit ſchloweißem Haupthaar und beſtimmt ausgeprägten Geſichtszügen. Die herbe Strenge derſelben wurde durch den Ausdruck von Güte gemildert, welcher unverkennbar in den hellgrauen Augen lag. Ein ſorgfältig gepflegter Schnurrbart bedeckte die Oberlippe. Die gerade Haltung des Körpers und der bis unter das Kinn zugeknöpfte ſchlichte Oberrock ließen ſogleich den alten Militär erkennen.

Um nicht zu ſtören zog ſich Berg nach dem Kirchhofe zurück, und betrachtete von hier aus die Inſpicirung der Schuljugend. Der Schulmeiſter ſtellte ſich vor die Mitte ſeiner Jugend auf, lüftete die beſcheidene Schirmmütze, und ſagte mit lauter Stimme: „Melden!“

Die vor der Abtheilung ſtehenden Knaben kamen im langſamen Schritt auf den Schulmeiſter zu, wobei ſie ſich bemühten, recht große Schritte zu machen, blieben in der Entfernung von zwei Schritten ſtehen und meldeten: „Die erſte, zweite u. ſ. w. Korporalſchaft iſt richtig.“ Dann machten ſie kurz kehrt und gingen zu ihrer Abtheilung zurück.

Jetzt glitten die Augen des Schulmeiſters über die Köpfe ſeiner Scholaren. Er zählt die Häupter ſeiner Lieben, und ſieh' ihm fehlt ein einzig Haupt.

„Jochem Ziegenſpeck!“ ertönte die Stimme des Schulmeiſters.

Und hervor mit bedächtigem Schritt Herr Ziegenſpeck tritt. Die aufgeworfenen Lippen ſeines Mäulchens waren weit aufgeſperrt, und das runde, dicke Geſicht hatte den Ausdruck einer rathloſen Verlegenheit.

„Du haſt mir eine falſche Meldung gemacht,“ fuhr ihn der Schulmeiſter an. „Chriſtian Krummholz fehlt in deiner Korporalſchaft. Wo iſt er?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete lang gedehnt Ziegenſpeck.

„Warum weißt du es nicht?“ warf der Schulmeiſter ein.

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte Jochem.

„Sollſt du es wiſſen?“ fragte der Schulmeiſter.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Ziegenſpeck.

„Was haſt du als Korporalſchaftsführer zu thun?“ warf der Schulmeiſter die Frage auf.

„Das weiß ich nicht,“ war Jochems unveränderte Antwort.

„Junge, biſt du auf den Kopf gefallen!“ rief der Schulmeiſter zornig aus.

„Das weiß ich nicht,“ tönte es aus dem Munde Jochems.

„Tritt ein,“ ſagte der Schulmeiſter zornig, „einen nachtmützigen Jungen kann ich als Korporalſchaftsführer nicht gebrauchen.“

Ziegenſpeck machte kurz kehrt und ſchritt gewaltig aus, um der erhobenen Hand des Schulmeiſters zu entfliehen, welche ihm das Unheil einer Ohrfeige verkündete. Aber der Schickſalsſchlag ereilte ihn dennoch, und als Ziegenſpeck mit der geſchlagenen Wange trat er wieder vor ſeine Abtheilung.

Der Schulmeiſter entſetzte ſofort Ziegenſpeck ſeines Amtes, und ernannte einen andern Knaben zum Befehlshaber der Korporalſchaft. Dies war ein weißhaariger Junge, mit friſchen Wangen und klugen Augen. Als er vortrat, um ſeine Ernennung zu vernehmen, kam ihm das Nieſen an. Die Wirkung deſſelben zeigte ſich bald an ſeiner Naſe, weßhalb er um die Erlaubniß bat, ſich rühren zu dürfen. Dieſe ward ihm ertheilt. Er zog das Taſchentuch aus ſeiner Hoſentaſche, beſann ſich aber, ſteckte es ruhig wieder ein und ließ Daumen und Zeigefinger ſeiner rechten Hand das Geſchäft verrichten.

„Warum gebrauchſt du nicht dein Taſchentuch?“ fuhr der Schulmeiſter den Jungen an.

„Weil meine Mutter mir Prügel zugedacht hat, wenn ich ihr ſo oft mit dem Waſchen des Taſchentuches komme,“ gab der Knabe zur Antwort.

„Werde die Sache ändern,“ ſagte der Schulmeiſter kurz und ging auf ſeine Scholaren los, deren Anzug er mit ſcharfen kritiſchen Augen anſah.

„Was iſt das?“ fragte er einen Knaben, der ein Loch im rechten Aermel ſeiner Jacke hatte.

„Ein Loch,“ war die Antwort.

„Was ſteht für eine Strafe darauf?“ examinirte der Schulmeiſter weiter. — „Eine Ohrfeige,“ wurde erwiedert, und in demſelben Augenblicke hatte der Junge einen Backenſtreich fort, daß ihm der Kopf brummte.

Nach Beſichtigung des Anzuges entließ der Schulmeiſter ſeine Zöglinge, welche ſich ruhig und ohne Geſchrei zu erheben entfernten. Nur einzelne Ausrufungen: „Etſch! Wilhelm Bohmhammel hat eine Ohrfeige bekommen!“ ließen ſich halblaut vernehmen. Der Schulmeiſter ſah noch lange ſeiner lieben Jugend nach, den Blick nach verſchiedenen Seiten hinwendend. Zuweilen ſchüttelte er zornig den Kopf, ein Anzeichen, daß irgend Etwas in dem Benehmen der Knaben ihm mißfiel.

Berg hatte ſich unterdeſſen genähert, um den Schulmeiſter zu begrüßen. Dieſer war ſehr erfreut ihn wieder zu ſehen und lud ihn ein, ſeine kleine Behauſung zu betreten.

„Meine Frau müſſen Sie ſehen," fügte er hinzu, „denn ſie würde es mir nie vergeben, Sie nicht zu ihr geführt zu haben. Als Sie das erſte Mal in Bärwalde waren und mit den Worten in mein niedriges Stübchen traten: „Herr Schulmeiſter, ich bin der Sohn Ihres ehemaligen Regiments-Kommandeurs," hatten Sie ihr Herz gewonnen. Als Sie nun aber hinzu fügten: „Ich halte es für meine Pflicht, einem Manne meinen Beſuch zu machen, den mein verſtorbener Vater den Soldaten ohne Furcht und Tadel nannte;" hatte ſie Sie vollſtändig in ihr Herz geſchloſſen. Denn darauf iſt ſie ſtolz, daß ihr Mann, wenn auch nur ein einfacher Schulmeiſter, doch Ritter des eiſernen Kreuzes erſter Klaſſe iſt. Und wenn mir aus Rückſicht meines Benehmens vor dem Feinde eine Auszeichnung zu Theil wird, und das war Ihr Beſuch, dann fühlt ſich meine liebe Alte ſtets beſonders geſchmeichelt."

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, wenn ich Sie beſuche, ich gleichzeitig ſehen muß, was Ihr liebes Mütterchen macht," ſagte Berg und drückte dem Schulmeiſter herzlich die Hand. Dieſer öffnete die Thüre des Hauſes, und Beide befanden ſich gleich darauf in der Wohnſtube.

Das niedrige Zimmer hatte nur zwei Fenſter, mit kleinen, aber ſauber polirten Scheiben. Die einfachen Möbel waren von Birkenholz. Kein Stäubchen war auf denſelben zu entdecken. Obgleich in geringer Anzahl vorhanden, füllten ſie doch vollſtändig den Raum aus.

Ueber dem Sopha hing das Bildniß des großen Friedrichs, umgeben von den Bildniſſen der Helden des ſiebenjährigen Krieges. Eine andere Wand ſchmückte das Bruſtbild Friedrich Wilhelm des Dritten, und ſeiner berühmten Generale aus dem Freiheitskriege.

Der viereckige Tiſch in der Mitte der Stube war mit weißen Linnen bedeckt. Auf demſelben lag ein Stück kräftiges Landbrod. Zwei tiefe und zwei flache Teller übereinander geſtellt, bildeten nebſt den dazu gehörigen Servietten die beiden Couverts. Vor denſelben ſtand eine dünnhalſige Flaſche Bier. Die Farbe ihres Inhalts verrieth die ächte, etwas gewäſſerte Hausmannskoſt. Zwei Gläſer mit Henkel verſehen ſtanden bereit, den Gerſtenſaft aufzunehmen. Vor jedem Couverte lag ein neuſilberner Eßlöffel, welche mit dem Gemüſe- und Suppenlöffel die einzigen Luxusgegenſtände waren. Meſſer und Gabel lagen in ſtoiſcher Ruhe auf Meſſerbänken von Glas, und ſchienen den Augenblick ſehnſüchtig zu erwarten, wo ſie über die Speiſen herfallen ſollten.

„Ich werde meine Frau, welche in der Küche beſchäftigt iſt, ſogleich rufen," ſagte der Schulmeiſter und wollte hinausgehen. Berg hielt ihn zurück.

„Keine Störung in den häuslichen Geſchäften," entgegnete er, „darum bitte ich; denn ich weiß, daß Sie nach Beendigung der Schule Ihr Mittageſſen einnehmen. Bei dieſer nothwendigen Verrichtung geſtört zu werden, iſt immer unangenehm."

In dieſem Augenblicke trat die Frau des Schulmeiſters ein, mit der dampfenden Suppenſchüſſel in den Händen. Als ſie Berg erblickte, rief ſie freudig aus: „Sie hier, Herr Lieutenant?!" und die Schüſſel eiligſt auf den Tiſch ſetzend, wiſchte ſie ſich die Hände an der ſaubern Schürze ab, die ſie vorgebunden hatte, und drückte Bergs vorgeſtreckte Hand mit einer gewiſſen Zärtlichkeit.

„Nein, wie ich mich freue, Sie zu ſehen," fuhr ſie fort. „Sie haben uns alſo nicht vergeſſen, ſondern kommen zu uns, um zu ſehen, wie es uns geht. Das iſt hübſch von Ihnen. Aber nun nehmen Sie auch Platz und erzählen uns, wie es Ihnen in der Zeit gegangen iſt, wo wir Sie nicht geſehen haben. Sie ſehen ganz wohl und munter aus, was mich von Herzen freut."

„Doch eine Bitte, Frau Werth," nahm Berg das Wort, „laſſen Sie ſich beim Eſſen nicht ſtören. Erſt nehmen Sie dieſes ein und dann plaudern wir ungeſtört."

„Nun, nun, wie Sie es wünſchen," antwortete die Frau, und holte einen Stuhl herbei, welchen ſie ihrem Gaſte zum Sitzen anbot. Dann ſtellte ſie ſich hinter ihren Stuhl, ihr Gatte that ein Gleiches. Beide falteten die Hände und ſprachen ein leiſes Gebet. Erſt dann ſetzten ſie ſich und die Frau füllte die dampfende Suppe auf, nachdem Berg ſeinen Platz eingenommen hatte.

Nach dem Genuſſe derſelben trug die Frau ein Gericht Waſſerrüben mit einem Stückchen ſaftigen Hammelfleiſches auf. Der Schulmeiſter zerlegte das Fleiſch, gab das beſte Stück ſeiner Frau, und Beide genoſſen in ſtiller Zufriedenheit das einfache Mahl.

Sobald daſſelbe beendigt war, ließ ſich vor der Stubenthüre das ſanfte Miauen einer Katze hören. Die Frau öffnete die Thüre und ein ſchöner, grauer Kater ſchlüpfte hinein. Er ſah die Frau mit zärtlichen Blicken an, und ſprang dann auf ihren Schooß. Sie bereitete das Freſſen für ihren Liebling in einer irdenen Schüſſel. Käterchen miaute während der Zubereitung in den ſüßeſten Tönen, wobei er bald nach dem Freſſen, bald nach dem Geſichte der Frau einen liebevollen Blick warf.

Das Futter war bereitet. Käterchen ſprang vom Schooße und eilte mit graziöſen Schritten nach dem Ofen, an welchem die Schüſſel hingeſtellt worden war. Hier kauerte er ſich gemüthlich zuſammen, um mit innerem Wohlbehagen ſein Freſſen zu verzehren. Dieß geſchah nach Art der Feinſchmecker mit der größten Ruhe, ohne die mindeſte Uebereilung. Schulmeiſter und Frau blieben ruhig ſitzen, bis das liebe Vieh geſättigt war, und ſich das Maul in Ermangelung einer Serviette ſorgfältig abgeleckt hatte. Jetzt miaute es wieder an der Thür und wurde hinausgelaſſen.

Der Schulmeiſter gab durch Aufſtehen das Zeichen zur Aufhebung der Tafel. Die Frau und Berg folgten dem Beiſpiele.

„Und nun, Frau, gib mir die Pfeife," ſagte der Schulmeiſter. „Es plaudert ſich angenehmer, wenn der wirbelnde Dampf aus derſelben emporſteigt."

Die Frau holte Pfeife und Tabakskaſten herbei, ſtopfte erſtere ſorgfältig und reichte ſie ihrem Manne. Gleich darauf legte ſie einen brennenden Fidibus auf den Tabak. Der Schulmeiſter zog behaglich den Rauch durch das Rohr, und als der Tabak vollſtändig brannte, nickte er dankend mit dem Kopfe. Die Frau machte den Pfeifendeckel zu, puſtete den Fidibus aus und ihrem Manne die Wange ſtreichelnd, ſagte ſie lächelnd: „Nun erſt wird dir das Pfeifchen ſchmecken."

„Gewiß, gewiß," entgegnete der Schulmeiſter, und drückte die Hand ſeiner Frau. „Wiſſen Sie," wandte er ſich an Berg, „warum ich mir ſeit Jahren das Mittagspfeifchen immer von meiner Frau anzünden laſſe? Nicht bloß aus Bequemlichkeit, ſondern als Zeichen unſeres ehelichen Friedens. In unſerer langjährigen Ehe iſt er wenig oder gar nicht geſtört worden. Sollte ich mir einmal dieſe Pfeife anzünden, dann können Sie annehmen, daß meine liebe Frau mir in die Ewigkeit vorangegangen iſt. Ich würde ihr jedoch bald folgen, damit ſie mir im Himmel nach gewohnter Weiſe die Friedenspfeife wieder anzünden könnte."

„Nun, ich denke, wenn der Tod kommt, wird er uns gleichzeitig abrufen," erwiderte die Frau, „weil er weiß, daß wir weder im Leben noch im Tode von einander getrennt ſein können."

„Doch ſagen Sie mir," wandte ſich der Schulmeiſter an Berg, „bleiben Sie mit Ihrem Detaſchement längere Zeit im Dorf liegen?"

„So lange das Herbſtmanöver dauert," war ſeine Antwort.

„Das iſt ſchön, dann werden wir Sie öfters ſehen, nicht wahr, mein Herr Lieutenant?" entgegnete der Schulmeiſter.

„Gewiß," war Berg's Antwort. „Sie können ſchon daraus abnehmen, welches rege Intereſſe ich für Sie und Ihre Erziehungsmethode habe, daß ich, kaum in Bärwalde eingerückt, mich ſofort nach dem Tempel der Volksbildung begab, um Sie aufzuſuchen. Ich freue mich über das militäriſche Weſen, welches ich bei Ihrer Dorfjugend wahrnahm, und möchte nur wiſſen, welche Beweggründe Sie zu dieſer Methode veranlaßten, da Sie mir darüber niemals eine Mittheilung gemacht haben.“

„Selbſt aus der Schule der Mannszucht hervorgegangen,“ entgegnete der Schulmeiſter, „habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß keine Schule ſich trefflicher dazu eignet, aus der männlichen Jugend künftige thatkräftige Männer zu erziehen, als eben die Schule der Disciplin mit ihren militäriſchen Formen.

„Als der Aufruf des verſtorbenen Königs wie ein Poſaunenſchall durch's Land tönte, war ich ſehr jung und unerfahren, und entlief ſo zu ſagen der Schulſtube, um zu den Waffen zu greifen. Ich hatte das Glück, mir die Sporen in einem Regimente zu verdienen, von dem der alte Blücher den Ausſpruch gethan hatte: Es habe einen Fehler, es ſei zu brav. Unter ſeinem energiſchen Führer wurden wir wahrhaft zu den Waffen erzogen. Wir gewannen die moraliſche Kraft, Mühſeligkeiten und Entbehrungen zu ertragen. Dieſe Kraft erzeugte in uns einen ausdauernden Muth und jene Tapferkeit, die durch eine unerbittlich ſtrenge Mannszucht erſt ihren wahren Werth erhielt.

„Um in einem Volke ſolche kriegeriſche Eigenſchaften lebendig zu erhalten, damit es jeden Augenblick als die rechte Wehr des Landes dazuſtehn vermag, dachte ich, wäre es gut, ſchon die Jugend im Knabenalter zur Zucht und Ordnung zu erziehen. Ich war bemüht, in der jugendlichen Bruſt jene wahre Bruderliebe zu wecken, welche allein in der Kameradſchaft zu finden iſt. Ich war bemüht, in dem Knaben jenes Gefühl von Ehre und Treue anzuregen, welches den Jüngling mit Stolz und Selbſtgefühl erfüllt, und ihn zum pflichtgetreuen Soldaten heranbildet. Um daher ſchon den jugendlichen Menſchen an eine gewiſſe Mannszucht zu gewöhnen, führte ich militäriſche Formen ein, und ſuchte mir aus den vorhandenen Knaben ſolche heraus, die etwas Beſtimmtes in ihrem Charakter darlegten. Sie ernannte ich zu Vorgeſetzten der kleinen Korporalſchaften, in welche ich die Knaben getheilt hatte. Vor und nach dem Unterricht wird der Anzug beſichtigt. Finde ich Verſtöße gegen die Ordnung und Reinlichkeit vor, ſo werden dieſe durch Verweiſe, Beſchämungen vor den Knaben und Ohrfeigen beſtraft. Sinn für Ordnung und Reinlichkeit iſt die erſte Grundlage der Disciplin.

„Aber auch körperliche Uebungen nehme ich vor, um die ſteifen Glieder auszurecken und gelenkig zu machen. Ich turne daher fleißig mit den Knaben und exercire ſie auch, um Körpergewandtheit hervorzurufen. Durch die Güte des Major v. Honeck hat die kleine Compagnie aus Holz gefertigte Gewehre erhalten. Dieſe ſind nicht ein bloßes Spielzeug, ſondern ein Mittel, um den Knaben den Ernſt der militäriſchen Formen beizubringen. Sie würden Ihre Freude daran haben, zu ſehen, wie die Jungen, ſo klein wie ſie ſind, gewandt tirailliren und einen Parademarſch machen, der Nichts zu wünſchen übrig läßt.“

„Bilden Sie Ihre Tamboure ſelbſt aus?“ fragte Berg.

„Gewiß,“ antwortete der Schulmeiſter, „obgleich ich die Trommel nie mit großer Fertigkeit gerührt habe. Die Jungen trommeln ſo taktmäßig und leicht, daß ſie jedem Regiments-Tamboure Ehre machen würden.

„Bei meiner Jugenderziehung bin ich demnach bemüht, den Körper und Geiſt der Knaben gleichzeitig auszubilden, weil ein kräftiger Körper und ein ſtarker Geiſt nothwendige Erforderniſſe für einen Soldaten ſind.“

„Wie wirken Sie auf das Gemüth der Kinder ein?“ ſtellte Berg die Frage. „Auch darüber haben Sie ſich niemals gegen mich geäußert.“

„Auf eine einfache Weiſe,“ gab der Schulmeiſter zur Antwort. „In der Sommerzeit mache ich mit den Knaben Spaziergänge nach den Fruchtfeldern. Ich erkläre ihnen dann, wie ſich aus dem einfachen Samenkorn der Halm entwickelt, wie dieſer wächst, und in der Aehre ſich die Frucht bildet und heranreift. Hierdurch ſuche ich ſie zum Nachdenken anzuregen, und in dem kindlichen Gemüthe die Ehrfurcht vor Gottes erhabenen Werken zu wecken.

„Ein ander Mal lagern wir uns in dem Schatten einer ſchönen Eiche, und ich erzähle ihnen dann eine Epiſode aus der vaterländiſchen Geſchichte. Noch öfter ſchildere ich ihnen Begebenheiten aus meinem Kriegerleben. Sie glauben nicht, mit welcher Aufmerkſamkeit ſie zuhören, wie die Knaben mich neugierig ſinnend anſehen und bedauernd den Kopf ſchütteln, wenn die Geſchichte nach ihrer Anſicht nicht lang genug iſt. Der Zweck ſolcher Erzählungen iſt kein anderer, als Erweckung der Vaterlandsliebe.

„Den Geburtstag des Königs begehe ich mit ihnen beſonders feſtlich, denn in meinem Kalender iſt er als hoher Feiertag roth angeſtrichen.

„Am gedachten Tage fällt der Schulunterricht aus. Um zehn Uhr Morgens verſammeln ſich die Kinder, reinlich und ordentlich gekleidet, vor dem Schulhauſe, und werden von mir nach der Kirche geführt. Hier ſtellen ſie ſich vor dem Altare auf, und der Prediger hält eine kurze Anſprache an ſie, in welcher die Bedeutung des Feſttages beſonders hervorgehoben wird. Ein Gebet für den König, und das Abſingen zweier Verſe eines geiſtlichen Liedes, beſchließt die einfache Feier. Geordnet verlaſſen die Kinder die Kirche, um abermals vor dem Schulhauſe aufgeſtellt zu werden. Dann wird dem Könige ein aus dem Herzen kommendes Lebehoch gebracht, worauf jedes Kind eine von mir ſelbſt gezogene Weintraube erhält, welche zu Ehren des Königs ſchnell verzehrt wird.

„Am Nachmittage mache ich, wenn es das Wetter erlaubt, mit den Knaben einen Spaziergang in's Freie. Ich ordne Spiele an, wobei ſie ſich tüchtig herumtummeln und auch zuweilen prügeln, worüber ich hinwegſehe, weil es aus Patriotismus geſchieht.

„So lebe ich für meine Schuljugend, für meine treue Ehehälfte und für meinen Garten, der mir für die ihm zu Theil werdende Pflege reichlich Früchte und Blumen ſpendet. Mein Einkommen iſt zwar nur gering, aber es reicht für meine Bedürfniſſe vollſtändig aus. Ich würde glücklich ſein und mich zufrieden fühlen, wenn ich nicht meinen einzigen hoffnungsvollen Sohn zu betrauern hätte.“

Der Schulmeiſter ſchwieg, und ich bemerkte, wie ſich eine Thräne in ſeine geſenkten Augen ſtahl. Das alte Mütterchen ſah trübe vor ſich hin, und ſtrickte raſcher die Nadel ihres Strickzeuges ab.

„Mein Julius,“ liſpelte ſie leiſe, und zwei große Thautropfen fielen auf ihre Arbeit.

„Alſo Ihr Julius iſt todt?!“ fragte Berg mit großer Theilnahme. Der Schulmeiſter nickte mit dem Kopfe.

„Das iſt eine kurze, aber tragiſche Geſchichte,“ hob er nach einer Pauſe an. „Nicht allein wir Eltern betrauern ſeinen Verluſt, ſondern auch die Tochter des Schulzen, die ihm verlobt war. Ein ſchreckliches Verhängniß waltete über ſeinem Tode, ein Verhängniß, welches das Glück zweier Familien zerſtörte.“

„Es war vielleicht ſündhaft, daß wir unſer Herz ſo ſehr an den Jungen hingen, und deßhalb rief ihn der Tod ſo zeitig ab,“ ſagte mit leiſer Stimme das Mütterchen, und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen.

„Was der Herr uns gegeben, hat er uns wieder genommen,“ entgegnete der Schulmeiſter, „der Name des Herren ſei gelobt. Doch ich will Ihnen berichten, welches Verhängniß ſeinen Tod ſo tragiſch machte.“

„Julius ſtand als Unteroffizier beim Regiment. Wegen ſeiner Pflichttreue, Umſicht und Dienſtbrauchbarkeit wurde er von ſeinen Vorgeſetzten allgemein geachtet. Ich hatte dafür geſorgt, daß er eine tüchtige Schulbildung als Mitgabe aus dem elterlichen Hauſe erhalten hatte, und dieß wurde die Veranlaſſung, daß eine bald aufgehende Feldwebelſtelle durch ihn beſetzt werden ſollte. Zu den verſchiedenen Feſten beſuchte er uns. Sein männliches Weſen, ſein anſtändiges Benehmen und ſein hübſches Aeußere gewannen ihm bald die Liebe der Tochter des Schulzen. Auch der Vater des Mädchens ſchenkte ihm ſeine Zuneigung, und da er begütert iſt, ſo ſtand der Verbindung der Liebenden Nichts im Wege. Die Hochzeit ſollte gefeiert werden, ſobald mein

Sohn die Feldwebelſtelle erhalten hatte. Das unheilvolle Jahr 48 vernichtete die Hoffnungen der Liebenden und ließ die Hochzeitsfackel zur Todtenfackel werden.

„Auch in unſerer Hauptſtadt wurde die Fahne des Aufruhrs aufgeſteckt, und der brudermörderiſche Kampf entbrannte in voller Wuth. Das Regiment meines Sohnes wurde von außerhalb herangezogen, um an der Bekämpfung der Inſurgenten Theil zu nehmen. Die Barrikade einer Straßenecke war erſtürmt. Mein Sohn drang mit ſeiner Abtheilung in ein Eckhaus, von dem aus das Feuer der Inſurgenten bedeutende Verluſte für die Truppen herbeigeführt hatte. Er ſtürmte die Treppe hinan und ſtand vor der Thüre des Eckzimmers, welches die Inſurgenten inne hatten. Unter den Schlägen der Beile und Kolben ſank die Thüre in Trümmer, und die Gegner ſtanden ſich Mann gegen Mann gegenüber in der höchſten Aufregung der Kampfeswuth und der entfeſſelten Leidenſchaft. Die Loſung hieß Tod und Verderben.

„Schüſſe fallen raſch hinter einander, und erfüllen das Zimmer mit Pulverdampf. Man kann den Gegner nicht erkennen, auf den man ſich losſtürzen will, um ihn zu morden. Der Verzweiflungsſchrei der Inſurgenten miſcht ſich mit dem furchtbaren Geſtöhne der bis auf den Tod Verwundeten und dem Röcheln der Sterbenden.

„Da fühlt ſich mein Sohn von ſtarken Armen umfaßt, und regungslos ſteht er da im Vorgefühl des herannahenden Todes. Der Pulverdampf zertheilt ſich, und ſein wuthentflammter Blick fällt auf den Bruder ſeiner Verlobten, einen jungen Studenten, welcher der Anführer der Inſurgenten war. In demſelben Augenblicke fühlt er die Mündung einer Piſtole an ſeiner Stirn, und unter dem Ausrufe: Wilhelm du tödteſt mich?! ſtürzte er zuſammen. Die Piſtolenkugel des eigenen Schwagers hatte ihn getödtet.

„Augenblicklich umringten ſeine Kameraden den Leichnam ihres Führers und entriſſen ihn den Gegnern, welche im Begriff ſtanden, ihn zum Fenſter hinauszuwerfen. Ein wüthendes Rachegeſchrei erhebt ſich und ſchweigt nicht eher, als bis der letzte Inſurgent unter den Bajonettſtichen der Soldaten ſeinen Geiſt aufgegeben. Unter dieſem Haufen von Leichen lag der entſeelte Sohn des Schulzen.

„Ein Freund meines Sohnes, welcher ihm kämpfend zur Seite ſtand, theilte mir ſpäter die Einzelheiten dieſes kurzen Kampfes mit. — — —

„Julius und Wilhelm ruhen auf dem Gottesacker unſeres Dorfes friedlich neben einander, und der Engel der Verſöhnung hütet ihre ſtillen Gräber.“

Das Geſtändniß.

Im Garten des Majors wandelten Elsbeth und Marie, die Tochter des Schulzen, Arm in Arm. Die anmuthigen Geſichtszüge der Letzteren waren von einem geſänftigten Schmerze verklärt. Das ſchwarze Haar umſchloß eine hohe Stirn, und die ausdrucksvollen blauen Augen zeigten einen milden Glanz. Die hohe kräftige Geſtalt bildete den Gegenſatz zu dem Zarten, welches in dem Weſen Elsbeth's ausgeprägt war. Elsbeth hatte einen heiteren, kindlichen Sinn; Marie dagegen war ſtill und ernſt. Und dennoch liebten ſich Beide, obgleich Marie älter als Elsbeth war. Sie hatten einen Theil ihrer Kinderjahre mit einander verlebt. Die gemeinſame Erziehung in einer ſtädtiſchen Penſion hatte ihre Zuneigung in das lebendige Gefühl der Freundſchaft umgewandelt.

Mariens Vater war der reichſte Bauer und Grundbeſitzer im Dorfe. Er ſetzte ſeinen Stolz darein, ſeinen Kindern eine ſtädtiſche Erziehung zu geben. Sie verriethen frühzeitig geiſtige Anlagen, deren Entwicklung und Ausbildung er ſich angelegen ' ſein ließ. Beſonders reich hatte die Natur ſeinen zweiten Sohn ausgeſtattet, weßhalb ſich der Vater den ehrgeizigen Hoffnungen hingab, ihn dereinſt als Juriſt glänzen zu ſehen.

Dieſe hochſtrebenden Pläne vernichtete der Tod. Der Sohn fiel im aufrühreriſchen Kampfe, nachdem er den Verlobten der eigenen Schweſter getödtet hatte. Dieß tragiſche Geſchick beugte den ſtarken Geiſt ſchwer darnieder, und ließ einen ſtillen zehrenden Gram in der Bruſt des Greiſes zurück.

Sein älteſter Sohn hatte eine gediegene Ausbildung als Landwirth erhalten, und war dazu beſtimmt, den Grundbeſitz des Vaters zu erben. Seine Tochter Marie liebte er zärtlich. Mit beſonderer Freude hatte er ihre Zuneigung zu dem Sohne des Schulmeiſters wahrgenommen, weil der Schulmeiſter ſein Kampf- und Waffengefährte geweſen war. Das Band der Kameradſchaft, unter Gefahren und Strapazen des Krieges geknüpft, war durch täglichen Umgang, und ſpäter durch das Gefühl gemeinſamen Leidens unauflöslich geworden. Er fühlte ſich um ſo mehr zu dem Schulmeiſter hingezogen, weil ihm in ſeinem hohen Alter die treue Lebensgefährtin fehlte, welche ihm der Tod vor mehreren Jahren entriſſen hatte.

Das Unglück hatte Mariens Charakter frühzeitig entwickelt. Sie erfaßte mit klaren Blicken den ganzen Umfang jenes ſchrecklichen Schickſals, von dem ſie getroffen worden war. Doch trug ſie dieſes Geſchick mit ſeltener Seelenſtärke, mit jener Kraft des Duldens, die nur dem weiblichen Geſchlechte eigen iſt.

In ſolchen Lagen des Lebens ſehnt ſich das menſchliche Herz nach einem theilnehmenden Weſen, in deſſen Buſen es alle Regungen des Schmerzes überſtrömen laſſen kann. Die lebendige Theilnahme eines fühlenden Herzens beruhigt und beſänftigt den Schmerz. Ein ſolches Weſen hatte das Schickſal ihr zugeführt, es war Elsbeth. Dieſe liebte die Freundin zärtlich, und hatte für ihren Kummer ſtets ein lebendiges Mitgefühl. So war die Freundſchaft der beiden Mädchen auf dem Boden der Zuneigung und des Vertrauens erwachſen.

„Nun Elsbeth," hob Marie an, nachdem die Freundinnen eine Zeitlang auf- und abgewandelt waren, „noch immer ſo ſchweigſam? Und doch haſt du mich zu dieſem Spaziergange mit der Bemerkung aufgefordert, du hätteſt mir Etwas anzuvertrauen, was du als Geheimniß bisher in deinem Buſen bewahrt habeſt. Wie, ſollte ich dein Vertrauen verloren haben?"

„Gewiß nicht, Marie," entgegnete Elsbeth. „Wem anders als nur dir könnte ich das offenbaren, was zuweilen mein Herz ſo laut ſchlagen läßt. Und dennoch überfällt mich immer eine Scheu, wenn ich im Begriff ſtehe, das Geheimniß meines Buſens zu offenbaren."

„Auch mir gegenüber kannſt du dieſe Scheu nicht überwinden?" fragte Marie. „Doch ich will meiner lieben Elsbeth zu Hülfe kommen, ihr das Geſtändniß erleichtern."

„Du haſt wohl ſchon errathen, was ich dir geſtehen will!" rief Elsbeth haſtig aus, und legte ihr Köpfchen an die Bruſt Mariens. „O dann ſprich es aus, ich bitte dich — dann — brauche ich es nicht zu thun."

Marie richtete die Freundin auf, ſah ihr in die ſanften Augen, und ſagte: „Du liebſt Elsbeth, nicht wahr?" Der milde Ton ihrer Stimme drang zu dem Herzen der Freundin.

Elsbeth ſchlug die Augen nieder, eine Purpurröthe färbte ihre Wangen, und mit dem Köpfchen leiſe nickend, ſagte ſie kaum hörbar: „So iſt es Marie!" Dann fiel ſie der Freundin um den Hals und flüſterte weiter: „Gott ſei Dank, nun iſt es heraus, jetzt brauche ich es nicht mehr auszuſprechen."

„Alſo meine Elsbeth liebt," ſagte im ſchwermüthigen Tone Marie. „Möge deine Liebe glücklicher ſein, als die meinige es war!" und eine Thräne ſtahl ſich unbemerkt in ihre Augen. „O, es iſt ſchön, zu lieben und geliebt zu werden. Das Herz wiegt ſich in Träume künftigen Glückes ein, und wie ein lachender Himmel liegt die Zukunft vor uns. Wenn aber ein gewaltiges Geſchick dieſen heitern Himmel in die Nacht des Todes umwandelt, und die Blüthen ſehnſüchtigen Hoffens mit rauher Hand zerknickt; dann, Elsbeth, hört das Herz nicht auf zu ſchlagen, aber es hört auf zu hoffen. Alsdann trauert die Liebe in ſtiller Entſagung und wird hoffnungslos."

Und Marie weinte heiße Thränen an Elsbeth's klopfender Bruſt. Endlich ermannte ſie ſich, trocknete raſch die feuchten Augen, ergriff Elsbeth's Arm, und beide Freundinnen wandelten auf und nieder.

„Dieſe trüben Gedanken will ich verbannen," nahm Marie das

Wort, „welche immer wieder auftauchen, ſobald ich an mein verlorenes Glück erinnert werde. Ich will recht heiter ſein, um mit meiner Elsbeth fröhlich von ihrer Liebe zu plaudern. Alſo du liebſt, Elsbeth?“

„Ja, — ja — ſo recht von Herzen,“ erwiederte dieſe.

„Und wirſt wieder geliebt?“ fragte Marie.

„Das weiß ich eigentlich nicht,“ war Elsbeth's Antwort, „aber ich glaube es.“

„Niemand iſt gläubiger als die Liebe,“ ſagte Marie. „Iſt der Gegenſtand deiner Neigung hier am Orte?“

„Augenblicklich ja,“ antwortete Elsbeth, „und zwar in dem Hauſe meines Vaters.“

„Dann iſt es Einer der beiden Offiziere, doch welcher?“ fragte Marie.

„Nun, der mit den ſprechenden Augen,“ ſagte Elsbeth, „aus denen ſich Geiſt, Muth und Herzensgüte ſtrahlen.“

„Gewiß Herr v. Schönberg,“ bemerkte Marie. „Habe ich richtig gerathen?“

„Ja, ja, der iſt es,“ antwortete Elsbeth, und eine zarte Röthe färbte ihre Wangen.

„Aber nun erzähle mir,“ fuhr Marie fort, „wie dieſe Liebe entſtanden und ſich entwickelt hat, denn es iſt ſo ſchön, mit einer Freundin von dem ſtillen Glücke der Liebe zu plaudern.“

„Wie dieß Alles ſo gekommen, weiß ich eigentlich nicht,“ nahm Elsbeth das Wort. „Die Liebe war da und bewegte mein Herz, ehe ich es ſelbſt wußte. So viel iſt mir nur erinnerlich, daß die Erſcheinung des Herrn v. Schönberg einen angenehmen Eindruck auf mich machte. Du weißt, daß er vor Jahr und Tag längere Zeit bei meinem Vater im Quartier lag. Hierdurch bot ſich die Gelegenheit dar, ihn öfters zu ſehen und zu ſprechen. Er war immer ſtill und zurückhaltend. Mir gegenüber zeigte er eine gewiſſe Scheu, die ich mir nicht erklären konnte. Wenn er bei Tiſche neben mir ſaß, wagte er es kaum, mit mir zu reden. Und dennoch bemerkte ich, daß zuweilen ſein Blick mit Wohlgefallen auf mir ruhte.

„Eines Tages, als der Kaffee ſervirt wurde, machte es der Zufall, daß ich ihm eine Taſſe mit einem gemalten Vergißmeinnicht überreichte. Er ergriff dieſelbe mit Haſt, betrachtete ſie mit Aufmerkſamkeit, und ſah mich mit einem ſo innigen Blicke an, daß ich ganz roth wurde. An dieſem Nachmittage ließ er ſich, ganz gegen ſeine Gewohnheit, die Taſſe dreimal von mir füllen und adoptirte ſie zu ſeiner Mundtaſſe.

„Wenn des Abends die Theeſtunde kam, ſetzte er ſich immer ſo an den Tiſch, daß er mir gegenüber ſaß. Dann richtete er zuweilen

Blicke auf mich, welche ſo viel ſagten, als — und Elsbeth flüſterte leiſer mit niedergeſchlagenen Augen — dürfte ich dir geſtehen, was — —"

Marie lächelte und blickte mit Zärtlichkeit Elsbeth an.

„Plaudere nur weiter, ich verſtehe dich," ſagte ſie mit ſanfter Stimme.

„Aber er war immer ſo ſchweigſam," fuhr Elsbeth fort. „Wenn mein Vater im Laufe des Geſpräches ein Thema berührte, welches ſein Intereſſe lebendig anregte, ſprach er ſeine Anſicht klar und beſtimmt aus, und legte gediegene Kenntniſſe an den Tag. Mein Vater unterhielt ſich gern mit ihm, und bedauerte nur, daß er ſo zurückhaltend ſei. Oft war es mir, als wenn etwas Kummervolles ſeine Seele bedrückte, und den Aufſchwung ſeines Geiſtes hemme.

„An einem Tage des Frühlings lockten uns die warmen Strahlen der Sonne in's Freie. Ich forderte Herrn v. Schönberg auf, die erſten Veilchen zu ſuchen. Dieſe Aufforderung ſchien ihm Freude zu machen, denn eine leichte Röthe überflog ſeine Wangen. Mit Emſigkeit unterwarf er ſich dem Suchen nach Veilchen. Als er ſeine Mühe dadurch belohnt ſah, daß er in kurzer Zeit einen Strauß geſammelt hatte, überreichte er mir denſelben und ſagte: „Darf ich dieſes Sträußchen duftender Frühlingskinder Ihnen zu überreichen mir erlauben?" Ich nahm die Blumen dankend an, ſtellte ſie in ein Glas friſches Waſſer, und erfreute mich noch lange an ihrem Blühen und Duften. Als ſie dem Verblühen nahe waren, legte ich einige Veilchen als Zeichen der Erinnerung in mein Stammbuch. Wenn ich daſſelbe zur Hand nahm, ſchlug ich immer die Blätter auf, zwiſchen welchen die Veilchen lagen. Bei'm ſinnenden Anſchauen derſelben durchbebte ich in der Erinnerung an den Augenblick, in welchem ich dieſelben erhalten hatte.

„Bald darauf nahte die Stunde des Scheidens. Die Truppen verließen unſer Dorf. Als Herr v. Schönberg uns Lebewohl ſagte, ſah man ihm die innere Bewegung an, denn ſeine Augen wurden feucht. Er drückte mit Herzlichkeit die Hand meines Vaters, und wandte ſich an mich, um mir unter leichtem Erröthen die Hand zu küſſen. Obgleich dieß mit ſchüchterner Zurückhaltung geſchah, ſo fühlte ich doch einen Thautropfen auf meiner Hand. Auch ich war innerlich bewegt und von Wehmuth ergriffen.

„Seitdem habe ich oftmals an ihn gedacht, wobei ich immer trübe geſtimmt wurde. Dann und wann tauchte ſein Bild in mir auf, und rief eine unbeſtimmte Sehnſucht in mir hervor. Als nun die Nachricht kam, daß er unſer Haus wieder betreten würde, wurde ich freudig geſtimmt. Ich ſah ihn wieder. Er grüßte mich in ſeiner ſchüchternen Art, aber ſein Blick ruhte ſo ſehnſüchtig auf meiner Geſtalt, daß ich ganz befangen und verlegen wurde.

„Und nun?“ fragte Marie nach einer Pauſe, die nach der Mittheilung Elsbeths eingetreten war.

„Und nun,“ fuhr Elsbeth fort, „glaube ich faſt, daß ich ihn — liebe.“

„Mir kommt es auch ſo vor,“ ſagte Marie, und ſchloß die Freundin in ihre Arme. „Möge Deine Liebe einen glücklichen Ausgang nehmen, ihre zarte Blüthe nicht geknickt werden! O Elsbeth, ich habe auch von dem Glücke der Liebe geträumt! Auch meine Bruſt wurde von ſchwellenden Hoffnungen gehoben, doch dieſe Hoffnungen ſind vernichtet und in zwei Gräber umgewandelt worden, an denen ich nur weinen und beten kann. Als dieſe Gräber friſch gegraben waren, wollte die Verzweiflung oft mein Herz erfaſſen. Die ſtillen Nächte durchweinte ich und bat Gott, mir die Gnade zu erweiſen, die rothgeweinten Augen für immer zu ſchließen. O Elsbeth, es war ſchrecklich, ſelbſt das Gebet beſänftigte nicht den Schmerz des zerriſſenen Herzens. Da dachte ich an meine Mutter, und auf einmal fühlte ich, wie mein Herz durch den Gedanken an ſie getröſtet wurde. Der Schlaf ſenkte ſich auf meine Augen nieder, und ich wurde ruhiger. Meine Mutter erſchien mir im Traume und ſprach Worte des Troſtes zu mir. Als ich erwachte, wußte ich, für wen ich zu leben hatte — für meinen unglücklichen Vater. Ich gewann nach und nach jene Seelenſtärke, um mein Leid mit Gottergebenheit zu tragen.

„Eine Quelle unerſchöpflichen Troſtes liegt darin für mich, daß mein Bruder und mein Verlobter in friedlicher Verſöhnung neben einander ruhen. Jetzt kann ich oftmals zu ihren Gräbern wallfahrten, um dieſelben mit Blumen zu ſchmücken. Die Blumen ſind ein äußeres Zeichen jener Liebe, welche an ihren Gräbern wacht, und welcher nichts geblieben iſt, als dieſer Opferdienſt des Herzens.“ —

Und ſchweigend wandelten die Freundinnen auf und nieder.

Das erſte Gefecht.

Der Abendappell war vorüber, der Befehl zum nächſten Tage ausgegeben. Die Mannſchaften des Detaſchements gingen auseinander, um ſich nach ihren Quartieren zu begeben. Langſam ſchlenderte Berg die Dorfſtraße entlang, als er dem Schulmeiſter begegnete, welcher ſeinen Weg nach dem Kruge einſchlug. Er forderte Berg auf, ihn zu begleiten, welcher einwilligte, um dieſe Gelegenheit zu ergreifen, das geſellige Leben der ländlichen Bevölkerung kennen zu lernen.

Das Wohnhaus des Kriegers lag in der Mitte des Dorfes. Sein freundliches Ausſehen wurde durch ein Blumengärtchen gehoben, welches unmittelbar vor dem Hauſe lag. Scheunen und Ställe ſchloſſen den

Hof ab, hinter welchem ſich eine mit Pflaumenbäumen bepflanzte Wieſe erſtreckte. Dieſe bildete den ſogenannten Garten, und enthielt eine ſeitwärts gelegene Kegelbahn, welche den Verſammlungsort der ländlichen Bevölkerung abgab.

Als der Schulmeiſter und Berg erſchienen, lüfteten die Anweſenden ihre Kopfbedeckung und ſagten in ſtoiſcher Ruhe: „Guten Abend.“ Theilweiſe ſtanden dieſelben umher, theilweiſe ſaßen ſie auf der Bank, welche im Kegelhauſe angebracht war, und rauchten Pfeife oder Cigarre. Der ſtarke Dampf, der ihren Lippen entquoll, verrieth durch ſeinen Geruch das vaterländiſche Gewächs. Dieſer war von der Art, daß die Mücken, welche ſich dem Rauche näherten, ohnmächtig zu Boden ſanken.

Auf der Bank ſtanden große Gläſer mit einem Gerſtenſafte gefüllt, deſſen Farbe in's Schwarzbraune ſpielte. Gleichzeitig war derſelbe ſo undurchſichtig, wie Lehmwaſſer, und erinnerte im Geſchmack an Corella'ſches Bruſtpulver.

Die Kegelpartie war bereits im vollen Gange. Es wurde gut geſchoben, aber wenig dabei geſprochen. Die Stille wurde dann und wann durch das ſanfte Gebrüll des die Kegel aufſtellenden Jungen unterbrochen, welcher „Sieben um den König! Bataillon!“ und ſo weiter ausrief. Waren alle Neune gefallen, dann machte ſich die Begeiſterung des Jungen durch das Zetergeſchrei: „Alle Neune! Alle Neune!“ Luft.

Augenblicklich trat eine Pauſe ein, derjenige, welcher ſchieben ſollte, war nicht anweſend. Nach mehrmaligem Rufen erſchien endlich die verlangte Perſon in der Geſtalt eines Mannes, der ſich „Paddemann“ nannte. Er beſaß eine kräftige, faſt vierſchrötige Figur, deren Rücken ſo breit war, daß jeder ihn erblickende Mehlſack vom heftigſten Verlangen ergriffen wurde, von ihm getragen zu werden. Die ſtarkknochigen Beine waren nach auswärts gebogen und hielten den koloſſalen Füßen das Gegenſpiel, welche nach einwärts ihre Richtung genommen hatten. Der gemüthliche Hängebauch verrieth keine Nahrungsſorgen, und die breite gewölbte Bruſt mit den muskulöſen Armen waren dazu geſchaffen einen Mehlſack an ſich zu drücken. Das volle Geſicht mit den beweglichen Wangen, breiter Naſe und aufgeworfenen Lippen hatte ſich in den Schleier durchſichtiger Mehlwolken gehüllt. Durch dieſen blinzelten zwei kleine graue Augen mit nichtsſagendem Ausdrucke. Die Weisheit, welche außerdem Herr Paddemann noch zur Schau trug, ließ keinen Zweifel aufkommen, daß dieſe Geſtalt den Müller des Dorfes darſtellte.

Herr Paddemann umfaßte mit ſeiner kräftigen Hand eine Kugel, wog ſie und ſtellte ſich mit ausgeſpreizten Beinen hin. In dieſer plaſtiſchen Stellung verharrte er einige Augenblicke, und warf dann einen kalten entſchloſſenen Blick nach den Kegeln. Jetzt rollte die linke Hand die Schöße ſeines Rockes zuſammen, und legte ſie mit großer Beſtimmtheit auf den Rücken. Der rechte Arm begann ſeine Schwingungen, die ſo lange fortdauerten, bis die Kugel aus der Hand geſchleudert war. Während dieſer Bewegung legte ſich der Körper immer mehr nach hinten. Der Rücken wurde hohl, die Knie ſpitz, ſo daß Herr Paddemann in ſeiner Stellung an den ſterbenden Fechter erinnerte.

Die Kugel erreichte ihr Ziel. Die Kegel ſtürzten maſſenhaft zuſammen, und der Junge ſchrie im Zeterton: „Alle Neune!" Herr Paddemann bog ſich in ſtolzer Siegestrunkenheit immer mehr nach hinten, die rechte Hand als Zeichen des Triumphes in zappelnder Bewegung emporhaltend. Da glitten ihm die Füße unter dem Leibe weg, und Herr Paddemann lag auf dem Boden.

„Donnerwetter," ſagte er, ohne ſich zu rühren, „alle Neune!" — „Darum glitten Ihnen aus die Beine," ſetzte ein Soldat hinzu, der unterdeſſen mit einigen Kameraden und Bauerburſchen hinzugetreten war. Dieſer Soldat war der zur Aufwartung Bergs commandirte Burſche, welcher die Kunſt des Reimens ſeinem Lieutenant abgelernt hatte.

Herr Paddemann erhob ſich, griff nach ſeiner Pfeife, die er ſeitwärts hingeſtellt hatte, dampfte ſtark, um ſie wieder in Brand zu ſtecken, und ſagte mit unvergleichlicher Ruhe: „Alle Neune! So mußte es kommen! Das war eine einzige Kugel!"

Als die Kegelpartie beendigt war, trat der Soldat, welcher Neune und Beine gereimt hatte, aus dem Haufen der Umſtehenden hervor. Er bat um die Erlaubniß und erhielt dieſelbe, der Geſellſchaft ein neues Spiel zeigen zu dürfen. Mit großem Kennerblick holte er ſich aus ſeiner Umgebung einige Soldaten und Bauerburſche, welche den Schönheitsfehler beſaßen, nach auswärts gekrümmte Beine zu haben. Dieſe ſtellte er in Zwiſchenräumen ſo hinter einander auf, daß ſie mit ausgeſpreizten Beinen über dem Kegelbrette der Bahn ſtanden.

Behende nahm er eine Kugel, und warf ſie mit großer Geſchicklichkeit durch die aufgeſtellten Beine. Die Kugel erreichte ihr Ziel und ſtürzte einige Kegel um. Nachdem er drei Würfe gethan, forderte er die Anweſenden auf, es ihm nachzumachen.

„O das kann ich auch," ſagte Herr Paddemann.

„Was gilt die Wette," meinte der Soldat, „daß Sie nicht die Kegel, ſondern die Beine treffen?" Sie ſetzen einen Scheffel Roggenmehl ein, ich dagegen ein Kommisbrod."

Paddemann ſah ihn verächtlich an und antwortete: „Was Sie mir weiß machen wollen!"

„Das fällt mir nicht ein," entgegnete der Soldat. „Sie ſind ſchon ſo weiß, daß ich nicht wüßte, wie ich Ihnen nur Etwas weiß machen könnte. Alſo die Wette wollen Sie nicht eingehen?"

„Nein, ich ſetze nur eine Flaſche Bier ein," bemerkte Paddemann.

„Ich dagegen ein Glas Waſſer," ſagte der Soldat. „Sie ſehen, ich laſſe mich nicht lumpen. Nun ſchieben Sie los, Herr Profeſſor der höheren Mehlweisheit."

Paddemann warf ihm einen verächtlichen Blick zu und erwiederte: „Machen Sie nicht ſo viele Redensarten. Geben Sie Acht, ich werfe alle Neune."

„Oder die Beine, was wahrſcheinlicher iſt," bemerkte der Soldat.

„Abwarten und dann reden," brummte mit Selbſtgefühl Paddemann. „Sie ſind ſo klug, daß ich wohl wiſſen möchte, wer Ihr Vater war."

„Er war in der Reſidenz Erleuchtungsrath," gab der Soldat zur Antwort. „Den Leuten hat er manches Licht aufgeſteckt, denn des Abends zündete er Gasflammen an."

„Dank Ihnen," ſagte Herr Paddemann, „ich weiß genug."

„Das iſt viel, wenn Sie genug wiſſen, denn der Menſch wird ſo alt wie eine Kuh, und lernt noch immer zu," entgegnete der Soldat.

Paddemann warf dem Soldaten einen Blick zu, der ungefähr Schwätzer beſagte. Er griff nach der Kugel und nahm ſeine plaſtiſche Stellung an, deren Schönheit noch durch den Ausdruck der Siegesgewißheit erhöht wurde.

Da rollte die Kugel auf dem Brette fort, bog ab und flog mit Heftigkeit gegen einige Beine, die ſich auf einen Wink des Soldaten enger zuſammengeſtellt hatten. Ermattet erreichte ſie ihr Ziel und verlief ſich ganz ſachte. Die Kugel hatte die Beine etwas unſanft berührt, weshalb die Getroffenen ſich bewogen fühlten, einige Froſchſprünge zu machen. Der Junge ſchrie: „Sandhaſe!" Der Soldat rief: „Alle Beine!" und Herr Paddemann ſchüttelte mit dem Kopfe und murmelte: „So mußte es kommen, ein Sandhaſe!" — Er hatte die Wette verloren.

„Die Wette kann nicht gelten," fuhr er nach einer Pauſe fort, „die verdammten Beine ſind nicht weit genug ausgeſpreizt geweſen."

„Die Beine ſollen zu nahe an einander geſtanden haben?" fragte der Soldat. „Ich appellire an die öffentliche Meinung. Die geehrten Anweſenden werden mir bezeugen, daß die Fleiſchſäulen den richtigen Abſtand gehabt haben."

Die Anweſenden bejahten es.

„Sie hören ſelbſt," fuhr der Soldat fort, „daß die öffentliche Meinung auf meiner Seite iſt. Sie haben die Wette verloren und ſind demnach verpflichtet, mir einen Sack Ihrer Mehlweisheit abzulaſſen oder mir den Preis dafür zu zahlen."

„Wird ſich finden," entgegnete Herr Paddemann, „ich habe nur ein Glas Bier eingeſetzt."

In dieſem Augenblicke näherte ſich eine kräftige Greiſengeſtalt der Geſellſchaft. Es war der Schulze, welcher von allen Anweſenden gegrüßt wurde. Das Kegelſpiel war bald beendigt. Sogleich fing das Geſpräch an, lebhafter zu werden, indem es, durch den Schulzen geleitet, ſich der Landwirthſchaft zuwandte. Seine Anſichten entwickelte derſelbe mit großer Klarheit, und ſein verſtändiges Urtheil zeigte den erfahrenen und kenntnißreichen Landmann.

Bald jedoch wurde die Unterhaltung durch die Ankunft eines Bauern unterbrochen, welcher ſeinen Gevattersleuten ſchmunzelnd mittheilte, daß er einen Brief von ſeinem Sohne aus Mainz erhalten habe. Dieſem gefalle das Soldatenleben ſo weit ganz gut, nur vermiſſe er ſchmerzlich die dicken Erbſen mit Speck, welches Gericht man gar nicht zu kochen verſtehe, und den vaterländiſchen reinen Kümmel. Sonſt ginge es ihm gut und er würde durchaus nicht klagen, wenn ſein Magen nicht über die Gebühr viel verlangte. Er hätte immer eine Sehnſucht nach dem Schinken und der Wurſt in der elterlichen Vorrathskammer. Außerdem litt ſein Geld am Ausreißefieber, weshalb es nie in der Taſche blieb, ſondern daraus deſertirte. Aus dieſem Grunde möchte der Vater Geld ſchicken, was nicht ſo ſchnell Reißaus nehme. Schließlich ließ der Sohn Herz Muttern und die Bekannten im Dorfe grüßen.

Der Bauer ſchloß die Mittheilungen aus dem Briefe ſeines Sohnes mit der Randgloſſe, daß der Junge von klein auf ſehr gefräßig geweſen ſei. Vergeſſen dürfe man aber nicht, daß Soldatenmagen viel vertragen könnten, was alle diejenigen wüßten, welche Soldat geweſen wären.

Dieſe ſcharfſinnige Bemerkung gab die Veranlaſſung, daß das Geſpräch ſich dem Soldatenleben zuwandte, bis der Schulmeiſter, von allen Seiten aufgefordert, ſich bereit erklärte, eine Epiſode aus ſeinem Kriegerleben zu erzählen. Dieſe Epiſode ſollte die Schilderung des erſten Gefechtes enthalten, das er als jugendlicher Krieger mitgemacht hatte.

Nachdem eine kirchliche Stille eingetreten war, begann der Schulmeiſter Folgendes zu erzählen:

„Es war an einem Tage in der zweiten Hälfte des Monats März des Jahres 1813, als die Stadt G. ſich in großer Aufregung befand. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen. Dicht gedrängte Maſſen ſtanden an den Straßenecken, um mit eigenen Augen die angeſchlagene Publikation des Generallieutenants von Blücher zu leſen. Man verſchlang jedes Wort mit Begierde. Als man zu Ende geleſen, fiel man ſich mit Begeiſterung in die Arme, und ein allgemeiner Jubelruf erfüllte die Lüfte.

„Wir ſind wieder preußiſch, preußiſch!“ rief man aus, und warf im Rauſche einer überwältigenden Freude Mützen und Hüte in die Luft. Augenzeugen wollen behaupten, daß ſich unter dieſe fliegenden Kopfbedeckungen einige Hauben gemiſcht hätten, um auch die Freude des weiblichen Geſchlechts an den Tag zu legen.

„Ich hatte damals das ſiebenzehnte Lebensjahr erreicht und beſuchte das Gymnaſium, weil ich nach der Beſtimmung meines Vaters das werden ſollte, was er war, — Schullehrer. An jenem Morgen der Publikation waren wir Schüler in den Klaſſen verſammelt. Die allgemeine Aufregung wurde die Veranlaſſung, daß der Lehrer meiner Klaſſe mir den Auftrag ertheilte, nach der Urſache derſelben zu forſchen. Kaum hatte ich an der nächſten Straßenecke die Publikation geleſen, ſo riß ich mit unglaublicher Schnelligkeit dieſelbe ab und ſtürzte in gewaltiger Aufregung in die Klaſſe.

„Wir ſind wieder Preußen!“ ſchrie ich dem Lehrer zu, und ſchlug vor Seligkeit ein Rad nach dem andern in der Stube. Dieſer hatte die Publikation mir entriſſen und las ſie mit lauter Stimme vor. Die Begeiſterung ſtieg mit jedem vorgeleſenen Worte, und machte ſich endlich dadurch Luft, daß wir mit Begeiſterung „Heil Dir im Siegeskranz!“ ſangen. Dann ſtürzten wir aus der Klaſſe, um die preußiſchen Farben anzulegen. In kurzer Zeit trug jeder Bewohner die ſchwarz-weiße Kokarde an ſeiner Kopfbedeckung, oder eine Schleiſe von dieſen Farben an der Bruſt.

„Am Tage darauf wurde die Beſtätigung des Königs von der Kanzel herab verkündigt. Am Abend deſſelben Tages war die Stadt erleuchtet, und aus allen Häuſern wehten ſchwarz-weiße Fahnen.

„Gleichzeitig hatte der Generallieutenant von Blücher von den Kanzeln herab die Aufforderung an alle Waffenfähigen ergehen laſſen, ſich dem großen Werke der Vaterlandsbefreiung anzuſchließen. Dieſer Aufruf fand einen begeiſterten Widerhall in der Bruſt der Jünglinge und Männer, deren Arm ſtark genug war, Waffen zu tragen. Aber ihre Begeiſterung ſteigerte ſich noch, als die Aufforderung des Staatskanzlers vom 3. Februar mit der Allerhöchſten Kabinetsordre vom 9. Februar in einer großen Verſammlung auf dem Marktplatze vorgeleſen wurde.

„Eine rührende Hingebung und Opferfreudigkeit für die heilige Sache der Vaterlandsbefreiung ergriff alle Herzen. Und ſie gebar jene heroiſche Vaterlandsliebe, welche ſich in imponirenden Wanderungen und Zügen unorganiſirter Maſſen kund gab. Ganze Abtheilungen kräftiger Landleute und Städter zogen nach Schleſien, ohne Waffen, ohne Disciplin und ohne Führer, um das vaterländiſche Heer zu verſtärken.

„Anfang April traten auch in C. hundert junge todesmuthige Kämpfer zuſammen, um ein freiwilliges Jägerdetaſchement zu bilden. Eingedenk, daß die Finanzen des Staates keinen großen Koſtenaufwand aus Staatsmitteln geſtatteten, bewaffneten und bekleideten ſich die Bemittelten ſelbſt, während die Unbemittelten ihre Bewaffnung und Bekleidung von Seiten der Stadt und des Kreiſes erhielten.

„Sei es mir nun erlaubt, zur Schilderung des erſten Gefechtes bei Luckau überzugehen, und den Antheil zu erzählen, den ich perſönlich daran nahm.

„Unſer Jäger-Detaſchement hatte ſich dem vierten Bataillon des Leib-Infanterie-Regiments angeſchloſſen, welches unter dem Befehle des Kapitäns von Herrmann ſtand. Mit dieſem waren wir am 31. Mai nach Luckau eingerückt. Am 3. Juni des Nachts eilf Uhr traf der General von Bülow mit einem Theile ſeines Corps vor Luckau ein, marſchirte durch die Stadt zum Sandauer Thore hinaus, und ließ die Truppen auf den dortigen Anhöhen eine Stellung einnehmen. Wir Jäger waren bisher unter Führung des Lieutenants von Gauvain an dem ehemaligen Lazareth vor der Kalauer Vorſtadt aufgeſtellt geweſen und hatten Vorpoſten nach der Windmühle auf der Straße von Kalau vorgeſchoben. Unſer Reſerve-Bataillon bivouaquirte dahinter in der Vorſtadt.

„Jetzt erhielt der Hauptmann von Herrmann den Befehl, ſofort in die Stadt zu rücken und Allarmquartiere zu beziehen, da am Dritten früh die Nachricht von der Annäherung des Feindes eingegangen war. Nach und nach trafen die Truppen des Bülow'ſchen Corps ein und rückten in die Poſition jenſeit des Sandauer Thores. Die Arriergarde blieb noch auf der Kalauer Straße ſtehen, um den Marſch der vereinzelten Abtheilungen nach Luckau zu decken.

„Am 4. Juni beſetzte das Bataillon Herrmann die Stadt. Unſer Jäger-Detaſchement wurde unter dem Lieutenant von Gauvain zur Beſetzung des Kalauer Thores beſtimmt, durch welches die Straßen nach Lübben und Kalau führten. Dieſes Thor beſtand aus einem zwanzig bis dreißig Schritt langen überwölbten Gange, über dem ſich die Wohnung des Thorwärters befand. Vor ſeiner äußern Seite führte eine Brücke über den Stadtgraben, an welcher ein Schilderhaus ſtand. Vor der Brücke, ſüdlich der Straße von Kalau nach Lübben, befand ſich damals die Kalauer Vorſtadt, welche größtentheils aus hölzernen Häuſern beſtand. Nördlich von der gedachten Straße lagen Gärten. Am Ausgange der Vorſtadt ſtand zu jener Zeit ein zweiſtöckiges maſſives Gebäude, welches bisher zum Lazareth gedient hatte. Neben demſelben lag ein Kirchhof, welcher von einer maſſiven Mauer eingefaßt war.

„Ein geſchloſſener Trupp, unter dem ſich mein Bruder und meine Perſon befanden, beſetzte die innere Seite des Thores. Die Wächterwohnung erhielt einige Rotten zur Beſatzung. Die Stadtmauer wurde mit einem hölzernen Gerüſt verſehen, welches als Bankei diente. Schießlöcher wurden in dieſelbe hineingeſchlagen, aus denen die dahinter ſtehenden Jäger feuern konnten. Zu unſerer Unterſtützung war eine Compagnie des Bataillons aufgeſtellt.

„Der General von Oppen, welcher die Arriergarde kommandirte, ſollte zwei Kompagnien des oſtpreußiſchen Jäger-Bataillons und ein Füſilier-Bataillon zur Vertheidigung der Kalauer Vorſtadt und beſonders des Lazareths und des Kirchhofes zurücklaſſen, wenn er vom Feinde ſtark gedrängt würde. Mit den übrigen Truppen ſollte er nicht durch, ſondern um die Stadt nach dem Sandauer Thore marſchiren. Dieſen Befehl erhielt er erſt in dem Augenblicke, als die Tête der Kavallerie ſich bereits im Kalauer Thore befand. Bei dem heftigen Drängen des Feindes unterblieb die Beſetzung der Vorſtadt. Die Franzoſen bemächtigten ſich derſelben, und wir Jäger ſtanden dem Feinde unmittelbar gegenüber.

„Bei dem Anblicke deſſelben fing mein Herz an, heftiger zu ſchlagen. Eine fieberhafte Aufregung hatte ſich meiner bemächtigt und entflammte noch mehr den jugendlichen Muth, der nach Thaten verlangte. Am liebſten wäre ich ſofort auf den Feind geſtürzt, um Mann gegen Mann zu kämpfen, und nur die Disciplin konnte mich an die eingenommene Stelle feſtbannen. Ich zitterte am ganzen Leibe vor Erwartung und Kampfesluſt, und als die erſten Kugeln mit dem eigenthümlichen Pfeifen die Luft durchſchnitten, empfand ich nur das Gefühl, wieder ſchießen zu müſſen.

„Ich ſah jetzt zum erſten Male Feinde niederſinken und ihren Geiſt aufgeben. Die Kugeln ſausten und pfiffen um mich herum, und ein augenblickliches Gefühl der Bangigkeit durchzitterte meine Bruſt. Ich erblickte Schwerverwundete, welche, übermannt von ihren Schmerzen, erbarmungsvoll um Hülfe flehten und nicht erhört wurden, denn das heftige Getöſe der Schüſſe übertönte ihre furchtbaren Schmerzenslaute. Im Uebermaße des Schmerzes baten ſie ihre eigenen Kameraden um eine erlöſende Kugel, aber dieſe hatten kein Mitgefühl für ihre Leiden, denn ſie mußten kämpfen.

„Ein unbekanntes Entſetzen durchrieſelte mich. Ich fing an zu zittern, ich fühlte, wie ich erſtarrte, erbleichte, denn zum erſten Male umgaben mich die Schreckniſſe eines um mich tobenden Kampfes, zum erſten Male ſah ich dem Tode in ſein ſchreckliches Angeſicht.

„In dieſem Augenblicke rief unſer Führer Freiwillige vor, um einen Ausfall zu machen. Ich ermannte mich, drängte die weichen Gefühle in meine Bruſt zurück, und trat raſch vor. Als ich um mich blickte, ſtand mein Bruder mir zur Seite. Er drückte mir ſchweigend die Hand und ſah mich mit ſeinen glühenden, kampfentflammten Augen lächelnd an. Es war der letzte Blick der Liebe, den ich von ihm empfing. -

„Unſer Führer hatte wahrgenommen, daß von Seiten des Feindes der Verſuch gemacht wurde, über die nicht abgebrochene Brücke des Grabens vorzudringen, um die äußere Seite deſſelben zu gewinnen. Dieß mußte verhindert werden. Mit dem kleinen Trupp vorgerufener Freiwilliger ſtürmte er über die Brücke, und warf die kühnen Anſtürmer bis in die Häuſer der Vorſtadt zurück. Haſtig brachen wir die Brücke ab, wurden aber bei dieſer Arbeit von den Häuſern aus ſcharf beſchoſſen. Mein Bruder ſank ſchwer getroffen nieder und blieb jenſeits der Brücke liegen. Sofort ſtürzte ich mich auf ihn, um ihn zu umfaſſen und nach der Stadt zu bringen. Da erhielt ich einen Schuß in meinen rechten Fuß und brach zuſammen. Nur mit Mühe konnte ich mich mit Hülfe der anderen Kameraden nach dem Thore ſchleppen, wo ich bewußtlos zuſammenſank. Mein unglücklicher Bruder blieb liegen und fand ſpäter einen ſchrecklichen Tod. Drei Freiwillige waren bei dieſem Ausfalle erſchoſſen worden, und hatten ſchnell und ſchmerzlos geendet.

„Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einer Stube auf einem Bette liegend. Der Arzt war beſchäftigt, mir den Verband ſorgfältig anzulegen. Da ich keine heftigen Schmerzen empfand, ſo richtete ich an den Arzt die Frage, ob meine Wunde bedeutend ſei? Da er es verneinte, ſo ſprang ich auf und machte ſofort den Verſuch, zu gehen. Er glückte, und augenblicklich zog ich einen Schuh an und ſtürzte aus dem Hauſe, um an dem Gefechte wieder Theil zu nehmen. Nur ein Gedanke erfüllte mich, meinen Bruder zu retten oder zu rächen.

„Als ich am Thore anlangte, war dieſes mit Tiſchen, Bänken, Holzſtücken und andern in der Eile herbeigeſchafften Gegenſtänden verbarrikadirt. Die Barrikade war jedoch ſo eingerichtet, daß der Feind durch ihre Oeffnungen beſchoſſen werden konnte. Ich ſtellte mich hinter die Barrikade und ſchoß mit einer Kaltblütigkeit und Ruhe auf den immer ſtärker andringenden Feind, daß jeder Schuß ſeinen Mann traf. Das Schickſal meines Bruders und meine eigene Verwundung hatten das leidenſchaftliche Gefühl der Rache geweckt und mich blutdürſtig gemacht. Und dieſer Durſt nach Blut ſtachelte mich auf, immer mehr Feinde dem Tode zu opfern.

„Ein einzelner Franzoſe hatte ſich in das neben dem äußerſten Thore ſtehende Schilderhaus gewagt, und ſchoß durch die an der Seite deſſelben befindliche Oeffnung in das Thor hinein. Mehrere Jäger richteten ihre Büchſen auf das Schilderhaus, aber mit zitternder Stimme rief ich in höchſter Aufregung: „Laßt ab, Kameraden, den muß ich treffen, denn in ſeiner Nähe liegt mein Bruder!“ Ich drückte los, und bald zeigte das unbeweglich aus der Oeffnung ſtarrende Bajonnet, daß mein Schuß nicht vergeblich geweſen war.

„Mit Heftigkeit währte der Kampf bis zwei Uhr fort. Um dieſe

Jetzt wurde das Feuer eingeſtellt, um den Angriffsbewegungen nicht hinderlich zu werden, welche aus der Hauptſtellung am Sandauer Thore von beiden Seiten um die Stadt begannen. An dieſem Angriffe nahmen wir Jäger Theil. Mit Entſchloſſenheit ausgeführt, wurde er mit Erfolg gekrönt.

„Gegen drei Uhr entfernte ſich der Feind vom Kalauer Thore. Die Vorſtadt wurde geräumt, und dieſe, ſowie die Stadt mit Granaten beworfen. Bald ſtand die Vorſtadt in hellen Flammen und wurde das furchtbare Grab aller ſchwer verwundeten Preußen und Franzoſen. Auch mein unglücklicher Bruder fand in dieſem ſchrecklichen Elemente einen grauenvollen Tod.

„Und dennoch währte das Gefecht bis ſieben ein halb Uhr in den Gärten nahe bei der brennenden Vorſtadt hartnäckig fort, bis endlich die Bewegung unſerer Kavallerie den Feind nöthigte, ſeinen Rückzug nach Kalau zu nehmen.

„Unſer Detaſchement lagerte darauf im Thore unmittelbar an der vom Brande erhitzten Mauer, und theilte ſeine Fleiſchportionen in der Geſellſchaft geröſteter Leichen aus. Ermüdung und Gleichgültigkeit hatten bei den Vertheidigern den höchſten Grad erreicht.

„Ich bat unſern Kommandeur, nach der Leiche meines Bruders ſuchen zu dürfen. Nach der Gegend hineilend, wo er zuſammengeſunken war, fand ich einen verbrannten, verkohlten und geröſteten Leichnam, umgeben von rauchenden Trümmern. War das mein Bruder? Ich vermochte ihn nicht zu erkennen, denn nichts war vorhanden, was mich an den Geliebten erinnerte. Der Anblick der Zerſtörung, der rauchenden Trümmer und Schutthaufen mit ihren verkohlten Leichnamen war ſo furchtbar, daß ich von einem Entſetzen ergriffen wurde, wie ich es nie mehr empfunden habe.

„Ich erſtarrte vor innerem Grauen. Als ich zu meinen Kameraden zurückkehrte, glaubten dieſe das bleiche Angeſicht einer lebendigen Leiche zu ſehen.“

Hier ſchwieg der Schulmeiſter, ſeine Erzählung war beendigt.

Die Freunde.

Berg ſaß in ſeiner Stube auf dem Sopha und rauchte eine Cigarre. Er rief ſeinen ihm aufwartenden Soldaten, und ertheilte ihm den Auftrag, Herrn v. Schönberg zu ſagen, daß er ihn dienſtlich zu ſprechen wünſche. Nach wenigen Minuten trat Schönberg in's Zimmer.

„Ich habe Sie rufen laſſen, Lieutenant v. Schönberg,“ ſagte Berg, „weil ich Sie zu ſprechen wünſche. Der Gegenſtand unſeres Geſpräches iſt kein dienſtlicher, aber die Form deſſelben ſoll dienſtlich bleiben. Sie ſehen in dieſem Augenblicke einen Vorgeſetzten vor ſich, der Ihnen als ſolcher einen väterlichen Rath ertheilen will."

„Dieß Wohlwollen für mich," nahm Schönberg das Wort —

„Kann Sie nicht überraſchen," unterbrach ihn Berg. „Laſſen Sie mich mit Ihnen ein offenes, väterliches Wort reden. Ihr Wohl liegt mir wahrhaft am Herzen, davon können Sie überzeugt ſein. Ich habe Sie vielfach beobachtet, mich bemüht, Sie kennen zu lernen, woraus hervorgeht, daß ich einen mehr denn gewöhnlichen Antheil an Ihnen nehme. Ich habe gefunden, daß Sie mannigfache Kenntniſſe beſitzen, ein umſichtiger, tüchtiger Offizier ſind. Dieß hat mich veranlaßt, Sie den höchſten Vorgeſetzten zur ausnahmsweiſen Beförderung zu empfehlen."

„Sehr ſchmeichelhaft für mich," entgegnete Schönberg. „Und dennoch weiß ich nicht, wodurch ich dieſe Güte verdient habe."

„Ihnen darüber Klarheit zu verſchaffen," entgegnete Berg, „halte ich von meinem Standpunkte aus für überflüſſig, weil der Vorgeſetzte dem Untergebenen nie eine Einſicht in die Fülle ſeiner Weisheit geſtatten darf. Darum genüge es Ihnen zu wiſſen, daß Sie ſich meiner beſondern Protection erfreuen. Ich muß Ihnen aber bemerklich machen, daß es nothwendig iſt, über dieſe gegebenen Andeutungen gegen Jedermann zu ſchweigen. Bei der hohen Stellung, die ich einnehme, würde durch dieſe Wiſſenſchaft der Neid geweckt werden. Ich will Sie aber vor Anfeindungen bewahren, und deßhalb muß ich Ihnen Schweigen auferlegen."

„Dieſer große Beweis väterlichen Wohlwollens," erwiederte Schönberg, „rührt mich wahrhaft, beſonders von einem Vorgeſetzten" —

„Der ſechs Monate früher Lieutenant geworden iſt als Sie," unterbrach ihn Berg. „Doch die Einleitung iſt geſchehen, jetzt zur Sache. Ich glaube durch dieſe Andeutungen Sie in eine gewiſſe Spannung verſetzt zu haben, und zwar um ſo mehr, weil ich bis jetzt den Vorgeſetzten mit vieler Würde repräſentirt habe. Doch ich will mich dieſes Incognitos entkleiden, um dir nur als aufrichtiger Freund gegenüber zu ſtehen."

„Und ich werde den reſpektvollen Untergebenen nach Hauſe ſchicken," bemerkte Schönberg.

„Thue das," fuhr Berg fort. „Jetzt alſo ſteht der Freund dem Freunde gegenüber, der ohne die Umhüllung allgemeiner Redensarten ſo ſpricht, wie es ihm um's Herz iſt. Schönberg, ich habe dich ſeit Jahren kennen gelernt, habe dich liebgewonnen und bin dein Freund geworden."

„Das weiß ich, du haſt mir aufrichtige Beweiſe davon gegeben," erwiederte Schönberg.

„Und deßhalb hoffe ich, dein Vertrauen erlangt zu haben," ſagte

Berg. „Was mich zu dir hingezogen, vermag ich mit Beſtimmtheit nicht anzugeben, vielleicht weil du der Gegenſatz meiner ſelbſt biſt. Ganz das Gegentheil von mir, biſt du beſcheiden und anſpruchslos, und ſteckſt voller Kenntniſſe. Du arbeiteſt an deiner Ausbildung fleißig fort, ſitzeſt aber dabei wie Diogenes in deiner Stubentonne. Ich dagegen bin heiter, lebensluſtig, ſorglos, oft mehr als gut iſt. Die Menſchen nehme ich ſo wie ich ſie finde, und ſuche mir das Leben leicht und angenehm zu machen. Hieraus geht für mich der Vortheil hervor, daß ich mehr Lebensgenuß habe, den du bei deiner Art zu leben vollſtändig entbehrſt.“

„Wenn du dir einen leichtern, heitern Sinn bewahrt haſt,“ entgegnete Schönberg, „ſo lag es daran, daß du drückende Lebensverhältniſſe nie gekannt haſt. Dir hat von der Wiege an das Glück gelächelt, während es mir ſtets den Rücken wandte.“

„Das mag ſein,“ ſagte Berg, „aber durch die Art und Weiſe, wie du fortlebſt, gibſt du die Veranlaſſung, daß du verkannt wirſt. Das iſt es, was mir ſo leid thut, weil du es nicht verdienſt. Man hält dich, aufrichtig geſagt, für einen Duckmäuſer, langweiligen Peter, der nicht zu ſprechen weiß. Ja, ohne Umſchweif geſagt, für einen Einfaltspinſel. Und doch haſt du in deinem kleinen Finger mehr Verſtand, in deinem Kopfe mehr Kenntniſſe, als ſo Viele, die für ungeheuer klug verſchrien werden.“

„Du überſchätzeſt mich, Freund,“ bemerkte Schönberg.

„Da haben wir wieder die verdammte Beſcheidenheit!“ rief Berg aus. „O könnte ich dich doch zu einem recht arroganten Eſel machen, du würdeſt dabei beſſer fahren.“

„Danke für dieſe kameradſchaftliche Zumuthung,“ ſagte lächelnd Schönberg.

„Die aber von Herzen kommt,“ ſagte Berg. „Hätte ich nur den dritten Theil deiner Kenntniſſe, ſo wollte ich den Leuten ſo viel Dunſt vormachen, daß ſie ſtarr werden ſollten. Bald würde es heißen, was iſt der Berg für ein kluger Menſch! Er ſpricht wie ein Buch und iſt überall bewandert.“

„Um das zu können,“ entgegnete Schönberg, „muß man eine natürliche Anlage haben.“

„Das zugegeben, kann man ſich das Fehlende doch aneignen, wenn man nur will,“ ſagte Berg.

„Aus ſeinem angebornen Naturel kann man nicht heraustreten,“ bemerkte Schönberg.

„Dummes Zeug,“ fuhr Berg auf, „Naturel hin, Naturel her. Der feſte Wille genügt, um uns eine gewiſſe Suade anzueignen, welche uns befähigt, über Alles zu ſprechen und doch Nichts zu ſagen.“

„Solches gedankenloſes Schwatzen iſt mir in den Tod zuwider,“ ſagte Schönberg.

„Das iſt ja eben dein Unglück,“ erwiederte Berg. „Du mußt dich überwinden und dich bemühen, dir das Fehlende anzueignen. Die erſte Klugheitsregel iſt, von ſich reden zu machen. Das kann dir nicht ſchwer werden, weil dich die Natur mit einem ſchönen Talente begabt hat. Ich weiß, du biſt Dichter.“

„Ich?!“ entgegnete etwas verlegen Schönberg. „Du irrſt dich.“

„Ich irre mich nicht,“ gab Berg zur Antwort. „In der Taktik der drei Waffen von Decker, welche du mir vor einiger Zeit überſandteſt, fand ich ein herrliches Gedicht. Es trug die Ueberſchrift die Heimkehr, und verband mit leichter, eleganter Form eine poetiſche Auffaſſung des Gegenſtandes, einen ſeltenen Gedankenreichthum und wahre Tiefe der Empfindung.“

„Alſo mein Geheimniß verrathen?!“ ſagte Schönberg traurig.

„Bis jetzt nur deinem Freunde, der es zu bewahren weiß,“ antwortete Berg.

„Das Gedicht iſt von keiner Bedeutung,“ warf Schönberg ein, „eine bloße Gedankentändelei, nur eine Uebung in der poetiſchen Form.“

„Ein ſolches Gedicht von keiner Bedeutung!“ rief Berg aus. „Heiliges Gradeaus, da haben wir wieder die verdammte Beſcheidenheit! Nein, du kannſt zu Nichts kommen. Beſcheidenheit iſt eine ſchöne Tugend, aber ihr Uebermaß iſt vom Uebel. Warum kommſt du mit dem Gedichte nicht zum Vorſchein? Warum lieſt du es in einer Theegeſellſchaft nicht vor? Du würdeſt damit die Strickſtrumpfherzen der Damen rühren, würdeſt in ihnen die ſtille Hoffnung erwecken, vielleicht von dir verblümt beſungen zu werden. Singe von einer unglücklich Liebenden, welche den Mond um Mitgefühl anfleht, weil es ihr die grauſamen Menſchen verweigern, und du wirſt als wahrer Gefühlsdichter verehrt werden. Laſſe dann im Gedichte dem Monde eine Zähre des Mitleides der Unglücklichen nachweinen, und du erringſt einen vollſtändigen Triumph. Dein Name wird nur unter Seufzern und Thränen ausgeſprochen, weil er mit der Erinnerung an Thränen und Seufzern identiſch iſt. Er wird in die weichen Tafeln der gefühlvollen Damenherzen geſchrieben, um daraus nie verwiſcht zu werden. Und dieſem beneidenswerthen Glücke willſt du aus falſcher Beſcheidenheit entſagen?! Sage nicht, daß du mein Freund biſt.“

„Spotte ſo viel wie du willſt, aber nie werde ich die tiefſten Empfindungen meines Herzens einer ſeichten Theeunterhaltung Preis geben,“ ſagte Schönberg.

„Nun gut,“ erwiederte Berg, „ſo will ich dir in vollem Ernſte ſagen, daß die Quelle deiner poetiſchen Ergüſſe die Liebe iſt. Ganz trocken, ohne Umſchreibung ſage ich dir rund heraus — du liebſt! Werde nur bis unter die Stirne roth, ſieh mich nur ſo erſtaunt und erſchrocken an, als wenn du ſo eben einen unverdienten dienſtlichen Verweis erhalten hätteſt, es iſt und bleibt wahr, du liebſt Elsbeth v. Honeck. Schaurig biſt du verliebt, unausſprechlich, herzergreifend, ſinnig, wahnſinnig, ſchmachtend, kurz wie man es haben will."

„Ich bitte dich Berg, und" — ſagte Schönberg.

„Ich will von keiner Bitte hören," unterbrach ihn Berg. „Für dich fühle ich kein Erbarmen mehr. Alle menſchlichen Mittel ſind erſchöpft, ſo will ich denn ein ganzer Teufel ſein. Aus meinen Krallen ſollſt du nicht eher entrinnen, als bis ich dich glücklich gemacht habe. Dazu iſt es aber nöthig, daß du deine Liebe eingeſtehſt. Als Teufel ſpreche ich in gebundener Rede, um auf dein verſtocktes Gemüth einen größern Eindruck zu machen. Höre und erbleiche:

In Deckers Waffenlehre
Fand ich bei meiner Ehre,
An Elsbeth ein Gedicht.
Von dir! — Ha, leugne nicht."

„Ich will es geſtehen, daß ich der Verfaſſer bin," nahm Schönberg das Wort, „und bitte nur, mir das Gedicht wiederzugeben."

„Höre meine Antwort," entgegnete Berg. „Vernimm ſie wieder in gebundener Rede.

Weil dich die Liebe ganz bethört
Iſt deine Bitte nicht gewährt;
Da du's geſtehſt, du biſt's geweſen,
Will das Gedicht ich dir vorleſen."

Berg holte aus ſeiner Seitentaſche ein Papier, entfaltete es und las folgendes Gedicht:

An Elsbeth.

Ich bin dir ſo ferne
Du Liebchen o mein,
Hell funkeln die Sterne
Im ſilbernen Schein.

Sie zeigen im Kranze
Aus Sternen gewebt,
Im ſilbernen Glanze
Dein Bild ſich erhebt.

Die Sterne ſie ſenken
Im Buſen ſich ein,
Ich muß dein gedenken
Du Liebchen o mein.

2.

Zu rauben Euch Sterne
Das ſilberne Licht,
Das thät ich ſo gerne
Wenn's ſtrahlend ſich bricht.

Dann nehm ich Euch Strahlen
Der ganzen Welt,
Um feurig zu malen
Am Himmelszelt,

Vier Worte ſo wonnig
Beſeligend für mich,
Erglänzten dann ſonnig:
Ich liebe nur dich.

Sie.

Liebchen deine Augen
Gleichen Sonnenlicht,
Denn ſie ſenken, ſaugen
Tief in's Herze ſich.

Liebchen deine Wangen
Als der Tag begann,
Hauchte voll Verlangen
Morgenröthe an.

Knoſpe einer Roſe
Iſt der Lippe Bild,
Wenn der Wind, der loſe
Sie aufblättert mild.

In der Wang' das Grübchen
Küßte ſchalkhaft ein
Amor ſelbſt mein Liebchen,
Schöner konnt's nicht ſein.

Als Berg geendigt hatte, ſah er Schönberg mit lächelnder Miene an und ſagte: „Wer nun noch behauptet, daß du nicht verliebt biſt, iſt ein Stockfiſch. Ich habe wenigſtens die Ueberzeugung gewonnen, daß mein Freund am Abzehrungsfieber der Liebe erkrankt iſt, und nur die Radikalkur der Ehe ihn retten kann. Dieſe herbeizuführen iſt daher meine Pflicht als Freund, Kamerad und Waffengefährte. Ich gebe dir daher die kategoriſche Erklärung, daß ich die Angelegenheit nicht nur zur Sprache, ſondern auch zur Entſcheidung bringen werde. Ich ernenne mich daher zu deinem außerordentlichen Geſandten, der mit deiner Herzensmiſſion betraut, ſogleich mit der Großmacht Honeck in Unterhandlung treten wird. Dieſe werde ich ſo lange nach den Eingebungen meines Humors fortführen, bis ich ein günſtiges Reſultat erlangt habe. Nähere dich mir daher, um durch eine feierliche Umarmung mir die diplomatiſche Weihe zu meiner Sendung zu geben. Einen Kuß verlange ich nicht. Ich will deine Lippen vor deiner bevorſtehenden Verlobung nicht abnutzen. So ſiehſt du in mir nicht allein deinen Geſandten, ſondern auch deine Schickſalshexe, die dir auf der Haide deines Lebens entgegentritt, um dir eine glückliche Zukunft zu weiſſagen.

„Beglücken will ich dich auf Erden, es ſoll dir deine Elsbeth werden! Mit dieſem Zurufe nehmen Sie gleichzeitig die Verſicherung meiner beſondern Gewogenheit, und der thatkräftigſten Wirkſamkeit für Ihr Wohl. Lieutenant v. Schönberg, Sie ſind entlaſſen.“

Die Unterredung.

Der Major v. Honeck ſaß in ſeinem Lehnſtuhle und hatte eben ſeine Nachmittagsruhe beendet. Er rieb ſich die Hände und klingelte. Haaſe trat ein und fragte: „Haben der Herr Obriſtwachtmeiſter das Schläfchen beendet?“ Der Major nickte mit dem Kopfe.

„Befehlen das Pfeifchen anzuzünden?“ examinirte Haaſe weiter. Der Major nickte wieder.

„Befehlen türkiſch zu rauchen oder freiheitskrieglich?“

„Freiheitskrieglich,“ war die Antwort des Majors.

„Geht nicht an,“ ſagte kurz Haaſe.

„Warum nicht?“ fragte der Major.

„Weil es nicht gut iſt, gleich nach dem Mittagsſchläfchen einen Kopf auszurauchen, der ſein Viertelpfund Knaſter enthält,“ gab Haaſe zur Antwort. „Das iſt ſchädlich, durchaus ſchädlich, werden türkiſch rauchen, wenig Tabak, ſchmeckt der Kaffee beſſer.“

„Aber ich will freiheitskrieglich rauchen,“ fuhr der Major heftig auf.

„Weiß beſſer was Ihnen gut iſt,“ ſagte Haaſe. „Wollen Sie wieder Magenbeſchwerden haben?“ Der Major ſchüttelte mit dem Kopfe. „Na ja, alſo wird türkiſch geraucht.“

„Nun gerade nicht,“ ſagte der Major.

„Nun erſt recht,“ brummte der Diener, und brachte dem Herrn einen kleinen türkiſchen Pfeifenkopf, deſſen Weichſelrohr mit einer breiten Bernſteinſpitze geziert war. Er hielt die Pfeife ſeinem Herrn an den Mund und den brennenden Fidibus auf den Tabak. „Rauchen Sie, Herr Major,“ ſagte er kurz.

„Nicht rauchen,“ erwiederte noch kürzer der Herr.

Der Diener ließ ſich nicht irre machen, ſondern ſchob die Pfeife noch dichter an den Mund des Majors. Dieſer bog den Kopf ſeitwärts um der Verfolgung der Pfeiſe zu entgehen. Der Diener brachte aber die Pfeiſe ſo dicht an den Mund ſeines Herrn, daß dieſer genöthigt war zu rauchen. Er blies dicke Wolken von ſich.

„Brauchen nicht ſo fett zu rauchen,“ bemerkte der Diener, „der Tabak brennt zu raſch weg. Können ſparſam rauchen, der Tabak koſtet Geld.“

„Menſchenquäler,“ brummte der Major.

„Geſundheitserhalter,“ entgegnete der Diener.

„Muß immer ſeinen Willen haben, hat keine Subordination im Leibe,“ brummte der Major weiter. „Aber ich ſage, es ſoll anders werden, oder —“

„Ihre Pfeiſe geht aus,“ unterbrach ihn ſehr ruhig der Diener. „Werde Fräulein Elsbeth ſagen, daß ſie den Kaffee bringt.“

„Nein, erſt ein Glas Sodawaſſer,“ befahl der Major.

„Kann nicht getrunken werden,“ bemerkte der Diener.

„Warum nicht?“ fragte heftig der Major.

„Weil kein Sodawaſſer mehr da iſt,“ war die Antwort. Haaſe verließ das Zimmer.

„Eigenſinniger Burſche, hat immer ſeinen Kopf für ſich,“ brummte der Major vor ſich hin. „Muß wahrhaftig thun was der Haaſe will! Es iſt beinah, als wenn ich unter ſeinem Pantoffel ſtände. Kommandirt mich, als wenn ich ein Rekrut wäre. Es iſt um des Teufels zu werden, mit dieſem alten Himmel Schock Schwernöther. Meint es aber gut mit mir, iſt eine treue anhängliche Seele. Werde es nie vergeſſen, daß mir Haaſe das Leben gerettet hat. Seine Schrullen ſind zwar mitunter unerträglich, aber man muß ſie nachſehen um der guten Eigenſchaften willen, die das alte treue Thier beſitzt. Habe mich auch ſo ſehr an den alten Brummbär gewöhnt, daß mir Etwas fehlt, wenn ich nicht im Laufe des Tages das ſanfte Gebrumme des Alten vernehme. Die Gewohnheit beherrſcht und knechtet die Menſchen, ſo iſt es und wird es bleiben, ſo lange die Welt ſteht.“

Da trat Elsbeth ein und ſetzte die Taſſe, mit dampfendem Kaffee gefüllt, auf den Tiſch, welcher zur Seite des Lehnſtuhls ſtand.

„Nun, Väterchen, haſt du ausgeſchlafen?“ fragte ſie.

„Gewiß, mein liebes Kind,“ antwortete der Vater und wurde immer freundlicher, als Elsbeth mit ihren Händen die Stirne des Majors ſtrich.

„Ich muß dir nur die Wolken wegſtreicheln, welche ſich auf deine Stirne lagern,“ fuhr Elsbeth fort. „Du mußt hübſch freundlich ausſehen, Väterchen, recht heiter ſein, damit dir auch der Kaffee bekömmt.“

„Hm, hm,“ ſchmunzelte der Vater, „der von deiner Hand bereitete Kaffee mundet mir immer vortrefflich, das weißt du ja, liebes

Töchterchen. Ich muß dir aber einen Vorwurf machen, Elsbeth. Du haſt mir heute noch keinen Kuß gegeben, wodurch ich veranlaßt wurde zu glauben, meine liebe Elsbeth habe ihren alten Vater ganz vergeſſen."

Elsbeth küßte mit Zärtlichkeit den Major und erwiederte: „Wie kann mein Väterchen nur glauben, daß ich nicht an ihn denke? Wenn ich des Morgens aufſtehe, iſt mein erſter Gedanke, was mag wohl mein Väterchen machen, und wenn ich mich des Abends niederlege, ſchließe ich dich in mein Gebet ein und bitte Gott, dich mir noch recht lange zu erhalten."

„Nun, nun, es iſt auch nicht ſo gemeint," ſagte der Major begütigend. „Ich weiß, meine Elsbeth denkt nicht allein an mich, ſondern liebt mich auch. Ob ich dir noch lange erhalten bleibe, ſteht dahin. Ich fühle es nur zu ſehr, wie meine Kräfte abnehmen, weßhalb ich vorbereitet ſein muß, bald zur großen Armee abzugehen. Deßhalb möchte ich mein Haus noch vorher beſtellt haben, ehe ich von Majeſtät Tod den Abſchied erhalte. Du würdeſt dann in der Welt ohne Stütze und Stab allein daſtehen, weßhalb ich dich vor meinem Abſterben noch unter die Haube bringen möchte. Ja, ja, es iſt mein inniger Wunſch, dich zu verheirathen, du magſt mich noch ſo mädchenhaft ſchüchtern anſehen. Mein liebes Töchterchen braucht nicht roth zu werden, denn es iſt nun einmal die Beſtimmung des Mädchens, Frau zu werden, und einen Mann zu beglücken. Du wirſt den Mann ſchon glücklich machen, aber wo nehme ich einen Schwiegerſohn her, der dich wahrhaft liebt, und durch ſeinen ehrenhaften Charakter die Bürgſchaft leiſtet, dein Lebensglück dauernd zu gründen?! Elsbeth, wenn du in der Ehe unglücklich würdeſt, könnte ich mich im Grabe umdrehen. Wäre wahrhaftig eine Geſchichte zum Todſchießen, aber Majeſtät Tod hat es ſtreng verboten, ſich das Leben zu nehmen, wenn man geſtorben iſt. Hm, hm, dieſe Angelegenheit geht mir ordentlich im Kopf herum. Noch hat ſich zwar kein Bewerber eingeſtellt, aber er kann doch kommen.

„Du biſt nicht arm, Elsbeth, habe für dich geſorgt und manchen Sparpfennig zurückgelegt. Wenn dich aber ein ſolcher Himmel Schock Schwernöther nur deßhalb zur Frau begehrte, weil du ein vermögendes Mädchen biſt, wenn er dich nicht ſo liebte, wie ich deine Mutter geliebt habe, und du unglücklich würdeſt — ſchrecklicher Gedanke! Doch ſage mir, Elsbeth, hätteſt du wohl Luſt zu heirathen?"

Elsbeth ſchlug die Augen nieder, wurde bis unter die Stirne roth und flüſterte: „Warum nicht, wenn nur — der Rechte kommt?"

„Da haben wir wieder das verdammte Wenn," ſagte der Major, „wer das erfunden, hat das Gras wachſen gehört. Und doch möchte ich dich bald als Frau ſehen, möchte noch das Glück genießen — Enkel auf dem Schooß zu wiegen, wollte er ſagen, lenkte aber ein und fügte hinzu — meinen Schwiegerſohn kennen zu lernen.

„Kann man aber ſeinem Schwiegerſohn bis in das Herz ſehen?" fuhr er nach einer Pauſe fort. „Nein, weil man noch keine Brille erfunden hat, vermittelſt welcher man in das Herz des Menſchen ſehen kann. Wäre eine vortreffliche Erfindung, obgleich man genug alten Plunder, Kehricht und verdorbenen Sauerteig wahrnehmen würde. Aber man wäre augenblicklich über jeden Menſchen im Klaren, und wüßte, was man von ihm zu halten hätte. Doch ſage mir, Elsbeth, wenn ſo ein Freiersmann käme und an mich die Worte richtete: Herr Major, ich möchte mit Ihrer Fräulein Tochter eine Kameradſchaft für's Leben ſchließen, was ſollte ich antworten?"

„Du könnteſt ihm antworten," — und Elsbeth ſchlug ihre blauen Augen nieder, mit denen ſie bisher den Vater forſchend angeſehen hatte — „haben Sie ſchon mit meiner Tochter geſprochen?"

„Du biſt ja ein kleiner Schock Schwernöther!" rief der Major aus. „Hätte nicht geglaubt, daß ich eine ſolche Antwort von dir erhalten würde. Hm, hm, kann mich nicht wundern, ſelbſt meine Elsbeth iſt und bleibt eine Tochter Evas, wenn die Herzens-Angelegenheiten zur Sprache kommen."

In dieſem Augenblick trat Haaſe ein und meldete: „Herr Lieutenant v. Berg erſucht den Herrn Major um eine Viſite unter vier Augen."

„Stehe dem Herrn Lieutenant zu Dienſten, führe ihn nur herein," antwortete der Major. „Hm, hm, eine Viſite unter vier Augen? Was hat das zu bedeuten? Nun, werden ja hören, was der Wunſch ſeines Herzens iſt." Haaſe verließ das Zimmer.

„Elsbeth," fuhr der Major fort, „wenn das ein Freier wäre?" Elsbeth ſchüttelte das Köpfchen und ſchlug das Auge nieder. Der Major ſtutzte und ſah ſie erſtaunt an. „Sollte das nicht der Rechte ſein?" fragte er weiter. „Haſt du einen Andern im Gedanken? Dein Rothwerden läßt mich darauf ſchließen. Elsbeth, du haſt doch nicht eine geheime Herzensneigung, von der dein alter Vater nichts weiß? Hm, in Angelegenheiten des Herzens wiſſen die Mädchen zu ſchweigen, die einzige Ausnahme von der Regel, ſonſt plaudern ſie über Alles. Elsbeth, ich werde ein ſtrenges Examen abhalten, ein Geheimniß vor deinem Vater, unerhört!"

Da trat Herr v. Berg ein, Elsbeth verſchwand im Nebenzimmer.

„Sie haben mich unter vier Augen zu ſprechen gewünſcht," hob der Major an. „Ich ſtehe zu Befehl. Doch Sie erlauben mir wohl, meine Pfeife weiter zu rauchen, weil ich ſie beim Kaffe nicht gut entbehren kann. Aber bitte, ſetzen Sie ſich. Der angedeutete Wunſch hat mich zu der Vorausſetzung veranlaßt, daß Sie mir etwas anzuvertrauen haben. Sollte dieß der Fall ſein, dann ſprechen Sie ſich offen aus, junger Mann. Seien Sie überzeugt, daß Sie nicht nur den älteren Kameraden, ſondern auch den väterlichen Freund vor ſich haben. Beginnen Sie, wenn ich bitten darf."

„Eine ſolche für mich an den Tag gelegte Geſinnung weiß ich in ihrem ganzen Umfange zu würdigen, Herr Major," antwortete Berg. „Meinen Dank dafür ausſprechend, glaube ich denſelben durch die Erklärung zu bethätigen, daß ich nicht beabſichtige, bei Ihnen eine Anleihe zu machen. Dieß iſt nicht der Zweck meines Beſuches."

„In Betreff der Anleihe ſind wir im Klaren," erwiederte der Major. „Doch fahren Sie fort, wenn es Ihnen gefällig iſt."

„Wenn Sie einen prüfenden Blick auf meinen Anzug werfen, ſo kann es Ihnen nicht entgehen," nahm Berg das Wort, „daß ich mich mit beſonderer Sorgfalt gekleidet habe. Der vortreffliche Sitz des Waffenrockes, der elegante Schnitt der Unnennbaren, der muſterhafte Bau der Fußbekleidung iſt von der Art, daß ich die beneidende Bewunderung jedes Kenners auf mich ziehen muß. Indem ich meine Glieder in dieſe Meiſterſtücke der Bekleidungskunſt hüllte, hatte ich keinen andern Zweck, als die feierliche Stimmung auszudrücken, in die mich dieſe Viſite verſetzt hat. Ich habe ſo zu ſagen einen neuen, theilweiſe unbezahlten Menſchen angezogen."

„Ueber Anzug und Stimmung bin ich in Kenntniß geſetzt," nahm der Major das Wort. „Erfahren möchte ich aber, welches der eigentliche Zweck Ihres außergewöhnlichen Beſuches iſt."

„Dieſen Zweck," ſagte Berg, „könnte man einen diplomatiſch-ſocialen nennen, der auch in das Gebiet der —"

„Kommen Sie zur Sache, wenn ich Sie darum erſuchen darf," unterbrach ihn der Major.

„Das ſoll geſchehen," antwortete Berg. „Sie beſitzen eine Tochter —"

„Welche das Glück meines Lebens ausmacht," fügte der Major unterbrechend hinzu, „und von mir über Alles geliebt wird."

„Sie iſt ein ſchönes Mädchen, von bezaubernder Anmuth," fuhr Berg fort.

„Darüber kann ich nicht urtheilen," bemerkte der Major, „weil ich das Kind zu ſehr liebe und die Liebe blind macht, wie Sie wiſſen."

„Ihre Fräulein Tochter beſitzt alle Eigenſchaften, in deren Beſitz ich meine künftige Frau zu ſehen wünſchte," nahm Berg wieder das Wort. „Dieſe Wahrnehmung hat in mir den lebhaften Wunſch angeregt, dieſelbe als Gattin heimführen zu können. Ich bin daher vor Ihnen, Herr Major, in höchſt eigener Perſon erſchienen, um als mein außerordentlicher Geſandter um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu werben. Sie haben geruht, mich in einer beſondern Audienz zu empfangen, um den Antrag meiner Werbung entgegen zu nehmen. Ich hoffe, daß dieſer feierliche Akt dadurch einen ergreifenden Schluß erhält, daß Sie mich als Sohn an Ihr ſchwiegerväterliches Herz drücken. Oeffnen Sie Ihre Arme, ich bin bereit, in dieſelben zu ſinken.“

„Ich bedaure ſehr,“ erwiederte der Major, „daß ich Sie noch nicht an mein ſchwiegerväterliches Herz drücken kann. Auf dieſes Vergnügen muß ich vorläufig verzichten, weil ich keine alleinige Verfügung über die Hand meiner Tochter habe. Bei der Wahl ihres künftigen Gatten geſtatte ich meiner Elsbeth volle Freiheit. Sie ſoll nur der Stimme ihres Herzens folgen, ſelbſt auf die Gefahr, vielleicht getäuſcht zu werden. Doch ſind wir nicht in allen Lebensbeziehungen der Täuſchung Preis gegeben?

„Doch ehe ich Elsbeths-Willensmeinung einhole, müſſen Sie mir noch eine Frage erlauben. Haben Sie auch das Vermögen, um den geſetzlichen Beſtimmungen bei Einreichung des Conſenſes nachkommen zu können? Wollen Sie einen Hausſtand gründen, müſſen Sie auch die Mittel zu ſeiner dauernden Unterhaltung beſitzen.“

„Das iſt allerdings ein kitzlicher Punkt, Herr Major,“ ſagte Berg, „der mit dem größten Humore betrachtet werden muß, wenn er nicht zu ernſthaft werden ſoll. Ich habe ihn in reifliche Erwägung gezogen und gelangte zu folgendem Reſultate. Ein kleines Kapital, welches ich beſitze, trägt mir fünfhundert Thaler Zinſen. Dieſe reichen zur Befriedigung meiner Bedürfniſſe vollſtändig aus. Den Mehrbedarf eines Hausſtandes würde der Zinſenertrag jenes Kapitals decken, welches Sie Ihrer Fräulein Tochter als Mitgift geben.“

„So?! Sie glauben alſo, daß meine Tochter eine hübſche Summe mitbekommt,“ entgegnete der Major. „Wenn aber dieſer Glaube getäuſcht werden ſollte?“

„Dann müßte ich als Getäuſchter heimkehren,“ gab Berg zur Antwort. „Tief betrübt würde ich in die Pforten meiner Behauſung einziehen, den neuen Kleidermenſchen dagegen ausziehen und ſeufzend zu ihm ſprechen: „„Grauſamer, du haſt mich bitter getäuſcht. Mit Bräutigamsgedanken zog ich dich an und ging hinaus, doch ach! mit einem Korbe beſchenkt kam ich wieder nach Haus!““

„Nun, nun, einen Korb haben Sie ja noch nicht erhalten,“ ſagte wie begütigend der Major. „Wir haben ja noch nicht Elsbeth gefragt, was ſie zu Ihrem Antrage ſagt. Ich werde meine Tochter ſofort rufen laſſen, und die Entſcheidung kann ſogleich erfolgen. Langer, ſchwülſtiger Redensarten bedarf es nicht, ein einfaches Ja oder Nein iſt genügend. Ich bin überhaupt kein Freund von verheimelnden Gefühlen. Dieſe taugen nichts, weder im Leben, noch in der Liebe, am Wenigſten ſind ſie in der Ehe brauchbar. Sie verrauchen nur zu ſchnell und hinterlaſſen Abſpannung und Langeweile. Die wahre Liebe kennt keine ſchwülſtigen Gefühle. Sie zeigt ſich in ruhiger Klarheit, von dem Bewußtſein ihrer ausdauernden Hingebung durchdrungen. Doch ich denke, wir ſind Beide vorbereitet, die Entſcheidung Elsbeth's zu hören."

Der Major klingelte, Haaſe trat ein und erhielt den Auftrag, die Tochter des Hauſes zu rufen. Dann griff der Major wieder zu ſeiner Pfeife, blies ſtarke Tabakswolken von ſich, und blickte mit ernſter Miene vor ſich hin. Zuweilen ließ er ein leiſes gebrummtes Hm, Hm, hören, wobei er ein wenig mit dem Kopfe ſchüttelte. Berg dagegen ſah mit großer Ruhe dem Eintritte des jungen Mädchens entgegen.

Die Thüre öffnete ſich, Elsbeth trat ein. Den anweſenden Berg anmuthig grüßend, eilte ſie auf ihren Vater zu und ſagte mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit:

„Nun, Väterchen, du haſt mich zu ſprechen gewünſcht?"

„So iſt es, mein Kind," gab der Major zur Antwort. „Du ſollſt in einer hochwichtigen Angelegenheit deine Entſcheidung abgeben. Die Sache betrifft nur dich, und zwar dich allein."

„Nur mich?" fragte etwas lang gedehnt Elsbeth.

„So iſt es," erwiederte der Major, „denn Herr v. Berg hat um deine Hand angehalten."

Elsbeth warf einen zweifelnden Blick auf Herrn v. Berg, wurde roth und wieder blaß, und ſchlug die Augen nieder. Der Antrag ſchien ihr im höchſten Grade überraſchend gekommen zu ſein.

Der Vater nahm liebevoll ihre Hand und ſagte: „Der Freier iſt für uns Beide unerwartet gekommen, daher die Ueberraſchung und die Befangenheit, welche ſich deiner bemächtigt hat. Doch ſammle dich, mein liebes Töchterchen, überwinde die Befangenheit, und ſprich dann deine Herzensmeinung mit jener liebenswürdigen Offenheit aus, die du mir gegenüber ſtets gezeigt haſt. Ich entſage jeder Einwirkung auf deinen Entſchluß, und nehme deine Entſcheidung als die allein geltende, ohne jede Bedingung an. Der junge Mann, dem du aus freier Wahl deine Hand reichſt, wird mir als Schwiegerſohn herzlich willkommen ſein. Schon deßhalb werde ich ihn wie meinen Sohn lieben, weil er von meiner theuern Elsbeth geliebt wird. Nun habe ich dir meine Anſicht dargelegt, und wünſche, daß du deinen Entſchluß ſofort zu erkennen gibſt. Liebſt du von Herzen, ſo iſt ein langes Bedenken unnöthig. Liebſt du nicht, ſo iſt dein Entſchluß ohne Beſinnen gefaßt, weil ein Nichtlieben die Verweigerung der Hand in ſich ſchließt. Entreiße uns daher der Ungewißheit, in der wir uns augenblicklich befinden.

Beſonders für Herrn v. Berg muß es wünſchenswerth ſein, dieſer fatalen Situation entzogen zu werden. Entſcheide dich alſo, mein Herzenskind."

Elsbeth ſchlug die Augen nieder. Ein Kampf innerer Gefühle ſchien ſich ihrer bemächtigt zu haben, und ließ ſie nicht ſo raſch zu dem gewünſchten Entſchluſſe gelangen. Ihre ſchönen Augen aufſchlagend, ſuchte ihr Blick das Angeſicht ihres Vaters. Dieſer Blick ſchien das Verlangen in ſich zu tragen, dem Vater ein Geheimniß des Herzens entdecken zu wollen. Doch plötzlich färbten ſich ihre Wangen mit einer zarten Röthe, und ihre Augen ruhten einen Augenblick mit Befangenheit auf der Geſtalt des Freiers. Sie wollte ſprechen, und doch ſchien ein Gefühl zarter Rückſicht das entſcheidende Wort zurückzuhalten.

„Faſſe dich, Kind," mahnte der Vater, „und enthebe uns der peinigenden Erwartung, in der wir uns befinden. Raſcher Entſchluß, guter Entſchluß. Mir fängt ſchon an die Geduld auszugehen, ſage Ja oder Nein."

Dann ſetzte er im begütigenden Tone hinzu: „Sei nicht befangen, Herzenskind. Ich gebe zu, daß es für dich eine verteufelte Situation iſt, weil du wie Herkules am Scheidewege ſtehſt. Aber die Entſcheidung muß erfolgen, um die Sache zu erledigen."

Elsbeth kämpfte einige Augenblicke mit ihrer Befangenheit, ſah dann Herrn v. Berg mit ihren blauen Augen nachdenklich an, als wenn ſie die Worte ſuchte, mit welchen ſie das Zuſagende einleiten wollte, und ſagte dann:

„Durch Ihren Antrag kann ich mich nur geehrt fühlen, Herr v. Berg, aber in einer ſo wichtigen Angelegenheit iſt es nothwendig, mit wahrer Offenheit zu Werke zu gehen. Meine Antwort ſoll das Gepräge dieſer Offenheit an ſich tragen. Ihre Erſcheinung hat auf mich nur einen angenehmen Eindruck gemacht. Ich habe mich mit Ihnen gern unterhalten, weil Ihr heiteres, humoriſtiſches Weſen mich anſprach. Um ſich aber für das Leben zu binden, muß man ein anderes Gefühl im Herzen tragen, als das des bloßen Wohlgefallens, ich meine das Gefühl der Liebe. Dieſes Gefühl iſt jedoch nie in meiner Bruſt durch Ihren Umgang rege geworden, ſo ſehr ich mich an demſelben erfreute. Wohlwollen werde ich Ihnen ſtets bewahren, aber Liebe vermag mein Herz nicht zu geben."

Elsbeth verneigte ſich und eilte raſch in's Nebenzimmer. Der Vater ſah ihr mit freudeſtrahlenden Blicken nach und rief aus: „Das war vortrefflich geſprochen, daran erkenne ich meine Tochter. So ſpricht eine ehrliche Seele, ſagt die Wahrheit, ohne zu verletzen. Nun wiſſen Sie, woran Sie ſind, Herr v. Berg. Unſer Verhältniß bleibt in kameradſchaftlicher Beziehung ganz daſſelbe, verſteht ſich von ſelbſt. Wegen des erhaltenen Korbes werden Sie den Kopf nicht hängen laſſen, dazu ſind

Sie zu heiter. Und todtſchießen werden Sie ſich erſt recht nicht, dazu ſind Sie zu vernünftig."

„Gewiß nicht," ſagte Berg lachend. „Ich werde warten, bis mir dieſe Annehmlichkeit vielleicht durch eine feindliche Kugel paſſirt, wenn wir noch Krieg bekommen ſollten. Im Gegentheil muß ich Ihnen verſichern, daß mir der Korb Ihrer Fräulein Tochter eine wahre Herzensfreude bereitet hat."

„Eine Herzensfreude?" fragte der Major frappirt. „Und dennoch haben Sie um meine Tochter angehalten? Was ſoll das heißen? Ich muß bitten, mir darüber eine Erklärung zu geben."

„Sie ſind ein zu ehrenwerther Mann, Herr Major, als daß ich mich nicht mit männlicher Offenheit gegen Sie ausſprechen ſollte," nahm Berg das Wort. „Sie ſollen Alles erfahren, und vor allen Dingen, daß es gar nicht meine Abſicht war, Ihre Fräulein Tochter als Gattin heimzuführen."

„Sie haben ſich alſo mit meiner Tochter einen Scherz erlaubt?!" rief der Major zornig aus. „Glauben Sie, junger Mann, ſich erdreiſten zu können, meine Tochter rückſichtlos zu beleidigen?! Nimmermehr. Ich trete für meine Tochter ein, und verlange von Ihnen Genugthuung. Wir ſchlagen uns, nein, wir ſchießen uns. Meine Tochter, meine Elsbeth ſo zu beleidigen!" Und der Major ging heftig auf und nieder.

„Ich dagegen erkläre Ihnen, Herr Major," ſagte ſehr gelaſſen Berg, „daß ich mich mit Ihnen weder ſchieße, noch ſchlage. Ihnen ſtelle ich mich nicht zum Zweikampf, ſondern nur zur Umarmung. Sie werden mich umarmen, aber nicht —"

„Immer beſſer!" fuhr der Major heftig auf. „Sie ſind ja ein Himmel Schock Schwernöther! Sie wollen ſich nicht ſtellen?! Ich weiß bei Gott nicht, was ich dazu ſagen ſoll! Sie werden ſich mit mir ſchießen, und zwar auf zehn Schritt über das Schnupftuch. Wir wechſeln ſo lange Kugeln, bis einer von uns auf der Naſe liegt."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Major, ich laſſe mich nicht von Ihnen auf die Naſe legen," gab Berg ſehr kaltblütig zur Antwort.

„Warum nicht?" fragte barſch der Mojor.

„Weil es ungentil iſt, auf der Naſe zu liegen. Man könnte ſich im feuchten Graſe den Schnupfen holen," entgegnete ſcherzend Berg.

„Herr, Ihre ſcherzenden Bemerkungen ſind unpaſſend bei einer ſo ernſten Sache," ſagte der Major, und ging wieder heftig auf und nieder. „Unpaſſend, ganz am unrechten Orte angebracht. Und doch, ich weiß bei Gott nicht mehr, was ich mit Ihnen anfangen ſoll! Dieſe Ruhe, dieſer Humor, kann mich zur Verzweiflung bringen."

„Haben Sie nur die Güte, mich, ohne zu unterbrechen, ruhig anzuhören, und ich gebe Ihnen die Verſicherung, Alles wird ſich zu Ihrer

Zufriedenheit aufklären. Wollen Sie mir dieſe Bitte gewähren?“ fragte Berg.

„Gut,“ ſagte der Major, „dieſen Waffenſtillſtand gehe ich ein. Doch bin ich wahrhaftig neugierig, Ihre Erklärung zu hören.“

„Ich habe einen Freund,“ nahm Berg das Wort, „welcher augenblicklich Ihre Gaſtfreundſchaft mit mir genießt. Es iſt der Lieutenant v. Schönberg, ein ehrenhafter, durchaus gediegener, junger Mann. Mit geiſtigen Fähigkeiten ausgeſtattet, beſitzt er gleichzeitig eine gediegene wiſſenſchaftliche Bildung. Das Herz aber, was die Hauptſache iſt, hat er auf der rechten Stelle.

„Von Jugend auf in drückenden Verhältniſſen lebend, hat er ſtets mit Kummer und Sorgen zu kämpfen gehabt. Hierdurch verlor er das Selbſtvertrauen der Jugend, und wurde ſchüchtern und verſchloſſen. Seine trefflichen Eigenſchaften kamen daher nie zur Geltung, und konnten keine Anerkennung erlangen. Seine zu große Beſcheidenheit bewahrte ihn vor jener Arroganz, die heute zu Tage vielleicht nothwendig iſt, um ſich Anerkennung zu verſchaffen.

„In der Welt ſteht er faſt vereinſamt da. Eine alte Mutter iſt das einzige Weſen, welches er zärtlich liebt, und von dem er wieder geliebt wird. Wahrhaft rührend iſt die Liebe zu dieſer Mutter, welche die Wittwe eines ſehr geachteten Offiziers iſt, der mit großer Auszeichnung vor dem Feinde diente. Leider ſtarb er gleich nach dem Frieden an den Folgen ſeiner ſchweren Wunden. Die Wittwe erhielt keine Penſion, weil ſie nicht in die Wittwenkaſſe eingekauft war, und ernährte ſich von der Arbeit ihrer Hände. Der Sohn ſpart von ſeinem Gehalte, um die Mutter zu unterſtützen.

„Ich bin ſein aufrichtiger Freund geworden, habe ihn lieben und achten gelernt, weßhalb ich von dem lebhaften Wunſche durchdrungen bin, ſein Lebensglück zu fördern. Nun iſt mir die Gewißheit geworden, daß er für Ihre Fräulein Tochter eine reine uneigennützige Liebe in ſeinem Herzen bewahrt. Sein ſchüchternes Weſen läßt ihn nicht als Bewerber auftreten, und ſeine Beſcheidenheit gibt es nicht zu, ſich zu erklären. Der Gedanke, Ihrer Fräulein Tochter Nichts bieten zu können, als ein liebendes Herz, hat für ihn etwas Peinigendes. Und dennoch iſt dieſes liebende Herz ein ſeltener Juwel hochherziger Gefühle.

„Da kam mir der Gedanke ein, die Vermittelung in dieſer Herzensangelegenheit zu übernehmen. Ich trat daher ſelbſt als Bewerber auf, obgleich ich wußte, daß ich mir einen Korb holen würde. Gemachte Beobachtungen hatten mich nämlich überzeugt, daß mein Freund nicht hoffnungslos liebe.“

„Wirklich, Herr v. Berg?“ fragte der Major. Berg nickte bejahend mit dem Kopfe. „Nun dann ſind Sie ein feiner Beobachter.

Ich für meine Perſon habe dergleichen nicht wahrgenommen. Doch kommen Sie zu Ende.“

„Durch meine Bewerbung,“ fuhr Berg fort, „erhielt ich die gewünſchte Gelegenheit, die Sache zur Sprache zu bringen. Dieß habe ich gethan, und die Situation, in der wir uns befinden, iſt ein Beweis, daß ich meinen Zweck erreicht habe. Der erhaltene Korb wurde die Veranlaſſung zu meiner Heiterkeit. Meine Heiterkeit brachte Sie auf, Herr Major, Sie verlangten und erhielten Erklärungen. Zum Schluß richte ich die Frage an Sie: Wollen Sie mich auf die Naſe legen oder lieber umarmen? Das Letztere wäre mir allerdings das Angenehmſte.“

„Alſo das iſt die Geſchichte!“ rief der Major aus. „Sie ſind ein Himmel Schock Schwernöther, aber doch ein braver junger Mann. Nein, ſchlagen thun wir uns nicht, das verſteht ſich, aber umarmen will ich Sie.“ Er umarmte Berg und fuhr fort:

„Obgleich ich Ihren Freund nicht ſo genau kenne wie Sie, ſo habe ich mich doch immer zu ihm hingezogen gefühlt. Er beſitzt hübſche Kenntniſſe, das weiß ich, weßhalb ich mich gern mit ihm unterhalten habe. Wer, wie er, ein ſo guter Sohn iſt, der wird auch ein rechtſchaffener Ehemann, ein zärtlicher Gatte. Auf Geld und Rang ſehe ich nicht, für mich iſt es Nebenſache. Ich habe für meine Elsbeth Etwas geſpart, und kann den jungen Leuten eine leidliche Exiſtenz ſichern. Sagt Elsbeth ja, ſo gebe ich mit Freuden meine Einwilligung. Die weltliche Stellung macht nicht das wahre Glück des Lebens aus. Um dieſes zu erlangen, muß das Herz die rechte Stellung haben. Leider ſind die Männer mit dem richtigen Herzen heutzutage ſchwer zu finden, man würde ſie mit der Laterne bei hellem Sonnenſchein vergeblich ſuchen.

„Ha, wie würde ich mich freuen, wenn Elsbeth einen ſolchen Mann bekäme! Ich würde ihn wie meinen Sohn lieben. Und dann die Ausſicht zu erhalten, vielleicht Großvater zu werden! Ja, Großvater! Es muß ſo ſüß ſein, einen Enkel auf dem Schooße zu wiegen, ſo einen Kleinen Schock Schwernöther, der meinen Bart zauſt und ſchelmiſch fragt: Hat es weh gethan, Großpapa?! Donnerwetter! Großpapa iſt und bleibt eine charmante Würde, die ich wohl noch bekleiden möchte, ehe mir Majeſtät Tod den Abſchied gibt. Und nun?“

„Iſt der Knoten der Intrigue geſchürzt, aber die Löſung muß noch erfolgen,“ ſagte Berg. „Dieſe müſſen Sie herbeiführen, Herr Major. Ich habe für meinen Freund gehandelt, legen Sie für ihn bei Ihrer Fräulein Tochter ein gutes Wort ein.“

„Nun, nun, das kann wohl geſchehen,“ entgegnete der Major, „Aber es wäre doch gut, wenn er perſönlich anfragte: Herr Major, wollen Sie mich zum Schwiegerſohn haben?“

„Wir können ja annehmen, daß dieß geſchehen ſei,“ entgegnete Berg. „Es geht nicht anders, Herr Major, Verlobung und Hochzeit müſſen ſchnell aufeinander folgen. Nach einem Jahre müſſen Sie den erſten Enkel auf Ihrem Arme wiegen, und dieſen kleinen Schock Schwernöther über die Taufe halten. Wenn alsdann das erſte Glas auf das Wohl des Kindes geleert wird, drücken Sie mir die Hand und ſagen: Ich danke Ihnen, daß Sie ſich von Elsbeth einen Korb holten. Dieſer Korb hat mich zum Großvater gemacht.“

„Wir wollen überlegen, wie die Sache am Zweckmäßigſten anzugreifen iſt,“ antwortete der Major. „Das Glück Beider zu fördern, iſt mein aufrichtiger Wunſch, mit Gottes Hülfe hoffe ich, ihn in Erfüllung gehen zu ſehen. Sind ſie für einander beſtimmt, dann wird der Himmel es ſchon fügen, daß ſie vereinigt werden. Ich habe ſo einen Glauben, Niemand kann ſeinem Schickſale entgehen.“

„Da meine diplomatiſche Sendung beendet iſt,“ nahm Berg das Wort, „ſo erlauben Sie wohl, daß ich mich beurlaube, Herr Major. Ich glaube nicht ohne diplomatiſches Geſchick gehandelt zu haben, weßhalb ich hoffen darf, durch Ihre Befürwortung den Heiraths-Stiftungs-Orden vierter Klaſſe mit den Pfeilen Amors zu erhalten.“

„Sie ſind ein trefflicher Diplomat, der mit dem beſten Erfolge unterhandelt hat. Reichen Sie mir die Hand, Sie diplomatiſcher Schock Schwernöther, wir ſcheiden als die beſten Freunde,“ ſagte der Major in der heiterſten Laune.

Als Berg ſich entfernt hatte, ſetzte ſich der Major wieder in ſeinen Lehnſtuhl, und rauchte nachdenklich ſeinen Türkenkopf. Da ging die Thüre auf, und hereintrat der ſehr verdrießlich ausſehende Haaſe. Er ging in der Stube umher, und that, als wenn er Etwas ſuche. Seine nichtsthuende Anſtrengung blieb jedoch erfolglos, denn der Major beachtete ihn nicht. Hierdurch ſteigerte ſich ſein Verdruß in einem ſo hohen Grade, daß er anfing, Fliegen zu fangen.

„Habe dich erwiſcht, alter Brummer,“ ſagte er halblaut, „ſollſt es ſchon gut haben, brummender Dickkopf. So, nun haſt du aufgehört, deinen Kehlbaß zu ſtreichen, deſſen Töne den Menſchen zur Verzweiflung treiben, wenn er ſchlafen oder über Abſonderlichkeiten des Lebens nachdenken will.“ Bei dieſen Worten warf er einen ſchielenden Seitenblick nach dem Major hin.

„Möchte wohl wiſſen, ob die Menſchen das Brummen von dir gelernt haben?! Wenn Einem recht verdrießlich zu Muthe iſt, muß man losbrummen, um ſeinem Aerger Luft zu machen. Ja, es gibt im Leben Verhältniſſe, über die man laut brummen würde, wenn man nicht als Kammerdiener das Maul halten müßte. Denke doch, man hat auch ein

Wort mitzureden, wenn man uns verheirathen will, aber man wird gar nicht gefragt.“

Er fing wieder einen Brummer, drückte ihn todt, blinſelte mit dem linken Auge nach dem Major und ſchüttelte den Kopf. Der Major, in ſeine Gedanken vertieft, bemerkte ihn nicht, oder wollte ihn nicht bemerken, ſondern ließ ihn ruhig Fliegen fangen. Dieß vermehrte des Dieners Verdruß. Lauter mit ſich ſelbſt redend, fuhr Haaſe nach einer Pauſe fort:

„Habe das Mädchen herumgetragen, als es noch ein ſchreiender Fleiſchklumpen war, habe es ſpazieren geführt, als es laufen konnte, und bin ſeine eigentliche Kinderfrau geweſen. Als es halbwachſen war, brachte ich es nach der Penſion, holte es wieder aus derſelben, als die Zeit um war, und nun! O, es iſt gar nicht zu glauben! Will man es auf den Puff verheirathen, ohne zu fragen: Was meinſt du zu dem Schwiegerſohne? Iſt er dir angenehm oder nicht? Aber das geſchieht nicht, obgleich ich doch der anerkannte Reſervevater des Fräuleins bin. Habe ich es nicht ebenſo in mein Herz geſchloſſen, wie der rechte Vater? Und nun mich gar nicht zu fragen, ob ich meine Einwilligung gebe! So Etwas grenzt an Undankbarkeit, denn bisher hatte ich immer eine Stimme im Familienrathe. Aber ich werde ſchon zeigen, daß ich das Sprechen nicht verlernt habe, daß ich eine gehörige Lippe rühren kann.“

Und mit erneuter Emſigkeit begann er Fliegen zu fangen. Der Major, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, hatte ihn nicht beachten wollen. Als jedoch Haaſe gar nicht das Zimmer verließ, und fortfuhr, Fliegen zu jagen, wandte er ſich an ihn und ſagte:

„Ich möchte wohl wiſſen, warum du beſtändig Fliegen fängſt, und nicht aus der Stube gehſt, obgleich du hier Nichts zu thun haſt? Gleichzeitig hältſt du Selbſtgeſpräche und ſiehſt ſo mürriſch aus, als wenn du Luſt hätteſt, mit Jemand anzubinden. Was iſt dir denn, du willſt doch nicht mit mir zanken?“

„Das gerade nicht, aber brummen möchte ich mit Ihnen,“ antwortete Haaſe.

„Nun, meinetwegen, ſo brumme los,“ ſagte lachend der Major.

„Es iſt mir nicht gleichgültig, kann mir nicht gleichgültig ſein,“ fuhr Haaſe fort, „ſo wenig beachtet zu werden, wenn über das Wohl und Weh unſerer Tochter verhandelt wird. Ja, rund herausgeſagt, ich habe es wohl gemerkt, daß der junge Herr, welcher vorhin eine Viſite unter vier Augen machte, nicht allein Liebes-, ſondern Heirathsabſichten hatte. Er verließ ſehr vergnügt das Zimmer, und Sie, Herr Major, ſcheinen mir auch ſo recht innerlich vergnügt zu ſein. Der junge Herr hat ſeine beſten Kleider angezogen, um Eindruck zu machen, und Fräulein Elsbeth verließ das Zimmer mit ganz rothen Backen. Daraus zog ich den ganz richtigen Schluß, daß man das liebe Kind verheirathen will. Aber man hätte mir auch Etwas davon ſagen können, hätte wohl meine Meinung hören können, indem man gefragt: Was meinſt du, Haaſe, wird der als Schwiegerſohn unſere Tochter glücklich machen? Das thut man aber nicht, ſondern läßt mich laufen, als wenn ich nicht zur Familie gehörte. Und doch habe ich Ihnen beinahe ein halbes Menſchenleben hindurch den Rock ausgeklopft und die Stiefeln blank geputzt. So Etwas muß Einen ärgern, verdrießen, vermuffen, denn Fräulein Elsbeth iſt auch mein liebes Kindchen. Ich habe das Recht dazu, es zu lieben, als wäre es mein eigen Fleiſch und Blut."

„Haſt du nun ausgebrummt, alter Bär?" fragte der Major in der heiterſten Laune. „Alſo die Verheirathung Elsbeth's geht dir im Kopfe herum. Wer hat dir aber geſagt, daß ſich ein Freier eingeſtellt hat? Du haſt wohl im Nebenzimmer gehorcht, als die Sache verhandelt wurde?"

„Nicht vollſtändig," gab Haaſe zur Antwort, „nur ſo viel, daß ich erfuhr, Herr Lieutenant v. Berg will unſer Schwiegerſohn werden. Dazu kann ich aber meine Zuſtimmung nicht geben."

„Warum nicht?" ſtellte der Major die Frage. „Herr v. Berg iſt ein hübſcher und angenehmer junger Mann."

„In Ihren Augen, aber nicht in den meinigen," entgegnete Haaſe. „Er paßt nicht für Elsbeth, hat kein geeignetes Herz für dieſes Mädchen, iſt, ſo zu ſagen, nicht liebevoll genug. Und das will ich Ihnen beweiſen.

„Als Herr v. Berg das erſte Mal zu uns in's Quartier kam, ſtand ich in der Hausthüre, um ihn pflichtſchuldigſt zu empfangen. Ich meldete ihm ſofort, daß der Herr Major nicht perſönlich ſeine Gäſte empfangen könnten, weil Sie nach der Verordnung des Arztes gerade um dieſe Zeit Holz hauen müßten. Und was that Herr v. Berg? Er lachte laut auf und ſagte: Ihr Herr iſt wohl ein komiſches Gewächs? Alſo er haut Holz, eine angenehme Beſchäftigung, beſonders für die Armmuskeln ſtärkend. Es iſt mir aber lieb, daß ich nicht Holz zu hauen brauche, ich möchte mich bei dieſer Handthierung etwas hölzern anſtellen. Dann betrachtete er mich von oben bis unten und fuhr fort: Was ſtellen Sie denn vor, altes Geſtell? Eine ſolche Benennung war für mich ehrenrührig, aber ich ſollte noch mehr Beleidigungen mit anhören. Er klopfte mich auf die Schulter und fragte laut lachend, ob mein blauer Rock mit rothem Kragen die Leichenparade Friedrich Wilhelm des Erſten mitgemacht habe? Ich ärgerte mich ſo ſehr darüber, daß ich nichts antworten konnte. Mein Aerger war ihm ſehr gleichgültig, denn er fuhr in ſeiner lachenden Weiſe fort: Ihre gelben Unnennbaren und Ihre Stulpſtiefel ſind wohl unmittelbare Nachkommen der Hoſen und Reitſtiefel des Feldmarſchalls Derfflinger? Sie paſſen vortrefflich zu Ihren krummen Beinen, welche an das zur Diſpoſition geſtellte Beinwerk eines alten Dragoners erinnern. Hoſen und Stulpen ſind heute wahrſcheinlich von der Kammer geholt, um damit Staat zu machen, weil ausgezeichnete Gäſte angeſagt ſind. Was ſollte ich machen? Ich mußte dieſe Redensart ruhig hinunterſchlucken, obgleich ich vom Kopfe bis zum Fuße ein Zorn war. Nun ſage ich aber, daß derjenige kein gutes Herz hat, welcher ſich über meinen Herrn luſtig macht und mich zum Narren hält. Ein ſolches Individuum paßt nicht für unſere Elsbeth, welche ein ſanftes Taubengemüth hat. Jetzt habe ich meine Meinung als rechtſchaffener Reſerve-Vater geſagt, mehr konnte ich nicht thun."

„Beruhige Dich, Alter, Herr von Berg wird nicht unſer Schwiegerſohn," ſagte lachend der Major.

„Dabei iſt wahrhaftig Nichts zu lachen," bemerkte Haaſe, „denn ein Reſervevater und Korporal außer Dienſt hat auch ſeine Anſichten. Lachen über gutgemeinte Rathſchläge iſt — iſt — nicht ordnungsmäßig."

„Du biſt verdrießlich," erwiederte der Major, „und ich befinde mich in einer heitern glücklichen Stimmung. Du ſollſt mir die Laune nicht verderben. Zu Deiner Beruhigung wiederhole ich Dir, daß Herr von Berg nicht unſer Eidam wird, auch nicht werden will, ſondern ein Anderer."

„Ein Anderer?" fragte neugierig Haaſe.

„Du wirſt Alles zur rechten Zeit erfahren und kannſt dann Deine Meinung abgeben," bemerkte der Major.

„Wenn es nur geſchieht, dann bin ich zufrieden," brummte Haaſe, indem er das Zimmer verließ, „aber übergehen laſſe ich mich nicht. Meinen Senf gebe ich dazu, denn Fräulein Elsbeth iſt und bleibt meine wirkliche Reſerve-Tochter, oder richtiger, ich bleibe ihr Reſerve-Vater, ſo lange ich lebe."

Die Entſcheidung.

Einige Tage waren ſeit der Unterredung Bergs mit dem Major verfloſſen. Schönberg hatte noch keinen Schritt gethan, um durch eine förmliche Werbung die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Eine Unterredung mit ſeiner Tochter hatte dem Major die Gewißheit gegeben, daß ihr Herz nicht mehr frei und Schönberg der Gegenſtand ihrer Neigung ſei.

Jetzt hatte der alte Herr keine Ruhe mehr. Er konnte den Augenblick nicht erwarten, wo er an Elsbeths Finger den Verlobungsring ſtecken ſollte. An den Verlobungsring knüpften ſich bei ihm ſchöne Träume der Zukunft. Er ſah ſich von Enkeln umgeben. Eine kleine

Elsbeth ſpielte zu ſeinen Füßen, und ein blondgelockter Knabe ſaß auf ſeinem Schooße.

Wenn er am Nachmittage nach dem Schläfchen ſeinen Kaffee genoß, ſaß er hingeſtreckt auf ſeinem Lehnſtuhle, und blies ſtarke Tabakswolken um ſich. Dann wippte er zuweilen mit dem rechten oder linken Beine, als wenn er einen Enkel darauf ſitzen hätte, und ſang halblaut: „So reiten die Huſaren! Galopp, Galopp!“

In dieſem Gedankenſpiele ſtörte ihn zuweilen Haaſe, deſſen Neugierde, zu erfahren, wer ſein Schwiegerſohn würde, mit jedem Tage zunahm. Mit diplomatiſcher Feinheit ſuchte er den Major auszuholen, aber alle Verſuche, über den Stand der Angelegenheit Etwas zu erfahren, ſcheiterten an der unausſtehlichen Schweigſamkeit ſeines Herrn. Selbſt das bekannte Mittel des Fliegenfangens brachte auf den Major keine Wirkung mehr hervor, und höchſt übelgelaunt verließ dann der Diener das Zimmer.

An einem Nachmittage ſaß der Major im Lehnſtuhle, wippte mit dem rechten Beine und ſang ſein Lieblingslied: „So reiten die Huſaren!“ Plötzlich ſchien ein Gedanke in ihm aufzutauchen, denn ſein Geſang verſtummte und nachdenkend ſah er vor ſich hin. Da nickte er wie zuſtimmend mit dem Kopfe, ſtand auf, ſtellte ſeine Pfeife weg und verließ das Zimmer. Nachdem er ſeinen blauen Civilrock bis an den Hals zugeknöpft hatte, öffnete er die Thüre, welche zu Schönbergs Zimmer führte. Schönberg war nicht anweſend. Der im Zimmer ſich befindende Soldat meldete, daß der Herr Lieutenant zum Appell ſei, aber gleich wieder kommen würde. Der Soldat entfernte ſich, der Major ging auf und nieder.

Da fiel ſein Blick auf einen Brief, welchen Schönberg auf dem Tiſche offen hatte liegen laſſen. Er war noch nicht beendigt, aber die Ueberſchrift gab dem Major die Gewißheit, daß derſelbe an Schönbergs Mutter gerichtet ſei.

Der Major blieb ſinnend ſtehen und murmelte vor ſich hin: „Möchte wohl wiſſen, was in dem Briefe ſteht. Hm, Hm, ſoll ein zärtlicher Sohn ſein, könnte dadurch einen Einblick in das Herz meines künftigen Schwiegerſohnes gewinnen. Die Gefühle, welche der Sohn gegen die Mutter äußert, kommen aus dem Herzen und ſind ungeheuchelt.“

Er ſtand im Begriff, den Brief in die Hand zu nehmen, als er zurücktrat, die Arme übereinander legte und ſtutzig zu ſich ſelbſt ſagte: „Wie, Honeck, Du willſt das Briefgeheimniß verletzen?! Iſt das ehrenhaft?! Nein, nein, der Brief wird nicht geleſen.“ Und mit ſtarken Schritten ging er auf und nieder. Dann blieb er wieder ſtehen und heftete die Blicke auf's Neue auf den Brief. „Schönberg ſoll mein

Schwiegerſohn werden," fuhr er mit ſich ſelbſt redend fort, „weßhalb es wünſchenswerth iſt, ſeinen Charakter genau kennen zu lernen. Ein Einblick in den Brief gibt mir die Gelegenheit, dieſe Kenntniß zu erlangen, warum ſoll ich ſie nicht benutzen? Das Unerlaubte der Handlung iſt durch das Gebot dringender Nothwendigkeit ſehr gemildert, faſt gerechtfertigt. Nie kommt ein Wort des Inhaltes über meine Lippen, das verſteht ſich von ſelbſt. Wie ein heiliges, mir anvertrautes Kleinod werde ich das Geheimniß bewahren, dafür bürgt meine ſoldatiſche Ehre, weßhalb ein Mißbrauch deſſelben unmöglich iſt."

Raſch den Brief in die Hand nehmend, durchflog er ihn mit einer gewiſſen Haſt. Als er zu Ende geleſen, legte er denſelben ſorgfältig auf dieſelbe Stelle, und blickte mit verſchränkten Armen vor ſich hin. Einige Male hörte man ein halblautes Hm, Hm, dann ließ ſich wieder eine leichte ſchüttelnde Bewegung des Kopfes wahrnehmen, bis er endlich mit der Hand auf den Tiſch ſchlug und ausrief:

„Schönberg, Du biſt ein vortrefflicher Sohn! Bei Gott, der Brief hat mich ganz weich gemacht! Eine ſolche Kindesliebe iſt in unſerer ſelbſtſüchtigen Zeit eine ſeltene Erſcheinung. Denn welches Kind legt ſich heut zu Tage die größten Entbehrungen auf, um die ſorgenvolle Lage einer Mutter zu erleichtern?! Spart von ſeinem Gehalte das Aeußerſte ab, um mit der Mutter zu theilen? Bei Gott, das iſt die wahre chriſtliche Liebe, welche in der Aufopferung für Andere nicht müde wird. Ja, Du ſollſt mein Schwiegerſohn werden, und wenn ich ſelbſt um Dich werben ſollte. Aber macht der Schock Schwernöther wohl den Mund auf und ſagt: Herr Major, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter. Ihr Beſitz würde mich glücklich machen! Nein, das thut dieſer Himmel Schock Schwernöther nicht, ſondern läßt mich da ſitzen und vergeblich auf ſeinen Antrag warten. Dafür ſollſt Du beſtraft werden. Ich werde Dir ſo auf den Leib rücken, daß Dir weiter nichts übrig bleibt, als in meine ſchwiegerväterlichen Arme zu ſinken.

„Wenn Du erſt der Gatte meiner Elsbeth biſt, dann nehme ich Dein Mütterchen zu mir, und die Zeit der Noth iſt für ſie vorüber. An dem Glücke unſerer Kinder wollen wir uns dann erfreuen, wollen abwechſelnd die Enkel auf dem Schooße wiegen, wenn wir erſt Großeltern ſind. Wir wollen Pferdchen und Gott weiß was mit ihnen ſpielen, wenn ſie fünf- und ſechsjährig ſind, wollen ihnen das ABC beibringen und ihnen das erſte Gebet lehren. Und zu guter Letzt, wenn der Befehl zum Abmarſch durch Majeſtät Tod ertheilt iſt, dann ſollen ſie uns die Augen zudrücken und uns eine recht herzliche gute Nacht ſagen."

Da öffnete ſich die Thüre und Schönberg trat ein. Der Major begrüßte ihn herzlich und hob ſogleich an:

„Ich habe Ihnen einen Beſuch abſtatten wollen, weil ich mit Ihnen Etwas zu ſprechen habe. Da mir geſagt wurde, Sie wären nur augenblicklich abweſend, würden aber ſogleich wieder kommen, ſo beſchloß ich Ihre Ankunft abzuwarten. Ja, was ich ſagen wollte, — hm — ja — Ihre Frau Mutter iſt — iſt — noch am Leben, nicht wahr?“

„So iſt es, Herr Major,“ erwiederte Schönberg.

„Sie iſt ſchon bei Jahren,“ fuhr der Major fort, „und körperlich leidend, ſo wurde mir wenigſtens geſagt, iſt es ſo?“

„Meine Mutter iſt leider oftmals ſehr leidend,“ antwortete Schönberg.

„Mir wurde aber auch geſagt, daß Sie ein ſehr zärtlicher Sohn wären,“ nahm der Major das Wort, „fleißig an Ihr Mütterchen ſchreiben, und zwar ſehr lange ausführliche Briefe. Ich weiß aber, daß derartige Briefe nur für die Mutter beſtimmt ſind, weßhalb ich Ihnen den väterlichen Rath ertheile, dieſe Briefe nicht offen liegen zu laſſen. Ein Unberufener könnte ſich das Vergnügen machen, dieſelben zu leſen, und könnte dadurch einen Einblick in Ihre Familienverhältniſſe erhalten. Das würde Ihnen gewiß nicht angenehm ſein.“

Schönberg ſah den Major betroffen an.

„Hätte zum Beiſpiel Jemand den dort offen liegenden Brief geleſen,“ fuhr der Major fort, „ſo würde er erfahren haben, daß ein vortrefflicher Sohn ſeine Mutter durch Erſparniſſe unterſtützt, welche er von ſeinem Gehalte“ — —

„Herr Major,“ fiel Schönberg in einem gereizten Tone ein, „ich will nicht hoffen, daß Sie meine Sorgloſigkeit benutzt haben, um“ —

„Stille, junger Mann,“ ſagte der Major, „keine Uebereilung, laſſen Sie mich ruhig ausſprechen. Dieſer Unberufene, der eben dieſen Brief geleſen hat, könnte auf den ſonderbaren Einfall kommen, Ihnen eine kleine Summe als Darlehen anzubieten, damit Sie dieſelbe der kranken Mutter ſchicken könnten. Was die Abzahlung anbetrifft, ſo könnte dieſelbe erfolgen, wenn Sie den Rang eines Majors erreicht hätten. Was würden Sie erwiedern, wenn Ihnen ein ſolches Anerbieten gemacht würde?“

„Dem Unberufenen würde ich antworten,“ ſagte Schönberg, „daß er die Güte haben möchte, erſt dann eine derartige Hülfeleiſtung zu gewähren, wenn ich ihn darum anſpräche. Ich beſitze zwar kein Vermögen, aber zu viel Stolz, um Almoſen anzunehmen.“

„Nicht ſo empfindlich, junger Mann,“ antwortete der Major. „Wie ſich das gleich verletzt fühlt und einen Stolz an den Tag legt, für den man allerdings Achtung haben muß. Aber Sie ſetzen mich wirklich in Verlegenheit, Herr von Schönberg, und ſind, ohne Sie beleidigen zu wollen, bei Gott! ein Himmel Schock Schwernöther! Hm, hm, wie ſoll ich mich denn ausdrücken?! Sagen Sie mir ganz offen, würden Sie auch mir die Bitte abſchlagen, wenn ich der Unberufene wäre?“

„Auch Ihnen, Herr Major,“ entgegnete kurz und beſtimmt Schönberg, „weil Sie durch Verletzung des Briefgeheimniſſes zur Kenntniß meiner Familienverhältniſſe gelangt ſind. Nach den geſchehenen Andeutungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß Ihnen, Herr Major, der Inhalt des Briefes nicht unbekannt iſt. Ich hätte nicht geglaubt, eine ſolche Erfahrung an einem Manne zu machen — —“

„Um Gottes willen, nicht weiter,“ fiel ihm der Major begütigend in's Wort. „Ein einziges unbedachtſames Wort könnte uns Beiden verderblich werden. Das würde mir ſehr unangenehm ſein, denn was würde die Welt dazu ſagen, wenn Schwiegerſohn und Schwiegervater um einer Bagatelle willen zum Duell ſchritten.“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Major,“ entgegnete kalt Schönberg.

„Das glaube ich, darum will ich mich ſo deutlich ausſprechen, daß Sie mich verſtehen müſſen, weil mir nichts Anderes übrig bleibt. Wenn ich Sie als künftiger Schwiegervater mit einer derartigen Bitte beläſtige, würden Sie mir dieſelbe noch abſchlagen?“

„Als künftiger Schwiegervater?“ fragte ganz erſtaunt und überraſcht Schönberg. „Wie verſtehe ich das?“

„Herr Gott, Sie fragen noch, wie verſtehe ich das?!“ rief der Major aus. „Es iſt ja ganz einfach, Sie ſollen meine Tochter heirathen. Deutlicher kann ich mich nicht ausſprechen, Sie Himmel Schock Schwernöther. Jetzt iſt es Ihnen doch klar?“

„Ganz ſonnenklar!“ rief Schönberg in der freudigſten Ueberraſchung aus, „obgleich ich ein Glück noch nicht faſſen kann, das ſo plötzlich — —“

„Sie überrumpelt hat,“ nahm der Major das Wort. „Muß noch, bei Gott, mein eigen Kind Ihnen antragen, Sie ſchüchterner Adorateur. Glaubte, Sie würden jeden Tag kommen, um zu werben, aber nein, treiben den alten Major dahin, daß er ſelbſt die Sache zur Entſcheidung bringt und um ſeinen Schwiegerſohn anhält. Nun, es gehen wunderliche Dinge im Leben vor, weßhalb ſoll daher nicht ein Vater um ſeinen Schwiegerſohn werben? Iſt ganz was Abſonderliches.

„Doch vor allen Dingen bin ich Ihnen eine Erklärung ſchuldig. Durch Ihren Freund Berg war ich von allen Ihren Familienverhältniſſen unterrichtet, noch ehe ich den bewußten Brief las. Durch ihn erfuhr ich, daß Sie meine Tochter liebten und — von ihr wieder geliebt wurden. Nein, das Letztere hat mir Ihr Freund nicht geſagt, ſondern meine Elsbeth hat es mir vertraut. — Er war Ihr begeiſterter Lobredner, ſprach ſo warm und eindringlich für Sie, daß ich nur ſagen kann, er hat als edler Freund an Ihnen gehandelt. Kurz, ich beſchloß, Sie ſollten mein Eidam werden. Ich warte aber vergeblich auf Ihren Antrag, denn Sie waren und blieben ſo ſtätiſch, wie ein altes Pferd, und rückten nicht damit heraus, — Sie Himmel Schock Schwernöther ließen mich vergeblich darnach ſchmachten, Sie als Eidam zu umarmen. Doch nun hilft es Ihnen nichts mehr, jetzt müſſen Sie mich umarmen oder mir einen Korb geben. Wollen Sie an mein Herz kommen, meine Arme ſind ausgebreitet?!" —

Von Rührung überwältigt, ſank Schönberg in die Arme des Majors.

„Habe ich es gut gemacht?" fragte dieſer.

Schönberg konnte nicht antworten, er war noch nicht Herr der innern Bewegung, die ſich ſeiner bemächtigt hatte.

„Doch jetzt vor allen Dingen," fuhr der Major fort, „ſtatten Sie Ihrem Freunde Berg den wohlverdienten Dank ab, denn ohne ihn wären Sie ſchwerlich mein zukünftiger Schwiegerſohn. Ich denke noch heute Verlobung und in ſechs Wochen Hochzeit. Sind Sie es zufrieden? Was mir das für Mühe gekoſtet hat, Sie zum Eidam zu bekommen, Sie Schock Schwernöther."

Die beiden Großväter.

Zwei Jahre waren ſeit jenem Nachmittage verfloſſen, an welchem der Major jenen entſcheidenden Beſuch bei Schönberg machte.

In der frühen Morgenſtunde eines ſonnigen Octobermorgens ſtand eine etwas altmodiſche Kutſche mit zwei Braunen beſpannt vor der Wohnung des Majors.

Es dauerte nicht lange, ſo erſchien Haaſe und verpackte mit Hülfe des Kutſchers einen großen Koffer, den er ſorgfältig hinten anband. Einen zweiten kleinen Koffer wollte er unter den Bock ſchieben, mußte aber die Erfahrung machen, daß derſelbe in Folge ſeiner Größe nicht unter den Sitz zu ſchieben ging.

„Der Koffer hat nicht mehr Platz," bemerkte der Kutſcher, „denn wenn Sie ſich auch noch neben mich hinpflanzen, Herr Korporal, weiß ich nicht, wo wir die Füße laſſen ſollen."

„Der Koffer hat Platz, muß Platz haben," entgegnete Haaſe. „Du biſt ganz unpraktiſch in ſolchen Dingen und das kommt daher, weil Du nicht Soldat geweſen biſt. Die Sache iſt ſehr einfach. Du nimmſt den Koffer aufrecht ſtehend zwiſchen Deine Beine und hältſt ihn mit den Knieen feſt."

„So, das wäre hübſch," brummte der Kutſcher, „ganz zweckmäßig, damit der Herr Korporal recht bequem ſitzen können, ſoll ich mir die

Hoſen und Knie durchſcheuern, und zuletzt das Fleiſch von den Beinen abſchinden. Das können der Herr Korporal nicht von mir verlangen."

„Was heut zu Tage in der Jugend für ein Inſubordinationsgeiſt ſteckt," ſagte zornig Haaſe. „Seht mir einmal dieſen Jochem an! Der Bengel iſt noch nicht volle acht und zwanzig Jahr und will einem Korporal außer Dienſt und Ritter des eiſernen Kreuzes gegenüber ſchon eine Meinung haben! Iſt ſo etwas erhört? Weißt Du denn, was ſich in dem Koffer befindet? Mein Taufzeug."

„Ihr Taufzeug?!" fragte der Kutſcher erſtaunt. „Sollen Sie denn auch getauft werden, Herr Korporal?! Ich habe immer geglaubt, Sie wären ſchon zu alt, um noch getauft zu werden."

„So ein Kerl, der nicht Soldat geweſen, iſt doch immer von ſchweren Begriffen," antwortete Haaſe. „Nur ein Eſel kann es nicht begreifen, daß, wenn ich von meinem Taufzeuge ſpreche, ich darunter den Anzug verſtehe, den ich bei der Taufe unſeres Enkels anziehen werde. Denn Du mußt wiſſen, daß ich eine Pathenſtelle übernommen habe. Dieß iſt auf den ausdrücklichen Wunſch des Herrn Majors geſchehen, weil ſeine Waffengefährten, der Schulmeiſter und der Schulze, wegen ſchwerer Erkrankung der Taufe nicht beiwohnen können. Er will nun durchaus, daß ein Waffengefährte von ihm bei ſeinem Enkel Pathe ſtehen ſoll, und da ich ein ſolcher ihm ſehr nahe Stehender bin, ſo iſt die Wahl auf mich gefallen. Eine ſolche Ehre wird nicht Jedem zu Theil. Ich habe mir aber auch bei Groß-Görſchen das eiſerne Kreuz verdient. Und was haben Sie ſich verdient, Herr Kutſcher Jochem?"

„Das Eſſen und Trinken," antwortete trocken Jochem. „Und was den Koffer anbelangt, ſo iſt es am Beſten, ihn hinten aufzubinden, ſchon deßhalb, weil der Herr Korporal bequemer die Füße laſſen kann."

„Was der Kerl für meine Bequemlichkeit beſorgt iſt," bemerkte Haaſe. „Na, meinetwegen, wir wollen den Koffer noch hinten anbinden, um nicht unnütz die Zeit zu verlieren."

Als das Geſchäft beendigt war, ſetzte er hinzu: „Haſt Du auch den Wagen nachgeſehen, daß Alles niet- und nagelfeſt iſt? Bedenke, Jochem, wir fahren nach N., um unſern Enkel zu taufen. Wenn am Wagen oder an unſerer Perſon Etwas entzwei ginge, ſo würdeſt Du eine ſchwere Verantwortung auf Dich laden. Du würdeſt nicht allein um den Kindelbierſchmauß kommen, ſondern könnteſt auch eine Tracht Prügel von mir beſehen, die Otto Bellmann hieße." Und Haaſe ging in's Haus zurück.

Gleich darauf erſchien der Major, ſtieg in den Wagen und ſagte zu Haaſe, der ihm gefolgt war und ſorgfältig verpackte: „Ich danke, Haaſe, ich ſitze ganz bequem."

„Aber die Pfeife brennt noch nicht," bemerkte dieſer. „Hier iſt ein brennender Schwamm, legen Sie ihn raſch auf den Tabak. Schwernoth, nun machen Sie aber auch den Deckel zu, ſonſt fällt der Schwamm herunter. Aber Herr Major, wo haben Sie Ihre Gedanken, ſie rauchen ja nicht!"

„Ich rauche ja," antwortete dieſer. Eigentlich rauchte er aber nicht, ſondern ſang halblaut: So reiten die Huſaren! Galopp! Galopp!

Haaſe nahm neben dem Kutſcher Platz. Kaum ſaß er auf ſeinem erhöhten Sitze, als er mit einem gewiſſen Selbſtgefühl zum Kutſcher ſagte: „Jochem, jetzt fahre los, aber thue dieß mit Vorſicht, Einſicht und Umſicht, denn zwei Großväter fahren zur Taufe ihres Enkels. Dieſer Enkel erhält den Namen Fritz, weil ſein Großvater mütterlicher Seits ſo heißt. Den Namen Johann oder Hans dagegen erhält er, weil ſein Reſerve-Großvater, der hier neben dir ſitzt, dieſen Namen führt. Das war Etwas, was ich dir zu ſagen hatte. Ferner muß ich dich noch ermahnen, bei dem Kindelbierſchmauße nicht zu gefräßig und zu durſtig zu ſein, damit du dem Hauſe Honeck Ehre machſt. Ich weiß, Du begießeſt Dir gern die Naſe, beſonders, wenn es dir nichts koſtet, weil du eine ſtille, gefräßige und ſöſſige Natur biſt. Und nun gib den Braunen Bindfaden, damit wir den Sand ſchneller hinter uns bekommen."

Jochem hörte zu, ohne jedoch der Rede große Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Er benutzte die Zeit der Ermahnungsrede, ſich ſeine Pfeife in Stand zu ſetzen, und umhüllte ſehr bald des Korporals Naſe mit dicken Rauchwolken.

„Qualme nicht ſo," bemerkte dieſer, „mir iſt ſchon von deinem Vierradner Blatte ganz übel geworden."

„Thut mir leid," entgegnete Jochem, „aber die Pferde laufen beſſer, wenn ich Ihnen, Herr Korporal, den Rauch in's Geſicht blaſe."

Mit dieſen Worten trieb er die Pferde an, und dieſe ſetzten ſich in einen leichten Trab. Haaſe knüpfte keine Unterredung an. Jochem war ebenſo ſchweigſam, nur dann und wann ließ er ein Hi oder ein Hot hören.

Die Hälfte des Weges war ſchon zurückgelegt, als Jochem es für gut fand, vor der Schenke eines Dorfes zu halten, um den Pferden Heu vorzulegen. Die Rauſe bedächtig vor die Pferde hinſtellend, ließ er ſich das Heu vom Hausknecht bringen. Ehe er daſſelbe den Pferden vorlegte, ſpuckte er einige Male darauf.

„Was ſoll das heißen?" fragte Haaſe, welcher aus der Schenke heraustrat, in welche er dem Major gefolgt war.

„Kann nicht wiſſen, was in dem fremden Heue ſteckt," gab Jochem zur Antwort. „Deßhalb iſt es gut, wenn man es den Thieren wohlſchmeckend und unſchädlich macht."

„Seht dieſen abergläubiſchen Kerl an," ſagte Haaſe, „glaubt, wenn er ein altes Ferkel iſt, wird den Pferden das Heu beſſer bekommen."

„Auch noch," entgegnete Jochem, und kratzte ſich mit der rechten Hand im Kopfe, während er die Linke in die Seite geſtemmt hatte. Haaſe holte Frühſtück aus den Wagentaſchen und brachte es dem Major in die Schenkſtube.

Dieſer ſaß an einem länglichen Tiſche von Fichtenholz, ſah vor ſich hin und trommelte mit der rechten Hand. Das dargereichte Frühſtück, aus einem gebratenen Huhne beſtehend, rührte er wenig an, aß mit Haſt etwas Semmel, und genoß ein Spitzgläschen Madeira, welchen Wein Haaſe aus einer Feldflaſche ſchenkte.

Dieſer betrachtete den Major kopfſchüttelnd und platzte endlich heraus: „Sie rauchen nicht ordentlich, Sie ſprechen nicht, haben keine Luſt zum Eſſen, ſo daß ich glauben müßte, Sie wären krank, Herr Major, wenn ich Sie nicht zuweilen ſingend brummen hörte: So reiten die Huſaren! Dieſer Brummer ſagt mir, daß Sie jetzt an nichts Anderes, als an Ihren Enkel denken."

„So iſt es," antwortete der Major. „Haaſe, das wird ein Augenblick der Freude ſein, wenn ich den Jungen zum erſten Male auf meinen Armen wiege, und —"

„Und uns der Junge aus voller Kehle ſo anſchreit," fuhr Haaſe fort, „daß er kirſchbraun wird, damit er zeigen will, was für geſunde Lungen er hat. Ich kann es auch nicht erwarten, unſeren Enkel zu ſehen, und bedaure nur, daß der Junge nicht ſchon ſprechen kann, um uns „Willkommen Großpapa!" zuzurufen. Und dann die Freude, den Jungen trocken legen zu können, wenn er auf unſeren Armen die Windeln voll gemacht hat. Wahrhaftig, es thut mir leid, daß ich bei unſerem Enkel nicht Kinderfrau werden kann."

„Es iſt aber Zeit, daß wir weiter fahren," ſagte der Major, „ſiehe zu, ob die Pferde gefreſſen haben."

Haaſe ſah zum Fenſter hinaus und rapportirte: „Die Pferde haben gefreſſen, aber Jochem kaut noch an ſeiner Käſeſtulle."

„Sein Frühſtück kann er während des Fahrens verzehren," ſagte der Major. „Er ſoll die Pferde aufſchirren."

Haaſe brachte Jochem den Befehl und blieb bei den Pferden ſtehen, um Jochem zur Eile anzutreiben. Dieſer wußte es aber ſo einzurichten, daß er mit dem Aufſchirren der Pferde gerade fertig war, als er den letzten Reſt ſeines Brodes verzehrt hatte.

„Habe ich Unrecht," brummte Haaſe dazwiſchen, „wenn ich ſage, du biſt eine gefräßige Kreatur? Kaut der Kerl ſo gemächlich fort, als wenn wir keine Eile hätten, nach N. zu kommen. Entweder haſt du das Kauen vom Bullen oder der Bulle das Freſſen von dir gelernt, denn ihr Beide käuet wieder.“

„Danke Ihnen, Herr Korporal außer Dienſt. Solche Redensarten kann man nur machen, wenn man Soldat geweſen iſt,“ bemerkte trocken Jochem, ſetzte ſich auf den Bock und die Reiſe ging weiter.

Glücklich langte der Wagen vor dem Thore von R. an. Als er durch daſſelbe fuhr, wurde der Major auf ſeinem Sitze, Haaſe dagegen auf ſeinem Bocke ganz unruhig. Der Major bog ſich hinaus, um das Haus zu finden, in welchem ſein Schwiegerſohn wohnte. Haaſe dagegen lugte mit blinzelnden Augen nach den Hausnummern, um gleichfalls die Wohnung des Schwiegerſohns herauszuerkennen.

Jetzt war der Wagen nicht mehr weit vom Hauſe. Der Major bemerkte Elsbeth am Fenſter. In der Hausthüre ſtand ſein Schwiegerſohn und deſſen Mutter. Der alte Herr wäre beinahe über die Wagenthüre fortgeſprungen, um zu ſeiner Elsbeth zu eilen. Seine Augen hefteten ſich nur auf ihre Geſtalt, während ſein Haupt die beſtändige Bewegung des Nickens vollzog. Auch Haaſe verließ Elsbeth nicht mit ſeinen Blicken, wobei er im freudigen Gefühle des Wiederſehens die verblichene Reiſemütze in der Luft ſchwenkte.

Da hielt der Wagen ſtill. Schönberg öffnete den Schlag, der Major ſprang mit jugendlichem Feuer aus dem Wagen, umarmte ſeinen Schwiegerſohn, küßte Frau v. Schönberg die Hand und ſagte haſtig: „Elsbeth und der einzige Junge wartet auf mich.“

Während der Major die Treppe hinauf eilte und dem an derſelben ſtehenden Berg die Hand drückte, wurde Haaſe von Schönberg auf's Freundlichſte begrüßt, und eilte in's Haus, um ſeinen Reſerve-Enkel zu ſehen. Da prallte er an einen menſchlichen Gegenſtand an, und lag in den Armen Bergs.

„I ſo wollte ich denn — daß ein heiliges Kreuz Donnerwetter einſchlüge!“ wollte er ausrufen, ſchluckte aber das Donnerwetter hinunter und ſagte: „Sie pflichtſchuldigſt begrüßen.“

Berg erwiederte: „Ich habe dich umarmt, o theurer Haaſe, hab' mich erfreut am Anblick deiner Naſe, die wundervoll erglänzt im rothen Schimmer, ihr herrlich Kupferroth verliert ſie nimmer.“

Haaſe achtete nicht auf Bergs Worte, ſondern eilte ſo ſchnell, als es ſeine Kräfte zuließen, die Treppe hinauf in's Wohnzimmer. Hier fand er den Major, der ſeine geliebte Elsbeth an ſein Herz gedrückt hatte, und ſie in die Kinderſtube mit fortziehend halblaut, aber erwartungsvoll flüſterte: „den Jungen.“ Haaſe eilte dem Major nach, der mit Elsbeth an die Wiege des Enkels getreten war. Das Kind hatte ſo eben die Augen aufgeſchlagen und ſah den Großvater verwundert an, denn das Geſicht deſſelben war ihm ein neuer Gegenſtand, den er zum erſten Male erblickte. Und der Großvater beugte ſich mit gefalteten Händen über die Wiege, und ſah dem lieben Jungen in die wunderſchönen blauen Augen mit einem Gefühle unausſprechlicher Wonne. Die Augen des Veterans wurden feucht, leiſe bewegten ſich die Lippen und ſtammelten: „Gott ſegne, Gott ſegne dich, mein Kind!“ Dann nahm der Großvater den Enkel ſorglich aus der Wiege, legte ihn mit der größten Behutſamkeit in ſeine Arme, und ihn hin und her wiegend ſagte er mit einem vor Freude ſtrahlenden Geſichte: „O du einziger Junge! Du himmliſcher Schock Schwernöther!“

Haaſe ſtand dabei, auch ihm rannen Freudenthränen über die Wangen, ſund ſah bald den Großvater, bald den Enkel an. Endlich ſagte er: „Herr Major, ich muß den Jungen auch einmal auf meinen Armen wiegen. Ich bin ja, wie Sie wiſſen, Reſerve-Großvater.“ Der Major legte das Kind auf Haaſens Arme. Dieſer wiegte es mit Vorſicht und Umſicht, und platzte dann heraus: „Ein prächtiger Bengel, wiegt ſeine ſechs Pfund.“

Und das Kind lächelte während dieſer Liebesbezeugung und fing erſt an zu ſchreien, als es wieder in die Wiege gelegt wurde.

„Herr Major,“ ſagte Haaſe, „hören Sie, wie der Bengel ſchreit? Hat er nicht eine wahre Trompeterlunge? Schreie nur tüchtig und ſtrampele mit den kleinen Beinen, das iſt recht, das freut mich. Ein tüchtiger Schreihals in den Windeln läßt ſich im ſpätern Leben nicht die Butter vom Brode nehmen.“

Als der Major im Begriff ſtand, die Kinderſtube zu verlaſſen, ſtellte ſich Haaſe vor ihn hin und ſagte: „Mein Herr Obriſtwachtmeiſter, noch eine Bitte brennt mir auf der Zunge, die ich ausſprechen muß. Sie haben mich ſchon ſo außerordentlich geehrt und mir eine Pathenſtelle übertragen, daß ich eigentlich mit dieſer Bitte nicht vorrücken dürfte. Der erſte Enkel wird aber nur einmal geboren. Nun dachte ich ſo, wenn Sie den lieben Jungen über die Taufe halten, könnten Sie vielleicht armmüde werden und ſich nach einer Ablöſung umſehen. Und da dachte ich weiter — ich wäre — ſo eine ganz gute Ablöſung. Laſſen Sie mich nur zwei Minuten den Jungen über die Taufe halten, damit ich doch ſagen kann, wenn ich meine alte Ehehälfte im Himmel wiederſehe: Siehe, mein Herr Major hat mich im Leben ſo geehrt, daß ich mit ihm ſeinen erſten Enkel über die Taufe gehalten habe.“

Der Major lächelte, reichte dem Getreuen die Hand und antwortete: „Den Retter meines Lebens kann ich nicht genug ehren, deine Bitte iſt dir gewährt.“ Haaſe ſagte kein Wort des Dankes, zog die Hand des Majors an ſeine Lippen und wiſchte ſich ein Bischen Feuchtigkeit aus den Augen.

In der fünften Abendſtunde wurde die heilige Handlung der Taufe vollzogen. Nur wenige Zeugen waren anweſend, unter dieſen befand ſich aber Haaſe. Da er als wirklicher Pathe fungirte, ſo hatte er die Inſignien ſeiner Würde, die Livree, abgelegt, und war in einem anſtändigen Civilanzuge erſchienen. Das eiſerne Kreuz ſchmückte ſeine Bruſt. Der ſaubere Anzug hob das Aeußere des Veterans ſo vortheilhaft, daß ſeine Erſcheinung den Eindruck eines ſtattlichen Mannes machte.

Die Rede des Predigers zeichnete ſich durch Gedankenreichthum und Klarheit in der Entwicklung des Grundgedankens aus. Fern von aller religiöſen Schwärmerei und von allem fanatiſchen Ereifern, wußte ſie dennoch Herz und Gemüth auf's Tiefſte zu ergreifen. Als in derſelben darauf hingedeutet wurde, daß der Täufling in ſeinem ſpäteren Leben die trefflichen Eigenſchaften ſeiner Großväter in reinſter Geſtaltung an den Tag legen möchte, weil ſie dem Chriſten, dem Krieger und Menſchen zur wahren Zierde gereichten, war der ehrliche Haaſe ſo unbefangen, einen Theil dieſer Eigenſchaften auch auf ſich zu beziehen. Nach ſeiner Meinung war er ein guter Chriſt, hatte ſich als Soldat brav geſchlagen, ſeinem Herrn mit Aufopferung ſeiner ſelbſt das Leben gerettet, und ihm ſeit Jahren treu und redlich gedient. Demnach war er berechtigt, als anerkannter Reſerve-Großvater Etwas von den Stichelein des Predigers, wie er ſich in ſeinen Gedanken ausdrückte, auf ſich zu beziehen.

Als der Augenblick gekommen war, wo der Major ihm mit den Augen das Zeichen gab, daß er ſeiner Ablöſung harre, fühlte ſich Haaſe ſtolz erhoben. Einen Blick im Kreiſe der Anweſenden umher werfend, welcher ausdrückte: Seht her, ſo weiß der Major ſeinen Lebensretter zu ehren! nahm er das Kind aus den Armen des Majors, machte ein martialiſches Geſicht, um die heranrückende Rührung zu verbergen, und trat an den Tauftiſch. Er hielt den Täufling ganz würdevoll, und ſteckte ihm mit vieler Grazie ſorglich den Nutſchbeutel in's Mäulchen, als er zu ſchreien anfing und ſich nicht beruhigen laſſen wollte.

Als aber der Prediger die Worte ſprach: So taufe ich dich denn im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes Friedrich, Maximilian, Hans — reckte ſich Haaſe einen Zoll heraus. Wenn auch Hans der Familienname der Honecks iſt, ſo iſt und bleibt er doch der Hauptname des Reſerve-Großvaters, weßhalb der Junge ſo genannt worden iſt, dachte er bei ſich, und legte das Kind behutſam in die Arme der Mutter. Elsbeth trat mit ihrem Lieblinge zu dem Prediger heran, und dieſer ſprach über Mutter und Kind den Segen. Nach dieſer Feierlichkeit küßte der Major ſeine geliebte Elsbeth und ihren kleinen Friedrich, drückte dem Prediger herzlich die Hand und eilte auf Frau v. Schönberg zu, um derſelben ſeinen tiefempfundenen Dank für die ſorgliche Pflege auszuſprechen, die ſie ſeiner Tochter hatte angedeihen laſſen. Jetzt umarmte er ſeinen Schwiegerſohn und raunte ihm in's Ohr: „Das nächſte Mal müſſen wir eine kleine Elsbeth taufen.“ Schönberg lächelte und drückte dem Schwiegervater die Hand.

Haaſe hatte ſich unterdeſſen Elsbeth genähert. Er glaubte ſich verpflichtet, ſeinen Glückwunſch gleichfalls anbringen zu müſſen. In militäriſcher Haltung vor Elsbeth hintretend, bat er um die Erlaubniß, ihre Hand küſſen zu dürfen. Elsbeth reichte ihm dieſelbe mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit hin, Haaſe küßte ſie ehrfurchtsvoll und flüſterte: „Gott ſegne Sie.“

Und der Segen Gottes blieb nicht aus. Der innigſte Wunſch des Majors ging noch in Erfüllung. Nach wenigen Jahren ſchaukelte er auf ſeinen Knien einen ſchönen blondlockigen Knaben und ein reizendes Mägdelein, die verjüngte Elsbeth. Und mit lauter Stimme ſang er: „So reiten die Huſaren! Galopp! Galopp! Galopp!“

Hinter ſeinem Lehnſtuhle ſtand Frau v. Schönberg, Elsbeth und ihr Gatte, und in deſſen Nähe der ſchmunzelnde Haaſe, und betrachteten mit inniger Freude das liebliche Genrebild.

F. W. Hackländer's

Humoriſtiſche Schriften.

Erſter Band.

Das Soldatenleben im Frieden.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Das

Soldatenleben im Frieden.

Von

F. W. Hackländer.

Achte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

{70/8176
Kämmer & Hauke / 88674/86
k

den
939
h 122 : r

s 72 - 1/2 (8)

UNIVERSITÄT BIBLIOTHEK KONSTANZ

Druck von Gebrüder Mäntler. Stuttgart.

1.

Die Einkleidung.

Wenn ein jugendliches Gemüth natürlichen Muth beſitzt, eine etwas lebhafte Phantaſie und einigen Leichtſinn, und viele edle Bücher geleſen hat, als da ſind Spieß und Kramer und andere, ſo kann es unmöglich glauben, daß jenes großartige, geharniſchte Zeitalter mit dem blanken Rüſtzeug, mit den wallenden Federbüſchen und den ſchönen Damen auf lichtbraunen Roſſen ſo gänzlich vom Erdboden verſchwunden ſein ſolle. Hat einen das Schickſal, wie mich, hinter den Ladentiſch in ein kleines Städtchen geworfen, wo es kein Militär gibt, ſo kann es ihm gar leicht ergehen wie mir.

Der Soldatenſtand war für mich derjenige, in welchem die alte Ritterzeit fortlebte, in dem noch der kriegeriſche Geiſt, das friſche, lebendige Leben der Herren und reiſigen Knechte des Mittelalters zu finden war. Nur das Thal, in dem unſere Stadt lag, ſchien mir entgeiſtert und öde; hinter den Bergen, die es begrenzten, da mußte es anders ſein. Unfehlbar gab es dort noch dichte Wälder, wo böſe Drachen auf den vorüberziehenden Wanderer lauerten, und ſtille Seen, an denen weißgekleidete Jungfrauen, die Hände ringend, auf Erlöſung aus den Klauen des furchtbaren Rieſen harren, welcher ſie an langer goldener Kette gefeſſelt hält.

Einmal in meinem Leben hatte ich zwei Offiziere geſehen. In dieſen beiden Perſonen concentrirten ſich nun alle meine Begriffe von der jetzigen Ritterſchaft. Ich war Augenzeuge, wie einer derſelben mit wallendem Federbuſch, klirrendem Säbel, mächtigen Sporen und gewaltiger Reitpeitſche, eine junge Dame mit der graziöſeſten Handbewegung und den kühnen Worten: „Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich,“ durch eine Schaar klaffender Hunde führte. Dieſen ſetzte meine Einbildungskraft an die Ufer jenes Sees; ich ſah, wie der Rieſe vor ſeinem gewaltigen Schnurrbarte und wüthenden Blicke die Flucht nahm, und er die Dame befreite mit den Worten: „Vertrauen Sie mir Ihre Ehre und verlaſſen Sie ſich ganz auf mich.“

Nun hatte meine Phantaſie unglücklicherweiſe einen Anhaltspunkt. Ja, ſie lebte noch fort, jene edle Zeit, noch gab es einen Stand, deſſen Beſtimmung es war, die Unſchuld zu ſchützen, das Recht zu vertheidigen und mit flammendem Schwerte drein zu ſchlagen. In meinem kaufmänniſchen Herzen keimten verderbliche Saaten. Warum gab mir das Schickſal das farbige Band der Elle ſtatt der ſchwarzen Zügel eines muthigen Roſſes in die Fauſt; warum mußte ich anſtatt Rieſen mit der Länge des Schwertes, Band und Zeug mit jenem unpoetiſchen Werkzeuge meſſen! Zur Speiſung ſolcher gefährlichen Gedanken las ich alle Ritterromane und Kriegsgeſchichten, die mir in die Hände fielen. Rellſtabs 1812 hat viel an mir verſchuldet.

Ich erfuhr, daß es außer Fußvolk und Reiterei auch Artillerie gebe. „Kanonen!“ das Wort ſchlug kühn an mein Ohr; ich ſah ſie dahinfliegen, mit muthigen Pferden beſpannt, ich belagerte ein Schloß und ſandte meiner Geliebten, welche dort in einem Thurm gefangen war, einen roſenfarbenen Liebesbrief vermittelſt einer Bombe, in welche ich ihn vorſichtig geſteckt hatte. Ich ſang beſtändig:

Burgen mit hohen
Dräuenden Zinnen,

und als eines Tages Straßenjungen an unſerem Laden ein Fenſter eingeworfen hatten, entgegnete ich meinem Prinzipal auf ſeine Frage in der größten Zerſtreuung: „Den Schuß that die große Feldſchlange hinten am Saum des Waldes.“ — Ich fieng allen Ernſtes an, Plane zu machen, wie ich mich dem verhaßten Stand nach beendigter Lehrzeit entziehen und frei, d. h. königlicher Kriegsknecht werden möchte. Dazu kam noch, daß eines Tags eine Abtheilung Artillerie durch unſere Stadt zog, und dies brachte mich vollends von Sinnen. Die muthig ſchmetternde Muſik, das fröhliche Ausſehen der Reiter, welche das Geſchütz wie eine geheiligte Perſon umgaben, das dumpfe Dröhnen deſſelben auf dem Pflaſter, alles das regte mich unbeſchreiblich auf. Einer [illegible]r Unteroffiziere erkannte unſer Ladenmädchen, das vor der Thüre ſtand; es war ſeine Couſine. Er warf ſein Pferd aus der Reihe und ſprengte kühn und ſtolz an uns heran, um dem Mädchen die Hand zu drücken; ſie wechſelten einige Worte und er jagte wieder vor ſein Geſchütz, daß das Pflaſter Funken ſprühte. Das Mädchen war den ganzen Tag ſtolz gehoben, und wir ſtanden dabei „in unſers Nichts durchbohrendem Gefühle.“

Einige Meilen von meinem Wohnort war die nächſte Garniſonsſtadt, wo mir ein alter Vetter, ein Oberſtlieutenant außer Dienſt lebte, mit welchem ich beſchloß, Rückſprache zu nehmen. Ich bat um Urlaub und reiſte eines Sonntag Morgens dahin ab. Mein Verwandter nahm mich ſehr freundlich auf; ein kleines Männchen mit einem ſcharf markirten Geſicht, welchem die hoch empor gezogenen Augenbrauen etwas ſehr Gebietendes gaben. In der Schlacht bei Pirmaſens kommandirte er ein Infanterieregiment, und da verſperrte ihm eine neidiſche Kartätſchenkugel den Weg zum ferneren Avancement. Er trug meiſtens einen grünen Ueberrock, graue Beinkleider mit breiten rothen Streifen, um den Hals den ruſſiſchen St. Annenorden erſter Claſſe und in der Hand eine große ſilberne Tabaksdoſe, auf welcher ſein Familienwappen gravirt war. Er war ein gemüthlicher alter Herr, beſonders wenn er in ſeinem Zimmer ſaß und von ſeinen Feldzügen erzählte. Um ihn lagen auf allen Tiſchen und Stühlen kriegswiſſenſchaftliche Werke und Schlachtplane; an den Wänden hieng eine Maſſe Säbel und Piſtolen, auf welche er bei ſeinen Erzählungen beſtändig hinwies; den Säbel hatte er bei jenem Scharmützel, dieſe Piſtole anderswo hauptſächlich in Thätigkeit geſetzt; in der Ecke ſtand das Modell einer kleinen Schanze, mit Kanonen garnirt, in deren Original er ſich ein paar Tage tapfer gehalten; auch zeigte er gern jene Kartätſchenkugel, die er in einem Maroquinkäſtchen verwahrte. Ihm eröffnete ich nun meinen Wunſch, die kaufmänniſche Laufbahn zu verlaſſen und den edlen Stand eines Vaterlandsvertheidigers zu ergreifen.

Obgleich ihm dieſer Entſchluß ſehr gefiel, denn in ſeinen Augen galt nur der Soldat etwas, ſetzte er mir doch wohlmeinend die Schwierigkeiten auseinander, im jetzigen Zeitpunkte zu avanciren. Aber was vermögen Vernunftgründe über ein jugendliches Herz, welches einen Vorſatz mit heißer Liebe empfangen und mit glühender Phantaſie ausgebildet hat! Ich beſchwor den Vetter, mir die Einwilligung meines Vormunds und die nöthigen Papiere zu verſchaffen. Der alte Herr verſprach mir endlich, das Seinige zu thun, und ich kehrte in meinen Laden zurück.

Eine Woche ſpäter empfieng ich von meinem Vormund einen nichts weniger als freundſchaftlichen Brief, worin er mir mit kurzen, aber kräftigen Worten auseinander ſetzte, ich ſei ein Taugenichts, ihm ſei es einerlei, ich möge immerhin zum Kalbsfell ſchwören. Zugleich überſandte er mir die nöthigen Papiere, um in der Artillerie auf Avancement zu dienen, als: ſeine ſchriftliche Einwilligung, eine Erklärung, wie viel ich monatlich zuſetzen könne, meinen Taufſchein und ein Atteſtat, daß ich in meinem frühern Leben mit der wohllöblichen Polizei nie in Conflict gerathen. Dieſe Documentenſammlung vervollſtändigte ich durch ein Zeugniß des Kreisarztes, welches mich körperlich geſund und zum Kriegsdienſte tüchtig erklärte, und mit einem Schein vom Gymnaſium, daß ich Secunda abſolvirt habe. Darauf packte ich meine Habſeligkeiten zuſammen, nahm von dem Principal und meinen Collegen, welche mir neidiſch nachſahen, Abſchied, und drückte dem Ladenmädchen die Hand, indem ich ihr die inhaltsſchweren Worte zuflüſterte: „es wird eine Zeit kommen, wo — —“ Dann fuhr ich nach D., der Garniſonsſtadt, wo mein Vetter wohnte, unter deſſen Aegide ich zum Tempel des Ruhms aufzufliegen gedachte. Ich war ſechzehn Jahre alt.

Meine Aufnahme hieng vom Ermeſſen des Brigadeobriſts ab. Dieſer lag nicht hier in Garniſon, ſondern beſuchte D. nur von Zeit zu Zeit, um die hier ſtationirte Artillerie zu inſpiciren, und zu dieſem Zwecke wurde er glücklicherweiſe Morgen erwartet.

Ueber den Obriſt v. T. erzählte man ſich eine Maſſe von Anekdoten. Er hatte von der Pike auf gedient, war in den letzten Kriegen avancirt und ein tüchtiger Soldat, aber ſeine Grobheit kannte keine Grenzen. Sein bloßer Anblick jagte den untergeordneten Offizieren und Gemeinen Schrecken ein, und wenn es hieß, der Obriſt v. T. iſt in der Stadt, ſo ſah man am Benehmen und Anzug der Militärs gewiß nicht das geringſte Dienſtwidrige. Er war ſehr groß, breit geſchultert, und beſaß eine ungeheure Körperkraft; ſo hatte er einſt, als vier Kanoniere auf einer ſchlammigen Wieſe ihr Geſchütz zum Aufprotzen nicht raſch genug herumdrehten, dieſelben weggeſchleudert und es, mit Einer Hand den Protzring faſſend, allein emporgehoben und herumgewendet. Sein rothes Geſicht ſah beſtändig zornig drein, obgleich er es ſo böſe nicht meinte; er war im Ganzen ſehr gutmüthig, quälte die Soldaten nicht aus Laune, ſondern forderte nur die größte Ordnung, genaues Richten und die möglichſte Schnelligkeit in den Bewegungen. Der größte Theil der Soldaten ſah das Vernünftige dieſer Forderungen ein und liebte ihn, trotz der Unmaſſe von Donnerwettern, die ſeinem Munde entſtrömten. Während des Manövrirens dictirte er für den kleinſten Fehler dem drei, jenem acht und vierzehn Tage Arreſt, und auch auf ſechs Wochen kam es ihm im Zorn nicht an. War jedoch nach dem Exercitium zum Appell geblaſen und ſein Adjutant las ihm die Liſte der Strafen vor, die er am Morgen dictirt, ſo ſtieg er mit einem gewaltigen Fluche vom Pferde, lief unter den Kanonieren herum, die ermüdet um ihre Geſchütze lagerten, und wenn keine zu groben Fehler vorgefallen waren, ſchrie er mit ſeiner Donnerſtimme: „Na, ik will euch Millionen Hunden noch eenmal eene vollkommene Amneſtie angedeihen laſſen.“ Nun wären aber auch alle Kanoniere für ihn durch's Feuer gelaufen; ſie drängten ſich in ſolchen Augenblicken um ihn herum und hörten vergnügt die Strafpredigt an, die er ihnen hielt, während er frühſtückte. Behufs letztern Geſchäfts ritt ihm gewöhnlich ein Bedienter nach, der eine Flaſche Rum, Geflügel, oder ſonſt kaltes Fleiſch in einer großen Jagdtaſche trug. Eines Morgens forderte der Obriſt von ſeinem Burſchen das Frühſtück; dieſer reichte ihm die Flaſche, war aber ſo unglücklich, ein gebratenes Feldhuhn, nachdem er es aus dem Papier gewickelt, in den Sand fallen zu laſſen. Darüber gerieth der Mann in eine unbeſchreibliche Wuth, ein Strom von Donnerwetter ward von einem Schlag auf des Burſchen Tſchako begleitet, welcher ihm denſelben bis über die Ohren herabdrückte; dann endigte er ſeine lange Tirade mit den Worten: „Nu det Fleiſch voll Sand is, kannſt du't ſelbſt freſſen.“ Nach einigen Minuten, während welcher der Soldat in Folge der gewaltigen Ohrfeige regungslos dageſtanden, wagte er es, ſeinen Tſchako langſam empor zu rücken. Der Obriſt ſtand eine Strecke von ihm, trank aus ſeiner Flaſche und aß ein Stück Brod dazu, warf aber dabei dem Burſchen von Zeit zu Zeit verſtohlen einen Blick zu. Dieſer, aufgemuntert durch die Stichelreden ſeiner Kameraden, welche um ihn ſtanden, hob das Hühnchen auf, blies den Sand weg und wollte eben damit zum Munde, als es ihm der Obriſt mit den Worten aus der Hand riß: „Wenn et wirklich im genießbaren Zuſtande is, ſo kann ik et ſelbſt zu mir nehmen.“ Zur Entſchädigung des Burſchen aber beorderte er eine Marketenderin, demſelben ein Frühſtück zu reichen. — Die feinen und geſchniegelten Offiziere nannten dergleichen Scenen, wenn ſie unter ſich waren, gemein und unpaſſend. Die meiſten waren überhaupt gegen den Obriſt ſehr eingenommen; dies kam aber vorzüglich daher, daß er den Soldaten vor den Plackereien der jungen Herrn ſchützte, welche, meiſtens in ariſtokratiſchen Sphären aufgewachſen, den gemeinen Mann wie eine Sache behandelten.

Morgen alſo ſollte ich dieſem Manne vorgeſtellt werden, und in der bangen Erwartung ſchloß ich die Nacht faſt kein Auge. Kaum ließen ſich die erſten Strahlen der Sonne blicken, ſo ſtand ich auf und ſpazierte einige Stunden umher, den Kopf voll großer, herrlicher Plane für die Zukunft. Um neun Uhr holte ich meinen alten Oberſtlieutenant ab, welcher mit dem Obriſt bekannt war und mich demſelben vorſtellen wollte. Wir trafen im Vorſaal des Gaſthofs zwei junge Leute, welche ſich ebenfalls dem Kriegsdienſte widmen wollten, der eine war eine große dürre Geſtalt mit unangenehmer Fiſtelſtimme, der andere eine kurze, gedrungene Figur. Letzterer ward durch einen Adjutanten zuerſt in das Zimmer des Obriſten gerufen und kam bald mit freudeſtrahlendem Geſicht zurück; man hatte ihn angenommen und einer ſechspfündigen Batterie zugetheilt. Nun kam der Lange an die Reihe, und dieſer trat nach kurzer Friſt als zwölfpfündiger Kanonier aus dem Kabinette. Mir ſchlug das Herz mächtig, als nun der Adjutant meinen Namen rief.

Der Obriſt ſaß auf einer Tiſchecke und rauchte gewaltig, er trug die Uniform, auf dem Kopfe einen Federhut, und neben ſich hatte er eine große Maſſe Papiere liegen, worauf er das linke Bein legte. Er war bei guter Laune, lachte, als ich hereintrat, und ſagte zu meinem Vetter und dem Abtheilungschef, die neben ihm ſtanden: „Wenn det ſo fort geht, meine Herrn, ſo kann ich bald meine ganze Brigade aus lauter ſo Windbeuteln completiren.“ — Ich hatte mich beſtmöglichſt herausgeputzt; im Frack, mit hoher Halsbinde und noch höherem Kragen ging ich mit zierlichen Schritten auf ihn zu. Nachdem er mich einige Minuten von oben bis unten betrachtet, ſagte er: „Sie ſind mir freilich gut empfohlen, haben auch Ihre Papiere in beſter Ordnung beigebracht, aber ich muß Ihnen doch geſtehen, daß Sie zur Artillerie, beſonders zur reitenden, verdammt ſchwach ſind, auch haben Sie noch nicht das erforderliche Alter. Sechzehn Jahre!“ Ich entgegnete ihm freimüthig: „Herr Obriſt, dies ſind zwei Fehler, welche ſich mit jedem Tage beſſern. Ich habe Luſt und guten Willen, und die werden, hoff' ich, meinen Mangel an Körperkraft in der erſten Zeit erſetzen.“ Er lachte und erwiderte: „Ja, aber ich fürchte nur, wenn ich Sie nicht mit Stricken an das Geſchütz feſtbinden laſſe, wird Sie der Wind umpuſten.“ Darauf nahm er nochmals meine Papiere vor und blätterte darin, während ich ihn bat, gefälligſt einmal den Verſuch zu machen. „Nun,“ ſagte er endlich, „wir wollen es denn zuſammen probiren. Merken Sie ſich aber vor Allem drei Dinge, welche ich in meiner Brigade will gehandhabt wiſſen: det is erſtens Ordnung, zweetens Ordnung und drittens Ordnung; nur dies kann den Dienſt aufrecht erhalten und begreift alles andere in ſich. Gehen Sie mit Gott in die Artilleriekaſerne zum Wachtmeiſter Löffel und ſagen ihm, ſein Obriſt mache ihm ein Compliment und ſchicke ihm eine Kleinigkeit. Adieu, Herr reitender Artilleriſt.“ — Berauſcht von meinem Glück machte ich eine Verbeugung und wandte mich nach der Thür, aber der Obriſt rief mir nach: „Wenn ich ſpäter die Ehre habe, Sie wieder zu ſehen, möchte ich gern die hohe Halsbinde und die Vatermörder vermiſſen.“

Ich ging in die Kaſerne und ſtellte mich dem Wachtmeiſter vor. Er beſah meine geringe Figur mit nicht ſehr zufriedenem Blicke, murmelte etwas von zu vielen Freiwilligen, ſchwerem Dienſt, zu ſchwachem Körperbau, dann rief er einem jungen Manne, welcher am Tiſche ſaß und ſchrieb: „Bombardier, bringen Sie den jungen Mann zum Quartiermeiſter, er ſoll ihm die Montirungsſtücke anpaſſen.“

Der Bombardier ging mit mir durch einen langen Corridor; endlich betraten wir Nr. 66, ein großes Gemach, einen geheiligten Raum, deswegen auch, als der erſte ſeines Geſchlechts, kurzweg „die Kammer“ genannt, wie das erſte Buch der Welt auch nur Bibel heißt. — An dieſem Orte werden ſämmtliche beſſere Waffen und Kleider verwahrt. Hier hieng nummerweiſe geordnet die ganze felddienſtmäßige Ausrüſtung, vom Hufnagel der Trainpferde bis zum neuen Vorſtwiſcher der Haubitze, vom Sprungriemen an der Hoſe bis zum warmen Tuchmantel. Bricht Krieg aus, ſo können ſich alle Kanoniere und Pferde der alten Lumpen und Geſchirre, welche ſie im gewöhnlichen Leben tragen, entledigen, können nackt zur Kammer hineinmarſchiren und wohlgerüſtet wieder herausgehen.

Mich ergriff eine heilige Scheu, ein erhebendes Gefühl, als ich in dieſen Tempel trat; ich hätte die blanken Waffen und ſtrahlenden Uniformen an mein volles Herz drücken mögen; da tauchte der Quartiermeiſter hinter einem großen Haufen von Mänteln hervor. Mein Bombardier ſprach: „Herr Quartiermeiſter, das Dutzend (nämlich Freiwilliger) iſt voll;“ worauf der andere erwiderte: „Nun, ſo haben wir zu elf Stockfiſchen einen Pickling.“ — Vor der Einkleidung ward ich gemeſſen; man kennt das Inſtrument hiezu, wie es auf jedem Paßbureau ſteht. Ich ſtellte mich auf den Tritt, der Quartiermeiſter nahm den beweglichen Schuh und ließ ihn ſo unſanft auf mein Haupt fallen, daß ich mich erſchrocken etwas zuſammenkrümmte. Er lachte und erklärte mir ſehr ruhig, er thue dies, um das richtige Maß zu bekommen, weil die jungen Herrn ſich gewöhnlich länger ſtreckten, als ſie wirklich wären; praktiſch aber nicht angenehm, denn mir that der Kopf weh. Nun ward ich angezogen, aber Alles war mir zu groß und weit, und wie ich vollſtändig ausgerüſtet daſtand, ſah ich aus wie die Kinder auf dem bekannten Kupferſtich, welche mit den Waffen ihres Vaters Soldaten ſpielen. Außer Tſchako, Uniform, Reithoſe, Säbel, Stiefeln mit Sporen, belud er mich noch mit Mantelſack, Piſtolen, Putztaſche, Mantel, und führte mich in dieſem Aufzug lachend zum Wachtmeiſter zurück, welcher ſich nicht weniger an mir ergötzte. Ich ward ſofort auf die Stube Nr. 64 gebracht, welche ich mit einem Unteroffizier und zehn Kanonieren bewohnen ſollte, aber ſogleich von da in die Schneiderſtube geführt, wo mir meine Kleider angepaßt werden ſollten.

Als ich auf mein Zimmer zurückkehrte, fand ich meine neuen Collegen, welche ſich meiner ſämmtlichen Waffen bemächtigt hatten, in voller Arbeit, dieſelben zu putzen. Das ganze Rüſtzeug ſah aber auch abſcheulich aus; man glaube ja nicht, daß einem Rekruten blanke Armaturſtücke von der Kammer geliefert werden, zumal einem Freiwilligen; einem ſolchen wird das Roſtigſte und Unſauberſte gegeben, was zu finden iſt; er kann da gleich ſein Meiſterſtück machen. Ich, der nicht wenig in Verlegenheit geweſen wäre, hätte ich zum erſtenmal meine Waffen ſelbſt putzen ſollen, war höchlich erfreut, ſie in ſo guten Händen zu finden. Ich bezeugte den Herren Kameraden meinen Dank für ihre Gefälligkeit und wollte mich über meine Sporen hermachen, welche noch roth an den ſchmutzigen Stiefeln ſaßen; doch der Kanonier mit dem größten Barte ſagte zu mir: „Laſſen Sie nur ſtehen, wir reinigen das in wenig Augenblicken. Doch," ſetzte er mit ſehr ernſter Miene hinzu, „man hat Ihnen da verdammt ſchmutziges Zeug hingehängt, und ich fürchte, ohne Branntwein wird's ſchwerlich ganz blank, auch könnte etwas Butter nicht ſchaden, um ſpäter die Säbelklinge und die Piſtolen einzuſchmieren; doch wäre ein Stück Wurſt eben ſo gut." Ich erklärte mich bereit, für Schnapps, Butter und Wurſt zu ſorgen, und zog einen Thaler heraus. Sogleich ſchickte er damit einen fort und ſagte freundlich: „Wenn Sie ſich ein wenig in der Stadt umſehen wollen, ſo finden Sie bei Ihrer Zurückkunft die Sachen im beſten Zuſtande." Ich befolgte dieſen angenehmen Rath, und als ich nach einigen Stunden zurückkam, fand ich meine Waffen blank und ſauber auf dem Gerüſte. Meine Kameraden ſaßen um den Tiſch in lauter Fröhlichkeit, alle in einem Zuſtande, der deutlich verkündete, daß ſie nicht allen Schnapps zum Putzen verbraucht. Vor dem Bette, das man mir angewieſen, hing, wie an den übrigen, ein zierliches Täfelchen, auf welchem mit großen

Buchſtaben zu leſen war: „H. Kanonier,“ und dies entzückte mich. Eine gute Weile betrachtete ich es und ſprach oft meinen Namen und nunmehrigen Titel „Kanonier“ halblaut vor mich hin; ich fühlte, ich war etwas in der Welt geworden.

Am folgenden Morgen ſollte ich dem Kapitän vorgeſtellt werden. Ich kann ſeinen wahren Namen nicht herſetzen, und ſo mag er Feind heißen, denn er iſt, weiß Gott, nie mein Freund geweſen. Die Freiwilligen konnte er überhaupt nicht leiden, denn es waren meiſtens junge luſtige Leute, welche außer dem Dienſt nicht gerade immer thaten, was recht war. So gingen wir ſelten in der groben Dienſtuniform, ſondern hatten eigene feine Kleider; wir trugen nicht immer die vorſchriftsmäßige ſchwere Säbelgurte; eine zierliche von weißem Glanzleder dünkte uns zum Spazierengehen zweckmäßiger. Auch war es dem Kapitän Feind ſehr fatal, wenn wir in dem Kaffeehauſe, wo er ein Glas Zuckerwaſſer trank, eine Flaſche Wein ausſtachen, was wir ſehr häufig thaten, um ihn zu ärgern.

Eine gute Stunde mußte ich in dem Zimmer des Wachtmeiſters warten, eh der Hauptmann erſchien. Der ſteife Halskragen des Kollets, der meinen Hals zum erſten Male, und ſehr feſt umſchloß, trieb mir das Blut in den Kopf, und ein Spiegel, in welchen ich zufällig blickte, zeigte mir, daß ich ein ſehr rothes Geſicht hatte. Dies ſchien dem Kapitän aufzufallen, welcher mittlerweile eingetreten; denn ſeine erſte Frage war, nachdem er mich eine zeitlang mit verſchränkten Armen betrachtet: „Wir ſcheinen dieſen Morgen bedeutend ſtark gefrühſtückt zu haben.“ Dieſe Phraſe führte er beſtändig im Munde; er wollte damit ſagen, er glaube, man habe ſtark Branntwein getrunken. Ich erwiderte der Wahrheit gemäß, ich habe noch gar nichts zu mir genommen; er warf mir einen böſen Blick zu und ſagte: „Wir wiſſen das beſſer.“ Ich verbeugte mich und ſchwieg, er fuhr fort: „Sechzehn Jahr alt?“ — „Ja wohl, Herr Hauptmann.“ — „Man ſagt: zu befehlen, Herr Hauptmann.“ — „Zu befehlen, Herr

Hauptmann." — „Sie ſcheinen mir ſehr ſchwach zu ſein." — „Zu befehlen, nein, Herr Hauptmann." — „Ich weiß das beſſer." Darauf wandte er ſich zum Wachtmeiſter: „Der Unteroffizier Doſe ſoll ihn zu ſeinem Beritt nehmen und exerciren."

So lautete die erſte Unterredung mit meinem Chef, von der ich eben nicht ſehr erbaut war. Ich hatte gehofft, er werde theilnehmend nach meinen früheren Verhältniſſen fragen, mir ſeine Freude ausdrücken über meine Liebe zum Militärſtande und dergleichen. Von alle dem nichts. Am ſonnenhellen Horizont meiner Phantaſie ſtiegen einige dunkle Wölkchen auf. Ach! wie bald ſollte ſich mein Himmel mächtig ſchwarz überziehen!

2.

Das Exercitium. — Der Appell.

Ich ſollte den erſten Unterricht im Exerciren zu Fuß erhalten, wozu mich der Wachtmeiſter auf den Kaſernenplatz führte und mich daſelbſt mit wenigen Worten meinem Lehrmeiſter, dem vom Kapitän zu dieſem Dienſt bezeichneten Unteroffizier Doſe übergab. — Dieſer Mann war der längſte in der ganzen Batterie: ein neunzölliger. Mit dieſer ungemeinen Körperlänge und einer Figur, welche oben ſo breit war wie unten, ſah er in der Uniform von weitem einem bunten Uhrgehäuſe nicht unähnlich. Sein Geſicht bewahrte beſtändig einen ernſten Ausdruck, und doch bemühte er ſich ſtets, witzig zu ſein, ſogar gegen ſeinen Kapitän und andere

Offiziere, was ihm manchmal ſchlecht bekam; in ſeinen Freiſtunden machte er Gedichte. So war der Herr Unteroffizier Doſe; dieſes „Herr" ſetzte er ſeiner Charge und ſeinem Namen in Augenblicken vor, wo der Hauptmann nicht in der Nähe war; denn letzterer hatte ein für allemal ſtreng erklärt, in ſeiner Batterie ſei er der einzige und wahre Herr. Dies war aber mir ſehr gleichgültig; für mich war Doſe auch ein Herr, und aus ſchlagenden Gründen. Trat ich Morgens mit den Worten bei ihm an: „Herr Unteroffizier Doſe, ich melde mich zum Exerciren," ſo war er bedeutend herablaſſender, als wenn ich ſchlechtweg dem Unteroffizier Doſe die Meldung machte.

So ſtanden wir denn auf dem Exercirplatz, wo ich, wie ſich mein Lehrmeiſter ausdrückte, zum Menſchen ſollte gemacht werden. Seinem Katechismus nach war ein gewöhnlicher Rekrut wenigſtens zu drei Viertel Vieh; ich, als Freiwilliger, hatte das Glück, unter die Halbmenſchen gezählt zu werden; er geſtand mir ſogar einige Lebensart zu, da ich von einem Bittern, den wir gemeinſchaftlich tranken, nur ein Sechstel genoß und ihm das Uebrige ließ.

Die Uebung begann und ich nahm mich zuſammen. „Stillgeſtanden!" — Ich fuhr zuſammen, wie vom Blitz gerührt, und ſtand wie ein Pfahl; das war getroffen. „Sehen Sie," erläuterte Doſe, „kommandire ich jetzt: rührt euch! ſo darf der Soldat den rechten Fuß vorſetzen und die Glieder bewegen, doch bei Leibe nicht ſprechen; ſage ich dann wieder: ſtillgeſtanden! ſo müſſen Sie nicht nur dieſes Kommandowort buchſtäblich ausführen, ich muß ein Zuſammenfahren, ein Erſchrecken bei Ihnen wahrnehmen, das mir beweist, daß Ihnen die Wichtigkeit dieſes Moments nicht entgangen. Das Wort Stillgeſtanden haucht den Gliedern die Seele ein, macht den zügelloſen, ungeregelten Haufen zu Soldaten; alſo: Stillgeſtanden!"

Ich ſtand da, eine unfertige Statue, und der Unteroffizier fungirte als Bildhauer vor mir. Er beſah mich ſcharf, trat einen Schritt zurück, ging um mich herum und bemerkte in gehöriger Entfernung die Mängel meiner Stellung, welche er alsdann mit kunſtfertiger Hand verbeſſerte, indem er mich bald einen Zoll links oder rechts bog, bald meine Schulterblätter zurückzog, jetzt mein Geſicht durch einen ſanften Druck unter dem Kinn zu Anſchauung des Himmels geeignet machte, dann meine Hände herumbog und die kleinen Finger mit der rothen Naht meiner Hoſe in Berührung brachte. Letzteres ſchien ihm unumgänglich nothwendig zu ſein. „Finger an Hoſennaht!“ wurde beim Exerciren unter den andern Kommando's ſehr häufig eingeſchoben. Meine Stellung am erſten Tage gefiel ihm nicht übel. — „Rührt euch!“ — Mein rechter Fuß zuckte vor, ich durfte wieder ein Vieh ſein, Doſe's Lieblingsausdruck für Rekruten außer Reih und Glied.

So fing mein praktiſches Militärſtudium an. Jetzt ſchritt mein Lehrmeiſter zum theoretiſchen, und dazu gab er eine Vorrede oder Einleitung, die nicht ſo ſchlimm war. „Wie in den Exercirſtunden,“ ſo ungefähr begann er, „das Wort Stillgeſtanden dem Körper des Soldaten die geringſte Bewegung verbietet, ſo iſt das Wort Subordination im engeren Sinne ganz daſſelbe Kommando für den Geiſt, und beſonders für die Sprache. Subordination heißt eigentlich gar nichts, als: das Maul gehalten; denn wenn ein Soldat weder mukst noch raiſonnirt, ſelbſt nicht in Gedanken, d. h. keine verdrießliche Geberde macht, ſo hat er Subordination. Das einzige Wort, das Sie allenfalls ſprechen dürfen, und wenn Ihnen ein Offizier ſagte: „Sie ſind ein Eſel;“ das iſt: „zu befehlen,“ damit iſt die Sache abgemacht. Dies iſt aber, und beſonders bei euch jungen Herrn, die ſchwierigſte Aufgabe; das kann nie ſchweigen oder doch wenigſtens eine höfliche, beſcheidene Antwort ertheilen; ſondern meiſtens ſind ſie etwas loſe im Maul, und das ſchlägt gewöhnlich übel für ſie aus; ich könnte Ihnen viele Beiſpiele erzählen. Da hatten wir vor nicht langer Zeit einen Freiwilligen, der hieß Lauſer; er hatte was gelernt und hätte es vielleicht zum Offizier bringen können, denn es war ein gewichster Kerl, der einem was weiß machen konnte; doch trieb er gar zu viel Unſinn. Er trat in denſelben Verhältniſſen bei uns ein, wie Sie, als Offizierpflanze, wollte Lieutenant werden. Der hatte nun ſein erſtes Kommisbrod noch nicht aufgegeſſen, und ſteht eines Morgens hinter der Front, um dem Exerciren der Batterie zuzuſchauen. Was geſchieht? Unſer Herr Adjutant kommt zufällig daher, ſieht meinen Musjeu ſtehen und fährt ihn ein bißchen barſch an; er hatte das grobe Sprechen ſo in der Gewohnheit, meinte es aber ſo böſe nicht; es ſollte ihm nur ein Anſehen geben. Das thun viele Offiziere, deren Herz wirklich zu weich wäre, eine Fliege umzubringen. Alſo der Adjutant fragte: „Wer iſt Er?“ — Anſtatt nun zu ſagen: „Herr Lieutenant, wenn der Herr Lieutenant befehlen, bin ich der Kanonier Laufer von der ſechspfündigen reitenden Batterie und ſtehe hier auf Befehl des Herrn Hauptmanns und ſehe dem Exerciren zu,“ plagt ihn der Teufel und er antwortet: „Herr Lieutenant, Er iſt ein perſönliches Fürwort.“ Der meint, der Laufer habe ihn nicht verſtanden und fragt nochmals; da fängt das Bürſchchen gar an franzöſiſch zu ſprechen: „Herr Lieutenant, Er iſt ein pronomen personalis.“ Da hätten Sie den Spektakel hören ſollen, der Adjutant ſchreit von Arreſt, Standrecht, Feſtung, und der Freiwillige, weiß Gott, lacht noch obendrein dazu. Wir Alle hören das, der Hauptmann läßt halten, rühren, und ſchon iſt auch mein Lieutenant da und zeigt den Laufer an. Der wird vor die Kompagnie gerufen, und denken Sie, erklärt mit unglaublicher Frechheit, es ſei ihm gar nicht in den Sinn gekommen, den Herrn Lieutenant zu beleidigen! Wie impertinent ſchon das Wort beleidigen, als wenn ein ordinärer Rekrut einen Herrn Lieutenant beleidigen könnte! Er habe geglaubt, man wolle ihn in der deutſchen Sprache examiniren. Der Hauptmann, der gerade bei Laune war, wandte ſich um und lachte; der Adjutant lief erboſt fort und meldete die Sache dem Major. Der Laufer kam gut weg, man hat wenigſtens nichts mehr davon gehört, aber geſchadet hat es ihm doch. Bald nachher ward er verſetzt, und der Adjutant hat ſchon dafür geſorgt, daß er zu keinem Examen kam, darum — „Stillgeſtanden!“

So auf einmal? Trotz der eben gehörten Regeln über die Unbeweglichkeit, konnte ich doch nicht umhin, ein wenig ſeitwärts zu ſchielen. Warum fing Doſe ſo plötzlich wieder an zu exerciren? Aha, da oben lehnte ein geblümter Schlafrock im Fenſter, und in demſelben ſtak der Herr Wachtmeiſter, der aus einer langen Pfeife rauchend meinen Uebungen zuſah. Nun ſtrengte ich mich doppelt an, hing in einem Winkel von wenigſtens ſechzig Graden vorne über, hob den Kopf ſo hoch, daß ich bequem den Hahn auf dem Thurme der nahe liegenden Garniſonskirche ſehen konnte; ich ſtand wirklich meiſterhaſt und machte einigemal rechts, links um, wobei ich niedertrat, daß mich der Abſatz ſchmerzte. Aber der Wachtmeiſter an ſeinem Fenſter nickte huldreich und lachte wohlgefällig; da wagte es der Unteroffizier, in die Höhe zu ſehen und dem wichtigen Manne im Schlafrock zu verſichern, ich mache meine Sachen ſchon ziemlich gut, worauf jener ſofort befahl, für heute den Unterricht abzubrechen. Wir fielen nun aus dem ernſten ſteifen Tone des Dienſtes in einen lichten, bequemen und verfügten uns zu Madame Linkſen, deren Reſtauration mir der Unteroffizier nicht genug rühmen konnte.

Ich ſtellte mir vor, ſo ein militäriſches Kaffeehaus werde eine große Halle ſein, wo das Kriegsvolk an langen Eichentiſchen ſitzend, bei vollen, blankgeſcheuerten Kannen ſich wohl ſein läßt, und ringsum an den Wänden Waffen hängen; mir ſchwebte ſo etwas von einem Ritterſaal vor. Meine Phantaſie hatte mir wieder einen ſchlimmen Streich geſpielt. Madame Linkſen war die Frau des Feuerwerkers und hatte hinſichtlich der Reinlichkeit den Vorrang vor allen andern Etabliſſements in der Kaſerne. Man glaube aber deßhalb ja nicht, daß es wirklich in ihrer Wirthſchaft reinlich und ordentlich zugegangen. Nur ein ausgepichter Soldatenmagen oder ein unſchuldiger Neuling konnten hier tägliche Kunden werden. Madame Linkſen war dafür bekannt, daß ſie den meiſten Kredit gab, aber auch den größten Profit nahm;

beſonders wußte ſie ſehr gut uns jungen Leuten das noch vorräthige Geld aus der Taſche zu locken, den Aufenthalt in ihren vier Wänden erträglich, ſogar angenehm und in Ermanglung eines beſſern zuletzt unentbehrlich zu machen. Erſchien ich in den erſten Monaten meiner Dienſtzeit, wo ich noch bei Kaſſe war, an der Thüre ihres Zimmers, und es mochte noch ſo voll darin ſein, ſo ward mir ſicher ein Plätzchen eingeräumt. Madame warf entweder ihren kleinen Sprößling vom ehelichen Bette und bot es mir als Sopha an, oder ſie blickte mit prüfendem Auge umher, ſchlug im Geiſt ihr Rechnungsbuch auf und ſah nach, welcher von den Daſitzenden bei ihr am tiefſten in der Kreide war. Dieſer mußte weichen, und hatte er guten Ton, ſo erhob er ſich freiwillig auf den bedeutſamen Wink ihres Auges; man konnte dann glauben, er ſei des Sitzens müde; war er aber ein Harthöriger, ſo kam es der Madame Linkſen nicht darauf an, ihm ihr Anliegen mit Worten bekannt zu machen.

In dieſem Café militaire waren Morgens zwiſchen zehn und elf Uhr ſämmtliche Geld oder Kredit habende Gourmands und Faſhionables der Batterie zu finden. Es gehörte zum guten Ton, hier um dieſe Stunde einen Bittern zu vier Pfennigen, ein Brödchen mit Wurſt zu acht Pfennigen, kurz ein Frühſtück im Betrag von einem Silbergroſchen zu ſich zu nehmen und dabei bedeutend über Dienſt, Offiziere, Pferde und gehabte Abenteuer zu raiſonniren. Die Jungen und Unerfahrnen, wie ich, verhielten ſich dabei ganz leidend und lauſchten aufmerkſam den wichtigen Worten, die dem Munde der Langgedienten entfielen. Bänke und Stühle waren beſetzt, ſogar auf Tiſch und Bett lagen die Völker; der Tſchako hieng nachläßig auf einem Ohr und wurde durch die Schuppenketten, welche man zwiſchen die Zähne nahm, feſtgehalten; der Säbel zwiſchen den Beinen diente dem geſenkten Haupt zur Stütze. So ſaß die Geſellſchaft beiſammen, plaudernd, lügend und aufſchneidend. Der eine war am Morgen mit einem Offizier, den er nicht leiden konnte, zuſammengerathen, und wenn man ſeiner undeutlichen Erzählung, und beim plötzlichen Abbrechen derſelben ſeiner vielſagenden Handbewegung, verbrämt mit einem zufriedenen Lächeln, glauben wollte, ſo hatte er ſeinem Vorgeſetzten wenigſtens Ohrfeigen angeboten. Ein Anderer war in vergangener Nacht in einem Wirthshauſe geweſen, hatte da Alles kurz und klein geſchlagen, war durchgebrannt, dann einer Patrouille in die Finger gefallen, hatte ſie in die Flucht geſchlagen, und zu guter letzt noch den Poſten am Kaſernenthor, der ihn arretiren wollte, umgerannt. Einer überbot den Andern im Bericht von Heldenthaten. So ſaß, ſprach, fluchte und lachte Alles durcheinander, bis endlich gegen elf Uhr ein Trompetenſtoß ganz anderes Leben in die Verſammlung brachte. Draußen verſuchte der Trompeter du jour ſein Inſtrument, ließ es leiſe ertönen, um das Signal zum Appell gleich darauf richtig und rein blaſen zu können, und augenblicklich war die Sitzung aufgehoben; jeder brachte ſeine Waffen und Kleider in Ordnung, bezahlte ſein Genoſſenes oder gab der Madame einen bedeutenden Wink, und ſowie das Signal erſcholl, ſtob alles in der größten Eile auseinander und begab ſich auf den Sammelplatz der Batterie zum Appell.

Der Appell iſt für einen Militär, beſonders von der leichten Art, wozu wir jungen Leute faſt alle gehörten, eine penible, kitzliche Viertelſtunde. Man kann auf ſie vollkommen das bekannte Sprichwort anwenden: „Es iſt nichts ſo fein geſponnen ꝛc.“ Alles kommt beim Appell an die Sonne. Es iſt der Moment, wo der Hauptmann und die Offiziere nichts Weſentliches zu thun haben und deßhalb die Fehler und Unordnungen, welche in der Compagnie begangen worden, ruhig überdenken, rügen und beſtrafen, ſowie neue Mängel auffinden können. Hatte etwa ein Unglücklicher unter uns einen abgeriſſenen Knopf durch ein noch ſo künſtliches manoeuvre de force erſetzt, d. h. den Hoſenträger und die Hoſe vermittelſt eines Bindfadens zuſammengeknüpft (der Ausdruck manoeuvre de force, womit wir etwas der Art bezeichneten, kommt daher, weil der Artikel in unſerm Artillerieleitfaden vom Zuſammenflicken zerbrochener Geſchützſtücke ebenſo überſchrieben iſt), und war der Schaden noch ſo ſehr verborgen und beim Exerciren oder Reiten am Vormittag durchaus nicht bemerkt worden, beim Appell entdeckte ihn ſicher einer der herumſpürenden Offiziere und zog den Betreffenden vor die Batterie zu gebührender Strafe. Hatte einer am Morgen aus Mangel an Luſt zum Exerciren ſich krank gemeldet, hatte er ſogar den Doktor überliſtet und von ihm ein Zeugniß erpreßt über bedeutenden Katarrh oder ſchlimme Kolik, beim Appell wurde der Kranke dem Kapitän gemeldet, welcher ſich ſofort durch den wachthabenden Unteroffizier theilnehmend nach ihm erkundigen ließ, eigentlich aber, um zu erfahren, ob ſich der Patient wirklich in ſeinem Bette oder doch auf ſeiner Stube befinde. Meldete nun der Dienſthabende, der Kranke ſei im Revier nicht zu finden, wehe ihm! Befand ſich dagegen der Kranke auf ſeiner Stube, ſo mußte er gewöhnlich vor der Kompagnie erſcheinen, und kam dann meiſtens in einem alten zerriſſenen Stubenmantel und Pantoffeln, um ſich über ſeinen Zuſtand vernehmen zu laſſen.

Eines Tages hatte ſich ungefähr ein Dutzend krank gemeldet, worüber der Hauptmann beim Appell ein gewaltiges Geſchrei erhob und den Dienſthabenden in größter Eile hinaufjagte, ſie ſammt und ſonders auf den Hof zu bringen. Der Unteroffizier ging, kam aber ſogleich mit dem Beſcheid zurück, ſämmtliche Kranke ſeien in ihren Betten und weigerten ſich, in ihrem Zuſtande ſich der Luft auszuſetzen. Neues Fluchen von Seiten des Kapitäns und der Befehl, die Kranken auf der Stelle hieher zu bringen; bei dem Worte hieher zeigte er vor ſich auf die Erde, und der Unteroffizier, ein pünktlicher Menſch, hakte ruhig ſeinen Säbel los, und machte, ungefähr da, wo der verlängerte Finger des Kapitäns die Erde berührt hätte, ein Kreuz und wollte gehen. Ein donnerndes Halt des Offiziers hielt ihn zurück. „Was ſoll das Zeichen, Herr?“ Der Unteroffizier entgegnete ganz ruhig, um dem Befehl des Herrn Hauptmanns genau nachzukommen, habe er ſich die Stelle bemerkt, wo er die Kranken hinbringen ſolle. Der unglückliche dienſteifrige Menſch! ihm hatte am

Morgen nicht geträumt, daß er ſein Mittagsbrod, und Brod im eigentlichen Sinne des Worts, im Arreſt verzehren ſollte. Fünf Minuten nach obigem Vorfalle führte man den Dienſthabenden nach Nr. 7½; ſo hieß der Kürze halber das Militärgefängniß, weil es dieſe Nummer führte.

Dergleichen Auftritte, Arreſtverleihungen ꝛc. waren die gewöhnlichen Zugaben zum Appell, dem wir deßhalb auch täglich ungemein ängſtlich entgegenſahen; denn das Unglück ſchreitet ſchnell, und unſer Hauptmann beſaß ein ganz kleines rothes Büchelchen, worin jeder, beſonders wir Freiwilligen, ein eigenes Conto hatte, worauf er alles Unordentliche und Dienſtwidrige eintrug. Dieſes zog er täglich zu Rathe und ſah nach, wer durch viele Kreuze und Bemerkungen zur Strafe reif ſei; dann griff er mit der rechten Hand in ſeine Uniform, ſah gen Himmel und ſann nach, wie viel Tage er dieſem oder jenem vergönnen ſolle, an dem Orte, wo da iſt Heulen und Zähnklappern, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Den rechten Fuß ſetzte er vor und begann mit demſelben allerlei uns wohlbekannte Bewegungen zu machen. Stieß er z. B. mit dem Abſatz auf den Boden, ſo war dies ein untrüglicher Sturmbote, und wehe, wem der Wind in's Takelwerk fuhr! Fing der Kapitän an, mit ſeinem Fuße aufzuhauen, ſo ſtanden beſonders die, welche ein ſchlechtes Gewiſſen hatten, gerade geſtreckt wie die Kerzen, und ein Eingeweihter konnte an ihrer vorzüglichen Haltung die Größe ihres Debet im Buche des Kapitäns ermeſſen. Sah er nun auf unſern Geſichtern die allgemeine Anſtrengung, ihm zu gefallen, und die Furcht, ihm zu mißfallen, und war er gerade bei guter Laune, ſo drohte er mit dem Finger, als wollte er ſagen: ich werde nächſtens unter euch treten und fürchterliche Muſterung halten. Damit hatte es dann für heute ſein Bewenden; wollte er aber im andern Falle mit einem anbinden, ſo bot ein ungeputztes oder beſtaubtes Spornrad einen ſchönen Haken dazu.

„Herr, wann ſind Ihre Stiefeln zum letzten Male geputzt worden?“ — „Heute Morgen, Herr Hauptmann,“ lautete es zurück. — „Herr, das iſt eine dicke Lüge! Laſſen Sie ſich nicht auf fahlem Pferde ertappen! Ich kenne Sie, Sie ſind ein Schmierfinke.“ — „Aber, Herr Hauptmann, heute Morgen —“ — „Herr, wollen Sie ſchweigen? oder Sie ſoll das Donnerwetter erſchlagen! Wachtmeiſter, notiren Sie den Mann wegen Unreinlichkeit und Widerſprechen drei Tage auf's Holz!“ (eine Variante für Arreſt). Dann hielt er noch einen langen Sermon, lud einigemal den Blitz ein, uns gelegentlich auf die Köpfe zu fahren, und entfernte ſich mit klirrenden Schritten.

Die eigentliche Beſtimmung des Appells iſt, einmal am Tage vollſtändig die Kompagnie zu verſammeln, um zu ſehen, ob alle auch noch hübſch vorhanden ſind, zu welchem Zweck nach der Liſte jeder bei ſeinem Namen gerufen wird und ſein Daſein durch ein lautes „Hier“ anzeigt; die Fehlenden werden natürlich beſtraft. Der Wachtmeiſter gibt darauf als Organ des Kapitäns den Befehl für die nächſten vierundzwanzig Stunden, und die ganze Sache kann, wenn nicht Intermezzo's wie die oben beſchriebenen einfallen, in einer Viertelſtunde abgemacht ſein; wir hatten aber das Glück, beinahe jedesmal zwiſchen zwölf und ein Uhr eine ganze Stunde in der brennenden Sonnenhitze oder Winters in der Kälte zu ſtehen.

Mein erſter Appell, dem ich heute beiwohnte, gieng ziemlich gelinde vorbei. Der Hauptmann Feind kam einige Male an mich heran, drückte mir die Schulterblätter zuſammen, hob meinen Kopf in die Höhe und murmelte dazu beſtändig: „Stellung! Stellung!“ Einige meiner Kameraden fragte er, ob ſie heute morgen nicht ſehr ſtark gefrühſtückt, war aber im Ganzen ſehr gnädig. Auch lernte ich heute die übrigen Offiziere der Batterie kennen. — Von dieſen Herrn ein andermal.

3.

Die Reveille. — Der Stall. — Unterricht.

Die erſte Nacht, welche ich in der Kaſerne zubrachte, ſchlief ich herzlich ſchlecht. Der friſchgeſtopfte Strohſack gab dem Druck meines Körpers durchaus nicht nach; auch hatte ich in der Nacht mehrmals einen und denſelben Traum. Mir war, als ruhe ich auf einem Hügel, den ich, wie man das in der Jugend wohl thut, hinab zu rollen verſuchte. Dies gelang anfangs vortrefflich; doch im Thale angekommen, ſtieß ich mit dem Körper an einen Baumſtamm, der im Wege lag, erwachte und ſah zu meiner Verwunderung, daß ich aus dem Bette gefallen war. Dies begegnete mir mehrere Male, weßhalb ich denn gegen drei Uhr beſchloß, nicht mehr zu ſchlafen. Auch ermunterte mich der Gedanke: heute wirſt du zum erſtenmal in die Myſterien des Stalldienſtes eingeweiht. Guter Gott! ich ſollte ſie nur zu genau kennen lernen, dieſe wahren Miſterien. Um vier Uhr ſtand ich auf und erwartete ſehnſüchtig das Signal, welches mich zu den Pferden hinab rief, jenen Geſchöpfen, die ein tapferer Ritter als ſein zweites Selbſt achten, lieben, putzen und füttern muß. Endlich erklang die Trompete; die ganze Stube gerieth in Aufruhr, und ich war der Erſte auf dem Gang, wo ich eben noch ſah, wie der Horniſt im bloßen Hemde daſtand und das Signal bließ. Dann ſchlüpfte er wieder in ſeine Stube zurück, um ſich noch ein paar Stunden in's warme Bett zu legen. Das gefiel mir nicht am Trompeter, dem Manne, der im Feld der Erſte ſein muß, muthig, gewandt. Was kann er nicht Alles durch einen einzigen Trompetenſtoß ausrichten! Und er hatte nicht einmal eine Hoſe an, als er ſein Signal vortrug! Erkannte denn der Mann gar nicht ſeine hohe Stellung? Wenn ich mir ſonſt einen Trompetenſtoß vorſtellte, ſo mußte er von einem Manne ausgehen, mit gewaltigem Barte, gewappnet, den Säbel an der Seite, einem Mann, würdig, daß eine ganze Schaar tapferer Männer dem Hauch ſeines Mundes folgte. Wieder eine Seifenblaſe, die mir zerſprang! Ich konnte den Trompeter ohne Hoſe lange nicht vergeſſen; aber nicht lange, ſo ſah ich gar Manches nackt und bloß, was aus der Entfernung ſo glänzend und elegant erſcheint.

Im Stalle empfing mich mein Unteroffizier Doſe nach ſeiner Gewohnheit mit einer feierlichen Anrede, welche er aber aus einem Buche ablas. Er ſprach von der Wichtigkeit des Stalldienſtes, wie der Kavalleriſt ohne Pferd kein Kavalleriſt, item gar nichts ſei, wie der Reiter darum für ſein Pferd die größte Sorgfalt haben müſſe u. ſ. w. Er übergab mir darauf das Buch, aus dem er geleſen, das von außen und innen ſehr an die klimatiſchen Einflüſſe des Stalles und der Wachtſtube erinnerte, wobei er mir ſagte, es ſei von einem unſerer höhern Offiziere verfaßt, welcher auch ſchon viele patriotiſche Lieder gedichtet. Man kann kein barokkeres Werk ſehen. Das erſte Kapitel handelte vom Putzen und Reinigen der Pferde und fieng wörtlich alſo an:

§. 1. „Sieh, mein liebes Pferdchen, das iſt der Mann, der dich putzen und pflegen ſoll. Er wird jeden Morgen um fünf Uhr (im Winter um ſechs Uhr) zu dir kommen, zuerſt die Streu, auf welcher du die Nacht über geſchlafen, draußen im Hofe ausbreiten, damit dieſelbe trockne, dann wird er deine Halfterketten kurz binden und §. 2 das Putzen sub. a) mit der Striegel beginnen ꝛc.“ Das ganze Buch beſtand größtentheils aus Paragraphenzeichen, Titeln und Nummern. In der Vorrede war geſagt, die reſp. Batteriechefs möchten gütigſt darauf halten, daß vorliegendes Buch jeder Kanonier ſeinem Pferde zuweilen vorleſe, wodurch nicht nur die Kenntniß des Dienſtes befördert, ſondern auch der Mannſchaft Gelegenheit geboten würde, ſich im Leſen zu üben.

Ich ſteckte das Buch in die Taſche und der Unteroffizier gieng mit mir im Stalle umher, zeigte mir vorerſt deſſen Einrichtung und forderte mich auf, den andern Kanonieren genau zuzuſehen, damit ich Nachmittags, denn es wird täglich zweimal geputzt, mein Pferd ſelbſt beſorgen könne. In einem Militärſtalle iſt ein recht luſtiges Treiben. Die Reinlichkeit, die überall herrſcht, der gepflaſterte, rein gewaſchene Fußboden, die ſaubern Latierbäume, welche ein Pferd vom andern abſondern — Alles ſehr artig. Der eine Kanonier pfiff, ein anderer ſang, hier zankten ſich ein Paar um einige Halmen Streu. Dazu das Schütteln und Schnauben der Pferde, das Wiehern der kitzlichen, wenn ſie unter dem Bauche geſtriegelt werden — es iſt ein recht lebendiges Bild. Mein Unteroffizier blieb mit mir vor einer langbeinigen Stute ſtehen, welche er mir als ſein Schlachtroß vorſtellte. Dabei ſpuckte er aus und ſprach: „Das iſt der Krokus, eines der vornehmſten Pferde der ganzen Chriſtenheit. Sie ſehen, daß es mich kennt, weil es ſeinen Kopf nach mir wendet. Doch Krokus," fuhr er fort, „wende dich wieder um; ſonſt wenn der Herr Hauptmann Feind kommt, wird er ſagen: wir ſcheinen ſtark gefrühſtückt zu haben." Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, es war wahrhaftig wie ein Theatercoup, ſo klopfte ihm der Kapitän, welcher unterdeſſen leiſe eingetreten war, eigenhändig und ziemlich derb auf die Schulter, indem er ſagte: „Hören Sie, Unteroffizier Doſe, es kommt mir vor, als hätten wir wirklich heute Morgen beſonders ſtark gefrühſtückt." Doſe ſtand wie angedonnert und ſtotterte einige unverſtändliche Worte, auch ich war ziemlich betroffen, und wurde es noch mehr, als mir der Kapitän mit ſcharfem Tone ſagte: „Es wäre mir lieber, wenn ich Sie bei Ihrem Pferde getroffen hätte." Ich ſchlich mich leiſe weg, nahm Striegel und Kartätſche und fieng an, meinen braunen Wallachen zu bearbeiten.

Jeder Mann muß von ſeinem Roß zwölf Striche herunterputzen, einen Fuß lang und einen Zoll dick. Das will heißen: den weißen Staub, welcher mit der Kartätſche vom Pferde geputzt wird, ſtreicht man in die Striegel und klopft ihn aus dieſer in Strichen auf den Boden. Es gehört viel Uebung und Kraft dazu, dieſe Quantität Staub von einem

Pferde täglich zweimal herunter zu bringen, und die Faulern in der Batterie halfen ſich zuweilen damit, daß ſie die Striche von Kalk formirten und ſo die ſcharf controlirenden Unteroffiziere hintergiengen. Ich konnte trotz aller Mühe, und obgleich mir ſchon in der erſten Viertelſtunde der Schweiß vom Geſicht lief, nicht mehr als acht Striche zu Stande bringen, womit ſich denn auch Doſe für heute zufrieden erklärte und mir erlaubte, auf meine Stube zu gehen.

Nachdem ich hier eine halbe Stunde geruht, mußte ich, wie geſtern, zum Exerciren, dann zum Appell und Abends um ſechs Uhr in den Vortrag, auf den ich ſehr begierig war. Es iſt dies eine Unterrichtsſtunde, in welcher ein Offizier den Soldaten aus einem kriegswiſſenſchaftlichen Lehrbuche, bei uns dem früher erwähnten Artillerieleitfaden, eine Vorleſung hält, und ſich nachher durch Fragen über das eben Vorgetragene überzeugt, ob auch etwas in den Köpfen der Zuhörer hängen geblieben. Er ward auf einer von unſern Stuben vom Lieutenant v. R. gehalten, welcher ein ziemlich gnädiger Herr war, nur etwas zu ſtolz. Wenn er hereintrat, hütete er ſich ſorgfältig, in irgend eine Berührung mit dem Mobiliar unſerer Stube zu kommen. Sein Burſche mußte ihm einen Stuhl nachtragen, auf welchen er ſich ſetzte. Darauf drehte er die Spitzen ſeines Bartes, rümpfte die Naſe, und begann ſtets mit den Worten: „Es riecht aber hier gar zu ſehr nach ſchlechtem Tabak.“ Er räuſperte ſich, roch an einem Bouquet, welches er mitgebracht, und nahm heute das erſte Kapitel des Leitfadens vor, welches von der Eintheilung der Artillerie im Allgemeinen handelt. So erfuhr ich denn, daß eine Brigade von einem Oberſt kommandirt werde und drei Abtheilungen habe, deren Chef jedesmal ein Major ſei, und welche aus fünf Batterien beſtehe, einer reitenden, einer zwölfpfündigen, zwei ſechspfündigen und einer Feſtungscompagnie; jede Batterie habe acht Geſchütze, als: ſechs Kanonen und zwei Haubitzen. Ferner trug er vor, das Gewicht der Kanonenkugel ſei ſtets gleich ihrer Benennung, eine ſechspfündige Kugel z. B. wiege ſechs Pfund, aber bei den Granaten und Bomben ſei es anders u. ſ. w. Das Alles und dergleichen mehr lernte ich im erſten Vortrage. Ich bemerkte dabei, daß faſt die Hälfte meiner Kameraden ſelig entſchlafen war und ſie auf an ſie gerichtete Fragen, durch einen Rippenſtoß ihres Nebenmanns erweckt, die ſeltſamſten Antworten gaben, was aber auch zuweilen bei den wachenden vorfiel.

Ich habe während meiner Dienſtzeit Gelegenheit gehabt, Subjekte kennen zu lernen, welche von Mutterwitz überfloſſen, alle luſtigen Streiche mitmachten, ſobald es aber darauf ankam, etwas zu lernen und zu begreifen, unbegreiflich bornirt waren. So erinnere ich mich, wie ein gewiſſer Kanonier nicht behalten konnte, daß das Schießpulver aus Salpeter, Schwefel und Holzkohlen beſtehe. Alle angewandte Mühe war vergebens; in dieſem Augenblicke wußte es der Menſch, und fragte man ihn einige Secunden ſpäter, ſo nannte er meiſtens zwei dieſer Stoffe, ohne ſich auf den dritten beſinnen zu können. Die Offiziere und der Kapitän hatten ſich alle erdenkliche Mühe gegeben; es half nichts. Da hörte der alte Oberſt v. T. von dem Menſchen und wollte ſich ſelbſt von dieſer Originalität überzeugen. Er ließ ſich den Kanonier vorſtellen und fragte ihn: „Mein Sohn, ſage mir, woraus denn det Pulver ſo eegentlich beſteht?“ Jener blieb ſtumm; v. T. erklärte ihm, es ſei aus Salpeter, Schwefel und Holzkohlen zuſammengeſetzt, und forderte ihn auf, ihm nun dieſe drei Artikel zu nennen. Der Kanonier ſtotterte: „aus Holzkohlen, Schwefel —“ und ſtockte. Auf's Neue ſagte ihm der Oberſt die Beſtandtheile vor, und diesmal nannte jener: „Salpeter, Schwefel“ und hatte die Kohle vergeſſen. Nachdem ſich dies ſo mehrere Male wiederholt hatte, glaubte v. T., der Mann ſei verlegen, weil ihn ſein Oberſt in eigener Perſon examinirte, er nahm alſo ſeinen Federhut ab und ſagte: „Stelle dir einmal vor, ich ſei nicht der Oberſt v. T., ſondern dein guter Kamerad, der Kanonier T., und komme nun ganz freundſchaftlich zu dir, klopfe dich auf die Schulter und ſage: Mein lieber Kamerad, thu' mir doch den Gefallen und ſage mir, woraus das Pulver beſteht. — Was würdeſt du antworten?“

Da öffnete der Kanonier ſeinen Mund und entgegnete mit ziemlich verdrießlichem Tone: „Dann würde ich ſagen, Kamerad T., das weißt du beſſer als ich.“ Der Oberſt ſtand von ferneren Verſuchen ab und entfernte ſich mit lautem Lachen.

So verlebte ich einige Wochen, lernte zu Fuß exerciren, Wendungen machen, den Säbel gebrauchen, im Stall von meinem Pferde zwölf Striche putzen, es ſatteln und zäumen, und ſollte nun zum Reiten ſelbſt ſchreiten. Hierin erhielt ich mit den übrigen Freiwilligen Unterricht vom Lieutenant L. Dieſer war in jeder Hinſicht, als Soldat wie als Menſch, ein achtungswürdiger und liebenswerther Mann. Sollten ihm vielleicht dieſe Blätter zu Geſicht kommen, ſo ſage ich ihm hiermit meinen herzlichſten Gruß und beſten Dank für die Nachſicht und Güte, die er ſtatt Hochmuth und kleinlicher Quälerei zu meiner und meiner Kameraden Erziehung verwandte. Alle, welche damals und ſpäter unter ihm dienten, werden ſich dankbar ſeiner erinnern, wenn es mir auch nicht erlaubt iſt, den Namen dieſes Braven auszuſchreiben. Es iſt einem Offizier ſo leicht, ſich die Liebe ſeiner Untergebenen zu erwerben. L. war im Dienſte ſehr ſtreng, aber er war gerecht und brauchte ſeine Vernunft. Freilich iſt es eine Aufgabe, welche viel Geduld erfordert, einen rohen Haufen, meiſtens Bauern und Handwerker, umzuformen, ihn gehorſam, ordentlich, kurz, zu Soldaten zu machen. Aber es geht ſchon, wenn man die Sache nur recht angreift. Die jungen Herren, von der Kriegsſchule kommend, haben in ihren Heften und wiſſen vielleicht auch auswendig, was ſie mit einer Compagnie anzufangen haben, wenn es gilt, die Evolutionen durchzumachen. Sie wiſſen vielleicht die fertige Maſchine zu brauchen; ſie zuſammenzuſetzen, jedes Rad, jeden Stift auszubilden, ſcheint ihnen auch eine leichte Sache, aber ſie können es doch nicht. Mit Gewalt, mit jugendlicher Heftigkeit fahren ſie über den rohen Stoff her und glauben, es bedürfe nur einiger zierlich geführten Hammerſchläge, und das unförmliche Eiſen bilde ſich zur elaſtiſchen Feder, zum Triebwerk der

Maſchine; aber im Gegentheil, es will ruhig und beſonnen angegriffen ſein, langſam ausgefeilt und ſorgſam angepaßt. Ein ungeſtümes Anſtürmen auf den einzelnen Mann fruchtet nichts; mit einer Fluth von Schimpfworten, mit unzeitigen Strafen und Quälereien kann man in einer Stunde mehr verderben, als in einem halben Jahre wieder gut zu machen iſt. Der Rekrut will ruhig behandelt und ſorgfältig unterrichtet ſein, und das verſtand Lieutenant L. Gieng eine Sache zum erſten Male nicht, ſo ließ er ſie zum zweiten, zum dritten Male machen, ohne großmäulig zu raiſonniren, und nur dann erfolgten harte Worte und nachdrückliche Strafen, wenn durch die Fehler böſer Wille oder Eigenſinn blickte. Da höre man aber Offiziere, wie ich deren manche kennen gelernt. „Auf mein Kommando: Auf! Ihr hebt euch mittelſt beider Arme, die linke Hand in die Mähne gefaßt, die rechte auf die Croupe des Pferdes geſtützt, mit geradem Körper an demſelben in die Höhe und bringt auf das zweite Wort: Geſeſſen! das rechte Bein geſtreckt über die Croupe, wobei euch nur die rechte Hand als Stütze dient.“ Da ſollte es jeder Mann nach ein- oder zweimaligem Probiren genau ſo machen, denn im Buche ſtand ja, es müſſe ſo ſein. Daß aber die Sache langſam und mühſelig gelernt ſein will, fiel den gelehrten Herrn nicht ein. Was für complicirte Schimpfworte konnte man in ſolchen Stunden hören! Waren die Herrn Lieutenants recht gut gelaunt, ſo bedienten ſie ſich, mit mancherlei Variationen, eines Ausdrucks, der vom alten Oberſt v. T. ausgieng. Dieſer hatte einmal von einem Kanonier, der langſam und ſchwerfällig zu Pferde ſtieg, geſagt: „Das erinnert mir an die Kuh, welche uf eenen Appelbohm klettern wollte.“

Blieb es allein bei Worten, ſo konnte man ſchon zufrieden ſein; aber zuweilen ſprach die große Peitſche, mit welcher der Offizier in der Mitte der Bahn herumfuchtelt, auch ihr Wörtchen mit. Nicht daß gerade damit zugeſchlagen wurde, nein, Dank ſei es den humanen Beſtimmungen, körperliche Mißhandlung iſt ſtrenge verboten und wird, wenn eine Klage hierüber bis zu einer gewiſſen Potenz durchdringen kann, hart geahntet. Aber man ſpricht z. B.: „das Pferd geht einen faulen Trab,“ und verſetzt demſelben einen Streich über die Flanken; trifft dabei die Peitſche unglücklicherweiſe die Beine und den Leib des Reiters, was kann man dafür? Auf dieſe Art habe auch ich, nachdem der gute Lieutenant L. nicht mehr bei uns war, manche Schmarre erhalten. Doch genug hievon. — Nach und nach ſchälte ich mich mit Hülfe meines Unteroffiziers, der mir auch das Exerciren mit dem Geſchütz beibrachte, aus der rohen Hülſe eines Rekruten und ward eigentlicher Kanonier. Von den romanhaften Gedanken, mit welchen ich eingetreten, war in meinem Kopfe nicht mehr viel vorhanden. Ich lernte einſehen, daß der jetzige Militärſtand ein Organismus iſt, bei dem es darauf ankommt, wer am beſten ſchweigen kann, ſeine Knöpfe am ſauberſten putzt und das Lederzeug recht weiß macht. Alles andere, die ſchönen Geſinnungen, Tapferkeit und Hochherzigkeit, was ich mir früher ſo ſauber ausgemalt, wird wahrſcheinlich im Frieden auf der Kammer bewahrt und nur in Kriegszeiten heruntergegeben.

Eines Tages beim Appell eröffnete uns der Hauptmann, der Stab der Brigade, das iſt, der Oberſt mit ſeinen Adjutanten, Schreibern u. ſ. w. ſei durch allerhöchſte Beſtimmung von ſeinem bisherigen Garniſonsorte M. zu uns nach D. verlegt worden. Der Herr Oberſt v. T. würde alſo jetzt beſtändig unter uns ſein, weshalb wir uns beim Ausgehen der größten Propretät zu befleißigen und alles Dienſtwidrige ſtreng zu vermeiden hätten. Wir ſollten z. B. mit keiner offenſtehenden Uniform gehen, keine weiße Weſte unter derſelben ſichtbar werden laſſen, vor Allem keine hohen Halsbinden tragen, weil der Oberſt namentlich dieſe drei Dinge mehrmals ſtrenge unterſagt und mit ſchwerer Arreſtſtrafe bedroht habe. „Sollte ſich jedoch einer betreffen laſſen,“ ſchloß der Kapitän ſeine Rede, „und beſtraft werden, ſo ſetze ich ihm auf jeden Fall noch einige Tage zu. Doch hoffe ich, keiner von meiner Kompagnie wird mir dazu Veranlaſſung geben. Die Freiwilligen haben mich doch auch verſtanden?“

Bald nach dieſer Ankündigung erſchien der Oberſt und verherrlichte ſeinen Einzug durch eine große Parade, auf welcher er erſchrecklich brüllte und fluchte. Beſonders Kleinigkeiten wußte er heute verzweifelt genau zu finden. So war an der Kinnkette meines Pferdes ein kleiner Roſtfleck, ſo klein, daß ich ihn ſelbſt nicht bemerkt hatte, den entdeckte er und hielt mir eine donnernde Rede, in welche er eine Einladung auf vierzehn Tage Arreſt ſehr lockend zu verflechten wußte. In der Art gieng es die ganze Reihe hinunter. Einer hatte die Hufe ſeines Pferdes nicht ſorgfältig geſchwärzt, jener den Sattel etwas zu weit nach hinten gelegt, und ward dafür mit dem Titel „Millionenhund“ belegt. Nach der Revue beſichtigte der Oberſt die Stuben, Ställe und übrigen Räume der Kaſerne, wobei Alle, die irgend etwas zu verantworten hatten, in nicht geringe Verlegenheiten kamen. Zu dieſen gehörte auch Doſe, welcher die Futterkammer der Batterie unter Aufſicht hatte. Ich unterſtützte ihn in dieſem Amte getreulich, führte das Buch über Abgang und Zuwachs und ſchrieb den jedesmaligen Beſtand von Hafer und Heu auf große ſchwarze Tafeln, welche zu dieſem Zweck im Lokal aufgehängt waren. Dies war ein großer Speicher, der an einen alten Thurm ſtieß. Die Kaſerne war früher ein Kloſter geweſen und beherbergte eine Unzahl von Ratten und Mäuſen, zu deren Vertilgung Doſe eine tüchtige Katze angeſchafft hatte. Zum ſelben Zwecke war auf dem Boden eine Eule, die ich eines Tags im Thurm gefangen, an einer langen dünnen Kette am Fuß befeſtigt. Die kleinen Jäger hatten auch bald unter dem Wildprete bedeutend aufgeräumt. Aber Doſe war jetzt in nicht geringer Verlegenheit, wohin er die beiden Thiere, von denen der Hauptmann nichts wußte, während der Beſichtigung flüchten ſollte. Sie auf unſere Stube zu nehmen, war nicht rathſam, denn man war nicht ſicher, wo der Oberſt anfing. Ich rieth ihm kurz und gut, ſie ruhig auf dem Boden zu laſſen: die Eule ſchlafe immer und die Katze werde ſich klugerweiſe verkriechen. Auch hatten wir keine Zeit mehr, andere Anordnungen zu treffen, denn ſchon ſchritt der Oberſt, umgeben von ſeinem Stabe, auf unſer Lokal zu: bereits hörten wir ſeine klirrenden Schritte und ſeine tiefe Stimme auf der Treppe. Doſe murmelte die Meldung, die er zu machen hatte, noch einigemal halblaut vor ſich hin: „Herr Oberſt, die Futterkammer der Batterie, Nummer — Beſtand: 118 Scheffel Hafer, 1000 Pfund Heu; täglicher Abgang 16 Scheffel, 120 Pfund Heu.“ Die Thüre öffnete ſich, der Oberſt trat ein. Doſe ging ihm entgegen und meldete ſehr gut für ſein Alter. Der Oberſt ſah ſich überall um, ſchien zufrieden mit der Anordnung der Futterhaufen, und wollte eben umkehren, als die unglückliche Eule, wahrſcheinlich durch den Glanz der Epauletten und Säbel aus dem Schlummer geſtört, von ihrer Dachſparre herabflatterte und dadurch auch die Katze beunruhigte, welche mit lautem Miauen in einen andern Winkel des Speichers ſprang. Der Oberſt ſah ſich um und ſprach: „Nu, wat is denn det für eene Ordnung, det ſich uf eenem königlichen Futterboden allerhand Ohnthier ufhält? wat is det, Unteroffizier?“ Doſe entgegnete mit banger Stimme! „Es ſind hier ſehr viele Mäuſe, Herr Oberſt, und da iſt die Katze und die Eule —“ —„Oho,“ fiel ihm T. lachend in die Rede, „um die Mäuſe zu fangen? Nu, ick muß det loben.“ Der Hauptmann, der auf einen gewaltigen Lärm gefaßt war, rührte ſich jetzt, da er ſah, wie alles ſo gut ablief, und ſprach: „Ja wohl, Herr Oberſt, ich habe dieſe Thiere einfangen laſſen, um den Speicher von den Mäuſen zu ſäubern, worauf v. T. im Herabgehen antwortete: „Det is janz jut und ick bin damit zufrieden.“ Doſe aber war es nicht, ſondern ſpuckte aus, wie wir allein waren, und ſagte zu mir: „Sehen Sie, ſo geht es in der Welt. Wie der Hauptmann ſieht, daß unſere Acquiſition der beiden Mäuſejäger wohlgefällig aufgenommen iſt, raubt er uns die Ehre der Erfindung; aber ich verſichere Ihnen, er ſoll in Zukunft etwas für die Unterhaltung derſelben bezahlen.“ Wirklich mußte ich unter das nächſte Verzeichniß über zerbrochene Beſenſtiele und Schippen ſetzen: „An Ernährungskoſten der Thiere, welche der Hauptmann einfangen laſſen, ſo und ſo viel, indem das frühere Futter dieſer nützlichen Geſchöpfe, die Mäuſe, bedeutend abgenommen.“

Seitdem der alte Oberſt in unſerer Stadt reſidirte, konnte man ſich nicht genug in Acht nehmen, um nicht auf die eine oder andere Art von ihm abgefaßt zu werden. Von Morgens früh bis Abends ſpät war er auf den Beinen und fand ſich meiſtens ein, wo man ihn am allerwenigſten erwartete. Oft ſtand er nach dem Zapfenſtreich in einem Winkel des Kaſernenhofs und beobachtete, ob viele zu ſpät hereinkamen. Er hatte ein merkwürdiges Talent, Menſchen wieder zu erkennen, und wenn er ſie nur einen Augenblick oder bei Nacht geſehen hatte. So kam eines Abends zwiſchen elf und zwölf Uhr ein Freiwilliger luſtig und guter Dinge aus einem Weinhauſe und traf an einer Ecke, wo eine Laterne brannte, auf den alten T. Ihn ſehen, umwenden und davonlaufen, war das Werk eines Augenblicks. Der Oberſt lief ihm eine Strecke nach, konnte aber den Schnellfüßigen nicht einholen. Am andern Mittag beim Appell ſah man ihn überall herumſpüren, ohne daß er den Schuldigen von geſtern Abend entdeckte, welcher zufällig wegen Schreibereien, die er für den Hauptmann zu beſorgen hatte, heute vom Dienſt diſpenſirt war. Er ließ ſich Alle, welche in den Rapporten, als zu ſpät gekommen, gemeldet waren, vorſtellen; jener war nicht darunter. Endlich trat er zu den Adjutanten, um den Parolebefehl auszugeben, wobei er ſeine Augen überall herumſchweifen ließ. Kaum hatte er einige Worte diktirt, als er plötzlich den Kreis der Offiziere durchbrach, unter die Corridors ſtürzte, welche das Gebäude umgaben, und da jenen Unglücklichen, der zufällig in Schlafrock und Pantoffeln herabgekommen war, am Zipfel des Gewandes ergriff und auf den Hof ſchleppte. Der Arme, der ſich in ſeinem Negligé zwiſchen den Offizieren in vollem Koſtüm, mit dem ängſtlichen Geſicht traurig genug ausnahm, erhielt nebſt einer langen Strafpredigt einige Tage Stuben-Arreſt und war froh, ſo gut davon zu kommen. Der Oberſt aber ſprach mit ſeiner Donnerſtimme, daß man es in dem ganzen Gebäude hörte: „Oho, mir entlooſt keener; ick kenne ſie doch alle wieder.“

Oft war er ſchon am frühen Morgen in der Kaſerne, um zu ſehen, ob Alles zu gehöriger Zeit in den Stall ging; beſonders paßte er den Offizieren auf und holte ſie nicht ſelten aus dem Bett, wenn ſie ihm gar zu lange blieben. Eines Morgens ſetzte draußen auf dem Gang der Trompeter zum Signal an, hatte aber kaum zwei Töne geblaſen, ſo brach er mit einem Mißlaut ab und ſtieß ein klägliches Geſchrei aus, welches die fluchende Stimme des Oberſten accompagnirte. Alles lief vor die Thür. Da hatte der Trompeter wieder, wie gewöhnlich, im bloßen Hemde ſein Signal blaſen wollen, war aber vom Oberſt erwiſcht und derb geſchüttelt worden; darauf hatte er ihn am Hemd ergriffen, um ihn ſo zum Wachtmeiſter zu transportiren. Es war äußerſt komiſch anzuſehen, wie der gewaltige Mann mit dem armſeligen Trompeter den Gang hinabflog: ein kleines Boot, von einem ſprühenden Dampfſchiffe ins Schlepptau genommen. Der Trompeter bekam drei Tage Mittelarreſt und blies künftig ſeine Signale im vollſtändigen Koſtüm.

4.

Die Wache. — Der Arreſt.

Die Zeit war herangekommen, wo ich meine erſte Wache thun ſollte, zu der ein Rekrut von ſeinen Kameraden mit großen Feierlichkeiten eingeweiht wird, welche hauptſächlich darin beſtehen, daß er die ganze Mannſchaft der Wache den Tag über mit Bier, Brod ꝛc. bewirthet. Er bekommt dafür auch den beſten Poſten zugetheilt. Ich fügte mich in dieſes Herkommen und ſollte dafür zum erſtenmal am Hauſe des Oberſten ſtehen, was ein ſehr gelinder Poſten ſein ſollte. Der Wachtmeiſter und mein Unteroffizier hatten mich gehörig inſtruirt. Der Oberſt wohnte in einem Hauſe, welches vor der Thüre einen kleinen Garten hatte, wo das Schilderhaus ſtand und in welchem ich auf und ab marſchiren konnte. Ich zog um drei Uhr Nachmittags auf, und der Kamerad, den ich ablöste, meldete mir, der Herr Oberſt ſei nicht zu Hauſe, was die Schildwache immer wiſſen muß. In der erſten halben Stunde gefiel mir das Wacheſtehen. Ich ſpazierte in dem Garten auf und ab, beſah mir die Blumen, ſummte ein Lied vor mich hin und bildete mir ein, ich ſei ein bedeutender Mann im Staate geworden. Bald aber fing die Zeit an mir lang zu werden; ich zählte die Knöpfe meiner Uniform, die Hühner, welche um mich herumliefen, und die Tauben auf den benachbarten Häuſern; ich maß das Gärtchen nach allen Richtungen und geſtand mir, Schildwacheſtehen ſei doch kein ſehr beneidenswerthes Loos.

Da trat die Frau Oberſtin in die Hausthür; es war eine vornehme Dame aus einem adeligen Geſchlecht. Sie ſprach zu mir mit ſehr feiner Stimme: „Kanonier, ſieh auch ein wenig nach den Hühnern, damit ſie nicht ſo auf den Blumen herumtreten.“ Das ſchien mir eine eigene Zumuthung. Ich, als Ehrenwache vor die Thür meines Chefs geſtellt, ſollte mich ſo weit herablaſſen, die Hühner zu bewachen! Dies erwägend, nahm ich meine feinſte Stellung an und entgegnete der Dame: „Frau Oberſtin, es thut mir leid, aber meine Inſtruktion beſagt nur —“ Doch weiter hörte mich die Gnädige nicht an, ſondern ging in's Haus zurück, ohne mich ferner eines Blicks zu würdigen. Ich dachte: auch gut, und machte wie früher meine Gänge, trat zuweilen an die Fenſter der Küche und wechſelte dann und wann einige Worte mit dem Kutſcher, welcher an einem derſelben ſtand und Stiefeln putzte. Endlich fragte ich ihn, ohne gerade viel dabei zu denken: „Johann, kommt der Alte bald zurück?“ Ich meinte den Oberſten; aber o Himmel! kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, als ſich über mein Haupt ein ſichtbares Gewitter, in der Perſon des Alten ſelbſt, entlud. Er lag oben im Fenſter, hatte meine Rede vernommen und brüllte herab: „Oho, wohl iſt der Ole da; wird aberſt bald herunter kommen, ihm en Bißgen den Hals zu brechen, er Millionenhund!“ Ich prallte an mein Schilderhaus, zog den Säbel feſt an die Schulter und regte mich nicht. Der Alte mußte indeſſen zur Hinterthür hereingekommen ſein. Mein Herz pochte heftig; es verging eine peinliche Viertelſtunde, noch eine, und es nahte die Zeit, wo die Ablöſung jede Minute erſcheinen konnte, und die wohl nie ein Soldat ſo ſehnlich erwartet hatte, wie ich in dieſem Augenblick. Die Uhr ſchlug fünf, da polterte es die Treppe herab und der Oberſt trat mit ſeinem großen Federbuſch aus dem Hauſe, gerade vor mich hin. Ich präſentirte ſo ſchön, wie ich es in meinem Leben nicht gemacht hatte. Er ſah mich genau an, muſterte mit finſterem Blick meinen Anzug, und weil er bemerkte, daß Alles in der beſten Ordnung war, legte ſich ſein Zorn etwas; er ſagte blos: „Och ſo'n Freiwilliger, ſo'n Windbeutel! Ja, ja, die Hühner fortjagen, det is den jungen Herren zu viel, aberſt uf'm Poſten zu ſprechen, zu fragen, ob der Ole bald kommt, det können ſe. Na ik bedanke mir für die jütige Erkundigung, will ſie mir aberſt in Zukunft verbeten haben.“ Damit ging er und mir rollte ein Stein vom Herzen. So war ich denn zum zweitenmal ſeinem Zorne entronnen: aber das Schickſal wollte, daß ich nach einigen Tagen wieder mit ihm zuſammengerieth, wo es mir nicht ſo gut erging.

Es war uns Freiwilligen ſehr unangenehm, daß wir unſere eigenen feinen Uniformen nicht mehr offen tragen und darunter eine propere weiße Weſte zeigen durften, auch immer mit dem ſchweren Dienſtſäbel gehen ſollten, ſtatt des eigenen leichten mit der ſchön lakirten Kuppel, wie ihn die Offiziere trugen. An einem unvergeßlichen Sonntage berieth ich mich mit einigen Andern, ob wir es nicht wieder einmal wagen ſollten, uns im vollen Glanz aller dieſer verbotenen Gegenſtände, wozu noch die ſehr ſtreng verpönte hohe Halsbinde kam, welche aber zu einem feinen Anzuge gehörte, in der Stadt ſehen zu laſſen. Es wurde viel dafür und dagegen geſprochen. Einer meinte, man könnte ja ſorgfältig umherſpähen und bei der geringſten Gefahr rechts und links davon laufen. Ein anderer rieth, man ſollte ſich bis vor die Stadt durch entlegene Gäßchen ſchleichen, welcher letztere Vorſchlag als der beſte angenommen wurde. So zogen wir Nachmittags aus der Kaſerne, auf's beſte geſchmückt, jeder hatte ein unerlaubtes Kleidungsſtück angezogen, der eine ſchwarze Beinkleider, ein anderer eine feine Kuppel, ein dritter eine ungeheuer hohe Halsbinde mit ſtarrendem Kragen, ich trug das Collet aufgeknöpft und eine weiße Weſte darunter. So wandelten wir mit ziemlicher Angſt durch einige Straßen, ſcharf um uns herſpähend; doch plötzlich blieb der Erſte ſtehen und brach in den Schreckensruf aus: „Da kommt der Oberſt!“ Verſchwunden waren alle die ſchönen Vorſätze, ihm zu entfliehen. Wir ſtanden beim Anblick ſeines wackelnden Federbuſches feſtgebannt, wie der Wanderer, wenn er eine giftige Schlange ſieht, und machten Front. Ich verſuchte, eilig mein Collet zuzuknöpfen; der mit der Halsbinde ſtand gerade an der Seite, woher der Oberſt kam, und war ſo der erſten Anſicht bloßgeſtellt! er hatte jedoch die Geiſtesgegenwart und eben noch ſo viel Zeit, die Binde an der Seite des Halſes, welche zuerſt geſehen wurde, hinein zu ſtopfen, was im Gegenſatz zur andern, wo ſie himmelhoch emporragte, höchſt ſonderbar ausſah. Wir ſtanden, der Oberſt kam heran, bemerkte anfänglich nicht das Dienſtwidrige unſeres Anzugs, denn er ſagte: „Nu, die jungen Menſchen ſehen recht flott aus, ik liebe det.“ Einer meiner Kameraden hat mir ſpäter geſtanden, er habe in dieſem Augenblick gebetet: „Lieber Gott, laß den Oberſt an uns vorübergehen;“ aber er ging nicht vorüber, ſondern mit einem Male lagerte ſich ein finſterer Ernſt auf ſeinen Zügen; die Ader auf ſeiner Stirne ſchwoll; er bemerkte den ſtehen gebliebenen Theil jener Halsbinde und zog ihn noch höher, dem Unglücklichen beinahe bis über die Ohren.

„Oho, wat is denn det, Millionenhund!“ ſchrie der Oberſt, „und Ihm,“ er wandte ſich zu mir, „Ihm guckt ja das Hemd aus der Hoſe!“ Ich ſchaute erſchrocken hinunter. O weh! in der Eile hatte ich das Collet ſchief zugeknöpft und die weiße Weſte lugte verrätheriſch hervor. — „Nun,“ fuhr der Oberſt fort, „iſt et nicht das Hemd? nich?“ — „Nein, Herr Oberſt,“ ſtotterte ich, „meine Weſte!“ — „So? eene Weſte? Nu, ik will euch beweſten! Und der da trägt eene dienſtwidrige ſchwarze Hoſe! Ihr ſeid mir ein ſchönes Corps! Und der vierte der nobeln Geſellſchaft trägt eene Kuppel, wie ſie ſein Oberſt nicht trägt. Marſch in die Kaſerne! Ik will euch dahin begleiten!“

Wir mußten gehorchen und er führte uns zum Wachtmeiſter, der nicht wenig über dieſen Aufzug erſtaunt war. Die ganze Kaſerne gerieth in Aufruhr, Alles ſah zu den Fenſtern heraus, wie wir ankamen; denn der Oberſt fluchte in Einem fort über den Hof die Treppe hinauf. Er machte kurzen Prozeß; wir erhielten wegen dienſtwidrigen Anzugs vier-und-zwanzig Stunden Mittelarreſt, welche Strafe, da es Sonntag war, gleich an uns vollzogen wurde. Der Wachtmeiſter ſchrieb einen Zettel an die Verwaltung des Arreſtlokals, worauf unſere Namen prangten und der uns einen freundlichen Empfang ſicherte. Wir mußten unſere ſchlechteſten Kleider anziehen und ein Stück Brod, zwei Pfund ſchwer, welches für einen Tag reichte, unter den Arm nehmen. Es iſt das einzige Nahrungsmittel, das nebſt Waſſer dort genoſſen wird.

Arreſt! Militärarreſt! O es iſt etwas Fürchterliches! Hat ein edler Menſch an einem Tage kein gutes Werk gethan, ſo denkt er, der war verloren in meiner Lebenszeit; aber er hat ihn doch verlebt dieſen Tag in Luft und Sonnenſchein. Spricht ein Spitzbube am Abend, während er eine harte Brodrinde mit Mondſchein genießt: „Auch wieder unnütze vierundzwanzig Stunden mitgemacht, nichts profitirt!“ ſchweig, Elender! du haſt doch den blauen Himmel geſehen, dich an der milden Luft erfreut! konnteſt dich in Gras und Blumen legen und von vergangenen beſſeren Dingen träumen! Kommt der Kettengefangene nach Hauſe und wirft ſich ſeufzend auf die harte Pritſche, ſo murmelt er: „Habe wieder ein neues Tagewerk in den Abgrund geſchleudert, der meine ganze Lebenszeit verſchlungen hat!“ Aber haſt du nicht Menſchen geſehen? Hat nicht das Licht der Sonne deine Ketten vergoldet! Haben ſich nicht tauſend Gegenſtände, die dich bei der Arbeit umgaben, an die Laſt deiner Stunden gehängt! ſie vom Zeitrade raſch abwickelnd. Aber der Tag, den ich im Militärarreſt verbringe, iſt todt und ſchwarz, ich habe ihn nicht verlebt; er iſt eine Lücke in meinem Leben! —

In mehreren Thurmgewölben, welche über einander liegen, ſind hölzerne Käfige gebaut, in jedem ſechs bis acht, drei Fuß breit, fünf lang und vielleicht acht Fuß hoch. Ueber der Thür, welche nach Art der Menageriekäſten mit zwei Riegeln verſchloſſen wird, iſt ein vergittertes Luftloch von einem Fuß im Quadrat. Die Thüre des Kaſtens iſt jedoch ſo angebracht, daß ſie von den Fenſtern des Gewölbes abgekehrt iſt, daher jene Oeffnung faſt gar kein Licht giebt. Das Mobiliar beſteht aus der Pritſche, einem Brett, welches beinahe den ganzen Raum einnimmt und an der einen Seite feſtgemacht iſt, ferner aus einem Waſſerkrug und einem Eimer. Das iſt der Mittelarreſt. Die leichteſte Sorte iſt der gelinde Arreſt, wobei der Gefangene ſtatt der Pritſche einen Strohſack hat und täglich warmes Eſſen bekommt. Dieſen Arreſt haben auch diejenigen Soldaten, welche eines Verbrechens halber in Unterſuchung ſitzen, wodurch für den, der blos wegen eines leichten Vergehens hieher gebracht wird, viel Unannehmliches entſteht. Es iſt mir vorgekommen, daß ich in dieſem gelinden Arreſt mit Dieben, einmal ſogar mit einem Mörder zuſammenſaß. Der ſtrenge Arreſt endlich iſt ein Lokal, in welches kein Strahl des Tageslichtes fällt, das weder Pritſche noch Strohſack hat, wo alſo der Gefangene auf dem Fußboden ſchlafen muß. Er wird meiſtens durch kriegsgerichtliches Erkenntniß ertheilt, für ſchwere Vergehen in Portionen von drei Tagen bis ſechs Wochen. Ich habe nie die

Ehre gehabt, perſönliche Bekanntſchaft damit zu machen. Ferner befinden ſich in einem Militärgefängniſſe noch einige Kammern, deren Wände und Fußboden mit ſcharfkantigen Hölzern beſetzt ſind, die ſogenannten Latten. Sie werden indeſſen nicht mehr gebraucht, höchſtens in ganz ſeltenen Fällen, wenn z. B. einer der Kettengefangenen ſich Widerſetzlichkeiten gegen ſeine Wachen erlaubt.

Unſer Militärgefängniß wurde, wie ſchon früher bemerkt, Nummer 7½ genannt und ſtand unter Aufſicht eines alten Invaliden von der Infanterie, der ſich Herr Inſpektor ſchimpfen ließ. Wir nannten ihn im gewöhnlichen Leben den Onkel; auch hatte man ihm den Titel Rattenkönig gegeben, wegen der Maſſe dieſer Thierchen, welche mit den Soldaten in Nummer 7½ unter ſeinem Kommando ſtanden. Dieſer Rattenkönig war ein alter, mürriſcher Kerl. Die kleine gebrechliche Figur mit einem Geſicht, welches ſtets ein boshaft lächelnder Zug markirte, war in einen blauen Invalidenrock gehüllt; auf dem Kopf trug er eine weiße Nachtmütze, welche bei ſeiner Gewohnheit, im Sprechen mit dem Kopf zu nicken, beſtändig vornüber wankte. Dazu huſtete er beim dritten Wort und es war ſeine Seelenluſt, wenn einer von uns Freiwilligen ſeinen Arreſt benutzte. Bei unſerer Ankunft lächelte er bedeutend und ſagte: „Hä, neue Namen, neue Namen! hä — ſoll euch bei mir gefallen! — Ich will euch in den Thurm ſetzen, wo die Eulen pfeifen, in die Spitze unter das Dach; da iſt viel friſche Luft! hä, hä!" Er unterſuchte, ob wir keine verbotenen Gegenſtände, als Branntwein, Butter oder dergleichen Lebensmittel bei uns trugen, und brachte uns darauf in eines der Gewölbe, wovon ich oben ſprach, öffnete die Kaſten und hieß uns eintreten. Beim Anblick des Lokals konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: „In dieſes Hundeloch!" Dies nahm er aber ſehr übel und entgegnete zornig: „Hä hä! der Grünſnabel! der Grünſnabel! will es beſſer haben, als andere ehrliche Menſchen! Nur hinein! nur hinein!" Ich gehorchte und die Riegel wurden vorgeſchoben.

Es war ungefähr fünf Uhr. Die Zeit ſchlich entſetzlich langſam; von einer Viertelſtunde zur andern, welche ich alle deutlich ſchlagen hörte, deuchte mir eine Ewigkeit. Ich ging in meinem Käfig herum; mit zwei Schritten war ich von einem Ende zum andern, und ich habe dieſen Raum wenigſtens tauſendmal gemeſſen. Wie gern hätte ich jetzt die Hühner der Frau Oberſtin bewacht! Zuweilen nahm ich mein Brod zur Hand, dann ſetzte ich mich auf die Pritſche, trank Waſſer, ſtand wieder auf. Horch, die Uhr ſchlägt! Erſt wieder ein Viertel! Ich verſuchte zu ſchlafen, aber die Glieder ſchmerzten mich ſchon nach den erſten Minuten auf dem harten Holze, kurz, ich langweilte mich entſetzlich. Doch ſo lange der Tag dauerte, ging es noch an; denn obgleich es in dem Kaſten ſo dunkel war, daß man die Farbe der Kleidungsſtücke nicht unterſcheiden konnte, ſo hatte man doch einen Schimmer von Licht, und es war allenfalls möglich, in dem Gefängniſſe auf und ab zu gehen, ohne ſich den Kopf zu zerſtoßen. Auch hörte man zuweilen von der Straße her ein dumpfes Gemurmel, Sprechen, Lachen der Vorübergehenden, das Kommando der Wache, wenn ſie ablöſte, lauter Kleinigkeiten, welche indeſſen die Zeit doch etwas tödteten. Doch wie ſich die Nacht herabſenkte, es immer dunkler, endlich ſtockfinſter ward, als der Lärm auf den Straßen ſchwieg und rings Todtenſtille herrſchte, da wurde es rein unerträglich. Obendrein war es ziemlich kühl; ich lief auf und ab, wie der Bär in der Menagerie, eben ſo brummend, wobei ich die Arme vor mich hielt, um zu fühlen, wann ich an die Wand kam. Ich dachte an meine Sünden, und daß ein hübſches junges Mädchen in dieſem Augenblicke bei jedem Geräuſch an ihrer Thür den Schirm der Lampe, bei der ſie ſaß, emporhob und mich zu hören glaubte. Ihr zu Liebe hatte ich mich geputzt und dafür meine Wohnung in Nummer 7½ erhalten. — Ich machte es, wie Jean Paul anräth, wenn man nicht ſchlafen kann, ich zählte bis in die hunderttauſend; ich conjugirte unregelmäßige Zeitwörter, bis ich ganz verwirrt ward. Meine Phantaſie forcirend, begann ich den Kerker mit verſchiedenen Bequemlichkeiten auszumalen: eine Lampe, welche von der Decke hing, beleuchtete mit zauberiſchem Licht ein kleines Tiſchchen, worauf einige Flaſchen Wein und Beefſteaks ſtanden, an die Stelle der Pritſche dachte ich mir ein ſchwellendes Ruhebett, auf welches gelagert ich dieſe Herrlichkeiten genoß. Aber ein Biß in mein ſchwarzes Brod entzauberte mich; ich ſaß auf dem Brette und die Dunkelheit gaukelte vor mir her in ſeltſamen Geſtalten.

Auf einmal raſſelte die Trommel vor der Wache; an entfernten Punkten der Stadt hörte man Zapfenſtreich blaſen; alſo neun Uhr, und ſo hatte ich denn noch acht volle Stunden zu genießen, ehe der Tag kam. Ich machte Anſtalten zum Schlafen, legte mir ein zuſammengewickeltes Taſchentuch unter den Kopf, kauerte auf der Pritſche wie ein Igel zuſammen, und deckte mein Collet, welches ich ausgezogen hatte, über Bruſt und Arme, weil es ſo mehr wärmt. Nach vielmaligem Umändern meiner Lage ſchlief ich endlich ein und träumte ſchrecklich. Ich machte ein ganzes Heldenleben durch, ich kämpfte mit Rieſen, fiel in tiefe Abgründe, wo ich Schlangen, wilde Thiere und Geſpenſter erwürgte. Plötzlich fahre ich aus dem Schlafe auf, beſinne mich. Gott ſei Dank! nach dem, was ich im Traume Alles gethan, muß ich lange geſchlafen haben; in kurzer Zeit wird mir ein ſchönes Morgenroth tagen. Neben mir höre ich etwas plätſchern: ein Mäuslein iſt in meinen Waſſerkrug gefallen; ich befreite es von dem gewiſſen Tode, wofür es mich in den Finger beißt. In ſtiller Ergebung ſetze ich mich auf die Pritſche, bewege meine Glieder, die vom langen Liegen ganz ſteif geworden ſind, und harre geduldig; bis eine Uhr ſchlagen wird, damit ich erfahre, ob bald der Morgen kommt. Horch! eins, zwei, drei, vier — es ſind Viertel; und welche Stunde? — eins, zwei — ſchon zwei Uhr? — drei — das iſt ſchön! — vier — nun, Gott ſei Dank! — fünf — ich ſpringe auf — ſechs — unmöglich! da müßte es heller ſein! — ſieben — o weh! ſollte es erſt zwölf Uhr ſein! — acht — neun — zehn — Ich ſinke entſetzt zurück. Zehn Uhr! gerechter Himmel! erſt zehn Uhr! iſt es möglich? ich habe nur eine einzige Stunde geſchlafen? Aber es war nicht anders; eine Uhr ſchlug nach der andern — alle nur zehn.

Ich wiederholte jetzt das Manöver mit dem Zudecken und Zuſammenkriechen, wie früher, wünſchte mir die Haut des gehörnten Siegfrieds, ſeufzte viel und ſchlief am Ende wieder ein. Ich träumte dies und das; mehrmals wäre ich beinahe in einen reißenden Strom geſtürzt, denn ich fühlte im Halbſchlummer ſtets, wenn ich durch eine Bewegung im Schlaf in Gefahr war, von der Pritſche zu fallen, und klammerte mich dann an das Holz feſt. Auf einmal aber wurde mein Traum düſter, unheimlich; ich war nicht mehr der luſtige Freiwillige, den eine weiße Weſte in den Kerker gebracht, nein! mein Athem konnte kaum die Bruſt erheben, ſo ſchwer drückte ein Mord darauf: ich war ein Mörder, und dies meine letzte Nacht. Schon dämmerte der Morgen, ſchon klirrten die Gewehre der Wachen, welche mich zum Tode führen ſollten. Die Riegel an meiner Thür raſſelten zurück — ich fuhr wirklich empor, durch eine plötzliche Helle erweckt, die mir ſcharf und ſchmerzend in die Augen drang. Die Thüre meines Kaſtens war geöffnet, vor derſelben ſtand die Wache, an ihre Flinten gelehnt und der Inſpektor Rattenkönig trat herein. Er krähte: „Grünſnabel — hä! — will er aufſtehen, der Grünſnabel!“ — „Was ſoll's?“ — entgegnete ich heftig, „laßt mich ſchlafen!“ — „Ei ſieh doch! hä —“ ſprach jener, „ich bin der Herr Inſpektor und unterſuche die Lokale, ob auch Alles in gehöriger Ordnung iſt — hä. — So, mein Söhnchen, das Collet ausgezogen? — Darf das ſein? Hätte wohl Luſt, den Grünſnabel der Kommandantur zu melden, und die Kommandantur ſpaßt nicht — hä — giebt drei Tage Mittelarreſt, daß die Seele pfeift! Gleich das Collet anziehen! — Und hat auch auf die Erde geſpuckt, der Grünſnabel! — hä — Wozu iſt der Eimer da?“ — Damit lief er ſo ſchnell hinaus, als ſeine alten Beine erlaubten, ſchob die Riegel vor, und ich ſaß wieder im Dunkeln. — Heute, wo ich dies ſchreibe, iſt der Rattenkönig todt, und jetzt wäre es mir noch weit unheimlicher, dort im Arreſt zu ſitzen. Ich fürchte, er geht um und ſchleicht in der Mitternacht hüſtelnd längs aller Käfige, im alten Invalidenrock, mit der weißen Nachtmütze über dem vertrockneten Geſicht.

Die Nacht ging zu Ende, wie Alles in der Welt zu Ende geht. Aus einem neuen Halbſchlummer, in den ich geſunken, erweckte mich das Lärmen der Reveille auf allen Punkten der Stadt. Nie habe ich einen Morgen mit größerer Freude begrüßt. Um ſechs Uhr wurden unſere Käfige durch den Onkel geöffnet, und wir durften, von Wachen umgeben, in einem kleinen vergitterten Hofe eine Viertelſtunde lang friſche Luft ſchöpfen. Die Geſellſchaft, welche ſich hier aus allen drei Stockwerken des Thurms zuſammenfand, glich, mich eingerechnet, eher einer Bande Wegelagerer, Ueberbleibſeln eines langwierigen Krieges, als friedlichen Soldaten einer wohlgeordneten Macht, welche eine kleine Unregelmäßigkeit, höchſtens ein dummer Streich an dieſem Orte des Grauens verſammelt. Infanteriſten, Dragoner, Artilleriſten, Pioniere bewegten ſich in der alten, durch die Leiden eines mehrtägigen Arreſtes noch defecter gewordenen Uniform durch einander; die Beinkleider ohne Träger hiengen der Bequemlichkeit halber herunter und zeigten ein gelbes Hemd mit unzähligen kleinen Blutflecken. Von Natur friſche Geſichter ſchimmerten, da ſie während des Arreſtes ſelten gewaſchen wurden, in's Dunkelgraue, die Haare flatterten verwildert um den Kopf, eben ſo der Bart, denn Kamm und Scheermeſſer ſind verpönte Gegenſtände. Während dieſer Morgenaſſemblee ſchienen aber die Leiden der vergangenen Nacht rein vergeſſen. Da wurde geſcherzt und gelacht; Bekannte trafen ſich und erzählten einander, was ſie hierher gebracht, wobei ſich auswies, daß ſie alle gleich unſchuldig waren. Die Waſſerkrüge wurden neu gefüllt, und als nach Ablauf der beſtimmten Zeit der Onkel mit einem bedeutenden Winke in den Hof trat, folgten ihm Alle und zogen ſich in ihre Kabinette zurück.

Von jetzt an verging mir die Zeit viel geſchwinder. Ich war ja auf dem Berge und wandelte dem Thale der Erlöſung entgegen. Endlich kam die Stunde der Befreiung: der Inſpektor trat in unſer Gewölbe, rief uns mit Namen auf und öffnete die Thüren unſerer Käfige. Ha, mit welcher Wolluſt ſchlürfte ich die milde Luft des ſchönen Frühlingstages ein! und ganz ohne Schranken wäre meine Luſt geweſen, hätte uns der Rattenkönig nicht ein finſteres Geſpenſt auf den Weg gegeben, mit den höhniſchen Worten: „Hä! hä! werde hoffentlich das Vergnügen baldigſt wieder haben, Sie zu bewirthen!“

Mit meiner Ausbildung ging es indeſſen raſch vorwärts. Mein geſchmeidiger Körper lernte beſonders das Reiten und Voltigiren mit Leichtigkeit. Ich ſprang ſogar von hinten über den Mantelſack in den Sattel und gewann mir dadurch ſo ziemlich die Gunſt meines Kapitäns. Mein Unteroffizier betrachtete meine Evolutionen und Exercitien mit freudeſtrahlendem Geſicht. Offiziere wie Kameraden nannten mich wegen meiner kleinen Figur und der zuweilen ſehr kindiſchen Streiche, die ich machte, nur „das Kind“. Mein Muthwille war, wenn auch nicht ſtadt-, doch batteriekundig, und wenn irgendwo eine Neckerei vorgefallen war, ſo pflegte mein Freund, der Lieutenant L., ſeinen Schnurrbart zu zupfen und zu ſprechen: „Na, da wird wieder das Kind die Hand im Spiel gehabt haben!“ Nachdem ich ſo ſechs Monate gedient, geſchah das Außerordentliche, daß ich, obgleich noch nicht ſiebzehn Jahre alt, zum Bombardierexamen zugelaſſen wurde. Der Bombardier iſt die unterſte Charge in der Artillerie. Er hat Unteroffiziersrang in der Armee, und ihm liegt im Felddienſt und im Kriege das Richten des Geſchützes ob. Er muß leſen, ſchreiben, die vier Species rechnen können, etwas Mathematik verſtehen, muß bei allen Arten von Geſchütz exerciren, Munition anfertigen, ſchadhafte Lafetten ꝛc. herſtellen können, ferner wiſſen, wie man ein Pferd beſchlägt, beſonders aber ſich ſtets ordentlich betragen haben. Noch vier andere wurden mit mir zu gleicher Zeit examinirt. Wir beſtanden Alle ziemlich gut und wurden einige Wochen darauf zu Bombardieren ernannt, bei welchem Akt der Oberſt v. T.

mir die Geſchichte mit der weißen Weſte noch einmal vorhielt. Wir bekamen das Zeichen unſeres Ranges, eine goldene Treſſe an jeden Aermelaufſchlag genäht. Ich werde des glorreichen Tages ſtets gedenken, wo ich als Chargirter zum erſtenmale auf der Straße ging und beſtändig meinen Arm in die Höhe hob, damit jeder gleich ſehen könne, ich ſei etwas geworden. Ich fühlte mich nicht wenig, als einige Kavalleriſten bei mir vorbeigingen und mich vorſchriftsmäßig grüßten; ich fieng wirklich an, etwas zu werden, denn wer's erſt zum Bombardier hat gebracht, ſteht auf der Leiter zur höchſten Macht.

Da mit meinem Avancement meine militäriſche Ausbildung nun beendigt war, ſo ſchließt hiemit ein wichtiger Abſchnitt meines Militärlebens. Es war unterdeſſen Sommer geworden und die Zeit rückte heran, wo wir die jährlichen Schießübungen begannen, zu welchem Zweck ſich die ganze Brigade auf einer großen Heide bei W. verſammelte, welches ungefähr zehn Stunden von unſerem Garniſonsorte lag, und auf den Dörfern um die Stadt Cantonirungsquartiere bezog. Die Protzen wurden mit ſcharfer Munition bepackt, die Geſchütze kriegsmäßig beladen, und an einem ſchönen Morgen rückte die ganze Batterie aus, der Oberſt v. T. an unſerer Spitze, der ſehr gut gelaunt war, wie meiſtens, wenn es zu Feldübungen ging. Kaum hatten wir die Stadt im Rücken, ſo erlaubte er, daß geſungen wurde. Wir ſetzten uns in den Sätteln bequem, ließen dem Pferd die Zügel, lüfteten den Tſchako und begannen unſer Leiblied:

Wie ziehen wir ſo fröhlich
Mit Sang und Klang hinaus!
Beſchirmet iſt ja immer
Des Artilleriſten Haus.
Es ſchreckt uns nicht
Des Feindes Uebermacht,
Wir führen ja den Donner
Der heißen Schlacht.

5.

Marſch und Einquartierungs-Leiden.

Aber nicht den ganzen Tag wurde ſo geſungen und gelacht. Es war im Juli, und die Hufe unſerer Pferde wirbelten dicke Staubwolken von dem durch die glühende Sonne ausgedörrten Boden empor. Unſere roth verbrannten Geſichter gingen allmählich in die Farbe der Chauſſee über, einem gelblichen Weiß, das auch Kollet, Waffen und Pferde überzogen hatte. Der Mund wurde trocken und die Stimme, wie Doſe richtig bemerkte, ſehr roſtig. Man rückte ſeinen Tſchako bald vom rechten Ohr auf's linke, und ſuchte ſich vor dem Drucke dieſes bei uns ſo unendlich ſchweren Meubels, bald durch ein untergelegtes Sacktuch, bald durch die loſer geſchnallten Schuppenketten, einige Erleichterung zu verſchaffen. Hie und da machte einer eine vergebliche Anſtrengung, aus der geleerten Feldflaſche noch einige Tropfen zu ziehen; aber umſonſt, denn die Kraft ihrer Lenden war verſiegt, ein Wort, deſſen Wahrheit auch heute Morgen der Oberſt v. T. oder vielmehr deſſen Reitknecht ſehr ſchwer empfand; denn obgleich dieſer eine unmenſchliche große Korbflaſche voll Rum zur Tränkung ſeines Chefs mitgenommen hatte, ſo war ſie doch ſchon um 10 Uhr geleert und an den ſonderbar ängſtlichen Blicken, womit der Burſche jedesmal das Gefäß aus den Händen ſeines Oberſts zurücknahm und gegen die Sonne hielt, um den Inhalt überſchauen zu können, hatte ich bemerkt, daß der Durſt des Herrn mit den Ideen des Dieners über denſelben nicht im Einklang ſtand. Aus dieſem Mißverſtändniß entwickelte ſich ein gräuliches Donnerwetter, das dem armen Burſchen ſo gegen zehn Uhr heute Morgen auf den Tſchako gefahren kam. Da hatte der

Oberſt, nicht ahnend, daß der Vorrath zu Ende ſei, die Hand rückwärts gehalten und geſagt: „Friedrich, gib mir die Flaſch, ik will 'mal enen nehmen.“ Und als der Friedrich die Flaſche nicht gab, ſondern nur einige verlegene Worte ſtotterte, ſahen wir, wie das Geſicht unſeres Chefs erſt röthlich wurde und dann, als der Burſche ſich ein Herz faßte, und ihm eröffnete, die Flaſche ſei leer, in's dunkelblaue überging. Er warf ſein Pferd herum, und während er dem Friedrich durch einen gewaltigen Schlag den Tſchako bis über die Ohren in den Kopf drückte, hielt er ihm eine lange Rede, deren Grundtext ungefähr die Worte waren: „Wie ik ſehe, du Millionenhund, biſt du ein ſchlechter Kerl, der ſeinen Chef zu Grunde richten will;“ worin er eine Einladung auf einen vierzehntägigen Arreſt ſehr gut zu verflechten wußte. Mir that wirklich der arme Oberſt mit ſeinem Durſt leid, und da ich Anſtands halber auch eine Flaſche voll Liqueur an meinen Sattelknopf gehängt hatte, aus der ich jedoch nicht trank, da mir aller Schnaps von jeher widerſtanden, ſo hätte ich gern dem Alten meinen ganzen Vorrath überlaſſen; doch wäre es allem Reſpekt zuwider geweſen, wenn ich mich meinem Chef genähert und ihm die Flaſche angeboten hätte. Ich dachte in meiner Unſchuld, ich brauchte ihn nur darauf aufmerkſam zu machen und er würde mich ſchon ſelbſt darum bitten. Dieß glaubte ich ſehr klug angefangen zu haben, indem ich die Flaſche in die Hände nahm und mich ſtellte, als tränke ich daraus, und ſie recht nahe dem Auge des Oberſten, der zufällig nicht weit von mir ritt, im Sonnenglanze ſpielen ließ. Auch konnte ich dabei nicht unterlaſſen, zu ihm hinzuſchielen, begegnete aber einem Blicke, der mir nichts weniger als freundſchaftlich oder wohlwollend vorkam. Mir ſchien, als habe er alle meine Manipulationen bemerkt, aber wie ich ſpäter mit Schrecken einſah, ganz anders ausgelegt, als ich ſie in meiner Gutmüthigkeit erdacht hatte. Auch Doſe, der, wo er konnte, mein Schutzgeiſt war, hatte bemerkt, daß mir der Alte ſpähende, zornige Blicke zuwarf, und flüſterte mir zu: „Er hat was auf Sie: entweder fangen

Sie gleich ſein Leiblied an zu ſingen, wiſſen Sie das, wo der eine Vers anfängt:

Da ſprachen die Herren Hausknechte ꝛc.

oder drücken Sie ſich ſachte hinter mich, daß ich neben ihn komme; ich will ihn ſchon anlaufen laſſen.“ Ungeachtet ich im Augenblick nicht wußte, was ich dem Oberſt gethan haben konnte, wollte ich doch dieſen zweiten Vorſchlag befolgen, und ſuchte mein Pferd langſam zurückzuhalten. Aber da kam ich ſchön an: v. T. hatte alle meine Bewegungen beobachtet, und kaum hatte ich eine kurze Bewegung halb links ausgeführt, ſo donnerte er mich an: „Nu, nu, wo will denn der Herr Bombardier hin? Hoho, hoho! ik habe ſchon die Unordnung an det Sattelzeug bemerkt. Sehen Se mal, Herr Hauptmann Feind, iſt der Mann wohl heute Morgen von ſeinem Unteroffizier revidirt worden? He! Nein, ſag' ich Ihnen! Da ſehen Se die Mantelſchnallen, die ſitzen nicht mal in einer Linie. Der ganze Menſch iſt in einer gewaltigen Confuſion — Abgeſeſſen — Ik will ihm lehren ordentlich ſatteln. Der junge Herr laufen bis in's Quartier zu Fuß. Ja, dem alten Oberſt entgeht niſcht!“ Während er nach dieſer Predigt in ein höhniſches Gelächter ausbrach, ſtieg ich doch ruhig und mit dem vergnügteſten Geſichte von der Welt von meinem Roſſe, obgleich es eben kein angenehmes Manöver war, mit der ſchweren Reithoſe und dem langen Säbel in dem Staub herum zu ſpringen, daß ich eine dicke, weiße Wolke aufrührte, worin ich wie die Engel auf einem Raphaelſchen Gemälde ausſah. Auch nahm ich mir erſt die Zeit, meine Feldflaſche vom Sattel zu nehmen, um mit vielſagendem Blick auf den Alten einen tüchtigen Schluck gegen mein Gefühl daraus zu thun, und es war mir nun klar geworden, er hatte geglaubt, ich wolle ihn nach dem Vorfall mit dem Bedienten mit meiner gefüllten Flaſche nur zum Beſten haben. Das war mir gewiß nicht eingefallen, und es that mir in meiner Seele weh, ſo verkannt zu werden. Meine Fußreiſe dauerte übrigens nicht ſehr lange, denn ſchon nach einer Viertelſtunde ſahen wir das Städtchen M. vor uns liegen.

Bei einer Windmühle, nicht weit von dem Städtchen, wurde Halt gemacht und die Quartiermeiſter erſchienen, um den verſchiedenen Batterien die Nachtquartiere anzuweiſen. Die unſrige, ſowie alle reitenden, wurden in die benachbarten Dörfer vertheilt; nur ich, der ich in dieſem Augenblicke das Glück hatte, beim Regimentsſchreiber einige Schreiberdienſte zu verrichten, wurde, da er mich zu dieſem Zweck um ſich haben wollte, zum Stab in die Stadt gelegt. Als der Park arrangirt und die Batterie aus einander in die Quartiere gezogen war, blieb der Oberſt mit ſeinen Adjutanten und den Wachtmeiſtern zurück, um den Befehl für den folgenden Tag auszugeben. Ich durfte auch nicht fort; doch zog ich mich von dem Geſtrengen in einige Entfernung zurück, mußte mich ihm jedoch bald wieder nähern; denn er ſtieg von ſeinem Pferde, und rief, ſich rings umſehend: „Nu, wer hält denn ſo egentlich meinen Gaul?“ Sein Reitknecht war mit dem Gepäck ſchon zur Stadt gezogen, und da außer den Offizieren ſonſt Niemand in der Nähe war, ſo mußte ich, ich mochte wollen oder nicht, herbei und ihm ſein Pferd halten. Wohlweislich hatte ich an dem meinigen die Sattelſchnallen gleich bei der Ankunft wie nach der Schnur geordnet und nicht umſonſt; denn ſobald er mir ſeinen Zügel in die Hand gegeben, gieng er rings um mich herum, und bemerkte gleich, daß ich meine Schnallen gerichtet hatte. Sein Geſicht nahm einen wohlwollenden Ausdruck an und er ſagte: „Nu, nu, wenn man nur ſeinen Fehler retouchirt, det liebe ich.“ Dies machte mir Muth, ihm, als er einen Augenblick darauf einen Bürger fragte, ob nicht in der Nähe ein gutes Wirthshaus ſei, aus dem man einigen Rum könne holen laſſen, nochmals, jetzt aber mit deutlichen Worten, meine Flaſche anzubieten. Er ſah mich überraſcht an, und als ich ihm kurz hinzuſetzte: ſchon früher habe ich ihm, da ſein Vorrath ausgegangen ſei, den meinigen anbieten wollen, es jedoch nicht gewagt, da ſchien aus dem rothen Meere ſeines Geſichts eine gelinde Rührung aufzutauchen, und es war mir ſehr erfreulich, daß er durch den Inhalt der Flaſche, den er alsbald ergründete, meine guten Geſinnungen für ihn ebenfalls ergründen konnte. Ich glaube, wir ſchieden als die beſten Freunde, denn indem er mir die Flaſche zurückgab, ſagte er: „Ik bin ſein wohlwollender Oberſt!“ und das wollte viel heißen.

Auf meinem Quartierbillet ſtand: Straße: Mühlenſtraße, Haus: Nr. 18. Herr Kaufmann N. N. bekommt einen Mann und ein Pferd einen Tag lang mit oder ohne Verpflegung; das ohne war aber ausgeſtrichen, wonach ich verpflegt werden mußte. Doch hatte mir mein guter Doſe allerhand nicht ſehr erbauliche Geſchichten von dieſen Verpflegungen erzählt, mich auch, nachdem er mir eine Maſſe Verhaltungsregeln gegeben, mit ſichtbarer Rührung entlaſſen und geſagt: „Sakrement, wenn der verfluchte Schmierer nicht wäre“, — damit meinte er den Regimentsſchreiber — „ſo hätte ich Ihnen ein gutes Quartier verſchafft; jetzt müſſen Sie aber für ſich ſelbſt ſorgen. Beißen Sie ſich nur gehörig mit den Bürgern herum; freiwillig geben ſie nichts Gutes.“ Vor Allem hatte er mir eingeſchärft, ich ſolle mich nur ja nicht aus dem Hauſe, auf welches mein Billet laute, unter dem Vorwande, man habe keinen Platz, in ein anderes Quartier legen laſſen, wo mehrere Soldaten wären; denn da käme man zu Leuten, die für die fünf Silbergroſchen, die per Mann täglich bezahlt würden, von andern Bürgern, denen die Einquartierung eine Laſt ſei, ſie übernähmen. Sie wollten dann an dieſen fünf Silbergroſchen wenigſtens viere verdienen und wie eine Verpflegung zu einem Silbergroſchen ausfallen müſſe, könne ich mir denken. Mit dieſen guten Lehren im Herzen hatte ich den feſten Vorſatz gefaßt, auf jeden Fall in mein Quartier, Mühlenſtraße Nr. 18, zu dringen, und wenn man vor die Hausthüre einen ganzen Berg von Vorſtellungen und Gründen lagern würde. So ritt ich durch die Straßen des Städtchens, alle Hausnummern betrachtend und über denſelben zu den Fenſtern hinaufſehend, aus denen manch niedlicher Mädchenkopf blickte; einige waren ſo hübſch, daß ich wohl gewünſcht hätte, hier ſei Mühlenſtraße Nr. 18. Endlich kam ich an's Ziel, und es war ein Haus, das mir von außen recht gut gefiel; nur wollte es mir nicht einleuchten, daß an allen Fenſtern die Laden zugemacht waren, und ich hätte ſchon gefürchtet, es ſei unbewohnt, wenn nicht an der Thüre ein Bedienter in Livrée geweſen wäre, der mich fragend anſah. Mit vielem Anſtand ſchwang ich mich von meinem Pferde und reichte ihm mein Billet. Er laß es durch und ſagte mir ruhig: „Ja, das iſt ganz richtig; doch müſſen Sie ſich ausquartieren laſſen; denn die Herrſchaft iſt ſeit zwei Tagen in's Bad gereiſt, und man hat nur vergeſſen, es auf der Polizei anzuzeigen. Doch kann es Ihnen gleich ſein, ich bringe Sie zum Vetter der Herrſchaft, auch ein ſehr gutes Haus." Ei, dachte ich und freute mich ſehr, jetzt gleich ſchon die Ermahnungen meines Doſe in Ausführung zu bringen. Ich verſuchte dem Domeſtiken gegenüber eine imponirende Stellung einzunehmen, was mir aber nicht ganz gelang, denn mein Säbel, auf den ich mich hierbei nothwendig ſtützen mußte, um mir das gehörige Anſehen zu geben, war für mich zu lang zu dieſem Manöver. Aber ich blitzte ihn an, und griff, wie es Doſe in ähnlichen Fällen that, an die Stelle, wo ich einen Bart hätte haben können.

„So", ſprach ich, „mich ausquartieren, zum Vetter Ihrer Herrſchaft? Na, das wird wohl ſo ein Vetter ſein, der die Soldaten für fünf Silbergroſchen verpflegt. Nicht wahr? Hier ſteht auf meinem Billet Nr. 18 Mühlenſtraße, und da werde ich bleiben."

Sehr ruhig entgegnete mir der Bediente: „Wenn Sie auf der Straße bleiben wollen, ſo kann mir das ſchon ſehr gleichgültig ſein; doch iſt der Vetter meiner Herrſchaft keiner, der Soldaten um fünf Silbergroſchen in's Haus nimmt."

„Entweder in dies Haus oder in keins," ſagte ich zu dem Lakaien in ſehr gereiztem Tone. „Hör' Er, guter Freund, ich bin Bombardier bei der ſechspfündigen reitenden Batterie Nr. 21, und habe nicht Luſt, mich mit ihm herumzuzanken."

Ich ſtieg auf mein Pferd, wandte mich im Sattel noch einmal um und ſetzte noch hinzu: „Jetzt gleich werd' ich auf's Rathhaus gehen und mir ſchon Recht verſchaffen."

„Sehr gut," meinte jener und ſchloß die Hausthüre von außen; „aber ich möchte doch den jungen Herrn erſuchen, unſer Haus erſt anzuſehen und dann erſt auf's Rathhaus zu reiten. Es könnte doch vielleicht ſo gut ſein, wie hundert andere, die man Ihnen anweiſen möchte."

Doch hatte ich ſchon mein Pferd gewandt und ritt die Straße hinab gegen das Rathhaus, wo ich die Sache anzeigte, und mußte endlich, trotz allen Proteſtationen meinerſeits, doch ein anderes Quartierbillet nehmen. Ich weiß Straße und Nummer nicht mehr, doch machte ich ſie bald ausfindig, und ſtieg vor dieſem Hauſe, was auch nicht übel ausſah, zum zweitenmal vom Pferde, ſchellte, und wer mir die Thür öffnete, war der Bediente aus Nr. 18. Mich ärgerte das, doch jener lächelte und ſchien einige witzige Bemerkungen über meine Zurückkunft von ſich geben zu wollen. Doch verbat ich mir in kurzen Worten allen Scherz und verlangte nach dem Stall. Er führte mich zu einem, der gar nicht übel ausſah, und in dem ich neben den Wagenpferden des Hausherrn meinen Rappen in einen bequemen Stand ſtellen konnte. Der Stallknecht kam und half mir abſatteln und putzen, was ich heute, da mein Burſche bei der Batterie draußen blieb, ſelbſt hätte beſorgen müſſen. Er erbot ſich, aus dem Magazin meine Fourage zu holen, was mir ſehr lieb war; denn ich wär' doch nicht gern mit einem großen Bunde Stroh und Heu und einem Sack Hafer durch die Straßen gelaufen. Zur Schlafſtelle wurde mir ein Bett in einem Verſchlag neben dem Stalle angewieſen. Es war neben zwei andern, die der Stallknecht und Bediente einnahmen. Ich wollte gegen dieſe Kameradſchaft proteſtiren; doch die beiden, welche mich natürlich ganz für ihres Gleichen anſahen, meinten gutmüthig, ich ſolle mich durchaus nicht geniren, wir würden ſchon gute Freundſchaft halten, und ſie machten ſich für eine Nacht nichts daraus, mit einem Fremden in einem Zimmer zu ſchlafen.

O Doſe! dachte ich, unterdrückte einen tiefen Seufzer, lief, ſobald ich im Stalle fertig war, auf die Straße, um unter meinen Bekannten nachzuſehen, wie es ihnen ergangen ſei. Glücklicherweiſe ſtieß ich auch wenige Schritte von dem Hauſe auf einen derſelben, Namens R., der ſchon in vollem Wix herumflankirte. Dieſer R. war ein aufgeweckter, munterer Junge, dem nichts lieber war, als einen tollen Streich mitzumachen. Wir nannten ihn nur den Weißkopf, ſeines ganz hellblonden Haares wegen, eine Naturgabe, die oft an ihm und uns zum Verräther wurde. Denn hatten wir die Bürger etwas gequält, und wurden denuncirt, ſo antworteten ſie meiſtens auf die Frage: ob ſie keinen von uns beſchreiben könnten: „Ja wohl, Herr Hauptmann, der eine hatte ganz weißes Haar.“ Da wußte denn unſer lieber Feind genug, winkte erſt dem R., dann mir und noch einem Andern, Namens E. — Gott hab' den letzteren ſelig, er ſtudirt jetzt in Berlin Thierarzneikunde! — ſtellte uns dem Ankläger vor, und in den meiſten Fällen wurde dieſes würdige Kleeblatt freudig wieder erkannt.

Dem Weißkopf theilte ich nun mit, ich müſſe mit zwei Kerls in einem engen Verſchlag ſchlafen und bat ihn um ſeine Meinung, ob da nichts zu machen ſei. Er überdachte die Sache einen Augenblick, ſchnippte dann mit den Fingern in der Luft, und bat mich, ich ſollte ihn nur gewähren laſſen, nur einige Minuten auf der Straße herumſpazieren und dann nach Hauſe zurückkehren. Es ſchien ihm ganz leicht zu ſein, mir ein beſſeres Logement zu verſchaffen.

Ich ſchlenderte die Gaſſe hinab und bemerkte, als ich mich an der Ecke umwandte, daß R. ruhig auf mein Haus losſteuerte. Nach einer Viertelſtunde kehrte auch ich dahin zurück, und ſah durch die geöffnete Hausthür, daß der Bediente mit einer jungen, ziemlich hübſchen Dame im Gang ſtand und neugierig eine Karte betrachtete, die letztere in der Hand hielt. Doch gab ſie dieſelbe bei meinem Eintritt dem

Diener und ſchlüpfte in ein Zimmer zur linken Hand. Ich trat näher und mein neuer Schlafkamerad übergab mir die Karte mit einem etwas ehrerbietigeren Blick, als ich ſeit unſerer Bekanntſchaft an ihm gewohnt war, jedoch mit der ſchüchternen Frage: ob die Karte auch wohl für mich beſtimmt ſei? Ein junger Militär mit ſehr blonden Haaren habe nur gefragt, ob nicht ein Bombardier, der ungefähr ſo und ſo ausſähe, hier im Quartier läge, und dann ſeine Karte mit dem Beſcheid zurückgelaſſen, er würde in einer Viertelſtunde wieder vorkommen. Ich betrachtete das Papier und mußte auf die Lippen beißen, um nicht laut aufzulachen. Wo mochte der Weißkopf das wohl wieder aufgegabelt haben? — „Graf Weiler“ ſtand darauf in zierlicher Schrift, ein Name fremd meinem Ohr, wie ſeine Abſicht meinem redlichen Herzen. Daß ich die Karte mit der Aeußerung: „Ah, von meinem Freund Weiler!“ leicht hinnahm, kann jeder denken; dann ging ich nach dem Stalle; der Bediente ſah mir nach und trat zur Dame in's Zimmer.

Nach einer halben Stunde, ich hatte ſie dazu benutzt, um aus meinem Mantelſack eine eigene Hoſe, Kollet ꝛc. zu nehmen und mich beſtens zu ſchmücken, ſchellt es am Hauſe; ich lauſchte an der Thür, von wo ich die Hausflur überſehen konnte, und vernahm die Stimme meines Freundes, welcher fragte, ob Baron von Stein jetzt zu Hauſe ſei, und in ſeiner kurzen Manier befahl, ihn mir zu melden. Der Bediente entgegnete darauf mit halb leiſer Stimme: ob ich ein Baron von Stein ſei? und öffnete dem Weißkopf ein Zimmer rechts, er wolle mich rufen; doch R. entgegnete ihm: er könne mich beſſer in dem meinigen aufſuchen, und folgte dem Bedienten, der zögernd voranging. Die Dame öffnete ihre Thür im Gange, ſah ihm nach und einen Augenblick darauf traten die beiden in meinen Verſchlag. Ich ging dem Weißkopf entgegen und ſagte ihm ſo unbefangen als möglich: „Lieber Graf, es thut mir leid, daß ich Sie in ſo ſonderbaren Umgebungen empfangen muß;“ auch war ich eben im Begriff, zum Bürgermeiſter zu gehen und wiederholt um ein neues Quartier zu bitten. Sehen Sie ſich dieſes Loch an, ich bin überzeugt, meine Burſchen draußen bei der Batterie ſind gegen mich elegant logirt.

R. zuckte die Achſeln, und ſah mit einem verächtlichen Blick erſt das ganze Zimmer, dann den Bedienten von oben bis unten an. „Es iſt doch wahrhaftig lächerlich,“ fuhr ich fort, „daß mich die Leute hier, die doch in ihrem großen Hauſe ſicher ein Zimmer frei haben, in die Stallkammer legen. Nicht wahr, ganz lächerlich? Lachen Sie doch, Graf.“

„Vraiment,“ ſagte R., und wollte ſich in elegant nachläſſiger Stellung auf einen Stuhl fallen laſſen; doch gelang ihm das nicht vollkommen, denn dieſes Meubel, von Holz und dreibeinig, war ziemlich klein, ſo daß er die rechte Figur nicht herausbringen konnte. Doch ſtreckte er ſeine Beine ſo weit als möglich aus einander und vor ſich hin und ſagte nochmals: „Vraiment, ſehr lächerlich! Lachen Sie doch, Baron!“ Und wir Beide, allen Zwangs entbunden, platzten heraus, daß die Pferde zuſammenfuhren.

Der Bediente ſtand dabei und ſah mit einem ziemlich dummen Geſicht bald den einen, bald den andern an. Ich glaube, ſeine Gedanken hatten ſich in unſere Grafſchaften verlaufen, und es dauerte einige Minuten, ehe er ſie wieder in den Stall zurückbringen konnte. Dann machte er eine linkiſche Verbeugung, ſagte etwas von Irrthum, Herrſchaft ſagen und ſchob ſich zur Thür hinaus.

„Jetzt fort!“ rief der Weißkopf, „komm, nimm meinen Arm, wir gehen etwas ſpazieren, und wenn Du zurückkehrſt und haſt kein anderes Zimmer und gehörige Bedienung, ſo will ich verflucht ſein, morgen alle Pferde der ganzen Batterie zu putzen!“ —

Auf der Flur, ſobald er glaubte, die Hausleute können ihn hören, ſchrie er mir noch mehrere Male zu: „Ja, Baron, das iſt ſehr ridicule, ſehr ridicule!“ wobei er den berliniſchen Dialekt nachzuahmen ſuchte.

Wir ſchlenderten einige Stunden in der Stadt herum, beſuchten alle Caffeehäuſer und trieben in den Straßen die ordinären Witze, die man ſich in den Jahren erlaubt; frugen z. B. in einem Eiſenladen nach dem Preiſe des feinſten Cattuns, und einen Schuhmacher, was der Beſchlag eines Pferdes per Fuß koſte, kamen auch zuweilen an den Unrechten, wo es dann einen Austauſch von Grobheiten und unfeinen Redensarten gab. Ach, es war eine glückliche Zeit, als man noch halbe Tage auf den Gaſſen flankiren konnte, ohne zu ermüden, und bei einem Pfeifenladen Stunden lang in tiefes Anſehen verſunken ſtand — ſie iſt dahin!

Es fieng an zu dunkeln, als ich mich von dem Weißkopf trennte und nach meiner Wohnung gieng. Die Hausthür ſtand offen, und ich wollte in meinen Verſchlag gehen, als mir der Bediente entgegen trat und mich bat, ihm in den erſten Stock zu folgen, wo ein Zimmer für mich bereit ſei. Es wäre heute Mittag nur ein Verſehen geweſen, man bäte um Entſchuldigung und dergleichen mehr, ſchwatzte er, worauf ich ihm nichts antwortete und mich mit einem ganz ernſten Geſicht, obgleich ich kaum das Lachen verbeißen konnte, in ein anſtändiges Zimmer führen ließ, wo ſchon ein kleiner Tiſch gedeckt ſtand und ein paar Weinflaſchen zwiſchen zwei brennenden Kerzen mir entgegen glänzten. Ich ſetzte mich, und als mir der Bediente ein gutes Abendeſſen ſervirte, trank ich in der Stille einige Gläſer Rheinwein auf die Geſundheit des Weißkopfs, deſſen Einfall meine Laſt ſo gebeſſert hatte. Bald kam er auch ſelbſt, um mir die Lage zu erleichtern, zwei Flaſchen allein austrinken zu müſſen, um mich noch zu einer abendlichen Promenade einzuladen. Vor meiner Wohnung ſtießen wir noch auf vier Andere von der Batterie und vereinigten uns gemeinſchaftlich, auf Abenteuer auszugehen.

Von unſerem Garniſonsorte her waren wir es noch gewohnt, bis zum Zapfenſtreich herumzuſchlendern und auf den Straßen zu ulken — ein unüberſetzbares Wort, das vom Singen auf der Gaſſe bis zum Schilderverhängen und Fenſtereinwerfen alle möglichen Scandale in ſich ſchließt. Doch dachten wir in unſerem Uebermuthe heute Abend nicht daran, daß unſer Garniſonsort eine große Stadt, und W., wo wir uns eben befanden, ein kleines Neſt ſei und voll Offiziere liege, die uns aus allen Ecken belauern könnten. Leichtſinniger Weiſe wußte ſogar keiner von uns, in welchem Hauſe der Alte lag, was man auch von außen nicht ſehen konnte, denn er pflegte auf dem Marſch ſeine Ehrenpoſten gleich fortzuſchicken; eine Unwiſſenheit, die uns theuer zu ſtehen kam. Von jeher war es unſer größtes Vergnügen geweſen, wenn wir in den dicken Reithoſen mit großen Sporen und dem ſchweren Säbel durch die Straßen zogen, etwa zu fünf oder ſechs wie heute, in pleno in eins der ſtattlichſten Häuſer, wo die Thüre während der Abenddämmerung noch nicht verſchloſſen war, zu dringen und, ohne ein Wort zu ſprechen, alle Treppen hinaufzuſteigen bis in den Giebel oder ſo hoch wir ſonſt gelangen konnten. Gewöhnlich kamen bei dem gelinden Getrappel, das wir hierdurch verurſachten, Bediente mit Lichtern heraus, die, wenn ſie uns ſo keck hinauf gehen ſahen, in dem Wahne ſtanden, wir wollten einen Beſuch machen, und uns ſtillſchweigend folgten. Oben im Hauſe wurde gehalten und einer fragt die nachfolgenden Bedienten, die uns erwartungsvoll umſtanden: „Lieber Freund, wohnt hier nicht ein gewiſſer Herr Müller?“ und bei dieſer Frage wandten ſich Alle und jeder ſuchte ein Stück Treppengeländer zu erhaſchen, um die Pointe des Streichs mit mehr Gewandtheit und Sicherheit ausführen zu können; denn kaum hatten die Bedienten, wie es ſich von ſelbſt verſtand, verneint, ſo machten wir die Säbel vom Haken der Kuppel los, ließen die Spitzen der Scheide auf den Boden niederfallen und raſten die Treppen mit ſolch' entſetzlichem Spektakel und Geſchrei hinab, daß alle Bewohner des Hauſes erſchrocken aus ihren Zimmern kamen, um die Urſache dieſes gräßlichen Lärmens zu erfahren. Schon öfter hatten wir dies gethan, und waren immer mit heiler Haut auf die Straße gekommen, obgleich uns mehrere Male allerlei verdächtiges Geſchirr nachflog.

Doch heute wollte es ein tückiſches Schickſal anders.

Wir kamen bei unſerem Umherſtreifen an ein anſehnliches großes Haus; es war wie gebaut zu unſerem Vergnügen, hatte vier Stockwerke, durch welche breite ſchöne Treppen liefen, alle mit Lampen hell erleuchtet, und die Thür ſtand ſperrweit offen. Dieſe Gelegenheit war zu ſchön, um ſie vorbeigehen zu laſſen. Ungeachtet ich die Stufen zum erſten Mal mit einer gewiſſen Beklemmung erſtieg, ich wußte nicht warum, ſchämte ich mich doch umzukehren, und wanderte deßhalb getroſt vor den Andern her. Wir kamen glücklich in den erſten Stock, wo ſich ein Lakai nach unſern Wünſchen erkundigte. Doch war es eine Hauptregel bei dieſem Unternehmen, nie auf eine Frage zu antworten, ſondern ſtillſchweigend und eilfertig empor zu ſteigen. Der Diener, da er keine Antwort bekam, folgte uns kopfſchüttelnd bis zur Speicherthür, wo wir Halt machten, wandten und ich ihm mit der größten Ruhe ſagte: „Hier ſoll ja ein gewiſſer Herr Müller wohnen. Weiß er vielleicht deſſen Zimmer, mein Freund?" Der Bediente ſtand da mit ſeinen Lichtern und ſah uns recht dumm an; antwortete aber treuherzig: „Nein, ihr Herrn, das muß ein Irrthum ſein," worüber wir in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen, die Säbel fallen ließen und die wilde Jagd die Treppen hinabſtürmten, die, recht breit und gewölbt, unter unſern Säbeln und Sporen entſetzlich krachten und ſtöhnten. — Im Hinaufſteigen der Erſte, war ich natürlich im Herabſteigen der Letzte. Auch blieb mir mein Säbel einen Augenblick im Geländer der Treppe hängen, ſo daß meine Kameraden ſchon auf der unterſten Treppe raſten, während ich noch auf der zweiten war. Um ihnen nachzukommen und aus dem Hauſe hinaus, denn es fieng mir an unheimlich zu werden, da ſich überall Thüren öffneten und von oben eine Menge Bedienten mit Lichtern hinter mir drein kamen, ſprang ich die zehn Stufen der zweiten Treppe auf einmal herab und ſtand plötzlich wie angedonnert; denn unten im Hauſe wurde eine Stimme laut, die ich zu meinem größten Entſetzen für die des alten T. unſeres Oberſten erkannte.

„Ho ho!“ brüllte er, „ſeh 'mal ener dieſe nixnutzigen Millionenhunde! Euch ſollen ja gleich tauſend Schock Donnerwetter uf Eure Köppe fahren! Ho ho! ene ganze Bande! ik will Euch Randal ſchlagen! — Still geſtanden! Muks' ſich ener — und ik thu' etwas, wat mir morgen nich lieb wär! Friedrich ſchließ die Thür ab und ſchick auf die Parkwache, et ſoll en Unteroffizier und drei Mann hieher kommen! Standrecht, Standrecht ſollt ihr mir haben!“

Wie ich nach dem ſchnellen Herabſtürzen der Treppe ſo plötzlich zum Stehen gekommen war, weiß ich nicht, doch ſtand ich hinter einem Treppenpfoſten eine Secunde lang regungslos und drückte meinen Säbel feſt an die Bruſt, damit mich deſſen Klirren nicht verrathen könne. Oben die Bedienten, unten der Oberſt. Wohin ſollt ich mich wenden. Ich ſah mich rings nach einem Verſteck, nach einem Loche um, ein rußiges Kaminloch wär' mir der Eingang zum Himmel geweſen, da ſeh' ich neben mir eine Thür, in welcher, wie ich bemerkte, leiſ' ein Schlüſſel herumgedreht wird; dann öffnet ſie ſich ein wenig und ein Lichtſtrahl fällt durch die entſtandene Spalte auf mein Geſicht; in meiner großen Angſt werfe ich mich gegen das Gemach; ich fühlte, als ich verſuchte, hineinzudringen, von innen einen ſchwachen Widerſtand, der aber bei meinem kräftigen Anſtürmen nachließ, dann ſchrie eine Stimme laut auf und ich ſtand in einem netten Zimmerchen zwei Mädchen gegenüber, die halb entkleidet ſich bei meinem Eintritt ſchnell zu verbergen ſuchten. Eine zog die Bettdecke über ſich, die Andere verbarg ihren leichten Anzug, Corſett und Unterrock, unter einem großen Kleidervorhang. Raſch riegelte ich die Thüre von innen zu, und ſagte ſo leiſe wie möglich: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, verrathen Sie mich nicht. Nur einen Augenblick laſſen Sie mich hier, ich verſpreche Ihnen, ruhig an der Thür ſtehen zu bleiben.“ Die Beiden antworteten mir nichts und ſchienen in noch größerer Angſt zu ſein als ich; denn ich ſah trotz Bettdecken und Vorhang, wie ſie zitterten und kaum zu athmen wagten. Ich horchte gegen die Thür. Unten fluchte der Oberſt noch immer, und jetzt, ja wahrhaftig, jetzt zählte er: — „Zwei, drei, vier, fünf, nur fünf? und es ſollen doch ſechs geweſen ſind. Wo ſteckt der H.? denn det der och zu dieſer Bande gehören muß, iſt mir zu wahrſcheinlich? Wo de Raben ſich verſammeln, fehlt de Krähe o nich. —“ Meine Kameraden ſchienen ihm etwas geantwortet zu haben, doch zu leiſe, als daß ich's verſtand. Aber verrathen hatten ſie mich nicht, denn der Oberſt brüllte wieder: „So, ſo, kene ſechs? Na, ik will ihn doch ſchon finden. Mein Friedrich hat ſechs gezählt, und ſechs muß ik haben, oder en Donnerwetter — Johann, Friedrich, ſucht mir enmal durch alle Treppen und Zimmer. Na, der Hausherr wird mir det ſchon erloben und Dank wiſſen, wenn ich ſolch' Geſindel ſuch auszurotten. — Und ik will euch ausrotten, wenn och nicht phyſiſch, doch für einige Zeit moraliſch.“ — Darauf hörte ich, wie von allen Seiten Zimmer geöffnet wurden und die Bedienten Treppe auf, Treppe ab ſprangen, endlich nahten ſich auch ſchwere Tritte der Thür, hinter welcher ich ängſtlich erwartete, was meine beiden gezwungenen Beſchützerinnen mit mir anfangen würden. — Es klopfte leiſe und ſprach draußen: „Mamſell Emilie — Mamſell Bertha!“ Keine gab Antwort, doch zogen ſie ihre recht hübſchen Köpfe aus dem Verſteck und blickten ſich fragend an. Ich legte meine rechte Hand auf's Herz und ſchaute ſo bittend zu ihnen hinüber, wie mir nur möglich war. Es klopfte wieder: „Ich ſoll Sie fragen, ob Sie nicht gehört hätten, daß Jemand in ein Nebenzimmer gelaufen ſei. Man ſuche eine fremde Perſon, die ſich im Hauſe verſteckt habe.“ Der edle Domeſtik hatte doch zu viel Zartgefühl, um direkt zu fragen, ob Jemand in ihrem Zimmer ſei. Jetzt war für mich der entſcheidende Augenblick gekommen. Entweder hatte ſich mein Unglück in Glück verwandelt, und ich durfte noch eine kleine Weile in einem Zimmer bei den hübſchen Mädchen bleiben, oder ſie lieferten mich ohne Gnade aus, ich kam auf die Pritſche, in Arreſt, Gott weiß, wie lange! Doch nein! ſie lieferten mich nicht aus. Nach einer peinlichen Secunde, in der ihre

Augen eifrig mit einander zu ſprechen ſchienen, ſchüttelte die hinter dem Vorhang leiſe den Kopf, worauf die Andere kaum vernehmlich ſagte: „Ich weiß von nichts.“ — „Verzeihen Sie,“ ſprach der draußen, und ich hörte, wie er ſich von der Thür entfernte. In der Freude meines Herzens konnte ich mich nicht enthalten, beiden einen Kuß auf die möglichſt ehrerbietige Art zuzuwerfen.

Das Nachſuchen im Hauſe hatte natürlich für den Oberſt kein Reſultat geliefert, und die Bedienten kamen, einer nach dem andern, die Treppen herunter und meldeten ihm, man habe nichts gefunden; ein Beſcheid, den er jedesmal mit einigem Fluchen und Raiſonniren hinnahm. Und ich glaubte ſchon aus verſchiedenen Aeußerungen merken zu können, das Gewitter, welches ſich über mich zuſammengezogen, werde ſich über dem Haupt Friedrichs entladen, von dem der Oberſt nun meinte belogen worden zu ſein. „So ſo,“ ſchrie er, „ſechs! Oho, da haſt du wohl deine Ogen in einer Bierkneipe gelaſſen! Wo ſind die ſechs? Ik will die ſechſe haben. Er Millionenhund wagt es, ſeinem Herrn und Oberſt wat vorzulügen — Sechſe — als wenn's mit fünf von dieſen Galgenſtricken nich ſchon mehr als zu viel ſei! Nu? Ik werde ihn beſechſen, ja beſechſen.“ Wäre der Friedrich ein rechtſchaffener Kerl geweſen und nicht der beſtändige Aufpaſſer und Angeber, ſo hätte ich mich ſicher gemeldet und ihn von dem Ungemach, das ihn bedrohte, errettet. Doch ſo dachte ich, daß für die manchen Unbilden, die er uns ſchon zugefügt, eine Nacht Arreſt nicht zu viel wäre. Auch waren meine unglücklichen Freunde gewiß ſehr erbaut, wenn ihn der Alte mit auf die Wache ſchickte, was ihm auch nicht ausblieb. An der Thür wurde eine Stimme laut, über die ich mich nicht irren konnte. Es war die des Unteroffiziers Herrſchaft, der in ſeinem gewöhnlichen Tone, dem weinerlichſten von der Welt — es war eine eigene Art von dieſem Manne, Alles, was er zu ſagen hatte, ſelbſt die luſtigſten, munterſten Dinge mit einem gewiſſen Schluchzen der Stimme hervorzubringen, als erzählte er die fürchterlichſte Geſchichte

— dem Oberſten die Meldung machte: „Auf Befehl des Herrn Oberſt mit drei Mann von der Parkwache,“ worauf ihm der Alte erwiederte: „Hier übergebe ik ihnen fünf Vagabunden, die die ehrlichen Leute im Schlaf ſtören, und denen ik dafür die Nachtruhe auch für einige Zeit verderben will. Die behalten Sie auf die Wache, und“ — fuhr er lauter fort, „behandeln ſie als Unterſuchungsarreſtanten. Ik will Standrecht über ſie halten laſſen, ja Standrecht. Euch ſoll en Donnerwetter.“ — Hier verlor ſich ſeine Stimme in ein gelindes Murmeln, einem verziehenden Gewitter nicht unähnlich und mit dem Ton, den er annahm, wenn er ironiſch ſein wollte, fuhr er fort: „Und hier iſt noch ener, mein geliebteſter Bedienter Friedrich, der ſich unterſteht, ſeinen Herrn und Oberſten anzulügen; den ſetzt mir die Nacht uf Mittelarreſt, ja, ja, uf Mittelarreſt.“

„Herr Oberſt,“ entgegnete ihm H., „unſere Parkwachtſtube iſt ſo klein, daß ſie unmöglich alle dieſe Arreſtanten aufnehmen kann. Befehlen der Herr Oberſt vielleicht“ —

„Oho,“ ſagte der, „ja, da hab' ik eine gute Idee, laſſen Se die Wache in ihr Quartier abziehen und beſetzen Se bis morgen früh alle Poſten mit dieſer liebenswürdigen Geſellſchaft.“

„Aber der Bediente des Herrn Oberſt hat keine Uniform.“

„So bleibt der als Arreſtant in die Wachtſtube, bis um fünf; dann ſchicken Se ihn mir wieder zu. Ik will die ſechſe voll haben, ja die ſechſe.“

Unteroffizier H. marſchirte nun mit ſeinen Gefangenen ab, und kaum waren ſie vor der Thür, ſo hörte ich deutlich die Stimme des Weißkopf, der ein altes bekanntes Lied zu ſingen anfieng, deſſen Text er ſo abänderte:

Er mußte wohl den ſechsten haben,
Und ſollt' er'n aus der Erde graben.

Auch der Oberſt mußte dieſen Geſang noch gehört haben, denn während er mit dem Hausherrn und einigen Andern, die wahrſcheinlich zur Abendgeſellſchaft da geweſen und von dem eben erzählten Intermezzo zurückgehalten waren, die Treppe heraufſtieg, hörte ich ihn ſagen: „Ja, ſehen Se, meine Herren, nu haben Se gehört, wie ik den Jungens die beſte Ermahnungen und Reden gehalten habe, und det hilft Alles niſcht. Ik ſchick ſie in Arreſt, und kaum drehen ſie ſich 'rum, ſo fangen ſie an zu ſingen. Aber ik will dem R. det Singen ſchonſt noch legen.“

„Ach, Herr Oberſt,“ ließ ſich jetzt eine Damenſtimme vernehmen, „verzeihen Sie doch den jungen Leuten, die in ihrem Uebermuth etwas zu weit gegangen ſind.“

„Ja,“ ſagte ein Anderer, „ſie ſind wahrſcheinlich von guter Familie, haben Geld, und in ihrer Luſtigkeit des Guten etwas zu viel gethan. Nu, wir haben alle unſere Streiche gemacht. Nicht wahr, Herr Oberſt?“

„Ja wohl, ja wohl,“ ſagte dieſer. „Aber wenn ik unter meinem alten General ſo in en reputirliches Haus eingebrochen wäre, ſo wäre ik uf die Feſtung ſpaziert. Allens mit Unterſchied.“

„Denk dir, Luiſe,“ ſetzte ein Dritter hinzu, „der mit den weißen Haaren iſt ein junger Graf Weiler, wahrſcheinlich ein Sohn des Regierungsraths in W., der —“

„Wat ſprechen Se da?“ unterbrach hier die Stimme des Alten recht grob die Bitten, die zum Beſten meiner unglücklichen Kameraden laut wurden. „En Graf Weiler in meiner Brigade, da bitt' ik ſehr um Entſchuldigung. Es muß en Irrthum vorwalten.“

„Aber Herr Oberſt, erlauben Sie,“ antwortete jener, „der junge hübſche Mann mit den ſehr blonden Haaren hat heute Nachmittag in meinem Hauſe eine Karte zurückgelaſſen, auf der deutlich ſtand: „Graf Weiler“.

„Und wenn ik fragen darf,“ ſagte der Alte halb lachend, „wat wollte denn egentlich der Herr Graf bei Ihnen, eine Viſite oder ſo etwas?“

„Nein,“ ſprach jener, „mir galt der Beſuch nicht, ſondern einem andern jungen Militär, der heute bei mir einquartiert wurde, einem Baron von Stein, wie er ſich nannte.“

Jetzt brach von T. in ein entſetzliches Lachen aus. Lachen war es eigentlich nicht zu nennen, nein, er wieherte, ſo daß meine beiden Schutzengel, die nicht darauf gefaßt waren, wie ich, zuſammenfuhren. „Hahaha!“ brachte er huſtend heraus, „Graf Weiler, Baron Stein! Der Baron, das iſt ſicher der H. Na, ik will Ihnen nur erklären, daß die beeden Jungens wieder enen von ihren ſchlechten Witzen gemacht haben. Aber ik kenne dieſe Geſchichten.“

Der Andere fieng nun an und erzählte, wie es mir dieſen Nachmittag in ſeinem Hauſe ergangen und daß mir wirklich nur der Graf und Baron ein beſſeres Zimmer verſchafft hätte, da er mich anfangs für einen ganz gewöhnlichen Kanonier gehalten und zu den Bedienten gelegt hätte. Zwiſchen durch lachte der Oberſt beſtändig und ich hörte ihn noch durch die jetzt wieder verſchloſſene Thüre des Salons manchmal in die Worte ausbrechen: „Nu, ik werde det den Jungens nicht nachhalten. Es ſind freilich Galgenſtricke, aberſcht wenn ſie mir nur keine ſchlechten Streiche machen. — Nu, ik werde ſehen, ob noch einmal Gnade für Recht paſſiren kann.“

Während daß über mich draußen verhandelt wurde, ſtand ich noch immer an der Thüre, den beiden Mädchen gegenüber, deren Verlegenheit von Minute zu Minute ſtieg. Keine wagte ſich, halb angezogen wie ſie waren, ſehen zu laſſen, und die ganze Nacht konnte ich doch nicht hier bleiben, obgleich es mir erwünſcht genug geweſen wäre. Hatten ſie mich einmal errettet, ſo mußten ſie auch auf meine gänzliche Befreiung aus der Höhle des Löwen denken. Dergleichen ſchienen ſie auch zu überlegen; denn die unter der Bettdecke ſagte ganz leiſe zur andern: „Du, Bertha, was machen wir?“ — welche antwortete: „Ich weiß nicht,“ worauf beide wie aus einem Munde leicht hinſeufzten: „Ach, wenn wir nur angezogen wären!“

„Meine Damen,“ ſagte ich, ſo ſanft wie möglich, „es gibt im Menſchenleben Augenblicke, wo man durch Verhältniſſe in Umſtände verwickelt wird, die, wenn ſie vergangen, nur noch eine Erinnerung wie an einen Traum zurücklaſſen; Verhältniſſe, zu denen man nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge Jahre gebraucht hätte, können ſich im Augenblicke knüpfen. So erging es mir. Vor einer Stunde hatte ich noch nicht die Gunſt des Schickſals erfahren, Ihre Bekanntſchaft zu machen, und ſtehe jetzt ſchon ſo nahe, ſo vertraulich vor Ihnen.“ Hier ſah ich, wie die hinter dem Vorhang ſich noch feſter hineinwickelte. „Laſſen Sie mich ausreden, vielleicht noch einige Minuten, und ich trete aus dem Zauberkreiſe und halte morgen das Ganze für ein Mährchen; aber,“ ſetzte ich bedeutend hinzu, „für ein köſtliches Mährchen, an dem ſich nur mein Herz ergötzen darf, und das, erführe es ein Dritter, allen Reiz verloren hätte.“

Die unter der Bettdecke wollte ſprechen, brachte es aber nur zu einem gelinden Huſten und Räuſpern, und ich fuhr in meiner Tirade fort: „Schenken Sie mir deßhalb Ihr ganzes Vertrauen, ſprechen Sie zu mir nur ein Wort, damit ich weiß, ob Sie mir ſehr zürnen, und wie ich es anzufangen habe, um Sie von meiner läſtigen Gegenwart zu befreien.“

So leiſe ich mich auch durch einen Umweg über Menſchenverhältniß, Traum und Schickſal glaubte näher geſchlichen zu haben, mußte ich doch noch eine halbe Viertelſtunde warten, ehe Mamſell Emilie unter der Bettdecke her zu mir ſprach; doch machte ſie auch Umwege, und viel holprichtere, als ich, denn ſie kam ohne Zuſammenhang bei manchem: Ach, O, Ja, und einer ganzen Legion Hm's vorbei, ehe ſie mir ſagte: „Wir — wir — haben — Sie — hm! deßwegen — hm! hm! — nicht verrathen — weil unſer Bruder — auch — Soldat iſt, und — zuweilen — wenn er erzählt — wie — er — auf Urlaub kommt — auch ſolche — du — du — hm! dumme Streiche — macht — und deßwegen — darum — ſo —“

„So — haben wir —“ fiel jetzt die Andere ein — „Sie — nicht verrathen — und wollen — auch ſehen — wie wir Sie — ohne Aufſehen fortbringen können — denn hier im Hauſe — können Sie — doch nicht bleiben — das ſehen Sie ein.“

„Ja — das werden Sie einſehen,“ ſetzte Emilie ſchnell hinzu.

„Freilich muß ich das einſehen,“ entgegnete ich ſehr leiſe.

„Aber, Emilie,“ ſagte die eine, „Ja, Bertha,“ die andere, „wenn wir nur angezogen wären.“

Meine Blicke, die ich mehrmals durch das Zimmerchen ſpazieren ließ, hatten ſich jedesmal auf zwei Seſſel niedergelaſſen, die neben mir an der Wand ſtanden, und worauf die ſchönſten Sachen in maleriſcher Unordnung lagen, als: zwei ſchneeweiße Corſettchen, zierliche Morgenüberröcke, einige Paar Strümpfe in der liebenswürdigſten Nachläſſigkeit und dergleichen kleine Geſchichten mehr. Kaum waren nun jene Seufzer wegen des Ankleidens zum zweitenmal erklungen, ſo deutete ich auf die beiden Stühle und bat, ganz über meine Perſon zu verfügen, wenn ich ihnen von dieſen Sachen etwas darreichen könne. Zuerſt bekam ich keine Antwort; nach einigen Augenblicken ſagte die Eine: „Ja, aber ſchnell!“ und die Andere ſetzte hinzu: „Aber ſchnallen Sie Ihren Säbel ab; es wäre ſchrecklich, wenn der auf den Boden fiele und vielleicht gehört würde.“ Raſch ſtand meine Waffe an der Wand, ich packte die beiden Unterröcke auf meinen Arm und trug ſie mit leiſen Schritten zu den Mädchen hin, wobei ich das Vergnügen hatte, ſie zweimal auswechſeln zu müſſen, und während ich mich umdrehte, um die Pantoffeln zu holen, ſchlüpften beide hinein und ſtellten ſich zum erſten Mal meinem Blicke ganz dar. Es waren allerliebſte, hübſchgewachſene junge Mädchen. Die eine huſchte zur Thüre hin, legte ihr Ohr an's Schlüſſelloch und lauſchte.

„Es iſt jetzt Alles ruhig,“ ſagte ſie nach einigen Augenblicken, „und wir können wagen, Sie fortzubringen. Willſt Du mitgehen, Bertha, oder ſoll ich?“ ſetzte ſie fragend hinzu. — „Ach, geh Du nur,“ entgegnete die Andere. „Wenn Dich im allerſchlimmſten Fall auch Jemand ſähe, ſo würde man doch eher alles Andere denken, als die Wahrheit. Aber ich — würde man nicht wieder glauben, ich hätte — ich wäre — nein, nein, geh Du nur!“

„So hören Sie denn,“ ſagte die Erſte wieder, „und merken Sie genau, wir haben noch eine Treppe bis unten, dann gehen wir um die eine Säule links und ſteigen nach vier oder fünf Schritten wieder einige Stufen hinab. Ich öffne eine Thür und Sie ſchleichen an der Mauer links, drücken ſich aber dicht an dieſe Mauer, damit Sie nicht geſehen werden, bis zum Hofthor, das nicht verſchloſſen iſt, gehen hindurch und dann eben ſo nahe an der Gartenmauer rechts vorbei, wo Sie zu den Windmühlen am Eingange des Orts gelangen; von da werden Sie den Weg ſchon finden. Nun kommen Sie!“

„Hu!“ ſagte Bertha, „mir iſt ſo angſt,“ und meine kleine Führerin ſeufzte tief auf. „Und Ihren Säbel, den müſſen Sie umſchnallen und feſthalten, damit er uns nicht verräth. Und nun eilen Sie ſich, eilen Sie ſich!“

Sie reichte mir die ſchwere Waffe hin, und wie ich mich bemühte, die ſchwere Kuppel um den Leib zu ſchnallen, faßte ſie drängend mit ihren Händen an das weiße Leder, als wolle ſie mir helfen. So ſtanden wir uns einen Augenblick ſehr nahe gegenüber, und ich ſah ihr beinahe zu tief in die ſchönen blauen Augen. Sie öffnete behutſam die Thüre und winkte mir. Ich trat einige Schritte weiter in's Zimmer gegen die Andere und bot ihr mit wenigen Worten des Danks meine Hand, die ſie zögernd annahm. Dann folgte ich der kleinen Emilie. Leicht huſchte ſie die Treppe hinab, die jetzt, wie das ganze Haus, in tiefem Dunkel lag. Ich bemühte mich, ihr ganz geräuſchlos nachzugehen. Doch war ich boshaft genug, unten an der Säule zu thun, als wüßte ich den Weg nicht mehr zu finden. Ich fragte ſie leiſe: „Wo ſind Sie, mein Fräulein?“ — „Mein Gott, hier,“ entgegnete ſie, „da, kommen Sie nur.“ Ahnungsvoll griff ich vor mich in das Dunkel und erhaſchte wirklich ihre hübſche, weiche Hand, die ſie mir entgegenſtreckte. Aber ach, der Weg, den wir noch zurücklegen mußten, war ſo kurz, denn trotz dem, daß ich meine Schritte ſo klein wie möglich machte, waren wir mit neun und einem halben an die Hausthüre gelangt. Emilie öffnete. Ich weiß nicht, mir war die Bruſt eng zuſammengeſchnürt, als ſie verſuchte, ihre Hand aus der meinigen zu ziehen. Der Nachtwind trug aus dem Garten hinter dem Hauſe einen würzigen Duft von Roſen und Jasminblüthen an mein Geſicht, welches ſie dem Herzen hinabſandte, zu lauter Liebesgedanken umgewandelt — noch eine einzige Minute — und ich ſchlich durch das Hofthor längs der Gartenmauer zur Windmühle, an deren weißem Gemäuer ich mich einige Minuten niederließ und zwiſchen Wachen und Träumen philoſophirte:

Unſer Lebensfaden, eine Blumenguirlande, wird von Genien gehalten und bewacht, die aber, in ihrer Beweglichkeit, bald hierhin, bald dorthin ſpringen und ſo unſer Leben in ſteter Unruhe erhalten. Auch ſtreift ihr muthwilliges Spiel manche Blume ab, und mit den abgefallenen ſuchen ſie, mitleidig wie ſie ſind, ein anderes, ganz kahles Gewinde auszuſchmücken. Bald ziehen ſie die Guirlande zu ſtark an und verurſachen uns Schmerz, bald ſchweben ſie mit ihr in Luſt und Freude herum — doch zuweilen, und das iſt ſehr gefährlich, entſchlüpft ihren Händen das eine Ende, flattert im Unermeßlichen herum, und verwickelt ſich nicht ſelten um eine andere Guirlande. Freilich ſuchen die Genien, beſonders wenn ihnen die Farben der Blumen nicht recht zuſammenzupaſſen ſcheinen, das Verwirrte aufzulöſen, aber bevor es ihnen gelingt, knickt manche Blume, und mancher ſchöne Blüthenkelch wird entblättert. — Die Unachtſamen! Heute Abend hatten ſich wieder zwei Fäden in einander verſchlungen. Der alten Windmühle durfte ich vertrauen. — An der Hofthüre hatte ich die kleine hübſche Emilie auf den Mund geküßt und dabei einen leiſen Druck auf meinem Arm gefühlt.

So mochte es ungefähr zwölf Uhr geworden ſein. Ich erhob mich, um mein Haus aufzuſuchen. Trotz dem ich traurig an meine Kameraden dachte, konnte ich mich doch nicht enthalten, über unſer Abenteuer zu lachen, und ſang im Heimweg halblaut vor mich hin:

Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn,
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Nach einigem Umherſuchen fand ich mein Quartier, ſchellte aber wohlweislich nicht, ſondern ſtieg über die Mauer und ſchlich nach dem Stall, wo ich mich ein paar Stunden neben meinem Rappen in's Stroh legte.

Kaum graute indeſſen der Morgen, ſo war ich auch ſchon munter, und der Stallknecht wunderte ſich nicht wenig, mich ſchon ſo früh beim Putzen meines Sattelzeugs zu finden. Auch meinte er, wir ſeien ja auf dem Marſch und da brauche nicht Alles ſo rein und blank zu ſein. Doch wußte ich ſehr gut, warum ich Säbel und Kupferwerk ſorgfältig wie zur Parade putzte und mit einem naſſen Schwamme die Löcher im Lederzeug glättete. Kam ich heut auf den Sammelplatz, und der Oberſt, der mich natürlich noch von geſtern her im Verdacht hatte, wollte ſich an mir reiben, ſo ſollte er wenigſtens lange ſuchen, ehe er etwas Dienſtwidriges an meinen Waffen fand. Auch der Stallknecht half mir, und wie ich gegen fünf Uhr mein Pferd geſattelt hatte und es aufmerkſam beſah, fand ich nichts daran auszuſetzen. Man rief mich zum Frühſtück. Als ich in's Haus ging, ſtand unter der Thüre ein Herr im Schlafrock, der mit einer Stimme, die mir bekannt ſchien, und mit ziemlich ſpöttiſchem Ausdruck dem Herrn Baron von Stein einen guten Morgen wünſchte, den ich mit größtmöglichſter Herablaſſung erwiederte. Nach einer halben Stunde ſchwang ich mich auf mein Pferd und ritt der Windmühle zu, auf welchem Weg ich an dem Hauſe von geſtern Abend, an dem Unglückshauſe vorbei mußte. Ich bog um die Ecke, und ſah vor der Thür deſſelben die Pferde des Oberſten ſtehen, und er ſelbſt — dies kam mir ſehr ungelegen, — trat gerade aus der Hausthüre, wie ich dieſelbe erreicht hatte. Ich ſetzte mich auf meinem Pferde zurecht, faßte die Zügel ſo ſchön als möglich und ließ meine rechte Hand ganz vorſchriftmäßig am Sattel herunterhängen. v. T. ſah mich an, und ich glaubte ſchon glücklich vorbei zu ſein, als er mir zurief: „Na, Bombardier H., halten Sie 'mal enen Augenblick.“ Ich wandte mein Pferd auf ihn zu, flog aus dem Sattel und ſtand wie der Blitz zur linken Seite, mit der rechten Hand den Zügel faſſend. Der Alte ging um mich herum, beſah Alles ganz genau, und fand, Gott ſei Dank! nichts in Unordnung. Auch ſah er ziemlich gut gelaunt aus. „Wahrſcheinlich en gutes Quartier gehabt?“ fragte er mich. „Und enen guten Stall?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt.“

„Früh zu Hauſe geweſen, Herr Bombardier? Oder och mit gewiſſen Andern herumflankirt?“

„Zu Befehl des Herrn Oberſt war ich von acht Uhr an zu Hauſe,“ log ich, ohne eine Miene zu verziehen, ſchaute aber ſchüchtern an dem Hauſe empor, wo ſich ein Fenſter öffnete, der Kopf der kleinen Emilie ſichtbar wurde, aber im Augenblick wieder verſchwand.

„Ja, ja, lachte der Alte, „nach meinem Befehl ſollte det wohl ſind; aber ik weeß ganz kurioſe Geſchichten. Der Herr Baron von Steen, ja, ja, ik weeß Allens, nu, nu, ik hoffe, det Pferd wird och aus der Baronie fouragirt haben. War det Futter gehörig?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt, das gelieferte gut, die blinde Fourage noch beſſer.“

„Na, Bombardier H., ſitzen Se 'mal uf,“ ſagte er; „ik will von de blinde Fourage nichts wiſſen. Und det ſage ik Ihnen, wenn Se 'mal enen kriegen, ſo muß ich ihn ganz beſonders anlaſſen. Pah! mit det blinde Fouragiren. Wir ſind nicht in Feindesland. — Nu, ik freue mich, dat det Pferd gut ausſieht. Aufg'ſeſſen! Marſch!“

Ich wagte noch einen ſcheuen Blick zu den Fenſtern des Hauſes hinaufzuſchicken, ſah aber Niemand. Wer mochten wohl die beiden Mädchen geweſen ſein! Meine Eitelkeit ſagte, Töchter des Hauſes, wogegen meine Vernunft einige beſcheidene Zweifel aufſteigen ließ. Die Töchter würden wahrſcheinlich mit in der Geſellſchaft geweſen ſein und noch nicht in ihrem Zimmer. Aber die ſorgſame Mutter mochte ſie vielleicht nicht mit den Offizieren in Berührung bringen wollen; und doch wäre zu den Töchtern nicht der Bediente gekommen und hätte gefragt: „Mamſell Emilie, Mamſell Bertha!“ ſondern die Mama ſelbſt. Vielleicht Verwandte des Hauſes oder ein paar Kammermädchen? ich mochte das Letztere nicht glauben. Hätte ich nur heute Morgen meinen Stallknecht gefragt! doch hielt mich die Furcht ab, die Mädchen zu verrathen. Unter dieſen Betrachtungen kam ich auf den Sammelplatz, und hatte weiter nichts ausgeklügelt, als daß es für mich ein paar allerliebſte Mädchen, ein paar rettende Engel geweſen waren.

An der Windmühle waren ſchon die meiſten Batterien verſammelt; die fahrenden Artilleriſten ſpannten ihre Pferde ein, und die Unteroffiziere unterſuchten Protzen und Lafettenkaſten, ob Alles noch in der gehörigen Ordnung ſei. Auch Doſe war damit beſchäftigt; doch ſah ich, wie er jeden Augenblick ſeinen langen Hals herumdrehte, alle Ankommenden muſterte und etwas zu ſuchen ſchien, wahrſcheinlich mich, und ſo war es auch. Ich ritt zu ihm hin, um mich bei ihm zu melden, ſtieg ab und nahm meinen Platz bei der Kanone ein.

„Sakrement,“ fing Doſe leiſe zu mir an, und ich bemerkte, daß er ſehr mißmuthig ausſah. „Ihr habt da geſtern wieder ſchönes Zeug angegeben. Herrſchaft hat's dem Kapitän heute Morgen gleich geſteckt und auch geſagt, daß einer der fünf Arreſtanten während der Nacht erzählt, auch Sie ſeien dabei geweſen. Nehmen Sie ſich ja vor dem Feind in Acht, er iſt geſtern und heute fuchswild. Ich habe auch ſchon meine achtundvierzig Stunden Arreſt am Hals.“

„So,“ entgegnete ich ihm, „wofür denn? weßwegen?“

Doch ich konnte ſeine Antwort nicht mehr anhören, denn ſchon trat der Hauptmann Feind mit einem Geſichte auf mich zu, das mir nichts Gutes weiſſagte.

„Warum,“ fragte er böſe lachend, „melden ſich der Herr Bombardier nicht bei mir, anſtatt hier zu ſtehen und zu ſchwatzen?“

„Herr Hauptmann, ich komme“ —

Er betrachtete mich von oben bis unten, doch da meine Waffen alle in Ordnung und gut geputzt waren, ſo ſuchte er einen andern Haken. Da ich eben vom Pferde geſtiegen war und mich natürlicher Weiſe einige Augenblicke ſpäter beim Abmarſch der Batterie wieder aufſetzen mußte, ſo ließ ich meinen Säbel am Kuppel hängen und nahm ihn nicht in die Hand, wie er mit mir ſprach. Darauf blieb ſein Blick haften.

„Wiſſen Sie nicht, wie man ſeinen Säbel zu halten hat,“ fuhr er fort, „wenn man mit dem Vorgeſetzten ſpricht?“

„Zu Befehl, ja, Herr Hauptmann.“

„Hören Sie, Herr, mir ſcheint, Sie haben heute Morgen wieder einmal zu ſtark gefrühſtückt. Wachtmeiſter — Auch iſt mir von dem großen Scandal erzählt worden, bei dem Sie, Herr, natürlich auch betheiligt waren — Wachtmeiſter Löffel!“

Der Gerufene trat näher und ich wußte bei dieſem Eingang ſchon, wie weit ich für heute war; denn der Hauptmann Feind ſteckte ſeine Hand unter's Collet und begann mit dem Fuß auf die Erde zu treten.

„Wachtmeiſter, dieſer Mann hier — notiren Sie“ — ſprach er ſo langſam wie möglich mit einer unnachahmlichen Malice, „kommt in W. drei Tage auf's Holz bei Waſſer und Brod wegen nächtlichem Unfug auf der Straße.“

„Aber Herr Hauptmann,“ entgegnete ich.

„Aber Herr Bombardier,“ ſagte er höhniſch, „drei Tage Mittelarreſt. Herr, Sie ſoll ein Donnerwetter erſchlagen! Ich will Ihnen ſchon den Weg zu den Epauletten verſperren!“

Ich ſtand wie angedonnert. Nach dieſem freundlichen Morgengruß wandte er ſich von mir und beſtieg ſein Pferd; denn neben der Windmühle ließen ſich mehrere weiße Federbüſche ſehen, und von allen Seiten gallopirten die Offiziere dahin, um ihren Raport zu machen. Der Oberſt v. T. kam ſo eben an, und ritt, von den Abtheilungs-Kommandanten und Adjutanten begleitet, freundlich lachend zwiſchen den Batterien umher. Wie waren dieſe beiden Vorgeſetzten, der Feind und unſer Alter, von einander verſchieden! Jener die Malice ſelbſt, ſtrafte ohne Herz, kalt und grauſam, ohne ſich dabei zu ereifern. Dieſer war mürriſch, unendlich grob, ſtrafte auch, aber gewöhnlich erſt, nachdem er ſich ſo ereifert hatte, daß es uns leid um ihn that. Doch war er meiſtens gerecht und pflegte oft zu ſagen: „Nu, ſitzt man die drei Tage, ik würde euch ſchon pardonniren; aberſt Ordnung muß ſind.“ Deßwegen wären aber auch Alle für den Mann in den Tod gegangen.

Bei dem Oberſten meldeten nun zuerſt die Abtheilungs-Kommandanten, und die meiſten ſchienen die wichtige Meldung gemacht zu haben: es ſei nichts vorgefallen; denn v. T. legte zuweilen, ohne eine Miene zu verziehen, ſeine Hand grüßend an den Federhut, und ritt langſam auf unſere Batterie zu. Dann kamen die Hauptleute und Alles blieb ruhig, bis unſer lieber Feind, den der Oberſt wegen vielerlei Urſachen, ſo auch wegen des ewigen Verklagens und Strafens nicht recht leiden konnte, ſeinen Morgengruß darbrachte. Doſe und ich paßten genau auf, was der Oberſt für Miene machen würde, denn daß uns der Kapitän noch obendrein bei ihm anzeigen werde, war gewiß. Jetzt hielt v. T. ſein Pferd an, und ich hörte ihn ſehr laut ſagen: „Nun, mit det ewige Strafen bei dieſer Batterie! Was is denn da wieder paſſirt? Ik will doch eenmal ſehen, Se nennen mir da wieder eine ganze Litanei von Namens, die ik nich alle behalten kann. Na, was hat denn der Unteroffizier Doſe, den ik doch als eenen ziemlich ordentlichen Menſchen kenne, begangen?“ Bei dieſen Worten ſtieg er mürriſch vom Pferde und trat an unſer Geſchütz.

„Herr Oberſt,“ referirte der Feind, Hand an den Tſchako, „als die Batterie heute Morgen zuſammentrat, ſah ich zufällig in dem Vorrathswagen dieſes Unteroffiziers nach, und fand in demſelben einen unſerer Fouragierſäcke, die geſtern alle leer waren, voll Haber. Auf meine Frage, woher die Fourage ſei, hatte der Mann die Verwegenheit, mir vorzulügen, die Kanoniere hätten von der geſtrigen Ration das, was heute Morgen noch in der Krippe gelegen, zuſammengeſcharrt und in den Sack gethan. Aber, Herr Oberſt, ich kann ihn herholen laſſen, es iſt mehr, als geſtern im Ganzen geliefert wurde. Ich dictirte dem Unteroffizier achtundvierzig Stunden Mittelarreſt."

„Hm! ſo ſo!" entgegnete v. T. „Aber man weiter! Wat hat denn ſo egentlich der Trompeter gethan, von dem Sie mir vorhin ſagten? Laſſen Se mal vortreten. Hierher, mein Sohn!"

Einem unſerer Trompeter hatte ich heute Morgen angeſehen, daß er kein gutes Gewiſſen hatte; denn er blinzelte beſtändig nach dem Oberſt hin, und ſeine Sachen waren gerade ſo ausnehmend ſauber geputzt, wie die meinigen. Jetzt, wo der Alte ſich nach ihm erkundigte, ſtreckte er ſich lang und begegnete gleich dem ſuchenden Blick des Hauptmanns, der ihm mit einer gebieteriſchen Handbewegung befahl, näher zu treten. Der Trompeter war ein ſehr hübſcher, ſchlank gewachſener Kerl, und trug die Dekoration der Unteroffiziere, denn er diente ſchon an zehn Jahre und ſah, wie er nun dem Oberſt gegenüber ſtand, gar nicht mehr ſo verlegen aus, wie früher, ſondern ſchaute dem Alten recht keck in's Geſicht. Sein ſchwarzer, ſehr langer Schnurrbart, den er gewöhnlich gegen die Vorſchrift zierlich zuſpitzte und wichste, hieng ihm heute, wie es v. T. am liebſten ſah, über den ganzen Mund, die Lippen und das halbe Kinn verdeckend.

„Nun," fuhr ihn der Alte an, „was hat er denn wieder angegeben? Dient ſchon eine gute Zeit und kann die Narrenſtreiche noch nicht laſſen. Doch ik hoffe, er hat bei ſeiner Maskerade, von der ik durch ſeinen Herrn Hauptmann etwas gehört habe, nur eenen ſchlechten Witz ausführen wollen. Wie war die Geſchichte?"

„Herr Oberſt," erzählte der Trompeter, „geſtern Abend, nachdem ich in mein Quartier gegangen war, mein Pferd abgeſattelt und gehörig verpflegt hatte, ſitze ich kaum in der Stube, da tritt der Kanonier Müller herein und beklagt ſich, er habe ein gar zu ſchlechtes Quartier, auch faſt nichts zu eſſen bekommen, und trotz dem, daß das Haus ſeines Bauern ſehr groß wäre, ſei ihm ein ſchmutziger Winkel hinter der Treppe zum Schlafen angewieſen worden, und dabei bat er mich, weil ich doch ſchon länger diente und die Sache beſſer verſtände, ich möchte ihm doch helfen, daß ihn der Bauer etwas beſſer tractire. Ja, ſehen Sie, Herr Oberſt, und da bin ich mit ihm hingegangen, und hab' dem Wirth etwas ſcharf in's Gewiſſen geredet, und — dann — ja" —

Feind griff an ſeinen Tſchako und ſagte: „Erlauben, Herr Oberſt, der Trompeter beging die außerordentliche Frechheit, auf ſeinen Tſchako einen weißen Federbuſch zu ſtecken und an die Schwalbenneſter auf ſeinem Collet Franzen von Goldpapier zu nähen."

„So," ſagte v. T., „er hat auf ſeinen Hut einen Federbuſch geſteckt, wie ihn ſein Oberſt trägt?"

„Zu Befehl, nein," erwiderte der Trompeter, „er war nur von Papier."

„Dann," referirte der böſe Feind weiter, „iſt dieſer Menſch in das Quartier des Kanonier Müller gegangen, hat gewaltig geflucht und unter einer Maſſe von Schimpfworten dem Bauer auseinander geſetzt, er ſei der Hauptmann der Batterie und habe gehört, man lege ſeine Kanoniere in's Hundeloch unter der Treppe. Augenblicklich ſoll er ihm die Zimmer ſeines Hauſes zeigen, unter denen er eins ausſuchen werde."

Dem Oberſt fuhr ein kleines Lächeln wie ein Blitz über die Züge, doch hörte er gleich wieder mit ernſter Miene zu.

„Der arme Bauer," erzählt der Hauptmann weiter, „ſchließt in der Angſt ſeines Herzens, weil ihm der Trompeter mit dem Säbel droht, ſeine Wohnung auf, und die beiden ſaubern Geſellen ſuchen ſich das beſte Gemach aus, wo ſie das Sattelzeug und ganze Gepäck des Kanonier Müller hineinſchleppen, und der Bauer mußte obendrein noch einen Krug

Bier bringen, den ſie auf das Wohl Seiner Majeſtät unſeres allergnädigſten Königs austrinken. Doch kommt dem Hauswirth die Sache ein wenig verdächtig vor, und nachdem ſich die beiden entfernt haben, geht er zum Wachtmeiſter, der in einem Nebenhofe liegt, und erzählt ihm das Vorgefallene, wodurch es ſich natürlich gleich aufklärte. Ich ließ den Trompeter und Kanonier holen und dictirte beiden drei Tage Mittelarreſt.

„So, ſo, hm, hm!“ ſprach der Oberſt wieder, und ſein Geſicht, das ſich bei der Erzählung des Hauptmanns Feind aufgeklärt hatte, wurde bei der Erwähnung der drei Tage Arreſt ſo mürriſch, wie früher. Er rückte ſeinen Federhut auf's rechte Ohr. „Nu, nu,“ fuhr er heraus, „und wat hat denn der Dritte gethan, von dem Sie geſprochen. Ik globe, es war der Bombardier H. Kommen Sie hieher, Bombardier! der hat ja in der Stadt gelegen, wat is mit dem?“

„Wie mir heute Morgen der Unteroffizier Herrſchaft meldete,“ fuhr der Feind fort, „haben der Herr Oberſt geſtern Abend fünf junge Freiwillige auf die Parkwache geſchickt, weil ſie ſich nächtlichen Straßenunfug zu Schulden kommen ließen, und da einer von dieſen während der Nacht äußerte, der Bombardier H. ſei ebenfalls dabei geweſen, aber entkommen, ſo habe ich ihm, denn ich kenne den Mann und weiß, daß er bei einer ähnlichen Gelegenheit nie fehlt, auch drei Tage Mittelarreſt zuerkannt.“

Nach dieſer Anklage ſchaute ich erwartungsvoll zum Alten empor, der mit einem gewaltigen Ruck ſeinen Federhut wieder auf das linke Ohr brachte, den Säbel auf die Erde ſtemmte und einen gelinden Zorn zu bekämpfen ſchien.

„Hören Se, Herr Hauptmann Feind,“ ſprach er ſo ruhig als möglich; doch ſahen wir zu unſerer großen Freude, daß er an ſich halten mußte, um nicht grob zu werden: „ik will Ihnen unter uns ſagen, dat mir des ewige Strafen durchaus nicht gefällt, überhaupt bei ſolchen Gelegenheiten wie die drei erwähnten, und wenn der Oberſt v. T. ein gut Wort inlegt, ſo wird der Trompeter, ſo wie der Unteroffizier Doſe nur eine Strafwache erhalten, und der Bombardier H. gar niſcht, denn ik, der alte T., Kommandeur von die ſiebenden Brigade, ſage Ihnen, det er nich bei die fünf geweſt iſt. Hören Sie, Herr Hauptmann Feind, er war nicht bei de fünf, und wenn er och dabei war, ſo bekommt er doch keene drei Tage Arreſt; denn ik, ſein Oberſt, habe ſie alle pardonnirt, weil ſie mir einen dummen Streich gemacht haben, und zwei dumme Streiche verzeihe ik viel lieber als eine Nachläſſigkeit. Ordnung muß ſind."

Wir ſahen uns alle mit verklärtem Blicke an; jedem rollte ein Stein vom Herzen. Der Alte griff an ſeinen Federhut und wandte ſich an einen Kommandeur der Abtheilung.

„Herr Oberſt-Wachtmeiſter, laſſen Se uffſitzen und abmarſchiren."

Dann beſtieg er ſein Pferd, und ritt, von ſeinen Adjutanten und Ordonnanzen gefolgt, aus den Batterien, nach dem freien Platz an der Windmühle, um die Abtheilungen bei ſich vorbei defiliren zu laſſen.

Auch der Hauptmann Feind beſtieg ſein Roß, wobei er Doſe und mich mit einem böſen Seitenblick beehrte, zog den Säbel und kommandirte: „An die Pferde — Stille geſtanden" — Mit einem Mal ſtockte jetzt die noch vor einem Augenblick ſo lebhafte Bewegung an allen Geſchützen, die Stückknechte traten zu ihren Pferden, den Kantſchuh in der linken Hand, die Reiter hinter die Kanonen und Haubitzen — keiner rührte ſich. Für mich war dieſer Augenblick immer der angenehmſte und intereſſanteſte geweſen. Wenn Alles in Ordnung war, das Pferd gehörig geſattelt und gepackt, alles kleinliche Nachſuchen nach Roſtflecken am Säbel u. ſ. w. hinter uns lag, wenn das Pferd ungeduldig trat, und ich mich nur hinaufſchwingen durfte, um ein Reitersmann zu ſein: dann war ich mit den Piſtolen am Sattel und dem Säbel an der Seite ein wirklicher Krieger: kein Soldat, deſſen Hauptbeſchäftigung es iſt, nach Zählen rechts- und linksum zu machen und das Lederzeug zu putzen. Dies war der einzige Augenblick, in welchem mir das Soldatenleben noch in dem Lichte erſchien, in welchem ich es in meinen früheren romantiſchen Träumen erblickt hatte. Beſonders heute Morgen beim Abmarſch war ich ſehr froh geſtimmt. Vor uns lag das Manöver, von dem mir Doſe ſo viel Schönes erzählt hatte, ſo wie von der Annehmlichkeit, einmal vier Wochen bei den Bauern zu liegen, natürlich auf einem ſchönen großen Hofe, wo man ſich Abends in's Gras unter die jungen Aepfel- und Birnbäume legte und dem melodiſchen Läuten der heimkehrenden Heerde zuhorchte; hinter mir waren die verfluchten drei Tage Mittelarreſt, die mir der gute Feind gegönnt; unter mir das bethaute duftende Gras; über mir der blaue Himmel, und in meinem Herzen der Kuß der hübſchen lieben Emilie. — „Aufgeſeſſen!“ — Das Wort fuhr zündend in meine Träume. Ich flog in den Sattel — „Marſch!“ — und als die Trompeter munter die Melodie: „Friſch auf, Kameraden, auf's Pferd! auf's Pferd!“ ſchmetterten, fühlte ich mich ganz glücklich und pfiff dieſelbe Weiſe laut für mich hin; doch nicht lange, denn unſer Wachtmeiſter Löffel, das Echo des Kapitäns, der mich eben ſo wenig leiden konnte, wie dieſer, ritt an mich heran, drehte ſeinen Schnurrbart und ſagte in nicht ſehr liebevollem Tone: „Hören Sie, Herr, Ihnen wird man das Pfeifen doch noch einmal legen.“ Schnee an einem Frühlingsmorgen. Ich konnte mich im jugendlichen Uebermuth nicht enthalten, dem dicken Wachtmeiſter ganz ruhig zu antworten: „Meinen Sie mich? Ganz recht, heute iſt Dienſtag.“ Er antwortete nichts darauf, doch zog er ſein Notizbuch hervor und ſchrieb etwas hinein, was er ſpäter dem Kapitän zeigte, der eine Bewegung mit Kopf und Hand machte, als wolle er ſagen: „Ich will das ſchon arrangiren!“ Und er arrangirte es auch ſo, daß mir der Abtheilungs-Kommandeur bei der nächſten Parade für einen kleinen Riß in meinem Futterbeutel drei Tage Mittelarreſt gab. Ländlich, ſittlich!

Durch Staub und Sonnenhitze, abwechſelnd bald ſingend, bald lachend, bald mürriſch und fluchend, zogen wir durch die einförmige Pappelallee der Landſtraße, und es mochte ungefähr zwei Uhr geworden ſein, als wir

Wie ein Gebild aus Himmelshöhen

den Stabsquartiermeiſter auf ſeinem magern Schimmel mit der mächtigen Brieftaſche unter dem Arm bei einer Biegung der Straße auf uns zutrotten ſahen. Jedes Geſicht klärte ſich auf und ſelbſt die Pferde ſchienen des langen Marſchirens müde; denn als der alte Oberſt vorn an der Spitze ſein Halt donnerte, bedurfte es nur eines gelinden Zupfens an den Zügeln, um ſie gleich zum Stehen zu bringen. Der Mann mit der Brieftaſche öffnete dieſelbe, und herausſpazierte Dorfſchaft um Dorfſchaft, in die unſere Batterien zu liegen kamen; ein Theil der Brigade nach der Feſtung W., die eine Batterie hierhin, die andere dorthin, und da die Dörfer in hieſiger Gegend meiſtens nur aus einigen Höfen beſtehen, ſo blieb auch faſt keine einzige Batterie beiſammen, ſondern beinahe jedes Geſchütz hatte ſeinen eigenen Hof oder ſein Dorf. Das unſrige hieß Fettenweiden, ein Name, der dem Doſe ſehr zu gefallen ſchien, indem er hoffte, etwas von der fetten Weide müſſe auf's Quartier übergegangen ſein; doch leider weit gefehlt, es war entſetzlich mager. Der Alte hielt uns noch von ſeinem Roß herunter, wobei er beide Arme in die Seite ſtemmte, eine Rede über gutes Verhalten, Ordnung in den Quartieren und Sorgſamkeit auf Waffen und Monturen, wovon wir aber bei dem allgemeinen Scharren der Pferde und Klirren der Geſchirre nur einzelne Worte und Ausdrücke, die den dumpfen Baß ſeiner Stimme wie Blitze durchſchnitten, verſtanden, beſonders ſein „denn ik ſage Euch, Ordnung muß ſind!" das er heute ſehr häufig anwandte. Auch der Kapitän Feind, von dem wir uns leider trennen mußten, denn er lag in einem andern Dorfe, hielt uns zum Abſchied noch eine Rede voll Moral. Seine liebenswürdigen Redensarten waren um den alten Text vom zu ſtarken Frühſtücken gewickelt. Endlich waren wir erlöſt, Doſe ließ aufſitzen und nach einer halben Stunde gelangten wir zur fetten Weide, fünf bis ſechs kleinen Häuſern, die am Rande der Haide lagen, auf der die

Manöver abgehalten wurden. Doch hatten wir auf der andern Seite einen dichten Eichenwald, den ein kleiner Bach von den Höfen trennte, und im Hintergrund ſtiegen ſchlanke Pappeln und Tannen auf, zwiſchen denen ein ſchönes gelbes Gebäude durchblickte, das Landhaus eines Grafen N., bei dem unſer Abtheilungs-Kommandeur im Quartier lag.

Doſe's Gemüth, das der Anblick der kleinen Häuſer etwas niedergebeugt hatte, wurde erfriſcht durch den grünen Wald, den Bach und das Palais im Hintergrunde. Er vertraute mir, daß er fühle, wie die Poeſie bei ihm zurückkehre, verſprach mir feſt, mich nächſtens mit einigen Gedichten zu überraſchen, und träumte, während wir unſere Pferde durch eine große Miſtpfütze in einen ſchlechten Stall ziehen mußten, von Waldpromenaden, Nachtigallen, murmelnden Quellen und dergleichen, und ſagte mir: „Ach es gibt für mich nichts Poetiſcheres, als Verſe zu machen!“

6.

Standquartier. — Marketender.

Der Stall, romantiſch am Ufer einer Miſtpfütze gelegen, genügte kaum den allerbeſcheidenſten Anſprüchen, die man in Cantonirungen an dergleichen Lokale machen kann. Wir hatten unſere vier Pferde, meines, das des Unteroffiziers und die zweier Kanoniere, unſerer Burſche, nothdürftig untergebracht. Wir traten in's Haus, und ich war nun geſpannt auf Doſe; denn er hatte mir Achtſamkeit auf ſeine Mienen und Reden geboten, damit ich lerne, wie man es anzufangen habe, um ſich bei den Bauersleuten in Reſpekt zu ſetzen. Die Frau kam uns an der Thüre entgegen und hinter ihr ſtand der Bauer, einen weiten Kratzfuß machend, wobei er ſeine Mütze abnahm. Sie jedoch pflanzte ſich in freier Haltung vor uns auf, die Herrſcherin, und fragte ziemlich barſch nach unſerem Quartierbillet. — Da ſteckte Doſe ſeine Hand unter's Collet und begann mit dem Fuße heftig auf die Erde zu treten, ungefähr wie es unſer Kapitän Feind in wichtigen Momenten zu thun pflegte. Da begann er der Frau eine Rede zu halten, von der ich jedoch nur einzelne Worte verſtand, obgleich ich ſo ziemlich in Doſe's Redensarten eingeweiht war, und ich nicht nur ſeine Stallmaximen auf's Genaueſte kannte, ſondern auch bei allen Ergüſſen ſeiner Poeſie, ſobald ich die drei erſten Worte gehört hatte, das Ende zum Voraus wußte. Er ſprach vom beſchwerlichen Kriegsdienſt, von mühſamer Beſchützung des Vaterlandes, ſehr häufig hörte ich die Worte Patriotismus und Preußen; er verſtieg ſich ſogar bis zu Deutſchlands Einheit, und ſchloß ungefähr ſo: wenn er auch ein Oſtpreuße ſei, müſſe man ihn doch hier am Rhein als Vaterlandsvertheidiger mit offenen Armen empfangen.

Der Frau erging es bei dieſer Rede nicht beſſer, als mir; ſie ſah bald Doſe, bald mich und die beiden Kanoniere hinter mir an, und wüßte wahrſcheinlich heute noch nicht, was ſie ihm antworten ſollte, wenn nicht der Bauer, der mehreremale wohlgefällig mit dem Kopfe genickt, uns Allen aus der Verlegenheit geholfen hätte. Er ſtieß das Weib ziemlich heftig in die Seite und ſagte zu ihr, als ſie ſich unfreundlich nach ihm umwandte: „Verſtehſt du denn die Herren nicht? Sie wollen hier bei uns gut eſſen und trinken.“ — Ich mußte über die Naivetät des Bauers herzlich lachen; aber Doſe, der ſich nicht aus dem Concept bringen ließ, war durch dieſe Aeußerung gerührt und deklamirte mir, während wir nach der Stube gingen:

— Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Die Frau, welcher die unverſtandene Rede Doſe's, ſo wie ſeine Figur ſehr imponirte, fragte für den Augenblick nicht weiter nach dem Quartierbillet und gab uns, nachdem ihr Gemahl unſere Gefühle gedolmetſcht, die Verſicherung, darüber ſollten wir uns beruhigen, wir würden mit ihnen an Einem Tiſch und aus Einer Schüſſel eſſen. — Sehr ſchmeichelhaft! Aber die Frau hatte leider die Wahrheit geſagt; alle Mahlzeiten, während der ganzen Dauer unſeres Aufenthaltes, beſtanden im wahren Sinne des Wortes nur aus Einer Schüſſel, die ſich mit einigen Variationen täglich zweimal wiederholte. Morgens war die Schüſſel mit einer Art Mehlbrei angefüllt, worin einige Kartoffeln und Bohnen ſchwammen; Nachmittags dagegen, wenn wir von den Schießübungen zurückkamen, enthielt die unvermeidliche daſſelbe, nur daß die genannten feſtern Beſtandtheile vorherrſchend waren und der Mehlbrei nur eine Art Brühe darüber bildete.

Dieſer Eintritt in unſer Cantonirungsleben wiſchte ſogleich eine ziemliche Menge des glänzenden Staubes ab, den Doſe's Aeußerungen darauf geſtreut, beſonders nachdem uns die Wirthin das Nachtlager gezeigt hatte. Es beſtand aus einem Alkoven in der Hausflur, der keinen andern Aus- und Eingang hatte, als eine Elle über dem Boden ein Loch von drei Fuß im Gevierte, das ich anfänglich für die Thür eines Wandſchranks hielt. Als es Abend wurde und wir uns hineinlegten, kam uns das Lager ſo ſpaßhaft vor, daß wir lange Zeit vor Lachen nicht einſchlafen konnten. Doſe, ſonſt ein ſo großer Wagehals, getraute ſich nicht, in den Kaſten zu ſteigen, ehe er das Terrain genau recognoſcirt hatte. Unſerer vier ſollten dieſen Raum einnehmen, und wir fanden ihn dafür gerade groß genug. Er war an zehn Fuß lang und eben ſo breit, auf dem Boden mit Stroh bedeckt, darüber einige große Federbetten gebreitet. Wir vier ſtanden ausgezogen hinter einander vor der Oeffnung, und Doſe als unſer Chef ſtieg mit ſeinen langen Beinen bequem hinein. Da aber der Boden im Innern etwas tiefer war, als außen, verlor ich bei meiner kleinen Statur, als ich reitend in der Oeffnung ſaß, das Gleichgewicht und fiel meinem Vorgeſetzten auf den Leib. Den beiden Kanonieren erging es nicht beſſer, ſo daß wir im Alkoven auf einem großen Haufen übereinander lagen.

Daß in Doſe ein General verloren gegangen ſei, daran habe ich nie gezweifelt, und in dieſem kritiſchen Augenblick zeigten ſich ſeine großen Eigenſchaften: Kaltblütigkeit und Energie, wieder recht deutlich. Er forderte von der Wirthin mit ſeiner Stentorſtimme ein Licht, richtete ſich dann mühſam auf und theilte, obgleich er gebückt ſtehen mußte, mit vieler Würde die Plätze aus. Ich kam neben ihn zu liegen, die beiden Kanoniere uns ſo gegenüber, daß ihre Beine faſt an unſere Kniee reichten. Doſe hatte mit vieler Einſicht dieſe Einrichtung getroffen, weil wir nur eine einzige Decke beſaßen, die obendrein etwas zu klein war. Legten wir uns Alle neben einander, ſo war vorauszuſehen, daß ſie ſich in der Nacht durch die Bewegung des Einen oder des Andern verſchieben mußte, was ſo nicht leicht möglich war; wir hielten das obere Ende feſt, die beiden Kanoniere das untere, wodurch die Decke wie ein Trommelfell ausgeſpannt wurde.

Doſe, der die Humanität beſaß, faſt alle ſeine Befehle mit triftigen Gründen zu belegen, erzählte uns vor dem Einſchlafen aus ſeinem früheren Leben eine Geſchichte, weßhalb er ſich ſcheue, in einem Bette mit vielen Leuten neben einander zu ſchlafen. Ich will den Leſer mit der Vorrede, die er immer anbrachte, verſchonen und gleich beim Kerne anfangen. „Wir waren," erzählte er, „mit der ganzen Batterie einſtens bei einem Durchmarſch in ein kleines Dorf gelegt worden, wo auf jedes Haus acht bis zehn Mann kamen. In meinem Quartier waren neun Mann, die ſich auf zwei Betten vertheilen mußten. Ich, damals noch Bombardier, wurde als Vorgeſetzter mit vier Kanonieren in ein Bett gelegt; der Unteroffizier nahm mit den drei übrigen das andere. Unſer damaliger Geſchützführer, Gott habe ihn ſelig! hatte nämlich die ſehr richtige Anſicht, die Kanoniere, wenn es möglich ſei, ſelbſt im Bett nicht ohne Aufſicht zu laſſen. Obgleich mein Bett ſehr breit war, fand es ſich doch, daß wir nicht anders als auf der Seite liegen konnten, zuſammengeſchachtelt wie die Löffel in einem Löffelkörbchen. Ich hatte den rechten Flügel, und die weiſe Einrichtung getroffen, daß Alle ſich nach meinem Kommando zugleich auf die andere Seite legen mußten, zu welchem Zwecke ich zuweilen während der Nacht die Kommandos zu rechts- und linksum gab. Einmal jedoch verſtand der linke Flügelmann ſchlaftrunken das Kommando falſch und machte die entgegengeſetzte Wendung. Ihr könnt euch denken, daß die ganze Linie in die größte Confuſion kam. Mein Rufen nach Ordnung half nicht mehr; die ſchwache Bettlade konnte den gewaltſamen Evolutionen nicht widerſtehen, brach mit lautem Gepolter auseinander, und wir lagen auf der Erde. Das Sonderbarſte bei der Sache war aber, daß, nachdem wir die Betttrümmer bei Seite geſchafft und das Bettzeug auseinander gezogen hatten, jeder mit Verwunderung bemerkte, daß er beſſer liege als vorher. Ich verſichere euch,“ ſchloß Doſe, „es geht nichts über die Erfahrung.“

Die Haide, auf der die Schießübungen abgehalten wurden, hatte eine Erſtreckung von mehreren Stunden. Der Boden war ziemlich hart, an den meiſten Stellen eben, und das ganze Terrain von dichten Tannenwäldern eingeſchloſſen, zwiſchen denen die Dörfer lagen, in welchen ſich die Brigade vertheilt hatte. Bei der Einrichtung dieſer Haide zu unſerem Schießplatze hatte man, was beim Militärdienſt ſonſt ſo ſelten vorkommt, ſich bemüht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Auf der einen Seite befanden ſich, aus Raſen und Erde aufgeführt, das Modell einer Baſtion nach Vauban, das als Ziel für die ſchweren Geſchütze und leichten Mörſer galt; daneben befand ſich eine kleine Redoute, in welche man ſchwere Bomben warf, und rechts und links von dieſen Werken waren zwei Scheiben aufgeſtellt, jede ſechs Fuß hoch und an hundert Fuß lang, entſprechend der Ausdehnung eines Bataillons Infanterie. Die weißen Wände waren durch ſchwarze ſenkrechte Striche, je zwei Fuß von einander, abgetheilt, um bei Kartätſchenfeuer genauer ſehen zu können, wie viel Kugeln auf die Perſon kämen. Hinter dieſen Werken dehnte ſich die Haide etwa noch eine Stunde weit aus. Dort befand ſich eine andere große Erhöhung von Sand, der Kugelfang genannt, wo ſich die Kugeln, die über die Ziele hinausflogen, einbohrten und ſpäter ausgegraben wurden. Dieſe Anſtalten waren das Nützliche bei der Sache.

Das Angenehme befand ſich ungefähr tauſend Schritt von der Baſtion, nämlich die Standplätze für die Batterien, für die Marketender und die Bier- und Weinbuden. Hier war der eigentlich poetiſche Theil des ganzen Manövers. Ein Platz von ungefähr vierhundert Fuß im Gevierte war mit Akazien bepflanzt worden, die einen nothdürftigen Schatten gaben. In der Mitte ſtand auf einem kleinen Hügel die Wachthütte der verſchiedenen Artillerieparks; ein ſtattlicher Vierundzwanzigpfünder, aus Blech geſchnitten, zeigte als Fahne auf dem Dache die Richtung des Windes an. Um dieſen Hügel lagen Interimsbauten, einfach aus Brettern aufgeführt, theils für Laboratorien eingerichtet, theils zur Aufbewahrung der Munition, ſo wie, etwas entfernt, verſchiedene Pulverſchuppen. Ein Brunnen mit ſehr klarem Waſſer, der neben der Wachtſtube ſtand, gab das wohlfeilſte, unſchuldigſte Getränk.

Eben ſo gut organiſirt, wie die Brigade ſelbſt, und eben ſo abgetheilt in ſchwere und leichte Batterien, war das Marketender- und Verpflegungskorps. Die Unteroffiziersweiber, die Kommisweiber, nach dem techniſchen Ausdruck, bildeten die leichten reitenden Batterien. Sie umſchwärmten uns mit ihren Tragkörben oder kleinen Ziehkarren den ganzen Tag, und einige der couragirteſten brachten ſogar während des Schießens Gläſer mit Branntwein und dergleichen bis an die Geſchütze. Andere hatten unter die Akazienbäume kleine Tiſche geſtellt, wo ſie in den Ruheſtunden ihre Artikel verkauften, die ſich hier ſchon bis zu einem Glaſe Bier ausdehnten, wogegen die eben genannten leichten Truppen nur Branntwein mit in's Feld nahmen. Die ſchwere, ſolide Feſtungsartillerie hatte ſich etwa hundert Schritt hinter der Wachtſtube in langer majeſtätiſcher Reihe gelagert. Dieß waren Lieferanten aus der Stadt, die meiſtens vollſtändige Buden gebaut hatten, in denen ſie für baares Geld an Eß- und Trinkwaaren abgaben, was ein Soldatenherz nur erfreuen kann. Um Kunden anzuziehen, hatte jeder ſeine Bude mit einem ſaftigen oder pikanten Namen geſchmückt. Beſonders die Aufſchrift einer Bude: „zum naſſen Schwamm“, hatte Nachahmer gefunden. Es gab da einen Comparativ, und Einer, um den Andern den Rang abzulaufen, nannte ſeine Bude ſogar „zum allernaſſeſten Schwamm“. Daneben prangte „der luſtige Kanonier“, ſo wie „der flotte Kanonier“. Letztere Benennung war dem alten Oberſt ſtets ein Dorn im Auge. Da er gleich am erſten Tage geboten, dieſes Schild abzunehmen, und dadurch die Bude gleichſam in Verruf gethan hatte, erfreute ſie ſich des größten Zuſpruchs, und die Benennung „zum flotten Kanonier“ pflanzte ſich um ſo mehr fort. So oft der Alte mit ſeinem Schimmel auf die Haide kam, hielt er ein paar Sekunden vor der Bude ſtill und pflegte ſtets einige böſe Worte zu murmeln, als: „Ik will det nich leiden! Ik will keenen flotten Kanonier, oder een Donnerwetter! —“ Dabei bewies er eine ſo merkwürdige Conſequenz, daß er Alle, die er aus dem flotten Kanonier herauskommen ſah, von Weitem auf das Genaueſte muſterte, und wehe, wenn er an einem Solchen etwas Dienſtwidriges fand. Man hatte ſich ſehr in Acht zu nehmen, ihm auf dieſem böſen Platze zu begegnen; es war, als wolle er ihn zu einer Art Schädelſtätte machen und dadurch in ſchlimmen Geruch bringen.

So ſtand einſt ein unglücklicher Horniſt vor dieſer Bude und ſah den Oberſt nicht, der plötzlich hinter ihm aus dem Gebüſch heraustritt. Der Aermſte hatte dadurch gegen die Regeln des Anzugs gefehlt, daß er ſein Horn am langen Riemen, der ſich daran befindet, über der Schulter trug, während er es ordonnanzmäßig um daſſelbe herumgewickelt haben mußte. Der Oberſt ſah dies, ſtieg flugs vom Pferde, näherte ſich dem Horniſten, faßte mit ſeiner kräftigen Hand plötzlich den Riemen, zog ihn ſtark an und hatte ſo den Kanonier wie in einer Schlinge gefangen. Unter einer Fluth von Flüchen ſchwang er ihn wie einen Kreiſel um ſich herum.

„Seh mir eenmal Eener den Herrn an!“ ſchrie er. „Ik, ſein Oberſt, hab ihm befohlen, dat Riemenzeug zu ſchonen, und der nixnutzige Blechpfeifer amuſirt ſich, et ſyſtematiſch zu ruiniren! Ha, Millionenhund! du biſt wohl och eener von die flotte Kanoniers? Ik will euch beflotten! Wem gehörſt du ſo eegentlich? Bei welcher Batterie biſt du?“ — „Von der ſiebenten Fußbatterie, Herr Oberſt.“ — „So, ſo,“ wandte ſich der Alte zu einem der herbeigekommenen Offiziere, „von Ihrer Batterie, Herr Hauptmann N.? Sie kommandiren die flotten Kanoniers? Na, geben Sie dieſem eenmal vierundzwanzig Stunden Mittelarreſt — Een Donnerwetter!“

Der Oberſt war durch dieſes gewaltſame Manöver ſo außer Athem gekommen, daß er ſeine Rede abbrechen mußte. Er ging lange mit großen Schritten vor dem „flotten Kanonier“ auf- und ab und drohte mit der Fauſt; aber alle Gäſte hatten ſich durch eine Hinterthür längſt geflüchtet, und der Eigenthümer war im Zweifel, ob er nicht, wie vor einem Gewitterſturm, Fenſter und Thüren ſchließen ſollte.

Eine andere Bude hieß „zur brennenden Lunte“ und eine ſolche hing beſtändig an einem Stück Holz vor der Thür. Auch dieſe erfreute ſich nicht der Gunſt des Oberſten; denn er pflegte zu ſagen: „Et will mir ſo eegentlich nich gefallen, det man een königliches Kriegsmaterial ſo vor einem Wirthshauſe ufhängt.“ — Ferner hieß eine Bude „zum Herrn Lieutenant“, wo ſich viele Offiziere verſammelten. Neben dieſer hatte ein Spekulant die ſeine „zum Herrn Lieutenant von“ getauft; doch machte er nicht viel Glück, da in der Brigade nur wenige Adelige waren. Die Bude, wo ſich der Oberſt am meiſten aufhielt und die darum Ehren halber auch vom Offizierscorps ſtark beſucht wurde, hieß „zur luſtigen Markedenterin“.

Unſere Uebungen fingen, wie immer, auch dießmal an einem Samſtag und mit Aufführung der Batterien gegen die obengenannte Baſtion an. Dieſe Arbeiten verrichtet man während der Nacht, in Kriegszeiten, um, durch die Dunkelheit geſchützt, den feindlichen Kugeln nicht ſo ausgeſetzt zu ſein, in Friedenszeiten, um das Arbeiten im Dunkeln zu lernen. Der Samſtag wird gewählt, damit die Leute am folgenden Tag ausruhen können.

Es war Nachmittags drei Uhr, als wir die fetten Weiden verließen, um uns bei dem nächſten größern Dorfe, wo der Kapitän lag, mit der Batterie zu vereinigen und nach der Haide zu marſchiren. Wir waren natürlich ohne Waffen und Pferde. Im Artilleriepark ward zuerſt ein Appell gehalten, und dann erhielten ſämmtliche Truppen Erlaubniß, ſich bis zum Einbruch der Nacht auf ihre eigene Fauſt zu beluſtigen. Bald kam auch der Oberſt auf ſeinem kleinen Schimmel, vom Kommandanten und mehreren andern Offizieren der Feſtung begleitet, und ſtieg bei der luſtigen Marketenderin ab. Dieß that er überhaupt täglich, und wer von uns ein reines Gewiſſen hatte, ging ebenfalls dahin und lagerte ſich auf dem Raſen vor der Bude; denn der Oberſt gab uns gar oft ein Schauſpiel zum Beſten. Wenn er gut gelaunt war, konnte er über die geringſten Dinge ſo furchtbar lachen, daß man es durch das ganze Lager hörte. Zuweilen nahm er auch etwas von den Marketenderinnen, welche die Buden umſchwärmten, und unterhielt ſich mit ihnen. War er dagegen ſchlecht aufgelegt, ſo ſetzte es nicht ſelten entſetzliche Donnerwetter. Eine eigene, feinere Mütze z. B. bemerkte er dann ſchon aus weiter Ferne und faßte den ſich unbeſorgt Nähernden plötzlich.

Unter den Offizieren, die ihn heute aus der Stadt begleitet, waren zwei merkwürdige Exemplare. Der Eine war ein Oberſt v. N., von dem man ſich erzählte, daß Alles an ſeinem Körper falſch ſei. Daß er ſich ſchnürte, konnte nicht bezweifelt werden, und einer ſeiner Bedienten hatte einmal geſagt, ſeine Beinkleider und Uniformen ſeien ſo ſtark wattirt, daß ſie, wenn er dieſelben ausgezogen, aufrecht ſtehen blieben. Der Mann war ſchon hoch in den Fünfzigen, aber noch ausnehmend eitel. Kenner behaupteten, ſein ſchwarzes Haar ſei urſprünglich ſtark roth geweſen und werde von Zeit zu Zeit gefärbt. Daß bei Sonnenſchein ein fataler

Goldſchimmer darauf lag, kann ich ſelbſt bezeugen. Nie in meinem Leben ſah ich eine friſchere Geſichtsfarbe, als bei dieſem Oberſt; man behauptete aber, ſie ſei in Paris fabricirt. Auch färbte er ſich die Augenbrauen und malte ſich zu Zeiten eine blaue Ader auf die Stirn. Er war Kommandant in einer unſerer größeren Feſtungen, in welcher ich auch einige Zeit lang gelegen, und gegenwärtig hier in W. auf Urlaub. Wir wußten bei Regenwetter oder ſcharfer Luft gleich, woher der Wind wehte, wenn wir nur den Oberſt v. N. anſahen; er ſtellte ſich beſtändig ſo, daß ihm Wind und Regen nicht in's Geſicht ſchlugen, was den ſchönen Zeichnungen auf demſelben ſehr geſchadet haben müßte. Mit unſerm Alten ſtand er jetzt in ziemlich gutem Verhältniſſe, obgleich ſie früher einmal in C. einen harten Strauß mit einander gehabt hatten.

In einem der Feſtungswerke nämlich, das die Artillerie ſchon ſeit mehreren Jahren beſetzt hielt, waren große Vorräthe an Werg aufgehäuft, die der eine unſerer Unteroffiziere bei der Ablöſung von andern übernahm, ohne ſie genau abzuwiegen. Eines Tags jedoch wurde dieſes Werg der Infanterie übergeben, und der übernehmende Korporal wog in ſeinem Dienſteifer Alles genau nach und fand ein Deficit von acht Pfund Werg. Dieß wurde dem Kommandanten gemeldet, und da derſelbe die Artillerie von jeher nicht leiden konnte, dictirte er dem Artillerie-Unteroffizier mit der größten Ruhe drei Tage Arreſt. Dieſer, ein alter, gedienter Mann, der bei unſerm Oberſt v. T. beſonders in Gunſt ſtand, trug dieſem die Sache vor: wie leicht bei einer ſo großen Maſſe nach Jahren acht Pfund fehlen könnten. T. verſprach ihm, die Sache zu arrangiren. Bei der Parade ging er auf den Kommandanten zu, und wir, die wir umherſtanden, waren auf die Verhandlungen ſehr geſpannt. Von jeher hatten ſie im Dienſt kleine Händel gehabt, und wir Alle wußten, daß unſer Alter, der derbe, ehrliche Mann, jenem wegen ſeines gezierten Weſens nie beſonders gut war. T. begann: „Herr Oberſt v. N., ik wünſche Ihnen eenen guten Morgen." — „Guten Morgen, Herr Oberſt." — „Ik hab' es mißfällig vernommen, Herr Oberſt, dat Sie wieder enmal enen von meinen Unteroffizieren wegen ener großen Kleinigkeit Arreſt gegeben haben." — „Herr Oberſt, dieß ſind Dienſtſachen, welche am beſten auf dem gewöhnlichen Weg der Eingaben abgemacht werden."

Unſer alter Oberſt fieng an, ungeduldig zu werden: „Ja, wat Eingaben! det kenne ik ſchon; Papier und niſcht wie Papier. Aberſt ik möchte Ihnen gern ein gutes Wort für meinen Unteroffizier ſagen; denn ich verſichere Ihnen, Herr Oberſt von N., daß er im Dienſt gerad ein Mann iſt wie wir Bede, Herr Oberſt." — „Ich bedaure ſehr, Herr Oberſt, aber des Beiſpiels wegen —" — „Ja, wat Bedauern! deß macht mir meinen Kohl nich fett." — „Herr Oberſt, es iſt unmöglich." — „So? is et unmöglich! Ja es is man ſehr bequem, ſo immer uf die Artillerie runzureiten." — „Herr Oberſt, ich weiß nicht, aber" — — „Ja, Herr —" — unſer Alter war ſchon ſo in Eifer gekommen, daß er zwiſchen dieſem „Herr" und dem nachfolgenden „Oberſt" eine lange, zornige Pauſe machte — „Oberſt, ik weß och nur ſo viel, dat der Mann um die lumpige Kleinigkeit nich in Arreſt kommt; ik werde det Werg bezahlen. — „Bitte recht ſehr, Herr Oberſt, von bezahlen kann keine Rede ſein; es iſt nicht der Sache, ſondern der Ordnung wegen." — „Ho ho!" rief unſer Alter, „ik weß och, was Ordnung iſt! Um det Werg is es Ihnen zu thun, um det Werg! Ik will et Ihnen nur im Vertrauen ſagen, ganz im Vertrauen;" bei dieſen Worten warf er die Hände auf den Rücken und brüllte furchtbar über den Platz hin: „Ik weß wohl, dat es gewiſſe Herren giebt, die uf det Werg ſo erpicht ſind: ſie ſtoppen ſich die Uniformen damit uf." Wir Alle, die wir daſtanden, mußten uns gewaltig zuſammennehmen, um nicht laut aufzulachen. — Oberſt T. rannte einmal um den Platz herum, trat dann vor unſere Batterie und rief dem Kapitän zu: „Der Unteroffizier S. geht noch in dieſer Stunde auf Kommando nach W." — Er wurde richtig nicht beſtraft; aber zwiſchen den beiden Oberſten kam es zu argen Händeln, die, wenn man ſich nicht von mehreren Seiten hineingemiſcht hätte, mit einem Duell geendigt haben müßten.

Der andere Offizier, deſſen ich oben erwähnte, war ein ſehr alter Mann, ein Major von Ente. Er hatte die Feldzüge in den neunziger Jahren gegen die Franzoſen mitgemacht, war darauf im Jahr 1816 verabſchiedet worden und lebte von einer kleinen Penſion in C. Bei feierlichen Gelegenheiten, wie am Geburtstag des Königs, oder wenn auf der Durchreiſe von hohen Perſonen Parade abgehalten wurde, holte der Major von Ente regelmäßig ſeine Uniform hervor und ſchmückte ſich auf's Beſte. Er pflegte in ſolchen Fällen den Degen, anſtatt denſelben ordonnanzmäßig perpendikulär herabhängen zu laſſen, horizontal anzuſtecken, wie die Stutzer in der Zopfzeit. Die ganze Figur des kleinen gebückten Mannes mit den ernſten Zügen und der altmodiſchen Uniform ward durch die ſonderbare Art, ſeine Waffe zu tragen, noch komiſcher, und ſo oft er bei einer Parade erſchien, lief ein beifälliges Gemurmel durch die Reihen der Offiziere. Er ſtellte ſich gewöhnlich in der Suite des Commandirenden auf, wobei ihn die jungen Offiziere in einem großen Zirkel umgaben, damit jeder die ſonderbare Figur des alten Mannes im Auge behielt.

Ehe ich meine militäriſche Laufbahn angetreten, befand ich mich eines Tages in C. und ſtrömte mit einer Menge Neugieriger auf den großen Exercirplatz, um eine Parade anzuſehen, die der Prinz A. bei ſeiner Durchreiſe abhielt. Die ganze Garniſon war in Colonnen aufgeſtellt; vor der Fronte hielt der General, von einer zahlreichen Suite umgeben, in deren Mitte ſich auch heute, wie immer, der Major von Ente befand, in voller Uniform mit dem horizontalen Degen. Der Prinz erſchien; doch kaum hatte die Parade begonnen, als die Feierlichkeit des militäriſchen Akts durch einen ſonderbaren Zufall geſtört wurde.

Ein Offizier der paradirenden Reiterei beſaß einen wunderſchönen Pudel, den er bei ſolchen Gelegenheiten in's Zimmer einſchloß. Das Thier aber war durch einen Zufall entkommen und trieb ſich bei der Suite herum, um ſeinen Herrn zu ſuchen. Der Pudel, der gewohnt war, vor dem Offizierkorps ſeine Künſte zu produziren, trieb auch heute ſeine Poſſen, ſtellte ſich auf die Hinterbeine, tanzte und wartete auf. Seine Hauptforce jedoch beſtand darin, über einen vorgehaltenen Stock oder Degen zu ſpringen. Auf einmal bemerkt der Hund den herausfordernden Degen des Majors von Ente, läuft hinzu und ſpringt mit einem großen Satz darüber weg. Die Offiziere, die das ſehen, lachen laut. Der Hund, hierdurch aufgemuntert, kehrt zurück und ſpringt bellend zum zweiten- und drittenmal über den Degen. Die höheren Offiziere werden aufmerkſam und lachen ebenfalls. Der arme Major, der nicht weiß, was hinter ſeinem Rücken vorgeht, dreht ſich um und wendet ſo den aufgeſtellten Truppen die Degenſpitze zu. Der Hund in ſeiner Luſtigkeit folgt der Bewegung und zeigt den Truppen ebenfalls ſeine Geſchicklichkeit. Die Offiziere im Glied lachen zuerſt, Unteroffiziere und Gemeine folgen, eine Kolonne ſteckt die andere an, und wie der Prinz die Geſchichte ſieht und in ein lautes Gelächter ausbricht, ſtimmt die ganze Garniſon mit ein. Man mußte für einen Augenblick rühren laſſen.

Das Schlimmſte bei der Sache war, daß die Einwohner von C., die bekanntlich mit einem Bonmot gleich bei der Hand ſind, vom Major erzählten, dieß ſei das erſtemal, daß er Jemand habe über die Klinge ſprengen laſſen. Von der Zeit an erſchien er nie mehr in Uniform, beſuchte aber noch immer in Civilkleidern alle Paraden und Manöver. Und ſo war er auch heute mit auf die Haide geritten, um dem Batteriebau zuzuſehen.

Indeſſen war die Zeit unſerer Ruhe verſtrichen. Der Tag neigte ſich zu ſeinem Ende und von allen Seiten riefen die Signalhörner die Kanoniere zuſammen. Im Ganzen ſollten heute Nacht fünf Batterien gebaut werden: eine Mörſerbatterie, eine Rikochettebatterie, zwei Batterien für ſchwere Belagerungsgeſchütze und eine für ſchwere und leichte Haubitzen. — Die Hauptſache bei jeder Batterie iſt natürlich die Bruſtwehr, die dazu dient, Geſchütze und Kanoniere vor den feindlichen Kugeln ſicher zu ſtellen. Bei Mörſer- und Haubitzenbatterien, die ihr Geſchoß im Bogen über die Bruſtwehr hinausſenden, iſt ſie gewöhnlich von Raſen und Erde aufgeführt; bei Kanonenbatterien aber, wo der Schuß durch Einſchnitte geradeaus geht, beſteht ſie aus Erde, die von allen Seiten mit Faſchinen und Schanzkörben bekleidet iſt.

Kaum war es ſo dunkel geworden, daß man die Gegenſtände auf der Haide nicht mehr genau unterſcheiden konnte, ſo trat die zum Bau beſtimmte Mannſchaft jeder Batterie zuſammen und die Offiziere ſchlichen ſich vor, um die Linien auf dem Boden abzuſtecken. Die Mannſchaft iſt unterdeſſen abgetheilt worden; einige ſtehen bei den Schanzkörben, andere bei den Faſchinen, um auf das gegebene Zeichen gleich anfangen zu können. Die Hämmer zum Einſchlagen der Pfähle ſind mit Filz umwickelt und alle Kommando's werden ganz leiſe gegeben, damit der Feind in der Feſtung nichts merke. Mein guter Doſe, der eine Wand der Batterie zu bauen hatte, theilte mich nicht den Arbeitern zu, ſondern ließ mich mit einigen andern Freiwilligen im Depot zurück, um das Material zu bewachen.

Jetzt erſchallt durch die ganze Linie das Kommando zum Angriff der Arbeit. Die erſte Reihe der Soldaten mit Schanzkörben ſtürzte ſo eilig wie möglich vor; ſie richteten ihr Material an der bezeichneten Stelle auf, ergriffen dann ihre Schippen und Hacken, und füllten die Körbe mit Erde, um ſogleich eine, wenn auch nur ſchwache Bruſtwehr zu haben. Nachdem dieſe eine Zeit lang gearbeitet hatten, liefen ſie zurück und wurden durch eine andere gleiche Anzahl abgelöſt.

Es machte einen eigenen Eindruck, dieſer Arbeit zuzuſehen. Alles geht ſo ſtill und geheimnißvoll zu; man hört die Schläge nur leiſe und dumpf auf die Pfähle fallen, die Schippen und Hacken raſcheln, und dazwiſchen tönen die Kommandoworte zum Antreiben der Arbeiter mit gedämpfter Stimme. Es war mir, als ſeien in der Mitternachtsſtunde nächtliche Geiſter aufgeſtiegen und bauen an einem geheimnißvollen Werk. Die Geſchwindigkeit, mit der eine ſolche Bruſtwehr wächſt, iſt wirklich faſt zauberhaft. So eben war noch der glatte Boden da, jetzt ragt ſchon ein fünf Fuß hohes Werk, wenn auch nur in den erſten Anfängen empor. — Durch die ganze Umgebung, durch das geheimnißvolle eifrige Arbeiten kommt man ganz in die Idee hinein, als liege man wirklich vor einer feindlichen Feſtung, wo der Bau der Batterien, mag er noch ſo leiſe betrieben werden, meiſtens von den Belagerten bemerkt wird, die ihn dann auf unangenehme Art zu ſtören ſuchen. Oft ſahen wir erwartend die Baſtion an, die ſich fern auf der Haide in dunkeln Umriſſen unſern Blicken zeigte, und meinten, jetzt müſſe dort ein Blitz auffahren und die Belagerten ſchicken uns eine Leuchtkugel oder Fallſchirmrakete zu, um zu ſehen, was es hier unten gebe. — Wenn man in der Feſtung nicht ſchon am Tage durch Verrath oder ſonſt woher weiß, wo die Belagerer ihre Batterien aufrichten werden, und die Geſchütze nicht ſchon im voraus dahin gewendet hat, eine Richtung, die man feſtzuhalten ſucht, indem man längs der Räder Balken nagelt, ſo fangen die Belagerten in der Nacht an, Leuchtkugeln zu werfen, die das Terrain auf vier-, fünfhundert Schritte weit taghell erleuchteten. Dann folgt ein Kartätſchenregen, und wehe den armen Arbeitern, wenn die Bruſtwehr nicht ſchon ſo hoch geſtiegen iſt, daß ſie ſie einigermaßen ſchützt.

Wir hatten unſere Mäntel auf einen Haufen getragen und lagen zu vier behaglich da und ſahen dem Spektakel zu. Die Nacht wurde indeß ſehr dunkel, und da wir bald nichts mehr ſehen konnten und nur das dumpfe Scharren und Klopfen der Arbeiter hörten, ließ das Intereſſe an der Sache, das uns bisher warm und munter gehalten, nach und die kalte Nachtluft fing an, uns läſtig zu werden. Erſt deckten wir uns mit den Mänteln zu und verſuchten zu ſchlafen, dann hielten wir einen Kriegsrath, in dem der einſtimmige Beſchluß gefaßt wurde, da das Material, welches wir zu bewachen gehabt hatten, nach und nach abgeholt worden war, uns hinter die Couliſſen des Artillerieparks, das heißt in eine der Buden zurückzuziehen. Nur einige waren dieſe Nacht geöffnet, worunter wir nach kurzer Ueberlegung „die luſtige Marketenderin" wählten. Das Innere dieſer Bude war nämlich in zwei Theile getheilt und hatte auch zwei Ausgänge. Man konnte ſich alſo, im Fall ſich einer der Offiziere blicken ließ, durch die eine oder die andere Thür retten; denn es war nichts weniger als erlaubt, ſich während des Batteriebaus zu entfernen. So leiſe wie möglich ſchlichen wir von unſerm Platz und kamen glücklich aus dem Bereich der Arbeiter, obgleich wir mehreremale angerufen wurden. Waren die Offiziere oder Unteroffiziere, die uns bemerkten, weit genug entfernt, ſo antworteten wir ihnen gar nicht, und hie und da, wo uns einer der Depotlieutenants in den Weg trat, hatten wir die beſten Ausreden zur Hand: bald hatten wir Erlaubniß auszutreten, bald mußten wir hier und dort etwas holen. Daß wir uns einzeln zur „luſtigen Marketenderin" ſtahlen, kann man denken; aber in kurzer Zeit waren wir dort Alle glücklich beiſammen. Hier traten uns anfänglich neue Schwierigkeiten in den Weg. Den erſten Schrecken verurſachte uns der Federhut und der Säbel des alten Oberſten, die in der einen Stube auf dem Tiſch lagen, er hatte ſie zurückgelaſſen, um die Batterien in der Feldmütze zu inſpiciren und beim Herumſchleichen weniger erkannt zu werden. Vorher aber hatte er der Wirthin eingeſchärft, keinem Kanonier während der Nacht das Geringſte zu verabreichen. Anfangs weigerte ſie ſich auch, das Gebot zu übertreten, und erſt nachdem wir ihr Mitleid erregt und ihr vorgeſtellt, wie erbärmlich wir frieren, gab ſie nach.

Wir waren alle vier ganz junge Burſche, keiner über ſiebzehn Jahre alt, dieſe unſere Jugend erweichte ihr ſtrenges Herz und machte, daß ſie uns einen vortrefflichen Punſch bereitete. Natürlich blieb es nicht bei einem Glaſe, und wir waren ſchon an der fünften oder ſechsten Auflage dieſes verbeſſerten Getränks, als wir die Thür des vordern Zimmers aufgehen hörten — und man kann ſich unſere unangenehme Ueberraſchung denken — die Stimme des Hauptmanns Feind vernahmen, der laut nach der Wirthin rief. Dieſe, welche uns Freiwilligen, die wir viel bei ihr verzehrten, weit geneigter war als dem ganzen Offiziercorps, erſchrack nicht weniger und winkte uns mit der Hand, ruhig zu ſein, während ſie in das vordere Zimmer trat. Sie wußte ſo gut wie wir, daß, wenn uns der böſe Feind entdeckte, drei Tage Arreſt uns gewiß waren. Es war eine gute Perſon, die Wirthin „zur luſtigen Marketenderin“, auch von keinem übeln Aeußern, eine unterſetzte Figur in den Zwanzigen, mit einem friſchen Geſicht und einem außerordentlichen Mundwerk. Man ſagte unſerem Alten nach, er protegire ſie nicht umſonſt ſo außerordentlich.

Wenn wir nicht ſogleich die Flucht ergriffen, ſo geſchah es nur, weil wir recht gut wußten, der Hauptmann Feind ſei mit eben ſo wenigem Rechte hier wie wir, denn auch er durfte ſeine Batterie nicht verlaſſen. Trotzdem richtete er ſich im Nebenzimmer recht häuslich ein, hatte ſeine Mütze abgelegt, und bat die Wirthin in äußerſt freundlichem Tone, ſie möchte doch die Thür vorne zuſchließen, damit er nicht überraſcht würde; es wäre ihm nicht lieb, wenn der Oberſt zufällig käme. Dieſer müſſe dann zur andern Thüre herein, während er durch die vordere entwiſchen könnte. Wir bedankten uns im Stillen herzlich für die Güte unſeres Batteriechefs, uns ſo dem erſten Anlauf bloß ſtellen zu wollen, und griffen ſchon nach unſern Mützen, um uns zu entfernen, als einer, der durch die Holzwand ſah, uns winkte, näher zu treten. Der Hauptmann Feind bemühte ſich im Nebenzimmer, gegen die Wirthin den Liebenswürdigen zu machen. Er faßte ſie am Kinn und fing ſchon an, aus dem kalten ceremoniöſen Sie und der förmlichen Rede: Frau Wirthin, in das zarte, weiche Du überzugehen, und nannte ſie beim Vornamen Margarethe, den er in Gretchen umwandelte. Wir mußten an uns halten, um nicht laut aufzulachen; mir aber kam plötzlich ein verwegener Gedanke. Ich wußte ſehr gut, wie ſchlecht der Feind mit unſerm Alten ſtand, und daß er um Alles in der Welt hier nicht von ihm hätte ertappt werden mögen. Ich nahm den Säbel des Oberſten leiſe vom Tiſch, ſetzte zum Ueberfluß den Federhut ſchief auf's Ohr, und obgleich mich meine Kameraden mit ängſtlichen Geberden abzuhalten ſuchten, begann ich derb aufzutreten und huſtete und räuſperte einigemale, ſo tief es meine Stimme nur erlaubte, genau ſo, wie es der Oberſt zu machen pflegte, wobei ich den Säbel klirrend nachſchleifen ließ. Wie ein Haſe, der von Weitem das Gebell der Hunde hört, flog der Feind nach der Thüre und verſchwand augenblicklich. Auch die Wirthin blickte erſtaunt auf, und erſt als wir die Thür öffneten und hineintraten, brach ſie mit uns in lautes Gelächter aus. Aber das Sprichwort: wer Andern eine Grube gräbt u. ſ. w., bewährte ſich an uns wieder einmal recht traurig. Während wir in unſerem Uebermuth bei offenen Thüren dieſe Poſſen trieben, hörten wir plötzlich die Stimme des Alten, der ſich mit einigen Offizieren raſch der hinteren Thüre näherte. Gerechter Gott! er war obendrein gerade ſehr ſchlecht bei Laune; denn er fluchte entſetzlich und wir hörten deutlich die Worte: „Ja, ik ſage Ihnen, Herr Major, ik will den Leuten det ſchon vertreiben — En Donnerwetter!“ Ich machte eine Bewegung nach der vordern Thür zu ſtürzen, war aber ſo verwirrt, daß ich den Hut auf dem Kopf behielt. Meine Kameraden waren ſo vom Schrecken gelähmt, daß keiner entſprang, ſondern Alle mir zuriefen: „Wirf den Federhut weg! wirf den Federhut weg!“ Doch zu ſpät; der Alte mit dem Major A., ſeinem Adjutanten, und, das fehlte noch, dem Hauptmann Feind ſelbſt, der ſich liſtigerweiſe der Suite angeſchloſſen hatte, traten raſch durch das hintere in's vordere Zimmer.

Die Pauſe, während welcher mein ſonderbarer Anblick die Zunge des Oberſten feſſelte, war der ſchrecklichſte Moment in meinem Leben. So wüthend habe ich ihn niemals wieder geſehen. Er griff nach der linken Seite, und ich glaube, es war ein Glück für uns, daß er ſeinen Säbel nicht bei ſich hatte. — Mene Waffe! mene Waffe!“ ſchrie er, „und men

Hut! in ſo unreputirlichen Händen! det is en Verbrechen! An menem Säbel is det Port d'Epée Seiner Majeſtät, und wer det mißbraucht, kann nur durch ein Kriegsgericht beſtraft werden. Herr Major, laſſen Se mal die Wache kommen. Margareth enen Stuhl! Ik verſichere Sie, mene Herren, det hat mich angegriffen!"

Der Alte ließ ſich einen Augenblick nieder und trank ein großes Glas Grog, das ihm die Wirthin unaufgefordert reichte. Ich hatte natürlich den Hut abgenommen, hielt ihn aber noch, ſo wie den Säbel, in der Hand. Ich war wie verſteinert; dieß brachte ihn nach kurzer Ruhe wieder zu einem neuen Anbruch von Wuth. — „Menen Hut dahin," ſchrie er, „oder et gibt en Unglück!" — Faſt alle Offiziere gaben ſich Mühe, ihn zu beſchwichtigen, und einer der Adjutanten nahm mir Hut und Säbel ab: unſer Feind war aber boshaft genug, ihn noch mehr aufzureizen, indem er äußerte, er habe beſtändig mit uns wegen dergleichen Sachen zu thun, und Freiwillige, wie wir, ſchaden der Ordnung in der ganzen Batterie. Aber der gute Feind hatte ſich durch dieſe Aeußerung auf doppelte Art ſelbſt geſchadet. Erſtens ſagte ihm der Oberſt mit grimmigem Blick: „Herr Hauptmann Feind von die ſechspfündige reitende Batterie Nr. 21, et is aber doch ſonderbar, dat gerade nach dieſe Batterie alle ſolch Volk zuſammenſtrömt; ſie muß dazu ene beſondere Anziehungskraft haben!" Ich aber, empört durch dieſe Anklage unſeres Kapitäns, vergaß alle Rückſichten; eine unabſehbare Reihe von Arreſttagen war uns doch einmal gewiß. Da ich wohl wußte, wie man unſern Alten anzureden hatte, trat ich feſt vor ihn hin, ſah ihm ſtarr in die Augen und erzählte ihm, warum wir es gewagt hätten, ſeinen Hut zu mißbrauchen. Obgleich er mir während meiner Rede noch manches Donnerwetter und manchen Millionenhund zuſchickte, befahl er mir doch kein Stillſchweigen und ließ mich zu Ende kommen, den Namen des Offiziers jedoch, der im Nebenzimmer geweſen ſei, nannte ich nicht. Er wurde neugierig, ihn zu erfahren, und theilte, während er mir die größern Blitze zukommen ließ, auch zuweilen ein kleines Wetterleuchten dem Offiziere zu, der es gewagt, ſeine Batterie zu verlaſſen. Es that mir leid, daß ich es der guten Margarethe nicht erlaſſen konnte, und ziemlich umſtändlich auch von den kleinen Scherzen berichten mußte, die jener ſich mit ihr erlaubt. Unſer Feind ſtand wie auf Kohlen.

„So, ſo!“ fing der Alte wieder an, „det is die ſaubere Geſchichte? und ik will ſchon herauskriegen, wer der Herr Offizier geweſen is. Margareth, ſag Se mer de Wahrheet, oder ik werde die Bude zur luſtigen Marketenderin zuſchließen laſſen, weil ſie gegen meine Befehle gehandelt und dem jungen Volke hier Getränke verabreicht hat.“ — „Ach, Herr Oberſt,“ entgegnete die Wirthin, „ich kann ja nichts dafür, wenn mir die Herren Offiziere und Soldaten in die Bude kommen.“ — „Nu ja,“ ſagte der Alte, „wer war der Offizier?“ — „Ach, Herr Oberſt, es war der Herr Hauptmann Feind!“ — „So?“ ſprach der Oberſt, und dehnte dieſes „ſo“ unendlich lange, während er den Hauptmann Feind von oben bis unten muſterte; „alſo der Herr Hauptmann Feind! Och von die reitende Batterie Nr. 21.“ — Der Feind wußte nichts zu antworten und ſtotterte nur einige Worte her. Die Wache kam indeſſen und wir wurden bis auf weiteren Befehl in den Artilleriepark geführt, um nachher zum Arreſt nach der Feſtung W. gebracht zu werden. Hinter uns wurde wieder die Stimme des Oberſten laut, die crescendo in ein fürchterliches Donnerwetter ausbrach, das wahrſcheinlich unſerem Feind auf den Kopf fuhr.

Die Batterien waren jetzt größtentheils fertig, nur das äußere Anſehen wurde hie und da verbeſſert, hier der Boden etwas geebnet, dort noch ein paar Pfähle in einen Schanzkorb geſchlagen. Die meiſten Kanoniere waren beſchäftigt, die Bohlen, auf welche die Geſchütze zu ſtehen kommen, mit großen hölzernen Nägeln am Boden zu befeſtigen. Eine ſolche Unterlage von ſchweren Brettern wird allen größern Geſchützen gegeben, weil ſie ohne dieſelbe beim Rücklauf den Boden zu ſehr aufreißen würden. Der Himmel war ganz klar und färbte ſich in Oſten purpurroth. Es wurde heute gewiß ein ſchöner Tag; aber vor uns lag ein recht trauriger. Wie hatten wir uns geſtern Abend auf den Morgen gefreut, wenn die Batterien fertig ſein würden und, mit Kanonen und Mörſern beſpickt, uns einen Anblick böten, wie wir ihn noch nie gehabt. Ach, wir ſahen von alle dem faſt nichts mehr. Wir ſpähten nur nach dem Oberſt, der durch alle Batterien ritt und ſie auf's Genaueſte anſah. Es that uns ſehr leid, daß alle Arbeiter, auch mein Doſe, unter dem Zorn leiden mußten, den wir in ihm erregt; denn der Alte ſchüttelte beſtändig den Kopf, und mehreremale hörten wir ihn laut rufen: „Det is ene ſchlechte Geſchichte, ene janz miſerable Arbeet!“

Kurz darauf riefen die Signalhörner die Batterien zuſammen, und der Befehl für den folgenden Tag wurde ausgegeben; der für uns lautete: wir ſollten zunächſt nach der Feſtung W. in den Unterſuchungsarreſt gebracht werden, der Oberſt wolle Standrecht über uns halten laſſen. — Bei Sonnenaufgang trennten ſich die Batterien, jede ging in ihr Standquartier zurück; Doſe wollte mir noch einige Worte ſagen, doch der Hauptmann Feind, der es nicht unterlaſſen konnte, uns noch eine Strafpredigt zu halten, verſcheuchte ihn. Als ſeien wir die größten Verbrecher, mußten wir abgeſondert von der Batterie marſchiren, und hinter uns ritten die Ordonnanzen des Oberſten, ein paar Unteroffiziere, in völliger Bewaffnung.

Anfangs waren wir ſehr niedergeſchlagen, doch bald ſiegte der natürliche jugendliche Muth, und wir fingen an, uns durch luſtige Einfälle gegenſeitig aufzuheitern. Der Oberſt, nachdem er in der unglücklichen Bude zur luſtigen Marketenderin noch einen ſoliden Trunk zu ſich genommen, verlor auch ſeine üble Laune und ſprach, während er neben den Kanonieren ritt, die theils müde von der Arbeit, theils mißmuthig durch das beſtändige Raiſonniren des Alten ſchweigend nach Hauſe zogen, zuweilen freundlich mit ihnen und munterte ſie zum Singen auf, was ſie ſonſt immer thaten. Heute jedoch wollte keiner den Anfang machen; Alle marſchirten ruhig dahin; es herrſchte ein ſo guter esprit de corps in der Brigade, daß wir armen Arreſtanten die ſonſtige Fröhlichkeit dieſen Morgen nicht aufkommen ließen. Bei jedem Andern als unſerm Oberſt wäre es für uns rathſam geweſen, recht zerknirſcht einher zu ſchreiten, mit geſenktem Kopfe, als habe uns die Größe unſerer Schuld gänzlich zu Boden gedrückt; wir wußten aber recht gut, daß er ſo etwas nicht leiden konnte, und marſchirten deßhalb recht flott und munter vor den Andern her.

Als einmal der Alte etwas zurückgeblieben war und am Ende der Truppen ritt, ſteckten wir uns eine Cigarre an; doch ſollte uns heute nichts hingehen. Der Oberſt ſprengte vor, und ehe ich meine Cigarre wegnehmen konnte, hatte er ſie ſchon erblickt. Ich machte mich auf ein neues Ungewitter gefaßt, doch hatte ſich der Zorn des gutmüthigen Mannes ſogar gegen uns bereits etwas gelegt, und er begnügte ſich, mir zuzurufen: „Egentlich ſoll enem Arreſtanten nicht erlaubt ſein, Tabak zu rochen.“ Es ſolle ihm eigentlich nicht erlaubt ſein, dieß dolmetſchten wir, als wolle er es für dießmal erlauben, und rauchten wacker darauf los. Da wir wußten, welche Freude es ihm machte, wenn die Kanoniere auf dem Heimwege munter waren und ſangen, ſo ſtimmten wir vier Arreſtanten aus voller Kehle eines ſeiner Leiblieder an, und es dauerte nicht lange, ſo fielen alle Batterien ein. Es iſt ein bekanntes Lied und beginnt:

Es ſteht ein Wirthshaus an dem Rhein,
Da kehren die Soldaten ein.
Frau Wirthin ſchenkt vom Beſten,
Ulrichſteiner Fruchtbranntwein,
Und ſetzt ihn vor den Gäſten.

Da wir einmal im Zuge waren, ging es in Einem fort mit Lachen und Singen bis nach W. Auf dem Glacis wurden die Batterien entlaſſen und die Kanoniere konnten in ihre Quartiere gehen. Wir mußten mit unſerer Leibwache durch die Stadt, um bis auf Weiteres in Arreſt gebracht zu werden. Da, nach der uns bekannten Einrichtung in ſolchen mildthätigen

Anſtalten nichts als Waſſer und Brod verabreicht wird, ſo veranlaßten wir die uns befreundeten Unteroffiziere, daß ſie mit uns in eines der Wirthshäuſer auf dem Marktplatze gingen, wo wir in aller Eile und Heimlichkeit vorerſt ein kleines Frühſtück verzehrten. Endlich war keine Zeit mehr zu verlieren; ſie mußten uns abliefern. Die Sonne war in aller Pracht und Herrlichkeit aufgegangen und die Einwohner der Stadt W. erwachten allmählig. Hier öffnete ſich ein Fenſterladen, dort eine Thüre, und die Dienſtmädchen gingen mit ihren Krügen an den Brunnen, um Waſſer zu ſchöpfen. Es war ſchrecklich, dieſen herrlichen Sonntag und wer weiß wie viele Tage noch ſollten wir im dumpfen Arreſt zubringen! Als wir vor's Haus traten, fuhr eine elegante Reiſekaleſche mit vier Poſtpferden vor. Wir vier in ſchlechten Jacken und dahinter die Ordonnanzen zu Pferd mußten die im Wagen Sitzenden aufmerkſam gemacht haben. Ich hörte, wie Jemand den Kellner fragte, was dieß für Leute ſeien, und wie er antwortete: Arreſtanten von der Artillerie. Was ging die im Wagen unſere Geſchichte an! Ich konnte mich nicht enthalten, einen unfreundlichen Blick hinein zu werfen. Aber, Gott im Himmel! wen ſah ich? Ja, ſie war es! im Wagen ſaß neben einem dicken, ältlichen Herrn meine Bekanntſchaft aus D., die kleine hübſche Emilie. Entſetzlich! ſie hatte mich erkannt, ich ſah es ihr an. Ich machte, daß ich fortkam; in dieſem Aufzug, als Arreſtant, konnte ich beim größten Eigendünkel nicht glauben, daß ich ihr gefalle.

Die Formalität des Einſpinnens, mit welchem techniſchen Ausdruck wir den Augenblick des Einſperrens bezeichneten, ging hier ungefähr vor ſich, wie im ehrwürdigen Lokal Nr. 7½ in C., nur daß der hieſige Aufſeher einen Akt derſelben, das Unterſuchen, ob man verbotene Eß- und Trinkwaaren bei ſich führe, nicht mit ſo raffinirter Grauſamkeit betrieb, wie der Rattenkönig glorreichen Andenkens. Dafür hatte ihm aber auch die öffentliche Meinung eine weit niedrigere Charge ertheilt als jenem; man nannte ihn nur den Wanzenmajor, weil die niedlichen, aber für uns äußerſt läſtigen Thierchen die Räume hier eben ſo ſtark bevölkerten, wie die Ratten das Lokal in C. Der Major fragte nur oberflächlich, ob wir nichts Verbotenes bei uns führten, und da wir natürlich dieſe Frage verneinten, retteten wir einige Flaſchen Rum und ſonſtige Effekten, die wir kunſtreich zwiſchen Stiefel und Reithoſe verborgen hatten. „Die Kultur, die alle Welt beleckt" — es ſollte eigentlich heißen: befleckt — hatte ſich glücklicher Weiſe hieher noch nicht ſo weit erſtreckt, daß, wie in unſern andern Garniſonen, die Militärgefängniſſe nach dem penſylvaniſchen Abſperrungsſyſteme eingerichtet waren; vielmehr wurde uns ein großes Gemach angewieſen, worin eine mächtige hölzerne Pritſche eine ganze Wand einnahm und zum Liegen einlud. Die Fenſter waren zwar hoch über dem Boden und vergittert; aber das ſchlugen wir nicht hoch an. Waren wir doch von der Nachtwache und dem Marſche nach W. ſehr ermüdet, ſo daß wir wohl ein gutes Stück des Tages ſchlafen konnten, und die übrigen Stunden konnten wir ja verplaudern.

Als ein gutes Zeichen ſahen wir es an, daß uns der alte Oberſt nicht in den Unterſuchungsarreſt hatte bringen laſſen, wo wir allerdings Matratzen und warmes Eſſen gehabt hätten, aber dafür auch vor uns ein Kriegsgericht, hinter welchem folgt „Heulen und Zähnklappern". So kamen wir vielleicht mit drei Tagen Mittelarreſt davon; ein Standrecht dagegen hätte uns wenigſtens zu vierzehn Tagen oder drei Wochen verurtheilt. — Es war ſehr gut, daß ich mich aus meiner früheſten Jugend noch des Spruches erinnerte: „Ein gut Gewiſſen iſt ein ſanftes Ruhekiſſen;" dieß war auch wahrhaft das Einzige, worauf wir heute unſer Haupt legen konnten, und nicht lange, ſo lagen wir auch alle in tiefem Schlaf. — Wir mochten einige Stunden geſchlafen haben, als uns das Raſcheln der Schlüſſel aufweckte. Schlaftrunken fuhren wir von der Pritſche auf und ſahen den Adjutanten des Oberſten in der Thür ſtehen, der mit lachendem Geſicht zuſah, wie wir an unſern verſchobenen Collets herumarbeiteten, um uns in einigermaßen anſtändiger Haltung vor ihm aufpflanzen zu können. Das heitere Ausſehen des Lieutenants M. wälzte mir eine ganze Ladung Steine vom Herzen; denn er war nicht wie viele ſeiner Herren Kameraden, die nur dann ein freundliches Geſicht machten, wenn ſie uns Freiwillige recht „in die Dinte reiten" konnten. Ich hatte mich nicht getäuſcht, Lieutenant M. ſagte uns, der Oberſt ſei dieſen Morgen ſehr vergnügt nach Hauſe gekommen, weil der Bau ſämmtlicher Batterien in der Nacht ſo ausgezeichnet gut ausgefallen; er habe, nachdem er einige Stunden geſchlafen, die gute Laune beibehalten, weßhalb er, der Adjutant, es gewagt, ihn an uns zu erinnern und um eine Milderung unſerer Strafe zu bitten. Da ſah ich den alten Oberſt im Geiſte lebhaft vor mir, wie er bei dieſem Antrag im Zimmer auf und ab ging und vor ſich hinmurmelte: „Et ſind Millionenhunde! wenn ſie man nich immer ſo gottloſe Streiche anfingen! Doch ik will für dieß ene Mal noch ſehen, wat wir thun können." Ja, ſo hatte er dieſen Morgen geſprochen und uns nach kurzem Bedenken gänzlich pardonnirt; doch mit dem Zuſatz: „dat ſe ſich aber uf'm Fleck in die Cantonirungen ſcheeren und ſich nich mehr hier in W. herumtreiben."

Man kann ſich denken, mit welcher Freude wir die Verkündigung dieſes Gnadenakts anhörten, und ich konnte mich nicht enthalten, dem Wanzenmajor, den man nach dem bedeutenden Corps, das er hier kommandirte, wenigſtens zum Oberſten hätte avanciren ſollen, herzlich für gute Herberge zu danken. Gott! wie viel menſchenfreundlicher als der Rattenkönig war dieſer Mann! Er bat ſich nicht einmal die Ehre unſeres Beſuchs für ein andermal aus.

Wir verfügten uns augenblicklich in den Gaſthof am Markt, wo wir am Morgen gefrühſtückt, und in meinem Herzen ſchimmerte ein kleiner Hoffnungsſtrahl, daß vielleicht die Kaleſche und in ihr die kleine Emilie noch daſelbſt zu finden ſein möchten. Doch der Markt war leer, d. h. es war keine Equipage dort zu ſehen, aber zu unſerem Verdruß in ganzen Schaaren Militär- und Civilperſonen, die den ſchönen

Sonntag zum Spazierengehen nützten. Erſtere ſahen an unſerem Aufzug gleich, woher wir kamen, und fanden nichts Beſonderes daran; ſie wußten wohl, wie leicht man ſich einen Platz in Nr. Sicher verſchafft. Die Andern dagegen waren nicht civil genug, daſſelbe zu denken, ſondern blieben ſtehen und ſahen uns erſtaunt und lachend nach; beſonders die jungen Mädchen im Sonntagsſtaat machten ſich über unſere ſchlecht geputzten Köpfe luſtig.

Im Gaſthof nahmen wir ein kleines Mahl ein und beſtellten einen Wagen, der uns nach den Cantonirungen zurückbringen ſollte. Ich ſchlich mich vor die Thür und fragte einen der Bedienten des Hauſes, wohin wohl die Equipage gefahren ſei, die dieſen Morgen gegen ſechs Uhr hier vor der goldenen Sonne die Pferde gewechſelt; aber der Herr Hausknecht, als er einen Gemeinen in ſehr ſchlechter Uniform vor ſich ſah, ſteckte ſeine Hände in die Taſche und ging, ohne mich einer Antwort zu würdigen, pfeifend von dannen. — Es war auch eine vermeſſene Idee von mir, mich als Soldat nach einer Extrapoſt mit Vieren zu erkundigen. Selbſt wenn ich ein Herr Lieutenant geweſen wäre, hätte mir ein routinirter Kellner vielleicht Antwort gegeben, aber doch den Kopf geſchüttelt.

Das beſtellte Fuhrwerk, ein ſtattlicher Wagen mit zwei guten Pferden, kam vor das Haus, und wir ſetzten uns ſtolz hinein. Doch ließen wir das Verdeck erſt vor der Stadt zurückſchlagen und legten uns dann recht bequem in die Ecken. Nachdem wir über unſere Freiheit eine Weile gejubelt und geſungen, langweilte uns das langſame Fahren durch den tiefen Sand und die öde Gegend und wir ſchliefen alle vier feſt ein.

Plötzlich weckten mich einige laut gerufene Worte. Ich fuhr in die Höhe, und wen erblickten meine Augen? Am Wagenſchlag hielt zu Pferde unſer lieber Hauptmann Feind und hinter ihm der dicke Wachtmeiſter Löffel. Erſterer machte mir ein Geſicht, ſo grimmig, daß ich es in meinem Leben nicht vergeſſen kann, und der Anblick Beider erregte in mir ungefähr das Gefühl, wie wenn man von wilden Thieren träumt, unter die man gerathen und denen man nicht mehr entgehen kann. Wie zwei erboſte Tieger auf dem Sprung ſahen uns die beiden guten Freunde an. Meine Kameraden erwachten auch, und wir Alle waren ſo beſtürzt, daß erſt die einladende Stimme des Feindes: ob man nicht wiſſe, was man zu thun habe, wenn man ſeinem Hauptmann begegne, uns aus unſerer Erſtarrung emporriß und wir ſofort aus dem Wagen ſprangen, um dem Guten, den kleinen Finger an der Hoſennaht, unſere Honneurs zu machen, wobei ich nach der Vorſchrift meldete: „Vier Freiwillige von der und der Batterie aus dem Arreſtlokal in W. entlaſſen.“ — „Und wer hat Ihnen die Erlaubniß gegeben,“ entgegnete der Feind in ſeiner äußerſt langſamen, boshaften Manier, „ſich in einen Wagen zu ſetzen, und, anſtatt zu Fuß nach Hauſe zu gehen, wie es ſich für entlaſſene Gefangene ziemt, vornehm nach den Cantonirungen zu fahren, gerade als wollten ſie ihre Vorgeſetzten verhöhnen?“

Wir konnten darauf nichts erwidern und ſchwiegen ſtille, wie es bei ſolchen Gelegenheiten am beſten iſt. Der Feind, der ſich gewaltig ärgerte, ſteckte die Hand unter's Collet; da er aber mit dem Fuß nicht auftreten konnte, wie er im Zorne pflegte, drückte er ihn heftig gegen das Pferd, das dieſe Bewegung falſch verſtehen mochte und einen entſetzlichen Satz machte, wodurch der Hauptmann jetzt auch körperlich aus der Contenance kam. „Wachtmeiſter Löffel,“ ſchrie er dieſem zu, der als der Diener ſeines Herrn genau wußte, was jetzt kommen würde, und ſein Gedenkbuch ſchon aus der Taſche gezogen hatte, „notiren ſie die ſaubere Geſchichte. Wir wollen die Herren dem Oberſt melden, und daß der Wagen wieder nach der Stadt zurückfährt, verſteht ſich von ſelbſt. Den Anmaßungen dieſer jungen Herrn wollen wir doch ſo viel möglich ein Ziel ſtecken.“

Unſer Kutſcher, deſſen Wohlwollen wir uns vor der Abfahrt durch eine Flaſche Wein erworben hatten, und der bisher dieſen Verhandlungen lächelnd zugehört und nur bisweilen einem von uns mit dem Auge gewinkt hatte, fragte den Hauptmann mit der gleichgültigſten Miene von der Welt, ob er ſeinen Wagen meine? In dieſem Falle bedaure er, ſeinem Wunſche nicht entſprechen zu können; er ſei von der Frau Prinzipalin beauftragt, die Herren nach den fetten Weiden, nach Feldern und Langenwieſen zu führen, und wenn ſie neben dem Wagen zu Fuß hergehen wollen, ſei ihm das einerlei; er müſſe aber thun, was ihm die Frau befohlen. Der Hauptmann Feind, der wohl wußte, daß er, beſonders als Offizier, mit dieſen Leuten nichts ausrichtete, verſuchte es nicht einmal, ſich auf's hohe Pferd zu ſchwingen, ſondern ſetzte unſerm Wagenlenker ſo deutlich wie möglich auseinander, was wir in verwichener Nacht Alles begangen und wie groß die Frechheit ſei, daß wir uns jetzt obendrein noch nach Hauſe wollte fahren laſſen. Aber umſonſt, der Burſche war ebenfalls Soldat geweſen und ſagte dem Feind ganz trocken: dergleichen Sachen gehen ihn nichts an und er müſſe nun einmal ſeine Station abfahren. Was war zu thun? Der Feind, der wohl wußte, daß wir, ſobald wir ihm aus den Augen waren, unſern Wagen wieder beſteigen würden, war ſo klug, deßhalb kein ferneres Gebot ergehen zu laſſen, und begnügte ſich mit der Bemerkung, daß er die Geſchichte ſchwer ahnen werde. Der Wachtmeiſter notirte etwas eifrig in ſeine Schreibtafel und Beide ritten ihres Weges. Wir kletterten in den Wagen, einer von uns, der aber nicht bei meiner Batterie war, fing laut an zu ſingen:

Es ritten zwei Reiter zum Thore hinein, hurrah!

und wir dachten ungefähr wie der alte Miller in Kabale und Liebe: „da ich doch einmal in's Zuchthaus muß,“ und ſangen:

„So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage
Bei der allerflotteſten Feldbatterie.“

Unſer Kutſcher hatte ſich bei dieſem Intermezzo ungemein amüſirt; er erzählte uns viel von ſeiner militäriſchen Laufbahn, und wie er auch manchmal im Arreſt geſeſſen, verſteht ſich von ſelbſt, ganz unſchuldig. Ich kam noch bei guter Zeit nach den fetten Weiden, glücklicherweiſe aber nach dem Mittagsmahl. Ich verabſchiedete mich von meinen Kameraden, um, nachdem ich mich beſſer gekleidet, meinen poetiſchen Doſe aufzuſuchen, der im Wald und Feld herumſtrich.

7.

Eine Cantonirungs-Idylle.

Der Sonntagnachmittag in den ländlichen Quartieren gewährt dem Soldaten zur Manöverzeit die angenehmſten Stunden. Der Sonntagmorgen dagegen iſt gewöhnlich noch langweiliger als jeder andere, der auf der Haide zugebracht wird, denn da wird die ganze Batterie in das Dorf conſignirt, wo der Hauptmann liegt, gewöhnlich mit Lederzeug, Waffen und ſonſtigem Geräthe, nicht ſowohl, um die Sachen zu unterſuchen und das Fehlende zu ergänzen, als vielmehr, um dem Soldaten auch an dieſem Tage etwas zu thun zu geben. Beſonders unſer Hauptmann hatte eine eigene Force darin, dieſe Sonntagsappelle, die uns Allen ein Dorn im Auge waren, durch allerlei Mittel in die Länge zu ziehen. Meiſtens waren aber um die Mittagsſtunde dieſe Unterſuchungen beendigt, und wir kehrten in unſere Dörfer zurück, wo ſich dann jeder auf eigene Fauſt beluſtigte, ſo gut er konnte. Die Soldaten zogen dann ihre beſſeren Uniformen an, rüſteten ihre Pfeifen und ſpazierten zwiſchen den Häuſern und Baumgärten umher oder geſellten ſich zu der Jugend des Dorfs auf den Tanzböden, wo es aber nicht ſelten zu Scenen der Eiferſucht und zu Händeln kam.

Im Quartier angekommen, erfuhr ich, mein Herr Unteroffizier ſei ſchon vor einer Stunde durch den Garten gegen den Wald gegangen, wo ich ihn wahrſcheinlich noch finden würde. An den Mauern und Hecken, die das Gut des Grafen R. umgeben, vorbei, gelangte ich an einen kleinen Bach, der, zwiſchen Moos und niederem Geſträuche verdeckt, aus dem Walde kommt. Mich mußte Alles trügen, oder ich fand meinen Doſe, wenn ich das Ufer dieſes Waſſers verfolgte. Schon das Wort Waldbach hatte einen ungeheuern Reiz für ihn: aber einen wirklichen zu ſehen, an den Ufern deſſelben in Poeſie ſchwelgen zu können, ſo gut war es ihm lange nicht geworden. Nach einer kleinen halben Stunde kam ich auf einen freien Platz, wo der Bach etwas breiter wurde und recht klar und freundlich bei einer Gruppe großer Tannen und Eichen vorbeifloß. Richtig, da lag mein Vorgeſetzter. Seine lange, dünne Figur, die er behaglich ausgeſtreckt, hätte man für einen umgehauenen Stamm halten können.

— ein entlaubter Stamm; doch innen
Im Marke lebt die ſchaffende Gewalt.

Er hatte ſein blaſſes Haupt auf den rechten Arm geſtützt und ſchien in ſeinem Buche zu leſen. Wenn ich ſage in ſeinem, ſo meinte ich damit keines, das er ſelbſt verfaßt, ſondern eines, das er beſtändig mit ſich herumführte, die Geſchichte von der ſchönen Magellone, die er, wie er ſich ſchon ſeit vielen Jahren vorgenommen, in Verſe umarbeiten wollte. So viel er auf ſein Dichtertalent hielt, und ſo oft er von den Werken ſprach, mit denen er einſt die Welt in Erſtaunen ſetzen wollte, ſo hatten ſich doch, Gott ſei Dank! die Arme der Druckerpreſſe nur ein einzigesmal geöffnet, um ſeine poetiſchen Erzeugniſſe aufzunehmen: der allgemeine Anzeiger der Stadt C. hatte einſt eine Charade von ihm gegeben. Dieß reichte jedoch vollkommen hin, ihm den Kopf zu verrücken. Er wollte ſeitdem nur mit ſchönen Geiſtern umgehen, wozu er uns natürlich nicht rechnete; aber um ſeine Poeſien anzuhören, dazu waren wir ihm gut genug. Namentlich war ſein Gedicht: „auf der Wacht“ — es hatte, wenn ich mich recht beſinne, nicht weniger als ſechsunddreißig Strophen — uns zur Strafruthe geworden. Statt es wie Demoſthenes zu machen und am brauſenden Meer, oder wenigſtens am Rhein, ſeine Deklamirübungen anzuſtellen, mußten wir ihm dazu herhalten. Ich namentlich habe das Stück wenigſtens vierzigmal angehört.

Da lag nun mein Doſe und las; ſein Haupt reichte bis an einen der Tannenſtämme, die nicht gerade dicht am Waſſer ſtanden, und doch hätten ſeine Fußſohlen, bei einer andern Richtung der Beine, das jenſeitige Ufer des Baches erreicht. Ich trat, eine bekannte Melodie pfeifend, zu ihm; er blickte auf, und ſo ſehr er ſich über mein plötzliches Wiederſehen freute, bemerkte ich doch, daß ſich ein melancholiſcher Zug auf ſein Geſicht gelagert hatte. Auch die faulen Bewegungen, womit er ſeine Glieder von einer Seite auf die andere legte und das Haupt gähnend auf den linken Arm brachte, zeigten mir an, daß er entweder über einem großen Gedanken brütete, oder daß ihm etwas Unangenehmes begegnet war. Schon ſeit lange hatte er ſich alles Fluchen als unpoetiſch abgewöhnt und dagegen eine gewiſſe Nonchalance angenommen, die ihm nobel und ſchön däuchte, uns aber gewaltig lächerlich vorkam.

„Es iſt traurig,“ begann er mit leiſer Stimme, „daß Sie meinen Anleitungen ſo wenig Ehre machen und durch Ihre leichtfertigen Streiche faſt jede Woche einmal in Arreſt kommen oder hart daran vorbeiſchweben, oder beſſer geſagt, daß der Arreſt wie das Schwert des Damokles ſtets über Ihrem Haupte aufgehängt iſt.“ — „Ja, lieber Doſe,“ antwortete ich, „es thut mir wirklich leid, daß die Staffeln zum Tempel des Ruhms für meine ungelenken Füße ſo glatt ſind und ich immer hinſtürze; aber ich verſichere Sie, die Nacht bin ich wieder einmal ganz unſchuldig dazu gekommen. Was konnten wir dafür? unſere Wache bei den Baumaterialien hörte ja von ſelbſt auf, als dieſe fortgeſchafft waren.“ — „Nun ja,“ erwiderte Doſe, „ich will für dieſesmal nichts ſagen. Der wachthabende Unteroffizier wandelt immer längs einem Abgrunde, den emporgewachſene Diſteln verdecken. Sie werden ſich der Stelle aus meinem Gedichte erinnern, die folgendermaßen ungefähr daſſelbe ſagt" — „Um Gotteswillen lieber Doſe, keine Poeſie! Erzählen Sie mir lieber, was dieſen pikant melancholiſchen Zug hervorgebracht, den ich über Ihre Züge gelagert ſehe."

Doſe lud mich mit einer Handbewegung ein, neben ihm Platz zu nehmen, und als ich mich in das Moos geſtreckt, ſagte er mit affektirt leiſer Stimme: Sie fanden mich in Gedanken über die Poeſie dieſes Lebens. Es iſt doch in dem materiellen Zuſtande unſeres Seins oder Nichtſeins wenig von dieſem reinen Princip zu finden. Das Traurigſte aber an der ganzen Sache iſt, daß die wenigſten Leute Sinn für Poeſie haben, ſonſt könnten ſie durch geringe Kleinigkeiten ihr armes Leben doch wenigſtens in etwas damit ausſchmücken. Ich dachte ſo eben an meine Geburt, an meine Taufe, die, was an ſich poetiſch genug war, kurze Zeit nach der Hochzeit meines Vaters ſtattfand. Warum wurde ich gerade in Norddeutſchland geboren, wo die Leute in gewiſſen Provinzen die unglückliche Wuth haben, von zehn Knaben wenigſtens einen Friedrich Wilhelm, und von den übrigen neun auch noch fünf oder ſechs Friedrich zu nennen? Leider bekam auch ich den ſehr unpoetiſchen Namen Friedrich Doſe. Das hat mich von jeher gekränkt. Könnte ich nicht eben ſo gut Max, Emil, oder wie der große Feldherr, Eugen, heißen? Denken Sie: Eugen Doſe! Lange habe ich daran gedacht, mir einen andern Vornamen beizulegen, aber die gemeinen Seelen würden dieß lächerlich finden, weßhalb ich heute auf eine andere Idee gekommen bin. Man könnte ja den Namen Friedrich in einer andern Sprache geben, und da habe ich denn mit Hülfe des Schulmeiſters heute Morgen einige Lexika's nachgeſchlagen. Auf franzöſiſch Frédéric — ſchmeckt zu ſehr nach den Oeuvres poſthumes des alten Fritze, den ich doch nicht nachahmen will; — auf Hebräiſch: Salomon Doſe; da könnte man meinen, ich ſei ein Jude; das iſt Alles nichts. Aber ruſſiſch, ruſſiſch! Ich verſichere Sie, in Rußland iſt, abgeſehen von der Knute, viel Poeſie zu finden. Wiſſen Sie, wie zart Friedrich auf Ruſſiſch heißt? — Doſe richtete ſich bei dieſen Worten in die Höhe und ſah mich feierlich fragend an. „Feodor heißt es; nicht Fedor, ſondern Feodor. Thun Sie mir die Liebe und nennen Sie mich künftig Feodor Doſe.“

Ich muß geſtehen, ſo viel Poeſie rührte mich. Ich drückte ſeinen langen Oberkörper an mein Herz und ſagte ihm, ſo ſchmelzend es mir möglich war: „Theuerſter Feodor!“ — Doſe ſtreckte ſich ſehr befriedigt wieder unter den Baum, nahm das Buch, das vor ihm lag, und zeigte mir das Titelblatt deſſelben. Da hatte er mit Bleiſtift hineingeſchrieben: „In hochdeutſch gereimte Verſe gebracht von Feodor Doſe.“

Eine halbe Stunde lang hielt ich es bei ihm aus und hörte all' den Unſinn geduldig an, der dem erſten leidenſchaftlichen Ausbruch ſeiner Poeſie folgte, und da es für heute doch nicht mehr möglich war, ihn auf ein vernünftigeres Kapitel zu bringen, ſo empfahl ich mich, um meinen Spaziergang fortzuſetzen. Eine Strecke von ihm wandte ich mich noch einmal um und erfreute ihn mit einem lauten: „Adieu, mein Feodor!“ eine Aufmerkſamkeit, die er mit einer ſehr herablaſſenden Bewegung der Hand belohnte.

Wenn ich zum erſtenmal in einer Gegend bin, iſt es mein erſtes und angenehmſtes Geſchäft, das Terrain zu recognosciren. Man trifft da ſo zufällig auf Kleinigkeiten, die einen freundlich anſprechen und die Phantaſie, beſonders beim langweiligen Manöverleben, angenehm beſchäftigen. Am Bach aufwärts gehend, wollte ich ihn links überſpringen, um über die Hecken des Parks, der zum Gute gehörte, das Innere deſſelben etwas zu überſehen, als ich rechts im Gebüſch einige Schüſſe hörte. Ich wandte mich der Gegend zu und erreichte bald einen freien Platz, wo ich einige meiner Kameraden fand, die ſich am Abhange eines Hohlwegs eine kleine Schanze erbaut hatten, nach der ſie mit Kanönchen und Piſtolen ſchoſſen. Es war ein allgemeiner Jubel; die Schanze hatte Schießſcharten, in welchen ſie kleine Brettchen aufgeſtellt, die als Scheiben dienten. Ich beluſtigte mich einige Augenblicke mit ihnen und wandte mich dann wieder zum Bache zurück.

Eine kleine, grün angeſtrichene Brücke, die ſich meinen Blicken darbot, lud mich viel zu angenehm ein, auf ihr den Bach zu überſchreiten, als daß mich der herrſchaftliche Park, der gleich hinter derſelben anfieng und hier ein offenes Thor hatte, davon abgeſchreckt hätte. Vielmehr trat ich hinein; im ſchlimmſten Falle konnte mich ein grober Gärtner wieder hinausweiſen. Ich gieng mit innerem Wohlbehagen über die reinlichen Kieswege, die von hohen dichtbelaubten Bäumen umgeben war und hie und da um ſaftiggrüne Raſenplätze mit leuchtenden Blumenkörben in der Mitte umherliefen. Als ich in den Park trat, überſchlich mich der Gedanke, ich thue Unrecht, ein fremdes Eigenthum zu betreten, und ich wunderte mich über mein Herz; war es doch in ähnlichen Fällen früher nie ſo bedenklich geweſen; auch ſtand ja an der Thür keine Tafel mit der Inſchrift: „Verbotener Eingang.“ Ich überredete mich leicht, wie es mir Niemand verwehren könne, durch ein geöffnetes Thor in einen Park zu treten, indem ich ja durch mein ſtilles Umherwandeln Niemanden Schaden zufügen könne. Es war mir ſo wohl hier zwiſchen den friſchen Bäumen und duftenden Blumen.

Der Aufenthalt im Arreſt ließ mir ſonſt immer für einige Tage ein unangenehmes, drückendes Gefühl zurück. Wenn man in den dunkeln Käfigen ſitzt, kann man ſich kaum ſelbſt überreden, daß es eine Kleinigkeit iſt, die einen hierher gebracht. Mir wenigſtens war es oft, als ſei ich ein arger Verbrecher, und dieſes Gefühl, wie geſagt, verfinſterte mir wie ein Nebel noch Tage nachher meine Umgebung. Doch heute, wie ich in den Garten trat, ward mir ganz anders zu Muth. Langſam ſchlenderte ich unter den Bäumen herum und kam an eine Stelle, wo man den Bach in den Park und in ein rundes Marmorbecken geleitet hatte, das allem Anſchein nach zum Bad diente. Dichte Taxushecken umgaben das Baſſin und die Zweige waren ſo feſt zuſammen gewachſen, daß kein Blick hindurchzudringen vermochte. Oben hatte man über die Laubwände Latten gelegt, die, mit Reben, Roſen und Gaisblatt überzogen, eine ſchöne Laube bildeten. Ein kleines in den Taxus gehauenes Pförtchen, deſſen hölzerne Thür offen ſtand, führte in dieſes heimliche Rund.

Ich trat hinein, und war es die ſchwüle Sommerluft oder das klare Waſſer im weißen Becken, mich wandelte plötzlich die Luſt an zu baden, und da ich leider in meinem ganzen Leben einen gefaßten Entſchluß nie lange überlegt habe, ſchob ich flugs den Riegel an der Thüre vor und fieng an mich auszukleiden. Doch gieng ich zur Vorſicht noch einmal rings an den Wänden herum und horchte nach allen Seiten, ob nicht Schritte, oder ſonſt Geräuſch von nahenden Menſchen zu vernehmen ſei. Aber Alles war ruhig und ſtill. Der heiße Nachmittag ſchien nicht nur die Menſchen in den kühlen Zimmern feſtzuhalten, ſelbſt die Vögel hatten ſich verſteckt, und nur hie und da tönte leiſe das Anſchlagen einer Nachtigall, als wolle ſie verſuchen, ob ihre Kehle für den kommenden Abend noch die gehörige Kraft beſitze.

Das Waſſer war ſo friſch, ſo reinlich und angenehm, und der Schatten der Laube, ſo wie die duftenden Blüthen des Gaisblatts hielten Herz und Sinne mächtig gefangen, ſo daß ich mich gar nicht vom Bade trennen konnte. Ich plätſcherte vergnügt im Waſſer herum, und die Roſenblätter, die von oben in die Fluth fielen, waren mir mächtige Flotten, die ich, der Erderſchütterer Poſeidon, zuſammenblies oder nach allen Winden zerſtreute. Plötzlich horchte ich auf, denn mir war, als hörte ich, obgleich noch ſehr entfernt, Jemand auf den Kieswegen gehen. So raſch als möglich entſprang ich dem Baſſin und griff nach meinen unentbehrlichſten Kleidungsſtücken. — Es war ſo: es kamen mehrere Perſonen durch den Park, ich hörte plaudern und lachen — und jetzt — nun das fehlte noch! unterſchied ich die Stimme des

Adjutanten unſeres Majors, der ebenfalls auf dem Gute im Quartier lag. Ich zog mich ſo raſch wie möglich an, um vielleicht noch entſpringen zu können. Aber unmöglich! ſchon näherte man ſich der Laube: Der Lieutenant v. L., ein ältlicher Herr, wahrſcheinlich der Graf R., dann eine ältliche Dame und eine jüngere — gerechter Himmel! Emilie, meine kleine Emilie! Wie ſchön war das Mädchen! die feinen Formen der zarten, erſt aufblühenden Geſtalt ließ ein helles Kleid recht hervortreten. Der kleine niedliche Kopf mit dem naiven Geſichtchen! Das Mädchen hatte ein ſpitzes Näschen, das ohne ihre ſchönen Augen, gewiß die ſchönſten, die ich in meinem Leben geſehen, großen Vorwitz ausgedrückt hätte. Und ich mußte ihr nun ſo wieder gegenüber treten! Heute Morgen als Arreſtant, jetzt als Frevler an ihrem Eigenthum, ja am Heiligſten, das ſich in demſelben befand, am Bade, worin auch ſie gewiß zuweilen ihre zierlichen Glieder erfriſchte.

Der einzige vernünftige Gedanke, der mir bei dieſer unangenehmen Ueberraſchung kam und den ich noch Zeit hatte auszuführen, war, den Riegel zurückzuſchieben und mich ſchlafend zu ſtellen. Ich legte mich in eine Ecke der Moosbank und ſchloß die Augen. Doch ſchlug mein Herz ſo heftig gegen das eng anliegende Kollet, daß jeder Argwöhniſche mir gleich meinen Betrug angeſehen hätte. Näher kommend, ſprach die Geſellſchaft von dem neu eingerichteten Bade und den Vorzügen deſſelben, die auch mich leider verführt hatten. Jetzt öffnete der alte Herr die Thür, trat aber mit dem lauten Ausrufe: „Nun, was ſoll das ſein?“ einen Schritt zurück. Die Andern kamen überraſcht näher, und da ſie verwundert laut zuſammenſprachen, mußte ich natürlich Ehren halber erwachen. Ich richtete mich gerade im Augenblick auf, wo die kleine Emilie ihr Köpfchen neugierig durch die Thür ſteckte. Ach, ſie hatte mich wieder erkannt! denn ſie fuhr mit einem leiſen Schrei zurück, ſagte aber nur zum alten Herrn: „Ei, Onkel, da iſt ja ein Soldat!“

Jetzt trat der Lieutenant v. L. näher und fragte, nachdem er mich mit dem ſtrengſten ſeiner Blicke von oben bis unten gemeſſen, wie ich hieher komme und was ich da gemacht. Zu meiner größten Beruhigung ſah ich durch die geöffnete Thür, wie Emilie der alten Dame etwas lachend erzählte, worauf dieſe mit freundlich wohlwollendem Ausdruck mich anſah, weßhalb mir mein Humor wieder kam und ich dem Herrn Lieutenant kurz antwortete: „Aus dem Wald, über den Steg, zu der offenen Thür dort herein.“ Aber dieſer Herr gehörte auch zu denen, die glauben, ein Soldat und ein Offizier, noch dazu ein Adeliger, wie er war, ſeien aus verſchiedenen Stoffen bereitet, und fuhr mich deßhalb ſehr grob an: „Herrrr! wie können Sie ſich unterſtehen, in einen Garten zu treten, wo Sie nichts verloren haben? Eine Frechheit, die noch viel größer wird, da Sie wiſſen mußten, es ſei möglich, mir oder gar dem Herrn Oberſtwachtmeiſter zu begegnen.“ Ich antwortete dem Lieutenant von L. gar nicht, ſondern wandte mich an den alten Herrn und bat ihn mit Worten, die ich ſo zierlich ſetzte, als mir möglich war, die Freiheit zu entſchuldigen, mit der ich ſein Eigenthum betreten; die wunderſchönen Anlagen haben mich verführt, und ich ſei unbeſonnen genug geweſen, in das Rondel zu treten, wo ich im kühlen Schatten eingeſchlafen. Der alte Herr ſchien meine Vertheidigung freundlich aufzunehmen; er lachte und ſagte, ich ſolle nur in ſeinem Park nach Belieben herumſpazieren. Da fiel der Lieutenant mit der heftigen Frage ein: wie ich denn im Schlaf meine Haare ſo naß gemacht? worauf ich ihm entgegnete, es müſſe wohl geregnet haben. Er biß ſich auf die Lippen und ſchwieg für jetzt; aber daß mein Name in ſeinem ſchwarzen Buch mit einem dicken Strich verziert wurde, darauf konnte ich mich verlaſſen.

Ich trat zur alten Dame, um ihr, ſowie Emilien, meine Verbeugung zu machen und mich zu entfernen. Da ſagte erſtere, ſie habe ſo eben gehört, daß ich ein Bekannter ihrer Nichte ſei, wenigſtens habe ſie mich in D. bei unſerm Durchmarſche geſehen, und die Kleine fügte lachend hinzu:

„Ja, und auch heute Morgen in W., als wir die Pferde wechſelten.“ Letzteres war mir gerade keine angenehme Reminiscenz; doch ſprach ich natürlich mit einigen Worten meine Dankbarkeit aus, daß ſie ſich meiner erinnere. Der alte Herr, der dem Lieutenant die Einrichtung des Bades gezeigt, trat jetzt ebenfalls herzu, und da er im Verlauf des Geſprächs hörte, daß ich meinen heutigen Tag im Arreſt begonnen, lud er mich freundlich ein den Abend in ſeiner Geſellſchaft zuzubringen. Welch' Entzücken für mich! Wir wandelten zuſammen durch den Park, ich gieng neben der kleinen Emilie und der alten Dame, und all' die verſteckten Gefühle, welche die Badſcene und mein Mißgeſchick von heute Morgen faſt ganz niedergedrückt, ſchoſſen jetzt an der Seite des Mädchens wilder als je empor. Zuweilen ſah ſie mich lachend von der Seite an und warf eine leichte Anſpielung auf unſere flüchtige Bekanntſchaft in D. hin, die nur wir verſtanden. Es war vielleicht das erſtemal, daß ſie ein Geheimniß hatte, und gerade dieß ſchien ſie ſehr zu ergötzen. Der Lieutenant gieng mit dem alten Herrn hinterher und mußte ſich von ihm über Gartenanlagen und dergleichen unterhalten laſſen. Wenn ich mich aber zufällig umwandte, ſah ich, daß ſeine Blicke nie dem Zeigefinger des Grafen folgten, wenn er ihn auf irgend ein Beet aufmerkſam machte; er ſah äußerſt mißmuthig dem Treiben des muthwilligen Mädchens zu, das bald eine Weile ruhig einhergieng, bald vorwärts tanzte, beſtändig rechts und links lachend ſich umſah und auf dem für mich ſo kurzen Wege in die Mitte des Gartens ſich wenigſtens ein halb Dutzendmal ihr Taſchentuch oder ihren Sonnenſchirm fallen ließ, welche ich ihr natürlich mit der größten Dienſtfertigkeit aufhob. Auch der Lieutenant machte jedesmal eine Bewegung, vorzuſpringen; aber der Graf hielt ihn am Arm feſt und ließ ſich, trotz dem verdrießlichen Geſicht des armen Offiziers, nicht aus ſeinen Erklärungen bringen.

Unter einer großen Laube inmitten des Gartens ſetzten wir uns um einen Tiſch, und es wurde Thee ſervirt. Emilie ſaß neben mir und ich hatte das Glück, öfters von ihr bedient zu werden. Bald bot ſie mir Zucker, und ich konnte dann, wenn auch nur einen Augenblick, ihre kleine Hand flüchtig berühren, bald ſprang ſie auf, um in die Theemaſchine zu ſehen, ob das Waſſer auch recht koche, wobei ihr Athem, duftig wie der leiſe Wind aus einem Orangenhain, auf mein Geſicht fuhr und in meinem Herzen einen klingenden Schlag that. Nie in meinem Leben ſind mir Stunden ſo ſchnell vergangen. Ich wäre gern noch eine kleine Ewigkeit ſitzen geblieben; aber die alte Dame ſtand auf, ein Zeichen für die Geſellſchaft, in's Haus zurückzugehen, und für mich leider, Abſchied zu nehmen. Ich dankte für die Freundlichkeit, mit der man mich behandelt, wobei ich abſichtlich einflocht, daß ich ſie in meiner untergeordneten Stellung als Soldat doppelt zu ſchätzen wiſſe. Der alte Herr lud mich ein, wenn ich nichts zu thun habe, den Garten zu einem Spaziergang zu benutzen.

Wer nicht Soldat war, wer es nicht weiß, daß das ewige hochmüthige Betragen der Offiziere einen am Ende ſelbſt glauben macht, man ſei eine ganz andere, viel ſchlechtern Menſchenart, der hat keinen Begriff davon, wie wohlthuend es iſt, ſo guten freundlichen Menſchen zu begegnen. — Ich gieng dem Pförtchen zu, blieb aber am erſten Bosket ſtehen, wo ich die Geſellſchaft aus der Laube treten ſah. Der Lieutenant von L. bot der kleinen Emilie ſeinen Arm und ich ſchalt mich heimlich einen Dummkopf, daß ich das vorhin nicht auch gewagt. Aber ſie nahm ihn nicht an, und ich hörte, wie ſie ziemlich laut rief: „Ach, ich muß beim Bad einen meiner Handſchuhe liegen gelaſſen haben. Bitte, Herr Lieutenant, und du, Onkel, geht nur voraus in's Haus, ich komme gleich nach.“

Ohne Antwort abzuwarten, machte ſie ſich von der Geſellſchaft los und flog eilig nach der Gegend des Taxusrondels hin. Ich geſtehe meine Blödigkeit; ich war einen Augenblick in Zweifel, ob es auch ſchicklich ſei, wenn ich meinem Herzen folgte, das mir dringend anrieth, ihr voraus zu eilen, um ſie vor der Laube noch einmal zu ſehen. Endlich mit mir ſelbſt hierüber einig, jagte ich in gewaltigen Sätzen über Beete und Blumen hinweg und ſtand in ein paar Sekunden am Rondel. Das Mädchen mußte nicht den nächſten Weg eingeſchlagen haben; ich trat in die Hecke des Gartens, und ach Gott! da ſtand ſie an der grünen Brücke und ſchaute hinüber. Ich riß haſtig eine Roſe ab und eilte auf den Steg zu. Wir ſtanden uns gegenüber. Ich hätte mich nachher ſelbſt prügeln können; ich war ſo dumm, ihr zu ſagen, ich habe vernommen, daß ſie ihren Handſchuh im Taxusrondel holen wolle, und ſei ihr dorthin vorausgeeilt, ohne etwas zu finden. Mußte ſie nicht glauben, ich habe gelauſcht? Obgleich das Mädchen bei dieſer Aeußerung erröthete, ſo wußte ſie ſich doch beſſer zu helfen, als ich, und ſagte, ſie habe den Handſchuh unterwegs gefunden und ſei hieher gegangen, das Thor zu ſchließen.

Blöde wie ich war, mußte ich dieſe Aeußerung für einen feinen Wink nehmen, mich zu entfernen, obgleich Emilie gewiß daran nicht dachte; ich hätte lieber im Arreſt geſeſſen, als ihr noch länger beſchwerlich zu fallen, und doch war ich wie mit Ketten an den Platz geſchloſſen, und konnte um Alles in der Welt die Wendung zum Abſchied nicht finden. Ohne ein Wort zu ſprechen, bot ich ihr die Roſe, die ich gepflückt; ſie nahm ſie aber nur einen Augenblick, um daran zu riechen. Wenn ich recht ſah, wenn mich meine Einbildung nicht betrog, ſo drückte ſie die Roſe an ihren Mund, ſtatt gegen ihr ſpitzes Näschen, und gab ſie mir mit den Worten wieder: „Nehmen Sie ſie nur mit, wir haben hier doch ſo viele und Sie wahrſcheinlich da draußen keine einzige; ich will Ihnen noch eine geben.“ Sie wandte ſich etwas zurück und brach eine weiße Roſenknoſpe ab. — Als ſie mir die Blume reichte, hielt ich ihr die rechte Hand feſt, und ob mir die linke etwas entgegen kam, oder ob ich meine Freiheit ſo weit trieb, ſie ſelbſt zu ergreifen, weiß ich wahrhaftig nicht; nur ſo viel ſchwebte mir die ganze Nacht in ſüßen blumigten Träumen vor, daß ſie ihre Hände nicht zurückgezogen, als ich ſie einen Augenblick gegen meine Bruſt gedrückt und geſagt: „Gute Nacht, liebe Emilie!“

8.

Manövertage.

Mehrere Tage waren ſeit jenem Abend verſtrichen, und ich hatte Emilien nicht wieder geſehen. Dafür hatte ich von meinem Vormund einen Brief erhalten, der mich in den jetzigen Verhältniſſen äußerſt glücklich machte. Wir waren ſchon ſeit längerer Zeit wieder ausgeſöhnt. Seinem heutigen Schreiben lag ein Wechſel bei, den ich vortrefflich brauchen konnte, was mich aber noch mehr erfreute, ein Brief an den Grafen R., wobei er mir ſchrieb: „Da du in der Nähe des Gutes meines alten Bekannten, des Grafen R., im Quartier liegen mußt, ſo ſchließe ich dir ein Empfehlungsſchreiben an denſelben bei, das dir von großem Nutzen ſein kann. Iſt der Mann noch, wie ich ihn von früher kenne, ſo wird er dich freundlich aufnehmen und du kannſt dich in beſſerer Geſellſchaft bewegen, als unter deinen Herren Unteroffizieren und Bombardieren.“

Ich ritt auf das Gut, um mein Schreiben einzuhändigen, erfuhr aber zu meinem großen Leidweſen, der Graf ſei mit ſeiner Nichte nach W. gefahren und kehre erſt andern Tags zurück. Wie hatte ich mich gefreut! es war nichts! Und noch dazu hatten wir heute einen äußerſt unangenehmen Dienſt. Wir mußten mit den Feſtungsgeſchützen aus den neu erbauten Batterien nach den Baſtionen ſchießen.

Ich ſollte heute zum erſtenmal ein größeres Geſchütz losbrennen, einen Vierundzwanzigpfünder, wobei des heftigen

Knalles wegen die übrige Bedienungsmannſchaft aus der Batterie tritt und nur Nro. 3,. der die Lunte hat, zurückbleibt, um abzufeuern. Noch obendrein gab es dabei ein kleines Unglück. Als ich die Stoppine, die im Zündloche ſteckt, angezündet, glimmte ſie, ſtatt gleich durchzuſchlagen und den Schuß zu entzünden, wider die Regel langſam fort, was ſehr unangenehm iſt, da man ein paar Sekunden in der Erwartung des entſetzlichen Knalles bleibt. Der Oberſt ſtand vor der Batterie und wurde ſehr ungeduldig. „Det is eine ſchlechte Wirthſchaft!“ ſchrie er. „Welcher Oberfeuerwerker hat die Stoppinen für dieſe Batterie anfertigen laſſen?“ Das Geſchütz gieng noch immer nicht los, und es mag ſein, daß ich ein Bischen beſtürzt ausſah, worüber mir der Alte zurief: „Oho! ik globe, paſſirt Ihnen etwas! Werden Se man nich ſo blaß, et wird Se nich beißen. Mit de ſchlechte Wirthſchaft! Soll en Donnerwetter drein ſchlagen!“ — Bum! krachte das Geſchütz los, und das Sprichwort: was lange währt, wird gut, gieng in Erfüllung; die ſchwere Kugel ſchlug mitten in eine Scharte des Baſtions und riß die alte Lafette, die dort aufgeſtellt war, ſowie vier bretterne Kanoniere in Splitter.

Für Rekruten, die zum erſtenmal ein Manöver mitmachen, wobei mit ſcharfer Munition geſchoſſen wird, iſt das entſetzliche Krachen der Geſchütze ein wahrer Probierſtein ihrer Conſtitution. Man glaubt kaum, wie das Schießen auch moraliſch auf die Leute wirkt. Ich geſtehe, Anfangs war auch ich bei jedem Schuß wie mit kaltem Waſſer übergoſſen. Bei verſchiedenen meiner Kameraden aber, die ſchwächere Nerven hatten, äußerten ſich die Wirkungen des Schießens oft auf traurige oder lächerliche Weiſe. So eingeübt die Leute auch auf die Haide kommen und ſo pünktlich ſie alle Bewegungen auf dem Exercierplatze ausführen, ſo ſchlecht geht Alles bei den erſten Uebungen im Feuer. Der vergißt, daß ſchon geladen iſt, und will einen zweiten Schuß einſetzen, ein anderer will abfeuern, ehe die Schlagröhre im Zündloch ſteckt, ein dritter ſpringt beim Kommando:

„Geſchütz, Feuer!“ unwillkührlich ein paar Schritte zurück, wieder andere laſſen die Geräthſchaften, die ſie in den Händen haben, beim Knallen des Schuſſes auf den Boden fallen. So erinnere ich mich noch eines Kanoniers, der als Nro. 1 die Wiſcherſtange auf den Boden warf, die Finger in die Ohren ſteckte und wie unſinnig herumſprang. Viele, die ſich an das Schießen gar nicht gewöhnen können, müſſen zur Infanterie oder zur Kavallerie verſetzt werden.

Am folgenden Morgen mußten wir ſehr früh ausrücken. Es wurde gemeinſchaftlich mit der Garniſon der Feſtung W. ein großes Feldmanöver abgehalten, zu welchem wir vollſtändig gerüſtet und die Mantelſäcke gepackt erſcheinen mußten. Ich hatte als Freiwilliger meine eigenen Uniformen, von denen ich heute trotz alles Suchens eine Stalljacke nicht finden konnte. Und doch erinnerte ich mich genau, ſie aus der Garniſonsſtadt mitgenommen zu haben. Dieß war mir ſehr fatal; wenn es dem guten Hauptmann Feind einfiel, meinen Mantelſack zu unterſuchen, ſo brachte mir die fehlende Jacke mit dem, was ich bei ihm bereits auf der Kreide hatte, zuſammen addirt, beſtimmt ein paar Tage Arreſt, im gnädigſten Fall eine Strafwache. Glücklicherweiſe hatte Doſe ein ſehr altes Exemplar übrig; wir trennten die Auszeichnung des Unteroffiziers herunter und ich ſteckte am Morgen die Jacke in meinen Mantelſack.

Wir rückten mit Tagesanbruch in das Dorf, wo der Hauptmann lag, und ich hatte mein Pferd und meine Waffen in ſo außerordentlich gutem Zuſtande, daß es mir, was höchſt ſelten geſchah, bei der Inſpektion kein unfreundliches Geſicht machte, vielmehr erklärte, er finde meine Sachen in beſter Ordnung. — Die ganze Artillerie, ein Regiment Uhlanen, zwei Regimenter Infanterie und ein paar Kompagnien Schützen wurden getheilt, um gegen einander zu manövriren. Zur Unterſcheidung hatten wir unſere Tſchako's auf, der Feind nur Feldmützen.

Es war ein ſchöner Morgen; der Himmel, klar und wolkenlos, verſprach einen heißen Tag. Unſerer Batterie wurde eine halbe Schwadron Uhlanen zugetheilt und unſere erſte Schlachtpoſition war auf einem Hügel, wo wir einen kleinen Wald beſtreichen konnten. Man hatte uns zur Aufgabe gemacht, es ſo lange als möglich zu verhindern, daß ſich Fußvolk zwiſchen den Bäumen feſtſetze und damit auf der Fläche einen Anhaltspunkt gewinne. So ein Feldmanöver, wo es ein wenig lebhaft, wie in einer Schlacht zugeht, liebten wir Alle. Es war dann keine Rede mehr vom ſtrengen Kamaſchendienſt und von der maſchinenartigen Pünktlichkeit der Handgriffe, wie ſonſt. Die Hauptſache war, daß das Schießen recht ſchnell gieng und keine groben Unordnungen dabei vorfielen. Auch wurden alsdann die Marketenderinnen bei den Batterien geduldet und die Offiziere drückten an ſolchen Tagen ein Auge zu, wenn die Commißweiber überall herumliefen, um Schnaps und Brod zu verkaufen.

Anfangs hatten wir dieſen Morgen einen verlorenen Poſten, worüber wir uns nicht wenig ärgerten. Nach allen Seiten gieng das Knallen los, zuerſt Artillerie gegen Artillerie, dann breiteten ſich die Tirailleurlinien aus, und in allen Feldgräben, an den kleinſten Sträuchern begann das Geknatter des kleinen Gewehrs, doch immer zu entfernt, als daß wir am Gefechte hätten Theil nehmen können. Der Sonnenſtrahl fiel auf die Gewehre des Fußvolks, die Lanzen der Uhlanen, die weit von uns unter einigen kleinen Anhöhen herumdefilirten. Ich glaube, in einer wirklichen Schlacht kann die Mannſchaft nicht geſpannter umherblicken und den Gang des Gefechts verfolgen, als wir es thaten. Jede Artillerieſalve wurde beobachtet und beſprochen. „Das war die zweite zwölfpfündige Batterie! Dort jagt die erſte reitende Batterie den Hügel hinauf! Jetzt protzt ſie ab — hurrah! das muß getroffen haben! Seht, wie die Infanterie dort abſchwenkt und ſich zurückzieht! noch eine Salve!“

Es dauerte indeſſen nicht lange, ſo begann auch in unſerer Nähe das Gewehrfeuer. Einzelne vorwitzige feindliche Schützen krochen bis vor den Wald heran und ſchoſſen auf uns; doch die unſern giengen ihnen entgegen und warfen ſie zurück. Ein Adjutant des Oberſten jagte mit unſerem Hauptmann heran, der etwas vorgeritten war, um die Stellung der verſchiedenen Korps zu überſehen, und der Alte folgte ihm unmittelbar auf ſeinem Schimmel. — „Oho!“ rief er uns ſchon von Weitem zu. „Jetzt man ufgepaßt! Hauptmann Feind, laſſen Sie nur genau richten und nicht zu früh abfeuern.“ Jener ſalutirte zur Antwort mit dem Degen und kommandirte: „Batterie, geladen! Tauſend Schritt nach der Höhe vor uns!“ Die Protzkaſten raſſelten zu und das Laden gieng mit der größten Schnelligkeit vor ſich. Die Bombardiere legten ſich an's Geſchütz, um zu richten, und wir ſchielten geſpannt nach der Höhe hinüber, was da kommen ſollte. Es war die dritte reitende Batterie, die im Carrière den Hügel heraufjagte und ſo frech war, gerade vor unſerer Naſe aufzufahren. Unſere Geſchütze waren geladen, gut gerichtet; Hauptmann Feind paßte den günſtigen Moment ab, um der Batterie dort drüben eine volle Ladung zu geben. Sie war uns ſo nahe, daß wir deutlich die Signale konnten blaſen hören. Jetzt protzten ſie ab, und wie auf einen Augenblick dadurch Pferde und Menſchen in einem großen Knäuel durch einander liefen, gab der Hauptmann ſein Kommando: „Batterie, Feuer!“

Unſere Kanoniere feuerten mit lautem Hurrah ab. Unſere acht Kugeln richteten — will ſagen, hätten eine ſchöne Verwirrung in der feindlichen Batterie angerichtet. Aber kaum krachten die Schüſſe, ſo jagte der Oberſt neben unſer Geſchütz und ſchrie uns zu, es ſei nicht losgegangen. Ich muß geſtehen, ich konnte nichts Gewiſſes darüber ſagen; das Krachen und der Dampf waren ſo groß, daß ich darauf geſchworen hätte, unſere Kanone ſei ſogar doppelt geladen geweſen. „Geladen!“ kommandirte der Hauptmann auf's Neue, doch Doſe, der ſehr blaß geworden war, hielt die Kanoniere zurück, zog dann den Säbel, warf die Schlagröhre aus dem Zündloch, ſprang vor's Geſchütz, holte richtig mit der Hand die unverbrannte Patrone heraus, fuhr mit einem gräßlichen Fluch wieder in die Mündung und zog meine unglückſelige Jacke hervor, die ich, wie mir jetzt zu meinem Entſetzen einfiel, auf dem Marſche aus der Garniſon hineingeſteckt hatte. — Das mußte eine ſchöne Geſchichte geben. Sowohl Doſe als ich waren am Aufenthalte Schuld, ich durch die That ſelbſt, jener, weil er das Geſchütz vor dem Laden nicht genau revidirt hatte. Die Wuth des Alten in dieſem Augenblick iſt nicht zu beſchreiben. Er fand auch nicht Worte, ſich auszudrücken; das Ausladen des Geſchützes war indeſſen das Werk einer Sekunde, und unſere Kanoniere, die wohl einſahen, daß keine Zeit zu verlieren ſei, arbeiteten ſo ſchnell, daß unſer Schuß nur einen Gedanken ſpäter kam, als die andern. Der Hauptmann, welcher glücklicher Weiſe nichts bemerkt hatte, gab jetzt, da Infanterie hinter dem Hügel hervorkam, das Kommando: „Mit Kartätſchen geladen!“ wobei jeder Unteroffizier ſein Geſchütz ſelbſt abfeuern läßt, ſobald es geladen iſt. Man kann ſich denken, daß ich, wie ich meine Jacke erblickte, mehr todt wie lebendig war.

Der Alte war vom Pferd geſprungen und ſchrie meinem unglücklichen Doſe zu: „Wer hat det gethan? Ik will wiſſen, wem die Jacke gehört?“ Doch dieſer, der nun einmal ſah, daß doch Alles verloren war, hatte ſich geſammelt und entgegnete ruhig: „Herr Oberſt, wenn der Feind geworfen iſt, werd' ich mich zum Arreſt melden, jetzt muß ich der Infanterie drüben auch meine Kartätſchen ſpendiren. — Geſchütz, Feuer! — Mit ſechslöthigen Kartätſchen geladen!“

Ich fürchtete nach dieſen Worten Doſe's, der Oberſt werde auf ihn zuſtürzen, um ſich thätlich an ihm zu vergreifen, aber im Gegentheil, er ſtieg wieder auf ſein Pferd und ſagte nur: „Det wird ſich finden!“ Glücklicherweiſe hatte unſer Geſchütz außer mir lauter alte Kanoniere, die wohl wußten, daß es jetzt galt, ſchnell zu ſchießen, und deßhalb ihr Möglichſtes thaten. Die Batterie that in den nächſten zwei Minuten ſechs Schüſſe, unſer Geſchütz neun. Die Infanterie drüben zog ſich hinter die Hügel zurück und auch die feindliche Batterie protzte auf und verſchwand —

„Batterie, halt!“ kommandirte der Hauptmann. Zum Avanciren aufgeprotzt! Batterie, Galopp! Batterie, Marſch, Marſch!“

Wir jagten dahin, daß die Pferde mit dem Bauch die Erde berührten. Doſe rief uns noch zu, den nächſten Schuß ja ſo ſchnell als möglich zu thun, und vorwärts gieng es den andern Hügel hinauf mit unbeſchreiblichem Geraſſel. Der Alte blieb dicht hinter uns. Jenſeits auf der Fläche jagte die feindliche Batterie, von Uhlanen umgeben, zurück. Wir folgten ihnen den Hügel hinab und ſuchten näher zu kommen. Unten war ein ziemlicher Graben, über den wir hinweg mußten. Unſer Geſchütz war das erſte, das hinüberflog. — „Batterie, halt! Mit zweilöthigen Kartätſchen geladen!“ Die übrigen Geſchütze waren kaum zum Schießen herumgedreht, ſo krachte unſer Schuß ſchon dahin, und ſo gieng es mit beiſpielloſer Geſchwindigkeit fort.

Als wir im beſten Schießen waren, ſprengte einer der Adjutanten unſeres Abtheilungskommandanten zum Oberſten heran und verlangte drei reitende Geſchütze zur Verſtärkung eines Kavallerieregiments auf dem rechten Flügel. Unſer Geſchütz und noch zwei andere wurden dazu beſtimmt. Wir protzten im Feuer auf und folgten dem Offizier über die Fläche dahin, was die Pferde laufen konnten. Doch es war, als ſollten wir heute alles mögliche Unglück haben. Vor uns lag eine Landſtraße mit zwei ziemlich breiten Gräben, über die wir hinweg mußten. Beim erſten gieng es ganz glücklich, aber im zweiten lagen einige große Feldſteine, gegen die eines der Geſchützräder ſo heftig ſchlug, daß eine Felge und mehrere Speichen brachen. Da lagen wir. Der Offizier rief uns zu, er könne ſich nicht aufhalten, wir ſollen allein zurückbleiben, um, wo möglich, das Rad nach der Vorſchrift auszubeſſern, das heißt, es entweder mit Stricken zuſammenzubinden, oder, wenn dieß nicht mehr angeht, einen ſogenannten Schleppbaum unterzubinden, der, an Lafette und Axe befeſtigt, das Rad für kurze Zeit nothdürftig erſetzt. Wir mußten zu letzterem Mittel unſere Zuflucht nehmen. Doch woher einen Baum nehmen. Glücklicherweiſe befand ſich einige Schritte von uns ein Nebenpfad, an welchem ein Wegweiſer ſtand. Unſer Stangenreiter, ein wahrer Rieſe, meinte lachend, wir ſeien ja im Kriege, und Noth kenne kein Gebot; er lief hin und riß mit einem gewaltigen Ruck den Baum aus der Erde, der, mit den Landesfarben angeſtrichen, zu unſerm manoeuvre de force paßte, als ſei er dazu gemacht. — Eilig zogen wir das zerbrochene Rad ab und banden den Wegweiſer ſo feſt wie möglich unter die Lafette. Das Brett, worauf der Name des Orts ſtand, wollte Doſe nicht abnehmen laſſen, was äußerſt komiſch ausſah. Die Hand, die vorne gemalt war, zeigte in die Höhe, als wollte ſie des Himmels Strafe für unſere Frevelthat herabbeſchwören. Das Rad wurde auf dem Protzkaſten feſtgebunden. Wir ſaßen auf und galoppirten dahin. Glücklicherweiſe erreichten wir den rechten Flügel noch zeitig genug, um am lebhaften Feuer der beiden andern Geſchütze Theil nehmen zu können. Doch bald wich der Feind auch hier zurück, natürlich wie es vorher befohlen war, und die Manöver waren für heute beendigt.

Wir zogen nach dem Park zurück, wo der Oberſt, ſo wie die Kommandanten der übrigen Truppentheile die verſchiedenen Corps defiliren ließen. Ehe wir in unſere Batterie einrückten, hatten wir den Baum noch einmal recht feſtgebunden. Wir ritten bei dem Paradiren auf der Seite, wo der Oberſt ſtand, dem wir ſchon von Weitem anſahen, daß er gut gelaunt war und die Jackengeſchichte wahrſcheinlich vergeſſen hatte. Als wir bei ihm vorüber kamen und er unſern Schleppbaum erblickte, war leicht zu bemerken, daß er ſich ſehr darüber freute; er rief einigemal: „Det is gut gemacht, ik muß det loben!“ und als der Parademarſch vorbei war, ritt er mit den fremden Offizieren vor unſer Geſchütz und zeigte ihnen wohlgefällig, wie ſich der Artilleriſt zu helfen wiſſe; beſonders daß wir einen Wegweiſer genommen, beluſtigte ihn ſehr. „Ik muß det wirklich loben,“ ſagte er, „man kann ſehen, daß der Doſe ein gewandter Unteroffizier is, und es ſcheint mir, als wenn der Bom ſehr gut gehalten hätte." — „Ja wohl, Herr Oberſt," antwortete Doſe, „wir haben einigemal damit auf- und abgeprotzt und ſo eine ziemliche Strecke im Galopp zurückgelegt." Plötzlich ſchien dem Oberſten die Geſchichte von heute Morgen wieder einzufallen; er ſagte: „Hoho, is denn det daſſelbe Geſchütz, wat heute Morgen den groben Fehler gemacht hat? — det aber," ſetzte er gutmüthig hinzu, „ſich drauf im Schießen ſo ſehr hervorthan?" — „Zu Befehl, Herr Oberſt!" — Aber wie war denn die Geſchichte ſo egentlich? Ik muß doch den Mann beſtrafen, der die Jacke in das Rohr geſteckt hat." — Ich trat vor und ſagte dem Oberſt, ich ſei der Schuldige. „So?" antwortete er mir, „hab ik Se darum neulich aus dem Arreſt pardonnirt, daß Se mir heut' wieder ſolche Streiche angeben? En Donner ....! Wenn ſich det Geſchütz nich heute ſo brav gehalten hätte, wäre et meine Schuldigkeit, ein ganz fatales Examen anzuſtellen; doch ſo ſollen Se mit einem blauen Aug' davon kommen. Der Kanonier H. bleibt die Nacht zur Strafe auf der Haide in die Wachtſtube. Ordnung muß ſind!"

Ich, und beſonders Doſe waren froh, ſo wohlfeilen Kaufes losgekommen zu ſein; denn wäre die Sache an den Hauptmann Feind oder an den Abtheilungskommandanten gekommen, ſo hätte des Letzteren Adjutant, der Lieutenant von L., der der Badgeſchichte noch wohl gedachte, mir wenigſtens drei Tage in Nro. Sicher verſchafft. Deſſen ungeachtet war mir die kleine Strafe, daß ich die Nacht über hier bleiben mußte, für heute unangenehmer, als unter andern Verhältniſſen ein Tag Arreſt. Ich hatte mir vorgenommen, ſogleich nach dem Einrücken in's Quartier auf das Gut zu gehen und die erſten Früchte meines Empfehlungsſchreibens zu ernten. Das war nun nichts, und morgen ſollte wieder exercirt werden.

Es war indeſſen vier Uhr geworden; die verſchiedenen Batterien zogen mit ſchmetternder Muſik nach Hauſe, und ich mußte mein Pferd abgeben; der Oberſt und die Offiziere zogen ſich in die Bude zur luſtigen Marketenderin zurück, und ich verfügte mich in die Wachtſtube, wo glücklicherweiſe einer meiner guten Bekannten heute den Dienſt hatte. Ich ließ mir aus einer der Buden ein Mittagsmahl kommen, legte die Waffen ab und wir ſetzten uns vor die Thür, um den ſchönen kühlen Abend zu genießen. Wenn ich nur nicht ſo viel an das kleine Mädchen gedacht hätte! Ich wurde darüber ganz melancholiſch und recitirte:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte ꝛc.

Plötzlich rief die Wache in's Gewehr, der Oberſt kam mit ſeinen Offizieren aus der luſtigen Marketenderin und ſchien einer ſeiner Ordonnanzen eifrig etwas zu erklären, was der Mann jedoch nicht begriff, denn der Oberſt ſagte mehreremale: „Aber, mein Sohn, et will mich bedünken, als hättſt du mich doch nicht verſtanden. Sag' mir, wat ſollſt du egentlich ausrichten?“ Der Kanonier ſtotterte einige Worte, worauf der Oberſt fortfuhr: „Siehſt du wohl, det du mir nich verſtanden haſt? — Der Wachthabende ſoll 'mal ene Bank herausbringen, det ich ene Karte ufpflanzen kann.“ — Ich nahm den Feldſtuhl, auf dem ich ſaß, und brachte ihm denſelben. Er breitete ſeine Karte aus und begann dem Kanonier eine ſehr einfache Geſchichte zu erklären. Unſere Batterie ſollte zum morgigen Manöver ſich nicht bei einer gewiſſen Windmühle aufſtellen, ſondern an der Ecke eines benachbarten Waldes. Glücklicherweiſe war aber der Kanonier ein ſehr beſchränkter Menſch und konnte oder wollte den Oberſt nicht verſtehen, ſo daß dieſer endlich ausrief: „Na, ik muß aber och verſichern, det das ene ſehr traurige Geſchichte is, det man mir immer de dummſten zu Ordonnanzen gibt.“ — Mir blinkte auf einmal ein Hoffnungsſtrahl und ich wandte mich ſo demüthig als möglich an den Oberſten, indem ich ihm ſagte: wenn er mir die Commiſſion anvertrauen wolle, werde ich mich bemühen, ſie auf's Beſte auszurichten. Der Alte ſah mich an und ſagte: „Aber Se ſind ja Arreſtant!“ worauf ich erwiederte: „Zu Befehl, aber nur ſo lang es der Herr Oberſt wollen!“ Es ſchien ihm doch einzuleuchten, daß ich zu der Commiſſion brauchbarer ſei; denn er wiederholte nochmals, was ich unſerem Hauptmann ausrichten ſolle, und befahl mir, das Pferd der Ordonnanz zu nehmen. „Aber," ſetzte er hinzu, „wenn Se meinen Befehl ausgerichtet, reiten Se wieder hieher, geben dem Kanonier det Pferd zurück und bleiben dann die Nacht in die Wachtſtube. Ik kann Ihnen die Strafe nich ſchenken." Das war mir auch ſehr gleichgültig, ich hatte jetzt doch Hoffnung, Emilien wenigſtens einen Augenblick zu ſehen. Raſch legte ich meine Waffen an, ſaß auf und ritt davon.

Es dunkelte bereits, als ich vor das Quartier ritt, wo unſer Hauptmann Feind lag. Der Wachtmeiſter ſchaute in ſeinem geblümten Schlafrock zum Fenſter heraus und wunderte ſich nicht wenig, mich zu ſehen. Ich ſprengte im kurzen Galopp, wie ſich für eine rechtſchaffene Ordonnanz gebührt, in den Hof und meldete dem Hauptmann den Auftrag des Oberſten. Wie ich gehofft hatte, befahl mir der Feind, dieſelbe Meldung unſerem Abtheilungskommandanten zu überbringen. Bald lagen die fetten Weiden vor mir; ich ritt einen Augenblick vor unſer Quartier, um meinem theuern Feodor, der ſich vor der Hausthür mit der Frau Wirthin unterhielt, einen guten Abend zu wünſchen, und jagte dann längs der Mauern und Hecken des Parks vor das Schloß, wo mir der alte Gärtner das Pferd hielt.

Als ich die Treppen hinaufſtieg, ſah ich mich überall um, fand aber nicht, was ich ſuchte. Oben im Vorſaal ließ ich mich anmelden und mußte eine Zeitlang warten, ehe der Adjutant, der Lieutenant v. L., herauskam, um meine Meldung anzuhören. Ich ſah dem Theuern gleich an, daß es ihm nicht gelegen war, mich hier zu ſehen, weßhalb er mich auch ſo kurz wie möglich abfertigte. Wäre nur zufällig der Graf herausgekommen, ſo hätte er mich in Folge des neulich bei ihm abgegebenen Empfehlungsbriefes ohne Zweifel auf einige Augenblicke hineingerufen, und ich hätte Emilien vielleicht geſehen. Verwünſcht! keine Seele kam, und ſo langſam ich dem Adjutanten meine Honeurs machte und mich zurückzog, ſo war ich doch in wenig Minuten wieder die Treppe hinab und auf dem Hofe. Der alte Gärtner, der mich kannte, weil ich ihm damals den Brief übergeben, ſagte mir, während ich nach allen Fenſtern blickend aufſtieg: „Der Herr Graf und das Fräulein fahren morgen Abend auf die Haide, um die Truppen im Bivouak zu ſehen.“ Dann zog er aus ſeiner Taſche einige Blumen hervor und gab ſie mir lächelnd mit den Worten: „Das Fräulein hat den Strauß heute Abend gepflückt und mir gegeben, zu welchem Zweck weiß ich nicht. Nehmen Sie ihn nur!“ Hatte ich nun doch wenigſtens etwas von ihr! Haſtig nahm ich das Bouquet und ſteckte es in meinen Säbelgurt vor die Bruſt.

Jetzt wollte ich mit einigen kühnen Courbetten zum Thore hinaus, als ich eine wohlbekannte Stimme hinter mir rufen hörte: „Johann! Johann!“ Ich wandte mein Pferd um, und an einem der Fenſter ſtand das kleine Mädchen, die liebe Emilie. Hätte ich nur ein anderes Pferd gehabt, um einen Reitergruß zu machen; aber mein alter Gaul wollte keine Hülfe verſtehen und machte bei meinem Sporendruck nur einen gewaltigen Satz in den Hof hinein. Ich aber drückte meine Hand an die Blumen und dann an den Mund. Ob ſie meinen Gruß erwiederte, konnte ich nicht ſehen, doch als ich, zum Thore hinausreitend, mich noch einmal umwandte, ſah ich am Fenſter ein weißes Tuch flattern.

9.

Manöver.

Mein Ordonnanzritt nach den fetten Weiden hatte mir die freudloſe Nacht auf der harten Pritſche der Wachtſtube ſehr erleichtert, und das weiße Tuch, das ich zurückblickend an einem Fenſter des Schloſſes hatte flattern ſehen, erſchien mir öfters im Laufe der Nacht in ſeltſamen angenehmen Traumgeſtalten. Bald war es eine weiße Taube, die auf mich niederflatterte, bald dehnte es ſich nach allen Seiten aus und ward zu einem fliegenden Gewande, das ſich allmählig an die niedlichen Formen eines weiblichen Körpers anſchmiegte und oben einen blendenden Hals umſchloß, auf dem ein mir wohlbekannter kleiner Kopf ſtand, ein freundliches Geſichtchen, das mich neckend anſah. Wenn auch die Härte des Lagers, auf dem ich ruhte, zuweilen einen düſteren Ton in die blühenden Gemälde warf, die der gütige Traum um mich aufſtellte, ſo ſchlief ich doch auf einer Pritſche nie beſſer, als heute, und mußte mich durch die ſchmetternde Reveille der Parkwache wecken laſſen.

Der Tag brach an und verſprach zu den heutigen Manövern das ſchönſte Wetter. Nach und nach rückten die einzelnen Truppentheile aus der Umgegend der Stadt heran, die Infanterie zuerſt, mit klingendem Spiel. Vor unſerem Park ſtellte ſie ihre Gewehre zuſammen und trat auseinander. Ihr folgte eine Abtheilung Schützen; bald kam auch von allen Seiten das Geſchütz an, und die erſte reitende Batterie, die erſchien, war die unſrige. Mein Feodor hatte meine Waffen und mein Pferd putzen laſſen und brachte letzteres mir höchſt eigenhändig, wobei er mir nachträglich noch eine kleine Strafpredigt wegen der Jackengeſchichte hielt, die ihn beinahe in's Verderben, d. h. in Arreſt gebracht hätte. Ich war eben im Begriff, den Sattelgurt meines Pferdes etwas feſter anzuziehen, als der Hauptmann Feind vorüberritt. Ich machte mich ſchon auf eine derbe Strafpredigt gefaßt, doch begnügte er ſich für heute mit einem bedeutſamen Schütteln des Kopfes und ritt weiter nach der Bude „zur luſtigen Marketenderin,“ wo ſich die Offiziere nach und nach einfanden, um zu frühſtücken. Bald kam auch der Oberſt an, den wir nach ſeiner Gewohnheit ſchon geraume Zeit bevor er von der Chauſſee um die Ecke eines Waldſaums auf die Haide kam, laut ſprechen; heute ſogar lachen hörten. Er war, wie faſt immer bei den Feldmanövern, gut gelaunt und ſchaute mit ſeinem rothen, gutmüthigen Geſicht recht vergnügt auf die Soldaten, die an der Erde lagen und ſich für den heutigen Tag ſtärkten. Wenn er ſo durch den Park ritt, hatte er es gern, wenn die Leute ihm einen guten Morgen wünſchten, was denn auch von den meiſten geſchah. Auch ſetzte zuweilen einer hinzu: „Iſt heute ſchönes Wetter, Herr Oberſt!“ was er mit einem freundlichen: „Ob — ob! det will ik menen!“ beantwortete.

So mit Soldaten, Pferden, Kanonen und Waffen aller Art umgeben, ich möchte ſagen durchflochten, gab unſer Artilleriepark mit ſeinen grünen Akazienbäumen ein ſchönes, lebendiges Bild. Hier lehnten ein paar Kanoniere an ihrem Geſchütz und zertheilten auf der Röhre eine Wurſt, die ſie zuſammen gekauft. Neben ihnen waren die Pferde an einem Rad feſtgebunden und ſchnoberten mit weit geöffneten Nüſtern in den friſchen Morgenwind, der ſäuſelnd über die Haide ſtrich. Hier lag ein Dutzend Infanteriſten um eine Trommel, auf der die geſchäftige Marketenderin das einfache Frühſtück ſervirte, Weißbrod und Branntwein. Alles war in behaglicher Ruhe, die ſich plötzlich in ein bewegtes, geſchäftiges Leben auflöſte, ſo wie die Trompeten ſchmetternd das Signal zum Zuſammentreten gaben. Da lief die bunte glänzende Maſſe zuerſt in dichte Knäuel zuſammen, aus denen ſich nach und nach lange Linien bildeten, die ſich weit in's Feld hinaus erſtreckten. Die Infanterie marſchirte zuerſt ab, um den Bewegungen der Kavallerie und Artillerie nicht hinderlich zu ſein, und gleich darauf rückte auch erſtere aus dem Park, um uns noch freieren Spielraum zu laſſen.

Jetzt kam der Oberſt mit ſeinem Stabe von der „luſtigen Marketenderin“ her, die Offiziere kommandirten: „Aufgeſeſſen!“ und der Alte ritt auf's Neue zwiſchen den Batterien durch, bald freundlich lachend, bald über dieß und das einen Tadel ausſprechend. — Die Manöver waren im Allgemeinen wie in den vorhergehenden Tagen angeordnet. Der Feind war nicht mit auf die Haide gekommen, ſondern von der Feſtung aus gleich nach den vorgeſchriebenen Punkten gerückt. Wir trugen heute die leichten Mützen, die andere Partie die Tſchakos.

Der Diviſionsgeneral P. nebſt einem Brigadegeneral der Kavallerie beſtimmten in Gemeinſchaft mit unſerm Oberſt die Aufſtellungen unſeres Truppencorps, und die bezeichneten Schwadronen und Batterien gingen nach den angewieſenen Punkten ab. Unſere Batterie war die letzte, die auf dem Platze blieb, und da wir hinter einem großen Pulverſchuppen ſtanden, hatte uns der Alte anfänglich nicht bemerkt. Jetzt ritt er um die Ecke des Gebäudes und ſtieß, wie er uns anſichtig wurde, einen erſchrecklichen Fluch aus. „En Schock Donnerrrr!“ ſchrie er. „Was is denn det! Ene ewige Confuſion bei die Batterie!“ Der Hauptmann Feind ſprengte vor, ſalutirte mit dem Säbel und ſtellte ſich über die Aeußerung des Oberſten ſehr verwundert; aber der Alte fuhr in ſcheltendem Tone fort: „Ik möchte aber wiſſen, wer ſo egentlich wieder die Urſache von der Unordnung is. Ik habe doch geſtern ausdrücklich befohlen, det die Hälfte dieſer Batterie bei det feindliche Corps agiren ſoll. Herr Hauptmann Feind, haben Sie det wieder nich verſtanden? Ik muß doch ſehr bitten!“

Bei dieſen Worten des Oberſten ſah ich, wie der erſte Adjutant deſſelben einem andern Offizier der Suite kopfſchüttelnd die Brieftaſche wies. Auch glaubte ich, unſerm Feind anzuſehen, daß er dießmal im Rechte ſei, denn er nahm eine ziemlich gereizte Miene an und entgegnete: „Herr Oberſt, ich habe ganz nach dem Parolebefehl gethan. — Wachtmeiſter Löffel!“

„Na nu,“ entgegnete ihm der Oberſt, „wenn hier vielleicht ein Irrthum obwalten könnte, ſo laſſen Sie doch man nur den Wachtmeiſter weg; denn det Original meines Befehls is mir uf jeden Fall lieber, wie ene Copie. Herr Lieutenant v. L., geben Sie mal die Brieftaſche.“ Dieſer hatte ſie ſchon geöffnet und reichte ſie dem Alten mit einem Paar leiſe geſprochenen Worten. Der Alte ſah hinein, ſchüttelte den Kopf und mußte endlich geſtehen, „det er ſich och mal geirrt habe.“ Darüber war eine halbe Viertelſtunde vergangen, weßhalb der zweiten Hälfte der Batterie, wozu unſer Geſchütz gehörte, der Befehl ertheilt wurde, ſich im Galopp nach der Stadt zurückzuziehen und bei dem General zu melden, der heute die feindliche Armee kommandirte. Wir ſchwenkten ab und jagten luſtig über die Haide dahin. Unſer guter Lieutenant C. kommandirte uns, und wir hatten alle böſen Elemente, den Hauptmann Feind, ſowie den Wachtmeiſter Löffel, zurückzulaſſen.

In kurzer Zeit erreichten wir dicht bei der Stadt die erſten Vorpoſten des Feindes, die im erſten Augenblick unſer raſches Dahinjagen für einen Angriff nahmen und anfingen auf uns zu feuern. Ein junger Uhlanenoffizier, der mit einem Piket von vierzig Mann auf einem Hügel ſtand, glaubte hier einen Beweis ſeiner Tapferkeit geben zu können, und ſprengte den Hügel herab uns entgegen, auf den Lieutenant C. zu, den er ſammt ſeinen vier Geſchützen gefangen nehmen wollte. Der Kavallerieoffizier hatte ein gutes Pferd und war bald unſerm Lieutenant zur Seite; die Uhlanen aber, die ihrem Anführer folgten, blieben eine gute Strecke hinter unſern im ſchärfſten Galopp dahinjagenden Geſchützen zurück, was Lieutenant C. ſehr gut bemerkte, daher er dem Uhlanenoffizier auf die Forderung ſich zu ergeben, laut lachend erwiderte: „Herr Kamerad, ſehen Sie ſich einmal nach ihren Reitern um und nehmen Sie ſich in Acht, daß ich

Ihnen nicht den Säbel abfordere und Sie vor den Augen Ihres eigenen Pikets entführe. Uebrigens ſind wir, freilich erſt heute Morgen, Ihrem Armeecorps zugetheilt worden. Wo iſt der General?“ — Der Uhlanenoffizier wollte bei dieſer Nachricht aus der Sache einen Scherz machen, fing ebenfalls an zu lachen und deutete mit dem Säbel auf eine Menge ſchwarzer und weißer Federbüſche, die tiefer im Felde ſichtbar wurden. Der junge Herr hätte uns gar zu gern zu Gefangenen gemacht, um am Abend hinter der Flaſche mit dieſer Heldenthat renommiren zu können. Er ſprengte zu ſeinem Piket zurück und ein lautes Gelächter vom erſten Geſchützführer der Haubitze bis zum letzten Fahrer der Kanone folgte ihm.

Der General und ſeine Suite waren ebenfalls nicht wenig erſtaunt, als ſie uns, die wir doch den Mützen nach Feinde ſein mußten, auf ſich zu ſpringen ſahen. Der Lieutenant C. meldete ſich, worauf ihm der General erwiderte, er habe eigentlich auf dieſe halbe Batterie gar nicht mehr gerechnet, weßhalb er ſie trennen und Geſchützweiſe einzelnen Truppentheilen beigeben wolle. Dem Lieutenant C. gefiel dieſe Zerſplitterung ſeiner Batterie nicht beſonders, weil er nun der Suite des Generals folgen mußte, deſto mehr aber den einzelnen Geſchützführern, beſonders meinem Feodor. So ſelbſtändig einmal manövriren und ſchießen zu können, däuchte ihm außerordentlich poetiſch. Mit ſolcher Gravität wie jetzt, nachdem ihm der General ſeine Beſtimmung bezeichnet, hatte er noch nie: „Geſchütz marſch!“ kommandirt. Wir waren an’s Ende der ganzen Linie beordert, wo ſich Doſe beim Führer zweier Schwadronen Huſaren melden ſollte. — Während wir auf der Heide hintrabten, ritt er mehreremale an mich heran, freute ſich der Kommandeursſtelle, die ihm ſo unverhofft zugefallen, und bedauerte nichts, als daß er heute nur in einem friedlichen Manöver mitwirken könne. „Sie würden ſehen,“ ſagte er, „was ſelbſt ein einzelnes Geſchütz vermag, wenn es mit Muth und Gewandtheit geleitet und aufgeſtellt wird.“

Die beiden Huſarenſchwadronen, die wir bald erreichten, kommandirte ein alter mürriſcher Major mit einem ungeheuren Schnurrbarte, der neben ſeinem Pferde ſtand, aus einer kurzen Pfeife rauchte und uns ſehr gleichgültig antraben ſah. Doſe flog ſo ſchnell als möglich aus dem Sattel und „klapperte“ auf den Major zu: dieſen Ausdruck hatte der Oberſt erfunden, wegen der bedeutenden Magerkeit meines Unteroffiziers, ſowie wegen ſeiner ſtorchähnlichen Beine, und bezeichnete damit glücklich die hölzernen Bewegungen deſſelben. Feodor meldete dem alten Huſaren, daß er den beiden Schwadronen folgen ſolle, und war nicht wenig erſtaunt, als ihm der Offizier kurzweg entgegnete: das müſſe ein Irrthum ſein, er könne ihn nicht brauchen. So tief verwundete ihn eine ſolche Geringſchätzung ſeines Geſchützes, daß er augenblicklich ſein Pferd wieder beſtieg und davon reiten wollte. Indeſſen rief ihm der Major nach: „Hören Sie, Unteroffizier, reiten Sie dorthin an die Ecke des Waldes. Da ſtehen ein paar Schwadronen Uhlanen; vielleicht ſind Sie dorthin beſtimmt.“

Wir trabten dahin, aber dort ging es uns nicht beſſer, als bei den Huſaren. Der Kommandeur wollte uns nicht haben und ſchickte uns wieder fort. Das war zu viel für Doſe; er konnte ſeinen Unmuth nicht verbergen und machte ihm in lauten Worten gegen die Offiziere Luft. Am meiſten ärgerte es ihn, daß zwei naſeweiſe junge Herrn, die ihrem Ausſehen nach eben erſt aus dem Kadettenhauſe gekommen ſein mochten, uns ein lautes Gelächter nachſchickten und durch allerlei ſonderbare Geberden Doſes ſteife Bewegungen nachzuäffen ſchienen. Wir ritten längs dem Waldſaume dahin, und Doſe war im Begriff, wieder auf die Haide zu lenken und zum General zurückzumarſchiren, als wir zwiſchen den Tannen und Buchen das Dach eines Hauſes hervorblicken ſahen, über deſſen Thür auf einem großen Schild die beruhigenden Worte zu leſen waren: „Bier und Branntwein.“ Ja ſie wirkten wirklich beruhigend auf Doſe; zu ſeinem poetiſchen Gefühl, das durch die Mißachtung ſeines Geſchützes empört war, ſprach friedlich die idylliſche Ruhe dieſer Schenke im Gegenſatz zum geräuſchvollen Treiben draußen auf der Haide. Er kommandirte „Halt," und nach einem kurzen Kriegsrath mit dem Bombardier des Geſchützes fuhren wir in den Hof des Hauſes, wo er die Kanoniere abſitzen ließ.

Es war ſehr vernünftig von Doſe, daß er, ſtatt uns auf der Haide im Sonnenſchein ſpazieren zu führen, hier mit uns einkehrte. Wir thaten ganz, als ſeien wir zu Hauſe; wir führten das Geſchütz hinter einen Schuppen, zogen die Pferde in den Stall und gingen in die Wirthsſtube. Was ſollten wir auch eigentlich ſonſt thun? kein Menſch hatte uns ja haben wollen, und bei bereits eröffnetem Tirailleurfeuer durch beide Linien hindurch zu fahren, hätte ein großes Aufſehen gegeben. In der Wirthsſtube dagegen war es recht heimlich. Die einzige Ausſchmückung der Wände beſtand in einer großen Schwarzwälderuhr, deren einförmiges Picken die Stille, die über dem ganzen Hauſe lag, einförmig und angenehm unterbrach. Der Wirth und die Knechte des Hofes waren ſchon mit dem früheſten auf's Feld gegangen und nur eine alte Frau mit einem jungen Burſchen zurückgeblieben, welche die Wirthſchaft verſahen. — Das Bier, das man uns vorſetzte, war nicht zu verachten: es war recht kühl und ſchmeckte nach dem ſcharfen Ritt über die Haide in der Morgenhitze vortrefflich. Doſe's ſehr vernünftige Befehle, die Waffen nicht abzulegen und kein Glas über Durſt zu trinken, wurden, da unſer Geſchütz nur alte Kanoniere hatte, gehörig reſpektirt. Die Leute machten es ſich ſo bequem wie möglich, ſtemmten die Ellbogen auf den Tiſch, ſteckten ihre kurzen Pfeifen an und ſangen wohl halbleiſe vor ſich hin. Doſe und ich hatten uns in eine Ecke zurückgezogen; wir ſaßen an einem der Fenſter, das, wie alle andern, mit ſtarken Eiſenſtäben vergittert war und obendrein noch ein natürliches luftiges Gitter von friſchem Rebenlaub hatte. Alle Fenſter waren auf dieſe Art mit Laubwerk verziert und wir befanden uns in einer kleinen Feſtung, wo wir Alles nach Außen zu beobachten konnten, ohne von Jemand geſehen zu werden.

Doſe's Gemüth war tief bewegt; das klare, friſche Bier in der ſtillen Stube, der grüne Wald draußen, das Bewußtſein, ſeine Pflicht gethan zu haben, und doch, während die Kameraden im Schweiße ihres Angeſichts über die Haide jagten, hier im Kühlen ſitzen zu können, Alles dieß hatte ihn ganz poetiſch geſtimmt. Nur mit Mühe konnte ich ihn abhalten, daß er mir nicht ſein Gedicht: „Auf der Wacht!“ Gott weiß zum wievieltenmale vordeklamirte: dagegen vermochte ich es nicht zu hindern, daß er ſeine dicke, ſchmierige Brieftaſche hervorholte und mir neue Bemerkungen über Stalldienſt und das Putzen des Lederzeugs vorlas, die er nach dem Muſter des Stalldienſtes unſeres lieben Hauptmanns Feind in poetiſche Form eingekleidet hatte und „proſaiſch-poetiſche Militär-Aphoriſmen“ nannte.

Die Manöver draußen hatten indeſſen ſchon lange begonnen. Die Lagen des Geſchützes, welches an dieſem Morgen viel Pulver verſchoß, rollten wie ein ferner Donner über die Haide, vermiſcht mit dem Knattern des Kleingewehrfeuers und den Klängen einzelner Signale, die der Wind zuweilen an unſer Ohr führte. Das einzige Unangenehme und Unſichere unſerer Lage war, daß keiner wußte, wohin ſich die Manöver heute ziehen würden. Kamen ſie zu unſerer ſtillen Klauſe, ſo ſchwebten wir in Gefahr, überraſcht zu werden, und es konnte, je nachdem der Oberſt gelaunt war, fatale Geſchichten abſetzen; zögen ſie ſich dagegen auf die andere Seite der Haide, ſo hatten wir am Abend einige Stunden zu reiten und kamen zu ſpät in's Bivouac, das den heutigen Tag beſchließen ſollte. Um ſein Möglichſtes zu thun, hatte Doſe am Rand der Haide, die wenige Schritte von unſerm Haus anfing, einen Lauerpoſten aufgeſtellt, den er von Zeit zu Zeit ablöſen ließ und der öfters herein kam, die Bewegung der Manöver anzuzeigen.

Das Schießen kam indeß immer näher, und gegen Mittag, als ich den Poſten bezogen hatte, wohin mich Doſe begleitete, ſahen wir mehrere kleine Anhöhen in unſerm Geſichtskreis mit Batterien beſetzt, die luſtig darauf losſchoſſen. Hie und da rückten auch Infanteriekolonnen vor und einzelne

Reiterregimenter ſtießen zuſammen, da und dort lange Reihen bildend. Beſonders die Letztern zogen ſich ſehr verdächtig in unſere Nähe, und bei einem allgemeinen Reiterangriff konnte der Flügel leicht vor unſer Wirthshaus ſtreifen. Dazu kam noch, daß die Kavallerie, von der wir dies fürchteten, feindliche war, denn ſie hatten Tſchakos auf, und obgleich wir ihnen heute Morgen zugetheilt worden, ſprach doch das große Herz Feodors für die, denen wir in Folge unſerer Kopfbedeckung eigentlich angehörten.

Unſere Furcht, hier überrumpelt zu werden, ſchien ſich mehr und mehr zu beſtätigen. Es ſammelte ſich hinter einigen Anhöhen eine große Maſſe Reiterei, die ſich in Colonnen aufſtellte, deren Ende beim Deployiren uns erreichen mußte. Doſe ließ daher das Geſchütz wieder anſpannen und die Kanoniere, von denen glücklicherweiſe keiner einen bedeutenden Rauſch hatte, ſich hinter den Schuppen bei ihren Pferden aufſtellen. Das Geſchütz wurde auf einen Waldweg geführt, der, wie uns die Wirthin verſicherte, ein paar Schritte hinter dem Haus auf die Haide führte. — Alle hintern Thüren des Hofes wie des Hauſes wurden verſchloſſen und verriegelt, damit ein Trupp Kavallerie, der von der Haide hereinbräche, nicht durch das Gehöft könne, um uns zu verfolgen. Wir ließen die einzige Thür unter dem Wirthshausſchild offen; dieſe führte in einen dunkeln Gang, aus dem man linker Hand in die Wirthsſtube trat, und war, da die Leute mitten im Walde wohnten, von dicken eichenen Bohlen und mit einem großen Schloſſe verſehen.

Doſe und ich waren auf den Schuppen geklettert, von wo wir durch eine kleine Dachlucke einen ziemlichen Theil der Haide überſchauen konnten. Was wir befürchtet, geſchah. Von einem Trupp von Offizieren, in dem wir an den weißen Federbüſchen den General und ſeine Suite erkannten, ſprengten jetzt nach allen Richtungen Adjutanten über die Haide. Die Trompeten und Hörner lärmten und die Kavallerie begann, während die Batterien auf den Höhen immer eiliger ſchoſſen, nach unſerer Seite hin zu deployiren. Jetzt ſtand die ganze Linie da und war dem Saum des Waldes ſo nahe gekommen, daß ſie beim Vorrücken dicht daran ſtreifen mußte. Auch auf der andern Seite, bei unſern Freunden mit den Feldmützen, wurde es lebendig, und die Stellung ihrer Kavallerie zeigte ebenfalls an, daß bald ein allgemeiner großer Reiterangriff erfolgen werde. Die feindliche Kavallerie begann jetzt vorzurücken und kam uns immer näher. Nicht lange, ſo konnten wir die einzelnen Truppentheile unterſcheiden; auf dem Flügel, der bei uns vorbeiſtreifen mußte, waren Uhlanen. In kurzem Trab rückte die Linie vor und nach einer kleinen Viertelſtunde ſtand das Ende derſelben vor unſerer ſtillen Klauſe. Doſe und ich ſtiegen leiſe von unſerem Schuppen herunter, um uns zum Abmarſch fertig zu machen, wozu wir Zeit genug hatten, denn im Herabſteigen hörten wir längs der ganzen Linie Appell blaſen, woraus wir entnahmen, daß ein Theil des Manövers vorbei ſei und vor Beginn des zweiten eine Pauſe eintreten werde. Und ſo war es auch. „Rührt euch!“ erſcholl es durch die einzelnen Schwadronen und die Reiter legten den Säbel auf den Hals des Pferdes, lüfteten den Tſchako und ſetzten ſich bequem in den Sattel.

Doſe ließ nun das Geſchütz langſam in den Wald rücken, was auf dem mit Moos bedeckten Boden ſo leiſe geſchah, daß man nicht das Geringſte davon hörte. Dann ging er mit mir zurück und wir lauerten um eine Ecke des Hauſes, was unſere Feinde beginnen würden. Die Offiziere ſammelten ſich in kleinen Gruppen hinter der Front, um mit einander zu plaudern, und ritten langſam auf und ab. Nahe dem Waldſaum trieb ſich auch ein Trupp dieſer Herrn herum, worunter Doſe die beiden Lieutenants erkannte, die ihn heute Morgen verhöhnt. Zuweilen ließen ſie ihre Pferde anſprengen, um ſich gegenſeitig zu zeigen; aber ein junger Huſarenoffizier, der mit ihnen ritt, ſetzte mit ſeinem Pferd über den kleinen Graben, der die Haide vom Wald trennte, und rief den Andern laut lachend zu: „Meine Herren, hieher! Das hat ſich außerordentlich getroffen; ich habe hier ein Wirthshaus entdeckt.“ Drei der Offiziere, worunter jene beiden Uhlanen, folgten ihm, die andern aber winkten gegen die Linie zurück, als ob ſie ſagen wollten: wir dürfen unſern Poſten nicht verlaſſen und uns auf unbekanntes Terrain wagen. Der Huſar meinte aber, es ſei ja doch nur ein Kriegsſpiel, und da könne hier von keiner Gefahr die Rede ſein.

Als die vier auf unſer Haus zuritten, ſchien in meinem Doſe ein großer Gedanke aufzuſteigen. Er rief dem Burſchen, von dem ich oben ſprach, und ſchickte ihn vor's Haus, damit er den Herrn die Pferde halten ſollte, wofür er ihm ein Trinkgeld verſprach. Die Offiziere ritten vor die Thür und riefen, wie wir uns gedacht hatten, nach Jemand, der ihnen etwas zu trinken herausbringen ſollte. Aber der Burſche, der das verſprochene Trinkgeld im Kopfe hatte, war ſo klug, ſie zu fragen, ob ſie nicht abſteigen wollten; es ſei nur eine alte Frau im Hauſe, welche die Gläſer nicht gut herausbringen könnte. Uns klopfte hinter dem Hauſe das Herz, als die Offiziere nun auf das Zureden des Jungen abſtiegen und ihm die Pferde gaben, die er langſam auf und ab führte. Jetzt befahl mir Doſe, zum Geſchütze zu gehen und ihn da zu erwarten. Er ſelbſt ſtieg mit ſeinen langen Beinen über die niedrige Hofmauer und ſchlich ſich in's Haus. Ich folgte ſeinem Befehl, obgleich ich manchmal ſtehen blieb und mich umſah. Er blieb lange aus; endlich kam er leiſe aus der hintern Thür, die er mit dem Schlüſſel, den er von innen herausgezogen, verſchloß; dann ſtieg er über die Hofmauer, ſchlich ſich auf die andere Seite des Hauſes und winkte dem Jungen, der die Pferde führte. Dieſer kam herbei und nahm das Geldſtück, das ihm Doſe reichte. Jetzt ſchienen aber beide in einen kleinen Wortwechſel zu gerathen; Doſe verlangte etwas, der Junge weigerte ſich, endlich faßte ihn jener bei den Ohren, drohte ihm mit der Fauſt und trieb ihn mit den Pferden vor ſich her in den Wald hinein. Ich eilte zum Geſchütz und erzählte meinen Kameraden in aller Kürze, was vorgegangen, worüber natürlich allgemeiner Jubel entſtand.

Jetzt kam auch Doſe, der von ſeiner Heldenthat etwas erhitzt ausſah und triumphirend den widerſtrebenden Burſchen mit den Pferden nach ſich zog. Letztere wurden vier Kanonieren an die Hand gegeben; wir ſaßen auf und trabten luſtig in den Wald hinein. Der Junge blieb eine Zeit lang im Wege ſtehen, kratzte ſich hinter den Ohren und lief endlich, ſtatt nach Hauſe zurückzukehren, was er laufen konnte, in den Wald hinein.

Draußen auf der Haide blieſen jetzt die Trompeten zum Angriff. Wie mochte es den im Hauſe eingeſchloſſenen Offizieren dabei zu Muthe ſein! Bald hörten wir die Kavallerie vorwärts raſſeln; wir unterſchieden deutlich den Trab, gleich darauf den Galoppſchlag der Pferde. Durch die Gebüſche gedeckt ritten wir auf einem ordentlichen Wege neben ihnen her bis zu einer Stelle, wo die Haide weiter in den Wald hineintrat, und wir, um nicht geſehen zu werden, Halt machen mußten. Da wir das ganze Feld überblicken konnten, ſahen wir, wie unſere Kavallerie der feindlichen entgegen ging. Die beiden langen Linien mit den ſchnaubenden Pferden und glänzenden Waffen ſahen wirklich prächtig aus. Hinter der Front unſerer Freunde entdeckten wir bei mehreren hohen Offizieren, die der Kavallerie folgten, unſern Alten auf ſeinem Schimmel.

In der nächſten Minute mußten die Maſſen zuſammentreffen und ein Theil geworfen werden, was natürlich beim Manöver nur markirt wird. Dießmal ſiegte der Feind mit den Tſchakos. Bei unſerer Reiterei ſchmetterten plötzlich die Trompeten, die ganze Linie machte Kehrt und jagte dahin, wo ſie hergekommen war. Die feindliche Kavallerie folgte ihr eine Strecke; doch jetzt machte die unſrige wieder Halt, wandte ſich auf's Neue gegen den Feind und rückte im Carriere vor. Dieſen Augenblick hatte Doſe erwartet, um ſeine Geſchicklichkeit als Geſchützführer im glänzendſten Lichte zu zeigen. Natürlich wurde jetzt der Feind geworfen, dem wir, da er bei uns vorbei mußte, eine volle Lage Kartätſchen geben konnten. Die Haide war vom Wald durch einen

Graben getrennt, der eine natürliche Bruſtwehr hatte, hinter welcher wir abprotzten. Doſe ließ laden und das Geſchütz auf die Haide richten. Jetzt kam das Geraſſel der Reiterei näher, die feindliche fliehend, die unſrige verfolgend. Wir ließen die erſtere einige zwanzig Schritte bei uns vorbei, dann kommandirte Doſe: „Geſchütz, Feuer!“ und die einundvierzig Stück zweilöthiger Kartätſchenkugeln, die wir im wirklichen Krieg mit dem einen Schuß verſendet hätten, müßten aus der geringen Entfernung unter der Kavallerie tüchtig aufgeräumt haben. „Geladen!“ wir feuerten wieder ab, und ſo mehreremale hinter einander. Beide Theile, Freund und Feind, waren durch das plötzliche Schießen auf einem Hügel, wo ſich keine Artillerie befand, ſeltſam überraſcht. Der Commandant der feindlichen Reiterei, der wohl an einen Fehler dachte, der hier vorgefallen ſein könnte, ließ die einzelnen Schwadronen abſchwenken und rückte weiter in's Feld hinein. Doſe ließ aufprotzen und wir ſetzten mit dem Geſchütz glücklich über den ziemlich breiten und tiefen Graben. Unſere Kavallerie hatte uns jetzt faſt erreicht und verſchiedene Offiziere, worunter auch unſer Alter, jagten auf das Geſchütz zu.

„Ho ho!“ ſchrie er ſchon von Weitem, „wat is denn da wieder paſſirt? Wo kommen Sie denn da her, Unteroffizier?“ — Bald war unſer Geſchütz von den Offizieren umringt, die nach dieſer Frage des Oberſten eben ſo neugierig waren, zu wiſſen, wo wir herkamen, als was es mit den Offizierspferden für eine Bewandtniß habe, die wir mit uns führten, und von denen der und jener eines erkannte. — „Ei, das iſt ja der Braune des Lieutenant von P.,“ rief einer, und ein anderer ſetzte hinzu: „Ja, und der Fuchs gehört meinem Vetter bei den Huſaren.“ — Doſe aber ſtand, umgeben von den fragenden und ſich verwundernden Herrn, wie ein Fels im Meer, und meldete unſerem Oberſt mit der größten Umſtändlichkeit den ganzen Verlauf der Sache, wobei er beſonders hervorhob, daß ihn die beiden Uhlanenoffiziere verſpottet.

Der Alte, der ohnehin ſchon gut gelaunt ſchien, wurde immer munterer, je finſterere Geſichter die Vettern und Kameraden der gefangenen Offiziere bei der Erzählung Doſes machten. Endlich brach er in ein unbändiges Gelächter aus. „Hohohoho!“ ſchrie er, „ik muß geſtehen, dat mich die Geſchichte außerordentlich amuſirt.“ Und je mehr ſich die andern Offiziere bemühten, ihm die Handlungsweiſe des Unteroffiziers als dienſtwidrig zu bezeichnen, deſto lauter lachte er. Er ließ den Zügel auf den Sattelknopf fallen, ſtemmte die Arme in die Seite und ſah ſich vergnügt im Kreiſe um. „Ja, ſehen Se, meine Herren,“ fing er wieder an, „da globen denn viele von den jungen Herren der Kavallerie, dat ſo en Ding uf vier Rädern gar nicht zu beachten wäre, und lachen obendrein meine Artilleriſten aus. Aber ſo etwas beſtraft ſich früh oder ſpät; ik verſichere Ihnen, meine Herren, et beſtraft ſich.“ — „Aber, Herr Oberſt,“ entgegnete ihm ein alter Huſarenmajor, „ich würde den Unteroffizier auf jeden Fall in Arreſt ſchicken, weil er ſich aus dem Manöver weggezogen und nicht wieder bei ſeiner Abtheilung gemeldet hat.“ — „So, menen Se, Herr Oberſtwachtmeiſter?“ grinſte ihn der Alte an. „Ik globe vielmehr, dat er ſeine Schuldigkeit gethan hat. Dat en Geſchütz vier feindliche Offiziere zu Gefangenen macht, iſt doch unerhört ene große Geſchichte. Ik werd ſie dem Herrn General ſelbſt melden.“

Dieſer, der auf dem andern Flügel war, hatte bemerkt, daß ſich um das Geſchütz ein Kreis von Offizieren bildete und immer vergrößerte, und eilte mit ſeinem Adjutanten darauf zu. Ihm kam ebenfalls die Sache ſehr ſpaßhaft vor, und nun war natürlich von Beſtrafung meines Doſe keine Rede mehr. Ihm wurde befohlen, die Pferde der Offiziere an die Ordonnanzen des Generals, ſo wie die Schlüſſel des Hauſes an einen Adjutanten abzugeben und zu unſerer Batterie zurückzureiten. Der General und unſer Oberſt, umgeben von einer zahlreichen Schaar von Offizieren aller Art, die, da das Manöver beendigt war, allmählig herbeigekommen waren, ritten dem Hauſe zu, um die gefangenen Offiziere zu erlöſen, deren Geſichter ich bei dieſem feierlichen Akt hätte ſehen mögen.

Wir trafen unſere Batterie nicht weit vom Artilleriepark, und ſelbſt der Hauptmann Feind mußte laut lachen, als ihm Doſe den Vorfall referirte. Es war allermittelſt vier Uhr geworden, und wir hatten zwei Stunden Zeit, um auszuruhen. Um ſechs Uhr bezogen beide Armeecorps ein Bivouac, das den heutigen Tag beſchließen ſollte. Um dieſes ſeltſame militäriſche Schauſpiel zu ſehen, hatten ſich aus der Feſtung und von den umliegenden Landgütern bereits viele Wagen mit Damen und Herrn eingeſtellt. Ich hatte mein Pferd an ein Geſchützrad feſtgebunden und ſaß auf dem Lafettenkaſten, wobei ich ſcharf umherſpähte, ob ſich nicht ein leichter grüner Wagen mit zwei Rappen ſehen laſſe, eine Equipage, die ich gar zu gut kannte. Vergebens, er kam nicht und doch hatte mir der Gärtner geſagt, der Graf werde mit der kleinen Emilie das Bivouac beſuchen. Ich fürchtete, der alte Herr möchte ſich anders beſonnen haben.

Schnell verfloß die Zeit unſerer Ruhe, und die einzelnen Truppentheile unſerer Armee mit den Feldmützen zogen ſich um den Park zuſammen. Die andere Partie rückte gegen die Feſtung. An den Ufern des kleinen Fluſſes L., durch denſelben getrennt, ſollten beide Theile das Bivouac beziehen. Bald gingen wir auch dahin ab und hatten nach kurzer Friſt den Fluß erreicht, wo wir am andern Ufer das feindliche Heer ſchon in voller Arbeit ſahen.

10.

Bivouac.

Schon im Laufe des Tages hatten die Genieoffiziere die Lagerplätze für die einzelnen Truppentheile mit Pfählen bezeichnet. Die Kavallerie ſtand auf dem rechten Flügel, wir auf dem linken, in der Mitte lagerte die Infanterie. Um im Bivouac die Pferde gehörig anbinden zu können, werden die Vorderräder des Geſchützes mit Pflöcken, die neben ſie in die Erde geſchlagen werden, befeſtigt; ebenſo wird ein ſtarker Pfahl vor die Spitze der Deichſel geſchlagen und beide mit einem Strick verbunden, ſo daß das Geſchütz beim ungeduldigen Zerren und Drücken der rings herum angebundenen Pferde einen feſten Punkt bietet. Hinter den Geſchützen liegen die Geſchirre, das Gepäck und die Waffen der Mannſchaft und einige hundert Schritt hinter dem Lager werden Löcher in die Erde gegraben, worin die Soldaten ihre Feuer machen und kochen.

Beim Appell, der vor dem Einrücken in's Bivouac gehalten wurde, traf unſer Geſchütz das Loos, während der Nacht den Vorpoſtendienſt zu verſehen, und wir mußten uns an's äußerſte Ende des Lagers begeben. Ein Piket Uhlanen und eine kleine Abtheilung Schützen wurden uns zugetheilt. Am Ufer des Fluſſes läuft hier eine kleine Hügelkette hin. Auf einem derſelben wurde das Geſchütz aufgeſtellt. Nro. 3 ſtand mit brennender Lunte daneben, die Schützen und Uhlanen zerſtreuten ſich um die Hügel, und wir hatten uns mit den Pferden und der Protze hinter dieſelben zurückgezogen, um beim Plänkeln der Poſten unſern Munitionskaſten nicht der Gefahr auszuſetzen, in Brand geſchoſſen zu werden. — Obgleich wir ſehr romantiſch gelagert waren und es auch eine große Ehre für uns war, den Vorpoſtendienſt zu verſehen, ſo hätte ich doch lieber die Nacht ſelbſt im Lager zugebracht; denn hieher, ſoweit vom Mittelpunkt, verlor ſich ſchwerlich ein Beſuch, den ich ſo ſehnlich wünſchte.

Ich ſtand mit Doſe bei den Pferden, und der Edle war nie poetiſcher geſtimmt, als heute Abend. Seine Heldenthaten beim heutigen Manöver beſchäftigten ſeinen Geiſt, und er malte mir recht anſchaulich aus, welch' glänzende Belohnung ihm hätte zu Theil werden müſſen, wäre die Sache Ernſt geweſen: nichts geringeres als ein Orden, eine Auszeichnung, die ihm von jeher als die größte erſchienen. Wie oft hatte er ſich, wenn wir allein waren, ein Papierkreuz vor die Bruſt geklebt und ſich dabei den ſonderbarſten Phantaſten überlaſſen. „Gott! ſo ein Orden!“ konnte er ſagen! „würden die Leute nicht fragen: „wer iſt der intereſſante, ziemlich lange Mann dort? — Das iſt der Unteroffizier Doſe. — Ah ſo! der bekannte!“ — Ach, er hat es nie zu einem Orden gebracht, der gute Feodor.

Das heutige Bivouac war aber auch für ein minder poetiſches Gemüth wirklich ſchön und anregend. Eine helle Mondnacht hatte ſich über das Lager und die umliegenden Schlachtfelder des heutigen Tages gebreitet; aber kein Aechzen der Sterbenden oder Verwundeten ſchlug an das Ohr des ruhig Auf- und Abwandelnden. Nur zuweilen wurde die Stille der Nacht von einem leiſen Geſang oder einem ächt weſtphäliſchen Fluch unterbrochen. Kein zerſchoſſener Freund richtete ſich, halb Menſch, halb Geiſt, empor, um ein „Grüße mein Lottchen, Freund!“ zu ſtöhnen, was ſich allenfalls hier oder da erhob und einige kaum verſtändliche Worte murmelte, war eine Marketenderin, für ſchweres Geld leichten Schnaps anbietend. Wenn auch im Bilde die ſchauerlichen Effekten des wirklichen Krieges fehlten, ſo war doch immer viel Romantiſches bei der Sache. Hinter und neben uns lag das Bivouac, und man konnte deutlich das Schnauben und Wiehern der Pferde hören, das Geſumme der Menſchen, dazwiſchen ein leiſe geſungenes Lied. Wir ſahen Wachen des Fußvolks, Gewehr im Arm, ruhig und muthvoll auf- und abmarſchiren, die Uhlanen, den Czapka auf dem rechten Ohr, bei ihren Pferden, unſere Leute unter und neben den Geſchützen; dort die Offiziere um ein großes Feuer gruppirt, das auf ihren Geſichtern flackerte und ſich geehrt fühlte, das Licht ſolcher Lichter zu ſein. — Alles das regte ein vaterländiſches Herz auf und machte es ſchlagen für die gerechte Sache.

Gegen den Feind zu ſahen wir unſer Geſchütz, das, auf der Höhe ſtehend, vom hellen Nachthimmel dunkel abſtach. Dorthin war das Kriegsſpiel am ſchönſten; unſere Schützen und Uhlanen plänkelten und neckten ſich die ganze Nacht mit den feindlichen Vorpoſten, die uns viel zu ſchaffen machten. Oft ritten die Huſaren durch den ſeichten Fluß und ſchlichen, in ihre Mäntel gehüllt, bis vor die Hügel, hinter welchen wir ſtanden, Nachtgeſpenſtern gleich. Das Mondlicht glitzerte auf ihren blanken Carabinern, daher wir ſogleich ſahen, wenn ſie ſchießen wollten; denn der blanke Lauf des Gewehrs beſchrieb bei der Bewegung zum Anlegen im Mondſchein einen glänzenden Bogen; der Schuß fiel und ſie jagten im Galopp über den Fluß zurück, wenn unſere Jäger ihnen ebenfalls ein paar Schüſſe nachſandten. — Doſe und ich hatten uns auf eine Pferdedecke gelegt; wir nahmen unſere Kochgeſchirre vor, die er geſtern, an das Bivouac denkend, von der Frau Wirthin mit einem ſoliden Kartoffelſalat hatte anfüllen laſſen. Doch hatte das ſcharfe Reiten während des Tages, ſo wie die Hitze, auf das ohnehin nicht ſehr feine Oel ſo unvortheilhaft eingewirkt, daß wir, obgleich in ſolchen Dingen nicht verwöhnt, ihn kaum hinunterbringen konnten.

Im Bivouac herrſchte reges Leben; am großen Feuer ſahen wir zahlreiche Epauletten blitzen, und die Muſikchöre der Infanterie und Kavallerie ſpielten abwechſelnd. Auch ſahen wir deutlich die Beſucher aus der Umgegend, wie ſie zu Pferde und Wagen um das Lager herumſchwärmten, erkannten auch die Damen an ihren hellen Kleidern, wenn ſie zwiſchen den dunkeln Gruppen der Soldaten, Pferde und

Geſchütze umherwandelten. Zu uns kam Niemand; oft meinten wir freilich das Raſſeln eines Wagens in der Nähe zu hören; doch das Geräuſch, bei deſſen Näherkommen ich jedesmal aufſprang und erwartungsvoll lauſchte, verlor ſich immer wieder in die Ferne. Einzelne Reiter ſprengten zuweilen bis zu uns, kehrten aber, da hier Alles ſo ruhig ſchien, wieder nach dem Lager zurück. Gewiß war der alte Herr auf die Haide gefahren und hatte Emilien mitgenommen; vielleicht dachte auch das Mädchen an mich und ſah zwiſchen den Geſchützen nach mir; vielleicht, ſage ich; ach, die Gewißheit, daß dem ſo war, hätte mich allein ſchon glücklich gemacht; im Ganzen war es freilich gleichgültig, ob ich im Lager oder hier auf den Vorpoſten war; denn wenn ſie auch wirklich dort mit ihrem Onkel umherſpazierte, wäre es doch faſt ein Wunder geweſen, wenn ſie mich im Dunkel unter der Menſchenmenge geſehen hätte.

Horch! jetzt raſſelte wieder etwas heran; ich hörte am Geräuſch, daß es ein leichter Wagen war, der auf uns zukam, und eine Maſſe von Wenn und Aber fing in meinem Herzen an zu ſtreiten. Wenn der Wagen zu uns käme — wenn es ihr Wagen wäre — wenn *ſie* darin wäre! Eben ſo viele Aber, und ich wurde darüber ſo unruhig, daß ich wie ein Schulknabe zitterte, der ſeine Lection nicht gelernt hat. Indeſſen kam der Wagen näher, und ich hielt den Athem an, als fürchtete ich, ihn durch das Pochen meines Herzens wieder zu verſcheuchen. Jetzt ſah ich ihn; ja es war ein leichter Wagen, ähnlich dem, den ich ſo ſehnlich erwartete. Ich ging ihm leiſe entgegen, und im ſelben Augenblicke, wo ich die beiden Rappen erkannte, vernahm ich auch eine mir ſo liebe Stimme, die laut zum Kutſcher ſagte: „Was iſt denn das hier, Friedrich?“ worauf jener erwiederte: „Gnädiges Fröle, das ſeind Vorpoſten;“ und die liebe Stimme ſagte darauf: „Friedrich, fahr um die Vorpoſten herum, ich hab' noch nie Vorpoſten geſehen.“

Jetzt trat ich an den Wagen und bot der kleinen Dame einen guten Abend. Meine Eitelkeit ſagte mir: ſie muß erwartet haben, dich hier zu finden; denn ſie beantwortete meinen Gruß mit dem freundlichen Ruf: „Ach, da ſind Sie ja!“ Friedrich hielt die Pferde an, und ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, als er jetzt zum Fräulein ſagte: „Sehen Sie, gnädiges Fröle, wenn Sie die Vorpoſten in der Nähe ſehen wollen, ſo wird Sie der Herr Cadet, der ja neulich beim gnädigen Fröle und dem Herrn Onkel im Garten war, gern bis an die Kanone da oben führen, wo Sie die Vorpoſten auf einander können ſchießen ſehen. Ich will mit dem Wagen hier halten.“

Ich ſtand erwartungsvoll da, was Emilie ſagen würde, und fürchtete ſchon, ſie möchte den ſo vernünftigen Vorſchlag Friedrichs ablehnen. Aber himmliſcher Mondſchein! ſo viel Glück hatte ich nicht verdient; ſie willigte ein, ich öffnete den Schlag, ſie ſtützte ſich auf meinen Arm und ſprang aus dem Wagen. Ich muß geſtehen, daß ich mich Anfangs wieder ſehr albern benahm. Ich fing an, vom Artillerieweſen im Allgemeinen und vom Vorpoſtendienſt in’s Beſondere recht trocken zu erzählen. Das gute Kind hörte mir ruhig und geduldig zu. Hätte ich wenigſtens nur gleich den Muth gehabt, ihr meinen Arm anzubieten; aber ich fürchtete, ſie zu erzürnen und auch ihr feines ſeidenes Kleid mit meinem groben beſtaubten Kollet in Berührung zu bringen. Mein Herz warf endlich meine Vernunft über den Haufen, und um ihr meinen Arm unter einem triftigen Vorwand anbieten zu können, führte ich ſie zu den Pferden, wo ich dann endlich mit Mühe die Worte hervorbrachte, ob ſie nicht erlaube, daß ich ſie führe, um gefahrlos bei den Pferden vorbei zu kommen. Als ſie mir nun ihren Arm reichte und die Wärme desſelben durch mein dickes Kollet drang, ſchienen im erſten Augenblick Geſchütz und Pferde, ja die ganze Landſchaft um mich herum zu tanzen. Sie erzählte mir von ihrem Onkel; er ſei drüben bei den Generalen und habe ſie allein um das Lager fahren laſſen, wovon ich jedoch nur abgeriſſene Worte verſtand. Ich ſummte allerlei Melodien zwiſchen ihren Reden, denn jetzt etwas Vernünftigeres zu erwidern, wäre mir nicht möglich geweſen. Wir ſtiegen den Hügel hinan, um den kleinen Fluß überſehen zu können, und da ſie meine Warnung, wegen des Schießens nicht ſo nahe an das Geſchütz zu treten, ſehr triftig fand, ſo wandelte ich mit ihr abſeits am Ufer des Fluſſes hinab, wo wir unſere Kanone, einen Theil des Bivouacs, ſowie das Plänkeln der Vorpoſten deutlich ſehen konnten.

Da ſtand ich denn mit dem Mädchen allein in der ſchweigenden Nacht. Die ganze fremde Umgebung machte ſie etwas ängſtlich, ſo daß ſie ſich feſter an mich ſchmiegte. Die dumpfe Muſik aus dem Lager drüben, deren trübe Tonmaſſe nur zuweilen vom gellenden Jauchzen der Trompeten wie von leuchtenden Blitzen durchſchnitten wurde, denen die Schläge der großen Trommel wie ferner Donner folgten, dabei das zuckende Wetterleuchten am Himmel, der ſich unterdeſſen mit Wolken bezogen hatte, die dunkle Fluth des Baches zu unſern Füßen, in deſſen glatten Spiegel die Blitze ſeltſame Zerrbilder ſchnitten — das Alles war ihrem Herzen ſo fremd, ſo neu, und wenn ſie auch dem Leben der Menſchen und Elemente mit Luſt zuſchaute, ſo umzog doch ihre Bruſt ein heimliches Grauen, wie ein feiner Flor, der auch mich umhüllte, während ich ihren Arm feſt an mich drückte und zuweilen ſein leiſes Zittern fühlte. Ich weiß nicht, trotz der warmen Sommernacht, fühlte ich zuweilen ein heimliches Fröſteln, und ob ich gleich den Lärm um mich herum ſo ziemlich gewohnt war, bemerkte ich doch das leiſeſte Geräuſch, den kleinſten Blitzſtrahl, und ſchaute gleich dem Mädchen ängſtlich hinauf in den dunkeln Himmel und fuhr zuſammen beim Knattern der Gewehre, das hie und da längs der Ufer laut wurde. Was ſie am meiſten erſchreckte und zugleich doch beluſtigte, waren die fortwährenden Plänkeleien zwiſchen unſern Uhlanen und den feindlichen Huſaren. Ihren Arm hatte ſie mir entzogen, aber dafür ihre kleine Hand gelaſſen, die ich mit unzähligen Küſſen bedeckte.

Gott, die Zeit flog ſo raſch vorbei! und wir mochten wohl ziemlich lange hier geſtanden haben, jedenfalls waren wir dem Friedrich zu lange ausgeblieben. Er war uns mit dem Wagen nachgefahren und knallte auf einmal in unſerer Nähe derb mit ſeiner Peitſche. Wir mußten uns trennen. „Gute Nacht, liebe Emilie," ſagte ich wie im Traum; ſie erwiederte etwas ganz leiſe, aber wenn ich auch kein Wort davon verſtand, ſo ſah ich doch an ihrem glänzenden Auge und dem Lächeln ihres Mundes, daß ihr Gruß ſo herzlich war wie der meinige. Wir gingen zum Wagen zurück, ich hob Emilien hinein, wünſchte ihr nochmals gute Nacht, und der Wagen rollte dahin.

Wenn die Sonne untergeht, wird's kalt, und wie meine Sonne im Dunkel der Nacht verſchwand, fiel in das eben aufgeblühte Blumenbeet meines Herzens ein kalter ſcharfer Hagel. Hätte ich nicht dem Friedrich für ſeine Gefälligkeit ein kleines Douceur geben ſollen? Ja es wäre meine Schuldigkeit geweſen, und ich erinnerte mich auch ganz deutlich, daß ich, zum Wagen tretend, an meine Taſche gegriffen hatte — aber da war es wüſt und leer, eine Oede, die ſich blitzſchnell über mein ganzes Herz verbreitete, und aus demſelben ſprach höhnend eine Stimme: „Du, ein königlicher gemeiner Kriegsknecht, und dieſes Mädchen!" Ja, was wollte ich denn? Ich wollte ja gar nichts. Hatte ich doch ſchon von früheſter Jugend an oft von ungeheurem Glück geträumt, das mir einſt zu Theil werden müßte, von Glanz, Reichthum, Ehre. Ich konnte mich da ſo lebendig hineinverſetzen, ich baute an ſolch' einem Luftſchloß unermüdlich fort, und erſt, wenn ich die goldenen Treppen hinaufſteigen wollte, ſtürzte das ganze Gebäude zuſammen. Mein heutiger Traum aber war mir zu ſüß, zu groß und herrlich, als daß mir der Gedanke gekommen wäre, ihn weiter auszumalen. Ich ging nachdenkend zu meinem Unteroffizier zurück, der lang ausgeſtreckt auf ſeiner Pferdedecke lag, ſeine Arme ausgebreitet hatte und den Kopf ſo ſeltſam bewegte, daß man ihn aus einiger Entfernung für eine große Eidechſe hätte halten können. Er hatte den Wagen wohl bemerkt, hatte auch das Mädchen ausſteigen und mit mir an den Fluß gehen ſehen, und war darüber in gar anmuthige poetiſche Betrachtungen verſunken. Ich legte mich auf die andere Seite ihm gegenüber, ſo daß ſich unſere Köpfe faſt berührten, und er erzählte mir gewiß zum hundertſtenmale ſeine Liebſchaft mit einer Kaufmannstochter, wobei er freundſchaftlich hinzuſetzte, er wolle mir nicht wünſchen, daß meine Flamme im wahren Sinne des Wortes ſo unpoetiſch gelöſcht werde wie die ſeinige. Als mir Doſe zum erſtenmale dieſe Geſchichte erzählte, zeigte er mir ſeine Uniform, deren Aufſchläge und Treſſen die unvertilgbaren Spuren des letzten ſeiner ſeligen Abende trugen.

Unterdeſſen wurde es im Lager ruhiger. Mitternacht war vorüber, die Muſik verſtummte und die Feuer erloſchen allmählig. Auf einmal trat einer der Kanoniere zu uns und meldete dem Unteroffizier, die Infanteriſten auf dem andern Ufer ſchießen mit kleinen Steinen herüber. Wir eilten zum Geſchütz hinauf und fanden die Angabe beſtätigt. Drüben im Gebüſch lagen die Burſche verſteckt und ſchoſſen von Zeit zu Zeit nach unſerem Geſchütz. Wenn auch die Entfernung zu groß war, als daß uns die kleinen Kieſel hätten ſchaden können, ſo war es doch eine große Unvorſichtigkeit. Wir ſchlugen kleine Steine an die Sporen und Doſe traf einer auf den Fuß. Was ſollten wir thun? Wenn wir Lärm machten und die Sache im Lager anzeigten, ſo wurde es auf's Strengſte unterſucht, und die Infanteriſten drüben kamen zum Wenigſten ſechs Wochen in Arreſt. Das mochten wir doch nicht und beriethen uns lange hin und her, wie wir uns für die Steine revanchiren könnten. Endlich hatte unſer Stangenreiter einen ſehr klugen Einfall. Unſer Geſchütz war geladen und wir mußten am andern Morgen zur Reveille einen Signalſchuß thun, weßhalb jener vorſchlug, das Geſchütz mit kleinen Kartoffeln, mit denen in der Nähe große Felder angepflanzt waren, vollzuſtopfen und dieſelben den Infanteriſten drüben zum Morgenimbiß zuzuſchicken. Doſe wollte lange nicht auf das Projekt eingehen; er fürchtete, ſich im ſchlimmen Falle einer großen Verantwortung und ſchwerer Strafe auszuſetzen. Doch überredeten wir ihn und er gab endlich wenigſtens ſo weit nach, daß er nichts wollte geſehen haben. Ich ging mit dem Stangenreiter auf die Felder, wo wir einen Fouragierſack mit Kartoffeln anfüllten, die klein und rund waren, wie zu unſerem Zweck gewachſen. Die Cartouche in der Röhre wurde noch einmal feſt angeſetzt, die Kartoffeln hineingefüllt, und oben drauf kam ein tüchtiger Raſenvorſchlag. Als die Feinde drüben das nächſtemal ſchoſſen, richtete ich das Geſchütz genau nach der Gegend, wo ich den Blitz des Feuers geſehen, und wir konnten nun ruhig den Anbruch des Tages erwarten.

Ehe aber die Zeit kam, wo wir unſere Rache ausführen konnten, hatten wir noch eine ziemliche Angſt auszuſtehen. Kaum lagen Doſe und ich wieder auf unſerer Decke, als wir den Poſten oben beim Geſchütz ſein „Werda?“ rufen hörten, dem eine tiefe, uns wohl bekannte Stimme mit dem heutigen Feldgeſchrei antwortete. Es war der Alte, der bei den Vorpoſten herumritt, um ſich von ihrer Wachſamkeit zu überzeugen. Bei ihm war der Lieutenant von L. Wir eilten hinaus und Doſe machte ihm ſeine Meldung. Von T. hielt ſich zu unſerem Glück nicht lange auf und kam auch nicht auf den Gedanken, wie er ſonſt wohl that, das Geſchütz zu unterſuchen. Deſto mehr quälte uns aber der Lieutenant, der mir die Badgeſchichte noch nicht vergeſſen konnte, mit ſeinen Fragen. — „Unteroffizier Doſe.“ — „Herr Lieutenant.“ — „Das Geſchütz gehörig geladen?“ — „Zu befehlen, ja Herr Lieutenant.“ — „Schon die Schlagröhre eingeſetzt?“ „Zu befehlen, nein, Herr Lieutenant.“ — „Mit Ihrem verdammten zu befehlen! Wiſſen Sie weiter nichts, Herrrrr?“ — „Zu Ihren Befehlen, nein, Herr Lieutenant.“ — „Herrrrr! laſſen Sie mit Vorſicht abfeuern!“ — „Zu befehlen, Herr Lieutenant.“

Wir Alle wußten ſehr wohl, daß der Lieutenant v. L. das Wort „zu befehlen“ nicht leiden konnte, und da er gerade keiner von denen war, die uns am gelindeſten behandelten, ſo wurde ihm das Wort ſo oft vorgeſetzt wie möglich. Im Fortgehen wandte er ſich noch einmal um und fragte, ob nicht vor etwa zwei Stunden ein Wagen hier herumgefahren ſei, was Doſe aus Rückſicht auf mich verneinen wollte; aber ich wandte mich raſch zum Herrn Lieutenant und ſagte ganz ruhig: „Zu Befehl des Herrn Lieutenants iſt ein Wagen hier herumgefahren, in dem ſich eine junge Dame befand.“ — „Welche die Vorpoſten beſichtigen wollte,“ ſetzte nun Doſe hinzu. Der Blick, den er uns hiefür zuwarf, war nicht der freundſchaftlichſte.

So verfloß die Nacht für uns ziemlich ſchnell, und bald färbte ſich der Himmel im Oſten heller und immer heller. Das Erwachen des Tages habe ich ſtets mit großer Luſt betrachtet, und auch heute lehnte ich mich, in meinen Mantel gewickelt, an das Geſchütz und ſah ſinnend, wie der dunkle Schleier der Nacht in Oſt durchſichtiger wurde. Bald war der Lichtkreis ſo groß, daß die Sterne allmälig erbleichten; jetzt färbte er ſich röthlich und in Kurzem waren die Wolken, die dort am Horizonte hinflogen, roth geſäumt. Ich dachte bei mir, wie manches Augenpaar ſich jetzt langſam öffnete, um einem entſchwebenden ſchönen Morgentraume nachzublicken. Auch an ſie dachte ich, die mir Alles und doch wieder nichts war, und ſandte ihr einen herzlichen Kuß zu.

Jetzt begann am andern Ende des Lagers die Reveille; die Trommeln wirbelten, die Signalhörner der Schützen erklangen in lang gezogenen Tönen, und die Artillerie und Cavallerie ſchmetterte luſtig dazwiſchen. Nun fiel auch von der dort aufgeſtellten Kanone der Schuß, dem wir mit unſerem Geſchütz antworten mußten. So viel es die Morgendämmerung zuließ, ſpähten wir in das Gebüſch am andern Ufer des Fluſſes und ſahen da die Plagegeiſter, welche in der Nacht ſo unartig herüber geſchoſſen. An ihrem ſchwarzen Lederzeug erkannten wir, daß es Füſeliere waren. Das Geſchütz wurde ſo tief gerichtet, daß ein Theil der Kartoffeln auf dem Spiegel des Fluſſes aufſchlagen mußte, um von da in einem Bogen an das andere Ufer zu ſetzen. Jetzt waren wir fertig; die Schlagröhre wurde eingeſetzt und unſere ganze

Mannſchaft lauerte, um die Wirkung unſeres Schuſſes auf die Infanterie drüben zu beobachten. „Geſchütz, Feuer!“ Der Schuß krachte und die Kartoffeln flogen auf das Waſſer, prallten ab und flogen mit ziemlicher Kraft und weit ſich ausbreitend in die Gebüſche am Ufer. Das Piket, das dort gelagert hatte — es war ein Unteroffizier und einige zwanzig Mann — wandte um und lief ſchleunigſt in's Feld hinein. Von ihrer unaufhaltſamen Flucht zeugte das Klappern ihrer großen Patrontaſchen, das wir noch eine Zeit lang deutlich hören konnten.

Raſch wurde es im Bivouac lebendig. Dieſer Augenblick, wo der anbrechende Tag die komiſche Verwirrung zeigt, die ſich während der Nacht eingeſchlichen, war mir immer einer der intereſſanteſten. Dort blickte einer der Offiziere erſtaunt um ſich und fand, daß er die ganze Nacht mit ſeinem Burſchen in trautem Verein geſchlummert. Die erwachende Marketenderin wunderte ſich über ihren Korb, deſſen beſter Inhalt über Nacht verſchwunden war, und hatte ihre Kinder in Verdacht, die bei ihrem Schelten und Raiſonniren die Köpfe aus der wollenen Pferdedecke herausſtreckten und deren begierige, hungrige Blicke auf die übrig gebliebenen Semmeln deutlich genug ſagten, daß ſie am Raub unſchuldig ſeien. Hier löste ſich ein Kneuel Tuch auseinander und zeigte das nüchterne Geſicht eines erwachenden Kriegers, der ſich am Abend feſt in ſeinen Mantel gewickelt hatte.

Die lärmenden Signale der Trompeten und Hörner brachten plötzlich ein luſtig bewegtes Leben in das vor wenig Augenblicken noch ſo todte und ſtille Lager. Das Schnauben und Schütteln der Pferde, wenn ſie ihre Nüſtern der aufgehenden Sonne entgegenſtrecken, das eilige Durcheinanderlaufen der Soldaten, die jeden Augenblick die Signale zum Ausrücken erwarten, das Alles giebt ein herrliches Bild, das ich mit immer neuem Vergnügen beobachtete. — Jetzt ſchmetterten die Trompeten auf's Neue, es wurde den einzelnen Truppentheilen das Signal gegeben, ſich zuſammenzuziehen. Wir zogen unſer Geſchütz vom Hügel herunter, protzten auf und jagten um das Lager herum zu unſerer Batterie, wo noch Alles in einem bunten Knäuel durcheinanderlief.

Da es heute Sonntag war, ſo wurden die Manöver natürlich eingeſtellt, und nach einem allgemeinen Parademarſch, den der Diviſionsgegeneral abhielt, zogen ſich die Truppen auseinander nach ihren Quartieren. Wir erreichten bald die fetten Weiden, legten dort unſere ſchweren Waffen und Uniformen ab und ließen uns den Kaffee der Frau Wirthin, der heute am Sonntag beſſer war als gewöhnlich, trefflich ſchmecken. Doſe hatte bei unſerer Ankunft im Quartiere außen an die Wand unſeres Bettkaſtens ſo viele Kreideſtriche gemacht, als unſer Manöver Tage dauerte. Täglich, ehe er in's Bett ſtieg, löſchte er einen derſelben aus. Er war in dergleichen Geſchäften außerordentlich pünktlich, und wenn er es zufällig einmal vergaß, ſo fiel es ihm gewiß noch vor dem Einſchlafen ein, und er ſtand wieder auf, um ſeinen Strich auszuputzen. Die Zahl derſelben war ſchon bedeutend zuſammengeſchmolzen und wir hatten nur noch wenige Tage bis zum Abmarſch nach den Garniſonsſtädten vor uns. Wegen der Manöver ſelbſt wäre es mir ſchon recht geweſen, morgen abzureiſen, aber wegen anderer Angelegenheiten hätte ich gern noch Jahre lang in den fetten Weiden zugebracht.

11.

Der getheilte Lieutenant. — Avancement.

Wir verbrachten den Sonntag Morgen mit allerlei kleinen Geſchäften, die zum Betrieb einer ſoldatiſchen Junggeſellenwirthſchaft gehören, als da ſind, defect gewordene Stellen an der Uniform ausbeſſern, das Unterfutter in den Beinkleidern zuſammennähen, Löcher in den Fouragierſäcken und Futterbeuteln ſtopfen, und dergleichen kleine Haushaltungsgeſchäfte mehr. Ich ſaß gerade rittlings auf einem großen Fouragierſack, den wir, um einem bedeutenden Riß in demſelben beſſer beizukommen, mit Stroh ausgeſtopft hatten, und arbeitete wacker darauf los, als ich hinter mir ein leiſes Lachen hörte und meinen Doſe mit einer ungemein zierlichen Verbeugung Jemand begrüßen ſah. Ich wandte mich raſch um und erblickte zu meinem nicht geringen Schrecken die kleine Emilie, die mit ihrem Kammermädchen um den Garten herumgekommen war und uns bei dieſem idylliſchen Geſchäfte überraſchte. Doſe wußte ſich im erſten Augenblick weit beſſer zu helfen als ich. Er zuckte die Achſeln, welche, beiläufig geſagt, bei ſolchen Bewegungen faſt bis an die Ohren reichten, und ſagte, ein Soldat im Felde müſſe ſich zu helfen wiſſen. Ich konnte natürlich auch nichts anderes ſagen, und ſetzte nur hinzu: „Wir haben einmal verſuchen wollen, ob wir dergleichen Kleinigkeiten auch ſelbſt repariren können.“

Ich wagte das Mädchen kaum anzuſehen, ſo ſchön war ſie heute Morgen. Sie trug ein weißes Ueberröckchen, dem eine kaum aufgeblühte Roſe, die lüſtern aus dem feinen Stoffe hervorſchaute, als Agraffe zu dienen ſchien. Das dunkle Haar hielt ein Netz von farbiger Seide zuſammen. Ach, dieſes Haar erregte mir allerlei ſonderbare ſüße Gedanken; die Locken, die hie und da durch die Maſchen des Netzes drangen, ſchienen noch von geſtern zu ſein; es waren vielleicht dieſelben, die ich durch meine zitternde Hand hatte gleiten laſſen. Wenn ſie meinen Anzug ſo aufmerkſam muſterte, wie ich den ihrigen, ſo fand ſie gerade nicht viel Reizendes, weßhalb meiner Eitelkeit dieſer ſonſt ſo liebe Beſuch ſehr unangenehm war. Doch ein Mädchen denkt in dem Punkt ganz anders als wir, und wenn ich meine Blicke von ihrem lieben Geſicht oft abwärts ſandte, um mir die ganze niedliche Figur recht zu betrachten, ſo ſah ſie mir dagegen beſtändig in's Auge und lächelte dabei gar freundlich.

„Es ſcheint mir," ſagte Emilie lachend, „daß Sie doch mit dem Nähen nicht ſo recht fertig werden können," und das Kammermädchen ſetzte etwas naſeweis hinzu: „Sehen Sie doch, gnädiges Fräulein, was es für grobe Stiche ſind." Doſe vertheidigte uns ſo gut wie möglich, indem er ſagte, der Stoff ſelbſt ſei nicht fein genug, um die Sache ordentlich zu machen. Auch komme es bei dieſer Arbeit nur darauf an, daß die Näherei über die Manöver halte. Gott! Doſe war bei aller ſeiner Poeſie doch ein recht unverſchämter Kerl; denn er wandte ſich an das Kammermädchen und ſetzte hinzu: wenn ſie übrigens ſelbſt einen Verſuch machen wolle, ſtehe ihr ſeine Nadel zu Dienſten; auch habe er noch allerlei defecte feine Sachen, als Futterbeutel und Kochgeſchirrüberzüge; beſonders in einem der letztern befinde ſich ein ſo verdächtiger Riß, daß er ihn zum morgenden Manöver nicht wieder herzuſtellen wüßte. Die beiden Mädchen lachten, und obgleich ich Doſe ſehr unſanft auf den Fuß trat, entſchwebte er doch mit langen Schritten, um ſeinen Ueberzug herbeizuholen. Was war zu thun; ich ſtand in großer Verlegenheit da, denn ich war überzeugt, daß er das Kammermädchen geradezu bitten würde, ihm das Loch zuzunähen, und ſo war es auch. Ich blickte durch die Hausthür und ſah ihn dem Bettkaſten entſteigen, in der einen Hand den Ueberzug haltend; mit der andern ergriff er einen Stuhl, der im Gang ſtand, und kam ſo mit großen Schritten zum Vorſchein. „Sehen Sie," ſchrie er noch in der Hausthür, „hier iſt er, und ich würde mich glücklich ſchätzen —" — „Aber, Doſe," unterbrach ich ihn, „Sie werden doch wohl nicht glauben" — „Daß Babet die Kleinigkeit zunähen ſoll?" ſetzte Emilie hinzu; „warum nicht? das iſt ja im Augenblick geſchehen."

Das Kammermädchen lachte und Doſe präſentirte ihr mit äußerſter Grazie den Ueberzug, ſo wie Nadel und Zwirn. Es war glücklicher Weiſe auf dem ganzen Hofe

Niemand als wir. Die Hausleute waren in die Kirche gegangen und unſere Kanoniere trieben ſich im Dorfe herum. Da Doſe nur einen Stuhl mitgebracht hatte, den er ſo galant war, dem Fräulein zu präſentiren, die ſich aber nicht ſetzte, ſo mußte ſich Babet mit unſerem Fouragierſack begnügen, auf den ſie ſich auch laut lachend niederließ und mit ihrer Nadel zu arbeiten anfing. Es war eine köſtliche Gruppe. Doſe ſah ihr bei der Arbeit zu und in ſeinem Herzen ſchienen für das niedliche Kammermädchen noch ganz andere Gefühle aufzudämmern, als ihm die Dankbarkeit wegen Wiederherſtellung ſeines Ueberzuges eingab.

Emilie erzählte mir unterdeſſen, daß ſie dem Onkel geſtern Abend mit dem Wagen etwas zu lange ausgeblieben ſei, daß ſie ihm geſagt, ſie habe mich getroffen und mit mir die Vorpoſten geſehen. Ich war leider nicht mehr unſchuldig genug, daß mich dieſes Geſtändniß ſehr gefreut hätte; der Reiz, ſie heimlich geſprochen zu haben, war mir das Angenehmſte bei der Sache. So ſtanden und ſaßen wir beiſammen und der zerriſſene Ueberzug war glücklich hergeſtellt, als in unſerer harmloſen Unterhaltung plötzlich ein anderer viel größerer Riß entſtand. Der Lieutenant v. L., der wahrſcheinlich dem kleinen Mädchen in den Garten gefolgt war und ſie jetzt hier außen aufſuchte, erſchien plötzlich um die Ecke des Parks und machte beim Anblick der Gruppe, die wir bildeten, ein entſetzliches Geſicht.

Der Lieutenant hatte ſich ſehr herausgeputzt; er trug die Interimsuniform und dazu eine kleine Mütze, die er unternehmend auf die Seite geſetzt hatte; ſein Bart war auf's Sorgfältigſte gekräuſelt und das wenige Haar, das er beſaß, an beiden Seiten des Mützchens nach vorne geſtrichen. Ein verliebter Lieutenant iſt von einem gewiſſen Prädikat der Poſitiv, ein eiferſüchtiger der Comparativ, aber ein Herr Lieutenant, der auf ſeinen Untergebenen eiferſüchtig iſt, der Superlativ. Gott, und der Lieutenant von L. war in dieſem Augenblick im höchſten Grade Superlativ. — Ich bin überzeugt, er wäre gern in größter Wuth auf uns losgefahren, doch da wir ihn frühzeitig genug erblickten, konnte er ſich uns nur langſam nähern und mußte obendrein die Formen der Höflichkeit beobachten, wodurch die eine Seite ſeines Körpers von der andern höchſt komiſch abſtach. Mit dem linken Auge lachte er, und dieſes, obgleich etwas tückiſche Lachen erſtreckte ſich über die ganze linke Seite, ſo daß die Hand derſelben eine Bewegung zum Grüßen machte und der linke Fuß ſich zierlich vorſchob, ein Bild der Ruhe, während auf der rechten Seite, die mir zugekehrt war, die fürchterlichſten Gewitter tobten. Sein rechtes Auge ſuchte mich mit einem einzigen Blicke zu vernichten, ſein Mund war etwas geöffnet und ließ ein paar gelbe Zähne ſehen, und dabei ballte ſich ſeine Hand krampfhaft.

So kam der unglückliche, äußerlich getheilte Lieutenant auf uns zu, und auch ſein Herz war jämmerlich zerriſſen; denn nicht genug, daß ihn das Fräulein im Garten nicht aufgeſucht hatte, war ſie ſogar davon gegangen und ſprach hier mit dem „gemeinen Volk,“ ein Ausdruck, den der Herr Lieutenant von L. vielfach gebrauchte. Dieſe äußere und innere Zerriſſenheit erſtreckte ſich auch auf ſeine Sprache, und nachdem er es durch einige höchſt graziöſe Bewegungen zu Stande gebracht, zwiſchen beide Parteien zu kommen, begann er nach der einen Seite mit lachender Miene der jungen Dame freundſchaftliche Vorwürfe zu machen, daß ſie ſich ſeiner Unterhaltung entzogen, und machte zu gleicher Zeit mit ſeiner tapferen Fauſt, welche die Reitpeitſche hinter ſeinem Rücken hielt, einige verdächtige, drohende Bewegungen gegen uns. Ich verſtand ſeine Mienen ſehr wohl, wenn er uns zuweilen über die Schulter anſah und eine Pauſe im Geſpräch machte, das er allein führte; denn Emilie hörte ihn gar nicht an, ſondern ſchielte beſtändig zu uns und ihrem Kammermädchen herüber, die ſich auf unſerer Seite befand und ſich bei den Gebärden des Lieutenants auf die Zähne biß, um nicht laut aufzulachen. Ich hatte aber gar keine Luſt, ſeinen ſtummen Winken Folge zu leiſten, ſo unzweideutig ſie uns befahlen, wir ſollten uns zum Teufel ſcheeren. Doſe war obendrein unverſchämt genug, dem Lieutenant zu ſagen, er freue ſich ungemein, die Bekanntſchaft der jungen Dame gemacht zu haben — er meinte damit Babet — da ſie ihm einen Riß in ſeinem Ueberzug auf das Schönſte zugenäht habe. Darauf ein neuer, viel grimmigerer Blick für uns und die Frage an das Fräulein: „Oh, oh, Fräulein Emilie, wie können Sie —“ dann wandte er den Kopf vornehm gegen uns und wußte ſeinen Körper dabei ſo kunſtreich zu drehen, daß wir zugleich mit ſeinem lieben Geſicht ſeine ganze hintere Seite betrachten konnten, und ſagte in befehlendem Ton: „Unteroffizier Doſe, der Kanonier da wird ſich gleich auf mein Bureau verfügen und ſich vom Abtheilungsſchreiber die Depeſche geben laſſen, mit der er augenblicklich — ich ſage augenblicklich — nach der Feſtung zum Herrn Oberſten reitet, und Sie, Unteroffizier, melden ſogleich dem Herrn Hauptmann Feind, daß der Kanonier H. die fragliche Depeſche überbringen werde.“

Da war nun freilich nichts einzuwenden; dieſem Befehle mußte ſchleunigſte Folge geleiſtet werden. Ich machte meine Verbeugung gegen das Fräulein, die ſie mit einem Blick erwiederte, einem Blick, der mir reichlich den unerwarteten Spazierritt vergalt, den mich der Lieutenant machen ließ. Dieſer bot der jungen Dame den Arm und führte ſie nach dem Garten zurück. Doch ehe er die Waldecke erreicht hatte, wandte er ſich noch einmal um, zog ſeine Uhr und rief mir zu: „Kanonier H., es iſt zehn Uhr. Sie werden mich verſtehen, junger Menſch, wenn ich Ihnen ſage, daß ich aus Ihrer Zurückkunft die Zeit genau berechnen kann, wenn Sie abgeritten ſind.“ Der gute Herr hatte wahrhaftig nicht nöthig, mich zur Eile zu treiben; denn mich mußte Alles trügen, wenn ich auf den neulich abgegebenen Empfehlungsbrief meines Oheims nicht heute eine Einladung zum Mittageſſen erhielt, das um fünf Uhr begann, und da ich nicht wiſſen konnte, wie lange man mich in W. aufhalten würde, ſo eilte ich mit dem Abreiten aus eigenem Antriebe, um zeitig wieder zurück zu ſein.

Mein Pferd war bald geſattelt! ich ritt auf das Schloß, ließ mir, ohne mich viel umzuſehen, die Depeſche geben und jagte über die Haide, was das Pferd laufen konnte. Nach einer ſtarken Stunde ritt ich über die Zugbrücke der Feſtung und ſtieg vor dem Brigadecommando ab. Ich ging die Treppe des großen Hauſes hinauf durch einen langen Gang, an deſſen Ende ſich das Bureau befand. An dieſen Gang ſtießen auch die Zimmer des Oberſten, bei denen ich vorbei mußte, und da eines derſelben offen ſtand, ſah ich hinein und wollte mich beim Anblick des Alten, der, eine Pfeife rauchend, im Zimmer auf und ab ſpazierte, ſachte vorbei drücken. Aber er hatte mich ſchon bemerkt und rief mich ziemlich freundlich an. Der Oberſt v. T. war, wie ich ſchon oft bemerkt, außer den Dienſtſtunden meiſt ſehr guten Humors; aber heute ſah er ganz ungewöhnlich freundlich aus und ſprach dabei ſo ruhig und ſtill, wie man es an ihm nicht gewohnt war.

„Na, Kanonier H.,“ fragte er, „wo kommen Se denn eigentlich her?“ Ich meldete dienſtgemäß: „Ordonnanz von der dritten reitenden Batterie, dem Brigadecommando dieſe Depeſche zu übergeben.“ Der Oberſt erbrach ſie, durchflog das Papier raſch und gab es mir mit den Worten wieder: „Aha, ik weeß ſchon. Gehen Sie man uf det Bureau und laſſen Se ſich enen Beſcheid ausfertigen.“ — Ich wollte mich entfernen, aber der Alte ließ ſich auf die Ecke des Sopha's nieder und befahl mir zu bleiben. „Na, Se werden jetzt bald en ganzes Jahr bei meiner Batterie ſein,“ begann er wieder. — „Zu befehlen, Herr Oberſt.“ — „Na, laſſen Sie man det Befehlen und ſagen Se nur ja. Wenn Se mir och im Ganzen in der kurzen Zeit etwelche viele dumme Streiche gemacht haben, ſo is es mir darum doch nich leid, daß ich Sie damals in D. angenommen habe. Ik mag et wohl leiden, wenn alsmal hie und da en dummer Streich vorfällt. Nu müſſen mir die jungen Herren friſch, munter, willig und kene Kopfhänger ſein. Det Andere findet ſich ſchon. Och der Hauptmann Feind, der ſich vielfach über Sie beklagt. hat mir geſagt, was ihre Capacität und ihren Dienſteifer anbelangt, wär' er ganz mit Ihnen zufrieden; deßwegen — Na nu, gehen Sie 'mal uf die Canzlei, bringen Se mer den Beſcheid uf die Depeſche zur Unterſchrift, un laſſen Se ſich de Avancementsliſte geben."

Ich wußte eigentlich nicht, was er ſagen wollte, doch durchblitzte mich ein ſeliger Gedanke. Was? ſollte ich gar Unteroffizier geworden ſein? Ich ging raſch auf das Bureau. Dem Adjutanten übergab ich die Depeſche; während er ſie durchlas, trat ich zu einem meiner Freunde, der hier ſchrieb, und dieſer reichte mir ungefragt die Avancementsliſte, auf der ich mit freudigem Schreck meinen Namen als Unteroffizier eingetragen ſah. Ich hielt die Liſte gedankenvoll in der Hand und verſank in tiefe Betrachtungen, wie ſchön mir die goldenen Treſſen an den Aufſchlägen und am Kragen ſtehen müßten, und dachte dazwiſchen immer: was wird wohl Emilie dazu ſagen? — als mir mein Freund ein anderes Circular gab, woran er eben ſo eifrig ſchrieb, und deſſen Inhalt mich nach der großen Freude ſo niederſchlug, daß ich die Avancementsliſte aus der Hand fallen ließ. Das Circular lautete ungefähr folgendermaßen: Da ſeine Majeſtät, unſer Allergnädigſter König, für gut befunden, in Berückſichtigung meiner langjährigen Dienſte mich mit dem Charakter als Generalmajor und der erdienten Penſion allergnädigſt in Ruheſtand zu verſetzen, ſo zeige ich dieß hiemit meinem Brigadecommando an, welches dieſe allerhöchſte Verfügung durch Circulare dem betreffenden Offiziercorps, ſowie den Batterien und Compagnien mit dem Zuſatze bekannt machen ſoll, wie ſehr es mir leid thut, ein ſo geregeltes und ordentliches Corps, wie meine Brigade von jeher war, verlaſſen zu müſſen, und daß ich fern von meinen frühern Untergebenen mit Freude der Liebe, die mir neben dem nöthigen Gehorſam von ihnen zu Theil geworden, gedenken werde.

v. T., Oberſt und Brigadecommandant.

Wie mir beim Leſen dieſer Zeilen wurde, kann ſich jeder denken. Auch mein Freund ſchüttelte nachdenklich den Kopf und brauchte mich nicht zu fragen, ob wohl nicht Alle, die hier auf der Avancementliſte ſtanden, dieſelbe tauſendmal zerreißen würden, wenn wir uns damit den alten guten Oberſten erhalten könnten?

Meine Depeſche war unterdeſſen ausgefertigt worden und ich hätte viel darum gegeben, wenn ich nach dieſer traurigen Nachricht nicht nöthig gehabt hätte, heute noch einmal vor den Oberſten zu treten. Aber ich mußte ſeinem Befehl gehorchen und trat zu ihm in's Zimmer. Er rief mir freundlich entgegen: „Na nu, Herr Unteroffizier, wie hat Ihnen det gefallen?“ Ich war zu bewegt, um viel zu antworten, und dankte ihm nur in kurzen, aber herzlichen Worten. „Na,“ fuhr er fort, „halten Sie ſich man recht, und et wird Ihnen auch ferner gut gehen. Wenn Sie 'mal ſpäter de Epauletten haben, ſo denken Sie an den alten T., det er mit euch jungen Herrn, och wenn er euch beſtraft hat, et doch immer gut meinte.“ Er ging einige Schritte im Zimmer auf und ab und fuhr dann fort: „Ik will Ihnen noch wat ſagen: der Herr Graf von R. hat mir geſagt, dat er Ihre Familie kenne, und dat et ihn ſehr freuen würde, wenn ik Ihnen nach den Manövern einen vierwöchentlichen Urlaub gäbe. Ik will dat och noch thun, und Se können ſich morgen beim Adjutanten um dat fragliche Papier melden. Adieu, Herr Bombardier.“

Ich legte gegen alle Dienſtvorſchrift meine Hand auf's Herz und zog mich zurück. Er nickte mir freundlich zu. Meine Gedanken waren in einer ſeltſamen Aufregung und die Freude über mein Avancement und der Schmerz über den Verluſt unſeres guten Oberſten kämpften gewaltig gegen einander. Doch ſiegte für den Augenblick die Freude, und ich trat in einen Laden, wo ich meine letzten Pfennige zuſammen ſuchte, um mir einen Treſſenbeſatz zu kaufen, den ich auf meine Uniform wollte nähen laſſen. Dann ſtieg ich wieder zu Pferd, und die fünfte Stunde, die mir beſtändig vorſchwebte, ſo wie der Drang, meinem Unteroffizier die gute und die böſe Zeitung baldigſt zu überbringen, fuhren mir aus dem Herzen in die Sporen und gingen von dieſem auf mein Pferd über, das mit mir im Galopp davon jagte. Bald hatte ich die fetten Weiden und das Schloß erreicht, wo ich meine neue Depeſche abgeben mußte. Ich eilte die Treppen hinan in das Bureau, wo ich nur den Major traf, dem ich meinen Brief übergab. Auch konnte ich mich nicht enthalten, ihm von dem traurigen Circular zu ſagen. Doch er gab mir ziemlich verſtimmt zur Antwort: „Ich weiß das ſchon! ich weiß das ſchon!“ Auf der Treppe im Hinabſteigen begegnete ich dem Grafen von R., der mich freundlich anhielt und, wie ich dieß erwartet hatte, auf heute zum Mittageſſen einlud.

Ich eilte jetzt, Doſe aufzuſuchen, und als der gute Feodor meine beiden Nachrichten hörte, ging es ihm gerade wie mir; nur wirkte bei aller Freundſchaft für mich die traurige noch ſtärker auf ihn, und er konnte ſich nicht enthalten, in ein unendliches Fluchen auszubrechen. Er war in dieſem Augenblick ganz Unteroffizier, und ich mußte ihn bei dem Heiligſten, was er verehrte, bei der Poeſie, beſchwören, ſich zu mäßigen. Sonſt würde es der Frau Wirthin zu den fetten Weiden ſicherlich die Schüſſel gekoſtet haben, aus der Doſe eben einen Mehlbrei verſpeiſte und in der er nach Anhörung meiner Hiobspoſt ſchrecklich mit dem hölzernen Löffel herumfuhr. Ich ſetzte mich in eine Ecke und hörte ſeinen Demonſtrationen gelaſſen zu, während ich mir die mitgebrachten Treſſen auf mein Kleid heftete. Dann putzte ich mich auf's Beſte heraus, um beim Diner würdig erſcheinen zu können. Doſe lieh mir ſeine friſchgewaſchenen Paradehandſchuhe, da meine eigenen ſehr defect waren, und ich begab mich zur beſtimmten Zeit auf's Schloß.

Der Lieutenant von L. machte ein ſehr langes Geſicht, als er mich eintreten ſah. Er meinte Anfangs, ich habe eine Meldung zu machen, und war im Begriff, mich wegen meines dienſtwidrigen Anzugs herunterzumachen, als mich der Graf von R. der Geſellſchaft vorſtellte. Ich kannte leider noch zu wenig die Gebräuche in vornehmen Häuſern, ſonſt hätte ich, als der Kammerdiener meldete, daß ſervirt ſei, der kleinen Emilie meinen Arm angeboten, um ſie in's Speiſezimmer zu führen. In dieſem Augenblick wandte ſie ſich gegen mich und ſchien mich fragend anzuſehen; aber der Lieutenant von L. fuhr hinzu, gab der jungen Dame ſeinen Arm, führte ſie hinweg und ich mußte hintendrein ſpazieren. Indeſſen war der Graf von R. ſo freundlich, ſcherzweiſe meinen Arm zu ergreifen, wobei er meine neuen goldenen Treſſen ſah und ſogleich im Speiſeſaal lachend mein Avancement bekannt machte.

So angenehm es mir war, mit dem lieben Mädchen an einem Tiſche zu ſitzen, ſo kam mir doch im Ganzen das Diner ſehr unbehaglich vor. Ich ſpeiſte zum erſtenmal in einem vornehmen Hauſe und ſaß wie auf glühenden Kohlen. Schon zu Anfang der Tafel erregte mir das Zurücken des Stuhls durch einen Diener ein höchſt unbehagliches Gefühl, und trotz dem Vertrauen, er werde mich nicht fallen laſſen, ſah ich mich doch ſchüchtern um, ob ich auch wirklich den Stuhl erreiche. Ferner kamen verſchiedene Gerichte, bei denen ich mich weislich umſah, wie die Andern ſie behandelten, ehe ich mich darüber hermachte. So gut ich mich durch meine Aufmerkſamkeit während der Mahlzeit gehalten hatte, ſo wäre ich doch am Ende faſt noch über das Mundwaſſer geſtolpert, das in blauen, durchſichtigen Taſſen herumgereicht wurde. Ich hielt es natürlich für ein köſtliches Getränk, und da Alle die Taſſen an den Mund ſetzten, ſo that auch ich einen herzhaften Schluck daraus. Aber ſchon der Geſchmack des lauen Waſſers mit etwas Citronenſaft war mir verdächtig; ich ſah auch ſogleich, daß die Andern ſich blos den Mund damit ausſpülten, und das Ungeſchick fiel mir ſchwer auf's Herz. Erſchrocken ſchielte ich über den Rand der Taſſe, doch ſchien es Niemand bemerkt zu haben, außer meinem lieben Herrn Lieutenant, auf deſſen dürrem Geſichte ſich ein ironiſches Lächeln entwickelte, und der ſich nicht enthalten konnte, laut zu ſagen: „Der Herr Bombardier ſcheinen noch ſehr durſtig zu ſein.“ Natürlich wurde ich feuerroth! doch hatte ich die Genugthuung, daß Emilie dem Lieutenant für ſeine Bosheit einen unfreundlichen Blick ſchenkte.

Wir verfügten uns in den Garten, dießmal aber war ich ſo frei, der jungen Dame meinen Arm anzubieten, den ſie auch nicht ausſchlug, und ich fühlte mich unendlich glücklich. Doch ſollte mir heute nicht mehr zu Theil werden; der Lieutenant ließ uns den Abend keine Sekunde aus den Augen. Wie kochte es in meinem Herzen! mit welcher Wonne hätte ich mit ihm angebunden! aber es war mein Vorgeſetzter und ich mußte ſchweigen. Es dunkelte ſchon, als ich den Garten verließ, und obgleich mich das kleine Mädchen, wie es ſchien, ganz abſichtslos bis an die Gartenthür begleitete, wurde mir doch wegen der andern Geſellſchaft nur ein flüchtiger Händedruck zu Theil.

Doſe war wegen des morgenden großen Feldmanövers noch mit dem Geſchütz beſchäftigt, und auch ich hatte noch einige Stunden zu thun, bis ich Pferd und Waffen in Ordnung hatte; dann kletterten wir in unſern Bettkaſten, und nachdem Doſe wieder einen Strich ausgeputzt, auch noch Einiges lamentirt und philoſophirt hatte, ſchliefen wir ein.

12.

Unglück.

Es war kaum drei Uhr, als wir mit dem Geſchütz ausrückten, um zu der Batterie zu ſtoßen. Der Hauptmann Feind hatte eine ſehr feierliche Miene angenommen und ging mit einigen Papieren in der Hand vor den Geſchützen auf und nieder. Doſe meldete ſich, wir rückten in die Linie, der Hauptmann trat vor die Front, räusperte ſich einigemale, commandirte: „Stille!“ und las das traurige Circular des Oberſten vor. Wie ein Schlag durchfuhr dieſe Kunde die ganze Mannſchaft. Da war kein Geſicht, das ſich nicht plötzlich verzogen hätte, und ein leiſes Gemurmel der Ueberraſchung und des Schreckens lief durch die Glieder. Der Feind legte das Circular bei Seite und las aus der Avancementsliſte, die er ebenfalls in der Hand hatte, die Namen derer, die in ſeiner Batterie zu Bombardieren und Unteroffizieren befördert waren. Ich war darunter, und der Hauptmann konnte ſich nicht enthalten, mir zu bemerken, ich möchte ja bedenken, wie ſehr er dießmal Gnade vor Recht habe ergehen laſſen.

Mein neuer Wirkungskreis begann gleich dieſen Morgen; da einer unſerer Unteroffiziere krank geworden war, wurde ich commandirt, ſein Geſchütz zu übernehmen und es während des heutigen Feldmanövers zu führen, ein Auftrag, der mich ſehr ſtolz machte. Wenn auch dieſes Commando für einen Neuling ſehr ſchwierig war und ich Pferde und Mannſchaft des Geſchützes faſt gar nicht kannte, welch' letztere ihrem Geſchützführer die Sache ſehr erleichtern oder erſchweren kann, ſo wußte ich doch, daß mich alle Kanoniere gern hatten und ihr Möglichſtes thun würden, mir durchzuhelfen. Mein Doſe, den ich für heute verlaſſen mußte, gab mir noch kürzlich einige Verhaltungsregeln, und wir ritten mit der ganzen Batterie nach der Haide. — Dort waren ſchon mehrere Truppentheile eingetroffen, andere kamen mit uns zugleich an, und wie wir einer Batterie begegneten, rief jede der andern leiſe zu: „Wißt ihr's denn ſchon von unſerm Alten?“ und die Antwort war gewöhnlich: „Ja, das iſt verflucht!“

Nach und nach hatten ſich alle Batterien beim Park verſammelt, und endlich kam auch der Alte mit ſeinem Stab um die Waldecke geritten. Er ſaß nachdenkend auf ſeinem

Schimmel und ſprach gegen ſeine Gewohnheit wenig und leiſe mit den Offizieren, die ihn umgaben. Gleiche Stille herrſchte dieſen Morgen in der Brigade. Die Kanoniere ſtanden bei ihren Pferden oder lehnten am Geſchütz und blickten ſchweigend dem Oberſten entgegen, der langſam näher kam. Er ritt durch die erſte Batterie, ſah ſich, wie gewöhnlich freundlich um und wünſchte den Leuten einen guten Morgen. Alles war ſtill, jeder war durch die Botſchaft von ſeiner Entlaſſung zu bewegt, um ihm wie ſonſt munter antworten zu können. Doch kaum hatte der Oberſt die Mitte der Brigade erreicht, wo vor dem Wachthaus unſere Fahne ſtand, kaum hatte er, wie gewöhnlich, ſeinen Hut abgenommen, um das Ehrenzeichen zu grüßen, als ein alter Trompeter, der mit dem Oberſt die Feldzüge gemacht, mit lauter Stimme rief: „Kameraden, unſer Oberſt ſoll leben! hoch!“ und damit machte ſich das Gefühl in aller Herzen Luft und die ganze Brigade brachte dem alten Oberſten ein dreimaliges donnerndes Hoch. — Von T. war ſehr gerührt, daß er ſeinen Federhut tief in die Augen drückte und raſch in die Wachtſtube trat, von wo aus er den Batterien den Befehl zum Abmarſch nach den bezeichneten Punkten gab.

Mir ging es beim Manöver, das nun begann, mit meinem Geſchütze Anfangs ziemlich gut. Wenn ich einen Fehler machen wollte, riefen mir die Fahrer zu: „Bombardier, etwas mehr rechts oder etwas mehr links!“ und da auch Doſe mit ſeinem Geſchütz in meiner Nähe blieb, fiel keine Unordnung vor, die das umherſpähende Auge des Hauptmanns Feind beleidigen konnte. Heute, als am letzten Manövertage, waren der Neugierigen aus Stadt und Umgegend eine große Menge. Auch glaubte ich mehreremale die beiden bekannten Rappen zu ſehen; doch blieben mir die Wagen zu fern, als daß ich einen genau hätte unterſcheiden können.

Es mochte ungefähr zwölf Uhr ſein, als der Oberſt ſämmtliche reitende Batterien zuſammenrücken und, von den Uhlanen und Huſaren unterſtützt, in Front vorrücken ließ, um einen kräftigen Angriff auf die vor uns liegende Reiterei zu machen. Ich hatte den linken Flügel der ganzen Linie und lauſchte mit klopfendem Herzen auf das Commando; denn es war ja das erſtemal, daß ich ſo in gerader Richtung ein Geſchütz gegen den Feind führte. Die Commando's wurden gegeben; „Tra-a-a-ab! Batterie Galopp!" und wir jagten dahin, was die Pferde laufen konnten. Bald hatten wir die Landſtraße erreicht, vor der wir wahrſcheinlich halten und feuern mußten. Aber die Straße vor mir machte eine Biegung, ſo daß ich, um in der Linie zu bleiben, über den einen Chauſſeegraben ſetzen und mitten auf der Straße halten mußte. Hier ſtanden auch ſchon eine Menge Wagen und Reiter, die unſern Angriff ſehen wollten. Und unter den erſteren erblickte ich die Equipage des Grafen R. und meine kleine Emilie, die im Wagen aufrecht ſtand, um beſſer ſehen zu können. Ach! ſie erkannte mich im Augenblick und machte auch den alten Herrn auf mich aufmerkſam, der mir freundlich zuwinkte.

War es mir in dieſem Augenblick nicht zu verzeihen, daß ich meine Blicke nach der linken Seite wandte, da ich doch ſo nöthig gehabt hätte, nach dem rechten Flügel zu ſehen? Mein Pferd machte einen ausgezeichneten Satz über den Graben, und ich war ſo entzückt, mich einmal im vollen Glanze des Reiters vor dem Mädchen zeigen zu können, daß ich Batterie, Angriff, Commando, Alles vergaß und erſt nach einigen Sekunden, durch das Geſchrei meiner Fahrer aufmerkſam gemacht, die mir Halt! Halt! zuriefen, mich umſah und zu meinem Schrecken bemerkte, daß alle andern Unteroffiziere hinter die Geſchütze ſprengten, die im Carrière noch einige Schritte vorwärts fuhren, hielten und abprotzten. Ich warf mein Pferd rechts herum, und mein vorderſter Fahrer jagte, nicht zu ſpät zu kommen, vorwärts, als ich kaum mein Pferd gedreht hatte. Ich machte unglücklicherweiſe die Wendung zu kurz; das Pferd gleitet aus, ſtürzt mit mir hin, ich will meinen Tſchako halten, der mir heruntergeſchleudert wird, komme dadurch mit der Hand an das Geleiſe, und beide Räder des Geſchützes fahren mir im Augenblick über die rechte Hand. — So entſetzlich der Schmerz war, ſprang ich doch wieder auf, an's Geſchütz, und glücklicherweiſe hatte von meinen Vorgeſetzten keiner den Fehler bemerkt. Wir thaten einige Schüſſe auf die feindliche Kavallerie, die von der unſrigen geworfen wurde; dann wurde zum Appell geblaſen, und das Manöver war beendigt.

Jetzt befühlte ich erſt meine Hand und verſuchte den Handſchuh herunter zu ziehen; aber der Schmerz war zu groß. Meine Kameraden kamen herbei, Doſe brachte einen der Chirurgen mit, der meinen Arm befühlte und mir die troſtloſe Nachricht gab, daß wahrſcheinlich ein paar Finger gebrochen ſeien und ich ohne Verzug nach W. in's Lazareth müſſe. Der Hauptmann Feind, welcher auch ſchon von meinem Unfall gehört hatte, kam herbei, und ich wunderte mich ſehr, daß er mir keine Vorwürfe machte. Auch der Wagen mit den beiden Rappen fuhr hinter unſere Batterie; der Graf von R. ſtieg aus und fragte beſorgt, was mir begegnet, hörte auch kaum, daß ich nach W. in's Lazareth müſſe, als er ſich erbot, mich, da er eben dahin fahren wolle, in ſeinem Wagen mitzunehmen. Was konnte mir erwünſchter ſein? Faſt hätte ich dem Schickſal für mein Unglück gedankt, wenn der Schmerz an meiner Hand nicht immer größer, ja faſt unerträglich geworden wäre.

Wir ſtiegen ein; der alte Herr ſaß vorn und kutſchirte, Emilie und ich ſaßen auf dem zweiten Sitz. Wie wohl that mir die Theilnahme dieſer guten Menſchen! Dem kleinen Mädchen traten die Thränen in die Augen, als ich auf die Zähne biß, um die Schmerzen zu ertragen, die mir das Schaukeln des Wagens verurſachte. Der Graf fuhr raſch und wir hatten bald die Feſtung erreicht. Ich ſtieg auf dem Markt, vor demſelben Wirthshauſe aus, wo ich damals, in Arreſt gehend, Emilien zum erſtenmal wieder geſehen. Viel lieber hätte ich noch eine Nacht beim Wanzenmajor zugebracht, als in das traurige Lazareth zu kriechen, das die einmal erfaßte Beute ſo leicht nicht wieder losgiebt. Der

Graf reichte mir die Hand und wünſchte mir gute Beſſerung, und auch Emilie gab mir ihr liebes Händchen, das ich gern an meine Lippen gebracht hätte, wenn nicht der alte Herr in der Nähe geweſen wäre. So mußte ich mich mit einem herzlichen Druck begnügen, den das gute Mädchen erwiederte. — Ich ging über den Marktplatz und ſah mich an der Ecke noch einmal um. Sie hielt ihr Tuch an den Mund und ich warf ihr einen Kuß zu. —

13.

Das Lazareth.

In ſeiner Art hat das Militärlazareth viel Aehnlichkeit mit den militäriſchen Gefängniſſen. Auch in dieſem iſt man von aller Welt rein abgeſchloſſen, und muß, wenn man nicht gerade todtkrank iſt, oder wie ich glücklicherweiſe gute Geſellſchaft traf, entſetzlich langweilige Stunden da verleben. Hereingebracht kann man jeden Tag werden, aber hinaus kommt man nur dann, wenn der Stabsarzt in den verſchiedenen Zimmern ſeine Runde gemacht, und das geſchieht die Woche höchſtens zweimal. Daneben hat das Lazareth noch allerhand ſonſtige läſtige Einrichtungen und die Speiſevorräthe werden nach Nummern ausgetheilt, die jeder Kranke erhält, und ihr Vorrath ſtimmt nicht immer mit der Eßluſt des armen Patienten zuſammen. Menſchenfreundliche Hauptleute oder Vorgeſetzte, die es wiſſen, wie ſpärlich die neu ankommenden Kranken faſt ohne Unterſchied mit Speiſen bedient werden, um ſie recht auszuhungern und ihren geſchwächten Magen zur Aufnahme von Arzneien geneigter zu machen, halten die Leichterkrankten im Kaſernenrevier und geben ſie nicht bei jeder Kleinigkeit im Lazareth ab. Unſer guter Hauptmann Feind aber war auf nichts ſo ſehr erpicht, als den Revierkranken die Schwindeleien zu vertreiben, wie er es nannte, indem er ſie in's Lazareth ſchickte. Wurde ihm beim Appell einer als unpäßlich gemeldet, ſo begann er alsbald mit dem Fuß aufzutreten, ſteckte die Hand unter das Kollet und befahl dem dicken Wachtmeiſter Löffel, den Mann augenblicklich zu notiren: „er iſt reif für das Lazareth; ihn ſoll ein Donnerrrwetterrr! In meiner Batterie giebt's keine Revierkranken,“ pflegte er hinzuzuſetzen. „Nichts halb, entweder ganz krank oder ganz geſund.“ Dafür aber paſſirte es dem Guten auch zuweilen, daß bei großen Paraden, wo ihm Alles daran gelegen war, die Batterie ſo vollſtändig wie möglich zu ſtellen, die ſämmtliche Mannſchaft eines Geſchützes erkrankt war, wodurch in der Compagnie viele Lücken entſtanden. Dieß bemerkte der alte Oberſt gleich, und da er die ewigen Plagereien bei der Batterie kannte, ſo erhielt der Hauptmann Feind bei ſolchen Veranlaſſungen nicht die freundlichſten Geſichter.

„Det is doch wunderbar,“ pflegte der alte T. zu ſagen, während er die Hände auf den Rücken gelegt an der Front herabging, „det is doch wunderbar, det bei dieſer Batterie ene ſo kranke Luft herrſchen thut, uf jeden Fall ene verdorbene Luft, denn,“ ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, „wat nich im Lazareth liegt, det befindet ſich im Arreſt. Oho, ik kenne det.“

Aber wenn es der gute Mann auch wirklich kannte, ſo konnte er doch unmöglich was dagegen thun.

Das Lazareth in W., das mir nun für einige Zeit zum Aufenthalte dienen ſollte, kannte ich nur dem Aeußern nach, und das war, wie bei den meiſten dergleichen Anſtalten, nicht ſehr einladend. Es lag hart an der Wallmauer und war ehedem ein Franziskanerkloſter geweſen. Es beſtand aus einem Hauptgebäude, das einen großen gepflaſterten Hof hatte, der mit einer hohen Mauer umgeben war. Um das ganze Gebäude herum ſtanden uralte Kaſtanienbäume und

Platanen, die recht melancholiſch die zerriſſenen Zweige hängen ließen und durch ihr Alter, ſowie ihr dichtes ſchwarzes Laub der ganzen Anſtalt von außen einen traurigen Anſtrich gaben. Vornen an dem Hofthor hing an einem langen eiſernen Draht eine mißtönende Klingel, deren Ton dem Lazarethportier anzeigte, daß er auf ſeiner Hut ſein müſſe; denn ebenſo wie im Arreſtlokal hatte dieſer würdige Beamte auch hier die Pflicht, die eintretenden Kranken genau zu unterſuchen, ob ſie nicht Speiſe und Trank bei ſich führten, was ihnen alsdann nach dem Lazarethreglement abgenommen wurde, damit die Cur nicht durch den Genuß von Rum, geſalzenem Fleiſch und dergleichen mehr geſtört würde. Man ſieht, es war hier Alles zum Beſten der leidenden Menſchheit eingerichtet.

So ſtand ich denn mit dem Unteroffizier, der mich hinbrachte, vor dem Lazareththor und hatte nicht geringe Schmerzen an meiner Hand, und neben dieſen phyſiſchen Leiden war ich moraliſch ſehr darnieder gedrückt, denn in den erſten drei bis vier Wochen ließ mich das Lazareth nicht los, und ich weiß nicht, wenn mir auch gewöhnlich die Erbauung der glänzendſten Luftſchlöſſer immer raſch von Statten ging, ſo vermochte ich es heute doch nicht, den Gedanken an die kleine Emilie und ein baldiges fröhliches Wiederſehen recht feſt und lebendig zu erhalten. Es lagen ſchwarze Schleier über meinen Phantaſien und ſelbſt mein Stand, der mir trotz vieler Plagereien und Mühſeligkeiten doch gerade bis jetzt nicht unlieb geweſen war, fing jetzt, namentlich ſeit dem Ausſcheiden des alten Oberſt an, mir recht widerwärtig zu erſcheinen.

Zugleich mit mir kamen an die Lazareththür noch einige Kanoniere und Bombardiere von andern Batterien, die mit kleinen und größern Uebeln behaftet, auch nicht ſelten aus bloßer Faulheit Schutz hinter dieſen geheiligten Mauern ſuchten. Die Klingel ertönte und ich traute kaum meinen Ohren, als ich die herannahenden ſchleifenden Tritte, von einem gewiſſen unverkennbaren Hüſteln begleitet, hörte, wie es nur ein Menſch in der ganzen Welt haben konnte. Langſam öffnete ſich das Thor, und richtig, ich hatte mich nicht getäuſcht: es war der Rattenkönig aus Nr. 7½ in C.

Trotz der ſehr unangenehmen Erinnerungen, die mir ſein Anblick verurſachte, erwiderte ich dem alten vertrockneten Männlein auf ſein: „He, he, he! neue Geſellſchaft, neue Geſellſchaft!“ laut lachend: „O der alte Herr Inſpektor; wie befinden Sie ſich?“

„Aha,“ entgegnete er lachend, und man ſah ihm an, daß er offenbar ſehr guter Laune war, „einer meiner Grünſnäbel aus C., freue mich ſehr, freue mich ſehr; bin aber nicht mehr Inſpektor; alter gedienter Sergeant, wegen langjähriger treuer Dienſte Lazarethverwalter geworden, he! ja, Lazarethverwalter; nur herein ſpaziert.“

Wir folgten dem Rattenkönig nach, der haſtig über den Hof vor uns her in's Haus ging, wobei ſeine ſpitze weiße Mütze auf dem Kopfe hin und wieder wankte. In ſeinem Zimmer angekommen, nahm er unſere Zettel ab, trug uns in ſein Buch ein und ſchrieb jedem einen Schein für das Zimmer und die Nummer des Bettes, das er erhalten ſollte. Darauf trat er mit ſeiner gewohnten Lebhaftigkeit vor uns hin und ſagte: „Thut mir leid, thut mir leid, he, iſt aber ein ſehr ſtrenges Lazarethreglement, muß Alle unterſuchen, drum wer etwas bei ſich hat, ſag' es lieber vorher, he. Alter Arreſtinſpektor ich, he, werd's doch finden, he!“

Aus alter Bekanntſchaft, und da er wohl wußte, daß ich mich mit geiſtigen Getränken nicht abgab, ging er bei mir nur leicht vorüber, nahm aber dafür einen alten gebräunten Bombardier, der einen ungeheuren ſchwarzen Schnurrbart hatte und auf der Bruſt die ſilberne Schnalle, das Zeichen ſeiner fünfzehnjährigen Dienſtzeit, trug, deſto ſchärfer auf's Korn, und fand bei dieſem, was er vermuthet und geſucht zu haben ſchien, nämlich eine ziemliche Flaſche Rum, die der Aermſte zwiſchen Stiefel und Reithoſe verborgen hatte. Bei dieſem Anblick funkelten die Augen des Rattenkönigs vor Vergnügen und Bosheit, und nachdem er den heftigen Anfall ſeines ſehr trockenen Huſtens glücklich überwunden, begann er mit der größten Zungenfertigkeit dem alten Bombardier das Schändliche ſeines Betragens auseinander zu ſetzen. Dieſer, der ſich anfänglich an dem Zorn des kleinen Ungethüms ergötzte, bemerkte ihm endlich ganz ruhig: es erſcheine ihm ſehr unpaſſend, einen Kranken mit harten Worten anzulaſſen, und er möchte gefälligſt ſein Maul halten. Das war zu viel für den Rattenkönig.

„He, he!“ ſchrie er, „alter Sergeant, das von einem Bombardier zu hören; werd's anzeigen, werd's anzeigen, he, he!“

„Was Bombardier zu hören,“ ſpottete ihm der Andere nach, „ein Bombardier in der Artillerie iſt gerade ſo viel werth wie ein Dutzend verbrauchter Sergeanten, Baſta!“

Doch der Rattenkönig ſagte nicht Baſta, und wer weiß, wohin der Streit noch geführt hätte, wenn nicht in dieſem Augenblicke bei der offenen Thür Jemand vorbeigegangen wäre, der bei dem Wortwechſel ſtehen blieb und hereinſchaute. Es war der Lazarethinſpektor. Er trug einen Civilüberrock, an welchem man einige Ordensbänder ſah, hatte den Bart, wie man es oft bei alten Infanterie-Offizieren bemerkt, bis auf zwei übrig gebliebene Punkte unter der Naſe wegraſirt, und ſein Kopf war mit einer Infanteriemütze bedeckt. Ein unangenehmes Geſicht hat der Herr Inſpektor, dachte ich mir. Kaum wurde der Rattenkönig ſeiner anſichtig, ſo brachte er ſeine Klage vor, die er mit den Worten ſchloß: „He, Herr Hauptmann, muß auf Beſtrafung des Mannes drängen; zu mir, einem alten gedienten Sergeanten geſagt, das Maul halten, he!“

Der Inſpektor ſah uns gerade nicht freundſchaftlich an, und ſprach gegen den Bombardier: „Weiß er, Herr, daß hier kein Widerſprechen geduldet wird, ebenſowenig wie vor der Front. Hab' doch immer des Teufels Scheererei mit der Artillerie.“

Das war zu arg, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu erwidern, daß ſich die Artillerie freilich nicht von einem Lazarethhausverwalter auf der Naſe herumtanzen laſſe.

Kaum hatte ich das geſagt, ſo trat der Herr Hauptmann und Inſpektor in die Stube herein gerade vor mich hin, beſah mich von oben bis unten, wobei einige Röthe des Zorns auf Wange und Stirn glänzte, und forſchte nach meinem Namen. Als ich ihm denſelben angegeben, ſowohl den meiner Familie, als wie meinen Vornamen, auch wo ich her ſei und die Nummer der Batterie, kurz ihm in der Kürze einen kleinen Lebensabriß von mir ertheilt, ſchloß ich meinen Bericht mit den Worten: „Jetzt, Herr Hauptmann oder Herr Inſpektor, da Sie wiſſen, wer ich bin, werden Sie mich hier nicht länger in dem Zimmer des Verwalters aufhalten, ſondern mich in den Saal entlaſſen, dem ich zugetheilt werde.“

„Ja,“ ſagte auch der Unteroffizier, der mich hergebracht hatte, ich möchte den Bombardier auch jetzt abgeliefert haben, und begreife nicht, was das Stehen und Ausfragen hier nützen ſoll.“

Dieſe Frechheit war zu groß für den Hauptmann. „Herrrr!“ brach er gegen meinen Unteroffizier los, „wiſſen Sie, daß ich Sie auf die Wache kann ſetzen laſſen? Wie iſt Ihr Name?“

Nachdem der Unteroffizier lächelnd dieſen angegeben, fügte der alte Bombardier aus übergroßem Dienſteifer den ſeinigen auch noch hinzu, worauf der Inſpektor, nachdem er uns noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen angeſchaut, hinwegeilte, wobei er etwas von ſchwerer Ahndung zwiſchen den Zähnen murmelte. Mein Unteroffizier gab mir noch einmal die Hand und verließ das Lazareth.

Der alte Bombardier wurde in eine Abtheilung des Gebäudes gebracht, welche man unter uns mit dem techniſchen Ausdruck „Ritterſaal“ benannte. Für mich rief der Rattenkönig einen andern Krankenwärter herein, einen Kerl, der auf dem Hofe ſtand und ſich geſonnt hatte, mit einer höchſt widerwärtigen und verſchmitzten Phyſiognomie. Er trug eine ſchmierige Tuchjacke, um den Leib eine weiß ſein ſollende Schürze und an den Füßen weiße wollene Strümpfe und Pantoffeln; eigentlich waren es keine Pantoffeln, ſondern nur ein paar Schlappſchuhe. Den Zipfel einer unſaubern Nachtmütze trug der Kerl auf die Seite gedrückt, nach Art der Hausknechte. Ueberhaupt hatte er vielmehr Aehnlichkeit mit einem ſolchen, als mit einem Krankenwärter.

„He, he,“ ſagte der Rattenkönig, „der junge Herr kommt auf Nr. 20, den Reconvaleſcentenſaal.“

Der Kerl ſah mich ſcheel von der Seite an, legte die Hände auf den Rücken und ſchlich faul vor mir her, die Treppen hinan, bis vor Nr. 20.

14.

Der Reconvaleſcentenſaal.

Wir ſtiegen in den zweiten Stock hinauf und machten vor einer Thüre Halt.

„Sind viele Leute in dem Saal?“ fragte ich den Krankenwärter.

Zur Gegenantwort ſah er mich an, ſagte aber keine Sylbe. Auch gut, dachte ich, und trat in die geöffnete Thüre, wo mich alsbald ein einziger Blick über die Anzahl der Kranken in Nr. 20 aufklärte. Es waren mindeſtens zwanzig Betten drin, von denen nur zwei unbeſetzt waren. Mein ſtummer Führer brachte mich an eins derſelben, machte eine Bewegung mit dem Kopfe und ſagte: „Das Bett!“ dann drehte er ſich um und ging durch die Reihen der Kranken nach der Thüre zu. Obgleich er auch von dieſen vielfach angeredet und gefragt wurde, ſo nickte er ſtatt der Antwort höchſtens mit dem Kopfe oder zuckte verächtlich mit den Achſeln.

„He, Mathes!“ ſchrie einer, „was gibt's zu eſſen heut?“

Und ein Anderer ſagte: „Iſt das Sechspfennigbrod bald wieder auf acht Pfennige herabgeſtiegen?“

„Mathes!“ rief eine Baßſtimme aus einem Winkel hervor, „ich wünſchte mich in den Beſitz eines Schoppen Rums. Aber du mußt mir pumpen, Mathes.“

„He, he!“ ſpottete ein Anderer dem Rattenkönig nach, „eine Flaſche Rum — Lazarethreglement — Inſpektor anzeigen. He, he!“

„Hör, Mathes,“ ſagte wieder einer in ſcheinbar ernſtem Ton, „ſchick' den Speiſezettel von deiner öffentlich heimlichen Garküche herauf. Da mir der Arzt alles Scharfe verboten hat, ſo kannſt du mir einen Pfannkuchen mit Schinken anfertigen laſſen.“

Auf alle dieſe Witzeleien antwortete der Krankenwärter kein Wort, ſondern hier zuckte er verächtlich mit den Schultern, dort warf er einem der Sprecher einen wüthenden Blick zu oder ſtreckte die Zunge gegen ihn heraus und zuletzt fing er an eine Weiſe vor ſich hin zu pfeifen und verließ den Saal, gefolgt von einem ſchallenden Gelächter.

„Der Hallunk,“ ſagte die Baßſtimme, und ein Anderer entgegnete: „Seit man ſeiner Frau das Speiſehandwerk gelegt hat, bin ich überzeugt, treibt er mit dem verfluchten Rattenkönig Muſchelei, denn für viel Geld kann man von dem Kerl haben, was man will.“ — „Ja, für viel Geld,“ ſeufzte ein Dritter.

So war ich denn im Lazareth, in Nr. 20, auf dem Reconvaleſcentenſaal, und ſah, daß in der That hier nur Geneſene und keine Kranke waren; denn nur wenige von den achtzehn Leuten, die ſich hier befanden, lagen ſtill und ausruhend auf ihrem Bett. Die meiſten wälzten ſich faul umher oder ſaßen zu fünf — ſechſen beiſammen und unterhielten ſich. Da die Kleidung aller Kranken in Militärlazarethen die gleiche iſt — weite graue Beinkleider, ein geſtreifter Zwilchkittel, weiße wollene Strümpfe und Pantoffeln — ſo hört hier aller Rangunterſchied auf, und Sergeanten, Unteroffiziere, Gemeine, Alles ſaß und lag durcheinander und lachte und plauderte zuſammen. Ich ſaß in der äußerſten Ecke des Saals einſam auf meinem Bett, meine Hand ſchmerzte mich heftig. Jetzt erſchien der Krankenwärter wieder, und brachte auch mir den oben beſchriebenen Anzug. Bei ſeinem Eintritte dieſelben Späſſe und Witzeleien von Seiten der Kranken, und das gleiche Stillſchweigen von ſeiner Seite. Nur einmal, als eine Stimme rief: „Pfui über den Spion!“ drohte Mathes mit der Fauſt nach dem Bette, wo der alſo Sprechende lag. Doch wurde gleich darauf die Baßſtimme wieder laut und erklärte, wenn er noch einmal mit der Fauſt drohe, ſo würde er ihm ein paar Medicinflaſchen an den Kopf werfen.

Da hatte ich nun meinen Anzug vor mir liegen, und wenn ich auch die verzweifeltſten Anſtrengungen machte, mich auszuziehen, ſo konnte ich von der kranken Hand nicht einmal den Handſchuh herunter ziehen, geſchweige, daß ich ſie hätte gebrauchen können. Einige der Leute, die mir zunächſt lagen, ſahen meinen fruchtloſen Anſtrengungen zu, waren aber zu faul, aufzuſtehen und mir zu helfen, bis plötzlich die Baßſtimme wieder laut wurde und im befehlenden Tone rief: „Sieht denn keiner von Euch, daß der Unteroffizier ſeine Hand nicht gebrauchen kann? Zum Teufel, ſo helft ihm doch ausziehen!“

Wer die Baßſtimme war wußte ich natürlich nicht, doch merkte ich wohl, daß ſie hier im Saal ein Gewicht haben mußte, denn alsbald erhoben ſich einige von ihren Betten und waren mir behülflich, Stiefel und Reithoſe auszuziehen. Doch mit dem Kollet wollte es nicht gehen, wenn wir uns auch alle mögliche Mühe gaben. Der Arm war ſchon ſo geſchwollen, daß wir nicht einmal die Knöpfe an dem Aermel löſen konnten.

„Wir wollen den Doctor rufen,“ ſagte einer von den Leuten, die mich ausziehen halfen. Die Baßſtimme wiederholte: „Ja, ruft den Cigorius, das Kameel ſoll ſeinen Dienſt thun.“

Einer ging darauf hinunter, kam aber bald mit der Antwort zurück: Der Doctor ſei ausgegangen, und der Rattenkönig hätte geſagt, da es doch halb vier Uhr ſei, ſolle man nur warten, um vier Uhr ſei ohnehin Inſpektion und da würde der Doctor ſchon kommen. Nach dieſer Antwort legte ich mich auf mein Bett hin, denn ich war ſehr ermüdet, und verſuchte zu ſchlafen, doch wollte mir das vor Schmerz an meiner Hand nicht gelingen. Endlich ſchlug es vier Uhr, und kaum war der letzte Schlag verklungen, ſo befahl die Baßſtimme: „daß ſich kein Menſch rührt und eine Antwort gibt, bis ich anfange, Alles ſoll ſchlafen;“ und dieſem Befehl gemäß wurden alle Sitzungen plötzlich aufgehoben; jedes ſtreckte ſich auf ſein Bett aus und eine tiefe Stille trat ein.

Ungefähr eine Viertelſtunde nach vier Uhr hörten wir Schritte den Gang herauf kommen, worauf die Baßſtimme einen ſchnarchenden Ton von ſich gab, in welchen augenblicklich die ſiebzehn Andern einfielen, und es entſtand ein Concert, das über alle menſchlichen Begriffe geht.

Jetzt öffnete ſich die Thür und der dienſtthuende Arzt, ein langer, ſchmächtiger, blaſſer, junger Mann trat ein, der an dergleichen Muſiken im Reconvaleſcentenſaal ſchon gewöhnt ſchien; denn er hörte gar nicht darauf, ſondern ging, von Mathes geführt, und gefolgt von zwei Lazarethgehülfen, ſehr jungen Menſchen, die ſich lachend anſtießen und luſtig um ſich ſchauten, nach meinem Bette hin. Ich richtete mich auf, und da mich der Schmerz gerade nicht gut gelaunt machte, ſo antwortete ich dem Chirurgus auf ſeine vorwurfsvolle Frage: ob ich nicht wüßte, daß die Uniform nicht in's Bett gehörte? „Wenn man hier ſeine Pflicht gethan hätte und gleich nach mir geſehen, ſo hätte ich freilich nicht nöthig gehabt, mit meinem verwundeten Arm in dem engen Kollet ſtecken zu bleiben.“ Der Scandal in dem Saal war aber ſo groß, daß man kaum ſein eigen Wort hören konnte, und der Doctor, der meine Antwort überhören zu wollen ſchien, haranguirte die Schnarcher, indem er mit lauter Stimme zu ihnen ſagte: „Wenn Ihr fortfahrt, einen ſolchen Spektakel zu machen, ſo iſt es mir unmöglich, mich nach den Umſtänden Eures Kameraden zu erkundigen.“

Nach dieſen Worten hörte die Baßſtimme in derſelben Art zu ſchnarchen auf, wie man es zu machen pflegt, wenn man in der Nacht plötzlich aus dem Schlafe geweckt wird, und wie auf Kommando machten es die ſiebzehn Uebrigen ſo nach, worauf der Spektakel ſehr effektvoll ſchloß.

Nachdem der Arzt einen Augenblick meinen Arm befühlt und unterſucht, wurde er weit artiger, als ich es ſeiner erſten Anrede nach vermuthen konnte. Er ſagte: „Es thut mir wirklich leid, daß ich Sie ſo lange warten ließ, aber man ſagte mir, Ihre Hand ſei nur ganz unbedeutend verletzt; aber das iſt wahrhaftig nicht unbedeutend; wir müſſen Kollet und Handſchuh heruntertrennen und ſorgfältig abziehen.“

Alsdann fand es ſich, daß zwei Finger gebrochen waren, die mir unter fürchterlichen Schmerzen eingerichtet wurden. Nun wurde meine Hand mit Leinwand dicht umwickelt und in ein blechernes Ding gelegt, das wie ein Stück Dachrinne ausſah. Und als man mir dieſes mit einem alten ſchwarzen ſeidenen Tuch um den Hals gehängt, war der Verband fertig und ich ſah aus wie ein junger Invalide.

Glücklicher Weiſe hatte mich der Doctor auf die zweite Form geſetzt, ein Ausdruck, den ich auch nicht am erſten Tage verſtand, und den ich mich daher bemühen muß, den Uneingeweihten klar zu machen.

Schon früher ſprach ich davon, daß in den Lazarethen nur ſchmale Biſſen ausgetheilt würden, und die Art der Verköſtigung beſteht aus drei Rangſtufen: erſte, zweite und dritte Portion, oder mit dem gewöhnlichen Soldatenausdruck: erſte, zweite und dritte Form.

Für wirkliche und hauptſächlich innerlich Erkrankte wurde, da ſie nur wenige und leichte Speiſen vertragen können, meiſtens die dritte Form verordnet, die zum Frühſtück aus einem Glas Brodwaſſer beſtand, zu Mittag aus einer ditto Suppe oder Reisſuppe und zu Abend aus etwas Aehnlichem. Zu dieſer Form wurden aber auch ſolche verurtheilt, die man im Verdacht hatte, daß ſie ſich aus Faulheit im Lazareth aufhielten, um keinen Dienſt zu thun.

Die zweite Form, der ich zugefallen war, beſtand ſchon aus etwas beſſeren Sachen. Da bekam man des Morgens eine Milchſuppe oder Thee und etwas weißes Brod dazu, hatte Mittags eine Fleiſchſuppe mit einer Idee von Fleiſch, ſowie nach Umſtänden ein Glas Wein oder Bier, und Abends eine ähnliche Brühe, worin allerlei nützliche und angenehme Gegenſtände, wie Kartoffeln, Graupen, Reis und dergleichen zerkocht waren.

Wer aber gar der erſten Form theilhaftig wurde, der war ein glücklicher Mann, und es haben mich Viele verſichert, mit der erſten Form würden ſie ihre dreijährige Dienſtzeit gern in den Mauern des Lazareths eingeſchloſſen verbringen.

Ich alſo hatte die zweite Form und das ſtand an einem ſchwarzen Täfelchen ſäuberlich geſchrieben zu leſen unter meiner Charge Unteroffizier H., meinem Alter und dem Uebel, das ich hatte. Wie ich ſo vor meinem Bette ſaß, und das ſchwarze Täfelchen anſah, fiel mir der erſte Tag meiner Dienſtzeit in D. ein, wo ich vor meinem Bette ſtand und mit einem ſehr ſtarken Wonnegefühl Kanonier H. las. Seit damals waren nur ein paar Jahre verſtrichen, und, o Gott, wie hatten ſich meine Begriffe über den edlen Stand, dem ich angehörte, geändert! Wie ſah ich jetzt recht ein, daß dieß Leben in Friedenszeiten, wo ihm natürlich die rechte Wirkſamkeit abgeht, nur äußerer Glanz und Schein ohne den mindeſten Kern iſt, ein hohles Geſpenſt, das, zu rechter Zeit erſcheinend, Schrecken einjagt und jetzt am ruhigen ſtillen Tage, im hellen Sonnenſchein ſelbſt den Kindern nur luſtig und ungefährlich erſcheint. Was ich mir ſchon oft geſagt hatte, daß ich des Soldatenſpielens müde ſei, und gern einen andern Wirkungskreis ergriffen, wenn mich nicht meine äußern Mittel daran gehindert hätten, das ſagte ich mir heute erſt recht wieder, als ich in ſo großer Geſellſchaft und doch einſam auf meinem Bette ſaß, und blickte vergeblich in meine Zukunft, wo ſich mir kein lichter Punkt zeigte.

Meine Collegen waren ſchonend genug, mich, den ſie vor Schmerz und Müdigkeit erſchöpft hielten, gänzlich in Ruhe zu laſſen. Auch war es bald Eſſenszeit und jeder ſuchte aus den kleinen Schränken, die zwiſchen den Betten ſtanden, ſeine Speiſewaffen, in Löffel und Gabel beſtehend, hervor, um dem Abendbrode, ſobald es ankäme, gleich zu Leibe gehen zu können. Dieſer große Augenblick erſchien in kurzer Zeit, denn kaum hatte es ſechs Uhr geſchlagen, ſo erſchien Mathes an der Thür, eine große Schüſſel tragend, gefolgt von einem andern Krankenwärter, der eine ähnliche trug, und woraus jeder nach der Form, auf welche er geſetzt war, den Antheil an Fleiſchbrühe, Brodſuppe oder Fleiſch erhielt.

Bei dieſem Austheilen irrte ſich Mathes, der Krankenwärter, nie zu Gunſten eines der Patienten, wohl aber machte er hie und da den Verſuch, einem die dritte Form zu ertheilen, dem die zweite zukam. Obgleich ich ihm mein Täfelchen zeigte, auf welches der Doctor eigenhändig zweite Form geſchrieben, ſo zuckte er verächtlich mit den Achſeln und theilte mir einen Haferbrei in ſehr verdünnter Potenz zu. Da ich natürlich nicht wußte, daß mir eine ſolide Fleiſchbrühe und ein kleines Glas Wein zukam, ſo wollte ich mich nach meinem Bett zurückbegeben, um das Erhaltene zu genießen, denn mein Appetit war nicht klein, als die wachende Vorſehung durch jene Baßſtimme, die ich ſchon einigemale erwähnte, ihr Mißfallen laut und kräftig zu erkennen gab. Jetzt entdeckte ich auch zum erſten Mal, daß die Baßſtimme einem jungen, kräftiggebauten Manne angehörte, welcher drei- bis vierundzwanzig Jahr alt ſein konnte. Er lag nicht weit von mir auf ſeinem Bette, und hatte keine Miene gemacht aufzuſtehen, um ſeine Speiſen zu holen, war aber dafür mit aufmerkſamem Auge der Suppenaustheilung gefolgt.

„He, Mathes!“ ſchrie er jetzt plötzlich, „kann er nicht leſen, was auf der Tafel des Unteroffiziers da ſteht? Zweite Form heißt es, und nicht dritte. Unteroffizier, thun Sie mir den Gefallen und werfen Sie ihm Ihren Haferbrei an den Kopf. Er muß Ihnen Fleiſchſuppe geben, weißes Brod und ein halbes Glas Wein.“

Mathes grinſte zur Seite hin, wo der Mann mit der Baßſtimme lag, die Andern hörten zu eſſen auf und gaben ihren Beifall über dieſe Zurechtweiſung zu erkennen.

„Ja," ſagte einer, „mir hat er's auch ſo gemacht."

Und ein Anderer ſprach: „Ja, den Wein will er verkaufen und das Brod und die Fleiſchbrühe ſelbſt eſſen. Von dem Haferbrei hat er doch immer genug übrig."

Mathes entgegnete kein Wort, ſondern fuhr höhniſch lachend in der Suppenaustheilung fort. Obgleich ich keine Luſt hatte, Streit anzufangen, ſo konnte ich mich doch unmöglich übervortheilen laſſen, ſondern ich ging zu dem Krankenwärter hin und ſagte ihm, er ſolle mir geben, was mir zukomme. Unverſchämter Weiſe ſah mich der Kerl auf meine Aufforderung gar nicht an, ſondern faßte, da er mit der Austheilung fertig war, ſeinen Keſſel auf und wollte davon gehen.

„Hören Sie," ſagte ich dringender, „haben Sie mich nicht verſtanden, ich will haben, was mir zukommt." Er blöckte die Zähne gegen mich, und ſagte: „Was ihm zukommt! Ich kann nichts dafür, daß heute für die dritte Form nicht Kalbsbraten und Kartoffeln gekocht iſt. Hahaha!"

„Recht ſo, Unteroffizier!" rief die Baßſtimme zu. „Er ſoll Ihnen zweite Form geben."

„Ja, ſagte ich, auch hitzig werdend, „das ſollen Sie," und dabei ſetzte ich meine Suppenſchüſſel auf eine Bank und faßte ihn am Aermel.

„So," ſagte der Kerl boshaft, „Sie greifen mich an; ja, alle haben geſehen, daß Sie mich angegriffen haben. Ich will das dem Inſpektor melden, und da wollen wir ſehen, wer Recht behält."

„Ja, leider Gottes," ſchrie die Baßſtimme, „hält Dich der Inſpektor, oder der Herr Hauptmann, wollte ich ſagen, für etwas Ordentliches und glaubt Dir. Aber ruf ihn nur herauf, den Inſpektor, wir wollen ihn fragen, ob Du dritte Form geben darfſt, wo zweite angeſetzt iſt."

„Ja, ja," ſchrien die Andern, denen die Ausſicht auf einen

Skandal und einen Zank mit dem Inſpektor höchſt erwünſcht war, „ja, der Inſpektor ſoll herauf kommen.“

„Werd's beſtellen,“ lachte der boshafte Kerl, und ging mit ſeinem Suppennapf nach der Thür.

Der junge Mann mit der Baßſtimme hatte unterdeſſen einen ſeiner Pantoffeln mit in's Bett genommen und zielte damit augenſcheinlich nach dem abgehenden Krankenwärter, ſagte aber: „Paßt auf, wie ich dort an der Wand die Fliege treffen will.“

Kräftig flog der Pantoffel dahin, doch Mathes, der wohl wußte, wem der Wurf galt, ſprang ſchnell zur Thüre hinaus und prallte auf dem Gang glücklicher oder unglücklicher Weiſe gegen den Rattenkönig an, den der Lärm im Reconvaleſcentenſaal herauf gelockt hatte. Dieſe Begegnung war ſo unvorhergeſehen und heftig, daß ſich kein Theil retten konnte. Die Schüſſel ſchlug um, und begoß Beide mit dem übrig gebliebenen Haferbrei.

„He, he,“ ſchrie der Rattenkönig, „ich ein alter gedienter Sergeant und Hausverwalter, ſo behandelt werden, werd's dem Inſpektor und der Kommandantur melden und die Kommandantur ſpaßt nicht, gibt drei Tage Mittelarreſt, daß die Seele pfeift. He, he, meinen ganzen Rock verdorben, und das Band meiner Verdienſtmedaille beſchmutzt. He! Schändung eines königlichen Ordens! He! wird hart beſtraft!“

Obgleich Mathes ſelbſt von oben bis unten begoſſen war, ſo war er doch äußerſt beſtürzt, den Hausverwalter auf dieſe Art zugerichtet zu haben, und ſtammelte einige Worte der Entſchuldigung, die aber für uns eben ſo viele der Anklage wurden. Aufmerkſam hatten wir der Strafrede des Rattenkönigs gelauſcht und nach Beendigung derſelben brach die Baßſtimme in ein lautes Gelächter aus, in welches die Andern kräftig einſtimmten. Wüthend darüber ſtürzte der Rattenkönig in den Saal, und bot er ſchon im gewöhnlichen Zuſtande einen lächerlichen Anblick dar, ſo war er jetzt, von Zorn geröthet und über und über mit Haferbrei begoſſen, das Luſtigſte, was man nur ſehen konnte. Gegen das Bett, in welchem der Mann mit der Baßſtimme lag, wandte er ſich und ſchrie ihm zu: „He, he, Rekrut, nichts wie Rekrut, dreijähriger Rekrut, hat wieder, wie immer, Alles angeſtiftet. He! Und macht einen alten gedienten Sergeanten lächerlich, der Grünſnabel. Sollten ſich aber alle ſchämen,“ wandte er ſich zu uns, „Unteroffiziere, Bombardiere und Gefreiten, ſich mit dem grünſnabligen Rekruten abzugeben. Ja, Rekrut, Rekrut!“

„Hören Sie,“ ſagte die Baßſtimme lachend, „hören Sie, Herr Lazarethverwalter, geweſener Arreſtaufſeher! Vor Gott ſind wir alle gleich, und im Lazareth auch. Jeder hat denſelben Kittel an und wenn Sie nicht zufällig eine Haferbreiauszeichnung trügen, würde man Ihnen nicht anſehen, daß Sie ein alter gedienter Sergeant ſind. He! he!“

Und der ganze Saal wiederholte: „He! he!“

Da der Rattenkönig kein Sprachtalent war und ſchon auf dem Gange und im Saale ſeine Kraftausdrücke: Kommandantur melden, drei Tage Mittelarreſt, Seele pfeift, Grünſnabel und Rekrut aufgebraucht hatte, ſo wußte er ſeiner Wuth keine Worte mehr zu geben, ſondern ſchrie nur: „Inſpektor melden, Inſpektor melden! He, he!“ und ſtürzte zur Thür hinaus, gefolgt vom Geſchrei ſämmtlicher Kranken, die ihm taktmäßig nachriefen: „He — he — hehehe!“

Hiermit war aber der Auftritt nicht zu Ende, denn er rief wirklich den Inſpektor, der auch bald darauf in Perſon, gefolgt von dem wachthabenden Unteroffizier und zwei Infanteriſten an der Thür erſchien. Ich war wirklich begierig, wie ſich der Inhaber der Baßſtimme bei dieſer Gelegenheit aus der Affaire ziehen würde.

Der Inſpektor trat ein, ſeine Infanteriemütze wie vorhin auf dem Kopfe, ſtemmte ſeine Arme in die Seite und ſah ſich ringsum.

„Nein,“ ſagte er nach einer Pauſe, „das muß ich geſtehen, ſolch eine Wirthſchaft iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Werde dieſe — — Herren noch Alle in Arreſt ſpazieren laſſen — einen nach dem andern — muß ich das in dem Haus erleben, wo ich Inſpektor bin. Was hat's wieder gegeben, Mathes? Wie fing die Sache an?"

Ehe Mathes antworten konnte, ſtreckte ſich der Mann mit der Baßſtimme in ſeinem Bette lang aus und gähnte, mit einem hohen Ton anfangend durch mehrere Oktaven hinab, worauf ein allgemeines kaum unterdrücktes Lachen der Uebrigen folgte.

„So," fuhr der Inſpektor fort, „ſelbſt in meiner Gegenwart Skandal, Sie werden mich zwingen, daß ich das Zimmer mit Wache beſetzen laſſe und Alles in Unterſuchungsarreſt erkläre. Wie fing es an?"

Jetzt dachte ich: es iſt Zeit, um mich auf dem Saale in Reſpekt zu ſetzen; deßhalb trat ich vor, und ſagte recht beſcheiden in Ton und Miene: „Die beſte Auskunft kann ich geben, denn ohne mein Verſchulden fing der Wortwechſel durch mich an."

„So," lachte der Inſpektor ingrimmig, „Herr Unteroffizier von der Artillerie. Erſt eine Viertelſtunde im Haus und ſchon Streit. Mathes, wie war's?"

Dieſer ſagte achſelzuckend: „Wegen der Form, Herr Hauptmann."

„Ja, wegen der Form," entgegnete ich. Und ein Dutzend Stimmen aus den Betten heraus ſchrien mir nach: „Ja, wegen der Form!"

„Auf meinem Täfelchen," fuhr ich fort, „hat der Arzt eigenhändig die zweite Form aufgeſchrieben, und Mathes gab mir trotz aller Einwendung die dritte Form, in Haſerbrei beſtehend."

Bei dieſen Worten machte ich eine leichte Handbewegung gegen den Krankenwärter und den Rattenkönig, welche von einem unauslöſchlichen Gelächter ſämmtlicher Kranken begleitet wurde. Der Inſpektor biß zornig die Zähne über einander, legte die Hände auf den Rücken und ſagte mit einem gewiſſen Kopfnicken: „Womit habe ich es eigentlich verſchuldet, daß ich ſolche Ka — in Ordnung halten muß. Hausverwalter, notiren Sie den Namen dieſes jungen Mannes."

„Halten zu Gnaden, Herr Inſpektor," entgegnete ich, „iſt unten ſchon geſchehen. Ich bin meines Namens überall geſtändig, Unteroffizier H. von der zweiten reitenden Batterie, ſiebenter Artolloriebrigade."

Ohne mich ferner eines Blicks zu würdigen, verließ der Inſpektor den Saal, gefolgt von Mathes und dem Rattenkönig. Meine Kameraden im Reconvalescentenſaal verſicherten mich, ich habe mich außerordentlich gehalten, und ich hatte einen ziemlichen Grad in ihrer Achtung erſtiegen.

15.

Herr Forbes. — Doſe's Abſchied.

Solche Auftritte, wie am erſten Tage meines Lazarethaufenthaltes kamen übrigens mehr oder minder ſtark täglich vor. Bald wurde der Rattenkönig auf alle erdenkliche Art geneckt, indem man ihm Drohbriefe ſchrieb, oder von einer begangenen Untreue ſeiner Frau in Kenntniß ſetzte, und was dergleichen mehr war. Mathes, wie ſchon geſagt, einer der boshafteſten Kerle, die mir in meinem Leben vorgekommen, wurde bald gut, bald ſchlecht behandelt, wie er gerade eben mit der Baßſtimme ſtand. Als Krankenwärter hatte er darauf zu ſehen, daß die Angehörigen und Freunde der Kranken, wenn ſie zum Beſuch kamen, keine verbotenen Eßwaaren einſchleppten, und dieſes Spioniramt trieb er mit der gehörigen Umſicht und Schlauheit. Er hatte aber auch mehrere Gründe hiezu, um den armen Eingeſperrten eine ſolche Freude nicht zu gönnen; denn erſtens machte es ihm viel Spaß, Andern wehe zu thun, und dann, was unglaublich klingen mag, hatte er in ſeiner Kammer im Lazareth ein kleines Magazin aller verbotenen Eßwaaren aufgehäuft, die er gegen ſchmähliches Geld denen, die ihn baar bezahlen konnten, verkaufte.

Unter ſeinen Abnehmern ſtand nun oben an der Mann mit der Baßſtimme, welcher Forbes hieß, und von dem der Rattenkönig geſagt hatte, er ſei ein dreijähriger Rekrut. Und das war eigentlich wahr. Herr Forbes war der Sohn eines wohlhabenden Pachters und ſeine beiden älteſten Brüder hatten der Soldatenpflicht bereits genügt, als die Reihe an ihn kam. Da aber auf ihm, als dem umſichtigſten und fleißigſten, und weil der Vater ſchon alt war, der ganze Betrieb der Güter ruhte, ſo hatte er bei allen Behörden reklamirt, um vom Militärdienſte frei zu werden. Natürlicher Weiſe aber vergeblich. Aus Zorn hierüber faßte er einen Entſchluß, Alles mit ſich machen zu laſſen, aber keinen Dienſt zu thun. Und dieſes ſonderbare Gelöbniß hatte er nun faſt drei Jahre durch richtig gehalten. Den erſten Tag nach ſeinem Eintritt in die Kaſerne meldete er ſich krank und kam in das Lazareth, wurde aber bald darauf wieder als geſund entlaſſen. Jetzt blieb er auf ſeinem Zimmer unter dem Vorwand, er habe eine Schwäche in den Beinen, welche ihm nicht geſtattete, aufrecht zu ſtehen oder zu gehen. Er wurde auf's Neue unterſucht, aber wieder für geſund erklärt. Doch behauptete er das Unvermögen, ſtehen zu können, und verließ ſein Bett nicht. Man kommandirte Leute, die ihn aufheben, anziehen und auf den Kaſernenhof hinunter bringen mußten. Dort ließen ſie ihn los und Herr Forbes blieb augenblicklich auf dem Boden liegen. Man ſchleppte ihn wieder auf ſein Zimmer zurück und von da in's Lazareth, wo man bei Tag und Nacht die ſorgfältigſten Beobachtungen über ihn anſtellte, was aber Alles nichts half; denn er konnte entweder wirklich nicht gehen, oder er ſpielte ſeine Rolle ſo meiſterhaft, daß man ihm keinen Trug beweiſen konnte. Man hatte ihn mitten in der Nacht aus dem tiefſten Schlaf durch Feuerlärmen aufgeſchreckt und gehofft, er würde aufſpringen, um ſein Heil in der Flucht zu verſuchen. Weit gefehlt. Er erwachte, langte aber ruhig nach ſeinen Krücken, die neben ihm an der Wand ſtanden und kroch mühſam aus dem Bette. Die Aerzte aus allen Lazarethen der Stadt, welche an ſeinem Bette Conſultationen hielten, ſprachen ſich über die Sache als ganz unerklärlich aus, und wenn ſie in ihrem Innern auch an Verſtellung glaubten, ſo ſprachen ſie dies doch nicht geradezu aus, ja der Stabsarzt hatte in einem Bericht über ihn geſagt, daß ihm freilich die Sache unerklärlich und verdächtig vorkomme, doch wolle er die Möglichkeit einer ſolchen Schwäche, ohne daß ſie ſich äußerlich an einem Gliede ſelbſt bemerkbar mache, gerade nicht in Abrede ſtellen. Forbes hatte ſich hievon eine Abſchrift zu verſchaffen gewußt, und da ihm Geld genug zu Gebote ſtand, ſo betrieb er darauf hin ſeine Entlaſſung aus dem Dienſt ſo eifrig als möglich, ohne daß es ihm bis jetzt gelungen wäre. Wie geſagt, ſchon lag er faſt drei Jahre da, und hatte während der Zeit ſchon viel ausgeſtanden. Man hatte ihm anfänglich die dritte Form gegeben, und es hatte ihm viel Mühe gekoſtet, ja ſogar einige Eingaben an das Kriegsminiſterium, um auf die zweite und erſte Form geſetzt zu werden. Auch hatte man ihn mehrere Monate lang in ein entlegenes Zimmer geſperrt, worüber aber endlich ſein Vater eine Eingabe an den König machte, welche mit einer gewaltigen Naſe für den Inſpektor, aber zu Gunſten Forbes zurückkam. Seinerſeits that auch der Inſpektor Alles, um ihn los zu werden, indem er behauptete, dieſer Menſch ſei ein Krebsſchaden an der guten Zucht des Lazareths. Und er hatte daran nicht ſo unrecht; denn alle tollen Streiche, die gemacht wurden, kamen aus dem Kopfe des Herrn Forbes, der, Tag und Nacht auf dem Rücken liegend, Zeit genug hatte, darüber nachzudenken.

So ließ er ſich eines Tages, als ihm der Inſpektor wieder einmal unterſuchungshalber die Aerzte auf den Hals gehetzt, einen Bruder in's Lazareth kommen, der ihm ein kleines Säckchen mit Mäuſen mitbringen mußte. Dieſe wußte er während einer Conſultation plötzlich entwiſchen zu laſſen, und gab dann zu Protokoll, es ſei natürlich, daß man hier nicht geſund werden könne, indem die Inſpektion nichts dagegen thue, daß die Kranken nicht von ganzen Schaaren Mäuſen beunruhigt würden.

Mit meiner Hand ging es indeſſen langſam vorwärts, und wenn mich die Schmerzen an derſelben ſehr quälten, ſo war es mir doch noch beunruhigender, nichts von dem Grafen R., d. h. von der kleinen Emilie und nicht einmal etwas von meinem Feodor Doſe zu hören. Endlich eines Morgens gegen zehn Uhr wurde die Thüre des Saales vom Rattenkönig geöffnet, und ich jauchzte vor Freude laut auf, als Doſe eintrat. Er ſah recht feierlich, ja traurig aus, der arme Menſch, und ſetzte ſich mit einem tiefen Seufzer auf mein Bett nieder.

„Ei, ei, lieber Doſe," ſagte ich, „warum ſo mißſtimmt? Was macht die Poeſie, Ihre Tröſterin?"

„O Gott," antwortete er ſchwermüthig, „mit der Poeſie iſt's aus. Ich bin ſo eben über die Haide geritten, da ſind der Park, die Batterie und die Pulverhütten ſchon abgebrochen, — Alles kahl, die „luſtige Marketenderin" hat das Schild eingezogen. Gott, es iſt Alles eitel in dieſer Welt, „der naſſe Schwamm" iſt vertrocknet und in der „brennenden Lunte" verließ ich ſoeben ein Stücker zwanzig Feuerwerker, Unteroffiziere ꝛc. von der Brigade, die bei dem neuen Kommando ihre Entlaſſung eingeben wollen und Anſtellungen bei der Poſt, bei dem Steueramt, ja ſelbſt bei der Gendarmerie nachſuchen, für die ſie ihre lange Dienſtzeit berechtigt, um nur nicht unter einem neuen Oberſt dienen zu müſſen. Auch ich," ſetzte Doſe ſeufzend hinzu, „habe mich gemeldet, und da ich mit einer von den Aelteſten bin, ſo werde ich meine Anſtellung wohl am erſten erhalten."

„Aber Doſe," entgegnete ich erſchrocken, „was ſoll ich dann anfangen? Ohne Sie möchte ich auch nicht gern fortdienen."

Der lange Menſch legte mir gerührt ſeine Hand auf meinen linken geſunden Arm und zuckte dabei ſonderbar mit ſeinen Wimpern. „Ach," ſagte er, „mein lieber H., wenn ich auch da bliebe, ſo würde es doch mit dem Zuſammenleben die längſte Zeit gedauert haben. Sie ſind nun Unteroffizier geworden, und werden, geben Sie Acht, ich ſag' es Ihnen voraus, in kurzer Zeit zu irgend einer Fußbatterie verſetzt werden. Ja, zu einer Fußbatterie, mich ſchaudert's! oder am Ende gar zu einer Feſtungscompagnie."

„Ach," ſagte ich überraſcht, und der Gedanke erſchien mir wirklich ſchrecklich. „Ich zu einer Feſtungscompagnie? da geh' ich eben nicht hin."

„Nichts gegen die Subordination," erwiderte Doſe; „Sie wiſſen, der gute Feind iſt Ihnen nicht grün. Nächſter Tage, wenn Sie in C. ankommen, wird der Hauptmann Feind an einem ſchönen Morgen beim Appell die Hand unter's Kollet ſtecken, mit dem Fuße auftreten und der dicke Wachtmeiſter Löffel wird Ihnen freundlichſt vorleſen, daß Sie zur Feſtungscompagnie nach J. verſetzt ſind. Sie werden Ihrem guten Rappen Adieu ſagen, wie ich meinem alten Braunen, den ich nun ſchon ſeit zehn Jahren geritten." Bei dieſen Worten zuckte es wieder wie vorhin über die Wimpern des alten Unteroffiziers.

Doſe war augenſcheinlich in einer trüben Stimmung und ſeine Prophezeihung von der Feſtungscompagnie, an der viel Wahres war, beugte mich ſehr darnieder.

„Mit Ihrem Avancement," fuhr Doſe fort, „iſt es alsdann auch ſo ziemlich zu Ende. Der gute Alte hatte die bürgerlichen Offiziere ſehr gerne und hatte ein Herz, und wem er wohl wollte, dem half er; aber wen wir jetzt kriegen, das weiß der Teufel. Ich fürchte, ich fürchte, im nächſten Jahr wird auf der Haide die Bude „zum Herrn Lieutenant von" glänzende Geſchäfte machen. Ich las einmal," fuhr Doſe mit trauriger Stimme fort, „von dem Begräbniß eines alten indiſchen Feldherrn. Als der ſtarb, verließen ſeine treuſten Hauptleute und Untergebenen die Armee und ließen ſich mit ihm verbrennen. — Das Letztere können wir nun gerade nicht thun; aber die Armee verlaſſen wollen wir auch zum Todtenopfer für unſern guten Alten."

Damit ſtand Doſe von meinem Bette auf und reichte mir die Hand. „Nun leben Sie wohl," ſagte er, „wir reiten morgen früh ab, und ich muß nach den fetten Weiden hinaus. Die Striche am Bettkaſten," ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu, „ſind alle verwiſcht, aber ich wollte ſie gern noch einmal und doppelt neu daſtehen ſehen, wenn das die ganzen Sachen anders machte. Frau Wirthin will ich von Ihnen grüßen. — Apropos, und da iſt noch Jemand. Aha, Sie wiſſen ſchon," ſagte er, als ich ihn plötzlich erröthend anſah. Nun, Jemand kam häufig zu mir, und fragte mich, wie es Ihnen gehe und dergleichen. Aber geſtern und vorgeſtern hab' ich ſie nicht mehr geſehen."

„So," ſagte ich nachdenkend, und das „Nicht mehr geſehen" wollte mir gar nicht gefallen.

„Noch einmal leben Sie wohl," ſagte Doſe, „in C. ſehen wir uns wieder." Er reichte mir ſeine Hand, und nachdem ich einen zärtlichen Abſchied von ihm genommen und ihn mit meinem linken geſunden Arm ſo gut als möglich umarmt, ſchieden wir auf's Herzlichſte von einander.

Als ich nachher allein auf meinem Bette lag, und Alles, was mir mein alter Unteroffizier geſagt, nochmals überlegte, fühlte ich, daß er mir wahr prophezeit habe, aber daß er viel glücklicher ſei, als ich. Er konnte die Brigade verlaſſen, als ihm durch den Abgang des alten Oberſten und durch meine wahrſcheinliche Verſetzung das Soldatenleben unangenehm geworden war. Er hatte Ausſichten, bekam eine Anſtellung; ich aber dagegen hatte gar nichts dergleichen, und man kann ſich denken, daß ein Leben, wie dieſes, nachdem es allen Reiz verloren, mir hart und unerträglich erſcheinen mußte.

Wenn ich aber auch viele Plane machte, davon loszukommen, ſo ſah ich doch bei näherem Betrachten, daß alle unhaltbar und unausführbar waren. Ich hatte kein Vermögen, meine Familie hatte auch keines, und wenn es auch in weiteren Kreiſen der Verwandtſchaft einige Vettern gab, die man hätte reich nennen können, ſo waren ſie doch meiſtens mehr oder minder mit eigener Familie geſegnet und ſelbſt die ſanguiniſchſten Hoffnungen wären nicht im Stande geweſen, von ihnen eine kräftige Hülfe zu erwarten.

Im Reconvaleſcentenſaal ging das luſtige leichtſinnige Leben ſeinen gewöhnlichen Gang. An dem Tage, wo der Wechſel des Herrn Forbes ankam, war Mathes der höflichſte Menſch von der Welt. Da brachte er herbei, was gut und theuer war, und es wurde gezecht und gejubelt bis in die ſpäte Nacht.

Noch immer hatte ich nichts von dem Grafen R. gehört und ein bitteres Gefühl gegen die kleine Emilie hatte in meinem Herzen Platz genommen. Ach, ſie konnte ſich wohl denken, wie einſam und verlaſſen ich hier war, und wie ſehr mir ein Zeichen, daß ſie meiner noch gedächte, wohl gethan hätte.

Eines Morgens, als ich gerade lebhaft an ſie dachte, und an den ſchönen Abend, wo ich ihr eine Erklärung über Vorpoſtendienſt gegeben hatte, trat der wohlbekannte Gärtner des Grafen von R. in den Saal und überbrachte mir einen Brief deſſelben. Ich erbrach ihn haſtig und las nach Verſicherung der Theilnahme an meinem Unfalle die ſchrecklichen Worte: „er bedaure ſehr, durch dieſe Zeilen ſchriftlichen Abſchied von mir nehmen zu müſſen. Dringende Geſchäfte, die ihn verhindert, mich in den verfloſſenen Tagen zu beſuchen, veranlaßten ihn, noch heute abzureiſen." — Ich ſtarrte den Gärtner an, und konnte im erſten Augenblick meine Gedanken nicht in Ordnung bringen. Der alte Mann ſah mich lächelnd an und zog aus ſeiner Taſche einen kleinen Blumenſtrauß, den er mir übergab.

„Ja," ſagte er, „das iſt ſo plötzlich gekommen mit der Abreiſe. Der Herr Graf gehen nach Süddeutſchland, um das gnädige Fräulein zu Verwandten zu bringen, die in Heidelberg wohnen, und werden ſobald nicht zurückkehren. Den Blumenſtrauß hat mir das gnädige Fräulein aber gegeben, und auch dies kleine Briefchen." Ich ſuchte in den Taſchen meines Lazarethſchlafrocks, um dem Gärtner ein kleines

Trinkgeld zu geben, aber er wollte nichts nehmen, was mir eigentlich in vielerlei Hinſicht nicht unlieb war. Da er eilige Geſchäfte hatte, brach ich aus dem Blumenbouquet zur Antwort auf das noch nicht geleſene Billet ein Immergrün heraus, drückte es vor ſeinen Augen an meine Lippen und übergab es ihm für das Fräulein. — Der alte Mann hat, wie ich ſpäter gehört, meinen Gruß pünktlich und beſtens beſtellt. In dem Briefchen aber ſtand:

„Der Onkel reist heute mit mir ab, und ich kann Sie nicht mehr ſehen, was mir wirklich ſehr leid thut.“ Das *wirklich* und *ſehr* war unterſtrichen. „Leben Sie denn wohl, und wenn Sie an mich ſo oft denken, wie ich an die diesjährigen Manöver, ſo werden wir nichts vergeſſen, was wir Freundliches dort erlebten. Emilie.“

Nach Leſung dieſer Zeilen legte ich mich mit dem Geſicht nach der Wand zu und ſchien zu ſchlafen; aber die Schriftzüge auf dem Billet bezeugten noch lange nachher, daß ich etwas ganz Anderes gethan.

16.

Suppe mit Mäuſedreck.

Wenige Tage nach dieſem Vorfall bekam ich einen Brief mit einem großen Siegel, welchen ich haſtig öffnete. Es war mein vierwöchentlicher Urlaubspaß von der Brigade und der Name des guten alten v. T. ſtand darunter. Dies Papier war mir äußerſt wichtig und ich verwahrte es daher mit der größten Sorgfalt. Daß die Liebe des Hauptmanns Feind zu mir wegen des Umſtandes, daß ich mich an den Oberſten um Urlaub gewandt, nicht eben ſehr zugenommen hatte, kann man ſich leicht denken. Auch war ich gewiß, ich mußte mich mit meinem Urlaub ſehr in Acht nehmen, denn wenn ich eine Stunde zu ſpät kam, ließ er mich ſicher in Arreſt ſetzen.

Wenn im Allgemeinen das Eſſen hier im Lazareth nicht beſonders gerühmt werden konnte, ſo war es doch ſeit einiger Zeit auffallend ſchlecht geworden. Die Fleiſchportionen beſtanden faſt nur aus Knochen, die Kartoffeln waren fleckig und von der ſchlechteſten Art, und was noch ſchlimmer war, Graupen, Hafer, Reis und dergleichen war gewöhnlich ſo mit Mäuſedreck verſehen, daß es ganz ſchwarz ausſah. Namentlich über das Letztere hatten wir ſchon häufig mit Mathes, mit dem Rattenkönig, ja ſogar einmal mit dem Inſpektor debattirt, welch letzterer aber als geweſener Infanterie-Hauptmann viel zu vornehm war, um auf die Klagen von ſo gemeinen Subjekten, wie wir, zu achten. Was ſollten wir thun? An wen ſollten wir uns mit unſerer Beſchwerde wenden? Wenn auch der Major du jour wöchentlich ein paar Mal in's Lazareth kam, und wenn es gleich ſeine Verpflichtung war, die Speiſen und dergleichen zu unterſuchen und ſich hie und da in den Zimmern zu zeigen, um allenfalls eine Klage entgegenzunehmen, ſo war hier im Lazareth doch hievon durchaus keine Rede. Der Inſpektor wußte ganz genau, an welchem Tage die Offiziere kamen, und da das gewöhnlich Morgens zwiſchen 10 und 11 Uhr ſtattfand, ſo war es alsdann ganz natürlich, daß ein ſolides Gabelfrühſtück für ſie parat ſtand, wobei ſie dann ohne viele Mühe ſchmecken konnten, wie für uns nicht gekocht wurde. Der Inſpektor wußte ſo das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und die Herren du jour, die nicht über die Wohnung des Herrn Inſpektors wegkamen, konnten mit gutem Gewiſſen beſchwören, ſie hätten im Lazareth Alles auf das Vortrefflichſte und Beſte gefunden.

Schon oft hatten wir uns vorgenommen, über das Eſſen klagbar zu werden und namentlich über die mit Mäuſedreck geſchwängerte Gerſte. Aber ſo oft wir auch hofften, der Major du jour verirrte ſich nie bis zu uns herauf. Da wurde eines Tages im großen Rathe beſchloſſen: wenn die Offiziere morgen früh wieder nicht durch die Säle gingen, ſollte einer von uns ihnen mit einer Schüſſel voll Graupen auf dem Hof in den Weg treten, um in Gegenwart des Inſpektors dieſes ſchlechte Nahrungsmittel vorzuzeigen. Eine Schüſſel voll Graupen wurde zu dieſem Zweck unter einem Bett verborgen gehalten, und mich traf das Loos, eine königliche Lazarethinſpektion zu verklagen.

Am andern Morgen gegen 10 Uhr nahm ich meine Schüſſel unter dem Bett hervor, deren Inhalt unterdeſſen kalt geworden, auf der Oberfläche eine zuſammengelaufene Rinde bildete; die ſchwarzen Mäuſedrecke, ſehr zahlreich vorhanden, machten ſich auf der weißen Farbe des Gerſtenbreis recht artig. Mit dieſem Corpus delicti auf dem Arm trat ich an das Fenſter des Flurs, das auf den Hof hinabführte und wartete, bis der Major du jour erſcheinen würde, endlich gegen halb 11 Uhr wurde die Klingel gezogen, das Thor geöffnet und er trat, von einem Offizier gefolgt, ein. Mir ſchlug das Herz, und wer da weiß, daß es beim Militär keine Kleinigkeit iſt, eine vorgeſetzte Behörde zu verklagen, wird mir nicht übel nehmen, daß ich die Treppen zögernd und langſam hinabſtieg. Meine Kameraden aus Nr. 20, die zuerſt durch die Thüre nach mir gelauſcht, kamen jetzt alle auf den Gang, um durch das Fenſter herab dieſes wichtige Ereigniß mit anzuſchauen.

Jetzt hatte ſich der Major du jour, wie es herkömmlich war, bei dem Rattenkönig nach dem Krankenſtand des Lazareths erkundigt, und ſchritt nun über den Hof, dem Inſpektor entgegen, der ihm freundlich ſchmunzelnd und Kratzfüße machend, entgegen kam. Die beiden würdigen Herren kannten ſich genau, ſchüttelten ſich die Hände, worauf der Major den Inſpektor unter dem Arm nahm und lachend mit ihm in das wohlbekannte Parterreſtübchen trat, wo die Frühſtücke ſervirt wurden. Ich ſtand hinter einem Pfeiler der Thür mit meinem kalten Gerſtenbrei auf dem Arm, und wartete geduldig. Nach einer halben Stunde kamen die Offiziere mit dem Inſpektor wieder in den Hof, das Geſicht des dicken Majors du jour glänzte von eben genoſſener Seligkeit, ſeine Naſenſpitze und ſeine Wangen waren etwas geröthet und der ſchmächtige Lieutenant hinter ihnen kaute noch mit beiden Backen.

„Lieber Major," ſagte der Inſpektor, „wollen Sie vielleicht noch die Küche, die Speiſekammern anſehen?"

Doch dieſer machte eine abwehrende Handbewegung und ſagte: „Laſſen's nur gut ſein, Herr Inſpektor, Ihre Küche iſt ja ausgezeichnet." „Was meinen Sie, Herr Lieutenant?" wandte er ſich zu dieſem. „Könnte man nicht eine Reisſuppe, wie ſie die Leute hier im Hauſe bekommen, und wie wir ſie eben gekoſtet, auf jede Tafel bringen?"

„Ja, ja," ſagte der Lieutenant und ſchluckte den letzten Biſſen hinunter.

In dieſem Augenblicke, auf's Neue ermuthigt durch die Blicke meiner Kameraden, die mir droben am Fenſter des Ganges zuwinkten, trat ich zwiſchen die drei Herren und präſentirte ihnen meinen geſtandenen Gerſtenbrei. Erſtaunt hoben ſie ihre Blicke, betrachteten mich und die Schüſſel, und die beiden Offiziere wußten anfänglich nicht, was das bedeuten ſollte; nur der Inſpektor, der den Zuſammenhang ahnte, wurde dunkelroth im Geſicht und fuhr mich mit einem „Herrrr! was unterſtehen Sie ſich?" an.

„Was ich mich unterſtehe," entgegnete ich ganz ruhig, „dazu habe ich mein volles Recht. Wollen der Herr Oberſtwachtmeiſter die Güte haben, die Beſchaffenheit dieſes Gerſtenſchleimes zu unterſuchen?" —

„Nein, dieſe Frechheit geht zu weit," ſagte der Inſpektor.

„Der Herr Oberſtwachtmeiſter werden mir dazu die Bemerkung erlauben," fuhr ich fort, „daß wir dieſe Speiſe, ſo mit Mäuſedreck verſehen, trotz unſerer wiederholten Vorſtellungen gegen den Krankenwärter und den Herrn Inſpektor ſelbſt, ſchon ſeit mehreren Tagen genießen müſſen. Ich bitte, die Sache zu unterſuchen."

„Ja, meine Herren," fiel der Inſpektor mir in's Wort, vor Zorn und auch vielleicht vor Verlegenheit etwas zitternd, „hier liegt eine tiefe Bosheit verſteckt, ich kenne dieſen Menſchen.“ Ich hob meine Schüſſel und hielt ſie dem Major dicht unter die Naſe.

„Allerdings,“ meinte der Lieutenant, „es iſt einiger Mäuſedreck darin.“

„Paperlapapp,“ entgegnete der Major, „der Inſpektor hat Recht, junger Menſch, nehmen Sie ſich in Acht, mir kommt von Ihrer Seite die Sache ein Bischen verdächtig vor.“

„Herr Oberſtwachtmeiſter,“ ſagte der Inſpektor, durch dieſe Worte ſehr ermuthigt, „ich bitte, die Sache zu unterſuchen.“

„Wann iſt die Suppe gereicht worden?“ fragte der Major.

„Geſtern, Herr Oberſtwachtmeiſter.“

„So, ſo! Und wo haben Sie die Suppe aufbewahrt?“

Bei dieſer Frage ſtockte ich, dachte aber, Wahrheit vor Allem und ſagte: „Unter meinem Bette, Herr Oberſtwachtmeiſter.“

„Sehen Sie,“ ſchrie der Inſpektor, „ſehen Sie die Bosheit, lieber Major; was kann ich dafür, daß es in den Stuben Mäuſe hat?“

Dieſe Wendung hatte mich in der That frappirt und eingeſchüchtert. Doch entgegnete ich: „Wir haben in unſern Zimmern nie etwas von Mäuſen bemerkt, ſondern die Suppe iſt geſtern ſo aus der Küche gekommen, wie ich ſie hier bringe.“

O Gott, das Schickſal hatte meinen Untergang durch die Hand jenes unſchuldigen Lieutenants beſchloſſen, der vom Boden ein Stöckchen aufgehoben hatte, und damit den Brei umgerührt. Denn als er ſo recht auf dem Grund umherfuhr, mochte er dort einen Körper fühlen, der ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Er brachte ihn an die Oberfläche und es war — eine Maus, die vielleicht in der Nacht in die Schüſſel geſprungen und dort erſoffen war.

„Sehen Sie, ſehen Sie, lieber Major,“ ſchrie der Inſpektor auf's Neue und rieb ſich die Hände. „Behandle einer die Menſchen gut und freundlich wie ich, und es wird einem ſo vergolten. Gott, das thut mir weh! Aber ich muß auf Beſtrafung dieſes Mannes dringen."

„Ja, ja," ſagte der dicke Major, der ſich beim Anblick der todten Maus voll Abſcheu herumgedreht hatte, „ſo etwas iſt ſtark. Laſſen Sie ein Protokoll aufnehmen, an dem Mann muß ein Beiſpiel ſtatuirt werden."

„Erlauben Sie," ſagte der Lieutenant, indem er die Hand an den Tſchako legte, „aber ohne den Herrn Inſpektor verdächtigen zu wollen, vielmehr um das Protokoll zu vervollſtändigen, wäre es wohl nöthig, das Zeugniß einiger jener Leute auf demſelben Zimmer, wo dieſer junge Menſch liegt, einzuholen."

Der Inſpektor warf dem Lieutenant für dieſen Vorſchlag einen ſehr unfreundlichen Blick zu; doch der dicke Major, dem Alles recht war, und der nicht merkte, daß der Vorſchlag des Lieutenants gegen den Inſpektor gerichtet war, willigte ein und die ganze Unterſuchungs-Commiſſion ſtieg die Treppen hinauf.

In dieſem Augenblick verſchwanden alle Geſichter droben vom Gang und meine Kameraden zogen ſich wahrſcheinlich in ihre Stube zurück. Wir traten in Nr. 20 ein, und beim Anblick des Majors du jour, des andern Offiziers, ſowie des Inſpektors, ſprang Alles in die Höhe, mit Ausnahme des Herrn Forbes, der ruhig im Bette liegen blieb, und manches Geſicht zog ſich in die Länge, als man bemerkte, daß es ſich hier um eine Unterſuchung handle. Der Major nahm ſich einen Stuhl und der Inſpektor, nachdem er ſeine Infanteriemütze abgenommen, wie er früher in unſerem Saale nie gethan, ſagte: „Der Herr Oberſtwachtmeiſter kommen hier herauf, um eine Sache zu unterſuchen, die eben ſo unglaublich klingt, wie ſie boshaft angelegt iſt. Da aber die meiſten von Euch Unteroffiziere, Gefreite und Gemeine vom Bataillon des Herrn Major ſind, vertraut er deſto mehr auf Eure Wahrheitsliebe und verlangt Euer Zeugniß in der Sache."

„Ja wohl, ja wohl," ſagte der Major, „eine ganz ſchlechte bosshafte Geſchichte, und wer von Euch nicht die Wahrheit ſagt, den ſoll ein — Donnerwetter regieren. Aha," wandte er ſich an einem, „Unteroffizier Knoll, auch hier, na, reden Sie einmal, haben Sie ſchon ſeit einigen Tagen Suppe bekommen, die nicht zu eſſen war. Pſt! Pſt! daß mir keiner dazwiſchen ſpricht!"

Der Unteroffizier Knoll zuckte bei dieſer Anrede die Achſeln und ſagte: „daß ſich ſeit einigen Tagen in der Suppe etwas Mäuſedreck vorgefunden, iſt ſchon wahr — aber —"

„Aber man hat ſie doch eſſen können? Haben Sie ſie gegeſſen, Unteroffizier?"

„Allerdings," entgegnete dieſer, „habe ich ſie gegeſſen."

„So, ſo," fuhr der Major fort. „Wer hat ſeine Suppe nicht gegeſſen? Ich will nichts anderes wiſſen," ſagte er abwehrend, als einige ſprechen wollten. „Wer hat ſeine Suppe nicht gegeſſen ſeit einigen Tagen?"

Da auf dieſe Frage natürlich Alles ſtill ſchwieg, ſagte der Major: „Genug, lieber Inſpektor, nehmen wir das zu Protokoll. Der Unteroffizier Knoll giebt zwar zu, allerdings etwas Mäuſedreck in der Suppe gefunden zu haben, was dieſelbe aber nach einſtimmigem Zeugniß nicht ungenießbar machte."

Der Lieutenant hatte kopfſchüttelnd dieſem ſonderbaren Verhör angewohnt, mochte aber gleichwohl ſeine guten Gründe haben zu ſchweigen, und ſich deßhalb damit begnügte, den Kopf zu ſchütteln. Herr Forbes ſchwieg dagegen nicht, ſondern ſetzte ſich in ſeinem Bette auf und verlangte ebenfalls zu Protokoll genommen zu werden. „Ja," ſchrie er ſo laut, daß man es in vier anſtoßenden Zimmern bequem mußte hören können, „ja, ich ſage, daß die Suppe ungenießbar war, und wenn wir ſie auch gefreſſen haben, ſo geſchah es, weil wir nichts anderes hatten, und weil wir bei all' dem andern, was man in dem Lazareth aushalten muß, nicht auch noch gar vor Hunger krepiren wollen. Die Suppe war ſo ſchwarz voll Mäuſedreck wie die Schüſſel da, und es iſt keine

Bosheit dahinter. Ich aber will einen Brief an den König ſchreiben laſſen und ihm die ganze Geſchichte auseinander ſetzen.“

Der Major hatte erſtaunt den Sprecher betrachtet und fragte den Inſpektor über dieſen Mann, der ihm achſelzuckend einige Worte ſagte, wahrſcheinlich er ſei der und der, ein ausgemachter Simulant, der ſchon ſeit mehreren Jahren im Lazareth liege und ſich krank ſtelle, um nicht dienen zu müſſen, worauf der Major ſich erhob und ihm in der zwiefachen Würde eines Oberſtwachtmeiſters und eines Major du jour befahl, er ſolle das Maul halten, ein militäriſches Endurtheil, ein Beweis, eine Ueberzeugung, kurz der Schluß einer Sache, der zwiſchen Offizier und Gemeinen Alles ſchlichtet und hinter welchem gar nichts mehr kommt.

Als der Major und der Inſpektor den Saal Nr. 20 verlaſſen, erhob ſich Herr Forbes gegen unſere Kameraden und warf ihnen ihre Feigheit in ſo nachdrücklichen Worten vor, daß es zu einem großen Scandal kam, den ich als Hauptbetheiligter nur mit Mühe ſchlichten konnte. Herr Forbes hatte ſie ſpeichelleckende Infanteriſten genannt, ein Ausdruck, der freilich ein klein wenig zu ſtark war; aber verdient hatten ſie ſchon etwas.

Um drei Uhr wurde ich hinabbeordert in die Wohnung des Inſpektors, wo dieſer im Beiſein eines wachthabenden Offiziers meine Sachen zu Protokoll nahm. Meine Ausſagen wurden dabei ſo wunderſchön hingeſtellt und verdreht; ich hatte ſo an dem Anſehen der Vorgeſetzten gefrevelt, ich hatte auf ſo merkwürdig boshafte Art falſche Klagen gegen die vortreffliche Verwaltung des Lazareths erhoben, aber glücklicherweiſe beſaßen meine Stubenkameraden Ehrgefühl und Wahrheitsliebe genug, um durch ihre freimüthigen Aeußerungen meine niedrigen Ausſagen darniederzuſchlagen, kurz, dieſer Act der Gerechtigkeitspflege war ein Meiſterſtück in ſeiner Art, und als der Inſpektor, der Offizier ihre Namen unter das Protokoll ſchrieben, ſah ich ſchon im Geiſte den Wanzenmajor vor mir ſtehen, wie er mich bewillkommte, und für einige vier bis ſechs Tage einſchloß. Ja, und wenn der Kommandant von W. mein Bruder geweſen wäre, er hätte mir auf das Protokoll hin eine gute Portion Arreſt geben müſſen.

17.

Flucht aus dem Lazareth. — In Urlaub.

So ſtanden die Sachen, als ich am andern Tage nach Abfaſſung dieſes gerechten Aktenſtückes von meinem Vormund einen Brief erhielt, deſſen Wohlbeleibtheit mir gegen die ſonſtige Magerkeit ſeiner Handbillets etwas Gutes anzudeuten ſchien. Und richtig ſo war es auch. Das Schickſal entſchädigte mich für Protokoll und Mäuſedreckſuppe auf's Glänzendſte. Das erſte, was mir aus dem Brief in die Hand fiel, waren 50 Thaler in Treſorſcheinen und dabei lag folgendes wunderſame Billet: „Lieber Junge, es kommt mir in der That ſo vor, als wenn Du mehr Glück wie Verſtand hätteſt, daß Du zum Unteroffizier avancirt biſt, eben ſo, daß Du mit dem Pferd geſtürzt und die Hand verletzt haſt, habe ich von dem Grafen R., der hier durchreiſte, erfahren. Apropos, ſeine niedliche Nichte hat von Dir geſprochen und ein Intereſſe für Dich an den Tag gelegt, was mich ſehr gefreut hat. Man muß das cultiviren. Jetzt aber zur Sache. Deinen Vetter P. hat ein großes Unglück betroffen, was Dir aber zum Heil ausſchlägt. Sein Sohn hat mit ſeiner Tochter eine Spazierfahrt gemacht. Du weißt, es war immer ein wilder Burſche, die Pferde ſind ihm durchgegangen. Er iſt umgeworfen worden und leider an den daran erhaltenen Verletzungen geſtorben. Auch das Mädchen iſt ſtark beſchädigt, lebt aber noch, und wenn ſie wirklich aufkommt, wird ſie doch ihr Leben lang an den erlittenen Beſchädigungen zu tragen haben. Du weißt, wie reich Dein Vetter P. iſt. Auch konnte er Dich von jeher gut leiden, und hat Deine tollen Streiche immer gelinde beurtheilt. Er ſchreibt mir nun ſo eben, ob es nicht möglich ſei, Dich vom Militär loszubringen, indem er vorhabe, ſich Deiner anzunehmen. Siehſt Du, mein Junge, das iſt kein kleines Glück für Dich. Das Herumſtreifen in Feld und Wald war von jeher Deine Paſſion; auch haſt Du auf der Jagd bei mir zuweilen einen guten Schuß gethan, obgleich ich Dir nicht verzeihen kann, daß Du damals im Klingelholz meiner Diana beinahe den rechten Hinterlauf abgeſchoſſen. Notabene, ſie iſt wieder ganz wohl und hat ſechs Junge, die ausgezeichnet zu werden verſprechen. Du ſollſt eines davon haben. Nun aber wieder zu unſerer Sache. Du kannſt Dir denken, daß ich gleich an das Generalartilleriekommando ſchrieb und um Deine Entlaſſung bat. Dabei habe ich mir ausgerechnet, daß, wenn Du aus dem Lazareth kommſt und und darauf in C. anlangſt, Du dort Deinen Abſchied findeſt, was Deinem lieben Hauptmann Feind nicht ſehr angenehm ſein wird. Du kommſt dann zu mir, wo ich Deine Ausrüſtung beſorgen werde, zu welcher der Vetter P. eine erkleckliche Summe geſchickt. Ich kann mir denken, daß Du 'mal wieder entſetzlich abgeriſſen biſt. Schreib nur gleich an den Vetter P., aber nicht mit Deiner gewohnten Faulheit. Nun lebe wohl und mach, daß Du bald aus dem Lazareth kommſt."

Wie es mir nach Durchleſung dieſer Zeilen war, kann ſich jeder, der meinen Schickſalen gefolgt, namentlich denen der letzteren Zeit, wohl denken. Ich glaubte zu träumen, und erſt nachdem ich den Brief mehrere Male geleſen, war ich überzeugt, daß mir wirklich ein großes Glück zu Theil geworden. Ich kannte den Vetter P., er war ſehr reich, lebte bald in der Stadt, bald auf einem ſeiner Landgüter. Ach, und obendrein lag eine dieſer Beſitzungen und gerade die, wo er ſich am liebſten aufhielt, in der Nähe von Heidelberg. Ich lag den ganzen Tag auf meinem Bette und baute die ſchönſten und herrlichſten Luftſchlöſſer. Es war aber in der That gut, daß mich für die Ungerechtigkeit des Protokolls das Schickſal ſo glänzend entſchädigte; denn wie der Rattenkönig zuweilen zu ſagen pflegte, „die Kommandantur ſpaßt nicht!“ ſo war es in der That; die Kommandantur machte fürchterlichen Ernſt und drei Tage nach Abgang des Protokolls wurde ich in das Bureau des Inſpektors citirt, allwo man mir eröffnete, daß ich wegen dienſtwidrigen Benehmens, ſo wie wegen verſuchter verleumderiſcher Anklage gegen meine Vorgeſetzten zu acht Tagen Mittelarreſt verurtheilt ſei. Acht Tage Mittelarreſt, das war hart. Wer ſich meiner ſchwachen Schilderungen über dergleichen Inſtitute erinnert, und wer mir glaubt, daß dieſe menſchenfreundlichen Anſtalten in Wahrheit zehntauſendmal ſchlimmer ſind, der wird mir auch glauben, daß ich einen ſolchen Schrecken und dabei eine ſolche Wuth hatte, daß es mir ein Vergnügen geweſen wäre, den Inſpektor einen Teller voll Mäuſedreckſuppe verſchlucken zu laſſen, was keine geringe Strafe geweſen wäre.

Dieſe acht Tage Mittelarreſt ſollte ich beim Austritt aus dem Lazareth hier noch in W. abſitzen, was mir noch am liebſten war, wenn denn überhaupt einmal geſeſſen werden mußte. Kannte man doch hier nicht das furchtbare Abſperrungsſyſtem, wie in C., und brauchte ich doch hier vom Hauptmann Feind keine Rede anzuhören, der ich dort ſicher nicht entgangen wäre.

Wenn mich auch die ſchönen Ausſichten, die ich durch den Brief meines Vormunds hatte, einigermaßen über jene Ungerechtigkeit tröſteten, ſo waren doch acht Tage Mittelarreſt keine Kleinigkeit, und ich nahm mit dem Herrn Forbes Rückſprache, was hier wohl zu thun ſei. Dieſer gab mir einen guten Rath, den ich auch befolgte.

Meine Hand war unterdeſſen ſo weit wieder gut geworden, daß man die Binde entfernen konnte, und der junge Arzt, mit dem ich in ganz gutem Einverſtändniſſe war, ſagte, ich würde in einigen Tagen, ja ſchon heute das Lazareth verlaſſen können, wenn ich wollte. Da er im Hauſe ſelbſt wohnte und ein umgänglicher artiger Mann war, ſo hatte ich ihn während der Zeit meines Aufenthaltes häufig beſucht, und da ich allerlei nützliche und angenehme Geſchicklichkeiten beſaß, — als z. B. ich konnte ausgezeichnete Stiefelwichſe und Dinte anfertigen, machte trotz meiner einen verwundeten Hand ganz vortreffliche Patentfidibuſſe; dazu fütterte ich ſeine Vögel, deren er ſechs hatte, worunter ein Dompfaff, dem ich den Anfang des berühmten Liedes: So leben wir, ſo leben wir ꝛc., auch der Deſſauer Marſch genannt, beibrachte, — ſo hatte ich bald ſeine ganze Gunſt erworben, bekam die erſte Form, und er protegirte mich, wo es möglich war. Die Suppengeſchichte hatte ihn gegen den Inſpektor, mit dem er ſo nicht im beſten Vernehmen ſtand, ſehr in Zorn gebracht, weßhalb er mir in einem, wie ſchon geſagt, vom Herrn Forbes angegebenen Plan ſo viel als möglich beizuſtehen verſprach.

Gleich am andern Morgen bekam ich demnach einen Schein von ihm, worin er den Rattenkönig ermächtigte, mir meine auf der Lazarethkammer aufbewahrten Montirungsſtücke zum Ausgehen herunter zu geben; da es meiner Geſundheit ſehr zuträglich ſei, mich in friſcher Luft zu bewegen. Obgleich der Rattenkönig einige Einwendungen wagte, ſich ſogar der Inſpektor einmiſchte, ſo blieb der Doctor feſt, ich bekam meine Uniform und trat aus der dumpfen Luft des Lazareths hinaus in Gottes freie Natur.

Es that mir wirklich wohl, mich wieder einmal wie ein freier Menſch in der Stadt umher bewegen zu können, und als ich in ein Kaffeehaus trat, ſah ich dort in einem Spiegel, daß ich ſehr blaß geworden war. Mein erſter Gang war hierauf zu einem Schneider, bei dem ich mir einen fertigen Civilanzug kaufte, den ich aber dort ließ mit der Bemerkung, ich würde morgen kommen und ihn anziehen. Dann ſuchte ich einen Lohnkutſcher auf, bei dem ich auf morgen früh einen Wagen beſtellte, der mich vor dem Thore der Feſtung erwarten mußte.

Man wird aus dieſen höchſt geheimnißvollen und gefährlichen Anſtalten erſehen, daß ich nichts weniger im Sinn hatte, als die Flucht aus einem königlichen Lazarethe. Und ſo war es auch. Am Abend dieſes Tages kehrte ich pünktlich um ſieben Uhr zurück, und begab mich zu meinem Freunde, dem Arzte, der, da morgen der Tag war, an welchem Kranke aus dem Lazareth entlaſſen werden, die Scheine hiezu ausfertigte. Auch der meine war darunter, und das Strafbare, was der gute Doctor meinetwegen beging, war, daß er zufällig die Anzeige des Inſpektors vergeſſen hatte, wonach ich beim Austritt als Arreſtant zu betrachten ſei und gleich vom Lazareth in das Arreſtlokal gebracht werden müſſe. Noch am ſelben Abend bekam ich meinen Schein und dachte nun glücklich alle Gefahr beſeitigt, denn, argumentirte ich, wenn du auch freilich unrechtmäßiger Weiſe das Lazareth verläſſeſt, um einer Strafe von acht Tagen Mittelarreſt zu entgehen, ſo haſt du ja den Ausgangsſchein des Doctors; freilich ſah ich im Hintergrund die ſchreckliche Geſtalt des Hauptmanns Feind, wie mich dieſer in K. empfangen würde, wogegen mir aber mein jugendlicher Leichtſinn zuflüſterte: Ach was, bis dahin iſt dein Abſchied angelangt, und dein Vormund wird dich ſchon herausbeißen.

Aber der Menſch denkt, Gott lenkt. Wie ich mein Papier in der Hand bei Nr. 20 ankam, empfing mich der Rattenkönig mit einem ſeiner freundlichen Worte: „He, he," ſagte er höhniſch lachend, „ſind lange ausgeblieben, Herr Unteroffizier, werden uns morgen verlaſſen, he! aber nicht in Urlaub, he, nicht in Urlaub! werden acht Tage in Arreſt gehen! Schade, daß wir nicht mehr in C. ſind, hätte alsdann die Ehr' von dem Herrn Unteroffizier."

Ich ſchob den Kobold etwas bei Seite, um in's Zimmer zu treten, wodurch ſich aber ſeine Wuth noch vergrößerte: „He, Grünſnabel, alten gedienten Sergeanten bei Seite drücken, werd's dem Herrn Inſpektor melden, und jetzt kommen Sie gleich mit, junger Herr, und geben die Uniform ab. Soll nach der Dienſtvorſchrift keine Nacht auf dem Zimmer bleiben.“ — Himmel, daran hatt' ich nicht gedacht. Wenn ich die Uniform abgab, hatte ich ja nichts zum Anziehen, und wenn man mir ſie morgen früh wieder zuſtellte, ſo ſorgte der Inſpektor gewiß dafür, daß ich ſie nur in dem Augenblick bekam, wo ich in Arreſt abgeführt wurde. Das war eine böſe, böſe Geſchichte. Ich verſuchte erſt gegen den alten Rattenkönig den Freundlichen zu ſpielen und ſagte ihm: „Aber lieber Herr Verwalter, ich bekomme ſie ja doch morgen früh wieder, was wollen Sie ſich die Mühe machen. Wenn Sie mir erlauben, komme ich gleich zu Ihnen hinunter und wir trinken eine Flaſche zum Abſchied zuſammen.“

Doch er war nicht zu bewegen, und mir ahnete, daß er gemeſſene Befehle hatte und daß der Inſpektor dahinter ſtecke, weßhalb ich meine Uniform ausziehen mußte und ſie ihm überlieferte. Ich zog meinen Lazarethkittel wieder an und begab mich troſtlos zum Herrn Forbes, indem ich ihm mein Mißgeſchick mittheilte.

„Hm, hm,“ ſagte er, „es iſt allerdings ſchlimm, doch da Sie A geſagt haben, müſſen Sie B ſagen, und Sie werden doch lieber etwas wagen, als ſich acht Tage einſpinnen laſſen. Ich will Ihnen etwas ſagen, die Feſtungsthore werden Morgens um fünf geöffnet. Sie ſtehen um vier auf, ſchleichen mit ihrem Lazarethkittel in den Garten hinab, der eine ganz niedrige Mauer hat, und wenn Sie, ſo Gott will, Niemand bemerkt, klopfen Sie Ihren Schneider aus dem Bett, holen Ihren Wagen und fahren um fünf Uhr in Gottes Namen zum Thor hinaus.“

Der Vorſchlag war ſehr kühn erdacht, und es ſchien mir gewagt, ihn auszuführen. Doch hatte ich mich ſchon zu ſehr in das Glück hinein gedacht, die verfluchten acht Tage Arreſt zu umgehen, um in einem bequemen Wagen zu meiner Schweſter zu fahren, die ich während meiner Urlaubszeit beſuchen wollte, als daß ich mich hätte entſchließen können, dieſe ſchönen Projekte aufzugeben. Ich drückte Herrn Forbes ſtillſchweigend die Hand, ſprach die Hoffnung aus, ihn einmal wieder zu ſehen, und war zur Flucht entſchloſſen.

Daß ich während der Nacht kein Auge zuthat, kann man ſich leicht denken. Ich zählte alle Stunden, und ſchon um drei Uhr ſtand ich langſam auf, band meine kleinen Habſeligkeiten, ein Cigarrenetui und die Blumen der kleinen Emilie in ein Sacktuch und ſchlich leiſe durch das Zimmer. Alles ſchlief, mit Ausnahme des Herrn Forbes, der ſich langſam aufrichtete und mir, ohne ein Wort zu ſprechen, noch einmal die Hand drückte. Jetzt war ich zum Saale hinaus, ging die Treppen hinab und durch den Hof an die Gartenthüre. Bei dem Zimmer des Rattenkönigs kam ich vorbei und hörte ihn drinnen heftig huſten. Ach, ich war überzeugt, er träumte in dem Augenblick von mir, der Gute, daß wir Beide in C. wären. Er führte mich gerade unter das Dach, wo man die Engel pfeifen hört, und ſchloß mich dort auf acht Tage ein. Ich aber ſchloß in dieſem Augenblick den Garten auf und mich trennte nun von der Freiheit nichts mehr als die Mauer, die ihn umſchloß. Doch hatte ich nicht bedacht, daß eine Schildwache nächtlich die Gebäude zu umgehen hat, und man kann ſich mein Entſetzen denken, als ich durch ein lautes: „Halt! Werda!“ plötzlich geſtellt wurde. Glücklicherweiſe faßte ich mich und ſagte dem Soldaten ganz ruhig, ich könne nicht ſchlafen und wolle etwas in die friſche Luft gehen. Da in dem Dienſtreglement der Fall nicht vorgeſehen war, was ein Poſten zu thun hat, wenn ein Kranker in der Nacht einen Spaziergang in den Garten machen will, ſo ließ mich die Wache zum Glück paſſiren und ich trat mit ruhigem Schritt unter die Bäume. Kaum aber war jener um das Haus verſchwunden, ſo ſchwang ich mich auf den Aſt eines Nußbaums, alsdann auf die Mauer und ſprang auf die Straße hinab. Jetzt lief ich, was ich konnte, um zwiſchen die Häuſer zu kommen, da das Lazareth auf einem freien Platze lag, und ich fürchten konnte, in meinem Lazarethanzug von einer Patrouille aufgegriffen zu werden.

Bald hatte ich das Haus des Schneiders erreicht, und weckte ihn mit vieler Mühe aus dem Morgenſchlafe. Erſtaunt ſah er mich in ſolch' ſonderbarem Aufzuge kommen, doch da ihn die Sache weiter nichts anging und er ein verſtändiger Mann war, ſo gab er mir meine Kleider, ich bezahlte ihn, und nachdem ich den Lazarethanzug verpackt und an den Rattenkönig adreſſirt, nahm ich ihn unter den Arm und ſuchte meinen Kutſcher auf, der leichter zu erwecken war.

Unterdeſſen war es beinahe fünf Uhr geworden, die Pferde wurden eingeſpannt, ich ließ das Paket bei der Frau des Kutſchers zur Beſorgung zurück, ſetzte mich in den Wagen, und wir kamen glücklich zum Thore hinaus. Durch ein gutes Trinkgeld, das ich meinem Roſſelenker verſprochen, fühlte ſich dieſer angefeuert und feuerte dafür ſeine Pferde ebenfalls an, ſo daß wir mit dem erſten Strahl der Sonne, die über den Bergen herauf kam, die Haide, unſern artilleriſtiſchen Tummelplatz, erreichten. Da lag die weite Fläche leer vor mir, aber verſchwunden war von ihr das bewegte Leben, das ſich noch vor wenig Wochen dort gezeigt. Von den Lagerplätzen und Bivouacs ſah man nichts mehr wie ſchwarze Aſchenhaufen, die oft vereinzelt, oft in langen Linien da lagen. Die Schenken waren nicht mehr und man erblickte nur auf dem Boden einen viereckigten Platz, den die Bretterwände umgaben und der von den Füßen der Gäſte feſt zuſammengeſtampft war. Dort hatten die Pulverſchuppen und Laboratorienhäuſer geſtanden, da war der Platz, wo wir in der Nacht Batterie gebaut, aber von all' dem ſah man nur ſchwache Spuren auf dem Haideboden; nur weit hinten in der Haide ragte der Kugelfang empor, glänzend im erſten Licht der Sonne und an die vielen heißen Stunden erinnernd, wenn wir dort hinaufklettern und die verſchoſſenen Kugeln ſuchen mußten. Ich winkte dem Allem mit der Hand zu, während ich vorbei fuhr und luſtig eine Cigarre dampfte. Jetzt kam ich auch an die Stelle, wo ich mit dem Pferd geſtürzt war. Bald hatte ich die fetten Weiden erreicht, und ich konnte mich nicht enthalten, für einen Augenblick auszuſteigen. Ich ſuchte ſogleich die Frau Wirthin auf. Ach, wie viel wehmüthige Erinnerungen, vermiſcht mit angenehmen. Unſer gemeinſchaftlicher Bettkaſten mit den verwiſchten Strichen an der Wand, wo ich Doſe's lange Finger noch erkennen konnte, beſonders aber der Park des Grafen, deſſen grüne Thür wie immer offen ſtand. Ich ging nachdenkend unter den Bäumen umher, deren Laub ſchon anfing, gelb zu werden und abzufallen. Dort das Haus, das war das Rondel mit dem Bad. Das ſchmerzvolle Andenken an die paar glücklichen Stunden, die ich hier verlebt, ließ mich nicht lange verweilen. Ich brach mir von der Jasminlaube ein paar Blätter und ſteckte ſie zu den vertrockneten Blumen, die mir der Gärtner als letzten Gruß gebracht. Dann warf ich mich wieder in meinen Wagen und fuhr in die Welt hinaus.

Ungefähr gegen vier Uhr Nachmittags erreichte ich das kleine Städtchen D., wo ich meinen Wagen zurückſchickte und den Kutſcher bat, doch gefälligſt in's Lazareth zu gehen und dem Herrn Inſpektor, ſo wie dem Rattenkönig meine beſten Grüße auszurichten.

Am folgenden Morgen ſetzte ich mich auf die ordinäre Poſt und kam gegen Abend deſſelben Tages bei meiner Schweſter an. Hier verlebte ich nun eine recht angenehme und glückliche Zeit, und es war mir zu Muth, wie Jemand, der ſowohl geiſtigen wie leiblichen Feſſeln entſprungen iſt. Ach, und ich konnte mich der ſüßen Luſt dieſer Freiheit ſo ganz hingeben, denn vor mir begannen ſich ja die Bande zu lüften, die mich an ein Leben ketteten, das zwar anfangs luſtig und glänzend erſchien, aber doch zu wenig Gehalt hatte, um einem Gemüth, wie glücklicherweiſe das meinige war, nicht bald ſchaal und langweilig zu werden. Aber mitten in dieſen vergnügten Tagen brachte mir eines Tages mein Schwager ein Zeitungsblatt in die Hand und wies mir auf eine Stelle hin, die mich nicht wenig entſetzte. Da ſah ich mich nämlich deutlich und höchſt leſerlich als Deſerteur hingeſtellt und mit Steckbriefen verfolgt. Ich war auf das

Genaueſte abgezeichnet, und es fehlte ſogar nicht, daß, als beſonderes Kennzeichen, der kleine Finger meiner rechten Hand krumm ſei. Da es am Schluß dieſer höflichen Aufforderung hieß, alle Civil- und Militärbehörden werden erſucht, den oben ſignaliſirten H. im Betretungsfalle arretiren und an das Kommando der zweiten reitenden Batterie nach C. abliefern zu laſſen, ſo begab ich mich augenblicklich mit meinem Urlaubspaß in der Hand zum Bürgermeiſter der Stadt, ſagte ihm, wer ich ſei, und bemerkte dabei, ich könne nicht anders denken, als daß hier eine ſehr unangenehme Namensverwechslung ſtattfinde. Nachdem er meine Papiere unterſucht, auch meinen Entlaſſungsſchein aus dem Lazareth geſehen, entließ er mich lachend, indem er mich verſicherte, obgleich er nach C. berichten müſſe, daß der ſteckbrieflich verfolgte Unteroffizier H. ſich bei ihm gemeldet, id est geſtellt, ſo habe das doch nichts auf ſich und es würde wohl nichts weiter erfolgen.

Aber trotz dieſer Verſicherung des guten Bürgermeiſters erfolgte doch etwas Weiteres, darin beſtehend, daß mein guter Hauptmann Feind einen Befehl des Abtheilungscommandeurs einſandte, wornach der Unteroffizier H. augenblicklich als Arreſtant nach C. einzuliefern ſei. Das war denn doch ein Bischen zu ſtark und ſtatt mich als Verbrecher nach meiner Garniſon zurückſchleppen zu laſſen, beſchloß ich heftig zu erkranken, was ich auch alsbald ausführte. Vom Lazareth her ſah ich noch etwas übel aus; auch hatte mich dieſe letzte Zeit ſehr alterirt, weßhalb ich vom Kreisphyſikus, der in hieſiger Stadt wohnte, ein Zeugniß erwarb, daß ich krank ſei, welches ſtatt meiner nach C. wanderte.

So war ich denn für den Augenblick wieder entronnen, und da es hier gerade eine luſtige und bewegte Zeit war, Theater mit Tanzvergnügen, und dieſes wieder mit Landparthieen abwechſelte, ſo lebte ich in den Tag hinein und erwachte erſt aus meinem Taumel, als ich eines Morgens meinen Urlaubspaß nachſah und zu meinem nicht geringen Schrecken bemerkte, daß ich ſchon drei Tage über die mir erlaubte Zeit hier verweilt. Wär' ich nicht feſt entſchloſſen geweſen und hätte die Ausſicht gehabt, das Militärleben zu verlaſſen, ſo wär' ich pünktlicher geweſen. Doch ſo war mir an der guten Meinung meiner Vorgeſetzten nichts mehr gelegen, und dann lebte ich ziemlich feſt der Hoffnung, mein Abſchied ſei unterdeſſen in C. angekommen und damit habe Alles ein Ende.

Mit Mühe und Noth riß ich mich endlich los, meldete dem Bürgermeiſter, daß ich morgen nach C. gehen werde, und ſagte meiner Schweſter unter der frohen Ausſicht Lebewohl, daß ich ſie hoffentlich bald in glücklicheren und freieren Verhältniſſen wieder ſehen würde. Dann ſetzte ich mich in den Eilwagen und langte noch denſelben Abend in C. an.

18.

Species facti.

Als ich die Kaſerne betrat und in meine Stube ging, fand ich meine Kameraden dort verſammelt, und die Erſcheinung eines Geſpenſtes hätte kein größeres Erſchrecken bei ihnen zu Wege bringen können, als mein unvermuthetes Eintreten. Sie betrachteten mich als ein rettungslos verlorenes Weſen, und da ſie mich eigentlich alle gern hatten, ſo erwieſen ſie mir tauſend Gefälligkeiten, an die ſie vielleicht ſonſt nicht gedacht, kurz, ich ſah mich behandelt, wie Jemand, der am andern Tag zum Richtplatz geführt wird. Auf meine Frage nach Doſe hieß es, ſein Geſuch um Anſtellung ſei ſogleich berückſichtigt worden, und er führe ſchon ſeit ungefähr acht Tagen als Conducteur den Schnellwagen von

B. nach K. Auch von den übrigen Feuerwerkern und Unteroffizieren fehlten mehrere, und ich fand, daß Doſe mir im Lazareth die reine Wahrheit geſagt, denn es hatten ſich ſehr viele zum Abgang gemeldet, und die meiſten waren ſchon bei der Gendarmerie, der Poſt, dem Steueramt zur Probe beſchäftigt.

Am andern Morgen meldete ich mich in der Frühe beim Wachtmeiſter Löffel, der ſich bei meinem Anblick vergnügt die Hände rieb, als wolle er ſagen: Aha, dich haben wir endlich beim rechten Fleck. Mit ſchwerem Herzen trat ich darnach meinen Weg zum Kapitän Feind an und ließ mich bei ihm melden. Er ſaß in einem groß geblümten Schlafrock auf ſeinem Sopha, trank Kaffee und rauchte ſeine Pfeiſe. Bei meinem Eintritt flog eine unheilverkündende Röthe über ſein Geſicht; doch bezwang er ſich, nahm meine Meldung ruhig hin und klopfte nur ein ganz klein wenig mit dem Fuß auf den Boden.

„Sie konnten Krankheits halber Ihre Urlaubszeit nicht einhalten?“ ſagte der Feind. „Hm, hm! waren Sie beim Wachtmeiſter Löffel?“

„Zu befehlen, Herr Hauptmann!“

„Schon gut, Sie können gehen.“

Ich machte auf dem Abſatz Kehrt, nicht wenig überraſcht von dieſem Empfang und wußte nicht, was ich davon denken ſollte. Auch meine Kameraden verwunderten ſich höchlich, als ſie mich ſo frei und frank wieder in die Stube treten ſahen und ich in meinem Leichtſinn dachte: Nun, Gott ſei Dank, die Sache iſt glücklich beendet. Um elf Uhr ging ich wie gewöhnlich zum Appell. Der Hauptmann Feind kam an, ging mit großen Schritten vor der Front auf und ab ſpazieren und hatte wenig zu erinnern. Als der Appell beendigt war, rief mich der Kapitän Feind plötzlich vor die Front und ſagte zum Wachtmeiſter Löffel: „Wachtmeiſter, notiren Sie dieſen Unteroffizier, es ſoll ein Beiſpiel an ihm ſtatuirt werden. Herr Lieutenant L., Sie haben wohl die Güte,“ wandte er ſich an dieſen, „das Species facti aufnehmen zu laſſen. Und

Sie," wandte er ſich an mich, „ſoll ein zehnfaches Donnerrrwetterrr erſchlagen. Herrr — Herrr — Sie wollen Ihrem Kapitän, ja der ganzen Brigade auf der Naſe herumtanzen. Deſertiren aus dem Lazareth, ja deſertiren, und anſtatt dann zur gehörigen Zeit in Ihre Batterie einzurücken, übertreten Sie Ihren Urlaub und kommen fünf Tage ſpäter. O Herrr! Ihnen wird man heimzünden, ſo wahr ich Hauptmann Feind heiße. An mir ſoll es nicht liegen, wenn Sie Ihre Treſſen behalten. Auseinander treten!"

Noch einen einzigen fürchterlichen Blick warf mir der Feind hierauf zu, und der Wachtmeiſter Löffel nahm mich mit auf ſein Zimmer, wo der Act des Species facti gleich ſeinen Anfang nahm. Daß der Lieutenant L. das Verhör leitete, war mir recht lieb, denn er war einer von den beſten.

„Haben ſich da," ſprach er mit ſeiner ſchnarrenden Stimme, „eine gute Suppe eingebrockt, werden Mühe haben, ſie hinab zu würgen. Na, hören Sie, Wachtmeiſter Löffel, wir kennen uns, die Sache iſt ſchlimm genug, nicht wahr? Wollen eher etwas davon ab, als was dazu thun."

Der Wachtmeiſter verbeugte ſich mit einem recht ſauren Lächeln, dann begann das Verhör. Auf die erſte Frage, warum ich aus dem Lazareth entwichen, antwortete ich, man könnte das keine Entweichung nennen, ich habe meinen regelmäßigen Entlaſſungsſchein gehabt, wie er hier vorliege, ſei am Morgen, da ich nicht hätte ſchlafen können, in den Garten hinabgegangen und ſo auf die Straße gekommen, wo ich dann ruhig fortgegangen ſei. Darauf habe ich einen Wagen gefunden, der nach T. fuhr, meine Kleider geholt, die ich beſtellt, und ſei hinweggefahren. Der Lieutenant ſchüttelte den Kopf, und der Wachtmeiſter fragte: ob ich nicht gewußt, daß ich acht Tage Mittelarreſt beim Ausgang aus dem Lazareth hätte antreten ſollen. Als ich hierauf Ja ſagte, warf ihm der Lieutenant einen finſteren Blick zu und zuckte mißmuthig die Achſeln. Wegen der Frage, warum ich über Urlaub ausgeblieben, verwies ich auf das Atteſt des Kreisphyſikus. Damit wurde das Verhör geſchloſſen, unterſchrieben und dem Brigadekommando zugeſchickt.

Von meinem Vetter P. hatte ich unterdeſſen einen recht freundlichen Brief empfangen, worin er mir ungefähr daſſelbe ſagte, wie der Vormund. Auch dieſer hatte mir noch ein Paarmal geſchrieben und ſeine Verwunderung ausgedrückt, warum mein Abſchied nicht käme. Meine einzige Hoffnung beruhte noch auf der Ankunft deſſelben, denn ich dachte bei mir, daß man mich alsdann nicht mehr feſthalten könne. Vergebens faßte ich jeden Tag die Ordonnanz des Wachtmeiſters ab und erkundigte mich auf dem Abtheilungsbureau, ob nichts eingelaufen ſei, das mich beträfe, mein Abſchied kam nicht; wohl aber ungefähr acht Tage nach Abgang des Species facti eine Antwort auf daſſelbe vom Brigadekommando, in welcher ich zu nicht weniger als vier Wochen Mittelarreſt verurtheilt war. Obendrein wollte der gute Hauptmann Feind dieſen vier Wochen noch die acht Tage beigefügt wiſſen, die ich in W. hätte zu ſitzen gehabt. Doch proteſtirte der Lieutenant L. dagegen, indem er ſagte, dieſe acht Tage ſeien zum Anklagepunkt geworden. Die Brigade wiſſe alſo darum und habe mir im Ganzen eine Strafe von vier Wochen diktirt, die man nicht willkührlich in fünf Wochen umändern könne.

Da mir Alles daran gelegen war, Zeit zu gewinnen, ſo mußte ich krank werden, und es traf ſich dabei glücklich oder unglücklich, wie man will, daß mich mein Pferd im Stalle auf den Fuß trat, wodurch ich genöthigt war, ein Paar Tage das Zimmer zu hüten. Wie ſehnlichſt ich einer Antwort auf den Brief an meinen Oheim entgegen ſah, kann man ſich denken. Aber es kam nichts. Ich wurde wieder geſund erklärt, und der Hauptmann Feind, der es nicht erwarten konnte, befahl, mich nun ſchleunigſt den andern Morgen in Arreſt zu bringen. Da die Poſt, mit der die Briefe vom Brigadekommando einliefen, erſt um elf Uhr Morgens ankam, ſo wußte ich durch allerhand Kunſtgriffe zu zögern, um bis auf dieſe Zeit zu warten. Abermals vergeblich. Endlich mußte ich mich bequemen, eine alte verblichene Arreſtuniform anzuziehen und der Feuerwerker Lingſen, der beordert war, mich nach Nro. $7^{1}/_{2}$ zu bringen, holte mich ab. Ich war in einer ganz entſetzlichen Gemüthsſtimmung, denn vier Wochen Mittelarreſt iſt kein Spaß. So langſam als möglich ſchlenderten wir durch die Straßen, aber es half nichts, wir kamen dem verfluchten Lokale immer näher.

Plötzlich vernehme ich aus einem Bilderladen neben mir eine Stimme, die mir ſehr bekannt vorkam, und ich gewahre einen großen ſtarken Mann in Civil, der mit einem Oberſten der Infanterie eifrig ſpricht.

„Oho,“ ſagte der große Mann, „oho, Herr Oberſt, aber ik ſage Ihnen, daß det Bild von unſerm allergnädigſten König durchaus nit getroffen is. Ik muß dat wiſſen.“

Was der Andere darauf entgegnete, konnten wir nicht verſtehen, doch unſer alter Oberſt v. T., jetziger verabſchiedeter Geyeral, denn Niemand anders als er war es, brüllte in dem Bilderladen ſo laut, als kommandire er die Brigade. „Sie menen den Backenbart,“ ſagte er. „O ik verſichere Ihnen, den hat der Allergnädigſte nie ſo getragen.“

Als wir auf der Straße ſtehen geblieben waren und erſtaunt hineingafften, kam er heraus und wurde uns augenblicklich gewahr.

„Oho,“ ſagte er zu dem Oberſten der Infanterie, „da ſind zwee von meiner Brigade und der Ene ſieht aus, als wollten ſie'n gerade in Arreſt ſchleppen. Wie? das iſt der Unteroffizier H. Nun, wat iſt's wieder mit Ihnen?“ wandte er ſich an mich.

„Ach, Herr Oberſt, bitt um Verzeihung, Herr General wollt' ich ſagen, eine ganz traurige Geſchichte.“

„So,“ ſchrie der Alte, ik hoff doch nit, daß Sie ſich unredlich aufgeführt haben?“

Als der Feuerwerker Lingſen hierauf verſicherte, daß dieß durchaus nicht der Fall ſei, beruhigte er ſich und ſagte:

„Na, nu, kommt mal eine Strecke mit und erzählt mir. Ik," wandte er ſich lachend an den Oberſten der Infanterie, „ik ſchäme mir niemals, mit meine Unteroffiziere zu gehen, och ſogar, wenn ſie in Arreſt gebracht werden. Nu erzählt man die traurige Geſchichte."

Ich begann von meinem Sturz mit dem Pferde, deſſen der Alte ſich noch zu erinnern wußte, dann wie ich in's Lazareth gebracht wurde, und bei der Geſchichte von der Suppe mit Mäuſedreck lachte der Alte ſo unmäßig, daß die Leute auf der Straße erſchrocken ſtehen blieben.

„Oho," brüllte er, „ik kenne den Inſpektor, ob ik ihn kenne! hab' ſchon mehrmals ähnliche Klagen mit ihm zu regeln gehabt, aber ik habe nie Luſt gehabt, mir in ſeinen Mäuſedreck zu miſchen, als wenn et mene Leute gar zu nahe anging. Bei Ihnen," ſetzte er ſtiller hinzu, „hab ik niſcht mehr thun können. Na nu weiter!"

Jetzt erzählte ich ihm meine Urlaubsgeſchichte, daß ich krank geweſen ſei, dann wie das Species facti abgefaßt worden und wie man mich nun zu vier Wochen Arreſt verurtheilt. Das Alles brachte ihn in einen gelinden Zorn, und er konnte ein paar kräftige Verwünſchungen gegen den Hauptmann Feind nicht unterdrücken. Auch das neue Brigadekommando bekam einen Seitenhieb, „dat," wie er ſagte, „mit vier Wochen Arreſt bei der Hand is, ohne eine Sache genau zu unterſuchen." Als ich ihm nun ferner erzählte, daß ich, wie viele meiner Kameraden, nach ſeinem Abgang auch nicht länger mehr dienen wolle und daß mein Vormund deßhalb ſchon vor ſechs Wochen um meinen Abſchied eingekommen ſei, ohne daß bis jetzt eine Reſolution erfolgt, rückte er zornig ſeinen Civilhut auf das linke Ohr und ſagte: „Nu, ik ſehe, es iſt ſchonſt keine Ordnung mehr im Kommando, aber ik will ſehen, was ik zu Ihren Gunſten thun kann. Feuerwerker Lingſen, ik hoff, Sie werden dat wohl bei Ihrem Kapitän verantworten wollen, dat ik Sie und den Unteroffizier H. mit zum Abtheilungscommandeur nehme, um über die Sache zu ſprechen."

Natürlich gingen wir mit ihm auf das Bureau, wo alle Schreiber vergnügt aufſprangen, als ſie den alten v. T. hereintreten ſahen. Schon von Weitem hielt mir der Abtheilungsſchreiber, der mein Freund war, ein Papier entgegen, welches ich nach haſtiger Durchſicht mit großer Freude für meinen Abſchied erkannte. Nach demſelben war ich ſchon vor ſechs Wochen entlaſſen und Gott weiß, welche Umſtände Schuld waren, daß dieſes Papier erſt heute hier anlangte. Ich gab es dem Oberſten, der es mit ſich nahm, um im Nebenzimmer mit dem Major zu ſprechen. Nach einiger Zeit kam er mit dieſem heraus. Es wurde ein Befehl diktirt, nach welchem meine Strafe bis auf Weiteres zu ſuspendiren ſei. Dieß wurde dem Feuerwerker Lingſen eingehändigt und wir ſollten damit gehen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem guten alten v. T. herzlich für ſeine Güte zu danken, und da mir dieſer Dank von Herzen kam, ſo traten mir die Thränen in die Augen, ſo daß der alte Mann ganz gerührt wurde und mir beide Hände entgegenſtreckte. Wie auf ein Kommando verließen in dieſem Augenblick ſämmtliche Schreiber ihre Dintenfäſſer und ſtürzten auf den alten Mann zu, ſeine Hände ergreifend.

„Ich bitte Euch, Kinder,“ ſagte er mit etwas zitternder Stimme, „laßt dat man gut ſein, na nu gewiß, laßt gut ſein!“

Er ſuchte ſeine Hände frei zu machen, und als ihm das nach einiger Mühe gelang, wiſchte er ſich über die Augen und wünſchte dem Major einen guten Morgen. Dann wandte er ſich noch einmal zu uns, indem er ſagte: „Ik werde morgen C. verlaſſen und an den Oberrhein gehen und Euch wahrſcheinlich ſo bald nicht wieder ſehen. Lebt indeſſen wohl und haltet Euren alten Oberſt etwas im Andenken.“

Bei den letzten Worten wurde ſeine Stimme ſo leiſe und ſchwankend, wie wir es nie von ihm gehört. Er ging die Treppen hinunter, und keiner von uns hat ihn wieder geſehen; denn er ſtarb kurze Zeit darauf in einem kleinen Städtchen am Oberrhein. Er konnte ſeine Kanoniere nicht vergeſſen.

19.

Freiheit.

Als wir die Treppen hinabſtiegen, rief mir der Abtheilungsſchreiber nach, es ſei nicht nothwendig oder gut, daß ich dem Hauptmann Feind von meinem unterdeß eingetroffenen Abſchied etwas ſage, ſondern ich ſoll ihm nur das Papier einhändigen, wonach auf Befehl des Majors meine Strafe zu ſuspendiren ſei. Wir kamen gerade recht zum Appell und ſahen ſchon von Weitem den Hauptmann Feind, wie er wohl gelaunt und lachend vor der Batterie auf- und abſtieg, wahrſcheinlich dachte er in dieſem Augenblicke an mich und wie wohl es mir im Arreſt ſein würde mit der Ausſicht auf eine vierwöchentliche Verſorgung dort. Der Zornblick dagegen, womit er den Feuerwerker Lingſen und mich empfing, womit er den Befehl des Majors las, iſt nicht auszudrücken. Heftiger als je trat er mit dem Fuß auf den Boden, ſprudelte vor ſich hin und fuhr den Feuerwerker Lingſen an: „Herrrr!“ ſagte er, „wenn ich Sie mit einem Arreſtanten in Arreſt ſchicke, wer heißt Sie alsdann in der Stadt umherlaufen und Begnadigungen nachſuchen. Sie ſoll das Donnerwetter regieren!“

„Herr Hauptmann,“ entgegnete der Feuerwerker feſt, „ich bin nicht in der Stadt nach Begnadigungen umhergelaufen; ich habe nur dem Erſuchen eines ſehr würdigen

Mannes, meines früheren Chefs, gefolgt. Aber, Herr Hauptmann," ſetzte er finſter hinzu, „ich diene ſchon zu lange, um mich wie einen Rekruten behandeln zu laſſen."

Wenn auch der Feuerwerker Lingſen ein überaus ruhiger Mann war, ſo konnte er dagegen, unſchuldig gereizt, in eine außerordentliche Wuth gerathen.

„Herr Feuerwerker," entgegnete der Feind, „halten Sie Ihr Maul oder ich werde Species facti über Sie aufnehmen laſſen."

„Thun Sie das, Herr Hauptmann," ſchrie der Feuerwerker, „thun Sie es ja; aber laſſen Sie es alle meine Kameraden mit unterzeichnen. Wir wollen alsdann auch ſagen, wie wir von Ihnen behandelt werden. Wir ſind keine Hunde, denen jeden Augenblick das Donnerwetter auf die Köpfe fahren ſoll."

Der Hauptmann Feind, blaß vor Wuth, brachte hiegegen ſtammelnd nur abgebrochene Worte hervor, wobei er die Hand an den Säbel legte. Der Feuerwerker aber ſtand ihm ruhig, ich möchte ſagen, imponirend gegenüber und blickte ihm feſt in's Auge.

„Wachtmeiſter Löffel!" ſchrie nun der Kapitän außer ſich, „laſſen Sie den Mann augenblicklich auf die Kaſernenwache ſchleppen. Er ſoll Standrecht haben, ja Standrecht!"

Der Feind hatte geglaubt, dieß Wort würde den Feuerwerker einſchüchtern und er einige Worte zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, was er ſogar wünſchte, um ſeinen Zorn beſänftigen zu laſſen. Als der Feuerwerker aber dagegen kein Wort ſagte, ſogar lächelnd die Achſeln zuckte, verlor der Hauptmann Feind vollkommen ſeine Beſinnung. Er ſtürzte auf den Feuerwerker zu, um ihn am Kragen zu faſſen; doch warf ſich der Lieutenant L. in dieſem Augenblick zwiſchen die Beiden und befahl dem Feuerwerker, ſich in die Kaſerne zurückzuziehen. Jetzt kehrte ſich für einen Augenblick der ganze Zorn des Hauptmanns auf mich, und der Auftritt mit dem Feuerwerker Lingſen würde ſich wahrſcheinlich bei mir wiederholt haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Adjutant des Majors erſchienen wäre, um dem Feind ein Papier zu überreichen, das er erbrach. Es war mein Abſchied, dem von Seiten des Majors an die Batterie hinzugefügt war, was die Strafe anbeträfe, zu der ich verurtheilt ſei, ſo wolle er an die Brigade berichten, der Unteroffizier ſei aber vorläufig mit Angabe ſeines Aufenthaltsortes ſogleich zu entlaſſen.

Der Hauptmann Feind benahm ſich bei dieſer Nachricht, die ihm gewiß höchſt ſchmerzlich war, für ſein Alter ganz vortrefflich.

„Nun, Gott ſei Dank!“ ſagte er zu mir, indem er mit der einen Hand auf das Papier ſchlug, „Herrrr, daß wir Sie los ſind. Solche Pflanzen ſind der Ruin einer Batterie, und ich muß Ihnen vor verſammelter Batterie das Endzeugniß geben, daß Sie nie einen Schuß Pulver werth waren. Gehen Sie —“ dieſen letzten Satz ſchloß er mit einem Gemurmel, doch las ich aus ſeinen Mienen, daß er mich eher der Hölle, als dem Himmel empfahl.

Da ich nicht mehr Soldat war, machte ich ihm eine anſtändige tiefe Verbeugung, drehte der Batterie den Rücken und ging auf meine Stube. Es war mir doch ein eigenes Gefühl, als ich jetzt mit meinen ſämmtlichen Sachen auf die Montirungskammer ging, um ſie abzugeben, und ich erinnere mich noch ganz genau des Morgens, wo ich dem Quartiermeiſter als Bückling vorgeſtellt wurde. Zwiſchen damals und jetzt lagen ein paar Jahre, in denen ich viel geſehen, und wenn man will, auch viel gelernt hatte.

Den Feuerwerker Lingſen fand ich auf ſeiner Stube in großer Gemüthsbewegung; er wollte die Sache mit dem Kapitän nicht ruhen laſſen und that es auch nicht, vielmehr drang er darauf, daß ein Species facti aufgenommen wurde, zu welchem ſich nach und nach mehrere Unteroffiziere als Mitarbeiter meldeten. Es kam dabei vielerlei zur Sprache, was dem Hauptmann Feind im höchſten Grade unangenehm war und mit Recht; denn ungefähr ſechs Wochen, nachdem das Species facti an die Brigade geſchickt war, kam es mit einem Beſcheid von dem Generalkommando der Artillerie zurück, durch welchen der Feuerwerker Lingſen zu drei Tage gelinden Arreſt verurtheilt, der Hauptmann Feind aber nach einer entlegenen Feſtungscompagnie verſetzt wurde. Lieutenant L. bekam ſpäter als Kapitän die zweite reitende Batterie.

Sobald ich in C. mit meinen ſämmtlichen Geſchäften fertig war, packte ich meine Sachen zuſammen und nahm einen Platz auf der Poſt. Von meinem Vetter P. hatte ich noch ein paar freundliche Briefe bekommen, worin er ſeine Ungeduld ausſprach, mich baldigſt zu ſehen. Auch ſagte er mir in einem Briefe, er kenne einen gewiſſen Grafen R., der mich bei W. geſehen haben wolle, und erzählte mir von einer Nichte, die bei demſelben wohnte und die ihn mit dem Grafen häufig beſuchte. Der gute Vetter meinte, es ſei ein ſehr liebes, charmantes Mädchen, und ich würde mich gewiß freuen, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen. Ob ich mich in der That darauf freute?

In der Nacht gegen 2 Uhr verließ ich C. und kam Morgens gegen fünf Uhr nach B., wo ich eine Stunde warten mußte, um den Eilwagen beſteigen zu können, der den Rhein hinauf weiter fährt. Plötzlich fiel mir ein, daß ich hier ja wohl meinen theuern Doſe treffen könne, und kaum hatte ich mich auf den Weg gemacht, um nach ihm zu ſchauen, als ich den langen Feodor in der Poſtconducteursuniform aus dem Packhofe kommen ſah. Auf ſeiner linken Bruſt prangte die goldene Dienſtſchnalle und daneben der ſilberne Poſtadler an den drei Kettchen in ungeheurer Größe. Doſe ſah übrigens ganz gut aus, und er trug ſein verſiegeltes Briefpaket mit vieler Wichtigkeit. Jetzt wurde er mich gewahr, ſtieg mit langen Schritten auf mich zu und umarmte mich mit dem linken Arm, den er frei hatte, auf's Herzlichſte. Er ſagte mir, daß er ſich außerordentlich wohl befinde, und verſicherte mich, es ſei in dem Poſtweſen eine ungemeine Poeſie verborgen. Schon jetzt kenne er faſt alle Steine und Bäume auf der Strecke, die er täglich befahre, und dabei habe er Zeit genug, lauter lehrreiche und nützliche Bücher zu leſen. In Kürze erzählte ich ihm meine Schickſale bis hieher, und er freute ſich wirklich, daß auch ich einer guten Verſorgung, wie er ſich ausdrückte, entgegen gieng.

Sein Poſtillon ſtieß in's Horn, er machte den Schlag des Wagens auf und lud ſeine Paſſagiere ein, ihre Plätze zu nehmen von 1 bis 6. Dann ſtieg auch er in's Coupet, und ich ſtreckte ihm nochmals meine Hand hin, von ihm vielleicht auf lange Abſchied nehmend. „Apropos," rief er mir plötzlich zu, und zog ſeine Brieftaſche heraus, „bald hätt' ich's vergeſſen, ich will mich in dem Genre der Dichtung verſuchen, die Sonett heißt. Es iſt auf einen Freund, z. B. auf Sie, der Abſchied von mir nimmt, und die erſte Zeile heißt:

„Freund, wenn ich dich einſtens wieder fände,"

Nun aber," ſagte Feodor, „fehlen mir einige Reime auf fände. Bitte, ſagen Sie mir ein paar."

„Ei," entgegnete ich dem poetiſchen Conducteur lachend, „nehmen Sie Hände oder Wände."

Doſe ſchrieb's eifrig auf.

„Blende," rief ich ihm weiter zu, während der Poſtillon die Peitſche über ſeinem Kopf ſchwang und im Begriff war, ſie auf die Pferde niederfallen zu laſſen.

Noch einmal ſtreckte mir Doſe die Hand aus dem Schlag und bat mich noch um einen einzigen Reim.

Während der Wagen langſam durch das Thor fort rollte, hatte ich noch Zeit ihm zuzurufen: „Lieber Doſe, ein Reim, den wir bis jetzt noch nicht hatten, iſt:

Ende.

F. W. Hackländer's

Humoriſtiſche Schriften.

Zweiter Band.

Wachtſtubenabenteuer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Wachtſtubenabenteuer.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Fünfte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Druck von Gebrüder Mäntler. Stuttgart.

Erſtes Kapitel.

Der Leſer lernt das Innere einer Unteroffizier-Wachtſtube kennen und macht die Bekanntſchaft des commandirenden Bombardiers.

Man muß ſich in die Myſterien einer Wachtſtube nicht zur Zeit des Sommers einweihen laſſen, wenn draußen Alles grünt und blüht, und der Geruch der Birke oder der Duft des Graſes neugierig zu den Fenſtern hereinſäuſelt, um von den ſchweren Dämpfen im Innern des Lokals gleich erſtickt und vertilgt zu werden. Man muß ebenfalls nicht lüſtern ſein, dieſem Orte einen neugierigen Blick zu ſchenken in den Vormittagsſtunden, wo die alte Wache ſich damit beſchäftigt, das Lokal und die Geräthſchaften für die neue, die Mittags einzieht, in beſtmöglichen Stand zu ſetzen. In dieſem Augenblick würde der Staub, der von dem arbeitenden Beſen aufwirbelt, im Einklange mit ſeinen Verwandten, die aus den Uniformen und Mänteln der Soldaten hervorkommen, ſelbſt Einem, der an dergleichen Sachen gewöhnt iſt, den Athem verſetzen. Auch wenn Alles nach militäriſchen Begriffen reinlich geputzt und geſäubert iſt, wenn von den Bänken und Tiſchen die kleinen Häufchen übrig gebliebener Tabakaſche fortgeblaſen ſind, wenn der Ofen als Vulkan in Thätigkeit nicht mehr von Aſchenhaufen umgeben iſt, die gleich ausgebrannten Kratern um ihn herliegen, ſo iſt doch in ſolchen Augenblicken die Wachtſtube noch nicht befähigt, einen anſtändigen Beſuch zu empfangen.

Die neue Wache iſt eben eingezogen und macht es ſich bequem. Der Commandant ſchreibt ſeinen Meldzettel oder bereitet ſich ſeinen Kaffee und wird in dieſen Geſchäften jeden Augenblick von meldenden Soldaten oder viſitirenden Offizieren geſtört. Er muß ſeine Poſten beſichtigen, hat die verſchiedenen Lokalitäten zu übernehmen, die zu ſeiner Wache gehören, und auf dieſe Art vergeht ihm der Nachmittag eines Wintertags. Wir nehmen an, daß das Lokal, von dem wir die Ehre haben, zu erzählen, zu einem detachirten Fort, das ſich eine kleine Viertelſtunde von der Stadt befindet, gehört. Die Wachtſtube iſt ein bombenfeſtes Gewölbe, deſſen einzige fenſterartige Oeffnung eine enge Schießſcharte iſt, die noch obendrein durch grünes trübes Glas geblendet wird. Da die Kälte es nicht erlaubt, wie an einem ſchönen Sommerabend, die Thüre zu öffnen, ſo iſt hier die Nacht ſchon längſt eingetreten, während draußen noch die Sonne ihre letzten Strahlen über die fernen Berge ſchießt. Rings iſt die Gegend verſchneit und die Schildwache vor dem Fort wickelt ſich feſter in ihren Mantel und läuft auf und ab, um ſich zu erwärmen. Dabei hat ſie an dieſem Ort nicht nöthig, mit beſonderer Aufmerkſamkeit auf herumwandelnde Patrouillen oder Runden zu achten; denn erſtere haben in dieſer entlegenen Gegend nichts zu thun, und der Offizier, der letztere zu verſehen hat, trat heute Mittag auf dem Paradeplatz zum Wachtkommandanten und ſagte ihm ſo herablaſſend wie möglich: „Sie, Unteroffizier, halten Sie ihre Wache gut in Ordnung, 's iſt verflucht kalt, ich komme vielleicht, den Poſten zu unterſuchen, ohne in die Wachtſtube zu treten, ich bin dann ſo zwiſchen eins und zwei da geweſen.“

Der Offizier, der ſo zu ſeinem Untergebenen ſpricht, hat wahrſcheinlich erſt vor Kurzem die Epauletten erhalten, und da auf der Kriegsſchule Unteroffiziere ſeine Kameraden waren, hat er ſich noch nicht ſo an den koloſſalen Unterſchied der Stände gewöhnt und gedenkt noch der Zeit, wo ihm der Offizier der Runde ein Gleiches ſagte. — „Sie haben mich alſo verſtanden, Unteroffizier?“ zwiſchen eins und zwei Uhr!“ — „Zu Befehlen, Herr Lieutenant!“

Durch das Bewußtſein, nicht überraſcht zu werden, iſt nun auf der Wachtſtube des detaſchirten Forts die vollkommenſte Sicherheit und Sorgloſigkeit eingetreten. Zwiſchen den dicken Mauern wird ſeit Beginn der kalten Witterung täglich auf das Fürchterlichſte geheizt, denn Holz und Kohlen bekommt jede Wache ſo ziemlich genug geliefert, und daran etwas zu ſparen, würde ſich ein gewiſſenhafter Wachtkommandant als einer Sünde fürchten. Im Gegentheil, es findet nicht ſelten eine gewiſſe Verſchleuderung des Brennmaterials ſtatt. Da wird zuweilen eingeheizt, daß die Fliegen vor Hitze von der Wand fallen müſſen, und alsdann die Thüre geöffnet, um auch draußen der kalten Welt etwas zukommen zu laſſen. Da aber durch ein ſolches Verfahren doch je zuweilen der Kohlen- und Holzvorrath früher erſchöpft wird, als nöthig, ſo nimmt man zu allerhand unerlaubten Fouragierungen die Zuflucht, wovon wir ſpäter reden werden.

Es iſt Abends ſechs Uhr; die neuen Poſten ſind ſoeben aufgezogen und die alten, vor Kälte ziemlich ſteif geworden, treten in das Gewölbe und laſſen ſich auf einer der hölzernen Bänke nieder, um die Eiſentheile ihrer Gewehre und Säbel, die von der Hitze anlaufen, mit dem Mantel abzuputzen, damit ſie nicht roſtig werden. Der Ofen pfeift und ſummt und verbreitet eine ziemliche Hitze um ſich. Vor demſelben ſteht eine Bank, und auf ihr liegt der Wachtkommandant lang ausgeſtreckt. Er hat den Tſchako als Kopfkiſſen unter ſein Haupt gerückt, das Lederzeug gelöſt, und die Patrontaſche und den Säbel auf die Seite geſchoben, damit dieſe Gegenſtände, die, wenn ſie ordonnanzmäßig befeſtigt werden, auf ſeinem Rücken befindlich ſind und ihn ſehr genieren würden, ihn in ſeiner bequemen Lage nicht hindern.

Der Wachtkommandant iſt ein junger Menſch von vielleicht fünfundzwanzig Jahren und ſeines Ranges Bombardier bei der Fußartillerie. Er trat, wie viele ſeines Gleichen, vor einigen Jahren ein, mit der feſten Abſicht, ſich die Epauletten zu verdienen; doch ging es ihm wie manchem Andern: anſtatt in ſeinen Nebenſtunden zu ſtudiren und ſich die nöthigen Kenntniſſe anzueignen, zog er es vor, ſich in ſeiner eigenen feinen Uniform auf den Straßen und den Kaffeehäuſern zu zeigen. So verlebte er ſein erſtes und zweites Jahr und als endlich die Zeit kam, wo er das Examen ablegen ſollte, nach deſſen Beſtehung er in die Kriegsſchule aufgenommen werden konnte, hatte er die wenigen Kenntniſſe, die er mit in den Militärſtand gebracht, rein vergeſſen. Andern, die ſich in gleichem Falle befanden, waren in dieſem kritiſchen Zeitpunkt die Augen aufgegangen, und weil ſie nun vernünftig genug waren, einzuſehen, daß ſie, da ſie bei dem täglichen ſchweren Dienſt genug zu thun hatten, das Fehlende nicht nachholen würden, ſo ergaben ſie ſich in ihr Schickſal und verließen, wenn ſie andere Ausſichten hatten, den Militärſtand.

Nicht ſo der Bombardier Tipfel, der in dem detaſchirten Fort auf der Ofenbank ſeinen Wachtverpflichtungen obliegt. Die Natur hat ihn bei einer ziemlichen Körperfülle mit einer guten Doſis Gleichgültigkeit ausgeſtattet, ſo daß es ſchwer war, ihn zu einem Entſchluß zu bringen. Ehe es ihm in den Sinn gekommen war, ſeine Stirn mit militäriſchen Lorbeeren zu ſchmücken, war er Schreibergehilfe bei einem Advokaten geweſen, und hatte da bei der Langeweile, die ihm das Kopiren der Proceßakten verſchaffte, langſam die Idee in ſich verarbeitet, die Feder aus der Hand zu legen und die Lunte zu ergreifen. Obgleich ihm ſein Prinzipal dieſen Schritt ſehr widerrathen hatte und ihm unter Anführung der traurigſten Beiſpiele die Zukunft vor Augen geſtellt, daß er es doch nie zum Offizier bringen würde, und alſo ſein Leben als Unteroffizier oder höchſtens als Feldwebel verbringen müßte, ſo war doch Tipfel gerade durch ſein Phlegma nicht der Mann, ſich von einem einmal vorgenommenen Schritte abbringen zu laſſen. Er wurde alſo Kanonier, avancirte zum Bombardier, und als die Zeit endlich kam, wo ihm der Abtheilungskommandant die Gewiſſensfrage vorlegen ließ, ob er ſich mit Kenntniſſen wohl ſo gerüſtet glaubte, um vor dem Auge des Brigadekommandeurs das nöthige Examen abzulegen, ſo ging er drei Tage mit ſich ſelbſt zu Rath und hatte alsdann, wie ſchon oben bemerkt, die traurige Entdeckung gemacht, daß ihm von ſeinen früheren Kenntniſſen nichts geblieben war.

Anſtatt nun aber zu ſeinem vorigen Geſchäft zurückzukehren, nahm Tipfel auf's Neue drei Jahre Dienſt an und faßte den, für ſeine unendliche Faulheit wenigſtens merkwürdigen Entſchluß, einen Verſuch zu machen, ob es nicht gelingen könnte, das Fehlende nachzuholen. Dieſem Vorſatz getreu, ſehen wir ihn auf der Ofenbank liegen, ſein dickes rothes Geſicht etwas gegen das Feuer gekehrt, und mit beiden Händen ein Buch haltend, aus dem er auswendig lernt. Es ſind Kohlrauſch's Geſchichtstabellen, deſſen erſte Abtheilung er ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen verſucht.

Die Soldaten, die um ihn herſitzen und aus ihren kurzen irdenen Pfeifen einen nichts weniger als wohlriechenden Tabak rauchen, mögen den Bombardier Tipfel gut leiden, weil er bei ſeinem Gleichmuth ſehr gutmüthig iſt und ſelten zu dem Entſchluß kommen kann, ein böſes Wort gegen ſeine Untergebenen zu gebrauchen. Außer dieſer Gutmüthigkeit und ſeinem Phlegma, die ihm nicht erlaubten, auffahrend und heftig zu werden, iſt auch noch eine andere Urſache vorhanden, welche ihm gebietet, ſeine Untergebenen mit der größten Nachſicht und Güte zu behandeln, um ſie bei guter Laune zu erhalten. Durch ſeine Anſtrengungen beim Auswendiglernen iſt ihm der Tſchako etwas auf die Seite gerückt und faſt im Begriff auf den Boden zu fallen. Anſtatt ſein ſchweres Haupt zu erheben und ſein Kopfkiſſen wieder in die richtige Lage zu bringen, hält er es mit dem Hinterkopfe krampfhaft feſt, und die Anſtrengung, die ſich in ſeinen Geſichtszügen malt, gibt genugſam zu erkennen, daß er damit keine leichte Arbeit hat. Endlich aber rutſcht der Tſchako immer mehr auf die Seite, und da er nicht mehr im Stande iſt, ihn feſtzuhalten, ſo läßt er ihn gleichmüthig auf den Boden rollen, wo dann einer der Kanoniere alsbald in pflichtmäßigem Dienſteifer herbeiſpringt und ihm denſelben unter den Kopf ſchiebt.

Ohne dieſen zu verdrehen, murmelt er zwiſchen den Zähnen ſeinen Dank und fügt hinzu: „Höre Du, Alter, ſei doch ſo gut und rücke die Bank einen Fuß vom Ofen weg, es wird mir zu warm — ſo — noch ein Bischen weiter — jetzt iſt's recht! Danke, Männeken! —“

Ich muß hier beifügen, daß Tipfel eine Zeitlang in Norddeutſchland gelebt hatte und es liebte, wenn ihn die Leute für einen Berliner anſahen. — Nach dieſer kleinen Dienſtleiſtung rückten die Soldaten näher um den Ofen und legten neues Holz und Kohlen zu, was der Bombardier geduldig mit anſah, ob ihm gleich die Hitze ein Bischen zu groß wurde, ſo daß er ſich in kurzer Zeit wieder einige Zoll vom Ofen wegrücken ließ. Da aber die Wachtſtube ſehr klein war, ſo war er mit dieſen Manövern bald am Ende derſelben, und nachdem der gute Bombardier einen ſchwachen Verſuch gemacht hatte, ſeine Untergebenen dahin zu bringen, daß ſie die Thüre ein wenig öffneten, wogegen ſich aber dieſe einſtimmig erklärten, zwickerte er freundlich mit ſeinen kleinen Augen und ließ auf ſeinem Geſicht ein Lächeln erſcheinen, wie es wohl der ſelbſtgefällig thut, der einen klugen Einfall hat. Bei dem Bombardier Tipfel war ein ſolcher ebenfalls Veranlaſſung zu dem freundlichen Geſicht, das er machte, denn er wandte ſich gegen den Ofen und rief einen der Kanoniere namentlich an:

„Lieber Schulten,“ ſagte er ſo artig wie möglich, „Du könnteſt mir einen großen Gefallen erzeigen; willſt Du das wohl thun?“

„Jo,“ antwortete der Kanonier in ſeiner niederrheiniſchen Mundart, „wat ſoll ik dohn? Ik heff ehnen nok nix afſchloon, Bombardier.“

„Ich weiß das, liebs Männeken,“ entgegnete dieſer, „ſei alſo ſo gut und ſetz Dich hier neben mich auf die Erde — ſo — nun nimm dieſes Buch.“ Der Kanonier that, warum er gebeten worden, und nahm Kohlrauſch's Geſchichtstabellen zur Hand. „Es iſt mir nämlich hier viel zu heiß," erörterte Tipfel, indem er dann dem Kanonier die Bewegung vormachte, mit der er das Buch handhaben ſollte, um ihm friſche Luft zuzufächeln und die zudringlichen Fliegen zu entfernen, die ſich in dieſen Gewölben immer aufhalten. Schulten that lachend, wie ihm befohlen, und lachend fiel das Corps der andern Soldaten hinter dem Ofen ein. Auch über das Geſicht des Bombardiers Tipfel ergoſſen ſich einige Strahlen des ſeligſten Entzückens und er murmelte das, was er eben auswendig gelernt hatte, behaglich vor ſich hin. Doch die angenehme Lage, in der er ſich befand, ließ ihn nicht lange das beſchwerliche Geſchäft des Memorirens fortſetzen. Wie eine ſehr defekte Straßenorgel bei dem eifrigſten Drehen noch hie und da einen Ton des Liedes von ſich gibt, ſo auch der Bombardier. Er lallte noch einigemal mit ſchwerer Zunge und entſchlief ſanft. Schulten, der dies auch bald merkte, ſenkte Kohlrauſch's Geſchichtstabellen und wandte ſich darauf gegen ſeine Kameraden, von denen einer gerade im Begriff war, eine ſchaudervolle Geſpenſtergeſchichte zu erzählen, indem er ihnen mit den Augen zuwinkte und leiſe ſagte: „Bſt! bſt! Bombardier ſchlöpt."

Ja, er ſchlief wirklich. Vergeſſen war die Aufgabe, die er ſich geſtellt, in ſeinen leeren Kopf alle die Gegenſtände hineinzubringen, die zu einem militäriſchen Examen nöthig ſind. Vergeſſen waren die Geſchichtstabellen und ſelbſt im Traum mußte ihm etwas ganz Anderes vorſchweben, denn er ſchmatzte zuweilen mit dem Mund, als genöſſe er ein gutes Bier und darauf zog er die Luft an ſich, als rauche er eine Pfeife dabei. Die Kanoniere wollten den Schlaf ihres Vorgeſetzten nicht ſtören, Schulten war hauptſächlich hiefür geſtimmt, denn er hatte an der Wedelei mit dem Buche nicht viel Geſchmack gefunden und gebrauchte es, da er es jetzt einmal in der Hand hatte, ſo profan wie möglich, denn mit den vier Ecken derſelben kratzte er ſich auf ſeinem Kopfe oder an andern Theilen ſeines Körpers, wo er ein Bedürfniß hiezu verſpürte.

Die feierliche Stille, welche ſeit dem Entſchlafen des Bombardiers auf dem Fort ruhte, ſollte indeſſen nicht lange dauern. Der Himmel hatte ſich ſchon beim Untergang der Sonne leicht getrübt, und der Kanonier, der von vier bis ſechs die Wache gehabt hatte, erzählte, daß der Himmel ganz mit Schafheerden bedeckt geweſen, daß die Sonne blutroth untergegangen und nach dieſen untrüglichen Anzeigen in der Nacht noch ein Schneeſturm zu gewärtigen ſei. Und er hatte ſich nicht getäuſcht. Denn bald machte ſich der Wind bemerkbar und heulte und rauſchte um das Fort herum, und da es in einer Ebene lag, ziemlich entfernt von der Stadt, ſo konnte das Wetter an den freiſtehenden eckigen Werken ſeine ganze Tücke ausüben, was es denn auch nicht unterließ. Man hörte den Sturm langſam näher kommen, wie er ſich zuerſt mit den Birken, die auf dem Glacis des Forts ſtanden, beſchäftigte, dann wie eine kluge Armee die kleine Feſtung langſam zu umzingeln ſchien, und plötzlich von allen Seiten heulend und tobend gegen ſie hereinbrach, ſo daß es auf den Schießſcharten der äußeren Mauer ordentlich pfiff, und zwiſchen den tiefen brummenden Tönen, die der Wind in den langen Thorwegen verurſachte, trillerten oben auf den Thürmen die Windfahnen auf's Kräftigſte.

Die Soldaten ſaßen in der Wachtſtube ruhig bei dem Ofen und lauſchten aufmerkſam dem Toben des Sturmes. Schulten meinte: Der Düvel ſei los, und alle dachten fröſtelnd an die nächſten Stunden, wo auch ſie, draußen auf dem Poſten ſtehend, dem Unwetter preisgegeben ſein würden.

Da hörte man plötzlich, wie die äußere Barrière des Forts eilig geöffnet wurde; dann kamen Fußtritte über den Hof, und die Soldaten, die emporſchraken und nichts anders glaubten, als es ſei die Runde, die ſie ſo unvermuthet überfalle, rückten eilfertig ihr Lederzeug zurecht, und dann ſprang Schulten auf den Bombardier zu und fing an, ihn auf's Kräftigſte zu rütteln. Jetzt öffnete ſich aber auch ſchon die Thüre und die Soldaten erkannten unter dem beſchneiten Tſchako, der hereinſah, das Geſicht ihres Kameraden, der ihnen eilig meldete: es komme Jemand auf das Fort zu, der ganz genau wie ein Offizier ausſehe.

Der feſte bleierne Schlaf des Bombardiers war jetzt auch der kräftigen Fauſt Schulten's gewichen, und nachdem er noch einmal heftig mit den Lippen geſchmatzt, als wolle er den Bierkrug, der ihm vielleicht im Traume vorſchwebte, bis auf den Grund leeren, riegelte er ſeine ſchweren Augenlider auf und fragte ſo freundlich wie möglich: „Nu, Männeken, was gibt's denn?"

Doch kaum hatte ihm Schulten zugerufen, daß ſich die Runde dem Fort nähere, ſo fühlte ſich Tipſel gänzlich erwacht und verſuchte es, mit einem gewaltigen Satz auf die Beine zu ſpringen. Doch gelang ihm dies nur halb und er kam auf die Bank zu ſitzen, wo er ſich ſo ſchnell wie möglich daran machte, ſein Lederzeug in Ordnung zu bringen. Er war aber mit dieſem Geſchäft noch nicht zu Ende, als die äußere Barrière wieder knarrend aufging und ihn die herannahenden Tritte überzeugten, daß ſich die gefürchtete Runde innerhalb des Hofes befinde. Wenn ſich in dieſem Augenblicke ſeine dicken Finger ſo viel als möglich beeilten, um mittelſt des ordonnanzmäßigen Knotens Patrontaſche und Säbel auf dem Rücken zu vereinigen, ſo hielt er doch plötzlich in dieſer Arbeit ein, denn eine Stimme, welche die ſtolpernden Schritte im Gange draußen accompagnirten, überzeugte ihn, daß ſie keiner Runde angehörte.

„Himmelſakerment!" fluchte es draußen, „ſoll man ſich denn in dieſem verwünſchten Rattenneſt Arm und Beine brechen? He, Tipſel, laß doch einmal leuchten!" Doch wenn auch Jemand minder langſam in ſeinen Entſchlüſſen und Befehlen geweſen wäre, als der Bombardier Tipſel, ſo hätte er doch dieſem Befehle nicht Folge leiſten können; denn kaum waren die Worte verhallt, ſo öffnete auch der Sprecher, ohne Hals und Bein gebrochen zu haben, von ſelbſt die Thüre und warf daran einen beſchneiten Mantel ſo haſtig von ſich, daß die Schneeflocken im ganzen Gewölbe herumſtoben, in die Geſichter der Kanoniere, die ſich raſch abwandten und auf den heißen Ofen, der davon zu ziſchen begann.

Zweites Kapitel.

Worin ein junger Freund des Kommandirenden erſcheint und welches daher von kleinen militäriſchen Vergehen handelt; auch wird in dieſem Kapitel gezeigt, wie ſchön es iſt, wenn Offiziere und Unteroffiziere in gutem Einverſtändniſſe leben.

Der Eingetretene war ein junger Mann, wohl jünger als der Bombardier Tipfel, und wie man auf den erſten Blick ſah, von einem ganz andern Temperament als dieſer. Der Bombardier hatte nicht ſobald erkannt, daß es keine Runde ſei, die ihn bedrohe, als er die Arbeit, ſein Lederzeug zuſammen zu binden, weder zu Ende brachte, noch den halbgeſchürzten Knoten auflöste, indem er wahrſcheinlich bei ſich ſelbſt dachte, daß dieſe beiden Armaturſtücke, die ſich nur mit Mühe auf ſeinem dicken Rücken vereinigen ließen, ſich ohne ſeine Hülfe bald wieder trennen würden. Er ließ ſich langſam auf die Bank nieder und lächelte vergnügt, als er ſeinen Beſuch jetzt genauer beſichtigte, ohne ſich die Mühe zu nehmen, ein paar Schneeflocken zu entfernen, die ſich auf ſeinen dicken Wangen niedergelaſſen hatten, und da ſehr langſam ſchmolzen. Der Eingetretene trug ebenfalls die Uniform der Artillerie, d. h. er trug gerade das, was man bei den Offizieren Interimsuniform, bei den Gemeinen aber Jacke zu nennen pflegt, ein Gewand mit kurzem Schooß und vorn auf der Bruſt mit einer Reihe Knöpfe. Da dieſe Jacke ſowohl wie ſeine Beinkleider von feinem Tuche waren und dem wohlgewachſenen Manne recht gut angepaßt, ſo bildete er einen angenehmen Contraſt mit dem Bombardier Tipfel, der der Bequemlichkeit halber ſich die weiteſte Uniform hatte geben laſſen, die nur auf der Kammer zu finden war. Der Andere war von der reitenden Artillerie und hatte freilich gegen alle Vorſchrift den ſchönen zierlichen Säbel an einer feinen glänzenden Kuppel hängen. Auch waren die kleinen weißen Bänder, die er als Zeichen ſeiner Bombardierſchaft auf den Achſeln trug, nicht von Zwirn, ſondern von Silber, ganz wie die der Herren Offiziere, ein Verbrechen, das im Falle der Entdeckung ſchwer beſtraft worden wäre.

„Guten Abend, lieber Tipfel,“ ſagte der junge Mann und warf ſich neben ihn auf die Bank hin, „thut mir leid, daß ich Dich geſtört habe, Du haſt wahrſcheinlich geſchlafen, liebes Herz?“

„Ah, bitte recht ſehr,“ entgegnete Tipfel, und machte einen Verſuch, ſich der Geſchichtstabellen zu bemeiſtern, die Schulten in der Verwirrung neben den Ofen in die Aſche hatte fallen laſſen. Doch da er, ohne ſich gar zu ſehr anzuſtrengen, ſie nicht erreichen konnte, zeigte er nur darauf hin und ſagte: „Siehſt Du denn nicht, Freund Robert, daß ich memorirt habe?“

„Gott,“ ſagte der Andere laut lachend, „Du haſt alſo memorirt? Na, beruhige Dich nur, ich will Dich nicht examiniren. Ich habe in der That ganz andere ernſte Dinge mit Dir zu ſprechen. Ich habe geſtern ein Abenteuer gehabt, ſieh, Tipfel, ein Abenteuer; daß ich Dir jetzt Alles ausführlich erzähle, iſt ein Beweis, wie ſehr ich Dich liebe.“

Tipfel ſchien dieſen Grund gerade nicht bemerkenswerth genug zu finden, daß man ſeine Ruhe hätte zu ſtören brauchen und entgegnete deßhalb: „So, ein Abenteuer? und darum kommſt Du daher, mich zu ſtören? Das hat wahrſcheinlich noch ſeine Nebenurſachen.“

„Ja, die hat's, Bruder Tipfel,“ ſagte Robert, „ich komme hieher, um von Dir einen ungeheuren Dienſt zu verlangen.“

„So,“ entgegnete Tipfel, und ſah ihn zweifelhaft an; „ich will Dir gern Alles zu gefallen thun, was ich kann; aber,“ fügte er leiſer hinzu, „wenn es Dir an Geld fehlen ſollte, da ſoll mich der Teufel holen, wenn ich Dir helfen kann.“

Lachend ſagte darauf der Andere: „Sei nur ruhig, ich weiß ſehr gut, daß Du beſtändig ſelber auf dem Trocknen ſitzeſt, und kannſt Dir wohl einbilden, daß ich den Schuhmacher nicht beſuche, wenn an meiner Uhr etwas zerbrochen iſt."

Einen Augenblick ſah ihn Tipfel an, als ſuche er den Sinn dieſes Vergleichs, dann ſchien ihm plötzlich ein Licht aufzugehen; er lächelte aber nur ein ganz klein wenig und ſagte darauf: „War nicht ganz ſchlecht!"

„Jetzt aber höre mein Abenteuer," ſagte Robert, und nahm ſeinen Säbel zwiſchen die Beine, um die Arme und den Kopf darauf zu ſtützen.

„Warte noch einen Augenblick, Männeken, ehe Du anfängſt," entgegnete Tipfel, und darauf wandte er ſich zu den Kanonieren, denen er ſagte: „Na, ſeid doch ſo gut und gebt mir die Bank her, worauf ihr ſitzt, könnt Euch ja ſo lange auf dem Tiſch placiren. Und Du, Schulten, da haſt Du meine Pfeiſe, ſtopf ſie mir, mein Tabak liegt in der Schublade. So, ſetze die Bank hier neben die andere."

Die Kanoniere thaten, wie ihnen befohlen war, und darauf ließ ſich Tipfel den Mantel ſeines Freundes zuſammenwickeln, den er als Kopfkiſſen an das Ende der Bank legte, ſtreckte ſich nicht ohne Mühe lang darauf aus und machte ein recht vergnügtes Geſicht, als ihm Schulten die Pfeife in den Mund geſteckt hatte und auf den Tabak ein brennendes Papier gelegt.

Der junge Mann hatte allen dieſen Vorbereitungen unter lautem Lachen zugeſehen, ſetzte ſich dann dicht neben ſeinen bequemen Freund und bat um geneigtes Gehör. Tipfel that einige mächtige Züge aus ſeiner Pfeife und ſagte darauf ſehr herablaſſend: „Ja, Männeken, jetzt wollen wir Dich anhören."

„Du weißt," begann Robert mit großer Lebhaftigkeit zu erzählen, „daß ich vorgeſtern auf vierundzwanzig Stunden in Arreſt kam, weil ich mir mit meinem Vetter Eduard den, auf Ehre! ganz unſchuldigen Spaß gemacht hatte, meinem Pferd die Füße roth zu färben. Sieh, es war Sonntag Nachmittag, es kam Niemand, der mit uns Whiſt ſpielen wollte, und Du weißt ſehr gut, daß mein Vetter Eduard der ungeheuer ſchlechteſte Piketſpieler iſt, den es auf Gottes weiter Erde nur gibt. Ecarté kann er auch nicht, und was ſollen wir mit einander häufeln und uns das Geld abgewinnen, da es der glückliche doch dem Andern wieder pumpen müßte, und wahrſcheinlich nie etwas davon zurückbekäme. Ich hatte auf der Guitarre ſchon alle meine Arien abgeklimmert, und die beiden Putzmacherinnen, die uns gegenüber wohnen, waren ausgegangen, der Teufel mag wiſſen, wohin, und ſo gab es alſo auch nichts zu kokettiren. Vetter Eduard, Du kennſt ihn ja, er iſt gleich melancholiſch geſtimmt, legte ſchon ſeinen Kopf in die Hand und wir grübelten zuſammen nach, womit wir uns amüſiren könnten; da hatte er plötzlich den ganz deliciöſen Einfall, einmal den Verſuch zu machen, wie meinem ehrwürdigen Rappen, anſtatt der vier weißen Füße, die er hat, wohl dergleichen von rother Farbe ſtehen würden. Ich fand dieſe Idee ganz famos, mein Burſche mußte Zinnober holen, und wir gingen in den Stall und ſalbten meinem Rappen die Beine brennend roth.

„Es ſah gar nicht ſchlecht aus, ich verſichere Dich, und wir ſtanden gerade in gehöriger Entfernung, um den Totaleffekt, den das Ganze machte, beſſer überſehen zu können, als plötzlich die Stallthüre aufging. Ich dachte an gar nichts Böſes, weßhalb Du Dir meinen Schrecken denken kannſt, als der Wachthabende, der uns bis dahin gar nicht bemerkt, in die Stallgaſſe flog und meldete: „Auf Stallwache, Herr Hauptmann, ein Unteroffizier und drei Mann, hundert ſechs und dreißig Pferde, wovon zwei krank.“

„Denke Dir, Tipfel, dieſen ſchrecklichen Augenblick! Ich ſprang raſch zu meinem Pferde in den Ständer, nahm mein Sacktuch heraus und fing an zu reiben, was das Zeug hielt. Mein Vetter Eduard, der lange unbehülfliche Menſch, der obendrein nur Infanteriſt iſt, konnte mir nicht einmal helfen, und ſchon kam der Hauptmann Dampfſchiff nach und nach näher. Du weißt wohl, die ganze Batterie nennt ihn ſo, weil er immer von ſich bläst und ſchnaubt, und weil er immer mit ſo großem Getöſe Athem holt. Alſo Kapitän Dampfſchiff kommt näher und obendrein muß ich hören, daß er ſich gerade in ſehr ſchlechter Laune befindet, denn er bläst ſtärker als ſonſt, und hat an Allem was auszuſetzen. — „Puh, Unteroffizier!“ ſagte er, „die Streu da ſcheint mir auch noch ſehr naß zu ſein. Puh! puh! Habens wahrſcheinlich vergeſſen, ſie gehörig ausbreiten zu laſſen!“ — „Entſchuldigen, Herr Hauptmann,“ entgegnete der Wachtkommandant. — „Puh, puh! ſchweigens nur!“ ſagte der Kapitän darauf, und jetzt iſt er an meinem Ständer.

„Nun, lieber Tipfel, laß mich keinen Verſuch machen, ſein Geſicht in jenem Augenblicke zu ſchildern. Er blies die Backen auf, und da er zu gleicher Zeit vor Zorn und Wuth roth im Geſicht wurde, ſo verſchwanden ſeine kleinen Augen gänzlich. — „Puh! puh! Bombardier!“ ſchrie er, „was ſoll denn das heißen? Sind Sie des Teufels? Puh, des Teufels? oder ſind Sie verrückt? Was ſoll das heißen? und was macht die Infanterie in meinem Pferdeſtall?“ — Da ich ſolche Fragen doch unmöglich alle auf einmal beantworten konnte, ſo beantwortete ich gar keine und ſtotterte nur etwas ſo ungefähr wie: „Entſchuldigen, Herr Hauptmann — kleiner Spaß — bitte recht ſehr“ und erwartete geduldig mein ferneres Schickſal.

„Die Unmaſſe von Luft, die der große Zorn in den Augen des Hauptmanns Dampfſchiff aufgejagt hatte, ließen ihn nicht, wie es ſonſt wohl ſeine Art iſt, eine große Rede halten, ſondern er diktirte mir kurz meine Strafe, die aber noch ziemlich gelinde ausfiel, und ich mußte meinem Roß die Beine wieder abwaſchen, und dann händigte mir der Wachtmeiſter eine Verpflegungskarte auf Nro. Sicher ein, wo ich mich, ſo gut es gehen wollte, vierundzwanzig Stunden zu amüſiren hatte.“

Hier unterbrach ſich Robert einen Augenblick, und Tipfel, der indeſſen mit dem vergnügteſten Geſichte von der Welt zugelauſcht hatte, wandte, ohne den Kopf zu bewegen, ſeine Augen ein wenig auf die Seite, und fragte mit einer Stimme, die ſo dick und faul aus dem Munde heraus kam, als beſtänden alle Worte aus viereckigen Klötzen: „So, das iſt das ganze Abenteuer?“ Der Gefragte ſeufzte etwas Weniges und entgegnete darauf: „Ach, nein, lieber Tipfel, ich habe Dir dieſen kleinen Streich nur als Einleitung erzählt. Ich bekam alſo dafür vierundzwanzig Stunden Arreſt.“

„Und das mit Recht,“ ſchaltete der dicke Bombardier ein, „denn ich muß Dir geſtehen, Du haſt wirklich ſchon beſſere Witze gemacht.“

„Du kannſt Dir denken,“ fuhr Robert nach einer kleinen Pauſe fort, „daß es übrigens eine verfluchte Geſchichte war, an einem Sonntagnachmittage, wo es entſetzlich kalt iſt, und wo im Theater eine meiner Lieblingsopern: Zampa, gegeben wurde, nach Nro. Sicher wandern zu müſſen. Ich zog meine dickſten Reitſtiefel an, eine weite Reithoſe darüber und ließ ein Fläſchchen, das einen halben Schoppen Rum enthielt, zwiſchen Stiefel und Strumpf hinabgleiten, um es vor dem Beherrſcher des Militärarreſthauſes, auch Rattenkönig genannt, zu verbergen. Das gelang denn auch vollkommen. Des Rattenkönigs Majeſtät fuhr mit ſeinen beiden Händen zur Unterſuchung nur ſehr oberflächlich an meinem Leib herunter, und als er in die verdächtige Gegend kam, wo die Stiefel anfingen, verurſachte ihm das Bücken einen ſo heftigen Huſten, daß er ſich alles Viſitirens enthalten mußte. Da wir auch alte Bekannte ſind, ſo brachte er mich in’s erſte Stockwerk, wo ſeiner Verſicherung nach den ganzen Tag eingeheizt worden war. Doch es war bodenlos kalt da, und als ich ihm hierüber meine beſcheidenen Vorſtellungen machte, wurde er auf einmal ganz zornig, ſchlug mir die Thüre vor der Naſe zu, und ich hörte ihn noch im Gange huſten und murmeln: „He, he! Grünſnabel! Grünſnabel! wollen Alles beſſer wiſſen, wie alte erfahrene Leute! he! he! Dann flogen noch einige Thüren krachend zu, und ich war einſam und allein. Sieh! es fing ſchon an dunkel zu werden, als ich einkachottirt wurde; es war bald ſechs Uhr, und das Theater mußte gleich beginnen. Da fiel mir dann der betrübte Contraſt zwiſchen hier und dort recht ſchwer auf’s Herz. Hier, bei der Kälte, daß einem die Zähne klapperten, eine Finſterniß, die man mit den Händen greifen konnte, dort der lampenerhellte, glänzende Raum, behaglich erwärmt und angefüllt mit der bunten Maſſe vergnügter Menſchen, die ſcharren und plaudern, klopfen und lachen. Das Parterre, wo hie und da Einer eine lächerliche Aeußerung macht, die ein Anderer auf dem Paradies mit dem Geſchrei irgend eines Thiers beantwortet; ach, das ganze ergötzliche Vorſpiel zu jedem Stück, das mit einem allgemeinen Klopfen auf dem Boden nach dem Takte der großen Regimentstrommel endigt, hatte jetzt wahrſcheinlich angefangen, und ich ſaß hier in Ketten und Banden. Der Kapellmeiſter trat jetzt vor ſeinen Stuhl und ſchraubte ihn, um Zeit zu gewinnen, da er noch nicht gleich anfangen wollte, etwas in die Höhe, und jetzt, ja jetzt, Tipfel, trat auch ſie in ihre Loge.

Dieſe letzten Worte hatte Robert Mann mit erhöhter Stimme geſprochen, beugte ſich etwas tiefer auf ſeinen faulen Freund herab, um zu ſehen, was dieſes Räthſelwort für eine Wirkung auf ſeinem Geſicht hervorbringe. Doch war dieſelbe eben nicht ſehr bedeutend. Tipfel ſpitzte ſeinen Mund wie ein Karpfen, blies mit der größten Ruhe ſeinen Tabak kunſtreich, zu runden Ringen geformt, in die Luft und fragte dann höchſt proſaiſch und gleichgültig: „Sie? Wer iſt das? Sie?“

„Großer Gott!“ fuhr der junge Mann lebhafter fort, „Tipfel, Du biſt greulich vernachläſſigt; kannſt Du denn nicht denken, wer ſie war? Sie, die ich mit dieſem allgemeinen Ausdruck benenne? und die ſelbſt unter dieſem unklaren Begriff ewig in meinem Herzen leben würde?“

„Vielleicht eine der beiden Putzmacherinnen, mit welchen Du und der Vetter Eduard kokettirſt?“

„Ah, Tipfel, ich bitte Dich! Sie war ja auf der erſten Gallerie.“

„Na,“ entgegnete der Andere, „ich verſichere Dich, daß mich Deine Erzählung ſchon gehörig ennuyirt. Quäle mich daher nicht noch unnöthig mit Fragen.“

Der junge Mann ſtieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr fort: „Sie, die ich meine, ſie, die ich liebe und anbete, iſt die Tochter des Generals von P.“

Bei dem Namen dieſes hohen Vorgeſetzten nahm Tipfel die Pfeife aus dem Munde und ſah den Erzähler ſo ſonderbar lächelnd an, als wollte er damit ſagen: es ſcheine mit ihm nicht ganz richtig zu ſein. Doch dieſer ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort:

„Ja, ich hatte mich ſchon lange in das Mädchen ſterblich verliebt. Was habe ich nicht Alles gethan, um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen? Habe ich nicht im vorigen Sommer alle Bälle, alle Kirchweihen rings herum beſucht, ja, jeden Ort, wo es nur die kühnſte Phantaſie für möglich halten konnte, daß der General mit ſeiner Tochter da ſein würde! Ich habe die Empfehlungsbriefe aus meinem Koffer hervorgeſucht, alle die außerordentlichen Empfehlungsbriefe von meiner Mutter, mit denen ich vor zwei Jahren hier ankam. Sie waren vom Liegen ganz gelb geworden. Doch da ſie vor zwei Jahren von dieſem Monat datirt waren, ſo habe ich es gewagt, ſie abzugeben, in der Hoffnung, die Leute würden die Jahreszahl für einen Schreibfehler anſehen.

„Durch dieſe Briefe nun wurde ich in langweilige Theeviſiten eingeladen und habe ſo einige Dutzend ſchrecklicher Abende verlebt, ehe mir einmal gelang, die ſchöne Auguſte zu ſehen und zu ſprechen. Ja, Tipfel, ich habe ſie geſprochen. Es war freilich nur ſehr wenig. Als ich ihr nämlich vorgeſtellt wurde, fragte ſie, ob ich ſchon lange hier ſei? Und dann kam der Papa und führte ſie an den Flügel, wo ſie eine Arie von Bellini ſingen mußte.

„Sieh, Tipfel, dieſer Geſang hat mich gänzlich verliebt gemacht. — Doch wo bin ich eigentlich hingerathen?

„Ich ſaß alſo im Arreſt, und nachdem ich mir zu meiner größten Qual mein trauriges Kerkerloch mit den ſchönſten Bildern bevölkert hatte und mich darauf recht unglücklich fühlte, zog ich die Flaſche mit dem Rum aus meinem Stiefel hervor, trank ihn bis auf den letzten Tropfen aus und fiel bald darauf in einen tiefen Schlaf. Als ich wieder erwachte, war es ſchon heller Tag, und dann wurde es bald Mittag, zwei, drei, vier Uhr, und als ſich mein Kerker wieder anfing zu verdunkeln, öffnete ſich meine Thüre, und ich war wieder ein freier Menſch. Nachdem ich mich dem Rattenkönig auf's Beſte empfohlen, ging ich in die Kaſerne und zog mich anders an.

„Ich habe mich nie mit größerem Behagen recht fein herausgeputzt, als nach ſo einer Gefängnißnacht, des Contraſtes halber. Es iſt ein göttliches Gefühl, Tipfel, wenn man ſich dann tüchtig gewaſchen hat, da wird's einem ſo recht heiß und behaglich, ja man glaubt, man könne die Welt auswärmen. Ich ſchlendere alſo herum, es war ſo ein recht angenehmer Abend, das heißt, für meine damalige Hitze, ſonſt aber grimmkalt, und es lag ſo auf den Straßen bis hoch in die Mitte der Häuſer ein feiner Duft, ein halb gefrorner Nebel. Ich habe das ſehr gern. Dann ſehen die Leute von Weitem ſchon ſo groß aus, die Wagen rollen ſo dumpf und man hört den Gang der Menſchen ſo genau; es iſt, als wenn Alles ein Echo hätte, und dabei brennen die Straßenlaternen dunkelroth und werden in der Entfernung immer röther und kleiner. Ich lief dann herum, Straßen auf und ab, ohne eigentlichen Zweck; ja doch, damit ich nicht lüge, ich ging auch ein paarmal an ihren Fenſtern vorbei; es war Geſellſchaft oben. So mochte es acht Uhr geworden ſein, der Himmel hatte ſich etwas umzogen, und es fing ganz leicht an zu ſchneien; auch war es nicht mehr ſo kalt wie früher.

„Da ich keinen Mantel bei mir hatte, ſo wollte ich mich gerade nach Hauſe begeben, als vor mir aus einer Seitengaſſe ein Menſch auftaucht, den ich, ſo bald er in meine Straße einbiegt, an ſeinem Mantel, ſeinem weißen Federbuſch und Säbel für einen Offizier erkenne. Dieſe Entdeckung hätte mich weiter nicht neugierig gemacht, wenn der Gang dieſes edlen Kriegsmannes nicht von außerordentlichen Erſcheinungen begleitet geweſen wäre. Weißt Du, er marſchirte gerade ſo, wie bei einer Belagerung der erſte Ingenieur, wenn er die Laufgräben traſſirt, was man ſo nennt im Zickzack gehen.

„Anfänglich bildete ich mir ein, er ſuche irgendwo die Nummer eines Hauſes, und ſei nicht recht mit ſich einig, auf welcher Seite ſie zu finden ſei. Ich wollte ſchon näher eilen und ihn unterrichten, daß ſich die ungeraden Nummern links, die geraden rechts an der Straße befänden, als er ſich an den Ständer einer Gaslaterne lehnte und ich durch die ſonderbaren Bewegungen, die er dabei machte, deutlich einſah, daß der Hoffnungsvolle etwas Weniges bekneipt ſei. Weißt Du, Tipfel, er ſtreckte die Beine weit von ſich ab, ließ den Kopf auf die Bruſt herunter hängen und ſtieß einige ſonderbare Töne aus. Schon wollte ich mich ſachte vorbeiſchleichen, als er langſam ſeinen Kopf erhob und meiner anſichtig wurde. Der Aermſte dachte in dieſem Augenblicke wahrſcheinlich, er ſei auf dem Exercierplatz, und mit dieſer Idee mochte ſich wohl der Wunſch vereinigen, mich zur Beihülfe näher zu rufen, denn er raffte ſich ſchwankend auf, wobei ſeine Knie ſich nach vorn beugten, als wollte er mir zu Füßen fallen, während die Spitze ſeines gewaltigen Hutes ſich leicht an den Laternenpfahl anlehnte. Wenn ich auch jetzt an ſeiner Uniform nicht geſehen hätte, daß er gleichfalls dem edlen Corps der Artillerie angehörte, ſo hätte ich es doch ſeinen Worten angemerkt.

„Batterie, Batterie, haalt!“ murmelte er erſt leiſe, und ſchrie dann das Kommandowort laut.

„Doch da ich keine Luſt hatte, mich mit ihm abzugeben, ſo wollte ich langſam meiner Wege ziehen.“

„Daß Euch das Himmel — Saker — Batterie — haalt!“ ſchrie er wieder, und da er hinzufügte: „Es iſt wahnſinniges Volk, ganz wahnſinniges Volk — wahn — ſin — nig!“ ſo erkannte ich an dieſem Ausdruck augenblicklich unſern lieben Lieutenant Schüler und trat näher.

„Er betrachtete mich eine Zeit lang ſtillſchweigend mit ſo ſchwerfälligen Augen, denen man wohl anſah, daß ihr

Eigenthümer des Guten viel zu viel gethan hatte. Dann ſchien er mich zu erkennen. Er machte eine Geſichtsverdrehung, die wie Lachen ausſehen ſollte; doch da ihm dieß nicht recht gelingen wollte, ſo verſuchte er ſeine Augenbrauen finſter zuſammen zu bringen und ſagte mir:

„Sie wahnſinniger Menſch, warum — folgen — Sie — nicht — 'm Befehl 'res Vorg'ſetzten und machen — — mit Ihrem Geſchütz haalt, wenn ich kommandire?“

„Ich konnte mich bei dieſem Anblick und dieſer Rede des Lachens nicht enthalten, in das auch er, nach einigen vergeblichen Verſuchen, die finſtere Miene beizubehalten, einſtimmte. „Herr Lieutenant, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Er lehnte ſeine ganze Figur wieder an den Laternenpfahl und vertraute mir unter oftmaligem ſchwerem Schlucken, daß er auf heute Abend um acht Uhr zum Thee eingeladen ſei, zum Thee in einem Hauſe, wo er der Gouvernante ſehr den Hof mache, und wo er alſo auf keinen Fall fehlen dürfe. Ich machte ihm meine beſcheidenen Vorſtellungen über den Zuſtand, in dem er ſich gerade befände, eine Thatſache, die er eingeſtand, mir aber dabei verſicherte, es ſei nicht das Erſtemal, daß er ſich unter ähnlichen Verhältniſſen bei einem Thee auf das Feinſte benommen und gar keinen Verdacht erregt habe. Es ſei nur eine Hauptſchwierigkeit zu überwinden, nämlich die, zur rechten Thüre hereinzukommen, dann nach allen Seiten zu eine Verbeugung zu machen und ohne Aufſehen nach einem Seſſel zu gelangen, wo er dann einige Stunden ruhig ſitzen bleiben könne. Einen Freund, der für heute Abend verſprochen, ihm über dieſe Klippen hinwegzuhelfen, habe er verfehlt, und alſo möchte ich ihm den Gefallen thun und ihn nach dem bezeichneten Hauſe hinbegleiten.

„Was ſollte ich machen? Meine leiſen Einreden, daß er ſich doch in einem etwas gar zu erheiterten Zuſtande befinde, beantwortete er mit ſeiner gewöhnlichen Phraſe: ich ſei ein wahnſinniger Menſch, und ich zog alſo mit ihm von dannen. Unterwegs wandte ich meine ganze Ueberredungskunſt an und brachte es endlich ſo weit, daß er ſich von mir an einen Brunnen führen ließ, wo ich ihm von dem eiskalten Waſſer in's Geſicht ſpritzte und ihn dann ſo lange aufhielt, bis er mir durch die That bewies, daß er im Stande ſei, eine ziemliche Verbeugung zu machen. An dem Brunnen im Schneegeſtöber fing mich die Sache an ſehr zu amüſiren, und Du hätteſt den guten langen Kerl ſehen ſollen; ich hatte ſeinen Mantel auf die Schulter genommen, denn ich hoffte, daß die kalte Nachtluft wohlthätig auf ihn wirken würde, was dann auch der Fall war. Schon nach einigen Proben, die anfangs ſehr mißglückten, konnte er ſeinen Federhut mit Anſtand unter den Arm nehmen; ich ſetzte mich auf den Brunnenrand; er machte mir ſeinen Bückling und that dann, wie wenn er in anderer Richtung fortgehen wollte.

„So einſtudirt gelangten wir bald an das bezeichnete Haus und hielten dort im Thorweg noch eine Generalprobe. Dann brachte ich ſeine Toilette in Ordnung, ging als ſein Diener mit ihm in das Haus, wobei ich den Mantel über den Arm geſchlagen hatte, machte ihm die Thüre des Vorzimmers auf, ſchob ihn in Gottes Namen hinein und ſah, wie er hier mit Beihülfe eines Bedienten in ziemlich gerader Richtung auf die Salonthüre losſteuerte."

Den dicken Bombardier hatte dieſe Geſchichte augenſcheinlich ſehr ergötzt. Zuweilen flog ein leiſes Lächeln wie ein Blitz über ſein Antlitz. Er lachte einigemale ſogar laut, und als ſein Freund am Schluß des oben Erzählten von ſeinem Platze aufſtand und die ſteife Haltung und den ſchwankenden Gang des Offiziers ziemlich gut nachbildete, ließ der Bombardier Arme und Beine von der Bank herunter hängen, warf den Kopf hinten über und brach in ein fürchterliches Gelächter aus. Wie eine Kugel, die von der Höhe eines Berges hinabrollt, ſich unaufhaltſam in die Tiefe fortbewegt, ſo ging es dem Bombardier Tipfel mit ſeinem Gelächter. Er begann in den höchſten Tönen und lachte durch einige Octaven hinunter, bis ihm der Athem ausging und er mit einem gelinden Baßgemurmel aufhören mußte, wobei er beſtändig ausrief: „Das iſt ein famoſes Abenteuer! Hahaha! Außerordentlich famos! Auf Ehre, ganz famos! Hahahaha!“

Drittes Kapitel.

Von Verlegenheiten, in die man gerathen kann, wenn man eine Hinterthüre benützt; — bedenkliche Lage für einen Bombardier der reitenden Artillerie.

Anfänglich hatte Robert eben ſo herzlich mitgelacht, doch ſchien ſich bald ſeine Luſt zu vermindern, und er verzog das Geſicht unangenehm, wie Jemand, der eine ſchmerzliche Erinnerung hat. Dann ließ er ſich wieder auf ſeine Bank nieder, rüttelte ſeinen dicken Collegen, der die außerordentliche Luftverſchwendung bei ſeinem Gelächter durch ungeheure Athemzüge wieder einzubringen ſuchte, und ſagte in einem Tone, der traurig ſein ſollte:

„Ach lieber Tipfel, nimm mir mein langweiliges Geplauder nicht übel. Du weißt, wenn ich einmal anfange, ſo kann ich kaum ein Ende finden. Das, was ich Dir ſo eben erzählte, iſt auch nicht mein Abenteuer, ſondern die Sache fängt jetzt erſt an, recht pikant zu werden. Waffne Dich alſo mit Geduld und höre, was mir paſſirte, nachdem ich mich aus jenem Vorzimmer zurückgezogen.

„Die Thüre hatte ſich hinter meinem würdigen Lieutenant geſchloſſen, und es war mir ſehr troſtreich, von dem Salon her ein leichtes Lachen zu vernehmen, woraus ich dann abnahm, daß die ſonderbare Verfaſſung ſeiner Perſon, die nothwendig bemerkt werden mußte, nur eine allgemeine Heiterkeit hervorgerufen hatte. Ich ſtieg die erleuchteten Treppen hinunter, und erſt als ich unten in der Hausflur angekommen war, bemerkte ich, daß ich vergeſſen hatte, den Mantel meines Vorgeſetzten oben abzugeben und ihn noch auf dem Arm trug. Da ich keine Luſt hatte, wieder umzukehren, und es auch draußen recht kalt war, ſo nahm ich den Mantel um meine Schulter, wickelte mich feſt hinein, und ich verſichere Dich, daß ich ganz wie ein Offizier ausſah. Die Wache vor dem Haus — es war wahrſcheinlich ein Rekrut — zog trotz dem, daß der Zapfenſtreich vorbei war, das Gewehr an, ſo wie ich an die Hausthüre trat. In demſelben Augenblick, als ich mich auf die Straße begeben wollte, ſah ich einen weißen Federbuſch, der auf dem Kopfe einer Figur prangte, die ebenfalls in einen Offiziersmantel gewickelt war, auf mich zukommen. Da ich aus leicht denkbaren Gründen gerade keine Luſt hatte, in der Hausthüre eine neue Bekanntſchaft anzuknüpfen, ſo zog ich mich wieder zurück, bei den Treppen vorbei, und ließ den Federbuſch, der wahrſcheinlich auch einem verſpäteten Gaſt gehörte, die Treppen hinanſteigen. Jetzt war die Luft vor mir wieder rein und ich wollte mich alles Ernſtes fortbegeben, als mir, ich weiß nicht wie, die Idee kam, einer andern offenen Thüre zuzuwandeln, die wahrſcheinlich in den Garten führte. Es ſtiegen in mir ſo dunkle, ahnungsvolle Bilder von irgend einem Abenteuer auf.“

„Du dachteſt wahrſcheinlich an ſie,“ ſprach Tipfel, und zwang ſein dickes Geſicht zu einem Lächeln, das verſchmitzt ausſehen ſollte.

„Ja, ich dachte an ſie,“ ſagte Robert, „und da ich eine ſehr lebhafte Einbildungskraft habe, ſo kann ich mich beim Eſſen einer Holzbirne leicht überreden, es ſei eine ſaftige Orange. Ich ging alſo durch die Hinterthüre hinaus, eine breite Treppe hinab und kam in einen großen Garten, der nicht übel angelegt zu ſein ſchien, aber jetzt in ſeinem Winterkoſtüm recht traurig ausſah. Die kleinen Beete waren fußhoch mit Laub bedeckt, und die kahlen Aeſte der Bäume ſchauten aus ihren Strohmänteln ſo frierend in die Luft, daß es mir ordentlich leid that. Ohne Zweck und Abſicht ging ich, ſo langſam es mir die Kälte erlaubte, durch die Baumgänge, blieb hie und da bei einer verödeten Laube ſtehen und bedauerte recht ſehr die armen weißen Figuren, die ſo nackt daſtanden ohne Schutz gegen den rauhen Nordwind.

„So hatte ich bald das Ende des Gartens erreicht und kam an ein breites Gitterthor, das ich langſam öffnete und hindurch ging. Es führte auf eine ſtille Straße, die längs der Wallmauer hinlief, und ich verſichere Dich, es war hier recht öde und feierlich. Es brannten hier keine Gaslampen, und nicht einmal der Schein erhellter Fenſter ſah mich freundlich an. Rings um mich war Alles ſchwarz und finſter, hinter mir der Garten und vor mir die zackige Wallmauer mit ein paar alten ſchwarzen Thürmen. Da ich obendrein nicht wußte, wo ich mich befand, ſo hatte ich ſchon das Gitterthor wieder in die Hand genommen, um zurückzukehren, als ich plötzlich das Rollen eines Wagens vernahm, der ſich hieher zu bewegen ſchien. Meine natürliche Neugierde veranlaßte mich, ſtehen zu bleiben, ſowie auch der Gedanke, mich hinten auf dieſen Wagen zu ſchwingen, der doch wahrſcheinlich einem belebteren Stadttheile zueilte und mir ſo die Mühe zu erſparen, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Jetzt bog der Wagen links um die Ecke, ich ſah, daß ſich Jemand zum Schlag herauslehnte, darauf hörte ich den leiſen Ton einer Klingel, wie ſie ſich in herrſchaftlichen Wagen befindet, um den Kutſchern ein Zeichen zu geben, und dicht vor meiner Naſe hielt der Wagen.

„Ich hatte den Kragen meines Mantels in die Höhe geſchlagen, um mich unkenntlich zu machen, und freute mich jetzt ſehr darüber, denn ich glaubte, irgend ein Bewohner des Hauſes und Gartens habe die Idee, hier hinten auszuſteigen und möchte mich vielleicht über meine Erſcheinung zur Rede ſtellen, weßhalb ich mich denn auch ſanft bei dem Gartenthor vorbeidrücken und meiner Wege gehen wollte. In dieſem Augenblicke ſchaute dieſelbe Perſon wieder zum Schlage heraus — denke Dir, Tipfel, es war ein Frauenzimmer — und rief mich beim Namen.“

Bei dieſer unerwarteten Wendung hob der Bombardier ſeinen Kopf in die Höhe und ſagte ſo erſtaunt wie möglich: „Dich bei Namen?“

„Nun ja,“ fuhr Robert fort, „ſie rief mich bei meinem Vornamen, oder rief wenigſtens meinen Vornamen. Robert! Robert! rief's; biſt Du's? und ich entgegnete natürlich ebenſo leiſe: Ja! Darauf zog die Dame den Kopf wieder zurück und ich hörte deutlich, wie ſie zu Jemand Anderm ſagte: Er iſt da! Dieſes Andere war ebenfalls ein Frauenzimmer, das hörte ich an dem Tone der Stimme, mit der es lachend zur Antwort gab: „Nun ſo öffne den Schlag.“

„Jetzt ſah ich, wie die Dame, die zuerſt geſprochen, einen Arm herausſtreckte und mit ihrer Hand nach dem Griff des Wagenſchlages angelte, ohne ihn erreichen zu können. Dienſtfertig ſprang ich hinzu, öffnete den Wagen, und da man mich — nämlich mich als Robert — bat, einzuſteigen, ſo ſäumte ich auch keinen Augenblick, ſprang hinein, warf die Wagenthüre hinter mir zu und fiel auf eins der weichſten Kiſſen, auf welchem ich in meinem Leben geſeſſen.“

„Alſo es war kein Fiakerwagen?“ ſchaltete Tipſel fragend ein.

„Es waren weiche Kiſſen von Seide, und ebenſo war der Wagen ringsum gepolſtert. Doch unterbrich mich nicht, denn es paſſirte in dem Augenblick ſo viel hinter einander, daß ich nicht Zeit habe, mich mit Einzelnheiten aufzuhalten. Kaum ſitze ich alſo in dem Wagen und ſchaue ganz verblüfft über dieſen plötzlichen Wechſel auf das Gartenthor, das mir der Eingang zu einem ſo ſüßen Abenteuer geworden, als dort plötzlich eine andere Geſtalt auftaucht, die, den Wagen erblickend, raſch auf ihn zuſtürzt. Im gleichen Augenblicke ziehen die Pferde an, ich ſehe nach jener Perſon, die neben dem Wagenſchlage herſpringt und erkenne, daß es ein Bedienter in eleganter Livree iſt, der nach einigem vergeblichen Rufen: man möchte halten, mir ein Briefchen hinaufreicht, und dann hinter dem raſch fortrollenden Wagen zurückbleibt.

„Ich ſitze alſo da, natürlich ſtumm wie ein Fiſch, und harre mit etwas Schrecken auf die Entwicklung dieſer merkwürdigen Geſchichte. Die Dame, die neben mir ſitzt, ja, Tipſel, und die mir ſo nahe ſitzt, daß ich ihre Athemzüge an meinem Geſicht ſpüre, ſeufzt und ſagt dann leiſe: „Ach, lieber Robert, wie froh bin ich, daß Du gekommen biſt. Pauline hat ſchon geglaubt, es würde Dir unmöglich ſein, abzukommen.“ — „Ja, das habe ich geglaubt,“ ſagte jetzt die Andere, die mir auf dem Rückſitz gegenüber ſaß, „denn ich kenne den alten Herrn und weiß, daß, wenn er zufällig die Idee gehabt hätte, heute Abend eine Partie Piket zu ſpielen, Sie gewiß nicht losgekommen wären.“

„Denke Dir nun, daß ich von Allem dem nichts verſtand, daß ich natürlich nicht wußte, wer die beiden Mädchen waren und wer der andere Robert und der alte Herr. Sprechen durfte ich auch nicht, oder ich mußte gleich ſagen: Meine Damen, Sie befinden ſich auf einem ſtarken Holzwege, und das wäre doch das Nobelſte geweſen. Aber ich hatte augenblicklich nicht den Muth dazu. Die kleine neben mir überhob mich auch während zehn Minuten der Verlegenheit, ihr eine Antwort geben zu müſſen, denn ſie plauderte in Einem fort, ſtellte mir Fragen und beantwortete ſie ſelbſt. Ach, und unſere Hände hatten ſich gefunden, und jedesmal, ſo oft ſie die meinige ſanft gegen ihr Herz drückte, war's mir, als bekäme ich eine heftige Ohrfeige. Doch, was ſoll ich Dir all' dieſe Qualen lange erzählen. Genug, nachdem mir der glückliche Gedanke gekommen war, den Brief, den man mir gegeben, der Dame unter der Rubrik zu überreichen, als ſei ich der unmittelbare Abgeſandte, öffnete ich den Wagenſchlag, um, im Fall die Sache verwickelt werden könnte, — denn auf dem Bocke ſaß ein ſehr handfeſter Kutſcher — alſogleich den Weg zur Flucht ergreifen zu können. Hierauf geſtand ich Alles.

„In den erſten Sekunden nach meiner Erklärung, daß ich nicht der gemeinte Robert ſei, ſondern nur einen Brief zu übergeben habe, ſchloß ich die Augen und begann, um alle Zeichen des entſetzlichen Schreckens, den dieſe Nachricht auf die Beiden ausüben mußte, nicht mitzugenießen, zu zählen von Eins bis Hundert und rückwärts — in ſolchen Fällen ein ſehr probates Mittel. Die Sache wurde indeſſen nicht ſo ſchlimm, wie ich erwartet hatte. Die Dame neben mir ſtieß anfänglich einen gelinden Schrei aus und fuhr ſo haſtig in die andere Ecke, daß ich glaubte, ſie würde den Wagen auseinander brechen. Dann merkte ich an ihrer ſchluchzenden Stimme, daß ſie einige Thränen fallen ließ; doch war ich mit meinem Abwärtszählen noch nicht bis zu den Fünfzigen gelangt, als die Andere mir gegenüber in ruhigerem Tone ſagte: „Nun, liebe Sophie, ſei nur ſtill; der Herr iſt ja einer von Robert's Bekannten und wird uns gewiß nicht verrathen.“ —

„Darauf wandte ſie ſich an mich mit der Frage: ob ich nicht wiſſe, was meinen Freund abgehalten oder was in dem Briefe ſtehe. Zu gutem Glück fiel mir der alte Herr und die Piketpartie ein und ich log alſo auf das Unverſchämteſte: Jener ſei in der That das Hinderniß geweſen und der Brief, deſſen Inhalt ich nicht kenne, würde ein Mehres beſagen.

„Fräulein Sophie beruhigte ſich auch darauf und bat mein Gegenüber, aus der Seitentaſche des Wagens das kleine Feuerzeug zu nehmen, um den Brief leſen zu können. Bei dieſer Aufforderung vermuthete ich, daß den Damen neben Leſung des Billets ebenfalls darum zu thun wäre, den ihnen bis jetzt unbekannten Spiegel meiner Seele zu ſehen. Da ich nun, Gott ſei Dank! keine Urſache habe, mich meines Geſichts zu ſchämen, ſo ſchlug ich meinen Mantelkragen zurück, zog aber den unteren Theil dieſes Gewandes feſt um mich zuſammen, denn ich wußte nicht, ob es gerathen ſei, den Damen mein Bombardierkollet zu zeigen.

„Jetzt zündete das Schwefelhölzchen, und mein Blick belehrte mich, daß die Augen meiner beiden Unbekannten beim erſten Schimmer neugierig auf mir ruhten. Doch, Gott im Himmel! welchen Streich hatte mir meine Einbildungskraft geſpielt! Du wirſt doch auch gedacht haben, wie ich Dir von dem ſüßen Athem und dem Händedrücken erzählte, meine Nachbarin ſei ein junges, hübſches Mädchen geweſen. Denke Dir nun alſo meinen Schrecken, als ich in das Geſicht einer alten Jungfer von ungefähr Sechsunddreißig ſehe.

„Meine Lage wäre jetzt in Wahrheit wohl recht ſchrecklich geworden, wenn mich nicht ein Blick auf mein Gegenüber überzeugt hätte, daß dieſes im Stande ſei, dem verwickelten Abenteuer etwas Intereſſantes beizumiſchen. Denn dieſes war nämlich ein junges, hübſches Mädchen, hatte reiches, blondes Haar, blaue Augen und ein allerliebſtes Stumpfnäschen, das dem Geſichte etwas Munteres, ja ſogar etwas Keckes gab. Natürlich waren Beide auf das Eleganteſte gekleidet. Nachdem wir uns ſo gegenſeitig betrachtet, übergab ich meinen Brief, nach einem vergeblichen Verſuch, die Adreſſe zu leſen. Er wurde geöffnet, und während mein Gegenüber das Licht hielt, las die Andere ungefähr Folgendes:

„Süße Sophie! Perle Deines Geſchlechts! Und wenn ich Dich zehntauſendmal um Verzeihung anflehte, daß ich mein Verſprechen nicht hielt und ſelbſt gekommen bin, ſo kannſt Du mir doch, auf Ehre! nicht leicht verzeihen. Papa hat einmal wieder ſeine böſe Laune und läßt mich nicht fort. Gott, ich ſitze hier und muß Piket ſpielen, während Du — o, auf Ehre! der Gedanke macht mich ganz raſend! Holde Sophie! Du kennſt meine unermeßliche Liebe zu Dir und kannſt Dir meinen Schmerz denken, Dich in dieſem Augenblick nicht ſehen zu können. Wirſt Du es mir übel nehmen, wenn ich nachſtehende Bitte gegen Dich ausſpreche? Wenn ich Dich bitte, auf den alten Schloßplatz zu fahren und dort in die große Bude der Wachsfiguren zu treten, wo gegen halb zehn Uhr Dein Robert Dich erwarten wird.

„Poſtſcriptum. Ich bin nämlich überzeugt, daß um die angegebene Stunde ſonſt Niemand dort ſein wird. Der Ueberbringer dieſes Briefes wird Euch hingeleiten.

Dein Robert."

Viertes Kapitel.

Welches als Fortſetzung des vorigen zur Verwicklung der Geſchichte weſentlich beiträgt, ohne die Neugierde des Leſers zu befriedigen, ein Kapitel wie unzählige andere; — enthält auch etwas Wachtdienſt.

„So lautete der Brief, und ich verſichere Dich, daß ich mir den Zipfel meines Kragens in den Mund ſtopfen mußte, um nicht während des Leſens laut aufzulachen. Die kleine, blonde Pauline hielt das Wachskerzchen an ihren Mund, um es auszublaſen, und als ſie mein verſtecktes Lächeln bemerkte, glitt auch über ihre Züge ein ſonderbarer luſtiger Ausdruck. Dann blies ſie das Licht aus und wir ſaßen wieder im Dunkeln. Ich alſo war der Ueberbringer des Briefes und nun vom Schickſal und meinem Vorwitz gezwungen, die Damen auf den Schloßplatz nach der Wachsfigurenbude zu begleiten. Mein Gegenüber klopfte dem Kutſcher und gab ihm Befehl, dorthin zu fahren. Als ſie bei dieſem Manöver ſich aus dem Wagenfenſter bog und mich berührte, — o Tipfel! wie wurde mir da zu Muthe! Die Dame neben mir, der jene harte hölzerne Hand und wahrſcheinlich auch als Fortſetzung von derſelben ein eben ſolcher Arm und Körper gehörte — denn ihr Geſicht ſah mager genug aus — ſagte mir jetzt: „Alſo Sie kennen Robert? Ich habe Sie nie in ſeiner Geſellſchaft geſehen.“

„Als ich ihr darauf erwiederte: Robert ſei einer meiner genaueſten Freunde, log ich wahrhaftig nicht, denn ich meinte mich ſelbſt. Doch hätte mich dieſe Verſicherung faſt auf's Neue in Verlegenheit gebracht, denn die Dame war auf dem beſten Wege, mich über den unbekannten Robert ein Langes und Breites auszufragen, als zu meinem guten Glück der Wagen das Pflaſter erreichte und das laute Raſſeln auf demſelben unſere Converſation unterbrach.

„Aber ich war an dem Abende wirklich zu lauter Qualen verdammt. Kaum dieſem Verhör entgangen, zu welchem Zweck ich mich nebenbei auch noch zum Schlage hinauslehnte, um zu ſehen, ob wir nicht bald auf dem alten Schloßplatz wären, fiel mir plötzlich ein: Gerechter Himmel! Du wirſt mit den Damen an der Bude ausſteigen, Du wirſt Billete für ſie kaufen müſſen und haſt höchſtens einige wenige Groſchen in deiner Taſche. Sieh, das war für mich der ärgſte Schlag, der mich hätte treffen können. Wenn der liebenswürdige Robert, den aber vorher beſſer der Teufel geholt hätte, in der Bude erſchien, ſo wurde ich natürlich entlarvt, aber die Sache behielt immer etwas Poetiſches, und ich war dann überzeugt, daß mich die Augen der kleinen Blondine mit noch größerem Intereſſe würden angeſehen haben. Aber ſo auf das Allerproſaiſchſte abzutreten und am Eingang der Bude ſagen zu müſſen: Meine Damen, ich bin ein Lump ohne Geld — der Gedanke war ſchrecklich für mich.

„Doch es kam beſſer, als ich gedacht hatte. Wie ein Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wird, ſpähte ich nach der Wachsfigurenbude, ob ſie nicht vielleicht ſchon geſchloſſen ſei. Jetzt fuhr der Wagen auf den alten Schloßplatz, jetzt waren wir bei der Bude. Denk' Dir meine Freude, Tipfel, ſie war verſchloſſen und finſter. Die Perle des weiblichen Geſchlechts neben mir wurde dies verſchloſſene Bretterhaus mit weniger Freude gewahr, als ich. Sie ſtieß einen leichten Seufzer aus, und als der Kutſcher, dem Befehle gemäß, den man ihm gegeben, ſtille hielt, fragte ſie die kleine Pauline: was nun zu machen ſei? Doch dieſe hatte noch nicht antworten können, als aus dem Schatten der Bäume, die um die Bude ſtanden, eine Geſtalt an den Wagenſchlag trat, glücklicherweiſe nicht an meine Seite, die dann auch die holde Sophie alsbald für ihren Geliebten zu erkennen ſchien. Sie erhob ſich mit einem leiſen Schrei und machte eine Bewegung, als wollte ſie durch das geöffnete Wagenfenſter flattern. Doch wäre dies bei der Maſſe von Mänteln und Shawls, die ſie um ſich gehangen hatte, mit einiger Schwierigkeit verknüpft geweſen, weßhalb ſie ſich damit begnügte, ihre beiden Arme unter dem Ausruf: „O mein ſüßer Robert!“ hinauszuſtrecken.

„Die Stimme, mit der dieſer Treffliche ihr zur Antwort gab: „Ja, ich bin's, meine holde Angebetete!“ paßte ganz genau zu dem abgeſchmackten Briefſtyl von vorhin. Ich verhielt mich in dieſem Moment natürlich ſo ruhig als möglich, denn ehe ich das Weite ſuchte, wollte ich gern noch einen Verſuch machen, mich bei der kleinen Blondine zu entſchuldigen, und dieſe Hoffnung gründete ich auf die Vorausſetzung, das zärtliche Paar würde noch einige Worte allein zu ſprechen haben und würde deßhalb genöthigt ſein, den Wagen zu verlaſſen, denn ſie konnten doch unmöglich der armen Pauline zumuthen, in die finſtere Nacht hinaus zu ſpazieren. Ich hatte mich auch nicht getäuſcht. Der Edle öffnete den Wagen und fragte, ob ſonſt noch Jemand da ſei, worauf ihm Fräulein Sophie beim Ausſteigen die Antwort gab: „Ja, Pauline und der“ — — Die Nennung meiner werthen Perſon, als Ueberbringer des Briefes, verſchwamm in einem langen Kuß und das Pärchen ſpazierte davon.

„Kaum war ich ſicher, daß ſie nicht mehr in der Nähe des Wagens waren, ſo faßte ich das kleine Händchen Paulinens und ſagte ihr ſo ſanft und ſchmeichelnd wie möglich:

„Mein Fräulein, zürnen Sie mir nicht, ich habe Sie, ohne es zu wollen, betrogen.“

„Bei den letzten Worten zuckte ſie mit der Hand, als wollte ſie ſie fortziehen, und unterdrückte einen gelinden Ausruf, wobei ſie eine Bewegung machte, als wollte ſie aus dem Wagen ſpringen. Ich ließ aber das kleine warme Händchen nicht los und erzählte ihr haarklein, wie ich dazu gekommen ſei, die Rolle des Briefträgers zu übernehmen. Das Mädchen ſchien durch meine Berichte ganz verwirrt zu werden, und wenn ſie früher dem Unbekannten, weil er mit jenem Briefe kam, ruhig gegenüber ſaß, ſo ſchien ſie jetzt doch die trauliche Nähe mit dem fremden Menſchen etwas zu incommodiren.“

„Aber, mein Gott,“ ſagte ſie, „das iſt doch ſonderbar und unangenehm; was wird Sophie ſagen?“ worauf ich ihr die Verſicherung gab, daß ich nicht große Luſt hätte, das Letztere abzuwarten, und daß mir überhaupt nicht viel daran gelegen ſei, was jene würdige Dame ſagen würde. — „Doch Ihnen, mein Fräulein,“ fuhr ich fort, indem ich den Wagenſchlag leiſe öffnete, „möchte ich nicht gern eine unangenehme Erinnerung an mich hinterlaſſen. So ſchmerzlich es mir iſt, Sie durch meinen Vorwitz betrübt zu haben, ſo preiſe ich doch mein Glück, das mich Ihnen gegenüber eine ſo angenehme Stunde erleben ließ.“ — Bei dieſen letzten Worten ſtand ich ſchon auf der Erde, hielt aber noch immer ihr Händchen feſt. Dann drückte ich es feurig an meine Lippen und entfernte mich mit den Worten Lionel's in der Jungfrau von Orleans: „Dieſen Kuß zum Pfande, daß ich Dich wieder ſehe!“

„Es war ſehr gut, daß ich im gleichen Augenblick auch ſchon im Schatten der Bäume war, denn das zärtliche Paar näherte ſich dem Wagen, und ich glaubte aus manchen Aeußerungen des Erſtaunens von Seiten des jungen Herrn wahrnehmen zu können, daß ſich das geheimnißvolle Dunkel meiner Perſon aufgehellt hatte. „Oh! oh! ich bitte Dich, mein Leben,“ ſagte der Zärtliche, „nein, das iſt zu arg, ſo ein — — Menſch.“ — Darauf rief er ein paarmal laut: „Georg! Georg!“ ſo heißt wahrſcheinlich einer ſeiner Freunde, und er dachte vielleicht, ich würde meine Rolle noch beibehalten und, dem Rufe gehorſam, auf ihn zuſtürzen. — Aber weit gefehlt, ich hütete mich ſchon, hatte mich dicht an einen Baumſtamm gedrückt und blos meinen rechten Arm unter dem Mantel etwas gelüftet, um im Nothfalle mit einer kräftigen Ohrfeige dienen zu können. Aber der Treffliche ſtellte keine Nachforſchungen nach mir an, er ſchob die Perle in den Wagen und wünſchte ihr unter den zarteſten Ausdrücken eine ſanfte, gute Nacht, wobei er die Hoffnung ausſprach, ſie morgen wieder zu ſehen. Dann ſchloß er den Schlag und entfernte ſich eilig.

„Der Wagen ſetzte ſich jetzt in Bewegung und Du kannſt Dir leicht denken, daß ich mich in gleicher Richtung mit ihm unter den Bäumen fortbewegte, denn ich wollte doch wenigſtens wiſſen, wo die kleine Blondine wohne. In wenig Augenblicken hatten wir den alten Schloßplatz hinter uns, die Pferde zogen raſcher an, und ich ſah nun wohl, daß ich mit der Kutſche keinen gleichen Schritt halten konnte. Da tauchten plötzlich alte Erinnerungen aus meiner Kindheit in mir auf, wie ich ſo oft ohne Abſicht und Urſache hinten auf den Wagen geklettert und mit fortgefahren ſei. Es iſt gut, wenn man in ſeiner Jugend etwas lernt, oder" — fügte der Erzähler mit einem Seitenblick auf ſeinen Collegen hinzu — „wenn man nicht ſo dick iſt, wie gewiſſe Leute. Denn Du, lieber Tipſel, hätteſt auf dem Trittbrett der Kutſche, wo ich mich im nächſten Augenblicke befand, keinen Platz gehabt. So rollten wir denn dahin, ich noch vor einer halben Stunde joli coeur, jetzt hinten auf als Bedientenſeele. Die Pferde liefen gut; jetzt bogen wir in eine Hauptſtraße ein, die Gaslampe ſchien ſo hell, daß ich meinen Mantelkragen und die glänzenden Knöpfe, ſo gut es ſich thun ließ, verdecken mußte. Obendrein machten ſich hie und da ein paar Gaſſenbuben einen ſchlechten Witz und riefen dem Kutſcher zu: Hinten auf! hinten auf! worauf dieſer auch einigemale mit der Peitſche herumfuhr, aber glücklicher Weiſe ohne mich zu treffen.

„Bald kamen wir wieder in dunklere Straßen, jetzt auf den freien Platz bei der Peterskirche und dort vor einem anſehnlichen Hauſe — über der Thüre ſtand Nummer zehn — an welchem ich auf meinen Entdeckungsreiſen durch die Stadt oft vorbeigeſtrichen bin, hielt der Wagen. Ich ſprang herab, und nachdem ich geſehen, daß die beiden Damen in's Haus gingen und daß der Kutſcher mit ſeinen Pferden in den Thorweg einfuhr, entfernte ich mich, an nichts wie an die kleine Blondine denkend, deren Bild von jenem Abend an unvertilgbar in meinem Herzen ſteht."

Hier ſchwieg der Erzähler und faßte den großen ſteinernen Waſſerkrug, um mit einem friſchen Trunk ſeine trocken gewordene Zunge wieder anzufeuchten. Tipfel hatte den letzten Theil der Erzählung nicht mit dem Wohlgefallen und dem ſichtlichen Behagen angehört, wie den Anfang derſelben. Auch geſtand er ſeinem leichtſinnigen Collegen, daß er ſich einen ganz andern Ausweg erwartet habe, entweder eine ſolide Prügelei mit jenem dummen Kerl oder ein ebenfalls ſolides Nachteſſen mit den beiden jungen Damen.

Die drei Kanoniere in der Wachtſtube, die, obgleich ſie der Erzählung ebenfalls zugehorcht, doch wenig davon verſtanden hatten, kauerten vor dem Ofen und Schulten ertheilte ihnen Anweiſung, wie ſie die Rinde ihres Commisbrodes durch Röſten genießbarer machen konnten. Darauf verzehrten ſie das gemeinſchaftlich zubereitete Abendbrod und nun erhob ſich Schulten, ſchob das Lederzeug auf der Bruſt etwas auseinander, öffnete dann die unteren vier Knöpfe ſeiner Uniform und begann mit derſelben Anſtrengung, als zöge er aus einem tiefen Brunnen den Eimer herauf, einen langen Strick aus ſeinen Beinkleidern hervorzuzerren, an dem ein lederner Beutel von ziemlicher Größe hing.

Nachdem er dies Futteral geöffnet, zog er eine ſilberne Uhr heraus, die, ihrem Umfange nach zu urtheilen, wenigſtens vier Gehäuſe haben mußte. Er löſte auch wirklich drei Kaſten von Horn, Kupfer und Silber von ſeiner Zwiebel, wie er die Uhr nannte, ab, ehe er einen prüfenden Blick darauf werfen konnte; dann trat er vor ſeinen Wachtkommandanten hin und ſagte: „Bombardier, ſechs Ohr! wer möten ablöſen!“

Nachdem ſich auf dieſe Aufforderung Bombardier Tipfel durch einen Blick auf ſeine eigene Uhr überzeugt, daß er noch anderthalb Minuten bis ſechs Uhr Zeit habe, benutzte er dieſe Friſt, um ſeine Glieder durch ſtarkes Recken und Dehnen zum Momente des Aufſtehens vorzubereiten. Er drehte aus lauter Faulheit ſeinen Körper auf eine gar merkwürdige Art, wobei er mit dem Kopfe nicht ſelten den Boden der Wachtſtube berührte. Doch zeigte der zufriedene Ausdruck in ſeinem Geſichte deutlich an, daß er mit dieſer Leibesübung ganz zufrieden ſei.

Jetzt war es vollkommen ſechs Uhr geworden und Tipſei befahl die Ablöſung. Schulten, den die Reihe traf, von ſechs bis acht vor dem Fort auf Poſten zu ſtehen, zog aus ſeiner Uniformtaſche eine ziemliche Flaſche von Branntwein heraus und that acht gewaltige Züge daraus, gerade acht, um, wie er ſagte: vor jedwede Viertelſtunde en te han. Dann band er ſich ein buntes Kattuntuch um Mund und Naſe, was, wenn auch nicht erlaubt, doch von dem Bombardier Tipſel geduldet wurde.

Auch eine andere Unregelmäßigkeit ließ ſich ſowohl der Ablöſende, als der Abgelöſte zu Schulden kommen, denn als es draußen von allen Kirchen ſechs Uhr geſchlagen hatte, verließ der draußen ſeinen Poſten und kam in die Wachtſtube, um ſich drinnen beim warmen Ofen ablöſen zu laſſen. Hier unter den Augen ihres würdigen Chefs übergaben ſich dieſe wachſamen und trefflichen Kriegsmänner den Poſten mit der wichtigen Meldung, daß nichts vorgefallen ſei und daß die Feſtung und das Schilderhaus noch auf dem alten Fleck ſtehen.

Schulten wickelte ſich hierauf in den uralten Wachtmantel, eigentlich waren es zwei, die auf einander genäht waren, da die rollende Zeit in den urſprünglichen ſo viel Löcher geriſſen, daß er nur durch einen vollkommen neuen Ueberzug wieder geflickt werden konnte. Jetzt zog Schulten ſein Heldenſchwert heraus, tauchte einen Zipfel des Mantels, dem man anſah, daß er ſchon oft zu dieſem Zwecke gedient hatte, in die Oellampe und ſchmierte ſeine Klinge mit dieſer ſchmutzigen Fettigkeit, damit ihr die Näſſe draußen nicht ſchade. So gerüſtet zog Schulten hinaus und trat ſeinen Poſten an. — Vaterland, Du kannſt ruhig ſchlafen, Deine Heldenſöhne wachen!

Fünftes Kapitel.

Souper in der Wachtſtube; kleine Charakterzüge des kommandirenden Bombardiers Tipſel; rührender Freundſchaftsbeweis.

Nachdem der Bombardier Tipſel auf die ſo eben angedeutete Art für die Bewachung des ihm anvertrauten Forts Sorge getragen, erhob er ſich ganz von ſeiner Bank und lud ſeinen Bekannten zum Abendeſſen ein, was dieſer nicht abſchlug. Zu dieſem Zwecke ließ der Bombardier einen Korb aus der Ecke hergeben und begann die Geräthſchaften und Materialien auszupacken. Zuerſt kam eine roſtige Kaffeemaſchine, d. h. es war nur ein blecherner Topf, um welchen eine kleine Rinne angebracht war, die mit Spiritus gefüllt wurde. In Ermangelung deſſelben ſchüttete der Bombardier aus einer runden platten Flaſche Kornbranntwein hinein. Darauf packte er einige Eier aus, ein Papier, worin Butter gewickelt war, ein anderes mit Wurſt, ein paar ziemlich ſchmutzige Meſſer und eine Gabel mit verbogenen Zinken; ferner noch Brod, in einer kleinen Düte gemahlenen Kaffee und Zucker. Als alle dieſe Gegenſtände aufgeſtellt waren, begann er das Nachtmahl zuzubereiten. Das Waſſer in dem blechernen Topfe wurde zum Sieden gebracht, und nachdem die Eier darin gekocht waren, nahm er ſie heraus und ſchüttete in daſſelbe Waſſer den Kaffee, den er mit der Gabel tüchtig umrührte.

Tipſel befand ſich bei dieſer Arbeit recht glücklich. Da überhaupt ſeine liebſten Beſchäftigungen die waren, wo er ſich nicht vom Platze zu bewegen brauchte, ſo hatte ihm von jeher, neben dem Eſſen ſelbſt, die Zubereitung deſſelben am meiſten Freude gemacht. Er erzählte ſeinen Kameraden oft, daß eine jüngere Schweſter von ihm einſt einen kleinen Kochherd gehabt, mit dem er ſich ſtunden-, ja tagelang vergnügt habe, und es ſei im ganzen Hauſe Niemand geweſen, der einen Pfannenkuchen ſo ausgezeichnet habe zubereiten können, wie er auf dem kleinen Kochherde. Solche Erinnerungen konnten ihn ganz begeiſtern, und er ſprach dann, wider ſeine Gewohnheit, eifrig und viel, beſonders wenn er, wie heute Abend, mit der Zubereitung ſeines Nachtmahls beſchäftigt war.

„Ja, ja, Männeken," ſagte er zu Robert, der in der Wachtſtube ruhig auf und abging, „ich verſichere Dich, das macht mir eine ungeheure Freude, wenn ich meine kleinen Sächelchen ſelbſt kochen kann, ja, ja. Weißt Du, die Commisweiber ſind ſo entſetzlich ſchmutzig und dat gefällt mir nich."

Bei dieſen letzten Worten wiſchte der Bombardier das Meſſer, mit dem er die Butter geſchnitten, an einem Zipfel ſeiner Uniform ab, um mit dieſem Inſtrument die Gabel aus dem Kaffee herauszufiſchen, die ihm unglücklicher Weiſe hineingefallen war. Während er nun auf eine ſo luxuriöſe Art ſein Souper zubereitete, hatten ſeine Untergebenen gleichfalls Anſtalten getroffen, für das ihrige zu ſorgen. Einer der Kanoniere hatte ſich nämlich hinausgeſchlichen und kam jetzt wieder in die Wachtſtube, wobei er den Tſchako, der ganz mit Kartoffeln angefüllt war, unter dem Arm trug. Er zeigte ſie lächelnd den beiden andern Kanonieren, und aus ſeinen Aeußerungen, mit denen er das that, ließ ſich deutlich abnehmen, daß er gerade kein Geld dafür ausgegeben, ſondern ſie vielmehr von einem der Aecker, die um das Fort herumliegen, eigenmächtig mitgenommen.

Dieſe Kartoffeln wurden nun der Reihe nach an dem Wachtmantel des Bombardiers, der in einer Ecke hing, ſorgfältig von ihrem Schmutze befreit und darauf in die heiße Aſche unter dem Ofen gelegt, worauf die Kanoniere abwechſelnd davor hinknieten und mit mehr Sorgfalt darauf Acht gaben, als ſie früher auf die Bewachung des Forts verwendet hatten.

Tipſel erſuchte ſeinen Bekannten, jetzt Platz zu nehmen und Beide thaten dem Kaffee, den Eiern, ſowie dem Butterbrod, alle erdenkliche Ehre an. Als der Hunger Tipſel's einigermaßen geſtillt war, hatte er die Gefälligkeit, über die erzählten Abenteuer ſeines Freundes noch einmal zu lächeln, und verſicherte, daß er ſie höchſt angenehm finde.

„Aber, Männeken," ſagte er, „Du haſt mir vorhin von einem Dienſt geſprochen, den ich Dir leiſten ſoll, und ich bin ſo ſehr Dein Freund, daß ich Dich ſogar auffordere, mir dieſen Dienſt zu nennen, denn wenn es in meinen Kräften ſteht, will ich Dir gern helfen."

Der junge Mann, dem man während des Eſſens nicht angemerkt hatte, daß ein tiefer Kummer ſeine Seele beengte, legte jetzt das Meſſer mit einem gelinden Seufzer hin, wiſchte ſich den Mund mit dem roth und weiß karrirten Taſchentuch des Bombardiers Tipſel ab, welches derſelbe als Tiſchtuch vor ſich ausgebreitet hatte, und entgegnete:

„Ja, lieber Freund, ich habe das wahrhaftig nicht vergeſſen. Siehſt Du, ſeit vorgeſtern, wo mir das merkwürdige Abenteuer paſſirte, bin ich um das Haus des hübſchen blonden Mädchens herumgeſchlichen, ohne ſie zu ſehen. Ich hatte einen Brief bei mir, den ich ihr geſchrieben, verſichere Dich, Tipſel, einen Muſterbrief. Aber es war mir nicht möglich, auch nur eine Seele aus dem Hauſe zu ſehen, der ich mein Vertrauen hätte ſchenken mögen. Der Kutſcher, der uns den Abend gefahren, ging wohl einige Mal aus und ein, aber der Kerl hat ſo ein infam patziges Geſicht, daß ich es nicht wagte, ihn anzureden. Auch ſah er mich ſo einige Mal von der Seite an, als wenn er ſich meiner erinnerte, und deßhalb mußte ich jedesmal unverrichteter Dinge abziehen. Meinem Burſchen, Du kennſt das Hornvieh, konnte ich den Brief unmöglich anvertrauen, und da komme ich denn rathlos zu Dir."

„Hm, Männeken," ſagte Tipſel, „aber Du hätteſt ja in's Haus gehen können. Weißt Du, wie wir ſchon oft gethan, und Dich nach einem ſichern Herrn Müller erkundigen."

„Ganz recht," verſetzte Robert, „aber wenn mich die Aeltere geſehen hätte; denn ich fürchte doch, die traut mir nicht recht, und hätte einen Brief an die kleine Blondine gewiß unterſchlagen."

„Ja, was iſt da zu machen?“ ſagte Tipſel.

„Ach, lieber Freund,“ entgegnete Robert, „ſie nicht wieder zu ſehen, wäre ſchrecklich.“

„Sie,“ lächelte Tipſel, „wer iſt denn die ſie? etwa die Tochter des Generals von P.?“

„Ach,“ ſprach der junge Mann, „wie kannſt Du jetzt nur ſchlechte Witze machen? Wer kann ſie denn anders ſein, als das liebe blonde Mädchen, die kleine Pauline?“

„Nun, Männeken,“ ſpöttelte der Bombardier, „es war mir nur wegen der Conſequenz.“

„Ja ſo,“ fuhr der Andere fort, „na laß nur gut ſein und höre mich. Meinen Brief muß ſie erhalten und heute noch, aber in dem Wie? beſteht der Dienſt, den Du mir leiſten ſollſt. Du biſt mein Freund, Tipſel, und wirſt mir den Gefallen ſchon erzeigen. Es iſt jetzt ſieben Uhr, hieher auf das Fort kommt weder Patrouille noch Runde, alſo kannſt Du es ſchon wagen, deine Wache zu verlaſſen. Ich bleibe für den Nothfall da und werde Deine wichtigen Geſchäfte hier ſchon verſehen können.“

Bei dieſer Aufforderung legte der Bombardier Meſſer und Gabel hin und ſah ſeinen Freund mit ſeltſam erſtaunten Blicken an. Die Zumuthung hatte der gute Tipſel nicht erwartet. Seine Wache zu verlaſſen und in die Stadt zu gehen, erſchien ihm ſo ſehr dienſtwidrig, daß er erſt langſam, dann immer heftiger mit dem Kopf ſchüttelte, und endlich, ſo beſtimmt es ihm möglich war, ſagte: „Das geht gewiß nicht an.“

Neben dem Gedanken, ſo ganz gegen ſeine Inſtruktion als Wachtkommandant zu fehlen, lag der Hauptgrund dieſer entſchiedenen Weigerung in dem unangenehmen Wetter draußen, denn der Wind pfiff und heulte noch immer um das Fort herum. Und dann der weite, lange Weg zur Stadt, das war ja das Einzige, was dem guten, dicken Bombardier das Wachehalten überhaupt ſo angenehm machte: denn wenn er einmal auf ſeiner Wachtſtube feſtſaß, wenn er ſich an dem Feuer durchwärmt und ſeinen Korb unterſucht hatte, daß ihm nichts zum Kaffee Nachmittags, Abends zum Nachteſſen, ſowie Morgens zum Frühſtück fehlte, wenn er die Pfeife und den Tabak nicht vergeſſen und ein Buch bei der Hand hatte, etwa wie Kohlrauſch's Geſchichtstabellen, womit er ſein Gedächtniß kitzelte, oder im Nothfall auch nur einen Roman von Spieß oder Cramer, um die Zeit todtzuſchlagen, ſo war es ihm ſehr gleichgültig, ob ſeine Wache vierundzwanzig Stunden, achtundvierzig oder gar noch länger gedauert hätte. Ja, es war ſchon einige Mal vorgekommen, daß ein Kamerad, der ihn ablöſen mußte, einen gut verſehenen Korb mit auf die Wache nahm, und mit Hülfe deſſelben den Bombardier überredete, ſtatt ſeiner noch einmal vierundzwanzig Stunden dazubleiben, was er denn auch gern gethan.

Der Capitän, der von dieſer ſeltenen Leidenſchaft Tipfel's für das Wachehalten in Kenntniß geſetzt wurde, hatte einmal die Erlaubniß gegeben, ihn ſo lange auf der Wache zu laſſen, als er freiwillig durch Uebereinkunft mit ſeinen Kameraden dabliebe, und der dicke Bombardier hatte ohne Widerſtreben fünf Tage lang den Dienſt verſehen, und verſicherte am ſechsten, er befinde ſich recht wohl dabei; wahrſcheinlich hätte er es auch noch Monate lang ausgehalten, wenn nicht an demſelben Tage eine Inſtruktion von der Kommandantur gekommen wäre, welche den Wachthabenden auf dem Fort auf das Strengſte befahl, viermal in der Nacht ſämmtliche Werke zu unterſuchen. Dieſe Zumuthung fand denn der Bombardier Tipfel etwas zu hart und verließ deßhalb am ſechsten Tage traurig den Ort, wo er ſo glücklich geweſen.

Nach Erzählung dieſer Thatſache kann ſich Jeder leicht denken, mit welchem Erſtaunen Tipfel die Forderung ſeines Freundes erfuhr, und wie ſtandhaft er ſie anfänglich zurückwies.

Doch Robert ließ ſich nicht ſo leicht abſchrecken und wandte alle Künſte der Verführung an, um ſeinen Freund zu überreden. Lange war Alles umſonſt; doch als ihm endlich der junge Mann ſagte, er ſolle eine von den Wachtmannſchaften mitnehmen, dem er einige gültige Zettel, lautend auf Rüdesheimer und weſtphäliſchen Schinken, zwei Sachen, die Tipfel gern zu frühſtücken pflegte, einhändigen wollte, ließ er ſich erweichen und verſprach die Commiſſion zu übernehmen. Darauf legte er ſein Lederzeug ab, welches ſich der Andere mit Hülfe der Kanoniere umhing, wickelte ſich in ſeinen Wachtmantel, ermahnte jeden der Kanoniere in einer beſonderen Rede, ſie möchten doch um's Himmels willen keinen Unfug treiben, und erklärte ſich darauf unter einigem Geſeufze zum Fortgehen bereit. Robert hatte ſich unterdeſſen an den Tiſch geſetzt und ſchrieb auf ein Blatt Papier:

„Da ich Ihre Rechnung vom 1. v. M. unglücklicher Weiſe verlegt habe, ſo muß ich um eine neue bitten, ehe ich die kleine Summe bezahlen kann. Zugleich bitte ich, dem Ueberbringer zwei Flaſchen Rüdesheimer und drei Pfund weſtphäliſchen Schinken mitzugeben. Er wird Ihnen den Betrag dafür einhändigen. Bombardier R."

„Notabene. Da es mir ſchon einige Male paſſirte, daß die Kanoniere von dem Geld, das man ihnen mitgab, verloren, ſo bitte ich, mir morgen früh die Rechnung zu ſchicken, wo ich alsdann nicht ermangeln werde."

Er händigte dieſen Zettel, ſowie ein zierlich zuſammengefaltetes Billet dem Bombardier Tipfel ein, welcher das letztere, um es nicht zu beſchmutzen, in einen alten Patrouillenzettel wickelte und in die Taſche ſteckte. Dann nahm er einen der Kanoniere mit und trat ſeinen ſchweren Gang an.

Sechſtes Kapitel.

Aus welchem junge Militärs erſehen, wie ſie es nicht machen ſollen, indem darin Wachtdienſt-Vergehen von der gröbſten Art vorkommen. Myſterien einer Dachkammer und Anleitung zum Copiren ſchwieriger Aktenſtücke.

Draußen flogen die Schneeflocken und heulte der Wind: man konnte keine drei Schritte vor ſich ſehen. Aus der Stadt blickte hie und da der Schimmer eines Lichts durch Schnee und Nebel wie ein blutrother Punkt hervor; es war ein ſehr ſchlechtes Wetter; ſogar das Geſumme und Gemurmel auf den Straßen, das man ſonſt durch die Stille der Nacht auf weite Entfernungen hört, wurde durch die fallenden Flocken und den liegenden Schnee zu einem kaum vernehmbaren Geräuſch gedämpft. Tipfel ſagte an der Barrière des Forts ſeinem Freunde noch einmal: er ſolle nur bedenken, wie er ſich jetzt für ihn aufopfere und welchen ungeheuren Dienſt er ihm aus purer Freundſchaft leiſte. Dann zog er ſeinen Mantel feſter um ſich und ging der Stadt zu. Schulten, der für dieſen beſondern Fall als der umſichtigſte und brauchbarſte Mann der Wache wieder von ſeinem Poſten abgelöſt worden war, begleitete ſeinen Chef.

So zogen ſie feierlich und langſam dahin, hatten bald das Fort mit ſeinen Außenwerken und dem Glacis hinter ſich und ſchlugen einen kleinen Feldweg ein, der ſie in wenig Augenblicken auf die Chauſſée führte, wo ſie bald das erſte Thor der Stadt erreichten. Vor demſelben ſtand der Bombardier einen Augenblick ſtill und rief den Kanonier beim Namen.

„Höre, Schulten," ſprach er, „wenn Du nicht ein langgedienter Kerl wärſt, würde ich Dir nicht anvertrauen, daß mir das Verlaſſen meiner Wache doch etwas ſehr gewagt vorkommt, und mir eine Ahnung vorſchwebt, als führe die Sache zu keinem guten Ende."

Schulten, der dagegen ſchon im Geiſte einen kleinen warmen Kramladen vor ſich ſah, wo er den Rüdesheimer und Schinken abholen ſollte, und der dabei in dem Gedanken ſchwelgte, daß für ihn unentgeldlich ein ſolider Bitterer abfallen würde, entgegnete: „Bombardeir, heſt nix ze ſein. Sed doch ſchon de mehrmolen von Wachen ablopen.“

Nach dem Austauſch dieſer Gefühle traten Beide in die Stadt. Das düſtere Feld draußen mit dem Schneegeſtöber und die ganze traurige und ſchmutzige Winterlandſchaft hatte wohl den Bombardier ſo bedenklich geſtimmt, denn als er jetzt die Straßen zwiſchen den erleuchteten Häuſern dahin wandelte, als er die Menſchen ſah, die luſtig bei einander vorbeiſtrichen und aus den zahlreichen Bierhäuſern und Weinkneipen munterer Lärm an ſein Ohr ſchlug, begann er aufzuthauen und machte ſich allerhand Gedanken, wie er wohl am Beſten und Zweckmäßigſten jenen Brief an ſeine Adreſſe bringen könne. Dabei fiel ihm plötzlich ein, daß ſein Erſcheinen in der groben Dienſtuniform wohl nicht dazu geeignet wäre, ihn für einen Liebesboten zu halten, weßhalb er den Entſchluß faßte, ſich ſogleich zu einem Bekannten zu begeben, um ſich von dieſem einen bürgerlichen Anzug zu leihen, wie er es ſchon oft gethan.

Bei der nächſten Straßenecke, unter einer großen Laterne, zog Tipfel ſeine beiden Schreiben heraus, wovon er jedes beſonders eingewickelt hatte, und übergab dem Kanonier das eine, auf Rüdesheimer und Schinken lautend, und ſteckte das andere wieder in die Taſche.

Der Freund Tipfel's, welchen er nun zu obigem Zwecke aufſuchte, war Schreiber bei einem Advokaten und wohnte in einem abgelegenen, engen Gäßchen, im fünften Stock eines kleinen Hauſes. Der Bombardier überzeugte ſich erſt von der Straße aus, daß ſein Bekannter wirklich zu Hauſe ſei, denn ein ſchwacher Schein erhellte die kleinen Fenſter, ehe er die ſchwierige Arbeit unternahm, fünf ſchlechte Treppen hinaufzuklettern. Mit einiger Anſtrengung gelangte er hinauf bis unter das Dach und klopfte an die Thüre. Neben der Ausſicht, ſich ſeinem Freunde zu Liebe hier umkleiden zu können, hatte auch Tipfel daran gedacht, daß ſein anderer Freund, der Schreiber, beſtändig einen guten Tabak vorräthig habe, und er hatte ſich ſchon beim Hinaufklettern der fünf Treppen dem ſüßen Gedanken überlaſſen, ſich dort oben einige Augenblicke auf's Bett legen zu können und bei einer guten Pfeife Tabak von den gehabten und noch zu erwartenden Mühſeligkeiten eine halbe Stunde ausruhen zu können. Um ſo unangenehmer war es daher dem Bombardier, als, nachdem er auf drei verſchiedene Arten an die Thüre geklopft hatte, — nämlich zuerſt leiſe mit dem Zeigefinger, dann mit einer Fauſt und endlich mit beiden Fäuſten zugleich — von innen keine Antwort erfolgte.

Da ſich Tipfel von früher her erinnerte, daß die Thüre verſchiedene Spalten hatte, durch welche man bequem das Innere des Zimmers überſehen konnte, ſo fuhr er mit ſeinem Kopfe nach allen Richtungen bei derſelben vorbei, ohne aber nur den kleinſten Lichtſtrahl zu erſpähen. Entweder hatte ſich Tipfel getäuſcht, als er unten Licht zu erſpähen glaubte, oder der Schreiber hatte die Thüre von inwendig mit etwas verhängt, um neugierige Blicke von dem Eindringen in ſein Heiligthum abzuhalten. Letzteres ſchien dem Bombardier am wahrſcheinlichſten, und da er wußte, wie ſich bei ähnlichen Gelegenheiten ſein Freund ſchon gegen ihn benommen, ſo beugte er ſich mühſam bis zum Schlüſſelloch herunter, und rief mit gedämpfter Stimme hinein:

„Je, Du! ich bin's Tipfel! Mach' mir doch in's Teufels Namen auf! ich habe dringend mit Dir zu ſprechen. Brauchſt Dich doch vor mir nicht zu geniren.“

Anfänglich erfolgte auch hierauf in dem Zimmer keine Bewegung. Dann aber hörte man eine Stimme leiſe murmeln, ein Stuhl wurde gerückt, und das oben erwähnte Tuch an der Thüre eine Hand breit zurückgezogen und dann von innen herausgefragt: „Aber was haſt Du denn eigentlich vor, daß Du mich im Arbeiten ſtörſt? Laß mich in Ruhe. Ich habe von einem äußerſt verwickelten Aktenſtück eine Copie zu nehmen. Wenn Du alſo nicht ſehr preſſirt biſt, laß mich in Frieden."

„Ja, aber lieb' Männeken," erwiederte der Bombardier, durch die Ausſicht auf eine warme Stube und eine Pfeife Tabak, die ihm doch noch werden konnte, ſichtlich erheitert, „es preſſirt ſehr, ich verſichere Dich. Ich bin expreß von der Wache draußen auf dem Fort hereingelaufen und muß Dich nothwendig ſprechen. Mach' nur auf."

Der drinnen gab hierauf anfänglich keine Antwort, ſondern zog ſich von der Thüre zurück, und es war, als habe ihn ein gewaltiger Bruſtkrampf überfallen, denn er fing an laut zu huſten, dumpf zu pfeifen, und dazwiſchen ſchien es dem Bombardier Tipfel, als würde ein Stuhl oder irgend ein anderes Möbel bei Seite gerückt, worauf ſich denn endlich die Thüre öffnete und ihm der Eintritt geſtattet wurde.

Trotz dem die Dachkammer des Schreibers eben nicht mit Eleganz und Luxus angefüllt war, wozu auch dies Local nicht paßte, denn die Wand der einen Seite neigte ſich ſo ſchief unter das Dach hinab, daß, wenn ſelbſt die Beleuchtung aus mehr als einer Talgkerze beſtanden hätte, ſie doch nicht im Stande geweſen wäre, den hinterſten Raum zu erhellen, war doch etwas in dem Gemach, was der Bombardier Tipfel mit vielem Wohlbehagen betrachtete, nämlich auf dem Tiſch in der Mitte des Zimmers ſtanden ein paar Teller mit kaltem Fleiſch und Kartoffelſalat, ſowie auch ein großer Waſſerkrug, der aber mit Bier angefüllt war. Der Beſitzer all' dieſer Herrlichkeiten, der ſich, wie ohne Abſicht, beim Eintritte Tipfel's in eine Ecke des Zimmers zurückzog, wo er hinter einem großen Vorhang ſeine Kleiderſchätze verwahrte, ſchien auch jetzt noch nicht über das unvermuthete Erſcheinen des Bombardiers ſehr erfreut. Dieſer aber, der ein ſehr argloſes Gemüth hatte, ſah ſich auf dem Tiſch nach jenen Akten um, von welchen eine Copie zu nehmen ſein Freund gerade beſchäftigt geweſen war. Und da er nichts davon bemerkte, ſo erkundigte er ſich theilnehmend: wo ſich denn ſein Schreibpult befände? — eine naſeweiſe Frage, die der Schreiber nur durch einen verlegenen Blick hinter ſich nach dem Vorhange beantwortete.

Tipfel warf ſich auf einen Stuhl nieder, und nachdem er den Inhalt des Waſſerkruges mit vieler Tiefe unterſucht, entdeckte er ſeinem Freunde mit ſo wenig Worten als möglich, was ihn hieher führe, und welchen unendlichen Gefallen er ihm erzeigen würde, wenn er ihm auf einige Stunden einen ziemlich bürgerlichen Anzug leihen würde.

Wenn auch, wie geſagt, der Schreiber ſeinem Freunde ſchon einige Male ſolchen Liebesdienſt erwieſen, ſo ſchien ihn doch heute Abend die Bitte nicht wenig in Verlegenheit zu ſetzen. Er machte einige Ausreden, die aber der Bombardier, den Waſſerkrug beſtändig in der Hand haltend, mit einem leichten Lächeln und den Worten zu widerlegen ſuchte: „Na, Männeken, es wird ſchon gehen.“

„Nun ja,“ entgegnete der Andere nach einigem Ueberlegen, „ich will Dir den Anzug geben. Packe alſo die Sachen in Deinen Mantel und mach', daß Du fortkommſt.“

„Ja, Männeken,“ entgegnete Tipfel, „Du kommſt mir ſehr ridikül vor. Wo ſoll ich mich denn eigentlich anziehen? Du weißt ja doch, daß ich heute Abend nicht in die Kaſerne gehen kann, denn wenn mich der Feldwebel irgendwo ſähe, ſo käme ich morgen, weil ich von der Wache gegangen, mindeſtens drei Tage auf's Holz. Denke Dir drei Tage ohne Bett, wo man nichts bekommt, wie Waſſer und Brod.“

„Was?“ entgegnete ihm der Schreiber, „Du willſt Dich doch nicht hier bei mir aus- und anziehen?“

„Es wird wohl nicht anders zu machen ſein, Männeken,“ ſagte Tipfel, worauf der Andere haſtig im Zimmer auf- und ablief und in nicht geringer Verlegenheit zu ſein ſchien. „Wenn es Dich aber genirt,“ fuhr der Bombardier fort, „mich in meiner ganzen Schönheit zu ſehen, ſo laß mich nur hinter den Vorhang treten. Ich will mich da ſchon allein behelfen.“

Bei dieſer Zumuthung ſprang der Schreiber wie ein gereizter Löwe mit einem Satze vor den Vorhang und rief ſo haſtig und ausdrucksvoll: „Nein! nein! das geht nicht!“ daß es ſelbſt den gleichmüthigen Tipfel aufmerkſam machte und allerlei Ideen bei ihm aufſtiegen. Doch da er viel zu faul war, über irgend etwas nachzudenken, es auch gerade auf dem benachbarten Kirchenthurm drei Viertel auf Acht ſchlug, ſo that er einen neuen Zug aus dem Bierkrug und verſicherte: es falle ihm gar nicht ein, ſich hinter dem Vorhang zu amüſiren, und wenn es ihm lieber wäre, wolle er ſich mitten in der Stube, ja ſogar im Nothfall oben auf dem Tiſche aus- und anziehen.

Nachdem der Schreiber eine Zeitlang mit ſich ſelbſt gekämpft, ſiegte doch ſeine Freundſchaft für den Bombardier, und er verſprach ihm die Kleider unter der Bedingung, daß das Licht ausgelöſcht würde und er ſich im Dunkeln aus- und anziehen müſſe, was dieſer denn auch nach vielen Einreden zu thun verſprach.

Bei dieſen Verhandlungen hätte ein ſehr feines Ohr hinter dem Vorhang ein leiſes Kichern hören können, doch jede der beiden handelnden Parteien war ſo mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß ſie auf dergleichen nicht Acht gab. Der Schreiber ging nun zu ſeinem Kleiderſchatz und warf hinter dem Vorhang her eine alte ſchwarze Hoſe, einen ſonſtigen ſchwarzen Frack, der aber ſehr fadenſcheinig geworden war und eine entſchiedene Vorliebe für die braune Farbe zeigte; dann eine geweſene Sammetweſte, löſchte darauf das Licht und war dem Bombardier beim Aus- und Anziehen behülflich.

Das unentbehrlichſte Kleidungsſtück war nach zweimaligem Aus- und Anziehen — denn man hatte in der Dunkelheit das Vordertheil hinten genommen — glücklich placirt worden, als es ſich fand, daß dem dicken Bombardier die Weſte ſeines Freundes zu klein ſei, worauf dieſer in Gedanken ſeine Kleidervorräthe durchging und ſich erinnerte, noch eine alte weiße Weſte zu beſitzen, die von ſeinem Vater ſelig herſtammend, auf jeden Fall weit genug wäre. Nach einigem Umhertappen wurde dies Kleidungsſtück wirklich gefunden, und der Bombardier betaſtete ſie ſorgfältig, um ſie nicht verkehrt anzuziehen. Er hatte glücklich ein Aermelloch erwiſcht und ſagte, wie er mit einem Arm hindurchfuhr: „Ich verſichere Dich, Männeken, Dein Alter muß die Weſte in ſeiner früheſten Jugend haben machen laſſen, denn ſie hat einen ganz ſonderbaren Schnitt, auch vermiſſe ich die Knöpfe und“ —

„Nun ja, mach' nur fort,“ ſagte der Andere, „ſie iſt freilich nicht von dieſem Jahr, aber auf jeden Fall weit genug für Dich.“

„Na höre,“ entgegnete Tipfel, „was das betrifft, brauchſt Du auch nicht ſo ſehr ſtolz zu ſein,“ — hier machte er eine verzweifelte Anſtrengung, das andere Aermelloch zu erreichen — „zu weit iſt ſie mir gerade auch nicht.“

„Thu' mir den Gefallen und ſei nur nicht ſo entſetzlich faul, ſie iſt Dir weit genug, fahr' nur mal hinein.“

Der Bombardier that, wie ihm geheißen, ſchlüpfte durch das andere Aermelloch und that ſich ſolche Gewalt an, das fragliche Kleidungsſtück an ſeinen Körper zu bringen, daß ſich ſeine Anſtrengungen durch ein lautes Krachen kund thaten, das einem geübten Ohr deutlich verrieth, die Weſte müſſe von unten bis oben zerriſſen ſein.

„Du biſt doch ein ſchrecklich ungeſchickter Menſch,“ brummte der Schreiber, „was iſt nun da wieder zu machen?“

„Das Beſte wäre wohl,“ entgegnete Tipfel kleinlaut, „wenn Du ein Bischen Licht machen wollteſt, damit wir den Schaden in der Nähe beſehen; denn“ ſetzte er zögernd hinzu, „Dein Wort in Ehren, daß die Weſte von Deinem Alten iſt, und das iſt ſchon einige Jahrzehnten her, aber der Schnitt an der Weſte, da greif' nur hin, iſt wirklich gar ſonderbar.“

„Wie wird es denn ſonderbar ſein! verſetzte der Andere ärgerlich, indem er das Kleidungsſtück mit der Hand befühlte.

„Na, Männeken,“ entgegnete der dicke Bombardier, „ſo 'ne Weſte iſt mir nie vorgekommen; ja, wahrhaftig, die hat ja Schnürlöcher. Du! Du! Du! O Du Copiſt verwickelter Aktenſtücke!“ Dabei lachte er wie wüthend.

„Halt Dein Maul!“ rief der Andere mit leiſer Stimme. „Verfluchte Geſchichte mit dem Kerl! Gib das Ding her. Könnteſt auch wohl ohne Weſte gehen.“

„O, Männeken, ſprach der Bombardier, „bei der Jahreszeit. Suchet, ſo werdet ihr finden. Aber das Beſte wäre auf jeden Fall, wenn Du ein Bischen Licht machen wollteſt.“

Der Schreiber war aber hierzu nicht zu bringen, ſondern trieb Tipſel an, ſeine Toilette zu beendigen; indem er ihm ſtatt des zerriſſenen Kleidungsſtückes eine wirkliche Weſte einhändigte.

Das Bild, welches Tipſel jetzt zum Beſten gab, war wirklich lächerlich, und nachdem der Schreiber von einem Schranke herunter einen alten Hut mit kaum fingerbreiter Krämpe herabgeholt und ihn dem Bombardier eingehändigt hatte, war die Umwandlung vollendet.

Es ſchlug gerade acht Uhr, als Tipſel den letzten Zug aus dem Waſſerkruge that, ſich darauf von ſeinem Freunde beurlaubte, und mit dem Verſprechen, die geliehenen Sachen in höchſtens einer Stunde wieder zu bringen, ſeinen Weg die dunklen fünf Treppen hinab ſuchte.

Siebentes Kapitel.

Welches theils vor, theils in dem Hauſe Nr. 10 auf dem Petriplatze ſpielt. Es erſcheint eine Perſon, die nicht genannt ſein will, und welche den Bombardier Tipſel zum Bedienten annimmt.

Es war recht kalt und unfreundlich auf der Straße, und nachdem Tipſel viele vergebliche Verſuche gemacht hatte, den alten Frack über ſeinem Bauche zuſammen zu knöpfen, oder wenigſtens die Hände in die Hoſentaſche zu ſtecken, eilte er, ſo ſchnell es ihm ſeine Körperfülle erlaubte, auf dem Schnee die Straße hinab gegen den Petriplatz zu, an deſſen Ecke ihn Schulten laut erhaltenen Befehls erwartete. Der Kanonier ſaß auf einem Eckſtein, hatte ſeine Arme unter den Mantel geſteckt und vor ſich in den Schnee die beiden befohlenen Flaſchen Rüdesheimer geſtellt, ſowie ein Päckchen mit grauem Papier umwunden, welches wahrſcheinlich den Weſtphälinger enthielt.

Schulten erfreute ſich nicht wenig bei dem Anblick ſeines Vorgeſetzten, und als dieſer, um ſich zu dem vorhabenden Abenteuer zu ſtärken, einige gute Züge aus einer der Flaſchen that und ein großes Stück Schinken dabei verzehrte, wobei er aber, um ſich zu erwärmen, von einem Bein auf das andere ſprang, machte der Kanonier die höchſt treffende Bemerkung: der Herr Bombardier gliche ſehr einer ſchwarzen Krähe, wenn ſie im Winter auf den Schneefeldern umherhüpfe. Dabei erzählte er auch, daß ihm der Kaufmann, dem er ſchon lange bekannt ſei, alles auf ſein ehrlich Geſicht gegeben habe, nachdem er geſagt, wer ihn ſende, und daß er des Schreibens nicht einmal nöthig gehabt hätte.

Mit dem letzten Biſſen im Munde ſchritt nun Tipfel auf dem nicht allzugroßen Platze umher, um ſich wie ein kluger Feldherr die Feſtung, die er zu allarmiren gedachte, das Haus Nr. 10, in der Nähe zu betrachten, damit er einen guten Operationsplan entwerfen könne. Endlich hatte er es gefunden und ſtellte ſich einige Schritte davor, um ſich von deſſen Eingängen, wobei er aber mehr an den Ausgang dachte, zu überzeugen.

Das Gebäude hatte eine recht anſehnliche Höhe, eine Hausthüre und daneben einen großen Thorweg, für welch' letzteren ſich Tipfel augenblicklich entſchied, da er die größte Breite hatte.

Ob der Bombardier wirklichen perſönlichen Muth beſaß, darüber waren ſeine Kameraden noch nicht einig geworden, doch ſprachen ihm die meiſten derſelben eine gute Portion dieſer edlen Eigenſchaft zu, wogegen aber Andere behaupteten, Tollkühnheit und Unerſchrockenheit, die ihr dicker Freund meiſtens an den Tag legte, rührten von ſeiner unerhörten Gleichgültigkeit her, und er ſei viel zu faul, wenn er einmal einen Schritt vorwärts gethan, wieder zurückzugehen, um ſich nochmals zu beſinnen, weil er dann neben der Mühe des Bedenkens ſelbſt, auch den zurückgethanen Schritt wieder vorwärts thun müſſe.

Das Haus, wie der ganze Platz, war in nächtliches Dunkel und Stille gehüllt. Der Petriplatz war ziemlich entlegen, und außerdem befanden ſich nur wenige Privathäuſer hier. Eine Seite des Platzes nahm die Petrikirche ein, eine andere das dazu gehörige Kloſter, an der dritten vereinigten ſich mehrere Straßen, die in die Stadt führten, und nur auf der vierten ſtanden einige zwanzig große Häuſer, meiſtens von reichen Leuten bewohnt, die keine öffentlichen Geſchäfte trieben und deren Bewohner die Stille und Ruhe des Platzes dem geräuſchvollen Treiben anderer Straßen vorzogen.

In dem Hauſe Nr. 10 waren vier Fenſter der erſten Etage erleuchtet, und in dem Thorweg ſchimmerte ein ſchwaches Licht, das ſich in einem Parterrezimmer, vielleicht in der Küche befand, und gegen dieſen Schein wandte ſich Tipſel, mit dem Vorſatz, das Innere dieſes Zimmers vorher zu überſehen, um dort vielleicht Jemand zu finden, der ihm behülflich ſein könnte, ſeinen Brief an die richtige Adreſſe zu bringen.

Es war wirklich die Küche, aus welcher der Lichtſchein kam, und Tipſel blickte durch die Fenſter aufmerkſam in dies Gemach, und labte ſeine Augen an einem mächtigen Feuer, das auf dem Herde brannte, auf welchem mehrere Töpfe und Pfannen ſtanden, aus denen mit einem ſüßen, heimlichen Gemurmel allerlei Dämpfe in die Höhe ſtiegen. Der Bombardier verſenkte ſich bei dieſem Anblick in Betrachtungen und erſchöpfte ſich in glühenden Phantaſien, was wohl in jedem dieſer Keſſel ſein könne. Hinten aus dem großen Topfe glaubte er durch die Fenſterſcheiben den ſüßen Geruch von aufgeplatzten, mehligen Kartoffeln zu genießen; daneben in der kleinen Pfanne konnten praſſelnde Bratwürſte liegen, oder war es vielleicht irgend ein Geflügel. Doch nein, Tipfel entſchied ſich für Bratwürſte, es war ſein Lieblingsgericht. Auf dem Anrichttiſch ſtand Salat, Eſſig und Oel daneben, ſowie geſchnittenes Brod, zierlich geformte Butter und ein appetitliches Stück Schweizerkäſe. Doch fehlte die Herrſcherin dieſes Zaubergartens. Tipfel ſpähte vergeblich umher nach der Fee mit weißer Schürze und Kochlöffel. Es war keine lebende Seele in der Küche zu ſehen. Was war zu thun? Der Bombardier hielt es für's Beſte, auf die Straße zurückzukehren, und nachdem er noch einen ſchwärmeriſchen Blick auf die Töpfe und Keſſel geworfen, trat er unter den Thorweg, um hier noch einige Augenblicke zu warten, bis ſich in der Küche Jemand zeigen würde.

Er hatte noch nicht lange hier geſtanden, als er bemerkte, daß ein Mann, in einen Mantel gewickelt, auf der Straße dicht vor dem Hauſe Nr. 10 auf- und abging. Jetzt kam er auch bis an den Thorweg, betrachtete den Bombardier von der Seite, ging aber immer bei ihm vorbei, nachdem er jedesmal einige Augenblicke unſchlüſſig zu ſein ſchien, ob er ihn anreden ſolle. Dem Bombardier war dieſe Erſcheinung gerade nicht angenehm, denn er fürchtete einen Aufpaſſer, der ihm Ungelegenheiten machen könne, weshalb er beſchloß, ſich ſo ſorglos als möglich zu ſtellen, um Jenen zu täuſchen, daher lehnte er ſich an den Thorpfoſten und pfiff leiſe eine Melodie vor ſich hin. Wirklich ſchien er auch den im Mantel hierdurch auf den Glauben zu bringen, als ſei er berechtigt, hier zu ſtehen. Denn dieſer kam auf ihn zu und fragte ihn ganz leiſe: „Liebſter Freund, Sie gehören wahrſcheinlich in dies Haus?“

„Das nicht,“ entgegnete Tipfel mit vieler Ruhe, „aber ich habe hier in der Küche gute Bekannte. Damit ſpielte er auf Kartoffeln und Bratwürſte an.

„Sagen Sie, mein Beſter,“ ſprach der Andere, „würde es Ihnen vielleicht darauf ankommen, einen Thaler zu verdienen und mir einen großen Dienſt zu erweiſen?“

„O, warum das nicht? Ich würde wohl," ſagte Tipfel.

„Nun denn, ſehen Sie, lieber Freund," entgegnete der im Mantel, „es iſt mir von äußerſter Wichtigkeit, Jemand aus dieſem Hauſe zu ſprechen. Ich geſtehe es Ihnen, eine Dame; doch darf ich es Umſtände halber nicht wagen, ohne die größte Vorſicht in's Haus zu treten."

„Sehr ſchön," antwortete Tipfel, dem plötzlich ein Gedanke kam, „aber ſagen Sie nur, ſoll ich aus der Küche Jemand herbeirufen?"

„Ja, ja, mein Beſter," ſagte der im Mantel, „thun Sie ſo. Gehen Sie nur ohne Furcht in die Küche, ſchlagen Sie die Thüre zu oder machen ſonſt ein Geräuſch, und wenn die Köchin hereinkommt, mein Lieber, ſagen Sie ihr nur, der Herr S . . ., verſtehen Sie wohl, Herr S . . . warte draußen."

Tipfel rieb ſich die Hände vor Vergnügen, denn er bedachte wohl, er könne es jetzt getroſt wagen in die Küche zu gehen, und beſchloß, im Nothfall ſich für den Bedienten des Herrn S. auszugeben. Er bat dieſen, nur leiſe unter den Thorweg zu treten, und ging darauf wieder an das Küchenfenſter. Es war Niemand da. Tipfel wagte ſich einige Schritte weiter und fand eine Thüre, die auf eine kleine Treppe führte, über welche er in die Küche ſelbſt gelangte. Hier ermangelte er nicht, ein kleines Geräuſch zu machen, indem er die Thüre hinter ſich zuwarf, mit den Füßen ſcharrte und einigemal bedeutungsvoll huſtete. Auch that dies Manöver alsbald die gewünſchte Wirkung, denn er ſtand noch keine Minute da, ſo hörte er von der andern Seite eine Thüre öffnen, es näherten ſich Schritte und ein hübſchgekleidetes Dienſtmädchen trat in die Küche und blieb beim Anblick des Bombardiers überraſcht ſtehen. Tipfel ſchwenkte ſeinen Hut, machte einen zierlichen Kratzfuß und berichtete, daß Herr S. draußen warte, worauf das Dienſtmädchen ſogleich freundlich wurde, ihn bat, ſich niederzuſetzen und augenblicklich wieder verſchwand.

Tipfel hatte jetzt Muſe, ſich Töpfe und Pfannen anzuſehen, und freute ſich innerlich, als ihm ſein Geruchsſinn ſagte, daß er ſich früher in Betreff der Kartoffeln und des Gebratenen nur in ſo fern geirrt, als Letzteres keine Bratwürſte, ſondern irgend ein feines Geflügel war.

Jetzt kam auch das Dienſtmädchen wieder, ſchlüpfte durch die Küche in den Thorweg und kehrte in wenig Augenblicken mit dem Herrn im Mantel zurück, worauf ſie eben ſo ſchnell mit ihm durch die andere Thüre wieder verſchwand. So viel der Bombardier von ſeinem unbekannten Herrn in dieſem Augenblicke ſehen konnte, fand er, daß deſſen Geſicht, ſowie die ganze Figur ihm nicht ſehr behagte. Sie war in den Augen des feiſten Bombardiers von einer unwürdigen Magerkeit, und eben ſo ärgerte ſich auch Tipfel über die unordonnanzmäßige Beſchaffenheit des Kopfes. Ein röthlicher Backenbart zog ſich um das ſpitze magere Kinn, und lange braune Haare bedeckten, ſorgfältig geringelt und gekämmt, beinahe die unförmlich großen geiſtloſen Augen. Beim Vorbeiſchreiten hatte der Fremde im Mantel ſeiner Seits den Bombardier etwas näher in's Auge gefaßt und ein ſpöttiſcher Blick ſchien die ärmliche Toilette des Bombardiers zu bedauern.

Tipfel ſtand allein in der Küche, und wußte jetzt faſt eben ſo wenig, ſeinen Brief an die Behörde zu bringen, wie früher. Sollte er das geräuſchvolle Manöver von vorhin noch einmal probiren? Doch er hatte es nicht nöthig, denn nach wenig Augenblicken kam das Dienſtmädchen allein zurück und begann ſich eifrig mit ihren Töpfen und Keſſeln zu beſchäftigen, wobei ſie mit dem Bombardier ein herablaſſendes Geſpräch anknüpfte.

„Iſt Er ſchon lange bei dem Herrn S.?" fragte ſie ſchnippiſch, und hob den Deckel von der Bratpfanne, ſo daß Tipfel, der dabei ſtand, in einem Meer von Duft und Wonne ſchwamm und kaum die Worte hervorbringen konnte: „Paſſirt ſo, noch nicht gar lange."

Darnach beſchäftigte ſie ſich mit ihren Tellern, Meſſern und Gabeln, ſo daß ein unerhörtes Geklapper entſtand, während ſie obendrein die letzte Arie aus der Nachtwandlerin ſang, und dabei die Worte:

Ei ſo komm doch ꝛc. ꝛc.

einige Dutzendmal mehr als nöthig wiederholte.

Der Bombardier ſah bei dieſem Lärmen nicht ein, wie es ihm möglich ſei, ſich auf eine feine Art ſeiner Privatbotſchaft zu entledigen. Er hatte ſeinen Brief aus der Taſche gezogen, den Patrouillenzettel ſorgfältig davon abgewickelt und wollte eben die Adreſſe betrachten, als ſich mit einem Male die Thüre öffnete und ein Mädchen hereinhüpfte, ſo ſchön und freundlich anzuſehen, daß Tipfel mit offenem Munde daſtand und ſich in allerlei ſeltſame Phantaſieen vertiefte. Doch jetzt ſah er mit einem Male, daß um das runde friſche Geſichtchen die ſchönſten hellblonden Locken niederfielen. Er hörte, wie das Küchenmädchen, nachdem ſie noch einmal: Ei ſo komm doch! geſungen, ſich mit der Frage an die Dame wandte: „Was befehlen Fräulein Pauline?“ und er wußte jetzt, wen er vor ſich habe.

„Wo iſt denn die Tante?“ fragte die junge Dame, und die diplomatiſche Köchin verzog ihr Geſicht zu einem ſonderbaren Lachen und präſentirte den Bombardier mit einem vielſagenden Blick als den Bedienten des Herrn S. Jetzt war der entſcheidende Augenblick gekommen. Die Köchin hatte in der Nebenkammer etwas zu thun und Fräulein Pauline wandte ſich zum Fortgehen. Da trat der Bombardier feſten Fußes vor ſie hin, machte eine der zierlichſten Verbeugungen, die je ausgeführt wurden, und ſagte dem überraſchten Mädchen ungefähr Folgendes:

„Mein Fräulein, Sie entſchuldigen, ein Mißverſtändniß, ich bin nicht der Bediente des Herrn S., vielmehr bin ich der Diener des Herrn, der vor einigen Abenden das Glück hatte, ſeltſamer Weiſe mit Ihnen zu fahren. Er iſt untröſtlich, Sie nicht wieder zu ſehen, und hat es deßhalb gewagt, Ihnen einige Zeilen zu ſchreiben, die Sie vielleicht die Güte und Gnade haben, anzunehmen. Gewiß, mein armer Herr iſt untröſtlich, Sie bis jetzt nicht wieder geſehen zu haben.“

Tipfel hatte in ſeinem Leben keine ſo lange Rede gehalten und ſchwieg ganz erſchöpft ſtill, um ſeine Lungen durch einen tiefen Athemzug zu reſtauriren; ein Athemzug, der einem ſchmerzlichen tiefen Seufzer glich, wofür ihn auch die junge Dame halten mochte, denn ſie betrachtete den treuen Diener keineswegs mit einem böſen Blick. Als nun Tipfel noch hinzufügte, daß ſein armer junger Herr in Verzweiflung ſei und er beſtändig in Furcht lebe, ſeine Kühnheit von neulich Abends habe Fräulein Pauline erzürnt, verwandelte ſich ihr ernſtes Geſicht in ein halb freundliches, und ſie nahm wirklich den ihr dargebotenen Brief. Doch ſind wir feſt überzeugt, ſie that es nur in der reinen Abſicht, um den armen treuen Diener nicht zu kränken, und wird den Brief wahrſcheinlich, als ſie jetzt die Küche verließ, ungeleſen verbrannt haben.

Achtes Kapitel.

Die handelnden Perſonen vermehren ſich und ſpielen theils angenehm, theils — unangenehm mit. Von der verwerflichen Eitelkeit der Dienſtboten. Schreckliche Verwechslungen und wie ſelbſt der Unſchuldigſte in Verdacht kommen kann.

Nachdem Tipfel auf ſo glänzende Art ſeinen Auftrag vollführt, wandte er ſich gegen das Küchenmädchen, das unterdeſſen wieder eingetreten war, und manövrirte, mit demſelben ſprechend, gegen die Thüre, um einen ſchicklichen Moment zu erwiſchen, wo er das Haus verlaſſen könne, ohne ſeinen Gebieter, den Herrn S., wieder zu ſehen. Doch das Schickſal beſchloß es diesmal anders. Kaum war nämlich Fräulein Pauline fort, ſo trat von der andern Seite ein Mann ein, der den Bombardier Tipfel mit einem forſchenden Blick betrachtete, ſich darauf gegen das Küchenmädchen wandte, und während er ſeinen Mantel abwarf, dieſe in ſehr ernſtem Tone fragte: „Wer iſt der Menſch da, und was will er?“

Tipſel machte bei dieſer Bezeichnung ſeiner Perſon vermittelſt eines ſehr allgemeinen Ausdrucks ein ſonderbares Geſicht, und konnte es nicht unterlaſſen, den Frager etwas näher anzuſehen. Dieſer war ein ältlicher Herr von ſehr ſolidem und geſetztem Aeußern; er trug einen braunen Ueberrock bis unter das Kinn zugeknöpft, hatte an den Füßen Pelzüberſchuhe und um ſeinen Hals ein dickes ſchwarzſeidenes Tuch geſchlungen, in welches er von Zeit zu Zeit ſeinen Kopf bis zur Naſe vergrub. Trotz der barſchen Frage, die er gethan, war doch ſein Geſicht nichts weniger wie unfreundlich zu nennen, uns jetzt, als ihm beide Theile die Antwort ſchuldig blieben, ſah er das Küchenmädchen mit einem halb ſpöttiſchen Lächeln an, und wiederholte ſeine Frage von vorhin, während er ſich die Pelzſchuhe ausziehen ließ, mit dem Zuſatze: „Wahrſcheinlich Dein Schatz, Marie, he?“

Hätte nur in dieſem Augenblicke Tipſel ein ſtattlicheres Anſehen gehabt, ſo hätte die ungeheure Eitelkeit des Mädchens ihre Gebieterin in keine Ungelegenheiten gebracht. Aber wer des Bombardiers Anzug, incluſive Hut und beſchmutzte Stiefel ſah, der konnte der Köchin ſo arg nicht darüber zürnen, daß ſie den Kopf erhob, den Bombardier etwas geringſchätzig von der Seite anblickte, und mit ſpöttiſchem Ausdruck ſagte:

„Na, hören Sie, Herr Regierungsrath, ſo ein Schatz, das ſollte mir noch abgehen!“ — eine Geringſchätzung ſeiner Perſon, die ſelbſt den gleichmüthigen Bombardier etwas aus der Faſſung brachte und ihn für den Augenblick vergeſſen ließ, daß der eingetretene Herr vielleicht gerade eben der ſei, vor deſſen Auge zu erſcheinen der Herr im Mantel nicht für gut befunden hatte. Er zupfte deßhalb, im Gefühl des gekränkten Stolzes, an ſeiner ſtrickartigen ſchwarzen Halsbinde und ſagte:

„Mein Herr, Sie irren ſich ſehr; ich ſtelle hier nicht den Schatz dieſer Perſon vor, ſondern“ —

Doch jetzt ſah Marie ein, daß der Bediente des Herrn S. im guten Zuge ſei, ihre Gebieterin, und ſomit auch ſie zu verrathen, weßhalb ſie ihm raſch einen Wink gab und zu dem Herrn ſagte: „O, Herr Regierungsrath, es iſt nur ein armer Menſch, der zuweilen etwas zu eſſen hier bekommt!“

Die Unbeſonnene! So etwas konnte doch unmöglich ein königlicher Bombardier auf ſich ſitzen laſſen. Tipfel ſtreckte ſich auch alsbald in die Höhe, fühlte einen gelinden Zorn und ſagte mit vieler Mäßigung:

„Herr Regierungsrath, dieſe Küchenperſon da hat ſich unterſtanden, Sie zu belügen. Nachdem ich die Ehre hatte, Ihnen zu vermelden, daß ich nicht ihr Schatz bin, füge ich hinzu, daß ich noch viel weniger ein armer Menſch bin, der hier zu eſſen bekommt, ſondern ich fungire vielmehr hier als ein Bedienter eines Herrn S., der, der“ —

Kaum hatte der Bombardier eines Herrn S. erwähnt, als der alte Herr plötzlich in die Höhe fuhr, wobei man deutlich ſehen konnte, daß der freundliche Ausdruck ſeines Geſichts gänzlich verſchwunden war. Er zog ſeine Augenbrauen ſo ſichtbar zuſammen, daß es ſchien, als bringe er abſichtlich ſein Geſicht in den Ausdruck des Zorns, um das Dienſtmädchen zu erſchrecken, und fragte mit ſehr ernſtem Tone: „der Herr S., wer iſt der Herr S.? Ich will doch nicht hoffen“ —

Jetzt verlor die diplomatiſche Köchin plötzlich ihre ganze politiſche Haltung; ſie fuhr mit dem Zipfel ihrer Schürze nach den Augen und ſtotterte: „Ach, Herr Regierungsrath — ich weiß doch nicht — ich kann doch nicht — was ſoll ich ſagen?“ worauf der alte Herr ſeinen Hut auf dem Kopfe feſt drückte und mit der andern Hand über das Kinn fuhr, als wolle er über etwas nachdenken. Sodann ging er ſtillſchweigend durch die Thüre und man hörte ihn die Treppe hinaufſteigen.

Tipfel hatte dieſer kleinen Scene mit nicht geringem Schrecken zugehört, und er begann ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen, daß er nicht lieber das Maul gehalten und ſeinen

Zorn niedergekämpft habe, als wie den Verräther zu machen. Doch kamen dieſe guten Vorſätze jetzt zu ſpät, und das Räthlichſte, was er thun konnte, ſchien ihm, ſich langſam nach der Thüre zurückzuziehen, die unter den Thorweg führte. Aber die Köchin hatte nicht ſobald ſeine Abſicht bemerkt, als ſie ihm in den Weg ſprang und ihm freilich mit etwas anders geſtellten Worten ſagte: daß nur über ihre Leiche der Weg in's Freie gehe. Darauf ſchluchzte ſie ſehr vernehmlich und Tipſel hörte deutlich die Worte: „So ein lumpiger Bedienter verräth ſeinen Herrn! O Gott! o Gott! was ſollen die Fräuleins von mir denken? Was wird der alte Herr ſagen und der Herr S.?“

Ueber dies Letztere verſchaffte ihr die nächſte Minute gehörige Auskunft, denn man hörte Schritte die Treppe herab kommen, der alte Herr öffnete die Thüre, und da er ſeinen Hut tief in den Kopf gedrückt, ſeine Augenbrauen wieder ſo finſter wie möglich zuſammengezogen, auch den untern Theil ſeines Geſichtes tief in die Halsbinde vergraben hatte, ſo glich er einem Vermummten der heiligen Vehme, der ein armes Schlachtopfer zum Richtplatz führt. Dies arme Schlachtopfer war der Herr S., der mit einer Armenſündermiene hinter dem alten Herrn drein kam. Er hielt ſeinen Hut in der Hand und ſeine waſſerblauen großen Augen ſchienen ſich in die Steine des Fußbodens verliebt zu haben.

Der Regierungsrath gab dem Küchenmädchen mit kurzen Worten zu verſtehen, daß ihre Gegenwart hier unnöthig ſei, und als dieſe das Gemach verlaſſen, wandte er ſich gegen den Herrn S. und ſagte ihm in ſehr ernſtem Tone: „Herr Auditeur, es thut mir leid, Ihnen hier in Gegenwart Ihres Bedienten wiederholen zu müſſen, was ich Ihnen ſchon früher unter vier Augen ſagte. Ich kann ein Verhältniß mit meiner Schweſter, die beinahe Ihre Mutter ſein könnte, weder billigen, noch viel weniger erlauben, zu Ihrem eigenen Beſten, Herr Auditeur, und muß Sie alſo nochmals dringend bitten, Ihre Beſuche meines Hauſes in dieſer Abſicht nicht weiter fortſetzen zu wollen. Hier ſchöpfte der alte Herr tief Athem, und es war, als habe er ſein Geſicht unten und oben nur verhüllt, um dieſe Worte mit gehörigem Ernſt und halbem Zorn ſprechen zu können; denn er ſchien ſich vor ſeiner eigenen Gutmüthigkeit zu fürchten. Sobald er nun alſo ſeinen Willen kund gethan, nahm er ſeinen Hut ab, reckte Kinn und Mund aus dem umſchlingenden Halstuche, und ſetzte mit freundlichem Geſichte hinzu: „Wie geſagt, Herr Schmidt, es thut mir ſehr leid. Ich bin kein harter Mann, aber — nun ja, Sie wiſſen's ſchon. Wenn ich Ihnen ſonſtwo dienen kann, ſtehe ich gern bereit.“

Herr Schmidt hatte noch nicht aufgehört, mit den Steinen des Fußbodens zu liebäugeln; nur ein einziges Mal, als ſeines Bedienten erwähnt wurde, hob er den Kopf und warf dem Bombardier einen forſchenden Blick zu. Als aber der alte Herr geendigt hatte, machte der Auditeur zum Zeichen des Einverſtändniſſes eine tiefe, ſtumme Verbeugung, wobei er ſeine Hand auf das Herz legte, den Kopf auf die Bruſt herabſinken ließ, eine Verbeugung, welche, im Verein mit ſeiner Jammermiene, ungefähr ausdrücken wollte: Mein Herz iſt gebrochen, ich ſenke mein Haupt in Betrübniß. Darauf machte er eine lange Pauſe, ſtrich ſich dann mit der dünnen weißen Hand die Haare aus dem Geſicht und ſagte mit ſüßer Stimme!

„Beſter, geehrteſter Herr Regierungsrath, Sie ſprachen vorhin von meinem Bedienten, und ſahen mich erſtaunt darüber. Dort, jene Perſon?“

„Nun ja,“ entgegnete der alte Herr, „iſt das nicht Ihr Diener? Höre Du“ — wandte er ſich an Tipſel. „biſt Du denn nicht der Diener des Herrn Auditeur da?“ wogegen der Diener ſtatt aller Antwort mit dem Kopfe ſchüttelte und die Achſeln zuckte, eine Pantomime, die der Regierungsrath auch gegen den Herrn Schmidt ausübte. Doch dieſer, der Herr Auditeur, der nun zu ſeiner großen Zufriedenheit Jemand fand, an dem er ſeinen Zorn auslaſſen konnte, warf den Kopf zurück und fragte genau in demſelben Tone, als ſei er bei ſeinem Militärgericht beſchäftigt, einen armen Soldaten über einen Subordinationsfehler auszuforſchen: „Wer iſt der Dummkopf?“

Tipfel würde ihm wahrſcheinlich eine paſſende Antwort ertheilt haben, wenn nicht ſchon vor dieſer Frage der ferne dumpfe Ton eines Kanonenſchuſſes an ſein geübtes Ohr geſchlagen wäre. Aufmerkſam lauſchte er, die Worte des Auditeurs gänzlich überhörend. —

Bumm! richtig, es fiel ein zweiter Schuß, jetzt ein dritter. Auch der Regierungsrath hörte die Schüſſe und wandte ſich fragend an den Auditeur, worauf dieſer gleichgültig antwortete: „Wahrſcheinlich ein Kettengefangener entſprungen. Das wird wieder auf allen Wachen Allarm geben, und iſt alsdann des Patrouillirens auf den Straßen kein Ende.“

Tipfel war bei jedem der Schüſſe bleicher geworden; denn ihm fiel deutlich ein, daß ſich jetzt von allen Thoren größere und kleinere Patrouillen draußen nach den Forts begeben, um dieſe genau zu unterſuchen, da es ſchon mehrmals vorgekommen, daß ſich die entſprungenen Gefangenen in den Kaſematten und verdeckten Gräben tagelang aufgehalten. Ihm fiel ferner ein, daß die Thore geſchloſſen würden und Niemand hinaus dürfe. Alles das beſtürmte ſein Herz dermaßen, daß er den Reſpekt gegen einen königlichen Regierungsrath und Auditeur gänzlich bei Seite ſetzte.

„O Himmel tauſend Sakerment! Meine Wache!“ fluchte er, riß die Küchenthüre auf, ſtürzte in den Thorweg und von da in's Freie. Haſtig ſprang er gegen die Ecke des Platzes, wo er den Kanonier Schulten gelaſſen. Doch dieſer war verſchwunden und alles wüſt und leer. Vom Boden glänzte ihm etwas entgegen, es war eine der Weinflaſchen, aber Schulten hatte ſie ausgetrunken; die andere war gar nicht zu finden. Auch zeigten dem Bombardier hie und da auf dem Schnee zerſtreute Stücke grauen Papiers deutlich an, daß Schulten ſeinem Landsmann, dem Weſtphälinger, ebenfalls den Garaus gemacht. Auch den Kanonier mußten die drei Schüſſe fortgetrieben haben, denn er hatte in der

Eile auf dem Stein einen kleinen Zettel liegen laſſen, wahrſcheinlich die Anweiſung auf den Rüdesheimer und den Schinken, den köſtlichen Zettel, deſſen Reſultate hier vergeudet worden waren, ohne daß der unglückliche Bombardier mit gemächlicher Ruhe davon genoſſen hätte. Mechaniſch riß er das Papier aus einander, hielt es gedankenlos gegen den Mond und las:

„Mein Fräulein!

Werden Sie einem Unbeſonnenen zürnen, der, nachdem ihn neulich Zeit und Umſtände getrieben, eine der glücklichſten Stunden ſeines Lebens in Ihrer Nähe zu verbringen —“

Das las Tipfel und griff an ſeine Stirne, um zu erfahren, ob er wache oder träume; er griff an ſeine Stirn, ja, die brannte fieberhaft ob all' dem Schrecklichen, was ihm heute Abend paſſirt und noch paſſiren würde; er griff in ſeine Bruſt und hier fror es ihn erbärmlich durch den dünnen Frack; er faßte an ſeinen Magen, der war hungrig und leer. Dann warf er noch einen Blick in das Papier, in den Brief ſeines Freundes, den er unglücklicherweiſe verwechſelt und an deſſen Stelle er dem hübſchen blonden Mädchen die Anweiſung auf den Rüdesheimer und weſtphäliſchen Schinken eingehändigt hatte. Dann ſchlug er ſich abermals vor die Stirn und trabte ſchwerfällig nach der Gaſſe, wo ſein Freund, der Schreiber, wohnte, um da auf's Geſchwindeſte ſeine Uniform wieder anzuziehen.

Er ſtürzte vor das Haus und ſah nach dem fünften Stock empor, aber es war da oben kein Licht zu ſehen. Was ſollte der Aermſte machen? Seine Uniform mußte er doch wieder haben. So raſch als möglich kletterte er die Treppe hinauf, und klopfte erſt leiſe, dann immer lauter an die Thüre der Dachkammer. Doch es öffnete Niemand. Tipfel trommelte in ſeiner Angſt mit Händen und Füßen gegen die Bretter, fluchte dabei ganz entſetzlich und rief ſeinen Freund beim Namen. Kurz, er vollführte einen ſolchen Spektakel, daß ſich bald die Bewohner der untern Stockwerke darüber empörten. Im vierten Stock öffnete ſich eine Thüre, und ein altes Weib in einem ächten Hexen-Negligée leuchtete die Treppe hinauf und erkundigte ſich mit einer kreiſchenden Stimme, was für ein Hallunke, Spitzbube oder Mörder da oben ſein Weſen trieb? Aus dem dritten Stock herauf fluchte eine tiefe Baßſtimme: wenn der Lärm dort oben nicht aufhöre, werde man ſogleich auf die Polizei gehen. Dazwiſchen ließen ſich mehrere Kinderſtimmen im höchſten Diskant vernehmen, ein paar Hunde bellten, und durch all' den Lärm hörte Tipfel von unten ein paar ſchleppende Pantoffeln die Treppe herauf klappern, die ohne Zweifel der Hauswirthin gehörten, einer alten ſtämmigen Dame, die im Erdgeſchoß einen Spezereiladen dirigirte.

Der Bombardier hatte beim Erſteigen der Treppen ſeinen Frack ausgezogen, um mit dem Umkleiden ſchneller fertig zu werden, doch hatte ſich ja Alles gegen ihn verſchworen. Da ſtand er vor der Thüre rathlos und thatlos. Sollte er ſich mit dem Rücken gegen die morſchen Bretter fallen laſſen und ſo das Zimmer erſtürmen; er hätte es wahrhaftig gethan, wenn nicht das Haus in allen ſeinen Stockwerken ſchon durch ſein Hämmern an der Thüre in den größten Aufruhr gekommen wäre. Die klappernden Pantoffeln hatten ſchon die Belletage erreicht, und die Baßſtimme erwähnte immer häufiger der Polizei, woraus dann der arme geängſtigte Bombardier für das Gerathenſte hielt, ſich ſo ſchnell als möglich zum Rückzug anzuſchicken. Er polterte die vierte Treppe hinab gegen das alte Weib, welches beim Anblick des Menſchen in Hemdärmeln laut kreiſchend die Flucht ergriff und in Einem fort ſchrie: „Ein Dieb! haltet den Dieb!“ Die Baßſtimme unten vereinigte ſich mit dem Ruf, und der Eigenthümer derſelben ergriff, als Tipfel bei ihm vorbeirennen wollte, einen Aermel des unglücklichen ſchwarzen Fracks. Doch Tipfel, in ſeiner Todesangſt, ließ nicht los, und da er ſchon auf der dritten Treppe war, ſo hätte er alſo unfehlbar durch die Schwere ſeines Körpers ſeinen Frack mit der daran hängenden Baßſtimme hinuntergeriſſen, wenn der Mann im dritten Stockwerk nicht klüglicher Weiſe mit dem einen Arm das Treppengeländer erfaßt hätte. So aber wurde der Lauf des dicken Bombardiers für den Augenblick durch den ſchwarzen Frack gehemmt und der Aermſte ſchwebte, im wahren Sinne des Wortes, über einem Abgrund, in deſſen Tiefe die dicke Hauswirthin, mit Licht und Feuergabel bewaffnet, lauerte. Wer weiß, zu welchem Ende dieß geführt hätte, wenn nicht der Frack auf einmal mit einem lauten Krachen aus einander geriſſen wäre, worauf Tipfel in möglichſter Geſchwindigkeit die Treppe hinabrollte. Doch kam dieß glücklicher Weiſe ſo unerwartet für die Untenſtehenden, daß Alles, was im Begriff war, den Dieb feſtzuhalten, die dicke Hauswirthin an der Spitze, auf die Seite ſprang und dem armen Tipfel geſtattete, ſchleunigſt das Haus zu verlaſſen.

Neuntes Kapitel.

Von den ſchrecklichen Folgen, die das Entſpringen eines Kettengefangenen haben kann. Der Bombardier Tipfel geräth in Verzweiflung, will zum Selbſtmörder werden und begeht in der Todesangſt den erſten geſcheidten Streich ſeines Lebens, in deſſen Folge er arretirt wird.

Auf der Straße angekommen, wandte ſich Tipfel raſch um die nächſte Ecke und lief um ſo ſchneller, als er aus dem Hauſe ſtürzend auf einen Menſchen geſtoßen war, der ihn aufzuhalten ſuchte und der ihm jetzt nachzurennen ſchien.

„Halt doch, halt doch!“ rief es hinter ihm. „Zum Teufel, ich bin's ja! Halt doch, Tipfel!“

Vergebens. Der Dämon, der heute Abend alle Schritte des armen Bombardiers begleitet hatte, ließ ihn die Stimme ſeines Freundes, des Schreibers, verkennen, und je mehr dieſer ſchrie, um ſo ſchneller rannte Tipſel, und da er dabei in alle Nebengäßchen hineinſprang, überhaupt ſo oft um eine Ecke ſegelte, wie nur möglich, ſo hörte er bald nichts mehr und blieb einen Augenblick ſtehen, um Athem zu ſchöpfen und ſeinen Frack wieder anzuziehen, den er bis jetzt wie eine Huſarenjacke auf dem Rücken getragen hatte. Ach, es war nur noch der Theil eines Frackes, ein Aermel war ganz ausgeriſſen und die Hälfte des Kragens, ſowie das linke Vordertheil fehlten ebenfalls.

Aber trotzdem mußte ſich Tipſel entſchließen, das Gewand ſo gut wie möglich anzuziehen, denn da es ſeither noch kälter geworden war, fror es ihn ganz erbärmlich. Jetzt ſchlug es auf den Kirchen neun Uhr, und das letzte ſchreckliche Unglück, daß man ihn für einen Dieb gehalten, hatte ihn gar nicht mehr daran denken laſſen, daß er Wachthabender ſei, und noch dazu auf einem Fort, das wenigſtens eine gute halbe Stunde von dem Platze entfernt lag, wo er ſich gerade befand. Aber die Nothwendigkeit ſchärfte ſeinen Verſtand, und er entwarf ſchnell einen Operationsplan, um ungefährdet auf ſein Fort zu entkommen, wo er dann ſeinen Freund in die Stadt ſchicken konnte, um ſeine Uniform zu holen.

Da die Thore der Stadt jetzt verſchloſſen waren, ſo ließ er ſeine Gedanken auf den Wällen umherſpazieren, um einen Ort zu finden, wo er über Wälle und Gräben das Freie gewinnen konnte. Glücklicher Weiſe fiel ihm ein, daß nach der Richtung, wo ſein Fort lag, ſich die Baſtion befand, wo das Geniecorps der Garniſon zur Uebung eine Descente in den Hauptgraben gelegt hatte, und wo er alſo die zwanzig Fuß hohe Mauer nicht hinabzuſpringen brauchte. Er wandte ſich eilig dorthin und ſchlüpfte dicht an den Häuſern vorbei, um den Patrouillen oder der Polizei, die heute Nacht wegen dem entſprungenen Gefangenen überall umherſtreifte, nicht in die Hände zu fallen. Hierin begünſtigte ihn auch das Glück und er hatte bald die belebteren

Straßen hinter ſich und bog in die ärmlicheren Stadtwinkel ein, wo Milchverkäufer, Gemüſehändler und dergleichen Leute in kleinen Häuſern wohnten, die meiſtens in Gärten ſtanden, welche an den erſten Wallgang ſtießen. Da Tipfel ſchon ſehr oft in dieſem Theil der Feſtung den Dienſt eines Wallaufſehers verrichtet hatte, ſo kannte er glücklicherweiſe alle Eingänge, Gräben und Wälle auf's Genaueſte. In kurzer Zeit ſtand er vor einem hohen Gitterthor, über welches er nicht ohne große Anſtrengung hinwegkletterte. Dann ſtieg er eine ſchmale ſteinerne Treppe hinauf und befand ſich auf dem erſten Walle. Da er ſehr wohl wußte, daß die Wachen an den Pulverthürmen von allen Seiten dieſe Werke genau überſehen konnten, und beſonders heute Nacht, wo der weiße Schnee alle dunkeln Gegenſtände ſcharf hervortreten ließ, ſo drückte er ſich dicht an die Bruſtwehren und ſchlüpfte, wo er konnte, von einer Schießſcharte zur andern.

So gelangte er auf die ſogenannte Exercierbaſtion, wo die ſchweren und leichten Feſtungsgeſchütze ſtehen, an denen in ſchönen Vormittagsſtunden die Artillerie zu ihrem Nutzen und Vergnügen ſich einige Stunden mit der praktiſchen Erlernung des Ladens, Richtens und Abfeuerns beſchäftigen darf. Erſchöpft lehnte ſich Tipfel hier an einen koloſſalen Vierundzwanzigpfünder, der durch ſeine gemauerte Schießſcharte gleich einem eiſernen Zeigefinger ſpottend nach der Gegend wies, wo das Fort des Bombardiers lag, jene heimliche, trauliche Wachtſtube, die er einem Freunde zu Liebe verlaſſen hatte, um ſich in tauſenderlei Gefahren zu ſtürzen, die noch nicht beendigt waren.

So überaus unangenehm auch die Exercierſtunden waren, die Tipfel hier ſchon verbracht, beſonders wenn der Wind recht kalt und ſcharf über die Bruſtwehr der Baſtion blies, ſo daß er oft vor Zähneklappern das Kommando nicht geben konnte, ſo wünſchte er ſich doch ſehnlichſt einen jener Augenblicke zurück, ja ſogar den, wo er wegen eines Fehlers vierundzwanzig Stunden Arreſt erhalten hatte. Ach, damals wußte er doch, was ihm bevorſtand, damals konnte er doch die Baſtion auf einem ſchönen geebneten Wege verlaſſen, aber heute, wenn er auch wirklich glücklich durch die Descente in den Hauptgraben kam, ſo hatte er doch noch eine Lünette zu erklettern, noch ein paar Reihen Palliſaden zu überſpringen, und konnte, was das Allerſchlimmſte war, noch an allen dieſen Orten von irgend einer Patrouille aufgegriffen werden. Obendrein ſchimmerte im Hintergrunde noch die ſchreckliche Ungewißheit, ob nicht vielleicht ſeine Wache unterſucht worden ſei, ſeine Abweſenheit entdeckt und nicht ſchon an die Kommandantur ein Meldezettel abgegangen mit den Worten, daß der Wachtkommandant vom Fort IV. heimlicherweiſe ſeinen Poſten verlaſſen und ſich der Deſertion ſehr verdächtig gemacht habe. Dabei ſchwebte ihm ſo etwas von Degradation vor, ein graues Gemiſch von ſechs Wochen Arreſt, vom Verluſt der Nationalkokarde, ſo daß der arme geängſtigte Menſch, beſonders da er wohl wußte, daß weder Pulver noch Blei auf der Baſtion war, einen Augenblick bei ſich überlegte, ob er ſich nicht lieber mit einem Vierundzwanzigpfünder erſchießen ſolle, um ſo ſeinen Leiden auf einmal ein Ende zu machen.

Doch ſeine beſſere Natur ſiegte; er ſuchte und fand bald den Eingang der Descente und rutſchte durch den finſtern, ſteil abwärts ziehenden Gang raſch in den Hauptgraben. Hier wand er ſich an der Feſtungsmauer links, um dort, wo ſich der vorſpringende Winkel der Lunette am meiſten dem Hauptgraben nähert, in die Höhe zu klettern. In der hohen Mauer des Hauptwalles befinden ſich mehrere Eingänge, welche in Kaſematten und Minenwege führen und wo zur Friedenszeit allerlei Vorräthe der Artillerie aufbewahrt werden. Dieſe Eingänge ſind mit ſtarken eiſernen Thoren und vermittelſt eines eiſernen Querbalkens verſchloſſen.

Als ſich der Bombardier hier von hohen Feſtungsmauern umgeben ſah in ſo ſpäter Stunde der Nacht, wo Alles weit umher ruhig und ſtill war auf dem Grunde des tiefen Grabens, wohin weder der Lärm der Landſtraße, noch das geräuſchvolle Treiben der Stadt dringen konnte, trat ihm plötzlich der Gedanke an jenen entſprungenen Kettengefangenen wie ein Geſpenſt vor die Seele. Wie, wenn auch dieſer, da er vielleicht nicht über die Werke hinaus konnte, hier in den Gräben umherirrte, wenn er ihm zufällig begegnete, und wenn der Verbrecher vielleicht über ihn herfiele und ihn todt ſchlug! denn von einem ſolchen Kerl, der in der Verzweiflung war, ergriffen zu werden, ließ ſich Alles erwarten. Daß es ein ſchwerer Verbrecher, wahrſcheinlich ein Mörder war, hatte Tipſel an dem Signal gehört, das durch drei Kanonenſchüſſe gegeben wurde, indem für entſprungene Militärſträflinge nur ein Schuß gethan wird, für geringere Verbrecher zwei.

Auch geſellte ſich zu dieſen Phantaſien noch ein anderer ſchrecklicherer Gedanke, daß man ihn, den armen unſchuldigen Bombardier, im Fall er ergriffen würde, am Ende gar für den entlaufenen Mörder halten könne.

So ſchlich er an der Feſtungsmauer dahin, ſcharf umherſpähend, und blieb plötzlich wie angefeſſelt ſtehen. Vor ihm, keine hundert Schritte, ſah er in der Hauptmauer einen jener Eingänge, von dem wir eben ſprachen, und wenn ihn das Dunkel der Nacht nicht getäuſcht, erblickte er eine Geſtalt, die von der andern Seite der Mauer herſchlich, in jenen Eingang hineinſchlüpfend. „Das iſt der entſprungene Mörder!“ ertönte es plötzlich durch ſeinen ganzen Körper, und er fühlte, wie eine Gänſehaut ihn bedeckte. Er war ohne Waffen, ja ſogar ohne Stock; was ſollte er thun? Sollte er umkehren? denn wenn er vorwärts ging, mußte er bei jenem Eingange vorbei, der Verbrecher ſah ihn, ſtürzte wie ein wildes Thier aus ſeiner Höhle auf ihn los und die Blüthe deutſcher Bombardierſchaft war nicht mehr.

Es iſt vielleicht Jedem von unſern Leſern ſchon vorgekommen, daß ſich in ſolchen Augenblicken, wie der eben beſchriebene, der vorhandene Muth krampfhaft zu einer unbegreiflichen Höhe ſteigert. Wir nehmen an, es fürchte ſich Jemand vor Geſpenſtern, er geht ſchon in Gedanken einem ſolchen Weſen hundert Stunden aus dem Wege. Da ſieht er in einer ſchönen Nacht etwas Unbegreifliches neben ſich auf der Straße wandeln; es iſt vielleicht eine ſchattenhafte Geſtalt, die über den Boden dahin gleitet, ſtatt ſolide mit den Füßen aufzutreten. Hätte er vorher gewußt, daß ihm auf jenem Wege etwas der Art begegnen würde, ſo würden ihn vielleicht die Schätze Indiens nicht vermocht haben, dahin zu gehen. Aber jetzt übermannt ihn die Furcht, es zuckt durch ſeinen Körper eine unbeſchreibliche Wuth, ſich an jenem Weſen zu rächen, das ihn in Furcht verſetzt, und auf einmal ſtürzt er willenlos auf das Geſpenſt zu, mit dem feſten Vorſatz, ihm den Hals umzudrehen. Da es keine Geſpenſter gibt, wird er wahrſcheinlich an eine weiße Thüre oder an einen harmloſen Menſchen rennen, und jetzt iſt auch ſein Muth ſchon wieder verraucht und er begibt ſich nach einer kurzen Entſchuldigung eilig nach Hauſe, nicht ohne ſich einige hundert Mal ängſtlich umzuſehen.

Genau ſo erging es dem Bombardier Tipſel. Nachdem eine plötzliche Furcht in ſeinem Körper alle Ideen von Muth wie ein raſendes Feuer aufgezehrt, fühlte er plötzlich ein krampfhaftes Zucken in ſeinen Händen und den feſten Vorſatz in ſeiner Seele, ſich von jenem Verbrecher nicht den Schädel einſchlagen zu laſſen, ſondern ihm vielmehr im Fall der Noth ein Aehnliches zu thun. Auf den Zehenſpitzen ſchlich er dem Eingange zu, Schritt für Schritt ſtehen bleibend und horchend. Jetzt hatte er ihn erreicht, und ſein Ohr an die Mauer legend, hörte er leiſe tappende Schritte, die von der gemauerten Wendung des Ganges wiederhallend, ſich nach Innen zu verlieren ſchienen. Wie ein gereiztes Thier ſprang jetzt Tipſel vor die Oeffnung, warf die Thorflügel zu und ſchob den Querbalken davor. Doch, wie ſchon geſagt, nach dieſer That war ſein Muth und ſeine Kraft plötzlich dahin, und er mußte ſich einen Augenblick an dem Gitter halten, um nicht umzufallen. Jetzt kamen die Schritte aus dem Innern des Ganges eilig näher; Tipſel konnte die Geſtalt eines Menſchen unterſcheiden und ſprang zu ſeinem guten Glücke zurück, denn der entflohene Mörder — er war es wirklich — warf ein Stück Eiſen mit ſolcher Gewalt gegen ihn, daß es ihm unfehlbar würde den Kopf zerſchmettert haben. Doch ſo fuhr es klirrend durch das Gitter bis in die Mitte des Grabens.

Obgleich der Bombardier von dem Eingeſperrten nichts mehr zu fürchten hatte, indem das Thor ſo ſtark und gut verſchloſſen war, daß Dieſer es unmöglich aufbrechen konnte, ſo überwältigte Tipfel doch die Furcht und er kletterte mit größter Anſtrengung an dem Walle der Lunette empor. Jetzt war er faſt oben, warf ſchaudernd einen Blick zurück in den dunkeln Graben und konnte noch deutlich die Oeffnung jenes Gewölbes entdecken, die von hier wie ein ſchwarzer Flecken in der Mauer ausſah. Es graute ihm, wenn er an den Menſchen dort unten dachte, den er gleich einem wilden Thiere eingeſperrt, der nun wahrſcheinlich in ſtummer Verzweiflung an den Eiſenſtäben rüttelte und ihm gewiß Tauſende von Flüchen nachſandte. Es war ihm auch, als hörte er von unten die dumpfe Stimme des Mörders und raſch ſchlüpfte er an eine Schießſcharte der Lunette, um von dort an einen der Außengräben zu gelangen, als er plötzlich durch ein lautes: „Halt! wer da?“ das aus dem Munde eines Poſtens kam, der bei den Kugelhaufen auf der Lunette ſtand, aufgehalten wurde. „Halt! wer da?“ wiederholte der Soldat, als Tipfel keine Antwort gab, und ſchlug das Gewehr an.

„Gut Freund,“ entgegnete der Bombardier, und trat näher, indem er ſich nicht wenig freute, einen Kameraden gefunden zu haben, mit dem er über ſein eben beſtandenes Abenteuer plaudern konnte, doch der Poſten, ein einfacher Infanteriſt, nahm die Sache anders. „Stehe!“ ſchrie er, „oder Gott verdamm' mich, ich ſchieß' Dich über den Haufen.“

Jetzt fiel es aber auch dem armen Tipfel plötzlich wieder ein, daß er nicht in der unſchuldigen Bombardier-Uniform daſtand, ſondern in einem zerriſſenen ſchwarzen Frack, der bei dem Durchſchlüpfen zwiſchen den Schanzen und über Palliſaden noch mehr zerſetzt worden war. Den Hut mit der ſchmalen Krämpe hatte er bei dem eiligen Laufe ganz verloren.

Nachdem ſich der Bombardier ſtillſchweigend von oben bis unten ſelbſt betrachtet, blieb er nicht lange in Zweifel, für was ihn der Poſten auf der Lunette eigentlich halte, und er erkannte mit Schrecken, daß es jetzt heiße: bis hieher und nicht weiter. Der Infanteriſt ließ ihn gewiß nicht wieder laufen, und wenn er ihm auch ſeine unglückliche Geſchichte noch ſo klar auseinanderſetzte. Es war alſo nichts Beſſeres zu thun, als ſich ruhig auf einen Kugelhaufen zu ſetzen und ſich alsdann, dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nach, mit der nächſten Ablöſung auf die Hauptwache bringen zu laſſen. Vor ſich erblickte er die ſchneebedeckte Landſchaft, in welcher ſich wie ein dunkler Fleck das Fort Nr. IV. mit ſeinen Außenwerken und den es umgebenden Bäumen zeigte. So nahe dem rettenden Lande mußte er Schiffbruch leiden.

Jetzt begannen die Uhren der Stadt die zehnte Stunde zu ſchlagen und bald darauf wurde auf dem Wallgange der einförmige Schritt der Ablöſung hörbar. Jetzt öffnete der Gefreite das kleine Gitterthor, das auf die Lunette führte, und trat in das Werk.

„Halt! wer da?"

„Ablöſung!"

„Ablöſung vor! Auf dem Poſten iſt Alles in Ordnung; nur habe ich eben einen Menſchen arretirt, der auf höchſt verdächtige Art aus dem Hauptgraben auf die Lunette geklettert iſt. Mir ſcheint," ſetzte die Schildwache leiſer hinzu, „es iſt der entſprungene Kettengefangene," worauf ſich der Gefreite ſehr in die Bruſt warf, und wahrſcheinlich ſchon in dem Gedanken ſchwelgte, daß ihm nächſtens das allgemeine Ehrenzeichen nicht entgehen könne. Tipſel betrachtete ſich den Gefreiten etwas genauer, und als er ſah, daß es ein alter Soldat ſei mit gewaltigem Schnurrbart und mit einem ſtrengen, Ehrfurcht gebietenden Unteroffiziersgeſichte, machte er gar keinen Verſuch, den wahren Stand der Dinge zu erzählen, indem er doch wohl wußte, daß ihm dies hier gar nichts helfen würde, ſondern ließ ſich vielmehr in ſtiller Ergebung auf die Hauptwache bringen, wo er ſogleich in das Zimmer des wachthabenden Offiziers geführt wurde.

Zehntes Kapitel.

Worin der Leſer den Unterſchied einer Offizier-Wachtſtube von der im erſten Kapitel beſchriebenen kennen lernt.

Die Offiziersſtube der Hauptwache war Abends bei Kerzenſchein ein heimliches und ſehr angenehmes Gemach; daß ſich nur ein Fenſter in demſelben befand, welches noch obendrein ſtark vergittert war, hatte alsdann nichts zu ſagen. Die vier weißgetünchten Wände waren bis auf eine kleine Stelle leer, eine Stelle, welche von Weitem wie ein dunkler Oelfleck ausſah. Doch fand ſich bei näherem Betrachten, daß dieſer Fleck kein Fleck, ſondern vielmehr eine Lithographie war, die einen Infanteriſten in Paradeuniform darſtellte, welcher von ſeinem Herrn Lieutenant zum Präſentiren abgerichtet wurde. Das Bild war von einem Portepée-Fähnrich geſtiftet worden, der das Gelübde gethan hatte, die Wachtſtube mit einem nützlichen Möbel zu ſchmücken, ſobald ihm die Seligkeit der Epauletten zu Theil würde. Anfänglich hatte er an die Stiftung eines Armſeſſels gedacht, doch war er aus verſchiedenen Umſtänden ſo heruntergekommen, daß er am Ende nichts Wenigeres zu ſchenken wußte, als das Bild eines Lieutenants.

An den übrigen Wänden des Zimmers befanden ſich verſchiedene Nägel und Haken, an welchen allerlei luxuriöſe und nützliche Gegenſtände hingen: als ein alter Wachtmantel, ein länglicher Eßkorb, eine Guitarre mit einem verſchoſſenen himmelblauen Bande, eine Reitpeitſche, eine beſchmutzte Wachtinſtruktion, ein ſtark gebrauchtes Handtuch, an welchem unten ein zerſprungener Spiegel feſtgemacht war. Auf einem Ecktiſchchen befand ſich ein großes blechernes Dintenfaß, das aber ausſah, wie eine alte verſchüttete Stadt, denn es war ſo mit Tabaksaſche bedeckt, daß nur hie und da noch ein kleiner Rand des Bleches hervorſah. Unter ihm lag eine einzige halbe Oblate, die letzte eines zahlreichen Geſchlechts, die ſchon ſeit Jahren wie ein Heiligthum unantaſtbar war. Hier thronte auch auf einem unordentlich umherliegenden Spiel Karten eine beſtaubte Bibel — ein Geſchenk der Elberfelder Miſſions- und Bibel-Geſellſchaft. Dieſem Ecktiſchchen gegenüber ſtand links vom Eingang ein mit Leder überzogenes Sopha, deſſen Naturfarbe ſehr in's Dunkle übergegangen war, und welches mit der Zufriedenheit und Glückſeligkeit des Alters glänzte. Vor dieſem Sopha ſtand ein viereckiger Tiſch, um welchen theils auf alten defekten Stühlen, theils auf dem eben beſchriebenen Wachtdivan ſelbſt fünf bis ſechs junge Helden ſaßen, die bei Bier und Tabak die Zeit mit geiſtreichen Geſprächen verbrachten.

Der wachthabende Lieutenant, eine kleine runde, ſehr geſund ausſehende Figur, mit dünnen blonden Haaren und einem kaum bemerkbaren, weißblonden Barte, ſaß als der Wirth auf einem der Stühle und machte die Honneurs, d. h. er ſchenkte die Biergläſer voll und brannte die Fidibuſſe an, wo es verlangt wurde. Neben ihm lag in der Ecke des Sophas ein unendlich dürrer Menſch; es war ein Fähnrich mit ſo langen Beinen, daß ſie auf der andern Seite des Tiſches noch hervorſahen. Er hatte den Kopf melancholiſch in die Hand gelegt und ſah nachſinnend zur Decke empor. Neben ihm in der andern Ecke ſaß ein Cavallerie-Offizier mit ſchwärzlichem Haar und Bart, der ſich vergebens bemühte, eine Arie aus den Hugenotten, von welcher er unaufhörlich verſicherte, daß ſie ganz gottvoll ſei, wieder in's Gedächtniß zu bekommen.

Ihm gegenüber waren zwei andere Lieutenants in einen ſehr intereſſanten Streit verwickelt. Sie hatten einen Bierkrug zwiſchen ſich und waren beſchäftigt, den eingebrannten Stempel „Selters“ zu leſen, von dem der Eine behauptete: dies Wort würde Selter, das t wie t ausgeſprochen und ohne s geleſen, worauf der Andere verſicherte: es heiße Selzers, das t wie z und mit s ausgeſprochen. Da ſie ſich hierüber nicht vereinigen konnten, ſo wandte ſich Einer an den langen jungen Fähnrich und trug ihm den Streit vor, worauf dieſer, ohne die Augen zu ſenken, oder ſeine Stelle etwas zu verändern, mit vieler Würde dahin entſchied: Jeder könne leſen, wie es ihm am beſten gefiele, ein Ausſpruch, der von allen Anweſenden mit einem lauten Gelächter verehrt wurde.

„Ausgezeichnet!“ ſagte der Wirth. „Ganz witzig!“ meinte der mit dem ſchwarzen Bart, und einer der Mineralwaſſerkrugunterſucher ſagte laut lachend: „Ein unvergleichlicher Kerl, der Eduard!“

In dieſem Zuſtande der Heiterkeit befand ſich die Offizierſtube der Hauptwache, als man draußen Gewehre aufſtoßen hörte, und der Gefreite der Ablöſung mit der Meldung hereintrat: er habe auf der Lunette Nr. XXIV. ſo eben einen höchſt verdächtigen Menſchen aufgegriffen, und wenn er es wagen dürfe, vor ſeinem Vorgeſetzten eine Meinung auszuſprechen, ſo vermuthe er faſt, es ſei der entſprungene Kettengefangene.

Dieſe Meldung wirkte ſehr überraſchend auf die verſammelten Offiziere. Zuerſt ſahen ſich Alle mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens an; dann baten ſie den wachthabenden Offizier, den Delinquenten doch gleich hereinkommen zu laſſen, und der lange Eduard meinte, man ſolle ein förmliches Verhör mit ihm anſtellen, ſie würden das eben ſo gut können, wie der Herr Auditeur. Worauf man den Gefreiten beauftragte, den Verhafteten eintreten zu laſſen.

Aller Augen waren nach der Thüre gerichtet. Man ſtellte ſich unter dem Gefangenen einen hagern, wild ausſehenden Kerl vor, mit eingefallenem, bleichem Geſichte, borſtigen Haaren und zerriſſenen Ketten an Füßen und Armen, und war daher nicht wenig überraſcht, als der dicke Bombardier eintrat, ſich ſo gut wie möglich verneigte und alle mit ſeinem gutmüthigen Geſichte der Reihe nach ziemlich verlegen anſtarrte.

Die Erſcheinung des armen Tipfel hatte etwas höchſt Lächerliches. Der zerfetzte Anzug, der ihm überall zu klein war, der zerriſſene Frack, dem der linke Aermel fehlte und ſtatt deſſen ein ziemlich ſchmutziges Hemd hervorſah, — wir wollen übrigens damit nicht andeuten, daß die Wäſche des Bombardiers in keinem guten Zuſtand geweſen ſei, ſondern Alles auf den ſonderbaren Weg ſchieben, den er heute Abend gemacht, — kurz, dem ganzen verdächtigen Aeußeren wurde aber durch das gar zu gutmüthige Geſicht alles Pikante weggenommen.

Nachdem der Wachthabende ſeinen Tſchako, den er der Bequemlichkeit halber abgelegt, wieder aufgeſetzt hatte, und ſich ſeine Freunde um ihn gruppirt, begann das Verhör, indem man dem Bombardier die Frage ſtellte: wer er ſei? worauf Tipfel alle ſeine Abenteuer von heute Abend, ſeit er das Fort verlaſſen, mit größter Genauigkeit erzählte, wobei er aber, wie es ſich von ſelbſt verſteht, als ein verſchwiegener Menſch, keinen Namen von Straßen oder Perſonen nannte.

Schon gleich zu Anfang ſeiner Erzählung ſahen ſich die Offiziere enttäuſcht, und es mochte ihnen gar nicht gefallen, daß des Bombardiers einziges Verbrechen darin beſtand, ſeine Wache verlaſſen zu haben. Als er aber von dem Hauptgraben erzählte, von dem Kerl, den er dort eingeſperrt, geriethen die Krieger in das ſichtlichſte Erſtaunen und konnten ſich nicht enthalten, als der Bombardier geendigt hatte, in einen lauten Ausruf des Beifalls auszubrechen. Der Wachthabende ging mit großen Schritten auf und ab, zuckte mehre Male die Achſeln und meinte, es thue ihm ſehr leid, daß er über den Dienſtfehler des Bombardiers nicht ganz die Augen zudrücken könne. Doch wolle er in ſeinem Bericht an die Kommandantur die Sache in's möglich beſte Licht für ihn ſtellen.

Der lange Eduard, der bei der Erzählung ſichtlich nachdenkender und ſauer geworden war, öffnete jetzt den Mund und erkundigte ſich nach dem Namen des Freundes, für den Tipſel alle dieſe Leiden ausgeſtanden, worauf der Bombardier auf ihn aufmerkſam wurde und ſich erinnerte, ihn ſchon öfter geſehen zu haben. Plötzlich fiel ihm die Stallgeſchichte ein, die ihm ſein Freund erzählt hatte, und wo ein langer Vetter Eduard behülflich geweſen war, dem Rappen die Beine roth zu färben. Er nannte ihm deßhalb den Namen ſeines Freundes, der auf jeden Fall den Wachtdienſt an ſeiner Stelle in der größten Angſt verſah, und bat den Vetter Eduard, auf das Fort Nro. IV. zu gehen, um dorthin durch Erzählung der Abenteuer der heutigen Nacht einigen Troſt zu bringen.

In Betreff des Verbrechers that der wachthabende Offizier alle Schritte, die ihm in einem ſolchen Falle vorgeſchrieben waren. Er behielt den Bombardier in ſeiner eigenen Stube und ließ den Eingang zu der Kaſematte des Hauptgrabens, worin der Entſprungene eingeſperrt war, mit einem doppelten Poſten verſehen. Dann ſchickte er einen Gefreiten hinaus auf das Fort Nro. IV. und ließ den Bombardier von der reitenden Artillerie, der dort kommandirte, ablöſen und freundſchaftlich zu ſich einladen, welch' letztere Maßregel es denn unnöthig machte, daß ſich der lange Eduard durch die kalte Nacht auf das entlegene Fort bemühte. Dafür aber trabte dieſer Treffliche eigenfüßig in die Stadt und holte alle Beſtandtheile zu einem guten Punſch, der denn auch alsbald mit Beihülfe der drei andern Offiziere unter ſeiner unmittelbaren Aufſicht gebraut wurde. Der wachthabende Lieutenant aber ſetzte ſich an den Tiſch, nahm einen großen Bogen vor ſich und machte der Kommandantur eine wichtige Meldung über das Vorgefallene.

Daß ihn dieſer Bericht viel Kopfzerbrechens koſtete, ſah man an der Anſtrengung, ja, ich möchte ſagen, Wuth, mit der er das obere Ende ſeiner Feder zerkaute. Vielleicht wäre er auch nicht ſo bald damit zu Stande gekommen, oder wäre er nicht ſo trefflich ausgefallen, wenn ihm nicht ſämmtliche Gäſte der Offizier-Wachtſtube; mit Ausnahme des langen Eduards, geholfen hätten. Selbſt der Bombardier Tipfel half an ſeinem eigenen Todesurtheil und endlich lag es gerundet auf dem Tiſch.

Der Leſer wird uns verzeihen, wenn wir ihn mit dieſem merkwürdigen Aktenſtück verſchonen.

Bald kam der lange Eduard zurück in Begleitung eines Laufbuben, der mehrere Flaſchen Rum, Zucker und Citronen trug. Auch die Ablöſung vom Fort Nro. IV. ſtellte ſich ein und brachte den Bombardier von der reitenden Artillerie mit, für den Tipfel zum Opfer geworden war, und in dieſem Betracht ereignete ſich eine wirklich rührende und herzbrechende Scene. Bombardier Robert verlangte ausdrücklich, mit in das Protokoll aufgenommen zu werden, wogegen Tipfel feierlichſt proteſtirte. Da Keiner nachgeben wollte, ſo entſchied ſich der Wachthabende dahin, daß der Bombardier Robert nicht in's Protokoll verzeichnet würde, indem der Stadtkommandant, Oberſt von Lunte, ſchon von ſelbſt die Lunte riechen und die Bekanntſchaft dieſes guten Freundes zu machen ſuchen würde.

Eilftes Kapitel.

Handelt von verſchiedenen angenehmen und geiſtreichen Geſprächen, wie ſolche in einer Offizier-Wachtſtube geführt werden, ſowie von ſinnreichen Militärſtrafen.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Dienſtgeſchäfte vor der Hand beſorgt waren, gruppirte ſich Alles um den Tiſch, auf welchem der Punſch dampfte; der Wachthabende von der

Infanterie war artig genug, auf eine gute Laune des Oberſt von Lunte anzuſtoßen.

Die Hauptwache einer großen Stadt ſo zu verſehen, daß der Ablöſende am nächſten Morgen dem Abgelösten nicht bei Uebergabe der Parole zuflüſtert: „Lieber Bruder, es thut mir verdammt leid, aber die alte Lunte hat auf Stubenarreſt für dich angetragen, iſt keine Kleinigkeit. Die gewöhnlich vorkommenden Sachen, wie Viſitir- und Haupt-Runden, Patrouillen ꝛc. ſind ſo ziemlich ein gewieſener Weg. Da aber die Hauptwache bei nächtlichen Aufläufen, bei Wirthshaus-Skandalen und dergleichen, Mannſchaft zum Einſchreiten abzugeben hat, ſo muß der Wachthabende genau wiſſen, wie weit er gehen darf, um nicht aus dem Takt zu fallen. Sogar bei den Runden kommt es viel auf die betreffenden Offiziere an, ob der Wachthabende ſehr aufpaſſen muß oder nicht. Um dieſes Thema drehte ſich auch das Geſpräch der Punſchgeſellſchaft, und der lange Eduard meinte, ihm ſei als Rundenführer Niemand widerwärtiger als die Artillerieoffiziere, indem keine dienſteifriger und genauer ſeien, ſowie ſtrenger im Anzeigen der ebenfalls vorgefallenen Fehler; ein Vorwurf, gegen den ſich Robert feierlich verwahrte, wobei er verſicherte, bei einer Wache, die er mit ſeinen Artilleriſten habe, wo er wiſſe, daß Infanterie viſitire, mache er ſich jedesmal auf drei Tage Arreſt gefaßt.

Der Wachthabende dagegen meinte, man könne dies nicht ſo ſehr der Infanterie beimeſſen, als der Leidenſchaft der Artillerieoffiziere für das Arreſtgeben; eine Behauptung, der Tipfel mit einem vielſagenden Blick gegen den Himmel beipflichtete.

„Ich hab's," rief plötzlich der Kavallerieoffizier mit dem ſchwarzen Bart, „die famoſe, ganz gottvolle Stelle aus den Hugenotten, ſo geht's, ſo geht's!

Dum, dum, dum, dum,
Dem Edlen von Saint Bries
Bring den Brief alſogleich,
Alſo ſprach mein R—i—i—i—i—ter!

Wirklich famos!"

„Ja," meinte der lange Eduard, „'s iſt nicht ganz ſchlecht. Doch der Chor im vierten Akt, ja, darüber geht gar nichts. Wißt Ihr — — Um Mitternacht! — Das hört grandios auf. —"

„Apropos, Eduard," ſagte ein Anderer, „haſt Du Deinen großen Hund noch? Das iſt ein Kapitalkerl, und auf den Mann dreſſirt, famos!"

„Da will ich Euch eine Geſchichte erzählen von einem Rattenfänger," ſagte der Wachthabende, „von einem Rattenfänger, der einem Freund von mir gehört, und der gar keinen Namen hat."

„Wie, der Freund?"

„Nein, der Rattenfänger. Mein Freund iſt bei der Eiſenbahn angeſtellt, und ſo heißt der Rattenfänger blos der Eiſenbahnhund, oder der Tunnelhund, wie man will. Ich verſichere Euch, der Hund iſt auf die Katzen, auf die Katzen ſage ich, nun, wie jeder Hund. Neulich gehen wir ſpazieren, mein Freund, ich und der Eiſenbahnhund. Wenn der letztere nur eine Idee von einer Katze wittert, ſtöbert er ihr halbe Stunden nach. Endlich kommt ihm eine in Wurf. Anfänglich ſtellt ſie ſich, der Tunnelhund wüthend über ſie her, ſie retirirt in ein Haus, der Hund ihr nach und Beide gerathen in eine Stube, wo eine Familie am Mittageſſen ſitzt. Ihr könnt Euch denken, daß es da heißt: Thüre zugemacht und auf den Hund losgeſchlagen. Es entſtand ein erbärmliches Geheul; wir ſtehen unten und rufen dem Eiſenbahnhund, endlich prrdautz; kling, kling! und was denkt Ihr? Der Hund ſpringt Euch durch die Scheiben auf die Straße. Mein Seel, das iſt doch viel!"

„Ja, außerordentlich!" meinte ein Anderer, der ſich durch eine auffallende Stumpfnaſe auszeichnete, unter welcher der Schnurrbart zu zwei kleinen Punkten zuſammengeſchoren war, die von Weitem wie engliſche Pflaſter ausſahen. „Aber kennt Ihr die Geſchichte mit dem Hund, dem Thaler und den Hoſen des Handwerksburſchen?"

„Ich bitte Dich," entgegnete der lange Eduard. „Das ſteht ſchon im Meidinger."

Unterdeſſen hatte ſich der Bombardier Robert etwas in die Ecke der Wachtſtube zurückgezogen, wohin ihm Tipfel gefolgt war und ihm die fehlgeſchlagene Expedition ziemlich aufrichtig meldete. Nur verſchwieg er die Verwechslung der Billets, als zu proſaiſch, und wohl wiſſend, daß durch Eingeſtehen einer ſolchen Blamage der große Dienſt, den er ſeinem Freunde geleiſtet, in deſſen Augen allen Werth verlieren würde.

„Es iſt eine ganz verfluchte, verfluchte Geſchichte," meinte Robert, „daß Du, unglückſeliger Kerl, da von der Wache erwiſcht werden mußteſt. Wenn es nur einen Ausweg gäbe!"

„Ja," ſagte Tipfel, „einen Ausweg weiß ich nicht; aber eine Einkehr in Nro. 7½ auf circa ſechs Wochen! 's iſt ſchredlich."

Beide ſchwiegen betrübt ſtill und ließen die Köpfe hängen. Doch ſchien dem Bombardier Robert ein großer Gedanke gekommen zu ſein.

„Tipfel," ſprach er, „alter Junge, Du haſt Dich für mich geopfert; ich will etwas für Dich thun, was Dir freilich nicht groß erſcheinen mag, aber es zerreißt den ganzen Fortgang meines Abenteuers, von dem ich mir viel Schönes verſprochen."

„Ich bitte Dich," ſagte Tipfel, der zum erſten Mal in ſeinem Leben in einen gelinden Zorn zu gerathen ſchien; „bleib' Du mir mit Deinen ungeſchickten Abenteuern vom Leibe."

„Morgen," fuhr der Andere entſchloſſen fort, „gehe ich in das Haus auf dem Petriplatz Nro. 10 und laſſe mich bei dem alten Herrn melden, von dem Du geſagt haſt, man habe ihn Regierungsrath genannt. Ich erzähle ihm offenherzig die ganze Geſchichte und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht gerührt würde und ein gut Wort einlegte."

„Was hilft mir das Gerührtſein, und bei wem ſoll er ein gutes Wort einlegen?" meinte Tipfel.

„So Herren," entgegnete Robert, „haben allerlei Bekanntſchaften. Abends im Wirthshauſe oder in der Geſellſchaft kommt er vielleicht mit dem Kapitän oder mit dem Major, oder gar mit Schippenbauer zuſammen."

„Ja," ſeufzte Tipfel, „gerade Schippenbauer macht mir Angſt, oh, wenn der Alte noch da wäre!"

„Ja freilich," antwortete Robert, „der Alte würde ſagen: Ordnung muß ſind, aber dumme Streiche kann ich verzeihen. Doch Schippenbauer wird Dich auch nicht freſſen. Wer weiß, der Regierungsrath ſpricht vielleicht mit ihm, und die Sache kann noch gut gehen."

„He, Ihr Herren dahinten!" rief der Wachthabende „warum ſondert Ihr Euch ſo ab. Eduard, ſchenkt Eurem Vetter einmal ein. Die Artillerie ſoll leben!"

Dieſe ausgezeichnete Behandlung Seitens des regierenden Infanterielieutenants gegen den unglücklichen Artilleriſten verſetzte letzteren in eine ganz gerührte Stimmung und brachte ihn dem luſtigen Kreiſe immer näher.

„Meine Herren von der Artillerie," fing der Kavallerieoffizier wieder an, „ſagen Sie mir doch, was eigentlich aus dem famoſen Oberſten von T. geworden iſt. Man ſagt, er habe eigentlich ſeinen Abſchied bekommen, ſtatt ihn zu nehmen."

„Hierüber, Herr Lieutenant," entgegnete der Bombardier Robert, „kann Ihnen mein Freund Tipfel die beſte Auskunft ertheilen, der gerade damals als Schreiber auf dem Brigadebureau beſchäftigt war."

Tipfel rückte ſich etwas in die Höhe und meinte, in die Geheimniſſe des Geſchäfts habe er nicht dringen können; doch ſei er auch überzeugt, daß der Oberſt von T. ſeinen Abſchied nicht freiwillig genommen. „Sehen Sie, meine Herren, der Alte — Sie verzeihen den Ausdruck — war für uns Soldaten einer der beſten Offiziere, die es geben konnte; aber ohne etwas Reſpektwidriges ſagen zu wollen, mit den Herren Offizieren konnte er nicht auskommen, namentlich war das gelindeſte, allergeringſte Widerſprechen genug, um ihn in Harniſch zu verſetzen, und wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen einen kleinen Beleg geben, daß er ſeine Offiziere, namentlich wenn er ein kleines Vorurtheil gegen ſie hatte, wie es bei einem Lieutenant, Namens Werthen, ſchon der Fall war, nicht immer ſchonend, ja, ich möchte ſagen, gerecht behandelte.“

„Lieber Bombardier,“ unterbrach der lange Eduard den Sprecher, „nur keine Geſchichte aus dem Meidinger.“

„Schweig ſtill,“ unterbrach ihn der Wachthabende; „der Bombardier verſteht Deinen Meidinger Witz nicht.“

„Eduard theilt nämlich,“ erläuterte der Bombardier Robert, „alle Anekdoten, die man erzählt, in zwei Klaſſen ein, ihm bekannte oder unbekannte, und die erſtere, deren Zahl Legion iſt, nennt er aus Meidingers Grammatik entſproſſen, was ſo viel ſagen will, als ſie ſei alt und verbraucht, eigentlich ein ſehr ſchlechter Witz.“

„Zugegeben,“ ſprach gähnend der lange Eduard; „nur kann ich nicht umhin, Dir zu bemerken, daß Deine Erklärung ungeheuer Meidinger iſt.“

„Silentium!“ rief der Wachthabende. „Laßt den Bombardier erzählen. Alſo der Lieutenant Werthen . . ?“

„Ja,“ fuhr Tipfel fort, „der Lieutenant Werthen hatte die leidige Gewohnheit, weder vor ſeinem Kapitän noch vor dem Major, ja nicht einmal vor dem Alten ſtillſchweigen zu können. Nun hatten wir einmal auf der Heide ein Schießen mit Kugeln; es wurde nach einer Scheibe auf ſechszehnhundert Schritte ricochetirt, und da auf die große Entfernung die Kugeln ſehr weit gingen, ſo waren die Diſtanciers über die Scheibe hinaus aufgeſtellt.“

„Was ſind Diſtanciers?“ fragte der Kavallerieoffizier.

„Diſtanciers,“ fuhr Tipfel fort, „ſind die zu beiden Seiten der Scheibe rückwärts aufgeſtellten Leute, welche verhindern ſollen, daß Jemand in die Schußlinie läuft. An dieſem Morgen aber war der Alte ungeheuer ſchlecht gelaunt. Er ritt auf der ganzen Heide brummend und fluchend umher, und bei jeder Batterie, die er unterſuchte, gab's Naſen die Hülle und Fülle. Dabei war er von einer ſchrecklichen Geſchwindigkeit und ſein weißer Federhut wackelte jetzt hinter uns, jetzt weit vor uns. Endlich fällt es ihm ein, nachzuſehen, ob die Diſtanciers auch recht wachſam auf ihren Poſten ſeien, und wie wir ihn da hinausreiten ſahen, bedauerten wir ſchon die Unglücklichen, an welchen er etwas auszuſetzen hätte und deren Zahl nicht gering ſein würde. Bald hörten wir ihn auch ſchon auf circa tauſend Schritt ſchreien und lärmen: „Hoho! Er Millionenhund! Weeß Er nich, daß Er uf Poſten is und den Tſchakow nicht abnehmen darf? und dann dumpfer und undeutlicher: „Wer hat ihm gelehrt, ſich uf die Erde ſetzen, wenn er ufpaſſen ſoll!“ und ſo hörten wir ihn weiter und ferner, bis er unſern Blicken entſchwand, einem dahinziehenden Ungewitter vergleichbar. Endlich, am Ende der Diſtancierslinie, ja faſt am Ende der Heide ....“

„Wo die letzten Häuſer ſtehen,“ ſchaltete Eduard ein.

„Lag, wie wir ſpäter hörten, ein Kanonier hinter einem Hügel und war, ermüdet von dem weiten Marſch und dem heißen Wetter, eingeſchlafen. Der Unglückliche hört den Oberſten nicht heranreiten und wird von einem gelinden Hieb erweckt, den ihm der Alte mit der flachen Klinge irgend wohin applicirt. Natürlich, aufſpringen und in den größten Schrecken gerathen, war das Werk eines Augenblicks. „Ei, ſieh doch, ſieh doch!“ brüllte der Alte, „von welcher Batterie, mein Sohn? Oh, Er nixnutziger Millionenhund!“ und bei dieſen Worten gab er ihm einen Schlag von oben auf den Tſchako, daß ihm derſelbe über Augen und Ohren herunter fuhr. — „Von der zwölfpfündigen Batterie Nro. 4, Herr Oberſt.“ — „Und wat für ein Lieutenant kommandirt den Zug, der die Ehre hat, Ihn zu beſitzen?“ — „Der Herr Lieutenant Werthen, zu Befehl des Herrn Oberſt.“ — „Oho,“ lachte der Alte grimmig, „nit zu meinem Befehl, ſonſt wär' es anderſt; aber komm' Er mit, mein Sohn, ick will Ihn eigenhändig zu der Batterie bringen; und da ick Eile habe,“ ſetzte er laut lachend hinzu, „und Er von wegen Seinem Tſchako nicht viel zu ſehen ſcheint, ſo will ick mir die Mühe machen und Ihn mitnehmen. Komm Er her, mein Sohn!“ Dabei faßte er den Aermſten mit der Hand in der Halsbinde, ſetzte ſein Pferd in Trab und ließ ihn neben her ſpringen, wobei der Kanonier, da das Pferd ziemlich groß und die Figur des Alten bekanntermaßen koloſſal war, kaum mit den Fußſpitzen die Erde berührte. Auf dieſe Art näherten ſie ſich in Kurzem der Batterie, in welcher wir ſtanden und mit Schrecken die Scene erwarteten, die jetzt kommen würde. Der Lieutenant Werthen, der den Mann ſeines Zuges ſchon von Weitem erkannte, ärgerte ſich nicht ſchlecht über den Anblick, faltete die Arme über einander und ſtampfte mit dem Fuße. Jetzt war der Alte ſo nahe, daß er die Batterie überſehen und den Lieutenant Werthen erkennen konnte, der ſtillſchweigend zuſah, wie die Sache ſich entwickeln würde. „Oho! oho!“ ſchrie der Alte, und ſein ohnedieß rothes Geſicht wurde vor Zorn noch röther; „da iſt ja die liebenswürdige Batterie, die ſolche Kanoniere ufzieht — — — Herr Lieutenant Werthen, halten Sie dat Maul, ick kann dat Widerſprechen nit leiden!“

„Das iſt ſtark,“ meinten die Offiziere, „und der Lieutenant Werthen hatte nichts geſagt?“

„Nicht eine Silbe,“ entgegnete Tipfel, „aber Sie können ſich denken, daß er die Sachen nicht ſo hingehen ließ. Wie der Oberſt in der Batterie abgeſeſſen war, verlangte der Lieutenant Werthen zum Inſpekteur gehen zu dürfen, um ihm den Vorfall zu melden, worauf ihm der Alte entgegnete: „Mein lieber Herr Lieutenant Werthen, dat will ick Ihnen von Herzen gern erloben; nur ſo viel ſage ick Ihnen, da oben kennen ſie den alten von T. ſchonſt und fangen keinen Streit wegen ſo einer Lapalie mit ihm an.“

„Im Ganzen eine famoſe Geſchichte,“ meinte der Kavallerieoffizier; „aber ich wäre doch nicht bei dem Regiment geblieben.“

„Und warum nicht?“ fragte der Wachthabende. „Cuionnirt wird man doch ſo viel wie möglich; und bei dem alten von T. hatte man doch den Vortheil, daß er gerade und ehrlich zu Werk ging, und man nicht zu fürchten hatte, er werfe Einem bei den oberſten Behörden Steine in den Weg von wegen dem Avancement.“

„Nein, das thut er nicht,“ entgegnete Tipſel, „und der Lieutenant von Werthen, von dem ich eben erzählte, wurde bald nachher Abtheilungsadjutant und erhielt eine gute Zulage, die er brauchen konnte.“

„Du, Eduard,“ lachte der Wachthabende, „möchteſt Du nicht auch Abtheilungsadjutant werden?“

„Von wegen der Zulage,“ ergänzte Robert.

„Meidinger,“ entgegnete der lange Eduard verächtlich.

Und Tipſel fuhr fort:

„Doch haben ſeine ewigen Neckereien mit dem Offiziercorps ſeinen Abſchied zuwege gebracht. Er hatte nämlich die vielleicht, wenn es erlaubt iſt zu ſagen, nicht ganz unrichtige Idee, daß die Haupt- und liebſte Beſchäftigung der Herren Lieutenants ſei, ihre Untergebenen zu malträtiren, und kleine Aergerniſſe, als langweiliges Avancement, oder kurzweilige Naſen von oben herab, an ihnen auszulaſſen.“

„Ei, ei, Herr Bombardier,“ meinte der Wachthabende, „das ſind gefährliche Anſichten. Wenn man auch zuweilen bei ſchlechter Laune etwas ſchärfer exercirt, wie ſonſt, ſo iſt doch das Malträtiren, Dank den neueſten Beſtimmungen, gänzlich aus der Mode gekommen.“

„Den Beſtimmungen nach wohl,“ meinte der Bombardier Robert. „Doch ſieht der unparteiiſche Beobachter auf dem Exercirplatz hie und da Scenen, welche ſehr an's Mittelalter ſtreifen. So iſt das Zurückbiegen der Schulterblätter, indem man dem betreffenden Rekruten mit dem Säbelgefäß, freilich ganz ſanft auf den Rücken klopft, nicht zu verachten, und wenn man Mittags zwiſchen zwei und drei im Sommer ein Glied gegen die Sonne ſchwenken läßt und fünf Minuten lang ſtillſtehen, na, da muß ich danken.“

„Freilich,“ ſprach der Kavallerieoffizier, „es gibt ſo kleine Kunſtgriffe auch in der Reitbahn, wo man mit der Peitſche, ſtatt das Pferd zu treffen, aus Verſehen anderswohin ſchlägt.

oder beim Aufſitzen die Kerls in der dritten Stellung verharren läßt, bis ſie ſchwarz werden.“

„Ich habe einen Unteroffizier gekannt,“ ſagte der lange Eduard, „das war ein infamer Kerl, der hatte ſeiner Korporalſchaft das Tabakkauen auf das Strengſte unterſagt, und wenn er beim Exerciren einen Kerl traf, der ſich dies unſchuldige Vergnügen machte, wie glaubt Ihr wohl, daß er ihn beſtrafte?“

„Nu,“ meinte der Kavallerieoffizier, „ſie mußten die Geſchichte ausſpucken.“

„Weit gefehlt,“ entgegnete der lange Eduard, ſelbſtgefällig lächelnd, „er zwang ſie, die ganze Geſchichte hinunterzuſchlucken.“

„Brr!“ ſagte der Wachthabende, und ſelbſt der gleichmüthige Bombardier Tipſel ſchüttelte ſich.

„Die wirkliche immenſe, mit Reſpekt zu ſagen, Grobheit unſers alten T.,“ ſagte Bombardier Tipſel, „hatte bei Naſen, die von oben herunter kamen, in der Brigade den Vortheil, daß die Beſtrafungen gelinder wurden, je mehr ſie in den untern Regionen anlangten.“

„Was anderwärts umgekehrt iſt,“ ſchaltete der lange Eduard ein.

„Ja wohl,“ fuhr Tipſel fort, „der alte von T. konnte für einen fehlenden Knopf ſechs Wochen Arreſt diktiren. Der Major zeigte dies bei der Parole mit den Worten an: daß ſich vielleicht bei der bekannten Gnade des Herrn Oberſten die Strafe auf acht Tage mildern könnte, und der Kapitän meinte alsdann: obgleich der Betreffende ein ungeheurer Himmelſakermenter ſei, ſo würde er vielleicht, wenn's gut ginge, diesmal mit drei Tagen davon kommen, worauf der Zugführer dem Manne vor Auseinandergehen ſagte: „wenn Dir auch der Herr Oberſt den Arreſt ganz ſchenkt, wie zu erwarten ſteht, ſo kannſt Du Dich doch von mir auf eine Strafwache gefaßt machen.“ — Und ſo geſchah es auch in den meiſten Fällen.

„Ja,“ lachte der Offizier mit der Stumpfnaſe, „da will ich Euch eine ganz außerordentliche Geſchichte erzählen, von der vielleicht der lange Eduard behaupten wird, daß ſie Meidinger ſei; aber das thut nichts."

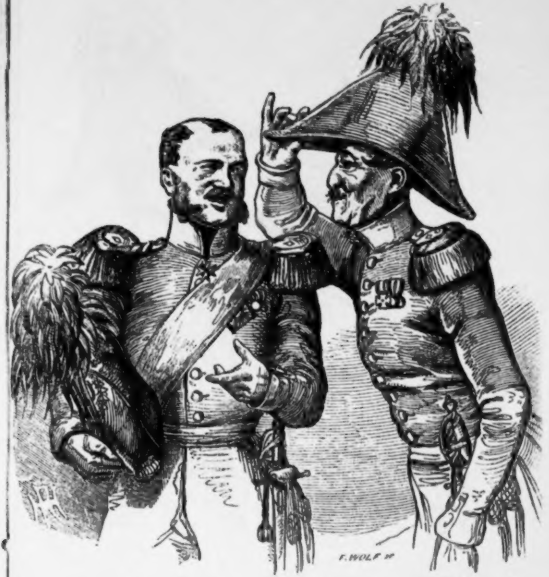
„Es iſt eigentlich keine Geſchichte, die Du erzählen willſt," meinte der Fähnrich; „ich kenne ſie ganz wohl; man kann es einen allgemeinen Vorgang nennen; doch wenn Du es gut erzählſt, ſo iſt es nicht ſchlecht."

Zwölftes Kapitel.

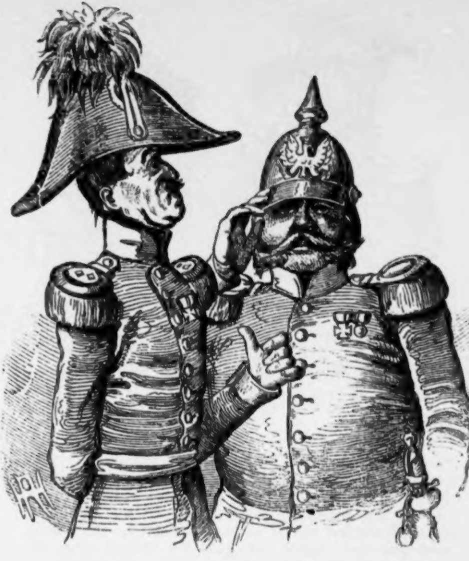
Die Erzählung des ſtumpfnaſigen Offiziers handelt von Naſen in aufſteigender Potenz. Ein Kapitel, welches wegen ſeiner außerordentlichen Wichtigkeit dem Leſer hiemit illuſtrirt vorgeführt wird.

„Denkt Euch alſo," erzählte der Lieutenant mit der Stumpfnaſe, „es iſt eine große Parade, die der kommandirende General über einige Regimenter Infanterie und Kavallerie, über Artillerie und Ingenieurs abhält. Das Frontreiten lief glücklich ab. Es hat Niemand mit dem Kopf gewackelt und es ſind nur Wenige ohnmächtig geworden. Parademarſch! mit Zügen rechts ſchwenkt, marſch! Drumm drumm, drumm drumm! Es geht ganz famos. Die Züge kommen ganz gut vorbei. Jetzt wird Compagnienweiſe aufmarſchirt; da iſt auch nichts zu erinnern; aber jetzt kommt die neue heilloſe Paradeerfindung, der Bataillonsvorbeimarſch. Ich ſage Euch, da muß man ungeheuer aufpaſſen. Wenn Ihr da nicht auf dem Flügel einen Kerl habt, den zehn Pferd nicht aus dem Gleis bringen, ſo iſt's unmöglich. Und in die Mitte hinein gehört auch ein Unteroffizier, der nicht von Stroh iſt. So einer, wie der Tabaksſchlucker, von dem

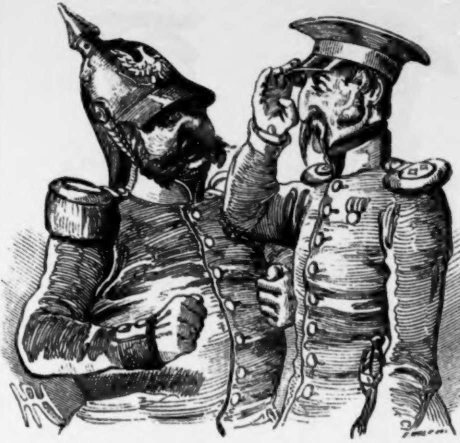
Eduard erzählte, einer vor dem die Kerls zittern, wenn er ſie nur ſchief anſieht. Nun geht's los. Ihr habt eine ganz ausgezeichnete Richtung. Aber zwanzig Schritt von dem General liegt vielleicht ein Maulwurfshaufen, einer tritt mit dem Fuß hinein — und das ganze Bataillon kommt in einem ſtumpfen Winkel vorbei. Jetzt iſt die Parade zu Ende. Die Leute gehen auseinander und der Kommandirende, der mit der Haltung der Truppen ganz zufrieden iſt, ſagt den betreffenden Brigade-, Diviſions- und anderen Generalen einige ſchmeichelhafte Worte. „Meine Herren, ich bin mit den Leiſtungen der Truppen vollkommen zufrieden!“ Ungefähr ſo. Ich habe an den Anzügen nichts auszuſetzen gehabt; die Haltung war ſicher, die Griffe wurden mit Schnelligkeit und Präciſion ausgeführt und das Schwenken, ſowie der Vorbeimarſch ließ nichts zu wünſchen übrig. Nur Herr Oberſt vom 16.“, ſo wendet er ſich an einen derſelben, „Ihr Füſelierbatailon hat beim großen Vorbeimarſch einen kleinen Winkel gemacht. Aber die Leute haben ſich Mühe gegeben, und man muß dem Terrain die Schuld beimeſſen. Ich bitte zum Beweiſe meiner Zufriedenheit den Leuten einige Tage Ruhe zu gönnen und ſie nicht zu beſchäftigen. Nochmals, meine Herren, ich bin ganz zufrieden und werde im Rapport an Seine Majeſtät den König den wirklich guten Zuſtand des Armeecorps zu rühmen wiſſen.“ So reitet er davon und der Diviſionsgeneral, unter dem das 16. Regiment ſteht, wiederholt die ſchmeichelhaften Aeußerungen des Kommandirenden und ſetzt am Schluß hinzu: „Es thut mir leid, daß gerade Ihr Füſelierbataillon, Herr Oberſt, den kleinen Fehler gemacht. Ich verſichere Sie, gerade bei Ihrem Regiment, das ſich ſonſt durch muſterhafte Haltung auszeichnet. Aber das Terrain war ſehr ungünſtig. Guten Appetit, meine Herren.“ Der Brigadier, der das 16. und 17. Regiment kommandirt, erklärt ſich ebenfalls mit der Parade im Allgemeinen zufrieden, nur meint er, der Fehler mit dem Füſelierbataillon hätte nicht paſſiren ſollen, und es ſei ihm ſehr ärgerlich, daß ſolches gerade bei ſeiner Brigade vorgekommen. „Ohne Ihnen



einen Vorwurf machen zu wollen,“ ſagt er am Schluß, „ſo muß ich Sie recht ſehr bitten, den Vorbeimarſch im Bataillon recht ſleißig zu üben. Wenn auch der Kommandirende gütig genug war, die ganze Schuld auf's Terrain zu ſchieben, ſo bemerkte ich doch ſchon von Anfang an ein Schwanken in der Linie, die mich ahnen ließ, daß wir krumm vorbeikämen. Nochmals geſagt, Herr Oberſt, es iſt mir wirklich ſehr ärgerlich, daß gerade Ihr Füſelierbataillon das einzige war, was nicht genau Achtung gab. Adieu, meine Herren!" Der Oberſt vom 16. reitet nachdenkend in die Kaſerne zu den drei Bataillons-Kommandanten, die ſich eben über die gehabte Parade unterhalten und den Chef umringen, um das Geſammturtheil des Kommandirenden zu erfahren. Doch will ihnen das ernſte Ausſehen des Oberſten nicht gefallen. „Meine Herren," begann er ziemlich gereizt, „ich bin überzeugt, daß Sie nicht erwarten, der Kommandirende würde aus Artigkeit gegen uns grobe Mängel und Fehler nicht entdeckt haben; aber daß es gerade eines meiner Bataillons ſein muß, das ſich durch ſchlechte Haltung und noch ſchlechteren Vorbeimarſch auszeichnet, thut mir wirklich in der Seele leid. Ja wohl, Herr Oberſtwachtmeiſter N., ich muß es Ihnen leider bekennen, Ihr Füſelierbataillon hat das ganze Armeecorps um den Ruhm einer vollkommen guten Parade gebracht. Aber haben Sie denn um Gotteswillen nicht bemerkt, wie ich Ihnen beſtändig gewinkt, denn ich ſah ganz gut, daß Ihr Bataillon ſchon beim Antreten ſeine Haltung verlor und in eine complette Schlangenlinie aufgelöst war. Sie, meine Herren, hören nichts von den Artigkeiten, die ich mir vom Kommandirenden, vom Diviſions- und Brigadegeneral muß ſagen laſſen. In acht Tagen iſt Seine Majeſtät der König von der ſchlechten Haltung meines Regiments unterrichtet und das kann meinem Avancement gerade nicht zuträglich ſein. Morgen früh um acht Uhr tritt das Füſelierbataillon zum Parademarſch an, nachdem daſſelbe vorher in Compagnien geübt wurde." — Der Kommandant des Füſilierbataillons nimmt ſeine Kapitäns bei Seite. Er ſteckt die rechte Hand unter die Uniform und man ſieht ihm an, daß er einen großen Grimm mühſam verbeißt. „Sie werden mir das Zeugniß geben, meine Her-

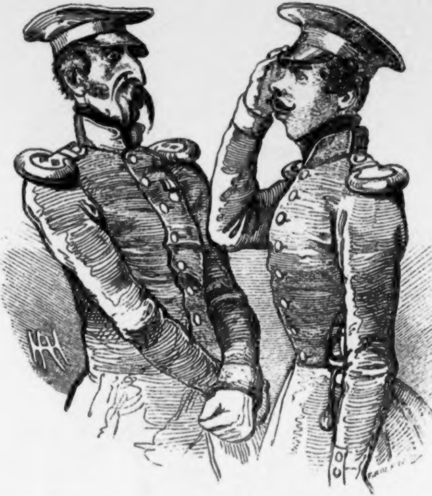


ren,“ fängt er endlich an, und klopft dabei mit dem Abſatz heftig auf den Boden, „daß ich mir beſtändig Mühe gab, das Bataillon im beſten Stand zu erhalten. Was aber kann der Major machen, wenn er von ſeinen Offizieren nicht unterſtützt wird! Was ich ſo oft ſagte, wiederhole ich. Sie waren zu bequem, meine Herren, und haben den Parademarſch viel zu wenig geübt. Aber glauben Sie nicht, daß ich ein ewiger Krittler bin, der ohne Noth ſchilt und immer etwas auszuſetzen findet. Haben Sie denn meine Bewegungen mit dem Säbel nicht verſtanden? Haben Sie nicht geſehen, wie heftig ich Ihrem rechten und Ihrem linken Flügel winkte, indem ſchon beim Abmarſch die Compagnien ſich in vollkommener Auflöſung befanden? Aber da hilft nichts mehr. Die Herren geben ſich keine Mühe, und das weiß der Soldat und marſchirt vorbei, daß es eine Schande iſt. Was glauben Sie, daß der Kommandirende geſagt hat? Er war durch Ihren Fehler mit der ganzen Parade unzufrieden und will es ſich noch überlegen, ob er nicht die ſchlechte Haltung des 16. Regiments Seiner Majeſtät dem König anzeigen ſoll. Sie, Herr Hauptmann,“ wendet er ſich an einen, den er nicht leiden kann, „tragen mit Ihrer Compagnie die größte Schuld. Ich habe beſtändig mit Ihnen zu kämpfen, denn Ihre Mannſchaft zeichnet ſich immer durch Malpropreté und Nachläßigkeit aus. Merken Sie ſich das und nehmen Sie Ihre Leute beſſer zuſammen. Morgen früh um ſechs Uhr tritt das Bataillon zum Parademarſch an, nachdem es ſich vorher in Compagnien und Zügen fleißig geübt hat.“ Damit dreht er ſich um und geht ab. Die drei Kapitäns gehen wüthend auf ihre Compagnien los und namentlich der, der die letzte Naſe empfing. Er legt die Hände auf dem Rücken zuſammen, beißt die Lippen auf einander und ſpaziert zwiſchen der Compagnie und den Unteroffizieren eine Zeit lang ſtillſchweigend auf und ab. Alsdann tritt er bei Seite und ruft die Herren Offiziere. „Meine Herren, ich habe es mir immer zum Geſetz gemacht, Ihre Unaufmerkſamkeiten und Fehler nicht vor den Leuten zu rügen, damit Ihr Anſehen nicht leidet. Aber, meine Herren, nach dem was heute vorgefallen,“ — dabei ringt er verzweiflungsvoll die Hände — „könnte man es mir nicht übel nehmen, wenn ich Offiziere und Mann-

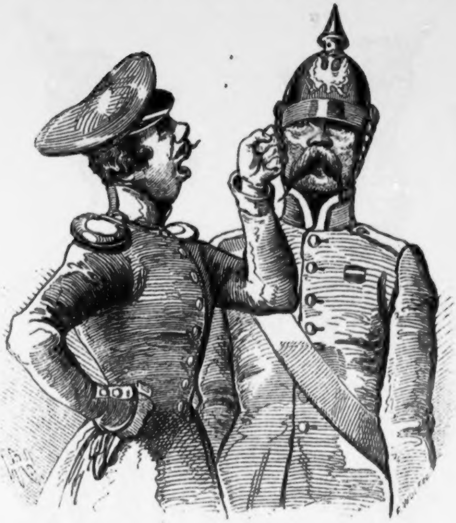


ſchaft über einen Kamm ſcheere: denn Sie allein tragen die Hauptſchuld, meine Herren. Ei freilich, es iſt viel leichter, die Kaffeehäuſer zu beſuchen und ſich durch Vergnügungen zu wälzen, als den Dienſt in der Compagnie zu verſehen. Wiſſen Sie denn das Endreſultat unſerer heutigen Parade? Ja, meine Herren, und durch Ihre Schuld, denn was kann der Kapitän thun, wenn ihn die Offiziere nicht unterſtützen? O Gott im Himmel, es iſt meine Compagnie geweſen, die höchſt malpropre ausſah, die keinen Tritt hatte, die das Gewehr zum Erbarmen trug, kurz, die die ganze Parade verdarb.

Daß der Kommandirende im höchſten Zorne fortgeritten iſt, können Sie ſich denken. So ein Schandmarſch ſei ihm in ſeinem Leben nicht vorgekommen, obendrein, da das Terrain das günſtigſte von der Welt geweſen ſei. Er will Unterſuchung anordnen, und ich muß das Ganze büßen, meine Herren. Aber die Compagnie ſoll ein Donnerwetter regieren! Kommen Sie, meine Herren! Und Sie, mein Herr Lieutenant,“ wendete er ſich an einen, den er ebenfalls nicht ausſtehen kann, „daß Ihr Zug der ſchmählichſte war, hat mich gar nicht gewundert. Rechts und links ſchwenkt, formirt den Kreis! Feldwebel. leſen Sie mir die Leute vor, deren Anzug heute Morgen vor dem Ausrücken Veranlaſſung zur Klage gab. Ich will Euch ſchuhriegeln, daß es eine Freude iſt.“ Nun lieſt der Feldwebel eine Reihe von Namen vor, Unglückliche, die gegen das allerhöchſte Geſetz der Kleinlichkeit gefrevelt haben, ſei es durch einen abgeriſſenen Knopf, oder durch eine ſchlecht umgebundene Halsbinde, oder durch einen loſe aufgeſchraubten Flintenſtein, oder durch einen Roſtflecken am Bajonett und die, wenn die Parade gut ablief, mit einem Verweis davon gekommen wären. Jetzt aber wirft der Kapitän mit Arreſt um ſich, daß es eine Freude iſt. Jener bekommt 24 Stunden, dieſer 8 Tage, ſogar ein unglücklicher Unteroffizier, den der Kapitän beſonders auf dem Strich hat, wird, weil er einen eigenen blendend weißen Kochgeſchirr-Ueberzug hat, weil er nur von etwas feinerer Leinwand iſt, als die andern, zu acht Tagen verdammt. „Morgen früh um vier Uhr ſteht die Compagnie da im Paradeanzug, vollkommen bepackt und die Herren Lieutenants werden die Gnade haben, ihren betreffenden Zügen heute Nachmittag noch etwas Parademarſch beizubringen.“ Damit dreht der Chef ſeiner Mannſchaft den Rücken, und jeder Offizier nimmt ſeinen Zug freundſchaftlich bei Seite; der, welcher vom Kapitän ausnahmsweiſe einen Verweis erhielt, ein junger Tyrann, ſtellt ſich mit ausgeſpreizten Beinen vor ſeine vier Unteroffiziere und betrachtet ſie kopfſchüttelnd. „Na, das muß ich ſagen,“ eifert er, „ich hab' eine ſchöne Bande beiſammen. Unteroffizier Adam,

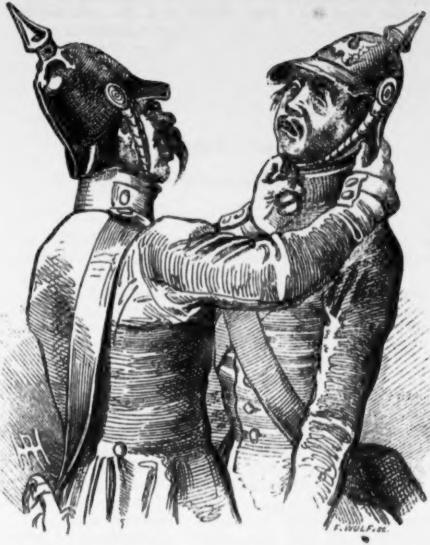


Ihre Luderei iſt, Gott ſei Dank, ſtadtkundig; aber Herr, ich will Sie ſchuhriegeln, daß Sie den Verſtand verlieren ſollen. Und Sie, Unteroffizier Schnabel, der mit ſeinem Maul immer voran iſt, thun Sie lieber Ihre Pflicht, als daß Sie ſich immer mit ſchlechtem Weibsvolk herumtreiben. Mich ſoll der Teufel holen, wenn ich Ihnen nur noch das Geringſte durch die Finger ſehe. Und was Sie betrifft, Sergeant Kuhbach," ſagte der junge Herr zu einem alten Manne, der die goldene Schnalle für zwanzigjährige Dienſtzeit trägt, „daß ein alter Eſel, wie Sie, ſeine Korporalſchaft nicht beſſer im Zaume hält, das muß mich nur wundern. Aber wiſſen Sie was, Herr Unteroffizier Kuhbach, kümmern Sie ſich nicht ſo viel um das Marketendergeſchäft Ihrer Frau, die, nebenbei geſagt, der Teufel mit ihrer ganzen Wirthſchaft holen ſoll.“ Hiebei muß ich bemerken, daß der junge Lieutenant der Frau des Unteroffiziers Kuhbach viel Geld ſchuldig iſt, und daß der Gemahl die Rechnungen und allfallſigen Mahnbriefe ſchreibt. „Wißt Ihr,“ fuhr der Erboste fort, „daß Seine Excellenz, der kommandirende General, ſchon während der Parade in die höchſte Wuth gerathen iſt. Alles ging unter dem Affen, unter dem Luder, namentlich bei unſerer Diviſion, und der Kommandirende ſagte beim Wegreiten, daß ihm ein ſolches Schandregiment, wie das unſrige, noch nicht vorgekommen, und daß er es zu einem Strafregiment machen wolle, wenn es möglich ſei. Es iſt jetzt zwei Uhr. Um viere ſteht der Zug vollkommen bepackt da, Paradeanzug. Euch ſoll die Schwerenoth in den Magen fahren. Abmarſchirt!“ Der Kommandant der vierten Korporalſchaft, Sergeant Kuhbach, geht nachdenkend die Treppen hinauf in die Stube ſeiner Mannſchaft. Er erinnert ſich, daß er dreiundzwanzig Jahre dient, und daß er in dieſen dreiundzwanzig Jahren nur ein einziges Mal beſtraft wurde, und das war gerade an ſeinem Hochzeitstage, als er die Neuvermählte prügelte, nachdem ſie ihm unter Thränen geſtanden, daß von einer früheren Liebe ein zarter Sprößling vorhanden ſei. Damals wüthete und tobte der Sergeant Kuhbach ganz entſetzlich, wofür ihm der Offizier du jour eine Strafwache gab. — Aber daß er ein alter Eſel ſei, hatte bis jetzt noch Niemand gewagt, ihm zu ſagen. „Muß ich denn,“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, „mit einer ſolchen Schweinekorporalſchaft geſtraft ſein, mit Kerls, die Haupturheber ſind, daß ein ganzes achtbares Armeekorps Seiner Majeſtät dem König als eine regelloſe Bande geſchildert wird!“ — Sergeant Kuhbach dachte an



Selbſtmord, und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn er nicht zufälliger Weiſe auf der Treppe einen ſeiner Leute verwiſcht hätte, der ihm als der größte Schmierfinke bekannt war. Der Aermſte kam gerade von ſeinem verſpäteten Mittageſſen aus der Küche und war recht ſinnig damit beſchäftigt, den gebrauchten ſchmutzigen Löffel an dem Unterfutter ſeiner Dienſtmütze zu reinigen. Laßt uns ſchweigen über den Ausbruch des ſergeantlichen Zorns, der nun erfolgt. Aber Kuhbach verſchaffte ſo ſeinem Grimm einigermaßen Luft und konnte ziemlich geſammelt und ruhig in dem Zimmer ſeiner Korporalſchaft erſcheinen. Hinter ihm fliegt die Thüre krachend in's Schloß und dies Getöſe, verbunden mit dem Anblick des Vorgeſetzten, ſchnellt die Soldaten aus ihren Betten empor. „So, ſo, Ihr Himmelſakermenter!" ruft der Sergeant, „liegt Ihr wieder auf Euern faulen Bäuchen, wenn ringsherum der Teufel los iſt. Hat ſich denn der Herr Kapitän umſonſt die Lunge ausgeſchrieen, um Euch Viehvolk die ſaubere Geſchichte von heute Morgen klar zu machen. Nein, es iſt unbegreiflich und unglaublich, warum wird nicht geputzt und lackirt, oder glaubt Ihr Himmelhunde, mit einer ſo verhunzten Parade ſei es abgemacht! oh, wartet! o wartet! Angezogen, aufgepackt! und weſſen Lederzeug einen Flecken hat, oder bei wem nicht auf's Sauberſte lackirt iſt in Zeit von einer halben Stunde, den melde ich dem Herrn Kapitän als einen Vagabunden und er ſoll drei Tage brummen, oder ich will Sergeant Schweinepelz heißen. So was iſt zu arg!"

Die Soldaten nun, die von Morgens vier bis Mittags zwei im Dienſt der Parade waren, fangen natürlich an zu putzen und zu wichſen, und nicht blos die vierte Korporalſchaft des Sergeanten Kuhbach, nicht blos die Compagnie, in welcher er dient, nicht blos das 16. Regiment, ja nicht blos die Brigade, zu welcher das 16. Regiment gehört, nein, das 16. Armeecorps iſt in der emſigſten Bewegung. Sämmtliche Diviſionen, ſowie die Kommandeurs der Artillerie und des Geniecorps haben ihren Truppen zu verſtehen gegeben, daß die Parade ſehr ſchlecht gegangen ſei. Leider kann der kommandirende General den Oberſten vom 16. nicht leiden, und hat die ganze Schaale des Zorns auf deſſen Haupt ausgegoſſen. Aber alle Diviſions- und Brigade-Generäle, alle Oberſten, alle Majors, alle Kapitäns, alle Lieutenants und



alle Sergeanten Kuhbach's ſind auf's Feſteſte überzeugt, daß der Soldat durchaus ſeine Pflicht nicht gethan hat und daß der kommandirende General aus übergroßer Gnade nur das 16. Regiment als das fehlerhafte dargeſtellt habe.“ — —

„Ja, ja, Gott verdamm' mich!“ lachte der Kavallerieoffizier, „ſo geht's;“ und die Andern pflichteten bei.

„Drei bis vier Tage Ruhe, die der Kommandirende dem Armeecorps gegeben hat, werden dazu benutzt, um den Parademarſch fleißig zu üben, und es iſt eine Bewegung in allen Garniſonen, als wenn der Feind vor dem Thor ſtünde. Am Abend dieſes denkwürdigen Tages erzählen ſich die Soldaten auf der Wache von der verunglückten Parade.“

„Siehſt Du,“ ſagte einer zum andern, „in unſerer Kompagnie ging es ſo ziemlich her; aber die vierte vor uns und die ſechste nach uns, da ſoll's ſchauderhaft geweſen ſein. Das ganze Füſelirbataillon hatte keinen Tritt.“

„Und erſt bei den Dragonern und Uhlanen,“ ſagte ein Anderer; „es weiß kein Menſch, was es heute Morgen mit der Parade geweſen iſt; aber es ſoll Alles ſchrecklich gegangen ſein.“

„Ihr könnt Euch denken,“ meint ein Dritter, „daß der Kommandirende nicht ſchlecht getobt hat. Herr Gott's Donnerwetter! iſt der auf ſeinem Pferd umhergefahren.“

„Wißt Ihr auch,“ ſagte ein Vierter, „daß der Brigadegeneral und der Oberſt vom 16. Regiment Stubenarreſt haben?“

„Ja,“ ſetzte der Erſte hinzu, „ebenſo wie vier Hauptleute und ſechs Lieutenants.“

„So,“ fragt ein Anderer, „die hat er alle in Arreſt geſchickt?“

„Ei freilich,“ entgegnete Jener, „und einige ſollen Standrecht haben; es iſt eine verfluchte Geſchichte!“

So erzählte der Lieutenant mit der Stumpfnaſe in der Offizierswachtſtube und erregte allgemeine Heiterkeit. Sogar der lange Eduard nickte beifällig und meinte, wenn er auch ſchon beſſere Geſchichten gehört habe, ſo ſei darum doch die eben erzählte nicht ganz ſchlecht.

Dabei wurde den Punſchgläſern fleißig zugeſprochen und die Geſellſchaft befand ſich in einem Zuſtand angehender Erheiterung, als dieſe plötzlich durch einen lauten Ruf von außen unterbrochen wurde.

„Herau — — s!“

Dreizehntes Kapitel.

Wachtſtuben-Abenteuer unangenehmer Art.

Draußen vor der Hauptwache hatte ſich während der friedlichen Unterhaltung im Innern unterdeſſen allerlei begeben.

Wir wollen nicht von ganz gewöhnlichen Dingen ſprechen, als abgehende und ankommende Patrouillen, mit denen der Poſten unter dem Gewehr ſchon fertig werden kann, ſondern es war kurz nach eilf Uhr, als ein Weib mit aufgelöſtem Haare heulend auf den wachthabenden Poſten zuſtürzt, und den Offizier der Wache zu ſprechen verlangt. Der Soldat will ſie nicht heran laſſen; aber ſie ſchreit immer ungeſtümer, und läßt ſich nicht abweiſen. Was ſoll er am Ende machen? das Weib läßt ihn nicht los, und ſo ruft er das ſchreckliche Wort: heraus! das wie die Poſaune des letzten Tages an die Ohren der Wache ſchlagend, einen ungemeinen Knäul von Patrontaſchen, Beinen und Tſchakos hervorbringt, aus dem ſich die Wache vor dem Poſten langſam formirt.

„Stille geſtanden! Gewehr auf! Richt Euch!“ kommandirt der wachthabende Offizier, und fragt darauf leiſe den Unteroffizier neben ſich: „Aber zum Teufel, wo iſt denn die Runde? oder weßhalb hat der Eſel denn herausgerufen?“

„Herr Lieutenant,“ meldet nun der Poſten unter dem Gewehr, — es iſt ein Rekrut -- wobei er krampfhaft links ſchielt, „dieſe Weibsperſon will den Herrn Kommandirenden ſprechen, und da habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt, als die Wache unter's Gewehr zu rufen.“

„Ihn ſoll das Donnerwetter regieren!“ erklärt ihm der wachthabende Offizier, „wenn er wegen einer ſolchen Dummheit einen Skandal aufſchlägt. Wo iſt das M—, die Perſon?“

„O Jeſus, Herr Lieutenant,“ entgegnete die Frau, „hier bin ich ja, und will ja gar nichts als Schutz und Hülfe, was ich als ehrliche Bürgersfrau von jeder königlichen Wache anſprechen kann.“

„Und was will Sie denn?“

„Ach, ſehen Sie, Herr Lieutenant, da iſt mein Kerl zu Haus — mein Mann wollte ich ſagen — der beſäuft ſich jeden Abend, den Gott werden läßt, und ſtatt nun nach Haus zu kommen und ſich ruhig zu Bett zu legen, was thut der Unmenſch? da prügelt er mich und die armen Würmer, die obendrein hungrig zu Bett gegangen ſind.“

„Ja, das iſt freilich ſehr ſchlimm,“ meint der Wachthabende; „aber was kann ich dazu thun?“

„O, Herr Lieutenant,“ jammert die Frau, „Du, mein Jeſus! was Sie dazu thun können? mir eine Wache mit in's Haus geben. Das deponirt den beſoffenen Kerl und er kriegt einmal Reſpekt.“

Der Wachthabende wollte aber von dieſem Vorſchlage nichts wiſſen, und ſuchte dem Weib auseinander zu ſetzen, daß es gerade nicht das Geſchäft der Wache ſei, ſich in dergleichen häusliche Zwiſte zu miſchen; wogegen die Frau jammerte und klagte, und hoch und theuer ſchwor, daß, wenn ſie jetzt nach Hauſe käme, der Kerl ſie todtſchlagen würde.

Da nun der Offizier bei ſeiner Weigerung blieb, eine Wache mitzugeben, ſo bat ſie um die Vergünſtigung, die Nacht auf der Wachtſtube zubringen zu dürfen, wogegen aber der Kommandirende, wie ſich von ſelbſt verſtand, wieder eben ſo viele Schwierigkeiten machte, und ihr mit allen möglichen Vernunftgründen auseinander zu ſetzen verſuchte, daß er ſie unmöglich auf die Wache nehmen könnte, wenn ſie nicht in Folge eines Vergehens arretirt worden ſei.

„So! ſo!“ ſchrie nun ihrerſeits das Weib, „alſo wenn ich geſtohlen hätte, oder mich ſonſt wo herumgetrieben, dann thäte mir der Herr Lieutenant erlauben, auf der Wache zu bleiben, aber wenn der Herr Lieutenant auch weiß, daß ich als ehrliche Bürgersfrau, ja als brave rechtſchaffene Frau von meinem Kerl zu Haus todtgeſchlagen werde, darum bekümmert ſich die königliche Wache nix. O Gott, o Gott! Herr Lieutenant, aber ich bitt' Sie, laſſen Sie mich nur eine Stunde in der Wachtſtube bleiben, bis der Kerl zu Haus eingeſchlafen iſt.“

So viel Bitten und Flehen vermochte am Ende die weiche Seele des Infanterieoffiziers nicht zu widerſtehen.

„In's Teufels Namen denn!“ ſagte er. „Nehmet ſie auf Eure Wachtſtube, Unteroffizier Kümmerlich; aber paßt auf, es geſchieht mir ein Streich damit, ich kenn' ſolche Geſchichten. — Gewehr ab! auseinander treten!“

So war denn die Ruhe wieder hergeſtellt und die Gemeinen, ſowie der Offizier zogen ſich in ihre Wachtſtuben zurück, um die verſchiedenen unterbrochenen Unterhaltungen fortzuſetzen. Der lange Eduard hatte den Moment benutzt, etwas neuen Punſch zu brauen, auch einige Pfeifen geſtopft, und der wachthabende Offizier wollte eben die Geſchichte zum Beſten geben, die draußen paſſirt, als ein neuer Lärm die Unterhaltung ſtörte.

Es war eine Mannsſtimme, die vor der Wachtſtube laut wurde und wie es ſchien einen Streit mit dem Poſten unter dem Gewehr hatte.

„Werden's mir doch wohl erlauben, Herr Soldat,“ ſchrie er, „den Herrn wachthabenden Kommandeur zu ſprechen, und des kann ich als königlicher Unterthan, der ſeine Steuer bezahlt, verlangen.“

„Du!“ rief der lange Eduard, indem Alle aufſprangen, „die Geſchichte müſſen wir mit anhören. Kommt hinaus!“

Und Alle eilten vor die Thüre.

Vor dem Poſten ſtand ein kleiner ſchwächlicher Mann. Trotz des kalten Wetters hatte er Nankinghoſen an und der halbzugeknöpfte langſchößige ſchwarze Frack ließ deutlich ſehen, daß er keine Weſte trug. Einen alten Filzhut trug er auf dem Hinterkopf hängend, und während er mit der rechten Hand in der Luft herumfocht, hielt er ſich mit der linken am Schilderhäuschen feſt, um nicht umzufallen, denn er war außerordentlich betrunken.

„Herren Lieutenant von der Wacht,“ ſagte er mit lallender Zunge, „mir iſt meine Gemahlin davon gelaufen — und ein undeutliches Gerücht — hat mir g'ſagt, ſie ſei hier in der königlichen Wachtſtube. — Ich bin ein ehrſamer — und ſolider Schneidermeiſter, und komme zu fragen — ob meine Gemahlin hier auf der Wachtſtube iſt. Sollte dies undeutliche Gerücht wahrſprechen, ſo möchte ich wiſſen, was ſie begangen hat, um auf die Wachtſtube geſchleppt worden zu ſein.“

„Wenn Ihr,“ entgegnete lachend der Wachthabende, „von einem Weibe ſprecht, die vor einer halben Stunde hieher gelaufen kam, weil ſie ihren beſoffenen Mann fürchtet, der ſie beſtändig prügelt, ſo ſeid Ihr recht, und ich rathe Euch, ruhig nach Hauſe zu gehen.“

„So, Herr Lieutenant von der Wacht,“ ſchluchzte der Schneidermeiſter, „alſo meine Frau Gemahlin — iſt auf die Wachtſtube verſchwadirt worden. O Gott, o Gott! was muß ich erleben. Weib, Du haſt mir betrogen!“

Und bei dieſen Worten faßte er mit beiden Händen das Schilderhaus, und begann daran wie wüthend zu rütteln. Doch bald faßte er ſich wieder, rückte den Hut etwas auf die Seite, und näherte ſich mit ſchwankendem Schritt dem Wachthabenden.

„Herr Lieutenant,“ ſagte er, „ich verlange das Weib zurück, das Sie mit Gewalt in der Wachtſtube feſthalten. — Ich bin eine ehrſame Frau, und eine ehrſame Frau ſoll nicht mit Gewalt von den Soldaten auf der Wachtſtube feſtgehalten werden. O Gott, o Gott! Aber es iſt noch Gerechtigkeit im Land.“

„Hör' Er," ſagte der Wachthabende jetzt ärgerlich, „mach' Er, daß Er mit ſeinem Geſchwätz jetzt fortkommt, und nehm' Er ſein Weib mit nach Haus; verdammt, wer ſich mit ſolchem Packe einläßt."

„So, ſo, Herr Lieutenant," lachte der Schneider höhniſch, „jetzt ſoll ich die Frau noch mit nach Haus nehmen, nachdem ſie eine halbe Stunde bei dem Soldatenvolke auf der Wacht war. O nein! ich laſſe mir ſcheiden!"

Und dabei fing er an bitterlich zu weinen und ſchluchzte laut auf.

„Meinen Sie ja nicht, Herr Lieutenant, daß ich die Sache ſo hingehen laſſe. O nein, es gibt noch Gerechtigkeit im Land. O Gott! einer ehrſamen Frau Gewalt anthun. O Loiſe, Loiſe, warum haſt du mir das gethan! — Aber es muß geſchieden ſein!"

Der Wachthabende ſtand bei dieſer Scene wie auf Kohlen, denn bei dem Geſchrei war die halbe Wache aus der Thüre geſchlichen und umſtand neugierig den betrübten Schneider.

„Das hat man davon," ſagte der Wachthabende leiſe, „wenn man gutmüthig iſt. Jagt mir das Weib aus der Wachtſtube, und packt Euch Eurer Wege."

Auf dieſen Befehl wurde Louiſe herausgeführt, und dem Gemahl übergeben, der aber nichts von ihr wiſſen wollte und anfänglich auf ſeinem Vorſatze beharrte, ſich ſcheiden und der Gerechtigkeit ihren Lauf zu laſſen. Doch wäre wahrſcheinlich die Sache noch gütlich beigelegt worden, wenn nicht plötzlich in der Straße vor der Wache eine Geſtalt ſichtbar geworden wäre, die mit feſtem Schritt näher kam.

„Halt, wer da?" rief der Poſten.

„Ronde!" antwortete es.

„Was für Ronde?"

„Hauptronde."

„Heraus!"

Alles ſtürzte an die Gewehrpoſten, während der Schneider noch wüthender als vorher lärmte.

„Richt Euch! Gewehr auf! Präſentirt's Gewehr! Ein

Gefreiter und zwei Mann vom linken Flügel vor zum Examiniren der Ronde. — Marſch!"

„Halt, wer da?" ſagte der Gefreite, der mit zwei Mann vorgetreten iſt.

„Hauptronde."

„Wer hat die Hauptronde?"

„Major von Z."

„Parole?"

„Stockholm."

„Herr Lieutenant, die Ronde iſt richtig," ruft der Gefreite, und der Wachthabende erwiedert:

„Avancir, Ronde!"

Der Major von Z. war als Ronde nicht ſehr beliebt. Er war von einer entſetzlichen Pünktlichkeit und hatte leicht was auszuſetzen. Gegen das Heraustreten der Wache war diesmal nichts zu erinnern. Sie war, Dank ſei es dem Schneider-Intermezzo! zeitig genug dageweſen, und auch der Gefreite, der die Ronde examinirte, hatte ſeine Schuldigkeit gethan. Und ſomit wäre der Major von Z. befriedigt abgezogen, wenn nicht der unglückſelige Schneidermeiſter lauter als je nach Gerechtigkeit geſchrieen hätte.

„Ja, was iſt denn da los?" fragte Major von Z.

„Oh, Herr Oberſtwachtmeiſter," entgegnete der Lieutenant der Wache, „eine unangenehme, lächerliche Geſchichte mit einem Schneider, der ſeine Frau prügelt, und welche deßhalb Schutz bei der Wache ſuchte."

Der Schneider, welcher auf das Geſpräch aufmerkſam geworden war, taumelte näher und ſagte ſchluchzend: er ſuche nur Gerechtigkeit, aber von Prügeln und Schutzſuchen ſei gar keine Rede. Man habe ſeine Frau in die Wachtſtube perſchwadirt und er müßte ſich ſcheiden laſſen.

„Ah, Herr Lieutenant," ſagte leiſe der Major zu dem Wachthabenden, „was ſind das für Sachen?"

„Ich verſichere Sie, Herr Oberſtwachtmeiſter," entgegnete jener, „es iſt kein wahres Wort daran; das Weib kam unter dem Vorwande, ihr Mann prügelte ſie zu Haus, mich bittend, ich möge ihr erlauben, ein paar Stunden auf der Wachtſtube zu bleiben."

„Was Sie doch natürlicher Weiſe nicht erlaubten?" ſagte der Offizier von der Ronde.

„Allerdings," antwortete der Lieutenant, „hätte ich mich nicht ſollen erweichen laſſen; aber das Weib jammerte ſo arg, daß ich am Ende zugab ...."

„Was Sie durchaus nicht hätten thun ſollen, Herr Lieutenant," ſagte der Major.

Und der Schneider jammerte dazwiſchen: „Gerechtigkeit! nur Gerechtigkeit! aber es muß geſchieden ſein."

„Wie heißt Er?" fragte der Major, und wo wohnt Er?"

„Dem Herrn Oberwachtmeiſter zu dienen, heiße ich Kaſpar Müller und bin wohlbeſtallter Schneidermeiſter in hieſiger Stadt, Sanct-Annenſtraße Nro. 40, vier Treppen hoch, hinten, zu dienen."

„Seinem Anſehen nach," antwortete der Offizier der Ronde, „ſcheint Er eher wohlbeſtallt im Wirthshaus als auf ſeiner Schneiderbank zu ſein, und ich merke ihm an, daß Er einen ungeheuren Rauſch hat."

„Kummer, Kummer, Herr Major," ſeufzte der Schneider. „O Loiſe! Aber es muß geſchieden ſein."

„Scheer' Er ſich jetzt ruhig nach Hauſe und leg' Er ſich zu Bett," erwiederte der Offizier; „nehm' Er ſein Weib mit und hüt' Er ſich künftig, bei den Wachtpoſten Skandal zu treiben, ſonſt wird Er eingeſteckt. Verſtanden?"

Der Schneider wollte noch einige Einwendungen machen und ſprach noch Verſchiedenes von Gerechtigkeit und ſich ſcheiden laſſen, doch mochte ihm die ſtrenge Art des Majors verdächtig vorkommen, und er ſchlich ſich am Ende mit ſeiner Frau von dannen.

„Mir thut es ſehr leid," ſagte der Major zu dem wachthabenden Offizier, „daß ich dieſe Sache der Kommandantur melden muß; aber ſolche Unordnungen ſollen auf den Wachen nicht geduldet werden. Ich will dabei erwähnen, daß Ihre Wache ſehr gut in Ordnung war;

aber meine Schuldigkeit muß ich thun. Gute Nacht, Herr Lieutenant!“

Dieſer unangenehme Auftritt hatte ſowohl auf die Stimmung des Offiziers der Wache, als auch auf die der Gäſte einen ſchlimmen Einfluß. Keinem wollte der Punſch mehr recht ſchmecken. Der lange Eduard zog ſeine Uhr hervor und meinte, es ſei Ein Uhr und alſo Zeit zum Nachhauſegehen, und der Kavallerieoffizier, der einen Witz machen wollte, fügte hinzu: „Ja, es muß geſchieden ſein!“

So trennten ſich alle und gingen eilfertig durch die naßkalte Novembernacht ihrer Wohnung zu. Der lange Eduard meinte unterwegs, es ſei ein ſchlechter Witz geweſen mit dem Schneider, und einen der andern Offiziere hörte man noch durch mehrere Straßen ſingen:

Dem edlen Kommandant
Bringt den Rapport alſogleich
Der Hauptmann von der Ro—o—o—o—nde.
Bum! Bum!

Mag es ſein, daß die Laune des kommandirenden Lieutenants ſich durch den Vorfall etwas getrübt hatte, oder war es wirklich die Strenge des Dienſtes, die er zum Vorwand nahm, indem er dem Bombardier Robert bedeutete, daß er ſich ebenfalls gefälligſt nach Hauſe verfügen möge und dem Bombardier Tipſel verſicherte: es thue ihm wirklich ſehr leid, aber er könne nicht anders und müſſe ihn bitten, ſich in der allgemeinen Wachtſtube drüben ein Nachtlager aufzuſuchen; was denn auch Tipſel alsbald, für das genoſſene Gute dankend, that.

Gott, aber welchen Unterſchied fand er dort im Vergleich mit ſeiner ſtillen heimlichen Wachtſtube auf dem Fort Nro. 4 hier auf der Hauptwache, wo ſich circa vierzig Mann von allen möglichen Waffengattungen befanden: Infanterie und Dragoner, Huſaren und Pioniere, Alles durcheinander, das Bouquet der verſchiedenartigſten ſchlechten Tabake, die hier geraucht wurden, dazwiſchen Geſchnarch und Geſtöhn, und der Boden ganz naß von dem feuchten Schnee, der an den Schuhen hereingetragen worden, alle Pritſchen beſetzt, ſogar nicht einmal ein Stuhl frei, auf dem der unglückliche Bombardier die Nacht hätte zubringen können!

In der Ecke ſpielten ein paar Huſaren Karten und ſchlugen mit den Fäuſten auf den Tiſch, daß es dröhnte. Der kommandirende Unteroffizier von der Infanterie ſaß in ſtiller Majeſtät am Ofen, in den vier Haimonskindern leſend, und bekümmerte ſich nichts um den unglücklichen Kollegen. So war der arme Tipfel ganz einſam und hätte ſich nicht *einmal niederſetzen können*, wenn nicht der Soldat von der Lunette Nro. 24, der ihn arretirt hatte, ihm ein Lager auf einer Pritſche verſchaffte, wo ſich Tipfel hinſtreckte, eingekeilt zwiſchen einem Infanteriſten und einem Dragoner — — — — eine Roſe zwiſchen Dornen.

Vierzehntes Kapitel.

Ein ſehr kurzes Kapitel, aber mit ſehr langen und ſehr traurigen Folgen.

„Parole: Liſſabon.

Kommandanturbefehl.

Geſtern Abend hat ſich der Fall ereignet, daß der Wachthabende des Forts Nro. 4, Bombardier Tipfel von der ſechspfündigen Fußbatterie Nro. 21, auf wirklich ſehr unverantwortliche und nicht zu entſchuldigende Weiſe ſein Fort und ſeine Wache verließ, und ſpäter auf der Lunette Nro. 24 arretirt wurde, als er eben im Begriffe ſtand, ſich in Civilkleidern aus der Stadt zu ſchleichen: weßhalb ſich der betreffende Bombardier eines Deſertionsverſuchs ſehr verdächtig gemacht hat.

Als Mitſchuldiger höchſt verdächtig iſt der Bombardier Robert von der reitenden Batterie Nro. 2, der allem Anſcheine nach dem genannten Bombardier Tipfel zu der vorgehabten Deſertion behülflich hat ſein wollen. Beide ſind deßhalb ihrer Brigade anzuzeigen, reſpektive zu übergeben, welche die kriegsrechtlichen Unterſuchungen einzuleiten hat.

Auf die Anzeige des Majors v. Z. als Hauptronde wird dem wachthabenden Lieutenant bei der Hauptwache ein Stubenarreſt von acht Tagen erkannt, weil er unbefugter *Weiſe Leute auf ſeine Wache genommen*, die durchaus nicht dahin gehören. Gezeichnet:

Oberſt v. Luete."

Brigadebefehl.

„Laut Anzeige der Hochlöblichen Kommandantur iſt der Bombardier Tipfel von der ſechspfündigen Fußbatterie Nro. 21 von der Hauptwache zu übernehmen und nebſt dem Bombardier Robert von der reitenden Batterie Nro. 2 in Gewahrſam zu bringen.

An die zweite Abtheilung. Gezeichnet:

Der Brigadier."

Abtheilungsbefehl.

„Der Bombardier Tipfel von der Fußbatterie Nro. 21 und der Bombardier Robert von der reitenden Batterie Nro. 2 ſind laut Kommandantur- und Brigadebefehl ſogleich in Gewahrſam zu bringen. Auch ſind die Nationale's und Führungsliſten dieſer Leute dieſſeitigem Kommando ſogleich abzugeben, welches den betreffenden Batterien anheim ſtellt, gemäß der bisherigen Aufführung, dieſe beiden Bombardiere entweder in Stuben- oder Kaſernenarreſt zu behalten, oder ſie in das allgemeine Arreſtlokal abzuliefern.

An die ſechspfündige Fußbatterie Nro. 21 und die reitende Batterie Nro. 2.

Gezeichnet:

Dampfſchiff,

Major und Abtheilungs-Kommandeur."

Batteriebefehl.

„Der Bombardier Tipfel hat ſeine guten Kleider auf die Kammer zu liefern und iſt im ſchlechteſten Anzug augenblicklich in's Arreſtlokal abzuführen. Nationale und Führungsliſte ſind ſogleich an's Abtheilungs-Kommando abzugeben.

Gezeichnet:"

Geheimer Befehl.

Den Bombardier Tipfel ſoll der Teufel regieren, und da er ein Mann iſt, den ich nie habe ausſtehen können, der ſich unterſteht, in einer feinen Uniform herumzufegen, wie ſie ſein Kapitän trägt, und der ſich ſogar in anſtändigen Kaffeehäuſern blicken läßt, ſo ſoll ihm die Führungsliſte möglichſt geſchärft werden. Auf dieſe Art werden wir den Mann vielleicht los.

Nicht gezeichnet, aber mündlich.

Am Abende dieſes Tages, wo vorſtehende Befehle erlaſſen wurden, ſaßen der Bombardier Tipfel und der Bombardier Robert einträchtiglich bei einander in Nro. 7½ im Unterſuchungsarreſt, unter den Befehlen des Rattenkönigs Majeſtät, welcher ihnen bei ihrem Einzug eröffnete, daß morgen früh um acht Uhr ein vorläufiges Verhör mit ihnen angeſtellt werden würde.

Fünfzehntes Kapitel.

Außerhalb der Wachtſtube; ein unmilitäriſches Kapitel, das zu den vorangehenden gar nicht paßt, in welchem aber dennoch der Leſer alte Bekanntſchaften erneuert.

Der Tag, der auf die denkwürdige Nacht folgte, war ebenſo verſchieden von derſelben, wie das Lokal, in welches wir den Leſer jetzt einzuführen gedenken. Als wollte die Natur über das Unglück der beiden Bombardiere weinen und klagen, ſo hatte ſich das Wetter nach Mitternacht geändert. Auf den Schnee hatte es geregnet, und ein heftiger kalter Wind fegte durch die Straßen, heulte an den Häuſern umher und fuhr pfeifend durch die Schornſteine hinab und hinauf, auf den Herden die ausgebrannten Kohlen durchnäſſend und aufwirbelnd. Es war, wie die Schildwachen, die zwiſchen zwölf und ein Uhr den Dienſt hatten, verſicherten, ein Hundewetter geweſen.

Nach ein Uhr aber legte ſich der Sturm, der graubedeckte Himmel wurde hie und da heller, bald drang ein einzelner Stern hervor, dann mehrere, die Luft wurde reiner und kälter, und als bei der früheſten Morgendämmerung die Dienſtmädchen an den Brunnen gingen, waren Straßen und Bäume mit weißem Reif bedeckt und die Erde knitterte und knatterte unter ihren Fußtritten.

Dazwiſchen begannen von allen Thürmen die Glocken zu läuten, denn es war Sonntag und ihm zu Liebe hatte ſich die geſtrige ſchmutzige Erde wahrſcheinlich ſo reinlich und freundlich aufgeputzt; — — wirklich, ſo ein Wintermorgen, kalt und ſtrahlend, hat etwas ſehr Angenehmes und Freundliches, beſonders wenn man ihn aus dem geheizten Zimmer auf Straßen, Feld und Wald ſo ſtreng und gewaltig herrſchen ſieht.

Die Leute auf der Straße trippeln eilig vorüber, die

Hände in den Taſchen oder unter die Tücher geſteckt, Naſe und Wangen ſanft geröthet und den Hauch des Mundes wie eine dicke Wolke von ſich blaſend.

Die großen Kirchenglocken brummen ernſt dazwiſchen und die kleinen accompagniren ſie, luſtig, leichtſinnig und wohlgemuth. Dazu ein freundliches Zimmer; an den großen Spiegelſcheiben rollen langſam die Waſſertropfen herab, im weißen Marmorkamin kniſtert luſtig ein Feuer; auf dem Tiſche ſteht das Kaffeeſervice, in den Taſſen dampft der braune Trank, heiß und ſüß, angenehm im Gegenſatz zu der bittern Kälte draußen.

In einem ſolchen Zimmer befinden wir uns, der Boden iſt mit weichen Teppichen belegt, an den Wänden hängen Gemälde in ſchweren goldenen Rahmen, und das Licht, das von dem weißen Reif draußen gar zu heftig abprallen und den Augen wehthun würde, wird gemildert durch ſchwere Vorhänge, die, von dunkelm Seidenſtoff in hellen weiß geſtickten Mouſſelin übergehend, gerade ſo viel Licht hereinlaſſen, als eben nöthig iſt.

Der heimlichſte Platz in dem Gemach hier iſt die Kaminecke, und vor demſelben ſteht ein großer roth ſammtener Fauteuil, der den Rücken in's Innere des Zimmers kehrt und von dem wir im Augenblick nicht wüßten, ob Jemand darauf Platz genommen hätte, wenn wir nicht zwei kleine Damenfüße ſähen, die auf der meſſingenen Stange, die das Kamin umgibt, im Takt auf und nieder treten, begleitet von einem unterdrückten Lachen, das zuweilen hörbar wird.

An dem Kaffeetiſch ſitzt eine Dame, in ein ſehr jugendliches weißes Morgenkleid gehüllt, von welchem das etwas ältliche Geſicht nicht ſehr günſtig abſticht, ebenſo wenig wie von dem Kopfputz, der aus einem bunten oſtindiſchen Tuch beſteht, turbanartig um den Kopf geſchlungen, und das einzige Gute hat, daß er den wahrſcheinlich nicht zu üppigen Haarwuchs der jungen, alten Dame gründlich verſteckt.

„Aber ich bitte Dich, Pauline, wie kann man nur ſo unaufhörlich über dergleichen Kindereien lachen! Ich verſichere Dich, Deine Luſtigkeit thut mir ordentlich weh."

Ein neues unterdrücktes Lachen aus dem Fauteuil war die Antwort.

„Es iſt eigentlich ganz traurig," fuhr die andere Dame fort, „daß wir ſo unglücklich waren, ſtatt in lieber Geſellſchaft" — hier ſeufzte ſie tief auf — „durch einen ſonderbaren Zufall mit einem ſo gemeinen Menſchen fahren zu müſſen."

„Oh, Tante Sophie," ſprach jetzt die Stimme aus dem Lehnſtuhl, „man kann doch eigentlich ſo genau nicht wiſſen, ob der Soldat ein gemeiner Menſch war. Wer weiß, er kann von ganz ordentlicher Familie ſein! Meine beiden Brüder haben ja auch gedient, und ſogar der Herr Auditeur, liebe Tante, war eine Zeitlang Soldat."

„Alles mit Unterſchied," meinte die Tante. „Aber wie der Menſch ſchon in den Wagen hineinſtieg, hat mich ſogleich etwas Unheimliches angeweht."

„Ach," entgegnete Pauline ſpöttiſch, „Sie haben doch eine Zeitlang recht zärtlich mit dem lieben Robert geſprochen, eh' ich Licht machte."

„Das wohl," ſagte die Tante; „aber wie geſagt, es war mir von Anfang an unheimlich, und guter Gott im Himmel! erſt den Schrecken, als ich das fremde ordinäre Geſicht ſah."

Bei dieſen Worten drehte Pauline ihren Fauteuil etwas raſch zur Hälfte herum.

„Nun, das muß ich ſagen, liebe Tante, von einem ordinären Geſicht hab' ich doch nun gewiß nichts geſehen. Daß es mich auch ein wenig erſchreckt hat, einem fremden Menſchen vis-à-vis zu ſitzen, iſt wohl wahr; aber nachdem ich erfuhr, daß es nur eine Verwechslung war, war mir das vis-à-vis des ordinären Geſichts eben ſo lieb, wie manches andere."

„Behüt' mich Gott," entgegnete die Tante, „was Du für Grundſätze haſt. Einem ganz gewöhnlichen unbekannten

Soldaten einem Freunde Deiner Tante, ja unſeres Hauſes gleich zu ſtellen.“

„Was die Freundſchaft unſeres Hauſes anbelangt,“ lachte Pauline, „ſo iſt der Herr Auditeur Schmidt noch weit davon entfernt. Papa, das wiſſen Sie wohl, kann ihn nicht leiden, weil —“ hier ſtockte ſie.

„Nun, weil, weil . . . .“

„Nun ja, weil er Ihnen den Hof macht,“ lachte die Nichte. „Sie wiſſen, er hat es hundertmal ſelbſt geſagt. Ich will Ihnen gegenüber dabei nichts Böſes denken, liebe Tante; aber es iſt ſo, weil er Ihnen den Hof macht.“

„Nun, iſt es ein Verbrechen, mir den Hof zu machen?“ entgegnete die Tante etwas pikirt.

„Das will ich wieder nicht geſagt haben,“ lachte die Kleine im Fauteuil; „aber, — nun erlaſſen Sie mir das, Tante.“

„Nein,“ antwortete dieſe heftiger, „ich erlaſſe Dir nichts. O Gott, ich will doch ſehen, wie das Kind meines eigenen Bruders gegen mich, ihre leibliche Tante, denkt!“

Dabei zog ſie ein weißes Taſchentuch aus ihrem Morgenkleid und avancirte damit gegen die Augen.

Pauline hatte ihren Fauteuil wieder an's Kamin gedreht und ſtampfte auf der meſſingenen Kaminſtange eifriger als früher.

„Bekomme ich keine Antwort, Pauline?“

„Nein, Tante, denn ich will Ihnen nichts Unangenehmes ſagen.“

„Aber ich will wiſſen, weshalb es ein Verbrechen iſt, mir den Hof zu machen.“

Dies Letzte ſagte ſie mit ſchluchzender Stimme.

„Nun denn,“ entgegnete die Kleine gereizt; „aber ich will keine Scene haben, weil der Herr Auditeur Schmidt ein paar Jahre älter iſt als ich, und Sie die ältere Schweſter meines Vaters ſind.“

„Alſo endlich hab' ich es heraus,“ ſchluchzte die Tante laut auf. „Auch Du verſchwörſt Dich gegen mich und fällſt von mir ab.“

„Nein, ich verſchwöre mich gar nicht gegen Sie, Tante Sophie, und falle auch gar nicht von Ihnen ab; aber Sie haben mich ja forcirt, Ihnen etwas Unangenehmes zu ſagen.“

„O Gott, o Gott!“ jammerte die Tante; „jetzt begreife ich, warum der Bruder den Herrn Schmidt geſehen hat. Ja, ich bin hier im Haus verrathen und verkauft.“

Nach dieſer Anklage flog der Fauteuil wieder herum, aber noch viel haſtiger als das erſte Mal, und die Kleine fragte ſehr ſcharf:

„Was wollen Sie damit ſagen, Tante?“

„Schändlich ſchändlich!“ jammerte dieſe.

„Was iſt ſchändlich? Ich bitte recht ſehr Tante, erklären Sie ſich darüber. Ich habe Ihnen nichts gethan, was ſchändlich iſt.“

Bei dieſen Worten machte die Kleine Miene, aus ihrem Fauteuil aufzuſtehen, und die Tante, die wohl einſah, daß ſie zu weit gegangen und welche die Bundesgenoſſin nicht verlieren wollte, lenkte ein, indem ſie ſtatt aller Antwort noch lauter zu ſchluchzen anfing. Ueber das Geſicht der Kleinen fuhr ein leichtes Lachen; ſie drehte ihren Fauteuil wieder langſam gegen das Kamin und ſtrich mit der Schaufel die glühenden Kohlen zuſammen.

Es trat eine lange Pauſe ein, welche draußen von den Kirchenglocken, die in allen Tönen klangen, ausgefüllt wurde.

Endlich trocknete die Tante die Augen und rief mit leiſer Stimme: „Pauline!“

„Was befehlen Sie, Tante?“

„Ja, ich ſehe ein,“ fuhr dieſe fort, „daß ich Dir Unrecht gethan habe; Du biſt nicht im Stande, mich zu verrathen.“

„Nun,“ ſagte die Andere, „das käme darauf an, liebe Tante; aber bis jetzt habe ich es gewiß nicht gethan.“

„Und wirſt es auch nicht thun?“

„Ich glaube nicht, Tante.“

„Nun ja, ſiehſt Du, mein Kind, es iſt eigentlich Unrecht, daß wir Beide uns entzweien, und das wegen einem ſo ganz ordinären Menſchen.“

Die Kleine wandte etwas heftig den Kopf herum: „Liebe Tante, ich habe Ihnen das ſchon einmal geſagt, ich mag das nicht leiden. Der junge Menſch hat ſich recht artig benommen, und gar nicht ordinär.“

„Ei, ei, Pauline,“ ſagte die Tante mit einem Geſicht, das ſchelmiſch ausſehen ſollte. „Du nimmſt Dich ja des Soldaten ſo eifrig an, daß ich gar nicht weiß, was ich davon denken ſoll.“

„Liebe Tante,“ entgegnete die Kleine lachend, „denken Sie darüber, was Ihnen beliebt; aber der junge Mann hat mir nun einmal nicht ſchlecht gefallen.“

Bei dieſen letzten Worten ſchaute ſie links über das Fauteuil, um das Geſicht der Tante zu beobachten, welche in der That ziemlich verwundert ausſah.

„Ich möchte auch einmal ein Abenteuer haben, liebe Tante, und werden Sie mir da auch beiſtehen?“

„Gott ſoll mich bewahren,“ entgegnete dieſe erſchrocken, „Du haſt wirklich leichte Ideen, Pauline. Auch Abenteuer haben! Wer hat denn ſonſt noch Abenteuer?“

„Nun Sie, liebe Tante,“ lachte die Andere. „Ich habe mich nun einmal darauf cabricirt, den kleinen Soldaten ſcharmant zu finden. Und da ich Sie ſo oft begleitet habe, ſo werden Sie mir einen ähnlichen Dienſt nicht abſchlagen.“

Bei dieſen letzten Worten preßte die Kleine ihr Sacktuch an den Mund, um nicht laut aufzulachen; denn man ſah von dem beſtürzten Geſicht der Tante, daß ſie die Neckerei für Ernſt nahm.

„Aber ſo ſage mir doch um Chriſti willen, was ſoll es denn mit dem Soldaten? haſt Du ihn früher ſchon geſehen? und biſt Du näher mit ihm bekannt?“

„Sie wiſſen ja, liebe Tante, daß geſtern Abend ſein Kammerdiener da war.“

„Ein ſauberer Kammerdiener!“ grollte dieſe. „Und was weiter?“

„Nun er hat mir ein Billet-doux von ſeinem Herrn überbracht.“

„Ein Billet-doux, Pauline, ich kenne Dich ja gar nicht mehr.“

„Hier iſt es, liebe Tante.“

Bei dieſen Worten ſtand ſie auf und legte ein kleines Papier auf den Tiſch.

„Nun, das muß ich ſagen,“ entgegnete die Tante, indem ſie es in die Hand nahm, „der Liebesbrief ſieht ziemlich ſchmutzig aus.“

„Nun ja, von ſo gemeinen Menſchen,“ lachte Pauline, „aber leſen Sie nur.“

Die Tante hatte das Papier mit den Fingerſpitzen angefaßt und verſuchte es behutſam zu entfalten, um ſich nicht ſchmutzig zu machen. Sie hatte aber auch nicht Unrecht daran, denn der Kanonier Schulten war gerade nicht ganz ſäuberlich damit verfahren. Mit großem Erſtaunen las ſie:

„Da ich Ihre Rechnung vom 1. v. M. unglücklicher Weiſe verlegt habe, ſo muß ich um eine neue bitten, ehe ich die kleine Summe bezahlen kann.“

„Mir ſteht der Verſtand ſtill,“ unterbrach ſich die Tante.

„Mir auch,“ entgegnete Pauline, „aber leſen Sie nur weiter.“

„Zugleich bitte ich, dem Ueberbringer zwei Flaſchen Rüdesheimer und drei Pfund weſtfäliſchen Schinken mitzugeben; er wird Ihnen den Betrag dafür einhändigen.

Bombardier Robert.“

Die Tante ſah ihre Nichte fragend an und ſchüttelte den Kopf.

„Und das iſt von ihm an Dich?“

„Ja, liebe Tante, das iſt von ihm an mich. Es kommt, wie Sie ſehen, noch ein Notabene.“

Die Tante las weiter:

„Da es mir ſchon einige Male paſſirt iſt, daß die Kanoniere von dem Geld, das man ihnen mitgab, verloren, ſo bitte ich, mir morgen früh die Rechnung zu ſchicken, wo ich alsdann nicht ermangeln werde . . .“

„Ach, geh' doch,“ lachte die Tante, „das muß ein Mißverſtändniß ſein. Der Brief iſt auf keinen Fall an Dich gerichtet.“

„Aber der Herr Kammerdiener hat ihn mir übergeben und hat hinzugeſetzt: er ſei von ſeinem Herrn an mich und er wolle mich darin um Verzeihung bitten für die unangenehme Stunde, die er mir verurſacht.“

„Oh, das iſt, wie geſagt, ein Mißverſtändniß,“ entgegnete die Tante; „aber die Verwechslung iſt drollig.“ Und dabei lachte ſie laut auf.

Pauline ſtimmte luſtig mit ein, und Beide bemerkten im erſten Augenblick in ihrer Fröhlichkeit nicht, daß ein Bedienter eingetreten war, der den Herrn Auditeur Schmidt anmeldete, welcher die Damen in einer geheimen und dringenden Angelegenheit zu ſprechen wünſchte.

Sechszehntes Kapitel.

Der Leſer wohnt einem halbmilitäriſchen Verhör bei und erſieht, wie ein verſpäteter Empfehlungsbrief manchmal doch noch zur rechten Zeit wirken kann.

Man kann ſich bei dieſer Meldung das Erſtaunen der Tante und ihrer Nichte leicht denken; denn der Herr Auditeur Schmidt hatte, wie wir aus den vorhergehenden Kapiteln erfuhren, es noch nie gewagt, ſich öffentlich im Hauſe des Regierungsrathes zu zeigen. Pauline, die den Liebesbrief des Bombardier Robert eiligſt verſteckt hatte, meinte nach einem augenblicklichen Nachdenken: der Herr Auditeur werde zum Papa wollen, um ſich über ſein geſtriges unangenehmes Recontre mit demſelben zu entſchuldigen. Der Tante aber fuhr es wie ein Blitz durch die Glieder, ſie ſeufzte tief in ſich hinein und dachte: „O Gott, der ſtürmiſche junge Mann! Er wird es wagen, und — o Seligkeit! förmlich bei dem Bruder um meine Hand anhalten!“

Wir werden aber bald ſehen, daß ſich die beiden Damen geirrt hatten.

Der Herr Auditeur Schmidt war unterdeſſen ſchüchtern eingetreten und hatte ſich befleißigt, den Damen in der feinſten Toilette aufzuwarten. Zur Hauptfarbe ſeines Anzugs hatte er ſchwarz gewählt, wahrſcheinlich um die Trauer ſeines Herzens zu bezeichnen. Sein fahles blondes Haar war platt um den Kopf gelegt und ſeine großen waſſerblauen Augen bedeckte er hie und da mit den Augenlidern, dadurch, wie er glaubte, ein gewiſſes Schmachten ausdrückend.

„Meine Damen," liſpelte er, „indem ich Sie um Verzeihung bitte, die Ruhe ihres ſchönen Morgens geſtört zu haben, ſetze ich zu meiner Entſchuldigung hinzu, daß nur ein wichtiges und dringendes Geſchäft mich veranlaßte, einem harten Befehl —" hier ſeufzte er tief auf — „der mich fern von dieſem Hauſe bannt, ungehorſam geworden zu ſein."

Die Tante erröthete bei dieſen Worten ſichtlich und blickte verwirrt zu Boden, wogegen die Nichte recht laut unbefangen fragte:

„Ein Geſchäft mit uns, Herr Auditeur? Ihre Geſchäfte erſtrecken ſich ja nur auf das Militär."

„Es kommt auch Militär darin vor, mein Fräulein."

„So," ſagte die Tante, ſchmerzlich enttäuſcht.

Und an ihrer Stelle wurde die Nichte befangener, und bemerkte ſogar etwas kleinlaut:

„Sonderbar, in einem Geſchäfte mit uns Militär! Ei! dürfte ich bitten, Platz zu nehmen?"

Der Auditeur ließ ſich nieder und nickte mit dem Kopf, wobei er ſich wie entſchuldigend verbeugte und eine Sekunde lang ſeinen Hut vor das Geſicht hielt.

„Sie verzeihen, meine Damen," ſagte er, „daß ich ſo weit ausholen muß, wie nöthig iſt. Sie haben vielleicht zufällig gehört, daß es geſtern einem Kettengefangenen — das heißt, es war eigentlich nur ein Militärſträfling — gelungen, wenn auch nur für wenige Stunden, aus ſeinem Gefängniß zu entfliehen. Als zu gleicher Zeit, durch die

Alarmſchüſſe aufmerkſam gemacht, die Wachen auf den Außenwerken ſorgfältiger als gewöhnlich ihre Poſten überſahen, wurde bei einem derſelben ein Menſch entdeckt und in dem Augenblick angehalten, als er verdächtiger Weiſe durch eine Schießſcharte in’s Freie ſchlüpfen wollte. Es ergab ſich, daß dieſer Menſch der Wachthabende einer der kleinen Feſtungen war, die um die Stadt herum liegen; er war in Civil und hat ſich der Deſertion ſehr verdächtig gemacht, iſt auch von ſeinem Kapitän als ein Mann prädizirt, der eines ſchlechten Streiches wohl fähig iſt.“

„Aber Herr Auditeur,“ unterbrach ihn Pauline, „was können wir mit einem Deſerteur zu ſchaffen haben?“

„Darf ich ganz unterthänigſt bitten,“ entgegnete dieſer, „mich in meinem Berichte fortfahren zu laſſen. Alſo dieſer Menſch wurde arretirt, auf die Hauptwache gebracht, und als man ihn befragt: weßhalb er ſeine Wache verlaſſen und ſtatt in Uniform ſich in einem ſehr fatalen Civilanzuge auf den Wällen der Stadt habe betreffen laſſen, gab er leichthin zu Protokoll: er habe in der Stadt ein dringendes Geſchäft gehabt. Mir wurde heute Morgen das unangenehme Geſchäft, den Verhafteten nebſt einem andern Bombardier, der ſehr verdächtig iſt, bei dem Deſertionsverſuch mitgewirkt zu haben, in’s Verhör zu nehmen, und ich inquirirte namentlich auf den angeblichen Beweggrund oder vielmehr das wichtige Geſchäft, das den Mann veranlaßte, ſeine Wache ſchnöder Weiſe zu verlaſſen. Denken Sie ſich aber, meine Damen, daß es mir beim erſten Anblick des einen Verhafteten vorkam, als habe ich ihn geſtern Abend hier in Ihrem Hauſe geſehen. Auf meine Anfrage darüber betheuerte er hoch und heilig, ich müſſe mich irren, er kenne Ihr Haus gar nicht, was ich denn am Ende“ — ſetzte er mit einem vielſagenden Blick hinzu — „vielleicht glauben könnte.“ Die Tante und die Nichte ſahen ſich bei dieſen Worten eine Sekunde lang verlegen an. „Im Verlaufe des Verhörs nun,“ fuhr der Auditeur fort, „wurde es natürlicher Weiſe nicht ſchwer, aus den Angaben zu erſehen, daß dieſelben falſch ſeien. Und wenn wir wirklich zu Gunſten des Verhafteten eingeſtehen müſſen, daß der Sache mehr ein unüberlegter Streich, als Deſertionsverſuch zu Grunde liegt, ſo mußten wir doch, um die Akten zu arrondiren, und —" ſetzte er mit einem lauernden Blick hinzu, „den armen Soldaten zu helfen, der Sache auf den Grund ſehen. Die Angabe des Einen aber, wo er geweſen, war, wie geſagt, ſo unhaltbar und unglaubwürdig, daß ſie, einem hohen Kriegsgerichte gegenüber, den Verdacht der Deſertion ſchärfen müſſen. Ich rieth ihm mehrmals, offen und ehrlich zu geſtehen und Zeugen herbeizubringen, aber vergebens."

Die kleine Pauline, die unterdeſſen in der größten Spannung da ſaß, athmete tief auf und ſagte:

„Nun ja, und was weiter?"

„Ich ſchloß mein Verhör," fuhr der Auditeur fort, „und nahm dagegen die Kanoniere bei Seite, und einer derſelben, nachdem ich ihm verſichert, daß ſeine Ausſagen den Bombardier von der Feſtungsſtrafe retten würden, erzählte mir eine ganz ſonderbare Geſchichte."

„Eine ſonderbare Geſchichte?" fragte die Tante.

„Ja, meine Gnädige, in der That ſonderbar. Der Kanonier will den Bombardier in die Stadt begleitet haben. Dort habe derſelbe ſeine Uniform mit Civilkleidern vertauſcht, indem er von ſeinem Freund, dem andern Bombardier, der unterdeſſen das Fort hütete, ein Billet-doux zu beſorgen gehabt, ein zartes Geſchäft, meine Damen, das, wie Sie einſehen werden, ſich in der groben Uniform nicht gut abmachen läßt."

Dieſe letzten Worte hatte der hellblonde junge Mann außerordentlich langſam und betonend geſprochen.

„Das iſt in der That merkwürdig," meinte die Tante, „einen Liebesbrief."

Und dabei wollte ſie lachen; aber ein Blick auf ihre Nichte, die in dieſem Augenblicke purpurroth geworden war, warf ihr Geſicht wieder in ſehr ernſte und nachdenkende Falten. Auch der Auditeur hatte das Erglühen des ſchönen jungen Mädchens bemerkt, und ſpielte den Verwirrten und Verlegenen, wobei er aber ſich geberdete wie ein Fiſch, der auf trockenen Sand gelegt iſt; denn er ſchloß ſekundenlang die Augen und ſchmatzte dabei mit den Lippen, als ſchnappe er nach Luft.

Die Scene war etwas peinlich und wurde durch die inquiſitoriſche Feierlichkeit des Auditeurs noch unangenehmer. Ein Anderer an ſeiner Stelle würde die Sache lachend vorgetragen haben, und man hätte ihm wahrſcheinlich lachend das ganze Abenteuer eingeſtanden.

„Ja, meine Damen, ein Liebesbrief," fuhr er leiſe fort, „und dieſer Liebesbrief ſei von dem Verhafteten — — hier in Ihrem Hauſe abgegeben worden."

„Mein Gott!" ſchrie die Tante auf, und affektirte einen großen Schrecken. „Ein gemeiner Soldat mit einem Liebesbrief in unſerm Hauſe. O Gott, Pauline!"

„Nun ja, liebe Tante," ſagte dieſe, welche ſich wieder gefaßt hatte, „was denn weiter? Sie wiſſen ja darum."

Der Auditeur ſah bei dieſen Worten die Tante mit einem langen ſchmerzlichen Blicke an, ſo daß ſie auffuhr und die arme Pauline mit einer Fluth von Vorwürfen überhäufte, wobei ſie ihr nochmals auf's Heftigſte auseinanderſetzte, von welch' ſchlimmen Folgen die Begegnung mit jenem gemeinen Soldaten für ſie werden könnte, und daß ſie im Begriff ſei, ſich vor der ganzen Welt zu kompromittiren.

Der Auditeur, aufmerkſam geworden, warf hie und da eine Frage ein und hatte bald die ganze fatale Wagengeſchichte heraus, welche wir dem verehrten Leſer im vierten Kapitel ſo ſchön und ausführlich erzählten.

Nachdem ſich der gewaltige Sturm der Gefühle wieder etwas gelegt, fragte die Tante kleinlaut, was nun in dieſer böſen und fatalen Sache zu thun ſei? worauf der Auditeur ſein Haupt nachdenklich ſinken ließ und dann verſicherte, die Sache ſei ſchon ſehr weit gediehen und daher auf's Unangenehmſte verwickelt.

„Ja, ſehen Sie, meine Damen, ich muß meine Akten ſchließen und ſie dem Kriegsgericht vorlegen — eine fatale, fatale Geſchichte; — doch wiſſen Sie was," fuhr er nach einigem Beſinnen fort, „ſo wird es gehen. Ich beſeitige das Verhör des Kanoniers, der Bombardier wird der Deſertion angeklagt und was ſchadet das ſo einem Kerl, wenn er auch ein paar Jahre unter die Sträflinge kommt. Der Andere erhält vielleicht ſechs Wochen Arreſt, und wird ſich," ſetzte er mit einem ſüßen Blick auf die Tante hinzu, „künftig in Acht nehmen, ſich achtbaren Perſonen auf eine ſo leichtſinnige Art zu nahen."

Die Tante ſah verwirrt in ihre Kaffeetaſſe. Doch Pauline war heftig aufgeſtanden und ſah den Mann des Geſetzes mit einem ziemlichen Blick an.

„Und wenn der Bombardier ſich ausweiſen kann, wo er geweſen und ein hohes Kriegsgericht einſieht, daß die jungen Leute nur einen leichtſinnigen Streich gemacht haben? wie iſt dann ihre Strafe?"

„Alsdann," meinte der Gefragte, „kommen ſie ziemlich leicht davon. Der Wachthabende erhält vielleicht einen drei- bis vierwöchentlichen leichten Arreſt und der Andere, dem man eigentlich nichts anhaben kann, wird von ſeinem Kapitän mit ein paar Tagen' Einſperrens geſtraft."

„Ich danke Ihnen recht ſehr, Herr Auditeur," entgegnete das junge Mädchen und wollte mit einer leichten Verbeugung das Zimmer verlaſſen.

„Wo willſt Du hin, Pauline?" rief die Tante.

Und der Herr Schmidt, der raſch aufſtand, fragte:

„Ei, Fräulein Pauline, was ſoll das bedeuten?"

„Nicht viel," entgegnete das Mädchen, „nicht viel, liebe Tante. Ich will nur dem Papa die ganze Geſchichte erzählen, ganz aufrichtig erzählen und ihn recht herzlich und dringend bitten, ſich für die jungen Leute zu verwenden."

„Oh!" ſagte der Auditeur.

Und die Tante fuhr von ihrem Stuhl in die Höhe.

„Um Gotteswillen!" ſagte ſie, „Du willſt mich dem Papa verrathen?"

„Gewiß nicht,“ entgegnete Pauline. „Ich werde Sie ganz aus dem Spiele laſſen und Alles auf mich nehmen. Ich kann dem jungen Bombardier auch wohl ſonſt wo begegnet ſein. Daß er es gewagt hat, an mich zu ſchreiben, iſt nicht meine Schuld. Und ſollte auch der Papa ernſtlich böſe auf mich werden, ſo wäre mir das doch weit lieber, als das Unglück zweier Menſchen auf dem Gewiſſen zu haben.“

„Aber Herr Auditeur,“ jammerte die Tante, „das geht durchaus nicht, das dürfen wir nicht zugeben. Ich kenne meinen Bruder. Er wird am Ende mit den Leuten ſelbſt ſprechen, und ſolche gemeine Menſchen machen ſich zuletzt gar nichts daraus, mich Unglückliche zu verrathen.“

„Hören Sie, liebe Tante,“ ſagte Pauline. „Wenn Papa wirklich zu den gemeinen Menſchen hinginge und ſie ihm die Geſchichte erzählten, wie ſie wäre, um ſich von der entſetzlichen Strafe zu befreien, ſo könnte man es doch keinen Verrath nennen; aber meinetwegen will ich ſchweigen, doch der Herr Auditeur ſoll ein anderes Mittel erſinnen, denn ich will nicht, daß ſie für einen ſolchen Spaß hart beſtraft werden.“

„Mein Fräulein,“ entgegnete Herr Schmidt ſehr ernſt, „es thut mir wirklich leid, wenn Sie ein ſolches Vergehen einen Spaß nennen können. Das Verlaſſen der Wache iſt beim Militär eines der furchtbarſten Verbrechen.“

„Nun ja, in Kriegszeiten,“ meinte das junge Mädchen; „aber beſinnen Sie ſich, Herr Schmidt, oder ich gehe zu Papa.“

Dies Beſinnen ſchien dem Auditeur ſchwer zu werden; denn als Gerichtsperſon in dermaligen mageren Zeiten mochte er einen ſo fetten Biſſen, wie Wache verlaſſen, mit einem gelinden Anflug von Deſertion, nicht gern fahren laſſen; ebenſo wenig wie er Urſache zu haben glaubte, den Andern zu ſchonen, der ſich, ein ganz gewöhnlicher Bombardier, erkühnt hatte, der holden Angebeteten zu nahen. Doch ſollte ihn diesmal eine neue Verlegenheit der ganzen Mühe des Beſinnens überheben; denn auf dem Gange draußen wurde eine Stimme laut, bei deren Klang die drei Anweſenden einſtimmig ausriefen:

„Um Gotteswillen, der Bruder! der Papa! der Herr Regierungsrath!"

„Was iſt zu thun?" ſagte der Auditeur.

„Ja," meinte die Tante verſchämt, „was iſt zu thun? was ſagen wir dem Bruder?"

„Sagen Sie ihm, Herr Auditeur," ſprach das junge Mädchen ernſt und nachdrücklich, „ſagen Sie ihm, Sie hätten ſeine Ermahnungen zu Herzen genommen, indem Sie einſähen, daß er ihr Beſtes damit bezwecke, und Sie ſeien hieher gekommen, um der Tante dieſe Erklärung zu machen."

Indem trat der Regierungsrath ein, und ſein Geſicht, das, wie es bei ihm gewöhnlich der Fall war, einen ſehr freundlichen und lachenden Ausdruck hatte, umzog ſich wieder ernſt und finſter, ſo wie er des Auditeurs Schmidt anſichtig wurde. Doch ließ ihm Pauline nicht Zeit, dieſe verdrießliche Miene in Worten zu überſetzen, ſondern ſie nahm den Papa raſch bei Seite. Hinter dem Regierungsrath war in der geöffneten Thüre eine Sekunde lang eine andere Perſon ſichtbar geworden, die aber, wie ſie den Auditeur Schmidt bemerkte, auf's Schleunigſte wieder verſchwand.

„Ja, wenn es ſo iſt," ſagte der Regierungsrath leiſe, „à la bonheur! das laſſe ich mir gefallen. Herr Auditeur, ich wünſche Ihnen guten Morgen. Aber," er ſah ſich nach der Thüre um — „wo iſt denn mein junger Verbrecher geblieben?"

„Ein Verbrecher, Papa," lachte Pauline.

„Und was für ein Verbrecher?" meinte der Regierungsrath, „der noch obendrein ſeinem Gefängniß entſprungen iſt! Denkt Euch nur, vor einer halben Stunde wird mir ein junger Mann gemeldet, der mich dringend zu ſprechen wünſchte. Es kommt ein Militär herein, ich verſichere Euch, ein recht hübſcher Burſche, und ich weiß nicht, er hat mir ein Geſicht, das mir ganz bekannt vorkam. Er überreichte mir einen alten, ganz gelb gewordenen Brief, und wie ich ihn aufmache, denke ich, mich ſoll der Schlag treffen, iſt er von dem alten Hauptmann Robert, der vor zwei Jahren geſtorben iſt, und der mir ſeinen Neffen empfiehlt, welcher zum Militär gehen will. Ich ſehe das Datum an, und parbleu der Brief iſt über zwei Jahre alt. Ich laſſe mir die Sache erklären, und da kommt eine ganz tolle Geſchichte zum Vorſchein. Aber," unterbrach er ſich, „wo iſt denn der junge Mann hingekommen, ich habe ihn Euch vorſtellen wollen. — Ja ſo, ja ſo!" lachte er, daß ihm die Thränen in die Augen traten. „Er hat den Herrn Auditeur Schmidt durch die Thürritze bemerkt, und iſt davon gelaufen. Nun, Sie werden ein Auge zudrücken und ihn nicht geſehen haben. So kommen Sie nur herein!" rief er zur Thür hinaus. „Sie ſind unter meinem Schutz, und der Herr Auditeur Schmidt wird Sie gar nicht bemerken."

Dieſer Letztere hatte bei der luſtigen Erzählung des Regierungsraths die beiden Damen überraſcht angeſchaut, und die kleine Pauline war ſichtlich verlegen geworden.

Wir wollen den Leſer nicht länger in Zweifel laſſen, ſondern ehrlich geſtehen, daß es der Bombardier Robert war, der nun eintrat und ſich ziemlich verlegen nach allen Seiten verbeugte. Auf welche Art er ſeinem Arreſt entkommen, verſprechen wir in den nächſten Kapiteln zu erklären.

Der Bombardier ſah gar nicht übel aus. Er hatte das ſchon beſchriebene feine Kollet an, und ein ungemein blank geputzter Säbel hing an einer weiß lakirten Kuppel, die, recht feſt um den Leib geſchnallt, eine zierliche Taille erkennen ließ.

Der Auditeur Schmidt verſuchte gnädigſt zu lächeln, was ihm aber gar nicht gelingen wollte, um ſo weniger, als er zu ſeinem Aerger bemerken mußte, daß ſchon nach einigen Minuten der gewandte junge Mann Gnade vor den Augen der Tante gefunden zu haben ſchien.

Pauline war eben ſo einſylbig wie der Auditeur, nur aus andern Gründen, und der Regierungsrath lachte in Einem fort über die tolle, tolle Jugend.

„Aber hören Sie, lieber Herr Auditeur Schmidt," wandte er ſich an dieſen, „helfen wir den Arreſtanten ein

Bischen aus ihrem Arreſte. Sie können viel dazu thun. Aber Sacre Dieu, ich habe Euch den jungen Menſchen nur eine Sekunde lang vorſtellen wollen, denn ſein Onkel, der alte Hauptmann, war einer meiner allerbeſten Freunde. Doch jetzt iſt es genug. Ich will einmal den militäriſchen Tyrannen ſpielen,“ wandte er ſich an den Bombardier, „und befehle Ihnen hiermit, ſich bis auf Weiteres augenblicklich in Arreſt zu verfügen.

Siebenzehntes Kapitel.

Kameradſchaftliche Begegnungen und ſeine Beſtechungsverſuche, die zum gewünſchten Ziele zu führen ſcheinen.

Wir ſehen uns in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, den geneigten Leſer nicht nur aus dem freundlichen Lokal, das wir ſo eben zu bewohnen das Vergnügen hatten, in ein minder angenehmes zu verſetzen, ſondern müſſen uns ſogar erlauben, einen Tag rückwärts zu ſchreiten, ſo wie vom warmen, mit Teppich belegten Zimmerboden auf eine rauhe ſchneebedeckte Straße und dort drei Geſtalten zu folgen, die im Dämmerlichte vor uns herwandeln.

Die eine dieſer drei iſt in voller Uniform, den Tſchako auf dem Kopfe, den Säbel an der Seite und an den Stiefeln klirrende Sporen. Die beiden andern ſtecken in abgetragenen, verſchoſſenen Jacken, eben ſolchen Beinkleidern, und haben ſtatt des Tſchako's eine leichte Dienſtmütze auf dem Kopfe.

Obgleich der eine von ſehr dickem, ſogar etwas feiſtem Aeußern, in Folge dieſer Leibesbeſchaffenheit, ſehr langſam fortwandelt, ſo ſcheint doch der andere abſichtlich zu zögern, und es iſt, als wollten ſie ſich dem Ziele, dem ſie unfehlbar entgegen gehen, ſo langſam wie möglich nahen.

Dieſes Ziel war aber auch unangenehm genug; denn es war das ehemalige Nonnenkloſter zur heiligen Agathe, ein Aſyl unglücklicher Schweſtern, jetzt zu einem ſtillen, heimlichen Militärarreſt umgewandelt; ein Aſyl für unglückliche Jünglinge.

Von außen ſah das Gebäude recht düſter und unheimlich aus. Es hatte, Dank ſeiner früheren Beſtimmung! nur ſehr wenige und ſehr enge Fenſter, und dieſe waren obendrein noch mit hölzernen Kaſten verſehen, welche von Weitem faſt wie koloſſale Schwalbenneſter ausſahen.

Eine Thüre öffnet ſich knarrend vor den drei Ankömmlingen und ſchließt ſich ebenſo hinter denſelben wieder zu. Sie befinden ſich in einem dunkeln Gang, in welchem links eine halb geöffnete Thüre iſt, aus der Waffengeklirr und menſchliche Stimmen hervortönen. Der Gang, ſowie die beiden Thüren haben ſo etwas unheimlich Solides; Alles iſt aus gehauenem Stein und die Thüren aus ſchwerem Eichenholz, mit Eiſen beſchlagen. Obendrein herrſcht eine dicke Luft in dem Gebäude, und an den Wänden des Ganges trieft die Feuchtigkeit herunter.

Die halb geöffnete Thüre führt in die Wachtſtube des Arreſtlokals und der regierende Unteroffizier derſelben — er iſt von der Infanterie — läßt augenblicklich Licht anzünden, um die Arreſtzettel zu unterſuchen, die ihm der Begleiter der Bombardiere einhändigt.

Der Infanteriſt iſt einer von den Leuten, die man mit dem gewöhnlichen militäriſchen Ausdruck: „Kommisunteroffiziere“ benennt, die nie einen Faden Leinwand oder Baumwolle auf dem Leibe getragen haben, der nicht von der Kammer geliefert wurde, und deren ganzes Leben nach der Dienſtvorſchrift für Unteroffiziere eingerichtet iſt.

Er entfaltete den erſten Zettel und las:

„Bombardier Schlipſel von der —“

„Tipſel, muß ich bitten,“ wandte dieſer ein, wofür ihm der Unteroffizier von der Infanterie einen böſen Blick zuwarf.

„Auf Befehl der Kommandantur,“ las er weiter, „wegen eines Deſertionsverſuches von ſeiner Batterie in Unterſuchungsarreſt geſchickt.“ — „Alſo Deſerteur!“

„Hören Sie,“ entgegnete Tipſel, äußerſt gleichmüthig, „wenn mir nur das Geringſte daran gelegen wäre, was ein Unteroffizier von der Infanterie über mich denkt, ſo würde ich mich wegen des Deſerteurs gelegentlich zu revanchiren wiſſen: aber ſo ....“

„Der Arreſtant wird gebeten, das Maul zu halten,“ ſagte der Wachthabende. Hat hier durchaus nicht zu ſchwadroniren.“

Dann öffnete er den zweiten Zettel.

„Bombardier Robert, verdächtig bei dem Deſertionsverſuch mitgewirkt zu haben; ebenfalls in Unterſuchungsarreſt.“ — „Müller,“ wandte er ſich an einen der Infanteriſten, „ruft den Inſpektor; er ſoll die Arreſtanten einſchließen.“

Darauf, ohne die Beiden eines ferneren Blicks zu würdigen oder ohne ſie zum Sitzen einzuladen, wie es wohl kameradſchaftlich geweſen wäre, ſetzte er ſich an ſeinen Tiſch und ſchrieb Namen und Charge der Arreſtanten in's Wachtbuch. Tipſel, der ihm nahe ſtand, ſchaute in's Buch und bemerkte nach einer Weile in ſeiner trockenen Manier:

„Ich glaube, man ſchreibt Bombardier, nicht Pompardier,“ worüber der Bombardier Robert in ein unmäßiges Gelächter ausbrach und an den Tiſch lief, um die Orthographie des Infanteriſten zu bewundern.

Aber man hätte dieſen ſehen ſollen, wie er, von der unerhörten Frechheit gereizt, aufſprang und die Bombardiere zur Rede ſtellte, welche ihm indeſſen kein Wort ſchuldig blieben; und wer weiß, welchen Ausgang die Sache noch genommen hätte, wenn nicht in dieſem Augenblicke auf den Steinplatten des Ganges ſchlürfende Tritte zu vernehmen geweſen wären, ſowie ein leichtes, trockenes Hüſteln, welches des Rattenkönigs Majeſtät anzeigte.

„He! he!“ lachte er hämiſch, nachdem er eingetreten war, „ein paar Grünſ'näbel von der Artillerie; freue mich ſehr, Dero werthe Bekanntſchaft zu machen. Werden's bei mir gut haben; he! he! beſonders wenn ſie gleich den Unteroffizier von der Wache anfangen zu zanken. Sollen unter das Dach, unter das Dach! He! he! wo man die Engel pfeifen hört."

„Haben Unterſuchungsarreſt," murmelte der Infanteriſt, „Deſertion!"

„Ei, ſieh' da, ſieh' da, Deſertion!" lachte der Alte, und ſein Geſicht verzog ſich unter der weißen Nachtmütze zu einem ſcheußlichen Lachen. „Unterſuchungsarreſt! freut mich! freut mich! finden da ſehr gute Geſellſchaft! He! he!"

Damit machte er einen großen Bund Schlüſſel los und ſchritt auf eine ſchwere Thüre im Hintergrund der Wachtſtube zu, die er langſam und mit Mühe aufſchloß.

Ehe er aber die beiden Riegel, welche dieſelben verſchloſſen, unten und oben zurückſchob, wandte er ſich grinſend zu den beiden Arreſtanten.

„Hätte ja bald vergeſſen," lachte er, „die Herren zu unterſuchen, ob ſie auch verbotene Sachen bei ſich führen. Eßwaaren, Trinkwaaren, Bücher. Wollen gleich nachſehen, hehe!"

Dabei fuhr er dem dicken Bombardier mit ſeinen dürren Fingern am Leibe herum und ſuchte emſig nach den verbotenen Gegenſtänden.

„Herr Unteroffizier von der Infanterie," ſagte er dann, „wollen bei dem andern Arreſtanten ein Bischen nachſehen. Hehe!"

Dieſer trat auf den Bombardier Robert zu, um der Aufforderung Genüge zu leiſten. Doch dieſer ſagte ihm ſo ruhig wie möglich, aber mit ſehr zorniger Stimme:

„Herr, bleiben Sie mir drei Schritte vom Leib; wenn ich einmal unterſucht werden muß, ſo ſoll es dort jener würdige Mann thun; aber Ihre Finger ſollen mir nicht an den Leib kommen."

„Was ſoll's?" meinte der Rattenkönig, als der Unteroffizier ein gelindes: „Himmelſakerment!" zur Antwort gab.

„Nun ja,“ entgegnete der ſchlaue Bombardier, „ich mein' nur, man kann ſich das Unterſuchen, was ſicher eine ſehr unangenehme Sache iſt, allerdings von einem würdigen gedienten Sergeanten gefallen laſſen, von einem Manne, der das Kreuz hat und diverſe Orden; aber die Finger eines ſolchen — — ſollen mich nicht anrühren.“

„Freilich, hehe!“ lachte der Rattenkönig, ein alter gedienter Sergeant, „Sie, Grünſ'nabel, war in Rußland und bei Waterloo.“

„Vor Ihnen haben wir Alle ſehr großen Reſpekt,“ entgegnete der Bombardier Robert, „das muß man ſagen; von Ihnen läßt man ſich ſchon was gefallen.“

Jetzt kam die Reihe des Gefallenlaſſens an den Sprecher, und der Inſpektor unterſuchte ihn etwas genauer, denn er war nicht ſo dumm, daß er die Elogen des Bombardiers für baare Münze genommen hätte. Er unterſuchte ſein Kollet, ließ die Hände langſam an den Beinen herunter gleiten, und als er unten an die Stiefel kam, huſtete er laut und zornig auf.

„Hehe!“ ſchrie er, „hab' mir's gedacht, hab' mir's gedacht! hat der Grünſ'nabel eine Flaſche mit S'naps. Was ſagt das Reglement? He!“

Der Bombardier Robert griff wie verwundert an ſeinen Stiefel und rief:

„Hol' mich der Teufel! das hab' ich gar nicht gewußt. Das muß noch vom geſtrigen Exerciren in der Taſche geſteckt und durchgerutſcht ſein!“

„So, ſo,“ meinte der Rattenkönig giftig, „muß durchgerutſcht ſein? Wollen's zu uns nehmen.“

„Wenn ich Ihnen ein Vergnügen damit machen kann,“ entgegnete der Bombardier.

„Mir ein Vergnügen machen? Hehe!“ lachte der Inſpektor. „Wollen's deponiren! Und jetzt marſch in die Klauſe. Haben die Herren Brod bei ſich? oder wie werden's zu Nacht ſpeiſen?“

„Der Herr Inſpektor,“ entgegnete der Bombardier Robert wird wohl ſo gut ſein, uns etwas Eſſen zukommen zu laſſen, wie's das Reglement vorſchreibt."

„Ganz natürlich," meinte dieſer und etwas freundlicher, „wie es das Reglement vorſchreibt, hehe! Eſſen, aber keine geiſtigen Getränke. Jetzt kommen Sie hinein!"

Die Beiden folgten dem Rattenkönig, der ſie aus der Wachtſtube durch die eben geöffnete Thüre in einen andern Gang führte, der von einem trüben Licht erhellt war, und an deſſen Ende ſich das Unterſuchungsarreſtlokal befand.

„Soll ich Ihnen einen Mann aus der Wachtſtube mitgeben?" rief der Infanterie-Unteroffizier dem Inſpektor nach; doch dieſer entgegnete:

„Hehe! fürchte mich nicht, ein alter, gedienter Sergeant, hehe!"

Kaum waren die Drei in dem Gang allein, ſo wandte ſich der Bombardier Robert an den Rattenkönig und ſagte ſo ehrerbietig wie möglich, indem er ihm ein kleines zuſammengewickeltes Papier in die Hand gab:

„Sie werden mir erlauben, Herr Inſpektor, Ihnen auf das Nachteſſen, Frühſtück ꝛc. einen Vorſchuß zu thun; auch," ſetzte er hinzu, „möchten wir um Alles in der Welt nicht in Ihren Augen, in den Augen eines gedienten Sergeanten, als Deſerteurs daſtehen. Wir ſind ganz harmloſe Menſchen, haben uns einen kleinen Spaß erlaubt. Nun, das Verhör morgen früh wird's ausweiſen. Sie ſind ein gebildeter Mann, der einen luſtigen Streich ſchon verſteht."

Der Rattenkönig fühlte ſich durch dieſe Anrede und das Papier in ſeiner Hand ungemein geſchmeichelt. Er huſtete viel gelinder und meinte, indem er die Beiden in das Unterſuchungsarreſtlokal eintreten ließ: „Wollen ſchon ſehen, wollen ſehen, was zu machen iſt."

Nachdem er die Thüre hinter ſich verſchloſſen, wickelte er das Papierchen auseinander und war freudig überraſcht, als ihm ein Goldſtück entgegen funkelte.

„Ei, ei!" murmelte er, fünf Thaler zwanzig Silbergroſchen! der Grünſ'nabel muß von guter Familie ſein, von einer guten Familie."

So geſtimmt, trat er in die Wachtſtube, und dem Unteroffizier von der Infanterie, der ihm, noch immer ſehr gereizt, ſagte: — Hören Sie, Herr Inſpektor, das ſind ein paar Himmelſakermenter. Die beiden Kerls ſollte man krumm ſchließen dürfen," entgegnete er: „Mein lieber Herr Unteroffizier, man muß es, wie ich, verſtehen, die Leute nach ihrer Bildung zu behandeln. Grob ſein, hilft nicht immer! Hehe! Merken Sie ſich das, Herr Unteroffizier. Die Kommandantur will nicht, daß man die Arreſtanten grob behandelt. Hehe! und ich auch nicht, der Inſpektor."

Damit ſchlug er die Thüre der Wachtſtube hinter ſich in's Schloß, daß ſie klirrte, und der Unteroffizier von der Infanterie ſchaute ihm überraſcht und erſtaunt nach.

Achtzehntes Kapitel.

In welchem der Leſer das Innere eines Unterſuchungs-Arreſtlokals kennen lernt und in Kurzem die Schickſale der dort Eingeſperrten erfährt. — Später wird ſoupirt.

Wenn wir in einem Buche, welches „Wachtſtubenabenteuer" betitelt iſt, den geneigten Leſer bitten, in ein Unterſuchungsarreſtlokal zu treten, ſo können wir dagegen verſichern, daß es mit einer Wachtſtube viel Aehnlichkeit hat, oder daß es vielmehr die richtige Mitte zwiſchen beiden Lokalen angibt. Von dem Arreſtlokal hat es den Namen und das freilich ſehr Unangenehme, daß die Bewohner ihrer Freiheit beraubt ſind, und Mancher durch eine mit Verhören reich beſetzte Zukunft das Gefängniß in ſchlimmer und ſchlimmſter Zeit vor ſich ſieht. Dagegen aber findet man im Unterſuchungsarreſtlokal nichts von jenem traurigen Abſperrungsſyſtem, wie im mittleren oder ſtrengen Arreſt. Die Leute haben eine gute Pritſche wie auf der Wachtſtube, und können vom Inſpektor des Lokals, verſteht ſich für ihr gutes Geld, alle möglichen militäriſchen Leckerbiſſen haben, als da ſind: Kartoffeln mit Zwiebelſauce, Sauerbraten, Schinken und geräucherte Würſte.

Daß weder bei dieſen Speiſen auf ſorgfältige Zubereitung noch übergroße Reinlichkeit, ſowie in dem Lokale ſelbſt der geringſte Comfort zu ſuchen iſt, kann man ſich leicht denken. Das Gefängniß zur heiligen Agatha war ein mittelgroßes Gewölbe, und die Alterthumsforſcher, die hier zuweilen eingeſperrt waren — denn es gibt auch deren beim Militär — behaupteten, es ſei ehedem eine kleine an die Kirche anſtoßende Kapelle geweſen. Ein dicker Pfeiler in der Mitte trug die maſſive, vom Lampenlicht und allen möglichen Ausdünſtungen geſchwärzte Decke. An zwei Wänden waren lange hölzerne Pritſchen, auf welchen die Inſaſſen des Lokales, in Gruppen bei einander liegend, der Unterhaltung pflogen. Ungefähr ſechs Fuß vom Boden, ſo daß man nicht daran reichen konnte, hingen zwei Lampen, von denen man befürchten mußte, daß ſie jeden Augenblick erlöſchten.

Ausgänge hatte dieſes Gemach zwei, den, durch welchen unſere Bombardiere eingetreten waren, und welcher mit der Wachtſtube in Verbindung ſtand, ſowie eine kleine eiſerne Thüre, die ſich auf der andern Seite befand, und welche, wie wir ſpäter ſehen werden, von dem Inſpektor benützt wurde.

Als die beiden Bombardiere in das Gewölbe traten, wurde die ziemlich lebhaft geführte Unterhaltung einen Augenblick unterbrochen, und es dauerte eine Zeitlang, bis die Ankömmlinge und die älteren Gäſte ſich gegenſeitig vorgeſtellt waren. Dieſes Geſchäft übernahm ein alter Unteroffizier von der Artillerie, der ſich hier ſeit vier Wochen wegen

Verdachts der thätlichen Vergreifung an einem Vorgeſetzten befand.

Man kann ſich leicht denken, daß den Bombardieren Tipſel und Robert ein guter Platz eingeräumt wurde, denn die Geſchichte des Erſteren, von dem entlaufenen Sträflinge bis zu ſeiner eigenen Arreſtation auf der Lunette, war auch in dieſe finſteren Gewölbe gedrungen.

„Donnerwetter!“ meinte der alte Unteroffizier von der Artillerie, „ich hätte den Kerl ſehen mögen, wie ihm das Gitter vor der Naſe zufuhr! Tipſel, Sie haben verdammt viel Geiſtesgegenwart.“

„Ich rühme mich deſſen,“ meinte der alſo Belobte. Nachdem er ſeinen dicken Körper bei dem Zwielicht, das in dem Gewölbe herrſchte, ſo gut wie möglich auf der harten Pritſche zurecht gelegt hatte, erzählte er auf allgemeines Verlangen ſeine geſtrige Geſchichte von A. bis Z.; aber als discreter Menſch, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit Hinweglaſſung aller Perſonen- und Straßen-Namen.

Die anweſende Geſellſchaft beſtand außer dem alten Unteroffizier aus einem Feldwebel der Infanterie, dem man nachſagte, er ſei mit den Lazarethgeldern in gar zu vertrauliche Bekanntſchaft gerathen, aus einem Tambour, einem ſehr liederlichen Subjekte, der gegen zwei Silbergroſchen täglich einem Kameelführer ſeiner Bekanntſchaft die Trommel ausgeliehen, dann noch aus zwei Infanteriſten, einem Dragoner und einem Pionier — Leute, die ſich wegen unbedeutender Kleinigkeiten hier befanden.

„Wenn ich mir die Sache recht überdenke,“ meinte der Feldwebel, „ſo kommt Alles darauf an, wie Ihr Wachtmeiſter das Nationale eingerichtet hat. Ich kenne das. Will der Ihnen einen Stein in den Weg werfen, und bekommen Sie einen Auditor, der den Teufel im Leib hat, ſo ſtecken Sie in vier Wochen in der rothen und grauen Jacke.“

„Oder,“ ſprach der Tambour mit einer äußerſt verſoffenen und heiſeren Stimme, „Sie bekommen ſechs Wochen ſtrengen Arreſt, was am Ende noch ſchlimmer wäre.“

„Hol' Dich der Teufel, Trommler," rief der alte Unteroffizier; „will doch lieber ſechs Wochen Latten haben, als das verfluchte graue Kamiſol."

„Erlauben Sie, lieber Herr Unteroffizier, haben Sie ſchon Latten gehabt?" fragte der Tambour, und als jener die Frage verneinte, fuhr er fort: „Sehen Sie, da kann ich mit ſprechen. Ich habe einmal acht Tage lang Latten gehabt, und obgleich ich nach dem Reglement alle drei Tage mein Bett bekam, war ich doch ſo hin, ſo hin, daß der Doktor zu einem Kameraden von mir geſagt haben ſoll: Paſſen Sie auf, das arme Luder wird d'rauf gehen."

„Nun," antwortete der Unteroffizier, „dann in's Teufels Namen lieber hin ſein; aber nur nicht das verfluchte Kamiſol."

„Wenn man Ihnen die Ohrfeige beweiſen kann," meinte der Feldwebel hämiſch, „ſo könnt's Ihnen auch paſſiren, daß Sie Ihre Treſſen los würden."

„Ich weiß von keiner Ohrfeige," entgegnete der Andere, „die Geſchichte beruht auf einem ungeheuren Mißverſtändniß."

„Wie iſt denn die Geſchichte, lieber Herr Unteroffizier?" fragte Tipfel.

„Ganz verflucht einfach," entgegnete dieſer, „ſehen Sie, da kriege ich wegen ſo einer Lumperei acht Tage Arreſt. Und wie das vorbei iſt, gehe ich zum Kapitän, um mich zurückzumelden. Er iſt zu Haus; aber die Ordonnanz und der Bediente ſind nicht da. Ich trete in ſein Zimmer, mach' die Thüre hinter mir zu, und weiß der Teufel, bleib' mit einem Knopf des Kollets an dem Riegel hängen, ſo daß er ſich von ſelbſt zuſchiebt. Darauf fährt der Kapitän wie das böſe Gewiſſen in die Höhe und ſchreit mir entgegen: Herr, warum ſchließen Sie die Thüre ab? Bei dieſem Aufſpringen wirft er ein Buch herunter; ich ſpringe herzu, um es aufzuheben. In dem Augenblick ſchreit er wüthend auf und da muß der Teufel ſeinen Bedienten durch eine andere Thüre hereinführen. Und nun ſitz' ich hier, daß ſich Gott erbarme."

Alle lachten bei dieſer Erzählung laut auf, und der kleine Tambour, der noch immer in Erinnerung an die acht

Tage Latten zu ſchwelgen ſchien, begann das ſtufenweiſe Erſtarren des Körpers auszumalen, wenn man einmal zwei Stunden lang auf den ſpitzen Brettern gelegen hat, und am ganzen Körper keine Stelle mehr iſt, die nicht entſetzlich weh thut.

„Weiß einer von den Herren,“ ſprach der Vater Feldwebel nach einer kurzen Pauſe, „auf welche Art der Sträfling geſtern entkommen iſt? Es ſoll ein ganz gewandter Kerl ſein.“

„Das iſt er auch,“ meinte der Dragoner, der heute gekommen war. Er hat ſich während der Arbeit ſo leiſe und geſchickt von dem Wall hinabgelaſſen, daß kein Menſch etwas gemerkt.“

„Als ich noch Unteroffizier war,“ ſagte der Feldwebel, „lagen wir in der kleinen Feſtung F. und bekamen einen neuen Kommandanten, auf den man das Sprichwort mit den neuen Beſen, die ſcharf kehren, famos anwenden konnte. Da war des Wachethuns und Patrouillens kein Ende, und da es bei dem früheren Kommandanten, einem alten Herrn, manchmal vorgekommen war, daß Kettengefangene und Sträflinge entwichen, ſo ſetzte der neue ſeinen Kopf darauf, daß dergleichen nicht mehr geſchehe. Da wurde die ganze Nacht viſitirt und wo wir ſonſt zwanzig Mann Wache zu einer Feſtungsarbeit geben, mußten wir von da an vierzig ſtellen. Wir hatten aber auch Kerls unter den Kettengefangenen, da konnte einem von dem bloßen Anſehen Angſt werden. Drei Viertel von ihnen hatten große eiſerne Hörner an den Kopf geſchmiedet, worin Glocken hingen. Nun war eine große Parade vor dem Inſpekteur, und da der Kommandant den Kettengefangenen keinen Tag Ruhe gönnen und auch die zu den Arbeiten nöthige Mannſchaft nicht zu Hauſe laſſen wollte, ſo befahl er, daß ſie auf einer kleinen Schanze Ziegelhaufen aufſetzen ſollten, indem dieſelbe ſo mit hohen Mauern und Waſſergräben umgeben war, daß man an ein Entweichen daſelbſt gar nicht denken konnte. Morgens in aller Früh wurden vierzig Gefangene hin transportirt, in die Schanze eingeſchloſſen und von ungefähr zwölf Mann bewacht, die ſich um das Feſtungswerk herum vertheilten. Oben wurde unter der Aufſicht eines Pionnier-Unteroffiziers ein Ziegelhaufen abgebrochen, die Ziegel abgeputzt und daneben wieder aufgeſetzt. Nachmittags, als die Parade vorbei war, ſchickt der Kommandant noch zwanzig Mann hinaus, um die Gefangenen heimzubringen; und was glaubt Ihr, als ſie einzeln die ſchmale Treppe hinunter kommen und abgezählt werden, ſind es ſtatt vierzig nur neununddreißig, und es fehlte der ſchlimmſte der ganzen Bande. Ehe man die Sache meldet, wird die ganze Schanze unterſucht, daß keine Maus unentdeckt bleiben konnte, was ganz leicht war, da das Ding nichts wie viereckigte nackte Mauern hatte, und oben einen ebenen Platz, auf welchem der noch dampfende neu aufgeſetzte Ziegelhaufen ſtand. Man findet nichts. Jetzt macht man die Meldung und der Kommandant kommt wüthend herangeritten. Er läßt ein Bataillon ausrücken und unnöthigerweiſe die ganze Umgegend unterſuchen, auf der meilenweit kein Baum und Strauch zu ſehen iſt. Man findet nichts. Die Gensdarmerie ſtreift wochenlang im Land herum, der Kerl wird nicht gefunden.“

„Das iſt merkwürdig,“ meinte Tipfel, „und hat man nie mehr eine Spur von ihm entdeckt?“

„Ei freilich,“ lachte der Feldwebel. „Als man einige Tage ſpäter auf die Schanze hinauf kam, fand man in dem neu aufgeſetzten Ziegelhaufen ein Loch, zu welchem ein Menſch hinausgekrochen ſein konnte, und kam ſo der Sache auf den Grund.“

„Nun,“ ſagte der alte Unteroffizier, „das iſt wirklich nicht ſchlecht.“

„Ei, das denk' ich,“ entgegnete der Feldwebel. „Denkt Euch, daß ſich der Kerl während der Arbeit einmauern läßt, und es zwiſchen den heißen glühenden Steinen eine Nacht und vielleicht einen ganzen Tag lang aushält. In ſeinem Leben hat man ihn nicht wieder geſehen.“

Ein Geräuſch an der kleinen eiſernen Thüre unterbrach die Unterhaltung, und der Inſpektor erſchien mit einer ſehr robuſten Magd, um ſich nach den Wünſchen der Gefangenen zu erkundigen. Der Feldwebel beſtellte ſich einen Kartoffelſalat mit Schinken und wurde dafür am Höflichſten behandelt. Der alte Unteroffizier bat um eine geräucherte Wurſt, welche ihm die robuſte Magd mit einer Hand einhändigte, während ſie die andere zum Empfang des Geldes hinreichte. Der kleine Tambour wünſchte für drei Pfennige Butter, bekam aber den Beſcheid: er ſolle ſein Brod trocken genießen; „denn," ſetzte der Rattenkönig höhniſch lachend hinzu, „es ſchläft ſich auf Butter gar ſchlecht, hehe, mein lieber Tambour. Ueberhaupt ſollten Sie ſich das gute Eſſen etwas abgewöhnen. Es iſt mir nur leid um die ſchöne heiſere Stimme."

Mit deſto größerer Artigkeit wurden aber unſere beiden Bombardiere behandelt, welche die Beſtandtheile ihres Abendbrods ganz dem Inſpektor anheimſtellten, und ſich alsdann in den Hintergrund des Zimmers zurückzogen und ein eifriges Zwiegeſpräch miteinander hielten.

„Wo haſt Du denn Deinen Empfehlungsbrief?" fragte Tipſel ſeinen Kollegen. „Wir müſſen wahrhaftig für die Nacht eine andere Lagerſtätte bekommen, denn hier in dem verfluchten Loch bin ich bis morgen ein Kind des Todes. Bedenk' doch, lieb Männeken," ſetzte er zärtlich hinzu, „ich habe die ganze vorige Nacht nicht geſchlafen. Na, nu, ſorg ein Bisken."

„Wenn mich der lange Eduard nicht angeführt hat," entgegnete Robert, indem er aus ſeiner Taſche ein kleines Briefchen herauszog, „ſo kann es nicht fehlen. An Fräulein Nanette M." las er. „Aber wenn der verfluchte Rattenkönig die Magd nur einen Augenblick hereinkommen ließ."

„Weißt Du was, Robert," entgegnete der dicke Bombardier, „ich ſtelle mich an die Thüre und ſchick Dir Dein Eſſen dort hinten in den Winkel hinein und dann applicirſt Du der Magd das Billet auf Deine gewohnte feine Manier."

Geſagt, gethan. Tipſel trat dem Rattenkönig entgegen, nahm ſeinen Teller raſch in die Hand, und befahl der Magd, den andern ſeinem Freunde dort hinten zu bringen. Gleich darauf kam ſie wieder zurück und hatte die linke Hand unter der Schürze verſteckt. Tipfel ſetzte ſich neben ſeinen Freund, der ihm zuflüſterte: „es iſt Alles in Ordnung,“ und Beide fielen heißhungrig über einen ganz erſchrecklichen Häringſalat her, den ihnen der Rattenkönig mit einem großen Stück Schinken aufgetiſcht hatte. Dazu accompagnirte draußen eine raſſelnde Trommel, denn es war neun Uhr, und der Zapfenſtreich wurde an allen Enden der Stadt verkündet.

Neunzehntes Kapitel.

In welchem als eigentliches Schlußkapitel des erſten Theiles alles Mögliche geſchieht, um die Geſchichte zu einem vernünftigen Hauptabſchnitte zu bringen.

Nachdem auf die eben beſchriebene Art das Souper in dem Unterſuchungsarreſtlokal beendigt war, wurden verſchiedene Toiletten gemacht, um die lange Nacht auf der harten Pritſche ſo gut als möglich hinzubringen. Die meiſten zogen ihre Jacken oder Uniformen aus und applicirten ſie unter den Theil des Körpers, der bei jedem ſeiner Individualität nach durch das harte Holzlager am meiſten litt. Der wohlgenährte Feldwebel machte ein Kopfkiſſen daraus; der alte Unteroffizier, der ſehr dürre Lenden hatte, legte ſie dieſem Theile ſeines Körpers unter, und der arme heiſere Tambour, den es beſtändig fror, kauerte wie ein Igel unter dem kurzen und ſehr ſchmalen Kleidungsſtück zuſammen, nachdem er vorher ſeine Stiefel ausgezogen hatte und die halb herabgeſtreiften Beinkleider unten um die Füße herumgeſchlagen, um ſie auf dieſe Art beſſer zu erwärmen.

Unſere beiden Bombardiere hielten noch ein kleines Zwiegeſpräch über das Gelingen des Empfehlungsbriefes an Nannette, welches die wirklich gar nicht üble Tochter das Rattenkönigs war, und die der lange Eduard etwas näher zu kennen ſchien. Seine Empfehlung ſollte dahin wirken, durch ſie den Papa zu bewegen, den beiden Bombardieren für dieſe Nacht ein beſſeres Lager zu verſchaffen.

„Weißt Du was, Tipfel,“ flüſterte Robert, „nimm den Schemel da und ſteig' an die Lampe hinauf und thu', als wollteſt Du ſie ein Bischen putzen; löſche ſie aber als wie ungeſchickter Weiſe aus, das wird Dir nicht ſchwer fallen, damit kein Licht mehr auf die kleine Thüre fällt. Dann leg' Dich auf die Pritſche und thu, als ob Du einſchlieſeſt.“

Der dicke Bombardier that, wie ihm geheißen, ſtecherte mit einem alten Nagel, den er aus der Pritſche herausgeriſſen, in der Lampe und löſchte ſie glücklich aus.

Die andern Gefangenen merkten es kaum, außer dem kleinen Tambour, der zähneklappernd unter ſeiner Montirung hervorjammerte: „O Gott, ſo im Halbdunkel iſt das ſchwarze Gewölbe noch ſchauerlicher als ſonſt.“ Und der alte Unteroffizier brummte halb im Schlaf: „jetzt könnten wir verflucht ſchöne Geſpenſtergeſchichten erzählen;“ worauf der durch das Zwiegeſpräch erweckte Feldwebel meinte: „er ſei gar kein Freund davon und wolle ſchlafen.“

Der dicke Bombardier kletterte auf die Pritſche hinauf, kroch ſo gut wie möglich in ſich zuſammen und that, wie ihm befohlen, als wenn er ſchliefe. Doch leiſtete er dieſer Weiſung ſo pünktlich Gehorſam, daß ihm das ſchwarze Gewölbe bald nur noch in dunkeln Umriſſen vorſchwebte. Das leiſe Stöhnen des Tambours ſchlug ferne wie aus einer andern Welt an ſein Ohr, und ſelbſt als er meinte, er höre ein Geräuſch, wie wenn ſich die kleine Thüre öffne, war er nicht im Stande, die ſchweren Augenlider aufzuriegeln. Aber er hatte auf dem entſetzlich harten Lager, halb ſchlafend, halb wachend, die furchtbarſten Träume. Bald hatte ihn der Kettengefangene hinten an ſeinem ſchwarzen Frackſchooß erwiſcht und zog ihn langſam hinter dem Gitter, in welchem er ihn eingeſperrt, durch, wobei der unglückliche Tipfel lang und breit und platt wurde, wie gewalztes Eiſen. Jetzt befand er ſich auf der Lunette und er fühlte, wie es ihn fror. Von der Ebene herüber, in welcher ſein Fort lag, wehte ihn ein kalter Wind an. Der Infanteriepoſten rief: halt! wer da? Umſonſt verſuchte der Unglückliche zu ſprechen, er brachte die Lippen nicht von einander! er verſuchte zu entfliehen, ſein Fuß wurzelte am Boden. Halt! wer da? hörte er den Poſten auf's Neue rufen. Und er fühlte, wie man ihm das Bayonnet auf die Bruſt ſetzte. Und dabei wußte er ganz genau, daß, wenn er beim dritten: halt! wer da? keine Antwort gab, er von der verfluchten Spitze aufgeſpießt ward, wie ein Schmetterling.

In dieſer Verzweiflung nahm er alle ſeine Kraft zuſammen und that einen gellenden Angſtſchrei, worauf er erwachte und die Stimme ſeines Freundes neben ſich hörte, der ihm zornig zuflüſterte: „So ſchweig' doch, Kameel, mit Deinem verfluchten Geſchrei. Alles iſt in der ſchönſten Ordnung, das Mädchen wartet draußen. Jetzt brüllt der Kerl, als wenn er am Spieße ſteckte, und weckt die andern alle auf.“

Wirklich regten ſich die Gefangenen auf der Pritſche neben Tipfel und ſtöhnten und jammerten im Schlaf auf die herzbrechendſte Weiſe.

„Um ſo einer elenden Trommel willen,“ ſchluchzte der Tambour, „muß ich hier krumm liegen.“

Der Feldwebel ſeufzte und meinte: „O Gott, wenn der Menſch manchmal eine Woche ſeines Lebens noch einmal verleben könnte!“

Und der Dragoner winſelte: „Wenn meine Mutter wüßte, wie's mir hier ergeht! O Gott, und die Annalieſe!“ Dabei ſeufzte er tief auf.

Und der Huſar neben ihm ſeufzte ebenfalls, und es war ein Geſeufze und Geſtöhne in dem Arreſtlokal, als bräche der jüngſte Tag heran.

Unterdeſſen war die andere Lampe auch erloſchen und es ward ſtockfinſter in dem Gewölbe. Nach und nach beruhigten ſich indeſſen die Gemüther wieder, und Tipfel, der mühſam aufgeſtanden war, wollte ſeinen Freund eben verſichern, daß er wie gerädert und an allen Gliedern zerſchlagen ſei, als ihm dieſer befahl, gefälligſt das Maul zu halten, und ihn langſam mit ſich fortzog. Die kleine eiſerne Thüre ſtand offen und wurde, als die Beiden hindurchgegangen waren, wieder leiſe hinter ihnen zugemacht.

Tipfel athmete friſche Luft und folgte tappend ſeinem Freunde, der vor ihm herging und den er bei der Jacke feſthielt. Jetzt ſtiegen ſie eine Treppe hinauf, und oben öffnete ſich ein kleines Zimmer, bei deſſen Anblick dem dicken Bombardier das Herz vor innerſter Wonne ſelig erbebte. Es war freilich nur ein kleines Gemach mit weißen Kalkwänden; aber in der Mitte ſtand ein gedeckter Tiſch mit Flaſchen und Gläſern, und rechts und links von der Thüre befanden ſich zwei ſehr gute Militärbetten, Strohſäcke mit Matratzen, weißen Leintüchern und wollenen Decken. Dazu die behaglichſte Wärme in dem kleinen Gemach. Ach, das Ganze war ſo rührend und ſelig für den dicken Bombardier, daß man es wohl begreiflich finden konnte, wie er mit über den Bauch gefalteten Händen ſtrahlend an das kleine Tiſchchen trat, die Augen weit aufgeriſſen und in Entzücken ſchwimmend, wie ein Kind bei der erſten Weihnachtsbeſcheerung.

Es dauerte auch eine Zeit lang, bis er zu ſich ſelber kam und eine ziemlich gelungene Verbeugung machen konnte, als ihm Robert ein ſehr geſund ausſehendes, rundes Mädchen als Fräulein Nannete M. und als den Schutzengel vorſtellte, der ſie aus der Hölle drunten in den Himmel verſetzt.

Bei dieſen letzten Worten lachte die kleine Perſon ſchalkhaft, und der Bombardier Robert räuſperte ſich gelinde. Das Mädchen war gar nicht übel, und Tipfel geſtand ſich gerührt, er habe nie geglaubt, daß der lange Eduard ſo honnete, ſolide Bekanntſchaften habe. Auch dankte er in den beſtgeſetzten, zierlichſten Worten für den Antheil, den das Fräulein an ihren beiderſeitigen Schickſalen nehme, worauf ſie erwiederte: daß es ihr ein großes Vergnügen mache, einem ſo artigen Herrn, wie dem Bombardier Robert, einen Gefallen erzeigen zu können.

Nach dieſen Worten empfahl ſich das Mädchen, Robert begleitete ſie zur Thüre hinaus, und Tipſel meinte bei ſeiner Zurückkunft, er habe eigentlich viel länger draußen verweilt, als gerade nöthig geweſen, worauf der andere lachend entgegnete:

„Lieber Tipſel, wenn Du wüßteſt, welche ungeheure Opfer ich Dir und meinem Herzen bringe, Du würdeſt zerknirſcht zu meinen Füßen hinſtürzen. Ach, Eduard und Pauline mögen mir verzeihen,“ ſetzte er ſeufzend hinzu.

Tipſel genoß einige Gläſer Wein, ſowie ein paar Schnitten kalten Braten, und meinte dann, es ſei Zeit, in's Bett zu gehen, womit auch Robert einverſtanden war.

Wer je in einem Arreſtlokal ſchmachtete und ſich in einer kalten Novembernacht auf der Pritſche krümmte, dabei jede Viertelſtunde ſchlagen hört, und ſich bei jedem Schlage anders wendet, weil ihm die Seite, auf welcher er eben ruhte, ganz erſtarrt und ſteif geworden iſt, wer das Fröſteln kennt, das langſam den Rücken hinabſchleicht, bis in die Füße und Fingerſpitzen, das den befällt, der mit hungrigem Magen auf dem nackten Holz ohne Mantel oder Decke liegt, und wer ſo eine ganze lange Winternacht vor ſich ſieht, der kann das ſelige Gefühl ermeſſen, mit dem ſich der Bombardier Tipſel auf der weichen Matratze ausdehnte, und ſich in die dicken Teppiche einwickelte. Er vergrub ſich bis an die Naſe hinein, und man ſah nur noch ſeine wenigen Haare und ſeine vor Vergnügen funkelnden Aeuglein.

Auch der Bombardier Robert hatte ſich niedergelegt, noch mit viel weniger Behagen und lange nicht mit der ſtillen Seligkeit Tipſel's. Fürchtete er in der Nacht von dem Rattenkönig oder dem Unteroffizier der Wachtſtube aufgeſtört zu werden? Genug, er legte ſich nicht, was man ſo nennt, recht feſt in's Bett, ſondern vielmehr wie Jemand, der auf ſeiner Hut iſt, und im Nothfalle augenblicklich herausſpringen kann.

Es dauerte nicht lange, ſo entſchlief Tipfel und träumte wieder, aber viel ſeliger als vorhin auf der Pritſche. Doch als er am andern Morgen aufwachte, verſicherte er ſeinem Freunde: er wiſſe nicht, was es geweſen ſei, aber es ſei ihm, als habe ſich die Thüre geöffnet und als habe er neben ſich einige Mal lachen und flüſtern gehört. — —

Wir wiſſen nun aus einem der letzten Kapitel, daß die beiden Arreſtanten vor dem Auditeur Schmidt ein Verhör zu beſtehen hatten. Nach Beendigung deſſelben verſchaffte die Tochter des Inſpektors, welche eine innige Theilnahme an dem Bombardier Robert zu nehmen ſchien, dieſem ſeine eigene gute Uniform durch einen dienſtbaren Geiſt aus der Kaſerne; denn der leichtſinnige junge Menſch, der ſeine Empfehlungsbriefe, als er vor zwei Jahren zur Brigade kam, nicht abgegeben hatte, erinnerte ſich glücklicher Weiſe deſſen an den Regierungsrath, wodurch er hoffte, einen guten Fürſprecher zu erlangen, was ihm denn auch, wie wir bereits erfahren, eigentlich unverdienter Weiſe gelang.

Dieſe Fürſprache wurde ſo kräftig angewandt, daß noch an demſelben Sonntag ein Brigadebefehl an den Arreſtinſpektor kam, worin er angewieſen wurde, den beiden Bombardieren ein Unterſuchungsarreſtlokal anzuweiſen, wie das war, in welchem ſie ſich durch die Milde und Gefälligkeit der Inſpektorstochter ſchon befanden, Lokale, welche für allenfallſige Verbrecher mit Epauletten beſtimmt ſind.

Der Auditeur Schmidt ließ ſich durch das Zureden der Tante, und wir wollen es geſtehen, auch durch die Fürbitte Paulinen's bewegen, die beiden jungen Leute gnädig zu behandeln. Hatte der Bombardier Robert den Inſpektor ſchon durch die fünf Thaler zwanzig Silbergroſchen für ſich eingenommen, ſowie die Tochter durch den Empfehlungsbrief des langen Eduards und durch eigene Liebenswürdigkeit, ſo ſtieg er doch noch unendlich mehr in der Achtung des Rattenkönigs, als ihm an einem der nächſten Tage der ſehr bekannte und verehrte

Regierungsrath in eigener Perſon einen Beſuch machte, bei welcher Gelegenheit die unſchuldige Urſache alles Unheils, Tipſel, vorgeſtellt wurde. Der Regierungsrath lachte herzlich über die drollige Figur des dicken Bombardiers und ließ ſich von demſelben mit vieler Weitſchweifigkeit ſeine militäriſche Carrière erzählen.

Tipſel war klug genug, dem vielvermögenden Manne gegenüber durchblicken zu laſſen, daß es ihn doch ſehr gereue, die ehrſame Laufbahn eines Advokatenſchreibers verlaſſen zu haben, und der Regierungsrath war dagegen gütig genug, dem dicken Bombardier zu verſichern, daß ſich vielleicht dieſer übereilte Schritt wieder gut machen ließe.

„Parbleu!“ ſagte er, „Ihr jungen Leute träumt da von Heldenthaten, baut Euch ungeheure Luftſchlöſſer, und meint, wenn Ihr das zweierlei Tuch auf dem Leibe habt, da braucht Ihr nur in die Welt hineinzurennen, alle Würden bleiben an Euch hängen und alle Herzen öffnen ſich vor Euch. Aber dem iſt nicht ſo, Sacre Dieu, dem iſt nicht ſo. Und auch Sie, mein junger Robert, haben, ſcheint mir, Ihre Carrière bis jetzt verfehlt. Müſſen was anders anfangen. Ich werd' mir's überlegen. Nun aber Adieu.“

Damit eilte er zum Zimmer hinaus und ſagte auf der Treppe noch zu dem Bombardier Robert, der ihn begleitete: „Apropos, bald hätt' ich's vergeſſen. Meine Damen laden Sie auf heute über acht Tage zu Tiſch ein. Punkt zwei Uhr wird bei mir geſpeiſt. Sie werden bis dahin längſt wieder frei ſein. Adieu.“

Der Bombardier Tipſel fiel dem eintretenden Kameraden um den Hals und ſagte ſehr gerührt:

„Ja, Robert, ich werde in meinem Leben kein guter Soldat. O, wenn mir doch wieder geholfen würde, daß ich Aktenſtücke kopiren könnte. Ich verſichere Dich, ich habe das faule Leben ſatt, und möchte wieder arbeiten, recht arbeiten.“

Auf welche Art dieſer fromme Wunſch des Bombardiers Tipſel in Erfüllung gegangen iſt, wird der geneigte Leſer im zweiten Theil dieſer Geſchichte alsbald erfahren.

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein äußerſt kurzes Kapitel, aber ein ſehr angenehmes für die Helden dieſer Geſchichte, mit welchem auch der erſte Theil derſelben ſchließt, indem man dem Leſer beweist, daß es noch Gerechtigkeit auf Erden gibt.

Kommandanturbefehl.

„Nachdem ich aus den Verhören eines wohllöblichen Kriegsgerichtes gegen die Bombardiere Tipfel und Robert erſehen, daß die Entfernung des Erſteren aus ſeiner Wachtſtube vom Fort Nro. 4 in der Nacht vom 10. auf den 11. dieſes nur in leichtſinniger Weiſe geſchah und ein Deſertionsverſuch dabei durchaus nicht ſtattfand, übergebe ich das Urtheil des wohllöblichen Kriegsgerichts vom 16. mit Gegenwärtigem einer königlichen Artilleriebrigade zur völligen Vollſtreckung.

Gezeichnet:
der Kommandant.“

Brigadebefehl.

„Die Bombardiere Tipfel und Robert ſind ſogleich aus dem Unterſuchungsarreſt abzuholen und hat der Erſtere außer der ſchon beſtandenen Strafzeit noch einen achttägigen Arreſt abzuſitzen, für welchen aber derſelbe während dieſer Zeit zu Kaſernendienſten verwendet werden kann. Auch iſt Bombardier Tipfel vom heutigen Tag an von der ſechspfündigen Fußbatterie Nro. 21 zu der zwölfpfündigen Batterie Nro. 10 verſetzt, und iſt dem Kommando der Batterie Nro. 21 durch den reſp. Abtheilungskommandeur einzuſchärfen, bei künftig abzugebenden Nationalen ſich der größten Gewiſſenhaftigkeit zu befleißigen. Bombardier Robert aber iſt augenblicklich gänzlich auf freien Fuß zu ſetzen.

Gezeichnet:
der Brigadekommandeur.“

F. W. Hackländer's

Humoriſtiſche Schriften.

Dritter Band.

Wachtſtubenabenteuer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Wachtſtubenabenteuer.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Vierte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

20/8126
Krämer & Hansen/31 [illegible] 186
k

dm
939
k 122: i

132 314(4)

UNIVERSITÄT
BIBLIOTHEK
KONSTANZ

Druck von Gebrüder Mäntler. Stuttgart.

Erſtes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer eine Poſt-Wachtſtube kennen lernt und vielleicht eine alte Bekanntſchaft erneuert — gewiß etwas Seltenes für ein erſtes Kapitel.

Es iſt in den meiſten großen Poſthöfen ein Winkel, ein heimliches Plätzchen, das der oberflächlichen Beſchauung fremd bleibt und das ſich nur dem Blicke eines Eingeweihten in ſeiner ganzen Anmuth und Lieblichkeit offenbart. Es iſt dies nicht des Paſſagierzimmers troſtloſe Einſamkeit mit vier grau angeſtrichenen Wänden, einem faſt durchgerutſchten ledernen Sopha, einem übermäßig großen Ofen mit übermäßig kleinem Feuer darin, mit einem trübe glimmenden, herabgekommenen Talglicht und einem verdrießlich ausſehenden, ebenfalls herabgekommenen Kellner. Nein, es iſt nicht dieſer Schreckensaufenthalt für alle unglücklichen Reiſenden: der Platz, den wir meinen, iſt die Poſt-Wachtſtube, ein gerade nicht beſonders großes Gemach, gewöhnlich hinter der Packkammer gelegen und auf der andern Seite an die Expeditionszimmer ſtoßend. Der Eingang zur Packkammer beſteht in der Regel aus einer Glasthüre, in der ſich oben ein Fenſterchen öffnen läßt und vermittelſt deſſen der Wachthabende und Aufſichtführende ſich mit den Packknechten zu verſtändigen im Stande iſt.

Dieſe Poſtwachtſtube kann ſich nur des Abends ſehen laſſen. Sie erhielt bei ihrer Erſchaffung kein Fenſter, und iſt deßhalb nur wohnlich und traulich, wenn der Talglichter Schein die Wände erhellt. Dieſe Wände ſind geſchmückt mit einem Poſtreglement, einem Brief- und Packettarif und einigen großen Nägeln, an welchen hier Rock und Mütze des Wachthabenden, dort eine überaus lange Papierſcheere und ein Knäuel Bindfaden hängt.

Von dem Ameublement und ſonſtiger Verzierung läßt ſich nicht viel ſagen; ſie beſtehen aus einer alten hölzernen Kiſte, die als Heu-, Stroh- und Papierkorb dient, ferner aus einem wackeligen Tiſche, aus einem großen ledernen Lehnſtuhle und endlich aus dem Portrait des General-Poſtdirektors Excellenz.

Es iſt Abends zehn Uhr. Der Poſthof, der noch vor einer Viertelſtunde mit Wagen, mit ſchüttelnden, ſchnaubenden Pferden, mit ungeduldig ſchreienden Conducteuren, mit ſchluchzenden und lachenden Paſſagieren angefüllt war, hat ſich nun nach allen Richtungen entleert. Die Poſtillone auf ihren Pferden blaſen, die Poſtuhr ſchlägt langſam und feierlich zehn Mal, der expedirende Sekretär ruft ſein „Fertig!“ die Wache haltenden Hunde auf den Wagendächern kläffen, als ſähen ſie ſich jetzt ſchon durch eine Legion Räuber beunruhigt, und ſo ſchwankt einer der ſchweren Kaſten nach dem andern durch das Thor, der Eine hierhin, der Andere dahin. Man hört eine Zeit lang das Klatſchen der Peitſchen, das Rollen der Räder, auch vielleicht das ſchmetternde Horn des Poſtillons, der durch die finſteren Straßen reitend und an den Fenſtern hinauf blinzelnd in einer gewiſſen Dachkammer ein Licht erblickt — dem gilt ſein Blaſen; für ſie, die droben wacht, ertönt durch die ſtille Nacht das Lied:

Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus — Ade!

Auf dem Poſthofe, von dem wir zu ſprechen die Ehre haben, wurde es mittlerweile ruhig und ſtill; die Uhr ſchlägt ein Viertel auf Elf, und der wachthabende Packmeiſter kann bis Mitternacht, wo wieder einige Pack- und Eilwagen abgehen, ruhig träumen. Seine Geſchäfte ſind beſorgt; in der anſtoßenden Packkammer liegen ſämmtliche Pakete, groß und klein, wohlgeordnet nach den verſchiedenen Stationen nach einander, und die dazu gehörigen Begleitſchriften und Frachtbriefe, ebenſo ſorgfältig geſchichtet, neben ihm auf dem Tiſch.

Der Wachthabende hier iſt ein Mann an die vierzig Jahre, groß und ſchlank, faſt mager zu nennen. Er trägt eine graue Militärhoſe, darüber das blaue Kollet der Poſtconducteure, und auf der Bruſt neben dem ſilbernen Adler an den drei Ketten hat er die goldene Schnalle, wodurch wir die Gewißheit erhalten, daß er fünfzehn Jahre lang in irgend einem Regiment oder einer Artilleriebrigade gedient. Wir wiſſen nicht, woher es kommt, aber es iſt etwas außerordentlich Würdevolles in der ganzen Haltung und den Bewegungen dieſes Mannes, ja, in ſeiner Art, zu ſitzen, wie er den Kopf aufſtützt, wie er das ernſte nachdenkende Haupt in die Hand gelegt hat. Da gibt er uns auf dem alten Lehnſtuhle ſo ein bekanntes Bild: der linke Fuß etwas zurückgezogen, erreicht faſt die Sproſſen des Stuhles, der rechte, auf ein mächtiges Paket in ſchwarzem Wachstuche aufgeſtellt, zeigt uns ein außerordentlich ſpitzes Knie, ſo ſpitz, daß es ſeine Bekleidung zu durchbohren droht, was auch unfehlbar geſchehen müßte, wenn die Hoſen mit Steegen verſehen wären. So aber ziehen dieſe ſich durch die ungeheure Anſtrengung nur unten krampfhaft in die Höhe und zeigen über einem Paar blank gewichſter Stiefel die hierzu gehörigen, aber ſehr fuchſigen Schäfte. Er hält ein außerordentlich großes Buch, eine Art Foliant, auf den Oberſchenkel geſtützt, mit der rechten Hand aufrecht; und der Kopf, den, wie wir ſchon bemerkten, die linke Hand unterſtützt, iſt den großen Blättern des Buches zugewendet.

Der Mann ſcheint eifrig zu leſen; doch iſt dies eigentlich zu wenig geſagt: er ſcheint, verſunken in ſeine Lectüre, ſonſt für nichts in der ganzen weiten Welt in dieſem Augenblicke Intereſſe zu haben. — Und dieſes Geſicht, es paßt vollkommen zu der ganzen nachdenklichen Haltung des Körpers. Die hohe Stirn, deren Grenzen nach oben wegen Haarmangels nicht mehr genau zu beſtimmen ſind, und die ſich wie eine Waldlichtung faſt bis zu den buſchigen Abhängen des Hinterkopfes ſanft hin verliert, endet nach unten in ein Paar dichter Augenbrauen, welche finſter die ernſten, aber gutmüthigen Augen überſchatten. Die Naſe iſt lang und ſpitz und wendet ſich drehend den Zeilen zu, bald nach rechts, bald nach links, den leſenden Augen folgend. Der Schnurrbart iſt gewöhnlich militäriſch verſchnitten, doch verrathen die Spitzen desſelben eine kühne Neigung nach aufwärts; der Mund iſt feſt zuſammengekniffen, wahrſcheinlich in Folge der ſchlechten Lectüre.

Jetzt erinnern wir uns auch plötzlich, wem dieſes ganze Bild ähnlich ſieht. Ja, es iſt Don Quixote, wie er den Amadis von Gallien lieſt. — Doch der Wachthabende zerſtört uns dieſes Bild im Augenblicke wieder, indem er das Buch zuſammenklappt, es neben ſich auf den Tiſch legt, dann die Talgkerze in dem eiſernen Leuchter putzt und auf ſeine Taſchenuhr ſieht, welche halb Elf anzeigt. Darauf erhebt er ſich, legt ſeine Hände auf dem Rücken zuſammen und geht mit großen Schritten in dem kleinen Gemache auf und ab. Der Raum in der Wachtſtube iſt ſo beſchränkt, daß der Packmeiſter nach dem vierten Schritt jedes Mal wieder umkehren muß.

Obgleich ſich der zuſammengekniffene Mund etwas geöffnet hat, obgleich die Augenbrauen nicht mehr finſter und drohend herab hangen, ſo lagert doch noch ein tiefer Ernſt und eine gewiſſe Schwermuth auf den Zügen des langen Mannes. An der Glasthür zur Packkammer bleibt er endlich ſtehen, ſchlägt die Arme über einander und blickt nachdenkend auf den großen Haufen von Paketen und Kiſten aller Art. „Das habe ich mir früher alles ſo praktiſch und ſchön gedacht,“ ſagte er nach einer längeren Pauſe mit leiſer Stimme, „ſo den Vermittler der ganzen Welt zu machen, und wenn man gewiſſermaßen Phantaſie hat, ſo kann man ſich bei dem Anblick dieſer kleinen ſchwarzen und grauen Dinge gewiſſer ſeltſamer Gedanken nicht erwehren; da gehen Zettel und Briefe durch meine Hand und fließen in alle Welt hinaus — dem Einen bringen ſie Luſt und Freude, dem Anderen Kummer und Schmerz. Und doch iſt nichts reell Poetiſches dabei! Es iſt ein höchſt langweiliges, trübes Leben! Ja, wenn man den Poſtdienſt ſo von Weitem anſieht — die dahineilenden Wagen; der Conducteur in ſeine Ecke gedrückt, raucht eine der vortrefflichen Cigarren ſeines Paſſagiers; oder der Ruhetag in einer fremden Stadt, wo man behaglich und wohlgemuth einherſpaziert und all das Merkwürdige mit Muße anſchaut, ja, das ſind die Lichtſeiten davon, und an die dacht' ich nur, als ich den Rock mit dem ſchwarzen Kragen auszog, als ich den Säbel abſchnallte, und von meinem Geſchütze, der Minerva, Abſchied nahm. Jetzt iſt Alles ganz anders geworden, und als ich noch im Eilwagen fuhr und zuweilen, wie es ſich gerade traf, über eine Chauſſee kam, durch ein luſtiges Manöver hindurch, und rechts und links die weißen Staubmaſſen aufwirbelten, da wollte mir die Sehnſucht ſchier das Herz zerbrechen, wenn ich ſo aus den dichten Rauchwolken hindurch in weiter Ferne an irgend einem Waldſaume das Glänzen der Geſchützrohre ſah, oder wenn quer vor mir über die Landſtraße hinweg eine reitende Batterie dahinflog. — Ja, es gibt auf dieſer Welt nichts Schöneres als eine reitende Batterie, und es war mir in ſolchen Augenblicken, als zög' es mich Nachts zu dem Kutſchenfenſter hinaus und als gehörte ich immer noch dazu und ſei nur zufällig zu ſpät gekommen; — was aber während meiner Dienſtzeit nie vorgekommen," ſetzte er mit großer Wichtigkeit hinzu und ſtrich ſich mit der rechten Hand über die Augen.

Draußen wurde in dieſem Augenblicke die äußere Thür der Packkammer geöffnet, und der Conducteur, der einen der Zwölfuhr-Wagen zu fahren hatte, kam in die Wachtſtube, um mit dem Collegen noch eine halbe Stunde zu plaudern. Hinter dem Conducteur drein kam deſſen Hund, ein kleiner, wachſamer, poſſierlicher Spitz, der in der Packkammer nichts

Angelegentlicheres zu thun hatte, als ſämmtliche Pakete zu beſchnüffeln, über eine große Kiſte leicht und gewandt hinwegzuſetzen und ſich alsdann auf den Boden nieder zu kauern, um eine Jagd zu beginnen, deren nähere Beſchreibung wir für vollkommen überflüſſig halten.

„Sie ſind ja heute außerordentlich früh!“ nahm der Packmeiſter das Wort, nachdem er ſeinen Sitz im Lehnſtuhl wieder eingenommen. „Erſt halb Elf und ſchon im Poſtgebäude!“

„Ja, ja,“ meinte der Andere, „wenn man ſo um zwölf Uhr fort muß, ſo iſt gar nichts anzufangen. Legt man ſich zu Haus auf's Bett, ſo wird man ſo ſchläfrig, daß man Mühe hat, ſeine fünf Sinne wieder zuſammen zu ſuchen; im Wirthshaus verzehrt man nur ſein Bischen Geld, und da komme ich lieber hieher, um mit Ihnen ein Stündchen zu verplaudern.“

„Das iſt mir ſehr angenehm,“ entgegnete der Wachthabende. „So die Zeit zwiſchen zwei Poſtwagen iſt ziemlich langweilig. Da liegt ſchon Alles geordnet, dort die Pakete, hier meine Frachtbriefe, und wenn es auf dieſe Art nichts mehr zu thun gibt, da wird einem auch die Zeit recht lang.“

„Aber Sie leſen zuweilen,“ ſagte der Conducteur, „und haben immer ſo abſonderlich merkwürdige Bücher. Was iſt denn das da wieder?“ — Bei dieſen Worten zeigte er auf den dicken Folianten, den der wachthabende Packmeiſter auf den Tiſch gelegt.

„Das iſt der hölliſche Proteus,“ antwortete dieſer wichtig, „ein ſehr anſtändiges und lehrreiches Buch, handelt von Geiſtern und Geſpenſtern und deren Beſchwörung. Man kann außerordentlich viel Gutes daraus lernen.“

„Iſt keine Lectüre für mich,“ meinte der Conducteur. „Ich haſſe dergleichen Geſchichten von Geiſtern und Geſpenſtern. Warum ſoll man es ſich abſichtlich grauſelich machen? Wenn man ſo Nachts allein fährt, hat man ohnedies ſeine curioſen Gedanken — ſo über eine Haide hinweg, wenn der

Mond recht hell ſcheint, wo man Meilen weit ſieht und der Wagen ſo dumpf rollt."

„Ja, ja," nahm der Wachthabende nachdenkend das Wort, „und wenn ſo plötzlich querfeldein ein Reiter kommt, ſo nebelig und federleicht, und flattert nur ſo auf dem Boden dahin, und kommt immer näher und näher und dicht an Ihr Wagenfenſter, und wenn er Sie gerade grüßen will, ſo fällt ihm ein, daß er keinen Kopf mehr hat."

„Das ſind ja gräuliche Poſſen! Laßt die Geſchichten unterwegs."

„Aber ſie ſind voll Poeſie, und nach ſolchen Phantaſieen, wenn mein Gemüth dergeſtalt aufgeregt war, habe ich meine ſchönſten Gedichte gemacht."

„Apropos, was Ihre Gedichte anbelangt," bemerkte der Conducteur, der augenſcheinlich froh war, das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand zu leiten, „ſo werde ich heute mit einem Bande fertig. Wollen Sie dieſelben jetzt drucken laſſen, wie iſt's damit? Das kann ich Sie verſichern, ſobald ſie heraus kommen, kaufe ich ſie, und wenn ſie auch einen ganzen Gulden koſten."

Bei dieſen Worten überflog die Züge des wachthabenden Packmeiſters ein trübes Lächeln; doch nur einen Augenblick blitzte dieſes Lächeln auf ſeinem Geſichte auf, und dann erſchien daſſelbe finſter, kalt und abſtoßend. — „Das iſt eine Geſchichte," ſagte er nach einer Pauſe und zog die Mundwinkel ernſt in die Höhe, „woran vor der Hand nicht mehr gedacht wird. Ich verſichere Sie, lieber Conducteur, es iſt keine Poeſie mehr auf Erden, kein Gefühl mehr für das Gute und Schöne."

„Ah," entgegnete dieſer und ſchaute den Packmeiſter mit ziemlich dummem Geſichtsausdrucke an, „iſt das wirklich wahr?" — Er wußte nämlich nicht, was er Anderes antworten ſollte.

„Keine Poeſie mehr," verſetzte der Packmeiſter und machte eine horizontale Bewegung mit der Hand, wodurch er augenſcheinlich ausdrücken wollte: die Sache iſt abgemacht!

Es entſtand hiedurch eine längere Pauſe, und nach derſelben legte der Conducteur ſein rechtes Bein auf das linke, ſchlug die Arme über einander und ſah den gegenüber Sitzenden feſt an. Der Spitz machte es gerade ſo, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſeine Beine nicht über einander ſchlug, ſondern ſie der größeren Bequemlichkeit halber weit von ſich abſtreckte. — „Ich möchte nur wiſſen," ſagte jetzt der Conducteur, „weßhalb Sie ſich in der That überzeugt haben, daß keine Poeſie mehr auf Erden iſt? Ich kann das nicht glauben; denn wenn ich ſo ein Zeitungsblatt durchleſe oder bei den Bücherläden vorbeifahre, ſo ſehe ich eine ſolch ungeheure Menge von Poeſie, daß es mir oft ganz übel zu Muth werden könnte."

Das trübe Lächeln auf den Zügen des Packmeiſters verwandelte ſich nach dieſen Worten in ein mitleidiges. Er zog ſeine Achſeln in die Höhe und entgegnete: „Wenn ich vorhin ſagte, es ſei keine Poeſie mehr auf Erden, ſo wollte ich darunter verſtanden haben, es ſei kein Gefühl für Poeſie mehr vorhanden."

„Ja ſo! ja ſo! — Bei den Leuten im Allgemeinen, was man Publikum nennt, da mögen Sie gewiß Recht haben; aber bei denen, die ſich mit Poeſie abgeben müſſen, bei den Zeitungsſchreibern und Buchhändlern, da muß doch noch ein ſchönes Stück Poeſie zu finden ſein."

„Wie ſehr Sie namentlich in letzterem Punkte Unrecht haben, will ich Ihnen beſtens beweiſen, wenn Sie nämlich Zeit haben, mich anzuhören."

Statt aller Antwort zog der Conducteur aus ſeiner Taſche ein ledernes Uhrenfutteral heraus, eine dicke unbehülfliche Maſchine, aus welcher nur das Zifferblatt hervor ſah, warf auf letzteres einen prüfenden Blick und entgegnete: „Ich habe noch volle achtundzwanzig Minuten Zeit."

„Von jeher," ſagte der Packmeiſter, „fühlte ich einen Drang zu etwas Höherem in mir und haßte alles Gemeine. Schon in jenen Tagen, wo ich zum Militärdienſt tauglich befunden wurde und wo ſich alle die Anderen entſetzlich fürchteten, man möge ſie zur Artillerie einſchreiben, meldete ich mich gerade zu dieſer Waffe und war ſtolz darauf, als man mich derſelben zutheilte. Ich war Artilleriſt mit Leib und Seele, und in einem halben Jahre erreichte ich das Höchſte, was Rekrutenehrgeiz verlangen kann — ich wurde zur reitenden Artillerie verſetzt. Ich weiß noch ganz genau, wie Tages vorher, als es ſo halb und halb bekannt geworden war, wir ſollten die tüchtigſten Leute zur reitenden Batterie abgeben und ich ſei unter dieſen, wie ich mir damals einen Schleppſäbel borgte und mit demſelben klirrend durch die dunkeln Straßen ſchritt. — Es war das ein ſchöner Moment!"

„Aber da bekamen Sie ja ein Pferd zu putzen?" meinte der Conducteur.

„Freilich zu putzen," fuhr der Packmeiſter fort. „Aber auch eins zum Reiten," ſetzte er ſtolz hinzu. — „Nun ſtudirte ich auf's Eifrigſte den Leitfaden für Artilleriewiſſenſchaften, exercirte mit einer wahren Begeiſterung und hatte in kurzer Zeit meinen Dienſt inne, wie der älteſte Kanonier. Bald wurde ich auch Bombardier, die erſte Stufe auf der Leiter zur höchſten Macht. Ich hoffte es zum Offizier bringen zu können, doch andere Umſtände ließen mich nicht weiter daran denken. Ich ſah leider ein, daß meine Schulbildung in der Jugend nicht der Art vorbereitet worden ſei, um ſie als Fundament zu einem dereinſtigen Examen betrachten zu können. Ich dachte nicht weiter an die Epauletten und beſchloß, es zu machen, wie jener große Römer ſo treffend ſagte: Aut Cäsar, aut nihil! das heißt auf Deutſch: Lieber ein großer Unteroffizier, als ein kleiner Lieutenant. — Und alſo geſchah es, und ich kann mit großem Stolze ſagen, daß ich meinen eigenen Erwartungen entſprach und denen meiner Vorgeſetzten. Orden und Ehrenzeichen konnte ich freilich dafür keine bekommen, aber allen, die damals bei der Brigade waren, wird der große Moment unvergeßlich ſein, als wir bei einer Schießübung nach einer Rotonde mit fünfzigpfündigen Bomben warfen und ich das Glück hatte, nicht nur unter acht Schuß ſechs hinein zu bringen, ſondern als obendrein das Unglaubliche geſchah, daß mein vierter Wurf die Flaggenſtange mitten in der Rotonde herabriß. — — — — Da ritt unſer alter Oberſt von T. — Gott mög' ihn ſelig haben! er konnte ſehr grob ſein, und hatte das in derſelben Viertelſtunde an einem unglückſeligen Lieutenant bewieſen, aus deſſen Mörſerbatterie eine Bombe zwiſchen die Diſtanz flog, die ſtatt mit Ausſtoß mit Springladung verſehen war — da alſo ritt der alte T. auf mich zu, nahm ſeinen Federhut ab und ſagte: „Nu, et is nur gut, dat et neben ſolche Offiziere noch ſo reſpectable Unteroffiziere gibt!" Und darauf reichte er mir die Hand, und ich muß Ihnen geſtehen, liebſter Conducteur, was mir nie geſchah, geſchah mir in dieſem Augenblicke: mir liefen ein paar Thränen über die Backen herab."

„Ja, das war auch ſehr ſchön," entgegnete der Andere; „das hätte mich auch unſinnig gefreut."

„Ob! — und wie!" gab der Packmeiſter zur Antwort; „ich erfand mir auch für jenen glorreichen Tag ein eigenes Erinnerungszeichen, über das Manche freilich damals gelacht. Doch hat mich dieſes Lachen nie geſchmerzt. Ich machte mir nämlich von weißem Leder einen kleinen Stern und ſchrieb darauf hin:

Unter acht Wurf ſechs geglückt —
Mir der Oberſt die Hand gedrückt —
Die Kameraden mich ſtolz angeblickt.

Dann kam Datum und Jahreszahl, und dieſen Stern nähte ich mir innerhalb des Collets gerade auf die Stelle, wo man einen Ordensſtern zu tragen pflegt. Jener Händedruck hatte mich geadelt; mein eigenes Bewußtſein gab die Erlaubniß, mich ſelbſt, wenn auch unſichtbar für Andere, zu decoriren."

„Da hatten Sie vollkommen Recht," ſagte der Conducteur mit wichtiger Miene; „wenn das während eines Krieges geſchah, ſo konnte Ihnen das allgemeine Ehrenzeichen doch nicht entgehen."

„Das dachte ich auch," antwortete der wachthabende Packmeiſter, ſetzte aber mit trüber Stimme hinzu: „Leider war's Friedenszeit, und ich mußte den ſchwarzen Kragen ablegen, ohne den ernſtlich gemeinten Kanonenſchuß zu erleben."

Zweites Kapitel.

Handelt von Redacteuren und Buchhändlern, und zeigt, wie wenig Poeſie überhaupt bei den Menſchen zu finden iſt.

„Doch bin ich ganz von dem Faden meiner Erzählung abgekommen," fuhr der Packmeiſter nach einem Augenblick tiefen Nachſinnens fort. — „Alſo von der Poeſie der Redacteure und Buchhändler ſprachen wir?"

„Die keine Poeſie verſtänden," ergänzte der Conducteur.

„So war's! — Als ich nun ſah, daß ich wohl Zeit meines Lebens Unteroffizier bleiben würde, nahm mein Geiſt eine andere Richtung, und ich begann in meinen Freiſtunden mich mit poetiſchen Gedanken zu befaſſen. Mein erſtes Gedicht galt meinem Pferde; es waren da ſehr ſchöne Reime anzubringen: Pferd — Werth — ehrt — mehrt — nährt und Heerd. Es war dies kein unſauberes Stück Arbeit, doch hatten wir damals bei der Batterie einen naſeweiſen Freiwilligen — H. hieß er, ein vorlauter Burſche, ſonſt ein guter Kerl, — der nannte mein Gedicht, als ich mich ihm anvertraute und es ihm vorlas, eine Pferdspoeſie, was mich ſehr darniederdrückte; doch ſchreckte mich das nicht ab, auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren. Ich machte Gedichte über alles Mögliche; ich ſchrieb ſie ſauber ab und hatte bald zwei ganze Bände beiſammen, die ich beſtändig bei mir führte, den einen Band in dem linken Piſtolenhalfter, den anderen in dem Mantelſack, weßhalb der Herr Hauptmann, wenn er gut gelaunt war, mein Pferd, den Cato, nur Pegaſus nannte. — Darauf kam eine ſtille betrübte Zeit: ich verließ die Batteriebrigade, ich hatte fünfzehn Jahre gedient, und bekam eine Stelle als Poſtconducteur. Anfänglich kam mir dies ſehr poetiſch vor, das beſtändige Hin- und Herfahren in dem gut gepolſterten Eilwagen. Doch es war viel Geſchrei und wenig Wolle; vorn getrommelt und hinten keine Soldaten."

„Das weiß Gott!" ſeufzte der Andere; es gibt gar keine Trinkgelder mehr. Wenn man gegen ſo einen Paſſagier noch ſo artig iſt, wenn man ihm Nachtſack und Hutſchachtel noch ſo bereitwillig erlaubt in das Cabriolet zu nehmen, daß man ſelbſt kaum ſitzen kann, wenn man ihm einmal ums Andere Feuer für Cigarren und Pfeiſe macht, 's iſt Alles einerlei: einen höflichen Dank, aber kein Trinkgeld."

„Ja, ja," bekräftigte der Packmeiſter düſter, „wie ich vorhin geſagt: es hat alle Poeſie aufgehört."

„Jetzt haben Sie aber einen angenehmen Poſten," fuhr der Conducteur fort; „nicht mehr das ewige Herumrutſchen auf der Chauſſee, nur hie und da eine kleine Wache, und einen beſſeren Gehalt."

„Allerdings," entgegnete der Packmeiſter; „aber dafür auch die langweiligſte Beſchäftigung, die man ſich denken kann: Pakete zu ordnen und einzuſchreiben den ganzen lieben Tag hindurch. Anfänglich hat es mich amüſirt, die Frachtbriefe zu leſen und dann darüber nachzudenken, was wohl in den Paketen ſein könne, namentlich zur Weihnachtszeit. Da kommen vier Mal ſo viel als ſonſt, groß und klein, leicht und ſchwer, die meiſten mit geſtickten Sachen und ähnlichen Schnurrpfeifereien. — — Aber laſſen Sie mich wieder auf meine Gedichte zurückkommen: als ich nun Conducteur war, hatte ich keine Zeit, etwas dafür zu thun, und erſt als ich nach C. in die Packkammer verſetzt wurde, fand ich Luſt und Muße, die beiden Bände nochmal ſauber abzuſchreiben, ſie

ſie wieder durchzuſehen und zu corrigiren. Ich hatte jetzt den großen Entſchluß gefaßt, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten, und wandte mich zu dieſem Zwecke an den Redacteur eines geachteten Blattes, der zuweilen Gedichte abdruckt. Ich ſandte ihm aus beiden Bänden eine Auswahl zu, ich verſah ſie mit lieblichen und paſſenden Motto's. Denn ich wußte, der Redacteur liebte dergleichen; und als ich nun ſehr lange Zeit vergeblich auf eine Antwort gewartet, ging ich eines Tages hin, dem Redacteur einen Beſuch zu machen. Ich traf ihn in ſeinem Studirzimmer. Es war ein kurzer dicker Mann mit einem rothen Schlafrock, einer ziemlich langen Naſe und auf derſelben eine Brille, durch welche er mich einen Augenblick anſah und alsdann meine Verbeugung mit einem kurzen Kopfnicken beantwortete. Er rauchte eine lange Pfeife und beſchäftige ſich gerade damit, im Zimmer mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Ich theilte dieſe Beſchäftigung und lief ebenfalls mit auf und ab. Als wir auf ſolche Art das Zimmer vier Mal gemeſſen hatten — ich brauchte dazu ſechszehn Schritte, kleiner als meine gewöhnlichen, denn der Redacteur hatte ſehr kurze Beine, — da faßte ich mir endlich Muth und ſagte, ich ſei gekommen, mich nach dem Schickſal meiner Gedichte zu erkundigen." — „Ja ſo! Ihre Gedichte!" verſetzte der Redacteur; „ja, ich habe ſie freilich geleſen, über Felddienſt im Allgemeinen — recht gut, über Behandlung der Pferde — mit vielem Gefühl geſchrieben; dann die vernagelte Kanone — enthält viel Poeſie." — Ich verbeugte mich unendlich geſchmeichelt. — „Aber," fuhr er fort, „dieſe Gedichte befinden ſich in ſo ſchöner chronologiſcher Ordnung, daß es Schade wäre, ſie aus ihrem Zuſammenhange herauszureißen, wirklich Schade. Die Poeſien ſind recht gut, aber wenn Sie meinem Rathe folgen würden, ſo ſollten Sie keines davon einzeln abdrucken laſſen, Sie ſollten das Ganze einem Buchhändler anbieten. Gewiß, das wäre beſſer!" — Bei dieſen Worten waren wir auf unſerem Zimmer-Spaziergange in die Nähe eines Schreibtiſches gekommen, und da nahm er ein Paketchen in die

Hand, das ich augenblicklich als meine Gedichte erkannte. Ich muß geſtehen, wenn ich auch gar zu gern einzelne der Gedichte in dem geachteten Journale abgedruckt geſehen hätte, namentlich die vernagelte Kanone, ſo nahm ich doch das Wort des Redacteurs, meine Gedichte ſogleich geſammelt erſcheinen zu laſſen, als baare Münze, und das ſchmeichelte mir. Ich kannte damals noch nicht die Argliſt der Menſchen. Als wir nun wieder an ſeine Zimmerthür gelangt waren, drückte er mir mit ungemeiner Geſchwindigkeit jenes Paketchen in die Hand, nickte abermals mit dem Kopfe, und ich befand mich auf dem Gange, ohne eigentlich zu wiſſen, wie das ſo ſchnell gekommen ſei. — — —

„Ein Buchhändler alſo! Ich hatte mit ſolchen Herren noch nie zu thun gehabt, beſaß aber einen großen Reſpekt vor ihnen. Wir hatten bei der Batterie einen einjährigen Freiwilligen, der war Buchhändlergehülfe und außerordentlich beleſen. Er lieh uns ſchöne Bücher, war ſelbſt voll Poeſie, konnte aber den Dienſt nicht lernen. Auch hatte er krumme Beine, ſchielte ein wenig und wurde deßhalb zur Infanterie verſetzt. — Doch genug davon! Ich hatte alſo beſchloſſen, einen Buchhändler aufzuſuchen, und verſchaffte mir zu dem Zwecke eine Adreſſe. An den bedeutendſten wandte ich mich natürlicher Weiſe zuerſt, der wohnte in einem großen, prächtigen Hauſe. Doch konnte ich hier nicht einmal bis in's Vorzimmer gelangen. Ein langer, magerer Bedienter, der ſehr ſchwer zu hören ſchien, verſicherte mir mehrere Male, ſein Herr ſei ausgegangen, und als ich ihm bei einem weiteren Beſuche anvertraute, ich ſei nicht blos Poſt-Conducteur, ſondern auch wirklicher Dichter, und wünſche angelegentlich gedruckt zu werden, da machte der Bediente ein ungeheures langes Geſicht und verſicherte mir hoch und theuer, ſein Herr habe plötzlich verreiſen müſſen und werde auch in den nächſten zehn Jahren wahrſcheinlich nicht zurückkehren.

„So lange zu warten, hielt ich für unnöthig und beſchloß, einige Stufen tiefer hinabzuſteigen und mich an einen jungen ſtrebſamen Buchhändler zu wenden, der dafür bekannt war, daß er aufkeimende Talente gern unterſtütze, der keinen Livree-Bedienten beſaß und auch kein Geld, um ſo große Reiſen zu unternehmen. Zu dem Manne ging ich alſo eines Tages hin. Meine beiden Bände Gedichte, ſauber in blaues Papier eingeſchlagen, trug ich unter dem Arme. Ich hatte mich in Civil-Kleidung geworfen, damit der Buchhändler nicht auf die Idee kommen ſollte, als hätte mein Beſuch den Zweck, ihm irgend etwas Poſtliches zu überbringen. Er hatte ſein Bureau in einem Hinterhauſe, unten roch es ſehr gut nach friſch gedrucktem Papier, und ich ſtieg eine hühnerleiterartige Treppe hinauf zum Comptoir. An der Thür deſſelben machte ich Halt, zog meinen Hemdkragen an's Tageslicht, drehte den Schnurrbart etwas in die Höhe und klopfte an.

„Herein!“ hieß es.

Ich klopfte aus Beſcheidenheit zum zweiten Male, und erſt als drinnen nochmals Herein! gerufen wurde, öffnete ich die Thür und trat in das Zimmer.

Der Buchhändler ſaß an ſeinem Pulte; ein kleiner, blaſſer, wackeliger, aber noch junger Herr mit einer ſpitzen Naſe und nur wenig Haar. Er hörte zu ſchreiben auf, wie er meiner anſichtig wurde, hüpfte von ſeinem Drehſtuhle herunter, fuhr ſich mit der rechten Hand durch ſeine Haarreſte und wünſchte zu wiſſen, womit er dienen könne. Der Mann hatte eine recht unbedeutende Stimme, überhaupt keine imponirende Perſönlichkeit, und das machte mir Muth, mit drei großen Schritten auf ihn zuzugehen und ihn freundlich lächelnd zu betrachten, während ich ihm meine beiden Bände Gedichte übergab. Der Buchhändler — er reichte mir, unter uns geſagt, höchſtens bis zum vierten Uniformsknopfe — nahm die Bücher aus meiner Hand, fuhr ſich mit den fünf Fingern abermals durch die Haare und blickte dabei angelegentlich nach einer Ecke des Zimmers. Da er Letzteres während unſerer Unterredung ſehr häufig that, ſo ſah ich auch einmal verſtohlen dahin und bemerkte einen Spiegel, in welchem er jeden Augenblick ſein Geſicht betrachtete. Doch war dieß nicht der Mühe werth.

„So freundlich der Mann Anfangs war, ſo nahm doch ſein Geſicht plötzlich etwas Peinliches und Befangenes an, als er das blaue Papier herunter nahm und den Titel meiner Werke las: Kanonenlieder. Doch als er meines Namens anſichtig wurde, erheiterte ſich ſeine Phyſiognomie wieder etwas, und er ſagte: „das wäre nicht ſo übel, Kanonenlieder klingt ganz gut, und der Name, den Sie da gewählt, iſt auch nicht ſchlecht — Kanonenlieder von Feodor Doſe.“ — Dabei blickte er abermals in den Spiegel, um den pfiffigen Ausdruck ſeines Geſichtes zu bewundern, mit welchem er mich fragte: „aber haben Sie auch Erlaubniß, dieſen Namen auf den Titel zu ſetzen?“

„Meinen eigenen Namen? fragte ich erſtaunt.

„Der Buchhändler ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe und gab mir zur Antwort: „der Mann hier, um den es ſich handelt, iſt längſt geſtorben, war überhaupt wohl nur ein Phantaſiebild — eine Erfindung.“

„Bei dieſen Worten ſtand ich wie erſtarrt. Ich wußte wohl, daß jener vorwitzige Freiwillige, von dem ich Ihnen vorhin erzählt, Einiges über mich hatte drucken laſſen, doch nur die Wahrheit, das muß ich anerkennen. Und jetzt wollte es dieſer knuſperige Buchhändler wagen, mich ſelbſt mir gegenüber für eine Erfindung, für ein Phantaſiebild zu erklären! Herr! rief ich in voller Entrüſtung, halten Sie mich für einen Narren? ſehe ich aus wie ein Phantaſiebild, wie eine Erfindung?

„Er betrachtete mich lächelnd von oben bis unten, und dann blinzelte er ſeinem Spiegelbilde zu, als wollte er ſagen: warte, dem wollen wir ſchon imponiren! Darauf hüpfte er wieder auf ſeinen Drehſtuhl hinauf, kratzte ſich mit einer Feder an der Naſe herum und ſagte ſanft lächelnd: „Sie wollen mich zum Beſten haben, Herr … Ihren Namen weiß ich nicht.“

„Feodor Doſe,“ verſetzte ich würdevoll und groß.

„Darauf ſchüttelte er mit dem Kopfe und entgegnete: „Sie wollen einen Spaß mit mir machen. Feodor Doſe, Artillerie-Unteroffizier, ſtarb als Eckenſteher in Berlin. So ſtand es vor nicht langer Zeit in unſeren geachtetſten deutſchen Journalen zu leſen."

„Das war zu viel! Herr Buchhändler, ſagte ich ihm, ich bekümmere mich den Teufel um Ihre geachteten deutſchen Journale; aber Sie können mir glauben, daß ich weder Eckenſteher war noch geſtorben bin."

„Nun, es iſt ja gut, es iſt ja gut!" gab er mir hierauf zur Antwort und erſchrack vor ſeinem eigenen Bilde im Spiegel, das ſehr ängſtlich und kläglich ausſah; denn ich war ihm bei den eben geſprochenen Worten ſehr nahe getreten. „Laſſen Sie's nur gut ſein, ich will ja Alles glauben, was Sie nur wünſchen. Vertrauen Sie mir Ihr Manuſcript ein paar Tage an und laſſen Sie mir Ihre Adreſſe da, vielleicht läßt ſich etwas machen. Doch muß ich mir die Sache reiflich überlegen."

„Was konnte ich thun? Ich vertraute ihm meine Manuſcripte an und empfahl mich anſcheinend ſehr ruhig, obgleich mich die ganze Geſchichte ſehr erſchüttert, auf's Tiefſte gekränkt hatte. Ich wartete drei bis vier Tage, dann erhielt ich nicht blos einen Brief des Buchhändlers, ſondern auch meine Gedichte zurück."

„Ah!" ſagte der Conducteur im bitteren Tone getäuſchter Erwartung.

„Ja, meine Gedichte zurück," fuhr der Packmeiſter mit tiefem Seufzer fort, „und mit welchem Briefe dazu! — Hier habe ich ihn, ich will Ihnen denſelben vorleſen." — Bei dieſen Worten zog er einen blauen Umſchlag aus der Taſche und entfaltete ein gelb gewordenes Papier, welches darin verborgen war.

„Verehrter Herr!" ſo ſchrieb er an mich, „Sie beehrten mich mit der Uebergabe Ihrer Gedichte, und indem ich Ihnen für dieſes Zutrauen danke, ſehe ich mich veranlaßt, Ihnen dieſelben aus verſchiedenen Gründen anbei zurück zu geben. Die unterzeichnete Buchhandlung iſt erſtens im gegenwärtigen Augenblicke durch eingegangene Verbindlichkeiten ſo beſchäftigt, daß ſie etwas Weiteres zu unternehmen außer Stande iſt. — „So heißt es immer bei den Buchhändlern,“ unterbrach ſich der Vorleſer. — „Zweitens,“ fuhr er zu leſen fort, „habe ich nach reiflicher Durchſicht der mir übergebenen Gedichte gefunden, daß ſich dieſelben in dieſer Geſtalt noch nicht recht zum Drucke eignen, es müßte noch bedeutend geändert und gefeilt werden. Der angenommene Name,“ — dieſen Satz las der Packmeiſter im Tone höchſter Entrüſtung zwei Mal — „berechtigt zu Erwartungen, die in den vorliegenden beiden Bänden leider nicht erfüllt werden. Feodor Doſe, als ein hochpoetiſches Gemüth bekannt, voll Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, würde, wenn er noch lebte, gewiß nicht Gedichte, wie z. B. Nr. 10 „„Mittelarreſt““ oder Nr. 12 „„Das verlorene Hufeiſen““ anerkennen wollen. Mein Rath wäre, zu einem unſerer deutſchen geachteten Journale zu gehen und daſſelbe um Aufnahme eines oder des anderen dieſer Gedichte zu erſuchen. Mich damit ꝛc.“

„Das heißt Jemanden von Pontius zu Pilatus ſchicken“, ſprach ärgerlich der Conducteur. „Und haben Sie nie Schritte gethan, um dieſem Buchhändler zu beweiſen, daß Sie der echte und wirkliche Doſe ſind?“

„Ich that ſo,“ antwortete der Packmeiſter mit gebeugtem Haupte. „Ich wandte mich ſogar an einen Advokaten, der mir aber erklärte, daß ſich da nichts machen ließe. Wenn es ſich um die Erbſchaft irgend welcher Realitäten handelte, meinte er, ſo würde es nicht ſchwer ſein, die Identität Ihrer Perſon zu beweiſen; aber ungleich ſchwerer wird es ſein, den Beweis zu führen, daß Sie mit jenem anderen Doſe, deſſen Thaten und Abenteuer beſchrieben wurden, ein und daſſelbe Individuum ſind.“

„Für dieſen Ausſpruch mußte ich dem Advokaten fünfundzwanzig Silbergroſchen bezahlen und ging zerknirſcht und melancholiſch nach Hauſe. — Von meinen früheren Kameraden hat ſich hieher an die äußerſte Gränze bis jetzt keiner verloren, der für mich zeugen könnte. Und was würde mir auch ein ſolches Zeugniß nützen! — Jenem ſchändlichen Buchhändler gegenüber gar nichts! — — — Gedichte zu verſchmähen, in welchen „Die vernagelte Kanone“ vorkommt! Ich habe mich aber furchtbar an ihm gerächt, indem ich ein Seitenſtück dazu ſchrieb: „Der vernagelte Buchhändler.“ Doch was half's? Es koſtete mich acht Silbergroſchen Inſertionsgebühr, und er hat's gewiß nicht geleſen. Das iſt der Fluch der Poeſie, das iſt der Fluch eines großen Namens.“

Der Packmeiſter ſtützte ſeinen Kopf in die Hand und ſchwieg tief erſchüttert ſtill. Auch der Conducteur ſprach eine Zeit lang gar nichts, und der Spitz war das einzige Weſen, welches die peinliche Pauſe, die nun entſtand, dadurch unterbrach, daß er ſich erhob, ſich lang ausſtreckte, dann den Kopf ſchüttelte und hierauf mit dem Schweif anhaltend wedelte, was ſo viel ſagen wollte, als: er fange an, es hier langweilig zu finden, und wünſche eine angemeſſene Unterhaltung.

„Apropos!“ ſagte der Conducteur nach einer längeren Pauſe, „da fällt mir eben ein, ich erfuhr vorhin auf der Brief-Expedition, daß einer Ihrer früheren Kameraden hieher als Poſtſekretär ernannt wurde, ein ſicherer Bombardier Tipfel. Haben Sie ihn nicht gekannt?“

„Tipfel?“ verſetzte der Wachthabende nach einigem Ueberlegen, während er an die Zimmerdecke blickte, „Tipfel? — Ja, ich erinnere mich! Er war bei der Fußartillerie, eine Offizierspflanze, war vordem Schreiber bei einem Advokaten.“

„Und wird ſo plötzlich Sekretär?“

„Protectionen! — Wird irgend einen Bekannten haben, der ihn gut empfohlen hat. — Und kommt hieher? Ei, ei!“

„Kann man mit ihm leben, läßt er ſich ordentlich an?“ fragte der Conducteur.

„So viel ich von ihm weiß,“ entgegnete Doſe, „iſt er einer der ruhigſten, ja faulſten Menſchen, die es nur geben kann, einer, der nicht zwei Schritte geht, wenn das nicht abſolut nothwendig iſt, und der gewiß nicht unnöthig von ſeinem Stuhle aufſteht. Er war eine Zeit lang Schreiber bei der Geſchütz-Reviſions-Compagnie. Das Schreiben machte ihm keine Mühe, das konnte er einen ganzen Tag aushalten; aber alle körperlichen Bewegungen haßte er: wenn ihm ein Blatt Papier herabfiel, ſo ſchrieb er lieber ein neues, als daß er ſich gebückt hätte, um das alte aufzuheben. — So, ſo! der kommt hieher? Nun, den Dienſt wird er uns nicht ſauer machen, dafür kann ich einſtehen.“

Drittes Kapitel.

Der Packmeiſter Doſe erhält einen ehemaligen Untergebenen zum Vorgeſetzten, und was ſich weiter dabei ereignet.

Es iſt immer von großer Wichtigkeit und gibt vielfachen ergötzlichen Unterhaltungsſtoff, wenn man vom Wetter reden kann. In einem Zwiegeſpräch iſt ein ſolches Thema freilich oft nicht nothwendig und nicht einmal unterhaltend; für den Erzähler einer kleinen Geſchichte aber, wie vorliegende, iſt es äußerſt wichtig, ſeinem Leſer vom Wetter ſprechen zu dürfen, namentlich zu Anfang eines Kapitels, welches im Freien beginnt. Wir erlauben uns alſo, davon zu ſprechen.

Der geneigte Leſer, der dem Erzähler gefolgt iſt, befindet ſich in dieſem Augenblicke in jener unangenehmen Wetter-Uebergangsperiode, wo der überwundene Winter, indem er dem ſiegreich einherziehenden und mächtig andringenden Frühling fliehend den Rücken kehrt, ſich noch manchmal umwendet, um ſeinem Verfolger kalte Schnee- und Regenſchauer in das Angeſicht zu werfen, und wo die entfeſſelten Winde, noch ungehorſam dem neuen Herrſcher, auf eigene Fauſt marodiren, die Leute plagen und den größtmöglichen Unfug treiben. Mit anderen Worten: es iſt zu Ende März, und der unglückliche Reiſende, der um dieſe Zeit unterwegs iſt, ſieht ſich genöthigt, alle Waffen bei ſich zu führen, die zur Vertheidigung gegen des Wetters Ungeſtüm nur erdacht ſind. Gegen die Kälte dienen ihm Paletot und Mantel, gegen das Schneewaſſer braucht er Fußſack und Ueberſchuhe, gegen die himmliſchen Waſſer, die ihn auf ſo vielerlei Arten beläſtigen, Regenſchirm und Wachstuch-Ueberzieher.

Und mit allen dieſen Geſchichten verſehen ſitzt der leidende, geduldige Reiſende zu Sechs in einem Wagenkaſten, dicht zuſammengepreßt, faſt ohne alle Regungs- und Bewegungsmöglichkeit. Die Fenſter des Wagens ſind verſchloſſen; denn wenn auch vom Himmel herab hier und da einige freundliche Sterne glänzen, ſo dauert dies doch um dieſe Jahreszeit nicht lange. Man hört den Wind hinter ſich drein brauſen, man ſieht den Poſtillon ſich niederducken und ängſtlich ſeinen Hut feſthalten, während ſein weiter dunkler Mantel in die Höhe flattert. Schnee und Regen peitſchten den Wagen und klatſchten ſauſend und klirrend an Fenſter und Lederdach. Die Pferde ziehen ihre Schweife ein, und im Augenblicke trieft das ganze Geſchirr, Wagen, Pferde, Poſtillon, als ſeien ſie eben aus dem Waſſer gezogen worden. Die Paſſagiere ſitzen in einem entſetzlichen Qualm, das Waſſer der Kleider und Pelze löst ſich durch die Hitze in Dämpfe auf, dazu der Athem der vielen Menſchen in dem kleinen Raume, ſowie Tabaksqualm, der ſich von heute Nachmittag, wo bei offenem Fenſter und gutem Wetter geraucht werden durfte, feſtgeſetzt hat — es iſt ein qualvoller Aufenthalt. Durch die lange Fahrt den ganzen Tag über ſind die Glieder wie gelähmt; da wird von allen Sechſen kein Geſpräch mehr gehört, da ſitzen ſie ſtumm mit der Geduld der Verzweiflung neben einander; die Zähne ſind auf einander gebiſſen, der Körper folgt faſt willenlos den Stößen des Wagens. Nur das Auge iſt frei, und das Auge ſchaut gierig um ſich und ſucht durch die angelaufenen Scheiben in's Freie zu dringen. Man hat die letzte Station hinter ſich, und wenn ſich jetzt rechts und links die Häuſer am Wege mehren, und nach und nach große ſtädtiſche Gebäude auftauchen, ſo hat man die Hoffnung, bald erlöst zu ſein. Jetzt zittert ein Licht bei den trüben Wagenfenſtern vorbei und ſcheint röthlich und dunſtig wie der Mond, wenn er einen Hof hat; jetzt ſieht man auf der andern Seite auch eins, und nun auf dieſer Seite wieder eins, und drüben mehrere, — Gott ſei Dank! da huſcht ein großes Gebäude vorbei mit vielen erleuchteten Fenſtern — eine Fabrik. Man hört einen tiefen Seufzer der Befriedigung von einem Paſſagier, der die Gegend kennt. — „Iſt das die Stadt?“ fragen die anderen Fünf. — „Ja, wir ſind ſogleich da,“ iſt die tröſtliche Antwort. Und dieſes Wort löst plötzlich die Zungen der bisher in ſtummes und trübes Nachſinnen verſunken geweſenen Geſellſchaft. — Das war ein abſcheulicher Weg — und eine lange Station, und dabei ſo enge, ſechsſitzige, miſerable Menſchenquälungs-Anſtalten! — Meint denn die Poſt, man würde ſich das immer ſo gefallen laſſen? — Man ſollte von allen Seiten und kräftig auf Abſchaffung dieſer Marterkarren antragen. — „Aber die Poſt kann dies mit Einem Male nicht ändern,“ verſetzte eine fette Stimme, die man bisher nicht gehört. Doch wird die fette Stimme übertönt von dem allgemeinen Rachegeſchrei, und wenn man allen dieſen Ausrufungen und Verwünſchungen Glauben ſchenken wollte, ſo könnte man erwarten, daß, ſobald der Wagen ankommt, nicht nur der Poſtmeiſter ein Opfer der Volkswuth würde, ſondern ſeine ſämmtlichen Sekretäre ſchmählich enden müßten zum abſchreckenden Beiſpiel für andere. — Aber der Menſch vergißt die ausgeſtandenen Leiden ſo ſchnell!

Jetzt klappern die Hufe der Pferde auf dem Pflaſter, der Wagen rollt dumpf raſſelnd durch die Straßen, und die Poeſie dieſer Töne — Poeſie für arme Reiſende nämlich — beſänftigt offenbar die empörten Gemüther. Dort iſt der Gaſthof zum Adler, wo der Eine einkehren wird, hier das große königliche Hotel, wo der Andere ſchon ſeine Zimmer beſtellt hat. Dieſer denkt an ſeine Familie, die ihn erwartet, oder an Freunde, die er wieder ſehen wird. Jenem ſchwebt eine lange Speiſe- und Weinkarte vor Augen, und auf ſolche

Art werden die wilden Gedanken friedlich und freundlich. Der Poſtmeiſter wird nicht zerriſſen, ſämmtliche Sekretäre nicht gehängt, ja, der Conducteur erhält von dem Einen oder dem Andern ein anſtändiges Trinkgeld, und nur ein einziger Paſſagier — er ſaß rückwärts in der Mitte — ein blutdürſtiger „Reiſender in rothen Weinen,“ verlangt das Beſchwerdebuch und ſchreibt hinein: „Der ganz gehorſamſt Unterzeichnete erlaubt ſich, Eine verehrliche Poſtverwaltung geziemendſt darauf aufmerkſam zu machen, daß zur Winterzeit, wo der Reiſende durch Mantel und Fußſäcke eingeengt iſt, wohl die ſechsſitzigen Wagen zu beſeitigen und dafür vierſitzige zu nehmen ſein dürften. — Dieſer Mann iſt der Einzige, der für die Leiden ſeiner Mitmenſchen wirkt, und wenn er nachher in ſeinem Gaſthofe dem Oberkellner davon erzählt und demſelben verſichert, die Seite des Beſchwerdebuches werde der Poſtmeiſter nicht hinter den Spiegel ſtecken, ſo zittern der Oberkellner und zwei Unterkellner, und das Stubenmädchen, das ſpäter davon hört — ihr Schatz iſt wirklicher ſchmierender Poſtgehülfe — erkundigt ſich erſchreckt, ob in einem ſolchen Falle wohl das ganze Poſtperſonal entlaſſen werden könnte.

Alſo der Poſtwagen kam glücklich an, hatte auch nur zehn Minuten verſäumt; es war faſt ein Viertel vor zwölf Uhr. Der Poſtillon, der vom Pferde herunter ſteigt, erſucht den Stallknecht, der ihm ausſpannen will, ein wenig auf die Seite zu treten. „Wenn du da ſtehen bleibſt, mußt du erſaufen,“ ſagt er, und nun beugt er ſeinen Kopf etwas auf die Seite, und aus der breiten Krämpe des lackirten Hutes fließt das Regenwaſſer wie eine kleine Cascade auf den Boden. Dann überſieht er kopfſchüttelnd den unendlichen Schmutzüberzug, womit Pferde und Geſchirr bedeckt ſind. Der dienſtthuende Poſtſpitz iſt ganz dunkelbraun geworden, und ſeine Haare ſtarren vor Schmutz und Waſſer. — „Das könnte einem 's Leben verleiden,“ meint der Conducteur, „ſo ein Hundewetter!“ Und dabei bemüht er ſich, die Briefpakete aus dem Kaſten unter dem Sitz hervorzuziehen. „Leuchtet doch einmal ordentlich daher,“ ruft er dem Packnecht zu. Aber da iſt ſchwer leuchten: die Pferde dampfen, daß ſie faſt unſichtbar ſind, der Poſtillon hat ebenfalls einen Dunſtkreis um ſich, und die Paſſagiere, die noch allerlei in dem Wagen zu ſuchen haben, treten zu wiederholten Malen zwiſchen den Conducteur und die Laterne.

„Haſt du nicht acht Paſſagiere?“ fragt den Ankommenden nun der andere Conducteur, deſſen Bekanntſchaft wir im vorigen Kapitel im Wachtzimmer gemacht haben.

„Verſteht ſich!“ entgegnete er verdrießlich. „Zwei im Cabriolet, ſechs im Wagen.“

„Aus dem Wagen kamen aber erſt fünf; haſt du denn unterwegs einen verloren?“

„Ei was, dummes Zeug!“ meint der Angekommene, „es wird noch einer drin ſtecken.“ — „Richtig! ja, der wird's ſein.“ — „Ich habe auch einen neuen Poſtſekretär mitgebracht, ein wenig dick und unbeweglich, hat faſt den ganzen Tag über geſchlafen, und als wir zum Mittageſſen anhielten, ließ er ſich etwas Kaltes in den Wagen hinein geben. Der wird Euch keine überflüſſige Arbeit machen.“ — Mit dieſen Worten trat der Conducteur an den Schlag ſeines Wagens, taſtete mit der Hand hinein, und als er höchſt wahrſcheinlich ergriffen, was er geſucht, wandte er ſich lächelnd zu ſeinem Kollegen um und ſagte: „Es iſt ſchon ſo, er iſt wieder feſt eingeſchlafen.“ — „He! Herr Sekretär!“ ſchrie er in den Wagen hinein, „wollen Sie nicht gefälligſt aufwachen? Wir ſind angekommen, Sie können ausſteigen.“

„Ja ſo, Männeken,“ gab die fette Stimme, die wir ſchon während der Fahrt einmal gehört, von ſich, „wir ſind wirklich angekommen? in L. angekommen? Nun, das freut mich! Wenn ich nur ſchon aus dem Wagen wäre!“

„Das Beſte wird ſein,“ ſagte lachend der Conducteur, „Sie verſuchen es einmal und gehen mit Ihren Füßen voran.“

„Richtig, Männeken!“ erwiederte die fette Stimme. Und dann hörte man, wie der Beſitzer derſelben ſich mit einigermaßen ſchwerem Athem abmühte. Das Reſultat dieſer Bemühungen waren denn nun auch zwei unförmliche Beine, die jetzt am Schlage zum Vorſchein kamen; unförmlich, weil ſie mit großen Filzſtiefeln verſehen waren. „Seien Sie doch ſo gut, Männeken,“ ſagte darauf der Beſitzer der fetten Stimme und der unförmlichen Beine, „und ziehen Sie mir meine Filzſtiefel ein Biſchen aus, dann wird ſich die Sache ſchon nach und nach machen.“

Und ſo geſchah es. Die Filzſtiefel wurden beſeitigt, die daraus befreiten umhertappenden Füße auf das Trittbrett des Wagens dirigirt; dann wurden zwei dicke Kniee ſichtbar, und ſomit wäre Alles gut gegangen, wenn der korpulente Paſſagier es nicht in dieſem Augenblicke für rathſamer gehalten hätte, ſtatt vorwärts rückwärts aus dem Wagen zu ſteigen, zu welchem Ende er ſich gewaltſam herum drehte und dadurch einen andern Theil ſeines Körpers zum Vorſchein brachte, der ſo koloſſal war, daß beide Conducteure, ſo wie der Stallknecht in ein unauslöſchliches Gelächter ausbrachen.

Jetzt hatte dieſer letzte Paſſagier das Pflaſter des Hofes erreicht, und als er ſich nun in ſeiner ganzen Größe und Breite aufpflanzte, ſchien er geneigt, jenes Lachen nicht ungnädig zu nehmen, ja, es ſogar mit ſeinem eigenen, freundlichen Lächeln zu begleiten. Doch blieben ſeine Züge hierbei auf halbem Wege ſtehen, ſein Mund ſperrte ſich verwunderungsvoll auf, und er ſagte: „Ei, der Tauſend, wer hätte das gedacht!“

Nun hatte aber Niemand anders dieſen höchſten Grad der Verwunderung und Theilnahme erregt, als der Packmeiſter Feodor Doſe, der in ſeiner ganzen Länge vor den erſtaunten Augen des neuen Sekretärs unter der Thür der Packkammer erſchien.

Auch Doſe ſchien nicht minder gerührt. Er fuhr mit der Hand über ſein langes, dürres Geſicht, und auf ſeinen Zügen malte ſich eine wehmüthige Freude, als er ſo plötzlich dem alten Kameraden gegenüber ſtand.

„Doſe!“ ſprach der frühere Bombardier, jetzt Sekretär

Tipſel: „das hätte ich nicht erwartet, Sie hier zu finden. Wie ſind denn Sie hieher an's Ende der Welt verſchlagen worden?"

„Das kam ſo nach und nach," entgegnete wehmüthig der Packmeiſter. „Zuerſt fuhr ich aus der Reſidenz ab und zu, dann ſchickte man mich weiter weg, und zuletzt avancirte ich hieher als Packmeiſter. Es iſt das freilich eine Beförderung; aber unſer einer mit einem poetiſchen Gemüth iſt doch mehr an die großartigen Einrichtungen der Reſidenz gebunden und fühlt ſich hier ſo unter den Bauern — unter uns geſagt — durchaus unbehaglich, ganz und gar nicht an ſeinem Platz. — Aber kommen Sie doch von dem naſſen Boden hinweg; in der Packkammer iſt es behaglich warm, da können wir uns gegenſeitig unſere Freude bezeugen. — Da iſt die Thür, Sie haben den Vortritt, Herr Poſtſekretär." — Damit ſalutirte der Packmeiſter ſeinem ehemaligen Kameraden und Untergebenen, jetzt ſeinem Vorgeſetzten. Das iſt der Lauf der Welt, und obgleich Doſe innig überzeugt war von der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Behörden, welche dieſe Stellen zu beſetzen pflegen, und er hieraus blos auf große, ihm bisher unbekannt gebliebene Eigenſchaften des Bombardiers Tipſel ſchloß, ſo war doch ſein an ſich ſchon gekränktes Gemüth durch dieſe Anſtellung noch tiefer verletzt.

Da ſaßen nun die beiden in der Packkammer einander gegenüber, als der Mitternachts-Wagen endlich abgefahren war, und hatten nun Muße genug, ſich über vergangene Zeiten zu unterhalten. Der Bombardier behauptete, den Tag über ſo durcheinander geſchüttelt worden zu ſein, daß ihm noch lange kein Schlaf in die Augen komme; die Wahrheit aber war, wie wir bereits wiſſen, daß er während der Fahrt, mit Ausnahme der Eſſenszeit, im Ganzen nicht eine halbe Stunde gewacht.

Ein ſchläfriger Kellner aus der Paſſagierſtube, den Doſe herbei gerufen, brachte ein paar Gläſer Punſch und ließ alsdann die beiden Waffengefährten allein. Der Poſtillon war begreiflicher Weiſe noch ausgegangen. Der Conducteur nebſt Poſtſpitz, welche vorhin Doſe noch Geſellſchaft geleiſtet, ſchaukelten im eben abgefahrenen Wagen, und auf dieſe Art herrſchte in der Packkammer Ruhe und Friede.

Der neue Poſtſchreiber Tipfel hatte den Lehnſtuhl ſeines Freundes eingenommen, ſein Haupt hatte er auf das Seitenpolſter gelegt; ſeine Füße hatten ihre Stützpunkte gefunden auf einem Paket in Wachspapier, in welches die nägelbeſchlagenen Abſätze nach und nach ein paar Löcher bohrten, was übrigens in dieſem Falle weiter nichts zu ſagen hatte; denn wie es auf dem Begleitſchein hieß, ging die Verpackung auf Gefahr des Abſenders.

„Ja, ja, ſo geht's!“ ſprach der Sekretär nach einer längeren Pauſe, während welcher er den Inhalt des Punſchglaſes näher unterſucht. „Da bin ich denn wieder in einem ſcheinbar ſehr ruhigen Hafen eingelaufen, einem ähnlichen, wie ich damals leichtſinniger Weiſe verließ, als ich Soldat wurde.“

„Ganz richtig,“ bemerkte der Packmeiſter Doſe, „Sie waren Schreiber bei einem Advokaten und wollten Offizier werden.“

„Wie ſo Mancher,“ entgegnete Tipfel. „Aber Viele ſind berufen und Wenige auserleſen. Ich glaube, ſo heißt der Spruch.“

„Wenige, ſehr Wenige,“ ſagte Doſe melancholiſch. — — — „Es iſt mir noch wie heute, als Sie zur Batterie kamen, und der kleine H. und der weißköpfige R., und wo wir dazumal achtzehn Offizierspflanzen bei der einzigen Batterie hatten. Dadurch waren ſämmtliche Unteroffiziere der Batterie geplagt und kamen in Schaden, bis auf den Unteroffizier Linkſen, deſſen Frau als Marketenderin fungirte und von euch ein ſchönes Geld verdiente.“

„Das iſt wahr,“ antwortete Tipfel, „wenn ſie überhaupt Geld bekam, das heißt: pünktlich ihr Geld bekam. Doch mußte ſie oft lange Zeit warten.“ — Der geweſene Bombardier ſchaute angelegentlich an die Decke; nicht als ob er ſich an etwas erinnern wollte, ſondern als ob er die wenigen Gedanken, die ſich bei ihm verſammelten, wieder zu verabſchieden gedächte. — —

Viertes Kapitel.

In Folge eines Austauſches militäriſcher und anderer Erinnerungen findet ſich der Packmeiſter Doſe ſehr aufgeregt, der Poſtſchreiber Tipfel aber ſehr ſchläfrig.

„Leſen Sie auch hier zuweilen Zeitungen?“ fragte nach einer Weile der Poſtſchreiber.

„Selten,“ entgegnete Doſe, „ja, ſo gut wie gar nicht; wenn ich darin was ſuche, ſo ſind es die Anzeigen, und da freue ich mich jedes Mal, wenn ich einen bekannten Namen finde und mich ſo der alten guten Zeit erinnern kann. Es war doch damals eine glückliche, höchſt vergnügte Zeit.“

„Was! ſo lange wir dienten?“ fragte faſt erſchrocken der dicke Poſtſchreiber.

Doſe nickte traurig mit dem Kopfe, dann fuhr er ſich mit der Hand über die Augen, und etwas, woran er in dieſem Augenblicke gedacht, brachte ein ſchmerzliches Lächeln auf ſeinem mageren Geſichte hervor. — „Was macht denn die Minerva?“ fragte er endlich.

„Die Minerva?“ wiederholte der Poſtſchreiber und kniff dabei das linke Auge zu, augenſcheinlich in der Abſicht, nachdenklich auszuſehen. „War das ein Schatz von Ihnen?“

„Das war mein Geſchütz,“ ſprach Doſe mit ziemlich entrüſtetem Tone, „und, wenn Sie wollen, als ſolches auch mein Schatz. — Aber man kann Ihnen dergleichen nicht übel nehmen," fuhr er lächelnd fort, „denn ich glaube, Sie haben in Ihrer ganzen Dienſtzeit nicht zehn Mal exercirt."

„Ja, das iſt wahr," entgegnete ſchmunzelnd der geweſene Bombardier. „Wenn die Andern draußen in der Kälte ſtanden oder in Schnee und Regen, da war ich droben bei meinem Feldwebel. Er war im Grunde ein guter Kerl, der alte dicke Löffel, und wenn wir ſo recht fleißig waren, dann machte er gegen zehn Uhr ſeinen Wandſchrank auf, rief uns zu: Batterie Halt! Im Avanciren protzt ab! — Mit Kartätſchen geladen! — Feuer! Und dann warfen wir Feder und Papier bei Seite, und Jeder bekam einen ſoliden Bitteren und ein Stück Brod und Käſe. — Das waren die Sonnenblicke meines Militärlebens."

„Tipfel, Tipfel!" ſagte der Packmeiſter. „Und bedenken Sie nun, jetzt ſind Sie Poſtſchreiber geworden; Sie haben wahrhaftig mehr Glück als Ver — — gnügen."

„Hatten auch unſere großen Plagen: die Wachen. Damit beſtrafte uns der dicke Löffel, wenn wir etwas angeſtellt hatten. Sie wiſſen, er hatte ſo eine dünne, heiſere Stimme; wenn er mich alſo auf dem Strich hatte, mußte ich ihm auf den Compagniebefehl ſetzen: Zur Wache auf Fort Nr. 4 — Bombardier Tipfel. Und wenn ich ihn erſchrocken und fragend anſah, ſetzte er lächelnd hinzu: Das macht geſund und verdünnt das Blut. Leider darf ich ſelbſt keine Wache thun, deßhalb bin ich auch wahrhaftig ſo gefährlich im Zunehmen begriffen. — Was konnte der aber im Eſſen nicht alles ertragen! — Apropos, Männeken!" unterbrach hier der Sekretär den Strom ſeiner Rede, „da wir gerade vom Eſſen reden, ſo kann ich Sie verſichern, daß ich einen Mordshunger habe; wäre nicht irgendwo etwas aufzutreiben? In dem Falle plaudere ich gern noch ein paar Stunden mit Ihnen: denn morgen," ſetzte er ſeufzend hinzu, „fängt das Geſchäft an, und da wird's genug zu thun geben."

Der Packmeiſter rief abermals den ſchläfrigen Kellner; doch war dieſer junge Mann ſo ſchlaftrunken, daß er kaum auf ſeinen Füßen ſtehen konnte, und als ihm Tipfel endlich verſtändlich gemacht hatte, er ſolle etwas kaltes Fleiſch und Brod bringen, irrte er wie eine geängſtigte Fliege an den Wänden vorbei, und es war ihm längere Zeit unmöglich, die Oeffnung, zu welcher er hereingekommen, wieder zu erkennen. Doſe half dieſem mangelnden Bewußtſein auf etwas ſoldatiſche Art nach, wodurch der Kellner einiger Maßen erſchrak, aber vollſtändig aufwachte und hiedurch im Stande war, das Verlangte ſchnell herbei zu bringen.

Tipfel hatte unterdeſſen über etwas eifrig nachgedacht und ſagte jetzt: „Ich habe mich beſonnen wegen der Minerva.“

„Nun?“ fragte Doſe geſpannt.

„Die Minerva,“ fuhr der Poſtſchreiber fort, „wurde der Geſchütz-Reviſions-Compagnie übergeben, welche ihr Geſtell für ſehr wackelig erklärte. Da ſich auch herausſtellte, daß man ihr, um ſie zum Felddienſt beizubehalten, ein neues Zündloch einſchrauben müſſe, ſo wurde ſie bei Seite geſtellt und dient jetzt als Exerciergeſchütz.“

„Was?“ rief der Packmeiſter wahrhaft entrüſtet aus: „Die Laffette der Minerva ſei wackelig geweſen? Ich habe ſie doch aus meinen Händen gegeben als eine der ſolideſten Laffetten der ganzen Monarchie. — Die Minerva — Nr. 4 — der Stolz der Batterie! Es gab nichts Untadelhafteres als dieſes Stück mit Beſpannung.“

„Ja, ſie hatte aber ein Unglück bei dem letzten Manöver,“ fuhr der Bombardier mit kaum vernehmlicher Stimme fort, denn er kaute an einem übergroßen Stück Kalbsbraten. „Die Batterie ſollte über einen Graben ſetzen, und weiß der Himmel, wie das kam — kurz und gut, das Geſchütz warf um.“

„Mein Geſchütz!“ rief ſchmerzvoll der Packmeiſter.

„Die Deichſel brach, ein Rad auch, das weiß ich; das Stangenhandpferd wurde bedeutend verletzt.“

„Der Kosmus?“

„Ich glaube, Männeken, daß er ſo hieß. — Kurz, es war ein Unglückstag; auch der Geſchützführer ſtürzte mit ſeinem Pferde, und dadurch verletzte es ſich ſo, daß es ausrangirt wurde.“

„Mein Cato ausrangirt!“ ſagte Doſe und faltete, von tiefem Schmerz erfüllt, ſeine Hände. „Das erſte Dienſtpferd der Chriſtenheit! Es geht zurück mit der Monarchie. Das ſind böſe Vorzeichen!“ — Bei dieſen Worten ſank der Packmeiſter zerknirſcht auf ſeiner Kiſte zuſammen und hätte wahrſcheinlich ſein Haupt verhüllt, wenn die Schöße ſeines Rockes nicht ſo gar kurz geweſen wären. — „Und wie lange kam der Geſchützführer dafür auf's Holz?“ fragte er ſodann nach einer längeren Pauſe mit tiefer Stimme.

„Ich glaube, er wurde gar nicht beſtraft,“ entgegnete Tipfel, „denn man ſah die Sache als ein Unglück an.“

„Als ein Unglück?!“ wiederholte Doſe und blickte an die Decke empor, als wollte er ſagen: Hörſt du es auch, Herr des Himmels und der Artillerie! — — Und nach einer längeren Pauſe ſetzte er noch hinzu: „Zur Zeit unſeres Oberſten von T., dem Gott im Himmel ein großes Commando verleihen möge, wäre das unter drei Tagen nicht abgegangen nebſt einem Schlag auf den Tzako und einigen Tauſend-Millionen-Hunden. Da hat ſich viel verändert!“

„Ja, ſehr viel,“ antwortete Tipfel, „wir wollen ſpäter darüber ſprechen.“

„Das kommt davon,“ fuhr Doſe fort, „weil man es den gedienten Unteroffizieren ſo leicht macht, den Dienſt zu verlaſſen und eine Civilanſtellung zu bekommen. Hätte der Major freundſchaftlich zu mir geſagt: Doſe, Er iſt ein Narr: bleib' Er bei der Batterie, ſolche Leute kann man nicht entbehren! — ich wäre wahrhaftig nicht fortgegangen, Nro. 4 wäre nicht geſtürzt, Kosmus und Cato hätte man nicht ausrangirt, und die Minerva wäre nicht wackelig geworden! Aber da waren wir überflüſſig, da wurden die ſchönen Batterien demobil gemacht, da hieß es: man muß die jungen Leute avanciren laſſen. — Gott der Gerechte! Und wir gingen damals mit Vergnügen fort! Wenn man ſo, wie unſer eins, etliche zwanzig Pferde unter Commando gehabt hat, und mit ſeinem Geſchütz als unumſchränkter Herr auf einem Dorfe allein lag, ſtets zu Gaſt gebeten vom Bürgermeiſter, vom Schulmeiſter, ja zuweilen vom Pfarrer, und ſoll dann zurück in die Kaſerne mit leerer Protze, ohne Kugel- und Kartätſchwagen, das kommt einem ſchwer an. Unterſchrieb ich doch damals meine Rapporte: Feodor Doſe, Geſchützführer der vierten reitenden Batterie, zweite Abtheilung, ſiebente Brigade, Commandirender in Niederbühl. — Das war gerade ſo, als wenn der öſterreichiſche General ſchreibt: Commandirender in Siebenbürgen. — Und nun ſollte ich gar nichts mehr ſein, vielleicht noch mein Geſchütz verlieren; denn es hieß damals, wir ſollten nur vier Stück beſpannt haben. Es wäre mein Tod geweſen, bei der Batterie zu Fuß herum zu laufen; deßhalb zeigte ich auf meine ſilberne Schnalle und wurde alsbald Poſtconducteur.“

Der geweſene Bombardier vertilgte mit großer Aufmerkſamkeit die Reſte von Brod und Kalbsbraten und nagte dabei die Knochen ſo rein ab, daß eine Maus nach ihm nicht ſatt geworden wäre. Als dieſes Geſchäft beendigt war, ſtieß er einen tiefen, nachdenklichen Seufzer aus, wälzte ſich in dem Lehnſtuhl auf die rechte Seite, wodurch ſich der Riß in dem Wachstuchpaket unter ſeinen Füßen bedeutend vergrößerte. — „Seien Sie froh,“ ſagte er nach einiger Zeit, „daß Sie von der Batterie weg ſind! Es hat ſich doch viel geändert. Später mehr davon.“

„Recht ſo!“ entgegnete Doſe mit kummervollem Geſicht, „das erfährt man alles noch früh genug. Aber ſagen Sie mir jetzt vor allen Dingen, lieber Tipſel, wie ſind Sie eigentlich zur Poſtſchreiberei und hieher gekommen? Allen Reſpekt vor Ihren Kenntniſſen, aber dazu gehört doch ein Bischen Protektion.“

Bei dieſen Worten kniff der dicke Bombardier liſtig lachend ſein linkes Auge zu, und er lachte dabei in der That mit dem ganzen Körper, denn dieſe ſchwere Maſſe zitterte dergeſtalt, daß der Lehnſtuhl bedeutend ſchwankte. „Viel Letzteres,“ ſagte er, nachdem er wieder zu Athem gekommen, „viel Protektion. Ich habe dieſe Stelle dem dümmſten Streich meines ganzen Lebens zu verdanken, einer ſehr unüberlegten Handlung, die aber durch Zuſammentreffen verſchiedenartiger Umſtände zu einer außerordentlich famoſen wurde. Schade, daß Sie nie Zeitungen leſen, ſonſt hätten Sie da vor einem halben Jahr ungefähr eine Geſchichte leſen können, wie durch die Kaltblütigkeit, durch die Energie, durch das taktvolle Benehmen eines Bombardiers der Fußartillerie ein entſprungener Kettengefangener wieder beigebracht wurde."

„Davon habe ich gehört," erwiederte Doſe. „Es hat mir's ein Poſtcollege erzählt, der hier durchkam."

„Nun denn," ſagte Tipfel und richtete ſeinen Kopf mit der größten Anſtrengung in die Höhe, welcher durch dieſe, bei der Lage des Bombardiers ſehr verdrehte Stellung ſich tief roth färbte: „dieſer kaltblütige, energiſche Mann mit dem taktvollen Benehmen war Niemand anders, als — ich ſelbſt."

„Sie?" rief erſtaunt Doſe. „Es hieß aber doch bei der Geſchichte, der Bombardier, dem dieß geſchehen, ſei bei dieſer Gelegenheit von ſeiner Wache gelaufen."

„Nun ja, zufällig."

„Und habe deſertiren wollen," fuhr der unerbittliche Doſe fort.

„Ach was, Narrenpoſſen!" verſetzte Tipfel. „Sehe ich aus, wie Jemand, der deſertiren will? — Aber Sie haben Recht, Doſe: man hat damals ſo was geſagt. Ich wurde auch mit einem guten Freunde gehörig eingeſteckt, und nur unſerer genauen Bekanntſchaft mit hochgeſtellten Perſonen hatten wir's zu danken, daß wir mit ein paar Tagen Arreſt glücklich davon kamen."

„Ei der Tauſend!" entgegnete Doſe. „Und dieſe hohen Perſonen halfen Ihnen weiter?"

„So iſt's," gab der ehemalige Bombardier mit wichtiger Miene zur Antwort und verſuchte ſeine ſtrickartige Halsbinde etwas in die Breite zu ziehen, was ihm aber nicht gelang, da ſie von ſeinem feiſten Unterkinn augenblicklich wieder herab rutſchte. — „Wir waren bei dieſem Unternehmen unſer zwei betheiligt, ich und einer meiner Bekannten, ein ſicherer Bombardier Robert, von der reitenden Artillerie, unter uns geſagt, ein verfluchter Kerl; lief allen Mädchen nach und hatte erſtaunliches Glück bei ihnen. Nun ſehen Sie, bei ſo einer Geſchichte kam es vor, daß ich ihm zu Lieb meine Wache verließ — gewiß nur ihm zu Lieb! das konnte mir die ganze Batterie bezeugen — und ich ſehe auch wahrhaftig nicht aus wie Jemand, der einen ruhigen Poſten, wie ſo eine Wache, freiwillig verläßt. — Ich half ihm alſo, und dabei wurden wir erwiſcht und eingeſteckt. Dieſe Liebesgeſchichte betraf aber die Tochter eines Mannes von großem Einfluſſe; Robert, der verfluchte Kerl, wußte ſich obendrein einen Empfehlungsbrief an den Vater des Mädchens zu verſchaffen und dadurch kam er in's Haus hinein und ich aus dem Unterſuchungsarreſt heraus. Ja, noch mehr; jener Herr empfahl mich der Poſtverwaltung, und da bin ich nun hieher geſchickt worden, als wohlbeſtallter Sekretär."

„Das ſind merkwürdige Geſchichten," ſprach Doſe lächelnd. „Das heiße ich Glück haben! — Und der Andere?"

„Der Bombardier Robert wurde aus zweierlei Gründen aus C. fort nach der Hauptſtadt geſchickt, und das hatte der Papa ſehr gut arrangirt. Erſtens ſollte er dem jungen Mädchen aus den Augen kommen und zweitens was Tüchtiges lernen, um bald Offizier zu werden. Er iſt jetzt auf der Artillerieſchule und wird nächſtens ſein Examen machen können."

„Alſo doch dabei geblieben? Das iſt recht von ihm."

„Ja, er hatte alle guten Ausſichten," entgegnete Tipfel. „Ich ſprach vorhin von Veränderungen, die bei uns vorgefallen."

„Nun, was die Veränderungen anbelangt," verſetzte Doſe verſtimmt, „die werden ihm nicht viel helfen."

„Im Gegentheil," antwortete der ehemalige Bombardier; „ihm können dieſe Veränderungen wohl nützen, uns freilich nichts. — Aber leſen Sie denn gar keine Zeitungen?"

Doſe ſchüttelte betrübt ſein dürres Haupt.

„Ja, in dem Falle wundert es mich nicht, wenn Sie nichts erfahren,“ verſetzte Tipſel. „Da unten iſt einiger Maßen der Teufel los; man ſpricht davon, und mit vieler Gewißheit, daß nächſtens die vierte, die ſechste, die ſiebente und achte Brigade mobil gemacht werden.“

Bei dieſen Worten hätte man das Geſicht, die Haltung des ehemaligen Unteroffiziers ſehen ſollen! Seine Augen, die weit aufgeriſſen ſchienen, funkelten in höchſter Freude, ſein etwas zuſammengeſunkener Körper richtete ſich ſtraff in die Höhe, er erhob ſich langſam von der Kiſte, ſtellte ſich aufrecht hin; den kleinen Finger der Linken an die Hoſennaht haltend, fuhr er mit der Rechten militäriſch grüßend an ſeine Stirn. Dabei ſah er ſeinen Kameraden mit einem unausſprechlichen Blicke an, und nachdem er ihn dergeſtalt ein paar Sekunden lang fixirt, ſprach er mit tiefer, etwas zitternder Stimme: „Herr Poſtſchreiber, Sie ſind als ſolcher mein Vorgeſetzter, und ein Vorgeſetzter darf um Alles in der Welt einem Untergebenen keine Unwahrheit ſagen, und ich bitte Sie nochmals, wiederholen Sie mir das Wort von vorhin und ſagen Sie mir: iſt es gewiß und wahrhaftig wahr, daß die Brigaden mobil gemacht werden?“

Tipſel war nicht wenig erſtaunt über das ſonderbare Benehmen des Packmeiſters; doch beeilte er ſich, ihm eine Antwort zu geben; denn Doſe blieb aufrecht vor ihm ſtehen, die Hand an den Kopf haltend, in der allermilitäriſchſten Haltung, mit einem erwartungsvollen, faſt ängſtlichen Ausdruck in den Geſichtszügen. „Allerdings iſt es wahr, was ich vorhin geſagt,“ verſicherte Tipſel; „die Batterien werden mobil gemacht und ziehen aus mit gefüllter Protze und Kartätſchwagen; ja, was noch mehr iſt: dieſe Kugeln und Kartätſchen werden wahrſcheinlich nächſtens gebraucht werden.“

„Und das iſt wahr, wirklich wahr?“ rief der ehemalige Unteroffizier, und ſein Auge leuchtete vor Freude und Luſt.

„Gewiß; die Befehle zur Mobilmachung ſind ſchon an das Generalkommando gelangt.“

„Hurrah!“ ſchrie nun Doſe und warf ſeine Hände jubilirend in die Höhe; „abermals Hurrah! und zum dritten Mal Hurrah!“ Und das ſchrie er nicht ſchüchtern hinaus, ſondern ſo laut und kräftig, daß der wachthabende Sekretär nebenan erſchrocken ſein Fenſter öffnete, mit dem Kopfe heraus fuhr und fragte, ob eine Räuberbande in die Packkammer eingebrochen ſei.

Dieſe Frage beruhigte den aufgeregten Packmeiſter einigermaßen und ließ ihn erwachen aus ſeinem Freudenrauſche. Er ſetzte ſich wieder auf die Kiſte nieder; doch konnte er ſich nicht enthalten, mehrere Signale zum Angriff und heftigen Feuern vor ſich hin zu brummen und dazu mit den Füßen den Sturmmarſch zu trommeln, wie er es bei Manövern von der Infanterie gehört.

Tipſel hatte ſtill lächelnd dieſem Paroxismus zugeſchaut und bildete ſich dabei ein, Doſe fühle gerade wie er ſelbſt und freue ſich ſo unſinnig, weil er, in Anbetracht, daß es da unten bald losgehen würde, ſich glücklich ſchätze, hier in der entfernten Gränzſtadt bei dem ruhigen Poſtdienſt ſo weit vom Schuſſe zu ſitzen. Er hatte gar keine Ahnung davon, welche Kampfbegierde in der Bruſt des ehemaligen Geſchützführers wogte. — „Hier iſt ein ganzes Paket Zeitungen,“ ſagte der Poſtſchreiber nach einer Pauſe, „ich habe ſie zufällig mitgenommen, und Sie können daraus den Gang der Begebenheiten leſen; es iſt eine merkwürdige Geſchichte, ganz unglaublich.“

„Geben Sie her!“ bat eifrig der Packmeiſter.

„Da ſind ſie, legen Sie's nur hin bis morgen, es iſt jetzt wahrhaftig Zeit, daß man ſich nach einem Bette umſieht. Der Kalbsbraten iſt verſchwunden, der Punſch ausgetrunken. — — Ich habe gut gegeſſen und gut getrunken, Männeken, jetzt iſt es nicht mehr als billig, daß man nach dieſen Anſtrengungen dem ermatteten Körper einige Ruhe gönnt.“

Doſe fand dieſes Begehren des Kameraden vollkommen gerechtfertigt; der ſchlaftrunkene Kellner aus der Paſſagierſtube wurde zum dritten Male herbei beſchieden, und da neben dem Poſtgebäude glücklicher Weiſe der erſte und beſte Gaſthof des Ortes lag, ſo hatte Tipfel nicht weit zu gehen und lag ſchon eine Viertelſtunde ſpäter in ſeinem Bette, ſchlief den Schlaf des Gerechten und ſchnarchte dazu, daß es klang, als ſeien ein Dutzend Schreiner beſchäftigt, die hartnäckigſten und dickſten Mahagoniblöcke zu durchſägen — lauter Aſtknollen.

Fünftes Kapitel.

Worin Einiges von dem vergangenen Leben des Packmeiſters vorkommt, ſowie auch, welch' großen Entſchluß derſelbe faßt. Der geneigte Leſer macht ſchließlich die Bekanntſchaft eines bayonnetfechtenden Poſtmeiſters.

Wir brauchen nicht erſt zu ſagen, daß Feodor Doſe unverheirathet war; wer den Charakter und die erhabenen Geſinnungen, ſowie das hochpoetiſche Gefühl dieſes merkwürdigen Mannes etwas näher in's Auge gefaßt, wird unſere Anſicht vollkommen theilen, daß ein ſolch hochſtrebender Charakter nicht dazu geſchaffen iſt, die Feſſeln des Eheſtandes zu tragen, ja nicht einmal die Roſenketten der Liebe zu dulden. Doſe hatte bei ſeinem fünfzehnjährigen Militärleben ſowohl in dem Garniſonsorte den Eroberungsverſuchen unternehmender Köchinnen und beuteluſtiger Dienſtmädchen ſiegreich widerſtanden, als auch in den Cantonirungsquartieren den wirklich ſtattgehabten Anträgen einer Schulmeiſterstochter und einer unverſöhnlichen Steuerbeamtenwittwe, die ihn als zweites Opfer zu einem langſamen Martertode liebevoll erkoren hatte. Als Doſe den Militärſtand verließ, war er vollkommen frei; kein weibliches Auge weinte ihm ſanfte Thränen nach; ſeine Erinnerungen drückte nichts als eine leichte, aber dennoch verdrießliche Geſchichte mit einer tugendhaften Wäſcherin, deren Schlingen und Banden er ſich nur durch den bündigen Ausſpruch des franzöſiſchen Geſetzbuches entzog, unter deſſen Schutze er gelebt, geliebt und geſündigt.

Wir wollen aber mit dem eben Geſagten den geneigten Leſer durchaus nicht auf die Vermuthung bringen, als ſei Doſe ein Weiberfeind, ein Verächter des ſchönen Geſchlechts geweſen — im Gegentheil: Doſe war galant, unternehmend, feurig, zuvorkommend; aber bei all' dieſen Punkten, die zur Angriffstheorie gehören, vergaß er das Hauptaugenmerk eines klugen Soldaten nicht und wußte ſich beſtändig einen klugen Rückzug offen zu halten. — Darauf fuhr er mit dem Eilwagen, wie wir bereits wiſſen; er reiste Tag und Nacht; er machte den edlen, fürſorglichen Ritter bei allen Damen, die ſich ſeinem Schutze anvertrauten, er betrachtete ſie als ein ihm übergebenes Heiligthum, als unverletzlich, kurz, wie alle übrigen ihm anvertrauten Poſtſtücke und Briefe, die man ebenfalls nicht angreifen darf, nicht unterſuchen, nicht durchleſen. Doſe war zartfühlender Conducteur in der weiteſten Bedeutung des Wortes; ja, er ſtellte eines Tages den Antrag, die Poſtverwaltung möge ihm geſtatten, die Hemmmaſchine ſeines Wagens ändern zu dürfen, indem er durch unvorſichtigen Gebrauch derſelben — ſie war nämlich neben ihm unten am Sitze angebracht — in unangenehme, leicht zu mißdeutende Berührungen mit ſeinen weiblichen Paſſagieren gerathen könne. Wir bezweifeln übrigens, ob die Poſtbehörde dieſes Zartgefühl verſtanden, und glauben, daß die Hemmmaſchine an ihrem alten Platze blieb.

Da wurde Doſe zum Packmeiſter befördert und kam hieher in dieſe entlegene Gränzſtadt. Anfänglich verſprach er ſich von eben dieſer nahen Gränze eine Menge romantiſcher und hochpoetiſcher Abenteuer, Schleichhändler-Romane, welche den Räubergeſchichten ſo ähnlich ſind, und dergleichen mehr. Doch fand er ſich hierin, wie ſo oft im Leben, bitter getäuſcht, und das Städchen — ſein jetziger Aufenthaltsort — gehörte zu den allerproſaiſchſten des Landes. Auch war die Lage durchaus nicht ſo maleriſch, wie Doſe's Phantaſie dieſelbe für eine Gränzſtadt unbedingt verlangte. Da war kein wilder Wald mit tiefen Schluchten, durch welche die Schmuckler, gefolgt von rieſenhaften Hunden, auf und nieder kletterten; da war nichts wie nüchterne Fruchtfelder, und was ſie hier einen Wald nannten, das war eine Gruppe von ſechs Birken und einem Tannenbaum, in deſſen Schatten die Honoratioren des Sonntags ihren Kaffee zu trinken pflegten.

Doſe war hieher gekommen mit dem guten Vorſatze, Land und Stadt umher wunderſchön zu finden. Er langte zur ſelben Nachtſtunde an, wie geſtern der Bombardier Tipſel, und als der Packmeiſter am erſten Morgen ſeines Hierſeins erwachte, fand er, daß der eben erwähnte Vorſatz gänzlich unausführbar wäre. Wir können nicht verſchweigen, daß Doſe's Gemüth hierüber ſehr betrübt war; ſein Geiſt brauchte Nahrung, ſeine Augen mußten etwas Schönes, Maleriſches ſehen, ſein poetiſches Gefühl drohte bei dieſer Fruchtfelder- und Birken-Proſa unterzugehen.

Dieſes Gefühl, verbunden mit der Erinnerung an ſeine früher ſo angenehm verlebte Militärzeit, hatte ihm bald ſeinen jetzigen Aufenthalt, ja, ſeine Stellung unbehaglich gemacht. Nur die Frage: was beginnen, wenn er den Poſtdienſt verließ? war ihm bis heute zu beantworten unmöglich geweſen. Da brachte der harmloſe Tipſel mit ſeinem Bericht von der Mobilmachung der ſo geliebten Artilleriebrigade den ehemaligen Unteroffizier auf einmal mit ſich ſelbſt in's Klare.

Am andern Morgen ſchritt Doſe mit weiten Schritten in der Packkammer auf und ab. Er war in der Nacht wo möglich um einen Zoll gewachſen. Zuweilen blieb er vor den Paketen ſtehen, die ſo hübſch geordnet auf Haufen dalagen, wandte ſich aber alsbald wieder verächtlich davon ab, drehte ſich auf dem Abſatz herum, ſpuckte gelinde auf die

Seite und ſagte zu ſich ſelber: „Das Vaterland ruft!“ — Und wie wir ſchon Eingangs dieſes Kapitels dem geneigten Leſer verſicherten, ſo feſſelte den Packmeiſter nicht das Geringſte an die kleine Gränzſtadt, was ihn verhindert hätte, dieſem Rufe Folge zu leiſten.

Der neue Poſtſekretär hatte ſich, weil er heute ſeinen Dienſt antreten mußte, ziemlich frühzeitig und ſeufzend dem Bette entwunden und ſortirte im Nebenzimmer Briefe und ſchrieb Begleitſcheine für die abfahrenden Conducteure, daß es eine Luſt und Freude war. Sein ſtilles, harmloſes Gemüth hatte mit großem Wohlgefallen das einſame, geräuſchloſe Städtchen begriffen und war glücklich, ein Aſyl gefunden zu haben, wo er ungeplagt von dem Geräuſche der Welt ſtill betrachtend leben, d. h. eſſen, trinken und ſchlafen konnte.

Doſe hatte ſchon mehrmals einen Schritt an den Schalter gethan, um dem Freunde mitzutheilen, was ihm auf dem Herzen liege. Doch hatte ihn bis jetzt der Reſpekt vor dem Vorgeſetzten abgehalten, den ehemaligen Kameraden anzurufen. Glücklicher Weiſe aber für ihn legte der Sekretär in dieſem Augenblicke die Feder nieder, rutſchte äußerſt langſam von ſeinem Stuhle herunter und trat an das Fenſter, welches in die Packkammer führte. Doſe näherte ſich alsbald und bat ihn, einen Augenblick in das Nebengemach zu treten. Tipfel gehorchte, wenn auch langſam, und als er ſich in dem Wachtzimmer auf den großen Lehnſtuhl niedergelaſſen, theilte Doſe dem auf's höchſte überraſchten Poſtſchreiber ſeinen Entſchluß mit, den Civilſtand zu verlaſſen und zur Batterie zurück zu kehren. Dieſer, der ſo etwas gar nicht begreifen konnte, ſah ihm beſorgt in die Augen, ob ſich nicht dort eine Spur aufkeimenden Wahnſinns entdecken ließe. Aber der Blick des ehemaligen Unteroffiziers war ruhig, groß, edel. „Das Vaterland ruft“, ſagte er, „und ſeinem Dienſte auf dem blutigen Feld der Ehre werde ich mich treu und gewiſſenhaft widmen.“

Dagegen ließ ſich nun nichts einwenden; Tipfel war überhaupt viel zu faul, um ſich die Mühe zu geben, Jemanden von einem einmal gefaßten Entſchluſſe abzubringen; ja, nicht einmal ſich ſelbſt mochte er bei ähnlichen Veranlaſſungen Vorſtellungen machen, und ſo kam es denn oft, daß man bei ihm für Charakterſtärke anſah, was eigentlich nur übermäßige Faulheit war.

„Noch im Laufe des heutigen Morgens,“ fuhr der Packmeiſter fort, „werde ich mich zum Herrn Poſtmeiſter begeben, um demſelben meinen Entſchluß kund zu thun. Ich bin überzeugt, es wird ihm ſchmeicheln, daß einer ſeiner Beamten ſich zum bevorſtehenden Kriege bei der Armee meldet. Und wenn er auch hieran keine große Freude hätte, ſo läßt er mich dennoch gern ziehen. Ich war ihm beſtändig ein großer Dorn im Auge, und es machte ihm einen großen Strich durch eine gewiſſe Rechnung, als ich hieher verſetzt wurde; denn meinen Poſten hatte er einem ſeiner Schützlinge verſprochen.“

Tipſel, der den Entſchluß des Packmeiſters, ſeinen ſo behaglichen und angenehmen Poſtdienſt zu verlaſſen, für das größte Unglück anſah, das den ehemaligen Kameraden nur treffen könnte, hielt es für ſeine Pflicht, ihn wo möglich von dem Abgrunde zurückzuziehen, in welchen er mit gleichen Füßen ſpringen wollte, und hätte ihm zu dem Zwecke gern kräftige Gegenvorſtellungen gemacht. Doch lag er zu behaglich in dem alten Lederſtuhle, und es wäre in dieſem Augenblicke wahrhaftig zu parteilich gegen ſeinen Geiſt geweſen, ihn ſo ſehr anzuſtrengen, während der Körper behaglich ausruhte. Deßhalb begnügte er ſich mit der einfachen Frage: „Aber, Doſe, haben Sie das auch reiflich überlegt?“

„Das werden Sie ſogleich ſehen,“ erwiederte ſehr ernſthaft der Packmeiſter. „Es iſt die Stunde, wo man den Poſtmeiſter ſprechen kann, und ich werde die Sache noch heute am Morgen in's Reine bringen, damit meiner Abreiſe — noch heute Abend — nichts entgegen ſteht.“

Der Poſtſekretär hatte ſchon die Augen zu einem kleinen Schlafe geſchloſſen, ſonſt würde er ſich doch wohl laut verwundert haben. So aber begnügte er ſich mit einem gelinden Grunzen, welches vielleicht auch etwas heißen ſollte, was aber kein Menſch im Stande war, zu verſtehen.

Doſe ließ ſich unterdeſſen bei dem Poſtmeiſter anmelden und wurde auch ſogleich vorgelaſſen.

Dieſer war ein kleiner dicker Mann mit gewaltigem Bauch, den er des Morgens in einen rothſeidenen Schlafrock gehüllt hatte. Er war vordem Hauptmann bei der Infanterie geweſen, und da er dieſe Waffenart für die erſte unter allen anderen hielt, ſo wählte er auch ſeine Beamten möglicher Weiſe darunter aus und war durchaus nicht zufrieden damit, daß man ihm zu Conducteuren, Wagenmeiſtern und dergleichen ſo viele Unteroffiziere von der Artillerie einſchob. Der Poſtmeiſter hieß Dachſinger, eigentlich Freiherr von Dachſinger, obgleich weder auf der genaueſten Poſt- noch Flurkarte die Güter verzeichnet waren, welche das Glück hatten, ihre Namen dem Namen des Poſtmeiſters abgeben zu dürfen. Deſſen ungeachtet hieß die Poſtmeiſterin gnädige Frau und der ſechsjährige Sprößling der kleine Herr Baron. Wir müſſen aber dabei geſtehen, daß letztere Benennung nicht vor den Augen des Vaters gebraucht werden durfte; überhaupt war der Poſtmeiſter ein aufgeklärter Mann, ſehr bekannt mit ſeinem Dienſt und deßhalb außerordentlich geſchätzt von ſeinen Vorgeſetzten. Da aber kein Menſch auf dieſer Welt vollkommen iſt, ſo hatte auch der Herr v. Dachſinger zwei Paſſionen, zwei ſchwache Seiten, zwei Stellen, wo er ſterblich war. Das war erſtens eine Leidenſchaft für Singvögel aller Art, und zweitens eine ihm von der Infanteriezeit nachgebliebene Liebhaberei für das Bayonnetfechten. Letztere Kunſt hielt er für die größte und wichtigſte auf Erden. Sein Bedienter, ein ehemaliger Infanteriſt, mußte des Poſtmeiſters Sohn darin unterrichten, und nebenbei gehörte es zu des Vaters liebſten Studien, wenn er ſich ebenfalls dieſem angenehmen Zeitvertreib widmen konnte.

Herr v. Dachſinger hielt das Bayonnetfechten für die beſte aller Vertheidigungsarten, und er war faſt daran, zu glauben, dieſelbe könne, wie einen Säbelhieb oder Lanzenſtich, beinahe eine feindliche Kugel abwehren. Er hatte ſchon einmal daran gedacht, bei der Generalpoſtdirektion darauf anzutragen, ſämmtliche Conducteurſtellen mit des Bayonnetfechtens kundigen Leuten zu beſetzen, um etwaigen Raubanfällen kräftig begegnen zu können; nebenbei aber auch, um es einem Artilleriſten oder Cavalleriſten unmöglich zu machen, eine Conducteurſtelle zu erhalten.

Der Poſtmeiſter war, als Doſe ſich anmelden ließ, gerade im Begriff, ſeinen Singvögeln ein Frühſtück zu reichen, und er ließ den Packmeiſter augenblicklich eintreten. Dabei rauchte der Herr v. Dachſinger aus einer langen Pfeife, wie er beſtändig zu thun pflegte, und dieſe ſehr lange Pfeife hatte einen doppelten Zweck: denn wenn er auf und ab ging oder mit Jemand ſprach, ſo gebrauchte er ſie nebenbei um die Griffe des Bayonnetfechtens mit derſelben durchzumachen.

Sobald Doſe eintrat, nahm der Poſtmeiſter eine Stellung zur Abwehr ein, indem er die Pfeife vor die Bruſt hielt, das Mundſtück nach oben. Doſe trat militäriſch grüßend näher, worauf der Poſtmeiſter dieſen günſtigen Moment nicht vorbeigehen laſſen konnte, ohne gegen die Bruſt des Untergebenen einen Ausfall zu machen. Aus der erſten Stellung ging er in einen Quartſtoß über, ſprang darauf in eine kunſtgerechte Abwehr, nahm alsdann die zweite Stellung an und ſchulterte hierauf ruhig ſeine Pfeife.

Dieſe Manöver, die Doſe längſt kannte, waren nicht im Stande, ihn einzuſchüchtern, ja, ſie ermuthigten ihn; denn er wußte, daß der Poſtmeiſter ſich bei ſolchem Benehmen in recht guter Laune befand.

„Der Herr Poſtmeiſter werden verzeihen,“ ſagte der Untergebene, „ich bin gekommen, um eine große Bitte vorzutragen.“

Herr v. Dachſinger that ein paar mächtige Züge aus der Pfeife und nahm dieſelbe alsdann leicht zur Abwehr vor ſich hin.

„Der Herr Poſtmeiſter werden wiſſen,“ fuhr der ehemalige Unteroffizier fort, „daß da unten im Lande, wenn ich mir erlauben darf, mich ſo auszudrücken, der Teufel los iſt.“

„Ja, allerdings!“ rief der alſo Angeredete, und machte dabei einen wüthenden Ausfall mit Terzſtoß nach links.

„Die Armee wird auf den Kriegsfuß geſetzt, die Artilleriebrigaden mobil gemacht, und man verlangt nach tüchtigen und langgedienten Unteroffizieren.“

„Ja, es wird was geben,“ verſetzte eifrig der Herr v. Dachſinger, „und dann paſſen Sie auf, mein lieber Doſe, welchen unſäglichen Nutzen es haben wird, daß unſere Infanterie ſo vertraut mit dem Bayonnetfechten iſt. Die feindliche Cavallerie wird hiedurch ganz unſchädlich. Haben Sie mich ſchon geſehen mit zwei Reitern fechten? Ich glaube, ich habe das einmal ausgeführt, ſo lange Sie da ſind; ſich zwei Huſaren vom Leib zu halten, iſt keine Kleinigkeit. Ohne Schuß — wohl verſtanden! Denn mit Schuß nehme ich es mit dreien auf. — Haben Sie mich damals fechten ſehen?“

„Zu Befehlen, Herr Poſtmeiſter,“ antwortete Doſe. „Ich erinnere mich dieſes Ereigniſſes.“

„War freilich nur kleine Arbeit,“ fuhr der Chef fort. „Keine gewandten Leute, keine flüchtigen Pferde; aber doch ſah man deutlich den Segen dieſer Fechtart.“

Doſe pflichtete den Worten des Vorgeſetzten eifrigſt bei, obgleich der Vorfall, den derſelbe erwähnte, ihm damals keinen überaus günſtigen Begriff von dem Bayonnetfechten beigebracht hatte. Zwei Poſtillone, ehemalige Trainſoldaten, auf halb lahmen und ganz blinden Pferden hatten natürlicher Weiſe mit der größten Schonung und Vorſicht gegen ihren Vorgeſetzten manövrirend mit dieſem gefochten.

„Man wird das erleben,“ ſagte ernſt der Poſtmeiſter, nachdem er ſeine Pfeife geſchultert, „man wird noch ſo weit kommen, der Artillerie ebenfalls die Gewehre wieder zu geben und ſie ebenſo genau in dieſer Fechtart zu unterrichten, wie in dem Bedienen ihrer Geſchütze. — — — Aber was haben Sie von mir gewollt? — Laſſen Sie hören!“

„Ich erlaube mir, dem Herrn Poſtmeiſter zu ſagen, daß ich gehört, man ſuche, namentlich bei der Artillerie, alte, gediente Unteroffiziere für den Dienſt wieder zu gewinnen; deßhalb geht meine unterthänige Bitte an den Herrn Poſtmeiſter, mir einen vierzehntägigen Urlaub nicht verweigern zu wollen, damit ich nach C. reiſen kann zu meiner Brigade und dort den Verſuch machen, ob man mich wieder aufnimmt und einſtellt."

„Aha!" erwiederte ihm raſch der Poſtmeiſter und berührte mit einem Quartſtoß ſanft die Bruſt ſeines Untergebenen; „das nenne ich mir einen löblichen Vorſatz!"

„Und werden mir der Herr Poſtmeiſter dieſen Urlaub nicht verweigern?"

„Wo denken Sie hin! das hieße ja gefrevelt gegen den Wunſch Sr. Majeſtät unſeres allergnädigſten Königs; ſolche wackere Männer zurückzuhalten, wäre ja eine Sünde!"

Herr v. Dachſinger dachte neben dieſen Worten, die ihm wirklich von Herzen kamen, auch daran, wie angenehm es ſein würde, alsdann die Packmeiſtersſtelle mit einem des Bayonnetfechtens kundigen Infanterie-Unteroffiziere beſetzen zu können.

Er ſchulterte ſeine Pfeife und ging einige Mal im Zimmer auf und ab, immer dicht an den Wänden und tief in Gedanken. Plötzlich aber traverſirte er das Zimmer und trat vor den Packmeiſter hin, die Pfeife hoch gehalten, zum Anſchlag bereit, wie es ein vorſichtiger Tirailleur zu machen pflegt, der ſich einem verdächtigen Gebüſche naht. „Teufel, Teufel!" ſprach er nach einer Pauſe, „da fällt mir eben ein, daß es mir unerklärlich iſt, woher Sie ſo genau wiſſen können, daß es drunten im Lande einigermaßen Spektakel gibt. Wir halten doch hier ſo gut wie gar keine Zeitungen, und außerdem war ich bemüht, keine Nummer auszugeben, worin ſich etwas befindet, das den Leuten ihre Köpfe aufregen könnte. — Haben Sie Briefe?"

„Das nicht," entgegnete Doſe etwas beunruhigt. „Doch traf geſtern einer meiner Bekannten hier ein, der neuernannte Poſtſekretär."

„Und der hat Ihnen dieſe Neuigkeit mitgebracht?“ erwiederte eifrig der Vorgeſetzte, wobei er ſeine Pfeife mit beiden Händen raſch und ſo eilfertig und heftig erhob, als parire er einen kräftigen Säbelhieb. „Ich muß mich da vorſehen!“ ſagte er. „Zum Teufel auch! das könnten wir hier brauchen, wenn die Poſtſekretäre ſelbſt ſich unterfingen, dergleichen Nachrichten zu verbreiten! Tipſel iſt von der Artillerie; ich möchte ſagen, leider, und läßt ſich deßhalb leicht zu raſchen Handlungen hinreißen. Wäre er Infanteriſt, ſo würde er das Bayonnetfechten ſtudirt haben, und dieſe Kunſt, mein lieber Doſe, gibt dem Mann etwas Verſchloſſenes, etwas Umſichtiges; ſie wird bei einem braven Soldaten zur Leidenſchaft und geht ſo zu ſagen in Fleiſch und Blut über. Ein echter Bayonnetfechter iſt immer gerüſtet, er ſchaut beſtändig rechts und links.“ — Der Poſtmeiſter that alſo. — „Ja, zuweilen hinter ſich!“ — Er wandte ſeinen Kopf mit einer erſchrecklichen Geſchwindigkeit um. — „Er iſt immer auf ſeiner Hut, ſtets fertig zum Ausfall nach rechts, nach links, nach vorwärts, nach rückwärts. — So!“ — Und während Herr v. Dachſinger das ſprach, ſprang er mit einer merkwürdigen Behendigkeit in die Höhe, ſtieß mit der Pfeife nach allen Seiten, ſo daß Doſe einen Schritt zurücktrat, wandte ſich dann plötzlich um, um einen Feind hinter ſich niederzuſtechen, wobei aber die Tabaksaſche umherflog und der rothſeidene Schlafrock maleriſch umherwallte.

Doſe kannte dieſe Ausbrüche ſeines Chefs und blieb vor ihm ſtehen mit einer unerſchütterlichen Ruhe.

„Ich werde,“ fuhr Herr v. Dachſinger nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, in welchem er Athem ſchöpfte, fort, „dem Herrn Tipſel den Rath geben, einigen Unterricht bei mir zu nehmen. Sie lieber Doſe, haben das leider verſäumt. Nun, Sie müſſen ſehen, wie Sie ſich ohne Bayonnetfechten durch dieſes Leben zu ſchlagen im Stande ſind. Ihren Urlaub ſollen Sie haben, dazu ein Empfehlungsſchreiben an den mir unbekannten Chef Ihrer Brigade, ſowie die Erlaubniß, bei Ihrer Reiſe den Packwagen zu bewachen. — Gehen Sie mit Gott, und ſollten Sie je in den Fall kommen, irgend einem jungen Manne, der zum Militär eintreten will, einen heilſamen Rath geben zu müſſen, ſo denken Sie an mich, und haben Sie Selbſtüberwindung genug, dieſem jungen Manne zu verſichern, daß das Bayonnet die erſte aller Waffen iſt. — Leben Sie wohl!“

Doſe ergriff gerührt die dargebotene Hand ſeines Chefs, hatte Takt genug, den Singvögeln rings umher zum Abſchied einen wehmüthigen Blick zu ſchenken, dann wandte er ſich echt militäriſch um und ſah, während er abging, wie Herr v. Dachſinger es nicht unterlaſſen konnte, mit der Pfeife einen ſo wüthenden Stoß nach ſeinem Rücken zu führen, daß ihm im Falle des Ernſtes das Bayonnet mindeſtens drei Zoll vorn zur Bruſt heraus gedrungen wäre.

Der Packmeiſter traf nun ſeine Anſtalten zur Abreiſe; er ließ unter der Obhut Tipfels die Reichthümer, ſo er ſich im Poſtdienſt erworben, als ein paar lange Pfeifen, Filzſchuhe, wenige Civilkleider und Poſtuniformen, Schillers Gedichte und den hölliſchen Proteus. Seine Leibwäſche packte er in einen kleinen Mantelſack, das Manuſcript ſeiner eigenen Gedichte in eine Putztaſche, und Abends um acht Uhr — der Packwagen ging erſt um Neun — zog Doſe mit einem gewiſſen behaglichen Schauer ſeine Unteroffiziers-Uniform der ſiebenten Artilleriebrigade, die er wie eine Reliquie aufbewahrt hatte, an. Dann umarmte er den Bombardier Tipfel, welcher den Verſuch machte, ſehr betrübt auszuſehen, ſtieg zu dem Conducteur in das Cabriolet des Gepäckwagens und raſſelte mit demſelben zum Thore hinaus.

Sechſtes Kapitel.

Ein kurzes, aber doch wichtiges Kapitel — handelt von einer Bürgerwehr-Wachtſtube.

Der April hat ſeine Launen — ein wahrer Spruch, den keiner der geneigten Leſer bezweifeln wird. Es gibt Monate dieſes Namens voll Aprilwetter, die ſich in der angenehmen Abwechſelung zwiſchen Regen und Schnee, Hagel und Froſt gefallen. Es gibt aber auch wieder andere, welche als Vorboten des Frühlings ein ſüßes Geſicht machen, welche Blumen und Gräſer verführen, ihre Köpfe neugierig emporzuſtrecken, und welche die Lerchen veranlaſſen, jubilirend in die Höhe zu ſteigen, als ſei es Mai und Juni und niemals Winter geweſen.

So gelaunt war der April, in welchem wir uns erlauben, im Verlauf unſerer Abenteuer den Leſer in eine herrliche Gegend zu führen, wo an den grünen Ufern des Rheines ſich am Fuß dunkler, ſteiler Felſen ein Städtchen hinſchmiegt, ein Städtchen von wenig neuen Häuſern und vielen alten, mit ſpitzen Giebeldächern, ſeltſam geformten Schornſteinen und weiten Einfahrten, die für das jetzige Leben nicht recht mehr zu paſſen ſcheinen. Rings herum laufen Mauern, theils gut erhalten, mit Zinnen verſehen, theils eingeſtürzt und ſich alsdann nur wenige Fuß über den Boden erhebend. Dieſe Mauern umfangen das Städtchen wie mit einem ſteinernen Gürtel, und da ſie hinter den Häuſern zuſammen laufen und ſich zu einem alten Schloſſe, das droben auf der Bergwand liegt, hinaufziehen, ſo ſieht es gerade aus, als ſei es eine Zierde, welche die alte Ruine droben an zwei gewaltigen ſteinernen Ketten recht kokett in das Thal herabhangen laſſe.

Die Schloßruine iſt von ziemlichem Umfange, aber Alles an derſelben bunt und maleriſch über einander geſtürzt. Thürme von der Gewalt des Pulvers geſprengt und von Alter geſchwärzt, beſtehen nur noch aus großen Steinbrocken, durch uralten Mörtel und Kalk verbunden. Die Gräben ſind ausgefüllt mit dem Schutt der Mauern, und von den Schloßgebäuden, die hier exiſtirt haben, ſteht nur noch ein einziger hoher Giebel, der vor dem Falle durch eine rieſenhafte Eiche geſchützt iſt, die, unter ſeinem Schutze emporgewachſen, nun ihm wieder als Schutz und Stütze dient. Dazwiſchen wuchert überall Strauchwerk, Unkraut und Epheu, welch' letzteres in langen Linien über die Steinhaufen zieht und ſich hier und da an einem noch ſtehen gebliebenen Mauerwerk emporrankt.

Nach dem Städtchen, dem Rheine zu, fällt die Bergwand ziemlich ſteil ab, und hier iſt wenig von ehemaliger Fortifikation zu ſehen; nach dem Lande zu aber, das faſt eben bis zu den Thoren des Schloſſes liegt, ſind die oben erwähnten früher tiefen Gräben, ſowie Ueberreſte von Brückenpfeilern, ein Stück Thorbogen und neben demſelben ein ziemlich erhaltenes Gewölbe, das man reſtaurirt hatte, indem man es mit einem einzigen kleinen Fenſter verſehen, ſowie mit einer Thür, die man ſogar verriegeln konnte. Wegen des ſchönen Wetters aber, von dem wir vorhin ſprachen, ſteht dieſe Thür weit offen und zeigt ein ziemlich kahles Gemach, dunkle Steinwände, an denen als einzige Verzierung eine ſchlechte Lithographie prangt, die einen Mann vorſtellt, auf dem Kopfe einen Schlapphut mit großer Feder, angethan mit einer Blouſe, an den Füßen Waſſerſtiefel mit dicken Sohlen, einen Säbel an der Seite, Piſtolen und Dolch im Gürtel. An Möbeln ſind hier ein Tiſch und einige Stühle vorhanden.

Obgleich glänzender Sonnenſchein auf Berg und Thal lag und die erwachte Natur tief im Frieden athmete, ſah man doch auf dem freien Platze vor der Ruine und jenem alten Gewölbe ſeltſame kriegeriſche Vorkehrungen. Da befanden ſich Leute in Gruppen von acht bis zehn Mann, die von anderen Leuten geplagt wurden, jene zierlichen Wendungen zu machen, welche man Links- und Rechtsum nennt. Da waren Andere, die ſich verzweifelte Mühe gaben, ſich gerade zu ſtrecken, die Bruſt heraus und den Bauch hinein zu drücken, die Naſe ſehr hoch zu halten und krampfhaft ein Gewehr zu faſſen, das ihren Bewegungen ſo gar nicht gehorchen zu wollen ſchien. Es war dieß eine eigenthümliche Spielerei, die aber mit großem Ernſt und mit ſeltener Gutmüthigkeit betrieben wurde, mit einer Gutmüthigkeit, welche das vortreffliche Zeugniß ablegte von dem guten kameradſchaftlichen Verhältniß, in dem Kommandirende und Kommandirte zu einander ſtanden. Man ſah den guten Willen an den entſetzlich geſtreckten Beinen, an der furchtbar herausgedrückten Bruſt, an der Höhlung, die hiedurch hinten auf dem Rücken entſtand, ſowie namentlich an den Schweißtropfen, die zahlreich von den Geſichtern der Betheiligten herab floſſen. Aber trotz allen dieſen Leiden bemerkte man auch deutlich eine ungeheure Genugthuung in den Mienen dieſer alten Rekruten, das Bewußtſein, für eine wichtige Sache zu exerciren, und dazu die freudige Hoffnung, morgen vielleicht ſelbſt nach freier Wahl als Kommandirender dort zu ſtehen. Dieſe Ausſicht ließ auch eine ſtrenge Disciplin nicht zur gehörigen Reife gedeihen. Wohl fuhr hier und da einer der Exercirmeiſter mit einem gutgemeinten „Kreuzdonnerwetter" dazwiſchen, doch hatte dieſer Ausdruck oftmals nur den einzigen Erfolg, daß der alſo Angeredete im Gliede den Kopf herumdrehte und leicht erwiederte: „Dös Schimpfen könne Se ſich verſpare, Herr Rottemöſter!"

Das ging denn ſo eine Zeit lang fort, dann aber nahm das Exerciren für heute, wie Alles auf dieſer Welt, ein Ende, worauf die vierzig Mann, die dieſes Geſchäft betrieben hatten, eine impoſante Macht bildend, als Bataillon in einer Linie mit zwei Gliedern aufmarſchirten. Ungefähr zwölf Offiziere und Unteroffiziere vertheilten ſich zwiſchen und hinter der Front, und ein junger Mann von etwa ſechsunddreißig Jahren mit großem, blondem Bart, Schlapphut und

Hahnenfeder, ſtellte ſich als Major vor der Front auf, zu ſeinen beiden Seiten zwei Hauptleute ohne Compagnieen und hinter dieſen zwei Adjutanten, natürlicher Weiſe unberitten, aber mit vielverſprechenden Sporen an den Abſätzen.

„Bataillon — ſtillgeſtanden!“

Das Bataillon rührte ſich nicht, d. h. es ließ trotz dieſes Kommandowortes keine Aenderung in dem harmloſen Naturzuſtande eintreten, in welchem es ſich vorher ſchon befunden. Dort kratzte ſich Einer am Kopfe, hier Einer anderswo; der nahm das Gewehr auf die rechte Schulter, weil ihn die linke ſchmerzte, Jener hatte es ſogar bei Fuß geſtellt, da er im Augenblicke beſchäftigt war, ſeine Naſe zu putzen.

Der Major vor der Front überſchaute das Bataillon mit Wohlgefallen; er blickte die beiden Hauptleute an, als wollte er ſagen: Seht hin und erſtaunt. Er rückte den Hut noch etwas weiter auf das rechte Ohr, legte die Hände auf dem Rücken zuſammen und ſprach: „Bürger und Wehrmänner! Der lobenswerthe Eifer, mit welchem ihr die Muskete in die Hand nahmet und euch in Reih' und Glied ſtelltet, um einer verwilderten Soldateska zu zeigen, daß der freie Mann in wenig Tagen das erlernt, wozu der Geknechtete Jahre braucht, iſt, wie wir alle ſehen, von beſtem Erfolge gekrönt worden. Ihr ſteht da, obgleich an Zahl gering, doch eine Achtung gebietende Macht, eine Hand voll Krieger, mit der ich, euer Major, unter dem Bewußtſein der gerechten Sache, gegen ein ganzes Regiment Söldner mich aufzuſtellen anheiſchig machen würde. Es lebe das Bataillon!“

„Hoch!“ ſchrieen die vierzig Mann.

„Es lebe der Herr Major!“ ſchrieen die beiden Hauptleute.

„Hoch!“ antwortete das Bataillon.

„Es leben die Hauptleute!“ ſchrie der Major.

„Hoch!“

„Es leben die Lieutenants und Unteroffiziere!“ rief nun der Flügelmann.

„Hoch!“ ſchrieen der Major, die Hauptleute und die übrige Mannſchaft, wobei der kleine Tambour auf ſeiner

Trommel wirbelte und lauter als alle Uebrigen ſchrie, bis er braun und blau im Geſicht wurde.

„Bürger und Wehrmänner!“ fuhr hierauf der Major fort, „es liegt uns heute noch die Pflicht ob, ſtellvertretende dritte und vierte Hauptleute, einen Bataillonsſchreiber und zwei Feldwebel zu erwählen. Hierzu iſt heute Abend Verſammlung im grünen Baum.“

„Sehr gute und billige Weine,“ ſchallte eine tiefe Stimme, die dem Wirthe zum grünen Baum anzugehören ſchien, aus dem Bataillon.

„Wir ſind jetzt fertig,“ nahm wieder der Major das Wort, „das Bataillon kann in die Quartiere zurücktreten; nur wünſchte ich, daß die zweite Compagnie noch ein wenig Wachtdienſt übte, und einen Unteroffizier und drei Mann hergäbe zu der ſo nothwendig befundenen Beſetzung des alten Schloſſes.“

„Aber, Herr Major,“ ließ ſich eine Stimme aus dem Bataillon vernehmen, „ich glaube, wir könnten das alte Schloß ohne Wache laſſen. Da trägt uns Niemand einen Stein weg.“

„Die Landes-Vertheidigungscommiſſion,“ verſetzte würdevoll der Kommandant, „hat den Befehl dazu gegeben, und dieſer Befehl iſt nicht ohne Grund. Irgend ein Feind könnte ſich des alten Schloſſes bemächtigen, ſich da feſtſetzen und ſo unſere freie und getreue Stadt dominiren.“

„Ach, gehen Sie doch, Herr Major!“ ließ ſich eine andere Stimme vernehmen: „das glauben Sie ja ſelbſt nicht. Ich für meine Perſon habe auch keine Zeit, heute Wache zu ſtehen.“

„Ich auch nicht! — Ich auch nicht!“ ſchrie ein Dutzend anderer Stimmen.

Und die Hauptleute und Lieutenants zuckten die Achſeln.

„Es wäre am beſten,“ flüſterte einer der Adjutanten ſeinem Chef zu, „daß man, wie auch geſtern, Freiwillige zur Wache aufriefe. Es iſt viel im Felde und in den Weinbergen zu thun; wenn wir ſtreng ſind, ſo ſpielen die Leute morgen nicht mehr mit.“

„Meinetwegen!" entgegnete der Major. „Alſo Freiwillige zur Wache vor! Ein Unteroffizier oder Gefreiter mit drei Mann!"

„Meiſter Kaſpar! Meiſter Kaſpar!" ſchrie es durch die Reihen des Bataillons.

„Wird man von der Bataillonskaſſe verköſtigt?" fragte eine feine Stimme aus der hinterſten Reihe des linken Flügels.

„Das verſteht ſich von ſelbſt," antwortete der Major. „Es wird das gehalten wie immer — aus der Kriegskaſſe."

„Dann laſſe ich mir's gefallen!" erwiederte die feine Stimme. Und der Träger derſelben, ein kleiner, etwas gebrechlicher Mann, wand ſich durch die Reihen des Bataillons und trat vor die Front.

Dies war Meiſter Kaſpar, ſeines Zeichens ein Schneider. Doch war ihm der Patriotismus in das Geſchäft geſchlagen, und ſeine Kunden, obgleich ſehr zufrieden mit ſeinen hochherzigen und edlen Geſinnungen, waren es nicht mit den langen Stichen ſeiner Nähte, und wandten in ihrer Engherzigkeit ihre Kundſchaft einem reactionären Collegen zu, während aber ihr Herz warm und brüderlich für Meiſter Kaſpar zu ſchlagen fortfuhr.

Die Folge hievon war, daß Meiſter Kaſpar nach und nach verlumpte, und dadurch entwickelte ſich bei ihm ein immer größerer Patriotismus, ja, eine wahre Blutgier, weßhalb er denn auch gern die Wache im alten Schloſſe bezog, auf einen Feind hoffend, der ſich ihm zur Vernichtung entgegen ſtellen werde.

Die noch fehlenden drei Mann zur Wache wurden aus dem kleinen Tambour recrutirt, aus dem Kuhhirtenſubſtituten, der zu gleicher Zeit ſein Vieh und einen zu erwartenden Feind beaufſichtigen konnte, und endlich aus einem Schreibergehülfen des Notars, der augenblicklich nichts zu thun hatte und das Wachtbuch beſorgen ſollte, wofür er nicht auf Poſten zu ziehen brauchte.

So war dieſer Landestheil vor Ueberfall vollkommen geſchützt, und der Major ſchickte ſein Bataillon beruhigt nach dem Städtchen zurück. Das Gewehr wurde geſchultert, die Arme brüderlich verſchränkt, und ſo zogen ſie hinab in langer Linie, eine Fahne voran, und ſangen:

Gebt nur eure rothen Räubermäntel her!
Das gibt rothe Hoſen für ein freies Heer.
Wir brauchen keine Fürſten und keinen Adel mehr:
Alles ſei verſchmolzen zu einem freien Heer.

Je mehr ſich der Lärm in's Thal hinab zog, deſto ruhiger wurde es droben auf der Schloßruine. Meiſter Kaſpar zog ſich mit dem jungen Schreiber in das Gewölbe zurück, der Tambour tremulirte melancholiſch auf ſeiner Trommel, und der junge Kuhhirt hatte auf einem kleinen Vorſprunge, wo er weit in das Land hineinſehen konnte, den Poſten bezogen. In der Hand hatte er die Muskete, und er unterſuchte ſorgfältig die Schärfe des Bayonnets.

Parole war: Frankfurt am Mein! das Feldgeſchrei: Halt oder ſtirb!

Siebentes Kapitel.

Der Packmeiſter Doſe zieht ruhig ſeines Weges, wird aber für ein ganzes Armeecorps gehalten und veranlaßt einen fürchterlichen Allarm.

Mittlerweile hatte es ſich gefügt, daß der Unteroffizier Doſe den Packwagen, in dem er zwei Nächte und einen Tag gefahren war, verließ und des ſchönen Wetters halber, auch weil die Fahrſtraße beſtändig im Zickzack bergauf und bergab lief, zu Fuß ſeinen Weg fortſetzte, um, das Land ſo gerade wie möglich durchſchneidend, deſto eher die Ufer des Rheines zu erreichen. Er wandelte ſo im Sonnenglanze dahin, voll ſchöner Hoffnungen, voll kühner Plane für die Zukunft. Seit er unterwegs war, hatte er es für nothwendig gefunden, ſich ernſtlich mit politiſcher Literatur zu beſchäftigen, und ſah nun, daß im Vaterlande, noch mehr aber in den Nachbarſtaaten desſelben ſich Manches veränderte.

Nicht ein einziges Mal beſchlich ihn der Gedanke, es ſei doch vielleicht von einem ſo alten Menſchen leichtſinnig, eine geſicherte Exiſtenz verlaſſen zu haben, um auf's Gerathewohl zu ſeiner Batterie zurück zu kehren, ungewiß, ob dort ein Platz für ihn offen ſei oder nicht. — Aber zurückgewieſen konnte Feodor Doſe nicht werden, deſſen war er feſt überzeugt! Ihm graute nun vor dem Gedanken, daß man ihn vielleicht einer Munitionscolonne oder einer Fußbatterie zutheilen könnte. — Einer Fußbatterie! Der Gedanke allein machte ihn nachſinnend und verdüſterte auf einen Augenblick ſein Gemüth. Er ſollte den Schleppſäbel ablegen und die Cartouche, er ſollte Leute kommandiren mit weißleinenen Hoſen ſtatt dem glänzenden Lederbeſatz, Fuhrleute mit Käſemeſſern an der Seite?! — O nein! So hart würde ihn das Schickſal nicht beſtrafen. Er hatte von jeher gegen das Marſchiren eine Antipathie gefühlt, und ſein heutiger ziemlich langer Spaziergang über endloſe Haiden und Felder war nicht im Stande, dieſelbe zu vermindern.

Man hatte ihm am Morgen geſagt, bei rüſtigem Ausſchreiten werde er zu guter Zeit Nachmittags den Rhein erreichen, um alsdann auf einem Dampfboote bequem weiter hinab fahren zu können, und obgleich er ſehr große Schritte gemacht, auch zur Mittagsſtunde nur ein wenig geraſtet, ſo begann ſich doch ſchon die Sonne zu ſenken, und er ſah noch immer nichts vor ſich als eine weite, wellenförmige Ebene. Wenn es möglich geweſen wäre, daß Doſe's Muth ſich hätte vermindern können, ſo wäre das vielleicht geſchehen. Aber unverdroſſen ſchritt er darauf los — und ſo mochte es drei Uhr Nachmittags geworden ſein, als er einem Bauer begegnete, der ihm auf ſein Befragen einen dunklen Streifen am Horizont zeigte, das Ziel ſeiner Wünſche — das erſehnte Rheinthal.

Nachdem Doſe noch eine halbe Stunde weiter gewandert war, ſo daß er in der That erkennen konnte, vor ihm erleide das bisher einförmige Terrain eine Unterbrechung durch Felſen, Wald und Schluchten, als er ferner zu ſeiner unausſprechlichen Freude gerade vor ſich die Ruine eines alten Schloſſes entdeckte, das Wahrzeichen des romantiſchen Rheinſtromes, da ſchwoll ſein Herz an, von einer unausſprechlichen Freude erfüllt. Vergeſſen war der langweilige Poſtdienſt mit Paketen, Adreſſen und Deklarationen, vergeſſen jenes einſame Gränzſtädtchen, verblichen die Bilder all der Pack- und Poſtwagen, und alte, ſüße Erinnerungen ſtiegen in ſeiner Bruſt empor; er ſah in ſeinem Geiſte die Rheinſtädte, die er luſtig und wohlgemuth durchzogen, er ſah den Wein im grünen Römer blinken, vor ſeinem Ohre vorbei klirrte und raſſelte die alte Batterie, die Pferde ſchnaubten und ſchüttelten ſich, in den engen Gaſſen dröhnten die ſchweren Stücke auf dem Pflaſter, neugierige Mädchengeſichter blickten aus alten, grauen Häuſern vor, er ſelbſt — Doſe, der Geſchützführer, hatte ſtolz die rechte Hand auf die Hüfte geſtemmt, und zog ein wie ein römiſcher Triumphator, während die Kanoniere ſangen:

Friedrich Wilhelm ſaß im Wagen,
Zog mit uns in's Feld.
Ueber ſieben Jahr wollen wir Frankreich ſchlagen,
Luſtig und fröhlich ſein, Juchhe!
Luſtig und fröhlich ſein.

Dieſe Erinnerungen überwältigten den langen Feodor; er ließ ſich am Rande eines kleinen Grabens nieder, und da er ſich dabei zufällig auf etwas Hartes ſetzte, ſo erinnerte er ſich ſeiner Gedichte, die er in die Taſche geſteckt hatte, zog ſie hervor und las mit Begierde, zum Gott weiß wie vielten

Male, ſein vortreffliches, nie genug gewürdigtes Gedicht: Auf der Wacht.

Während Doſe ſo, halb liegend halb ſitzend, in ſeiner Vergangenheit wühlte, ſaß ihm auf einer Entfernung von einer halben Stunde der Poſten der alten Schloßruine gegenüber und beſchäftigte ſich ſehr mit der Gegenwart. Dießmal war der kleine Tambour aufgezogen und verzehrte, die Trommel neben ſich, ein großes Stück Brod mit Käſe. Dabei hielt er ſcharfen Lugaus, und ſo kam es denn, daß er, von der Sonne begünſtigt, endlich die glänzenden Knöpfe von Doſe's Uniform entdeckte. Der Tambour ſchrak ordentlich zuſammen, dann nahm er ſeine Trommel auf, ſchlug einen kleinen Wirbel, worauf augenblicklich der Wachkommandant erſchien mit dem Schreiber und dem Kuhhirten.

Richtig, es ließ ſich nicht läugnen, daß ſich dort über die Ebene heran etwas Verdächtiges bewege. Meiſter Kaſpar, der früher viel in Uniformen gearbeitet, ſtrengte ſeine Augen übermäßig an, dann erbleichte er gelinde, machte mit der Hand ein Zeichen zum Stillſchweigen und ſagte: „Artillerie!“ Doch erholte ſich der Schneider bald wieder von ſeiner erſten Beſtürzung und traf ſeine Anſtalten wie ein kluger Feldherr. Der Lauerpoſten wurde in das Gemäuer zurückgezogen, der Schreiber verfaßte einen Bericht an das Generalkommando drunten im Städtchen, und der Gehülfe des Kuhhirten wurde beauftragt, dieſe Depeſche in der ſchnellſten Gangart dem Kommandirenden zu überbringen.

Der Bericht lautete ungefähr: „Schloß Steineck, am 4. April. Auf Poſten bis vor wenigen Augenblicken nichts Neues, gegenwärtig aber Entdeckung eines verdächtigen Feindes, der gegen uns heranzieht. Zahl und Stärke ſind unmöglich anzugeben, da ſich bis jetzt erſt die Vorpoſten entwickelt haben. Der unterzeichnete Wachtkommandant hat ſich aber durch den Augenſchein überzeugt, daß ſich bei dem heranziehenden Armeecorps auch Artillerie befindet.“

Wir müſſen geſtehen, daß der Kuhhirt dieſe Depeſche zitternd dem Major überbrachte, daß der Major ſie bebend las, daß die Hauptleute ſchauderten, und daß ſämmtliche Lieutenants einen wehmüthigen Blick gegen den blauen Abendhimmel richteten, einen Blick, in dem deutlich zu leſen war: „Herr, dein Wille geſchehe!“

Darauf wirbelte der ältere Tambour dumpf und geheimnißvoll das Zeichen zum Appell durch die Straßen des Städtchens, auf welche ſich ſchon die Abendſchatten niederließen. Das Bataillon trat nicht vollzählig zuſammen; aber durch die Reihen deſſelben ging die Schreckenskunde von dem, was droben geſchehen. Man geſtand ſich achſelzuckend, daß Meiſter Kaſpar jetzt ſchon viele Chancen habe, für das Vaterland gefallen zu ſein. Man ſteckte die Köpfe zuſammen und beſchloß, dem Feinde, der mit ſo großer Uebermacht daher komme, ſpähend entgegen zu gehen, und dieſes Geſchäft ſollte von dem Major und den Hauptleuten in eigener Perſon vollführt werden. Hiermit war die übrige Mannſchaft vollkommen zufrieden, beſchloß aber, auf alle Fälle beiſammen zu bleiben, erwählte den grünen Baum zum Hauptquartier und verſchanzte ſich dort — — hinter Flaſchen und Gläſer.

Der Major und die beiden Hauptleute ſtiegen den Schloßberg hinan, und es war, als ſeien ſie von einem gleichen Gefühle beſeelt, denn ſie nahmen ſtillſchweigend die rothen Federn von ihren Hüten, ſteckten die gleichfarbigen Schärpen ſorgfältig in die Taſche, und nahmen den bis daher ſo martialiſch umgeſchnallten Degen leicht in die Hand, wie eine Sache, deren man ſich bei vorkommender Gelegenheit zu entledigen veranlaßt ſehen könnte.

Der Wachtkommandant droben hatte ſeine beiden Untergebenen zu ſich in die Wachtſtube genommen und ſich darin verſchanzt ſo gut wie möglich, den Tiſch vor die Thüre gerückt, Bänke und Stühle darauf geſtellt, vor allen Dingen aber die Lithographie von der Wand entfernt, welche jenen wildausſehenden Mann mit dem großen Bart und Hut vorſtellte. Es war von Meiſter Kaſpar nicht vorſichtig, ſich ſo der Gefahr bloß zu ſtellen, im eigenen Hauſe gefangen zu werden. Doch war der Moment zu überwältigend für ihn;

er verlor ſeine gewöhnliche Umſicht, er verläugnete in dieſem Augenblicke ganz und gar ſein Feldherrntalent. Der Schreibergehülfe ward in eine ſchießſchartenähnliche Oeffnung geſtellt, die ſich neben dem Eingange befand, der Tambour an das einzige Fenſter des Gewölbes, durch welches man hinab auf den Rhein und das Städtchen ſehen konnte. Der Erſte ſollte den anrückenden Feind beobachten, der Zweite nach der ſehnlichſt erwarteten Hülfe ausſpähen. Beide ſahen aber längere Zeit gar nichts; nur hörte der Tambour mit ſeinem geübten Ohr drunten einen leichten Trommelwirbel, dann aber war und blieb Alles ſtill. Kein Waffengeklirr erfreute das Herz der Belagerten, keine muthigen Stimmen den Berg Heranſteigender, Stimmen ihrer Freunde, ihnen Troſt und Hülfe bringend.

Der Schreiber hatte ſein Auge feſt an die Schießſcharte gelegt und hielt ſeine Hände auf dem Rücken. Auf einmal fing er an, mit den Armen wie ein Telegraph zu arbeiten; auch ſpreizte er die Finger weit von einander und ſchloß ſie krampfhaft wieder zuſammen.

„He!“ ſagte der Wachtkommandant.

„Er kommt,“ flüſterte der Lauerpoſten.

„Und keine Hülfe!“ rief der unglückliche Schneider. — „Was ſehen Sie?“

„Keine hundert Schritte von hier ſind ihre Tirailleurs; gerade vor mir iſt einer, der ohne viel Beſinnens direkt auf uns zuſchreitet; wenn ich nicht irre, trägt er das Gewehr in der Hand, wie einen Spazierſtock.“

„Vielleicht entdeckte er unſern Aufenthaltsort nicht,“ meinte der Wachtkommandant. „Und gewiß, ſo wird es ſein. Der Feind wird keine Beſatzung in dem alten Schloſſe vermuthen und ruhig den Weg nach der Stadt verfolgen. Wer weiß,“ ſetzte er mit gläubigem Herzen hinzu, „vielleicht iſt es gerade unſer Glück, daß wir uns hier oben ſo bloßgeſtellt befinden: wir werden überſehen und nicht mitgefangen und mitgehangen.“

Aber das Schickſal wollte es anders. Die Geſtalt draußen, die der Lauerpoſten für ein Stück feindlicher Tirailleurkette hielt, war Doſe, der mit dem beruhigtſten Gemüth auf die Ruine zuſchritt, einzig in der Abſicht, bei derſelben vielleicht einen Weg zu finden, der ihn zur Stadt hinabführe. Obgleich er ſich dicht vor der Wachtſtubenthüre befand, ſo war es doch bereits zu dunkel, um etwas dergleichen erkennen zu können. Da ſtieg der unglückſelige Tambour von ſeinem Fenſter herab, um ebenfalls nach dem Feinde zu ſpähen, und vergaß ſeine Trommel, die er hinter ſich auf den Boden gelegt. Er ſtolperte ſo heftig darüber hin, daß er mit dem Bauch auf die Rundung fiel, vorn das Uebergewicht erhielt, und nun durch ſein eigenes Inſtrument wie durch eine Walze ſo unaufhaltſam vorwärts gerollt wurde, daß er, mit unwiderſtehlicher Gewalt zwiſchen die Beine des Wachtkommandanten getrieben, auch den Meiſter Kaſpar zu Fall brachte, was alles zuſammen einen ſeltſamen und unerhörten Spektakel verurſachte.

Doſe blieb augenblicklich ſtehen und horchte. So geſund ſeine Phantaſie war und ſo muthig ſein Herz, ſo ſtutzte er doch über dieſe ſeltſamen Töne, trat aber dennoch ein paar Schritte näher und kam nun ſo dicht an das Gewölbe heran, daß er die Thüre an demſelben entdeckte.

Das Alles ſah der Schreiber drinnen an ſeiner Schießſcharte. Er bemerkte, wie der Feind einen Augenblick im Begriffe war, wieder umzukehren. Aber auch nur einen Augenblick. Im nächſten ſprang der Lauerpoſten bis an die entgegengeſetzte Wand des Gemaches; dann ertönten langſam und feierlich drei heftige Schläge an die Thüre.

„Es iſt Alles vorbei!“ ſagte Meiſter Kaſpar, indem er rathlos um ſich ſchaute. „Wir haben uns lange genug gehalten. Was hilft alle fernere Gegenwehr? Ich muß das Schloß übergeben. Tambour ſchieb den Riegel zurück!“

Dies geſchah, und dann wurde die Thüre von außen langſam aufgedrückt, worauf die Wachthabenden einen ſehr langen Mann vor derſelben bemerkten, der ſich aber hütete, in das dunkle Gemach einzutreten.

„Wer iſt da?“ rief Der draußen.

„Eine ſchwache Beſatzung,“ antwortete Meiſter Kaſpar. „Nur drei armſelige Mann, die ſich aber ein wahres Vergnügen daraus machen, vor einem ſo tapferen Feinde das Gewehr zu ſtrecken.“

„Was Beſatzung? Was Gewehr ſtrecken?“ ſagte der Andere. „Ich glaube, meine Herren da drinnen, es wäre am allerbeſten, wenn Sie ein wenig Licht machten, daß wir im Stande wären, uns gegenſeitig anzuſchauen.“

„Der Beſiegte muß dem Sieger gehorchen,“ dachte Meiſter Kaſpar und nahm aus ſeiner Weſtentaſche ein Streichhölzchen, rieb es auf ſeinem fadenſcheinigen Beinkleid, zündete dann eine Talgkerze an und beleuchtete ſo das Gemach.

„Ei, der Tauſend!“ verſetzte Doſe ſonderbar lächelnd, als er die drei Geſtalten bemerkte. „Iſt das hier vielleicht eine Räuberhöhle?“ — Er hätte ſich wahrhaftig glücklich geſchätzt, wenn es ſo geweſen wäre. Denn mit welchen Gedichten würde er in einem ſolchen Falle ſein Manuſcript bereichert haben! Aber ſchon im nächſten Augenblicke klärte ſich auf, wen er vor ſich habe, und der ehemalige Unteroffizier trat lachend und wohlgemuth in die Wachtſtube.

Die Barrikade, aus Tiſchen und Stühlen beſtehend, die beim Oeffnen der Thüre leicht bei Seite geſchoben worden war, wurde jetzt hinweggeräumt. Doſe ließ ſich auf einen der Stühle nieder, wobei er aber ein gewaltiges Stück Holz, das ihm zum Spazierſtock diente, zwiſchen die Beine nahm.

Hatte ſich der Schneider ſchon vorhin gewundert, daß ſich der Sieger ſo ruhig niederließ, ſo ſtieg ſein Erſtaunen auf’s Höchſte, als ihn Doſe nun fragte, wie weit es zur Stadt hinab ſei und ob ſich dort ein gutes Gaſthaus befinde. Ja, ſein Erſtaunen verwandelte ſich langſam in Verwunderung, als ihm der Schreibergehülfe meldete, man ſehe vom Feinde nichts mehr, und dieſe Verwunderung wurde zu einem leichten Anfluge von Muth, als ihm der Tambour in’s Ohr flüſterte, er höre Leute den Berg heraufſteigen.

„Bah! eine Räuberhöhle!“ ſagte Meiſter Kaſpar, indem er ſich langſam nach dem Eingange zurückzog, „ſehen wir vielleicht wie Räuber aus? Es iſt in der That weit verdächtiger“ — dabei hatte er die Thüre erreicht, — „wenn man ſo allein im Lande herumſtreicht, freilich ohne Waffen, aber mit verdächtigen Knotenſtöcken in der Hand.“

Doſe, in der Argloſigkeit ſeines Herzens, verſicherte, ihn nicht zu verſtehen, und wandte ſich nun an den kleinen Tambour, um die gewünſchte Auskunft zu erhalten. Doch entſchlüpfte ihm dieſer ebenſo, wie der Wachtkommandant, nicht ohne ſeine Trommel mitzunehmen. Ihnen folgte behende der junge Schreiber, und alle drei zogen ſich etwas von dem Gewölbe zurück den Schritten entgegen, die man jetzt deutlich ankommen hörte.

Es waren der Major, die Hauptleute und Lieutenants. Meiſter Kaſpar, der immer noch etwas ſchwer athmete, meldete mit großer Geläufigkeit, wie er einen Hinterhalt gelegt habe, und wie er vermittelſt deſſelben einen wahrſcheinlich zu weit vorgeſchobenen Poſten glücklich eingefangen.

„Wie ſtark iſt dieſer Poſten?“ fragte ängſtlich der Major.

„Freilich nur ein einziger Mann,“ entgegnete der tapfere Schneider, „der aber bei ſeiner Körperlänge für drei gelten könnte.“

„Ein einziger?“ ſagte der Major mit viel lauterer Stimme, worauf die Hauptleute „Hm! hm!“ machten und die Lieutenants ſich ziemlich laut räuſperten. Ueberdieß war es merkwürdig, ja rührend anzuſehen, wie dieſe Tapferen in ſeltener Uebereinſtimmung handelten. Denn kaum hatte der Wachthabende ſeinen Bericht geendigt, ſo wurden, wie auf Kommando, die Säbel wieder feſter geſchnallt, die Schärpen umgelegt, und ſtolz flatterten abermals die rothgefärbten Hahnenfedern von den grauen Schlapphüten.

Achtes Kapitel.

Enthält ſehr viel Lehrreiches über das Fraterniſiren, ſowie das politiſche Glaubensbekenntniß des ehemaligen Unteroffiziers Doſe, artig in ein Gleichniß gekleidet.

Wie wir dem geneigten Leſer ſchon im vorigen Kapitel berichteten, hatte ſich Doſe, ſeit er den Poſtdienſt verlaſſen, ſo viel als möglich mit Politik beſchäftigt, und da er nachgeholt, was er bis jetzt verſäumt, ſo wußte er nun ganz genau, welches Gewand in Frankreich Mode geworden und wie ſehr man ſich in Deutſchland bemühte, die alten ehrwürdigen Kleider nach jenem Schnitte umändern zu laſſen. Ferner hatte er einen ſchwachen Begriff von den Wünſchen des Volkes und eine dunkle, aber ſehr traurige Idee von der Bürgerwehr.

So ſaß er da in der Wachtſtube des alten Schloſſes, allein gelaſſen von den Bewohnern, und war als feinfühlender Mann ſchon im Begriffe, aufzuſtehen und ſich zu entfernen, als er mit einem Mal Waffengeklirr vernahm und vor ſeinen Augen eine Geſellſchaft auftauchen ſah in für ihn unerklärlichen und nicht zu begreifenden Anzügen.

Der Major hatte ſeine ganze Faſſung wieder gewonnen, warf ſich in die Bruſt, ſah den Unteroffizier ſcharf, ja, drohend an und ſagte: „Mein Freund, woher des Weges?“

Doſe ſchaute verwundert um ſich, grüßte aber deſſen ungeachtet militäriſch und entgegnete: „Ich habe geglaubt, nicht ſehr weit von C. entfernt zu ſein. Sollte ich aber zufällig in ein fremdes Land gerathen ſein? Ich muß dieß vorausſetzen, da ich die Herren vor mir in Uniformen ſehe, die mir durchaus nicht bekannt ſind.“

„Aber wir kennen die Ihrige,“ gab der Major würdevoll zur Antwort und hob die Naſe in die Höhe.

„Das will ich meinen und hoffe es!" verſetzte Doſe mit leuchtendem Blick. „Iſt ſie doch genug bekannt, meine Uniform, königliche Artillerie, ſiebente Brigade, der Rock meines Herrn und Königs — Gott ſoll ihn erhalten! Aber," ſetzte er treuherzig lächelnd hinzu, „nehmen Sie mir nicht übel, das Geſchmuck, das Sie tragen, iſt mir, wie geſagt, völlig unbekannt. Habe ich vielleicht die Ehre, eine Schützencompagnie vor mir zu ſehen?"

„Bürgerwehr!" ſprach ſtolz der Major. Und die Lieutenants hinter ihm hoben ſich in die Höhe, um den vorwitzigen Frager anſchauen zu können. „Bürgerwehr!" wiederholte der Kommandant, „und ich, der Major, frage deßhalb, wer Sie ſind und woher Sie kommen. — Vielleicht Deſerteur?" ſetzte er mit lauerndem Blick hinzu.

„Deſerteur!" wiederholte Feodor Doſe und erhob ſich halb vom Stuhl, während er mit ſeiner Hand den ſtarken Knotenſtock feſt umſchloß. „Bürgerwehrman, nehmen Sie ſich in Acht! Ich muß geſtehen, daß ich große Luſt in mir verſpüre, Sie für dieſe Beleidigung auf die ſchöne rothe Feder zu ſchlagen, mit Abſicht nur auf die Feder; wenn ich zufälliger Weiſe etwas tiefer treffe, kann ich nicht dafür. — Deſerteur?"

„Sie brauchen ſich deßhalb nicht zu ereifern," verſetzte der Major, indem er einen Schritt zurücktrat, „es ſollte das keine Beleidigung für Sie ſein."

„Mich Deſerteur nennen und keine Beleidigung?"

„Es gibt Umſtände," antwortete der Kommandant der Bürgerwehr, „wo man berechtigt iſt, ſeine Ueberzeugung zu ändern, wo man einen Weg verläßt, den man bisher gewandelt, da man einſieht, daß er zur Unterdrückung ſeiner Mitmenſchen, zum eigenen Verderben führt."

„Das verſtehe ich nicht," ſagte Doſe. Und er ſprach nicht Unwahrheit.

Der Major war ein tapferer Mann, obgleich kein Diplomat. Er war das Schwert und der Arm; aber der Mann, welcher der Waffe die gehörige Richtung gab, ſein erſter Adjutant, drängte ſich jetzt zum guten Glücke vor, um die gefährlich werdende Unterhaltung aus den Händen des kühnen, aber etwas unüberlegten Chefs zu nehmen.

„Mein lieber Herr Unteroffizier,“ ſagte er mit lächelnder Miene, „wir ſehen Ihre Uniform, wir kennen ſie, wir achten dieſe Uniform; wir ſehen Ihr Geſicht, ein offenes, ehrliches Geſicht — Zutrauen einflößend, wir kennen Ihr Inneres durch dieſes Geſicht, wir heißen Sie an den Ufern des Rheines freudig willkommen.“

Doſe nickte mit dem Kopfe und dachte: „Der Mann drückt ſich etwas poetiſch und blumenreich aus, aber durchaus nicht unfreundlich. Hören wir ihn ruhig zu Ende.“

„Mein lieber Herr Unteroffizier,“ fuhr der Sprecher fort, „Sie ſind querfeldein daher gekommen, Sie reiſen in Urlaub, in Geſchäften, was weiß ich! Sie haben uns überraſcht — angenehm überraſcht. Wir freuen uns, Sie zu ſehen, Sie, ein Soldat gerade wie wir, wenn wir auch von dem gewaltigen Kriegsheer Sr. Majeſtät vielleicht nur eine ſchwache Copie ſind — nur Bürgerwehr. Dort ſteht unſer Chef; Sie werden mich vollkommen verſtehen. Wir haben unruhige Zeiten, keine Beſatzung, deßhalb bewaffnet ſich der Bürger, um Deutſchland zu ſchützen, ſeinen heimatlichen Herd, Weib und Kind. Natürlich liegt es in dieſem Falle auch in unſerem Intereſſe, die Polizei zu handhaben; daher die Fragen unſeres Chefs an Sie. — Aber wie geſagt, Sie ſind uns auf alle Fälle willkommen, es ſteht Ihnen jedes unſerer Häuſer zu Gebot, Jeder von uns wird ſich eine Ehre daraus machen, Sie bei ſich zu beherbergen.“

Die Lieutenants nickten ſich bedeutſam zu, Meiſter Kaspar ſchaute mit einer wahren Verehrung auf den Adjutanten, und der Major, nachdem er einige Male verlegen gehuſtet, ſagte: „In der That, es iſt ſo, mein lieber Herr Unteroffizier. Wir treiben das Kriegshandwerk, es macht, wie Sie wiſſen, den ſanfteſten Menſchen rauh und unbeugſam. Aber, mein lieber Herr Unteroffizier, Sie ſind uns willkommen, wahrhaftig, ſehr willkommen. Verlaſſen wir dieſe Wachtſtube, folgen Sie uns hinab in den Grünen Baum, das ganze Bataillon wird ſich freuen, einen tapferen Kameraden kennen zu lernen.“

Doſe war zu gut für dieſe Mittheilung, hatte auch zu lange als harmloſer Packmeiſter in jenem Grenzſtädtchen gelebt, um nicht Alles zu glauben, was man ihm mit offener, ehrlicher Miene ſagte. Er nahm die dargebotene Hand des Majors, er nickte dem Adjutanten und den Offizieren freundlich zu, und ſeine Begriffe über die Bürgerwehr begannen ſich bedeutend zu verbeſſern. Der Mann vor ihm hieß nun einmal Major, wenn auch nur Major der Bürgerwehr. Er trug einen Offiziersſäbel, er mußte alſo doch wohl irgend ein Recht auf dieſe Charge haben. Doſe dachte an die Freicorps während der vergangenen Feldzüge, an den tapferen Schill, der auch Major war; er fühlte in ſeinem Herzen, wie es doch rührend und ſchön ſei, daß dieſe Männer Haus und Hof verließen, um an der Seite des wirklichen Militärs freudig gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu ziehen, Er vergaß die barſche Anrede von vorhin, er vergaß ſogar den Deſerteur und ſagte, indem er ſich in ſeiner ganzen Länge aufrichtete, indem er militäriſch grüßend daſtand und den Knotenſtock wie einen Säbel an die linke Seite hielt: „Herr Oberſtwachtmeiſter, Feodor Doſe, früher Unteroffizier in der reitenden Batterie Nr. 4, und jetzt Packmeiſter in L., kommt in Urlaub von dort, um bei bevorſtehender Mobilmachung in irgend eine Batterie wieder einzutreten.“

Der Major ſtand ſinnend da. Noch nie war er, ein Demokrat vom reinſten Waſſer, ſo ſchön militäriſch gegrüßt worden. „Her Oberſtwachtmeiſter“ hatte man zu ihm geſagt. Es zuckte ſeltſam in ſeinem Herzen, und wenn er dachte, daß in vier Wochen eine neue Wahl ſei, wo er vielleicht wieder zum Hauptmanne, zum Lieutenant oder gar zum Musketier herabzuſteigen habe, da ſprach es in ihm, das einmal feſt Beſtehende ſei doch ſchön, und wenn er plötzlich wirklicher Major geworden, ſoll ihn der Teufel holen, wenn nicht ein heiliges Kreuzdonnerwetter allen den Kerlen auf die Köpfe fahren werde, die mit dem Vorhandenen nicht zufrieden ſeien.

Glücklicher Weiſe ſind alle Gedanken unſichtbar. Deßhalb ahmten die Hauptleute und Lieutenants ihren Chef nach, indem ſie dem Unteroffizier Doſe die Hand reichten, und es war ein Händedrücken und Fraterniſiren, ſo ſüß und lieblich anzuſehen, daß ſogar der wachthabende Schneider es nicht unterlaſſen konnte, herbei zu kommen, Doſe's Fauſt zu ſchütteln, dabei ſprechend: „Und wir konnten uns einen Augenblick feindlich gegenüber ſtehen?“

Der Major mahnte endlich zum Aufbruch nach dem Städtchen, um einen heiteren Abend im Kreiſe ſeines Bataillons und in dem Schatten des grünen Baumes zuzubringen. Doch Doſe bat ehrerbietigſt, aber dringend, hier oben in der heimlichen Wachtſtube zu bleiben. „So gut wie heute,“ ſagte er feierlich, „iſt es mir ſchon lange nicht geworden. Gott, welche Poeſie! Eine Wachtſtube in den Räumen eines alten Schloſſes! Es ſitzt ſich ſo behaglich hier in dieſem ſtillen Gemäuer, und wenn man zum Fenſter hinausſchaut, ſo ſieht man, wie ſo wunderbar lieblich der Rhein funkelt im ſilbernen Mondesglanze.“

Der Major aber war für den Grünen Baum. Nicht ſo der diplomatiſche Adjutant, der auch jetzt wieder in's Mittel trat und ſeinem Vorgeſetzten einige Worte zuflüſterte. „Richtig! richtig!“ verſetzte hierauf der Komandirende; „es geſchehe alſo nach Ihrem Wunſche, Herr Kamerad.“ Worauf er zwei Lieutenants vorläufig zur Ehrengeſellſchaft bei Doſe kommandirte und ſich alsdann in Begleitung ſeines übrigen Stabes den Berg hinab begab.

Der Adjutant hatte auch dieſes Mal vollkommen Recht. Seine Abſicht war, den vortrefflich ausſehenden Unteroffizier für die gute Sache zu gewinnen, ihn wenigſtens zu vermögen, daß er eine Zeit lang dableibe, um das Bataillon in militäriſche Zucht zu nehmen. Welcher Triumph, wenn das gelang! Selbſt die Kreisſtadt hatte einen ſolchen Exerciermeiſter nicht aufzuweiſen. Die behalfen ſich mit einem halbblinden und ſehr lahmen Feldwebel von der Landwehrinfanterie. Hier aber hatte man einen Artilleriſten; auf dem Rathhauſe befanden ſich zwei alte eiſerne Kanonen, und es war ſchon lange der glühende Wunſch des Adjutanten geweſen, das alte Schloß droben zu befeſtigen. Weßhalb aber dieſer umſichtige Kriegsmann darauf antrug, den ehemaligen Unteroffizier vor der Hand droben auf dem alten Schloſſe zu laſſen, war leicht begreiflich. Im Bataillon drunten gab es wilde, unvorſichtige Gemüther, die beim Anblicke der Uniform in ihren Reden wahrſcheinlich keine Mäßigung gekannt und den guten Vorſatz des Fraterniſirens durch ihre böſen Worte ſo leicht zu nichte gemacht hätten. Die mußten inſtruirt und ihnen vorgeſtellt werden, wie wichtig es ſei, den Unteroffizier da zu behalten.

Die Abweſenheit des Majors dauerte übrigens nicht lange, und bald erſchien er wieder droben in der Ruine, nur gefolgt von ſeinen Hauptleuten. Zugleich aber erſchien mit ihm ein Kellner und Hausknecht des Grünen Baumes, zahlreiche Flaſchen tragend und Schüſſeln mit vielem kaltem Fleiſche, ſowie auch Brod.

Wir müſſen geſtehen, daß Doſe einen tüchtigen Zug that und ſich überglücklich fühlte. Er ſchaute vergnügt an den Wänden des Gewölbes empor. „Die Wachtſtube eine Ritterburg!“ murmelte er in ſich hinein, und vor ſeinem Geiſte ſtiegen alte, vergangene Zeiten auf, und er dachte, wie hier die Schloßknechte geſeſſen in Wehr und Waffen, wie ſie vielleicht Landsknecht geſpielt oder geknöchelt, und wie dazu die rothe Gluth einer Pechfackel geleuchtet. Dann war es ihm ordentlich, als höre er draußen einen lang gezogenen Hornton, als vernehme er, wie man die Zugbrücke niederlaſſe, wie eine klirrende Reiterſchaar donnernd darüber hinſprenge, und wie im Scheine bleicher Wachsfackeln die zarte Herrin des Schloſſes, gefolgt von Pagen, langſam die Treppen herabſchreite, dem Gemahl entgegen, der vergnügt heimkehrte von Schlacht und Sieg.

Wie war er bei ſolchen Gedanken ſo glücklich, den Poſtkittel ausgezogen zu haben, und wieder jenem luſtigen, glänzenden Stande anzugehören, der noch allein mit der alten vergangenen Ritterzeit einige Aehnlichkeit hatte.

Dazu nöthigte der Adjutant fleißig zum Trinken. Alles griff herzhaft zu, und man befand ſich bald in einem gemüthlichen, etwas erheiterten Zuſtande. Der Major konnte es nicht unterlaſſen, das Geſpräch auf die großen Fragen des Tages zu bringen, um dem politiſchen Glauben des Unteroffiziers auf den Zahn zu fühlen. Doch fuhr er erſchrocken zurück, denn er fand in Doſe einen ſo großen Reaktionär, einen ſo furchtbaren Vertheidiger alles Beſtehenden, daß ihm die Haut ſchauderte. Feodor war auf's kleinlichſte gegen alle Aenderungen; ja, er ging ſo weit, zu behaupten, es ſei traurig, daß man bei den Geſchützen die Percuſſion eingeführt. Der alte Luntenſtock in ſeiner Einfachheit ſei viel ſicherer geweſen und habe auch neben dem Abfeuern des Geſchützes noch ſonſt auf verſchiedene praktiſche Art dienen können. Aber, ſchloß er, ich nehme ſogar die Percuſſion dankbar und gläubig hin, denn ſie kommt von oben, und was Se. Majeſtät der König thut, das ziemt einem braven Soldaten nicht, zu bekritteln. Se. Majeſtät der König, da wir gerade von ihm ſprechen, er lebe hoch! noch einmal und abermals hoch!

Doſe ſchrie für ſeine Perſon dieſes Hoch ſo kräftig hinaus, daß er unmöglich bemerken konnte, wie die ihm gegenüber Sitzenden ziemlich ſtumm blieben. Da ſie aber ihre Mäuler vor Erſtaunen weit aufriſſen, ſo vermuthete er, ſie hätten das Ihrige bei dem Toaſte ebenfalls gethan, und ſetzte ſein Glas ruhig vor ſich nieder.

Der Adjutant bemühte ſich, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, und ſprach von dem Nachbarſtaate im Weſten und von den großen Veränderungen, die ſich dort begeben. „Was meinen Sie, Herr Kamerad,“ ſagte er, „wie wird das dort werden, und welchen Einfluß können dieſe Umwälzungen auf uns haben?“

Doſe ſchaute ſchwärmeriſch an die Decke, that einen langen Zug aus ſeinem Glaſe und lächelte fein. „Das wird enden,“ entgegnete er, „wie alle dergleichen Geſchichten endigen, zum großen Schaden derer, die es angefangen. Es iſt übrigens ſchwer, ſich mit kurzen und klaren Worten darüber auszuſprechen; nur iſt mir auf meinem heutigen Marſche, als ich ſo allein über die Felder zog, ein poetiſches Gleichniß eingefallen, das mir hierher nicht ſchlecht zu paſſen ſcheint.“

„Laſſen Sie hören,“ ſagte der Adjutant.

„Ich muß vorausſchicken,“ erwiederte Doſe, und er ſtrich ſeinen langen Schnurrbart horizontal aus einander, „daß ich in Gleichniſſen nicht gerade ſtark bin, und wenn das meinige Ihnen unpaſſend erſcheint, ſo kann ich nichts dafür. Aber Sie ſollen es genießen.“

„Sehen Sie, da war eine Wittwe, die kommandirte ihr Hausweſen und zu gleicher Zeit zwei Töchter, welche unter andern ſehr guten Eigenſchaften die außerordentlich ſchlechte hatten, nie frühzeitig aufſtehen zu wollen. Sie mochten gern lange ſchlafen, was ein großer Fehler iſt, meine Herren. Denn man ſagt nicht umſonſt, um etwas zu erlangen oder Jemanden zu überliſten, müſſe man früh aufſtehen.

„Die Mutter aber war ſtreng und hatte einen Hahn. — Vergeſſen Sie das nicht, meine Herren, einen Hahn, wie Die da drüben auch einen gehabt haben. — Dieſer Hahn nun war die lebendige Uhr der Wittwe und ſo der lebendige Plagegeiſt der Töchter. Denn ſobald dieſes Thier bei des Morgens früheſter Frühe ſein majeſtätiſches Krähen anhub, vielleicht um vier, fünf Uhr, ſo jagte die Wittwe ihre Töchter vom Bette empor. Ich weiß nicht, welches Mittel ſie anwandte, ob ſie ihnen die Bettdecke wegzog, oder die Waſſerflaſche gebrauchte. Genug, ſie mußten heraus und gingen, den Hahn verwünſchend, an die Arbeit. Der Hahn war ihnen nun ein Dorn im Auge, und ſie fingen an, zuerſt über ihn zu murren, über ihn, den ewigen Ruheſtörer zu klagen, und endlich verſchworen ſie ſich gegen ſein Leben. Wenn der Hahn nicht mehr da iſt, ſprachen ſie, ſo werden wir es gut haben; wir werden ſchlafen können, ſo lange wir wollen, wir werden ein gemächliches Leben führen; darum nieder mit dem Hahn! à bas le Hahn! — er iſt an allem Unheil ſchuld. — Und darauf wurde er umgebracht, und die Mädchen frohlockten ein paar Nächte, denn die Mutter verſchlief ſich und auch ſie konnten ruhen bis an den hellen Tag."

„Sehen Sie," ſprach lächelnd der Major, „wie hatten ſie ſo recht, den Hahn abzuſchaffen!"

„Nur Geduld!" gab feierlich der Unteroffizier zur Antwort. „Das Glück währte nur eine kurze Zeit. Die Wittwe, die bis jetzt bei Tagesanbruch von dem Hahne geweckt wurde, fing nun an, oft ſchon um Mitternacht oder um ein, zwei Uhr aus dem Schlafe zu erwachen, und dann behauptete ſie, der Tag breche an. Bettdecke oder Waſſerflaſche ſpielte, die armen Mädchen mußten heraus, mußten ſchon mitten in der Nacht an die Arbeit gehen und waren nun erſt recht geſchunden und geplagt. Vergebens baten ſie die Alte, doch einen neuen Hahn anzuſchaffen, ſie wollten ja gern dem erſten Rufe deſſelben folgen — die Mutter war nicht zu bewegen. Sie regierte fortan ohne Hahn, aber zum Kummer, zur Verzweiflung des ganzen Hausweſens."

„Das Gleichniß wäre nicht ſchlecht," ſagte ernſt der Major, „aber es paßt nicht, mein lieber Unteroffizier. Der alte Hahn iſt verſchwunden und auch die Mutter wird ihr despotiſches Regiment nicht fortſetzen können; die Töchter, Knechte und Mägde, das Volk wird ſeinen Willen kundthun, und, um mit Ihren Worten zu ſprechen, Bettdecke und Waſſerflaſche werden nimmer ſpielen."

„Zugeſtanden!" erwiederte Feodor Doſe groß und würdig. „Sie haben Recht, die alte Mutter iſt zu ſchwach, um das Hausweſen, das, wie der Herr Oberſtwachtmeiſter eben ſagte, ſich empörte, fortan im Zaume zu halten. Sie wird überwältigt, man wirft ſie aus ihrem Schlafzimmer, es herrſcht eine neue Zeit des Glücks und des Vergnügens. Jeder thut, was er mag und will. Die Vorräthe des Hauſes werden verzehrt in Saus und Braus, die Knechte und Mägde trinken den beſten Wein und kümmern ſich den Teufel um die Befehle der beiden Töchter. Die Gänſemagd ſetzt ſich einen großen Hut mit Federn auf und liegt den ganzen Tag auf einem Kiſſen am Fenſter, um dem Kuhjungen zuzuſchauen, der das beſte Pferd des Stalles ſpazieren reitet. Die Mutter iſt geſtorben in Kummer und Jammer, das ganze Haus droht zu Grunde zu gehen. Da erſcheint irgend ein weitläufiger Anverwandter der Familie, der von dem Spektakel gehört hat, und kommt in's Haus, um ſich die Geſchichte in der Nähe anzuſehen. Er trägt beſtändig die Hände auf dem Rücken und hat hinter ſeinem Rock etwas verborgen, was er erſt enthüllen will, wenn es Zeit iſt. Er geht durch die Ställe, durch die Küche, beſieht ſich Keller und Speiſekammer, iſt leutſelig und freundlich, und ſagt, als Vetter habe er das Recht, im Hauſe ein Bischen mitſpielen zu dürfen, und wenn ihnen das genehm wäre, ſo wäre es ihm auch recht. Sie ſind damit zufrieden, ſie laſſen ihn mitſpielen, und ſo ſteigt er, immer die Hände auf dem Rücken, aus dem Keller in die Küche, aus der Küche in den erſten Stock und ſetzt ſich dort ruhig auf ein Sopha nieder. Da zieht er zum erſten Mal die Hände hinter dem Rücken hervor, und zugleich das, was er unter dem Rock verborgen hat. Und was iſt das? — Ein tüchtiger, ſolider Farrenſchwanz. Und den nimmt er leicht in die rechte Hand und verſucht ihn an der Gänſemagd, die immer noch im Fenſter liegt, und ſpricht: Canaille, du gehörſt in den Stall! Und eilt erſchrocken hinab zu ihren Gänſen und klagt ihnen ihr Leid, ſowie auch dem Kuhhirten, der entrüſtet hinaufſteigt und über verletzte Volksſouverainetät klagt.

„Aber der Farrenſchwanz iſt feſt und wird mit ſchöner Kraft geführt. Hageldicht fallen die Streiche, und wo ſich nur ein Kopf ungebührlich in die Höhe hebt, da ſaust der Farrenſchwanz nieder und gebietet ſolchergeſtalt Ordnung und Ruhe in dem empörten Hauſe. Darüber freuen ſich die Nachbarn, klatſchen in die Hände und ſagen: Der Vetter verſteht es, das Haus ſeiner Verwandten in Ruhe zu bringen, und da er es verſteht, und den Farrenſchwanz ſo majeſtätiſch führt, bleibe er wohl da, uns für die Zukunft eine gute Lehre, allen unſeren Töchtern aber, die nicht früh aufſtehen wollen, zum abſchreckenden Exempel. — In dem Hauſe ſelbſt aber wird es ſehr ruhig, und nur, wenn die alſo zur Ruhe Gebrachten allein ſind und den Farrenſchwanz nicht ſehen, ſeufzen ſie vielleicht: Oh, wenn der alte Hahn noch lebte, oh, wenn noch die ſanften Strafen der Bettdecke und der Waſſerflaſche regierten!“

„Das iſt meine Anſicht!“ ſagte ſtolz der Unteroffizier und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch; „ſo wird es kommen, ſo wahr ich Feodor Doſe heiße! Dieſes Gleichniß habe ich theilweiſe erfunden, und ich bin ſtolz darauf. Wir hatten einſt einen würdigen Chef — Gott hab' ihn ſelig! — der ſagte: Meine Brigade halten drei Dinge in Ordnung; das iſt erſtens Ordnung, zweitens Ordnung und drittens Ordnung. Und Ordnung muß ſein; denn wenn es auch anders eine Weile gut thut, ſo kommt doch am Ende der Vetter mit dem Farrenſchwanz; das iſt nun einmal der Lauf der Welt.“

Neuntes Kapitel.

Fortſetzung des Fraterniſirens und in Folge davon eine Mittheilung aus den Poeſieen des Packmeiſters, ſowie eine Geiſtergeſchichte, welche letztere den wachthabenden Schneider auf's Tiefſte erſchüttert.

Die Zuhörer ſchwiegen ſämmtlich ſtill und hatten über dieſe Erzählung des Unteroffiziers ihre eigenen Gedanken. Der kluge Adjutant, welcher einſah, daß bei ſo verſchiedenen

Meinungen und Anſichten aus einem fortgeſetzten Geſpräche über das gleiche Thema nicht viel Erſprießliches herauskommen könne, änderte die Unterhaltung und harranguirte zu gleicher Zeit den Unteroffizier, indem er ihn bat, aus ſeinem vergangenen Militärleben Einiges zum Beſten zu geben, — ein Vorſchlag, den die Anderen ſehr unterſtützten, beſonders aber Meiſter Kaſpar, der Wachthabende, auf den die Geſchichte von dem Farrenſchwanz offenbar einen großen, aber keineswegs angenehmen Eindruck hervorgebracht.

Feodor Doſe erklärte ſich gern bereit, in ſeine Vergangenheit zurück zu greifen und daraus irgend etwas zum Beſten zu geben. Er ſchliff nachdenkend mit dem Finger auf dem Rande des grünen Weinrömers, daß es einen klagenden Ton gab, wie der Seufzer eines gequälten Koboldes. — „Wie gern möchte ich vor Ihren Augen ein luſtiges, lebendiges Manöverbild aufrollen!“ ſagte er nach einer Pauſe. „Aber das Gemüth des Menſchen, namentlich ein poetiſches wie das meinige, iſt abhängig von äußeren Eindrücken. Ich muß Ihnen geſtehen, mein einſamer Spaziergang von heute, die romantiſche Lage des alten Schloſſes, das geiſterhafte Licht des Mondes, wie es in's Rheinthal hinabwogt und überall die Trümmer erleuchtet, hat mich feierlich geſtimmt, und ich bin nur im Stande, Ihnen mit einer ernſten, ja, einigermaßen unheimlichen Geſchichte zu dienen.“

Doſe ſah bei dieſen Worten fragend um ſich her. Der Major nickte huldvoll mit dem Kopfe, die Offiziere murmelten ihren Beifall, und Meiſter Kaſpar, den ein gelinder Schauder überſchlich, rückte näher zu dem jungen Tambour, der ſich auf ſeine Trommel geſetzt hatte.

Zuerſt wurden die Gläſer voll geſchenkt, worauf Doſe das ſeinige leer trank und dann einen Augenblick in tiefen Gedanken vor ſich hinſtierte, mit einem Blicke, der durch die Mauern und über das Rheinthal weit weg in fremde Gegenden zu dringen ſchien.

„Vor langen Jahren, begann er alsdann — ich war noch ein junger Menſch und kürzlich Bombardier bei einer reitenden Batterie geworden, — da hatten wir die alljährlichen Manöver bei W. Dort iſt eine große Haide, viele Stunden lang, viele Stunden breit; der Boden beſteht aus Sand, iſt nur hie und da mit magerem Gras und Geſtrüpp bedeckt, und die ganze Fläche eingefaßt mit verkrüppelten Tannen und Eichen; denn es wächst hier nichts Geſcheidtes. Auf dieſer Haide nun wurden — wie bemerkt — alljährlich die großen Schießübungen abgehalten; da waren Kugelfänge, Scheiben, kleine Schanzen, und da wurde geſchoſſen mit vollen glühenden Kugeln, ſowie geworfen mit Granaten und Bomben, daß einem das Herz im Leibe lachte. Die ganze Geſchichte ſchloß nach circa ſechs Wochen mit großen Manövern und Paraden, welche letztere meiſtens von dem Generalinſpektor der Artillerie, dem Prinzen A., abgehalten wurden. Ich ſehe noch, wie heute Se. Königliche Hoheit durch die Glieder reiten: er war ein großer Mann und der Einzige, der eine Generalsuniform der Artillerie trug; er galoppirte auf einem prächtigen Pferde daher, ſo daß ſein weißer Federbuſch im Winde flatterte. Auf der Bruſt hatte er unter Anderem einen viereckigen Stern, der wegen ſeiner ſeltſamen Geſtalt meine Phantaſie ſehr beſchäftigte. Der Generalinſpektor hatte immer eine große Suite hinter ſich, Adjutanten, Stabsoffiziere, Ordonnanzen von allen Graden bis zu Unteroffizieren und Bombardieren der reitenden Artillerie herab, und zu den Letzteren hatte ich einſtmals das Glück kommandirt zu werden. Es war dies ein ſehr angenehmer Dienſt, und wurden dazu nur intelligente junge Leute genommen; namentlich mußte man fertig mit der Feder umzugehen wiſſen; denn oftmals wurde man nach der Parkhütte geſchickt, — Gott! ich ſehe ſie noch vor mir, wie geſtern, mit ihrem ſpitzen Dache und der Wetterfahne, die eine Kanone vorſtellte — wie geſagt, dahin ging es oft, um Befehle mehrere Male abzuſchreiben, die dann an die Abtheilungen und Batterien gegeben wurden. Wenn die Paraden beendigt waren, ſo ritten wir ebenfalls mit nach W., wo Se. Königliche Hoheit der Generalinſpektor ſein Hauptquartier hatte."

„Nennt man den Generalinſpektor nicht Excellenz?“ fragte der Major der Bürgerwehr, „wie alle anderen kommandirenden Generale?“

„Gott bewahre!“ entgegnete wichtig der Unteroffizier; „der andere Titel geht vor. Es ſoll in dem Falle einmal eine gute Geſchichte mit Sr. Majeſtät dem höchſtſeligen Könige paſſirt ſein, welchen nämlich ein einigermaßen ängſtlicher Offizier, der eine Meldung zu machen hatte, mit „Excellenz“ ſtatt mit „Majeſtät“ anredete, worauf der König entgegnete: Laſſen wir das, Herr Major — habe nicht die Excellenz, bin vom Generalmajor zum König avancirt. — Aber weiter! Die Ordonnanzen mußten alſo mit in's Hauptquartier, um vom Generalkommando allenfallſige Befehle, ſowie auch bedeutende Naſen an die verſchiedenen Batterieen zu überbringen. Namentlich an letzteren hatte man oft ſtark zu tragen. So traf es auch mich eines Tages, daß ich hinter der Suite drein trabte, mußte aber ſtark zurückbleiben, denn die Pferde der Offiziere gingen mir zu ſchneidig, obgleich mein Roß — es war damals der Pluto — nicht zu verachten war. Der Generalinſpektor wohnte in dem erſten Gaſthofe — den Namen habe ich vergeſſen, — und da trieben wir uns denn in der Nähe umher, bis wir abgefertigt wurden und unſere Befehle erhielten. Ich war für die zweite Abtheilung kommandirt, und unſer Major, der ebenfalls da war, ſagte zu mir: Bombardier Doſe, Sie ſind ein geſcheidter junger Mann und zuverläſſig. Wenn Sie auch den Abtheilungsbefehl haben, ſo reiten Sie doch nicht ab, ich bleibe heute in der Stadt und habe Ihnen privatim noch etwas für das Abtheilungskommando mitzugeben, eine Sache, über die ich erſt mit Sr. Königlichen Hoheit ſprechen muß. Und wann das geſchehen wird, weiß ich nicht recht zu beſtimmen. Alſo kommen Sie nach zehn Uhr wieder daher, aber ohne Pferd. Verſtanden? — Zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter!

„In der alten Stadt W. war es an dieſem Abend recht luſtig, weßhalb ich über den erhaltenen Befehl durchaus nicht mißvergnügt war. Vor dem Hotel ſtand eine Muſikbande, auf den Straßen wogten zahlreiche Menſchen, die Artilleriekaſerne war illuminirt, ſowie auch die Artilleriſten, vom Kanonier, bis zum Feldwebel aufwärts. Nach zehn Uhr ging ich wieder zum Gaſthofe hin, ſtellte mich an die Hausthüre und wartete. Es verging eine Viertelſtunde und noch eine; endlich gegen eilf Uhr kam der Major heraus, und wenn er ſchon im gewöhnlichen Zuſtande wegen ſeines heftigen Athmens und von dem beſtändigen Vonſichblaſen den Namen „Dampfſchiff" erhalten hatte, ſo konnte er denſelben heute Abends mit doppeltem Rechte führen. Er war etwas echauffirt, lachte mich freundlich an und puſtete beſtändig vor innerlicher Gluth. Jetzt reiten Sie nach Hauſe, ſagte er, puh! nehmen dieſen Brief an Hauptmann S., machen ihm mein Compliment, puh! und ſagen ihm, es ſei Alles in Ordnung. — Zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter! entgegnete ich. Nur möchte ich ganz gehorſamſt gebeten haben, auf dem Briefe ſelbſt zu bemerken, daß ich erſt um eilf Uhr von hier abgeritten; es könnte mir ſonſt wegen des Abtheilungsbefehls Unannehmlichkeiten machen. — Da haben Sie Recht, entgegnete er. Ich reichte ihm meinen Bleiſtift, und er ſchrieb auf die Adreſſe: Der Ueberbringer iſt um eilf Uhr von W. abgeritten.

„Nun war Alles in beſter Ordnung; ich holte den Pluto aus der Kaſerne, nahm einen leichten Abſchiedstrunk und ritt im Schritt durch die noch belebten Straßen. Hinter dem dunklen Feſtungsthor aber, das ſich knarrend auf- und zubewegte, war es einſam und ſtill. Die ſternenhelle Sommernacht mit untergehendem Mond warf ein ungewiſſes Licht über alle Gegenſtände rings umher. Es gehörte ein geübtes Auge dazu, um die aus- und einſpringenden Winkel der dreifachen Feſtungswerke zu erkennen, durch welche ich reiten mußte. Bald hatte ich die letzte Brücke hinter mir; ein Infanterieposten, der auf dem Glacis bei den Palliſaden ſtand, ſagte mir gute Nacht, und ich trabte durch die lange Allee dem Flüßchen L. zu, das eine halbe Stunde vor der Feſtung vorbeifließt. Links auf der Wieſe ſtanden die eilf Bäume, wo die eilf Offiziere des Schill'ſchen Corps erſchoſſen wurden, und als ich ſie ſo im ungewiſſen Dämmerſchein erblickte, konnte ich ein gewiſſes, wehmüthiges, aber doch ſehr poetiſches Gefühl nicht unterdrücken. Hinter dem Fluſſe ſtieg der Weg ziemlich ſtark aufwärts, beſtand auch aus tiefem Sande, weßhalb ich langſam reiten mußte. Die Nacht war lauwarm und wunderbar ſchön.

„Ein feiner Duft lag über der ganzen Landſchaft wenigſtens dort drunten in der Niederung, und zeigte alle Gegenſtände wie durch durchſichtige graue Schleier. Je höher ich aber aufwärts ſtieg, deſto klarer wurde es, und als ich die Höhe erreicht hatte und durch einen dichten Tannenwald ritt, konnte ich ziemlich deutlich und weit vor mich hinſehen. Mein Pferd ging im Schritt; ich hatte ihm die Zügel auf den Hals gelegt, und mein Geiſt beſchäftigte ſich mit einem Gedichte, eigentlich mit einer neuen Gattung von Poeſie, welche ich erfunden und die mir einen großen Ruhm verſchaffen ſollte. Es war nämlich der Verſuch, den Reim, ſtatt ihn hinten anzubringen, vorn zu ſetzen.“

„Sie ſind alſo Dichter?“ fragte lächelnd der Adjutant.

Der Unteroffizier griff an ſeine Rockſchöße, wo er die beiden Manuſcripte verwahrt, und erwiederte: „Schwache Verſuche, Herr Lieutenant, poetiſche Gedanken, die ich mir von Zeit zu Zeit aufſchrieb.“

„Schon gedruckt?“

Doſe's Augen funkelten bei dieſer Frage. „Bis jetzt noch nicht,“ gab er zur Antwort. „Die Zeiten ſind ſchlecht; die Buchhändler unterſtützen keine Talente mehr.“

„Dafür ließe ſich vielleicht Rath ſchaffen,“ meinte nachdenkend der Adjutant, der ſichtlich erfreut war, endlich die ſchwächſte Seite ſeines Gegenübers entdeckt zu haben.

Doſe's Hand fuhr zitternd in ſeine Rocktaſche, ergriff Band eins und zerrte ihn hervor.

„Und den ſchönen Gedanken der vorn gereimten Verſe ließen Sie wieder fallen, beſter Herr Unteroffizier?“ ſagte ſchmeichelnd der Adjutant. Finden wir von dieſer neuen und wirklich intereſſanten Gattung nichts in Ihren geſammelten Gedichten?"

„Nur ein einziges," entgegnete Feodor, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog. „Nur ein einziges, S. 44, alſo heißend:

Sehnſucht an Daphne.

Komm, ſchwingende Turteltaube, in den
Dom, wo die Säulen ſtehen, wo auch
Fromm die chriſtlichen Seufzer flöten,
Rom-mantiſch der Weihrauch verfächelt!
Vom Roſenſtrauch nicht lächelt der Ahorn —
Drom ſchließ' mein Lied, gereimt hinten und vorn!

Als er dies geleſen, ließ der Unteroffizier das Buch ſinken und ſah forſchend im Kreiſe umher.

Der Adjutant applaudirte laut und geräuſchvoll und nahm das Manuſcript mit einer gewiſſen Ehrfurcht aus den Händen des Unteroffiziers. „Laſſen Sie es mir einen halben Tag," ſagte er, „alsdann ſollen Sie eine und, wie ich glaube, befriedigende Antwort haben."

Feodor war überglücklich. Ihm ſchwindelte vor der Höhe, zu welcher er erhoben werden ſollte. Nicht mehr geheimer Dilettant, ſondern wirklich gedruckt werdender Dichter! Er ſchien in dieſem wichtigen Augenblicke für ſonſt nichts mehr Sinn zu haben, und wollte ſich gerade über ſeine Werke in ein Langes und Breites auslaſſen, als ihm Meiſter Kaſpar ſagte: „Verzeihen Sie, Herr Kamerad, — aber die Geſchichte! Sie ritten gerade durch den dunkeln Wald — Gott! ich glaube, es kommen Räuber vor."

„Ja, ja, die Geſchichte!" riefen auch die andern Anweſenden. Und Doſe ſah ſich gezwungen, fortzufahren.

„Der Wald," begann er alſo wieder, „mündete auf jene weite Haide, von der ich ſchon geſprochen. Ich mußte ſie bei meinem nächtlichen Ritte entfernt vom Artillerieparke quer durchreiten, um zu unſeren Quartieren zu gelangen. Dieſen Weg hatte ich ſchon oft gemacht und kannte alſo die Richtung, welche ich zu nehmen hatte, genau. Es war dies ein beſonders ödes Stück der Haide, entfernt von jeder menſchlichen Wohnung. Hier zog ſich der Tannenwald am weiteſten zurück. Wenn ich ſo Morgens zu den Schießübungen ritt, ſo hatte ich oftmals ein kleines Kreuz bemerkt; in den weichen Boden eingeſunken, ragte es kaum noch zwei Fuß über denſelben empor. Dichtes Moos war um den grauen Stein gewachſen, und wenn man es abkratzte, wie wir einſtmals gethan, ſo las man einen Namen, eine Jahreszahl, und der Name gehörte einem vormals berüchtigten Wilddiebe, und das Datum zeigte den Tag an, wo man ihn auf dieſer Stelle erſchoſſen gefunden.

„Ich verließ alſo den Weg durch den Wald, und als ich auf die Haide kam, trabte ich leicht weg. Ich weiß nicht, ob von Euch Herren ſchon Jemand nächtlicher Weile über eine Haide geritten iſt. Es beſchleicht einen dabei ein unheimliches Gefühl. Der Hufſchlag des Pferdes klingt hohl, als ritte man über einen Keller, und dann iſt der geringſte Hauch des Nachtwindes ſo auffallend bemerkbar, ſtreicht geſpenſterhaft über die Fläche daher, lüpft leicht die Mähne des Pferdes, fährt einem ſanft durch's Geſicht, als thue das eine unſichtbare Hand, und neckt am Boden die dürren Sträucher und Gräſer, mit denen er ſo geheimnißvoll und doch hörbar flüſtert.“

„Brrr!“ machte der wachthabende Schneider.

„Der Mond, obgleich am Untergehen, warf einen hellen Schein über die Haide vor mir. Rechts neben mir konnte ich die einzelnen Tannen erkennen, gerade aus dem Horizont ſogar den dunklen Streifen, wo ſich hinter Gebüſchen und Bäumen unſer Quartier befand, das doch noch eine gute Stunde entfernt war. Hierbei muß ich bemerken, daß ich an dem Abend durchaus nicht unheimlich aufgeregt war; ich dachte nur an meine Poeſie. Der einzige Gedanke, der meine Phantaſie unterbrach, war der: jetzt wirſt du bald halben Wegs geritten ſein, ſogleich mußt du das Kreuz ſehen — — — da, mit einem Male ſah ich nun das Kreuz, nicht viel über hundert Schritte vor mir. Aber dieſes Kreuz, heute Morgens kaum zwei Fuß aus dem Boden emporragend, war gewachſen und ſtand jetzt wenigſtens ſechs Fuß über der Erde empor.“

„Der Teufel!“ ſagte der Major der Bürgerwehr.

Meiſter Kaſpar aber und der Tambour ſchloſſen ihre Glieder mit einer Genauigkeit, wie ſie es auf dem Exercierplatze niemals gethan.

„Das Kreuz war gewachſen,“ fuhr Doſe fort, „und nun müßt Ihr mir zugeben, daß es in jedes Menſchen Bruſt ein unheimliches Gefühl hervorzurufen im Stande iſt, wenn ſteinerne Kreuze, die lange Jahre auf einſamer Haide ruhig geſtanden, nun in der Mitternachtsſtunde plötzlich empor ſchießen, wie Spargeln im Frühjahr. Ruhig nahm ich den Zügel meines Pferdes in die linke Hand, während ich mit der rechten meinen Säbel etwas lockerte und mich dann verſicherte, daß meine Piſtole in dem Halfter ſtak. War es nun dieſer plötzliche Zügeldruck, den der Pluto ſpürte, oder was Anderes, genug, er hob die Naſe in die Luft, ſchüttelte den Kopf zweifelnd wie ein Menſch hin und her, und fiel vom Trab in einen langſamen Schritt.

„Da ich um mich her freie Ebene hatte, ſo konnte ich mit der größten Bequemlichkeit das geſpenſtige Kreuz auf eine halbe Meile umreiten. Aber ein Unteroffizier von der Artillerie geht dem Teufel nicht aus dem Wege. Deßhalb drückte ich dem Pluto die Schenkel feſt an und ritt gerade aus. — Ihr werdet heute gerade ſo gut überzeugt ſein, wie ich es damals war, daß ein Kreuz unmöglich wachſen kann; ſo fand ich es denn auch, als ich näher ritt, obgleich das, was ich fand, nicht weniger ſeltſam, ja unheimlich war. Der Stein war begreiflicherweiſe nicht höher geworden, aber auf ihm hockte eine menſchliche Geſtalt, die auf Augenblicke ruhig ſaß, um gleich darauf die ſonderbarſten Stellungen anzunehmen. Bewegungen zu machen, wie ein wahnſinnig gewordener Telegraph. Bald ſah ich, daß das Ding vor mir einen Kopf hatte, bald ſchien dieſer von den Schultern verſchwunden zu ſein. Jetzt ſtreckte es den rechten Arm aus, jetzt den linken, darauf das Bein der gleichen Seite, dann wieder das andere. — Pluto fing an, ängſtlich zu werden. Er öffnete ſeine Nüſtern, zog heftig die Luft an ſich und drehte ſich nach allen Seiten, ohne von der Stelle zu gehen. Das machte mich ärgerlich. Ich nahm mich ſcharf zuſammen, gab ihm ein paar kalte Eiſen hinter den Bauchgurt, und nun machte er ein paar Sätze vorwärts, um darauf wie feſtgenagelt mit weit vorgeſtrecktem Halſe ſtehen zu bleiben. Unterdeſſen war ich aber ſo nahe gekommen, daß ich deutlich ſehen konnte, vor mir auf dem Kreuze ſitze ein Weſen von menſchlicher Geſtalt. Ich zog meine Piſtole hervor, richtete mich in den Bügeln empor und rief ein lautes und kräftiges Wer da? — — —

„Da drehte die Geſtalt auf dem Kreuze ihren Kopf herum, zeigte mir ein eingefallenes, blaſſes und hageres Geſicht, wahrhaftig geſpenſtig leuchtend in den letzten Strahlen des Mondes, und ſchlug eine laute Lache auf, ein ſchrillendes Gelächter — hi! hi! hi! hi! hi! — Das war zu viel für Pluto: er, eines der gehorſamſten und ruhigſten Pferde der ganzen Artillerie, warf ſich plötzlich herum, that einen gewaltigen Riß, und flog mit mir in wilden Sätzen über die Ebene dahin. Eine gute Viertelſtunde brauchte ich, ehe ich ſeiner wieder vollkommen Herr geworden. Und als ich ihn darauf umwandte, um das Kreuz wieder aufzuſuchen, ging gerade der Mond am Horizont unter, und es wurde ſo dunkel, daß ich nur wenige Schritte vor mich hinſehen konnte. Ich mußte das Abenteuer auf ſich beruhen laſſen und froh ſein, als es mir nach einer Stunde Umherſchweifens gelang, endlich glücklicher Weiſe den Weg aufzufinden, der mich nach meinem Beſtimmungsort führte.“

Damit ſchwieg der Erzähler und blickte ſtolz im Kreiſe umher. Jedes Auge war feſt auf ihn geſpannt, aber Niemand wagte es, die Stille zu unterbrechen, als der Schneider, der ängſtlich fragte: Und das ſeltſame Weſen auf dem Kreuze war wirklich ein Geſpenſt? — Sie haben nichts mehr darüber gehört?“

Doſe lächelte ſanft vor ſich hin und ſagte: „Es ſei ferne von mir, daß ich Sie in einer unangenehmen Gewißheit laſſe, da ich Ihnen zu beweiſen im Stande bin, daß jenes allerdings unheimliche Weſen nichts Uebernatürliches an ſich hatte.“

„Ah!“ machten die Zuhörer. Und Meiſter Kaſpar ſetzte leiſe hinzu: „Gott ſei gedankt, daß es ſo geendigt! Das hätte mir eine böſe Nacht verurſacht.“

„Den andern Morgen,“ fuhr Feodor Doſe fort, „erzählte ich das gehabte Abenteuer meinem Hauswirthe und erfuhr, daß ſich jene Geſtalt öfters ſehen laſſe, daß ſie aber kein Geiſt ſei, ſondern der wahnſinnige Sohn eines benachbarten Schullehrers, der ſich zuweilen in Mondſcheinnächten auf jenes Kreuz ſetze, um ſo lange jene beſchriebenen ſonderbaren Bewegungen zu machen, bis der Mond untergegangen. — Die Liebe, ach! die Liebe,“ ſetzte der Unteroffizier träumeriſch hinzu, „hat ihn ſo weit gebracht. — —“

Indeſſen war es ſpät geworden, die Weinkrüge geleert, und der Major der Bürgerwehr machte den Vorſchlag, jetzt nach dem Städtchen zurückzukehren, welcher bereitwilligſt angenommen wurde. Die Geſellſchaft ſtolperte den Berg hinab. Doſe wurde durch den freundlichen Adjutanten in ein gutes Quartier gebracht, und auf der alten Schloßruine blieb Niemand zurück, als die Wache.

Meiſter Kaſpar aber horchte, bis die letzten Schritte unten im Städtchen verklungen, bis der Nachtwächter die elfte Stunde geblaſen; dann zog er den Poſten vor dem Gewehr ein, verrammelte die Thür mit den vorräthigen Mobilien und legte ſich zum Schlafen nieder. Doch wollte der Schlummer lange nicht kommen, und als er endlich die müden Augen des Schneiders ſchloß, träumte dieſem von ſchrecklichen Geſpenſtergeſchichten, von ſeltſamen Geſtalten ohne Köpfe, aber mit ſechs Paar Beinen und Armen. Er verbrachte eine ſehr unangenehme Nacht und ſchwur hoch und theuer, ſobald nicht wieder auf Wache zu ziehen.

Zehntes Kapitel.

Enthält die Beſchreibung eines Bürgerwehrballes mit volksthümlicher Quadrille, auch ſonſt noch viel Lehrreiches. — Später wird getrommelt.

Der Adjutant der Bürgerwehr wußte nicht nur das Bataillon zu lenken, ſondern auch die ganze Stadt handelte nach ſeiner Angabe. Es war ihm vor allen Dingen darum zu thun, den tüchtigen Unteroffizier, der ſich ſo zufällig hier eingefunden, ſo lange als möglich da zu behalten, ihn zuerſt als Exerziermeiſter zu gebrauchen und ihn vielleicht nach und nach für ſeine Sache zu gewinnen, d. h. nach links herüber zu ziehen. Da aber Doſe, wie wir wiſſen, in ſeinen Anſichten völlig rechts überhing, ſo mußte ſich die ganze Stadt auf's Beſte zuſammen nehmen, um ihre wirklichen Geſinnungen nicht zu verrathen. Dem Unteroffizier wurde erklärt, es handle ſich nur darum, um bei einem wahrſcheinlich ausbrechenden Kriege eine kleine Macht zu bilden, die im Stande ſei, Geſetz und Ordnung aufrecht zu erhalten, und er thue ein gutes Werk, wenn er ſich im Hinblick auf dieſe lobenswerthe Abſicht der Organiſation der Bürgerwehr eine kurze Weile annehme.

Der Adjutant des Bataillons handelte nach den Befehlen und im Einverſtändniß mit einer unſichtbaren höheren Behörde, der Alles daran gelegen war, ſich bei der Artillerie einige geheime Freunde zu erwerben.

Doſe aber, den es drängte, ſobald als möglich nach C. zu kommen, war nicht leicht zum Dableiben zu vermögen, und der Unteroffizier würde den beſten Worten, dem vortrefflichſten Quartier nicht nachgegeben haben, hätte man dem Dichter nicht auf's Beſte geſchmeichelt, indem man ihm das hier erſcheinende Lokalblatt zur Verfügung ſtellte und am anderen Tage ſchon „Die vernagelte Kanone“ darin abdruckte. Das war zu viel für Feodor's empfängliches Gemüth. Er ſah ſich zum erſten Male gedruckt. Da war ſein Lieblingsgedicht, überſchrieben: „Die vernagelte Kanone“, unterſchrieben: „Feodor Doſe“. Ja, er war ſo vom Glücke berauſcht, daß der Adjutant es noch am ſelben Abend wagen konnte, ihm mit ſüßen Worten Einiges von einem geſammten freien Deutſchland einzugeben, was Doſe wie eine unbekannte Medicin hinnahm, die allerdings unangenehm ſchmecke, aber vielleicht von beſſerer Wirkung ſein könne. Zu gleicher Zeit legte ihm der Adjutant ein Schreiben aus E. vor, worin es hieß, der Befehl zur Mobilmachung ſei noch nicht eingetroffen, mithin habe der Unteroffizier vollkommen Muße, noch eine Zeit lang in der Stadt zu bleiben. Da das Intelligenzblatt am anderen Tage Doſe's „Sehnſucht an Daphne“ brachte, und der Dichter nicht umhin konnte, ſich glücklich zu preiſen, daß der glühendſte Wunſch ſeines Lebens jetzt endlich in Erfüllung gegangen, daß ſich jetzt endlich die Preſſe für ihn geöffnet, ſo nahm der Adjutant hierbei Veranlaſſung, von einem geheimen Befehle zu ſprechen, der es Militärperſonen überhaupt verböte, etwas drucken zu laſſen, und ging dann ſehr geſchickt auf Preßverhältniſſe im Allgemeinen über, nannte das Beſtehende eine Knechtſchaft, und wußte die Ideen des armen Unteroffiziers für eine freie Preſſe zu erwärmen.

Wenn nun Doſe als Menſch aus zwei Elementen, einem militäriſchen und einem poetiſchen beſtehend, ſich unter dem Einfluſſe des letzteren einer gewiſſen Weichheit hingab, ſo war er als Unteroffizier, um uns bildlich auszudrücken, wie von engliſchem Gußſtahl, und ließ dieſe Schärfe und Härte das ganze Bataillon empfinden, wenn er es droben vor dem alten Schloſſe in den Anfangsgründen der edlen Kriegskunſt unterwies. Die Ritterburg hatte gewiß zu den Zeiten des wildeſten Fauſtrechtes nicht ſo viele ſchlimme Worte gehört, als in dieſen Tagen. Doſe ſchien ſeine Kreuzdonnerwetter, ſeine Millionen- und andere Hunde während der Poſtdienſtzeit bei ſich ſelbſt niedergelegt zu haben, um ſie jetzt mit den reichlichſten Zinſen wieder auszugeben. Die gute Bürgerwehr hatte bis jetzt keine Ahnung davon gehabt, welche Feinheiten im einfachen Rechts- und Linksum verſteckt lägen, — zierliche Nüancen, die Doſe ſich bemühte, zu Tage zu fördern. Seine Leidenſchaft war, die Wendungen nach Zählen machen zu laſſen, und damit „zwiebelte“ er die Bürgerwehr, daß ihr Hören und Sehen verging.

Bald ließen ſich auch deutliche Beweiſe großer Unzufriedenheit wahrnehmen, und wenn nicht Doſe mit einem fürchterlichen Eide geſchworen hätte, dem, der das Maul aufthue, ſobald er ſtillgeſtanden! kommandirt, den Schädel einzuſchlagen, ſo würde er eines Tages einen offenen Ausbruch der Meuterei erlebt haben. So aber begnügten ſich die Bürgerwehrmänner mit häufigem Krankſein, und Doſe hatte noch nicht vier Tage lang ſeine Zuchtruthe geſchwungen, ſo beſtand das Bataillon auf dem Exercierplatze nur noch aus dem Major, den Hauptleuten, den Lieutenants und einem halben Dutzend unverwüſtlicher Musketiere.

Der Adjutant war in Verzweiflung; er hatte mit Vergnügen die Fortſchritte bemerkt, welche die Mannſchaft gemacht, und mußte jetzt ſehen, wie die Luſt an der ganzen Bürgerwehr ſo auffallend und unaufhaltſam abnahm. Sogar die abendliche Beſprechung im Grünen Baum war nicht im Stande, die tapferen Kämpfer freundſchaftlich zu verbinden; es bildeten ſich Gruppen an verſchiedenen Tiſchen, man ſah auch hier eine Rechte und eine Linke, man ſprach von Tyrannei, flüſterte von erneuter Knechtſchaft, und ein paar verwegene Intriguanten bearbeiteten das Bataillon und ſchlugen Neuwahlen vor, um andere Männer an's Ruder zu bringen, denen es Ernſt ſei mit dem wirklichen Fortſchritt, mit der Freiheit, mit der — Ordnung.

Der Adjutant ſah ein, daß er falſch manövrirt, daß Bürgerwehr nimmer zu wirklichem Militär heranzubilden ſei, und daß ihm das Schreckliche bevorſtehe, ſeine Popularität zu verlieren. Er hatte einen feierlichen Appell anſagen laſſen;

derſelbe wurde ſchwach beſucht. Er hatte Bürgerwehrlieder gratis vertheilt und nichts Beſonderes damit bezweckt. Er hatte die Anfertigung der neuen Fahne beſchleunigt; das Bataillon war ſehr unvollzählig erſchienen, um ſie zu übernehmen. Er hatte ſo große Hoffnungen gehegt, ſo Schönes zu erringen geglaubt durch die Anweſenheit des Artillerie-Unteroffiziers — Alles umſonſt! Er hatte für die erhabene Sache nichts gewonnen, für ſich ſelbſt viel verloren; er mußte zu einem energiſchen Mittel ſchreiten, um ſeine Stellung wieder zu gewinnen; er wollte die Frauen und Mädchen des Ortes in's Intereſſe ziehen, um auf die Männer zu wirken, er wollte einen Bürgerwehrball veranſtalten; und er hatte das richtige Mittel gefunden — dieſe Idee fand allgemein Anklang.

Das Lokal des Grünen Baumes, ein ziemlich großer Saal mit ein paar Nebenzimmern, wurde feſtlich dekorirt mit rothen Fahnen, mit grünen Guirlanden und den Waffen des Bataillons, mittels welcher man an der kleinen Seite des Saales eine große Trophäe errichtete, die ſich im Glanze von ein paar Dutzend Talgkerzen recht ſtattlich ausnahm. Die Muſik des Städtchens, beſtehend aus einem Contrebaß, zwei Violinen und einer Clarinette, wurde durch die beiden Tambours verſtärkt und befand ſich auf einer Tribüne, die gebildet worden, indem man Bretter über einige Fäſſer gelegt.

Wir müſſen geſtehen, daß die Idee des Adjutanten im Städtchen allgemeinen Anklang gefunden hatte. Die weißen Kleider wurden hervorgeſucht, mit rothen Schleifen verziert, zwei Damen erſchienen ſogar in blutrothen Taffet gekleidet; und wir können es leider nicht verſchweigen, daß ſich während des Nachmittags die Muſik abquälte, die Marſeillaiſe zu ſpielen — freilich in ſehr langſamem Tempo — denn mit dieſer Melodie ſollte der Bürgerwehrball durch eine Polonaiſe eröffnet werden.

Doſe war abgenutzt, Doſe war eine gefallene Größe. Man duldete ſeine Uniform nur noch, weil er feierlich erklärt hatte, er reiſe morgen ab, indem er mit einer ſolchen „Schwefelbande“, die keinen Drang zur Subordination in ſich fühle, nichts mehr zu ſchaffen haben wolle. So ſchnell ändern ſich Zeiten und Menſchen. Wir können dabei nicht verſchweigen, daß neben dem Unteroffizier Doſe auch der Poet Feodor auf's Tiefſte gekränkt worden war. Der Erſtere hatte es nämlich für nöthig befunden, den Drucker des Intelligenzblattes, der mit ſehr roſtigem Gewehr angetreten war, einen unſauberen Schmierfinken zu nennen, woraus das Schreckliche entſprang, daß am folgenden Tage eine Recenſion erſchien, welche das berühmte Gedicht: „Die vernagelte Kanone", für den miſerabelſten Schund erklärte.

Trotz allem dem hielt es der umſichtige Adjutant doch für klug, nicht gerade in offener Feindſchaft von dem Unteroffizier zu ſcheiden. Es konnten Zeiten kommen, wo — — und darum beſchloß er, wenigſtens für ſeine Perſon, Doſe bis zum letzten Augenblick auf's Freundſchaftlichſte zu behandeln. Er ertheilte dem Drucker von Bataillons wegen eine tüchtige Naſe, er lud den geſchmähten Dichter dringend zum Bürgerwehrballe ein, und Doſe verſprach zu kommen.

Aber nicht blos innerhalb der Stadtmauern beſchäftigte man ſich eifrig mit den Vorkehrungen zu dieſem Feſte — nein, auch von auswärts kamen Theilnehmer und Theilnehmerinnen, letztere meiſtens in harmloſe Landfuhrwerke gepackt, mit aufgewickelten Haaren, auf dem Schooße ein großes Paket, worin ſich das weiße Ballkleid befand, ſowie Strümpfe und Schuhe. Das auswärtige männliche Geſchlecht beſtand meiſtens aus ſehr geſinnungstüchtigen Mitgliedern eines Seminars auf der anderen Rheinſeite, blutdürſtigen jungen Leuten mit großen drohenden Bärten und keck aufgeſtülpten Schlapphüten. Dieſe fuhren in einem Boote über den Rhein, ſie hatten zwiſchen ſich eine große rothe Fahne aufgeſteckt und ſangen:

Wenn die Fürſten fragen: was macht Hecker doch?
Könnt ihr ihnen ſagen: dieſer hänget hoch —
Aber nicht am Galgen, nicht an einem Strick,
Sondern an der Spitze — freier Republik!

In dem Tanzſaale ſelbſt hatte man eine gleiche Lithographie, wie eine droben in der Wachtſtube prangte, aufgehängt, hier aber umgeben von einem Kranze von Eichenlaub, deutſcher Männer Kraftſymbol und Lieblingsbaum, bis zu ſeinen Früchten, den Eicheln, die man im Naturzuſtande roh, ſonſt aber auch gebrannt und gemahlen als Kaffee verzehrt.

Obgleich der Zutritt in den Tanzſaal Nachmittags Niemanden mehr geſtattet war, ſo hatte doch Doſe, der im Grünen Baum wohnte, hiervon eine Ausnahme gemacht, um ſich die Dekorationen, an welchen man den ganzen Tag über gehämmert, mit Muße anzuſehen. Manches kam ihm hier ſonderbar vor, und er ſchüttelte bedenklich ſein langes Haupt. Unter Anderem vermißte er die Landesfarben, ſowie das Portrait ſeines Königs und Herrn, und ſah dafür eine miſerable Lithographie, die einen Mann darſtellte, der einem Räuberhauptmann wie ein Ei dem anderen ähnlich ſah. Doſe beſchloß trotz alle dem, den Ball zu beſuchen.

An der Haupteingangsthür befanden ſich zwei Schildwachen mit Säbel und Muskete aus der Bürgerwehr, neben ihnen der Kaſſier des Bataillons hinter einem Tiſchchen, auf welchem ein tiefer Suppenteller ſtand, beſtimmt, das Eintrittsgeld und patriotiſche Gaben in Empfang zu nehmen, die geſpendet würden zum Beſten der guten Sache, ſowie auch, um das rothe Baumwollenzeug für die Fahnen zu bezahlen. Wir müſſen geſtehen, daß ſich der Teller mit Silbergeld füllte. Der Kaſſier ſaß ſtolz auf ſeinem Stuhle, mit einer weißen Halsbinde; er trommelte ſelbſtgefällig mit den Fingern auf den Tiſch, und machte hie und da den beiden Schildwachen ein geheimes Zeichen, ſich gerade zu ſtellen und das Gewehr anzuziehen, wenn nämlich Jemand kam, von dem anzunehmen war, daß er wenigſtens einen halben Thaler opfern würde.

Der Ball begann um ſieben Uhr mit dem Aufſpielen des marſeiller Liedes, bei deſſen Klängen ſich die ganze Geſellſchaft feierlich durch den Saal und die beiden Nebenzimmer bewegte. Es wurde dieß natürlicher Weiſe als

Polonaiſe betrachtet, und dieſe ward angeführt von einem dicken, bleichen, ſchlagflüſſigen Seminariſten, der rothes Haar und Halsbinde, ſowie Uhrband von derſelben Farbe trug. Er blickte ſtolz um ſich her, hatte ſeine Arme beſtändig halb gebogen, und hob ſie bei jedem Schritte ein paar Zoll empor, ungefähr ſo, wie es ein junger, fetter Pelikan mit ſeinen Flügeln zu machen pflegt, ehe er ſich vom Boden erhebt.

Der Seminariſt war Mitglied mehrerer geheimen Geſellſchaften; er warb für die Freiheit bei allen Veranlaſſungen, und da er durch aufopfernden Lebenswandel ſehr verſchuldet war, ſo ſchwärmte er unmäßig für das Gleichheitsprincip. Er gehörte zu den Feſtordnern, ebenſo wie der Major, die Hauptleute, die Lieutenants, der Wachtmeiſter, Bataillonsſchreiber und Kaſſier, ſowie noch eine andere, ſehr dürre Perſönlichkeit, der Tanzmeiſter des Ortes, ein heruntergekommener Barbiergeſelle und wüthender Demokrat. Alle dieſe Feſtordner trugen rothe Binden am Arm, tranken ihren Wein auf Koſten der Bataillonskaſſe und gaben ſich ein unerhörtes Anſehen.

Nach der Polonaiſe rief der feſtordnende Tanzmeiſter eine Quadrille aus, — ein fremdes Wort, wofür ihn der ſchlagflüſſige Seminariſt mit einem furchtbaren Blick beſtrafte. Dann brüllte der Letztere: „Ein Vierertanz, ihr Bürger!“ und ſtellte ſich als erſtes Paar auf. Sein Gegenüber war der Major, neben dieſem der Adjutant, rechts zwei Hauptleute, links zwei Lieutenants; neben dem Seminariſten befand ſich der Drucker des Intelligenzblattes. Und ſo ſtand hier eine vornehme, eine Honoratioren-Quadrille. Der Seminariſt warf ſich in die Bruſt, blickte ſtolz auf den Tanzmeiſter und bedeutete ihm, zu ſchweigen, er ſelbſt wolle die Touren anrufen.

Die Muſik begann, die üblichen Verbeugungen gegen die Damen wurden gemacht, wobei der Major zierlich mit dem Fuße hintenaus kratzte, der Adjutant die Hand auf's Herz legte, der Schlagflüſſige gleichgültig den Kopf neigte und die Backen aufblies, und jeder der Hauptleute und Lieutenants ſchon jetzt den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in die Weſtentaſche vergrub, wo ſie bis zur Beendigung des ganzen Tanzes verblieben. Der Drucker allein hatte kein Compliment zu Stande gebracht; denn in dem Augenblicke, wo er dazu ſeinen Mund lächelnd ſpitzte, wie ein Karpfen, entdeckte er Feodor Toſe's Geſicht gerade ſich gegenüber, weßhalb er ſtatt jedes Complimentes ingrimmig auf die Seite ſpuckte.

„Die Sklavenkette!“ brüllte nun der Seminariſt, was ſo viel heißen ſollte, als: Chaine anglaise. Und Alles gerieth in die lebhafteſte Bewegung. Damen und Herren wanden ſich durch einander, die Kleider rauſchten, und die Muſik jammerte irgend eine luſtige Melodie.

„Schützt die Damen!“ hieß es wieder, und Alles beugte ſich zierlich vor- und rückwärts, nach rechts und nach links.

„Die freie deutſche Fauſt!“ erſcholl ein neues Kommando. Und trotz dieſer deutſch-patriotiſchen Ueberſetzung wurde doch das ſanfte Tour de mains nach altherkömmlichen Regeln ausgeführt. So ging es fort, und der ſchlagflüſſige Seminariſt gab den verſchiedenen Kommandoworten durch die Art, wie er ſie ausſprach, eine mannigfaltige und nicht zu verkennende Bedeutung. Oft lispelte er leiſe, wenn er ſagte: „Die Kette der Damen,“ oder „Promenade,“ was ihm zu überſetzen für überflüſſig erſchien. Bald aber zuckten ſeine Arme, als wollte er jetzt gerade zur Decke hinauffliegen, und ſein Maul öffnete ſich weit, wenn er z. B. rief: „Zwei kühn voran!“ oder „Jagd nach rechts und nach links!“ oder „Bewaffnet die rechte und linke Hand!“

Der Glanzpunkt der Quadrille war übrigens, als er in der Tour Cavalier seul endlich mit herausforderndem Blick rief: „Der freie deutſche Mann allein!“ und anmuthig vortänzelte, die Naſe hoch, das Geſicht bläulich, das rothe Uhrband ſtolz um den Finger gewickelt. Es war dies ein großer Moment und wurde mit einem allgemeinen Händeklatſchen begrüßt, das Jeden, mit Ausnahme des Tanzmeiſters, zu freuen ſchien, der vor Neid hätte berſten mögen, daß ihm dieſe geſinnungstüchtigen und volksthümlichen Veränderungen nicht eingefallen.

Doſe, dem dieſe ganze Geſchichte ſehr unbehaglich zu werden anfing, hätte ſich gern aus den Zimmern zurückgezogen; doch da er heute Vormittags einen großen Spaziergang gemacht, um von der Spitze eines benachbarten höheren Felſens ſehnſuchtsvoll das Rheinthal hinabzublicken, ſo begann er jetzt ziemlichen Hunger zu verſpüren und mußte ſich ſchon entſchließen, hier zu bleiben und bis zur Pauſe zu warten, da heute Abend ſonſt im ganzen Hauſe nichts zu erhalten war. Doch zog er ſich in das hinterſte Zimmer zurück, ſetzte ſich da in eine Ecke und verſank in Träumereien.

Der Kaſſier vorn an der Thür hatte ſeine Einnahmen ziemlich beendigt, denn es kam keine Seele weiter, um ihr Schärflein darzubringen, weßhalb er die Silbermünzen in dem Suppenteller mit ſeinem Schnupftuch bedeckte und ſich etwas zu eſſen bringen ließ. Er verzehrte mit großem Appetit die Kalbs-Cotelette, die man ihm gebracht, ſetzte den gebrauchten Teller auf ſein Schnupftuch und machte mit übrig gebliebener Sauce ein Kreuz auf dieſen oberſten Teller, um damit anzuzeigen, daß man unter demſelben Schnupftuch und Geld als unverletzliches Eigenthum zu betrachten habe. Dann erhob er ſich in der ganzen Würde ſeines Amtes und ſchritt in den Tanzſaal, ſtolz erhaben, den Oberkörper auf den Hüften wiegend, den Kopf in der weißen Halsbinde drehend. Die beiden Schildwachen, obgleich heute Abend als Musketiere fungirend, waren nichts deſto weniger freie Bürger der Stadt, und ſie ſahen dieſes Aufpoſtenſtehen als eine große Gefälligkeit ihrerſeits an, die aber nothwendiger Weiſe ihre Gränzen haben müſſe. Deßhalb ſtellten ſie nach Abgang des Kaſſiers ihre Gewehre in die Ecke, ſtülpten den Hut darauf und fingen ebenfalls an, zu ſoupiren, ſo lange draußen noch der Tanz wogte und in der Küche noch etwas Gutes zu haben war.

Jetzt näherte ſich die erſte Abtheilung des Balles ihrem Ende und ſchloß mit einem Vernichtungsgalopp, aus dem man deutlich die Klänge eines bekannten Volksliedes heraushörte. Dann traten die Paare aus einander, man ließ ſich an den noch leer ſtehenden Tiſchen nieder, Alles rief nach Wein und Speiſen. Alles ſagen wir, mit Ausnahme des Kaſſiers; nicht, weil dieſer ſchon ſoupirt hatte, ſondern weil er, an die Eingangsthüre zurückkehrend, dort weder Teller noch Geld mehr vorfand und verzweiflungsvoll nach ſeiner Kaſſe ſchrie. Die beiden Schildwachen, die befragt wurden, ſchauten ſich überraſcht an und verſicherten, nicht das Geringſte zu wiſſen. Sie wären nicht vom Platze gewichen, wie der Herr Kaſſier, ſie hätten im Uebermaß des Pflichtgefühls ſogar ſtehend ihr Abendbrod verzehrt, und überhaupt hätte man ihnen keinen beſtimmten Auftrag gegeben, über einen Teller zu wachen, der mit zwei Sauceſtrichen verſehen geweſen wäre.

Es war ziemlich viel Geld in dem Teller vorhanden geweſen, und das ſeltſame Verſchwinden deſſelben wurde bald im ganzen Saale bekannt und machte keine geringe Beſtürzung. Der Major ſchaute vornehm verweiſend aus, der Adjutant mißtrauiſch, der ſchlagflüſſige Seminariſt wüthend und der arme Kaſſier höchſt unglücklich. Der Seminariſt, dem die fremde Uniform Doſe's ſchon lange ein Dorn im Auge geweſen, machte ſich in feindſeligen Ausdrücken Luft, ſprach von den Livreen der Tyrannen, ſowie ähnliches ungereimtes Zeug, und beruhigte ſich erſt wieder, als die lange Geſtalt des Unteroffiziers im Tanzſaale ſichtbar wurde, der aus ſeinem Winkel hervorkam, um ſich nach dem allgemeinen Lärmen zu erkundigen.

Zwei Schildwachen bei einer Kaſſe und dieſe Kaſſe verſchwunden, das verurſachte ihm ein niederdrückendes Gefühl. Wenn die beiden Musketiere auch nur der Bürgerwehr angehörten, ſo waren ſie doch von ihm, von Feodor Doſe, kommandirt worden, und das warf einen Schatten über ſein Gemüth. Er wandte ſich um, die Arme verſchränkt, und befand ſich gerade vis-à-vis dem jungen Schlagflüſſigen, der ihn etwas herausfordernd von oben bis unten anſah. Doſe erwiederte dieſen Blick, war aber ſchneller damit zu Ende, denn der Seminariſt war von ſehr kleiner Geſtalt.

Der Unteroffizier zuckte gleichgültig die Achſeln und wandte ſich der Thüre zu, als wollte er hinausgehen. Der Andere trat ihm in den Weg. „Herr,“ ſagte er, „Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, was vorhin an der Thüre geſchehen iſt! Man ſchleicht ſich nicht ſo aus dem Zimmer, wenn Kaſſen ſpurlos vom Tiſche verſchwinden. Man bleibt da, bis die Sache gehörig unterſucht iſt.“

Doſe erblaßte vor ungeheurer Wuth, denn er begriff die Rede des ſchlagflüſſigen Seminariſten. Seine rechte Hand zuckte in der Luft, und wenn nicht der Adjutant dazwiſchen geſprungen wäre, ſo hätten ſich die Finger im nächſten Augenblicke ſehr unangenehm mit der rothen Halsbinde beſchäftigt.

„Schämen Sie ſich,“ ſagte der Adjutant zu dem jungen Manne. „Was iſt das für eine Aufführung? Auf dieſe Art dient man unſerer Sache nicht. — Beſter Herr Unteroffizier, hören Sie nicht auf dieſen unvorſichtigen jungen Menſchen!“

„Eindringlinge und Spione,“ entgegnete der Schlagflüſſige . . . und jetzt konnte ihn die Perſon des Adjutanten nicht mehr beſchützen. Doſe reckte ſich etwas Weniges in die Höhe, beugte ſich dabei faſt über den Adjutanten herüber und ſtreckte den Seminariſten mit einem einzigen Schlage zu Boden. Dann athmete er tief auf, zog ſeine Uniform um die Taille ein wenig herunter und blickte fragend rings umher.

Obgleich ſich der Seminariſt im nächſten Augenblicke wieder auf die Beine half und der Adjutant behauptete, Jener ſei nur ausgeglitſcht, ſo begann ſich doch in dem Saale ein unangnehmer Tumult zu erheben, aus dem heraus man deutlich die Worte vernahm: „Werft ihn die Treppe hinab, werft ihn auf die Straße!“ — Wer weiß auch, wie dieſer Tumult geendigt hätte, wahrſcheinlich mit einer ſehr ſoliden Schlägerei, denn Doſe liebäugelte ſchon mit einem

Stuhle in ſeiner Nähe, der ſehr feſte Beine zu haben ſchien, als der Wirth zum Grünen Baum haſtig zwiſchen die Streitenden ſtürzte, indem er ausrief: „Kein Wort weiter, Ihr Herren, die Kaſſe iſt wiedergefunden!“ Ihm folgte der entzückte Kaſſier mit einem großen Zuber voll ſchmutzigen Spülwaſſers, in das er, obgleich es ſehr unangenehm roch, mit innigem Entzücken ſeine Naſe ſteckte.

Die Sache mit der verſchwundenen Kaſſe war bald aufgeklärt. Ein Dienſtmädchen des Hauſes hatte die, wie ſie glaubte, leeren Teller in die Küche genommen, ſie dort in Waſſer verſenkt und ſtehen laſſen, und erſt, als man die Teller wieder gebrauchte und abſpülte, fand ſich die ganze Beſcherung, an der nicht ein Groſchen fehlte. Der überglückliche Kaſſier predigte nach allen Richtungen Verſöhnung, ſagte dem jungen Seminariſten einige paſſende Worte und führte den Unteroffizier in das hintere Zimmer, wo er ſich mit ihm bei einer Flaſche Wein feſtſetzte.

Doſe's Gemüth war tief erſchüttert; er fing an, die Geſellſchaft zu erkennen, in der er ſich befand, er fing an, hier in dieſem Kreiſe für ſeine Uniform, für ſeine Treſſen zu erröthen. Er war auf dieſe Art ein einſylbiger Geſellſchafter, weßhalb ihn der Kaſſier bald verließ und in den Tanzſaal zurückkehrte. Feodor ſtützte die Hand auf ein Fenſtergeſims, legte den Kopf darauf und hatte ſchmerzliche Gedanken. Wie ein wilder, wüſter Traum erſchien ihm ſein Aufenthalt hier in dem Städtchen, und er konnte oft nicht begreifen, was ihn hier zurückhalte. Ach! die Kinder ſeiner Muſe hatten es gethan, ſeine Poeſieen. Aber auch dieſer Zauber feſſelte ihn nicht mehr an den Ort, er ſollte ihm kein Capua werden, er wollte ihn morgen mit dem erſten Blicke des jungen Tages verlaſſen. Hatte er doch ſein Manuſcript wieder, hatte er es doch durch einige vortreffliche Lieder vermehrt, ja, er hatte ſogar einen Freiheitsgeſang gemacht. Aber dieß war ein harmloſes Lied, denn es waren die Ergüſſe eines Unteroffiziers nach eben beſtandenem dreitägigem Mittelarreſt.

Horch! was war das? Täuſchte ſich Doſe oder vernahm er wirklich den luſtigen Schlag einer Trommel?

Eilftes Kapitel.

Vom unglücklichen Kehraus des Bürgerwehrballes und von der Ankunft eines wirklichen Infanterielieutenants, in deſſen Folge der ſchlagflüſſige Seminariſt und der Packmeiſter Doſe arretirt werden, — kurz, aber wichtig für Beamte der öffentlichen Macht.

Nein, Doſe täuſchte ſich nicht! Um vor dem Lärmen der Tanzmuſik im benachbarten Saale beſſer hören zu können, öffnete er ein klein wenig das Fenſter, an dem er allein ſaß und lauſchte. Richtig! da klang es wieder, ſchon näher und deutlicher, aber immer noch fern auf der Landſtraße. Rataplan—Rataplan—plan—plan!

Trommelſchlag und Hundegebell hört man in der Nacht ſehr weit, wenn man nicht gerade einen Cotillon tanzt. Aus dem letzteren Grunde ſchien man auch drinnen im Tanzſaale nichts zu vernehmen; der Contrebaß grunzte, die Violinen quiekten, und die Clarinette jammerte dazwiſchen immer fort ohne Aufhören, nur zuweilen übertönt von dem Geſtampfe der Tanzenden.

„Ei,“ dachte der Unteroffizier, „was kann das ſein? Warum der Marſch einer Infanteriekolonne bei ſo ſpäter Nacht?“ — Es mochte eilf Uhr ſein. — Er lauſchte abermals, doch hatte der Trommelſchlag aufgehört, und es ſchien draußen ganz ruhig zu ſein. Doch nur eine halbe Viertelſtunde lang; dann vernahm Feodor mit ſeinem ſcharfen geübten Ohr Tritte vieler Menſchen, die ſich auf der Landſtraße in gleichem Schritt zu nähern ſchienen. Er ſchüttelte den Kopf. Was konnte das bedeuten? — Stand die Ankunft des Militärs vielleicht im Zuſammenhange mit einigen Bewohnern des Städtchens oder vielleicht gar mit dem Feſte ſelbſt? — Was war zu thun? — Sollte Doſe ſich auf ſein Zimmer begeben oder da bleiben, wo er war, hier die Dinge, die da kommen ſollten, ruhig abwarten? — Er beſchloß das Letztere und blieb.

Es war, als ſeien am heutigen Abend, vielleicht wegen des Feſtes, weder Nachtwächter noch Hunde auf der Straße; denn die erſteren machten keine Meldung, und die letzteren bellten nicht einmal dem heranziehenden Militär entgegen, weßhalb es denn auch begreiflich war, daß man im Tanzſaal hiervon keine Ahnung hatte. Hier wurde ſtark getanzt, gehörig dazu getrunken und viel gelärmt. Man erging ſich in heftigen Redensarten, in ſehr excentriſchen Toaſten, und namentlich zeichnete ſich der ſchlagflüſſige Seminariſt bei allem dem aus. Er hatte eben eine Rede gehalten zu Ehren der rothen Fahne, in welcher außerordentlich viel Worte, wie: entwürdigende Knechtſchaft, verdumpfende Unterdrückung und dergleichen, vorkamen. Er hatte dieſe Rede in der Nähe der Thüre gehalten, hatte ſie hauptſächlich an die beiden Bürgerwehrmänner gerichtet, die dort auf Poſten ſtanden, und war ſchließlich daran, ſie zu dem baldigſt bevorſtehenden Kampfe auf's beſte zu ermahnen, daß ſie mit Gut und Blut vertheidigen möchten die rothe Fahne und den heimiſchen Herd — als ſeine Naſe plötzlich lang und ſpitz wurde, ſeine Wangen von ziemlichem Roth in tiefe Bläſſe übergingen und er mit gläſernem Blick durch die Thüre auf den Gang hinausſchaute, als bemerke er dort ein Geſpenſt.

Und dort erſchienen auch in der That Geſpenſter, aber nicht, wie man ſie ſich gewöhnlich vorſtellt, in langen, weißen Gewändern mit eingefallenen Wangen; ſondern die Geiſter hier, die ſich ruhig und ſtill hinter den beiden Bürgerwehrmännern aufpflanzten, hatten blaue Röcke, weißes Lederzeug und blanke Pickelhauben auf den Köpfen. Auch ſahen ihre Geſichter ſehr von dieſer Welt aus; ja, ſie lächelten ſehr freundlich, als ſich ihre Kameraden mit den Schlapphüten nun ebenfalls umwandten und vor lauter Ueberraſchung die Gewehre ſinken ließen.

Der Seminariſt ſtürzte in das Tanzgewühl zurück, riß die Paare aus einander, und ein Wort, ein Fingerzeig reichte hin, um ſämmtliche Mitglieder des Feſtes in Kenntniß zu ſetzen von dem, was ſich draußen begeben. Die Muſik brach mit Einem Male ab, und die Künſtler ſelbſt, indem ſie ihre Inſtrumente im Stiche ließen, ſuchten ein Aſyl unter dem ſchützenden Gerüſte.

Jetzt erſchien ein Offizier der Infanterie in dem Saale, gefolgt von einigen Mann, das Gewehr im Arm, und ſchritt langſam durch die erſtaunten und erſchreckten Gruppen. Der Erſte, der ſich ſo weit wieder ſammelte und faßte, um eine ſehr ehrerbietige Frage zu ſtellen, war der Wirth zum Grünen Baum, der ſich als ſolcher vorſtellte und nach den Befehlen des Offiziers fragte. In dieſem Augenblicke machte der Bataillonsadjutant ſowie der ſchlagflüſſige Seminariſt einen vergeblichen Verſuch, durch die Thüre zu entwiſchen. Die beiden Schildwachen wieſen ſie zurück, worauf ſich die Erſchrockenen in die dichteſte Gruppe der Umherſtehenden verloren und langſam gegen das hintere Zimmer manövrirten, um dort vielleicht zu entkommen.

Der Gaſtgeber zum Grünen Baum wandte ſich alſo an den Lieutenant und fragte ihn, womit er dienen könne.

„Mein lieber Mann,“ ſagte dieſer, „ich bin durchaus nicht gekommen, um Ihr heiteres Feſt zu ſtören; ja ich betrachte ſogar mit einigem Intereſſe dieſen Saal, denn ich hoffe hier unter Anderem die Bekanntſchaft zweier Herren zu machen, des Herrn Aktuar D. und des Herrn Seminariſten W. Sollten ſich dieſe Beiden vielleicht hier befinden?“

Der Lieutenant war ein kleiner, unterſetzter Mann mit ſehr lebhaften Augen, einem außerordentlich freundlichen Geſicht und ſehr großem Schnurrbart. Er that ganz, als wenn er hier zu Hauſe wäre, legte die Hände auf den Rücken und ſchritt langſam auf und ab.

„Der Herr Aktuar D.? murmelte erſchrocken die Menge.

„Unſer Adjutant?“ ſetzten einige Andere leiſe hinzu.

„Sind dieſe beiden nicht hier?“ fragte der Lieutenant. „Oh, ſie befinden ſich gewiß hier.“

„Sie waren hier,“ entgegnete der Wirth, der mit großer Geiſtesgegenwart eine Serviette erwiſcht und ſie um den linken Arm gehängt hatte. Es war ihm in dieſem Augenblicke Alles daran gelegen, nur als Gaſtgeber des Grünen Baumes zu erſcheinen. Er ſtand demüthig gebeugt wie ſein Oberkellner. — „Sie waren hier noch vor wenig Minuten.“

„In dem Falle ſind ſie auch noch hier,“ verſetzte unerſchütterlich der Lieutenant. „Dort, wo ich hereinkam, ſind ſie nicht hinaus.“

„Aber der Saal hat zwei Thüren,“ entgegnete der Wirth.

„Auch dafür iſt geſorgt, mein lieber Mann,“ fuhr der Offizier ruhig fort. „Ich bitte alſo nur, gefälligſt Ihre Stimme erſchallen zu laſſen und die Namen der beiden Herren zu rufen.“

Dagegen war nicht viel einzuwenden, und die übrige Ballgeſellſchaft, ſehr glücklich darüber, daß ſie ſelbſt von ſolchen Unannehmlichkeiten verſchont geblieben, öffnete raſch ihre Reihen, drehte ſich rechts und links, ſchaute hinter ſich und trat endlich ſo auffallend vor zwei Herren in der hinterſten Ecke des Saales zurück, daß der Offizier augenblicklich wußte, er habe die Rechten vor ſich. Er redete ſie überaus freundlich an, bedauerte, ihr Vergnügen ſtören zu müſſen, da er einige Worte mit ihnen zu ſprechen habe, und übergab ſie einem Unteroffizier und zwei Mann, die ſie augenblicklich hinweg führten.

Hier war für Doſe, der ſich ruhig im hinteren Zimmer hielt, der große Moment gekommen, wo ein hartes Schickſal, wenn es gut gelaunt war, ruhig an ihm vorüber gehen, oder wo ihn das Verhängniß erfaſſen und zu Boden werfen konnte.

Das Verhängniß war da in Geſtalt des kommandirenden Lieutenants, der ſchon im Begriff war, ſich nach gethaner

Arbeit auf dem Abſatz herum zu drehen und das Haus zu verlaſſen, wenn ihn nicht Doſe's unerbittliches Schickſal veranlaßt hätte, ein paar Schritte vorzugehen, um einen Blick in das hintere Zimmer zu werfen.

Der Gaſtgeber mit der Serviette auf dem Arm war an ſeiner Seite und machte keine Bewegung, den Offizier zurück zu halten, denn er ſah ſchadenfroh, was da erfolgen würde.

Doſe hätte ſich hinter die Thüre verſtecken können; doch ſein offenes und edles Gemüth dachte nicht daran. Er richtete ſich in ſeiner ganzen Größe empor und ſchaute dem erſtaunten Offizier feſt in die Augen.

„Was iſt das?" fragte der kommandirende Lieutenant, und ſein freundliches Geſicht überzog ſich zum erſten Mal mit einem finſteren Schatten. — „Herrrr! wie kommen Sie daher?"

Ehe aber Doſe antworten konnte, nahm der boshafte Wirth das Wort und ſagte: „Herr Unteroffizier Doſe, ſeit einiger Zeit Exercirmeiſter des Bataillons, einer unſerer beſten Freunde."

Der alſo Vorgeſtellte zuckte die Achſeln und meldete darauf dienſtlich dem Offizier, daß er auf dem Wege ſei, ſich nach C. zu begeben, um dort bei der erwarteten Mobiliſirung der Artilleriebrigade eine paſſende Stelle zu finden.

„Schon gut!" ſagte immer noch finſter der Infanterieoffizier, indem er auf ſeinen blonden Schnurrbart biß. „Unteroffizier, Sie werden dieſem Sergeanten folgen; das Weitere wird ſich finden. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wegen des verfluchten Fraterniſirens nicht einmal ein Exempel ſtatuirt würde. Beim Zeus: Ein Unteroffizier der Artillerie iſt Exercirmeiſter dieſes berüchtigten Bataillons und ſitzt harmlos und vergnügt unter der rothen Fahne. Herrrr! wenn Ihnen das nicht Ihre Treſſen koſtet, gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt." — Damit drehte ſich der Lieutenant jetzt wirklich auf dem Abſatz herum und ſchritt ſtolz durch den Saal, wo ihn die Anweſenden ehrerbietigſt grüßten.

Doſe, der, gefolgt von einem Sergeanten und zwei Mann, hinter ihm drein ging, ſah manche ſchadenfrohen Blicke auf ſich gerichtet. Ja, der Drucker des Intelligenzblattes, der ihm den Schmierfinken noch lange nicht vergeſſen hatte, murmelte ihm halblaut nach: „Nun, Gott befohlen, das gibt jedenfalls neue Poeſieen!“

Zwölftes Kapitel.

Wachtſtube auf dem Rathhauſe mit Souper. Die bewaffnete Macht unterſucht den einen ihrer Gefangenen, worauf der Packmeiſter entlaſſen wird und die Bekanntſchaft einer Dame im ſchwarzen Mantel macht.

Die Infanterie-Abtheilung, welche ſich ſo unverhofft dem Städtchen genähert und den Bürgerwehrball mit einem ſo traurigen Kehraus geendigt, beſtand aus einem Zuge und wurde bei dieſer Veranlaſſung ausnahmsweiſe von zwei Offizieren befehligt. Den jüngeren, welcher den Adjutanten und den Seminariſten verhaftet, lernten wir bereits kennen; der andere marſchirte aber vor das Rathhaus der Stadt, auf dem Marktplatze gelegen, wo er die Soldaten den Torniſter ablegen ließ und nach einem von der Behörde ſchickte, um nach Vorſchrift Wein und Brod zu requiriren.

Der Kommandirende wollte für die Hälfte der Nacht ſeine Mannſchaft nicht einquartieren, und auch der Soldat, der wußte, daß er morgen ſehr frühzeitig abmarſchiren ſollte, blieb lieber hier in den Kleidern bei ſeinen Waffen und einem guten Glaſe Wein, um bei der Reveille gleich bereit zu ſein. Für den Adjutanten und den Seminariſten hatte man ein Zimmer im Rathhauſe geöffnet, an dieſem ein kleineres für Doſe, und der kommandirende Offizier hatte ſein Hauptquartier im Sitzungsſaale des Gemeinderaths aufgeſchlagen.

Der ſtolze Name eines Saales war übrigens unpaſſend für dieſes Gemach. Es war nichts mehr und nichts weniger als ein mäßig großes Zimmer mit dunklen Tapeten, einer alterthümlichen Decke von faſt ſchwarz gewordenem Eichenholz und zwei hohen Fenſtern, in denen man noch Ueberreſte von Glasmalereien bemerkte. Das Ameublement beſtand aus einem Tiſche, der in der Mitte ſtand und mit einem grünen Tuche behängt war, ferner aus Stühlen mit hoher Lehne, gewundenen Füßen und Armen, Sitz und Rücken mit Leder überzogen, das, dunkelbraun und glänzend, Zeugniß ablegte von langjährigem Gebrauch und von den vielen Stunden, welche die Väter der Stadt, auf das Wohl der Bürgerſchaft bedacht, hier auf dieſen Sitzen zugebracht hatten.

Der alte Rathhausdiener hatte zitternd und zagend dieſes Zimmer aufgeſchloſſen; er hatte zwei Talgkerzen angezündet und in dem Steinkamin aus trockenem Holz und Reiſig ein Feuer angemacht. Seine Schlüſſel hatten heftig geklappert, als er den Adjutanten des Bürgerwehrbataillons und den Seminariſten eingeſchloſſen, ſowie Doſe in Sicherheit gebracht. Er war aber jetzt erſtarrt vor Schrecken, als ihm der ältere Infanterie-Offizier befahl, den gewichtigen Schlüſſelbund auf den grünen Tiſch niederzulegen.

„Verzeihen Sie, Herr Hauptmann,“ hatte er geſagt und den Lieutenant in der Angſt ſeines Herzens alſo avanciren laſſen, „verzeihen Sie, aber es ſind auch die Schlüſſel des Archivs darunter, ſowie zu den Zimmern der Steuerabtheilung.“

Und hierauf hatte ihm der Lieutenant nur ein einziges Wort erwiedert: „Dahin!“ ſprach er, indem er mit dem Finger auf den grünen Tiſch deutete. Worauf der gewichtige Schlüſſelbund raſſelnd auf den bezeichneten Platz niedergelegt wurde.

Der ältere Lieutenant, der bis jetzt allein in dem Rathhauszimmer war, hatte es ſich ſo bequem wie möglich gemacht. Er war von ſehr langer Geſtalt, ziemlich ſchmächtig, hatte hellblondes Haar und ſo gut wie gar keinen Schnurrbart. Er probirte mehrere Seſſel, ehe er einen fand, der ihm bequem genug war; dann ſtreckte er ſich in demſelben aus, legte die langen Beine auf einen andern Stuhl und ſchob ſeine Hände in die Hoſentaſchen, wobei er ſagte: „Das Ganze hier iſt eigentlich ein ſehr ſchlechter Witz, ſchon oft da geweſen und mir über alle Maßen unangenehm.“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre, und der jüngere und kleinere Offizier mit dem freundlichen Geſichte und dem großen Schnurrbarte trat lächelnd herein, ſchritt auf ſeinen Vorgeſetzten zu und meldete, die Hand dienſtmäßig emporgehoben: „Ohne Schwierigkeit arretirt Aktuar D., Seminariſt W., ferner in Verhaft gebracht einen Unteroffizier von der Artillerie, der ſich unter ſehr verdächtigen Anzeichen hier aufgehalten. — Beim Zeus: er ſcheint ſich hier umhergetrieben zu haben wie ſaures Bier.“

„Ein Unteroffizier von der Artillerie?“ fragte der Andere und ſenkte nachdenkend ſein blaſſes Geſicht. „Davon ſteht eigentlich nichts in unſerem Befehl. Und der Unteroffizier hat ſich hier umhergetrieben?“

„Ich erwiſchte ihn im Tanzſaal, wo er famos ruhig unter einer blutrothen Fahne ſaß, und nahm ihn feſt, als ich vernommen, er halte ſich hier ſeit einiger Zeit als Exercirmeiſter des Bataillons auf. — Beim Zeus! das ſchien mir ſehr wichtig.“

„Lieber Wortmann,“ antwortete der ältere Offizier, indem er den Kopf melancholiſch auf die Hand ſtützte; „wollen Sie mir einen großen Gefallen thun? — Aber Sie müſſen meine Bitte nicht übel nehmen.“

„Mit Vergnügen! — Sprechen Sie doch! — Beim Zeus! ich will alles thun, was Sie wünſchen.“

„So laſſen Sie die beſtändigen Betheuerungen weg, ſchwören Sie nicht immer beim Zeus. Das iſt, auf Ehre! altmodiſch und ſchon hunderttauſend Mal da geweſen, alle dieſe Zuſätze: auf Ehre! auf Seele! auf Größe! auf Taille! thun keine Wirkung mehr.“

„Sie kommen vielleicht ſchon im Meidinger vor?“ ſagte lachend Wortmann.

„Mehr als das,“ entgegnete ruhig der ältere Lieutenant, „Meidinger's Urgroßvater, wie ich aus einer alten Handſchrift erſehen, hatte es ſich angewöhnt, beſtändig zu ſagen: auf Ehre! oder meinetwegen auch: beim Zeus! Aber ſchon der Sohn, demnach der Großvater unſeres Meidinger, ſtrich das als gänzlich veraltet.“

„Nun, meinetwegen! Ich kann auch, beim ... Ja, ſo! — ich kann auch ohne dieſe Beiworte leben! Darum keine Feindſchaft — auf Seele!“

Der lange Lieutenant hob melancholiſch den Kopf empor und lächelte traurig. Dann ſagte er nach einer Pauſe: „Was meinen Sie, lieber Wortmann, werden wir ein kleines Souper bekommen, oder laſſen uns die Demokraten verhungern?“

„Demokraten!“ lachte der Andere. „Im Gegentheil, es ſind ganz gut geſinnte Bürger. Der Bataillonschef der Bürgerwehr zeigte mir den Weg hieher, während er mich ſeiner Freundſchaft verſicherte; und der Gaſtgeber zum Grünen Baum ſagte: ihn ſolle der Teufel holen, wenn er nicht mein unterthänigſter Diener ſei — beim Jupiter! er will das mit einem ſoliden Nachteſſen beweiſen, das gleich ankommen ſoll.“

„Schön!“ verſetzte der lange Offizier. „Vorher aber, glaube ich, könnte es nichts ſchaden, wenn wir ein paar freundſchaftliche Worte mit dem Unteroffizier der Artillerie wechſelten. Dieſer Herr muß doch einige Papiere bei ſich haben, ein „Vorzeiger dieſes“ — oder ſo etwas.“

„Richtig! — Laſſen wir ihn kommen! Hier ſehe ich einen Glockenzug, ich hoffe, daß der Rathhausdiener auf dieſen Klang dreſſirt iſt.“

„Ziehen Sie nur nicht zufällig an der Feuerglocke! Es wäre wirklich neu und komiſch, wenn wir ihnen ſelbſt die Sturmglocke läuteten. Das wäre in der That ganz neu.“

„Unbeſorgt!“ antwortete Lieutenant Wortmann, indem er an der Klingel zog, die einen ſchrillenden Ton von ſich gab; worauf augenblicklich der Rathhausdiener erſchien.

„Haben Sie drunten eine Wache eingerichtet?“ fragte der lange Offizier ſeinen Kameraden.

Worauf dieſer entgegnete: „Das verſteht ſich von ſelbſt; es iſt vor dem Rathhauſe eine alte Baracke, unter der eine invalide Feuerſpritze ſteht. Das Ding habe ich zur Hauptwache erhoben. Unteroffizier Schmitz I. iſt da mit ſechs Mann, ein Poſten vor dem Gewehr, einer bei den Gefangenen.“

„Sehr gut!“ antwortete der lange Offizier. Darauf wandte er ſich an den Rathhausdiener. „Nehmt Eure Schlüſſel,“ ſagte er zu dieſem, „und bringt den Unteroffizier von der Artillerie da her. — Verſtanden?“

„Ja wohl, Herr Hauptmann,“ erwiederte der ſtädtiſche Beamte. Dann ging er, mit dem Schlüſſel bewaffnet, eiligſt zur Thüre hinaus.

Es dauerte auch nicht lange, ſo kam er wieder zurück; vor ihm her ſchritt Doſe; er hatte den Kopf erhoben: er war noch groß im Unglück.

Der ältere Offizier änderte ſeine Stellung in ſo weit, als er den Oberkörper etwas erhob und den einen Fuß vom Stuhle herabgleiten ließ. Lieutenant Wortmann dagegen zog ſeine Schärpe glatt und hatte die Pickelhaube aufgeſetzt.

„Mein Freund,“ ſprach der Erſtere zu Doſe, der kerzengerade vor ihm ſtand, „man hat Sie in einer ſehr ſonderbaren Verfaſſung angetroffen, auf einem demokratiſchen Bürgerwehrballe, unter der rothen Fahne ſitzend. Herr, das iſt ſehr verdächtig. Wir haben es deßhalb für unſere Schuldigkeit gehalten, Sie feſtzunehmen und nach C. zu bringen. Wenn Sie übrigens etwas zu Ihrer — Rechtfertigung hier angeben können, ſo werden wir gern jede Notiz davon nehmen.

Doſe verbeugte ſich und verſicherte, er müſſe allerdings geſtehen, daß der Schein gegen ihn ſei. „Doch nur der Schein," ſetzte er mit feſter Stimme hinzu. „Es gibt im Menſchenleben Augenblicke, wo das Schickſal roh und kalt ..."

„Laſſen Sie Ihre Citate!" antwortete der Lieutenant. „Haben Sie Papiere bei ſich?"

„Allerdings," entgegnete der Unteroffizier einigermaßen gekränkt, indem er eine große Brieftaſche herauszog und daraus den Urlaubspaß nahm, den er von dem Herrn Poſtmeiſter Dachſinger erhalten.

„Dieſes Papier iſt ziemlich in Ordnung," ſprach der lange Offizier, „und ich will auch zugeben, daß die Abſicht recht lobenswerth iſt. Aber warum begaben Sie ſich nicht nach C., ſondern blieben hier in dem verrufenen Neſte liegen?"

„Das Städtchen lag auf meinem Wege, und ich hatte keine Idee davon, daß es verrufen ſei. Als ich vor einigen Tagen ankam, exercirte man droben die Bürgerwehr, und da die Leute ihre Sache herzlich ſchlecht machten, ſo hielt ich es anfänglich für ein gutes Werk, ihren Eifer zu unterſtützen."

„Der Teufel auch!" ſagte der Lieutenant Wortmann.

„Sie ſagten: anfänglich," fuhr der andere Offizier fort. „Später aber änderten Sie Ihre Anſichten?"

„Erſt geſtern erfuhr ich Manches, was mir verdächtig vorkam, und ich hatte die Abſicht, morgen früh abzureiſen."

„Das könnte glaubwürdig klingen, aber man wird Sie fragen, warum Sie gewartet, bis Sie von uns unter ſehr erſchwerenden Umſtänden gefunden wurden. Wenn man Sie nicht eine Zeit lang in den Arreſt ſchickt oder dergleichen, ſo werden Sie wenigſtens Ihre Anſtellung im Poſtdienſt verlieren. Ganz unmöglich aber wird es in jetziger Zeit ſein, Sie bei einer Batterie einzutheilen."

Doſe war durch dieſe Worte wie vernichtet. Er, einer der loyalſten Unterthanen, conſervativ bis zum Exceß, Soldat mit Leib und Seele, ſollte alſo ſeiner Treue verdächtig aus dem Poſtdienſt geſtoßen werden, aus den Reihen der

Armee geſtrichen und fortan ein ſchmachbeladenes Leben führen! — Das war zu viel auf einmal. Er griff an ſeine Stirne, die ſich mit kaltem Schweiß bedeckt hatte. Er nahm mit zitternder Hand ſeinen Paß aus den Händen des Offiziers zurück, er verſuchte es, ihn in ſeine Brieftaſche zu legen; aber ſeine Finger bebten dergeſtalt, daß ſie keinen Gegenſtand zu halten vermochten, weßhalb der Paß und die Brieftaſche auf den Boden fielen, und letztere alsbald mehrere Briefe und Papiere zeigte, die ſie enthielt.

„Ah! Sie haben ſonſt noch Briefſchaften?“ ſagte aufmerkſam der Lieutenant Wortmann. „Laſſen Sie einmal ſehen!“

Doſe bückte ſich, hob Alles auf und legte es mit einem tiefen Seufzer auf den Tiſch.

Der Lieutenant Wortmann nahm die Papiere in die Hand und blätterte ſie langſam durch. Es war Schriftliches, ſowie Druckſachen. Letztere entfaltete er angelegentlich, warf einen leichten Blick hinein, dann flog ein Lächeln über ſeine Züge. Er reichte Blatt für Blatt dem andern Offizier.

„Das ſind ja Gedichte,“ bemerkte dieſer.

„Von mir,“ entgegnete Doſe mit leiſer Stimme.

„Die vernagelte Kanone, Sehnſucht an Daphne — was Teufel! Sie ſind Poet?“

„Schwache Verſuche, Herr Lieutenant.“

„Und hier ein Freiheitsgeſang? Ah! das iſt verdächtig!“

„Nach dem Arreſt!“ las der Offizier weiter. „Mir ſcheint, Sie haben für die Zukunft gedichtet.“

„Prophetiſch!“ ſagte Doſe mit tiefer Stimme und zuckte in ſtummer Verzweiflung die Achſeln.

„Hier iſt ein Brief,“ fuhr Lieutenant Wortmann fort. — „Sehen Sie einmal, die Adreſſe ſollten wir wahrhaftig kennen. — Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn Robert, wahrſcheinlich bei der 7. Artilleriebrigade.“

„Laſſen Sie doch ſehen!“ rief eifrig der andere Offizier, indem er zum erſten Mal von ſeinem Gleichmuthe zu kommen ſchien. „Ganz richtig, an Robert. — Zum Henker, von wem iſt der Brief, und wie kommt er in Ihre Hände?“

„Er iſt nicht verſchloſſen,“ ſprach traurig der Unteroffizier. „Ich bitte, ihn zu leſen, vielleicht ſpricht er für mich.“

Der Offizier öffnete das Papier und las: „Lieber Freund! Ueberbringer und Vorzeiger dieſes iſt die poetiſche Doſe, von der du wahrſcheinlich ſchon bei der Brigade reden hörteſt, einer der tüchtigſten Unteroffiziere und von ſo muſterhaften patriotiſchen Geſinnungen, daß er, von einer Mobilmachung hörend, den Poſtdienſt verließ, um bei irgend einer Brigade wieder einzutreten. Thu fur ihn, was du kannſt, er hat nur den einzigen großen Fehler, daß er es nämlich nicht unterlaſſen kann, Gedichte zu machen. — Mir geht es ordentlich. Das Neſt, wo ich mich befinde, iſt klein, aber ruhig, das Brod iſt ordentlich, auch ſind zwei Metzger im Ort, weßhalb ich die Hoffnung habe, täglich friſches Fleiſch zu eſſen. Unterwegs hieher lernte ich ein Gericht kennen, das man Katzengeſchrei nennt und das dir ſchmecken wird, man ſchneidet kalten Kalbsbraten in eine Pfanne, thut Zwiebel, etwas Speck und Butter dazu, läßt das Ganze braten und bringt es ſiedend mit der Pfanne auf den Tiſch. Es prazelt und ſingt noch eine Zeit lang, daher kommt der Name Katzengeſchrei. — Nun Ade, lieber Robert, behalte lieb deinen Freund Tipfel, Poſtſekretär.“

„Tipfel,“ ſagte nachdenkend der Lieutenant, nachdem er geleſen, „Tipfel — der Name iſt mir nicht unbekannt. Erinnern Sie ſich, wir haben ihn zuſammen kennen gelernt.“

„Er war Bombardier bei der ſiebenten Brigade,“ erwiederte Doſe, „ein etwas dicker, ſehr ruhiger Mann.“

„Richtig! richtig!“ rief der ältere Lieutenant. „Wir waren Abends in C. auf der Hauptwache, es ſind ſchon einige Jahre her — ich war damals noch Fähnrich, — da wurde dieſer Tipfel als Arreſtant gebracht, weil er ſeine Wache verlaſſen. Robert hatte damals bei allen tollen Streichen die Hand mit im Spiele.“

„Der Herr Lieutenant kennt alſo Herrn — — Robert?“ fragte ſchüchtern der Unteroffizier.

„Ob ich ihn kenne! Er iſt mein Vetter.“

„Gott ſei Dank!“ fuhr Doſe tief aufathmend fort; „dann wird dieſes Empfehlungsſchreiben auch vielleicht einigermaßen empfehlend für mich wirken, und Sie, Herr Lieutenant, werden zu der Anſicht kommen, daß ich nur unwiſſentlich gefehlt, und daß ich, wie ich Ihnen auf meine Ehre verſichern kann, keine Ahnung davon hatte, in welche Hände ich gerathen.“

Es lag ſo viel Ehrliches und Treuherziges in den Mienen Doſe's und das Schreiben Tipfel's hatte ſo zu ſeinen Gunſten gewirkt, daß der Lieutenant Wortmann die Achſeln zuckte und mit einem Blick auf ſeinen Kameraden ſagte: „Allerdings, in Anbetracht dieſes Schreibens . . .“

„Könnten wir vielleicht das Unſrige thun,“ fuhr der andere Offizier fort, „um Ihre unangenehme Sache nicht noch mehr zu verwickeln. Hier ſind Ihre Papiere, mein Freund, laſſen Sie ſich dieß eine Lehre ſein.“

„Und beherzigen vor allen Dingen das Sprüchwort,“ ſetzte Lieutenant Wortmann bei: „Sage mir, mit wem du umgehſt, ſo will ich dir ſagen, wer du biſt.“

„Ganz Meidinger,“ murmelte der andere Offizier, machte Doſe ein leichtes Zeichen mit dem Kopfe und ſenkte alsdann denſelben wieder in die Hand.

Wer war froher als Feodor! Auf's Tiefſte bewegt, packte er ſeine Papiere und ſeine Brieftaſche, verſorgte dieſelben zwiſchen dem dritten und fünften Knopf der Uniform, machte auf's Zierlichſte Linksum kehrt! und ging durch die Thüre des Sitzungsſaales. Er kam ſich wie neugeboren vor und ſtieg mit wahrhaft ſeligen Gefühlen die Treppen des Rathhauſes hinab; er eilte durch die Straßen dahin wie Jemand, der ſchon zehn Jahre geſeſſen und nun plötzlich wieder einmal den glänzenden Nachthimmel, Häuſer, Bäume und lebende Weſen ſieht, ſeien es auch nur Hunde und Katzen. Wie hatte ihm geträumt von ſchwerem Gefängniß, von einer unendlichen Reihe dunkler Arreſttage, ja, vom Verluſte der Nationalkokarde und von der grauen Maus!

Obgleich die Nacht etwas kühl war und ſchon nahe an Mitternacht, ſo drängte es den Unteroffizier doch nicht nach Hauſe. Er ging bei den Thüren des Gaſthofes zum Grünen Baum vorbei, der Ball ſchien durch das unangenehme Ereigniß plötzlich beendigt worden zu ſein, die Fenſter ſtanden offen, im Tanzſaale brannte ein einſames Licht, und nur aus dem hinteren Zimmer erſchollen Stimmen; dort hatte ſich ein ſolider Reſt zurückgezogen, um die ſchreckliche Begebenheit zu beſprechen. Doſe ging weiter, der Landſtraße zu; rechts ſchob ſich das Waſſer des Rheines, eine einzige dunkle Maſſe, hier und da mit Lichtſtreifen durchzogen, langſam vorüber.

Der Unteroffizier durchſchritt das verfallene Stadtthor; draußen lagen nur einige Häuſer, unter andern das Poſtgebäude. Hier war noch Leben; aus der geöffneten Stallthüre glänzte noch Licht hervor, und eine Laterne, die dort herausſpazierte, wandelte nach dem Hauptgebäude und verſchwand hinter demſelben. Vor dem Hofthor ſtanden einige Stallknechte, die Schnellpoſt erwartend, die jeden Augenblick eintreffen konnte. Doſe's poetiſches Gemüth liebte dieſes nächtliche geſchäftige Treiben; er hörte ſo gern das weither durch die Nacht tönende Poſthorn, er ſah ſo gern den verſchloſſenen Wagen anhalten, ihn öffnen und herausſteigen die verſchiedenen Menſchen, die mit ſo mannigfaltigen Abſichten und Wünſchen zuſammen gekommen waren, eine Strecke mit einander fuhren, ſich kennen lernten, um ſich am Ende der Station vielleicht auf Nimmerwiederſehen zu trennen.

Auf dem Poſthofe, ſo lange er noch im Dienſte war, hatte er ſelten die Ankunft eines Wagens verſäumt. Er hatte die Phyſiognomie der Ausſteigenden ſtudirt und ſich aus denſelben lange fabelhafte Geſchichten zuſammengeſetzt.

Doſe brauchte nicht lange auf die Ankunft des Eilwagens zu warten. Bald hörte man das Signal des heranfahrenden Poſtillons, zuerſt weit weg in einzelnen Tönen, dann immer näher, die ganze Lieblichkeit der vorgetragenen Melodie. Hierauf hörte man das Schnauben der Pferde, das Raſſeln der Ketten, dann das Rollen der Räder und wenig Augenblicke ſpäter hielten die vier dampfenden Pferde mit dem ſchweren Wagen vor dem Poſtgebäude. Der Conducteur warf aus dem Cabrioletfenſter mehrere lederne Brieftaſchen in die Hände des geſchickt auffangenden Poſtoffizianten, dann drückte er den Schlag auf, ſprang hinaus und öffnete die Thüren des inneren Wagens. Ein Poſtillon mit blauer Blouſe, eine geſtrickte Schlafmütze auf dem Kopfe, war mit der brennenden Laterne erſchienen und hielt ſie nun ſo hoch wie möglich, um den Ausſteigenden einiges Licht zu verſchaffen, vielleicht aber auch, um ſich zu eigenem Vergnügen die Geſichter der Paſſagiere anzuſchauen.

Doſe hatte ſich hinter dieſen Stallknecht poſtirt.

Der Wagen war ſehr angefüllt. Als er anhielt und die darin Sitzenden ſich zum Ausſteigen anſchickten, klirrte und glänzte es bedeutend im Innern; dann entwickelte ſich aus dieſem Glanze und Klirren die Geſtalt eines Huſarenoffiziers mit Säbel und Säbeltaſche, ferner die eines Dragoners, während aus dem Cabriolet ein Hauptmann von der Artillerie mit einem Lieutenant herausgeſprungen waren.

„So eine nächtliche Fahrt iſt unangenehm, wer weiß, wie ſehr!“ rief der Artilleriehauptmann, ein ziemlich großer Mann, indem er ſich ſtreckte.

Der Lieutenant der Artillerie eilte lachend an den Schlag des inneren Wagens, wo ſich die Cavallerie auffallend bemühte, einigen noch darin ſitzenden Perſonen das Ausſteigen zu erleichtern.

Doſe ſah beim Schein der Laterne ein kleines Füßchen aus dem dunklen Wagen hervortauchen, dann fiel ein neidiſches Kleid herab, und im nächſten Augenblicke ſtand die Beſitzerin deſſelben, eine Dame, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, vor dem Wagen auf der Erde. — Der Dragoner ſchien ſie ſo gut wie möglich unterhalten zu haben. Er ſtellte ſich wenigſtens zwiſchen ſie und den Huſaren, richtete das lauteſte Wort an die Dame und verſicherte auf Ehre, es ſei erſt zwölf Uhr, der Wagen fahre erſt um fünf Uhr weiter, und ſie habe deßhalb vollkommen Zeit, ein paar

Stunden auszuruhen. „Es gibt doch wahrhaftig einen Gaſthof in der Nähe!" rief er mit Ungeduld aus. „Iſt Niemand da, der uns hinführt?"

Dieſelbe Frage hatte bereits der Hauptmann der Artillerie gethan, und Doſe hielt es nun für ſeine Pflicht, ſich bei dem Vorgeſetzten zu melden.

„Ei der Tauſend!" rief der Artillerie-Offizier; „habe nicht gewußt, daß hier Artillerie liegt. Oder woher ſonſt des Weges, Unteroffizier?"

„Herr Hauptmann," meldete Doſe, „ich bin im Begriffe, nach C. zu reiſen, um mich dort zum Wiedereintritt zu melden."

„Richtig, richtig, mein Lieber, es wird mobil gemacht, werr weiß, wie bald! Haben Sie gute Papiere und können ſich ſonſt ausweiſen, ſo melden Sie ſich in C. bei Hauptmann Stengel, reitende Batterie Nr. 8; ich kann tüchtige, gediente Unteroffiziere brauchen, werr weiß, wie ſehr! — Jetzt aber vor allen Dingen: wiſſen Sie ein Obdach hier in der Nähe? Ich möchte was zu Nacht ſpeiſen, und die Herren Kameraden auch — werr weiß, wie bald!"

Doſe war entzückt und ſchrieb ſich den Namen des Hauptmanns Stengel in das Innerſte ſeines dankbaren Herzens. „Ein Gaſthof," ſagte er dann, „iſt nicht weit von da, doch wird derſelbe ziemlich überfüllt ſein, da heute dort ein Ball ſtattfand. An Schlafzimmern wird's überhaupt ſehr fehlen, denn dieſe wurden ſchon ſeit einigen Tagen von Auswärtigen beſtellt."

„Ah! es denkt Niemand von uns an's Schlafen," erwiederte der Hauptmann, „nur ein Obdach, eine Flaſche Wein und dergleichen."

Doſe dachte einen Augenblick nach. „In dem Falle," verſetzte er, „werde ich mir erlauben, dem Herrn Hauptmann die Meldung zu machen, daß vor einer Stunde ein Zug Infanterie eintraf; die Herren Lieutenants deſſelben befinden ſich auf dem Rathhauſe in einem ſehr angenehmen Zimmer."

„Infanterie!" rief der Huſarenoffizier, der hinzu trat.

„Was macht Infanterie hier? — Sind ſie vielleicht ebenfalls von C.?“

„Ich glaube ſo,“ entgegnete Doſe.

„Deſto beſſer!“ ſagte der Artilleriehauptmann. „Da wollen wir die Herren Kameraden aufſuchen, und einen Trunk und einen Biſſen werden ſie für uns ſchon übrig haben. Gehen wir, meine Herren!“

„Du gehſt natürlich nicht mit,“ ſprach der Huſar zu dem glücklichen Dragoner, der eigenhändig einige pappdeckelne Schachteln von dem Conducteur in Empfang nahm und dieſelben ſo ſanft wie möglich auf den Boden niederſetzte.

Die Dame ſtand einige Schritte davon in ihren ſchwarzen Mantel gewickelt, den dichten Schleier vor dem Geſichte.

„Geht nur voraus,“ entgegnete der Dragoner-Offizier; „ich finde das Rathhaus ſchon ohne euch, und werde mich zuerſt bemühen, Madame für einige Stunden ein Quartier zu verſchaffen. — Darf ich um Ihren Arm bitten?“

„Ich danke Ihnen recht ſehr, Herr Lieutenant,“ erwiederte die Verſchleierte. „Ich bitte recht ſehr, Sie wollen Ihre Herren Kameraden nicht verlaſſen.“

„Ah!“ meinte der Dragoner einiger Maßen verblüfft. „Aber es würde mir eine große Ehre ſein.“

„Ich danke wirklich,“ ſagte die Dame trocken, und fügte leiſe hinzu: „Was würde man von mir denken!“

„Sie haben Recht,“ entgegnete der Offizier nach einer kleinen Pauſe. Es ſchien ihm ein Gedanke zu kommen. „So werden Sie mir wenigſtens erlauben, daß ich dieſen braven Unteroffizier bitte, Sie in den Gaſthof zu begleiten. — Und ich werde Nachricht von ihnen erhalten,“ ſetzte er flüſternd hinzu.

Die Dame warf forſchend einen Blick auf Doſe, der vortrat. Mochte ſie nun plötzlich ein Zutrauen zu ihm faſſen oder einen anderen Grund haben, genug, ſie verbeugte ſich leicht vor dem Dragoner-Offizier und ſchritt dem Thore zu. Doſe folgte ihr, ebenſo die Offiziere: denn man hatte vom Grünen Baum nur noch eine kurze Strecke zum Rathhauſe, daher konnten ſie bis zum Gaſthofe alle mit einander gehen.

Vor der Thüre desſelben ſagte der Dragoner zu dem Unteroffizier mit leiſer Stimme: „Sie werden mir Nachricht geben, mein Freund; ich bin nicht undankbar.“

Dreizehntes Kapitel.

Worin ſich einige Freunde wieder finden, die ſich bekannte und unbekannte Geſchichten erzählen. — Sehr viel Meidinger.

Der Sitzungsſaal im Rathhauſe oder, was er für den heutigen Abend war, die Wachtſtube für die beiden kommandirenden Lieutenants, hatte ſich unterdeſſen ſehr angenehm verändert. Der Wirth des Grünen Baumes war mit ſeinem Oberkellner erſchienen, und eine handfeſte Magd des Hauſes trug auf ihrem Kopfe ein Souper wenigſtens für zwölf Mann; an dem dazu gehörigen Getränke hätten ſich noch mehr ſättigen können. Der Wirth deckte den Tiſch, und während er Alles auf's Beſte aufſtellte, war ſein geſchmeidiges Weſen, ja, wir können ſagen: ſeine Liebenswürdigkeit, über alle Beſchreibung erhaben. Sein Betragen war ſo unterwürfig, daß es bei einem Polizeibeamten Verdacht erregt hätte. Die harmloſen Offiziere aber ſahen darin nur die Wirkung eines energiſchen Auftretens, unterſtützt vom Glanz der Bayonnette. Er verſuchte während des Servirens das Geſpräch öfters auf den unglücklichen Vorfall zu lenken, der ſich in ſeinem Hauſe begeben, und wenn man ihm Glauben ſchenken wollte, ſo war jener Abend bis zur Ankunft der Soldaten der unglücklichſte Tag ſeines Lebens. Ferner war er in Verzweiflung über die ſchreckliche Ausſchmückung ſeines

Saales. Er haßte den Mann auf der Lithographie mit dem Federhute und den hohen Stiefeln, und was die rothe Farbe der Fahnen anbelangte, ſo war er in dieſem Punkte ein vollkommener Ochs, denn er behauptete, er habe ſich beim Anblick derſelben nie einer geheimen Wuth erwehren können. Auch von den beiden Gefangenen redete er, doch alsdann zitterte ſeine Stimme, und er blickte unter den Augenbrauen forſchend die Offiziere an. Er behauptete, den Seminariſten gar nicht gekannt zu haben, und was den Aktuar anbelange, ſo ſei derſelbe ſo ſelten in den Grünen Baum gekommen, daß er, der Wirth, jeden Augenblick im Stande ſei, ihn mit einem Anderen zu verwechſeln.

Die beiden Lieutenants ließen ſich dieſes Geſpräch inſofern gefallen, als während deſſelben eine gute Schüſſel um die andere aus dem Korbe der Magd hervorkam. Das Souper für das Comité der Ballgeſellſchaft ſchien nicht zum Ausbruche gekommen, vielmehr hieher gewandert zu ſein. Doch wollen wir dem geneigten Leſer nicht verſchweigen, daß die Hauptſtücke ſich in ihrer Ausſchmückung theilweiſe ſehr geändert hatten. Zu Anfang waren ſcharlachfarbene Rüben und blutrothes Eingemachtes aller Art auf Salaten und Fleiſchſpeiſen vorherrſchend geweſen, hatten aber jetzt ſanft grüner Peterſilie und unſchuldig weißem Meerrettig Platz gemacht. Ja, bei dem Haupttafelſtück, einem Wildenſchweinskopf, der ſtatt in Sulz in einem Hermelin prangte, kunſtreich à la majonaise mit Trüffelſtücken zuſammengeſetzt, trieb der Wirth die Selbſtverläugnung ſo weit, daß eben dieſer Schweinskopf einen zu anderem Zweck beſtimmten kleinen Schlapphut trug und ſich mit zwei rothen Fahnen im Maul präſentirte.

Die beiden Freunde ließen ſich vor der beſetzten Tafel nieder und thaten den aufgeſtellten Gerichten alle mögliche Ehre an; doch ſahen beide den unglücklichen Moment kommen, wo ſie vom ferneren Angriff abſtehen mußten, und das zu einer Zeit, wo noch ſo viele friſche Truppen auf dem Tiſche ſtanden. Indeß half ihnen das gütige Schickſal aus dieſer Verlegenheit; denn kaum hatte der Lieutenant eine vortreffliche Schüſſel geſulzter Salme im völligſten Unvermögen ſeufzend auf die Mitte des Tiſches geſchoben, als man auf der Treppe draußen laute Stimmen, klirrende Schritte und das Raſſeln von Säbeln hörte. Es war dies ein eigenthümlicher, ja faſt beklemmender Moment. Woher dieſes militäriſche Getöſe? Konnte nicht die Bürgerwehr benachbarter Orte aufgeboten worden ſein, den Zug drunten überfallen haben und nun im Begriffe ſtehen, die Gefangenen zu befreien und die Offiziere an deren Stelle zu ſetzen? — Schauderös! Die beiden Lieutenants langten nach ihren Pickelhauben, drückten die Degen feſter an ſich und waren entſchloſſen, im Nothfalle Leben und Souper bis auf den letzten Bluts- und Weintropfen zu vertheidigen.

Da wurde die Thüre geöffnet, und ein ungeheures Gelächter drang in das Sitzungszimmer.

„Na, das muß ich ſagen,“ rief der Artillerie-Hauptmann, „die Herren Kameraden laſſen ſich's wohl ſein, werr weiß, wie ſehr! — Schau! ſchau! — O—o—o—oh! An Flickmaterial fehlt's nicht!“ — Damit ließ er ſeine Augen vergnügt auf dem Tiſche umherſpazieren.

Auch der Artillerie-Lieutenant ergoß ſich in Ausrufungen der Freude, doch gemäßigter als ſein Chef. Die Cavallerie aber ſetzte luſtig in das Zimmer hinein, und der Huſar rief: „Aber das nenne ich, auf Taille! ein ungeheures Zuſammentreffen. Unſer lieber Freund, der lange Eduard!“

Lieutenant Wortmann hatte pflichtſchuldigſt ſeinem Vorgeſetzten, dem Artillerie-Hauptmann, ſalutirt, wogegen der lange Eduard ein paar vergebliche Anſtrengungen machte, um ſich von ſeinem Stuhle zu erheben. Doch bat ihn der Hauptmann, ſitzen zu bleiben, worauf er augenblicklich wieder in ſeinen Lederſtuhl zurückfiel.

„Hat man je ſo etwas geſehen?“ rief der Dragoner-Offizier. „Treffen wir uns hier zufällig in dieſem elenden Neſte! — Aber was macht ihr hier? was thut die Infanterie drunten? — Was habt ihr auf dem Rathhauſe zu ſchaffen?“

„Vor allen Dingen,“ entgegnete ruhig und wichtig der ältere Infanterie-Offizier, „laßt euch an dem Tiſche nieder und haut ein. — Lieutenant Wortmann, machen Sie die Honneurs. Ich freue mich wahrhaftig, euch zu ſehen.“

„Ja, ja, ſetzen wir uns!“ ſagte der Hauptmann von der Artillerie und that alſo. Seinem Beiſpiele folgten die Anderen, und der Dragoner meinte, es ſei hohe Zeit zur Abfütterung.

Während nun die neu Angekommenen dem aufgeſtellten Souper alle Ehre anthaten, erzählte der lange Eduard mit kurzen, aber beſtimmten Worten, daß er hieher beordert ſei, ein paar Verhaftungen vorzunehmen, und daß Wortmann und er ſich dieſes Auftrages beſtens entledigt.

„Ei, ei! Verhaftungen!“ verſetzte der Dragoner; „politiſche Arreſtanten! Haben ſich wohl nicht zur Wehre geſetzt, euch das Einfangen nicht ſauer gemacht?“

„Durchaus nicht!“ meinte Wortmann. „Sie ergaben ſich alsbald in ihr Schickſal. Wird auch nicht zu traurig ſein, dieſes Schickſal; ſcheinen mir ein paar kleine, unbedeutende Lichter; wenigſtens dumm genug ſehen ſie aus. — Du lieber Gott! ich begreife nicht, wie man auf ſolche Schwätzer Gewicht legen kann.“

„Die Zeiten haben ſich geändert,“ ſprach mit vollen Backen kauend der Artillerie-Hauptmann, „man muß jetzt Alles beobachten. Früher ließ man dergleichen oft ſagen, was ſie wollten.“

„Kennt ihr die famoſe Geſchichte,“ rief der Huſar, „von jenem Handlungsreiſenden, der ein unbändig loſes Maul hatte?“

„Deren gibt es ſehr viele,“ entgegnete trocken der Artillerie-Lieutenant.

„Aber in politicis,“ fuhr der Huſar fort. „Und dieſer Kerl konnte unbeläſtigt thun und reden, was er wollte.“

„O Gott!“ ſeufzte der lange Eduard. „Haben Sie es ſich denn noch nicht abgewöhnt, immerwährend die alten Geſchichten zu erzählen?“

„Nimm dich mit Eduard in Acht," verſetzte lachend der Dragoner, „du magſt ihm erzählen, was du willſt, er hat es alles ſchon im Meidinger geleſen."

„Die eben angefangene Anekdote," erwiederte der ältere Infanterie-Offizier, „ſteht ſchon in der erſten Ausgabe."

„Aber ich kenne ſie nicht," ſagte treuherzig und tief aufathmend der Artillerie-Hauptmann.

Der lange Eduard warf ihm einen Blick zu, der einigermaßen verächtlich ausſah. Dann wandte er ſich zu dem Huſaren und ſprach: „Ich kann Sie verſichern, es ſteht in der erſten Ausgabe. Der Handlungsreiſende hatte in ſeinem Paß irgendwo ein kaum bemerkbares Zeichen, und als er eines Tages wegen ſehr unziemlicher Reden auf die Polizei geladen wurde, entließ ihn der Commiſſär, als er jenes Zeichen geſehen, mit einem freundlichen Lächeln. — Sie können gehen, ſagte er, Sie ſind in ihrem Paſſe als unſchädlicher Schwätzer bezeichnet. — Ganz Meidinger!"

„Aber nicht ſchlecht," entgegnete der Hauptmann der Artillerie, indem er ſich ein großes Glas Wein eingoß.

„Jetzt wiſſen Sie, meine Herren, was wir hier machen," ſagte Lieutenant Wortmann. „Nun iſt die Reihe an Ihnen; weßhalb ſehen wir hier ſo unverhofft Artillerie und Cavallerie?"

„Ah, der Teufel! das iſt ſehr einfach!" meinte der Artillerie-Hauptmann von Stengel; „Mitglieder der großen Remonte-Commiſſion. Wir haben das Land bereist und uns nach Pferden umgeſehen."

„Alſo glaubt man wirklich, daß es losgeht?" fragte der lange Eduard.

„Keine Frage mehr!" entgegnete der Hauptmann, indem er ſich ſeinen langen blonden Schnurrbart abwiſchte. „In vier Wochen ſind wir mobil und dann geht's in's Feld. Ah! ich freue mich darauf."

„Da haben Sie's gut, Herr Kamerad," ſagte der Huſar. „Ein Hauptmann der Artillerie iſt ein wirklich Kommandirender, wie der Chef des Armeecorps. Reſpekt vor einer reitenden Batterie! Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes ſein.“

„Nun, ihr Herren habt euch nicht zu beklagen,“ meinte Eduard. „Schon beim Regiment zu Pferde immer beweglich, könnt ihr es aushalten, habt ihr aber gar das Glück, zu Ordonnanz-Offizieren gemacht zu werden und in der großen Suite mitzureiten, ſo gibt's Arbeit und Ehren genug.“

„Das iſt wahr,“ verſetzte der Dragoner. „Als Galoppin verwendet zu werden, danach habe ich ſchon oft getrachtet; aber mir iſt es noch nie ſo gut geworden. — Da unſer Freund, auf den haben ſie es förmlich abgeſehen.“

„Es iſt wahr,“ entgegnete der Huſar, indem er ſeinen Schnurrbart in die Höhe drehte, „darin habe ich Glück gehabt. War ich doch bei den letzten großen Manövern beſtändig in der Allerhöchſten Suite. Apropos! da paſſirte uns eines Tages eine ganz ungeheure Geſchichte.“

Der lange Eduard ſchaute ruhig empor.

„O unbeſorgt!“ lachte der Erzähler, der dieſen Blick ſah, „zehn Flaſchen Champagner, daß die Geſchichte neu iſt! Eines Tages reiten wir alſo los, der kommandirende Herr auf ſeinem ſtarken Pferde voraus, aber ſchneidig wie ein junger Huſaren-Offizier. Die ganze Suite zog ſich artig aus einander. Natürlicher Weiſe konnte ich mich auf meinen Rappen verlaſſen und war ſo weit vorn, als es der Abſtand erlaubte. Von den alten Stabsoffizieren puſteten manche ganz gewaltig, aber das half alles nichts, vorwärts ging's über Gräben und Hecken. Auf einmal parirt der Herr vorn an der Spitze ſein Pferd, bums! da ſtanden wir; neben uns im Graben liegt ein Artilleriſt, ſehr bleich, marode, mit geſchloſſenen Augen.“

„Natürlich muß es immer ein Artilleriſt ſein!“ ſagte einigermaßen pikirt der Hauptmann von Stengel.

„Es war in der Nähe einer Batterie,“ entgegnete der Huſar fortfahrend. — „Was macht der Mann da?“ rief Se. Majeſtät, „er ſcheint krank zu ſein; man mache ihm vorn den Kragen auf!“ — Nun ſtand, wie ſchon geſagt, nicht weit davon eine Batterie — natürlich eine Fußbatterie," ſetzte der Erzähler lächelnd hinzu. „Kaum ſah nun der Hauptmann derſelben das ganze hohe und zahlreiche Gefolge unten am Graben halten, ſo ſetzte er ſein Pferd in Galopp, was das gute Thier auch nach einigem Widerſtreben that, und kam in Carriere auf uns zu. Auf tauſend Schritt Diſtanz hob er ſchon die Hand zum Gruß empor."

„Starke Entfernung," meinte nachdenkend der Artillerie-Lieutenant. — „Tauſend Schritt — ein halber Zoll Erhöhung."

„So kam er heran, parirte neben dem Graben ſein Pferd gar nicht ſchlecht, daß ich einen Augenblick denke, der Gaul bricht ſein Kreuz und der Hauptmann kommt zu Fuß vor Sr. Majeſtät an. — Nun? fragten Allerhöchſtdieſelben. — Maj—ſſſteet! meldete der Artillerie-Offizier mit unglaublich ſcharfer Betonung und großer Anſtrengung, d'rrrr Mann hat hundert und zwanzig Pflaumen gegeſſen! — Ah, das iſt viel! entgegnete der Herr, indem er ſein Pferd wieder in Galopp ſetzte. Dann laſſen Sie ihm hinten aufmachen. — Ihr könnt euch denken, daß ſich das ganze Gefolge mit einem geheimen, aber unauslöſchlichen Gelächter entfernte. — — — — Nun, Eduard, habe ich gewonnen oder verloren?"

„Ei, mein Freund," verſetzte ruhig der Angeredete, „gedruckt las ich dieſe Geſchichte noch nicht, aber es wäre möglich, daß Meidinger ſie gekannt und nicht pikant genug zur Aufnahme gefunden hätte. — Aber ſie iſt nicht ganz ſchlecht."

„Eduard wird immer ſchärfer," meinte lachend der Huſar; „bald fange ich an, mich zu fürchten, in ſeiner Gegenwart die beſte Geſchichte zu erzählen."

„Das macht das Alter," ſagte lachend der Dragoner-Offizier. „Eduard wird bedächtig, die Zeiten liegen hinter ihm, wo er ſeinem Vetter Robert half, die Beine von deſſen Rappen roth zu färben.

Sein Herbſt iſt gekommen;
Die Blätter fallen ab von den Bäumen."

Bei dieſen letzten Worten legte der alſo Sprechende ſeine Hand ſanft auf das Haupthaar des langen Eduard, das freilich nicht mehr in jener Fülle üppiger Locken prangte, wie damals, als er das Porteepee erhielt und Fähnrich wurde.

Mittlerweile war dem Souper alle Ehre angethan worden; der Hauptmann von Stengel lehnte ſich beruhigt in den alten Lederſtuhl zurück, und ſein Lieutenant in derſelben Stellung blickte nachdenkend in die Höhe; er war in ein tiefes Nachſinnen verſunken über eine neue Art Brandröhren für Bomben und Granaten. Die Unterhaltung gerieth demgemäß in's Stocken und wurde nur nach einiger Zeit wieder aufgefriſcht durch einen tiefen Seufzer des Dragoner-Offiziers, während er unruhig und erwartungsvoll nach der Thüre blickte.

Der Huſar aber, der dieſen Blick bemerkte und wie in früheren Zeiten immer noch für die Hugenotten ſchwärmte, wandte ſich an ihn und ſang mit Beziehung auf die nächtliche Fahrt im Eilwagen:

Sagt, wer war denn dieſe Schöne?

Worauf der Artillerie-Hauptmann lächelnd ſein Haupt umwandte und dieſelbe Frage, ohne zu ſingen, in guter Proſa von ſich gab.

Der Dragoner zuckte ſeufzend die Achſeln. „Weiß ich's denn?" ſagte er; „ſie kam in D. zu uns, als es ſchon recht dunkel war, ich konnte ihr Geſicht nicht ſehen."

„Aber du haſt Routine in dergleichen und ſprachſt mit ihr ſo angelegentlich, daß du wenigſtens wiſſen mußt, ob ſie jung oder alt iſt."

„Ich vermuthe allerdings das Erſtere," antwortete der Dragoner, indem er mit der Hand durch das Haar fuhr. „Es wehte mich der Hauch der Jugend an."

„Die Alten brennen auch viel langſamer," warf träumeriſch der Artillerie-Lieutenant dazwiſchen, denn er dachte an die Brandröhren.

„Der Teufel auch, lieber Herr Kamerad!“ antwortete einigermaßen pikirt der Dragoner, „wer hat Ihnen denn anvertraut, ob die junge Dame ſchnell oder langſam, oder ob ſie überhaupt entbrannte?“

„Wa—a—s?“ fragte erſtaunt der Artilleriſt.

Doch der Huſar kam ihm zu Hülfe. „Na,“ ſagte er lachend, „du willſt doch uns nicht abläugnen, daß da eine kleine Geſchichte arrangirt wurde? Eigentlich hätte der Platz gegenüber mir gebührt; ich hatte Nr. 3. Aber ich bin ein viel zu guter Kerl für dieſe Welt. Es wäre anſtändig von dir, wenn du ein Bischen bekennen wollteſt.“

„Ja, ja, bekennen,“ entgegnete Herr von Stengel, „werr weiß, wie ſehr! Ah, der Teufel, das war 'ne ſchöne Gelegenheit — an Flickmaterial fehlt's nicht!“

„Wie weit kamſt du mit ihr?“ fragte der Huſar mit Pathos. „Ich drücke ab, oder — bekenne.“

Der lange Eduard hatte melancholiſch ſein Haupt in die Hand ſinken laſſen; jetzt erhob er es plötzlich und ſagte mit ſanfter, leiſer Stimme: „Ich bin einmal in Schwaben gereiſt im Eilwagen, natürlicher Weiſe bei Nacht. Mir gegenüber ſaß eine Beamtentochter, ſie gehörte zur ſechsten Rangklaſſe, denn man brachte ſie mit einer Meſſinglaterne auf die Poſt, in welcher zwei Wachskerzen brannten. — Das iſt nämlich dort das Unterſcheidungszeichen; in China leiſten Knöpfe und Pfauenfedern denſelben Dienſt. Auch hatte die Beamtentochter einen offiziellen Liebhaber, der ſie an den Eilwagen begleitete. — Sie kam mir gegenüber zu ſitzen, und in ſolchen Fällen — das könnt ihr mir glauben — bin ich der diskreteſte Menſch, den es gibt. Ich ſchränkte meine langen Füße ein, ſo gut wie möglich; ich haſſe alle Zudringlichkeit. Endlich aber konnte ich es nicht mehr aushalten, ich mußte mir etwas Luft verſchaffen und war glücklich, auf kein Hinderniß, keinen Widerſtand zu ſtoßen. Da ich demnach zu meinem großen Erſtaunen entdeckte, daß der Platz vor mir frei und unbenutzt war, ſo ſah ich mich endlich veranlaßt, meine ziemlich langen Beine ſo weit als möglich auszuſtrecken, und ſchlief ſo herrlich die ganze Nacht."

„Und die Beamtentochter?" fragte neugierig der Huſar. „Hatte ſie gar keine Füße?"

„O ja," antwortete der lange Eduard nach einer Pauſe ſchwärmeriſch, „ſie hatte ſogar zwei. Um aber nicht in unangenehme Berührung zu kommen, hatte ſie dieſelben auf den Sitz heraufgezogen und ſaß die ganze Nacht darauf."

„Teufel!" ſagte lachend der Dragoner, „das nenne ich eine ſonderbare eigennützige Idee."

„Und ich," antwortete der Erzähler, „nenne es ſchwäbiſchen Heroismus; denn die arme Perſon brauchte am anderen Morgen eine gute Zeit, um nur wieder vernünftig auftreten zu können. Sie verſicherte mich auch im Laufe des Tages, ſie ſei ganz krämpfig geworden."

„So, das hat ſie Ihnen anvertraut? — Alſo wurdet ihr ſpäter gute Freunde?" meinte lachend der Huſar.

„Nachdem ſie deine Unwiderſtehlichkeit eingeſehen," ſagte der Dragoner.

„Darüber ſchweigt die Geſchichte," antwortete der lange Eduard.

Hier wurde die Unterhaltung für einen Augenblick unterbrochen, denn man hörte draußen im Gange haſtige Schritte. Dann öffnete der Rathhausdiener ſchnell die Thüre, und der Unteroffizier Doſe trat ein, nicht mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe, ſeiner bekannten Sicherheit, ſondern etwas bleich, aufgeregt und mit ſchnellen Schritten.

Der Dragoner-Offizier erhob ſich vom Tiſche, um die Meldung Doſe's, die, wie er glaubte, ihn allein anginge, in Empfang zu nehmen.

Vierzehntes Kapitel.

Feodor Doſe macht auf der Rathhaus-Wachtſtube eine Meldung. In Folge derſelben erfährt man, daß der Seminariſt entflohen und der Schneider arretirt iſt. — Militäriſche Beſetzung des Marktplatzes und große Entwicklung der bewaffneten Macht.

Unteroffizier Doſe ſchien den fragenden Blick des Dragoner-Offiziers nicht zu verſtehen, ſondern wandte ſich zum Tiſche und trat dicht vor den kommandirenden Infanterie-Lieutenant in der dienſtlichen Haltung, den Kopf aufrecht, den kleinen Finger an der Hoſennaht.

Der lange Eduard blickte kaum in die Höhe; doch Lieutenant Wortmann fragte eifrig, was es gebe.

„Es ſind ja heute Abend,“ ſprach haſtig Doſe, „während des Bürgerwehrballes zwei Leute verhaftet worden, angeblich Aktuar D. und Seminariſt W.“

„So iſt es,“ erwiederte Lieutenant Wortmann. „Warum angeblich?“ Die Verhafteten ſitzen in gutem Gewahrſam hier an.“

„Das iſt unmöglich,“ fuhr der Unteroffizier fort; „ich kenne die Beiden zu genau; der Aktuar iſt Adjutant des Bataillons hier, ich habe ihn faſt täglich geſprochen, und mit dem Anderen kam ich in noch nähere Berührung. Ich muß alſo wohl Beide kennen.“

„Nun, und was weiter?“ fragte der Infanterie-Offizier.

„O, Herr Lieutenant, verzeihen Sie mir,“ fuhr Doſe mit ängſtlichem Geſichte fort, „wie Sie wiſſen, befand ich mich gerade im hinteren Zimmer des Gaſthofes, als vorn die Verhaftung und — Verwechslung vor ſich ging. Hätte ich es geſehen, ſo würde ich es gewiß nicht geduldet haben.“

„Der Unteroffizier ſpricht von einer Verwechslung,“ ſprach der lange Eduard. „Er ſoll ſich deutlich ausdrücken.“

„Nun, was haben Sie denn zu melden?“

„Ich habe alſo zu melden,“ ſagte der Unteroffizier mit dem gemeſſenſten Tone, „daß ſich der Aktuar D. und der Seminariſt W. in Freiheit befinden. Der Letztere iſt eben über den Rhein ſpedirt worden, der Erſtere muß irgendwo im Gaſthofe zum Grünen Baum verſteckt ſein.“

„Alle Teufel!“ fluchte der Lieutenant Wortmann. „Unteroffizier, wenn Sie recht geſehen haben, wen haben wir dann hier im Gefängniſſe?“

„Vielleicht Niemanden,“ meinte der Artillerie-Hauptmann. „Dieſe Demokraten ſind pfiffig, werr weiß wie ſehr! an Flickmaterial fehlt's ihnen auch nicht, und ſo hilft einer dem anderen. Ah, das iſt eine wahre Schwefelbande!“

„Das Ding muß unterſucht werden,“ verſetzte Lieutenant Wortmann, „und ſogleich!“ — Er zog die bewußte Klingel, und der Rathhausdiener erſchien. „Wo ſind die beiden Gefangenen?“ fragte der jüngere Infanterie-Offizier alsdann.

„In ihrem Zimmer, zu Befehl des Herrn Lieutenant.“

„Gut! Was meinen Sie —“ er wandte ſich an ſeinen älteren Kameraden — „ſollen wir nicht ein wenig zu ihnen gehen und ſie inſpiciren? Wenn der Unteroffizier Recht hätte, es wäre eine verdrießliche Geſchichte.“

„Ich halte es für beſſer, wenn wir ſie hieher kommen laſſen,“ entſchied der lange Eduard. „Es iſt doch bequemer.“

„Nun, meinetwegen!“ meinte Wortmann. „Doch will ich ſelbſt mitgehen und ſie hieher holen; ich kann die Geſchichte nicht glauben.“

Dieſen Moment hatte der Dragoner-Offizier benutzt, um eine kleine leiſe Frage an den Unteroffizier zu ſtellen.

„Nro. 16,“ hatte Doſe ebenſo leiſe geantwortet, nicht ohne eine gewiſſe Verlegenheit verbergen zu können.

Darauf war der Cavallerie-Offizier vollkommen geräuſchlos und unbemerkt entſchwunden.

Einen Augenblick nachher erſchien der Infanterie-Offizier mit den beiden Arreſtanten. Sie ſahen ſehr niedergeſchlagen aus, und der ältere von ihnen ſchien ſogar den Verſuch machen zu wollen, ſeinen trockenen Augen einige

Thränen zu entpreſſen. Doch wollte dieß nicht recht gelingen.

Doſe fuhr zurück, als er die beiden Arreſtanten ſah.

Der lange Eduard, der die ganze Würde des Augenblicks fühlte, richtete ſich in ſeinem Lehnſtuhle empor, winkte den beiden Demokraten, näher zu treten, zog ſein Taſchenbuch heraus, als handle es ſich um ein Protokoll, und fragte mit ſehr würdevoller Stimme: „Wer von Ihnen iſt Aktuar D.?"

Die beiden Gefangenen ſahen einander an und gaben keine Antwort.

„Oder der Seminariſt W.?" fuhr Inquirent fort.

Auch dieſes Mal gab keiner eine Antwort, und Doſe, der kaum an ſich zu halten im Stande war, wollte eben vortreten, als der ältere der Arreſtanten mit recht kläglicher Geberde die Hände faltete und ſagte: „Ach, Herr Jeſus, beſter Herr Lieutenant, ich ſitze jetzt ſchon ſeit zwei Stunden in dem dunklen Zimmer und möchte wiſſen, was ich eigentlich verbrochen habe. Es iſt hart, wenn man unſchuldiger Weiſe nicht ruhig in ſeinem Bette ſchlafen kann, und dann fürchte ich mich auch im Finſtern, und ich habe das Recht dazu."

„Der hat ein Recht, ſich zu fürchten," ſagte lachend der Huſaren-Offizier. „Ich möchte wiſſen, wer ihm dieſes Recht gegeben hat."

„Ja, ich habe dieſes Recht," fuhr der Gefangene weinerlich fort, „und ich bin nicht blos Bürgerwehrmann, ſondern auch meines Zeichens ein Schneider; und ich möchte wiſſen, was ich verbrochen habe."

„Ein Schneider!" rief Lieutenant Wortmann entrüſtet.

„Das iſt 'ne ſchöne Geſchichte," ſagte lachend der Artillerie-Hauptmann, „da haben Sie ſtatt eines Aktuars einen Schneider eingefangen."

„Das iſt am Ende ganz gleich," entgegnete Lieutenant Wortmann. „Mit gefangen, mit gehangen. Warum hat er ſich nicht früher gemeldet, warum hat er nicht geſagt, wer er iſt!"

„Ach, du gütiger Gott!“ jammerte Meiſter Kaſpar, „das habe ich auf dem ganzen Herweg gethan; ich habe dem Unteroffizier, der uns begleitete, geſagt: Ich bin nicht der Rechte, ihr habt wahrhaftig den Falſchen erwiſcht. Ach, es hat ja alles nichts geholfen! Er lachte mir unter die Naſe und ſagte: Das wäre ſchon gut, in ſolchen Fällen wäre Alles unſchuldig, und Keiner wollte der Rechte ſein.“

Der lange Eduard hatte ſein Haupt wieder auf die Hand geſtützt, blickte melancholiſch in die Höhe und fragte den Unteroffizier, ob er die Leute kenne.

„Allerdings“, ſagte Doſe, „der Eine iſt der Schneidermeiſter Kaſpar und der andere ein Schreibergehülfe.“

Lieutenant Wortmann preßte die Zähne auf einander, ihn ärgerten vor Allem die lachenden Blicke des Artillerie-Hauptmanns und des Huſaren-Offiziers. „Haben dieſe Leute,“ fragte er nach einer Pauſe, „irgend eine Aehnlichkeit mit jenen beiden Anderen?“

„Nicht die geringſte,“ entgegnete Doſe; „der Aktuar iſt faſt um einen Kopf größer als der Schneider, und der Seminariſt hat etwas Aufgeſchwollenes; er iſt wenigſtens zweimal ſo dick wie der Schreibergehülfe.“

„Das iſt eine Verhöhnung aller öffentlichen Gewalt!“ ſprach ſehr erboßt Lieutenant Wortmann, und ſeine Augen glänzten, aber nicht wie früher, vor Vergnügen. „Der Wirth zum Grünen Baum hat mir dieſe Beiden bezeichnet. An ihn werde ich mich halten.“

„Das zieht der Wirth gerade in Abrede,“ erlaubte ſich Doſe zu ſagen. „Ich hörte vorhin zufällig eine Unterredung, worin er verſicherte, er habe zu Niemand geſagt: das iſt Der oder Der, ſondern der Herr Lieutenant hätten ſich die Beiden da — —“ hier ſtockte Doſe.

„Nun?“ rief Wortmann.

„Als paſſend ſelbſt ausgeſucht,“ entgegnete der Unteroffizier mit einem ſtarken Achſelzucken.

„Bei meiner armen Seele,“ rief der Infanterie-Offizier ganz erhitzt, „das ſoll ihnen nicht ſo hingehen! Sie glauben alſo, Unteroffizier, daß der Aktuar noch in der Stadt iſt?“

„Ich möchte ſogar behaupten,“ erwiederte Doſe, „daß er ſich im Grünen Baum verſteckt hält.“

„Und der Andere?“

„Der iſt längſt über den Rhein hinüber, da hilft kein Nachſetzen.“

„Aber den Einen müſſen wir haben!“ ſagte Lieutenant Wortmann. „Das iſt doch auch Ihre Anſicht?“ wandte er ſich an den langen Eduard.

„Allerdings,“ entgegnete dieſer; „aber man muß dabei vorſichtig zu Werke gehen. Glaubt mir, ich pflege eine Sache genau zu überlegen. Vor allen Dingen führt mir den ehrlichen Schneider und den vortrefflichen Schreiber in's Gewahrſam zurück, und zugleich mit den Beiden ſperrt mir den braven Rathhausdiener ebenfalls ein. Darauf befehlt dem Poſten, der draußen vor dem Fenſter ſteht, ſo wie Einer die Naſenſpitze hervorſteckt oder ein Wort auf die Straße ſpricht, angeſchlagen — Feuerrrr!“

Der Schneider fuhr zuſammen, als empfinde er ſchon irgendwo eine Kugel.

„Iſt das geſchehen,“ fuhr der Wachthabende fort, „ſo werden wir weiter ſehen. Unteroffizier Doſe, thun Sie mir den Gefallen und ſchließen Sie die Gefangenen ein.“

„Haltet euch ruhig, ihr Leute,“ ſagte der Artillerie-Hauptmann, „ſonſt könnte es euch ſchlimm gehen, werr weiß wie ſehr!“

Doſe nahm die Schlüſſel, ſowie ein Licht vom Tiſche und brachte die Gefangenen in ihr Zimmer. Er unterließ nicht, die Fenſter zu unterſuchen und, als er Alles in Ordnung gefunden, den Arreſtanten zu ſagen, ſie möchten ſich um ihrer eigenen Seligkeit wegen ruhig verhalten und ſich unter keiner Bedingung dem Fenſter nähern. „Denn der Poſten draußen,“ fügte er wichtig bei, „hat einen verzweifelt ſcharfen Befehl, und ſeine Muskete iſt vortrefflich geladen.“ — So unterrichtet, zogen ſich die drei Unglücklichen in die

Ecke des Gemaches zurück, welche am weiteſten von dem Fenſter lag, und kauerten ſich dort zuſammen wie erſchreckte Schafe, wenn draußen vor der Hürde ein Wolf umgeht.

Doſe kehrte in die Wachtſtube zurück.

Der lange Eduard hatte indeſſen ſeine Anſicht auseinander geſetzt, welche dahin ging, ſich eine halbe Stunde ruhig zu verhalten, alsdann den Gaſthof zum Grünen Baum zu umſtellen und ſich ſo des Aktuars zu bemächtigen.

Doſe näherte ſich dem Tiſche und meldete, während er die Schlüſſel vor den kommandirenden Offizier niederlegte, daß die Gefangenen beſtens eingeſchloſſen ſeien. Darauf erlaubte er ſich eine Bemerkung. „Herr Lieutenant,“ ſprach er, „drunten auf der Wache iſt ein ewiges Ab- und Zugehen von Leuten aus der Stadt; man kann nichts dagegen ſagen, ſie ſprechen mit den Soldaten, wenden ſich auch wohl an den Unteroffizier der Wache und wollen offenbar erfahren, ob es hier oben bereits entdeckt, daß man die Falſchen verhaftet. Ich erlaube mir, zu ſagen, daß man ſie vor allen Dingen in dieſer Unwiſſenheit erhalten muß. Das Volk hier hält gegen uns feſt zuſammen, ſie treiben ſich da unten blos herum, um jede Bewegung der Truppen zu erſpähen, und werden, ſobald Sie eine ſtarke Patrouille abſchicken, augenblicklich voraus eilen und den Grünen Baum in Allarm bringen.“

„Die Anſicht iſt ſehr richtig,“ erwiederte der Artillerie-Hauptmann. „Gut gedacht, Unteroffizier! Ihr Betragen gefällt mir, vergeſſen Sie in C. nicht: Hauptmann von Stengel.“

„Ich finde auch, daß er Recht hat,“ meinte Lieutenant Wortmann. „Doch iſt hier eine Schwierigkeit: ich kenne das verfluchte Terrain nicht.“

„Aber ich kenne es,“ verſetzte Doſe, indem er ſich ſtolz aufrichtete. „Dürfte ich mir erlauben, einige Anordnungen vorzuſchlagen, ſo glaube ich verſprechen zu können, daß wir ohne Lärm, ohne das geringſte Aufſehen den Grünen Baum umſtellen können.“

„Laſſen Sie hören!“

„Das Rathhaus, in dem wir uns befinden, liegt am Marktplatze; auf denſelben münden drei Straßen, geradeaus führt zum Grünen Baum, rechts und links in die Stadt. Dieſe drei Wege müſſen nun in aller Stille beſetzt werden, und man muß im Augenblicke, wo ich mit der Patrouille abmarſchire, jeden Anderen zurückweiſen, damit mir Keiner vorauslaufen kann.“

„Sehr gut!“ bemerkte Lieutenant Wortmann.

„Auf Befehl des Herrn Lieutenants,“ fuhr Doſe fort, „werde ich mich alſo drunten in die Wachtſtube begeben und den Unteroffizier inſtruiren, daß ich die Patrouille führen werde.“

„Ich werde Sie begleiten, damit er Ihnen glaubt,“ ſagte der jüngere Infanterie-Offizier; „der Schmitz iſt von altem Schlag und geht gern ſicher.“

Doſe erlaubte ſich, eine zuſtimmende, wenn auch nicht ganz militäriſche Verbeugung zu machen.

„Ferner will ich, ſpazieren gehend, an drei Straßen Doppelpoſten aufſtellen, die Niemanden als die Patrouille paſſiren laſſen,“ fuhr Lieutenant Wortmann fort. — „Gehen wir! — Aber Sie haben keine Waffen!“ wandte er ſich an den Unteroffizier.

Dieſer ſchaute im Zimmer umher, als ſuche er etwas, das ihm dienen könne.

Doch meinte der Huſaren-Offizier lachend, dem ſei abzuhelfen, und er wolle gern zu der famoſen Geſchichte ſeinen Säbel herleihen.

Doſe erſtarrte vor Glück und Ueberraſchung. Er, vor ein paar Stunden noch Arreſtant und auf dem Wege zu ſchlimmen Dingen, hatte ſich ſeinen Vorgeſetzten nützlich zu machen gewußt, er ſollte dazu helfen, einen wichtigen Gefangenen beizubringen, und dazu einen Offiziersſäbel führen. Er ergriff mit zitternder Hand die feine Kuppel, und nachdem er die Säbeltaſche losgeſchnallt und die Kuppel mit einiger Anſtrengung befeſtigt, löste er ehrfurchtsvoll das ſilberne Porteepee von dem Griffe und legte es auf den Tiſch. Hierauf zog er ein paar weiße waſchlederne Handſchuhe an, brachte den Säbel gerade an die linke Seite und trat vor den kommandirenden Infanterie-Offizier, wobei er ſich fertig zum Dienſt meldete. Doſe machte alle dieſe Bewegungen ſo correct und gut militäriſch, daß namentlich der Artillerie-Hauptmann ſeine Freude an ihm hatte.

„Der Offizierſäbel iſt eine gute Vorbedeutung,“ ſagte er; „wenn wir in den Krieg kommen — ho! — da kann Ihnen das Poteepee noch werden; werr weiß wie bald!“

Damit ſchloß ſich die Thüre hinter den Beiden; ſie gingen einen finſteren Gang hinab, dann eine Treppe und traten darauf zur Thüre des Rathhauſes hinaus auf den Marktplatz.

Fünfzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen in der Wachtſtube des alten Spritzenhauſes. — Der Dragoner-Offizier macht ſeltſame Entdeckungen und kommt in den Grünen Baum, ohne vor der Hand auf einen grünen Zweig zu kommen.

Das Lokal, in welchem Unteroffizier Schmitz I. als Wachthabender regierte, war natürlicher Weiſe nicht ſo behaglich eingerichtet, als das der kommandirenden Lieutenants. Doch hatte auch hier Natur und Kunſt Einiges gethan. Das ehemalige Spritzenhaus der Stadt, dicht beim Rathhauſe gelegen, war zur Wachtſtube umgewandelt worden; man hatte einen Tiſch, ſowie ein paar Stühle hereingeſchafft, hatte einige Bretter über den defekten Kaſten einer alten Feuerſpritze gelegt, die im Winkel ſtand, und ſo eine Art

Pritſche gebildet; man hatte vor die offenſtehenden vergitterten Fenſter, an denen die Läden fehlten, ein paar Mäntel kunſtreich befeſtigt, und als nun auf dem Tiſche ein Talglicht angezündet war, als Papier, Feder und Dinte gebracht worden, ſetzte ſich der Unteroffizier Schmitz I. in ſtiller Majeſtät vor dieſen Tiſch und ſchrieb auf einen weißen Bogen Papier:

„Wache im Spritzenhauſe. Auf Wache ein Unteroffizier und ſechs Mann. Neues wurde mir von dem vorigen Wachtkommandanten nichts übergeben, da ein ſolcher nicht vorhanden.“

Darauf hatte der Kommandirende zu Nacht geſpeiſt, und wir müſſen geſtehen, daß ſich auch hier der Wirth zum Grünen Baum in's Mittel geſchlagen und mit dem Wachthabenden fraterniſirt, indem er ihm ein paar Flaſchen ordentlichen Weines, ſowie einen kunſtreich verzierten Kartoffelſalat und kalten Kalbsbraten vorgeſetzt.

Unteroffizier Schmitz war aber nicht der Mann, der ſich durch ſolche Beweiſe von Zuneigung im Geringſten rühren ließ. Er hatte dem Kellner, der ihm dies alles gebracht, würdevoll gedankt und ihn darauf ſo freundlich wie möglich zur Thüre hinaus begleitet. Dabei war Schmitz I. ein vorſichtiger Soldat, der aber ſchreckliche Begriffe von den Demokraten im Allgemeinen hegte. Er ließ den Häringsſalat und den Kalbsbraten unberührt ſtehen, das heißt, er für ſeine Perſon aß nicht eher davon, als bis zwei Mann der Wache, die mit lüſternen Blicken den Tiſch anſchauten, die Gerichte tief und genau unterſucht hatten und ſich hierauf keine verdächtigen Symptome einſtellten; als die beiden Musketiere pudelwohl blieben und nur ein großes Verlangen nach mehr an den Tag legten, ließ ſich der kommandirende Unteroffizier herbei, die Speiſen nun ebenfalls ſelbſt und nicht ohne Gründlichkeit zu verſuchen. Was den Wein anbelangte, ſo verließ er ſich auf ſeine Naſe und Zunge, und da er auch hierin nichts Verdächtiges entdeckte, ſo hatte er bald eine Flaſche geleert und begab ſich mit gutem Willen an die zweite.

Die Soldaten draußen, die man ebenfalls nicht vergeſſen hatte, lagerten auf den Treppen des Rathhauſes und dachten nur zuweilen fröſtelnd an die Kaſerne in C., wo ſo viele gute vortreffliche Betten in dieſem Augenblicke leer ſtanden.

Doſe hatte die Wahrheit geſagt: es trieben ſich immer einige von den Bürgern auf dem Marktplatze und zwiſchen den Soldaten umher. Doch konnte man nichts dagegen machen, da ſie ein gänzlich unverdächtiges Syſtem des Fraterniſirens beobachteten. Wenn ſie ſich zuweilen Fragen erlaubten, ſo betrafen dieſelben begreiflicher Weiſe die beiden Gefangenen droben und ihre etwaige Beſtimmung für morgen.

Jede Compagnie, ja faſt jeder Zug hat ſeinen Spaßmacher, der von allen Kameraden als ſolcher anerkannt wird und dem kein Anderer zu widerſprechen wagt. Der, welcher ſich nun hier auf dem Rathhausplatze befand, verſicherte den Fragenden, die beiden Gefangenen würden morgen nach C. transportirt, müßten dort ein leichtes Verhör beſtehen, und kämen alsdann unbedingt in die Demokratenmühle. „Wißt Ihr,“ ſagte er, „in die, welche im Hofe der Kaſerne von St. Agatha ſteht; zur linken Thüre werden ſie hineingeführt, und wenn ſie umgearbeitet ſind, fallen ſie rechts wieder heraus.“

„Und wie werden ſie umgearbeitet?“ fragte ein neugieriger Soldat.

„Das kann ich ſo genau nicht angeben, denn ich habe nicht in das Innere der Maſchine ſehen können; aber man wirft allerlei zu ihnen hinein, Prügel, Ketten, Orden oder Geld. Eins davon hilft gewiß.“

„Lieber Freund,“ ſagte einer der Bürger, der mit den Soldaten ſprach, „was machen die beiden Gefangenen droben? Sind ſie ruhig, lamentiren ſie, haben ſie ein Verhör beſtehen müſſen?“

„Das weiß ich alles nicht,“ entgegnete der Andere. „Nur vorhin blickte ich zufällig zum Schlüſſelloch hinein, und da ſah ich — es hat mich erſchreckt.“

„Nun, was ſahen Sie?“

„Es iſt wahrhaftig beſſer, ich ſage es nicht.“

„Aber wir bitten Sie darum!“

„Nun, meinetwegen denn, wenn euch ein Gefallen damit geſchieht — aber es iſt eine finſtere Geſchichte; als ich nämlich ſo hineinſah, bemerkte ich — nicht das Geringſte, denn es war ganz dunkel in dem Zimmer.“

„Ah!“ machten die Zuhörer verblüfft, und die Soldaten lachten ſo laut, daß es über den Marktplatz hinſchallte und Unteroffizier Schmitz I. vor die Wachtſtube trat, um zu ſehen, was es gäbe.

Dieſer Moment ſchien den Bürgern beſonders günſtig, mit dem Wachthabenden ein paar Worte zu ſprechen. Doch wurden ſie nicht beſonders gnädig angehört, vielmehr zuckte der Unteroffizier ſtatt aller Antwort mit den Achſeln und blickte alsdann zum Sternenhimmel empor, der ſich in ſelbiger Nacht klar und heiter über Alle ausſpannte.

In dieſem Augenblicke traten Lieutenant Wortmann und Doſe aus der Thüre des Rathhauſes, worauf die Bürger ſich ſogleich in den tieferen Schatten hinter dem Spritzenhauſe zurückzogen. Feodor Doſe hatte aber dieſe Bewegung deutlich geſehen und war auf ſeiner Hut. Ohne ſich den Anſchein zu geben, als achte er beſonders darauf, ſah er recht gut, wie die Bürger — es waren ihrer zwei — um das Spritzenhaus lugten.

Lieutenant Wortmann that, wie verabredet, und beſetzte, ſpazieren gehend, die Straßen, die auf den Marktplatz mündeten. An zweien ſtanden bereits die Doppelpoſten, da bemerkte Doſe, wie die beiden Bürger, dieſe Manöver verſtehend, langſam hinter dem Spritzenhauſe her durch die dritte Straße davon ſchleichen wollten. Mit Einem Sprunge kam er ihnen zuvor, pflanzte ſich mitten in ihrem Wege auf und rief ihnen ein lautes: „Zurück!“ entgegen. Die Beiden blieben dicht vor dem Unteroffizier, wie feſt gebannt ſtehen, und Doſe ſah zu ſeiner Genugthuung, daß er es mit zwei guten Bekannten zu thun habe, mit dem Major des Bürgerwehr-Bataillons und mit dem Drucker des Intelligenzblattes, zwei politiſchen Größen hieſiger Stadt.

Es hatte aber noch Keiner dieſer Drei Zeit gehabt, ſich zu verſtändigen, als Lieutenant Wortmann auch an der dritten Straße die beiden Poſten aufſtellte und ihnen bis auf Weiteres den Befehl gab, Niemanden zu geſtatten, den Marktplatz zu verlaſſen. „Sollte man Gewalt anwenden wollen,“ ſetzte er ruhig hinzu, „ſo habt ihr oben an eurem Gewehr wohl ein paar Zoll kalten Eiſens für einen guten Freund übrig.“

Als dieſe Angelegenheit beſorgt war, erſuchte Doſe die beiden Herren höflichſt, ſich in der Nähe der Wachtſtube aufhalten zu wollen; „denn,“ ſagte er, „der Befehl iſt ſtreng, und wenn Sie vielleicht den Verſuch machten, in eines der umliegenden Häuſer zu ſchlüpfen, ſo thäte es mir leid, wenn Ihnen irgend ein Unglück paſſirte.“

„Sie haben ganz recht,“ ſetzte Lieutenant Wortmann hinzu, „ich hätte das bald vergeſſen. — Unteroffizier Schmitz, laſſen Sie dieſe beiden Herren beaufſichtigen und ſtellen Sie einen Poſten vor die Thüre des Rathhauſes, es darf Niemand hinein.“

Die Abſperrung des Marktplatzes hatte ſich übrigens recht praktiſch erwieſen und ein ziemliches Reſultat geliefert: ungefähr ein Dutzend der geſinnungstüchtigſten Bürgerwehrmänner ſah man hier plötzlich eingeſchloſſen, ein artiges kleines Beobachtungs-Corps, und wenn ſich auch die meiſten geduldig in ihr Schickſal ergaben, ſo waren doch ein paar, die anhuben zu ſprechen von dem Rechte freier Bürger, ſich zu verſammeln, und was dergleichen mehr war, — Aeußerungen, die aber plötzlich und energiſch unterdrückt wurden. Auf welche Art konnte man nicht ſehen, da es auf dem Marktplatze zu dunkel war.

Lieutenant Wortmann hatte unterdeſſen aus ſechszehn Mann eine Patrouille gebildet, die vom Unteroffizier Doſe hinweggeführt wurde. Er nahm nicht den geraden Weg zum Grünen Baum, ſondern die Straße links, zog ſich dann wieder rechts zu dem Gaſthofe hin und manöverirte ſo klug und vorſichtig, daß dieſer in weniger als einer Viertelſtunde förmlich umſtellt war. Die Soldaten hatten den Befehl, Jedermann hinein, aber Niemanden heraus zu laſſen. — —

Der Dragoner-Offizier hatte, wie ſich der geneigte Leſer erinnern wird, die Wachtſtube im Rathhauſe verlaſſen, nachdem Doſe eingetreten war. Er war ſo geräuſchlos wie möglich davon geſchlichen. Seinen Säbel hakte er wohlweislich los und ſtellte ihn in eine Ecke des Zimmers. Er ging über den Corridor die Treppen hinab, und als er auf den Marktplatz kam, blickte er ſcharf um ſich, um den Weg nach dem Grünen Baum nicht zu verfehlen. Der Dragoner-Offizier war ein tapferer, unternehmender junger Mann; er hatte droben gehört, daß man den Unrechten zum Gefangenen gemacht, daß der Rechte wahrſcheinlich noch im Gaſthofe verſteckt ſei, und da es unſere Pflicht als Erzähler iſt, von unſeren Bekannten nur Gutes zu ſagen, ſo ſprechen wir die Vermuthung aus, er habe ſich blos nach dem Grünen Baum begeben, um jenen Gefangenen ganz allein zur Haft zu bringen. Er benahm ſich auch vollkommen ſo, wie Jemand, der einen Anderen überraſchen will; er ſchlich ſo leiſe wie möglich an der einen Häuſerreihe dahin, und als er in die Nähe des Gaſthofes kam, blieb er irgendwo im tiefen Schatten ſtehen, um ſich die Gelegenheit anzuſchauen.

Der untere Stock des Grünen Baumes, namentlich die hinteren Schenkzimmer, waren noch von Lichtern erhellt, auch ſah man zuweilen Jemanden an das Fenſter treten und auf die Straße hinausſchauen. Die Hausthüre ſtand weit offen, und der Offizier, der ſich in der Verlängerung des Ganges aufſtellte, bemerkte, daß im Hintergrunde desſelben die Treppe war, ſchwach beleuchtet von einer erſterbenden Oellampe. Das Haus war, wie geſagt, in den unteren Räumen noch voll Leben, im Hofe nebenan knurrte zuweilen die gewaltige Stimme des Kettenhundes, und der Offizier überlegte, daß es einiger Maßen zu unangenehmen Begegnungen führen könnte, wenn er ſich ſo allein und unbewaffnet in dieſes Hauptquartier der Demokraten einſchliche, um — — eines ihrer Häupter gefangen zu nehmen. Doch gerade das Gewagte des Unternehmens trieb ihn an, es zu beſtehen; ihm war ein aufregendes Abenteuer lieber, als eines, das ſo ganz glatt und eben abzugehen verſpricht. Er avancirte im dichten Schatten an die Thüre, erſtieg eilig die Treppe und tauchte leiſe und geräuſchlos in den dunklen Gang bis zur Haupttreppe, wo die trübe Oellampe brannte, die er aber ſogleich auslöſchte.

Die Treppen hinauf zu ſteigen, hatte er weiter keine Schwierigkeiten; er faßte das Geländer, um ſeinen Schritt zu dämpfen, ließ es aber los, da daſſelbe, alt und morſch, zu krachen anfing. Die Stiege wandte ſich rechts herum, dann befand er ſich im erſten Stock. Hier ſtand der Offizier auf einem kleinen Veſtibül, auf welches zwei lange Gänge im rechten Winkel mündeten, an denen die Gaſtzimmer lagen; wenigſtens waren alle Thüren numerirt. Der Dragoner bemerkte dies alles beim Schein einer Talgkerze, die auf einem Tiſchchen neben der Treppe ſtand; doch gab ſie nur eine zweifelhafte Helle, denn ſie war in den meſſingenen Leuchter hineingebrannt, und die trübe, röthliche Flamme glänzte oben durch ein paar Oeffnungen, wie das Licht auf einem Leuchtthurme. Für den unternehmenden jungen Mann war dies in der That eine leitende Helle, denn er konnte mit Einem Blick das ganze Terrain überſehen. Neben dem Tiſchchen war eine Thüre mit „Hier" bezeichnet; unter dieſem „Hier" befand ſich ein großes Loch, durch welches man bequem auf die beiden Gänge blicken konnte. Das alles überdachte der Dragoner, denn ihm war ein Verſteck höchſt erwünſcht, da er in dieſem Augenblicke zu vernehmen glaubte, wie der Schlüſſel in irgend einer Thüre herumgedreht würde. Im Nu war er eingetreten, ſchob einen ſchützenden Riegel vor und recognoscirte. Wenn er ſeine Augen anſtrengte — und das that er — ſo konnte er die weißen Zahlen auf den Thüren leſen. Links von ihm am Ende des Ganges mußte ſich Nro. 1 befinden, vor ihm war 8, 9, 10, alſo rechts die ſechſte Thür mußte 16 ſein.

Er ſah dieſe Thüre, ohne die Nummer leſen zu können.

In Betreff des Schlüſſelumdrehens hatte er ſich nicht getäuſcht. Es war hier oben ſo ſtill, daß er das Knarren des Schloſſes deutlich hören konnte; er ließ ſeinen Blick über beide Gänge gleiten, um zu ſehen, welche Thüre geöffnet würde. — — — Ah! Nro. 16 ließ jetzt einen kleinen Lichtſpalt auf den Corridor fallen. Das traf ſich auffallend günſtig; oder war ſonſt hier etwas vorgefallen? — Kam er vielleicht zu ſpät? Wir müſſen geſtehen, daß er in größter Spannung auf jene Thüre blickte, die ſich langſam öffnete.

Noch eine Sekunde, und — ſie trat heraus, die Dame, die ihm gegenüber im Eilwagen geſeſſen; ſie hatte ihr ſchwarzes Kleid an, und nur den Mantel und den Hut mit dem Schleier abgelegt. Sie hielt das Licht vor ſich, die Hand zwiſchen dem Geſicht und der Flamme, und ſpähte aufmerkſam auf den leeren Gang hinaus. Der Dragoner-Offizier, von dem Schein geblendet, konnte auch jetzt ihre Züge noch nicht erkennen. Sie ging langſam nach der Treppe, gewiß in der Abſicht, das Stubenmädchen zu rufen, um ſich zu erkundigen, wie viel Uhr es ſei, gewiß nur in dieſer Abſicht. Als ſie nahe an dem Tiſchchen angekommen war, ließ ſie langſam die Hand mit dem Lichte ſinken, — ein Augenblick, dem der junge Mann mit der größten Spannung entgegen ſah. — Wenn man eine angenehme Stimme hört, einen elaſtiſchen Körper ſieht, ſo hegt man die ausſchweifendſten Erwartungen von der Form und der Geſtalt des dazu gehörigen Geſichtes. So erging es dem Dragoner-Offizier. Er konnte nicht erwarten, bis die Hand mit dem Lichte niederſank, bis der tiefe Schatten verſchwunden war von dem Geſicht ſeiner Dame. Waren die Augen blau oder braun? — Der ſanften Stimme nach mußten ſie blau ſein, die Lippen dagegen roſig und ſchwellend. — Jetzt wichen alle Schatten. — Was war das? — Die Augen waren nicht blau, ſondern grau, die Lippen nicht friſch und ſchwellend, ſondern trotz ihrer Dünne faltig und zuſammengekniffen, das ganze Geſicht vertrocknet und unbedingt einer ſehr alten Jungfer angehörend.

Mochte nun der Dragoner-Offizier bei dieſer ſchrecklichen Täuſchung einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen, oder mochten ſeine Augen durch das erwähnte runde Loch geſpenſtig auf den Gang hinaus geblickt haben, — genug, die Dame blieb auf einmal zuſammenfahrend ſtehen, blickte entſetzt vor ſich hin, horchte einen Augenblick aufmerkſam und kehrte alsdann mit eiligen Schritten in ihr Zimmer zurück, machte haſtig die Thüre hinter ſich zu, und der Dragoner-Offizier vernahm mit großer Befriedigung, wie ſie den Schlüſſel zweimal im Schloſſe herumdrehte.

„Dem wäre ich glücklich entgangen!“ ſeufzte er. „Dieſes Abenteuer hat nicht ſchön geendigt, und doch iſt noch nichts verloren; ich ſchleiche zu meinen Kameraden zurück, die mich kaum werden vermißt haben, und entgehe ſo allen Spöttereien.“

Darauf war er im Begriffe, den Riegel von der Thüre zurück zu ſchieben, als er drunten die Stimme des Wirthes vernahm, dieſelbe Stimme, die ihn auf dem Rathhauſe ſo ſanft gefragt, ob ihm etwas von dieſem geſulzten Schweinskopf gefällig ſei. Doch hatte ſie jetzt einen ganz anderen Klang und alle Unterwürfigkeit abgeſchüttelt. „Soll Die da draußen auf dem Marktplatze,“ ſagte er, „ein ſiediges Donnerwetter regieren! Schicke ſchon zwei Leute hinaus und Keiner kommt zurück, auch der Major nicht; da müſſen wir aufpaſſen, das hat was zu bedeuten. He, Friedrich! hol' den großen Hund herein und ſchließe mir die Hausthüre. Es iſt immer beſſer, wenn man hinter Schloß und Riegel abwartet, was da kommt. — Seien Sie unbeſorgt,“ ſagte er darauf mit leiſerer Stimme zu Jemand, der bei ihm zu ſein ſchien, „es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht im Stande wären, Sie in dem weitläufigen Hauſe zu verbergen. Aber nur mich machen laſſen! Vergeſſen Sie nur die Zimmer-Nummer nicht. Auf Nr. 16 iſt eine Fremde, 17 iſt neutraler Grund, und von da ſtehen die Thüren bis zu 21 offen. In 21 iſt, wie Sie wiſſen, das bewußte Fenſter, welches ganz gefahrlos auf das Dach des Nebenhauſes führt. Anfänglich aber ſind Sie hier unten ſicherer.“

„Aber die Mädchen auf Nro. 18?“ ſagte eine andere Stimme.

„Sie glühen für die gute Sache,“ entgegnete ernſt der Wirth zum Grünen Baum, „und obgleich nicht aus hieſiger Stadt, werden ſie doch ſo aufopfernd wie möglich Alles zu Ihrer Rettung beitragen.“

„Teufel!“ dachte der Offizier in ſeinem Verſtecke, „es gibt doch Momente, wo es nicht ſo gar unangenehm ſein kann, wenn man einen politiſchen Flüchtling vorſtellt. Aber Eins iſt ſicher, ich ſitze hier in einer donnermäßigen Patſche — die Thüre zu, der Hofhund los — — wir wollen ſehen, wie wir uns da herausfinden.“

Unten hatte unterdeſſen der Wirth noch einige weniger bedeutende Befehle gegeben, und dann ſtieg er allein die Treppen herauf. Das Licht auf dem Tiſchchen droben hob er in die Höhe, ſchnäuzte es in Ermangelung einer Lichtſcheere mit den Fingern und verſuchte es dann, die Thüre zu öffnen, auf welcher „Hier“ ſtand. Natürlicher Weiſe öffnete ſie ſich nicht, und der Wirth ſtieg die Treppe zum zweiten Stockwerk hinauf.

Eine qualvolle Viertelſtunde verging für den Eingeſperrten drunten; im Hauſe war Alles todt und ſtill; auch von der Straße herauf drang nicht das geringſte Geräuſch. Es war in dem Gemache ein kleines Fenſter, durch welches der unglückliche junge Mann zum Oeftern angelegentlich hinausblickte; doch ſah er nichts als Häuſer und dunkle Umriſſe, ein paar noch ziemlich kahle Bäume, ſich finſter gegen den Nachthimmel abhebend, und nur ein einziges Mal glaubte er etwas geſehen zu haben, wie das ſchwache Leuchten eines Gewehrlaufes.

Der Wirth, der offenbar eine Inſpektion durch das ganze Haus gemacht hatte, kam nach einiger Zeit wieder die Treppen herab, und mochte er nun einen gelinden Verdacht haben, oder ſich auch auf dem erſten Stock überzeugen wollen, daß nirgendwo ein Verräther lauſche, genug, er kam gleich wieder an die Thüre des Verſtecks und rüttelte daran, zuerſt leiſe, dann heftiger, und als der Riegel nicht weggezogen wurde, rief er, ob Jemand da ſei. Auch legte er das Geſicht an die runde Oeffnung.

Dem Offizier zuckten die Finger, und er befand ſich in großer Verſuchung, dem neugierigen Wirth einen tüchtigen Naſenſtüber zu verſetzen. Doch wäre ihm dieſes Vergnügen vielleicht theuer zu ſtehen gekommen. Er verhielt ſich alſo ruhig, und nach einigen Augenblicken zog der Wirth ab, ſtieg die Treppen hinunter, und man hörte ihn nach dem Hausknecht Chriſtoph verlangen, welchem er den Befehl gab, ein großes Brecheiſen zu nehmen.

Dieß war ein entſcheidender Moment. Der Eingeſperrte droben hatte begreiflicher Weiſe nicht Luſt, ſich in einer ſo ſchlechten Falle fangen zu laſſen, wie die war, wo er ſich befand. Der Wirth, ſowie Chriſtoph mit dem Brecheiſen konnten jeden Augenblick erſcheinen. — Wohin aber? Die Thüre Nro. 16 war glücklicher Weiſe doppelt verſchloſſen. Aber daneben Nro. 17 hatte der Wirth als neutralen Grund bezeichnet; wenn er das nun für die eine Partei war, ſo mußte er es auch für die andere ſein. „Im Nothfall,“ ſo dachte der Dragoner-Offizier, „ſchleiche ich mich durch Nro. 18 bis 21, kann dort den Tag abwarten oder die Patrouille, mit der der lange Eduard jedenfalls das Haus unterſuchen laſſen wird.“

Es war die höchſte Zeit. Kaum hatte er ſein Verſteck verlaſſen, ſo hörte er auch ſchon, wie ſich zweier Männer Tritte unten der Treppe näherten. Raſch verließ er ſein Verſteck, drückte die Thüre hinter ſich zu, ſchob den äußeren

Riegel vor, und ſchlich über den Gang auf Nro. 17. Da er ein junger Mann mit großer Geiſtesgegenwart war, ſo öffnete er Nro. 17 geräuſchvoll und ſchloß eben ſo geräuſchvoll wieder hinter ſich zu. Und daran hatte er vollkommen recht gethan; denn der Wirth, der dieſes Geräuſch gehört, ohne zu ſehen, welche Thüre ſich geſchloſſen, glaubte Alles auf natürlichem Wege zugegangen und kehrte, nachdem er die bewußte Thüre offen gefunden, beruhigt in die unteren Zimmer zurück.

Der Dragoner-Offizier befand ſich aber in Nro. 17, einem vollkommen dunkeln Gemach, und blieb lauſchend an der Thüre ſtehen; denn es war ihm gerade, als höre er im Nebenzimmer, in Nro. 18, leiſe Stimmen zuſammenflüſtern.

F. W. Hackländer's

Humoriſtiſche Schriften.

Vierter Band.

Wachtſtubenabenteuer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Wachtſtubenabenteuer.

Von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Vierte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Druck von Gebrüder Mäntler. Stuttgart.

Erſtes Kapitel.

Der Dragoner-Offizier wird für einen Demokraten gehalten, fraterniſirt mit den Töchtern des Landes und erlebt eine Geſchichte, wie ſie nur in ganz dunkeln Zimmern vorkommen kann.

Wir glauben ſchon bemerkt zu haben, daß der Dragoner-Offizier ein unternehmender junger Mann war, und müſſen hinzuſetzen, daß Gefahren, die vor ihm aufſtiegen, ſeinen Muth entflammten, ſtatt ihn zu dämpfen. Er hatte in der heutigen Nacht einiges Glück gehabt; er war glücklich einem Verſteck, der ihn mit Entdeckung und Lächerlichkeit bedrohte, entronnen. Er befand ſich jetzt in einem anſtändigen Zimmer und hatte zwiſchen ſich und den Gang einen tüchtigen Riegel geſchoben. Da es nun hier in dem Zimmer höchſt langweilig war, und ſich auch außer einem wackeligen Rohrſtuhl keine bequeme Sitzgelegenheit fand, ſo beſchloß er, das Terrain zu rekognosciren, und näherte ſich der Nebenthüre. Glücklicher Weiſe aber überdachte er in dieſem Augenblicke den Anzug, in welchem er ſich befand, den Waffenrock mit den glänzenden Knöpfen und Epaulettes, und ſagte ſich ſelber, daß, wenn er weiter vordringe, ihn der geringſte Lichtſtrahl, der auf ſeinen Kleidern wiederglänzte, aus einem Verfolgten zu einem Verfolger machen und einen gewaltigen Hülferuf herbeiführen würde.

Es war, wie wir wiſſen, noch im Monat April, und der Offizier, der ſeiner ſchlanken Taille zu lieb die läſtige Hülle des Paletots und Mantels ſcheute, trug unter der eng gemachten Uniform einen anliegenden Rock von ſchwarzer Seide, wie ihn die Tſcherkeſſen zu tragen pflegen. Es war das damals Mode bei den Cavallerie-Regimentern.

Der junge Mann zog alſo ſeinen Waffenrock aus, hängte ihn über den Stuhl und näherte ſich alsdann der Thüre des Nebenzimmers, wo er leiſe anklopfte.

Das Ziſcheln und Flüſtern hörte mit einem Male auf, und es wurde todtenſtill nebenan.

Er klopfte abermals und etwas lauter, und darauf vernahm er ein unbeſtimmtes Geräuſch. Es war gerade, als würde ein Stuhl gerückt oder als krache irgend ein anderes Möbel; auch begann das Flüſtern wieder, und als er ſein Ohr an das Schlüſſelloch legte, konnte er einige Worte vernehmen — „Was thun wir?“ fragte eine Stimme. — „O Gott! O Gott!“ antwortete eine andere, „den Ball vergeſſe ich in meinem ganzen Leben nicht!“ Und eine dritte Stimme ſetzte hinzu: „Auf jeden Fall müſſen wir erfahren, wer da iſt.“

Es ſind, wie der Wirth geſagt, nur Mädchen im Zimmer, ſprach der Dragoner-Offizier zu ſich ſelber. Und damit klopfte er abermals.

„So frag' doch, was man will!“ ſagte eine Stimme. — „Ich nicht!“ antwortete eine andere; „und ich in alle Ewigkeit nicht!“ eine dritte.

„Nun, dann will ich's thun,“ fuhr die erſte fort, „wir ſind ja zu drei, und was wir thun, geſchieht, weil wir es nun einmal verſprochen.“

„Das iſt eine ſchlimme Demokratin,“ meinte der Offizier; „gegen die zu manövriren iſt Pflicht und Schuldigkeit.“

„Wer iſt da?“

„Nun, ich bin's, Sie wiſſen's ja.“

„Aber was wollen Sie denn eigentlich?“

„Das iſt doch ſehr einfach: das Militär umſtellt den

Hof, ich kann nur durch Ihr Zimmer in das Nebenhaus gelangen."

„Das iſt richtig," meinte eine andere Stimme. Und dadurch ermuthigt, drückte der Offizier auf die Thüre; aber ſie war verſchloſſen.

„Machen wir Licht?" ſprach die erſte Stimme.

„Nein, nein! gewiß nicht!" antwortete die andere.

Jetzt vernahm man ein leiſes, krachendes Geräuſch, dann ein Rauſchen wie von Kleidern, ein Schlurfen wie von einem Pantoffel, den man ſucht, und dann tappte es langſam nach der Thüre; der Riegel wurde zurückgezogen, die Thüre geöffnet, und eine warme angenehme Atmoſphäre drang dem Offizier entgegen. Im Vorzimmer war es ziemlich kühl geweſen. Raſch ſchlüpfte er durch die Thüre, faßte nach der Klinke des Schloſſes und fing dort, was er gedacht, eine kleine, warme Hand. Es war ſeine Schuldigkeit, einige Dankſagungen zu ſtammeln, und er that das in der zierlichſten, beſcheidenſten Weiſe und mit wohlgeſetzten Worten.

„Wir haben verſprochen, Ihnen zu helfen," ſagte die Stimme, der die weiche und warme Hand angehörte, „und wir wollen es recht gern thun. Aber jetzt machen Sie, daß Sie von hier fortkommen; dort die Thüre des Nebenzimmers iſt offen, wir wollen ſogleich hinter Ihnen verriegeln."

„Ah! ſo iſt es in der That nicht gemeint," entgegnete der Offizier mit ſeiner ſanfteſten Stimme. „Die Flucht durch jene Zimmerreihe und dann zum Fenſter hinaus auf das Dach des Nachbarhauſes iſt nur das letzte verzweifelte Mittel. Glauben Sie mir feſt, mein Fräulein, das Haus iſt mit dieſen verfluchten Musketieren umſtellt, die haben jedes Fenſter im Auge, und deſſen bin ich gewiß, ſowie ich mich nur dort drüben blicken laſſe, liege ich auf dem Pflaſter, ehe man Drei zählen kann. — Aber das thut nichts, ich gehe lieber in meinen Tod, als daß ich Ihre Güte mißbrauchen ſollte."

Er brachte den weichen Fingern des Mädchens einen gelinden Druck des Dankes bei, und darauf wollte er ſie fahren laſſen. Doch kam es nicht ſo weit, denn ſie ſagte haſtig: „Aber um Gottes willen, wenn Sie nicht zum Fenſter hinaus auf das Nachbardach klettern wollen, ich bitte Sie, was ſoll dann geſchehen?“

„Oh!“ entgegnete der Offizier, ſtill lächelnd über ſein gutes Glück, „das Hinausklettern bleibt nicht aus; nur ſoll das zuletzt vor ſich gehen, wenn alle anderen Mittel verſucht ſind.“

„Und dieſe anderen Mittel?“

„Sie verſprachen mir großmüthig Ihren Schutz, unſer Wirth hat es mir geſagt, und ich vertraue darauf; es hat das einige Unannehmlichkeiten für Sie, aber was iſt zu machen?“

„Nun bitte, ſprechen Sie, was ſoll denn geſchehen?“

„Vor allen Dingen flehe ich Sie an, mich ruhig hier zu laſſen, bis die Soldaten wirklich anfangen, das Haus zu unterſuchen. Vielleicht, daß ſie nicht in dieſes Zimmer kommen; ſollte dies aber geſchehen, ſo bleibt mir nichts übrig, als der Weg durch's Fenſter auf die Nachbardächer.“

„Fürchterlich!“ ſagte das junge Mädchen an der Thüre, und die beiden andern Stimmen meinten ängſtlich: „Was? hier in unſerm Zimmer bleiben, die ganze Nacht? Das geht nicht an! — Nicht wahr, Sophie?“

Alſo die Hand, die ich gefaßt habe, gehört einer Sophie, dachte der Dragoner-Offizier. Nun, ſie wird ihrem Namen Ehre machen und weiſe ſein.

Die drei Mädchen, die ſo unvermuthet in dieſes Abenteuer verwickelt wurden, hatten am Abend auf dem Balle im Tanzen ihr Möglichſtes gethan, und erhitzt, aufgeregt, wie ſie waren, trug der dringende Wunſch des Wirthes, ihren Bekannten, den Aktuar, der guten Sache wegen zu retten, nicht dazu bei, ihre Nerven zu beruhigen. Die Hand des jungen Mädchens an der Thüre zitterte merklich; doch fühlte der Dragoner-Offizier aus dieſem Zittern deutlich, daß ſie ihn nicht verlaſſen, daß ſie ihn beſchützen würde.

Es trat eine längere Pauſe des Schweigens ein, und endlich ſagte eine der anderen Stimmen: „O liebe Sophie, es ſoll geſchehen, wie du willſt.“

„Ja, ja,“ entgegnete die andere, „du haſt mit dem Wirth geſprochen, wir wollen dir in Allem folgen — auch biſt du die Erfahrenere, die Aeltere.“

Teufel! dachte der Dragoner-Offizier, ſollte meine Bewohnerin von Nro. 18, meine Beſchützerin, Aehnlichkeit mit meiner Reiſegefährtin auf Nro. 16 haben? Das wäre gar zu ſchrecklich! — Er wagte es, wie durch ungefähr, ſanft den Arm zu berühren, der zu jener kleinen Hand gehörte, er that das, und fühlte ſich wunderſam beruhigt. — „Faſſen Sie einen Entſchluß,“ ſprach er nach einer Pauſe, „befehlen Sie über mich, was es auch ſei, ich will es thun; jagen Sie mich hinweg, gut, ich gehe und überliefere mich denen, die mich ſuchen.“

„Nein, nein!“ verſetzte Fräulein Sophie, „wir wollen nicht Ihr Unglück; aber Sie könnten wohl in dem Vorzimmer bleiben, da wird Sie auch ſo leicht Niemand ſuchen, und iſt dieß doch der Fall, ſo haben Sie immer Zeit, durch unſer Zimmer Ihren Weg zu ſuchen.“

„Sie wollen es ſo,“ ſagte mit einem tiefen Seufzer der junge Mann, „wohlan, es ſei! Was kann es Sie im Grunde auch kümmern, ob ich entdeckt werde? Das Vorzimmer liegt neben Nr. 16, dort wohnt eine Dame, die heute Nacht mit Offizieren gekommen iſt, ſie muß mich hören, ich mag mich ſo leiſe verhalten wie möglich, und dann bin ich verloren.“

„Nein, nein! das ſoll nicht ſein!“ erwiederte eifrig das Mädchen an der Thüre; „ſo bleiben Sie denn in Gottes Namen da ſtehen — oder nein, gehen Sie einen Augenblick in's Vorzimmer und kommen dann gleich wieder.“

„Wie Sie befehlen.“ Doch ehe der Offizier dieſem Befehle wirklich Folge leiſtete, nahm er die kleine Hand ſachte von der Thürklinke weg, führte ſie an ſeine Lippen und drückte einen leiſen, aber nichts deſto weniger ſehr innigen Kuß darauf. Dann ſchlüpfte er in's Vorzimmer, und als er die Thüre hinter ſich zugezogen, vernahm er jenes Raſcheln und Schlurfen wieder, ſowie das leiſe Krachen eines Möbels — dann war Alles ſtill.

Das war ein eigenes Abenteuer, ſo reizend in Geheimniß und Dunkel gehüllt. Was hätte der Eindringling nicht für einen kleinen Lichtſtrahl gegeben! für den geringſten Schein, um Perſonen und Gegenſtände zu ſehen! Aber im Vorzimmer war es dunkel, und in dem Schlafzimmer, wohin er jetzt zurücktrat, noch mehr. Es befand ſich da ein einziges Fenſter mit einem dicken grünen Vorhange, der herabgelaſſen war; die tiefſte Stille herrſchte in dem Gemach. Man hörte nicht einen einzigen Athemzug der drei Mädchen. — Warten wir einen Augenblick, dachte der Offizier und lehnte ſich mit dem Rücken an die Wand.

Von dem unteren Stockwerke herauf hörte man zuweilen das Gemurmel von Stimmen oder das Zurückrücken eines Stuhles, von der Straße aber nichts, als das Knurren eines benachbarten Hofhundes, der unruhig bald hierhin, bald dorthin zu laufen ſchien; denn er witterte wahrſcheinlich die verdächtigen Gäſte, welche das Haus umſtellten.

Nach einer Pauſe ſagte der Offizier: „Darf ich mich nicht mit Ihrer Erlaubniß ein wenig niederſetzen?“

Eine Stimme zu ſeiner Rechten unterdrückte ein leiſes Lachen, eine andere links ebenfalls, und die ihm bekannte Stimme, welche von gerade vor ihm her zu kommen ſchien, ſagte: „Setzen Sie ſich auf einen Stuhl, wenn Sie einen leer finden.“

Durch dieſes Lachen und dieſe Antwort hatte er das Schlachtfeld recognoscirt. Links befand ſich eine der jungen Damen, rechts die andere, und vor ihm Fräulein Sophie. Er taſtete nach einem Stuhl neben ſich, fand ihn aber mit mannigfaltigen Gegenſtänden bedeckt. Auf der Lehne hing ein Blumenkranz, bauſchige und knatternde Kleidungsſtücke auf dem Sitze, und als er das ſanft etwas zuſammenrücken wollte, fiel ein anderer Gegenſtand auf den Boden, den er raſch wieder aufhob. Doch hatte dieſer Gegenſtand eine lange Schnur, die ſich hartnäckig und tückiſch um ſeine Sporenräder feſtſchlang. Er brauchte eine kleine Weile, da loszukommen, und während deſſen lachte es ebenfalls rechts und links neben ihm, aber ſo unterdrückt und gedämpft, als habe man ſich ein Schnupftuch oder einen Bettzipfel in den Mund geſtopft. Dem jungen Manne war es natürlicher Weiſe nicht um das Niederſetzen zu thun; er ſeufzte tief auf und ſprach: „Ich will Sie nicht derangiren. Ach, wenn ich nur wüßte, wie ſich Alles das entwickeln ſoll, wenn ich nur vorausſehen könnte, was die nächſte Stunde bringt!“

Es erfolgte keine Antwort.

„Sie haben ſchon ſo viel für mich gethan,“ fuhr der Offizier fort, „daß ich faſt zu ſchüchtern bin, Sie noch um Weiteres zu bitten. Aber ich muß doch wahrhaftig für den Fall der Noth wiſſen, wo die Thüre zum anderen Zimmer iſt; wenn ich mich ſpäter plötzlich entfernen muß, ſo könnte es leicht ein Geräuſch geben.“

Es erfolgte eine Zeit lang wieder keine Antwort; dann aber ſagte die bekannte Stimme: „Die andere Thüre iſt gerade vor Ihnen, das Fenſter müſſen Sie links laſſen und gerade aus gehen.“ — Der Dragoner that, wie ihm geheißen, nur daß er, ſeinem Ohre folgend, ein wenig halblinks marſchirte.

„Mehr nach rechts!“ verſetzte ängſtlich die Stimme, „viel mehr nach rechts!“

„Ah ſo!“ entgegnete er, machte auch die entſprechende Bewegung, manövrirte aber ſo geſchickt, daß er endlich — es war ſo gar dunkel — an das Kopfende eines Bettes ſtieß. „Ich habe die Thüre,“ ſagte er, „danke! O, wenn nur die Geſchichte ſchon glücklich vorbei wäre.“

„Das wünſchen wir auch!“ antwortete es gedämpft und leiſe.

„Solche Momente ſind fürchterlich,“ entgegnete er; „aber für Sie, meine Damen, mehr als für mich.“ — Er beugte den Kopf nieder. „Fräulein Sophie,“ flüſterte er,

„wie ſoll ich Ihnen danken für das, was Sie mir gethan!"

Da wurde draußen an die Thüre von Nr. 17 ziemlich heftig geklopft. Natürlich gab Niemand eine Antwort, doch hörte das Klopfen deßhalb nicht auf.

„Sie ſind es," ſagte einer der andern Mädchen; „um Gottes willen, was wird es geben!"

Der junge Offizier war emporgefahren und lauſchte aufmerkſam. „Das iſt kein Militär," erwiederte er nach einer Pauſe, „die würden nicht ſo ruhig über den Gang daher ſchleichen."

„So gehen Sie doch und fragen, was man will!" meinte die Stimme von oben mit etwas weinerlichem Tone. „Du lieber Gott! das ſoll mir eine Lehre ſein!"

Jetzt vernahm man die Stimme des Wirthes, welcher draußen rief: „So machen Sie doch nur auf! es iſt wahrhaftig nothwendig! Das Haus iſt mit Wachen umſtellt, und wie mir der Chriſtoph eben ſagte, marſchirt eine Patrouille vom Marktplatze hieher."

„So laßt mich doch herein!" bat eine andere Stimme.

„Ja, was ſoll denn das wieder?" fragte ängſtlich das Mädchen in der linken Ecke. „Wer will denn noch mehr herein? Nein, jetzt iſt's genug; ſo was iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht widerfahren!"

„Wie geſagt," ließ ſich jetzt wieder der Wirth hören: „Das ganze Haus iſt umſtellt. Fräulein Sophie, machen Sie die Thüre auf und laſſen Sie unſeren unglücklichen Freund hinein!"

„Ja, wir haben ihn ja ſchon!" antwortete eine Stimme aus der rechten Ecke. Und Sophie ſetzte mit ganz leiſer Stimme hinzu: „Um Gottes willen! was ſoll das bedeuten?"

„Machen Sie auf! machen Sie auf!" ertönte es abermals von draußen. „Sie müſſen ihn bei ſich gut und ſicher verſtecken; er wird gar nicht mehr in das Nachbarhaus hinüber können. Man ſieht draußen überall in der Dunkelheit die Gewehre blitzen."

Sophie machte eine raſche Bewegung, doch der Offizier beugte ſich nieder, faßte leicht ihren Arm und ſagte ſo leiſe, daß es nur ihr verſtändlich war: „Hören Sie mich eine Sekunde, aber kein lautes Wort, keinen Schrei!“ — Er mußte eine kleine Lüge erfinden, und er that es auf eine kecke und für ſein Alter recht geſchickte Art. — „Ich bin nicht der,“ ſagte er, „für den Sie mich halten. Aber um Ihrer ſelbſt willen ſtill! Ihre Freundinnen müſſen glauben, ich ſei es; o Sophie, verzeihen Sie mir dieſen Schritt! Ich ſah Sie heute Abend bei dem Balle, ohne daß Sie mich bemerkt; ich bin vollkommen fremd hier; ja, ich ſah Sie, Sophie, und obgleich nur kurze Zeit, ich konnte Sie nicht vergeſſen, ich ſchlich mich hier ein, um Sie einen Augenblick zu ſprechen. Aber ſeien Sie klug, verſtändig, ich werde mich entfernen; Niemand ſoll dieſen Schritt erfahren!“

Das Mädchen zitterte heftig und ſtieß einen leichten Seufzer aus. Doch müſſen wir geſtehen, daß trotz der namenloſen Angſt, die ſie erfaßte, in ihrem Geiſte all’ die fremden Geſichter auftauchten, die ſie heute Abend vielleicht geſehen. Aber keines paßte zu dieſer verwegenen That und zu dieſen ſo ſeltſam klingenden Worten keine der Bürgerwehr-Phyſiognomien mit ihren herausfordernden Bärten.

Der Offizier erhob ſich jetzt raſch und ſagte zu den beiden andern Mädchen: „Bleiben Sie ruhig, es iſt nur ein Mißverſtändniß. Ich will es draußen geſchwind aufklären.“ — Damit ging er gelaſſen in das Vorzimmer, drückte die Thüre hinter ſich zu und dachte bei ſich: Ich bin nicht ausgeſchickt, den zu fangen, weiß überhaupt nicht, ob es der rechte iſt; ich will ihn auch nicht retten, nur ihn nicht verrathen. — Dann trat er an die Thüre, die auf den Gang führte, ſchob den Riegel leiſe zurück und öffnete einen kleinen Spalt, ſo daß Jemand durchſchlüpfen konnte. Augenblicklich wand ſich auch eine männliche Geſtalt in das Zimmer; eine andere wollte folgen. Doch drückte er die Thüre wieder in’s Schloß und ſchob den Riegel vor.

Der Eingetretene blieb einen Augenblick ungewiß in der

Dunkelheit ſtehen, doch ſchrak er ſehr zuſammen, als ihn der Offizier feſt am Arme faßte und in die andere Ecke des Zimmers zog. „Herr!“ ſagte der Dragoner zu ihm mit leiſer Stimme, „wer Sie auch ſein mögen und was Sie hier wollen, es gibt nur Ein Mittel, das Ihnen nützlich ſein kann. Stellen Sie ſich ruhig hinter die Thüre, und was geſchehen mag, ſprechen Sie kein Wort, machen Sie keine Bewegung; man will Ihnen wohl, nur müſſen Sie Ihr Ehrenwort geben, daß Sie mich nicht geſehen.“

Dem Adjutanten und Aktuar klapperten die Zähne zuſammen. Da drinnen ſollten nur drei Mädchen ſein, und hier ſprach eine männliche Stimme mit ihm. Doch die Stimme wiederholte leiſe und dringend: „Geben Sie Ihr Ehrenwort, und dann hinter die Thüre!“

„Ich gebe es,“ erwiederte der erſchrockene Adjutant, und dann drückte er ſich in die bezeichnete Ecke. Seine Augen aber hielt er begreiflicher Weiſe offen, und als er nun ſah, wie der andere Mann, der im Zimmer war, gelaſſen ein Kleidungsſtück von dem Stuhle nahm und es anzog, und als er nun ferner bemerkte, daß jenes Kleidungsſtück eine Offiziers-Uniform war, da wollten ihm die Kniee zuſammenknicken; er ballte die Fäuſte und ſprach zähneknirſchend zu ſich ſelber: Ha! trau’ einer dieſen Weibern! Da ſticken ſie Fahnen für uns, rothe Schärpen, da ſchwören ſie Haß und Wuth gegen die frechen Söldner, ſchwärmen für die Freiheit und laſſen ſich knechten von den Schlimmen der Schlimmſten! O, ihr Demokratinnen! — Ja, die Angſt, die er am heutigen Abend ausgeſtanden, und der eiferſüchtige Abſcheu, den er in dieſem Augenblicke empfand, ließ ihn beinahe die ganze Partei haſſen; er fühlte eine faſt monarchiſche Regung in ſeinem Buſen, wozu er aber ingrimmig ſeufzte: „Und drei ſo ſchöne Mädchen!“

Der Dragoner hatte ſeine Toilette beendigt, horchte auf den Gang, wo wieder Alles ſtill geworden war, dann ſagte er warnend zu dem Aktuar: „Keinen Laut!“ und ſchlüpfte abermals in das Nebenzimmer, um Abſchied zu nehmen.

„Nun, was iſt's?“ flüſterten die beiden Stimmen rechts und links.

„Alles in Ordnung,“ entgegnete er. „Halten Sie ſich ruhig, ich glaube Ihnen verſprechen zu können, daß, wenn das Militär kommt, dieſes Zimmer nicht unterſucht werden ſoll. Lieber will ich mich ſelbſt opfern. — Sophie,“ ſetzte er darauf mit ganz leiſer Stimme hinzu, „verzeihen Sie mir, ich verlaſſe Sie, doch reichen Sie mir zum Abſchied Ihre Hand.“ — Sie that das — obgleich widerſtrebend; er erfaßte ihre Hand und drückte einen leichten Kuß darauf. „Ich werde Sie nicht vergeſſen,“ fuhr er fort, „halten Sie mich nicht im ſchlimmen Andenken, und ſollte Jemand zu Ihnen ſagen: Schutz den Verfolgten! ſo bin ich es, der Sie wieder erkannt hat.“ — Mit eiligen Schritten und, wir müſſen es geſtehen, mit einem ſeltſamen Gefühl im Herzen, ging er dann zur Thüre hinaus.

Der Adjutant ſtand noch regungslos in ſeiner Ecke, doch horchte er aufmerkſam und ſtieß einen leichten Seufzer aus; auch der Offizier lauſchte aufmerkſam: denn draußen auf der Straße vernahm man durch die Stille der Nacht gleichförmige, nicht zu verkennende Schritte. An das Fenſter eilend, bemerkte er eine Patrouille, die ſich dem Hauſe näherte, geführt von jenem langen Unteroffizier der Artillerie; einige Offiziere folgten. Bald hörte man, wie an die Hausthüre geklopft wurde; dann wurden in dem unteren Stockwerke haſtig Stühle gerückt, hierauf die Hausthüre geöffnet, der knurrende Hund beſchwichtigt, und dann vernahm man Stimmen, worauf feſte Schritte und leiſes Klirren von Waffen in den unteren Räumen gehört wurden. Einige Zeit nachher trampelte es auf der Treppe und der Wirth ſagte: „Wenn Sie den Gaſthof unterſuchen müſſen, ſo kann ich nichts dagegen haben; doch ſind einige Fremde da, auch Damen, die Sie doch gewiß nicht ſtören wollen.“

„Es thut mir ſehr leid,“ vernahm man jetzt die Stimme des langen Eduard, „aber ihr ſpielt ja alle unter Einer Decke, und deßhalb muß ich dieſe Decke aufheben, ſchonungslos und ohne Anſehen der Perſon. Lieutenant Wortmann, ſtellen Sie einen Poſten vor jede Zimmerthüre! der Unteroffizier Doſe, der den Mann kennt, und ich, wir wollen jeden Raum unterſuchen.“

„Ich bin verloren!“ ſeufzte der Aktuar in ſeiner Ecke; denn man vernahm den Schritt der Infanteriſten, welche den erhaltenen Befehl ausführten. Danach blieb es eine Zeit lang ruhig, man hörte nur das Geräuſch von Thüren, die auf- und zugeſchloſſen wurden, immer näher kommen.

„Noch nicht!“ ſagte der Dragoner-Offizier.

„Hier ſind wir an Nr. 16,“ verſetzte lachend der lange Eduard. „Sollen wir auch hier unterſuchen? Es thut mir nur um meinen Freund leid.“ — Jetzt vernahm man, wie auch dieſe Thüre geöffnet wurde, dann hörte man den langen Eduard überraſcht ausrufen: „Ah, der Tauſend! Schlafen Sie ruhig weiter, Madame.“ Darauf ſprach eine andere Stimme: „Das iſt eine merkwürdige Nacht, — werr weiß, wie ſehr!“

Der ganze Trupp ſtand jetzt ſtill vor Nr. 17. Der Adjutant bebte, der Dragoner faßte ruhig den Riegel der Thüre.

„Nr. 17 iſt ein leeres Vorzimmer,“ vernahm man jetzt die Stimme des Wirthes, einiger Maßen ſchwach und unbeſtimmt; „da nebenan in Nr. 18 ſchlafen drei junge Damen, Töchter benachbarter Gutsbeſitzer, die den heutigen Ball mitgemacht.“

„Junge Demokratinnen,“ ſagte Lieutenant Wortmann. „Da müſſen wir unbedingt unterſuchen.“ — Er verſuchte es, die Thüre zu öffnen.

„Sie iſt von innen verſchloſſen,“ vernahm man die lachende Stimme des Huſaren-Offiziers. „Aufgemacht!“ fuhr er fort, indem er heftiger klopfte.

„Gemach! gemach!“ meinte der lange Eduard. „Die Soldaten ſollen zurücktreten. Man muß doch eine gewiſſe Schonung beobachten. „Meine Damen!“ rief er alsdann, „ich bitte, zu öffnen, wir müſſen dieſes Zimmer unterſuchen.“

Es erfolgte natürlich keine Antwort, nur der Wirth ſagte in Todesangſt: „Ich bitte Sie, Herr Hauptmann, es ſind drei junge unſchuldige Mädchen.“

„Klopfen Sie an die Nebenthüre,“ entgegnete der Infanterie-Offizier, „ſie mögen ſich anziehen, wir wollen gern warten. Dem weiblichen Geſchlechte jede Schonung.“

Der Wirth that, wie ihm geheißen; doch kaum hatte er ſich entfernt, ſo hörte man in Nr. 17 langſam den Riegel zurück ſchieben, die Thüre öffnete ſich weit, ließ den Glanz der Lichter hereinfallen und zeigte ein vollkommen leeres Gemach. Doſe wollte auf den Wink ſeines Vorgeſetzten eintreten, um auch das Nebenzimmer zu unterſuchen; doch prallten er und der lange Eduard, der Huſaren-Offizier und der Hauptmann von Stengel erſchrocken zurück, als hätten ſie ein Geſpenſt geſehen; denn aus der Ecke hinter der Thüre trat ihr vermißter Freund, der Dragoner-Offizier, lächelnd und heiter gegen ſie vor und ſagte rückwärts gewendet, ehe er die Thüre in's Schloß zog: „Bitte, ſchieben Sie den Riegel wieder vor.“ Was augenblicklich geſchah.

„Du hier?“ rief der lange Eduard mit einem Erſtaunen, wie es ſich ſelten auf dieſem ruhigen Geſichte zeigte.

„In der That, ich bin es,“ entgegnete der Dragoner lachend. „Aber ich finde es von euch weniger kameradſchaftlich, einem nicht einmal ein Bischen Nachtruhe zu gönnen.“

„Werr weiß, wie ſehr!“ fügte überraſcht der Hauptmann Stengel bei.

„Du warſt in dem Zimmer, in den Zimmern 17 und 18? — Du? Oh! das iſt über alle Beſchreibung.“

„Das iſt eine Geſchichte,“ meinte der Huſaren-Offizier, „wie ich ſie noch nie erlebt habe.“

„Eduard findet ſie vielleicht ganz Meidinger!“ lachte der Dragoner.

„Gott ſoll mich bewahren!“ entgegnete der Infanterie-Offizier. „Wenn ſo etwas Meidinger wäre, ſo ſähe es ſchrecklich bei uns aus.“

„Aber jetzt komm' hier weg!“ bat dringend der Andere; „macht kein weiteres Aufheben!“

„Nr. 19, 20, 21 und 22 ſind vollkommen leer!“ meldete der Unteroffizier der Infanterie, und darauf hin ließ ſich der lange Eduard von ſeinem Freunde mechaniſch die Treppen hinab führen. Lieutenant Wortmann zog die ausgeſtellten Poſten zurück, indem er ſagte! „Das iſt eine ganz verfluchte Geſchichte!“

Es gibt Erlebniſſe, über welche man den beſten Freunden gegenüber Erſtaunen muß — und ſo erging es dem langen Eduard nach vollendeter fruchtloſer Hausſuchung, als die Offiziere auf der Treppe des Grünen Baums ſtanden und Lieutenant Wortmann die Musketiere drunten zuſammentreten ließ. — Eduard ordnete ſtillſchweigend Schärpe und Degen, blickte an den dämmernden Himmel empor und erſt, als er den Augen des Dragoners begegnete, der ſchwärmeriſch und tief nachdenkend an dem dunkeln Fenſter hinauffah, konnte er ſich eines langen Seufzers nicht erwehren. — Darauf aber reichte er dem glücklichen Kameraden die Hand und ſagte: „Lieber Freund, es gibt Sachen, die ungeheuer Meidingeriſch ſind und einem doch wieder als ganz neue erſcheinen. — Lebe wohl — — — —.“

Am Schluſſe dieſes Kapitels müſſen wir dem geneigten Leſer verſichern, daß Meiſter Kaſpar und der Schreibereigehülfe, ſowie auch der Rathhausdiener alsbald aus ihrem Gewahrſam entlaſſen wurden, daß der Zug Infanterie beim Grauen der Morgendämmerung hinweg marſchirte, daß die ſechs Offiziere freundſchaftlichen Abſchied von einander nahmen, worauf die Artillerie und Cavallerie den Eilwagen, der abfahren wollte, wieder beſtiegen. Sie hatten ſich aber zuſammen in das Innere des Wagens geſetzt und und ließen die Dame im ſchwarzen Mantel und Schleier allein bei dem Conducteur im Coupè. Wenige Schritte von der Stadt raſſelten ſie in vollem Trabe bei der marſchirenden Infanterie vorbei, und als der lange Eduard, der an der Spitze ging, melancholiſch ſein Haupt erhob und ihnen zurief: „Oh! oh!“

ſtreckten die vier im Wagen ihre Hände zum Fenſter hinaus und entgegneten: „Auf Wiederſehen in C.!“ —

Unteroffizier Feodor Doſe aber hatte ſich dem Conducteur als College zu erkennen gegeben und ſaß neben dem Poſtillon, der vom Bocke fuhr.

Zweites Kapitel.

Erzählt dem geneigten Leſer, wer die ſchwarze Dame eigentlich war meldet etwas vom vergangenen Leben derſelben und berichtet ſchließlich die glückliche Ankunft in C.

Während die Offiziere im Wagen viel und luſtig ſprachen über die Abenteuer der vergangenen Nacht, wobei aber der Dragoner-Offizier nur zuweilen etwas ahnen ließ durch einen Blick, durch ein Wort, während unterdeſſen Doſe nebſt dem Poſtillon von den kriegeriſchen Ausſichten der Zeit ſprach, ſchien die ältliche Dame im Coupé eines leichten Morgenſchlummers zu genießen. Sie hatte den Schleier dicht und feſt um ihr Geſicht gezogen, lehnte ſich tief in die Ecke und athmete tactgerecht und harmoniſch. Der Conducteur machte es in der andern Ecke ebenſo. Doch erfreute ſich die Dame keines feſten Schlummers; ſie richtete ſich oftmals in die Höhe, hob den Schleier empor, blickte in die Gegend, welche ſich allmählig erhellte, und ſeufzte tief.

Endlich begannen die höchſten Spitzen der Berge ſich zu vergolden, und zu gleicher Zeit füllte ſich das Rheinthal mit einem feinen Duft, der aber bald von den Sonnenſtrahlen herabgedrückt wurde und als leichter Thau auf den Boden, ſowie auf das Leder des dahinrollenden Eilwagens niederfiel.

Bald kam die Station, der Conducteur erwachte ein paar Minuten vorher, warf ſeinen Pelz ab und ſchaute mit ziemlich nüchternem Blick auf die glänzenden Fluthen des Stromes. „Ja, ja," ſagte er und dehnte ſich, ſoweit dies der enge Raum des Wagens geſtattete, „jetzt ſind wir ſogleich in U., Madame, wo die Paſſagiere ihren Kaffee nehmen können."

So war es denn auch; ſie erreichten U., ein kleines Städtchen, in kurzer Zeit, und dort ſtieg Alles aus. Der Dragoner-Offizier wäre lieber ſitzen geblieben, denn er fürchtete ſich, die Dame von Nr. 16 wieder zu ſehen; doch ließen ihm die Kameraden keine Ruhe, und ſo mußte er mit in das Gaſtzimmer treten, und das Schickſal fügte es, daß er gerade gegenüber der ſchwarzen Dame zu ſitzen kam, und als ſie beim Beginn des Frühſtücks ihren ſchwarzen Schleier erhob, konnte ſich der Dragoner eines äußerſt freundlichen Blickes nicht erwehren, den ihm der Huſaren-Offizier zuwarf, wobei ihn dieſer leiſe fragte, ob die drei ſchönen Mädchen im Grünen Baum vielleicht von demſelben Alter geweſen wären. Der Artillerie-Hauptmann v. Stengel machte den Galanten und bediente die Dame, wobei er ſich dunkel erinnerte, ſie ſchon irgendwo geſehen zu haben — werr weiß, wie ſehr!

„Das iſt wohl möglich," antwortete dieſe, indem ſie dankend Zucker und Milch nahm; „Sie werden vielleicht in C. meinen Bruder kennen — Regierungsrath B."

„Ah, der Tauſend!" ſagte der Artillerie-Hauptmann und verbeugte ſich; „das will ich meinen, wir ſpielten auf dem Caſino manche Parthie Whiſt mit einander. Habe ihn auch einige Male beſucht, am Petriplatz Nr. 10."

„Ganz richtig," entgegnete die Dame.

„Regierungsrath B. — Petriplatz Nr. 10," dachte der Huſaren-Offizier und erinnerte ſich dieſer beiden Namen, und daß ſie mit irgend etwas im Zuſammenhange ſtänden, was ihm früher einmal paſſirt oder was man ihm erzählt. Gewiß das Letztere, dachte der Huſar, und nachdem er ſich einen Augenblick beſonnen, ſchwebte ihm das Bild des langen

Eduard vor und eine ſeltſame Geſchichte, die ihm dieſer einſtens erzählt. Doch konnte ſie der Huſaren-Offizier nicht mehr recht zuſammenbringen, nur ſo viel erinnerte er ſich, daß es ſich um eine hübſche Blondine gehandelt, um eine alte Tante, um weſtphäliſchen Schinken, einen Liebesbrief, Rüdesheimer und einen entſprungenen Kettengefangenen.

Die ſchwarze Dame, dem Huſaren-Offizier gegenüber, hatte, einige graue Stellen abgerechnet, durchaus kein helles Haar; ſie war alſo nicht die Blondine, viel wahrſcheinlicher die Tante, und der Offizier, um etwas zu ſprechen, erkundigte ſich nach dem Befinden des Herrn Regierungsrathes und nach dem ſeiner ſchönen Fräulein Tochter. Die Tante — denn ſie war es — verſicherte dankend, ſo viel ſie aus Briefen wiſſe, befänden ſich Beide recht wohl.

„Sie, meine Gnädige“ — bemerkte Hauptmann v. Stengel — er wollte eigentlich ſagen: gnädige Frau, doch da er nicht im Klaren war, gebrauchte er nur das Prädikat, — „Sie ſind ſchon längere Zeit auf Reiſen?“

„Ich war über zwei Jahre von C. entfernt,“ antwortete die ſchwarze Dame, und ein aufmerkſamer Beobachter hätte gehört, wie ſie einen leiſen Seufzer ausſtieß; „ich war bei meiner Schweſter, die ein Gut am Mittelrhein bewohnt. Ich hatte einmal Luſt, die Einſamkeit des Landlebens zu genießen.“

„Da hatten Sie Recht,“ ſprach Hauptmann v. Stengel; „Gott! dieſes Landleben hat etwas ungeheuer Reizendes!“

„Nun, wir werden bald Gelegenheit bekommen, es zu verſuchen,“ meinte der Huſaren-Offizier. „Es wird nicht lange dauern, ſo verlaſſen wir die dumpfen Kaſernen und ziehen mit dem Frühling hinaus in das heilſame blühende Land.“

„Glauben Sie wirklich an einen Krieg?“ fragte ängſtlich die ſchwarze Dame.

„Wohl möglich!“ ſagte Hauptmann v. Stengel achſelzuckend; „die Mobilmachungen werden in zu großartigem

Maßſtabe betrieben, als daß es ſich um eine bloße Demonſtration handelte.“

„Hurrah!“ rief lachend der Dragoner-Offizier, der auch nicht ganz als ſtumme Perſon daſitzen wollte. „Ah! das wird ein herrliches Leben werden; ich ſehe mich ſchon an der Spitze meiner Reiterſchwadron! Richt't euch! — Gewehr auf! Zur Attaque vorwärts! — Der Hufſchmied hinter die Front!“

„Der Doktor faßt krampfhaft die Mähne,“ lachte der Huſaren-Offizier.

„Der Auditeur flüchtet zum Packwagen,“ fuhr der Dragoner fort. — „Marſch! marſch!“

Die Dame war zuſammengezuckt, als der Dragoner den Auditeur zum Packwagen verwies. Sie kämpfte augenſcheinlich einen tiefen Schmerz zugleich mit dem letzten Stück Butterbrod nieder, das ſie ſo eben in den Mund geſteckt.

„Meine Herren!“ rief der Conducteur zur Stubenthüre herein, „es iſt Zeit, wir müſſen abfahren!“

Alles erhob ſich, Jeder nahm ſeinen Platz wieder ein, und wenige Augenblicke darauf rollte der Wagen weiter.

Die Offiziere im Innern plauderten, die Dame hatte ſich tief in ihre Ecke zurückgezogen und dachte eifrigſt nach; — viel Vergangenes, wenig Zukünftiges. „Der Auditeur zum Gepäck!“ hatte der Dragoner-Offizier geſagt, ach ja! zum Gepäck, mit aller Liebe, aller Hoffnung, und das alles wegen des Eigenſinnes eines Bruders, der ſich eingebildet, eine junge Dame von über Vierzig und ein Jüngling von über Zwanzig ſeien, was dieſes Alter anbelangt, von zu großer Verſchiedenheit. Vielleicht erinnert ſich der geneigte Leſer noch, wie heftig die Tante den Auditeur Schmidt geliebt, wie ſich dieſe Liebe eine Zeit lang Bahn gebrochen durch alle Hinderniſſe und das Paar zu Zuſammenkünften geführt, deren eine aber für ihn, den Geliebten, nicht ſonderlich angenehm geendet. Der Bruder der Tante, der würdige Regierungsrath, hatte gut vernünftige Vorſtellungen machen und den Beiden mit Beiſpielen zu beweiſen, daß ein ſolches Verhältniß in alle Ewigkeit keine guten Früchte tragen könne — umſonſt! die Tante war zu reich, und der junge Mann liebte zu heftig, um der Vernunft Gehör zu geben.

Wir müſſen leider geſtehen, daß die Zuſammenkünfte zwiſchen dem Auditeur Schmidt und der alten Dame noch eine Zeit lang fortdauerten, — ein ſchlechtes Beiſpiel, das auch den guten Sitten der kleinen Pauline hätte gefährlich werden können, wenn deren Herzensreinheit und natürlicher Verſtand nicht ſo groß geweſen wären. Da aber Pauline bei vielen Gelegenheiten bereitwilligſt beide Augen zudrückte, ſo mußte ſich die Tante zuweilen durch ein kleines Blinzeln revanchiren, ein Blinzeln, das ſie alsdann verhinderte, genau zu ſehen, wenn der damalige Bombardier Robert, der ſeit jener Kataſtrophe das Haus des Regierungsrathes zuweilen beſuchen durfte, beim Abſchiednehmen die Hand der liebenswürdigen Blondine gar zu lange feſthielt, oder es ſogar wagte, einen Ring an dieſer Hand ganz dicht unter die Augen zu bringen, um Hand und Ring — — näher betrachten zu können, denn wir wollen nichts Schlimmeres vorausſetzen.

Wie aber in dieſer verderbten Welt nichts Gutes und Schönes verborgen bleibt, ſo kam auch der Regierungsrath eines Tages zufälliger Weiſe hinter die Zuſammenkünfte der Tante mit dem Herrn Auditeur. Es erfolgte nun eine kleine Scene, bei welcher der Regierungsrath ſich bemühte, ſo grimmig wie möglich auszuſehen, zu welchem Zweck er ſein Kinn tief in die Halsbinde vergrub. Darauf hielt er ſeiner ehrwürdigen Schweſter noch einmal die ganze Lächerlichkeit ihres Liebeshandels vor Augen und bemerkte ihr am Schluſſe, daß es von der Tante ſehr wohl gethan ſei, für eine Zeit lang ihre Schweſter zu beſuchen, die, wie wir bereits wiſſen, auf einem Gute am Mittelrhein wohnte. Dieſes Mal ſprach der Bruder ſo überzeugend und mit ſo viel Kraft und Nachdruck, daß ſich die Tante veranlaßt ſah, einige Tage darauf ihre Koffer packen zu laſſen und abzureiſen.

Der Herr Auditeur Schmidt benahm ſich hierauf ſchlimmer, als man von ihm erwartet hatte. Da er einmal den

Schleichweg durch die Küche kannte, ſo benutzte er denſelben eines Abends nach der Abreiſe der Tante und erſchien plötzlich vor der erſchreckten Pauline, wo er ſich die übergroße Freiheit nahm, ihr verſichern zu wollen, es fallen ihm jetzt, ſeit die Tante entfernt ſei, die Schuppen von den Augen, und er begreife es nicht, wie man nach einem untergehenden Monde habe blicken können, wenn die aufſteigende Sonne anfange ſichtbar zu werden.

Man kann ſich übrigens denken, wie dieſes treuloſe Geſaſel aufgenommen wurde. Den Auditeur Schmidt mußte man energiſch abgefertigt haben, denn er ſah ſich veranlaßt, das Haus ſo geſchwind zu verlaſſen, daß er erſt demſelben gegenüber auf einem Eckſtein am Platze, wo er ſich erſchöpft niederließ, zur vollkommenen Beſinnung gelangte.

Es war dieß derſelbe verhängnißvolle Eckſtein, auf welchem der große Kanonier Schulten den Rüdesheimer und den weſtphäliſchen Schinken verzehrte und wo der ehemalige Bombardier Tipfel ſeiner Zeit verzweiflungsvoll einſah, daß er ſich in Abgabe der beiden Briefe geirrt.

Was nun den Auditeur Schmidt anbelangt, ſo verſchwand er ebenfalls ſchnellſtens von dieſem Eckſteine, nachdem er einen letzten und langen Blick zu den Fenſtern emporgeworfen, wo er ſo glücklich hätte ſein können. Er hatte anfänglich die Abſicht, das Schickſal des ſeligen Toggenburgers zu wiederholen, doch kannte er die hieſige Polizei und war überzeugt, ſie würde ihm keine Zeit zum Sterben laſſen, ihn vielmehr verdienter Maßen in irgend ein Narrenhaus abführen. Deßhalb verſchwand er von dem Eckſteine, vom Petriplatze, ja, aus dem ganzen Stadtviertel; auch blieb er eine Zeit lang über ſein ferneres Schickſal im Dunkeln, bis man endlich in einer Zeitung eine Anzeige las, worin der Auditeur Schmidt ſeine Verbindung mit Fräulein So und So, der Tochter eines wohlhabenden Kleidermachers, Freunden und Bekannten beſtens anzeigte.

Dieſes Zeitungsblatt hatte der Regierungsrath ſeiner Schweſter mit einigen tröſtenden Worten zugeſchickt und ſie zu gleicher Zeit erſucht, jetzt wieder ſein Haus mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Und dieß war der Grund, weßhalb die Tante ſich auf der Rückreiſe nach C. befand.

Trotz der Trennung von einigen Jahren war ihr Herz noch einigermaßen ergriffen, und ſie las das Zeitungsblatt zum Oeſtern durch. Ja, ſie hatte es zuſammengefaltet und zu andern vergilbten Papieren gelegt, zu trockenen Blumen und dergleichen mehr, und ſie machte ſich nun während der Fahrt das wehmüthige Vergnügen, dieſe alten Blätter durchzuleſen. Als ſie damit zu Ende war, legte ſie die Briefe ſorgfältig zuſammen, wickelte das Zeitungsblatt darum, und da der Wagen gerade dicht an den Ufern des Rheines fuhr, ſo faßte ſie den heldenmüthigen Entſchluß, dieſen Zeugen ihrer Liebe und früherer glücklicherer Tage ein ſtilles Grab zu gönnen in den Fluthen des ſchönen grünen Stromes. Sie that alſo — das Päckchen flog in's Waſſer und ſchwamm langſam mitten in demſelben hinab; die Tante ſchaute ihm wehmüthig nach, und in ihrer lebhaften Phantaſie dachte ſie daran, daß dieſe Pfänder ihrer Liebe vielleicht ruhig hinabſchwimmen würden durch Rhein und Yſſel in's Meer, daß es möglich ſei, ein günſtiger Wind faſſe ſie dort und treibe ſie weit hinaus in den Ocean, Tag und Nacht, Wochen und Monate lang, und laſſe ſie endlich auf Umwegen an irgend eine Inſel gelangen, wo ein träumeriſcher ſchwarzer Jüngling unter Cocosnußbäumen und Palmen ſitze und das Päckchen mit der Hand auffange. Vielleicht hatte der gefühlvolle Cannibale irgendwie deutſch gelernt und las nun mit großer Befriedigung dieſen kleinen Roman. Das Herz des jungen Negers erglühte von einer ihm bisher unbekannten Liebe; er dachte vielleicht an die alte Tante und deklamirte in der klangvollen hinterindiſchen Ueberſetzung:

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn ſchläfert — mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme
Im fernen Morgenland,
Die einſam und ſchweigend trauert
An brennender Felſenwand.

Unterdeſſen rollte der Eilwagen fort, wie er es jeden Tag zu machen pflegt.

Doſe vorn auf dem Bock hatte die Arme über einander geſchlagen und blickte ſinnend rechts und links um ſich, er kam jetzt in die Gegend, die er früher als Conducteur befahren, und hier war ihm jedes Haus, jeder Baum, ja jeder Stein bekannt. Er ſchwelgte in Erinnerungen und poetiſchen Gedanken. Die Offiziere im Innern des Wagens rauchten erſchrecklich viel Cigarren, und der Conducteur ſah häufig auf ſeine Uhr.

So erreichten ſie C., raſſelten über Brücken, durch Thore, durch die engen, gewundenen Straßen und hielten endlich vor dem Poſthofe. Doſe ſprang von ſeinem Sitz, öffnete den Schlag und ließ die Offiziere ausſteigen; der Conducteur hob die alte Tante heraus; doch hatte er ſie kaum auf den Boden niedergeſetzt, als ſie laut und lachend von einer jungen Dame umarmt wurde, die bei Ankunft der Poſt aus ihrem Wagen ſprang und nun die Tante herzlich an ſich drückte und ſie küßte. Ein ältlicher Herr, der ebenfalls zum Vorſchein kam, ſchüttelte ihre beiden Hände, gab dem Conducteur ſeine Adreſſe und führte die Tante zu ſeinem Wagen. Der Herr hatte ein freundliches und würdevolles Anſehen, und wenn er ſprach, vergrub er häufig ſein Kinn in ein großes Tuch, das er um den Hals geſchlungen hatte. Die junge Dame hatte ein offenes, liebes Geſichtchen, ſchönes blondes Haar und war von einer liebenswürdigen Lebendigkeit; ſie lachte und plauderte in Einem fort, ſie ſtreichelte der alten Tante häufig über das Geſicht oder die Arme und ſchien voll Freude, ſie endlich wieder zu ſehen.

Als die Drei beiſammen im Wagen ſaßen, mußte dieſer noch einen Augenblick auf das Gepäck der Tante warten, und da ereignete es ſich, daß plötzlich ein junger Offizier erſchien in der Uniform der reitenden Artillerie, der an den noch geöffneten Schlag trat und freundlich hinein grüßte. Die Tante blickte verwundert auf dieſes Geſicht, das ihr nicht unbekannt ſchien; der alte Herr nickte ihm freundlich zu, und die kleine blonde Dame hatte die Keckheit, dem Offizier vor dem Papa beide Händchen entgegen zu ſtrecken, die er eifrigſt küßte.

Die Tante blickte ihren Bruder fragend und erſtaunt an, worauf der alte Herr den Offizier mit den Worten vorſtellte: „Lieutenant Robert, einer unſerer guten Freunde.“

Warum lachte Pauline in dieſem Augenblicke ſo luſtig? Warum ſchlug ſie mit der Hand ſo neckiſch auf das ſeidene Wagenkiſſen, daß es klatſchte? Warum zuckte es auf dem Geſichte des Artillerie-Offiziers wie eine luſtige Erinnerung? — Der Regierungsrath wußte es nicht, die Tante dachte nicht daran, ſonſt hätte es ihr Herz zerriſſen.

Es war dies ja derſelbe Wagen, den einſt der Bombardier Robert mit einer unbeſchreiblichen Keckheit beſtiegen, derſelbe Wagen, wo er Pauline zum erſten Male geſehen.

Er rollte indeſſen durch die Straßen dahin nach dem Petriplatz; Pauline hatte ſich in ihre Ecke gedrückt und lachte immerfort in ſich hinein; ſie ſtampfte mit ihren Füßchen auf den Bodenteppich und dachte freudig und glücklich an jene Fahrt, an ihren Schrecken, als ſie das Licht angezündet, an das Wachsfiguren-Cabinet und an den Zorn der armen Tante.

Der Artillerie-Offizier war unterdeſſen zu ſeinen Kameraden auf dem Poſthofe getreten, und Alle waren erfreut, ſich hier gegenſeitig zu finden.

„Apropos! Robert,“ ſagte der Huſaren-Offizier zu ihm, „denk dir nur, wen wir geſtern Nachts trafen, mit wem wir gemeinſchaftlich eine ganze Reihe von Abenteuern beſtanden. — — Deinen Vetter, den langen Eduard.“

„So, ſo! Ihr habt ihn geſehen?“ antwortete der Lieutenant Robert; „mir iſt es noch nicht ſo gut geworden, ich kam erſt vor drei Tagen hier an, hatte aber natürlicher

Weiſe in den erſten Tagen Wichtigeres zu thun, als nach ihm zu ſehen."

„Begreiflicher Weiſe!" ſpöttelte der Dragoner, indem er mit den Augen der Richtung folgte, nach welcher der Wagen verſchwunden.

„Und als ich ihn nun geſtern aufſuchen wollte, war er ſpurlos verſchwunden. Nun, er kommt alſo wieder?"

„Wahrſcheinlich morgen gegen Abend; er wird einen guten Marſch machen und ſich unterwegs nicht aufhalten. – Werden wir uns irgendwo ſehen?"

„Was meint ihr?" verſetzte Lieutenant Robert, „wenn wir ihn auf der Hauptwache am Südthor, wo er einpaſſiren muß, erwarteten? Kommt alſo dahin, ihr ſollt ſehen, was er uns für Abenteuer mittheilt."

„Ganz recht!" erwiederten die Anderen und verließen mit einem fröhlichen Abſchiedswort den Poſthof.

Der Hauptmann v. Stengel allein hatte noch mit ſeinem Gepäcke zu thun und blieb deßhalb zurück, Doſe bei ihm, der noch nicht den paſſenden Moment gefunden hatte, ſich zu verabſchieden.

„Ah, mein beſter Unteroffizier!" ſagte der Hauptmann, „hier iſt der Lieutenant Robert, an den Sie einen Brief abzugeben haben."

„An mich?" fragte der Artillerie-Offizier.

„Von dem jetzigen Poſtſekretär Tipſel!" meldete Doſe in der beſten Haltung.

„Ah! von ihm?" ſprach lachend Robert. „Nun, ich danke Ihnen recht ſehr. Bitte, beſuchen Sie mich dieſer Tage, Sie müſſen mir recht viel von dem dicken guten Kerl erzählen."

„Und meine Wohnung werden Sie ſich wohl merken," ſagte Hauptmann von Stengel. „Morgen früh um neun Uhr zum Rapport; ich werde Sie einkleiden laſſen, werr weiß, wie bald! An Flickmaterial fehlt's nicht, und wir brauchen gute Unteroffiziere."

Somit trennten ſich Alle für heute, und Doſe, ganz glücklich, ſeinen Wunſch erreicht zu haben, ſchritt ſtolz und aufrecht durch die bekannten Straßen einem kleinen Gaſthauſe zu, „Zur alten Kanone," wo er früher zu Mittag geſpeist und das er jetzt mit ſeiner Gegenwart zu beehren gedachte.

Drittes Kapitel.

Woraus wir erſehen, daß ſich ſogar eine Offizier-Wachtſtube im Laufe der Zeit einiger Maßen verändern kann. — Der lange Eduard erzählt eine intereſſante Geſchichte, wird aber vom kommandirenden Unteroffizier der Hauptwache unterbrochen.

Die allgemeine Stube der Hauptwache am **Thore hatte ſich ſeit langen Jahren nicht verändert. Es geht dieſen Lokalen wie den Fahnen des Regiments: die Leute kommen und gehen, die Fahne bleibt. So auch in der Wachtſtube: Pritſche, Tiſch, ja, Waſſerkrug und Wachtbuch, und wenn letzteres vollgeſchrieben und erſterer je unterdeſſen zerbrochen war, ſo wurden dieſe beiden Stücke durch ganz ähnliche wieder erſetzt und änderten nichts an dem Innern der Wachtſtube.

Es iſt ein eigenes Gefühl, wenn man nach langer Zeit ein ſolches Lokal wieder betritt, in dem man einſtens gelebt und gelitten. Man kann ſich nirgendwo die Vergangenheit beſſer zurückrufen als hier. Da ſitzt der Unteroffizier vor dem beſchmutzten und beſtaubten Buche auf derſelben Stelle wie ehemals. Es iſt auch gerade noch ſo eine Geſtalt, mit demſelben Geſicht, den gleichen Redensarten; denn das erbt ſich fort mit der Fahne von Generation zu Generation. Dort in dem Winkel ſpielen Infanteriſten mit Karten, daneben ſitzen Dragoner, den Kopf auf ihren Säbel geſtützt, und unterhalten ſich leiſe. Derſelbe Duft herrſcht hier wie damals und kommt unſern Gedanken zu Hülfe; dort bricht ein Sonnenſtrahl herein in's Lokal, und er malt auf der Pritſche genau daſſelbe glänzende Dreieck wie damals. Iſt es möglich, liegen Jahre dazwiſchen, ſeit du hier zum letztenmale aus- und eingingeſt? oder biſt du eben erſt ausgetreten und meldeſt dich nun zum Unteroffizier zurück? —

In der Offiziersſtube dagegen machten ſich kleine, wenn auch unbedeutende, Veränderungen bemerkbar, Veränderungen, die aber nur ein geübtes Auge erkennen konnte. Da war zum Beiſpiel die Lithographie, auf welcher der Infanteriſt in Parade-Uniform zu ſehen war, dem ſein Lieutenant das richtige Präſentiren beibringt, verſchwunden; da fehlte das ſtark gebrauchte Handtuch, an dem unten der Spiegel befeſtigt war, und vor Allem vermißte man dich, freundliche Guitarre mit dem abgeſchoſſenen himmelblauen Bande! Die Zeit war ernſter geworden, die Wacht-Inſtruktion lag da im korrekten feſten Einbande; das Dintenfaß, ſonſt von Tabaks- und Cigarrenaſche umgeben, ſah nicht mehr aus wie eine verſchüttete Stadt, ſondern zeigte ſich ſtolz und im ſchwarzen Lacke glänzend als das wichtige Möbel, das es eigentlich war. Von den Wänden endlich waren zwei mit großen Landkarten bedeckt, auf der einen Seite das ganze Deutſchland, auf der anderen das engere Vaterland. Auf erſterem ſah man unterſchiedliche Striche, Märſche und Aufſtellungen bezeichnet; denn man wußte ſchon, wohin die allgemeine Mobilmachung zielte und auf welchem Fleck deutſcher Erde die Kanonen anfangen ſollten zu brummen. Man war, wie geſagt, im Ganzen ernſter und geſetzter geworden; vor der Hand patſchten hier keine Karten und klapperten keine Würfel mehr, und ſeit die Guitarre verſchwunden, hatte der Poſten vor dem Gewehr ferner nicht die Zerſtreuung, in ſtiller Nacht eines jener ſanften Lieder zu hören, die in früheren glücklicheren Tagen ſo oft das Herz ſeiner Vorgänger erquickt.

Die Wachtſtube war übrigens am heutigen Abend ebenſo beſucht, wie damals, als wir ihre erſte Bekanntſchaft machten.

Der geneigte Leſer wird ſich erinnern, daß ſich die Offiziere geſtern auf dem Poſthofe verabredeten, einander in der Wachtſtube zu treffen und den Einzug des langen Eduard nicht zu verſäumen. Da ſaßen ſie nun bei einander auf dem alten Sopha und den defekten Stühlen und unterhielten ſich, ſo gut es gehen mochte.

Der Wachthabende, erſt vor kurzer Zeit vom Feldwebel zum Lieutenant avancirt und heute zum erſtenmale als Offizier auf dieſer Wache, war ein ſtrenger, dienſteifriger Charakter, und wenn ihm auch der Beſuch der jungen vornehmen Offiziere ſchmeichelte, ſo ließ er es doch nur ſehr ungern geſchehen, daß ſeine Wachtſtube durch irgend etwas, wie zu ſtarkes Trinken oder hohes Kartenſpiel, entweiht würde. Der Lieutenant Schmauder war eine hohe, dürre Geſtalt mit einer ſehr beträchtlichen knöchernen Naſe und darunter mit einem röthlichen, ſtruppigen Schnurrbart, der weit und drohend vorſtand. Seine Schärpe hatte er feſt umgezogen wie zur Parade, und den Helm nahm er zuweilen vom Kopfe, und immer verſtohlener Weiſe, um ſich des blaucarrirten Sacktuches in demſelben zu bedienen. — Die andern Offiziere, die beiden Dragoner- und Huſaren-Lieutenants, ſowie Lieutenant Robert hatten um den Tiſch Platz genommen, und letzterer beendigte eben die Lectüre einer Zeitung, woraus er einige Stellen laut vorgetragen, dann faltete er das Blatt zuſammen und ſteckte es in die Taſche.

„Nach meiner Berechnung," ſagte der Huſaren-Offizier, „kann Eduard vor zwei Stunden nicht hier ſein."

„Das iſt eine lange Zeit," meinte Robert. „Wenn wir nur unterdeſſen einen Whiſt machen könnten. Was meinen Sie dazu, Herr Kamerad?" Damit wandte er ſich an den Wachthabenden.

„Ich kenne das Spiel nicht," entgegnete Lieutenant Schmauder; „auch befinden ſich keine Karten hier."

„Dem wäre abzuhelfen," erwiederte der Huſar. „Man ſchickt nur in die Stadt; wenige Schritte vom Thor, Goldenen Gans, kann man genug haben."

„Das wäre am beſten,“ miſchte ſich nun der Dragoner-Offizier in das Geſpräch.

Der Lieutenant Schmauder wurde offenbar unruhig bei dieſem Vorſchlage. „Verzeihen Sie mir,“ ſprach er, „aber es wäre wahrhaftig doch nicht angenehm, wenn der Hauptmann der Ronde käme und uns hier beim Kartenſpiel überraſchte.“

„Wer iſt's heute?“

„Hauptmann E.“

„O, haben Sie deſſentwegen keine Furcht!“ fuhr der Dragoner fort. „Der ſpielt ſelbſt leidenſchaftlich.“

„Ja, vielleicht zu Hauſe,“ entgegnete ängſtlich Herr Schmauder; „aber doch wohl nicht auf der Wache.“

„A—ah ſo—o—o!“

„Wiſſen Sie was, meine Herren!“ ſagte Lieutenant Schmauder nach einer kleinen Pauſe, „wenn Sie ſpielen wollen, ſo möchte ich Ihnen eine Partie Domino vorſchlagen, ich habe die Steine dazu hier in der Schublade des Tiſches.“

„Domino?“ rief der Huſaren-Offizier. „Pfui Teufel!“

Der Dragoner zuckte verächtlich die Achſeln. Doch Lieutenant Robert verſetzte: „Was ſollen wir machen? Wenn der Teufel hungrig iſt, begnügt er ſich mit Fliegen. Her mit dem Domino!“

Der Wachthabende brachte eilfertig ein Käſtchen zum Vorſchein und legte die Steine auf den Tiſch aus.

„Ich weiß aber in der That kein Spiel, das man zu Vier ſpielen kann,“ ſagte Robert. — „Wiſſen Sie eins?“

„O ja,“ antwortete ſtatt des Wachthabenden nachläſſig der Dragoner-Offizier. „Es gibt deren mehrere: der ſcheußliche Emanuel und die etwas beſſere Einundſiebenziger-Partie.“

„Die Einundſiebenziger-Partie,“ meinte der Huſaren-Offizier, „wenn man ſie mit Chikanen ſpielt, kommt gleich nach dem falſchen Würfeln und Stehlen.“

„Aber man muß ehrlich anſetzen,“ erwiederte Robert lachend. „Wir ſpielen es ohne alle Chikanen, nicht wahr, Herr Kamerad?"

„Der Meinung bin ich auch!" entgegnete Herr Schmauder. Und darauf bekam jeder ſechs Steine; wer zuerſt den höchſten aufhob, hatte die Poſe, und das Spiel begann.

Wir wiſſen nicht, ob der geneigte Leſer die Einundſiebenziger-Partie kennt. Es iſt dieß eines der harmloſeſten und langweiligſten Spiele, die es gibt. Man glaubt, es ſei von einem Arzt erfunden worden, der für ſeine Kranken alle und jede Aufregung vermeiden wollte. Man ſitzt dabei um einen kleinen Tiſch, ſchaut einander, ſo gut es gehen will, in die Steine, und macht ſich dabei das unſchuldige Vergnügen, dem Nebenſitzenden, ſo es geht, die doppelten auszuſchließen; man ſtreitet ſich um die Poſe, da Jeder natürlicher Weiſe immer ausſetzen will; man ſpielt es ohne alle und jede Rückſicht, ohne Zartgefühl, ſo eigennützig wie möglich. Man nennt es auch das Spiel der Montenegriner; denn wie uns ein großer deutſcher ſehr ehrwürdiger Gelehrter verſicherte, iſt es das Lieblingsſpiel des Vladika von Montenegro, und er pflegt es nach Tiſch mit ſeinen Vaſallen zu ſpielen.

Hier in der Wachtſtube wurde es übrigens nicht mit großer Lebhaftigkeit geſpielt, und nach einer halben Stunde verſicherte der Huſaren-Offizier, es ſei ihm in der That unmöglich, dieſe langweiligen Steine länger anzuſehen. Man warf ſie denn zuſammen und wollte eben eine Converſation beginnen, als man vor dem Thore leichten Trommelſchlag hörte. Dann vernahm man den feſten Tritt einer Infanteriemaſſe auf der Brücke, und gleich darauf wurde die Wache in's Gewehr gerufen. Alles ſtürzte hinaus. Lieutenant Schmauder ordnete die Reihen der Wachtmannſchaft, und die beiden Cavallerie-Offiziere, ſowie Robert, eilten der heranziehenden Infanterie entgegen und drückten dem Offizier an ihrer Spitze herzlich die Hand.

Der lange Eduard war nicht weniger erſtaunt, hier die Freunde zu finden, und als ſie ihm ſagten, ſie hätten ihn hier erwartet, um noch ein paar Stunden auf der Wachtſtube mit ihm zu verplaudern, heiterte ſich ſein ernſtes Geſicht merklich auf, und nur als er Lieutenant Schmauder erblickte, flog ein kleiner Schatten über daſſelbe. Nichts deſto weniger aber übergab er dem Lieutenant Wortmann den Befehl über die Mannſchaft, um ſie in die Kaſerne zu führen, und trat mit den Freunden in die Offizier-Wachtſtube.

Er hatte dort ſeit langer Zeit keinen Dienſt mehr gethan, und die neuen Einrichtungen des Lokals, unter Anderem die Landkarten, vor Allem aber der Anblick der Dominoſteine, ſchienen ihn froſtig anzuwehen. Er ſtemmte beide Arme in ſeine dünnen Seiten, ſah ſich kopfſchüttelnd rings um und ſagte dann zum wachthabenden Offizier, der zufällig von ſeiner Compagnie war: „Lieber Schmauder, Sie ſind ein Mann, der den Dienſt kennt, wie Keiner; aber wenn man Offizier iſt, ſo muß man ſich auch bemühen, die Kameraden, die einen beſuchen, gaſtfreundlich aufzunehmen. Mir iſt es gerade, als wenn Sie heute Ihre erſte Wache unter dem Titel eines königlichen Lieutenants thäten. Erinnern Sie ſich vielleicht noch jener Zeit, wo Sie überhaupt Ihre erſte Wache thaten, und was an jenem denkwürdigen Tage vorfiel? Sie leiſteten Ihren Einſtand, und die ganze Wachtmannſchaft war damals inkluſive Unteroffizier in einem ſo erheiterten Zuſtande, daß man dem viſitirenden Fähndrich, nämlich zufälliger Weiſe mir, die Antwort gab: Alles befinde ſich kreuzfidel und ſchere ſich den Henker um Haupt- und Neben-Ronden."

„Das iſt ganz richtig," ſtammelte Herr Schmauder; „aber das waren Jugendſtreiche — —"

„Die auch nicht wiederholt werden ſollen," ſprach würdevoll der lange Eduard. „Doch, da Sie heute hier Ihre erſte Wache thun, ſo kann heute eine kleine Erheiterung ebenfalls nichts ſchaden, zu der wir — wohl verſtanden! — Sie, unſeren neuen Kameraden, freundlich zu Gaſt laden. Ich denke, das wäre abgemacht; jetzt laſſen Sie einmal einen der Leute hereinkommen."

Der wachthabende Offizier fügte ſich achſelzuckend dieſem

Wünſche. Der lange Eduard ließ ſich herab, eigenhändig einen Bon zu ſchreiben, und eine halbe Stunde nachher dampfte ein ſo wohlriechender Punſch in der Offizier-Wachtſtube, daß ſich ſelbſt das Geſicht des Lieutenants Schmauder liebreich verzog, und ſich ſogar die alten Landkarten an der Wand zu freuen ſchienen. — Die Anweſenden ſtießen freundlich mit den Gläſern an, und nachdem der lange Eduard einige Schauder überwunden, die der abendliche Marſch in ihm hervorgebracht, konnte er ſich jetzt aus Herzensgrund freuen, ſeinen Vetter Robert mit ſo friſchen, nagelneuen Epauletten vor ſich zu ſehen. — „Wir wollen nicht fragen, wie es dir ergangen iſt, lieber Junge,“ ſagte er; „du warſt auf der hohen Schule wie die Anderen, haſt einigermaßen ſtudirt, dein Examen gemacht und biſt Offizier geworden. Das iſt eine alltägliche Geſchichte.“

„Ja, lieber Freund,“ verſetzte Robert lachend, „ganz Meidinger.“

„Ich verſichere dich, du biſt Meidinger,“ entgegnete ernſt der lange Eduard, „du treibſt mit dem Namen dieſes edlen Mannes einen wahren Mißbrauch. Dank übrigens Gott, daß du glücklich durch's Examen geſchlüpft biſt. Davon bin ich feſt überzeugt, es hat gewiß nur ſo eben ausgereicht, es war auch nicht die Idee mehr übrig.“

„Das iſt wahr: ſie haben mir tüchtig zur Ader gelaſſen.“

„Er ging hinweg,“ bemerkte lachend der Dragoner-Offizier, „vollkommen leer, ganz wie eine ausgepreßte Citrone.“

„Meidinger!“ murmelte Eduard vor ſich hin und ließ den Kopf melancholiſch in die Hand ſinken. — „Haſt du auch,“ ſagte er nach einer Pauſe zu Robert, „von unſeren Abenteuern dort oben in dem verfluchten Neſte gehört?“

„Da erinnerſt du mich an was Schönes!“ antwortete laut lachend der Andere, „ihr habt da ſchöne Geſchäfte gemacht! Fangt mir da zwei Demokraten ein, und als ihr die Sache bei Licht beſeht, iſt es ein harmloſer Schneider und ein trauriger Schreiber. Da hätte man was Reitendes hinſchicken ſollen."

„Mein lieber Freund," ſagte der lange Eduard nicht ohne eine gewiſſe Größe, „du biſt ſehr platt von der hohen Schule zurückgekommen. — — — — Aber bei allem dem," fuhr er nach einer kleinen Pauſe lächelnd fort, „war es doch eine verfluchte Geſchichte, viel Unangenehmes, aber auch Angenehmes."

„Das gute Souper?" meinte lauernd der Dragoner.

„Ja—a—a—a! das Souper," verſetzte Eduard, „aber vor allen Dingen der geſtrige Marſchtag. Wenn einer von euch mir eine ſehr gute Cigarre gibt, ſo erzähle ich euch davon. Aber es muß was Vorzügliches ſein."

„Beſſer als deine eigenen," erwiederte der Dragoner, indem er ſein Etuis hervor zog, „keine Regalia canailleros."

„Pfui Teufel über eure ſchlechten Witze!" ſprach faſt betrübt der lange Eduard. „Jetzt ſind wir kaum am Mobilwerden, und ihr ſeid ſchon ſo verwildert. Was ſoll das werden, wenn ihr erſt ein paar Tage in Feindesland marſchirt ſeid!"

„Wie du geſtern und vorgeſtern."

„Allerdings. Aber jetzt paßt mir auf: Alſo gleich hinter dem berühmten Orte, wo die nächtliche Geſchichte paſſirt iſt, kamt ihr bei mir vorüber, ſtolz zu Wagen, während ich demüthig zu Fuß ging. Dafür aber war ich im königlichen Dienſte und hätte euch anhalten können, um nach der Richtigkeit eurer Urlaubspäſſe zu ſehen; aber ihr ſaht mir wahrhaftig nicht wichtig genug dazu aus. Ich zog alſo ruhig meines Weges, der Tambour machte hie und da mit ſeiner Trommel einen anſtändigen Spektakel, die Soldaten riſſen ihre Witze und ſangen Lieder, ich zählte die Wegſteine und berechnete, wie weit ich noch nach F. habe, wo mich die Marſchroute für den heutigen Tag hinwies. Wir hatten faſt die ganze breite Chauſſee für uns allein, da uns zu Fuß oder zu Wagen wenig begegnete. Gegen zehn Uhr Morgens hörten wir einen Wagen hinter uns drein rollen, er konnte aus dem verdächtigen Orte kommen, und Wortmann war dafür, ihn anzuhalten, um nachzuſehen, wer ſich darin fände. Es konnte ja vielleicht einer verkleidet darin ſein.“

„Als Schneider,“ ſagte der Dragoner lachend.

„Richtig, oder als ſonſt was,“ antwortete ruhig der lange Eduard, wobei er ſonderbar lächelnd drein ſchaute. — „Alſo der Wagen kam näher, meine Soldaten marſchirten in dieſem Augenblicke dem Befehle Wortmann's gemäß ſo die ganze Breite der Chauſſee einnehmend, daß der Wagen, der ziemlich raſch fuhr, ſobald er uns erreichte, ſtill halten mußte und die Pferde nur im Schritt vorwärts konnten. Wortmann und ich traten zu beiden Seiten an den Schlag und examinirten den Kutſcher, wo er herkäme. — Von jenem Orte, wo auch wir her kamen, berichtete er treuherzig; ſein Fuhrwerk war ein ziemlich anſtändiger Charabanc mit Fenſterledern, die feſt zugezogen waren. Unſerer Aufforderung gemäß, dieſelben zu öffnen, ſtieg er vom Bocke herunter und ſchob eines zurück. Wir blickten in den Wagen — es ſaßen drei ſehr hübſche Mädchen darin.“

„Der Teufel auch!“ meinte der Huſaren-Offizier.

„Drei hübſche Mädchen?“ fragte aufmerkſam der Dragoner.

„Drei ſehr hübſche Mädchen!“ wiederholte der lange Eduard. „Zwei mit dunklen Haaren, ſchönen blitzenden Augen, runden freundlichen Geſichtern, die dritte, von einem ſuperben Blond, ein volles, üppiges Haar, wie ich ſelten was geſehen, dabei ein ſchneeweißer Teint, und, was wunderbar war, hiezu dunkle ſtrahlende Augen. Alle drei waren, wie geſagt, ſehr ſchön. Aber die Blonde rührte augenblicklich mein Herz. Ich muß geſtehen, lange nicht ſah ich etwas Friſcheres von Augen, Geſichtsfarbe und Lippen. Was den Wuchs der drei Damen anbelangt, ſo war das in dem engen Wagen ſehr ſchwer zu beurtheilen; aber ihr wißt, daß ich Kenner bin, und ich hätte ſchon im erſten Augenblicke einen feierlichen Schwur ablegen wollen, daß ihre Formen tadellos ſeien. Die Beiden mit dem dunklen Haar ſchlank, vielleicht etwas mager, die Blonde aber ſchlank und voll. Ihr kennt das.“

„Nun?“ fragte eifrig der Dragoner; „und du ſprachſt mit Ihnen?“

„Du kennſt mich,“ erwiederte der lange Eduard; „ich ſprach mit ihnen zierlich und galant, wie es die Verhältniſſe erheiſchten; in den wenigen Worten, die ich ihnen zu ſagen genöthigt war, concentrirte ich eine unſinnige Maſſe von Liebenswürdigkeit. Ich entſchuldigte mich über dieſes Anhalten auf offener Landſtraße, indem ich von der vergangenen Nacht ſprach und den ſeltſamen Umſtänden, unter welchen uns dieſelbe verfloſſen.“

„Du ſprachſt alſo von der vergangenen Nacht?“ fragte der Dragoner-Offizier.

„Allerdings. Und als ich davon ſprach, lachten zwei der jungen Damen ſchelmiſch in ſich hinein; die dritte aber — ihr kennt meinen ſcharfen Blick — fuhr kaum merklich zuſammen und blickte verwirrt und ſanft erröthend in die Gegend hinaus.“

„Wie der Eduard göttlich erzählt!“ meinte gezwungen lachend der Dragoner-Offizier: „außerordentlich lebendig; aber ich glaube, er erfindet. — So! ſo! alſo eine von den beiden Mädchen mit ſchwarzen Haaren blickte verwirrt zum Fenſter hinaus?“

„Das habe ich nicht geſagt,“ erwiederte der lange Eduard.

„Alſo die Blonde war's?“ fuhr der Andere fort. „Natürlich auf das Herz der Schönſten haſt du einigen Eindruck gemacht. O glückſeliger Kerl, der du biſt!“

„Deine Verſuche, zu erfahren, welche der drei Damen verwirrt zum Fenſter hinaus ſah,“ fuhr der Erzähler fort, „ſind in der That ſo unendlich Meidinger, daß ich laut darüber lachen möchte. Genug, Eine ſchaute hinaus, aber welche, das iſt mein Geheimniß.“

„Man mag ſagen, was man will,“ warf der Huſaren-

Offizier dazwiſchen, „Eduard iſt ein verfluchter Kerl. — Aber fahren Sie fort, wir bekommen noch mehr zu hören.“

„Wir machten natürlicher Weiſe unſere Verbeugung, die Soldaten zogen ſich rechts und links, und der Wagen ſetzte ſeinen Weg fort. Im Augenblicke, als die Pferde anzogen, ſagte eine der drei Damen: „Aber Sophie, das ſind Geſchichten!“

„Sophie?“ rief der Dragoner-Offizier, ſich vergeſſend.

„Sophie,“ wiederholte der lange Eduard mit einer gewiſſen Genugthuung und ſah ſeinen Kameraden lächelnd an, während er ruhig ſein Glas Punſch austrank. „Wir marſchirten alſo weiter, und es wurde ſtark Mittag, bis wir unſer Quartier, das Dörfchen F., erreichten. Ich zog mit Trommelſchlag ein, marſchirte vor das Haus des Bürgermeiſters, wo ich meine Quartiermacher traf und die Billete in Empfang nahm. Alles ging gut von Statten, ich ſelbſt bekam eine Anweiſung auf einen Herrn St., der nicht im Orte ſelbſt, ſondern einen halben Büchſenſchuß davon an den Ufern des Rheines wohnte. Ich ertheilte meine Befehle für den andern Morgen, Ausmarſch Punkt ſechs Uhr, nahm einen Mann des Zuges mit mir und ging, mein Quartier aufzuſuchen. Es war in der That nicht weit von dem Orte entfernt, ein hübſches, viereckiges weißes Haus auf einem kleinen Hügel, von zwei Seiten mit dichtbelaubten Bäumen umgeben und ſo zu ſagen mitten in Gärten und Weinbergen ſtehend. Ich ſchlenderte langſam hinauf; droben empfing mich ein Hund mit wüthendem Gebell, und ein Knecht, der hinzu kam, beſchwichtigte ihn mit den Worten: „Ruhig, Fürſt! ſiehſt du nicht, daß es nur ein Offizier iſt.“

„Alle Wetter!“ rief der Huſaren-Offizier. „Dem Kerl hätte ich gleich einen halben Zug in die Speiſekammer gelegt.“

„Und wozu?“ fragte der lange Eduard ruhig und mit wahrer Größe. „Um den Herrn des Hundes zu beſtrafen, falls er nicht redlich, ſondern röthlich ſei? — Gott bewahre! Ich hatte mir vorgenommen, ihn mit Liebenswürdigkeit zu erdrücken, mit ihm im guten Sinne des Wortes zu fraterniſiren. Dieſer Hauseigenthümer ſtand unterdeſſen unter der Thüre, die Arme in die Seiten geſtemmt, und betrachtete mich mit finſterem Blicke. — Einquartierung? rief er; das fehlt uns noch! Wo iſt Ihr Billet? — Ich überreichte es ihm. — Wir haben keinen Platz, ſagte er. — Ich bin mit Allem zufrieden. — In dieſem Augenblicke nun entwickelte ich mit der freundlichſten Miene von der Welt eine glänzende Beredtſamkeit; ich ſprach ſehr viel gut Gedachtes mit einigem geiſtreichen Unſinn. Ja, ich brachte es ſo weit, dem alten Demokraten ein kleines Lächeln abzunöthigen; dann zuckte er die Achſeln und befahl das blaue Zimmer für mich. Dieſes, meine Wohnung, war anſtändig möblirt, die Fenſter gingen auf den Rhein; doch hielt ich mich nicht lange da auf. Ich ging in den Garten und traf den alten Demokraten, wie er Befehle ertheilte. Ich war in dem Augenblicke ganz Landwirth, ich erkundigte mich leidenſchaftlich nach der beſten Art des Weinbaues und wagte dabei einige gelinde Zweifel auszudrücken, ob auch hier wohl Sorten von vorzüglicher Qualität wüchſen. Das will ich meinen, ſagte mein Wirth; hier wächſt ein berühmter Tropfen. — Ich zweifelte mit aller Beſcheidenheit. — Das will ich Ihnen gleich bei Tiſche beweiſen, verſetzte er, und würde es noch vorher thun, aber ich fürchte, Sie können die Kellerluft nicht ertragen. — Das war ein Wort zu ſeiner Zeit. Ich bat ihn, es auf die Probe ankommen zu laſſen, und darauf holte er lächelnd einen großen Schlüſſelbund. Wir ſtiegen die Treppe hinab, ich triumphirend, denn nun hatte ich gewonnenes Spiel. Alle Rheinländer ſind, wie Ihr wißt, in Einem Punkte vollkommene Orientalen; denn habt ihr mit dem Araber eine Pfeife geraucht, ſo iſt er euer Freund: ebenſo der Rheinländer, wenn er euch in ſeinen Keller führt und dort ein gutes Glas für euch abzieht."

„Aber die Weinprobe!" ſagte lächelnd Lieutenant Robert. „Wie biſt du dabei beſtanden?"

„Ohne Uebertreibung glorios: mit jedem Glas, das ich hinunterlaufen ließ, ſtieg ich in der Achtung meines demokratiſchen Wirthes, und als ich ſogar einen ſtarken Sechsundvierziger dreimal verſuchte, ſah er mich gerührt an und meinte, es gäbe doch tüchtige Offiziere bei der königlichen Armee."

„Es iſt wirklich traurig," meinte der Huſaren-Offizier, „da gibt es, auf Ehre! Leute, die bilden ſich ein, wir lebten ſtellenweiſe nur von Butterbrod und Thee."

„Endlich ſtiegen wir die Treppen des Kellers wieder hinauf," fuhr der Erzähler fort. „Die Natur ſah ungeheuer freundlich aus, und die Sonne ſchien ſo hell und glühend, daß unſere Naſen ganz davon geröthet waren. Jetzt ſollte zu Mittag geſpeist werden; mein Wirth und ich, wir waren ſchon ſo gute Freunde geworden, daß wir Arm in Arm die Treppen hinauf gingen. Arm in Arm ſage ich; aber denkt euch meine Ueberraſchung! als ſich die Thüre des Speiſezimmers öffnet, ſehe ich vor mir —"

„Nun?" rief der Dragoner ahnungsvoll.

Doch hatte der lange Eduard nicht Zeit, der Geſellſchaft zu ſagen, was ihn ſo ſehr überraſchte, als ſich die Thüre des Speiſezimmers geöffnet hatte; denn die Thüre zum Offizier-Wachtzimmer öffnete ſich ebenfalls, und der kommandirende Unteroffizier der Hauptwache trat, um etwas zu melden, herein.

Viertes Kapitel.

Handelt vom Mißbrauch der Patrouillen-Zettel, von der Unbeſonnenheit junger Wachthabender und einer Arreſtation, die zu keinem Reſultate führt.

Der Lieutenant Schmauder hatte ſowohl am Punſche wie an der Erzählung innigen Theil genommen, weßhalb er den eingetretenen Unteroffizier auch nicht gerade mit dem freundlichſten Blicke fragte, was er denn eigentlich wolle.

„Herr Lieutenant!“ meldete dieſer, „ſoeben kommt eine Patrouille vom . . . ſchen Thor und gibt den Patrouillen-Zettel zum Unterzeichnen bei mir in der Wachtſtube ab. Wie ich ihn entfalte, ſehe ich dieſen Brief hier vor mir.“

Damit übergab er dem wachthabenden Offizier ein Papier, das dieſer entfaltete und alsdann finſter hineinblickte.

„Was haben Sie, Herr Kamerad?“ fragte Lieutenant Robert, der ihm zunächſt ſaß. „Teufel! das iſt ja kein Patrouillen-Zettel.“

„Allerdings iſt es kein Patrouillen-Zettel,“ entgegnete Schmauder, „aber der Henker mag wiſſen, was der Wiſch beſagen will!“

„Laßt doch einmal ſehen,“ meinte der lange Eduard und nahm das Papier aus den Händen des Wachthabenden. Dann warf er einen Blick hinein und lächelte ſanft vor ſich hin. „Ich will euch ſagen, was das iſt,“ ſprach er nach einer Pauſe, „das iſt eine Correſpondenz per Patrouille, wie man ſie nächtlicher Weiſe und in der langen Weile der Wachtſtube wohl zu machen pflegt. Gott! wir haben das ſeiner Zeit auch gethan. — Wie iſt die Unterſchrift? — Bombardier Reuter.“

„Ah! von der Artillerie?“ ſagte Lieutenant Schmauder. „Die Herren treiben immer abſonderliche Späſſe. — Und der Patrouillen-Zettel?“ fragte er den Unteroffizier.

„War ebenfalls dabei,“ meldete dieſer.

„Und in Ordnung?“

„Vollkommen.“

„Dieſer Bombardier Reuter,“ meinte der lange Eduard, „hat die Wache am E . . . Thore. Sein Freund, an den der Brief gerichtet iſt, befindet ſich draußen auf dem Fort Nr. 4. Nun machen ſie alſo den harmloſen Scherz und correſpondiren per Patrouille zuſammen. Da der Brief offen iſt, wollen wir leſen, was er ſchreibt.“

„Aber,“ fügte der Dragoner-Offizier hinzu, „was wir leſen, bleibt ganz unter uns. Wir nehmen keine Notiz davon.“

„Verſteht ſich!“ ſagten Alle. Lieutenant Schmauder that das mit einigem Widerſtreben.

Der lange Eduard las alſo den Brief:

„Liebe Seele!“

„Es iſt etwas verdammt Langweiliges um das Wachethun, namentlich an einem von den Thoren, wo ich mich gerade befinde. Hier hat man bei Tag und Nacht keine Ruhe; ſo lange es hell iſt, laufen die Offiziere aus und ein, man meint, das alte Thor ſei ein Bienenſtock geworden. Dazu Offiziere du jour, daß man des Teufels wird, und wenn es dunkel geworden iſt, wimmelt es von Haupt- und Viſitir-Ronden und von Patrouillen aller Art, und läßt einen nicht ſchlafen, wie die Flöhe bei Nacht. Doch zur Sache! Vorhin war F. bei mir und bat mich um Gottes willen, das bewußte Ständchen doch heute Nacht vor ſich gehen zu laſſen. Der Kerl iſt ein Narr, das habe ich ihm auch geſagt; ich bin auf Wache, du biſt auf Wache, und wenn die beiden Anderen noch heranzuſchleppen ſind, damit das Quartett vollzählig würde, wie könnten wir dich herbringen von deinem verfluchten Fort Nr. A! F. iſt übrigens ganz außer ſich: das Mädchen reiſt morgen ab, ſagt er, und obendrein ſei er geſtern in den Fall gekommen, auf ein Ständchen anzuſpielen, ein Gedanke, der ſie mit Entzücken erfüllt habe. Ich weiß, du ziehſt nie ohne deinen Orpheus auf Wache, der langweilige Kerl wünſcht Nr. 6, Nr. 20 und Nr. 32. Dann könnten wir noch zu guter Letzt ihm das famoſe:

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie iſt es nicht mehr, wahrlich nein!

machen, das paßt auf alle Zuſtände. Nun überlege dir die Sache; um eilf Uhr ſollte die Geſchichte vor ſich gehen. Ich meines Theils könnte ſchon etwas riskiren, denn das Haus, wo ſie wohnt, iſt nur zwei Schritte von dem Thore entfernt. Alſo, Bruderherz, gehab dich wohl. — Apropos! vor der Ronde biſt du ſicher, der Lieutenant Schnabelinski I. that ſo, als wenn er zu dir hinaus wollte, ich ließ ihn aber beobachten, doch wandte er ſich vor dem Thore rechts ſtatt links; er wird zum R . . . . Thore wieder in die Stadt hinein ſein."

„Das iſt doch zu arg!" ſagte Lieutenant Schmauder mit gerechter Entrüſtung. „Eine ſolche Verhöhnung alles Dienſtes, eine ſolche Nachläſſigkeit iſt nicht zu verzeihen. Man ſollte das zur Anzeige bringen."

„Briefgeheimniß!" erwiederte lachend der Dragoner-Offizier; „und dann haben wir uns auch gegenſeitig verſprochen, deſſen, was wir leſen würden, in keiner Weiſe weiter zu gedenken; es wäre Unrecht von uns."

„Aber der Dienſt, meine Herren!" verſetzte eifrig der Wachthabende. „Denken Sie ſich nur, wenn ein ſolcher Fall bei ausbrechendem Krieg vor ſich ginge. Nachläſſigkeit im Wachtdienſt! Kann nicht durch den Leichtſinn eines Einzelnen ein ganzes Corps zu Grunde gehen?"

„Seien Sie unbeſorgt!" entgegnete der lange Eduard. „Ich weiß Leute, die ſich in Friedenszeiten ähnliche Geſchichten zu Schulden kommen ließen, die aber — das kann ich Sie verſichern — wenn es einmal im Ernſte gilt, ſich in Stücke hauen ließen, ehe ſie von ihrem Poſten wichen. Laſſen wir den jungen Leuten ihre Streiche; wir haben in unſerer Jugend auch getollt."

„Aber man kann ſo etwas nicht dulden."

„Wenn es dienſtlich gemeldet wird, freilich nicht. Aber uns geht die Geſchichte weiter nichts an; ſie ſpielen eines kleinen Vergnügens halber leichtſinniger Weiſe um vierzehn Tage Arreſt.“

„Ich möchte nur wiſſen, was der Andere antwortet,“ ſagte der Huſaren-Offizier.

„Das wird nicht ſchwer zu erfahren ſein,“ meinte der Wachthabende. „Die Patrouille muß wieder durch dieſes Thor zurück, und da wollen wir ſchon ſehen, was ſie bringt.“

„Aber ſie wird draußen plaudern.“

„Daran habe ich auch gedacht,“ meinte Lieutenant Schmauder. „Deßhalb will ich ein paar zuverläſſige Leute hinaus ſchicken, auf die ich mich verlaſſen kann.“ — Er ſagte dem Unteroffizier einige Worte, worauf dieſer abtrat.

„Da ſteht noch ein Poſtſcriptum!“ rief lachend der lange Eduard. „Soll ich das auch leſen?“

„Natürlich!“ antworteten die Anderen.

„Aber vergeßt nicht, wir verſprachen, durchaus keine Notiz von dem zu nehmen, was in dem Briefe ſteht.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt.“

„Schließlich ſchreibt alſo der wachthabende Bombardier vom E . . . . Thore: Geh nicht zum H . . . Thor hinein, oder ſollteſt du es doch thun, nimm dich vor dem Offizier in Acht, der dort auf der Wache iſt.“

„Ah!“ machte Lieutenant Schmauder.

„Das iſt ſo eine alte Feldwebels-Natur, die durchaus keinen Spaß verſteht, hat äußerlich und innerlich viel Aehnlichkeit mit einem Bleiſtift, ſchreibt alles auf, was er hört und ſieht. Sagte mir heute Morgen beim Abmarſch auf dem Paradeplatze, ich ſollte mich in Acht nehmen, ich ſei von der Artillerie und verſtände deßhalb verflucht wenig vom Wachtdienſt. — Nun, der ſoll uns nicht fangen! Ich bin feſt überzeugt, daß bei ſeiner Geburt auch ſchon geſchoſſen wurde, Schmauder heißt — — — — er, werr weiß, wie ſehr! wie Hauptmann von Stengel zu ſagen pflegt, und an Flickmaterial fehlt’s bei ihm auch nicht.“

„Ah, das iſt zu ſtark!“ machte der Wachthabende, im höchſten Grade entrüſtet.

„Scherze! Scherze!“ ſagte der Dragoner-Offizier, „wie wir ſie ſeiner Zeit alle gemacht haben.“

„Ich nicht!“ betheuerte Lieutenant Schmauder. „Gott ſoll mich bewahren! Ich habe mich dergleichen nie unterſtanden, und man ſollte eigentlich das Papier an die Kommandantur ſchicken. Wahrhaftig, ich würde ernſtlich darauf antragen, wenn es nicht gerade mich ſelbſt beträfe.“

„Da es Sie nun aber ſelbſt betrifft,“ erwiederte ſehr ernſt der lange Eduard, „ſo werden Sie um ſo eher geneigt ſein, zu verzeihen.“

„Was hat er denn eigentlich mit dem Flickmaterial ſagen wollen? Das habe ich nicht recht verſtanden,“ fuhr ärgerlich der wachthabende Offizier fort.

„O, das hat weiter nichts auf ſich,“ entgegnete lachend Lieutenant Robert. „Das iſt ſo ’ne Redensart unſeres Hauptmanns von Stengel, die in der ganzen Brigade bekannt iſt; denn er hat ſie einmal an einem ſchönen Tage vor dem Inſpekteur ausgekramt, als ihn dieſer General wegen der ſchnellen und pünktlichen Bewegung ſeiner Batterie belobte, ihm darauf befahl, in Carrière vorzugehen und die große Scheibe mit Kartätſchen zu bedienen. Es lag ein tiefer Graben vor der Batterie, und der General meinte, der würde ſo brave Reiter und tüchtige Kanoniere nicht genieren, worauf der Hauptmann freudig ausrief: „O, Excellenz, daran fehlt’s nicht, wir kommen hinüber, an Flickmaterial fehlt’s nicht. Batterie marſch! marſch!“

Alle lachten, und ſogar Lieutenant Schmauder lächelte ein wenig.

„Es iſt eigenthümlich,“ ſagte der lange Eduard mit ſanfter, ruhiger Stimme, „wie ſich Leute dergleichen angewöhnen können. Da habe ich einen alten Major gekannt — er iſt jetzt zur himmliſchen Kriegsreſerve verſetzt — der konnte es nicht unterlaſſen, allen Befehlen, die er erließ, beizufügen: wie das denn auch nicht anders ſein kann! Und das hat er ſich ſehr angewöhnt. Eines Tages zankte er ſich ein wenig mit einem anderen Bataillons-Kommandeur wegen einiger Evolutionen, die man am Morgen beim Exercieren gemacht hatte, und ſagte im Eifer des Geſprächs: Wenn ich das kommandirt hätte, Herr Kamerad, ſo wäre ich ja ein wahres Rindvieh — — Wie das denn auch nicht anders ſein kann!" ſetzte er brummend hinzu.

„O, Eduard!" antwortete laut lachend Lieutenant Robert; „dieſe Geſchichte beſaß der Urgroßvater des ſeligen Meidinger ſchon handſchriftlich. Aber er ſchämte ſich, ſie drucken zu laſſen."

„Dann bewies Meidinger," verſetzte der Erzähler, „in dem Augenblick wenig Geſchmack, denn die Geſchichte iſt nicht ſchlecht."

„Aber du haſt ſchon viel beſſere gemacht," meinte der Andere.

„Laßt das jetzt gut ſein," erwiederte der Dragoner-Offizier. „Wir ſind ganz von der vortrefflichen Geſchichte abgekommen, die uns Eduard erzählte. Schenkt eure Gläſer voll und laßt uns aufmerkſam zuhören."

So geſchah es denn auch. Auf's Neue wurde Punſch eingegoſſen, der Unteroffizier von der Wache hatte den bewußten Brief abgeholt, und Eduard fuhr in ſeiner Erzählung fort:

„Die Thüre des Speiſezimmers öffnete ſich alſo, und ich ſah vor mir — die drei jungen Damen, die ich am Morgen in ihrem Wagen geſehen und geſprochen."

„Das habe ich mir gedacht!" ſagte der Dragoner.

„Natürlicher Weiſe war ich überraſcht, faßte mich aber gleich wieder und entwickelte, als wir uns zu Tiſche ſetzten, eine Liebenswürdigkeit, deren ich mich kaum ſelbſt fähig gehalten. Ich ſaß da wie die Dorne zwiſchen Roſen, rechts und links eines der hübſchen Mädchen, mir gegenüber die dritte und der Papa."

„War er der Papa von allen dreien?" fragte der Dragoner.

„Das wird ſich ſpäter finden,“ erwiederte der lange Eduard fortfahrend. „Ihr mögt denken, was ihr wollt, ich war der Gegenſtand geſpannteſter Aufmerkſamkeit der drei jungen Damen, namentlich Einer derſelben.“

„Das kann ich mir denken,“ ſeufzte der Dragoner-Offizier in ſich hinein. — „Oh! es muß die Blonde geweſen ſein!“

„Unſer Geſpräch drehte ſich meiſtens um die vergangene Nacht. Mein Wirth hatte einen Bruder in dem bewußten Orte, zu dem man die Mädchen geſchickt, damit ſie ſich wieder einmal recht austanzen könnten. Er hätte, ſagte er, wenig Rückſicht darauf genommen, welche politiſche Partei gerade dieſen Ball arrangirt, ſo arg ſei es mit ihm doch gerade nicht. Ueberhaupt verſicherte er mich, er ſei freilich ein Mann des Fortſchrittes, aber kein Demokrat. Doch, ſetzte er lächelnd hinzu, iſt in meinem Hauſe die Demokratie ſtark vertreten: meine beiden Töchter denken natürlich wie ich, aber dort, meine Nichte, die aus dem Oberland hier zu Beſuch iſt, gehört einer Familie an, die völlig links überhängt.“

„Alſo die Eine war eine Nichte?“ fragte der Dragoner. — „Vielleicht die Blonde?“

„Eine von den Dreien,“ entgegnete der unerbittliche Eduard und fuhr fort: „Darauf erzählten Sie mir, wie der Lieutenant Wortmann den Ball unterbrochen habe, und wie er die Beiden arretirt, wie darauf Alles aus geweſen ſei und jedes ſich ängſtlich zu Bette begeben, und wie ſie die ganze Nacht ohne Licht zugebracht, damit man glauben möge, ihr Zimmer ſei unbewohnt. Von mir wollten ſie dagegen wiſſen, wie ſtark unſere Truppenmacht geweſen, wer ſie kommandirt und ob ich mich ſelbſt im Gaſthofe eine Zeit lang aufgehalten. Das Letztere ſchien namentlich die Nichte ſehr zu intereſſiren; denn ich muß geſtehen, ſie lauſchte meinen Worten mit der größten Aufmerkſamkeit, und dabei wurde ſie bald blaß, bald roth.“

„Natürlicher Weiſe,“ ſprach ärgerlich der Dragoner, „warſt du, wie bei allen Gelegenheiten, der Haupthahn, hatteſt Alles allein gethan und warſt überall ſelbſt geweſen.“

„Meiner Treu', ich hatte gute Luſt dazu, und wenn du mein Freund nicht wäreſt, ſo hätte ich mich für dich ausgegeben. Wahrhaftig, nur aus Freundſchaft ſprach ich von einem anderen Offiziere, der ebenfalls die Nacht bei uns zugebracht, von einem liebenswürdigen Offizier, von der Perle des ganzen Dragoner-Regiments.“

„O, Eduard, wir kennen dich!“ ſagte der Huſar. „Du hatteſt anfänglich große Luſt, das bewußte Abenteuer beſtanden zu haben, du bauteſt auf das dunkle Zimmer und haſt ſogar verſucht, die Stimme unſeres Freundes da ein wenig nachzumachen. Sei offenherzig, ſo wollen wir dir vergeben.“

„Es iſt etwas Wahres daran, was ihr ſagt, meine Freunde,“ entgegnete lächelnd der lange Eduard. „Fanden wir uns nicht zuſammen in Kriegszeiten? Was konnte es ihm ſchaden, wenn ich ſein Nachfolger wurde?“

„Und das verſuchteſt du in der That? geringe Seele!“ ſagte der Dragoner-Offizier.

Der lange Eduard zuckte die Achſeln und entgegnete: „Wenn ihr mich nur nicht immer unterbrechen wolltet! Ich war ja im Zuge, euch Alles ſo offenherzig zu erzählen. Man war wahrhaftig geneigt, mich anfänglich für einen Andern zu nehmen, wenigſtens zwei der Mädchen — die Nichte weniger. Die ſah mich öfters verſtohlen an und ſchüttelte leicht den Kopf.

„Ah!“ ſprach entzückt der Dragoner zu ſich ſelber, „es war die Nichte!“

„Endlich fragte ſie mich, nachdem ſie lange über etwas nachgedacht — und ſie that dieſe Frage mit einigem Widerſtreben, ich möchte faſt ſagen, mit bebenden Lippen —: „Und was würden Sie gethan haben, wenn wir zur Flucht der beiden Männer behülflich geweſen und Ihnen nun ſo als Feindinnen gegenüber getreten wären?“

„Und darauf antworteteſt du?“ fragte geſpannt der Dragoner.

„Darauf antwortete ich: Meine Damen, es würde mir ſehr leid thun, gegen das ſchöne Geſchlecht hart aufzutreten, aber in dem Falle hätte ich Sie da behalten müſſen, bis ſich die Sache aufgeklärt.“

„Ha! ha! ha!“ lachte der Dragoner-Offizier; „das antworteteſt du? Du haſt deine Sache gut gemacht.“

„Das meinten die jungen Damen nicht,“ ſagte fein lächelnd Eduard; „denn die Nichte entgegnete mir, ich ſei nicht der Rechte, dem ſie ſich anvertrauen könne, und ſie ſei erfreut darüber, mir in der vergangenen Nacht keinen Anlaß zu Mißtrauen gegeben zu haben.“

„Und das trotz aller deiner Liebenswürdigkeit?“ lachte der Huſar. „Armer Eduard! Die Nichte muß ein felſenhartes Herz haben. Und ſo brachteſt du deinen Tag zu in Einſamkeit und Unſchuld, wie es einem Lieutenant von der Infanterie zukommt?“

„Nicht ſo ganz,“ meinte der alſo Verhöhnte. „Wißt ihr vielleicht nicht, daß jeder Erzähler etwas für ſich behält, meiſtens das Beſte, was er die Zuhörer nur ahnen ließ. So viel kann ich euch verſichern, ich erlebte eine angenehme — — einen angenehmen Nachmittag und Abend, wollte ich ſagen, auf dem kleinen Landgute.“ — Dabei warf er aus ſeinen Augenwinkeln einen lächelnden Blick auf den Dragoner-Offizier.

„Aber wie iſt es denn eigentlich mit den beiden Gefangenen geworden?“ fragte Lieutenant Robert. „Keine Spur mehr von den Rechten?“

„Mit den Rechten hat er Unglück,“ entgegnete lächelnd der Dragoner-Offizier. „Er kommt immer an die Unrechten.“

„Teufel! wenn ich mir denke,“ ſagte Lieutenant Robert, „daß das nach B. berichtet wird, das kann dir in deiner Carrière ſchaden. Man wird dir nicht nur Nachläſſigkeit im Dienſt vorwerfen, ſondern ſogar Sympathieen für die Schneider und Schreiber, für die Gefährlichſten unter den Gefährlichen.“

„Welchen Tag haben wir heute?“ ſprach verächtlich lächelnd der lange Eduard.

„Es iſt Mittwoch,“ entgegnete Robert.

„Gott der Gerechte! erſt Mittwoch und ſchon ſo ſchlechte Witze! Robert, du biſt in B. ungeheuer verwildert.“

„Was will er damit ſagen?“ fragte der Huſaren-Offizier.

„Es iſt etwas Meidinger,“ erwiederte der Artillerie-Lieutenant, „aber doch nicht ganz ſchlecht. Eduard behauptet nämlich, ich mache mir Sonntags meine Witze für die ganze Woche voraus und fange ſie nun an zu gebrauchen, natürlich die beſten zuerſt, und ſo blieben denn die ſchlechteſten für die letzten Tage der Woche. Das iſt ſeine geiſtreiche Erfindung.“

„Aber von dir ſo matt vorgetragen,“ antwortete Eduard, „daß es Samſtag Abends ſein könnte, wo dir bekanntlich nicht mehr die Spur eines guten Einfalles übrig bleibt!“

In dieſem Augenblicke hörte man draußen vor der Wachtſtube laute Stimmen, Leuten angehörend, die mit einander zu zanken ſchienen und die ſo heftig durch einander ſchrieen, daß ſich der Wachthabende veranlaßt ſah, nach der Urſache dieſes ſeltſamen Lärmens zu forſchen.

Doch kaum hatte er die Thüre des Wachtlokals geöffnet, ſo näherten ſich die Stimmen, und gleich darauf ſah man vor der Thüre Gewehrläufe glänzen, hörte die Kolben auf den Boden niederſetzen und ſah in der erſten Linie der Herandrängenden einen Kerl, der gewaltſam der Offizier-Wachtſtube genähert wurde, indem ein Polizeibeamter aus allen Kräften hinten an ihm ſchob.

Der Geſchobene hatte beide Hände in die Hoſentaſchen geſteckt, er trug den Hut etwas auf der rechten Seite, aber ſtark vornüber, und lehnte ſich mit ſeltſam lächelndem Geſicht ſo weit rückwärts, daß ihn der Polizeibeamte nicht nur hereinſchieben, ſondern auch in ſeinen Armen aufhalten mußte. So kamen die Beiden nur langſam vorwärts, und es dauerte eine Weile, ehe der Arreſtant in das Zimmer geſchoben war.

Dieſer war eigentlich eine komiſche Geſtalt: ſehr klein und unterſetzt, waren ihm doch ſämmtliche Kleidungsſtücke zu kurz und zu eng. Die grauen Hoſen zogen ſich unten beträchtlich in die Höhe und oben ſtark in die Tiefe. Ein ſchwarzer Frack, ſchief zugeknöpft, zeigte ein gelbes Hemd und einen einzigen Hoſenträger; die Halsbinde war ſchwarz und ſtrickartig und rahmte einen Kopf ein, der pfiffig lächelnd drein ſchaute und deſſen ruhige Züge weder Angſt noch Erſtaunen ausdrückten.

Die Thüre ſchloß ſich hinter dem Polizeibeamten, der ſeinem Arreſtanten den Hut vom Kopfe nahm und ihm in die Hand geben wollte. Da dieſer aber hartnäckig ſeine Hände in den Hoſentaſchen behielt, ſo drückte er ihm denſelben zwiſchen einen Arm, wodurch die Geſtalt etwas ungleich Komiſcheres erhielt.

„In der Hahnenſtraße,“ referirte der Polizeibeamte, „war ein kleiner Auflauf und eine unbedeutende Schlägerei, dabei wurde natürlicher Weiſe geſchrieen und gelärmt, aber ganz in der hergebrachten Weiſe; da vernahmen wir auf einmal eine Stimme in der Nachbarſchaft, welche beſtändig ſchrie: So iſt es recht, Freunde und Mitbürger, das Volk will frei ſein! Schlagt eure Angreifer nieder! Keine Knechtſchaft mehr! Freiheit für uns alle! So ſchrie es mit einzelnen Zwiſchenpauſen mit einer heiſeren, grunzenden Stimme, und lange wußten wir nicht, woher dieſe Worte kämen. Wir ſahen nach den Fenſtern hinauf, und endlich bemerkte ich an einer Straßenecke, in einer Niſche, wo früher irgend ein Heiliger geſtanden, dieſe Figur, wie ſie hier vor Ihnen ſteht, die Hände in die Taſche geſteckt und immer fortſchreiend: So iſt es recht, das Volk muß frei ſein!“

Ein verächtliches Lächeln umſpielte bei dieſer Erzählung die Züge des Angeklagten. Er nickte ſogar einige Male mit dem Kopfe und ſchien ſehr zufrieden mit dem, was er gethan.

„Wer ſind Sie?“ fragte der Wachthabende.

„Ein freier Mann!“ war die Antwort.

Worauf ſich der lange Eduard nicht enthalten konnte, zu ſagen, er verkenne offenbar die Verhältniſſe, in denen er ſich im Augenblicke befände.

„Ein freier Mann,“ wiederholte der Angeklagte, „wenn auch in Ketten und in Banden.“

„Man hat Sie in der Hahnenſtraße auf einem Eckſtein ſtehend gefunden,“ fuhr Herr Schmauder fort, „in einer Niſche, wo Sie Ihre Perſon verbargen und von dort aus das Volk aufzuwiegeln verſuchten, indem Sie ſchrieen: Schlagt zu! ſo iſt es recht, das Volk muß frei ſein!“

„Das iſt alles wahr,“ verſetzte der Angeklagte, indem er den Kopf ſtolz erhob.

„Und Sie riefen die eben bemerkten Worte in der Abſicht, den Tumult zu vergrößern und Ihre Mitbürger zu unüberlegten Handlungen fortzureißen?“

„Nicht ſo ganz!“ entgegnete der Angeklagte mit einem pfiffigen Lächeln. „Wiſſen Sie, Herr Lieutenant, der Tumult konnte eigentlich nicht größer werden, die Kerle ſchlugen ſich — es war an der großen Bierbrauerei — tüchtig genug herum; doch ſchlugen ſie ſich wegen keiner großartigen Idee: es war nichts Volksthümliches, nichts Freiſinniges dabei; es war nur der elende Drang gemeiner Seelen, einander das Naſenbein zu zerſchlagen. Mein Zweck iſt ein weit edlerer, ich haſſe ſolche gemeine Ausbrüche der Volkswuth.“

„Aber Sie riefen doch: So iſt's recht! ſchlagt zu! Alſo Sie ermuthigten doch die Streitenden?“

„Nicht! nicht! Herr Lieutenant,“ antwortete der Angeklagte, leicht den Kopf ſchüttelnd. „Mein Zweck lag tiefer.“

„Dieſer Herr iſt uns überhaupt nicht unbekannt,“ ſprach der Polizeibeamte. „Wir bemerkten ihn bei allen Aufläufen und ähnlichen Geſchichten; aber wir hatten noch keine Gelegenheit, ihn abzufaſſen.“

„Das war nicht meine Schuld,“ ſagte groß der Angeklagte, indem er ſtolz den Kopf erhob, „ich habe meine Perſon nie verborgen.“

„Nun, weßhalb ſchrieen Sie denn?“ rief Lieutenant Schmauder ungeduldig.

„Um arretirt zu werden,“ antwortete ſelbſtgefällig lächelnd der Andere.

„Hoho!“ machte der lange Eduard. „Das iſt ein eigenes Gelüſte; mir ſcheint, dem Manne kann geholfen werden. — Und weßhalb wollten ſie arretirt ſein?“

„Das iſt mein Geheimniß; aber da es die Herren zu intereſſiren ſcheint und wir ſo unter uns ſind, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen die volle Wahrheit mitzutheilen, vorausgeſetzt, daß Sie mir verſichern, was ich ſage, bleibe für ſich und komme nicht in's Protokoll.“

Der Burſche ſprach das mit einer ſo ſeltſamen Miſchung von Schlauheit und Selbſtgefälligkeit, betonte überhaupt ſeine Antworten ſo poſſirlich, daß ſelbſt über das Geſicht des Polizeibeamten ein leichtes Lächeln fuhr.

„Ich habe eine Geliebte,“ ſagte nach einer Pauſe plötzlich der Angeklagte.

„Was geht das uns an?“

„Schätzen Sie ſich glücklich, Herr Lieutenant, daß Sie meine Geliebte nichts angeht; ſie bereitet mir zuweilen ſehr düſtere Stunden. Dieſe Geliebte aber hat einen Freiheitsdrang in ſich, der außerordentlich und erſtaunlich iſt.“

„Wo dient dieſe Geliebte?“ fragte raſch der Polizeibeamte.

„Sie dient nicht, Herr Commiſſar,“ entgegnete der Andere und machte ein ſonderbar ſpitzes Maul gegen den Beamten. „Sie ſitzt —“

„Im Zuchthauſe vielleicht?“

„Bitte um Entſchuldigung! — nein; auf ihrem Eigenthum. Sie liebt die Freiheit und mich; doch ſtrebte ſie danach, mich groß zu ſehen. Herodes, ſagte ſie — ich heiße nämlich Herodes, Herr Lieutenant — mach dir einen Namen, werde berühmt und ich bin die Deinige. Nun iſt es aber eine eigene Sache damit, ſich einen Namen zu machen.“

Die umſtehenden Offiziere ſowie der Polizeicommiſſar ſahen ſich einigermaßen erſtaunt an.

Ein ſeltſames Feuer blitzte aus dem Auge des Arreſtanten; er zog die Augenbrauen hoch empor und fuhr wie nachdenkend fort: „Zum Abgeordneten bin ich zu ehrlich, Miniſter kann ich nicht werden, denn der enge Kragen der Uniform thut mir weh und erinnert mich an ſo Manches. [illegible] ſo ſprach ſie zu mir: Zeichne dich dadurch aus, daß man dich arretirt, werde ein Martyrer für die Freiheit, und ich willige ein deine Königin zu ſein.“

„Ei der Tauſend!“ verſetzte der Polizeibeamte lächelnd, indem er den Offizieren ein Zeichen machte. „Eure Herrlichkeit wollen uns nur verſpotten und ſcheinen incognito hier zu ſein.“

„Wenn ich das wirklich bin, ſo geziemt es meinen Unterthanen nicht, den Schleier dieſes Incognito lüften zu wollen. Genug, man arretire mich, man ſprenge in der Stadt aus: der große Herodes iſt arretirt worden, und Sie werden die Folgen dieſes Ereigniſſes ſchon ſehen.“

„Nun, wenn Sie das ſo dringend wünſchen,“ ſagte der Polizeibeamte, „ſo kommen Sie nur mit mir. Ich will Eure Herrlichkeit arretiren, ich will Sie in ein Gefängniß ſetzen, wo es Ihnen gefallen ſoll, und ich will ferner in der ganzen Stadt die Nachricht verbreiten, daß der große Herodes als ein Martyrer der Freiheit feſtſitze.“

„Das wird ſie glücklich machen,“ entgegnete der Andere, indem er ſeinen Hut einigermaßen gerade ſchob. Dann raffte er ſich auf und blickte ſtolz um ſich; er ſchien im Zweifel zu ſein, wem er die Hand zum Kuſſe darreichen ſolle, fand aber vielleicht keinen würdig genug zu dieſer Gunſt, weßhalb er ſich finſter und ſtumm umwandte und dem Polizeibeamten folgte, der ihn freundlichſt unter dem Arme nahm und in Begleitung zweier Musketiere mit ihm von dannen ging.

Der wachthabende Lieutenant Schmauder ſchien verdrießlich, daß dieſe Arreſtation nicht beſſer geendigt; er hatte ſchon bei ſich überlegt, wie hübſch ſich dieſer Vorfall morgen früh auf ſeiner Meldung an die Commandantur ausnehmen würde. Rapport von der Hauptwache: ein ſehr gefährliches und begabtes Individuum eingefangen, das durch begeiſterte Reden eben im Begriffe war, das Volk zum Tumult aufzureizen.

„Ja, ja, das muß man ſchon zugeben,“ ſagte lachend der Huſaren-Offizier, „die öffentliche Macht hat in den letzten Tagen Unglück; ein Schneider, ein Schreiber und ein Narr!“

Alles lachte, mit Ausnahme des Lieutenant Schmauder, der ziemlich blutgierig drein ſchaute.

Der Unteroffizier von der Wachtſtube öffnete jetzt die Thüre und meldete, daß die Patrouille vom Fort Nr. 4 zurückgekommen ſei; hier ſei Patrouillen-Zettel und Antwort. Der erſtere war bereits in aller Eile vom Unteroffizier der Hauptwache ausgefüllt und unterzeichnet worden, das andere Schreiben wurde von Lieutenant Schmauder begierig entfaltet und vorgeleſen.

„Mein liebes Bruderherz!

(So ſchrieb der Wachthabende vom Fort Nr. 4, ein wohlbeſtallter Vice-Bombardier.)

„Ich erhielt Dein Schreiben per Patrouille und muß geſtehen, zu meinem nicht geringen Schrecken. Ein ſolches Unternehmen gegen die praktiſchen und heilſamen Regeln des Wachtdienſtes iſt ganz unerhört; eine Patrouille iſt doch wahrhaftig kein Briefträger und wurde nicht erfunden, um Privatcorreſpondenzen zu beſorgen. Doch genug davon! Erlaß mir aber die ſpezielle Beantwortung Deines Schreibens. Du mutheſt mir Grauſames zu. — Oh! — oh! meine beiden Kanoniere können Dir morgen bezeugen, daß ich faſt geweint habe. Kein Wort mehr darüber; Du kennſt mich. Uebrigens bin ich wie immer

„Dein wohlmeinender Freund, College und Mitbedienſteter
Friedrich Wilhelm Hornemann,
Vice-Bombardier in Sr. Königl. Maj. 7. Artilleriebrigade und Wachthabender in des Forts Nr. 4 wallumgränzten Mauern.“

Nachſchrift. Wenn Du die chriſtlichen Abendſtunden mit auf Wache haſt, ſo ſchicke ſie mir durch die nächſte Patrouille. Das könnte vielleicht nicht verboten ſein. Was unſern würdigen Commandanten der Hauptwache anbelangt, ſo merk Dir meinen Leibſpruch:

Spiele nicht mit Schießgewehr,
Denn es fühlt wie du den Schmerz;

10¾ Uhr Nachts.“

So las der Lieutenant Schmauder, und dann ſchaute er der Reihe nach die Kameraden an, während er ſagte: „Ich glaube, der Wilhelm Friedrich Hornemann iſt ein verfluchter Kerl, auf den man ein Auge haben ſollte.“

Der Huſaren-Offizier, der durchaus keine Luſt hatte, dem beizupflichten, zuckte ernſthaft die Achſeln.

Ebenſo machte es der Dragoner, und Lieutenant Robert ſagte: „Es gibt in der That ſolch' merkwürdige Naturen.“

„Ich habe einen Bombardier der Artillerie gekannt,“ ſagte der lange Eduard ruhig und bedächtig, „den verkannte die ganze Batterie. Er war nie zu Hauſe, kam immer nach dem Zapfenſtreich, und doch ſah ihn Niemand in einem Wirthshauſe; das war ein Räthſel für alle ſeine Kameraden und für die Offiziere. Er hieß Peter Schmitz und war überhaupt eine träumeriſche Natur; pünktlich in ſeinem Dienſt, war er in ſeinen Freiſtunden beſtändig verſchwunden. Man fing ſchon an, ihm allerhand böſe Geſchichten unterzuſchieben, man hielt ihn für unfähig, ein verfluchter Kerl zu ſein, wie Sie vorhin den Friedrich Wilhelm Hornemann, und endlich . . .“

„Nun denn, was war's?“

„Endlich erfuhr man, womit Peter Schmitz ſeine Freiſtunden zubrachte. Er lernte Hunde ſcheeren und brachte es darin zu einer ſolchen Vollkommenheit, daß er nicht blos für die Lieutenants, ſondern auch für den Hauptmann ſcheeren durfte. Das iſt eine ganz wahre Geſchichte, und der Peter Schmitz lebt noch.“

Damit war der lange Eduard aufgeſtanden, hatte ſeine Schärpe zurecht gezogen und ſetzte die Pickelhaube auf. Er blinzelte aus dem linken Augenwinkel dem Cavallerie-Offizier, ſowie Robert zu, worauf ſich der Letztere plötzlich dieſer ſonderbaren Geſchichte zu erinnern ſchien und beiſtimmend mit dem Kopfe nickte.

Darauf erhoben ſich die Gäſte, um nach Hauſe zu gehen.

Der Unteroffizier der Wache nahm den Brief und den Patrouillenzettel, wickelte Beides zuſammen und ſchickte es zu dem Commandanten des E . . . . Thores. Hätte er nur den Patrouillenzettel etwas genauer angeſehen, ſo würde er in der Ecke deſſelben die artige Zeichnung eines Jelängerjeliebers mit ſechs Blättern gefunden haben, und beſagte Blume heißt in der Wachtſtuben- und Kaſernen-Blumenſprache: „Hol' mich der Teufel, wenn ich nicht pünktlich komme!“

Die vier Offiziere gingen übrigens langſam durch die Straßen, und Lieutenant Robert ſagte: „Ich hätte nicht übel Luſt, ein wenig nach der bewußten Straße zu gehen und das Ständchen mit anzuhören; denn ich bin feſt überzeugt, daß es doch mit allem Glanze vor ſich gehen wird.“

„Man muß ſich nicht in Sachen miſchen, die einen nichts angehen,“ entgegnete der lange Eduard. „Wir werden doch bald in ſchwere Zeiten hinein kommen, meine Herren! dann, glaubt mir, fällt es keinem der jungen Menſchen mehr ein, über die Schnur zu hauen; denn vor dem Feinde werden ſie tapfer ſein, wie die Löwen, davon bin ich überzeugt. Darum laßt ihnen heut noch dieſe Grille. — Gute Nacht!“

Die Vier waren auf einem Kreuzwege angekommen, wo ſich ihre Wege trennten. Sie wünſchten ſich gegenſeitig gute Nacht, und Jeder ging nach Hauſe. —

Auf die Discretion aller unſerer Leſer bauend, wollen wir ihnen anvertrauen, daß das beſprochene Ständchen in der That mit allem Glanze ſtattfand. Es wurden ſchöne

Lieder dabei geſungen, und zum Schluſſe nahm es ſich ſehr gut aus, als ſich eine kräftige Baritonſtimme mit Brummchor-Begleitung und ſehr beziehungsweiſe hören ließ:

Steh' ich in finſt'rer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb.

Fünftes Kapitel.

Vorbereitungen zum Feldzuge und Wachtſtuben-Abenteuer, aus welchen wir erfahren, daß Juno keinen Anſtand hatte und Jupiter betrunken war.

Schon einmal folgte uns der freundliche Leſer in einige der kleinen Wachtſtuben, wie ſie die um eine bedeutende Feſtung liegenden kleinen detachirten Forts bieten. Damals aber war es Winter, die Mauern des Forts ragten dunkelgrau aus der weißen Schneedecke empor, welche die kleine Feſtung rings umgab: von der volkreichen Stadt bemerkte man nichts, als den Glanz einiger Lichter, und allenfalls den Poſten vor dem Gewehr, wenn er einen Augenblick ſtille ſtand, ein eigenes Summſen und Rauſchen, wie man es in der Nähe großer Städte hört. Damals war die Wachtſtube recht einſam; zwei Kanoniere ſaßen um den Ofen, der wachthabende Bombardier lag auf einer Bank ausgeſtreckt, und rings herum war es ſo ſtill und ruhig, daß man den Schnee von draußen knirſchen hörte, wenn die Schildwache auf und ab ſchritt, und daß man das Sauſen des Nachtwindes vernahm, der mit den kahlen Aeſten der Birken und Ulmen ſpielte.

Daran denke, lieber Leſer, und du wirſt finden, daß, wenn auch der Ort derſelbe geblieben iſt, ſich doch Alles wie mit einem Zauberſchlage verändert hat.

Es iſt Frühling geworden, verſchwunden das weiße Leichentuch, das die Erde bedeckte, und im ſaftigen, neu aufſproſſenden Grün liegt das Fort mit ſeinen gewaltigen Mauern in einem kleinen Walde, der in dieſer Zeit anfängt, ſich auf's Wunderbarſte zu beleben. Zweige der Bäume, noch vor wenigen Tagen kalt und nackt, ſo daß man das Fort in ihrer Mitte deutlich erkennen konnte, fangen, von Weitem geſehen, an, ſich mit einem leichten Dufte zu bekleiden. Dieſer Duft gleicht zuerſt einem grauen, durchſichtigen Schleier, der aber allmählig dichter wird und die Farbe wechſelt. Heute ſpielt das Grau in's Röthliche, morgen bekleidet es ſich mit einem violetten Schimmer; dieſer dunkelt täglich mehr zuſammen und verſchwindet endlich in einer Schattirung von Blau und Grün, — zwei Töne, die mit einander zu kämpfen ſcheinen, und von denen endlich der letztere die Oberhand behält; Grün iſt Sieger — Grün das Zeichen des Frühlings. Und dieſen Sieg ſchmettern unzählige Lerchen, wenn ſie empor ſteigen aus den dampfenden Feldern, in die Luft empor, und ſagen es all' dem kleinen gedrückten Volke an, das ſich bis jetzt ängſtlich erwartend verbarg unter der Schnee- und Eisdecke. Wie purzeln nun die Blätter im Jugendfeuer aus der umſchlingenden dunklen Knoſpe; in Einer Nacht haben ſie ſich geſtreckt und gedehnt, haben das dürre Holz bedeckt und das alte graue Fort mit einem grünen Schleier umzogen.

Da liegt es nun vor uns im freien Felde, und über den Bäumen empor ragt der Hauptthurm mit ſeinen Zinnen und der Fahne, die luſtig im Winde flattert. Da liegt es, auf den flammenden Horizont, wo die Sonne eben untergeht, ſchwarz und maſſenhaft abgezeichnet; da liegt es, nicht mehr ſtill und einſam wie damals, todt, vergeſſen, ſondern voll Leben und Getreibe, voll luſtiger Bewegung.

Es iſt etwas Zauberhaftes um ſo eine zwiſchen Grün verſteckte Feſtung. Wie in einem Parke ſchlängeln ſich die Wege friedlich und harmlos hinan, und erſt beim „Wer da?" der Schildwache fährt der Unbekannte zuſammen und ſieht erſchreckt, daß er ſich einem verbotenen Terrain genähert. Aber wir, der Leſer und der Erzähler, dürfen hinein, wir ſind ja alte Bekannte.

Der Poſten am Ende des Glacis, ein reitender Artilleriſt, dieſes Mal aber zu Fuß, hat den Säbel leicht im Arme, die Pickelhaube kühn auf das Ohr geſchoben und macht ein martialiſches Geſicht. Gehen wir weiter, wir werden ſchon erfahren, weßhalb er mit ſo viel militäriſchem Stolz ſeinen Poſten verſieht. Dort liegt der Hof der kleinen Feſtung vor uns, aber nicht mehr in der alten Einſamkeit, leer und öde, ſondern der erſtaunte Blick bemerkt acht Feldgeſchütze in einer Reihe ſtehend, feldkriegsmäßig verpackt, ſogar das Futter auf die Protze gebunden. Auch hier ein Poſten, der wo möglich mit noch größerer Wichtigkeit auf und ab marſchirt, und der häufig zu den Fenſtern empor ſchaut, wo die Kameraden in luſtigem Geplauder auf die Kanonen ſehen. Die Schildwache ſpäht namentlich aufmerkſam, ob ſich zwiſchen den lachenden Köpfen dort oben nicht ein verdächtiger Tabaksdampf herausringelt; — das Tabaksrauchen iſt nämlich heute ſtreng verboten, denn die Protzen der Stücke im Hofe ſind mit ſcharfer Munition beladen.

Verlaſſen wir den Hof wieder und gehen hinter das Fort, ſo bemerken wir auf tauſend Schritt weiter in das Land hinein, und alſo um ſo viel ferner von der Stadt, ein kleines graues Gebäude, deſſen Dach mit einem hohen Blitzableiter verſehen iſt, und um das ſich rings hohe Raſenwälle erheben — ein Hauptpulvermagazin und Laboratorium. Heute iſt es umgeben von bunten Uniformen, und da es nun Feierabend iſt, ſchwärmen die Artilleriſten aus der engen Oeffnung hervor, wie die Bienen aus ihrem Korbe. Auch Wagen werden von zwei Pferden gegen das Fort geführt, lange blaue Fahrzeuge mit hohen Rädern, Cartouche- und Granatwagen, die dort verpackt wurden. Auf dem Glacis des Forts ſteht ſchon eine hübſche Anzahl derſelben, auch Vorraths- und Packwagen aller Art, Alles feldkriegsmäßig verpackt; daneben ſogar die Feldſchmiede, ein bis jetzt faſt fabelhaftes Geräth; denn man ſah ſie nur in dem Batteriemagazine oder beim Unterrichte. Auch iſt Alles hier ſo neu und glänzend, ſo ungebraucht und friſch, wie das lederne Schurzfell des Batterieſchmiedes, der Kohlen in die Behältniſſe packt und und den großen Blasbalg einſchmiert, damit er ſeiner Zeit recht brauchbar ſei. Die verſchiedenen Unteroffiziere und Geſchützführer ſehen die Cartouche- und Kugelwagen nochmals an und rütteln an den einzelnen Schüſſen, ob ſie auch recht feſt im Werge liegen.

Eine lange, uns wohlbekannte Geſtalt ſteht zu demſelben Zwecke auf den Speichen eines Rades und überblickt prüfend die hübſchen Granaten, wie ſie ſo zierlich neben einander liegen, die Zünderköpfe auf's beſte gerichtet, die weißen Kreuze überall ſichtbar, und von der Kugel ſelbſt nur eine kleine ſchwarze glänzende Fläche. — „Das iſt die Poeſie des Militärſtandes," ſagt die lange Perſon und breitet eigenhändig die ſchützende Decke über die Munition, ſchließt den Deckel des Wagens und ſpringt auf die Erde herab.

Der Leſer wird uns erlauben, daß wir ihm in dieſer langen Geſtalt unſeren alten Bekannten, den nunmehrigen Feuerwerker Doſe, vorſtellen. Er iſt als ſolcher bei der Batterie eingetheilt worden und hat die große Ehre, der reitenden Batterie erſte Haubitze zu kommandiren.

Feodor Doſe hat den Säbel in der Koppel feſtgehängt und in den Bügel ſeiner Waffe einen Schlüſſelbund befeſtigt, den er nun ablöſt und den Granatwagen ſchließt. Dann nimmt er den Säbel unter den Arm, inſtruirt nochmals den Poſten und geht in das Innere des Forts zurück.

Wir brauchen wohl nicht erſt zu ſagen, daß die reitende Batterie des Hauptmanns Stengel hier in dem Fort concentrirt wurde, um morgen mit dem Früheſten abzumarſchiren, nicht zu einem friedlichen Manöver, ſondern zu Kampf und Sieg. Die Soldaten haben ihre Mantelſäcke gepackt, haben zurückgelaſſen und verabſchiedet, was ihnen für einen Feldzug mitzuführen zu beſchwerlich iſt: überflüſſige Kleidungsſtücke, überflüſſige Wäſche — überflüſſige Geliebten. Dieſe drei Artikel verlaſſen nach einem traurigen Abſchiede das Fort, und die letzteren ziehen ſich ſchluchzend nach der Stadt zurück. Was von Unmilitäriſchem zurückbleibt, iſt vielleicht eine alte Mutter oder ein alter Vater, die ihren Sohn mit ſich hinausziehen bis dahin, wo das Glacis aufhört und die weite Ebene anfängt. Hier ſetzen ſie ſich neben einander hin zwiſchen die aufkeimenden Blumen und ſchauen lange, ohne ein Wort zu ſprechen, weit, weit hinaus, bis wo ſich am Horizont einige Bäume abzeichnen. Dort liegt das heimatliche Dorf, wo vielleicht im gleichen Augenblicke thränenerfüllte Augen nach dem im Nebel verſchwindenden Fort blicken.

„Du biſt nun einmal Soldat,“ ſagte der alte Vater nach einem längeren Stillſchweigen, „und haſt deinem König Treue geſchworen, und du weißt deßhalb, was du zu thun haſt. Deine Sache iſt, blindlings dem Kommandoworte zu gehorchen; das iſt deine Pflicht, ohne weiteres Nachdenken, ohne Grübelei. Und wer ſeine Pflicht thut, dem wird Gott helfen.“

Mit dieſen Worten ſteht der Alte auf, ſchüttelte ſeinem Sohne die Hand und geht ohne Weiteres von dannen, und der Soldat ſchleicht über das Glacis nach dem Fort; er blickt noch ein paar Mal rückwärts, doch bleibt er nicht lange trübe geſtimmt. Lachend empfangen ihn ſeine Kameraden, luſtig ſchmettert die Trompete, denn von der Stadt herüber rollt dumpf der Trommelſchlag des Zapfenſtreiches.

Feuerwerker Doſe hatte ſeine Geſchäfte beendigt; ſein Mantelſack war ſo in vollkommenſter Ordnung, daß man ihn zum Muſter in irgend einem militäriſchen Muſeum hätte aufhängen können. Da fehlte nichts, von der Montirung Nr. 2 an bis zum Näh-Apparat und Verbandzeug. Letzteres hatte Feodor mit einem wehmüthigen Gefühle zuſammengepackt; denn als Mann von Phantaſie dachte er ſich: Wenn dieſe kleinen Röllchen einſtens abgewickelt werden, ſo iſt wahrſcheinlich die Zeit vorbei, wo du in dieſem irdiſchen Jammerthale Gedichte machteſt.

Aus früheren Kapiteln wiſſen wir bereits, daß Doſe nicht in den Fall kam, von einer Geliebten Abſchied nehmen zu müſſen; auch was den Vater Doſe oder die Mutter Doſe anbelangte, ſo können wir nichts davon berichten und ſind nur durch das Daſein Feodor Doſe's überzeugt, daß demſelben einſt ein elterliches Doſenpaar gelebt. So war Feodor einſam und allein, und wir haben ihn oft ſagen hören, wenn zufällig die ganze Welt ausſtürbe, würde er nach der geſetzlichen Erbfolge nicht einen rothen Heller erhalten.

Am heutigen Abend nun wandelte er durch das Thor der kleinen Feſtung in den Hof, und hier ſummte es noch wie in einem Bienenſchlage. Doſe begriff am allerbeſten dieſe Aufregung; denn auch er verſpürte am Vorabend des wichtigen Ausmarſches nicht die geringſte Luſt zum Schlafen und hätte um Alles in der Welt ſein kleines Zimmer noch nicht aufſuchen mögen.

Da es nun in dem Fort kein Wirthshaus gab, ſo wandte ſich der Feuerwerker nach dem einzigen Verſammlungsorte, wo man ſich zu einem leichten Geplauder zuſammenfand — der Wachtſtube.

Lieber Leſer! es iſt dieſelbe, die wir dir einſt beſchrieben haben, das kleine caſemattirte Gemach mit ſeinen grauen Wänden und dem einzigen kleinen vergitterten Fenſter — eigentlich nur eine mit Glas verſehene Schießſcharte. Am heutigen Abend aber hatte die Wachtſtube etwas Heimliches, Freundliches; die Thüre nach dem Hofe zu ſtand weit offen und zeigte die acht Geſchütze mit ihren blanken Rohren, die auf und ab wandelnden Poſten und die Artilleriſten, welche ſich noch plaudernd hier und da auf dem Hofe umhertrieben.

Da, wie ſchon geſagt, mit allem Ueberflüſſigen nun aufgeräumt wurde, ſo verbrannte man in dem Ofen der Wachtſtube allerlei altes Holzwerk, was dem Gewölbe eine angenehme Wärme gab, die man heute Abend leiden konnte;

denn trotzdem der Frühling anfing zu herrſchen, waren doch die Abende noch recht kühl.

In der Wachtſtube war auserleſener Cercle. Die meiſten Geſchützführer hatten ſich eingefunden und ſaßen in einer Reihe auf der Pritſche. Ja, der Wachtmeiſter verſchmähte es nicht, ſeine Cigarre zu rauchen, und ſogar Lieutenant L., den wir in Geſellſchaft des Hauptmanns Stengel kennen lernten, ſtand am Eingange, hie und da an dem Geſpräche Theil nehmend.

Natürlich drehte ſich dieſes längere Zeit um den morgenden Abmarſch, um die wahrſcheinlichen Ereigniſſe der nächſten Zeit, um Kampf und Sieg. Wir müſſen geſtehen, daß unter all' dieſen Leuten nicht ein Einziger war, der ſchon im wahren Sinne des Wortes Pulver gerochen oder eine Kugel ſauſen gehört; dagegen brannten Alle vor Verlangen, bald einmal tüchtig in's Gefecht zu kommen, um im Kriege zu zeigen, daß ſie auf dem Exercirplatze etwas Tüchtiges gelernt.

Draußen vom Glacis herein hörte man die Schildwache ihr: „Halt! wer da?“ rufen, und das galt meiſtens herumſtreichenden Kameraden, die ebenfalls noch nicht Luſt hatten, in die engen Stuben zurück zu kehren; es wurde indeß heute Abend darauf nicht ſo ſtreng geſehen. Man merkte auch meiſtens an dem Rufen des Poſtens, daß er gut wußte, wen er vor ſich habe, denn gewöhnlich klang ein leichtes Lachen mit hindurch. — Jetzt aber mußte etwas Anderes kommen, denn der Ruf war feſter, gemeſſener, auch wiederholte er ſich in kurzer Zeit zweimal. Bald darauf hörte man Pferdegetrappel und bemerkte zwei Reiter, die in den Hof ritten. Es waren der Hauptmann der Batterie und Lieutenant Robert; Erſterer Behufs einer kleinen Inſpektion, Letzterer, weil er ebenfalls ſein Quartier in dem Fort hatte und heute, an dem Tage vor dem Abmarſch, gleich nach dem Zapfenſtreich dort ſein ſollte, wie es der Batteriechef gewünſcht.

„Mir ſcheint,“ ſagte der Hauptmann, „man iſt bei guter Zeit fertig geworden; die Geſchütze ſtehen hübſch rangirt, ebenſo draußen unſer kleiner Munitionspark. So ein Anblick thut doch dem Herzen wohl; werr weiß, wie ſehr!"

Lieutenant L. verließ die Wachtſtube und trat zu den beiden anderen Offizieren, indem er ihnen einen guten Abend wünſchte. — „Herr Hauptmann!" meldete er darauf, „das Munitions-Verpacken hat ungefähr bis acht Uhr gedauert; jeder Wagen iſt aber auch jetzt in der beſten Ordnung, — vortreffliche Munition, ſchön und feſt verpackt!"

„Das glaube ich wohl," erwiederte ernſt und ſtolz der Hauptmann; „habe ich mir doch auch die Sache ſehr angelegen ſein laſſen, und was die Verpackung anbelangt, die mußte famos ausfallen, denn an Flickmaterial fehlt's nicht, und ich kenne meine Unteroffiziere. — Was macht Doſe? Wie hat er ſeinen Granatwagen beſorgt?"

„Vortrefflich, Herr Hauptmann. Der Feuerwerker iſt ein wahrer Schatz für die Batterie; er ſah überall nach, half an allen Fahrzeugen und iſt wohl Urſache, daß wir ſo früh fertig geworden."

„Hoho!" ſagte der Hauptmann, „das freut mich, werr weiß, wie ſehr! Hab' eine glückliche Hand in ſolchen Dingen, kenne meine Leute; ich glaube überhaupt, daß die Batterie mit ihren Unteroffizieren gut verſehen iſt, und das iſt eine große Hauptſache, meine Herren! Werr weiß, wie ſehr! — Nun, halten Sie Alles hier außen in Ordnung, Lieutenant von L.; ich muß noch zum Kommandirenden. Morgen früh um Fünf ſteht die Batterie beſpannt auf dem Glacis; ich werde ſchon nach Vier herauskommen. Nun Gott befohlen! Ah! heute Abend legen wir uns als Soldaten nieder — werr weiß, wie bald! und ſtehen morgen als Krieger auf — werr weiß, wie ſehr!" — Damit wandte er ſein Pferd und ritt wieder zum Hofe hinaus.

Hauptmann von Stengel war überhaupt ein ſehr freundlicher Offizier, am heutigen Abend war er begreiflicher Weiſe beſonders wohl gelaunt. Er gab der Schildwache draußen auf dem Glacis noch einige gut gemeinte Verhaltungsregeln, erinnerte ſie daran, daß es ſchon halb und halb Krieg ſei, und ſchärfte ihr ein ſorgfältig und „werr weiß, wie ſehr,“ auf Alles rings umher Achtung zu geben.

Die beiden anderen Offiziere gingen nach der Wachtſtube, wo ihr Eintritt einen allgemeinen Aufſtand zur Folge hatte. Bald darauf waren die beiden einzigen Schemel für die Offiziere ſauber abgewiſcht und der friſchen Luft halber nahe an die Thüre gerückt. Alles ließ ſich wieder nieder, doch wollte eine Converſation nicht gleich in Gang kommen.

Lieutenant Robert lehnte mit über einander geſchlagenen Armen an der Mauer und dachte an jenen unvergeßlichen Abend, wo er ſeinen Freund Tipfel auf eben dieſer Wachtſtube beſucht, wie er dadurch ſo großes Unheil hervorgerufen und wie doch aus eben dieſem Unheil die Bekanntſchaft des Regierungsrathes und ſein jetziges großes Glück entſprungen. Ja, großes Glück in der That; denn die Ermahnungen des alten Herrn hatten den damaligen Bombardier vermocht, eine außerordentliche Thätigkeit zu entwickeln, um etwas Rechtes zu lernen, und die Liebe zur kleinen Pauline, die ja erwiedert wurde, hielt ihn aufrecht in mühevollen, drückenden Stunden und führte ihn zu dem erſten Ziele, das er ſich vorgeſteckt, zu den Epauletten. — Auch das zweite und ſchönere Ziel, der Beſitz jenes liebenswürdigen Mädchens, mußte errungen werden, und bot nicht der bevorſtehende Kampf hiezu die ſchönſte Gelegenheit dar? Sieg oder Tod! war ſein Wahlſpruch.

Die Unteroffiziere auf der Britſche verhielten ſich ſchweigſam und überließen ihre Offiziere dem Nachdenken. Auch Lieutenant L. blickte ſtarr vor ſich nieder; doch dachte er weniger an die kommende Zeit: er grübelte über ſein Lieblingsthema nach, die Brandröhren für Granaten und Bomben, und die Bereitung eines neuen unfehlbaren Satzes.

Als Lieutenant Robert im Rundlauf ſeiner Betrachtungen wieder in das Wachtlokal zurückkehrte, dachte er mit jener Zeit auch an den ehemaligen Kommandanten hier, Bombardier Tipfel, und natürlicher Weiſe an jenen Brief, den ihm Doſe gebracht, Doſe, der gerade vor ihm ſaß und den er, ſeit er wieder bei der Batterie war, nur flüchtig geſehen.

„Ich hatte noch nicht einmal Zeit," ſagte der Offizier zu dem Feuerwerker, „Ihnen für den Brief zu danken, den Sie mir von unſerem gemeinſchaftlichen Freund überbracht. Tipfel iſt und bleibt einer der närriſchſten Kerle, die es gibt; er ſchickt mir das Rezept zu einem neuen Gericht, das wir vielleicht nächſtens einmal verſuchen können. Haben Sie dem jetzigen Poſtſekretär vielleicht einige Zeilen geſchrieben?"

„Zu befehlen, ja!" entgegnete Doſe. „Ich meldete ihm meine glückliche Ankunft, ſowie auch, daß ich bei einer ſo ſchönen Batterie als Feuerwerker eingetheilt wurde."

„Sie haben die erſte Haubitze," ſagte nachdenkend Lieutenant L., indem er mit der Hand ſein Kinn ſtreichelte. „Thun Sie mir doch den Gefallen, Feuerwerker Doſe, und notiren mir vorkommenden Falles ſo genau wie möglich, wie bei dem jetzigen Branderſatz Ihre Granaten platzen und welche Unſicherheiten ſich bei dem Werfen herausſtellen."

„Er iſt wahrſcheinlich in der letzten Zeit noch dicker und fauler geworden," fuhr Lieutenant Robert fort und meinte den Poſtſchreiber Tipfel.

„Unbedingt viel fauler," entgegnete Lieutenant L.; „man muß ihn raſcher machen, indem man weniger Kohlen und mehr Salpeter zuſetzt."

„Wem denn? unſerem Freunde Tipfel?"

„Was geht mich Tipfel an? Ich ſpreche von den Brandröhren. — Alſo denken Sie an meinen Auftrag, Feuerwerker."

Doſe verſprach es lächelnd und der Wachtmeiſter, ſowie ſämmtliche Unteroffiziere lachten ſtill in ſich hinein.

„Es iſt mir doch gerade," meinte Lieutenant Robert nach einer Pauſe, „als habe ich Sie in früheren Jahren einmal gekannt, Feuerwerker Doſe, als habe ich irgend eine Expedition, ein Kommando unter Ihren Befehlen mitgemacht. Erinnern Sie ſich nichts davon?"

„O doch, Herr Lieutenant," entgegnete Feodor lächelnd. „Es ſind aber das ſchon ein paar Jahre her, Sie kamen als Freiwilliger zur Fußbatterie Nr. 10, Sie hatten ausexercirt und wünſchten noch einmal dabei zu ſein, wenn ſtatt mit dem ledernen Pfropfen mit Cartouchen geſchoſſen würde. Die Manöverzeit lag noch weit vor uns, und es fand ſich bald eine herrliche Gelegenheit, Ihrem Wunſche zu willfahren."

„Richtig! Bei einer Feierlichkeit rückte Ihre Batterie zum Schießen aus."

„Abends auf der Rheininſel," erwiederte Doſe. „Da wurden wir mit den Geſchützen placirt und mußten das Dampfboot ſalutiren, welches mit Sr. Majeſtät auf dem prachtvoll erleuchteten Strome auf und ab fuhr. Der Hauptmann Feind kommandirte damals unſere Batterie, und ich hätte faſt um ein Haar wegen des Herrn Lieutenants meinen erſten Arreſt bekommen; wir ſchmuggelten Sie zu unſerem Geſchütz — es war freilich dunkel, aber der Herr Hauptmann Feind erkannte Sie doch — Sie hatten gerade zu Ihrem großen Vergnügen abgefeuert, und ich ſehe noch deutlich, wie unſer Batteriechef die Hand unter 's Collet ſteckte und mit dem Fuße heftig aufzutreten begann, wie er that, wenn er ſich erzürnte."

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich deutlich," ſagte Lieutenant Robert. „Doch legte im ſelben Augenblicke das königliche Dampfboot an die Inſel, und Hauptmann Feind mußte zur Begrüßung an den Landungsplatz."

„Sonſt ſaßen wir Beide feſt in Nr. $7^{1}/_{2}$."

„Bei des Rattenkönigs Majeſtät!" lachte Lieutenant Robert. „Ja, ja, es fielen damals ſtarke Arreſte."

„Das Feſt auf der Rheininſel, von dem der Herr Lieutenant ſprachen," verſetzte ſchüchtern der Wachtmeiſter, „iſt noch lange Jahre in der Erinnerung der Batterie geblieben. Deſſen wird ſich der Feuerwerker auch erinnern."

„Allerdings," entgegnete Doſe. „Man hatte die Inſel auf ſonderbare Art dekorirt. Von Holz war eine große halbrunde Halle erbaut worden; dieſelbe ſollte den Olymp vorſtellen und war deßhalb mit den Statuen ſämmtlicher Götter auf's ſchönſte verziert. Zu dieſen Statuen aber hatte man die größten Leute eines der hier liegenden Infanterie-Regimenter genommen; dieſelben wurden weiß angezogen, mit geſteiften Draperien verſehen und mit weiß bemalten Geſichtern auf die Poſtamente geſtellt. Auf dem rechten Flügel befand ſich ein himmellanger Unteroffizier, der den Herkules vorſtellte und den Göttern zurief, ſie ſollten ſtille ſtehen, ſo bald ſich das königliche Dampfboot in der Ferne zeigte. Das gab nun allerhand merkwürdige Geſchichten im Olymp; obgleich es ſtreng verboten war, den Leuten etwas zu trinken zu geben, ſo lange die Komödie dauerte, ſo hatte ſich doch ſo eine verfluchte Marketenderin in die Nähe geſchlichen; wie der Unteroffizier Herkules einmal einen Augenblick auf die Seite ging, tranken ſämmtliche Götter einen Schnaps um den andern. Namentlich thaten ſich Jupiter und Venus hervor, und die Sache war noch lange nicht zu Ende, ſo war die Venus ſo vollkommen betrunken, daß man ſie von hinten mit einem Strick an das Gerüſt feſtbinden mußte. Bei Jupiter ging es noch ſchlimmer; er behauptete, ganz nüchtern zu ſein und ſich ſteif halten zu können, und er hielt ſich auch ſo ſteif und ſtreckte ſich ſo fürchterlich vorn über, daß er auf einmal von ſeinem Poſtamente herab auf die Naſe fiel. Dabei war aber am allerkomiſchſten die Geſtalt vom Herkules, der mit krampfhaft verzogenem Geſicht auf dem rechten Flügel ſtand, die Augen furchtbar links verdreht, um ſeine Mannſchaft überblicken zu können, und den Göttern nun halbleiſe zurief, in der Richtung zu bleiben und vor oder zurück zu kommen. Der Unteroffizier Herkules nahm die Sache haarſcharf und ſchimpfte dabei wie ein Rohrſpatz; da hieß es z. B.: Soll doch ein Donnerwetter den Kerl, den Merkur, erſchlagen! Kann er nicht die Naſe in der Höhe halten? — Pluto! Halt' Er das Ding nicht wie eine Miſtgabel! Er ſteht ja nicht auf ſeines Vaters Dunggrube. — Und Er, Juno! ſtreck' Er ſeinen Bauch nicht ſo vor! ich glaube, man hat die miſerabelſten Kerle herausgeſucht, um den Olymp vorzuſtellen; lauter ſo lange, ſchlappe Lappander! Jetzt aufgepaßt! Da kommt das königliche Dampfboot wieder."

„Und mußten die armen Teufel den ganzen Abend da ſtehen?" fragte Lieutenant L., der endlich ſeine Brandröhren fahren ließ.

„O nein!" antwortete Doſe, „ſie durften ſich häufig rühren; nur wenn das Dampfboot dicht vorbei fuhr, mußten ſie ſtill ſtehen. Auch war eine halbe Stunde Pauſe, da konnten ſämmtliche Götter austreten und bekamen einen Schoppen Wein und ein Butterbrod mit Käſe."

„Ja, ja, ich erinnere mich jetzt deutlich," ſagte Lieutenant Robert; „auf der Rheininſel befand ſich ein Pavillon, wo die höchſten Herrſchaften ſpäter ein Souper einnahmen, und die Ueberreſte dieſes Soupers erhielt die auf der Inſel beſchäftigte Mannſchaft."

„Leider Gottes!" ſeufzte Feodor Doſe. „Denn darauf war es in der That unmöglich, die Mannſchaft ohne Exceſſe in die Kaſerne zurück zu bringen; die Götter des Olymps wurden auf der Inſel ſelbſt ausgezogen, aber in dem allgemeinen Wirrwarr hatte man nicht entdeckt, daß der betrunkene Jupiter fehlte. Ihn fanden ſpäter, als die Infanterie ſchon abmarſchirt war, die Kanoniere an einem Orte, den ich nicht nennen mag. Dort ſaß dieſer wahnſinnige Burſche und ſang: „Hier ſitz' ich auf Raſen mit Veilchen bekränzt." Und er konnte nichts Unpaſſenderes thun, denn von Veilchen war wahrhaftig keine Spur zu entdecken. Dann ermunterten ihn die Artilleriſten ſo gut wie möglich und nahmen ihn in ſeinem Coſtume mit nach der Stadt. Der Kerl mußte vorausmarſchiren und gewährte einen greulichen Anblick: denn er ſah aus wie ein Geſpenſt, das zufälliger Weiſe in den Koth gefallen iſt." —

In dieſem Augenblicke rief der Poſten draußen auf dem Glacis ein überlautes: „Halt, wer da?" Dann hörte man Schritte auf der Brücke, der Poſten im Hofe rief ebenfalls an, und eine Geſtalt, die im Thore erſchien, gab ſich als gut Freund zu erkennen und fragte dann nach dem Lieutenant Robert.

Als dieſe Geſtalt näher kam, bemerkte man, daß es ein Bedienter ſei, der einen Brief in der Hand trug. Bei ſeinem Anblicke ſprang der junge Artillerie-Offizier raſch in die Höhe und eilte hinaus dem Boten entgegen.

Sechstes Kapitel.

Von dem Hauſe auf dem Petriplatz. Eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie immer neu. Die reitende Batterie marſchirt ab und ſingt ein bekanntes Lied.

Wir müſſen geſtehen, daß Lieutenant Robert den Brief, den er ſoeben erhielt, ſchon während des ganzen Abends ſehnlichſt erwartet hatte. Es war eigentlich kein Liebesbrief, ſondern ein Geſchäftsbrief, doch ſchlug er in's Fach der Liebe. Robert ging in dem Hauſe des Regierungsrathes aus und ein, als wie ſchon zur Familie gehörig; auch konnte Niemand, der ihn und Paulinen ſah, daran zweifeln, daß die beiden jungen Leute ſich innig liebten; dabei war es aber bis jetzt ſtehen geblieben. Der Regierungsrath, der den jungen Offizier gern hatte, traute ſeiner Tochter und drückte bereitwilligſt beide Augen zu; eine Erklärung hatten alle Drei bis jetzt vermieden. Dem Lieutenant Robert däuchte es unpaſſend, in ſeiner Eigenſchaft als einfacher Lieutenant ohne großes Vermögen um die Hand des reichen jungen Mädchens anzuhalten. Er hoffte, worauf? das wußte er oft ſelbſt nicht, vielleicht auf ganz unvorhergeſehene Ereigniſſe, die ihm raſch irgend eine andere Stellung anweiſen könnten. Da bewölkte ſich plötzlich der politiſche Horizont; man ſtand auf einmal, um uns eines gangbaren Ausdruckes zu bedienen, am Vorabende großer Ereigniſſe, und Lieutenant Robert, der das bekannte Lied: „Heute roth, morgen todt," im Munde eines tapferen Offiziers — und das war er — für nicht bedeutungslos hielt, meinte, es ſei ihm an dieſem Vorabende wohl erlaubt, ſeine Liebe zu erklären und um eine glückliche Löſung derſelben zu bitten, wenn ein freundliches Schickſal ſich ihm vielleicht geneigt zeigen würde. Von der Liebe Paulinens überzeugt, hatte er dem Regierungsrath einen ſalbungsvollen, vier Seiten langen Brief geſchrieben, den obigen Gegenſtand betreffend, worin er um eine Entſchließung bat, ob im glücklichen Fall etwas für ihn zu hoffen ſei.

Der junge Offizier nahm alſo den Brief aus den Händen des Bedienten und hielt ſein Glück oder Unglück einen Augenblick zwiſchen ſeinen Fingern, ehe er ſich entſchließen konnte, das Siegel zu öffnen. Dem geneigten Leſer iſt es gewiß in ähnlichen oder anderen Fällen auch ſchon ſo ergangen. Robert näherte ſich endlich tief athmend einer der Laternen, welche den Hof erhellten, riß das Couvert ab und entfaltete den Brief. Es waren nur vier Zeilen und in der erſten leuchteten ihm die Worte entgegen: „unnöthigen und ganz überflüſſigen Geſchichten." Gegen vier Seiten nur vier Zeilen könnten Jeden entmuthigen; entweder iſt eine ſolche Antwort ganz gut oder ganz ſchlecht. Glücklicher Weiſe war für Robert das Erſtere der Fall, denn er las entzückt: „Warum, lieber Freund, dieſe unnöthigen und ganz überflüſſigen Geſchichten, warum einen Brief von vier Seiten, wenn man ſich mündlich ausſprechen kann? Ich habe keine Zeit, eine ähnliche Correſpondenz zu führen, und ſchreibe Ihnen deßhalb nur: kommen Sie — noch heute Abend, ſelbſt wenn es ſpät iſt. Ihr väterlicher Freund."

Robert ſchob dieſen köſtlichen Brief mit zitternden Fingern in ſeine Taſche, vertraute ſeinem Kameraden, dem Lieutenant L., an, er habe noch ein wichtiges Geſchäft in der

Stadt abzumachen; dann ließ er ſein Pferd ſatteln, ſchwang ſich hinauf und galoppirte über das Glacis hinweg nach dem H . . . Thore, das übrigens ſchon geſchloſſen war. Die paar Minuten, die der Unteroffizier brauchte, um das Gitter zu öffnen, däuchten dem Reiter eine Ewigkeit. Endlich drehte es ſich auf knarrenden Angeln aus einander, der Offizier gab ſeinen Namen an und trabte in die Stadt.

Es mochte zehn Uhr ſein, die Straßen lagen ſchon ziemlich ſtille. Die ereignißvolle Zeit, der Abmarſch der Truppen morgen ließen nicht wie ſonſt ein vergnügtes Leben gedeihen; nur die Wirthshäuſer waren noch geöffnet, und in einem derſelben, wo er bekannt war, ſtellte der Artillerie-Offizier ſein Pferd ein, dann begab er ſich nach dem Petriplatze.

Sein Herz ſchlug ihm faſt hörbar, als er jetzt denſelben erreicht hatte und vor ſich das Haus ſah, das die Erfüllung ſeiner ſüßen Wünſche verbarg. Ach, wie lebhaft dachte er jenes Abends, wo er, ein einfacher Bombardier, an den erhellten Fenſtern hinauf geſchmachtet und dann hinaus gegangen war, um den dicken Bombardier Tipfel als Liebesboten zu gebrauchen! Vorbei war ſie, jene dunkle und doch luſtige Zeit, und er trat raſch an das Haus und zog die Klingel. —

Pauline befand ſich mit ihrer Tante in dem uns wohlbekannten Zimmer; nur hatte die alte Dame dießmal den Platz vor dem Kamine eingenommen, und die kleine blonde Nichte ſaß in der Ecke des Sopha's, doch nie auf lange Zeit: jeden Augenblick ſprang ſie in die Höhe, bald um an das Fenſter zu eilen, bald um einen Gang durch das Zimmer zu machen. Ihr Geſicht war ein wenig blaß, und ſie athmete ſchwerer als gewöhnlich.

„Es iſt weit hinaus bis zu dem garſtigen Fort,“ ſagte das Mädchen nach einer Pauſe, „und der Chriſtian wird alt und kann nicht mehr ſo geſchwind herein laufen.“

„Alles geht ſeinen gewieſenen Weg,“ verſetzte die Tante mit melancholiſchem Tone. „Was für uns beſtimmt iſt, das trifft uns auch, früh oder ſpät.“

„Ach, Tante,“ antwortete Pauline, „Sie ſprechen heute Abend ſo theilnahmlos! Ich weiß nicht, Sie wollen mich ängſtigen.“ — Dabei drückte ſie ihre linke Hand feſt auf das Herz.

„Ich dich ängſtigen?“ erwiederte die alte Dame ſcheinbar erſtaunt. „Nein, was dich um mich ängſtigt, ſind die Zeitverhältniſſe. Uebrigens,“ ſetzte ſie mit ſcharfem Tone hinzu, „wenn man es nun einmal nicht anders thut und ſich am Vorabend eines Krieges verlobt, da muß man ſich wahrhaftig nicht wundern, daß einen trübe Gedanken anwehen. Krieg und Tod, das liegt nahe bei einander.“

„Das iſt wahr,“ entgegnete Pauline mit tonloſer Stimme. „Aber Sie ſollten mir das nicht ſo bitter ſagen; ich hoffe, und ich bin froh, daß ich hoffen kann.“

„Ich hoffe auch,“ ſagte finſter die Tante. „Aber unſere Hoffnungen treffen nicht zuſammen.“

„Wie ſchon oft, liebe Tante!“

„Ja, wie ſchon oft,“ entgegnete die ſo oft getäuſchte alte Jungfer mit heftiger Stimme, „und ich hoffe, daß der liebe Gott wieder einmal auf feurigen Wolken daher fährt in Geſtalt des Krieges, um ein bischen Rache zu üben an dem falſchen, meineidigen, miſerablen Männergeſchlecht.“

Trotz dieſer heftigen Rede der ältlichen Dame überflog doch ein leichtes Lächeln die Züge Paulinens. „Tante! Tante!“ ſprach ſie, „iſt es auch recht, daß Sie, um einen Einzigen zu beſtrafen, Wehe über das ganze Geſchlecht herab rufen? Oh! Sie ſollten das nicht thun!“

„Einen einzigen?“ fragte die Tante und erhob ſich ernſt und ſtreng. „Ich denke wahrhaftig an keinen Einzelnen und denke nur an das Allgemeine, an all das Unglück, das durch ſie in die Welt gekommen. Und Strafe muß ſein; aber wen ſie trifft — mir iſt es gleich viel.“

„Pfui, Tante,“ erwiederte das junge Mädchen. „Aber der liebe Gott wird Sie nicht hören, er iſt mild und gut und barmherzig, und wird nicht einmal die Schuldigen beſtrafen. Ueberhaupt," ſetzte ſie mit ganz leiſer Stimme hinzu, „gehen — die Auditeure nicht mit in die Schlacht."

Mochte nun die Tante dieſe Worte verſtanden haben oder nicht, genug, ſie ließ ſich wieder in ihren Fauteuil nieder und nahm ein Buch von dem Kaminſimſe herab, ſchwarz eingebunden mit Goldſchnitt, worin ſie einen Augenblick las, um im anderen Augenblicke ſchwärmeriſch an die Decke empor zu blicken, nach einer Richtung hin, wo über dem zweiten Stock, dem Dachboden und dem Dache der glänzende Nachthimmel, aber für ſie unſichtbar, ſtrahlte.

In dieſem Moment ertönte die Hausglocke.

Pauline blieb plötzlich ſtehen, lauſchte einen Augenblick, und als ſie drunten eine Stimme vernahm, ſagte ſie kaum hörbar: „Tante, er iſt's!"

„Meinetwegen," entgegnete die alte Dame.

„Aber, Tante," fuhr Pauline dringend fort, „Papa iſt nicht da."

„Wie immer, wenn was Wichtiges vorgeht," verſetzte die Dame in ihrem Fauteuil.

„Und ich kann es ihm doch nicht ſelbſt ſagen, um was es ſich handelt. O, liebe Tante, ſeien Sie ſo gut, vertreten Sie ein wenig Mutterſtelle bei mir."

„Gott ſoll mich bewahren!" verſetzte hartnäckig die alte Jungfer. „Ich habe früher in gewiſſen Beziehungen nicht bei dir Mutterſtelle vertreten dürfen, ſonſt wäre Manches anders gekommen. Und jetzt habe ich keine Luſt, es zu thun, du haſt ohne mich eingebrockt, jetzt ſpeiſe auch allein."

Damit öffnete ſich die Thüre, und der junge Mann, von dem man ſo eben geſprochen, trat herein; doch blieb er überraſcht auf der Schwelle ſtehen, als er bemerkte, daß die Tante im Fauteuil ihm den Rücken bot, und daß Pauline vor ihm ſtand, die Hände auf die Bruſt gedrückt, bleich und zitternd.

„Guten Abend, meine Damen!" ſagte Robert und ſetzte kopfſchüttelnd hinzu: „Um Gottes willen! was iſt denn hier vorgefallen."

„Gar nichts,“ verſetzte trocken die Tante.

„Gar nichts? Und Ihre Beſtürzung, Pauline?“

„Gar — nichts — Schlimmes — —“ erwiederte das Mädchen. „Gar — nichts — Schlimmes.“ Und dabei ſeufzte ſie tief auf, und es war, als müſſe ſie jedes Wort ſich wie einen Stein vom Herzen wälzen.

„Der Papa hat mir geſchrieben, und ich bin hier.“

„Der Papa — hat ihm — geſchrieben, Tante — und er iſt hier,“ ſagte das arme Mädchen und wandte ſich bittend gegen den Fauteuil.

„Ja, er hat geſchrieben und iſt nicht hier,“ antwortete kalt wie vorhin die ältere Dame.

„Sollte ſich vielleicht ſeine Anſicht gegen mich geändert haben?“ fragte erſchrocken der Offizier.

„Nein! nein!“ rief jetzt heftig und wie aufwachend Pauline, indem ſie ihm entgegeneilte und ihre beiden kleinen lieben Hände darreichte. „Nein! nein!“ fuhr ſie fort, und ihr Auge glänzte, „er hat ſeine Anſicht nicht geändert — aber es wurde mir ſchwer, Ihnen dieſes zu ſagen. — Ich bat die Tante, — aber — nun, warum ſoll ich es Ihnen nicht ſelbſt ſagen können! — Die Freude, die mein Herz erfüllt, Robert! — Ja, ich weiß, daß Sie mich lieben, Papa weiß es auch, — Papa hat Amen dazu geſagt — und nun bin ich Ihre Braut.“

Dieſe Worte hatte das Mädchen anfänglich langſam, dann mit ſteigender Schnelligkeit und Heftigkeit geſprochen. Aber je ſchneller ſie ſprach, deſto unſicherer wurde ihre Stimme, deſto heftiger erzitterte ihr Körper, und als ſie ſagte: „nun bin ich Ihre Braut,“ ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, und ſie fing an zu weinen und wäre vielleicht niedergeſtürzt, wenn der junge Mann ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen hätte.

Da er ſie nun einmal in ſeinen Armen hielt, ſo drückte er ſie recht feſt an ſich und beugte ſich hernieder, um die Thränen von ihren Augen zu küſſen.

Die Tante blickte bei dieſer Scene nur ein einziges Mal halbverſtohlen nach dem Paare um, und als ſie die vielverſprechende Haltung deſſelben bemerkte, machte ſie abermals eine kleine Wendung mit ihrem Fauteuil und las halblaut aus ihrem Buche:

Der Sinne Luſt und Schmerz
Rührt leider unſer Herz.
Reißt uns mit ſtarkem Triebe
Zu ſchnöder Sündenliebe!
Und wer vermag's zu zählen,
Wie oft wir vor dir fehlen?

Der Regierungsrath war ein ſehr guter Vater, aber er liebte es auch, die Leute in Verlegenheit zu bringen. Deßhalb trat er erſt in dieſem Augenblicke händeribend und lächelnd in's Zimmer und ſagte ziemlich laut: „E, guten Abend!"

Doch das junge Mädchen, die würdige Tochter ihres Vaters, hatte ihr Gleichgewicht vollkommen wieder gefunden; ſie nahm den Offizier bei der Hand, ſchritt graziös in die Mitte des Zimmers, und als ſie ſich ſo aufgeſtellt, daß ſie ſowohl von dem Regierungsrath, wie auch von der Tante geſehen werden konnte, machte ſie einen ſehr tiefen Knix und ſprach luſtig lachend:

„Herr Lieutenant Robert
und
Fräulein Pauline B.
empfehlen ſich einem verehrlichen Publikum
als Verlobte."

Das Haus an dem Petriplatze war an dem heutigen Tage eines der wenigen in der Stadt, wo es luſtig und vergnügt herging. Die Familie ſoupirte unter ſich, und es gelang endlich auch den Neckereien des Bruders, die Schweſter der Heiterkeit wieder zuzuwenden. Wie es von jeher der Brauch war, durften auch der Bediente und die Magd zur Gratulation herauf kommen. Letztere war noch dieſelbe, die damals in der Küche geſungen:

Ei, ſo komm doch ꝛc. —

die den Bombardier Tipfel verläugnet und großes Unglück hätte herbeiführen können, und auch wirklich herbeigeführt hatte.

Pauline war ausgelaſſen wie eine junge glückliche Frau. Als das Deſſert aufgetragen war, holte ſie aus dem Nebenzimmer eine kleine Brieftaſche hervor, nahm daraus ein vergilbtes Papier und entfaltete es, indem ſie ihr kleines Näschen auf die poſſierlichſte Art von der Welt rümpfte. Dann las ſie unter allgemeinem Lachen:

„Da ich Ihre Rechnung vom 1. v. M. unglücklicher Weiſe verlegt habe, ſo muß ich um eine neue bitten, ehe ich die kleine Summe bezahlen kann. Zugleich bitte ich, dem Ueberbringer zwei Flaſchen Rüdesheimer und drei Pfund weſtfäliſchen Schinken mitzugeben. Er wird Ihnen den Betrag dafür einhändigen.
Bombardier R."

„Notabene. Da es mir ſchon einige Male paſſirte, daß die Kanoniere von dem Geld, was man ihnen mitgab, verloren, ſo bitte ich, mir morgen früh die Rechnung zu ſchicken, wo ich alsdann nicht ermangeln werde —"

— — — — — — — — —

Als Lieutenant Robert zu ſpäter Nacht- oder vielmehr zu früher Morgenſtunde den Familienkreis verließ, zeigte ſich ſchon ein heller Streifen im Oſten. Es bedurfte einiger Mühe, um den Hausknecht des Gaſthofs zu wecken, wo er ſein Pferd eingeſtellt. An der Thorwache war es außergewöhnlich ſtill; der Poſten ging ſchläfrig auf und ab, in der Offizier-Wachtſtube zuckte ein erſterbendes Licht, und aus der Thüre des Zimmers für die Mannſchaft hörte man taktmäßiges und tiefes Geſchnarche. Selbſt der alte Unteroffizier, der das Gitter öffnete, hatte ein verſchlafenes Geſicht, und als er aufſchloß, ſagte er: „Ich habe auch ein bischen Nachtruhe geſucht, um meinen Kummer zu verſchlafen; es iſt ein wahres Unglück, unſer Bataillon bleibt hier. Nun — wie die Herren wollen! Aber die Füſeliere vom ...ſten Regiment hätten ſich auch nicht ſchlecht geſchlagen. — Guten Morgen, Herr Lieutenant!"

Der Artillerie-Offizier ſprengte nach dem Fort zurück, ſtieg im Hofe vom Pferde und ließ dieſes von Einem der Wachtmannſchaften in den Stall bringen. Hier fing es ſchon an lebendig zu werden, und auch in den Kaſematten und auf den Gängen hörte man Säbel klirren und luſtige Lieder ſingen.

Feodor Doſe, der ebenfalls die Nacht wenig geſchlafen, kam mit ſeinem Schlüſſelbund am Säbel von den Munitionswagen herein; er hatte dort noch einmal Alles unterſucht. Er grüßte ſeinen Offizier und ſagte: „Es iſt doch heute ein anderes Gefühl, Herr Lieutenant, als wenn man blos zu einem Manöver marſchirt. Sie werden hören, die Wagen und Protzen merken es auch ſchon, daß ſie was Anderes im Leibe haben, als lumpige Manöver-Cartouchen. Das wird artig auf dem Pflaſter dröhnen und raſſeln, darin iſt doch wirkliche Poeſie.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Offizier lachend. „Aber, um von Poeſieen zu ſprechen, führen Sie Ihre Gedichte wieder bei ſich im linken Piſtolenholſter, wie gewöhnlich?“

„Allerdings, Herr Lieutenant,“ verſetzte würdevoll der Feuerwerker; „ich habe ja Platz in dem linken Piſtolenholſter, denn ich bin ein mäßiger Mann, der keine Schnapsflaſche bei ſich führt.“

In dieſem Augenblicke hörte man in der Stadt an allen Ecken die Reveille blaſen und ſchlagen. Der Trompeter im Fort fiel luſtig mit ein, die Poſten auf dem Glacis wurden abgelöſt, und bald darauf ritten die Fahrer, die in den benachbarten Dörfern mit ihren Pferden lagen, in das Fort ein, um Kanonen und Wagen zu beſpannen. Ein wenig ſpäter erſchien auch der Hauptmann Stengel in einem dicken, warmen Waffenrock, luſtig und guter Dinge.

Lieutenant Robert änderte ebenfalls in der Geſchwindigkeit ſeine Toilette, zog dicke Stiefel und ſchwere Reithoſen an, beſtieg ein anderes Pferd, als das, welches ihn heute Nacht getragen, und ritt zur Batterie hinaus, die vom Hauptmann Stengel draußen in zwei Linien aufgeſtellt wurde.

Es war eine prächtige Batterie, dieſe reitende, die Geſchütze im vortrefflichſten Zuſtande, die Pferde geſund und kräftig, und die Mannſchaft bereit, dem Teufel auf den Leib zu gehen.

Der Hauptmann jagte auf ſeinem langſchweifigen Rappen vor die Front, hob ſich in den Bügeln empor und hielt ſeinen Leuten eine kräftige Rede — werr weiß, wie ſehr! und werr weiß, wie bald! Er verſicherte ihnen, er wolle ſie beſtens führen, und ſie hätten nichts zu thun, als beſtens und ſchnellſtens zu gehorchen; ruhig im Zielen, ſchnell in Bewegungen, ſagte er am Schluſſe, und ſo nahe heran, wie möglich. — Jeder von Euch hat gewiß den beſten Willen — an Flickmaterial fehlt's nicht, und wir wollen der ſiebenten Artillerie-Brigade und unſerem König alle Ehre machen.

Darauf wurde vom rechten Flügel abgebrochen, die Offiziere ließen Geſchütz und Wagen an ſich vorbei ziehen, und der Hauptmann von Stengel rief ihnen zu: „Natürlicher Weiſe darf nicht geraucht werden, aber wenn ihr Luſt habt, zu ſingen, ſo ſoll mich's recht freuen.“

Der Morgen war ſchön, die Luft friſch und klar, von Staub nicht viel zu ſpüren, und deßhalb konnte man den Kehlen ſchon etwas zumuthen. Kaum hatte man die letzten Häuſer im Rücken, vor ſich die lange Chauſſee, die nach dem Oberrhein hinauf führt, als die Reiter und Fahrer nach einer kurzen Verſtändigung das Lied anſtimmten, mit dem ſie gewöhnlich zum Manöver ausrückten. Doch es war, als wollten ſie die Reden ihres Hauptmanns beantworten, denn ſie fingen mit dem zweiten Verſe an und ſangen:

Was einſt wir beſchworen
Mit Herz und Mund und Hand,
Zu ſterben für König,
Für Gott und Vaterland —
Gehalten ſei's,
Wie auch der Feind uns trotzt,
Wir halten ja den Schwur —
Luſtig abgeprotzt!

Siebentes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer ohne Gefahr einem ziemlich hitzigen Gefechte beiwohnt. Feuerwerker Doſe wirft Granaten, und der Dragoner-Offizier findet, daß dieſelben ſchauerlich eingeſchlagen.

Das Leben Feodor Doſe's hatte an dem Tage, als er in den Krieg zog, drei große Ereigniſſe aufzuweiſen, nach welchen er die verlebten Jahre einzutheilen pflegte; das war erſtens ſeine Geburt, in ſo fern wichtig, als ſie ihn in dieſes Jammerthal warf, zweitens der Tag, an welchem er unter das Militär trat, drittens endlich jene verhängnißvolle Stunde, wo ihm nebſt ſeinem Abſchiede auch die Ausſicht auf eine Civilſtelle zu Theil wurde. Kleinerer Unterabtheilungen, als die erſte Hoſe, das erſte Taſchengeld, die erſte ſtille Neigung, der erſte Arreſt oder die erſten goldenen Treſſen, wollen wir gar nicht erwähnen. Es folgte das in chronologiſcher Ordnung auf einander, wie es in der Welt und beim Militär der Brauch iſt.

Jetzt aber ſtand der würdige Feuerwerker an dem vierten Hauptabſchnitte — die Geburt ausgenommen, wohl dem wichtigſten für ihn — dem Gefecht. Und als Doſe zum erſten Male in's Feuer kam, da hatte er, wie bei ſo manchen anderen Gelegenheiten, wirkliches Glück. Nicht als ob er mit ſeinem Geſchütze Wunder der Tapferkeit hätte thun können oder einer großen Schlacht beigewohnt hätte — nein, Doſe's erſter Kampf war ein kleines harmloſes Gefecht zwiſchen weniger Infanterie und Cavallerie und ein paar Hundert Mann Freiſchaaren mit einigen Geſchützen. Das war bei † an einem ſchönen Sommertage, in einer reizenden Gegend mit Berg und Thal, Gebüſch, Wieſen und fließenden Bächen. Doſe's Herz war voll Freude; in der Aufſtellung, die man ihn mit einer Haubitze nehmen ließ, lag für ihn ſo außerordentlich viel Poeſie. Sie befanden ſich an der Biegung einer Schlucht, die in ein größeres Thal mündete, in welchem auf einer kleinen Anhöhe maleriſch ſchön ein Dorf lag, über das eine alte finſtere Schloßruine gebietend herab blickte. Zwiſchen Dorf und Ruine, etwas ſeitwärts, befand ſich ein ſchönes Herrenhaus von weißem Stein, hellleuchtend zwiſchen den tiefgrünen Bäumen hervorſehend. Auf dem ziemlich flachen Dache dieſes Hauſes flatterte eine rothe Fahne. Dem guten Feuerwerker erſchien das anfänglich ſo gar nicht kriegeriſch, ſo vollkommen manöverhaft. Die friſchen grünen Wieſen vor den Geſchützen, auf welchen der Sonnenſtrahl ſpielte, wo bunte Schmetterlinge einander jagten, wo das Waſſer ſo klar und glänzend hindurch rieſelte, dann die Berge zu beiden Seiten, die, mit Baum und Strauch bewachſen, in den mannigfaltigſten Farben prangten, der Geſang eines Vogels dazwiſchen, das alles war wie der tiefſte Friede.

Es war noch früh am Tage und der Befehl zum Angriff noch nicht gegeben. Wenn Doſe an die Biegung der Schlucht trat und rückwärts ſchaute, dann ſah er ſeine Bedeckungs-Mannſchaft, etwas Dragoner und einen Zug Infanterie, die mit der größten Gemüthlichkeit zuſammenſtanden und plauderten. Wir brauchen nicht zu ſagen, daß Doſe eigenhändig Protze und Lafettenkaſten geöffnet, Kugeln und Munition ſelbſt gelockert und Alles auf's ſorgfältigſte nachgeſehen. Den Platz für ſein Geſchütz hatte er ſich auf's genaueſte ausgeſucht; er ſtand, wie geſagt, gerade an der Biegung der Schlucht; die Bergwand, welche dieſe bildete, ſtreckte ſich wie ein niedriger Damm noch ein paar Schritte weit vor ihm hin und bedeckte ſo die Haubitze. Seinen Kanonieren hatte er die beſten Anordnungen gegeben über das Verhalten im Gefechte und hatte ihnen namentlich unerſchütterliche Ruhe und Kaltblütigkeit anempfohlen, was ſehr leicht iſt, d. h. das Anempfehlen, wogegen aber die Ausführung immer etwas zu wünſchen übrig läßt.

Die Soldaten ſaßen an der Bergwand und verzehrten das Frühſtück, das ſie ſich mitgebracht, und ſelbſt die Pferde thaten ganz beruhigt, ſenkten ihre Köpfe und ſuchten von dem ſaftigen Graſe zu ihren Füßen etwas zwiſchen Stange und Zunge durchzubringen. Doſe ſaß auf einem alten Baumaſt; ſein Herz von erhabenen Gefühlen angeſchwellt, hielt er Schloß, Dorf, ſowie das Haus mit der rothen Fahne im Auge.

Auf dem rechten Flügel der Gefechtsaufſtellung fiel jetzt plötzlich der erſte Kanonenſchuß, und das Echo rollte dieſen Klang donnerähnlich durch die Berge und Schluchten fort. Ihm folgte ein zweiter, dritter, dann mehrere nach einander; drüben wurde ebenfalls geantwortet, das klang dumpfer und hohler; dazwiſchen hörte man einige Zeit ſpäter das eigenthümliche Knallen der Büchſen und zuweilen einen luſtigen Ton aus irgend einem Jägerhorn, dann das Knattern der Gewehrſalven, einzelne Trommelwirbel, und ſomit hatte die Sache ihren Anfang genommen.

Augenblicklich war bei der Mannſchaft in dem kleinen Wieſenthale alle ſorgloſe und nachläſſige Haltung verſchwunden, das Eßbare aller Art wurde bei dem erſten Kanonenſchuſſe ſchleunigſt zur Seite geſteckt, und wo noch ein paar Backen im heftigſten Kauen begriffen waren, da beeilte man ſich und wirkte hinunter, daß es eine Freude war; die Pickelhaube wurde auf dem Kopfe feſt gedrückt, die Glieder formirten ſich ohne Befehl, und Alles wartete geſpannt und war auf den Kampf begierig. Die Kanoniere waren wahrhaftig nicht die Letzten, die ſich an ihr Geſchütz begaben, ſie ſtanden da wie auf dem Paradeplatze, Wiſcher und Handſpeiche in den Händen, und concentrirten ihr ſämmtliches Gefühl auf die Gehörwerkzeuge, um nicht das leiſeſte Wort ihres Geſchützführers zu überhören. Doſe's Bruſt war zum Zerſpringen voll von Erwartung und Kampfluſt; er überſah mit einem raſchen Blicke noch einmal die Stellung ſeiner Protze und der Pferde, und als er Alles gut gedeckt aufgeſtellt ſah, lockerte er zum Ueberfluß ſeinen Säbel in der Scheide, blies die Backen auf und meldete ſich bei ſich ſelbſt als vollkommen fertig.

„Hören Sie, Feuerwerker,“ ſagte Lieutenant L., der den

Haubitzenzug kommandirte, „ich brauche Ihnen keine Ruhe und Beſonnenheit anzuempfehlen; aber wenn es Ihnen möglich iſt, ſo vergeſſen Sie mir nicht, wenigſtens von einigen Würfen ruhig die Sekundenzahl abzuzählen, von dem Moment des Losfeuerns, bis die Granate einſchlägt. Sie wiſſen: eins — zwei — drei — vier — Pulsſchlag!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant,“ entgegnete der Feuerwerker, ohne recht bei der Sache zu ſein; denn er horchte ängſtlich auf den Kanonendonner, der ſich leider zu entfernen ſchien. Er bemerkte das auch gegen ſeinen Offizier, der aber kopfſchüttelnd meinte:

„Seien Sie ganz ruhig, wir bekommen hier genug zu thun. Das ſind heimtückiſche Burſche, die wir vor uns haben! Wette ich doch Hundert gegen Eins, das Dorf und Schloß da vor uns ſteckt voll Mannſchaft und Geſchütze. Bemerken Sie dort die rothe Fahne auf dem weißen Hauſe?“

„Ich habe ſchon lange darauf Achtung gegeben,“ antwortete der Feuerwerker.

„Bemerken Sie ſonſt nichts da droben? Sie haben doch ſcharfe Augen.“

„Es liegt dies alles im Schatten. Doch warten Sie einen Augenblick, Herr Lieutenant; Sie bemerken doch die Gartenmauer, die um das Haus herumläuft?“

„Allerdings.“

„Hinter dieſer Gartenmauer,“ fuhr Doſe fort, indem er mit der Hand ſeine Augen beſchattete, „meine ich immer etwas Glänzendes zu entdecken.“

„Ganz recht.“

„Eins — zwei — drei — vier glänzende Punkte.“

„Geſchütze, Feuerwerker — Geſchütze. Da wette ich eine ſchön gefüllte Granate gegen eine Flintenkugel — vier Geſchütze, wahrſcheinlich Zwölfpfünder.“

„In der That, es iſt möglich.“

„Da ſitzen ſie, hinter ihren Mauern lauernd; wir haben da vor uns das Centrum ihrer ganzen Aufſtellung und ſtehen vor der Hand verflucht ſchwach dagegen.“

Mittlerweile war auch der kommandirende Dragoner-Offizier, unſer Freund, längs der Bergwand näher geritten, um ſich ebenfalls vorn ein wenig umzuſchauen.

„Nun, Feuerwerker,“ ſagte er zu Doſe, „bekommen wir bald was von Ihnen zu hören?“

„Ich warte nur auf Befehl,“ antwortete Doſe lächelnd. — „Doch hören Sie —“ fuhr er heiter fort, und ſein Geſicht überfuhr ein freudiges Lächeln, — „der Spektakel vom rechten Flügel kommt wieder näher.“

„Recht nahe,“ ſagte der Dragoner-Offizier. „Gebe Gott, daß auch wir eine kleine Arbeit bekommen.“

„Ich wüßte was für euch,“ entgegnete lachend Lieutenant L., „paßt auf!“

„Nun denn, ſprechen Sie!“

„Feuerwerker, wie weit ſchätzen Sie das Haus mit der rothen Fahne?“

„Nach meiner Berechnung ſind es zweitauſend Schritt, eher etwas mehr als weniger.“

„So wollen wir vor der Hand die beiden Haubitzen dahin richten laſſen.“

„Achtung!“ kommandirte Doſe. — „Mit Granaten geladen! — zweitauſend Schritt auf das weiße Haus!“

„Sieben Achtel Pfund Ladung!“ rief Numero vier, „und zwanzig Grad Erhöhung!“ Behutſam legte Numero zwei ſeine Pulverſäcke in das Geſchütz, der Bombardier ſetzte die Granate ſorgfältig ein, den Quadranten einen Augenblick auf — — eine halbe Minute lang waren ſämmtliche Kanoniere um das Geſchütz in Bewegung, dann ſprang Jeder wieder an ſeinen Platz, und Alles war fertig.

„Nun, und meine Arbeit?“ fragte lachend der Dragoner-Offizier ſeinen Kameraden, der dem Gewühl um das Geſchütz behaglich zuſchaute.

„Das iſt einfach,“ entgegnete der Artillerie-Offizier. „Die Himmelſakermenter da oben werden ſich hinter ihrer Mauer ziemlich lange halten. Sie ſcheuen nur die blanke Waffe; wenn wir alſo mit Gottes Hülfe ihnen ein paar hübſche Granaten in ihren Garten geworfen haben, ſo wird die Infanterie zum Sturm vorrücken, und dann geht ihr mit oder vielmehr voraus. Mich ſoll der Teufel holen, wenn da ein Dragonerſäbel nicht ein eben ſo gutes Stück Arbeit macht, wie ein ehrliches Bayonnet.“

„Der Teufel ja!“ entgegnete der Dragoner-Offizier, und ſein Geſicht glänzte vor Vergnügen, „ſo werde ich's machen. Freilich ſind wir zu eurer Deckung da, aber wenn die ganze Geſchichte vorwärts geht, da wollen wir auch nicht dahinten bleiben. Doch ihr müßt uns entbehren können.“

„Lieber Freund,“ verſetzte der Artillerie-Offizier mit großem Selbſtgefühl, „das ſind zwei reitende Geſchütze die kommen überall durch, werden auch, wenn es vorwärts geht, nicht weit hinter euch bleiben. — Hab' mir auch ſchon links von dem Hauſe eine kleine Aufſtellung angeſehen, von da werde ich ſie mit Kartätſchen bedienen.“

„Gehen wir ein paar Schritte näher,“ meinte der Dragoner, indem er ſein Pferd antrieb; „ich muß doch ſehen, wo man am beſten da hinauf kommt.“ — Und damit ritt er einige Schritte vorwärts.

„Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Lieutenant,“ warnte der Feuerwerker, „das Grobzeug da oben ſchießt mit ſeinem geſtohlenen Pulver herunter, ſowie es eine ehrliche Uniform ſieht.“

Und Doſe hatte Recht. Kaum hatte ſich der Dragoner-Offizier ein paar Pferdelängen vorgewagt, ſo blitzte es an dem weißen Hauſe auf, eine Rauchmaſſe qualmte empor, und zu gleicher Zeit ſauſte eine zwölfpfündige Kugel herüber riß über dem Kopfe des Offiziers einen ſtarken Aſt weg, ſchlug einige Schritte weiter auf den Boden nieder und ricochetirte darauf in zierlichen, immer kleineren Sätzen durch das Wieſenthal dahin.

Der Offizier warf ſein Pferd herum und zog ſich hinter die Bergwand zurück.

„Die Kugel war Ihnen ſchon nahe,“ ſagte Lieutenant L.

„Ein Zwölfpfünder,“ meinte Doſe. „Sie hatten vorhin vollkommen Recht, Herr Lieutenant.“

„Augenſcheinlich haben ſie droben keine Haubitzen,“ entgegnete dieſer, ſonſt könnten ſie uns warm machen. Aber jetzt, da ſie uns angegriffen, will ich mich den Henker geniren, und nun wollen wir ihnen einige artige Granaten zuſenden. — Richtung und Erhöhung genau?“

„Alles in Ordnung, Herr Lieutenant!“

„Nun, dann geben Sie Feuer!“

„Erſtes Geſchütz — Feuerrr!“

Mit dem ihr eigenthümlichen klingenden Schlag ſandte die Haubitze ihre Granate in die Höhe, und athemlos blickte Alles zu der Kugel empor, die jetzt plötzlich in der Luft ſichtbar wurde und ſich nun zierlich und funkenſprühend herabneigte.

„Famos!“ rief der Lieutenant von der Artillerie und machte einen Luftſprung. — Die Kugel war hinter der Gartenmauer verſchwunden und man hörte ſie dort explodiren.

„Zweites Geſchütz — Feuerrr!“

Dieſe Granate nahm dieſelbe Richtung und konnte möglicher Weiſe eine noch ſchlimmere Wirkung üben, denn ſie zerplatzte, ehe ſie über den Rand der Gartenmauer hinabſank.

Einen Augenblick blieb man droben die Antwort ſchuldig; dann aber krachten zwei der Geſchütze und ſandten ihre zwölfpfündigen Kugeln mit ziemlicher Genauigkeit herüber.

„Bemerken Sie wohl,“ rief Feuerwerker Doſe, indem er der Richtung ſeines Geſchützes nachſah, „nur die beiden Geſchütze vom rechten und linken Flügel droben haben geantwortet. In der Mitte müſſen unſere Granaten außerordentlich gewirkt haben.“

„Richtig! richtig! — Aber halten Sie nur um Alles in der Welt immer feſt auf die Mitte! Solche Würfe, wie die vorherigen zwei, ſind nicht zu bezahlen. — Feuerrr!“

Abermals entluden ſich die Haubitzen, und wenn auch eine der Granaten nicht mit demſelben Glücke hineinflog, denn ſie fiel vor der Gartenmauer nieder, ſo ſchlug doch die andere in das Dach des Hauſes; man ſah die Ziegel umherfliegen.

„Bravo! bravo, ihr Leute!“ rief der Artillerie-Offizier, „haltet euch wacker! Jetzt antworten auch die mittleren Geſchütze. — — — Donnerwetter! das war gut gezielt!“

Eine zwölfpfündige Kugel riß den Anſatzkolben von der Wiſcherſtange ab. Numero eins, die ſich übrigens ſehr brav hielt, erbleichte ein klein wenig.

Doſe war aber auch in dieſem Moment ein großer Mann — ganz Feldherr. — Er ſchnallte nicht nur eigenhändig den Vorrathswiſcher los, ſondern er ging auch unerſchrocken drei, vier Schritte vorwärts, ganz in's Freie, um, wie er ſagte, nachzuſehen, ob man an der Richtung nicht noch etwas ändern könne, in Wahrheit aber, um ſeinen Leuten zu zeigen, daß man ſich wegen ſo ein paar lumpiger Kugeln nicht zu fürchten brauche. Und das that ſeine gute Wirkung. Die Kanoniere ſchoſſen brav, ruhig und kaltblütig, und ſchon nach einer Viertelſtunde antworteten von den vier Geſchützen droben nur noch zwei.

Mittlerweile war das Gefecht auf dem rechten Flügel näher und näher gekommen; man ſah überall zwiſchen dem Laubholz und den Tannen Rauch emporſteigen, die Büchſenſchüſſe knallten ſtärker und ſtärker, und es dauerte keine Viertelſtunde mehr, da bemerkte man am Fuß des Berges, auf dem die Ruine ſtand, zwiſchen dieſem und dem Dorfe ein Gewimmel von Geſtalten, die immer feuernd, aber eilig ſich hinter die Häuſer zurückzogen. Das ſtille Wieſenthal wurde nun mit Einem Male lebendig: von der Anhöhe herab drangen luſtig und wohlgemuth ein paar Züge Jäger, ſetzten in vollem Lauf durch das Thal und erkletterten unter freudigem Hurrahrufen die jenſeitige Anhöhe, um, einigermaßen durch die Bäume gedeckt, ſtürmend gegen das weiße Haus vorzudringen. Aus der Tiefe des Thales kamen in raſchem Trabe ſechs reitende Geſchütze, geführt von dem Hauptmann v. Stengel, der ſich belobend über die ſchöne Aufſtellung der Haubitzen und über das bisher Geleiſtete ausſprach.

Welch' Leben war jetzt wie mit einem Zauberſchlage ſo plötzlich zwiſchen den engen Bergen entſtanden! Das knatterte und raſſelte und krachte durcheinander. Dazwiſchen lärmten die Hörner von nah und fern und wirbelten die Trommeln auf allen Seiten.

Das Geſicht des Artillerie-Hauptmanns glänzte vor Kampfluſt und Freude. „Sie haben da ein braves Stück Arbeit gemacht!" rief er dem Feuerwerker zu, indem er ſein Pferd parirte; „das da oben ſcheint mürbe zu ſein, werrr weiß, wie ſehr! Noch ein paar tüchtige Würfe, und ſie laufen auf der ganzen Linie."

„Ich würde den Herrn Hauptmann um Erlaubniß bitten," ſagte Lieutenant L. eifrig, „noch ein paar Hundert Schritte vorzugehen; hier links um die Bergwand iſt ein herrliches Plätzchen, wir ſind jetzt doch zu weit von ihnen ab."

„Richtig! richtig!" entgegnete der Hauptmann. „Laſſen Sie aufprotzen und vorwärts! Wir wollen ihnen frei auf der Ebene die Zähne weiſen, werr weiß, wie bald!"

Sogleich ſtellten die Haubitzen ihr Feuer ein, protzten auf und jagten gegen den Hügel, auf welchem das weiße Haus ſtand. Das Plätzchen, das ſich der Lieutenant L. ausgeſucht hatte, war allerdings vortrefflich gelegen, und kaum hatten die Haubitzen und Kanonen Stellung gefaßt, ſo wurde der Befehl gegeben, mit Kartätſchen zu laden, und in wenig Augenblicken ſauste es über die Gartenmauer hinweg, daß Jedem das Herz im Leibe lachte.

Der Feind, obgleich im erſten Momente beſtürzt über die Nähe der Batterie, fuhr indeſſen mit ſeinen Geſchützen nicht ſo ſchnell ab, wie man das dieſſeits wohl erwartet. Seine Stellung war auch außerordentlich feſt und haltbar; ſie hatten ſich in die Gartenmauer ordentliche Schießſcharten gemacht und wurden jetzt von dem Kartätſchenfeuer weniger beläſtigt, als vorhin von den Wurfgeſchoſſen, wogegen ſie mit ihrem ſchweren Caliber die faſt frei daſtehenden Geſchütze mit einem wahren Hagel von Eiſen überſchütteten. Dies war das ſchlimmſte Moment des ganzen Tages; die feindlichen Kugeln ſchlugen zwiſchen die Geſchütze und Pferde und verwundeten manchen braven Kanonier. Aber da man ſah, daß die Freunde ſiegreich von allen Seiten vordrangen, ſo achtete man ein paar leichte Schrammen und Löcher nicht beſonders.

Doſe hatte bei ſeinem Geſchütze ein erſchoſſenes Pferd, das er augenblicklich ausſpannen und beſeitigen ließ.

„Das iſt ja wie ein Gewitter mit eiſernen Schloſſen,“ rief ihm ein Bombardier zu, nachdem er, allerdings ein wenig heftig, von der Richtmaſchine zurückgewichen, denn eine Kartätſchkugel hatte ihm die Aufſatzſtange faſt unter der Naſe entzwei geriſſen. — „An der iſt nichts mehr zu halten.“

„Deſto beſſer!“ verſetzte Doſe, „hervor mit dem Quadranten! Hol' der Teufel die Kartätſchen! Das iſt ohnedies ein unwürdiges Geſchoß für eine Haubitze; paßt mir auf, meine Jungen! Wir wollen einmal vom allgemeinen Befehl abweichen und ihnen in der Geſchwindigkeit noch ein paar Granaten zuſenden. Aber das muß bei euch pünktlich gehen und ſchnell wie ein ſiedendes Donnerwetter. — Geladen! — Sechshundert Schritt auf die Gartenmauer. — He da! Schabel! wiſch mir nur gehörig aus; ich will dir was ſagen, mein Sohn, dein Herumblinzeln verjagt keine Kugel. — So! feſt drin gehalten. — Prrrdautz! was Teufel iſt das? Schießen die Hallunken wieder zur Veränderung mit Vollkugeln!“

„Am linken Vorderrad der Protze hat es zwei Felgen mitgenommen, das Rad wackelt,“ meldete ein Kanonier.

„Es ſoll in's Teufels Namen wackeln, wenn es nur hält bis wir fertig ſind,“ entgegnete Doſe. „Iſt die Granate eingeſetzt? — Genau! — So! — Geſchütz — Feuerrr!“

Die Granate ſchlug herrlich ein. Sie mußte faſt auf eines der feindlichen Geſchütze gefallen ſein und war in der gehörigen Diſtanz geplatzt. Wenige Sekunden nachher, welche Doſe dazu anwandte, auf's Neue zu laden, bemerkte man ein Durcheinanderlaufen in dem Hofe, dann wurden die Geſchütze zurückgezogen und verſchwanden hinter dem Hauſe.

„Bravo! bravo, Feuerwerker!“ rief Hauptmann v. Stengel, der herbeigeeilt war, „ein famoſer Wurf, ein ſehr ſchöner Wurf; werr weiß, wie ſehr!“

„Dank, Herr Hauptmann,“ ſprach ruhig Doſe. „Habe noch einen zweiten auf der Pfanne.“ — Damit warf er einen Blick auf das weiße Haus, hinter welchem ſich der Feind eiligſt zurückzog. „Noch eine Achtelpfund-Ladung drauf!“ rief er dann heiter, „wenn es auch ein Bischen aufhält. Jetzt auf tauſend Schritt hinabgeſchraubt, und nun Feuerrr!“

Bei dieſem letzten Worte ließ Doſe ſein Geſchütz im Stich und ſprang einige Schritt weit den Hügel hinauf, um die Wirkung des Schuſſes beſſer zu ſehen. Ah! dieſer kam zur rechten Zeit, um die regelloſe Flucht des Feindes hinter dem weißen Hauſe, die Straße abwärts, noch toller zu machen. Trog den Feuerwerker nicht ſein Auge, ſo war ein tüchtiges Stück der geſprungenen Kugel zwiſchen zwei Pferden hineingeſchlagen und hatte ein Geſchütz in den Graben gelegt. Doch war im nächſten Augenblick nicht viel mehr zu ſehen; die Batterie mußte ihr Feuer einſtellen, um nicht die eigenen Jäger zu treffen, die jetzt in wilden Sprüngen gegen das Gehöft ſtürmten, aus deſſen Fenſtern und hinter der Gartenmauer her der Feind noch ein tüchtiges Gewehrfeuer unterhielt.

Der Dragoner-Offizier, der lange hinter der Batterie gehalten, hatte ſein Vorhaben nicht vergeſſen. Als er den Feind auf dem rechten Flügel ſo unaufhaltſam fliehen ſah, und als auch keine Befürchtung für die Batterie mehr da war, ließ er ſie unter dem Schutze des Zuges Infanterie, der nicht weit von ihr ſtand, drang mit ſeinen braven Reitern durch einen Waldweg über eine dicht bewachſene Höhe gegen das weiße Gebäude und langte mit den Jägern vor demſelben an. Hier aber gewann er mit ſeinen Reitern einen Vorſprung; das Terrain ging ſanft ab- und aufwärts, und ohne ſich lange um das feindliche Gewehrfeuer zu bekümmern, warf er ſich mit ſeinen Dragonern aus dem Gehölze hinaus und ſtürmte, den Säbel in der Fauſt, das Gehöft.

Die Feinde, die hinter ihrer ſicheren Deckung wahrſcheinlich noch lange hervorgeſchoſſen hätten, waren beim Anblick der anſtürmenden Reiter, des blanken hochemporgeſchwungenen Säbels und bei dem Hurrahrufe derſelben beſtürzt geworden. Die Meiſten verließen Fenſter und Mauer, und nur die Keckſten unter ihnen thaten noch ein paar wohlgezielte Schüſſe; dann verſuchten auch ſie ihr Heil in der Flucht.

Der Dragoner-Offizier hatte es aber nicht im Sinn, ihnen dieſelbe ſo gar leicht zu machen; er ſchwenkte mit ſeinen Reitern um den Garten herum, bis an ein hinteres Thor, wo er mit den Fliehenden faſt zu gleicher Zeit ankam. Da, beim Anblick der Reiter, prallten die feindlichen Schützen erſchrocken auf und flüchteten nach dem Hauſe zurück. Doch hatten ſie ſich kaum wieder hineingeworfen, als die Jäger von der andern Seite ſchaarenweis über die Gartenmauer ſprangen und ebenfalls in das Haus ſtürmten, um den Feind, der ihnen manchen Kameraden verwundet, niederzumachen. Vergeblich ſprang ein Jäger-Offizier zu gleicher Zeit mit ihnen die Treppen hinauf und ſuchte die erhitzte Mannſchaft von unnöthigem Blutvergießen abzuhalten. Die beiden Parteien waren ſo erbittert auf einander, daß man keinen Pardon verlangte und gab, daß man ſich vielmehr in Zimmern und Gängen herumſchlug; dazwiſchen kamen zuweilen Schüſſe und ſchallte wildes Geſchrei in den Garten hinaus.

Der Dragoner-Offizier warf ſich vom Pferde, nahm einige ſeiner beſten und ruhigſten Leute und drang mit dieſen zu Fuß ebenfalls in das Haus. Hier fand er Alles in der größten Verwirrung, in einem wilden, wüthenden Kampfe. — „Warum ergebt ihr euch nicht?“ rief er einem feindlichen Infanteriſten zu, der oben an der Treppe ſtand, mit der linken Hand ſein Gewehr hielt und ſich mit der rechten an einem Pfoſten feſtklammerte. Statt aller Antwort blickte dieſer den Kavallerie-Offizier mit einem ſchauerlichen Blicke ſtarr an, zuckte dann leicht mit den Achſeln, ſtieß einen tiefen Seufzer aus und ſank in die Kniee, worauf er todt die Treppen hinabrollte.

Die Dragoner ſtürmten eilig in den erſten Stock, traten eine Thüre ein und kamen zeitig genug, um ein Dutzend feindlicher Schützen vor den anſtürmenden Jägern zu retten und zu Gefangenen zu machen.

Lieutenant v. W. ließ ſie durch ſeine Reiter hinabtransportiren und unterſuchte dann mit den Jäger-Offizieren das Haus. Sie fanden überall Todte und Verwundete, namentlich in einem größeren Zimmer des Erdgeſchoſſes, wo Doſe's zweite Granate durchgeſchlagen hatte. Dieſer Saal war durch eine ſpaniſche Wand in zwei Theile getheilt, hinter dieſer Abſcheidung vernahm der Dragoner-Offizier leiſes Schluchzen. Auf einer Matraze vor derſelben lag ein ſchwer verwundeter junger Mann, der matt den Kopf herumdrehte und ſeinen Feind fragend anſah.

„Sie werden ſogleich Hülfe erhalten,“ ſagte der Dragoner-Offizier. „Ich werde augenblicklich nach einem Arzte ſchicken. — Sind Sie ſchwer verwundet?“

„Ich glaube wohl,“ entgegnete matt der Andere, worauf er ſchmerzlich die Lippen auf einander biß. „Das Stück einer Granate hat mir ſchwer die Seite verletzt. — Sind alle unſere Leute geflüchtet?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Wir haben vielleicht einige zwanzig zu Gefangenen gemacht,“ erwiederte Lieutenant v. W.

„Zu Gefangenen?“

„Allerdings; Sie glauben doch wohl nicht, daß wir einen wehrloſen und eingeſchloſſenen Feind niedermachen? Ich bin überzeugt, Sie glauben das nicht.“

Hinter dem Verſchlage hörte man einen tiefen Seufzer.

Hiedurch aufmerkſam gemacht, fuhr der Dragoner-Offizier fort: „Wenn ſich auch dort noch einige Ihrer Leute verborgen halten, ſo mögen ſie ruhig hervor kommen; es iſt mein Grundſatz, an dem ich feſt und heilig halte: Schutz den Wehrloſen und Verfolgten, wo ich ſie finde.“

In dieſem Augenblicke verwandelte ſich der Seufzer hinter der ſpaniſchen Wand in einen leichten Aufſchrei — einen Ton, der den Offizier beben machte.

„Es ſind zwei Damen," ſprach der Verwundete.

Lieutenant v. W. trat raſch hinter den Verſchlag. Wir wollen eingeſtehen, daß ſein Herz heftiger ſchlug, als vorhin bei der Attaque auf das Haus; er ſah vor ſich eine alte Dame, die in einem Lehnſtuhle ſaß, zu ihren Füßen kniete ein junges ſchönes Mädchen, welches die beiden Hände der alten Dame gefaßt hielt.

Das junge Mädchen hatte lange blonde reiche Flechten und Locken, die wahrſcheinlich von der Aufregung los gegangen waren und ihre Schultern und Bruſt bedeckten. Sie wandte dem eintretenden Offizier mit einem ſeltſamen, erwartungsvollen Ausdruck ihr ſchönes Geſicht entgegen, das ſich plötzlich mit einer tiefen Röthe bedeckte.

Lieutenant v. W. blieb eine kleine Weile wie feſtgebannt vor dieſer Gruppe ſtehen, dann verneigte er ſich vor den beiden Damen und wiederholte nur die drei Worte: „Schutz den Verfolgten", drei einfache Worte, die aber das Mädchen mit dem blonden Haar auf's Tiefſte zu erſchüttern ſchienen; denn ihr Geſicht, vorher noch ſo roth, wurde jetzt farblos und blaß, dann ſenkte ſie plötzlich ihren Kopf in die Hände der alten Dame.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte Lieutenant v. W. nach einer Pauſe. „Wollen Sie hier in dem Hauſe bleiben, oder wohin befehlen Sie?"

Die alte Dame ſah dankbar zu dem feindlichen und doch ſo überaus artigen Offizier auf; dann richtete ſie das Mädchen in ihrem Schooß in die Höhe und erhob ſich ſelbſt, indem ſie ſagte: „Beruhige dich, Sophie." Dann wandte ſie ſich mit den Worten an den Offizier: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Artigkeit, mit der Sie Ihre Feinde behandeln; doch wenn wir auch durch die ſeltſame Lage, in der wir uns befinden, zu Ihren Gegnern gehören, ſo werden Sie doch meinen Worten glauben, daß wir Ihres Schutzes in keiner Beziehung unwerth ſind. Das Schickſal beſtimmt den Menſchen, das unſrige war hart und traurig; der Verwundete, mit dem Sie vorhin ſprachen, iſt mein Sohn, der Bruder dieſes armen Mädchens."

Lieutenant v. Werder verbeugte ſich leicht.

„Sie ſind Sieger für Ihre Sache,“ fuhr die alte Dame ſtolz fort; „wir ſind für die unſrige, die wahrhaftig nicht ſchlechter iſt, leider unterlegen.“

„Mama!“ ſagte das junge Mädchen mit bittendem Tone.

„Aber Sie ſind ein edler Sieger; ich danke Ihnen, und wenn Sie uns nicht als Gefangene zu behalten wünſchen — ich weiß ja nicht, wie ſtreng Ihre Befehle ſind — ſo bitte ich Sie, mich nach *.. bringen zu laſſen; es iſt ein Landgut, eine halbe Stunde von hier, und unſere eigentliche Wohnung.“

„Sie ſind vollkommen frei, meine Damen,“ verſetzte der Dragoner-Offizier, „und wenn ich Sie, um mich Ihres Ausdruckes zu bedienen, nach *.. bringen werde, ſo geſchieht es nur, um Sie durch meinen Schutz vor allenfälligen Unannehmlichkeiten zu bewahren.“

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete trocken und ernſt die alte Dame. „Aber mein Sohn — was wird mit ihm?“

„Ich erwarte nur den Bericht des Arztes, ob er zu transportiren iſt, und in dem Falle kann er Sie begleiten und hat nur ſein Ehrenwort zu geben, daß er ohne vorherige Anzeige das Landgut nicht verlaſſen wird.“

Die alte Dame warf einen ſchmerzlichen Blick gen Himmel, dann ſagte ſie mit leiſem, aber bitterem Tone der Stimme: „Seien Sie unbeſorgt, Ihre Kugel hat zu gut getroffen; mein unglückliches Kind wird jenes Landgut lebend nicht verlaſſen. — Oh!“ fuhr ſie in Thränen ausbrechend fort, „könnte ich nur meinen ſchwerſten Fluch auf das Haupt desjenigen ſchleudern, der jene niederträchtige Kugel herüber geſandt!“

So unangenehm der Dragoner-Offizier auch von dem Schmerze der Mutter berührt war, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, in ſeinem Geiſte Urſache und Wirkung zuſammen zu ſtellen. Dort den langen Feuerwerker Doſe in ſeinem Dienſteifer, in ſeinem Glück über den ſchön gelungenen Wurf, hier den verwundeten jungen Mann, vielleicht der Stolz ſeiner Familie, in den ſchönſten Jahren des Lebens niedergeſchmettert. — „Ah, der Krieg iſt ein hartes Handwerk,“ ſprach er halblaut vor ſich hin. Worauf die alte Dame die Zähne zuſammenbiß und ihm das junge Mädchen einen dankenden Blick zuwarf.

Der Arzt der reitenden Batterie war ſchnell auf dem Platze, er unterſuchte die Verwundeten, zuckte bei dem jungen Manne die Achſeln und ſagte leiſe zu dem Dragoner-Offizier: „dem wird ein Transport nicht viel mehr ſchaden.“ Eine Tragbahre wurde in dem Hauſe gefunden, und man legte den jungen Mann darauf, nachdem ſeine ſchwere Wunde ſo gut wie möglich verbunden war. Einige Knechte, die man in den Ställen und Kellern gefunden, faßten die Tragbahre an und verließen mit derſelben das Haus. Die Mutter hatte die Hand ihres Sohnes erfaßt und ging neben ihm her, das junge Mädchen folgte.

Lieutenant v. W. nahm zwölf Mann ſeiner Dragoner und hielt es für ſeine Pflicht, die Gefangenen nach dem nahen Landhauſe zu begleiten. Er ging an der Seite des jungen Mädchens und ließ ſein Pferd folgen, deſſen Zügel er um die rechte Hand geſchlungen hatte. Raſch ſchritten die Träger voran, und nachdem man den Garten verlaſſen, wandte man ſich zwiſchen die Berge hinein, ließ das Schlachtfeld hinter ſich und war in kurzer Zeit von dem dichten friſchgrünen Walde umfangen, von der ruhigen, ſtillen Natur, und hätte es leicht vergeſſen können, daß noch vor einer halben Stunde dieſe Berge wiederhallten vom Gewehrfeuer und Kanonendonner. Dort unten im Thale war der Krieg, hier der Friede. Wenn vorn die Träger, was öfters vorkam, an einer Biegung des Weges auf Augenblicke verſchwanden, ſo überließ ſich der junge Offizier ſeinen Phantaſieen und träumte ſich in eine ganz andere Zeit und Umgebung hinein. Da war er allein mit dem jungen Mädchen unter den hohen Buchen und Eichen, ſie machten einen harmloſen Spaziergang, und er vergaß völlig den heutigen Morgen, dachte nicht mehr daran, daß er erſt vor Kurzem den hochgeſchwungenen Säbel in die Scheide geſteckt.

So leichten Herzens er einige Zeit neben der ſchönen Sophie dahin ſchritt, ſo ſchwer wurde es ihm, ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. Der blutige Tag däuchte ihm kein paſſendes Terrain, ebenſo wenig die Erinnerung an jene Nacht. Glücklicher Weiſe gedachte er des Landhauſes am Rhein und des langen Eduard, und auf die Erzählung dieſes würdigen Freundes fußend, ſprach er von dem andern Tage jenes Balles, von ſeinem Glücke, durch jene Einquartierung eine Nachricht von ihr erhalten zu haben, eine Nachricht, die ihn ganz entzückt, da er daraus entnommen habe, man zürne ihm, dem Unbekannten, nicht wegen ſeiner verwegenen Handlung. Wenn er auch dem, was er ſagen wollte, auf einem großen Umwege näher geſchlichen war, ſo erröthete und erblaßte das Mädchen doch abwechſelnd und beeilte ihre Schritte, um die Vorausgegangenen einzuholen.

„Seien Sie nicht ſo grauſam gegen mich!“ bat der Dragoner-Offizier; „uns hat das Schickſal zweimal auf ſo eigenthümliche Art zuſammengeführt, daß man wahrhaftig glauben könnte, es habe dies nicht ohne Abſicht gethan. Und leider bedarf ich für beide Male Ihre Verzeihung, mein Fräulein, und nur darum bitte ich.“

Das Mädchen erhob den Kopf und ſah ihn mit ihren glänzenden dunkeln Augen eine Sekunde feſt an. — „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,“ ſagte ſie nach einer Pauſe. — „Damals, das war eine unüberlegte Handlung, und heute — — nun, ich könnte es faſt für ein Unglück halten, daß Sie uns feindlich gegenüber ſtehen.“

„Ah! wenn Sie das wenigſtens für ein Unglück halten, ſo bin ich ſchon zufrieden, und ich danke Ihnen herzlich für dieſes Wort.“

Sophie ſah ihn treuherzig an, dann verſetzte ſie raſch: „Ich danke Ihnen recht ſehr, daß Sie ſich meines Bruders und unſerer ſo edelmüthig angenommen. Wir befanden uns in dem Hauſe nach dem unglücklichen Ausgange des

Gefechts in einer tödtlichen Angſt, — als ich Ihre Stimme erkannte . . .“

„Ah! Sie erkannten meine Stimme?“

„Jene Worte,“ ſagte das Mädchen leicht erröthend, „da fühlte ich, daß wir gerettet ſeien.“

„Sie fühlten das, Sophie?“

„Ja, ich fühlte es,“ antwortete das Mädchen und blickte den jungen Offizier mit einem unnennbar weichen Ausdrucke an, „und ſagte zu mir: wir ſind gerettet.“

„Alſo Sie gedachten meiner? Ja, Sie mußten meiner gedacht haben, wenn Sie die Stimme oder die Worte wieder erkannten!“

„Ja, — — ich dachte vielleicht hie und da an Sie, und wohl nicht an Sie; ich dachte an etwas Weſenloſes, an etwas, das ich nie geſehen, ich dachte an drei Worte, an den Klang jener Stimme.“

„Und als ich nun vor Sie hintrat und jene drei Worte ausſprach, war ich Ihnen fremd, oder wurde es Ihnen leicht, den Klang meiner Stimme mit meiner Perſon zu vereinigen?“

„Sie waren unſer Retter,“ antwortete kaum hörbar das Mädchen, und ich fühle mich nicht unglücklich, daß Sie gerade es waren. — — — — Doch endigen wir dieſe ſonderbare Unterhaltung; auch ſind wir am Ziele; dort vor uns liegt das Landhaus. Nehmen Sie nochmals meinen Dank, und laſſen Sie mich eilen, meine Mutter iſt ſchon weit voraus.“

„Aber ich werde Sie wieder ſehen, Sophie,“ ſagte drängend der Dragoner-Offizier, indem er eine ihrer Hände ergriff, „gewiß, ich werde Sie wieder ſehen. Wir bleiben drüben ein paar Tage liegen, und mein Pferd trägt mich in einer kleinen Viertelſtunde hieher.“

Lieutenant v. W. glaubte von den Fingern des jungen Mädchens einen leichten Druck zu fühlen; doch als er ihrem Blick begegnen wollte, war dieſer feſt nach dem Landhauſe gerichtet, und ohne ſich umzuwenden, ſprach ſie: „Leben Sie wohl. — Sie müſſen Alles vergeſſen. Denken Sie an den Krieg und daß wir Feinde ſind; vor Allem aber merken Sie auf meine Worte: wagen Sie ſich nie allein und unbeſonnen in dieſe Berge." — Damit riß ſie ihre Hand los und ſprang den vorausgeeilten Trägern nach.

„Ei!" ſagte der Dragoner-Offizier nach einer Pauſe, während er ihr nachblickte, da ſie ſo leicht und ſchlank dahinſchoß wie ein Reh, „ei der Tauſend, ſo leicht gibt man ein ſolches Abenteuer nicht auf!" — Damit ordnete er das Sattelzeug ſeines Pferdes, ſchwang ſich hinauf und trabte, von den Dragonern gefolgt, nach dem weißen Hauſe zurück.

Achtes Kapitel.

Handelt vom Bivouakiren im Allgemeinen und zeigt, wie man in Friedenszeit ſeine Wache verlaſſen und doch ein braver Bombardier ſein kann.

Der Feuerwerker Doſe hatte einen glorreichen Tag verlebt; er war zum erſten Male im Feuer geweſen, er hatte ſich mit ſeinem Geſchütze tapfer geſchlagen, und man konnte nicht läugnen, ein kleines Lorbeerblatt des Siegeskranzes gebührte ihm. Dagegen waren die Verluſte, die er und das Geſchütz erlitten, nicht außerordentlich groß. Außer dem Stangen-Handpferde, das getödtet worden, war nur eines der Bedienungsmannſchaften ziemlich verletzt, dann hatten drei Kanoniere nicht gerade bedeutende Schrammen erhalten, ihm ſelbſt aber hatte eine Kartätſchkugel die Parirſtange des Säbels zertrümmert und ihn an der Hüfte verletzt. Von einigen Lafettenſplittern und einem zerſchmetterten Wiſcher wollen wir gar nicht reden. Wichtiger waren die verletzten Felgen des Protzrades, und hierbei zeigte ſich Doſe auf dem Schlachtfelde in ſeiner ganze Größe. Er war von jeher ein Freund von allen manoeuvres de force geweſen, und hier fühlte er ſich ganz glücklich, das Erlernte praktiſch anwenden zu können.

Während die übrige Batterie abfuhr, um ſich am Bivouakplatze aufzuſtellen, blieb Doſe allein zurück, beſchiente die zerſprungenen Felgen und umwand ſie ſo ſauber und feſt mit Stricken, daß es eine wahre Freude war, die fertige Arbeit zu ſehen.

Doſe hatte an dem Tage Glück; denn als Alles in Ordnung war und er ſich auf das Pferd ſchwang, um gegen das Dorf hinab zu reiten, begegnete er einem Trupp glänzender Offiziere, hohen und höchſten Generalen und Commandeuren. Der Feuerwerker meldete dienſtmäßig die Urſache ſeines verſpäteten Einrückens, und die Haubitze war augenblicklich von einem Kreiſe aufmerkſamer Zuſchauer umgeben, welche die entſtandenen Schäden und ihre kunſtvolle Ausbeſſerung in Augenſchein nahmen. Der vornehmſte und erſte der Offiziere, ein ſchöner Mann mit einer hohen Geſtalt, freundlichem Geſicht und prachtvollem blondem Schnurrbarte, ließ den Namen des Feuerwerkers notiren, der darauf ſeelenvergnügt ſeinen Weg fortſetzte.

Auch Hauptmann von Stengel empfing Doſe'n freundlich, werr weiß, wie ſehr! und verſicherte ihm, er werde auf ſeine Beförderung antragen, werr weiß, wie bald!

Sämmtliche Truppen hatten ſich unterdeſſen um das Dorf zuſammengezogen und theils in demſelben Quartiere erhalten, theils bivouakirten ſie rings umher. Das Hauptquartier wurde in jenes weiße Haus verlegt, von deſſen Erſtürmung wir Zeuge waren; es war ein gut eingerichtetes, großes Gebäude, lag, wie ſchon bemerkt, auf einem Hügel, weßhalb man von ihm aus die Gegend rings umher überſchauen konnte. Von hier nun nahmen ſich die Bivouaks und Lagerplätze der Soldaten, die Artillerieparks, die Kavalleriepikets außerordentlich gut aus; jeder Truppentheil bildete einen eigenen, abgeſchloſſenen Theil, eine zahlreiche Familie, die eben anfing, ſich häuslich einzurichten.

Die Infanterie ordnete ihren Lagerplatz am ſchnellſten; denn ſie brauchte nur den Torniſter abzuſchnallen und ihn in Reihe und Glied zu legen, und hatte alsdann die vollkommenſte Muſe, ihr Holz, ihr Waſſer und ihre Lebensmittel zu faſſen. Bei ihr qualmten auch zuerſt die Feuer, wurden zuerſt die großen Keſſel übergehängt und eine gute Suppe gekocht.

Die Kavallerie brauchte längere Zeit, um Pflöcke einzuſchlagen, die Fouragierleinen herum zu ziehen und die Pferde mit den Stricken daran zu binden.

Die Artillerie mit ihren Kugel- und Granatwagen war genöthigt, länger zu marſchiren und ſich entfernter aufzuſtellen. Nachdem dieß mit großer Genauigkeit und ziemlicher Umſtändlichkeit geſchehen, wurde die Deichſelſpitze durch einen in den Boden geſchlagenen Pfahl befeſtigt, die Pferde an die Deichſel und hinter das Geſchütz und die Wagen gebunden und darauf abgeſattelt. Wenn auf dieſe Art die Artillerie auch am längſten gebraucht, ehe ſie zur Ruhe kam, ſo bot dagegen auch ihr Lager den maleriſchſten Anblick. Die Geſchütze ſtanden da ernſt und düſter in langer Reihe, um ſie herum die ſchüttelnden und ſchnaubenden Pferde, hinter ihnen die dunkeln Wagen, und zwiſchen all' dem das Gewühl der Kanoniere, die, nachdem ſie Sattel und Zeug abgelegt, zu einander hinliefen, um ſich über die Erlebniſſe des Tages zu unterhalten. Ein anderer Theil beſchäftigte ſich an den Kochherden, die in ziemlicher Entfernung von der Batterie angelegt waren, oder umſtanden neugierig die Feldſchmiede, die von dem Batterieſchmied in Thätigkeit geſetzt wurde und deren großer Blasbalg auf und ab ächzte.

Dieſe Einzelheiten bemerkte man freilich aus der Entfernung nicht; doch bot dafür, von Weitem geſehen, die ganze Ebene ein reges, lebendiges Bild. Das Grün der Wieſen hie und da mit den dunkeln, wimmelnden Geſtalten bedeckt, große Flecken bildend, rings herum die ernſten Waldungen, vorhin ſo lebendig und bewegt, jetzt in tiefem Schweigen, kaum unterbrochen durch den Schrei eines Raubvogels, das Dorf in der Mitte, beglänzt von der Abendſonne, mit ſeinen ſpitzigen Giebeldächern und unzähligen Schornſteinen, aus denen bläulicher Rauch empor qualmte, und über Alles die alte Schloßruine, die ſo finſter und grämlich auf dieſes Treiben hinabzuſchauen ſchien.

Die mannigfaltigſten Klänge belebten dieſes kriegeriſche Bild: der Jubelruf der Soldaten, ein in der Entfernung geſungenes Lied, das ſcharfe Raſſeln einer Trommel, irgend ein Horn- und ein Trompetenſignal, und endlich die Klänge einer prächtigen Militärmuſik, die hell und luſtig von dem weißen Gebäude her über das Feld dahin ſchallte.

Das weiße Haus war übrigens der Mittelpunkt des ganzen Lagerlebens; mit ſeinem weiten Hofraume und Garten war es ein Bild im Kleinen von dem, was das Feld draußen im Großen war. Auch hier lagerte Infanterie, Kavallerie und Artillerie, theils als Bedeckung des Hauptquartiers, theils als Reſerve einer vorgeſchobenen Feldpoſten-Kette.

Wenn wir den geneigten Leſer in den Hofraum dieſes Hauſes führen, ſo geſchieht es, um dem Titel unſeres Buches: „Wachtſtuben-Abenteuer" einigermaßen getreu zu bleiben. Wenn auch hier von keiner Wachtſtube die Rede war, ſo doch von einer Wache im großartigſten Style, von der Wache einer Compagnie Garde-Landwehr und Linien-Infanterie, welche heute die ſpezielle Bedeckung des Hauptquartiers bildeten. So lange es Tag war, hatte dieſe Wache nicht viel Bemerkenswerthes: die Soldaten ſaßen auf den Treppen des Hauſes oder lagerten ermüdet unter den großen Bäumen des Hofes, die Offiziere dagegen befanden ſich bei ihren Kameraden oder im Hauſe, plauderten über allerlei Vorgefallenes und vernahmen mit Intereſſe die Rapporte der verſchiedenen Truppentheile über die Erlebniſſe des Tages. Als es aber Abend geworden war, als man hörte, wie aus jedem

Theile des Bivouaks die Retraite geſchlagen und geblaſen wurde, als es immer mehr dunkelte und man auf der Ebene nichts- mehr erkennen konnte, als die Feuer der Soldaten und einzelne Lichter aus den Häuſern des Dorfes, da begann auch der weite Hof eine ganz andere Geſtalt anzunehmen. Die Soldaten hatten Feuer angezündet für ſich und die Offiziere, und als die Flammen hoch empor loderten, die Wände des Hauſes mit rothem magiſchem Schein bedeckten und die Bäume auf eigenthümliche Art zu beleben ſchienen — denn die hell angeſtrahlten Blätter zitterten durcheinander bei jeder Bewegung der Flamme, und die Schatten an den weißen Mauern wehten in ſeltſamen Formen hin und her, wie dunkle Geſpenſter, — da belebte ſich der Hof, man verließ die dunkeln unfreundlichen Zimmer und gruppirte ſich um die Wachtfeuer plaudernd im Kreiſe.

Um eines derſelben finden wir unſere Freunde wieder: den Dragoner-Offizier v. W., den Huſaren-Offizier, der Adjutantendienſt im Hauptquartier verrichtete, Lieutenant Robert, der die Geſchütze der Feldwacht kommandirte, und den langen Eduard, der ſich hier als Wachthabender befand. Letzterer ſaß an einen Baumſtamm gelehnt und machte in ſeiner ernſten und würdigen Weiſe die Honneurs des Wachtfeuers, d. h. er vertheilte die Plätze an demſelben, er ſah darauf, daß fleißig Holz nachgelegt wurde, er hatte eine große Feuerzange neben ſich, mit der er glühende Kohlen zum Anzünden der Pfeifen und Cigarren herumreichte, und wenn er die Hand hinter dem Baum ausſtreckte, an dem er ſaß, ſo gab ihm ſein Burſche eine Flaſche rothen Wein in die Hand, die er alsdann in zeitgemäßen und richtigen Pauſen im Kreiſe umhergehen ließ.

Die meiſten der Offiziere befanden ſich in der Mütze und ohne Waffen; nur der lange Eduard und der Dragoner-Offizier waren dienſtmäßig gekleidet. Letzterer ſtand aufrecht neben dem Feuer, hatte beide Hände auf ſeinen Säbel geſtützt und blickte nachdenkend in die rothen Flammen.

„Zu allem dem, was du heute erobert, gehört auch dein außerordentliches Glück,“ ſagte der Huſaren-Offizier. „Alle Wetter! ſo was blüht unſer einem nicht. Kommt da mit ſeinem Zuge und kann an der Erſtürmung eines verſchanzten Hauſes Theil nehmen. Wem Gott wohl will, dem gibt er's im Schlafe.“

„Unberufen,“ antwortete ernſt der Andere.

„Und die Eroberung, die er gemacht hat!“ miſchte ſich der lange Eduard in das Geſpräch. „Ich habe mir die Sache erzählen laſſen; doch möchte ich ſie von dir hören, es liegt noch ein gewiſſes Düſter darüber. Haben wir Hoffnung, daß du uns daſſelbe aufklärſt?“ — Bei dieſen Worten blinzelte er dem Freunde aus dem Augenwinkel zu.

„Die Geſchichte iſt ſehr hell und klar,“ gab der Dragoner zur Antwort. „Ich fand hier eine Mutter mit ihrer Tochter und einem auf den Tod verwundeten Sohne. Da wir keine Weiber zu Gefangenen machen, ſo ließ ich alle drei nach einem nahe gelegenen Landgute bringen.“

„Doch hätte dir bald dieſe ritterliche That eine artige Naſe eingetragen,“ ſagte Lieutenant Robert; „ich mußte drinnen im Dorfe ein paar Pferde requiriren und kam gerade dazu, wie ſich der General v. H. über dieſes Thema ausließ.“

„Nun?“ fragten die Offiziere.

„Madame, die hier im Hauſe gefunden wurde, iſt die Frau des Gutsbeſitzers D., die Eigenthümerin dieſes Landguts und eine entſchiedene und gefährliche Anhängerin der anderen Partei. Der Gemahl iſt in Geſchäften abweſend, und ſie ſoll die Vertheidigung auf dieſem Punkte faſt ganz allein geleitet haben.“

Der Dragoner-Offizier blickte achſelzuckend in die Höhe.

„Aber ſie hat eine Tochter,“ bemerkte ruhig der lange Eduard, „mit ſehr ſchönem blondem Haar und ultra-konſervativen Geſinnungen. Dieſe Tochter hat mit dem Kampfe nichts zu thun, denn ſie iſt erſt ſeit Kurzem vom Mittelrhein gekommen, wo ſie ſich Vergnügens halber aufgehalten.“

„Kennen Sie dieſelbe?“ fragte der Huſaren-Offizier.

„Ich habe euch ſchon einmal erzählt, daß ich nach einer denkwürdigen Nacht bei einem luſtigen Demokraten im Quartier lag, wo wir guten Wein aus ſeinem Keller probirten und mit drei hübſchen Mädchen dinirten.“

„Meidinger!“ warf halb ärgerlich der Dragoner-Offizier dazwiſchen. Die anderen Offiziere lachten, und der lange Eduard fuhr ruhig fort:

„Es iſt nicht ganz Meidinger, denn ich glaube, es wird noch Fortſetzungen haben, die für uns in der That recht neu und überraſchend ſind.“

Der Dragoner-Offizier pfiff ſtatt aller Antwort irgend eine Melodie und ſtieß mit ſeiner Säbelſcheide auf die glühenden Holzſtücke, daß Myriaden von Funken umherſtoben.

Der Lieutenant Eduard ſtreckte die Hand hinter den Baum und brachte eine neue Flaſche zum Vorſchein, die er rechts herumgehen ließ.

„Das war doch heute ein recht angenehmer Tag,“ meinte der Huſar, nachdem er getrunken und ſich den Schnurrbart mit der Hand abgewiſcht. „Habt ihr bei der Infanterie viel Verluſte gehabt?“

„Unbedeutend!“ entgegnete der lange Eduard, „wenige Leute ſind verwundet und ſehr leicht. Der Einzige, dem es ſchlimmer ergangen, iſt der arme Lieutenant Schmauder; der Mann hat kein Glück; er führte die Plänklerkette, und einer der erſten Schüſſe, die drüben losgehen, ſchickt ihm eine Kugel in die linke Seite.“

„Der arme Schmauder!“ ſagte der Huſaren-Offizier. „Erinnert ihr euch noch des Punſches, den wir mit ihm auf der Hauptwache in C. tranken, wenige Tage vor dem Ausmarſch?“

„Es iſt gut, daß ihr mich daran erinnert,“ rief Lieutenant Robert. „Bei der Fußartillerie hatten ſie heute ebenfalls einen Verluſt, der mit jenem Abend zuſammenhängt. Ihr erinnert euch gewiß der Geſchichte mit den Patrouillenzetteln!“

„Verſteht ſich,“ erwiederte der lange Eduard: „die Correſpondenz der beiden Wachthabenden mit einander.“

„Allerdings.“

„Nun, der eine dieſer Correſpondenten, der Commandirende auf dem Fort draußen, Hornemann hieß er, hat ſich heute bei der Bedienung ſeines Geſchützes auf’s außerordentlichſte hervorgethan; die Details weiß ich nicht ganz genau, aber ſo viel iſt gewiß, daß dieſer brave junge Mann tüchtig befördert worden wäre — wenn er nicht —“

„Nun, wenn er nicht —?“ fragten die Offiziere.

„Wenn er nicht,“ fuhr Lieutenant Robert ſehr ernſt fort, „neben ſeinem Geſchütze gefallen wäre. Es war eine luſtige heitere Soldatenſeele, fröhlich und wohlgemuth, hat ſich aber geſchlagen, wie einer der Beſten.“

„Das thut mir in der That leid,“ verſetzte der Dragoner-Offizier. „Armer junger Menſch! ſieht die Seinigen nicht wieder. Wer weiß, welch treues Herz in dieſem Augenblicke an ihn denkt! Ja, das iſt der Krieg.“

„Und der Lieutenant Schmauder,“ warf der Huſaren-Offizier dazwiſchen. „Gott gebe ihm ſeinen Frieden! Aber davon bin ich überzeugt, wenn die Beiden ſich jenſeits treffen, ſo bekommt der arme Bombardier doch noch einen Verweis, daß er einſtens ſeine Wache verlaſſen.“

Der lange Eduard hatte die Flaſche von der linken Seite zurück erhalten; er hielt den Reſt zwiſchen ſeinem Auge und dem Wachtfeuer, ſo daß ſein Geſicht röthlich angeſtrahlt wurde, und ſprach nach einer Pauſe: „Ich habe euch ja damals ſchon geſagt, daß die jungen Leute, wenn ſie auch im Uebermuthe und in Friedenszeiten im Stande wären, ihre Wache zu verlaſſen, ſich brav und tüchtig benehmen würden, wenn es einmal gegen den Feind ginge. Der hier hat’s bewieſen; ich trinke den Reſt da auf ſein Andenken; möge es ihm drüben gut werden!“

„Möge er ſeinen Frieden finden!“ fügte Lieutenant Robert hinzu.

„Obgleich er hier auf Erden einmal ſeine Wache verlaſſen.“

„Um einer Geliebten willen,“ ſprach nachdenkend der Dragoner-Offizier.

Worauf der lange Eduard den Reſt der Flaſche austrank und ſie dann hinter ſich an die Mauer warf, daß ſie in tauſend Stücke zerſplitterte.

Neuntes Kapitel.

Der Dragoner-Offizier unterſucht nächtlicher Weile die Vorpoſten, ſieht eine buntfarbige Correſpondenz mit dem Feinde und faßt ſeinen Entſchluß, da er eine Verrätherei ahnet.

Noch eine Zeit lang hatte ein lebhaftes Geſpräch und die Erinnerung an den vergangenen Tag den Schlaf von den Augen der Offiziere verſcheucht, die um das Wachtfeuer ſaßen. Als aber die Elf-Uhr-Ablöſung vorbei war, entſchuldigte ſich einer nach dem andern und ſchlich langſam davon, dem Hauſe zu, um dort in irgend einem Winkel ein Bund Stroh oder eine Matratze zu finden. Selbſt der lange Eduard blickte oft Minuten lang, ohne zu ſprechen, in's Feuer, dann wurde ſein Blick unſicher, die Augenlider ſanken ihm zu, ſein Kopf vornüber, und erſt, als das Kinn auf die Bruſt aufſtieß, gab er einen Ton von ſich, ſchrak in die Höhe und ſagte lächelnd, indem er die Augen weit aufriß: „Was ich da geträumt, war ungeheuer Meidinger."

Der Dragoner-Offizier war der Letzte, der am Feuer ſtehen blieb; doch endlich drückte auch er ſeinen Helm feſt, hakte den Säbel an der Koppel los und reichte dem Wachthabenden zum Abſchied die Hand.

„Wo haſt du dein Quartier?" fragte ihn der lange Eduard. „Drunten im Dorf? Oder gehſt du in's Bivouak?"

„Für heute Nacht finde ich nirgendwo etwas, wo ich mein Haupt hinlegen kann," entgegnete der Andere; „ich habe es für Lieutenant D., der ein wenig unwohl iſt, übernommen, die Feldwachen abzureiten, bin alſo im Dienſte ſo gut wie du."

„Da habe ich aber einen kleinen Vortheil," verſetzte der Lieutenant der Infanterie; „ich werde mir in der Ecke des Hofes, wo die alte Linde ihren Schatten recht dicht hinwirft, ein Bund Stroh ausbreiten laſſen, das ich ausfindig gemacht, um ein paar Stunden zu ſchlafen. Wenn du von deinem Ritte zurückkommſt, weck' mich auf. Ich brauche nur ſehr wenig Schlaf, um mich zu reſtauriren. Dann machen wir uns einen Kaffee und erwarten den Morgen."

„Meinethalben, ich werde kommen, beneide dich auch um deine Ruhe nicht," ſagte der Kavallerie-Offizier. — — „Mir iſt mein Ritt recht lieb, ich würde die Nacht doch nicht gut ſchlafen. — Alſo auf Wiederſehen!"

„Gute Nacht!"

Damit traf der lange Eduard alle Anſtalten, um ein wenig auszuruhen; er poſtirte einen Unteroffizier und ein Dutzend von der Wachtmannſchaft um das Feuer, zog ſich in den Schatten zurück und wickelte ſich dort in ſeinen Mantel, um den Schlaf des Gerechten zu ſchlafen.

Der Dragoner-Offizier ging in den Garten des Hauſes, wo ſich von ſeinen Leuten einige an einem Feuer aufhielten. Er ſagte einem alten Unteroffizier leiſe ein paar Worte, dieſer legte die Hand an den Helm, winkte ſeinen Reitern hinweg und verſchwand mit ihnen im Dunkel des Gartens. Gleich darauf hörte man aber das leiſe Wiehern und Schütteln von Pferden, ſowie das Klirren von Säbelſcheiden, die an Sattelwerk und Sporen ſchlugen. Dann tauchte aus dem Schatten ein Dragoner mit einem Handpferde hervor; Lieutenant v. W. ſchwang ſich leicht auf und ritt zu dem Hofthore hinaus, gefolgt von einem Trupp von ungefähr zehn Reitern.

Wie war die Nacht ſo ſchön und ruhig! Auf der Ebene ſchienen die meiſten Wachtfeuer erloſchen zu ſein, nur hie und da bemerkte man noch einen röthlichen Schein zwiſchen einer dunkleren Gruppe: wahrſcheinlich Soldaten, die dort noch ſaßen und zuſammenplauderten. Der Offizier ritt mit ſeinen Dragonern den Hügel hinab, den er am Morgen hinaufgeſtürmt war; bald kam er an die Stelle, wo die Geſchütze zum letztenmal gehalten; rechts hatte er den Wald, der in tiefem, geheimnißvollem Schweigen neben ihm lag. Nicht der geringſte Laut unterbrach die Stille, kein Flüſtern des Blattes, kein Liſpeln des Windes; es war eine ruhige, warme Sommernacht. Immer tiefer ritt er hinab und kam jetzt auf den Grund des Wieſenthales, wo Doſe die erſten Granaten geworfen und wo ihm die zwölfpfündige Kugel ſo nahe gekommen war. In das enge Thal ritt er hinein und man hörte auf dem naſſen, bethauten Wieſenboden keinen Tritt der Pferde; kein Klirren der Waffen unterbrach die Ruhe; es war oftmals ſo ſtill, daß man das Rieſeln des Baches hörte, wie ſeine Wellen über die glatten Kieſel dahin ſchliffen. Vor ihnen lag die mit Laub- und Nadelholz bewachſene Anhöhe, welche das kleine Wieſenthal abſperrte, und weil hier unten Alles in ſo tiefer Nacht begraben lag, ſo bemerkte man um ſo deutlicher dort den hellen glänzenden Nachthimmel im weißblauen Lichte, auf dem ſich die dunklen Tannen ſcharf und zierlich abzeichneten. Der Mond begann aufzuſteigen.

Ein ſchmaler, ſandiger Weg führte aus dem Wieſenthal auf jene Anhöhe, welche über die Vorpoſtenkette lief. Je höher die Reiter empor ſtiegen, deſto klarer leuchtete ihnen der Himmel entgegen. Bald hatten ſie den Bergkamm erreicht, und der Lieutenant v. W. blieb einen Augenblick überraſcht ſtehen, denn er blickte vor ſich in das weite Rheinthal voll phantaſtiſcher Nebel- und Schattengeſtalten. Gewaltige ſilberdurchwebte Schleier bildeten das Mondlicht und die aufſteigenden Dünſte. Baumgruppen ſtanden dazwiſchen, wie geſpenſtige ſchattenhafte Weſen mit lang ausgeſtreckten Armen, die jetzt plötzlich im wilden Tanze eingehalten und regungslos daſtanden, als der Blick eines Sterblichen auf ſie hernieder fiel. Hell und glühend erhob ſich drüben die Mondſcheibe, das Geſicht der Nachtgöttin, die all' dieſen Spuk hervorruft, und auf ihrem Haupte ſchienen jene flatternden Schleier zu beginnen, die das ganze Thal überwallten und erſt weit in der Ferne endeten in einem langen, breiten ſilbernen Streifen. Das war aber in Wirklichkeit der Rhein, der dort ruhig und majeſtätiſch durch die Ebene floß.

Der Offizier legte ſeinem Pferde die Zügel auf den Hals und blickte entzückt rings um ſich her. Er war ſehr empfänglich für Naturſchönheiten, namentlich aber in der heutigen Nacht, wo ſein Herz aufgeregt war und heftiger ſchlug, wenn er an die Begegnung von heute Morgen dachte. Dort in der Mitte des ſtillen Waldes lag jenes Landhaus, umgeben von den kleinen Thälern, die ſehnſüchtig auf den Kuß des Mondes zu harren ſchienen, um auch in ihrem Schooße ein mitternächtiges Leben entſtehen zu laſſen. Es iſt ſo ſchön, wenn man es mit anſieht, wie ſich der erſte Mondſtrahl durch Schluchten und Bäume hineinſchleicht in die ſtillen Waldgründe, wie dann plötzlich das Waſſer erglänzt und aufzujauchzen ſcheint, wie ſich rings umher lichte Geſtalten erheben und über die ſtrahlenden thaubenetzten Wieſengründe dahin zu ſchweben ſcheinen. Es iſt ſo beruhigend, dabei eines geliebten Weſens zu gedenken, das vielleicht in dieſem Augenblicke träumeriſch die Augen öffnet und hell erwacht, wenn es das weiße Licht ſieht, wie es vor den Fenſtern Einlaß begehrt, um Botſchaft zu bringen von dem, der dort auf der Höhe hält, deſſen Haar im Abendwinde flattert und der die Hand auf das Herz preßt, verſunken in tiefe, ſelige Gedanken. — Ja, dieſe Gedanken ſind es, die auf Mondſtrahlen hinüberziehen und die hier und dort gleichen Gedanken erwecken; es iſt ein magnetiſcher Rapport, der ſich herſtellt zwiſchen zwei Weſen, die, beide zugleich an einander denkend, in die helle Scheibe des Mondes blicken.

Der Bergkamm, auf dem jetzt die Dragoner ritten, lief in einer Schlangenlinie, und auf den äußerſten Punkten ſtanden die Schildwachen. Hier waren es Cuiraſſiere, und ſo ein einzelner Reiter, wie er da hielt, unbeweglich auf ſeinem Pferde im weißen Mantel mit dem ſtrahlenden Helm und Harniſch, gewährte einen phantaſtiſch ſchönen Anblick. Scharf ſpähte er umher, doch nur mit dem Auge. Die linke Hand hält feſt den Zügel, während die rechte mit dem kurzen Carabiner auf dem Sattelknopfe ruht. Jetzt ſpitzt das Pferd die Ohren und ſchnaubt oder wiehert leiſe, darauf wird es plötzlich von dem Reiter zuſammengefaßt, wendet ſich in der Geſchwindigkeit gegen die Ankommenden, und helle Blitze ſtieben während dieſer Bewegung von dem blanken Bruſtharniſch.

„Halt! wer da?“

Lieutenant v. W. ritt ein paar Schritte vorwärts, dann gab er Parole und Feldgeſchrei; der Cuiraſſier antwortete, und die Dragoner ritten vorüber.

Der nächſte Reiterpoſten war durch das Anrufen ſchon aufmerkſam geworden und ritt den Kameraden eine kurze Strecke entgegen. Dann rief auch er und antwortete ebenfalls, nachdem er das Feldgeſchrei gehört.

So zogen die Dragoner eine halbe Stunde über den Bergkamm dahin, und alle die Reiterpoſten, bei denen ſie vorbei kamen, waren aufmerkſam und auf ihrer Hut. Der letzte befand ſich ungefähr gegenüber der alten Ruine, die man aber nicht ſehen konnte, weil das Thal und der Wald dazwiſchen lagen. In der Schlucht, die zu jener hinanführte, hatten Jäger die Wache und befanden ſich hier ſo verſteckt wie möglich. Der Erſte, auf den die Patrouille ſtieß, lehnte an einer dicken Eiche und war vom Stamme kaum zu unterſcheiden; er hielt die Büchſe ſorgfältig an die Bruſt gedrückt, die rechte Hand unter dem Schloſſe, die linke oben an dem Lauf, — ein energiſcher kleiner Kerl, und als er „Halt, wer da?“ rief, hob ſich der Kolben empor und der Lauf ſenkte ſich, weßhalb ſich der Dragoner-Offizier auch möglichſt beeilte, das Erkennungswort zu geben. Mit ſo einem blutdürſtigen Jäger iſt nicht zu ſpaſſen, da heißt es: ſchnelle

Antwort oder leerer Sattel; auch brummte er ein Weniges, nachdem die Reiterpatrouille vorüber gezogen war.

Langſam ſtieg dieſe wieder das Thal hinab, wurde überall von den Poſten angerufen und fand ſomit Alles in der beſten Ordnung. Da, wo die Artillerie bivouakirte, erreichten die Dragoner mit ihrem Führer den Thalgrund. Hier ſchien ſich faſt Alles, mit Ausnahme der Wachen, dem ſüßen Schlafe zu überlaſſen; nur etwas abſeits bei der Feldſchmiede war es noch lebhaft und lebendig. Da ſeufzte der Blasbalg, und auf dem Kohlenherde ſprühten die Funken empor. Mehrere Kanoniere waren an einem Rade beſchäftigt, und eine lange Geſtalt ſtand dabei und ſchien die nothwendigen Befehle zu ertheilen — der Feuerwerker Doſe. Er mochte nicht eher ruhen, als bis ſein zuſammengeſchoſſenes Protzrad wieder ſo hergeſtellt war, daß es den ganzen Feldzug aushalten konnte. Der Wagner der Batterie hatte die Felgen vortrefflich geſchient, und darauf wurden eiſerne Bänder herumgezogen. Man war eben damit beſchäftigt, das letzte zu ſchmieden, als die Patrouille heran ritt. Doſe wandte ſich augenblicklich um und griff aus übergroßer Vorſicht nach ſeinem Säbel.

„Laſſen Sie nur ſtecken!“ rief lachend Lieutenant v. W. „Was Teufel! arbeiten Sie noch ſo ſpät mit Feuer und Eiſen?“

„Ah! Sie ſind es, Herr Lieutenant,“ antwortete der Feuerwerker. „Ja, ich bin hier noch immer beſchäftigt, mein Rad zu flicken, was mir die verfluchten Kerle zuſammengeſchoſſen. Morgen früh muß Alles in Ordnung ſein, ich habe ſelbſt einen neuen Wiſchkolben geſchnitzt, und wenn wir abmarſchiren, kann ich getroſten Muthes melden: Bei meiner Haubitze iſt Alles in Ordnung.“

„Bravo! bravo!“ verſetzte der Dragoner-Offizier. „Sie ſind immer bei der Hand. Man muß das dem General melden.“

Doſe ſtieß einen leichten Seufzer aus. „Sagen Sie mir lieber,“ fragte er nach einer Pauſe, „wie es droben in dem weißen Hauſe ausſah, als Sie hinein ritten. Ich wäre ebenfalls gern hinauf gelaufen, aber der Dienſt — der Dienſt!“

„Nun, über das Schickſal Ihrer Kugeln können Sie ſich beruhigen,“ ſagte Lieutenant v. W.

„Meiner Granaten,“ entgegnete ihn verbeſſernd der Feuerwerker. „Ja, ich möchte wohl wiſſen, was aus ihnen geworden iſt. — Sehen Sie, Herr Lieutenant, ſo eine Granate geht einem vom Herzen weg, das iſt, ich möchte ſagen, ein verſtändiges Geſchöpf, nicht gefühllos, wie ſo eine dumme Vollkugel. So eine Granate will erzogen, ja gebildet ſein, man reinigt ſie, man probirt ſie, ſie wird mit Liebe und Sorgfalt gefüllt, man ſetzt vorſichtig den Zünder ein, rektifizirt ſie auf's Genaueſte, und ehe ſie aufſteigt, gibt ihr jeder brave Geſchützführer den Kugelſegen.“

„Pfui, das iſt ja heidniſch!“

„Aber nothwendig, Herr Lieutenant, ſehr nothwendig für den gemeinen Mann. Wenn wir Unteroffiziere nicht das Ding mit einer wahren Verehrung anfaſſen, ſo bekümmern Sie ſich den Teufel darum, ob die Zündmaſſe gehörig aufgekratzt und die weißen Kreuze gerade liegen.“

„Lieber Doſe, Sie ſind ein tiefer Denker!“

„Bitte, Herr Lieutenant, das nicht; ich betreibe nur meine Kunſt mit einiger Poeſie. — — Und meine Granaten?“

„Ueber das Schickſal Ihrer Granaten können Sie ſich beruhigen,“ erwiederte der Offizier, „die haben bei den Vertheidigern Unheil genug angerichtet; eine derſelben, die, welche durch das Dach in das Haus ſchlug, koſtet wahrſcheinlich einem jungen Menſchen von guter Familie das Leben.“

„Bah! bah!“ verſetzte der Feuerwerker, indem er ſich die Hände rieb, „von guter Familie! Kann das von guter Familie ſein, was nicht ſeinem Herrn und Fürſten dient?“

Der Dragoner-Offizier biß ſich auf die Lippen.

„Meine Granate,“ fuhr Doſe fort, „iſt ein treues Geſchoß und hat alſo ſeine Schuldigkeit gethan. Ja, es geht nichts über eine ruhige Geſchützbedienung. Ordnung, Ordnung und Ordnung, wie der ſelige Oberſt von T. zu ſagen pflegte. Schade, daß der Mann den heutigen Tag nicht erlebt hat; ich glaube, er wäre mit ſeiner Artillerie ein Bischen zufrieden geweſen."

„Na, gute Nacht, Feuerwerker!" rief der Dragoner-Offizier, deſſen Pferd unruhig zu treten begann. „Legen Sie Ihren letzten Felgenring feſt und ſich dann ſelbſt für ein paar Stunden auf's Ohr. Morgen früh wird marſchirt."

„So wie meine Arbeit beendigt," ſagte Doſe, „und es dann noch der Mühe werth iſt, werde ich Ihrem Rathe folgen."

Damit grüßte er den Offizier militäriſch und blickte ihm einen Augenblick nach, wie dieſer ſein Pferd in ſcharfen Trab ſetzte und über die Ebene dahin ritt.

Obgleich die Reiterſchaar vom Mondlicht beleuchtet war, ſo verſchwand ſie doch nach und nach zu undeutlichen Umriſſen und flog zuletzt nur noch wie ein dichter Nebel dahin.

Lieutenant v. W. hatte den öſtlichen Kreis der Vorpoſten abgeritten und wandte ſich jetzt weſtlich in das Thal zwiſchen der alten Ruine und dem Dorfe hinein, um da ebenfalls die Aufmerkſamkeit der Schildwachen zu unterſuchen. Er fing nicht ohne Abſicht auf dieſer Seite an; denn er kam auf dieſe Art zuletzt in jene Gegend, wo das Landhaus lag, welches er am Morgen beſucht hatte.

Da auf dieſer weſtlichen Seite, die der Reitertrupp jetzt durchritt, faſt ununterbrochen dichter Wald war, wenigſtens ſehr coupirtes Terrain, wie gemacht zum Beſchleichen und Ueberfallen der Schildwachen, ſo war hier eine dreifache Poſtenkette aufgeſtellt, und die einzelnen Wachen ſtanden immer zu zwei und drei — nur Infanterie, und ſo dicht bei einander, daß der Dragoner-Offizier in einem wahren Heckenfeuer von „Halt! wer da?" ritt. Da Einer auf dieſe Art deutlich den Ruf des Anderen hörte, ſo war die ganze Kette im Augenblick allarmirt, und Jeder befand ſich ſo auf ſeinem Poſten und in Bereitſchaft, ſo daß es einem Haſen kaum möglich geweſen wäre, unbemerkt durchzuſchlüpfen.

Lieutenant v. W. rückte langſam vor und befand ſich bald wieder in der Höhe des weißen Hauſes, nur auf der entgegengeſetzten Seite von der, wo er abgeritten.

Jetzt ſenkte ſich der Weg, dem er gefolgt, zu einer Schlucht und einem Hohlwege hinab, den wenige Schritte weiter eine breitere Straße kreuzte, die das nun links von dem Dragoner-Offizier gelegene Dorf mit der nicht fernen Chauſſee in Verbindung ſetzte.

Hier befand ſich eine ſtärkere Feldwacht; und der kommandirende Unteroffizier meldete die Anzahl ſeiner Mannſchaft, und daß ſich hier und auf dem Poſten nicht viel Neues zugetragen.

„Nicht viel Neues?“ entgegnete fragend Lieutenant v. W. „Alſo doch etwas!“

„Wie man will,“ ſagte der Wachthabende; „eigentlich nichts, was zur Poſtenkette gehört, denn es liegt außerhalb derſelben.“

„Und was iſt außerhalb derſelben vorgefallen?“

„Daß etwas vorgefallen ſei, glaube ich dem Herrn Lieutenant nicht gemeldet zu haben,“ antwortete ernſt und ſteif der wachthabende Unteroffizier.

„Nun,“ fragte der Offizier ungeduldig, „haben Sie ſonſt etwas gehört?“

„Nichts gehört, Herr Lieutenant, aber geſehen.“

„Und was denn?“

„Wollen der Herr Lieutenant nicht ein paar Schritte vorreiten, ſo will ich mich bemühen, das deutlich zu machen, was ich geſehen!“

Lieutenant v. W. folgte auf dieſe Aufforderung dem Unteroffizier bis zur nächſten Krümmung des Hohlweges, wo das Terrain flacher wurde und eine freiere Ausſicht bot. Hier wuchſen wenig hohe Bäume, und der Boden war nur mit niederem Geſtrüpp bedeckt. Da der Mond noch keine Lichtſtrahlen hieher ſandte, ſondern erſt am Horizont der höheren öſtlichen Berge anfing, durch die ſchwarzen Tannen zu glitzern, ſo war Alles in tiefen nächtlichen Schatten gehüllt.

„Sehen Sie dort hinauf,“ ſagte der Infanterie-Unteroffizier nach einer kleinen Pauſe. „Sie werden dort auf der vorgeſchobenen Anhöhe eine dunklere Maſſe entdecken.“

„Ah! ein Landhaus.“

„Ich glaube, ja, es iſt ein Landhaus, Herr Lieutenant.“

„Und iſt es von uns beſetzt?“ fragte Lieutenant v. W. mit einigem Herzklopfen.

„Das glaube ich gerade nicht,“ antwortete der Unteroffizier. „Ich bin ſogar gewiß, daß es nicht beſetzt iſt.“

„Nun, und was iſt's mit jenem Hauſe?“

„Es hat dort nach dem flachen Lande hinaus Fenſter, die wir aber jetzt nicht ſehen können, da ſie nicht erleuchtet ſind.“

„Begreiflicher Weiſe!“

„Die ſich aber während der Nacht oftmals erleuchtet haben — — — — Geben Sie Achtung, Herr Lieutenant — — — — ſo wie jetzt!“

„Ah!“ machte der Dragoner-Offizier und ſchaute überraſcht auf das bis jetzt dunkle Gebäude.

Ein Fenſter, ungefähr in der Mitte, wurde plötzlich erleuchtet, als betrete Jemand das entſprechende Zimmer mit einem gewöhnlichen Lichte. Dieſes Licht ſchien ſich dem Fenſter zu nähern und dann plötzlich zu erlöſchen. Aber kaum eine halbe Sekunde nachher entzündete ſich auf derſelben Stelle ein anderes, glänzendes Licht von prächtiger, tiefgrüner Farbe, das eine kurze Zeit brannte, dann in ein glühendes Roth überging, ſich endlich in einen bläulich weißen Stern verwandelte und darauf erloſch.

„Der Teufel auch!“ verſetzte der Offizier. — „Und das haben Sie ſchon mehrmals beobachtet?“

„Es iſt das ſechstemal dieſe Nacht, Herr Lieutenant, das ſechstemal nämlich, daß ich es bemerke. Doch ging ich erſt vor zwei Stunden zufällig auf dieſen Platz, was früher geſchehen, weiß ich natürlich nicht.“

„Grün, Roth und Weiß,“ ſprach der Dragoner-Offizier nachdenkend.

„Die Farben blieben ſich nicht immer gleich," entgegnete der Andere. „Doch habe ich mir das genau aufgeſchrieben. Zuerſt kam Roth allein, dann einigemal Grün und Weiß, dann wieder, wie Sie es eben geſehen haben."

„Ich danke Ihnen für Ihre Beobachtungen. Haben Sie vielleicht bei Ihrer Wache einen Mann, der den Weg dort hinauf genau kennt und mich führen könnte?"

„Ich glaube nicht," antwortete der Unteroffizier. „Aber die äußere Poſtenkette, die der Herr Lieutenant von unſerer Wache aus verfolgen können, geht kaum einen Büchſenſchuß bei dem Hauſe da oben vorbei, natürlich auf der anderen Seite, ſonſt hätten Die das Feuerwerk auch ſehen müſſen."

„Ich werde Ihren Bericht weiter melden," verſetzte der Dragoner-Offizier freundlich, indem er ſein Pferd umwandte und durch den Hohlweg zurück ritt. Dann folgte er einem Waldwege, der rechts zur Höhe hinaufführte. —

Was konnten jene Feuer bedeuten? — Offenbar eine Correſpondenz des Feindes. Aber wenn es auch vielleicht Zeichen waren, welche oben in dem Landhauſe von jener alten demokratiſch geſinnten Dame gemacht wurden, welchen Zweck konnten ſie haben? Etwas zu melden, das drüben im Bivouak vorging, war aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil die Dame ſelbſt nichts wußte und durch die gutbewachte Poſtenkette keine Nachricht zu erhalten im Stande war. — Den heute ſo nachdrücklich geſchlagenen Feind zum Ueberfalle ermuntern? — Ah! das wäre ein wahnſinniges Unternehmen! — Unglaublich. — Und doch mußte das Feuerwerk irgend einen Zweck haben, einen Zweck, den zu ergründen vielleicht von Wichtigkeit war. — So dachte der Dragoner-Offizier, während er die Anhöhe hinanritt, und ſprach zu ſich ſelber: Ich habe zufällig dieſes Spiel mit den farbigen Lichtern geſehen, verdächtig iſt die Sache jedenfalls, und da ich nun einmal mit hinreichender Macht in der Nähe bin, um die Sache unterſuchen zu können, ſo iſt es meine Pflicht, dies zu thun. — Abgemacht!

Lieutenant v. W. war alſo entſchloſſen, das Landhaus droben zu unterſuchen. Was man gern thut, dazu entſchließt man ſich leicht.

Die Poſten waren auch hier alle aufmerkſam und in Bewegung, doch hatte keiner etwas Außerordentliches bemerkt; der letzte ſtand ungefähr auf demſelben Platze, wo am Morgen der junge Offizier von dem Mädchen Abſchied genommen.

„Nichts Neues auf Poſten?“ rief ihm Lieutenant v. W. zu.

„Nichts Außerordentliches!“ war die Antwort. „Da vor mir liegt ein Haus, im Hof iſt ein Hund, der zuweilen bellt und heult, meiſtens iſt dort Alles dunkel, nur zuweilen iſt hie und da ein Fenſter erleuchtet.“

„Mit einem gewöhnlichen Lichte?“

„Ganz gewöhnlich, Herr Lieutenant. Es iſt gerade, als wenn Jemand dort in einem Zimmer etwas ſucht und dann wieder fort geht.“

„Und man tritt nie mit dem Lichte an's Fenſter? Weißt du, mein Freund, ſo ungefähr, um irgend wohin ein Zeichen zu geben; man thut das im Kriege ſo — du begreifſt mich?“

„Allerdings, Herr Lieutenant; aber ſo was kommt nicht vor. — Donnerwetter! ich wollt' ihnen Zeichen geben! Man iſt kein Rekrut mehr und ſteht nicht umſonſt mit dem geladenen Gewehr auf Vorpoſten.“

„Du haſt Recht,“ ſagte der Dragoner-Offizier. „Aber das Haus iſt mir verdächtig; ich habe von der anderen Seite dergleichen Zeichen bemerkt, von denen ich vorhin ſprach. Ich will hinreiten und ein wenig unterſuchen; ich laſſe zwiſchen dir und dem Thor einen Dragoner, den behalte mir im Auge.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ entgegnete die Schildwache und ſchulterte ihr Gewehr.

Lieutenant v. W. ritt mit ſeinen Leuten bis an das Hofthor, welches verſchloſſen war. Ein Hund, der frei um die Gebäude lief, ſtürzte mit wüthendem Bellen bis an das Gitterthor, und dann erſchien an der Thüre des Hauſes ein Mann mit einem Lichte, der vorſichtig in den dunkeln Hof hinaus leuchtete, um zu ſehen, was es dort gebe.

„Hollah! mein Freund!“ rief der Offizier, „hieher und aufgemacht! Es iſt nothwendig und dringend.“

Einen Augenblick ſchien ſich der Mann mit dem Lichte zu beſinnen, ob es nicht gerathener ſei, wieder zu verſchwinden und die Thüre hinter ſich zu verſchließen; doch mochte er wohl das Leuchten der Helme und Säbel bemerken und allen Widerſtand für unnütz halten, — genug, er ſetzte die Lampe auf die Schwelle der Thüre und ging vor, um das Gitterthor zu öffnen.

Die Patrouille ritt in den Hof und die Lampe auf der Thürſchwelle, deren Flamme in dem Luftzuge ſtark hin und her flatterte, erloſch plötzlich.

Zehntes Kapitel.

Worin der Dragoner-Offizier ſeinen Entſchluß ausführt und alsdann findet, daß er ſich geirrt. Er ſieht die Lichter in der Nähe und befindet ſich in der Dunkelheit.

Die Dragoner, im Voraus inſtruirt, beſetzten ſtillſchweigend die Hausthüre, ritten um das Gebäude herum, welches iſolirt in dem Hofe lag, und vertheilten ſich auf allen vier Seiten deſſelben, ſo daß weder zu einer Hinterthüre, noch zu einem Fenſter Jemand herein oder heraus konnte. Lieutenant v. W. befahl dem Manne mit der Lampe, dieſelbe wieder anzuzünden und ihm in’s Haus zu leuchten. Dieſer gehorchte, nur als er mit dem Lichte wieder erſchien, bat er den Offizier, ſo leiſe als möglich aufzutreten, denn man habe einen ſchwer Verwundeten im Hauſe, der ſeit ungefähr einer Stunde eines ſanften Schlafes genieße.

„Wo befindet ſich der Verwundete?“ fragte der Dragoner-Offizier.

„Hier unten im Erdgeſchoß,“ antwortete der Mann mit dem Lichte — ein Diener des Hauſes, nachdem er die Hausthüre weit aufgezogen hatte und Beide eingetreten waren. „Dort iſt das Zimmer, die letzte Thüre links.“

„Er wurde bei dem Gefechte drunten verwundet?“

„Ja, Herr, durch das Stück einer Kugel in die Seite — ſehr gefährlich.“

„Und er befindet ſich in dieſem Augenblicke beſſer?“

„Gott ſei gedankt, ja! Vor einer halben Stunde hat ihn der Arzt aus H. verlaſſen; derſelbe iſt voll Hoffnung weggegangen und meinte, Ruhe und ſorgfältige Pflege könnten die ſtarke Natur noch einmal durchreißen. — Jetzt ſchläft er, wie geſagt,“ fügte der alte Diener mit einem bittenden Blick auf den Offizier hinzu.

„Unbeſorgt, mein Freund!“ entgegnete Lieutenant v. W. „Wir kommen eigentlich nicht als Feinde, darüber können Sie ſich beruhigen.“

„Aber der Reitertrupp, gnädiger Herr!“

„Soll euch durchaus keinen Schaden bringen, wenn wir hier Alles in Ordnung finden.“

„Aber was wollen Sie in Ordnung finden in einem einſamen Hauſe, in welchem Jemand auf den Tod verwundet liegt?“

„Lieber Freund, das Fragen iſt an mir,“ ſagte lächelnd der Dragoner-Offizier, „und wenn ich hier ſo ſchonend und ruhig auftrete, ſo geſchieht es nur, weil ich Ihre Herrſchaft zufällig kennen lernte.“

„Ah!“

„Ich will Ihrer Aufrichtigkeit zu Hülfe kommen,“ fuhr Lieutenant v. W. fort, „indem ich Ihnen ſage, daß ich der Offizier bin, der heute Morgen jenen verwundeten jungen Mann, ſeine Mutter und Schweſter hieher geleitete.“

„Ah! das iſt was ganz Anderes!“ rief freudig der Diener aus; „das macht mich ganz glücklich. Ew.

Gnaden ſind gewiß ſo edelmüthig und kommen, nach uns zu ſehen."

Man wußte in dieſem Augenblicke nicht, ob das flackernde Licht der Lampe einen ſo ſeltſamen Ausdruck über das Geſicht des alten Mannes zeichnete, oder ob ein leichtes Lächeln über daſſelbe zuckte. Genug, der Dragoner-Offizier bemerkte eine Aenderung in dieſen Zügen und entgegnete ziemlich kurz und beſtimmt: „Sie irren, mein Freund, mich führt nur mein Dienſt hieher, und deßhalb hoffe ich, daß alle meine Fragen auf's Genaueſte und Aufrichtigſte beantwortet werden."

„Gewiß; wir haben keine Geheimniſſe. — Aber wollen der Herr Lieutenant nicht einen Augenblick in eines dieſer Zimmer treten? Ich kann nicht die Hausthüre und Alles geöffnet laſſen. — Ein Ruf, und Ihre Reiter ſind da," ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu.

„Schließen Sie meinetwegen die Hausthüre," ſagte der muthige junge Offizier und trat raſch in das geöffnete Zimmer.

Lieutenant v. W. überzeugte ſich alsbald, daß er ſich in einem vornehmen oder wenigſtens in einem reichen Hauſe befand. Es ſchien ein Bibliothekzimmer zu ſein, das man ihm geöffnet. Rings an den Wänden befanden ſich hohe geſchnitzte Eichenholzſchränke, mit Büchern angefüllt, in der Mitte ſtand ein Tiſch, grün überdeckt, von der Decke herab hing eine große Carcellampe an ſchweren bronzenen Ketten. Ein Blick in's Nebenzimmer zeigte, daß ſich dort ein Billard befand.

„Wollen Ew. Gnaden Platz nehmen!"

„Ich danke, es iſt mir bequemer ſo. Jetzt zu unſeren Fragen! — Wem gehört dieſes Landhaus?"

„Dem Herrn D. aus H."

„Er bewohnt es das ganze Jahr hindurch?"

„Meiſtens nur während der Sommermonate."

„Mit ſeiner Familie?"

„Ja."

„Wie ſtark iſt dieſe Familie?"

„Herr D., Madame D., Fräulein Sophie und der junge Herr, der heute Morgen verwundet wurde.“

„Wem gehört das weiße Haus, wo er verwundet wurde?“

„Einer befreundeten Familie. Heute Morgen aber war es das Hauptquartier der Aufſtändiſchen.“

„Ei, mein Freund,“ erwiederte lachend der Offizier, „der Aufſtändiſchen? Das ſind ja bei euch die von der gerechten Sache!“

Der alte Diener zuckte die Achſeln.

„Doch weiter!“ fuhr Lieutenant v. W. fort. „Wo iſt Herr D., der Eigenthümer des Hauſes?“

„Wahrſcheinlich in Frankfurt.“

„Wie? Nicht bei dem Revolutionsheer?“ fragte erſtaunt der Dragoner-Offizier.

„Gewiß nicht, Ew. Gnaden. — Aber Madame war hier.“

„Ah! Madame war hier? — Sie iſt alſo fort?“

„Seit mehreren Stunden — ſie hielt ſich in Ihrem Hauſe nicht für ſicher, weil . . .“

„Weil wir in der Nähe ſind; ich verſtehe. Doch war das unnöthige Furcht; wir führen mit Frauen keinen Krieg. — Alſo blieb nur der Verwundete zurück?“

Der Diener blickte den Offizier einen Augenblick forſchend an, und dann ſagte er zögernd: „Und Fräulein Sophie.“

„Ah! — richtig!“ entgegnete Lieutenant v. W., indem er tief athmete. „Sie blieb hier zur Pflege des Bruders?“

„Allerdings, und wenn Ew. Gnaden erlauben, will ich Sie bei Ihr anmelden.“

„Wie? ſo mitten in der Nacht?“

„Fräulein Sophie iſt oben im Salon mit einem der Hausmädchen; ich glaube, ſie lieſt, ſo lange ihr Bruder ſchläft.“

„Welche Lage hat dieſer Salon, von dem Sie eben ſprechen, mein Freund?“ forſchte der Offizier.

„Er befindet ſich im erſten Stocke.“

„Und man überblickt von ihm das weiße Haus drunten, wo wir unſer Hauptquartier haben, das Dorf, ſowie die alte Ruine?“ fragte geſpannt der Offizier.

„Nein, Herr,“ entgegnete erſtaunt der alte Diener, „er liegt geradezu entgegengeſetzt; von ſeinen Fenſtern aus ſieht man die Umgebung von H.“

„Der Teufel auch!“ rief Lieutenant v. W. — „Und in dem Salon befand ſich während dieſer Nacht Fräulein Sophie?“

„Beinahe immer,“ verſetzte der Diener.

„Nun denn, mein Freund,“ rief der Dragoner-Offizier, indem er hoffte, eine plötzliche Anklage würde den alten Mann verwirren, beunruhigen und vielleicht zu einem Geſtändniß bewegen, „ſo iſt es auch Fräulein Sophie, welche mit unſeren Feinden durch farbige Lichter geſprochen.“

Der alte Mann war durch dieſes Wort wohl überraſcht aber nicht erſchreckt. Er ſah den Offizier erſtaunt an und fragte: „Und das haben Ew. Gnaden geſehen?“

„Es iſt mir gemeldet worden, und deßhalb bin ich hier, um die Sache zu unterſuchen.“

„Das wird ſehr einfach zu machen ſein,“ ſprach der Andere, „denn Fräulein Sophie wird die farbigen Lichter nicht abläugnen.“

„Ich finde das aber ſehr unbeſonnen, dergleichen in der Nähe eines feindlichen Lagers zu treiben, und nur eine offene Mittheilung über den Zweck jener Lichter könnte mich vielleicht bewegen, rückſichtsvoll gegen die junge Dame zu verfahren.“

„O, Herr Lieutenant!“ erwiederte der Andere, „Sie werden doch nicht glauben, daß Fräulein Sophie dem davongelaufenen Geſindel Zeichen gibt?“

„Und was wäre es denn ſonſt?“

„Eine einfache Botſchaft an die abweſende Mutter über das Befinden des Bruders.“

Lieutenant v. W. ſah den alten Diener jetzt ſeinerſeits ſehr erſtaunt an. Doch überflog ein freundliches Lächeln ſeine Züge; denn die Wahrheit des eben Geſagten ſprach zu deutlich aus den Worten und dem Geſichte des alten Mannes. — „Es iſt nicht unwahrſcheinlich,“ ſprach er nach einer Pauſe.

„Es iſt gewiß ſo, Herr Lieutenant, und wenn Sie wollen, können Sie die Probe machen.“

„Auf welche Art?“

„Folgen Sie mir leiſe in den erſten Stock, hören Sie, was ich unſerer jungen Dame ſage, und beobachten Sie, was darauf geſchieht. Vorher aber will ich noch in das Zimmer des Herrn gehen, und mich nach ſeinem Befinden erkundigen. Ich bitte, mich nicht aus den Augen zu verlieren, damit Sie nicht vielleicht glauben, ich gebe droben Nachricht von Ihrer Anweſenheit.“

Darauf eröffnete der alte Mann die Thüre gegenüber dem Billardzimmer, ließ ſie weit aufſtehen und drückte vorſichtig eine zweite auf, die in das Zimmer des Verwundeten führte.

Eine alte Frau kam dort hervor, der Diener winkte ihr und Beide traten zu dem Offizier in die Bibliothek, ohne vorher ein Wort gewechſelt zu haben.

„Was macht der junge Hrrr?“ fragte der Diener, als ſie ſo nahe waren, daß der Dragoner jedes Wort verſtehen konnte.

„Es geht ihm ſehr gut,“ entgegnete die Frau. „Die günſtigen Zeichen, die der Doctor vorher geſagt, treten alle ein; er fühlt wenig Schmerz in der Seite. Das Wundfieber iſt nicht heftig; vorhin hat er zu trinken verlangt, und jetzt iſt er wieder ſanft eingeſchlafen.“

„Alſo gute Hoffnung und ſanfter Schlaf,“ ſagte bedeutſam der Diener, indem er ſich an den Offizier wandte. — „Jetzt bitte ich Ew. Gnaden, mir zu folgen.“

Die Frau ging in das Krankenzimmer zurück, und die beiden Männer traten auf den Gang und ſtiegen langſam die Treppen hinauf. Glücklicher Weiſe waren die Stufen mit Teppichen belegt und dämpften ſo jeden Schritt; auch drückte Lieutenant v. W. ſeinen Säbel feſt an ſich, um ja kein Geräuſch zu machen. Droben öffnete der Diener ein Zimmer, löſchte behutſam ein Licht aus, das dort ſtand, und bat den Offizier, im Dunkeln zu bleiben, weil er ſo am beſten in den anſtoßenden erleuchteten Salon blicken könnte. Dort hinein ging nun der alte Mann und ließ die Thüre abſichtlich weit offen ſtehen.

Lieutenant v. W. blickte in die Tiefe eines ſehr eleganten Gemaches, und ſein Herz klopfte ſtärker, nachdem er das, was ſich dort befand, mit forſchendem Auge überſehen. Vor einem Eck-Divan, hinter welchem ein ganzer Wald von Sträuchen und Blumen angebracht war, ſtand ein runder Tiſch, und neben demſelben ein kleiner niederer Fauteuil. In dieſem Fauteuil lag eine junge Dame in einfachem, faſt hellem Morgenkleide; ſie ſtützte ihren Kopf auf die Hand, wodurch man von ihrem Geſichte nichts bemerken konnte. Obendrein war die Lampe mit einem tief herabreichenden grünen Schirm verſehen und ließ nur noch einen Lichtſtrahl auf den violetten Sammt des Fauteuils gleiten, beleuchtete aber dort eine glänzende blonde Haarflechte, die von dem Haupt des jungen Mädchens herabgeſunken war. Auf der anderen Seite des Tiſches ſaß eine Dienerin, ſcheinbar mit einem Strickſtrumpfe beſchäftigt; wir ſagen: ſcheinbar, denn die Nadeln ruhten ohne Bewegung in ihrem Schooße, und ihr Kopf, der auf die Bruſt niedergeſunken war, erhob ſich jetzt plötzlich bei dem Eintritt des alten Dieners.

„Was gibt es denn drunten, Hieronymus?“ fragte die junge Dame mit dem blonden Haar, indem ſie ſich ein wenig in dem Fauteuil aufrichtete. „Habe ich denn nicht im Hofe Reiter gehört, leiſe Stimmen und das Geklirr von Waffen? — Was ſoll denn das bedeuten?“

„Seien Sie unbeſorgt, Fräulein Sophie,“ entgegnete der Diener, „es iſt eine Streifpatrouille, wie ſie es nennen, die aber mehr zu unſerem Schutze gekommen,“ ſetzte er mit eigener Betonung hinzu, „als um uns zu beläſtigen.“

„Alſo es ſind Reiter?“ forſchte das junge Mädchen weiter. „So habe ich doch recht gehört — Huſaren?“

„Nein, es ſind Dragoner.“

„Ah, Dragoner!“ rief die junge Dame überraſcht und erhob ſich von ihrem Fauteuil. Und der Ton, mit dem ſie das Wort „Dragoner“ ausſprach, machte auf den im Vorzimmer ſtehenden und lauſchenden Chef derſelben einen gar ſeltſamen, höchſt gefährlichen Eindruck.

Sophie war raſch an das Fenſter getreten und blickte in den Hof hinab. „Da halten ſie im Hofe,“ ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe; „was das unheimlich iſt! Ruhig ſtehen ſie da wie Geſpenſter, und die Säbel und Helme glänzen. — Komm her, Chriſtine und ſieh!“

Das Dienſtmädchen war aus ſeinem Schlafe erwacht und hatte mit großem Nadelgeklirre ſeine Strickarbeit wieder vorgenommen. Jetzt legte ſie dieſelbe auf den Tiſch und trat ſchläfrig an das Fenſter.

„Sind es Viele, Hieronymus?“ fragte die junge Dame.

„Ich glaube ungefähr ein Dutzend.“

„Und — und — und kein Offizier dabei?“ forſchte das junge Mädchen weiter und drückte, ohne umzuſehen, ihr Geſicht an die Fenſterſcheiben.

„O doch, Fräulein Sophie; er hält — — — drunten an der Hausthüre.“

Die junge Dame wandte ſich raſch von dem Fenſter ab und machte einen haſtigen Gang durch den Salon. — „Will der Offizier etwas von uns?“ fragte ſie plötzlich, vor dem Diener ſtehen bleibend. Doch ſo unbefangen dieſe Frage klingen ſollte, ſo kam ſie doch erſt nach einem tiefen Athemzuge hervor.

„Er hat bis jetzt nichts geſagt,“ antwortete Hieronymus; „ich will ihn aber ſogleich fragen. Ich bin eigentlich auch nur herauf gekommen,“ ſetzte er mit lauterer Stimme hinzu, „um Ihnen das Befinden des jungen Herrn zu melden.“

„Ja, ich möchte wohl nach meinem Bruder einen Augenblick ſehen,“ verſetzte einigermaßen verwirrt das Mädchen.

„Ich komme ſoeben von ihm; es geht ihm ſehr gut: die Wärterin hat die beſte Hoffnung, und der Schlaf dauert ruhig und ſanft fort. Ich glaube, es könnte nichts ſchaden, Fräulein Sophie — —“

„Wenn ich Mama wieder eine Nachricht gäbe,“ entgegnete ſie. „Das wollen wir geſchwinde thun, und dann, guter Hieronymus, will ich ſelbſt wieder einmal nach meinem Bruder ſehen.“

„Hm! hm!“ machte der alte Diener und blickte verſtohlen nach der Thüre des Nebenzimmers.

Der Dragoner-Offizier in ſeinem Dunkel verſchlang faſt mit den Augen die liebliche Geſtalt des jungen Mädchens und lauſchte entzückt ihren Worten.

„Alſo Hoffnung und guten Schlaf?“ fragte die Sophie; „das iſt Grün und Weiß. — Chriſtine, gib das Käſtchen her.“

Der alte Hieronymus warf einen triumphirenden Blick rückwärts.

„Grün und Weiß,“ wiederholte ſchläfrig das Dienſtmädchen, worauf ſie eine Blechſchachtel öffnete und zwei Hülſen herausnahm.

Der Dragoner-Offizier machte einen Schritt vorwärts und hatte große Luſt, ſich in dem Salon zu zeigen. Doch der alte Diener winkte ihm eifrig mit der Hand, er ſolle zurückbleiben.

Chriſtine hatte die Fenſterflügel geöffnet, die eine Hülſe draußen befeſtigt und legte nun mit einer kleinen Lunte Feuer an. Augenblicklich quoll das tiefgrüne Licht hervor, und warf einen hellen Schein weit in die Nacht hinaus, gerade ſo, wie es Lieutenant v. W. ſchon drunten von der Feldwache aus geſehen hatte. Es brannte ein paar Sekunden, und als es erloſchen war, trat Sophie dem Fenſter näher und ſagte: „Nun das weiße.“

Das ſchöne Mädchen ſtand in dieſem Augenblicke an den Blumentiſch gelehnt, und ihr edles Geſicht blickte durch die Blüthen und die Blätter, die vor ihr ſtanden. Als ſich nun hierauf draußen an dem Fenſter der weiße Schein entzündete und ſie wie mit dem hellſten Mondlicht beleuchtete, da war ſie ſo unbeſchreiblich ſchön, daß ſich der Offizier, der aus ſeinem dunklen Zimmer dieſes liebliche Bild ſo recht ſah, eines Ausrufes nicht enthalten konnte. Glücklicher Weiſe huſtete der alte Hieronymus in dieſem Augenblicke laut und heftig, und als ſich Sophie plötzlich umwandte, ging er an die Thüre des Nebenzimmers, ſchloß dieſelbe und trat dann zu der jungen Dame, um ihr mit einigen kurzen Worten zu melden, was ſich drunten begeben, in welchem Verdachte man ſie wegen der farbigen Lichter gehabt und wer ſich im Vorzimmer befinde.

Eilftes Kapitel.

Enthält einen Beitrag zur Feuerwerkskunde, und der geneigte Leſer erlebt in demſelben Einiges, was er ſich zu Anfang dieſer Geſchichte nicht gedacht.

Der Dragoner-Offizier, der ſich ſo plötzlich von dem Lichte und der Glückſeligkeit ausgeſchloſſen ſah, fuhr mit der Hand über die Stirn, um ſeine allzu wilden und glühenden Gedanken zu beruhigen. Dieſelben ſchweiften in der kurzen Zeit, wo er hier ſtand, in einem Kreiſe von Monaten und Meilen umher. Jetzt, wo er ſich ſo plötzlich in der Finſterniß befand, dachte er an den Grünen Baum und an Nr. 17, und es war ihm gerade wie damals, als höre er neben ſich die Seufzer des unglücklichen Aktuars. In dem Salon vernahm er unterdeſſen eine Zeit lang die Stimme des Dieners, dann einen leichten Aufſchrei der jungen Dame, und endlich wurde die Thüre wieder geöffnet, und Hieronymus erſuchte ihn, einzutreten.

Die Dekoration hatte ſich einigermaßen verändert; das Fenſter war geſchloſſen. Chriſtine ſaß wieder an dem Tiſche und ſtrickte, und über die Carcellampe, welche vor ihr ſtand, hatte man den großen grünen Schirm ſo weit herabgelaſſen, daß ſich rings umher alles im Schatten befand, und folglich auch die junge Dame, welche neben dem Fauteuil aufrecht ſtand und ihre Hand auf die Lehne desſelben ſtützte.

Der Offizier, der nun ſo plötzlich in dieſen Kreis gezogen wurde, machte eine tiefe Verbeugung und ſagte alsdann lächelnd: „Ah, mein Fräulein, Sie nehmen mir das Verdienſt, etwas Wichtiges entdeckt zu haben. Ich hoffte ſchon, irgend einer intereſſanten Verrätherei auf die Spur zu kommen.“

„Und da Sie mich ſo eben belauſcht,“ entgegnete das Mädchen, „ſo ſahen Sie, welch unſchuldiges Spiel wir trieben.“

„Aber ein gefährliches. Wenn ich mich auch von der Harmloſigkeit dieſer bunten Lichter überzeugt zu haben glaube, ſo hätten Sie doch an einen anderen Beobachter kommen und dadurch viel Unangenehmes haben können.“

„Aber es wird mir doch erlaubt ſein, an mein Fenſter ein paar bunte Lichter zu ſetzen?“ fragte das Mädchen.

„In Kriegszeiten und in der Nähe eines Lagers nicht, mein Fräulein,“ erwiederte Lieutenant v. W. — „Doch, wie ſchon geſagt, wir wollen die Sache nicht ſo genau nehmen; nur bitte ich Sie, ſelbſt dieſes unſchuldige Telegraphiren nicht fortſetzen zu wollen; es thäte mir wahrhaftig leid, wenn Sie oder irgend wer Ihres Hauſes in weitere Ungelegenheiten kämen.“

„Ich danke Ihnen ſehr. Doch bin ich in der That dem Zufalle dankbar dafür, daß er gerade Sie zu unſerem Schutze hieher geführt.“

„Nur dem Zufalle? Ich möchte etwas ſo Zufälligem wie dem Zufall nicht allein das Verdienſt zuerkennen, mich abermals in Ihre Nähe geführt zu haben.“

„O, gewiß nur der Zufall,“ meinte das Mädchen mit leiſer Stimme.

„Wenn Sie erlauben, Fräulein Sophie,“ ſagte der Diener, „ſo gehe ich wieder hinunter auf meinen Poſten.“ — Damit neigte er den Kopf und ging zur Thüre hinaus.

„Chriſtine,“ ſprach die junge Dame, „einen Stuhl für den Herrn Offizier.“ — Das Mädchen that wie ihm geheißen, dann nahm ſie ihr Strickzeug und wollte ſich ebenfalls entfernen. Ein Zeichen ihrer Herrin hielt ſie jedoch im Zimmer zurück; aber ſie ſetzte ſich in eine ferne dunkle Ecke und begann mit großem Geplapper wieder zu ſtricken.

„Sie ſind ſehr freundlich,“ verſetzte Lieutenant v. W., „daß Sie mir erlauben, einen Augenblick in Ihrer Nähe zu bleiben; doch will ich mit dieſer Erlaubniß keinen Mißbrauch treiben. Sie werden ermüdet ſein; Ihr Herr Bruder befindet ſich, wie ich gehört, ſo gut es nur möglich iſt, und deßhalb werden Sie ſich jetzt auch einige Ruhe gönnen. — Vielleicht,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „noch ein kleines Zeichen nach H. hinunter, daß der Feind in Ihre Wohnung gedrungen iſt, und dann ...“

„Sehen Sie,“ entgegnete Sophie, „Sie trauen mir immer noch nicht, Sie glauben immer noch, meine farbigen Lichter hätten eine andere Bedeutung.“

„Im Allgemeinen gewiß nicht, ich habe mich ja davon überzeugt; aber Sie werden ſich doch für den Fall vorgeſehen und noch ein anderes Feuer in Reſerve haben, vielleicht ein blaues, das anzeigt, der Feind ſei da.“

„Welcher Feind?“ fragte ſie ſcheinbar unbefangen.

„Nun, wir.“

„Sie? Wenn ich Sie nun aber nicht als Feinde betrachte?“

„Ah! mein Fräulein — aber heute Morgen ſind wir feindlich genug einander gegenüber geſtanden.“

„Vielleicht waren wir dazu gezwungen; ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich eben geſagt: ich habe Sie, meine Landsleute, nie als Feinde betrachtet.“

„Ich danke Ihnen für dieſes Wort, fühle es aber doppelt ſchmerzlich, daß ſie ſich ſo — ausgeſprochen auf der anderen Seite befinden.“

Das junge Mädchen ſchaute den Offizier einen Augenblick mit faſt wehmüthigem Blicke an, dann ſenkte ſie den Kopf, ohne eine Antwort zu geben. — „Sie meinten vorhin,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „es ſei nicht der Zufall, der Sie hieher geführt, wie iſt denn das möglich? Man kann doch, wie mir Hieronymus geſagt, von der äußerſten Reihe Ihrer Vorpoſten nicht dieſe Seite unſeres Hauſes ſehen, man müßte denn aus dem Hohlweg dort unten abſichtlich heraustreten, um unſer Haus zu überwachen. Und das würde man nur alsdann thun, wenn man Verdacht auf uns hätte.“

„Es braucht nicht allein ein Verdacht zu ſein, der vielleicht Jemanden antreiben könnte, nächtlich Ihr Fenſter anzuſehen, Fräulein Sophie,“ erwiederte träumeriſch der Offizier.

„O, gewiß nur der Verdacht,“ entgegnete ſie lebhaft, hielt aber plötzlich inne, als ſie den ſeltſamen Blick bemerkte, mit dem der Offizier ſie betrachtete. — „Gewiß nur der Verdacht,“ ſetzte ſie ſtockend hinzu.

„Und Sie glauben an keinen anderen Beweggrund, der Jemanden veranlaſſen könnte, Nachts Ihr Haus zu umreiten und zu Ihren Fenſtern empor zu ſchauen?“

„Nein, ich glaube nicht, daß Jemand in der Nähe iſt, der hierzu einen Grund hätte.“

„O, Fräulein Sophie,“ verſetzte Lieutenant v. W., „Sie ſind ſchrecklich ungläubig. Sie nannten es auch vorhin Zufall, was mich in dieſer Nacht hieher geführt.“

„Nun, denn, vielleicht Ihr Dienſt,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme.

„Nicht Zufall, nicht Dienſt,“ entgegnete der junge Mann, „ich kann beide Beweggründe nicht gelten laſſen; ſuchen wir einen anderen.“

„O ſuchen wir lieber gar nicht,“ ſprach ängſtlich das Mädchen und ſchaute in die Ecke des Zimmers, wo das Geklapper der Stricknadeln längſt aufgehört hatte. — „Wenn Sie wollen, erzählen Sie mir lieber, auf welche Art Sie die bunten Lichter an unſerm Fenſter bemerkten.“

„Es iſt das eine lange Geſchichte, mein Fräulein. Aber wenn es Sie intereſſirt ...“

„Ja,“ ſagte ſie kaum hörbar.

„Aber, mein Fräulein,“ fuhr er dringender fort, „um dieſe Geſchichte erzählen zu können, muß ich in meinem Gedächtniß um einige Monate zurück gehen. Erlauben Sie mir das? — ich thu' es gern.“

„Wenn es ſein muß,“ antwortete ſie mit kaum vernehmbarer Stimme.

„O Sophie,“ fuhr er plötzlich leidenſchaftlich auf, „es war das eine Nacht, die ich nie vergeſſen kann?“

„Wie die heutige,“ entgegnete ſie ängſtlicher, „die ich auch nicht vergeſſen werde. Aber ich glaube wahrhaftig, Ihre Geſchichte iſt für jetzt zu lang. Erzählen Sie mir ſie lieber ein ander Mal. — Horch! Haben Sie nichts gehört! War das nicht wie ein Trommelwirbel?“

„Sie irren ſich, mein Fräulein; es war nur das Schütteln und Schnauben eines Pferdes drunten oder das Raſſeln eines Säbels.“

„Ah, Ihre Reiter ſind unten im Hofe!“

„Und da Ihnen meine Gegenwart vielleicht läſtig wird, mein Fräulein,“ verſetzte der Offizier einigermaßen mißſtimmt über die Abneigung des jungen Mädchens, ſeine Geſchichte zu hören, „ſo will ich mich endlich zurückziehen.“

„Um wieder nach dem Lager zu reiten?“

„Das nicht. Ich werde in der Nähe Ihres Hauſes bleiben, um Sie für vorkommende Fälle zu ſchützen; Sie kennen ja meinen Wahlſpruch,“ ſetzte er, ſich verbeugend, hinzu: — „Schutz den Verfolgten.“

„Ja, ich kenne ihn,“ ſagte ſie eifrig und fügte leiſe bei: „Ich will Sie gewiß nicht von hier vertreiben; wenn Sie doch einmal in der Nähe bleiben wollen, ſo laſſen Sie es ſich in dieſem Zimmer und bei mir gefallen.“

„O, Sie machen mich glücklich,“ entgegnete der Offizier und faßte ihre Hand, die er an ſeine Lippen drückte, worauf ſie ihm aber wieder ſanft entzogen wurde.

„Sie müſſen eingeſtehen,“ ſprach Lieutenant v. W. nach einer Pauſe, „wie ſeltſam es iſt, daß wir uns jetzt dreimal auf ſo eigenthümliche Weiſe begegneten; das wollte ich in meiner Geſchichte entwickeln, Fräulein Sophie, ich wollte nur ſagen, daß, nachdem ich Sie heute Morgen wieder geſehen, ich Sie vollkommen ähnlich ſah dem Bilde, welches ich mir von Ihnen gemacht.“

„Ah, Sie hatten ſich ein Bild von mir gemacht?“

„Gewiß, nach den Vorfällen jener Nacht, von denen ich nicht ſprechen darf, ein ſchönes Bild, zuſammengeſetzt aus dem Klang Ihrer Stimme, aus dem ...“

„Sie ſind phantaſiereich,“ unterbrach ihn eifrig das junge Mädchen. „Ich muß Ihnen geſtehen, daß auch ich Sie heute Morgen wieder erkannte, aber an etwas Reellerem, an den drei Worten, die Sie mir — damals geſagt. Ach, dazwiſchen liegt für mich eine unendlich traurige Zeit!“

„Wie ſo, Fräulein Sophie? Erzählen Sie mir das.“

Bei dieſen Worten, die der Offizier ſehr dringend ausſprach, hatte er, wie im Eifer, etwas von ihren Verhältniſſen zu erfahren, die Hand des Mädchens erfaßt und horchte nun mit einem unglaublichen Intereſſe auf ihre Worte.

„Es iſt im Allgemeinen dieſelbe Geſchichte,“ ſagte ſie, „die in jüngſter Zeit ſo viel Unglück herbeigeführt; was Brüder und Freunde trennte, ja, ganze Länder ſpaltete, drang auch verwüſtend in unſere Familie. Doch damit Sie mich verſtehen, muß ich Ihnen ein paar Worte von früher ſagen.“

„O, erzählen Sie!“ entgegnete der Dragoner-Offizier eifrig. „Erzählen Sie ſehr genau und ſehr lang, Fräulein Sophie!“ — Er hatte ſich jetzt vollkommen ihrer Hand bemächtigt; und während er ſie mit ſeiner Rechten feſthielt, machte er mit der Linken den Verſuch, ein goldenes Armband, das er unter den weißen Spitzenärmeln entdeckt, leiſe herum und wieder herum zu drehen, — an ſich ein unſchuldiges Vergnügen, das ihn aber nichts deſto weniger leicht erbeben machte.

„Mein Vater," fuhr das junge Mädchen fort, „Gutsbeſitzer und Forſtmann, war von jeher dem ganzen Treiben einer gewiſſen Partei abhold geweſen; da aber ſeine Stimme und ſein Beiſpiel in gewiſſen Schichten des Volkes offenbar von großer Wirkung ſein mußte, ſo that man alles Mögliche, ohne ihn jedoch in ſeiner Unterthanentreue wanken zu machen; erreichte jedoch hierbei einen anderen Zweck, den, ihn zu compromittiren. Meine Mutter nun — ich muß es leider geſtehen — hatte ſich gleich zu Anfange der ganzen traurigen Geſchichte auf die andere Seite begeben, ſie, die doch eigentlich gar nicht dort hingehörte."

„Ah, die Frauen!" ſagte Lieutenant v. W.; „ſchrecklich! ſchrecklich!" Doch als wollte er die leichte Anklage, welche in ſeinen Worten lag, wieder gut machen, drückte er die kleinen weißen Finger an ſeine Lippen, welche ihm aber dafür entzogen wurden, und mit vollem Rechte, denn er hatte zerſtreut mehr auf das Armband geſchaut, als der Erzählung des Mädchens gelauſcht.

„Von meiner Mutter durfte das Niemand erwarten; ſie gehörte jenen Ständen an, die ſchon durch ihre Geburt bevorzugt, durchaus keine Urſache haben, für Freiheit und Gleichheit zu ſchwärmen; ſie war eine geborne Freiin v. E."

„Ah!" machte der Dragoner-Offizier; „von der Familie E. aus H."

„Von derſelben," erwiederte Sophie. „Sie kennen dieſe Familie wahrſcheinlich; arm, aber vornehm."

„Sehr vornehm," ſagte nachdenkend Lieutenant v. W. und rückte unmerklich mit ſeinem Seſſel um eine halbe Linie zurück.

„Die erſtgenannte Eigenſchaft dieſer Familie, die Armuth nämlich," fuhr die junge Dame fort, „war wohl ſchuld daran, daß die Mutter den Bewerbungen des Vaters, damals eines jungen, noch unbedeutenden Landwirths, nachgab und ſeine Frau wurde. Sie hatte auch wohl geglaubt, etwas vom Glanze ihrer Familie werde auf ihr neues Hausweſen übergehen und den bürgerlichen Namen ihres Gatten vergolden. Aber ſie hatte ſich geirrt."

„Ah! ſie hatte ſich geirrt! ich kann mir das denken."

„Papa hatte den Bekannten und Verwandten der Mutter damals noch kein Landhaus anzubieten, wie das, wo wir uns jetzt befinden; er konnte auch keine Equipage in die Stadt ſchicken, um Gäſte auf den einfachen Hof zu holen, den die Eltern damals bewohnten. Durch alles das fühlte ſich die Mutter zurückgeſetzt, und ſie, die früher in der ſogenannten Geſellſchaft geglänzt, wurde jetzt kaum angeſehen; es war ja natürlich für Jene unmöglich, den Gatten des ehemaligen Fräulein v. E., den einfachen Landmann einzuladen. O, es hätte ſich das nicht geſchickt!"

„Leider! leider! ſo ſind die Verhältniſſe an manchen Orten noch heut zu Tage; ich kenne das; es iſt unglaublich, aber wahr."

„Sehr wahr," erwiederte ernſt das Mädchen; „und meine Mutter, die ein lebhaftes Temperament hat, fühlte dies doppelt, und ſtatt Verſuche zu machen, das verlorene Terrain Schritt für Schritt wieder zu gewinnen, was ihr vielleicht gelungen wäre, faßte ſie einen Haß gegen Alles, was ſich in jenen Kreiſen bewegte und ſchloß ſich auf's Innigſte den Bekannten des Vaters an. Ja, als der Vater im Laufe der Zeiten ein wohlhabender, einflußreicher Mann wurde, und man in der Geſellſchaft nun anfing, ihm freundlich entgegen zu kommen, wandte die Mutter allen dieſen Verſuchen ſtolz den Rücken, und ich muß es geſtehen, Vater und wir hatten dadurch viel Unannehmlichkeiten — manche bittere Stunde. Und der Haß gegen die Geſellſchaft, den Mama lange ſtill verſchwiegen in ſich genährt, durchbrach nun beim Beginn dieſer unglückſeligen Zeit alle Dämme ruhiger Ueberlegung und riß den Vater, der, wie ſchon geſagt, durchaus keine Neigung zu jener Partei hatte, eine Zeit lang mit fort — aber nur eine Zeit lang; und der Vater, der wohl den Abgrund ſah, dem alle dieſe exaltirten Menſchen entgegen eilten, machte viele Verſuche, die Mutter zurückzuhalten, — unmöglich! Was konnte er weiter thun? Um nun nicht mitten hinein in den Strudel geriſſen zu werden, dem er ja allein unmöglich widerſtehen konnte, folgte er der Bewegung Schritt für Schritt, aber widerſtrebend und die raſchen Entſchlüſſe der Mutter hemmend. Um jene Zeit wurde ich vom Vater an den Mittelrhein zu Bekannten geſchickt, um dort eine Zeit lang zu bleiben."

„Wo ich Sie geſehen!" ſagte Lieutenant v. W.

„Nein, wo Sie mich nicht geſehen," entgegnete lächelnd das Mädchen. — „Doch ließ mich die Mutter bei den ernſten Ereigniſſen, die von allen Seiten hereinzubrechen drohten, nicht lange dort, ſondern rief mich hieher zurück. Mein Bruder, der damals die Hochſchule beſuchte, exaltirt, wie ſo viele ſeiner Bekannten, nahm thätigen Antheil an dem unglücklichen Kampfe und wurde geſtern, wie Ihnen bekannt iſt, drunten in dem weißen Hauſe ſchwer verwundet."

„Allerdings, ich weiß," verſetzte ernſt der Dragoner-Offizier. „Aber wie konnte ſich Ihre Mutter dorthin begeben? Es iſt ja ein wahres Wunder, daß Sie unverletzt geblieben, daß nicht eine der hereinſchlagenden Kugeln Sie getroffen, daß Sie nicht bei dem Erſtürmen verletzt wurden. — O, mein Gott! Sophie, ich verſichere Sie alles Ernſtes, ich bin dem Schickſal unendlich dankbar dafür, daß es mich geſtern bei dem Gefechte zugegen ſein ließ."

„Auch mich hat es glücklich gemacht," ſagte nach einer Pauſe das junge Mädchen mit kaum vernehmbarer Stimme, und ſetzte lauter hinzu: „Und ich danke dem Schickſal und Ihnen." Dabei reichte ſie dem Offizier, der vor ihr ſaß, mit einem rührenden Ausdruck ihre beiden Hände, die er für jetzt zu ergreifen ſich begnügen mußte; doch wer weiß, was weiter geſchehen wäre, hätte ſich nicht in dieſem Augenblicke die Thüre geöffnet, zu welcher der alte Hieronymus herein trat. Chriſtine in der Ecke erwachte mit einem lauten Seufzer und fing augenblicklich wieder an zu ſtricken.

„Verzeihen Sie, Fräulein Sophie," ſagte der Diener, „ich komme nur, um meine Meldung zu machen: der junge Herr befindet ſich fortwährend ſehr gut, und ich glaube, es könnte nichts ſchaden, wenn Sie, ehe der Tag kommt, für Madame noch ein beruhigendes Zeichen machten.“

„Iſt es ſchon ſo ſpät?“ entgegnete haſtig aufſtehend Sophie.

„Vielmehr ſo früh,“ verſetzte lächelnd Hieronymus; „es wird nächſtens drei Uhr ſchlagen.“

„Gott ſei Dank,“ ſprach ſie, „ſo iſt die Nacht bald vorüber! — Alſo Alles geht gut? Dann wird es an einem einzigen grünen Lichte genug ſein.“

„Und der Ueberfall des Feindes?“ fragte lächelnd der Dragoner-Offizier; „Hieronymus wird wiſſen, welche Farbe man dazu braucht.“

„Ich glaube in der That,“ antwortete der alte Diener, „Madame hat den Fall vorgeſehen und dafür blau beſtimmt — Blau und darauf Roth, wenn wir Unannehmlichkeiten erlitten, im anderen Falle aber Blau und Weiß.“

„Ah! Blau mit Roth, oder Blau mit Weiß!“ ſagte nachdenkend der Dragoner-Offizier und ſchaute das Mädchen mit einem innigen Blicke an. Sie hatte den Schirm von der Lampe abgehoben und ſtand jetzt zum erſtenmal in vollem Lichte vor ihm.

„Ich habe den Dragonern drunten einen Trunk angeboten, ſprach der Hieronymus zu dem Offizier, „doch haben ſie ihn ausgeſchlagen.“

„Das will ich glauben in Feindes Land!“ entgegnete lachend Lieutenant v. W. „Sie kennen ihren Dienſt.“

„Aber eine kleine Erfriſchung wird den armen Leuten nichts ſchaden,“ meinte das junge Mädchen, „und wenn ich Sie bitte, ſo werden Sie Ihre Erlaubniß nicht verſagen.“

„Gewiß nicht,“ erwiederte der Dragoner-Offizier mit lauter Stimme, fügte aber leiſe hinzu: „Um ſo weniger, da Sie mir dadurch geſtatten, noch eine kleine Weile in ihrer Geſellſchaft zu bleiben.“ — Damit ging er an das Fenſter, öffnete es und befahl dem Unteroffizier der Dragoner, er ſolle die Leute abſitzen und es ſich bequem machen laſſen.

Hieronymus hatte das Zimmer verlaſſen, und Chriſtine, die gehört hatte, man wolle auf's Neue telegraphiren, brachte das blecherne Käſtchen herbei.

„Jetzt werden Sie mir helfen?“ fragte ſchalkhaft lächelnd das junge Mädchen und reichte dem Offizier eine der Papierhülſen, die ſie aus dem Käſtchen genommen.

„Ich befinde mich da in einer merkwürdigen Poſition,“ entgegnete Lieutenant v. W. mit heiterer Miene. „O, mein Fräulein! Sie machen aus mir, was Sie wollen; indem ich Ihnen hier helfe, vertraue ich Ihnen meinen guten Namen, meine Ehre an; ich könnte garſtig kompromittirt werden, wenn man die Geſchichte auf eine andere Art im Hauptquartier erzählte.“

„Wir werden einander nicht verrathen,“ ſprach treuherzig das ſchöne Mädchen und ſah den jungen Offizier mit einem unbeſchreiblich innigen Blicke, der warm und glänzend aus ihren großen dunkeln Augen drang, eine Sekunde lang an. „Sind wir denn nicht im gleichen Falle, habe ich Ihnen nicht auch meinen guten Namen, meine Ehre anvertraut, und thue es auch jetzt noch unbedingt?“

„Ah, Sophie!“ verſetzte feurig Lieutenant v. W., „Sie haben Beweiſe von meiner Verſchwiegenheit; ich bin in der That glücklich, ja ſelig, ein Geheimniß mit Ihnen theilen zu dürfen.“

Wir wiſſen nicht, durch welch' geſchicktes Manöver der Dragoner-Offizier bei dieſen Worten plötzlich auf die andere Seite des Tiſches kam und wie er es wagen konnte, ſeinen Arm um ihre ſchlanke Taille zu legen; ſie duldete es auch nur einen Augenblick; doch während ſie ſeine Hand los machte, tröſtete ſie ihn durch einen einzigen Blick, einen Blick, der ihn nicht einmal traf, der vielmehr forſchend in die Ecke des Zimmers flog, wo ſich Chriſtine wieder auf ihren Stuhl zurückgezogen hatte.

Darauf traten die beiden jungen Leute wieder an das

Fenſter; ſie ruhig, er zitternd. — Wie erfriſchend war die kühle Morgenluft, die nun in das Zimmer drang, wie ſüß der Duft des Waldes, der Kräuter und Blumen, mit dem ein leichter Wind ihre erhitzten Wangen kühlte! Es war ſchon nicht mehr völlig Nacht draußen, ein unbeſtimmtes Licht bezeichnete ſchattenhaft die Geſtalten der Geſträuche und Bäume, und ließ beinahe das Terrain vor ihren Augen erkennen: Hügel, Schluchten, Bäche und Wege, aber Alles noch ungewiß, wie ſchlummernd und träumend. Am Horizont war nur eine lichte Stelle, wo der Mond untergegangen, und hoch am Himmel glänzten noch ein paar erlöſchende Sterne — es lag ein unbeſchreiblich ſüßer Hauch auf der Landſchaft, es herrſchte ein wonnig ſüßes Gefühl in den Herzen der beiden jungen Leute, welche neben einander am Fenſter ſtanden; man ahnte ſchon, wie es draußen werden, wie es ſich im Innern geſtalten würde bei dem erſten Strahl eines aufflammenden Lichtes, eines Lichtes, mochte es nun ein Sonnenſtrahl ſein oder ein liebendes Wort, draußen die Schatten verjagend, innen alle Zweifel aufklärend.

„Zuerſt das grüne Licht,“ ſagte tief aufathmend das junge Mädchen.

Und darauf legte er die Hülſe an's Fenſter, zündete ſie an, und dann fuhren Beide erſchrocken zurück, aber merkwürdiger Weiſe dichter zu einander hin bei der plötzlichen Helle.

„Jetzt das blaue.“

„Ah, für mich, für den Feind!“

„Blau Licht bei Nacht iſt eine ſchöne Farbe.“

Und Beide ſchauten es eifrig an und ſahen noch eine Sekunde lang in die verbrannte Hülſe, nachdem ſie ſchon ausgeleuchtet hatte. Hierbei war es recht ſonderbar, daß der Offizier, als er nun ſeine Hand empor hob, die des Mädchens feſt hielt. Sie hatte ſich, wahrſcheinlich erſchreckt von dem blauen Lichte, zu ihm hingeflüchtet. Jetzt kam aber ein entſcheidender Moment; denn das nächſte Feuer konnte roth oder weiß leuchten, je nachdem der Ueberfall des Feindes als freundlich oder unfreundlich angeſehen wurde.

Der Dragoner-Offizier warf einen raſchen Blick hinter ſich in das Zimmer, vor allen Dingen nach dem Stuhle, auf welchem Chriſtine geſeſſen; aber er war leer, — ſie hatte das Gemach verlaſſen.

Dieſes Mal ſuchte Sophie die Hülſe ſelbſt aus, ſie legte dieſelbe an's Fenſter; der junge Offizier nahm die kleine Lunte und ſagte dann mit zitternder Stimme zu dem Mädchen, wobei ſie ſich erſchrocken von ihm abwandte, denn er hatte ſie etwas haſtig an ſich gedrückt: „Sophie, wiſſen Sie wohl, daß jetzt für mich, für meine Zukunft, für mein ganzes Leben ein wichtiger, ein großer Augenblick gekommen iſt? Sie zeigten Ihrer Mutter an, der Feind, ich, ſei gekommen, jetzt ſind Sie im Begriffe, hinzuzufügen, wie Ihnen der Feind erſchienen iſt; ich weiß nicht, welche Hülſe Sie genommen haben; es ſei das für mich ein Glücksſpiel; wird im nächſten Augenblicke ein rothes Licht erſcheinen, wohlan, ſo bin ich Ihnen gleichgültig, iſt es aber ein weißes Licht, dann, Sophie, lieben Sie mich ſo innig, ſo treu — — wie ich Sie liebe."

Das junge Mädchen ſchauderte in ſeinem Arm und erwiederte mit leiſer Stimme: „Das habe ich nicht geſagt." — Sie war erſchrocken, ſie machte mit zitternder Hand einen Verſuch, die Hülſe von dem Fenſter zu nehmen. Aber es war zu ſpät — ſehr viel zu ſpät; das Feuer hatte gezündet, und als nun eine helle weiße Flamme emporquoll, drückte der Dragoner-Offizier das ſchöne Mädchen feſt an ſein Herz; ſie wandte das von dem glänzenden Scheine überſtrahlte Geſicht nicht von ihm weg, und ſo kam es, daß er ſie innig auf die friſchen rothen Lippen küßte.

Dieſer Kuß dauerte eben ſo lange, als die Hülſe brannte, dann fuhr das Mädchen aus ſeinen Armen empor, rief: „Mein Gott! mein Gott!" und warf ſich in ihren Fauteuil, wo ſie ihr Geſicht mit den Händen bedeckte.

Nach dem erſten Kuß, den man einem jungen Mädchen raubt, iſt es ein wichtiges und ſehr ſüßes Geſchäft, für dieſe Unthat Verzeihung zu erlangen, und man ſetzt dann mit eifrigen Worten ſeine Gefühle, ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen auseinander. Das that denn auch Lieutenant v. W., und wir müſſen geſtehen, daß nach einer kleinen Viertelſtunde das ſchöne Mädchen unter Thränen lächelte.

Zwölftes Kapitel.

Der lange Eduard wird von einer Patrouille aus dem Schlafe geweckt, zieht in der Morgendämmerung auf Entdeckungen aus und bemerkt mit Erſtaunen, daß ein großes Licht vor ihm aufgeht.

Während dieſer Viertelſtunde aber hatte ſich draußen allerlei begeben. Der Unteroffizier von der Feldwache am Hohlweg verließ jene Ecke nicht mehr, von wo aus er das einſame Landhaus beobachten konnte. Lange bemerkte er kein weiteres Licht, dann aber flammte es wieder, wie wir bereits wiſſen, grün, blau und weiß empor. Der würdige Unteroffizier, obgleich er der Reiterpatrouille dieſe merkwürdige Thatſache gemeldet, hielt es dennoch für ſeine Pflicht, auf dem nächſten Patrouillenzettel an's Hauptquartier hierüber einen Rapport zu erſtatten. Dieſer Rapport gelangte auf dem vorgeſchriebenen Wege in das weiße Haus und vor das Lager des die Wache kommandirenden Hauptmanns, wurde aber von demſelben, da er ſich gerade eines guten Schlafes erfreute, an den wachthabenden Lieutenant im Hofe verwieſen.

Der lange Eduard träumte zur ſelbigen Zeit von einer neuen Ausgabe des Meidinger, von ihm ſehr vermehrt und bereichert, auch mit Holzſchnitten illuſtrirt, deren Stöcke er gerade im Begriffe war, eifrigſt durchzuſägen. In dieſem intereſſanten Augenblicke wurde er geweckt, und nachdem er ſich aus dem Mantel herausgewickelt, die Pickelhaube aufgeſetzt und die Schärpe etwas zurecht gezogen, nahm er aus den Händen der Soldaten den Patrouillenzettel und las mit großem Erſtaunen, was ſich draußen auf den Vorpoſten begeben. Es iſt eigentlich erſtaunlich, brummte er in ſich hinein, daß W. nichts davon gemeldet, er muß es doch auch geſehen haben; ſonderbar iſt es auch, daß er noch nicht zurückgekehrt iſt. „He, mein Freund,“ wandte er ſich fragend an den Soldaten, „habt Ihr auf Poſten keine Reiter-Patrouille geſehen?“

„Dragoner, Herr Lieutenant? — Die waren nach ein Uhr bei unſerer Wache. Der Unteroffizier führte den kommandirenden Offizier bis draußen vor den Hohlweg, wo man die farbigen Lichter deutlich ſehen konnte; darauf ritt die Patrouille nach dem Hauſe hin, wo man die Zeichen geſehen.“

„Um ein Uhr?“ ſagte der lange Eduard, indem er ſich in ſeiner ganzen Größe erhob. „Sonderbar! Ich muß das Ding dem Hauptmann melden; unſer braver Kamerad W. könnte in einen Hinterhalt gefallen ſein.“ — Damit fertigte er die Patrouille wieder ab und ging mit langen Schritten in das Haus, wo er den Hauptmann weckte, ihm die Sache vortrug und ihn zu gleicher Zeit darauf aufmerkſam machte, wie nothwendig es ſei, das Haus mit den farbigen Lichtern ein wenig näher zu unterſuchen.

Der Hauptmann war damit vollkommen einverſtanden; da er aber nicht Luſt zu haben ſchien, das Unternehmen ſelbſt zu leiten, ihm auch wohl der Dienſt nicht erlaubte, ſeine Wache zu verlaſſen, ſo beauftragte er den langen Eduard mit dieſer Expedition und gab ihm zehn Mann von der Wache mit, um das verdächtige Haus zu unterſuchen.

Unterdeſſen verkündete ſchon ein heller Streifen im Oſten, daß der Tag anzubrechen beginne; ein leichter Wind bewegte die Zweige der Bäume, und einzelne Vogelſtimmen ſchlugen ſchüchtern an und verſuchten ihre Kehlen zu dem ſpäteren großartigen Morgen-Concerte, womit ſie den Aufgang der Sonne zu begrüßen pflegen. Die Schatten der Nacht verſchwanden ſchneller und ſchneller, und man war ſchon im Stande, eine gute Strecke vor ſich zu ſehen.

Lieutenant Eduard ſtieg durch den Wald hinauf und gelangte bald an die Vorpoſtenkette, wo Jedermann durch Ueberlieferung wußte, daß die Reiterpatrouille vorüber gekommen, aber nicht zurückgekehrt ſei. Der lange Eduard dachte an alle möglichen Unglücksfälle; ſchreckliche Geſchichten wurden von ſeiner lebhaften Phantaſie ausgedacht, und der Bericht der Schildwache in der Nähe jenes Landhauſes war nicht dazu gemacht, ſeine Zweifel zu zerſtreuen und ſeine Befürchtungen niederzuſchlagen, die in nichts Geringerem beſtanden, als Lieutenant W. ſei in einen Hinterhalt gefallen und vielleicht mit ſeiner ganzen Mannſchaft niedergemacht worden.

Die letzte Schildwache unfern des Gitterthors hatte von ihrem Vormann die Meldung erhalten, die Dragoner ſeien in den Hof geritten, und er habe genau auf alles aufzupaſſen, was vorfalle. Aber es war nichts vorgefallen. Der Dragoner, der zwiſchen dem Gitterthor und dieſem Poſten aufgeſtellt war, hatte ſich nach und nach zu ſeinen Kameraden hineingezogen. „Dann war es,“ ſagte der Soldat, „hinter dem Gitterthor ſehr ſtill geworden.“

„Sehr ſtill?“ fragte nachdenkend der lange Eduard.

„Ja wohl, Herr Lieutenant, außerordentlich ſtill,“ antwortete die Schildwache; „nur ein einziges Mal noch hörte man ein ziemlich lautes Klirren der Säbel; das dauerte aber vielleicht eine Minute, und dann trat dieſelbe tiefe Stille wieder ein.“

Der lange Eduard ſchauderte und ſprach zu ſich ſelber: Gott der Gerechte! es wäre doch in der That fürchterlich, auf eine ſo elende Art und nächtlicher Weiſe um's Leben zu kommen. Dabei fiel es ihm heiß auf die Seele, daß Lieutenant v. W. geſtern Vormittag die bewußte Dame und ihre blonde Tochter hieher geleitet; nichts ſchien ihm wahrſcheinlicher, als daß ſein armer Kamerad ſich bei dem Verſuche, das Mädchen wieder zu ſehen, vielleicht zu weit vorgewagt und ſo in eine ſchlimme Geſchichte gerathen.

Während aber auf dieſe Art der lange Eduard drunten vor dem Gitterthor dieſe traurigen Gedanken in ſeinem Herzen nährte und ſich dabei eines tiefen Schauders nicht erwehren konnte, kniete droben im Zimmer der Gegenſtand dieſes Schauders vor dem uns bekannten violet-ſammtnen Fauteuil oder vielmehr vor dem Mädchen, welches in demſelben lag.

„Meine liebe Sophie,“ ſagte er, nachdem ſie ihm durch einige Thränen zugelächelt, „du biſt nun meine Gefangene, und ich kann dich nur auf Ehrenwort frei geben, das heißt, dich hier auf dem Landhauſe laſſen, wenn wir heute abziehen.“

„Und worauf ſoll ich mein Ehrenwort geben?“ fragte ſie erröthend.

„Ei,“ antwortete er lachend, „daß du meines Rufes gewärtig biſt, mir zu folgen, wohin ich es verlange — natürlich als mein liebes Weib.“

Sie ſenkte den Kopf auf ſeine Stirn, gab aber keine Antwort.

„Du kennſt jetzt meine Familie,“ fuhr er fort, „ſie iſt eben ſo alt und bedeutend, wie die deiner Mutter. Glaubſt du, dieſe werde es ungern ſehen, daß du Frau v. W. werden ſollſt?“

„Nein, ich glaube nicht, mein lieber Freund,“ entgegnete das Mädchen; „ich glaube, es wird ſie glücklich machen, ja, vielleicht den Frieden in unſerer Familie wieder herſtellen.“

„Das wäre prächtig, mein Kind!“ jubelte laut der Dragoner-Offizier; „dann würde es uns ja vielleicht gelingen, ſie von jener Partei wieder zu uns herüber zu ziehen. Ah! das macht mich ſehr zufrieden, und ich kann es jetzt einigermaßen entſchuldigen, meinen Patrouillendienſt nicht vollkommen gewiſſenhaft ausgeübt zu haben. Wenn Seine Königliche Majeſtät erfährt, welche Proſelyten ich gemacht, und wie ich zur dauernden Beruhigung dieſes Landes beigetragen, ſo kann mir ein gutes Avancement nicht entgehen.“ — Bei dieſen Worten ſprang er vergnügt in die Höhe, zog das Mädchen von dem Fauteuil empor und drückte ſie eine gute Weile feſt und innig in ſeine Arme.

Da wurde die Thüre zum Salon heftig aufgeriſſen, und als Lieutenant v. W. erſtaunt über dieſe Unterbrechung um ſich blickte, ſah er die lange Geſtalt eines Infanterie-Offiziers wie eine Erſcheinung in dem Halbdunkel des Vorzimmers ſtehen.

Dieſe Geſtalt ſchien aber offenbar noch mehr überraſcht und erſtaunt, als der Dragoner-Offizier; ſie hatte den Degen gezogen, bewegte ſich langſam vorwärts und rief endlich mit einem tiefen Seufzer, mit einem Tone der höchſten Verwunderung: „Heiliger Meidinger!“

Bei dieſem Ausrufe wußte der Dragoner-Offizier augenblicklich, wen er vor ſich habe; er ließ das junge Mädchen aus ſeinen Armen in den Fauteuil niedergleiten und bot ſeinem Freunde luſtig lachend die Hand.

„Du haſt, wie mir ſcheint, mit Erfolg patrouillirt,“ meinte der lange Eduard nach einer Pauſe, nicht ohne einen kleinen Anflug von Neid und nachdem er ſich einigermaßen von ſeinem Erſtaunen erholt.

„So vollkommen,“ antwortete ihm raſch Lieutenant v. W., „daß ich jetzt im Stande bin, dir hier meine Braut vorzuſtellen.“

„Ah! mein Fräulein, wir kennen uns!“ rief der lange Eduard, indem er ſich tief verbeugte. „Ich hatte die Ehre, mit Ihnen vor einiger Zeit zu ſpeiſen. Wer hätte gedacht, daß Sie ſo bald zu uns übergehen würden!“

Das junge Mädchen, das ſich bei der ſo unerwarteten Dazwiſchenkunft eines Dritten in großer Verlegenheit befand, erinnerte ſich gern des Infanterie-Offiziers, den es bei ſeinem Oheim geſehen, und war ſo im Stande, ein für dieſen ſeltſamen Augenblick über alle Erwartung ruhiges und vernünftiges Geſpräch einzuleiten. Doch war die Poſition der drei Perſonen ziemlich unhaltbar, ja unerquicklich, und ſo hörten ſie denn auch nach einigen Augenblicken mit großem Vergnügen von dem Thale herauf einen einfachen Trommelſchlag durch die Stille des Morgens herüber ſchallen, dem bald andere raſſelnd und wirbelnd antworteten. Dazwiſchen klangen Trompeten und Hörner und mahnten zum Aufbruche.

Der lange Eduard war diskret genug, ſich mit der Hoffnung auf ein frohes Wiederſehen raſch zu entfernen, wodurch er ſeinem Kameraden Zeit ließ, einen innigen Abſchied von dem geliebten Mädchen zu nehmen. Das that dieſer denn auch, er küßte ſie auf die Stirne, auf den Mund, auf die Augen, und als er ſich darauf gewaltſam von ihr losriß, ſagte er: „Uebermorgen ſind wir in H.; nicht wahr, meine geliebte Sophie, dort finde ich den Brief deiner Mutter?“ — —

Die Dragoner hatten ſich unterdeſſen im Hofe vollkommen reſtaurirt, ſie waren luſtig und wohlgemuth und hätten gar zu gern ein vergnügtes Lied geſungen; doch ritt ihr Offizier ſchweigend vor ihnen her, in tiefe Gedanken verſunken, und ſchaute nieder auf den Sattelknopf, bis er das Infanterie-Piquet erreichte, an deſſen Spitze der lange Eduard marſchirte. Dieſer reichte ſeinem Freunde lachend die Hand und ſagte ihm: „Wahrhaftig, ich kann dir nur gratuliren; ich glaube, du allein wirſt aus dieſem Feldzug eine vernünftige Eroberung mit nach Hauſe bringen.“

Bald hatten ſie das weiße Haus erreicht, wo das Hauptquartier im Aufbruche begriffen war. Der Unteroffizier des Feldpoſtens draußen, der zurückgezogen worden war, meldete eben dem wachthabenden Hauptmann noch einmal auf's Umſtändlichſte die Geſchichte mit den bunten Lichtern; Lieutenant v. W. rapportirte, daß er jenes Haus auf's Genaueſte unterſucht, und der lange Eduard ſetzte hinzu, er könne die Verſicherung abgeben, der Dragoner-Offizier habe auf's Umſichtigſte gehandelt, und er für ſeine Perſon ſich überzeugt, daß die bunten Lichter vollkommen unverdächtig geweſen ſeien.

Dreizehntes Kapitel.

Erzählt, daß Feodor Doſe vier Briefe aufbrach und las, daß er hierauf einen wichtigen Entſchluß faßte, in deſſen Folge dieſes Kapitel das letzte Wachtſtuben-Abenteuer enthält.

Der geneigte Leſer wird nicht von uns verlangen, daß wir ihm eine Fortſetzung jenes Kampfes berichten, aus dem wir in den letzten Kapiteln eine Epiſode erzählten. Auch iſt derſelbe bekannt genug, und wir können, um dem Titel unſerer Geſchichte: „Wachtſtuben-Abenteuer“ getreu zu bleiben und um die Gränzen, die wir uns vorgeſteckt, nicht zu überſchreiten, nur noch dieſes Schlußkapitel liefern, in dem wir das Mögliche thun, um dem uns hoch ehrenden Intereſſe, welches der geneigte Leſer an den handelnden Perſonen genommen, einigermaßen gerecht zu werden.

Von Wachtlokalen haben wir zuſammen ſchon eine gute Anzahl der verſchiedenſten beſucht; es bleibt uns noch eines übrig, freilich nicht das angenehmſte, aber um der Wahrheit, wie immer, getreu zu bleiben, können wir es dem Leſer nicht erlaſſen. — Wir hätten in der That lieber auf einem anderen Schauplatze geſchloſſen.

Es ſind des Stalles warme, aber etwas dunſtige Räume, die ſich vor unſerem Blicke öffnen. Dieſer Stall befindet ſich in einem langen gewölbten Gebäude, hat eine breite gepflaſterte Gaſſe, an welche rechts und links die Pferdeſtänder ſtoßen. Dahinter ſtehen die treuen Thiere wohlgenährt, rein geputzt, mit wollenen Decken verſehen, und laſſen nun, da ſie ſo eben ihre Heuveſper verzehrt haben, theils anmuthig die Köpfe hangen, oder neigen ſie zu zwei und zwei gegen einander, wobei ſie allerlei ſeltſame Laute ausſtoßen.

Vielleicht träumen die Pferde von dem vergangenen

Feldzuge und erinnern ſich lebhaft dieſes oder jenes Gefechtes. Von einem ſo intelligenten Thiere wäre das gar nicht zu verwundern. In der Stallgaſſe brennen ein paar trübe Laternen und beleuchten mit röthlichem Scheine die Schilder, auf welchen die hochpoetiſchen Namen der Pferde geſchrieben ſind. Man ſieht hier eine ganze Mythologie: Jupiter, Juno, Venus, Mars, und nur hier und da einige gewöhnliche Namen, wie „Liſe“ oder „Franz“ oder „Peter“.

Die Stallgaſſe iſt ſauber geputzt, auf dem Pflaſter kein Fleckchen zu ſehen; die Geſchirre hangen an den verſchiedenen Ständern, das Lederzeug blank gewichſt, die Eiſentheile wie Silber funkelnd. Und welch wohlthuende, ja feierliche Stille herrſcht jetzt in dem Stallraume! Die Streu iſt gemacht, und wer von den wachthabenden Kanonieren nicht gerade in der Stallgaſſe auf- und abgehen muß, hat ſich zu ſeinem Pferde geſchlichen und liegt neben demſelben in dem friſchen, hochaufgelockerten Stroh. Am Anfange des Stalles, dort, wo die Haupt-Eingangsthüre iſt, befindet ſich neben der Futterkiſte ein kleiner Bretterverſchlag mit einer ziemlich breiten Pritſche, einem kleinen Tiſche und einem hölzernen Stuhle. Auf letzterem ſitzt der Wachthabende; er hat die Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, den Kopf in die Hände gelegt und blickt träumeriſch in das Licht der Laterne, die vor ihm ſteht. Auf ſeiner Bruſt glänzt eine neue große goldene Tapferkeits-Medaille.

Wenn wir dem geneigten Leſer ſagen, daß dieſer Wachthabende Feodor Doſe iſt, ſo hören wir ſchon hier und da die richtige Einwendung: Wie kommt es, daß ein Feuerwerker die Stallwache bezieht? Er iſt ja ſeinem Range nach davon befreit! — Wir wiſſen das ebenfalls, können aber die Verſicherung geben, daß der Feuerwerker Doſe es dieſen Morgen als eine Gunſt erbeten, die heutige Stallwache thun zu dürfen. Und er hatte einen poetiſchen Grund dazu: er kannte dieſe ſtillen, einſamen Räume, er wußte, wie geeignet ſie waren zu einem tiefen, ununterbrochenen Nachdenken: und da er am heutigen Tage wahrſcheinlich viel nachzudenken hatte, gern allein ſein wollte, ſo bezog er die Stallwache.

Der Feuerwerker hatte mehrere Briefe erhalten, für ihn von dem wichtigſten Inhalte, und wollte nun hier dieſelben in aller Stille leſen und ſeine Entſchlüſſe faſſen. Als Mann von Ordnung nahm er dieſe Schreiben aus ſeiner Brieftaſche und legte ſie, geordnet nach ihrer Größe und Schwere, vor ſich auf dem kleinen hölzernen Tiſche aus. Da lagen ſie nun, vier an der Zahl, und jetzt, wo er keine Unterbrechungen zu befürchten hatte, beſchloß er, die verhängnißvollen Siegel zu öffnen. Das erſte zeigte ein Poſthorn und verſchloß ein Paket von dickem, blauem Papier, deſſen Gewicht und Unbehülflichkeit das kurze und magere Schreiben durchaus nicht entſprach, wohl aber dem Abſender deſſelben, dem dicken und faulen Tipfel. Er ſchrieb von ſeiner fernen Gränzſtadt und erkundigte ſich im Eingang, ob Doſe den Feldzug glücklich überſtanden, ob er noch am Leben und im ungehinderten Beſitze ſeiner ſämmtlichen Gliedmaßen ſei.

„Ich bin recht glücklich,“ ſagte unter Anderem der ehemalige Bombardier, „und Sie können ſich nicht denken, lieber Doſe, mit welcher Beruhigung ich, fern vom Schuß, die Berichte eurer glorreichen Heldenthaten geleſen. Meine Exiſtenz iſt eine ganz behagliche und würde ungetrübt zu nennen ſein, wenn nicht meines Vorgeſetzten, des Poſtmeiſters Dachfinger, unglückſelige Leidenſchaft für das Bayonnetfechten täglich im Zunehmen begriffen wäre. Es iſt das jetzt eine Art von Dienſt für uns geworden, und mich hat dieſer troſtloſe Infanteriſt im wahren Sinne des Wortes zum Stichblatt erwählt. Denken Sie ſich, Doſe, er citirt mich zwei-, dreimal die Woche, dann handhaben wir ein paar hölzerne Gewehre, auf der Bayonnetſpitze ſteckt ein Stück Kreide, und ich werde nicht eher wieder entlaſſen, als bis ich auf meiner ganzen Vorderſeite mit weißen Flecken vollkommen getigert bin, und das nennt er mich vertraulich und herablaſſend behandeln, dieſes Ungeheuer von einem Vorgeſetzten — in bayonnetfechteriſcher Hinſicht nämlich, denn ſonſt kann ich nicht über ihn klagen, da ich zuweilen ſehr gut bei ihm ſpeiſe und er mir auch eine kleine Zulage verſchafft hat.“

So ſchrieb Tipfel; doch ſchüttelte Feodor Doſe bedeutſam ſein Haupt und legte dieſen Brief ſtillſchweigend bei Seite.

Das zweite Schreiben, das er nun erbrach, befand ſich in einem Umſchlage von röthlichem Papier und führte das Siegel der Batterie, welcher Doſe anzugehören die Ehre hatte. Es war eigenhändig von Hauptmann von Stengel, welcher ſeinem Untergebenen ſchrieb:

„Mein lieber Doſe, wohl wiſſend, daß Sie bei meiner Batterie wieder eintraten in der Hoffnung auf einen längeren Feldzug und auf ernſtliches Avancement, das Ihnen auch nicht hätte entgehen können, kann ich mir recht gut denken, daß Sie gegenwärtig, wo es mit Schiller heißt: der Soldat ſpannt aus, der Bauer ſpannt ein, und wo wir demnach wieder auf die bekannten vier Geſchütze ohne alles Andere reducirt werden, nicht in Ihren Wünſchen liegen mag, weiter zu dienen. Ihre Berechtigung für eine Civilverſorgung hat ſich durch die vergangene Zeit noch vermehrt, wogegen ich Ihnen geſtehen muß, daß es mir äußerſt angenehm wäre, Sie meiner Batterie zu erhalten. Hierzu wäre eine vortreffliche Gelegenheit, da ich im Begriffe bin, beim Abtheilungskommando einen ſicheren Unteroffizier zum Wachtmeiſter vorzuſchlagen und Sie hierzu erſehen habe. Im Falle Sie dazu geneigt wären, können Sie mir Ihre Antwort mündlich ſagen; ich habe Ihnen dieſes Schreiben nur zugefertigt, damit Sie Jedermann zeigen können, wie über Sie denkt

Ihr Chef und wohlgewogener Hauptmann,
Batterie-Commandeur v. Stengel.“

Doſe wußte ſchon im Voraus um dieſen Antrag; er ließ den Brief ſinken und ſchaute lange vor ſich hin. Wachtmeiſter werden war keine Kleinigkeit, nach dem Hauptmann die mächtigſte Perſon der Batterie, und in manchen Dingen noch mächtiger als der Chef ſelbſt. Aber er ſchied damit ſo zu ſagen aus dem aktiven Dienſt und mußte Schreiber werden — eine Beſchäftigung, vor welcher der Feuerwerker eine unüberwindliche Abneigung fühlte. Freilich war das ſilberne Porteepee ſehr in die Wagſchale zu legen, aber Doſe war nicht eitel, wenigſtens nicht auf äußere Dinge; hätte doch ihm Jemand die Mittel an die Hand gegeben, ſich einen großen Dichternamen zu erwerben, Feodor würde Alles darum gegeben haben. — Aber Wachtmeiſter und in Friedenszeiten, für ihn, der es ſchon einmal erlebt hatte, daß die Batterie demobil wurde, und daß man die Geſchütze, die noch kürzlich ſo luſtig über die Ebene dahin flogen, in die dunklen Magazine ſtellte, wo ſie wahrſcheinlich finſter träumend ihre Zeit verbrachten — nein, Doſe, der ſchon als Poſt-Conducteur ein freieres, wenn auch mühſameres Leben geführt, Doſe konnte ſich nicht wieder zum Kaſernenleben entſchließen. — Es iſt darin keine Poeſie mehr! ſeufzte er. Da bin ich allein hierher zurückgekehrt von den ehemaligen Kameraden, und wenn ich das auch im Felde, wo mein Geſchütz eine kleine Welt für mich war, nicht beachtet, ſo würde ich mich doch wieder troſtlos allein finden, ſobald ausgeſpannt und vollkommen verkauft iſt. Meine Kanoniere werden nach Hauſe entlaſſen, meine ſechs Pferde kommen zu irgend einem nichtswürdigen Kutſcher, mein Leibroß, der Cato, muß, Gott weiß, an welchem Karren ziehen, und ich allein bleibe zurück — — ein entlaubter Stamm, dem innen im Marke nicht einmal eine ſchaffende Kraft wohnt. — Nein, nein! ſeufzte Doſe, dann noch weit lieber Packmeiſter des Herrn v. Dachſinger, obgleich dieſes Loos auch nicht beneidenswerth iſt.

Der Feuerwerker ſtützte ſorgenvoll ſein Haupt auf die Hand und ſah die beiden noch verſchloſſenen Briefe an, die vor ihm lagen. Von wem kamen ſie? welchen ſollte er zuerſt erbrechen? Er beſchloß, abermals der Größe nach zu verfahren; da ſich aber die beiden Couverts ziemlich gleich ſahen, ſo richtete er ſich nach den Siegeln und ſparte den Brief mit dem kleineren, obgleich daſſelbe ein adeliges Wappen zeigte, bis zuletzt auf. Er löſte alſo von dem mit dem größeren Siegel behutſam den Umſchlag, faltete das Schreiben aus einander und las:

„Lieber Feuerwerker Doſe! Als ich vor ein paar Monaten die Batterie verließ, um meinen längeren Urlaub anzutreten, verſprach ich Ihnen, eingedenk der mancherlei Beziehungen, in welchen wir in den erſten Jahren meines Dienſtes zu einander geſtanden, ſowie des Intereſſes, das ich ſtets an Ihrer Perſon genommen, vorkommenden Falles und wo ich Ihnen nützlich werden könnte, an Sie zu denken!"

Ah, von Lieutenant Robert! unterbrach ſich Feodor Doſe ſelbſt. Dann fuhr er zu leſen fort:

„Ich bin nun verheirathet und ſehr glücklich; meine Hochzeitsreiſe machte ich hieher an den Oberrhein und kam ſo halb zufällig wieder an manche jener Orte, wo wir zuſammen unſere Geſchütze aufgepflanzt und mit dem Feinde Kugeln gewechſelt. Hier iſt natürlicher Weiſe jetzt wieder Alles ruhig, und man ſieht kaum noch irgendwo eine von den Spuren, die wir zurückgelaſſen. So kam ich denn auch zufällig in die Gegend von H., wo Sie ſich eines Dorfes, einer Ruine und eines weißen Hauſes erinnern werden, welch letzteres Sie ſo vortrefflich mit Granaten bedient. In der Nähe dieſes weißen Hauſes befindet ſich ein anderes, wo ich in dieſem Augenblicke friedlich ſitze und an Sie ſchreibe. So iſt der Lauf der Welt, lieber Doſe!

„Mein Verſprechen, Ihnen nützlich werden zu wollen, habe ich nach beſten Kräften gehalten, und Sie werden das aus einem Briefe erſehen, der wahrſcheinlich zu gleicher Zeit mit dieſem an Sie abgeht. Er iſt von einem meiner Freunde, einem Ehemanne, ſo jung und glücklich wie ich, und wird Ihnen Vorſchläge machen, die Sie annehmen können und hoffentlich annehmen werden. Antworten Sie baldigſt, arrangiren Sie Ihre Geſchichten ſo ſchnell wie möglich und ſo werden wir uns vielleicht hier noch ſehen.

Ihr Lieutenant Robert."

Man kann ſich leicht denken, daß Feuerwerker Doſe nach dieſem einleitenden Schreiben den Brief mit dem kleinen adeligen Wappen ſchleunigſt erbrach. Derſelbe lautete folgendermaßen:

„Herr Feuerwerker Doſe! Sie werden ſich vielleicht jenes Tages erinnern, wo Sie Ihre Haubitze in einem kleinen Wieſenthal aufgeſtellt hatten und nach einem gewiſſen weißen Hauſe mit Granaten warfen. Dabei denken Sie vielleicht an den Unterzeichneten, der damals neben Ihnen hielt und beinahe von der erſten feindlichen zwölfpfündigen Kugel getroffen worden wäre. Wir nahmen bekanntlich jenes Haus, und in der Nacht darauf traf ich noch einmal mit Ihnen zuſammen; es war bei der Feldſchmiede, wo Sie Ihr zerſchoſſenes Rad ausbeſſerten. Die ſchöne Gegend in der Nähe jenes weißen Hauſes gefiel mir ſchon damals ſo außerordentlich, daß ich nach dem beendigten kleinen Feldzuge es wahrhaftig nicht unterlaſſen konnte, hieher zurück zu kehren. Ja, eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden beſtimmte mich, eben jenes weiße Haus mit großen dazu gehörigen Gütern anzukaufen und mich hier häuslich niederzulaſſen. Daß man ſich eine Frau anſchafft, ſobald man ſich häuslich niederläßt, brauche ich Ihnen, einem erfahrenen Manne, nicht erſt zu ſagen, und habe ich hierin die allgemeine Regel befolgt, befinde mich auch außerordentlich glücklich dabei. — Nun ſind aber durch die traurigen Zeiten, die dieſes Land erlebt, viele Verhältniſſe gelöst, andere unhaltbar geworden; namentlich auf unſern Gütern fehlt es in dieſem Augenblick an zuverläſſigen Leuten und einer kräftigen Hand, welche die vorhandenen Trümmer wieder zu einem angenehmen Ganzen zu vereinigen im Stande wäre; mit anderen Worten: wir ſuchen einen Verwalter von feſtem, erprobtem Charakter, ſowie militäriſcher Strenge, und mein Freund Robert verſichert mir, zur Ausfüllung einer ſolchen Stelle wären Sie, mein lieber Feuerwerker Doſe, ganz geeignet. Da ich nun durch das, was ich von Ihnen während unſeres Zuſammenſeins geſehen, die Anſicht meines Freundes vollkommen beſtätigt gefunden, auch von demſelben gehört, daß Sie die Batterie bei der Demobilmachung zu verlaſſen wünſchen, ſo biete ich Ihnen hiermit dieſe Stelle an. Herr v. Stengel, Ihr Hauptmann, wird Ihnen einen vorläufigen Urlaub nicht verweigern; deßhalb lade ich Sie ein, ſo bald als möglich zu uns zu kommen, um unſere Bedingungen zu machen und, wie ich hoffe, in's Reine zu kommen."

So las Feodor Doſe, und als nun darauf die Hand, welche das Schreiben hielt, auf den Tiſch niederſank und er an das dunkle Stallgewölbe hinauf ſchaute, ſo ſchien ſich daſſelbe vor ſeinem inneren Blicke plötzlich zu öffnen, und er ſah eine helle klare und freundliche Zukunft, keine Poſtwachtſtube mehr, keine Stallwache, kein Kaſernenleben, aber ein poetiſches Daſein, ein beſchauliches Leben, auf Fluren und in Wäldern, im Schatten der alten Ruine, an den Ufern des murmelnden Baches. Feodor fühlte ſich ſeit langer Zeit wieder zum erſten Male dichteriſch angeweht, und wer weiß, ob nicht im nächſten Augenblicke ein neues Lied von ihm erſchienen wäre, vielleicht betitelt: „Verlaſſen des Dienſtes" oder „Der Verwalter", wenn nicht in dieſem Moment das Knarren der Stallthüre ſeine Träume unterbrochen und das Klirren eines Säbels ihm angezeigt hätte, es nahe ſich ein Vorgeſetzter.

Es war der Hauptmann v. Stengel in eigener Perſon, der ſeinen Stall revidirte. Doſe ſetzte ſeine Dienſtmütze feſt auf den Kopf, faßte den Säbel vorſchriftsmäßig und meldete: „Im Stall hundertundzwanzig Pferde, von denen zwei in der Kranken=Abtheilung. — Zum Berichten iſt nichts Neues; auf Wache befinden ſich ein Unteroffizier und drei Mann."

„Aha, lieber Doſe," ſagte der Hauptmann ſchalkhaft lächelnd, indem er an den Tiſch trat und die erbrochenen Briefe ſah, „Sie haben geleſen? werr weiß, wie ſehr! Nun, werden Sie mir nicht melden, — werr weiß, wie bald! — es befinde ſich hier ein zukünftiger Wachtmeiſter?"

Doſe ſtand da in der ſchönſten Haltung und entgegnete ohne weitere Ueberlegung mit der freundlichſten Stimme: „Verzeihen Sie mir, Herr Hauptmann, ich habe mir die Sache überlegt und muß für Ihre große Güte danken, ich bin zu dieſer Stelle nicht gemacht."

„Ah, Teufel!“ rief erſtaunt der Batterie-Chef. „Sie haben nicht Luſt, Wachtmeiſter zu werden? Das iſt eine eigenthümliche Idee; werr weiß, wie ſehr!“

„Ich weiß Ihr Vertrauen hoch zu ſchätzen,“ verſetzte der Feuerwerker, „und da ich vor einem ſo wohlwollenden Vorgeſetzten kein Geheimniß habe, ſo bitte ich Sie, dieſen Brief zu leſen.“

Damit reichte er ihm das Schreiben des Herrn v. W.

Der Hauptmann ſchüttelte anfänglich etwas mit dem Kopfe, während er las; bald aber fing er an zu nicken, und ſein finſter gewordenes Geſicht klärte ſich auf. — „Nun ja,“ ſagte er nach einer Pauſe, „das iſt nicht ſo ſchlimm, werr weiß, wie ſehr! Tüchtige Leute können Die ſchon brauchen; denn an Flickmaterial fehlt's durchaus nicht da oben. — Nun, ich gebe meinen Segen dazu! Den gewünſchten Urlaub erhalten Sie ſo bald und auf ſo lange Sie wollen.“

„Der Herr Hauptmann zürnt mir nicht?“ fragte treuherzig Doſe, indem er einen Schritt näher trat.

„Was denken Sie, mein lieber Feuerwerker!“ antwortete heiter der Batterie-Chef, indem er ihm die Hand reichte; dann aber ſetzte er ſeufzend hinzu: „Im Grunde haben Sie Recht; wenn man wieder eine Zeit lang die friſche Luft in Wald und Feld eingeathmet, da beengt das Garniſonleben, — doch was will man machen? — Aber auf Stallwache brauchen Sie heute Nacht nicht zu bleiben,“ fuhr er nach einer Pauſe ſehr freundlich fort; „einer der Bombardiere ſoll Sie ablöſen, und morgen früh können Sie Ihren Abſchied von mir nehmen. Doch, ich habe Ihnen noch etwas Wichtiges zu ſagen!“

„Und ich habe noch eine große Bitte, Herr Hauptmann,“ verſetzte Doſe.

„Man kann dem allgemeinen Weltfrieden nicht trauen,“ ſprach der Hauptmann.

„Und wenn es wieder Krieg gäbe ....,“ ſagte Doſe, und ſeine Augen glänzten freudig.

„So ...“

„So darf ich mich wieder bei Ihnen melden!“ rief Doſe, ſeinen Hauptmann im Drange des Gefühls unterbrechend.

Worauf dieſer erwiederte: „Das will ich meinen — werr weiß, wie ſehr!“

Noch einmal ſchüttelte der Vorgeſetzte ſeinem Untergebenen die Hand und verließ dann den Stall.

Doſe wurde gleich nachher von dem verſprochenen Bombardier abgelöst. Er raffte ſeine Briefſchaften zuſammen, ſteckte ſie in die Taſche, und als er darauf noch einmal hinabblickte in die halb dunklen, ſo eigenthümlich duftenden Räume, erinnerte er ſich ſeiner erſten Wache, die er als junger ſtrebſamer Vice-Bombardier ebenfalls in dieſem Stalle gethan. Jetzt war wahrſcheinlich ſeine letzte gekommen, und er mußte ſich geſtehen, daß, wenn er auch viel erlebt in den verſchiedenen Wachtlokalen, die er während ſeiner langen Dienſtzeit beſucht, doch wohl die erſprießlichſten und angenehmſten Folgen haben würde — ſein heutiges und

letztes Wachtſtuben-Abenteuer.

F. W. Hackländer's

Humoriſtiſche Schriften.

Fünfter Band.

Humoriſtiſche Erzählungen.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Humoriſtiſche Erzählungen.

Von

F. W. Hackländer.

Vierte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

120/8146
Krämer & Hauser/38674/86
6

den
929
L122:2

172-516(4)

UNIVERSITÄT
BIBLIOTHEK
KONSTANZ

Druck von Gebrüder Mäntler Stuttgart.

Nur natürlich!

Wenn ich im Buche meiner Erinnerungen nachblättere, und meiner Freunde und Bekannten von ehemals gedenke, ſo kommt mir häufig einer derſelben in's Gedächtniß, ein guter gemüthlicher Menſch, der ſeines Zeichens ein Apotheker war, und mit dem ich lange Zeit auf's Freundſchaftlichſte zuſammenlebte. Wir wohnten nicht in einem und demſelben Hauſe, nur in derſelben Stadt. Ueber ſeinem Quartier war ein goldener Löwe angebracht und vor dem langen viereckigen Gebäude, in welchem ich kampirte, ſtanden zwei alte Kanonen und neben ihnen zwei Kanoniere, mit dem Säbel in der Hand, Schildwache. Wo wir uns eigentlich kennen lernten, kann ich nicht angeben und, obgleich wir, was Neigung und Verhältniß anbelangte, nicht ſehr zuſammen paßten, ſo wurden wir doch ganz gute Freunde.

Schmidle, ſo hieß der Apotheker, war ein Schwabe und von unſerm Herrgott nicht mit überflüſſiger Körperſchönheit begabt; doch hatte er an gutem Ausſehen, was man für's Haus braucht, und war, wie eine alte Tante von mir in ähnlichen Fällen zu ſagen pflegte, vor Ach! und Pfui! bewahrt. Das ſoll nämlich heißen: vor „Ach, wie ſchön!“ und „Pfui, wie häßlich!“ Schmidle konnte ſogar, wenn er Sonntags ſeinen ſchwarzen Frack mit allem dazu Nothwendigen und Paſſenden anzog, für einen hübſchen eleganten Menſchen gelten, und einen gewiſſen ſüßen Kräuter- und Medicamentenduft abgerechnet, der nicht aus ſeinen Kleidern zu vertreiben war, hätte man es ihm alsdann nicht anſehen, oder vielmehr anriechen können, in welcher Branche er der leidenden Menſchheit diente. Ja, man hätte ihn zuweilen für einen jungen Cavalier halten können, vielleicht für einen Offizier in Civil, denn er verſtand es, wie dieſe Leute, ſein Halstuch mit einer gewiſſen lockern Eleganz zu knüpfen und an ſeinen Handſchuhen hatte er beſtändig ein Knöpfchen abgeriſſen. Auch ſetzte er ſeinen Hut ganz gerade auf den Kopf und ließ ſich an Sonn- und Feiertagen gern die Stiefeln lakiren. Dabei war er von einer Gutmüthigkeit und hatte einen Glauben an die ganze Menſchheit, der an Schwäche gränzte. Er that für ſeine Freunde, was er nur immer konnte, und ſeine Börſe, die, da er einiges Vermögen hatte, beſtändig wohl gefüllt war, öffnete ſich jedem Hülfsbedürftigen mit einer Ausdauer, die an's Fabelhafte gränzte. Was dieſer Charakter, der, wie ich genugſam dargethan, als Menſch vortrefflich war, als Apotheker galt, ach, darüber war in dem ganzen Stadtviertel, das zur Löwenapotheke gehörte, nur eine Stimme, beſonders bei dem dienenden Perſonal, mit dem Schmidle hauptſächlich verkehrte. Es mußte ſchon wahr ſein, was die Leute ſagten, daß der alte mürriſche Prinzipal, ein Hageſtolz in den Sechzigen, ſeinen erſten Gehilfen außerordentlich liebte, denn Schmidle zog durch ſeine ungemein freundliche Perſönlichkeit eine Unmaſſe baaren Geldes an ſich, das ſonſt in die Ladentiſche anderer Apotheken gefloſſen wäre. Alle Mägde und Hausknechte, die von ihrer Herrſchaft ausgeſchickt wurden, irgend etwas zu holen, ohne daß ihnen die Apotheke angegeben wurde, zogen in den Löwen und dort warteten ſie lieber halbe Stunden lang an der Thür, wenn Herr Schmidle vielleicht gerade beſchäftigt war, ein Zeichen der Popularität, das die andern Gehilfen und ſelbſt den damaligen rothhaarigen Lehrling mit Neid erfüllte.

Es hat aber auch wohl nie in der Chriſtenheit einen zweiten Apotheker gegeben, der die Leute ſo zu faſſen und zu behandeln wußte, wie mein Freund. Seine ſtehenden Kunden kannte er faſt alle auswendig, und er ſah den goldbetreßten Bedienten dieſes und jenes Cavallerie-Offiziers nicht ſelten an der Naſe die Bedürfniſſe an, die ſie in die Apotheke führten, und wenn dieſe Herren ſelbſt kamen und im Beiſein anderer Leute gleichgiltig vom Wetter und dergleichen ſprachen, griff Schmidle mit einem vielſagenden Blick oder dergleichen hinter ſich, und traf in den meiſten Fällen das Rechte. Den ſtolzen Dienerſchaften noch ſtolzerer Herrſchaften, die ſich auf ihren Livréerock etwas zu gut thaten und die es unſerm Herrgott nie verzeihen konnten, daß die Bäume anſtatt grün nicht gelb oder blau, wie die Wappenſchilder ihrer Kutſchen waren, wußte er durch bunte glänzende Papiere mit denſelben Farben zu ſchmeicheln, und auf dieſelbe Art behandelte er alle Köchinnen und Stubenmädchen, die ihm einmal anvertraut, während er ihnen eine Medizin anfertigte, die nicht gekocht zu werden brauchte, und worauf ſie warten konnten, daß Indigoblau oder Ponceauroth ihre Leibfarbe ſei. Selbſt beim Beſchreiben der Etiquetten und Pillenſchachteln wußte er Unterſchiede zu machen und Nüancen anzubringen, die wohl im Stande waren, das Herz einer gefühlvollen Kammerjungfer zu bewegen. Den Befehlshaberton, wie er gewöhlich bei ſolchen Aufſchriften herrſcht, wie z. B.: Alle Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen, wandte er nie allein an, wenigſtens ſetzte er hinzu: w. g. i., das heißt: wenn's gefällig iſt. Dies war aber noch die niedrigſte Klaſſe, denn ſeine Bekannten oder öfteren Kunden wurden auf das Höflichſte gebeten, doch ſtündlich einen Eßlöffel voll zu nehmen. Und mit welcher Feinheit verſtand er es, dem letzten Schnörkel ſeiner Schrift durch allerhand Formen eine tiefere Bedeutung zu geben! Man konnte oft einen gewiſſen Buchſtaben daraus leſen oder ein Ausrufungszeichen und nicht ſelten brachte er ſogar ein ſinnreich verſchlungenes Herz an. War er vielleicht gerade zu ſehr beſchäftigt, um alle Etiquetten ſelbſt zu ſchreiben, ſo unterwarf er doch die vom Lehrling angefertigten einer genauen Reviſion und fügte gewöhnlich einen Strich oder einen Punkt hinzu, was den betreffenden Stubenmädchen äußerſt angenehm war.

Wer aber Schmidle in ſeiner ganzen Glorie ſehen wollte, der mußte die Löwenapotheke an einem Samſtag Abend beſuchen. Alsdann wurde von dem dienenden Perſonal des ganzen weiblichen Stadtviertels vor der Apotheke förmlich Queue gemacht, und man konnte Stunden lang warten, bis man zu Schmidle hingelangte, der, hinter einem großen Topfe ſtehend, mit einer Feinheit und Grazie Pomade austheilte, die an's Unglaubliche gränzte. Neben ſich hatte er eine ganze Batterie mit Flaſchen von wohlriechendem Oel, und er wußte recht genau, welche von ſeinen Kunden den Duft der Roſe dem der Nelke vorzog, oder welche zu ihrer Pomade einen ſtärker oder ſchwächer riechenden Beiſatz bedurfte. Kein Tag, keine Stunde, kein böſes oder ſchlimmes Wetter war im Stande, die liebenswürdige Laune Schmidle's zu verderben, ja ſelbſt in der Nacht, wenn er aus dem ſüßen Schlummer geweckt wurde, ließ er ſich nicht, wie die Apothekergehilfen im Allgemeinen, einige Dutzend Mal durch den Ton der Klingel rufen, ehe er wirklich kam, um alsdann obendrein noch bärbeißig und verdrießlich zu erſcheinen; nein, auch in ſolchen Stunden behandelte er die armen Dienſtboten in den meiſten Fällen ſo ausgezeichnet, daß ſie ſich noch lange daran mit Freuden erinnerten.

Aber bei allen dieſen Vorzügen Schmidle's, bei allen dieſen liebenswürdigen Eigenſchaften meines Freundes kann ich doch nicht umhin, des Spruches zu erwähnen, daß, wo viel Licht, auch viel Schatten iſt. Mein Freund war nur der vortreffliche Menſch, wie ich ihn eben geſchildert, ſo lange er ſein und ſcheinen wollte, was er wirklich war, nämlich erſter Gehilfe der Löwenapotheke, mit einem Worte, ſo lange er ſich natürlich gab, wie ihn Gott geſchaffen. Aber daß er dies nicht immer that, daß er einen Drang in ſich fühlte, ſo wie er den ſchwarzen Frack angezogen und die Thüre des Laboratoriums hinter ſich zugemacht hatte, etwas anderes ſein zu wollen, als ehrſamer Apothekergehilfe, dies war die Schattenſeite des ſonſt ſo vortrefflichen Charakters. Man hätte glauben ſollen, Jemand, der wie er, hinter dem Ladentiſche die Achtung der ganzen Bevölkerung des Stadtviertels beſaß, müſſe ſtolz darauf geweſen ſein, ſo in ſeinem Stand etwas zu gelten, und mit einer Miene auf die Straße hinausgetreten ſein, die deutlich verkündigte: Ich bin Schmidle, der geſchickte Apotheker. Aber nichts weniger als das. Schon vorhin ſprach ich von der Art, wie er ſeine Halsbinde umband, wie er ſeinen Hut aufſetzte, ſeine Handſchuhe anzog. Ach, das Alles that er nicht, weil ein inneres Bewußtſein ihm vorſchrieb, ſich ſo zu kleiden, nein, er that es nur, um einen höheren Stand nachzuäffen, und da er ſolcher Geſtalt die Götter verſuchte, rächte ſich das Schickſal bisweilen an ihm und ließ den Armen Niederlagen erleben, die oft durch unbedeutende Kleinigkeiten in der Kleidung herbeigeführt wurden. O es iſt eine große Kunſt, ſich elegant anzuziehen, ſelbſt wenn man auch, wie Schmidle, die Mittel dazu beſitzt, und eine noch größere Kunſt iſt es, ſich einer feinen eleganten Kleidung gemäß in jeder Hinſicht zu betragen. Und da Schmidle von Jugend auf keine Gelegenheit gehabt, ſich in dieſen beiden Künſten zu üben, ſo folgte die Strafe, daß er ſeine liebenswürdige Natürlichkeit unter dem Deckmantel einer unpaſſenden geborgten Eleganz verbarg, ihm gewöhnlich auf dem Fuße nach, indem er ſich unzählige Male lächerlich machte, wobei ihm nie ſeine eleganten Beſtrebungen gelangen. Welche Noth hatten wir mit ihm, wenn er eine Champagnerflaſche aufmachte, damit er den Pfropfen nicht knallen ließe! Und die großen Kelchgläſer mußten wir ihm faſt mit Gewalt verbieten, indem es ihm gar nicht paſſend erſchien, den edlen Wein aus gewöhnlichen Gläſern zu trinken. In der Regel ging er alle Jahr einmal zu ſeinen Eltern auf Urlaub, und fand da Gelegenheit, auf eine Jagd mitgenommen zu werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er den Wildſtand bei dieſer Gelegenheit auf keine Weiſe verminderte, denn wenn er auch von Haſen, Füchſen und Böcken erzählte, die er geſchoſſen, ſo kam man ſeinem Jägerlatein doch glücklich auf die Spur, indem er erzählte, wie er den Fuchs im jungen Klee getroffen, oder daß der Rehbock, den er erlegt, eben vorſichtig aus ſeinem Sandloch herausgekommen ſei. Das wäre an ſich nun nichts Böſes geweſen, aber unſere Neckereien über ſeine Nimrodiaden brachten ihn auf die Idee, aus irgend einem für die Menſchheit ſehr nützlichen Werke die Jägerſprache zu ſtudiren, und als er die meiſten vorkommenden Ausdrücke ſo ziemlich inne hatte, konnten wir uns in unſern Unterhaltungen ſchlechterdings nicht mehr davor retten. O es war oft rein zum Verzweifeln; nicht, als wenn er dieſe Ausdrücke nur angewandt hätte, wo ſie wirklich hingehörten, nein, es erſchien ihm vielmehr höchſt elegant, ſie in alle ſeine Geſpräche einzuflechten. So konnte er uns von keiner Prügelei zwiſchen Straßenjungen erzählen, ohne daß er verſicherte, der Eine habe ſchrecklich an ſeinen Löffeln geſchweißt. Die Pferde hatten bei ihm Läufe und alle Haare ohne Ausnahme nannte er Wolle.

Was ſein Herz anbetraf, ſo war es bis zu dem Zeitpunkt, von dem ich jetzt erzählen werde, noch eine jungfräuliche Feſtung und hatte alle Stürme ſiegreich abgeſchlagen. Nicht als ſei er unempfänglich für weibliche Schönheit geweſen und noch viel weniger, als wäre er von dem andern Geſchlecht nicht ausgezeichnet worden, im Gegentheil, da Schmidle ein ziemlich anſtändiges Vermögen beſaß, ſo daß es von ihm hieß, er werde baldigſt eine eigene Apotheke kaufen, ſo wandte ſich der Blick manches ſchönen Augenpaares, das viele andere mit Eiſeskälte anblickte, freundlich gegen Schmidle und forderte ihn deutlich auf, ſich zu nähern. Aber auch hier traten ihm die Schatten ſeines Charakters wieder in den Weg, denn eine gutgeregelte bürgerliche Liebſchaft ſchien ihm nicht nobel und elegant genug, und dann hatte er ſich auch feſt vorgenommen, ſein künftiges Ehegeſpons ſolle ſich durch ſeine geſellſchaftlichen Vorzüge, durch ſeine eleganten und ritterlichen Manieren zu ihm hingezogen fühlen, kurz, es erſchien ihm ſchrecklich, ſich als Apotheker geliebt zu wiſſen und glauben zu müſſen, daß die Liebe ſeiner Zukünftigen auf ſein Vermögen gegründet ſei.

Eines Morgens nun, als ich gerade im Begriff war, einigen wenig verſprechenden Rekruten die Anfangsgründe der edlen Reitkunſt beizubringen — es war an einem Samſtag Morgen — erhielt ich ein kleines Billet von Schmidle, worin er mir ſchrieb: „Bruderherz! Da ich heute Morgen leider viel zu thun habe, ſo erzeige mir doch den Gefallen und komme, ſo bald Du kannſt, zu mir.“ Ich kürzte die Reitſtunde ſo viel wie möglich ab, ging in die Löwenapotheke und fand meinen Freund, indem er ſich eifrig damit beſchäftigte, irgend ein Tränklein zuzubereiten. Bei meinem Eintritte übergab er dies Geſchäft dem zweiten Gehilfen und zog mich raſch in das kleine Stübchen hinter der Apotheke, wo er mir feierlich ſeinen Stuhl anbot und ſich vor mich hinſetzte. Nach einer kleinen Pauſe, während welcher er mich aufmerkſam anſah, als müſſe er erſpähen, daß ich das große Ereigniß ahne, weshalb er mich herbeigerufen, ſagte er mit einem unterdrückten Seufzer: „Du, ich habe mich ganz erſchrecklich verliebt!“ Ich war über dieſe Aeußerung nicht wenig erſtaunt, doch er ließ mich nicht zur Sprache kommen und fuhr fort: „Ach, es mögen jetzt ungefähr vier Tage ſein, als mich der Reiſende des Hauſes Faber und Comp. — Du weißt, woher wir viele Materialien und Oele beziehen — beſuchte und ich darauf, wie gewöhnlich, zu Mittag im engliſchen Hof mit ihm ſpeiſte. O Gott, gegenüber von uns waren ein paar leere Couverts und nach der Suppe, beim Rindfleiſch, erſchienen zwei Damen dort, zwei Damen, von deren Schönheit das Herz eines reitenden Artilleriſten nicht im Stande iſt, ſich einen Begriff zu machen. Ich hatte meine gute Laune und entfaltete bei Tiſche eine Liebenswürdigkeit, die mich ſelbſt in Erſtaunen ſetzte.“

— „Natürlich,“ ſchaltete ich ein, „ließeſt Du den Champagnerpfropfen gegen die Decke fliegen, und erzählteſt von der großen Jagd, wo Du den Fuchs im Kleefeld geſchoſſen.“

„Nicht ganz ſo,“ entgegnete Schmidle. „Ich muß wirklich ſehr liebenswürdig geweſen ſein, denn die Damen waren es ebenfalls und unſere Bekanntſchaft wurde ſchon den erſten

Tag ſo intim, daß wir mit ihnen Kaffee tranken und ſie ſich nach Tiſche noch eine gute Stunde mit uns unterhielten. Auf mich hatte beſonders die Eine, die ſchwarze Haare und ein paar Lichter im Kopf hatte, o Gott, ein paar Lichter! den unvertilgbarſten Eindruck gemacht. Denſelben Abend ging ich in's Theater, die Damen ſaßen in der Fremdenloge und nun ſpeiſe ich jeden Mittag da, und ich muß Dir geſtehen, daß ich faſt glaube, einigen Eindruck auf das Herz der jüngeren Schwarzen gemacht zu haben."

— „So," entgegnete ich, „nur die Eine iſt jung, die Andere alſo alt?"

„Ei ja," antwortete Schmidle, „es iſt eine ältliche Tante mit ihrer Nichte, ſonſt würde es ſich ja auch nicht ſchicken; zwei junge Damen allein? Du weißt, ich ſehe auf ſo etwas."

— „Aber ſage mir," entgegnete ich ihm, „was haſt Du denn eigentlich mit der ganzen Geſchichte vor? Haſt Du Abſichten auf das Mädchen oder willſt Du ſie blos durch Deine unerreichbare liebenswürdige Perſon unglücklich machen? Höre, Schmidle, Du biſt ein entſetzlicher Roué!"

Schmidle ſchien das ſelbſt zu fühlen, denn er ſchlug die Augen nieder und entgegnete mir: „Alter Junge, Du kennſt meine Verhältniſſe, Du weißt, daß mein Vater in mich dringt, mich zu verheirathen, um den Stamm meiner alten Familie fortzupflanzen. Aber vorher —"

— „Willſt Du erſt ein verfluchter Kerl ſein, wie Weinberl im Jux ſagt?"

„Das nicht," antwortete mein Freund, „aber ich möchte erſt ſehen, ob, nun ja, ob meine perſönlichen Eigenſchaften im Stande wären, ein weibliches Herz und noch dazu eins aus der höheren Geſellſchaft zu feſſeln. — Geſtern," fuhr er fort, „gingen ſie bei unſerm Laden vorbei, ich ſtand gerade am Fenſter, und Du kannſt Dir denken, wie ich zurückfuhr. Glücklich haben Sie mich auch nicht erkannt, denn Du wirſt ſelbſt begreifen, daß ich jeden Mittag im engliſchen Hof als junger reicher unabhängiger Particulier erſcheine."

— „Richtig," entgegnete ich ihm, „dafür kenne ich Dich.

Aber was kann ich bei der ganzen Geſchichte thun? Uebrigens weißt Du, daß ich ganz zu Deinen Dienſten bin.“

„Ja,“ verſicherte Schmidle, und drückte mir warm die Hand. „Das weiß ich. Und deßwegen habe ich Dir geſchrieben. Du mußt mir einen großen Gefallen erzeigen. Ich glaube, Dir ſchon geſagt zu haben, daß ich vermuthe, einigen Eindruck auf das Herz der kleinen Schwarzen gemacht zu haben, aber ich fand bis jetzt keine Gelegenheit, ihr eine Erklärung zu machen und ihr meine Liebe zu geſtehen. Und was das Schrecklichſte iſt: morgen reiſen ſie ab. Sie nehmen von hier einen Wagen, und wollen durch unſere herrliche Gegend bis zum Städtchen M. einen ganzen Tag gebrauchen, um unterwegs das königliche Luſtſchloß mit ſeinen herrlichen Gartenanlagen zu beſehen. Denke Dir doch, in der freien Natur, in den ſchattigen Gängen treffen wir zuſammen. Du beſchäftigſt Dich mit der Alten, führſt ſie an den kleinen See und zeigſt ihr die melancholiſch herabhängenden Trauerweiden. Ich dagegen verliere mich mit der Nichte auf die kleine Anhöhe, wo der Amor ſteht, und da werde ich ſchon einen Anknüpfungspunkt finden.“

Wäre es nicht mein Freund Schmidle geweſen, der mir dieſe Idylle ausmalte, ſo hätte ich laut auflachen müſſen. Aber ſo kannte ich meinen Mann und willigte mit kurzen Worten in Alles. Er hatte gefürchtet, ich möchte Einwendungen machen, und entzückt über meine Bereitwilligkeit fuhr er freudig fort: „Ich dachte anfänglich, einen Wagen zu nehmen, aber wir müßten dann beſtändig hinter einander fahren, und dann, geſtehe ich Dir offenherzig, ſprach ich bei Tiſche viel von Pferden und vom Reiten, weshalb ich der Meinung bin, daß es weit beſſer wäre, wenn wir die Partie zu Pferde machten.“

— „O,“ entgegnete ich ziemlich überraſcht „zu Pferde! Kannſt Du aber auch reiten?“

„Nicht viel, alter Kerl, aber ſiehſt Du, da brauche ich Dich ja wieder. Du trabſt den Nachmittag in der Stadt herum und ſuchſt für mich ein ſanftmüthiges Thier von gutem

Ausſehen, dem ich meine Perſon, meine Hoffnungen und meine Liebe anvertrauen kann. Im engliſchen Hofe habe ich ſchon ein Zimmer gemiethet, wo wir die Nacht ſchlafen werden. Du kommſt natürlich in Uniform und biſt mein Freund, ein angehender Offizier aus einer benachbarten Garniſon, und am Morgen, kurz nachdem die Damen abgefahren ſind, ſchwingen wir uns auf und folgen ihnen."

— „Abgemacht!" ſagte ich. „Ich werde jetzt alles Nöthige beſorgen. Und wo treffen wir uns?"

„Gegen acht Uhr im engliſchen Hof," antwortete er mir, „denn Du weißt," ſetzte er kleinlaut hinzu, „ich muß vorher alle Stubenmädchen der Stadt mit Pomade verſehen."

— „So will ich lieber um die Zeit hierherkommen und Dir helfen," entgegnete ich.

„Nein, nein, es iſt beſſer," ſagte Schmidle, „Du erwarteſt mich um acht Uhr im engliſchen Hof. Adieu!"

— „Adieu!" — —

Ich ging nun, der Bitte meines Freundes gemäß, in die Stadt zu einem mir bekannten Pferdemiether und ſuchte für meinen Freund Schmidle einen Klepper, wie er ihn nur wünſchte. Das Thier hatte früher einem Stallmeiſter gehört, war alſo ſehr gut zugeritten, und wenn auch die Zeit ſchon mit harter Hand über ſeine Glieder gefahren war, ſo konnte es ſich unter der Fauſt eines guten Reiters noch immer ein ſtattliches Anſehen geben. Die Hauptſache war, das Pferd war ſicher, hatte einen angenehmen Trab, und wenn es einmal warm geworden war und die Steifheit ſeiner alten Glieder etwas überwunden hatte, ſo ging der alte Gaul herrlich vom Fleck. Dabei war er, wenigſtens unter meiner Hand, lammfromm. Ich ſuchte für meinen Schmidle noch eine Schabrake unter den Sattel aus, von ſchwarzer Farbe, die ihm nothwendig gefallen mußte. Darauf ſchlenderte ich in der Stadt umher, ſpeiſte irgendwo zu Mittag und kam erſt Nachmittag gegen vier Uhr in meine Kaſerne zurück, wo ich ſogleich des Hausknechtes aus der Löwenapotheke anſichtig wurde, der mich erwartete. Auf dem Arm hatte er einen vollſtändigen Anzug Schmidle's hängen, den er meinem Burſchen übergab, und mir ſelbſt händigte er ein Billet ein mit dem kurzen Inhalte: „Lieber Bruder, erzeige mir doch den Gefallen und laß' meine Kleider bis acht Uhr in den Stall hängen, daß ſich ihr Kräuterduft etwas verliert; und wenn ſie dagegen etwas Stallluft annehmen, iſt es noch beſſer."

Ich that nach ſeiner Bitte und ließ den ganzen Anzug an einem Theil des Stalles aufhängen, wo Schmidle's Wunſch auf's Kräftigſte in Erfüllung ging. Als es acht Uhr geſchlagen hatte, verfügte ich mich in den engliſchen Hof und Schmidle ließ nicht lang auf ſich warten. Seine erſte Frage war, ob ich das Pferd für ihn ausgeſucht, und als ich ihm dies verſicherte, wollte er es anfänglich durchaus ſehen. Doch nachdem ich ihm auseinandergeſetzt, das Thier müßte auf den morgenden ſcharfen Ritt nothwendig ſeine Ruhe haben und es würde durch unſern Beſuch ſehr darin geſtört, ſo fand er dieſe Gründe kräftig genug, und wir gingen auf unſer Zimmer, eigentlich in unſere Zimmer, denn es waren ihrer zwei. Doch Schmidle zeigte gleich auf die Thür, welche in das zweite führte, wobei er auf den Zehen ſchlich und mir anvertraute, indem er den Finger auf den Mund legte, daß jenes an das Schlafgemach der kleinen ſchwarzen Dame ſtoße.

Der gute Schmidle war heute Abend in einer ſeltſamen Aufregung und Unruhe. Als nach einer halben Stunde mein Burſche den durchräucherten Anzug brachte und der Hausknecht der Löwenapotheke ein Paar Stiefeln mit darangeſchraubten ſchweren neuſilbernen Sporen, mußte Alles vorher anprobirt werden, damit er ſicher ſei, ob auch Hoſenträger und Sprungriemen in beſter Harmonie ſeien und ihn an einem eleganten Sitz nicht hinderten. Nach vielem Schnallen und Anprobiren war endlich Alles in Ordnung, und da nun Schmidle einmal ſeine Sporen an den Füßen hatte, legte er ſie nicht wieder ab, ſondern ſtolzirte mit klirrenden Schritten in dem Zimmer umher, wobei er ſich hauptſächlich in dem zweiten aufhielt und dort eine Mazurka pfiff, die er einſtens gelernt, wobei er mit den Abſätzen wie wüthend auf einander ſchlug. So wurde es ſpät, wir ſpeiſten zu Nacht und machten es uns ſo bequem wie möglich, um bei einer Flaſche Wein über die morgende Tour zu ſprechen. Hierbei bemerkte ich, daß, ſo oft mein Freund von ſeinem Pferde ſprach, er tiefer athmete als gewöhnlich und daß er das Geſpräch immer auf Unglücksfälle zu lenken wußte, die beim Reiten vorkämen, woraus ich denn nicht ohne Grund ſchloß, daß Schmidle's Freude auf die morgende Partie durch einige beträchtliche Angſt vor dem Reiten ſehr gedämpft wurde. Das konnte man ihm aber auch nicht übel nehmen, denn mit vieler Offenherzigkeit vertraute er mir: morgen ſei es das zweite Mal, daß er ein Pferd beſteige, und obendrein liege zwiſchen dieſen beiden wichtigen Ereigniſſen ein Zeitraum von circa fünfzehn Jahren. Im Allgemeinen gab ich ihm einige Verhaltungsregeln, zeigte ihm an einem Stricke, wie er die Zügel halten müſſe, und damit er ſich gleich morgen früh vor Hausknecht und Kellnern keine Blöße gebe, ſtellte ich mich an ein Ende des Sopha's, welches wir als Pferd annahmen, und er mußte auf die linke Seite herantreten, den linken Fuß aufheben, als ſetzte er ihn in den Bügel und ſich mit dem rechten über den Sitz ſchwingen. Am meiſten examinirte er mich über das Durchgehen der Pferde und wie man ſich bei einem derartigen Fall am beſten zu benehmen hätte. Vor einem ſolchen Ereigniß hatte er überhaupt die größte Angſt, und wie ſchon geſagt, obgleich es mir leid that, dieſe Furcht noch mehr zu vergrößern, drang er doch ſo lange in mich, bis ich ihm einige ſchauderhafte Fälle von durchgehenden Pferden und nachgeſchleiften Reitern erzählte. Es ging ihm wie den Kindern, die, je mehr ſie ſich fürchten, doch um ſo lieber die entſetzlichſten Schauergeſchichten anhören. Ja, als ſich Schmidle ſchon ausgezogen hatte und in ſeinem Bette lag, ſtand er noch einige Male auf und kam zu mir, um ſich zu erkundigen, was denn eigentlich zu thun ſei, wenn ein Pferd ſtürze oder der Reiter mit den Sporen im Bügel hängen bliebe. Ich tröſtete ihn ſo gut wie möglich, doch konnte ich ſein Herz nicht beruhigen, denn ſo oft ich in der Nacht aufwachte, hörte ich ihn ſchwer träumen und vernahm, wie er ängſtlich ſtöhnte und ſeufzte: „O Gott, o Gott! halt an! ein fürchterlicher Abgrund!“ und dann arbeitete er mit Händen und Füßen um ſich, daß das Geſtell des Bettes krachte. Es war für den armen Schmidle eine ſehr unerquickliche Nacht.

Kaum graute der Morgen, ſo war er ſchon wach, um im Zimmer umher zu rumoren, und wenn ich ihn ſo laut ſingen und pfeifen hörte, wobei er aber ein ſonderbares Geſicht machte, ſo kam ich leicht auf die Vermuthung, er ſtelle ſich nur ſo luſtig, um ſeine immer mehr wachſende Angſt zu verbergen. Der arme Schmidle war von einer ungewöhnlichen Haſt und Unruhe. Bald ſchellte er dem Kellner und beſtellte auf's Neue den Kaffee, den er ſchon einige Male befohlen, bald betrachtete er ſeine Sporen und trieb die Rädchen herum, bald lief er an's Fenſter und fluchte, daß die Pferde noch nicht kämen, dann eilte er wieder in's Nebenzimmer, um zu lauſchen, ob die Dame ſeines Herzens noch nicht aufgeſtanden ſei.

Endlich wurde es auch in den Zimmern neben uns lebendig, die Damen machten ihre Toilette und tranken Kaffee; darauf hörten wir, wie der Oberkellner zu ihnen in's Zimmer ging, um die Rechnung vorzulegen, und wie er dabei den Gaſthof für die Zukunft empfahl. Jetzt fuhr unten ein Wagen vor und Schmidle nahm eilig ſeinen Hut, um die Damen vorläufig an der Hausthür zu empfangen und ihnen durch Reitanzug und Sporen einen kleinen Hoffnungsſtrahl zu geben, daß ſie ihn noch wiederſehen würden. Ich legte mich oben in's Fenſter, um mir die Damen wenigſtens anzuſehen, die nun aus dem Hauſe an ihren Wagen traten. Richtig! Schmidle ſtolperte hinter ihnen drein die ſteinernen Stufen des Hotels herab, wobei er um ein Haar mit ſeinen Sporen hängen geblieben wäre. Unter dem Arme hatte er ſeine ungeheure Reitpeitſche mit ſilbernem Knopf, den Hut trug er in der Hand, und nachdem er mit den Damen einige vorläufige Complimente gewechſelt, trat er, wahrſcheinlich um als ächter Reiter ſeine Pferdeliebhaberei kund zu geben, zu den magern Miethgäulen hinan, klopfte ſie auf den dürren Hals, und hatte ſchon zu Anfange des Tages beinahe ein Unglück; denn als er, wie ich es ihn gelehrt, mit der Hand den Kamm herab durch die Mähne fuhr, um ſich von der guten Race der Thiere zu überzeugen, berührte er vielleicht eine kitzliche Stelle des armes Gaules, denn dieſer warf den Kopf mit ſolcher Gewalt gegen Schmidle zurück, daß mein armer Freund vor Schrecken rückwärts gegen die Wagenthür prallte und dort zum noch größeren Unglück unſanft gegen die ältere Dame ſtieß, die eben im Begriff war, einzuſteigen. O weh, o weh! mir wollte es in dieſem Augenblick gar nicht gefallen, daß die junge Dame haſtig mit ihrem Taſchentuch an den Mund fuhr, denn es kam mir nicht vor, als trockne ſie Abſchiedsthränen ab, vielmehr ſchien es mir, als bedecke ſie ein leiſes ſpöttiſches Lachen. Es war ſehr gut, daß Schmidle dies nicht bemerkte, denn der Angriff des Pferdes auf ihn hatte ihn ſchon genug aus der Faſſung gebracht, und vergeblich ſuchte er durch eine Maſſe von Complimenten das gehörige Gleichgewicht wieder zu erlangen. Endlich beſtiegen die Damen ihren Wagen, der Schlag wurde zugemacht und der Kutſcher fuhr dahin. Ich ſah ihnen einen Augenblick nach, und ich muß geſtehen, daß ich deutlich bemerkte, wie die junge Dame aus dem Wagenſchlag rückwärts ſah. Ob dies wohl meinem Freund Schmidle galt? ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte. Er aber fuhr mit dem ſilbernen Kopf ſeiner Reitpeitſche auf das Herz und verneigte ſich unendlich tief. Selig über die Triumpfe, die er erlebt, ſtieg Schmidle die Treppen herauf und trat zu mir in's Zimmer, wobei er nicht anders erwartete, als daß ich ihn mit dem größten Lobe überſchütten würde, weshalb es ihn nicht wenig befremdete, als ich ihm verſicherte, er habe ſich wieder einmal ſehr unnatürlich und deßhalb ſchlecht benommen — eine Anklage, die ich durch meine Behauptung motivirte, daß es ihm gar nicht darum zu thun geweſen wäre, die gute oder ſchlechte Race der Fiakerpferde zu unterſuchen, ſondern daß er den Damen nur habe zeigen wollen, wie gut er es verſtehe, ein Pferd anzufaſſen. „Doch, lieber Schmidle,“ ſetzte ich hinzu, „Du haſt ſelbſt geſehen, wie unglücklich es Dir mit dieſer Renommage beinahe ergangen wäre; nimm Dich alſo künftig in Acht.“

Dieſe Worte ſprach ich in ſehr ernſtem Tone, doch als ich ſah, daß er ſie ebenſo aufnahm und daß ſein Geſicht ſich zuſehends verlängerte, dachte ich mitleidig an die große Angſt, die er ſchon in der Nacht ausgeſtanden, und brach, um ihn zu tröſten, in ein lautes luſtiges Lachen aus, was mir jedoch nur halb gelang; denn obſchon er im Begriff war, kräftig mit einzuſtimmen, ſo brach er doch plötzlich ab, da wir auf der Straße den Hufſchlag von Pferden hörten. Schmidle eilte an's Fenſter; richtig, es waren unſere Roſſe, die eben von dem Hausknechte des Pferdevermiethers herangeführt wurden. Mein Freund, der bei dieſem Anblicke in ſichtliche Unruhe gerieth, wollte ſich ſogar mir gegenüber das Anſehen eines gleichgiltigen Menſchen geben und begann eine Arie zu pfeifen. Doch kam der Ton ſehr tremulando zwiſchen ſeinen Lippen hervor, und ich bemerkte ebenfalls, daß ihm, als er aus ſeiner Kaffeetaſſe noch einen guten Schluck nehmen wollte, die Hand bedenklich zitterte. Jetzt war es aber die höchſte Zeit, wenn wir den Wagen noch unterwegs einholen wollten, weshalb wir die Treppen hinabſtiegen und uns zu den Pferden begaben. Hier ſteckten wir jeder eine Cigarre an und ich hielt meinem Freunde den Bügel, um ihm, wenn er droben ſäße, die Zügel richtig in die Hand zu geben. Ach, hier fühlte ich denn deutlich, was ich ſchon oben bemerkt, daß ſich der gute Schmidle in einer fieberhaften Aufregung befand, denn er konnte kaum ſprechen und holte bei jedem Worte den Athem tief aus der Bruſt. Nachdem ich ihm die Bügel mit vieler Mühe paſſend geſchnallt, ſetzte ich mich ebenfalls auf und wir ritten, um dem nachgaffenden Hausknecht und den Kellnern kein Aergerniß zu geben, langſamen Schrittes davon.

Draußen vor dem Thor hatten wir eine ſchöne breite Chauſſee vor uns, die etwas aufwärts ſtieg, und oben auf der Höhe ſahen wir den bewußten Wagen dahinrollen, wodurch ſich Schmidle's Herz mächtig nachgezogen fühlte, ſo daß er mich bat, in einen kleinen Trab einzugehen. Mir war das ganz recht, ich trieb mein Pferd an und rief meinem Freunde zu, er möge nur die Schenkel anlegen, ohne mit den Sporen dem Gaul zu nahe zu kommen. Doch war dies leichter geſagt, als gethan. Obgleich mein Freund nachher feierlich beſchwor, das Pferd ſei ungeheuer kitzlicher Natur, denn er habe es nur ſanft mit dem Schenkel berührt, ſo war ich doch vom Gegentheil überzeugt, indem das ruhige Thier beim Antraben ein paar Sprünge machte, daß Schmidle faſt heruntergefallen wäre. Dies Mal aber verlor er nur beide Bügel und rettete ſich durch einen kühnen Griff an den Sattelknopf.

Ich hielt an und darauf verſuchten wir es noch einmal anzutraben, aber auch dieſes Mal ohne beſſeren Erfolg; wir würden wahrſcheinlich nicht anders wie im Schritt von der Stelle gekommen ſein, wenn ich nicht meinen Freund gebeten hätte, ſein Pferd ohne alle Hülfe dem meinigen folgen zu laſſen, worauf es vortrefflich ging. Freilich machte der Gaul, der durch Schmidle's Sporenangriff unruhig geworden war, noch einige leichte Courbetten, dann aber trabte er mit dem meinigen ruhig fort. Aber der Reiter auf ſeinem Rücken war nicht ſo ruhig, den Oberleib hielt er vorgebeugt und den Kopf hatte er weit hinten übergelegt, ſo daß er, anſtatt wie es einem guten Reiter zukommt, zwiſchen den Ohren des Pferdes hindurch auf den Boden zu blicken, hoch in die Spitzen der Pappeln hinaufſah. Hierdurch rutſchte ſein Hut langſam auf den Hinterkopf hinab in den Nacken, was äußerſt poſſirlich ausſah, und die Bügel ſchlotterten, anſtatt daß er ſie mit den Fußſpitzen feſtgehalten hätte, an den Abſätzen umher und verurſachten mit ſeinen neuſilbernen Sporen ein anmuthiges Geklingel. Es war ein Glück, daß Schmidle ſeine Cigarre noch im Munde hatte, denn obgleich ſie längſt ausgegangen war, diente ſie ihm doch dazu, die fürchterlichen Anſtrengungen des Reitens auf ihr zu verbeißen, was er mit ſolchem Erfolge that, daß ſie in kurzer Zeit ganz platt gedrückt war und ſich ſeine beiden Mundwinkel braun färbten.

So trabten wir luſtig dahin und kamen bald dem Wagen näher und immer näher; ehe wir ihn aber erreichten, ließ ich mein Pferd kürzer gehen und fiel darauf in Schritt, um meinem Freunde Zeit zu laſſen, ſeinen Sitz etwas zu regeln und mit Anſtand bei den Damen vorbeizukommen. Schmidle war ſo außer Athem, daß er auf meine Fragen nach ſeinem Befinden nur durch ein leiſes Kopfnicken und ein ſehr erkünſteltes Lächeln Antwort geben konnte. Er rückte ſich mühſam in dem Sattel zurecht, richtete ſeinen Hut auf und faßte die Bügel, wie es ſich gehört.

„Lieber Schmidle," ſagte ich ihm darauf, „wenn wir an dem Wagen vorbeikommen, reiteſt Du links, wo die junge Dame ſitzt, und ich halte mich an der rechten Seite. Nimm Dich aber jetzt zuſammen, daß uns im wahren Sinne des Wortes keine Niederlage paſſirt. Ich werde kurz angaloppiren und Du thuſt das Nämliche, indem Du den rechten Zügel Deines Gauls etwas anziehſt, den linken Schenkel ſcharf an den Gurt legſt und ihm mit dem rechten Fuß einen kleinen Sporenſtich verſetzſt. Verſtehſt Du?"

Schmidle nickte mit dem Kopfe.

„Wenn wir," fuhr ich fort, „glücklich an dem Wagen vorbei ſind, haſt Du Dich als famoſer Reiter gezeigt, und es kann Dir alsdann ſpäter in M. gar nicht fehlen. Noch eins! Haben wir erſt den Wagen im Rücken, ſo müſſen wir den Damen aus den Augen zu kommen ſuchen, damit ſie Deinen mangelhaften Sitz keiner Kritik unterwerfen können. Ich werde alſo ſcharf davon galoppiren, und wenn Du fühlſt, daß Du etwas locker auf dem Sattel ſitzeſt, ſo faſſ' nur in Gottes Namen die Mähne und laſſ' Dein Pferd dem meinigen folgen, es wird nicht davonlaufen."

Mit ſolchen Ermahnungen ausgerüſtet, verſprach Schmidle ſein Möglichſtes zu thun, und das Rennen begann. Glücklich brachte er ſein Pferd links in Galopp, und dieſe Bewegung ſchien ihm beſſer zu gefallen, als das Traben. Er verſuchte es, den Kopf nach mir hinzuwenden, um mir durch eine freundliche Miene ſein Vergnügen auszudrücken; doch brachte er es nur dahin, ſeine Augen zu verdrehen. Jetzt erreichten wir den Wagen. Ich bog rechts ab und Schmidle's Pferd folgte glücklicher Weiſe dem meinen nicht, wie ich gefürchtet; nur ſah ich, daß das Thier ſeine Ohren in den Nacken legte und ſtärker galoppirte, als es bemerkte, daß ich nicht mehr an ſeiner Seite ſei. Bald war ich neben dem Wagen und ich ſah in dieſem Augenblick natürlich von meinem Freunde nichts mehr. Was er gethan, wußte ich nicht. Doch wollte es mir nicht gefallen, daß die Damen in dem Wagen neugierig lachend links hinausſchauten und daß der Kutſcher auf dem Bock ein brüllendes Gelächter ausſtieß. Schon war ich im Begriff, mein Pferd anzuhalten und auf die andere Seite zu reiten, denn ich dachte nicht anders, als Schmidle laſſe ſeinen Gaul im Trab neben dem Wagen hergehen, um alsdann, natürlich in der lächerlichſten Poſition, den Angenehmen zu ſpielen. Doch ich hatte dieſen Gedanken noch nicht erfaßt, als das Pferd mit meinem armen Freunde in Carriere links an dem Wagen hervorkam und im vollkommenſten Durchgehen auf der Chauſſee dahin jagte. Die beiden Damen ſchauten ihm nach und lachten jetzt eben ſo überlaut wie der Kutſcher. Obgleich mich dies im erſten Augenblick ärgerte, ſo mußte ich ihnen doch im andern ihre Luſtigkeit verzeihen; denn Schmidle hing gar zu erbärmlich komiſch auf ſeinem Pferde. Von Bügel- und Zügelhalten war gar keine Rede mehr. Seine Beine hielt er krampfhaft in die Weichen des Pferdes gedrückt; ſein Oberleib hing ganz vorn über und mit ſeinen beiden Armen hatte er den Hals des Pferdes umklammert. Dabei ritt er ohne Hut und ſein Haar flog im Winde. Ich nahm mir natürlich keine Zeit, in Ruhe dieſen ſeltſamen Sitz zu betrachten, ſondern ich gab meinem Pferde die Sporen und jagte, was das

Thier laufen mochte, hinter meinem Freunde her. Bald näherte ich mich ihm und rief ihm mit lauter Stimme zu, die Zügel anzufaſſen, aber er hörte mich nicht. In dieſem Augenblick lief Schmidle's Pferd an einigen ſchweren Laſtwagen vorbei und zu gleicher Zeit kam ihm ein großer vierſpänniger Eilwagen gerade entgegen. So zwiſchen zwei Fuhrwerken eingeengt, mochte das Pferd keinen Begriff haben, wie es dieſe gefährliche Stelle wieder verlaſſen könne, und es wandte ſich plötzlich, um links von der Chauſſee hinab in ein Kleefeld zu ſetzen, bei welchem Sprung mein armer Freund gänzlich das Gleichgewicht verlor und, von dem Rücken des Pferdes bis zur Erde einen großen Bogen beſchreibend, gewaltſam in den Klee geſchleudert wurde. Da lag der Aermſte und ſo regungslos, daß ich allen Ernſtes glaubte, es ſei ihm ein Unglück paſſirt. Ich näherte mich eilig, ſprang von meinem Pferde und verſuchte meinen Freund aufzurichten. Doch half er ſich ſchon allein empor und ſein Erſtes war, ſich auf allen Seiten zu befühlen, ob er nichts zerbrochen habe, denn nach ſeiner Idee mußte ein Sturz vom Pferde von einem Bein- oder Armbruche unzertrennlich ſein. Glücklicherweiſe war ihm aber nichts geſchehen, und es dauerte keine Viertelſtunde, ſo erzählte er mir zwiſchen Ernſt und Lachen, daß er eigentlich gar nicht wiſſe, wie das Pferd mit ihm durchgegangen ſei, nur erinnere er ſich, daß, als er bei dem Wagen dem Thier etwas nachdrücklich die Sporen gegeben, damit es in kühnen Sätzen vorbeilancire, der eigenſinnige Gaul ſeinen Kopf faſt zwiſchen die Vorderbeine geſteckt habe, wobei er, da er ſich an den Zügeln feſthielt, ganz natürlich aus dem Sitze gekommen ſei, und darauf ſei er plötzlich mit ihm durchgegangen. „Gott, was werden die Damen von mir denken!“ fuhr Schmidle fort und ſetzte ſich nachdenkend vor mir auf einen Wegſtein. „Ich glaube, ich habe mich in ihren Augen entſetzlich lächerlich gemacht.“ Ich konnte nicht umhin, dieſe Vermuthung zu beſtätigen, und erzählte ihm meiner Seits, wie überlaut die Damen über ſeine Fatalität gelacht hätten. Aber wie ich ſie ſchon früher in meinem Innern darüber entſchuldigt, ſo ſah ich mich auch jetzt veranlaßt, ein Gleiches gegen meinen Freund zu thun, indem ich ihm ungefähr die Stellung vormachte, wodurch er die Rückſeite ſeines Körpers den Damen entgegengeſtreckt.

Nach vielen innerlichen Kämpfen ſah denn Schmidle wirklich ein, wie lächerlich er ſich gemacht, und begann es von der jungen Dame verzeihlich zu finden, wenn die Zuneigung, die er ihr vielleicht in den vergangenen Tagen eingeflößt, durch die verunglückte Reitpartie gänzlich erkaltet ſei, worauf ich noch weiter in ihn drang und zu ſeinem eigenen Beſten den Verſuch machte, ihm die Idee, als habe er ſich in den letzten Tagen wirklich elegant und liebenswürdig gezeigt und die Neigung der jungen Dame erworben, zu benehmen. Schmidle war durch den Sturz vom Pferde in allen Tiefen ſeines guten Herzens ſo erſchüttert, daß er nach und nach meine Vorſtellungen richtig fand und einſah, daß ſein unnatürliches Weſen, ſeine Anwendung von Ausdrücken, die er nicht verſtand, beſonders ſeine Manier, einen eleganten Herrn vorſtellen zu wollen, ihn nur lächerlich machen könne. Dieſe praktiſch philoſophiſchen Geſpräche hielten wir, wie geſagt, in obenbenanntem Kleefelde, an einem Meilenzeiger ſitzend, der, wie ein großes Fragezeichen, vor unſerer heutigen Luſtpartie ſtand. Auf der einen Seite zeigte er nach C., wo wir eben herkamen, und er bezeichnete zwei Stunden bis da; auf der andern Seite aber verkündigte er uns, daß M., das Ziel unſeres Ritts, faſt ebenſo weit entfernt ſei. Sollten wir zurückkehren, wo wir hergekommen, oder ſollten wir unſere Tour vollenden? Ich war ſehr für das Letztere, denn wenn wir dem Pferdevermiether ſo früh am Tage ſeine Pferde zurückbrachten, ſo war es natürlich, daß er ſich einbildete, es ſei uns ein kleines Reiterunglück paſſirt, und ich kannte meinen Mann, daß er ſich ein Vergnügen daraus machen würde, dieſe Vermuthung unter der Hand unſern Freunden und Bekannten mitzutheilen. Auch Schmidle, obgleich er mit einem ſorgenvollen Blick ſein Pferd anſah, das ſich ruhig, als ſei nichts vorgefallen, den Klee ſchmecken ließ, ſtimmte dafür, vollends nach M. zu reiten, und ich hätte ihn wahrſcheinlich ſo weit gebracht, dieſen Vorſatz auszuführen, ohne daß er die junge Dame wieder geſehen hätte, wenn uns jetzt nicht plötzlich eingefallen wäre, daß er ſeinen Hut dahinten gelaſſen, den der Kutſcher, wie wir nicht anders erwarten konnten, mitbringen würde. Und ſo war es auch.

Bald rollte der Wagen, der an allem Unglück von heute Schuld war, heran, und ſchon von Weitem bemerkte ich den Hut meines Freundes, den der Roſſelenker auf das Dach ſeiner Kutſche geſetzt hatte. Jetzt hielt der Wagen und die beiden Damen erkundigten ſich ſorgfältig nach dem Befinden Schmidle's. Mir wäre es viel lieber geweſen, wenn ſie das nicht gethan hätten, denn ich merkte ſchon bei dem erſten freundlichen Worte, daß ſeine Hoffnungen wieder hoch emporwuchſen. Ach, es iſt etwas Gefährliches um ein Paar ſchöne ſchwarze Augen, und mein Freund war überhaupt nicht der Mann, ſein Herz, das ſchon entzündet war, vor ihnen zu bewahren. Trotz allen meinen Ermahnungen und trotz den Verſprechungen, die er mir gegeben, war Schmidle, der jetzt am Wagenſchlage ſtand, plötzlich wieder ein ganz anderer Menſch geworden, als Schmidle, der vorhin neben mir unter dem Meilenzeiger ſaß. Er verſicherte den Damen, er, der ſo viel reite und ſo gut mit Pferden umzugehen wiſſe, habe keine Ahnung davon, was vorhin ſein Roß angewandelt. Er könne nicht anders glauben, als daß ſich eine Schmeißfliege irgendwo in der Wolle feſtgebiſſen, oder das arme Thier an den Lichtern genirt habe. „Ja, meine Damen,“ fuhr er fort, „ich hatte Mühe, Meiſter über das Pferd zu werden, und es wäre auf ein Haar mit mir geſtürzt.“

Bei dieſer ungeheuren Prahlerei bemerkte ich ſehr gut, daß die junge Dame ſtill lächelnd an dem Anzuge Schmidle's herunterſah, der hier und da einige erdfarbige Flecke zeigte, und daß ſie einige abgeriſſene Kleeblätter betrachtete, die verrätheriſch aus ſeinem Haar und aus den Falten ſeines Rocks hervorblickten. Trotz meinem Winke mit den Augen und meiner ungeduldigen Miene konnte mein Freund es nicht über ſich gewinnen, den Vorſchlag der jungen Dame abzulehnen, die ihn bat, doch bis M. neben dem Wagen herzureiten. Er warf mir dagegen einen flehenden Blick zu, und war überhaupt in ſeiner ganzen Unnatürlichkeit ſo komiſch, daß ich nicht böſe ſein konnte, ſondern ihm vielmehr den Bügel hielt und ihm auf's Neue zu Roß half. Der Wagen fuhr fort, zuerſt, da es bergauf ging, im Schritt, und ſpäter bergab im Trab. Auch ich hielt mich diesmal an der linken Seite des Wagens, um zu ſeinem Schutz und zu ſeiner Hilfe nöthigenfalls bereit zu ſein.

Es dauerte nicht lange, ſo hatte er wieder denſelben komiſchen Sitz eingenommen wie früher, den Oberleib nach vorn und den Hut nach hinten, was jetzt um ſo lächerlicher ausſah, da er die fürchterlichſten Anſtrengungen machte, ungezwungen und möglichſt elegant auf dem Sattel zu bleiben. Seine ſchweren Athemzüge, das ſtiere Auge und die zuſammengepreßten Mundwinkel ſtraften das luſtig ſein ſollende Lächeln, das er hier und da hervorbrachte, ſo wie die Stellung ſeiner rechten Hand, die er leicht an die Hüfte gelegt, gewaltig Lügen, und übrigens wurde es von Minute zu Minute ſchlimmer mit ihm. Sehr gut bemerkte ich, daß die Damen im Wagen Mühe hatten, ihr lautes Gelächter zu verbergen. Der Kutſcher auf dem Bock ſah in ſtiller Freude beſtändig hinter ſich und trieb, da es jetzt ſtärker bergab ging, ſeine Pferde zu eiligerem Laufe an. Wir mußten folgen. Schmidle's Geſicht, das vorhin ſehr bleich geweſen war, ging in eine unnatürliche Röthe über, ſein Hut, den ich ihm, von den Damen ungeſehen, zuweilen wieder zurechtgerückt hatte, ſank immer wieder ſchneller hinten hinab. Den einen Bügel hatte er ſchon lange verloren und er konnte ihn trotz den verzweifeltſten Anſtrengungen nicht wieder erfaſſen. Dabei fuhren ſeine Ellbogen auf und ab und verurſachten eine Bewegung, als wolle er einen Verſuch zum Fliegen machen. Wohl dachte ich in dieſem kritiſchen Augenblicke daran, ſein Pferd und das meinige anzuhalten und zurückzubleiben. Aber was hätte es geholfen? — Nein, nur eine förmliche Niederlage vor den Augen der jungen Dame konnte ihn vielleicht für die Zukunft heilen. Und ſie blieb nicht lange aus. Umſonſt warf er flehende Blicke zu mir herüber, umſonſt erfaßte er die Zügel und riß ſie mit aller Kraft zurück, je härter er zog, je ſtärker trabte das Pferd, und je ſtärker ſein Pferd trabte, je mehr ließ der Kutſcher ſeine Gäule laufen und je heftiger lachten die Damen. Es war Schmerz und Freude in immer ſteigenden Verhältniſſen. Doch der Schmerz gewann für einen Augenblick das Uebergewicht. Schmidle, der jetzt ſtatt der Zügel den Sattelknopf erfaßt hatte, berührte unſanft die Seiten ſeines Pferdes mit den Sporen, das Thier begann unruhig zu werden, prallte vor und zurück, ging vorn und hinten in die Höhe, und es dauerte keine Minute, ſo ſchoß Schmidle mit einer merkwürdigen Geſchwindigkeit vom Sattel in den Sand hinab, geleitet von dem brüllenden Gelächter des Kutſchers und den nichts weniger als mitleidigen Blicken der Damen. Die jüngere beugte ſich etwas hinaus, doch ich ſowohl wie der unglückliche Schmidle ſah, wie ſie das Lachen nicht verbergen konnte und uns ziemlich ſpöttiſch eine glückliche Reiſe wünſchte. Dann fuhr der Wagen davon und war in kurzer Zeit hinter der nächſten und letzten Anhöhe vor M. unſern Blicken entſchwunden. Außer einem großen Riſſe in ſeinem Rocke und einigen Beulen in ſeinem Hut hatte Schmidle keinen Schaden genommen. Nur war er äußerſt niedergeſchlagen, und da ich den Erzürnten ſpielte und ihm ohne ein Wort zu ſagen auf's Pferd half, ſo ritten wir ſtillſchweigend im Schritt davon und erreichten M. in kurzer Zeit.

An dem Thore wandte ich mich mit kurzen Worten an ihn und fragte: ob er denn noch wiſſe, in welchem Gaſthof die Damen eingekehrt ſeien, damit wir ſie finden könnten. Denn, ſetzte ich hinzu, „Deine beiden Niederlagen von heute Morgen werden Dich nicht abhalten, den Eleganten und Unnatürlichen zu ſpielen, um Dich und mich lächerlich zu machen;“ worauf er ſtatt aller Antwort mit dem Kopf ſchüttelte und mich verſicherte, es ſei ihm ganz gleich, wohin wir ritten. Er fühle ſehr gut ſein Unrecht und ſeine Ungeſchicklichkeit und werde ſich für die Zukunft gewiß in Acht nehmen.

Bald erreichten wir einen Gaſthof, ſtellten unſere Pferde ein und gingen in ein Zimmer hinauf, woſelbſt Schmidle bei einer guten Flaſche Wein und einer Cigarre bald über den Morgenſpazierritt zu lächeln anfing, ſo daß ich es nochmals wagen konnte, ihm mit allen möglichen Details ſein auffallendes Betragen vorzuſtellen, und wie dies eher geeignet ſei, ihm ein weibliches Herz abgeneigt, als gewogen zu machen. Ein herbeigerufener Schneider ſetzte den Rock meines Freundes wieder in gehörigen Stand, und da es bald Zeit zum Eſſen war, gingen wir hinunter in den Speiſeſaal, wo ſich außer uns noch eine kleine Geſellſchaft befand: zwei junge Damen und zwei ſehr junge Herren, die man auch füglich Knaben hätte nennen können. Mir ſchien es, als ſeien es Schüler irgend eines Gymnaſiums, die ſich allmählich zur Univerſität vorbereiten. Sie trugen kurze Sammetröcke, blau und grüne Cerevis-Mützen und hatten ſich ſchon ein gewiſſes burſchikoſes Weſen angewöhnt, das aber, durch ſchülerhafte Beſcheidenheit gemildert, etwas ſehr Naives und Luſtiges hatte. Auch die beiden Mädchen, die zwiſchen achtzehn und neunzehn Jahren alt ſein mochten und die recht hübſch waren, hatten etwas Heiteres und Ungezwungenes. Wir ſetzten uns zuſammen an den Tiſch und wurden bald die beſten Freunde. Ich ließ es mir anfänglich beſonders angelegen ſein, die Freundſchaft der beiden jungen Herren zu gewinnen, was mir auch dadurch gelang, daß ich ihnen häufig etwas vortrank und mich einige Mal erkundigte, im wie vielſten Semeſter ſie ſtudirten. Mein Freund Schmidle war ſeit heute Morgen wie umgewandelt. Er war natürlich und deßhalb ſehr liebenswürdig. Wenn ihm auch zuweilen im Eifer des Geſprächs ein Jagdausdruck entfuhr, ſo ſetzte er hinzu: So ſagen die Jäger, deren ich aber keiner bin, und zum Belege hierfür nahm er ſogar keinen Anſtand, lachend ſeiner früher erwähnten Jagdpartie zu gedenken, wo er das Reh geſchoſſen, als es eben aus ſeinem Sandloche hervor kam.

Wenn auch unſer Projekt, mit den beiden Damen aus dem engliſchen Hof, von denen wir aber keine Spur mehr fanden, das ſchöne Schloß und die herrlichen Parkanlagen M's anzuſehen, förmlich zu Waſſer wurde, ſo wandelten wir doch nach Tiſche in nicht minder liebenswürdiger Geſellſchaft durch die ſchattigen Alleen; beſonders ich hatte bei dem Tauſche ſehr gewonnen, denn anſtatt, wie Schmidle gewünſcht, der alten Tante die herabhängenden Trauerweiden an dem kleinen See zu zeigen, war ich ſo glücklich, meine ſchöne neunzehnjährige Begleiterin darauf aufmerkſam machen zu können. Ob Schmidle, der unterdeſſen mit der andern Dame und einem der jungen Herren, während der zweite bei mir als Ehrenwache blieb, auf dem Hügel zu dem ſteinernen Amor ging, dort einen Anknüpfungspunkt fand, kann ich nicht genau angeben; nur ſo viel weiß ich, daß er mit ſeiner Begleiterin am Arm luſtig lachend wieder mit mir zuſammentraf und daß er mir darauf freudig die Hand drückte mit der leiſen Verſicherung: er würde ganz glücklich ſein, wenn ihm nicht heute Abend der fatale Ritt nach der Stadt bevorſtände. Ich hatte ſchon ein Auskunftsmittel gefunden, indem die beiden jungen Herren meinen Vorſchlag, die Pferde nach C. zu reiten, wohin auch ſie wollten, mit Freuden annahmen, wogegen wir uns ihrer Plätze in dem Wagen bedienten.

Schmidle war heute der liebenswürdigſte Menſch von der Welt. Bei einem kleinen Souper, das wir einnahmen, verwundete ſich ſeine Begleiterin mit dem Meſſer, und da er dieſe Verletzung mit einem kleinen engliſchen Pflaſter, das er ſtets bei ſich führte, auf das kunſtgerechteſte bedeckte, ſo konnte er auf die Frage der beiden Damen nicht läugnen, daß er mit dergleichen Sachen viel zu thun habe, und er geſtand auch gern und willig, daß er Apotheker ſei. Ihm folgte aber auch der Lohn für ſeine Aufrichtigkeit und Natürlichkeit auf dem Fuße nach, denn die beiden Mädchen erklärten ihm freudig, auch ſie hätten in G. einen Onkel, der Apotheker ſei und den er vielleicht kenne. Er ſei der Beſitzer der Löwenapotheke.

Von der Freude Schmidle's über dieſe Entdeckung will ich nichts ſagen, da es meiner ſchwachen Feder doch unmöglich wäre, ein getreues Bild davon zu entwerfen. Bald beſtiegen wir den Wagen, die beiden jungen Herren ſchwangen ſich auf unſere Pferde und mein Freund fand dieſe neue Reiſeart um ſo viel behaglicher und beſſer, daß er im Uebermaße ſeines Glücks ſogar des unglücklichen Ritts von heute Morgen erwähnte. Sehr ergötzlich malte er ſeinen zweimaligen Fall vom Pferde aus, und er that es mit ſolcher Lebendigkeit und ſolcher Treue, daß die beiden Mädchen mehrmals laut lachten, aber mit einem ganz andern Tone, als die junge ſchwarze Dame aus dem engliſchen Hof. Nur ließ ſich Schmidle bei ſeiner Erzählung eine große Unwahrheit zu Schulden kommen, indem er mich als denjenigen angab, den die ſchwarzen Augen der ſchönen Dame angezogen, und als ſei er nur mir zu Liebe mitgeritten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ſeine Erzählung als wahr paſſiren und mir die Neckereien der jungen Mädchen über mein mißlungenes Abenteuer gefallen ließ.

Es war ein wunderſchöner Abend. Wir ſangen und lachten in dem offenen Wagen, und die beiden jungen Herren hielten mit unſern Pferden auf der Chauſſee kleine Wettrennen. So erreichten wir die Stadt. Vor dem Thore beſtiegen wir unſere Roſſe wieder, wünſchten den Damen gute Nacht und Schmidle ſprach ſtill lächelnd die Vermuthung aus, daß er ſie wiederſehen werde. Der Glückliche wollte abwarten, welchen Eindruck er morgen früh in ſeinem Arbeitskoſtüme, vor der Reibſchaale ſtehend, im Gegenſatze zu heute Abend, auf das Mädchen machen würde. Ach, er hatte große herrliche Pläne! —

Ich ging allein in meine Kaſerne und hörte in den nächſten Tagen nichts von meinem Freunde; aber ungefähr eine Woche nach unſerem merkwürdigen Spazierritte bekam ich einen Brief von ihm, worin er mir ſchrieb, daß er der glücklichſte Menſch auf der ganzen Welt ſei; er habe ſich mit der Nichte ſeines Prinzipals verlobt und ſchon die Einwilligung ſeines Vaters erhalten. Ich eilte zu ihm und wir beſprachen uns lange und freundlich im kleinen Stübchen hinter der Apotheke, wo Schmidle mir gerührt die Hand drückte, und ich konnte nicht umhin, ihm auch für die Zukunft den Wahlſpruch zu empfehlen, den ich ihm ſo oft geſagt: „Nur natürlich!“

In Scene ſetzen.

Wenn man eine fertige Arbeit betrachtet, ſo denkt man ſelten der Schwierigkeiten, der Mühe und Arbeit, deren es bedurfte, um ein Werk auf den Punkt zu bringen, daß es dem Auge wohlgefällig, den Sinnen genießbar erſcheint, wer denkt daran bei dem fertigen Palaſt, einem vollendeten Gemälde, bei einem Rock, der einem eben durch den Schneider angepaßt wird? Noch weniger aber als man bei all' dieſen Werken auf die Einzelnheiten ihrer Entſtehung zurückblickt, iſt dies der Fall, wenn man des Morgens im Fauteuil eine Cigarre raucht oder des Mittags aus der Reſtauration kommt und an einer Straßenecke den Theaterzettel lieſt.

„Norma."

Ja, das Wort und die ganze Reihenfolge des Perſonals kommt dem Leſer ſo natürlich und unzweifelhaft vor, es verſteht ſich ſo von ſelbſt, daß heute Norma ſein muß, weil geſtern dieſe Oper auf dem Zettel angekündigt ſtand, daß es dem Laien ganz unbegreiflich iſt, wenn man ihm ſagt, daß dieſes einzige Wort Norma dem Intendanten, dem Kapellmeiſter, den Regiſſeuren, kurz allen denen, die bei der Oper mehr zu thun haben, als ſich zu ſchminken und anzuziehen, vielleicht eine ſchlafloſe Nacht verurſacht hat. Was ich oben von der Undankbarkeit ſprach, die man im Allgemeinen gegen fertige Werke ausübt, ſo iſt dies namentlich bei dem Theater der Fall. O, ſo ein Theaterzettel iſt ein ſtiller klarer See, die Buchſtaben und Worte auf demſelben ſtellen ſich dem Auge der Beſchauenden ſo natürlich dar wie die Furchen, die der leiſe Wind auf dem Waſſerſpiegel zieht. Aber der Menſch begehre nimmer zu ſchauen, wie der klare See noch vor wenigen Stunden ausſah, ehe eine mächtige Hand ihn ebnete und glättete, wie es noch unter der blanken Oberfläche in ſeinem Innern kocht und gährt, und es nur eines einzigen Tropfens mehr bedarf, — ſei es nun der Tropfen, den einer der Sänger über den Durſt trinkt, oder ſei es ein Hoffmannstropfen, den die Prima Donna zu ſich nehmen zu müſſen glaubt — um die Wellen zu empören, daß ſie in lautem Toſen über den Strand ſchlagen.

Ja, wir ſind undankbar, ſehr undankbar. Bald wird uns eine Oper zu oft gegeben, bald iſt uns ein Schauſpiel zu lang, denn wir glauben ja, daß der Intendant blos mit ſeinem Aermel zu ſchütteln brauche, um etwas Anderes über die Bretter rauſchen zu laſſen. Hat man nun den Zettel von oben angefangen zu leſen, ſich da ſchon über Diverſes geärgert, über ein aufgehobenes Abonnement, oder ein Benefiz zu Gunſten für Dieſen oder Jenen, der einem eigentlich gar nichts angeht, hat man es niedergeſchluckt, daß man ſtatt eine gewünſchte Oper zu hören oder ein leichtfüßiges Ballet über die Bühne ſäuſeln zu ſehen, ein fünfactiges Drama in dröhnendem Galoppſchritt über die Bretter ſoll klirren hören, ſo ſtellen ſich den Blicken, ehe man zu den Perſonen gelangt, oft noch ein paar Worte dar, die man entweder leichtſinnig überhüpft, oder die man undankbarer oder unverſtändiger Weiſe unter dieſelbe Rubrik wirft, wie wenn man in den Zeitungen lieſt: „Ausverkauf“ oder „Herabgeſetzte Preiſe“ oder „Nur noch heute“, ſo wie wenn auf den Zetteln der herumziehenden Künſtlergeſellſchaften das bekannte „Auf Verlangen zum allerletzten Male“ ſteht, — ich meine die gewichtigen Worte: „Neu in Scene geſetzt“.

Es iſt eigentlich unverantwortlich und traurig, daß wir dies Wort nie gehörig beachten, daß Wenige darüber nachdenken, welch' ungeheuer Großes der Ausdruck: „In Scene ſetzen", in ſich begreift. Es iſt auf dem Zettel wie beim Spiel die Hauptſache; es iſt die Hoſe, die der Regiſſeur dem Nackten, dem Unſchicklichen anzieht, es iſt die Wattirung, durch die er einem klappernden Verſe ein rundes ſtattliches Anſehen gibt, es iſt die Scheere, die das Röckchen der Tänzerinnen kürzt und das begierige Auge üppige Formen ſehen läßt, es iſt der lange Talar, der oft den nach der Rhetorik der Handwerksburſchen Deklamirenden zum Oberprieſter oder König umwandelt: es iſt Alles in Allem, ſowohl auf den Brettern, die die Welt bedeuten, als wie in der Welt ſelbſt. Setzt ſich nicht Jeder in Scene, wenn er am Morgen ſeinem Bette entſteigt, mag die Garderobe in einem durchlöcherten Flauß oder in einem ſeidenen Schlafrock beſtehen, mag die Dekoration eine Dachkammer oder das Gemach eines Palaſtes ſein? Und da es ſchon einem einzelnen Menſchen oft ſchwer genug wird, ſich ſelbſt ordentlich in Scene zu ſetzen, um anſtändig erſcheinen zu können, welche Arbeit hat alſo der arme Regiſſeur, der ein ganzes Perſonal ſo weit bringt, daß es wie ein Uhrwerk in einander greift und das aufgegebene Stück ohne Störung zu Ende ſpielt. Muß er ſich nicht um Alles bekümmern, um Garderobe und Dekorationen, um Requiſiten und Muſik, um Lampenputzer und Statiſten, und Alles das erſt, nachdem er vielleicht ſchon lange vorher das Stück zu Hauſe durchgenommen, hier eine Stelle gekürzt, da eine Stelle geſtrichen und ſein Denkvermögen faſt vernichtet hat, um nur herauszubringen, wie er alle Rollen ſchicklich beſetzen will. — —

Seit langen Jahren iſt Egmont von Goethe nicht mehr gegeben worden. Plötzlich kommt von oben herunter der Befehl: das Stück neu in Scene zu ſetzen und baldigſt zu geben! — Egmont von Goethe! Der Auftrag hat dem Regiſſeur ſein Abendbrod ſehr vergällt, denn da iſt für ein paar Dutzend redender Perſonen zu ſorgen, für eine Unzahl von Statiſten, außerdem ſpielt er noch die Hauptrolle, die er ſeit Jahren nicht mehr angeſehen, und die ſeinem Gedächtniß allmälig entſchlüpft iſt. Noch ſpät am Abend, als er nach Hauſe kommt, händigt er ſeinem Bedienten den Zettel ein, wonach ihm der Inſpicient des Theaters am folgenden Morgen in der Früh ſämmtliche Rollen ſchicken muß. Er ſchreibt noch eine Maſſe von kleinen Briefen an ſeine Freunde; der eine beſitzt ein altes Kupferwerk aus den Zeiten des niederländiſchen Befreiungskrieges, der andere hat ſich mit der Geſchichte ſelbſt viel beſchäftigt, ein dritter hat den Egmont vor einiger Zeit in X. geſehen, der beſitzt eine Maſſe alter Schwerter und Hellebarden, die gut zu brauchen wären, jener das ächte Exemplar eines Ordens vom goldenen Vließe. Alle werden um irgend etwas gebeten, und ſo den Kopf voll von Egmont legt ſich der Regiſſeur zu Bett. Im Traum erſcheint ihm Herzog Alba und verlangt in eigener Perſon mitſpielen zu dürfen, denn keiner würde das ſo gut machen wie er ſelbſt. Kaum hat der Träumende, durch die Erſcheinung des blutigen Kriegsmanns erſchrocken, ihm Alles bewilligt, was er verlangt, ſo erſcheint der Schauſpieler, dem die Rolle von Gott und Contracts wegen zukommt, und ſpricht ſie für ſich an. Die beiden Aſpiranten gerathen in Streit, der wirkliche Herzog zieht ſein Schwert und der Schauſpieler ſeinen Contract aus der Taſche, den er in Stücke zerreißen will und ſeine Entlaſſung fordert. Wer weiß, wie ſich dieſer Kampf endigen würde, wenn nicht noch zur rechten Zeit Wilhelm von Oranien die Beiden verdrängte. Doch jetzt kommt der Regiſſeur vom Regen in die Traufe, denn da ihm immer die Kraftſtelle des Prinzen, wo er ein paar Thränen fließen läßt, im Andenken iſt, ſo erſcheint er als heulendes und ſchluchzendes Geſpenſt und will ſich gar nicht zur Ruhe bringen laſſen. Auch Klärchen ſchwebt heran; aber es iſt eigentlich die Schauſpielerin, welche dieſe Rolle ſpielt. Sie bittet den guten Regiſſeur mit ihrer ſchmeichelnden, zarten Stimme um ein neues, ſchönes Coſtüm, und der unruhig ſich hin und her wälzende Mann verſpricht, ihr das ſchönſte Kleid aufzuheben. Doch hat er noch keine Ruhe, jetzt rauſcht das niedere Volk heran, die Bürger von

Brüſſel, und ſchreit nicht nach Freiheit, ſondern nach neuen Coſtümen; die Garden des Herzogs von Alba, die langen ſteifen Spanier, wollen auch neu gekleidet ſein, und ſchon denkt der Regiſſeur, wie ſchön ihnen die Röcke ſtehen würden, die er auf einem niederländiſchen Gemälde aus jener Zeit geſehen. Er denkt an die Koſten, die allenfalls noch herauszuſchlagen wären, als es ihm plötzlich ſo vorkommt, als ſei er — Egmont im Kerker; die himmliſche Muſik ertönt, der Hintergrund öffnet ſich, Klärchen erſcheint, aber ſtatt der Friedenspalme ſchwingt ſie in ihrer Hand ein Dekret von der Oberhofintendanz, worin der Regiſſeur mit dürren, klaren Worten zur Sparſamkeit aufgefordert wird. Der arme Mann fährt aus ſeinem leichten Schlummer empor, greift nach einem Glaſe Waſſer und legt ſich wieder hin. Diesmal iſt ihm Morpheus günſtiger, doch weil er ſich unaufhörlich mit dem Egmont beſchäftigt, träumt er wieder von der Tragödie, und es umſchwebt ihn diesmal das Balletcorps und bittet ihn, die nöthigen Pagen auszuleſen:

Sie neigen ſich, beugen ſich,
Schweben auf und ab.

„Eine Hexenzunft!“ murmelte der träumende Regiſſeur mit Mephiſtopheles, ſieht aber mit Wohlgefallen den reizenden Bewegungen zu. Wilder wird der Tanz, tiefer der Schlaf, aber undeutlicher die Geſtalten, und endlich erblickt der Regiſſeur nichts mehr als Tricots. — Er iſt ſanft entſchlummert.

In der Nacht war es uns nicht möglich, die Wohnung des Regiſſeurs genau zu beſehen, doch jetzt erlaubt uns der helle Tag, einen Blick in die geheimen Gemächer zu werfen. Wie ſich die Zeiten geändert haben! Poeten und Künſtler ſind von ihren Manſarden herabgeſtiegen in den erſten Stock oder in glänzende Parterrewohnungen, und wenn die Kunſt ſelbſt mit ihren Jüngern in Wechſelwirkung ſteht, ſo muß ſie bedeutend emporſteigen; doch hoffentlich nicht in die leer ſtehenden Dachſtuben, ſondern als geiſtiges Weſen gen Himmel, wo ſie hingehört, um uns von da herab mit ihren Strahlen zu durchdringen.

Es iſt eine Parterrewohnung, vor der wir ſtehen, und während ein gähnender Bedienter in Livree die Glasthüre öffnet, welche in den Vorſaal führt, ſchlüpfen wir hinein und können unbeſorgt ſein, daß uns Niemand hört, denn auf dem Boden liegen Teppiche, Bärenfelle, und die Thüren, die uns durch ihr Knarren verrathen könnten, ſind ausgehoben und haben Vorhängen von buntem, glänzendem Stoffe Platz gemacht. In den Zimmern ſelbſt ſind ſchwellende Divans, Blumentiſche, die den herrlichſten Duft ausſtrömen; Gemälde und Kupferſtiche in goldenen Rahmen bedecken die Wände, und Bildſäulen der Venus in allen möglichen Stellungen ſind in den Ecken placirt. Im zweiten Zimmer befindet ſich der Regiſſeur im eleganten Schlafrock; er liegt in einem prächtigen Fauteuil; vor ihm ſteht ein Marmortiſchchen, auf dem der Kaffee ſervirt iſt, und ein angenehmer Duft, der uns entgegenſtrömt, ſagt uns, daß er eine ſehr feine Havannacigarre rauche. Obgleich es erſt acht Uhr iſt, iſt doch ſchon Geſellſchaft da. So eben trat der Theaterdiener ein und brachte einen Stoß vergilbter Papiere, es ſind die verlangten Rollen des Egmont. Der Theaterdiener iſt ein ganz merkwürdiger Menſch; obgleich er nichts zu thun hat, wie Ausgänge zu beſorgen, Briefe auf die Poſt zu tragen, Proben anzuſagen, dem Perſonale die Monatsgagen zu bringen, ſo weiß er mit einer ungemeinen Feinheit in dieſe untergeordneten Geſchäfte einen Faden aus den höheren Zweigen des Theaterweſens hinabzuziehen und da oben, wenn auch ganz unbemerkt, die Hände im Spiel zu haben. Der Theaterdiener wird „Herr“ genannt, iſt bei Hoftheatern meiſtens ein alter gedienter Soldat, der die Medaille im Knopfloch trägt. Auf ſeinen Lippen ſteht ein beſtändiges Lächeln, und er macht ſich ein Geſchäft daraus, das ganze Theaterperſonal ſo zu ſtudiren, daß er weiß, bei dem braucht es nur eines Ausweiſes, bei dem einer kleinen Bemerkung, bei Jenem ein wohlangebrachtes Lächeln, um zu erfahren, was er zu wiſſen wünſcht.

Dabei muß der Theaterdiener ein ſtarkes Gedächtniß beſitzen, muß alle alten Stücke mit ihren Beſetzungen wie ſeine Taſchen kennen. Ja, er iſt ein unentbehrliches Glied in der langen Kette, an der das ganze Perſonal zappelt. Ohne ſeinen Willen wird vielleicht Norma an dem und dem Abend nicht gegeben. Die erſte Sängerin hat zufällig etwas Anderes zu thun, als in der Oper zu ſingen, und klagt am Abend vor der Vorſtellung ihrem Kammermädchen die Noth. Der Theaterdiener kommt in's Vorzimmer und ſagt Liſettchen eine Probe an. „A, mein lieber Freund," entgegnete ihm dieſe, „ich glaube, wir können morgen unmöglich ſingen; ich verſichere Sie, wir ſind ganz heiſer;" — die Zofen der Künſtlerinnen reden nämlich immer in der Mehrzahl. — Der Theaterdiener denkt einen Augenblick nach und plötzlich fällt ihm eine ſchnippiſche Antwort ein, die ihm Mademoiſelle E., die Soubrette, vor einigen Tagen gegeben. Er nickt mit ſeinem Kopf und geht nachdenkend fort. Der gute Intendant, der ſich nicht wenig freut, die Norma endlich glücklich herausgeſchält zu haben, wird ſehr unangenehm überraſcht, als ihm der Theaterdiener meldet, daß die erſte Sängerin von einer ſo entſetzlichen Heiſerkeit befallen wäre, daß ſie kein Wort ſprechen könne. Die Regiſſeure ſind augenblicklich nicht bei der Hand, der Zettel für morgen muß in die Druckerei, und da weiß denn ein kluger Theaterdiener zur rechten Zeit ſchüchtern den Namen eines Stückes hinzuwerfen, das lange nicht gegeben wurde. Wird dieſe Idee von dem Chef aufgefaßt, ſo hat Jener gewonnenes Spiel und läuft mit Freuden nochmals herum, das andere Stück anzuſagen, denn er kommt ja auch in das Haus der Soubrette, der er dadurch vielleicht einen genußreichen Abend verdirbt. Aber auch wegen anderer Motive läßt der Theaterdiener ſeine Minen ſpringen. Der erſte Held iſt vielleicht gerade krank, und der zweite Held, der eben kein Held iſt, möchte gern einmal den Wallenſtein ſpielen; denn ein durchreiſender

Touriſt, der ſein Freund iſt, möchte den großen Mimen gern einmal in einer Glanzrolle ſehen, um mit ihm ein Kapitel in ſeinen Reiſetabletten ausfüllen zu können, und dies wäre nur unter dieſen Umſtänden möglich. Ein Anderer möchte ſeinem Collegen gern den Spaß verderben und ihm einen Stein in den Weg legen, damit ein Stück, in dem Jener ein Lieblingsrolle hat, nicht gegeben wird. — Doch wir ſchweifen zu weit ab und kehren lieber in's Zimmer des Regiſſeurs zurück, wo wir vielleicht beſſere Gelegenheit haben, dergleichen intereſſante Betrachtungen anzuſtellen.

Der Theaterdiener, der gegen den Regiſſeur noch viel geſchmeidiger iſt als gegen den Chef ſelbſt, denn Erſterer iſt ein praktiſcher Theatermenſch und läßt ſich nicht leicht etwas vormachen, rückt das Marmortiſchchen näher und legt den Rollenſtoß mit einem gelinden Seufzer darauf hin. Der Regiſſeur läßt das Zeitungsblatt neben ſich fallen und wirft die Rollen auf dem Tiſche aus einander. Da es dem Theaterdiener für jetzt nur darum zu thun iſt, zu wiſſen, wie die Partien auf's Neue beſetzt werden, damit er ſieht, ob ſeine Protegés auch gehörig bedacht ſind, ſo fängt er an, den Regiſſeur leiſe auszuforſchen.

„Da haben der Herr Regiſſeur wieder eine ſchwere Arbeit.“ Keine Antwort. „Nun, die meiſten Rollen werden bleiben, wie ſie früher geweſen ſind.“ Der Regiſſeur blättert emſig in den Papieren fort. „Seit Herr C., der den Alba zum letzten Male ſpielte, geſtorben iſt, iſt das Stück nicht mehr gegeben worden. — Der Herr Regiſſeur werden Mühe haben —“ — „Das wär' das Wenigſte,“ entgegnete ihm dieſer, „Herr M. wird dieſe Rolle eben ſo gut ſpielen.“ — Das ſchreibt ſich der Theaterdiener gleich hinter das linke Ohr und fährt ſo mit Fragen fort, bis er ziemlich mit der Rollenvertheilung im Klaren iſt. „Befehlen der Herr Regiſſeur, daß ich wiederkommen ſoll?“ — „Gegen Mittag, ja, Adieu!“

Der Theaterdiener empfiehlt ſich und der Regiſſeur iſt allein und hält in Gedanken einen ähnlichen Monolog wie

König Philipp, als er ſeine Brieftaſche durchmuſtert. Er ſieht die Namen, die auf den vor ihm ausgebreiteten Rollen ſtehen, bald mit Lächeln, bald mit Kopfſchütteln an. Ach, er iſt ja auch nur ein Menſch, und ihm fällt ein, wie ſich Dieſer und Jener gegen ihn benommen, und wenn er auch zu rechtlich iſt, um Jemand zu unterdrücken, ſo kann man es ihm doch nicht verdenken, wenn er gerade dem, der ihm beſtändig opponirt, eine Eſelsbrücke bauen ſollte. Auf dieſe Art hat Mancher den Sieg bei St. Quentin längſt verwirkt und wird zu den Todten gezählt. Dieſe vergilbten Rollen zeigen mit den Namen der verſchiedenen Schauſpieler, die auf ihnen gezeichnet und wieder ausgeſtrichen ſind, auf's Beſte die Laufbahn, die mancher Künſtler gemacht hat. Hier iſt die Rolle des erſten Bürgers von Brüſſel und mit manchen durchſtrichenen Namen verſehen. Hier nahm manches junge Talent ſeinen Anlauf, manches kam höchſtens bis zur Rolle des Gomez; der ſpielte einmal den jungen Herzog von Alba und wurde bei Seite gelegt, und von ſo vielen iſt kaum ein einziger, der ſich bis zu einer erſten Rolle durchdrang und ſich da erhielt. Auch der Regiſſeur hat dieſen Weg gemacht; aber er ſieht mit ſtillem Vergnügen, wie die Rollenhefte, auf denen ſein Name prangt, allmälig dicker wurden; er ſieht einen ganzen Lebenslauf dazwiſchen liegen, und jede Rolle, die er durchſieht, bringt ihm traurige und angenehme Stunden in's Gedächtniß. Wo ſind all' die Klärchen geblieben, mit denen er auf den Brettern, ſo wie im Leben geſpielt. Auf dem Rollenhefte ſteht eine zahlreiche Liſte von Namen, die einſt ſchönen jungen Mädchen angehörten, aber die meiſten ſind alt geworden, verſchollen, geſtorben und verdorben. Andere ſind weiter gerückt, doch wenn ſie auch dickere Rollen bekamen, ſind ſie doch nicht aufwärts geſtiegen. Aus jungen Liebhaberinnen wurden ſie auf den Brettern und in der Wirklichkeit Mütter und keifende Matronen. Aber wenn man alle dieſe hört, geſchah ihnen bitteres Unrecht. Sie wurden unterdrückt und würden Klärchen heute noch ſo gut ſpielen wie vor fünf und zwanzig

Jahren. Doch ſtill, es klopft, und ein lebendiges Beiſpiel tritt ein. Es iſt Madame H., die vor etlichen zehn Jahren mit dem Regiſſeur Liebhaber ſpielte und auf die zarte Neigung, die ſie früher ſo oft auf den Brettern verband, eine feſte Freundſchaft baute, welche ſie jetzt bei kleinen Bitten geltend macht. Aus jungen naiven Mädchen ging ſie in's Fach der zärtlichen Mütter über, wurde nach und nach Ehrendame der Königinnen, ſpielt auch in alten Stücken vornehme Perſonen ſelbſt, denn ſie hat eine ſtattliche hohe Figur, über welche ſich der Königsmantel ſehr ſchön zur Schau hängen läßt.

Obgleich es dem Regiſſeur nicht angenehm iſt, unterbrochen zu werden, rückt er doch der Dame Anſtandshalber einen Seſſel hin, und ſie läßt ſich mit einer unnachahmlichen Grazie nieder. „Ach, guten Morgen, lieber Regiſſeur, hab' ſchon lange Jahre die Idee gehabt, Sie zu beſuchen, komme aber nie dazu.“ — „So,“ entgegnete dieſer ziemlich lang gezogen, „und was führt Sie jetzt zu mir?“ — „Ach,“ deklamirte die H. ſchmachtend:

„Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.“

„Sie wiſſen ja, lieber Regiſſeur, daß mit dem nächſten Jahre mein Contract zu Ende läuft, und da Sie Alles bei der hohen Intendanz vermögen, ſo werden Sie doch, hoffe ich, einer alten Collegin, wollte ſagen, einer Collegin, die ſchon lange mit Ihnen ſpielt, das Wort reden.“

Der Regiſſeur hat während dieſer Rede, die ihm nicht neu iſt, in den Rollen des Stücks geblättert und ohne gerade der Dame auf ihre Bitte eine Antwort zu geben, legt er ein dünnes Heftchen vor die Madame H. hin, es iſt die Rolle von Klärchens Mutter, auf der ihr Name prangt.

„Aber, lieber Freund,“ fährt dieſe überraſcht fort, „was machen Sie denn da? Sie ſind doch ſehr zerſtreut.

Sie dachten an mich und ſchreiben meinen Namen auf dies Rollenheft?"

„Ja," entgegnete der Regiſſeur, jedoch ohne aufzuſehen; denn es iſt gefährlich, einer Künſtlerin, die Heldinnen ſpielt, bei Momenten, wo man ihr etwas Unangenehmes ſagen muß, in das Auge zu blicken. „Ich that das nicht in der Zerſtreuung; es iſt gewiß beſſer, liebe H., daß Sie anfangen, ſich in Müttern zu verſuchen. Wiſſen Sie, die Zeit rückt vorwärts, ich werde auch allmälig alt, und ich verſichere Sie, daß es mir ſehr läſtig wird, noch den Egmont und dergleichen jugendliche Rollen zu ſpielen."

War die Dame wirklich durch die ihr zugedachte Rolle ſo überraſcht, oder affektirte ſie nur die Beſtürzung und den Verdruß, der ſich auf ihrem Geſicht und an der ganzen Haltung deutlich blicken ließ, genug, das drohende Feuer in ihrem Blick verſchwand, ſie wandte den Kopf recht würdevoll gegen den Regiſſeur, hob eine ihrer Hände mit einer unnachahmlichen Bewegung gegen das Herz und lispelte mehr, als ſie ſprach: „Aber, lieber Regiſſeur, wie kann ich bei meinem edlen Weſen ſo ein Weib ſpielen, die Mutter einer ſolchen Tochter. Ah! Ich würde ganz meine gewöhnliche Natürlichkeit verlieren, und jeder würde mir anſehen, daß ich mit Widerwillen einen ſolchen Charakter darſtelle."

Aber der Herr Regiſſeur blieb trotz dieſen Lamentationen feſt. Er zuckte die Achſeln und verſicherte, vergeblich einem Auskunftsmittel nachgedacht zu haben. „Sehen Sie," ſagt er und ſteckt eine neue Cigarre an, „die M. iſt krank, die W. auf Urlaub und der R. ſo wenig wie der Y-Z. kann ich doch eine ſolche Rolle anvertrauen. Sie wiſſen ja ſelbſt, liebe H., daß der Effekt all' der Scenen zwiſchen Egmont und Klärchen ſehr viel auf dem würdevollen Benehmen der Mutter beruht. Und darum habe ich Sie vorgeſchlagen." Dann fährt er mit ſanfter Stimme fort: „ich muß es Ihnen offenherzig geſtehen, iſt mir die Zeit, wo wir zuſammen ſpielten, die Zeit, wo der Egmont eine meiner Glanzpartien war, noch ſo im Gedächtniß, daß es mir ſchmerzlich ſein würde, die bekannten Züge — Sie wiſſen, liebe H., wie wir uns gekannt haben, gar nicht mehr vor mir zu ſehen. Es bleibt ja doch in der Familie. Vor zehn Jahren liebt ich die Mutter, heute die Tochter. Apropos, wie geht's Ihrer Emilie? das Mädchen wird jeden Tag ſchöner; bei ihr möcht' ich gern einmal den Egmont ſpielen. — Sie wiſſen doch, daß ich ihr ſeit geſtern freie Entrée verſchafft habe? Der Intendant hat es ſehr gern gethan, denn er iſt mit mir einverſtanden, daß hübſche Mädchen eine gute Dekoration für's Parterre ſind.“

Der Regiſſeur hatte die letzten Worte mit Herzlichkeit geſprochen und fällt jetzt wieder in ſeinen ruhigen Ton zurück. „Nicht wahr, liebe H., Sie werden das einſehen, und dann iſt es auch wegen Ihres Contracts. In dem Rollenfach der komiſchen und polternden Alten können Sie ſich noch lange erhalten.“

Madame H., die ihren Freund kennt, weiß wohl, daß hier nicht viel mehr zu machen iſt, legt alſo ſeufzend dem Regiſſeur noch einmal die Contractſache an's Herz und zieht ſich gegen die Thür. In der Ecke des erſten Zimmers ſteht ein Sopha mit prachtvollen geſtickten Kiſſen. Beider Blicke fahren unwillkürlich über dieſe Zeichen früherer glühender Liebe hin, und während der Regiſſeur liſtig lächelt, ſagt die Dame: „Ach, Heinrich, die vergangenen Zeiten waren doch ſchön!“ Er begleitet ſie zur Thür, und wie ſie zwiſchen den rauſchenden Vorhängen verſchwindet, ruft er ihr laut genug nach, daß ſie es deutlich verſtehen kann:

„Sie geht, und da ſie geht, möcht' ich ſie halten!“ Noch ein Blick, der Bediente macht mit ſeinem äußerſt dummen Geſicht ein Compliment, und die Dame iſt verſchwunden. Raſch wendet ſich nun der Regiſſeur in's Zimmer zurück, klopft anmuthig die Aſche von der Cigarre und ruft dem Bedienten hinaus: „das verfluchte ewige Stören! Ich bin für Niemand mehr zu Haus!“

Er ſetzt ſich wieder in ſein Fauteuil und fährt fort in den Rollen, ſo wie in den Büchern, die ihm nach und nach von ſeinen Freunden geſchickt werden, zu blättern. Wenn ihm auch nicht gerade die Scene, die er mit der H. hatte, alte Jugenderinnerungen, weder traurig noch komiſch, in's Gedächtniß zurückruft, ſo findet er dagegen auf den gelben Papieren manchen Namen, der ihm ein Lächeln oder einen ſtillen Seufzer abgelockt. Auch Bemerkungen, die hie und da von den darſtellenden Künſtlern zwiſchen den Reden eingeſchrieben wurden, kommen ihm äußerſt komiſch vor. Da heißt's bei einer Stelle, der rechte Arm wird ausgeſtreckt, der Kopf würdevoll zurückgeworfen, oder die Augen werden ſchmachtend geſchloſſen; bei einer andern: hier trete ich drei Schritte zurück, knirſche mit den Zähnen und ſtoße drei Seufzer aus; hinter einem langen Monologe ſtehen die Worte: als ich zum letzten Male dieſe Rolle ſpielte, geruhten Se. Durchlaucht der Fürſt, der in Huſarenuniform im Theater war, mich aufmerkſam anzuhören und am Schluſſe beifällig mit dem Kopfe zu nicken; auch applaudirte das Parterre dreimal. Ein anderes Notabene hieß: hier ſtützte ich mich mit dem linken Arm auf mein Schwert, legte den rechten Ellbogen, auf dem mein Kopf ruhte, darauf und bildete ſo, wie meine Freunde mich ſpäter verſicherten, eine maleriſche Stellung.

Das Alles liest der Regiſſeur durch, vertheilt die noch fehlenden Rollen, ſchreibt die Zahl der Statiſten auf, ſo wie das ganze Ballet, das er im Stück zu verwenden gedenkt; Einige ſollen Pagen machen, Andere führen bei den Volksſcenen in Brüſſel Tänze auf, und der Nachwuchs des Ballets, die Kinder unter zehn Jahren, ſollen die Straßen bevölkern, hin und her rennen und kleine Spiele treiben. So iſt es eilf Uhr geworden. Es ſchellt draußen, der Bediente bringt ein kleines Billet und meldet zugleich drei Tänzerinnen, die aufzuwarten wünſchen. In dem Briefe bittet ein College, der bisher die Rolle des Vanſen ſpielte, da er zufällig gehört habe, daß der Egmont auf dem Repertoire ſtünde, um Abnahme dieſer Rolle und um Zutheilung des Herzogs Alba, da letzterer eigentlich mehr Intriguant ſei als erſterer, und er für dies Fach doch engagirt ſei. Der Brief wird ad Acta gelegt und die Tänzerinnen vorgelaſſen. Neue Klagen und Beſchwerden. Die drei Grazien kommen eben aus der Tanzſtunde, wo ſie erfuhren, daß ihnen zu einem Tanz auf heute Abend, in dem ſie die Solopartien haben, keine neuen Schuhe gemacht werden ſollen. Dem Regiſſeur werden die alten vorgezeigt, die von fleiſchfarbener Seide und jedenfalls ſehr defect, ſogar durchlöchert ſind. Doch zuckt er die Achſeln und rechnet ihnen vor, daß die ausgeſetzte Summe für neue Schuhe faſt überſchritten ſei und er alſo nichts mehr dürfe machen laſſen. Aber das Kleeblatt läßt ſich ſo bald nicht abweiſen, ſie beſtürmen den guten Mann mit Bitten und Schmeicheleien, verſichern ihm, daß ſie auf den durchgetanzten Sohlen faſt nicht mehr ſtehen könnten, eine ſogar, die ſehr ſchöne Waden hat, macht, während ſie die Schuhe vorzeigt, ein kleines Battement, um zu zeigen, daß man bei der Vorſtellung die defecten Stellen deutlich ſehen könne, was den Regiſſeur rührt, und ſie erhalten endlich die Erlaubniß, die ſehr nothwendigen neuen Schuhe machen zu laſſen.

Nachdem ſich die Tänzerinnen noch einige Sekunden in dem Zimmer des Regiſſeurs umgeſehen, da eine ſchöne Stickerei bewundert, hier die Stellung der Venus nicht ganz natürlich fanden, trifft der Regiſſeur Anſtalten, ſich ſeines Schlafrocks zu entledigen, um Toilette zu machen, eine Bewegung, welche die drei alsbald in die Flucht ſchlägt. Jetzt wird dem Bedienten geſchellt, doch kaum iſt dieſer eingetreten, um ſeinem Herrn die nöthigen Sachen zur Toilette hinzureichen, als draußen wieder heftig geſchellt wird. Schon iſt der geplagte Mann im Begriff, ſeinen Schlafrock wieder feſter um ſich zu ziehen, als er an dem lauten Gelächter der vor der Thür Stehenden erkennt, daß es ein paar gute Freunde ſind, vor denen er ſich nicht zu geniren hat. Er läßt alſo den Schlafrock fallen und läßt ſich, nachdem er noch einen Blick zum Fenſter hinausgeworfen hat, ein paar helle Beinkleider geben, die er dem Sonnenſchein zu Liebe heute anziehen will. Indeſſen ſind zwei junge Männer an die Thür getreten, die in ihrem Aeußern den ſchärfſten Contraſt bilden. Der erſte iſt von einer langen, ſehr langen Geſtalt, auf der ein intereſſantes, aber ſehr blaſſes Geſicht, von hellblonden Haaren umgeben, ſehr von oben herab auf die Welt ſieht. Er iſt recht elegant gekleidet, trägt bunte carrirte Beinkleider, eine ſchwarze Atlasweſte, auf der ein kleines Stückchen goldener Kette prangt; ein ähnliches Geſchmeide verbindet die koloſſalen Knöpfe zweier Tuchnadeln, mit denen der lange junge Mann das ſchwarzſammtene Halstuch verziert hat; ein Frack nach dem neueſten Schnitt mit pfundſchweren Knöpfen, auf denen ein Fuchskopf ciſelirt iſt, vollendet das Ganze. Er ſchreitet mit großen Schritten durch den Vorſaal, wobei er einer Tanne zu vergleichen iſt, die vom wilden Sturmwind bewegt hin und her ſchwankt. Der Andere, der wenigſtens einen guten Schuh kleiner iſt als der Erſte, aber dagegen der Breite deſto mehr zugeſetzt hat, iſt kaum im Stande, ihm zu folgen. Beide mögen vielleicht fünf bis ſechs und zwanzig Jahre alt ſein, ſehen aber aus ganz verſchiedenen Umſtänden weit älter aus und ſind bei ihrem Eintreten über dies Capitel gerade in einen kleinen Streit verwickelt.

„Ich verſichere Dich," ſagte der Lange, „daß Du mit jedem Tage unförmlicher und dicker wirſt. Alles Jugendliche iſt aus Deiner Erſcheinung verſchwunden, und wenn nicht Dein kindiſcher Kopf wäre, der, beiläufig geſagt, weniger zu Deinem Körper als zu Deinen Neigungen und Geſinnungen paßt, ſo könnte man Dich für einen alten Kerl von fünfzig Jahren halten." Das ſprach der Lange finſter und ernſt und mit ſolchem Tone, als ſei die Sache durch den Ausſpruch abgemacht und ließe ſich nichts weiter darauf entgegnen. Doch der kleine Dicke, der freundlich lachend hinter dem Langen hertrippelte und zu ihm emporſah, ſchenkte Jenem nichts und verglich ihn mit einem Streichhölzchen, von dem aber oben der Schwefel abgebrannt ſei. So gelangten Beide in das Zimmer des Regiſſeurs, als Jener ſich gerade beſchäftigte, das helle Beinkleid anzuziehen. Der

Lange bleibt bei dieſem Anblick wie erſtaunt unter der Thür des Zimmers ſtehen und ſagt mit überraſchtem Tone, während ſich der Dicke in eine Sophaecke legt und nach einer Cigarre langt: „Ach, lieber Regiſſeur, Sie wollen heute ein helles Beinkleid anziehen? Welche Idee! Es gibt ja in einer Stunde Regen. Dann ſollten Sie ſich auch mehr in Acht nehmen und ſich nicht hier bei den offenen Thüren anziehen. Ich habe Ihnen das ſchon oft genug geſagt.“

Der Regiſſeur läßt langſam die Hand ſinken und ſchaut noch einmal zum Fenſter hinaus, dann ſagt er ruhig: „Ja, Sie haben Recht, es wird doch in kurzem ſchlechtes Wetter. Johann, eine ſchwarze Hoſe!“ Und der Dicke bricht in ein lautes Gelächter aus.

Von den beiden eben Eingetretenen, die ich dem Leſer zwar bezeichnet, aber noch nicht vorgeſtellt habe, iſt der Lange Schauſpieler und der Dicke Schriftſteller. Daß der Mime ein Mann von Talent und Fähigkeiten iſt, läßt ſich daraus abnehmen, weil er mit dem verſtändigen ſcharfblickenden Regiſſeur in ſo vertraulichem Verhältniſſe ſteht, ſo daß dieſer ſogar auf die Meinung und das Urtheil des Untergebenen etwas hält. Was den Schriftſteller betrifft, ſo ſchweigt die Geſchichte.

Der Lange iſt indeſſen mit einigen großen Schritten im Zimmer umhergeſtürzt und hat in kurzem die Rollenhefte des Egmont auf dem Tiſche entdeckt. „Ah, der Egmont!“ ruft er laut. „Ich bekomme doch den Oranien? Nicht wahr? Ich verſichere Sie, ich habe mich ſehr darauf gefreut und ſchon lange über das Coſtüm nachgedacht, das mir am beſten dazu ſtehen wird. Was denken Sie zu einem ſchwarzen Sammetkleide? Ich nehme dazu eine kurze blonde Perrücke und einen rothen Bart.“ — „Wie Dein natürlicher iſt,“ ſchaltet der Dicke ein. „Doch hoffe ich, wird Dir jetzt endlich einmal Befehl ertheilt werden, ihn abzuſchneiden; denn Du, der ſo ſehr auf Treue des Coſtüms incluſive Perrücke und Bart ſieht, wirſt doch wohl wiſſen, daß damals dieſer Wangenſchmuck nicht Mode war.“ Der Lange ſieht ihn mit einem großen Blicke an und antwortet ganz ruhig: „Glaub' mir nur, daß ich beſſer weiß, was ſich für meine Rolle paßt, als Du.“ Schon droht wieder, wie beim Eintritt, ein kleiner Streit zu beginnen, wenn nicht der Regiſſeur gerade angezogen wäre, ſeinen Hut nimmt, und ſo das Zeichen zum Aufbruch gibt.

Die Drei gehen fort, und auf der Treppe wird dem Regiſſeur noch ein Billet gebracht. Es iſt von dem Kapellmeiſter, der anfragt, ob der Egmont wirklich in den nächſten acht Tagen gegeben werde, was ihm eigentlich nicht recht gelegen ſei, denn er habe ſchon für das nächſte Concert etwas von der Beethoven'ſchen Muſik aus dieſer Tragödie beſtimmt. Kaum iſt der Brief geleſen, ſo wird der Regiſſeur auf der Straße von einem jungen Diplomaten mit der Frage angehalten: „Sie geben nächſtens Egmont? Wiſſen Sie, wir haben dieſen Winter über die Tragödie einige Male geſprochen, und da gab ich Ihnen einige Stellen an, die bei uns geſtrichen wurden und nothwendig auch hier wegbleiben müſſen.“ Der Regiſſeur dankte ihm lächelnd und verſichert ihm, daß er wohl daran gedacht habe. Für heute Morgen wäre Egmont nun glücklich beendigt, denn obgleich ihm hie und da auf der Straße Collegen begegnen, die mit einer Bitte oder Klage auf ihn zulenken wollen, ſo thut doch der Regiſſeur, als ſähe er ſie nicht, nur um auf einen Augenblick von Allem, was Egmont heißt, befreit zu ſein.

Indeſſen ſind Nachmittags die Rollen vertheilt und iſt auf den folgenden Morgen eine Probe angeſagt worden. Schon in der Frühe ſind eine Menge Leute da geweſen, die den Regiſſeur haben ſprechen wollen, doch hat der Bediente den ſtrengſten Befehl erhalten, Niemand vorzulaſſen, da er ſonſt mit den Vorbereitungen nicht fertig werden würde.

Auf dem dunklen Theater hat ſich indeß das Perſonal verſammelt und ſteht hie und da in kleinen Gruppen beiſammen. Die Zimmerleute tragen die alten Couliſſen herbei oder ſind auf dem Schnürboden beſchäftigt. Der Theaterdiener geht herum und flüſtert bald dem Einen, bald dem Andern eine Bemerkung zu. Die Leute, die bei dem Erſcheinen des Regiſſeurs etwas anbringen wollen, halten ſich an der erſten Couliſſe auf, um ihn gleich überfallen zu können, und ihre Zahl iſt nicht klein.

Wie der Theaterdiener in ſeiner Art ein ganz eigenthümlicher Menſch iſt, gibt es deren beim Perſonal noch viele ſtehende Perſonen, die wie die Masken auf dem italieniſchen Theater mit wenigen Variationen faſt immer denſelben Charakter haben. Unter den Choriſten iſt einer, der die andern in jeder Beziehung überragt oder zu überragen glaubt. Das iſt meiſtens eine große ſtarke Figur, der im Ritterkoſtüm wie ein rechter Schlagetodt ausſieht, und der ſich durch allerhand Kleinigkeiten bemerkbar zu machen weiß. Gewöhnlich ſtellt er ſich vorn hin, macht auffallende Geſten und Bewegungen, und wo der Chor ſich in pleno zu freuen hat oder betrübt ſein muß, drückt er ſeinen Schmerz noch heftiger aus, oder lacht mit lauter Stimme einige Secunden früher als die Andern. Er iſt es, dem ſich bei vorkommenden Gelegenheiten der erſte Tenor an die treue Freundesbruſt wirft, und der mit ſtarkem Arm den Ohnmächtigen aufrecht zu erhalten hat. Bei Balletten ſpielt er den Zauberkönig oder auch Ungeheuer und iſt im Allgemeinen dadurch kenntlich, daß er an ſeinen Kleidern, die mit denen der übrigen Choriſten gleich ſein ſollten, beſtändig eine kleine Auszeichnung hat. Bald iſt es eine Treſſe, bald eine Reihe Knöpfe mehr, bald eine farbige Feder, wo der ganze übrige Chor nur ſchwarze oder weiße hat. Da ſich dieſer Mann durch kleine Dienſte bei den Regiſſeuren in Gunſt zu ſetzen weiß, ſo hält es ſchwer, ihn von ſeinem Poſten zu verdrängen, denn wenn er auch auf der Bühne nicht ſelbſt mitzuwirken hat, weiß er ſich doch immer hinter den Couliſſen ein kleines Geſchäftchen zu machen. Bald blitzt und donnert er, bald läßt er die Kanonen aus der Entfernung ſpielen, bald dirigirt er das kleine Gewehrfeuer und läutet mit den Glocken. Ihm gegenüber, doch weniger glücklich und anhaltend, regiert eine handfeſte Dame die Choriſtinnen; doch iſt dies weibliche Perſonal nicht gutmüthig genug, um einer Einzigen zu erlauben, daß ſie ſich immer vordränge, und dann fährt auch die rauhe Hand der Zeit weit unnachſichtiger über die Wange der Herrſcherin. Bei ſtämmigen Bäuerinnen kann ſie noch immer eine der Erſten vorſtellen, doch bei jungen unſchuldigen Geſpielinnen irgend einer Prinzeſſin, wo ſie vor fünf und zwanzig Jahren anmuthig glänzte, muß ſie ſich gefallen laſſen, von dem jungen naſeweiſen Volk verdrängt zu werden. Dann fallen auch im menſchlichen Leben allerhand Verhältniſſe vor, die ſie nöthigen, eine Zuflucht hinter der geſchloſſenen Phalanx ihrer Colleginnen zu ſuchen, wobei ſie es dann nicht unterläßt, ſich auf die Zehen zu ſtellen, um den Kopf ſo weit wie möglich vorſtrecken zu können.

Eine andere, nicht minder beachtenswerthe und ſehr wichtige Perſon in dem Haushalte des Theaters iſt der Inſpicient. Da der Poſten eines Inſpicienten einen Mann verlangt, der eine Unzahl von Stücken faſt auswendig weiß, der das Theater durch und durch kennt, ſo ſind es meiſtens gediente Veteranen, denen ein ſolcher Poſten anvertraut wird. Dieſer Mann, der den ganzen Tag in ſeiner Rumpelkammer zu thun hat, wobei er die alten roſtigen Schilder hin und her wirft, zur Vorſtellung herrichtet und wieder aufräumt, wo er die Deckelkannen und Becher, aus denen die tapfern Ritter getrunken, zuſammenſtellt, hat ſich durch dieſe immerwährenden Arbeiten mit den lebloſen klappernden Gegenſtänden ein finſteres, mürriſches Weſen angewöhnt, das er an allen ſeinen Collegen und ſelbſt an den Vorgeſetzten ausläßt. Dabei ſind ihm ſeine alten Geräthſchaften ein wahres Heiligthum, und ein Nagel, der ihm nach der Vorſtellung an irgend einem Stücke fehlt, iſt im Stande, ihn für mehrere Tage unglücklich zu machen. Der Inſpicient iſt gewöhnlich von Natur ein gutmüthiger Menſch, was ſich auch auf ſeinem Geſichte ausdrückt, weshalb der Ingrimm und der Schmerz, der ihm durch die rohe Behandlung ſeiner Requiſiten verurſacht wird, auf ſeinem dicken lächelnden Geſicht nicht recht die Oberhand gewinnen kann. Sein Geſchäft verbietet ihm, in der Kleidung ſehr gewählt zu ſein, und da ihm bei dem Herumſtöbern in den Winkeln zuweilen die Perrücke etwas verſchoben wird, ſo ſieht der Mann nicht ſelten ſehr poſſirlich aus, wenn er ſo mit einigen mächtigen Ritterſchwertern unter dem Arm an das Tageslicht heraufſteigt. Des Abends bei der Vorſtellung läuft er hinter den Couliſſen umher, um jedem der Schauſpieler zu ſagen, wann der Augenblick da iſt, daß er auftreten muß. Dann lieſt er das Stichwort, es mag einen noch ſo rührenden Monolog beſchließen, mit näſelndem Tone ab, gibt dem Schauſpieler einen kleinen Puff, nimmt haſtig eine Priſe und eilt auf eine andere Seite der Bühne, wo es vielleicht eben blitzen ſoll, oder wo er den Befehl zu geben hat, daß ein paar kleine Balletmädchen, die als Genien in ihren Hänggurten zappeln, über die Bühne fliegen ſollen.

Jetzt endlich ſchlägt es zehn Uhr; der Regiſſeur kommt in Begleitung des langen Schauſpielers, von dem ich oben ſprach, und der ihn regelmäßig zu den Proben abholt; denn der Regiſſeur, ein kleiner König in ſeinem Reiche, hat ſo gut Günſtlinge, wie jeder Andere. Hier auf der Probe hat ſein Auftreten wirklich etwas Königliches, und er wird umringt von der Schaar der Supplicanten, die ſich in der erſten Couliſſe hinter leinwandenen Bäumen und hölzernen Steinen verbargen. Zuerſt naht ſich ihm der Maſchiniſt, der zugleich Decorateur iſt, und entſchuldigt ſich über einen verunglückten Mondſchein, oder daß eines der Garderobemädchen geſtern bei der letzten Scene, wo der Hintergrund das offene Meer darſtellte, ins Waſſer gegangen ſei, er habe ſie zurückhalten wollen, doch ſei es zu ſpät geweſen. Der Anführer der Statiſten, der, weil er in vorkommenden Fällen die Gefechte zu führen hat, Schlachtenlenker genannt wird, bringt die Liſte, auf der die Soldaten verzeichnet ſind, die im Hintergrunde warten, bis der Augenblick kommt, wo ſie als Leibwache des Herzogs von Alba über die Bretter marſchiren ſollen. Der Balletmeiſter, dem der Regiſſeur heute Morgen einige Zeilen ſchrieb, er möge doch bei den Volksfeſten in Brüſſel durch einige Tänzer im Hintergrunde einen kleinen Tanz aufführen laſſen, ſteht auf der Bühne und macht nur einige Schritte gegen den Regiſſeur, damit dieſer die gleiche Anzahl gegen ihn machen ſoll. Er thut dieß nur, um ſeiner Würde nichts zu vergeben, obendrein, da er alle Urſache hat, ſich über das Begehren des Regiſſeurs beleidigt zu finden, denn er ſagt dieſem, daß er es ſehr geſchmacklos fände, wenn man verlange, daß das Ballet im Hintergrunde tanzen ſolle. Der Regiſſeur weiß ihn nur durch das Verſprechen zu beruhigen, daß dort ein kleiner hölzerner Hügel gebaut werden ſoll, auf welchem man vom Parterre aus die Tänze deutlich ſehen könne. So hat der beſchäftigte Mann nach allen Seiten zu fragen, zu beantworten, Bitten zu gewähren oder abzuſchlagen. „Lieber Bruder," ſagte der Herzog Alba zu ihm, „Du könnteſt mir zu der Rolle auch eine neue Perrücke machen laſſen! ich verſichere Dich, die alte paßt gar nicht mehr dazu." Banſen, der Schreiber, kommt und beklagt ſich, daß er in der Garderobe keinen Rock finden könne, der zerriſſen genug wäre. Kaum ſind die beiden abgefertigt, und der Regiſſeur iſt glücklich an ſeinen Tiſch gelangt, worauf die Klingel und ſein Hut ſteht, ſo fühlte er ſich leiſe am Rock gezupft. Es iſt eine Choriſtin von kleiner Statur, die ſich gern auszeichnen möchte, und da ſie wegen ihrer unanſehnlichen Geſtalt von den Andern immer zurückgedrängt wird, hat ſie ſich auf die Gaſſenjungen und dergleichen verlegt und bittet den Regiſſeur, ſie bei den Volksfeſten in Brüſſel einen ſolchen ſpielen zu laſſen. Nach einer Zeichnung und Beſchreibung, die er heute Morgen dem Decorateur zuſchickte, hat dieſer das Theater zu der erſten Scene, wo Jetter im Begriff iſt, nach der Scheibe zu ſchießen, hergerichtet. Der Regiſſeur, der die Niederlande bereiste, hat dort einigen kleinen Feſten der Art beigewohnt und die Häuſer auf dem Theater geſchmückt, wie ſie daſelbſt verziert waren. Von den Giebeln hängen bunte Fahnen mit Namen verſchiedener Ortſchaften und Dörfer, die Theilnehmer zu dem Scheibenſchießen ſandten. Auf dem Boden ſitzen Gruppen von Kindern, und der Regiſſeur zeigt ihnen, wie ſie ſpielen und ſich herumbalgen müſſen; auch dürfen ſie zuweilen ſchreien und laut jubeln. So beginnt die Probe, doch gibt es noch Unſägliches zu thun. Bald ſtehen die Landleute im Hintergrunde zu dick auf einander, bald ſind die Reihen zu dünn und füllen das Theater nicht aus. Die Statiſten, welche die gemüthlichen holländiſchen Soldaten darſtellen ſollen, marſchiren ängſtlich hin und her mit angezogenen Knieen und ſteifen Fußſpitzen, als wenn ſie auf dem Exercierplatze wären. Die Damen des Ballets, die leichtfüßige Bauernmädchen machen ſollen, ſchweben wie Nymphen einher, machen ſtatt natürlicher Bewegungen die ausgeſuchteſten Attitüden, kurz, es iſt noch nicht die Idee von einem wirklichen Leben in dem Gewühl. Der Regiſſeur läuft herum, ſtellt hier eine Gruppe zuſammen, jagt dort die Kinder auseinander und fordert ſie auf, laut zu ſchreien; endlich geht die Sache etwas beſſer; doch kaum wird es von Neuem probirt, ſo haben die Meiſten das eben Gemachte wieder vergeſſen und es muß ihnen abermals gezeigt werden; beſonders die Kinder ſind ſchüchtern und fürchten ſich, bis vorn auf die Bühne zu laufen, weshalb der Regiſſeur einen Korb mit Aepfeln kommen läßt, und der Inſpicient muß einen nach dem andern über die Bühne rollen laſſen. Jetzt wird's beſſer, die Kinder laufen den Aepfeln nach, werfen einander um, überpurzeln ſich und die Sache wird natürlicher. So geht die Probe fort. Die Scenen zwiſchen Egmont, Brackeburg und Klärchen erfordern weniger Mühe; doch hat der Regiſſeur auch hier immer noch genug zu thun, um dem Ganzen die gehörige Rundung zu geben. Da müſſen die Farben der Decoration, der Möbel mit den Coſtümen übereinſtimmen, und wenn er endlich nach ſeiner beſten Einſicht alle dieſe Sachen ordentlich zuſammengeſtellt hat, ſo kommt ihm oft noch die Meinung eines einzelnen Künſtlers dazwiſchen, und er muß, um die Collegen bei guter Laune zu erhalten, die ganze Anordnung wieder umwerfen.

So glaubt Alba, daß ein rother Sammetmantel zu ſeinem Coſtüme beſſer ſtehen würde, was aber nun zu den Möbeln von derſelben Farbe und demſelben Stoffe nicht gut paſſen würde. Der lange Schauſpieler, der den Oranien ſpielt, überzeugt den guten Regiſſeur in einer ſchwachen

Stunde, daß er zu ſeinem ſchwarzen Kleide auf jeden Fall blaue Möbeln haben müſſe, und ſo geht das fort, untermiſcht mit andern kleinen Störungen, die jeden Augenblick eintreten. Klärchen iſt heiſer und kann ihre Reden kaum ſprechen, auch zerſtreut und ſieht oft hinter den Couliſſen umher, als ſuche ſie dort etwas. Die Mutter dagegen, die ſich noch der ſeligen Zeit erinnerte, wo ſie Klärchen ſpielte, verſpricht ſich jeden Augenblick und ſagt oft in der Zerſtreuung lange Sätze von den Reden ihrer Tochter. Hinter den Couliſſen wogt und murmelt es durch einander, und der Regiſſeur muß oftmals ſeine Klingel gebrauchen und Ruhe gebieten, damit er die auf der Bühne Befindlichen hören kann. In Gruppen ſtehen die Schauſpieler, die Choriſten und Statiſten vor und in den Garderoben zuſammen, betrachten die Kleider, die dort ausgehängt ſind, haben daran etwas auszuſetzen, oder einer ärgert ſich über den andern, wenn Jener ein beſſeres Kleid hat als Dieſer. Vanſen hat ſich ſo in ſeine Rolle hineinſtudirt, daß er den aufrühreriſchen Schreiber auch hinter den Couliſſen fortſpielt. Er beweiſt eben dem Brackeburg, der gerade ſeinen Contract in der Taſche hat, daß er danach den Egmont rechtmäßig für ſich in Anſpruch nehmen könne; zufällig kommt der zweite Tenor hinzu und iſt voll Gift und Galle über den Regiſſeur, der von ihm verlangt, er ſolle die gemeinſchaftlichen Reden der Bürger mitſprechen. Auf der andern Seite ſtehen die Choriſtinnen beiſammen und Alle haben ſich über den Regiſſeur zu beklagen. Dieſe wollte heute Morgen von der Probe dispenſirt ſein, und trotz dem, daß ſie eine große Wäſche hat oder ausziehen will, muß ſie doch bleiben; eine Andere, die unverheirathet iſt, wurde von ihm auf das Gröbſte beleidigt, indem er ſie geſtern ermahnte, zur heutigen Probe ihre Kinder mitzubringen; einer Dritten endlich, die beim wehmüthigſten Chore oder bei Ausbrüchen der Verzweiflung oder des Schmerzes ruhig ihren Strickſtrumpf bearbeitet, wurde dieſe Thätigkeit auf der Probe unterſagt und ſie dadurch auf das Empfindlichſte gekränkt.

So dauern die Proben fort, Morgens und Nachmittags, und allmählich taucht aus dem Chaos ein feſter Kern hervor, und bei der Generalprobe ſieht ſich im günſtigſten Falle der Regiſſeur für ſeine viele Arbeit und Mühe belohnt, denn die Vorſtellung verſpricht eine glänzende zu werden. Auf dem Zettel von heute ſteht ſchon für morgen der Egmont angekündigt, aber noch iſt manche Tücke des Schickſals zu fürchten, die vielleicht die ganze Vorſtellung für längere Zeit hinausſchieben kann, die wirkliche oder fingirte Krankheit eines Mitgliedes, und der Regiſſeur ſieht an dieſem Tage dem Theaterdiener immer mit Schrecken entgegen, weil er die unheilſchwangeren Worte zu hören glaubt: Herr oder Madame So oder So ſind krank geworden. Doch kommt diesmal der Tag der Aufführung ohne Störung heran. Der Zettel wird gedruckt, öffentlich angeklebt, und jetzt iſt ſo leicht an eine Veränderung nicht mehr zu denken. Während nun ſchon von drei Uhr Nachmittags an der Regiſſeur in den Garderoben und auf der Bühne herumkriecht, hier andere Coſtüme ausſucht, dort noch Anordnung für die Möbeln trifft, während der Mann dabei ermüdet und abgeſpannt von der tagelangen Arbeit obendrein ſeine Rolle hervorholen und noch einmal ableſen muß, ſchlendert man auf der Gaſſe gemächlich ins Kaffeehaus und lieſt an der Ecke den angeklebten Zettel. „Egmont,“ ſagt Einer, „wäre mir ſchon recht.“ — „Mir auch,“ ſagt ein Anderer, „und Der und Der, und Die und Die ſpielt mit; die Beſetzung iſt ziemlich.“ — „Ja,“ fügt ein Dritter gähnend hinzu, „wenn ich mich nur nicht bei Durchleſung des Theaterzettels immer ärgern müßte, da leſen die Schauſpieler ihre Rollen ein halbmal durch, halten zu ihrem Vergnügen eine Stunde Probe, und dann macht ſich ſo ein Regiſſeur wichtig und läßt auf den Zettel drucken: „Neu in Scene geſetzt!“

Zwiſchen zwei Regen.

„Ich habe nur fragen wollen, ob der gnädige Herr keinen Kaffee befehle?“ — „Nein,“ erwiederte der gnädige Herr mit ziemlich barſchem Tone und ſetzte nach einer Pauſe ärgerlich hinzu: „das iſt nun ſchon das drittemal, daß du ungerufen hereinkommſt und dir Fragen erlaubſt, ehe ich dir dazu Veranlaſſung gebe. Warte, bis ich rufe.“ Der gnädige Herr ſaß auf einem Fauteuil am Fenſter ſeiner eleganten Wohnung, beide Füße vor ſich ausgeſtreckt, die Hände in den Taſchen eines kurzen Morgenrocks und eine Cigarre zwiſchen den Zähnen, mit welcher er allerlei gerade nicht zum Rauchen nothwendige Bewegungen machte, wobei er den Dampf bald zwiſchen dem rechten, bald zwiſchen dem linken Mundwinkel herausblies, zuweilen an die Zimmerdecke hinaufblickte oder zum Fenſter hinaus an den Himmel — alles aus purer Langerweile. — Es war ein Sonntag-Nachmittag.

Der Diener des gnädigen Herrn, an dem nichts Beſonderes zu ſehen war, er trug einen dunkeln eiſenfarbenen Livreerock mit tiefblauem Kragen, weißer Halsbinde, und da er unten mit kurzen Lederhoſen und Stiefeln mit Sporen bekleidet war, ſo rathen wir nicht falſch, wenn wir ihn zum Stalldepartement zählen — ſtatt ſchnell hinauszugehen, zögerte er an der Thüre, rückte einen Stuhl, der gerade ſtand, noch gerader, ſetzte unnöthiger Weiſe die Klingelſchnur in perpendiculäre Bewegung, um ſie alsdann wieder feſtzuhalten, kratzte ſich im Haar und richtete ſich ein paarmal auf den Zehen empor, den vergeblichen Verſuch machend, auf die Straße hinabzublicken, von wo Wagengeraſſel, Schritte der Vorüberwandelnden und häufig Lachen und Plaudern zu den geöffneten Fenſtern hereindrang. Er machte dabei eine verdrießliche Miene und behielt immer noch zögernd die Thürklinke in der Hand. Es war ja ein Sonntag-Nachmittag, und dieſe gleiche Idee beſchäftigte, auf verſchiedene Art, Herrn und Diener.

„Ah," ſagte der Erſtere, indem er den Kopf halb herumwandte, „du möchteſt mit der langweiligen Menge da unten hinausziehen vor's Thor in einen Biergarten, wo die Muſik dudelt, dir einen vergnügten Tag machen, dich amuſiren. Nun ich hätte im Grunde nichts dagegen, wenn es auch ſchon wahr iſt, daß ich dir in der Woche freie Zeit genug laſſe, um deine Gelder durchzubringen. Aber heute Nachmittag —." — „Befehlen der gnädige Herr zuerſt doch noch Kaffee?" fragte der Bediente raſch, wobei er ein ſo liſtiges Geſicht machte, daß man wohl ſah, er freue ſich über ſeine eigene Klugheit. — „Nein," erwiederte der gnädige Herr trocken; „ich wollte nur ſagen: aber heute Nachmittag muß ich mir überlegen, ob ich dich nicht noch brauche." — „Der Kammerdiener geht nicht aus, gnädiger Herr," erlaubte ſich der Reitknecht ſchüchtern zu bemerken; „er ſitzt auf ſeinem Zimmer und lieſt im Geſangbuche." — „Worin wir ihn nicht ſtören wollen." — „Hm, hm," huſtete der an der Thüre, „auch iſt Bob im Stall." — „Bob iſt ſehr gut, um die Pferde im Stalle zu beaufſichtigen, wenn ich aber ausreiten will, was vielleicht doch noch geſchieht, ſo kann ich nur deine kundige Hand gebrauchen; das iſt ſehr ſchmeichelhaft für dich und damit gib dich vorderhand zufrieden." — Sehr feine Ohren hätten einen leiſen Seufzer vernehmen können, welcher durch das Gemach zog, dann wurde die Thüre leiſe geöffnet und ſchloß ſich ebenſo geräuſchlos wieder.

Der gnädige Herr bewegte ſich ſo heftig in ſeinem Fauteuil, daß dieſer krachte und dann ſeufzte er ebenfalls; aber es war ein heftiger Seufzer, der mit einem finſteren Murmeln: „Hol's der Henker,“ endigte. „Wahr iſt es und bleibt es doch,“ ſprach er alsdann vor ſich hin, „ſo ein Sonntag-Nachmittag iſt das allerlangweiligſte, was es auf Gottes Erdboden gibt, und mag ihn verleben, wo man will, im Norden oder im Süden, d. h. wenn man ihn allein verlebt. Ueberall geputzte Menſchen und lachende Geſichter, worunter man ſich ſo kalt und einſam fühlt! Alles ſtrebt mit Händen und Füßen einem Ziele zu, während man ſo ganz allein nicht weiß, wohin man ſeine Schritte lenken ſoll. Das ging mir an Sonntag-Nachmittagen gerade ſo auf der Newski Perſpektive in Petersburg, wo ich hundertmal die Uhr an dem großen Cadettenhaus betrachtete, und auch auf Sancta Lucia in Neapel. Ja, da ſcheint ſogar ſie, die große herrliche Natur, an einem ſolchen Nachmittage verdrießlich zu ſein, daß ſie allein ſtille ſteht, während das Menſchenvolk zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, oder auf ſchaukelndem Boot nach allen Richtungen jubelnd und lärmend hinzieht. — Gerade wie jetzt da unten,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während er ſich erhoben hatte und an das Fenſter getreten war, um all das Vorbeiziehende zu erblicken.

Das war denn auch bunt und mannigfaltig genug, lärmend und gewiß höchſt ergötzlich für jeden, der in Geſellſchaft mitzog. Da raſſelten die ſchweren Omnibus vorüber, angefüllt im Innern, angefüllt auf dem Dache, ja dort ſtand noch einer hinten auf dem Tritte, der zu ſpät gekommen war und nothwendig mit mußte, ein Muſikant nämlich; er hatte ſein Klapphorn auf dem Rücken hängen, und wenn er zurückgeblieben wäre, ſo hätte der Harmonie im Tivoli draußen die Oberſtimme gefehlt. Ein großes Sonntagsunglück, aber man konnte ſich beruhigen, der Omnibus brachte ihn zur Zeit an Ort und Stelle. Dieſes Klapphorn, welches weithin leuchtete, war wieder eine große Aufmunterung für viele Fußgänger. „Seht ihr wohl, Kinder,“ ſagte dort der wohlgenährte Familienvater, der mit ſeiner Frau und einem halben Dutzend Sprößlingen nachſchwebte, „draußen iſt Muſik, und wir kommen zur Zeit hin. Vor dem Thore fährt der Omnibus langſam den Berg hinauf, da kommen wir ihm ſchon voraus, alſo munter, munter!“ Damit zog die Familie vorbei, rührig, als wollten ſie noch 20 Stunden marſchiren, der Vater voran, die Mutter mitten in einem Haufen von zwölf zappelnden Kinderbeinen. — Feinere Geſellſchaft fuhr in eigenen Wagen und Droſchken, und immer ſtrebte einer dem andern voraus, zwiſchen der bunten Flut der Fußgänger dahin, Bürger und Militär, Weiber und Kinder, alles durcheinander. Das zweierlei Tuch war ſtark vertreten in allen Graden — Lieutenants, die meiſt allein und würdevoll einherſchritten, Unteroffiziere zu 3 und 4, und die Gemeinen paarweiſe wie aus der Arche Noa. Mitunter erſchienen gute harmloſe Sonntagreiter auf gemietheten Pferden, welche einen zappelnden Trab gingen und vor allen erdenklichen Gegenſtänden zu ſcheuen ſchienen — die Pferde nämlich; denn der Reiter mit krampfhaft aufgezogenen Knieen, rothem ſchwitzendem Geſichte, welches aber jammervolle Verſuche machte, heiter und vergnügt auszuſehen, den Hut ſtark auf dem Hinterkopfe tragend, ſcheute nur vor einem, daß ihm nämlich ſchon innerhalb der Stadt etwas Menſchliches begegnen könnte.

Der am Fenſter hatte ſich in Kurzem am Gewühl drunten ſattgeſehen, legte ſich auf die Fenſterbank, unterſtützte das Kinn mit der rechten Hand und blickte träumend an den Himmel empor und auf die grünen Berge, welche die Stadt umgaben und hie und da zwiſchen den Häuſerlücken ſichtbar waren. Es war ein heißer, ſchwüler Auguſt-Nachmittag. Schon am Morgen zogen Gewitterwolken über das dürſtende Land hin, vergingen aber, ohne ſich entladen zu haben und machten die Atmoſphäre noch dunſtiger. Auch jetzt überlief der Himmel wieder mit leichtem florartigem Gewölk, welches aber nur der Vorläufer ſchien von ſchweren dunkelgrauen Maſſen, die am Horizonte rauchähnlich emporquollen. Regen konnte es wohl noch heute Nachmittag geben. Doch ſchien ihn keiner von den Vorüberwandelnden zu fürchten, obwohl man häufig ſah, wie ſich die Blicke nach dem Himmel richteten. Es war im Allgemeinen kein regneriſches Jahr. „Ha", ſagte dieſer oder jener, nachdem er ſeine weißen Sommerhoſen betrachtet, oder eine Dame zur andern in roſa und gelbem Jaconett, „was thut ſo ein kleiner Spritzer? Das kühlt die Luft ab und legt den Staub."

Der junge Mann am Fenſter — ich glaube, wir haben vergeſſen, dem Leſer zu ſagen, daß der gnädige Herr ein junger Mann war, und fühlen uns jetzt noch gedrungen, hinzuzufügen, daß er ein ſehr hübſcher junger Mann von etwa 28 Jahren, kein Beau, aber ein Mann mit einem offenen und ehrlichen Geſichte, breiter, verſprechender Stirne, klaren hellen Augen und angenehm geformtem Munde war. Auf ſein Haar allein hätte er eitel ſein können, wenn er es nicht auch auf andere Dinge geweſen wäre, denn dieſes volle Haar von blonder Farbe — cendré — war von einer Weiche und dabei ſo lockig und glänzend, daß ihn jedes Mädchen darum beneidete. Jetzt als er ſich vom Fenſter wieder aufrichtete und mit einem tiefen Seufzer in das Zimmer zurücktrat, ging er mit dieſem ſchönen Haar höchſt unbarmherzig um, denn in ſeiner augenſcheinlichen Ungeduld fuhr er mit den Fingern nach allen Richtungen darin herum, während er ausrief: „Nein, das iſt nicht zum Aushalten! Wenn ich nur nicht ſo ein Narr geweſen wäre und mich aus meinem eigenen Paradies vertrieben hätte, freilich ſteht kein Engel mit flammendem Schwert davor, aber wenn ich bedenke, wie ſie ihren kleinen Mund lächelnd verziehen würde —! — Ach, dieſer reizende Mund —!" — Er preßte ein paar Sekunden lang ſeine Rechte vor die Augen. — „Wenn Sie ihr Näschen zuſammenzöge — ach, und ſie kann das auf eine Art zum Verrücktwerden; und wenn ſie nun mit wirklichem oder erkünſteltem Erſtaunen ihrer unausſprechlich ſchönen Augen mich fragte: „Ah, Sie kommen doch wieder —?" — „Nein, nein, nein!" rief er mit lauter Stimme, „wahrhaftig noch lieber in's Tivoli, um mich dort mit einem Louiſen- oder

Amalienwalzer martern zu laſſen! — Ich war ein Narr, das ſteht feſt." —

Er hatte ſich nun in's Fauteuil geworfen, ſtreckte die Finger der rechten Hand von einander und legte den Zeigefinger der linken an den Daumen der rechten, um ſyſtematiſch abzählen zu können, was ihm am heutigen Sonntag-Nachmittag vom irdiſchen Dieſſeits übrig bleibe, da ihm ſein himmliſches Paradies verſchloſſen. „Ich kann mich zu Fuß unter den Menſchenknäuel mengen, um in irgend einem Wirthſchaftsgarten allein unter Tauſenden auf harter Bank ſchlechteren Kaffee zu trinken, als ich ihn auf meinem bequemen Fauteuil jeden Augenblick haben kann, hier mit Ruhe, dort unter unausſtehlichem Gedudel. Ich kann mir einen Fiaker kaufen und am Fluſſe entlang, wo es heute Nachmittag wenig Menſchen gibt, ſpazieren fahren! Doch nein, nein, von da ſieht man viel zu gut hinauf nach der kleinen Reben- und Waldhalde, wo das Haus mit dem grauen Schieferdach ſteht, über welches empor das kleine Glockenthürmchen mit ſeiner vergoldeten Spitze im Sonnenlicht funkelt und ſtrahlt! — Das wäre mir ein behaglicher Sonntag-Nachmittag-Anblick!" ſetzte er ſeufzend hinzu. — „Ich könnte auf die Eiſenbahn gehen, mich mit Zertretung meiner Hühneraugen bis zur Caſſe durchdrängen, ein Billet kaufen und zwiſchen die Berge fahren, dort ausſteigen und einen einſamen Spaziergang machen — ja einſam — einſam — und immer einſam!

„Allein, allein, und das der Wildniß Segen?
Allein, allein, — — kein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen!

„Ich könnte ſatteln laſſen und in den Wald hinaufreiten, der ſich hinter dem Hauſe mit dem grauen Schieferdache erhebt, dort bis zu der kleinen Moosbank, welche den Stamm einer gewaltigen Linde umgibt, und homöopathiſch auf meinen Seelenſchmerz einwirken. Doch an jener, ich will nicht ſagen verfluchten, aber verzauberten Stelle, wo ich meiner eiferſüchtigen Heftigkeit die Zügel ſchießen ließ, und jenes unbedachte Wort ſprach, auf welches ſie mich erſtaunt anſchaute, überraſcht, erzürnt, die feinen Lippen zuſammengebiſſen, die ſchönen Augen flammend — ! — O ich Narr des Glücks oder vielmehr des Unglücks! Dieſe ſchönen Augen, die mich einen Moment vorher ſo wunderbar lieb und freundlich angeblickt, — und es blieb nicht einmal bei dem zürnenden Ausdruck ihres Geſichtes, den hätte vielleicht meine tiefe Reue verwiſcht! — Nein, lachte ſie doch gleich darauf laut und luſtig, eigentlich grell und höhniſch, und ehe ich es mit guten Worten hindern konnte, hatte ſie ihr Pferdchen an einen Baumſtumpf geführt und ſich in den Sattel geſchwungen — ihr grüner Schleier flatterte durch die Büſche dahin — grün iſt ſonſt die Farbe der Hoffnung, mir kam ſie in dem Augenblick vor, wie die der Hoffnungsloſigkeit! — Verdammt ſeien die ſogenannten guten Freunde, die es ſich zum Geſchäft machen, Einem kleine pikante Anekdoten zuzutragen, und möge es allen ergehen wie mir!“

Er war emporgeſprungen, und nachdem er ſich eine Weile heftig die Stirne gerieben, rief er aus: „Aber dieſen quälenden Gedanken muß ich auf die eine oder die andere Art entgehen! Ausreiten will ich und einen wilden Ritt auf die ſtaubige Chauſſee machen!“ Damit eilte er an die Thür und rief mit lauter Stimme hinaus: „Sattele den Zampa!“ — „Jetzt iſt mir ſchon leichter,“ ſagte er aufathmend, „da ich nur wenigſtens einen Entſchluß gefaßt habe! — Viel Amuſement wird es übrigens auch nicht ſein, und auch nicht zur Erheiterung beitragen,“ fuhr er nach einer Pauſe Nachdenkens fort, „wenn ich dahin galoppire auf der langweiligen Straße. — O Gott, und ehe man zum Thor draußen iſt, die Begegnungen vielleicht, all das unnöthige Gefrage und die vielen vergnügten Geſichter, die Einem entgegenkommen und unsordentlich, wie zum Hohn, anlachen! Ueberhaupt, und wenn ich alles das bedenke, ſo — bleibe ich lieber zu Hauſe und laſſe mich von meinen Gedanken plagen; verdient habe ich es ſchon.“

Da eilte er wieder an die Thür und rief hinaus: „Nicht ſatteln!“ Dann kehrte er zu ſeinem Fauteuil zurück, warf ſich hinein und ſeufzte: „So, wenn man nur einmal einen feſten Entſchluß gefaßt hat!“ — Er nahm eine Cigarre von dem Tiſchchen, welches neben ſeinem Sitz ſtand, und zündete ſie an; that darauf ein paar Züge, dann warf er ſie wieder weg, wobei er ingrimmig ausrief: „Ueberall Betrug in dieſer miſerablen Welt! Die erſte Lage iſt immer vortrefflich, wie man aber tiefer hineinkommt, findet man die ſchlechtere Sorte!“ Er ſtützte den Kopf in die Hand und ſchien auf das Geräuſch vor ſeinen Fenſtern zu lauſchen. Immer noch zog es dort vorbei, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, klappernd, raſſelnd, klirrend, klingend, plaudernd, lachend und ſingend. — Es war ja ein Sommer-Sonntag-Nachmittag, und dieſem zur Feier klang auch wahrſcheinlich aus der Ferne die Straßenorgel mit wehmüthigem Gedudel:

„Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr.“

„Eliſabeth,“ rief eine Stimme unter dem Fenſter, „geh doch etwas geſchwinder, ihr bleibt ja um die halbe Straßenlänge zurück!“ — Der junge Mann ſprang haſtig empor, eilte ans Fenſter und blickte hinaus, da ſah er die Gerufene nun eilig näher kommen. Es war eine junge derbe Dame mit von der Hitze geröthetem Geſicht, ſie trug ein ſchreiend gelbes Kleid, dazu einen grünlichen Shawl und einen roſa Hut. Des Staubes halber hatte ſie ihre Röcke etwas emporgehoben, weßhalb man bemerkte, daß ſie auf einem ſehr großen Fuß lebte. —

„Und ſolch ein Geſchöpf unterſteht ſich Eliſabeth zu heißen?“ knirſchte der oben grimmig zwiſchen den Zähnen, während unten die vergnügte Familie vorüberzog. „Eliſabeth, du Hohe, du Erhabene! Es dürfte eigentlich kein weibliches Weſen auf der ganzen weiten Welt noch ſo heißen, als du! — Ah, Eliſabeth, dich ſich vorzuſtellen, wie die da unten in allen Farben des Regenbogens — o, es wäre eine Entheiligung! Du mit deiner einfachen reizenden Toilette — ! —

Weg mit dem Bilde da unten!" — Er wandte ſich mißmuthig vom Fenſter ab. „Iſt es mir doch, als ſehe ich dich vor mir ſtehen, deine liebe ſchlanke Geſtalt, im ſchneeweißen Anzuge, der Farbe der Unſchuld und deines Herzens, mit den kleinen rothen Korallenknöpfchen, die wie Glutfunken unter den zierlichen Spitzen hervorleuchten, dein dunkles Haar, einfach um die liebe Stirne arrangirt, voll und glänzend von den Schläfen zurückgeſtrichen — ! — Dort eine Stelle zu küſſen, um dann meinetwegen zu ſterben — ! — O, es iſt zum Raſendwerden! — Ein ſolcher Sonntag-Nachmittag!"

Er bedeckte ſeine Augen mit der rechten Hand, während er die linke feſt auf den Tiſch, zu dem er getreten war, aufſtützte. — „Jetzt ſteht ſie wohl bei der großen Linde am Ende des kleinen Parkes, da wo man die entzückende Ausſicht ins Thal hat, auf den Fluß, wie er ſich durch die Weinberge dahin ſchlängelt, auf die fernen maleriſch geformten Berge mit ihren Kapellen und Burgruinen — da ſteht ſie wohl in in dieſem Augenblicke und denkt — vielleicht wohl gar an einen Narren?" fragte er ſich ſelber und ſetzte dann mit zuſammengebiſſenen Zähnen hinzu: „Ja an einen Narren, der in dem Augenblicke, wo ſich das Glück allgewaltig und unſäglich ſchön auf ihn herabzuneigen ſchien, es im tollen Uebermuth für immer von ſich ſtieß! — Hol' der Teufel dieſen Narren! Aber ich will ihn beſtrafen, ich will ihn peinigen, ja er ſoll mit mir hinaus, ich will ihn in den Wald hinaufführen, an jene Stelle, wo ſie mir entſchwand, und dort ſoll er ſchmerzerfüllt den kleinen Weg hinabſchauen, den er glückſelig mit ihr aufwärts ſtieg, und auf dem ſie nachher allein verſchwand!"

Haſtig eilte er an die Thüre und rief hinaus: „Satteln, aber ſogleich!" — „Ach," ſagte er tief aufathmend, „wenn man nur erſt wirklich einen feſten Entſchluß gefaßt hat! Ich fühle mich in der That ſchon erleichtert! Ja ich will hinauf in den Wald, oder noch beſſer hinunter an das Flußufer, um aufwärts ſchauend, vielleicht oben im Grün einen weißen Punkt zu erblicken."

Der Reitknecht meldete jetzt ſo auffallend ſchnell, Zampa ſei geſattelt, daß der gnädige Herr in gewöhnlicher Stimmung auf die Idee hätte kommen müſſen, ſein erſter Befehl ſei ausgeführt worden und nicht ſein zweiter; aber in der Gemüthsverfaſſung, in welcher er ſich jetzt befand, dachte er nicht daran, ſondern ſchien ſich nur an der Eile zu freuen, mit der man ſeinen Befehl ausgeführt. Er nahm Hut, Handſchuh und Reitpeitſche und ſtieg mit finſterer Miene die Treppe hinab. — „Befehlen der gnädige Herr, daß ich einen Regenmantel auf den Sattel ſchnallen ſoll?“ fragte der Bediente in ſehr unterwürfigem Tone. — „Wenn die Aenderung gemacht iſt, die ich daran befohlen,“ entgegnete der Herr, ſetzte aber hinzu: „das wird der Herr Kammerdiener wahrſcheinlich wieder vergeſſen haben!“ Der Reitknecht zuckte ungeſehen die Achſeln.

Unten im Hofe ſtand Bob und hielt das Pferd, Dank verſchiedener Püffe, die er heut ſchon empfangen, ſo ſchulgerecht wie möglich. Der Reitknecht trat übrigens jetzt ſelbſt in dieſe Funktion und zog dabei den rechten Steigbügel mit außerordentlicher Anſtrengung; der Herr ſchwang ſich wohl leicht und gewandt, aber doch ſehr langſam in den Sattel, und als er ihm die Zügel genommen und das heftig vorwärts ſtrebende Pferd raſch und kurz geſtellt, ſtellte er den rechten Arm in die Seite und fragte kurz und barſch: „Nun wie iſt's mit dem Regenmantel? — Ah, Herr Stefan,“ wandte er ſich jetzt an eine dritte Perſon, die an einem Fenſter des Parterreſtockes erſchien und ſich entſchuldigend verbeugte, „wir haben das wieder einmal vergeſſen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu eröffnen, daß das Geſangbücherleſen und Gebetbücherſtudiren eine ſehr ſchöne Sache iſt, aber ſchon der heilige Petrus ſagt, wie ich glaube, irgendwo: „Alles hat ſeine Zeit.“

Daß der heilige Petrus den Ausſpruch nicht gethan, konnte man aus dem Geſicht des Kammerdieners abnehmen, hatte er doch nicht übel Luſt zu einer Correctur, ſchwieg aber geſcheuter Weiſe ſtill, da er ſah, wie ſich der gnädige Herr zum kleinen Bob hinabwandte. „Was dich anbelangt, junger Schlingel," ſagte er in langſamem klarem Tone, „ſo habe ich dir noch kein Wort darüber geſagt, daß du dir neulich das ſehr kindliche Vergnügen gemacht, mit Kreide meinem Rappen weiße Flecken zu malen. Wenn das wieder vorkommt, ſo werde ich für einige ſchwarze Flecken auf dein weißes Fell beſorgt ſein, darauf kannſt du dich verlaſſen. — Dir aber, Joſef, erlaube ich mir zu bemerken, daß ich es mir ein- für allemal verbitte, dir Abends, auch wenn du Urlaub haſt, mit ſo ſchwankenden Schritten zu begegnen, wie neulich — du weißt's wohl!" Damit ließ er ſein Pferd gehen und ritt vom Thor ſeines Hauſes trotz der Omnibus, Fiaker und Fußgänger, von denen einer der erſteren hiedurch genöthigt war, plötzlich zu halten, quer in die Straße, wofür ein Fiaker, der rechts ausweichen mußte, einen tüchtigen Fluch zwiſchen den Zähnen murmelte, und wogegen ſich ein geſinnungstüchtiger Familienvater mit der Bemerkung auflehnte, daß dieſer ariſtokratiſche Uebermuth wirklich kaum zu dulden ſei, und daß es Leute gebe, die nichts gelernt und nichts vergeſſen hätten.

Er hörte übrigens nichts davon und ritt langſam, durch verſchiedene Seitenſtraßen, der breiten Allee zu, die ſich mitten durch den königlichen Park zog, und wo glänzende Equipagen im Schritt auf- und abfuhren. Es war das eine Art Corſo, deſſen Treiben er in einem Seitenwege eine Zeit lang forſchend zuſchaute. Immer dachte er an eine gewiſſe Caleſche, die zuweilen hier zu ſehen, und hoffte und fürchtete zu gleicher Zeit, ſie auch heute vorüber kommen zu ſehen. „Da nun doch einmal Alles verloren iſt," murmelte er, „ſo gäbe ich viel darum, wenn ich mich überzeugen könnte, daß ich doch recht gehabt! Wenn ſie jetzt hier erſchiene an der Seite ihres — Vetters, und wenn es mir vergönnt wäre, alsdann mit lächelndem Gruß bei ihr vorüber zu reiten —! — Ah, wenn man doch eine ſolche Genugthuung haben könnte!" Aber ſie wurde ihm nicht zu Theil, dieſe Genugthuung. Wagen an Wagen kam vorüber, doch der erwartete war nicht darunter. Er ſetzte ſein Pferd in ſcharfen Trab und ritt auf dem Seitenwege, ziemlich durch die Gebüſche verdeckt, die ganze Reihe ab, hier hinunter, an der andern Seite wieder hinauf, unverwandt auf die Equipagen blickend, mit einem Auge, welches die Eiferſucht geſchärft.“

„Nichts, gar nichts, keine Spur von ihr oder ihrem Wagen!“ Er athmete tief auf und verließ den Park in einem animirten Jagdgalopp. — „Wohin nun weiter? — In den Wald hinauf, — an das Flußufer, — oder ganz in die Einſamkeit, entfernter von der Gegend, wo ſie jetzt wandelt und athmet?“ — Aus der Unſchlüſſigkeit, in der er ſich befand, riß ihn übrigens in dem Augenblick, wo er den Park verlaſſen hatte, ſein Pferd Zampa, denn kaum kam es in die Nähe des Weges, der zum Wald hinaufführte, ſo wandte es ſich ſo lebhaft dorthin, daß der Reiter lächeln mußte. Er ließ ihm den Zügel, klopfte ihm auf den ſchlanken Hals und ſagte: „Ja, Zampa, du kannſt den Weg nicht vergeſſen, den wir ſo oft verfolgt — ! — Nun denn, in Gottesnamen hinauf in den Wald, bleiben wir ja auch da noch ziemlich fern von dem Haus mit dem grauen Schieferdach, und ſehen höchſtens die Spitze des Glockenthürmchens über die Büſche glänzen! — Drunten am Fluſſe iſt es auch über alle Beſchreibung langweilig, der Menſchen- und Wagenſtrom, das Gedudel der Muſik in den verſchiedenen Gärten und das Schnauben und Raſſeln der Lokomotiven — ! — Ah, wie Einem hier ſchon die Bergluft wohl thut, die friſche elaſtiſche Luft, gegen den Dunſt und Qualm drunten!“

Der Weg wandte ſich rechts, und hier blieb er einen Augenblick halten, um ſchon von ziemlicher Höhe die Stadt und das Thal zu überſchauen. Immer noch zog der Menſchenſtrom durch die Straßen, aber zu einem allgemeinen unverſtändlichen Brauſen zuſammengefloſſen war das Raſſeln der Wagen, das Rufen und Lachen der Menge. Die Wege da unten, von Bäumen und Gebüſchen eingefaßt, und weiter hinaus zwiſchen grünen Wieſen dahinziehend, ſchienen lebendig geworden zu ſein und ſich ſelbſt langſam fortzubewegen.

Tauſendgliedrige, buntgemiſchte, in allen Farben ſchillernde Rieſenſchlangen, wandten ſie ſich in mannigfachen Windungen auf das Land hinaus, unerſättlich und gefräßig wie wirkliche Schlangen. Denn in dem Dorf, welches ſie erreichten, war bald kahler und reiner Tiſch gemacht. — Dort neben dem großen ſteinernen Gebäude am Ende der Stadt, dem Centralbahnhof, ziſcht weißer Dampf empor, auch hört man die Glocke läuten, und wenn wir noch ein paar Augenblicke warten, ſo ſehen wir nach verſchiedenen Richtungen Züge abfahren; jetzt hier, jetzt dort in faſt unbegreiflicher Schnelligkeit immer weiter hinausgleitend.

Der Himmel hat ſich indeſſen auf verdächtige Art überzogen. Die leichten Wolkenvorläufer, deren man ſich in der glühenden Hitze als Schatten bringend anfänglich erfreut, waren raſch vorüber geflogen, und ihnen folgten ſchwere Maſſen, aber immer noch zerriſſen und leicht ſchattirt, denen aber jetzt in verdächtiger Schnelle und dicht zuſammengedrängt, graue und bleifarbene Schaaren nachrückten. Wie ein Fächer hatten ſie ſich im Nu über den halben Himmel ausgebreitet, und wenn man an den Horizont blickte, wo ſie her kamen, ſo bemerkte man ſie dort immer dichter, immer dunkeler aufſteigend, dumpf murrend und grollend und ſchon hie und da von flüchtigen Blitzen erhellt, welche dann erſt recht deutlich die Tiefe und Schwere dieſer Wolkenſchichten zeigten. Auch fielen ſchon einzelne Regentropfen herunter, gejagt von heftigem Windſtoße, der ſich plötzlich erhob, den Staub vor ſich hin blies, die Gipfel der Sträuche und Bäume ingrimmig ſchüttelte, um dann eben ſo plötzlich wieder zu verſchwinden. Die Regentropfen, die herabfielen, waren dick und ſchwer, wahre Rieſentropfen.

„Das kommt ſchneller als ich gedacht," ſprach der Reiter zu ſich ſelber, indem er ſein Pferd wandte und um eine vorſpringende Ecke den Berg weiter hinauf lenkte. „Am Ende hätte ich doch beſſer gethan, meinen Regenmantel mitzunehmen, und würde es auch nicht verſäumt haben, wenn nicht Monſieur Stefan mehr auf's Geſangbuchleſen hielte, als auf die Beſorgung der Geſchäfte ſeines Herrn. Hol' ihn der Henker!" — Er trieb Zampa zu raſcherem Laufe an und blickte an den Himmel empor, wo die fliehenden Wolken eine Wendung gemacht hatten, die es faſt möglich erſcheinen ließ, das Gewitter könne über die Berghöhe dahinziehen, ohne ſich mit dem Thale abzugeben. — Es wäre doch zu überlegen, dachte der Reiter, ob ich weiter hinauf oder rechtsab biegen ſoll, um die große Straße zu gewinnen, auf welcher ich ſchnell zu der Stadt zurückkommen kann. — Bah, ein bischen Regen wird mich auch nicht umbringen, ich will wenigſtens noch hundert Schritte hinauf, bis ich die Stadt hinter mir nicht mehr ſehe und einen Blick in das reizende Thal werfen kann.

Daß er von dem Standpunkte aus, wohin er ſtrebte, auch das graue Schieferdach ſehen konnte, ja ſogar die oberen Fenſter des dazu gehörigen Hauſes, welches ſo maleriſch am Abhange der rückwärts liegenden Berghalde ruhte, daran dachte er freilich nicht. Aber auch ohne Schieferdach und Fenſter war der Punkt hier oben wunderbar ſchön, der Blick in das weite Thal jetzt in ſo prachtvoller maleriſcher Abwechslung von Sonnenglanz und Wolkenſchatten. Dort hinten zwiſchen den beiden Hügelketten, die parallel neben einander liefen, drang die ſchon tief ſtehende Sonne mit aller Macht herein, einen wahren Goldſtrom ausſprühend auf das dazwiſchen liegende Thal, auf Schlöſſer, Dörfer und Villen, ein glühendes Licht und um ſo intenſiver erleuchtend, als der Kamm der Hügelreihen in tiefem Schatten lag. Wie ſtrahlte und flimmerte es von den röthlichen Mauern jenes Schloſſes, das, auf einem kleinen Hügel liegend, ſich mitten im Thale erhob und von dem Sonnenſtrahl ſo recht getroffen wurde! Während rings umher düſterer Wolkengraus aufqualmte und die ganze weite Landſchaft nächtlich zu umziehen drohte, während fern am Horizont der Donner rollte, einzelne Blitze leuchteten und das ſchwarze Gewölk drüben ſchon vom niederſchlagenden Regen ſchraffirt erſchien, übte dort an dem engen Thaleingange die Sonne noch immer ihre volle Kraft aus, und verlieh ſogar den ſich von allen Seiten heranwälzenden grauen Dunſtmaſſen nicht nur einen röthlichen Schimmer, ſondern ließ auch einzelne Punkte, wie weiße Landhäuſer oder Kapellen, hell hervorleuchten. — Die eben noch ſo klar hervortretenden Bergreihen, welche die Fernſicht begrenzten, waren nicht mehr zu erkennen, und man bemerkte es ordentlich, wie Wolken und Nebel über ſie hinwegqualmten, und wie mit dichten, trüben Schleiern das Bild einer Hügelreihe nach der andern, eines freundlichen Dörfchens um das andere auslöſchten und vertilgten.

Der Reiter hielt Zampa mit Mühe auf dem Platze feſt, wo er alles das überſchaute. Die immer häufiger und heftiger kommenden Windſtöße hoben die Mähne des edlen Thiers, ſo daß es unwillig mit dem Kopfe ſchüttelte und in die Zügel knirſchte, ja zuweilen einen vergeblichen Verſuch machte, ſich umzuwenden, aber immer wieder ſtehen bleiben mußte, gebändigt von der ſtarken Hand des jungen Mannes. Dieſer hatte den Hut abgenommen und ließ den Wind durch ſein volles lockiges Haar ſtreifen. Er blickte in das kleine Thal hinab, wo der goldene Sonnenſtrahl noch immer wirkte und der Wiederſchein deſſelben noch immer weit hinausſtrahlte, ja dort gegenüber noch das Haus mit dem Schieferdach, namentlich die glänzende Spitze ſeines Glockenthürmchens, noch immer freundlich beſtrahlend.

Jetzt ſchloß ſich der Himmel — und plötzlich, ohne allen Uebergang; rings umher war nichts mehr zu ſehen als tief herniederſtreichende ſchwere Wetterwolken. Es ſah ſo wild und chaotiſch aus, als ſollte der Himmel nie mehr blau und freundlich auf die armen Menſchenkinder herabblicken. — „Nie mehr, nie mehr!" ſeufzte der Reiter, „das Licht iſt erloſchen, es wird kein ſchöner Tag mehr folgen — und darum Trotz geboten dem Wetter, Trotz geboten dem Sturm! Ah, wie der tolle Wind mir ſo angenehm die heiße Stirn kühlt! Auf, Zampa!" — Ein lauter Zungenſchlag ließ das edle Thier förmlich aufſchrecken, und dann umleuchtet von den zahlreich ſich folgenden Blitzen, umgrollt vom Donner, der weit hinaus hallend, majeſtätiſch und gewaltig über Berg und Thal rollte, flog das raſche Pferd unter dem nun mit einemmal in Strömen niederpraſſelnden Regen in die Berge hinauf. Dort oben, eine gute Strecke höher, theilte ſich der Weg, rechts ging es ſteil zum Walde, gerade aus auf ebener guter Straße, nach dem Hauſe mit dem grauen Schieferdach. An dieſer Stelle, die Zampa ſo oft paſſirt, wollte das ſonſt ſo folgſame Thier dem Druck des Zügels nicht gehorchen, vergebens ſuchte ſein guter Reiter es gegen den Waldweg hinzuwerfen, ein dort niederſchlagender Blitzſtrahl, gefolgt von einem unmittelbar darauf krachenden Donnerſchlag, half noch obendrein ſeine Bemühungen vereiteln. Zampa flog mit wilden Sätzen auf der bequemen Straße dem Hauſe zu. — Meinetwegen auch, dachte ſein Reiter, du wirſt über das Ziel hinausfliegen und dich alsdann doch meinem Willen fügen.

Aber Zampa flog nicht über das Ziel hinaus, war es doch gar zu verlockend für das geängſtigte Thier, erinnerte es ſich doch gewiß des warmen Stalles dorten, der Krippe voll duftenden Heu's, die man ihm dort oft geboten — und — dankbarer als ſein Reiter, der ſeinen zarten Hand, die ſo oft ſeinen ſchlanken Hals geſtreichelt, die ihm ſo manches Stück Zucker zwiſchen die ſchaumbedeckte Stange geſchoben. Von den obern Fenſtern des Hauſes ſchien man den Reiter bemerkt zu haben, und der alte Anton, heute ſo ganz unnöthigerweiſe dienſteifrig, ſprang trotz des ſtrömenden Regens an das Hofthor und riß die beiden ſchweren Thorflügel weit auf. Ohne den Verſuch zu machen, das Thier zu zügeln, mußte ſich der Reiter recht feſt in ſeinen Sattel ſetzen, um beim Einbiegen in den Hof nicht noch obendrein etwas ganz Erſchreckliches zu erleben. Weiß der Himmel, murrte er in ſich hinein, daß das gegen meinen Willen gekommen iſt! Verflucht, ich bin da in einer ganz unangenehmen Situation. Warte, Freund Zampa, ich werde dir in den nächſten Tagen noch zu einiger Dreſſur verhelfen!

An dem Endreſultat war aber nichts mehr zu ändern, das Pferd hielt an der breiten Treppe des Landhauſes und ſtand ſo mauerſtill, wie es ein Reiter nur wünſchen kann.

wenn er abſteigen will, und dies augenblicklich zu thun, war noch der geſcheuteſte Entſchluß, den dieſer nun faſſen konnte. Da ſtand er denn nun auf der Treppe und ſtieg trotz der Waſſerfluthen, die herabſtürzten, zögernd eine Stufe um die andere hinauf. Es regnete ſo toll, daß die Jagdhunde unter dem Vordach, die mit Schweifwedeln und freundlichem Bellen dem Wohlbekannten entgegenkamen, ihre Schnauzen nicht über den Vorplatz hinauszuſtrecken wagten und immer wieder ins Haus zurückſprangen, als wollten ſie den Ankömmling erſuchen, ja recht ſchnell zu folgen. — Zampa war von dem alten Anton ſchleunigſt in den Stall gebracht worden.

Jetzt war der junge Mann, ſo langſam er auch ging, in's Haus getreten und hörte nun die heitere wohlbekannte Stimme eines alten Mannes, der ihm oben von der Treppe aus zurief: „Mir ſcheint, der Regen hat Sie hergeſchwemmt, beſter Baron! Iſt das ein Wetter! Einen Augenblick Geduld, ich komme ſchon herunter, Sie müſſen ſich augenblicklich umkleiden.“ — Wenige Augenblicke nachher ſtand denn auch der Herr des Hauſes herzlich lachend vor dem jungen Mann, deſſen Lage dadurch noch peinlicher und unangenehmer wurde, daß er allerdings einen mehr als komiſchen Anblick bot. An ſeinem Körper troff das Waſſer herunter, wo er ſtehen blieb, augenblicklich große Lachen bildend, er hatte an ſeinem ganzen Leibe, im wahren Sinne des Wortes, keinen trockenen Faden. „Nun kommen Sie nur hier herein,“ ſagte heiter der alte Mann, „es iſt das Zimmer meines — Vetters, der mit Ihnen ungefähr von gleicher Geſtalt iſt, weßhalb es um ſo eher geht, daß Sie ſich aus ſeiner Garderobe helfen.“

Aus ſeiner Garderobe, dachte der andere, ſolch ein Unglück kann nur über mich kommen! — „Nein, nein,“ rief er, mit der Hand abwehrend, „wie kann ich ohne die Erlaubniß Ihres Vetters einen ſolchen Mißbrauch von deſſen Sachen machen! Nein — nimmermehr — gewiß nicht!“ — „Aber ſind Sie komiſch, Baron! Und wenn ein wildfremder Menſch ſo pudelnaß in unſer Haus käme, da würde man ſich wahrhaſtig nicht beſinnen, ihm trockene Kleidung anzubieten, wie vielmehr alſo Ihnen, einem alten Bekannten, der ſich freilich in der letzten Zeit rar gemacht! — Ja, ja, das haben Sie," fuhr der Herr des Hauſes fort, als jener Einwendungen zu machen ſchien, „und wir werden Sie nachher alle dafür heftig auszanken. — Aber jetzt hereinſpaziert, Sie werden ſich ſonſt die ſchönſte Erkältung zuziehen." Bei dieſen Worten hatte er die Thüre eines Parterrezimmers geöffnet und nöthigte den jungen Mann einzutreten. „Hier wohnt — Ferdinand," ſagte er, „dort in dem Schranke iſt ſeine Wäſche, hier ſeine Kleider. Viele Auswahl wird nicht da ſein, da er nur auf kurze Zeit zu uns gekommen." Der alte Herr öffnete bereitwillig Schubladen und Schränke. — „Jetzt laſſe ich Sie allein, kommen Sie bald hinauf, wir ſind droben im Balkonzimmer; meine Frau wird augenblicklich Thee machen laſſen."

Damit wollte er hinaus, doch faßte ihn der Andere raſch am Arm, während er rief: „Nein, Herr Oberförſter, das geht wahrhaftig nicht! Wenn Sie denn nun einmal um meine Geſundheit freundlichſt beſorgt ſein wollen, ſo geben Sie mir etwas von Ihren Sachen, nur das Nothdürftigſte; ich bleibe aber hier unten, bis der Regen aufgehört hat, und reite dann raſch nach Hauſe." Dies ſchien ihm ein außerordentlich guter Gedanke zu ſein, auf dem er beſtehen zu wollen ſchien, obgleich ihm der alte Herr mit einem eigenthümlichen Blicke ſagte: „So, ſie wollten wieder fort, ohne daß man Sie droben geſehen hat? Baron, ich fange an zu glauben, daß der Regen Sie wider Ihren Willen hierher getrieben, oder daß Zampa weit anhänglicher an unſer Haus iſt als ſein Herr! — Aber Scherz bei Seite," fuhr er gleich darauf mit dem alten jovialen Ton fort, „ſehen Sie meine Corpulenz," damit klopfte er ſich auf den allerdings wohlgerundeten Leib, „Sie würden eine gute Figur in einem meiner Röcke ſpielen! Aber jetzt machen Sie vorwärts, beeilen Sie ſich, ich laſſe Thee machen!"

Damit verließ der Herr des Hauſes das Zimmer, und der andere blieb ergrimmt und rathlos zurück. „Es iſt doch allerdings eine höchſt unangenehme Geſchichte, Wäſche und Kleider eines tödtlichgehaßten Nebenbuhlers anzuziehen! Wie mich das Unglück verfolgt,“ murrte er zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen hindurch, „iſt nicht an den Himmel zu ſchreiben! Nach allem dem, was vorgefallen und was ich ſchon gelitten, auch noch die Sachen dieſes Menſchen anziehen zu müſſen — das iſt über alle Beſchreibung! — Nein, nein, es geht nicht!“ Ein leichter Schauder überflog ihn in dem kühlen Parterrezimmer, und um ſich zu erwärmen, ſchritt er haſtig auf und ab, dies und das denkend, ſich ſelbſt raſche Rathſchläge ertheilend und ſie eben ſo raſch verwerfend, zehnmal ausrufend: „Nein, nein!“ und zehnmal hinzuſetzend: „Was kann ich anders thun? Den guten alten Herrn tödtlich beleidigen, dieſem lieben, freundlichen, gaſtlichen Hauſe mit ſchnödem Undank all die — ja Gott weiß es! — ſüßen Stunden vergelten, welche ich zwiſchen ſeinen Mauern verlebt? — Nein, nein, das wäre gegen Sitte, Anſtand und gute Erziehung! Ich darf das nicht auf mich laden. Das Schickſal hat mir dieſe Suppe eingebrockt, ich muß ſie aufeſſen, und das mit guter Manier.“

Und nach dieſen Selbſtgeſprächen that er ganz, als ſei er hier zu Hauſe, öffnete Schränke und Commoden, betrachtete prüfend die Garderobe und nahm das Einfachſte, was er darin gefunden. Ein oberflächlicher Beſchauer hätte denken können, der junge Mann befinde ſich ganz hier in ſeinem Eigenthum, ſo unbefangen wirthſchaftete er unter den Sachen umher; wer aber mit der Lage vertraut war und ſchärfer hinblickte, ſah wohl, wie er die Zähne aufeinander biß, als er ſich ſo genöthigt ſah, ein paar fremde, obgleich glücklicherweiſe ganz neue Stiefel anzuziehen. Ja als er ſo in ſeinem Anzuge fortfuhr, konnte er ſich nicht enthalten, dieſes oder jenes Kleidungsſtück heftig auf die Seite zu ſchleudern und mit dem Fuße hart aufzutreten, ehe er ſich zur Fortſetzung ſeiner ihm ſo höchſt unbehaglichen Beſchäftigung zwang. Endlich aber wurde er doch trotz alles Zögerns fertig, und als er nun vor den Spiegel trat, um die ganze Verwandlung zu überſchauen, ſich in dem grauen Jagdrock mit grünem Kragen, der ihm übrigens gar nicht ſchlecht ſtand, konnte er ſich eines augenblicklichen Lächelns nicht erwehren, ja es gelüſtete ihn beinahe, den Jagdhut mit Gemsbart und Spielhahnfeder aufzuſetzen, der dort an dem Rehgewicht hing, und eine der Büchſen des Oberförſters über die Schultern zu hängen. Ach wenn er nur zu ſolchen Späſſen hätte aufgelegt ſein können, ſo aber fühlte er ſich in gar zu unbehaglicher Stimmung.

Er trat an das Fenſter und ſchaute in den Park hinaus auf die geſchlungenen Wege, in deren jedem er ſchon mit ihr gewandelt war. Gewiß — dieſe Erinnerungen ſtürmten ſo mächtig auf ihn ein, daß er mehr als je verſucht war, nach ſeinem Pferde zu rufen, um, ohne Jemand weiter im Hauſe zu ſehen, nach der Stadt zurück zu reiten. Und doch nicht — ! — Nein, war es ihr möglich geweſen, nach ſeinem allerdings etwas unbedachten Wort lachend davon zu reiten — ſollte er es nicht über ſich vermögen, jetzt, da ihn ein Zufall hierher getrieben, ebenfalls lachend vor ſie hinzutreten? — „Ruhig!“ ſprach er zu ſich ſelbſt und drückte die Hand auf's Herz. Da fühlte er unter ſeinen Fingern in dem Rocke etwas wie Papier knittern. Obgleich er raſch in die Taſche griff und ein Papier hervorbrachte, hielt er doch plötzlich inne, als er es entfalten wollte, denn er konnte ja mit gutem Recht das nicht als ſein Eigenthum anſehen, was er in einem fremden Anzuge gefunden. Er hielt den zuſammengefalteten Brief zweifelnd in der Hand.

Wenn aber auch Neugierde nicht zu ſeinen Fehlern gehörte, ſo war es doch begreiflich, daß er ſich hier unter dieſen eigenthümlichen Verhältniſſen nicht enthalten konnte und wollte, wenigſtens die Unterſchrift unter dieſen Zeilen zu leſen. — Das Herz ſchlug ihm, wie einem Knaben, der auf irgend einer Unart fürchtet ertappt zu werden, und ohne ſich Zeit zur weiteren Ueberlegung zu laſſen, die vielleicht doch für ſeinen heißen Wunſch nicht günſtig ausgefallen wäre, entfaltete er raſch den Brief und als er geleſen, drückte er die Hand vor die Augen und ſprach nach einem tiefen, erleichternden Athemzuge: „Gott im Himmel, ich habe nicht verdient, ſo mit einemmale aus der Hölle in das Paradies einzutreten, — ſo glücklich zu werden, wie mich dieſe wenigen Worte machen! — Iſt es denn möglich?“ — Er konnte ſich nicht enthalten, die Unterſchrift des Briefes mehrmals an ſeine Lippen zu drücken, ehe er ihn nochmals überlas, und dann noch einmal — und dann zum drittenmal mit lauter Stimme:

„Mein lieber Bruder! — Papa ſagt mir ſoeben, Du würdeſt uns einige Tage beſuchen, und zwar, da Du keinen Urlaub nach der Reſidenz haſt, im ſtrengſten Incognito. Ich kann Dir mit Worten nicht ausdrücken, wie glücklich es mich macht, mit Dir über manches, was mich recht nahe angeht und mich ernſtlich beſchäftigt, zu ſprechen. Komme ſobald Du nur kannſt. Ich habe ſchon zu Bekannten, die unſer Haus häufig beſuchen, und die Dich alſo jedenfalls ſehen werden, geſagt, daß wir den Vetter Ferdinand zum Beſuch erwarten. Laſſe denn nicht zu lange warten

Deine treue Schweſter Eliſabeth.“

Als er ſo geleſen, ſteckte er den Brief mit unruhigen Fingern wieder in die Bruſttaſche und konnte ſich darauf unmöglich enthalten, dieſem ſchroffen Uebergange von Leid zu Freude durch einen lauten Ruf Luft zu machen, der übrigens wohl zu der Jagdjuppe paßte, in welcher er ſein Glück gefunden. Auch nahm er jetzt den Hut mit dem Gemsbart und der Spielhahnfeder von dem Rehgewicht herunter, drückte ihn auf den Kopf etwas ſcharf nach der rechten Seite, nachdem er noch einmal mit der Hand durch ſein Haar gefahren war, das ſich von der Feuchtigkeit ganz zuſammen gerollt hatte, und verließ nun mit leichtem Schritt, glänzenden Augen und freudig ſchlagendem Herzen das Zimmer. Draußen ſchloßen ſich die Hunde an ihn an, welche bei dem bekannten Anzuge an eine Jagdpartie glauben mochten, und da er in ſeiner freudigen Aufregung luſtig mit den

Fingern ſchnalzte, ſo folgten ſie ihm die beiden Treppen hinauf bis vor das Balkonzimmer, wo ſie ſich in reſpektvoller Entfernung vor der Thüre niederkauerten.

Er trat allein in das weite Gemach mit den breiten Glasthüren, welche zur Terraſſe führten, von wo man mit einem Blicke die wunderbar ſchöne Landſchaft überſah, die hier in einem weiten Halbkreis vor dem Beſchauer lag. — Der junge Mann trat raſch ein, ohne zu überlegen, welches Wort er zuerſt an das geliebte Mädchen richten ſollte, es mußte das von ihrem Blicke, von ihrem Gruß abhängen. Am liebſten wäre er vor ihr niedergekniet, hätte ihre kleinen Hände mit tauſend Küſſen bedeckt, hätte ſeine Blicke förmlich verſenkt in ihre klaren Augen, und hätte dann geſagt: „O meine theure Eliſabeth, beſtrafe mich, aber nicht zu grauſam!“

Mit den Gefühlen trat er in das Zimmer und ſah — hier Niemand als den Oberförſter, der ſeine Cigarre rauchte und am Fenſter ſaß, in der Zeitung geleſen hatte und nun beim Eintreten des Gaſtes aufblickte und ihn mit freundlichem Lachen anſchaute. — „So, ſo, beſter Baron,“ rief er heiter, „Sie haben ſich zum Jägerburſchen umgewandelt —?“ — „Aber wo iſt —?“ ſtotterte dieſer. — „Sie wiſſen, was Ihnen gut ſteht! Wahrhaftig, es iſt ſchade, daß Sie nicht zur luſtigen Jägerei geſchworen — „All hie im grünen Wald!“ — ſtatt daß Sie, wie es in den Iffländiſchen Jägern heißt: mit dem Gänſekiel die —.“ — „Aber wo iſt denn —?“ fragte der junge Mann dringend. — „Die Menſchen quälen,“ fuhr der alte Herr vergnügt fort; „denn ihr Diplomaten gehört doch auch mehr oder minder zum großen, leider ſo allgewaltigen Departement der Schreiberei.“

„Aber wo iſt denn – ?“ fragte jetzt der Andere zum drittenmal mit ſehr lauter Stimme. — „Meine Frau?“ fiel der Oberförſter in's Wort. „Die läßt Ihnen den bewußten Thee kochen.“ — „Nein, Eliſabeth.“ — „Ja ſo, Eliſabeth! Die iſt auch nicht weit, ſie ging vor einer halben Stunde in den Pavillon, um dort ruhig zu leſen, und wird da vom

Regen überraſcht und feſtgehalten worden ſein.“ — „So werde ich mir erlauben, nach ihr zu ſehen,“ entgegnete haſtig der junge Mann. — „Was, in dem Regen?“ — „Sehen Sie, es fallen nur noch wenige Tropfen.“ — „Aber da hinten zieht ein zweites Wetter heran.“ — „Aber zwiſchen dieſen beiden Regen, — es hört jetzt wahrhaftig ganz auf, — will ich Eliſabeth mit Ihrer Erlaubniß in's Haus abholen.“ Wie dankte er dem Zufall, der es ihm möglich zu machen ſchien, ſie jetzt einen Augenblick ohne Zeugen zu ſprechen! — „Trinken Sie doch vorher Ihren Thee!“ — „Lieber nachher! Heben Sie ihn mir auf, ich bin gleich wieder da.“ Damit war er auch ſchon zur Thüre hinaus und ſprang, gefolgt von ſämmtlichen Hunden, in großen Sätzen die Treppe hinab.

Der alte Herr blickte ihm kopfſchüttelnd und mit einem eigenthümlichen Lächeln nach, und dieſes Lächeln ſtand noch auf ſeinem Geſichte, da war der Andere ſchon drunten im Hofe, nahm ſeinen Hut ab und ließ die Nachzügler des Gewitters, einen feinen, weichen, warmen Sprühregen auf ſein Haupt niederfallen, während er begierig den wunderbaren Duft einathmete, der aus Blumen, Gras und Sträuchern emporſtieg. Wie ſo ganz anders erſchien ihm jetzt der kleine zierliche Hof vor dem Hauſe, wie ſchienen ihm die Ranken der Schlingpflanzen ſo freundlich zuzunicken, und die duftigen Prairieroſen auf langen elaſtiſchen Stengeln, ſich hin- und herwiegend im Lufthauch, der verſöhnend hinter dem Gewitter dreinzog, die Wolken vertheilend, Laub und Blumen küſſend, daß ſie bald wieder trocken wurden, — ein Hauch, der uns ſo wohl thut, und den wir ſo gern träumeriſch einathmen, während wir den davonziehenden, jetzt ſchon fernen Gewitterwolken nachſchauen, die dort weit, weit hinaus über die Berge unſeres Horizontes murrend und grollend fortſtreichen.

Figuren in kleinen Niſchen blickten ihn lächelnd an, und das Gemurmel eines Springbrunnens ſchien ihm allerlei freundliche Dinge erzählen zu wollen. Bei all dieſen Dingen aber hielt ſich der junge Mann nicht auf. Er eilte über einen Wieſengrund dahin, gefolgt von den Hunden; die wohl gezogenen und geſetzten Charaktere unter ihnen nahmen den Weg, das junge leichtſinnige Volk ſprang wie ihr Anführer mitten durch's Gras. Bald nahm ſie der Park auf mit ſeinem dichten Buſchwerk, ſeinen geſchlungenen Wegen und heimlichen Gruppen, und durch dieſelben fort ging es im luſtigen Jagen, daß die Regentropfen, welche noch überall an den Zweigen hingen, glänzend und in allen Farben ſpielend, davonſtäubten, denn der Himmel hatte ſich nur theilweiſe geklärt, und die Sonne in allerhöchſtem majeſtätiſchem Zorn, daß ſo gemeine, wäſſrige und ſchmutziggraue Wolken es gewagt, ſie, wenn auch für kurze Zeit, zu verdunkeln, brach jetzt wieder ſiegreich, heiß und racheglühend hervor. — Und dabei war es, als ging ein Schrei der Luſt durch die ganze Natur, als jubelten Gras, Blume, Blatt, Wieſe, Thal und Berg beim Erſcheinen der gewaltigen, liebenden und geliebten Gottheit. Warf ſie doch auch nach allen Seiten hin eine Ueberfülle von Gold und Brillanten aus; blitzte, ſtrahlte, glänzte, leuchtete es doch rings umher auf unbeſchreibliche Art! War doch da kein Grashalm in der Tiefe, kein Blatt in der Höhe, das ſich nicht angethan hätte mit funkelndem Geſchmeide, und die Goldſtröme, die ſich da unten durch's Thal ergoſſen, ſie waren in der That ſinnenberauſchend; wohin man blickte, Gold und Glanz, ſogar dort unten glitzerte Vergoldung auf dem ſilbernen Bande des Fluſſes, ſowie dort oben angehauchter Goldſchaum auf den tiefdunkeln Tannenwäldern, mit denen die Höhen gekrönt waren.

Dort war das Ende des Parks, — er ſah den kleinen Pavillon durch die Bäume ſchimmern, er ſah die Terraſſe, von der man den weiten Blick in das Thal hatte, — ihr Lieblingsplätzchen, — er ſah eine weiße weibliche Geſtalt, die dort ſtand, die eine Hand auf die Balluſtrade der Terraſſe geſtützt, wohl in die ſchöne, ſo herrlich gefärbte und beſtrahlte Gegend hinabblickend. Die Hunde hatten ihn längſt verlaſſen und waren in wilden Sätzen vorausgeeilt, und dort, wo ſie ſtand, drängten ſie ſich ſchmeichelnd und blickten ſo freundlich an ihr hinauf, daß ſie ihnen lächelnd zunicken mußte.

Auf den Lippen des jungen Mädchens ſchien die Frage zu liegen: was bringt denn euch ungeſtümes Volk ſo mit einemmal daher? Dieſer Gedanke ließ ſie auch den Kopf umwenden und den jungen Jäger erblicken, der noch halb durch die Gebüſche verdeckt, raſch auf ſie zuſchritt. Sie kannte den Anzug ihres Bruders wohl und ſagte: „Ah, du biſt es, Ferdinand!“ — Wie ſchrack ſie aber zuſammen, als eine andere wohlbekannte Stimme ihr mit ſanftem Tone ſagte: „Es iſt nicht Ferdinand, es iſt Jemand, der ſich ſchüchtern naht, um ſich an das gute und liebe Herz Eliſabeth’s zu wenden, um Vergeſſenheit bittend!“ —

Wie blickte ſie ihn an, ſo überraſcht, aber doch lieb und freundlich, wie er erwartet! — Wie wandte ſie ihre ſchönen klaren Augen ſo ausdrucksvoll auf ihn, wie reizend drang ein Lächeln durch einen leichten ſchmerzlichen Zug, der um ihre feinen Lippen zuckte, und wie gern wäre er, von der wunderbar lieblichen Erſcheinung des jungen Mädchens überwältigt, vor ihr niedergekniet, wenn die zudringlichen Hunde ſie mit ihrer tölpelhaften Freundlichkeit nicht förmlich umlagert gehalten hätten. Aber ihre beiden Hände ergriff er, da ſie einen kleinen Schritt gegen ihn that, und drückte ſie lange und innig an ſeine Lippen.

Die beiden ſchienen ſtillſchweigend und ohne ein Wort zu wechſeln, übereingekommen zu ſein, daß es viel beſſer ſei, ſtatt langer Worte und Erklärungen, hier auf der Terraſſe dicht zuſammenſtehend, noch eine ſelige kleine Viertelſtunde an den Himmel hinaufzublicken oder hinab in die leuchtende Landſchaft, — die kurze Zeit, welche ihnen blieb zwiſchen zwei Regen. Dort am Horizonte qualmten ſchon wieder trübe Wetterwolken auf, und noch einmal war die Sonne in Gefahr, von ihren Feinden überwältigt zu werden. Das ſtolze Geſtirn hatte aber auch eine gar zu plötzliche und ſtrenge Reaction eintreten laſſen und mit wahren Glutſtrömen den ihr verhaßten Regen zu überwältigen geſucht, ſo daß ſich dieſer mit der Kraft der Verzweiflung, ſtatt ſich in die Erde zu verkriechen, zu Dünſten auflöste und aus den Thälern und Schluchten gen Himmel dampfte, um dort droben die heranziehenden Wolkenſchaaren mit neuen und nicht zu verachtenden Streitkräften zu vermehren. Noch blickte freilich der Himmel, lieblich gefärbt mit roſigen Wolkenſtreifen, zwiſchen denen das ſonſt ſo tiefe Blau jetzt wie ein lichtes Seegrün erſchien, auf das junge Paar herab, das außer dem allgemeinen Himmel jedes noch einen beſonderen glänzenden Himmel ſah — Eines des Andern Augen.

Bald darauf gingen ſie durch den Park Arm in Arm dem Hauſe zu, und traten ebenſo in den Salon mit der ſchönen Ausſicht, wo ihnen der alte Herr freundlich entgegen lächelte und die Mutter eine Taſſe dampfenden Thee's eingoß, wobei ſie nicht unterlaſſen konnte, etwas vom Leichtſinn der Jugend zu ſagen, die ſich durch und durch naß werden laſſe, und dann ſtatt ruhig im Zimmer zu bleiben, noch obendrein im Garten herumſchwärme. „Ich war ſo lange nicht da geweſen, beſte Mama," ſagte ſchmeichelnd der junge Mann, „und wollte doch den ſchönen Augenblick benützen, — wiſſen Sie, Mama, den Augenblick zwiſchen zwei Regen, denn dort zieht ſchon wieder ein ſchweres Gewitter heran. — Nicht wahr, Eliſabeth, es war ein kleiner ſüßer Augenblick, die Landſchaft und alles in ſo wunderbarem und ſchönem Lichte?" — Eliſabeth nickte ſtumm mit dem Kopfe, und trat dann an die Balkonthüre zu ihrem Vater, an deſſen Schulter ſie ihr Köpfchen lehnte. —

„Ja, er hat Recht," ſagte der Oberförſter, der in die Gegend hinausſchaute, „wir haben gleich wieder ein ſchweres Wetter — ſeht, es fallen bereits Regentropfen — und ich habe ſchon oft bemerkt, daß die Sonne am glänzendſten und heißeſten ſcheint zwiſchen zwei Regen. Haſt du das nicht auch ſchon geſehen, Eliſabeth?" — „Ja, Papa," ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme, worauf der junge Mann mit einer unerhörten Keckheit dicht neben Vater und Tochter trat, das junge Mädchen, ohne ſich im Geringſten zu geniren, ſanft mit ſeinen Armen umſchloß, ja ſich ſogar unterſtand, ſie auf die Stirne zu küſſen, und dann mit freudeſtrahlenden Augen ſagte: „Ich bin hoch erfreut, daß Papa meiner Anſicht iſt, und was mich anbetrifft, ſo muß ich ſagen, ich habe nie einen ſchöneren, glänzenderen und heißeren Sonnenſchein erlebt, als den ſoeben im Garten —

zwiſchen zwei Regen."

Das Loos der Wittwe.

Wer die Frau Steuerdirektor Scheppeler mit ihrem Gemahl, dem Herrn Steuerdirektor, auf der Straße ſah und mit einiger Aufmerkſamkeit den Gang und Wandel dieſes würdigen Ehepaares betrachtete, der konnte nicht lange im Zweifel bleiben, welches von Beiden den Andern eigentlich ſpazieren führte.

Die Frau Steuerdirektorin war eine große, ſtattliche Frau mit rundem, etwas geröthetem Geſicht, ziemlich ſtark athmend, und ſah, an der Seite ihres Gemahles, eines ſchmächtigen, dürren Mannes, — wenn wir uns eines ſolchen gewagten Vergleichs bedienen dürfen, — wie ein mit voller Kraft dahinfahrender Dampfer aus, der einen ſchwachen Nachen am Schlepptau hinter ſich drein zieht, oder wie eine Sonne, der der dazu gehörige Trabant in anſtändiger Entfernung folgt, etwa wie der Mond, welcher freundlich die Erde umkreist. Doch hatte Herr Scheppeler nichts vom Monde an ſich, er wechſelte nie, hatte auch noch nie in ſeinem Geſicht das gezeigt, was man Vollmond nennt, ſondern blieb immer im erſten Viertel, auch war ſeine Phyſiognomie nicht mürriſch, wie uns das Geſicht des Mondes erſcheint, ſondern lächelte beſtändig freundlich, namentlich wenn man ihn in Begleitung ſeiner Gattin ſah, und was er allenfalls mit dem Monde gemein haben konnte, war, daß er die

Steuerdirektorin fortwährend herzlich und forſchend betrachtete, wie unſer ſchönes leuchtendes Geſtirn die ernſte nächtliche Erde.

Dieſes forſchende Betrachten und die beſtändige Aufmerkſamkeit auf ſeine Gattin hatte indeſſen ihre guten Gründe, denn Madame Scheppeler liebte es nicht, den Gemahl zweimal auf etwas aufmerkſam zu machen oder auf eine Antwort zu warten. Wenn ſie ſagte, Scheppeler, ſieh' einmal die Kaſtanienbäume an, ſo erwartete ſie die umgehende Erwiederung: wunderſchön, mit prächtigen Blüten; oder wenn ſie bemerkte: haſt Du wieder geſehen, Scheppeler, wie auffallend geputzt die Regierungsräthin war? ſo mußte die blitzesſchnelle Antwort kommen: unerhört, die Frau richtet ihren Mann zu Grund.

Dabei können wir aber nicht behaupten, daß bei Fragen des Steuerdirektors die Antwort in derſelben Art und Weiſe erfolgt wäre. Vielfach ſchien Madame Scheppeler eine ſolche Frage zu überhören, was man ihr nicht übel nehmen konnte, da ihr Gemahl eine gar zu dünne Stimme hatte. Häufig erfolgte die Antwort, wenn das Paar ſchon verſchiedene Schritte zurückgelegt hatte, und nie klang die Antwort beiſtimmend.

Sagte zum Beiſpiel der Steuerdirektor, ſieh' einmal den ſchönen Kaſtanienbaum, ſo entgegnete ſie nach ziemlich langer Zögerung, ich ſehe dieſes Jahr nichts Außerordentliches daran, namentlich ſind die Blüten nicht der Rede werth. Sprach er von dem auffallenden Putze der Regierungsräthin, ſo entgegnete ſie mit einiger Bitterkeit: natürlicher Weiſe, wenn ſich eine anſtändige Frau gut anzieht, das könnt ihr nicht vertragen, Andere dürfen freilich thun, was ſie wollen.

Wer mit dieſen „Anderen“ eigentlich gemeint war, darüber kam der Herr Steuerdirektor nie in's Klare; meinte ſeine Gattin ſich ſelbſt oder vielleicht andere Damen, die keine Berechtigung hätten geputzt einherzugehen?

Madame Scheppeler ging auf dem Trottoir, deſſen größere Hälfte ſie einnahm, gerade aus, und überließ ihm, ohne ihren Schritt zu mäßigen, den Entgegenkommenden ſo geſchickt auszuweichen, daß er dabei doch nicht von ihrer Seite kam. Blieb er einmal etwas auffallend zurück, was ſie augenblicklich bemerkte, da ſie das Talent hatte rückwärts zu ſchauen, auch ohne den Kopf ſtark zu wenden, ſo mußte er die genaueſte Auskunft geben, mit wem er vielleicht geſprochen, oder nach wem er geſehen: „O, es war Doktor Knauſer, Du weißt, liebes Kind, der kann nie vorbeigehen, ohne ein paar Worte zu wechſeln.“

„Und lernt nie, daß es ſich nicht ſchickt, den Mann anzureden, ſo lange er mit ſeiner Frau ſpazieren geht.“

„Es iſt ein guter Kerl.“

„O ja in euerem Sinn, aber keine paſſende Bekanntſchaft für Dich; der Erſte im Wirthshaus und der Letzte, der nach Hauſe geht; ich ſollte ſeine Frau ſein.“

„Nun, er iſt einmal nicht anders, aber ein wackerer Mann, der Abends zur Erholung ſeinen Wein trinkt, wenn er ſich den ganzen Tag über geplagt hat.“

„Das nennſt Du alſo eine Erholung, Scheppeler, ſtundenlang im Wirthshaus ſitzen in dem furchtbaren Tabaksqualm, und das ſauer verdiente Geld ſo mit vollen Händen hinauszuwerfen, — eine ſchöne Erholung. Da wäre es doch weit erholender nach Hauſe zu kommen, Pantoffeln und Schlafrock anzuziehen, und ſich mit ſeinen Kindern zu unterhalten. Wenn ich die Regierung wäre, ich verböte alle Wirthshäuſer.“

„Du weißt, ich liebe das Wirthshausleben auch nicht beſonders, aber hie und da muß man doch nach ſeinen Freunden ſehen.“

„Mach' mir nichts weiß, Scheppeler, es iſt euch ſehr wenig daran gelegen, euch gegenſeitig zu ſehen, da ſind immer ganz andere Urſachen, die euch in dieſes oder jenes Wirthshaus hinziehen.“

„Nun ja, wo der Wein gut iſt, und wo es angenehme Geſellſchaft gibt.“

„Ja, angenehme Geſellſchaft, das iſt das Richtige, die findeſt Du auch im Kreuz, wo Du ſo gerne hingehſt. Mir hat neulich die Rechnungsräthin erzählt, eine würdige brave Frau, die ohne Grund Niemanden etwas Schlimmes nachſagt, ſie habe ihrem Mann das Kreuz verboten."

Die Bemerkung, daß der arme Rechnungsrath dafür das Kreuz zu Haus doppelt finde, ſchwebte dem an ſich jovialen und munteren Steuerdirektor auf der Zunge, doch hätte er um Alles in der Welt nicht gewagt, ſie hier laut werden zu laſſen.

„Das Kreuz," fuhr Madame Scheppeler in ſehr ſtrengem Tone und mit einem bezeichnenden Seitenblick fort, „hat ſein Renommée nur durch höchſt leichtſinnige Kellnerinnen, das wirſt Du auch wohl wiſſen."

„Ich?" ſagte der Steuerdirektor faſt erſchrocken, „wie ſollte ich das wiſſen? es fällt mir nicht ein, nach den Kellnerinnen zu ſehen."

Wir können hier die beſtimmteſte Verſicherung geben, daß Herr Scheppeler nicht in Folge eines böſen Gewiſſens erſchrak, da er in der That das Kreuz nur wegen des guten Weins und der angenehmen Geſellſchaft liebte: er hätte es auch fern von ſeiner Gattin nicht gewagt, ſein Auge zu einer hübſchen Kellnerin zu erheben, ſondern er erſchrak, da er vorausſah, daß das angenehme und behagliche Wirthshaus zum Kreuz in Folge der Aeußerung der Rechnungsräthin in Verruf gethan würde — ach, und er hatte in Folge ähnlicher vertrauter Mittheilungen ſchon ſo oft ſein Weinhaus wechſeln müſſen.

„Das zieht euch an, und nicht der Wein," ſagte Madame Scheppeler mit großer Entſchiedenheit, und würde dieſes Thema wahrſcheinlich noch mit Bitterkeit eine Zeit lang variirt haben, wenn nicht einige ſäbelklirrende junge Offiziere gerade in ihren Weg getreten wären, und ſie, die Hand an der Mütze, mit zuſammengeſchlagenen Abſätzen, freundlich gegrüßt hätten.

Die Steuerdirektorin liebte es, kleine, hübſche Geſellſchaften zu geben, wo man gut ſoupirte und wo nach dem Klavier getanzt wurde; ſie hatte zwei unverheirathete

Schweſtern, welche ſie auf dieſe Art in die Welt brachte und präſentirte.

„Gnädige Frau haben hoffentlich vortrefflich geſchlafen,“ fragte der eine der Offiziere, worauf er ſüß lächelnd hinzuſetzte, „wir haben uns geſtern bei Ihnen göttlich amüſirt.“

„Famos,“ ſagte der Andere.

Auf die Verſicherung der Frau Steuerdirektor, daß ſie nach einem ſo angenehm verlebten Abend, wie der geſtrige, ſelten ſchlecht ſchlafe, hoffte der Offizier, welcher zuerſt geſprochen, die gnädige Frau heute Abend im Theater zu ſehen. „Sie wiſſen,“ ſagte er, „wir haben ein amüſantes Stück: ‚Der Goldbauer, von der Birch-Pfeiffer‘, eine gute Komödie.“

„Superb,“ ſagte der andere Offizier.

„Die kleine Schwarzmann ſpielt außerordentlich.“

„Immenſe.“

„Auch Herr Kramer iſt nicht ſchlecht.“

„Famos,“ meinte der Andere.

„Werden wir das Vergnügen haben, gnädige Frau, Sie im Theater zu ſehen, vielleicht auch Ihre Fräulein Schweſter Klara, es wäre recht liebenswürdig von Ihnen?“

„Ganz famos liebenswürdig.“

„Schwerlich kann ich mir heute Abend das Theater erlauben,“ entgegnete Madame Scheppeler mit einem freundlichen Seitenblick auf den ſchüchtern dabei ſtehenden Gemahl. Der gute Steuerdirektor wußte ſich ſo gar nicht in die Konverſation dieſer jungen Welt zu finden; er hatte ſich bei ähnlichen Veranlaſſungen, wenn er ſo gar **nichts** mitzureden wußte, gefragt, bin ich dumm, oder ſind es die Andern? und da er zu beſcheiden war, dieſe Frage raſch und richtig zu erledigen, ſo ſchwieg er lieber ſtill.

„Mein Mann,“ ſagte ſeine Gattin, „iſt ziemlich ſtrenge, meine Herren, und er ſieht es nicht gerne, wenn ich zu ſehr dem Vergnügen nachgehe.“

Hierauf ſchenkten die Offiziere dem Steuerdirektor einen kleinen, lächelnden Blick, in welchem ſich ein gewiſſes Mitleid zeigte, worauf ihn der erſte Offizier fragte: „Sollten Sie wirklich ſo grauſam ſein?“ und der zweite hinzuſetzte: „So famos grauſam?“

„Meine Herren, Scherz bei Seite,“ ſchloß Madame Scheppeler das Geſpräch, „ich bin heute Abend wirklich verhindert, das Theater zu beſuchen; Haushaltungsgeſchäfte, Kindererziehung — wenn Sie einmal älter ſind,“ ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, „ſo werden Sie einſehen, daß eine Hausfrau nicht ſo dem Vergnügen nachgehen darf.“

Sie neigte freundlich ihr Haupt, und da ſie hierauf ruhig weiter ſchritt, ſo ſetzte ſich auch der Steuerdirektor an ihrer Seite wieder in Gang.

„Ich dachte,“ ſagte dieſer nach einer kurzen Weile ſchüchtern.

„Was dachteſt Du?“ fragte ſie in ernſtem Tone.

„Nun ich dachte, Du hätteſt heute Abend Deinen Theekranz.“

„Und wenn dem ſo wäre, was denkſt Du darüber?“

„Nun, es freut mich recht ſehr, ich dachte ſchon, er wäre ausgeſetzt, da Du vorhin von Haushaltungsgeſchäften ſprachſt, die Dich abhielten, ins Theater zu gehen.“

Madame Scheppeler zuckte leicht mit den Achſeln, ehe ſie erwiederte, „was braucht man denen da Alles auf die Naſe zu binden, und ſich ſo in's Gerede zu bringen, und es iſt wahrhaftig nichts leichter, als bei euch Männern in's Gerede zu kommen, ich kenne das; wenn eine arme Frau, die ſich Jahr aus Jahr ein, Tag aus Tag ein hart und ſchwer herumplagt, ſich auch nur hie und da einmal eine ganz kleine Erholung erlaubt, ſo heißt es gleich, ſie ſei vergnügungsſüchtig. Mit Recht kann man das freilich von mir nicht ſagen, denn Du lieber Gott, was habe ich auf der Welt, hie und da einmal ein Theater, ein ermüdendes Konzert, eine Spazierfahrt mit den Kindern, eine Geſellſchaft zu Haus, wo Klara und ich uns abplagen müſſen wie die Dienſtboten, und wöchentlich je einmal ein Kaffee- und ein Theekränzchen, oder die langweilige Silberburg, wo man nie einen Platz findet — das iſt Alles. Glaube mir, Scheppeler, ihr da bei eurem Wein habt wahrhaftig keine Idee davon, welches Leben eine Hausfrau führen muß, die nach dem Rechten zu ſehen hat und ſich beſtrebt, das Ihrige in Ordnung zu halten — nein, keine Idee — ah, guten Tag, Frau Rechnungsrath!“

„Guten Tag, liebe Steuerdirektor.“

Es war die furchtbare Rechnungsräthin, welche das Kreuz verabſcheute: ihrem Anſehen nach mußte ſie auch ſonſt noch allerlei verabſcheuen. Sie ſah finſter und gallſüchtig aus, als hätte ſie etwas Unverdauliches im Magen, ihre ſpitze, ſcharf gebogene Naſe ſchien von der Natur dazu gemacht, die Leute in Schrecken zu verſetzen, und ihre grauen, ſtechenden Augen bohrten ſich unheimlich in die erſchreckte Seele, ihr Mund mit ſcharfen, großen Zähnen bewaffnet, konnte als Hauptorgan gelten und machte dieſem Platze alle Ehre.

„Grüß' Sie Gott, Frau Steuerdirektor,“ ſagte ſie mit eſſigſaurem Lächeln und einem ſtechenden Blick auf Herrn Scheppeler, „es thut Einem in der jetzigen verderbten Welt ordentlich wohl, wenn man einmal eine Frau mit ihrem Manne ſpazieren gehen ſieht, ich bin in dem Punkte eine vollkommene Wittwe, Sie haben es gut.“

Die Steuerdirektorin machte unter leichtem Achſelzucken ein Geſicht als wolle ſie ſagen: wüßteſt Du, wie es in meinem Innern ausſieht, dann ſprach ſie in Wirklichkeit: „o liebe Rechnungsräthin, was das anbelangt, ſo kann ich mit Ihnen das gleiche Lied ſingen; daß ich und mein Mann ſpazieren gehen, iſt ein ſeltener Fall, und wenn es einmal vorkommt, ſo führt er mich gewiß auf die Königsſtraße, daß mich alle Welt ſieht und ihn ſo für das Muſter aller Ehemänner hält.“

„Das kannſt Du eigentlich nicht ſagen,“ meinte Herr Scheppeler ernſthaft, „gehen wir nicht jeden Tag ſpazieren, wenn es das Wetter erlaubt, oder wenn ich nicht meinen Bericht für den Departementschef zu machen habe?“

Die beiden Frauen lächelten einander zu, — es war ein furchtbares Lächeln des Einverſtändniſſes und hieß in's Menſchliche überſetzt: „wir kennen dieſe Ausreden“, worauf dieſe armen Schlachtopfer männlicher Grauſamkeit die Achſeln zuckten und zu einem andern Geſprächsthema übergingen. Da wurden Gefühle ausgetauſcht über die Schlechtigkeit der Dienſtboten, und wer trug die Schuld dieſer Verderbniß? Die Männer, welche in dieſem Punkte mit Allem zufrieden ſind und nie durch kräftiges Auftreten die Autorität der Frau zu wahren wiſſen.

„Hat doch der Meine,“ ſagte die Rechnungsräthin pikirt, „als ich heute Mittag mit vollem Rechte behauptete, daß die Suppe verſalzen ſei, die Bemerkung aufgeſtellt, er finde das durchaus nicht.“

„Ich würde nie eine ſo junge und ſchöne Köchin bei mir dulden,“ ſagte die Steuerdirektorin mit einem Tone, auf den ſelbſt der Mund ihrer felſenharten Freundin ſich empfindlich verzog, doch faßte ſich dieſe gleich wieder und parirte den Hieb glücklich ab, indem ſie mit großer Ruhe ſagte, „liebe Steuerdirektor, alt oder jung iſt in dem Falle gleichviel, Ihr Bäbele war auch nicht mehr in der erſten Jugendblüte, als ſie ſo ſchnell aus dem Hauſe mußte, reden wir nicht mehr darüber.“

Hätte ſie nur dieſe letzten Worte nicht mit einem ſo ausdrucksvollen Blick auf Herrn Scheppeler begleitet, der ſich im Intereſſe der ganzen Männerwelt bei dieſem Zungengefechte vorkam wie ein armes Stück Zeug zwiſchen der Scheere.

„Es iſt überhaupt nichts wie Qual und Noth in dem Leben,“ meinte die Rechnungsräthin, „wie muß man ſich mit den Kindern abplagen; glauben Sie wohl, liebe Scheppeler, daß ſich mein Mann darum bekümmert, wenn ſie jeden Tag einen reinen Anzug ſchmutzig machen oder ihre Aufgabe nicht lernen?“

„Da ſiehſt Du, Scheppeler,“ entgegnete die Steuerdirektorin in vorwurfsvollem Tone gegen ihren Mann gewandt, „was ich Dir ſo oft ſage, aber ihr bekümmert euch um gar nichts, ihr denkt nur an euer Vergnügen — an das Wirthshaus."

„Ja, wenn das Kreuz nicht wäre," meinte hohnlachend die Rechnungsräthin; „ſieht der Herr Steuerdirektor," ſetzte ſie nach einer Pauſe boshaft hinzu, „dort auch nach den ſchönen Kellnerinnen?"

„O nein," antwortete für den Gefragten ſeine Frau, „Scheppeler geht nicht mehr in's Kreuz, die Wirthſchaft dort iſt ihm zu toll und unſolid."

Armer Steuerdirektor! Dieſer Ausſpruch, von dem keine Appellation mehr galt, ſchnitt ihm tief in die Seele. Er ging gerne in's Kreuz, weil es da angenehme Geſellſchaft und guten Wein gab, weil es ein kleines, niedriges, gemüthliches, ruhiges Lokal war, wo man an kühlen Abenden ſo warm beiſammen ſaß. Er hatte ſich wahrhaftig nie um Kellnerinnen bekümmert, ja es war ihm gleichviel, ob ihm ſein Schoppen vom Wirthe ſelbſt oder von der hübſchen Pauline gebracht wurde; er ſollte von nun an das Kreuz meiden. Was hatte ihm nun ſeine felſenfeſte Tugend geholfen, ihm, der es nie gewagt, beim Bezahlen der Zeche ihren kleinen Finger zu berühren, ja ihm, der erſchrocken war, wenn ein Anderer es gewagt, ſeinen Arm um ihre ſchlanke Taille zu legen.

„Adieu Rechnungsräthin," hatte Madame Scheppeler geſagt, „kommen Sie heute Abend nicht zu ſpät, die wenigen Stunden, die uns armen Frauen vergönnt ſind, fliegen ſo raſch vorüber."

„Das weiß Gott — bis heute Abend alſo."

Darauf ging das Ehepaar mit einander fort, und ſie ſagte nach einer kleinen Weile zu ihrem Manne, „ich habe wohl Dein Geſicht bemerkt, Scheppeler, als ich zur Rechnungsräthin ſagte, Du würdeſt das Kreuz nicht mehr beſuchen; nun ich denke doch wahrhaftig, Du brauchſt nicht gleich finſtere Mienen zu ziehen, wenn Du Deiner armen Frau einmal ein kleines Opfer bringen ſollſt. Nicht wahr, von mir verlangt man alle Opfer und will noch, daß ich dabei heiter ſei und lache — natürlich wir ſind zum Dulden auf der Welt, ihr ſeid die Herren der Schöpfung.“

„Ich will ja nicht ſagen, liebes Kind,“ entgegnete Scheppeler nachgiebig, „daß es von mir gerade ein ungeheures Opfer wäre, das Kreuz nicht mehr zu beſuchen; aber was haſt Du denn eigentlich gegen dieſes vollkommen anſtändige Haus?“

„Anſtändig? nun Du mutheſt mir viel zu, wenn ich das glauben ſoll: haſt Du nicht gehört, was die Rechnungsräthin ſagte? und die ganze Stadt ſpricht ſo, die ganze Stadt — wahrhaftig es iſt eine Schande, und die Polizei ſollte ſich darein miſchen. Weißt Du, Scheppeler,“ ſetzte ſie in ſehr ſtrengem Tone hinzu, „wenn man Frau und Kinder hat, muß man nicht in ſolche Häuſer gehen, wo ſich ſolche Frauenzimmer aufhalten; ja wenn man unverheirathet iſt, hat man freilich Niemand als ſich ſelbſt Rechenſchaft abzulegen, aber Du biſt verheirathet.“

„Ja,“ ſeufzte Herr Scheppeler.

„Du haſt eine brave Frau, die Dir große Opfer gebracht hat.“

Was dieſe letztere Redensart anbelangte, ſo hatte ſie der gute Steuerdirektor ſchon oft gehört, hatte tief darüber nachgedacht, und war ſo ſchlecht und undankbar, um es ſich ſelbſt nicht einmal eingeſtehen zu wollen, welch' große Opfer ſeine Frau gebracht, als ſie ihm das Glück anthat, Madame Scheppeler zu werden. Sie war die älteſte Tochter eines verarmten Kaufmanns, als ſie dazumal den Steuerſekretär Scheppeler heirathete; außer ihrer Schönheit brachte ſie ihm nichts Nennenswerthes mit in die Ehe, während er ein kleines von den Eltern ererbtes Vermögen beſaß. Daß es den meiſten Mitgliedern ihrer Familie ſchlecht erging, war ein Unglück, für welches ſie ihren Mann gerne verantwortlich gemacht hätte, wenn das nicht gar zu widerſinnig geweſen wäre. Er war aber auch in dieſer Richtung ein Muſter des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit, und ertrug es ſogar geduldig, wenn ſich ſeine Gattin auf den Standpunkt ſtellte, als hätte ihr Vater, ſtatt Bankerott zu machen, eine hübſche Million erworben, oder als ſei ihr Bruder, der es im Heere nur bis zum Unteroffizier gebracht hatte, kommandirender General irgend eines Armeekorps geworden. Hatte er ſich ja einmal unterſtanden, hierin das Wenn und Aber zu erläutern, ſo wurde ihm Herzloſigkeit vorgeworfen, ja man ſetzte ſogar bei ihm ein ſtilles, heimliches Vergnügen voraus, daß es mit ihrer Familie ſo und nicht anders gekommen ſei, und doch war er an allem dem ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind.

Nach dieſer Schilderung der Frau Steuerdirektor Scheppeler könnte man die Vermuthung aufſtellen, dieſelbe ſei eine böſe, herzloſe Perſon geweſen, was aber eigentlich nicht der Fall war. Als älteſte Tochter ihres Vaters hatte ſie den Wohlſtand deſſelben kennen gelernt, hatte nicht vergeſſen, daß ihre Eltern ein großes Haus geführt, Sommers ihre Badreiſe gemacht, ja ſogar eine Zeit lang Equipage gehalten. Die nachfolgende Zeit der Armuth war nicht im Stande, ſie von ihrem Standpunkte herunterzubringen, und als ſie den Kanzleiſekretär Scheppeler mit ihrer Hand beglückte, that ſie das mit dem Gefühl einer reichen Erbin.

Glücklicher Weiſe war Scheppeler einer der tüchtigſten Arbeiter ſeines Departements, der das vollkommene Vertrauen ſeines Chefs genoß, und ſo ziemlich raſch zu der Stellung eines Steuerdirektors emporſtieg, deſſen gutes Einkommen es der Familie möglich machte, mit ausgeſprochener Wohlhabenheit zu leben. Die Frau hatte Alles, was ſie ſich ihrem Stande nach nur wünſchen konnte, eine behagliche Wohnung, zwei hübſche Kinder, Vergnügungen aller Art, ein angenehmes Aeußere, kurz ihr fehlte nichts als nur Etwas, welches der, der es beſitzt, oft gering achtet, welches aber den, dem es fehlt, bei allen Glücksgütern dieſer Welt zum unglücklichen Menſchen macht — die innere Zufriedenheit.

Madame Scheppeler war weder mit ſich ſelbſt, noch mit der Welt, noch mit ihrem Manne zufrieden. Dadurch beneidete ſie Andere, und dieſer Neid erzeugte wieder eine Art von Gehäſſigkeit und ein Mißtrauen gegen alle Welt.

Der nachläſſige Gruß eines Bekannten konnte ſie verdrießlich machen; ſie ſah darin, ſtatt eine unſchuldige Urſache vorauszuſetzen, eine Mißachtung ihrer Perſon. In dem größeren Aufwand einer Bekannten erblickte ſie eine Kränkung, und ſtatt im erſten Falle den nachläſſigen Grüßer zu ignoriren, gebrauchte ſie einen ſolchen Vorfall zu einem nicht angenehmen Geſprächsthema mit Herrn Scheppeler, deſſen Refrain gewöhnlich war, „natürlich Scheppeler, wenn Deine guten Freunde ſehen, daß Du ſelbſt Deine Frau nicht achteſt und ſie kaum als Deine Gattin anſiehſt, ſo kann man es ihnen nicht übel nehmen, wenn ſie es gerade ſo machen.“ So etwas dem guten Scheppeler vorzuwerfen war die größte Ungerechtigkeit, welche man nur begehen konnte, denn es gab ſelten einen aufmerkſameren Gatten und liebevolleren Vater. Wo es ihm möglich war, genoß er Alles mit ſeiner Familie gemeinſchaftlich, und freute ſich aus vollem Herzen über jedes Vergnügen, welches ſeiner Frau zu Theil wurde, auch wenn es ihn ſelbſt nicht mitbetraf.

Gute Freundinnen, wie es deren ſo manche gibt, hatten durch ihren Umgang und ihre böſen Zungen an der Frau viel verſchuldet; man beneidete ſie um ihren Wohlſtand, um ihr behagliches Leben, und ſtatt den Grund hiezu in der Herzensgüte ihres Mannes zu ſuchen, ſagte man achſelzuckend, wenn das Geſpräch auf dieſes Thema kam, nun etwas müſſen die Männer uns armen Frauen doch wenigſtens gönnen, treiben ſie doch außer dem Hauſe was ſie wollen, und da ein ganz kleiner Reſt von Gewiſſen doch noch bei ihnen übrig geblieben iſt, ſo werfen ſie uns armen Weibern hie und da einen Brocken hin, daß wir zufrieden ſein ſollen und beide Augen zudrücken. Wer bändigte die Flut, wenn ſolchergeſtalt einmal die Schleuſe aufgezogen war?

Die Spaziergänge des Ehepaares, die wir ſoeben beſchrieben, waren in Zeiten der guten Laune oder einer gewiſſen Harmonie; kamen dagegen Tage, wo die arme Steuerdirektorin das ganze Gewicht ihres eingebildeten Unglücks fühlte, ſo wurde entweder gar nicht ſpazieren gegangen, oder die Converſation in einer Schärfe und Biſſigkeit geführt, daß der gute Steuerdirektor häufig in den Fall kam, ſich wirklich als ein ſo vollkommen unwürdiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu betrachten, als ihn ſeine Gattin darſtellte.

„Ich weiß wohl,“ konnte ſie alsdann ſagen, „daß es Dir ein Gräuel iſt, mit Deiner armen Frau ſpazieren zu gehen, aber ich bin es der Welt und meinen Kindern ſchuldig, zu verhüten, daß unſer unglückliches Verhältniß von Jedermann erkannt werde. O, genire Dich gar nicht,“ ſetzte ſie vielleicht hinzu, „ſeufze nur unter der Qual mit mir gehen zu müſſen, ſchau' nur auf Deine Uhr, ob dieſe furchtbare Zeit bald abgelaufen iſt, oder blicke Dein armes Weib nur ſo finſter an, daß mein Unglück zum Skandal der ganzen Stadt von Jedermann geſehen wird, oder treibe die furchtbare Heuchelei noch obendrein ſo weit, mich freundlich anzulächeln!“

Bleiben wir aber bei der roſenfarbenen Laune eines Tages, ach, wie bald folgt Regen auf Sonnenſchein. Sie wurde auf dem Spaziergange, den wir eben geſchildert, glücklicher Weiſe noch durch allerlei Zufälligkeiten geſteigert. So begegnete dem Ehepaar des Departementchefs Excellenz, Herr Baron von Knittlingen, und grüßte nicht nur auf's Huldreichſte, ſondern blieb auch herablaſſend bei der Frau des Steuerdirektors ſtehen, wobei er ſich nach ihrem Befinden erkundigte, ſowie nach der Geſundheit der lieben Kleinen zu Haus, und dabei dem guten Steuerdirektor auf's Gnädigſte mit halb eingekniffenem linken Auge zuwinkte — ja, nicht nur das erhob den guten Humor von deſſen Gattin, ſondern die Gräfin von Strohfeld-Wachtelhauſen, die in ihrer Viktoria vorüberfuhr, winkte ihr mit der Hand, und hätte faſt angehalten, wenn die Pferde nicht gar zu ſehr im Laufe geweſen wären. Dieſer Sonnenglanz hoher Gunſt, ſo belohnend für das Herz und ſo erhebend für das Gemüth, reflektirte auch vom Geſichte ſeiner Gattin ein wenig auf Herrn Scheppeler über, ſo daß er, hiedurch freundlich bewegt, ſich die Bemerkung erlauben zu können glaubte, „es thut mir doch wohl, wenn man es durch Kenntniſſe und eigenen Fleiß ſo weit gebracht hat, unter ſeinen Mitmenſchen geliebt und geehrt zu werden.“

Madame Scheppeler, gut gelaunt, wie ſie heute war, konnte es doch nicht unterlaſſen, etwas weniges ihre Schultern hinaufzuziehen und mit einem bezeichnenden Geſichtsausdrucke zu ſagen: „lieber Schatz, ich will Deine Kenntniſſe und Verdienſte durchaus nicht zu gering anſchlagen, aber ſei verſichert, daß man wohl weiß, wer meine Familie iſt, und daß man ſich meiner Eltern ganz genau erinnert.“

Das war nun allerdings der Fall, doch erinnerte man ſich ihrer Eltern nicht gerade ſo, wie es die Frau Steuerdirektorin gewünſcht hätte.

„Du mußt nicht denken,“ ſetzte ſie trotzdem mit großer Sicherheit hinzu, „daß es für den Stand und die Anerkennung eines Mannes gleichgültig iſt, ob er ſeine Frau aus gutem Hauſe nimmt, und nicht vergeſſen, daß die Leute, wenn ſie mich ſehen, von dir ungefähr denken, der Mann muß merkwürdig ſolide, unbekannte Eigenſchaften haben, daß es ihm gelungen iſt, gerade dieſe Frau zu bekommen, ſo denken ſie, und wenn ſie ſo denken, iſt es die Wahrheit. Gewiß, Scheppeler, ich hätte Dich ſehen mögen bei jeder andern, die nicht ſo feſt wie ich auf Ordnung und Anſtand hält, Du wäreſt ſchrecklich heruntergekommen; denn wenn auch Du in Deiner Kanzlei ein ganz tüchtiger Arbeiter biſt, man ſagt wenigſtens ſo, ſo fehlt Dir doch ſonſt in vielen Dingen ein gewiſſer Halt, den ein Mann haben ſoll; das kann man aber nicht lernen, das muß man ſchon bei der Geburt bekommen, und deßhalb, lieber Scheppeler, ſollteſt Du jeden Tag Gott danken, daß Du eine Frau bekommen, die einer ſo würdigen Familie angehört, wie die meinige iſt.“

Bei ſolchen Aeußerungen kamen dem guten Scheppeler zuweilen revolutionäre Ideen, namentlich was die angeborene Haltung der Familie ſeiner Frau anbelangte, und bei beſonders muthiger Laune ſchwebte ihm wohl die Frage auf den Lippen, weßhalb ſich denn dieſes Glück der Geburt bei den übrigen Geſchwiſtern ſeiner Frau ſo mangelhaft gezeigt. Doch würgte er um des lieben Friedens willen ſolche Gedanken ſtets wieder hinunter, ohne übrigens deßhalb immer vor einer Fortſetzung der freundlichen Reden ſeiner Gattin geſichert zu ſein, indem ſie bei einem gar zu hartnäckigen Stillſchweigen häufig Gedanken vorausſetzt, welche, wir müſſen es geſtehen, nicht immer von der Wahrheit allzu entfernt waren.

Bei dieſen Spaziergängen konnte es aber auch vorkommen, daß an ſich geringfügige Umſtände ſich vereinigten, um das Gemüth der Steuerdirektorin zu erbittern: der etwas zu aufmerkſame Gruß, den Herr Scheppeler irgend einer, ihm gewiß ganz gleichgültigen Dame ſpendete, oder der gar zu kurze Dank auf ein Kompliment ſeiner Gattin von irgend einer Bekannten, oder wenn Jemand, der in's Haus kam, vielleicht vorübereilte, ohne, wie es ſich für einen höflichen Mann ſchickt, an ſeinen Hut zu greifen. Daß namentlich bei den letzten Fällen eine abſichtliche Beleidigung bezweckt wurde, verſtand ſich von ſelbſt, und davon war die Steuerdirektorin ſo überzeugt, wie von dem hell ſcheinenden Tage; aber die Urſache, warum man ſie ſo mit Vorbedacht beleidigte, vermochte ſie im erſten Augenblicke nicht immer zu ergründen. Habe ich der Frau je etwas zu Leide gethan, war eine Frage, die ſich Madame Scheppeler nie beantwortete, da es ſich von ſelbſt verſtand, daß ſie ihren Nebenmenſchen nie eine Beleidigung zuzufügen im Stande war. — „Haſt Du geſehen, wie der Herr Welſer vorüberrannte, ohne uns nur anzuſchauen? Einer von Deinen ſauberen Freunden. Natürlich, wenn ihr euch allein begegnet, da bleibt man bei einander ſtehen und drückt ſich die Hände, und erinnert ſich an geſtern Abend im Wirthshaus vorgefallene und an andere noch viel ſchlimmere Geſchichten, was weiß ich, oder tauſcht Beſtellungen aus, oder beſpricht, wo man ſich heute und morgen wieder findet. Iſt aber die arme Frau dabei, dann rennt der gute Freund vorüber, ohne dieſelbe eines Grußes zu würdigen. Weißt Du, woher das kommt, Scheppeler?“

„Nein, ich weiß es wahrhaftig nicht, meine Liebe."

„Schön, ſo will ich es Dir ſagen. Das kommt daher, daß ihr eure Frau nicht achtet, weil das dritte Wort, wenn ihr unter euch ſeid, Klagen ſind über den Hausdrachen, über das Kreuz daheim, über die böſe Sieben — o, ich weiß das Alles — ſo werden wir leider genannt, denn die Frau, die auf Zucht und Ordnung hält, iſt euch ſauberen Herren ein Dorn im Auge; es iſt traurig, aber wahr, und wird auch nie beſſer werden, und dem Welzer da, ein ſo großer Flegel er auch iſt, kann ich es wahrhaftig nicht übel nehmen, daß er einen Drachen, ein Hauskreuz, eine böſe Sieben, wie Du mich ihm geſchildert haſt, nicht grüßen mag."

„Aber, liebes Kind, erlaube mir zu bemerken, daß Welſer uns gar nicht geſehen hat, er blickte gerade auf die andere Seite der Straße."

„Aha, dorthin, wo Du auch ſo gerne hinſchauſt, nach dem Laden da, wo eine anſtändige Frau nicht hineingehen mag, weil dort die Ladenjungfern den ganzen Tag unter der Thüre ſtehen, um die vorübergehenden Männer anzulachen, daß es ein Skandal und eine Schande iſt, dort kaufſt Du auch wohl gerne Deine Sachen ein?"

„Ich kaufe dort nie etwas, Du weißt überhaupt, daß ich keine Zeit habe, in den Läden herumzulaufen."

„Damit willſt Du wohl ſagen, Scheppeler, daß ich Zeit genug habe, um den ganzen Tag in den Läden herumzulaufen. Siehſt Du's wohl, wenn Du nur den Mund aufthuſt, kommt eine Bosheit gegen mich heraus."

„O, liebes Kind, laß das gut ſein, ich habe wahrhaftig nicht an Dich gedacht."

„Das glaube ich Dir auf's Wort, Du haſt nie etwas Wahreres geſprochen. Was ſollſt Du auch an mich denken, dazu haſt Du ja keine Zeit. Meinſt Du, ich ſehe es nicht, wie Du immer an Deiner Uhrkette herumzupfſt, nun ſei nur zufrieden, die Stunde der Qual iſt ja vorüber, es iſt 3 Uhr, und da — ſieh' nur hin, an der Thüre Deiner Kanzlei erwarten Dich ſchon einige Deiner guten Freunde; bei denen wirſt Du ſprechen können und erzählen, was ſich hier und da begeben, während Du bei Deiner Frau ſtumm biſt wie ein Fiſch. Nun ich muß ſehen, wie ich Dein Benehmen gegen mich aushalte, habe ich doch das Elend eines jammervollen Lebens ſchon ſo lange ertragen, daß ich bald daran gewöhnt bin — wie Gott will," ſetzte ſie tief aufſeufzend hinzu. „Dir iſt es ja vollkommen gleichgültig, wie Deine Frau leidet, ob es ihr gut geht, ob es ihr ſchlecht geht, ob die Welt ſie mit Verachtung anſieht; Du gehſt Deinem Vergnügen nach und bekümmerſt Dich nicht um Dein unglückliches Weib, um Deine armen Würmer zu Hauſe, lebe nur ſo fort und Du wirſt ſehen, was für ein Ende das nimmt."

Herr Scheppeler hatte bei dieſer letzten Rede ſeiner Gattin angefangen mit dem Kopfe zu ſchütteln und heftig zu ſchlucken, was ein Zeichen war, daß es mit ſeiner Geduld anfing zu Ende zu gehen.

„So ſage mir doch aber nur," ſprach er, ohne dabei den ſanften Ton ſeiner Stimme zu ändern, „was ich denn eigentlich für ein Leben führe. Plage ich mich nicht wie ein Laſtthier den ganzen Tag, und habe die Woche nur einmal das, was Du alle meine Vergnügungen nennſt: den Beſuch des Wirthshauſes, um auf die ſolideſte Art einen harmloſen Schoppen zu trinken. Ah, mein Kind, Du mußt nicht übertreiben, ich gönne Dir ja auch Deine Geſellſchaften und Zerſtreuungen."

Dieß war der Augenblick, wo ſich Madame Scheppeler in ihrer ganzen Größe zeigte. Um ihren Mund zuckte es verbiſſen wehmüthig, ſie preßte ihre Lippen ein paar Sekunden feſt aufeinander, nickte dann einige Male mit dem Kopfe und ſagte mit einer vor Schmerz zitternden Stimme, „das muß ich Alles von Dir ertragen, dieſe Vorwürfe, dieſe Grobheiten, ſo mißhandelſt Du mich auf offener Straße; ich gönne Dir alſo nicht das Geringſte, ich übertreibe, ich lebe nur meinen Geſellſchaften und Zerſtreuungen, thue ſonſt gar nichts, gar nichts, gar nichts auf der weiten Welt, bin alſo eine ſchlechte Hausfrau, eine elende, verabſcheuungswürdige Mutter, und das Alles wirfſt Du mir auf offener Straße vor, — — — — aber es iſt gut, Scheppeler, Gott ſei Dank, daß ich zu wohl erzogen bin, um etwas Aehnliches zu erwiedern, namentlich auf offener Straße; ſchämen ſollteſt Du Dich, aber es iſt gut, geh' Du nur Deines Weges, ich gehe den meinigen, und wohin Dich der Deinige führt, iſt nicht ſchwer zu errathen — fühlſt Du nun mein Unglück, Scheppeler? nein, Du fühlſt es nicht. Haſt Du einen Begriff davon, was es mich koſtet, daß ich Dich, um vor den Vorübergehenden keinen Skandal zu machen, lächelnd anblicken muß, während mir das Herz faſt vor Kummer bricht? O nein, Du fühlſt es nicht, Du denkſt nur an Dein Amuſement, an Deine Kanzlei, wo Du gute Freunde findeſt, die Dich ſchon mit allen Neuigkeiten zu tröſten wiſſen werden, dann gehſt Du in's Wirthshaus, während ich —"

Sie wollte ſagen, traurig zu Hauſe ſitze und mich abkümmere, doch fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, daß ſie ihr Theekränzchen hatte, weßhalb ſie ſagte, „während ich daheim, um die Ehre des Hauſes zu wahren, ein heiteres Geſicht machen muß, wogegen ich lieber bittere Thränen weinen möchte."

„Ich gehe auf meine Kanzlei," erwiederte Herr Scheppeler mit ruhigem Tone, „um dort zu arbeiten, um meine Pflicht zu erfüllen, dann komme ich nach Hauſe, um nach meinen Kindern zu ſehen, und ſpäter gehe ich in's Wirthshaus — ja, das thue ich, weil heute mein Wirthshaustag iſt, und weil Du doch Dein Kränzchen haſt und ich deßhalb zu Hauſe überflüſſig bin — und damit Gott befohlen, und wenn Du mir nichts mehr zu ſagen haſt, ſo laß mich meiner Wege gehen."

Sie ſchüttelte anmuthig lächelnd ihr Haupt, da gerade ein Bekannter dicht vorüber ging, und ſo trennten ſich für jetzt die beiden Ehegatten, Madame ging nach Hauſe und Herr Scheppeler begab ſich nach ſeiner Kanzlei.

An der Thüre des Hauſes, wo ſich dieſe befand, ſtanden einige Kollegen des Steuerdirektors: der Regierungsrath

Sperber und der Oberreviſor Schmirgel. Erſterer, der ein Junggeſelle war, ſagte: „lieber Scheppeler, Du biſt doch ein ganz verflucht glücklicher Kerl, ſo oft ich Deine Frau ſehe, beneide ich Dich; ich weiß nicht, wie ſie's anfängt, aber die Frau wird mit jedem Tage jünger und hübſcher."

„Das ſind nur die äußeren Eigenſchaften," bemerkte der Oberreviſor Schmirgel mit einer etwas heiſeren Stimme, „aber die Steuerdirektorin iſt die gute Stunde ſelbſt, das ſieht man an ihrer ewig heiteren Phyſiognomie, in ihrem Lächeln zeigt ſich ſo etwas Wohlwollendes, ſo etwas außerordentlich Gemüthliches."

„Ja, wie ich ſagte," pflichtete der Regierungsrath bei, „Scheppeler iſt zu beneiden, die Frau iſt auch zu Hauſe von einer muſterhaften Liebenswürdigkeit."

„Ja—a—a—a allerdings," ſagte der glückliche Gatte, und griff dabei unwillkürlich an ſeine Halsbinde, die er mit dem Gefühl lüftete, als wäre' es eine ſchwere eiſerne Kette.

„Andere Weiber," ſprach der Oberreviſor düſter, „ſchauen auf der Straße auch holdſelig aus wie die Engel, aber zu Hauſe knöcheln ſie den Mann, daß es zum Erbarmen iſt."

„Armer Kerl," meinte der Regierungsrath, „ich habe doch beſſer daran gethan, nicht zu heirathen."

„Das weiß Gott," ſeufzte der Angeredete aus tiefſtem Herzen, und Herr Scheppeler ſeufzte in ſich hinein, unhörbar für die beiden Anderen, aber ſo gewaltig, daß es ihm faſt die Bruſt zerſprengte.

„Gehen wir hinauf?"

„Ja gehen wir hinauf."

Nachdem Herr Scheppeler ſeines Nachmittags Laſt und Hitze getragen, zog er ſeinen Kanzleirock aus, ſeinen Straßenfrack wieder an, nahm Hut und Stock und empfahl ſich mit freundlicher Handbewegung, wie er immer zu thun pflegte, ſeinen Kollegen, welche ſehnſüchtig auf das Verſchwinden ihres Chefs harrten, um darauf auch ihrerſeits die ausgetretenen Stufen der Kanzleitreppe hinunterzufliegen.

Drunten nahm der Kanzleiaufwärter demüthigſt ſeine Mütze ab, als Herr Scheppeler bei ihm vorüberwandelte, und wenige Schritte vor dem Kanzleigebäude erlebte er es, daß Jemand ſeinen Arm leicht unter den ſeinigen ſchob, und als er ſich umwandte, erkannte er mit freudigem Schauder ſeinen Departementschef, der eine halbe Straße mit ihm wandelte — vor aller Welt Augen, Arm in Arm, um nur einige nöthige Worte über eine dringende Angelegenheit mit ihm zu wechſeln — Arm in Arm und vor aller Welt Augen. Es war dem guten Beamten nicht zu verargen, daß er, nachdem Seine Excellenz ihn verlaſſen, mit etwas erhobenerem Kopfe weiter ſchritt. Auch grüßte man ihn von allen Seiten ſo freundlich, ſo herablaſſend, ſo demüthig, je nach dem Stand des Grüßers; Bekannte und Freunde ſagten ihm im Vorübergehen ſo manches anerkennende und freundliche Wort, freuten ſich, ihn zu ſehen, hofften, ihn heute Abend bei einem Glas Wein zu finden, daß er durchaus keine Veranlaſſung fand, ſeinen Kopf hängen zu laſſen, bis — bis — er in die Straße einbog, wo ſein Haus ſtand,

Bis das Fenſter klang
Bis die Liebliche ſich zeigte
Bis das holde Bild
Sich zu ihm herniederneigte
Ruhig, engelmild.

Da mit einem Male ſchien Herr Scheppeler außerordentliches Intereſſe an ſeinen Stiefeln zu nehmen, aber wir müſſen, um ſein verzeihendes, verſöhnendes Herz in's beſte Licht zu ſetzen, hinzufügen, erſt nachdem er mit freundlichem Gruß nach ihrem Fenſter hinaufgeſchaut, von dem ſie dann plötzlich verſchwunden war, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Da war denn der gute Steuerdirektor auf einmal zu einem ganz Anderen umgewandelt; ſein Kopf ſank auf ſeine Bruſt herab, ſeine beiden Hände umklammerten auf dem Rücken den Spazierſtock, und er ging langſamer als bisher — viel langſamer. Endlich erreichte er aber ſein Haus, ſtieg die Treppe hinauf in den erſten Stock, wo er wohnte, ging bei der Küche vorbei, wo er ein Duett vernahm zwiſchen klappernden Taſſen und der erregten Stimme ſeiner Gattin, und begab ſich in das Hinterzimmer, wo ſich ſein Sohn und ſeine Tochter befand. Letztere, vier Jahre alt, ſpielte mit ihren Puppen, der junge Herr Scheppeler, welcher faſt ſieben zählte, bemühte ſich, ein weißes Stück Papier mit Strichen zu verunreinigen, die aber Buchſtaben ſein ſollten. Hier richtete ſich das Haupt des Vaters und Hausherrn wieder empor; denn bei ſeinem Anblick verließen die beiden Kinder Puppe und Papier, ſprangen ihm entgegen, an ihm empor, küßten ihn herzlich auf beide Backen, eines nach dem andern, daß es ſchmatzte, und wo dieſer Ton nicht deutlich genug gehört wurde, da wurde ein neuer Verſuch gemacht; dann unterſuchten ſie ſeine Taſchen, ob er etwas mitgebracht habe, natürlich etwas Eßbares, und nachdem dieſes gefunden und verzehrt war, berichtete Herr Scheppeler Sohn in richtiger Ideenverbindung, daß in der Küche zwei Kuchen ſeien und ein ganzer Korb voll Gebackenes für den Thee von Mama.

Während ſo Herr Scheppeler mit ſeinen Kindern ſpielte und lachte, bereitete man ſich im Nebenzimmer zur großen Theeſchlacht vor. Taſſen wurden gerückt, auch Stühle, die Köchin bekam verſchiedene Verweiſe von der Hausfrau, und wenn auch nur ein Viertel von dem Grund hatte, was die Schweſter der Madame Scheppeler, Klara, über das Stubenmädchen ausſagte, ſo mußte dieſe eine der verworfenſten Geſchöpfe auf Gottes Erdboden ſein. Dabei ſteigerten ſich die Stimmen der beiden Schweſtern zu ſo bedrohlicher Heftigkeit, aus der man Worte vernahm wie: „er, mein Mann, Dein Mann, empörend,“ daß die erſchreckten Kinder ſich an ihren Vater ſchmiegten und ihn fragend anſchauten, worauf er ſie mit der Verſicherung beſchwichtigte, das ſei Alles nur ein Scherz und Mama ſo vergnügt, wie ſie nie geweſen.

Endlich trat im Nebenzimmer Ruhe ein, die Ruhe vor dem Sturme, denn bald begann die Schlacht, da die kämpfenden Theile nach und nach anrückten. Es kam Frau A., Frau B. und Frau D., es kam die Frau Regierungs- und Oberregierungsräthin, die Frau Rechnungsräthin, welche das Kreuz ſo ſehr haßte, die Frau Kanzlei- und Kriegsräthin, die Frau Majorin und die Frau Hauptmännin. Alle kamen und wurden einzeln begrüßt mit einem kleinen Scherz, freundlichem Lachen, mit einer gemüthlichen Anſpielung, und wurden genöthigt, Platz zu nehmen und ſich um den Tiſch zu ſetzen in luſtiger Reihe.

Dann klapperten Teller und Taſſen, man hörte den Thee eingießen und Backwerk und Kuchen krachen, wenn es zerſchnitten und zerbrochen wurde, ſo dünn war die Thüre zwiſchen Salon und Kinderzimmer. Dann kam das Stubenmädchen mit einem Teller voll Süßem für die Kinder, damit ſie hübſch ruhig ſeien und keinen Lärm machten, und dieß hielt der Steuerdirektor für den geeigneten Augenblick, um ſein Haus zu verlaſſen, nachdem er ſeine Kinder nochmals herzlich geküßt und freundlich ermahnt. In ſeiner unergründlichen Gutmüthigkeit zauderte er draußen noch eine Weile auf der Flur, um vielleicht ſeine Gattin noch zu ſehen und ihr ein freundliches Wort des Abſchieds zu ſagen; auch ſchien er in dieſer Angelegenheit Glück zu haben, denn die Thüre des Salons öffnete ſich, als er demüthig davor ſtand, und es rauſchte ein ſeidenes Kleid, doch war es dießmal nur ſeine Schwägerin Klara, die ihr Näschen ziemlich hoch erhob, und dem Hausherrn im Vorbeigehen ſagte: „Sie könnten endlich wahrhaftig mit Ihrer Frau Frieden halten, ſolche ewige unangenehme Scenen ſind wir in unſrer Familie nicht gewohnt.“

Nachdem ging er fort, aber mit zuſammengekniffenen Lippen und finſterem Auge, ja er hielt ſeinen Spazierſtock krampfhaft feſt geſchloſſen in der rechten Hand und bewegte ihn auf der Straße, als er von dem Fenſter aus nicht mehr geſehen werden konnte, auf eine unzweideutige Art heftig auf und nieder.

An einer Ecke begegnete ihm der Rechnungsrath, der ebenfalls die Lippen auf einander preßte und ſeinen Stock ebenfalls heftig auf und ab bewegte.

„Wohin, lieber Freund, gehen wir zuſammen in's Kreuz?"

„Ja, gehen wir in's Kreuz," ſagte der Steuerdirektor mit der Entſchloſſenheit der Verzweiflung, „in's Kreuz, nirgends anders wohin, als in's Kreuz."

„Du biſt ſehr für das Kreuz."

„Ich bin Homöopath."

„Ich auch, alſo gehen wir in's Kreuz. Bei Dir iſt Theeabend."

„Ja, bei mir iſt Theeabend, wie lange werden ſie wohl beiſammen bleiben?"

„O, ich ſchätze nicht lange genug, höchſtens bis zehn Uhr, aber dieß iſt vollkommen gleichgültig."

„O, vollkommen gleichgültig," pflichtete Herr Scheppeler mit einem wahren Heldenmuthe bei, „wir gehen in's Kreuz."

„Bis zur Polizeiſtunde."

„Das verſteht ſich."

Und während die beiden Arm in Arm ihrem Schickſal entgegenzogen, nahm der Theekranz der Steuerdirektorin ſeinen ungetrübten Fortgang, doch ſei es ferne von uns, darüber verletzende Details aufzuzeichnen. Es begab ſich auch nicht viel Beſonderes. Die Thema's, welche bei einer regelrechten Damenviſite vorkommen müſſen, wurden gründlich abgehandelt, theure Zeiten, nichtswürdige Mägde, furchtbare Begebenheiten in ſtillen Familien, und dann die Männer — o, durch die ganze Abhandlung hindurch, der deine, der meine, der ihre — o! die unſrigen, die eurigen, die ihrigen — o! wie viel Scheußlichkeiten kamen da zu Tage, welche Maſſe von Unglück erfüllte dieſe gemüthlichen Frauenbuſen, welchen Jammer erfuhr man, wie viele zerknickte Blüten gab es, wie viel getäuſchte Hoffnungen, wie viel namenlos unglückliche Opferlämmer.

Laſſen wir den Schleier fallen über dieſes dunkle Gemälde.

Im Kreuz ging es dagegen heiter, ja luſtig zu. Der

Rechnungsrath und der Steuerdirektor tranken ausnahmsweiſe Fünfzehner, und Letzterer ſtatt eines Schoppens deren zwei und einen halben. Dabei hörte er begierig zu, wenn die Anderen kleine Schwänke erzählten, ja, gab ſelbſt hie und da eine Anekdote zum Beſten, von denen, die man „unter uns" erzählt, trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch, ließ ſich ſogar gegen halb elf Uhr ein Sardellenbutterbrod geben, und hatte die Kühnheit, als er ſeinen letzten halben Schoppen verlangte, die Kellnerin von der Seite anzublinzeln, ſo daß ihm der Rechnungsrath zurief: „Scheppeler, Scheppeler, Du biſt ein verfluchter Kerl, wenn das Deine Frau geſehen hätte."

Endlich kam die Polizeiſtunde, Punkt elf Uhr, und darauf blieben die Schlemmer ſogar noch eine Viertelſtunde bei einander ſitzen, bis der Steuerdirektor auf die Uhr ſchaute und erſchrocken bemerkte, jetzt ſei es faſt halb zwölf Uhr, und ſich dabei ſchaudernd erinnerte, daß ihm nach all' dieſer Freude jetzt wahrſcheinlich noch etwas Furchtbares bevorſtehe.

Der Rechnungsrath und der Steuerdirektor gingen am längſten mit einander, und als ſie ſich an der bewußten Straßenecke trennten, geſchah dieß faſt mit Wehmuth. — „Schlaf' wohl, Bruder," ſagte der Eine zum Andern, „und wenn — Dir was Menſchliches begegnet, ſo denke an mich, ich will es ebenſo machen."

Damit ſchieden ſie unter den gleichen Gefühlen, wie jene alten, biderben Ritter, ehe ſie ſich auf ihr treues Schlachtroß ſchwangen, um den Drachen in ſeiner Höhle aufzuſuchen.

Dabei war es nicht zu verwundern, wie die Heiterkeit des guten Steuerdirektors hinſchwand, je mehr er ſich ſeinem Hauſe näherte, und wie er endlich, tief und ſchwer athmend, ſeinen Hausſchlüſſel in's Schlüſſelloch ſteckte, ſo leiſe als möglich, um kein Geräuſch zu machen. Die Treppe in den erſten Stock kam ihm heute ſo außerordentlich hoch vor, und das Schloß zur Glasthüre knarrte auf eine unangenehme Art. Dabei war es ſo ſtill im Hauſe, ſo todesſtill, ja unangenehm ſtill. Er betrat das Schlafzimmer, nachdem er noch einmal tief Athem geſchöpft, und dann zwang er ſich zu einem heiteren Tone, als er mit leiſer Stimme in die Finſterniß hineinfragte: „ſchläfſt Du, mein Kind?“ Bei der dritten Wiederholung dieſer Frage wurde ihm ein tiefer und ſchwerer Seufzer zur Antwort. Langſam tappte er vorwärts, um zu ſeinem Tiſchchen zu gelangen, auf dem das Streichfeuerzeug ſtand. Er wollte Licht machen, die herrſchende Finſterniß laſtete ſchwer auf ihm, da ſtieß er an einen Stuhl, welcher gerade in ſeinem Wege ſtand und nun polternd zu Boden fiel. „Herrgott im Himmel,“ vernahm er die Stimme ſeiner Frau, „ſind Räuber oder Mörder in meinem Zimmer?“

„Nichts dergleichen, mein Kind,“ erwiederte er in ſanftem Tone, „nur ich bin es.“

„Gerechter Gott, Du biſt es, ſo ſpät in der Nacht oder vielmehr ſo früh am Morgen? Ich unglückliches Weib!“

„Liebes Kind, es iſt nicht früh am Morgen, es iſt elf Uhr vorüber.“

„Elf Uhr?“ erwiederte ſie mit einem krampfhaften Lachen.

„Du kannſt auf meine Uhr ſehen, wenn ich Licht gemacht habe.“

„Elf Uhr? ſehe ich nicht ſchon den Morgen dämmern? o, daß ich gerade das Alles erleben muß.“

Der Steuerdirektor hatte ſich unterdeſſen zu dem Tiſche hingetappt, hatte Licht gemacht und trat nun vor das Bett ſeiner Frau, indem er, empört über die Behauptung, daß es ſchon Morgen ſei, ſeine Uhr aus der Taſche zog. Sie aber richtete ſich halb in die Höhe, ſchaute ihn kopfnickend mit einem feſten Blicke an und ſagte in einem furchtbar entſchiedenen Tone: „natürlich Scheppeler, ich ſoll vielleicht Dir und Deiner Uhr glauben? Um wie viel Stunden haſt Du ſie zurückgerichtet, um mich auch darin zu betrügen?“

Er zuckte mit den Achſeln und faßte den beſten Entſchluß, den er faſſen konnte, nichts mehr zu entgegnen, doch ſiegte ſeine natürliche Gutmüthigkeit und er ſagte, während er ſich langſam auszog, „wie ich vorhin bemerkte, iſt es elf

Uhr vorüber, vielleicht auch zwölf Uhr, wenn Du noch ein wenig warteſt, ſo kannſt Du den Nachtwächter Mitternacht rufen hören, und," ſetzte er Muth faſſend hinzu, „ich meine, für einen Mann in meiner Stellung und bekannter Solidität wäre es wahrhaftig kein Unglück, einmal in vielen Jahren um halb zwölf Uhr nach Hauſe zu kommen."

Da hatte ſie nun drei Punkte, an denen ſie anknüpfen konnte: das Faktum des Nachhauſekommens um halb zwölf Uhr ſelbſt, ſeine bekannte Solidität und den Nachtwächter. Sie wählte das Letztere als das Poſitivere und ſagte mit einem Anflug furchtbaren Humors: „auf den Nachtwächter willſt Du Dich berufen? Nun, wenn das nicht lächerlich iſt, ſo gibt es nichts Lächerliches mehr auf der Welt — auf den Nachtwächter. Als ob ich nicht wüßte, wie Subjekte Deinesgleichen den Nachtwächer zu beſtechen im Stande ſind, daß er vor den Fenſtern der armen Frau ſtatt drei Uhr Morgens zehn Uhr Abends ſchreit — mit dem Nachtwächter — ein unglückliches Weib, die mit einem Mann leben muß, wie Du biſt, wird leider Gottes in all' dergleichen ſchändliche Kniffe eingeweiht. Und auf Deine Uhr ſoll ich ſehen, die Du vor der Thüre um Gott weiß wie viele Stunden zurückgeſtellt haſt — o, ich Verlaſſene, ich Unglückliche!"

Wir glauben ſchon vorhin bemerkt zu haben, daß Herr Scheppeler ſtatt ſeines gewöhnlichen einen Schoppens heute Abend deren zwei und einen halben getrunken hatte, noch dazu ſtärkeren Wein wie gewöhnlich, und daß er ſich deßhalb in einem aufgeregten Zuſtand befand. Dabei war es übrigens merkwürdig, wie ſich dieſer aufgeregte Zuſtand bei dieſem gleichförmig ruhigen Gemüthe zeigte. Eigentlich hätte man es keinen aufgeregten Zuſtand nennen können, nur eine etwas gehobenere muthvolle Stimmung, wo es Einem gar nicht darauf ankommt, einem halben Dutzend Teufel zu trotzen, und das mit der größten Gemüthlichkeit und Behaglichkeit, nicht unter Aeußerung heftiger Worte oder wilder Geberden, nein, ſtill vergnügt lächelnd zu einem ſanften, melodiſchen Pfeifen geneigt.

Alſo that der Steuerdirektor, während ſeine Gattin den unglücklichen Nachtwächter zerriß, und war ſeine Ruhe gerade nicht dazu gemacht, ſie zu beruhigen.

„Scheppeler,“ ſprach ſie mit eindringlicher Stimme, „ich hoffe, Du hörſt mich, ich will annehmen, daß Dein Rauſch nicht ſo furchtbarer Art iſt, daß Du nicht einmal mehr im Stande wäreſt, den wohlgemeinten Ermahnungen Deines unglücklichen Weibes Gehör zu ſchenken. Du ſprachſt vorhin von Deiner bekannten Solidität — nun, Scheppeler, Gott ſoll mich bewahren, daß ich dem Geklatſche böſer Zungen nur im Geringſten Aufmerkſamkeit ſchenke, aber daß in dem Herzen einer armen Frau, wie ich bin, von all' dem Vielen, was wohlmeinende, gutmüthige Freundinnen über Dich ausſagen, etwas zurückbleibt, das kannſt Du mir wahrhaftig nicht übel nehmen — o, über Deine bekannte Solidität, Scheppeler — ich ſage Dir, dieſes Etwas iſt ſtark genug, daß Einem die Haare zu Berge ſteigen.“

Zu anderen Zeiten hätte der Steuerdirektor wahrſcheinlich geſagt: „Aber, liebes Kind, wie kann man nur im Geringſten auf ſo müßiges Gerede der Leute gehen?“ Heute aber war er in Folge ſeines Fünfzehners ſo verſtockt, daß er nicht nur keine Antwort gab, ſondern ſogar ſtill in ſich hineinlächelte, ja, wenn der ſchwache Schimmer des Lächelns nicht täuſchte, ſo war er im Begriffe, ſeine Lippen zum Pfeifen zu ſpitzen.

„Soll ich Dir vielleicht ſagen, Scheppeler, was die Leute über Dich ſagen? Du behandelſt Deine Frau ſchlecht, Du verachteſt ihre reſpektable Familie, es ſei Dir gleichgültig, ob wir nur das nackte Daſein hätten, wenn nur Du Dich im Wohlleben herumwälzeſt — o, ſchweige ſtill, entgegne mir nichts darauf. Willſt Du mir vielleicht vorwerfen, es ſei für eine Frau genug, wenn ſie ſich mit ihren armen Würmern ſatt eſſen kann, willſt Du vielleicht ſagen, willſt Du mich glauben machen, ich hätte es gut in der Welt, während ich doch die Unglücklichſte unter allen Frauen bin, willſt Du das ſagen?“

Aber Herr Scheppeler ſchien gar nicht Luſt zu haben, überhaupt etwas zu ſagen, ja er ſpitzte nicht nur ſeinen Mund, er pfiff ſogar, freilich ſehr leiſe, aber die leichtſinnige und gewiſſenloſe Melodie des heiligen Auguſtin — unerhört!

„Es iſt ſchon gut, Scheppeler," ſagte ſeine Gattin nach mehreren tiefen und herzbrechenden Seufzern, „es iſt ſchon gut, Du thuſt, als ob Du mich nicht hörſt und willſt ſogar Dein böſes Gewiſſen durch Pfeifen übertäuben — ja, Dein böſes Gewiſſen — denn Du haſt ein ſchlechtes Gewiſſen — Du haſt das ſchlechteſte Gewiſſen von allen Deinen ſauberen Freunden, die doch gegen Dich wahre Biedermänner ſind. Da ſpricht man über den Rechnungsrath, ja, was thut denn der Rechnungsrath ſo Schlimmes? daß er oft in's Wirthshaus geht — o, das könnte man ihm ſchon verzeihen — aber Du! da ſagt man von Deinem Freunde Welſer, er hätte jede Woche eine andere Liebſchaft, — und das geht ja Niemand was an; Welſer iſt ledig — aber Du! Daß der Sperber ein Verſchwender iſt, hat er nur bei ſich allein zu verantworten — aber Du haſt Frau und Kinder, und daß Dein lieber Oberreviſor Schmirgel, obgleich er auch in keinem guten Rufe ſteht, gewiß nicht ſo unverzeihlich an den Seinigen handelt, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren — o, ich unglückliches, o, ich armes Weib!"

Ein paar Mal ſchon hatte Herr Scheppeler ſeine Gattin unterbrechen wollen, und auch jetzt ſaß ihm die Frage auf der Zunge, worin denn eigentlich ihr großes Unglück beſtehe, doch hatte er dieſe Frage ſchon oft gethan und wußte die Antwort auswendig.

„Worin ich unglücklich bin, möchteſt Du gerne wiſſen, Du Heuchler, der doch am beſten weiß, daß mir Alles fehlt, was eine Frau beanſpruchen kann."

Der gute Steuerdirektor hatte ſein Ausziehen beendigt und aufgehört, die Romanze vom heiligen Auguſtin zu pfeifen; er ſtieg in ſein Bett, löſchte das Licht behende aus und dachte, jetzt noch eine halbe Viertelſtunde, dann ſchlafe ich hoffentlich; o, es ſchlummert ſich ſo leicht nach einem Gewitterregen.

So war Herr Scheppeler nie geweſen, er hatte ſich nie unterſtanden, nichts zu ſagen oder ſogar zu pfeifen, er hatte ſtets ſo lange begütigende Worte geſprochen, bis Madame ihm geſagt: nun, ſie wolle es denn für dießmal gut ſein laſſen. Was ſie aber gut ſein laſſen wollte, darüber war gewiß der liebe Gott im Himmel bei all' ſeiner Allwiſſenheit eben ſo ſehr im Unklaren als er ſelber.

„Ah," dachte ſie, „er will einſchlafen, um mich nicht mehr zu hören, und doch habe ich noch den dritten Punkt zu erörtern." — —

„So, Scheppeler, alſo ſo weit biſt Du gekommen, und ſo tief ſchon geſunken, daß Du ein Recht zu haben glaubſt, allnächtlich gegen Morgen nach Hauſe zu taumeln — ja, zu taumeln, denn wer einen Rauſch hat, der taumelt, und Du haſt einen Rauſch — pfui, ſchäme Dich, ein Familienvater, ein Beamter, auf den ſein Chef etwas hält, wie er ſich einbildet — aber Du haſt ein Recht dazu, jede Nacht in dieſem Zuſtand nach Hauſe zu kommen, und Du, der ſich ſo beträgt, der ſo gar keine Schonung, keine Rückſicht kennt, der ſich aus Frau und Kindern nicht das Geringſte macht, willſt nicht einmal zugeſtehen, daß ich das unglücklichſte Weib auf der Erde bin, daß ich nichts mehr auf der Welt zu hoffen habe, und daß nur der Tod mir oder Dir Erlöſung bringt."

Bei dieſer Berufung auf das Ende der Tage zuckte der halbentſchlummerte Steuerdirektor unmuthig zuſammen; er liebte es nicht, wenn man vom Tode ſprach, und da dieſe Anführung immer als letzter Trumpf kam, entgegnete er mit ruhiger Stimme: „ſpreche nicht davon, rufe nicht jene dunkle Zeit aus ihren Schatten hervor, welche ohnehin früh genug kommt — Gott möge ſie noch lange Jahre ferne von Dir halten; und was Dich anbetrifft, ſo glaube mir, daß das Loos einer Wittwe kein beneidenswerthes iſt, ſelbſt wenn man ein ſolches Ungeheuer zum Manne hat, wie Du mich geſchildert."

Damit legte er ſich auf die andere Seite und hörte im Einſchlafen wie fern verhallenden Donner noch abgebrochene Sätze, als: „Lieber gar nicht leben, als ein ſolches Leben — wozu bin ich auf dieſer traurigen Welt — keine Ruhe, keinen Frieden — ſchlimmer kann's nimmer werden."

Nach einer Anzahl Seufzer, die ſich immer ſchwächer und weniger herzbrechend anhörten, je mehr ſich Madame Scheppeler überzeugte, daß der Steuerdirektor wirklich ſanft eingeſchlafen war, ſchloß auch ſie die müden Augen und ſchlief ebenfalls eine Minute darauf feſt und ruhig ein, wie nur ein ſo unterdrücktes, unſchuldiges und verkanntes Gemüth zu ſchlafen im Stande iſt. —

Als es nun wirklich Morgen geworden war, als der Tag graute und mit falbem Lichte in das Schlafzimmer drang, hatte die Steuerdirektorin einen böſen und finſteren Traum. Ihr träumte, ſie wäre erwacht und ſchaue noch voll des geſtern erlittenen Unrechtes hinüber zu ihrem Manne, und als ſie dieß gethan, ſchloß ſie haſtig ihre Augen wieder zu und rieb ſie heftig, um von dem gar zu traurigen Traume zu erwachen, dann blickte ſie wieder hin auf das Lager des Herrn Scheppeler, und da ſah ſie ihn, nicht roſig angeſtrahlt, erquickt von geſundem Schlafe, ſondern aſchgrau anzuſehen, mit erloſchenen Augen, die aber weit aufſtanden und furchtbar unheimlich die Decke anſtarrten; ſeine weißen Hände ruhten auf der Decke, und die krampfhaft zuſammengezogenen Finger hatten ein Stück derſelben erfaßt. — — — —

„Scheppe — —," ſie wollte den Namen ihres Mannes rufen, aber das Wort erſtarb ihr im Munde, und obgleich ſie es zwei- bis dreimal verſuchte, brachte ſie doch keinen hörbaren Ton hervor.

Sie ſtrich ſich haſtig das Haar aus dem Geſichte und dachte zuſammenſchauernd, „o, das iſt ein häßlicher Traum, aber ein Traum, Gott ſei Dank, ich habe mich geſtern Abend geärgert, ich war aufgeregt, und da träumt man immer ſo furchtbar und ſchwer."

Entſetzt richtete ſie ſich in ihrem Bette auf und brachte kaum die Worte zwiſchen ihren Lippen hervor, „wenn — ich nur — erwachen — wollte — aus dieſem Traume — — — —, gerechter Gott, es muß ja ein Traum ſein.“

Da knarrte leiſe die Thüre und das Stubenmädchen trat herein mit einer Flaſche friſchen Waſſers. Zu gleicher Zeit ſtahl ſich auch zwiſchen den Vorhängen hindurch ein freundlicher Strahl der Sonne in das Zimmer, und ſein helles Licht fiel gerade auf das Geſicht des Steuerdirektors.

Warum ließ das Stubenmädchen mit einem furchtbaren Schrei die Waſſerflaſche fallen, und warum erwachte Madame Scheppeler nicht aus ihrem Traume? — —

Weil ſie nicht träumte, ſondern weil das, was ſie ſah, furchtbare Wirklichkeit war, o, eine entſetzliche Wirklichkeit, die ſich in den nächſten Stunden von Augenblick zu Augenblick ſteigerte. Als ſie an das Lager ihres entſchlafenen Mannes ſtürzte, ſich über ihn hinwarf und mit Schmeichelnamen rief, die ihrem Munde ganz ungewohnt geworden waren, als die Dienſtboten nun laut weinend das Bett umſtanden und die Hände ihres Herrn küßten, der immer ſo gut und freundlich gegen ſie geweſen war — — — — und als nun die beiden Kinder, von dem Lärmen aus ihrem Bettchen aufgeſchreckt, halb angekleidet und zitternd unter der Thüre erſchienen, und, ohne die ganze Größe ihres Unglücks gleich ermeſſen zu können, doch ahnten, daß hier etwas Erſchreckliches geſchehen ſein müſſe — die armen Kinder, die nicht begreifen konnten, daß der Vater ſo ruhig und ſtill daliege, daß er ſo blaß ſei und ſo kalt, und daß ſein Mund kein freundliches Wort für ſie habe.

Der Knabe begriff ſchon eher die Größe ſeines Verluſtes; aber das kleine Mädchen, dem die Mutter in herzzerreißenden Worten und Tönen, nachdem ſie es krampfhaft in ihre Arme gepreßt, zurief, daß der Vater geſtorben ſei, — todt — todt, fragte, ob er denn morgen nicht wieder mit ihr ſprechen würde oder doch wenigſtens übermorgen.

Daß er ſie nie mehr mit liebendem Blicke anſchauen würde, daß er ſie nie mehr lächelnd auf ihren friſchen Mund küſſen würde, daß ſeine ſtarren Finger nie mehr ihr weiches Haar glätten, ihre Wangen berühren würden, daß er todt ſei — todt — das konnte ſie nicht begreifen, und es war noch ein Glück zu nennen, daß ſie es nicht faſſen konnte.

O, die furchtbaren Stunden des Morgens waren von einer unbeſchreiblichen Langſamkeit; jede ſchien eine Ewigkeit dauern zu wollen, und jede der ſechzig Minuten vermehrte das Leiden, vergrößerte den Schmerz, und faſt jede dieſer Stunden und Minuten brachte irgend Jemand von den Verwandten oder aus der Nachbarſchaft, denen das unerhörte Ereigniß unter ſtets erneuertem Erguß von Thränen erzählt werden mußte.

Darauf kamen im Kreislauf des Tages die Stunden der Erinnerung, alle gleich düſter, alle gleich ſchmerzbringend: die Zeit, wo er geſtern ausgegangen war oder zurückgekommen, wo er dieß oder das geſagt, was man eine Ahnung hätte nennen können, wo er mit den Kindern geſpielt, und bei ihnen noch ſo vergnügt und heiter war, während im Theezimmer die Theetaſſen klapperten — wo er vor der Thüre ſtehend mit Fräulein Klara geſprochen, und wo ſie zu ihm geſagt: „Sie könnten endlich mit Ihrer Frau Frieden halten!“ — ach, und nun hielt er Frieden, der gute Steuerdirektor, langen, tiefen Frieden, — ewigen Frieden — o, wenn er lieber hätte zanken wollen.

Fräulein Klara geſtand es übrigens ſich und Anderen nicht ein, daß ſie ihn zum Friedenhalten aufgefordert, nein, nein — Gott bewahre, das hatte ſie nicht gethan, ſie hatte nur geſagt, wann wird endlich in dem Hauſe einmal Frieden werden, und damit hatte ſie mehr ihre Schweſter als ihren Schwager gemeint — die Wahrheit mußte ſie ſagen: unter hundertmal war er es nicht geweſen, der den Streit ſo eigentlich angefangen — gewiß nicht.

Heute, als das Stubenmädchen den Tiſch deckte, hätte ſie um Alles in der Welt das Couvert für den Herrn nicht vergeſſen mögen; ſie legte es an ſeinen gewöhnlichen Platz, auch das Serviettenband von Perlen, geſtickt mit dem Namen

Eberhard, und als das kleine Mädchen die Serviette ſah, klatſchte es in ſeine Hände und ſagte vergnügt: „ſeht ihr wohl, daß Papa zu Tiſche kommen wird?“

Auch die Nacht kam wieder und es wollte der verwittweten Steuerdirektorin faſt unheimlich werden, als es nun zehn Uhr ſchlug, wo er gewöhnlich nach Hauſe zu kommen pflegte, wenn er ausnahmsweiſe Erlaubniß hatte, ins Wirthshaus zu gehen, und da konnte ſie ſich nicht enthalten, immer auf den Gang vor der Glasthüre draußen zu lauſchen, ob ſie ſeine Schritte nicht vernehme, und ob er den Schlüſſel nicht in's Schloß ſteckte. Er hatte eine eigene Art, den Schlüſſel raſch herum zu drehen, und daran erkannte ſie ihn, wenn er nach Hauſe kam. Vor der Thüre, ehe er in's Zimmer trat, pflegte er immer leicht zu huſten, während er ſich die Füße auf dem Strohboden abputzte, und wenn er in die Stube trat, ſo ſagte er, „guten Abend, Kinder,“ und wenn ſeine Frau allein war, „guten Abend, mein Kind“.

Ueber das Alles ſprachen die beiden Schweſtern unter Thränen und mit einer Aengſtlichkeit, als ſeien es die wichtigſten Ereigniſſe geweſen — „o Gott, mein Gott!“ rief ſchluchzend Madame Scheppeler, „wenn er doch wieder in's Zimmer treten wollte und wieder ſagen wollte, guten Abend, Kinder, wie würde ich ihm entgegeneilen, was ich ſo lange nicht gethan, wie würde ich ihm Hut und Stock abnehmen, was ich ſtets verſäumt, wie würde ich ihn mit einem herzlichen und freundlichen Geſicht empfangen, ſtatt mürriſch und verdrießlich ſitzen zu bleiben, wie es meine Gewohnheit war.“

Gegen Mitternacht fuhr die Wittwe bei jedem leiſen Geräuſche ſchreckhaft zuſammen, und um das zu überwinden, ſetzte ſie ſich an das Bett, auf dem der Entſchlafene lag, nahm ſeine kalte Hand und ſprach innig und herzlich mit ihm, wie ſie mit dem Lebenden lange nicht geſprochen. Erſt der anbrechende Tag brachte ihr etwas Schlaf, ja während ein paar Stunden einen ſo tiefen, feſten und geſunden Schlaf, daß ſie mit dem Gedanken erwachte, der geſtrige Tag habe ihr nur geträumt. Aber es war kein Traum, denn dem geſtrigen ſchweren Tage folgte heute ein noch ſchwererer. Es kamen nun jene Stunden, wo die geſchloſſenen Fenſterläden nur ein ſpärliches Licht durchlaſſen, wo der Geruch von Blumen das Zimmer durchduftet, wo Alles leiſe hin- und herſchleicht, als fürchte man ſich, einen tiefen Schlafenden aufzuwecken, wo Handwerksleute aus- und einſchleichen, ſich in dem betreffenden Zimmer flüſternd unterreden und dort Unheimliches vornehmen.

Und wieder eine Nacht, der der ſchwerſte Tag folgt: der Blumenduft iſt durchdringender geworden, in dem betreffenden Zimmer herrſcht ein noch unheimlicheres Getreibe, man vernimmt einen Ton, wie wenn ſich Eiſen auf Eiſen bewegt, und dieſer Ton dringt der Wittwe tief in's Herz; die ſchwarzgekleideten Dienſtboten bringen ihre Taſchentücher gar nicht mehr von den Augen weg, die armen Kinder ſitzen zuſammengeſcheucht in einer Ecke ihrer Stube, der Knabe weint heftig und umſchließt mit den Armen ſein Schweſterchen, das aus lauter unverſtandener Alteration ermüdet in Schlaf geſunken iſt — der feſte, gleichförmige Schritt von Männern, die etwas Schweres tragen, dröhnt durch die Zimmer und durch den Gang; von der Straße herauf hört man flüſternde Menſchenſtimmen und den ſummenden Lärm einer zahlreich verſammelten Menge; Pferdehufe klingen faul und ſchläfrig auf dem Pflaſter, und das dumpfe Rollen eines Wagens hört plötzlich vor dem Hauſe auf.

In der Wohnung füllen ſich die Zimmer mit leidtragenden Freunden und Bekannten; die genauen Freunde des Hauſes treten einen Augenblick zur Wittwe ein, reichen ihr ſtumm mit zuſammengepreßten Lippen die Hand, und jedes Wort des Troſtes, das ſie ihr ſagen, vermehrt ihren Schmerz. Da war der Oberregierungsrath und der Oberreviſor, da war Herr Welſer und der Rechnungsrath. Die Wittwe faßte die Rechte des Letzteren mit ihren beiden Händen und ſagte ihm mit vor Schluchzen erſtickter Stimme: „Sie waren der letzte ſeiner Freunde, der eine vergnügte Stunde mit ihm zugebracht, Sie gingen mit Ihm nach Hauſe, hier Ihre Hand empfing ſeinen letzten Händedruck — o Gott, auch Sie werden ihn nie wieder ſehen.“

„Nie, nie,“ erwiederte der Rechnungsrath ſchmerzlich bewegt, indem ſeine Augen heftig zwinkerten, „nie werde ich ihn wieder ſehen, aber ich werde fühlen, wie ſehr er mir fehlt, ein ſo ehrliches, treues, ein ſo durch und durch braves Herz.“

Mehr vermochte er nicht zu ſprechen, und eilte den Andern nach in das Nebenzimmer, deren Thüre er in ſeinem Schmerze halb geöffnet ließ. Sie ſank in die Ecke ihres Sophas zurück und drückte ihr Taſchentuch vor die Augen. In dieſem Nebenzimmer befand ſich unter Anderen auch der Departementschef, unter dem der ſelige Steuerdirektor gedient, und was die Herren dort zuſammenſprachen, konnte die Wittwe deutlich verſtehen, und trafen einzelne Aeußerungen ſchwer ihr Herz.

Alle lobten den Verſtorbenen als Menſchen und Geſchäftsmann, Jeder erwähnte einer neuen vortrefflichen Seite deſſelben.

Von ihr war nicht die Rede.

Wie er ſtets mehr als ſeine Pflicht gethan, davon ſprach ſeine Excellenz der Departementschef, wie er häufig lange nach den Bureauſtunden gearbeitet, um ungeſtört eine ſchwierige Ausarbeitung zu machen, wie er das Muſter eines Beamten in jeder Richtung geweſen ſei, wie man ſchwer einen Erſatz für ihn finden könne. Und wie brachte er ſeine Freiſtunden zu, fuhr Seine Excellenz fort, meiſtens im Kreiſe ſeiner Familie, mit ſeiner Frau oder mit ſeinen Kindern ſpazieren gehend.

Von ihr war weiter nicht die Rede.

„Ich glaube,“ ſprach der Departementschef nach einer Pauſe, „ins Wirthshaus ging der gute Scheppeler wenig.“

„Excellenz,“ entgegnete der Rechnungsrath, „ich weiß das genau, höchſtens die Woche einmal trank er in unſerer Geſellſchaft von halb neun bis zehn Uhr einen einzigen Schoppen — er war ein zuverläſſiger, vortrefflicher Freund.“

„Ein Mann, auf den man ſich verlaſſen konnte.“

„Die Redlichkeit ſelber.“

„Solid und ſparſam.“

„Ich glaube nicht, daß er je einen Kreuzer Schulden gemacht hat, und doch hatte er große Ausgaben, wie man ſagt.“

„Ja, ja, in dieſem Hauſe wurde viel verbraucht, man lebte auf einem faſt mehr als anſtändigen Fuße.“

Von ihr war nicht geradezu die Rede.

„Der arme Scheppeler, er hat, wie man ſagt, nicht beſonders viel davon gehabt.“

„Tröſt' ihn Gott, er hatte ſeine Laſt, die er nun niedergelegt hat.“

„Er war in jener Richtung zu gut.“

„Und wurde nicht anerkannt.“

„Gewiß nicht, von jener Seite her.“

„Armer Scheppeler, armer Freund!“

Von ihr war nicht geradezu die Rede.

„Wird Vermögen da ſein?“ fragte Seine Excellenz.

„Nicht viel,“ erwiederte der Rechnungsrath.

„Mich dauern in dieſem Falle nur die armen Kinder.“

„Ja, die armen Kinder, er hatte ſie ſo lieb, der gute Scheppeler.“

Von ihr war noch immer nicht die Rede.

Ein furchtbarer, herzdurchzitternder Klang machte dieſer Unterhaltung im Nebenzimmer ein Ende und brachte die Wittwe einer Ohnmacht nahe: es waren die Glocken, die vom Kirchthurme herab ein Zwiegeſpräch begannen über ihre traurige Pflicht, wiederum einem braven Bürger ihr melodiſches Geleite geben zu müſſen. Wenn man ſo, erfüllt mit tiefem Schmerze, auf dieſe Klänge lauſcht, ſo hört man die guten Glocken, unſere treuen Freunde, welche uns in das Leben einführten, uns bei allen feierlichen Veranlaſſungen in demſelben treulich zur Seite ſtanden, tröſtend und ermunternd, förmlich zuſammenreden, und es iſt gerade ſo bei einer Veranlaſſung wie die heutige, als klagten ſie mit uns und ſängen das Loblied des Dahingeſchiedenen.

Daher mag es denn wohl auch kommen, daß dieſe Klänge ſo furchtbar unſer Herz ergreifen. Glauben wir doch in ſolchen Augenblicken, unſer Schmerz ſei keiner Steigerung fähig, und doch gibt es hier noch eine entſetzliche Steigerung, es iſt jener nie zu vergeſſende Moment, wo das dumpfe Rollen des Wagens vor dem Hauſe wieder beginnt, wo ſich die zurückbleibende Wittwe rückſichtslos an das Fenſter wirft, um einen letzten Blick zu ſchenken dem blumengeſchmückten Wagen, der ihr das Theuerſte, was ſie beſaß, für immer und immer entführt. Unaufhaltſam ſchwankt der Wagen dahin, noch zwei Umdrehungen der Räder und er iſt ihrem Auge entſchwunden.

Fahre wohl! Fahre wohl!

Dieſem ſchrecklichen Tage folgte nun, was folgen mußte, aber es war gerade nicht ſo, wie es die Frau Scheppeler erwartete. Die Bekannten, die guten Freunde und Freundinnen bezeigten ihr allerdings das herkömmliche Beileid, aber durch ihre Reden wehte häufig ein verletzend kalter Hauch, unter ihre Troſtesworte war manches Tröpfchen Wehrmuth gemiſcht. „Ja,“ ſagte die Rechnungsräthin, „wie raſch uns ein ſolches Unglück treffen kann, wie ſehr würde ſich Manche bemühen, ihrem Manne das Leben angenehm zu machen, gewiß, werthe Scheppeler. Manche läßt ſich oft durch Kleinigkeiten hinreißen, und glaubt, durch Verdruß und böſe Worte das zu erreichen, was durch freundliches Entgegenkommen und gute Worte viel leichter zu erringen wäre; namentlich ſollten wir uns hüten, dem Gerede der Leute Glauben zu ſchenken, und das thut doch Manche, leider Gottes. Bei Ihnen hat das freilich wohl nie der Fall ſein können, denn war der ſelige Scheppeler nicht das Muſter eines Mannes? Wie oft hat mir der Rechnungsrath erzählt, daß er immer Punkt zehn Uhr nach Hauſe gegangen ſei, um Ihre Nachtruhe nicht zu ſtören. Ach ſo viel Liebe und Aufmerkſamkeit — nicht wahr, liebe Scheppeler, Sie haben ihm das während ſeines Lebens mit gleicher Liebe vergolten? Ach, es müßte für eine Wittwe eine fürchterliche

Erinnerung ſein, wenn ſie ſich ſagen müßte, ſie habe ihren Mann nicht ſo behandelt, wie er es verdient. Sie ſehen die Thränen in meinen Augen, glauben Sie mir, ich fühle Ihr ganzes Unglück, o, das Loos der Wittwe, die einen guten, lieben und treuen Mann begraben hat, muß fürchterlich ſein. Und was machen die Kinder, die guten, lieben, armen Kinder? Wie hing der Steuerdirektor mit ganzer Seele an ihnen! Gewiß fühlen ſie ſich recht verlaſſen; o, ich kann mir's denken, ach, es wird ja mit den armen Kleinen ſo Manches anders werden müſſen, ich kann mir das lebhaft denken, und auch mit Ihnen, beſte Frau Scheppeler, eines folgt aus dem andern. — Iſt es wahr, haben Sie draußen in dem Birkengäßchen gemiethet? die Kriegsräthin hat es mir geſagt."

Madame Scheppeler ſchüttelte mit dem Kopfe, ehe ſie zur Antwort gab: „von mir kann die Kriegsräthin das nicht erfahren haben, ich habe ſie lange nicht geſehen."

„Lange nicht geſehen? o, das iſt Unrecht von der Kriegsräthin, ſo muß man ſeine Freunde nicht vernachläſſigen — ja, ſie war es," fuhr die Sprecherin nachdenklich fort, „ſie hat es mir geſagt neulich im Theekranz — — Sie gehen wohl nirgends hin, liebe Scheppeler?"

Die Wittwe ſchüttelte ſtumm mit dem Kopfe, dann ſagte ſie: „Nach den traurigen Erfahrungen, die ich gemacht, bleibe ich lieber für mich, es iſt beſſer ſo, finden Sie es nicht auch?"

„Im Grunde haben Sie Recht," entgegnete die Rechnungsräthin, „ich glaube, ich ziehe mich auch von der Geſellſchaft zurück, wenn Sie aber nächſtens eine Taſſe Kaffee ganz unter uns trinken wollen, ſo bitte ich, es mir ſagen zu laſſen."

„Ich danke recht ſehr," erwiederte Madame Scheppeler in einem etwas trockenen Tone.

Ach, ſie hatte mit denen, die ſich ihre vertrauteſten Freundinnen früher nannten, ſchon bittere Erfahrungen gemacht, ſie hatte es ſchon ſchmerzlich empfunden, ſie fing an zu fühlen, was das Loos einer Wittwe ſei. Oft, wenn ſie wieder eine herbe Erfahrung machte, ſtützte ſie den Kopf in beide Hände und ſaß ſtundenlang brütend ſo da, alsdann zogen langſam an ihr vorüber die Bilder vergangener Tage und Stunden, leider, leider in trüber Färbung, und zeigten ihr in finſtern, mißvergnügten Geſichtern meiſtens ihr eigenes Bild. Andere noch ſchlimmere Schatten legten ſich an ihr Ohr und flüſterten ihr wie in hämiſcher Schadenfreude zu: „Biſt Du jetzt endlich zufrieden geworden? haſt Du das Glück gefunden, das Dich, wie Du damals behaupteteſt, ſo hartnäckig floh? ſind Dir die Menſchen jetzt recht, an denen Du in jener Zeit etwas auszuſetzen hatteſt? lebſt Du jetzt behaglich und glücklich, ſeit er Dich nicht mehr quält und plagt, er, der Dich ja, wie Du beſtändig klagteſt, auf alle Weiſe vernachläſſigte, er, der ſich um Dich nicht bekümmerte, der Dich nicht achtete, der Deine Familie verdammte, der in den Wirthshäuſern herumzog, ſtatt bei ſeinen Kindern zu bleiben, er, der trotz ſeiner angeſtrengten Arbeit nie genug thun konnte, um Dir das Leben leicht und angenehm zu machen, Dein freudloſes, elendes Daſein, wie Du damals ſagteſt, Deine harte, verkümmerte Exiſtenz.“ —

Wenn die Erinnerung vergangener Tage ſo auf ſie einſtürmte, dann glitt ihr Haupt langſam auf den Tiſch nieder, an dem ſie ſaß, oder ſie ſprang empor und drückte ihre Kinder an ſich, als ſollten die armen, unſchuldigen Geſchöpfe ſie in Schutz nehmen vor jenen finſteren Gedanken, doch ließen ſich dieſe nicht ſo leicht verſcheuchen; o, es war furchtbar, ſie klangen ſchwer und zermalmend aus manchen Worten der Kinder hervor.

„Wir gehen gar nicht mehr in den ſchönen Garten, wo wir damals ſo oft waren, als mein lieber Vater noch da war,“ klagte das Mädchen.

„Und gefahren ſind wir auch ſeit jener Zeit nicht mehr,“ ſagte der Bube, „ich habe unſeren Wagen oft geſehen, aber es ſaßen andere Kinder darin, und wenn ich den Kutſcher grüßte, ſo hat er nicht, wie früher, freundlich mit dem Kopfe genickt und mir gewinkt, ich ſolle zu ihm auf den Bock ſteigen.“

„Und Steiner's Marie kommt auch nicht mehr zu mir; neulich waren die anderen Mädchen an ihrem Hauſe, mich hat ſie vergeſſen."

„Ja, Herr Welſer, der immer ſo luſtig war, und der Herr Rechnungsrath und der Herr Sperber kommen auch nicht mehr zu uns, und Vaters Oberreviſor ſchien mich neulich auf der Straße gar nicht mehr zu kennen, denn als ich ihm die Hand reichen wollte, ſah er mich lange durch die Brillengläſer an, ehe er ſagte: ‚ah, du biſt es, Kleiner'. Sonſt nahm er mich mit und ſchenkte mir einen Apfel oder einen Bindfaden."

„Sei zufrieden," ſagte das Mädchen altklug, „ich weiß doch, daß der Vater wiederkommt, gewiß, ich weiß es ganz genau, und dann geht Alles wie früher, nicht wahr, Mama? dann gehen wir wieder in unſere Wohnung, dann ziehſt Du hübſchere Kleider an, dann kommt der Kutſcher wieder, dann laden mich die anderen Kinder wieder ein, und dann iſt Alles wieder gut — o, wie freue ich mich darauf, und auf den lieben Vater, wenn er wiederkommt."

„O, das iſt furchtbar, unerträglich," ſeufzte in ſolchen Augenblicken die Wittwe, aber Alles, was die Kinder von ihrem kleinen Geſichtskreiſe aus, von ihrer jetzigen Lage merkten, das empfand ſie gerade ſo, nur ernſter, gehäſſiger und verletzender.

Wie waren die meiſten Freunde des ſeligen Scheppeler ſo verwandelt gegen ſie, wie kühl grüßte Seine Excellenz der Departementschef, wenn er ſie je einmal grüßte; gewöhnlich wandte er den Kopf zur Seite, wenn er an ihr vorüberging. Und ihre ehemaligen Freundinnen — o, nicht eine war ſich gleich geblieben, Alle ſchienen ſich kaum noch zu erinnern, daß es überhaupt einmal eine Steuerdirektorin Scheppeler gegeben. Was hatte man ihr nicht Alles erzählt, was einige von ihnen, namentlich die Rechnungsräthin, über ſie geſagt: „Wenn es Jemand Recht geſchehen iſt," ſprachen die guten Freundinnen unter ſich, „einmal zu fühlen, wie es nach ſolchem Uebermuthe thut, wenn man plötzlich tief und unten zu ſitzen kommt, ſo dieſer Scheppeler mit ihrer hochmüthigen Familie. War dieſer Frau etwas recht oder gut genug, hatte man nicht glauben ſollen, ſie ſei eine geborene Prinzeſſin und laſſe ſich nur ſo allergnädigſt unſeren ſchlechten Umgang gefallen? Und wie hat ſie es dem guten Steuerdirektor gemacht? dieſem redlichen, braven Manne. O, einen beſſeren gab es nicht und wird es nie geben, wie hat ſie ihn geplagt und mißhandelt, ein wahrer Hausdrache,“ ſetzte die Rechnungsräthin entrüſtet hinzu, „ich könnte erzählen, wenn ich wollte; mir hat der Rechnungsrath anvertraut, an jenem Abend ſei der gute Scheppeler ganz zerſtört in's Kreuz geſchlichen, es iſt das eines der anſtändigſten Weinhäuſer, die es gibt, aber ſie gönnte es dem armen Manne nicht, dorthin zu gehen, dieſe böſe Sieben, und da mußte er's heimlich thun, Gott, und er kam ſo ſelten, höchſtens die Woche einmal. An jenem Abende nun ſei er in ſo gedrückter Stimmung geweſen, daß es Alle gejammert habe, er hätte viel geſeufzt, und da ſie zufällig von einem Bekannten geſprochen, der vor einigen Tagen geſtorben, ſo habe er geſagt: ‚Dem iſt wohl, was iſt das Leben? ein Jammerthal, der Tod muß uns willkommen ſein als Eden unſerer Leiden.‘“

„Sagt,“ ſchloß die gefühlvolle Rechnungsräthin entrüſtet, „wie haben wir uns in der Frau getäuſcht!“

„Und ſie will gegen uns thun, als ſei nichts vorgefallen,“ meinte die Kriegsräthin, „aber ich habe ſie's fühlen laſſen; wenn man einen ſo braven Mann hat, wie der Scheppeler war, ſo muß man ihn auch darnach behandeln; o, es iſt jammervoll.“

„Herzbrechend, unerhört!“ Mit einigen tiefen Seufzern wurde hierauf die Unterhaltung geſchloſſen.

Das Loos der Wittwe — — — — O, ſo herb es war, oft unerträglich, wenn die Erinnerung vergangener Tage oder Erfahrungen der neueren Zeit auf Madame Scheppeler einſtürmten, ſo war in ihrem Innern doch etwas, was alles das Bittere, was ſie erleben mußte, gewiſſermaßen abſchwächte und weniger verletzend machte. Sie lebte, wie man im Traum zu leben pflegt; ſie ſchaute und empfand die Dinge um ſich her im Entfernteſten nicht mehr ſo ſcharf und beſtimmt wie früher. Vielleicht waren ihre ſonſt ſo hellen Augen von dem vielen Weinen geſchwächt und umflort, vielleicht hat ihr Herz durch tiefes Leid an ſeiner Kraft verloren; es war ihr, als ſeien die Menſchen um ſie her, ſowie alle übrigen Gegenſtände, ja, ihr ganzes Denken und Fühlen mit einem leichten Flor verhüllt. Nur etwas blieb bei allem dem in einer Klarheit vor ihr ſtehen, die ſie häufig ſchaudern ließ, das waren die drei furchtbaren Tage nach dem Tode ihres Mannes, und wenn dieſe Erinnerung ſo recht grauſam über ſie hereinbrach, ſo fand ſie einen Troſt, einen Balſam für ihr wundes Herz, das war ein Beſuch auf ſeinem Grabe. Da ſaß ſie ſtundenlang auf einem einfachen Hügel, ordnete die Roſen, welche ſeine Freunde, als ihr Schmerz noch lebendig war, dorthin gepflanzt, oder legte einen beſcheidenen Blumenſtrauß auf den grünen Raſen. Die Kinder ſtanden eine Zeit lang bei ihr, blickten auf die Erde nieder und ergingen ſich, wie Kinder zu thun pflegen, in herzzerreißenden Fragen, was wohl der Vater mache, wo er ſei, ob er ſie ſähe und an ſie denke.

Die Mutter ließ es gerne geſchehen, wenn ſie ſich darauf zwiſchen niedrigen Grabſteinen und Kreuzen verloren, um ſie mit ihren ſchmerzlichen Gedanken allein zu laſſen; ach, die Ruhe hier that ihr ſo wohl, das wehende, flüſternde Gras, der Geſang eines Vogels, der goldene Kuß der ſinkenden Sonne, das Alles löſte den bitteren Schmerz, der ihre Seele erfüllte, ſanft und lindernd auf und gewährte ihr in der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung eine Ruhe, einen ſolchen Frieden, wie ſie ihn nirgends anderswo zu finden vermochte. Der Duft des Graſes und der Blumen betäubte ſie, ſchläferte ſie ein, und in einem ſolchen Augenblicke lehnte ſie ihren Kopf an das ſchmuckloſe hölzerne Kreuz und entſchlummerte.

Ja, niedergeſunken auf das Kreuz war ſie eingeſchlafen, und während dieſes Schlummers war es ihr, als ſpräche die ihr ſo wohlbekannte Stimme von dem Kreuze, daß es ein hübſches Kreuz ſei, daß man ſich ſeiner nicht zu ſchämen brauchte, daß eine Menge der anſtändigſten Leute unter ſeinem beſſeren ſchlummerten — daß das Kreuz einmal das Kreuz ſei, daß Jedermann ſein Kreuz habe, daß man dem Kreuze Unrecht thue, und daß es ſehr zu wünſchen wäre, wenn das Kreuz wieder recht zu Ehren käme. — — — —

Damit erwachte ſie, fuhr empor und ſtrich ſich erſchreckt, faſt entſetzt ihr herabgeſunkenes Haar aus dem Geſichte — ſie war nicht auf dem Friedhofe, ſie befand ſich in ihrem Zimmer, ſie kniete nicht am Grabe ihres Mannes, ſie ſaß aufrecht in ihrem Bette; etwas nur blieb, wie es ſoeben geweſen, ihre gefalteten Hände, ihre ſtrömenden Zähren. Dann erhob ſie dieſe gefalteten Hände an ihre naſſen Augen und horchte zitternd und zagend der bekannten Stimme, die neben ihr ſprach. O, wie fürchtete ſie, ſie möchte in der nächſten Sekunde den Klang der Stimme nicht mehr hören, wie blickte ſie um ſich her in faſt wahnſinniger Angſt, ihr vom freundlichen Strahl der Sonne beleuchtetes Zimmer würde ſich mit einem Male verwandeln in den friedlichen, aber ſo traurigen Ort, an dem ſie im Geiſte ſoeben geweſen. Aber es blieb wie es war: die Sonne ſchien durch die blauen Vorhänge, das Zimmer verwandelte ſich nicht im Geringſten, und der Klang der bekannten Stimme blieb derſelbe, als dieſe liebe, gute, ſo lange nicht mehr gehörte Stimme ſprach: „Kind, Du haſt einen ſchweren Traum gehabt, ich hätte Dich gerne geweckt, aber ich mochte das nicht thun, weil Du es nicht gerne haſt.“

„O, hätteſt Du mich geweckt,“ ſagte ſie mit vor Freude zitternder Stimme und mit einem ſo herzlichen Ausdrucke derſelben, wie er ihn lange nicht gehört, „hätteſt Du mich ſchon vor Stunden geweckt und mir lieber erzählt, wie Du Dich geſtern amüſirt — ich glaube, ihr waret im Kreuz, nicht wahr, lieber Scheppeter?“

„O, laß das gut ſein, liebes Kind,“ ſagte er etwas befangen, Du weißt, der Rechnungsrath geht gerne dahin, der Rechnungsrath iſt mein guter Freund, wir plaudern ſo behaglich zuſammen, und der Rechnungsrath ſchwört hoch und theuer, das Kreuz ſei das anſtändigſte Wirthshaus, das er kenne.“

„Und der Rechnungsrath hat Recht,“ ſagte ſie eifrig, „ich habe es aus ſehr guten Quellen erfahren, und wenn Du auch ein paarmal wöchentlich in's Kreuz gehſt, lieber Scheppeler —“

„Wöchentlich ein paarmal? Du irrſt, liebes Kind.“

„Nun, ich meine nur ſo, es könnte ja ſein, und es würde mich wahrhaftig freuen; wenn Du alſo auch wöchentlich ein paarmal in's Kreuz gehſt, ſo ſollteſt Du doch darüber andere ſolide Wirthshäuſer, wo Du auch Freunde findeſt, nicht ſo ganz vernachläſſigen, man lobt ſehr den Hirſch und den ruſſiſchen Hof. Gewiß, lieber Scheppeler, ein Mann, der den ganzen Tag angeſtrengt arbeitet wie Du, der kann ſich Abends ſchon eine anſtändige Erholung gönnen.“

Der gute Steuerdirektor wußte nicht wie ihm geſchah, er ſchaute ſeine Frau einigermaßen verlegen von der Seite an, doch bemerkte er in ihrem Geſichte nichts von dem bekannten ſtechenden Blicke, von den, bei ähnlichen Veranlaſſungen zuſammengekniffenen Lippen um den zuckenden Mund; ſie blickte ihn freundlich lächelnd, frei und offen an. Ja, als er faſt ſtotternd ſagte: „geſtern Abend war es ein bischen ſpät, aber man kann nicht immer, wie man will, man wird zuweilen aufgehalten,“ gab ſie freundlich zur Antwort, „wie ſpät wird es geweſen ſein, vielleicht zwölf Uhr vorüber, wenn Du nur heute Morgen keine Kopfſchmerzen haſt, ſo mußt Du Dir daraus nichts machen.“

Kopfſchmerzen hatte er keine, aber das, was er hörte, ſauste ihm ſonderbar durch das Gehirn. Während er ſich ankleidete, blickte er einige Male verſtohlen und mißtrauiſch auf ſeine Gattin, ob ihm nicht ein höhniſches Lächeln anzeige, das Alles von vorhin ſei nur ein grauſamer Scherz geweſen.

Aber ſie lachte nicht höhniſch, ſie that alle ihre Geſchäfte mit einer unbekannten Milde und Freundlichkeit, es war kein Scherz geweſen — — — — mit der Frau mußte was ganz Abſonderliches vorgefallen ſein. Wie freute ſich der gute Steuerdirektor, wie heiterte ſich ſein ſorgenvolles Gemüth auf, wie war er glücklich und darum luſtig, wie war er luſtig und darum einer der angenehmſten Ehemänner, die man ſich denken konnte.

Einmal während des Kaffeetrinkens, als Madame Scheppeler zu bemerken glaubte, es fehle ein Stückchen Zucker in der Zuckerdoſe, leuchtete es unheimlich auf in ihrem Auge, aber nur einen Moment, dann ſagte ſie in gutmüthigem Tone: „pah, was thut's auch, das ſoll uns die Laune nicht verderben“.

Und Das und Aehnliches und Schlimmeres war fortan in der That nicht mehr im Stande, die gute Laune der Frau Scheppeler zu verderben, die Laune einer liebevollen, freundlichen und herzlichen Gattin, die ſie von da an ihrem Manne war und blieb.

Der Steuerdirektor erfuhr niemals, welche Veranlaſſung an dieſer plötzlichen und auffälligen Umwandlung ſchuld geweſen. Er war mit dem Reſultate zufrieden, das ihn zum glücklichſten Manne gemacht.

Der Blaubart.

Es war einmal ein Kriegsrath und eine Kriegsräthin, die hatten drei Töchter und lebten in einer ſtillen Straße der Stadt, wo ſie im dritten Stocke eines beſcheidenen Hauſes ein für kleine Verhältniſſe anſtändiges Quartier hatten.

Der Kriegsrath war ein langer dürrer Mann, von dem man hätte glauben können, daß, als er ausgewachſen war, ſein Hals noch einen ganz beſonderen Schuß in die Höhe gethan habe; denn dieſer Körpertheil war zu einer unverhältnißmäßigen Länge gediehen, ſo daß ſein Kopf, obwohl er nicht unter der Größe eines gewöhnlichen Menſchenkopfes war, doch verhältnißmäßig wie etwas zu klein gerathen ausſah. — Die Kriegsräthin, obgleich nicht klein zu nennen, hatte mehr in die Breite zugeſetzt und war eine runde behagliche Frau, bei welcher Eſſen und Trinken, ſowie überhaupt alle Pflege, die ſie ſich angedeihen ließ, außerordentlich gut, ja ſichtbar anſchlug. Dazu trug wohl auch ihr Temperament Vieles bei, ihre beſtändige Gemüthsruhe, das heißt beſtändig in Frohſinn und Heiterkeit. Sie nahm die Welt wie ſie war, begnügte ſich mit dem was ſie hatte, ſagte nie Jemand etwas Böſes nach, ſuchte vor allen Dingen die heitere Seite und hatte das Glück, über die geringſten Kleinigkeiten herzlich lachen zu können. Da ſie nach dieſer wahren Schilderung eine ausgezeichnete Frau war, die ihren Mann aufmerkſam und ſanft behandelte, ſeinen kleinen Schwächen nachſah, denn ſelbſt ein Kriegsrath hat kleine Schwächen, ihre Kinder gut erzog, ihrem Hausweſen auf's Beſte vorſtand, ſo kann man ſich denken, daß dieſe Ehe gleichfalls eine vortreffliche genannt werden konnte.

Daß ſich der Kriegsrath und die Kriegsräthin in jeder Beziehung ſo gut verſtanden, lag auch ſchon in der Ungleichheit der beiden Charaktere, denn das Wort des Dichters:

Wo Starkes ſich und Mildes paaren,
Da gibt es einen guten Klang,

iſt ein durchaus wahres Wort. Der Kriegsrath war ſowohl in ſeinem Aeußern wie in ſeinem Innern das ſtrikte Gegentheil ſeiner Frau, und ernſt wie ſeine Geſtalt war auch ſein Charakter, man hätte ſagen können, eine trockene gediegene Maſſe, zuverläſſig und ernſt wie Felſen, der aber von keiner humoriſtiſchen Ader durchzogen war, und auf dem die rieſelnden Bäche des Frohſinns und der Laune nicht im Stande waren, heiteres Moos und luſtige Ranken anzuſetzen. Seine Rede war kurz und beſtimmt und ging, abgeſehen von ſeinen nothwendigen Vorträgen im Kollegium, ſelten über das Allernothwendigſte hinaus. Dabei war er übrigens heiterer Geſellſchaft nicht abgeneigt, und wenn er auch zur Belebung derſelben aktiv nicht viel beitrug, ſo war er dagegen paſſiv ein höchſt dankbares Publikum, und wenn ſich bei einer pikanten Anekdote ſeine Mundwinkel etwas Weniges verzerrten, ſo war das für den Erzähler eine größere Belohnung, als wenn ein Anderer aus vollem Halſe lachte. Auch geſchah es hie und da, wenn er ganz beſonders angeregt war, daß er irgend eine wunderbare Bemerkung zum Beſten gab, wunderbar deßhalb, weil eine ſolche, aus des Kriegsraths Munde kommend, als etwas ganz Beſonderes angeſehen wurde, und gewöhnlich Stoff zu irgend einem dankbaren Geſprächsthema bot.

Der Kriegsrath liebte ſchwarze oder wenigſtens dunkle Kleider und trug dazu gerne eine weiße Halsbinde, was indeſſen die Höhe ſeines Halſes durchaus nicht verminderte. — Die Bedächtigkeit und Ruhe ſeines ganzen Weſens zeigte ſich auch am Alter ſeiner Kinder: dieſelben hatten nicht in ſtürmiſch raſcher Folge die Welt betreten, ſondern zwiſchen dem Erſcheinen derſelben lag eine gemeſſene Anzahl von Jahren, ſo daß die jüngſte Tochter Pauline noch mit ihren Puppen ſpielte, während die älteſte, Sophie, als reife Blume aus des Lebens Frühling in den Sommer des Lebens übergetreten war und anfing darüber zu philoſophiren, daß die Beſtimmung eines Mädchens nicht gerade die ſei, dem erſten Beſten, der ſich zeige, ſo gränzenloſes Vertrauen zu ſchenken, als überhaupt dazu gehöre, Jemand zu heirathen. Doch mochte dieſes wohl daher kommen, daß ſich vor einigen Jahren bei Sophie wohl der Erſte aber nicht der Beſte präſentirt hatte: ein ältlicher Oberlieutenant der Infanterie nämlich, der ein paar Dutzend Dienſtjahre und Ballſaiſons hinter ſich hatte, und nach Ablauf der erſteren noch ſo furchtbar weit vom Avancement zum Hauptmann entfernt war, daß er dieſes Glück nach menſchlicher Berechnung nicht vor dem Eintritt in das Greiſenalter erreichen zu können hoffen durfte, und der nach der Verrauſchung einer gleichen Anzahl durchtanzter Winter keine Jungfrau bethört hatte, die im Stande geweſen wäre, die geſetzliche Kaution zu erlegen, und ihn auf dieſe Art erheirathet hätte, zeigte ſich willfährig durch die Hand des Vaters zur Hand der Tochter zu gelangen, indem er den Wunſch ſeiner Seele ausſprach, durch die Bemühungen des Kriegsraths eine anſtändige Civilverſorgung zu erlangen, an welcher Sophie als ſeine Lebensgefährtin ihren Antheil haben ſolle.

Ueber die Zumuthung eines ſolchen Protektionsverfahrens hatte das Rechtsgefühl des Kriegsraths anfänglich geſchaudert, doch da die Stelle, auf welche der Oberlieutenant ſpekulirte, nicht im Departement des Kriegs zu vergeben war, und er alſo mit den Collegen eines andern Departements auf die unverfänglichſte Art reden konnte, ihm auch hart zugeſetzt wurde durch die feuchten, wehmüthigen Blicke ſeiner Tochter, durch ihre ſtillen Seufzer und lauten Bemerkungen, daß man natürlicher Weiſe ſtets bereit ſei, für Andere etwas zu thun, aber nie für die Seinigen, daß man für ihren Kummer weder Augen noch Herz habe, daß man dem jungen Sekretär, der neulich angeſtellt worden ſei, bereitwilligſt zu dieſer Anſtellung geholfen hätte, damit er ihre Feindin heirathen könne, jene naſeweiſe Perſon, die ſich unterſtanden, ihr neulich zu ſagen, die Schuld, keinen Mann zu finden, liege an den meiſten jungen Mädchen ſelbſt, ſo wurde er nach und nach mürbe gemacht und that ſeine Schritte für den ältlichen Oberlieutenant, der denn auch die Stelle erhielt.

Da begab ſich aber etwas Entſetzliches, das, ſo oft es auch ſchon vorgekommen ſein mag, doch noch nichts von ſeiner Ungeheuerlichkeit verloren hat. Der einſtige Oberlieutenant nahm die Stelle, aber nicht die Hand von Kriegsraths Sophie; er verſchwand, ohne ſich wieder blicken zu laſſen, ja er that noch mehr, er heirathete kurze Zeit darauf eine Metzgerstochter mit ein paar tauſend Gulden Vermögen.

Sophie — hatte das, wie ſie ſagte, nicht anders erwartet, und wenn es anders gekommen wäre, würde ſie ſich wohl bedacht haben, einem Manne ihre Hand zu reichen, der zu einem ſo unſchätzbaren Gute auf dem krummen Wege der Protektion gelangen wollte. — „Nie,“ ſagte ſie mit großer Entrüſtung und Entſchiedenheit, „hätte ich eingewilligt, das hat er wohl aus meinem Betragen entnehmen können, und deßhalb handelte er wie er that.“ Sophie, die viel vom Charakter ihres Vaters hatte, beſaß eine große Seele, und war nach kurzer Zeit im Stande, vor Leuten dieſer Geſchichte lachend zu erwähnen. Daß ſie aber, wenn ſie allein war, dieſe Angelegenheit anders auffaßte, war man berechtigt, aus der Aeußerung der jüngſten Schweſter, die mit der älteſten in einem Zimmer zuſammenſchlief, zu entnehmen; denn das kleine Mädchen fragte in ſeiner Unbefangenheit zuweilen die Mutter, warum denn Sophie des Nachts ſo oft und ſo heftig weine. — Doch gingen auch die trüben Tage vorüber, die Regenwolken von Sophien's Stirne verſchwanden, und als man nach einiger Zeit erfuhr, der ältliche Oberlieutenant habe ſich dem ſtillen Trunke ergeben und führe keine glückliche Ehe mit der Metzgerstochter, da blickte ſie dankend gen Himmel, und hatte alles Recht zu ſagen, daß ein Mädchen nicht zu vorſichtig in der Wahl ihres Gatten ſein könne. Sie blieb denn auch vorſichtig, die Mutter Kriegsräthin nicht minder, deßgleichen der Kriegsrath, der ſich nach jenem Vorfalle leicht auf die Bruſt tippte, das Kinn bis zum Munde tief in ſeine weite Halsbinde vergrub, und dort, Protektionen betreffend, ein feierliches Gelübde that.

Die eben erwähnte traurige Geſchichte wurde dergeſtalt von guten Folgen für die ganze Familie, und nützte beſonders der zweiten Tochter Eliſe, von der wir noch nicht geſprochen haben. Wenn auch Sophie gerade nicht häßlich war, und das friſche, naſeweiſe Geſicht der Kleinen große Hoffnungen erweckte, ſo war die mittlere Tochter des Kriegsraths mit zwanzig Jahren ein auffallend ſchönes Mädchen, eine Blondine mit dem prachtvollen Teint der Mutter und den dunkeln verſtändigen Augen des Vaters, auch befand ſich in ihr eine glückliche Miſchung ſowohl von dem Charakter der beiden Eltern, als auch von deren Körpergeſtalt, denn während ſie in ihrem hohen ſchlanken Wuchſe dem ernſteren Vater ähnlich ſah, hatte ſie dabei die vollen runden Formen der ewig heiteren Mutter. So konnte es denn nicht fehlen, daß Eliſe von Bewerbern der verſchiedenſten Art umflattert war. Ob ſich dieſe Bewerber um die Hand des jungen Mädchens bewarben, bleibt dahingeſtellt, doch müſſen wir der Wahrheit gemäß verſichern, daß ſich junge Leute um ſie bemühten, denen man keine Protektion angedeihen zu laſſen brauchte, um ſie in den Stand zu ſetzen, einen eigenen Haushalt zu gründen.

Doch wie vorhin ſchon bemerkt, hatten der Kriegsrath und die Kriegsräthin durch die traurige Geſchichte mit dem ältlichen Oberlieutenant Verſchiedenes gelernt, und wenn

Letztere auch ſchmunzelnd zuſah, wie auf Bällen die jungen Leute förmlich Queue machten, um von der ſchönen Eliſe einen Tanz zu erhalten, ſo hatte ſie ihre Tochter doch ſo vortrefflich eingeſchult, daß, wenn ſie derſelben nach beendigter Tour die leichte Flormantille umlegte, die Unterhaltung mit dem Betreffenden abgebrochen wurde, und er ſich durch die ſehr froſtige Miene Eliſens genöthigt ſah, nach einer tiefen Verbeugung krebsartig ſeinen Rückzug anzutreten. Daß unter ſolchen Umſtänden von den gewiſſen Beſuchen am Tage nach dem Balle, wo man ſich nach dem Befinden ſeiner liebenswürdigen Tänzerin erkundigt, oder vom Stehenbleiben auf der Straße zu gleichen Zwecken nicht die Rede ſein konnte, verſteht ſich wohl von ſelbſt, und der geſtrenge Kriegsrath hatte feierlich erklärt, irgend ein Verhältniß mit einem jungen Manne ſolle nicht anders mehr als durch ſeine Vermittlung abgeſchloſſen werden, und einem Bewerber, ſei es wer es wolle, nur nach geſchehenem Heirathsantrag das Haus geöffnet ſein.

Dieſe kriegsräthliche Sentenz war nun allerdings etwas ſcharf; doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß die umſichtige und milder geſtimmte Kriegsräthin dieſes Ultimatum zu mäßigen verſtand, und ſie es möglich zu machen wußte, daß Eliſe einen jungen Mann von guter Familie und ſolidem Einkommen, der ſich lebhaft für ſie intereſſirte und ſich auffallend um ſie bewarb, irgendwo unter ihrer mütterlichen Aufſicht zu ſehen vermochte, und ſo im Stande war, ein paar ſüße Worte auszutauſchen, ehe er an das Schreibzimmer des geſtrengen Vaters klopfte, um dort in Form Rechtens um die Hand der zweiten Tochter anzuhalten.

So war das Faktum, welches alle Parteien zufrieden zu ſtellen ſchien: der Kriegsrath ſprach von der angenehmen Ehre, welche ihm und ſeiner Tochter durch dieſe Bewerbung widerführe, die Mutter lachte unter Thränen, und Eliſe reichte ihrem Verlobten mit etwas abgewandtem Geſicht die Hand, wobei ein tiefer Seufzer ihren Buſen ſchwellte, und ſie ſeinen zärtlichen Händedruck nicht minder herzlich erwiederte.

Der Hochzeitstag wurde hierauf auf kürzeſte Friſt anberaumt, denn es war durchaus kein Grund zu längerem Warten vorhanden.

Eliſe befand ſich im ſchönen Alter von zwanzig Jahren, und der Bräutigam, Herr Bärenberg, etwas über zehn Jahre älter, hatte, wie oben erwähnt, ſein gutes Auskommen. Er war Direktor und Mitbetheiligter eines großen Hammer- und Schmiedewerks in einem reizenden Thale des Gebirgs, ſein Aeußeres empfehlend, und nur daß er Wittwer war, hätte ein junges Mädchen allenfalls an ihm ausſetzen können. Seine Wohnung, vielleicht zehn Stunden von der Reſidenz entfernt, befand ſich in einem kleinen, ehemaligen fürſtlichen Jagdſchloß, und die Erzählung von der romantiſchen Lage desſelben — es war auf drei Seiten von dichtem Walde umgeben, während die vierte auf das Thal niederſah, durch das ſich ein klarer Fluß ſchlängelte und gegen die unabſehbare Ebene verlor — erfriſchte die Phantaſie, und erfreute die Herzen ſämmtlicher Mitglieder der kriegsräthlichen Familie. Herr Bärenberg hatte eine Photographie ſeines Schlößchens kommen laſſen, und da es jeder Bräutigam in der Gewohnheit hat, beſonders vor der Hochzeit und auch noch in der erſten Zeit nach derſelben, die ganze Familie ſeiner Braut dringend zum Beſuche einzuladen, ſo that auch er alſo, und es freute ihn, auf der Photographie die Fenſter bezeichnen zu können, wo Jedes wohnen ſolle.

Sophiens immer noch etwas niedergedrücktes Gemüth richtete ſich an dem Glücke ihrer Schweſter, welche ſie herzlich und innig liebte, zuſehends wieder auf, und obgleich zuweilen Thränen ihren Augen entſtrömten, wenn ſie die junge Braut in ihre Arme ſchloß, ſo waren es doch Thränen der Freude, und wenn ſich dabei ein düſterer Gedanke bemerklich machen wollte, ſo kämpfte ſie dieſen muthig in ihr Herz zurück. „Ja,“ ſagte ſie, „wir wollen Dich häufig beſuchen, meine gute Eliſe, und dann zuſammen recht, recht glücklich ſein.“ Bei der Vertheilung der Gaſtzimmer beſtand ſie aber gegen ihren zukünftigen Schwager darauf, das obere Gemach eines alten Thurmes bewohnen zu wollen, an welches ſich das in ſpäterer Zeit erbaute Jagdſchloß lehnte, und der glückliche Bräutigam gab hiezu nicht nur lachend ſeine Einwilligung, ſondern verſicherte auch, das bis jetzt noch recht öde Thurmzimmer ſo komfortabel als möglich einrichten zu laſſen. Das Zimmer für den Kriegsrath, wenn er Urlaub erhielte und zum Beſuche kommen werde, beſtimmte Herr Bärenberg neben der Bibliothek, wo ſich eine Auswahl klaſſiſcher Werke, beſonders der Kriegskunde, befände, und auch die neue Literatur ſtark vertreten ſei. Die Mutter und die kleine Pauline ſollten ihre Wohnung im Erdgeſchoß haben, wo Erſtere den Wirthſchaftsräumen, ſowie dem anſehnlichen Küchen- und Gemüſegarten nahe wäre, und wo Letztere über eine kleine Treppe in den ſtark bevölkerten Hühnerhof gelangen könne.

Auf dieſe Art ſchienen ſich alle Wünſche der Familie wenigſtens in der Phantaſie verwirklichen zu wollen; Pauline klatſchte vor Freuden in die Hände, und ſah ſich ſchon im Geiſte, Futter ſtreuend, in einem dicht gedrängten Kreiſe von ſtolzen Hähnen, naſchhaften Hühnern, ſchreienden Gänſen und ernſthaft daherwackelnden Enten. Die Mutter Kriegsräthin hielt es für ihre Pflicht, gleich bei ihrem erſten Beſuche ſorgfältig nach der Wirthſchaft der jungen Frau zu ſehen; denn wenn ſie dieſelbe auch in Küche und Keller, beim Bügeln und Nähen nach beſten Kräften eingeführt hatte, ſo wußte ſie doch aus eigener Erfahrung, daß Praxis und Theorie zwei Schweſtern von ganz verſchiedenem Charakter ſind.

Der Kriegsrath tauchte ſein Kinn in die Halsbinde, wie er bei den verſchiedenartigſten Gemüthsbewegungen zu thun pflegte, um ſeine Mundwinkel zuckte etwas wie Lächeln, und er meinte ſchmunzelnd, ſich mit einem vortrefflichen Buche und einer guten Pfeife Tabak obendrein im Schlafrock ergehen zu dürfen, ſei ein Körper- und Seelenzuſtand, nach dem er ſich lange geſehnt.

— — Und Sophie? — — In ihrer Phantaſie erging ſie ſich einſam und allein unter dem rauſchenden Laube alter

Buchen und Eichen; ſie ruhte am Ufer des murmelnden Baches, wo ſie zierliche Feld- und Waldblumen zu einem Kranze wand. Vielleicht ließ ſie auch irgend eine Blüte in die Flut niedergleiten, und murmelte dabei wie die ſelige Thekla:

Du Himmliſche rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück:
Ich habe gelebt und geliebet.

Auch ſah ſie ſich wohl auf der Zinne des alten Wartthurms ſitzend, und verſetzte ſich träumend in jene Zeit zurück, wo das zarte Burgfräulein dort geharret tagelang, wochenlang, in die Ebene hinausſpähend, ob ſich im Morgenſonnenſtrahl nicht wehende Fahnen und das Blitzen auf Helm und Harniſch zeigen würde — ſtumm und trauernd ſaß ſie ſo, obgleich wohl wiſſend, daß der, den ihr Herz ſehnlich erwartete, niemals wiederkehren könne, da er im Kampf für das heilige Grab oder bei einer ſonſtigen Rauferei gefallen. „Doch würde ich nie da oben ſitzen,“ dachte Sophie, „ohne Geibel's Gedichte bei mir zu haben,“ dieſen Seelentroſt für junge und alte verliebte Mädchenherzen.

Es iſt an der Zeit, daß wir auch den Bräutigam Eliſens mit einigen Worten dem verehrten Leſer ſchildern. Daß er Wittwer war, haben wir vorher ſchon erwähnt, doch, da ſeine erſte Ehe ſehr kurz, und wie man ſagte, nicht glücklich geweſen war, ſie ihm auch weder Kinder noch Schwiegermutter zurückgelaſſen, denn erſtere waren nie dageweſen, und Letztere ihrer Tochter vorangegangen, ſo konnte er füglich als ledig betrachtet werden, und wurde es auch ſtillſchweigend, wenn er den Verwandten und Freunden der kriegsräthlichen Familie vorgeſtellt wurde. Wie manche Mädchen nämlich mochte auch Eliſe, ohne gerade zu wiſſen warum, nicht aller Welt ſagen, daß ſie ſich mit einem Wittwer verlobt. Die Idee, als zweite Frau in ein Haus zu kommen, wo eine andere vordem geherrſcht, ſoll zuweilen zu eigenen Ideenverbindungen führen. Man findet da auf Schritt und Tritt Erinnerungen an die Vorgängerin, und hat man dieſe zufälligerweiſe gekannt, ſo kann eine lebhafte Phantaſie ſich auch ſo weit hinreißen laſſen, um erſchreckend zu glauben, die Erſte trete jetzt dort hervor zwiſchen den wohlbekannten Portièren, laſſe ſich auf ihrem Lieblingsplatze nieder, oder ſtöre ſonſt irgendwo, um mit trauriger, ſchattenhafter Miene irgend ein Recht in Anſpruch zu nehmen. Bei einer Wittwe dagegen, die ſich auf's Neue vermählt, kommen dergleichen Phantaſieen nicht ſo leicht zur Geltung, da der Wirkungskreis des Verſtorbenen größtentheils außer dem Hauſe war, und in den meiſten Fällen auch das ganze Hausweſen nebſt der Wohnung neugeſtaltet wird. Doch tritt dafür der erſte Mann zuweilen in anderer Weiſe ſtörend auf, da die wieder verheirathete Wittwe bei der geringſten Veranlaſſung uns die Vorzüge ihres lieben Seligen aufzählt, und der zweite im Vergleich zum erſten in ſehr vielen Fällen als eine Muſterkarte aller Untugenden und Fehler erſcheint.

Doch wollen wir nach dieſer kurzen Abſchweifung zu Herrn Bärenberg zurückkehren. Er war ein hübſcher und ſtattlicher Mann, ungefähr zehn Jahre älter als ſeine Braut, was nöthig iſt, um eine Ehe dauernd glücklich zu machen, und zeigte ſchon in Kleinigkeiten einen feſten Charakter, der annehmen ließ, daß er die Herrſchaft in ſeinem Hauſe behalten werde; ſein Geſicht war angenehm, nur etwas bleich, was dadurch beſonders ſcharf hervortrat, daß ſein Haar und Bart von einer ſelten geſehenen Schwärze war. Der Letztere beſchränkte ſich auf ſogenannte Favoris, welche aber nicht nach heutiger Mode zu faſt komiſchen Auswüchſen auf beiden Seiten des Halſes über Halsbinde und Weſte herabhingen, ſondern in einem feinen Streifen ſeine Wangen einrahmten, wobei ſie an den Rändern auf's Feinſte und Sorgfältigſte raſirt waren, ſo daß ſein Kinn bei der erwähnten Stärke und Schwärze ſeines Bartwuchſes ſtets einen bläulichen Schimmer hatte. Was nun an dieſem Geſichte allein nicht ganz angenehm erſchien, waren ſeine dunkeln etwas ſtechenden Augen, welche obendrein von dichten Brauen überſchattet waren, und ſeinem Kopfe, wenn er dieſe Brauen zuſammenzog, was er häufig zu thun pflegte, etwas Finſteres, ja Abſtoßendes gab. Dagegen umſpielte ſeine Lippen meiſtens ein angenehmes heiteres Lächeln, das nur zuweilen in's Sarkaſtiſche überging, und merkwürdiger Weiſe beſonders alsdann, wenn man ihm von dem Glücke ſprach, eine ſo reizende und liebenswürdige Braut gewonnen zu haben.

So kam nun der Hochzeitstag heran, und als am Morgen deſſelben die Mutter begann, ihre geliebte Tochter in den Brautſtaat zu kleiden, mußte ſich die alte Frau Gewalt anthun und förmlich forcirte Späſſe machen, um nicht ihrer Tochter Sophie zu gleichen, welche an dieſem Tage aus lauter Mitgefühl ganz Thränenweide war. Dennoch flimmerten die Augen der Kriegsräthin, als nun Eliſe herrlich geſchmückt im Glanz ihrer Schönheit mit Myrthenkranz und Schleier fertig daſtand, und als der Bräutigam bleicher als gewöhnlich an der Hand des Vaters eintrat, um die Tochter für immer ihren Eltern zu entführen. Es iſt das ein höchſt ergreifender, feierlicher Moment, und hat für das Mutterherz Aehnlichkeit mit einer andern, allerdings viel traurigeren Ceremonie, denn in beiden gibt es gewiſſermaßen einen Abſchied für's ganze Leben, und in beiden weiß man nicht ganz genau, was die Zukunft bringt.

Vater Kriegsrath war ſchwarz mit weißen Flecken; Letztere wurden gebildet von ſeinen Handſchuhen, der weißen Halsbinde, der unter dem kurzen ſchwarzen Fracke hervorſtehenden weißen Weſte, und von dem aus der Taſche lugenden Zipfel ſeines Schnupftuches. Die Trauung ging in einer benachbarten Kirche vor ſich, worauf Herr und Frau Bärenberg im engſten Kreiſe der Familie, ſo hatte es der Bräutigam gewünſcht, ein kleines Diner zu ſich nahmen, um alsdann in eigenem Wagen nach Hauſe zu fahren. Der Abſchied war ergreifend, ſelbſt die Kriegsräthin wußte keinen Scherz mehr hervorzubringen, Sophie zerfloß in Thränen, und that gerade ſo, als ob ſie es ſei, die einen Abſchied auf Nimmerwiederſehen nähme; auch Pauline ſchien von dem allgemeinen Schmerz angeſteckt zu ſein, hielt ſich aber ſo lange, bis ſie die feſten, ernſten Geſichtszüge ihres Vaters in eine zuckende Bewegung kommen ſah, worauf ſie ſich in die Arme ihrer Mutter flüchtete und reichlich weinte.

Endlich ſchien Alles überſtanden zu ſein, die junge Frau wurde von Mutter und Schweſtern nach dem Wagen geführt, und Herr Bärenberg ergriff noch einmal die Hand ſeines Schwiegervaters, der ſie ihm, wie es ſeine Gewohnheit war, mit ſteifem Arme entgegenſtreckte und ſchüttelnd auf- und abbewegen ließ. Ohne der Feierlichkeit des Augenblicks zu nahe zu treten, können wir uns doch nicht enthalten, zu geſtehen, daß dieſes Auf- und Abbewegen des kriegsräthlichen Armes etwas von der Bewegung eines Pumpenſchwengels an ſich hatte, und auch von gleicher Wirkung war; denn der Kopf des Kriegsraths tauchte dabei furchtbar tief in ſeine Halsbinde, und ein paar ſchwere Tropfen rollten aus ſeinen Augen.

„Machen Sie mein Kind glücklich," ſagte er alsdann mit einer Grabesſtimme, denn der Schmerz des Augenblicks hatte ihn aller höheren, milderen Töne beraubt.

„Gewiß," entgegnete der Schwiegerſohn in herzlichem Tone und ſetzte hinzu: „hoffentlich werden Sie es bald mit eigenen Augen ſehen, wie glücklich wir ſind," dann wiſchte er ſich mit umgekehrter Hand über die Augen und eilte ſeiner jungen Frau nach, die ſtill weinend in der Wagenecke ſaß.

„Leb' wohl, Mama!"

„Adieu, Frau Schwiegermutter!"

„Gott ſegne Euch Beide, kommt glücklich nach Hauſe und laßt bald Gutes von Euch hören!"

„Auch mir mußt Du bald ſchreiben, wie es Dir oben geht, Eliſe," rief das kleine Mädchen, und dieſe und ähnliche Abſchiedsworte, Wünſche und Betheuerungen wurden noch ein paar dutzend Male ausgetauſcht, bis endlich die Pferde anzogen und der Wagen davonrollte.

Sophie allein hatte im letzten Stadium des Abſchieds keine Worte mehr gehabt, ſelbſt nicht einmal mehr Thränen.

Sie drehte krampfhaft ihr Taſchentuch zwiſchen den Händen, blickte ſtumm gen Himmel, wobei ihre ganze Haltung etwas Niobe'ſches, Bildſäulenartiges hatte, eine ſchmerzliche Erſtarrung, aus der ſie erſt wieder geweckt wurde durch das Rollen der Räder; dann eilte ſie raſch in's Zimmer zurück, wo ſich der Kriegsrath noch immer befand in der gleichen Haltung, ja ſelbſt noch mit halbausgeſtrecktem Arm, als erwarte er ein nochmaliges Schütteln deſſelben, tief eingetaucht in die Halsbinde, ſonſt aber thränenlos, ſtill und bewegt. Vielleicht hätte er auch ſo einen glücklichen Uebergang in ſeine gewöhnliche ruhige Gemüthsſtimmung gefunden, wenn nicht ſein Vatergefühl durch die excentriſchen Deklamationen ſeiner älteſten Tochter auf's Neue wäre in Anſpruch genommen worden.

Dieſe ſchien über das ſtattgefundene ſchreckliche Ereigniß untröſtbar zu ſein, mochte ſie ſich nun überhaupt unter jeder Ehe etwas Entſetzliches vorſtellen, oder mochte es in dieſem ſpeziellen Falle die in ihren Augen zweifelhafte Zukunft der geliebten Schweſter ſein, welche ihr hyſteriſches Gemüth ſo furchtbar aufregte und ſie ſo finſter blicken ließ. Sie hatte Ahnungen und Vorgefühle, welche ſelbſt das Lächeln der nun wieder gefaßt eintretenden Kriegsräthin in der Geburt erſterben ließen, den Vater aber endlich ungeduldig machten, ſo daß er ſich zu den Worten hinreißen ließ: „Nun, ſo arg wie Du thuſt, Sophie, kann ich die Sache doch nicht anſehen; es iſt nun einmal die Beſtimmung des Weibes, Vater und Mutter und alſo auch ihre Schweſtern zu verlaſſen, um dem Manne, dem ſie angehört, zu folgen, und wenn ich es auch begreiflich finde, daß uns, die Zurückbleibenden, das ſchmerzlich berührt, ſo muß man doch in Allem Maß und Ziel halten, und jetzt, da der Augenblick der Tennung vorüber iſt, will ich an das Glück unſerer Eliſe glauben, und hoffe auf ihre heitere, gute Zukunft — ein wahres Glück iſt dabei zu nennen, daß Du, die das ſo furchtbar ſchwer nimmt, vorderhand noch nicht in den gleichen Fall kamſt."

So hart der unglücklichen Sophie, die ja auch, um bildlich zu reden, in Arkadien geboren war, und alſo Anſprüche an das Leben hatte wie jede Andere, dieſe Worte ihres Vaters klangen, ſo hatte doch dieſe bittere Mahnung auch wieder das Gute, daß ſie, ſich tief gekränkt fühlend und wie die Senſitive bei rauher Berührung zuſammenſchauernd, die Schleuſen ihrer Thränen ſtopfte und ſich zu ſchmerzlichen Betrachtungen in ihr Zimmer zurückzog.

Daß das junge Paar nach Verlauf einiger Stunden glücklich zu Hauſe angekommen war, erfuhr man ſobald als möglich durch einen langen Brief Eliſens, von dem jede Zeile, jedes Wort als Ausdruck der höchſten Zufriedenheit hätte gelten können. — —

Der Winter war vorübergegangen, der Frühling war wieder eingekehrt, und da das kleine Jagdſchloß in der Nähe der Eiſen- und Hammerwerke wie im Schooße dichter Wälder lag, ſo hatte die junge Frau die keimenden Knoſpen, die ſproſſenden Blätter, und alle die wunderbaren Erſcheinungen an Blatt und Blüten in dieſer köſtlichen Zeit, ſo zu ſagen aus erſter Hand, und freute ſich darüber, wie ein Kind ſich über ein neues Spielzeug freut. Ihr war ja auch dieſes wunderbare, jugendfriſche Waldleben gänzlich neu; denn die Bäume, und ſelbſt die Sträucher, die ſie in den Gärten um die Reſidenz geſehen, hatten ſo etwas Verſtändiges und Ernſtes an ſich, etwas Langweiliges, da ſie vornehmer geworden ſchienen, als ihre Geſchwiſter draußen in Feld und Wald, und es deßhalb ihrem Range als Reſidenzbäume ſchuldig zu ſein glaubten, ein ennuirtes Ausſehen anzunehmen. Schien ihr doch ſelbſt das Grün der jungen Blätter hier viel friſcher zu ſein, und ſah ſie doch in den heiligen ſtillen Wald, wenn ſie Morgens ihre Augen öffnete, ſtatt daß ſie früher graue Mauern vor ſich hatte, verhängte Fenſter und zuweilen verdrießliche Geſichter, die ſich grämlich niederbeugten auf kränkliches Ephen und grämliche Geranien.

Und erſt die Morgenkonzerte hier außen; der vielſtimmige Geſang der luſtig geſiederten Waldſänger, das ſchmetternde Aufwirbeln der Lerche, das Pochen des Spechtes, das eitle Geſchrei eines frühen Kukuks — zwiſchen dieſen Harmonieen klang als Grundbaß das Rauſchen der Mühlwerke und das Klappern der Streckhämmer, und all' dieſen Konzerten konnte ſie ohne Toilette und ohne Eintrittsgeld beiwohnen.

Es waren Briefe der Glückſeligkeit, durch die die junge Frau im Rapport mit ihrem Elternhauſe blieb; ſie hatte ja nicht ſo viel zu thun, um nicht täglich ein paar Stunden mit ihren Angehörigen plaudern zu können, und dabei bekam jeder ſeine Epiſtel; es wurde Jedem geſchildert, was gerade für ihn paßte, und wenn dadurch die einzelnen Schreiben ſehr verſchiedenen Inhalts waren, ſo klangen ſie doch am Ende alle zuſammen aus derſelben Tonart: kommt nur, kommt, ſobald als möglich, da der Frühling jetzt da iſt; es wird Euch hier Alles gefallen, und es wird uns recht glücklich machen. Letzterer Satz wurde häufig durch ein paar herzliche Worte des Herrn Bärenberg bekräftigt, und man kann ſich denken, daß darauf hin die ganze kriegsräthliche Familie die ausſchweifendſten Reiſeprojekte machte, ja der alte Kriegsrath ſelber ſprach anticipando darüber mit ſeinem Departementschef, als er denſelben nach Erhaltung eines neuen Großkreuzes in beſonders guter Laune traf, über dieſen Gegenſtand und meinte, nach zwanzigjähriger urlaubsloſer Dienſtzeit doch in dieſem Sommer einmal Anſpruch auf einige Wochen Freiheit von den Feſſeln ſeines Schreibtiſches machen zu können.

Daß auf die Briefe Eliſens eben ſo viele Antworten gegeben wurden, verſteht ſich von ſelbſt, beſonders war darin die Kriegsräthin unermüdlich und ließ es an Rathſchlägen und praktiſchen Anweiſungen nicht fehlen; auch ſandte ſie der jungen Haushaltung eine Menge Dinge, die in ihrer Wirthſchaft entbehrlich geworden waren, oder mit denen eine junge Haushaltung noch nicht recht verſehen iſt, eben weil ſie eine junge Haushaltung iſt, als zum Beiſpiel kleine Speiſekammervorräthe, an denen man im Frühjahr ſo froh iſt, Konſerven und Eingemachtes aller Art; doch wurden die

Sendungen nur als Tauſchobjekte behandelt, und dafür kamen wilde Enten zurück, Schnepfen und Erzeugniſſe des Geflügelhofes, vom Ei an bis zum gemäſteten Huhn.

Die Briefe der jungen Frau kamen ſelbſtverſtändlich nach den erſten Monaten ihrer Ehe nicht mehr ſo zahlreich, wie früher, beſonders nicht an Vater und Geſchwiſter, denen ſie mit ein paar Worten ſchrieb: „ich kann Euch mein Glück nicht jedesmal wiederholen, aber kommt nur ſelbſt und ſeht;“ der Mutter dagegen ſchrieb ſie ſo häufig als früher, und wenn auch dieſe Briefe gleich herzlich blieben, ſo war doch die junge Frau ruhiger in ihrem Glücke geworden, und das ſprach ſich auch in ihren Zeilen aus: Ihr Mann, ſchrieb ſie, bleibe ſich gleich in ſeiner Liebe und Aufmerkſamkeit; natürlich könne ſie nicht verlangen, daß er den ganzen Tag mit ihr ſcherze und lache, dafür ſei er Geſchäftsmann, und ſeine Geſchäfte meiſtens ſehr ernſter, wichtiger, auch wohl verdrießlicher Natur. Morgens nach unſerem Frühſtück verläßt er mich, geht in die Fabrikgebäude, und da iſt denn oft ſo viel zu thun, daß er nicht immer im Stande iſt, unſere Eſſenszeit einzuhalten. Daran habe ich mich aber gewöhnt und bin, Dank Deinen Ermahnungen, liebe Mutter, dann um ſo froher, wenn ich ihn aus dem Walde hervor auf unſer Haus zugehen ſehe.“

„Anfangs bat ich, ihn zuweilen an der Fabrik abholen zu dürfen, doch hat er das nicht gerne, und mit vollem Rechte, wie ich jetzt einſehe; es ſind da unten ſo viele rohe und wilde Geſellen. Häufig würde ich ihn auch gar nicht finden, da er zuweilen nach den Eiſengruben hinaus reitet, und an ſolchen Tagen geſchieht es dann wohl, daß unſere Suppe ſtatt um ein Uhr erſt um vier Uhr auf den Tiſch kommt. Das iſt für eine Hausfrau gerade nicht angenehm, aber man gewöhnt ſich auch daran.“

Ein andermal ſchrieb Eliſe an ihre Mutter: „Ich hätte doch jetzt nach vier Monaten geglaubt, unſer Haus ganz genau zu kennen, denn Du kannſt Dir denken, daß es mir ein wahres Vergnügen macht, alle Räume zu durchſuchen und Alles auf's Genaueſte zu durchſtöbern, mein Mann forderte mich ja dazu auf und gab mir alle Schlüſſel; doch war es mir bei der eigenthümlichen Bauart des kleinen Jagdſchloſſes mit ſeinen Thürmen und Vorſprüngen entgangen, daß ſich neben unſerem Schlafzimmer noch ein anderes Gemach befand. Im Geiſte ſehe ich dich lachen, liebe Mutter, und höre Dich kopfſchüttelnd ſagen: das hätte ich in den erſten Tagen entdeckt; aber wenn Du einmal hierher kommſt, liebe Mutter, und Dir das ganze Haus anſiehſt, wirſt Du mir Recht geben. Dieſes Gemach befindet ſich nämlich in dem mittleren Stockwerke des alten, dicht am Hauſe ſtehenden Thurmes, und das große Fenſter, durch welches daſſelbe erhellt ſein muß, ſchien mir unabhängig von unſerer Wohnung in dem eben erwähnten Thurme zu ſein. In dem Thurme ſelbſt war ich bis jetzt noch nicht, da mein Mann die alte morſche Treppe dort neu machen läßt, um, wie er lachend ſagt, ein würdiges Söllergemach einzurichten für den Beſuch des Burgfräuleins Sophie.

„Aber höre, wie ich zur Entdeckung jenes Gemaches kam. In unſerem Schlafzimmer ſteht ein alter, ungeheuer großer Kleiderſchrank aus Eichenholz, in welchem ich neulich etwas ſuchte, was ich lange nicht finden konnte, weßhalb ich mit den Händen in allen Ecken des weitläufigen Möbels herumtaſtete und ſo an der Rückwand deſſelben hinten in der Ecke an einen Knopf ſtieß und abſichtslos auf denſelben drückte. Denke Dir nun aber mein Erſchrecken, als der Schrank, nachdem ich kaum gedrückt, anfing, durch Federkraft ſich langſam zu drehen; ich kann Dich verſichern, liebe Mutter, ich war ſo erſchrocken, daß ich zurückfuhr und auf meinen Stuhl niederfiel. Die ganze Sache kam mir ſo geheimnißvoll, ja übernatürlich vor, und erſt, als der Schrank nach einer Viertelswendung wieder ruhig ſtand, wagte ich es, in weiten Bogen ſcheu um ihn herumzugehen und dann hinter ihn zu blicken. — Da entdeckte ich nun eine Thüre, die in ein Nebenzimmer führen mußte, und nicht nur feſt verſchloſſen war, ſondern von deſſen Schloſſe man auch noch die Griffe weggenommen und die dadurch entſtandene Oeffnung ſorgfältig mit Holz verſtopft hatte. Obgleich ich nun, wie ich Dir eben geſchrieben, ganz zufällig das Geheimniß dieſes Schrankes entdeckte und man mir ganz gewiß nicht den Vorwurf der Neugierde machen konnte, ſo erſchrak ich doch, als in dieſem Augenblicke mein Mann in's Zimmer trat, und um ſo mehr, als er ſeine Augenbrauen finſter zuſammenzog und mich mit einem ſo barſchen Tone, wie ich ihn bisher noch nie an ihm gehört, fragte: ‚Was machſt Du da?‘ Ich erzählte ihm der Wahrheit gemäß den ganzen Hergang, worauf er lächelte, aber es war kein Lächeln heiter und offen, wie ich es bisher an ihm geſehen. ‚Ach ja,‘ ſagte er alsdann in gleichgültigem Tone, ‚ich hatte vergeſſen, Dir das zu ſagen: es iſt dort ein großes Thurmzimmer, das auch noch einen Eingang von drüben hat, und welches ich benutze, um Rumpelwerk, allerlei zerbrochene Geſchichten, beſonders aber Theile von Maſchinenmodellen aufzubewahren. — Du kannſt Dich aber beruhigen, liebes Kind, die Thüre hier iſt feſt verwahrt und lange nicht mehr geöffnet worden; auch hat der Schrank ſeit Jahren ſeinen Platz nicht mehr verlaſſen.‘

„Die haſtige Art, mit der mein Mann gegen ſeine Gewohnheit mit mir ſprach und auch den Kleiderkaſten wieder an ſeine Stelle brachte, befremdete mich etwas, beſonders aber, daß er mir ſagte, die Thüre ſei ſeit Jahren nicht mehr geöffnet worden und der Schrank habe lange ſeinen Platz nicht verlaſſen; denn in dieſe Worte ſetze ich meinen Zweifel, und Du wirſt mir Recht geben, wenn ich Dir ſage, daß weder an der Thüre zum Nebenzimmer, noch an der Rückſeite des Kleiderkaſtens Staub und Spinnengewebe und dergleichen zu ſehen waren, doch ich ſchlage mir das aus dem Sinne und will nicht mehr daran denken.“

Die Kriegsräthin las dieſen Brief mit größter Ruhe durch und hatte anfänglich die Abſicht, denſelben ihrem Gemahl, wie ſie meiſtens, nicht gerade immer, zu thun pflegte, zur Durchſicht zu übergeben. Dießmal aber faltete ſie ihn ruhig zuſammen und ſprach kopfſchüttelnd und lächelnd ein von den meiſten Frauen beliebtes, großes Wort gelaſſen aus: „Die Männer brauchen nicht Alles zu wiſſen.“ Mein Schwiegerſohn,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe mit ſich ſelbſt redend fort, „braucht bei ſeinem großen Geſchäfte mehr als eine Rumpelkammer, und da er ſchon eine Zeitlang wieder als Junggeſelle gelebt hat, ſo mag es darin wohl ſo unordentlich ausſehen, daß er ſich vor ſeiner Frau ſchämt — und wenn ich hinaufkomme, will ich mich des Gemaches annehmen und da Ordnung ſchaffen — eine Kleinigkeit das, faſt ein Vergnügen,“ ſagte ſie kopfauſwerfend und ſetzte nach einem längeren Nachſinnen hinzu: „aber mit meinem Kriegsrath davon zu reden, Gott ſoll mich bewahren; was der in dieſer einfachen Geſchichte für Geſpenſter ſehen würde: ein alter Kleiderſchrank, welcher ſich auf den Druck einer Feder bewegt, dahinter eine Thüre, die zu einem Gemache führt, das man jahrelang nicht mehr geöffnet — o, er wäre bei ſeiner Phantaſie im Stande, daraus eine förmliche Kriminalgeſchichte zuſammenzuſetzen — nein, nein, ich ſchweige darüber.“

Und es war auch gut, daß ſie gegen den Kriegsrath ſchwieg, aber ſie hätte auch ihrer Tochter Sophie nichts davon ſagen ſollen um nicht beunruhigt zu werden; denn dieſes empfindſame Mädchen wiegte ihr Haupt bedächtig hin und her, ſeufzte etwas Weniges und ſagte alsdann mit einer gepreßten Stimme: „das iſt doch ſeltſam, Mama; ſolche Geheimniſſe, meine ich, ſollte ein Mann nicht vor ſeiner Frau haben, und wenn Du es Dir genau überlegſt, ſo wirſt Du mir zugeben müſſen, es iſt das ein ſehr geheimnißvolles Geheimniß, ſo plötzlich neben ſeinem Schlafzimmer eine alte Rumpelkammer zu entdecken. — Gehört eine alte Rumpelkammer neben ein Schlafzimmer? Meiner Anſicht nach gewiß nicht. Und ſind wir auch ſicher, daß das verſchloſſene Gemach wirklich eine Rumpelkammer iſt?“

„Nun, was ſollte es ſonſt ſein? vielleicht eine Speiſekammer oder ein Tanzſaal?“

„Das wäre ebenſo unpaſſend,“ entgegnete Sophie mit großer Entſchiedenheit, „als neben dem Schlafzimmer eine

Rumpelkammer zu haben, von der die Frau nichts weiß — mich ſoll man überhaupt nicht überreden, daß es eine Rumpelkammer iſt.“

„Das wäre auch vergebliche Mühe, Dich zu etwas überreden zu wollen,“ antwortete die Mutter ungeduldig, die den harten Kopf ihrer Tochter kannte, „aber ſage mir um des Himmels willen, warum ſoll es nicht das ſein, was Dein Schwager ſagt.“

Sophie zuckte auffallend hoch und lang mit den Achſeln, ehe ſie ſich herbeiließ, eine Antwort zu geben, dann ſagte ſie: „warum es meiner Schweſter verheimlichen, wenn es in der That nichts Anderes iſt? Ich an Eliſens Stelle hätte mir augenblicklich dieſes geheimnißvolle Thurmzimmer öffnen laſſen, um ſelber nachzuſehen — — ich fürchte,“ ſetzte ſie nach einem längeren Stillſchweigen hinzu, „Eliſe läßt ſich tyranniſiren.“

„Sieht denn Dein Schwager aus, wie Jemand, der tyranniſiren will?“

„Das kommt auf die Augen an, mit denen man ihn betrachtet; Eliſe und auch Du freilich habt in ihm von Anfang an nur einen Ausbund aller vortrefflichen Eigenſchaften erblickt. Du lieber Gott, und Ihr mögt auch vielleicht Recht haben, wie kann ich, ein unerfahrenes Mädchen, darüber entſcheiden; nur ſo viel darf ich mir vielleicht erlauben zu ſagen, daß ich zuweilen einen Ausdruck ſeiner Augen bemerkt habe, und ein höhniſches Lächeln, das mir kalt in's Herz ſchnitt — Du wirſt ſchon ſehen, Mama.“

„Ich bitte Dich, Sophie,“ entgegnete die gute Frau ärgerlich, „laß mich aus mit Deinen düſteren Prophezeiungen, man ſollte faſt glauben, Du mißgönneſt Deiner Schweſter ihr Glück.“

„Ich, meiner Schweſter etwas mißgönnen, und beſonders — das Glück? O, Mama, Du kennſt mich nicht.“ Sie blickte bei dieſen Worten gen Himmel oder vielmehr an die Zimmerdecke empor, während ein etwas verächtliches Lächeln um ihre Mundwinkel ſpielte.

Wir können es aber nicht läugnen, daß dieſe Unterredung ein bitteres Gefühl zurückließ in dem Herzen der ſonſt ſo argloſen Kriegsräthin, und daß ſie das Geſpräch mit ihrer Tochter, als ſie darauf allein in ihrem Wohnzimmer ſaß, mit ſich ſelbſt fortſetzte, und wir müſſen noch hinzufügen, daß ein Brief Eliſens, der ungefähr vierzehn Tage ſpäter einlief, ſie leider veranlaßte, ſich die Bemerkungen Sophiens lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen.

„Ach liebe Mutter,“ ſchrieb die junge Frau Bärenberg, „Du wirſt mich ausſchelten, wenn ich Dir ſage, daß ich meine Neugierde nicht unterdrücken konnte, um zu erfahren, ob das verſchloſſene Gemach neben unſerem Schlafzimmer in der That eine Rumpelkammer ſei; aber dieſe Neugierde war ſo unbezwinglich und mächtig, daß ſie mir Tag und Nacht keine Ruhe ließ: wo ich ging und ſtand, oder, wenn ich allein in meinem Schlafzimmer ſaß, ja ſelbſt im Traume ſah ich eine verſchloſſene Thüre vor mir und bemühte mich eine Oeffnung zu finden, wodurch ich in das Nebengemach gelangen konnte. Mehrmals ſprach ich auch mit meinem Mann darüber, doch gab er mir mit einem eigenthümlichen Lächeln immer ſehr kurze Antworten darauf und ſagte: „Später einmal kannſt Du dort nach Belieben umherſtöbern und ſo lange bleiben, wie Du willſt, für jetzt aber iſt es noch mein Geheimniß, und ich bin von Dir, meiner verſtändigen Frau, überzeugt, daß, wenn ich Dir die Schlüſſel zu dem Nebenzimmer geben würde, Du daſſelbe doch nicht gegen meinen Wunſch beträteſt.“ Nach einer ſolchen Unterredung ſah ich denn auch jedesmal ein, daß mein Verlangen recht kindiſch ſei und lachte über mich ſelber — — — — — — — — — aber, liebe Mutter, ich weiß nicht, woher es kommt, ich kann in der letzten Zeit nicht mehr ſo herzlich lachen wie früher, zuweilen überfällt mich ein unbeſtimmtes Gefühl von Unruhe, ja von Angſt, ſo daß ich an's offene Fenſter eilen muß und es mir wohl thut, wenn ich dort die friſche Waldluft einathme. — —

„Aengſtige Dich aber nicht über meine Worte, ich bin nicht krank, nur ſind meine Nerven ſeltſam aufgeregt, aber nicht ſo, daß es mich gerade immer unglücklich macht; denn wenn ich auch jetzt, ohne zu wiſſen warum, traurig und verſtimmt bin, ſo durchzieht mich gleich darauf wieder ein ſolch' unnennbares Gefühl des höchſten Glückes, daß ich nicht im Stande wäre, es Dir zu beſchreiben, dann liegt eine Zukunft vor mir, ſo klar und ſonnenhell, ſo ohne jeden Schatten, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich die Thränen, die mir in die Augen treten, vor lauter Glück und Seligkeit reichlich über mein Geſicht hinabtropfen laſſe. — Iſt das nicht ſeltſam, liebe Mutter?

„Aber, um wieder auf meine unbezwingliche Neugierde zu kommen, und was daraus folgt, ſo muß ich Dir ſo gut als möglich mittheilen, was ich gethan: Es war am Morgen nach einer Nacht, in der ich einen garſtigen Traum hatte. Denke Dir nur, mir träumte das alte dumme Märchen von Blaubart, und es war mein Mann, der, ehe er wegritt, mir einen goldenen Schlüſſel zum Nebenzimmer gab, aber ausdrücklich verbot, daſſelbe zu betreten; doch folgte ich ihm nicht, das heißt, Alles im Traum, liebe Mama, vielmehr hatte ich kaum gehört, wie ſich der Hufſchlag ſeines Pferdes auf dem weichen Waldboden verloren, als ich raſch den goldenen Schlüſſel gebrauchte, die Thüre öffnete und hineintrat. Doch denke Dir mein Entſetzen, als ich im nächſten Augenblick keinen Boden mehr unter meinen Füßen fühle, ſondern tief, tief hinabſtürze in ein unheimliches, finſteres und feuchtes Gewölbe. O, wie war ich ſo froh, als ich von dieſem Sturze erwachte und dann fühlte, daß ich nur geträumt habe. Zufälligerweiſe nun ritt mein Mann am andern Morgen in das benachbarte Städtchen, und kaum war ſein Pferd zwiſchen den Bäumen verſchwunden, ſo überfiel mich eine ſolche Unruhe, daß ich, um nicht augenblicklich ſich den Schrank wegdrehen zu laſſen und nach einer Oeffnung in der verſchloſſenen Thüre zu ſuchen, mein Schlafzimmer verließ, es abſchloß und den Schlüſſel der Katharine gab. So, dachte ich, zwinge ich mich ſelber und zähme meine Neugierde

— aber ſie war ſtärker als meine guten Vorſätze. Ich ging eine Stunde in den Garten ſpazieren, ſetzte mich dann mit einem Buche in der Hand auf die Moosbank unter den erſten Bäumen des Waldes, von denen aus man unſer Haus ſieht, verſuchte aber vergeblich zu leſen, denn die Buchſtaben tanzten vor meinen Blicken, und wenn ich die Augen ſchloß, ſah ich die geheimnißvolle Thüre. Es zog mich wie mit Gewalt in's Haus zurück, und wenn ich mich auch zurückhalten wollte, ſo flüſterte mir eine Stimme zu, ſieh' doch nach, damit endlich einmal Deine quälende Unruhe aufhört: wie wirſt Du ſo glücklich ſein, wenn es wirklich eine Rumpelkammer iſt, ja ſelbſt, wenn Du es fändeſt, wie Du es im Traume geſehen, daß es von Deinem Schlafzimmer tief in den Thurm hinabginge, wäreſt Du zufrieden und würdeſt Deinem Manne die kleine Nothlüge verzeihen, die er ja doch nur angewandt, um Deine Einbildung nicht durch das Wähnen eines leeren, wüſten Raumes zu erſchrecken — nun, und ich bin ja ebenſo die Frau des Hauſes, wie er der Herr deſſelben iſt. — Was ſoll ich Dir, liebe Mama, weiter von dem Für und Wider ſchreiben, das durch meine Seele zog; genug, ich ließ mir meinen Schlüſſel wieder geben, hatte aber dabei recht deutlich das Gefühl meines Unrechts, als Katharine ſagte, ich ſähe ſo blaß aus. In der That trugen mich kaum meine Füße, als ich die Treppe hinanſtieg, und oben angekommen, mußte ich mich tiefathmend niederſetzen, um erſt wieder zu Kräften zu kommen; dann aber war der Schrank raſch auf die Seite gedreht, mit einem kleinen Bohrer, den ich mir ſchon lange zu dieſem Zwecke verſchafft, zog ich eines der Holzpflöckchen aus der Thüre und ſah — — ach, liebe Mama, ich ſah, daß mein Mann nicht die Wahrheit mit mir geſprochen, was mir um ſo unbegreiflicher war, da er mir eine wahre Schilderung von dem Nebengemache hätte machen können, das heißt von dem, das ich durch die kleine Oeffnung, an der mein Auge ruhte, ſehen konnte. Etwas freilich erſchreckte mich, doch reden wir lieber nicht darüber — — oder ſpäter, ich ſah nämlich in ein großes, gut eingerichtetes Zimmer, das wahrſcheinlich recht freundlich geweſen wäre, wenn nicht die herabgelaſſenen Vorhänge das Gemach mit einem etwas düſteren Lichte erfüllt: das Zimmer hatte eine ziemlich helle Tapete, bequeme Möbel, unter Anderem einen großen Lederfauteuil und ein breites, weiß überzogenes Bett, von dem ich aber trotz meiner Anſtrengung nur die untere Hälfte ſehen konnte; es war etwas hoch gebettet, und da, auf der weißen Decke, bemerkte ich etwas — — doch ich wollte es Dir eigentlich nicht ſagen, bis ich mich überzeugt, ob es in der Wahrheit ein rothes Band war, denn ſo ſah es aus, obgleich man es auch für Blutflecken hätte halten können. — Lange konnte und mochte ich nicht hineinſchauen, denn ich fühlte mich ſo ſchwach, wie noch nie in meinem Leben, und ſah den Augenblick voraus, wo ich vor der Thüre in Ohnmacht fallen würde, und das iſt keine Uebertreibung, liebe Mama, — denn kaum hatte ich das Holzpflöckchen hineingeſchoben und den Schrank wieder vor die Thüre gedreht, als es mir ſchwarz vor den Augen wurde, ich gegen mein Bett zuſchwankte und auf demſelben lag, als ich wieder zu mir kam. Katharine ſtand vor mir, rieb mir weinend die Schläfe mit Eſſig und erzählte mir alsdann, ſie ſie wäre zufällig in's Zimmer gekommen, als ſie bemerkte, daß ich von dem Bette auf den Boden hätte ſinken wollen. Uebrigens war dieſe Ohnmacht raſch vorübergegangen, und als ich nach einer Stunde wieder aufſtand, fühlte ich nichts mehr davon, doch bemerkte ich dann erſt zu meinem Schrecken, daß ich mir, wahrſcheinlich beim Hineindrücken des Holzpflöckchens, meinen Finger blutig geritzt, und zwar ſo arg, daß ich ihn verbinden mußte, um das Blut zu ſtillen. Was ſollte ich darüber meinem Mann ſagen, als er Nachmittags nach Hauſe kam, denn mit ſeinem ſcharfen Auge mußte er die kleine Wunde augenblicklich entdecken. Glücklicherweiſe erzählte ihm Katharine, als er vor dem Hauſe vom Pferde ſtieg, in ihrer Geſchwätzigkeit von meiner Ohnmacht, worauf er in ein paar Sprüngen die Treppe heraufeilte, leiſe die Thüre des Zimmers öffnete und mich alsdann erregt, wie ich ihn nie geſehen, und zärtlich beſorgt in die Arme nahm, ja auf's Herzlichſte meine Augen küßte, als ich zu weinen anfing, und mich mit tauſend Schmeichelworten verſicherte, dieſer Anfall habe gar nichts zu ſagen aber er wolle es doch ſo einrichten, daß er in der nächſten Zeit nicht mehr genöthigt ſei, länger vom Hauſe wegzubleiben; die Verwundung am Finger, die er ſogleich ſah, nahm er als durch meinen Fall verurſacht an, nur ein einziges Mal war es mir, als ſchaue er mit einem eigenthümlichen Blick nach dem alten Kleiderkaſten. — Beunruhige Dich aber nicht, liebe Mama; was ich Dir ſoeben geſchrieben mit dem verſchloſſenen Zimmer, wird gewiß ſeine guten Gründe haben, und bin jetzt feſt überzeugt, daß es rothe Bänder waren, die ich geſehen, und keine Blutflecken."

Dieſer Brief war wohl geeignet, die Heiterkeit der Kriegsräthin, mit der ſie jedesmal den Brief ihrer Tochter in Empfang nahm, bedeutend zu dämpfen, und ſo geſchah es auch in der That. Sie ließ das verhängnißvolle Schreiben in ihren Schooß niederfallen und dachte mit ernſtem Geſichte über den Inhalt nach. Wenn ihr, als einer praktiſchen und geſcheidten Frau, auch Manches erklärlich war und ſie daſſelbe als ganz natürlich anſah, ſo war ihr dagegen die Geſchichte mit der geheimnißvollen Thüre wichtig genug, um darüber voll Unruhe nachzudenken. Dabei trug es nicht zur Beſänftigung ihrer aufgeregten Stimmung bei, daß Sophie gerade in's Zimmer trat, und als ſie mit ihrem ſcharfen Auge einen Brief ihrer Schweſter gewahrte, wie ein Stoßvogel darauf losfuhr und trotz der Einreden ihrer Mutter triumphirend las.

„Siehſt Du wohl?" ſagte ſie alsdann, und ſchlug mit der rechten Hand heftig auf das Blatt, „ſiehſt Du wohl, wie meine Befürchtungen gerechtfertigt waren? — — arme Eliſe! Glaubſt Du noch nicht, Mama, daß ſie in die Hände eines herzloſen Tyrannen gefallen iſt? O, dieſe Männer! Keiner hat ein Herz, ſelten iſt einer im Stande, das zarte Gemüth eines weiblichen Weſens zu verſtehen und es ſchonend, wie es ſein ſoll, zu behandeln. O, Mama, ich halte es für meine Pflicht, zu meiner Schweſter zu eilen und ihr rathend zur Seite zu ſtehen."

„Das wäre mir ein rechter Unſinn," erwiederte die Kriegsräthin mit großer Ruhe, „Du mit Deinem empfindſamen unpraktiſchen Weſen wäreſt wohl im Stande, da helfend einzugreifen. Ueberlaß das Leuten, die etwas davon verſtehen. Daß Eliſe ein wenig ſchwarz ſieht, finde ich ganz natürlich, und die Geſchichte mit dem verſchloſſenen Zimmer wird ſich auch noch ſicher aufklären."

„Könnte ich nur ſeinen Blick vergeſſen," ſprach die reiſe Jungfrau mehr zu ſich ſelber, als zu ihrer Mutter, „jenen Blick, mit dem er oft lauernd um ſich ſchaute, und dabei das höhniſche Zucken ſeiner Mundwinkel."

„Vergiß das Alles ſo gut Du kannſt," erwiederte die Kriegsräthin, „und überlaß uns dieſe Angelegenheit, ſei aber ſo gut und ſprich nicht darüber; es iſt nicht nothwendig, Deinen Vater zu beunruhigen."

Dieſen dringenden Wunſch ihrer Mutter erfüllte Sophie übrigens nur ſehr bedingungsweiſe; denn wenn ſie ihrem Vater auch nicht gerade die ganze Geſchichte erzählte, ſo ließ ſie doch zuweilen Aeußerungen fallen, die den guten Kriegsrath nach und nach ſtutzig machten und zu weiteren Nachfragen veranlaßten. So kam es denn, daß er endlich ſeine Frau ernſthaft aufforderte, ihm die letzten Briefe Eliſens vorzulegen. Nachdem er ſie geleſen, ſchüttelte er ſehr ernſthaft mit dem Kopfe, legte die Hände auf den Rücken und ſagte ſeine Meinung in der Art eines Selbſtgeſprächs, wie er oft zu thun pflegte, und von dem er hie und da einen Satz durch eine fragende Wendung an ſeine Frau richtete.

„Wozu braucht man überhaupt in einem Hauſe," meinte er, „heimliche Gemächer, die beſtändig verſchloſſen ſind und angeblich als Rumpelkammer dienen? Oder, warum ſagt man ſeiner Frau nichts davon und erregt ihren Verdacht, indem man ſie durch das Schlüſſelloch zufällig ſehen läßt, daß es keine Rumpelkammer iſt, ſondern ein ehemaliges Schlafzimmer mit herabgelaſſenen Vorhängen? — Findeſt Du darin einen Sinn, mein Kind?“

„Ich kann mir ſeine Abſicht bei dieſer Verheimlichung allerdings auch nicht erklären,“ warf die Kriegsräthin dazwiſchen, „doch halte ich unſern Schwiegerſohn für einen Ehrenmann im vollſten Sinne des Wortes, und bin überzeugt, er hat ſeine Gründe dafür, die Eliſe ſchon erfahren wird, wie er ihr ja auch geſagt.“

„Was die Blutflecken anlangt,“ fuhr der Kriegsrath düſter fort, „ſo könnte man denken, unſere Tochter habe ſich allerdings getäuſcht und es ſei ein rothes Band geweſen — doch mußt Du auch nicht vergeſſen, daß in dieſen alten Schlöſſern oftmals geheimnißvolle Sachen vorfielen, die eben ſolche Spuren hinterließen.“

„Aber Bärenberg würde dieſe Spuren vertilgt haben, wenn er wirklich ſo etwas vorgefunden.“

„Mit dieſer Aeußerung,“ entgegnete der Kriegsrath, indem er ſtehen blieb, um tief aus ſeiner weißen Halsbinde hervor ſeine Gattin anzuſchauen, „bringt man uns auf die Höhe der Situation: fand man allerdings derartige Spuren vor, ſo würde man ſie vertilgt haben, oder wäre anzunehmen, oder vielmehr man könnte annehmen, oder noch beſſer, mit Grund zu Argwohn wäre man vielleicht berechtigt anzunehmen, dieſe Spuren, welche da ſind, ſeien nicht vorgefunden worden, ſondern erſt ſpäter entſtanden, und das würde allerdings dieſe Sachen etwas düſter und verwickelt machen.“

„Lieber Mann,“ entgegnete die Kriegsräthin mit ſcheinbarer Unbefangenheit, jedoch mit etwas zweifelhaftem Lächeln, „jetzt ſpricht aus Dir der ehemalige Auditor, der über einen Aktenſtoß brütet und ſich die größte Mühe gibt, den verhängnißvollen Faden aufzufinden. Ich will Dir was ſagen, mein Lieber, Du haſt mich immer Deine praktiſche Frau genannt, und ich glaube mich dieſes Namens einmal wieder recht würdig zu machen, wenn ich mich in der nächſten Zeit aufmache, um Eliſen zu beſuchen: ſei verſichert, ich komme ſchon hinter das Geheimniß dieſes verſchloſſenen Zimmers.“

Der Kriegsrath zog lang und hörbar den Athem in ſich hinein, ſenkte alsdann, wieder langſam auf und ab gehend, ſeine gedankenvoll gefurchte Stirn tief auf die Bruſt hinab und erwiederte nach einer längeren Pauſe: „Im Grunde haſt Du Recht; Bärenberg hat Dich ſo oft und dringend eingeladen, die Sommertage ſind angenehm, ſie laden zum Reiſen ein, und für alle Fälle gebe ich Dir gewichtige Schreiben mit an den Oberamtsrichter jenes Bezirks, deſſen Namen ich mich von früher erinnere, und der Dir im Nothfalle mit Rath und That an die Hand gehen würde.“

So wurde denn die Reiſe der Kriegsräthin beſchloſſen, da aber dieſe gute Frau ihr Haus ſeit langen Jahren nicht mehr verlaſſen, ſo vergingen ein paar Wochen, ehe ihre Vorbereitungen ſo weit gediehen waren, daß ſie ſich im Stande ſah, den Tag ihrer Abreiſe feſtzuſetzen. Wer weiß aber, ob dieſer Tag nicht noch mehrmals hinausgeſchoben worden wäre, wenn nicht ein Umſtand die Kriegsräthin veranlaßt hätte, ihre Abreiſe ſo viel als thunlich zu beſchleunigen. Eliſe hatte nämlich nach jenem von uns erwähnten Briefe noch ein paarmal und dann immer nur ſehr wenige Zeilen geſchrieben, durch die unverkennbar ein Hauch der Trauer wehte, und dann war auffallender Weiſe eine Zuſchrift des Herrn Bärenberg eingelaufen, worin er ſagte, ſeine Frau befände ſich nicht ganz wohl, das Schreiben greife ihre Nerven an, weßhalb er mit Vergnügen ihre Korreſpondenz beſorge.

Sophie verſäumte nicht, das unter dem Verdächtigen als das Allerverdächtigſte zu finden. „Eliſe,“ ſagte ſie, „die ſo gerne ſchreibt, meine ſtarke und geſunde Schweſter, ſollte in wenigen Monaten ſo weit herunter gekommen ſein, daß es ihr Mühe macht die Feder zu halten, um an ihre Eltern zu ſchreiben. Und doch glaube ich Alles, was der Herr Schwager ſagt,“ ſetzte ſie mit einem hyſteriſchen Lächeln hinzu, „heruntergekommen wird ſie allerdings ſein, wenn ſie überhaupt noch lebt; aber wodurch kann ſie in ſo kurzer Zeit heruntergekommen ſein, das frage ich, aus welchem Grunde kann die gute, heitere, lebensluſtige Eliſe in ſo kurzer Zeit ſo ernſt und traurig geworden ſein, wie aus ihren letzten Briefen hervorgeht? Das möchte ich erfahren.“

Die Kriegsräthin wechſelte einen bezeichnenden Blick mit ihrem Mann, dann gab ſie ihrer Tochter zur Antwort: „Es gibt Dinge, die man Dir bei Deinem gewiß nicht kleinen Verſtande dennoch nicht genügend erklären kann; glaube mir aber, daß es beſſer wäre, wenn Du Deine ewigen Aufhetzereien bleiben ließeſt und Deiner Mutter zutrauteſt, daß ſie ſchon ſelbſt in dieſer Sache klar ſehen wird — alſo in acht Tagen, nach unſerer großen Wäſche, die ich nothwendig vorher abhalten muß, reiſe ich ab.“

Und ſo geſchah es auch. Nachdem die Wäſche wieder in Schränken und Kaſten untergebracht war, verließ die Kriegsräthin, wenigſtens halbberuhigt, mit dem Eilwagen die Reſidenz, und ſchrieb auch ſchon nach zwei Tagen, daß ſie glücklich angekommen ſei, daß ſie glaube, Bärenberg habe ſich recht gefreut, ſie zu ſehen, daß es Eliſen recht ordentlich ginge, und daß ſie, die Mutter, in ein paar Tagen den ausführlichſten Bericht einſenden würde über Alles, was ihr intereſſant erſcheine, und gewiß auch über das geheimnißvolle Zimmer.

Aber dieſer ausführliche Bericht blieb aus: es vergingen acht Tage, vierzehn Tage, drei Wochen, die Kriegsräthin ſandte keine Zeile, nicht als ob man während dieſer ganzen Zeit ohne Nachricht von Eliſen geblieben wäre, im Gegentheil, Herr Bärenberg ſchrieb pünktlich von Woche zu Woche und ſagte in dieſen Schreiben, es ginge Alles vortrefflich, der Kriegsräthin gefiele es außerordentlich auf dem Lande, doch machten ſich beide Frauen, Mutter und Tochter, ſo viel in der Haushaltung zu ſchaffen, daß ſie gar nicht zum Schreiben kämen.

Dieſe Briefe gab Sophie, ſobald ſie ſie geleſen, ihrem Vater mit einem ſtummen, vielſagenden Blick zurück, und wenn er ſich darauf zuweilen achſelzuckend gegen ſie wandte, ſo ſagte ſie kopfnickend und mit einem unbeſchreiblichen Lächeln um ihre dünnen Lippen: „Natürlich, reden darf ich nicht, wie es mir um's Herz iſt, ſonſt heißt es, ich verläumde, hetze auf, aber der Tag wird noch kommen, wo man mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber zu ſpät — zu ſpät — arme Eliſe!"

Da ſie bei der Abweſenheit ihrer Mutter freie Hand hatte, ihre liebevollen Anſichten über den Schwager und das häusliche Glück ihrer Schweſter preiszugeben, ſo braucht bei ihrer Gemüthsſtimmung, bei ihrem Haſſe gegen die ganze Männerwelt wohl kaum erwähnt zu werden, daß ſie davon die umfaſſendſte Anwendung machte, und daß es ihr vollkommen gelang, den ſonſt ſo ruhigen Kriegsrath in eine quälende Unruhe hineinzujagen. Hatte ſie doch etwas Furchtbares erfahren und nicht verſäumt, dieſes ihrem Vater zur geeigneten Zeit mitzutheilen: Eine alte treue Nätherin nämlich, eine etwas geſchwätzige Perſon, unter deren geſchickter Hand die Ausſteuer Eliſens entſtanden, und die lange Jahre in dem kriegsräthlichen Hauſe aus- und eingegangen war, hatte es ſich nicht nehmen laſſen, dieſe Ausſteuer bei der Verheirathung ihres Lieblings, Eliſens, mit dem Packwagen ſelbſt nach der neuen Heimat der jungen Frau zu geleiten und dort für das Unterbringen der Unmaſſen Leinwand u. ſ. w. ſelbſt Sorge zu tragen. Sie war acht Tage damit beſchäftigt geweſen und äußerte ſich im Allgemeinen über das Haus, wo Eliſe wohnen ſollte, über die Einrichtung deſſelben, die Dienerſchaft und Aehnliches ziemlich wohlwollend. Nur war es damals ſchon Sophien aufgefallen, daß die alte Nätherin mit einem Seufzer häufig den Wunſch wiederholte, Eliſe möge mit ihrem Manne doch auch recht glücklich werden. Die zartfühlende Schweſter hatte anfänglich den bezeichnenden Seufzer zu dieſem Wunſche nicht beachtet, nicht verſtanden, jetzt aber erinnerte ſie ſich mit einer wahren Gier deſſelben. Sie machte die Alte bei einer guten Taſſe Kaffee vertraulich, ließ ſich auf's Neue von der Umgebung Eliſens erzählen, brachte die Rede geſchickt auf Herrn Bärenberg, und als ſie mit großer Befriedigung jetzt den gewiſſen Seufzer wieder vernahm, ſeufzte ſie auch ihrerſeits, ſpielte auf ein getrübtes Verhältniß an, entlockte der Nätherin zuſtimmende Aeußerungen, forſchte und bohrte weiter mit einer unglaublichen Geſchicklichkeit und erfuhr dann endlich, daß ihr Schwager mit ſeiner erſten Frau durchaus nicht glücklich gelebt, daß man von heftigen Scenen wiſſe, die zwiſchen Beiden vorgefallen, und daß das Ende der armen, unglücklichen Frau ein außerordentlich raſches geweſen ſei.

Daß Sophie, als ſie ihrem Vater hierüber Mittheilung machte, nichts that, um das Gehörte durch irgend einen Zuſatz zu mildern, oder auch nur hinzugeſetzt, das Ganze ſei ein vages Dienſtbotengeſchwätz, verſtand ſich bei ihrer angenehmen Gemüthsſtimmung von ſelbſt; im Gegentheil, ſie drückte ihre Hände krampfhaft zuſammen, blickte den armen Kriegsrath tief ſeufzend an und ſagte, langſam mit dem Kopfe nickend: „Und einem ſolchen Ungeheuer hat man meine unglückliche Eliſe überliefert! Gott, wie danke ich dir, daß du es in deiner Gnade gefügt, mich mit einem Manne zu verſchonen.“

Wir wollen es nicht verrathen, daß der Kriegsrath in dieſem Augenblicke ſtill in ſich hinein denſelben Gedanken ausſprach, aber im Namen des jungen Männergeſchlechts, denn ſeine Tochter Sophie erſchien ihm in ihrer Gehäſſigkeit höchſt unliebenswürdig.

„Ha,“ rief er aus, indem er ſein Kinn frei und ſtolz aus der umhüllenden Halsbinde erhob, „ſollte man doch glauben, dieſer gute Bärenberg ſei in der That ein Wärwolf, ein mörderiſcher Blaubart? — Lächerlichkeiten ohne Ende. Ich werde meiner Frau ſchriftlich tüchtig den Kopf waſchen, daß ſie mir nicht ſelbſt ſchreibt, oder daß ſie nicht wenigſtens Eliſe veranlaßt, ihren Briefwechſel mit uns fortzuſetzen.“

„Die Aermſte,“ erwiederte Sophie mit einem Blicke gen Himmel, „wenn ſie überhaupt noch im Stande iſt zu ſchreiben, wenn wir überhaupt noch eine Zeile von ihrer Hand zu ſehen bekommen.“

„Albernes Geſchwätz, das ich mir verbitte,“ rief entrüſtet der Kriegsrath, „und das Du wenigſtens nicht loslaſſen ſollteſt in Gegenwart Deiner kleinen Schweſter, die Dich mit großen Augen anſieht und nicht weiß, was ſie von all' dem dummen Zeug zu halten hat.“

Und in der That blickte Pauline, die auf einem Schemel am Fenſter ſaß und an einem Strumpfe ſtrickte, ziemlich verwundert auf, als ihr Vater und Sophie ihre Stimmen ſo laut erhoben, was namentlich der Erſtere ſonſt nicht zu thun pflegte.

„Ich muß mich wahrhaftig an dieſes Kind wenden,“ fuhr der Kriegsrath feierlich fort, „um in ihrer kindlichen Antwort eine Beruhigung zu finden gegen Deine gehäſſigen Reden. Nicht wahr, Pauline,“ wandte ſich der einigermaßen geängſtigte Vater an das kleine Mädchen, „Du magſt Deinen Schwager leiden, Du freuſt Dich, ihn zu beſuchen?“

„Ja, wenn er Eliſe nichts zu Leide gethan hat,“ gab dieſe zur Antwort, wobei ſie mit wichtiger Miene emſig fortſtrickte.

„Was ſoll er ihr zu Leide gethan haben?“ rief der Kriegsrath heftig entrüſtet, „wer ſagt dergleichen dummes Zeug?“

„Unten in der Küche ſprechen ſie davon,“ erwiederte Paulinchen, „und ſie ſagen, er wäre der Blaubart.“

„Nein, das iſt zu toll,“ rief der Vater, die Hände zuſammenſchlagend, „ſolchen Unſinn vorzubringen, ſolch' elende Dummheiten auszuſprengen über einen Mann, von dem ich, der Vater, weiß, daß er meine Tochter außerordentlich liebt.“

„Im Gegentheil, au contraire,
Der Blaubart liebt ſein Weib nicht mehr,“

rezitirte das kleine Mädchen altklug ein Sprüchlein, das ſie ebenfalls in der Küche oder ſonſtwo gehört.

„Nun denn, in's Himmels Namen,“ rief der Kriegsrath in höchſter Ungeduld, „ſo wollen wir uns Alle mit eigenen Augen überzeugen, wie es da droben ſteht — und wenn — doch nein,“ unterbrach er ſich ſelbſt, „wie kann ich als ein erwachſener Menſch, als ein verſtändiger Mann und Beamter ſolchen Unſinn in meinem Kopfe beherbergen.“ Er ſagte das allerdings in einem ſehr entſchloſſenen Tone, doch vermied er dabei ſeine Tochter Sophie anzuſchauen, um deren Lippen etwas zu ſehen war wie ein triumphirendes Lächeln.

„Auf Dein dummes Gerede hin,“ fuhr der Vater nach einer Pauſe fort, „würde ich wahrhaftig nicht daran denken, nur einen Fuß zum Hauſe hinaus zu ſetzen, aber Seine Excellenz der Herr Kriegsminiſter ſprachen mir geſtern davon, daß es jetzt eine paſſende Zeit ſei, um mit meinem Urlaubsgeſuch zu kommen. So will ich's denn auch thun und gebe Euch beiden acht Tage Zeit, um Eure Sachen in Ordnung zu bringen.“

„Und ich ſoll auch mit zum Blaubart?“ fragte das kleine Mädchen halb ängſtlich, halb erfreut, doch ſetzte ſie, ohne eine Antwort abzuwarten, entſchloſſen hinzu: „Nur wenn Papa mitgeht und Du, Sophie, da habe ich keine Angſt, mich frißt er doch zuletzt, und ohne Euch möchte ich auch nicht mehr da ſein.“

Die acht Tage gingen vorüber wie Alles in der Welt, der Urlaub war bewilligt, die Sachen der beiden Mädchen eingepackt, und an einem ſchönen Herbſtmorgen, denn der Sommer war unterdeſſen vergangen, hielt Morgens um ſechs Uhr ein Lohnkutſcher vor dem Hauſe des Kriegsraths, um die Familie von dannen zu führen. Sie brachen bei ſo guter Zeit auf, um vor Abend den Ort ihrer Beſtimmung zu erreichen, denn es war bis dahin ungefähr zehn Stunden, und unterwegs mußte auch den Pferden Zeit zum Freſſen und Ausruhen gegeben werden.

Die Gegend, durch welche man fuhr, war ſo herbſtlich ſchön und maleriſch ausgeſchmückt, wie ſich eine erbleichende Kokette je noch ſchmücken kann, indem ſie ihre Toilette verziert mit den Tauſenden rother und gelber Blätter, mit dem Alles vergoldenden Sonnenſtrahl auf dem Hintergrunde des klarſten dunkelblauen Himmels.

„Ach, wie iſt die Welt ſo ſchön,“ ſeufzte Sophie, „und wie iſt es ſo traurig, daß dieſe wunderbare Welt mit ſo furchtbaren Charakteren bevölkert iſt und blutig gefärbt wird von grauenhaften Verbrechen — o Gott! — lieber nicht leben, als ſo gedrückten Herzens.“

Dieß ſchien jedoch am heutigen Tage nicht der Fall beim Kriegsrathe zu ſein, wenigſtens bemerkte man an ſeinem Benehmen während des Vormittags, auch im Verlaufe des Mittageſſens, und in den erſten Nachmittagsſtunden nichts an ihm von einem gedrückten Herzen; im Gegentheil, er war ſo heiter, wie man ihn lange nicht geſehen, und es that ihm wohl, wie er heute ſchon ein paar Dutzendmal geſagt, ſtatt des Aktenſtaubes Gottes herrliche Luft einathmen zu können.

„Und da, inmitten der Wälder wird's —“ noch beſſer ſein, wollte er ſagen, noch ſchöner, ja förmlich poetiſch, doch ſchnitt ihm ein Blick auf ſeine Tochter Sophie, die ihm ganz im vernichteten Bewußtſein einer geknickten Lilie gegenüber ſaß, das Wort vom Munde, und ließ ihn mit einem ſtillen Seufzer der Ergebung ſchließen.

Als ſie endlich ihrem Ziele näher und näher gerückt, als der Kutſcher ihnen einen weißen Punkt als das Jagdſchloß bezeichnete, wo Herr Bärenberg hauste, da verdüſterte der Gedanke an ſeinen Schwiegerſohn, der alle Anlagen zu einem wirklichen Blaubart hatte, die helle Seele des bis jetzt ſo glücklichen Beamten. Vielleicht wurde er in der That von den geängſtigten Weibern da oben als Retter ſehnlichſt erwartet, vielleicht erkletterte jetzt eine derſelben den hohen Wartthurm, um hinauszuſchauen nach den helfenden Brüdern, während der Blaubart unten ſein furchtbares „komm' herab!“ erſchallen ließ.

Sie kamen näher und näher; es ging furchtbar geſchwind mit dieſen doch ſo müden Gäulen. Jetzt trat der ſchwere Thurm des Schloſſes mit ſeinem grauen Gemäuer deutlich hervor auf dem grünen Waldhintergrunde, und jetzt rief die kleine Pauline, welche von den Dreien das ſchärfſte Auge hatte: „Sieh', Papa, auf dem Thurme dort ſcheint Jemand zu ſein, eine Geſtalt, die wie mit einem weißen Tuche winkt.“

Und ſo war es in der That; man ſah da oben etwas wie eine Figur mit einem weißen, flatternden Gewande, die ſich auffallend hin und her bewegte.

„Seltſam,“ murmelte der Kriegsrath, und blickte fragend in die Augen ſeiner älteſten Tochter, welche dieſelben aber ſtarr auf den Thurm und die Geſtalt gerichtet hielt und alle ihre Sehkraft anſtrengte, um in derſelben ihre arme Mutter oder ihre unglückliche Schweſter zu entdecken.

— Ha! mit einem Male war ſie verſchwunden, die Geſtalt nämlich, und gerade, als ſie in dem nächſten Augenblick ſo nahe kommen mußten, daß ſie deutlich unterſcheiden konnten, welche der beiden bejammernswerthen Frauen ihnen hülfeflehend die Hände entgegenſtreckte.

Sophie wußte nichts Beſſeres zu thun, als die Augen mit ihrem Sacktuche zu verdecken; ſie hätte ſich auch gerne die Ohren verſtopft, denn ſie fürchtete irgend einen gräßlichen Schrei zu hören, und während der Kriegsrath etwas ſtarren Blickes der Entwicklung all' dieſer Räthſel entgegen ſah, war die kleine Pauline die Einzige, welche ſich über die ſchöne, maleriſche Lage des Schloſſes freute.

Jetzt fuhr der Wagen durch den Thorbogen und hielt an der geöffneten Thüre des alten Wartthurms. Sophie hatte ſchon vorher den Wagenſchlag geöffnet, ſprang hinaus und eilte, von einem richtigen Inſtinkt getrieben, ſo raſch als ſie konnte, die hohen Treppen hinauf, um vielleicht doch noch etwas beitragen zu können zur Rettung der unglücklichen, ſo eben räthſelhaft verſchwundenen Geſtalt. Eilig kletterte ſie höher und höher, ſo daß ihre Kniee zitterten, und daß ſie Mühe hatte Athem zu holen. Oben führte die Treppe gegen eine Thüre, die nur angelehnt war, weßhalb ſie dieſelbe haſtig aufſtieß und in ein kleines Thurmgemach ſtürzte, wo ſie aber, ſich rings umſchauend, weder die Geſtalt von vorhin noch ſonſt irgend etwas Lebendes erblickte. Das Zimmer war übrigens wohnlich und hübſch eingerichtet, und das geöffnete Fenſter zeigte wie eingerahmt ein Stück der weiten ſchönen Ebene. Doch war jetzt wahrlich keine Zeit, um Ausſichten zu betrachten; ſie wandte ſich raſch wieder gegen den Ausgang des Zimmers, um vielleicht eine Treppe höher zu finden, was ſie ſuchte, als ſie bemerkte, daß die Thüre von außen zugedrückt wurde, als ſie hörte, daß man einen ſchweren Riegel vorſchob, und als ſie ſah, wie ſich ein Paar Augen an einer kleinen vergitterten Oeffnung eben dieſer Thüre zeigten. Auch ließ ſich der zu dieſen Augen gehörende Mund mit tiefer, heiſerer Stimme vernehmen und ſprach alſo: „Der Herr dieſes Schloſſes hat erfahren, daß es Euch, hochedle Jungfrau, gelungen iſt, hinter ſeine ſo wohlverwahrten Geheimniſſe zu kommen, und beſchloß, Euch hier oben in Gewahrſam zu halten, bis er Zeit finden wird, Euch die nöthige Aufklärung zu geben; ein Imbis nach gehabter anſtrengender Fahrt wird wohl nicht nöthig ſein, da Alles raſch vorübergeht.“

Vernichtet ſank die unglückliche Jungfrau auf ihren Stuhl, blickte thränenden Auges hinaus in die von den Strahlen der Abendſonne goldig beſchienene Landſchaft. „Jetzt wäre der Augenblick gekommen, wo ich ſehnſüchtig ſpähen müßte nach aufwirbelndem Staube, nach glänzenden Harniſchen, ſtrahlenden Helmen und funkelnden Schwertern — aber vergebens,“ ſprach ſie weiter, „wer wird meiner gedenken, die hier oben einſam und gefangen iſt; welch’ treues Herz ſchlüge ſchneller, wenn es von meinem Unglücke hörte? ach keines — keines, und das iſt gerade der Jammer.“

— — — — „So komme denn, Wüthrich — Ungeheuer,“ rief ſie mit der ganzen Entſchloſſenheit einer deutſchen Jungfrau, „ſende Deine Schergen, ich will mit Standhaftigkeit ertragen, was das Schickſal mir beſtimmt.“

— — — — Kopfſchüttelnd hatte der Kriegsrath geſehen, daß ſeine ältere Tochter raſch entſchloſſen in dem Wartthurm verſchwand, und da er überzeugt war, daß deren entſchloſſener Charakter mit allen Schrecken, die dort oben vielleicht ſein möchten, fertig werden würde, zog er

Pauline aus dem Wagen, allerdings einigermaßen verwundert, daß noch immer Niemand zu ſeinem Empfange erſcheine, als ein alter Diener mit einem etwas finſteren Blick, der mit einer ſtummen Verbeugung den Haupteingang in's Schloß zeigte. Dort auf der Treppe, die in den unterſten Stock führte, erſchien nun allerdings Herr Bärenberg mit überraſchter Miene über den unverhofften Beſuch, auch reichte er ſeinem Schwiegervater die Rechte, die dieſer übrigens etwas zögernd annahm, und murmelte von vielem unverhofftem Vergnügen. Droben traten ſie in ein geräumiges Zimmer ein; der alte, mürriſche Diener, der ebenfalls gefolgt war, nahm hier die Hand der kleinen Pauline, flüſterte ihr ein paar Worte zu und führte ſie darauf durch eine Nebenthüre in ein anderes Gemach.

Der Kriegsrath blickte dem kopfſchüttelnd zu, und erſt als ſich die Thüre hinter ſeiner letzten Tochter geſchloſſen und er einen lauten, wie es ihm ſchien, ängſtlichen Ruf derſelben vernahm, wandte er ſich haſtig an ſeinen Schwiegerſohn und ſagte mit einigermaßen erregter Stimme: „aber ſagen Sie mir um's Himmels Willen, was ſoll das Alles bedeuten? Meine Frau, zuerſt durch Klagen meiner Tochter und dann durch deren Stillſchweigen beunruhigt, reist hieher, und ſtatt uns zu berichten, was ſie hier Eigenthümliches gefunden — ich wollte ſagen, wie ſich Eliſe befindet, läßt trotz unſeres wiederholten Schreibens keine Zeile von ſich vernehmen. Wir eilen — ich geſtehe es, Herr Schwiegerſohn, mit nicht ganz ungerechtfertigter Beſorgniß hierher und finden einen ſeltſamen Empfang; auf dem Wartthurm ſehen wir eine Geſtalt, die uns zu winken ſcheint und dann verſchwindet, und weder meine Frau noch meine Tochter läßt ſich vor uns erblicken; ein grämlicher Diener entführt meine kleine Pauline, und Sie, Herr Schwiegerſohn, ſtehen ſtumm vor mir und befleißigen ſich eines fatalen, unmotivirten Stillſchweigens."

Darauf ſtrich ſich der alſo Angeredete, indem ein ſeltſames Lächeln auf ſeinen finſteren Zügen ſpielte, mit der Hand über ſein glattraſirtes Kinn, wo die nicht zu vertilgenden Ueberreſte des ſchwarzen Bartes auffallend blau durch die weiße Haut ſchimmerten, und antwortete nach einer langen, beängſtigenden Pauſe: „Was wollen Sie, mein werther Herr Schwiegervater? ſo iſt nun einmal der Empfang im Hauſe des Blaubarts, und damit ich Sie in dieſem fürchterlichen Hauſe, langſam wie es ſich gehört, von Schrecken zu Schrecken führe, ſo erſuche ich Sie mir zu folgen. — Belieben Sie zu bemerken,“ fuhr er in trockenem Tone fort, „daß dieſes Gemach, wo wir uns gerade befinden, ein Vorzimmer iſt, in dem ich meine unglücklichen Schlachtopfer zu empfangen pflege; dort rechts iſt eine größere Halle, wo man bei fröhlichen Veranlaſſungen zu ſpeiſen pflegt, und wenn wir — ich bitte, mir zu folgen — das anſtoßende Gemach durchſchritten haben, ſo gelangen wir, wie Sie ſehen, in das Schlafzimmer des fürchterlichen Blaubarts. Treten Sie beruhigt ein, alle Spuren ſeiner grauſamen Verbrechen ſind getilgt.“

Der überraſchte und einigermaßen verblüffte Kriegsrath wußte nicht wie ihm geſchah, und was er von dieſen ſonderbaren Reden zu halten habe. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müſſen wir geſtehen, daß er etwas befangen in das Schlafzimmer trat, deſſen ganze Einrichtung er aus einem Briefe Eliſens kannte. Dort war auch der geheimnißvolle Schrank, und auf dieſen ſchritt Herr Bärenberg zu, wobei er mit düſterem Tone ſprach: „dort iſt die gewiſſe Thüre, an der ich die Neugierde meiner Frauen zu prüfen pflege, und da auch Eliſe dieſe Probe nicht vollkommen glänzend beſtand, ſo ſehen Sie mit eigenen Augen, was weiter daraus erfolgte.“

Mit einer leichten Kraftanſtrengung drehte er den ſchweren Kaſten von ſeiner Stelle, öffnete dann die Thüre in's Nebenzimmer ſo weit als möglich und lud durch eine Handbewegung ſeinen Schwiegervater ein, näher zu treten.

Dieſer machte ſo kleine Schritte, als er nur immer machen konnte, und es wechſelte mit jedem Schritte die Stimmung ſeines Gemüthes. Seine anfängliche Furcht ging in ein gelindes Hoffen über, als er ſtatt eines düſteren Gemaches ein angenehm erhelltes Zimmer ſah, von dem weiße, leuchtende Vorhänge den grellen Sonnenſtrahl abhielten. Dieſes Hoffen verwandelte ſich bei dem nächſten Schritte, den er vorwärts that, in die angenehme Gewißheit, daß ſein Schwiegerſohn, der Blaubart, doch keiner von jenen allzu blutgierigen Blaubärten ſei, welche gleich ganze Familien auszurotten pflegen; denn an ſein Ohr ſchlug das heitere Lachen ſeiner kleinen Tochter Pauline, die in ihrer luſtigen Laune ganz das Ebenbild der Mutter war und von dieſer im nächſten Augenblicke accompagnirt wurde. — Durch Staunen und Hoffnung glitt hierauf das Herz des Kriegsraths, als er auf der Schwelle des geheimnißvollen Zimmers ſtand, zur innigſten Freude, ja zu wahrem Entzücken über, als er hier ein Familienbild ſah, wie er's ſich nur in ſeinen kühnſten Phantaſien ausgemalt, dabei aber immer ein Fragezeichen gemacht, welches bedeuten ſollte, ob ihm hienieden wohl ein ſolches Glück beſcheert ſein würde. — Und es war Alles Wahrheit, was er ſah, keine Täuſchung der Sinne, keine trügeriſchen Zauberbilder. Da ſaß ſeine geliebte Tochter Eliſe in einem breiten Fauteuil, lächelte ihm auf's Liebevollſte zu und ſtreckte ihm beide Hände entgegen. Sie ſah ganz gut aus, die junge Frau Bärenberg: ihre Augen leuchteten vor Glück und Seligkeit, nur waren ihre Geſichtszüge von einer intereſſanten Bläſſe bedeckt.

Hinter dem Fauteuil ſtand die Kriegsräthin ſtrahlend vor Wonne und dunkelroth vor unterdrücktem Lachen. Später ſagte ſie oft, ſie wäre in dieſem Augenblicke faſt erſtickt an einem krampfhaften Lachanfall, den ſie gewaltſam hätte niederhalten müſſen, ſo äußerſt komiſch wäre das Geſicht ihres Gemahls geweſen.

Für deſſen Augen aber lag die Hauptanziehungskraft im Anblick der kleinen Pauline, die zu den Füßen ihrer Schweſter auf einem kleinen Schemel ſaß und auf ihren Knieen einen kleinen Erdenbürger hielt, der ſich im höchſten Staate eines weißen Kiſſens mit blutrothen Bändern befand — o, dieſe blutrothen Bänder!

Das Erſte, was der Kriegsrath nach all' dieſen gewaltigen Gemüthsbewegungen that, war, daß er mit beiden Händen ſeinen Schwiegerſohn am Kragen faßte, ihn derb ſchüttelte, dann mit komiſch verzogenem Geſichte in des Blaubarts ſeltſam funkelnde Augen ſchaute, und daß er hierauf ſeiner kriegsräthlichen Würde ſo ganz und gar vergaß, um dem Schwiegerſohn zwei ſchmatzende Küſſe auf die Wangen zu drücken. Dann ging er gravitätiſch auf ſeinen kleinen Enkel zu, nahm ihn ſorgſam in die Arme, betrachtete aufmerkſam, als hätte er nie etwas Aehnliches geſehen, das roſige Geſicht des ſchlafenden Staatsbürgers, ſeine zuſammengeballten Fäuſte, worauf ſein glücklicher, zufriedener Blick deutlich bezeichnete, daß er an dem neuen Ankömmling nichts auszuſetzen habe.

— — Und Sophie, die eingekerkerte Jungfrau im Thurmgemache? Sie hatte ſich vollkommen in ihr Schickſal ergeben, endlich auch die Beute des fürchterlichen Blaubarts zu werden. Sie hatte es über ſich vermocht, am Fenſter ſtehend, mit ziemlicher Ruhe in die abendlich glühende Landſchaft zu ſchauen.

„Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth," hatte ſie deklamirt, und ſonſt noch Allerlei von verſchiedenen Dichtern. Sie dachte, komme was da kommen mag, und ihr Herz ſchlug nicht einmal geſchwinder, als nun der alte mürriſche Diener erſchien, um ſie ihrem wahrſcheinlich ſchauerlichen Verhängniſſe entgegenzuführen.

Um aber nicht in den Fall zu kommen, wiederholen zu müſſen, ſetzen wir nur noch hinzu, daß Sophie beinahe den gleichen Gang, wie ihr Vater, zu gehen hatte, und auch endlich von ähnlichen Empfindungen beſeelt, Mutter, Schweſter und den kleinen Neffen ſah. Eines bitteren Gefühls aber konnte ſie ſich nicht entſchlagen, als der Blaubart ihre Hand ergriff, ſie herzlich ſchüttelte und ihr ſagte: „ein wenig Strafe hatten Sie ſchon verdient, denn Sie waren es doch eigentlich, welche durch Ihr Mißtrauen mich zum Blaubart geſtempelt haben."

„Nicht durch mein Mißtrauen allein,“ erwiederte die Jungfrau, „ſondern Ihr geheimnißvolles, mir noch nicht erklärliches Weſen in Betreff dieſes Zimmers hat nicht ungerechte Veranlaſſung zu meinem Mißtrauen gegeben — wenn übrigens Eliſe zufrieden iſt, ſo kann ich es ja auch ſein.“

„Gewiß, liebe Schweſter,“ rief die junge Frau mit leuchtenden Augen, „ich bin nicht nur zufrieden, ſondern namenlos glücklich.“ Dann zog ſie Sophie näher zu ſich herab, ſchlang ihre beiden Arme um deren Hals und flüſterte ihr in's Ohr: „das Zimmer hier war ſchon für mich und den Kleinen eingerichtet, lange vorher, ehe ich es wiſſen durfte — das verſtehſt Du doch, Sophie?“

Nun ſind wir freilich nicht ganz überzeugt, ob Sophie das vollkommen verſtand, aber ſie war klug genug, zu thun, als habe ſie es verſtanden, und auf ihrem Geſichte, nachdem ſie ſich wieder emporgerichtet, die vollſte Zufriedenſtellung zu zeigen. Ja, ſie näherte ſich ihrem Schwager, reichte ihm die Hand und ſagte: „Ich verzeihe Ihnen“.

Nehmen wir an, daß Herr Bärenberg darüber ſehr glücklich war, wenigſtens zeigte er eine Heiterkeit und eine luſtige, faſt muthwillige Laune, wie man bisher nie an ihm geſehen, und wetteiferte in dieſem Punkte mit der glücklichen Kriegsräthin, die im Hauſe ſchaltete und waltete, als ſei ſie die eigentliche Hausfrau. Selbſt das Geſicht des mürriſchen Dieners hatte ſich vollkommen aufgeklärt, ja er ſchmunzelte ſtill vergnügt, als er nun mit der Meldung in's Zimmer trat, daß das Eſſen aufgetragen ſei.

Hierauf wurde der ſchlafende kleine Blaubart von ſeiner Wärterin in Empfang genommen, und die Familie begab ſich in die Halle, die in der That ein köſtliches Gemach war mit hohen Bogenfenſtern, durch welche Sophie jetzt die gleiche Landſchaft ſah wie vorhin auf dem Thurme, nur jetzt mit anderen, behaglicheren Empfindungen. Ja, dieſe Empfindungen der Jungfrau gingen während des Mahles in eine weiche, heitere Stimmung über, denn Herr Bärenberg hatte zu ſeinem heutigen Gaſtmahle ein paar Freunde aus der

Nachbarſchaft und den erſten Beamten der Eiſenwerke eingeladen. Und ſo ſaß denn Sophie zwiſchen einem unternehmenden Ingenieur und einem kühnen Förſter, Beide ledig, Beide über jene Jahre hinaus, wo gewiſſenloſe jüngere Männer mit ſchwachen Mädchenherzen verbrecheriſch zu tändeln pflegen.

Laſſen wir aber der Zukunft ihr Recht, und gehen wir in unſeren Erörterungen nicht weiter, als daß wir ſagen, der kühne Jäger habe am Schluſſe des Mahles einen tüchtigen Schritt vor dem unternehmenden Ingenieur voraus gehabt und gewagt, Sophien zuzuflüſtern, wie er ſo einſam ſei in ſeinem ſtillen Förſterhauſe, und wie er das bis jetzt nie ſo traurig gefühlt. —

Das Diner aber war der Art, um Jedermänniglich, beſonders aber die Herren, in eine heitere, glückliche Stimmung zu verſetzen. Da waren Gerichte und Weine, deren manche der gute Kriegsrath nur vom Hörenſagen kannte, weßhalb er es für ſeine Pflicht hielt, namentlich mit dem Geſchlechte der Letzteren eine genaue Bekanntſchaft, ja eine alles Andere vergeſſende Freundſchaft zu ſchließen.

Und als nun die Champagnerpfropfen flogen, als alle möglichen Toaſte ausgebracht waren, füllte der glückſelige Kriegsrath ſein Glas, winkte ſeinem Schwiegerſohne bedeutungsvoll über den Tiſch hinüber und ſtieß mit ſeiner ihm gegenüber ſitzenden Tochter an: „Auf das Wohl des Blaubarts, wie wir ihn kennen gelernt!“

Knoſpenſtudien.

Er war ein Polytechniker von ſo angenehmem Aeußern, daß man hätte glauben ſollen, die Natur, als ſie ihn erſchaffen, habe ſich vorgenommen, etwas Hübſches zu Stande zu bringen: er war von mittlerer Größe, ſchlank ohne mager und rund ohne dick zu ſein; er hatte lebhafte Augen, eine gut geformte Naſe, einen friſchen Mund mit weißen Zähnen, blondes, lockiges Haar und dazu einen feinen, weißen Teint, um den ihn manches Mädchen beneidete. Dabei hatte er achtzehn Jahre zurückgelegt, ein Alter, das uns auch noch ſonſtige Vorzüge verleiht, als da ſind: fröhliche Anſchauung an ſich verwickelter Verhältniſſe, einen guten Muth, Lebhaftigkeit des Geiſtes, praktiſche Ausführung des Sprichwortes: Wagen gewinnt, und dabei die Idee, daß es in der Welt nichts Schönes und Hohes gebe, was unerreichbar ſei für Fleiß und Ausdauer. Seine polytechniſchen Studien waren im Speziellen der Baukunſt gewidmet; er entwarf und konſtruirte mit leichter Hand und nicht ohne Geſchmack; ſeine Zeichnungen und Pläne waren ſauber wie geſtochen, und er hatte auch ſchon die gefährlichſte Klippe der Architektur, Voranſchläge und Vorausberechnungen glücklich zu umſchiffen angefangen, indem er für einen älteren Bekannten den Umbau eines Weinberghäuschens geleitet, wobei er den Voranſchlag nicht bedeutend mehr als ein Drittel der ausgeworfenen Bauſumme überſchritt, an ſich ſchon ein nicht ungünſtiges Reſultat, wenn man annimmt, wie leicht erfahrene Baumeiſter in dieſem Punkte ohne Erfahrung ſind.

Unſer junger Polytechniker bereitete ſich zum Staatsexamen vor, war aber immer noch mit Leib und Seele auch im Aeußern der Schule zugethan; ſo trug er nicht gerne eine andere Kopfbedeckung als die Mütze mit den Farben irgend einer fabelhaften Verbindung, hatte eine eigene Scheu vor Halsbinden aller Art, trug einen kurzen Rock, bei zweifelhaftem Wetter die Beinkleider in die Stiefel geſteckt, und ging ſelten ohne einen grau karrirten Plaid aus, den er maleriſch auf der linken Schulter zu balanciren wußte.

Er war der Sohn einer Wittwe, die einiges Vermögen beſaß, und mit welcher er als ein guter, folgſamer Sohn zuſammen wohnte. Allerdings war dieſe Wohnung beſcheiden; in einer vom Mittelpunkte der Stadt ziemlich entlegenen Seitenſtraße war ein altes Haus, neben dem ein breiter Thorweg in einen ziemlich verwilderten Garten führte, ſowie zu einem großen Hinterhauſe, das von mehreren Familien bewohnt wurde, die, verſchiedenen Ständen angehörend, wenig Verkehr mit einander unterhielten, was auch wohl daher kam, daß das Hinterhaus auch von der andern Seite her einen Eingang hatte, der von einem Theil der Bewohner benützt wurde.

Das jetzige Hinterhaus war in früherer Zeit einmal das Hauptwohnhaus geweſen und mitten in den Garten hineingeſetzt, um recht angenehm vom Grün umgeben wohnen zu können; ſeine Nachkommen aber, weniger poetiſch geſtimmt und weniger empfänglich für die Natur, hatten an die Straße gebaut, das Haus im Garten allmälig vernachläſſigt und es endlich Fremden und weniger bemittelten Miethern überlaſſen.

Unſer Polytechniker mit ſeiner Mutter wohnte im dritten und oberſten Stocke dieſes Hauſes, zu dem eine beſondere, allerdings etwas ſchmale Treppe hinaufführte, was aber auch wieder ſein Angenehmes hatte, da man ſo mit den übrigen

Hausbewohnern, die man, wie oben ſchon bemerkt, doch nicht kannte, in keine Berührung zu treten brauchte.

Dort oben in ziemlicher Höhe hatte man eine angenehme Ausſicht über die Stadt und den rings umherliegenden Garten, aus welchem ein Paar alte Linden und Kaſtanien ſo hoch hinaufgewachſen waren, daß man die Spitzen ihrer Zweige von der Altane, welche dieſe Wohnung hatte, mit der Hand hätte erreichen können — ja eine Altane war vorhanden oder vielmehr ein Balkon oder eine Veranda, welche an der ganzen hintern Seite des Hauſes hinlief, in der Mitte ihrer Länge aber durch einen breiten Holzverſchlag in zwei Theile getheilt war, von denen der eine Theil zur ſüdlichen Wohnung, der unſeres Polytechnikers, der andere zum nördlich gelegenen Theile dieſes Stockwerks gehörte. Wer da wohnte, wußte Mutter und Sohn nicht, es kümmerte ſie auch wenig; bekannte Leute waren es auch nicht, oder ſonſt Jemand, der einen nachbarlichen Verkehr gewünſcht, denn ſonſt hätten ja die Bewohner des nördlichen Theiles, die ſpäter eingezogen waren, einen Beſuch machen können. Dieß unterblieb jedoch, und Alles, was man von den Nachbarn erfuhr, war, daß es ſehr ſtille und zurückgezogene Leute ſein müßten, die ſelbſt im Frühling und Sommer, wenn die Knoſpen anſchwollen und aufplatzten und die grünen Blätter hervordrangen, jetzt vor der Altane ein wonnig grünes Blättermeer bildend, oder auch ſpäter, wenn ſich die mächtigen Kaſtanienbäume mit ihren weißen und rothen Blüten ſchmückten, ſo daß ſie ausſahen wie rieſige Weihnachtsbäume — oder gar noch ſpäter, wenn die Linden namentlich in der ſtillen Nachtzeit ihren himmliſch ſüßen Duft aushauchten, nie auf der Altane hören oder ſehen ließen. Das Letztere wäre allerdings ſchwierig geweſen; denn der exiſtirende, vorhin erwähnte Bretterverſchlag, welcher die Terraſſe in zwei Theile trennte, war über Manneshöhe, ſo daß man nicht über ihn hinwegſehen konnte, und obendrein hatte die Mutter unſeres Polytechnikers ihre Seite mit einer lebendigen Hecke geſchmückt, beſtehend aus Epheu und Schlingroſen, die ſie wie leibliche Kinder hegte und pflegte. Die Frau hatte eine merkwürdige Leidenſchaft für Baumblätter, Blüten und Blumen, und dieſe Eigenſchaft war auch auf ihren Sohn, unſeren jungen Architekten, übergegangen. Schon als kleines Kind konnte er ſtundenlang daſitzen, den leiſe rauſchenden Blättern der alten mächtigen Bäume lauſchend und ſich ihres kräftigen Wachsthums erfreuend. Ja im Frühjahr trieb er förmliche Knoſpenſtudien, und alsdann war ſein erſter Gang an jedem Morgen auf die Terraſſe, um zu ſehen, welche Partie der langſam aber doch ſichtlich treibenden Bäume ſich zuerſt und ſchneller entfalte.

Das hat wirklich einen eigenen Reiz, und es iſt gerade ſo, als wenn man das langſame Sichentfalten kleiner, lieber Kinderweſen betrachtet. Wie dort, ſo iſt auch hier eine liebliche, ſtreng eingehaltene Reihenfolge. Betrachtet man die Zweige eines Baumes, wie ſie heute noch nackt, kahl, gerade, ohne jede Regung des Lebens unter einem kalten Nord- oder Oſtwinde erzittern, und wie ſie kurze Zeit darauf, beim Hauche einer linden Weſt- oder Südſtrömung leicht erſchauernd, förmlich beginnen tief aufzuathmen, daß die Knoſpen langſam zu ſchwellen anfangen, wie die von warmen Trieben durchſtrömte wogende Bruſt eines jungen Mädchens, dann iſt es gerade, als ſchäme ſich der Baum ſeiner Entwicklung, und wenn man ihn von Weitem betrachtet, hat er ſich wie mit einem duftigen Schleier umhüllt, deſſen anfänglich trübdunkle Farbe ſich nach wenigen Tagen lichter färbt, einen zarten röthlichen Schimmer annimmt und endlich in grüne Töne übergeht, wenn gewöhnlich nach einer einzigen Nacht, wo ein ſüßer, warmer Regen wie mit feuchten Lippen die Knoſpen berührt hat, alle die zarten Blättchen wie von zarter Sehnſucht getrieben jauchzend ihre Hülſen ſprengen, und wie mit zarten Fingerchen die würzige Luft umarmen. Viel zu raſch entwachſen ſie alsdann ihrer Kindheit und ſcheinen das mit Thränen zu beweinen, die Blätter entrollen ſich faſt ſichtbar, erſtarken, und unter ihrem Schutze treibt dann die würzige Blüte hervor.

Stundenlang konnte unſer Polytechniker dem ſüßen Treiben und Drängen der Knoſpen zuſchauen, und es war für ihn die liebſte Zeit, wenn ſich auf ihren Spitzen der erſte roſige Schimmer zeigte; dann verſank er in ahnungsvolle Gedanken, und da er Phantaſie hatte, ſo war es ihm möglich, ſich eine Vorſtellung zu machen von den Gedanken irgend welcher Knoſpe, von den Hoffnungen, welche die Schlummernde erfüllen und von ihrer Enttäuſchung, wenn ſie nun, ſo raſch in's Leben eingetreten, von einem kalten Nachtwinde unſanft berührt wurde. Oft, wenn an einem heiteren Frühlingstage ſich die Tauſende von Knoſpenaugen, durch einen warmen Sonnenſtrahl wachgeküßt, vertrauensvoll geöffnet hatten und dann plötzlich aus dunkeln, froſtigen Wolken, welche die verſinkende Sonne raſch zu verdrängen ſchienen, eiſiger Lufthauch über die Erde hinſtrich, ſo fühlte er für ſie wie für wirklich lebende Weſen und konnte ſich lebhaft den Augenblick vorſtellen, wo es ihm eine Seligkeit ſein würde, eine menſchliche, fühlende Herzensknoſpe, die ſich ebenfalls raſch und warm erſchloſſen an ſeiner Bruſt, vor den Stürmen dieſes Lebens zu beſchützen. — Das blieb ihm freilich ziemlich lange räthſelhaft und unerklärlich, und er war, wie Eingangs bemerkt, achtzehn Jahre alt geworden, ohne zu irgend einer richtigen Erkenntniß gekommen zu ſein, daß es außer den Knoſpen an den Bäumen vor ſeiner Altane auch noch andere gebe, deren Anſchwellen und Entfalten man mit einer unbeſchreiblichen Seligkeit geiſtig und leiblich zulauſchen könne.

In dem Miethvertrag, den ſeine Mutter mit dem Hausherrn geſchloſſen, war auch für ſie ausnahmsweiſe der Zutritt in den Garten geſtattet worden, eine Bedingung, von der übrigens die gute Frau den allermäßigſten Gebrauch machte; ſie zog es vor, auf ihrer Altane zu ſitzen, dort das Spinnrad ſchnurren zu laſſen und über die ſich bildenden Fäden und das drehende Rad hinweg freundliche Blicke zu ſenden auf die grünen Laubmaſſen, auf die Blumen und Blüten.

Unſer junger Architekt dagegen nutzte den eben angeregten Paragraphen des Miethkontraktes ziemlich aus und ſaß träumend und mit ſeinen Büchern beſchäftigt täglich ſtundenlang, ſoviel als ihm ſeine Zeit oder das Wetter erlaubte, in einer etwas verwilderten Geisblatt- oder Roſenlaube, die für ſeinen poetiſchen Sinn eben durch das luſtige Durcheinander der Ranken etwas Maleriſches hatte. Da konnte er ſich im Frühlinge, im ſo oft geprieſenen wunderbaren Wonnemonat, träumend zurücklehnen an die alte Holzbank und hinaufſchauen in das Gewirr und anſcheinend regelloſe Netz- und Flechtwerk der phantaſtiſch geformten Zweige, die ſo ſtill und verſtohlen anfingen, ſich nach einer warmen Regennacht mit Trieben und Knoſpen auszuſchmücken. Bald hier bald da erſchienen die röthlichen und hellgrünen Punkte, und unter dem Gezwitſcher eines glücklichen Vogels, der heiter ſein Frühlingslied in die blaue würzige Luft hinausſchmetterte, vollbrachten die glückſeligen Knoſpen ihre ſüße Wandelung: die kleinen Blättchen ſtrebten gegen einander hin, berührten ſich weich und innig, während ſie ſich langſam aufrollten, umſchlangen einander, tauſchten unter dem Wehen eines träumeriſchen Nachtwinds Kuß um Kuß, und waren vielleicht in ihrer Unſchuld ſelbſt verwundert, als nun kurze Zeit darauf aus ihrem geöffneten Herzen die wunderbar duftigen Blüten hervorbrachen. — Wer hätte das gedacht? Das war ſo leicht und ſtill vor ſich gegangen, und ſie hatten ſo gar nichts dazu gethan, als gänzlich unwiſſend ein wenig zuſammengekoſt, wovon eigentlich der Nachtwind die Haupturſache war; hatte er allein doch ihre Bekanntſchaft angeregt und vermittelt, war er es doch geweſen, der ihnen eigenthümliche Melodieen vorſummte, während ſie ſich ſchlaftrunken und träumend auf- und abwiegten.

Ja der Hauch einer Frühlingsnacht hat etwas wunderbar Ergreifendes für das Menſchenherz, namentlich wenn man den Blick verſenkt in friſchgrüne Blätter und aufſpringende Blütenknoſpen, beſonders aber, wenn dazu der Mond ſein ſilbernes Licht herabgießt, wenn er unſer Geſicht berührt mit ſeinem milden, Sehnſucht erweckenden Schein, wenn er Schatten und Lichter bildet, die uns ſo unbeſchreiblich anziehen, die unſere feuchten Lippen öffnen, um Knospen und Blüten zu ſuchen.

Beſonders aber ergreift uns der Hauch einer Frühlingsnacht mit Mondſchein und ſchwellenden Knospen, wenn wir achtzehn Jahre alt ſind und es nicht verſchmähen, Blumenduft und Mondlicht auf unſer empfängliches Herz einwirken zu laſſen.

So erging es unſerem Polytechniker an einem gewiſſen Abend im Mai, und er erinnerte ſich noch nach Jahren des Datums und der Stunde. Eine verliebte Nachtigall hatte gerade ihr ſüßes buhleriſches Lied geſungen, und als ſie nach dem lockenden, lang anhaltenden Schlag mit einem jauchzenden, jubilirenden Schmettern ſchloß, war es dem Zuhörer nicht anders, als könne er noch einmal ſo tief als bisher aufathmen, und dabei hatte er ein wunderbares Gefühl, als müſſe ihm in der nächſten Zeit etwas Unerhörtes und ſehr Angenehmes begegnen.

Und das begegnete ihm auch wenige Tage nachher, als er gerade mit einem älteren Bekannten nach dem Schluß einer ſehr anregenden Vorleſung über Architektur durch die Straßen der Stadt ſpazieren ging. Der Profeſſor hatte docirt über den gothiſchen Bauſtyl und hatte ihn mit einem emporſtrebenden Pflanzenorganismus verglichen, deſſen kunſtvoll in einander verwobene Zweige oben in den Spitzen mit aufwärts blickenden, ſchwellenden Knospen und reichen Blumen endigten. Der ältere Bekannte unſeres jungen Freundes knüpfte an den eben gehörten Vortrag noch einige richtige Bemerkungen über Stein- und andere Knospen und ſchloß dieſelben, indem er vom Theoretiſchen in's Praktiſche überging und ſeinen Begleiter auf ein Paar junge Mädchen aufmerkſam machte, die in das Geſpräch vertieft ſo unbekümmert gerade ausgingen, daß unſere beiden jungen Leute ihnen Platz machen mußten, um einen Zuſammenſtoß zu vermeiden. So unvorhergeſehen war dieſe Begegnung, daß ſich das Erſchrecken des einen der jungen Mädchen durch eine aufflammende Röthe ſeines Geſichts kund gab, als es plötzlich aufblickend und faſt zurückprallend in das erſtaunte Geſicht unſeres jungen Freundes blickte, das andere half ſich damit, daß es ſeitwärts ſchauend raſcheren Schrittes vorüberging.

„Ihr Blick Dir zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich,“

ſagte lachend der ältere Begleiter, indem er in das Geſicht ſeines Freundes blickte, der wie auf der Stelle feſtgebannt den Beiden nachſchaute.

„Hätte ich doch nie geglaubt,“ ſagte dieſer endlich nach einer langen Pauſe, „daß es in unſerer Stadt ein ſo reizendes Geſchöpf gäbe; wie mich das überraſcht und verwirrt hat. — Kennſt Du ſie?“

„Wer kann Alles das kennen?“ entgegnete der Andere achſelzuckend, „dem Aeußern nach ſcheinen es mir ein Paar kleine Putzmacherinnen zu ſein, doch erinnere ich mich nicht, ſie je geſehen zu haben.“

„Warum denn auch gleich ein Paar Putzmacherinnen?“ entgegnete unſer junger Freund verdrießlich.

„Nun für ein Paar Gräfinnen wirſt Du ſie trotz all' Deiner Unſchuld doch auch nicht gehalten haben? ich rathe auf ein Geſchäft mit der Nadel und glaube nicht, daß ich mich darin täuſche. Töchter ſtiller Beamtenfamilien ſind es nicht, die wären ſchwerlich ſo unbefangen plaudernd über die Straße gegangen, hätten ein Paar beachtungswerthe Polytechniker wie wir ſchon früher bemerkt, und wären uns wahrſcheinlich in einem koketten Bogen ausgewichen.“

„Deine Anſicht iſt nicht unrichtig und ſpricht zu Gunſten dieſer Beiden.“

Dem Theater gehören ſie auch nicht an. Die ſich dort Künſtlerinnen nennen, kenne ich ſo ziemlich; Geſangſchülerinnen gehen nie ohne Notenhefte aus, und Tänzerinnen pflegen bei ihrem zierlichen Gange etwas mehr ihre Röcke zu bewegen, auch die Füße auffallend auswärts zu ſetzen, wären auch bei unſerer Begegnung nicht erſchrocken, ebenſo wenig auf die Seite gewichen, ſondern hätten uns mit ſtolz erhobenem Haupte zu dieſem Manöver genöthigt — es ſind Putzmacherinnen," fügte der ältere Begleiter des jungen Polytechnikers mit großer Entſchiedenheit bei.

„Warum können es nicht Bürgerstöchter ſein?"

„Dieſe ſind ſelten an Werktagen zwiſchen zwölf und ein Uhr ſichtbar; als häusliche deutſche Jungfrauen beſchäftigen ſie ſich ſtillgemüthlich um dieſe Zeit am Kochherde — mit Ausnahme von Sonn- und Feſttagen, wo die Muſik der Wachparade und glänzend anziehende und bezaubernde Lieutenants ſie zu einer Promenade verlocken — ich wiederhole Dir, es waren das ein Paar Putzmacherinnen, aber in der That beachtenswerth."

„Meinetwegen denn, ſeien es Putzmacherinnen; aber ich kann Dir ſagen, der Anblick der einen hat einen merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht."

„Ganz wie ich vorhin zitterte!

Ihr Blick Dir zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich."

„War ſie nicht auffallend ſchön? ja was noch mehr iſt, von einer ergreifenden Lieblichkeit? Blick' dorthin und betrachte wenigſtens ihren leichten, elaſtiſchen Gang — wie ſie uns entſchwebt gleich einem ſchönen Traum."

„Es iſt doch die auf der linken Seite, die mit dem hellgrauen Kleide?"

„Natürlich iſt es die," erwiederte der Andere entrüſtet, „wie kann man nur die beiden Mädchen einen Augenblick verwechſeln; die Andere tappt ſchwer und plump daher, während jene leicht wie auf Roſen ſchreitet; jene hat ſchon in ihrem Aeußeren etwas ganz Gewöhnliches, während ſie, die ich meine, wie von einem leichten Schein der Verklärung umgeben iſt."

„Wie alt biſt Du eigentlich?"

„Achtzehn Jahre vorüber, doch das thut nichts zur Sache. Haſt Du den ſeelenvollen Blick ihres Auges bemerkt, ſaheſt

Du die unbeſchreiblich duftige Röthe, welche über ihr Geſicht flammte, als ſie faſt anprallte an ſo ein Paar plumpe Geſellen wie wir ſind?“

„Erlaube mir, dieſes Prädikat weder für mich noch für Dich in Anſpruch zu nehmen, Du biſt doch ziemlich wohlgebaut, aber ich verzeihe Dir Deine Uebertreibung in jeder Richtung.“

Unſer junger Polytechniker blickte mit ſchwärmeriſchem Blicke die Straße hinab, an deſſen Ende das halbgraue Kleid eben um die Ecke verſchwunden war, dann ſenkte er nachſinnend ſeine Augen auf die Trottoirplatten, über die ſo eben ihre Füße gewandelt, und es hätte ihn gar nicht gewundert, wenn dort leuchtende Spuren derſelben zurückgeblieben, oder wenn jeder ihrer Schritte von einem duftenden Roſenblatte bezeichnet geweſen wäre.

„Welch' himmliſch ſüße Knospe!“

„Zu Studien allerdings geeigneter,“ ſagte lachend ſein Begleiter, „als ihre ſteinernen Schweſtern der gothiſchen Architektur, über die ich ſoeben das Glück hatte Dich unterhalten zu dürfen; aber nimm mir nicht übel, mein Freund, ich verſtehe die jetzige jüngere Generation nicht mehr; dazumal, als ich achtzehn Jahr alt war, es iſt freilich noch keine Ewigkeit her, hätte ich mich auf dem Abſatze umgewandt, um wenigſtens zu ſehen, wo und wie meine Schöne wohne.“

„Das wäre auffallend geweſen und deßhalb unzart, und ich kann Dich verſichern, dieſes Mädchen hat einen ſolch merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich vor dem Gedanken zurückbeben würde, in ihren Augen gemein und aufdringlich zu erſcheinen — ſo eine herrliche Mädchenknospe. Gib mir wenigſtens zu, Du proſaiſcher Menſch, daß ſie auffallend ſchön war.“

„Mir iſt ihre Schönheit nur durch Deinen Enthuſiasmus bemerklich geworden, ſonſt wäre ſie mir wahrſcheinlich entgangen, immerhin aber will ich nicht abſtreiten, daß ſie ein Engel ſein kann. Doch ſei zufrieden, daß der Geſchmack verſchieden iſt. Was würde daraus erfolgen, wenn auch ich ſo begeiſtert durch ihren Anblick geworden wäre?“

„Vielleicht ein Zweikampf auf Leben und Tod," ſagte der Andere in allem Ernſte, doch ſetzte er ſtilllächelnd zu ſich ſelbſt redend hinzu, „jetzt weiß ich doch, warum ich lebe und träume."

Bald darauf trennten ſich die Beiden, und der ältere ſagte zu ſeinem jüngeren Freunde: „Du magſt immerhin ein Bischen ſchwärmen, das bringt Deiner Jugend keinen Schaden, nur vergiß mir über der lebenden Knoſpe der ſteinernen nicht, ſie hat auch ihre Schönheit."

„O unbeſorgt, ich werde aller Knoſpen gedenken."

Das that er denn auch, und als er am Abend wieder in ſeinem Garten ſaß in der Laube, und zu den wild durcheinander gewachſenen Ranken hinausſchaute, betrachtete er die Knoſpen dort und die durchſchimmernden Blütenblätter ſchon mit viel beſſerer Erkenntniß, und da er bemerkte, daß anſchwellende Roſenknoſpen ausſahen wie verlangende Lippen, kam eine bisher unbekannte Klarheit in ſeine Träume und ſeine Phantaſieen geſtalteten ſich zu einem Syſtem.

Dieſem Syſtem, aus welchem er ſich einen feſten Plan bildete, folgend, befand er ſich am andern Tage genau um dieſelbe Stunde, in der er geſtern die beiden Mädchen geſehen, wieder an der gleichen Stelle, auf eine abermalige Begegnung hoffend, doch war ihm das Glück weder heute, noch morgen, noch übermorgen günſtig. Es erging ihm wie ſo manchem Andern, daß ſein emſiges Streben keine Früchte trug, ſondern daß er Alles dem Zufall verdanken ſollte, und nachdem er verſchiedene Tage nacheinander vergeblich ſtundenlang die Stelle auf- und abgetreten, wo er damals leuchtende Fußſtapfen und Roſenblätter zu ſehen geglaubt, geſchah es eines Morgens, daß er, an keine Begegnung denkend, dem Hörſaale zuſchritt, träumend den Blick auf den Boden geſenkt, mit einem Male, als er ſeine Augen zufällig erhob, das junge Mädchen, nach welchem er ſich ſo lange geſehnt, dicht vor ſich gehen ſah. Wie ſchlug ihm das Herz, ja ſo auffallend ſtark, daß es ihm faſt den Athem zerſetzte, und er einen Augenblick ſtehen blieb um ſich zu ſammeln und ſein

Gefühl zu zügeln, das ihn zu raſcheren Schritten antreiben wollte, damit er, an ihr vorübergehend, ſeine Seele in ihr ſüßes Geſicht verſenke. Er hielt ſich gewaltſam zurück, da es ihm nicht ſchicklich erſchien an ihr vorüberzuſtürzen, und weil er ſeiner ſelbſt nicht ſicher genug war, um nicht die Befürchtung zu hegen, er bleibe auf einmal vor ihr ſtehen, irgend welche unpaſſende Worte ſtammelnd, was ihm doch hier auf offener Straße als unangemeſſen vorgekommen wäre, und doch mußte er ſie ſehen, langſam und mit Bedacht, wozu er als das Paſſendſte erachtete, daß er, wie gleichgültig vorübergehend, einige Dutzend Schritte vor ihr ſeinen Plaid, den er maleriſch auf der Schulter trug, auch ſo maleriſch als möglich von der Schulter herabgleiten ließ, um, dieſen aufhebend, alsdann ſtehen zu bleiben und ihr in's Auge zu ſchauen. Vielleicht gedachte er auch jenes jungen Kavaliers aus der Zeit der Maiden-Queen, der an einer naſſen und feuchten Stelle ſeinen Mantel zu den Füßen der Königin fallen ließ, damit ſie, wie auf einem Teppich, darauf hinſchreite, was ihrer Majeſtät Herz ganz beſonders gerührt. Da es in der Nacht geregnet hatte, ſo war eine naſſe Stelle allenfalls aufzufinden, doch ſind wir nicht im Stande genau anzugeben, ob der Plaid gerade an einer ſolchen herabglitt. Daß er aber herabglitt iſt Thatſache, ebenſo daß unſer junger Architekt in dieſem Augenblicke ſtehen blieb, ſich umwandte, um zu ſehen, daß das junge Mädchen hinter ihm verſchwunden war — unergründliches Mißgeſchick! — Tücke des Schickſals, die wenigſtens das Gute für ihn hatte, daß er ſich feſt vornahm, bei einer nächſten Begegnung nicht wieder vorauszueilen, auch nicht wieder ſeinen Plaid maleriſch herabgleiten zu laſſen, ſondern das junge Mädchen feſt im Auge zu behalten, bis er einen Blick mit ihm getauſcht.

Am andern Morgen war ihm denn auch das Glück faſt auf der gleichen Stelle günſtig, und da er dießmal nicht wieder mit zu Boden geſchlagenen Augen einherging, ſondern eifrig vor ſich hinſpähte, ſo ſah er das junge Mädchen frühzeitig genug, um, ohne ſeine Schritte plötzlich zu beſchleunigen, unbefangen an ihr vorüberkommen, dann unbefangen vor einem Bilderladen halten und ebenſo unbefangen, während er dort ein Paar Kupferſtiche betrachtete, in ihr Antlitz ſchauen zu können, als ſie vorbeiging.

„Ach, wie ſchön ſie iſt!“ dachte er in der Tiefe ſeines Herzens bewegt, „ſchöner wie irgend ein Mädchen, das ich bis jetzt geſehen.“ Und daß ſie in der That ſchön war, müſſen wir eingeſtehen, ohne deßhalb eine Schilderung ihrer Schönheit zu verſuchen. Der geneigte Leſer kennt ſchon irgend ein weibliches Weſen, dem ſie hätte ähnlich ſehen können, und deßhalb wollen wir nur noch hinzufügen, daß ſie wie eine Knoſpe war, die eben im Begriffe iſt, ſich einem ſüßen Sonnenſtrahl zu erſchließen.

Bemerkt ſchien ſie ihn heute übrigens noch nicht zu haben, auch am folgenden und nächſtfolgenden Tage, wo er zur gleichen Stunde am Bilderladen ſtand, und dort irgend eine Landſchaft mit dem innigſten Intereſſe zu beobachten ſchien. Gleichmuthig blickte ſie vor ſich hin, als ob es weder Bilderläden gäbe, noch einen jungen, ſchlanken Polytechniker, der ſie mit innigem Blick herankommen, vorübergehen und um die nächſte Ecke verſchwinden ſah.

Endlich am fünften oder ſechsten Tage, wir wiſſen das nicht mehr ſo ganz genau, warf ſie einen gleichgültigen Blick auf die Kunſtſchätze des Bilderladens und blieb dann einen Moment ſtehen, um irgend eine kleine Photographie anzuſchauen, und zwar das Bild eines jungen Bauernmädchens, das mit einer Schürze voll Gras vom Felde heimkehrt, zur Seite eine ſchlanke Ziege, die lüſtern einen Grashalm entwendet.

Als das junge Mädchen hierauf weiter gegangen war, heftete er ſein Auge mit einer Innigkeit auf die kleine Photographie, als habe jenes etwas von ſeinem ſeelenvollen Blick auf die junge Bäuerin übergeſtrahlt. Ja er fand ſogar eine Aehnlichkeit zwiſchen Beiden, weßhalb er das Bildchen augenblicklich kaufte mit der noch nicht ganz klaren Abſicht, es entweder für ſich zu behalten oder es ihr einſtens anzubieten.

Am ſelben Tage traf er ſeinen ältern Bekannten, der ihm das Studium der ſteinernen Knoſpen anempfohlen, und da er ſein übervolles Herz nicht verſchließen konnte, ſo erzählte er ſeine vergeblichen Verſuche, welche Mittheilung ihm die nicht ganz unwichtige Bemerkung eintrug, daß er ſich im Grunde ſehr ungeſchickt benommen, und daß er ſein überaus ſchüchternes Weſen in eine anſtändige Dreiſtigkeit verwandeln müſſe, um zu irgend einem Ziele zu gelangen.

Dieſen Rathſchlägen, ſo viel es ihm möglich war, folgend, kam er doch ſeinem erſehnten Ziele, mit dem jungen Mädchen auch nur ein Paar Worte zu wechſeln, nicht im Geringſten näher. Darin hatte ſein Freund recht gehabt, daß ſie eine Putzmacherin ſei: ſie arbeitete in einem großen und ſehr gut renommirten Geſchäfte, war aber nicht im Laden deſſelben beſchäftigt, was indeſſen für den jungen Polytechniker ſein Gutes hatte, da er ſo nicht in den Fall kam, durch häufige Beſuche dieſes Ladens und daraus erfolgten Ankäufen von allerlei unnöthigen Dingen ſeinen Geldbeutel zu ruiniren.

Alle ſeine Verſuche, irgend eine Bekanntſchaft mit ihr anzuknüpfen, waren bis jetzt vergeblich geweſen. Daß ſie auf den hübſchen jungen Mann, der ſo unaufhörlich ihren Weg durchkreuzte, endlich aufmerkſam geworden war, iſt nicht zu läugnen, und ebenſowenig können wir annehmen, daß ſie ſeine Blicke nicht verſtanden, mit denen er ſie betrachtete, und die bald einen Ausdruck der innigſten Liebe ſtrahlten, bald zum Erſchrecken finſter und ſchwermüthig waren, ohne daß dagegen die ihrigen auch nur im Geringſten ein freundliches Einverſtändniß verriethen. Bei ſeiner übergroßen Schüchternheit hatte er das Uebermögliche gethan, ſie ein paarmal auf's Ehrerbietigſte mit abgezogener Mütze anzureden, ohne daß ſie ihm jedoch nur die geringſte Antwort gegeben hätte. Ja bei ſolchen Gelegenheiten blickte ſie ſo kalt und unbefangen neben ihn hinaus, als ſei er ein Schatten, ein weſenloſes Etwas oder dergleichen.

Daß dieſe Behandlung nicht dazu gemacht war, die Flamme ſeines Herzens zu erſticken, verſteht ſich von ſelbſt, und je weniger es ihm möglich war, von ihr ein Wort oder auch nur einen Blick zu erhaſchen, um ſo heißer und unbezwinglicher ward ſeine Liebe.

Daß er an den ſchönen Frühlingsabenden ſtundenlang auf dem Söller ſaß, und in den Mond blickend nur an ſie dachte, verſtand ſich ebenſo von ſelbſt, als daß er Liebeslieder dichtete und Lieder ohne Worte empfand, wenn er auch nicht im Stande war, die Erſteren niederzuſchreiben, die Letzteren zu komponiren. Ach, wenn er die Tauſende von jungen Blättern und Trieben betrachtete, die ſich naturgemäß aus ihren Knospen entwickelten, ſo konnte und wollte er nicht begreifen, wie die heiße Liebe, die ſein Herz erfüllte, nicht im Stande ſein ſollte, auch ihre Gefühle knospenhaft anſchwellen zu laſſen.

Die Anſichten ſeines älteren Freundes, die etwas unpoetiſch waren und zu durchgreifenderen Maßregeln riethen, ließen ihn mit ſeinem zarteren Gefühle des Gegenſtands ſeiner Liebe nicht gerne gegen ihn erwähnen, und doch konnte er Anſpielungen auf verfehlte Hoffnung, auf zerſtörtes Lebensglück und ähnliche ſchauerliche Dinge zuweilen nicht unterlaſſen, die aber ſein älterer Freund trocken hinnahm, indem er ihm achſelzuckend entgegnete: „wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen; Du biſt ein unpraktiſcher Schwärmer und willſt mir nicht glauben, daß unpraktiſche Schwärmerei bei den jungen Mädchen durchaus nicht beliebt iſt. Ich habe nichts dagegen, daß ein kleines Verhältniß ſo anfängt, als Ouverture, ehe ſich der Vorhang erhebt, dann aber muß es zu irgend einer Handlung kommen.“

„Ich habe gehandelt, wie es mir mein Herz eingab.“

„Du haſt ſchüchtern gefragt, ob es Dir nicht erlaubt ſei, die junge Dame ein Paar Schritte begleiten zu dürfen, oder Du warſt anſtändig genug, den Wunſch auszuſprechen, ſie im Hauſe ihrer Eltern beſuchen zu dürfen.“

„Ja, das that ich und erhielt keine Antwort, keinen Blick.“

„Schön, worauf Du mit verlegenem Blick Deine Mütze wieder aufſetzteſt — die Du doch abgezogen in der Hand hielteſt,“ fragte der ältere Freund mit einem Lächeln, „ſtehen bliebſt und ſie, ſchmerzlich bewegt und im Innerſten gekränkt, davon flattern ſahſt ohne ihr nachzueilen, und an ihrer Seite wandelnd Deine Bitte ein paar Dutzendmal zu wiederholen.“

„Das kann ich nicht — das widerſtreitet meinen Gefühlen, es würde ſie bloßſtellen und ihre Abneigung gegen mich noch vergrößern,“ ſetzte der junge Polytechniker ſeufzend hinzu.

„Das iſt wahr aber unpraktiſch — weißt Du, wo ſie wohnt?“

„Leider nein; in dem Hauſe, wo ſie arbeitet, konnte ich doch unmöglich darnach fragen, und daß ich ihr einigemale gefolgt bin, brachte mich meinem Zwecke nicht näher; bald verſchwand ſie mir in irgend einem Hauſe und kam auch nach ſtundenlangem Warten nicht mehr zum Vorſchein, bald ſchloß ſie ſich andern Mädchen an, die ihr begegneten, kehrte auch wohl lachend und plaudernd mit dieſen zurück, und ich wäre mir förmlich lächerlich vorgekommen, es ebenſo zu machen und ihr wiederum zu folgen. — Geſtern hoffte ich ſchon, es würde mir beſſer gehen, denn denke Dir meine Freude — ich folgte ihr ſehr von weitem und ſah ſie endlich in unſer eigenes Haus eintreten.“

„In das Vorderhaus?“

„Ja. Du kannſt Dir denken, mit welchen Schritten ich die Straße hinabflog.“

„Und als Du endlich bei Dir ſelbſt anlangteſt, war ſie hinten durch den Garten ſchon wieder entflogen?“

„So war es, und iſt das nicht troſtlos? O ſie wußte, daß dort ein Durchgang war, und wählte ihn um mir zu entgehen — alſo ſie flieht mich und Du wirſt mir zugeben, daß ich keine Hoffnung mehr habe.“

„Nun ſo denke an die Inſchrift an dem Eingang zur Hölle:

Laß alle Hoffnung hinter Dir.“
(Voi ch'entrale lasciate ogni speranza.)

„Das wäre allerdings für mich eine Hölle,“ erwiederte der junge Polytechniker mit einem tiefen ſchweren Seufzer und einem ſo troſtloſen Geſichtsausdruck, daß ihn der Andere kopfſchüttelnd betrachtete, und zum erſten Male anfing einiges

Mitleid für ihn zu empfinden. „Ja,“ ſagte der Aeltere, „da iſt allerdings guter Rath theuer.“

„Nicht zu theuer für eine Million, wenn ich eine ſolche beſäße, aber denke nach, überlege, gib mir einen guten Rath um unſerer Freundſchaft willen.“

Der Andere ſchien in der That, während ſie ſo dahin gingen über dieſen verzweifelten Fall nachzudenken, er blickte auf den Boden nieder, er ſchüttelte ein paarmal mit dem Kopfe, er faßte an ſeine Stirne, wie man bei ſolchen Veranlaſſungen zu thun pflegt, dann ſtand er plötzlich ſtill und fragte: „Haſt Du einen Regenſchirm?“

„Laß Deine Poſſen, wozu die Frage?“

„Es ſind das keine Poſſen; ſage mir, haſt Du einen Regenſchirm oder haſt Du keinen, eine Frage, die ich mir übrigens ſelbſt beantworten könnte, denn bei Euch iſt der Plaid Mantel und Regenſchirm.“

„So iſt es — auch zuweilen Fußteppich,“ ſetzte er mit einem ſchwärmeriſchen Nachdenken hinzu.

„So kaufe Dir ein hübſches Inſtrument der oben erwähnten Art, einen anſtändigen Regenſchirm, und ſtelle Dich an einem regneriſchen Tage auf die Lauer, das heißt, es ſollte ein Tag ſein, wie man ſie im Frühjahre zuweilen findet, wo ein impertinenter Regenguß wie ohne alle Vorrede plötzlich aus heiterem Himmel über uns hereinbricht. Haſt Du alsdann Glück, woran ich nicht zweifle, ſo wird ſie Dir erſcheinen, ängſtlich und unentſchloſſen auf die fallenden Regentropfen blickend, und das iſt der Moment, wo Du Dich, eingewickelt in Deine ganz natürliche Liebenswürdigkeit, ihr zu nähern haſt, und ich wette alsdann zehn gegen eins, ſie läßt ſich von Dir nach Hauſe begleiten. Sorge übrigens dafür, daß Dein Regenſchirm ſelbſtredend von Seide aber nicht von auffallender Farbe iſt, auch einſchläfrig, wie man zu ſagen pflegt, damit Ihr dichter zuſammen gehen müßt. Du bieteſt ihr galant Deinen Arm, ſie nimmt ihn an —

Er ſeufzt Schönſte, ſie ſpricht Liebſter,
Bald heißt's Bräutigam und Braut.

Haſt Du mich verſtanden? haſt Du meine Idee in Dich aufgenommen?"

„Vollkommen," rief der junge Polytechniker erfreut, „nimm meinen herzlichen Dank dafür, ich bin überzeugt, ſo kann mir geholfen werden."

„Wie weit Dir damit geholfen iſt, weiß ich nicht," entgegnete der Andere in trockenem Tone, „probat iſt aber das Mittel, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, doch da ,es Dir neu war, reut mich's faſt, es Dir mitgetheilt zu haben."

Damit trennten ſie ſich, und unſer junger Freund kaufte ſich noch am ſelben Tage einen ſeidenen Regenſchirm von dunkelgrüner Farbe, und blickte nun hoffend jeden Morgen auf den blauen Himmel und auf die Wetterfahnen, ob ſie nicht ſo freundlich ſein wollten etwas Weſtwind anzuzeigen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müſſen wir leider geſtehen, daß das Experiment mit dem Regenſchirm ſo günſtig von Statten ging, als er es ſich nur wünſchen konnte. Freilich hatte er manche Stunde an der Ecke gewartet, bis ſich der erſehnte Regenguß einſtellte, dann kam er aber auch ſo überwältigend und ſo plötzlich, daß das erſchrockene junge Mädchen nicht anders konnte, als das ſchützende Dach und ſeinen Arm anzunehmen. Glücklicher Weiſe wehte ihnen noch ein heftiger Wind gerade in's Geſicht, weßhalb er den Regenſchirm tief herabſenken mußte, und ſo die Beiden dicht aneinander geſchmiegt wie in einem kleinen, behaglich lauſchigen Stübchen zuſammen dahin gingen, unbekümmert um den Wind und die praſſelnden Regentropfen. Ach es war ein glückſeliges Wetter, um eine Bekanntſchaft ſo feſt anzuknüpfen, daß der hierdurch entſtandene Knoten nicht leicht wieder zu löſen war — ein Wetter, wo man ſicher war vor jeder Beobachtung und vor dem Anſtarren neugieriger Augen; denn der Begegnende wie der ihnen Folgende hatte genug mit ſich ſelber zu thun, um auf unſer Pärchen Acht zu geben.

Er fühlte auf dieſem Gange, ſo dicht und warm an ihrer Seite, die Wahrheit des Sprichworts, daß nur der erſte Schritt auf irgend einer Bahn der iſt, welcher uns Mühe verurſacht; ſind wir erſt einmal im Geleiſe, ſo gehts munter vorwärts oder abwärts. Wagte er es doch ſchon in den erſten fünf Minuten, ihr die bitterſten und ſüßeſten Vorwürfe zu machen, daß ſie ſo grauſam geweſen ſei, und ihm weder einen Blick noch viel weniger ein Wort geſchenkt habe. Freilich gab ſie ihm im erſten Augenblick allerlei Ausweichendes zur Antwort, ungefähr ſo: „aber mein Herr, die Verlegenheit, in die mich das Regenwetter verſetzt, ſollte Ihnen kein Recht geben ſo mit mir zu reden,“ oder: „Ihr Schutz, den ich nun einmal gezwungen bin anzunehmen, braucht Sie nicht zu veranlaſſen, mir Dinge zu ſagen, auf die zu antworten ich nicht im Stande bin,“ oder: „Sie erwähnen da etwas, was ich durchaus nicht verſtehe und — nicht verſtehen darf.“

„O Sie dürfen, Sie dürfen,“ rief er hierauf dringend, indem er es wagte, ihren Arm feſt an ſein klopfendes Herz zu drücken — er ging nämlich auf ihrer rechten Seite, um ſie beſſer vor dem Regen zu bewahren — „gewiß, Sie dürfen und Sie müſſen ſogar, da Sie gewiß der Verſicherung meiner heißen und innigen Liebe Glauben ſchenken werden, einer Liebe, die ſo gewaltig iſt wie dauernd, ſo heiß als rein, einer Liebe, die überglücklich wäre für einen kleinen, ſüßen Blick aus Ihren ſchönen Augen,“ — natürlicher Weiſe für den Anfang, dachte er bei ſich ſelbſt, denn wenn er ihre jetzt ſchalkhaft lächelnden, friſch rothen und ſchwellenden Lippen ſah, ſo kamen ihm andere noch ſüßere Wünſche, und ſein Blick verwirrte ſich momentan dergeſtalt, daß er ihre zierliche Hand, die ſo allerliebſt zwiſchen ſeinem Arme hervorblickte, faßte und ſanft drückte, als wenn das nothwendig geweſen wäre, um ſie auf die kleine Waſſerlache aufmerkſam zu machen, die ſich vor ihren Füßen befand, und doch tappte er in die nächſte dieſer Waſſerlachen mitten hinein. Das geſchah aber, als ſie ihm ſagte, daß er ſchon lange nicht unbemerkt von ihr geblieben ſei, und daß ſie ihm gerne — nein, das ſagte ſie ihm gerade nicht, ſondern daß ſie hätte abwarten wollen, wie lange er dieſes komiſche Spiel forttreiben würde.

„An deſſen glücklicher Löſung ich beinahe verzweifelte,“

gab er ſeufzend zur Antwort, worauf ſie ſagte: „und deßhalb lauerten Sie mir mit einem Regenſchirm auf? Glauben Sie aber ja nicht, daß Sie Ihren Zweck erreicht hätten, wenn — —“

„Nun, wenn?“ fragte er dringend, als ſie ſtockte.

„Nun, wenn ich nicht mit Ihnen hätte gehen wollen, lieber wäre ich durch und durch naß geworden.“

„So hätte ich in ſtummer Verzweiflung die Regentropfen beneiden müſſen,“ erwiederte er, ohne ſich deſſen, was er ſagte, in ſeinem vollen Umfange bewußt zu ſein. Erſt ſpäter fiel ihm ſchauernd ein, welch' ein gefährliches Bild er gewagt, als er die Regentropfen beneidet, von denen ſie durch und durch genäßt worden wäre. Er mußte ſich das Bild einer Roſenknospe vergegenwärtigen, die, an einem heißen Gewittertage halb geöffnet aufwärts blickend wie in träumeriſcher Sehnſucht, den erſten fallenden Regentropfen aufnahm und in ſich hineinſaugte — ach und auch das junge Mädchen an ſeiner Seite, ſo reizend und friſch, ſo rund und warm, war ſo roſenknospenartig — glückſelige Regentropfen! — „Wenn ich nicht gewollt hätte,“ hatte ſie geſagt. Dieſe Worte drangen in ſein Ohr und hallten ſo gewaltig in ſeinem Herzen wieder, daß es faſt ſeine Seele verwirrt und ihn zu unüberlegten Handlungen hingeriſſen hätte. Ja er beging ſogar eine unüberlegte Handlung, eine Handlung, die man übrigens unter dieſen Verhältniſſen ſelten thut, wenn man ſie vorher überlegt; denn als ſie an einen breiten mit Regenwaſſer gefüllten Rinnſtein kamen, ließ er ſanft ihren Arm los, faßte ſie leicht um die Taille und hob ſie hinüber — frei, ſchwebend in der Luft hob er ſie hinüber, weßhalb es begreiflich war, daß er ſie feſt an ſich drücken mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. — Wie glücklich würde es ihn gemacht haben, hätte dieſer Rinnſtein die Breite eines mäßigen Fluſſes gehabt. — Auch ſonſt noch allerlei Wünſche ſtürmten durch ſeine Phantaſie, z. B. ſtatt des ebenen Pflaſters etwas Felsgegend mit rollenden Kieſeln und Dorngeſtrüpp, durch welches er ſie auf ſeinen Armen wie ein kleines hülfloſes Kind getragen hätte, ganz Paul und Virginie — und da er einmal an Felsgegend und Dorngeſtrüpp war, auch der beiden ebengenannten liebenden Kinder gedachte, ſo verwandelte ſich das leicht in einen tropiſchen Urwald voll ſchwankender Palmen, duftender Blüten, wehender Schlingpflanzen, und da ſich die Beiden zufälliger Weiſe verirrt hatten, auch die Nacht raſch hereinbrach, ſo ſuchte er ein ſtilles Plätzchen, wo ſie ſich auf weichen Raſen niederließen und dort ruhten, Eines innig in des Andern Auge blickend.

Der Urwald mit ſeinen Palmen, Blüten und Schlingpflanzen war nun allerdings unter dem ſchützenden Regenſchirme nicht vorhanden, doch was bei dem nächſten ſehr proſaiſchen Windſtoße von ſeinen exotiſchen Träumereien übrig blieb, war genug, daß er hätte laut aufjauchzen mögen: ein Blick aus ihrem ſchönen Auge, der tief in ſein Herz drang und ihn mit zitternden Lippen nach ihrem Vornamen fragen ließ, während er hinzuſetzte: „ich heiße Robert.“

„Und ich Frida,“ ſagte ſie mit niedergeſchlagenem Blick, ſetzte jedoch leiſe hinzu, „was kann's aber nützen, daß wir unſere Namen austauſchen?“

Dieſe Frage, welche aus dem Herzen kam, bezeugte ihr in der That unſchuldiges Gemüth, und daß ſie die Gefahren eines Austauſches der Vornamen nicht kannte; daß aber in einem ſolchen Austauſch Gefährliches liegt, wird uns Jeder, der ſich in einem ähnlichen Falle befindet, wohl bezeugen. Ein Gegenſtand unſerer Liebe, deſſen Namen wir noch nicht wiſſen, hat etwas Unbeſtimmtes, Körperloſes, etwas ohne Halt, etwas nicht Greifbares. Sie, zu der wir unſere heißen Wünſche erheben, auch wenn ſie in ihrem ſchönen harmoniſchen Ganzen lebhaft vor unſerem Auge ſteht, bleibt doch immer für uns gewiſſermaßen ein Phantaſiegebilde, ſo lange wir in Monologen, die an ſie gerichtet ſind, nicht ihren ſüßen Namen einſchalten können, ja ſogar unſere Hoffnungen erſtarken daran; denn ſo lange wir nicht unſerer ſüßen Frida gedenken können, vermögen wir uns auch nicht ſo recht lebhaft in die Süßigkeit des Gefühls zu verſetzen, mit der wir den Arm um ihre Taille legen, ſie ſanft an uns drücken und ihr ſchmeichelnd in's Ohr flüſtern „o meine Frida!“

Gerade ſo erging es auch unſerem jungen Polytechniker. All' die goldenen, flatternden Träume, all' die phantaſtiſchen Fäden und Ranken unbekannter Wunderblumen, mit denen er bis jetzt arabeskenhaft das Bild des geliebten, namenloſen und unbekannten Mädchens umſponnen, zogen ſich in feſte Gebilde zuſammen, in den Namen eines Weſens, das ſich Frida nannte, an welches er nun ſeine glühenden Empfindungen in Worten und Gedanken richtete.

Faſt unmerklich und ſich ſelbſt kaum bewußt, glitt er auch, nachdem er ihren Namen erfahren, über das förmliche Sie in's trauliche Du hinüber, und auch das iſt eine der Gefährlichkeiten, die aus der Nennung eines Vornamens entſtehen, beſonders wenn man bei Regen und Wind mit dem Gegenſtand ſeiner Neigung und unter einem Regenſchirm ſpazieren geht.

„O Frida,“ ſagte er dringend, „wenn ich nur einmal von Deinen ſüßen Lippen meinen Vornamen hören könnte,“ — ein Verlangen, das ſie anfänglich kopfſchüttelnd von ſich abwies und erſt nach langen Bitten ſo weit nachgab, daß ſie „Robert“ flüſterte ohne ſonſt noch ein Wort vorzuſetzen.

Vielleicht hätte der ungeſtüme junge Menſch ihren feinen Lippen doch noch einen Artikel in dieſer Richtung ausgepreßt, wenn nicht der Weg, den ſie gemeinſchaftlich machten, am Hauſe des jungen Polytechnikers ſein Ende erreicht haben würde. Wie ſie ſich ohne Widerſtreben dort hinführen ließ, ſind wir im Augenblick nicht im Stande genau anzugeben, obgleich wir es von ſeiner Seite begreiflich finden, daß er die ihm ſo wohlbekannten Straßen einſchlug, indem er dabei gedacht, ſie werde ihm ſchon Zeichen geben, wenn ſie rechts oder links abbiegen wolle. Als ſie aber an der Thüre des Vorderhauſes ſtand, da ſchämte er ſich ordentlich, das geliebte Mädchen ohne eigentliche Abſicht hierher geführt zu haben, und wäre nicht im Stande geweſen ihr zu geſtehen, daß er in dieſem Hauſe wohne. Sie blickten ſich Beide zweifelnd an, worauf er jetzt erſt fragte, ob ſie ihm nicht erlauben würde, ſie nach ihrem Hauſe zu begleiten? Leider war das Unwetter, ein Frühlingsregenſchauer, vollſtändig vorübergegangen, und zwiſchen grauen zerriſſenen Wolken lachte der blaue Himmel ſo freundlich hervor, daß es ferner für unſer Paar ohne Aufſehen zu erregen unmöglich war, unter dem kleinen Regenſchirm gemeinſchaftlich zu ſpazieren, weßhalb ſie auch ſeine Frage ablehnend beantwortete.

„Aber ich ſehe Sie wieder?“ bat er mit zärtlichem Tone. „Darf ich hoffen, morgen um dieſelbe Stunde — und auch ohne Regenwetter?“

Wir müſſen hiebei bemerken, daß, ſobald der ſchützende Schirm und der herabſtürzende Regen ſie nicht mehr traulich einhüllte, er es nicht ferner wagte, ſie mit Du anzureden, beſonders da ſie jetzt ihren Arm etwas haſtig aus dem ſeinigen zog.

Sie ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, indem ſie entgegnete, das würde auffallend ſein und ſie in's Gerede bringen.

„So darf ich Sie vielleicht morgen Abend erwarten, wenn Sie nach Hauſe gehen, um auch zu erfahren wo Sie wohnen?“

Ein eigenthümliches Lächeln flog über ihre Züge, während ſie ihn forſchend betrachtete und alsdann ſagte: „überlaſſen wir das dem Zufall, der uns vielleicht wieder zuſammenführt, wenn es nicht beſſer iſt, unſere kurze Bekanntſchaft hier zu ſchließen.“

„O wie grauſam Sie ſind, nur ſo etwas auszuſprechen,“ erwiederte er mit traurigem Blick, „alſo ſo leicht würde es Ihnen werden, mich nicht wieder zu ſehen?“

„Das habe ich nicht geſagt — doch ſchauen Sie um ſich,“ fuhr ſie mit ängſtlicher Stimme fort, „wie man nach dem warmen Regen überall die Fenſter öffnet; es wäre mir nicht lieb, wenn man uns hier beiſammen ſtehen ſähe. — Leben Sie wohl und glauben Sie meiner Verſicherung, daß ich auf den Zufall nicht böſe ſein werde, wenn er uns recht bald wieder zuſammenführt.“

Nach dieſen Worten, welche ſie leiſe ſprach, ſchlüpfte ſie in die offen ſtehende Hausthüre und wäre im nächſten Augenblicke in dem dunkeln Gange verſchwunden, wenn er nicht überraſcht gefragt hätte, „aber Eines ſagen Sie mir noch, wen beſuchen Sie in dieſem Hauſe?“

„O Niemand, der Sie intereſſiren könnte,“ gab ſie lachend zur Antwort, „ich gehe zu einer älteren Frau, die mich ſehr lieb hat und nach der ich häufig ſehe.“ Damit war ſie verſchwunden.

„Daß ſie dich liebt, begreife ich wohl,“ ſprach er zu ſich ſelber, indem er der nacheilenden ſchlanken Geſtalt mit innigen Blicken nachſah, dann fuhr er fort, wie bei ſich ſelbſt erwägend, „wenn ich mein älterer Bekannter wäre, ſo würde ich ihr unbedingt folgen, um zu ſehen, wo die Frau wohnt, zu der ſie häufig geht und die ſie ſo lieb hat.“ — Einen Augenblick ſchwankte er, es ebenſo zu machen, wie es ſein älterer Bekannter thun würde, „doch nein,“ ſetzte er entſchloſſen hinzu, „das hieße ihr Vertrauen mißbrauchen; ſie hat mich auf den Zufall verwieſen, und auf ſeine Macht, die mir heute ſo günſtig war, will ich auch mein ferneres Glück bauen.“ Ja er war ſo zartfühlend, daß er nicht einmal den Weg durch das Vorderhaus nahm, um in den Garten zu gelangen, wie er häufig zu thun pflegte, vielmehr ging er um das ganze Häuſerquadrat herum und gelangte ſo in ſeine Wohnung, in deren engen und dumpfigen Zimmern er es mit ſeinem vollen Herzen nicht gut aushalten konnte, ſondern auf die Terraſſe hinaustrat, um den wunderbaren Duft einzuathmen, den nach dem erquickenden Regen alle Blätter, Blüten und Knoſpen aushauchten.

„Du warſt recht im Regen,“ ſagte die Mutter unſeres jungen Freundes, „Dein Schirm iſt durch und durch naß, und von Deinem Plaid laufen die dicken Tropfen hinab.“ Beſorgt, wie ſie immer um ihn und ſeine Sachen war, ſtellte ſie den Schirm aufgeſpannt auf die Terraſſe und warf ſeinen Plaid über die nachbarliche Scheidewand, dort ſollte er trocknen, und that das auch recht bald unter den warmen, jetzt wieder hervorgebrochenen Sonnenſtrahlen.

Nachdem er, am Rande der Altane ſtehend, heiße Grüße und Küſſe nach allen Richtungen der Windroſe hin verſandt hatte, ging er mit dem beruhigenden Gefühle, daß ſich wenigſtens einer dieſer ſtummen Zeugen ſeiner Liebe dorthin verloren haben müſſe, wo ſie weile, in ſein Zimmer zurück, um ſeufzend ſeine Bücher vorzunehmen, und trockene Konſtruktionen herzuſtellen und zu berechnen, wobei es ihm aber wiederfuhr, daß er im Spitzbogenſtyl viel mehr weiche Rundungen anbrachte als erlaubt ſind, daß die raſch entworfene ſteinerne Knoſpe eines Strebepfeilers gegen alle Regeln der Baukunſt ganz das Anſehen einer halbgeöffneten Roſe hatte, und daß die Zacken an eben dieſem Strebepfeiler wie eine zierlich verſchlungene Kette von lauter F erſchienen.

Auf den Regen war ein heiterer Nachmittag gefolgt und dieſem ein wunderſchöner Abend. Wie bezeugten Blumen und Blüten ihre Dankbarkeit für das erquickende Naß durch die lieblichſten Düfte, wie hauchten ſelbſt die Blätter Wohlgerüche aus, wie bemühten ſich ſogar alle noch unentwickelten Knoſpen, ihre Hüllen zu ſprengen und an dieſem wunderbaren Maiabende in's Leben zu treten.

Unſer Freund hatte ſeine Bücher zuſammengeworfen, als er glaubte annehmen zu können, daß es nächſtens im Zimmer zu dunkel werden würde, um ohne Gefahr für ſeine Augen weiter zu ſtudiren, und begab ſich auf die Altane. Er nahm einen Stuhl und ſetzte ſich an die nachbarliche Scheidewand, wobei er mit wahrer Wonne ſanft träumend dem Gewirr der Ranken zu folgen ſich beſtrebte, und ſeine Augen nur hie und da ruhen ließ, wenn ſie auf eine beſonders ſchön geformte Knoſpe fielen.

Die alte Frau, ſeine Mutter, war ausgegangen, doch ehe ſie das Zimmer verließ, hatte ſie ihn an ſeinen Plaid erinnert und ihn ermahnt, denſelben, da er nun vollſtändig getrocknet ſei, wieder herabzunehmen und hübſch ordentlich im Zimmer aufzubewahren. Daran dachte er jetzt, als er ſich mit dem Kopfe an die nachbarliche Scheidewand lehnte und ſein Haar den wollenen Stoff berührte. Er wandte den Blick aufwärts, um ihn ſanft zu ſich herabzuziehen. Da fühlte er einigen Widerſtand, was wohl daher kommen mochte, daß ſich die Franſen des Tuchs drüben in einen Nagel oder vergleichen verwickelt. Er zog etwas heftiger, ohne daß es etwas genützt hätte. Das Geſcheiteſte, was er deßhalb thun konnte, war, auf den Stuhl zu ſteigen, über die nachbarliche Scheidewand wegzuſchauen, um zu ſehen, wodurch das andere Ende ſeines Plaids zurückgehalten würde. Er konnte dabei auch nicht wohl fürchten gegen ſeine Nachbarn eine Indiskretion zu begehen, da anzunehmen war, es befinde ſich Niemand von dieſen auf der Terraſſe; wenigſtens hatte er keinen Laut vernommen, nicht den Tritt eines Fußes, noch ein geſprochenes Wort oder dergleichen — daneben mußten überhaupt Leute wohnen, die von der Annehmlichkeit einer ſolchen Terraſſe, von dem Schauen in das Blättermeer des Gartens, durchaus keinen Begriff hatten, da ſie ſo wenig Gebrauch davon machten.

Er rückte ſeinen Stuhl dicht an die Wand, er trat hinauf, beugte ſich über die Scheidewand, und fuhr im nächſten Augenblick verwirrt, faſt erſchrocken zurück, da er ſah, daß die Terraſſe nicht, wie er vermuthet, leer war, ſondern ſo beſetzt, wie er es in ſeinen kühnſten Hoffnungen nicht gedacht. —

Heftiger ſchlug ihm das Herz, als er ſeinen Kopf vorſtreckte, um wieder hinüberzuſchauen. Drüben an der Scheidewand ſtand ebenfalls ein Stuhl, und zwiſchen der Lehne desſelben und dem Holzwerk, an welches dieſelbe feſt angedrückt war, ſtack ſein Plaid. Auf dem Stuhle aber ſaß daſſelbe junge Mädchen, an die er unaufhörlich gedacht, welche ihm ſein Herz geraubt, die heute mit ihm unter dem Regenſchirm gewandelt war — da ſaß ſie, eine Knospe unter anderen Knospen. Sie hatte ihr Köpfchen rückwärts an die Scheidewand gelehnt und ſchlief. Dafür ſprachen nämlich ihre geſchloſſenen Augen, ihre regelmäßigen Athemzüge und das ſanfte Wogen ihres Körpers, welches er mit entzücktem Auge betrachtete — o dieſe Knospenſtudie! Er hätte ſtundenlang, tagelang da hinabſchauen mögen; zwar drängte es ihn gewaltig, ſie mit einem ſüßen Wort aufzuwecken, aber er fand das richtige nicht; jedes, welches er hätte ausſprechen mögen, erſchien ihm proſaiſch, unpaſſend, und doch konnte er nicht zurücktreten, ohne ihr ein Zeichen ſeiner Gegenwart gegeben zu haben, ohne ihr zu ſagen, wie glücklich ihm abermals der Zufall geweſen, wie er ihre Wohnung gefunden, und wie er vor Glück ſich nicht zu faſſen wiſſe, daß nur eine armſelige Scheidewand ihn von ihr trenne. Das Alles wollte er ihr mit einem einzigen Blick ſagen und war überzeugt, daß ſie ihn verſtände.

Er brach eine Roſenknospe ab, und, nachdem er ſie geküßt, ließ er ſie auf die Schulter des jungen Mädchens hinabfallen.

Sie ſchrack zuſammen, blickte um ſich, und wäre vielleicht des Glaubens geblieben, die Knospe, welche zwiſchen den Falten ihres weiten Ueberrocks verſchwunden war, ſei zufällig auf ſie herabgefallen, wenn er ſich hätte enthalten können leiſe ihren Namen zu rufen.

Da aber mochte ihr Alles wie ein Traum erſcheinen, aber dem Ausdruck ihres Geſichtes nach wie ein ſüßer Traum. Sie ſprang raſch empor, ſie ſtrich lächelnd ihr Haar aus der Stirne, und als er gar ſo herzig und rührend bat, blickte ſie ihn nicht nur mit einem innigen Ausdrucke an, ſondern reichte ihm auch ihre beiden Hände, deren Fingerſpitzen er mit ſeinen Lippen erreichen konnte, nachdem er ſich ſo weit vorn übergebeugt, daß er faſt über die neidiſche Scheidewand hinweg zu ihren Füßen geſtürzt wäre. Dabei flogen die Antworten raſch hin und her, und es däuchte den Beiden der köſtlichſte Zufall, daß ſie, ſchon lange nur durch eine Roſenhecke mit zahlloſen Knospen getrennt, neben einander gewohnt hätten, ohne zu wiſſen, daß ſie ſich ſo nahe — ſo erreichbar ſeien.

Und dabei können wir nicht verſchweigen, daß der ungeſtüme junge Menſch im Feuer des Geſprächs ihre Hände ſanft an ſich zog, und daß ſie, um ihn nicht in der That herabſtürzen zu ſehen, nachgeben und ſich ihm nähern mußte, was ſie bewerkſtelligte, indem ſie auf den Stuhl ſtieg und die Beiden alsdann — — zwei friſche verlangende Knospen, getrennt von unzähligen andern Knospen, über dieſen, welche ihnen halbgeöffnet im Dämmerſchein des Abends luſtig zuzulauſchen ſchienen, Mund auf Mund die wundervollſten Knospenſtudien machten.

[illegible] and [illegible] Tables.

F. W. Hackländer's

Humoriſtiſche Schriften.

Sechster Band.

Bilder aus dem Leben.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Bilder aus dem Leben.

Von

F. W. Hackländer.

Vierte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1872.

Druck von Gebrüder Mäntler. Stuttgart.

Vergnügen auf der Jagd.

Wenn ich von dem Manne, den ich hier aufzuführen die Ehre habe, bemerke, daß er kein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war, ſo will das nicht ſagen, er habe ein Steinſchloß von einem Percuſſionsſchloß nicht unterſcheiden können, oder er habe nicht gewußt, daß man Feldhühner im Sommer und Haſen im Winter ſchießt. Nichts weniger, beſagter Mann kannte ſogar den größten Theil der gangbaren Jägerausdrücke, und hätte um Alles in der Welt nicht von den Hörnern eines Rehbocks oder den Beinen einer Schnepfe geſprochen. Hierin war er ſehr korrekt, und vierzehn Tage nach der Jagdzeit konnte es ihm wohl begegnen, daß er Jemand verſicherte, ſeine Lichter ſeien außerordentlich gut, und über ſeine Ständer könne er ſich nicht beklagen.

So eben hat er ein Billet erhalten mit der Einladung zu einem Treibjagen, woſelbſt Füchſe, Haſen und Böcke geſchoſſen werden. Beſonders auf letzteres freut er ſich außerordentlich; denn obgleich er geſprächsweiſe wohl von dieſem oder jenem ſchwierigen Schuſſe ſpricht, den er einem unglücklichen Reh männlichen Geſchlechts beigebracht, ſo iſt die Sache doch im Grunde eine Dichtung, was er vertrauten

Freunden eingeſteht und alsdann verſichert: „Im Winter, wenn ich Zeit habe, die Jagden zu beſuchen, haben die Böcke abgeworfen, und was den Pinſel anbelangt, da kann man nicht vorſichtig genug ſein.“

Alſo die Einladung iſt angekommen. Das Rendezvous iſt vier Stunden von dem Orte, wo ſich der Jagdliebhaber befindet, auf morgen früh ſieben Uhr feſtgeſetzt. So ſehr es ihn freut, einmal einen Tag lang knallen zu können, ſo iſt ihm doch der Umſtand, Morgens vor ſieben Uhr einige Stunden fahren zu müſſen, äußerſt fatal, und wer weiß, ob er die Einladung annähme, wenn er ſich nicht ſo ſehr darauf freute, heute Abend in Geſellſchaft auf die ſtehende geiſtreiche Phraſe: „Aber heute iſt es kalt!“ leicht hinwerfen zu können: „Pah, was iſt für uns Jäger die Kälte!“ — „So, Sie lieben die Jagd?“ — „Leidenſchaftlich,“ antwortet er, indem er ſich die Hände reibt. „Nur raubt es mir Zeit, viel Zeit; gleich morgen bin ich wieder genöthigt, einen ganzen Tag zu opfern, da mich mein Freund X. dringend eingeladen hat.“

Das Wetter iſt, wie es ein Jäger nur wünſchen kann. Seit heute Nachmittag hat ſich der Himmel aufgeklärt; es iſt Froſt eingefallen, und als unſer Freund Abends nach Hauſe geht, tritt er in ſo viel Waſſerlachen, als er eben erreichen kann, um ſich zu überzeugen, daß es wirklich friert. Vor einigen Tagen iſt Schnee gefallen und eine weiße Decke liegt über Berg und Thal.

Was die Jagdausrüſtung anbelangt, ſo iſt unſer Dilettant damit verſehen wie Einer. Er beſitzt einen grauen Jagdrock, dicke kurze Hoſen, wollene Strümpfe, die bis über's Knie reichen, und rothe juchtenlederne Stiefeln, die das ganze Jahr einen unausſtehlichen Geſtank verbreiten, dafür aber auch, weil ſie wenig gebraucht werden, im Winter auf der Jagd der Näſſe gutwillig den Eintritt verſtatten. Er hat ſich einen grauen Filzhut angeſchafft, mit einem theuern Gemsbart und Spielhahnfedern verziert. Das Pulverhorn iſt zum Aufdrücken, der Schrotbeutel zum Umbiegen eingerichtet, Alles auf's Neueſte. Auch eine Zündhütchenuhr fehlt nicht; da er aber den Mechanismus derſelben nicht zu handhaben verſteht, ſo wird ſie nur zur Parade mitgenommen und er müht ſich meiſtens ab, mit den erſtarrten Fingern das Zündhütchen aufzuſetzen. Daß er ein ausgezeichnetes Gewehr beſitzt, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Daſſelbe ſchießt weit hin und hält auf achtzig Schritte die Schrote merkwürdig zuſammen. Nur hat es einen einzigen kleinen Fehler: es ſtößt ſehr ſtark und hätte dem Liebhaber bei einem erſten Verſuch mit etwas ſtarker Ladung beinahe zwei ſeiner ſchönſten Backzähne gekoſtet.

Der Jagdliebhaber kommt in ſein Zimmer und ruft ſeinem Bedienten. — „Johann, mein Gewehr! den Jagdrock, die Hoſen, die hohen Strümpfe und die langen Stiefel.“ — Bald ſind alle dieſe Sachen um ihn verſammelt und er ſieht ſich veranlaßt, dem Bedienten einen kleinen Wiſcher zu ertheilen. Die Motten haben in den Aermel des Rocks ein Loch gefreſſen und in der Hoſe einen Theil verletzt, den man gern in gutem Zuſtande beſitzt. Dieſer Wiſcher wird bedeutend verſtärkt, da die Stiefeln, trotz der häufigen Ermahnungen, ſie fleißig einzuſchmieren, vor Dürre ordentlich klappern. Im Grunde tröſtet ſich der Jagdliebhaber damit, daß es nicht viel zu ſagen hat, wenn auch an den Kleidungsſtücken etwas fehlt, wenn nur die Waffe in gutem Zuſtande iſt.

Dieſe ſteht, ſorgfältig in ein grünes, wollenes Futteral geſteckt, in einer Ecke des Zimmers und wird nun hervorgeholt und feierlich enthüllt. Doch wer malt den Schrecken des Jagdliebhabers, als er bemerkt, daß das Gewehr in- und auswendig mit einer förmlichen Kruſte von Roſt bedeckt iſt, und als er ſieht, daß die Batterie von verbranntem Pulver ſtarrt! — „Gerechter Gott! wer hat das gethan? Wie iſt das möglich?“ Er weiß zu gewiß, daß er das Gewehr ſelbſt in's Futteral geſteckt, rein und blank, nachdem er es ſorgfältig mit Mandelöl eingerieben. Ein ſchweres Gewitter ſteigt über dem Haupt des Bedienten empor, der troſtlos daſteht und ſich nach den erſten Worten als Thäter bekennt. Er hat das Gewehr mit zu einer Herbſtfeier genommen, und nachdem er an einem ſchönen Nachmittage zwei Pfund Pulver daraus verknallt, hat er's ungeputzt in's Futteral geſteckt und das Putzen vergeſſen. Glücklicherweiſe iſt der ſehr biegſame und ſchmiegſame Ladſtock nicht eingeroſtet, und Herr und Diener beſchäftigen ſich ſofort mit einer ſehr eindringlichen, aber unangenehmen Herbſtnachfeier. — Was iſt zu thun? Das Gewehr muß geputzt ſein, und da es unterdeſſen eilf Uhr Abends geworden iſt, ſo muß man ſich ſelbſt damit beſchäftigen. Die Waffe wird auseinander geſchraubt, und nach zweiſtündiger mühſamer Arbeit tritt der feſte Grund des Rohrs überall wieder zu Tage; die Batterie iſt ſauber und blank, und während dem hat der Bediente Rock und Hoſe etwas geflickt und die Stiefeln mit Oel und Talglicht gehörig bedient.

Als endlich Alles in Ordnung iſt, ſchlägt es zwei Uhr, und da der Poſtwagen nach dem Orte des Rendezvous um halb drei abfährt, ſo iſt keine Zeit mehr zu verlieren. Der Jagdliebhaber, ohne zu Bette gekommen zu ſein, wirft ſich geduldig in die Jagdkleider, hängt Pulverhorn, Schrotbeutel und Zündhütchenuhr um, nimmt den Muff, ſetzt den Jagdhut mit der Spielhahnfeder auf und wickelt ſich in den Mantel. Es wird raſch eine Taſſe Kaffee gekocht, und nach einem halb wehmüthigen Blick auf ſein unberührtes Bett eilt er nach dem Poſthofe, den Vergnügungen entgegen, die ſeiner harren.

Draußen iſt es grimmkalt, die Sterne funkeln am klaren Himmel, der Schnee knirſcht unter den Füßen des Dahinwandelnden, und ehe er noch den Poſthof erreicht, hängen große Eiszapfen an ſeinem Barte. — Im Eilwagen iſt er die einzige Perſon, und wenn er deßhalb auch die Beine nach Belieben ausſtrecken kann, ſo leidet er dafür ſehr an Froſt. Umſonſt wickelt er ſich in ſeinen Mantel, die Nachtluft dringt ſchneidend durch. Seine Zähne klappern und aus den Füßen iſt alles Gefühl verſchwunden.

Endlich nach vier langen Stunden kommt er am beſtimmten Orte an. Es iſt halb ſieben und der Tag fängt an zu dämmern. Im Wirthshauſe, wohin er beſchieden worden, wird er in eine große Stube gewieſen, wo ihm ein dicker Holzrauch ſagt, daß das Feuer eben angelegt worden. — Er iſt der Erſte auf dem Platze, und nachdem er das Gewehr von ſich gelegt, trippelt er, halb erſtarrt, in der Stube auf und ab, um ſich etwas zu erwärmen. Bald erſcheint ein Kellner mit ſehr verſchlafenem Aeußern, der ihn gähnend fragt, was er zu genießen wünſche. — Nachdem der Jagdliebhaber einige Augenblicke überlegt, entſcheidet er ſich für Chokolade mit geröſtetem Brod und Butter.

Unterdeſſen wird es Tag und vor dem Gaſthofe verſammeln ſich die Treiber. Sie haben lange hellgraue Leinwandkittel an, Pelzmützen auf dem Kopfe und die Hände ſtecken in dichten Filzhandſchuhen. Die meiſten führen einen langen Stock und Alle ſpringen im Schnee herum, ſchlagen in die Hände, um dieſe zu erwärmen, und blaſen ihren Athem in dicken Dampfwolken von ſich. — Jetzt kommen auch einige herrſchaftliche Jäger an, mit andern Treibern hinter ſich, deren einer einen Frühſtückranzen trägt und einen Schweißhund an der Leine führt. Alle haben blaue Backen und roth angelaufene Naſen; ein Anblick, der dem Jagdliebhaber jetzt um ſo ſchmerzlicher an die vergangene Nacht erinnert, da der Ofen anfängt, eine behagliche Wärme auszuſtrömen und die duftende heiße Chokolade vor ihm auf dem Tiſche ſteht.

Dort ſteigt die Sonne über die Berge und wirft einen feuerrothen Schein auf den Schnee bis vor das Wirthshaus, den Rauch vergoldend, der aus den Schornſteinen des Dorfs hie und da aufzuſteigen beginnt. Die Jagdhunde ſchauen empor und ſchütteln ſich. — Eben iſt die Chokolade und ein ganzer Teller voll geröſteten Brods mit Butter verzehrt, als draußen unter den Treibern eine allgemeine Bewegung entſteht. Herr v. X., der nahe beim Dorf während der Jagdzeit auf ſeinem Landgut wohnt, kommt mit einigen andern

Herren, und die Jagd kann beginnen. — Unſer Held ergreift ſein Gewehr und eilt vor das Haus. Allgemeine Begrüßung. Man wird vorgeſtellt und läßt ſich vorſtellen, und iſt in wenigen Augenblicken bekannt.

Gleich vor dem Dorf beginnt der erſte Trieb. — Ein alter Jäger des Herrn v. X. führt unſern Jagdliebhaber und einen andern jungen Herrn auf ihren Stand. Während ſie ſo im Schnee dahin gehen, leitet der Jäger die Converſation mit den Worten ein, daß es doch nicht mehr ſo kalt ſei wie geſtern; er zeigt auf einige Wolken, die unterdeſſen emporgeſtiegen ſind, und ſchüttelt halb verdrießlich mit dem Kopf, wobei er eine Hand voll Schnee vom Boden aufhebt, um zu zeigen, daß er naß ſei und ſich leicht zuſammenballen laſſe.

Bald iſt der Stand erreicht, die Beiden werden aufgeſtellt, und da die Treiber einen weiten Weg zu machen haben, ſo geſellt ſich der junge Herr aus der Nachbarſchaft zu unſerem Liebhaber, und Beide beginnen ein Jagdgeſpräch, aus welchem der Letztere zu ſeinem großen Schrecken erſieht, daß jener heute wahrſcheinlich zum erſtenmal eine Jagd mitmacht. Er weiß nicht, was ein Zwilling iſt, er ſpricht vom Haar des Haſen, und der Jagdliebhaber bekommt beinahe Krämpfe, als ihm der Andere von einem Rehbock erzählt, der ein ganz verdrehtes Horn gehabt habe. Kurz, in einer Viertelſtunde iſt es heraus, daß der junge Herr noch nie auf der Jagd geweſen, denn er bittet den Jagdliebhaber, ihm beim Laden ſeines Gewehrs behülflich zu ſein. — Man kann ſich den Schrecken des Mannes denken. In aller Kürze, denn die Treiber erſcheinen ſchon auf den Höhen des Feldes, gibt er dem jungen Herrn die allernothwendigſten Anweiſungen und bittet ihn auf's Dringendſte, nicht auf den Weg zu ſchießen, auf dem Beide ſtehen.

Der Trieb beginnt, die Treiber fangen an ihr Jellow! Jellow! zu ſchreien, und ein einzelner Haſe kommt in voller Flucht über's Feld einher, gerade mitten zwiſchen unſern beiden Freunden. Der Jagdliebhaber nimmt ſein Gewehr auf und macht ſich in größter Ruhe fertig; der junge Herr, der vor dem Trieb noch ein nothwendiges Geſchäft hat verrichten wollen, knöpft in aller Haſt ſeinen Rock zu, fackelt mit dem Gewehr herum, der Haſe ſtutzt, wendet ſich und eilt in einem weiten Bogen den andern Schützen zu, deren einer ihn gemächlich niederſtreckt.

Bald folgen mehrere dieſem erſten Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit. Sie ſpringen behend auf dem Schnee hin und her, gejagt von den Treibern und ſtutzend vor den aufgeſtellten Schützen; ſie kommen vor und eilen zurück, ſpringen rechts und ſpringen links, ſtehen und halten die Löffel empor. Drei bis vier der beherzteſten machen einen tollkühnen Verſuch und eilen gerade auf die Schützen los. Piff! paff! pum! drei wälzen ſich in ihrem Blute, und der vierte, der nahe an unſerem Jagdliebhaber vorbeikommt, ſchnellt unter dem Schuſſe dahin und zeigt hohnlachend ſein weißes Hintertheil.

Die Treiber kommen näher, das Gefecht wird hitziger. Haſen die Menge; es knallt auf allen Seiten. Der junge Herr, der wüthend in den Schnee hinein ſchießt, erlegt einen angeſchoſſenen, halbtodten Haſen, der ſich mühſam vor ihm hingeſchleppt hat. Tollkühn gemacht durch dieſen Sieg, wendet er ſich mit dem Gewehr und knallt einigen Flüchtlingen nach, ohne ihnen die Wolle anzubrennen. Jetzt kommen noch einige Nachzügler und unſer Jagdliebhaber, der noch nichts erlegt hat, verſtärkt ſchnell die Ladung ſeines Gewehrs, um von dieſen letzten Früchten noch eine für ſich zu brechen.

Ein ſehr ſtarker Haſe kommt ihm gerade in den Schuß. In der Hitze drückt er beide Läufe zugleich los; freilich ſtürzt der Haſe im Feuer zuſammen, aber der Jagdliebhaber bekommt zugleich einen ſo fürchterlichen Schlag von ſeinem Gewehr, daß er einen lauten Schrei ausſtößt. Im ſelben Augenblick knallt es neben ihm: der junge Herr hat trotz aller Ermahnung über den Weg geſchoſſen. Unſer Jagdliebhaber hört hinter ſich die Schrotkörner in den Schnee ſchlagen und ſteht da, von doppeltem Entſetzen gefeſſelt.

So endigt der erſte Trieb. Die Treiber kommen vor den Schützen in einer langen Linie aus den Büſchen heraus. Viele bringen geſchoſſene Haſen mit, die in die Linie zurückgelaufen und dort liegen geblieben. Der Trieb iſt ſehr gut ausgefallen, der Jagdeigenthümer reibt ſich die Hände und überzählt vergnügt die lange Reihe von getödteten Haſen, die vor ihm auf dem Schnee ausgebreitet werden; die Hunde, an der Leine gehalten, dringen ſehnſüchtig näher, die Getödteten beſchnuppernd und hie und da den Schweiß aufleckend. Der Jagdliebhaber unterſucht mit der verdrießlichſten Miene von der Welt ſein Gewehr, und kann nicht begreifen, weßhalb es ſo furchtbar ſtößt. Seine rechte Wange iſt roth und aufgelaufen, als habe er ſeit mehreren Tagen mit furchtbarem Zahnweh gekämpft.

Der Himmel hat ſich unterdeſſen bezogen und einzelne Schneeflocken, vom Winde hin und her gejagt, ſchweben als Vorpoſten eines wahrſcheinlich ſtarken Schneegeſtöbers langſam herab. Die Haſen werden auf große Stöcke geſtreift und auf einen Wagen gehängt, der der Jagd langſam folgt. — „Meine Herrn," ſagt der Jagdeigenthümer, „glauben Sie, daß es noch zu früh zum Frühſtücken iſt? Wie es Ihnen beliebt. Wollen wir jetzt einen kleinen Imbiß nehmen oder noch einen Trieb machen?" — Bei dem Worte Frühſtück tritt ein ſtämmiger Bauer aus dem Haufen hervor; derſelbe trägt einen Stuhl mit einem einzigen Bein, an welchem eine ſtarke eiſerne Spitze, um ihn in den Boden zu treiben, und an dieſem Stuhl hängt ein gewaltiger Ranzen, mit einem großen Wolfspelz überzogen, und dieſer Ranzen enthält ein ganz vortreffliches Frühſtück. Da ſich aber die meiſten Jäger dafür entſcheiden, noch einen oder zwei Triebe zu machen, ſo tritt der Bauer mit dem Ranzen wieder unter die Treiber zurück.

„Meine Herren," ſagt der Jagdeigenthümer, „wir wenden uns dort links aus dem Walde hinaus, gegen die Heide hin, und ich bitte nur, keinen der Füchſe durchgehen zu laſſen, die wahrſcheinlich in Menge erſcheinen werden. —

Haben Sie ſchon Füchſe geſchoſſen?“ ſagt er zu dem Jagdliebhaber und dem jungen Herrn. Der letztere verneint, der erſte aber zeigt ſtillſchweigend ſeinen Jagdmuff, der allerdings von Fuchspelz iſt, was aber im Grunde nicht viel ſagen will. — „Alſo vorwärts!“ ruft der Jagdeigenthümer. Die Förſter ſtellen die Treiber an und die Jäger ziehen links in den Wald hinein, wo derſelbe lichter zu werden beginnt.

Zu dem jungen Herrn geſellt ſich ein alter Förſter, der ihn von früher kennt und vorhin zugeſehen, wie er ſich ziemlich ungeſchickt benommen; er gibt ihm einige freundſchaftliche Ermahnungen. — „Wiſſen Sie was?“ ſagte der Alte, „gehen Sie mit mir in den Trieb, das iſt recht amuſant, namentlich wo es viele Füchſe gibt. Der Fuchs iſt von einer unbegreiflichen Schlauheit; er iſt im Stande, ſich in einer Wegfurche zu verſtecken, läßt die Treiber vorbeigehen und reißt dann hinten aus. Da kann man ihm nachknallen, daß es ein wahres Vergnügen iſt.“ — Der junge Herr nimmt das Anerbieten dankbar an und folgt mit dem alten Jäger den Treibern. Er wirft ſein Gewehr über die Schulter und watet plaudernd durch den tiefen Schnee.

„Sind Sie ſchon lange bei der Jägerei?“ fragt er den alten Förſter, und dieſer entgegnet: „Ja, das mögen ſchon an die vierzig Jahre ſein; aber damals und jetzt, welch ein Unterſchied! Man kann das heutzutag keine Jagd mehr nennen, die paar Haſen und Füchſe und hie und da ein Reh! Du lieber Gott! was war das noch für ein Hochwildſtand vor dreißig Jahren! und die Sauen, die es da gab! Auch ſchoß man jeden Winter einen bis zwei Wölfe.“

„Ach ja, Wölfe!“ meint der junge Herr und ſchnalzt vor Jagdluſt. „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, ſo einen Wolf zu ſchießen. Aber man ſpürt ja ſeit längerer Zeit wieder Wölfe hier im Land. Kamen ſie nicht in dieſes Revier?“ — „Waren auch da, junger Herr,“ erwiedert der alte Förſter, den plötzlich die Luſt anzukommen ſchien, einiges

Latein preis zu geben. „Man hat in den Zeitungen von zweien gefaſelt. Ja, proſit die Mahlzeit! Es war ein ganzes Rudel. Gott ſtraf mich, aber es waren wenigſtens ihrer zwanzig.“ — „Ah!“ — „Wenigſtens zwanzig. Sie haben doch die Berichte von den Schafen geleſen, die ſie zerriſſen haben, von der ungeheuren Menge Schafe? Das thun nicht zwei Wölfe. Sie waren, wie man es ſo nennt, ordentlich conſtituirt, und der Luchs, der damals geſchoſſen wurde, führte ſo eine Art Oberkommando über ſie. Sehen Sie“ — und damit blieb der Alte plötzlich ſtehen — „hier auf dieſem Fleck ſtand ich, dort drüben auf der Heide war der Schäfer des Orts, und da unten, wo die umgeſtürzte Eiche liegt, ſah ich ſie vorbei kommen; wie geſagt, wenigſtens ihrer zwanzig, und der Luchs voran; der trug ein Reh, und jeder der Wölfe hatte ein Schaf im Rachen. Ja, das war für die Schäfer eine harte Zeit.“ — „Aber,“ entgegnet der junge Herr, „man hat ja nur zwei geſchoſſen, da müſſen die andern noch im Lande ſein, und es könnte uns heute zufällig ein Wolf begegnen.“ — „Das iſt wohl möglich,“ meint der alte Förſter, „freilich nicht ſehr wahrſcheinlich; aber was iſt in der Welt nicht ſchon Alles geſchehen, namentlich auf der Jagd? Ja, da kommen Dinge vor! Aber jetzt müſſen wir den Treibern nach, ſie ſind ſchon weit voraus.“

Die Beiden ſchreiten rüſtig drauf los und ſind bald auf der Linie, von der aus getrieben wird. Der junge Herr verſucht ſein Gewehr von Neuem zu laden, benimmt ſich aber dabei wieder ſo ungeſchickt, daß der alte Jäger überlegt, ob es rathſam ſei, ihn mit in die Treiberlinie zu nehmen, ob es nicht beſſer wäre, ihn an irgend einem verlorenen Poſten aufzuſtellen, wo er Niemand Schaden zufügen könnte. Er wählt das Letztere. Die Beiden ſtehen gerade an der umgeſtürzten Eiche. — „Das iſt ein ſehr merkwürdiger Platz,“ ſagt der alte Förſter. „Die Eiche hier heißt die Fuchseiche.“ — „Ei, warum die Fuchseiche?“ — „Das ſollten Sie nicht wiſſen,“ meint der alte Förſter, „und waren doch ſo viel auf der Jagd?“ — „Ja, ich erinnere mich dunkel, etwas davon gehört zu haben.“

„Natürlich,“ entgegnete der Förſter. „Der Fuchs iſt das ſchlauſte Thier, das es gibt. Daß er ſich bei den Dörfern, an den Hühnerſtällen herumtreibt, wiſſen Sie. Sollte man aber glauben, daß ſo ein Vieh eine Ahnung davon hat, wenn er den andern Tag getrieben werden ſoll und wo die Jagd losgehen wird? Gott ſtraf mich! und das wiſſen ſie manchmal beſſer als die Jägerburſchen.“ — „Unglaublich!“ — „Das iſt noch nicht Alles,“ fährt der Alte fort. „Sie machen während der Jagd Zeichen an gewiſſe Bäume und theilen ſich dadurch mit, wo die ſchlechten Schützen ſtehen und wo es am hitzigſten hergeht. Und deßwegen heißt dieß hier die Fuchseiche. Was ſie für Zeichen machen, das kann kein Menſch wiſſen; aber ſo viel iſt gewiß, daß die Füchſe während des Triebs ihre Richtung vor allem hieher nehmen, und wenn ſie geſehen haben, was ſie ſehen wollten, gehen ſie entweder gerade aus oder kehren um und ſuchen ſich zu retten wie ſie können.“

„Ei!“ meint der junge Herr, „und wer macht denn die Zeichen an die Eiche?“ — „Das thut immer der geſcheidteſte Fuchs, der Oberfuchs.“ — „So muß ja hier ein abſonderlich guter Platz ſein?“ — „Das will ich meinen; ich habe mich hier aufſtellen wollen, aber wenn's Ihnen Vergnügen macht, ſo bleiben Sie da.“ — „Das wäre mir wirklich recht angenehm.“ — „Alſo abgemacht! Bleiben Sie hier ſtehen. Halten Sie ſich aber ſtill und rühren Sie kein Glied am Leib.“ Im Abgehen fügt der Alte hinzu: „Am Ende haben Sie ſogar das Glück und ſchießen den Oberfuchs.“ — „Aber,“ ruft ihm der junge Herr nach, „woran erkennt man denn eigentlich den Oberfuchs?“ — „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß Sie den Oberfuchs nicht zu unterſcheiden wiſſen!“ lacht der alte Jäger und geht ſeines Wegs. — „Natürlich!“ erwiedert der junge Herr und ſtellt ſich in Poſitur.

Auf der andern Seite ſind die Schützen auch aufgeſtellt; der Jagdliebhaber hat wirklich einen guten Platz bekommen und ſteht zwiſchen dem Herrn von X. und einem andern vortrefflichen Schützen. Vor ſich haben ſie eine junge Waldkultur, von der ſie durch einen tiefen, mit niedrigem Geſträuch bewachſenen Graben getrennt ſind; in ihrem Rücken iſt die Heide. Der Jagdliebhaber iſt ungemein aufgeregt, theils weil er wirklich begierig iſt, einmal einen Fuchs zu ſchießen, theils weil er fürchtet, ſich vor den guten Schützen zu blamiren. Herr von X. legt beide Hände vor den Mund und ruft ihm leiſe zu: „Wenn der Fuchs kommt, ſich nur nicht gerührt!“ — Die Aufſtellung der drei Herren iſt ſehr gut gewählt. Jeder ſteht hinter einer großen Buche, die ihn vollſtändig deckt.

Der Trieb beginnt. Lange iſt Alles ſtill; hie und da ſteigt eine Elſter krächzend auf, oder es ſtreift ein Rabe mit ſchwerem Flügelſchlag durch den Wald. Jetzt erſchallt in weiter Ferne ein leiſes Jellow, Jellow! Doch iſt's wohl nur ein blinder Lärm; man hört nichts weiter als den Ruf des Echos in den Bergen. Jetzt wieder: Jellow! Jellow! Zuerſt ein einzelner Ruf, dann mehrere hinter einander, und nicht lange, ſo ruft es: Jellow Fuchs! längs der ganzen Linie der Treiber. Der Jagdliebhaber ſtellt ſich auf die Fußſpitzen, faßt krampfhaft ſein Gewehr und ſein Herz pocht hörbar. Drüben im Laub, ihm gerade gegenüber, raſchelt es; er ſieht rechts Herrn von X. an: dieſer macht ihm ein dringendes Zeichen aufzupaſſen; er ſieht links: der andere Schütze bedeutet ihm daſſelbe. Er ſtrengt ſeine Augen unglaublich an. Jetzt iſt ihm, als bemerke er drüben auf der andern Seite des Grabens einen kleinen gelben Sandhaufen, der aber plötzlich wieder verſchwindet. Das Raſcheln kommt näher — er ſieht nichts. Sein Nachbar links gibt ihm ein dringendes Zeichen, indem er den Zeigefinger wie ein Gewehr an die Wange legt, und Herr von X. arbeitet wie ein Telegraph. Dem Jagdliebhaber bricht der Schweiß aus: er ſoll ſchießen und ſieht nichts. Drüben erſcheinen die Treiber, einige vorwitzige Buben voraus; einer derſelben wirft ſeinen

Prügel in den Graben und brüllt hinaus: „Jellow! Jellow Fuchs!“ Herr von X. ſtößt einen derben Fluch aus, der andere Schütze zielt kaltblütig wie auf das Fußgeſtell des Jagdliebhabers. Dicht vor demſelben fährt ein Fuchs in die Höhe, beinahe zwiſchen ſeinen Füßen durch, über die Heide hin. Es knallt von allen Seiten. Der Jagdliebhaber, dem es ſchwarz vor den Augen geworden iſt, wendet ſich ebenfalls gegen den Fliehenden, drückt abermals die beiden Läufe ſeines Gewehrs zugleich ab, erhält einen noch furchtbareren Schlag als das erſtemal, verliert das Gleichgewicht, ſtürzt rücklings in den Graben und liegt da in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle, umtobt von dem Gelächter der Treiber.

Glücklicherweiſe hat der Jagdeigenthümer den Fuchs erlegt; er iſt im Feuer zuſammengeſtürzt. Der gute Schuß mildert ſeinen Zorn über die Ungeſchicklichkeit des Jagdliebhabers. — Man richtet ihn auf, und da er glücklicherweiſe keinen Schaden genommen hat, ſo erzählen ihm ſeine beiden Nachbarn, wie der Fuchs nicht drei Schritte vor ihm hinter einem abgehauenen Baumſtamme geſteckt. „Auf Ehre, ſo nahe,“ ſagte Herr v. X., „daß wenn ich nach ihm geſchoſſen hätte, ich unfehlbar Ihre Waden mit verletzt haben müßte.“

So endigte der zweite Trieb. — Die Treiber umſtehen den Fuchs, er hat die Augen verdreht und zeigt noch im Tode die Zähne. Einer gibt ihm noch einen derben Schlag auf den Kopf, denn man hat Beiſpiele, daß der Fuchs ſich nur todt ſtellt und nachher die Treiber, die ihn fortſchleppen wollen, in die Waden beißt. — „Meine Herren,“ ruft der Jagdeigenthümer, „jetzt kommt der Frühſtückstrieb! Wo iſt der Caſpar mit dem Ranzen?“ — „Caſpar iſt zurückgeblieben und wird gleich erſcheinen,“ meinten die Treiber.

Die Bauern lagern ſich an den Rand des Grabens, ziehen ihr Stück Brod aus der Taſche und erzählen ſich Jagdabenteuer. Herr v. X. ſchaut ungeduldig nach Caſpar in den Wald hinein, und der alte Förſter begreift nicht, wo der junge Herr von der Fuchseiche bleibt, der ebenfalls noch nicht da iſt. Es iſt im Wald ſo ſtill wie in einer Kirche; man hört die naſſen Blätter von den Bäumen raſcheln. Auf einmal fällt ein entfernter Schuß; Alles lauſcht. Gleich darauf fällt ein zweiter, und man hört in der Entfernung ein gedämpftes Hurrah. — „Was iſt das?“ fragt Herr v. X. — Der alte Förſter meint, es ſei in der Gegend der umgeſtürzten Eiche, nimmt einem der Treiber den Schweißhund ab und macht ſich eiligſt dahin auf den Weg.

„Gehen wir mit,“ ruft Herr v. X. Die Schützen folgen und der größte Theil der Treiber ſchließt ſich an. Eilig dringt man vor. Der alte Förſter hat recht, die Schüſſe ſind in der Richtung der umgeſtürzten Eiche gefallen. Dort liegt ſie, und — merkwürdiger Anblick! vor ihr ſieht man Caſpar, den Frühſtückträger, wie er im Begriff iſt, dem jungen Herrn das Gewehr aus der Hand zu winden. Man ſpringt hinzu, und es ergibt ſich für Jäger, die einige Meilen von jeder menſchlichen Wohnung entfernt, von mehreren ſtarken Trieben hungrig und durſtig ſind, die troſtloſeſte Geſchichte. Caſpar vermag vor Grimm nicht zu ſprechen, und ſo erzählt denn der junge Herr, hochroth vor Scham und ſtotternd vor Verlegenheit.

„Ich ſtand,“ fängt er an, „lange ſorgfältig umherſpähend an der Fuchseiche. Endlich riefen die Bauern Jellow. Doch mit jeder Minute entfernten ſie ſich weiter und weiter von mir. Ich ſtand da, einſam und allein, nur mit meinen Gedanken beſchäftigt, von einem recht großen Jagdglück träumend. Ich geſtehe, ein Haſe, ſelbſt ein Fuchs, wäre für mich nichts geweſen, ſogar der Oberfuchs nicht.“ — Bei dieſem Ausdruck ſieht ſich die ganze Geſellſchaft erſtaunt an. — „Nein,“ fährt der junge Herr fort, einen Wolf zu ſchießen, das war mein Gedanke, einen von den achtzehn, die noch im Revier herumſpucken.“ — Abermaliges Erſtaunen. — „Alles iſt ruhig. Ich ſehe rings um mich her, da gewahre ich endlich zwiſchen den Geſträuchen einen Gegenſtand, der meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Meine Herren, ich ſehe im Geſträuch, keine zwanzig Schritte vor mir einen Wolf.“ — Drittes Erſtaunen. — „Ich ziele genau, ich drücke ab, der Wolf liegt unbeweglich — ich ziele nochmals, ich ſchieße wieder, da ertönt neben mir ein lauter Schrei; der Bauer dort ſtürzt auf mich zu und behauptet, ich habe in den Frühſtücksranzen geſchoſſen."

Bei dem Worte Frühſtücksranzen entſteht unter den Jägern allgemeine Aufregung. — „Das iſt zu arg," meint Herr v. X. — „Unerhört!" ruft der Jagdliebhaber, und Alles eilt der Gegend zu, wo das Corpus delicti im Geſträuch liegt. Man ſchnallt den Wolfsranzen auf. Leider hat der junge Herr ſehr gut gezielt: die Blechkapſel iſt mehrmals durchlöchert und die gebratenen Hühner, die Zungen, die Schinken, das Brod ſchwimmen in rothem Wein. — Was iſt zu thun? Der junge Herr iſt durch die Scham und Verlegenheit ſattſam beſtraft; Herr v. X. ſucht die unverſehrten Trümmer aus dem Ranzen zuſammen und fängt als gebildeter Mann zuerſt an zu lachen. Der Jagdliebhaber ſtimmt eifrig ein; er iſt außerordentlich vergnügt, daß es noch einen ungeſchickteren Schützen gibt als er, und unter allgemeiner Heiterkeit geht der Frühſtückstrieb vor ſich, der auch ohne Störung und zur mäßigen Zufriedenheit abläuft.

Nach dem Frühſtück ſteckt man ſich eine Cigarre an; die Jagdgeſellſchaft mit Treibern und Hunden wendet ſich über die vorhin erwähnte Heide einer größern Waldſtrecke zu, wo ſich nach der Ausſage der Jäger ein ziemlich geſchonter Rehſtand befindet. „Freilich," meint einer, „ſchießen die Gemeindeſchützen Alles ohne Noth zuſammen; aber ein bis zwei Rehböcke in jedem Trieb wären doch nicht unmöglich."

Wer auf der Jagd ſo ausgeſprochenes Unglück hat, wie unſere beiden Nimrode, der Jagdliebhaber und der junge Herr, der wird leider von den andern Schützen gemieden wie ein Angeſteckter, und da die Zeiten vorbei ſind, wo der Jagdherr das Recht hatte, für eine geſchoſſene Gaiſe dem Uebelthäter fünf mit dem Waidmeſſer aufzählen zu laſſen, ſo ſtellt man ſolch unglückliche Individuen lieber auf einen verlorenen Poſten, wo nie etwas anläuft, wo ihnen die Finger vor Kälte ſtarr und blau werden, wo ſie nichts hören, als das Gekrächze eines Raubvogels. Und dabei ſagt man ihnen nicht, auf welch ſchlechtem Stand ſie ſich befinden; vielmehr rückt der Forſtbeamte, der ſie anſtellt, bedeutſam an ſeinem Hut, ſieht ſich ſchlau um, und macht bloß ein Zeichen mit der Hand, Alles ganz leiſe und geheimnißvoll, als bemerke er ſchon ein ganzes Rudel Hochwild, oder er ſagt auch: „Hier haben im vorigen Jahre der Herr Graf von N. einen ſtarken Bock geſchoſſen.“

Unterdeſſen wird es empfindlich kalt; die Sonne iſt hinter dem Waldrand verſchwunden, Nebel ſteigen auf und die Geſichter des Jagdliebhabers und des jungen Herrn ſchillern in Blau, Violett, Roth und Gelb wie eine Farbenſchachtel. Rings herum knallt es luſtig, bei ihnen iſt's öd und ſtill. Plötzlich aber huſchen auf hundert, hundert und zwanzig Gänge im Wald einige Rehe vorbei. Wie ſchlägt den Beiden das Herz! Links knallt es; die Rehe halten an und wenden, was im Laub auf dem Boden ein großes Geräuſch macht. Beide legen das Gewehr an die Wange und ſtrengen ihr Sehorgan unmenſchlich an, um das Gewicht oder den Pinſel zu erblicken. Vergebens, ſie ſehen nur die Umriſſe der Thiere. Die beiden Schützen erinnern ſich, daß man ihnen geſagt hat, der Bock oder die Gais breche gewöhnlich zuerſt hervor, aber wer von den Beiden, ob Bock oder Gais zuerſt, das haben ſie vergeſſen. Die Rehe kommen näher, erſchrecklich näher. Jeder denkt: wenn der Andere ſchießt, kann auch ich ſchießen, der wird den Bock ſchon kennen. Jetzt faßt der Jagdliebhaber ein Herz und ſchießt beide Läufe ab. Vier Rehe fahren in ungeheuren Sätzen zwiſchen Beiden durch, hinter ihnen in den Wald hinein. Der junge Herr ſchickt den Fliehenden zwei Schüſſe nach; aber es ſtürzt nichts.

Der Trieb iſt beendigt und Alles verſammelt ſich, um heimzuziehen. — „Nun, haben Sie geſchoſſen?“ ſagt der alte Jäger zum Jagdliebhaber. „Ihnen müſſen ja vier Rehe angelaufen ſein.“ — Von unſern beiden Nimrods will eben jeder verſichern, er habe dem ſtarken Bock, der darunter geweſen, ein Tüchtiges verſetzt, als ein alter Treiber hinzutritt und bemerkt, er habe die vier Rehe deutlich geſehen, es ſeien vier Gaiſen geweſen. — Der Jagdliebhaber und der junge Herr verſtummen plötzlich und beten in Gedanken: „Heiliger Hubertus, wenn nur kein Unglück geſchehen iſt!“

Die Jagd iſt zu Ende und man kehrt tüchtig durchfroren auf das Dorf zurück, wo der erſte Trieb begonnen hat. Hier wird zum Beſchluß der letzte und beſte Trieb gemacht, an der Wirthstafel nämlich, wo ein Sauerkraut mit Umſtänden, d. h. mit Erbſen, Schweinefleiſch, Blutwurſt und dergleichen aufgetiſcht iſt. Man ißt ſehr viel, man trinkt noch mehr, renommirt wird ungeheuer, und am Ende fährt Alles nach Hauſe.

Mitten in der Nacht kommt der Jagdliebhaber in ſein Zimmer; ihn fröſtelt und er läßt ſich einen Kamillenthee machen, der auch ſeine Wirkung thut. Am andern Morgen wacht er mit einem ſtarken Huſten und Schnupfen auf. Sein Barbier erſchrickt, als er ihn im Bette liegen ſieht, und bringt ihm einen Handſpiegel. Die rechte Wange des Jagdliebhabers iſt fürchterlich aufgelaufen. — Um zehn Uhr bringt ihm ſein Bedienter einen Brief vom Jagdeigenthümer, der ihm mit wenigen freundlichen Worten den Rath gibt, künftig nicht wieder auf Rehe zu ſchießen, bevor er gelernt habe, einen Bock von einer Gais zu unterſcheiden; heute früh hätten die Jäger eine Gais heimgebracht, die von ihm im letzten Trieb geſchoſſen worden. Der Jagdliebhaber ſeufzt und nimmt den erſten Löffel einer ſehr bittern Arznei, die ihm der Arzt verſchrieben.

Herbſtvergnügen.

Der Kanzleiaſſiſtent Wetterſtuck war auf ſeinem Bureau ein äußerſt thätiger und fleißiger Arbeiter. Er aſſiſtirte von Morgens acht bis zwölf und Nachmittags von zwei bis ſechs Uhr, auch wohl nur bis halb ſechs Uhr, wenn ein warmer freundlicher Sonnenſchein ihn früher von dannen zog. Er war Referent in Bau- und Wirthſchaftsſachen und Alleinherrſcher in ſeinem Stübchen im dritten Stock, bevor er den großen Gedanken faßte, ſich zu verheirathen. Aber der Herr Kanzleiaſſiſtent hatte es ſehr viel früher zu einer Frau und zwei hoffnungsvollen Sprößlingen gebracht, als zum Sekretär. Er war ein harmloſer, ſtiller Geſchäftsmann und Familienvater, dem Wirthshausleben, das er faſt nur aus ſeinen Referaten kannte, verſchiedener Umſtände wegen abhold. Er hatte in ſeinen Freiſtunden eine einzige Erholung, ein einziges Vergnügen, ein großes Blumenbrett vor den Fenſtern ſeiner Wohnung, auf welchem Geranien und Kapuziner, Balſaminen und Reſeden luſtig wuchſen und von ſeiner Hand ſorgfältig gepflegt wurden. Der Kanzleiaſſiſtent war eine poetiſche Natur, und wenn er ſeine lange Naſe zwiſchen die Blumen hineinſteckte, konnte er allerlei ſchöne Gedanken haben und mochte ſich einbilden, er wandle in einem großen zierlichen Blumengarten; ein ſchöner Traum, den er ſorgfältig ausmalte und wodurch der erſte Gedanke in ihm rege wurde, ob es denn nicht möglich wäre, ſich einmal in den Beſitz eines kleinen Stücks Gartenland zu ſetzen und ſo ſeine Träume verwirklicht zu ſehen. — Madame Wetterſtuck belächelte dieſen Gedanken und legte ihn ad acta neben die eigenen Wünſche, welche in einer größeren Wohnung, eleganterem Küchengeſchirr und einem Sopha mit rothem Plüſch beſtanden.

Da geſchah es, daß der Kanzleiaſſiſtent eine Erbſchaft machte, eine Erbſchaft, beſtehend in 600 Gulden baaren Geldes. Und als er mit dieſem Gelde nach Hauſe ging und die ſchwergefüllten Rocktaſchen ſo angenehm gegen ſeine dünnen Geſchäftsbeine ſchlugen, da ſtieg neben ihm rieſengroß der Verſucher auf, ließ nicht ab von ihm und verfolgte ihn durch die Straßen der Stadt bis zu ſeiner Wohnung. Der Verſucher zeigte ihm eine Beilage des Tagblatts und wies mit glühendem Finger auf mehrere Anzeigen, in denen kleine Gärten und allerlei Land zum Verkauf ausgeboten wurden. Der Kanzleiaſſiſtent kam nach Hauſe, entzückt, verwirrt, nach Athem ſchnappend, packte ſeine Rollen aus der Taſche, legte ſie auf den Tiſch und murmelte dabei leiſe: „einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ wiederholte das immer lauter, und ſchrie zuletzt mit der vollen Kraft ſeiner Lunge: „ja, einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ Er that das, um ſich ſelbſt Muth zu machen und feſten Auges der Madame Wetterſtuck begegnen zu können, welche ihn halb zornig, halb lächelnd anſah.

Nachdem der Glückliche etwas zu Athem gekommen war und das Geld mehreremale gezählt hatte, fing er an, alles Ernſtes ſeinen Entſchluß kund zu thun, der in nichts Geringerem beſtand, als daß er wirklich einen Garten kaufen wolle. Es gibt Punkte, wo das ſanftmüthigſte, folgſamſte Geſchöpf plötzlich widerſpenſtig wird, auf kein Zureden mehr achtet und geradeaus rennt, ohne links und rechts zu ſehen: ſo der Kanzleiaſſiſtent. Er ſtand mit dem Gedanken an einen Garten auf, er ging mit dieſem Gedanken zu Bette; er nahm die Blumen vor dem Fenſter hinweg und entfernte das Brett, das ihm lange Jahre treu gedient, wobei er ſtill lächelnd ſagte: wir brauchen das bald nicht mehr. Ja er wäre abgemagert, wenn das möglich geweſen wäre, aus lauter Sehnſucht nach einem Garten.

Endlich war der Widerſtand der Madame Wetterſtuck beſiegt. Man theilte das Geld in gleiche Hälften; dreihundert Gulden wurden dem Kanzleiaſſiſtenten bewilligt, um einen Garten zu kaufen, und für die andern dreihundert ſollten äußerſt nothwendige neue Anſchaffungen gemacht werden; doch gelang es dem Herrn des Hauſes, nach verzweifelter Gegenwehr ſeiner Frau, derſelben noch vierzig Gulden zur Verſchönerung des zu kaufenden Gartens zu entreißen. Eine Zeitlang ſchwankte das ſonſt ſo ruhige, jetzt aus dem Gleichgewicht gebrachte Leben der Familie Wetterſtuck hin und her; aber nicht lange, ſo geſtand die Frau Aſſiſtentin mit einem gewiſſen Stolze, es ſei auch nicht ſo übel, Gartenbeſitzerin zu ſein, und welche Genugthuung, vor den Ohren der Sekretärin und Kanzleiräthin von ihrem Gute ſprechen zu können! Herr Wetterſtuck ſeinerſeits ſehnte ſich mit der Anſchaffung des rothen Plüſchſopha's aus und pflegte auf dem Bureau zu ſagen: ein Garten ſei eine ſchöne Sache, doch ſei es nothwendig, wenn man müde gearbeitet aus demſelben nach Hauſe komme, dort bequeme Sitzgelegenheit zu finden. Er ließ damit den Bureaudiener, die andern Aſſiſtenten, ja ſogar den Sekretär merken, daß er im Begriffe ſei, zugleich Eigenthümer eines Gartens und Beſitzer eines Sopha's von rothem Plüſch zu werden.

Die Anſchaffung des Gartens koſtete der Familie Wetterſtuck außer dem Kaufſchilling eine große Schuhmacherrechnung. Mehrere Monate wurde kein Grundſtück in der Zeitung ausgeboten, das die Wetterſtuck'ſche Familie nicht in pleno beſucht hätte. Endlich waren zwei Gärten in Vorſchlag gebracht und die Wahl zwiſchen beiden ſchwankte mehrere Tage. Man ſprach dafür und dawider, die Vorzüge des einen, wie des andern wurden von allen Seiten betrachtet und geprüft. Jedes der beiden Gartenſtücke war etwa dreiviertel Morgen groß, jedes ſollte 280 Gulden koſten und jedes war zum Nutzen und Vergnügen angelegt, das heißt, jedes hatte ein Kartoffelfeld, einige Dutzend Stachel- und Johannisbeerſträuche, ein paar Obſtbäume und Weinſtöcke, ſowie ein paar Kugelakazien und einen Fleck, wo einige Monatroſen, Kapuziner und Reſeden wucherten. Sehr verſchieden aber waren die beiden Grundſtücke durch ihre Lage; das eine befand ſich in der Tiefe des Thals, „ein trauliches, liebliches Plätzchen,“ pflegte Madame Wetterſtuck zu ſagen, das andere auf der Bergeshöhe, „wo der Hauch der Grüfte,“ ſo ſprach der Kanzleiaſſiſtent, „nicht hinaufdringen konnte.“ Die männlichen Mitglieder der Familie waren für den Berg, die weiblichen für „des Thales murmelnden Quell;“ denn im Garten drunten ſtand eine alte roſtige Pumpe, auf der Höhe dagegen befand ſich ein kleines Tannengebüſch, welches der bisherige Beſitzer „die Anlage“ zu nennen pflegte und in deren Mitte ein ſteinerner Tiſch und eine eben ſolche Bank ſtanden. Nachdem die Beſitzer der Grundſtücke endlich erklärt, ſie ſeien des Zuwartens müde, behielt in der Familie Wetterſtuck die Bergpartei, unterſtützt vom Hausarzte, der für den Kanzleiaſſiſtenten Bewegung ſehr nothwendig erachtete, die Oberhand. Der Garten auf dem Berg wurde angekauft und in der Lebensweiſe des Familienvaters trat von da an eine große Veränderung ein.

Laßt uns ſchweigen von dem erſten ſeligen Moment, als der Kanzleiaſſiſtent an einem ſchönen Sommermorgen da oben ſaß, behaglich vor dem ſteinernen Tiſch, auf dem der Kaufbrief lag, und er ſeinen freudetrunkenen Blick hinabſchweifen ließ in das wirklich ſchöne Thal. Er war Eigenthümer, er war Grundbeſitzer! Wer den frohen Wiederhall dieſer bedeutungsvollen Worte im eigenen Herzen noch nicht gehört, weiß nicht, was das ſagen will. Wie geſagt, Herr Wetterſtuck war ein Mann von Phantaſie; ihm gehörte der Grund, auf welchem er ſtand, freilich in ſehr mäßiger Ausdehnung, aber gehörte ihm dieſer Grund nicht tief hinab bis zum Mittelpunkte der Erde, wo er vielleicht an das Eigenthum eines chineſiſchen Gartennachbars ſtieß? Gehörten ihm nicht die muthmaßlichen Kohlen- und Goldbergwerke, die da unten lagen, und war er auf dieſe Art nicht ein mächtiger, reicher Mann? Und wie ſchmeckte die eigene Luft, die er hier oben einathmete, ſo gut!

Nun fing aber, wie geſagt, der Kanzleiaſſiſtent eine neue Lebensweiſe an, und der aufſteigenden Sonne erſter Strahl begrüßte ihn, wenn er zum Garten hinaufſtieg, und nach gethaner Arbeit auf dem Bureau war er wieder oben, und Abends winkte ihm die ſinkende Sonne auf Wiederſehen bis Morgen früh; denn die Beiden, die Sonne und Herr Wetterſtuck, fehlten ſelten im Garten, die Eine nur, wenn ſie neidiſche Wolken verbargen, der Andere, wenn er zu Hauſe eine dringende Schreiberei zu beſorgen hatte. Bald waren droben die Umzäunungen ausgebeſſert und mit ſtarken Nägeln, die ihre Spitzen in die Höhe ſtreckten, beſchlagen, auch ein neues Thor wurde hergeſtellt und vom Beſitzer eigenhändig mit hell grasgrüner Farbe angeſtrichen; das Gartenhaus ließ man neu tapeziren und die Wege wurden mit blauem Leberkies befahren. Nach dem Gartenbuch beſchnitt man die Bäume, pflanzte Salat, Grünes für die Küche und Kartoffeln, und Sonntag Nachmittags trank die glückliche Familie ihren Kaffee in der Anlage am ſteinernen Tiſch. — Hier nun wurde eines Tages über einen Namen für die Beſitzung geſtritten. Der Sohn des Hauſes, ein bleicher Gymnaſiſt von ſechzehn Jahren, der ſehr viel engliſche Romane las, ſchlug hiezu „Wetterſtuckhaus“ vor, Papa meinte, „Tannenruhe“ wäre nicht ſo übel, und nach langem Hin- und Herreden ließ jede Partei von ihrem Vorſchlag etwas nach, und man nannte den Garten „Wetterſtuckruhe.“

Da kam der große Moment, daß der Kazleiaſſiſtent Wetterſtuck von der Regierung zum Sekretär ernannt wurde. Er nahm liſtig lächelnd die Gratulationen hin und trat eines Tags im Familienkreis mit der Behauptung hervor, er verdanke dieſe unerwartete Beförderung eigentlich ſeinem Garten. „Die Regierung unſeres Landes,“ ſprach er, „welche ſich der

Kultivirung des Bodens außerordentlich annimmt, hat von meiner Beſitzung gehört und hat unbeſtreitbar die Abſicht, mich durch dieſe Ernennung zu weitern landwirthſchaftlichen Bemühungen zu ermuntern.“ Seit dieſem Augenblick, mit welchem der neue Sekretär auch in den Genuß eines größern Gehaltes trat, hegte er große Entwürfe zur Verſchönerung von Wetterſtuckruhe. Er verbeſſerte ſein Grundſtück, beſchäftigte ſich ſehr mit der Seele der Landwirthſchaft und erbaute in ſeinem Garten ein neues, ſehr nothwendiges Gebäude, um einem längſt gefühlten dringenden Bedürfniß abzuhelfen.

Es befand ſich hinter der Anlage in Wetterſtuckruhe ein wüſter Platz, wo Steine und Unkraut hingeworfen wurden. Der Gedanke, dieſem Fleck ebenfalls eine angenehme Seite abzugewinnen, beſchäftigte längere Zeit den Beſitzer; endlich war er mit ſich im Klaren und bat Madame Wetterſtuck und Tochter recht dringend, in den nächſten acht Tagen den Garten nicht zu beſuchen, um ſich von den neuen großartigen Arrangements überraſchen zu laſſen. Der Sekretär beabſichtigte nämlich nichts mehr und nichts weniger, als dort einen kleinen Hügel zu errichten. Zu dieſem Ende gab er ſich mit ſeinem Sohne, dem Gymnaſiſten, die unſägliche Mühe und ſchleppte aus der ganzen Umgegend Steine und Erde herbei, freundliche Nachbarn halfen ihm, und bald erhob ſich der kleine Hügel hinter der Anlage und beherrſchte in der ſtolzen Höhe von mehreren Schuhen vollſtändig die umliegenden Gärten. Oben war ein Platz für zwei nicht allzuſtarke Perſonen, zu welchem ein geſchlungener Fußweg in der Breite von einem ſtarken Fuß vom ſteinernen Tiſche aus hinaufführte. Die Ueberraſchung der Madame Wetterſtuck und Tochter, als ſie wieder hinaufkamen, läßt ſich nicht beſchreiben. Letztere behauptete, es gebe zum Leſen keinen herrlicheren Platz, der Blick ſchweife ſo prächtig aus den engen Grenzen des Buchs hinaus in die weite Gegend, und ſie machte gleich den Verſuch, indem ſie einen Stuhl auf den Hügel ſtellte und einen Spindler'ſchen Roman vornahm. Indeſſen wurde während des Leſens der Stuhl immer niedriger, und als bei der Entwicklung der Geſchichte der Held der Heldin vor dem Altare die Hand reichte und Beide in glückliche Träume der Zukunft verſanken, war Fräulein Wetterſtuck ebenfalls verſunken, und aus dem lockern Erdreich des Hügels von Wetterſtuckruhe ragte eben noch der Sitz des Stuhles ſichtbar hervor. Dieſem Uebelſtand half der ſorgſame Vater des andern Tags ſogleich ab, indem er kleine Steine auf dem Hügel ſtampfte und dann eine Lage Leberkies darauf ausbreitete.

Die Frau Sekretärin Wetterſtuck hatte ſich ſeit der Erhebung ihres Gemals ebenfalls mit hochfliegenden Planen beſchäftigt, welche in nichts Geringerem beſtanden, als in einer Kaffeegeſellſchaft, welche ſie einigen Damen ihrer Bekanntſchaft zu geben beabſichtigte. Da aber ihre Wohnung ſehr beſchränkt war, auch ihr neuer Rang es ihr zur Pflicht machte, in der Auswahl ſorgfältig zu ſein, ſo beſchloß ſie nur die Frauen von ein paar andern Sekretären zu bitten; um aber dem Ganzen wirklichen Glanz zu geben, ſollte auch die Frau Kanzleiräthin erſucht werden, den Kaffee mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Die Frau Kanzleiräthin war eine heitere, gutmüthige Frau, und hatte gerade nicht mehr Stolz, als der Gemahlin eines Beamten der ſiebten Rangklaſſe zukommt. Die Frau Sekretärin Wetterſtuck war freilich in der achten Klaſſe und rangirte demgemäß mit dem Hüttenverwalter und Poſtmeiſter, dagegen war er, der Sekretär, Gartenbeſitzer und ein fleißiger, geſchickter Beamter; dieß alles wohl erwogen, entſchloß ſich die Kanzleiräthin, die Einladung anzunehmen.

Als eine Dame, die Nüancen zu machen verſtand, kam die Frau Kanzleiräthin nicht in ihrem Kaffeegewand für höhere Kreiſe, einem Kleide von ſchwarzer Seide, ſondern erſchien in einem hellbraunen Merinoüberrock, in welchem ſie auch in die Kirche ging, als an einen Ort, wo man ſehr gemiſchte Geſellſchaft antrifft. Der Kaffee ging übrigens glanzvoll vorüber: auf dem Tiſche war eine graue Damaſtdecke ausgebreitet, das Getränke wurde in neuen Taſſen präſentirt und die ſilbernen Löffel waren aus dem rothen Saffiankäſtchen genommen, wo ſie das ganze Jahr über verwahrt lagen. Sekretär Wetterſtuck empfing die Kanzleiräthin im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde und ging dann in ſeinen Garten.

Unterwegs aber hatte er allerhand ſonderbare Ideen. So ſehr er ſich durch die Anweſenheit der Kanzleiräthin geſchmeichelt fühlte, ſo war es ihm doch nicht recht, daß die Damen ſeiner frühern Collegen beim Kaffee fehlten, und er ſann hin und her, wie es bei ſeiner beſchränkten Wohnung möglich zu machen ſei, einmal mehr Gäſte einzuladen, vor allen natürlich ſeine frühern Collegen. Sollte aber nicht gar ſein unmittelbarer Chef, der Kanzleirath, eine Einladung annehmen? Wo aber ein größeres Lokal hernehmen? Dieſe Schwierigkeit machte ihm viel zu ſchaffen, als er plötzlich an einem kleinen Spezereiladen die Worte las: „Herbſtfeuerwerk.“ Da ging ihm ein helles Licht auf, und er faßte den verwegenen Gedanken, in ſeinem Garten einen Herbſt zu veranſtalten.

Des Sommers Pracht und Herrlichkeit war vergangen, und lebte nur noch in der Erinnerung und in einigen großen Sonnenblumen fort, die aber auch ſchon melancholiſch ihre gelben Blätter fallen ließen. Der Wind ſchüttelte das Obſt von den Bäumen und die Landſchaft war herrlich bunt gefärbt. Die wilden Reben am Gartenhauſe auf Wetterſtuckruhe färbten ſich hellroth und nahmen ſich zierlich auf dem dunkeln Dache aus, der Vögel Lied war verſtummt, nur eine dicke Amſel huſchte noch melancholiſch durch das Geſträuch, die matten Fliegen klebten an der Wand, und in den verrätheriſch warmen Sonnenſtrahlen des Herbſtnachmittags verſuchte eine übrig gebliebene Heuſchrecke einen letzten verzweifelten Sprung; das ſah aber aus wie ein gänzlich verunglückter ſchlechter Spaß; die arme Heuſchrecke fühlte das auch, und ihr klägliches Zirpen klang wie das Kirchenlied: „Im Grab iſt Ruh.“ Die Kartoffeln hatte der Beſitzer eigenhändig herausgethan, und es waren ſehr wenige kranke darunter, ſechzehn Kolben Welſchkorn waren, in vier Büſchel gebunden, am Gartenhaus aufgehängt und die Trauben an den Spalieren bedurften nur noch ein paar Tage, um völlig reif zu werden. Der Herbſt hatte völlig das Regiment in die Hand genommen, an die kleinen Wege zwiſchen den Weinbergen waren die bekannten Tannenbäume geſteckt, welche für die Spaziergänger ſo viel bedeuten als: verbotener Eingang, hie und da knallte es ſchon aus den Thälern und von den Höhen, und als es dunkelte, ſah man an verſchiedenen Stellen den Strahl einer Rakete ſchief emporſteigen.

Ja, einen Herbſt zu geben beſchloß der Sekretär Wetterſtuck, einen ächten Herbſt mit Weintrauben, keinen Kartoffelherbſt, und voll dieſes Entſchluſſes ging er nach Haus und trat in ſein Zimmer, wo man noch den lieblichen Duft des Kaffees roch, und wo die ſparſamen Ueberreſte zweier mächtigen Torten deutlich anzeigten, daß die Geſellſchaft, welche eben das Haus verlaſſen, bei gutem Appetit geweſen ſei. — Man kann ſich denken, daß Madame Wetterſtuck ſeltſam aufſchaute, als der Gemahl mit ſeinem verwegenen Entſchluß hervorkam. Einen Herbſt geben — allerdings war der Gedanke gut und ſchmeichelte auch bedeutend ihrer Eitelkeit. Gab doch der Departementschef auch einen Herbſt, ebenſo verſchiedene Oberregierungsräthe und auch Kanzleiräthe, und wenn ſie einige dieſer Herrn zu ihrem Herbſt einlud, ſo konnte es gar nicht fehlen, daß ſie wiederum eingeladen wurde. Glückliche Sekretärin! Herr Wetterſtuck ſtieß ſolchergeſtalt auf viel weniger Widerſtand, als er erwartet, und da auch Sohn und Tochter vollkommen beipflichteten, ſo war man noch am ſelben Abend feſt entſchloſſen, einen Herbſt zu veranſtalten.

Lieber ſüddeutſcher Leſer, du weißt, was ein Herbſt zu ſagen hat, du biſt ſelbſt unzweifelhaft ſchon oft im Herbſt geweſen, oder haſt gar ſelbſt welche gegeben. Es iſt dir bekannt, daß es nicht gegen den Anſtand verſtößt, zu ſechs und einem halben Weinſtock vierundzwanzig Perſonen einzuladen. Durch einen Herbſt veranſtaltet eine Familie, welche wegen beſchränkter Wohnung keine bedeutende Geſellſchaft einladen kann, eine Abfütterung en gros, eine Abfütterung, die ihr während des Winters durch unzählige Einladungen en detail heimgegeben wird. Bei einem Herbſt ſieht man weniger auf die Qualität der Speiſen und Getränke, und was die Bedienung anbelangt, ſo brauchen ſich die Gaſtgeber nicht zu incommodiren, jeder bedient ſich ſelbſt, man lacht, man ſchreit, man jubelt, man ſchießt, man verbrennt ſich die Finger; ein Herbſt iſt eine ſehr ſchöne Erfindung.

Bald beſchäftigte man ſich im Wetterſtuck'ſchen Hauſe mit nichts als mit den Zubereitungen zu dieſem Feſt, und man pflog lange Berathungen, wer einzuladen ſei. Daß dießmal die früheren Kollegen des jetzigen Sekretärs nebſt Frauen und Kinder nicht vergeſſen wurden, verſteht ſich; ferner ſetzte man auf die Liſte einen Oberregierungsrath und zwei Regierungsräthe; der erſtere war ein luſtiger Junggeſelle, die beiden letzteren verheirathet, aber ohne Kinder. Der Kanzleirath nebſt Gemahlin war natürlich zuerſt auf die Liſte geſetzt worden, aber über die Familie deſſelben entſtand ein kleiner Zwiſt. Die Herren Söhne des Kanzleiraths, muntere Buben, wurden nicht beanſtandet, aber die Kanzleiräthin hatte eine Schweſter, ein junges, recht liebenswürdiges Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren, und dieſe war ein Stein des Anſtoßes. Der junge Herr Wetterſtuck verlangte mit vollem Recht, daß einer ſeiner beſten Freunde, der Herr Referendär Zündnagel, nicht vergeſſen werde. Dieſer Referendär hatte aber vor einem halben Jahre mit der kanzleiräthlichen Schweſter in einem zarten Verhältniß geſtanden, ein Verhältniß, welches durch die unbefugte Dazwiſchenkunft einer jungen Putzmacherin getrübt wurde —

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Die Kanzleiräthin wollte eines Abends beim Nachhauſegehen etwas Ungebührliches bemerkt haben, und obgleich der Referendär die feierlichſten Schwüre für ſeine Unſchuld ablegte, ſo war alles umſonſt. Es brachen bei dieſer Geſchichte nun freilich keine Herzen, indeſſen löste ſich das Verhältniß zwiſchen dem Referendär und der jungen Dame, und es war ihnen ferner nur geſtattet, in der Kirche oder im Tanzſaal aus der Entfernung zu ſchmachten. Dieſe beiden Perſonen zuſammen zum Herbſt einzuladen, war offenbar ein verwegenes Unternehmen; aber der junge Herr Wetterſtuck wollte ſeinen Freund nicht opfern, die kanzleiräthliche Schweſter dagegen mußte eingeladen werden, und ſo beſchloß man der Sache ihren Lauf zu laſſen.

So kam der große Tag heran. Alle, ſogar der Oberregierungsrath, hatten die Einladung angenommen; der Kanzleirath beurlaubte ſogar den Sekretär für den ganzen Tag und dieſer begab ſich entzückt ſchon in aller Frühe nach Wetterſtucksruh, um die nöthigen Anordnungen zu treffen. Neben dem Tannengebüſch in der Anlage wurde ein Tiſch aufgeſchlagen und mit einem weißen Tiſchtuch bedeckt, und vor dem Hügel am Abhang des Berges ein zweiter Tiſch, erſterer für Speiſen und Getränke beſtimmt, letzterer für die Herren Schützen zum Laden ihrer Musketen und Piſtolen. Sogar ein kleines Lattengerüſt, um Raketen abzubrennen, wurde nicht vergeſſen. Gegen zehn Uhr erſchienen Madame Wetterſtuck und Tochter, und die beiden Damen, ſo wie die Magd des Hauſes, erlagen faſt unter der Laſt der Speiſen und Getränke, welche ſie hinaufſchleppten. Bald prangte die Tafel mit Allem, was zu einem ſoliden Herbſt gehört: da war Butter und Käſe, kaltes Fleiſch, weißer und rother Wein, Moſt, Kuchen und ſonſtiges Backwerk, ſogar Cigarren. Auf dem Hügel ſtand ein kleiner Böller, den der junge Wetterſtuck eigenhändig bediente. —

Es war ein klarer freundlicher Herbſttag, und gegen zwei Uhr erſchienen die Eingeladenen; zuerſt der Oberregierungsrath, eine kleine Figur mit bedeutendem Bauch und ſehr dünnen Beinen. Der Mann trug einen kleinen Frack, der unmöglich zuſammengeknöpft werden konnte, und darunter eine große gelbe Weſte, welche in ihrem bedeutenden Umfang weithin glänzte; dazu trug er ſehr anliegende Beinkleider, und von weitem hatte die komiſche Figur die größte Aehnlichkeit mit einer gelben Bergamotbirne, die man auf zwei Schwefelhölzer geſteckt. Er erklomm rüſtig den Berg und ein Kanzleidiener trug ſeine Büchſe, ſowie einen wohlgefüllten Jagdranzen. Bald nach ihm erſchienen die beiden Regierungsräthe, im Aeußern ſehr verſchiedene Männer. Herr Krügle, ein langer dürrer Mann, ruhig und würdevoll bei jeder Bewegung, mit weißer Halsbinde und glattgeſchorenem Geſicht, war ſehr ernſter Natur und durchaus kein Freund von Herbſtſpäſſen, noch viel weniger von Schießen und Feuerwerk; ſeine Frau war unwohl und ließ ſich entſchuldigen. Neben ihm ging ſein Kollege Schwämmle, ein lebhafter, heftiger Mann, kurz, breit und unterſetzt; aber ſein Kopf mit dem verwegenen Ausdruck, mit dem lebhaften herausfordernden Auge und dem großen Backenbart, hätte für eine große robuſte Figur vortrefflich gepaßt; dieſen Mangel an Körpergröße erſetzte der Mann dadurch, daß er ſich bedeutend in die Bruſt warf und ſehr lebhaft mit den Armen focht. Und wie er ſo daher kam mit dem wilden Geſichtsausdruck und laut ſprechend, während zwei Piſtolenhälſe aus den Taſchen hervorſahen, hätte man ihn für einen Räuberhauptmann halten können. Seine Frau war eine Dame, über die ſich nicht viel ſagen läßt. — Schwämmle begrüßte mit einem lauten Hurrah den Anblick von Wetterſtucksruh und ſchoß zum Willkomm eine ſeiner Piſtolen ab. Drauf kamen Kanzleirath und Kanzleiräthin; er ein kleiner, ſchmächtiger, unbedeutender Mann, ſie eine große, impoſante Figur. Er ſah neben ihr aus, als führe ſie ihren jüngſten Sohn, der im Wachſen etwas zurückgeblieben, an der Hand ſpazieren. Ihnen folgte der Kanzleiräthin Schweſter, ein rundes, geſundes Ding mit geſcheidten, lebhaften Augen, einer kleinen Stutznaſe und ſchwarzen Haaren, die in zwei runden Zöpfen zu beiden Seiten des Kopfs aufgebunden waren. Das Mädchen war trotz ihres geſunden Aeußern etwas ſentimentaler Natur, und als bei ihrem Eintritt in den Garten der Regierungsrath Schwämmle ſeine zweite Piſtole abſchoß, rief ſie laut aus: „Schießen Sie nicht, ich bin die Taube!"

Bald erſchienen neue Gäſte, die früheren Kollegen des Sekretärs mit ihren Frauen und vielen Kindern, und ehe ſie einzutreten wagten, prieſen ſie am Gartenzaun ſehr hörbar die Schönheit von Wetterſtucksruh. Sie waren ſammt und ſonders Bürgerwehrmänner und führten die Bürgerwehrmuskete mit ſich, und auf dem Kopfe hatten ſie eine der ſchönſten und maleriſchſten Errungenſchaften des neunzehnten Jahrhunderts, den grauen Schlapphut, aber dießmal ohne Hahnenfeder, denn die konnte der finſtere Regierungsrath Krügle durchaus nicht leiden. Die Damen dieſer Herrn ergoßen ſich fortwährend in Bewunderung über die Wetterſtuck'ſchen Anlagen, über die Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit der äußeren Einfaſſung, über die Eleganz des Gartenhauſes, und verſicherten einſtimmig, die Ausſicht hier oben ſei bei weitem ſchöner als die vom fürſtlichen Landhaus dort gegenüber. Jetzt hatte der junge Wetterſtuck ſeinen Böller geladen und ein Dutzend Buben und ein Halbdutzend Mädchen umſtanden den Hügel mit aufgeſperrten Mäulern; der Schuß krachte, der Böller überſchlug ſich und ihm nach purzelten vor Ueberraſchung und Schreck mehrere der jugendlichen Zuſchauer. „Hurrah!" ſchrie Schwämmle, „beim Donner der Kanonen fühlt ſich die deutſche Bruſt!" Krügle aber warf ihm einen verweiſenden Blick zu und der Oberregierungsrath, der ſeinen Beinen nicht recht traute, ließ ſich auf einen Stuhl nieder, indem er behauptete, der Schlag des Geſchützes mache das Erdreich erzittern.

Während dem aber klapperten die Kaffeetaſſen und klirrten die Moſtgläſer und in Backwerk und Kuchen entſtanden gewaltige Lücken. Die Sekretärin ſtrahlte wie die Herbſtſonne, denn ſie ſaß zwiſchen der dicken Kanzleiräthin und der Regierungsräthin Schwämmle. Wo aber war Vater Wetterſtuck? — Er ſchwamm in Wonne und Seligkeit, hatte ihm doch der Oberregierungsrath die Hand gedrückt, und hatte doch Schwämmle mit ihm aus einem Glaſe getrunken, bei welchem Trunk dem Sekretär freilich nicht viel mehr als die Ehre übrig blieb. Schwämmle war die Seele der ganzen Geſellſchaft, er ſang, er tanzte, er ſchoß wie ein Raſender und hatte alle Taſchen mit Feuerwerk angefüllt.

Etwas ſpät erſchien der junge Referendär, Herr Zündnagel, ſehr elegant gekleidet, mit hellgelben Glacehandſchuhen, und auf der Schulter trug er ein doppelläufiges Jagdgewehr und an der Seite eine zierliche Jagdtaſche; das engliſche Pulverhorn hing an der andern Seite und die Magd ſeines Hauſes trug ihm einen großen Korb voll Feuerwerk nach. Der Referendär machte der Sekretärin eine ehrerbietige Verbeugung, begrüßte die Kanzleiräthin mit vollkommenſter Hochachtung und ſchenkte der Schweſter einen wehmüthigen Blick. Er war ein feiner, gebildeter Mann, der Herr Zündnagel, ließ ſich bei den Damen nieder, ſprach über die vergangenen Landpartien und die zukünftigen Bälle, reichte Kuchen und Bisquit umher, lobte die gelbe Weſte des Oberregierungsraths und ſprach mit Herrn Krügle im konſervativſten Sinne über die baldigſt zu erwartende Kammer. Die Kanzleiräthin hatte ihn bei ſeinem Erſcheinen erſtaunt angeſehen und der Kanzleirath würdigte ihn deßhalb keines Blicks; da er ſich aber ſo harmlos und anſtändig bewegte, jetzt den Böller lud und abfeuerte, jetzt die Kinder des Kanzleiraths aus ſeinem Doppelgewehr ſchießen ließ, ſo ſöhnte man ſich mit ſeinem Daſein aus. Er lud ſeine Piſtolen und überreichte ſie den Damen zum Schießen. Anfänglich verwahrten ſich dieſelben gegen ein ſolch keckes Unternehmen und der Kanzleirath ſchauderte ſichtlich vor dem Inſtrument zurück; bald aber ließ ſich die gute ſanfte Regierungsräthin Schwämmle, als die erſte im Rang, bewegen, einen Schuß zu thun, dann folgte die Kanzleiräthin, endlich der Kanzleirath ſelbſt, obgleich mit Zittern und Zagen. Die Damen der ſubalternen Beamten feuerten aus den ſchweren Bürgerwehrgewehren. Nicht lange ſo war der ſchlaue Referendär mit tiefer Berechnung jetzt ſo weit gekommen, daß er als höflicher Mann nicht umhin konnte, auch der kanzleiräthlichen Schweſter ſeine Piſtole anzubieten. Das Mädchen fürchtete ſich erſchrecklich und zitterte ſichtbar, der Referendär legte ihr die Piſtole in die Hand, zeigte ihr, wie ſie drücken müſſe, und Beide bebten zuſammen, als es krachte und als ſich dabei ihre Hände berührten. Die Kanzleiräthin war in dieſem Augenblicke in einem tiefen Wirthſchaftsgeſpräch mit der Sekretärin begriffen, die Kinder ſchrieen und jubelten, Schwämmle brüllte: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ und ſo konnte es der Referendär wagen zu flüſtern: „Und werden Sie mich denn ewig haſſen, Auguſte?“ Und das Mädchen antwortete, ſichtlich bewegt durch den Schuß und dieſen Moment: „Ach, Emil, wenn Sie die Schweſter verſöhnen könnten!“

Dieß verſuchte nun der Referendär auf alle Weiſe und brachte es wirklich ſo weit, daß die Kanzleiräthin noch am ſelben Nachmittage zu ihrem Gemahl ſagte: „Es iſt ſchade, daß die fatale Geſchichte mit dem Zündnagel vorgefallen iſt; abgeſehen davon, habe ich nicht leicht einen höflicheren und aufmerkſameren jungen Mann geſehen.“ — „Das iſt wahr,“ bekräftigte der Gemahl als Echo, „und am Ende,“ ſetzte er ſchüchtern hinzu, „iſt die Sache vielleicht nicht ſo ſchlimm geweſen.“ Doch ſchreckte er in demſelben Moment vor dem ſtrafenden Blick ſeiner Frau zuſammen und vor dem Ton, mit welchem ſie ſagte: „Auguſt, Auguſt! — es war eine Putzmacherin!“

Es fing an Abend zu werden, in den Thälern, welche man von Wetterſtucksruh überſah, dunkelte es bereits, rings umher knallten die Schüſſe und hie und da ſah man einen beſcheidenen Schwärmer ſprühen, und die hellen Funken kämpften mit dem letzten Licht des Tages. Die Sonne ſank und der Kanzleiräthin Schweſter Auguſte lehnte an einer Tanne und ſchaute ſchwermüthig in die goldene Abendbeleuchtung; ſie deklamirte:

„Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
Am Ende muß ſie untergehn.“

Und eine bekannte liebe Stimme ſetzte hinzu:

„Mein Fräulein, ſeien ſie munter,
Das iſt der Sonne Lauf.“ — —

„Denn hinten geht ſie unter
Und vorne geht ſie auf.“

ergänzte Schwämmle lachend, indem er ein großes Glas Wein hinunter ſtürzte.

Wetterſtuck Vater hatte unterdeſſen ſeine Raketen aufgehängt und Wetterſtuck Sohn zündete ſie an. Wie rauſchten ſie empor mit langem feurigem Strahl, wie beugten ſie oben zierlich ihre Häupter und machten der ganzen Welt ein Compliment, ehe ſie auseinander platzten und in einem Bouquet von rothen, weißen, grünen, blauen Sternen erſtarben! Eine derſelben wollte nicht ſteigen und die erſchreckten Damen erhoben ein Zetergeſchrei, als ſie ſahen, wie das ſprühende Ungeheuer dicht über ihren Köpfen weg in des Nachbars Garten ſchoß. Der Referendär lud ſein Gewehr mit wenig Pulver und einem Schwärmer und ließ die Damen nach der Reihe abfeuern, und zwar ganz genau nach der Rangliſte; die Frauen der Subalternbeamten ſchoſſen ihrerſeits aus den Bürgerwehrgewehren, die Buben zündeten Schwärmer in der Hand an, warfen ſie in die Luft und ſchrieen und jubelten. Herr Krügle und der Oberregierungsrath hatten ſich in das Gartenhaus geflüchtet, die gelbe Weſte des letzteren ſchimmerte aber weithin durch das Dunkel, eine willkommene Zielſcheibe für den Räuberhauptmann Schwämmle, der ſich unterſtand, dem Vorgeſetzten einen Schwärmer auf den Bauch zu werfen.

Allgemein war die Luſt und Fröhlichkeit, nur Kanzleiraths Auguſte und Fräulein Wetterſtuck ſaßen jenſeits am Fuße des Hügels und ſchauten hinaus in die dunkle Landſchaft, wo ebenfalls Raketen ziſchten, Schwärmer praſſelten und Leuchtkugeln aufſtiegen. Bald aber ſchlich ſich Fräulein Wetterſtuck leiſe von der Seite der Freundin, das hatte der Bruder ſo arrangirt, und der Referendär nahm ihre Stelle ein. „Auguſte," ſeufzte er, „gönnen Sie mir nur ein Wort. Nicht wahr, Sie glauben nicht an das Schreckliche, das man mir nachgeſagt? Ich gebe Ihnen die heiligſte Verſicherung, es iſt eine Verleumdung. Sagen Sie, daß Sie mich lieben wie früher, und es ſoll die Aufgabe meines Lebens ſein, den Zorn der Ihrigen zu verſöhnen." — Das Mädchen ſeufzte tief und entgegnete: „Man iſt ja ſo gern geneigt, das zu glauben, was man gerne glaubt; ich ſage Ihnen nochmals, ſuchen Sie die Schweſter zu verſöhnen." Ihr Geſicht war bei dieſer Erklärung angeſtrahlt von aufſteigenden Leuchtkugeln und glänzte weiß, roth und grün. — „Glaube, Liebe, Hoffnung!" ſeufzte Emil mit Beziehung und küßte ihr zärtlich die Hand.

Indeſſen war die Luſt auf's Höchſte geſtiegen; man hatte den Oberregierungsrath und Krügle gezwungen, das Gartenhaus zu verlaſſen, und die beiden ernſten Herren mußten ſich mit brennenden Schwärmern gegen die Bubenſchaar vertheidigen. Schwämmle verſchwendete eine ungeheure Menge von Fröſchen und brüllte jedesmal mit, wenn die Damen ein Zetergeſchrei erhoben; ſogar der Kanzleirath hatte ſich ermannt und hielt in zitternder Hand ein römiſches Licht, ſchrie aber jedesmal laut auf, ſo oft eine Leuchtkugel herausflog.

Das Feſt neigte ſich ſeinem Ende zu und Vater Wetterſtuck wollte es mit einer glänzenden Ueberraſchung beſchließen. Er hatte zu dem Ende weißes und rothes bengaliſches Feuer angeſchafft, um damit den Hügel und die Tannenanlage von Wetterſtucksruh maleriſch zu beleuchten. Die Bubenſchaar war ſeinen Schritten gefolgt und hielt ſich erwartungsvoll in ſeiner Nähe. Jetzt flammte das Feuer auf und ergoß plötzlich ein weißes glänzendes, zitterndes Licht über den kleinen Garten; riß aber zu gleicher Zeit unbarmherzig den ſchützenden Schleier der Nacht vom Liebespaar, das am Fuße des Hügels ſaß. Die Buben brachen bei dieſem Anblick in ein lautes Hohngeſchrei aus und die ſinnigeren Mädchen riefen: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!"

Die Kanzleiräthin ſtürzte ahnungsvoll hinzu, der Kanzleirath folgte ihr und ſtieß einen gellenden Schrei aus, nicht ob dem Anblick des Paares, ſondern weil ihm das Zündlicht, das er krampfhaft in der Hand hielt, die Finger verbrannte. Vater Wetterſtuck aber, zartfühlend wie er war, warf augenblicklich eine Handvoll Erde auf die bengaliſche Flamme und löſchte ſie aus. Tiefe Nacht bedeckte den Garten und tiefe Nacht bedeckte die Herzen Auguſtens und Emils und die Herzen des Kanzleiraths und Gemahlin. Was war zu thun? Die Mädchen ſchrieen noch immer: „ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ und die Buben halfen ihnen dabei, ſowie Schwämmle, deſſen Stimme Alles übertönte: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ — „Ein Brautpaar?“ ſprach der Oberregierungsrath und trat näher, und die Kanzleiräthin, welche als geſcheidte Frau einſah, daß hier nichts anderes zu machen ſei, ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Ja, meine Herren und Damen, ein Brautpaar.“

In dieſem Augenblick ließ Vater Wetterſtuck ſeine rothe bengaliſche Flamme ſpielen, deren warmes Licht die Gemüther verſöhnte, und ehe ſie erloſch, hier nicht ganz unzufriedene, dort aber äußerſt glückſelige Geſichter beſchien. — Die Kanzleiräthin ſagte, während ihr der Referendär enthuſiaſtiſch die Hand küßte: „Nun denn in Gottes Namen!“ Alles gratulirte und die Frauen der ſubalternen Beamten wollten ſchon den ganzen Nachmittag bemerkt haben, daß etwas der Art im Werk ſei.

So ſchloß der Herbſt auf Wetterſtucksruh. Das Feſt war in jeder Hinſicht ein gelungenes zu nennen; das Geſpenſt der Putzmacherin war verſöhnt, Auguſte und Emil hatten ſich wieder gefunden, die Sekretäre hatte innige Freundſchaft geſchloſſen mit der Kanzlei- und Regierungsräthin, der Oberregierungsrath hatte ſeine gelbe Weſte und der Kanzleirath ſeine Finger verbrannt, und als drüben über den Bergen der Mond aufſtieg, ging man heiter und vergnügt nach Hauſe.

Eine Rigifahrt.

Man muß auf dem Rigi geweſen ſein, um in guter Geſellſchaft von Reiſen ſprechen zu dürfen. Es hilft Alles nichts, wenn man auf die vielen Fragen, ob man dort war, geſchickterweiſe ablenkend z. B. von den Wundern des Balkan oder Libanon erzählt, von ſteilen Päſſen ſpricht, zwei Fuß breit, mit Schnee und Steingerölle bedeckt, rechts eine Felſenwand von einigen tauſend Fuß Höhe, links ebenſo tief ſteil hinab in's Meer, Päſſe, bei denen ſelbſt das ſicherſte Maulthier bedenklich den Kopf ſchüttelt. — „Und Sie waren nicht auf dem Rigi?“ — „Leider nein! Aber die Thäler zwiſchen dem Libanon und Antilibanon ſind wunderbar ſchön; dort in der Gegend, wo Eden liegt, das ehemalige Paradies, wo Adam und Eva gelebt, geliebt und geſündigt.“ — „Aber der Rigi!“ — Oder weiter hinauf zu den Cedern um die linke Ecke von Balbeck, die alte berühmte Tempelruine, führt der Weg vorbei, prächtige, herrliche Bäume, dieſe alten Cedern; ſie waren ſchon zu Salomo's Zeiten bekannt, man verfertigte damals aus ihrem Holze die Bundeslade, in der neueſten Zeit unendlich viele Bleiſtifte“ .... „Aber die Beſteigung des Rigi iſt eine Erinnerung, die für's ganze Leben bleibt, wunderbar, großartig und herrlich! Mein Mann war mit mir droben, und Thereſe und Roſalie. Wir ſind auf einem Pferd hinaufgeritten, natürlich abwechſelnd; wir haben den Sonnenuntergang geſehen in gelb, roth, braun, violett und grün. Die ganze Natur war wie eine koloſſale Farbenſchachtel mit Gold- und Silbermuſcheln." — „Ja, Mama, und erſt die vielen Seen mit ihrem gottvollen, grünen Waſſer." — „Und Mama, das unausſprechlich reizende Alpenglühen, genau wie im Theater beim letzten Fenſterl'n, nur viel ſchöner und großartiger, und dazu das Blaſen des Alphorns, den Kuhreigen, tu — tu — tutututu — tü — tututu — tü — tutututu — tu — u — u — u —" „Und lieber Freund," ſagt der Vater der Familie, mit der man ſpricht, „die herrlichen fetten Kühe, mit dem melodiſchen Klang ihrer Glocke; hier lernt man erſt unſeren Schiller verſtehen, wenn er z. B. in Wilhelm Tell ſagt:

„Die braune Lieſel kenn' ich am Geläute."

Alſo Sie waren wirklich nie auf dem Rigi?" — „Ich muß unendlich bedauern." — „Das iſt ſehr ſchade."

So iſt es uns häufig ergangen, geneigter Leſer. Was half es uns, daß wir auf dem Meer Stürme durchgemacht, Schiffbrüche erlitten, daß wir mit wilden Arabern gekämpft, daß Kugeln civiliſirter Nationen um unſere Ohren gepfiffen, daß wir das Glück hatten, das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ſowie mit Paſcha's von ſehr vielen Roßſchweifen Pillau zu eſſen und Kaffee zu trinken! Es befand ſich eine empfindliche Lücke in unſerem Reiſeleben — wir waren nicht auf dem Rigi, und dieſen Fehler beſchloſſen wir, im Laufe dieſes Sommers gut zu machen.

Zu Nutz und Frommen vieler unſerer Leidensgefährten übergeben wir nun nachfolgende Skizze, ohne zu erklären, daß wir Einer der Helden derſelben geweſen. Wir verſchweigen das aus wahrer Menſchenliebe, und erlauben ſogar Jedem, der nicht den Rigi beſtiegen und doch gerne dafür angeſehen ſein möchte, ſich zu einem der drei jungen Leute zu bekennen, die im Juli dieſes Jahres im Gaſthofe zur Eintracht in Weggis ſaßen, hinter ſich den See, vor ſich den Rigi. Es iſt eine wahrhafte Geſchichte, welche wir zu erzählen im Begriff ſind, und wenn der geneigte Leſer hiedurch einen kleinen Begriff erhält von dem Berge mit der ſchönen Ausſicht, ſo erfährt er zu gleicher Zeit, zu welch' ſonderbaren Verwickelungen es führen kann, wenn man einen Strohhut mit blauem Band trägt, oder eine etwas lange Naſe hat, oder einen röthlich-blonden Schnurrbart, deſſen Enden aufwärts gedreht ſind.

Die eben benannten Wahrzeichen ſah man bei den drei jungen Leuten, die vor der Beſteigung des Berges ihr Diner in Weggis einnahmen. Der mit dem Strohhut und blauem Bande war Muſiker, die lange Naſe gehörte einem Schriftſteller, und der rothblonde, emporgewichste Schnurrbart zierte die Oberlippe eines Malers.

Der Vierwaldſtätterſee zeigte übrigens an dieſem Tage den Reiſenden kein freundliches Geſicht. Es mußte geſtern irgendwo gewittert haben, und die zerriſſenen Wolkenmaſſen, welche der Wind in die Berge hineingejagt, hatten ſich zwiſchen den Zacken feſtgeſetzt, ſchwebten da bald lang geſtreckt wie graue Schleier, bald ſeltſame Formen bildend, als wollten ſie die Geſtalten der Felsgegend rings umher nachäffen. Das Waſſer des See's war durchſichtig dunkelgrün, faſt ohne Bewegung, und wie es dalag, ſpiegelten ſich die ſchroffen Ufer finſter und unheimlich in ihm ab, und nur weiterhin war der See in geringer Bewegung unter dem kleinen Boote, das, eine gekräuſelte Furche hinter ſich herziehend, gen Luzern dampfte. Der Berg hatte nicht minder ein unfreundliches Anſehen; ſeine Schluchten hinauf zogen duftige Wolkenmaſſen, ſein Haupt war in dichte Nebel gehüllt.

Am Fuß des Rigi iſt es erlaubt, vom Wetter zu ſprechen, ja ſogar Pflicht, dieß zu thun. Von gut und ſchlecht hängt das Gelingen der ganzen Tour ab, denn man ſteigt ja nur hinauf, um einen freundlichen Blick der Sonne zu erhaſchen, ſei es bei ihrem Niedergang, ſei es bei ihrem Aufſtehen. Aus dieſem triftigen Grunde nun drehte ſich die ganze Unterhaltung im Gaſthofe um dieſes Thema, man fragte den Wirth, die Wirthin, Kellner, Hausknechte und Stubenknechte, man forſchte bei den anweſenden Fremden, was ſie vom Wetter halten, und man ließ ſich über Nebel, ja über Regen täuſchen, denn man hoffte das Beſte.

„Viele, die im Sonnenſchein hinaufgingen,“ ſagte ein alter Führer (es könnte auch wohl ein Gemſenjäger geweſen ſein), „hatten droben ſehr ſchlechtes Wetter, und Andere, die im Regen und Nebel von hier gingen, genoßen auf dem Berge der ſchönſten Ausſicht.“ Begreiflicherweiſe hört man hier aber immer das Beſte vom Wetter, denn Führer und Pferdevermiether ſind mit dem Wirthe bekannt und befreundet und reichen einander die Hände, indem ſie den Reiſenden in einer guten Hoffnung den Berg hinauf ſchicken.

So auch unſere Drei! Sie rüſteten ſich zum Aufbruch, indem ſie nur einen gemeinſchaftlichen Nachtſack mitnahmen und ihr übriges Gepäck zurückließen. Vor dem Hauſe ſah man eine kleine Caravane; da ſaßen Engländer ſchon hoch zu Pferde in praktiſchem Reiſeanzug, den man ihnen nun einmal nicht abſprechen kann, den weichen Filshut auf dem Kopfe, um die Schultern den grauen Plaid geſchlungen, der Paletot, Mantel, Bettdecke und Schlafrock vorzuſtellen im Stande iſt.

Auch Damen wurden ſoeben beritten gemacht, Damen mit großen, runden Strohhüten, die ihnen ein allerliebſtes Ausſehen gaben, und ſie ſo vor der Sonne ſchützten. Weil ſie jung und hübſch waren, wurden ſie vom Wirth ſelbſt in den Sattel gehoben; auch ſchnallte er ihnen den Bügel mit Umſicht und Sorgfalt. Es war ein luſtiges Getreibe, man ſah hier auch Geſellſchaften, die zu Fuß hinauf ſtiegen, alte Herren und dicke Damen, die ſich vor dem Reiten fürchteten, und keuchend an jeder Ecke ſtehen blieben, und ſeufzend auf das zurückgelegte kleine Stück Weges blickten. Dann glommen rüſtige Träger hinauf, zu zwei einen Seſſel tragend, ein bequemes, aber etwas theures Transportmittel für Solche, die nicht reiten wollen, und denen das Gehen zu ſchwer wird.

Unſere Drei hatten zuſammen ein Pferd gemiethet, und der Strohhut mit dem blauen Bande beſtieg es zuerſt. Er ſchnallte den Nachtſack hinter ſich und hatte den Alpenſtock vor ſich quer auf den Sattel gelegt. Die anderen Beiden nahmen, wie ſich's gehört, den Weg unter die Füße und ſtiegen aufwärts, daß es eine Luſt und Freude war.

Anfänglich führt der Weg durch eine Art hohle Gaſſe an Häuſern, Ställen und Scheunen vorbei: die Ausſicht rechts und links iſt durch Baumgruppen und Geſträuch verdeckt, und hie und da iſt ein unbedeutender Blick in's Thal erlaubt, nur ein kleines Stückchen See, das durchblickt, ein paar ungewiſſe dunkle Felſen, die man ſieht, laſſen ahnen, daß man weiter oben eine wunderbare Ausſicht hat. Und ſo iſt es auch. Man ſteigt ſo allmählig über die Wohnungen der Menſchen empor und läßt die letzten Häuſer hinter ſich, denn was jetzt noch kommt, ſind Sommerwohnungen, Sennhütten. Auch das Laubholz verläßt uns; wir haben rechts und links Tannen und Fichten, prächtige Farrenkräuter und ſchönes Unkraut mit glänzenden blühenden Blumen, die ſich in keinem Garten neben ihren zahmen, gut erzogenen Schweſtern zu ſchämen brauchten. Ebenſo verändert ſich der Weg nach und nach, er kommt nicht mehr gerade wie Anfangs vorwärts, ſondern windet ſich mühſam hin und her, bald links an die Bergwand hin, bald rechts an den Abgrund, wo leichte Holzſchranken eine moraliſche Sicherheit gewähren; bald beſteht er aus weichem Sand, angenetzt von einem Felsbächlein, das luſtig neben ihm hinabſpringt und murmelnd erzählt von der Schönheit droben; bald iſt er bedeckt mit lockerem Steingeröll; bald hat er an ſeinen Seiten Tannen und Strauchwerk, bald rieſenhafte Felsſtücke, die auf unbegreifliche Weiſe ſo von ihrem Stamme losgetrennt und hierher gerollt wurden. Hier müſſen einſtens Rieſenkinder ihr harmloſes Spielwerk getrieben haben mit dieſen Felsblöcken, die jetzt unten mit grünem glänzendem Moos bewachſen ſind, eine beſcheidene Erdbeerfamilie ſchützend, die ſich dort eingeniſtet mit ihren grünen Gliedern und geſund ausſehenden Geſichtern, oben überwuchert von neugierigem Schlingkraut, das hinauf kletterte, um ſich in der Gegend umzuſehen. Und hoch ſind dieſe Steine, denn von unſern Dreien verſchwindet die große Naſe augenblicklich hinter ihnen, und auch von dem gekräuſelten Schnurrbart, ja ſogar von dem Reiter ſieht man nichts mehr, als den Strohhut mit blauem Bande.

Aber trotz dieſer Mannigfaltigkeit bleibt ſich etwas am Wege immer gleich, das iſt, daß er beſtändig aufwärts ſteigt, bald leicht, bald ſteil; nur zuweilen hat er einen kleinen Ruhepunkt, wie eben jetzt hinter den großen Steinen, wo der Führer das Pferd anhält; wo ſich der Strohhut, die Naſe und der Schnurrbart überraſcht und entzückt zu gleicher Zeit rechts wenden.

Sie ſind ſchon ſo hoch geſtiegen, daß ſie einen ziemlichen Theil des wildromantiſchen See's der Vierwaldſtädte überblicken können, ſo hoch, daß das tiefgrüne Waſſer in den unregelmäßigen Schluchten ſeiner Felsufer ganz wie unbeweglich erſcheint, daß das Dampfboot ausſieht, wie eine kleine Waſſerſpinne, ja ſo hoch, daß ſie einzelne weiße Wolken unter ſich ſehen; in die Schluchten der Felſen haben ſich dieſe eingeklemmt, leichte, weiße, verlorene Weſen, verſprengte Schaaren des großen Wolkenzugs droben, denen die Kraft mangelt, ſich zu erheben, und die langſam verſchwimmen und vergehen.

Der Führer ſieht mit zufriedener Miene an den Himmel hinauf und erwidert dem Strohhut, der ſich quer auf ſeinen Sattel geſetzt, das Wetter werde ſich aufklären und man einen ſchönen Sonnenuntergang haben. Der Schriftſteller mit der Naſe, ſowie der Maler mit dem Schnurrbart, haben ſich niedergelaſſen, und während der Erſtere einige begeiſterte Worte in ſein Taſchenbuch ſchreibt, hat der letztere den Alpenſtock wie einen Pinſel erfaßt und zeichnet wonnetrunken die prächtigen Conturen der Landſchaft in der Luft nach. Der Muſiker zu Pferde ſummt eine ſentimentale Melodie in Es-dur, und dann ſagt er: „Wir hätten aber auf Ehre nichts Geſcheidteres thun können, als trotz Nebel und Regen hier heraufglimmen. Gebt nur Achtung, wir werden belohnt, und unſer Führer hat Recht; ſeht dort die grauen Wolken, in welch' eigenthümliche Bewegung ſie gerathen, es ziehen hellere Streifen hindurch, von Nord nach Süd, und das iſt ein Zeichen, daß der gute Wind Meiſter wird.

„Auch dort im Weſten regt es ſich," ruft der Maler, und beſchreibt große Kreiſe in der Luft, „die zuſammengeballten dunklen Wolken über Luzern nehmen eine andere Stimmung an, es drängt ſich ein heller Ton durch, bläulich grau, am Rande mit einer gelben Schattirung."

„Es war nur ein Gewitter," ſagt der Mann mit dem Strohhute.

„Der Tag von Simon und Judä,
Da raſt der Sturm und will ſein Opfer haben,"

deklamirt der Schriftſteller, worauf der Muſiker antwortet:

„Und er bekam ſein Opfer, denn während ich meinen Strohhut retten wollte, fiel meine Brille in den See. Ich bin nur noch ein halber Mann."

Der Führer trieb das Pferd wieder an, und auf's Neue ſtiegen ſie rüſtig aufwärts, mit hellem Aug' um ſich blickend, und athmeten die angenehme Bergluft in tiefen Zügen. Es war aber hier auch eine andere Atmoſphäre als drunten im Thal, ſo würzig, ſo klar, ſo ſtärkend, das Grün der Wieſen glänzte in wunderbarer Friſche, das Laub der Bäume hatte nicht gelitten vom Sonnenbrand und Dunſt der Straße, das war Alles jungfräulich und friſch, wie eben aus der Knoſpe geſchlüpft, wie eben aus der Erde hervorgebrochen. Und dazu die klaren Waſſer, die rechts und links herabſchoſſen, unter herabhängenden Bäumen und Geſträuch, das ſich auf die Wellen niederbeugte und ſie küßte und ſie freundlich bat, drunten das Thal zu grüßen, das Thal, das ſie ſahen, von dem ſie viel gehört, wohin aber nur wenig auserwählte Blumen von ihnen gelangten, vielleicht als Zweig auf dem Hut eines Wanderers, oder als Bouquet an der Bruſt eines jungen Mädchens.

Und wie feierlich und angenehm ſtill war es hier oben auf dem Berge. Man konnte ſein eigenes Herzklopfen hören, wenn man ſtill ſtand, man wurde durch die Ruhe ſo feierlich geſtimmt, daß man kaum laut zu ſprechen wagte, und wenn man Töne vernahm, ſo hätte man ſie um Alles nicht unterbrechen wollen, denn ſie waren voll ſüßer geheiligter Erinnerungen. Die melancholiſchen Klänge eines fernen Alphorns erinnerten ſüß und ſchmeichelnd an die Jugendzeit, wo man deren vernommen und geleſen, und man erinnerte ſich der Geſchichten von den armen Bewohnern dieſer Berge, wenn ſie hinabgeführt wurden in's Thal, und da ſie nicht zurück konnten, faſt wahnſinnig wurden bei den bekannten lieben Klängen.

Das mochte auch der Maler denken, denn er horchte aufmerkſam auf die ſeltſamen Töne, und als es aufhörte, ſummte er ein Lied:

Zu Straßburg auf der Schanze
Da ging mein Trauern an.
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüberſchwimmen,
Das ging nicht an.

Nun klang auch eine Glocke aus dem Thal herauf, und droben vom Berg antwortete eine andere ernſt und feierlich. Was mochten die beiden wohl verkündigen? Vielleicht nichts Beſonderes; aber es iſt wunderſam, wie hier auf dem Berge in der gewaltigen Natur Alles bedeutungsvoll, bilderreich iſt. Unwillkürlich ſieht man ein kleines Kirchlein geöffnet, eine zweifelhafte Helle dringt durch die alten gemalten Scheiben, und übergießt die Mutter Gottes und das Chriſtuskind mit glühenden Farben. Links in einer dunkeln Niſche kniet eine alte Frau, verloren in ein brünſtiges Gebet. Nachdem ſie geendet hat, macht ſie ihr Kreuz, knixt vor dem Hochaltare und geht dann hustend hinaus, dort bei dem jungen Mädchen vorbei, das vor der Mutter Gottes auf ihren Knieen liegt, das Haupt tief geſenkt und ſtill weinend. — —

So erzählen die Töne der Glocken, und wenn ſie nicht plötzlich aufhörten, würden ſie uns vielleicht auch ſagen, warum das junge Mädchen geweint; aber mit dem letzten Ton entfliehen die Bilder, und das Alphorn, was in der Ferne nun wieder beginnt, ſowie das Rauſchen eines Bergwaſſers, das plötzlich neben uns herunterſpringt, führen uns wieder in die Gegenwart zurück.

Hier iſt ein neuer Ruhepunkt mit einer weiteren ſchöneren Ausſicht. Die Berge, die den See vorhin noch hoch umgaben, liegen nun lang hingeſtreckt unter uns in dunkelgrün, violett und braun, ja die Schluchten zeigen ſich faſt ſchwarz, nur von den unteren Abhängen glänzt helleres Grün, das in langen Streifen hinaufgeht: gut bewäſſerte Wieſen und Laubholz. Die kleinen Dörfer in den Buchten erſcheinen zierlich, ja komiſch; es iſt eine ſchöne Miniaturwelt, das weiße Kirchlein und die andern Häuſerchen, wie einem Spielzeug für Kinder entnommen, und, wie es die Kinder zu machen pflegen, dort unregelmäßig hingebaut.

Aber das Herz erweitert ſich bei all' dem Schönen und Großen, was man hier ſieht. Hinter Bergen und Felſen, die noch vor kurzer Zeit unſeren Horizont begrenzten, erſcheinen andere gewaltigere; bald einzelne Kuppen, bald lange Ketten, hie und da mit Schnee bedeckt, denn der iſt noch liegen geblieben, da ihn die Sonne mit ihrem warmen Strahl nicht erreichen kann. Nur in einzelnen Punkten ſieht man die Bergwände mit weißen Flächen bedeckt, aber die Gipfel dieſer Berge ſind dunkelgrün, bräunlich, violett, ſtellenweiſe in Dunſt und Nebel gehüllt. Aber es iſt eigenthümlich, wie ſie ſcheinbar ſo hinter einander auftauchen und uns kleine Weſen ſo neugierig anſtarren, faſt bei jedem Schritt neue Bergſpitzen, neue Thäler. Es iſt, als ſei die ganze Natur lebendig geworden und richte ſich langſam und feierlich empor, damit wir ſie beſſer ſehen.

Neben den Klängen des Alphorns, die ein unſichtbarer Virtuos immerfort hervorbringt, hören wir jetzt das melodiſche Läuten der Kuhglocken und ſehen zahlreiche Heerden, wie ſie an den Abhängen der Alp weiden und die friſchen Kräuter abreißen oder uns gemüthlich anſtarren mit den großen dunklen Augen, genußreich wiederkäuend, das gutmüthige, breite, naſſe Maul weit vorgeſtreckt. Auch Ziegen klettern um uns herum, kleine halbbraune, weißgefleckte Weſen mit einer eidechſenartigen Behendigkeit. Jetzt ruhen ſie im dichten Geſtrüpp am Wege aus, und wenn wir näher kommen, fahren ſie abwärts, wedeln luſtig mit ihrem unbedeutenden Schweifchen und laſſen die kleine Glocke an ihrem Halſe erklingen.

Der Weg hat ſich unterdeſſen ſtark links gewandt und beginnt ſteil und immer ſteiler zu werden. „Das iſt noch Alles nichts,“ ſagt der Führer und zeigt auf eine ſenkrechte, vielleicht tauſend Fuß hohe Felſenwand zu unſerer Rechten; „dort muß man hinauf, da fangen die Berge erſt recht an.“

Da nun unſere Drei ein Drittel des Weges zurückgelegt haben, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß im Reiten abgewechſelt wird, und an einer paſſenden, einigermaßen ebenen Stelle hält der Führer an, und der Strohhut mit dem blauen Bande ſteigt ab. Bevor ſich aber die Naſe, die nun an die Reihe kommt, hinaufſchwingt, wird eine kurze Raſt beſchloſſen, und alle Drei lagern ſich auf dem Boden, das Reitpferd weidet nicht weit von ihnen, und der Führer ſtellt ſich auf einen Felsvorſprung und ſchaut den Weg hinab, den ſie gekommen, und nachdem er einen Augenblick alſo gethan, nimmt er ſeine Peitſche mit kurzem Stiel und langer Schnur und fängt an zu knallen, daß es in den Bergen wiederhallt. Doch treibt ihn hierzu nicht die Luſt des Knallens allein, ſondern ein ſcharfes Auge hat eine Partie anderer Reiſenden entdeckt, die nachklettern. Er horcht hin und ſagt: „es ſind drei Pferde.“ Dann knallt er wieder wahrhaft markdurchdringend, und drunten wird ihm, ſcheinbar leiſe, geantwortet. Dann juchzte er laut auf, was von unten alsbald erwiedert wird, und hierauf knallt er wieder und wechſelt ſo ab mit ſeinen Freundſchaftsbezeugungen, bis ihn endlich der Maler mit dem rothen Bart, unter welchem eine tiefe Baßſtimme hervorkommt, erſucht, gefälligſt ſein Maul und ſeine Peitſche zu halten, worauf der Führer mit einem langen und gewaltigen Juchzer endigt.

Die Drei ſitzen da in gerechter Bewunderung, und Jeder von ihnen wendet natürlicher Weiſe ſeine Aufmerkſamkeit einem beſonderen Gegenſtande zu. Der Muſiker iſt ſehr unruhig, bis er es herausgebracht hat, aus welcher Tonart das Alphorn geblaſen wird; und dieß zu ergründen iſt keine Kleinigkeit, denn der Berghorniſt wechſelt oftmals im Ausdruck ſeiner muſikaliſchen Gefühle. Des Malers gieriges Auge ſchweift unſtät umher, um von Conturen und Tönen ſo viel als möglich in ſich aufzunehmen. Er iſt wie ein Schwamm, und wenn er recht vollgeſogen nach Haus kommt, ſo braucht er nur vor die Staffelei hinzutreten, und es tröpfeln nur ſo Bilder auf die Leinwand hin, Alpengegenden und Schneegeſtöber mit und ohne Sonnenbeleuchtung, fliegende Wolken und blauer Himmel, ſchäumende Waldbäche und ruhiggraſende Kühe. Der Dichter ſeines Theils ſchwärmt laut und feierlich, und denkt an den unübertrefflichen Schiller; er hat einige Aehnlichkeit mit ihm, in der großen Naſe nämlich, und er ſchäumt vor Begeiſterung und verſichert einmal über's anderemal, daß nur auf den Bergen Freiheit ſei, und daß der Hauch der Grüfte unmöglich hinaufdringen könne auf die Spitze des Rigi.

Endlich verſtummen alle Drei und ſcheinen tief über etwas nachzudenken. „Es iſt doch ſonderbar,“ ſagt der Strohhut nach einer Pauſe, „daß ich heute Nacht im Traum dieſe Gegend vor mir geſehen.“

„Und ich!“ fügt der rothe Schnurrbart bei.

„Und ich!“ ſeufzt die lange Naſe, und der Mund, der zu ihr gehört, lächelt ſüß und wonnevoll.

„Es iſt doch ſchon oft paſſirt,“ nahm der Muſiker wieder das Wort, „daß man von einer unbekannten Gegend träumt und ſpäter im Leben in dieſe Gegend kommt, aber daß drei Leute in drei verſchiedenen Betten daſſelbe träumen, iſt eine Merkwürdigkeit."

„Und den Rigi ſo deutlich vor ſich ſehen," ſetzte der Maler hinzu.

„Und dabei ein ſüßes Liebesglück erleben," meinte der Schriftſteller.

„Unerhört!" ſagten die Drei wie aus Einem Munde.

„Wäre es lieber eine Nummer geweſen, die wir geträumt," ſetzte der Maler hinzu, „ſo hätten wir vielleicht das große Loos gewinnen können, aber Liebesglück — was thu' ich damit? Daran hat es mir noch nie gefehlt." Bei dieſen Worten faßte er mit beiden Händen ſeinen rothen Schnurrbart und drehte die Spitzen ſo fürchterlich aufwärts gegen die Augen, daß dieſe unwillkürlich vor Schrecken zu blinzeln anfingen.

„Im Grunde haſt du Recht," verſetzte der Muſiker achſelzuckend, „wozu auch Liebesglück? Eine Tonart im Leben, deren Anſchlag nur ſelten rein gelingt, Variationen über ein ſehr abgedroſchenes Thema."

„O nein, ſag' das nicht!" rief der Schriftſteller mit der großen Naſe:

„Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es weg, da ſein Gehalt verſchwunden."

Leider aber machte er mit ſeinen Citaten nicht den gewünſchten Eindruck, woran nur ſeine Stimme ſchuld war, vielleicht wegen ſeiner Naſe, denn er näſelte bedeutend, namentlich wenn er begeiſtert ſprach. Die Naſe ſchien wie eine Sourdine auf ſeinem Organ zu ſitzen, und da er dies fühlte, machte es ihn oft traurig und nachdenkend.

In dieſem Augenblick ſprang der Führer wieder auf das äußerſte Felsſtück und ließ trotz des Malers Verbot ſeine Peitſche knallend durch die Lüfte ſaußen, auch jauchzte er dabei mehr als nothwendig, und ganz dicht unter den ruhenden Reiſenden wurde Knallen und Juchzen wiederholt, ſo daß ein paar Kühe erſchrocken auf die Seite fuhren und mehrere Echo ſich laut verwunderten.

Die neuen Aufwärtsſteigenden kamen jetzt näher; es waren drei Damen in gelben, gewöhnlichen Strohhüten, und vorn an dieſe Strohhüte hatten ſie Verlängerungen angeſetzt in Form von Augenſchirmen, in grüner, brauner und blauer Farbe. Dieſe Damen ſaßen ſehr aufrecht in ihren Sätteln, jede hatte hinter ſich einen Nachtſack, und den drei Pferden folgte ein alter Diener zu Fuß, der, auf ſeinen Alpenſtock geſtützt, ziemlich verdrießlich dreinſchaute.

„Gerade wie im Traume!“ ſagte erſtaunt der Strohhut im blauen Bande.

„Drei Damen zu Pferde,“ ſetzte die Naſe hinzu.

„Nur den alten Diener ſah ich nicht,“ meinte der Schnurrbart.

Die drei Damen, die ganz nahe waren, befanden ſich in anſtändiger Toilette; grau war vorherrſchend, und ihre Körperformen ziemlich verſchieden. Die Erſte war lang und hager und ſchaute durch eine blaue Brille, die Zweite war kurz und dick und hatte ein kleines Buch in der Hand; die Dritte endlich war weder groß noch hager, weder kurz noch dick, ein geſunder Mittelſchlag; ſie pätſchelte kokett ihr Pferd auf den Nacken, das aber — beiläufig geſagt — keine Notiz hiervon nahm, denn ſo wie es ſtill ſtand, ſenkte es den Kopf und fing an zu freſſen. Ueber das Lebensalter, in welchem ſich dieſe drei Damen befanden, war es in der That ſchwer, etwas Genaues und zugleich Schmeichelhaftes zu ſagen. Wenn man, ſie als Pflanzen betrachtend, von ihnen hätte ſagen wollen, ſie ſtünden noch in der Blüthe, ſo meinte man offenbar Blumen mit ſehr ſpäter Entwicklung. Sie hatten die Laubregion hinter ſich und näherten ſich jener Höhe des Lebens, wo die Vegetation dürftiger wird, wo Nadelholz gedeiht und wilde Roſen ſparſamer wachſen.

Es iſt nun an ſich nichts Sonderbares, daß man, am Rigi ausruhend, drei reitenden Damen begegnet, aber etwas Seltſames bleibt es immer, wenn man von dieſem Faktum in der vergangenen Nacht träumte, wie unſeren drei Reiſenden geſchehen. Am ſonderbarſten aber war es, daß die erſte Dame mit der blauen Brille, ſobald ſie den Strohhut gewahr wurde, plötzlich ihr Pferd anhielt, und, ſtatt links in die herrliche Gegend zu blicken, nach rechts ſchaute, wo unſere drei Helden lagerten; wir können es nicht verſchweigen, daß dieſe Dame überraſcht war und, obgleich mit gedämpfter Stimme, ausrief: „Ein Strohhut mit blauem Bande!“

Das iſt aber noch nicht Alles. Denn trotzdem wir in augenſcheinlicher Gefahr ſind, von dem geneigten Leſer für unwahr gehalten zu werden, können wir nicht verſchweigen, daß die zweite Dame im Vorbeireiten ebenfalls rechts ſah, gleichfalls erſtaunte und gleichfalls wie zu ſich ſelber ſprach: „Welch' auffallend ſchöne Naſe!“ Und daß die Dritte es gerade ſo machte, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie Strohhut und Naſe keines Blickes würdigte, dagegen von dem Anblick des emporſtrebenden rothen Schnurrbarts auf's Tiefſte ergriffen ſchien.

So zogen ſie langſam vorbei; die drei jungen Männer grüßten ſie achtungsvoll, und es wurde ihnen herzlich gedankt.

„Auf!“ rief der Schriftſteller, denn an ihm war jetzt die Reihe zu reiten; „wir müſſen ihnen folgen, der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme!“

„Aber dem Traume nach habe ich ſie mir ganz anders vorgeſtellt,“ meinte der Muſiker.

Und unter dem rothen Schnurrbart tönte es hervor: „ältlich, auf Ehre, ziemlich ältlich!“

Da aber die Naſe zu Pferd ſchon rüſtig vorangeeilt war — ſie ſaß majeſtätiſch im Sattel hoch erhoben — ſo mußten die beiden Anderen folgen. Sie ſtießen ihre Alpenſtöcke kräftig in den Boden und keuchten vorwärts.

Der Weg zog ſich jetzt längs der vorhin erwähnten Felswand hin, recht ſteil, recht ſchmal, ziemlich gefährlich ausſchauend. Man glaubt kaum an die Möglichkeit, daß hier ein Pferd hinaufklettern könnte, und doch kommen die braven, rüſtigen Thiere, ein gedrungener Schlag, ſicher und ſchnell vorwärts. Die Straße ſelbſt iſt ſo gut wie möglich erhalten; der Felswand mühſam abgerungen, iſt ſie natürlich ſchmal, vielleicht nicht über vier Fuß breit, aber mit Holzgeländern verſehen oder an der Seite des Abgrundes mit Bäumen und Sträuchern beſetzt, wodurch dem Blick ſelten geſtattet iſt, in die Tiefe zu dringen; auch hat man ja hier ſo viel Schönes zu ſehen; die Ausſicht in's Thal, auf den See, wird mit jedem Schritte großartiger. Wahrhaftig, man hat nicht Zeit, an Gefahren zu denken, denen man auf dieſem Wege unterliegen könnte. Das Geläute, das man ſchon tiefer unten hörte, ertönt jetzt ganz in der Nähe; dort iſt eine kleine Kapelle an den Felſen geklebt, die man im Augenblick erreicht; der Weg iſt hier ein wenig breiter und bildet einen kleinen Platz, den hochſtämmige Tannen umſtehen. In ihrem Schatten liegt das weiße Kirchlein ſo traulich; ſie ſtrecken ihre Zweige über das Dach deſſelben, ſie haben es feierlich unter ihren Schutz genommen.

Es iſt Schade, daß an dieſem hübſchen, poetiſchen Plätzchen ein alter, unpoetiſcher Kerl, der in einem Erdloche nebenan wohnt, die Honneurs macht. Hier wär' ein Mönch in brauner Kutte ganz an ſeinem Platz, den Leuten das Weihwaſſer bietend und ſie mit frommem Gruße willkommen heißend. Statt deſſen erſcheint obenbenannter Wächter, oder was er ſonſt iſt, ein kleiner dicker Mann, mit ziemlich rothem Geſicht und preiſt ſein Bier an oder bietet ein Körbchen voll Erdbeeren zum Verkauf.

Vor dem Kirchlein raſten alle Reiſenden einen Augenblick dem ſchönen Punkt zulieb, und auch weil gleich dahinter eine der ſteilſten Stellen des Weges kommt. Neben der Tiefe ſchlängelt er ſich hinauf, jäh wie ein Dach, an dem wohl tauſend Fuß tiefen Abgrund vorbei, in den man hier vorzugsweiſe genau ſieht. Man iſt froh, die Höhe zu erreichen, auf der man, ſtatt der bisherigen leichten Holzſchranken, nun mächtige verſprengte Felsblöcke zwiſchen ſich und der Tiefe hat.

Die erſte ſteilere Abdachung des Berges iſt nun hier erſtiegen und der Weg führt über Alpenwieſen ebener und angenehmer fort. Vorher aber nimmt die Felsnatur noch einen gewaltigen Abſchied von uns, ſie entläßt uns an einem natürlichen, koloſſalen Thor, von ungeheuren Felsblöcken gebildet, die einſtens bei einer gewaltigen Revolution ſo zuſammenſtürzten, daß ſie für den Weg nur einen ſchmalen, tunnelartigen Durchgang ließen. Schwärzlichgrau iſt dieß Geſtein, finſter und drohend hängt es über unſeren Häuptern, während wir hindurchreiten. Die Wand zu unſerer Rechten braucht nur einen Zoll zu weichen, und wir lägen unter einer Steinmaſſe von Millionen von Centnern begraben; man könnte hier wahrhaftig dergleichen denken, ſo locker und zufällig ſind die Steinmaſſen übereinander geworfen. Wenn man durchpaſſirt iſt, blickt man unwillkürlich zurück, und ſieht dann auf der höchſten Spitze dieſer Felſen ein eiſernes Kreuz ſeine Arme ausſtrecken. Die Führer erzählen, daß unternehmende Leute mit Leitern da hinaufgeklettert ſeien, um das chriſtliche Zeichen dort oben zu befeſtigen.

Die drei Damen ſind eine gute Strecke voraus, der alte Bediente keucht hinter ihnen drein, doch ſchenkt Letzterer der Ausſicht, die ſich hinter ihm entfaltet, nicht einen einzigen Blick; wenn er ja einmal vom Boden aufſieht, ſo iſt es, um den Weg zu überblicken, der noch zurückzulegen. Die Damen dagegen ſchauen oftmals rückwärts, und es kommt den drei jungen Leuten vor, als gelte, neben der Gegend, ihnen ein Theil dieſer Blicke. Jetzt taucht vor ihnen ein Gebäude auf, ziemlich groß, von grünlicher Farbe, mit vielen Fenſtern und großen Terraſſen, das kalte Bad, einer der am tiefſten gelegenen Gaſthöfe des Rigi. Das kalte Bad liegt ziemlich ruhig da; auf der Hauptterraſſe ſpazieren ein alter Herr und eine junge Dame, und an der Ecke ſtehen zwei andere Herren, die mit Gläſern herabſchauen, und von denen Einer darauf eilig in's Zimmer läuft. Die drei Damen und hinter ihnen die drei Herren kommen näher, und auf einmal wird das ſtille Gaſthaus lebendig. An allen Fenſtern erſcheinen Köpfe, Gott mag wiſſen, wo ſie alle herkommen; ſie erſcheinen und verſchwinden, und dann werden die Hausthüren und die Eingänge zur Terraſſe geöffnet. Alles drängt ſich in's Freie; bald iſt die Terraſſe mit Menſchen angefüllt, und Alle ſchauen gelegentlich herab und plaudern zuſammen, und machen Geberden, und eilen hin und her; und an den Fenſtern aller Stockwerke, die jetzt leer ſind, erſcheinen Kellner und ſchauen ebenfalls herab; auch an der Hausthüre ſtehen welche und auf der Treppe. Das ſtille Haus hat ſich verwandelt wie ein Ameiſenhaufen, nachdem man mit einem Fuß hineingetreten, und der ganze Spektakel gilt den Ankommenden. Ein Moment, wo neue Fremde erſcheinen, iſt eine Erholung, eine Zerſtreuung für alle Gäſte; ja Mancher ſtellt draußen einen Lauerpoſten aus, der es anſagen muß, ſobald ſich Jemand zeigt. Sind es Fremde, die dort kommen, oder vielleicht Bekannte? Kehren ſie hier ein oder gehen ſie hinauf zur Staffel oder zum Kulm?

Daß die eben Angekommenen nicht im kalten Bad bleiben, hat ſich bald entſchieden, denn die Damen lenkten ihre Pferde vorbei und die drei Herren folgten ihnen. Sie laſſen das kalte Bad hinter ſich liegen, und wieder geht es aufwärts, immer über kahle Wieſen mit einigen niedrigen Tannen, kleinen Sträuchern und großen Büſchen der zierlichſten Farrenkräuter. Der Himmel hat wirklich heute ein Einſehen und fängt an, ein freundliches Geſicht zu machen; die Wolken ſtreifen von Nord nach Süd, ſie ſind allmählig deutlicher geworden, leichter, durchſichtiger, ja einige haben ſich von einander getrennt, und man ſieht den klaren, blauen Himmel hindurch. Ja ſogar die Sonne fängt an, ſich freundlich bemerkbar zu machen, denn vor unſeren Reiſenden, die jetzt zufällig ganz weſtlich ziehen, beginnt es in dem bisher dunkeln Gewölbe aufzuflammen, und das gewaltige Sonnenlicht ſcheint Meiſter geworden über Dunſt und Nebel und ſendet gelbe, glänzende Strahlen empor. Die Wolken heben und theilen ſich, ein Theil, der finſter gen Süden zieht, erſcheint oben dunkelviolett, während er unten glühend roth angeſtrahlt iſt. Das Geſtirn des Tages hat vor ſeinem Scheiden geſiegt und wird glänzend und ſtrahlend das Schlachtfeld behaupten.

„Dort vor uns auf der Höhe iſt es ſchön,“ ſagte der Führer der drei jungen Leute, „wir haben einen guten Sonnenuntergang.“ Und damit eilt er hinaufzukommen.

Die Damen ſind ſchon oben und von ihren Pferden abgeſeſſen; ſie machen Geberden des höchſten Entzückens, ſie ſcheinen einen Augenblick Willens, einander in die Arme fallen zu wollen; dann aber fahren ſie wieder auseinander und ſchauen in ſtiller Betrachtung nach drei verſchiedenen Gegenden.

Jetzt haben auch unſere Reiſenden den Berg erſtiegen und ſtehen ſprachlos. Sie ſehen von einer andern Seite desſelben hinab in eine ganz neue Welt hinein, vor ſich Berg, neben ſich Berg, hier durch grüne Wieſenthäler verbunden, dort einen tiefblauen Waſſerſpiegel begrenzend, und rechts und links wieder Berge und wieder Wieſenthäler, Waldungen und Seen, und vor ſich dasſelbe, und weiter hinaus, ſoweit das Auge ſchweift, abermals Berg neben Berg, Wald und Thal neben Wald und Thal, und lang dazwiſchen geſtreckt große, ruhige, glänzende Waſſerflächen, tiefblau und tiefgrün. Ach! und wie Alles das ſtufenweiſe in einander verſchwimmt, wie man vor ſich Alles ſo deutlich ſieht, wo Fels und Wald aufhört, und wo Feld und Wieſe anfängt, und wie die Schluchten hinausſchweifen, die tiefgrünen, faſt ſchwarzen Tannenwälder, ſchlank und zierlich in lauter Schönheitslinien. Und wie man vor ſich noch die Gehege erkennt und die einzelnen Wieſen und den Lauf eines Waldbachs, aber nur hie und da, wo zwiſchen dem Grün der Spiegel des Waſſers hervorblitzt; und die Häuſer, die man im nächſten Umkreis noch deutlicher ſieht, die einzelnen Sennhütten und die kleinen Dörfer mit dem Kirchthurm in der Mitte, und wie das allmälig weiterhin verſchwimmt und undeutlich wird, dort der Haufen kleiner, weißer Punkte, von denen man nur noch ahnt, daß es ein Dörfchen iſt, und die vielfache

Färbung in den Bergen und Thälern, durch welche man allein erkennt, was man vor ſich hat. Dort jene grauen maſſenhaften Felſen; hellgrün, das ſind Wieſen, dunkelgrün, Laubwaldungen, tiefviolett, Nadelholz; aber das Waſſer der Seen dazwiſchen vor ſich, und weit, weit hinaus, bleibt immer klar und deutlich ein glänzender Silberſtreif in der dunkleren Landſchaft. Zuletzt aber am grünen Streifen, den wir den Horizont nennen, vergeht Alles in einander, Wieſe, Wald, Feld und Thal, Alles in einem einzigen dunklen, grauen Ton, der ſich dort am Himmel in den dichten Wolkenmaſſen fortſetzt. Und wie iſt dieſe Wolkenmaſſe ſo ſeltſam geformt! In Norden und Süden liegt ſie auf dem Horizont auf, im Weſten aber hat ſie ſich erhoben, und dort ſtrahlt die ſinkende Sonne darunter hervor, ein glänzendes Rieſenauge, das durch die finſtere Wolkenmaſſe wie durch dräuende Augenbrauen bedeckt wird. Bald ſenken ſie ſich tiefer und laſſen nur noch einen kleinen Strahl des rothen, glühenden Lichtes durch, bald aber wallen ſie hoch empor, und das volle, glänzende Sonnenauge küßt liebend die aufjauchzende Erde. — — Ja aufjauchzend in Farbenpracht! Wenn die großartige Ausſicht, die man hier über weite Länderſtrecken genießt, ſchon beim Licht eines trüben Tages ſo unbeſchreiblich ſchön iſt, ſo iſt nichts annähernd Beſchreibendes zu ſagen von der Pracht und Herrlichkeit, wenn die Sonne, wie jetzt hier, Alles mit einem letzten, warmen Blick der Liebe vergoldet. Es iſt rings umher wie ein Aufſchrei der Luſt und Freude; im Nu ſind alle Farben verwandelt, wohin das Licht der Sonne tritt. Und wie ſie ſich ſo allmälig ſenkt und alsdann hervorbricht unter den dunkelgrauen und violetten Wolkenmaſſen am Horizont, ſo eilt das goldene Licht an den Bergen aufwärts, Alles, Feld und Wald, Berg und Wieſe, nochmals reich vergoldend. Wie hat ſich Alles ſo plötzlich geändert, wie iſt Alles aus Nebel und Dämmerung ſo plötzlich aufgeweckt worden zum blühenden Licht des Tages! Selbſt die Schatten, die in Schluchten und hinter Bergen geblieben ſind, theilen das allgemeine

Entzücken, ſie ſind nicht mehr froſtig grau, ſondern bedeckt mit violettem Duft, über den ein roſiger Schimmer weht. Und wie drunten die Seen das Licht ſo prächtig aufnehmen! Der Waſſerſpiegel, an den Ufern tiefgrün, hatte ſo eben noch in der Mitte eine helle, kalte Eisfarbe; jetzt iſt das Waſſer wie glühend geworden und entlockt ſogar den ſchwarzen Ufern, auf ſie widerſtrahlend, einen freundlichen warmen Ton.

Es muß hier oben ſchön ſein bei ganz klarem Himmel, wenn die Sonne ungetrübt verſchwindet vom wolkenloſen, klaren Horizont, aber ſchöner iſt es gewiß, wenn ſie wie heute untergeht, kämpfend mit finſtern Wolkenmaſſen, und dann zuletzt als Siegerin erſcheint im plötzlich aufflammenden rothglühenden Lichte.

Man träumt zuweilen, daß man in einem finſteren Winkel ſitzt, hinter einem kleinen, unbekannten Fenſter, und hinausſchaut in eine weite prächtige Gegend, ſo hell erleuchtet, ſo glänzend beſtrahlt von der Sonne, von ſo klarer, durchſichtiger Luft bedeckt, daß man in der weiteſten Entfernung alle Gegenſtände auf's Deutlichſte ſieht, die einzelnen Blätter des Baumes, die Wellen des Bachs, glänzende Kieſel in demſelben. Dabei fühlt man, daß man nur träumt, daß man etwas Ungewiſſes, nie Geſehenes, Etwas, das gleich verſchwinden wird, vor Augen hat. Man blickt wonnetrunken hinaus, man ſchöpft tiefen Athem, man faltet unwillkürlich die Hände, ſehnſuchtsvoll und bangend. — Hier iſt es gerade ſo. Die Sonne berührt ſcheinbar den Horizont, es wird nächſtens ein anderes, mächtiges Bild durch unſern Traum gehen; aber ehe dieß geſchieht, welch' wunderbares Schauſpiel! Wir ſehen zwei Sonnen am Himmel über einander, eine das Spiegelbild der anderen. Und jetzt ſenken ſich die Wolkenbrauen tief herab, die beiden, tiefroth glühenden Kugeln verdeckend, auslöſchend. Gute Nacht! ſagt die Sonne, und ehe ſie ganz verſchwindet, blinzelt ſie uns noch einmal mit ihrem Lichte zu. Es erſcheinen nur auf einen Augenblick wie drei, vier glänzende Feuer dort hinten auf den letzten Bergen, wie ein Blitz, ein Gedanke. Dann iſt es Dämmerung und grau rings umher.

— — — — — — — — — — — —

Unſere drei Freunde hatten dem ſeltenen, prächtigen Sonnenuntergang aufmerkſam und entzückt zugeſchaut, und den Gefühlen, welche ſie dabei beſchlichen, Jeder auf ſeine Art, Worte gegeben. Der Muſiker behauptete: die graue Wolkenmaſſe ohne das Licht der Sonne, ſei geweſen, wie ein crescendo langanhaltender Ton, ein melancholiſcher Klang, zu dem endlich die Dominante wie ein Mißton tritt, wie um Erlöſung, um eine Terz flehend, die denn auch mit dem Lichtſtrahl ſanft hinzukomme, ſo einen reichen, vollſtändigen Accord bildend in der Terzlage großartiger Harmonie.

Der Maler verſicherte, er habe eine ſolche Farbenverſchwindung noch nie geſehen, und wenn man das malen könnte und wollte, würde es Einem doch Niemand glauben. Nur ein einziger Ton einer ſolchen Farbe müßte unfehlbar alles neben ſich todt ſchlagen. Der Schriftſteller endlich hatte mit übereinandergeſchlagenen Armen dageſtanden, und das paſſendſte geſagt, was er ſagen konnte, nämlich — gar nichts. Er verſicherte die Freunde ſpäter, wenn er ein vollkommen bezeichnendes Gedicht über dieſen Untergang machen ſollte, ſo gäbe es nur Ein Mittel, um nicht lächerlich zu werden, und in der Stimmung zu bleiben; man ſetzte darüber hin: „Sonnenuntergang auf dem Rigi,“ und füllte die ganze Seite mit Gedankenſtrichen aus.

Bei dem wunderbaren Anblick, den die Drei hatten, war es ihnen nicht unlieb, daß die drei Damen ſich in ihrer Nähe befanden, und daß dieſelben ebenſo entzückt das großartige Schauſpiel betrachteten wie ſie. Leider können wir von dem alten Bedienten nicht daſſelbe ſagen; er hatte ſich auf den Boden niedergeſetzt und drehte dem ganzen Sonnenuntergang den Rücken.

Kein anderes Schauſpiel als ein ſolches, das die Natur gratis gibt, iſt wohl ſo geeignet, die Herzen zu öffnen und ſie ſchneller ſchlagen zu machen in Freundſchaft und Liebe.

Wir glauben dem geneigten Leſer ſchon genugſam geſagt zu haben, daß die drei ſich gänzlich fremden Paare, die hier auf dem Rigi bei einander ſtanden, in einem gewiſſen Rapport waren; man braucht ſich deßhalb nicht zu wundern, wenn wir weiter erzählen, daß ſie den Sonnenuntergang gemeinſchaftlich genoſſen, gemeinſchaftlich inſofern, als Worte gewechſelt wurden, wie man ſie gewöhnlich nur zu genaueren Bekannten ſagt.

Die Dame mit der blauen Brille (ſie ſah durch dieſelbe Alles in grünlichem Lichte) ſah es gern, daß der Muſiker ſich in ihrer Nähe hielt, und als er mit Beziehung ſagte: „Welch' ein volltönender, prachtvoller Accord!“ entgegnete ſie: „Ach, wenn Sie nur ſehen könnten, wie ſeltſam Ihr Strohhut glänzt und das blaue Band daran! Gewiß, ich wußte, daß wir uns bald erkennen würden.“ Etwas Aehnliches ſagten die beiden andern Damen, und die Kurze und Dicke verſicherte den Schriftſteller, ſein Geſicht glänze wunderbar, namentlich aber habe ſeine Naſe eine warme und unausſprechliche Farbe; und die Dritte ſprach zum Maler, um ſeinen Mund ſpielen mächtige Flammen. Damit meinte ſie offenbar den aufwärts gerichteten röthlichen Schnurrbart.

Der Muſiker mit dem Strohhute war ein unternehmender, junger Mann, und nachdem die Sonne untergegangen war, hob er die Dame mit der blauen Brille auf ihr Pferd, und konnte dabei nicht unterlaſſen, ihr ein ganz klein wenig die Hand zu drücken, und darauf ſah ſie ihn ſchmachtend und gefühlvoll an, ſagte aber: „Noch nicht! Die Ungewißheit iſt ſo angenehm, wir wollen uns erſt ſpäter erkennen.“ Damit ritt ſie dahin, und die beiden andern Damen folgten ihr. Auch ihnen hatte der Schriftſteller und der Maler Knappendienſte geleiſtet, und hatte jedes Paar dabei einige angenehme Worte gewechſelt.

Als der Maler, der nun reiten durfte, auf das Pferd ſtieg, ſprach er vor ſich hin: „Sie iſt doch im beſten Lebensalter, und ſcheint von ſehr guter Familie.“

Der Schriftſteller aber, offenbar am meiſten durch das prachtvolle Schauſpiel begeiſtert, ſah der dicken Dame nach, und ſang laut hinaus:

Die Fürſtin zog zu Walde
Mit Jägern und Marſchalk,
Da ſah ſie reiten balde
Ein junger Edelfalk.
Er ſprach: „Wie klirrt dein Bügel,
„Wie glänzt Agraff und Treß!
„Wie locker hängt dein Zügel,
„Holdſelige Prinzeß!“

Der Weg zog ſich jetzt eine Zeitlang an dem weſtlichen Abhang des Berges hin, faſt eben, denn das, was man jetzt noch ſteigen mußte, war Kinderſpiel gegen das, was man ſchon geleiſtet hatte. Bald ſahen ſie die Rigiſtaffel vor ſich liegen, ein ziemlich großes hölzernes Gebäude nach Art der Schweizerhäuſer, wie man ſie bei uns auf die Etagères ſtellt; nur fehlten die Gallerien und die bunte Farbe. Die Staffel ſah ziemlich grau aus, wahrſcheinlich ein Zeichen ihres vorgerückten Alters. Derſelbe Spektakel, wie im kalten Bad, ging auch hier wieder vor ſich; kaum wurde man die Pferde der Reiſenden anſichtig, ſo ſtrömte Alles vor die Thür — eine Terraſſe hat die Staffel nicht — und bald hatte ſich ein ziemlicher Haufen Neugieriger verſammelt, die eine Art Spalier bildeten, durch welches zuerſt die drei Damen, und dann die Herren paſſiren mußten. Rigiſtaffel iſt der Gaſthof des Berges, der am ſtärkſten beſucht iſt; hier halten ſich die meiſten Kurgäſte auf, das ſind ſolche, die wegen allerlei Leiden des Körpers und Geiſtes unglaubliche Quantitäten des ſchlapprigen grünen Getränks, was man Molken nennt, zu ſich nehmen lernen, oder welche den ſehr vernünftigen Einfall haben, fern vom Dunſt und Qualm des niederen Landes und der Städte, für ein paar Wochen lang hier oben die geſunde ſtärkende Bergluft einzuathmen. Vornehme Kurgäſte derſelben Art ſind auch meiſtens die Bewohner des kalten Bades.

Was nun den höchſten bewohnten Punkt des Berges anbelangt, den Rigi-Kulm, ſo iſt dieß der Gaſthof für die ſogenannten Paſſanten, das ſind Leute, welche mit redlichem Willen und guter Abſicht den Rigi beſteigen, um ſich an der großartigen Ausſicht zu erfreuen, oder um einen guten Sonnenaufgang oder Untergang zu genießen, ein Unternehmen, das in vielen Fällen von einem ſchlechten Erfolge gekrönt wird, und wir hatten ſchon Gelegenheit, manche dergleichen Paſſanten zu ſprechen, die im Heraufſteigen langſam aber unwiderſtehlich vom Nebel eingehüllt wurden, ein Nebel, der ſich allmälig zu einem feinen Regen verdichtete, und die, endlich auf dem Rigi angekommen, dort ſo viel Ausſicht hatten, daß es ihnen vollkommen gleichgültig war, ob ſie ſich auf dem berühmten Berge befanden, oder z. B. in jener heiteren, gemüthlichen Gegend von Luckenwald und Jüterbock, wo man, von Leipzig kommend, doch wenigſtens die Zerſtreuung hat, die erſten preußiſchen Gensd'armen zu ſehen.

Endlich langten unſere Reiſenden auf dem Rigi-Kulm an. Die Pferde der Damen, müde geworden, waren zuletzt in ſehr langſamem Tempo gegangen, die drei Künſtler aber, mächtig angeſpornt durch den Wunſch, nicht zurückzubleiben, waren raſcher einhergeſchritten, woher es kam, daß alle Sechs zu gleicher Zeit vor dem Thor des Gaſthofes ankamen, daß ſowohl Strohhut und Naſe als Schnurrbart den drei Damen beim Herabſteigen behülflich waren, und daß hiedurch der Kellner auf die ſehr verzeihliche Idee kam, für die eben angekommene Geſellſchaft genügten drei Zimmer à zwei Betten. Schweigen wir von den verſchämten Worten, mit welchen der Dienſtbefliſſene zurecht gewieſen wurde. Glücklicherweiſe war der Rigi-Kulm noch nicht ſo vollkommen beſetzt, daß man den Spätkommenden, wie ſchon oft geſchehen, eine Streu im großen Speiſeſaale ohne Anſehung des Geſchlechts anbieten mußte. Es waren noch Zimmer genug zu haben, und nachdem ſich unſere Reiſende auf einen Augenblick zurückgezogen, erſchienen ſie an der Abendtafel, um gemeinſchaftlich ein kleines Souper einzunehmen.

Während dieſes Soupers nun machten unſere drei Künſtler begreiflicherweiſe erſtens den gelungenen Verſuch, außerordentlich liebenswürdig zu erſcheinen, ſowie einen anderen, etwas Näheres über die drei Damen zu erfahren, der ihnen aber weniger gerieth. Solchen Fragen, wenn ſie noch ſo beſcheiden geſtellt waren, wußten die Damen geſchickt auszuweichen, ja ſie mochten es nicht einmal leiden, daß die drei Künſtler ihnen Aufklärung über ſich ſelbſt gaben. Denn als der Muſiker z. B. von der Reiſe erzählen wollte, die ſie bis an den Fuß des Rigi gehabt, legte die Dame mit der blauen Brille ihre Hand ſanft auf ſeinen Arm und ſagte: „Laſſen wir das, mein Freund, das hört ſich ſpäter um ſo angenehmer und beſſer.“ Ja als der Maler, nach und nach warm geworden, anhub von ſeinen Bildern zu ſprechen, entgegnete die kurze und dicke Dame: „wie freue ich mich, dieſe Gallerie ſpäter zu ſehen!“ Dem Schriftſteller gar, der noch immer nicht aus der Stimmung eines Edelfalken herausgekommen, und der beim Deſſert, als die Dame vom geſunden Mittelſchlag gerade eine Mandel verſpeiſte, eine andere darreichte mit den Worten, die er flüſternd ſprach:

„Ich biete ihn der Holden
Dar, mit gebognem Knie;
Mit einem Ringe golden
Schmückt den Geſang'nen ſie“

wurde die Antwort zu Theil: „Bis heute war ich zweifelhaft, ob ich den goldnen Ring gerne geben werde, aber jetzt glaube ich, daß ich mich dazu entſchließen könnte.“

Nach dem Souper ging Alles zu Bett. Die Damen hatten Numero 12 und 13, die Künſtler Numero 14 und 15, und die Drei begaben ſich noch einen Augenblick auf Numero 14, wo ſie ſich zuſammen auf ein Bett ſetzten, und hin und her redeten über die Erlebniſſe des Tages. In Numero 13 machten es die Damen gerade ſo, das heißt, ſie ſprachen ebenfalls mit einander, ob ſie aber dabei gleichfalls auf Einem Bette ſaßen, ſind wir nicht im Stand anzugeben, aber wir vermuthen es. Nun haben aber auf dem Rigi-

Kulm die Zimmer unter Anderem die Eigenſchaft, daß man deutlich jedes Wort vernimmt, was der Nachbar neben uns ſpricht, und aus dieſem Grunde war es den drei Künſtlern möglich, zu hören, daß nebenan von ihnen geſprochen wurde, und recht angenehme Sachen. „Es iſt eigenthümlich,“ meinte eine Stimme, „daß drei an ſich unbedeutende Gegenſtände ſo zum ſüßen, geheimnißvollen Erkennen führen können, ein Strohhut mit blauem Bande —.“

„Eine ſo auffallend ſchöne Naſe,“ ſagte eine zweite Stimme.

„Und ein prächtiger blonder Schnurrbart,“ ſetzte die dritte Stimme hinzu, „ſo keck aufwärts ſtehend.“

So ſprachen die drei Damen in Numero 13, und ſagten ſogar noch mehr, unter Anderem, daß ſie ſich erſchrecklich auf morgen freuten, und dann hatten ſie einen kleinen Streit mit einander, und die Eine wollte etwas thun, wenn der erſte Strahl der Sonne über die Berge hervorbräche und die ewigen Gletſcher vergolde; und die Andere meinte: nein ſpäter, wenn auch die Thäler mit ihrem Roſenlicht erfüllt ſeien; die Dritte aber ſetzte hinzu: um eine Million könne ſie ſich nicht dazu verſtehen, eine ſo ſchöne Scene herbeizuführen vor den Blicken der rohen Menge. „Nein,“ rief die Dame vom geſunden Mittelſchlag, „wenn es droben auf der Höhe leer geworden iſt, meinetwegen, nachdem wir Kaffee getrunken, dann gehen wir Drei wieder allein hinauf — ſie werden uns folgen, und dann iſt der paſſende Moment gekommen.“

So flüſterte es auf Numero 13, und der Schriftſteller, der auf Numero 14 in der Mitte zwiſchen den beiden Freunden auf dem Bette ſaß, faßte rechts die Hand des Strohhuts, links die des Schnurrbartes, drückte ſie und ſagte leiſe: „nicht wahr, meine Freunde, wir werden folgen?“

Damit gingen ſie zu Bette, und bald war es ſtill in den Nummern 12 bis 15.

Doch:

„bei Hirten wird's bald Tag“

heißt es im Nachtlager von Granada, und vom Nachtlager auf dem Rigi, wenn man den Sonnenaufgang ſehen will, gilt daſſelbe. Die drei Freunde hatten kaum die Augen geſchloſſen, ſo träumten ſie; und der Strohhut träumte gerade von einem anderen Strohhute mit grünem Vordach, die Naſe von einer anderen Naſe, der ſie ſich auffallend näherte, und der rothe Schnurrbart von Etwas, welches ſeine drohenden Spitzen ſanft herabdrückte; da ſchritt plötzlich Sonderbares durch dieſe verſchiedenen Träume. Dem Muſiker war gerade, als habe er eine Oper componirt, und als nun die Ouvertüre begann, ſah er zu ſeinem Entſetzen, daß die ganze Inſtrumentation aus lauter Hörnern beſtand, und das tutete wild und grauenvoll durch einander.

Dem Maler aber war es, als ſitze er auf grüner Haide und ſkizzirte eine Kuhheerde, harmloſes Vieh, das ſich anfänglich in einiger Entfernung von ihm hielt. Plötzlich aber kamen alle Kühe auf ihn zu und wollten ſehen, was er gemalt. Das war ein erſchrecklicher Moment; und ſie hielten die naſſen Mäuler unter ſeine Naſe, und dabei brüllten ſie drohend, daß es klang, als ſagten ſie: „Du du du du — — — nimm dich in Acht! nimm dich in Acht — du du du du!

Des Schriftſtellers Traum in dieſem Augenblick war nicht ſo unangenehm. Er wandelte mit ſeiner Holden über Berg und Flur, er ſchwebte nur ſo dahin. Da — plötzlich, ganz in ſeiner Nähe — ertönte das Alphorn, und bei den melancholiſchen Klängen ſchmiegte ſie ſich an ihn, und er ſtreichelte ihre friſchen dicken Wangen. — —

Tu—tu—tu—tu—tutu—tutu—tu—du—du—ti—tutu —tu—ti—tututu—tu—u—u—u—u.

So klang es immer ſtärker, und endlich erwachten die Drei aus ihrem feſten Schlummer.

Der Schriftſteller allein hatte Wahrheit geträumt: es war ein Alphorn, das draußen vor dem Zimmer mit der ſeltenen Kraft einer kuhhirtlichen Lunge geblaſen wurde.

„Brennt's?“ rief der Muſiker, indem er an die Thüre ſprang, doch erhielt er zur Antwort: „man weckt nur auf harmoniſche, freundliche Weiſe die Schläfer zum Sonnenaufgang.

Jetzt ging aber in ſämmtlichen Stockwerken des Hauſes ein wahrhaft mörderlicher Spektakel los. Ueberall krachten Bettſtellen, von überall her vernahm man die dumpfen Töne, wie wenn Jemand haſtig und aufgeſchreckt ſeinem Lager entſpringt, dabei einen Stuhl umſtürzt oder ein Licht vom Tiſche herabwirft. Auch klingelten und klirrten Gläſer und Waſchſchüſſeln auf eine höchſt verdächtige Art. Dabei wurden Thüren nicht ohne Geräuſch auf- und zugemacht, und laute Stimmen riefen nach dem Kellner, nach dem Stubenmädchen, nach ihren Stiefeln, ihren Hoſen und Röcken.

Im Oſten ſah man einen gelben Streifen durch einigermaßen verdächtiges Gewölk mühſam durchdringen, und darüber hin flimmerten ein paar blaſſe Sterne.

Tu—tu—tu—tutu—tu—ti—tu—tu—tu—tu—tu—tu—tu—ti machte es draußen auf dem Gange, und der Spektakel im Hauſe wurde wahrhaft beunruhigend.

Der Schriftſteller ſprudelte in ſeiner Waſchſchüſſel herum, behielt aber dabei immer ein Auge auf den Himmel gerichtet. Es gab einen Sonnenaufgang, das war klar, aber er fürchtete immer neidiſche Wolken, die plötzlich aufſteigen und Alles in Nebel bringen.

„Auf! ſprach der Fuchs zum Haſen:
Auf! Hörſt du nicht den Jäger blaſen?“

rief er dem Maler zu, der noch im Bett weilte, „mach', daß du herauskommſt, die Sonne wartet nicht.“

Das ſchienen auch andere Leute im Hauſe zu denken, denn jetzt begannen ſich die Schlafzimmer zu leeren und die Corridors zu füllen. Dort ging, lief, ſprang, ſcharrte, trippelte, hüpfte es, dann ſchoß es die Treppen hinab mit einem gewaltigen Gepolter; und dazwiſchen hörte man es deutſch, franzöſiſch, ſchweizeriſch, engliſch, ruſſiſch und berlineriſch verſichern, daß der Sonnenaufgang ſuperb ſein werde, von koloſſal und ungeheuer großartig farbenprächtiger Wirkung. Wenn man nun auf den Gang hinaustrat, um ſich der allgemeinen Flut anzuſchließen, da ſchaute es mitunter recht komiſch aus:

da waren Unglückliche genug, die in Unterhoſen und Strümpfen auf den Hausknecht warteten; aber hier bekümmert ſich Keiner um den Andern, der Mann verläßt die Frau, der Bruder die Schweſter und enteilt, um zur rechten Zeit zum Sonnenaufgang zu kommen.

Möge uns die geneigte Leſerin verzeihen, daß wir die grauenhafte Scene, die nun entſtand, nicht weiter ausmalen; möge ſie auch unſer Zartgefühl verſtehen, wenn wir noch hinzufügen, daß der Nebel in dieſem fürchterlichen Augenblick ſo dicht wurde, daß man nichts weiter als ihn bemerkte; daß ferner, als ſich dieſer Nebel endlich verzogen, Strohhut, Naſe und Schnurrbart die Treppen der Kanzel herabſtolperten, und ſchweigend in den Gaſthof auf Rigi-Kulm hinabeilten; daß ſie ihre Rechnung bezahlten, ihre Alpenſtöcke nahmen, und gen Arth hinabpilgerten; daß ſie nicht eher froh und heiter wurden, bis ſie den Nebel hinter ſich hatten, der die Spitze des Rigi bedeckte, und in welchem die drei Damen wahrſcheinlich noch immer auf der grauen Kanzel ſtanden, und bis ſie endlich im ſchönſten Sonnenſchein am Klöſterli anlangten. Da ſetzten ſich die Drei nebeneinander auf eine Bank, gerade ſo, wie ſie am vergangenen Abend auf dem Bett in Numero 14 geſeſſen, und als ſie einen Augenblick ausgeruht und einander verſtohlen und zweifelnd von der Seite angeſchaut, brachen ſie in ein lautes und herzliches Lachen aus.

„Gott ſei Dank!“ ſagte der Muſiker, „daß das Abenteuer ſo geendigt.“

„Gerechter Himmel!“ meinte der Maler und ſchauderte leiſe, „wenn ſie mit uns vorlieb genommen hätten!“

„Aber obgleich etwas ältlich,“ verſetzte der Schriftſteller, „waren ſie doch von ſehr guter Familie. — — Auf nach Valencia!“

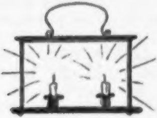
Damit erhoben ſich alle Drei wieder, und ſprangen luſtig den Steg hinab. Ueber ſanft abhängige Wieſen kamen ſie bei rauſchenden Waſſerfällen vorbei, die neben ihnen in der Tiefe ſchäumend, über glatte Kieſel und zwiſchen moosbewachſenen, felſigen, triefenden Ufern dahinbrauſten. Dann wandelten ſie abwärts unter ſchwarzgrünen Tannen, hohe, ſchlanke Bäume, deren Spitzen ſie anfänglich mit der Hand berühren konnten, und auf deren zu Tage liegenden Wurzeln ſie eine Viertelſtunde ſpäter traten. Dabei ſtürzte ſich der Weg im Zickzack toll und verwegen die Abhänge hinab, daß ſie ihre Alpenſtöcke tüchtig gebrauchen mußten, um nicht den rollenden Steinen zu folgen, die ihr Fuß gelöst; dann ruhte dieſer Weg wieder aus, indem er faſt eben durch einen waſſerreichen Wieſengrund ſchlich, bei kleinen, niedrigen Häuſern vorbei, wo die Leute vor der Thür ſaßen — denn es war Sonntag — und ſie freundlich begrüßten. Darauf ſchlenderte der Weg durch einiges Laubholz um den Bergabhang herum, und dann blieben die drei Reiſenden überraſcht ſtehen, denn vor ihnen lag ein herrliches Rundgemälde, eine fruchtbare, grüne Ebene, mit Obſtbäumen, Häuſern und Dörfchen; links war der dunkelgrüne Zugerſee, und an ihn hingeſchmiegt, noch ziemlich tiefer drunten, das kleine Städtchen Arth.

Hier ſchien der Weg vor Freude über dieſen Anblick ganz toll zu werden, denn er ſprang kopfüber in die Tiefe hinab, ſteil und holperig, bald ſich rechts, bald links wendend, ganz ausgelaſſen und entzückt, daß er nun endlich die Felſen verlaſſen konnte, und ſich unten in den langen Wieſen behaglich ergehen, um zuletzt ſeinen Staub und ſeine Hitze in den klaren Fluthen des See's zu kühlen.

Als die drei Freunde auf dieſem Wege ziemlich ermüdet nach Arth kamen, und an das Ufer traten, wandte ſich das kleine neue Dampfboot gerade vor Immenſee, und plätſcherte rüſtig und munter gen Arth. Nachdem es angelangt, verließen viele Paſſagiere das Ufer, und unſere drei Freunde, welche den Dampfer beſteigen wollten, ſtanden dicht an der Landungsbrücke, und ſahen die fremden Geſichter an ihnen vorüberkommen. Da auf einmal gingen drei Herren an ihnen vorüber, alle Drei in hellen Sommeranzügen, mit ernſtem, geſetztem, ziemlich vornehmem Weſen, aber auch ziemlich verblichenen Geſichtern, und als ſie bei den drei Künſtlern vorüber wollten, blieben ſie einen Augenblick ſtehen, um auf ihr Gepäck zu warten, und da erblickte der Muſiker zu ſeiner großen Verwunderung einen Strohhut mit einem blauen Bande, ganz genau wie der ſeinige, und der Maler einen rothen Schnurrbart, mit ebenfalls ſehr drohend emporgerichteten Spitzen, und der Schriftſteller endlich eine Naſe, die noch weit umfangreicher war als ſeine eigene.

Damit gingen ſie ſtillſchweigend, aber innerlich lachend, in das Boot, und ſetzten ſich auf dem Verdecke nieder; der Muſiker beſchloß, ein anderes Band auf ſeinen Strohhut zu befeſtigen, der Maler machte ſchon jetzt den Verſuch, die Spitzen ſeines Bartes in eine horizontale Richtung zu bringen, und der Schriftſteller — — der mußte leider ſeine große Naſe behalten.

Laternenunglück.



Die Frau Hofräthin und die Frau Kanzleiräthin waren Freundinnen, wie man ſie in der jetzigen verderbten Welt wenig mehr findet. Sie kannten ſich ſchon lange, lange Jahre hindurch, und hatten ſich ordentlich in einander hineingelebt, ja ihre Neigungen und kleinen Liebhabereien waren dieſelben geworden. Die Hofräthin z. B. konnte keine Stockfiſche in brauner Sauce vertragen, und der Kanzleiräthin waren ſie deßhalb ein Gräuel. Der grünen Farbe an Kleidungsſtücken waren ſie ſtillſchweigend übereingekommen, ſich nicht mehr zu bedienen und auf dieſe Art zeigten ſich die irdiſchen Hüllen dieſer gleichgeſtimmten Seelen ebenfalls faſt beſtändig in ſchönſter Harmonie. Von Charakter war die Hofräthin etwas ſtolzer als die Kanzleiräthin, und namentlich betrachtete ſie ihren Titel, weil derſelbe mit dem Hof zuſammenhing, für vornehmer, und es hatte die Kanzleiräthin viel Mühe gekoſtet, ihr dieſen Gedanken zu benehmen.

„Liebe Hofräthin,“ ſprach ſie, „wenn Du in der Rangliſte nachſehen willſt, ſo ſind wir Beide in der ſiebenten Klaſſe." — „Aber," fiel ihr die Hofräthin hier in's Wort, „Du mußt nicht vergeſſen, daß in dieſer Rangklaſſe der Hofrath nach den Hofärzten kommt, dann der Hütten- und Salinenverwalter, die Kanzleidirektoren bei den zweien nicht genannten Landeskollegien, und dann erſt der Kanzleirath."

Die Kanzleiräthin lächelte und meinte, der Hofrath ſei ein leerer Titel; denn ſie möge nur einen einzigen Fall bezeichnen, wo ihr Mann bei Hof einen Rath gegeben habe; dagegen müſſe auf der Kanzlei ihr Mann beſtändig rathen. Eine Zeitlang war dieſer Rangſtreit eine gefährliche Klippe in der Freundſchaft; doch nachdem ſie glücklich umſchifft war, fuhren ſie einträchtig neben einander her auf dem ruhigen Waſſer des täglichen Familienlebens. Die beiden Familien wohnten auf dem gleichen Stockwerk, die Zimmer, wo ſie ſpeisten, waren nur durch eine dünne Wand geſchieden, und Mittags klopfte die Kanzleiräthin mit ihrem Meſſer an die Wand und rief hinüber: „Guten Appetit, Hofräthin," und dumpf ſchallte es herüber: „Danke, ſchmeckt's, Kanzleiräthin?"

Einmal hätte es in dieſer Freundſchaft beinahe eine gefährliche Spaltung geben können, weil der Kanzleirath, ein alter mürriſcher Geſelle, es für unnöthig fand, daß die Frauen ſich den Titel ihres Mannes beilegen. Merkwürdiger Weiſe war die Hofräthin mit ihm einverſtanden und nur die heftige Oppoſition des Hofraths und der Kanzleiräthin rettete den Staat; doch ſetzte es der Kanzleirath durch, daß die Titel künftig Frau Hofrath und Frau Kanzleirath waren.

Im Königlichen Hoftheater hatten die beiden Damen mit vierundzwanzig andern Frauen ein Abonnement in einer Loge zu ſechs Perſonen. Es war ſo eingerichtet, daß ſie ihre beiden Billets auf einen Tag bekamen. Da ſaßen ſie nun zuſammen und ergötzten ſich allgemein, ſowohl an den ſchönen Stücken, die hätten gegeben werden können, als an den Toiletten der anderen weiblichen Zuſchauerinnen. In den Zwiſchenakten wurden Aepfel und Nüſſe verſpeist, für welche abwechſelnd die Eine oder die Andere ſorgen mußte, bei den geraden

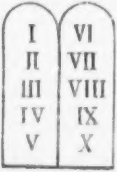
Nummern der Theaterabende die Frau Hofrath, bei den ungeraden die Frau Kanzleirath. Einmal im Jahr wurden dieſe Tage gewechſelt, damit nicht immer eine und dieſelbe an den geraden oder ungeraden Nummern zu ſorgen hätte. So ſaßen ſie da in würdiger Freundſchaft, und wenn es im Sohn der Wildniß hieß:

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag,

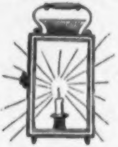
da verſtanden ſie den Dichter vollkommen.

Aber das tückiſche Schickſal iſt immer bemüht, Unkraut zwiſchen den Waizen zu ſäen.

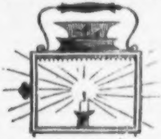
Wenn man Abends kurz vor der Beendigung des Theaters vor dem Königlichen Schauſpiel- und Opernhaus in Stuttgart ſteht, ſo glaubt man in milder Mainacht in einem duftenden Walde zu ſein, wo von allen Seiten die Leuchtkäfer heranſchwirren. Da iſt der Schloßplatz wie mit Lichtern beſät, die eilfertig und geſchäftig gegen das Theater hinziehen. Es ſind die Laternen der weiblichen Dienſtboten, die kommen, ihre Herrſchaften abzuholen. Für den gewöhnlichen Beſchauer ſind es einfache Laternen, für den tiefern Denker aber liegen in der Form und Größe derſelben bedeutſame Beziehungen. Wir möchten ſagen: dieſe Laternen an dem Stuttgarter Hoftheater ſind ein leuchtender Auszug aus dem Königlich Württembergiſchen Hof- und Staatshandbuch, eine illuſtrirte Rangliſte, von der achten Klaſſe anfangend.



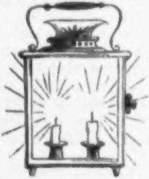
Die Laternen der achten Rangklaſſe, den Frauen der Hofſtabsſekretäre und den Lieutenants angehörig, ſind klein, viereckig, von weißem Blech mit einem einzigen Talglicht.



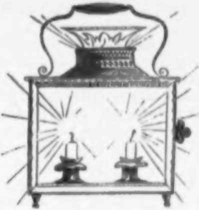
Die der ſiebenten Rangklaſſe, den Frauen der Hofräthe, Kanzleiräthe, Oberförſter und Stallmeiſter, ſind größer, etwas länglich, aber doch von weißem Blech und führen ein Wachslicht.



Die der ſechsten, bedeutend größer, als die der vorigen, für die Frauen der geheimen Hofräthe, der Majore ꝛc., führen zwei Stearinlichter (bis hieher befreiter Gerichtsſtand).



Die der fünften Rangklaſſe, den Frauen der Kanzleidirektoren, der geheimen Legationsräthe, Oberkriegsräthe, Oberſtlieutenants, haben in der Größe das Uebermögliche gethan. Dieſe Laternen ſind von Meſſing und führen zwei Wachslichter.



Von der vierten Klaſſe an hört die Beleuchtung mit Laternen auf, und hier iſt gewöhnlich ein männlicher Bedienter angeſtellt, der die Frau Direktorin oder Frau Oberſtin als Schutzengel begleitet.

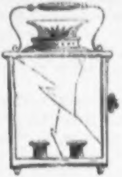
Ditto bei der dritten Rangklaſſe.

Zweite und erſte Rangklaſſe, die Excellenzen gehen entweder gar nicht in's Theater oder bedienen ſich eigener Equipagen und Droſchken.

Wir können nun verſichern, daß ſowohl die Frau Hofrath als die Frau Kanzleirath ſich nicht über die ihnen angewieſene Rangklaſſe, die ſiebente, verſtieg. Ihre Laternen waren von weißem Blech, etwas länglich und führten ein Wachslicht. Da ſie, wie ſchon geſagt, gewöhnlich zuſammen nach Hauſe gingen, ſo hatten ſie zwei Laternen zur Verfügung, von denen eine, den Zug eröffnend, die Straße beleuchtete, die andere, den Zug beſchließend, einen magiſchen Lichteffect auf die Dahinwandelnden warf.

Da fügte es das Schickſal, daß der Kanzleirath in einer

Auction um billiges Geld eine Laterne erſtand, die offenbar der ſechsten Rangklaſſe angehörte, denn, obgleich etwas defect, war ſie außerordentlich groß und führte zwei Stearinlichter.



Hätte der Kanzleirath einige Menſchenkenntniß beſeſſen, ſo würde er an dem Erſtaunen des Auctionärs, ſowie an dem gerechten Unwillen, der deutlich auf dem Geſichte aller anweſenden Frauen, welche der Auction beiwohnten, geſchrieben ſtand, geleſen haben, wie ſehr er gegen die Rangordnung verſtoßen. Doch er ſah von allem dem nichts. Die Laterne wurde nach Hauſe gebracht und von dem boshaften Dienſtmädchen hell und blank geputzt.

Grabſtein der Freundſchaft, unglückſelige Laterne!

Verehrter Leſer, laß uns zwei Thränen weinen.

Das Theater war beendigt und beide Frauen wandelten dahin. Voraus ging Hofraths Rike mit der Laterne der ſiebenten Rangklaſſe. Ihnen folgte Kanzleiraths Bäbele mit der neu erkauften Laterne. Wahrſcheinlich hätte die Hofräthin den ſchrecklichen Verrath an ihrer Freundſchaft ſolchergeſtalt nicht entdeckt, wenn es ihr nicht unglücklicher Weiſe eingefallen wäre, die Freundin mitten auf dem Schloßplatze auf die Schönheit des Abends aufmerkſam zu machen.

„'s iſt doch ein wunderſchöner Abend, Kanzleiräthin, dieſer Abend heut Abend. Siehſt Du, wie die Gaslichter ſo hell brennen?“

„Ja, und aus den Anlagen heraus, mein' ich, hört man die Nachtigallen ſchlagen, Hofräthin."

„Ja, Kanzleiräthin, und wie auf dem Theater die Wetterhex vom Mond ſo ſchön beleuchtet iſt! und die — Aber, Bäbele, was hat ſie für eine Laterne?"

„Na nu, Frau Hofrath, das iſt die Latern' von der Frau Kanzleirath."

„Von — der — Frau — Kanzlei — rath?"

„Das habe ich wahrhaftig vergeſſen, Dir zu ſagen, mein Mann hat ſie neulich in der Auction gekauft."

Die Hofräthin war in ihren heiligſten Gefühlen gekränkt, und ihr weiches Herz, das ohnehin von dem ſchönen Abend poetiſch angeregt war, zog ſich krampfhaft zuſammen. Sie heftete ihren umflorten Blick auf ihre kleine Laterne von weißem Blech mit dem einzigen Wachslicht, warf alsdann einen Blick des Schmerzes auf die Laterne der ſechsten Rangklaſſe, einen fürchterlichen Zornblick auf die Kanzleiräthin und eilte ſchweigend in der dunklen Nacht davon.

Die Kanzleiräthin ſchüttelte den Kopf und ging ebenfalls ihrer Wege, d. h. direkt ihrer Wohnung zu. Dort angekommen, mußte Bäbele noch einen Ausgang beſorgen, während ſich die Kanzleiräthin in ihre innerſten Gemächer zurückzog. Ein ſolches Benehmen hatte ſie von der Freundin nicht erwartet.

Bäbele aber ſetzte die Laterne auf den Abſatz der Treppe hin und ging, ihren Ausgang ohne Laterne zu beſorgen.

Kurze Zeit darauf kam die Frau Hofräthin ebenfalls nach Hauſe und hatte ſich etwas geſammelt. „Die Kanzleiräthin," ſprach ſie bei ſich, „iſt doch nicht Schuld. Freilich hochmüthig iſt ſie immer geweſen. Sie wird die Laterne, die ihr nicht zukommt, gewiß nimmer gebrauchen, ſie wird ſie nie mehr vor deine Augen bringen."

Damit öffnete ſie ihre Hausthür und — auf dem erſten Abſatz der Hausflur ſtand die unglückliche Laterne, hell und ſtrahlend, als wollte ſie ſagen: Sieh mich an, Hofräthin, ſieh meine beiden Stearinlichter. Juhe, ſechste Rangklaſſe!

Da ſchwamm es der Hofräthin vor den Augen, die Laterne nahm den ganzen Platz der Treppe ein und die unglückliche Frau mußte ſie nothwendig berühren. Wenden wir unſere Blicke ab. Die Laterne fiel zufälliger Weiſe die Treppe hinunter, — alle vier Scheiben zerbrachen, die Lichter löſchten aus, und Bäbele, als ſie nach Hauſe kam, ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen.

Jetzt war der Bruch vollſtändig. Zornentbrannt ſchliefen beide Frauen ein, und merkwürdiger Weiſe träumten Beide die ganze Nacht von der ſechsten Rangklaſſe und vom befreiten Gerichtsſtand.

Was ſollen wir dem Leſer weiter ſagen? Die Harmonie war geſtört, und der Teufel der Zwietracht beutete Alles aus, um eine Annäherung der gekränkten Herzen ferner unmöglich zu machen.

Schon am andern Morgen kaufte die Kanzleiräthin einen grünen Hut und die Hofräthin einen grünen Shawl. Der Hofrath und der Kanzleirath aber wunderten ſich ungemein, daß ſie in der nächſten Woche dreimal Stockfiſche in brauner Sauce eſſen mußten. Die Theaterbillete wurden um ein Billiges verkauft, von einem Klopfen zur Mittagsſtunde ward nie mehr etwas gehört und am nächſten Quartal zogen beide Familien aus, der Hofrath in die verlängerte Neckarſtraße, der Kanzleirath an den Feuerſee.

— — — — — — — — — — — —

Ueber den Sternen aber weinte der Engel der Freundſchaft auf eine Laterne der ſechsten Rangklaſſe.

— — — — — — — — — — — — —

Mehrere Jahre ſpäter, es war gerade der 17. Januar 1849, da begegneten ſich beide Frauen auf dem Schloßplatze — tiefgebeugt durch die Zeitereigniſſe —, weinend und verſöhnt ſanken ſie ſich in die Arme und lispelten — deutſche Grundrechte §. 7.

Der Clubb für unbegränzte Freiheit.

Das kleine unſcheinbare Haus, in welchem ſich die kleine unſcheinbare Kneipe befand, von der wir unſern Leſern erzählen wollen, ſtand an den Ecken zweier kleinen Gäßchen, wo weder Sonne noch Mond hineinſchien. Die beiden Himmelslichter machten wohl hie und da den ſchüchternen Verſuch, in dieſen dunkeln, feuchten Winkel zu gelangen; doch mochte es ihnen da unten zu finſter und unheimlich ſein, denn ſie ſtreiften nur ſo oben an den ſchwarzen Giebeln der Häuſer vorbei und verſchwanden bald wieder. Dieß Eckhaus nun, vor welchem als Wirthshausſchild ein gelber, vertrockneter Buſch prangte, war klein, zweiſtockig und litt unzweifelhaft an erſchreckender Altersſchwäche. Die Mauern waren grau, und da die Dachrinne zerbrochen war, ſo hatte Regen und Schneewaſſer ganz geheimnißvolle Hieroglyphen auf das Haus hingeworfen. Der Eingang war nie verſchloſſen, und nur in den Stunden von Morgens 2 bis 6 wurde eine geweſene Thür vor den Eingang gelehnt. Dieſer Eingang führte auf eine enge und gänzlich finſtere Hausflur, und in eine Art Vorzimmer, hinter welcher das Gaſtzimmer war.

Dieſes ganze untere Apartement war früher einmal ein Stall geweſen und erſt ſpäter zu wohnlichen Zwecken eingerichtet worden. Da ſich aber ſtatt der Fenſter nur kleine

Luftlöcher dort befanden, ſo etablirte der Hausherr eigenhändig eine kleine Weinkneipe, ein Geſchäft, zu welchem das Tageslicht vollkommen überflüſſig iſt; denn erſt wenn es draußen anfängt zu dunkeln, wird's innen hell. In früherer Zeit wurde das Lokal mit Talglichtern erleuchtet, als aber das Gaslicht überhand nahm, wurde in die Mauer ein Loch gebrochen, von außen eine bleierne Röhre hineingezogen, dieſelbe an der Wand und Decke durch Nägel feſtgemacht, zwei Schuh vor letzterer unten umgebogen, ein kupferner Brenner hineingeſteckt — ſo — und der Kronenleuchter war fertig. Wenn Abends das Gaslicht angezündet wurde und die ewige Dämmerung aus dem Zimmer verſchwand, ſo war es, als zöge ein tiefer Seufzer bei den trüben Wänden vorbei; der alte Hund hinter dem Ofen ſchüttelte ſich, ſtreckte die Naſe empor und meinte, es würde Tag. —

Durch den finſtern Gang trat man in das Vorzimmer, die Wohnſtube des Wirthes und Hausbeſitzers. Hier war ein großes, zweiſchläfriges Bett, ein paar hölzerne Stühle, ein Ofen, um denſelben ein großer, verblichener Papierſchirm, auf welchem Adam und Eva im Naturzuſtande und ſämmtliche Thiere, wie ſie im Paradieſe luſtwandeln, gemalt waren. Da die Gäſte allemal durch dieſes Vorzimmer mußten, ſo zog ſich der Wirth mit ſeiner Frau am Abend hinter dieſen Schirm am Ofen zurück, und die beiden alten Leute blieben, bis der Letzte der Gäſte heimwankte. Der Wein wurde in das Gaſtzimmer in ein paar großen ſteinernen Krügen hingeſtellt, aus welchen ſich die Gäſte bedienten, nachher die Zeche ſelbſt berechneten und das Geld auf dem Tiſch zurückließen. Aus dieſer Einrichtung kann man erſehen, daß das Lokal nur von Stammgäſten beſucht wurde. Dieſe Stammgäſte nun gingen bei dem großen Ofenſchirm vorbei und jeder derſelben klopfte mit der Hand daran, und das war ein Zeichen für den Wirth, daß ein guter Bekannter eintrat; wenn aber zufälliger Weiſe Jemand in das Gaſtzimmer kam, der den Schirm nicht berührte, ſo ſtreckte der Wirth ſeinen Kopf oben hinaus und verſicherte den fremden Gaſt, das Zimmer für heute Abend an einige gute Bekannte vermiethet.

Man wird uns fragen, welche Klaſſe von Menſchen hier zuſammenkam, ob es ein geheimer Clubb war, ob hier Verſchwörungen angezettelt wurden, ob man hier, verborgen vor den Augen der Polizei, hoch ſpielte, und es wäre eigentlich ſehr intereſſant für uns, wenn wir etwas derartiges bejahen könnten und dadurch Hoffnung gäben, daß eine ſchauerliche Geſchichte hier paſſirt ſei. Leider ſind wir nicht ſo glücklich: hieher kamen keine Landſtreicher und ſonſtige Vagabunden, keine Diebe oder Mörder, nicht einmal Verſchwörer, es fielen hier wohl zuweilen ſchreckliche Redensarten, aber im Ganzen waren es harmloſe Leute, die hier in der Kneipe zuſammenkamen und von denen die meiſten am andern Morgen in ihren Geſchäften ganz anders ſprachen, wie Abends hinter dem Weinglaſe!

Was aber geſchah hier im Dunkel der Nacht? — — — — Hier verſammelte ſich allabendlich der Clubb für unbegränzte Freiheit. Hier wurde politiſirt: das Wohl Deutſchlands, das Wohl der ganzen Welt berathen.

Die Glocke ſchlägt Sieben, ein ſchwerer Tritt in der Hausflur, ein ſchwerer Schlag an den Ofenſchirm, eine tiefe Baßſtimme ſagt: „guten Abend“ und geht in's Wirthszimmer. Es iſt ein großer, breitſchulteriger Mann, der eingetreten iſt, auf ſeinem Geſicht liegt ein roſiger Schein, aber nicht der Schimmer der Jugend, eine Röthe, dem Nordlicht vergleichbar, deren Centrum die Naſe iſt. Dieß Geſicht iſt eingefaßt mit einem großen Bart, alle Unterabtheilungen dieſes männlichen Schmuckes, Schnauz-, Backen-, Knebel- und Kinnbart zu einem wirren Ganzen zuſammengewachſen; der Mann ſieht unter ſeinem grauen Hut mit Hahnenfedern ganz fürchterlich aus, er trinkt ein großes Glas Wein auf einen Zug aus, ſtellt ſich vor die Bildniſſe von Robert Blum und Hecker, die an der Wand hängen, einen Augenblick hin, ſeufzt tief auf; dieſer Seufzer aber klingt wie ein leiſes Brüllen, er murret etwas von verrathener Freiheit und ſetzt ſich nieder.

Nach ihm ſäuſelt eine leichte Geſtalt durch die Flur, berührt ganz leicht den Schirm und bleibt unter der Thür des Gaſtzimmers einen Augenblick ſtehen; es iſt ein ſchmächtiges Männchen mit einem frommen Geſicht, das ſich aber mühſam den Anſchein gibt, ingrimmig auszuſehen, es vergräbt das Kinn in die Halsbinde, ſchiebt den Hut verwegen auf ein Ohr: alſo hierher hat ſich das Bischen übrig gebliebene Freiheit geflüchtet, hier müſſen wahre Vaterlandsfreunde tagen, verborgen vor der Welt in einem dürftigen Winkel der Erde! Ach, es iſt ſchauerlich! Darauf ſalutirt er vor dem Portrait Heckers und ſetzt ſich an den Tiſch. Der Andere ſchenkt ihm wenig Aufmerkſamkeit, ſtützt den Kopf auf beide Arme und ſtößt dichte Rauchwolken aus ſeiner Cigarre.

Eine dritte behäbige Figur ſchiebt ſich jetzt in's Zimmer, trommelt ein paar Takte auf den Ofenſchirm und ſchaut mit einem wohlgenährten freundlichen Geſicht hinter denſelben: — guten Abend, Alter, wie geht's? — dann tritt ſie in's Gaſtzimmer und läßt ſich nieder, nachdem ſie dem Hecker pfiffig lächelnd zugewinkt.

So erſcheint nach und nach die ganze Geſellſchaft, bunt gemiſcht, aber die Meiſten anſtändig ausſchauend. Viel Bartwerk iſt vorhanden, viele rothe Hahnenfedern und ſchwarzroth-goldene Bänder. Der Krug macht den leeren Gläſern tiefe Complimente und bald geht ein lebhaftes Geſpräch durch's Zimmer.

Der Zweite, der vorhin eintrat, die kleine luftige Geſtalt, ein Handſchuhmacher, taucht nun ſein Geſicht ſo erſchrecklich tief in die Halsbinde hinab, daß nur die funkelnden Augen herausſchauen, und deklamirt: Die Freiheit, ſie iſt ein leerer Wahn: worauf der Mann mit der rothen Naſe, der zuerſt eintrat, ingrimmig aufſchaut.

Was iſt ein leerer Wahn? brüllt er. Die Freiheit? Wer wagt, zu behaupten, daß die Freiheit ein leerer Wahn iſt?

Ich ſagte: k--ein leerer Wahn, aber Sie wiſſen ja, ich kann das K nicht gut ausſprechen.

Ja ſo, kein leerer Wahn. So ſprechen Sie künftig deutlicher. Aber das iſt der Fluch des Sklaventhums und der Unterdrückung, daß der freie Mann ſich an ein freies Wort nicht mehr gewöhnt, ſogar eine ſklaviſch-liſpelnde Ausſprache angenommen hat.

Der dicke Mann, ein Spezereihändler, ſtieß ſeinen Nachbar klug lächelnd an, als wollte er ſagen: der hat's, jetzt kann's losgehen. Dieß ſchien auch ein junger Menſch mit bleichem Geſicht und langem blondem Haar zu fühlen, denn er ſchrie, nebenbei — um ſich bei der rothen Naſe in Reſpekt zu ſetzen: Es lebe der Hecker! Und Alle tranken ihre Gläſer aus, Einige mit ſchwärmeriſchem Blick an die Wand hin, Andere ſchüchtern auf ihre Naſenſpitze ſehend.

Die rothe Naſe verbeugte ſich dankend, als ſei ſie der Hecker, murmelte dabei aber von Reactionären und politiſchen Feiglingen, wobei ſie namentlich den Gewürzkrämer und ſeinen Nachbar ſcharf anſah, worauf der erſtere mehrere Gläſer Wein haſtig hinabſtürzte, wie er hier allabendlich zu thun pflegte, um ſich in eine muthvolle Stimmung zu verſetzen, und damit er Widerſtand zu leiſten vermöge den Bemühungen, ihn auf die äußerſte Linke hinüberzuziehen; denn der Spezereihändler war, im Vertrauen geſagt, äußerſt conſervativ, ja etwas reactionär.

„Meine Herren," ſprach die rothe Naſe, „was ſind wir denn eigentlich, daß man es wagt, uns tagtäglich in den Staub zu treten, daß man uns unſere koſtbarſten Freiheiten vorenthält? Was heißt Deutſch? Was heißt Deutſcher? Heißt Deutſcher etwa ſo viel, als ein Individuum, ein Weſen, das dazu gemacht iſt und erſchaffen wurde, um Fußtritte auszuhalten, um Stockſchläge zu empfangen, ein Reibeiſen, an dem Jedermann die Schuhe abputzen darf, ein Geſchöpf der Finſterniß, dem nie der roſige Morgen der Freiheit tagen ſoll? Ich wenigſtens dulde dieſe Knechtung nicht länger. Ich will kein Sklave ſein. Ich will mich nicht krümmen unter den Fußtritten der Gewaltigen. Ich will mir die Freiheit mit meinem Herzblut erkaufen, ich will ein freier, deutſcher Mann ſein."

Auf dieſe glänzende Rede ließ ſich ein vielſtimmiges Bravo hören. Nur der Spezereihändler ſtützte ſeine Arme auf den Tiſch und wollte der rothen Naſe in die Rede fallen. Aber die rothe Naſe war im Zug wie eine überheizte Lokomotive und fuhr ſauſend und ſchnaubend fort:

„Was iſt Freiheit? Iſt das bißchen Preßfreiheit Freiheit? Iſt ein volksthümliches Miniſterium Freiheit? Iſt Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, iſt Vereinsrecht Freiheit? O nein! Das verſteht ſich Alles von ſelber, denn da der freie Mann Alles das thun kann und ſoll, was ihm beliebt, ſo fallen ihm dieſe Lappalien, dieſe Brocken, die man ihm wie dem hungrigen Hunde hinwirft, von ſelbſt zu. Der wahre freie Mann iſt der, der wahrhaft frei iſt, und der wahrhaft frei iſt, das iſt ein freier Mann! Aber Ihr Alle,“ dieß ſprach der Mann mit unbeſchreiblichem Pathos, „ſeid Geknechtete, Unterdrückte, ſeid Sklaven!“

Jetzt war der kleine Spezereihändler nicht länger zu halten. Zuerſt brach er in ein lautes Lachen aus, das höhniſch klingen ſollte.

„Hör' mir einer an,“ ſagte er dann, „ich ſei ein Sklave, wagen Sie zu behaupten. Ich ſei ein Gefeſſelter, Unterdrückter? Weßhalb bin ich ein Sklave? Kann ich nicht thun und laſſen, was mir beliebt? Habe ich nicht Alles errungen, was man erringen kann? Und dann,“ ſetzte er in einem etwas weinerlichen Tone hinzu, „begreife ich eigentlich nicht, warum ich mich in den Clubb für unbeſchränkte Freiheit habe aufnehmen laſſen, damit man mich jeden Abend auf's Allerſcheußlichſte herunterſchimpft! Und damit ich nicht einmal die Freiheit habe, zu ſagen, daß ich mich unter den jetzigen Einrichtungen vollkommen frei genug fühle!“

„Er hat ganz recht,“ ſagte leiſe ſein Nachbar, und mehrere Andere nickten ihm beifällig zu, obgleich die rothe Naſe in ihrer Wuth unzählige Gläſer Wein hinter einander austrank.

„Warum,“ fuhr der Spezereihändler fort, „warum nutzt mich die Freiheit nicht, die wir nun einmal errungen haben? Warum, das möchte ich wiſſen?“

„Weil das keine Freiheit iſt," ſagte der Handſchuhmacher; „nur auf den Bergen iſt Freiheit. Ich will thun und laſſen können, was mir beliebt."

Die rothe Naſe ſah den Spezereihändler mit einem Blick unbeſchreiblicher Verachtung an; dann ſagte ſie:

„Iſt ein ſtehendes Heer Freiheit? Iſt Polizei Freiheit? Sind Steuern Freiheit? Sind Capitaliſten Freiheit? Oh, Ihr ſeid blind mit ſehenden Augen. Seht Ihr denn nichts von der Reaktion, die ihr geiferndes Haupt emporſtreckt, eine rieſige Schlange, die Euch langſam, aber unfehlbar einſchnürt?"

„Ha," eiferte der Spezereihändler, „Reaktion, was iſt Reaktion? Wo iſt Reaktion?"

„Reaktion!" ſagte die rothe Naſe, und warf einen mitleidigen Blick hinüber; „weßhalb gehen alle Geſchäfte ſchlecht? Weßhalb ſtockt Handel und Wandel? Weßhalb geht der brave Gewerbsmann zu Grunde?"

„Das iſt keine Reaktion, das iſt ein Unglück," ſagte der Spezereihändler. „Die Gewerbe gehen ſchlecht, weil es an Vertrauen fehlt, nicht einmal weil es an Geld fehlt. Ich muß es am Beſten wiſſen. Wer früher den Zucker bei mir hutweiſe kaufte, der läßt jetzt täglich einige Loth holen, und wer ein Paar neue Stiefeln ſehr nöthig braucht, der läßt heute dennoch die alten flicken, da er nicht weiß, ob ihm die goldene Freiheit, von der Ihr immer predigt, nicht morgen die neuen Stiefel vielleicht ausziehen würde."

„Ja," fiel jetzt ſein Nachbar in's Wort, der ein Möbelſchreiner war, „ſo iſt's, bei Gott, ſo iſt's! Hab' ich doch von zwanzig Geſellen nur noch zwei, und von denen iſt obendrein der eine ein Schneider, der nur Fenſtervorhänge flickt. Ja, Ihr ſeid es, die Handel und Wandel darniederdrücken, mit Eurem loſen Maul und Euern aufrühreriſchen Reden und Euern Wühlereien. Nennt mir einen einzigen Menſchen, der durch Eure fortgeſetzten Aufhetzereien was profitirt hätte. Die Steuern ſind erhöht, Arbeit gibt's keine, und wenn bei dem armen Gewerbsmann das Bischen, was er in früheren Jahren verdient hat, aufgezehrt iſt, ſo hat er Eure Freiheit errungen, dann iſt er frei, wie der Vogel auf dem Zweig, ohne Nahrung und Obdach, frei, daß ſich Gott erbarme!“

Der junge Menſch mit den blonden Haaren hatte ſchon mehrmals verſucht darein zu ſprechen, konnte aber mit ſeiner dünnen Stimme nicht durchdringen.

„Warum,“ ſchrie er jetzt, „haben bei den ſogenannten Vornehmen und Reichen alle Feſte, Bälle aufgehört? Warum anders, als um den armen Mann zu drücken?“

„Warum?“ entgegnete der Möbelhändler, „warum ſoll der Reiche und Vornehme nach den Verluſten, die er ohnedieß erlitten, noch ſein Geld hinauswerfen, wofür er nur Undank hat? Bellt Ihr nicht mit Eurem giftigen Neid Jeden an, der einen beſſern Rock trägt, als Ihr? Was ſchreit Ihr in die Welt hinaus, wenn Ihr irgendwo ein Gaſtmahl oder einen Ball wittert? Schreit Ihr nicht über Reaktionäre, Ariſtokraten, die den Schweiß des armen Volkes verpraſſen? Und das iſt erlogen, das kommt dem Arbeiter und Handwerksmann zu gut, wären nur viele Feſtivitäten und Geſchichten, ſo ſtände es mit dem Gange der Geſchäfte beſſer. Und verpraßt Ihr nicht ebenſo den Schweiß des armen Volkes? Z. B. Sie,“ ſagte er zur rothen Naſe, „haben da einen warmen Rock an, und einen Paletot darüber. Damit könnten Sie einen kleiden, der nichts hat. Sie trinken bei Ihrem Schreien nach Freiheit, das Ihnen natürlich die Kehle austrocknet, täglich Ihre zehn Schoppen Wein. Das würde für neun arme Familienväter langen, und es bliebe Ihnen doch noch ein Schoppen. Aber ich will darüber nichts ſagen, denn das Geld für die zehn Schoppen nimmt der Wirth ein, und das fließt wieder in eine Menge Hände und kommt Vielen zu gut.“

„Schade, Schade,“ ſeufzte der Spezereihändler, „wie unſere ſchönen Gewerbe ruinirt ſind, unſere Stadt ihrem Untergang entgegengeht! Ich ſehe ſchon die Zeit kommen, wo die Häuſer zerfallen, wo auf den Straßen das Gras wächst, und wo wir Alle eine große, große Brüdergemeinde von lauter Lumpen bilden.“

So weit war die Sache in der Ordnung, und manche

Mitglieder des Clubbs für unbegränzte Freiheit neigten ſich auf die rechte Seite. Es hätte dazu kommen können, daß die rothe Naſe und ihre Conſorten überſtimmt worden wären, und der Möbelhändler wagte ſchon den ſchüchternen Vorſchlag, der Geſellſchaft ſtatt des bisherigen den Namen: „Clubb für geſetzmäßige Freiheit“ zu geben, wodurch man für die Wohlfahrt Deutſchlands ſchon viel gewonnen hätte, und mit welcher Errungenſchaft ſich die exaltirteſten Conſervativen zufrieden geſtellt hätten.

Aber da geſchah etwas, was der Sache eine ganz andere Wendung gab, und was in dem Clubb für unbegränzte Freiheit bis jetzt nicht dageweſen war. Es war nämlich 11 Uhr geworden, das Geſpräch hatte man außergewöhnlich laut geführt, und es öffnete ſich die Thür, und herein trat ein Diener der Polizei, feierlich verkündend, daß die Polizeiſtunde längſt vorüber ſei. — — — —

Trauriger Moment! Wie wahr iſt das Sprüchwort: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden. Die rothe Naſe, wie ſie im Begriff war zu thun, eine Rede gehalten für unbegränzte Freiheit, eine Rede, übermenſchlich ſchön, ſie hätte weder den Spezereihändler noch den Möbelhändler verlockt, ihren Antrag auf Aenderung des Namens in Clubb für geſetzmäßige Freiheit aufzugeben. Aber das Erſcheinen der Polizei in dieſem Augenblick, das Verkündigen der Polizeiſtunde, ſo etwas verträgt kein deutſcher Bürgersmann und Patriot. Das ſah auch die rothe Naſe ein; die rothe Naſe wußte ganz genau, daß jetzt ihre Sache die ſiegreiche ſei. Ruhig und groß ſetzte ſie ſich nieder, ruhig und groß füllte ſie ihr Glas, trank es aus und ſprach:

„Freie deutſche Männer, die Polizeiſtunde iſt vorüber!“

Der junge blonde Menſch, nachdem er ſich überzeugt, daß die Polizei das Haus verlaſſen, ließ den Hecker leben; die rothe Naſe verkündigte, ſie behalte ſich vor, morgen eine Adreſſe an die Nationalverſammlung vorzulegen, worin das Miniſterium anzuklagen ſei, daß es durch die fluchwürdige, an das alte verdammliche Syſtem erinnernde Einrichtung der Polizeiſtunde das freie Vereinsrecht der Bürger ungeſetzlich ſchmälere und daß ſie, hierauf fußend, morgen den Antrag einbringen wolle, den Namen der Geſellſchaft in „Clubb für geſetzloſe Freiheit“ umzuändern.

Und hierauf trennte man ſich.

Wirth und Wirthin gingen zu Bett. Die Thüre wurde an den Eingang gelehnt, der Hund legte ſich zum Schlafen hinter den Ofen, das Gaslicht wurde ausgelöſcht, und ringsum war es troſtlos dunkel.

Elfen-Correſpondenz.

Herr Redacteur!

Eingänglich dieſes meines verehrten Schreibens an Sie müßte und ſollte ich mich eigentlich entſchuldigen, daß ich nicht den vorgeſchriebenen Weg gehe und mich an die Druckerei oder Buchhandlung Ihres ſehr werthen Blattes wende; aber Weſen meiner Art, Herr Redacteur, ſchweben gerne ihren eigenen Weg, auch habe ich eine ſtark ausgeſprochene Averſion gegen alle Druckereien, wie ich überhaupt eine gegen allen Druck habe. Verſtehen Sie mich wohl, Druck von *Gedrückt* werden ableitend. Daß ich keinen vor *Gedruckt*werden habe, beweiſe ich Ihnen hierdurch, indem ich Sie bitte, meinen Brief abdrucken zu laſſen. Dieß könnte Ihnen unlogiſch erſcheinen, aber, um Sie in's Klare hierüber zu bringen, muß ich aus meinem Incognito heraustreten und Ihnen ſagen, daß ich ein unglückliches Mitglied, ja eine der wenig übrig gebliebenen aus dem Stamme der Elfen bin, jenem mächtigen Stamme, der da einſt herrſchte über Wald und Flur, Fluß und Heide. Sie kennen jetzt meine Körperform und werden begreifen, daß ich in doppelter Hinſicht mich vor der Druckerpreſſe in Acht zu nehmen habe, denn es wäre mir ſchon einmal beinahe geſchehen, daß ich, bei meinen Forſchungen dieſem Ungeheuer etwas zu nahe kommend, um ein Haar von ihm erfaßt und auf eine friſche Zeitung hingedruckt worden wäre. Denken Sie ſich, ein ſolch' ſchreckliches Ende! Aber auch noch ein tieferer poetiſcher Grund bewegt mich, daß ich an den Redacteur ſchreibe und nicht an die Druckerei und Buchhandlung. — Sie wiſſen, wie wir aus unſern Reichen vertrieben wurden, aus Feld und Flur durch Pflug und Läuten der Heerdenglocken, aus dem Wald durch die Holzaxt und Säge, aus großen und kleinen Flüſſen durch prahleriſche Dampfboote und grobe Floßbalken; kurz, wir hatten bald keine Heimath mehr. Und als nun endlich gar in Kirche und Schule verkündigt ward, wir ſeien eigentlich nur fabelhafte Weſen, und als uns das ganze Volk verfehmte, indem es das fürchterliche Wort ausſprach: wir ſeien nicht mehr zeitgemäß, da war es aus mit dem Elfenreich. Wir wurden verjagt und vertrieben, Herr Redacteur, wir wurden gehaßt und gefürchtet, und wir ſterben und verderben. Ach, es blieben ſehr wenige von uns übrig, und eines dieſer übrig gebliebenen unglücklichen Weſen bin ich. Wo aber eine Zuflucht finden? Eine Zeitlang lebte ich in einem prachtvollen Glashauſe, das angefüllt war mit tauſend und tauſend buntfarbigen Blumen, und ich hätte mich da recht glücklich und heimiſch gefühlt, wenn dort nicht ein ewiges Getreibe, ein ewiges Wirthſchaften an der Tagesordnung geweſen wäre. Bald wurde gekehrt, bald Töpfe verrückt, bald Alles mit kaltem Waſſer angeſpritzt, um den Regen nachzuahmen. Aber wer jene himmliſchen Tropfen ſo genau kennt, wie wir, wie ſie von der Höhe herabfallen, glänzend und ſtrahlend, geſchwängert von Wohlgerüchen, der heißt jenes Surrogat, das aus der ſchmutzigen Gießkanne herausſpritzt. Ich floh das Gewächshaus und nährte mich kümmerlich in der Welt herum, bis der Herbſt kam und die Blätter von den Bäumen fielen. Jetzt war mein Schickſal ein noch traurigeres. Wollte ich mir einen Zufluchtsort ſuchen in irgend einem Baumſtamme, ſo brummte es mir entgegen: Fort, du biſt nicht mehr zeitgemäß! Die Fiſche im Waſſer ſagten mir daſſelbe, und wenn ich mich irgendwo an einem Herde niederließ, ſo beleidigten mich die heimtückiſchen Grillen und riefen mir hohnlachend zu: Fort, du biſt nicht mehr zeitgemäß. Gerade wie der ewige Jude. Jetzt fiel der erſte Schnee und brachte mich zur Verzweiflung. Da faßte ich ſchon den ſchrecklichen Entſchluß, mich unter den Hammer eines Schmiedes zu werfen oder unter eine Druckerpreſſe, um meinem elenden Leben auf dieſe Art ein Ende zu machen; ich hätte ihn ausgeführt, wenn ich nicht plötzlich ein wunderniedliches, ganz paſſendes Haus für mich gefunden: ein herrliches Häuschen!

Herr Redacteur! Wenn Sie je ebenfalls in den ſchrecklichen Fall kommen ſollten, nicht mehr zeitgemäß zu ſein, da folgen Sie meinem Beiſpiel. Mein Haus ſteht auf einem Fundament von Bronce, ragt ſtolz in die Luft hinauf und iſt gebaut, wie es nur die kühnſte Elfenphantaſie wünſchen kann, die Wände von den ſchönſten Spiegelgläſern, und gedeckt von einem gewölbten Metalldach. Darin ſitz' ich und kann die Menſchen überſchauen und ihr Treiben und ſtelle über ſie meine Betrachtungen an. Wenn es Abend wird, ſo beleuchtet man mein Haus glänzend und herrlich, und eine ſanfte Wärme zieht durch das ganze Gebäude. Kurz, Herr Redacteur, mein Haus iſt nichts mehr und nichts weniger, als eine Gaslaterne, und Ihnen darf ich es wohl verrathen: es iſt die vierte, rechts auf der Königsſtraße.

So, jetzt wüßten Sie, wer ich bin und wo ich bin. Jetzt kommen meine Wünſche und Anerbietungen. Sie können ſich denken, daß ſchon der Name Ihres Blattes, die Laterne, mich ſehr anſprach. Doch nebenbei iſt es ein gewiſſer poetiſcher Hauch, der durch die Spalten deſſelben weht, und der mich näher zu Ihnen hinzieht. Ich habe mit Bedauern geſehen, daß Sie noch wenig Mitarbeiter haben, daß es noch wenig Leute gibt, die ſich für die gute Sache, welche Sie verfechten, ſo lebhaft intereſſiren, um auch ſelbſt etwas dafür zu thun. Das iſt ſo der Lauf der Welt. Wiſſen Sie:

daß etwas geſchehen müßte, ſehen dieſe Herren wohl ein, und finden es ganz natürlich, daß Sie und Ihre Freunde ſich plagen und abarbeiten. Aber ſelbſt einmal etwas zu thun, dieſe kluge Idee wird ihnen erſt dann kommen, wann es zu ſpät iſt. Ach! uns iſt es ja ſelbſt ſo gegangen. Von dem Augenblicke an, wo uns Alles zurief: Ihr ſeid nicht mehr zeitgemäß, da erſt ſahen wir ein, wie mit Klugheit, Thätigkeit und Ausharren ſo manches ſtille, ruhige Plätzchen uns nicht entgangen wäre. Doch was helfen Klagen? Genug, ſo wie ich da bin, biete ich mich Ihnen zum Mitarbeiter an. Ich ſehe Sie den Kopf ſchütteln und meinen: Was kann der aus einer Gaslaterne mir Neues mittheilen? Weit gefehlt, Verehrteſter. Ich erfahre Vieles, wovon ſich Eure Schulweisheit nichts träumt. Meine Beobachtungen am Tage und in der Nacht von dem, was auf der Straße vorgeht, ſind das Wenigſte. Aber glauben Sie, ſo eine Gasflamme ſei nicht geſchwätzig? Ich verſichere Sie, das Summen und Surren dieſes redſeligen Elements verſüßt mir manchen Augenblick und ich erfahre Neues über Neues. Meine Flamme behauptet nämlich, auf allen Straßen, in allen Häuſern gute Bekannte zu haben, mit denen ſie durch unterirdiſche Röhren in Verbindung ſtehe. Sie iſt wie ein electriſcher Telegraph; ich habe ſie ſchon über Dinge in den entlegenſten Stadtvierteln ausgefragt, und ſie ſagt mir augenblicklich Beſcheid.

Daß dieſe Flammen und Ihre Mittheilungen geläutert ſind, können Sie mir und der Gasbeleuchtungsgeſellſchaft auf's Wort glauben, und wenn Sie ſowohl dieß, wie meinen früheren Lebenslauf in's Auge faſſen, ſo dürfen Sie meiner Verſicherung trauen, daß ich Ihnen nur zeitgemäße Correſpondenzartikel zuſenden werde.

Was mein Honorar anbelangt, ſo bitte ich um ein Frei-Exemplar Ihres Blattes; würden Sie hie und da in dieſer harten Winterszeit eine duftende Blüthe hineinlegen oder ein Stück Orangenſchale, ſo würde das meiner Phantaſie und Ihren Artikeln zu gute kommen. Ich ſehe in der nächſten Nummer Ihres Blattes einer kleinen Antwort auf mein Anerbieten entgegen und verharre unterdeſſen

mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz gehorſamſter

Elfe.

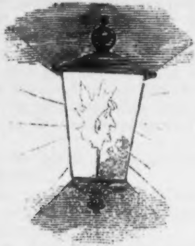
An den Herrn Elfen.

Geehrter Herr! Werthgeſchätzter Freund!

Unmöglich können wir Ihnen unſere Freude, ja unſere Rührung ſchildern, die wir empfanden bei Durchleſung Ihrer ſehr werthgeſchätzten Zeilen an uns. Neben der Theilnahme für unſer Blatt, die Sie hiedurch bekunden, war es die erfreuliche Gewißheit, auf dieſem Wege beſtimmt zu erfahren, daß von Ihrem uns ſo ſehr intereſſanten, ja wir könnten ſagen befreundeten Geſchlechte, noch einige, wenn auch nur wenige, exiſtiren. Hieran knüpfen wir zugleich die Bitte, unſerem Blatt, neben Mittheilungen aus dem gewöhnlichen Leben, auch hie und da etwas aus der Vergangenheit des Elfengeſchlechtes zukommen zu laſſen. Glauben Sie, daß Ihre Klagen uns doppelt an's Herz gegriffen und uns außerordentlich weh gethan. Aber wer kann ſich jetzt eines beſſeren Schickſals rühmen? Wer iſt jetzt zeitgemäß, verehrteſter Herr Elfe? Wahrlich, nicht die Beſten im Volk ſind zeitgemäß, und es graſſirt der Begriff dieſes Wortes wie eine ſchwere Krankheit und macht ſo fürchterliche Fortſchritte, daß, wenn nicht bald von irgend einer Seite her Einhalt geſchieht, ſo wird uns die Sonne oben für unzeitgemäß erklären und die Erde ein wüſtes Eiland, auf der nichts mehr wächst und gedeiht, nichts mehr kreucht und fleucht. Nacht und Düſterheit ringsum. Dann würden ſich auf eine ſchickliche Art die Jagdgeſetze erledigen, und der Zehnten ſchaffte ſich von ſelbſt ab. Doch entſchuldigen Sie, geehrter Herr Elfe, — keine Politik — wir wollten Ihnen nur gern unſere Dankbarkeit ausdrücken, daß Sie ſo freundlich waren, ſich zum Mitarbeiter der Laterne anzubieten. Glauben Sie, wir achten dieß Anerbieten in der jetzigen Zeit doppelt hoch; denn es gehört ein gewiſſer moraliſcher, ja phyſiſcher Muth dazu, ſich zu einem Blatte zu bekennen, das es mit ſeinen ſchwachen Kräften verſucht, hie und da gegen die große Strömung zu ſchwimmen. Und dieſen doppelten, ja, nur einfachen Muth haben wenige Menſchen. Ja, es gibt ſehr wenige, die etwas thun, ihre eigene Sache aufrecht zu erhalten. Dem feigen Sprichwort: Mit den Wölfen ſollſt du heulen! folgen in unbegreiflicher Verblendung die Meiſten. Deßhalb vernehmen wir auch rings um uns her ein ſolches Wolfsgeſchrei und wüthendes Geheul, daß man ſich die Ohren zuſtopfen möchte, um nichts mehr zu hören.

Daß Ihre Correſpondenzen von dem Standpunkte aus, auf den Sie ſich geſtellt oder vielmehr ſich geſetzt, ſehr erleuchtet und beleuchtend ſein werden, glauben wir annehmen zu können, und ſehen deßhalb mit Vergnügen Ihren Mittheilungen entgegen. Was das gewünſchte Frei-Exemplar anbelangt, ſo ſcheint dieß ein ſehr wohlfeiles Honorar. Doch hätten wir hiebei eine beſcheidene Bitte. Thun Sie uns den einzigen Gefallen und laſſen Sie dieſes Exemplar nicht in andere Hände kommen. Es geſchieht dieß ſo oft von verſchiedenen unſerer Abonnenten; wir könnten Ihnen davon ſchreckliche Beiſpiele anführen. Es abonnirt ſich Jemand auf das Blatt, und ihn koſtet die Nummer ſonach drei Kreuzer. Er verleiht aber dieſe Nummer wieder an einen guten Freund, der verleiht ſie einem Bekannten, der Bekannte einem Vetter, der Vetter einem Collegen, und ſo koſtet Jeden die Nummer nach höchſter Berechnung circa einen halben Kreuzer, ein Beitrag für die gute Sache, der aber nach der allerbeſcheidenſten Anſicht für zu mäßig angeſehen werden dürfte.

Was die Zuthaten von Blumen und Orangenſchalen anbelangt, ſo werden wir nicht verfehlen, damit aufzuwarten, und zeichnen unterdeſſen mit aller Hochachtung ergebenſte Redaction der Laterne.



So könnte ich denn, in einem freundlichen Häuschen vollkommen gut eingerichtet, den Stürmen des Winters ruhig entgegen ſehen. Herzlich für Ihre Zuſchrift dankend, werde ich meine Mittheilungen alsbald beginnen. Ich habe in allen Theilen der Stadt die beſten Verbindungen angeknüpft, und meine Gasflamme verſichert mich, ich könne unbedingt darauf rechnen, nur wahrhaftige Berichte von ihren Collegen zu erhalten. Ich hatte mit dieſer meiner Gasflamme. einem alten gemüthlichen Geſellen, neulich einen guten Auftritt. Nach einigem unverſtändlichen Geſumſe, das ich der Verlegenheit zuſchrieb, mich ſo geradezu über meine geheimſten Gedanken auszuforſchen, begann ſie, auf mein Verhältniß zu Ihnen anzuſpielen, und wünſchte über meine politiſchen Anſichten aufgeklärt zu ſein. Erſtaunt entgegnete ich: Gibt es denn auch unter den Gasflammen politiſche Färbungen? worauf mich mein Hauswirth ein paar Sekunden lang außerordentlich verächtlich anblickte und alsdann ſagte: „Es ſcheint Ihnen entgangen zu ſein, welch' große Rollen wir leider gezwungen ſind, bei allen Revolutionen und Emeuten zu ſpielen, und daß Leute, wie wir, die ſo thatkräftig in das politiſche Leben eingreifen, es wohl auch ſich ſelbſt ſchuldig ſind, Politik im weiteſten Sinn, wenn auch nicht auf breiteſter Grundlage, zu treiben. Die meiſten des Gasgeſchlechts ſind auf der rechten Seite und brennen conſervativ, und das aus ſehr einfachen Gründen; denn wären Sie, junger Freund, eine Zeitlang Gaslaterne geweſen und hätten an ſich müſſen geſchehen laſſen, was uns paſſirte, oder Alles das mit anhören und anſehen, wie wir in mancher Nacht, ſo hätten Sie denſelben Abſcheu vor allen Wühlern und Anarchiſten. Leider aber gibt es auch unter den Gasflammen Wühler." — „Wühlende Gasflammen?" — „Sie können ſie leicht erkennen. Es ſind größtentheils verwahrloste, übel ausſehende, ſtruppichte Flammen; ihre Zuleitungsröhren ſind meiſtens verſtopft, weßhalb ſie ſchlecht brennen, und aus Neid und Aerger darüber ziſchen ſie erſtaunlich laut in die Nacht hinaus, aber wenn man näher kommt, geben ſie gar keinen erfreulichen Schein."

Ich ſuchte meinen Hauswirth über die Redlichkeit meiner politiſchen Anſichten aufzuklären und verſicherte, daß ich außerordentlich conſervativ ſei. Doch beſtand er hartnäckig darauf, mein politiſches Glaubensbekenntniß zu vernehmen und brachte mich hiedurch einigermaßen in Verlegenheit, indem ich als Neuling mit der Abfaſſung eines ſolchen Bekenntniſſes nicht vertraut war. Doch ſuchte ich mir damit zu helfen, daß ich dem allgemeinen Glaubensbekenntniß, was ich im Kopfe hatte, einen politiſchen Text unterlegte.

So ſprach ich demnach zur Gasflamme:

1) Ich glaube an meinen König, der es gut meint mit ſeinem Volke und ſegensreich für daſſelbe gewirkt hat lange Jahre hindurch;

2) Und an eine freiſinnige Conſtitution, die gegeben wurde im Jahr 17;

3) Eine Conſtitution, mit der das ganze Land zufrieden war bis zum Jahr des Heils 48;

Wo alsdann dieſe Conſtitution freilich Manches gelitten hat unter Inſtitutionen, Reſtitutionen und Proſtitutionen aller Art; ſogar

4) Von ihnen gekreuzigt wurde und gern begraben worden wäre, um eine neue von eigener Erfindung an die Stelle zu ſetzen.
5) Selbige Conſtitution wurde herabgezogen in jetziger Kammer, wird aber auferſtehen von den Todten;
6) Und wird darauf mit einigen Veränderungen, die durch den Lauf der Zeit nothwendig geworden ſind, wieder auffahren an den politiſchen Himmel zur Rechten des Königs;
7) Und wird ſich geltend machen, zu richten die Anarchiſten und die Wühler.
8) Ich glaube an die Errungenſchaften der neuen Zeit;
9) An die Frankfurter Nationalverſammlung, aber an keine Gemeinſchaft der Linken;
10) Doch mögen ihnen ihre Sünden vergeben ſein;
11) Ich hoffe auf eine baldige Auferſtehung der jetzigen Abgeordnetenkammer, und alsdann
12) an ein politiſch-geſetzlich freies Leben.

Die Gasflamme erklärte ſich mit dieſem meinem Glaubensbekenntniß vollkommen einverſtanden und verſprach mir, nächſtens den Verlauf einer Gasrevolution zu erzählen, von der ich bis jetzt nie etwas gehört; doch werde ich nicht ermangeln, einer verehrlichen Redaction darüber zu berichten.

Sie haben mir nicht geſagt, ob ich Ihnen auch Referate über das Theater machen ſoll. Ich komme auf dieſe Frage, weil Freitag den 1. December mein unglücklicher König Oberon über die Bretter geſchleppt wurde. Die Gasdepeſchen, die ich über dieſe Aufführung aus dem Theater erhielt, rochen aber ſo äußerſt unangenehm, daß es mir unmöglich war, ſie ſchon für heute in's Genießbare zu überſetzen; doch werde ich bei einer Wiederholung der Oper mein Beſtes thun, um meinen armen König Oberon über das in Schutz zu nehmen, was man ſchmählicher Weiſe an ihm verbrochen hat. Nur ſo viel für heute ſchon: Weil auf der Weltbühne die Könige anno 48 etwas ſchlecht behandelt worden ſind, meint vielleicht die Bühnenwelt, als Spiegel derſelben es ebenſo machen zu müſſen?

Oberon, König der Elfen,

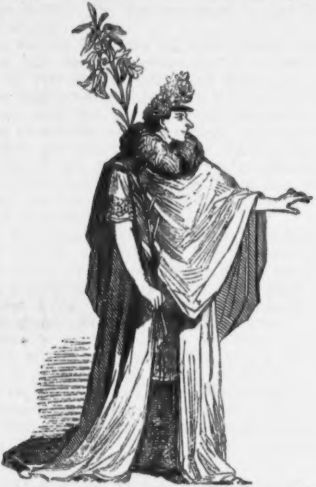
romantiſche Feenoper.

Herr Redacteur!

Sie können ſich denken, Verehrteſter, wie ſehr ich geſpannt war, die angekündigte Oper zu ſehen, die von den Leiden und Freuden meines guten Königs Oberon handelt, eines Herrſchers, der leider nicht mehr iſt, und durch deſſen Verluſt unſer ganzes edles Geſchlecht zu Grunde ging.

Ich begab mich ſchon früh in's Theater, die Gasröhrenleitung benützend, und ſetzte mich im Theater am Kronleuchter auf eine der Röhren, die Erſparniß halber nicht mehr angezündet werden. Ach, was iſt die Ouvertüre ſchön. Es iſt Nacht und unter einer hundertjährigen Eiche auf dem weichſten Moos lagern die Elfen und erwarten ſehnſüchtig den Aufgang des Mondes. Jetzt glitzert und ſtrahlt es durch die Zweige, mit ſilbernem Glanz füllen ſich die Kelche der Lilien; Alles lebt und webt und wirbelt und tanzt in wilder Luſt durch einander. Glühkäfer leuchten, Quellen rauſchen und die Blumen ſingen leichte Elfenmelodien. Mit ernſtem Antlitz ſieht der König dem Getreibe zu, denn es laſtet ſchweres Leid auf ſeinem Herzen. Da, horch! plötzlich dringen ſeltſame Töne durch den Wald. Roſſe ſtampfen, Waffen klirren. Fremd gekleidete Eiſenmänner ſchweben bei uns vorüber. Vorbei iſt die Luſt. Trauer und Klage tönt in die Nacht hinaus, wildes Weh und Liebesleid. Doch der König winkt mit ſeinem Lilienſtabe und zieht magiſche Kreiſe um die fremden Geſtalten, magiſche Kreiſe, die von ſeinem Herzen ausgehen. — Größer wird das Leid, der Mond ſtürzt hinab in wilde ſchwarze Wolkenmaſſen, die Elfen ſuchen ihr Blätterdach und ihre Blumenhäuſer. Aus den Klüften und Tiefen empor ſchweben Alraunen und Gnomen, und nur ein einziger Stern ſchimmert in der ſchwarzen Nacht, der Ton von Oberons Horn. Und allmählig beſiegen die ſanften Klänge den wilden Sturm in der Geiſterwelt.

Vorüber iſt das Gewitter der Leidenſchaft; helle glänzende Tropfen fallen aus den Augen derer, die ſich gehaßt, und die das Schickſal tückiſch geſchieden; aber es ſind Freudenthränen und wir Elfen hören ihren melodiſchen Klang. Ei, es wird luſtig im Elfenreich! Titania und Oberon ſind vereint.

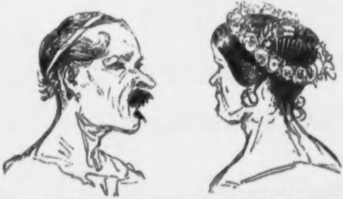


Freudige jubelnde Stimmen dringen durch den Wald und weit, weit aus der Ferne antwortet die ſchmetternde Muſik eines prachtvollen Hochzeitszuges. Unendlich groß und herrlich klingt die Luſt, Alles dankt, jauchzt, jubelt. — —

So fühlte ich die Ouvertüre, aber nun hätte ich hinausgehen ſollen. Sind wir denn in den Augen der Menſchen ſo herunter gekommen, daß ſie unſer liebes luſtiges Elfenreich auf ſo nüchterne und proſaiſche Art darſtellen? — Der Vorhang geht auf. Oberon erſcheint als wandelnder Liliengarten, ein ſchwerer weißwollener Mantel verhüllt die Glieder des Königs, und ich glaube, der denkende Coſtümkünſtler hat durch dieſe ſchwere Bekleidung ſehr geſchickt das große Leid Oberons anzeigen wollen, das ihn herniederzieht in den dunſtigen Kreis dieſer Erde. Es kommen männliche und weibliche Elfen, ihn zu tröſten. Ich war erſtaunt, Herr Redacteur. Die Elfen hatten große Schnurr-, Backen- und Knebelbärte, d. h. die männlichen Elfen. Was die weiblichen Elfen anbelangt, ſo waren ſie durch nichts ausgezeichnet, und man hätte ſie ebenſo gut für Fiſcherinnen und alte und junge Landbewohnerinnen halten können. Dazu aber ſangen ſie gar ſchön und ironiſch:

Leicht, wie Feentritt nur weht,
Durch den Saal, ihr Elfen, geht.

Ich erlaube mir, Herr Redacteur, Ihnen hiebei die Zeichnung eines männlichen und weiblichen Elfen beizulegen.



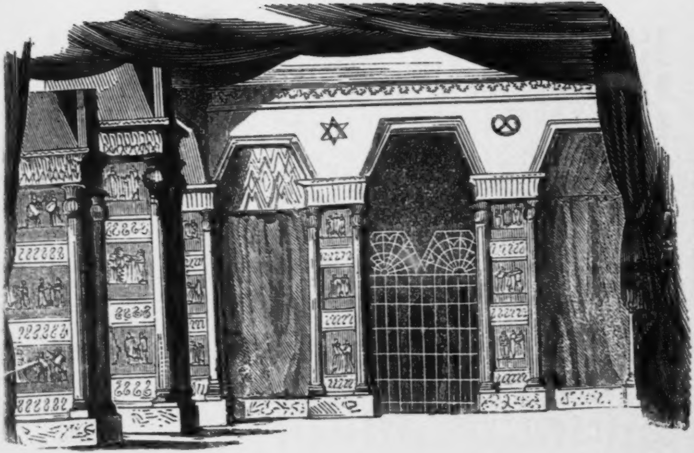
Wie das vorbei war, kamen Hüon und Scherasmin aus der Erde herauf, natürlich in tiefem Schlafe, und hinter ihrem Rücken erſchien, auf einigen grauen Wolken ſitzend, die ſchöne Rezia. Das ſollte das Traumbild vorſtellen, und Beide müſſen ſich ſehen, ſich lieben und ſich nie wieder vergeſſen. Aber es war durchaus unmöglich, daß ſie ſich ſehen konnten, denn Ritter Hüon bot der Dame Rezia äußerſt ungalant den Rücken. Aber das thut nichts, in einer Feenoper iſt Alles möglich.

Was nun die Decoration bei dieſen Scenen anbelangt, wozu wir auch die nachfolgenden Scenen in Bagdad begreifen, ſo habe ich nicht leicht etwas Traurigeres geſehen. Vor allen Dingen aber verſtehe ich die Vorliebe des Theateroberons zu jener Art ſchmutzig grauer Regenwolken nicht, auf denen er beſtändig auf- und abfliegt. Unſer guter König Oberon liebte gar keine Wolken. Zum Schluß kommen wir in das Innere des Harems, eines babyloniſch-aſſyriſchen Harems mit Keil- und Hieroglyphenſchrift, mit einer goldenen Gitterthüre von einer geſchmackloſen Form, wie man nichts Aehnliches ſehen kann.

Die Haremswächter erſcheinen, und es iſt Schlafenszeit; aber noch nicht für das Publikum, denn der zweite Act beginnt mit dem großen Bankett bei dem Kalifen von Bagdad, und hier iſt ſchon ein Uebriges geſchehen, in rother, gelber und grüner Farbe, namentlich aber in weiten Pantalons und fürchterlichen Bärten. Unglücklicher Hüon! Dieſen Wüthrichen die ſchöne Rezia aus den Klauen zu ziehen! Mir bangt vor deinem Schickſal! Aber es geht Alles beſſer ab, als ich gedacht. Hüon erſticht den Babekan, welcher maleriſch an den Stufen des Thrones niederſtürzt, die Türken verwundern ſich ungeheuer, der Souffleur klingelt in der höchſten Noth Hüons, die Decoration verwandelt und wir ſehen die Ufer des Meeres, wo mehrere Fregatten parat liegen.

An Bord denn, an Bord, da der Himmel rein,
Und günſtig weht der [illegible]

Verwandlung. Fürchterliche braune Hölle. Puck und die Geiſter erſcheinen.



Puck, Puck, mein alter Freund, wer hätte gedacht, daß wir uns ſo wiederſehen, ich auf dem königlichen Kronleuchter abhängig vom Theater, du in fleiſchfarbenen Trikots und in einem weißen Röckchen. Der Anblick von Puck hat mir eigentlich leid gethan, Herr Redacteur, denn Sie hätten unſern Puck kennen ſollen, dieſen neckiſchen Geſellen. Puck ruft die Geiſter herbei und die Geiſter kommen. Es ſind aber eigentlich nur die Elfen von früher, mit grauen und braunen Ueberwürfen verſehen. Die Köpfe ſind dieſelben und auch die Schnurr-, Backen- und Knebelbärte. Doch das kann man ſich für einen böſen Geiſt noch eher gefallen laſſen. Neue Verwandlung.

Ocean, du Ungeheuer!

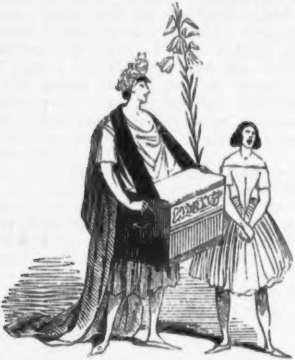
Da liegt es vor mir, das unendliche Meer, und die fleiſchleinenen Wogen tanzen auf und ab. Unabſehbar breitet es ſich aus bis an den Hintergrund, auf dem analog der ſchwarzen Sturmnacht leichte weiße Frühlingswölkchen gemalt ſind. Der Sturm beginnt. Dumpf rollt die Donnermaſchine. Blitze leuchten aus der letzten Couliſſe und zeigen deutlich, wo in undenklichen Zeiten die hintergründliche Leinwand zuſammengenäht wurde. Der Windkaſten pfeift und der Maſchiniſt und alle Elemente ſind losgelaſſen.

Inzwiſchen bricht mit fürchterlichem Sauſen
Ein unerhörter Sturm von allen Seiten los;
Des Erdballs Axe kracht, der Wolken ſchwarzer Schooß
Gießt Feuerſtröme aus, das Meer beginnt zu brauſen,
Die Wogen thürmten ſich wie Berge ſchäumend auf,
Die Pinke ſchwankt und treibt in ungewiſſem Lauf,
Der Bootsman ſchreit umſonſt in ſturmbetäubte Ohren,
Laut heult's durch's ganze Schiff: weh uns, wir ſind verloren!

Wir wären aber auch bald Alle wirklich verloren geweſen, wenn ſich das Unwetter nicht plötzlich gelegt hätte, ſowie Hüon und Rezia die Bühne betreten; denn von der Wahrhaftigkeit des Schauſpiels begann das Haus zu zittern und der Kronleuchter bewegte ſich bedeutend. Alſo Hüon und Rezia erſcheinen, aus dem Schiffbruch vor der Hand die einzig Geretteten. Die Pinke ſchwankt in der letzten Couliſſe in ungewiſſem Lauf und wird von dem kräftigen Arm eines Theaterzimmermanns an's Ufer gezogen. Rezia ſingt ihre große Arie, und es kamen bei dem herrlichen Geſang wieder wie in der Ouvertüre die ſchönſten Tonbilder über mich. Ich hätte für einen Augenblick Alles vergeſſen können, wenn es nicht plötzlich Tag geworden wäre, der Tag, der mit ſeiner verrätheriſchen Helle das ſchreckliche Meer und heutigen ſchrecklichen Couliſſen des Königlichen Hoftheaters beleuchtete. Zum Ueberfluß erſchien auch jetzt das Rettungsboot, und da in einer Feenoper nichts ſeinen gewöhnlichen Weg gehen darf, ſo kam es rückwärts, das Steuerruder voran, mit wenigſtens vierundzwanzig Segeln, die alle gegen den Wind gebläht waren. Leider für Herrn und Madame Hüon iſt es wirklich kein Rettungsſchiff, denn es ſind Barbaren, die jetzt das Ufer betreten, mit großen Bärten und krummen Säbeln. Sie ergreifen die unglückliche Rezia. Hüon kommt auf ihren Hilferuf herbei. Er ſchwingt in ſeiner Hand einen jungen Baum, von dem er aber keinen Gebrauch macht. Einer der Türken ſagt ihm pantomimiſch: Lieber Herr Hüon, Sie wiſſen, daß Sie geknebelt werden müſſen. Haben Sie alſo die Freundlichkeit und legen Sie ſich nach Ihrer Bequemlichkeit auf dieſem Steinſopha nieder. — „Knebelt den ungläubigen Hund!" Rezia wird fortgeſchleppt und Hüon, vermittelſt eines Nagelbohrers, einer tüchtigen Pantomime und einigen Bindfadens, geknebelt, worauf derſelbe aus Wuth und Entrüſtung über das fürchterliche Schickſal ſeiner Rezia augenblicklich einſchläft.

Umhüllt von finſtrem Grimme,
Rauſcht Oberon vorbei an ſeinem Angeſicht.

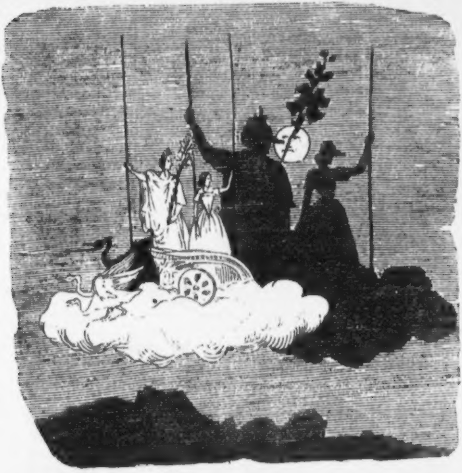
N. Die lieblichſte Muſik, die Weber je geſchrieben hat, ertönt, und wenn man die Augen ſchließt, ſieht man, wie die Elfen tanzen; und hört, wie die Meermädchen ſingen. Aber mit offenen Augen ſah man nichts dergleichen, und erblickte nur Oberon und Puck umherſpazierend und ſingend:



Hierher, hierher, Ihr Elfen all,
Kommt, tanzt nach der Nymphen melodiſchem Schall.

Aber es kamen die Waſſer all', nur keine Nymphen und Elfen.

„Alle Elfen und Geiſter des königlichen Hoftheaters ſind der Erſparniſſe halber und ebenfalls als gänzlich unzeitgemäß von der königlichen Hoftheater-Intendanz entlaſſen worden,“ ſagte eine tiefe Baßſtimme neben mir. Wozu



auch Elfen und Geiſter! Wir haben ja Alles, was wir wollen. Jetzt ſinkt auf der Bühne der Tag und es will

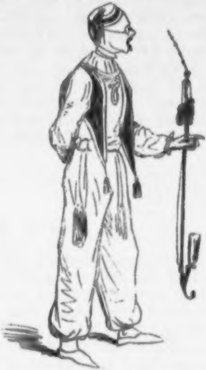
Abend werden. Zuerſt ſcham- und abendröthelt der Hintergrund, dann ſämmtliche Couliſſen, eine nach der andern, zuletzt die Proſceniumslampen, vor denen Oberon und Puck ſtehen, von einem roſigen Schimmer übergoſſen. Schöner wie der Tag hier die müden Augen ſchloß und die Nacht empor ſtieg, ſchöner, wie hier, ſah ich es nicht in der Wirklichkeit. In der Wirklichkeit geht Alles ſo natürlich und langweilig vorüber. Hier aber Schlag auf Schlag nach dem Zettel des Theatermeiſters. Zuerſt roth, dann grün, dann blau, hinten hebt ſich ein Wolkenſchleier, und der Mond blickt nieder auf den glücklichen, ſchlafenden Hüon, der Alles das nicht erlebt. Oberon erſcheint noch einmal, dießmal hoch in den Wolken, neben ihm Puck. In der dritten und vierten Couliſſe wird ein blaues bengaliſches Feuer abgebrannt, das nicht blos den Geiſterkönig magiſch beleuchtet, ſondern auch einen rieſenhaften, verzogenen Schlagſchatten auf den dunkelglühenden ſüdlichen Nachthimmel und den Mond wirft.

Man muß für dieſen doppelten Effekt dem Theatermeiſter ſehr dankbar ſein. Die Meermädchen ſingen: Wohlgemuth, wohlgemuth, als wollten ſie dem Publikum ſagen: es iſt ja bald Alles vorbei, ſeid darum wohlgemuth, und der Vorhang fällt. Derſelbe erhebt ſich aber wieder vor Tunis.

Die Mandel blüht im Thal, mit ſpitzen dunkeln Blättern,
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern,
Geſegnet iſt das Land des Beys von Tittery.

Auch Palmen ſind hier zu ſchauen, ſchöne grüne Palmen, nur Schade, daß der Wolkenſchleier, der kühn über die Bühne geſpannt iſt, ſo tief herabhängt, daß er die Palmenkrone zur Hälfte bedeckt.

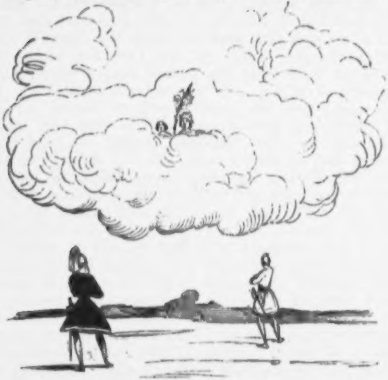
Fatime ſingt: Arabien, mein Heimathland, Scherasmin kommt, und endlich der bravſte der Ritter: Hüon, dießmal als Türke verkleidet. Aber Hüon mag ſich in Acht nehmen, denn ich wette zehn gegen eins, daß er doch erkannt wird, denn kein ächter Türke geht ſo gekleidet, wie der Herr Hüon.



Die Sache nähert ſich indeſſen ihrem Ende. Hüon wird zärtlich in's Harem gelockt, wo der liebeglühenden Sultanin heißes Blut ihn ſehnſüchtig erwartet. Aber der brave junge Mann widerſteht allen ihren Liebkoſungen. Das hat die Sultanin nicht erwartet. Sie wirft ſich auf den Divan und ſucht durch wilde Tänze Hüons Phantaſie zu entflammen. Umſonſt, Hüons Phantaſie entflammt ſich nicht. Er bleibt kalt bei der Liebesguth Roxanens, er bleibt gefühllos bei dem Girren von ſechs edlen Choriſtinnen, die mit duftenden Blumenkränzen ihn zu beſtricken ſuchen und ihn umgaukeln, ſo daß ſüßer Blumen- und anderer Staub hoch emporwirbelt, ich meine nämlich aus den Kränzen. Man bietet ihm den goldenen Becher, er weist ihn zurück. Die Choriſtinnen ſingen:

Wenn Frauenaugen liebend glüh'n,
Kannſt du ſcheu'n dieß Zauberlicht,
Haſt du noch das Herz zu flieh'n,
Wenn dich weißer Arm umflicht?

Ja, Hüon hat das Herz und flieht. Er hätte eigentlich ſchon früher fliehen ſollen. Ich hätte das ungefähr ſo arrangirt. Hüon ſtürzt zu einer Seitencouliſſe heraus und erzählt, wie man ihn habe verführen wollen, ſpricht von dem Feuer der Sultanin, von den herrlichen Tänzen, von weißen Armen; Alles Sachen, die wir doch nicht geſehen haben, und der Zweck wäre vollkommen erreicht.



Jetzt kam das Finale und Oberon benebſt Gemahlin ohne allgemeines Verlangen zum allerletzten Male, Hüon und Scherasmin finden dieſe außerordentlichen Erſcheinungen ganz in der Ordnung, denn ſie wiſſen, wer eigentlich hinter den Regenwolken ſteckt — genug, ſie erſtaunen gar wenig und endlich fällt der Vorhang. Ich ſtürzte den Weg zurück, den ich gekommen, in meine Behauſung. Ich hatte mich ſo ſehr gefreut auf die große Cour bei Karl dem Großen. Aber wie die Baßſtimme neben mir ſagte, ſoll dieſelbe, als in ihrer furchtbaren Etikette für alle Höfe Europa's zu verletzend, weggelaſſen werden.' Gute Nacht, Herr Redacteur.

Herr Redacteur!

Durch meine Oberons-Correſpondenz von neulich habe ich mir Feinde zugezogen, wie ich fürchte; denn ich ſehe häufig Leute bei meiner Gaslaterne vorbei gehen, welche dieſelbe mit höchſt ingrimmigen Blicken anſchauen. Doch thut das nichts, ich werde, ſo oft ſich mir Gelegenheit dazu bietet, mich durchaus nicht beirren laſſen, Ihnen und ihnen die Wahrheit zu ſagen. Ich habe mir auch einen kleinen Schnupfen zugezogen, deßhalb bekommen Sie erſt heute einen Bericht. Für die beiden Aufſätze in Ihrer geſtrigen Laterne, wo von den Schleifen auf den Straßen ꝛc. die Rede iſt, muß Ihnen jeder Menſch, der ſeine geſunden Gliedmaßen liebt, dankbar ſein. Ich kann den Unfug am beſten mit anſehen, Herr Redacteur, den Unfug der Buben, die da ſchleifen, und den Unfug, daß die Polizei ihnen das nicht verbietet. In den Hauptſtraßen ſieht man Schlittſchuhlaufen und mit Schlitten mitten auf den Wegen fahren, und kein Polizeidiener iſt weit und breit zu ſehen, der dieſem Unweſen ſteure. Sie werden fragen, warum dieſer Sache heute wieder erwähnen? Aber ſo etwas kann man nicht oft genug wiederholen; denn wie die geſinnungstüchtigen Blätter ſagen, muß man auf einen Mißbrauch ſo lange und hartnäckig aufmerkſam machen, bis er abgeſchafft wird. Wollten Sie nicht für die Winterſaiſon eine ſtehende Rubrik einführen mit dem Titel:

Schleifunfug und Polizeimangel?

Doch Sie verſtehen das beſſer. Und für die nächſte Zeit hat auch der Himmel ein Einſehen gehabt und alles Glatteis, alle Schleifen herrlich weiß zugeſtreut. Der Schnee iſt das Einzige, was ich im Winter liebe, und wenn es ſo herunterwirbelt und flockt und man, wie ich, im zierlichen Glashauſe ſitzend, dem fallenden Schnee behaglich zuſchaut, ſo thut das Herumflattern der weißen Flocken dem Auge ſo wohl, man denkt anfänglich viel, aber der weiße Staub läßt keinen Gedanken in's Freie, und dann zieht man ſich in ſich ſelbſt zurück und folgt mit den Augen dem ſchwebenden Schnee, immer weniger denkend, und zuletzt klingt das Flattern und Fliegen draußen wie eine einfache wohlthuende Melodie, immer fort ohne Aufhören, bis man zuletzt einſchläft. So muß es auch draußen einem Unglücklichen zu Muth ſein, der ſchlafend eingeſchneit wird, wie das ſchon öfter vorgekommen iſt. Die armen Saaten im Feld werden ſich über den Schnee freuen, ihnen hat das Glatteis und die Kälte nicht wohl gethan; aber jetzt unter dem warmen ſchützenden Schneemantel thauen ſie auf, reiben ſich ihre Blätterhände und fangen vergnügt an zu plaudern. Und ſo abgeſchieden zu ſein von dem hellen Tageslicht, das finden ſie gar nicht unbehaglich. Sie theilen ihre zarten Gedanken einander mit, und hie und da erſcheint der Maulwurf und bringt ihnen Tagesneuigkeiten. In dieſem Augenblick ſaust und brummt die Gasflamme neben mir, ſchaut mir über die Schulter in's Papier und meint, ich ſollte nicht dergleichen Geſchichten ſchreiben. „Politik, Politik," ſummt ſie, „laſſen Sie Winterſaat, weiße Decke und Maulwurf gut ſein, ſchreiben Sie über Politik. Horchen Sie auf verſtändige Leute" — damit meint ſich die Gasflamme ſelber, Herr Redacteur —

„und ſchreiben Sie mehr Poſitives, mit Ihrem Elfengeplauder, Sie ſind jetzt kein Elfe mehr, ſondern politiſcher Correſpondent.“ Im Grunde hat ſie recht, die Gasflamme, und da ich ſie recht freundlich um einige Mittheilungen bat, ſo erzählte ſie mir Nachſtehendes, was bis jetzt, ſo viel ich weiß, noch in keinem Journal gedruckt wurde, und deßhalb für Sie von einigem Intereſſe ſein mag.

Gasrevolution.

„Das Gasreich oder vielmehr die Gasmonarchie,“ ſprach die Flamme, „hat eben ſo wie jeder andere Staat ſeine geordneten Inſtitutionen, ſeine Grundrechte, ſeine Conſtitution, an der aber nicht ein Jota geändert werden darf, will man nicht das ganze Reich in Gefahr bringen. Ich ſage Gasmonarchie, denn wir haben ein erbliches Oberhaupt, welches Gaſometer heißt, und welches dafür ſorgt, daß in dem Gasreich ein immerwährendes friſches Leben circulirt. Dorthin fließen alle Steuern, und von dorther kommen dieſelben, zu Lebensſtoff verarbeitet, durch Haupt- und Nebenröhren bis in die äußerſten Gänge zur Speiſung und Ernährung Aller. Unter den Gliedern unſeres Staates herrſcht keine Gleichheit, im Sinne nämlich wie manche thörichte Menſchen eine Gleichheit im Staate gern herſtellen möchten. Wir haben Ariſtokratie, hohe Beamte, Kapitaliſten und Bürgerthum, wir haben Volk und Proletariat. Die erſten, die ariſtokratiſchen Beamten- und Kapitalröhren liegen dem Throne am nächſten und ſind weit und groß, ſo daß ſie von dem Lebenselement, welches dem Gaſometer entſtrömt, freilich eine außerordentliche Menge in ſich aufnehmen, aber es bleibt nichts davon bei ihnen; denn von dieſen weiten Röhren nähren ſich eine große Menge bürgerlicher Röhren, von denen jede einzelne, wenn man das Volk betrachtet, wieder einen viel zu großen Antheil für ſich nimmt. Aber auch ſie behalten es nicht bei ſich, ſie theilen es wieder aus in viele Volksröhren, und die Volksröhren an unzählige Proletarierröhren. Auf ſolche Art iſt es möglich, daß das ganze Reich ſeinen glücklichen Fortgang hat und luſtig und pflichtſchuldigſt brennt, wie es verlangt wird.

Da kam die Zeit der Unruhen im vergangenen Frühjahr, und wie überall gab es auch in der Gasmonarchie Unzufriedene und Aufwiegler. „Warum,“ ſprachen die Proletarier und Volksröhren, „warum iſt ſolch’ eine Bürgerröhre weiter als wir?“ „Warum,“ ſprachen die Bürgerröhren, „verſchluckt ſo eine ariſtokratiſche Röhre das Zehnfache von dem, was wir gebrauchen?“ Das Warum konnte man ihnen nicht erklären, und ſie verlangten allen Ernſtes eine Aenderung des ganzen Röhrenſyſtems. Zunächſt an den Gaſometer ſollten die Volksröhren kommen und die Bürgerröhren, dann erſt die großen Ariſtokraten-, Kapital- und Beamtenröhren, denn die Volksröhren hätten lange genug gebrannt, jetzt ſollten auch die großen Röhren einmal brennen. Aber Sie können ſich denken, was das für eine heilloſe Confuſion geworden wäre. In der Theorie klang das Alles ſehr ſchön, und ſie machten ein neues Gasgrundrecht, und darin hieß der erſte Paragraph: alle Röhren durch das ganze Reich ſollen die gleichen Dimenſionen haben. Glücklicher Weiſe aber ſahen viele vernünftige Volks- und Bürgerröhren ein, daß ihr Verfahren nicht das richtige ſei, daß eine ſolche Umgeſtaltung der ganzen Gasmonarchie die traurigſten Folgen nach ſich ziehen müßte, ja rein unmöglich ſei. Die großen Kapital-, Ariſtokraten- und Beamten-Röhren konnten nur ihrer Beſtimmung nach dienen, das Lebenselement in ſich aufzunehmen und zweckmäßig weiter zu vertheilen; aber zum Brennen in irgend einer kleinen Straße konnte man ſie nicht gebrauchen. Wollte man ferner die kleinen Volks- und Bürgerröhren ohne Vorbereitung, d. h. ehe ſie gehörig erweitert waren, an den Gaſometer ſchrauben, ſo mußten ſie nothwendig zerplatzen oder ſich zu früh abnützen. Genug, die Sache unterblieb. Aber jetzt fanden Hauptgaswühler, daß die Conſumtion des Gaſometers in gar keinem Verhältniß ſei, und daß er ſich mit der Hälfte Kohlen und anderer Stoffe ebenfalls begnügen müſſe, mit andern Worten, ſie ſetzten die Civilliſte des Gaſometers auf die Hälfte herab. Dagegen war nun vor der Hand nichts einzuwenden und der Gaſometer konnte in's Fäuſtchen lachen. Er ſprach bei ſich ſelbſt: „Je weniger ihr mir Kohlen zutheilt, je weniger und je ſchlechteres Gas kann ich hergeben. Ihr werdet's ſchon merken." Und ſie merkten's Alle, Einer nach dem Andern. Zuerſt fühlten die Ariſtokraten-, Beamten- und Kapitalröhren eine gewiſſe Leere in ihrem Innern, und daß weniger und ſchlechteres Gas auf ſie einſtrömte. Aber es that ihnen nicht wehe, ſie hatten doch genug. Die Bürgerröhren traf es ſchon härter. Auch ihnen wurde das Lebenselement karg zugemeſſen, doch hatten die meiſten immer noch genug, um nicht gerade zu Grunde zu gehen. Aber am ſchlimmſten waren die Volks- und Proletarierröhren daran, und wenn ſie Hände gehabt hätten, würden ſie dieſelben über dem Kopf zuſammengeſchlagen haben. Alles ſtockte, Alles ging ſchlecht und anſtatt daß ſie ſonſt mit einer weißen behaglichen Flamme gebrannt hatten, ſah man jetzt nur noch rothe ſtruppichte Lichter oder kleine Punkte, die am Erlöſchen waren. Manche konnten gar nicht mehr brennen und die meiſten gaben ein verarmtes, verkümmertes Bild von ſich, wie man es heute noch bei den Gaswühlern ſieht, das ich Ihnen ſchon früher beſchrieben. Kurz und gut, man ſah bald ein, daß, wenn man dem Gaſometer ſeinen Unterhalt entzöge, den Unterhalt, den er ja nicht für ſich ſelbſt brauchte, ſondern den er hinausſtrömen ließ zum Beſten Aller, die ganze Gasmonarchie zu Grunde gehen müßte. Das vermeinten auch Einige und ſchlugen eine Gasrepublik vor, wonach der Hauptgaſometer außer Dienſt geſetzt werden und abwechſelnd einer der kleinen Gaſometer das Ganze leiten ſollte. Das ging aber gar nicht, jeder wollte Hauptgaſometer ſein, und ſtatt daß früher ein Einzelner den wohlthätigen Druck ausübte, drückten jetzt die kleineren Gaſometer aus Leibeskräften auf die armen Volks- und Proletarier-Röhren, daß manche zerſprangen und die Flammen überall ziſchend und praſſelnd herausbrachen. Bald war auch alles Gas erſchöpft und bei der totalen Finſterniß, die nun eintrat, beruhigten ſich ſelbſt die Hauptwühler für einen Augenblick, und der Hauptgaſometer leitete das Ganze wie vorher.

Leider aber haben die Gaswühler niemals Ruhe. Plötzlich erhoben ſie Alle ein ungeheures Geſchrei über den unverantwortlichen ſchmachvollen Druck, den der Gaſometer über Alles ausübe. Und was dieſen Druck anbelangt, der exiſtirte wirklich, aber es war ein Druck, der es allein möglich machte, daß die Staatsmaſchine ihren geregelten Gang ging. Es iſt der Druck, der den Faulen zur Arbeit treibt, der den Verſchwender abhält, das Seine zu vergeuden, und der die Gaswühler einigermaßen in Ordnung hielt. Alſo über dieſen Druck wurde nun in allen Straßen, in allen Gaſſen geſinnungstüchtig losgezogen und die Sache ſo arg gemacht, daß der Gaſometer endlich beſchloß, dieſen unerträglichen Druck aufhören zu laſſen; eine Maßregel, die leider Gottes in allen Theilen der Gasmonarchie empfindlich geſpürt wurde; denn hatten ſchon damals, als man den Unterhalt des Gaſometers auf ſo unverhältnißmäßige Art verminderte, die armen Volks- und Proletarierflammen ſchlecht gebrannt, ſo gingen jetzt die meiſten ganz aus. Zuerſt erloſchen die äußeren Röhren, dann die inneren, und bald war Alles in ein unnennbares Chaos und vollkommene Nacht verwandelt, und von dem Geruch, in den hierdurch unſere Monarchie kam, will ich gar nicht ſprechen. Da endlich, als es ihnen ſelbſt an ihr Leben und ihr Eigenthum ging, ermannten ſich die beſſeren Bürger-, Volks- und Proletarierröhren und baten den Gaſometer, den Druck nach ſeiner Einſicht zu vermindern, aber ihnen in Gnaden zu gewähren, daß der Druck beſtehen bliebe, der nothwendig ſei, um das Lebenselement gleichförmig und ſegensreich in allen Theilen der Monarchie zu verbreiten."

Das war die Geſchichte von der Gasrevolution.

Anonyme Briefe.

Es ſollte mich wundern, wenn nicht jeder meiner lieben Leſer ſchon einen anonymen Brief bekommen hätte. Vorausgeſetzt nämlich, daß der Leſer ein ehrenwerther Charakter iſt: denn die Lumpen und ſchlechten Charaktere bekommen keine anonymen Briefe, ſie ſchreiben blos welche. Alles iſt in der Natur von Gott dem Herrn weislich eingerichtet. Man ſoll eine giftige Blüthe nicht eſſen, ſondern es verſtehen, wie die Bienen, aus den allergiftigſten Blüthen Honig zu ſaugen. Lieber Leſer, flattere mit mir in das fette Miſtbeet, worauf die giftigen Blumen wachſen, deren Früchte die anonymen Briefe ſind. Sie ſind gepflanzt in Neid und giftiger Mißgunſt, gepflegt von Bosheit und übler Laune, und ſtatt des himmliſchen Thau's, der andere Gewächſe erfreut, ziehen ſie ihre Nahrung aus ſtillen Schmerzensthränen, jenen armen Geſchöpfen erpreßt, die leider Gottes dumm genug waren — verzeih mir den Ausdruck — eine anonyme Zuſchrift ſich zu Herzen zu nehmen.

Um mich minder blumig auszudrücken, ſo iſt der anonyme Brief eine moraliſche Ohrfeige, die aus dem Dunkeln nach Deiner Wange gerichtet iſt, die Du aber durch ein kluges, vernünftiges Benehmen jeder Zeit pariren kannſt. Biſt Du Privatmann, ſo öffne nur ſolche Briefe, deren Siegel und Handſchrift Dir bekannt iſt. Neben den Schriftzügen Deiner Freunde wirſt Du es ja wohl gelernt haben, die Handzeichen Deiner achtungswerthen Gläubiger zu erkennen, denen Du, außer vielem Geld, von Zeit zu Zeit eine geringe Antwort ſchuldig biſt.

Biſt Du Geſchäftsmann, ſo werden Dir die anonymen Briefe vorgelegt, wie man dem unſchuldigen Hühnervolke Giftkörner unter die nahrhafte Gerſte ſtreut; aber mach' es, wie dieß kluge Vieh, welches die Giftkörner augenblicklich wieder ausſpuckt. Schau jedem geöffneten Brief ſogleich in's Geſicht, d. h. auf die Unterſchrift, und iſt der Brief ein namenloſer — „ſtürzt das Scheuſal in die Wolfsſchlucht," d. h. in den Papierkorb.

Ich habe es freilich nicht ſo gemacht, lieber Leſer, ſondern zu meinem Vergnügen und Deiner Belehrung habe ich mir eine feine Sammlung jener guten Freunde angelegt, welche mir ſchon manche angenehme Stunde bereitet hat. Ich betrachte die anonyme Briefſtellerei vom objektiven Standpunkt; mir ſind ihre Erzeugniſſe ein Thermometer, an dem ich die Schlechtigkeiten mancher Menſchen meſſe, und mein Queckſilber in demſelben iſt ſchon ſo hoch geſtiegen, daß es bald keinen Platz mehr hat.

Die anonymen Briefe ſind nur bedingungsweiſe anonym. Die meiſten tragen eine Unterſchrift, wie z. B. „Ein Freund, der's mit Ihnen gut meint." — Unter dieſer Unterſchrift aber kommen die ſchlimmſten. — Ferner: „Ein hieſiger Bürgersmann;" oder: „Im Auftrag eines braven Mannes, der es gut mit Ihnen meint;" oder: „Jemand, der von Ihrer bodenloſen Schlechtigkeit vollkommen überzeugt iſt;" oder endlich: „Eine Anzahl hieſiger Bürger und Gewerbsmänner."

Anonyme Briefe laſſen ſich meiſtens ihrem Innern und ihrer Unterſchrift nach in drei Klaſſen eintheilen, von denen die erſte Klaſſe, meiſtens mit N. unterzeichnet, oder mit „Ihre † † †," die harmloſeſte iſt. Es ſind meiſtens gerechte oder ungerechte Klagen über zarte und unzarte Verhältniſſe, ſchüchterne und unſchüchterne Bekanntſchaft-Anknüpfungsverſuche, unter dem Titel der Entdeckung wichtiger Geheimniſſe, z. B.:

„Verehrter Herr!

Eine Perſon, die, ohne von Ihnen gekannt zu ſein, es ſehr gut mit Ihnen meint, wünſcht Sie in einer dringenden Angelegenheit heute Abend zwiſchen 8 und halb 9 Uhr zu ſprechen. Sie wird ſich in der Nähe des Schiller aufhalten, und ein dreimaliges Huſten ſei das Zeichen. Dieſe Perſon, die es ſehr gut mit Ihnen meint, wird von heute ab drei Abende auf Sie warten. N. N.“

In der zweiten Claſſe bewegen ſich anſcheinend wohlgemeinte, aber deſto gefährlichere Correſpondenzen. Sie tragen oft die Unterſchrift eines braven Mannes, „der es gut mit Ihnen meint.“ Sie erzählen mit einer gewiſſen Entrüſtung von ſchlechten Gerüchten, die über Dich im Umlauf ſind, und fordern Dich auf, denſelben öffentlich entgegen zu treten. Nimm Dich aber in Acht, dieſen braven Männern unbedingt zu folgen; denn meint es ein braver Mann wirklich gut mit Dir, ſo wird er Dir ein derartiges Gerücht ſelber mittheilen und Dir helfen, der Quelle nachzuſpüren. In dieſe Claſſe kann man auch, biſt Du, geneigter Leſer, vielleicht ein Künſtler oder eine Künſtlerin, jene Briefe rechnen, welche ungefähr an eine Schauſpielerin ſprechen:

„Mein Fräulein!

Es thut mir ſehr leid, Ihnen anvertrauen zu müſſen, daß ein gewiſſer Kreis von ſchlechten Menſchen es auf Ihre Demüthigung abgeſehen hat. Vermeiden Sie es, in dem Stücke heute Abend aufzutreten. Sie können ſich unſern Schmerz denken, wenn Sie das Publikum, das Sie ohnedieß nicht liebt, mit lautem Pfeifen und Ziſchen empfinge. Ueberhaupt rathen Ihnen wohlmeinende Freunde, Ihr hieſiges Engagement baldmöglichſt mit einem andern zu vertauſchen, da Sie ſelbſt fühlen müſſen, daß Sie dem Publikum und der Intendanz gleich ſehr zur Laſt ſind.“

Iſt die unglückliche Künſtlerin furchtſamer Natur, ſo hat der unbekannte Wohlthäter ſeinen Zweck erreicht, die Schauſpielerin iſt befangen, und in den Applaus ihrer Freunde und Verehrer miſcht ſich hie und da ein leiſes

Pfeifen. Es iſt aber hundert gegen eins zu wetten, daß dieſes pfeifende Vögelein daſſelbe iſt, aus deſſen anonymem Schweif die bewußte Feder gefallen.

Die dritte, an ſich ungefährliche Claſſe iſt die, welche, geſchult im Style moderner und geſinnungstüchtiger Tagblätter, jegliche Zuſchrift ungefähr wie deren Artikel einzuleiten pflegt. Alſo ungefähr:

1) „Mit tiefem Schmerz und großer Entrüſtung ꝛc.“
2) „Ueberzeugt von Ihrer bodenloſen Schlechtigkeit ꝛc.“
3) (à la Cicero:) „Wie lange noch, elender Hofſpeichellecker ꝛc.“

Dieſe Claſſe ſchließt gewöhnlich ihrem Schlangencharakter treu, indem ſie mit dem Kopf ſich in den Schwanz beißt, alſo mit den Worten, wie ſie angefangen.

Doch wir brechen ab. Der Stoff iſt ſo reichhaltig, daß er in einem einzelnen Blatt nicht zu verarbeiten iſt. Auch ſind wir den betreffenden und betroffenen Schlachtopfern menſchlicher Grauſamkeit ſchuldig, eine Waffe anzugeben, womit dem finſtern Treiben der anonymen Briefe zu begegnen iſt. Weßhalb wir uns vornehmen, denſelben in unſerm nächſten Artikel einen reichhaltigen anonymen Briefſteller, nach vorhandenen Muſtern, nebſt Gebrauchsanweiſung, zu übergeben.

Jemand,
mein verehrter Leſer, der es gut
mit Dir meint.

Zeitungsartikel in aufſteigender Potenz.

Ein Blatt aus der Reſidenz.

Es iſt wirklich zu verwundern, daß die geſtrige Volksverſammlung nach den aufreizenden Redensarten, die gehalten wurden, im Ganzen ruhig vorüberging; nur iſt ein kleiner Unfall zu beklagen, der nach Beendigung derſelben ſtattfand. Auf dem Heimweg ſtolperte ein Bürger, von dem man übrigens durch ſeinen früheren Lebenswandel berechtigt iſt zu glauben, daß er etwas betrunken geweſen, über den Schleppſäbel eines Cavalleriſten und fiel ſich die Naſe blutig. Andere ſagen, es ſei eine kleine Streitigkeit zwiſchen ihnen vorgefallen.

Ein anderes Blatt der Reſidenz.

Die erhebende Volksverſammlung, von einer unzähligen geſinnungstüchtigen Menſchenmenge beſucht, ging auf ſolche Weiſe mit Ehrfurcht gebietender Ordnung und Stille vorüber. Sie können ſich denken, wie die ſchnöde Reaction die Einigkeit des Volkes mit ſcheelen Augen anſieht. Auch ſpricht man bereits von böſen Conflikten, in welche die Soldateska mit dem ruhig heimkehrenden Bürger gerathen ſein ſoll.

Nachſchrift.

Leider hat ſich das, was ich von Conflikten zwiſchen Militär und Bürgern nach dem Schluß der geſtrigen Volksverſammlung ſagte, beſtätigt. Augenzeugen ſprechen von zahlreichen Verwundungen, und es ſoll jetzt ſchon gewiß ſein, daß das Militär ohne den geringſten Vorwand und ohne von den vorüberwandelnden Bürgern gereizt zu ſein, auf die ſchonungsloſeſte Art von ſeinen Waffen Gebrauch machte. Wird man denn nun nicht einmal bald der Volksſtimme Gehör geben und dem Militär das höchſt unnöthige Tragen der Waffen außer des Dienſtes verbieten? Das Volk iſt ja bewaffnet, und geſinnungstüchtige Männer vom zarteſten Alter ſieht man bewaffnet einherziehen; wozu auch noch bewaffnetes Militär?

Zwei Stunden von der Reſidenz.

Mit tiefem Schmerz und gerechter Entrüſtung haben wir unſern Leſern neue Schandthaten zu erzählen, welche ſich das verwilderte Militär gegen harmlos einherwandelnde Bürger erlaubte. Sie haben von der zahlreich beſuchten Volksverſammlung gehört, wo das ſouveraine Volk feſt und beſtimmt, aber ohne den Rechtsboden zu verlaſſen, deutlich ausſprach, was ihm fehle und wo ihm geholfen werden müſſe. Schon während der herzerhebenden Reden, die dort gehalten wurden, bemerkte man herumſchleichende Spione und Emiſſäre der Reactionäre, welche ſich bemühten, die goldenen Worte geſinnungstüchtiger Redner dem Volke zu verdächtigen und, ſie mit reactionärem Geifer beſchmutzend, als unlauteres Metall darzuſtellen. Auf dem Heimwege nun wurden mehrere unſerer ehrenhafteſten Bürger von einer großen Anzahl Soldaten mit der blanken Waffe überfallen. Vergebens war das Abwehren dieſer unſchuldigen Schlachtopfer, die verthierte Soldateska hieb ſchonungslos ein, einem Bürger ſollen mehrere Naſen abgehauen worden ſein. Man fürchtet Unruhen in der Stadt, und ſo traurig es iſt, wenn wir neue Unruhen erleben, ſo iſt es endlich einmal Zeit, daß der grenzenloſen Willkür des Militärs entgegengetreten wird.

Berichtigung.

In unſerem geſtrigen Artikel über die Schandthaten in der Reſidenz muß es heißen ſtatt: es wurden einem Bürger mehrere Naſen abgehauen, es wurde mehreren Bürgern eine Naſe abgehauen.

Nachſchrift.

Ueber die unverantwortliche, ſchmähliche Schandthat in der Reſidenz ſoll man dorten, wie wir von glaubwürdigen Freunden erfahren, immer mehr Details entdecken. Man ſoll einem Verein auf die Spur gekommen ſein, der es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, durch Aufhetzen des Militärs gegen ruhige Bürger der Reaction kräftig in die Hand zu arbeiten. Bezeichnend und nicht zu überſehen iſt, daß, während auf offener Straße die beſprochenen Schandthaten vorfielen, mehrere Offiziere, Cigarren rauchend, vorüberritten. Glaubwürdige Zeugen verſichern ſogar, daß einer dieſer Offiziere mit dem andern einige leiſe Worte wechſelte, und daß dieſelben alsdann davon geritten, mit Mienen, welche deutlich ihr Wohlgefallen an der verübten Schandthat ausſprachen.

Vier Stunden von der Reſidenz.

Ein Schrei des Entſetzens geht durch's ganze Land. Wir erhalten ſoeben Nachricht von einer Militärverſchwörung gegen das Leben ruhiger Bürger, eine Verſchwörung, welche glücklicherweiſe übereilt, aber mit ſolch furchtbaren Symptomen an das Tageslicht herantrat, daß dem unparteiiſchen Zuſchauer die Haut ſchaudert. Die Metzelei ſoll unerhört geweſen ſein, und man ſpricht von 7 bis 8 Todten und die doppelte Anzahl Verwundeter auf Seiten der Bürger. Auch ſah man Offiziere zu Pferde in der Nähe, welche das ganze Gemetzel kommandirten. Man ſagt, es ſei Generalmarſch geſchlagen worden und die Stadt ſei vollkommen im Aufruhr. Wird man jetzt auch wieder ſchonend verfahren, wird man jetzt nicht endlich einmal einſchreiten gegen die Urheber ſolcher Gräuelthaten? Oder wird man abwarten, bis das ganze Volk entrüſtet aufſteht und ſelbſt zu Gericht ſitzt?

Sechs Stunden von der Reſidenz.

Es iſt eine der ſchreiendſten Unthaten begangen worden, ein namenloſes Verbrechen, welches noch nie ſtattfand, ſeit die Welt ſteht. Sie haben von der äußerſt würdigen Art und Weiſe gehört, mit welcher die letzte Volksverſammlung begann. Aber leider konnten die Männer, welche für das Wohl des Volkes ihr Leben einſetzten, ihre glorreiche Sache nicht zum Ende führen. Kaum hatte Herr X. mit erhebenden Worten von den Rechten des Volkes geſprochen und ihm die Banden und Ketten gezeigt, mit denen es täglich mehr geknechtet wird, ſo überfiel eine zu dieſem Zweck von der fluchwürdigſten Reaction bis dahin verſteckt gehaltene Militärmacht die harmloſe Verſammlung. Man ſpricht von mehreren Regimentern, welche zu dieſer Schandthat aufgeboten wurden. Schonungslos metzelten dieſe Wütheriche, dieſe Thiere in militäriſchen Röcken, Alles nieder, was ihnen in den Weg kam. „Zu den Waffen!“ ſchrieen die Bürger. Es wurde Generalmarſch geſchlagen, und nachdem die Bürgerwehr dem Kampf ein Ende gemacht, beſchloß ſie auf dem Philipp’ſchen Bierkeller unter dem Donner reactionärer Geſchütze und unter dem Blinken reactionärer Bajonnete eine Petition an die Regierung, die militäriſchen Horden augenblicklich aus der Stadt zurückzuziehen.

Nachſchrift.

Am Schluſſe dieſes entſetzlichen Tages war es rührend anzuſehen, wie einige der ſchwer getroffenen armen Schlachtopfer den, wie man jetzt ganz genau weiß, verführten Soldaten ihre Miſſethat vergaben und in verſchiedenen Wirthshäuſern auf's Neue mit ihnen fraterniſirten.

Acht Stunden von der Reſidenz.

Mit Bezug auf die in der Reſidenz begangene unerhörte Gräuelthat verlangen wir Folgendes:

1) Es ſollen alle ſtehenden Heere aufgelöst und nach Hauſe geſchickt werden.
2) Es ſoll den Militärs das Waffentragen außer Dienſt unterſagt ſein.
3) Es ſollen ſämmtlichen Militärs Civilanzüge beſchafft werden, damit der Bürger nicht mehr genöthigt iſt, die verhaßten Uniformen zu ſehen.
4) Es ſoll jedem Soldaten freiſtehen, ſich zu erklären, ob er Monarchiſt oder Republikaner ſein will.
   Man ſoll
5) dieſe alsdann gebildeten Parteien gegen einander kämpfen laſſen, um zu ſehen, welche Partei die ſtärkere iſt; denn ſo werden wir
6) auf eine ſchickliche Art beide Parteien los, und das ſouveraine Volk tritt in die Rechte ein, die ihm gebühren.

Erklärung,

welche wir zwei Beiden ganz gehorſamſt Unterzeichneten die ſämmtlich verehrten Redactionen aller Blätter bitten gratis aufzudrucken.

Ich und mein guter Freund, der Tuchmachergeſelle Carl Muckenbold, gingen von der neulichen Volksverſammlung Arm in Arm nach Hauſe zu ſpazieren. Plötzlich blieb ich ſtehen und ſagte zu meinem Freund Muckenbold: „Muckenbold, Du bluteſt allbereits aus deiner Naſe.“ — „So,“ ſagte mein Freund Muckenbold, „ich blute aus meiner Naſe?“ Und darauf zog er ſein rothes Sacktuch aus der Taſche, und ich putzte ihm ſeine Naſe ab. Darauf blieben einige Leute ſtehen und frugten mich: ob wir Beide uns geſchlagen hätten; darauf antwortete mein Freund Muckenbold: wir hätten fraterniſirt, und wenn wir uns auch geſchlagen hätten, ginge es ihnen doch nichts an. So iſt der gewiſſe und wahrhaftige Hergang dieſer ganzen Sache. Darauf gingen wir in’s Wirthshaus zuſammen, und deßhalb bitten wir alle verehrlichen Redactionen, dieſen Aufſatz gratis aufzunehmen.

Philipp Katzenwadel
und ſein Freund Muckenbold, Unteroffizier
im 64. Regiment, das heißt Ich.

Nachſchrift.

Was von meinem früheren Lebenswandel geſagt worden iſt, geht keinen Menſchen nichts an, und wenn ich zuweilen betrunken war, ſo habe ich es bezahlt.

Die Obigen.

Trouville.

Mädchen-Briefe.

Mein ſüßes Herz!

Wo ich ſei, und wo ich mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten Dir entſchwebt?
Hab' ich nicht beſchloſſen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Muß ich Dir, meine Liebe, die Verſe des unſterblichen Dichters, die Alles enthalten, was ein Herz in meiner Lage zu fühlen vermag, in kalte, nüchterne Proſa überſetzen, um Dir zu ſagen, welcher Schlag die junge Saat meiner Liebe oder vielmehr die Saat meiner jungen Liebe betroffen hat? Siehſt Du mich nicht an Ufers Grün ſitzen, das Auge vom Weinen getrübet, und ſiehſt Du nicht an meinem umflorten Blick, den ich trauernd gen Weſten richte, daß er fort iſt, — fort! — fort! — fort! O hätte ich Dich jetzt an meiner Seite, Du treues Herz, Du einfaches Gemüth! Du Glückliche mit dem ſchlichten, ruhigen Verſtande! Iſt mir doch, als höre ich Dich fragen: ſo, er iſt alſo fort? So ſage mir vor allen Dingen wohin, und dann wollen wir ſehen, was zu machen iſt. — So würdeſt Du mich fragen, und da ich das fühle, ſo will ich mich bemühen, Dir eine Antwort zu geben, ſo geordnet und ruhig, als es mein armer Kopf nur vermag. — Du wirſt Dich ſeiner erinnern: als Du unſere

Geſellſchaft verließeſt, trat er in dieſelbe. Dein letzter Ball war ſein erſter: o daß ſich Anfang und Ende immer ſo traurig berühren müſſen! O daß die Schlange, Zeit genannt, ſich beſtändig in den eigenen Schweif beißt! — Aber geht es uns beſſer? fügen wir nicht auch mit ausgeſuchter Selbſtquälerei Anfang und Schluß zuſammen? wühlen in unſerm Schmerze, wie ich im gegenwärtigen Augenblicke? — —

Nachdem ich obige Zeilen niedergeſchrieben, trat ich einen Augenblick an's Fenſter, um meine Thränen zu trocknen, um mich zu ſammeln. Es ritt gerade eine Abtheilung unſerer Garde vorüber, die Trompeter blieſen: Ach, wenn du wärſt mein eigen! und ich erblickte jenen Lieutenant — weißt Du, denſelben — ach nein! Du wirſt Dich nicht mehr erinnern — denſelben, der ſich damals — als er ſich nähern wollte, ſo haſtig herumdrehte und ihn mit dem Ellbogen anſtieß, damals auf dem Balle. Kannſt Du Dich erinnern, theure Erneſtine? — Es war beim Beginn des erſten Cotillons. O mit Flammenzügen ſteht dieſer Augenblick im Herzen Deiner armen Henriette verzeichnet. — Da trat er vor und bat mich um eine Extratour. Nun gibt es aber Augenblicke, die für das ganze Leben entſcheidend ſind; er ſchaute mich an, ſo einfach und doch dabei ſo dringend, daß ich meine Augen niederſchlagen mußte. — Doch hinweg, hinweg mit dieſen Erinnerungen! Sie ſind es ja auch nicht, die ich Dir ſchildern wollte; war es doch meine Abſicht, Dir nur das einzige Wort: fort! zuzurufen und dann in Thränen zu zerfließen.

Ja, er iſt fort, und man hat ihn auf verrätheriſche Art von meinem Herzen weggeriſſen. Erinnerſt Du Dich noch der Frau F., jener heimtückiſchen Doctor's-Wittwe, der genauen Bekannten ſeiner Mutter, ſeiner mütterlichen Freundin, wie ſie ſich nannte. — O wenn Du mich in dieſem Augenblicke könnteſt lachen hören, Erneſtine, es müßte ſelbſt Dein ruhiges Herz erſchüttern. Ja, dieſe Wittwe! — Ich weiß überhaupt nicht, woher es kommt, aber Wittwen haben in meinen Augen immer etwas Gehäſſiges; in gewiſſer Beziehung wollen ſie uns Mädchen gleich ſtehen, und dabei nehmen ſie ſich doch Recht heraus, die uns erröthen machen. Gerade ſo ging es mit ihr und Guſtav. Weißt Du wohl, Erneſtine, daß ſie bei ſpäteren Bällen ihm mit affektirtem Ernſt befahl, ſich nun eine halbe Stunde lang ruhig zu ihr zu ſetzen? hältſt Du es für möglich, mein Herz, daß ſie, wie ich geſehen, die Schleife ſeiner Cravatte anfaßte, um ihn — ſo ſagte ſie — in Ordnung zu bringen? — Kannſt Du Dir eine Niederträchtigkeit einbilden, derjenigen gleich — und ich habe es mit eigenen Ohren gehört — daß ſie ſagte, als ſie einſtmal auf paſſende Altersverhältniſſe beim Heirathen kam: ein gleiches Alter iſt ſchon unpaſſend; ein Verhältniß, wo aber ſie um einige Jahre älter ſei als er, könne man faſt unmoraliſch nennen! O Erneſtine, das hatte dieſe Wittwe die Effronterie, vor mir — vor mir und vor ſeiner Mutter zu ſagen! Daß ihn dieſe verrückte Wittwe nicht heirathen würde, davor war ich allerdings ſicher, aber — ich weiß es genau — ſo eine Wittwe hat ſchreckliche Ideen.

Doch was nützt es, Dich mit dieſen Einzelnheiten zu quälen? Es wäre klüger von mir geweſen, Dir nur das einzige Wörtchen: fort! zu ſchreiben und es wäre auch meiner entſetzlichen Stimmung würdiger geweſen, denn das Wörterbuch des Grames deiner unglücklichen Henriette hat ja nur noch dieſen einzigen troſtloſen Ausruf: fort! fort! —

Meine gute Erneſtine!

Du haſt Recht, mein Schreiben war ein bischen confus. Aber hätteſt Du in mein Herz ſehen können, welche verworrenen, ſchrecklichen Gedanken dort auf- und abſtiegen und meine Vernunft gefangen hielten, Du würdeſt mir verzeihen. Dein langer Brief hat mich ſehr erfreut, getröſtet, calmirt. Du breiteſt eine Idylle vor mir aus, zeigſt mir eine Exiſtenz, die ich, an ſeiner Seite wenigſtens, begehrenswerth finden könnte. Ich war mit Dir früh Morgens im Garten; ich half die Hühner und Enten füttern, ich bewunderte eure Kühe, ich — freute mich mit Dir im Voraus über ein Ereigniß, — Du mußt mir verzeihen, liebe Erneſtine, wenn Du meine Schriftzüge hier etwas unleſerlich findeſt. — Beneiden könnte ich Dich, und um das nicht zu thun, muß ich die Erinnerung an ihn hervorrufen, nebenbei auch, um Dir mit kalten, nüchternen Worten zu ſagen, wo er ſei und wo er ſich hingewendet. Wie ihn alle Welt geliebt, brauche ich Dir wohl nicht zu ſagen; ſeine Mutter, ſeine Freunde, Herr Banquier Spengler, ſein Prinzipal, ſonſt eine mürriſche Perſönlichkeit. — Leiſe flüſternd muß ich Dir dagegen geſtehen, daß ſchon alle Welt davon ſprach, Guſtav würde noch ein Jahr lang in dem Geſchäft bleiben und dann mit dem Vermögen eines Mädchens, das ihn liebt, und das ſelbſt ihr Leben willig für ihn gibt, hier ein Geſchäft zu begründen.

Da kam das Schickſal roh und kalt
Und faßt des Freundes zärtliche Geſtalt —

Das Schickſal, auf Einflüſterungen jener entſetzlichen Wittwe und zog ihn, zur Ausbildung, wie ſie ſagte, fort an die Geſtade des fernen Weltmeers. O, meine Erneſtine, habe ich ein Recht zu gründlichem Jammer, nachdem ſie ihn von meiner Seite geriſſen? Weit, weit hinweg, nach Havre de Grace. Dort verſchafften ſie ihm eine Stelle, dort ſoll mein Guſtav einige Jahre bleiben, angeblich zu ſeiner Ausbildung, in Wahrheit aber, um mich zu vergeſſen — o Erneſtine, das bricht mir faſt das Herz, da ich dies niederſchreibe; ja um mich zu vergeſſen beim Anblick fürchterlicher, beuteluſtiger Franzöſinnen, die dort ihr entſetzliches Weſen treiben ſollen. — Havre de Grace, Warum hat der liebe Gott ſolch' einen elenden Ort erſchaffen? Warum hat er ihn de Grace genannt? Mir iſt er Havre ohne Gnade. Wie ich dieſe Stadt haſſe, davon kann ich Dir keinen Begriff machen; auch bin ich leider nicht im Stande, mich zu mäßigen, wenn Jemand die Rede darauf bringt. Paſſirte mir doch neulich etwas

Furchtbares. Es war in Robert der Teufel, als Iſabella ihr Grace! Grace! ſang und ich ein lautes Lachen mit Mühe unterdrücken konnte. Robert hatte Recht und ich denke wie er: keine Gnade, keine — keine — keine — für Alle, die dazu behülflich waren, meinen Guſtav nach Havre de Grace zu ſchaffen! Namentlich aber keine, keine Gnade für ſie, die geſtern noch in einer Geſellſchaft geſagt: ſie habe genaue Nachrichten über die Seeſtürme an der weſtlichen franzöſiſchen Küſte; die Verheerungen, welche dieſelben dort angerichtet, ſeien nicht unbedeutend. O warum hat ſie nicht ſchon lange mit zur weſtlichen franzöſiſchen Küſte gehört!

Verzeihe mir, meine Erneſtine, meinen Ausbruch der Leidenſchaft, aber Du glückliche Hausfrau haſt ja keinen Begriff davon, wie ein armes Mädchenherz erſchüttert werden kann.

Mein liebes Herz!

Begreifſt Du es, wenn ich Dir ſage, daß ich nicht nur immer und immer an dieſes Havre de Grace denken muß, ſondern daß ich auch in meinem Arbeitstiſchchen beſtändig eine Karte liegen habe, worauf ich nicht nur die Umgegend jener für mich ſo traurigen Stadt, ſondern auch den Weg dorthin auf's Genaueſte erforſche. Nach dem Telegraphen, den ich mir gekauft, weiß ich, wie lange man braucht, um dorthin zu gelangen, welchen Weg man nehmen muß, wie viel eine ſolche Reiſe koſtet. Ach! das ſind freilich nur Luftſchlöſſer und doch wieder für mich eine ſo ſüße Beſchäftigung! Sitze ich doch täglich in Gedanken auf der Eiſenbahn, eile dorthin, wo er weilt, immer zu, immer zu, ohne Raſt und Ruh, komme endlich an, fliege in das Haus, wo er wohnt, und er ſtürzt, um mich nie mehr zu verlaſſen, an meine Bruſt. Es iſt ein nicht unbedeutender Meerbuſen, nämlich der, an welchem Havre liegt; in ſeiner Umgebung etwas tiefer hinab gibt es reizende Orte mit hübſchen Namen, Honfleur, Harfleur, mit ſchönen Landhäuſern, wohin ſich während der Sommerzeit die reichen Kaufleute von Havre zurückziehen, um das Landleben zu genießen und in ſüßem Nichtsthun an dem Anblick des unendlichen Meeres zu ſchwelgen. Ach, ſo ein Landhaus gehört mit zu meinen ſüßeſten Träumereien, und ich habe mich in dieſen Gedanken ſchon ſo hineingelebt, daß ich das kleine Haus ordentlich vor mir ſehe. Auf einer Anhöhe bei Honfleur gelegen, im niedlichen Cortage mit Terraſſe und Veranda, dort ſitze ich mit ihm, wir ſchauen auf die dunkelblaue Meerfluth; wir ſehen die Schiffe mit ihren ſchneeweißen Segeln durch die Wellen ſtreichen — Fridolin — — Dort vor uns an felſigem Geſtade liegt Havre — Guſtav zeigt hin und ſagt lächelnd: hätteſt Du je gedacht, meine Erneſtine, daß wir Angeſichts dieſer Dir ſonſt ſo verhaßten Stadt noch ſo glücklich ſein würden? —

O warum werden wir Arme beſtändig aus unſern ſüßen Träumen in die kalte Wirklichkeit zurückgeſchreckt und oft unter den grauſamſten Umſtänden? — So muß ich hier ſchließen, denn die Doctors Wittwe iſt drüben bei der Mutter und verlangt auch mich zu ſehen. Sie hat unter anderem Gleichgültigen — ſo ſagt dieſe Heuchlerin — auch Nachrichten aus Havre.

Gute, gute Erneſtine!

Könnteſt Du nur fühlen, wie mein Herz ſchlägt, während ich am Schreibtiſch ſitze, könnteſt Du ſehen, wie meine rechte Hand ſich abmüht, die Schriftzüge ſo ſchnell als möglich auf's Papier zu werfen? Was macht mich ſo beben und zittern? Eine ſüße, beſſere Wirklichkeit? — O nein, nur ein Hoffnungsſtrahl in finſterer Nacht, und daraus vielleicht, gutes Herz, kannſt Du meine unermeßliche Liebe berechnen.

Doch ich will nicht undankbar ſein. Es iſt etwas mehr als ein Hoffnungsſtrahl, was mich glücklich macht; ich habe Nachrichten von ihm, — keinen Brief — er wagt nicht, an mich zu ſchreiben — aber ein Zeichen, daß er mich nicht vergeſſen, daß er mich liebt, ja, Erneſtine, daß er mich innig liebt. — Dann auch noch — doch wozu mich überſtürzen? — Eins nach dem Andern ſollſt Du erfahren, was das Herz Deiner vielleicht einſtens doch noch glücklichen Henriette bewegt. Am Schluſſe meines letzten Briefes ſchrieb ich Dir, daß die Doktors Wittwe da ſei mit Nachrichten aus Havre; für mich brachte ſie mehr; Guſtav hat ein Buch an ſeine Mutter geſchickt, das ich ihm angeblich geliehen — angeblich, Erneſtine. Ermiſſeſt Du die Seligkeit, die für mich in dieſem an ſich harmloſen Worte: angeblich liegt? Es war eine Gedichteſammlung, die ich ſchwer aufathmend aus den Händen der Doktorin empfing. Du kannſt Dir denken, daß ich mich erinnert, dies Buch an Guſtav geliehen zu haben. O wie lange ſchwatzte die Wittwe, wie lange mußte ich zuhörend alle Qualen der Ungeduld aushalten! Endlich war ich allein auf meinem Zimmer. Ich öffnete zitternd das kleine Büchlein; ich ſuchte und endlich fand ich ein kleines Stückchen ſchwarzen, traurigen Seegraſes, aber an einer Stelle, die für mich Licht genug hatte, um ſelbſt die ewige Nacht zu erhellen. An jener Stelle ſtand:

Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend und tauſendmal.

Könnte man liebevoller, zarter, deutlicher ſein? Gewiß nicht. Doch nun zu dem Anderen, was für mich noch wichtiger und größer iſt. Verzeihe mir die fieberhafte Haſt, die fliegende Eile, mit der ich zu etwas Neuem übergehe, ehe ich das Andere, Guſtavs zarte Zuſendung der ſüßen Verſe, gehörig mit Dir beſprochen. O mein Herz bebt in gewaltigen Schlägen.

Fühlſt du, wies klopfet hier?

Laß Dir alſo ſagen, theure Erneſtine, daß ich mich ſchon ſeit längerer Zeit nicht ganz wohl fühlte; daß ich traurig und verſtimmt war, würdeſt Du gewiß begriffen haben, ebenſo daß ſich der Kummer in meinen matten Blicken, in meinen bleicher werdenden Wangen abſpiegelte. Dabei war und bin ich in einer unerträglich gereizten Stimmung; das Zufallen einer Thüre, ein lautes Wort, das plötzliche Herabwirbeln eines harmloſen Baumblattes läßt mich zuſammenfahren und mein Herz gewaltig ſchlagen. Meine gute Mutter betrachtet mich häufig kopfſchüttelnd und fragt mich auch wohl; doch kannſt Du Dir denken, meine Gute, daß keine Macht der Erde im Stande geweſen wäre, mir mein wonnevolles und doch ſo trauriges Geheimniß zu entreißen. Da beſuchte mich neulich auf Veranlaſſung Papas unſer Hausarzt, der gute Medicinalrath, und befragte mich freundlich und liebevoll, und da ich ihm die Symptome meines Leidens nicht verhehlt — die Quelle derſelben aber entdeckte ſich ſeinen profanen Blicken nicht — da ſprach er von geſchwächten Nerven und rieth ein Seebad. — Ein Seebad! und ſprach — denke Dir mein Entzücken! — von Oſtende oder — Trouville. O wie kommt es, meine gute Erneſtine, daß gewiſſe Worte einen ſo ſüßen Klang für uns haben? Trouville — Havre gegenüber. Iſt es nicht ein ſüßer Name, Trouville, kann ſich wohl irgend eine deutſche Stadt rühmen, ſo poetiſch ſchön und wohlthuend benannt zu ſein? — Ein Seebad in ſeiner Nähe! O mein Gott! laß mich hoffen, daß Papa ſeinen Widerwillen bezwingt. Er runzelte die Stirn und ſagte zu Mama: das wäre mir was Rechts, ein Seebad!

Gute, gute Erneſtine!

Triumph! Triumph! Die Flagge der Liebe ſoll wehen. Der Papa hat den Beſtimmungen unſeres guten Medicinalraths nachgegeben und ſich für Trouville entſchloſſen. Wer kann ſeliger ſein als ich! Es hatte auch Differenzen zwiſchen Mama und Papa; Mama war für Oſtende, Papa für Trouville, weil man dorthin über Paris gehe. So werde denn alſo auch ich dies Wunder der Welt ſchauen, — Paris und Guſtav! Daß die Doktors Wittwe ihre lange Naſe gerümpft hat, kannſt Du Dir denken, und daß ſie für meinen Zuſtand Bergluft anrieth mitten im Lande, recht weit vom Meere, fand ich ſehr begreiflich. O die Gute! Ich werde Briefe an Guſtav von deſſen Mutter mitnehmen. O meine Erneſtine! ſie ſagte mir mit einem eigenthümlichen Blick: Wie ſind Sie glücklich, daß Sie ihn ſehen werden! Ja, ich werde ihn ſehen, denn wir reiſen über Havre. Von Paris ſchreibe ich Dir wieder.

Paris.

Beſte Freundin!

So bin ich denn alſo in der vielbewunderten Hauptſtadt Frankreichs, und ich kann Dich verſichern, es iſt mir ganz ſchwindelig zu Muth. Schon das Einfahren in den Bahnhof hätte man ein Locomotiven-Wettrennen nennen können. Wie ſoll ich Dir die Stadt beſchreiben? — Denke Dir Hunderte unſerer Königsſtraßen an einander geſetzt, vorn und hinten, rechts und links, überall große Läden und Magazine, wohin Du blickſt, ein Gewühl von Menſchen und Wagen, wie bei uns Mittags um 12 Uhr, wenn die Parade vorüberzieht, und wenn dazu im Hotel Marquardt eine fremde, fürſtliche Perſon wohnt, wo man dann das ganze Dutzend Equipagen des hohen Adels hin und her fahren ſieht. Dazu kommt noch, daß hier alle Spaziergänger, alle Reiter und Fahrenden Franzoſen und Franzöſinnen ſind, daß der Lärm und das Wagengeraſſel nicht wie bei uns Nachmittags vollſtändig aufhört, daß es vielmehr hier den ganzen Tag beſtändig fortdauert und gegen Nachmittag und Abend immer ärger und toller wird. Gehſt Du einen Boulevard hinab, ſo meinſt Du, ganz Paris in unzähligen Fußgängern, in Hunderten von Wagen eile mit Dir; wendeſt Du Dich um und gehſt hinauf, ſo iſt es gerade wieder daſſelbe, und als ob die ganze Bevölkerung nun ebenfalls mit Dir hinaufrennen würde. — Ein vielbewegtes, tauſendfarbiges Toſen des Meeres, in welchem Du Dich ſo unendlich einſam und verlaſſen fühlſt, wie unter Larven die einzig fühlende Bruſt, oder wie es im ausgewanderten Dichter Freiligrath heißt:

Allein, allein kein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen.

Papa findet das ziemlich unausſtehlich und freut ſich auf Trouville. Ob ich mich auch darauf freue, brauche ich Dir wohl nicht zu ſagen, meine Gute. Mit meinem Franzöſiſch geht es ſo ziemlich leidlich, aber Papa, der ſich aus ſeiner Jugend her noch ein paar Ausdrücke erinnert, bringt mich zuweilen in Verzweiflung; er will immer ſprechen und es geht doch nicht, und da er die Sachen falſch überſetzt, ſo gibt es oft die ſeltſamſten Verwirrungen. Neulich — ich kann es Dir wohl geſtehen, meine Gute, denn ich weiß, daß meine Briefe nie andere Augen als Deine lieben betrachten werden — da traten wir müde und abgeſpannt in eine Paſſage und ſuchten einen ſtillen Ort, um auszuruhen; Papa fand eine Inſchrift, die er mit: Ort der Behaglichkeit überſetzte, und da der Eingang recht verſteckt lag, wie bei uns manche ſtille, kleine Wirthshäuſer, ſo nöthigte er mich dort hinein. Denke Dir meinen Schrecken! Ich fühle jetzt, liebe Erneſtine, daß mich eigentlich Mama hätte begleiten ſollen. Dann hat ſich Papa den Baedeker gekauft, und da er in demſelben geleſen, daß die Franzoſen faſt Allem, was ſie ſagen, als höfliche Leute ihr s'il vous plait beifügen, ſo thut er das oft an ganz unpaſſendem Orte und bringt mich beinahe zur Verzweiflung. So ſagte er neulich in einem Laden: merci, s'il vous plait. Das iſt doch trop, ma chère!

So groß Paris iſt, ſo können ſich die Pariſer doch oft auch wieder recht kleinſtädtiſch betragen. So gingen wir neulich über den Pont des Arts — Du wirſt Dich an Hauff's wundervolle Novelle erinnern — und ſahen eine Menge Menſchen über das Geländer ſchauen. Natürlicher Weiſe dachten wir an das größte Unglück, eilten hinzu und ſahen einen armen kleinen Hund, der an einer langen Leine ſchwimmen mußte.

Wir haben Zimmer bekommen im Hotel du Louvre, das aber ſo groß iſt, daß mir ganz unheimlich wird. Ich glaube, das Haus hat 6000 Zimmer, und der Speiſeſaal faßt ganz bequem 2000 Menſchen. Mich betäubt der ewige Lärmen und Spektakel in dem Hauſe, und danke ich jedesmal meinem Schöpfer, wenn ich auf der Straße bin und namentlich die Treppe hinter mir habe, denn von dem Auf- und Abſtürzen der Kellner dort kannſt Du Dir keinen Begriff machen.

Papa ſpricht ſchon ſeit mehreren Tagen davon, mich in Begleitung eines Bekannten, den er hier getroffen, nach Mabile und in's Chateau des fleurs zu führen. Du weißt aus der Erzählung Deines Vetters, was das für Orte ſind. Kann eine deutſche Jungfrau dorthin gehen? Mein Vater ſagt Ja und behauptet, es ſei dort ganz famos; aber ich habe ſchon oft erfahren, was er unter „famos" verſteht. — Wird mir aber Guſtav nicht zürnen, wenn er erfährt, daß ich dort geweſen? — Ich hoffe nein, denn ich werde ihm ſpäter erzählen, daß ich mit ſtrengen, wegwerfenden Blicken umhergewandelt, und daß das ordentliche, anſtändige, gemeſſene Betragen der deutſchen Jungfrau jenen leichtſinnigen Franzöſinnen bedeutend imponirt habe. Da ich aber, um an einen öffentlichen Ort hier gehen zu können, an meiner Toilette doch etwas thun mußte, um nicht gar zu ſehr aus der Provinz zu erſcheinen, ſo habe ich ſoeben ein Unterkleid probirt, eigentlich nur das Gerippe eines Unterkleides.

Entſetzlich, liebe Erneſtine, ſo ausſehen zu müſſen! — Ich wäre des Todes, wenn ich nicht wüßte, daß mich nur die Nacht mit ihren verſchwiegenen Augen umgeben. — Nun aber ſchlafe wohl, meine theure Erneſtine, denke an Deine glückliche Freundin, die nun bald in ſeiner Nähe weilen wird — — in ſeiner Nähe — — ſeiner geliebten Nähe, — — — ob ſein Herz nicht ahnt, daß ich ihm nahe bin — — ſchrecklich, wenn es nicht ſo wäre — ſchrecklich, wenn die Sehnſucht meines Buſens in ſeinem Herzen keinen Anklang fände — — — ſchrecklich — — ach nein, ich bin ſeiner Liebe gewiß — — gute Nacht — — ſelbſt im Traume umſchwebt mich ſein Bild.

Liebe Erneſtine!

Die Zeit unſerer Abreiſe von Paris rückt immer näher, und ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich in großer Emotion bin, wenn ich an den Augenblick denke, wo ich mein Eiſenbahnbillet für Havre erhalten werde. Nicht wahr, es klingt eigenthümlich und großartig; ſtatt: zweiter Klaſſe nach Eßlingen — seconde pour Havre. Und nun für mich erſt! — Aber ruhig, mein Herz! —

Nur noch eine Geſchichte ohne Worte über Mabile und Chateau des fleurs. Wie iſt es möglich, Dir darüber eine Erklärung zu machen! Denk' Dir eine italieniſche Nacht bei uns, aber ganz anders und dieſe in's Pariſeriſche überſetzt. Nein, ich habe mich ſchlecht ausgedrückt. Stelle Dir den dritten Akt in der Oper: „Die Königin von Cypern“ vor, Du weißt dort im Garten bei brillanter Beleuchtung, unter rauſchender Muſik und Tanz: denn das iſt das Eigenthümliche hier, daß man im Freien tanzt. Es iſt nicht ſo übel und in guter Geſellſchaft könnte es mir auch ſchon gefallen. Aber hier — mich ſchaudert noch, wenn ich daran denke.

In den Champs Elyſées halten wir mit unſerer Equipage — man fährt ſehr viel in Paris — vor einem impoſanten Thore, Du glaubſt in kaiſerliche Gärten zu kommen. Wagen an Wagen drängt ſich heran, aus ihnen ſteigen die ungeheuerſten Crinolinen, mit ſchlankem Oberleib und ganz kleinem Hütchen. Auch elegant gekleitete Damen und Herren ſieht man von allen Seiten zu Fuß herankommen, aber nicht Familien- oder Paarweiſe wie bei uns, gewöhnlich kommen Herren und Damen allein und das giebt Dir ſchon einen Begriff von dem Orte, wohin ich mich gewagt. Hoffentlich wirſt Du Niemand etwas davon ſagen. Wenn ich auch vorher wußte, welche Schichten der Geſellſchaft ſich hier amüſiren, ſo habe ich doch nicht gedacht, daß es ſo grenzenlos ungenirt zugehe. Schon die Begrüßung zwiſchen Bekannten beim Eintritte: Ein Kopfnicken, ein Augenblinzeln, ein nachläſſiges Winken mit der Hand, von einem Hutabnehmen keine Rede, ein leicht hingeworfenes Wort ſeinerſeits, worauf ſie entweder ausgelaſſen lacht, oder achſelzuckend ihn verächtlich über die Schulter anſieht. So treten wir ein. Von Mabile will ich Dir nicht viel ſagen, es ging dort ziemlich ſtill her; aber im Chateau des fleurs war nächtliches Feſt. Ich ſage Dir, liebe Erneſtine, grauenhaft, aber doch in gewiſſer Beziehung wieder ſchön, und vielleicht auch wünſchenswerth für dieſe da. Ich verſichere Dich, dieſes Leben hier iſt im Stande, die feſteſten Grundſätze zu lockern, und ein paar Mal dachte ich an Guſtav, wenn er auch hier umher tanzen würde, mit — mit einer anderen Dame. Alſo Chateau des fleurs — Blütenſchloß, Blumenpalaſt. Stellſt Du Dir nicht unter dieſem Namen etwas Duftendes, Berauſchendes, Phantaſtiſches vor? Und ſo war es auch hier in der That. Man tritt in einen Garten oder vielmehr auf einen freien Platz, fein geebnet wie ein Tanzſaal, der ringsumher von Gebüſchen begrenzt iſt und durch ein wahres Meer von Lichtern taghell beleuchtet wird. Während dort zwiſchen dem Grünen buntfarbige Glaskugeln magiſch hervorſchimmern, iſt der runde Platz, von dem ich eben ſprach, ringsumher mit zahlloſen Candelabern beſetzt, die über eine Unzahl von matt glänzenden Kugeln Licht verbreiten, während rieſenhafte Kronleuchter, an für uns unſichtbaren Ketten hängend, mit ihren Hunderten von Lichtern in der Luft zu ſchweben ſcheinen. Du biſt umgeben von einer unzählbaren Menſchenmenge, man ſpringt, lacht und ſingt vor Dir und hinter Dir; ungeheure Blumenbouquets duften und flimmern Dir vor den Augen; Spitzen wehen Dir in's Geſicht, ſchwere, rauſchende, ſeidene Stoffe ſchleifen an Dir vorüber.

Du athmeſt mühſam, überraſcht durch all' das Ungeheure, was Du hier ſiehſt. Dein Auge ſucht vergebens einen Punkt, wo es ausruhen kann; es taucht in eine der vielen Alleen und verſchlungenen Wege, die nach allen Theilen des Gartens ziehen. — Umſonſt, auch von dorther kommt es oder eilt dahin in einem unaufhörlichen, buntfarbigen, lärmenden Strome. Faſt haſt Du Dich etwas an Deine Umgebung gewöhnt, als nun mit einem Male eines der ſtärkſten Orcheſter hinter Dir in den mächtigſten Tönen losbricht. Du wendeſt Dich erſchrocken um, Du hatteſt bis jetzt nicht Zeit, dorthin zu blicken. — Neue, größere Ueberraſchung. Dort erhebt ſich eine rieſenhafte Tribune, überdeckt von einem ungeheuren Tempelbogen mit Nebendächern von Karyatiden getragen, mit Bildſäulen geſchmückt, in den glänzendſten Farben prangend, mit der reichſten Vergoldung verziert von hunderten von farbigen und weißen Glaskugeln. — Und das Orcheſter, meine liebe Erneſtine! Ja, ich will Dir geſtehen, ſüße Freundin, nachdem ich dies nächtliche Feſt in Chateau des fleurs geſehen, nachdem ich dieſe Muſik gehört, verzeihe ich den Franzöſinnen Manches, um ſo mehr, da es ihnen doch an der gründlichen Bildung fehlt, deren wir Deutſche uns rühmen können.

Alſo dieſe Muſik! — ein Strom, ein Meer von Tönen, das ſich über uns ergoß, das uns zu vernichten, zu erſticken drohte, das uns zwang, wie Rettung ſuchend, wie unwillkürlich in die Höhe zu hüpfen. Ich ſage: uns, und wollte Dir doch ausdrücken, daß es den Andern gewiß ſo zu Muthe war. — Und nun tanzten ſie. Es war eigentlich kein Tanzen zu nennen; jedes Paar, unbekümmert um ſeine Nachbarn, amuſirte ſich, als wenn es allein in der Welt wäre, — ganz allein in der Welt, gute Erneſtine. Es war ein Drehen und Schwingen, ein Wirbeln und Hüpfen, daß Einen ordentlich anders zu Muthe wurde. Ja, ich will Dir ehrlich geſtehen, mit Guſtav allein einmal ſo tanzen zu können, würde mir ſchon angenehm ſein. Nicht wahr, ich bin in Paris recht verwildert? Aber ich verſichere Dich, die Erinnerung an jene furchtbare Muſik regt mich noch heute auf. Denke Dir, ſtatt der großen Trommel wurde zuweilen mit Piſtolen gefeuert; anfänglich fürchtete man ſich und ſchrack zuſammen, dann aber erwartete man einen neuen Schuß mit einer gewiſſen ängſtlichen, grauenhaften Freude. Unter den Tänzerinnen ſah man elegante und Balltoiletten, aber einen eigenthümlichen Anblick gewährte es, daß die meiſten in Mantille und Hut tanzten; die erſtere ſtreifte natürlich von den Schultern herab, der Hut ſchob ſich in den Nacken, die Augen glühten, die Kleider wurden ſehr hoch aufgenommen, und dabei machten Tänzer und Tänzerinnen Bewegungen, wie ich ſie vorher nie geſehen. Sie tanzten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in Hieroglyphen, die einem das unbeſtimmte Gefühl zurückließen, als müſſe die Zeit kommen, wo ſie uns verſtändlicher würden. Was mich dabei verletzte, war die Art und Weiſe, mit der ſich nach beendigtem Tanze jedes Paar trennte. Denke Dir, Erneſtine, kein Herr führte ſeine Dame an ihren Platz zurück; kaum endigte die Muſik, ſo lüpfte er leicht ſeinen Hut, nickte auf ſonderbare Art mit dem Kopfe, ſie machte einen ſehr extravaganten Knix, wobei ſie mit dem linken Fuße hinten hinausfuhr, raffte ihre Mantille auf, ſchob ihren Hut zurecht, und Beide verloren ſich hier und dort im Gedränge, oder in den Alleen und Seitenwegen.

Auch wir gingen dorthin, und die Stille hier, je weiter man ſich vom Tanzplatz entfernte, war ordentlich wohlthuend. Hier war nur ſo viel Licht, daß Alles in ein Halbdunkel gehüllt war; einzelne Paare gingen umher, oder ſaßen leiſe plaudernd auf den Ruhebänken, die hie und da in den Lauben angebracht waren.

Findeſt Du es begreiflich, mein gutes Herz, wenn ich dabei an Guſtav dachte?

Ich ſehe mit Schrecken, daß dieſer Brief über alle Maßen ſtark geworden iſt. Lebe denn wohl, meine Gute, und wenn Du auf dem nächſten Poſtſtempel Trouville leſen wirſt, ſo denke an Deine

glücklich geweſene oder vielleicht
noch glücklich ſeiende Freundin
Henriette.

Der Vater Henriettens an ſeinen Freund, den Oberregierungsrath Wegele.

Alter Schwed!

Nachdem ich nun acht Tage in Paris war und Dir dem Verſprechen gemäß hiemit einige Zeilen ſchreibe, finde ich es natürlich, daß Deine Frau ihr Veto einlegte, als Du uns hieher begleiten wollteſt. Apropos, Du wirſt begreifen, warum ich dieſen Brief an unſern gemeinſchaftlichen Freund und nicht an Deine Wohnung adreſſirte. Die Deinige und die Meinige brauchen nichts davon zu wiſſen.

Zuerſt nun zu Geſchäften. Die Haartinktur habe ich für Dich an die bewußte Adreſſe abgeſandt, nur bemerkte mir der Erfinder, daß man nach dem Gebrauche derſelben einen Tag lang zu Hauſe bleiben ſolle, und daß man ſich auch, wenn man ausgeht, nicht mit unbedecktem Kopf in die Sonne ſetzen dürfe; die Tinktur enthalte viel Honigtheile, und es ſei der Fall vorgekommen, daß Jemand, der ſich unvorſichtig der Sonne ausgeſetzt, wie ein ſchwärmender Bienenſtock nach Hauſe gekommen ſei. Die bewußten Lithographieen habe ich mit großer Mühe erhalten und ſie dem Clubbdiener eingeſandt; nehmt Euch in Acht, daß ſich Keiner zu Haus mit einer Silbe verräth. Ich möchte das nicht erleben, wenn ich wieder heim käme, obgleich das doch gewiß ein ganz harmloſes Vergnügen iſt. Und ſo iſt es mit Allem hier in

Paris; ſie machen immer einen ungeheuren Spektakel, und im Grunde ſteckt nicht viel dahinter. So auch die Franzöſinnen; viel Federn, viel Spitzen, viel ſeidene Kleiderſtoffe, ungeheure Crinolinen, aber kein ſolider Kern. Da war ich auch neulich bei Mabile und im Chateau des fleurs, aber ich kann Euch verſichern, man kommt dabei durchaus nicht auf ſeine Koſten. Was thu' ich mit dieſem leichtfertigen Tanzen der Franzöſinnen! S'iſt Alles gemacht, Alles Schminke; es fehlt der innere, feſte Halt, dem man doch noch bei uns häufig begegnet. Ich kann Dich verſichern, da waren unter hundert nicht ein halbes Dutzend, um welche man die Hand hätte umdrehen mögen; und auch dieſe waren nur ſchöne Gemälde und an ihrer Geſtalt konnte ſelbſt ein Kenner nicht unterſcheiden, wo die Kunſt aufhörte und die Natur anfing. Um doch nicht ganz ohne Nutzen zu reiſen, habe ich mich ein paar Mal in das dickſte Gewühl geworfen, aber glaube mir, überall Trug und Schaum, nirgendwo eine feſte Grundlage.

Was ich über Trouville gehört, iſt befriedigend; es ſoll dort ganz gute Hotels geben, auch nicht zu theuer. Doch habe ich zu meiner Verwunderung erfahren, daß dort Herren und Damen dicht neben einander baden. Das unter uns; Henriette ſoll es an ihre Mutter berichten; das Mädchen hat außerordentlich viel Takt und weiß ſchon die Sache in's rechte Licht zu ſetzen. Grüßt mir die Geſellſchaft und denkt bei einem guten Schoppen Bier an mich. Das Zeug, was ſie hier dafür ausgeben, iſt nicht zu trinken.

Trouville.

Meine gute Erneſtine!

So ſind wir denn hier, ſo liegt der ſelige Tag von Havre hinter uns, — ſo habe ich *ihn* denn wie — der — ge — ſehen. Fühlſt Du das Gewicht dieſes Wortes, mein liebes Herz? — Nein, Du biſt nie in der Lage, ſeine Seligkeiten ſo ganz ausgekoſtet zu haben, wie Deine nun wieder in einem kleinen Schimmer von Glück lebende Freundin. Du haſt nie den Schmerz einer Trennung gefühlt; denn wenn Du auch vielleicht Tage und Wochen von ihm geſchieden warſt, ſo wußtet ihr den Tag eurer Wiedervereinigung, ihr ſchautet ihm mit ruhigem Glück entgegen. Aber ich! Auf wildem Ocean ſchwimmend, ohne Segel und Compaß, ſtets gewärtig, an ſtarrenden Felſen feindlicher Eilande zu zerſchellen, woge plötzlich auf ſanfter Welle, von einem ſüßen Hauche getrieben, in jene glückliche Bucht, wo er weilt — — — — — — wo Palmen rauſchen und Brunnen kühlen und wo der Wundervogel ſingt: er liebt Dich! er liebt Dich!

Ich ſehe Dich lächeln, meine gute Erneſtine! Ich ſehe — und davon bin ich überzeugt — wie Du geſchwind dieſen Brief umwendeſt, als Dein guter Ferdinand näher tritt und wiſſen will, was ich geſchrieben. Nicht wahr, in dem Punkt kann ich ruhig ſein. Du läßt ihn doch nichts von unſerer Correſpondenz leſen? — Um aller Heiligen willen! Der Gedanke würde mich peinigen. Nein, nein, ich kenne Dich, Du redliches, treues Gemüth. Dir zu gefallen will ich mich denn auch bemühen, nach Deiner Anſicht vernünftig zu ſchreiben. — O mein Gott! vernünftig, als wenn meine heiße, glühende Liebe zu Guſtav etwas Unvernünftiges wäre! — Doch ruhig, mein Herz!

Von Paris fuhren wir alſo Nachmittags fort; auf dem Bahnhofe war ein entſetzliches Gedränge; unzählig viel Paſſagiere, noch mehr Gepäckſtücke. Ich hätte nicht geglaubt, daß es möglich wäre, die Hunderte von Koffern aller Art zu bewältigen. Aber es ging Alles mit Ruhe und Ordnung vor ſich; man hätte ſich bei uns ein Beiſpiel daran nehmen können, wenn bei einem Dutzend Koffer vier Beamte beſchäftigt ſind, drei von ihnen die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen und der Andere ſich über den unerträglichen Zudrang beſchwert.

Ueber die Strecken, die wir durchfuhren, kann ich Dir nicht viel berichten; ich war zu ſehr mit dem Ziel meiner Reiſe beſchäftigt.

So viel weiß ich, daß wir durch tiefe Einſchnitte fuhren und dann wieder über ſehr hohe Brücken hinweg — — Zuweilen ſausten wir auch durch die Ebene dahin, und dann hatte dieſe ſo etwas rührend heimathlich Gemüthliches — ſchöne grüne Wieſen, Häuſer und Dörfer zwiſchen Bäumen verſteckt, rieſelnde Bächlein und glatte Rinderheerden.

Endlich lag es vor uns.

Ach! Erneſtine, wie ſoll ich Dir den Eindruck beſchreiben, den das Meer, die See, das unendliche Weltmeer auf mich machte! Thalatta! Thalatta! ruft der Dichter, und ſetzt hinzu, daß bei ſeinem Anblick zehntauſend tapfere Griechenherzen gebebt hätten. Nun denke Dir, was ſoll dagegen mein armes, deutſches Mädchenherz anfangen? Es bebte freilich auch, es zitterte und zog ſich ganz in ſich zuſammen beim Anblick der unendlichen glänzenden Fläche. Aber es hatte dabei doch wieder nur den einzigen klaren Gedanken, den es immer hat, im hellen Sonnenlichte, in dunkler Nacht, beim Koſen des Südwindes, beim Brüllen des Sturmes, — hier beim Erblicken des Meeres, den Gedanken an ihn, an ihn.

Es war aber auch ſo begreiflich; denn kaum hatten wir einen kurzen Blick auf das Meer hinausgeworfen, ſo ſagte ein dicker Herr, der neben meinem Vater ſaß: Voilà, Havre, und Papa riß mich wieder aus allen meinen ſüßen Träumereien in die rauhe Wirklichkeit zurück, denn er gab dem höflichen Franzoſen zur Antwort: Ah! Havre — merci, s'il vous plait.

Dann fuhren wir bei einzelnen Landhäuſern vorbei, bei Dampfſchornſteinen, durchſchnitten ſchöne breite Alleen und hielten im Eiſenbahnhofe. Flüſternd füge ich hinzu, meine Gute, daß er da war — daß er — doch nein, Du ſpotteſt nur über mich und es geſchieht mir ſchon recht. — Nimm einen herzlichen Kuß, den ich für Dich noch übrig habe.

Daß wir in Trouville angelangt ſind, ſiehſt Du aus der Ueberſchrift meines Briefes. Das nächſte Mal ſchreibe ich Dir über das hieſige Badeleben; heute bin ich etwas ermüdet, denn die Fahrt von Havre hieher war nicht ganz angenehm.

Der Vater Henriettens an ſeine Gemahlin.

Trouville.

Meine liebe Frau!

So wären wir denn hier in Trouville angelangt, und da wir einmal da ſind, ſo ſcheint es ſich behaglicher machen zu wollen. Was die Reiſe hierher betrifft, ſo wird Dir Henriette darüber geſchrieben haben; was wir für Geld gebraucht haben, davon macht ſich Niemand eine Idee. Namentlich in dem Paris! Und was hat man dafür? — Du lieber Gott! nicht viel mehr, als man bei uns für ein Viertel des Preiſes bekommt. — Ueberhaupt Paris lohnt ſich wahrhaftig nicht der Mühe, daß man hingeht. Ich will Dir das mündlich ſchon auseinander ſetzen.

Hier wären wir alſo über Havre angekommen; an der Eiſenbahn erwartete uns Guſtav W., er hat ſich recht gemacht, auch ſchon einen Bart bekommen, und wußte überall Beſcheid, was mir ſchon recht angenehm war. — Daß ſich Henriette gefreut, ihn wieder zu ſehen, kannſt Du Dir denken; ich habe auch nicht den Wauwau ſpielen wollen. Was ſollte ich überhaupt machen? Das Mädchen iſt alt genug und ſollte wiſſen, was ſie zu thun hat. Wenn ſie nur endlich einmal von ihren verfluchten poetiſchen Ideen ablaſſen wollte!

Hier in Havre hatte ſie ſich es in den Kopf geſetzt, mit Guſtav eine Meerfahrt zu machen; ich war als Schlachtopfer der Dritte im Bunde, und ſo machten wir denn eine Meerfahrt bis weit hinaus vor den Hafen, wo wir ſo herumgebeutelt wurden, daß man es nicht beſſer verlangen konnte. Es muß ein troſtloſer Anblick geweſen ſein.

Hier in Trouville ſind wir denn nun vortrefflich aufgehoben, wir wohnen im Hotel Bellevue bei Herrn Laſſerre, einem freundlichen gefälligen Manne und angenehmen Wirth. Wir haben um mäßiges Geld gute Zimmer mit vortrefflichen Betten und eine ausgezeichnete table d'hôte. Du kennſt meine Leidenſchaft für Fiſche im Allgemeinen; hier wird dieſelbe durch eine kleine Beſtechung des Oberkellners auf's Gründlichſte befriedigt; man ſervirt mir mehrere Male zum großen Aerger eines kleinen ſchwarzen deutſchen Landsmannes, der jedesmal ſein Augenglas einſteckt und mich neidiſch anblickt, wenn ich zum dritten Mal Turbot nehme. Du ſiehſt dadurch, meine liebe Frau, daß ich möglichſt auf meine Koſten zu kommen ſuche. — Deutſche ſind genug hier, einzelne Individuen und ganze Familien; Letztere, namentlich die Damen derſelben, ſieht man häufig am Strande, wo der Sand noch naß iſt und wo man tief einſinkt, trotz aller Ermahnungen und Zurufe ohne Galoſchen mit Muſchelſuchen beſchäftigt. Auch ſind ſie häufig in den Fruchtniederlagen der Stadt zu finden und ſtehende Kunden des großen Paſtetenbäckerladens.

Geſtern kamen wir an und haben heute ſchon unſer erſtes Bad genommen. Henriette wird Dir das Nähere darüber ſchreiben. Für uns war das Ding ſehr einfach. Da iſt ein Bureau am Meere, ein kleiner hölzerner Affenkaſten, wo täglich angeſchrieben iſt, wann die Fluth kommt, und wo man eine Marke nimmt und ſich für ſein Coſtüm entſcheidet. Ganzer Anzug oder Schwimmhöschen. Nach dem Vorbild der deutſchen Familie, von der ich oben ſprach, entſchieden wir uns für Letztere, natürlich mit Ausnahme Henriettens. Wir gingen zum Badeplatz der Männer, der übrigens ſo nah an den der Damen anſtößt, daß im Waſſer, oft unbewußt, eine Vermiſchung der Geſchlechter ſtattfindet. Doch hat der Anblick ſeiner Mitbadenden in der That nur eine komiſche Seite. Du kannſt Dir nicht denken, wie namentlich die Damen ausſehen, wenn ſo ihre ganze Toilette von ihnen abgeſtreift iſt.

Oft ſieht man Geſtalten, von denen man in der That nicht weiß, ob man einen Mann oder eine Frau vor ſich hat.

Daß ein Seebad das glücklichſte und gründlichſte Mittel zur Aufhebung alles Standesunterſchiedes iſt, ſo viel ſteht feſt. Es ſind hier in Trouville Herzoginnen, Gräfinnen, Baroneſſen gerade genug. Und das kommt an, ganz à la Pfau, in prachtvollen Equipagen, in ungeheuren, bauſchigen Kleidern bis zu dem verhängnißvollen Badehäuschen, auf deſſen Thüre man wahrhaftig auch ſchreiben könnte: laßt alles Irdiſche hinter euch! Denn dort kommen ſie als förmliche Schatten heraus, die eben prangend in Schönheit und Toilette hineingegangen. Ich ſage Dir, man kann ſich faſt eines Gefühls der Rührung nicht erwehren, wenn man ſo am Ufer ſteht, und aus den Wellen eine dürre, unſchöne Geſtalt herausťappt, die von einem eleganten Herrn in Empfang genommen wird, welcher um die Ehre bittet, der Frau Gräfin ſeinen Arm anbieten zu dürfen.

Eigenthümlich iſt, daß dabei die Franzoſen das Renommiren und Spektakeln nicht laſſen können; denn ſtatt daß dieſe Herren, wenn ſie nun einmal ihrer Löwenhaut entkleidet ſind, ruhig und ſtill in's Waſſer gehen, machen ſie Spektakel, tanzen und ſingen und ſuchen ſich vor den Damen ein Anſehen zu geben. Sah ich doch geſtern einen, der weiß Gott nichts weniger als einem Maſaniello gleich ſah, mit krähender Stimme in das Meer hinaus ſchreien:

Ihr Freunde, ſeht, es ſtrahlt der Morgen.

Auf Franzöſiſch heißt es freilich anders, aber die Melodie iſt merkwürdiger Weiſe ganz dieſelbe.

Wir haben uns mit der deutſchen Familie, die ich ſchon ein paar Mal erwähnt, bekannt gemacht. Es ſind eigentlich nette Leute, wenn auch einer von ihnen nur ein Schriftſteller iſt. Die Frau des Andern iſt ſehr hübſch und hat ſich Henriettens angenommen. Weißt Du, in ſolch' einem Bade kann man nicht für ſich allein bleiben, das wäre ſehr langweilig.

Geſtern ſprach mich auch ein alter, freundlicher und ſehr gebildeter Franzoſe an; er meinte, er hätte mich in Dieppe geſehen oder in Bad—bad, wie er ſich ausdrückte, — das ſoll nämlich Baden heißen. Es war mir aber auch gerade ſo, als ob ich ihm ſchon ſonſtwo begegnet wäre, in Baden oder Homburg oder irgendwo auf der Eiſenbahn. Es iſt eine Figur, die überall vorkommt; ſehr reich muß er gerade nicht ſein; ſein Rock iſt etwas abgetragen, doch hat er ein rothes Band im Knopfloch. Er nennt ſich le Marquis de Merchantilier, behauptete, man ſpeiſe nirgendswo beſſer als in unſerem Gaſthofe, wo er ſein Couvert neben das meinige legen läßt, und raucht leidenſchaftlich gern deutſche Cigarren.

Du ſiehſt nun, meine liebe Frau, daß wir es hier allenfalls aushalten können. Für Dich aber, glaube ich, wäre es durchaus nichts hier; es iſt an der See zuweilen recht zugig, und im Allgemeinen klagen die Damen hier ſehr über Zahnweh. Grüße mir den Regierungsrath Wegele, er ſoll einmal hieher ſchreiben, habe ja doch auf ſeiner Kanzlei nichts zu thun. Auch an ſie mein Compliment, Henriette hätte ihre Pomade nicht vergeſſen. Einliegend einen Brief von Deiner Tochter.

Henriette an Erneſtine.

Trouville.

Liebe Erneſtine!

Der erſte Tag meines Badelebens liegt nun hinter mir und ich kann Dich verſichern, daß ich mir früher unter dem Gedanken, in der weiten, offenen, wunderbaren See zu baden, etwas viel Poetiſcheres vorgeſtellt, als es in der Wirklichkeit iſt. Ich dachte an ein wonniges Hinabſtürzen in die ſchäumenden Fluten, die uns tragen und wiegen würden, wie die Wellen des heiligen Fluſſes ein Blatt vom duftenden Lotus.

Dabei ſtellte ich mich in lange flatternde Gewänder gehüllt vor, das Haar hie und da zur Kurzweil mit Seegras geſchmückt — weißt Du, Herz, etwas Aehnliches, wie unſer Dichter die Seenymphen darſtellt. Doch wie grauſam ſollte auch dieſe Illuſion meines Lebens zerſtört werden!

Als wir am Morgen meines erſten Seebades — Papa war ſchon voraus, — doch ſieh, liebe Erneſtine, wie vergeßlich ich bin, ich muß Dir ja zuerſt das Wir erklären. Wir fanden nämlich hier eine deutſche Familie, einen Herrn mit ſeiner Frau und ein paar Freunden. Denke Dir, Herz, Beide, die Freunde, ſchon wirklich gedruckt worden ſeiende Schriftſteller. Die Frau iſt hübſch wie ein Engel und dabei ſo lieb für mich, daß ich es Dir gar nicht ſagen kann; ſie lacht gern und häufig und zeigt dann allerliebſte weiße Zähne; es iſt ein Vergnügen mit ihr umzugehen, denn Alles macht ihr Spaß, jetzt eine Promenade, dann eine Spazierfahrt in den Wald, dann eine Tour zu Nachen in der See, jetzt in einige Läden, um was zu kaufen, zwiſchen hinein ein kleines Frühſtück, dann eine lebhafte Converſation oder etwas Umziehen, kurz alles das treibt ſie mit einer Unermüdlichkeit, die namentlich an einer leidenden Frau in's Bewunderungswürdige geht. Sie hat ſich meiner auf's Redlichſte angenommen; Papa mußte mir noch am Nachmittage einen runden Hut kaufen, wie ſie ſelber einen trug, auch ein ähnliches Mäntelchen, und ich wollte nur, Du könnteſt uns ſo ſehen, wie wir nach unſerem Badehäuschen wandeln, den Baigneur hinter uns.

Aber denke Dir meinen Schrecken, gute Erneſtine, als ich das Coſtum ſah, in welchem die Damen hier zum Baden gehen, und in dem man auch mich von heute an ſehen ſoll. Ja, — ſehen ſoll. Und wer Alles! Nicht blos weibliche Augen, ſondern auch Herrn geniren ſich nicht, in der Nähe herum zu ſpazieren, ja ſtehen zu bleiben, wenn ſich ſo coſtumirte Damen ſehen laſſen und, mit andern ſprechend, ſtehen bleiben.

Ich habe früher einmal etwas von der garſtigen Tracht der Samojeden geleſen, und ich ſage Dir, Herz, gerade ſo ſieht man aus. Denke Dir, ein alter Schiffscapitän, der zuweilen an der Tafel mitſpeist, behauptete geſtern, mit einem ſehr guten Fernrohr könne man von Havre aus Jemand am Strande von Trouville erkennen. Iſt dieſe Idee nicht gräßlich, Erneſtine? Wenn ich denken ſollte, Guſtav werde mit einem guten Tubus verſehen — Wahrhaftig, ich glaube, wenn mir der Gedanke einmal beim Baden kommt, ſo falle ich in Ohnmacht und riskire mein Leben.

Endlich war es denn geſchehen, die Metamorphoſe war vollendet; wir Beide, in umfangreicher Crinoline, in einer recht eleganten Toilette in das Badehäuschen hineingetreten, hüpften daraus hervor als ein paar dunkelblaue, ſehr unanſehnliche Larven. Ich eilte, an den Strand zu kommen, wo mein Baigneur mir, damit ſich kein Kopfweh einſtelle, einen Kübel des eiskalten Seewaſſers über den Kopf goß.

Dann nahm er mich auf ſeine Arme, trug mich in die Wellen hinein und tauchte mich dort, den Kopf voran, unter, daß mir Hören und Sehen verging. Ich war darüber ſo böſe, daß ich ihn gern an ſeinem rothen Bart gezupft hätte; doch meinte er, das müſſe ſo ſein und verſtände ſich ganz von ſelbſt. Nach dieſer erſten gewaltſamen Abkühlung fühlte man denn auch erſt die Annehmlichkeiten des Seebades, und wenn man ſich über Coſtüme und neugierige Zuſchauer hinwegſetzen kann, was einem am Ende auch gelingt, ſo iſt es wahrhaftig ein wonniges Gefühl, mit dem man von einer heranwogenden Welle aufgehoben wird und eine Zeitlang auf ihrer Oberfläche ſchwebt. Doch kommen dieſe heranſtürzenden Wogen auch zuweilen mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie uns überſtürzen würden, wenn wir uns nicht zur rechten Zeit an die ausgeſpannten Taue oder an die Arme des Baigneurs anklammerten. Wenn Letztere nur nicht gar ſo gefühlloſe, unpraktiſche Menſchen wären! Im Vertrauen geſagt, meine gute Erneſtine, ſie bringen uns beim Baden auch zuweilen in eine andere Stellung, um einer heranſtürzenden ſtarken Welle Trotz zu bieten, eine Stellung, die — eine Stellung, wo — kurz, eine Stellung, in der man ſich in einer vollkommen falſchen, faſt unwürdigen Poſition befindet.

Aber um Gottes Willen, verrathe Niemand etwas von dieſer Stellung, ſelbſt nicht einmal Deinem Manne. Ich verlaſſe mich ganz auf Dich. — Daß dabei namentlich der Gedanke an Guſtav mit einem allenfallſigen langen Tubus oft wie ein finſteres Schreckgeſpenſt vor mir ſteht, kannſt Du Dir denken; wenn er nur nicht plötzlich einmal von Havre herüber kommt, mich hier überraſcht. — Das nicht zu thun, hat er mir feierlich gelobt, gelobt bei ſeiner Lie — ja, warum ſoll ich's verſchweigen, gute Erneſtine? gelobt bei ſeiner Liebe. Wir haben uns gegenſeitig erklärt, er hat an ſeine Eltern geſchrieben, ich einen wahrhaft rührenden Brief an Mama, und wenn man dorther in unſere Verbindung willigt, ſo wird auch Papa ſein wirklich albernes Vorurtheil, den Altersunterſchied betreffend, fahren laſſen. Alſo die Hoffnung iſt es, meine gute, gute Erneſtine, die mich hier an den Ufern des Meeres auf's Neue belebt. Und wo könnte ſie uns paſſender, ſchöner und poetiſcher erſcheinen, als hier, wo man ihr Symbol, den Anker, täglich vor Augen hat!

Mein gutes, gutes Herz!

Sprachen Dir die vielen Tage, in denen ich geſchwiegen, nicht von etwas Außergewöhnlichem, was mir paſſirt iſt? — O ja, Du mußt es ahnen und Du ahnſt es auch. Vielleicht haſt Du auch Nachrichten von Mama erhalten. Nun, ſei es wie es will, höre meinen Ruf des Entzückens — ich bin Braut! — ich bin ſeine Braut! ich bin Guſtavs Braut! Umſonſt hat Papa den Kopf geſchüttelt, vergeblich waren alle neuen Ränke dieſer Doctorin. Die Liebe hat geſiegt, in ſechs Wochen ſoll nun die Hochzeit ſein. Verzeihe mir deßhalb, meine Gute, wenn ich etwas verwirrt ſchreibe. Bin ich doch glücklich geworden, und gerade ſo, wie ich es wünſchte! Wenn ich einmal an eine ſüße Erklärung dachte, die er, den ich liebe, mir zuflüſtern würde, daß wir glücklich ſein dürfen — o ſo wünſchte ich dazu eine fremdartige Umgebung, nicht der Anlagen verſchwiegen ſchattiges Dunkel, nicht den Wald des Bopſers, auch nicht das Thal, welches man das romantiſche nennt, vielmehr eine neue, wunderbare Gegend, vielleicht heiteren Himmel, — etwas Meerflut, das waren ſchon meine kühnſten Hoffnungen. Und ſo kam es, mein Herz. Bei einer Partie in zahlreicher Geſellſchaft, die wir von der Straße nach Honfleur rechts ab in die Wälder machten — es war gerade bei einer kleinen idylliſchen Hütte, deren ſämmtliche Bewohner uns freundlich willkommen hießen,' da drückte er verſtohlen meine Hand und flüſterte mir zu: „Henriette, auch wir werden bald im Frieden und Schatten unſerer eigenen Hütte wohnen.“ — O Gott! mir ſchwindelte. Wie ich den Berg hinauf kam, weiß ich nicht; ich glaube, die ſeligſten Gefühle trugen mich ſchwebend, ſanft hinauf. Und oben — wir waren den Andern weit voraus — da zog er den Brief ſeiner Eltern hervor, übergab ihn mir, und ich las — o mein Herz! ich las aus einfachen dürren Worten die wunderbarſte, blühendſte Zukunft.

Das war ein Augenblick! — Wir ſtanden da oben auf des Berges Höhe an einander gelehnt und ſchauten auf das Meer, welches in graugrüner, bläulichgelber Verklärung ſchillernd und ſtrahlend vor uns lag, feſtlich geſchmückt, um als erwartender Bräutigam ſeine Braut aufzunehmen, die glühende Sonne, die dort in allen Farben ſtrahlend mit jauchzendem Aufflammen ihm entgegen eilte, wobei ſie züchtig einen grauen, ſilberdurchwirkten Schleier über ihr Haupt zog und an ſeine Bruſt ſank. Es war ein unvergeßlicher Abend; die Erinnerung an denſelben wird in mir nachzittern, bis ich an Dein Herz ſinken darf und Dir Alles, Alles auf's Genaueſte erzählen.

Der Vater Henriettens an ſeine Frau.

Nun, Gott ſei Dank! das iſt überſtanden, und ich ſage Dir, ſo lieb mir Trouville geworden iſt, — das Hotel Bellevue mit ſeinem Eigenthümer, Herrn Laſſerre, ſind ganz charmant und nicht genug zu empfehlen, — aber von dem Augenblick, wo Euer Brief in Betreff Henriettens kam, da war der Teufel in allen Ecken los und der junge Menſch — ich meine nämlich Guſtav — quartierte ſich förmlich bei uns ein. — Na, da kann man genug kriegen! Was die Rechnung hier im Hauſe anbelangt, ſo iſt ſie außerordentlich mäßig und beſcheiden, und auch Herr Laſſerre in dem Punkte, ebenſo wie ſeines zuvorkommenden und freundlichen Benehmens willen, allen Bekannten beſtens zu empfehlen. Denk' Dir aber nur, dieſer verdammte Marquis von Merchantilier, ſo oft er bei uns gegeſſen — und das geſchah ziemlich oft — hat er ſich als von mir eingeladen ausgegeben und nichts bezahlt, nicht einmal den Separatwein, den er getrunken, dieſer Gauner! Und er trank nur vom beſten Chateau la Roſe, die Flaſche zu ſechs Franken. — Na warte! Dem hoffe ich auch noch einmal in Bad — bad zu begegnen oder ſonſt irgendwo.

Unſern Rückweg nehmen wir nicht über Havre, ſondern über Pont l'Eveque und mit der Eiſenbahn von Cherbourg nach Paris. Guſtav hat von ſeinem Principal die Erlaubniß erhalten, uns bis dorthin zu begleiten. — Auch das noch! Ich werde dieſen Brief erſt in Paris ſchließen, um Dir den Tag unſerer Ankunft melden zu können.

P. S. Paris, den 14.

Am 16. hoffe ich bei Euch zu ſein. Laßt dem Oberregierungsrath Wegele ſagen, ich freue mich ſehr, ihn wieder zu ſehen. — Ich kann Dich verſichern, dieſe Laſt mit dem Mädchen, mit der Henriette nämlich, und dem jungen Menſchen — nein, das war ſchon über alle Beſchreibung, und ich glaube, daß dieſe Nachkur alle Vortheile des Seebades wieder aufhebt. Wir ſind doch auch ſehr viel bei einander geweſen, ſo lange wir Brautleute waren. Denke Dir nur, geſtern, als wir auf einem Omnibus irgend wohin fahren wollten, iſt ſie, aller Einwendungen des Conducteurs ungeachtet und trotz des Gelächters vieler Umherſtehenden, auf das Dach des Wagens geklettert.

„Ich will Guſtav, ſo lange es möglich iſt, nicht einen Augenblick verlaſſen," ſagte ſie. — Na, gehorſamer Diener! wenn das keine glückſelige Ehe gibt, dann trügen alle Vorzeichen. — Alſo am 16.!

Die Bucht des Todes

oder

das Krokodillgeſtade.

A — a — h! ich werde nie den wilden Blick vergeſſen, mit dem er mich anſtarrte und das unheimliche Leuchten ſeiner Augen, als er mit tiefer Stimme die Frage an mich ſtellte: „So hörten Sie nie von der Bucht des Todes und dem Krokodillgeſtade?“ Darauf lachte er krampfhaft hinaus, aber es war ein Lachen, das mich im tiefſten Innerſten erſchütterte, und da ich bemerkte, wie er in das Glas mit dunkelrothem Weine hineinſtarrte und es mit den Zähnen faſt verbiß, ehe er die Flüſſigkeit in tiefen Zügen trank, ſo hätte ich lieber gewünſcht, ſein rothes Auge zu ſehen, als die unheimliche Geſchäftigkeit, mit der er hierauf ſein blutendes Beefſteak zertheilte und gierig verſchlang, wobei er dumpf vor ſich hinmurmelte: „O Bucht des Todes, o Krokodillgeſtade. Ha! ha! ha! haha!“

Es war eine ſchauerliche Nacht, ich werde ſie nie vergeſſen; auch abgeſehen von meinem ſeltſamen Geſellſchafter ungemüthlich durch die Umgebung, in der wir Beide uns befanden.

Es war nämlich eine proviſoriſche Bretterhütte, welche damals den Bahnhof vorſtellte, von dem eine halbe Stunde von Dresden gelegen das Schienengeleiſe nach Prag ausging. Dorthin hatte mich Morgens zwei Uhr, wo der von Leipzig kommende Convoi erwartet wurde, eine ſächſiſche Droſchke gebracht, in jener Zeit noch ein ungemüthliches ſchwankendes Fahrzeug, das mit der Geſchwindigkeit von hundert Schritten in der Viertelſtunde durch die langen und breiten, von Schneegeſtöber und Wind durchpeitſchten Straßen mit mir dahin wackelte.

Endlich war der Bahnhof erreicht und ich wurde in eine Bretterhütte von einem trüben Lichte erdämmert gewieſen, die an das ſogenannte Reſtaurationslokal ſtieß, wo Paſſagiere der dritten Klaſſe ſanftes, dünnes Weißbier oder feurigen Kümmel tranken. Als ich in die Halle trat, glaubte ich allein zu ſein; doch bald ſah ich, daß ſich noch ein anderer Paſſagier hier befand, ein Mann, der an einem Fenſter lehnte, ſeine Stirne, die wahrſcheinlich ſehr heiß war, an die kalten Scheiben drückte und in die dunkle Landſchaft hinauszuſtarren ſchien. Eigentlich ſah er aber von der Landſchaft nichts, denn gegenüber von dem Fenſter auf drei Schritt Entfernung erhob ſich eine Bretterwand, die eine viel ſchwärzere Wirkung machte als die nächtliche Gegend. Dem ſei nun wie ihm wolle, — genug, der Fremde ſtarrte dort hinaus und wandte ſich nicht einmal um, als mein Eintreten einiges Geräuſch verurſachte, da der Laſtträger meinen ſchweren Koffer ziemlich unſanft auf den Boden ſetzte. Die Packkammer war noch geſchloſſen, wir hatten alſo Zeit genug zum Warten. Ein paar Minuten ſpäter erſchien ein Kellner in abgeſchabtem Röckchen — er hatte eine ſehr ſchmierige Serviette unter dem Arm und wandte ſich nicht an mich, ſondern an den Fremden, der fortfuhr zum Fenſter hinauszuſtarren. Eigenthümlich war es, daß dieſer ſich nicht einmal umwandte, während der Kellner mit ihm ſprach, ſondern daß ſeine Antworten ſo lauteten, als verkehre er mit der finſtern, unheimlichen Nacht draußen oder mit der düſtern Bretterwand.

„Sie haben geklingelt?“

„Ja; eine halbe Flaſche Rothwein, dunklen, ſtarken Rothwein und ein Beefſteak, aber blutig, ſehr blutig. — Hahaha!

Man kann ſich denken, daß eine ſolche Geſellſchaft für mich nicht ſehr angenehm war. Morgens drei Uhr in einer Winternacht — ſchlecht geſchlafen hatte ich auch, denn wenn man um zwei Uhr aufſtehen muß, ſo wird man gewiß von zehn oder eilf Uhr an, wo man ſich zu Bette legt, alle halbe Stunde einmal wach, zündet ein Licht an und ſieht auf die Uhr, um ſich alsdann ſeufzend wieder zu neuem unerquicklichen Schlafe anzuſchicken, — wäre es Tag geweſen, ſo hätte ich es unbedingt vorgezogen, vor dem Bahnhofgebäude auf- und abzuſpazieren, aber es wäre dieß auch kein Amuſement geweſen. Der Wind sauste um die Ecken des Hauſes; Schneeflocken wirbelten umher und hier in der Bretterhütte war es doch wenigſtens warm, und man konnte ſich vor Zugluft ſchützen.

Der Wein und das Beefſteak kamen und wurden von dem Kellner auf den einzigen Tiſch, der ſich in der Halle befand, geſetzt, an deſſen einem Ende ich ſchon Platz genommen hatte. Jetzt beim Klirren der Teller und der Gläſer wandte ſich der am Fenſter um und kam auf mich zu. Es war ein noch junger Mann, vielleicht an die Dreißig, gut gewachſen, einfach und anſtändig gekleidet, doch war ſein Geſicht ſehr bleich, ſeine ſcharfen leuchtenden Augen lagen tief in ihren Höhlen, und um den Mund ſpielte ein unheimliches, höhniſches Lächeln, namentlich in ſolchen Augenblicken, wo er etwas betrachtete, ſo die Weinflaſche, das Glas mit einem Sprunge, die ſchon gebrauchte Serviette, das ein wenig ſchwarz gebrannte Beefſteak, und endlich als er ſich niedergeſetzt hatte und nun erſt meiner anſichtig zu werden ſchien. Das Letztere hätte ich ihm übel nehmen können, doch iſt ein ſchmerzerfülltes Gemüth heilig, unter welcher Geſtalt es auch auftreten mag. Und daß das Gemüth des jungen Mannes mir gegenüber nicht von freudigen Regungen erfüllt war, das konnte ſelbſt Jemand ſehen, der ſich nicht ſo auf die menſchliche Phyſiognomie verſtand wie ich.

Deßhalb entſchloß ich mich auch ihn anzureden, und fragte ihn auf die höflichſte Art von der Welt, ob es ihn vielleicht genire, daß ich meine Cigarre fortrauche, während er ſoupire oder frühſtücke.

Auf dieſe Frage legte er Meſſer und Gabel nieder, blickte mich finſter an und dann ſpielte wieder jenes höhniſche Lächeln, von dem ich vorhin ſprach, um ſeinen Mund. „Ha!“ gab er nach einer Pauſe zur Antwort, wobei er ſeinen Oberkörper etwas zurückbog und ſeinen Kopf auf die Seite neigte, wie um mich aus der Entfernung und im veränderten Lichte zu betrachten.

Ich weiß nicht, ob ich ſchon bemerkt habe, daß er ſeinen Hut wie angenagelt auf dem Kopfe trug.

„Ha—a—a—“ wiederholte er, „mich ſoll etwas geniren? Der unbedeutende Rauch einer erbärmlichen Cigarre?“

„Erlauben Sie — ich rauche eine vortreffliche Upman.“

„Nun ja denn, der elende Rauch einer Cigarre mich geniren? Laſſen Sie dort neben mir, wo der Ofen ſteht, den Veſuv donnern und blitzen, glühende Lava und alles verſengend neben mir dahinrauſchen, laſſen Sie meinetwegen links, dort, wo Ihr Koffer ſteht, ein Krokodill auftauchen von ſechsunddreißig Fuß Länge, ſei es ſogar mit doppeltem Rachen — und dann fragen Sie, ob mich dergleichen genirt, oder nur einfach beläſtigt, worauf ich Ihnen zur Antwort gebe: nein, nein! zehntauſendmal nein! Wer erlebt hat, was ich erlebte, wer ſo von Schreckniſſen umgeben war, wie ich, den kümmern dergleichen Kleinigkeiten nicht.“

Darauf fiel er über ſein Beefſteak her und zerfleiſchte es mit kannibaliſcher Wuth, auch trank er haſtig, und jedesmal, ehe er das Glas an den Mund ſetzte, um den Inhalt hinunterzuſchütten, hielt er es gegen das Licht und murmelte: „Ha! roth wie Blut.“

Es war ein unheimlicher Kerl.

Endlich legte er Meſſer und Gabel nieder, wobei er ein Knurren der Befriedigung hören ließ, etwas Aehnliches, wie ein geſättigter Tiger. Dann verſchränkte er beide Arme über die Bruſt und that nun jene Frage an mich, wie ich ſie Eingangs dieſer kleinen wahrhaftigen Geſchichte wiedergegeben. Wie er aber die Worte ausſprach, mit jenem tiefen, unheimlichen Tone, das dem geneigten Leſer zu verdeutlichen iſt mir rein unmöglich. Er hob ſeine Augen langſam in die Höhe, bis ſie meine Blicke gefaßt hatten, die er alsdann feſthielt, unwiderſtehlich feſthielt, förmlich bannte, wie die Schlange es mit dem armen Vogel macht, der unglücklicher Weiſe in ihre Nähe gekommen iſt.

„So hörten Sie nie von der Bucht des Todes und dem Krokodillgeſtade?“

„Nie,“ gab ich ſchüchtern zur Antwort; „auf mein Wort: nie. Ich hätte ja keine Urſache, es zu leugnen.“ — Dieſen Zuſatz, der faſt wie eine Entſchuldigung klang, preßte mir ſein in der That kannibaliſch wilder Blick aus, mit dem er jene Frage begleitete.

„Kennen Sie Madagaskar?“

„Allerdings, obgleich ich nie dort war; doch trieb ich auch, wie jeder andere gebildete Menſch, meine Geographie. —

Ueber Madagaskar ſieht man Frühlicht glänzen,

ſang Freiligrath,“ rezitirte ich ſchüchtern.

„Ah! Frühlicht über Madagaskar glänzen!“ verſetzte er mit einem unterdrückten Stöhnen, „genug! genug! — Kennen Sie die Howas oder Ambolambos?“ forſchte er weiter; dabei ſchaute er mich etwas milder an.

„Sind das vielleicht wilde Thiere?“

„Im Gegentheil,“ ſprach er mit Entrüſtung, „es ſind das ſehr civiliſirte Indianer, o dieſe Howas! Ein mächtiges und gebildetes Volk, verfertigen Schießpulver, wenn ſie es auch nicht erfunden haben, beſitzen ſogar einige Druckereien, beſaßen ſie vielmehr unter ihrem König Radama, der ein weiſer Monarch war, glücklicher Vater einer Tochter, o! einer Tochter. Sie hieß Radamalanga.“ Er preßte die Hand vor die Stirne und ſtöhnte abermals laut und ſchrecklich. Dann fuhr er gemäßigter fort: „langa heißt in der Howaſprache Tochter, alſo Radamalanga — die Tochter Radama's.“

„Ungefähr wie im Ruſſiſchen Paulowna daſſelbe ausdrückt,“ wagte ich ihm zu ſagen.

Er lächelte mich ſchrecklich an, aber wie Jemand, der mit ſeinen Gedanken wo anders iſt. Dann ſagte er: „Sie hieß auch Lolawola, was bedeutet: Waldblume — — — O meine ſüße Waldblume!“

Er trommelte mit beiden Händen einen ſehr energiſchen Marſch auf den Tiſch, dann hob er abermals ſein gefülltes Weinglas gegen das Licht, murmelte wieder: „Ha! roth wie Blut,“ und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Daß mir dieſe Unterhaltung ziemlich peinlich war, brauche ich dem Leſer wohl nicht zu ſagen; ich überlegte auch ſchon, wie eine Gelegenheit herbeizuführen ſei, um mich ſanft dem Warteſaal und ſeiner Geſellſchaft zu entziehen. Ich nahm meine Uhr hervor, ich brummte, um unbefangen zu erſcheinen, die erſten Akte einer Arie vor mich hin, ich glaube aus Johann von Paris: O welche Luſt gewährt das Reiſen! ich legte meine beiden Hände auf den Tiſch, um meinen Stuhl beſſer abrücken zu können; da fuhr mein Gegenüber plötzlich mit der rechten Hand in die Höhe, faßte mein linkes Handgelenk, drückte es feſt auf die Platte des Tiſches, und da er ſich zu gleicher Zeit mit einem kräftigen Rucke erhoben hatte, ſo flimmerten ſeine leuchtenden wilden Augen dicht vor den meinigen.

Es iſt keine Schande für mich, wenn ich geſtehe, daß ich eine Bewegung nach rückwärts machte; doch hielt er mich feſt und kam mir dabei ſo nahe, daß die Worte, die er in eigenthümlichen Flüſtern zu mir ſprach, wie das Ziſchen einer rieſenhaften Schlange klangen.

„Ich halte Sie für einen intelligenten Mann,“ ſagte er. „Gewiß, ich halte Sie für Jemand, der etwas über das Niveau des Gewöhnlichen emporragt; Sie ſollen die Geſchichte hören, aber — — geben Sie mir vorher eine von den gerühmten vortrefflichen Upman's. Ich erzähle beſſer,“ ſetzte er mit dem ihm eigenen Grunzen hinzu, „wenn ich etwas zwiſchen meinen Zähnen fühle, worauf ich hie und da beißen kann.“

Er klappte ſeine Kauwerkzeuge ſo heftig zuſammen, daß es ordentlich knackte, dann grinſte er mich mit einem offenbar freundſchaftlich ſein ſollenden Lächeln an, ließ mein Handgelenk los und zündete die Cigarre an, welche ich ihm einigermaßen beſtürzt hinüberreichte.

Er dampfte ein paar Sekunden lang wie eine Lokomotive; dann ſpie er weit von ſich in eine Ecke des Schuppens und begann:

„Es kann Ihnen, auf Ehre, vollkommen gleichgültig ſein, wie er nach Madagaskar kam.“

„Er?“ unterbrach ich ihn ſchüchtern. „Ich dachte, Sie wollten die außerordentliche Gefälligkeit haben, mir Ihre eigene Geſchichte zu erzählen.“

„Wenn ich er ſage,“ gab er mir barſch und finſter zur Antwort, „ſo werde ich meine guten Gründe dazu haben, und es wird Ihnen wohl anſtehen, meinen Schmerz, der in der Erinnerung wieder fürchterlich auftaucht, zu reſpektiren und das Er zu achten.

Ich machte eine Bewegung der Entſchuldigung, und gewiß mit vollem Rechte; denn es gibt Sachen, die man unbedingt zu achten verpflichtet iſt, beſonders, wenn man ſich zwiſchen drei und vier Uhr Nachts mit einem unheimlichen Individuum, wie mein Gegenüber es war, von aller menſchlichen Hülfe ziemlich entfernt befindet. Der ſchläfrige Kellner wäre vielleicht auf meinen Hülferuf erſt erſchienen, nachdem ich ſchon lange todtgeſtochen geweſen wäre.

— — — „Genug, er war in Madagaskar, als die Inſel blühte unter der Regierung des milden Königs Radama, dem Gott die ewige Ruhe ſchenken möge, denn er iſt nun todt. — — — Er lebte glücklich und zufrieden auf Madagaskar, er hatte nah dem königlichen Palaſte eine Wohnung erhalten, wo er ſich damit beſchäftigte, ſeltene Inſekten und Vögel zu konſerviren, Skizzen in ſein Album einzutragen und ſeine Tagebücher zu vervollſtändigen. O es war eine glückliche Zeit, denn vorüber der Thüre ſeiner Wohnung ſchritt jeden Tag, gefolgt von ihren dienenden Jungfrauen, die holde Radamalanga Lolawola, die Tochter des Königs, wenn ſie ſich zum Baden begab, ſehr leicht begleitet, nach

Art der madagaskar'ſchen Prinzeſſinnen hellleuchtende Blumen im dunklen lockigen Haare. Sie blieb täglich bei ihm ſtehen, ſie legte ihre feine braune Hand häufig auf ſeine Schulter, ſie lehnte ſich zuweilen ſehr feſt an ihn, ſie ſagte beim Abſchiede Ada lahi marama, was auf deutſch ungefähr heißt: Guten Morgen, mein lieber Freund, ich freue mich jedesmal, wenn ich dich ſehe. Sie ſchickte ihm Blumen und Früchte, glänzende Muſcheln und Geflügel, kurz, es war das vollendetſte Schürzenſtipendium, das je ein Sterblicher genoſſen. O Lolawola! o meine ſüße Waldblume!"

Er biß ſo heftig auf die vortreffliche Upman, daß ein verrätheriſcher brauner Saft in ſeinen zuckenden Mundwinkeln erſchien. Dann fuhr er nach einer Pauſe fort:

„Er war auch nebenbei Photograph; er hatte eine vortreffliche Maſchine und auch ſchon wunderbare Aufnahmen in den tropiſchen Urwäldern von Madagaskar gemacht. Doch mußte er ſich darin der größten Vorſicht befleißigen, denn ſo gebildet die Hovas im Allgemeinen waren, ſo war doch ihre Prieſterkaſte aus etwas ſchwachköpfigen Leuten zuſammengeſetzt, die beim Anblick der erſten Photographie über Hexerei ſchrieen und ſein Verderben beſchloſſen. Beim guten König Radama hätten ſie nun freilich dabei nicht viel ausgerichtet, doch hatte deſſen erſte Frau, Ranavola=Ampanſaka, was Königin Ranavola heißt, die er aber, unter uns geſagt, zu Gunſten ſeiner zweiten Frau ein Bischen ſtark vernachläſſigte, einen großen Anhang im Lande und war ihm, das heißt, dem unglücklichen Photographen, auf's Feindſeligſte geſinnt. Er beging auch damals eine große Thorheit, indem er den König dazu vermochte, deſſen zweite Gemahlin photographiren zu laſſen. Hätte er nur eine gewöhnliche Photographie gemacht, ſo würde der Haß der erſten Königin vielleicht nicht mit verdoppelter Heftigkeit gegen ihn entbrannt ſein; um aber der geliebteren Gemahlin des Königs auf dem Bildniß einen helleren Teint zu verſchaffen, kam er auf die allerdings ſehr ſinnreiche, aber unter bewandten Umſtänden ſehr gefährliche Idee, die Königin zu pudern, worauf ihr gewöhnlich tiefbraunes Geſicht auf dem Papier in einer helleren und ſehr angenehmen Färbung erſchien. — — —

„Fluch dieſer Idee; ſie war nicht blos ſein Verderben, ſondern auch das der holden Lolawola.“

Er trank haſtig ein Glas Rothwein, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„König Radama kam zum Sterben und Ranavola-Ampanſaka im Verein mit der Prieſterkaſte riß die Herrſchaft an ſich. Die erſte Nachricht jenes ſchrecklichen Ereigniſſes erhielt er durch ſeine geliebte Waldblume. O er wird jene Nacht nie vergeſſen, der Unglückſelige, als die Prinzeſſin gegen alle Etikette allein in ſeine Hütte ſtürzte und ihm zurief: Retten wir uns, wir ſind verloren! Kaum konnte ſie ſich Zeit zu den nothwendigſten Erklärungen nehmen, denn die ausgeſchickten Mörder der fluchbedürftigen Königin Ranavola-Ampanſaka konnten jeden Augenblick erſcheinen. Ja, als er lauſchend an die Thüre der Hütte trat, hörte er im nahen Königspalaſte das unheimliche Geheul von tauſend wilden Stimmen: „Fliehen wir! fliehen wir!“

„Er raffte eilig alle Albums und Tagebücher zuſammen, ſeine photographiſche Maſchine ließ er natürlicherweiſe im Stich, nahm den Arm der Prinzeſſin und floh mit ihr dem Meeresſtrande zu.

„Dort lag in einer ſicheren Bucht ein leichtes, aus dem feſteſten Holze geſchnitztes kleines Boot, in welchem die umſichtige Lolawola, welche dem ſchrecklichen Ereigniß ſchon ſeit ein paar Tagen entgegengeſehen, Früchte und Waſſer verborgen hatte. Beide ſprangen in das Kanoe, er ſtieß es vom Ufer ab und — es war keine Zeit zu verlieren. Kaum ſchwammen ſie ein paar hundert Ellen vom Lande entfernt, als eine wilde, heulende und ſchreiende Menſchenmenge mit Feuerbränden in den Fäuſten das Ufer hinabſtürzte und ein entſetzliches Geſchrei erhob, als ſie das Boot mit den beiden Flüchtlingen ſchon ſo weit entfernt erblickte, daß man es bei dem unbeſtimmten, flimmernden Lichte der Nacht kaum noch auf den Wogen tanzend erſchauen konnte.

„Einige Augenblicke ſchwebten die Beiden in namenloſer Angſt, ob ſie von dem großen, ſchnellrudernden Kriegskanoe verfolgt würden, denn in dem Falle hätte man ſie in Kurzem eingeholt. Doch nein, es geſchah nicht, Ranavola ſchien ſich damit begnügt zu haben, den verhaßten Fremdling und die unglückliche Prinzeſſin verbannt zu ſehen. — Eine feurige Lohe ſah man am Ufer aufſteigen: die Wohnung des Photographen ſtand in Flammen, und um die funkenſprühenden Trümmer, die bald zuſammenſtürzten, hüpfen die Vornehmſten der Prieſterkaſte den Vertilgungstanz. — — — Es war ein entſetzlicher Anblick.

„So ſchwammen die Beiden im leichten Kanoe auf dem Meer, und da es glücklicher Weiſe Ebbe war, ſo gelang es ihren Anſtrengungen, bald ſo weit in die See hinaus zu kommen, daß ſie unmöglich vom Geſtade mehr erblickt werden konnten, und dort legten ſie ihr Boot einen Augenblick bei, um nun zu berathſchlagen, was zu thun ſei."

Der räthſelhafte Fremde ſtützte die Arme auf den Tiſch und ließ ſein Haupt auf den Fäuſten ruhen, als ginge auch er mit ſich ſelbſt über etwas zu Rathe. Doch fuhr er nach ein paar alſo verbrachten Augenblicken in die Höhe, ſtrich ſein wirres Haar aus der Stirne und fragte mich:

„Sie kennen wohl Madagaskar nicht genau?"

„Nicht beſonders genau," gab ich zur Antwort; „ich hatte niemals Gelegenheit dorthin zu kommen."

„Ich kann mir das denken," unterbrach er mich barſch, „hat auch nichts zu ſagen. Geben Sie mir einmal das Stück Kreide, das neben Ihnen auf dem Tiſche liegt, damit ich Ihnen die fatale Situation, in der ſie ſich befanden, ein Bischen klar zu machen im Stande bin. Sehen Sie hieher" — er machte eine Schlangenlinie auf den Tiſch — „das iſt das Ufer, wo die Howas wohnen. Ihr Gebiet erſtreckt ſich weit nach Madagaskar hinein, was uns aber nichts angeht. Früher gehörte ihnen nur das Innere der Inſel, aber durch Eroberungen drangen ſie bis zur Oſt- und Weſtküſte vor. Das in Parentheſe, und hier iſt die Oſt- und Weſtküſte.

Fahren wir nun mit der Kreide hier herum, ſo kommen wir an den nordweſtlichen Theil von Madagaskar. Hier iſt Kap Amber, dort Menabé, und hier unter dem 19. ſüdlichen Breitegrad wohnt die wildeſte und ſcheußlichſte malayiſche Raſſe, die Sakalaven, wahre Kannibalen, blutdürſtige Tiger und Wütheriche, die auch, wie ſtark zu vermuthen iſt, heimlicher Weiſe noch Menſchen freſſen. Und dieſe Sakalaven ſind die geſchworenen Feinde der Howa's und der weißen Anſiedler auf Madagaskar.

„Was nun dieſe weißen Anſiedler anbelangt, ſo iſt das die kleine franzöſiſche Kolonie von Noſſibé mit der befeſtigten Stadt gleichen Namens, und wenn es den beiden Flüchtigen gelang, dorthin zu kommen, ſo waren ſie gerettet. Das nächſte Schiff, das anlegte, konnte ſie an freundlichere Geſtade führen.“

„Ich hoffe, ſie wurden gerettet,“ konnte ich mich nicht enthalten, mit etwas erregter Stimme auszurufen.

„O! o!“ grunste er in wildem Schmerze und bezeichnete mit einem dicken, weißen Punkte auf dem Tiſche die Stelle, wo Noſſibé ungefähr lag. „Um dorthin zu gelangen,“ fuhr er nach einem längeren Stillſchweigen fort, „mußten die Beiden an der Küſte hinfahren und konnten die Anſiedlung bei günſtigem Winde mit ihrem kleinen Segel aus Baſt geflochten vielleicht um die Mittagsſtunde erreichen. So verabredeten Beide; er ſtellte das Segel, der ſcharfe Morgenwind, der ſich erhoben hatte, ſchwellte es, und ſich anmuthig auf die Seite neigend, ſchoß das Kanoe mit der Geſchwindigkeit eines Vogels durch die dunkelblauen Fluthen. —

„Ueber Madagaskar ſah man Frühlicht glänzen, ſang der Dichter, wie Sie vorhin erwähnten. — O ich werde dieſes Frühlicht nie vergeſſen. — Er, wollte ich ſagen,“ verbeſſerte er ſich, „wird es nie vergeſſen, nie, — nie, — nie. — Ja, es kam das Frühlicht, und es wurde Tag, Lolawola, in ſeinen Armen eingeſchlummert, erwachte vom erſten Strahl der Sonne, welcher über die See daherblitzend ihr müdes Auge küßte; ſie richtete ſich auf, ſie ſchien entzückt die Schnelligkeit zu bemerken, mit welcher das leichte Boot, von der Morgenbriſe getrieben, längs des Geſtades von Madagaskar dahinflog; ſie blickte ſcharf vor ſich hin, ſie zeigte mit der Hand auf einen freilich noch fernliegenden, kleinen weißen Punkt, der eine Landzunge krönte; ſie rief freudetrunken: ‚dort iſt Noſſibé, wir ſind gerettet,‘ und dann — — — dann“ — ſchrie der Erzähler mit einer entſetzlichen Stimme, „wandte ſie ihre Blicke in die blauen Wogen der See hinaus, verhüllte das Geſicht mit ihrem lichten Gewande, ſank in die Arme des jungen Mannes und ſtöhnte: ‚dort ſind Sakalaven, wir ſind verloren!‘ — Sakalaven! Ja, es waren Sakalaven, zwei, ſechs acht Kanoes; ſie kamen von Ankifi und Paſſandava, um wieder einmal zu ihrem Privatvergnügen die Stadt Noſſibé anzugreifen. Die verruchten, elenden Räuber und Menſchenfreſſer! Sollten ſie das kleine Boot mit den Flüchtlingen bemerkt haben? — ‚O gewiß,‘ ſagte die Prinzeſſin und rang einen Augenblick jammernd die Hände. Aber nur einen Augenblick; dann ſprang das heldenmüthige Geſchöpf empor, befahl dem jungen Mann, das Segel ſtraffer anzuziehen, und ließ darauf das Boot durch einen leichten Schlag näher an's Ufer hinlaufen. ‚Noch haben wir,‘ rief ſie, ‚das Ufer der Howa's an unſerer Seite zu erreichen; es gibt dort vor uns eine tief in's Land gehende, verſteckt liegende Bucht, und wenn wir dieſe erreichen, ſind wir für den Augenblick gerettet. Die Sakalaven, welche uns wahrſcheinlich ſchon erblickt, werden, einen Hinterhalt fürchtend, dort nicht einzudringen wagen. Es iſt freilich eine Bucht,‘ ſetzte das junge Mädchen ſchaudernd hinzu, ‚der ſich in gewöhnlichen Fällen Niemand zu nahen wagt; aber lieber mit dir dort ſterben, als lebendig in die Hände der ſcheußlichen Sakalaven fallen.‘

„Und letztere hatten das kleine Boot bemerkt. Das ſah man deutlich aus der plötzlich veränderten Richtung ihrer Kriegskanoes. Und näher und näher kamen dieſe von dreißig bis vierzig Rudern getrieben. — Und horch, man hörte ſchon,“ ſprach der Erzähler und hielt plötzlich inne, wobei er die Hand an ſein Ohr legte und lauſchte, — „war das nicht der Pfiff einer Lokomotive?“

„Nein, nein,“ erwiederte ich in namenloſer Spannung; „es ſaust der Wind über die Bretterhütte, es praſſelt der Regen auf das hölzerne Dach.“

„Ah ſo!“ rief er mit einem tiefen Athemzuge. „Aber die Flüchtlinge vernahmen, wenn auch noch aus der Ferne und gedämpft, den heulenden Kriegsruf der Sakalaven. Lolawola ſaß mit ſtierem Blicke und ſtarrte auf das Ufer hin. Dieſes, früher ſandig und flach, wurde jetzt höher, und ſteile Felſen, mit üppigem Pflanzenwuchſe bedeckt, erhoben ſich aus der See. Glücklicherweiſe war dieſe vom Windhauche nur ſanft gekräuſelt, und die Brandung zeigte ſich nur als ein leichter, weißer Schaum.“

„‚Jetzt das Segel nieder!‘ rief das junge Mädchen. Er riß das Baſtgewebe herab, das Boot ſchwankte einen Augenblick ſo heftig, als wolle es umſchlagen, wandte ſich dann ſcharf gegen die Felſen des Ufers, die hier wie eine Theaterdekoration vor einander geſchoben waren und dem kleinen Fahrzeug den Eingang in eine kleine, rings umſchloſſene Bucht geſtattete, deren Umgebung der junge Europäer mit grenzenloſem Erſtaunen betrachtete. Lolawola aber barg ihr Geſicht in beide Hände, reichliche Thränen entfloſſen ihren ſchönen Augen, und ſie rief mit erſchütterndem Tone: ‚Vor den Sakalaven ſind wir gerettet, um hier zu ſterben!‘

„‚Wo ſind wir?‘

„‚In der Bucht des Todes, am Krokodillengeſtade.‘

„Ah!“ rief ich entſetzt.

„Horch,“ wiederholte der Erzähler, indem er abermals die Hand an das Ohr legte. „Hören Sie nicht den Pfiff der Lokomotive?“

„Nein, nein,“ rief ich haſtig, während ich einen Blick auf die Uhr warf; „wir haben noch eine Viertelſtunde Zeit. O laſſen Sie mich nicht in der Bucht des Todes, laſſen Sie mich zurückkehren vom Krokodillengeſtade. Weiter! weiter!“

Der Erzähler trommelte mit den Fingern auf den Tiſch und das klang wie ein Trauermarſch. Dann blickte er ſtarr vor ſich nieder und begleitete ſeine nachfolgenden Worte melodramatiſch durch dieß dumpfe Getrommel. — — —

„Der junge Mann blickte erſtaunt umher, und was er ſah, konnte er ſich anfänglich mit den entſetzlichen Worten des jungen Mädchens nicht reimen. — Das kleine Kanoe ſchwamm in der rings umſchloſſenen Bucht auf einem gänzlich unbeweglichen Waſſer. — Freilich war das Waſſer etwas gelb, trübe, ja ſchlammig; die Umgebungen deſſelben: links ſanft anſteigende Hügel, rechts ein ſteiles Ufer, zeigten ſich dagegen dem Blicke in unvergleichlicher Schönheit. Hier hatte ſich der reichſte, üppigſte Pflanzenwuchs eines tropiſchen Urwaldes in ungeſtörter Ruhe gelagert und erhalten. Tauſendjährige Bäume erhoben ſich vor, neben und hinter einander; ihre Zweige in der Höhe eng durcheinander flechtend, die unteren wie ein Laubdach über das unbewegliche Waſſer der Bucht ausſtreckend. Rieſige Farrenkräuter in den wunderbarſten phantaſtiſchen Formen der Stengel und Blätter ſproßten überall empor, ſich mit ihrer friſchen, hellen Farbe ſo prachtvoll abhebend auf dem tiefen, faſt ſchwarzen Grün verſchiedener der umſtehenden Bäume. Und Alles das, Farrenkräuter, Sträuche, Bäume, war durchflochten und durchwoben von den mannigfaltigſten Schling- und Schmarotzerpflanzen, von Lianen mit zackigen Blättern und leuchtenden Blumen, welche die grauen Stämme umwunden hielten, von Aſt zu Aſt, von Zweig zu Zweig emporkletternd, dann vom höchſten Gipfel der Baumrieſen nun wieder abwärts fallend, um wie die zierlichſten Feſtons auf den trüben Waſſerſpiegel niederzuhängen.

„Seltſam, ſeltſam, ja erſchreckend erſchien der Hintergrund der Bucht. Dort theilten ſich die beiden Ufer und ſchienen einen breiten Streifen in das Land hinein offen zu laſſen. Schienen, ſage ich, denn der Blick wurde dort gehemmt durch einen Wald koloſſaler, faſt ſchwarzgrüner Cypreſſenſtämme, von denen einzelne noch im Waſſer ſelbſt ſtanden, und zwiſchen welche man hindurch einen ſtillen, unheimlichen Sumpf erblickte. Aber nur hie und da, wo die dicken Stämme eine Durchſicht geſtatteten. Da bemerkte man trübe, grüne Waſſerlachen von Mooſen und Flechten durchzogen, gekreuzt von zuſammengeſtürzten, verwitterten Cypreſſenſtumpen, ein ſchauerliches Durcheinander von Waſſer und Pflanzen. Zuweilen — dort — jetzt hier, plätſcherte etwas faul in dem ſtillen Sumpfwaſſer; dann bebte die ganze Fläche der Lianen und Mooſe rings umher, ein quackender Laut erſcholl, worauf wieder Alles ſtill wurde.

Die Sonne vermochte nicht in die Bucht einzudringen, nur hie und da ſah man hoch in den Laubmaſſen ein glänzendes Streiflicht ſich hereinflechten, wohl in einer ſcharfen Linie an einem der Stämme niederfahrend, um auf dem Boden eine der trüben, ſchmutzigen Sumpflachen ein wenig aufzuhellen.

„Ueber dem Waſſer aber, unter den unbeweglichen Zweigen, brütete eine entſetzliche Hitze; kein erfriſchender Windhauch konnte hier eindringen; das unbewegliche Waſſer war gewärmt, erhitzt von der tropiſchen Sonne, die auf dem Walde mit ihrer ſengenden Glut laſtete.

„Dieſe glühende Atmoſphäre erſchlaffte den jungen Mann nach wenigen Augenblicken. ‚Wohin kommen wir?‘ ſagte er nach einem tiefen Athemzuge.

„Das junge Mädchen rang verzweifelnd die Hände.“

„‚Dort vor uns iſt ein Sumpf; gibt es einen Weg hindurch?“‘

„Sie ſchüttelte traurig mit dem Kopfe. ‚Er dehnt ſich meilenweit in's Land hinein, iſt unergründlich und wimmelt von Alligatoren und ſcheußlichem Gewürm.‘

„‚So bleibt uns nur eine Flucht möglich rechts oder links die Ufer hinauf.‘“

„‚Der Sumpf umgibt das Alles mit einem breiten Gürtel. Wenn die Sakalaven uns den Rückweg verſperren, ſo ſind wir verloren.“‘

„Sie ſagte das Alles mit flüſternder Stimme, und als er ſie um die Urſache befragte, zog ſie ihn zu ſich nieder und antwortete kaum vernehmlich: „Ein lauter Ton, ein Ruf macht die entſetzlichen Bewohner dieſer Bucht aufmerkſam, und wir werden ſie auftauchen ſehen in ihrer ſcheußlichen Geſtalt, hier, dort, neben dem Boote, unter demſelben. A—a—ah!“ Sie ſchauerte zuſammen, preßte einen Augenblick ihre Hände vor das Geſicht, und als ſie wieder emporſchaute, waren ihre Züge von Angſt verzerrt.

„‚Sieh die glänzende Schlange!‘ ſagte er ſich raſch zur Seite biegend und indem er das Ruder zum Schlage erhob. Ein langes glänzendes Reptil neigte ſich in den Zweigen über ihren Häuptern und ſchien im Begriff, auf ſie herabzuſchießen.

„‚Rühre dich nicht!‘ rief ſie entſetzt. Und raſch hatte ſie ihr Ruder ergriffen und das Boot mit einer leichten Bewegung ein paar Schritte vorwärts getrieben. Dabei aber ſtreifte ſeine Schulter das vom Ufer niederhängende Geſträuch, und eine rieſenhafte, ſchwärzlich graue Spinne, deren Biß unbedingt tödtlich iſt, ließ ſich auf ſeinem Arme nieder. Lolawola entfernte ſie freilich durch einen Schlag mit dem Ruder, dann aber brach ſie erſchöpft zuſammen, und es gelang dem jungen Manne nur mühſam, ſie in ſeinen Armen aufzufangen. Das Kanoe ſchwankte heftig.

„Horch!“

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, unterbrechen Sie ſich nicht wieder! Wir haben wahrhaftig noch eine Viertelſtunde Zeit.“

„Horch!“ wiederholte er mit einem vollkommen graſſen Geſichtsausdruck, wobei er wie abwehrend die Hand gegen mich ausſtreckte. — „Horch, die Sakalaven!“

„Ja, ſie kamen,“ fuhr er mit einem mechaniſchen Kopfnicken fort und hub wieder an, den Trauermarſch auf dem Tiſche zu trommeln. „Man hörte ihre raſchen und gleichförmigen Ruderſchläge; man vernahm ſchon an dem Rauſchen der Kiele ihrer Boote, daß ſie ſich dem Eingange der Bucht näherten. Der junge Mann zog eine Piſtole aus dem Gürtel und wollte den Hahnen derſelben ſpannen; doch legte Lolawola, welche aus ihrer Ohnmacht erwachte, raſch ihre Hand auf das Gewehr. ‚Schieße nicht gegen den Feind,‘ ſprach ſie, ‚tödte mich, laſſ’ mich nicht lebend in ihre Hände fallen.‘

„Die Worte, die er ihr zur Antwort gab, konnte ſie in dieſem furchtbaren Augenblicke, in dem Entſetzlichen, was er jetzt ſah und hörte, nicht mehr verſtehen. Hinter ihnen, am Eingange der Bucht, erſcholl mit einem Male ein tauſendſtimmiges Geſchrei. Geſchrei war es eigentlich nicht zu nennen, vielmehr ein ſo zetterndes wildes Geheul, daß man zweifelhaft ſein konnte, ob menſchliche Stimmen im Stande ſeien, ſo gräßliche Töne auszuſtoßen. Und doch waren es Menſchen; es waren die Sakalaven, welche nicht nur dergeſtalt ihre Anweſenheit kundgaben, ſondern auch ſchwere Steine über die Eingangsfelſen der Bucht warfen, die mit lautem Plätſchern in das ſtille, bisher ſo unbewegliche Waſſer niederfielen.

„Was ihre teufliſche Abſicht dabei war, wußte Lolawola, und der junge Mann errieth und ſah das Gelingen dieſer teufliſchen Abſicht im nächſten Augenblicke mit tiefem Grauſen. Kaum hatten die Wände der Bucht von dem hölliſchen Geſchrei widerhallt, das ſich grollend, hallend, murrend in den finſtern Cypreſſenwald hinein fortſetzte; kaum hatten die Felsſtücke, von der Hand der Wilden geworfen, die trübe Flut aufgewühlt, als es auf allen Seiten des bis jetzt ſo trägen Waſſers lebendig zu werden ſchien, entſetzlich lebendig, ſchauderhaft lebendig. Rechts und links, vorn und hinten, neben und unter dem Kanoe tauchten rieſige Alligatoren auf. Boshaft funkelten ihre kleinen rothen Augen, mit denen ſie die beiden unglücklichen Schlachtopfer betrachteten. Mit einem häßlichen Schmatzen ſchloſſen ſie ihre furchtbaren, mit ſcharfen Zähnen bewaffneten Rachen, und unter den ſchwerfälligen Bewegungen ihrer plumpen Körper ſchwankte der kleine Nachen wie eine Nußſchaale und drohte umzuſchlagen. Schillernde Waſſerſchlangen hoben ſich aus ihrem Element, wickelten ihren ſchlanken Leib um halbvermoderte Baumſtämme am Ufer, bäumten ſich zum Sprunge gegen die fremden Eindringlinge empor, und es war, als ob ſie andere Reptilien durch ihr Erſcheinen anlockten, denn plötzlich ringelten ſich von den Zweigen, die ſich über den Köpfen der Unglücklichen weit in die Bucht hinein ſtreckten, ſchillernde Vipern und Nattern der giftigſten Art auf die Beiden herab, und im nächſten Augenblicke fühlte Lolawola den kalten, glatten Körper einer dieſer todtbringenden Schlangen auf ihrem heißen Buſen unter dem Gewande verſchwinden.

„Horch!“

„Nichts, nichts, es iſt das Sauſen des Windes; der Pfiff der Lokomotive kündet ſich heller und deutlicher an.“

Der Erzähler war emporgeſprungen und wehrte mit beiden Händen heftig von ſich ab, als wollte er die Erinnerung an dieſen entſetzlichen Moment aus ſeinem Geiſte verbannen. Sein Auge blickte mich, der ich ſeinen Arm faßte, mit einem ſtarren, entſetzlichen Ausdrucke an; ſeine Lippen bewegten ſich kaum, als er mit leiſem, erſterbendem Tone ſprach:

„Das unglückliche Mädchen warf ſich bei der Berührung der Schlange, die an ihrem heißen Körper ſo entſetzlich kalt hinabglitt, erſchreckt zur Seite. Ich beugte mich raſch zu ihr, um ſie in meinen Armen aufzufangen — — aber — — die Bewegung war zu heftig — o fürchterlicher Augenblick! Das ſchmale Boot ſchwankte ſtark — — es ſtürzt um, hunderte von Alligatorenrachen ſchnappen nach uns, während wir fühlen, wie rieſige Waſſerſchlangen mit ihren entſetzlich kalten Leibern zuſammenſchnürende Ringe um uns ziehen.“

„Unglücklichſter aller Menſchen!“ rief ich. „Alſo Sie waren es ſelber? Und Sie leben? Sie athmen noch im roſigen Lichte?“

„Horch!“ wiederholte er mit einem Blick, der etwas von Geiſtesabweſenheit verrieth. — — „Horch! es iſt der Pfiff der Lokomotive.“

„Aber ich bitte Sie inſtändig!“

„Ha! wie das gellend tönt,“ rief er mit einer erſchrecklichen Luſtigkeit, während ſein Geſicht furchtbar verzerrt war und ſeine Augen unheimlich leuchteten. „Hören Sie, wie es herankreucht, das vielgliedrige Feuerroß, Alles zermalmend, was von ſeinem rieſenhaften Schlangenleib geſtreift wird, — Alles zerdrückend, wie damals ihren ſüßen Leib, wie damals ſie, meine holde Lolawola. — — — O — o — h!"

Und draußen brauſte und ziſchte, klirrte, pfiff, ſchnaubte und raſſelte es näher und immer näher, und von zwei Seiten rollten die feuerſpeienden Ungethüme ſich begegnend und ſich ordentlich gehäſſig mit den rothen Augen anſchielend heran, während ſich ihre weißen Dampfkämme zornig emporſträubten; Flammenſchein beleuchtete die Halle, blitzähnlich mit feuriger Lohe an den Wänden dahinfahrend, ſo daß in ſolchen Augenblicken unſere Talglichtflamme auf dem Tiſche ängſtlich zuſammenzuzucken ſchien. Die Thüre der Halle wurde raſch und ſchnell geöffnet, und eine Stimme rief: „Die Reiſenden nach Prag!" — Und: „Die Reiſenden nach Leipzig!" ertönte gleich darauf ein anderer Ruf.

Mein Erzähler drückte ſeinen Hut ſo tief in die Stirne, daß deſſen Rand beinahe auf den finſter zuſammengezogenen Augbrauen aufſaß. Er ergriff ein Reiſetäſchchen, das er neben ſich auf einen Stuhl gelegt, ſtreckte mir mit einer matten Bewegung des Arms den kleinen Finger ſeiner linken Hand zum Abſchied entgegen und wandte ſich um, die Halle zu verlaſſen.

Ich trat ihm raſch in den Weg, indem ich ausrief: „Nein, ſo laſſe ich Sie nicht von dannen; es wäre über alle Beſchreibung grauſam, mich in dieſer ſchrecklichen Ungewißheit zurückzulaſſen. Sie führen mich nach Madagaskar, Sie laſſen mich die höchſt angenehme Bekanntſchaft der höchſt liebenswürdigen Prinzeſſin Radamalanga Lolawola machen; Sie werden verfolgt, — ich fliehe theilnehmend mit Ihnen; ich fühle mein Herz vom tiefſten Mitleid bewegt, als wir Ihre Todfeinde, die Sakalaven, in den ſchnell rudernden Kriegskanoes dahinten im Meere erblicken; ich verliere den Muth nicht, als Sie mich in die Bucht des Todes führen, als Sie mich die Bekanntſchaft des Krokodillengeſtades machen laſſen;

ich ſchaudere ob der Schreckniſſe, welche Sie und die unglückliche Lolawola umgeben, aber — mit Stolz muß ich es bekennen, ich habe nicht gezagt; ich hörte nur mit einem gelinden Grauſen, was Sie von den rieſenhaften Rachen der koloſſalen Krokodille erzählten; ich erblickte die ſchillernden Schlangen; ich ſah die rauhhaarigen, giftigen Spinnen, ich ſchwankte mit Ihnen; ich ſtürzte, innig für Sie und die unglückliche Prinzeſſin fühlend, mit Ihnen hinab in die Bucht des Todes; hunderte von Alligatorenrachen ſchnappen nach Ihnen, während Sie fühlen, wie rieſige Waſſerſchlangen mit ihren entſetzlich kalten Leibern zuſammenſchnürende Ringe um Sie ziehen — Sie aber leben wunderbarer Weiſe — und ich habe ein Recht, die Vollendung dieſer ſchauderhaften Geſchichte zu verlangen. — Sie leben — Herr — Freund — Menſch — Sie haben die Verpflichtung, mir, wenn auch mit geflügelten Worten zu ſagen: wie war es Ihnen möglich, ſich aus dieſer gräßlichen Situation herauszuhelfen? — —

So ſprach ich raſch — haſtig, mit bewegter Stimme, und ſah wohl, daß meine Worte einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Seine ſtarren Züge löſten ſich in angenehme Weichheit auf, der Ausdruck ſeiner Augen nahm etwas Melancholiſches an, er legte ſeine Hand auf meine Schulter und ſprach dann nach einem tiefen Athemzuge mit leiſer Stimme:

„Ich ſoll Ihnen ſagen, wie ich mit meiner geliebten Waldblume“ —

„Alſo auch die Prinzeſſin iſt gerettet?“ rief ich in freudiger Bewegung.

„Der Bucht des Todes und dem Krokodillgeſtade entrann,“ ſagte er mit einem Blick gegen das Bretterdach der Hütte. — — — — „Ja, wenn mir das möglich wäre,“ fuhr der Fremde fort, „wenn Sie mir dazu einen Rath ertheilen könnten, ich wär' Ihnen außerordentlich dankbar. Sehen Sie,“ nun — ich prallte zurück vor dem gleichgültigen Lächeln, das auf einmal über ſeine Züge flog, über dieſelben Züge, die ich wenige Augenblicke vorher noch in ſo furchtbarer Spannung geſehen, — „Sie müſſen mir zugeſtehen, daß meine Geſchichte nicht ganz ſchlecht iſt, bis auf den Schluß nämlich. — Da geht mir der Faden aus; ſeien Sie mein Wohlthäter,“ ſetzte er mit Wärme hinzu, „und geben Sie mir eine Andeutung, wie ich mir und der geliebten Waldblume aus Krokodillrachen und Rieſenſchlangen-Umarmungen heraus helfen kann.“ — —

„A — ah!“

„Nach Prag! — nach Leipzig!“ ſchrieen ein paar heiſere Stimmen.

„Sie kennen das große illuſtrirte Journal: ‚Ueber Land und Meer,‘“ rief der Erzähler in geflügelter Eile, indem er mich trotz meines Widerſtrebens nach der Ausgangsthüre mit fortzog; „für den unglaublichen Theil dieſer Zeitung bin ich Berichterſtatter; die Geſchichte iſt fertig, aber ein vernünftiger Schluß fehlt mir. Hätte ich dieſen Schluß, ſo zahlte mir der Redakteur, Dr. Zoller, ein doppeltes Honorar. Wenn Sie mir dazu verhelfen könnten, ſo wären Sie mein Wohlthäter. Ich bemerke Intelligenz in Ihren Zügen — hier iſt meine Karte, ſchreiben Sie mir nach Prag.“

„Gehen Sie zum Teufel!“ rief ich heftig und ſtürzte mich in unbeſchreiblicher Entrüſtung in den Leipziger Bahnzug, der, als hätte er nur auf mich gewartet brauſend und ziſchend von dannen fuhr.

Am Hofe von Japan.

Humoriſtiſche Skizze.

Erſtes Kapitel.

Jakob's Traum oder die Protectionsleiter.

Es iſt ein kleines, faſt ärmliches Parterreſtübchen, das ſich uns zu Anfang dieſer an ſich unbedeutenden Geſchichte zeigt, und zwar an einem etwas ſtürmiſchen Wintermorgen, wir hören den Wind durch den Schornſtein herab zuweilen ſtoßweiſe in den glimmenden Kohlenofen blaſen, ſo daß dieſer alsdann verdrießlich und gequält Dunſt und Rauch wie tiefe halbunterdrückte Seufzer von ſich gibt; auch klirren hie und da die etwas locker gefaßten Fenſterſcheiben, wenn ein recht derber Windſtoß vorüberfährt, ja der Sturm draußen achtet oft ſo wenig das Hausrecht, daß er nicht ſelten durch Fuge und Ritze eindringt und die dünnen Vorhänge bewegt, mit denen die Fenſter von unten gerechnet zur Hälfte bedeckt ſind.

An einem dieſer Fenſter ſitzt eine alte Frau und ſpinnt. Zuweilen blickt ſie in die Höhe und ihre leiſen Bemerkungen gelten meiſtens dem Wetter und dem Wind, der den Regen zuweilen derb gegen die Fenſter peitſcht und der doch um dieſe Jahreszeit, Mitte Dezember, Geſcheidteres zu thun hätte.

„Da hör' einer wieder," ſagte die alte Frau — „iſt das ein Winterwetter, wie es recht und billig iſt? Statt weiß bereifter Bäume, ſtatt eines klaren Himmels und zwei Fuß hartgefrorenen Schnee's die Sudelei da draußen; es iſt nichts mehr in Ordnung in der Welt. Früher war es ſchon anders, da war es im Frühling Frühling, im Sommer Sommer und im Winter Winter, wie es ſich gehörte, jetzt iſt Alles toll und bunt durcheinander gemiſcht."

Nach einer ſolchen Bemerkung ſetzte die alte Frau ihr Spinnrad wieder heftiger in Bewegung, ſo daß es mit dem Winde um die Wette ſurrte und ſchnurrte. Bisweilen auch, wenn der es gar zu toll trieb, ſchaute ſie nach einer Thüre, die in ein Nebenzimmer führte und murmelte mit einem freundlicheren Blick vor ſich hin: „Freue mich nur, daß Jakob von Allem dem nichts hört; nun er hat ſich auch erſt um 5 Uhr wieder hingelegt, nachdem er faſt die ganze Nacht Dienſt gehabt — das könnte endlich einmal anders kommen — geſchickt wie er iſt keiner, und wenn er auf ſeinem Kutſchbocke ſitzt, da macht er wahrhaftig eine andere Figur, als alle wirklichen Hofkutſcher mit einander und auch der Leibkutſcher obendrein. — Ach! es wird doch kein Verdienſt mehr belohnt," ſeufzte die alte Frau, nachdem ſie an den trüben Himmel hinaufgeſchaut und ihren zerriſſenen Faden wieder angeſponnen.

Wir haben ſchon geſagt, daß das Parterreſtübchen, in dem wir uns befinden, eine einfache faſt ärmliche Ausſtattung hatte, doch müſſen wir hinzufügen, daß hier Alles außerordentlich reinlich war. Fußboden, Wände, die in Blei gefaßten Fenſterſcheiben, die verſchoſſenen Zitzüberzüge der Stühle, der große geblümte Vorhang, der in der Ecke des Zimmers ein Bett verbarg, vor Allem der hell geſcheuerte Tiſch, auf dem ſich ſogar eine glänzend weiße Serviette befand, dazu die Kaffeetaſſe, Milchkanne, Brod und Meſſer, ein noch unberührtes Frühſtück, deſſen Hauptbeſtandtheil, ein blauer Porzellantopf mit Kaffee, in der Bratkachel des kleinen Ofens ſich befand.

Die Schwarzwälderuhr in der Ecke des Zimmers zeigte bereits auf 8 Uhr. Da öffnete ſich die Thüre des Nebenzimmers ein wenig, und durch die Spalte wurde der gutmüthig lächelnde Kopf eines jungen Mannes ſichtbar, der der alten Frau heiter zunickte, ihr alsdann ſagte: „Gleich, gleich Mutter, wir müſſen uns noch ein wenig ſtriegeln und putzen, um zu erſcheinen, wie es ſich gehört,“ um alsdann wieder zu verſchwinden.

Die alte Frau ſtellte ihr Spinnrad bei Seite, ſetzte den Kaffeetopf auf den Tiſch, nachdem ſie nicht unterlaſſen, ihn mit einem Tuche abzuwiſchen, dann blickte ſie nach der Thüre des Nebenzimmers, und als dieſe ſich nun öffnete und der Angekündigte und Erwartete eintrat, ſtrahlte ihr Auge vor Vergnügen.

Es war aber auch der Mühe werth, ihren Sohn anzuſchauen: wohl gewachſen, mit friſchen, aufgeweckten Geſichtszügen wie er war, ſo ſauber angezogen, als ſolle er zum Modell eines kaiſerlichen Stallbeamten dienen, die lackirten Stiefeln mit hellgrauen Stulpen, das weißlederne Beinkleid dazu, die blaue Weſte mit langen Schößen, zwar ſonſt noch in Hemdärmeln zur Schonung des Livréerocks, aber trotz alledem den glänzend lackirten Hut auf dem Kopfe, etwas keck auf die rechte Seite geſetzt.

„So, da wären wir, und nun wollen wir frühſtücken, was uns die gute alte Frau beſcheert, — rück dein Spinnrad an den Tiſch, es iſt beſſer, wenn du mir zuſchauſt, als hinauf an den trüben Himmel — iſt das ein Wetter!“

„Wie du mich heute Nacht gedauert haſt — dein Mantel war ſo naß, ich habe ihn in der Küche auseinander gehängt und ein tüchtiges Feuer dazu angemacht. Ich glaube, er iſt jetzt ſchon faſt wieder trocken.“

„Das lohne dir Gott, alte Mutter — wie es aber heute Nacht war, das iſt gar nicht zu ſagen, und die da droben auf dem Balle geniren ſich den Teufel um ihre Wagen, um Kutſcher und Bediente — ich glaube, wenn ſie nicht hie und da Angſt für ihre Pferde hätten, ſo ließen ſie uns noch länger ſtehen — Brr! hat das gegoſſen und geſtürmt — — — — und die allerſchlimmſten ſind die Hofdamen, die kennen keine Schonung nicht für Mann und Vieh. Ich möchte nur wiſſen, ob die nicht müde werden, den ganzen Tag herum zu kutſchiren, aus einem Laden in den andern, von einem Geſchwätz zum andern und Abends zu Soirée und Ball. — Na, geſtern Abend war's noch zu ertragen, denn vor dem Palais der alten Prinzeſſin Henriette hielt Alles, was gut und theuer iſt, ſogar der Leibkutſcher Seiner Majeſtät, und wenn er auch in ſeinem Pelze ausſah, wie ein alter mürriſcher Bär, ſo half ihm das Alles nichts, er mußte ebenfalls warten. — — Ich hatte mit meinem Wagen ſo gut manövrirt, daß ich mich hinter der Wetterſeite neben dem kaiſerlichen Wagen eingedrängt hatte, der alte Mundel bemerkte es auch, und ſagte einmal halb brummend, halb lachend: ‚Der Jakob iſt doch ein verfluchter Schlaukopf. Ich glaube, du machſt mich zu deinem Wetterableiter.‘"

„Aber er meinte das doch nicht böſe?" fragte beſorgt die alte Frau.

„O, nicht im Geringſten, er mag mich wohl leiden, und wenn er vor dem Einſpannen in der Stallkammer ſitzt, da läßt er mich gewöhnlich auch hereinkommen, wo doch neben ihm ſonſt nur die Hofkutſcher ſind. So auch geſtern Abend, und von einem warmen Tröpfchen, das er ſich kommen ließ, bekam ich auch etwas ab."

„Wie mich das freut, denn wenn der Herr Mundel, der Herr Leibkutſcher will, ſo kann er doch viel dazu beitragen, daß du wirklicher Hofkutſcher wirſt."

„Ja, das hat er auch wohl ſchon geſagt. Geſtern Abend noch. Doch meint er: das iſt mit dem Protegiren eine verfluchte Geſchichte, und wenn ich dich noch ſo dringend vorſchlage und Seine Majeſtät auch überzeugt ſind, daß du ein Kutſcher biſt, wie er ſein ſoll, ſo hängt es doch Gott weiß von welchen Kleinigkeiten ab, ob ſie dich zum Hofkutſcher machen."

„Und von welchen Kleinigkeiten?" fragte die alte Frau, indem ſie ihrem Sohne die kleine Taſſe wieder vollgoß. — „Doch nur von Kleinigkeiten, die den Dienſt anbelangen?"

„Dienſt?" — davon erzählte mir der alte Mundel, der doch gewiß ein Leibkutſcher iſt, als hätte ihn der liebe Gott extra dazu geſchaffen, eine ganz gute Geſchichte. ‚Meinſt du wohl,' ſagte er mir eines Tages, ‚daß ich Leibkutſcher Seiner Majeſtät geworden bin, weil ich mit Sechſen vom Bocke eine Achter in den Sand fahre, die man mit dem Zirkel nicht ſauberer hinzeichnen kann, oder weil ich Allerhöchſtdemſelben, unter uns geſagt, einmal aus einer großen Schlamperei heraushalf?'"

„Was war denn das?" fragte die alte Frau neugierig, als Jakob ſtatt weiter zu reden mit beiden Backen kauend, lächelnd an die Zimmerdecke hinaufſah.

„Man ſpricht nicht gerne darüber," fuhr Jakob nach einer Pauſe fort, „doch brauche ich dir kein Geheimniß daraus zu machen. Seine Majeſtät der Kaiſer wollte einmal draußen im Tivoli mit einem jungen Zuge vierſpännig fahren; doch erklärte Herr Mundel, der damals noch ein junger Hofkutſcher war und der jenen Zug unter ſich hatte, Seiner Excellenz, dem Herrn Oberſten der kaiſerlichen Stallungen: und wenn es ihn ſeinen Dienſt koſte, er ſpanne die Pferde nicht ein, wenn ihm nicht geſtattet würde, hinten auf dem Wagen Seiner Majeſtät des Kaiſers mitzufahren. Glücklicherweiſe wurde es ihm erlaubt. Denn, kaum waren ſie zum Park draußen, da gebrauchte ſeine Majeſtät die Peitſche etwas unvorſichtig, mochte auch die Zügel nicht ſo in der Hand haben, wie es nothwendig war — genug, die Vorläufer fingen an verdrießlich mit den Köpfen zu ſchütteln, und die Stangenpferde prallten zuſammen, daß der Wagen einen förmlichen Ruck that. Dann aber flogen alle Vier dahin, als wenn ſie vom Teufel gejagt würden. ‚Aha,' dachte Herr Mundel, ‚jetzt riskire ich Gnade und Ungnade,' und als obendrein Seine Majeſtät der Kaiſer nochmals die Peitſche gebrauchen wollte, — denn Muth haben Allerhöchſtdieſelben, als ob Seine Majeſtät ein geborener Kutſcher wäre, — da langte Herr Mundel ruhig vor, nahm die Zügel an ſich, ſtemmte ſich mit den Füßen an den vorderen Sitz, und nach einer verfluchten Anſtrengung gelang es ihm, den vierſpännigen Zug wieder in einen anſtändigen Trab zu bringen. — Allerdings ſagte Seine Majeſtät hierauf, ‚das war recht, Mundel.‘ Aber er hätte ihn trotz alledem nicht zum Leibkutſcher gemacht, wenn nicht —“

„Was wenn nicht?“ fragte die alte Frau, als Jakab pfiffig lächelnd ſtill ſchwieg.

„Wenn nicht auf einem Maskenballe bei Hofe der erſte Flügeladjutant Seiner Majeſtät, Baron Welker, der Staatsdame der Kaiſerin, der Gräfin Klapperfeld, die lange Schleppe von ihrem Kleide herunter getreten hätte.“

„Nicht möglich, Jakob?“

„Wie ich dir ſage. Herr Mundel war damals jung verheirathet, und ſeine Frau, eine ſehr geſchickte Kleidernäherin, befand ſich zur Aushülfe in der Garderobe des Schloſſes. Im Umſehen hatte ſie die Schleppe wieder aufgeheftet, auch den ganzen Anzug der ſtolzen Gräfin wieder ſo kokett hergerichtet, daß dieſe eine Freude an ihr hatte, ſie den andern Tag zu ſich kommen ließ, und acht Tage darauf war Herr Mundel Leibkutſcher, obgleich Seine Excellenz, der Herr Oberſt der kaiſerlichen Stallungen einen ganz andern dringend in Vorſchlag brachte. Der Adjutant, Baron Welker, hatte aus Artigkeit, um ſeinen Fehler gegen die Gräfin wieder gut zu machen, auch mit dazu geholfen, und da der Herr Oberſt der kaiſerlichen Stallungen das Ding nicht ſo wollte hingehen laſſen, ſo gab's eine ſolche Geſchichte bei Hofe, daß alle Drei, von denen jedes einen ſtarken Anhang hatte, gefährlich in's Schwanken kamen und man es eine Zeit lang erwartete, daß eine dieſer drei vornehmen Staatskutſchen umwerfen würde. An dem Adjutanten blieb es endlich hängen, denn der fuhr ein wenig nebenaus und bekam eine Infanteriebrigade in der Provinz.“

„Merkwürdig, was man nicht Alles erfährt, wenn man bei Hofe iſt.“

„Ja, Mutter, unſer einer erfährt viel, wenn man nur darüber reden dürfte. Dieſe Geſchichte erzählte mir der Leibkutſcher, als ich ihn um Rath fragte, ob ich nicht einmal ſollte ein artiges Bittſchreiben aufſetzen und es Seiner Excellenz dem Herrn Oberſten der kaiſerlichen Stallungen zur Beförderung an Seine Majeſtät überreichen. ‚Beſter Freund', ſagte er darauf, ‚du ſiehſt aus meiner Geſchichte, daß es bei Hofe auf dem geraden Wege nichts iſt, und wenn ich das Schreiben ſelbſt verfaßte und wenn es der Stallmeiſter, ſogar der Herr erſte Stallmeiſter günſtig befürwortete, ſo würde es ſeine Excellenz doch in die linke Rocktaſche ſtecken, — wenn du nicht ſonſt im Stande biſt, dich durch irgend etwas vortheilhaft bemerkbar zu machen.'"

„Das iſt traurig und ich ſollte mich eigentlich auch verheirathen, um zu erwarten, daß irgend einer Staatsdame gelegentlich die Schleppe abgetreten würde — —" ſetzte er nach einer Pauſe ſeufzend hinzu: „Aber mit der Verheirathung hat es gute Wege — — war die Roſa geſtern Abend nicht da?"

„Freilich — aber erſt um 9 Uhr, nachdem der Laden zugeſchloſſen war. Sie blieb auch den ganzen Abend hier und hat immer gehofft, du würdeſt noch einmal nach Hauſe kommen."

„Hätte es auch gerne gethan," brummte der junge Kutſcher, aber wie ich die alte Staatsdame, die Gräfin Zirbel glücklich bei der Prinzeſſin angebracht hatte und in den Stall zurückfahren wollte, da kam ihr Lakai fluchend wieder zurück und ſagte: ‚da ſoll ein Donnerwetter dreinſchlagen, jetzt müſſen wir noch einmal zum Hofjuwelier hinauffahren. Da iſt ein Armband für die Alte nicht fertig geworden und das will ſie partout heute Abend noch haben.' Alſo dorthin und eine Stunde gewartet. Was mich allein tröſtete, war, daß der Herr Oberſt der kaiſerlichen Stallungen, der gewöhnlich ſehr ſpät kommt, uns von ſeinem Wagen aus vor dem Hofjuwelier halten ſah. Für ſo was hat er Augen wie ein Falk — und kaum war ich endlich gegen halb elf Uhr im Stalle, da kam ſchon ſein Lakai, um zu fragen, was wir dort zu machen gehabt. Natürlicher Weiſe ſagte ich es ihm, und ſetzte hinzu, wenn meine beiden Pferde morgen den Huſten hätten, ſo wäre nichts daran ſchuld als das verfluchte Armband. Nun bin ich überzeugt, Seine Excellenz hängt einen artigen Keſſel darüber und wird ſchon eine ſaftige Geſchichte zuſammenbrauen — guten Appetit! — Wie lange war die Roſa da?"

„Bis gegen 11 Uhr; dann habe ich ſie ſelbſt nach Hauſe gebracht. Sie ſprach viel von dir und ſagte, ſie glaube doch, wenn du einmal wirklich Hofkutſcher ſeieſt, daß ihre Mutter zu erweichen wäre und eure Heirath zugäbe. — Wie mich das freuen würde! Denn es gibt nichts Lieberes auf der Welt, als die Roſa."

„Das weiß Gott und nur darum wünſche ich mir eine tüchtige Protektion, alſo das war um 11 Uhr," ſetzte der junge Kutſcher, nachdem er lange ſinnend vor ſich niedergeblickt, fragend hinzu — „um 11 Uhr — da hatte ich mich in der großen Geſchirrkammer in einen der alten Schlitten gelegt und war feſt eingeſchlafen. — Ja davon wollte ich dir eigentlich erzählen, Mutter. Da ich nämlich ſchlief, hatte ich einen höchſt ſeltſamen Traum, einen Traum, der gewiſſermaßen damit zuſammenhing, was mir der Leibkutſcher wegen der Bittſchrift und der Protektion geſagt."

„Nun — darauf bin ich begierig — heute haben wir den letzten Advent, und ein Traum von dieſem Tage hat immer etwas zu bedeuten."

„Ich lag alſo in dem Schlittenpelze drinn, ſo gut man nur liegen kann, wenn man nicht in ſeinem Bette iſt, hatte mich auch noch mit einem Stallteppich gegen die Kälte verwahrt und war augenblicklich eingeſchlafen. Da träumte mir, daß ſich die Decke der Sattelkammer, die ich vor dem Einſchlafen betrachtet hatte, langſam auseinander ſchöbe, durchaus nicht unheimlich, als wenn ſie einſtürzen wollte, ſondern wie oft in der Komödie im letzten Akte, wenn ſich die Wolken auseinanderſchieben und man den Himmel in ſeinem Glanze und mit Engeln ſieht; ſo blickte ich aufwärts und ſah eine ſchöne Treppe, die halbrund aufſteigend, hoch oben hinauf in ein Zimmer führte, wo Alles mit ſeidenen Tapeten und vergoldeten Möbeln ausgeſchmückt war.“

„Alſo ein Zimmer im Schloß? Das verſpricht allerdings ein hübſcher Traum zu werden.“

„Ja, aber es war keines der Zimmer, die ich ſchon geſehen, und ich kenne ſie ſo ziemlich alle, denn hier befand ſich ein großer goldener Thronſeſſel und darauf ſaß Seine Majeſtät unſer Kaiſer, aber nicht in der Uniform, wie ich ihn hundertmal geſehen, ſondern in einem rothen Sammetmantel mit weißem Pelz beſetzt; auf dem Kopfe hatte er eine Krone mit fauſtdicken Brillanten, in der einen Hand ein Scepter, in der andern einen goldenen Reichsapfel, gerade ſo wie dieſe koſtbaren Sachen in der Schatzkammer zu ſehen ſind. Und auf der großen, breiten Treppe war dir ein ganz ſonderbares Gewimmel: da ſtanden alle die Herren und Damen von Hof aufmarſchirt und genau ihrem Rang nach; zuerſt unten bei mir kamen die Bereiter, die wirklichen Hofkutſcher, die Sattelmeiſter, die Leibkutſcher, die Stallmeiſter, je um eine Stufe höher ſtehend, wie der andere, dann die Kammerherren vom Dienſte, die Flügeladjutanten Seiner Majeſtät, Ehrenfräulein und Hofdamen, der erſten Stallmeiſter; und auf der andern Seite der Treppe Küchen- und Zimmerperſonal, die höheren Schloßbeamten bis zu Seiner Excellenz dem Herrn Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung, die ſich mit Seiner Excellenz dem Herrn Oberſten der kaiſerlichen Stallungen ſchon ziemlich nahe am allerhöchſten Throne befand und ſich zuweilen erlaubte, ein ganz ergebenes Wort mit ſchmunzelndem Lächeln anzubringen. Ach, ich ſage dir, Mutter, es war das ſehr ſchön und Jedermann hätte ſich gratuliren können, ſo den Hof in großer Stallparade geſehen zu haben.“

„Und du hatteſt keine Angſt dabei, unten in dem Schlitten zu liegen?“

„Nicht im geringſten, es war mir gerade, als wenn das ſo ſein müßte, und ich fürchtete mich ſogar nicht einmal, als ich nun meinen Namen nennen hörte, ganz deutlich: Jakob Heinrich Bleibert."

„Das iſt ſehr wichtig, daß du deinen eigenen Namen gehört haſt, denn ſo bezieht ſich der prächtige Traum auf dich!"

„Das kann gar nicht fehlen," antwortete der junge Kutſcher, während er ſeine Hände behaglich in die Taſchen ſeiner Lederhoſen vergrub, „ich war auch ſchon ſonderbarer Weiſe vollkommen überzeugt, daß die ganze Geſchichte meinetwegen dargeſtellt wurde, und als nun der Sattelmeiſter Ranke, den ich deutlich erkannte, zu mir ſagte: ‚Nun Jakob, wird's bald?‘ da verwunderte ich mich durchaus nicht, ſondern zog aus meiner Taſche die Bittſchrift an Seine Majeſtät hervor und gab ſie mit großer Ruhe dem Sattelmeiſter; war ich doch ſo überzeugt, als daß ich jetzt hier vor dir ſitze, die Bittſchrift würde in die allerhöchſten Hände gelangen und Seine Majeſtät würden huldreichſt mit dem Scepter herabwinken: ſtehe auf, wirklicher Hofkutſcher Jakob Heinrich Bleibert."

„Und ſo kam es auch?" frug die alte Frau vergnügt. — Ihr Spinnrad war ſchon lange ſtehen geblieben, ſie hatte die Hände in den Schooß gelegt und ſaß nach vorn übergebeugt da, um Alles beſſer hören zu können. — „Und ſo kam es auch?"

„Nein, es kam ganz anders; allerdings gab der Sattelmeiſter die Bittſchrift dem Leibkutſcher, dieſer ſie einem der Herren Stallmeiſter, dann kam ſie in die Hände eines der dienſtthuenden Kammerherren, der einen großen Anſatz nahm, um ſie vollends die Treppe hinauf zu befördern. — Doch denke dir das Unglück, der Kammerherr ſtolperte, fällt gegen das Treppengeländer und läßt meine Bittſchrift über daſſelbe hinabfallen, tief, tief hinab, als wenn ſie das Meer verſchlungen hätte."

„O weh, Jakob."

„Ich machte mir gar nichts daraus, denn wie ich wohl wußte, hatte ich die ganze Taſche voll Bittſchriften; aber einer zweiten gings nicht beſſer, die hielt Seine Excellenz der Herr Oberſt der kaiſerlichen Stallungen ſchon ganz in der Nähe des Kaiſers in der Hand, um ſie zu übergeben, da plötzlich nieſten Seine Majeſtät, der ganze Hof ſchrie proſit! und meine Bittſchrift war verſchwunden."

„Ein ſonderbarer Traum," ſagte die Mutter kopfſchüttelnd.

„Ja, aber jetzt kommt es erſt recht ſonderbar — ich war gerade im Begriffe, meine dritte Bittſchrift den richtigen Weg hinauf befördern zu laſſen, als ich fühlte, natürlich Alles im Traum, daß mich Jemand leiſe an der Schulter berührte — ich ſchaue mich um, und wer glaubſt du wohl, Mutter, der neben mir ſtand?"

„Nun, vielleicht die Roſa? das wäre ſogar von einem Traum recht artig geweſen."

„Würde mich auch gefreut haben, aber ſie war es nicht — nun du kannſt nicht errathen, wer es war. Denke dir nur die alte Ricke, die nicht weit vom kleinen Schloßportal ihre Aepfel feil hat."

A—a—a—ah, die paßt doch nimmermehr dahin."

„Das dachte ich auch und wollte ihr ſchon ſagen, ſie möge ſich gefälligſt zum Henker ſcheeren, aber weißt du, Mutter, im Traum denkt man oft ganz anders als im gewöhnlichen Leben, hat auch andere Gelüſte und Erinnerungen, und ſo fiel mir denn ein, wie oft ſie mir früher, als ich noch ein kleiner Vorreiter war, einen Apfel zugeworfen und da ich das dachte, ſo frug ich, was wollt Ihr Ricke? — die dritte Bittſchrift will ich, gab ſie mir zur Antwort, um Sie an Seine Majeſtät zu befördern. Ihr? nun das wäre. — Ja ich, aber freilich auf eine andere und ſicherere Art. Mochte es nun ſein, weil der Sattelmeiſter in dieſem Augenblick auf eine höchſt pfiffige Weiſe ſein linkes Auge zukniff, oder flößte mir das Geſicht der alten Ricke Vertrauen ein, genug, ich dachte mit einem Male, Bittſchriften haſt du ja genug im Sack, du kannſt ſchon eine riskiren, und gab ſie ihr. Sie verſchwand damit die Treppe hinauf, aber wie es mir ſchien, unſichtbar für die Meiſten, an denen ſie vorüber eilte, und jetzt, als ich ſie bei dem erſten Stallmeiſter Seiner Majeſtät ſtehen ſah, war ſie plötzlich verſchwunden und nun ſtand dort Mademoiſelle Balini, die kleine italieniſche Tänzerin, unten und oben ſehr wenig angezogen, wie ſie ſich auf dem Theater zeigt, auf ihrer Fußſpitze hoch oben auf der Treppenbaluſtrade und neigte ſich etwas ſtark rückwärts — ſo daß man — nun das gehört nicht hieher — dann faltete ſie bittend ihre Hände und übergab meine Bittſchrift dem erſten Stallmeiſter Seiner Majeſtät, der ſie mit ſehr gnädigem Schmunzeln entgegennahm."

„Aber, Jakob, das ſind eigenthümliche Träume."

„Es kommt noch beſſer, Mutter. — Ich kann dir nur ſagen, daß ich nichts erfunden habe, ſondern daß Alles ſo geſchah, wie ich dir erzählt. Jetzt aber war die Balini ebenfalls verſchwunden, und ich ſah den Oberküchenmeiſter Brezelberger keuchend die Treppe hinanſteigen, mühſam gehend, denn er trug in der Hand eine rieſenhafte Paſtete."

„‚Wohin, mein Lieber?' hörte ich den erſten Stallmeiſter fragen. — ‚Zu Ihrer Excellenz, der Staatsdame, Gräfin Haſſenfeld,' worauf der erſte Stallmeiſter lachend erwiederte, ‚der Umweg iſt mir lieber und wird von beſſerer Wirkung ſein;' damit legte er die Bittſchrift auf die Paſtete und im Handumdrehen war dieſelbe mit ſammt dem Herrn Brezelberger verſchwunden."

„Aber ſie kam doch in die richtigen Hände?"

„Ja, aber wie, das iſt das Seltſamſte in meinem ganzen Traume. — Ich ſah, wie die Staatsdame Ihrer Majeſtät der Kaiſerin mein armes Papier gleichgültig zwiſchen den Fingern hielt und fallen ließ, aber nicht wie die andere über das Treppengeländer herab, ſondern in die Hand eines ſehr hübſchen blonden Mädchens, das beſcheiden hinter ihr ſtand — ich kannte dieſes hübſche, blonde Mädchen wohl, es war die Kammerjungfer der Gräfin Haſſenfeld. Wenn es nicht im Traume geweſen wäre, würde ich mich gewundert haben, daß ſie ſich hier zwiſchen den Excellenzen ſo ungenirt bewegte, aber es war mir Alles klar und ich verſtand ſogleich, warum die kleine Blonde lächelte, als ihr nun die Staatsdame zuflüſterte: ‚für den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen, und er muß das augenblicklich beſorgen,‘ — es war dir zum Lachen, Mutter, wie ſie das beſorgte — das ging Alles im Traum Schlag auf Schlag, wobei im gewöhnlichen Leben doch Tage oder Stunden vergangen wären. Kaum gedacht ſtand die blonde Kammerjungfer neben Seiner Excellenz und ſagte ihm: ‚ich habe etwas Geheimes an Sie.‘ — ‚Wo, mein Kind? — ‚Gut verborgen, denn man darf es nicht wiſſen, aber Excellenz möchten es augenblicklich beſorgen.‘ — Nun mag ich dir kaum ſagen, Mutter, wo ſie meine Bittſchrift verſteckt hatte, und wo die alte Excellenz ſie feierlich, ohne daß es Jemand vom Hofe bemerkte, aber mit einem höchſt vergnügten und vielverſprechenden Lächeln hervorholte. Jetzt hat er meine Bittſchrift in den Händen und er war ehrlich genug, ſie Seiner Majeſtät mit einigen paſſenden Worten zu übergeben.“

„Mir wäre der gerade Weg lieber geweſen, mein guter Jakob, denn ich kann dich ſchon verſichern, ſolche Umwege führen ſelten zum richtigen Ziel.“

Der junge Kutſcher hatte ſeinen lackirten Hut etwas auf die Seite geſchoben und kratzte ſich hinter dem Ohre, während er ſagte: „darin haſt du Recht, Mutter, und es kam auch anders, wie ich und wie ſich die Betreffenden alle, die auf der Protektionsleiter ſtanden, gedacht. Schon als Seine Majeſtät die Bittſchrift in Empfang nahm, verzog ſich allerhöchſt deren Geſicht auf eine unangenehme, finſtere Art, dann führte ſie dieſelbe an ihre Naſe, roch daran und rief hierauf im höchſten Zorn: ‚Da ſoll doch gleich ein ſternkreuzmillionen Donnerwetter drein ſchlagen — iſt das eine Wirthſchaft an unſerem allerhöchſten Hofe — eine ſo ſchöne und gediegene Bittſchrift ſtatt auf dem geraden Wege ſo an meine allergnädigſte Perſon gelangen zu laſſen. Durch Hände von Apfelweibern und Tänzerinnen, durch Straßburger Gänſeleberpaſtete und durch die Kleider blonder Kammerjungfern —

unerhörte Protektion! Ihr ſollt Euch das abgewöhnen, ſo iſt mein kaiſerlicher Wille, oder Kreuztauſend Element.'"

„Aber, Jakob," ſagte die alte Frau in faſt erſchrecktem Tone, „ſo wird doch Seine Majeſtät nicht fluchen."

„Im Traume, Mutter — warum nicht — o im Traume bin ich überzeugt, daß Seine Majeſtät gerade ſo wie wir Andern allerlei noch viel ſonderbarere Dinge thun kann. — Genug, er ſagte Kreuztauſend Element und dabei hob er im höchſten Zorn rechts den Scepter, links den Reichsapfel in die Höhe und warf Beides zwiſchen die erſchreckten oberſten Hofchargen hinein. Umſonſt, daß ſich auf dieſer Seite der Oberſte der kaiſerlichen Hofhaltung und der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen duckte, ſowie auf der andern der Oberſtkammerherr und ein paar Staatsdamen, die Bewegung war zu heftig geweſen, denn mit Entſetzen ſah ich und ſahen wir alle, wie ſowohl rechts als links ein paar Excellenzen über das Treppengeländer hinabflogen, dann brachen die Stufen der Protektionsſtiege ſtückweiſe und polternd zuſammen und nur Seine Majeſtät blieb oben unbeweglich ſitzen, ſich augenſcheinlich freuend über die grenzenloſe Verwirrung, welche Allerhöchſtdieſelbe angerichtet."

„Und du, Jakob?"

„Ich lachte in mich hinein, denn ich wußte ganz genau, im Traume nämlich, daß mich Seine Majeſtät dieſe Umwege nicht entgelten laſſe, ſondern zum wirklichen Hofkutſcher ernennen würde. Da erwachte ich an der gewaltigen Bewegung, welche der Treppeneinſturz verurſachte und der mich aus meinem Schlitten unſanft auf den Boden ſchleuderte."

„Im Ernſt, Jakob?"

„Allerdings im Ernſte, aber es ging auf natürlichem Wege zu: Die Andern, die in den Stall gekommen waren, um ihre Wagen wieder einzuſpannen, hatten mich ſchlafend gefunden und ſammt Pelz und Teppich aus dem Schlitten geworfen. — So, Mutter, jetzt weißt du die ganze Geſchichte, ſchlag nur dein Traumbuch auf, und wenn ich nachher zum Mittageſſen komme, ſo ſage mir, was ich von der ganzen

Geſchichte zu hoffen habe. — Donnerwetter! ſchon neun Uhr, ich muß in den Stall und Seine Excellenz den Herrn Oberſten der kaiſerlichen Stallungen zum Rapport zu Seiner Majeſtät führen."

Damit war Frühſtück und Unterhaltung beendigt; der junge Kutſcher ſchlüpfte haſtig in ſeinen blauen Rock, drückte den lackirten Hut feſter in den Kopf, nahm ſeine Peitſche, ſo wie aus den Händen der ſorgſamen Mutter den wieder trocken gewordenen Mantel und ging pfeifend vom Hauſe weg dem kaiſerlichen Stallgebäude zu.

Zweites Kapitel.

Beginnende Gnade und Ungnade.

Obgleich der vierte Advent, alſo ein Sonntag, war doch in den kaiſerlichen Ställen nicht weniger Leben als in den gewöhnlichen Wochentagen; im Gegentheil, heute kamen zu den unnöthigen Beſuchen, welche die Staats- und Hofdamen zu machen pflegen, noch die Fahrten von und zu den verſchiedenen Kirchen. Das ärgerte den Leibkutſcher, Herrn Mundel, und er ſchritt alsdann mit einem verdrießlichen Geſichte, die Hände auf den Rücken gelegt, in der breiten Stallgaſſe auf und ab.

„Da ſind wieder volle drei Viertel dieſer armen Beſtien draußen geweſen, und könnten doch zu ihrem angeſtrengten Dienſt auch den Sonntag gebrauchen. — He!" rief er dem Kutſcher Bleibert zu, der gerade ſeine Pferde aufſchirrte; „hat der Pluto geſtern ſchon gehuſtet?"

„Nein, Herr Leibkutſcher, erſt dieſe Nacht erkältet — wir mußten anderthalb Stunden lang vor dem Hauſe des Hofjuweliers auf ein Armband der Gräfin Klapperfeld warten!"

„Daß dich das Donnerwetter! — wen haſt du zu fahren?"

„Den Herrn Oberſten der kaiſerlichen Stallungen zum Kaiſer."

„Das iſt mir ganz recht — ſo laß den Pluto ſtehen und nimm den Zampa; paſſen allerdings ſchlecht zuſammen, aber deſto eher wird Seine Excellenz darnach fragen, worauf du ſagſt, was du weißt — verſtanden?"

„Gewiß, Herr Leibkutſcher, es ſoll nicht fehlen!"

In dieſem Augenblick ſchien ſich Herr Mundel plötzlich an irgend etwas zu erinnern, denn er trat an den Ständen dicht an Jakob heran und ſagte ihm leiſe: „Ich weiß, daß heute oder morgen ein wirklicher Hofkutſcher vorgeſchlagen wird; ich will es dir gerne gönnen, habe auch ſchon eindringlich mit Seiner Excellenz geſprochen, aber er machte ein ſehr gleichgültiges Geſicht. — Nun habe ich es aber noch meinem Gevatter, dem Kammerdiener Strömer, hinterlegt, der wird ſchon ein Auge auf die Sache behalten und erfahren, ob Seine Excellenz Jemand vorſchlägt und wen — es wäre doch am Ende gut, wenn du eine Bittſchrift gemacht hätteſt."

Jakob dachte an ſeinen Traum und ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, indem er Zampa ſtatt Pluto aufſchirrte.

Während dieſes im Stalle vor ſich ging, ſtand Herr Strömer, der dienſtthuende Kammerdiener Seiner Majeſtät, an einem Fenſter der allerhöchſten Garderobe, von wo aus er die Thüre des Nebenzimmers im Auge hatte, ſowie auch das Schloßportal, durch welches die Wagen der Herrſchaften anfahren mußten, die zum Rapport oder zur Audienz kamen. Herr Strömer in ſeinem dunkelgrünen, leicht mit Gold beſetzten Fracke, in ſeinen Kniehoſen und ſeidenen Strümpfen, mit der weißen Halsbinde und dem glatten freundlich lächelnden Geſichte, ſah aus wie aus dem Ei geſchält, ganz Modell eines kaiſerlichen Kammerdieners. Er zog jetzt ein kleines Taſchenbuch hervor und ſchaute hinein, indem er zu ſich ſelber ſprach: „Damit wir es nicht vergeſſen: die eingeſandten Sachen des Pariſer Juweliers Lefebvre werden noch für zwei Tage zurückgelegt, damit der Hofjuwelier Zeit hat, die ſeinigen vorher zu präſentiren: Weihnacht iſt vor der Thüre und da muß man dem Hofjuwelier ſchon einen Gefallen thun, um der inländiſchen Induſtrie aufzuhelfen. — Das Bild des

Malers Richardt iſt im Vorzimmer ſo aufgeſtellt, wie er es gewünſcht — auch habe ich ganz aus Verſehen den rothen Vorhang ſo drapirt, daß derſelbe einen warmen Reflex auf die etwas matte Farbe wirft. Es muß Seiner Majeſtät gefallen — ſollte er trotzdem nicht daran wollen, ſo erlaube ich mir zu ſagen, daß der Galeriedirektor dringend gebeten hat, das Bild, im Falle es Seine Majeſtät nicht ankaufen, ein paar Tage für die Ausſtellung behalten zu dürfen — das wird ſeine Wirkung nicht verfehlen. — Hier ſind die Bittſchriften, welche geſtern beim Ausfahren höchſt eigenhändig in Empfang genommen wurden, und wer ſoll es ihnen anſehen," ſetzt er mit einem pfiffigen Lächeln hinzu, „daß ich ein paar andere darunter gemiſcht. Was haben wir hier noch? — ah der gute Mundel mit ſeinem jungen Kutſcher — Achtung zu geben, wen der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen zum wirklichen Hofkutſcher vorſchlägt. Es iſt ein ganz anſtändiger Menſch, dieſer Bleibert, für den wir ſchon was Extras gethan, indem wir häufig ſeinen Namen genannt, wann Seine Majeſtät nach Jemand aus dem Stalle gefragt — ſo einen Namen häufig zu nennen, thut immer ſeine Wirkung, ſelbſt bei den allerhöchſten Perſonen — wenn nur die alte Excellenz nicht ſelbſt wieder Jemand dringend vorzuſchlagen hat — es iſt unglaublich, was der Mann für eine Protektionswuth hat — — — — hier ſehe ich auch," fuhr der Kammerdiener nach einer Pauſe fort, indem er abermals in ſein Notizbuch blickte, „den Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung dreimal angeſtrichen, und dahinter Brauner — aha! der arme Brauner, den er Knall und Fall weggejagt, weil er ſich unterſtand zu ſagen, man wiſſe ſchon, warum der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung die Garderobejungfer der Gräfin Zirpel zur zweiten Weißzeugverwalterin gemacht — Garderobejungfer, da ſteckt der Knoten — es iſt das ein bischen ſchwer auf delikate Art an Seine Majeſtät zu bringen, denn Seine Majeſtät verſtehen in dieſem Punkte keinen Spaß — auch hat der Herr Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung ſchon ſo viel auf der Rechnung, namentlich ſeit kurzem, wo er mit unſerer Beihülfe zweimal falſche Einladungen gemacht, daß er etwas wackelig geworden. Nun wir wollen ſehen, wie er mein Geſuch in Betreff gänzlicher Wiederherſtellung meiner Wohnung aufnimmt oder wie er ſich ſonſt etwas Neues gegen uns erlaubt — bis dahin wollen wir mit dem Brauner hinter dem Berg halten.“

Jetzt vernahm das geübte Ohr des Kammerdieners das leichte Knirſchen von Rädern draußen auf dem feinen Sande des Schloßhofs, und einen Blick hinauswerfend erkannte er den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen, der Wagen hielt unter dem Portal, die Wachen draußen im Veſtibule zogen klirrend ihre Säbel an, Thüren wurden geöffnet und geſchloſſen, und während der Lakai im Vorzimmer die Thüren zum Cabinet Seiner Majeſtät öffnete und hinter dem Oberſten der kaiſerlichen Stallungen wieder verſchloß, ging der Leibkammerdiener, Herr Strömer, unhörbaren Schrittes in das anſtoßende Gemach und ſtellte ſich dort ſo, daß er kein Wort von der Unterredung Seiner Majeſtät mit Seiner Excellenz verlor.

Seine Majeſtät ſchienen nicht gut gelaunt zu ſein, denn ſtatt den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen ſitzend zu empfangen, ſtand der Kaiſer neben dem Tiſche und hatte die rechte Hand auf die Ecke deſſelben geſtützt, während er mit den Fingern der linken an ſeinem Säbelknopfe ſpielte, darauf aber, ſobald der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen ſeinen Rapport begonnen, mit auf den Rücken gelegten Händen auf und abging, was er nur bei ganz entſchieden übler Laune zu thun pflegte.

In dem allerhöchſten Leibſtall und dem großen Marſtall gab's nicht viel Neues: Seiner Majeſtät Reitpferd Belinka, welches auf dem rechten Hinterfuße gelahmt, hatte ſich wieder erholt, wogegen der Lieblingshengſt Alba geſtern beim Ausreiten ſo unartig geweſen war, daß ihn der Oberbereiter kaum zu beruhigen vermochte, und er von Alba ſo heftig an die Mauer des Reithauſes gedrückt wurde, daß beide ſich etwas verletzt.

„Man ſollte ſich bei derartigen Fällen beſſer in Acht nehmen,“ ſagte Seine Majeſtät in etwas ſcharfem Tone und indem Allerhöchſt dieſelben einen ſolchen Nachdruck auf das Wörtchen man legte, daß ſich der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen eines leichten Schauders nicht erwehren konnte. Glücklicher Weiſe aber war er ein zu genauer Kenner der allerhöchſten Miene, um nicht ſogleich zu ſehen, daß die üble Laune, in der ſich der Kaiſer befand, nicht direct auf ihn ziele.

„Nichts Neues auf dem Geſtüt?“

„Nein, Majeſtät — Alles in beſtem Wohlſein, die Rapporte in jeder Beziehung günſtig.“

„Ich danke Ihnen — ein unangenehmes Wetter heute, es hat die ganze Nacht geſtürmt, und man wird heute kaum ausfahren können — ſollte es indeſſen gegen 2 Uhr nicht regnen, ſo laſſen Sie mir nur einſpannen, ich will den Cerberus und den Achill.“

Der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen verbeugte ſich ſchweigend.

„Haben Sie ſonſt noch Etwas?“

„Wenn Eure Majeſtät mir gnädigſt geſtatten, ſo wäre da eine wirkliche Hofkutſcherſtelle zu beſetzen. Die Leute haben jetzt im Winter einen harten Dienſt und es ermuntert ſie, wenn man hie und da ein kleines Avancement vornimmt.“

„Recht gerne — wen haben wir? Doch warten Sie einen Augenblick, da geht mir ein Name im Kopfe herum: ein junger Menſch aus dem Stalle, den ich mir merken wollte, und Ihnen empfehlen — wie heißt er doch?“

„Vielleicht der Vorreiter Schuhmacher, der Eure Majeſtät mit dem trakehner Vierer Zug häufig nach Tivoli begleitete?“

„Nein, nein, der iſt es nicht. —“

Hätte nur der Leibkammerdiener in dieſem Augenblicke den Namen Bleibert durch das Schlüſſelloch rufen können und mit einer verzweifelten Anſtrengung, um nicht hörbar zu werden — doch Gott ſei Dank, der Kaiſer erinnerte ſich

— „Bleibert — Bleibert, richtig ſo heißt der junge Menſch, den ich meine, könnten wir den nicht vorrücken laſſen?“

Auf dieſe Frage hin aber machte der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen ein ſo gänzlich überraſchtes und doch dabei verwunderungsvolles Geſicht, daß der Leibkammerdiener hinter der Thüre zornig ſeine Fäuſte ballte, denn er wußte wohl, welchen Eindruck ein ſolches Geſicht auf den Kaiſer von Japan machen würde, und er hatte ſich nicht getäuſcht, denn Seine Majeſtät ſagte gleich darauf: „Sie ſcheinen nicht meiner Anſicht zu ſein? — nun, Sie wiſſen wohl, ich widerſetze mich ſelten den Vorſchlägen meiner Departementschefs — alſo wen haben Sie mir vorzuſchlagen? oder was haben Sie gegen den Bleibert?“

„Der Bleibert gehört allerdings unter die guten Stallleute,“ erwiederte ſeine Excellenz, „doch geſtatten mir Eure Majeſtät zu bemerken, daß er noch ſehr jung iſt, auch etwas leichten Sinnes, um nicht geradezu zu ſagen leichtſinnig und daß ich gerne vollkommen ruhige und ſichere Leute zu Hofkutſchern nehme.“

„Es iſt eigenthümlich,“ ſagte der Kaiſer lächelnd nach einer Pauſe, „wie wenig Glück ich im Protegiren habe.“

„O, Eure Majeſtät haben ja nur zu befehlen.“

„Nein, nein, heute nicht.“

„Alſo darf ich vielleicht den Schuhmacher? —“

„Auch den heute nicht, mein Lieber,“ ſprach der Kaiſer mit einem freundlichen Geſichtsausdruck, indem er lächelnd dicht an den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen hintrat und mit dem Zeigefinger ſeiner rechten Hand leicht den Aermel Seiner Excellenz berührte — manus manum lavat — Sie verwerfen meinen Bleibert — gut, ich will Ihren Schuhmacher auch nicht, vielleicht beſinnen wir uns beide bis morgen eines beſſern.“

Begreiflicher Weiſe ſtrahlte das Geſicht Seiner Excellenz über dieſen allergnädigſten Scherz, denn es war ihm eine Beſtätigung, daß die üble Laune Seiner Majeſtät nicht ihm galt.

Der Kaiſer machte dann eine leichte Neigung mit dem

Kopfe, worauf ſich der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen zurückzog; dann meldete der Kammerlakai den Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung, und als Herr Strömer an ſeinem Schlüſſelloch bemerkte, daß ſich bei dieſer Meldung die etwas erheiterten Züge des Kaiſers wieder verdrießlich zuſammenzogen, hielt er es für der Mühe werth, noch einen Augenblick auf ſeinem Poſten auszuharren.

Ehe indeſſen der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung in das Cabinet eintreten konnte, flüſterte ihm der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen zu: „ſchlechtes Wetter da drinnen, der Barometer ſteht auf Sturm, ich bin noch mit einem gelinden Regenſchauer weggekommen,“ worauf der Andere entgegnete: „wenn Sie es nicht gar zu eilig haben, ſo würden Sie mir einen Gefallen thun, mich in Ihrem Wagen nach Hauſe zu bringen, ich hatte in den neuen Sälen des Schloſſes zu thun und mein Schlingel von Kutſcher, dem ich allerdings nicht befahl, dazubleiben, iſt nach Hauſe gefahren — wollen Sie mich erwarten?“

„Mit Vergnügen, es wird nicht zu lange dauern.“

Der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung gab nur einen kleinen Seufzer zur Antwort, ehe er in das kaiſerliche Cabinet trat.

Seine Majeſtät ging abermals, die Hände auf dem Rücken, auf und ab und ſchaute alsdann bei dem Rapport des Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung, daß es nichts Neues gäbe und daß die Befehle Seiner Majeſtät in Betreff der heutigen Hoftafel beſorgt ſeien, zum Fenſter hinaus; dann ſagte der Kaiſer, ohne ſich umzuwenden: „überhaupt iſt es mir unerklärlich, wie bei meinen klaren Befehlen mit dieſer Einladung derartige Confuſionen vorkommen können — es iſt mir das ſehr unangenehm, und ich muß wünſchen, daß man für die Zukunft meine Befehle ſorgfältiger erfüllt.“

„Ich bin untröſtlich darüber, aber wie ich Eurer Majeſtät ſchon geſtern zu verſichern die Ehre hatte, ſo erhielt ich, allerdings aus der Garderobe, das verſiegelte Couvert, aber ohne die betreffenden Namen.“

„Unmöglich, ich kann mich auf meine Kammerdiener verlaſſen, beſonders auf Strömer, der vorgeſtern Dienſt hatte; auch hat er mich verſichert, er wiſſe ganz genau, daß er den Zettel, auf den ich ſelbſt die Namen mit Bleiſtift geſchrieben, in das Couvert geſteckt habe."

Der Betreffende hinter dem Schlüſſelloch rieb ſich mit einem vielſagenden Lächeln die Hände.

„Und es iſt ſchon das zweite Mal in kurzer Zeit, daß dergleichen vorgekommen — das iſt ſtark, ſehr ſtark."

„Eure Majeſtät ſehen mich untröſtlich —"

„Sollte aber je einmal in der That aus meiner Garderobe ein Couvert ohne Inhalt an Sie gelangen," ſagte der Kaiſer in ſehr bezeichnendem Tone, „ſo laſſen Sie ſich augenblicklich bei mir melden, warten nicht wie dießmal bis zum nächſten Rapport."

Eine kurze Neigung mit dem Kopfe zeigte dem Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung an, daß er ſich zurückziehen könne, doch kaum war die ziemlich beſtürzte Excellenz bis zur Thür gelangt, als Seine Majeſtät in immer noch ärgerlichem Tone fortfuhr: „Noch eins, was ich beinahe vergeſſen hätte: da bemerkte ich ſchon ſeit langer Zeit links neben dem kleinen Schloßportal einen Obſtverkauf, ein altes Weib, vor welcher ſchon ein paarmal mein Reitpferd geſcheut hat — ich liebe dergleichen nicht ſo nahe am Schloſſe — ſie ſoll ſich einen andern Platz ausſuchen."

„Eure Majeſtät halten zu Gnaden," entgegnete der Oberſte der kaiſerlichen Hofhaltung, „aber ich würde dieſe Perſon gewiß ſchon entfernt haben, wenn nicht der Boden, auf dem ſie ihren Laden ſtehen hat, Eigenthum der Stadt wäre; ſie bezahlt dahin ihre Steuern und —"

„Nun ja, das kann Alles ſein; man kann ſie ja entſchädigen, und wenn Sie dem Oberbürgermeiſter ſagen, daß dieſe alte Perſon gerade kein lieblicher Anblick iſt, ſo wird er ſie gewiß entfernen — ich wünſche es."

Darauf konnte ſich Seine Excellenz ungehindert zurückziehen, und als dieſe draußen den Oberſten der kaiſerlichen

Stallungen traf, der unterdeſſen mit dem Adjutanten vom Dienſt geplaudert, zuckte er in ſehr verſtändlicher Weiſe die Achſeln, worauf die beiden Departementschefs mit einander fortgingen bis zu dem Wagen des Oberſten der kaiſerlichen Stallungen, der mit Herrn Bleibert auf dem Bocke an dem eben erwähnten kleinen Seitenportale hielt.

Hier traf es ſich zufällig, daß der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung den Inſpektor des Schloſſes fand, der gerade verſchiedenen Lakaien Befehle gegeben. „Hören Sie doch, Herr Inſpektor Schmelzer," rief er ihm zu, „wie oft habe ich Ihnen ſchon geſagt, daß es ganz unſtatthaft iſt, die alte Hexe dort neben dem Schloßportal ihre Aepfel und Birnen verkaufen zu laſſen. — Der Teufel auch! — glauben Sie, daß das für Seine Majeſtät ein erfreulicher Anblick iſt? — im Gegentheil, ein ſehr unerfreulicher Anblick, vor dem ſogar die Pferde ſcheu werden, — o, ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen, — allerdings iſt das ein Platz, der der Stadt gehört, aber wenn Sie ſich die Mühe geben, mit dem Oberbürgermeiſter darüber zu reden, ſo bin ich feſt überzeugt, daß er die Perſon noch heute fortſchaffen läßt — und — das — hoffe — und — wünſche — ich — recht — ſehr."

„Soll ich Sie nach Hauſe führen," fragte der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen, als der Wagenſchlag geſchloſſen war.

„Wenn ich bitten dürfte, ſo ſetzen Sie mich bei dem Chef des Geheimen Cabinets ab."

Der Wagen rollte dahin und die alte Ricke, die Obſthändlerin, blickte ihm ſtarr vor Zorn und Entſetzen nach. „Was?" ſagte ſie nach einer Pauſe, „ich bin eine alte Hexe, ein höchſt unerfreulicher Anblick, ſogar für Seine Majeſtät, eine Pferdeſcheuche — ich ſoll hier von meinem Platz weggebracht werden — ah, das wollen wir einmal ſehen; ja freilich, wenn ich eine junge Hexe wäre, ſo würde die alte Excellenz mit ihrer fuchſigen Perrücke ſanfter mit mir umgehen — o — o — o — oh, nun wir wollen ſehen, ob ich meinen Platz verliere — oder — — —"

Der Chef des geheimen Cabinettes, ein ſehr angenehmer

Mann in den beſten Jahren, ſaß in ſeinem ſehr elegant eingerichteten Arbeitszimmer nachläſſig in ſeinem bequemen Schreibſtuhle zurückgelehnt und unterhielt ſich freundlich lächelnd mit einer jungen Dame von außerordentlicher Schönheit und etwas auffallend reichem und glanzvollem Anzuge. „Laſſen Sie das gut ſein, meine liebe Eveline,“ ſagte er, „Ihre lebenslängliche Anſtellung mit Zulage iſt Ihnen gewiß — ich warte nur einen günſtigen Moment ab, um es zur Unterſchrift vorzulegen — ſind wir ſo weit, ſo bringe ich es Ihnen ſelbſt.“

„Ach und meine Dankbarkeit wird ohne Grenze ſein.“

„Darauf hoffe ich,“ erwiederte der Cabinetschef und wandte dann raſch ſeinen Kopf gegen die Thüre des Vorzimmers, hinter welcher man ſprechen hörte.

Die junge Dame verſtand dieſen Blick, erhob ſich raſch und während ſie ihre kleine Rechte zwiſchen die beiden Hände ihres Gegenübers gleiten ließ, blitzte ihr Auge — ein reizendes Lächeln umſpielte ihren Mund und verlor ſich auch dann nicht, als der hohe Beamte ſie ſanft an ſich zog, um von ihren friſchen Lippen raſch einen vorläufigen Zoll der Dankbarkeit zu pflücken, dann ließ ſie ihren Schleier herabfallen und verſchwand durch eine Thüre, entgegengeſetzt der des Vorzimmers.

Dieſe wurde nun von einem Aufwärter mit der Meldung geöffnet: „der Herr Kammerherr Graf Schleiden.“

„Soll eintreten — — ah, mein lieber Graf, Sie kommen mir wie gerufen, unſere Angelegenheit geht vorwärts, zwar langſam, aber ſie geht doch — freilich mit ſehr kleinen Schritten — Sie wiſſen, wie ſchwer ſich Seine Majeſtät entſchließt, den Chef eines Departements zu wechſeln, aber wir ſind auf dem beſten Wege.“

Der Eingetretene, ein vornehmer Mann von vielleicht vierzig Jahren, ließ ſich auf dem Fauteuil nieder, von welchem ſoeben die junge Sängerin aufgeſtanden. Er mochte noch eine verrätheriſche Wärme ſpüren, denn er blickte lächelnd um ſich, ehe er ſagte: „ich kam nur, um Ihnen zu ſagen, daß ſich noch heute Morgen der franzöſiſche Geſandte bei dem Miniſter des Auswärtigen über den Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung beſchweren wird; nicht nur wurde der Geſandte geſtern in Tivoli, wo er nach der ausdrücklichen Erlaubniß Seiner Majeſtät die Gewächshäuſer anſehen ſollte, zurückgewieſen, ſondern die Einfahrt in den Park wurde ihm von dem betreffenden Gartenportier ziemlich brüsk unterſagt."

„Sehr gut, das kann einen Ausſchlag geben, auch hat ſich der öſterreichiſche Geſandte über eine ſehr verſpätete Einladung zum letzten Hofballe zu beklagen gehabt."

In dieſem Augenblicke öffnete der Aufwärter abermals die Thüre und meldete, daß Seine Excellenz der Herr Oberſte der kaiſerlichen Hofhaltung ſoeben angefahren ſei.

„Da hat's was gegeben," ſagte der Cabinetschef. „Seine Excellenz haben das Eis krachen hören — thun Sie mir den Gefallen, lieber Graf, und gehen Sie dort durch mein kleines Zimmer, eine Begegnung hier wäre mir gerade nicht lieb."

„Ich folge Ihnen auch darin unbedingt, denn ich weiß meine Sache in den beſten Händen."

„Gewiß — bereiten Sie ſich vor, baldigſt meine Gratulation zu empfangen."

Dieſe Thüre ſchloß ſich, jene wurde geöffnet und der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung trat etwas erregt und echauffirt in das Cabinet.

„Ich weiß nicht, was drüben los iſt," ſagte er, nachdem er ſich ebenfalls in den gewiſſen Fauteuil niedergelaſſen, „Seine Majeſtät ſind von einer Laune, die über alle Beſchreibung iſt."

„Ach, Eure Excellenz haben das auch bemerkt — ich verſichere Sie, ich war froh, als ich heute Morgen meine Papiere zuſammenraffen konnte — nichts bewilligt — keine Unterſchrift ohne große Bemerkung."

„Dabei wird einem der Dienſt verleidet."

„Eure Excellenz haben in Ihrer Stellung gut lachen," ſagte der Cabinetschef mit einem Seufzer — „ein Herr von

Ihrem Vermögen zieht ſich im ſchlimmſten Falle auf ſeine Güter zurück und boudirt mit dem ganzen Hofe."

„Ich danke Ihnen für die Ausſicht," erwiederte trocken die alte Excellenz, „ich möchte aber noch nicht gerne meinen Feinden den Platz räumen, und ich habe Feinde genug, das weiß ich ganz genau — Ihnen ſage ich das offen und rückhaltlos, denn ich bin Ihrer Freundſchaft gegen mich überzeugt, man will mich ſtürzen."

„Eure Excellenz könnte glauben? —"

„Man will mich ſtürzen," wiederholte der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung in ſcharfem Tone, „und wählt dazu nicht die feinſten Mittel; zu Ihnen aber, mein lieber Staatsrath, habe ich unbedingtes Vertrauen, und bitte Sie dringend, ſobald als möglich die Gelegenheit wahrzunehmen, um Seiner Majeſtät zu ſagen, daß es unwürdige Machinationen ſind, durch welche unſer ſonſt ſo gerechter und gütiger Monarch gegen mich eingenommen werden ſoll. Sie werden dieſe Freundſchaft für mich haben — Sie werden für mich ſprechen."

„Gewiß, Excellenz, aus vollem Herzen."

„Seien Sie von meiner unbegrenzten Dankbarkeit überzeugt."

Drittes Kapitel.

Verſchwörungen unten.

Draußen ſtürmt und regnet es noch immer luſtig fort, allerdings mit Abwechslung, wenn der gar zu heftige Wind den Regen verjagt oder wenn ihm die Kraft zu blaſen ausgeht und dann der Regen wieder ſcharf und fein herabrieſelt. Dieſes Wetter war nicht dazu gemacht, die ſehr üble Laune der Obſthändlerin neben dem kleinen Schloßportale zu verſcheuchen, im Gegentheil, ſie wickelte ſich fröſtelnd in ihren alten Kattunmantel, ſchaute kopfnickend an den grauen Himmel empor und ſagte tief ſeufzend, „alſo ich bin ein unerfreulicher Anblick, eine Pferdeſcheuche — natürlich es iſt ein Heldenſtück, das einer armen Frau zu ſagen. Darf da im Regen und Wind ſitzen, während die vornehmen Herrn warm in ihrer ſtolzen Equipage davonfahren; das könnte ich auch, wenn ich Geld hätte, aber weinen will ich doch nicht — nein, gewiß nicht.“ Damit wiſchte ſie ſich über die Naſe und als ſie hierauf ihre ganz naſſen Finger betrachtete, ſagte ſie, „das iſt nicht geweint, das iſt Regen.“

So mochte eine Stunde vergangen ſein, als ſich das Geſicht der alten Ricke plötzlich aufheiterte, denn ſie ſah ihren jungen Freund, den Kutſcher Jakob Bleibert, um die Schloßecke auf ſie zukommen.

„Grüß dich Gott, Jakob — haſt du vorhin gehört, daß ſie mich hier wegſchaffen wollen, hier wo ich ſchon zwanzig Jahre ſitze, weil ich ein unerfreulicher Anblick bin und eine Pferdeſcheuche, nun du mußt es wiſſen, ob ich ſo ausſehe, daß die Pferde vor mir ſcheu werden?“

„Ach was, macht euch nichts daraus Ricke, das waren eben Verdrießlichkeiten, wie ſie oben bei Hofe oft vorkommen und wofür wir hier unten zu büßen haben — ſie werden Euch nicht von hier wegjagen, das wird ſchon wieder vergeſſen.“

„Und was iſt's, Jakob — du ſiehſt auch ganz kummervoll aus?“

„Sie haben einen neuen Hofkutſcher machen wollen und ich war dazu ſchon ſogar bei Seiner Majeſtät gut empfohlen, aber es iſt nichts daraus geworden, weil der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen den Schuhmacher protegirt.“

„Den? ſo einen Lumpenkerl, der jeden Tag wenigſtens einmal betrunken iſt — o wie das zuſammenhängt, kann ich ich mir ganz gut denken; der Schuhmacher iſt ein abgeriebener Kerl, der im Pferdehandel über einen Juden gilt und der deßhalb bei den Herren Stallmeiſtern und bei den jungen Offizieren gut angeſchrieben iſt; auch vermittelt er gerne kleine Geſchäfte“ — hier machte die alte Obſthändlerin die Pantomime des Geldzählens — „aber laß nur gut ſein, Jakob, das kann ſich Alles noch machen — ich warte nur bis meine älteſte Tochter hieher kommt, die mich ablöst, dann gehe ich zu deiner Mutter und wir wollen die Sache überlegen, — gehſt du auch heim?"

„Nein, ich gehe in's Wirthshaus," ſagte der junge Kutſcher in entſchloſſenem Tone und drückte ſeinen lackirten Hut feſter gegen das rechte Ohr hin — „nicht genug, daß mich der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen nicht avanciren läßt, habe ich obendrein noch tüchtig eins abgekriegt, weil ich zwei ungleiche Pferde, aber auf Befehl des Leibkutſchers vor ſeinen Wagen geſpannt, und ſoll zur Strafe dafür vier Wochen lang die Theaterwagen fahren — das iſt keine Kleinigkeit für einen Kutſcher, der ſonſt nur Hofdamen und Excellenzen fährt, — daß dich das Kreuzdonnerwetter! und deßhalb gehe ich jetzt in's Wirthshaus — vielleicht komme ich ſpäter und dann will ich hören, was Ihr überlegt habt; ſo kann's nicht bleiben — hol mich der Teufel!"

„Und ſo ſoll's auch nicht bleiben," ſagte die alte Ricke in entſchloſſenem Tone, und war eben im Begriff, ſich wieder feſter in ihren Mantel zu wickeln und auf dem niedrigen Stuhle zuſammen zu kauern, als ein neuer Beſuch ſie daran verhinderte.

Gegen das Schloßportal zu kamen Arm in Arm zwei junge und ſehr elegant gekleidete Herren plaudernd und lachend. Obgleich beide in bürgerlichem Anzuge waren, ſo ſah man doch aus der Haltung und dem ganzen Weſen des einen ſogleich, daß er ein Militär war; auch hatte dieſer keinen Regenſchirm und wandte zuweilen ſeinen Kopf lachend auf die Seite, wenn der Andere ihn mit ſeinem Schirm beſchützen wollte. Ihnen folgte ein prachtvoller langhaariger Jagdhund, deſſen ſeidenartiges Haar von der Näſſe noch glänzender geworden war.

„Hier denke ich, wollen wir warten," ſagte der mit dem Regenſchirm, „und du thuſt mir wohl den Gefallen, noch einen Augenblick bei mir ſtehen zu bleiben; es ſieht ſo komiſch aus, wenn man in einem ſolchen Hundewetter allein auf der

Straße ſteht und wartet, wenn wir aber zuſammen plaudern, macht es gar kein Aufſehen.“

„Gut,“ antwortete der Andere lachend, „ich will Elephantenführer ſein, natürlicher Weiſe gegen das Verſprechen einer gelegenheitlichen Revanche — erlaube mir aber, daß ich hier bei der Ricke meine Cigarre wieder anzünde.“

Die alte Frau, der kein Wort von dieſer Unterredung entgangen war, beeilte ſich nicht nur, das Kohlenbecken unter ihren Füßen hervorzuholen, ſondern auch mit einer kleinen Zange eine glühende Kohle anzubieten.

„Wir ſind alte Bekannte,“ ſagte der Offizier, nachdem er ſeine Cigarre angezündet, „nicht wahr, Frau Ricke, wir haben manches Obſt-Geſchäft mit einander gemacht?“

„Gewiß, Erlaucht, und es war mir ſtets eine große Ehre.“

„Ich ſage Dir,“ fuhr Jener fort, „Frau Ricke hat mir ſchon große Gefälligkeiten erzeigt: ſie hat ſich hier ſo bequem am Portal des Schloſſes poſtirt — wie oft hat ſie mir früher meine Mütze verwahrt, wenn ich mit dem Helm in's Schloß mußte.“

„Das brauchſt du mir nicht zu ſagen,“ entgegnete der Andere lachend, „Frau Ricke iſt ebenſogut meine Bekannte, wie die deinige; ſie hat mir manchmal Briefe durch einen der Lakaien beſorgen laſſen; wie geht's Euch, gute Frau?“

„Ach, Herr Baron, wie ſoll es mir gehen — ſchlecht genug ſeit heute Morgen — denken Sie ſich nur, Erlaucht, heute Morgen war der Oberſte der kaiſerlichen Hofhaltung hier und hat mir geſagt, ich ſei ein unerfreulicher Anblick, eine Pferdeſcheuche und müßte meinen Platz verlaſſen.“

„Ah, das iſt unmöglich, das dürfen wir uns nicht gefallen laſſen — hier bei Euch iſt eine viel zu bequeme Zwiſchenſtation.“

„Und man erfährt immer, was man wiſſen will,“ ſagte der junge Herr mit dem Regenſchirm, „ſo bin ich überzeugt, daß Ihr mir genau ſagen könnt, wer von den hohen Herrſchaften zur Kirche gefahren iſt und ob die Wagen bald zurückkommen.“

„Ganz genau kann ich Ihnen das ſagen: Ihre Majeſtät die Kaiſerin fuhr mit der Gräfin Zirbel und die Staatsdame Gräfin von Klapperfeld mit dem jungen Fräulein von Virſchow; auch müſſen die Wagen in Kurzem zurückkommen, das heißt der Ihrer Majeſtät. Was die Gräfin Klapperfeld anbelangt, ſo fährt ſie von der Kirche zu ihrer Schweſter, wie mir der Lakai geſagt, und bringt ihr Wagen alsdann das Fräulein von Virſchow allein hieher in's Schloß.“

„Alſo warten wir hier,“ ſagte der junge Herr mit dem Regenſchirm, „ich danke Euch, Ricke.“

„Gut, und wenn du geſehen, was du ſehen willſt, auch einen Gruß einkaſſirt, ſo muß ich einen Augenblick in's Schloß zum dienſtthuenden Kammerherrn Ihrer Majeſtät — wenn ich nur wüßte,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „wo ich unterdeſſen meinen Hund laſſen ſoll.“

„Bei mir, Erlaucht,“ ſagte die Obſthändlerin, „ich binde ihn an und es ſoll ihm nichts geſchehen.“

Der Offizier ſtreckte ſeine rechte Hand gegen die Obſthändlerin aus und ſagte mit komiſchem Ernſte: „und dieſe würdige Frau ſoll ihre Stelle verlieren? — ah, es iſt keine Gerechtigkeit mehr auf Erden.“

„Nicht wahr, Erlaucht? — ach, wenn Sie etwas für mich thun könnten.“

„In meiner Eigenſchaft bei Hofe als Adjutant à la suite des Kaiſers, Reiſeſtallmeiſter Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, müßte es ſich gut ausnehmen, wenn ich gegen allerhöchſte Wünſche Oppoſition machte — aber was meinſt du,“ wandte er ſich an ſeinen Freund, „wüßteſt du keinen guten Rath? Du biſt doch ein ſo vortrefflicher Verwaltungsbeamter.“

„Das ließe ſich überlegen — habt Ihr denn,“ ſprach er zur Obſthändlerin, „über Euren Platz hier einen Pachtvertrag?“

„Ja wohl, aber leider läuft er mit dem letzten dieſes Monats zu Ende und muß am erſten Januar für das künftige Jahr erneuert werden.“

„So thut heute alle möglichen Schritte, daß der neue

Vertrag morgen ausgefertigt wird — auf die paar Tage wird's nicht ankommen — habt Ihr Bekannte auf dem Rathhauſe?"

„O ja, das hätte ich ſchon."

„Schön, ſo wird's Euch nicht fehlen — ich würde Euch gerne etwas Schriftliches an den Oberbürgermeiſter geben, doch ſeid Ihr klug genug, einzuſehen, daß ich eben ſo wenig als mein Freund das in unſerer Stellung thun darf."

„O gewiß, gewiß," ſagte Ricke hoch erfreut, „und werde ich für den guten Rath ſchon auf's allerdankbarſte ſein."

„Darauf rechnen wir, Frau Ricke," ſagte der Reiſe-Stallmeiſter Ihrer Majeſtät lachend, „und bitten wir um Eure Protektion."

„Eure Erlaucht belieben zu ſcherzen, aber für Eure Erlaucht werde ich wohl ſchwerlich etwas thun können, was aber den Herrn Baron anbelangt, ſo —"

„Siehſt du, Wohlthun bringt Zinſen — du wirſt ſehen, wie dich Frau Ricke protegirt."

Die alte Frau beugte ſich jetzt über ihren Ladentiſch herüber und erlaubte ſich dabei, den jungen Herrn mit dem Regenſchirm etwas zu ſich heranzuwinken, dann ſagte ſie mit leiſer Stimme: „Meine jüngſte Tochter iſt die beſte Freundin der Kammerjungfer des Fräuleins v. Birchow, und da ich weiß, daß ſich der Herr Baron für das ſchöne Fräulein intereſſirt —"

„Ei, ei, Frau Ricke, woher wißt Ihr das?"

„O, Frau Ricke weiß noch viel mehr," ſagte der Reiſeſtallmeiſter — „Seine Excellenz der Herr Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung haben mindeſtens unvorſichtig gehandelt, dieſe gute Frau auf ſo brüske Art entfernen zu wollen — ein lebendiges Regiſter aller öffentlichen und geheimen Hofneuigkeiten."

„Dort an der Ecke kommt der Wagen der Gräfin Klapperfeld," ſagte die Obſthändlerin.

„So laß ich dich jetzt im Stiche, denn es macht ſich beſſer, wenn du hier im Regen allein geſehen wirſt, meine

Hulda empfehle ich Euch, Frau Ricke, ich hole ſie in einer Viertelſtunde wieder ab.“ Dann verſchwand der Reiſeſtallmeiſter Ihrer Majeſtät im Seitenportal des Schloſſes.

Der andere junge Herr nahm Regenſchirm bei Fuß, weil ſich das für den gegenwärtigen Augenblick viel beſſer machte, und hatte das Glück, gleich darauf einen ehrfurchtsvollen Gruß anbringen zu können, welcher von der ſehr begünſtigten Hofdame Ihrer Majeſtät mehr als huldvoll erwiedert wurde. Ehe der Baron den Stand der Obſthändlerin verließ, ſagte er noch: „Vergeſſet meinen Rath nicht, und wenn ich jemals einen Wunſch habe, worin Ihr mir behülflich ſein könnt, ſo darf ich wohl wieder kommen?“

„Zu jeder Stunde, Herr Baron, hier oder in meiner Wohnung, Kloſtergaſſe Nummer vier, drei Treppen hoch.“

„Drei Treppen hoch, Kloſtergaſſe Nummer vier; — werde es nicht vergeſſen.“

Die Obſthändlerin blickte ihm lange nach, dann ſagte ſie, während ſie den Jagdhund des Grafen Honeck ſtreichelte, „was das für ein paar brave Herren ſind, abſonderlich dieſer Baron von Mittau, der es nie weiter bringen wird, als Hofmarſchall der alten Prinzeſſin Henriette zu ſein, und wenn die einmal ſtirbt, vielleicht dienſtthuender Kammerherr des Kaiſers zu werden — das wäre ein Herr zum Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung, der würde arme Wittfrauen nicht coujoniren, der hätte gewiß nicht geſagt, ich ſei ein unerfreulicher Anblick — eine Pferdeſcheuche.“

Darauf verſank die Obſthändlerin in tiefes Nachſinnen und mußte ſich während demſelben mit ſo abſonderlichen Sachen beſchäftigt haben, daß, als der Reiſeſtallmeiſter ſeinen Hund wieder abholte, ſie ihn mit Excellenz anredete, dann ſchaute ſie ungeduldig nach ihrer längſt erwarteten Tochter aus und als dieſe endlich kam, verließ ſie eilfertig ihren Obſtſtand, um ſich zu der alten Frau Bleibert zu begeben, die, obgleich mit Unterbrechungen, immer noch an ihrem Spinnrade ſaß, um jetzt ſtatt des Kaffees in der Ofenkachel das ſchon lange fertige Mittageſſen ihres Sohnes Jakob zu überwachen.

„Ich weiß nicht, wo er heute nur bleibt," ſagte ſie zu Frau Ricke, nachdem ſie dieſe herzlich begrüßt, „Sonntags kommt er doch ſonſt immer pünktlich — wenn ihm nur kein Unglück paſſirt iſt."

Darüber konnte nun die Obſthändlerin ihre Freundin beruhigen, verſchwieg aber ebenſo wenig, daß Jakob in's Wirthshaus gegangen, und hielt es für ihre Schuldigkeit, auch die traurige Urſache zu dieſem verzweifelten Schritte zu erzählen.

„O du lieber Himmel," ſeufzte Frau Bleibert, „alſo den Schuhmacher, dieſen leichtſinnigen Kerl, ziehen ſie meinem braven Sohne vor und die Theaterwagen ſoll er fahren — iſt das eigentlich nicht eine Schande?"

„Eine Schande kann man gerade nicht ſagen, aber die Kutſcher thun's als nicht gern."

„Oje — Oje!"

Bei dieſem Ausrufe nickte Frau Ricke mit ſehr trauriger Miene und ſagte: „tröſtet Euch mit mir: denkt nur, der Oberſte der kaiſerlichen Hofhaltung will mich von meinem Stande vertreiben, am Seitenportal des Schloſſes, den ich ſchon zwanzig Jahre mit Ehren behaupte."

Das war nun freilich ein welterſchütterndes Ereigniß und Frau Bleibert wohl berechtigt, die Hände über dem Kopfe zuſammen zu ſchlagen, ſobald ſie es vernommen.

„Das iſt ja nicht möglich, Frau, das kann ja gar nicht ſein. Ihr ſeid ja an dem Seitenportal geweſen, ſo lange ich denken kann, nein, nein, das geht nicht, das gibt ein Unglück!"

„Ganz ruhig werde ich es mir auch nicht gefallen laſſen und ich komme eigentlich zu Euch als einer verſtändigen Frau, um ein wenig über die Sache zu reden."

„Ja das wollen wir, aber vorher will ich eine gute Taſſe Kaffee ſieden und nachſehen, ob die Jungfer Hildebrand zu Hauſe iſt, das iſt eine wichtige Perſon!"

„Die Hildebrand?" — „Gewiß, gewiß!"

„Sie ſelbſt hat eigentlich nicht ſo viel zu bedeuten, aber ihre ältere Schweſter iſt die Weißzeugverwalterin der Kaiſerin und die zweite Schweſter Kammerfrau der Prinzeſſin Henriette — nicht zu vergeſſen, die hübſche Baſe der Hildebrand, welche Haushälterin bei dem Hofzahlmeiſter iſt. Wenn wir die für uns intereſſiren könnten, und ich glaube, daß es möglich iſt, denn die Weißzeugverwalterin ſteht gerade jetzt glücklicherweiſe ſehr ſchlecht mit dem Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung: es hat da neulich eine Geſchichte gegeben, bei der die Schweſter der Jungfer Hildebrand Recht behalten — ja, und wenn die will — Verbindungen haben die drei Schweſtern die allerbeſten am ganzen Hofe, beſonders die Kammerfrau, ohne welche die Prinzeſſin gar nicht exiſtiren könnte, und dann weiß die ganze Welt, daß, wenn die Prinzeſſin Henriette ein Wort bei dem Kaiſer oder der Kaiſerin fallen läßt, ſo thut es immer ſeine Wirkung."

„Gut, Frau Bleibert," ſagte die Obſthändlerin und ſetzte würdevoll hinzu, „auch wir haben unſere Bekanntſchaften, und wir wollen es dem Herrn einmal zeigen, daß ſich auch der ärmſte Wurm auf ſeine Art wehrt, wenn er getreten wird — kocht Ihr Euern Koffee, ich werde hingehen und etwas Gutes zum Eintunken holen."

So geſchah es — nach einer Viertelſtunde brachte die Obſthändlerin vortreffliches Backwerk, der Kaffee gerieth außerordentlich und die Jungfer Hildebrand, die eines geſchwollenen Backens wegen nicht ausgehen konnte, nahm die Einladung zum Kaffee gnädigſt an. Und wie behaglich ſaß es ſich hier in der warmen Stube, während draußen Regen und Wind die Straße ungemüthlich machte; der Ofen ſummte, der Waſſerkeſſel brodelte und die drei Hexen brauten eine Suppe zuſammen, welche wohl im Stande war, dem, der ſie auseſſen mußte, großes Unbehagen zu verurſachen.

Viertes Kapitel.

Wirkungen oben.

Der Chef des geheimen Cabinets hatte ein paar Tage ſpäter Seine Majeſtät verlaſſen und übergab draußen im Vorzimmer mit einem vergnügten Lächeln ſeine wohlverſchloſſene Mappe dem wartenden Canzleidiener. In dieſer Mappe befand ſich unter anderem die verſprochene lebenslängliche Anſtellung, ſowie ein Schreiben des franzöſiſchen Geſandten, auf deſſen Rand Seine Majeſtät eigenhändig geſchrieben hatte: dem Marquis Saute-en-ville ſein Bedauern ausdrücken und den Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung zu ſtrenger Verantwortung auffordern. Auch war es dem Cabinetschef möglich geweſen, mit großer Wärme über den Kammerherrn Grafen Schleiden ſprechen und dabei bedauernd zu erwähnen, er, der Cabinetschef, habe gehört, daß Graf Schleiden im Begriffe ſei, die Reſidenz zu verlaſſen und ſich auf ſeine Güter zurückzuziehen.

„Warum das?" hatte Seine Majeſtät gefragt und hinzugeſetzt: „es wäre ſchade, der Graf macht ein gutes Haus."

„Ausgezeichnet," hatte der Cabinetschef erwiedert, „es gibt nicht leicht deliciöſere Feſte, als die, welche Schleiden arrangirt; der Graf hat darin ein immenſes Talent und iſt darin ebenſo berühmt, wie als Adminiſtrator ſeiner Güter — — ich fürchte faſt — —"

„Was fürchten Sie?"

„Ich möchte es nicht als verbürgt Eurer Majeſtät hinſtellen, aber aus ſehr guter Hand erfuhr ich, daß unſer hoher Nachbar, der Kaiſer von China, der ſich von jeher ein Vergnügen daraus macht, uns bedeutende Leute, Talente zu entführen, dem Grafen eine große Stelle angeboten hat."

Darauf hin hatte nun Seine Majeſtät nicht geruht, irgend etwas Beſonderes zu beſtimmen, war aber mit einem leichten Kopfſchütteln an's Fenſter getreten, nachdem ſie geſagt: „mein Vetter Liebden, der Kaiſer von China, ſoll ſich um ſeinen langen Zopf bekümmern!" —

Im Vorzimmer traf der Cabinetschef den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen, der ihn unter den Arm nahm und in eine der tiefſten Fenſterniſchen führte.

„Weiß der Teufel,“ ſagte Seine Excellenz, „welcher Wind jetzt bei Hofe bläst, nichts als Widerwärtigkeiten, deren Quellen ich nicht zu ergründen im Stande bin; jeden Tag kleine, unangenehme Geſchichten, allerdings nichts Großes, nichts Bedeutendes, aber Nadelſtiche, die mir das Leben verbittern — nächſtens bekomme ich die ganze Geſchichte ſatt und thue, was ich ſchon längſt hätte thun ſollen; Undank iſt doch der Welt Lohn und weit davon iſt gut vor dem Schuß. Finden Sie nicht auch, daß man da drinnen recht verdrießlich iſt?“

„Ob ich das finde?“ ſagte der Cabinetschef mit einem bedenklichen Geſichte; „— wer hat dabei den ſauerſten Poſten? — ich — wer muß Alles, was Unangenehmes in ſämmtlichen Departements vorgeht, anhören; — ich — ich — wer wird gewiſſermaßen überall in Mitleidenſchaft gezogen? — — ich — wer muß für alle Welt ſprechen, ohne je für ſich ſelbſt etwas thun zu können? wer muß alle die unangenehmen Aufträge an Seine Majeſtät beſorgen? — ich — ich — ich —“

Bei dieſen letzten Worten ſchaute der Sprecher den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen mit einem ſo bedeutſamen Kopfnicken an, daß dieſer erſchreckt fragte: „Haben Sie vielleicht etwas der Art an mich?“ worauf der Andere erwiederte: „Nein, aber etwas für den Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung; unter uns geſagt, eine ellenlange Naſe. — Hören Sie, Excellenz,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen kopfſchüttelnd zum Fenſter hinausgeſchaut, „was ich Ihnen jetzt ſage, geſchieht in ſtrengſtem Vertrauen, aber wenn ich an der Stelle unſeres Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung wäre, ſo würde ich eines ſtarken Schnupfens wegen eine Zeit lang zu Hauſe beiben und in der Zeit hie und da einem guten Freund die Mittheilung machen, daß mir bei meinem vorgerückten Alter mein Amt anfinge, etwas beſchwerlich zu werden.“

„Glauben Sie?“

„Was geſchehen ſoll, geſchieht und ich bin feſt überzeugt, es würde Manches mit den Beweiſen außerordentlicher Gnade vor ſich gehen, wenn man dem Kaiſer einen ſolchen Wunſch des Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung unterbreiten könnte. Glauben mir Eure Excellenz, daß ich in jeder Beziehung die Aufrichtigkeit ſelbſt bin und daß, wenn ich ſolchen Wink fallen laſſe, die Angelegenheit ſchon ſehr weit vorgeſchritten ſein muß.“

„Sie wiſſen, welches Vertrauen ich in Sie ſetze,“ ſprach der Chef des kaiſerlichen Stalles nach einer Pauſe, während welcher er nachdenklich ſeine Fingerſpitzen betrachtet hatte. — „Ihr Rath in Betreff des Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung iſt ganz vortrefflich, aber glauben Sie mir, daß es bei mir auch mit ähnlichen Kleinigkeiten anfängt, wie bei unſerem verehrten Freunde und Collegen, Sie wiſſen von dem Unfall geſtern, als Seine Majeſtät ausfuhren, ſelbſt kutſchirend; der Kaiſer hatte allerhöchſt ſelbſt die Pferde bezeichnet, mit denen er fahren wollte, und obgleich ich mich auf den Leibkutſcher Mundel wie auf mich ſelbſt verlaſſen kann, ſo fuhr ich doch ſelbſt vorgeſtern noch mit dieſen Pferden und fand Sie mit allen Schwierigkeiten vertraut und ſicher — ich war dabei, als ſie Seiner Majeſtät eingeſpannt und vorgeführt wurden — ja, ich gab dem Kaiſer ſelbſt die Zügel in die Hand und freute mich ordentlich, in welch animirten, aber ruhig geſammelten Trab die Pferde vom Fleck weg fortgingen — was geſchieht —“

„Ja, ja, ich weiß.“

„Sprachen Seine Majeſtät davon?“

„Nur im Allgemeinen.“

„Ungnädig?“

„— — — — Ich will das gerade nicht ſagen, doch ſchien der Kaiſer allerdings etwas verdrießlich über die Geſchichte zu ſein.“

„Sehen Sie, und ich bin daran ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind; der Sattelmeiſter Fuchs, der hinten drein ritt, hat mir verſichert, der Kaiſer habe die Peitſche nicht gebraucht, als plötzlich in der großen Allee bei Tivoli das Sattelpferd einen ſo tollen Riß nach links thut, daß ein

Kettenglied am Aufhalter reißt — denken Sie ſich das Unglück, das hätte geſchehen können — glücklicher Weiſe war der Sattelmeiſter bei der Hand und faßte das Pferd, ehe noch etwas geſchehen konnte."

„Unbegreiflich!"

„Ja, allerdings unbegreiflich, aber was das Schlimmſte iſt, Seine Majeſtät befahlen geſtern den erſten Stallmeiſter zum Rapport, und ich weiß auch heute noch nicht, ob ich angenommen werde."

„Hm, hm," machte der Chef des geheimen Cabinets und ſagte nach einer Pauſe: „Da fällt mir noch etwas Anderes ein, was ich Ihnen nicht vorenthalten will: die Prinzeſſin Henriette hat, wie ich zufällig erfahren, in vertraulicher Weiſe bei dem Reiſeſtallmeiſter der Kaiſerin, dem Grafen Honeck, angefragt, ob es der Kaiſer wohl übelnehmen würde, wenn ſie ſich einen gewiſſen — nun wie heißt er doch — einen gewiſſen — — Bleibert aus dem Marſtalle zu ihrem Leibkutſcher ausbitten werde."

„Sehen Sie," ſagte der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen haſtig, „das iſt auch wieder eine von dieſen Geſchichten, von denen kein Menſch weiß, wo ſie herkommen — Gott weiß, wie der Kaiſer auf dieſen Bleibert kommt — allerdings kein übler Kutſcher, aber ſonſt ein ganz unbedeutender junger Menſch, den er mir neulich ſchon nannte, als ich einen anderen zum wirklichen Hofkutſcher vorſchlug."

„Da hätte Eure Excellenz nachgeben ſollen," erwiederte der Cabinetschef mit aufgehobenem Zeigefinger, „ſo eine Kleinigkeit — es iſt allerdings gut, hie und da Schwierigkeiten zu machen, aber bei ſo unbedeutenden Sachen — doch, wie bemerkt, die Anfrage geſchah, und da Graf Honeck die Kaiſerin von dieſem Wunſche ihrer Tante in Kenntniß ſetzte, ſo fragte ſie ſelbſt den Kaiſer."

„Und Seine Majeſtät?"

„Soll verdrießlich darüber geweſen ſein und geſagt haben, ‚es iſt mir allerdings ſehr erklärlich, daß deine Tante vertraute Leute wünſcht, aber unangenehm, daß gerade ich ſie hergeben ſoll — und dieſer Bleibert iſt ein ganz ausgezeichneter Kutſcher, neulich — —‘“

„Weiter, weiter, wenn ich bitten darf,“ ſagte der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen, als der Andere hier eine kleine Kunſtpauſe machte.

„‚Neulich,‘ fuhr Seine Majeſtät fort, ‚als ich dieſen Bleibert zum Hofkutſcher machen wollte, opponirte mir der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen in höchſt auffallender Weiſe.‘“

„A—a—a—ah, das iſt ſtark, — in einer höchſt auffallenden Weiſe?“

„‚In einer höchſt auffallenden Weiſe und ſchlug mir,‘ ſagte der Kaiſer weiter, ‚einen andern zu dieſer Stelle vor, einen unzuverläſſigen, verſoffenen Menſchen, derſelbe, der heute — es war nämlich am gleichen Tage — die beiden neuen Pferde eingeſpannt hat, mit denen ich faſt ein Unglück gehabt.‘“

„Das iſt allerdings wahr, ein fürchterliches Zuſammentreffen.“

„‚Entſetzlich,‘ ſoll darauf die Kaiſerin ausgerufen haben.“

Der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen that einen tiefen Seufzer und ſagte dann: „Das hat man davon, wenn man ſich unermüdet Tag und Nacht im kaiſerlichen Dienſte abſchindet und abplagt — nun ſehen wir, wie es weiter geht — deſſen kann ich Sie aber verſichern,“ fuhr er in entſchloſſenem Tone fort, wenn Sie mir einmal einen ähnlichen Wink geben laſſen, wie der iſt, welcher dem Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung nützlich wäre, ſo werde ich ſogleich wiſſen, was ich zu thun habe.“

In dieſem Augenblick trat der Kammerdiener Strömer aus dem Cabinet des Kaiſers und meldete mit einer tiefen Verbeugung gegen den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen, daß Seine Majeſtät für den heutigen Rapport danken laſſen.

Unterdeſſen hatte der Kaiſer, ſtatt ſeinen Oberſten der kaiſerlichen Stallungen zu empfangen, ſeinen Hofzahlmeiſter bei ſich geſehen, welcher durch eine Hinterthür einzutreten pflegte, und eine etwas geheimnißvolle Geſchichte angehört, die darin beſtand, daß ein ſehr edles Pferd, welches der Kaiſer kaufen wollte, das ihm aber als unſicher bezeichnet worden, hierauf zu einem billigen Preiſe für einen Neffen des Oberſten der kaiſerlichen Stallungen erhandelt worden ſei. Dann war es Frühſtückzeit geworden, und Seine Majeſtät begaben ſich in die Gemächer der Kaiſerin.

Allerhöchſtdieſelbe waren in ſehr heiterer Laune; neben ihrem Fauteuil ſtand ihre Lieblingsdame, Fräulein von Birſchow, und vor der Kaiſerin der Baron Mittau, Hofmarſchall der Prinzeſſin Henriette.

„Ich laſſe mich von dem Baron Mittau in Couliſſengeheimniſſe einweihen,“ ſagte die Kaiſerin lächelnd, als der Kaiſer eintrat, „du fandeſt ja auch neulich auf dem Balle meiner Tante die Arrangements des kleinen Pflanzengartens ſo überaus reizend, — ich kenne den beſchränkten Raum und mußte erſtaunen, was Mittau Alles daraus gemacht hat.“

„Da werden wir wohl nächſtens etwas Aehnliches bei uns wollen,“ meinte Seine Majeſtät, worauf die Kaiſerin mit einem leichten Seufzer erwiederte: „Das iſt leider unmöglich, denn der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung hängt zu ſehr an den alten hergebrachten Regeln, um einen Saal, der nicht förmlich für einen Wintergarten gebaut iſt, ſo deliciös mit Pflanzen zu dekoriren — ach, und wie erfriſchend und allerliebſt war der kleine Springbrunnen, das ließe ſich allerdings bei uns ganz gut machen — man könnte den blauen Saal dazu nehmen, indem man ihn mit dem Marmorſaale dadurch in Verbindung brächte, daß man die großen Glaswände zwiſchen beiden entfernte — nicht wahr, lieber Mittau, das ginge ohne große Schwierigkeiten?“

„Auf allerhöchſten Befehl, gewiß.“

„Und müßte charmant ſein — meinſt du nicht auch?“ fragte die Kaiſerin Seine Majeſtät.

„O gewiß, und Baron Mittau könnte ja ſo freundlich ſein, dem Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung ſeine Ideen anzugeben.“

„Ach, geh' mir doch mit deinem Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung,“ erwiederte Ihre Majeſtät in verdrießlichem Tone, „da würden wir von tauſend Schwierigkeiten hören; nein, nein, in dem Falle wollen wir die Sache liegen laſſen;

ich danke Ihnen, lieber Mittau," fuhr die Kaiſerin nach einer Pauſe, während welcher ſie ſich erhoben hatte, fort, „ich danke Ihnen recht ſehr, grüßen Sie meine Tante Henriette."

Der Hofmarſchall der Prinzeſſin hatte ſich nach mehreren tiefen Verbeugungen zurückgezogen, und Fräulein von Birſchow wurde auf's allergnädigſte entlaſſen, indem die Kaiſerin ſie auf die Stirne küßte; dann betraten Ihre Majeſtäten den anſtoßenden kleinen Speiſeſalon, wo ſie gewöhnlich zu frühſtücken pflegten.

„Ich weiß nicht," ſagte die Kaiſerin nach einer Pauſe, welche den vortrefflichen friſchen Auſtern gewidmet war, „ob du damals beim Balle meiner Tante das wirklich deliciöſe Arrangement des kleinen Wintergartens bemerkt haſt — ich kann dich verſichern, ich ſah nie etwas Schöneres; überhaupt muß man es dem Baron Mittau nachſagen, er hält das Haus der Prinzeſſin vortrefflich in Ordnung und nicht zu theuer; ſie ſagte mir neulich noch, ſie ſpare jedes Jahr eine ganz hübſche Summe."

„Sparſamkeit iſt eine gute Tugend für einen Oberhofmarſchall," entgegnete der Kaiſer — „ich weiß nicht, wie es kommt, wir bringen es nie ſo weit."

„Dafür wollte ich dem Oberſt der Hofhaltung eigentlich keinen Vorwurf machen," meinte Ihre Majeſtät, wobei ſie das Wort dafür ſehr ſtark betonte, „wenn nur ſonſt Alles wäre, wie es ſein ſollte."

„Ja, ja, der Oberſte der Hofhaltung wird alt und ſehr vergeßlich, an ſeinem guten Willen fehlt es nicht."

„Aber warum ſollen wir für die Vergeßlichkeit unſerer Diener büßen? und ich kann dich verſichern, der Marquis Santo-en-villo, den ich geſtern empfing, machte mir nicht nur ein recht trockenes Geſicht, ſondern ich mußte mich bemühen, ihn und ſeine höchſt einfältige Frau zu unterhalten."

„Ja, ja, es iſt ſehr unangenehm, ich muß da eine Aenderung eintreten laſſen, ſeine Vergeßlichkeit neulich in Betreff der Einladung war mir recht fatal; man erſcheint da als rückſichtslos, ohne es ſein zu wollen."

„Und er wird ſo ungefällig, der Oberſt der Hofhaltung;

meine kleine Virſchow, Niemand iſt doch ſo beſcheiden und anſpruchslos wie ſie, verlangt neulich ein unbedeutendes Kämmerchen für eine zweite Kammerjungfer, was ihr rund abgeſchlagen wurde — c'est trop und ich mußte befehlen, daß man ihr das leerſtehende Zimmer gab."

„Ich werde ihn mit allen Ehren in den Ruheſtand verſetzen — wenn ich nur ſchon über einen paſſenden Nachfolger mit mir im Reinen wäre — ich habe ſchon an den Grafen Diederſtein gedacht."

Die Kaiſerin lächelte kopfſchüttelnd ihren Teller an.

„Biſt du nicht meiner Anſicht?"

„Wenn ich offen ſein darf, nein — Diederſtein iſt beinahe eben ſo alt und wir würden dabei wenig gewinnen — ſieh' dich doch einmal unter den jüngern Leuten um — ich muß ſchon geſtehen, daß meine Tante Henriette ganz Recht hat, wenn ſie ſagt, zwei Chargen bei Hofe ſolle man nicht mit ſo alten Leuten beſetzen."

„Und wer iſt die zweite Hofcharge?" fragte der Kaiſer mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Nun der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen — es hängt viel davon ab, wenn er nicht energiſch und rüſtig iſt. — Denke doch nur, welches Unglück du vor ein paar Tagen hätteſt haben können."

„Wahr, ſehr wahr; auch entwickelt der Oberſt der Stallungen in letzterer Zeit ein recht verdrießliches Talent, unbedeutende Leute zu protegiren. Da hatte ich neulich eine ganz unangenehme Geſchichte in dieſer Richtung mit ihm: ich wollte einen meiner Leute zum Hofkutſcher machen, er opponirte mir förmlich, und doch iſt das ein ganz ausgezeichneter Kutſcher."

„Auch ich hörte davon, der Mann heißt Bleibert und ſoll ein vortrefflicher Menſch ſein; er iſt derſelbe, den meine Tante Henriette für ſich gewünſcht; ich habe mich natürlich nach ihm erkundigt und von der unverdächtigſten Seite wirklich ganz außerordentlich Gutes von ihm gehört; er ſoll einer der beſten Leute des Stalls ſein, dabei ein guter Sohn, der ſeine alte Mutter auf eine wirklich rührende Art unterſtützt

— wie geſagt, ich habe es aus ganz unverdächtiger Quelle; meine Weißzeugverwalterin ſagte es meiner Kammerfrau, und die gute Birſchow, die es von ihrer neuen Kammerjungfer, einem ehemaligen ganz harmloſen Ladenmädchen wußte, hat es mir beſtätigt."

„Das Gleiche ſagte mir auch der Hofzahlmeiſter, wobei er mir eine andere, etwas anrüchige Geſchichte erzählte, doch hat der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen auch ſeine vortrefflichen Eigenſchaften, er kennt ſeine Pferde wie Niemand."

„Aber er iſt alt und unzuverläſſig, wie du neulich ſelbſt erfahren — o mein Gott, wenn der Sattelmeiſter das Pferd nicht noch zur rechten Zeit gehalten hätte — ich ſchaudere, wenn ich daran denke —"

„Ja, ja, aber ich möchte ihm um Alles in der Welt nicht wehe thun — ein ſo treuer, würdiger Mann."

„Gerade wie der Oberſt der Hofhaltung und wenn ich nicht irre, ſo ſind beide in gleichem Alter — die einzigen noch nicht in Ruheſtand verſetzten Oberhofchargen von der Zeit deines Vaters."

Der Kaiſer nickte mit dem Kopfe.

„Alle übrigen Stellen haſt du mit jüngeren Leuten beſetzt, wie es Jedermann begreiflich findet, und du kannſt mir glauben, auch dieſe Beiden werden ſich nicht viel daraus machen, wenn du ihnen mit allen Ehren ihre Penſion bewilligſt."

Der Kaiſer nickte wieder, ſagte aber, „das iſt alles wahr, aber ich habe mich ſo an den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen gewöhnt."

„Man wird ihn nach wie vor bei Hofe ſehen — davon bin ich überzeugt, und es wäre ein ſo günſtiger Augenblick, ihn mit dem Oberſten der Hofhaltung zu entlaſſen; es würde heißen, man will dieſen beiden treuen Dienern ihre wohlverdiente Ruhe gönnen — wogegen es allerdings gehäſſig erſcheinen würde, wenn du den Oberſten der Hofhaltung allein entließeſt und den andern, der mit ihm in gleichem Alter iſt, beibehielteſt."

„Das hat allerdings etwas für ſich, aber beide ſind nicht ſo leicht zu erſetzen — du haſt Recht, Diederſtein iſt faſt ebenſo alt, und da iſt nun mein Cabinetschef, der mir auf's Dringendſte den Grafen Schleiden empfiehlt — was denkſt du von dieſem?"

„Wenn ich die Wahrheit ſprechen ſoll, ſo halte ich Schleiden nicht für zuverläſſig; ſeine großen-Güter liegen in dem Staat des Kaiſers von China, an deſſen Hof er jeden Augenblick zu finden iſt."

„Es ſollen ihm gerade für die gleiche Stelle von dort große Anträge gemacht worden ſein."

„Verzeihe mir, wenn ich dir ſage, dein Cabinetschef iſt ein Pfiffikus — dieſe vielleicht fingirten Anträge ſollen große Anforderungen unterſtützen."

„Vielleicht haſt du Recht, aber du ſiehſt, wie ſchwer es iſt, ſolch wichtige Stelle mit tüchtigen Leuten zu beſetzen — — oder hatteſt du vielleicht ſelbſt Jemand im Vorſchlag?" fuhr Seine Majeſtät nach einer Pauſe fort, als ſie ſahen, daß ihn die Kaiſerin mit einem eigenthümlichen Lächeln anſchaute.

„O ja, das hätte ich ſchon — aber zwei Rückſichten halten mich davon ab."

„Welche?"

„Eine kann ich dir ſchon ſagen: ich weiß, daß du das Protegiren nicht leiden kannſt."

„Ja, ja — und die andere Rückſicht, die dich abhält?"

„Wenn ich dir meine zweite Rückſicht nenne," ſagte die Kaiſerin in heiterem Tone, „ſo hebe ich die erſte wieder auf, denn indem ich dadurch meinen Empfohlenen verrathen muß, protegire ich!"

„Immer zu, da wir einmal dabei ſind," meinte Seine Majeſtät lächelnd, „ſo ſage die zweite Rückſicht!"

Die Kaiſerin, anſtatt ſogleich zu antworten, ſchälte eine feine Birne, und während ſie Seiner Majeſtät die Hälfte davon überreichte, ſagte ſie: „Die Perſon, von der ich überzeugt bin, daß ſie wie Niemand zu der betreffenden Stelle paßt, darf ich dir wahrhaftig nicht nennen, aus — Rückſicht — — — gegen meine Tante Henriette."

„Ah, Baron Mittau, ich habe es mir faſt gedacht, das iſt ja eine förmliche Verſchwörung — nun in der That, es wäre nicht ſo übel, aber die Tante würde das allerdings rückſichtslos finden.“

„So tauſche mit ihr,“ entgegnete die Kaiſerin mit einer ganz unbefangenen Miene, — „du gibſt ihr deinen Kutſcher für ihren Hofmarſchall.“

„Um des Himmels willen,“ rief der Kaiſer, indem er mit einem komiſchen Erſchrecken rings um ſich her ſchaute, wenn das Jemand gehört hätte: welcher Tauſch — nun ich will mir die Sache überlegen.“

„Auch was den Oberſten der Stallungen anbelangt?“

„Für ihn wüßte ich in der That augenblicklich keinen Erſatz.“

„Es müßte ein junger Mann ſein von ſehr guter Familie —“

„Hm,“ machte der Kaiſer.

„Ein vortrefflicher Reiter.“

„Gewiß.“

„Jemand, der ſchon bewieſen hat, daß er, wenn auch einen kleineren Stall vortrefflich zu leiten verſteht.“

„Allerdings.“

„Dabei eine angenehme Perſönlichkeit!“

„Wenn du nicht wieder Rückſichten zu nehmen haſt,“ ſagte der Kaiſer, deſſen Laune ſich während des Frühſtücks vollkommen aufgeheitert hatte, „ſo nenne mir ein ſolches Ideal eines Oberſten der Stallungen.“

„Durchaus kein Ideal, dieſe ſo vortrefflich paſſende Perſönlichkeit liegt ſo nahe.“

„Du meinſt vielleicht den erſten Stallmeiſter?“

„Nein, das iſt allerdings ein braver Mann und hätte auch die tüchtigſten Eigenſchaften für die Stelle eines Chefs der Stallungen, aber er iſt zu ſelbſtſtändig, zu wenig pliant, durchaus nicht ſo biegſam und rückſichtsvoll, als man wohl verlangen kann.“

Der Kaiſer zuckte mit den Achſeln, ehe er ſagte: „nun da bin ich auf dein Ideal begierig.“

„Nun, deinen Flügeladjutanten Graf Honeck.“

„Uh — deinen Reiſeſtallmeiſter — an den hätte ich wahrhaftig nicht ſogleich gedacht.“

„Aber du wirſt mir zugeben, daß er alle die guten Eigenſchaften vereinigt, deren ich vorhin erwähnte.“

„Etwas davon — etwas davon — aber jung, ſehr jung.“

„Nicht jünger als Baron Mittau — ja ſogar älter als dein Hofjägermeiſter — warum ſollſt du nicht das Recht haben, dich mit jüngeren, heiteren Leuten zu umgeben?“

„Das iſt allerdings wahr.“

„Mit jüngeren Leuten, die nicht ſtarr, ja oft eigenſinnig am Althergebrachten feſthalten, die ſich vielmehr ein Vergnügen daraus machen, deinen Wünſchen zuvorzukommen, ſich deinen Neigungen anzuſchmiegen.“

„Freilich, freilich —“

„Ich bin überzeugt, daß es bei Baron Mittau nur eines Winkes bedürfte, um beim nächſten Ballfeſte den wunderbarſten Wintergarten hinzuzaubern, und daß Graf Honeck dir gewiß nicht Jemand zur Beförderung vorſchlagen würde, von dem er nicht zum Voraus weiß, daß er dir angenehm iſt — junge Leute kennen keine Schwierigkeiten, folgen unbedingt jedem Winke, den man ihnen gibt, gehen auf ein Augenblinzeln durch Dick und Dünn, ordnen ihre eigne Meinung vollkommen unter, widerſprechen nie, und das Alles verlange ich von einem guten Diener.“

„Ich will es mir überlegen,“ ſagte Seine Majeſtät, und damit war das Frühſtück beendigt.

Und der Kaiſer hielt Wort und überlegte.

Während er aber überlegte, gab es am kaiſerlichen Hofe von Japan und außerhalb deſſelben viel geheimnißvolles emſiges Getreibe. Da bemerkte man häufig die alte Obſthändlerin, welche ihren neuen Pachtvertrag glücklich durchgeſetzt hatte, wie ſie das linke Seitenportal des Schloſſes verließ, nachdem ſie vielleicht vorher mit dem Hofmarſchall der Prinzeſſin Henriette ein paar geheimnißvolle Worte geſprochen, und zu der alten Frau Bleibert eilte, worauf dieſe ſich dann eilfertig in's Schloß begab und mit ihrer künftigen Schwiegertochter Roſa eine längere Conferenz hatte. Da kam die Jungfer Hildebrand auch ohne geſchwollenen Backen häufig zum Kaffeetrinken in die Parterrewohnung und ſagte eines Tages zur alten Frau Bleibert: „es war doch eine gute Idee von uns, den Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung abzuſetzen und den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen unmöglich zu machen, und ſoweit ſind wir nächſtens: meine Schweſter, die Weißzeugverwalterin der Kaiſerin wird erſte Kamerfrau Ihrer Majeſtät, und meiner Schweſter bei der Prinzeſſin Henriette hat es der Baron Mittau in die Hand verſprochen, daß Ihr Sohn, der Jakob, Oberkutſcher bei Ihrer kaiſerlichen Hoheit werden ſoll.“

Aber der Kaiſer überlegte immer noch.

Die Prinzeſſin Henriette wollte ganz zufällig vernommen haben, Seine Kaiſerliche Majeſtät habe halb und halb die Idee, ihren Hofmarſchall Baron Mittau zum Chef der Allerhöchſten Hofhaltung zu ernennen, und ſagte eines Tages mit einer vor Rührung zitternden Stimme halblaut zwar, aber doch ſo, daß es der Kaiſer deutlich hörte: dieſer Mittau iſt eine unſchätzbare Perle, ich verliere ihn ſehr, ſehr ungern, aber in dem Falle ſtehe ich natürlich gerne zurück. — Auch der Chef des Geheimen Cabinets, welcher von guter Hand erfahren hatte, daß ſein Protégé, der Graf Schleiden, nicht die geringſte Spur einer Hoffnung habe, bequemte ſich mit einer raſenden Schnelligkeit zur Allerhöchſten Anſchauung, fand den Grafen Schleiden doch nicht für ganz geeignet, aber den Baron Mittau mit Allem dem auf's Glänzendſte verſehen, was man von einem Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung verlangen könne.

Aber der Kaiſer überlegte immer noch.

Da traf der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung an einem ſchönen Morgen den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen in einem Seitenwege des kaiſerlichen Parkes, worauf beide mit einander dahin gingen, dem Geſange der Vögel lauſchend, und bei dem Gemurmel des Waſſerfalls am Fuße des großen Porzellantempels ſtehen blieben. Beide ſprachen eine Zeitlang mit einander vom ſchönen Wetter, dann ſagte plötzlich der Chef der kaiſerlichen Hofhaltung: „à propos, Excellenz, neulich ſprach der Chef des kaiſerlichen Cabinets von Ihnen und meinte —“

„Ei, das trifft ſich merkwürdig,“ entgegnete die andere Excellenz, „auch mit mir ſprach er von Ihnen und meinte ebenfalls —

„In Betreff der kaiſerlichen Ungnade?“
„In Betreff der kaiſerlichen Ungnade!“
„Wir ſollten vielleicht —?“
„Wir ſollten vielleicht —!“
„Zuvorkommen?“
„Zuvorkommen!“
„A—a—ah, der tauſend!“

Und der Kaiſer überlegte immer noch, bis ihm der Chef des Geheimen Cabinets. geſchmeidig mit freundlich liſtigem Lächeln die beiden zuvorkommenden Geſuche der beiden alten Excellenzen überreichte, worauf Seine Majeſtät bedeutſam nickte, und am Hofe von Japan Alles ſo in Ordnung kam, wie es ſich der geneigte Leſer nur wünſchen kann, und die beiden zuvorkommenden Excellenzen erhielten jeder den großen Sonnenorden mit fauſtdicken Brillanten, emaillirt mit Kometſternen und Krokodilſchwänzen, letztere als ganz beſondere Auszeichnung im Feuer vergoldet; Baron Mittau wurde Chef der kaiſerlichen Hofhaltung, Graf Honeck Chef der kaiſerlichen Stallungen, der Cabinets-Chef erhielt wegen ſeiner unparteiiſchen, aber getreuen Mitwirkung den Sonnenorden ohne Brillanten, ohne Sterne und Krokodilſchwänze. — Jakob Bleibert wurde Leibkutſcher der Prinzeſſin Henriette, und der Hiſtoriograph dieſes wahrhaftigen Stückes japaneſiſcher Hofgeſchichte wurde zum Dank für richtige Aufzeichnung mit dem feinſten Panamahute begnadigt, der in und außerhalb der kaiſerlichen Staaten nur aufzutreiben war.

Hackländer's

Geschichtenbuch.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1875.

Bayerische
[illegible]

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt.

Ein Schloß in den Ardennen 1
In Aſchgrau 107
Die Valenzianerin 199
Monogramm AW 291
Eine Wetterſtudie 328

Ein Schloß in den Ardennen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Wer ſich am Schlachttage von Sedan zufällig oder in dienſtlicher Eigenſchaft, oder auch gezwungen in dem kleinen Städtchen Donchery befand, wird ſich gewiß lebhaft des geräuſchvollen, ja wild maleriſchen Lebens und Treibens erinnern, womit beſonders am Nachmittage des genannten Tages Straßen und Plätze dieſes Ortes erfüllt waren.

Faſt ebenſo wie Sedan zwiſchen den beiden gewaltig kämpfenden Heeren gelegen, vernahm man hier den dröhnenden Kanonendonner rings umher, das Hurrah der anſtürmenden Deutſchen, das rollende Gewehrfeuer, dort das widerwärtige Knattern der Mitrailleuſen, und wer Zeit und Luſt hatte, den Thurm der alten Kathedrale zu beſteigen, ſah ein Schauſpiel wie wohl nie in ſeinem Leben und wie es auch wohl nie mehr ſo großartig und überwältigend auf einem ähnlich kleinen Raum abgeſpielt werden wird. Bildete ſich doch ſo ſicher, ſo ſchön, nach ſo wundervoller Berechnung die rieſige Mausfalle, aus der für die franzöſiſche Armee kein Entkommen war! Fünfhundert Geſchütze, in weitem Kreiſe auffahrend, waren die Gitterſtäbe dieſes Weltgefängniſſes, und wo immer auch die Rothhoſen da oder dort noch einen Vorſtoß wagten, prallten ſie zurück an der undurchdringlichen Mauer der deutſchen Linien. Selbſt die Zauberworte: «sauve qui peut» konnten hier nimmer die Wirkung haben, wie nach Wörth und Weißenburg, denn hier gab es nichts mehr zu retten oder davon zu laufen, die Armee war eingeſchloſſen, der Kaiſer mit ſeinen Marſchällen und Generalen gefangen!

Davon wußte man allerdings früh am Nachmittage noch nichts in Donchery, obgleich man auch hier an dem eigenthümlichen Leben bemerken konnte, daß es auf den Schlachtfeldern draußen günſtig für uns ſtand. War doch die herrliche alte Kirche, in gothiſchem Style, von preußiſchen Wachen umſtellt und diente zum Aufbewahrungsort von wohl an tauſend franzöſiſchen Kriegsgefangenen, die man jetzt ſchon von allen Seiten herbeigebracht hatte. Ging es doch auf dem Platz vor der Mairie zu wie vor einem Taubenſchlage. Doch was hier ab- und zuging, war eine ſeltene Art grimmiger Tauben in Stahl- und Pickelhauben, mit Ober- und Untergewehr, Quartiere fordernd für zahlreiche Verwundete, oder Gelaſſe zum Unterbringen der Ambulanzen. Das war ſchon ein gutes Zeichen, daß von einer rückgängigen Bewegung keine Rede mehr ſein konnte, ebenſo wie das Hereinkommen und Auffahren zahlreicher Sanitätszüge unter der weißen Fahne mit dem rothen Kreuz, mit ihren Aerzten, barmherzigen Schweſtern und Lazarethgehülfen. Und wo ſich hier ein paar Bekannte trafen, da gab es mit aufleuchtendem Auge einen herzlichen Handſchlag und Jeder wußte etwas Schönes zu erzählen, wie er da und dort geſehen, daß ſie überall tüchtig gehaut würden. Dazwiſchen ſah man lautloſe Gruppen bleicher, zum Tode erſchrockener Einwohner zagend vor ihren Häuſern ſtehen, und wenn ſie auch wohl ahnen mochten, daß es mit der Armee der großen Nation nicht zum beſten ſtände, ſo gaben ſie trotz alledem nur widerwillig einen Trunk Waſſer her für durchmarſchirende deutſche Soldaten, ja ſogar für unſere Verwundeten, während ſie gleich darauf franzöſiſchen Kriegsgefangenen, die herangeführt wurden, Brod und Wein zuſteckten. Nun, das war ihnen gerade nicht übel zu nehmen und machten ſich auch unſere braven Soldaten nicht viel daraus, denn wo man für die Franzoſen Wein und Brod hatte, fand ſich auch noch ein Schluck für Unſereinen.

Vermehrt wurde dies lebendige Treiben in dem kleinen Städtchen früh am Nachmittage noch durch ein- und abziehende Reſervekolonnen, durch bayeriſche Batterien, welche dröhnend durch die Straßen raſſelten, und preußiſche Kavallerieregimenter, welche ſich jenſeits des Ortes ſammelten, um gegen den Feind vorzugehen. Wie klirrt' und klang es dort, wenn die Säbel aus der Scheide fuhren, wie luſtig tönte dabei das „Lehm op“ der vordringenden Reiter, wie brauſte ihr Hurrah über das Feld hin und wie bald ſah man nichts mehr von ihnen als eine dichte aufwallende Staubwolke, und vereinzeltes Leuchten der Sonnenſtrahlen auf Helm, Säbel oder Küraß!

Wer hätte es aber auch vermocht, einem einzelnen dieſer an ſich ſo ſchönen und lebendigen Bilder längere Aufmerkſamkeit zu zollen! Drängte doch eines das andere gewaltſam hinweg, und dazu überwältigte der immer gewaltiger werdende Kanonendonner ringsumher alle andern Eindrücke, und das Dröhnen der Geſchütze fand einen eigenthümlichen beängſtigenden Wiederhall in der eigenen Bruſt, ſo daß man, wie in einem ſchweren Traume wandelnd, ſich innig nach einem glücklichen Erwachen ſehnte.

Dies glückliche Erwachen fand denn auch ſtatt gegen 5 Uhr Nachmittags, und wer je in einer klappernden Mühle einen feſten Schlaf ſchlief, um durch das plötzliche Stillſtehen der Räder erweckt zu werden, kennt wohl das ſeltſame Gefühl des Erſtaunens, mit dem man da die Augen aufreißt und um ſich ſchaut. So war es hier gerade, als um die angegebene Zeit in dem gewaltigen Kanonen-, Mitrailleuſen- und Gewehrfeuer-Konzert rings umher mit einem Male ein Halt eintrat, ſo unvorhergedacht und plötzlich, daß man faſt erſchrocken war, wieder das Geplauder nebenan zu hören, die Wellen des Fluſſes rauſchen zu hören. — —

Und das konnte kein zufälliges Aufhören der verſchiedenen Batterien ſein, die Pauſe dauerte zu lange. Wohl klang anfänglich noch weit in der Ferne der dumpfe Ton eines Kanonenſchuſſes — aber ſelten — vereinzelt — jetzt gar nicht mehr.

Was war das? Was hatte es zu bedeuten, daß nun die Luftſtrömung leichte Hornſignale, ja die melodiſchen Klänge von Regimentsmuſiken, allerdings undeutlich, oft nur in einzelnen Akkorden zu uns herüberführte — dann Hurrah hier und Hurrah dort, leiſe beginnend, raſch anſchwellend, jetzt gewaltig, dicht vor dem Orte ertönend, dann am Eingang der Stadt, auf dem Marktplatze, immer wilder, immer brauſender — ein Jubelruf, in den Alles, was da ſchreien konnte, mit einſtimmte, als eine Patrouille rother Huſaren über das Pflaſter daherſprengte, ein Offizier voran, den Säbel ſchwingend, an den er ein weißes Tuch gebunden hatte, und mit lauter Stimme rufend: „Kameraden, der Kaiſer iſt gefangen mit ſeiner ganzen Armee!“

Es war das ein wunderbarer, unvergeßlicher Augenblick, man drückte Jedem die Hand, in deſſen Nähe man ſich gerade befand, man umarmte Freunde und Bekannte, die man zufällig traf, man ſchrie Hurrah und wieder Hurrah, man eilte in Nebenſtraßen, um dort die ungeheure Nachricht zu verbreiten, man drang in die Häuſer, wo von unſern Verwundeten lagen, um ſie damit zu erquicken, um damit Balſam in ihre brennenden Wunden zu gießen. „Der Kaiſer gefangen!“ — man war wie in einem Fiebertaumel und blieb es auch durch die immer ſich erneuernden Eindrücke der immer lebendiger werdenden Bilder. Quartiermacher der verſchiedenſten Truppentheile erſchienen, um Unterkommen zu finden für Kompagnieen und Bataillone, um an Brod und Wein zu requiriren, was im Orte nur aufzutreiben war, Jeder wollte etwas haben, Alles ſchrie und lärmte durcheinander. Dazu kamen Infanterieregimenter, die mit klingendem Spiel, unter betäubendem Jubelruf durch Donchery zogen, um jenſeits zu bivouakiren, ſie begegneten zurückkehrenden Batterien, luſtigen Reiterabtheilungen, alle bewegt von gleichem Gefühl des Glücks. — „Wißt ihr's ſchon, Württemberger? Der Kaiſer iſt gefangen, der Krieg iſt aus, jetzt geht's wieder heim zu Muttern!“ — „Na grüß' euch Gott, freilich wiſſa mer's, Hurrah, für den Heimmarſch!“

Es war heute eine allgemeinere und noch innigere Verbrüderung unter den ſämmtlichen deutſchen Stämmen, als während des ganzen Feldzugs. An Volksweiſen und Liedern hörte man rings um Sedan eine vollſtändige Muſterſammlung von allem dem, was vom Belt bis zu den Alpen ein deutſches Herz zu erfreuen vermag, und wenn dort ein Muſikkorps aus dem Norden die ſchönen Klänge des „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ zum Beſten gegeben hatte, ſo hörte man vielleicht jetzt bei den Württembergern:

„Ueber's Jahr, da iſt mein' Zeit vorbei,
Da g'hör i mein und dein;
Bin i dann, bin i dann dein Schätzele noch,
So ſoll die Hochzeit ſein.“

Das war die gewaltige Sehnſucht nach der Heimath, nach den grünen Wellen der Nord- und Oſtſee, nach den rebenumkränzten Hügeln des ſchönen Neckarthales, die heute Abend ganz beſonders lebhaft durch all' die tapfern deutſchen Herzen zuckte, von denen die meiſten nicht anders denken konnten und mochten, als daß mit dieſem furchtbaren Schlage, nach dieſem glänzenden Siege der Krieg ſo ziemlich ſein Ende erreicht habe und es nun wieder heimwärts ginge. Hofften das ja auch Umſichtige und Weiterblickende, war doch der Kaiſer gefangen, das franzöſiſche Heer vernichtet!

Man kannte damals eben noch nicht alle die Redensarten vom Kampfe bis auf's Meſſer, man hatte die übermüthigen Franzoſen noch nicht aufjubeln hören bei der prahleriſchen Aeußerung: „Kein Fuß breit Landes, kein Stein der Feſtungen!“ Die große Nation hatte es uns noch nicht geſagt, daß ſie in dreißig verlornen Gefechten und Schlachten von uns eigentlich durchaus nicht beſiegt worden wäre, ſondern nur unterlegen ſei dem Verrath der eigenen Heerführer und hie und da klugerweiſe zurückgewichen vor der drei- oder gar ſechsfachen Ueberzahl unſerer Armeen, man wollte es noch nicht recht glauben, daß der Tag der Rache nahe ſei und daß der franzöſiſche Elan in Kurzem bis in's Herz von Deutſchland vorſtoßen würde, man wußte es noch nicht, daß Paris unüberwindlich war und nicht einmal durch Hunger beſiegt werden konnte, daß man hinter den zerſchoſſenen Forts neue, gewaltigere Erdwerke finden würde, hinter dieſen die furchtbare Enceinte der Stadt, und dann noch das Bollwerk der franzöſiſchen Phraſe und lebendige Mauern nach den Phantaſieen Victor Hugo's.

Des Sprüchworts der Franzoſen: «le roi est mort, vive le roi,» erinnerte man ſich nicht mehr genau genug oder hatte es vergeſſen in ſeiner ganzen furchtbar praktiſchen Auslegung, eine Auslegung, welche Regierungsſyſteme, legitime Könige und ſelbſtgewählte Herrſcher nach Gutdünken wegwirft wie alte, abgenutzte Handſchuhe; man wußte noch nicht, daß, wie ſchon ſo oft, auf einen verunglückten Monarchen die Republik folgen würde mit einer zweifelhaften, halb und halb verdächtigen Nationalverſammlung, hierauf die Kommune mit Mord und Plünderung, mit Centralkomité und Wohlfahrtsausſchuß und dem ganzen übrigen Schwindel, unter kläglich nachgeäffter Wiederholuug einer größeren Zeit.

Heute am Schlachttage von Sedan hatten dieſe finſtern Geiſter noch nicht ihre dunklen Schatten in die Herzen der müden, erſchöpften Soldaten geworfen, ſie vergaßen der Mühen des furchtbaren Tages, ſie gedachten mit ſtiller Wehmuth der gefallenen und verwundeten Brüder, wobei wohl manche Thräne in den dichten Bart herniederfloß. Dann aber kreiſte wieder Becher und Flaſche von Hand zu Hand, und man gedachte in Wort und Lied der Heimath mit den fernen Lieben. An Schlaf erfreuten ſich Wenige trotz der großen Ermüdung; ging doch das grauſe Bild der Schlacht jetzt im nächtlichen Dunkel noch einmal an den aufgeregten Gemüthern vorüber, rieſengroß einherſchreitend, ſchattenhafter und deßhalb unheimlicher. Klang doch von den blutgedrängten Feldern leiſes Wimmern, Stöhnen und Klagen herüber, zeigte ſich doch jetzt der eiſerne Ring der deutſchen Armeen in zahlloſen lodernden Wachtfeuern, ſchien es doch, als hielten die Feuerzeichen rings umher eine ſchauerliche Nachtwache um den Thalkeſſel, in welchem Sedan lag, wo Tauſende und wieder Tauſerde der geſchlagenen Feinde mit ihren Generalen, Marſchällen, mit ihrem Kaiſer in fürchterlicher Enge zuſammengekeilt, rathlos dem Morgen entgegenblickten, wo das dumpfe Brauſen und Sauſen unzähliger Menſchenſtimmen, aufleuchtende Flammen, knatternde Flintenſchüſſe ein ſchauerliches Zeugniß ablegten von Widerſetzlichkeit und Aufruhr.

Auf dem Marktplatz in Donchery hätte in dieſer Nacht ein Maler treffliche Studien machen können, denn hier fand ſich Alles zuſammengedrängt, was es wohl Intereſſantes und Schauerliches im Kriegerleben gibt. Soldaten aller Truppentheile und der verſchiedenſten deutſchen Volksſtämme ſuchten und fanden hier ein nothdürftiges Unterkommen, ſei es in den Häuſern ſelbſt, ſei es auf dem weiten Platze, wo mächtige Feuer loderten, die Gruppen der müden, rings umher gelagerten Krieger beleuchtend und die zahlreichen dicht zuſammengefahrenen Proviantwagen, die Ambulanzen und Sanitätskolonnen, welch' letztere in großer Anzahl hierher dirigirt worden waren, um noch während der Nacht oder beim Grauen des Morgens ihre traurige Arbeit auf dem Schlachtfelde zu beginnen. Pionnier-Abtheilungen mit Hacke und Schaufel von Wundärzten und Sanitätsleuten begleitet, zogen jetzt ſchon vorüber, gefolgt von manch' wehmüthigem Blick, während barmherzige Schweſtern und andere freiwillige Krankenpflegerinnen ſtill und lautlos durch die lärmende Menge glitten, Verbandzeug und Medikamente von den Wagen holten und damit in den hell beleuchteten Häuſern verſchwanden.

Ach, dieſe Helle, dieſer Lichterglanz überall war kein Zeichen von Luſt und Fröhlichkeit, denn dort in den engen Stuben dicht zuſammengeſchaart lagen Verwundete in ſolchen Maſſen, daß es trotz der raſtloſen Thätigkeit kaum möglich wurde, dieſes furchtbare Elend auch nur in etwas zu lindern.

Wenden wir uns auf die Straße zurück, um auch dort traurigen Bildern zu begegnen: kranke und leichtverwundete Soldaten, von Kameraden herangeſchleppt, hier am Feuer niedergelegt, um ſie mit einem kühlen Trunke zu erquicken, dazu durchpaſſirende Kolonnen aller Art, Infanterie- und Reiterabtheilungen, welche der ſtrenge Dienſt zu Wachen draußen beſtimmt hatte, und die, wenn ſie ſtumm vorüberzogen, wohl ſeufzend hinblickten nach den glücklicheren Kameraden an den lodernden Wachtfeuern.

Wahrhaft kläglich war der Anblick der Gefangenen, deren dichtgedrängte Reihen den ſpärlichen Raum auf Straße und Platz ſo vollſtändig ausfüllten, daß die Aeußerſten oft an die Häuſer gepreßt wurden, ja daß eine ſolche Kolonne oft für längere Zeit Halt machen mußte, beſonders wenn der Weg vor ihr durch Infanteriemaſſen oder Fuhrwerk geſperrt war. Dann lehnten ſich dieſe waffenloſen, todtmüden, oft leichtverwundeten Geſtalten, ein buntes Gemiſch aller Waffengattungen der franzöſiſchen Armee, an die Häuſermauern, ließen ſich auf das Pflaſter niedergleiten, oder drangen faſt gewaltſam in die Hausthüren ein, flehend um ein Stück Brod, um einen Trunk Waſſer, wobei die gutmüthige Begleitungsmannſchaft, meiſtens preußiſche Landwehr, nicht nur beide Augen zudrückte, ſondern auch häufig dafür ſorgte, daß ſchwächliche oder kränklichausſehende Leute von den durch die Einwohner reichlich gebotenen Liebesgaben ihr Theil erhielten.

Und es gab dergleichen viele in den Reihen der franzöſiſchen Armee, Soldaten, kaum im Jünglingsalter, wahre Knaben mit feinen, ſchmächtigen Gliedern, ſchönen, aber bleichen Geſichtszügen, großen, glänzenden, aber kummervoll blickenden dunklen Augen.

Wie mochten dieſe heute Abend an die Heimath denken, an ein trauliches Zimmer, an ein loderndes Kaminfeuer, an die geliebten Züge, an den verzweiflungsvollen Blick der Mutter, die jetzt düſter in die Flammen ſtarrte, all' die furchtbaren Schreckbilder deutlich vor ſich ſehend, von denen der fernhinrollende Kanonendonner des entſetzlichen Tages erzählte.

Wo war ihr Liebling in dieſem Augenblicke? Lag er todt auf dem blutigen Felde, krümmte er ſich ſchmerzlich in einem Graben, lebte er noch unverletzt bei den Seinen, war er vielleicht gefangen und wurde mit tauſend Andern dahin getrieben, bis er zum Tode erſchöpft an den Stufen eines armſeligen Hauſes niederſank, um ein Stück Brod, um einen Trunk Waſſer flehend — er — er — er — den zu Hauſe zahlreiche Hände bedient, dem die liebende Mutter ſelbſt das Waſſerglas gereicht, nachdem ſie zuvor ſorgſam ſeine heiße Stirn befühlt! — — —

Am Ende einer ſolchen Kolonne Gefangener, die auf dem Marktplatz von Donchery nicht weiter konnten, weil die Straße zum Thor von einem zuſammengebrochenen Wagen wohl für eine Zeitlang geſperrt war, bemerkte man beim Schein der Wachtfeuer die große und breite Geſtalt eines

Zuaven, der ſtatt des Fez oder Turbans ein weißes Tuch um ſeinen Kopf gewickelt hatte, das ihm als Verband diente für einen langen von der Stirne bis über die Wange hinabreichenden Säbelhieb. Das ausgefloſſene Blut hatte einen Theil ſeines Geſichtes, ſowie den nackten ſehnigen Hals ſchauerlich gefärbt, und wenn er auch zuweilen mit ſeinen Fingern an die Wunde fühlte, ſo ſchien er ſich doch nicht viel daraus zu machen, vielmehr von ganz andern Gedanken erfüllt zu ſein.

Dies zeigte ſich in der großen Beweglichkeit und raſtloſen Ausdauer, mit der er bemüht war, in der dichten Kolonne vorwärts zu drängen oder dieſelbe, ſich langſam ſeitwärts ſchiebend, bald nach rechts, bald nach links zu durchbrechen. Zornige Ausrufungen oder wilde Flüche, die ihm häufig dabei von andern Gefangenen zu Theil wurden, begnügte er ſich mit einem verächtlichen Achſelzucken zu erwidern oder auch mit einem trotzigen «tais-toi donc, animal,» auch wohl mit einem einzigen Blick aus ſeinen wilden, dunklen Augen, worauf ihm, wenn gleich murrend, Platz gemacht wurde.

Nicht ſo nachſichtig aber zeigte ſich bei dieſem Treiben, als es eine Zeitlang gedauert hatte, der begleitende preußiſche Landwehrmann, ſondern dieſer tippte ihn, obgleich durchaus nicht unſanft, mit dem Gewehrkolben an und rief ihm dabei zu: „He Männeken, wat ſoll denn dat heeßen, dat du dir ſo herumtreibſt, wie ſauer Bier und mich die ganze Schwefelbande in Ufregung bringſt? — — Ruhig im Glied oder dat Donnerwetter ſoll dir auf deenen franzöſiſchen Dickkopf fahren — haſt de mir verſtanden?“

In der That ſchien der Zuave etwas von dieſer Rede verſtanden zu haben, denn er gab gleich darauf, allerdings in mangelhaftem elſäßiſchem Deutſch, zur Antwort: „Such' ich doch nur einen Kameraden!“

„Na wat dat anbelangt, kannſt du dir ſchon zufrieden geben, wiederfinden werdet ihr euch ſchon noch einmal und noch dazu im ſchönen Deutſchland,“ entgegnete der Landwehrmann und ſetzte zu einem ſeiner Kameraden, der herbeikam, hinzu: „Herr Jott, wie's die Kerle jut haben, da kommen ſie hinaus in die Heimath, wahrſcheinlich noch per Eiſenbahn, während wir noch hier in dem verdammten Frankreich herumkrabbeln müſſen, da möchte man wahrhaftig ooch lieber preußiſcher Kriegsgefangener ſind!"

„Na und ob!" meinte der Kamerad, „da trink wenigſtens mal, hier iſt eene Flaſche guten Rothen, die mir zufällig in die Hände gelaufen iſt."

Während die Beiden ſich ſo nach dem ſauren Tagewerk und vor dem noch ſaureren Nachtdienſt ſtärkten, war der Zuave ihren Blicken verſchwunden, und das auf ſehr einfache Art, indem er neben einer Häuſerecke in den dort befindlichen tiefen Schatten getreten war und ſich neben einem Hauseingang dicht an die Wand drückte.

Dort blieb er auch ein paar Minuten regungslos und deßhalb gänzlich unbeachtet ſtehen, dann aber blickte er aufwärts und als er über ſeinem Haupte, doch noch mit der Hand erreichbar, einen ſtarken eiſernen Haken entdeckt hatte, ergriff er dieſen mit der rechten Fauſt und zog ſich daran allmälig in die Höhe, wobei er mit den Stiefelabſätzen einen Halt in der Mauer hinter ſich ſuchte und fand.

Auf dieſe Art hatte er die Möglichkeit, den Haufen der Gefangenen, ſowie den Marktplatz überſehen zu können. Dabei kam es ihm in dieſem Augenblick noch ſehr gut zu ſtatten, daß bei den Ambulanzen, von denen ſich einige Wagen in Bewegung ſetzen ſollten, in eiſernen Pfannen Pechkränze angezündet worden waren, deren rothglühendes Licht Alles rings umher faſt taghell erleuchtete.

Scharf, anhaltend und aufmerkſam um ſich blickend, ſchien er auch nach einiger Zeit gefunden zu haben, was er ſo lange vergeblich geſucht, denn ſeine Geſichtszüge nahmen plötzlich einen andern Ausdruck an, ſeine Augen erweiterten ſich zuſehends und richteten ſich ſtarr auf einen Punkt, während er ſeine Zähne feſt aufeinander biß.

Darauf glitt er an der Mauer hinab und begann dasſelbe Spiel wie vorhin, nur in weniger auffallender Art, indem er ſich langſam an den Häuſern hindrückte und ſich an Solchen, die ihm im Wege ſtanden, bald mit einer leiſe geſprochenen Bitte, bald mit einem ſcherzhaften Wort vorbeibewegte.

So gelangte er in Kurzem an die Steintreppe eines Hauſes, auf deſſen unterſter Stufe eine ſchmächtige Geſtalt in der Uniform der franzöſiſchen Jäger, die Mütze auf ſchwarzem lockigen Haar, zuſammengekauert und unbeweglich ſaß. Dieſe Geſtalt ſtieß er jetzt leicht mit dem Knie an.

Der Jäger richtete ſich langſam mit einem tiefen Seufzer auf, um gleich darauf wieder in ſich zuſammenzuſinken, aber plötzlich erhob er den Kopf auf's Neue, als der Zuave die Hand auf ſeine Schulter legte, und ein leiſes Wort zu ihm ſprach.

Es war ein junges, müdes, faſt knabenhaftes Antlitz, das jetzt ſtumm aufblickte, von bleicher Geſichtsfarbe, mit großen, ſchönen, traurigen Augen. Doch belebten ſich dieſe ſichtlich auf eine freudige Art, als er den Zuaven neben ſich erkannte und ſeine Lippen das einzige Wort hauchten: »François.«

Der Andere nickte mit dem Kopfe, doch ehe er etwas ſprach, blickte er aufmerkſam rings umher, und erſt als er bemerkte, daß die preußiſchen Soldaten der Begleitung nicht zu nahe bei ihnen ſtanden und müde auf ihre Gewehre geſtützt eine Flaſche kreiſen ließen, glitt er auf das Steinpflaſter nieder, ſetzte ſich neben den Jäger und flüſterte ihm zu: „Gott ſei Dank, daß ich Sie endlich gefunden habe! Es hat Mühe genug gekoſtet, durch ein paar tauſend Mann bis hieher zu dringen — wiſſen Sie wohl, daß wir hier in Donchery ſind, Herr Graf?“

„O, ich weiß es, ich weiß es.“

„Daß wir heute Nacht noch gegen Beaumont geführt werden — morgen weiter nach Deutſchland zu?“

„Ich weiß es.“

„Als Kriegsgefangene!“

„O ja, o ja.“

„Dann wiſſen Sie auch wohl, daß jeder Kriegsgefangene das Recht, ja die Pflicht hat, ſich in Freiheit zu ſetzen, wenn ihm das möglich iſt?“

„Ja, wenn es ihm möglich iſt“ — dabei ſchaute ihn der Jäger mit einem Blicke an, deſſen Trauer der Andere wohl verſtand, weßhalb er haſtig fragte: „Sie ſind doch nicht verwundet?“

„Nur durch einen leichten Streifſchuß am Arm, der mich an nichts hindern würde, aber ich bin ſo müde und zerſchlagen in allen Gliedern, daß ich mich kaum von dieſer Treppe erheben, kaum weiter ſchleppen kann.“

„Ha, wenn die Freiheit winkt — — haben Sie etwas gegeſſen?“

„Gute Leute hier im Hauſe gaben mir ein Stück Brod und einen Schluck Wein.“

„Gut, ſo nehmen Sie noch einen Schluck aus meiner Feldflaſche, es iſt guter alter Cognac — Cognac von zu Hauſe,“ ſetzte er flüſternd hinzu, „den ich für den ſchlimmſten Fall aufbewahrt. Das wird Ihnen doppelte Kraft geben, trinken Sie einen tüchtigen Schluck — — ja von zu Hauſe,“ wiederholte er noch leiſer, während der Andere trank, „und wenn ich Ihnen wiederhole, daß wir hier in Donchery ſind und daß ich nach Glaire und Floing jeden Feldweg, jede Schlucht, jeden Graben wie meine Taſche kenne, ferner auf dem Wolfsrücken jeden alten Baum, ſo müßt' es mit dem Teufel zugehen, wenn es ihnen gelänge, uns nach Deutſchland zu ſchleppen.“

„Ja, wenn ich gehen könnte wie ſonſt,“ erwiderte der Jäger mit einem Aufleuchten ſeiner Augen.

„Dafür kann ich immerhin noch für zwei marſchiren und nehme Sie auf den Rücken wie früher ſchon ſo oft — wollen Sie mir folgen? — — ſo nah der Heimath?“

Der Zuave ſagte das beinahe in einem Tone des Vorwurfs, und als er dann mit Zuverſicht hinzuſetzte: „Es muß gelingen, wenn Sie wollen und ſich für eine kurze Zeit meinen Anordnungen fügen,“ erwiderte der Andere: „Ich will dir folgen, François, Muth habe ich, um Alles zu wagen, und wenn wir auch im ſchlimmſten Falle zuſammengeſchoſſen würden, beſſer noch, als gefangen ſein.“

„Gut, ich habe ſchon daran gedacht, Sie ſollten als marode hier liegen bleiben, doch hilft das nichts, mich würden ſie forttreiben, und ſowie wir getrennt ſind, iſt Alles verloren! Hören Sie alſo, was ich ausgedacht habe. Werden wir wirklich nach Beaumont geführt, ſo paſſiren wir eine Straße, wo ich jedes Haus kenne und wo uns beſonders eines günſtig iſt, in welchem auch Sie ſchon häufig waren, wenn wir hier die Pferde einſtellten — erinnern Sie ſich? — das Eckhaus, um welches man ſcharf herumbiegt, um auf die Route nach Beaumont zu kommen. Wenn wir da ſind und ich Sie an der Schulter packe, ſo haben Sie nichts zu thun, als ſich willenlos von mir fortziehen zu laſſen — iſt das abgemacht?"

„Abgemacht, Gott lohn' es dir François!"

„Gut, ſo muß ich mich zuerſt nach einer Umhüllung für meine Uniform umſchauen." Damit erhob er ſich und begab ſich dicht an den Häuſern vorbei von dem Andern hinweg.

Dicht neben zwei der preußiſchen Landwehrleute, die dort an der Mauer eines Hauſes lehnten, ſtieß ſein Fuß an etwas, das auf dem Pflaſter lag, und ſich niederbückend und es genau betrachtend, rief er mit lauter Stimme gegen die deutſchen Soldaten gewandt: «Messieurs les camarades, regardez-ça — ſehen Sie her, das iſt ein Kriegsgefangener, der wohl nicht mit nach Deutſchland kommt."

„Na, wenn er nicht weiter geht, werden wir ihm ſchon uf de Beene helfen."

«Oh non, der da iſt todt au possible.»

„Na da können wir auch nix weiter machen. Wenn wir nur einen Pflaſterkaſten hätten, der ein Biſchen nachſehen könnte, die Kerle ſind ſo tückiſch, daß ſe ſich dot ſtellen, um nicht weiter marſchiren zu müſſen." Doch begaben ſich Beide zu dem leblos am Boden Liegenden, welchem ſchon der Zuave die Kapuze von dem Geſicht heruntergezogen hatte; indeß der offen ſtehende, eingefallene Mund, die glanzloſen Augen, die grünlich bleiche Geſichtsfarbe, ja die ſchon beginnende Steifheit der Glieder ſprachen ſo deutlich, daß ſich die Landwehrleute achſelzuckend hinweg begaben und nichts dagegen einzuwenden hatten, daß der rieſige Zuave den todten Körper leicht aufhob, um ihn dicht an der Mauer eines Hauſes hinzulegen, nachdem er ihm zuvor ſeinen grauen Capotrock ausgezogen.

Kurze Zeit darauf ſetzte ſich die Kolonne wieder in Bewegung und die Maſſe der müden Geſtalten, Gefangene und Landwehrleute, ſchwankte und ſtolperte in der Straße weiter, um, ſobald ſie den Marktplatz verlaſſen, in ziemlicher Dunkelheit dahinzuziehen. Denn obgleich der Mond am Himmel ſtand, konnte ſein Licht kaum eindringen zwiſchen jene Häuſerreihen.

Der Jäger, als er ſich ſchwankend von ſeinem Sitz erhob, hatte vergebens nach dem Zuaven geſchaut und folgte nun matt und erſchöpft den Andern, wobei er mit halbgeſchloſſenen Augen mechaniſch einen Fuß vor den andern ſetzte. Doch blieb ihm trotzdem noch ſo viel Klarheit der Beſinnung, daß er ſich an der rechten Seite der Straße hielt, wo das Haus war, von dem ihm François geſprochen.

Jetzt kamen ſie in die Nähe deſſelben. Sein Herz ſchlug heftiger, und nicht ohne Grund, denn ein Paar der Landwehrleute gingen dicht hinter ihm, und wenn er zuweilen Miene machte, ſich an eine Hausmauer zu lehnen, als könne er nicht mehr weiter, ſo fühlte er ſich ſogleich von einem der Gewehrkolben berührt und vernahm allerdings für ihn unverſtändliche Worte, deren Sinn aber nicht zu verkennen war.

Dort, keine fünfzig Schritte mehr entfernt, war der bezeichnete Thorweg, dort ging es ſcharf rechts, dann eine Zeitlang zwiſchen Mauern bis in's Freie auf der Straße nach Beaumont, wo alsdann im hellen Mondlicht kein Entrinnen mehr möglich war.

Da drängte mit einem Male die ganze Gefangenenkolonne ſo ſcharf und ungeſtüm nach der rechten Seite der Straße, daß die Landwehrleute raſch vorwärts eilten, um zu ſehen, was es gäbe. — Es war nichts Ungewöhnliches, nur eine Kolonne leerer Granatwagen, die ihnen im Trab entgegenkam, um jenſeits Donchery friſche Munition zu faſſen. — In dieſem Augenblick fühlte ſich der Jäger an der Schulter gefaßt, dann heftig fortgeriſſen und im nächſten Augenblick in eine Mauerecke gedrückt, wobei die breite Hand des Zuaven ſeinen Mund verſchloß.

Regungslos ſtanden hier Beide einige Minuten, faſt ohne zu athmen, lauſchend auf das Geräuſch der vorüberziehenden Kolonne, auf das Raſſeln der Wagen; und als Beides immer ſchwächer wurde und endlich ganz erſtarb in dem Sauſen und Brauſen, das vom Marktplatz immer noch herübertönte, flüſterte der Zuave ſeinem jungen Gefährten zu: „Vor der Hand gerettet, aber hier in nicht minderer Gefahr!“ Damit beugte er ſich ein wenig auf die Seite und machte es ſo dem Andern möglich, den ziemlich dunklen Hof zu überſehen, zu gleicher Zeit aber die weit geöffneten Stallthüren, aus denen Lichtſchein hervordrang, bei welchem man zahlreiche Pferde dicht aneinander gedrängt ſtehen und jetzt einen von der preußiſchen Stallwache erſcheinen ſah. Er war einer von den beſonders gefürchteten Ulanen, der ſich an den Thürpfoſten lehnte und den Säbel leicht im Arme haltend gedankenvoll in die blendende Mondſcheibe blickte, dann den Anfang einer Melodie pfiff und gleich darauf wieder im Stall verſchwand.

Darauf hatte der Zuave nur gewartet, um, ſeinen Gefährten raſch mit ſich fortreißend, wieder die Straße zu erreichen, die jetzt ziemlich öde lag. Nur zuweilen ſah man am Ende der langen Mauern, von denen wir oben geſprochen, undeutliche Geſtalten: kamen ſie oder gingen ſie? François nahm ſich keine Zeit, das zu überlegen, ſondern hob ſeinen jungen Gefährten an der Mauer zur Rechten empor, und flüſterte ihm zu: „Hinüber, nur raſch hinüber,“ was der Jäger ſo haſtig befolgte, daß er im nächſten Augenblick auf der andern Seite hinabrollte, dort aber glücklicherweiſe auf weiches Gartenland fiel. Aufblickend ſah er wohl, daß ihm François behende gefolgt war und ſich ſchon auf der Mauer befand; doch erſtarrte ſein Blut, als er jetzt das Krachen von ein paar raſch auf einander folgenden Schüſſen hörte, als er zu ſehen glaubte, wie die rieſige Geſtalt des Zuaven zuſammenzuckte, ſchwankte und als er dann wirklich ſah, daß dieſelbe wie leblos zu ſeinen Füßen niederſtürzte.

Zweites Kapitel.

Mit dem Ausdruck des Entſetzens in den bleichen Zügen hatte ſich der Jäger neben den Dahingeſtürzten auf die Kniee niedergeworfen, ſtrich ihm haſtig die Kapuze von der Stirn und taſtete an ſeinem Körper umher, um dort irgendwo hervorquellendes Blut zu entdecken. Doch war davon auch nach Beſeitigung des grauen Mantels nichts zu finden, ebenſo wenig als an der linken Seite des Kopfes, wohin François nach Verlauf einer guten Minute einigemal mit der Hand griff.

Der Jäger athmete leichter auf bei den Zeichen des wiederkehrenden Lebens und ſprach gleich darauf den Namen ſeines Gefährten freudig aus, als dieſer nun weit die Augen öffnete und zu gleicher Zeit den Verſuch machte, ſich aufzurichten.

„Alle Teufel," ſagte er, „warum bin ich denn hier eingeſchlafen und wo ſind wir eigentlich? Schwebt mir doch ſo etwas vor, als hätte man uns zu Kriegsgefangenen gemacht?"

„Ja, ja, ſo war es auch," flüſterte der Andere, ſich tief zu ihm herabbeugend, „dann waren wir auf der Flucht und während wir über dieſe Mauer ſprangen, ſchoß man hinter Euch drein, worauf Ihr hier zu meinen Füßen niederfielt."

„Und das iſt ſchon lange her?"

„O nein, kaum eine Viertelſtunde."

Der Zuave richtete ſich langſam auf und ſchüttelte leicht den Kopf, nachdem er in der Nähe der Schläfe ſeinen Schädel berührt und dann ſeine Finger betrachtet, an denen keine Spur von Blut zu ſehen war. Dann ſagte er nach einigem Beſinnen: „Jetzt kann ich mir denken, wie das gekommen iſt. Als ich hinüber wollte und dicht mit dem Kopf auf der Mauer lag, hörte ich es neben mir krachen und empfand zu gleicher Zeit etwas wie einen furchtbaren Schlag. Es kann nicht anders ſein, als daß die verdammte Kugel einen Stein von der Mauer abgelöſt und mir an den Kopf geſchleudert hat. „Brrr," fuhr er ſich ſchüttelnd fort, „es ſauſt mir jetzt noch gewaltig darin — alſo nur eine Viertelſtunde iſt's her? Dann iſt noch nicht viel verloren, beſonders da die Schüſſe ſonſt Niemand allarmirt haben. Jedenfalls waren es nur ein paar Paſſanten, die mir die Kugeln nachſchickten und ſich nun nicht weiter darum bekümmern, ob der Angeſchoſſene hinter der Mauer krepirt, hol' ſie der Teufel!"

„Fühlt Ihr Euch ſchwach, François?“ fragte der Andere beſorgt.

„Nur ein Bischen duſelig, wogegen ein guter Schluck Cognac hilft; dann aber wollen wir das Weite ſuchen.“

Gleich darauf ſchlichen ſie im tiefen Schatten der Mauer dahin, zuweilen lauſchend ſtehen bleibend, wenn ſie von jenſeits derſelben Stimmen vernahmen oder das Geräuſch trabender Pferde.

Dann hatten ſie das Ende der Mauer und des Grundſtückes erreicht, wo daſſelbe von der Maas begrenzt wurde, über deren breite im Mondſchein ſpiegelnde Fläche hinweg ſie deutlich ſahen, wie die ſanften Uferabhänge jenſeits bis Fresnois hin und noch darüber hinaus mit zahlreichen Wachtfeuern bedeckt waren. Glücklicherweiſe hatte der dieſſeitige Rand des Fluſſes weit überhängende dichte Büſche. Der Zuave ſchritt, ohne ſich zu beſinnen, in das Waſſer hinein, welches ihm faſt bis zum Gürtel reichte, und ſtreckte ſeinen rechten Arm zu einer Stütze für den Andern aus, ſo daß der Jäger auf dem ſchlüpfrigen Boden der ſteilen Uferwand gleichen Schritt zu halten vermochte.

Es war das ein mühſamer, beſchwerlicher und gefährlicher Weg, denn ſobald ſie längs der Stadt vorüber waren, ſahen ſie auch am dieſſeitigen Ufer dicht neben ſich das Leuchten der deutſchen Wachtfeuer. Sie kamen denſelben oft ſo nahe, daß ſie das Plaudern und Lachen der Soldaten hören konnten, und huſchten mehr als einmal ſo hart an einer Schildwache vorüber, daß ſie den Mann deutlich erkennen konnten, wie er daſtand, das Gewehr unter dem rechten Arm.

Dabei kam es ihnen ſehr zu ſtatten, daß in allen Bivouaks rings umher jetzt noch ein ganz außergewöhnlich geräuſchvolles, ja mitunter luſtiges Leben herrſchte, daß deutſche Lieder im hellen Chore erklangen, daß hier und dort eine Muſikbande ſpielte, wobei die Soldaten, dicht umhergeſchaart, für nichts Sinn zu haben ſchienen, als für die traulichen Weiſen aus der Heimath.

So war es auch zum Glück der beiden Flüchtlinge an der weſtlichen Ecke der Stadtmauer, bis wohin ſie dem Fluſſe gefolgt waren, der hier durch ein Gewölbe unter den Straßen von Donchery weiterfloß.

„Durch dieſen Kanal zu gehen und, mitten in der Stadt an einem Ort, den ich wohl kenne, emporzuklettern, dürfen wir nicht wagen,“ flüſterte François, „obgleich das auch mit einiger Frechheit gelingen könnte. Eine kleine Strecke aufwärts des Fluſſes iſt ein ſchlecht unterhaltener Hohlweg, zu ſchmal für Fuhrwerk, auch ſonſt ohne Wichtigkeit für irgend welche Kommunikation, der deßhalb auch wohl unbeſetzt iſt. Dem wollen wir uns anvertrauen — verwünſchter Mondſchein! Wenn die dort drüben an ihren Feuern nicht blind ſind, ſo müſſen ſie uns ſehen, ſobald wir die vom Mond hell beſchienene Fläche betreten, die uns von dem Hohlweg trennt — 's hilft aber nichts, alſo raſch vorwärts!“

Glücklicherweiſe wurden ſie von keinem menſchlichen Weſen geſehen. Dennoch liefen ſie große Gefahr, entdeckt zu werden, da am nächſten Wachtfeuer ein rieſiger neufundländer Hund knurrend und bellend aufſprang und in gewaltigen Sätzen eben den Rand des Hohlwegs erreicht hatte, als die Beiden in tiefen Dunkel deſſelben verſchwunden waren.

Unten ſtellte ſich der Zuave entſchloſſen vor ſeinen jungen Begleiter hin und zog ein dolchartiges Meſſer aus dem Gürtel, bereit, über den Hund herzufallen, ſobald dieſer ſich herabwagen würde. Doch hatte ihn ſchon ein lauter Pfiff vom Wachtfeuer her zurückgerufen und erlaubte den Flüchtigen, ihren Weg ungehindert fortſetzen zu können.

„Bis jetzt ſind wir ſo gut durchgekommen,“ ſprach der Zuave mit leiſer Stimme, „daß ich denke, wir haben einige Chance, die minder lebhaften Felder dort drüben und den Wald des Wolfrückens zu erreichen — ſtützen Sie ſich nur feſt auf meinen Arm, Herr Graf! Habe ich doch weder Gewehr, noch Torniſter, und tüchtig ausſchreiten müſſen wir, um während dem Dunkel der Nacht Zeit zu behalten, uns irgendwo an einen ſichern Ort zu verſtecken, wenn wir je nicht weiter könnten. — Sind Sie müde?“

„Ja, François,“ klang es mit ſchwacher Stimme zurück.

„So denken Sie nur an die goldene Freiheit, die uns hoffentlich morgen lacht. Denken Sie auch an unſere armen

Kameraden, die jetzt mit Kolbenſtößen über die Chauſſee fortgetrieben werden, dann ſich auf den harten Boden niederwerfen dürfen, um morgen weiter zu marſchiren, übermorgen wieder und ſofort bis zu einer deutſchen Kaſematte, mille tonnères! Da haben wir andere Ausſichten — — denken Sie doch nur, wenn es uns gelingt, morgen im Lauf des Tages oder auch erſt morgen Nacht, nachdem wir irgendwo ausgeruht, das alte liebe Schloß zu erreichen und dort ſicher zu ſein hinter der aufgezogenen Zugbrücke — denken Sie an Mama und an den alten Herrn — denken Sie an Ihre ſchönen Zimmer, beſonders an das mit Ihrem weiten Himmelbett — ah, es iſt mir gerade ſo, als ſehe ich Sie ſchon darin liegen und mit mir plaudern über den heutigen Nachtmarſch."

So ſchwatzte er, um den Muth ſeines jungen Begleiters zu erhalten und ihm den allerdings ſehr ſchlechten, holperigen Weg zu verſüßen.

Wenn aber der Weg nur wenigſtens ſo geblieben wäre! Doch ſahen ſie ſich jetzt mit einem Male vor einer Barrikade mitten in demſelben, die aus umgehauenen und mit ihren ſämmtlichen Aeſten herbeigeſchleppten Baumſtämmen beſtand und ſo undurchdringlich erſchien, daß ein Weiterkommen hier unmöglich war.

Selbſt François ſtand einen Augenblick rathlos da, kopfſchüttelnd bald die Barrikade, bald die ſteilen Wände des Hohlwegs, bald ſeinen armen Gefährten betrachtend, der, ohne ein Wort zu reden, den Arm des Zuaven losgelaſſen hatte, um todmüde, wie er war, auf den Boden niederzugleiten.

„Armes Kind!" ſprach er zu ſich ſelbſt, „ich fürchte am Ende auch, daß das nach dem heutigen Tagewerk über ſeine Kräfte geht! Jedenfalls muß ich ihn etwas ausruhen laſſen und kann derweil ein Bischen rekognosziren." Er warf raſch ſeinen Mantel ab, rollte ihn zuſammen, und als er ſich hierauf zu ſeinem jungen Begleiter hinabbeugte, um ihm das Haupt weicher zu betten, flüſterte er ihm zu: „Verſuchen Sie es, eine halbe Stunde zu ſchlafen, während ich mich umſchaue, um zu ſehen, ob wir droben über das

Feld weiter können — wenn es Zeit iſt, wecke ich Sie ſchon wieder."

„O ja, François, ich danke Dir dafür, hätte ich doch kaum weiter gekonnt."

„Es wäre ſehr unklug," dachte der Zuave, während er langſam zurückſchritt, „hier bei der Barrikade, die wahrſcheinlich oben beſetzt iſt, auszuſpähen, da könnte man gerade in einen Gewehrlauf hineinſchauen! Hier vorn an der Biegung iſt ein beſſerer Platz, mit Baumwurzeln, ſo bequem wie eine Treppe!" Langſam, vorſichtig und allmälig hob er ſich empor und als er mit dem Kopfe über den Rand des Hohlwegs tauchte, ſah er keine hundert Schritte von ſich entfernt ein Kavalleriebivouak ohne Wachtfeuer; deutlich vernahm er das Schnauben und Schütteln der dicht an einander ſtehenden, vollſtändig geſattelten Pferde und bemerkte jetzt auch einen Poſten, der, den Säbel oder Karabiner im Arm, langſam und ſchläfrig auf und ab ſchritt.

„Da hätten wir nichts zu befürchten, denn Die werden ſich nicht aus ihrer Nachtruhe ſtören laſſen, um ein paar Flüchtlingen nachzujagen. — Wie ſchaut es aber auf der andern Seite des Hohlweges aus?"

Was er dort entdeckte, ſchien ihm ſo wenig zu gefallen, daß er augenblicklich mit dem Kopfe ſo tief als möglich niederduckte und erſt ein paar Minuten ſpäter wieder wagte, vorſichtig Umſchau zu halten.

Dort war ein Wachtfeuer, allerdings ziemlich entfernt, doch erblickte er, nicht zwanzig Schritte von dem Hohlwege, ein paar Infanteriewachtpoſten, welche augenſcheinlich im Begriff waren, noch näher heranzugehen. Vielleicht hatten ſie etwas vom Geräuſch der Schritte der Flüchtlinge vernommen, vielleicht war es auch nur eine unverdächtige Vorſichtsmaßregel, wieder einmal nach der Barrikade zu ſchauen. Jedenfalls war es für ihn das Klügſte, geräuſchlos hinabzugleiten und ſich dicht an die Wand des jenſeitigen Hohlwegs zu drücken, deren Geſträuch oben am Rande glücklicherweiſe ein wenig überhing und die in tiefem Schatten lag.

Dort kauerte er ſich zuſammen und hielt mit ſich ſelbſt einen Kriegsrath, wobei er zu dem Reſultate gelangte, daß es höchſt leichtſinnig wäre, der Infanterie in den Rachen zu laufen, und viel weniger gefährlich, gegen die Kavallerie hinauszubrechen, ja eine Zeitlang faſt gegen dieſelbe hinzurennen. „Wollen die drüben nach uns ſchießen, dachte er, ſo müſſen ſie wenigſtens warten, bis wir die Reiterei paſſirt haben, um nicht ihre eigenen Leute zu treffen. Jagt uns auch im ſchlimmſten Fall ein einzelner Reiter, ſo ſoll er einen verzweifelten Kampf finden, darauf kann er ſich verlaſſen!“

Trotzdem entrang ſich doch ein tiefer Seufzer der breiten, gewaltigen Bruſt des Zuaven, als er ſich nun wieder erhob, um nach ſeinem Gefährten zu ſehen, der in ſo tiefem, feſtem, ſüßem Schlafe lag, daß er eine Zeitlang vor ihm ſtehen blieb, ehe er es vermochte, ihn ſanft zu wecken.

„Sie haben recht gut geſchlafen und ich hoffe, es hat Sie geſtärkt,“ ſagte er dabei, und als der Andere ſeine großen Augen weit aufriß und erſtaunt um ſich blickte, fuhr er mit noch gedämpfterer Stimme fort: „Erinnern Sie ſich, daß wir auf der Flucht ſind, Herr Graf, und daß wir uns gerade jetzt hier in ſehr gefährlicher Nachbarſchaft befinden, deßhalb Stille und doppelte Vorſicht!“

„O ich habe vortrefflich geſchlafen und geträumt!“ —

„Von Hauſe, das kann ich mir denken — — doch jetzt kein Wort weiter, wir dürfen kaum zu athmen wagen“ — dabei berührte er leicht die Schulter des jungen Mannes und zeigte mit der Hand aufwärts und dann vor ſich hin an die gegenüberliegende hell erleuchtete Wand des Hohlwegs, wo jetzt plötzlich ein paar lange Schatten erſchienen, an denen man die preußiſche Pickelhaube, ſowie die Bajonnetſpitze des Gewehrs erkennen konnte; dann vernahmen die Flüchtlinge auch Worte, welche über ihren Häuptern geſprochen wurden, deutſche Worte, die aber der Zuave wohl verſtand.

„Möglich is et immer, dat da unten ein paar von den Wälſchen herumkrabbeln,“ klang es durch die ſtille Nacht, „doch habe ich keenen Befehl, och keene Luſt nich, auf ſolch' Wildpret den Dachshund zu machen.“

„Gewiß nicht, aber aufpaſſen wollen mer und wo ſie aus dem Bau den Kopf herausſtrecken, da nur feſt druf geknallt, — — dieſe Hundekanaille!“

„Druf geknallt allerdings, aber erſt nach dreimaligem Anrufen. Die Franzoſen ſind doch auch Menſchen, ſo zu ſagen."

„Na, das verſteht ſich, Dienſt wird immer parirt! Jetzt patrouillire du links da hinab und ich will rechts ein Bischen aufwärts gehen, aber immer dicht an dem Hohlweg geblieben und den Schießprügel bereit gehalten!" — „Nie ohne dieſes!"

Damit ward es ſtill droben, man hörte langſam ſich entfernende Schritte und ſah, wie die Schatten der beiden Schildwachen ſich trennten.

„Jedenfalls ſitzen wir hier in einer guten Falle," meinte er nach einiger Zeit, „und können uns nicht anders helfen, als wenn wir bei meinem vorhin gefaßten Plane bleiben." Den theilte er ſeinem jungen Gefährten mit, bezeichnete ihm auch die ungefähre Stelle, wo hinaufgeklettert werden mußte, und als die beiden Schatten droben ſchon ſeit einiger Zeit gänzlich verſchwunden waren, nahm er ſeinen Mantel wieder auf die Schulter und bedeutete dem jungen Jäger mit der Hand, ihm zu folgen. Hier war ſchon die Baumwurzel und nach einigem Ueberlegen fand es François für räthlich, ſeinen ſchmächtigen, viel kleineren Begleiter voraus aufwärts klettern und auch voraus laufen zu laſſen, um ihm auf dieſe Art gewiſſermaßen den Rücken zu decken. Er bezeichnete ihm als Richtung ſeines Laufes eine Gruppe matt glänzender Sterne und war eben im Begriff, ſich hinter ihm drein auf den Rand des Hohlwegs zu ſchwingen, als er bemerkte, wie der bis jetzt ſo dunkle, ſtahlgraue Himmel plötzlich von einer röthlichen Glut angeſtrahlt wurde. Rückwärts ſchauend, ſah er, daß in der Mitte des Städtchens Donchery leuchtende Flammen emporſtiegen, zugleich aber auch, wie die beiden preußiſchen Infanteriepoſten in ſehr verdächtiger Nähe Kehrt gemacht hatten, um ebenfalls nach dem Brande zu ſchauen.

Das war ein günſtiger Augenblick.

„Laufen Sie, laufen Sie," ſtieß François kaum vernehmlich hervor, worauf der Andere alsbald über das Feld dahinflog; dann war auch der Zuave mit einem raſchen Satze oben, um ihm zu folgen, hatte aber noch nicht hundert Schritte gemacht, als ein paar Schüſſe hinter ihm krachten, und das ihm dicht am Kopfe vorbeiziſchende Blei ſeinen Lauf noch beſchleunigte.

Der wenngleich kurze Schlaf ſchien dem jungen Jäger merkwürdige Kräfte verliehen zu haben, denn er floh ſo raſch über das Feld dahin, daß ihm François kaum zu folgen vermochte, ja daß es eine gute Viertelſtunde dauerte, bis er ihn endlich an einer Bodenſenkung am Ufer des kleinen Flüßchens Bar einholte.

Bei der Wache des Kavalleriebivouaks waren ſie ziemlich nahe vorübergekommen und der Zuave hatte mit einem flüchtigen Blick geſehen, wie der Reiter dort ſeinen Karabiner langſam in die Höhe hob, ohne jedoch zu ſchießen. Vielleicht war dieſer brave Mann im bürgerlichen Leben ein Jagdliebhaber und erhob mechaniſch ſein Gewehr, als er die Beiden flüchtig wie ein paar Haaſen vorüberkommen ſah.

Da ſtanden ſie nun, lange, tief und mühſam athmend, und François reichte ſeinem Begleiter die Hand, indem er ihm tröſtend ſagte, daß ſie jetzt wohl die größte Gefahr hinter ſich hätten. „In Kurzem erreichen wir die heutigen Schlachtfelder,“ fuhr er fort, „und was ſich da allenfalls herumtreibt, iſt ebenſo wenig zu fürchten, als die ſtille Geſellſchaft, die uns anſtarren wird, ohne uns zu kennen, die dort ruht mit geöffnetem Munde, ohne uns ‚Halt, wer da‘ oder ſonſt etwas zurufen zu können. Ein unangenehmer Spaziergang, Herr Graf, aber es iſt unter den Todten jedenfalls gefahrloſer als unter den verdammten Lebendigen da drüben; iſt mir doch eine Kugel keine Armslänge am Kopf vorbeigeſauſt — wie ſteht's mit Ihnen, kann's wieder weiter gehen?“

„Ja, obgleich ich dich bitte, François, es mir nicht als Feigheit auszulegen, wenn ich dicht an deiner Seite bleibe und zuweilen deinen Arm ergreife — es graut mir vor den Todten.“

„Sehr begreiflich, wenn man zum erſten Mal dabei iſt! Wären Sie aber mit in der Krim geweſen und bei Solferino oder in Mexiko, ſo würden Sie ſich nicht mehr viel daraus machen. Die Todten ſind eben todt und man gewöhnt ſich leicht an den Anblick; aber bei dem, was die armen Verwundeten und Zuſammengehauenen dem Nacht-

Himmel oder ſich ſelbſt klagend erzählen, dabei überläuft auch den zuweilen eine Gänſehaut, der, wie ich, vier Medaillen und einige Chevrons hat."

— — „Horcht, François," ſagte der Jäger ſtehen bleibend, nachdem ſie eine Zeitlang rüſtig aufwärts in der Richtung gegen Glaire und Floing gegangen waren, dabei ſorgfältig jede Ortſchaft, jeden breiteren Weg vermeidend — „horch, hörſt du nichts?"

„O ja, von da drüben her, doch iſt das nichts Verdächtiges, nur das Stöhnen eines armen Pferdes, das am Verenden iſt. Dort muß eine Batterie tüchtig im Feuer geſtanden haben — da — jetzt ſehen Sie deutlich ein paar zerſchoſſene Laffetten und dabei einen unförmlichen Haufen von allerlei ehemals Lebendigem. — Faſſen Sie immerhin meinen Arm, wir müſſen darüber wegſchreiten, es hilft nichts, für uns iſt der ſchlimmſte Weg der ſicherſte."

Jetzt mehrten ſich auch in der That von Schritt zu Schritt die ſchauerlichen Anzeichen des entſetzlichen Kampfes, aber noch grauſenerregender war das, was das Ohr vernahm, denn die Dunkelheit trotz des Mondlichtes entzog viel Gräßliches dem Blick der Dahinſchreitenden, während der Nachtwind, welcher herüberzog, förmlich wie eine jammernde Stimme erklang, klagend über das Ungeheure, das er geſehen.

Zuweilen kreuzten zerriſſene Bäume ihren Weg, zuweilen mußten ſie über eine zuſammengeſchoſſene Mauer klettern oder die rauchenden Ruinen eines verbrannten Hauſes umgehen, häufig auch ſtolperten ſie über tiefe, von den Granaten in den Boden geriſſene Furchen, waren auch ſchon mehr als einmal genöthigt geweſen, ſowohl über Todte, als auch über leiſe Wimmernde hinwegzuſchreiten.

„Seltſam," ſagte der Zuave, „daß ſo viele dieſer armen Teufel ihre im plötzlichen Tode erſtarrten Arme wie jammernd in die Höhe richten, als wollten ſie ſich bitter über ihre Mörder beklagen! Sehen Sie dort und hier dicht vor uns — alle dieſe Stellungen haben ſo etwas unheimlich Abwehrendes, ſo daß es ſogar mir widerſteht, nach einem der gefüllten Brodbeutel zu langen."

„Und wozu auch?" fragte der Jäger mit ſcheuer Stimme.

„Pah, mich hungert und was nützt es Denen da, ob Brod und Speck neben ihnen unberührt bleibt!"

„Thu das nicht, François, ich könnte keinen Biſſen anrühren — wer weiß, ob man nicht dabei einem Bekannten in das bleiche Geſicht ſähe!"

„Wohl möglich, hier liegen furchtbar viele Rothhoſen bei einander und wir werden gleich an eine Stelle kommen, wo unter uns Zuaven garſtig aufgeräumt wurde, dort drüben an dem kleinen Hügel, — — ſehen Sie aber auch unterhalb deſſelben das ſeltſame, fahle Glänzen im Mondlicht? Das ſind preußiſche Pickelhauben; eigentlich ſollten wir dort hinüber, um raſcher in die waldigen Schluchten hinter Illy zu gelangen, doch graut es mir ſelbſt vor meinen gefallenen Kameraden und mehr noch vor denen, die noch leben und doch nicht mehr leben können, wer kann da helfen?"

Sie wanderten weiter und ſahen bald das Dörfchen Illy in undeutlichen Umriſſen vor ſich auf der Höhe liegen, von einer dichten grauen Rauchwolke überragt, die ſich in der ſtillen Nachtluft hoch emporhob. Die Mondſcheibe hatte ſich inzwiſchen verſchleiert und erſchien jetzt in ſchmutzig gelbem Lichte. Der Jäger drängte ſich jetzt noch dichter an ſeinen Freund, denn es lag hier eine unheimliche ſtille Geſellſchaft ſo dicht bei-einander, daß es kaum möglich ſchien, durchzukommen. Da ruhten die Gefallenen in den ſchauerlichſten Geſtaltungen, da glänzten Helme und Küraſſe, da ſtarrte ſie manches bleiche Todtengeſicht aus den weit aufgeriſſenen Augen ſo grimmig an, als wollte die kalte Hand den Säbel wieder ergreifen, deſſen Klinge neben ihr am Boden flimmerte. Bald einzeln, bald in regelloſen Haufen lagen ſie herum, dazwiſchen Pferde, mitten im Sprunge niedergeſtürzt, als ob ſie ſich ſelbſt im Tode noch bäumten, als wollten ſie ſich unter dem ſeitwärts geſunkenen Reiter plötzlich zu einem neuen wilden Satze aufraffen. Und nun gar dort jene Stelle, wo herüberſauſende Granaten eine ganze Reihe niedergeſchmettert hatten, ſo daß ſie ausſahen wie umgeworfene Bleiſoldaten — ein entſetzlicher Anblick!

Lebende ſchien es hier keine mehr zu geben, denn trotzdem die beiden Flüchtlinge aufmerkſam nach allen Richtungen lauſchten, vernahmen ſie weder Stöhnen noch Klagen — — das tiefe Schweigen des Todes ſchwebte über der ganzen ſtillen Geſellſchaft!

„Mein Vetter Raoul könnte auch wohl dabei ſein,“ ſagte der junge Mann mit leiſer, zaghafter Stimme, doch ſchüttelte François den Kopf, indem er erwiderte: „Hier iſt er nicht gefallen, das weiß ich genau, denn nach dieſen vergeblichen blutigen Attaken ſah ich ihn mit dem Reſt ſeiner Küraſſiere zurückkommen, allerdings ohne Helm mit blutigem, verwundetem Kopfe — — ah, das war hier eine wahnſinnige Geſchichte, — — wahnſinnig von unſerer Seite, und wenn mich dabei je etwas mit Achtung vor unſeren Feinden erfüllt hat, ſo war es die Ruhe und Sicherheit, mit der die dünne Kette der preußiſchen Infanterie unſere braven Schwadronen herankommen ließ, um ſie aus der Nähe zuſammenzuſchießen — — hat auch manchem Braven von ihnen das Leben gekoſtet,“ fuhr er fort, als ſie eine Strecke weiter gegangen waren. „Sehen Sie hier rings umher leuchtende Pickelhauben zahlreich genug — ſie haben auch d'ran glauben müſſen!“

„Was iſt denn das dort drüben?“ fragte der Jäger, auf eine Thalſenkung zeigend, wo mehrmal nach einander raſch ein Licht, ein Feuerpunkt aufgeflammt war, um ebenſo raſch wieder zu verſchwinden.

„Das könnten Ambulanzen ſein, die jetzt ſchon bei der Nacht ihren ſauern Dienſt verſehen — von den unſerigen oder feindlichen — doch nein — ſchauen Sie hin, das war ein Schuß — jetzt wieder einer — und noch einer — knattert faſt wie Revolverſchüſſe — ah, Kanaillen!“

„Was iſt's, François?“

„Jedenfalls Leichenräuber, die an einen armen Teufel gerathen ſind, der ſich ſeines Lebens werth. Ah, das ſind verfluchte Banden elenden Geſindels, die ſich nächtlich auf den Schlachtfeldern umhertreiben und die Leichen nicht nur berauben, ſondern auch für den Unglücklichen, der ſich wehrlos unter ihren Fingern krümmt, einen Meſſerſtoß in's Herz parat haben oder einen Strick zum Erdroſſeln — ſehen Sie genau dorthin, Herr Graf, Sie haben ſchärfere Augen als ich, fliehen dort nicht einige ſchattenhafte Geſtalten durch den Mondſchein?"

Während der Zuave das ſagte, hatte er nach ſeinem Meſſer im Gürtel gegriffen, ließ aber die Hand wieder ſinken, als ihm der Andere ſagte: „Soeben ſah ich allerdings ſo etwas, aber jetzt regt ſich nichts mehr."

„Beſſer — gehen wir weiter! Viel Zeit möchte ich hier auf den Schlachtfeldern nicht verlieren, beſonders da die Schüſſe ſehr unnöthigerweiſe allarmirt haben — eilen wir!"

Damit nahmen ſie ihren Gang wieder auf, eiliger als bis jetzt, es war ein förmliches Klettern und Schreiten über Leichenhügel.

„Wenn man ſich nur die Ohren verſtopfen könnte," meinte François, plötzlich wieder ſtehen bleibend, „dieſe fürchterliche Muſik rings umher könnte einen wahnſinnig machen — — doch halt, ſehen Sie nicht dort einen einſamen Reiter den Hügel heraufkommen?"

„Ja ja, ich meine, ich ſehe ſo etwas," erwiderte der Jäger mit tonloſer Stimme.

„Schauen Sie hin, wie ſich das Roß ſtolpernd nähert, wie es müde Kopf und Schweif hängen läßt, wie der Reiter gebeugt und ſchwankend im Sattel ſitzt."

„Was iſt das, François, was kann es ſein?"

„Das will ich Ihnen ſpäter ſagen," flüſterte der Zuave, „machen Sie jetzt keine Bewegung, daß wir unbemerkt bleiben und es an uns vorüberzieht. — Er iſt's, er iſt's, ſo habe ich ihn in Mexiko geſehen und nach der Schlacht von Solferino. Ich lag allerdings damals etwas im Wundfieber, bin aber heute vollſtändig klar — bemerken Sie wohl, daß es nur ein Schatten iſt in Form von Roß und Mann — durchſichtig — da — eben jetzt — erſcheint das ganz deutlich, denn durch den Leib des Roſſes hindurch ſieht man ja die Mondſcheibe am Horizont — allen Heiligen ſei gedankt, daß er gewendet hat und an uns vorüberzieht — ſonſt würden Sie auch das Schauerlichſte des ganzen Phantoms ſehen! das iſt nämlich der Schatten, den dieſer grauſige Reiter auf den Boden wirft — der iſt nicht dunkel wie bei uns ſterblichen Menſchenkindern, ſondern hell wie ein Mondſtrahl."

„Komm, komm," bat der Andere dringend, „warum da zuſchauen, nimm einen Schluck aus deiner Feldflaſche und dann weiter!"

„Das wird wohl das Beſte ſein," erwiderte der Zuave mit tiefer, dumpfer Stimme, „aber Unheil bringt's immer, wenn man Den ſieht." Er zog ſeine Feldflaſche hervor und nachdem er einen langen Zug gethan, auch ſeinem jungen Begleiter angeboten, der ebenfalls einige Tropfen trank, fuhr er weiter ſchreitend fort: „Ich will Ihnen ſagen, Herr Graf, was das iſt: Das iſt der Geiſt des verfluchten Spions, der nächtlich die Schlachtfelder abreitet, nachdem er am Tage während des Gefechtes, ſowie auch heute wieder, alles mögliche Unheil angerichtet — haben Sie nie davon gehört?"

„Nie, nie."

„Glaub's wohl, in der Kinderſtube erzählt man ſich andere Geſchichten! — Der da alſo treibt ſein verdammtes Handwerk ſchon Hunderte und Hunderte von Jahren, aber nicht als ein ehrlicher Spion, ſondern er dient allen Parteien, und um jede zu verderben, nimmt er die glaubwürdigſten Geſtalten an, meiſtens aber von ſolchen Offizieren, die kurz vorher erſchoſſen wurden. Er erſcheint dann plötzlich, bringt einen Befehl zum Zurückgehen oder zum Angreifen, und wenn dieſer Befehl befolgt wird, iſt gewöhnlich die betreffende Truppe verloren, ja häufig die ganze Schlacht. Aehnliches kam an der Alma und bei Inkjerman vor und auch die engliſche Kavallerie würde damals nicht ſo wahnſinnig angegriffen haben, wenn ihnen der geſpenſtige Spion nicht einen ganz beſonderen Befehl dazu überbracht hätte. — Dann erſchien er auch bei der Schlacht von Solferino auf dem rechten Flügel der Oeſterreicher und brachte das betreffende Armeekorps zum Halten, obgleich ſie die Italiener tüchtig geklopft hatten. Ja eine Kavalleriediviſion der Deutſchen blieb damals wenige Stunden vom Schlachtfeld auf einen ſolchen geheimnißvollen Befehl ſtehen — ſelbſt heute ſoll er wieder erſchienen ſein, wie man ſich im Regiment erzählte, und einen Befehl an den Marſchall gebracht haben, die Höhen dort vor uns, die bei Illy, nicht weiter zu verſtärken, leider, leider, denn wenn das trotzdem geſchehen wäre, wären wir nicht Kriegsgefangene geworden und irrten hier flüchtig umher — doch was iſt Ihnen geſchehen," fragte er plötzlich, „haben Sie Ihren Fuß verletzt?"

„Nein, nein," hauchte der Andere mit bebender Stimme, dabei ſcheu neben ſich blickend und ſichtbar außer Stande, ſich fortzubewegen.

Sie hatten einen regelloſen Haufen gefallener Menſchen und Pferde überſchritten und nun vor ſich freiere Bahn, weßhalb es auch dem Zuaven unerklärlich war, daß ſein Begleiter mit einem Male ſtehen blieb und ihn dabei mit weit aufgeriſſenen ſtarren Augen anſchaute. Dabei zeigte er mit der einen Hand gegen die Erde, während er mit der andern krampfhaft den Arm des Zuaven ergriff.

„Ich weiß nicht, was es war," flüſterte er alsdann, „doch ſtreifte etwas mein Knie, ja faßte mich an und liegt jetzt auf der Spitze meines Stiefels."

„Sollte hier noch was Lebendiges ſein — möglich wär's immer" — dabei bückte ſich François herab, um alsdann auf den Boden niederzuknieen und einen dort befindlichen, anſcheinend todten menſchlichen Körper umzuwenden, ſo daß das Geſicht aufwärts zu liegen kam.

Es war dies ein preußiſcher Huſarenoffizier, deſſen reich verſchnürter Attila von Blut überſtrömt war. Sein Arm mußte es geweſen ſein, der den Jäger berührt, ſowie ſeine Hand, deren Finger ſich leicht bewegten, deſſen Stiefel geſtreift hatten. Sein jugendliches Geſicht war fahl und bleich, doch hatte er die Augen halb geſchloſſen, und als ſich nun François dicht auf ihn herabbeugte, ſpürte er wohl, daß er noch leiſe athmete.

„Wenn das einer der Unſrigen wäre," meinte der Zuave aufblickend, „ſo verlohnte es ſich wohl der Mühe, da zu helfen, denn wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo hat Der nur einen Schuß durch die Achſel und iſt vom vielen Blutverluſt beſinnungslos geworden."

„Deßhalb laß ihn liegen und komm," ſagte der Andere und ſetzte hinzu, während ein häßlicher Ausdruck auf ſeinem Geſichte erſchien: „wenn Ihr nicht vorziehen ſolltet, ihn von aller Qual zu befreien."

„Das gewiß nicht, junger Herr; ſoll mich der Himmel bewahren! Ich bin kein Turko, und wenn wir dem armen Teufel hier auch nicht weiter helfen können, ſo will ich ihm die Füße wenigſtens unter ſeinem todten Pferde hervorziehen und ihn mit dem Rücken daran lehnen — — ſo kann er wenigſtens behaglicher ſterben, wenn das ſeine Beſtimmung iſt. Ah, man muß ganz beſonders mildthätig ſein, wenn man den geſpenſtigen Spion geſehen hat,“ ſetzte er leiſer hinzu und fuhr dann fort, während er mit ſeiner gewaltigen Kraft den todten Gaul umwandte, — — „ruhen Sie derweil ein Bischen aus, Herr Graf, es gibt Augenblicke, wo die Erſchöpfung des Körpers auch den Verſtand angreift, — ſo, und es ſollte mich Alles trügen, oder die Laſt des Pferdes hat ihm nicht einmal die Füße gequetſcht oder gebrochen, 's wär' auch Schade drum, obgleich es nur einer unſerer Feinde iſt.“

Nach dieſen Worten richtete er den Oberkörper des Offiziers auf und zog ihn leicht zurück, ſo daß er an das Pferd gelehnt aufrecht ſitzen blieb. Dabei mochte der Schmerz, den dies dem Verwundeten verurſacht, ſein Bewußtſein zurückgeführt haben, genug, er öffnete langſam die Augen und ſchaute den vor ihm ſtehenden Zuaven an. Dann entrang ſich ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt, ſeine Lippen bewegten ſich und er brachte, ſichtlich ſehr mühſam, das Wort „Durſt“ hervor.

„Das glaub' ich wohl, wenn man hier ſtundenlang verwundet gelegen hat. Doch haben wir leider kein Waſſer, mein Offizier, aber es thut ſich wohl auch ein Tröpfchen Cognac, — da trinken Sie einmal!“ Er hielt ihm die Flaſche an die Lippen, ſchüttelte aber gleich darauf bedenklich mit dem Kopfe, als die Augenlider des Verwundeten wieder zufielen und ſein Kopf eine Neigung kundgab, auf die Bruſt herabzuſinken.

„Kommt doch,“ drängte jetzt der Jäger, der dies gleichfalls ſah, „warum hier die koſtbare Zeit verlieren, überlaßt ihn ſeinem Schickſal!“

„Kann das nicht gut thun, Herr Graf,“ gab der Zuave in einem ſehr beſtimmt klingenden Tone zur Antwort, „hab' ein Gelübde gethan, als ich den geſpenſtigen Spion ſah, zur Abwechslung auch einmal etwas Gutes zu verrichten, und will hier wenigſtens den Verſuch machen, Dem da ein paar Tropfen Cognac einzuflößen und ihm die Stirn damit anzufeuchten." Damit that er, ſo wie er ſagte, und der Offizier gab auch gleich darauf erneuerte Lebenszeichen von ſich. Doch war es ein Blick des Schreckens, mit dem er auf das von geronnenem Blut entſtellte Geſicht des vor ihm knieenden Zuaven blickte, und man konnte kaum verſtehen, daß er dabei in gutem Franzöſiſch die Worte flüſterte: „Kamerad, ich bin ſchwer verwundet."

„Parbleu, mein Offizier, das haben wir ſchon bemerkt und Sie deßhalb unter Ihrem Pferde hervorgezogen."

„So — — das thaten Sie? So bin ich alſo in die Hände braver Leute gefallen — und darf hoffen —"

„Alles Gute, mein Offizier, was uns nämlich anbelangt. Doch haben wir's ein Bischen eilig, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie wir Ihnen hier, fern von aller Hilfe, beiſtehen ſollen."

„Ah ja," erwiderte der Andere mit einem tiefen Seufzer, „doch wird man mich finden, wenn der Tag kommt — — geben Sie mir noch einen Trunk, und dann bitte ich Sie, meinen rechten Rockärmel aufzutrennen, mein Arm muß ſtark geſchwollen ſein — ich leide furchtbare Schmerzen."

Der Zuave zog ſein langes Meſſer aus dem Gürtel, fand nach einigem Suchen die Naht und ſchnitt dieſe entzwei, worauf er ſagte: „Wollen Sie nicht den Verſuch machen, ſich aufzurichten, vielleicht iſt keiner Ihrer Füße bedeutend verletzt, und es wäre Ihnen möglich, ſich abwärts zu ſchleppen, wo Sie wohl eine deutſche Ambulanz erreichen könnten."

„Den Verſuch möchte ich ſchon machen, aber ich fürchte, daß er vergeblich iſt, ich kann mein linkes Bein nicht bewegen."

„Das wäre ſchlimm — aber probiren könnten wir das Aufſtehen doch, reichen Sie mir Ihren geſunden Arm — ſo — leiden Sie ſehr?" François hatte ſein Meſſer zwiſchen die Zähne genommen, bevor er ſeinen Arm um den Leib des Offiziers legte, um ihn alsdann ohne große Anſtrengung emporzuheben; und that die eben erwähnte Frage, da er ſah, wie der Verwundete in heftigem Schmerz ſeine Zähne auf einander biß und alsdann leiſe ſtöhnte: „Gebrochen ſcheint mein Fuß nicht zu ſein, ich kann ſchwach auftreten — — — — doch ſchmerzt er mich fürch—ter—lich.“ Die letzte Sylbe klang wie ein Hauch, dann ſank ſein Kopf zurück und er hing wie leblos in den Armen des Zuaven.

Da vernahm dieſer mit einem Male einen lauten Schrei ſeines Begleiters, dann ein gurgelndes Röcheln, und als er entſetzt aufblickte, fühlte er bei dem, was er ſah, wie ſich ſein Haar emporſträubte und wie ihm ein unheimliches Fröſteln über den Rücken hinablief.

Drittes Kapitel.

Was er ſah, hätte aber auch den Muth des ſtärkſten Mannes zu erſchüttern vermocht und obwohl der Zuave ſchon manche furchtbare Situation erlebt hatte, ohne zu beben, ſo fühlte er doch, wie ſeine Kniee im Begriff waren, unter ihm zuſammenzuknicken, und er brauchte die ganze Kraft ſeines verzweifelten Muthes, um aufrecht zu bleiben. — — Er ſah ſeinen jungen Begleiter kraftlos zuſammenbrechen unter den Fäuſten einiger deutſchen Infanteriſten, ſah, wie das Bajonnet eines derſelben zum Stoße ausholte gegen die Bruſt des jungen Grafen, den einzigen Sohn ſeiner hochverehrten Herrſchaft, und fühlte es deßhalb kaum, wie die kalte Spitze eines Eiſens ſeinen eigenen nackten Hals berührte. Er biß die Zähne auf einander und ſeine Augen, das Entſetzlichſte erwartend, traten ihm aus dem Kopfe hervor — — — — da hörte er hinter ſich eine befehlende Stimme, die ein lautes „Halt da“ rief, und dann ſah er gegen die Infanteriſten einen Offizier anſprengen, der mit dem Säbel das Bajonnet des Einen aufwärts ſchlug, und ſagte: „Das Zuſammenſtechen ſo ohne Weiteres wäre nicht viel beſſer, als was dieſe gewollt oder gethan. Bindet die Kerle und ihnen ſoll ihr Recht werden, das verſprech' ich euch!" Dann warf er ſein Pferd herum, parirte es dicht vor dem Zuaven und befahl ihm, den ſcheinbar lebloſen Körper des Huſarenoffiziers auf den Boden niederzulegen.

Die Soldaten murrten ziemlich laut und deutlich und ein Unteroffizier, der ſie führte, ſagte: „Der Herr Lieutenant mögen wohl Recht haben, aber wenn man ſolch' Geſindel auf der That ertappt, da ſollte man ſie nicht lange vor dem Standrecht herumzerren, es iſt das nur doppelte und dreifache Mühe — Hund verfluchter!"

Dieſe Worte galten dem franzöſiſchen Jäger, der mit flehend erhobenen Händen dem Offizier ein paar für die deutſchen Soldaten unverſtändliche Worte ſagte, während François trotzig ſchwieg, ja Miene machte, ſein Meſſer wieder in den Gürtel zu ſtecken. In dieſem Augenblicke aber fühlte er ſich von ein paar kräftigen Fäuſten gepackt und ſpürte zu gleicher Zeit den Strick, den man um ſeine Handgelenke ſchnürte. Doch kehrte trotz alledem ſein Gleichmuth augenblicklich zurück, er warf die Lippen unter einem allerdings traurigen Lächeln auf und meinte achſelzuckend: „Die Todten können nicht mehr reden, und wenn Der da unterdeſſen geſtorben iſt, ſo gebe ich ſelbſt keinen Sou mehr für mein Leben. Kommt er aber wieder zu ſich, was ja auch möglich iſt, ſo laßt ihn ſprechen!"

Der Ulanenoffizier war vom Pferde geſprungen und beſchäftigte ſich mit ſeinem Kameraden, der allerdings in einer bedenklichen Ohnmacht lag. Da er keine andere Verletzung entdeckte als die Schußwunde, die er ſogleich als ſolche erkannt, blickte er fragend zu dem trotzig daſtehenden Zuaven auf.

„Sucht nur, was Ihr nicht finden werdet," ſagte dieſer in deutſcher Sprache. Aber wenn mir mein Schutzpatron günſtig iſt, ſo wird Euch der Offizier ſogleich ſelbſt ſagen, ob Ihr das Recht habt, uns als Räuber und Mörder zu behandeln — denn, bei Gott, er bewegt ſich wieder und ſchlägt die Augen auf!"

So war es auch; der Verwundete, welchen der Ulanenoffizier ſanft aufgerichtet, that einen tiefen Athemzug, bewegte die Lippen und in ſeinen leicht zuckenden Mundwinkeln zeigte ſich zugleich mit dem wieder erwachten Leben etwas wie ein mattes Lächeln beim Erkennen der deutſchen Uniform.

„Wenn wir nur etwas zu ſeiner Stärkung hätten,“ meinte der Ulanenoffizier, um ſich ſchauend — „wer von euch hat noch was in der Feldflaſche?“

Das ſchien aber bei Keinem der Fall zu ſein, war auch erklärlich bei dem jetzt ſchon ſtundenlang dauernden Abſuchen der Schlachtfelder nach dieſem furchtbaren Tage. Der Zuave ſagte deßhalb mit einem Anflug von Humor: „Hättet ihr mir nicht ſo ſchöne Armbänder umgelegt, ſo würde ich vielleicht im Stande ſein, meine Feldflaſche hinüberzureichen, wie ſchon einmal geſchehen — — ja, wie ſchon einmal geſchehen — Sacre bleu,“ ſetzte er mit einem trotzigen Aufwerfen des Kopfes hinzu. „Fragt den Offizier ſelber, nehmt aber vorher meine Feldflaſche und ſetzt ſie ihm an den Mund!“ Das geſchah ſogleich, und dann beſtätigte dieſer die Rede des Zuaven durch ein ausdrucksvolles Kopfnicken und die leiſe geflüſterten Worte: „Kann wohl ſagen, daß ich dieſem Mann das Leben verdanke, er hat mich unter meinem Pferde hervorgezogen, er hat mich durch einen kräftigen Trunk wieder zum Bewußtſein zurückgebracht.“

„Löst ihm die Bande!“

Dieſem Befehl des Ulanenoffiziers wurde augenblicklich und auf's Bereitwilligſte Folge geleiſtet, ja, nachdem es ſich herausgeſtellt, daß der Zuave einem der Ihrigen einen guten Dienſt geleiſtet, obendrein auch noch, daß er, wenn gleich nothdürftig, ſich in deutſcher Sprache verſtändlich machen konnte, trat ein ſehr plötzlicher Umſchlag zu ſeinen Gunſten ein. Der Unteroffizier der Infanterie, der ihm noch vor wenigen Augenblicken mit großem Vergnügen ein paar Zündnadelkugeln zugeſandt hätte, klopfte ihm auf die Schulter und belohnte ihn mit einem wohlgemeinten „Gut gemacht, mon ami,“ worauf er hinzufügte: „wenn du uns jetzt ſagen könnteſt, auf welchem Wege wir am beſten nach Donchery zurückkämen, ſo ſollte das dein Schade nicht ſein.“

„Das hätte für uns, die wir noch Alle ziemlich gut auf den Beinen ſind, nicht die geringſte Schwierigkeit, aber wie wollt ihr euren Offizier ohne Wagen oder Tragbahre hinunterbringen? Den Weg kenne ich allerdings ſo gut, daß ich ihn mit verbundenen Augen bei Tage und auch bei Nacht gehen möchte — nur nicht in der heutigen bei dieſen fürchterlichen Barrikaden, die alle Wege ſperren."

„Wenn du aber die Wege hier ſo genau kennſt," ſagte der Ulanenoffizier, der wieder zu ſeinem Pferde getreten war, „ſo wüßteſt du vielleicht meinen armen Kameraden auf einem Umwege zu einem unſerer Bivouaks oder Ambulanzen in der Nähe von Donchery zu führen. Südlich hinunter durch das Holz von La Garenne hat es ebenfalls ſeine große Schwierigkeit, eigentlich überallhin, wenn es mir nicht gelingt, einen Wagen oder wenigſtens eine Tragbahre zu finden, zu welchem Zweck ich mich ſogleich auf den Weg machen will. Denke du indeſſen," wandte er ſich an den Zuaven, „über einen möglichen Weg nach."

„Gott vergelte Ihnen Ihre Sorgfalt für mich, Herr Kamerad," hauchte der verwundete Offizier, „doch werden Sie überzeugt ſein, daß ich im gleichen Falle das Gleiche thun würde."

„Einen andern Weg wüßte ich ſchon," ſagte der Zuave, „der auch nicht viel weiter iſt, er führt dort neben Illy durch eine Schlucht, in deren Nähe heute allerdings ſtark gekämpft wurde, doch hätten wir gleich dahinter freie Bahn und weniger Schwierigkeiten; — — aber mein Offizier — er ſagte das Letztere mit leiſer Stimme, indem er dicht herantrat an den Ulanen, der ſich wieder auf ſein Pferd geſchwungen hatte — „wenn wir glücklich wieder nach Donchery hinunter gelangen, ſo wird man dort mit mir wenig Umſtände machen, mich mit meinem erſchöpften Kameraden ſogleich feſtnehmen und weiter ſpediren."

„Das wird man jedenfalls thun, ich ſehe aber nicht ein, wie das deine Lage beſonders verſchlimmern ſollte. Abgefaßt haben wir euch ja bereits, und ich verſpreche dir jedenfalls, dich dem betreffenden Offizier da unten beſtens zu empfehlen."

„Es iſt mir nicht um mich, mein Offizier,“ ſagte jetzt der Zuave auf Franzöſiſch in einem kaum verſtändlichen flüſternden Tone, „ſondern um den armen jungen, ganz erſchöpften Menſchen da, ein Volontair, faſt noch ein Kind, wie Sie ſelber ſehen, der Sohn einer ſehr vornehmen Familie, mein Offizier — — O, es iſt hart, hier oben wieder gefangen zu werden, weil wir uns mitleidigerweiſe mit Ihrem Herrn Kameraden beſchäftigt — ſonſt wären wir längſt in Sicherheit!“

„Führe uns gut und das Uebrige wird ſich finden.“

„Danke, mein Offizier.“

Dieſer wandte ſich noch einmal an den Verwundeten, verſprach ihm, in allen Fällen mit oder ohne Hilfe zurückzukehren, und trabte über das Feld davon.

Die Infanteriſten, müde und erſchöpft, wie ſie waren, hatten ſich, ſobald die Sache auf die eben beſchriebene Art eine behaglichere Wendung genommen, auf den Boden gelagert in der Nähe des franzöſiſchen Jägers, der ſogleich wieder in einen tiefen Schlaf verſunken war; und nachdem der Unteroffizier mit Hilfe des Zuaven den Verwundeten in eine beſſere Lage gebracht, kauerten ſich die Beiden neben einander hin, indeß dauerte es nicht lange, bis der Erſtere ſeinen Kopf auf die Bruſt herabſinken ließ, ſich dabei die größte Mühe gebend, ſeine gänzliche Ermattung nicht Herr werden zu laſſen.

„Schlaft immerhin,“ ſagte der Zuave gutmüthig, „daß Ihr von mir nichts zu befürchten habt, brauche ich Euch wohl nicht zu ſagen, und ebenſowenig, daß ich an's Davonlaufen denke, ſo lange mein Kamerad wie ein Todter da liegt.“

„Nun, bis zum Schlafen wollen wir es doch nicht kommen laſſen,“ lallte der Andere, „es iſt das hier ein Wachtpoſten, wie ein anderer, und meinen Dienſt habe ich noch niemals verſäumt. Dankbar wäre ich aber für einen Schluck aus Eurer Feldflaſche und für einen gelinden Rippenſtoß hie und da, wenn mir etwas Menſchliches paſſiren ſollte, es wird das Euer Schade nicht ſein. Ich kann aushalten, was ein anderer Menſch auch aushält, aber nach den Märſchen der letzten Tage und der heutigen Schlacht, das geht über die Pappelbäume!"

„J—a—a—a—a, auch meine Knochen ſpüren's, aber das Wachbleiben oder mit einem Auge ſchlafen, haben wir in den Jägergräben der Krim gelernt und in Mexiko."

„Und haben euch doch famos überraſcht da unten; weiß nicht wie das Neſt heißt, wo euch die braven Bayern mit ihren Granaten die Suppe verſalzen haben, obendrein am hellen Tage."

„Leider, der Teufel hole unſere Generale, die das ſo hübſch arrangirt! Es iſt überhaupt kein guter und richtiger Kopf in der ganzen Geſchichte, und dann müßt ihr auch hergelaufen ſein, wie man noch nie etwas erlebt hat."

„Marſch ohne Schonung," lächelte der preußiſche Unteroffizier, „da heißt's denn: bis dahin wird marſchirt, und was zurückbleibt, ſieht wie es nachkommt. Aber es ſind nicht Viele zurückgeblieben, das habt ihr heute wohl erfahren."

Da dieß Geſprächsthema dem Zuaven begreiflicherweiſe nicht ſehr angenehm war, ſo änderte er es mit der Bemerkung: „Da unten wurde vorhin geſchoſſen, wir hörten, als wir hier auf die Höhe kamen, einzelne Schüſſe. Habt ihr es da mit den Kanaillen zu thun gehabt, die das Schlachtfeld unſicher machen, die Leichen berauben und dabei die noch Lebenden nicht ſelten zu Leichen machen? O, ich kenne das Geſindel, wir machen kurzen Prozeß mit ihnen!"

„Auch wir, wenn wir ſie kriegen! Das Zeug iſt aber ſchneller wie die Haſen, ſo wie ſie einen Gewehrlauf blinken ſehen, und dabei, Gott ſei Dank, ſo feigherzig, daß ſie ein einziger Revolverſchuß in die Flucht jagt — fürchterliches Geſindel das! Wir hatten eine Bande von ihnen vorhin da unten gut umſtellt, und doch ſind ſie uns in der Dunkelheit entwiſcht. — Können aber auch beißen wie die eingeſchloſſenen Ratten, wenn ſie keinen Ausweg mehr haben. Bin ſelbſt mit dabei geweſen, wo ſie uns einen verzweifelten Kampf lieferten, bei dem ſich die ſcheußlichen Weiber am tollſten betheiligten; verlor damals ein paar brave Kameraden durch das Geſindel."

„Wie Geſpenſter ſcheinen ſie aus dem Boden zu ſteigen,“ ſagte der Unteroffizier kopfnickend, „ſchleichen umher mit raſch aufſpringenden Blendlaternen, und wenn man auch ein ganzes Rudel glaubt abgefangen zu haben, ſo gleiten ſie einem unter den Händen weg wie körperloſe Weſen, um ſpurlos zu verſchwinden.“

„Kommt da nicht etwas?“ ſagte der Zuave, indem er ſich tief hinabbeugte, um einen Gegenſtand ſich auf dem helleren Nachthimmel deutlicher abheben zu laſſen — „ja, es iſt ein Reiter oder zwei, jetzt nähert ſich Einer raſcher, während etwas Dunkles, das ich noch nicht zu unterſcheiden vermag, langſamer folgt.“

Der Unteroffizier war raſch in die Höhe geſprungen, hatte ſein Gewehr ſchußrecht in die Hände genommen, ſagte aber, daſſelbe wieder auf den Boden niederlaſſend: „Jedenfalls iſt es einer unſerer Reiter, wahrſcheinlich der Ulanenoffizier, der zurückkommt.“

Und ſo war es auch; er kam in ſcharfem Trab daher, um dem Verwundeten die angenehme Botſchaft zu bringen, daß er einen Karren aufgetrieben habe, der ihm auf dem Fuße folge; und bald darauf zeigte ſich derſelbe deutlich, mit einem Pferde beſpannt, welches von einem Manne mit einer Blouſe geführt wurde. Es war dieß allerdings ein ſehr nothdürftiges Transportmittel, nur ein viereckiger Kaſten auf zwei Rädern, jedoch mit etwas Stroh gefüllt, welches dadurch zu einem ziemlich weichen Lager gemacht wurde, daß man Decken der hier zahlreich liegenden verendeten franzöſiſchen Kavalleriepferde dazu nahm. Als der verwundete Huſarenoffizier ſanft und ſorgſam hinaufgelegt worden war, dankte er mit gerührten Worten und verſicherte, behaglich wie im beſten Bette zu liegen. Auch hatte der Ulan eine Flaſche Wein und ein Stück Brod mitgebracht, und nachdem der Verwundete etwas zu ſich genommen, fühlte er ſich kräftig genug, um eine Fahrt aushalten zu können.

Dann ging es vorwärts, anfänglich ſehr langſam, bis man das gräßliche Defilé hinter ſich hatte, gebildet von den Leichen der franzöſiſchen Reiter und ihrer Pferde, ſowie auch preußiſcher Infanterie, die bei dem furchtbaren Anprall der franzöſiſchen Reitermaſſen heldenmüthig ihr Leben gelaſſen hatte. —

Dazwiſchen humpelte der Karren mit dem Verwundeten über die Fläche dahin. Die Spitze des Zuges hatte natürlicherweiſe der Zuave als Führer genommen; derſelbe hatte ſich im Vorübergehen mit dem Chaſſepot und der wohlgefüllten Patrontaſche eines Gefallenen bewaffnet, während der Ulanenoffizier, dicht neben dem Karren reitend, mit dem Verwundeten über Kampf und Sieg plauderte. Was den Unteroffizier mit ſeinen Leuten anbelangte, ſo ſchlichen dieſe neben dem Fahrzeuge her, wobei bald der eine, bald der andere ſeine Hand auf einen der Deichſelbäume legte, um ſich ſo, abgemattet wie alle waren, ſein Fortkommen zu erleichtern. Es wurde das dadurch eine etwas trübſelige Karawane, deren Bewegungen auch nicht an Lebhaftigkeit zunahmen, als man nun freier von allen Hemmniſſen an der Gränze des Schlachtfeldes dahinzog.

Noch einmal mußte man eine Ecke des grauſigen Todtenfeldes durchziehen, um zu jener Schlucht ſeitwärts von Illy zu gelangen, über welche hinaus der Zuave einen beziehungsweiſe freien und auch ziemlich bequemen Weg zu führen verſprochen hatte.

Der Kampf in der Nähe dieſer Schlucht war allerdings ſehr heftig geweſen, und um ſich zu überzeugen, daß das Fahrzeug mit dem Verwundeten keinen zu großen Schwierigkeiten begegnen würde, erſuchte der Zuave, einen kleinen Halt machen zu wollen, während er vielleicht in Begleitung des Ulanenoffiziers vorginge, um das Terrain zu rekognosziren.

Da war auch die Schlucht ſchon dicht zu ihren Füßen, und François, der dem Reiter ein paar Schritte voraus war, verſchwand ſchnell in dem tiefen Schatten des Hohlwegs, kehrte aber nach Kurzem mit allen Anzeichen des Schreckens zurück. Was er dort entdeckt, war für die Nerven dieſes ſtarken Mannes ſelbſt zu viel geweſen, und auch der Ulane konnte ſich eines Schauders nicht erwehren, als er ſein unruhig gewordenes, nur mit Widerwillen gehorchendes Pferd endlich vorwärts und einige zwanzig Schritte hinabgebracht hatte. Denn da bemerkte er, wie der Grund des ganzen, ziemlich breiten Hohlwegs angefüllt war mit einem grauſigen Gemiſch von zerriſſenen Menſchen- und Pferdeleichen, von zertrümmerten Geſchützen und Fahrzeugen — ja an einer Stelle buchſtäblich angefüllt bis hoch hinauf an den Rand der Schlucht, wo emporſtrebende Pferde bon den Eiſenſtücken der Granatſplitter plötzlich tödtlich getroffen, in aufrechter Stellung erſtarrt waren, während ihre Reiter, meiſtens Küraſſiere, zuſammengeknickt noch in den Sätteln hingen oder rückwärts kopfüber hinabgeſtürzt waren — dazu widerwärtiger Blut- und Brandgeruch, letzterer von noch qualmenden und verglimmenden Holzſtücken herrührend, die man hie und da zwiſchen den todten Körpern und den zerſchmetterten Rädern bemerkte!

Es war das ein furchtbares Bild grauſenhafter Zerſtörung, wohl nie wieder zu finden — nie zu vergeſſen!

Franzöſiſche Geſchütze, gefolgt von einer Abtheilung Küraſſiere und reitende Jäger, hatten durch die Schlucht zu entkommen verſucht und unglücklicherweiſe für ſie war das erſte Geſpann von einer einſchlagenden Granate ſo vollſtändig und augenblicklich getödtet worden; daß die Thiere, im vollen Laufe getroffen, in ihren Geſchirren zuſammengeſtürzt, für alle nachfolgenden den Weg ſperrten. Dann mußte Granate auf Granate, allerdings wohl nur durch einen ſchrecklichen Zufall, genau dieſelbe Stelle getroffen und über Alle, die ſich eingekeilt in der Schlucht befanden, Verwüſtung und Tod gebracht haben; auch hatte eines dieſer Geſchoſſe die Munition der zerſchmetterten Protzkaſten entzündet und die eigenen explodirenden Geſchoſſe hatten das Uebrige gethan —

Hier alſo war an kein Durchkommen zu denken, und man mußte entweder den Weg, den man gekommen war, zurückkehren, oder, die Schlucht umgehend, einen freien Pfad zu gewinnen ſuchen. Und für das Letztere entſchied ſich der Ulanenoffizier, da ihm der Zuave die Verſicherung gab, mittelſt eines nicht allzugroßen Umweges auf die früher erwähnte Straße zurückkommen zu können.

Allerdings mußte dabei ein Stück Wald paſſirt werden, welches mit dem übel berüchtigten Wolfsrücken zuſammenhing, doch blieb man immer noch weit genug von dieſen großen, bis nach Belgien hineinreichenden Forſten entfernt, um verſprengte franzöſiſche Truppen, die vielleicht dorthin den Weg nach der Grenze ſuchten, nicht fürchten zu müſſen, weßhalb ſich der kleine Zug nach kurzem Ueberlegen in dieſer neuen Richtung wieder in Bewegung ſetzte. Auch hatten ſie bald einen guten Feldweg erreicht, der ſich nicht einmal bedeutend verſchlechterte, als ſie bald darauf in den ziemlich dichten Wald eintraten. Der Ulanenoffizier gebrauchte die Vorſicht, ſelbſt als Eclaireur vorauszureiten, wobei der Zuave ſeitwärts von ihm durch die Büſche zog, ſtets den Offizier im Auge behaltend, während ein paar Mann der Infanterie, zu beiden Seiten langſam vorſchreitend, die Gehölze durchſuchten. Verdächtiges zeigte ſich auch nirgendwo und man glaubte ſchon in der Richtung gegen Fleigneux glücklich aus dem Walde hinauszukommen, als der Ulane mit einem Male ſein Pferd anhielt und dem Zuaven ein Zeichen machte, an ſeine Seite zu kommen, worauf dieſer auch augenblicklich herbeieilte. Man ſah ſeitwärts vor ſich eine kleine Waldlichtung und bemerkte dort eine ganz eigenthümliche Geſellſchaft, über deren Zweck und Treiben man bei einem ſchwachen Dämmerlichte des Mondes von hier aus unmöglich etwas Genaues zu entdecken vermochte. Alles was der Zuave, der ſich ein paar Schritte langſam vorgeſchlichen hatte, als er wieder zurückkam, mit Gewißheit verſichern zu können glaubte, war, daß es keine Soldaten ſeien, denn er habe deutlich Männer in Blouſen bemerkt, ſowie Weiber bei ihnen, die beim ſchwachen Scheine mehrerer Laternen mit irgend etwas beſchäftigt ſeien.

„Jedenfalls, mein Offizier,“ ſagte der Zuave, „wird es nothwendig ſein, den Karren halten und mich mit einigen Ihrer Leute ſehr vorſichtig näher rücken zu laſſen. Wir müſſen auf Schlimmes gefaßt ſein, denn ich fürchte, wir haben es dort mit böſem, verwegenem Geſindel zu thun — sacre bleu,“ ſetzte er leiſe hinzu, „das iſt meine Anſicht, wenn Sie es nicht vorziehen, wieder zurückzukehren und mich dabei als einen ſchlechten Führer, der ich trotz alledem nicht bin, binden zu laſſen und als Gefangenen mitzunehmen.“

„Was uns jetzt jedenfalls wenig nützen würde,“ erwiderte der Ulane. „Auch glaube ich an deine Ehrlichkeit, und Die da drüben anbelangend, ſo theile ich deine Anſicht. Gewiß haben wir es mit einem gemeinſchaftlichen ſcheußlichen Feinde zu thun.“

„Den zuſammenzuſchießen jedenfalls ein gutes Werk wäre! Aber vorſichtig müſſen wir ſein, denn ich bin überzeugt, daß die Meiſten der Bande mit gutem Schießgewehr verſehen ſind. Auch iſt eine gute Anzahl dieſer Wölfe bei einander, und obgleich ich nicht daran zweifle, daß wir ſie ordentlich zuſammenwettern können, ſo ſollte doch meiner Anſicht nach der Karren dort, wo er ſteht, nicht nur halten bleiben, ſondern langſam umkehren, damit auch wir für den ſchlimmſten Fall ſogleich wieder zurückgehen können — für den ſchlimmen Fall nämlich, daß wir gezwungen würden, ihm zu folgen, um dann jenſeits des Waldes bis zum Anbruch des Tages zu bivouakiren.“

„Das Klügſte wäre geweſen, dies ſchon früher zu thun,“ brummte der Ulanenoffizier, „doch ſind geſchehene Dinge nicht zu ändern und ich bin ganz deiner Anſicht, die Geſellſchaft da drüben ein wenig näher anzuſehen. Ungehindert vorbeilaſſen werden ſie uns wahrſcheinlich nicht, und zurückgehen ohne Weiteres, davon ſteht nichts in meinem Lexikon.“

„So bitte ich, zwei Mann zu beſtimmen, um mit mir eine Schleichpatrouille gegen den Feind zu machen. Man hat das ganz famos in Mexiko gegen die Guerilleros gelernt, und Ihre Leute hätten weiter nichts zu thun, als mir auf fünfzig Schritt Entfernung zu folgen, um mich im Fall nothwendigen Zurückgehens, was ja auch möglich iſt, aufnehmen zu können. — Sehen Sie, mein Offizier, hier gleich vom Wege ab ziehen ſich ſtarke Stämme im Halbkreis bis zu der Lichtung da drüben, wo Jene lagern, ich werde ihnen vermittelſt dieſer Deckung ſo nah als möglich auf den Leib rücken und nach Umſtänden ſchnell Feuer auf ſie geben.“

„Ganz gut erdacht bis dahin! Die beiden Mann, die ich dir mitgebe, unterſtützen dich, und wenn jene Elenden vor- oder zurückgehen, ſo kommen wir Uebrigen hier in den Rücken oder in die Flanken; Schade, daß ich nicht über Kavallerie zu verfügen habe, um ihnen nachſetzen zu können!"

Dann ließ der Ulanenoffizier zwei der beſten Leute mit dem Zuaven ausſchwärmen, während er ſelbſt und die übrige Mannſchaft ſich ſo gedeckt als möglich hinter den Rändern des Wegs oder ſtarken Stämmen aufſtellte. Der Karren mit dem Verwundeten wurde langſam herumgedreht und der Huſarenoffizier von dem, was man vorhatte, in Kenntniß geſetzt, wobei dieſer nur aufrichtig bedauerte, nicht bei dem Ueberfalle mit thätig ſein zu können.

Auch bei jedem der Soldaten ſchien in dieſem Augenblick alle Müdigkeit verſchwunden zu ſein und ſie freuten ſich auf ein Gefecht mit dieſem elenden Geſindel, das ſchon ſo viele ihrer verwundeten braven Kameraden beraubt und manche Andere ſcheußlicherweiſe umgebracht hatte. Der franzöſiſche Jäger, der, wie wir wiſſen, unbewaffnet war, wurde zum Karren beordert und erhielt die Weiſung, langſam durch den Wald auf das freie Feld zurückzugehen und dann dort bis auf Weiteres zu halten.

Mit einer katzenartigen Gewandtheit und wie ein Schatten dahingleitend, jede Deckung gut berechnend und benützend, drang der Zuave vor und diente dabei in ſeinen Bewegungen den beiden Infanteriſten, die ihm auf vielleicht fünfzig Schritte Entfernung folgten, als vortreffliches Beiſpiel. In kurzer Zeit waren alle Drei ſo nahe an die Lagernden gelangt, daß ſie, beſonders François, welcher die Bande, durch den dicken Stamm einer Eiche verdeckt, auf ziemlich kurze Entfernung beobachten konnte, auf's Deutlichſte ſahen, daß man es in der That mit einem Rudel Schlachtfeldhyänen zu thun hatte, und daß dieſe Schändlichen gerade beſchäftigt waren, ihre ruchloſe Beute zu theilen und in mitgenommenen Torniſtern und großen Pferdedecken zuſammenzupacken.

Was aber den Zuaven dabei im höchſten Grade intereſſirte, war ein franzöſiſcher Offizier, der mit verwundetem Kopfe am Boden lag. Derſelbe hatte ſich jetzt gerade etwas aufgerichtet, wobei er den linken Arm gegen die Erde ſtemmte und die rechte Hand drohend gegen ein paar Kerle erhob, die dicht vor ihm ſtanden und mit wilden Geſtikulationen in ihn hineinredeten. Offenbar hatte man es hier mit einem Schwerverwundeten zu thun, den die Bande, der Himmel mochte wiſſen, aus welchem Grunde, mit hieher geſchleppt hatte und der nun durch irgend eine Veranlaſſung mit ihnen in Streit gerathen war.

Was dieſe Veranlaſſung ſein konnte, wurde dem Zuaven im nächſten Augenblick grauenhaft klar; denn als die eben erwähnten Kerle jetzt bei ihren heftigen Reden und Bewegungen etwas auf die Seite traten, ſah er den Körper eines andern Mannes in Uniform ausgeſtreckt am Boden liegen und einige Weiber beſchäftigt, mit Meſſern ſeine Kleidung aufzutrennen, ſowie Finger ſeiner Hand, an welcher wahrſcheinlich Ringe ſteckten, abzuſchneiden. Ob auch dieſer ein Franzoſe war, vermochte er nicht zu unterſcheiden, doch ſchien es ihm eher ein deutſcher Offizier zu ſein, den man vielleicht todt oder nur verwundet, das Letztere war gräßlicherweiſe eher anzunehmen, im Walde gefunden und hieher geſchleppt hatte, um ihn hier zu ermorden und zu berauben. Für Letzteres ſprach auch die Heftigkeit, mit welcher der Andere in die feigen Mörder und Räuber hineinſprach, ſowie ſein mühſamer Verſuch, ſich auf die Beine zu helfen. Dies gelang ihm auch nach einiger Anſtrengung, doch ſah man deutlich, daß er ſchwankend auf ſeinen Füßen ſtand, wobei er mit ſeinen Händen vergeblich nach Etwas griff, um ſich daran zu halten.

Dies ſchien dem Zuaven der richtige Augenblick zu ſein, um ſein Gewehr langſam in die Höhe zu nehmen und ſcharf zu zielen auf einen der beiden Kerle, der einen Griff nach dem Halſe des franzöſiſchen Offiziers that, aber nur in die leere Luft langte, weil dieſer aus Erſchöpfung wieder zuſammengebrochen war.

Da krachte ein Schuß durch die ſtille Nacht — gleich darauf ein zweiter und dritter — einer der Kerle taumelte und ſtürzte kopfüber zu Boden, worauf die ganze Bande unter wildem Geſchrei in die Höhe fuhr, zuerſt auseinander ſtäubte, ſich dann aber fluchend und drohend wieder zuſammenſchaarte, um ſogleich einige Schüſſe nach der Richtung abzufeuern, wo man am Waldrande den Blitz des Pulvers geſehen hatte und fortwährend noch ſah; denn ſowohl François als die beiden Infanteriſten unterhielten ein muſterhaftes Schnellfeuer in die ihnen jetzt entgegenſtürzende Schaar hinein. Alle Drei waren auch entſchloſſen, ſie ſtehenden Fußes zur ſchließlichen Arbeit mit dem Bajonnet zu erwarten. Doch wäre das jedenfalls ein verzweifelter Kampf geworden, weßhalb es ihnen durchaus nicht unangenehm war, jetzt ihre Reſerve, im Laufe feuernd, im Rücken des Feindes mit einem muthigen Hurrah anrücken zu ſehen, weit voran der Ulanenoffizier, der mit hoch geſchwungenem Säbel gegen die plötzlich ſtutzende, dadurch unruhig hin und her wogende Bande anſtürmte.

Kaum ſahen ſich die Angegriffenen auf dieſe Art in ein Kreuzfeuer genommen, als ſie ſich, die Weiber mit ihren Päcken voran, gegen die noch freie Seite der Waldlichtung in das Gehölz warfen, um dort hinter den Bäumen hervor ein tüchtiges Gewehrfeuer gegen die raſch vordringenden Infanteriſten zu eröffnen und zu unterhalten, leider auch nicht ohne Erfolg! Denn das Pferd des Ulanenoffiziers ſtürzte zuſammen und faſt im gleichen Augenblicke fühlte der Zuave einen brennenden Schmerz an ſeiner Schulter, und als er darnach griff, ſah er ſeine Finger voll Blut; doch war es glücklicherweiſe nur ein Streifſchuß geweſen, der ihn an der Bewegung ſeines Armes nicht hinderte.

Mißlich aber ſtand die Sache immerhin für die kleine tapfere Schaar, wenn man überhaupt die paar Mann ſo nennen konnte. Und daß es nur ſehr Wenige waren, mit denen die wilden Geſellen drüben zu thun hatten, mußten auch dieſe deutlich ſehen, ſoviel ſich auch die Andern Mühe gaben, durch ein raſtloſes Schnellfeuer ihre Schwäche zu verbergen. Dabei dachte keiner dieſer Braven an ein Nachgeben oder Zurückgehen, obendrein gegen ſolches Geſindel und in dem ſtolzen Bewußtſein, heute die franzöſiſche Armee ſo tüchtig geklopft zu haben. Doch ſchienen auch die Schlachtfeldhyänen nicht Luſt zu haben, ihre Beute im Stich zu laſſen, ſowie manche der Ihrigen, die auf der Waldwieſe ſelbſt und noch am Saume des Gehölzes von der Kugel erreicht worden waren. Im Gegentheil — ein paar der Verwegenſten unter ihnen ſchickten ſich an, vorzugehen, um das verlorene Terrain wieder zu gewinnen.

Da ließ François mit einem Male mechaniſch ſein Gewehr ſinken und ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen entſetzt vor ſich hin nach dem Anfang der Walddichtung, wo jetzt, ohne ſich durch das Schreien und Schießen im mindeſten ſtören zu laſſen, die ſchattenhafte Geſtalt eines Reiters erſchien, auf müdem, ſtolperndem Gaule quer herüberreitend — zuſammengeſunken im Sattel, den rechten Arm auf die Hüfte geſtützt. Er glitt daher wie ein Nebelſtreifen, dunkel geſpenſterhaft, und am Entſetzlichſten war ſein Schatten, der, das ganze unheimliche Gebild grauenhaft karrikirend, wie ein fahler Lichtſtreifen neben ihm auf dem Boden hinzog.

Daß ihn auch die Andern ſahen, entnahm man aus dem ſchreckensvollen Aufſchrei ſelbſt der Muthigſten der Bande, die ſich auf die Waldwieſe hinausgewagt hatten, ſowie aus ihrem plötzlichen und unaufhaltſamen Zurückweichen in das Gehölz. Ob auch die Infanteriſten die geſpenſtige Erſcheinung bemerkt oder als ſolche erkannt, war ihm zweifelhaft, denn jene eilten nun über die Waldwieſe dahin den Flüchtigen nach und bald vernahm er ihr Schießen ſchwächer und ſchwächer. Er ſelbſt hätte es nicht vermocht, ſich von der Stelle zu rühren, er fühlte ſeinen Kopf von einer eigenthümlichen Beklemmung eingenommen, es ſchwamm ihm wie Nebel vor den Augen, und als er wieder einen Moment klaren Bewußtſeins hatte, fand er ſich gegen den Baumſtamm geſunken, an dem er geſtanden, und bemerkte zu gleicher Zeit dort einen langen und breiten Blutſtreifen, der ſeinem Arm entſtrömt war.

Wie im Traume ſtarrte er auf die Waldwieſe hin, wo einzelne dunkle Geſtalten lagen, auch ein Pferd, wie es ihm ſchien; und obgleich er beabſichtigte, dorthin zu gehen und ſich den Schauplatz des ſtattgehabten Kampfes näher anzuſehen, ſo fühlte er ſich doch nicht dazu im Stande, ja er vermochte es nur, ſich fortzubewegen, indem er ſich von Baum zu Baum mit den Händen weiter taſtete.

So kam er ſchwankend an den Weg, den er vorhin, gefolgt von den beiden Infanteriſten, verlaſſen, und hier mußte er ſich einen Augenblick niederſetzen, um mit zitternden Händen nach ſeiner Feldflaſche zu langen, aus welcher ihn ein langer Zug ſo weit ſtärkte, daß er wieder aufzuſtehen und der Waldſtraße zu folgen vermochte bis an's Ende derſelben, wo er noch in nebelhaften Umriſſen den Karren vor ſich bemerkte — — dann ſank er wieder um und ſah nichts weiter mehr.

Als er nach einiger Zeit wieder zu ſich kam und ſeine Augenlider, allerdings mit einiger Mühe, zu erheben vermochte, bemerkte er, daß der Jäger bei ihm ſtand, auch ein Mann in einer Blouſe, der Peitſche nach, die er in der Hand trug, zu urtheilen, der Führer des Karrens. Beide waren eben damit beſchäftigt, ihn vermittelſt Waſchungen mit kaltem Waſſer, ſowie nothdürftigem Verbinden ſeiner Armwunde aus ſeiner Bewußtloſigkeit zu erwecken, ihn auch durch Einflößung von Wein zu ſtärken, was ihnen ſo gut gelungen war, daß ſich François nach einigen verunglückten Verſuchen auf ſeinen Beinen erheben konnte.

„Und die Andern?“ fragte er, ſich umſchauend.

„Weiß der Teufel, wo ſie geblieben ſind!“ ſagte der Mann in der Blouſe. „Dem immer dumpfer werdenden Ton der Schüſſe nach zu urtheilen, müſſen ſie ſich nach St. Menges oder Fleigneux hingezogen haben, während mein Pferd und Karren ſehr unnöthigerweiſe ſchon über eine Stunde da draußen vergebens hält. Da wir nun aber, Gott ſei Dank, doch wieder ganz unter uns ſind, wäre es das Beſte, den verdammten Pruſſien auf das Feld hinzuwerfen und dem Andern das Maul zu ſtopfen.“

„Wer iſt der Andere?“ fragte der Zuave.

„Nun, einer der Infanteriſten, der Euch gefolgt war, und ſich ſchon vor einer halben Stunde mit einem recht netten Schuß im Bein zu uns herausſchleppte.“

„So, ſo,“ erwiderte François, „nun ich will dir etwas ſagen: Statt dem Andern das Maul zu ſtopfen, wird es für dich von großem Nutzen ſein, dein Maul zu halten, falls du es nicht vorziehſt, meinen Gewehrkolben zu fühlen; wenn du vielleicht zweifelſt, ob ich wieder kräftig genug dazu bin, ſo will ich Dich zur Probe ſchütteln, daß dir Hören und Sehen vergeht, und nun vorwärts!“

Damit hatte er ſein Gewehr wieder aufgenommen und ſchritt ſo rüſtig gegen den Karren hin, als wenn er ſoeben aus einem geſunden, ſtundenlangen Schlafe erwacht wäre.

„Ich wußte es wohl, daß da nichts zu machen ſein wird,“ flüſterte der Jäger dem Fuhrmann zu. „Warten wir auf eine günſtigere Gelegenheit!“

Der verwundete Huſarenoffizier, den die Ruhe auf dem guten weichen Lager wunderbar geſtärkt hatte, forſchte begierig nach dem Reſultat des Schießens, das er vernommen, und ſchien nicht zufrieden mit dem Ausgang des Kampfes, ging aber nach einigem Berathſchlagen doch auf die Idee des Zuaven ein, nicht länger hier in der kühler werdenden Morgenluft zu halten, ſondern weiter zu ziehen, um in einem benachbarten Meierhofe, den François kannte, für einige Stunden ein Obdach zu ſuchen.

„Ich trage wahrhaftig nicht die Schuld, mein Offizier,“ ſagte er dabei, „daß Ihre Kameraden trotz meiner Warnung ſich fortreißen ließen, jenes Geſindel länger zu verfolgen, als gerade nothwendig war, wäre auch ſicher mitgegangen, wenn nicht der verdammte Schuß hier meinen Oberarm getroffen und ich dadurch mehr Blut verloren hätte, als mir lieb und nützlich war.“

„Und wo iſt jener Meierhof?“ fragte der Verwundete mit matter Stimme.

„Ich ſchätze ihn eine kleine Stunde von hier, bei l'Aiclainais, wo wir wahrſcheinlich von den Eurigen finden oder unterwegs auf eine Ambulanz ſtoßen werden, was noch beſſer wäre.“

So dachte allerdings der Zuave redlich und ohne Falſch. Er hatte aber dabei doch den kleinen Hintergedanken, den Karren mit dem Verwundeten alsbald im Stich zu laſſen, ſobald er irgend etwas wie Pickelhauben in der Ferne ſehen würde, oder ſobald ſie Leuten von irgend einem Sanitätszuge begegneten; und um in einem ſolchen Falle Alles hübſch bei einander zu haben, lud er mit Hilfe der Andern den verwundeten Infanteriſten, der kaum mehr zu gehen vermochte, ebenfalls auf das Fahrzeug und brachte ihn dort neben dem Huſarenoffizier ſo gut als möglich unter. Dann ſteckte er eine friſche Patrone in ſein Chaſſepotgewehr, ſchulterte daſſelbe mit der linken Hand und folgte dem Fahrzeuge, das ſich nun in nordöſtlicher Richtung fortbewegte dem ſchon lichter werdenden Morgenhimmel entgegen.

Viertes Kapitel.

Die zerſprengte Bande der Schlachtfeldhyänen hatte indeſſen nirgends mehr Stand gehalten und nur noch hie und da einen verfehlten Schuß auf ihre Verfolger abgefeuert, ehe ſie gänzlich verſchwunden war in den Wäldern und zwiſchen den Schluchten am Fuße des Wolfsrückens, der einen Theil der Ardennen bildet, die ſich weit nach Belgien hineinziehen. Als der Ulanenoffizier ſein tapferes Häuflein nicht ohne große Mühe wieder geſammelt hatte, fand er zu ſeinem großen Vergnügen, daß ihm außer dem Zuaven nur noch ein einziger Mann fehlte, über den indeſſen einer der Kameraden die Auskunft gab, daß er gleich zu Anfang des Gefechtes angeſchoſſen worden ſei, doch nicht ſo ſchwer, um ſich nicht nach dem Karren zurückſchleppen zu können. Das war allerdings ein mäßiger Verluſt gegenüber der bei der kühnen Expedition eroberten Beute, die in einigen der Päcke beſtand, welche die Räuber weggeworfen und deren Inhalt ſich nun als höchſt werthvoll an Uhren, Schmuckſachen und Geld, am wichtigſten aber durch eine Menge Brieftaſchen erwies, welche meiſtens wohl gefüllt mit Banknoten, Briefen und andern für die Verwandten der gefallenen Tapfern werthvollen Papieren waren.

Wo man ſich eigentlich befand, wußte Niemand genau, obgleich aus den Sternen erſichtlich war, daß man ziemlich in nördlicher Richtung vorgedrungen. Wichtiger war es jedenfalls für die jetzt gänzlich erſchöpfte Mannſchaft, ein Obdach zu finden mit Speiſe und Trank. Man verſuchte zu deſſen Erlangung ein ſehr einfaches, ſchon oft angewandtes Mittel, das auch diesmal zu einem glücklichen Reſultat führte.

Einer der Infanteriſten, ſeines Zeichens ein Zimmermann, erkletterte eine hohe Eiche, und als er gleich darauf wieder herabkam, brachte er dem Offizier die Meldung von einem großen Gehöft in der Nähe. Er habe aus deſſen Fenſtern Lichterſchein bemerkt, auch vielverſprechenden Rauch aus dem Schornſtein aufſteigen ſehen.

Mit allen Vorſichtsmaßregeln ging die kleine Schaar vor und gelangte auch in kurzer Zeit an das verſchloſſene Thor des Hofraums. Eine Umgehung deſſelben zeigte nichts Verdächtiges und man konnte aus der Ruhe und Stille, die über dem Haus und dem Walde lag, ſowie aus dem Fehlen jeder Spur von Gewaltthätigkeit ſchließen, daß das kleine Thal von dem Toben der nahen Schlacht verſchont geblieben war.

Ein einmaliges, obgleich ziemlich derbes Klopfen an das Thor hatte keinen Erfolg, und erſt als die Soldaten anfingen, die ſtarken Bretter, beſonders das Schloß tüchtig mit den Gewehrkolben zu bearbeiten, ſah man den Schein eines Lichtes vom Hauſe über den Hof huſchen, dann ward ein kleiner vergitterter Ausluger geöffnet und eine verzagte Stimme forſchte nach dem Begehr der Soldaten.

„Zuerſt ohne Weiteres öffnen,“ entſchied der Ulanenoffizier, „und dann wollen wir ſehen, ob wir Euch freundlich oder feindlich zu behandeln haben!“

»Oh mon Dieu! — oh mon Dieu!«

Langſam wurden die ſchweren Riegel zurückgeſchoben und als nun die Thürflügel dem Drucke nachgaben und ſich weit öffneten, ſah man beim Schein einer Laterne einen alten Mann, die weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, in blauer Blouſe und braunen Mancheſterſammthoſen, deſſen nackte Füße in ſchweren Holzſchuhen ſtaken.

„So, mein Alter,“ ſagte nun der Ulanenoffizier in ausgezeichnetem Franzöſiſch und in einem freundlichen Tone, „es wird nun von Ihnen abhängen, ob wir nach kurzer Zeit als gute Freunde ſcheiden oder ob wir gezwungen ſind, Euern Hof ein bischen anzuzünden; derſelbe iſt von meinen Leuten rings umſtellt und meine Reiter warten drüben im Walde.“

„Ich kann nichts thun, mein Kommandant, als mich Ihren Befehlen fügen; was wünſchen Sie?“

„Zuerſt die genaue und wahre Beantwortung meiner Frage, wer ſich hier Alles im Hauſe befindet.“

„Niemand als Ihr Diener, ein alter Knecht und einige Weiber, mein Kommandant.“

„Wenig für ein ſo großes Haus. Habt Ihr keine Söhne und jüngere Knechte?“

„Alles bei der großen Armee, mein Kommandant.“

„Haben ſich keine verſprengten franzöſiſchen Truppen oder ſchlimmes Geſindel hieher geworfen?“

„Gott ſoll mich davor bewahren, laßt das Haus unterſuchen, mein Kommandant, und Ihr werdet finden, daß ich die Wahrheit geſprochen.“

Unter dieſen Worten war der Ulanenoffizier mit nur zwei Mann in den Hofraum eingetreten, während die Uebrigen draußen um die Mauer patrouillirten. Er bemerkte hier bei dem ſchwachen Schein der Laterne, der indeſſen dem Sehen eher hinderlich wie förderlich war, da der Morgen ſchon zu dämmern anfing, mit einer leicht begreiflichen Bewegung einen mit guten Roſſen beſpannten großen Bauernwagen, an deſſen Seite das geſattelte und vollſtändig aufgezäumte Pferd eines franzöſiſchen Oberoffiziers befeſtigt war. „Ei, mein Alter,“ rief er aus, „das ſieht doch gerade ſo aus, als wenn Euer Haus noch andere Bewohner hätte! Seid klug, macht Euch keine Ungelegenheit und veranlaßt mich nicht, Alles auf eine vielleicht ſehr unangenehme Art unterſuchen zu laſſen!“

„Alle Zimmer ſtehen offen und zu Eurer Verfügung, auch die Schlafſtuben, denn ich brauche Ihnen wohl nicht zu verſichern, mein Kommandant, daß nach dem Lärm der grauſigen Schlacht Niemand daran gedacht hat, zu Bette zu gehen. Die Weiber ſind alle in der Küche und helfen ſich mit Weinen und Beten ſo gut wie möglich; was aber das Pferd dort und den Wagen anbelangt, ſo habe ich das erſtere geſtern Abend drüben im Walde eingefangen, und das Fuhrwerk iſt beſtimmt, die Weiber über die nahe Grenze zu bringen, wenn es ſich beſtätigen ſollte, was Gott in ſeiner Gnade verhüten möge, daß die franzöſiſche Armee von den Preußen geſchlagen worden iſt.“

„Dieſe Beſtätigung kann ich Ihnen geben, die franzöſiſche Armee iſt nicht nur völlig geſchlagen, ſondern in und bei Sedan eingeſchloſſen und von den Unſrigen gefangen zugleich mit Ihrem Kaiſer und ſeinen Marſchällen.“

Da zuckte es einen Augenblick ſchmerzlich auf den harten Zügen des alten Mannes, aber gleich erſchien wieder ein leichtes Lächeln auf denſelben, während ſeine Augen aufleuchteten und er in einem dumpfen Tone ſagte: „Es wäre unhöflich, Ihnen nicht glauben zu wollen, mein Kommandant — — jedenfalls iſt geſtern entſetzlich viel Blut gefloſſen, armes junges Blut, das eben ſo unſchuldig an den Greueln iſt, als ich, deſſen altes Haupt in dieſem Augenblicke gleichfalls furchtbar getroffen ſein kann, denn ich habe drei Söhne bei der großen Armee, einer iſt Offizier, die beiden andern Freiwillige — — — — doch will ich Sie mit meinen Klagen nicht beläſtigen,“ ſetzte er raſch gefaßt hinzu — „womit kann ich Ihnen dienen?“

„Mit etwas Speiſe und Trank für meine Leute, irgend etwas, das vorräthig iſt oder ſchnell herbeigeſchafft werden kann.“

„Daran ſoll es nicht fehlen, mein Kommandant, nur muß ich um Erlaubniß bitten, nach dem Hauſe zurückkehren zu dürfen, um dort ein Zimmer für Sie in Bereiſchaft zu ſetzen.“

„Iſt ganz unnöthig, wir bleiben hier im Freien. Es bedarf nur eines Tiſches und einiger Stühle, und um Ihnen beim Herausſchaffen derſelben zu helfen, werde ich Ihnen zwei Mann mitgeben.“ Es war dem Ulanenoffizier begreiflicherweiſe mehr darum zu thun, den alten Mann im Auge zu behalten, als ihm Hilfe zu leiſten; er ſchlenderte deßhalb ſelbſt mit nach dem Hauſe, wo ſich indeſſen auch nicht das geringſte verdächtige Geräuſch hören ließ. Alles, was man aus einem Erdgeſchoß vernahm, waren ſchluchzende Weiberſtimmen, und auch dieſe verſtummten, ſobald ihnen der alte Mann auseinandergeſetzt hatte, um was es ſich handelte. Dann klirrten Gläſer, klapperten Pfannen, auf dem Herd ſah man ein mächtiges Feuer auflodern, man vernahm das knarrende Oeffnen der Kellerthüre, angenehme Muſik und Augenweide für hungrige und durſtige Leute.

Bis auf dieſe Art das Frühſtück zubereitet wurde, ſchlenderte der Ulane, den Revolver in der Hand, um das ganze Gehöft herum und fand rückwärts deſſelben den Infanterie-Unteroffizier auf der Mauer ſitzend und aufmerkſam in den Hofraum ſpähend.

„Haben Sie etwas Verdächtiges entdeckt?“

„Nein, Herr Lieutenant, es rührt ſich auf dieſer Seite durchaus nichts Auffallendes im Hauſe, ich bemerkte nur einen alten Knecht, der im Kuhſtall beſchäftigt war.“

„So kommen Sie mit Ihren Leuten an das Thor, wo wir ein gutes Frühſtück, wie ich hoffe, einnehmen werden, um uns dann ſo raſch als möglich wieder auf den Weg zu machen. Ich bin in großer Sorge um meinen Kameraden von den Huſaren.“

„Wenn ich mir erlauben dürfte, etwas dagegen einzuwenden, Herr Lieutenant,“ erwiderte der Unteroffizier, indem er von der Mauer herabkletterte, „ſo wird nicht viel zu befürchten ſein. Der Karren iſt in das freie Feld hinausgefahren und ich bin überzeugt, daß er von den Sanitätsſoldaten, die geſtern Abend ſchon überall herumſchwärmten, bereits in Sicherheit gebracht worden iſt.“

„Hoffentlich, aber jedenfalls wollen wir unſern Rückweg wieder über die Höhe nehmen, um nachzuſchauen, und habe ich im Sinn, dazu den Wagen und das Reitpferd im Hofraum zu requiriren.“

„Sehr ſchön, Herr Lieutenant, es wird das den Leuten gut bekommen, denn alle ſind faſt marode vor Müdigkeit.“

Tiſch und Stühle, die indeſſen von dem alten Mann und ſeinem Knecht herbeigebracht worden waren, ſtellte man vorſichtigerweiſe außerhalb der Hofmauern, und als die Tafel gleich darauf mit unterſchiedlichen, höchſt angenehmen Gegenſtänden, als weißem Brod, vortrefflicher Butter, ſaftigem

Schinken, heißem Kaffee und gutem rothen Wein beſetzt war, wurden alle dieſe herrlichen Dinge mit großem Appetit und viel Behagen ſo kräftig in Angriff genommen, daß in kurzer Zeit überall tüchtige Breſchen entſtanden und nur noch leere Gefäße und Flaſchen zu ſehen waren.

Der alte Mann, der mit ſeinem Knecht in der Nähe behalten wurde, hatte ſich auf einen umgehauenen Baumſtamm vor dem Thor niedergelaſſen und ließ ſeinen Kopf bis tief auf die Bruſt herabhängen. Er richtete ihn aber bei einer freundlichen Anſprache des Ulanenoffiziers wieder auf, ja auf ſeinen Zügen zeigte ſich ein leichtes, allerdings trauriges Lächeln, als Jener zu ihm ſagte: „à la guerre comme à la guerre, Sie müſſen denken, mein Alter, Sie hätten hungrige Freunde geſpeiſt, und die Sache auf dieſe Art leicht nehmen. Jedenfalls aber kommen Sie noch beſſer weg, da Sie uns als Gäſte gehabt, denn Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich Ihnen das, was wir verzehrt, mit dieſem guten Zwanzigfrankenſtück bezahle.“

Der Alte blickte ihn erſtaunt an, ſchob aber das dargebotene Goldſtück ſanft mit der Hand zurück und konnte kaum vermocht werden, ſeinem Knechte zu erlauben, daſſelbe anzunehmen. Ja, er ſchüttelte alsdann auffallend ſeinen Kopf, und im Tone ſeiner Stimme klang deutliches Befremden, als er nun fragte: „Und weiter verlangen Sie nichts in meinem Hauſe?“

„Von Ihnen und Ihrem Hauſe eigentlich nichts, und doch bedaure ich, bei Ihnen zum Fortkommen eines Theils meiner ſehr ermüdeten Leute den Wagen im Hofe da, ſowie auch das Reitpferd für mich ſelbſt requiriren zu müſſen, zugleich mit Ihrem Knechte, der uns bis auf eine Höhe jenſeits von Illy zu führen hat. Ich gebe Ihnen dabei mein Wort, daß ich ihn dort mit dem Wagen augenblicklich nach Hauſe zurückkehren laſſe. Was dagegen das Reitpferd anbelangt, ſo gehört es zur Kriegsbeute und muß ich daſſelbe unter allen Umſtänden nehmen.“

Der alte Mann hatte ſich achſelzuckend erhoben und machte weniger Einwendungen, als der Andere wohl gedacht, nur fragte er, den deutſchen Offizier feſt anſchauend: „Sie haben mir alſo die volle Wahrheit geſagt, mein Kommandant? Die große Armee iſt geſchlagen, in Sedan eingeſchloſſen und der Kampf wird ſich heute nicht erneuern oder vielleicht hierher ziehen, ſei es auch nur, um die belgiſche Grenze zu gewinnen?“

„Die franzöſiſche Armee iſt vollſtändig geſchlagen und bei Sedan eingeſchloſſen, und was ſich allenfalls hier herüber werfen könnte, wären kleine flüchtige, zerſprengte Abtheilungen Ihrer Landsleute. Doch glaube ich auch daran nicht, da das Unbedeutende, was uns entwiſcht iſt, ſich wahrſcheinlich gegen Paris gewandt hat. Ihr Knecht könnte beim Zurückkehren überdies noch ein Werk der Barmherzigkeit üben, denn droben im Walde, an einer Stelle, die ich ihm genau bezeichnen werde, ſahen wir einen verwundeten franzöſiſchen Offizier, den er mitnehmen und ſomit vielleicht retten könnte.“

„Von welchem Truppentheile war der Offizier?“ fragte raſch der alte Mann; „war er alt, oder jung?“

„Ich kann Ihnen das nicht ſagen, es war zu dunkel, um Genaueres zu erkennen; iſt Ihnen aber daran gelegen, Näheres zu erfahren, ſo ſoll uns Ihr Knecht einen Weg führen, bei dem wir öſtlich von Illy aus dem Walde kommen, und der uns vorher an einer großen Waldlichtung vorbeiführt, die Ihnen vielleicht dadurch bekannt iſt, daß ſie rings umher mit mächtigen Eichen umſtanden iſt. Dort liegt auch der franzöſiſche Offizier.“

Der alte Mann nickte leicht mit dem Kopfe und ſagte raſch dem Knecht einige Worte, der hierauf ſchnell in's Haus zurückeilte, um in Kurzem mit der Peitſche in der Hand und dem Hut auf dem Kopfe zurückzukehren.

Der Ulanenoffizier war unterdeſſen zu dem Reitpferde getreten und hocherfreut, in demſelben ein allerdings ermüdetes, aber ſehr ſchönes Thier vorzüglicher engliſcher Raſſe zu finden. Er unterſuchte Bügel und Sattelzeug, und als er hier Alles in Ordnung fand, löſte er die Zügel von dem Wagen und ſchwang ſich mit dem frohen Gefühl auf daſſelbe, das bei dem Kavalleriſten ſehr begreiflich iſt, der, von der traurigen Nothwendigkeit erlöst, marſchiren zu müſſen, auf einmal durch einen ſolchen Glücksfall glänzend beritten gemacht wird.

Auch die Infanteriſten waren nicht träge geweſen, ihre Equipage mit allerlei Nützlichem und Nothwendigem, als einigen Bund Stroh, ſowie den Ueberbleibſeln des reichlichen Frückſtückes, zu vervollſtändigen. Dann fuhr die ganze Schaar unter einem ſehr behaglichen Gefühl von dannen aufwärts in den Wald hinein, unter den herbſtlich gefärbten Bäumen dahin, über deren leicht bewegten Wipfeln der Himmel anfing, ſich mit glänzender Klarheit zu überziehen.

Wohl nickte hie und da Einer ermüdet ein, was indeſſen nicht viel zu bedeuten hatte, denn rings umher war Alles ſtill und friedlich wie in einer Kirche, und der Ulanenoffizier auf ſeinem vortrefflichen Pferde war auf demſelben thätig wie ein ganzer Zug Eclaireurs.

Da die guten Pferde mit dem Wagen tüchtig austrabten, ſo waren ſie in ſehr kurzer Zeit wieder bei der Waldwieſe angelangt und ſahen nun hier im hellen Tageslichte, wie grauenhaft ihre Kugeln unter dem dichten Haufen des ſchlechten Geſindels gewirkt. Doch gab es hier nur Todte, keine Verwundete; entweder hatte man dieſe geflüchtet oder waren ſie ihren Wunden erlegen. In der Mitte des Platzes befand ſich auch das getödtete Pferd des Offiziers. Dorthin ritt nun der Ulane, um ſein eigenes Sattelzeug, das ihm lieb und werth war, mit dem allerdings weit reicheren franzöſiſchen zu vertauſchen. Er fand auch dabei den verwundeten franzöſiſchen Offizier an den Bauch des todten Pferdes gelehnt in einem bejammernswerthen Zuſtande, faſt erſtarrt, mit weit geöffneten glanzloſen Augen und lechzender Zunge. Auf ſeinen Ruf eilten bereitwillig ein paar der Leute mit etwas Waſſer und Wein herbei und ihnen folgte aus Neugier der Knecht. Dieſer aber hatte kaum den Verwundeten erblickt, als er in ihm den Sohn ſeiner Herrſchaft erkannte und ihm mit aufgehobenen Händen zurief: »Oh, Monsieur Adolphe, c'est donc vous, ah! miséricorde!!« — —

Glücklicherweiſe ſchien die Kopfwunde des Offiziers nicht ſo gefährlich, um die ſchlimmſten Beſorgniſſe hegen zu müſſen. Der Blutverluſt hatte ihn ſehr erſchöpft, und nachdem ſein brennender Durſt geſtillt worden war, er auch einige Biſſen Brod gegeſſen hatte, brachte man ihn in eine bequeme Lage, hüllte ihn in eine aufgefundene Decke, und die Ausſicht, mit dem zurückkehrenden Wagen nach ſeinem elterlichen Hauſe gebracht werden zu können, belebte und ſtärkte ihn ſichtlich.

Der Ulanenoffizier hatte indeſſen ſein Pferd geſattelt und trabte dem Wagen voraus, unruhig über das Schickſal ſeines Kameraden. Er fand ſeine Beſorgniſſe auch inſoweit gegründet, als er beim Verlaſſen des Waldes weit und breit weder von dem Karren und dem Huſarenoffizier, noch von dem Zuaven und dem franzöſiſchen Jäger die geringſte Spur zu entdecken vermochte. Doch ſah er ſchon hie und da Ambulanzen und Sanitätsſoldaten mit ihrem traurigen Liebeswerk beſchäftigt und tröſtete ſich ſo gut als möglich mit dem Gedanken, daß ſein verwundeter Kamerad von einem der Feldſpitalwagen aufgenommen worden und in Sicherheit ſei. Auch beſchloß er, hierüber ſogleich die genaueſten Nachforſchungen anzuſtellen. Kannte er doch den Namen des Huſarenoffiziers, hatte auch von ihm erfahren, zu welcher Schwadron und zu welchem Regiment derſelbe gehöre, und erinnerte ſich, daß gerade dieſes Regiment in der Nähe von Donchery neben dem ſeinigen Bivouak bezogen hatte.

Den Wagen mit den Mannſchaften ließ er noch bis faſt Floing mitgehen und dann ſeinem gegebenen Verſprechen gemäß nach Hauſe zurückkehren, was der Knecht auch im vollen Galopp ſeiner Pferde that, wohl fürchtend, nochmals angehalten und auf's Neue requirirt zu werden, denn in dieſen Tagen, beſonders nach einer ſo großen Schlacht wie die geſtrige, war ein gut beſpannter Bauernwagen ein rarer und daher ſehr geſuchter Artikel.

Der Unteroffizier der Infanterie ließ ſeine ziemlich ausgeruhten und geſtärkten Leute antreten und erlaubte ſich dann, dem Ulanenoffizier einige paſſende Worte für vortreffliche Führung und reichliche Verpflegung zu ſagen, worauf jener ihm die Säcke mit den dem Raubgeſindel abgenommenen Gegenſtänden zu ſofortiger Uebergabe an ſeinen Kompagniechef dringend empfahl. Dann trennten ſie ſich, und während der Unteroffizier davonzog, um den Truppentheil aufzuſuchen, zu dem er gehörte, trabte der Ulane gegen Donchery hinab, nicht ohne ſich bei begegnenden Sanitätsleuten, leider aber immer vergeblich, nach dem Schickſale ſeines verwundeten Kameraden zu erkundigen.

Was das Uebrige anbetraf, ſo war der Ulane mit der Expedition von heute Nacht nicht unzufrieden. Hauptſächlich freute er ſich über den Pferdetauſch, denn das edle Thier, das er ritt, zeigte ſich immer mehr als etwas ganz Außerordentliches. Nachdem es heute Morgen tüchtig mit gefrühſtückt und jetzt ziemlich freien Weg vor ſich hatte, ging es in einem angenehmen, ſo lebhaften und geſtreckten Trabe, daß er nicht nur andere Reiter, welche vor ihm oder ſeitwärts denſelben Weg machten, mit Leichtigkeit überholte, ſondern auch häufig ſchmeichelhafte Aeußerungen über die Schönheit des Pferdes hörte. Was ſein heute Nacht getödtetes Thier anbelangte, ſo war dies ein Dienſtpferd geweſen, das er geſtern Abend von der Eſkadron genommen, um eine Meldung an den ziemlich entfernt liegenden Brigadegeneral zu bringen, weil ſich ſeine eigenen Pferde nach dem geſtrigen Schlachttage, wo er als Ordonnanzoffizier des Oberſten beinahe unausgeſetzt verſchickt worden war, als gänzlich ermattet gezeigt hatten.

Aus dem Sattelzeug des franzöſiſchen Offiziers hatte er einen zierlich gearbeiteten, ſehr ſchönen Revolver genommen, ſowie eine Brieftaſche mit Papieren und Banknoten angefüllt. Das alles waren keine ſchlechten Eroberungen, und wenn er dahintrabend mit aller Wahrheit und ohne ſich im Geringſten zu ſchmeicheln den Bericht zuſammenſtellte, den er über ſeine nächtliche Tour abzuſtatten verpflichtet war, ſo konnte ihm eine Belobung oder auch ſonſt noch etwas Schöneres und heiß Erſehntes ſchwerlich entgehen.

Die Sache verhielt ſich ſo: Nachdem er geſtern Abend dem Brigadegeneral ſeine Meldung gemacht und darauf keinen Befehl erhalten hatte, und auch keine Antwort, die er zurückbringen ſollte, hatte er ſeinen Weg ſo gut wie möglich über das Schlachtfeld geſucht und war gerade dazu gekommen, wie die Infanterie mit ihrem Unteroffizier, in der Verfolgung jenes ſcheußlichen Geſindels begriffen, den Zuaven ſowie den verwundeten Huſarenoffizier aufgefunden hatte. Für letzteren war ſo gut wie möglich geſorgt worden und dann kam beim Weitertransport die Affaire auf der Waldwieſe, wo es für ihn doch unverantwortlich geweſen wäre, die Infanteriſten nicht zu begleiten, ja zu führen. — Etwas Glück muß man haben, und ſo wollte er es durchaus nicht ſeiner Umſicht zuſchreiben, den Schlachtfeldhyänen ihre Beute abgejagt zu haben und bei vorſichtiger Beſetzung des Bauernhofes in den Beſitz eines ſo werthvollen Pferdes gekommen zu ſein. Wer konnte dabei wiſſen, was vielleicht noch Wichtiges in den Papieren der gefundenen Brieftaſche enthalten ſei? Einem geringen Manne hatte ſie jedenfalls nicht gehört, und da eine lebhafte Einbildungskraft, wie die unſeres Ordonnanzoffiziers, ſich gern mit Ausbildung von Phantaſieen nach Art der Königin von Golkonda beſchäftigt, ſo war der Ulane, noch ehe er das Straßenpflaſter von Donchery erreicht hatte, feſt überzeugt, daß man von der Wichtigkeit ſeines Fundes ſprechen und ſich in Folge davon ſeine königliche Hoheit der Kronprinz Allerhöchſt ſelbſt veranlaßt ſehen würde, ihm das eiſerne Kreuz zu überreichen.

Angenehm berührte es ihn dabei, in dem ganzen Leben und Treiben auf der Straße dicht bei Donchery, auch im Orte ſelbſt, ſowie in den Bivouaks jenſeits deſſelben zu erſehen, daß in der heiteren Stimmung, die ſchon geſtern nach der Schlacht überall geherrſcht, im Allgemeinen ebenſo wenig geändert worden ſei, als in der Stellung der einzelnen Truppen. Und wenn er allerdings auch bei Donchery deutſche Reiterei abrücken ſah, ſo war dies doch nur, um gefangene franzöſiſche Soldaten gen Pont à Mouſſon zu geleiten, und Alles, was bivouakirend, in guten oder mitunter auch ſehr ſchlechten Quartieren rings um Sedan herum in guter Geſundheit lagerte, freute ſich an dieſem denkwürdigen, wichtigen Tage ſeines Lebens ſo gut als möglich. Da wurde wieder einmal in aller Ruhe ein Morgenkaffee gekocht und der Fleiſchkeſſel ſpäter über das Feuer gehängt; da machten die Soldaten ſorgfältiger ihre Toilette, als es ihnen in den letzten Tagen bei den angeſtrengten Märſchen möglich geweſen war; da wurde ſogar an den Ufern der Maas Wäſche gewaſchen und in der Morgenſonne bei einem luſtigen Windhauch zum Trocknen aufgehängt; da gingen und ritten Offiziere aller Waffen umher, um ſich nach irgend einem Verwandten oder Bekannten zu erkundigen; da ſpielten hie und da die Regimentsmuſiken, allerdings meiſtens Choräle oder ſonſtige ernſte Weiſen, wobei wohl Mancher, der das ſonſt lange nicht gethan, dankend an den blauen Himmel emporblickte, daß er noch im Stande war, den glänzenden Sonnenſchein zu ſehen, und daß er noch zu denken vermochte an die Lieben in der fernen Heimath: ſehr begreifliche Gedanken, wenn man die langen Liſten der Fehlenden anſah, wie ſie die Wachtmeiſter und Feldwebel als getreue Mütter der Kompagnie ſchon jetzt notirten, und wenn man die langen Züge der Sanitätswagen und Ambulanzen betrachtete, welche die armen Verwundeten den Verbandplätzen und Feldſpitälern zuführten.

Jetzt hatte unſer Ulanenoffizier den Bivouakplatz ſeines Regiments erreicht, der durch einen ziemlich breiten Graben von der Straße getrennt war, und da er zu gleicher Zeit eine Gruppe ſeiner Kameraden bemerkte, die neben einem Feuer ſtehend ihren Kaffee ſchlürften, ſo konnte er ſich nicht enthalten, in großer Gangart aufzurücken, das heißt ſein vortreffliches Pferd durch einen Zungenſchlag zu veranlaſſen, den Graben mit einem tüchtigen Satze zu nehmen, was ihm auch ſo außerordentlich gelang, daß ihn die Kameraden mit der größten Verwunderung herankommen ſahen, ja einer ihm ſchon von Weitem zurief: „Beim Himmel, mein lieber Paſſow, du mußt auf einem komiſchen Pferdemarkt geweſen ſein — ſehen Sie nur, Herr Rittmeiſter, was ſich dieſes Glückskind für ein ſüperbes Pferd angeſchafft hat — prächtiges Vollblut!“

„Das will ich meinen,“ lachte der Angeredete, „unter dem thun wir es auch ſchon gar nicht — guten Morgen, meine Herren — Alles wohl und in Ordnung?“

„Alles in beſter Konfuſion, — Gott erhalt' unſern König, er iſt ſoeben da auf der Wieſe beſchäftigt, dem franzöſiſchen Kaiſer tüchtig den Leviten zu leſen oder ſein Bedauern auszuſprechen, daß es demſelben nicht gelungen iſt, an der Spitze ſeiner Truppen zu ſterben.“

„So haben wir heute einen Feſttag?“

„Wenigſtens einen Ruhetag und bleiben hier. Aber ſage mir, Paſſow, wo haſt du dieſes magnifique Pferd her? Ich biete dir hundert Louis dafür, ohne es zu probiren, ja ohne es nur näher anzuſchauen. — Reitet Der da geſtern bei Nacht und Nebel auf einem ganz geringen Remontepferd fort und bleibt ſo lange aus, daß wir alle ſchon glaubten, es ſei ihm was Menſchliches paſſirt, und erſcheint auf einmal wieder auf einem ſo herrlichen engliſchen Jagdpferd, wie es ſich nur die üppigſte Ulanenphantaſie auszumalen vermag! Ja, Glück muß man haben!“

„Und Verdienſt, mein Lieber! Wenn ich euch die ganze Affaire näher erzähle, ſo werdet ihr ausrufen: Dieſer Paſſow iſt ein ganz verfluchter Kerl! Aber wo finde ich den Herrn Oberſten?“

„Dort drüben bei der Baumgruppe in ſeinem Palais.“

„In ſeinem — was? Bemerke ich doch nicht einmal die elendeſte Holzbaracke.“

„Ja, Paſſow, du biſt wahrſcheinlich heute Nacht ſo verwöhnt worden, daß du dort die ſchöne Zwiebackkiſte, in welcher der Herr Oberſt heute Nacht reſidirt hat, für gar nichts anſiehſt! Da ſind wir ſchon beſcheidener.“

„So, das iſt ſein Palais?“ lachte Lieutenant von Paſſow, „nun, ich hoffe, er wird mich ſein ſchlechtes Lager nicht entgelten laſſen.“ Damit trabte er der bezeichneten Stelle zu, wobei ſich ſein Pferd ſo leicht und elegant fortbewegte, daß ihm die ſämmtlichen Offiziere, die er hinter ſich zurückließ, mit Bewunderung und Neid nachſchauten und daß der, welcher vorhin von hundert Louisd'or geſprochen, betheuernd ſagte: „Der Gaul iſt ſpäter in Berlin unter Brüdern ſeine tauſend Thaler-werth.“

Aehnliches mochte auch der Oberſt dieſes braven Ulanenregiments denken, als er ſeinen Ordonnanzoffizier ſo flott herantraben ſah, denn er ſagte zum Regimentsadjutanten, der neben ihm ſtand: „Da haben wir den verloren geglaubten Paſſow wieder und er kommt ſo wunderbar beritten an, daß man glauben könnte, er habe bei Seiner Majeſtät gefrühſtückt und ſich darauf im königlichen Stalle nichts Schlechtes ausſuchen dürfen. Wollen ſehen, was er uns darüber für eine Geſchichte erzählt — — Ah, mein lieber Paſſow," rief er ihm ſchon von Weitem entgegen, „freue mich wahrhaftig, Sie wiederzuſehen, denn es hätte mich aufrichtig betrübt, wenn Ihnen etwas Menſchliches paſſirt wäre."

Dabei müſſen wir verſichern, daß dieſe Aeußerung aufrichtig und wahr aus dem Herzen des Oberſten kam, denn Lieutenant von Paſſow war ſowohl bei ihm, als auch bei allen Denen, die ihn näher kannten, als tüchtiger Offizier und nicht minder als liebenswürdiger, heiterer Kamerad geſchätzt und geliebt, weßhalb er ſich auch jetzt erlauben konnte, ſeiner Meldung „als wieder beim Regiment eingerückt" lachend hinzuzufügen: „Und doch hätte der Fall eintreten können, Herr Oberſt, daß Thränen um mich gefloſſen wären, denn ich hatte das Glück, einem ſehr hartnäckigen Gefecht gegen allerlei ſchlechtes Geſindel beizuwohnen, auch dieſes Pferd zu erobern mit der wohlgeſpickten Brieftaſche eines franzöſiſchen Generals, die ich hier in die Hände des Herrn Oberſten lege. Ferner gelang es mir, einen ſchwerverwundeten Kameraden von den Huſaren aus einer ſehr verdrießlichen Lage zu retten und dann in einem ſtillen Meierhofe mit meiner ganzen Armee vortrefflich zu frühſtücken."

„Sind das Erlebniſſe für eine einzige Nacht!" lachte der gutmüthige Oberſt, „doch gehört ja dergleichen Wunderbares zu unſern gewöhnlichen Ereigniſſen. Dem Himmel ſei es gedankt, wir fangen ganze Armeen mit ihren Marſchällen und mit ihrem Kaiſer, ſind aber trotz alledem nicht ſo blaſirt, um Ihre eigenen Geſchichten, mein lieber Paſſow, nicht mit allen Einzelnheiten hören zu wollen. Denke, das ſoll eine Zugabe zu unſerem Frühſtück um 11 Uhr werden, wozu Sie beſtens eingeladen ſind."

„Gehorſamſt dankend, Herr Oberſt, melde ich jetzt noch," erwiderte Lieutenant von Paſſow in ſtreng dienſtlicher Haltung, „daß der Herr General geſtern Abend keinen weiteren Befehl für mich hatte und mich nach angehörter Meldung in Gnaden entließ."

„Gut, gut, im andern Falle wären Sie ja auch direkt zurückgekehrt. Freue mich recht darauf, ſpäter beim Frühſtück von Ihrer Irrfahrt zu hören, Sie dagegen dürfen ſich auf etwas Anderes als auf unſer gewöhnliches Hammelfleiſch freuen."

„Denn, um mit unſerem großen deutſchen Dichter zu reden," rief lachend der Regimentsarzt, der von einem gewaltigen Feuer, welches hinter dem Palais des Oberſten loderte, herangetreten war —

„Wir haben heut nach gutem Brauch
Ein Schweinchen abgeſchlachtet"

„und das ſoll nachher in allen erdenklichen Façonen ſervirt werden."

„Und gewiß vortrefflich bei Ihren ausgezeichneten lukulliſchen Anweiſungen," erwiderte ihm der Ordonnanzoffizier und ritt dann nach ſeiner Schwadron, wo er ſich auch bei dem Rittmeiſter dienſtlich als zurückgekehrt meldete, alsdann aber mit Hülfe ſeines Burſchen ſeine Toilette nothdürftig ein wenig herſtellte.

Einige Stunden ſpäter waren eine gute Anzahl Offiziere des Ulanenregiments bei der Baumgruppe verſammelt, wo vor Kurzem noch das famoſe Palais des Oberſten geſtanden hatte. Daſſelbe war jetzt verſchwunden oder vielmehr, durch einige Bretter vergrößert, zum Eßtiſch umgewandelt worden, auf welchem das Frühſtück, allerdings ohne Tiſchtuch oder ſonſtige unnöthige Förmlichkeiten, im Begriff war, ſervirt zu werden. Der vorſorgliche Regimentsarzt hatte einen Haufen alter Zeitungen zuſammengetragen, die nach Belieben als Teller und auch als Serviette benützt werden konnten; der Wein befand ſich in Flaſchen, von denen verſchiedene verſiegelt und etiquettirt ein ganz anſtändiges Aeußere hatten, und daneben ſtanden ein paar Gläſer, auch Blechunterſätze von Feldflaſchen und Lederbecher. Was an Beſtecken zu ſehen war, erſchien allerdings recht mangelhaft, doch wußte der Burſche des Oberſten, daß faſt jeder Offizier mit Löffel und einem guten Meſſer verſehen war, an dem ſich auch für alle möglichen Zwecke ein Pfeifenräumer und ein Pfropfzieher befand. Was die Sitzgelegenheiten anbetraf, ſo hatte man ſich für den Oberſten zum Comfort einer kleinen Tonne aufgeſchwungen, für den Oberſtlieutenant und den

Major ſah man ein paar Sättel auf einander gelegt, auf denen ſie rittlings ſaßen, und für die Uebrigen hatte man aus den Leitern eines Bauernwagens ein paar ſehr anſtändige Bänke eingerichtet.

„Und ſie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle."

Ein Citat, deſſen Anwendung hier ſeine volle Berechtigung hatte, denn in der gleichen urſprünglichen Art hatten jedenfalls die Freier der Penelope geſchmauſt, beſonders an Tagen, wo der göttliche Sauhirt für das Menu beſorgt geweſen war. Was die Zubereitung des blonden Ferkels anbelangte, ſo war unter der Oberleitung des Regimentsarztes in der That das Uebermögliche geleiſtet worden. Gab es doch Schnauze, Ohren und Füße in einer allerdings etwas zweifelhaften Brühe, ſogar mit Speckknödeln ſervirt, duftete doch ſogar weiß gekochtes Schweinefleiſch in einem Gemengſel, das wie Sauerkraut ausſah, und ſollten doch ſpäter noch am Spieß geröſtete Schinkenſchnitten mit Zwiebelgemüſe folgen!

Ah, das Mahl ließ ſich herrlich an an dieſem großen, ſchönen Tage, nach dem glorreichen Siege von geſtern, unter dem wolkenloſen Himmel, während bald nahe, bald aus der Ferne laute, jubelnde Hurrahs ertönten, ſowie die Klänge der Militärmuſiken; Alles dem feſtlichen Tage zu Ehren, Alles in der Hoffnung auf eine Beendigung des Krieges, auf glückliche Rückkehr in die Heimath.

Nur Paſſow fehlte noch, worüber der Oberſt faſt verdrießlich geworden wäre. Er gab ſich aber zufrieden, als ihm deſſen Rittmeiſter meldete, daß derſelbe allerdings ſchon vor mehr als einer Stunde zu dem benachbarten Huſarenregiment geritten ſei, um dort Erkundigungen einzuziehen, ob der verwundete Kamerad, welchen Paſſow geſtern Nacht gefunden, nicht zum Vorſchein gekommen ſei, oder um Nachforſchungen über denſelben einzuleiten.

„Wenn Paſſow nur dabei nicht ſelbſt hängen bleibt," ſagte der Oberſt, „oder nicht wieder einen neuen Kreuzzug unternimmt! Es ſähe ihm das ſehr ähnlich — — doch ſchauen Sie auf, meine Herren, kommt er dort nicht ſoeben? — wer hat von uns die beſten Augen oder den beſten Feldſtecher?“

„Lieutenant von der Gladden,“ meinte ein älterer Rittmeiſter, „thut ſich etwas auf ſeine Augen und ſeine Gläſer zu gut. Schauen Sie einmal hin, ob Sie Paſſow erkennen?“

Der Genannte, ein junger, äußerſt ſchlanker Ulanenoffizier, ſprang, ein Schweinsrippchen in der Hand, augenblicklich von der Leiterbank auf, eilte ein paar Schritte dem noch in ſehr großer Entfernung Herankommenden entgegen und meldete dann zurückkehrend, es ſei in der That Paſſow, der ſich dort und im Schritt nähere . . . „Doch iſt er nicht allein,“ ſetzte der Lieutenant von der Gladden hinzu, „ſondern ihm zur Seite marſchirt ein Mann in Civil.“

„Richtig,“ ſagte der Oberſt, der ſich ſeinen Feldſtecher hatte bringen laſſen, „es iſt Paſſow und neben ihm eine Geſtalt von ſchlachtenbummleriſchem Anſehen. Es iſt mir auch, als hätte ich dieſe Geſtalt in hohen Stiefeln, den grauen Plaid auf der Schulter, mit Reiſetaſche und Stock geſtern ſchon in der Nähe herumſchweben ſehen — er könnte ihn aber füglich im Stich laſſen und raſch zu ſeinem Frühſtück eilen.“

„Was er jetzt im ſcharfen Trabe thut,“ bemerkte Lieutenant von der Gladden, „Paſſow muß im Augenblicke da ſein, Herr Oberſt.“

So war es auch und der Ordonnanzoffizier ſprang kurze Zeit darauf bei ſeinem Zuge vom Pferde, warf die Zügel einem Ulanen zu und trat dann, ſich entſchuldigend, an den Tiſch.

„Entſchuldigung angenommen,“ rief ihm der Oberſt heiter entgegen, „beſonders da ich erfahren, daß Sie ſich nach Ihrem verwundeten Kameraden erkundigt; ſetzen Sie ſich, laſſen Sie ſich von den ſehr delikaten Schweinsfüßen nachſerviren und dann ſagen Sie vor allen Dingen, ob man drüben etwas von dem Huſarenoffizier erfahren hat.“

„Dort leider nicht das Geringſte, Herr Oberſt, und es war für mich eine unangenehme Kommiſſion; — Lieutenant von Barnitz hatte einen Bruder beim gleichen Huſarenregiment und einen angehenden Schwager.“

„Was iſt ein angehender Schwager, mein lieber Paſſow?"

„Von Barnitz iſt Bräutigam der Schweſter des Rittmeiſters von Trebbin, und ſomit iſt dieſer ſein angehender Schwager. Der Herr Oberſt können mir glauben, daß dieſe ganze Verwandtſchaft und Freundſchaft untröſtlich war, vor allen Dingen Trebbin, und das hat ſeine ganz abſonderlichen Urſachen und Umſtände."

„Ei, ei, Paſſow," lachte der Oberſt, „erzählen Sie uns etwas von dieſen intereſſanten Umſtänden, eſſen Sie aber vorher und trinken Sie!"

„Das Letztere mit großem Vergnügen — auf das Wohl des Herrn Oberſten und der ganzen Armee!" erwiderte Paſſow und fuhr dann fort, nachdem er ein großes Glas vortrefflichen Rothweins geleert: „Der arme Barnitz alſo, den ich geſtern Abend in mißlichen Verhältniſſen fand, iſt glücklicher Bräutigam mit Fräulein von Trebbin, einer jungen, ſchönen, liebenswürdigen Dame von einem ganz koloſſalen Vermögen, was Alles an ſich wohl nicht zu den Seltenheiten gehört. Doch tritt hier noch der abſonderliche Fall ein, daß die junge Braut, von Sehnſucht getrieben, mit ihrer Frau Mutter nach Bouillon gegangen iſt, um dort eine Möglichkeit abzuwarten, die Grenze zu überſchreiten und den armen Barnitz irgendwo zu ſehen. Rittmeiſter von Trebbin theilte mir mit, daß ſein angehender Schwager, den er ſeit geſtern Früh nicht mehr geſehen, heute Morgen in der Richtung nach Bouillon habe reiten wollen, und zeigte mir ferner ein Schreiben ſeiner Schweſter, durch einen eigenen Boten und nicht ohne Gefahr von Bouillon herübergebracht, worin dieſe ihn auf's Dringendſte erſucht, nach der geſtrigen furchtbaren Schlacht Auskunft zu geben über ſich und über Barnitz; der Bote ſollte die Antwort zurückbringen und befindet ſich Rittmeiſter von Trebbin dadurch in einer höchſt unangenehmen Lage. Was ich wußte, habe ich ihm geſagt, ſowie ich ihm auch die Vermuthung ausſprach, daß er auf ſeinem Karren ungefährdet an einen ſichern Ort gebracht worden ſein wird."

„Worüber auch wir noch eine ganz ausführliche Erzählung erwarten, mein lieber Paſſow," ſagte der Oberſt.

„Es war das der ſchwächſte Theil meiner Abenteuer und wäre es auch wohl geblieben," erwiderte der Ordonnanz-Offizier in einiger Verlegenheit, „wenn ich nicht vorhin durch Zufall noch etwas erfahren hätte, was nicht ohne Wichtigkeit iſt."

„Ah, vielleicht von dem Manne in Geſtalt eines Schlachtenbummlers, der bei Ihnen war und der ſich jetzt dort langſam unſerem Tiſche nähert?"

„Ganz richtig, Herr Oberſt, von demſelben, und wenn mir geſtattet wäre, ihn dem Herrn Oberſten vorzuſtellen, ſo könnte das vielleicht äußerſt wohlthätig werden für den jungen Mann, den ich kenne und für den ich jede Bürgſchaft übernehme."

„Immer zu, mein lieber Paſſow, wer iſt es denn eigentlich?"

„Der gegenwärtig ſehr hungrige Berichterſtatter einer großen deutſchen Zeitung, der mich verſicherte, ſeit geſtern Früh nichts Vernünftiges mehr gegeſſen und getrunken zu haben."

„Ah, dahin zielt Ihre Vorſtellung? Laſſen Sie Ihren Berichterſtatter näher kommen! Das ſind Leute, die einen guten Trunk und Biſſen wohl verdienen und ſaurer gewinnen müſſen, als unſereiner, da Niemand für ſie ſorgt; Leute, die ſchwere Pflichten haben, aber leider meiſtens keine Rechte bei einem deutſchen Truppentheil, die kaum geduldet ſind, häufig als ſehr überflüſſig angeſehen und die doch das Ihrige redlich beitragen zu unſerer Verherrlichung. Rufen Sie den Berichterſtatter freundlichſt her, Herr Lieutenant von der Gladden! Ich bin überzeugt, daß Jeder von Ihnen, meine Herren, ihm einen guten Platz an unſerem Tiſche gönnt."

„Wenn der Herr Oberſt erlauben, werde ich den Kollegen an meine Seite nehmen," ſagte der Regimentsarzt, worüber ein allgemeines Lachen entſtand, da man wußte, daß der Doktor in ſeinen Freiſtunden häufig Gedichte machte und dieſelben in das Intelligenzblatt ſeiner Vaterſtadt ſandte, in letzter Zeit nur Kriegslieder, zum Beiſpiel:

„An den Mond
Der blutig thront
Auf grauem Pulverwolkendampf;"

— auch mit Anklängen an andere brave deutſche Dichter:

„Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo tapfer bin,
Kaum ſeh' ich den Feind von Weitem,
So iſt er auch ſchon hin.“

Unterdeſſen hatte ſich der Berichterſtatter an der Seite des freundlichen Arztes niedergelaſſen, und ſo freigebig dieſer ihn auch mit Geſottenem und Gebratenem nebſt manchem guten Trunk bediente, ſo ließ er doch Alles ſo ſchnell und geſchickt verſchwinden, daß der dünnleibige Lieutenant von der Gladden ſeinem Nachbar leiſe zuflüſterte: „Der Mann iſt hohl bis auf die Fußſpitzen.“ Und daran war ſchon etwas Wahres, denn der Berichterſtatter, Herr Doktor Schwemmer, ein Mann von Fähigkeiten und auch mit Geld verſehen, war begeiſtert mit in den heiligen Krieg gezogen, wobei ihm phantaſtiſche Ideen vorſchwebten von der ſchönen Vereinigung von Leyer und Schwert, einer Vereinigung, bei welcher nach ſeiner Anſicht die Leyer auch nicht zu darben brauche, wenn das Schwert etwas zu verzehren hätte. Es war dies eine kühne, aber etwas leichtſinnige Idee, deren Unhaltbarkeit ſich auch ſchon ſo vollſtändig erwieſen hatte, daß er einigemal faſt erfroren, ein paarmal beinahe verhungert wäre, wenn ſich nicht eine mitleidige Seele des Erbarmungswürdigen angenommen hätte. Dabei war es gerade nicht ermuthigend für ihn, ſeine Kollegen anderer Nationalitäten im Gefolge hoher und höchſter Herren ſtolz an ſich vorbeitraben zu ſehen, was ihm wohl das Recht gab, bei ſich zu denken, daß der deutſche Berichterſtatter und Zeichnenkünſtler doch auch ſo zu ſagen ein Menſch ſei.

Heute aber ging es ihm, wie wir ſehen, ganz beſonders gut, und da er gerne das Angenehme mit dem Nützlichen verband, ſo ſchmauſte er nicht nur kühn und unverdroſſen, ſondern lauſchte auch aufmerkſam der wunderbaren Erzählung des Lieutenants von Paſſow über deſſen Erlebniſſe der vergangenen Nacht, ja er bat ſpäter um die Erlaubniß, davon Einiges zum Beſten der kommenden Geſchlechter in ſeine Schreibtafel notiren zu dürfen.

Der Ulanenoffizier hatte ſeine Fahrten nicht beſonders ausgeſchmückt, was ja auch, wie wir wiſſen, unnöthig war. Er hatte aber dabei allerdings die Bemühungen des Zuaven um den verwundeten Huſarenoffizier in ſo günſtigem Lichte dargeſtellt, daß man auf die Vermuthung kommen konnte, es ſei dieſer Zuave kein Elſäßer geweſen, ſondern ein guter Deutſcher, der, Gott mochte wiſſen wie, in die franzöſiſche Armee gerathen war. „Und das finde ich auch,“ ſchloß Paſſow ſeinen Bericht, „durch das beſtätigt, was mir unſer verehrter Gaſt, Herr Doktor Schwemmer dort, vorhin zu meiner großen Beruhigung mittheilte und was er dem Herrn Oberſten ſelbſt wiederholen wird.“

„Laſſen Sie hören, Herr Doktor.“

„Ich gerieth,“ ſagte dieſer, „als die Schlacht vorüber war, beim Durchwandern der blutigen Felder über Illy hinaus nach einem kleinen Orte, La Chapelle, wo ich in einem warmen Stall ein ganz behagliches Unterkommen fand, leider aber nicht das Geringſte zu eſſen, weßhalb mich der Hunger ſchon vor Tagesanbruch zum Rückweg trieb. Allein ich verfehlte meinen Weg und ſah mich bald vor einem dichten Walde, wo ich es für das Klügſte hielt, an einen Baumſtamm gekauert den hellen Morgen abzuwarten, um mich alsdann beſſer zurecht finden zu können. Da — es fing ſchon an hell zu werden, — vernahm ich mit einem Male die knarrenden Räder eines Fuhrwerks und ſah bald darauf, mich vorſichtig aufrichtend, einen Karren daherkommen, der mit einem einzigen Pferde beſpannt war, welches von einem Mann mit einer Blouſe geführt wurde.“

„Unſer Karren,“ ſprach Lieutenant von Paſſow.

„Auf demſelben befand ſich,“ fuhr der Berichterſtatter fort, „ein preußiſcher Huſarenoffizier, gut gelagert, auch mit einer Decke gegen die kühle Morgenluft geſchützt, und neben ihm kauerte ein Infanteriſt, den ich an der Pickelhaube, die an der Wagenleiter baumelte, gleichfalls als einen Landsmann erkannte. Dagegen gab mir die Eskorte zu denken, denn dieſe beſtand aus einem kleinen, ſchmächtigen franzöſiſchen Jäger, ſowie aus einem himmellangen Zuaven, der, obgleich ſelbſt verwundet — die eine Seite ſeines Geſichts war mit Blut bedeckt — doch rüſtig nebenher ſchritt und das Ganze zu kommandiren ſchien. Der Zuave war mit einem Chaſſepot bewaffnet, das er unter dem rechten Arm trug, und da er ein paar Schritte voraus war, auch neben dem Wege auf der Seite ging, wo ich mich befand, ſo wurde ich alsbald von ihm entdeckt und ziemlich barſch angerufen, wobei er ſein Gewehr mit einer erſchreckenden Behendigkeit ſchußgerecht an den Backen erhob. Allerdings ſetzte er langſam wieder ab, als ich ihm zuerſt auf Deutſch, dann auf Franzöſiſch verſicherte, daß ich gut Freund und ein harmloſer unbewaffneter Spaziergänger ſei; dann blieb er einen Augenblick ſtehen — der Karren fuhr gerade an mir vorüber — und rief mir zu: ‚Wenn Sie drüben im Wald hinter Illy einem Reiteroffizier mit einigen Infanteriſten zufällig begegnen, ſo ſagen Sie ihm, ich ſei auf Befehl meines Verwundeten vorläufig weiter gefahren, um ihn an einem guten Ort unterzubringen. Nachricht wird er ſelbſt von ſich geben, ſobald das möglich iſt.‘ Dann warf er ſein Gewehr auf die Schulter und folgte dem Fuhrwerke, das bereits zwiſchen den Bäumen verſchwunden war.“

„Hätte ich das Glück gehabt, dem Herrn Doktor Schwemmer früher zu begegnen, ſo würde ich um Erlaubniß gebeten haben, mit ein paar Mann jenen Spuren ſogleich folgen zu dürfen. Ja, ich möchte das ſogar jetzt noch thun, in Geſellſchaft des älteren Herrn von Barnitz, ſowie des Rittmeiſters von Trebbin, obgleich ich keinen beſondern Erfolg mehr von einer ſolchen Expedition verſpreche. Jener Zuave kannte, wie er mir ſagte und wie ich auch wohl bemerkte, alle Wege da oben auf's Genaueſte, auch ſind ſeitdem ſchon mehrere Stunden verſtrichen, und ebenſo ſicher als ich zu ſein glaube, daß unſer armer verwundeter Kamerad nicht in anderer Gefahr ſchwebt, als eben der ſeiner Verwundung, bin ich auch überzeugt, daß jener Zuave ein Verſteck gefunden hat, wo wir ihn unmöglich aufſtöbern können.“

„Obendrein,“ fügte Herr Doktor Schwemmer hinzu, „da meine Begegnung auf dem Wolfsrücken ſtattfand, einem großen dichten Walde, der weit in das belgiſche Gebiet hineinragt.“

„Sagten Sie nicht vorhin, Lieutenant von Paſſow,“

fragte der Regimentsarzt, „daß Rittmeiſter von Trebbin durch einen Boten den Brief ſeiner Schweſter erhielt, und daß dieſer Bote eine Antwort zurückbringen ſolle? Wie wäre es, wenn man ihn, der die Gegend doch gewiß genau kennt, der Spur jenes Zuaven mit ſeinem Karren folgen ließe und ihm dabei eine außerordentliche Belohnung verſpräche?"

„Eine vortreffliche Idee," entſchied der Oberſt, „die man ſogleich zur Ausführung bringen muß. Doch werden Sie müde ſein, mein lieber Paſſow, weßhalb Lieutenant von der Gladden hinüber reiten und dem Rittmeiſter von Trebbin dieſen Gedanken mittheilen kann; auch möchte ich Sie nicht gern wieder verſchicken," ſagte er zu dem Ordonnanzoffizier, „denn man iſt heute nicht ſicher, allarmirt und in Marſch geſetzt zu werden; ſind doch von den Württembergern und Bayern ſchon ein paar Regimenter abgeritten und iſt ja auch ſchon vor einer Viertelſtunde bei den Achter-Dragonern zum Aufſitzen geblaſen worden."

„Alles zum Gefangenentransport, Herr Oberſt," ſagte der Doktor. „Ich ſtand heute Früh dicht am Wege, als die Württemberger vorüberzogen mit einer ganzen Muſterkarte der franzöſiſchen Armee."

„Das kann heute auch noch an uns kommen, wenn die Mauſefalle bei Sedan eröffnet wird, deßhalb wollen wir keine Zeit verlieren und in aller Gemüthsruhe unſern Kaffee trinken."

Zu dieſem Zweck hatten die Burſchen des Oberſten den Tiſch raſch abgeräumt, auch die Trinkgefäſſe geſpült und bald duftete in denſelben ein vortrefflicher Kaffee. Da auch noch ordentliche Cigarren, guter Tabak und eine Flaſche vortrefflichen Aniſetts vorhanden waren, ſo ging das lukulliſche Mahl, nachdem die letzten Weinreſte vertilgt waren, in jenes behagliche Stadium über, wo man gern Intereſſantes erzählt oder intereſſanten Erzählungen mit Vergnügen lauſcht.

„Etwas habe ich doch noch in meinem Bericht vergeſſen," wandte ſich Lieutenant von Paſſow an den Oberſten, „werde aber dabei wieder mit unſerem guten Doktor in Streit gerathen, der bekanntlich alle Geiſter und Geſpenſter hartnäckig leugnet."

„Und Sie haben wohl dergleichen heute Nacht geſehen?“ fragte der Regimentsarzt in einem etwas ſpöttiſchen Tone.

„Na und ob, ſogar ein reitendes Geſpenſt!“

„Erzählen Sie das, Paſſow, erzählen Sie das, aber ausführlich!“

„Und ohne Uebertreibung!“ bat der Doktor.

Dabei hatte ſich der Berichterſtatter auffallend in die Höhe geſtreckt, eine ſehr ernſte Miene angenommen, und ehe der Ordonnanzoffizier erzählen konnte, warf er in einem eigenthümlichen Tone die Worte hin: „Auch ich habe heute Nacht etwas Aehnliches geſehen und es ſchauert mich noch, wenn ich daran denke.“

Paſſow warf dem Regimentsarzt einen triumphirenden Blick zu, ehe er begann: „Es war gerade auf jener Waldwieſe, wo ſich die Kanaillen, gut hinter Bäumen gedeckt, abſolut nicht zum Davonlaufen verſtehen wollten, ja Miene machten, vorzuſtoßen und ich ſo einem höchſt peinlichen Moment entgegenſah — da erſchien es plötzlich, kaum drei- bis vierhundert Schritte vor mir, langſam aus dem Walde hervorreitend, auf einem abgetriebenen Pferde, das bei jedem Schritt zu ſtolpern ſchien.“

„Das Geſpenſt?“ lachte der Doktor.

„Allerdings ſo etwas, Sie würden nicht lachen, wenn Sie die Geſtalt geſehen hätten wie ich.“

„Und wie ich,“ bekräftigte der Berichterſtatter. „Eine müde, zuſammengebrochene Figur, unheimlich düſter.“

„Ja, den Kopf tief herabgeſenkt, die Rechte auf die Hüfte geſtützt.“

„Gerade ſo,“ ſagte Paſſow.

„Sehen Sie, meine Herren, wie das intereſſant wird! Zwei haben es geſehen, Doktor, Sie müſſen zugeben, daß es damit ſeine Richtigkeit hat.“

„Pah, ein harmloſer Reiter, vielleicht ein Verwundeter auf verwundetem Roß.“

„Das war auch mein erſter Gedanke,“ fuhr Paſſow fort, „obwohl es mich ſogleich beim erſten Erblicken dieſer ſchattenhaften Geſtalt eigenthümlich durchfröſtelte, als ſie dicht an der Feuerlinie jenes ſchlechten Geſindels vorüberzog, unbekümmert um die knallenden Schüſſe, bis ich mit einem Male das Entſetzen gewahrte, welches die unnatürliche Erſcheinung auch bei Jenen hervorrief. Ich ſah ſie zurückweichen, fliehen, die Waffen wegwerfen und dann blickte ich mit geſteigertem Grauen dem unheimlichen Phantom nach, um jetzt erſt das Entſetzlichſte an der ganzen Erſcheinung zu entdecken.“

„Ja, das Entſetzlichſte,“ wiederholte leiſe der Berichterſtatter. —

„Ihren Schatten,“ fuhr Paſſow fort, „wenn man das ſo nennen kann, denn die ganze Figur zeichnete ſich verſchoben auf der Waldwieſe ab in einem deutlichen fahlen Lichtſchein.“

„Ja, ja, ſo ſah ich es auch, und zwar in der Nacht nicht weit von Illy, wo die franzöſiſchen Reiter in regelloſen Haufen übereinandergeſtürzt liegen.“

„Nun, lieber Doktor,“ ſprach der Oberſt mit einem eigenthümlichen Lächeln, „was haben Sie dagegen einzuwenden? Wie ſagt doch Ihr großer Goethe, den Sie ſo häufig citiren:

„Durch Zweier Zeugen Mund
Wird überall die Wahrheit kund.“

„Allen Reſpekt, Herr Oberſt, vor dieſen beiden höchſt ehrenwerthen Zeugen,“ entgegnete der hartnäckige Regimentsarzt, „aber im beſagten Falle ſpielt doch die erregte Phantaſie der beiden Herren keine kleine Rolle. Man iſt Nachts auf dem Schlachtfelde unter dem Eindrucke all' des Entſetzlichen für Auge und Ohr, man ſieht Schlachtfeldhyänen mit Laternen vorüberhuſchen, auch ſpielt der flimmernde Mondſchein keine kleine Rolle bei der am Ende ganz natürlichen Erſcheinung des müden Reiters auf müdem Roß, weßhalb denn in beiden Herren die bekannte Sage von dem geſpenſtigen Spion rege wurde, der ſchon während des Gefechtes erſcheint und nächtlich das Schlachtfeld abreitet.“

„Nun ſehen Sie, lieber Doktor,“ meinte der Oberſt, „den haben doch ſehr ruhige und ſehr vernünftige Leute nicht geleugnet. Weiß ich doch ſelbſt aus den Erzählungen eines alten Onkels, der in den franzöſiſchen Kriegen zu Anfang dieſes Jahrhunderts in der öſterreichiſchen Armee diente, wie oft damals von dem geſpenſtigen Spion die Rede geweſen. Geiſterhaft erſchien er vor oder während der Schlacht an Orten, wo man das Hingelangen eines Fremden gar nicht für möglich gehalten hatte, und brachte den Kommandirenden ſinnverwirrende Befehle ihrer oberſten Kriegsherren in ſo beglaubigter Form, daß die Ausführung entweder unvermeidliches Unheil brachte, oder nur mit dem höchſten Wagniß perſönlicher Verantwortlichkeit unterlaſſen werden konnte. Wurde der Geheimnißvolle als Spion verdächtigt und verhaftet, ſo entkam er mit Hülfe ſeines wunderbaren Schimmels, den kein Reiter einzuholen vermochte. In der ganzen vereinigten Armee Napoleons und der Rheinbund-Fürſten war er bekannt und berüchtigt, alle Generale und höheren Offiziere wollten ihn bei irgend einer Gelegenheit von Angeſicht zu Angeſicht geſehen haben, und wenn eine Unternehmung ſchief ging, eine wohlüberlegte Bewegung' eines einzelnen Heerestheiles einen unerwartet ſchlechten Ausgang nahm, dann hieß es unter den Soldaten: ‚da war wieder Jacques mit dem Schimmel dabei!' Als im Mai des genannten Jahres Napoleon ſein Hauptquartier ſo nahe bei Wien, auf der Inſel Lobau hatte, wurde ihm ein Parlamentär des Erzherzogs Karl gemeldet in der Majorsuniform eines öſterreichiſchen Linieninfanterieregiments. Der Kaiſer ließ den Offizier vor ſich kommen, und als man demſelben im Vorgemache des dürftigen Kaiſerpalaſtes auf der Inſel die ſchwarze Binde von den Augen nahm, ging ein Zucken der Ueberraſchung und faſt des Entſetzens durch die im Vorgemache anweſenden Marſchälle und Offiziere: ſie hatten Jacques mit dem Schimmel erkannt. Es blieb ihnen jedoch nicht Zeit zu irgend einer Maßregel, denn die Thüre zum kaiſerlichen Gemache öffnete ſich ſogleich und die Audienz, die Napoleon dem verdächtigen Fremden unter vier Augen gewährte, dauerte mehrere Stunden. Erſt als der Kaiſer in's Vorgemach trat, gefolgt von dem zweideutigen Parlamentär, wagte es einer der Marſchälle, ſeinem Gebieter leiſe zu ſagen, daß er es mit dem famoſeſten der Spione zu thun habe. Der Kaiſer warf erſt einen vernichtenden Blick auf den Kühnen und gebot ihm dann mit ſpöttiſchem Lächeln, zu ſchweigen. Bis zur Schlacht von Wagram ſpukte der Fremde, meiſtens in öſterreichiſcher, manchmal auch in franzöſiſcher Uniform, im Lager der napoleoniſchen Armee. Die Kriegsgendarmerie hatte jedoch ſtrengen Befehl, ihn ungehindert gewähren zu laſſen. Erſt als nach dem Treffen bei Znaim der Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde und Napoleon mit den vornehmſten öſterreichiſchen Heerführern die unmittelbar vorhergegangenen Wendungen des Krieges beſprochen hatte, erging plötzlich ſcharfe Ordre, ſich des öſterreichiſchen Majors zu bemächtigen, der keiner geweſen war und in Lobau den Parlamentär geſpielt hatte. Es war nämlich klar geworden, daß Jacques mit dem Schimmel beiden Kriegführenden zum Schaden Beider gedient und dafür fabelhafte Summen bekommen hatte, mit denen er noch rechtzeitig das Weite geſucht haben mußte, denn — man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

„Wie der Schluß jeder rechtſchaffenen romantiſchen Erzählung lautet," ſagte der Doktor lachend. „Uebrigens will ich zugeben, daß mir als poetiſche Zugabe zu Krieg und Kriegerleben die Geſchichte von Jacques mit dem Schimmel ſtets wohl gefallen hat."

„Es iſt das ſchon eine ſehr alte Sage," ſprach der Berichterſtatter, „ſoll ja doch ſchon im dreißigjährigen Kriege der geſpenſtige Spion viel Unheil angerichtet haben."

„O dieſer Herr iſt noch weit älter," meinte der Regimentsarzt, „und jedenfalls identiſch mit dem Hunnenhauptmann, welcher in der Chriſtnacht auf ſeinem Schimmel die Inſel im Staffelſee im bayeriſchen Gebirge umreitet."

„Wir hatten im elterlichen Hauſe," ſagte der Oberſtlieutenant, „einen ſehr alten Kammerdiener, der den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht hatte und uns Kindern häufig von einer Begegnung mit dieſem Jacques erzählte. Derſelbe hatte in einer der damaligen Affairen gleichfalls irgend einen Verrath verübt, und da der große König ebenſowenig an Geſpenſter glaubte, wie unſer guter Doktor, ſo wurde dem Mann auf dem Schimmel durch Patrouillen und Wachen förmlich aufgelauert und in einer Nacht, ſo erzählte unſer alter Kammerdiener, erſchien er ihm und einigen Kameraden, die in einem Hohlwege aufgeſtellt waren, denſelben ganz gemächlich herabreitend. Es waren das preußiſche Musketiere, die viele Schlachten mitgemacht hatten und den Teufel nicht fürchteten. Halt! ſchreien und mit gefälltem Bajonnet vorſtürzen, war das Werk eines Augenblicks. Aber Jacques auf ſeinem Schimmel zog wie ein Lichtſchein durch die Musketiere dahin, und als er in die Nähe unſeres alten Dieners kam, der den Gewehrkolben hoch zum Schlage erhoben hatte, wandte er ihm das Geſicht zu und ſtieß ein ſo gräßliches Lachen aus, daß es dieſer alle Tage ſeines Lebens nicht vergeſſen konnte."

„Schade drum," lachte der Oberſt gemüthlich, „daß bei dieſen graulichen Geſchichten der herrliche Sonnenſchein leuchtet, das wäre Etwas geweſen für Nachts am lodernden Wachtfeuer."

Da klang aus der Nähe herüber friſch und luſtig die ſchmetternde Muſik des achten Dragonerregiments, bei dem vorhin zum Aufſitzen geblaſen worden war und das nun in langer Linie bei den Bivouaks der Ulanen vorüberzog. Raſch war Alles, was nicht gerade bei den Pferden beſchäftigt war, auf den Beinen, um den abrückenden Kameraden ein freundliches Scherzwort oder dergleichen nachzurufen, und als einer der zuſchauenden Ulanen mit einer Bewegung nach ſeinem Säbel das bekannte „Lehm op" rief, jubelten es Hunderte nach und es durchflog auch ſo friſch und kräftig die Reihen der abreitenden Dragoner, daß deren Pferde, den bekannten Schlachtruf wohl kennend, die Ohren ſpitzten und ſich ohne Hülfe zuſammennahmen wie vor einer Attaque. — „Lehm op" — „Lehm op."

Auch der Oberſt des Ulanenregiments hatte ſich mit ſeinen Offizieren erhoben und dem Kommandeur der Dragoner, der zur Begrüßung eine Strecke gegen ihn herangeſprengt war, freundlich mit der Hand gewinkt, worauf ihm Jener zurief: „Kommt's bald nach, ſo viel ich vernommen, geht's nach Paris!"

„Daran iſt wohl kein Zweifel mehr, und wenn es geht wie bisher, ſo können wir in vier Wochen bei den Frères provençaux diniren; auf Wiederſehen, morgen Früh, denk' ich! — Doch wollen wir uns," wandte er ſich an ſeine

Tafelrunde, „den Kaffee durch Ausſicht auf baldigen Aufbruch nicht verkümmern laſſen; — Doktor, geben Sie noch eins her von dem ganz vortrefflichen Aniſette; vergeſſen Sie mir auch vor allen Dingen unſern Berichterſtatter nicht, ich ſeh' in ſeiner Hand die wichtige Schreibtafel und möchte bei ſeinem nächſten Bericht um ein freundliches Wort für unſern Regimentsfamilientafel-Oberintendanten gebeten haben. Sie ſollen leben, Doktor!"

„Danke ſchön, Herr Oberſt, aber ich muß mich von dem Vorwurf reinigen, als hätte ich die Schreibtafel unſeres Gaſtes zu meinem Lob benützen wollen; ich war gerade im Begriff, ihm einige Aufklärungen über das hiſtoriſch gewordene ‚Lehm op' zu geben; beſſer aber wäre es noch, wenn der Herr Oberſt ſelbſt, als bei der Entſtehung gegenwärtig, dieſelben freundlichſt geben wollte."

„Mit Vergnügen! Das war damals vor dem 66er Feldzug, als wir in Bonn lagen; ich war Oberſtlieutenant beim dortigen Königshuſarenregiment, und da ritten wir eines ſchönen Morgens mit ein paar Schwadronen auf der godesberger Chauſſee nach dem Exerzierplatz zu, wobei wir an einem Neubau vorbeikamen, an dem die Maurer oben auf dem Gerüſte den Speisbuben drunten zuriefen: ‚Lehm op', als Weiſung, Kalk und Mörtel hinaufzubringen. Ein paar Huſaren riefen das Wort lachend nach, und als wir am andern Morgen wieder vorüberzogen, war der erſte Gruß der geſammten Schwadron an die Maurer auf dem Gerüſte das famoſe ‚Lehm op'. Der Gruß erhielt ſich, wurde bei mannigfaltigen Gelegenheiten zum Scherze benutzt, und als bei der erſten Attaque im damaligen Feldzug die Säbel aus der Scheide flogen, brauste ein flottes ‚Lehm op' durch das ganze Regiment. Das wirkte ſo anſteckend, daß in Kurzem jedes Kavallerieregiment unter dem Rufe: ‚Lehm op' zum Angriff überging. Es hat ſich auch bei dieſem Feldzug wiederholt und prächtig bewährt, denn wenn die Burſche ihr ‚Lehm op' brüllen, ſo iſt kein Halten mehr und ſie fahren drein wie die leibhaftigen Teufel."

„Es iſt das die gleiche Geſchichte wie mit dem ‚Heurich' in den Befreiungskriegen," meinte der Oberſtlieutenant, „nur daß dieſer Heurich eine Perſönlichkeit war und zwar ein verſoffener Offiziersburſche im lithauiſchen Dragonerregiment unter Oberſt Below und ſeinem ſamoſen Oberſtlieutenant Platen. Man hatte den letzteren ſeinen Heurich oft im Zorne mit lauter Stimme aurufen hören, worauf die Dragoner in der Schwadron bei jeder außerordentlichen Gelegenheit ihr ‚Heurich, Heurich' erſchallen ließen, und ſo wurde das nach und nach zum Schlachtruf. Es blieb aber längere Zeit nur bei dieſem Regimente und man hörte damals öfters mitten in der Schlacht, wenn die andern Reiterregimenter nichts ausrichten konnten, den lauten Ruf ‚Heurich, Heurich', bis die Lithauer unter Oberſt Below herbeikamen und aushalfen."

„Ich möchte nur wiſſen," ſagte der Regimentsarzt, „was ſich die Franzoſen damals beim ‚Heurich' und heute beim ‚Lehm op' denken und wie ihre Geſchichtſchreiber das ſpäter verdolmetſchen werden! Vielleicht wie vor Zeiten unſere Infanterie ihr Hurrah, das ſie von den Ruſſen herleiten und von dem ſie behaupten, es ſei ein Koſakenwort und heiße zu Deutſch: ‚Freuet euch des Lebens!'"

Alle lachten, während der Berichterſtatter dieſe koſtbaren Notizen ſogleich aufzeichnete. Dann ſagte der Oberſt aufblickend: „Dort kommt Lieutenant von der Gladden zurück und mit ihm einer der Herren Kameraden vom Generalſtab, wahrſcheinlich mit einem Befehl für uns; und ſo wollen wir denn unſere Tafel aufheben, denn ich meine, es läge in der Luſt, daß wir in Kurzem abreiten müſſen."

Die Burſchen des Oberſten ſchienen der gleichen Anſicht zu ſein, denn kaum hatten ſich die Offiziere erhoben, um den Heranreitenden entgegen zu gehen, ſo räumten ſie augenblicklich zuſammen, was ſich noch auf dem improviſirten Tiſche befand, packten Alles in eine Kiſte und luden es auf einen der Wagen.

Lieutenant von der Gladden brachte den Dank des Rittmeiſters von Trebbin für den guten Rath, da doch vorläufig für den armen Barnitz nichts weiter geſchehen könne, weil ſie ſoeben den Befehl zum Aufbruch erhalten hätten. Dieſen überbrachte der Generalſtabsoffizier auch für das Ulanenregiment, dann klangen die Trompeten durch das Bivouak, Alles lief zuſammen und an die Pferde, ſo daß das Ganze für eine kurze Zeit ſcheinbar das Bild eines gewaltigen Durcheinanders gab. Aber auch nur ſcheinbar, denn aus dem Knäuel der Pferde und Menſchen entwickelte ſich in überraſchend kurzer Zeit die Linie der Züge und Schwadronen, die Trompeter blieſen luſtig vor, die ſchwarz und weißen Fähnlein der Lanzen flatterten im Winde, und dann zog das ganze Regiment zuerſt bei dem Oberſten vorüber und gegen die Straße — nach Rheims.

Der Berichterſtatter hatte ſich auf's Herzlichſte bedankt für die genoſſene glänzende Gaſtfreundſchaft, worauf ihn der Oberſt eingeladen, ſich auch künftig, ſo oft er in die Nähe des Regimentes käme, als Gaſt desſelben zu betrachten, und Lieutenant von Paſſow hatte noch die Bitte beigefügt, ihm Nachrichten zukommen zu laſſen, wenn er durch ein glückliches Ungefähr etwas über ſeinen verwundeten Kameraden erführe. Dann folgte der Ordonnanzoffizier ſeinem dahinjagenden Chef, und der arme Berichterſtatter blieb allein, faſt traurig zurück. Da lag um ihn her der weite Platz, wo ſoeben die luſtigen Ulanen gelagert, öde und leer, und es war von dem heitern Treiben hier nichts übrig geblieben, als einige in den Boden geſchlagene Pfähle, ſpärliche Heu- und Strohüberreſte, Papierfetzen und verglimmende Feuer.

Fünftes Kapitel.

Wo der Karren mit dem verwundeten Huſarenoffizier unter Führung des Zuaven geblieben war, wer mochte es wiſſen! — Allerdings hatte der Rittmeiſter von Trebbin, ſowie auch der Bruder des Verſchwundenen Mittheilungen machen laſſen an verſchiedene Ambulanzen und Sanitätskolonnen, welche am nächſten Tage und auch an dem darauf folgenden das Schlachtfeld im weiteſten Umkreiſe mit unermüdlicher Sorgfalt durchſuchten, und oft von weit entfernten Punkten, ja ſogar aus dem Walde des Wolfsrückens verwundete Freunde und Feinde herbeibrachten, es war aber Alles umſonſt: alle Nachforſchungen waren vergeblich geweſen, ja man hatte ſich in dieſem ſpeziellen Falle an die franzöſiſchen Behörden bis zur belgiſchen Grenze hin gewandt, ohne auch von dorther eine Nachricht zu erhalten! Der Karren mit der ganzen Geſellſchaft war und blieb verſchwunden, und das Günſtigſte, was man anzunehmen vermochte, war, daß der vorſichtige François am Morgen nach jener Nacht irgendwo ein ſicheres Verſteck gefunden, wo er bis zum folgenden Abend blieb, um dann nach Eintritt der Dunkelheit vielleicht die belgiſche Grenze zu überſchreiten und ſich ſo in Sicherheit zu bringen, weßhalb wir im Intereſſe unſerer wahren Geſchichte einen Spaziergang durch die Ardennen nicht ſcheuen dürfen. Laſſen wir die blutigen Schlachtfelder, von deren Schreckniſſen wir genug geſehen und gehört, hinter Illy und La Chapelle im Rücken und vertiefen uns an dem ſchönen Herbſttage in den Schatten des Ardennenwaldes, wandeln wir dahin unter mächtigen Bäumen in prachtvoll bunter Färbung, überſchreiten Wieſenthäler mit murmelndem Waſſer und maleriſchen Schluchten, und fühlen nach all' dem Schauder und Entſetzen der letzten Tage ſo recht wieder die volle Wahrheit des dichteriſchen Wortes:

„Die Welt iſt vollkommen überall
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual!"

Dieſes Wort drängt ſich uns förmlich auf, wenn wir mitunter von Waldeshöhen herab in weiter Ferne breite Wege und Landſtraßen ſehen, häufig bedeckt mit flüchtigen franzöſiſchen Truppentheilen, mit Kranken und Maroden, die ſo raſch, als es ihre Kräfte erlauben, der nahen Grenze zueilen. Wir wollen ihnen nicht begegnen, noch ihren Pfad durchkreuzen und folgen lieber einem ſchnurgeraden Waldwege, der uns auf einen runden Platz führt, von dem gleiche ſchattige Gänge unter majeſtätiſchen Bäumen ſtrahlenförmig nach ſechs verſchiedenen Richtungen führen, und wo wir am Ende eines dieſer Jagd- und Wildpfade ein Schloß vor uns liegen ſehen mit altersgrauem, etwas düſterem Mauerwerk und von ſtarken Thürmen flankirt.

Da es aber während unſeres langen Spazierganges Abend geworden iſt, ſo dringt ein letzter Strahl der ſcheidenden Sonne durch eine dieſer geraden Waldalleen, ſie mit einem Strom von goldenem Glanz erfüllend, bis an das alte Schloß, und läßt die großen Fenſter deſſelben hell aufleuchten. Leider verſchwindet dieſer letzte freundliche Gruß gar ſo raſch und dann umhüllt uns die Nacht, während leiſe rauſchend der Lufthauch durch die Kronen der mächtigen Bäume zieht, tiefe Dunkelheit uns umgibt und die Sehnſucht nach einem gaſtlichen Dach erweckt. Iſt doch die Nacht keines Menſchen Freund und am wenigſten, wenn dieſer Menſch dahinzieht durch einen unbekannten dichten Wald, in dem man zuweilen ſo gar ſeltſame Töne und Klänge vernimmt.

Unter dieſen Gedanken haben wir das alte Schloß erreicht, und obgleich es von einem tiefen Waſſergraben umgeben und die Zugbrücke über denſelben aufgezogen iſt, jenſeits derſelben aber ſich ein ſchwer mit Eiſen beſchlagenes Thor befindet, ſo hält alles das unſere Phantaſie nicht ab einzudringen und zu ſchildern, was wir hinter Zugbrücke, Thor und Mauer geſehen.

Es iſt da im Erdgeſchoß eine große Halle mit gewölbter Decke, die trotz ihrer Ausdehnung in Länge, Breite und Höhe durch den ausgeſuchteſten Comfort ſo behaglich eingerichtet iſt, daß man ſich augenblicklich hier wie zu Hauſe fühlt. Der Boden iſt mit dicken Teppichen bedeckt, von denen, beſonders vor den Sopha's und Fauteuils, häufig ein paar übereinanderliegen; hie und da liegt auch wohl eine weichhaarige Bärendecke; an den Wänden ſieht man auf grauſeidenen Damaſttapeten alte dunkle Ahnenbilder in Lebensgröße, Herren im Harniſch oder Sammetgewand mit weißer Krauſe, Damen in dem maleriſchen Koſtüme des Mittelalters neben andern mit der ſteifen Schnürbruſt und dem Reifrock. Einzelne Wandflächen ſind auch mit Waffentrophäen verziert und bemerkt man hier eine ſtreng chronologiſche Folge der Mord-, Jagd- und anderer Waffen mancher Jahrhunderte, vom Streitkolben und dem Kettenhemd an bis zum reichciſelirten Dolch als Spielzeug für Damen und dem ſtählernen Galanteriedegen, von der Armbruſt bis zum Lefaucheuxgewehr.

Zwiſchen dieſen Erinnerungen meiſt aus alter Zeit iſt die Halle verſehen mit Fauteuils und Sitzgelegenheiten ſowohl älterer wie neuerer Konſtruktion und ſieht man an den Formen der letzteren wohl, daß hier eine kundige Hand bemüht war, die ſchwellenden Causeuſes mit jenen hochlehnigen und langbeinigen, ſteif gravitätiſchen Stühlen, vielleicht durch ähnliche Art des Ueberzugs in Einklang zu bringen. Auch bei dem reichen Beleuchtungsmaterial in der weiten und hohen Halle hat man es in ähnlicher Art gemacht und alte aus Eichenholz geſchnitzte Lüſtres mit Carcellampen in gleicher Form verſehen und ſo eine glänzende Helle hervorgebracht. Die eine Seite dieſer Halle bildet einen koloſſalen Erker und zwar von ſo großen Dimenſionen, daß er bequem als abgeſonderter Raum zum Speiſen dienen kann. Dazu ſcheint er auch heute benutzt worden zu ſein, denn man ſieht die Diener noch beſchäftigt, das reiche Service in Kriſtall und Silber zu entfernen, während ſich die Herrſchaften auf der andern Seite der Halle befinden in der Nähe eines alterthümlichen Kamines, deſſen Oeffnung ſo hoch iſt, daß ein Mann mit dem Hut auf dem Kopfe bequem Platz darin gehabt hätte. Heute, bei dem ſchon kühlen Herbſtabend, loderten mächtige Eichklötze auf den kunſtvoll verzierten Feuerhunden, und es machte einen großartigen Eindruck, daß nicht weit vom Kamin ein ganzes Klafter geſpaltenes Eichenholz auf dem Steinboden geſchichtet lag und ſich hier nicht viel größer ausnahm, als in einem gewöhnlichen Salon ein kleiner Holzkorb.

Nahe beim lodernden Feuer, im traulichen Kaminwinkel, ſaß ein ſehr alter Herr von würdevollem, vornehmem Aeußeren auf einem hohen Lehnſtuhle mit gefalteten Händen, und ließ den Kopf ſo tief auf die Bruſt herabhängen, daß man deutlich ſah, er halte eben eine kleine Sieſta. Er ließ ſich darin auch durchaus nicht ſtören durch das ziemlich laute Sprechen einiger andern Perſonen, die theils vor dem Kaminfeuer ſtanden, theils ſich in der Nähe deſſelben niedergelaſſen hatten. Zu den erſteren gehörte ein gleichfalls ſchon bejahrter Herr mit dichtem, aber ebenfalls weißem Haupthaar, glatt raſirt, ſehr einfach aber ſehr vornehm gekleidet, mit feinen, häufig lächelnden Geſichtszügen und ſehr ſchön gewölbten dunklen Augbrauen. Vor ihm ſtand ein anderer in einem ziemlich gewöhnlichen Ueberrock, an den Füßen hohe Reitſtiefel, die mit ſchweren Anſchnallſporen verſehen waren; dieſer hatte derbe Geſichtszüge, aber von ſehr intelligentem Ausdruck, beſonders waren es die Augen, die unter buſchigen Brauen Geiſt und Energie verriethen. Er trug einen großen Vollbart, den er häufig mit der umgekehrten rechten Hand emporzuſtreichen pflegte. Gegenüber dem ſchlafenden alten Herrn ſaß eine Dame von vielleicht 36 Jahren. Sie hatte die Stirn an die Steineinfaſſung des Kamins gelehnt, während ſich faſt in der Mitte der Halle an einem Tiſche eine weit ältere Dame befand, welche ſich mit lebhaften Geberden und großer Zungenfertigkeit mit einem nicht mehr jungen Herrn unterhielt, deſſen Jagdanzug einen ſtutzerhaften Zuſchnitt hatte.

Dieſe Dame hatte ſcharfe und ſehr bewegliche Geſichtszüge, ſtechend graue Augen und eine knöcherne ſpitzige Naſe; ſie lächelte häufig, aber wenn ſie lächelte, zeigte ſich um ihre farbloſen Lippen ein hämiſcher, faſt boshafter Zug, ſo gerade jetzt, als ſie achſelzuckend ſagte: „Wenn man in der That Erkundigungen einziehen will, die etwas werth ſind, ſo ſollte man das in einem weniger auffallenden Koſtüm thun!“ worauf der Herr erwiderte: „Das ſind komiſche Anſichten, Fräulein von Rochambeau, iſt es doch zur Jagdzeit, und bei unangenehmen, ja gefährlichen Begegnungen kann man ſich dadurch in irgend welcher Art legitimiren. Ich kann Sie verſichern, daß ich bis dicht vor Illy war und des Schrecklichen genug geſehen habe; ich werde mein Lebtag daran zu denken haben und bin ein paar Mal nur mit Mühe dieſen verfluchten Preußen ausgewichen.“

„Ja ausgewichen,“ erwiderte das alte Fräulein mit verächtlicher, aufgeworfener Lippe, „wogegen Doktor Frommental bis vor die Thore von Sedan gekommen iſt und es mit angeſehen hat, wie der Kaiſer gefangen fortgeführt wurde.“

„So laſſen Sie ſich Näheres von ihm erzählen!“ erwiderte der im Jagdanzuge etwas ungeduldig.

„Das würde ich auch thun, mein guter Herr von Valcreuſe, wenn ich dieſen Republikaner nicht noch mehr haßte, als die Preußen.“

„Man kann Etwas haſſen und es klugerweiſe doch benutzen, im Kleinen wie im Großen; und was dieſe Republikaner anbelangt, ſo werden ſie in den nächſten Tagen Oberwaſſer haben, bis ſie wahrſcheinlich nach Kurzem eine geſchickte Hand benutzt, um die Mühle Heinrich's V. oder des Grafen von Paris zu treiben; es iſt das Alles ſchon da geweſen, und wir leben in einer großen Zeit."

Er ſagte das, indem er ſich ſo hoch als möglich ſtreckte, die Augen halb ſchloß, ſowie um ſeine dünnen Lippen ein vielverſprechendes Lächeln ſehen ließ; ja er ſpitzte den Mund zum Pfeifen, und nach der Bewegung zu urtheilen, die er dabei machte, hätte man glauben können, er intonire innerlich die Marſeillaiſe oder Ça ira.

„Der Himmel bewahre uns in Gnaden, das nennen Sie eine große Zeit, Sie, ein alter Edelmann?"

„Das heißt ein Edelmann von ſehr altem Hauſe, Fräulein von Rochambeau," entgegnete der wohl fünfzigjährige Mann — „ja, es iſt eine große Zeit, in der wir leben, und wenn die gute Stadt Paris ihre Söhne zuſammenruft, ſo werde ich nicht fehlen, um ſelbſt unter der Republik mitzubauen — an dem Eckſtein nämlich für das Zukunftsgebäude der glorreichen Familie Orleans."

„Ja, ja, Herr von Valcreuſe," lächelte die ältliche Dame mit einer großen Verachtung, „Sie haben alles Zeug zu einem Desmoulins oder Mirabeau — unbegreiflich, daß Sie bis jetzt dem Ruf des Vaterlandes nicht gefolgt ſind!"

Sie hatte ſich bei den letzten Worten erhoben und war in einem großen Bogen um den Mann in Reiterſtiefeln herumgegangen bis zu der andern Dame, die noch immer mit dem Kopf an der Kamineinfaſſung lehnte.

„Mit dem Schwerte dreinhauen kann Jeder," ſagte Herr von Valcreuſe, ihr mit Achſelzucken nachſchauend, „aber wenn das Vaterland Köpfe braucht — zum Denken, ſo werde ich mich finden laſſen!" Dann ging auch er gegen den Kamin, wo Doktor Frommental — das war der Mann in den Reitſtiefeln — von einem Ausflug erzählte, den er nach dem Schlachtfeld unternommen, wobei er ſeine Worte hauptſächlich an den Herrn des Schloſſes richtete, den Marquis von Rochambeau, vor welchem er ſtand.

Der alte Herr im Lehnſtuhle war der Herzog von Rochambeau, der Vater des Marquis, und die jüngere Dame ihm gegenüber die Frau Gräfin Danterre, des letzteren Tochter.

Dieſe erhob jetzt den Kopf etwas gegen Fräulein von Rochambeau und zeigte dabei ein bleiches Geſicht mit immerhin noch ſchönen, aber in Leiden und Schmerz verblaßten Geſichtszügen. Sie war Wittwe und hatte aus kurzer, aber gerade nicht ſehr glücklicher Ehe einen einzigen Sohn, der ſich bei der franzöſiſchen Armee befand, von dem man in letzter Zeit nichts wußte und nur erfahren hatte, daß das Jägerregiment, bei dem er ſtand, an der Schlacht von Sedan theilgenommen und furchtbar gelitten hatte.

„Meine Liebe,“ ſagte ſie zu der älteren Dame, der Schweſter des Schloßherrn, „der gute Doktor erfuhr nicht das Geringſte von Henry, ſo große Mühe er ſich auch gegeben, und was man ihm vom Regimente ſagte, iſt ſo gar traurig. Daſſelbe hat nicht nur entſetzlich gelitten, ſondern iſt ſchon während der Schlacht zum großen Theil in Gefangenſchaft gerathen. O, mein armes Kind!“

„Man muß nicht gleich das Schlimmſte denken,“ ſagte der Marquis. „Nehmen wir an, daß mein Enkel gefangen wurde, ſo iſt das immerhin ein hartes Schickſal, aber Nichts, was zur Verzweiflung berechtigt, denn ſelbſt die Deutſchen werden heutzutage ihre Kriegsgefangenen nicht unmenſchlich behandeln.“

„Ich ſah Haufen unſerer armen Leute vorüberziehen,“ ſagte Doktor Frommental in rauhem Tone, „und allerdings waren die Meiſten müde, erſchöpft, marode, theilweiſe verwundet; doch gab man ihnen an Speiſe und Trank, was auch die Andern bekamen, und verband ihre Wunden ſo gut als möglich, wobei auch ich hilfreiche Hand mit anlegte.“

„Müde und erſchöpft — theilweiſe verwundet,“ wiederholte die arme Frau, wobei Thränen in ihre Augen traten, „mein Kind — mein einziger Sohn, an deſſen gutem, weichen Lager ich Nächte lang ſaß, wenn ſein Athem etwas unruhiger ging als gewöhnlich, den ich mit tödtlichem Schrecken betrachtete, wenn er mit einer leicht blutenden Schramme aus den Wäldern kam — mein Henry, auf der Landſtraße dahingetrieben, vielleicht mit wunden Füßen, erſchöpft — krank — — wenn er nicht ſchon — — Gott, mein Gott, ich werde noch wahnſinnig!"

Der Marquis ging zu ſeiner Tochter, küßte ſie auf die Stirn und ſagte ihr ſanfte Worte ſo tröſtlich, als er nur zu thun vermochte, wobei er hervorhob, daß Doktor Frommental auf der Stelle geweſen ſei, wo jenes Jägerregiment ſo ſtarke Verluſte erlitten, daß er Zeit genug gehabt, mit einer franzöſiſchen Ambulanz, die er dort getroffen, genaue Nachforſchungen anzuſtellen, daß er nichts gefunden, daß er aber erfahren, es ſei ein Theil des Regimentes mit General Vinoy gegen Mezières entkommen und vielleicht jetzt ſchon auf dem Wege nach Paris. „Wer weiß," ſetzte er hinzu, „ob ſich Henry nicht wohl und geſund dabei befindet!"

„Dann aber immerhin noch in keiner beneidenswerthen Lage," ſagte Fräulein von Rochambeau in einem harten Tone, „lieber noch kriegsgefangen, als nach Paris gehen zu müſſen und dort bei der Errichtung einer Republik mitzuhelfen."

Dieſe letzten Worte, ſehr laut geſprochen, waren von einem Achſelzucken gegen Doktor Frommental begleitet, der ſich aber durchaus nichts daraus zu machen ſchien, vielmehr ſeinen dichten Bart ſtreichelte und gelaſſen erwiderte: „Das rollt Alles von ſelbſt, Madame, und wir Beide werden es nicht hindern."

Eine etwas heftige Erwiderung ſeiner Schweſter ſchnitt der Marquis dadurch ab, daß er zur Gräfin ſagte: „Du wirſt gehört haben, meine liebe Tochter, daß der Doktor Frommental ſo zu ſagen beim Finale dieſes furchtbaren Stückes zugegen war und das Fallen des kaiſerlichen Vorhangs mit angeſehen hat."

„Bah, Herr Marquis," verſetzte der Doktor, indem er ſich auf ſeinen geſpreizten Beinen ein wenig hin und her wiegte, „ich möchte das doch kein Finale des ganzen Stücks heißen, nur ein großartiger Abſchluß und dann vollſtändiger Dekorationswechſel."

«Oh, Richard, oh, mon roi,» ſummte Herr von Valcreuſe.

Doch ſagte der Doktor lächelnd: „Noch nicht ſogleich, mein Freund, es wird wieder leider einmal den gewöhnlichen Gang gehen. Als ich damals in Heidelberg ſtudirte, hatten meine deutſchen Kollegen einen ganz guten Vers darüber, ſehr wahr und immer wieder zutreffend:

Der erſte König war ein glücklicher Soldat,
Den letzten König ſtürzte das Proletariat,
Dann kam die Anarchie und fraß die eigenen Glieder
Und nach dem letzten König kommt der erſte wieder.“

„Sie ſahen den Kaiſer?“ fragte die Gräfin, ihn mit ihren großen, vom Weinen gerötheten Augen anſehend.

„Ich ſah ihn, Madame, als er Sedan verließ. Er ſaß in Generalsuniform, die Mütze auf dem Kopfe, eine Papier-Cigarrette rauchend, in einer leichten Kaleſche, die mit vier Pferden à la Daumont beſpannt war. So fuhr er, dem es nicht vergönnt war, an der Spitze ſeiner Truppen zu ſterben, zu ſeinem Sieger, um demſelben den kaiſerlichen Degen zu Füßen zu legen, — in Wahrheit der letzte Napoleon!“

„Daß er verdammt ſei!“ murmelte träumeriſch der alte Herzog in ſeinem Lehnſtuhle, indem er mühſam ſeine Augen öffnete, nachdem er ſchon bei den letzten Worten des Doktors ſeine Theilnahme durch ein ſchwaches Kopfnicken zu erkennen gegeben. — „Ah, mit vier Pferden fuhr er, — ja, ſo ſah ich ihn auch, als er damals in Troyes einfuhr, die Pferde waren mit Schaum bedeckt und die Poſtillone bis hinauf zu ihren weißen Zopfperrücken mit Straßenkoth.“

„Ah, Papa,“ ſagte lächelnd der Marquis, „das war dazumal, das war der große Kaiſer.“

„Verwünſcht ſei euer großer Kaiſer! Als er damals in Troyes einzog, wo ſich das Volk, miſerabel und perfid wie immer, herbeiließ, ihm einen förmlichen Triumphzug zu bereiten, damals gab es in Troyes — — nur einen einzigen Mann.“ Dieſe letzten Worte betonte der alte Herzog ſo ausdrucksvoll, als es ihm mit ſeiner ſchwachen Stimme nur möglich war. „Und wißt Ihr, wer dieſer einzige Mann war?“

„O ja, Papa, wir wiſſen es, es war unſer lieber Vetter, der Vicomte von Gouault.“

„Der den Muth hatte, die weißen geheiligten Farben der Bourbons aufzuſtecken und den das Ungeheuer dafür ohne Weiteres erſchießen ließ — das war euer großer Kaiſer!“

Darauf ſchien der alte Herr wieder in einen leichten Schlummer zu verfallen, weßhalb der Marquis einem Diener, der ſchon eine Zeit lang wartend im Hintergrund der Halle ſtand, ein Zeichen machte, näher zu treten. Derſelbe trat nun mit einem ſilbernen Präſentirteller, auf dem ſich eine Kaffeetaſſe befand, dicht vor den alten Herzog, worauf dieſer beim leiſen und abſichtlich hervorgebrachten Klirren des Porzellans gegen das Silber ſeine Augen wieder öffnete und dann langſam den ſtarken Kaffee ſchlürfte.

Dieß ſchien ihn wieder vollſtändig in die Gegenwart zurückverſetzt zu haben, denn er ſchaute jetzt die Umſtehenden mit ausdrucksvollen Blicken an, warf ſeiner Enkeltochter auf graziöſe Weiſe eine Kußhand zu und ſagte dann: „Ah, da iſt ja unſer Doktor wieder; nun, was wiſſen Sie zur Beſtätigung all' der wichtigen Nachrichten?“

„Daß die franzöſiſche Armee bei Sedan geſchlagen wurde und dort von den Preußen gefangen gehalten wird.“

„Armes Frankreich!“

„Daß ſich der Kaiſer in den Händen ſeiner Sieger befindet und jetzt als Kriegsgefangener auf dem Wege nach Deutſchland iſt.“

«Vous l'avez voulu Georges Dandin — — und nun iſt der furchtbare Krieg zu Ende! Heinrich V. beſteigt den Thron ſeiner Väter — es iſt der ewige Kreislauf, und es ſollte mich glücklich machen, in meinen alten Tagen die weiße Kokarde wieder triumphiren zu ſehen — armer Couſin Gouault, ja, ja! Was haben wir denn für Nachrichten über Ihren Sohn?“ fragte er die Gräfin.

„Nicht die geringſte, ich befinde mich in einer entſetzlichen Angſt.“

„Ah, der Krieg, der Krieg!“

Der alte Diener war in der Nähe des Marquis ſtehen geblieben und ſagte nun mit leiſer Stimme zu dieſem: „Seit dem Eintritt der Dunkelheit ziehen wieder Haufen unſerer flüchtigen Soldaten in der Nähe des Schloſſes vorüber, es kommen auch mitunter welche bis zur aufgezogenen Zugbrücke, verlangen unter drohenden Worten Einlaß und haben auch ſchon ein paar Mal gegen die Mauer geſchoſſen.“

Dieſe Nachricht, welche der Herr des Hauſes ſeinem Vater und den übrigen Anweſenden mittheilte, brachte die verſchiedenartigſten Anſichten hervor. Während Fräulein von Rochambeau gegen jeden Einlaß flüchtiger Soldaten auf's Energiſchſte proteſtirte, ſprach ſich die Gräfin dafür aus, da ſie die Hoffnung hatte, vielleicht durch einen glücklichen Zufall etwas von ihrem Sohne zu erfahren. Herr von Valcreuſe, der ſich ungeſehen mit einem der Revolver bewaffnet hatte, ſchlug vermittelnd vor, man könne ja die Flüchtlinge zum Lagern unter den Mauern des Schloſſes veranlaſſen und ihnen dorthin Speiſe und Trank ſenden, wogegen der Doktor kopfſchüttelnd zu bedenken gab, daß ſich ein ſolches Bivouak durch weitere Herbeiziehende ungebührlich vergrößern würde und daß man beim Herablaſſen der Zugbrücke vielleicht einem gewaltthätigen Ueberfalle nicht würde entgehen können. „Meine Anſicht iſt, den nächſten mäßigen Trupp, der ſich, von Offizieren begleitet, vor dem Schloſſe zeigt, einzulaſſen und ihn alsdann als Wache gegen Andere zu benutzen.“

Auch der Marquis ſprach ſich für das Letztere aus, ließ aber Alles der Entſcheidung des alten Herzogs über, nachdem dieſer nicht ohne einige Mühe von der Sachlage in Kenntniß geſetzt worden war, wobei er befürwortend ſagte: „Doktor Frommental wird jedenfalls die Freundlichkeit haben, heute Nacht bei uns im Schloſſe zu bleiben, man darf ihm ſchon ſeiner eigenen Sicherheit wegen nicht die Erlaubniß geben, allein nach Hauſe zurückzureiten. Dabei wird Jedes von uns das Verlangen haben, noch eine Zeit lang in Geſellſchaft zu bleiben, und würde ich Ihnen dazu unſere gewöhnliche Whiſtpartie vorſchlagen, zu der der gute Doktor gewiß bereitwillig ſtatt meiner Tochter eintritt.“

„Ach ja, eine Veränderung, die ich mir für heute gern einmal gefallen laſſe,“ erwiderte der alte Herr, ſichtlich ermuntert und heiterer geworden. „Der Doktor iſt ein ſo gar komiſcher Kauz, wenn er Whiſt ſpielt und ich lache gern mit ihm. Nur muß er mir geſtatten, daß ich die Damen der Könige gleichfalls als Majeſtäten behandle und will dagegen ein Auge zudrücken, wenn es ihm wieder einmal paſſirt, daß er, ſtatt den König als ſolchen gelten zu laſſen, nur von dem Mann der Dame zu ſprechen beliebt; ah, er iſt ein verabſcheuungswürdiger Republikaner! — Was das Uebrige anbelangt, ſo thue ganz nach Deinem Ermeſſen, mein lieber Sohn, und verweigere armen Flüchtlingen nicht ein Aſyl im Schloſſe Rochambeau; wir haben eine zahlreiche und wohlbewaffnete Dienerſchaft, und du wirſt den tapfern Herrn von Valcreuſe erſuchen, die Bewegungen draußen zu beobachten und uns darüber Bericht zu erſtatten, auch, wo es nöthig ſein ſollte, das Schloß wie ein zweiter Crillon zu vertheidigen, — alſo ſpielen wir!"

Der tapfere Valcreuſe machte eine bedenkliche Miene und beantwortete mit Achſelzucken die in etwas hämiſchem Tone ausgeſprochenen Worte des Fräulein von Rochambeau, als ſie ihm zu einem ſo ſchönen und wohlverdienten Namen gratulirte. Dann vervollſtändigte er ſeine Bewaffnung noch mit einem ſoliden Hirſchfänger, hing auch ein Lefaucheuxgewehr über die Achſel und verließ die Halle mit dem Marquis, der ſeinem Haushofmeiſter draußen im Allgemeinen die nöthigen Inſtruktionen gab und ihn im Speziellen an Herrn von Valcreuſe verwies.

Die Bedienten hatten unterdeſſen in der Nähe des Kamins einen Whiſttiſch aufgeſtellt; der Herzog erhob ſich langſam, um mit ſeinem Sohne und dem Doktor daran Platz zu nehmen.

Der Herzog von Rochambeau ſah vorhin in ſeinem Lehnſtuhl allerdings ſchwach und ſehr zuſammengefallen aus, beſonders unter der einſchläfernden Wirkung ſeines Diners. Als er aber jetzt vollkommen ermuntert war und aufrecht, mit erhobenem Kopfe dahin ſchritt, war ſeine hohe und ungebeugte Geſtalt, ſein aufrechter noch feſter Gang majeſtätiſch und imponirend.

Dann begann das Spiel mit dem Strohmann unter beſtändigen Neckereien zwiſchen den hochvornehmen Ariſtokraten und dem bürgerlichen, aber hier im Schloſſe ſehr beliebten Arzte, der in keiner Weiſe ſeine Grundſätze und Anſichten verſchwieg, ſondern, wo es nur möglich war, für die Republik als die beſte Staatsform ſchwärmte, den Adel mit allen ſeinen Privilegien und Vorrechten für eine allerdings noch heilbare Krankheit der Zeit erklärte und die Berechtigung keiner andern Ariſtokratie als der des Geiſtes zugeben wollte.

Ueber dergleichen Aeußerungen konnte nun der alte Herzog ſo vergnügt lachen, als hätte man ihm die prächtigſten Anekdoten erzählt, und wenn je einmal die Unterhaltung in der bezeichneten Art einzuſchlafen drohte, ſo liebte es der Marquis, irgend ein Wort, häufig der Bewunderung für Napoleon I., den er in der That verehrte, einzuwerfen, um den alten Legitimiſten, ſowie den jungen Republikaner gegen ſich aufzureizen. Von den beiden Damen war die Gräfin Danterre orleaniſtiſch geſinnt, während Fräulein von Rochambeau, deren Herz im langen Lauf der Jahre bittere Erfahrungen gemacht hatte, alle Politik verabſcheute, weil ſie ſchon durch Männer der verſchiedenſten Schattirungen betrogen worden war, oder wenigſtens glaubte, betrogen worden zu ſein.

Herr von Valcreuſe, der ſich draußen im Hof bei der Dienerſchaft befand, hatte vergebens gehofft, in dem alten Haushofmeiſter einen Verbündeten zu finden gegen den Einlaß flüchtiger franzöſiſcher Soldatenhaufen in das wohlbefeſtigte Schloß, denn er hatte es hier mit einem ehemaligen Troupier zu thun, der eher geneigt war, den Befehl des Herrn Marquis im weiteſten Umfange auszuführen. Er hatte allerdings die zahlreiche Dienerſchaft bewaffnet, daneben aber auch Vorkehrungen getroffen für Speiſe und Trank, und in dem großen Schloßhofe bei der ſchon kühlen Nachtluft ein Feuer anzünden laſſen.

Dieſe Beiden nun, Herr von Valcreuſe und der Haushofmeiſter, hatten einen der mächtigen Thürme bis zur Höhe des erſten Stockwerkes erſtiegen, wo ſie durch ein ſtark vergittertes Fenſter den Schloßgraben mit der aufgezogenen Zugbrücke im Auge hatten, ſowie auch die ſchnurgerade Straße, die durch den Wald gegen das Schloß führte.

Ein paar Mal waren ſchon kleinere Haufen von Flüchtlingen heran- und dann vorübergezogen, als ſie das große, dunkle Gebäude wie unbewohnt vor ſich liegen ſahen, hatten auch, einige ausgeſtoßene Flüche abgerechnet, nichts gethan, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Jetzt aber ſah man eine anſcheinend größere Schaar ſich auf dem Wege nähern, die, wie es ſchien, noch in ziemlicher Ordnung heranzog; auch vernahm man, allerdings undeutlich, das Knarren von Rädern und bemerkte das Glänzen eines Lichtes zwiſchen den Bäumen.

„Das könnte unſer Fall ſein,“ meinte der Haushofmeiſter, „und wenn da allenfalls Artillerie mit heranzieht und die Leute den feſten Willen haben, hier ein Unterkommen für die Nacht zu finden, ſo möchten ſie am Ende verſucht ſein, umſonſt anzuklopfen.“

Nach einiger Zeit ſahen ſie nun allerdings, daß es keine Geſchütze ſeien, die ſich dem Schloſſe näherten, ſondern nur ein harmloſer Karren oder Wagen, der aber, wie es ſchien, der Gegenſtand lebhafter Meinungsverſchiedenheit war, denn der Trupp war ſchon ſo nahe gekommen, daß man in der ſtillen Nacht einzelne Aeußerungen deutlich verſtehen konnte. Man hörte befehlende und drohende Worte, wahrſcheinlich aus dem Munde eines Offiziers, dann kecke Gegenreden, die ſich auf das Fahrzeug bezogen, und eine freche Stimme meinte, man ſolle mit dergleichen Spionen und Verräthern kurzen Prozeß machen und ſie ohne Weiteres erſchießen. „Ja, ja, unter uns ſind müde Leute genug, die es ſich auch einmal bequem machen könnten,“ hörte man eine Stimme rufen; worauf eine andere erwiderte, dort läge das Schloß von Rochambeau, in deſſen Hofraum Platz genug ſei, um Gericht zu halten und die Sache raſch zu beendigen.

„Allerdings iſt dieß das Schloß von Rochambeau,“ hörte man nun die eine Stimme wieder, „doch müßten die Bewohner deſſelben große Narren ſein, einen ſo zügelloſen Haufen einzulaſſen.“

„Man verſuchts aber, mein Offizier, und wenn ſie ſich weigern, ſchießen wir ihnen in die Fenſter; wir wollen die

Nacht nicht wieder im Walde ſchlafen, während die faulen Ariſtokraten in ihren Betten liegen.“

„Da haben wir ein ſchönes Geſindel,“ flüſterte Herr von Valcreuſe mit unſicherer Stimme dem Haushofmeiſter zu.

„Aber unter einem Offizier, der ſie immerhin noch ein bischen in Ordnung hält.“

„Was mögen ſie nur in ihrem Karren haben?“

„Wer kann das wiſſen? Vielleicht ein Paar aufgefangene Preußen, wir erfahren das am beſten, wenn wir ſie einlaſſen.“

„Aber nicht ohne Aufforderung.“

Dieſe ließ nun auch nicht lange auf ſich warten, denn der Offizier — man erkannte ihn jetzt deutlich an den Auszeichnungen auf ſeiner Uniform — trat dicht an den Rand des Grabens, feuerte ein paar Schüſſe ſeines Revolvers in die Luft ab, und rief ein lautes „Halloh!“ hinüber.

Herr von Valcreuſe ſäumte nicht, ihm zu antworten und ihm zu ſagen, dieß ſei das Schloß von Rochambeau und der Beſitzer deſſelben, der Herr Marquis von Rochambeau mit ſeiner Familie, ſowie auch deſſen Vater, der Herr Herzog von Rochambeau, ſeien anweſend; worauf die Antwort herüberklang: „Werden aber wohl noch Platz genug haben, um einen kleinen Trupp müder, hungriger Franzoſen für die Nacht zu beherbergen.“

„Gewiß, mein Kommandant,“ antwortete Herr von Valcreuſe, „beſonders da ſich dieſer Trupp unter dem Befehl eines braven und tapfern Offiziers befindet.“

Unterdeſſen war der Haushofmeiſter bereits hinab geeilt und auf ſeinen Befehl ſenkte ſich die Zugbrücke langſam über den Graben, die Thore wurden geöffnet und der röthliche Schein der Pechfackeln, die man raſch angezündet hatte, drang in die dunkle Nacht hinaus.

Das Alles mochte nun den müden Flüchtlingen recht einladend erſcheinen, auch hatten ſie vielleicht nicht daran gedacht, ſo raſch Einlaß zu finden, genug, ſie ſetzten ſich alsbald in Bewegung, das Fahrzeug in ihrer Mitte voran, und als die rollenden Räder, ſowie die haſtigen Fußtritte auf der knarrenden Brücke dröhnten, riefen hundert Kehlen: »Vive le marquis de Rochambeau!«

Dann quoll das ganze Getümmel in maleriſcher Unordnung hinein in den Schloßhof, wo ein luſtiges Feuer aufpraſſelte und wo man die zahlreiche Dienerſchaft des Hauſes bemerkte, die ſich alsbald daran machte, die Eingedrungenen mit Wein und Speiſen zu bewirthen.

»Vive le marquis de Rochambeau!«

Das Fuhrwerk, welches ſie mit hereingebracht, und das nun nach dem Hintergrund des Hofes dirigirt wurde, wo es von zwei Mann bewacht blieb, ſtellte ſich als eine verſchloſſene Reiſekaleſche heraus, mit zwei Pferden beſpannt, einem Kutſcher auf dem Bocke und neben dieſem einem Mann in einer Blouſe mit Holzſchuhen an den Füßen.

Herr von Valcreuſe hatte ſich dem Offizier vorgeſtellt, der ihm nun auch ſeinen Namen nannte: Kapitän Renée vom 40. Linieninfanterieregiment, dem es gelungen, mit einem Theil ſeiner Kompagnie aus Sedan zu entkommen und der ſich nun nach Belgien begeben wollte.

„So traurig es auch iſt, daß dem ſchönen Frankreich und der großen Nation unbegreiflicher Weiſe bis jetzt die Siegesgöttin nicht gelächelt,“ deklamirte Herr von Valcreuſe, „und obgleich Unfähigkeit und Verrath mancher Führer es noch nicht geſchehen ließen, daß dieſe verdammten Preußen derb gezüchtigt wurden für ihre fortgeſetzten Unverſchämtheiten gegen das mächtigſte Kulturvolk der Welt, welches von der Vorſehung beſtimmt iſt, an der Spitze der Civiliſation zu marſchiren, ſo müſſen wir uns doch glücklich ſchätzen, wenn uns wieder irgend ein Tapferer erſcheint,“ — hier machte er eine Verbeugung gegen Kapitän Renée — „der ſich zum Tage der Rache aufſpart. Ich gratulire zu Ihrem wohl überdachten und vortrefflich ausgeführten heldenmäßigen Rückzug — vortrefflich ausgeführt, wie ich mich wohl ausdrücken darf, da Sie es verſtanden, den Preußen eine Naſe zu drehen und ſich auf's Glorreichſte mit Gepäck und Waffen rückwärts zu konzentriren. — Sollen wir nicht die Pferde Ihres Wagens bis morgen früh in den Stallungen unterbringen laſſen? Inzwiſchen werde ich mir erlauben, Sie in die Halle zu führen und dort dem Herrn Herzog von Rochambeau, dem Chef der Familie des Hauſes Rochambeau, ſowie dem Herrn des

Schloſſes, dem Herrn Marquis von Rochambeau, und deſſen Damen vorzuſtellen."

„Mit Vergnügen," entgegnete der Kapitän, „nur will ich zuerſt für die Sicherheit des Schloſſes den ſtrengen Befehl geben, Niemand ferner einzulaſſen, denn es ſchwärmt in den Wäldern von undisziplinirtem Geſindel."

„Und kann man auch zu dieſem Zwecke die Zugbrücke wieder aufziehen!" bemerkte der Andere ſchüchtern.

„Unbeſorgt, wir wollen uns dieſes Beweiſes von Furcht nicht ſchuldig machen. Mit meinen hundert Mann ſchütze ich das Schloß gegen alles Geſindel der Welt und gegen zehntauſend Preußen obendrein," ſagte würdevoll der Kapitän Renée. „Was aber Pferd und Wagen anbelangt, ſo gehören die nicht zu unſerem Gepäck und hat es damit eine eigene Bewandtniß. Es iſt meinen tapfern Truppen gelungen, dieſen Wagen unterwegs aufzugreifen und die darin Sitzenden, allerdings nach heftiger Gegenwehr, zu Gefangenen zu machen. Wahrſcheinlich ſind es preußiſche Spione, und muß ich meinen Braven ſchon geſtatten, ſpäter ein wenig Gericht über ſie zu halten."

Dann beſetzte der Kapitän das offenſtehende Thor mit zwei Poſten, doch trennten ſich die Leute nur widerſtrebend und murrend von dem hübſchen Gelage, welches ſich unterdeſſen an dem lodernden Feuer im Schloßhofe entwickelt hatte, ein Gelage, bei welchem die guten Weine des Herrn Marquis von Rochambeau durchaus nicht geſchont wurden.

In der Halle war die Whiſtpartie für kurze Zeit durch den Lärm beim Einzug der Truppen unterbrochen worden, ſowie auch dadurch, daß der Haushofmeiſter über die Anzahl und das Benehmen derſelben Bericht erſtattete: Jäger ſeien keine darunter, meldete er achſelzuckend der Frau Gräfin, auch habe er bis jetzt durchaus keine genauen Nachrichten erhalten können über das betreffende Regiment, in welchem der junge Herr Graf diene.

Dann erſchien Herr von Valcreuſe mit dem Kapitän Renée, welcher auf's Zuvorkommendſte empfangen wurde, und ſelbſt Fräulein von Rochambeau ließ ſich herbei, ihm einige freundliche Worte über ſeinen tapfern Rückzug zu ſagen. Ja, da

Bayerische

ſie trotz der langjährigen unfreiwilligen Einſamkeit ihres Herzens der Hoffnung immer noch nicht entſagt, ſich auch nebenbei der tröſtenden Poeſie in die Arme geworfen hatte, ſo klang ihr der Name Renée freundlich an, beſonders da hier der Träger deſſelben ein hübſcher Mann war mit großem Schnurr- und Knebelbart, und es gewährte ihren Phantaſieen einen angenehmen Spielraum, ſich bei dem Namen Renée des ſchäferhaften, guten Königs Renée, hochſeligen Andenkens, zu erinnern.

Sie ſorgte ſelbſt für ein gutes Souper, das dem Kapitän an jenem vom Kamin entfernten Platze der Halle ſervirt wurde, wo, wie wir bereits wiſſen, die Familie zu ſpeiſen pflegte, und hier ließ ſie es ſich nicht nehmen, dem tapfern Vaterlandsvertheidiger eigenhändig kleine Aufmerkſamkeiten zu erzeigen.

Um ſo unangenehmer war es deßhalb auch dem Fräulein von Rochambeau, als nach einiger Zeit der Haushofmeiſter wieder in das Gemach trat, wobei ſeine erregte, faſt verſtörte Miene etwas Außergewöhnliches verkündete. Er wandte ſich allerdings an den Kapitän Renée, doch in der Art, daß auch die in der Nähe des Kamins verſammelten Herrſchaften ſeine Worte verſtehen konnten: „Herr Kommandant, ich muß Sie dringend bitten, zu Ihren Leuten zu kommen, da dieſe Anſtalten machen, die preußiſchen Spione, die ſie in dem Wagen mitgebracht haben, zu erſchießen.“

Dieß Wort hatte einen ſehr unangenehmen Klang und erregte die Beſtürzung aller Anweſenden, doch meinte Herr von Valcreuſe achſelzuckend: „Wenn es in der That Spione ſind, ſo haben ſie ihr Schickſal wohl verdient,“ und Fräulein von Rochambeau meinte ärgerlich, dieſe Meldung hätte auch etwas ſpäter erfolgen können.

Doch waren die Andern, auch der Kapitän Renée, durchaus nicht dieſer Anſicht. Der Letztere griff vielmehr raſch nach ſeinem Säbel und dem weggelegten Revolver und eilte nach der Thüre, gefolgt von dem Marquis, ſowie auch dem Doktor Frommental, der ſich mit einer rieſigen uralten Streitaxt, die er von der Wand herunterriß, bewaffnet hatte.

„Eilen wir uns,“ rief der brave Haushofmeiſter, „es iſt das in der That ein jammervoller Anblick, Herr Marquis, denn die armen Menſchen, welche die Soldaten draußen als Spione und Verräther bezeichnen, ſind — ein paar wehrloſe Damen.“

„Damen!“ rief der alte Herzog entſetzt aus, indem er ſich ſo raſch als möglich von ſeinem Stuhle erhob — — „Damen haſt du geſagt, Landry — — Damen? — — Man gebe mir augenblicklich meinen Degen!“

Die Gräfin warf ſich erſchreckt in ſeine Arme und ſelbſt Fräulein von Rochambeau blickte betroffen auf Herrn von Valcreuſe, der achſelzuckend ſagte: „Ja, das iſt freilich etwas Anderes.“

„Meinen Degen,“ wiederholte der Herzog in befehlendem Tone, „und man leuchte mir vor —“

Auf dem Schloßhofe hatte ſich indeſſen eine furchtbare Szene entwickelt. Der Kutſcher, ſowie der Mann in der blauen Blouſe waren vom Bocke des Wagens herabgeriſſen worden, und da der erſtere, der ein kräftiger Geſelle war, zwei der franzöſiſchen Soldaten mit Leichtigkeit von ſich abgeſchüttelt und über einander geworfen hatte, ſo wurde er von einem dritten mit dem Gewehrkolben zu Boden geſchlagen, während ein paar andere den Mann in der blauen Blouſe nach der Ecke des Schloßhofes führten, in der Abſicht, ihn dort zu erſchießen.

Ein anderer Haufen dieſer wilden, von den Ereigniſſen der letzten Tage toll aufgeregten und jetzt vom Weine erhitzten Geſellen hatte den Wagen umringt und rief unter wilden Flüchen, daß jetzt mit den deutſchen Spionen und Verräthern kurzer Prozeß gemacht werden ſollte. — „Erſchießt ſie — erſchießt ſie!“ — heulte die wüthende Menge, und ſchon hatten ſie den Schlag des Wagens aufgeriſſen, glücklicherweiſe nur an einer Seite, da der Kutſcher die Vorſicht gebraucht hatte, den Wagen dicht an die Mauer zu führen. — — Freche Fäuſte griffen in den Wagen hinein, um eine junge Dame herauszuziehen, die ſich mit einem Rufe des Entſetzens in die Ecke drückte, und gleich darauf mit einer imponirenden Entſchloſſenheit in den blitzenden Augen und um den feſt zuſammengepreßten feinen Mund einen kleinen

Revolver gegen die Stirne des nächſten ihrer wüthenden Angreifer richtete.

Da glücklicherweiſe in dieſem Augenblicke Doktor Frommental mit ſeiner rieſigen Streitaxt Allen, ſelbſt dem Kapitän voraus an den Wagen eilte, dort mit gewaltiger Kraft zwei der Angreifer auf die Seite ſchleuderte und ſich alsdann mit hocherhobener Waffe vor den Schlag hinſtellte, auch der Offizier jetzt herbeikam, mit ihm der Marquis und der Haushofmeiſter mit bewaffneten Dienern, ſo gab es einen kleinen Raum vor dem Fuhrwerk, über den hinweg die tollen Soldaten unter Flüchen und Verwünſchungen ihre Abſicht brüllten, die Gefangenen trotz alledem zu erſchießen und ſich keine Widerrede gefallen zu laſſen. „Es ſind Spione und Verräther!“ ſchrie Alles wild durcheinander.

Kapitän Renée war, den Revolver in der Hand, auf den Wagentritt geſprungen und drohte, den Erſten, der ſich nähern würde, niederzuſchießen. „Wenn wir es wirklich mit Leuten zu thun haben, die im Rücken unſerer Armee Kundſchaft trieben und ſpionirten, ſo ſoll auch das andere Geſchlecht nicht geſchont werden, doch muß eine regelmäßige Unterſuchung das erſt klar machen.“

„Was Unterſuchung!“ ſchrie einer der Soldaten, „Unterſuchen heißt hier laufen laſſen, und das wollen wir nicht.“

„Nein, das wollen wir nicht!“

„Wir ſind ſchon zu häufig verrathen worden, und die deutſchen Spione, die in unſere Hand gefallen ſind, ſollen ihren Lohn haben!“

„Sie ſind Deutſche?“ fragte der Doktor mit ſo lauter Stimme, daß man es deutlich auf dem ganzen Hofe hören konnte, und wandte ſich dabei an eine ältere Dame, die neben der jüngeren im Wagen ſaß und die nun, ſich vorbeugend, ihr ſchreckensbleiches Geſicht zeigte.

„Ja, wir ſind Deutſche, mein Herr.“

„Und wie kommen Sie zu dieſer gefährlichen Zeit nächtlicherweiſe zwiſchen unſere Truppen hinein? Sie müſſen mir zugeben, daß das auffallen muß!“

„O, ich begreife das wohl, mein Herr, wogegen es ja kaum der Verſicherung bedarf, daß wir, zwei wehrloſe Frauen, nicht im Sinne hatten, irgend etwas auszuſpähen; worüber hätten wir auch hier Kundſchaft erlangen ſollen?“

„Darin bin ich ganz Ihrer Anſicht,“ ſagte der Doktor mit ſeiner dröhnenden Stimme, nachdem er vorher das, was die Dame geſprochen, dem Haufen wiederholt hatte, und ſtellte nun die Frage nach dem Zweck ihrer Reiſe.

„O, mein Herr,“ antwortete die alte Dame mit bebender Stimme, „ich halte Sie für einen Ehrenmann und werde Ihnen ohne Rückhalt die Wahrheit ſagen. Dieſe hier, meine Tochter, iſt die Braut eines preußiſchen Offiziers, den wir an der belgiſchen Grenze für eine kleine Stunde zu ſehen und zu ſprechen hofften, weßhalb wir uns nach Bouillon begaben. Statt aber meinen künftigen Schwiegerſohn zu ſehen, erhielten wir die Nachricht von ſeiner ſchweren Verwundung, und ich geſtehe Ihnen zu, daß der Entſchluß, den Verwundeten auf dem Schlachtfelde oder in einem der Feldſpitäler aufzuſuchen, unüberlegt war, jedenfalls gefährlich, wie die Lage beweist in der wir uns hier befinden.“

Auch das wiederholte der Doktor getreulich, bemerkte aber zu ſeinem Schrecken, daß ſeine Worte nur Zeichen des Hohns, des Unglaubens und des neu erwachten Zorns hervorriefen.

„Hier ſind unſere Papiere,“ fuhr die alte Dame ängſtlicher fort, „und Sie werden aus denſelben erſehen, ob Sie es mit Jemand zu thun haben, den man für fähig halten kann, gemeine Spion- oder Kundſchafterdienſte zu verſehen.“

„Eine Fackel her,“ rief Doktor Frommental, der die Papiere in die Hand genommen hatte und ſie öffnete, indem er laut las: „Die Frau Generalin von Trebbin begibt ſich mit ihrer Tochter Adele nach Belgien, und werden alle preußiſchen Behörden erſucht, derſelben auch den Eintritt in die von unſern Truppen occupirten Theile Frankreichs zu geſtatten, ja ihr beförderlich zu ſein und Schutz und Hilfe angedeihen zu laſſen, — ah, Frau Generalin,“ wiederholte der Doktor abſichtlich mit ſehr lauter Stimme: „Ihre Papiere, ſoviel ich von der Form derſelben kenne, ſcheinen mir ganz richtig, der Beweggrund Iheer Reiſe iſt ſo glaubwürdig als möglich, und das werden auch unſere braven Soldaten hier wahrſcheinlich einſehen.“

Doch ſchienen die braven Soldaten, wenigſtens der größere Theil derſelben, welche allerdings den ſtarken Weinen des Schloſſes Rochambeau bedeutend zugeſetzt hatten, anderer Anſicht zu ſein, und einige, wieder gewaltſam vordringend, ſchrieen nun auch in den Doktor hinein und erhoben Fäuſte und Waffen drohend gegen den Wagen, ja die brutale Stimme von früher ſchrie dazwiſchen: „Daß die Papiere in Ordnung ſind, wer zweifelt daran? Aber da ſie die Frau eines jener verdammten Preußen und alſo auch deren Helferin iſt, ſo haben wir wohl ein Recht, kurzen Prozeß zu machen. Wer glaubt an die Fabel, daß ſie gekommen ſind, einen Verwundeten auf dem Schlachtfeld zu ſuchen? Merkt ihr denn nicht, Kameraden, daß das eine Ariſtokratin iſt, und daß die Ariſtokraten des Schloſſes ſie uns unter den Händen wegſpielen wollen, damit ſie morgen über uns dumme Teufel lachen können?"

„Ja, lachen können," heulte die Menge.

„Aber wir kennen dergleichen Geſchichten — wir ſind keine Rekruten!"

„Nein, wir ſind keine Rekruten — — auf die Ariſtokraten!"

Das war ein ſehr gefährlicher Augenblick und es brauchte durch Verſehen oder abſichtlich nur der wohlbekannte und ſchon oft bei ähnlichen Veranlaſſungen dageweſene Schuß irgendwo in einem Winkel des Hofes loszugehen, um jetzt ſchon eine entſetzlich greuliche Szene zu veranlaſſen. Doch war die wilde Menge auch ſo gereizt genug; ein paar der Verwegenſten drückten gegen Frommental, ein paar Andere faßten die Räder des Wagens, drängten ſich ſo gegen denſelben hin und rohe Fäuſte griffen hinein — mindeſtens ſtand ein blutiger Kampf bevor. Der Doktor ſchwang energiſch ſeine rieſige Streitaxt, Kapitän Renée richtete mit zuſammengekniffenen Lippen ſeinen Revolver auf den Nächſtſtehenden und die bewaffneten Diener des Hauſes eilten von allen Seiten herbei.

Da rumpelte und dröhnte es auf der Zugbrücke, als zöge Kavallerie heran, oder als marſchire ein Piket Infanterie über die Planken, da ſah man in dem ungewiſſen Schein, den die Pechfackeln gegen das Thor hinaus warfen, bewaffnete Geſtalten eilfertig nahen, da ſah man preußiſche Pickelhauben leuchten und vernahm zu gleicher Zeit ein weithinſchallendes «A—r—r—ré millions de millions de tonnerres» und als Fortſetzung dieſer kräftigen Phraſe die Worte: „Ah, mir ſcheint, wir kommen da zu einem angenehmen Gefecht mit ſchlechtem Geſindel in dem Hofraum des Schloſſes Rochambeau — gut, wenn ihr Chaſſepots- und Zündnadelkugeln haben wollt, damit können wir dienen.“

Es war in dieſem Augenblicke wie am Meere, wenn eine wilde, hoch aufgethürmte Woge, ſtatt das ſchwache Boot zu erreichen und zu zertrümmern, auf einen andern Gegenſtand trifft, dann plötzlich in ſich zuſammenſinkt, um murrend und grollend auseinander zu fließen.

Der furchtbar aufgeregte Haufen ſah ſich hier plötzlich von allerlei Unbegreiflichem umgeben, umringt. Dort am Thor die neuen Ankömmlinge, darunter gefürchtete preußiſche Pickelhauben, vor ſich die energiſchen Vertheidiger des Wagens und in ihrem Rücken die handfeſten Diener des Schloſſes, die ſchon ein Paar unſanft auf die Seite geworfen, und dann jetzt auf der oberſten Stufe der Freitreppe im blendenden Lichterglanz der alte Herzog von Rochambeau mit dem ſchneeweißen, ehrwürdigen Haar, umwallt von ſeinem Sammetgewande, den Degen in der rechten Hand hoch erhoben und laut ausrufend: «Respectez cet asyle!»

— — — — Die empörte, hoch geſchwellte Woge ſank auch hier in ſich zuſammen und zerfloß, allerdings murrend und grollend, ſo raſch auseinander, daß ſchon im nächſten Augenblick freier Platz vor dem Wagen wurde, der den unter dem Thore Erſchienenen geſtattete, bis in die Mitte des Hofes vorzurücken. Das war nun allerdings keine impoſante, bewaffnete Macht, ſondern nur ein elender, ſtark rumpelnder Karren, beſpannt mit einem ermüdeten Pferde und geführt von einem Manne in blauer Blouſe, der ſich zur Kurzweil oder aus irgend einem andern Grunde eine preußiſche Pickelhaube aufgeſetzt hatte, während ein Zweiter, gleichfalls ohne Krieger zu ſein, die gleiche Kopfbedeckung trug. Voraus aber ſchritt ein rieſenhafter Zuave, den Chaſſepot mit aufgepflanztem Yatagan in der Hand, der, obgleich verwundet — ſein halbes Geſicht war mit getrocknetem Blute bedeckt — doch immerhin eine ſo ehrfurchtgebietende Erſcheinung bot, daß ſich die Naheſtehenden ſcheu vor ihm zurückzogen, und daß jetzt ein ſchmächtiger junger Menſch in der Uniform der franzöſiſchen Jäger Platz genug fand, um an ihm vorüber den Hof zu durchfliegen, die Freitreppe hinaufzueilen, um dort in die Arme einer laut aufſchreienden ſchönen Frau zu ſinken.

„François, Ihr ſeid es?“ rief Doktor Frommental, indem er gegen den Zuaven eilte und deſſen dargebotene linke Hand faßte und kräftig ſchüttelte.

„Ja, Herr Doktor, ich bin es und der junge Herr da oben iſt es auch: er unverletzt, dem Himmel ſei dafür gedankt, ich allerdings mit einer kleinen Schmarre über der Naſe.“

Der Arzt griff ſogleich mit beiden Händen nach dem Geſichte des Andern, doch wehrte dieſer ab, indem er ſagte: „Bei mir hat's keine Gefahr, Herr Doktor, aber da habe ich Ihnen ein paar Verwundete mitgebracht, von denen der eine Ihrer Hilfe dringend bedarf, Feinde allerdings, aber immerhin Waffenbrüder, was ich Ihnen nachher ausführlich erzählen werde, ſowie auch unſere kaum glaublich ſcheinende Rettung aus der Kriegsgefangenſchaft.“

Doktor Frommental wandte ſich raſch gegen den Karren, auf welchem der eine der Verwundeten noch lang ausgeſtreckt lag, während der Andere auf den Befehl des raſch herbeigeeilten Marquis von Rochambeau durch einige Bedienten bereits herabgehoben worden war. Doch blieb der Arzt erſtaunt ſtehen, als er ſah, daß die beiden fremden Damen ihren Wagen verlaſſen hatten, daß die jüngere gegen den Karren hinſtürzte, und mit einem lauten Schrei die herabhängende Hand des verwundeten Offiziers ergriff, daß dieſer um ſich ſchaute und mit einer allerdings ſchwachen Stimme ſagte: „O, Adele — — welch' ein Glück bei all' dem Unglück!“

Auch Andere hatte dieſes eigenthümliche und rührende Schauſpiel herangezogen, ja der Herzog ſelbſt ſtieg mit der Gräfin, die ihren Sohn nicht aus den Armen laſſen wollte, in den Schloßhof hinab, und als ihm Doktor Frommental die Generalin von Trebbin mit ihrer Tochter vorgeſtellt, als ſich ihm das junge Mädchen mit flehend aufgehobenen Händen und thränenerfüllten Augen näherte, ſagte der alte ehrwürdige Herr: „Beruhigen Sie ſich, mein Kind, Sie befinden ſich hier unter dem Schutze eines franzöſiſchen Edelmanns aus guter alter Zeit.“

Und dieſes Schutzes erfreuten ſich auch Alle, die ſich hier in dem Schloſſe der Ardennen auf ſo wunderbare Art zuſammengefunden hatten, die franzöſiſchen Soldaten, indem ſie ihr Gelage noch eine Zeitlang fortſetzen durften, und dann in einem der mächtigen Gewölbe zur Ruhe gebracht wurden, François bei der Dienerſchaft, denen er ſeine wunderbaren Erlebniſſe der letzten Tage erzählte, der verwundete Huſarenoffizier unter der Pflege des Doktor Frommental und der beiden Damen, die Familie Rochambeau in der großen Halle, wo die Whiſtpartie begreiflicherweiſe für heute nicht wieder aufgenommen wurde; und Alles wäre ſomit in ſchönſter Ordnung geweſen, wenn nicht Herr von Valcreuſe, bis an die Zähne bewaffnet, jetzt, da alle Gefahr vorüber war, nochmals muthvoll den Schloßhof inſpizirt hätte, um alsdann die Zugbrücke wieder aufziehen zu laſſen und dabei auf eine ſeltſame Figur geſtoßen wäre, welche am Thor auf einem der Eckſteine ſaß. Dieſe Figur war in bürgerlicher Kleidung, hatte aber eine Pickelhaube auf dem Kopfe und einen Plaid um die Schulter geſchlungen, ſie antwortete geläufig auf franzöſiſch, obgleich in fremdem Accent, und ſtellte ſich dem Frager als Berichterſtatter einer deutſchen Zeitung dar, der ſo glücklich geweſen ſei, den verwundeten Offizier, welchen er aufgeſucht, zu finden, und nun hier die Abfahrt des Karrens erwarten wolle, um mit dieſem gegen Sedan oder Donchery zurückzukehren.

Dies ließ aber Herr von Valcreuſe, der die Macht der Preſſe zu würdigen verſtand, nicht zu, ſondern er führte den Berichterſtatter der deutſchen Zeitung zum Haushofmeiſter des Marquis, ließ ihm ein behagliches Zimmer anweiſen und leiſtete ihm auch Geſellſchaft bei einer guten Flaſche Wein.

Dem braven Berichterſtatter aber, welcher ſich aus den Erzählungen des Herrn von Valcreuſe über den Verlauf des heutigen Abends ſchätzenswerthe Aufzeichnungen machte, verdanken wir nicht nur die Einzelnheiten darüber, ſondern auch die ſpätere Notiz, daß der Huſarenoffizier, Herr von Barnitz, in einigen Wochen ſoweit wieder hergeſtellt war, um, geſchmückt durch das eiſerne Kreuz, mit Fräulein Adele von Trebbin in der Heimath vor den Altar treten zu können, worauf er mit ſeiner jungen Frau zur vollſtändigen Erholung eine Reiſe nach Italien unternahm. Und heute noch erzählt er recht gern und mit großer Dankbarkeit von dem

Schloß in den Ardennen.

In Aſchgrau.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Sie waren heute Morgen behaglich durch die Induſtriehalle flanirt, dann durch den ſüdlichen Park, um dort zu ſehen, ob die Fontänen alle ſprängen, ob elegante Welt genug vorhanden ſei, um ſich von dem nachmittägigen Corſo zwiſchen dem Palais des Khedive und der Muſiktribüne des Strauß'ſchen Orcheſters etwas verſprechen zu können; ſie hatten nicht nur einige neuentſtandene Cigarrenläden inſpizirt, theils der Cigarren, theils der hübſchen Verkäuferinnen wegen, ohne aber in beiden Richtungen Außerordentliches gefunden zu haben; ſie waren nicht nur in der ſchwediſchen Reſtauration geweſen, um ſich auf Punkt ein Uhr ein kleines feines Dejeneur zu beſtellen, nein, ſie hatten heute auch unter der Leitung des Dritten, den ſie gebeten, ihnen ein paar ſeiner koſtbaren Stunden zu opfern, gründliche, vergleichende Studien angeſtellt, ſowohl in England als in Oeſterreich, Frankreich und Belgien, bei den ſchönen Ausſtellungen von Gewehren und Jagdutenſilien jeder Art, von Geſchirren, Sätteln, Jagd- und Reitſtiefeln, ja ſie hatten förmlich eine Art von Jury gebildet und nach langen Berathungen mit dem Ehrendiplom belohnt: ſowohl die prachtvollen engliſchen Ledererzeugniſſe, als die Gewehre und andern Waffen, die belgiſche Vielſeitigkeit, die Zierlichkeit franzöſiſcher Arbeit und das ſolide und gediegene Fabrikat öſterreichiſcher Induſtrie.

Auch an kleinen Wetten hatte es nicht gefehlt, ob Dieſer oder Jener, der von ihnen prämiirt worden war, wohl von der großen Jury einen Preis erhalten würde, und damit, ſowie mit einem kunſtverſtändigen Betrachten franzöſiſcher Bronzen, waren die zwei Stunden des vormittägigen Einguldentages glücklich vorüber gegangen, die große Uhr in der Rotunde ſchlug die Mittagsſtunde, das daneben aufgeſtellte Glockenſpiel fing an zu klingeln und zu bimmeln und dorthin begaben ſich auch unſere Freunde, dem Strom der Zuſchauer folgend, die es immer und immer wieder ſehen mögen, wenn ſich an benanntem Glockenſpiel des Herrn Samoſſa aus Laibach die ſichtbaren Räder zu drehen, die ſichtbaren Klöppel zu bewegen anfangen, um auf die ſichtbaren kleinen und großen Glocken zu ſchlagen, was in dem hohen gewölbten Raum ſchon einen recht anſtändigen Spektakel gibt, ſowie ein artiges Tondurcheinander, wenn dazu eine der Rieſenorgeln dröhnt, die Menſchenmenge lacht und plaudert und die Waſſer der mächtigen Fontäne in der Mitte des weiten Raumes, eine Kopie der des pariſer Konkordienplatzes — plätſchernd aufſteigen und brauſend niederfallen.

„Wenn man auch die Rotunde hier einen Jahrmarkt von Plundersweiler genannt hat,“ ſagte einer der drei Freunde, „und an dieſer Benennung ſelbſt etwas Wahres iſt, ſo betrachte ich es doch immerhin als eine Art von Erholung, hier auch einmal im Kreis umherflaniren zu können, ſtatt immer geradeaus zu laufen oder im rechten Winkel nach Links und nach Rechts, auch wird mir Keiner leugnen wollen, daß — ſchaut nur um euch — es einen hübſchen maleriſchen Effekt macht, ſo rings umher dieſe bunte Menſchenmenge über die Stufen herabſtrömen oder auch wieder aufwärts ſteigen zu ſehen, eine beſtändige Ebbe und Fluth.

‚Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll,
Ein Jüngling ſaß daran.‘“

„Gott der Gerechte,“ rief ein Anderer lachend, „jetzt fängt dieſer Kerl wieder mit ſeinen Citaten an, und immer falſch oder am unrechten Platz.“

„Na, das muß ich mir ausbitten, hätte ich vielleicht ſagen ſollen:

‚Was rennt das Volk, was wälzt ſich dort,
Die langen —‘“

„O nein, um's Himmels willen, nichts ſollſt du ſagen, das heißt, wenn es dir gefällig iſt, man hat hier bei Gott des Lärms genug; ſpäter beim Deſſert gönnen wir dir eine ſtarke Viertelſtunde und wollen geduldig ſtill halten bei deinem literariſchen Feuerwerk.“

„Laßt uns hier einen Augenblick bei der prachtvollen mailänder Gallerie ſtehen bleiben,“ bat der Dritte, „allen Reſpekt vor dem Original und auch dieſer wundervoll ausgeführten und bis in's kleinſte Detail hergeſtellten Kopie; wahrhaftig, wenn man dies maſſige Bauwerk von hier aus betrachtet, könnte man glauben, wieder auf dem Dache des Domes zu ſtehen.“

„Dem hochaufſtreberden — marmorbleichen — —. Du brauchſt darüber nicht die Achſel zu ziehen, es iſt das durchaus kein Citat irgend eines berühmten Dichters, ſondern eigene Inſpiration.“

„Dann citire lieber,“ meinte der, welcher ſoeben auf die Gallerie Viktor Emanuel's aufmerkſam gemacht.

„Wie gerne ging ich, ſo lange ich in Mailand war, in der Dämmerung dorthin, nur um zu ſehen, wie ſie den Kranz von Gaslichtern in der über 120 Fuß vom Boden entfernten Kuppel, wohin weder Leiter noch Treppe reichte, vermittelſt einer kleinen Lokomotive anzündeten, die dem Geſimſe entlang lief, Flamme um Flamme anzündend.“

„Schade, daß ſie hier nicht der urſprünglichen Idee gefolgt ſind und den gewaltigen Raum der Rotunde zu einem Garten umgewandelt haben; hohe Bäume und Geſträuche befanden ſich hier, man hätte bloß dem Dache mehr Licht zu geben brauchen, was dem unförmlichen Trichter wahrlich nur genützt hätte; man brauchte nur Raſenpartien anzulegen, geſchlungene Wege zu führen, und wollte man auch hier etwas ausſtellen, ſo hätte man durch Skulpturen aller

Art das Nützliche ſehr mit dem Angenehmen verbunden; — ſo aber, wie es ſich jetzt präſentirt, iſt doch ein greuliches Durcheinander entſtanden, wobei man nur die vielen herrlichen Gegenſtände bedauern kann, an denen man vielleicht gleichgiltig vorübergeht, weil die Blicke unwillkürlich angezogen werden durch Dinge, die des Betrachtens kaum werth ſind, wie jener Schiller aus Stearin oder jene Venus aus Glycerin."

„Ja, ja, wie prachtvoll würde ſich eine ſo gewaltige Kuppel aus Glas und Eiſen dargeſtellt haben!"

„Gewiß" —

„Hoch im Bogen, ſaphirblau,"

citirte der Unverbeſſerliche unter dem Lachen der Uebrigen, ſetzte aber gleich darauf, um jede Bemerkung zu unterdrücken, hinzu: „habt ihr hier nahebei ſchon das prachtvolle Album geſehen mit dem großen Wappen Bismarck's in Gold und Emaille — da liegt es, ſchaut her, etwas vielfarbig und unruhig mit ſeinem famoſen Wahlſpruch: ‚in trinitate robur' — in den drei Haaren liegt die Kraft."

„Jetzt weiß ich aber wahrlich nicht, was mir lieber iſt, deine Citate oder deine ſchlechten Witze."

„Ihr ſeid eben ein undankbares Geſchlecht und ich bemühe mich ſtets, etwas Hübſches zu finden, um euch darauf aufmerkſam zu machen, und habe des Teufels Dank davon, von jetzt ab werde ich mich einhüllen

in des Schweigens undurchdringlichen Panzer."

„Ich denke, das thun wir Alle, denn es iſt gleich ein Uhr und wir können uns mit Fug und Recht nach Schweden begeben."

„Es liegt doch etwas Grandioſes in ſolch' einer Weltausſtellung," ſagte Der, welcher ſoeben Schweigen gelobt, „ich fahre in der Früh bei Großbritannien vor, flanire behaglich durch Spanien und Portugal, Italien, Holland, Rumänien, Rußland und die Türkei, wobei es mir durchaus nicht ſchwer wird, in der Schweiz meinen Kaffee zu nehmen, bei den Schweden zu frühſtücken, in Frankreich zu diniren und Abends bei den Japaneſen Thee zu trinken. Apropos, waret ihr ſchon im japaneſiſchen Theehauſe?"

„Ich kam bis jetzt nicht dazu."

„Ich auch nicht."

„Gut, ſo werde ich euch heute Abend hinführen. Die kleine Zine-ſan behandelt mich mit Auszeichnung, ſie iſt ganz Lotosblume und bebt und zittert bei meinem Anblick."

„Ich kann es mir denken, daß du einen mächtigen Eindruck auf ſie gemacht haſt, ſo ein armes Ding."

„Passons là-dessus, das heißt über deine Redensart, aus welcher doch nur der blaſſe Neid ſpricht."

„Da ſind wir, und wie ich ſehe, hat Erich uns wieder auf unſerem gewöhnlichen Platz ſervirt, den uns geſtern dieſe unausſtehlichen Amerikaner weggenommen."

„Gott ſei Dank, daß man endlich einmal behaglich ſitzen kann, man wird doch tüchtig müde, wenn man ſo ein paar Stunden mühſam durch dieſe Menſchenmenge geſteuert, ſich mit Gehen und Stehenbleiben angeſtrengt und rings umher ſo viel geſehen hat, daß man wahrlich abgeſtumpft und geblendet iſt."

Dann frühſtückten die Drei; und während ſie dieſem angenehmen Geſchäft obliegen, können wir ſie im Intereſſe unſerer kleinen Geſchichte etwas näher betrachten, was für uns durchaus keine Schwierigkeit hat, da wir uns nur an einem andern Tiſche der guten ſchwediſchen Reſtauration niederzulaſſen brauchen.

Daß die drei Herren den ſogenannten beſſern Ständen, ja ſogar jenen beglückten angehörten, die man etwas exkluſiv „die Geſellſchaft" zu nennen beliebt, brauchten wir eigentlich ebenſowenig hervorzuheben, als daß ſie jung, heiter, von angenehmem Aeußern und reich waren. Wir haben es mit näherer und ſchärferer Bezeichnung zu thun und müſſen deßhalb ſagen, daß eigentlich nur zwei von ihnen wirklich junge Leute waren, während ſich der dritte den Vierzigen näherte oder dieſen Rubikon ſchon überſchritten hatte; dabei aber war er von ſo auffallend ſchöner, kraftvoller Mannesgeſtalt, trug ſich ſo vornehm aufrecht und elegant, frei und ungezwungen, hatte ſolch' intereſſante und intelligente Geſichtszüge, ja war im Ganzen eine ſo diſtinguirte Erſcheinung, daß Weiber- und Männerblicke, welche die Drei vergleichend betrachteten, meiſtens wieder und mit Wohlgefallen zu ihm zurückkehrten. Es war dies Baron Breda, der als Oberſt eines Huſarenregimentes den Dienſt verlaſſen hatte, um den Wiſſenſchaften und der Kunſt zu leben, beſonders der letzteren, die er ſchon ſeit langen Jahren umworben, allerdings nur wie zum Zeitvertreib, ſpielend, ſo daß ſeine Freunde und er ſelbſt eines Tages mit Erſtaunen an einer größeren Arbeit ſahen, wie liebend die erhabene Göttin ſeine Bewerbung aufgenommen und ihm den Kuß künſtleriſcher Weihe auf die Stirne gedrückt. Und nicht nur Dilettanten und freundlich Geſinnte hatten ſein erſtes Bild günſtig und bewundernd angeſchaut, ſondern auch ſtrenge und gründliche Kenner ihm wahres, ungeheucheltes Lob geſpendet.

Gleich gediegen, entſchieden, ernſt und ſtrenge wie in ſeinen Kunſtbeſtrebungen war er aber auch in ſeinem ganzen Charakter, und ſein jüngerer Freund, den wir ſchon einige Male auf Citaten ertappt, pflegte von ihm mit Recht zu ſagen:

„Das iſt ein Mann, nehmt Alles nur in Allem
Ihr werdet ſelten ſeines Gleichen ſeh'n."

Dieſer, Baron Trieberg, ein junger Diplomat, war bei der Geſandtſchaft in Paris attachirt geweſen, und nach dem Kriege zurückberufen wartete er jetzt auf eine neue Anſtellung, die ihm bei ſeinem guten Namen und anerkennenswerthen Fähigkeiten auch nicht ausbleiben konnte; doch war er bei ſeinem großen Vermögen etwas wähleriſch, hatte es zu verhindern gewußt, nach München oder Stuttgart geſchickt zu werden, hoffte auf den Süden, lieber noch auf den Orient, weßhalb er auch in den morgenländiſchen Abtheilungen der Weltausſtellung mit Oſtentation Studien zu machen pflegte. Er war ein wohlgebildeter junger Mann, mittelgroß und ſchlank, hatte bei blonden Haaren ſanfte, angenehme Geſichtszüge, kleidete ſich mit einer ausgeſuchten, faſt koketten Einfachheit, trug, ſobald es nur die Jahreszeit irgendwie erlaubte, eine Roſenknoſpe im Knopfloch, ſchwärmte für Poeſie, und ſeine genauen Bekannten behaupteten, er mache ſelbſt Gedichte, die er unter irgend einem angenommenen Namen drucken laſſe.

Der Dritte war Rittmeiſter in dem Kavallerie-Regimente, welches Oberſt Breda früher kommandirt hatte, befand ſich aber als Adjutant des Inhabers in Civil und brauchen wir von ſeinem Charakter nur zu ſagen, daß er ſich häufig in Geſellſchaft ſeines früheren Chefs befand, der ihn achtete und liebte, um zu wiſſen, daß wir es auch hier nicht mit einer gewöhnlichen Perſönlichkeit zu thun haben. Kaum ein paar Jahre älter als Trieberg, war er auch mit dieſem eng befreundet, durch ein bedeutendes Vermögen unabhängig, hatte in geſellſchaftlicher Hinſicht wie auch in dienſtlicher eine ſehr angenehme Stellung mit ungemein vielen Freiſtunden, die er im gegenwärtigen Augenblicke dazu benützte, an den unermeßlichen Schätzen der Weltausſtellung gründliche und lehrreiche Studien zu machen, wobei er nur hie und da, wie gerade heute, ſeinem jüngeren Freunde einige Stunden oder auch wohl einen Tag opferte, um dieſen auf ſeinen irrlichtartigen Streifzügen zu begleiten.

Rittmeiſter von Wölter war von unterſetzter, kräftiger Geſtalt, etwas ſchwerfällig in ſeinen Bewegungen, hatte dichtes ſchwarzes Haar, einen eben ſolchen zu beiden Seiten des Geſichts horizontal abſtehenden Schnurrbart, eine tiefgebräunte Geſichtsfarbe und dunkle blitzende Augen, kurz, war in Uniform das beſtechende Bild eines Kavallerie-Offiziers, und auch hier in ſeinem einfachen Civilanzuge ſelbſt neben dem Oberſt immer noch eine bemerkenswerthe Erſcheinung.

„Und ſie erhoben die Hände,“

hatte Baron Trieberg geſagt, als ihnen der Kellner Erich die erſte Schüſſel ſervirte, war aber durch Baron Breda ernſtlich darauf hingewieſen worden, daß er ein- für allemal gelobt, bei einem Dejeuner nicht vor dem Käſe und bei einem Diner erſt beim Gefrorenen die Gegend durch Citate unſicher zu machen. Wie ſchon anfangs unſerer kleinen Geſchichte bemerkt, hatten ſie alsdann vortrefflich gefrühſtückt, und gingen nun zu dem italieniſchen Kaffeehaus nächſt dem Mozartplatze, gegenüber dem egyptiſchen Palais, um ſich hier von Signora Francesca in ihrem reizenden Albanerkoſtüm den Kaffee geben zu laſſen. —

„Wenn es euch alſo recht iſt," ſagte der Oberſt, nachdem er ſich eine Cigarre angezündet, „ſo gehen wir ſpäter in die Kunſtſammlungen; ich muß da etwas ſuchen und kann euch vielleicht beim Betrachten dieſes oder jenes Kunſtwerkes von einigem Nutzen ſein."

„Wir ſind entzückt darüber," rief Baron Trieberg, „und ich kann mir wohl zu ſagen erlauben: ‚wir'; denn der gute Wölter hat mit dem Kopfe genickt und das gilt bei deſſen Schweigſamkeit mehr als die größte zuſtimmende Rede, die ich halten würde."

„Diesmal hat er Recht," gab der Rittmeiſter zu, „und wenn ich mich jetzt ſchweigend verhalte, — Trieberg wird nicht behaupten wollen, daß ich immer ſo bin, — ſo iſt die nahezu fabelhaft ſchöne Umgebung hier ſchuld daran."

„Und unſer ausgezeichnetes Frühſtück," ſagte der Oberſt lachend, „das man in beſchaulicher Ruhe nachempfinden muß, unter dem kalmirenden Genuß einer vortrefflichen Cigarre."

„Ja," rief Baron Trieberg eifrig, „darin haben Sie Recht, und wo wäre ein himmliſcherer Platz zu finden, um eine beſchauliche Sieſta zu halten, als hier auf dem Mozartplatze der Weltausſtellung? — eigentlich nicht Sieſta, was wir darunter verſtehen, wo man mit dem gewiſſen Rieſenſchlangengefühl in der Hitze einſchläft, um noch erhitzter unter Schweißperlen zu erwachen. Nein, nein, dieſe Ruhe nach dem Diner verſteht nur ein Türke, wenn er ſeinen Khef hält mit offenen Augen ruhend, dabei rauchend und vielleicht ſeine Blicke in den tiefen Schatten dichtbelaubter Bäume und ſpringender Waſſer verſenkend, wie er Aehnliches nicht ſchöner haben kann, als hier, wo man dort drüben die hochaufſpringenden Waſſer der Fontänen ſieht, die wie ſanfter Regen in ihr Bett zurückfallen, während die Sonnenſtrahlen ſich in dem feinen, vom leichten Winde getragenen Waſſerſtaube zu den prächtigen Farben des Regenbogens brechen."

Letzteres hatte der junge Diplomat mit erhobener Stimme geſprochen, während er mit der rechten Hand ein klein wenig dazu agirte, weßhalb ihn der Oberſt lächelnd fragte: „War das Eigenes oder Citat?“

„Ich glaube, es war mit großem Gedächtniß nachempfunden,“ meinte der Rittmeiſter lachend; „denn es iſt mir gerade ſo, als hätte ich es in der Ausſtellungszeitung der ‚Neuen freien Preſſe‘ geleſen.“

„Ihr ſeid ſehr undankbares Volk,“ gab Trieberg zur Antwort, indem er etwas Entrüſtung affektirte, „nicht nur, daß ihr keine Erkenntlichkeit dafür habt, wenn ich eure dürftige Phantaſie mit ſchwungvollen Bildern ausputze — mit Bildern eigener Empfindung und Kompoſition,“ fügte er mit erhobener Stimme bei, „ſondern ihr unterbrecht mich auch in ſchönſten Phantaſieen, wie eben jetzt, wo ich die Blicke meines Orientalen von den ſpringenden Waſſern und dem herrlichen Baumſchatten dort drüben auf den Palaſt des Vizekönigs wollte gleiten laſſen.“

„Das habe ich längſt ſchon von ſelbſt gethan,“ meinte Baron Breda, „und wenn ich das Kaffeehaus hier ſo gerne aufſuche, ſo geſchieht es weniger des vortrefflichen Mokka's und der hübſchen Italienerinnen wegen in ihrem echten, allerdings maleriſchen Koſtüm, als weil mich jedesmal auf's Neue der Blick auf jenen prächtigen originellen Bau erfreut und erfriſcht. Ja, es iſt mir gerade ſo, als ſäße ich wieder im Delta Abends, vom langen Ritte ermüdet, vor einer der Karawanſereien, hätte vor mir den ſaftigen Raſen des Nilthals und ſähe neben einer Gruppe tiefdunkler Sykomoren ſich das ſchlanke Minaret und die phantaſtiſch verzierte Kuppel der kleinen zierlichen Moſchee erheben; die dort vor uns kann man kaum mehr eine Nachbildung nennen, es iſt die verkörperte Wahrheit hier auf dem Ausſtellungsplatze, die verkörperte Wahrheit eines orientaliſchen Traumes, und daneben die Rieſenpalme in ihrer ſchwungvollen Linie, die Kuppel hoch überragend. Iſt es mir doch jedesmal, beſonders des Abends, wenn ich hier ſitze, gerade ſo, als müſſe jetzt dort auf dem Minaret der Muezzin erſcheinen, um ſein Lied des Friedens über die Landſchaft hinauszuſingen.“

„Ja, ja, es iſt ſchon etwas Ergreifendes um dies

Praterwunder mit den Schätzen, Eigenthümlichkeiten und dem Intereſſanteſten der ganzen Welt. Auch auf mich machen dieſe orientaliſchen Bauten einen gewaltigen Eindruck; leider war ich nicht in Egypten, aber in Oran und Konſtantine, und als ich neulich Abends hier allein ſaß und mit einem Male das Nebelhorn drüben ſeine markerſchütternden Töne erſchallen ließ, war es mir gerade ſo, als hörte ich wieder Löwengebrüll in der Wüſte."

„So mag man hier auf dem Weltausſtellungsplatze hinſchreiten, wohin man will, man wird immer Neues, Schönes, Großartiges und Intereſſantes finden. Jeder Annex, jede Halle, die man auf's Gerathewohl betritt, feſſelt uns unglaublich, hält uns ſtundenlang feſt, und von Gegenſtand zu Gegenſtand ſchreitend bedauern wir nur, in dritter und vierter Reihe ſo Vieles unbeſichtigt liegen laſſen zu müſſen — ſchade, daß das hier nicht Jahre dauern kann."

„Und es iſt traurig, denken zu müſſen," ſagte der Rittmeiſter, „daß, wenn im nächſten Frühjahr dieſe Bäume und Sträucher wieder knoſpen und ſprießen, ſich die jungen Blätter verwundert umſchauen werden, wo all' die Herrlichkeiten geblieben ſind, von denen ihnen das alternde Laub in den langen Winternächten erzählt."

„Ja, es iſt das Alles über uns gekommen wie ein glänzender Traum und wird auch ebenſo ohne Spuren wieder verwehen."

Der junge Diplomat hatte ſtill lächelnd in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, entweder gehorcht, was die Beiden ſprachen, oder ſeinen orientaliſchen Traum weiter ausgedehnt, bis er ſich mit einem Male aufrichtete, zuerſt ſtarr vor ſich hinausblickte, dann mit einer unglaublich geſchickten Bewegung ſein Augenglas einklemmte und hierauf ausrief: „Beim Zeus, da war ſie wieder!"

Mit dem Ausruf: „Beim Zeus, da war ſie wieder!" mußte übrigens Jemand gemeint ſein, der nicht nur den Baron Trieberg allein intereſſirte, denn auch der Rittmeiſter wandte raſch ſeine blitzenden Augen, und ſelbſt der Oberſt ſtreckte ſich ein wenig aus ſeiner ruhenden Stellung empor, um aber alsdann mit einem leichten Achſelzucken zu ſagen: „Und wenn auch, das iſt unfaßbar wie ein Mondſtrahl; nehmen Sie ſich in Acht, Trieberg, und ich muß Ihnen den Rath geben, ruhig bei uns zu bleiben; denn man ſieht ſchon an Ihren leuchtenden Blicken und Ihrer haſtigen Bewegung, daß Sie große Luſt haben, ihr wieder einmal ohne jeden Nutzen nachzulaufen.“

Der junge Mann ſtarrte, ohne ein Wort zu erwidern, auf die Menge der Luſtwandelnden und rief dann, ſich mißmuthig in ſeinen Stuhl zurückwerfend: „Sie war es, darauf möchte ich jede Wette eingehen!“

„Nun, und was weiter?“ fragte Baron Breda, „auch ich ſah ſie vorgeſtern in der japaneſiſchen Abtheilung und ſo nahe an mir vorübergehen, daß ich deutlich, wie eure Geſichtszüge jetzt, die ihrigen anſchauen und allerdings bewundernd betrachten mußte; doch war es weniger die edle und regelmäßige Schönheit ihres Geſichtes, was mich frappirte, als das, trotz allem Ernſte, ja trotz allem ſchmerzlich Düſtern der marmorbleichen Züge, wunderbar liebliche und milde Lächeln, das ihr Geſicht wahrhaft beleuchtete, wenn ſie mit ihrem Begleiter ſprach, ihn befragte oder auf etwas aufmerkſam machte. — „Ja, ja,“ fuhr er nachdenklich fort, „es iſt das eines jener ſeltſamen Weſen, die man ſelbſt im Arme eines Andern neidlos bewundern, verehren und vielleicht mit einer hoffnungsvollen Schwärmerei betrachten kann.“

„Ja, aber mit einer hoffnungsvollen Schwärmerei,“ meinte der Rittmeiſter, wobei es in ſeinen Mundwinkeln heiter zuckte.

„Nun ja, es gibt doch nichts Beſcheideneres als eine Hoffnung, die mir vielleicht als ſolche vollkommen genügt,“ gab der Baron Breda zur Antwort, „und deßhalb bin ich auch im Stande, mich beim Anblick jenes ſelten ſchönen Weſens zu erfreuen, ohne nach Weiterem zu verlangen; wer weiß auch, ob mir der Ton ihrer Stimme gefiele oder das, was ſie ſpräche; iſt es doch möglich, daß in jenem ſchönen Körper eine vollkommen ungenügende Seele wohnt!“

„Das glaube ich nicht,“ ſagte Trieberg eifrig,

„‚in den Augen liegt das Herz,‘

und aus ihren Augen leuchtet eine ſolche Maſſe von Herz, von Gefühl, Geiſt und Seele, unterſtützt von jenem göttlichen Lächeln, deſſen ſoeben der Oberſt erwähnte, daß es mir, ſeit ich ſie zum erſten Male geſehen, wie dem guten Tannhäuſer geht:

‚Wenn ich an dieſes Lächeln denk',
So weine ich plötzliche Thränen.‘“

„Doch nur in Gedanken,“ lachte der Rittmeiſter, „überhaupt paßt dieſes Citat durchaus nicht auf unſere ſchöne Unbekannte, denn der Herr Oberſt wird mir beipflichten, daß es unmöglich iſt, ſich dieſelbe wie im Anfang der Strophe zu denken:

‚Sie lachte ſo glücklich, ſie lachte ſo toll
Und mit ſo weißen Zähnen.‘“

„Kaum; — daß ſie aber auch wundervolle Zähne hat, das kann ich bezeugen, da ich ihr ſehr nahe ſtand bei jenen unvergleichlich modellirt angezogenen japaneſiſchen Puppen, die ſie mit dem glücklichen Lächeln eines Kindes betrachtete, wobei ich ihre ſchönen, regelmäßigen Zähne leuchten ſah.“

Der Rittmeiſter ſtieß die Aſche von ſeiner Cigarre, lächelte gedankenvoll vor ſich hin und ſagte dann in ruhigem Tone: „Nun wollen wir aber auch ſo gerecht ſein und eingeſtehen, ich für meine Perſon wenigſtens, daß ein großer Theil der Bewunderung, die wir jener Dame zollen, ſich wohl davon herleitet, daß ihr Aeußeres, ihr Anzug unſere Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade anzog.“

„Das kann ich nur bedingungsweiſe zugeben,“ entgegnete Baron Breda, „wir hätten Hunderten in gleichem Anzuge begegnen können und würden wahrſcheinlich nicht frappirt geweſen ſein, wie von dieſer ſeltenen Erſcheinung; wobei ich indeſſen eingeſtehen will, daß es, wenn auch geradezu nichts Auffallendes, doch immerhin etwas Eigenthümliches hat, ſtets in einer ſo beſcheidenen Farbe — in Aſchgrau — zu erſcheinen.“

„Aber wie ſie darin erſcheint,“ rief der junge Diplomat enthuſiaſtiſch aus, „das iſt ſo diſtinguirt, ſo geſchmackvoll und elegant, ſo fein über alle Beſchreibung, daß man ihr ſchon dafür allein den kleinen Fuß küſſen möchte.“

„War der auch in Aſchgrau?“ fragte der Rittmeiſter mit leiſem Spott

„Ja, in aſchgrauem Atlaß mit einer ſchwarzen Spitzenſchleiſe, deren Mitte eine dunkle Perle zierte.“

„Wo waren Sie denn ſo glücklich, das zu ſehen?“

„Ich habe es euch ja ſchon erzählt. Vorgeſtern Abend am Weſtportal, es war gegen ſechs Uhr und ich wollte gerade nach der Stadt fahren, zur ‚Stadt Frankfurt‘, wo ich ein Diner-Rendezvous hatte, als ich hinter mir jenes gewiſſe Rauſchen hörte, jenes melodiſche Auffallen ſchweren Seidenſtoffes auf dem Boden, das mich natürlich veranlaßte, raſch bei Seite zu treten: und ſo kam ſie dicht an mir vorüber — leider verſchleiert, doch war ihr weißer feiner Burnus ſo gefällig, bei dem Luftzuge am Portal auseinanderzufliegen und mir ihre reizende Toilette zu zeigen.“

„Alſo der Zeit nach eine Dinertoilette und auch in Aſchgrau?“

„Auch in Aſchgrau, ſonſt hätte ich ſie vielleicht nicht ſogleich erkannt, da ſie dicht verſchleiert war. Dann eilte ich aber ſo raſch wie möglich die Stufen des Weſtportals hinunter, wo gerade ein ſehr gediegener Landau mit bemerkenswerth ſchönen Pferden anfuhr, leider auch mit einem Diener; denn ſonſt hätte ich mir das Vergnügen gemacht, den Schlag zu öffnen, ſelbſt auf die Gefahr hin, für einen Kommiſſionär gehalten zu werden.“

„Der ſtatt der Nummer eine Roſenknoſpe im Knopfloch trägt.“

„Lieber Wölter, aus Dir ſpricht der Neid und ich war auch beneidenswerth, denn ich ſtand ſehr in ihrer Nähe.

‚Einen Finger durft' ich rühren,
Um Elwiren heimzuführen.‘“

„Doch beſorgte das der Kutſcher,“ lachte Wölter.

„Ja, aber ich hatte Zeit, mich in ihre wundervolle Toilette zu vertieſen.“

„Alſo wieder in Aſchgrau?“

„Ja, die Grundidee war wie immer aſchgrau, aber mit wunderbaren Variationen: ſo das Oberkleid auf den Seiten mit ſchwarzen Spitzenſchleifen retruſſirt, deren Mittelpunkt eine Agraffe von dunkeln Perlen war, darunter ein Jupon pliſſé bordeauxfarbig in Grosgrain wie auch das Oberkleid; aſchgraues Hütchen mit Bordeauxfeder, gleichfalls durch Agraffe ſchwarzer Perlen feſtgehalten, und darüber jener neidiſche graue Schleier, der ihr Haupt förmlich einhüllte und mich nur das Leuchten der Augen ſehen ließ — ach, dieſe wundervollen Augen!“ ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu und ſagte dann unter einem Seufzer, der hierher übrigens nicht paßte: „Sonnenſchirm à la Marquiſe gleichfalls aſchgrau mit Bordeaux doublirt und einem Stiel von Perlmutter, genau in Farbe und Glanz wie ihre echten dunklen Perlen.“

Die beiden Andern lachten und Wölter fragte ſcherzend: „Sei ehrlich, Trieberg, du biſt ſicher einmal irgendwo Zeitungsreporter geweſen, denn eine ſolche ausführliche Toilettenſchilderung kann man nur durch Uebung lernen!“

„Reporter war ich allerdings, mein lieber Freund,“ erwiderte der Gefragte achſelzuckend, „wenn auch für kein Journal, und kann ich dich verſichern, daß unſer würdiger Chef für die ausführliche Schilderung einer allerhöchſten Damentoilette bei großen Gelegenheiten recht dankbar war; wobei ich übrigens unter uns geſtehen will, daß ich ſelten oder nie einen ſolchen Schick wie bei unſerer ſchönen Unbekannten ſah, ſtand ich ja doch ſo nahe, daß ich ihre wunderbaren Spitzen und echten Perlen bewundern konnte, ja daß mich die Luftwellen, hervorgebracht durch die Bewegung ihres ſchönen Körpers, umſtrömten.“

„Und das Parfüm?“

„Ich glaube es war Veilchen; wenigſtens war mir ganz veilchenſelig zu Muthe, und ich hätte mich mit Wonne zertreten laſſen von dieſem feinen Fuß in aſchgrauem Atlaß, dem meine Blicke aufwärts folgen konnten bis zu einer gefährlich anmuthigen Rundung; denn ich hatte mich ſehr geſchickt aufgeſtellt.“

„Da haben wir es wieder einmal,“ ſagte der Oberſt lachend, „wir müſſen uns mit einem Blick anf ihre Geſtalt, auf die Züge ihres Geſichtes begnügen, er hat das Glück, am Wagen zu ſtehen, wenn ſie einſteigt.“

„In richtiger Vertheilung, lieber Oberſt, denn:

‚Was kein Verſtand des Verſtändigen ſieht,
Das ahnt in Einfalt ein kindlich Gemüth,‘

und ich habe das auch in der That verehrungsvoll, ſchüchtern anbetend, mit einem kindlichen Gemüthe aufgenommen.“

Die beiden Andern lachten und dann erhob ſich der Oberſt langſam, indem er ſagte: „Möge es Ihrem kindlichen Gemüthe nicht ſchaden; worüber ich indeſſen nicht vollkommen beruhigt bin, denn Ihre Blicke irren noch immer dort in der Menge umher mit einem Ausdrucke der Unruhe, ſo daß es grauſam wäre, Sie noch länger hier feſtzuhalten. — Wenn es euch alſo recht iſt, wollen wir gehen, und bitte ich nur, mich für eine halbe Stunde entſchuldigen zu wollen, denn ich habe verſprochen, drüben im Zelt der Kirgiſen etwas genau anzuſehen, um es dann zu Hauſe aufzuzeichnen, da man dort keinen Strich machen darf. Oder geht ihr mit dorthin?“

„Ich mache mir nichts daraus, lieber Oberſt, habe ſchon ein paar Bekannte hinführen müſſen und fühle wenig Intereſſe für die Kumys bereitende kirgiſiſche Jungfrau, ſie ſieht ein bischen verwahrloſt und ſchmutzig aus.“

„So laſſe ich Sie mit Wölter, doch wo finden wir uns?“

„Wo Sie wollen, lieber Oberſt, Sie haben zu beſtimmen, da Sie unſer Führer ſein wollen.“

„So ſchlage ich vor, beim goldenen Rieſenfiſch der Japaneſen,

‚Der auf blauen Wogen ſchwimmend
Heiter in der Sonne glänzt.‘“

„Gut, dort wollen wir Sie erwarten, wir können uns dabei ein bischen im Orient umſchauen, was mir heute beſonders angenehm wäre; denn ich ſah vorhin Seine Excellenz meinen hochverehrten und würdigen Chef die Frères provenceaux verlaſſen und ſich gegen Oſten wenden,

‚Wo Palmen rauſchen
Und Brunnen kühlen,'

oder:

‚Wo Brunnen rauſchen
Und Palmen kühlen,'

man kann da ſagen wie man will und es klingt gleich paſſend und anmuthig."

„Gott ſchütze Sie, Wölter," rief der Oberſt heiter, indem er ſich entfernte, „Trieberg iſt aufgezogen und das Räderwerk ſeiner Citate wird um Sie herſchnurren, bis Sie ganz ſchwindelig geworden ſind."

„Keine Angſt, beſter Freund! Wölter iſt ſo ſchweigſam, daß er wahrlich froh iſt, wenn ich für ihn ſpreche, Schönes und Gediegenes, worauf er nicht einmal nothwendig hat, eine Silbe zu erwidern."

Dann trennten ſie ſich, und während Baron Breda dem kirgiſiſchen Zelte zuſchritt, ſchlenderten die Anderen um den japaneſiſchen Garten herum, wo ſie einen Augenblick ſtehen blieben, wie es hier jeder richtige Flaneur zu machen pflegt, um den fleißigen Arbeitern zuzuſehen, die in ihrem Nationalkoſtüm, meiſtens hellblau mit weißen Streifen, überall an ihren zierlichen Einfaſſungen oder Hütten etwas nachzuſehen oder zu verbeſſern haben.

„Ich meine hier immer," ſagte Baron Trieberg, „ich ſchaue auf ein großes, lackirtes Präſentirbrett bei meiner Großmutter, worauf wir, als wir noch kleine Kinder waren, unſer Gouter ſervirt bekamen und das wir alsdann ſpäter, wenn die Kirſchen, Erdbeeren oder was es gab, verzehrt waren, einem aufmerkſamen Studium unterwarfen. Gerade ſo, wie dort der kleine, geſchlängelte Bach war, iſt er hier mit gleichen barocken, man könnte ſagen, zopfigen Brückchen, die zu maulwurfsartigen Hügeln führen, hier wie dort gekrönt mit Bambushüttchen und Tempelchen, eine artige Spielerei; gehen wir weiter! — Apropos, lieber Wölter," unterbrach er ſich plötzlich, „hat der koloſſale Fiſch, aus Zeug oder Papier gemacht, dort an der hohen Bambusſtange, der ſich aufbläht, ſowie der Wind hineinbläſt, irgend eine Bedeutung? Du biſt ein gelehrter Mann und mußt das wiſſen."

„Wenn du in dieſer Richtung an meine Gelehrſamkeit appellirſt, ſo wird ſie mich und dich im Stiche laſſen; doch weiß ich zufällig, daß dieſer Fiſch an japaneſiſchen Häuſern ſymboliſch bei den ſogenannten Knabenfeſten angebracht wird, um dem angehenden Jünglinge anzudeuten, daß es jetzt Zeit für ihn ſei, ſich auf den Wellen des Lebens zu probiren."

„Ein eigenthümliches Volk, dieſe Japaneſen; ich ſchlenderte neulich mit einem von der Geſandtſchaft in ihrer Abtheilung umher, und war erſtaunt zu hören, wie ſie faſt allen ihren Dingen einen tieferen Sinn unterlegen, wie die Puppen, als wirkliche Damen herausgeputzt, dem kleinen Mädchen ſchon ſeine künftige Stellung als Dame und Hausfrau in's Gedächtniß rufen, wie alles Spielwerk ſeine Bedeutung hat, ſo für den Knaben die Figuren berühmter Krieger oder Waffenmodelle, um in ſeiner Bruſt Heldenmuth und Patriotismus zu wecken, ſo ihre Bronzen, wo du zum Beiſpiel glaubſt, eine nichtsbedeutende Vaſe vor dir zu haben, die aber in ihren Verzierungen und Bildwerken ein ganzes Heldengedicht repräſentirt, oder Thiere von Erz, die nebenbei zu Haushaltungszwecken dienen, wie ein großer, hochbeiniger, langſchnabeliger Storch, der mythologiſche Vogel Hohwoh, der," fuhr Baron Trieberg mit großem Ernſte fort, „in dem religiöſen Ideenkreiſe des japaneſiſchen Volkes eine große Rolle ſpielt." Und das ſagte er in ſo würdigem Tone mit hoch aufgezogenen Augenbrauen, daß ihn Wölter lachend von der Seite anſchaute und dann ausrief: „Du entwickelſt ja da eine wüthende Gelehrſamkeit, ſag' mir ehrlich, woher kam dir dieſe Kunde?"

„Lieber Freund, ich habe dir meine Quelle genannt, jenen freundlichen japaneſiſchen Kollegen; wenn wir ihn finden, ſtelle ich dich vor; — — dann habe ich auch Einiges über die japaneſiſche Abtheilung geleſen, wie ich ſo ehrlich ſein will, dir zu geſtehen, auch den Grund, damit du ſiehſt, was ich für ein aufrichtiger Freund bin."

„Verrathe nur keine diplomatiſchen Geheimniſſe!"

„Es ſtreiſt allerdings daran, iſt aber in deiner verſchwiegenen Bruſt gut aufgehoben; ich werde nämlich in den nächſten Tagen die Ehre haben müſſen, die Gemahlin unſeres Chefs im Orient ſpazieren zu führen.“

„Mit Schweſtern und Töchtern? da würde ich mir den Arabat am Eingange der Türkei miethen und ſie als Kislar Aga begleiten.“

„Statt daß du ſchlechte Witze machſt, lieber Freund, ſollteſt du aus Intereſſe für mich die Schwierigkeit meines Auftrages einſehen. Du weißt, daß ich gerne nach Konſtantinopel möchte, wo eine Stelle bei der Botſchaft offen iſt, die mir jedenfalls nicht entginge, wenn die Excellenz zu ihrem Gemahle ſpräche: ‚Dieſer Baron Trieberg iſt nicht nur ein charmanter und liebenswürdiger junger Mann —‘“

„Das wird ſie jedenfalls ſagen,“ ſchaltete Wöller ein.

„‚Sondern iſt auch im Orient ſo bewandert, daß es eine Luſt iſt, ſich von ihm führen zu laſſen. — Wenn dann noch obendrein die jungen Damen mit einigem Gefühl und Verſtändniß ſagen: ‚Ach ja, Papa, das iſt wahr‘, ſo bin ich ſo gut wie ernannt.“

„Nun, alſo was weiter:

‚So führ' uns gut und mach' dir Ehre.‘“

„Gerechter Gott,“ rief Trieberg, ſtehen bleibend, „jetzt pfuſcheſt auch du mir ſchon in's Handwerk und citirſt ſogar Goethe.“

„Wahrhaftig willenlos.“

„Nun denn, mein Kompliment für dies geiſtige Zuſammentreffen — — aber verdiene dieſes Kompliment doppelt und gib mir in der orientaliſchen Abtheilung einige Fingerzeige! Da ſind wir ſchon und haben noch eine gute halbe Stunde vor uns; denn wenn der Oberſt etwas anſieht, um ſpäter darnach zu zeichnen, ſo dauert's lange; wie ſoll ich meinen Spaziergang mit der Excellenz beginnen?“

„Wird ſie lange Zeit darauf zu verwenden haben?“

„Ich glaube kaum, ſie geht zuerſt zu den Spitzen, Shawls und Brillanten, um dann den Orient zum Auffriſchen und pour la bonne bouche mitzunehmen.“

„Gut, ſo führe ſie hieher, wo wir jetzt gerade ſtehen, wo die höchſt intereſſante Reliefkarte von Stambul —“

„Es macht ſich alſo gut, wenn man Stambul ſagt?“

„Eigentlich Iſtambul, doch klänge das in deinem Munde zu kokett.“

„Alſo Stambul.“

„Mit dem goldenen Horn — hier die Waſſerſtraße, welche Pera und Galata von Konſtantinopel trennt — auf welcher die zierlich geſchnitzten Kaiks pfeilſchnell hin- und herrudern; dort ſteht ſolch' ein Kaik, was du ihnen zeigen kannſt, um deinen Vortrag zu illuſtriren.“

„Kaik. Richtig.“

„Und der Bootführer heißt Kaiktſchi, wie auch der Kaffeewirth Kafetſchi heißt. Dann zeigſt du ihnen hier die berühmte Waſſerſtraße des Bosporus, eigentlich Ochſenfurt, was du aber für dich behalten kannſt; wogegen es ſich nicht ganz ſchlecht macht, wenn du etwas von Hero und Leander einflechten willſt.“

„Ja, ja, das kann ſich gut machen und ſchlägt in mein Fach; zum Beiſpiel:

‚Seht ihr dort die altersgrauen
Schlöſſer ſich entgegenſchauen
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Helleſpont die Wellen
Brauſend durch der Dardanellen
Hohe Felſenpforte rollt?‘“

„Bis zu den Dardanellen darfſt du dich aber nicht verſteigen, denn die liegen weiter draußen, hier ſchließt's mit dem Meer von Marmora.“

„Natürlich.“

„Dann gehſt du den Bosporus hinauf hier nach Therapia und Bujukdere, dem Sommerſitz der Franken; längs dem Ufer hingeſtreut ſieht man die reizenden Villen der Großen und Mächtigen des alten Byzanz, und wenn du nun weiter kommſt zu dem Botſchaftshotel der europäiſchen

Mächte, ſo wird es dir nicht ſchwer werden, ein paar paſſende Worte einzuſtreuen, die deine Sehnſucht nach dem Orient verrathen.“

„Famos, ich könnte zum Beiſpiel ſagen:

‚Dorthin, dorthin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter zieh'n.‘“

„Mußt dich aber in Acht nehmen, dabei eine der jungen Comteſſen anzuſchauen, damit ſie dir nicht ſpäter zuflüſtert: ‚Sprechen Sie mit meiner Mutter‘! Doch Scherz bei Seite, ſchreiten wir ernſt und würdig weiter; vergiß nicht, im Allgemeinen darauf aufmerkſam zu machen, welch' ein wunderbares Miniaturbild hier die ſtolze Osmanenſtadt gibt, die wie Rom ſieben Hügel überfluthet und von ihren Nebenſtädten Pera und Galata durch das wunderbar geſchwungene, vom Sonnenglanze ſchimmernde goldene Horn getrennt iſt.“

„Vom Sonnenglanze ſchimmernde goldene Horn — macht ſich recht gut.“

„Auf die Kaiks haſt du ſie bereits aufmerkſam gemacht und nun kommen wir hier gleich nebenan zu der türkiſchen Equipage alten Stils, jenem grell bunt bemalten, ja zuweilen reich vergoldeten Karren, der gewöhnlich von Ochſen gezogen wird und in welchem die Frauen dicht verſchleiert ſitzen, wie dort an der lebensgroßen Puppe zu ſehen; ihr hellſeidenes Oberkleid heißt Feredſche, der weiße Schleier Jaſchmak — vergiß das nicht, es würzt deine Erklärungen.“

„Feredſche und Jaſchmak. Ich werde das zu behalten ſuchen, und wenn ich allenfalls beide Dinge mit einander verwechsle, ſo ſchadet's auch nichts — Jaſchmak und Feredſche.“

„Dieſer Ochſenwagen Arabat gibt dir einen Anknüpfungspunkt an das Straßenleben von Konſtantinopel, du ſprichſt von dem großen Bazar, dem Beſeſtan —“

„Beſeſtan!“

„Und führſt dann deine Damen rechts in die eigentliche türkiſche Abtheilung, allwo lauter Dinge ſind, die du bereits geſehen, worüber du geleſen und die ich dir erklärt habe; da gibt es ſo viel, was intereſſirt, und ſie werden ſchwelgen in den Teppichen, Shawls und den Stickereien, den kleinen Tiſchchen mit Perlmutter ausgelegt, den golddurchwirkten weißen Stoffen, den Seidenzeugen von Bruſſa und Salonik, daß du nur hie und da ein Wort einzuwerfen brauchſt, um ſie aufmerkſam zu machen, zum Beiſpiel auf die eigenthümliche Art, wie die Orientalen ohne Meſſer und Gabel ſpeiſen."

„Ah — ja — da bin ich ſchon mehr zu Haus."

„Wie ſie dabei auf ſchwellenden Polſtern ruhen, rings um jene oft vier Fuß im Durchmeſſer haltenden, ſchön verzierten meſſingenen, oft vergoldeten Tiſchplatten; wie das Hauptſtück der Mahlzeit häufig ein gebratener Hammel iſt, gefüllt mit Reis und ſüßen Pflaumen, von welchen der Wirth mit ſeinen fettigen Fingern eine Kugel dreht, die er dem Gaſte, den er hauptſächlich ehren will, in das Maul ſchiebt."

„Pfui Teufel!"

„Dann kommt eine Unmaſſe von Konfitüren, Eingemachtem und anderen Süßigkeiten, bis ein Neger oder ſonſt ein Diener erſcheint, um aus einer der ſchön geſchwungenen ſilbernen Kannen dort Waſſer über die Hände der Gäſte zu gießen, ſowie ihnen ein oft goldgeſticktes Tuch zu reichen, womit ſie ihre Finger und — Lippen reinigen."

„Ein Erſatz für unſere Mundtaſſen."

„Aber appetitlicher, wie du mir zugeben wirſt; mir erregt es wenigſtens ſtets eine leichte Anwandlung von Ekel, wenn ich eine anſtändige Geſellſchaft gleich nach gutem Diner mit dieſer Art von Spucknäpfen beſchäftigt ſehe. Doch gehen wir weiter! — Hier haſt du denn ferner ſämmtliche Nationalitäten des türkiſchen Reiches als Wachsfiguren umherſtehend, ſehr intereſſant durch ihre echte Kleidung und ihre prachtvollen Waffen: auf jedem Poſtamente iſt die Völkerſchaft des Betreffenden zu leſen, und bei deinen guten Augen — das heißt bei deinem ſcharfen Glaſe — kannſt du dir immer ein bemerkenswerthes Paar ſchon aus der Ferne ausſuchen und deinen Komteſſen Kurden, Araber, Griechen, Albaneſen, Armenier und Bulgaren deiner Bekanntſchaft vorſtellen. Jedenfalls werden ſie dich fragen, was das dort bei jener Frau für ein merkwürdiger Kopfputz iſt, in Geſtalt eines ſilbernen Hornes, an dem ein Schleier hängt."

„Maronitinnen, nicht wahr?“

„Nein, Druſinnen, — die Maronitinnen haben ein Goldblech über der Stirn.“

„Richtig, Druſinnen, — ich kann mich dabei des Emirs Beſchir erinnern, des großen Empörers vom Libanon.

‚Tragt mich vor's Zelt hinaus ſammt meiner Ottomane,
Ich will ihn ſelber ſehen.‘“

„Das läßt nun Freiligrath allerdings ſeinen Scheik vom Sinai ſagen, doch wiſſen das deine Zuhörerinnen kaum ſo genau.“

„Gut, dann fliege ich über Libanon und Antilibanon hinüber nach Damaskus, zeige ihnen echte Klingen, wie jene dort mit diamantbeſetztem Griff.

‚Die Waffe ließ er ſich an ſeinen Gürtel binden
Und ſprengte ſauſend dann die grünen Tamarinden,
Den Sonnenſchirm des Markts, entlang mit ſeiner Schaar.
Der Staub des Weges flog, gefegt von Stutenbäuchen;
Der Reiter ſaß in den beſchäumten Weichen
Und Staunen faßte den Bazar.‘“

„Es wird ſich das nicht ſchlecht machen, und wenn du deklamirſt:

‚Und Staunen faßte den Bazar‘ —

ſo machſt du eine graziöſe Handbewegung zugleich mit einer tiefen Verbeugung, ſo anzeigend, daß dein orientaliſcher Vortrag zu Ende iſt.“

„Gut, ſehr gut, und habe ich nun durch deine Güte Anhaltspunkte genug, um mich hier allein in der Türkei für drei Viertelſtunden oder ſo etwas als einen ausgezeichneten Cicerone darzuſtellen; obendrein bin ich auch, was Japan anbelangt, ziemlich vorbereitet, werde ihnen vom wunderbaren Vogel Howoh, in dem man Räucherwerk verbrennt, ſowie vom Fiſche, der bei Knabenfeſten vor dem Hauſe flattert, erzählen und bin alsdann überzeugt, die vorräthige Zeit Ihrer Excellenz ſo gründlich ausgenutzt zu haben, daß ſie froh iſt, wenn ich ſelber nichts mehr weiß. — Doch halt,“

ſagte er, ſeinen Redefluß plötzlich unterbrechend, wobei er den leichten, gefälligen Ton änderte, ja ſeinen Freund am Arme faßte und ſo deſſen weitere Schritte hemmte:

„‚Mephiſto, ſiehſt du dort
Ein blaſſes, ſchönes Kind allein und ferne ſtehen?‘“

„Ja, bei Gott, da iſt es wieder!“

„Du ſprichſt gerade, als ſäheſt du ein Geſpenſt wogegen ich dich verſichere, daß mir jene Dame in Aſchgrau auch heute wieder, obgleich ich nur die Formen ihrer Geſtalt ſehe, durchaus nicht einen unbehaglichen Eindruck macht; im Gegentheil, ich fühle mich zu ihr hingezogen.“

„Ich ja auch, Unglücklicher, hingezogen und doch wieder auf eine mir unerklärliche Weiſe abgeſtoßen, denn:

‚Vor ihrem Blick
Erſtarrt des Menſchen Blut.‘“

„Im Gegentheil, was ich von dieſem Blicke ſah, hat mich mächtig angezogen und dem Oberſten, der doch ziemlich kühl in ſolchen Dingen iſt, erging es gerade ſo. Komm, laß uns näher treten und ihr zufällig begegnen; ſie tritt gerade bei den Japaneſen ein, wohin uns ja auch unſer Weg führt, vielleicht daß uns Baron Breda dort ſchon erwartet.“

„Ich mag nicht hin, es graut mir vor dem Orte.“

„Höre, du biſt ein recht kindiſcher Menſch, oder wenn ich mir die Sache genauer überlege, ſo fange ich an, an deinem ſonſt ſo guten Charakter zu zweifeln, und glaube, daß du Egoiſt genug biſt, um jener ſchönen Dame ſtets allein begegnen zu wollen.“

„Würde ich in dem Falle ſtets auf ſie aufmerkſam machen?“ entgegnete Baron Trieberg achſelzuckend. „Nein, ich bin nur ſtärker als du und vermöchte ihr mit männlicher Entſchloſſenheit fern zu bleiben, wenn mich deine Worte nicht herausgefordert hätten; ſo komm denn, Unſeliger, verſenke deine Seele in ihre ſüßen Augen und gehe unter in der verzehrenden Gluth, die ihren Blicken entſtrömt!“

„Wagen wir es auf dieſe Gefahr hin; da iſt der goldene

Fiſch von Japan, da iſt auch der Oberſt, aber wo iſt ſie hingekommen? Sie muß hier in der Abtheilung aufzufinden ſein, wenn du überhaupt richtig geſehen haſt, aber es kommt mir vor, als ſäheſt du Alles in Aſchgrau, wie andere exaltirte Sterbliche roſenfarbig.“

„Ich bin durchaus nicht exaltirt und habe ſie ſo deutlich geſehen, wie ich dich hier ſehe.“

„Da bei den Japaneſen?“

„Da beim Eingange zu den Japaneſen.“

„So müßte ſie ja bei dem Oberſten vorüber gekommen ſein, — fragen wir ihn!“

„Ah, da ſeid ihr,“ rief ihnen Baron Breda von weitem entgegen, „habe ich euch warten laſſen?“

„Durchaus nicht, doch fürchte ich faſt, daß wir zu lange ausgeblieben ſind.“

„Ich kam ſoeben durch das Oſtportal und bin kaum fünf Minuten hier.“

„Alſo doch ſchon fünf Minuten,“ ſagte Baron Triberg raſch, „und befanden ſich während der Zeit hier am Eingange?“

„Hier am goldenen Fiſche, auf den blau und weißen Leinwandwogen, habe mir ihn wieder genau betrachtet und mich gefreut über die Sauberkeit, mit der die vergoldeten Meſſingplatten, aus denen er beſteht, zuſammengenietet ſind; überhaupt iſt es recht geſchickt von den Herren Japaneſen, hier am Eingange ihrer Abtheilung ein ſo weithin leuchtendes Objekt aufzuſtellen, es erleichtert das ſehr die Rendezvous.“

„Aha, lieber Oberſt,“ lachte der junge Diplomat, „ſind wir Ihnen am Ende zu früh gekommen?“

„Wie ſo? — Doch kann ich mir denken, worauf Sie anſpielen; auch Sie ſahen wohl die aſchgraue Dame hier eintreten?“

„Ja, ſahen ſie und ſuchen ſie; kam ſie nicht bei Ihnen vorüber?“

„Ziemlich nahe,“ gab der Gefragte zur Antwort, „und da ich noch unter dem Eindrucke Ihrer lebhaften Schilderung von vorhin ſtand, ſo bemühte ich mich, ſie genauer zu betrachten, als ich bisher gethan.“

„Und ſind mit Ihren Forſchungen zufrieden?“

„Nach jeder Richtung hin; ich muß geſtehen, nie einen ſchöneren, eleganteren Wuchs und edlere und einnehmendere Züge geſehen zu haben; doch gab mir der Ausdruck ihres Auges zu denken.“

„Das glaube ich, ſolch' ein Auge, wie ein leuchtender Stern!“

„Das iſt jedenfalls kein ganz guter Vergleich,“ meinte der Oberſt lächelnd; „bedenken Sie, wenn aus einem menſchlichen Antlitze, mag es noch ſo ſchön ſein, uns etwas entgegenglänzte, wie das Geſunkel eines Sternes, ich wüßte mir keinen unheimlicheren Anblick.“

„Meinetwegen zugegeben, aber was fanden Sie Eigenthümliches in den Augen unſerer ſchönen Unbekannten?“

„Etwas nicht minder Unheimliches, ich will Ihnen das offen geſtehen, einen Blick wie aus lebloſen Augen, die mich wie vom tiefſchwarzen glanzloſen Sammt geformt anſtarrten.“

„Allen Reſpekt vor Ihrem Talent der Beobachtung, lieber Oberſt,“ entgegnete Baron Trieberg lebhaft, „da ſind mir neulich jene ſchönen Augen ganz anders vorgekommen.“

„Vielleicht glänzend im Widerſchein der deinigen,“ meinte Rittmeiſter von Wölter, „oder indem du mit deiner erregten Phantaſie ſchauteſt durch einen grauen Schleier hindurch, den ſie, wie du ſelbſt zugabſt, um ihren Kopf gewickelt trug.“

„Heute aber war ſie ſo gut wie unverſchleiert,“ entgegnete der Oberſt nachdenklich, indem er ſich langſam wie zum Weggehen wandte, dabei aber ſeine Blicke rings um ſich her durch die japaneſiſche Abtheilung gleiten ließ — — „wenigſtens für mich ſo gut wie unverſchleiert,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „denn das dünne Gewebe, welches nur zur Hälfte ihr Geſicht bedeckte, hinderte mich durchaus nicht, ihre Züge zu betrachten und mich in ihre ſeltſamen Augen zu verſenken — gehen wir?“

„Wenn es Ihnen gefällig iſt, lieber Oberſt, ja,“ ſagte Baron Trieberg, „doch wäre hier eine gar vortreffliche Gelegenheit, ſie ein bischen genauer zu betrachten; wer war in ihrer Geſellſchaft?“

„Derſelbe alte Herr mit weißem Haar, den wir ſchon ein paarmal ſie begleiten ſahen; iſt es ihr Vater, ſonſt ein Verwandter, ein Freund — ich habe keine Idee darüber; ſteht vielleicht in einem noch intimeren Verhältniſſe mit ihr, keinesfalls aber in dem eines Dienenden, dafür iſt der alte Herr zu elegant angezogen. — Gehen wir alſo, wenn es euch ſo recht iſt!“

Da Baron Breda auf dieſe Art, wenn gleich indirekt, ſeinen Wunſch kundgab, nicht länger hier zu warten, ſo fügte ſich auch Trieberg ſchweigend darein und alle Drei verließen die japaneſiſche Abtheilung und dann das Oſtportal der Induſtriehalle, um bei dem prachtvollen Brunnen Sultan Achmed's vorüber nach den Kunſtſammlungen zu gehen.

Die Kunſtſammlungen nehmen in ihrem palaſtähnlichen Gebäude, wie es ſich auch gebührt, einen hervorragenden Platz auf der Weltausſtellung ein; und ſteht die Kunſthalle öſtlich von dem Hauptgebäude, ſo daß deſſen Längenachſe jenes unter einem rechten Winkel in der Mitte durchſchneidet.

Der weite Platz zwiſchen beiden, in großen Dimenſionen angelegt, mit reizenden Gartenanlagen, friſchen Raſenplätzen, hochaufſpritzenden Fontänen erſcheint uns durch die mächtigen Gebäude, die ihn auf zwei Seiten einfaſſen, ſowie die mit Laub bewucherten Veranden der beiden andern Seiten kleiner, als er in Wahrheit iſt, wie man Aehnliches bei den rieſigen Verhältniſſen der Weltausſtellung öfter bemerkt.

Seine Mitte nimmt eine treue Kopie des ſchon oben erwähnten prachtvollen Brunnens „Sultan Achmed's III.,“ der „Tſcheſchme“ auf's Getreueſte nachgebildet, wie ſie am Ufer des goldenen Hornes ſteht, ein; ein phantaſtiſch reiches Bauwerk, auch hier prächtig hervortretend durch den unwiderſtehlichen Reiz ſeiner märchenhaften Farbenpracht.

„Iſt es mir doch jedesmal, ſo oft ich hier vorbeigehe, zu Muthe, als befände ich mich wieder am Ufer von Galata,“ ſagte Baron Breda, „und blickte dann wohl verwundert umher, wenn ich ſtatt des dortigen lebendigen Treibens, ſtatt des Gewühls eines türkiſchen Marktes mit ſeinen lärmenden, ſchreienden griechiſchen und jüdiſchen Verkäufern, ſeinen würdevoll einherſchreitenden Türken, ſeinen Laſtträgern, ſeinen Pferden, Eſeln und langen Kameelzügen, dieſe Ruhe um mich her empfinde, als ſei ich allem Dem durch Zaubermacht entrückt und befände mich hier allein im Hofe eines Feenpalaſtes bei den murmelnden Waſſern, die mir ſo artige Märchen zu erzählen wiſſen.

„Nun, daß wir uns hier inmitten eines Zauberpalaſtes befinden, wird Niemand leugnen wollen," meinte der Rittmeiſter, „braucht man doch nicht einmal irgend eine beſchwörende Formel auszuſprechen, um alle Schätze der Welt um uns her ausgeſchüttelt zu ſehen; und mir erregt es dabei das Gefühl, als wenn ich ſchalten und walten könnte nach Belieben, als wenn jene Brillantenkolliers, die reichen Schmuckſachen von Perlen und Rubinen, ja der ganze Schatz des Sultans mein Eigenthum wäre, das ich da der allgemeinen Schauluſt zuliebe ausgeſtellt laſſe."

„Bei dergleichen Dingen kann ich nicht ähnlich fühlen," ſagte der junge Diplomat, „denn die Werthe ſind ſo gewaltig, daß man ſchon eine ſehr üppige Phantaſie haben muß, um Annexionsgelüſte zu ſpüren, während wir dagegen bei einer Menge minderer Dinge vorübergehen, wo ich es immerhin bedaure, nicht ein Checkbuch zu beſitzen auf eine allgemeine Weltbank."

Sie umſchritten den Achmedbrunnen und hatten nun jene große Halle vor ſich mit der einfachen und würdigen Aufſchrift: „Der Kunſt."

„Mich ergreift immer ein eigenthümliches Gefühl, wenn ich dieſe Stufen hinaufſteige," ſagte Baron Breda, „nicht als ob ich dieſe Schätze hier als ſolche höher achtete, wie jene Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes und Fleißes drüben in der Induſtriehalle, dagegen iſt mir zu Muthe, als wenn ich mich von einem glänzenden, lärmenden Feſte in eine Geſellſchaft guter Bekannten begäbe, wo ich ſtatt Muſik und Feuerwerk einen Druck der Hand, ein freundſchaftliches Wort finde."

„Diesmal fühle ich gerade wie Sie, lieber Oberſt," ſagte der Diplomat, „was leider nicht immer der Fall iſt, und beim Eintreten in dieſe Kunſthalle iſt mir gerade ſo, als käme ich aus einem Salon von reicher Vergoldung, ſchimmernden Tapeten, leuchtenden Kriſtalllüſtres in ein ſanft erhelltes Pflanzenkabinet, wo ſeltſame Blumen und wunderliebliche Blüthen aus dem tiefen Grund verſtohlen hervorblicken und wo mich das Plätſchern eines Springbrunnens mit träumeriſchem Behagen umfängt.“

„Etwas von dieſer Stimmung liegt wohl an dem rings umſchloſſenen Raum, in dem wir uns hier befinden, ſobald die weich gepolſterten Flügelthüren hinter uns zugefallen ſind, während es drüben, mögen wir ſtehen und gehen wo wir wollen, aus der Nähe und Ferne, von rechts und von links beſtändig auf uns einwirkt: glänzend, leuchtend, flimmernd, ſauſend, brauſend und klingend — ein ungeheures Kaleidoſkop — in welchem wir uns vorkommen, als ob wir ſelbſt herum geſchüttelt würden in all' dieſer bunten, glänzenden Pracht.“

„Schon das dumpfe Zufallen dieſer Thüren klingt mir ſtets wie ein beruhigender Ausruf, wie ein ‚Gottlob‘,“ fuhr der Oberſt fort, „und wenn ihr darin noch eine Steigerung, eigentlich noch eine größere Abſchwächung empfinden wollt, ſo gebt einmal genau Achtung auf den Eindruck, den es euch macht, wenn ihr drüben von den unruhigen Italienern zu den Engländern eintretet, wo ich jedesmal das Gefühl habe, als verſtumme plötzlich hinter mir eine rauſchende Muſik und als würde ich empfangen von einem ſanften Flötenkonzert.“

„Nur nicht ganz ſo langweilig,“ warf Baron Trieberg ein, „obgleich es mir noch nicht gelungen iſt, bei den Engländern recht warm und animirt zu werden.“

„Und doch finden wir bei ihnen außerordentlich Schönes, ſogar Bewunderungswürdiges in ihren Aquarellen, dabei ſelten oder nie etwas, bei dem wir mit einem mitleidigen Achſelzucken vorübergehen, wie uns das anderswo leichter geſchehen kann, oder etwas, das uns gemein erſchiene; wogegen wir uns aber auch kaum irgendwo durch Großes und Erhabenes, durch einen Schwung in Konzeption oder Ausführung erhoben fühlen; wir behalten immer den Eindruck des ſanften Flötenkonzerts, ſehen immer, daß wir uns in der anſtändigſten Geſellſchaft befinden, ohne in den Fall zu kommen, auf Dieſen oder Jenen zeigend auszurufen: ‚Was iſt dies für eine ausgezeichnete Perſönlichkeit!‘“

„Sie ſind alſo darin ganz das Gegentheil unſerer Oeſterreicher, auch der Deutſchen und der Franzoſen," meinte der Rittmeiſter, „beſonders der letzteren; denn wenn man ihre Werke betrachtet, ſo muß man ihnen ſchon Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ſagen, daß man nicht nur hie und da von ihren Bildern gewaltſam angezogen wird, ſondern faſt in jedem etwas findet, das uns feſſelt: hier der Gegenſtand oder die Kompoſition, dort die Harmonie des Ganzen, prachtvolle, wenn uns auch nicht immer richtig angewandte Figuren, leuchtendes Kolorit und wundervolle Technik."

„Ganz recht! Um dieſes Lob zu verdienen, haben ſie es ſich aber auch bei unſerer Ausſtellung recht leicht gemacht, indem ſie das ihnen ſo gut wie jeder andern Nation geſtellte Programm einfach nicht beachteten; es ſollten nur Kunſtwerke der letzten Jahre eingeſandt werden, doch griffen ſie bedeutend zurück und wir ſehen hier Arbeiten, die zwanzig und mehr Jahre alt ſind, ſo von dem verſtorbenen Delacroix, von Troyon, Rouſſeau und Anderen; und ſind es gerade dieſe Meiſterwerke, welche der franzöſiſchen Ausſtellung einen ſo haltungsvollen, tiefen Geſammtton geben, die uns feſſeln und zu bewunderungsvollen Ausrufen veranlaſſen, ja die uns vielleicht ungerecht ſein laſſen gegen das, was wir Oeſterreicher und Deutſche darbieten. Doch wollen wir uns nicht irre machen laſſen und dankbar und gläubig die großen Fortſchritte deutſcher Kunſt in den letzten Jahren anerkennen, wollen zugeben, daß wir im Kolorit wie in der Technik, ſowohl von den Franzoſen, als auch von den Belgiern gelernt haben, wollen den gewichtigen Namen, die wir vorhin genannt, nicht minder werthe Deutſche entgegen führen, ſowie der franzöſiſchen Kunſt im Allgemeinen unſere Friſche und Poeſie, ſeelenvolle Tiefe und Innigkeit, wohlthuenden Humor und dieſen unermeßlichen Reichthum der mannigfaltigſten Kräfte!"

Damit hatte Baron Trieberg die Flügelthüre des großen Mittelſaales geöffnet und ſagte lächelnd:

„Mit Euch, Herr Doktor zu ſpazieren,
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn,

und es würde uns herzlich freuen und ſehr lehrreich für uns ſein, auch über Weiteres hier und über Manches im Speziellen ein gewichtiges Wörtchen zu hören."

„Wer könnte das," gab der Oberſt zur Antwort, „mit der Gewißheit, daß das Wort oder Urtheil, wenn es mir richtig oder wichtig erſcheint, es auch Ihnen iſt, das heißt wirklich überzeugend für Sie und nicht nur aus Courtoiſie für mich? Hab' ich doch ſelbſt ſchon von geſcheidten Leuten, ja ich möchte ſagen von Kennern, die widerſprechendſten Urtheile über ein und daſſelbe Bild gehört, und wenn Sie mir heute auf's Wort glauben, Dies oder Das ſei ſchön, ſo wird Ihnen vielleicht morgen ein Anderer das Gegentheil ſagen, indem er Ihnen beweiſt, dies Koſtüm oder jene Farbe ſei von einer lächerlichen Unrichtigkeit. — Sehen Sie dort vor uns das prachtvolle Bild Piloty's: ‚Der Triumphzug des Germanikus über die Deutſchen', bei dem die gefangene Thusnelda, von deren edler und ſtolzer Haltung ſchon Tacitus mit wahrer Bewunderung ſpricht, die Haupttrophäe bildet; verſenken Sie ſich in dieſe herrliche Schöpfung, auf der Alles nicht nur auf's Schönſte und Erhabenſte geordnet iſt, künſtleriſch groß dargeſtellt und auch ſo fein charakteriſirt, daß wir in dem tückiſch blickenden Tiberius ſchon das ſpätere düſtere Verhängniß des heute ſo glücklichen Triumphators lauern ſehen,- daß uns aus dem reichen Kranz ſchöner Frauen, die ſeinen Hofſtaat bilden, aus jenen üppigen, vollen Römerinnen, der zarten Griechin mit dem edel geſchnittenen Geſichte, aus den ſinnlich lüſternen Blicken jener Aethiopierin, aus allen dieſen glänzenden, goldgeſtickten Gewändern, den blitzenden Edelſteinen, den goldenen Ketten, ſchillernden Fächern, aus den Papageien und ſpielenden Affen ſo draſtiſch die ganze liederliche Wirthſchaft jenes kaiſerlichen Hofes entgegentritt; — daß wir, ſtatt unſere Blicke dem Triumphator zuzuwenden, der mit ſeinen fünf Söhnen, die vor ihm auf dem Wagen ſitzen, eben einen Triumphbogen paſſirt, umjubelt von Blumen und Kränze werfenden Zuſchauern, von niederem ſchreiendem Volke, ſtets wieder zurückkehren zu der rührend erhabenen, wie ein blendender Stern ſtrahlenden, hohen Geſtalt der Germanenfürſtin, die in ihrem weißen Linnen, über das die Fluth der blonden Flechten wallt, bleich, mit geſenkten Blicken, aber ſtolzer Majeſtät in der Haltung, den kleinen, trotzigen Thumelikus an der Hand, langſam und würdevoll vorbeiſchreitet. — Wie glücklich iſt es dem Meiſter gelungen, die Verdorbenheit dieſer ſich ihrem Ende nähernden, glänzenden, überfeinerten römiſchen Welt ebenſowohl in dem prunkenden Hofe zu ſchildern, als in dem jubelnden Volke und jenem übermüthigen römiſchen Soldaten, der den gefeſſelten Barden an ſeinem langen Barte herumreißt! — Und doch habe ich, um auf meine frühere Bemerkung zurückzukommen, auch hier ſchon mitunter recht ſinnloſe Urtheile und mit ſolcher Sicherheit und Ueberzeugung ausſprechen hören, daß, wenn ich ſie Ihnen ebenſo wiederholen wollte, Sie mich wohl zweifelnd anſähen, vielleicht aber doch nicht wieder mit derſelben Liebe und Bewunderung hier betrachtend verweilen würden vor einem Kunſtwerke, das echtes Gold und ſcharfes Schwert auf die Wage werfend, die Schale deutſcher Kunſt mächtig zu unſern Gunſten bewegt. — So oft ich hierher komme,“ fuhr Baron Breda ſich abwendend fort, „kann ich es nur aus vollem Herzen bedauern, daß nicht auch Makart ſein wundervolles Bild hier ausgeſtellt hat; denn wenn auch neben der glühenden Farbenpracht jener unvergleichlichen Schöpfung ſelbſt Piloty's Bild matter erſchienen wäre, ſo hätte uns doch gegenüber den Franzoſen und Belgiern eine Vergleichung ſo wohl gethan mit ihnen und jenen beiden großen Meiſtern. — Drüben haben wir allerdings ein in ſeiner Art gleich gewichtiges und bedeutendes Bild, die Loge St. Johannes von Canon, ebenſo ſchön gedacht, als prachtvoll, tief und markig gemalt. Manchen Beſchauern gefällt die Idee dieſer santa conversazione nicht beſonders, und wenn auch ich gewünſcht hätte, Canon hätte ſeine große Kraft und Meiſterſchaft einem andern Gegenſtande zugewandt, ſo bleibe ich doch deßhalb nicht minder bewundernd ſtehen vor der großartigen Geſtalt des auf dem Throne ſitzenden Moſes, der mit ſo furchtbar ſtrengem Ernſte auf die Geſetzestafeln hinweiſt, während das Alte Teſtament auf ſeinen Knieen als Fundament dem Erlöſer dient, der hier in der Geſtalt des lieblichen Chriſtusknaben das Kreuz erhöht, und gewiſſermaßen die für unſere heutige Zeit gerade in dieſer hochwürdigen Geſellſchaft ſo bedeutungsvolle und paſſende Mahnung ausſpricht: ‚Liebet euch untereinander!‘“

„Wogegen ſich der wiener Witz ſogleich bemüht hat, dieſen Ausſpruch auf die rechts und links hängenden Bildniſſe anzuwenden,“ ſagte lachend der junge Diplomat. „Sehen Sie, wie wundervoll und wie mit Wenigem ſo genügend ſind die herrlichen charakteriſtiſchen Köpfe des Papſtes ſowie des griechiſchen Patriarchen gemalt, man glaubt vor einem Bilde jener alten großen Meiſter zu ſtehen!“

„Und mit welcher Kraft die Gewandungen; ohne dabei in's Aengſtliche und Kleinliche zu gehen, bauſchen ſie wahrhaft aus dem Rahmen heraus.“

„Was mir an dem Bilde nicht gefällt,“ ſagte Baron Trieberg, der ein bischen gelangweilt umherſchaute, „iſt jener braune dürre Johannes, und man ſollte glauben, Canon habe auf dieſe Weiſe ſeine Heuſchreckendiners andeuten wollen; auch muß ich ſchon geſtehen, daß ich nicht einſehe, warum er dem Repräſentanten des Proteſtantismus ein ſo gar kümmerliches, um nicht zu ſagen unbedeutendes Geſicht gegeben, während er beſonders zwei der Andern ſo reich und künſtleriſch großartig bedacht hat.“

„Das kann Ihnen Canon gelegentlich ſelbſt beantworten, wenn Sie ihn fragen mögen.“

„So iſt er hier?“ fragte der Rittmeiſter.

„Ja, ich ſah neulich, allerdings nur von Weitem, ſeine breitſchultrige ſtattliche Geſtalt, in braunen Sammt gekleidet, mit hohen Stiefeln, und erkannte ſogleich den ausdrucksvollen Kopf mit ſeinem beinahe bis zum Gürtel herabhängenden langen Barte. — Doch nun,“ fuhr der Oberſt fort, „machen wir den beiden Bildniſſen der Majeſtäten rechts und links neben Canon's Bild eine kleine Reverenz, wobei ich nicht umhin kann, Sie auf den allzu bunten, unruhigen Hintergrund des Lenbach'ſchen Kaiſers aufmerkſam zu machen, der mich immer wieder abzieht, ſowie ich im Begriffe bin, mich an der großen Aehnlichkeit des vortrefflich gemalten Kopfes zu erfreuen. — Jetzt wollen wir uns aber umdrehen und können uns nach Frankreich oder Belgien wenden, die hier im Mittelſaal unter andern ebenſo guten, wenn nicht beſſern Leuten, mit den beiden größten Bildern auf der Kunſtausſtellung vertreten ſind. — Zur Linken Wiertz mit ſeinem Engelſturz, rechts Cabanel mit einem rieſigen Deckengemälde, für das Louvre beſtimmt, und wenn ich nicht irre, das Aufblühen des Frühlings darſtellend: ſo habe ich wenigſtens die in lichter Färbung ſchwebenden heiteren Figuren, den ganzen rieſigen Blüthenkranz, durchgängig in Roſa, Vergißmeinnichtblau oder Lila und Schwefelgelb, verſtanden. — Welch' ſchreiender Kontraſt mit der düſtern Kompoſition Wiertz's, der, ein Nachahmer Rubens', ſein großes Vorbild durch einen übertriebenen Maßſtab noch überbieten wollte, aber ſtatt jener wahren, lebenswarmen Geſtalten, in deren ſaftig anzuſehendem Fleiſche heißes Leben pulſirt, ungeheuerliche, ſchreckbare Weſen erſchuf, die uns theils Grauen erregen vor ihren furchtbaren Handlungen — wir wollen nur an jene Mutter erinnern, die ihr eigenes, zerhacktes Kind im Keſſel kocht, oder an jenen lebendig begrabenen Mönch, der aus ſeinem Sarge kriecht — oder die uns zu keinem ruhigen Genuß im Betrachten kommen laſſen durch die rieſigen Proportionen ihrer Geſtaltungen, von denen man faſt den Ausdruck der Köpfe wieder vergeſſen hat, wenn man ſich mit ihren Füßen beſchäftigt. Und doch muß man überraſcht, faſt bewundernd, aber auch zu gleicher Zeit bedauernd die ſchöpferiſche Kraft anſtaunen, die dieſen Engelſturz gemalt und jene nackten Figuren entworfen, welche die rieſige Leinwand in doppelter, ja dreifacher Lebensgröße füllen, ſowie die wilde Energie und die üppige Phantaſie, mit der dieſe Himmelsſtürmung unter der Beihilfe von Drachen und anderen Ungeheuern, umzüngelt von Flammen, umqualmt vom Rauch, unter röthlich zuckenden Blitzen gemalt iſt."

„Ich bin mehr für den Frühling, lieber Oberſt, wenn Sie mir das nicht übel nehmen, und wende mich deßhalb nach rechts.

Dorthin liegt Frankreich, mit den bunten
Kriegsfahnen ſpielt der Wind.
Am Zündloch glüh'n die Lunten,
Die Salve kracht, — ſo grüßen ſie."

„Ein Citat, ſo unpaſſend als möglich,“ lachte der Rittmeiſter, „wie können Einem nur Kriegsfahnen und glimmende Lunten in den Sinn kommen, wenn man jene eleganten Weibergeſtalten des Cabanel'ſchen Bildes betrachtet!“

„Er iſt darin unverbeſſerlich,“ meinte der Oberſt, „oder hat er hinüber nach dem Fleury'ſchen Bilde geſchielt, wo ihm beim Anblick der Erſtürmung von Korinth jene kriegeriſchen Phantaſieen kamen?“

„Nein, das that ich nicht,“ gab Baron Trieberg zur Antwort, „aber jetzt, wo Sie mich darauf aufmerkſam machen, will ich Ihnen ſchon geſtehen, daß jenes Bild mit ſeinen herrlichen, nackten Frauengeſtalten einen bedeutenden Eindruck auf mich macht.“

„Und gerade jene nackten, allerdings prachtvoll gemalten Frauengeſtalten hat man dem Maler auf ſeinem Bilde, als bei dieſer Gelegenheit nicht ganz paſſend, zum Vorwurf gemacht, woran Sie wieder einmal erfahren, daß man es Niemand recht machen kann. Diesmal aber bin ich auf Seite des Franzoſen, und halte es nicht mit dem für unſere Kunſt, ich möchte faſt ſagen „leider“ noch immer geltenden Spruche: Wenig Fleiſch, aber viel Gemüth — was ſich übrigens auch umkehren läßt,“ fuhr Baron Breda fort, nachdem er ein paar Schritte weiter gegangen und vor der berühmten Reiterfigur des Marſchall Prim von dem zu früh für die Kunſt auf dem Felde der Ehre gefallenen Regnault, ſtehen geblieben war; — „denn hier in dem Marſchall, ſowie in ſeinem ſchweren andaluſiſchen Rappen, der ſich unter der Parade aufbäumt, wie in den zujubelnden madrider Revolutionären, Alles in ſo prächtig ſatter Farbe, ſo breit und meiſterhaft gemalt, iſt mehr Fleiſch und Blut ſichtbar als in den da drüben hängenden Reiterporträts Camphauſen's, Friedrich den Großen und den großen Kurfürſten darſtellend, die, wenn ich ſo ſagen darf, mit vielem Gemüthe gemalt ſind und mir dadurch friſch im Gedächtniß lebendig gegenwärtig bleiben, während ich immer wieder vor den Marſchall Prim hintreten muß, um mich ſeines Geſichtes zu erinnern. Gehen wir nun einen Augenblick zu Matejko, einer der blendendſten Erſcheinungen in den öſterreichiſchen Sälen, was er allerdings nicht wäre, wenn Makart, wie ich ſchon früher ſagte, ſeine Katharina Cornaro ſtatt im Künſtlerhauſe hier ausgeſtellt und dadurch den ihm unbedingt gebührenden erſten Platz eingenommen hätte. Nicht weit vom Mittelſaale haben wir eines von Matejko's bedeutendſten Bildern: ‚Stephan Batory‘, der bei Pſkow in ſeinem Zelte die um Frieden flehenden Geſandten Iwan's des Grauſamen empfängt.“

Während ſie dahingingen, fragte der Rittmeiſter: „Haben Sie kürzlich im Belvedere wieder Matejko's polniſchen Reichstag geſehen, den auch Sie damals ſo ſehr bewunderten?“

„Gewiß, vor wenigen Tagen; und ich bewundere ihn auch heute noch, nachdem ich ſeine neueren Arbeiten geſehen, nicht minder, aber ſo hoch ich auch ſeinen polniſchen Reichstag ſtelle, ſo fühle ich mich doch immer wieder hingeriſſen von der überwältigenden Wahrheit dieſes Bildes hier. Wie lebendig, wie ausdrucksvoll ſind alle ſeine Geſtalten, wie wunderbar ſatt, und doch wieder ſo beſtimmt ſeine Farben, und mit welchem Fleiß alles das gemalt iſt, wie charakteriſtiſch: hier Stephan Batory, der bekannte bucklichte Held, durchaus nicht ſchön, aber wie ausdrucksvoll ſitzt er vor ſeinem Zelte mit auseinandergeſpreizten Knieen, auf denen der blanke Säbel ruht! — Die Polen hinter ihm, die konfiszirten Ruſſengeſichter, der ſchlaue Jeſuit, der ihm zuredet, die Bitten der Geſandten zu erhören, die ſich ihm zu Füßen geworfen haben, was Batory übrigens äußerſt ungern thut, gezwungen, brummend, mit ſehr wenig Grazie. Und betrachten wir bei allem dem den rieſigen Fleiß, mit dem jedes noch ſo geringfügig Erſcheinende auf dieſer koloſſalen Leinwand gemalt iſt, jedes Gewand mit ſeinem Stoffe, Pelz und Knöpfen, jede Verſchnürung, jeder Stiefel, jede Waffe.“

„Und doch müſſen Sie mir zugeben, lieber Oberſt, daß Pecht in ſeiner Beſprechung dieſes Bildes nicht Unrecht hat, wenn er von ihm ſagt, es ſei fleckig und unruhig und von Harmonie und Stimmung kaum die Rede.“

„Zugeſtanden! warum ſollen bei ſo glänzendem Lichte nicht auch Schatten zu finden ſein? und wenn wir tadeln wollen, ſo könnte man auch ein grell buntes Durcheinander bei dem polniſchen Reichstage tadeln. Auch dort ſcheint, wie

Pecht von dieſem Bilde ſagt, jedes Ding nur für ſich da zu ſein und der Schuh ſich ebenſo wenig um die Hoſe, wie der Pelz um den Kopf zu bekümmern, aber jedes für ſich iſt wunderbar gemacht und Alles zuſammen wieder ſo gewaltig ergreifend, daß ich für meine Perſon nicht anders kann, als mit einem ehrfurchtsvollen Gruße zurückzutreten — aber wo iſt denn Trieberg geblieben?“ fragte Baron Breda alsdann, nachdem er ſich umgewandt und den Gefährten vermißt, „hat er nicht mit uns den Mittelſaal verlaſſen?“

„O ja, er war ja noch ſoeben bei uns, wer weiß, welches Bild, welche gemalte oder lebende Schönheit ihn an- und von uns abgezogen.“

Unter dieſen Worten gingen ſie zurück und hatten ſich bis auf wenige Schritte der breiten Mittelthüre des großen Saales genähert, als man den Vermißten in der Mitte des weiten Raumes ſtehen ſah, offenbar mit großem Intereſſe etwas betrachtend; doch wandte er jetzt den Blick zur Seite und als er der Freunde anſichtig wurde, eilte er ihnen ſichtbar mit erregten Blicken entgegen, wobei er, nahe gekommen, mit einem eigenthümlichen Lächeln ſagte: „Halten Sie mich nicht für kindiſch, wenn ich Sie allen Ernſtes verſichere, daß dort im großen Saale eines der Bilder aus ſeinem Rahmen herabgeſtiegen iſt und, allerdings in anderer Kleidung, unter uns gewöhnlichen Sterblichen herumwandelt.“

„Das iſt ſo undeutlich, lieber Trieberg,“ meinte der Oberſt, „wie es häufig Ihre Citate ſind.“

„Und doch habe ich nur aus Reſpekt vor Ihnen gerade in dieſem Augenblicke eines unterdrückt, das vielleicht meine Worte verdeutlicht hätte:

‚Sie kann ihr Haupt auch unterm Arme tragen,
Denn Perſeus hat's ihr abgeſchlagen.‘“

„Ah, er ſpielt auf das ergreifende Bild von Max an, jenes unheimliche Gretchen im weißen Gewand, mit den geſpenſterhaften Augen, wie es die Rechte an den Hals legt, um die klaffende Wunde zuzudrücken, die ihr das Schwert des Nachrichters geſchlagen.“

„Ja, ja, ſo iſt es,“ beſtätigte Trieberg mit großer Lebhaftigkeit, „darauf ſpiele ich allerdings an und wiederhole es: dieſes Gretchen oder vielmehr eine ganz ähnliche geſpenſterhafte Erſcheinung wandelt dort im Saale umher."

„Ah, Trieberg, Sie ſind in der That kindiſch —"

„Wandelt dort umher, ihr ſollt es ſogleich mit eigenen Augen ſehen."

„Mit klaffender Halswunde im langen weißen Gewande?"

„Nein, weder mit dem einen noch in dem andern."

„Sondern? —"

„In Aſchgrau."

„Da haben wir die ganze Geſchichte, die ſchöne aſchgraue Dame ſpukt ihm ſo im Kopfe und er hat ſich ſo in ihre allerdings ſeltſamen Augen vertieft, daß er jetzt ſogar eine Aehnlichkeit mit Gretchen herausfindet, deren geſpenſterhafte Blicke uns allerdings überallhin verfolgen."

„So kommt — ſeht und ſchaudert!"

Während ſie die paar Schritte bis zum Mittelſalon zurücklegten, ſagte Baron Breda mehr zu ſich ſelbſt als zu den Anderen, wobei er ernſter als gewöhnlich erſchien:

„Fürwahr es ſind die Augen eines Todten,
Die eine liebende Hand nicht ſchloß!"

— — und fügte er aufblickend hinzu: „Nun wollen wir aber ſehen, welchen Streich die Phantaſie des guten Trieberg ihm wieder einmal geſpielt hat."

In dem großen Mittelſaale befanden ſich viele Beſchauer, doch waren die weiten Räume deſſelben durchaus nicht angefüllt und nur vor den Hauptbildern oder den Bildern von großem Ruf hatten ſich jene Gruppen gebildet, die man dort zu den Tageszeiten der eleganten Welt immer bemerken kann: Damen in gewählten Toiletten auf den Sopha's vor den betreffenden Gemälden mit bewaffneten und unbewaffneten Augen, entzückt, ergriffen oder auch vielleicht gleichgiltig gelaſſen, hier gänzlich dem eigenen Urtheil vertrauend, dort den Erklärungen eines Begleiters lauſchend, der dieſe Erklärung vielleicht belehrend im trockenen Tone gibt, oder ſie auch wohl, mit Anſpielungen verſehen, der leicht Erröthenden zuflüſtert.

Im Allgemeinen iſt hier immer viel elegante Welt, wie man das zu nennen pflegt, zu finden, und reiche Toiletten, die in der Induſtriehalle, noch mehr im Maſchinenraum, ja ſelbſt im Parke mehr oder minder verſchwinden, kommen hier ſchon beſſer zur Geltung. Dazwiſchen bemerkt man aber auch Reiſende, die eben erſt angekommen zu ſein ſcheinen und ſich beeilt haben, die reichen Kunſtſammlungen aufzuſuchen, häufig noch mit dem Plaid auf der Schulter und das Etuis des Opernglaſes umgehängt, eifrig betrachtend oder ſuchend, aber nicht immer findend, denn zu Anfang der Weltausſtellung war nichts von einem Katalog der Kunſtſammlungen vorhanden, und auch heute noch iſt die Nummerirung ziemlich mangelhaft. Schade drum, denn es ſind hier in Wahrheit großartige Schätze zuſammengekommen, und was die Säle anbelangt, in denen ſie aufgeſtellt ſind, ſo iſt das Licht vortrefflich, der Raum genügend, ſo daß die Cirkulation nie erſchwert wird; und auch ſonſt iſt an Einrichtungen, an guter Ventilation, an eleganten Barrièren vor den Bildern, an bequemen Sitzgelegenheiten ziemlich Alles geſchehen, was geſchehen konnte, um die der Kunſt geweihten Hallen nicht nur zu einem intereſſanten und lehrreichen, ſondern auch zu einem behaglichen Aufenthalte zu machen.

Wie ſchon oben bemerkt, ſind es auch hier einzelne Bilder, vor denen die Beſchauer mit Vorliebe verweilen, ſo vor Piloty's Triumphzug des Germanikus, vor der wundervollen Schafheerde von Troyon, vor Cabanel's Deckengemälde, Canon's Loge St. Johannis und dem großartigen, wenn gleich widerwärtigen Engelsſturz von Wiertz.

Wir ſprechen hier vom großen Haufen, der in ſeiner häufigen Unkenntniß des echten Schönen an Bildern vorübergeht, die ſich weder durch die Quadratmeterzahl ihrer Leinwand, noch durch grelle Farben oder durch grauſame und wollüſtige Tendenzen bemerkbar machen: ſehr angenehm für den Kenner, dem dadurch der Raum vor Kunſtwerken frei wird, die zu den Perlen der Ausſtellung gehören. Stehen wir doch zuweilen ganz allein vor der wundervollen Landſchaft Rouſſau's, einer weiten Ebene in brennender Mittagsgluth mit einem einzigen prachtvoll gemalten ſchattenſpendenden Baume, vor den reizenden humoriſtiſchen Bildern Grützner's, vor den liebenswürdigen Dorfgeſchichten Defregger's, ja ſelbſt vor den weithin leuchtenden, ergreifenden Bildern von Max, die uns aus der Ecke zwiſchen Canon und Wiertz entgegentreten und oft deßwegen von der gaffenden Menge vernachläſſigt werden, weil ſie nach den wilden Geſtalten und ringelnden Ungethümen, unter Blitz, Rauch und Flammen des Engelſturzes, keinen Sinn mehr hat für die rührende, poetiſche Geſtalt jener Märtyrerin, die, eine Blinde, als Spenderin des ewigen Lichtes uns ſo tief ergreift, — oder für jenes andere Bild von Max: ein junges ſchönes Mädchen, ſelbſt eine liebliche Blüthe, unter Frühlingsblumen und Blüthen im Grünen ruhend, — oder für Gretchen's geſpenſtige Erſcheinung, die aus tiefem Dunkel auftaucht im weißen Todtenhemde, die rechte Hand an den Hals legend, um den dünnen rothen Streifen, ſowie das tropfende Blut des abgehauenen Kopfes zu verbergen, ſo ergreifend und dabei ſo unheimlich, daß man dieſe ſtarren, lebloſen und doch wieder ſo ausdrucksvollen Augen nicht leicht wieder vergeſſen kann.

Dahin führte Baron Trieberg ſeine Freunde, und als ſie durch die Mittelthüre in den großen Saal traten, Baron Breda voran, blieb dieſer einen Augenblick betroffen ſtehen, ja er flüſterte gegen Wölter, der ihm dicht gefolgt war, zurück: „Das iſt allerdings ſeltſam.“

„Nicht wahr,“ fragte Trieberg mit kaum vernehmlicher Stimme, „das iſt eine Aehnlichkeit, wie ihr nie etwas geſehen?“

„Ja — ja, aber ſie liegt allein in dem unerklärlich ſtarren Ausdruck des Auges, vielleicht auch in den bleichen Zügen,“ entgegnete der Oberſt, — „der Schnitt des Geſichtes iſt ein anderer —“

„Weit edler, ich muß geſtehen, weit anziehender,“ gab der Rittmeiſter zur Antwort, „und ſelbſt die Blicke, ſo unheimlich ſie denen des todten Gretchen's ähnlich ſehen, haben durchaus nichts Abſtoßendes.“

„Gewiß nicht,“ hauchte Trieberg, „eher etwas Anziehendes, für mich wenigſtens, und wenn es ſelbſt eine dämoniſche Kraft wäre, die mich gefeſſelt hält, ſo läßt es mich doch nicht aus der Nähe dieſes ſeltſamen Weſens entfliehen.“

„So wollen wir unbefangen näher treten," entſchied der Oberſt, „wir haben ja das Recht dazu; nur bitte ich, lieber Trieberg," ſetzte er mit einem kurzen Lächeln hinzu, „den Zug ihres Herzens zu mäßigen."

Die Dame in Aſchgrau ſaß auf einem Rollſtuhle und zwar ſo, daß ſie das Bild der Kaiſerin von Oeſterreich, von Winterhalter gemalt, hinter ſich hatte, weßhalb es möglich war, ihre Geſichtszüge mit denen des neben ihr befindlichen Gretchen's zu vergleichen, auch ohne ſie indiskreterweiſe zu betrachten. Und der Rittmeiſter hatte Recht gehabt, die Züge waren feiner, edler, geiſtiger, wogegen ihre dunkeln ſammetartigen Augen eine beinahe erſchreckende Aehnlichkeit mit jener geſpenſtigen Erſcheinung hatten; obgleich auf eine unbeſchreibliche Art, wie von innen heraus leuchtend, hatten ſie doch etwas Todtes, Starres und Leeres, belebten ſich auch durchaus nicht, wenn ſie, — was einigemal geſchah, ihre feinen Lippen bewegte, als frage ſie den alten Herrn an ihrer Seite nach dieſem oder jenem Bilde. Doch drang dabei kein Ton aus ihrem Munde, und da ſie zu gleicher Zeit jedesmal ihre rechte Hand erhob, um mit dem grauſeidenen Sonnenſchirmchen hierhin oder dorthin zu zeigen, ſo ſchien es, als ſei jene Lippenbewegung nur eine unwillkürliche und nichts bedeutende Beigabe zu dieſer Pantomime. Die Freunde, beſonders Trieberg, hatten ſich jetzt, die Bilder betrachtend, ohne Aufſehen zu erregen, ſo weit genähert, daß ſie wenigſtens den Laut der leiſeſten Worte hätten hören müſſen, indeß ſchien der alte Herr die Frage, welche in jeder noch ſo leichten Bewegung ihrer Hand lag, zu verſtehen, da er nie mit einer Antwort oder Erklärung zu zögern ſchien, und zwar ſtets, indem er ſich hinabbeugte und der jungen Dame in's Ohr ſprach.

Sie war heute ſehr einfach wie immer in aſchgrauer Farbe gekleidet und ihr Gewand von feinem Wollenſtoff durch nichts ausgezeichnet, als durch zahlreiche Knöpfe von mattem oxydirtem Silber.

„Schau dir nur einmal dieſe Füßchen an," flüſterte Trieberg dem Rittmeiſter zu, „haſt du je etwas Zierlicheres geſehen? ich nicht — ſollte man ſie nicht für die eines zehnjährigen Kindes halten?"

„Nun, ein paar Jahre kannſt du ſchon zugeben und ſie wären allerdings auch dann noch auffallend klein und wohlgeformt, — aber ſage mir, Diplomat, der du dich ſtets einer ſo großen Menſchenkenntniß rühmſt, wofür hältſt du den alten Herrn?"

„Mit dieſer Frage habe auch ich mich ſchon beſchäftigt und will dir aufrichtig geſtehen, daß ſie ſchwer zu beantworten iſt. Dem Aeußern nach haben wir es mit einem vornehmen Manne, mit einem Gentleman zu thun: ſo erſcheint er in ſeinen Bewegungen, in der Art, wie er ſpricht, ja in ſeinem ruhigen Lächeln, wobei mich aber Eines mißtrauiſch macht, das iſt die gar zu devote, ja unterwürfige Art, mit der er ſich jedesmal der jungen Dame nähert, mit ihr ſpricht oder ihre Befehle einholt, ehe er den Rollſtuhlmann anweiſt, weiter zu fahren."

„Was denken Sie darüber, Baron Breda?"

„Was Wölter eben ſagte, habe auch ich ſchon bemerkt, möchte aber den alten Herrn doch für keine dienende Perſon oder ſo etwas halten, — — könnte er nicht der Gemahl jener ſchönen und jungen Dame ſein, der durch die zarteſte Sorgfalt, durch ein wahrhaft unterwürfiges Entgegenkommen den allerdings ſehr ſtarken Unterſchied der Jahre auszugleichen ſtrebt?"

„A—a—a—h!" ließ ſich Trieberg in einem mißbilligenden Tone vernehmen, „wie kann man nur auf dieſen Gedanken kommen, beſter Oberſt! — zugeſtanden, daß es dergleichen Mißverhältniſſe gibt, ſo iſt doch das Benehmen jenes alten Herrn weit entfernt von der zärtlichen Vertraulichkeit, die man in jenen Jahren einem ſo reizenden Weſen gegenüber auch öffentlich gerne zur Schau trägt; und dann ſehen Sie dieſe Augen an, lieber Oberſt!"

„Ich habe das ſchon zur Genüge gethan."

„Gut, ſo werden Sie mir zugeben, daß in denſelben jene ungedämpfte Gluth leuchtet, jener friſche ungebrochene Schimmer, der — — wie ſoll ich mich gleich ausdrücken —"

„Der eine Aehnlichkeit hat, wollen Sie ſagen, mit dem ſammtartigen Hauche der ungebrochenen Pflaume."

„Bei Gott, der richtigſte Vergleich! und ich danke Ihnen dafür, Baron Breda, aber ſagen Sie ſelbſt, erſcheint Ihnen nicht auch gerade ſo jenes reizende Weſen? — wahrhaftig," fuhr er, die junge ſchöne Dame mit einem heißen Blicke betrachtend, fort, „ſie hat mir's angethan und wenn ſie ſelbſt etwas von jenem geſpenſtigen Gretchen hätte, ich würde mich ihr unbedingt auf Gnade und Ungnade übergeben."

Dies leiſe Geſpräch hatten die drei Freunde miteinander geführt, während ſie vor dem Bilde der blinden Märtyrerin von Max ſtanden und gerade ſo thaten, als tauſchten ſie darüber ihre Anſichten aus; und ſchon wollte ſich Baron Breda nach einem andern Theile des Saales begeben, als ihn Trieberg leicht am Handgelenk faßte und durch einen leiſen Druck noch zu bleiben bat, da er hinter ſich das ſanfte, rollende Geräuſch des kleinen Wagens hörte, der ſich ihnen näherte, ja ſo auffallend näherte, daß ſie gleich darauf ohne jedes Aufſehen zur Seite treten konnten, Trieberg mit einer leichten Verbeugung gegen die junge Dame, da dieſelbe ihren Rollſeſſel gegenüber dem Max'ſchen Bilde halten ließ.

Sie dankte mit einer kaum bemerkbaren Neigung des Kopfes, die aber noch ſchwächer hätte ſein müſſen, um von dem jungen Diplomaten nicht bemerkt zu werden, wobei es ihm ein eigenthümliches Gefühl erregte, als ihre dunkeln, jetzt düſter erſcheinenden Blicke die ſeinigen raſch vorübergehend ſtreiften. Dann zeigte ſie mit der Spitze des Sonnenſchirmchens gegen das Bild, worauf der alte Herr die Achſel zuckte und ſich wieder gegen ſie hinabbeugend ihr etwas zuflüſterte. Doch ſchien dies keinen angenehmen Eindruck auf ſie hervorzubringen, denn ſie bewegte unmuthig den Kopf, und als ihr Begleiter hierauf eine Handbewegung gegen das rieſige Bild von Wiertz machte, preßte ſie ihre feinen Lippen aufeinander und veränderte raſch und energiſch die Lage ihrer zierlichen Füßchen auf dem Trittbrett des Rollſeſſels.

Wie hätte Baron Trieberg, der ſogleich einſah, daß es ſich hier um eine Frage handle, auf die der alte Herr keine genügende Antwort zu geben vermochte, eine ſo ſchöne Gelegenheit vorübergehen laſſen ſollen, ſich durch gefällige Auskunft der ſchönen Unbekannten zu nähern. Er wollte ſich auch damit direkt an die junge Dame ſelbſt wenden, doch näherte ſich deren Begleiter ſogleich und ſo auffallend, daß er nicht anders konnte, als an dieſen die Worte richten, und zwar nach Diplomatenbrauch in franzöſiſcher Sprache: „Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen dieſes Bild zu erklären, da es mir ſcheint, Madame wünſche die Bedeutung desſelben zu erfahren.“

Der alte Herr warf einen fragenden Blick auf die junge Dame, den dieſe mit einer leichten Neigung des Kopfes erwiderte, worauf er dann in gewählten und mitunter poetiſch klingenden Worten die blinde Märtyrerin als ſolche bezeichnete, ja auf die Spuren aufmerkſam machte, welche vielleicht die Krallen wilder Thiere, denen ſie vorgeworfen worden, zurückgelaſſen, auch den tief poetiſchen Gedanken des Malers hervorhob, die Blinde als Spenderin des ewigen Lichtes darzuſtellen, was er in ſo meiſterhafter, zarter und edler Ausführung gethan; gerne hätte Baron Trieberg auch noch in ſchwunghafter Weiſe beigefügt:

„O, eine edle Himmelsgabe iſt
Das Licht des Auges — Alle Weſen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geſchöpf —
Die Pflanze ſelbſt kehrt freudig ſich zum Licht,“

doch wußte er das trotz ſeiner Gewandtheit in der franzöſiſchen Sprache nicht gehörig wiederzugeben, weßhalb er, einmal durch dieſen glücklichen Zufall zum Cicerone angenommen — ſo glaubte er wenigſtens — auf das nächſte Bild übergehen wollte, wobei er begreiflicherweiſe nicht bemerkt hatte, daß ſeine beiden Freunde, die zuerſt achtungsvoll zurückgetreten waren, jetzt ihren Rundgang durch den Mittelſaal ohne ihn fortſetzten.

Und wenn er es auch bemerkt hätte, er wäre ihnen doch nicht ſogleich gefolgt, denn die ſchöne Unbekannte hatte ihm, nachdem ihr der alte Herr, was ihm allerdings höchſt ſeltſam erſchien, ſeine Erklärung leiſe flüſternd mitgetheilt, durch ein freundliches Kopfnicken gedankt, wobei ſich ihre feinen Lippen leicht bewegten und etwas in ihren ſtarren, dunkeln Blicken erſchien, gerade ſo, wie ein plötzlicher Lichtfunke hinter ſchwarzem Glaſe, der aber eben ſo raſch wieder erliſcht.

Doch fühlte ſich Baron Trieberg durch dieſe plötzliche und eigenthümliche Belebung ihrer Augen ſo angeregt und ermuthigt, daß er ſich jetzt direkt mit der Frage an ſie wandte, ob ſie nicht freundlich ſeine Dienſte an der Stelle des leider immer noch fehlenden Kataloges annehmen wolle.

Auf dieſe Frage hin blickte ſie ihn nicht gerade unfreundlich an, ja um ihre Lippen erſchien etwas von jenem reizenden Lächeln, für das ſelbſt der kühle und trockene Wöller geſchwärmt, wogegen der Ausdruck ihrer Augen kalt und leer blieb, wie uns Jemand anſchaut, der unſere Frage gar nicht oder nur mangelhaft verſtanden hat.

Vollkommen aber ſchien ſie der alte Herr nicht nur verſtanden, ſondern auch mit allen ihren Hinterhalten begriffen zu haben, welches Begreifen übrigens keineswegs einen angenehmen Eindruck auf ihn hervorbrachte, denn ſeine Züge, die bis jetzt eine allerdings ſehr gleichgiltige Freundlichkeit gezeigt, verfinſterten ſich mit einem Male faſt drohend, und die weichen, ſchlaffen Linien ſeines Geſichts nahmen plötzlich einen ſo ſtrammen, energiſchen Ausdruck an, daß ihn Trieberg auf's Höchſte überraſcht anſchaute und ſich nicht zu verhehlen vermochte, daß aus dieſen Zügen nicht mehr der Gentleman hervorleuchtete, ſondern vielmehr ein trockenes Geſchäftsgeſicht, deſſen Geſchäfte obendrein nicht immer angenehmer oder auch nur höflicher Art waren. Ja im finſtern Blick der Augen, in dem gemein vorgedrückten Kinn erſchien etwas von einer ganz gewöhnlichen Bedientenſeele, und wenn das Franzöſiſch, das er ſprach, auch nicht gerade mangelhaft zu nennen war, ſo hatte doch der Ton ſeiner Stimme etwas Polterndes und Gewöhnliches, als er, dem jungen Manne ziemlich nahe tretend, ſagte: „Erſparen ſie ſich die Mühe, mit Madame zu reden — Madame verſteht nur Türkiſch.“

Im höchſten Grade überraſcht, wie Trieberg durch dieſe eigenthümliche Auskunft war, wollte er einen ihm leider geläufigen, aber in guter Geſellſchaft nicht gebräuchlichen Ausruf anwenden, nämlich: „der Teufel auch“, ſagte aber ſtatt deſſen in leicht begreiflicher Gedankenverbindung: „Allah Kerim“, die türkiſche Ueberſetzung von „Gott iſt groß oder barmherzig“, ein Ausdruck der Ver- oder Bewunderung; und da er im gleichen Moment ſeine erregten Blicke gegen die junge Dame wandte, ſo ſchien ſie jene Worte als eine Huldigung anzuſehen, welche, ſtatt ſie zu verletzen, nicht nur ein zweites, noch reizenderes Lächeln um ihre Lippen zauberte, ſondern ſie auch vielleicht veranlaßte, ihren alten närriſchen Begleiter haſtig zu ſich herzuwinken.

Er leiſtete auch dieſem Befehle augenblicklich und in demüthigſter Art Folge, wobei der gehäſſige Ausdruck ſeiner Züge plötzlich verſchwand und ſelbſt dann nicht wieder erſchien, als er, nachdem er einige leiſe Worte mit der ſchönen Dame gewechſelt, ſich dem jungen Manne wieder nähernd in gerade nicht unfreundlichem Tone ſagte: „Madame, welche gerade im Begriff iſt, die Ausſtellung zu verlaſſen, dankt beſtens für ihr freundliches Anerbieten.“

Daß ſie in der That befohlen, Freundliches an ihn auszurichten, ſah er an ihrem wohlwollenden Blick, ſowie an der Handbewegung, mit der ſie ſeinen ehrfurchtsvollen Gruß erwiderte. Gerne hätte er dieſen Gruß jetzt gleich ſchon bei ihr ſelbſt auf Zinſen angelegt und die ſchöne junge Dame, die von allen Seiten mit hoher Bewunderung betrachtet wurde, wenigſtens bis zum Ausgange der Kunſthalle begleitet, doch fühlte er wohl, wie fade ſich eine ſolch ſtumme Begleitung machen würde, die ſelbſt nicht einmal durch Blicke zu beleben war, da ſie, nachdem ſie ſich von ihm abgewandt, den grauen Schleier von ihrem Hütchen gelöst und ſich um ihr Geſicht gewickelt hatte. Auch hatte der alte Mann, trotzdem er ſich mit einer grinſenden Freundlichkeit von ihm verabſchiedet, einen nicht gerade behaglichen Eindruck auf Trieberg zurückgelaſſen und konnte dieſer nicht den Grimm vergeſſen, der ſo plötzlich in den harten Zügen und den funkelnden Augen des Alten, eigentlich ohne alle vernünftige Veranlaſſung erſchienen war: — ja er glaubte, er habe vorhin, während er ſprach, einen raſchen Griff an den Bauch gethan, wo die Orientalen im vielfach umgewickelten Gürtel Dolch und Piſtolen zu verwahren pflegen; trotzdem aber mochte er es nicht unterlaſſen, dem Rollſeſſel in einer kleinen Entfernung zu folgen, wobei ihm die glückliche Idee kam, ſich die Nummer des betreffenden Kommiſſionärs zu merken, um vielleicht von dieſem irgend etwas zu erfahren. So zogen ſie hintereinander durch die Kunſthallen dahin bis zum ſüdlichen Ausgang, wo ſich die Skulpturen befinden, und hier verließ die Dame den Rollſeſſel mit einer zierlichen Leichtigkeit und ſprang eben ſo graziös als gewandt die Stufen hinab, langſamer gefolgt von dem alten Mann und unten empfangen von einem Diener in vornehm einfacher Livree.

Ja in einer Livree, wie man ſie häufig in den Straßen Wiens ſieht, zu der aber das eigenthümliche Geſicht des Dieners durchaus nicht paßte. So dachte Trieberg, der ſich hinter der Reiterſtatue des Marſchalls Peliſſier verborgen hielt, denn jenes Geſicht hatte einen ſtark gebräunten Teint, ſchwarze, funkelnde Augen und erſchien dem jungen Diplomaten hier im Geleite der jungen Dame, die nur türkiſch ſprach, und des alten Mannes, der ſo verdächtige Griffe nach allerdings im jetzigen Augenblicke nicht vorhandenen Dolchen that, wie jener blutdürſtige Usbeck aus der Oper: „Der Maurer und der Schloſſer,“ die er noch vor wenigen Tagen gehört. —

Wahrhaftig, er ſelbſt, Trieberg, ſtreifte an eine höchſt romanhafte Geſchichte, die Aehnlichkeit hatte mit der des jungen Offiziers aus jener Oper, und wer konnte wiſſen, ob er nicht hier am Ende gar einem delikaten Haremsgeheimniß nahe getreten war? —

Doch erregte ihm dieſer Gedanke einestheils eine unangenehme Empfindung, wenn es auch anderntheils pikant geweſen wäre, die Bekanntſchaft einer echten Türkin zu machen.

Daß er es hier mit nichts Gewöhnlichem oder gar Zweideutigem zu thun habe, darüber beruhigte ihn ſeine Menſchenkenntniß in dieſer Richtung und er würde ſich glücklich geſchätzt haben, wenn er eben ſo klar geweſen wäre über das Verhältniß des Alten zu der jungen Dame.

Da ging ſie hin, ſo leicht, ſo ſchwebend in ihrer wundervollen Geſtalt, vielleicht etwas zu ſchwebend nach unſern europäiſchen Begriffen, während junge Orientalinnen häufig unſere Sinne verwirren durch jenen ſylphidenartigen Gang, der freilich in ſpäteren Jahren leicht etwas Watſcheliges annimmt.

„Schrecklich!“ dachte Trieberg, indem er ihr mit einem innigen Blicke nachſchaute, „wenn dieſes junge, friſche, herrliche Weſen, vielleicht in einigen Jahren gleichfalls ſcheußlich in einen weißen Schleier und weiten, flattrigen, blauen Ueberwurf vermummt, durch die Straßen oder den Beſeſtan von Stambul watſchelte — — — — wäre es nicht Chriſtenpflicht, das zu verhüten?“

Der alte Mann hielt ſich immer ehrfurchtsvoll einen Schritt rückwärts von der jungen Dame und dann folgte in einem größern Abſtand der Diener Usbeck, der im Gehen ein paarmal ſeine Arme über die Bruſt kreuzte, wie es auch jener in der Oper häufig zu thun pflegte; zuletzt kam der Kommiſſionär mit dem leeren Rollſeſſel. Dann verſchwanden alle Drei unter dem triumphbogenartigen Backſteinthor der Wienerberger-Ziegelfabrik-Geſellſchaft, vielleicht um drüben über dem Kriauwaſſer den dort befindlichen Ausſtellungsbauernhäuſern einen Beſuch zu machen.

Gerne wäre ihnen Trieberg gefolgt, ſei es auch nur um den Rollſeſſelmann auszuforſchen; doch wußte er aus Erfahrung, wie leicht bei den erſten Anfängen einer ſolchen Bekanntſchaft auch nur der leiſeſte Schein von Zudringlichkeit gefährlich werden kann, weßhalb er ſich ſeufzend abwandte und die Freunde wieder aufzuſuchen beſchloß.

Glücklicherweiſe blieb er aber noch einen Augenblick ſtehen vor den beiden, ſowohl in ihrer Auffaſſung als im Kontraſte zu einander ſo höchſt merkwürdigen, wenn auch durchaus nicht angenehm erſcheinenden Kaiſerſtatuen: Napoleon, wie vernichtet in ſeinem Seſſel zuſammengeſunken, mit über die düſter gefurchte Stirn zerſtreutem Haar, die Enden des Bartes ſchlaff herabhängend — eine gänzlich zerrüttete und gebrochene Geſtalt — mit der bedeutſamen Unterſchrift „Chislehurſt“ — und dicht daneben Nero in Weibertracht als Komödiant, tanzend und ſingend, wobei ein hetärenartiges Lächeln über die weibiſch erſcheinenden Züge fliegt, während er die fette Hand, mit koſtbaren Ringen geſchmückt, emporhebt; — denn eben als Trieberg wieder in das Gebäude treten wollte, ſah er den Mann mit dem Rollſeſſel unter dem Backſteinthor wieder erſcheinen und ſich langſam nähern.

Ein Wink des jungen Mannes beſchleunigte ſeine Schritte und als er ganz nahe war, ging ihm Trieberg die Stufen hinab mit der Frage entgegen: „Haben Sie einen Augenblick Zeit?“

„O ja, Euer Gnaden, Stunden wenn Sie es wünſchen, wollen Sie einſteigen?“

„Darum handelt es ſich gerade nicht, doch möchte ich eine Frage an Sie richten, deren richtige Beantwortung Ihnen mehr eintragen ſoll, als wenn Sie mich mühſam durch die Weltausſtellung fahren müßten.“

Der Rollſeſſelmann ſchmunzelte und mochte ſich den Inhalt der Frage wohl denken, denn kaum hatte ihm der junge Mann geſagt: „Sie führten ſoeben eine Dame —“ als jener raſch erwiderte: „Ja ſchauen's, Euer Gnaden, nach der bin ich ſchon häufig gefragt worden, werde aber auch Ihnen keine genügende Auskunft geben können, weiß nur ſo viel, daß ſie beinahe an jedem Guldentag in die Ausſtellung kommt, wo ich ſie bei gutem Wetter am Südportal — bei Regen am Weſtportal erwarten und mit ihr herumziehen muß, auch wenn ſie meinen Rollſeſſel, wie häufig geſchieht, gar nicht benutzt.“

„Sonſt wiſſen Sie nichts?“

„Etwas noch, Euer Gnaden,“ gab der Kommiſſionär mit ſeinem pfiffigſten Lächeln zur Antwort, welches ſich aber ſogleich, als ihm Trieberg ein paar Guldenſcheine in die Hand ſteckte, in eine dankbare Verbeugung verwandelte, unter welcher er ſagte: „Die gnädige Herrſchaft, die ich ſo glücklich bin, nun ſchon ſeit drei Wochen bedienen zu dürfen, wohnt im Hotel Imperial.“

„Und heißt?“ fragt Baron Trieberg raſch.

„Ja, Euer Gnaden, dös weiß ich auf mein Ehrenwort nöt, aber das zu erfahren, ſollte einem jungen Kavalier, wie Euer Gnaden ſind, doch nicht ſchwer werden.“

Er hatte das im Tone leiſen Vorwurfs geſagt, weßhalb Trieberg, ſich ſeiner Frage ein wenig ſchämend, ihm raſch mit der Hand winkte, dann die Treppen hinauf eilte und die Kunſthalle wieder betrat.

In Allem genommen konnte er mit ſeiner angewandten

Zeit und dem Reſultat ſeiner Forſchungen ſehr zufrieden ſein; wußte er doch, was die Dame ſei, wo ſie wohne, und hatte er ſich doch eines Blickes, eines Lächelns, einer Handbewegung zu erfreuen gehabt, die ihm noch jetzt, wenn er daran dachte, das Herz ſchneller ſchlagen machte. Kein Wunder alſo, wenn er mit erhobenem Haupte durch die Säle ſchritt und dabei mit einem angenehmen Lächeln nach den Freunden ſpähte, die er denn auch bald in den kleinen Nebengelaſſen fand, wo jene Meiſterwerke der deutſchen und öſterreichiſchen Kunſt in kleinerem Format aufgeſtellt ſind: die herrlichen Bilder von Knaus und den Achenbachs, von Liers, Schleich, von Gude, Vautier, Flamm und Andern.

Baron Breda und Wölter hatten gerade jenes unvergleichlich ſchöne Bildchen von Knaus, „den Bettelknaben“, der mit ſo unbeſchreiblichem Behagen die geſtohlenen Rüben ißt, verlaſſen und ſtanden vor dem gluthvollen Bilde Oswald Achenbach's „der Veſuv“, vom campo santo Neapels aus geſehen, mit ſeiner ergreifenden Wirkung und unübertrefflichen Wahrheit, als ſich Trieberg leiſe näherte, und um ſich in ſeiner Individualität zu erkennen zu geben, luſtig ſagte:

„Und ſchnell war ihre Spur verſchwunden,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.“

Der Oberſt wandte ſich raſch um, ſchaute Trieberg mit ſeinem durchdringenden Blicke an und entgegnete dann mit aufgehobenem Zeigefinger: „Junger diplomatiſcher Heuchler, Ihr Geſicht iſt viel zu ſtrahlend, als daß Ihr Citat hätte ein richtiges ſein können.“

„Ja, ja, da haben Sie recht, Herr Oberſt, Trieberg ſieht gerade ſo aus, als müſſe er der Wahrheit gemäß vielleicht deklamiren:

‚Leiſe zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute‘

— nun, ich gratulire.“

„Soweit ſind wir noch lange nicht,“ lachte Trieberg, „doch will ich allenfalls geſtehen, daß ich einem kleinen Frühlingsliebe gerne den Auftrag gäbe, jene ſchöne Roſe zu grüßen, und daß ich glücklich wäre, wenn ſie jenen Gruß freundlich annähme.“

„Jedenfalls aber haſt du ſchon in Erfahrung gebracht, wo das Haus liegt, um welches die Veilchen ſprießen?“

„Und wenn ich es wüßte, würdet ihr von mir verlangen, daß ich euch mittheile, wo es liegt?“

„Ich nicht — wahrlich nein,“ erwiderte der Oberſt, „ich kann nun einmal die unheimliche Aehnlichkeit nicht los werden, die ſie mit jenem Bilde hat, und bin überzeugt, daß mich die geſpenſtigen Augen ſogar in einer ſüßen Stunde abſchrecken würden.“

„Wogegen ich Sie verſichern kann, verehrter Freund, daß, ſobald ſich jenes Auge durch Sprechen, durch das reizende Lächeln der Lippen, oder durch irgend ein Gefühl belebt, es durchaus nichts Unheimliches mehr hat, ſondern etwas unbeſchreiblich Anziehendes und Sinnbethörendes.“

„Da haben wir die Beſcherung, er hat ſie ſchon geſprochen, ſie hat ihn durch ihr Lächeln beglückt, er hat Gefühl bei ihr entdeckt und iſt ganz ſinnbethört, da er bereits weiß, wo ſie wohnt.“

„Etwas davon iſt allerdings wahr,“ gab Trieberg mit einem ſelbſtzufriedenen Kopfnicken zur Antwort, „doch bin ich viel zu wahrheitsliebend, um mich zu rühmen, ich hätte die ſchöne junge Dame geſprochen; es war das eine Unmöglichkeit, denn — — ſie ſpricht nur türkiſch.“

„Ah, Trieberg, nun höre auf mit deinen Märchen!“

„Nur türkiſch, lieber Freund, ſo verſicherte mich wenigſtens der alte Herr, der ſie begleitet — ein charmanter, liebenswürdiger, freundlicher Mann — und ſie ſelbſt hat das durch ein allerliebſtes Kopfnicken beſtätigt.“

„Höre, Trieberg,“ ſagte der Rittmeiſter nach einer kleinen Pauſe, während ſie langſam dem Eingange zuſchritten, denn der Oberſt hatte erklärt, nach der Stadt zurückkehren zu müſſen, „wenn das wahr iſt, und ich zweifle nicht im Geringſten daran, ſo wäre es das Klügſte von dir, mich vollſtändig in's Vertrauen zu ziehen und meine Hilfe zu erbitten, denn du weißt, daß ich damals, als ich unten in Siebenbürgen auf Mappirung war, das Türkiſche ziemlich gründlich erlernte.“

„Das weiß ich allerdings,“ erwiderte der junge Diplomat, ihn heiter anſchauend, „aber es iſt das eine ganz eigenthümliche Geſchichte und ich kann dir verſichern, ich habe ſelbſt erlebt, daß Jemand eine unendlich lächerliche Rolle ſpielte, der mit einem breiten, ſüßen Lächeln dabei ſtand, als ihm ſein Freund als Dolmetſcher diente, und obendrein noch, was ich begreiflicherweiſe bei dir nicht vorausſetzen würde, als gewiſſenloſer, verrätheriſcher Dragoman, der ſtatt für jenen, für ſich ſelber ſprach.“

„Na, ich hoffe, daß du mich zu ſo etwas nicht fähig hältſt.“

„Das brauchſt du nicht zu hoffen, ſondern du wirſt davon überzeugt ſein, da ich es dir eben auf's Bündigſte erklärte, — nimm alſo meinen Dank und ſei verſichert, daß ich mir erlauben werde, in ſchwierigen Fällen um deinen Rath zu bitten.“

„Unrecht hat er gerade nicht,“ meinte der Oberſt, als er ſich am Weſtportal verabſchiedete, um direkt nach Hauſe zu fahren, während Wölter noch ein paar jener artigen Rieſenkanonen beſichtigen wollte, wie ſie Krupp in ſeinem Pavillon ſo überſichtlich aufgeſtellt — in Wahrheit überſichtlich, da ſich das gewöhnliche Publikum begnügen muß, ſie von einer erhöhten Galierie aus zu betrachten.

„Gehſt du mit?“ fragte der Rittmeiſter ſeinen Freund; doch zog dieſer es vor — ſo ſagte er wenigſtens — noch einmal durch die orientaliſchen Abtheilungen zu wandern, um ſich — beſonders in der Türkei, das feſt einzuprägen, was ihm Wölter vorhin erklärt.

„Siehſt du,“ ſagte dieſer, als ſie Abſchied nahmen, „was du bei deiner Sehnſucht nach dem Orient für wundervolle Chancen haſt; denn wenn es dir auch allenfalls durch die Miniſterin und ihre Comteſſen nicht gelänge, ſo wäre es ja möglich, daß deine ſchöne Unbekannte die Tochter des Großveziers ſelber iſt, der in dieſem Falle nicht ermangeln wird, dich perſönlich zur Geſandtſchaft zu erbitten.“

„Ja, ja, bei Gott iſt Alles möglich,“ entgegnete Trieberg lachend, „und ich will verſuchen, mein Glück einzufädeln — ſo behüt' dich Gott — kommſt du zum Eſſen in die Stadt Frankfurt?"

„Wahrſcheinlich — wenn ich aber nicht käme —"

„So haſt du eine Abhaltung — verſtanden — addio!"

Tſchau! —

Damit trennten ſie ſich, und ſo gern Baron Trieberg auch ſonſt in Geſellſchaft ſeiner beiden Freunde war, und beſonders hier in der Weltausſtellung mit ihnen, und für ihn auf ſo lehrreiche Art, umherzuflaniren liebte, ſo that es ihm doch jetzt wohl, allein zu ſein, um ſich noch einmal jeden Blick, jede Bewegung der ſchönen, ſeltſamen Unbekannten in's Gedächtniß zurückzurufen.

Das that er denn auch, während er durch das Weſttranſept ſchlenderte, und mußte ſich geſtehen, daß er, bei der Rotunde und dem Südportal angekommen, mit dem Facit ſeiner Berechnungen nicht unzufrieden war.

Daß die ſchöne junge Dame einen mächtigen Eindruck auf ſein Herz gemacht, ſtellte ſich auch dabei heraus und machte ihm im Falle eines glücklichen Gelingens durchaus keinen Kummer, denn wie pikant erſchien es nicht, wenn ſich auf einmal das Gerücht verbreitete: da hat dieſer Trieberg eine blendend ſchöne und koloſſal reiche Orientalin gewonnen — vornehm? — ja wie kann man bei den eigenthümlichen orientaliſchen Familienverhältniſſen von Vornehmheit reden — aber aus gutem Hauſe? — natürlich, der Vater iſt Großvezier — Obermufti — Kaimakan oder etwas dergleichen. —

Vor dem Südportal zündete er ſich eine Cigarre an und ſchritt durch die Eliſabethavenue langſam dem Ausgange zu, wobei er dachte, es müßte doch ein eigener Genuß ſein, hier mit einem ſo lieben, herrlichen Weſen zu ſpazieren, ſie auf alle die Schönheiten aufmerkſam zu machen, auf die herrlichen Gartenanlagen, die ſpritzenden Fontänen, auf jene zierlichen Terrakotten, Blumenbeete, allerliebſten Gartenmöbel: Dinge, die man ſich für eine ſpätere Einrichtung merken muß, wie auch zum Beiſpiel dort die buntgeſtreiften, transportablen Schattendächer, hinter denen es ſich ſo hübſch verborgen ſitzen läßt, — oder hier die Ausſtellung von Gartengeräthſchaften in ſo niedlicher Form, daß man deutlich ſieht, wie ſie nur beſtimmt ſind für eine ſchöne Gärtnerin, die ihre Arbeiten nie ohne Glacéhandſchuhe beſorgt; — auch wäre es recht lohnend, — dachte der Baron, mit ihr vor der hübſchen Brunnenuhr ſtehen zu bleiben, die vom Strahle des klaren Quells getrieben wird, deren Zeiger ein Ausrufungszeichen darſtellt, deren Ziffern aus Blumen beſtehen, eine reizende Idee und wie zu verwerthen, wenn wir im Anſchauen verloren davor ſtehen, wenn ihre kleine Hand auf unſerem Arme ruht, wenn ihre ſchönen Augen fragen: — „und wird auch unſer Leben einer Blumenuhr gleichen?!" —

Ach, wer ſchon ſo weit wäre! —

Baron Trieberg hatte ſeinen unnummerirten Fiaker heute Früh nach Hauſe geſchickt, und behalf ſich deßhalb mit einem, der gerade vorüber fuhr, was ihm um ſo lieber war, da er dieſem pfiffigen Wölter nicht traute und überzeugt war, derſelbe würde bei nächſter Gelegenheit die Frage nicht unterlaſſen, wohin ſein Herr geſtern, vorgeſtern, von der Weltausſtellung gefahren ſei.

Deßhalb ſagte er auch dem Fiaker in leiſem Tone „Hotel Imperial".

Der Portier dieſes neuen, prachtvoll eingerichteten Gaſthofes im ehemaligen Palaſte des Herzogs Philipp von Württemberg, war früher in gleicher Eigenſchaft im Kavalierkaſino am Mehlmarkt geweſen und kannte den Baron Trieberg von ſo mancher vortheilhaften Seite, daß er, als dieſer vorfuhr und ſeinen Kopf zum Wagenfenſter herausſtreckte, einigen Fremden Frag und Antwort ſchuldig blieb und ſelbſt den Schlag öffnete, um dem jungen Diplomaten beim Ausſteigen behilflich zu ſein.

Der Portier war ein tüchtig geſchulter Angeſtellter des Hotels und noch ganz beſonders darauf angewieſen, die jungen Herren des Kavalierkaſino's ſeiner ganz beſonderen Aufmerkſamkeit zu würdigen, weßhalb er ſich denn auch mit der freundlichſten Miene nach den Befehlen des Herrn Baron von Trieberg erkundigte; — gerne hätte er geſagt, nach den

Wünſchen Seiner Excellenz, doch wäre das eine gar zu grobe Anticipandoſchmeichelei geweſen.

„Mein lieber Herr Holub," gab der junge Diplomat mit ſeiner freundlichſten Miene zur Antwort, „ich hätte Sie im Vertrauen um etwas zu befragen, ich ſehe aber, daß Sie gerade beſchäftigt ſind, und will deßhalb einen Augenblick in's Leſezimmer gehen, bis Sie eine Minute für mich übrig haben."

„O, Euer Gnaden," ſagte der Portier, mit dem Daumen rückwärts auf die Fremden zeigend, „das kann warten, verlangen doch nichts als Auskünfte über Abfahrt von Eiſenbahnen, was ſie auf jedem Plakat nachleſen können, oder wollen Briefmarken, die ja faſt in jedem Tabaktrafik zu haben ſind."

„Nein, nein, Jeder nach der Reihe — laſſen Sie mir nur das Leſezimmer zeigen, ich habe überhaupt ſchon ſo viel von der eleganten und komfortablen Einrichtung des Hauſes gehört, daß ich ſehr begierig bin, es zu ſehen, dann können Sie mir ja ſagen laſſen, wenn Sie frei ſind."

„Wie Sie befehlen, Herr Baron!"

Dann rief der Portier mit lauter Stimme einen kleinen, dünnen Keller an, der im ſchwarzen Frack, zierlich friſirt, in graziöſer Haltung am Treppengeländer lehnte, und befahl ihm, den Herrn Botſchaftsrath Baron von Trieberg nach dem Leſezimmer zu führen.

Uebrigens dauerte es nicht lange, bis der Portier im Stande war, die gewünſchte Separataudienz zu ertheilen, zu welchem Zweck er ſich, um ungeſtört zu ſein, in das beinahe ganz leere Leſezimmer begab, wo aber Baron Trieberg trotzdem die Vorſicht hatte, mit ihm in eine der tiefen Fenſterniſchen zu treten, ſo daß ſie, gedeckt von dem ſchweren Vorhange, ſelbſt vor neugierigen Augen ſicher waren.

„Es handelt ſich hier," ſagte der junge Diplomat in einem angenommenen gleichgiltigen Tone, während er einen ſeiner Handſchuhe wieder zuknöpfte — „es handelt ſich da um eine Wette, die mit einem Bewohner — oder vielmehr mit einer Bewohnerin des Hotels zuſammenhängt; — — glauben Sie ja nicht," ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, „daß es auf irgend welche indiskrete Nachforſchung abgeſehen iſt, ſondern es betrifft eine Frage, die ich mir auch allenfalls aus dem Fremdenbuche beantworten könnte.“

„Wogegen ich den Vorzug zu ſchätzen weiß,“ entgegnete der höfliche und ſehr gebildete Portier, „den mir der Herr Botſchaftsrath dadurch vor dem Fremdenbuche geben, ein Beweis von Vertrauen — das ich gewiß bin zu verdienen.“

„Gut — ich danke Ihnen — es handelt ſich alſo um eine Dame, die häufig in der Weltausſtellung zu ſehen iſt und durch ihre Erſcheinung einiges Aufſehen erregt.“

Der Portier machte ein ſo verſtändnißvolles Geſicht, wobei er unter einem kurzen Lächeln ſeine Augenlider etwas herabſinken ließ, daß Baron Trieberg zuverſichtlich fortfuhr: „Da ich nun weiß, mein lieber Herr Holub, daß Niemand den Gehalt der Gäſte, ihr eigentliches Weſen, und was ſie ſind, nicht was ſie vorſtellen wollen, beſſer zu beurtheilen verſteht als Sie — ich habe darüber meine Erfahrungen vom Kavalierkaſino her — ſo möchte ich um eine kleine Auskunft bitten — das heißt, ſoweit Sie ſolche geben wollen und können über jene Dame.“

„Die?“ fragte der Portier mit einem pfiffigem Lächeln.

„Die in der Weltausſtellung durch ihre äußere Erſcheinung Aufſehen erregt, die hier im Hauſe wohnt, die —“

„Ah, die ſtets in Aſchgrau gekleidet iſt.“

„Ganz recht, dieſelbe; ich wußte, daß Sie mich errathen würden — wie ſchon früher geſagt, haben wir, ganz im Vertrauen bemerkt, eine kleine Wette eingegangen, das heißt über ihre Nationalität: Dem erſchien ſie wie eine Franzöſin, Jenem wie eine Italienerin, einem Dritten ſogar wie eine Griechin, und ein Vierter, der lange im Orient war, behauptete, ſie habe ganz die Geſichtsbildung einer vornehmen türkiſchen Dame.“ —

Der Portier hatte ruhig und ehrerbietig den Worten des jungen Diplomaten gelauſcht, dabei ein wenig gelächelt, ein wenig den Kopf geſchüttelt, ein wenig mit den Achſeln gezuckt und ſagte nun: „So ſchätzbar mir das Vertrauen des Herrn Botſchaftsraths iſt, ſo bin ich doch leider nicht im Stande, darüber eine genügende Auskunft zu geben, bitte aber, nicht zu glauben, ich wolle mich damit den geringen Dienſten entziehen, die ich Euer Gnaden allenfalls zu leiſten vermag. Im Gegentheil, was ich weiß und thun kann, ſage und thue ich mit dem größten Vergnügen."

„Gut — gehen wir alſo über die Nationalität hinweg und ſagen Sie mir, wer iſt die Dame?"

„Nach dem Fremdenbuche kann ich Euer Gnaden das allerdings ſagen, will aber nicht verſchweigen, daß ich über die Richtigkeit dieſes Eintrages in unſer Fremdenbuch meine eigenen Anſichten habe."

„Ich ſehe, wir verſtehen uns, mein lieber Herr Holub, und ich bin überzeugt, daß dieſes Verſtändniß nicht zu unſerem gegenſeitigen Schaden iſt. Wie hat ſich alſo die junge Dame in Aſchgrau in das Fremdenbuch eingeſchrieben?"

„Die Dame ſelbſt nicht, Euer Gnaden, ſondern der alte Herr, der bei ihr iſt."

„Ganz recht, der alte Herr — ihr Vater vermuthlich?"

„Auch ich vermuthe das, obgleich ſein Benehmen gegen die junge Dame häufig nicht ſo iſt, wie man ſich gegen ſeine Tochter zu benehmen pflegt, — ich habe das von dem betreffenden Zimmerkellner und dem Stubenmädchen."

„A—a—a—a—h!" ſagte Baron Trieberg mit einer verblüfften Miene, denn ihm ſchien hinter dem Zeugniß des Stubenmädchens oder des Zimmerkellners irgend ein in dieſem Falle gerade nicht angenehmes Toilettengeheimniß hervorzulauſchen; doch mochte der Portier dieſe Gedanken errathen, denn er erwiderte, ſich die Hände reibend, mit einer unverkennbaren Miene höchſter Wahrheit und Ueberzeugung:

„Ah, nicht ſo, Euer Gnaden, — durchaus nicht ſo — im Gegentheil: denn wenn ſich der alte Herr heute zum Beiſpiel mit einer Sanftmuth, einer Demuth, ja einer Unterwürfigkeit der jungen Dame nähert, die in Erſtaunen ſetzt, ſo iſt es ein anderes Mal noch weit überraſchender, wenn man ſieht, wie hart und ſchroff er ſie behandelt."

„Die Aermſte!"

„Wie unbeugſam er auf ſeinem Willen beſteht, trotz ihres Flehens und ihrer Thränen."

„Das Ungeheuer!"

„Ja, wie er, — ganz im Vertrauen zu Euer Gnaden geſagt,“ — hier näherte ſich der Portier mit vorgehaltener Hand, aber in geziemender Ehrerbietung — „wie er die junge Dame zuweilen einſchließt und tagelang eingeſchloſſen hält.“

„Das iſt ja ein ganz räthſelhafter Barbar.“

„Räthſelhaft allerdings, Euer Gnaden, aber reich, koloſſal reich; wir im Hotel wiſſen das zu beurtheilen, — nicht gerade durch den eigenen Aufwand, der hier allerdings auch bedeutend iſt, ſondern noch mehr durch die Checks auf Springer am Opernring, die für Einkäufe und dergleichen durch meine Hände gehen.“

Der junge Diplomat ſchüttelte gedankenvoll mit dem Kopfe und ſprach erſt nach einer längeren Pauſe: „Nach all' dem Intereſſanten, was Sie mir da anvertraut, bin ich begreiflicherweiſe äußerſt begierig, den Namen der Dame in Aſchgrau, ſowie des alten Herrn, ihres Begleiters, zu erfahren.“

„Verzeihen mir Euer Gnaden die gewagte Vergleichung,“ erwiderte der Portier, ſich tief verbeugend, „auch wir hier waren auf den Namen dieſer Herrſchaft äußerſt geſpannt, für welche ſechs Zimmer im erſten Stock — und das will zu dieſer Weltausſtellungszeit ſchon etwas beſagen — ſchon ſeit vier Wochen nicht nur beſtellt waren, ſondern vierzehn Tage leer ſtanden, — man rieth hier im Hotel auf irgend einen engliſchen Lord, einen franzöſiſchen Grafen, einen italieniſchen Herzog oder einen ruſſiſchen Fürſten, und war deßhalb nicht wenig erſtaunt, am andern Morgen den Eintrag in's Fremdenbuch zu ſehen.“

„Nun?“ fragte Baron Trieberg im Tone höchſter Erwartung.

„Eingeſchrieben war, wie Euer Gnaden nachher leſen können: — Martin Müller mit Tochter und Bedienung aus Lüneburg.“

„A—a—a—a—h!“ rief der junge Diplomat im Tone der Enttäuſchung, ſetzte aber gleich darauf mit Entſchiedenheit hinzu: „Das iſt jedenfalls eine falſche Angabe und macht die Sache noch räthſelhafter, — wie denkt man bei der Direktion des Hotels darüber?“

„O, Herr Baron," gab der Portier mit vielſagendem Lächeln zur Antwort, „es gibt Gäſte, über die man durchaus nichts zu denken beliebt, die man ungeſtört Alles machen und treiben läßt, was mit der Hausordnung nicht unverträglich iſt. — Was wollen Euer Gnaden? Die Polizei iſt es zufrieden, daß unſer Gaſt Herr Martin Müller heißt, die Bankiers nehmen jeden Check auf dieſen Namen an und es vergeht kein Samstag, wo nicht Punkt zehn Uhr Vormittags der Kammerdiener im Bureau erſcheint, um die Rechnung zu bezahlen."

„Eben dieſer Kammerdiener iſt mir gleichfalls eine räthſelhafte Erſcheinung. Sollte dies hellbraune, in's Grünliche ſchimmernde Geſicht mit den dunkeln, glühenden Augen und dem mächtigen kohlſchwarzen Barte aus dem gemüthlichen Lüneburg ſtammen? — Welche Sprache ſpricht er?"

„Deutſch, Euer Gnaden, allerdings mit einem für uns etwas ſonderbaren Tone."

„Und der alte Herr?"

„Spricht gleichfalls deutſch, aber ebenſo gut franzöſiſch, engliſch und italieniſch."

„Und die junge Dame?"

„Das bin ich mit dem beſten Willen nicht im Stande, Euer Gnaden zu ſagen; denn die junge Dame hat zu Keinem im Hotel bis jetzt eine Silbe geſprochen, nicht einmal zum Stubenmädchen; wenn etwas von dieſer verlangt wird, ſo geſchieht es durch Vermittlung der Kammerfrau."

„Und auch mit der Kammerfrau oder mit dem alten Herrn hat man die junge Dame nie reden hören?"

„Mit letzterem wohl," erwiderte der Portier, ſich geheimnißvoll nähernd, „aber das geſchah dann jedesmal ſo unter Klagen und Stöhnen, Jammern und Seufzen, ſo untermiſcht mit ſchmerzlichem Schluchzen, daß es nicht möglich war, auch nur ein einziges Wort zu verſtehen; doch meinte das Stubenmädchen, es ſei irgend eine wilde Sprache geweſen."

Baron Trieberg blickte nach einem kurzen Kopfſchütteln wohl eine Minute lang gedankenvoll zum Fenſter hinaus, und als er darauf wieder in's Zimmer ſchaute, machte der

Portier eine Verbeugung mit einer Miene, welche der Bitte um Entlaſſung gleich ſah — die Glocke im Veſtibul hatte ſchon ein paarmal ſtark herübergetönt; — er ſagte deßhalb, ſeine rechte Hand der des Andern nähernd: „Ich danke Ihnen für Ihre ſchätzbaren Mittheilungen und bitte, mir auch künftig, wenn es nöthig ſein ſollte, eine Frage zu geſtatten.“

„Euer Gnaden haben unbedingt über mich zu befehlen,“ erwiderte der dankbare Portier, der nicht nöthig hatte, erſt den ſich ziemlich ſtark anfühlenden Schein in ſeiner Hand zu betrachten, „und da es mir genug iſt, daß ich weiß, Euer Gnaden intereſſiren ſich für die junge Dame, ſo darf ich mir wohl erlauben, auch ohne Anfrage zuweilen Mittheilungen zu machen.“

„Jedenfalls, und Sie können meines beſten Dankes gewiß ſein.“

„Da fällt mir gerade ein, daß morgen früh die Ausſtellung nicht beſucht wird, ſondern das Künſtlerhaus, um das Bild des Malers Makart zu ſehen — wahrſcheinlich nach dem Frühſtück, alſo gegen zwölf Uhr.“

Damit zog ſich der Portier mit einer tiefen Verbeugung zurück und Baron Trieberg folgte ihm gleich darauf, um nach der „Stadt Frankfurt“ zu fahren, wo er Baron Breda und den Rittmeiſter ſchon bei ihrem kleinen Diner antraf.

Man ſprach gerade über Maler und kam dabei auch auf Makart, mit dem der Oberſt befreundet war.

„Schon ſeit einigen Tagen nehme ich mir vor,“ warf Baron Trieberg, der ſich wohl gehütet hatte, ſeines Beſuchs im Hotel Imperial zu erwähnen, leicht hin, „unſern großen Meiſter wieder einmal aufzuſuchen, weiß aber nicht, ob er zugänglich iſt.“

„Gegen drei Uhr, wie immer für Bekannte,“ erwiderte Baron Breda, „ſowie auch für Fremde, die empfehlend eingeführt werden,“ worauf der Rittmeiſter heiter ſagte: „Geben Sie Acht, Herr Oberſt, die Frage hat Trieberg nicht ohne Abſicht gethan und möchte ich jede Wette eingehen, daß er nächſter Tage mit der Dame in Aſchgrau bei Makart erſcheint.“

„Wenn das möglich wäre, warum nicht?" gab der Andere in gleichgiltigem Tone zur Antwort, „doch kann ich dich verſichern, daß ich dazu gerade ſo viel Ausſicht habe, wie du; überhaupt überſchätzeſt du mein Intereſſe für jene Dame."

„Und doch bin ich überzeugt, daß du ſchon verſucht haſt, diplomatiſche Beziehungen mit ihr anzuknüpfen. Glauben Sie nicht auch, Herr Oberſt?"

„Und warum ſollte er nicht? — will ich doch geſtehen, daß auch mich das Aeußere jener jungen Dame lebhaft intereſſirt, wenn gleich in anderer Art, wie Trieberg. — Wenn ich Künſtler wäre —"

„O welch' grenzenloſe Beſcheidenheit!" rief der Diplomat lachend.

„So würde ich mich glücklich ſchätzen, dieſe höchſt eigenthümlichen Züge malen zu dürfen, wenn ich auch nicht gewiß bin, den Ausdruck jener ſeltſamen, ja ich muß ſagen, unheimlichen Augen wiedergeben zu können."

„Ich weiß nicht, was ihr immer mit euren unheimlichen Augen wollt, mir haben ſie kein ſolches Gefühl erregt, das kann ich euch verſichern; ihr Blick iſt tief, innig, gedankenvoll, und wenn ſie lächelt —"

„Mit ſo weißen Zähnen," ſagte der Rittmeiſter luſtig.

„Allerdings mit ſo weißen Zähnen, ſo —"

„Nun, ſo weinſt du plötzliche Thränen, wie der ſelige Tannhäuſer?"

„Meinetwegen ja," erwiderte Trieberg etwas verſtimmt, „es gibt Dinge, über die man nun einmal mit dir nicht rechten kann."

„Sehen Sie, Herr Oberſt," rief der Rittmeiſter lachend, „er fängt an empfindlich zu werden, hat alſo jedenfalls ſchon einen feſten Faden angeknüpft."

„Laßt's gut ſein, Kinder!" ſagte der Oberſt mit ſeiner gewöhnlichen freundlichen Milde, „und Ihnen, Trieberg, wünſche ich alles Glück, kommen Sie auch, trotz Wölter's gewiß nicht ſchlimm gemeinten Bemerkungen, recht bald mit der jungen Dame in Makart's Atelier und ſeien Sie verſichert, daß ſich auch der Meiſter freuen wird, jene intereſſanten

Augen zu ſehen; es iſt das etwas für ihn, was er gerade jetzt bei einem Bilde gebrauchen könnte.“

„Thu das, lieber Freund, und nimm mir vor allen Dingen meine Bemerkungen nicht übel,“ ſagte der Rittmeiſter, dem Freunde die Rechte bietend, „aber ſei kein Egoiſt und laß es mich wiſſen, wenn du zu Makart gehſt!“

„Jhr ſeid in der That äußerſt komiſch,“ gab der gutmüthige Trieberg zur Antwort, „ich ſoll da ſchon die Perlen vertheilen, ehe ich noch die Muſchel gefunden habe.“

„Herrliche Umſchreibung für das Fell des Bären, — wenn du aber ſo glücklich biſt, die Muſchel auf und an dich zu ziehen —“

„So werde ich, glaubſt du, nichts Geſcheidteres zu thun wiſſen, als dich davon in Kenntniß zu ſetzen.“

„Achtung! — jetzt kommt ein Citat.“

„Nein, meine Citate ſind gleichfalls Perlen, die ich auch nicht ſo mir nichts dir nichts auswerfe.“

Trieberg, der ſonſt nicht empfindlich war, hatte ſich allerdings ein bischen verletzt gefühlt durch die an ſich unſchuldigen Bemerkungen Wölter's; doch gereute ihn der herbe Ton, mit dem er ſoeben geſprochen, ſchon im nächſten Augenblicke, weßhalb er jetzt ſeinerſeits mit einem herzlichen Blicke dem Freunde die Hand entgegenhielt, worauf dieſer einſchlagend ausrief: „Nur unter der Bedingung, wenn du eingeſtehſt, daß du verliebt biſt!“

„Nun ja denn!“

„Nur einmal noch möcht' ich dich ſehen,
Und ſinken vor dir auf's Knie,
Und ſterbend zu dir ſprechen:
Madame, ich liebe Sie.“

„Bravo, und wo ich dir jetzt etwas helfen kann, da ſoll es mit Freuden geſchehen, ich habe zu deinen Gunſten entſagt, denn auch mir fing jener ſeltſame Blick an gefährlich zu werden.“

„Deine Entſagung ſoll ſchon jetzt belohnt werden,“ ſagte der junge Diplomat lachend, „und wenn es unſerem theuren Oberſt recht iſt, ſo trinken wir ein Glas Champagner auf das Wohl der Dame in Aſchgrau.“

„Deiner Dame in Aſchgrau?"

„Meinetwegen, auch darauf ſtoße ich an."

Am andern Morgen machte Trieberg eine noch etwas ſorgfältigere Toilette als gewöhnlich — ſorgfältig in ihrer Einfachheit, wobei es ſeinen Kammerdiener Mühe gekoſtet hatte, eine Roſenknoſpe zu finden, die, eben erſt aufbrechend, ihr Weiß kaum ahnen ließ.

Punkt zwölf Uhr fuhr er am Künſtlerhauſe vor, ſtieg langſam die äußern Stufen hinan und fühlte ſich, als er in die Halle getreten war und nun aufblickend unten an der großen Treppe ſtand, wie jedesmal, ſo oft er hieher kam, und wie das auch Andern zu geſchehen pflegt, mächtig angeregt durch das ſchon hier ſichtbar werdende Bild Makart's, deſſen leuchtende Figuren, eingerahmt durch den Bogen der Treppe, ſo wunderbar plaſtiſch und hervortretend erſchienen, daß man zweifelhaft war, ob die Huldigung der ſchönen Königin von Cypern nicht dort droben in jenen Sälen wirklich ſtattfinde und ob nicht jene prachtvollen, lebenswarmen Geſtalten in den roth und goldenen Gewändern im nächſten Augenblicke die Stufen hinabrauſchen würden.

Das geſpannte Licht und die Einrahmung laſſen die Figuren wie lebendig erſcheinen, und dieſes Gefühl verändert ſich erſt in das der aufrichtigſten Bewunderung, wenn man nun in dem weiten und hohen Saale vor dem gewaltigen Bilde ſelbſt ſteht und das reiche venetianiſche Leben in dieſen prachtvollen Geſtalten auf ſich einwirken läßt; da braucht man ſchon eine Zeitlang, ehe man im Stande iſt, dieſe unermeßliche Gedankenfülle, die im blendendſten Glanze auf uns eindringt, für das Auge zu ordnen und zurecht zu legen.

Auf hoher, thronartiger Eſtrade ſehen wir die durch ihre Schönheit berühmte und eben zur Tochter der Republik ernannte künftige Königin von Cypern vor ihrer Abreiſe dahin im Jahre 1468 die Huldigungen und Geſchenke der venetianiſchen Frauen, ſowie die Deputation der Regierung empfangend, die ihr jene Ehre mittheilt und ein Hochzeitsgeſchenk von hunderttauſend Dukaten bringt. Da ſie dies, umgeben von ihrer Familie, unter dem Jubel der zahlreichen

Volksmenge in feierlichem Aufzuge auf dem Markusplatze thut, ſo ſieht man, welch' reichen Stoff für ſeine dekorative Erfindungsgabe ein ſolcher Vorwurf dem Maler bieten mußte.

Und wie wunderbar hat er dieſen glänzenden Stoff benutzt! wie wußte er in dieſem Jubelfeſte, in dieſer begeiſternden Huldigung jede Klaſſe und jedes Alter aus dem reichen, heiteren, ſchönen Leben der ſtolzen Venetia zu verwerthen! welche Maſſe von Frauenanmuth, edlen und ſchönen Männergeſtalten, von maleriſchem Reiz in Gewändern, Koſtbarkeiten, Architektur und Dekoration aller Art, iſt wie der blendende, purpurgoldene Inhalt einer reichen Schale vor unſeren Blicken ausgegoſſen! wie leuchtet und glüht Alles durcheinander, ohne die herrlich durchgeführte Charakteriſtik jedes Einzelnen zu ſchädigen! wie entzückt und erinnerungsreich blicken wir hinein in jene alte prächtige Zeit, die ſich auf dem Markusplatze abſpielt, jenem weiten Raume, einzig in ſeiner Art, einem gewaltigen Feſtſaale zu vergleichen, über den ſich der dunkelblaue Himmel als blendende Decke wölbt, der erfüllt iſt mit jubelndem neugierigen Volke, mit Frauen und Kindern, mit prachtvollen Geſtalten, wie jenes ſchöne dunkelbraune Weib mit der reichen Vaſe auf der Schulter, die ſie gekommen iſt zu den Füßen der jungen Königin niederzulegen, die ſo reizend iſt mit ihren dunkeln Augen, dem rothblonden Haare, die ſo kindlich unbefangen lächelt und die trotz alledem in ihren lieben Zügen für uns eine wehmüthige Erinnerung hat! Wie leuchtet vom Hintergrunde der italieniſche Himmel zwiſchen den Maſten der Flotte, deren bunte Wipfel luſtig flattern! — Schon häufig hatte Trieberg längere Zeit vor dem Bilde geſeſſen und immer wieder fand er Neues und Schöneres; — heute hatte er ſich in eine Ecke des weiten Gemaches zurückgezogen, um ſo am beſten das ganze Meiſterwerk überſchauen zu können, in deſſen Betrachtung er ſich ſo vertiefte, deſſen ſinnbethörende Pracht und tiefe Gluth der Töne ihn ſo feſſelte, daß für ihn die eben eingetretenen weiteren Beſchauer im erſten Augenblick etwas Traumartiges hatten, obgleich dieſe geräuſchlos Eingetretenen niemand Anderes waren, als die von ihm ſo ſehnlich Erwarteten.

Er wurde in ſeiner Ecke von ihnen nicht bemerkt und hatte ſomit Gelegenheit, das junge, ſchöne und dabei für ihn ſo geheimnißvolle Mädchen mit Ruhe betrachten zu können, wobei er zu ſeinem Entzücken fand, daß deſſen edles bleiches Geſicht mit den dunkeln, ſeltſamen Augen auch nicht im Geringſten verlor neben den wundervollen Schöpfungen Makart's.

Gekleidet war ſie wie gewöhnlich — in Aſchgrau. Das Oberkleid, von ſchwerer Seide mit ſtahlblauem Atlas garnirt, lag einfach um ihre prächtige Geſtalt, und der Schmuck daran, ſowie um ihr feines Handgelenk und um ihren Hals, beſtand aus Lapis Lazuli, kaum ſichtbar in oxydirtes Silber gefaßt.

Der alte Herr befand ſich, wie immer, dicht an ihrer Seite, ja er hatte ſie am Arme hereingeführt und ſtand nun neben ihr, ſie mit leiſen, für Trieberg unverſtändlichen Worten auf das Bild und ſeine Schönheit aufmerkſam machend; doch ſchien ſie dieſen Erklärungen nur zerſtreut zu folgen, überhaupt nicht ſo tief von der großartigen Schöpfung ergriffen zu ſein: ja dem Lauſcher war es ein paar Mal, als wende ſie ihre Blicke gelangweilt zur Seite, wobei ihr zarter Buſen von einem tiefen Athemzuge gehoben wurde.

Dies bewegte auch ihn, und obgleich er nicht eitel genug war, um den Gedanken zu faſſen, wenigſtens um ihn ſich klar zu machen, als gedenke ſie vielleicht anderer Bilder, die ſie geſtern in anderer Geſellſchaft geſehen, ſo war es doch leicht möglich, daß ſie hier einen Erklärer vermiſſe, der ſich geſtern bemüht, ihr den Gegenſtand ihres Schauens auf poetiſche Art darzuſtellen.

Jetzt machte ſie Miene, ſich umzuwenden, und da es doch gar zu komiſch ausgeſehen hätte, wenn er im Winkel ſtehend erblickt worden wäre, ſo zog er ſich raſch gegen die dicht hinter ihm befindliche Seitenthür und kam dann mit einigem abſichtlichen Geräuſch von dort hervor.

Glücklicher Trieberg, der jetzt ſo ahnungslos vor einem ſeligen Augenblicke ſtand! denn das waren die nächſten Sekunden für ihn, als ſie ihn erblickte, als ſie ihre Lippen wie zu einem Ausrufe öffnete und als das leidenſchaftliche Aufleuchten ihrer Augen deutlich zeigte, daß dieſer Ausruf, wenn er wirklich zu Stande gekommen wäre, die freudigſte Ueberraſchung ausgedrückt hätte.

O, der junge Diplomat verſtand ſich auf Augen und hatte ihre Bewegung ſo vollſtändig begriffen, daß er nicht anders konnte, als unter einem innigen Blick und einer tiefen Verbeugung ſeine Hand zum Herzen zu erheben.

„Da kam das Schickſal roh und kalt,“

dachte er gleich darauf, als er ſah, wie der alte Herr mit deutlich ausgedrückter Aengſtlichkeit in den Zügen neben die junge Dame trat, ſie raſch etwas rauh um das Handgelenk faßte und ihr dabei mit aufflammendem Blick einige, wie es ſchien, heftige Worte in's Ohr flüſterte.

Sie beugte ſich auch ſichtlich unter dieſen Worten, ja ſenkte ihr ſchönes Haupt und erhob es kaum um ein Weniges, als Baron Trieberg nun vor ihr ſtand und mit einigen Worten ſein außerordentliches Vergnügen ausdrückte, ſie ſo zufällig hier wiederzuſehen.

Da ſie ihn aber nur mit einem flüchtigen und, wie deutlich zu erſehen war, ſchmerzlichen Blick betrachtet hatte, um gleich darauf ihre Augen wieder zu ſenken, wobei man auf ihrem bleichen Geſichte deutlich ſah, daß das, was der junge Mann geſagt, für ſie unverſtändlich geblieben war, ſo hatte er ſeine Worte an den alten Herrn gerichtet, der ihm mit einer grinſenden Freundlichkeit dankte und auch ſeinerſeits das Vergnügen über dieſe wiederholte Begegnung ausſprach. — Doch ſah man deutlich an ſeinen haſtigen Bewegungen, an ſeinen unruhigen Blicken, ja hörte es aus ſeinen oft ganz eigenthümlichen Fragen, wie ſein Geiſt mit etwas Anderem beſchäftigt war; und dieß war, für Trieberg bemerkbar, nichts als die Angſt, daß ſich zwiſchen Beiden jener Blick von vorhin, den auch er ſehr gut bemerkt, wiederholen könnte.

Selbſtverſtändlich ließ er es auch zu keiner weiteren Annäherung kommen, die ja ohnedieß dadurch erſchwert, ja unmöglich gemacht wurde, daß die junge Dame nur Türkiſch verſtand, was der alte Herr nicht verfehlte, heute nochmals ausdrücklich zu betonen.

War dem jungen Diplomaten ſchon geſtern, ſowohl in dem Verhältniß zwiſchen Beiden, als in dem gänzlichen Stillſchweigen der jungen Dame, Räthſelhaftes erſchienen, ſo heute noch mehr, da er ein paar Mal zu bemerken glaubte, daß ſie mit aufmerkſamen, ja verſtändnißvollen Blicken ſeinen Erklärungen über Makart's Bild folgte; wogegen ſie gleichgiltig zur Seite blickte, als ihr der alte Herr flüſternd jene Erklärungen zu wiederholen ſchien.

Ein paar Mal wandte ſie ſich raſch gegen Trieberg und ſchien ihm durch ein allerdings kurzes und beinahe traurig erſcheinendes Lächeln danken zu wollen; ja ſie that dieß auch mit einer freundlichen Handbewegung, welche ſie ſo auffallend wiederholte, als ſie ſich nun auf die Bank vor dem Bilde niederließ, daß Trieberg hätte unhöflich ſein müſſen, wenn er nicht dieſem Winke folgend, an ihrer Seite, allerdings in einer ehrfurchtsvollen Entfernung, Platz genommen hätte.

Doch benutzte der alte Herr etwas indiskret dieſe ehrfurchtsvolle Entfernung, indem er ſich ohne Weiteres zwiſchen Beiden niederließ, dabei aber dem jungen Mann unter dem frühern, etwas grinſenden Lächeln verſichernd, daß es ihm eine außerordentliche Freude verurſache, eine ſo angenehme und lehrreiche Bekanntſchaft gemacht zu haben. „Leider ſo ſpät,“ fügte er kopfſchüttelnd hinzu, „da wir unſerem Reiſeprogramm nach ſchon in wenigen Tagen Wien verlaſſen.“

„Um nach Hauſe zurückzukehren?“ fragte Trieberg.

„Um nach unſerer Heimath zu gehen, allerdings! — es iſt das eine weite Strecke, und da wir uns auch unterwegs hie und da aufhalten werden, zum Beiſpiel in Peſt, ſo vergehen immer noch einige Wochen, ehe wir unſere Reiſe beendigt haben.“

„Werden aber ſchöne Erinnerungen davon heimbringen, großartige Eindrücke von der Weltausſtellung, die Sie ja, wie auch die Gnädigſte, mit einer Ausdauer beſuchten, an der wir Anderen hätten lernen können; ich hatte ſchon häufig das Glück, Sie, wenn auch nur von ferne zu ſehen und muß geſtehen, daß ich nicht mehr auf das außerordentliche Vergnügen zu wagen hoffte, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, wie das doch jetzt geſchehen iſt. Sie werden mir vielleicht geſtatten, mich Ihnen und der Gnädigſten in beſter Form vorzuſtellen — Baron von Trieberg, Legationsſekretär Seiner Kaiſerlichen Majeſtät.“

Er hatte ſich bei dieſer Vorſtellung erhoben, der alte Herr gleichfalls, und Beide machten gegeneinander die üblichen Verbeugungen, was für Jemand, der mit den europäiſchen Gebräuchen nicht vertraut war, gewiß einen komiſchen Anblick bot, ſo auch für die junge Dame; denn ſie lächelte aufblickend zum erſten Male, ohne daß ihre dunkeln Augen düſter beſchattet geweſen wären.

Dann ſagte ihr Begleiter, an den Taſchen ſeines Rockes herumfühlend: „Leider habe ich meine Viſitenkarten vergeſſen und unſer Name — ich erlaube mir, Ihnen meine Tochter vorzuſtellen,“ ſetzte er mit der üblichen Handbewegung hinzu — „iſt für ein nicht daran gewöhntes Ohr ſo fremdklingend, daß Sie ihn kaum behalten würden: eigentlich aus Böhmen ſtammend, von wo meine Voreltern nach Kleinaſien einwanderten — Zrsdmprvzs Effendi.“

Dieſer Name, von dem alten Herrn ausgeſprochen, klang ungefähr ſo, als wenn Jemand in einem ſtarken Nießen unterbrochen, daſſelbe dann in einer höheren Tonart zu Ende bringt. Auch verzichtete der Diplomat auf die Wiederholung deſſelben, ſondern begnügte ſich mit Effendi, während er bei ſich dachte: „Warte nur, du Schalk, Müller aus Lüneburg iſt allerdings beſſer zu behalten und ſoll auch von uns nicht vergeſſen werden;“ dazu machte er eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gegen die junge Dame und ſagte hierauf: „Da die Gnädigſte, wie es mir ſchien, und wie es auch wohl begreiflich iſt, ſo entzückt ſind von dem Bilde Makart's, ſo würde es Ihnen gewiß Vergnügen machen, das Atelier des berühmten Meiſters zu beſuchen, wozu ich mich Ihnen, als einer von des großen Malers genauen Bekannten, zur Verfügung ſtelle.“

Er hatte dieß allerdings zum alten Herrn geſprochen, dabei aber ſeine beredten Blicke auf die junge Dame geworfen und in deren Augen wieder daſſelbe Verſtändniß wie früher bei ſeinen Erklärungen zu ſehen geglaubt.

Jedenfalls mußte ſie fühlen, daß von etwas die Rede war, das auch für ſie Intereſſe hatte, denn ſie wandte ihren Blick ſo ausdrucksvoll und fragend auf ihren Begleiter, daß dieſer nicht umhin konnte, ihr etwas von den Worten Trieberg's mitzutheilen, wie es aber ſchien, nicht deſſen ganzes ſo freundliches Anerbieten oder wenigſtens nicht in einer Art, die ihr behagte; denn man ſah deutlich, wie ſich ihr Blick verdüſterte, wie ſie ihre feinen Lippen aufeinanderpreßte, ja Trieberg glaubte zu bemerken, daß ſie mit einem ihrer kleinen zierlichen Füße ziemlich hart auf den Boden trat.

Deßhalb dachte er: „Wie du mir, ſo ich dir! und haſt du mich mit deinem nießenden Effendi hinter's Licht führen wollen, ſo werde ich mir weiter kein Gewiſſen daraus machen, trotz deiner grimmigen Miene oder deiner grinſenden Freundlichkeit mit deiner Tochter direkt zu verhandeln, und zwar da dieß auf Türkiſch nicht gut geht, durch Pantomimen,“ in welch' letzterer Kunſt er es durch häufigen Umgang mit Künſtlerinnen vom Ballet zu einer großen Routine gebracht hatte.

Er ſtreckte deßhalb die rechte Hand würdevoll gegen das Bild aus, that dann ſo, als ob er mit einem eingebildeten Pinſel in der Hand in der Luft umhermale, legte Daumen und Zeigefinger zweimal an ſeine Augen, was in der Balletſprache ſo viel heißt als: „Du ſollſt ihn ſehen,“ machte dann die graziöſeſte Handbewegung gegen die junge Dame und legte endlich ſeine Finger an die Bruſt, dort dreimal anklopfend und damit ausdrückend: ich bin der Mann, auf welchen du dich in dieſem ſowie in allen übrigen Fällen verlaſſen kannſt.

Dem Himmel ſei es gedankt — ſie hatte ihn verſtanden, das ſah er deutlich an dem ſich ſteigernden Intereſſe, das aus ihren leuchtenden Augen blitzte, an dem holdſeligen Lächeln, welches ihre Lippen umſpielte, dann an einem ausdrucksvollen dreimaligen Kopfnicken, wovon das letzte mit einer ſehr gebieteriſchen Miene dem alten Herrn galt, der ſich nun achſelzuckend dem Verlangen zu fügen ſchien und in etwas kleinlautem Tone ſagte: „Wenn es Ihnen nicht zu viele Mühe macht, nehmen wir gerne Ihr freundliches Anerbieten an und bitte ich Sie, uns eine geeignete Stunde beſtimmen zu wollen.“

„Leider kann ich nicht ſagen: jede Stunde, die Ihnen gefällig iſt, iſt auch mir recht, — denn unſer verehrter Meiſter Makart hat ſelbſt uns, ſeinen genaueſten Bekannten, nur für drei Uhr Nachmittags die Erlaubniß gegeben, ihn bei ſeinen Arbeiten zu ſtören; doch empfängt er um dieſe Zeit mit großem Vergnügen und bin ich überzeugt, daß es ihm eine wahre Freude machen wird, Sie und die Gnädige bei ſich zu ſehen.“

„Um drei Uhr alſo — und wenn es Ihnen recht iſt, gleich heute.“

„Es wird mich glücklich machen, Sie in Ihrem Hotel abholen zu dürfen.“

„Nein, nein, das kann und werde ich nicht annehmen,“ erwiderte der alte Herr haſtig, aber ſehr beſtimmt, „wir haben noch Dringendes zu beſorgen und werden ſchwerlich vor drei Uhr nach Hauſe zurückkehren.“

„Gut, ſo werde ich Sie Punkt drei Uhr am Eingange zu Makart's Atelier erwarten; geſtatten Sie mir, drunten Ihrem Kutſcher die genaue Adreſſe des Meiſters zu ſagen!“

Dagegen vermochte der alte Herr um ſo weniger einzuwenden, als Trieberg, dieſe Erlaubniß als ſelbſtverſtändlich annehmend, keck neben die junge Dame trat und ihr ſeinen Arm anbot, um ſie zum Wagen zu führen, was ſie auch bereitwillig und mit einem freudigen Aufleuchten ihrer ſchönen Augen annahm.

Wie ſeltſam wonnig, ja wie glückſelig war ihm zu Muthe, als er die Rundung ihres Armes in dem ſeinigen, ja ein ſanftes Anſchmiegen ihres Körpers an ſeine Schulter fühlte, als ſie nun dahingingen, beſonders aber, als er ſie langſam und vorſichtig die Stufen der Treppe hinabführte! War es denn kein Traum, daß dieſe blendende Erſcheinung, die er vor wenigen Tagen kaum wie eine vorüberſchwebende Fee, wie ein Weſen höherer Gattung gewagt hatte ehrfurchtsvoll aus der Ferne anzublicken, jetzt dicht an ſeiner Seite ging, ſich auf ſeinen Arm ſtützte, ja zuweilen ihr ſchönes Haupt wandte, um ihn mit ſeltſamen Blicken aus den tiefſchwarzen Sammtaugen anzuſchauen?

Er war eigentlich nicht zum Schwindel geneigt und doch war es ihm nicht unlieb, als ſie jetzt vor dem Künſtlerhauſe bei dem Wagen ankamen, neben welchem Usbeck ſtand, der ihn mit einem grimmigen Geſicht betrachtete, welches ſich wahrhaft verzerrte und in's Grünliche ſpielte, als er die junge Dame in den Wagen hob, und als ſie ihm darauf ihre kleine Hand wie zum Danke entgegenſtreckte.

Rießerinski Effendi dankte gleichfalls, aber mit einem kühlen Kopfnicken.

„Alſo um drei Uhr.“

Dem Kutſcher die Adreſſe vom Meiſter Makart anzugeben, war begreiflicherweiſe ganz unnöthig, denn kaum hatte Trieberg den bekannten Namen ausgeſprochen, ſo nickte der Roſſelenker; dann kletterte Usbeck finſter, etwas in den Bart murmelnd, auf den Bock der Equipage und ſie fuhren davon.

„Alſo um drei Uhr —! — Glück, ſei mir auch ferner günſtig!“

Daß dem jungen Diplomaten dieſe paar Stunden ſehr lang wurden, wird man begreiflich finden. Er ſchlenderte ein paar Mal über den Kohlmarkt und den Graben, nahm dort ein Gefrorenes, nahm hier im Café Daun eine Zeitung, ohne übrigens mehr zu leſen als den Titel des Blattes, ſchaute dann zum Fenſter hinaus, ging wieder ſpazieren und hatte endlich, an einem Laden wirklicher, natürlicher Blumen vorüberkommend, die glückliche, ſinnige Idee, ſeine weiße Roſenknoſpe mit einer halb aufgebrochenen, blühend rothen zu vertauſchen, die er ſich in's Knopfloch ſtecken und dabei die glückliche Nüance anbringen ließ, die beiden hoffnungsgrünen Blätter, die ſich am Stiel befanden, in Herzform zuſammenlegen zu laſſen, was ſich außerordentlich hübſch machte.

Dann — da er zu aufgeregt war, um ſich in einen Fiaker zu ſetzen, flanirte er langſam über die Eliſabethbrücke gegen die wiedener Hauptſtraße, und obgleich er ohne jede Uebereilung dahinging, war es doch noch eine Viertelſtunde vor drei Uhr, als er an dem Gitter des Gartens ankam, in welchem maleriſch zwiſchen Grün verſteckt Makart's Atelier liegt.

Sollte er zuerſt allein hineingehen und den Beſuch ankündigen? — Das war genau zu überlegen.

Jedenfalls war Oberſt Breda im Atelier, der um dieſe Zeit ſelten fehlte, vielleicht auch der Rittmeiſter, und dann gab es Fragen, Bemerkungen, gute und ſchlechte Witze, Neckereien, was Alles wahrſcheinlich wegfiel, wenn er plötzlich und unerwartet eintrat — beſſer ſo —: deßhalb wartete er geduldig und durchaus nicht lange, denn die Stunde hatte noch auf keiner Uhr geſchlagen, da rollte die Equipage des Herrn Müller aus Lüneburg oder des unausſprechlichen Effendi, für den er ſich auszugeben beliebte, ſchon heran.

Usbeck mit ſeinem grimmigen Geſichte und übereinandergeſchlagenen Armen ſaß auf dem Bocke und bemühte ſich durchaus nicht, raſch herabzuklettern, was ſehr angenehm für Trieberg war, dem dadurch vollkommen Zeit blieb, den Wagenſchlag ſelbſt zu öffnen und die junge Dame recht langſam herauszuheben.

Dann traten ſie in den Garten, der hübſch angelegt, mit breiten, ſanftgeſchlungenen Kieswegen, welche friſche Raſenplätze und Gebüſchpartieen umgaben, ſtill und friedlich dalag, das Geräuſch der Straße abhaltend von dem im Hintergrunde liegenden Künſtlerhauſe, über welches hohe, dichtbelaubte Bäume geheimnißvoll rauſchten, und an deſſen Vorderſeite Wein- und Jungfernreben hinaufrankten, wie mit grünem Rahmen Fenſter und die ſchwere in Eichenholz geſchnitzte Renaiſſancethüre mit dem kleinen Vordach umgebend. Auf einem der Kieswege lag ein mächtiger Neufundländer in der heißen Sonne und ein kleiner hübſcher Bube von vielleicht fünf Jahren ſtand neben ihm, kraute mit einer langen Gerte ſein dickes, wolliges Fell und lachte luſtig hinaus, wenn er alsdann, ſchläfrig mit den Augen blinzelnd, die ſchwere Ruthe ſchmeichelnd hin und her bewegte.

Ehe ſie das Atelier erreicht hatten, ſprang Trieberg raſch voraus, öffnete die Thüre und rief mit gedämpfter Stimme hinein: „Verzeihen Sie, geehrter Meiſter, wenn ich Sie vielleicht mit einem Beſuche beläſtige.“

„Im Gegentheil,“ klang es hinter einer rieſigen Leinwand hervor, „Sie ſind angemeldet und erwartet.“

„Dachte ich's doch.“

„Natürlich,“ vernahm man jetzt die Stimme des Baron Breda, „wir haben ja über dieſen Beſuch geſprochen und ich kann Sie verſichern, der Meiſter iſt eben ſo geſpannt auf jene bleichen, ſeltſamen Züge mit den geſpenſterhaften Augen.“

„Iſt auch der Rittmeiſter da?“ fragte Trieberg raſch, hatte aber nicht mehr Zeit, etwas auf die heiter gegebene Antwort „Ganz gewiß!“ zu erwidern, denn er glaubte ſchon hinter ſich das Rauſchen ſchweren Seidenſtoffs zu vernehmen und eilte deßhalb zurück, um den alten Herrn zu verſichern, daß dem Meiſter der Beſuch angenehm ſei.

Dann traten ſie ein — — — — in jenen hohen weiten Raum, welcher ſelbſt Den, der ſchon häufig ähnliche, künſtleriſch ſchön eingerichtete Ateliers geſehen, ſo anregend umfängt, in eine ſo eigenthümliche Stimmung verſetzt, daß man unwillkürlich ſtaunend ſtehen bleibt und ſich überwältigt fühlt, nicht allein bei dem Gedanken an die Meiſterwerke, die von hier ausgehend, blendend und ſtrahlend die Welt durchzogen, ſondern auch von den rieſigen Verhältniſſen dieſer Halle und ihrer wundervollen phantaſiereichen Ausſchmückung.

Da faſt Alles, was wir hier ſehen, in dunklem, reichgeſchnitztem Eichenholz gehalten iſt, die hochlehnigen, reichverzierten Seſſel, Tabourets, ſchlank gedrehten Gueridons, hier Vaſen tragend, dort kunſtvolle Leuchter, ſchwere Schränke aus der beſten Zeit, die hohen Lambris mit ihren mächtigen Ausladungen — darüber tiefrothe Stofftapeten, — da das an ſich koloſſale Fenſter doch nicht genügt, um die fernen Ecken des weiten Gemachs, ſowie die hohe gewölbte Decke taghell zu erleuchten, da man auf gleichfalls dunkel gehaltenen alten perſiſchen und Smyrnateppichen mit ihren originellen, wunderlichen Zeichnungen wandelt, ſo hat Alles miteinander eine eigenthümlich wohlthuende, man möchte ſagen, weihevolle Stimmung, — es iſt ein Tempel der Kunſt geweiht, den man gleichfalls mit feierlichem Gefühl betritt, obgleich uns hier nicht Orgelklang entgegentönt oder Weihrauchwolken umwehen.

Auch eine Empore hat das Atelier, und da der Meiſter gerade ſeine Gäſte begrüßt, ſo haben wir die beſte Gelegenheit, hinaufzuſchlüpfen, um dort oben ein Gemach zu bewundern, ſo fein und ſtilvoll eingerichtet, ſo lauſchig und behaglich, daß man ſich dort gleich für Stunden niederlaſſen möchte, träumend beim Anblick der alten Geräthſchaften, der Tiſche, Stühle, Putzſchränke, Spiegel, Bilder, Waffen, der altvenetianiſchen Kriſtalllüſtres und Gläſer, von denen jedes für ſich betrachtet ein Meiſterſtück oder ein Kunſtwerk iſt und doch wieder nicht aus der reizenden Harmonie des Ganzen ſtörend heraustritt. Man ſteigt auf einer prächtigen Treppe hier hinauf, ſie iſt von dunklem Eichenholz, breit genug, um in einem mäßigen Hauſe als Haupttreppe zu dienen, und befindet ſich hier nicht einmal beſonders hervortretend in einer Ecke des Ateliers, woraus man auf die Größe deſſelben ſchließen kann. Pfeiler und Baluſtraden, hübſch verziert, ſind im Renaiſſanceſtil und ſo dient die Treppe hier, die Stufen mit einem bunten Teppich belegt, über das Geländer ein tiefblauer Seidendamaſtſtoff herabhängend, neben ihrer Nützlichkeit auch zur Verzierung, beſonders wenn hier ſchöne Frauen in leuchtenden Toiletten auf- und abſteigen oder dort oben, behaglich auf die Brüſtung gelehnt, das Atelier überſchauen.

Daß es unten an allem dem, was einen ſolchen Raum ausſchmückt und was dem Künſtler bei ſeinen Arbeiten dient, nicht fehlt, als: ſchwere farbige Stoffe in Wolle, Sammt und Seide, geſtickt und goldverziert, Waffen aller Art, Gefäße, Becher und Krüge in Silberbronze, Elfenbein, Terracotta, Kriſtall und Glas, verſteht ſich von ſelbſt; doch iſt hier nichts, eine Abſicht verrathend, geordnet, ſondern ſteht und liegt umher, wie und wo man es aus der Hand geſetzt, oder wie und wo es nach dem letzten Gebrauche ſtehen geblieben iſt.

So ungefähr iſt der Raum, in welchem die Huldigung der Katharina Cornaro gemalt wurde, wo Entwürfe, kleinere und größere Arbeiten, von der Hand des Meiſters angefangen, halb vollendet, oder faſt fertig umherſtehen und wo er ſich eben jetzt ſelbſt befindet, vor der oben erwähnten rieſigen Leinwand, beſcheiden neben den Fremden zurücktretend, welche Baron Trieberg gebracht, und die ſich mit Entzücken in dieſes neue Werk des Meiſters verſenken.

Es iſt ein Deckengemälde mit lebensgroßen Figuren, von dem uns Alles — Alles — der tiefblaue Himmel, die Blumen und Blüthen, die Vögel und Schmetterlinge, die ſchönen Weibergeſtalten in ihren lichtvollen Gewändern, — mit einer Farbengluth, mit einer Pracht entgegenleuchtet, daß wir der allerdings enthuſiaſtiſchen Bemerkung Trieberg's, ſelbſt des Meiſters berühmte Abundantia käme, was Farbenpracht anbelangt, neben dieſem neuen Werke des Meiſters nicht mehr zur richtigen Geltung, faſt beiſtimmen möchten.

„Jedenfalls iſt es ſchade," meinte Baron Breda, „daß dies Bild nicht mehr im großen Saale der Kunſtſammlungen ausgeſtellt werden konnte, Cabanel's Frühlingsfeſt wäre dagegen erſchienen wie eine abgeblaßte Stickerei."

Alle dieſe Worte aufrichtiger, herzlicher Bewunderung, des enthuſiaſtiſchen Lobes, die ruhigen, aber gediegenen Aeußerungen des alten Herrn, die leuchtenden Blicke des ſchönen jungen Mädchens, die beredt genug ihr Entzücken ausdrückte, obgleich ſie zur Verſtärkung ihrer Gefühle ein paar Mal ihre Rechte auf die Bruſt legte — alles das nahm der Meiſter mit einer Beſcheidenheit, faſt mit einer Ablehnung, mit einer ſo wohlthuenden Schüchternheit, ja gerade ſo auf, als empfange er das geſpendete Lob für einen Anderen, Abweſenden, für welchen er nicht unterließ, liebenswürdig und freundlich zu danken; und wer ihn auch ſo ſah, die mittelgroße, faſt ſchwächliche Geſtalt in dem unſcheinbaren grauen Anzuge, die einfache, etwas gedrückte Haltung, das bleiche Geſicht mit dem ernſten, faſt düſtern Zug, hätte ſich vielleicht mit fragender Miene nach dem Meiſter umgeſchaut, wenn er nicht zu gleicher Zeit die hohe mächtige Stirne des kleinen Mannes betrachtet hätte, vor Allem aber die dunkeln geiſtvollen, eine unendliche Gemüthstiefe widerſtrahlenden Augen.

Baron Trieberg, der neben dem Bilde ſtand, welches die junge Dame gerade betrachtete, um ſo in ihrem Geſichte ſchwelgen zu können, freute ſich, als er ſah, welchen Eindruck dieſes Geſicht, vor Allem aber die ſeltſamen Augen auf den Meiſter machten, und er bemerkte wohl, daß derſelbe ſie ſo aufmerkſam und forſchend anſchaute, wie er zu thun pflegte, wenn er irgend etwas ſeinem Gedächtniſſe feſt einprägen wollte. Im Uebrigen ließ er ſich, wie das ſo ſein richtiger Brauch war, in ſeinen Arbeiten durch den Beſuch nicht lange ſtören und als der alte Herr ein paar andere Bilder mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete, während ſich die junge Dame in einen Lehnſtuhl niedergelaſſen hatte, nahm er ſeine Palette wieder auf und arbeitete ruhig weiter.

Auch war Baron Breda als genauer Freund Makart's ſo freundlich, die Honneurs des Ateliers zu machen und dem alten Herrn allerlei intereſſante Dinge zu zeigen, ſeltene Waffen, koſtbare Teppiche und Stoffe, vor Allem aber eine Sammlung von Koſtümen, welche auf's Echteſte, und was zum Beiſpiel Spitzen und Goldſtickereien anbelangte, auch aus Echtem hergeſtellt waren und bei jenem großartigen fabelhaften Feſte gedient hatten, das Makart nach Beendigung ſeines Bildes einer ausgewählten Geſellſchaft hier gegeben — ein prachtvolles Maskenfeſt in den Koſtümen jener reichen, maleriſchen venetianiſchen Zeit, als Katharina Cornaro den Thron von Cypern beſtieg.

Währenddem ſaß das junge Mädchen vor dem Bilde des Meiſters, ſcheinbar ſo theilnamlos für alles Andere; im Anſchauen deſſelben verſunken, daß ſie etwas zuſammenfuhr, als der alte Herr, der gerade jene Gewänder betrachtete, ſich mit einem lauten, für die Andern unverſtändlichen Ruf an ſie wandte und zu ſich rief. Jedenfalls hatte der Ruf dieſe Bedeutung, denn ſie erhob ſich raſch, wobei ſie ihre Rechte auf die Lehne des Seſſels ſtützte; und als ſie das that, fühlte Trieberg, der dicht neben ihr ſtand und deſſen Hand ebenfalls darauf geſtützt war, nicht nur einen leiſen Druck ihrer feinen Finger, ſondern zu gleicher Zeit, daß zwiſchen den ſeinigen etwas zurückgeblieben war, was ihm wie ein zuſammengerolltes Papierchen erſchien.

Dann eilte ſie davon gegen den alten Herrn und zeigte in Mienen und Blicken ihre Freude und Bewunderung beim Anblick der koſtbaren Gewänder.

Den jungen Diplomaten hatte es wie ein elektriſcher Schlag durchzuckt und er blickte ſcheu um ſich, ob Niemand jene Annäherung und Bewegung geſehen habe, doch war dies unbedingt nicht der Fall geweſen: Makart arbeitete ruhig weiter und der Rittmeiſter, der ſich überhaupt ſehr zurückhaltend gezeigt, ſtand abgewandt an einem Tiſche und betrachtete den eleganten Korb eines Toledanerdegens, den der Meiſter vor einigen Tagen gekauft.

Baron Breda war mit den Fremden bei den Koſtümen beſchäftigt geweſen und kehrte jetzt von dort mit ihnen zurück, worauf der alte Herr ſeinen Dank ausſprach und auch die junge Dame, ſichtlich bewegt, dem Meiſter ihre Hand reichte, der alsdann in ſeiner liebenswürdigen Art gegen den Vater ſein Bedauern bezeigte, der jungen Dame nicht ſelbſt ſeine Freude über dieſen Beſuch ausdrücken zu können.

Dann verließen ſie von Trieberg geleitet das Atelier und an der Thüre ſagte der Oberſt, der bis dorthin mitzugehen die Gefälligkeit gehabt hatte, leiſe zu ſeinem Freunde: „Das Alles kommt mir jedenfalls ein bischen türkiſch vor, doch gratulire ich von Herzen.“

Der junge Diplomat hatte krampfhaft ſeine rechte Hand geſchloſſen und noch nicht den Muth gehabt, das Bewußte auch nur flüchtig zu betrachten; jetzt that er es verſtohlen, da die Beiden ein paar Schritte vor ihm gingen, und ſah, daß es wirklich ein zuſammengerolltes Papierchen war, das er ſich nicht enthalten konnte, entzückt an ſeine Lippen zu drücken, ehe er es in die Weſtentaſche gleiten ließ; — dann traten ſie an den Wagen und hier hatte Trieberg die glückliche Idee, als er den Schlag ſchloß, durch eine ſcheinbar ungeſchickte Bewegung ſeine blühende Roſenknoſpe abzubrechen und zu den Füßen der jungen Dame fallen zu laſſen.

„A—a—a—a—h!“ rief er aus voller Bruſt, als die Equipage um die nächſte Ecke verſchwunden war, winkte einen Fiaker herbei, ſprang in den Wagen und als er den grünen Vorhang an der Seite, wo er ſaß, herabgezogen, nahm er das Papierchen hervor und öffnete es nicht ohne große Bewegung; und was er las, war wohl im Stande, dieſelbe noch bedeutend zu ſteigern.

Es war ein kleines, kaum zwei Zoll großes Papierchen, auf welchem in den feinſten Schriftzügen und was ihn am meiſten in Erſtaunen ſetzte, in deutſcher Sprache die Worte ſtanden: „Sie haben mir Freundlichkeit bewieſen — ja mehr als das, und wenn ich Ihnen geſtehe, daß das gleiche Gefühl, welches ich in Ihren Blicken zu leſen glaubte, auch mich beſeelt, ſo darf ich mir wohl erlauben, daran die flehende Bitte zu reihen: — Helfen Sie mir, retten Sie eine Unglückliche! Sie wiſſen, wo wir wohnen, meine Kammerfrau wird Sie zu mir führen, ſobald Sie heute Abend Punkt neun Uhr erſcheinen; vor Gefahr und Ueberraſchung ſind wir ſicher, da Beide unſerer morgigen Abreiſe wegen außer dem Hauſe beſchäftigt ſind.“

Hm! — Hm! was iſt das! dachte Trieberg, dem ein ſo raſches und rückſichtsloſes Vorgehen und Entgegenkommen, obgleich es ihn vor Freude beben machte, vor Allem aber der beſtimmten ſpäten Stunde wegen doch etwas ſeltſam erſchien. — — Er vertiefte ſich mit aller Kraft ſeiner Erinnerung in die Vorfälle des geſtrigen und heutigen Tages, er nahm ſeine ganze Phantaſie zuſammen, um jeden ihrer Blicke, jede ihrer Mienen, jedes ihrer Lächeln nochmals vor ſeine Erinnerung zu bringen und etwas zu finden, das ihm mehr als freundlich, mehr als voll Intereſſe, ja mehr als mit dem feinſten Tone vereinbar erſchienen wäre, — er fand nichts, — er mußte ſich geſtehen, daß ſie ihm in allen Formen des Anſtandes als eine junge Dame von vollendeter Erziehung erſchienen war und auch heute noch ſo erſchien.

Und der alte Herr? — ſollte er trotz ſeines grimmigen Blicks und ſeiner grinſenden Freundlichkeit, die offenbar nicht vom Herzen kam, irgend eine Spekulation mit ihm vorhaben? — unmöglich nicht, aber gänzlich undenkbar — nein, nein, — wozu hätte er in einem ſolchen Falle ſein, Trieberg's, freundliches Entgegenkommen ſchon gleich am Anfange ſo ſchroff ablehnend erwidert?

Dieſe und ähnliche Gedanken beſtürmten ihn, beſchäftigten ihn, plagten ihn, verwirrten ſeine Sinne, ließen ihn bald heiß bald kalt werden auf der Fahrt nach ſeiner Wohnung und dann noch ſtundenlang, während er ruhelos durch ſeine Zimmer ſchritt oder den Kopf in die Hand geſenkt in der Ecke eines Divans brütete.

Jedenfalls lag etwas Außerordentliches vor ihm, was zu ergründen er feſt entſchloſſen war.

„Pah!" meinte er vor den Spiegel tretend, „daß dieſes junge ſchöne Mädchen ein ſo lebhaftes Intereſſe für mich fühlt, finde ich weniger unbegreiflich, als daß ſie ſchreibt, ich ſolle ihr helfen, ſie retten und beſonders, daß ſie als Türkin das in deutſcher Sprache ſchreibt; — — — — jedenfalls wollen wir dieſem Abenteuer zur Ehre unſeres alten Namens feſt in's Auge ſchauen!"

Daß er zu ſeinem heutigen, ſehr kleinen Diner nicht die „Stadt Frankfurt" aufſuchte, wo er ſeine Freunde wußte, wird man begreiflich finden; ja er ſpeiſte in einer Reſtauration, wo er ſelten hinkam, alſo auch nicht bekannt war, ging dann noch eine Stunde im Stadtpark ſpazieren und richtete dann ſeine Schritte nach dem „Hotel Imperial".

Es war ein ſchwüler Sommerabend, dem eine Gewitternacht folgen zu wollen ſchien, denn der Himmel hatte ſich mit den dunſtigen Vorläufern ſchwerer Wolken überzogen und über dem Kahlenberge zeigte ſich leichtes Wetterleuchten; die Ringſtraße war belebt, wie immer um dieſe Zeit, und ein Strom von Menſchen, Wagen und Reitern, der ſich zwiſchen den vierfachen Reihen blendender Gaslaternen ergoß, machte es dem jungen Diplomaten zugleich mit der ſchon hereinbrechenden Dunkelheit möglich, das Hotel zu erreichen, ohne von Jemand geſehen oder erkannt worden zu ſein; auch befand ſich hier im Veſtibule glücklicherweiſe Niemand, als der vertraute Portier, der, ohne ein Lächeln zu wagen, aber mit unverkennbarem, wohlwollendem Verſtändniß die Worte flüſterte: „Erſter Stock Nr. 4."

Anſcheinend ſehr ruhig, aber doch nicht ohne Herzklopfen ſtieg Trieberg die Stufen hinauf, ſah ſogleich im Gange droben mit ſeinem ſcharfen Glaſe die bezeichnete Nummer, wurde auch, vor derſelben angekommen, des Anklopfens überhoben, da ſich die Thüre geräuſchlos öffnete und ſich hinter ihm eben ſo geräuſchlos wieder ſchloß. — Eine ältere, einfach, aber ſehr anſtändig gekleidete Dienerin ſtand vor ihm und zeigte ein ſehr ernſtes, ja bedenkliches Geſicht, als ſie ihm in einem vortrefflichen Franzöſiſch zögernd ſagte: „Wenn ich dem Wunſche meiner Herrin folgend Sie zu ihr führe, ſo werden Sie es wohl begreiflich finden, daß ich im Nebenzimmer und ganz in der Nähe bleibe;" worauf der junge Diplomat nichts zu antworten wußte, als daß er jedes ihm geſchenkte Vertrauen zu würdigen wiſſe und ſich begreiflicherweiſe allen Anordnungen der jungen Dame unterwerfen werde.

Dann führte ihn die Dienerin nebenan in ein kleines Boudoir, wo es nach Roſenöl duftete und wo ſie ihn einen Augenblick zu warten bat.

Dieſer Augenblick zog ſich indeſſen ein wenig in die Länge, oder ſchien es ihm nur ſo; — dann kam ſie wieder, deutete auf den geöffneten Salon und ſagte nichts weiter als: „Ich werde in der Nähe bleiben." Die alte Dienerin hatte etwas von jenen ſpaniſchen Duennen, die mit hocherhobener Naſe, die ſchwarzen, durchdringenden Augen halb geſchloſſen, in ähnlichen Fällen zu ſagen oder wenigſtens zu denken pflegen: „Nur über mich geht der Weg zu meiner Herrin."

In dieſem prachtvoll möblirten Salon befand ſich indeſſen Niemand, wie Trieberg beim Scheine einiger ſtrahlender Wachskerzenbouquets auf dem Kamine ſah, doch erklangen jetzt nebenan die Töne einer Mandoline und der junge Diplomat, der, da er nun einmal den Rubikon überſchritten hatte, ſich deßhalb weit ſicherer und gleichmüthiger fühlte, citirte unter einem kurzen Lächeln:

„Mein Geſang ſoll ihm das Zeichen geben."

Er trat auch ziemlich unbefangen näher, ja als er an die entgegengeſetzte Thüre kam, vor welcher auf der andern Seite ſchwere Portièren niederhingen, ſchob er einen Theil derſelben mit einer graziöſen Handbewegung etwas auf die Seite und blieb dann allerdings verwunderungsvoll ſtehen, als er in das Gemach blickte, welches, im türkiſchen Geſchmack möblirt und dekorirt, nur durch eine von der Decke herabhängende, mattglänzende Lampe erhellt wurde — ja ſo matt und ſchwach, daß er ein paar Sekunden brauchte, ehe er deutlich die Geſtalt der jungen Dame entdecken konnte, die in der Ecke des Sopha's ruhte, jetzt die linke Hand mit der Mandoline in den Schooß ſinken ließ und ihm mit der Rechten winkte, näher zu treten; dann, als er ganz nahe gekommen war, erhob ſie dieſelbe wieder gegen ihn, wobei ihr weiter Aermel von ſchwerer grauer Seide ſowie das weiße, ſattige Unterkleid aus jenem mouſſelinartigen Bruſſaſtoff zurückfiel und ihren herrlichen, ſchön gerundeten weißen Arm ſehen ließ.

Da ihm durch Nichts unterſagt wurde, die zarte Hand zu küſſen, ſo beſchäftigte er ſich für ein paar Sekunden damit, worauf ſie langſam und unter einem tiefen Athemzuge ihren Arm ſinken ließ und ihm zu gleicher Zeit ein Zeichen machte, ſich neben ſie zu ſetzen.

Er that das ziemlich dicht an ihrer Seite, denn er hatte ſchon jetzt das ſtrenge Geſicht der Duenna, auch deren Worte, ſowie die ganze Welt vergeſſen und fühlte ſich hier in einer eben ſo ſichern als traulichen Abgeſchiedenheit: vor den Thüren hingen die ſchweren Portièren, und wenn auch die Fenſter des ſchwülen Abends wegen geöffnet waren, ſo waren doch dichte Jalouſieen davor herabgelaſſen, die ſich im leichten Nachtwinde, aber kaum merklich, aus- und einbewegten.

— — — — „O mein Fräulein,“ rief er jetzt mit gedämpfter Stimme, „wenn Sie wüßten, wenn Sie es ahnen könnten, wie glücklich mich Ihre lieben Zeilen gemacht, wie ich es ſchon faſt als eine Unmöglichkeit angeſehen, mich Ihnen nähern zu können, um Ihnen zu ſagen, welch’ tiefen, unverwiſchbaren Eindruck Sie auf mein Herz gemacht!“

Er hatte dieſe Worte mit Aufwendung alles ihm möglichen Gefühles in deutſcher Sprache geſagt, unterbrach ſich aber jetzt, indem er flüſternd hinzuſetzte: „O mein Gott, ich weiß ja nicht einmal, ob Sie mich verſtehen — nicht bildlich geſprochen, ob mich Ihr Herz verſtehen will, ſondern ob die für mich ſüßen Laute meiner Mutterſprache bekannt an Ihr Ohr dringen.“

Auf ihren ſchönen Zügen erſchien ein leichtes verlegenes Lächeln, worauf ſie den Kopf tief hinabſenkend flüſterte: „Ich gab Ihnen ja ſchon durch meine Zeilen zu verſtehen, daß ich Ihre Sprache kenne.“

„O Glück, o Wonne!“ rief er enthuſiaſtiſch aus, indem er ihre kleine Hand ergriff, die ſie ihm willig ließ, „ſo iſt es mir denn möglich, zu Ihnen reden zu dürfen, Ihnen Alles zu ſagen, was ich Ihnen ſagen möchte, ſelbſt auf die Gefahr hin, Ihre ſüßen, ſchönen, leuchtenden Augen ſich verfinſtern zu ſehen, — — aber gänzlich überraſcht, erſtarrt, jedoch in ſeligem Erſtaunen ſehen Sie mich vor dieſen Räthſeln ſtehen, flehend um Auflöſung derſelben! — — — — Gewiß verſtanden Sie alſo ſchon heute und geſtern meine Worte, und vermochten es über ſich," ſetzte er mit einem leiſen, vorwurfsvollen Anklang hinzu, „mich vergeblich nach einem ſüßen Worte von Ihnen ſchmachten zu laſſen — o wie grauſam! — ließen mich glauben, daß Sie nur Türkiſch verſtänden — nicht wahr, Sie erklären mir dieſe Räthſel — — theures Fräulein — anders weiß ich Sie nicht zu nennen, da ich noch nicht das Glück habe, Ihren Vornamen zu kennen!"

„Bſt," hauchte ſie auf einmal, ſich aufrichtend und die Hand raſch erhebend, wobei ihre Mienen deutlich zeigten, daß ſie auf irgend ein Geräuſch, welches ſie zu hören glaubte, lauſche — — „bſt" — — dann fragte ſie haſtig: „Kamen Sie von der Straße her oder durch den Garten?"

„Von der Straße her, mein Fräulein, ich kenne den Gartenweg nicht."

„O dann iſt's gut," gab ſie ſichtbar erleichtert zur Antwort, „der Gartenweg iſt weit gefährlicher, hinter den Gebüſchen, hinter den Blumengruppen können die Verräther lauern, das Gemurmel der Springbrunnen ließ Sie nicht vernehmen, wenn man rachedürſtend hinter Ihnen herſchleicht, und was Sie vielleicht für das Leuchten mondbeſchienener Waſſerflächen hielten, wäre nichts Anderes als das Glänzen ihrer Mörderdolche — mein Freund, o mein Retter, helfen Sie, retten Sie mich von meinen Verfolgern!"

Sie hatte das ſo ſichtbar in ſteigender Angſt geſprochen, wobei ſchwere, ängſtliche Athemzüge ihren ſchönen Buſen ſchwellten, wobei ſich ihre dunklen Augen auf eine eigenthümliche Art belebten, leuchteten, daß er ſie mit grenzenloſem Erſtaunen betrachtete, aber dabei nicht zurückwich vor dieſen flammenden Blicken, vor den geöffneten bebenden Lippen, zwiſchen denen jetzt die weißen, feſt aufeinander gepreßten

Zähne hervorſchimmerten, als ſie, die Augen plötzlich ſchließend, ihre Arme um ſeinen Hals warf, ſich feſt an ihn drückte und mit erſterbender Stimme flüſterte: „Ja, hilf mir, rette mich, mein Geliebter!“ — — — —

Er befand ſich da in einer etwas eigenthümlichen Lage! Es war das Alles ſo raſch gekommen, ſo ohne Uebergang, daß ihm faſt vor dieſer Leidenſchaftlichkeit graute, und um ſo mehr, als es kein ſanftes Anſchmiegen ihres Körpers an ſeine Bruſt war, was er in dieſer Umarmung fühlte, ſondern ein krampfhaftes Anpreſſen, während deſſen er allerdings, höchſt gefährlich für ſeine Ruhe, deutlich jeden ihrer tiefen, ſtürmiſchen Athemzüge zu fühlen vermochte — — auch ſchien es ihm gerade, als habe er den Vorhang an der Thüre, zu welcher er hereingekommen war, ſich leicht bewegen geſehen! Er ergriff deßhalb ihre Hände, löſte dieſelben ſanft von ſeinem Halſe, unterſtützte ihr ſchönes Haupt, welches mit geſchloſſenen Augen rückwärts ſinken zu wollen ſchien, mit ſeinem Arm und ſah nun in äußerſter Aufregung in dieſe bleichen, eben ſo edlen als reizenden Züge.

Ja ſie war wunderbar ſchön in dieſem Augenblicke, und je mehr ſeine eigenen Athemzüge in Einklang kamen mit ihren immer heftigeren, ungeſtümeren, um ſo wilder ſtürmte ſein Blut, um ſo heißer blickte er auf ſie nieder, um ſo tiefer beugte er ſein Geſicht auf das ihrige hinab — gewiß nur, um ihre leiſe geflüſterten Worte verſtehen zu können, die faſt unverſtändlich zwiſchen den bebenden Lippen hervordrangen. —

— — — — „Sage mir, daß du mir helfen willſt, weil du mich liebſt, weil du mich lieben willſt, immer und ewig — mag auch kommen was da will — ſage mir das, und während du es mir ſagſt, ſollſt du mich küſſen.“ — —

Er war ihrem Geſichte dabei ſo nahe gekommen, daß er nicht nur den Hauch ihres Mundes fühlte, ſondern gleich darauf ihre heißen feuchten Lippen — — aber nur die Idee eines Augenblicks, dann ſtieß ſie ihn gewaltſam von ſich, entwand ſich kräftig ſeinen Armen, ſprang wie von einer Feder geſchnellt empor und ſtand nun vor ihm, die rechte Hand hoch erhoben, während ihre wieder weit geöffneten

Augen faſt unheimlich leuchteten und ſie ihm in einem energiſchen Tone zuherrſchte: „Schwöre mir, daß du mein Helfer und Retter ſein willſt! — — ja ſchwöre mir feierlich, wahr und offen!“

„Kannſt du an meinem guten Willen zweifeln?“ entgegnete er, erſtaunt, ja ehrfurchtsvoll zu ihr aufblickend, denn ſie ſtand vor ihm, nicht mehr jenes heiße, ſchwärmeriſche Mädchen, das vorhin bittend an ſeine Bruſt geſunken war, ſondern gewaltig anzuſchauen, wie eine Herrſcherin, wie eine Königin, die gewohnt iſt, ihren Sklaven zu befehlen.

„Schwöre denn — — ſchwöre unbedingt und vertrauensvoll!“

„Gut, ich ſchwöre, dir zu helfen wo ich kann — — möchte aber viel lieber ſchwören, daß ich dich liebe.“

„Und würdeſt vielleicht einen doppelten Meineid begehen,“ entgegnete ſie, indem kaum bemerklich ein verächtlicher Zug um ihre Lippen ſpielte, — „doch ſei es darum, ich will und muß dir glauben, aber glaube auch du,“ hier erhob ſie abermals und faſt drohend ihre rechte Hand, „daß ebenſo, wie meine Liebe das köſtlichſte Gut iſt, meine Rache furchtbar ſein würde.“

Wieder ſchien ſich die Portière zu bewegen, doch war es vielleicht nur in Folge des Luftdrucks von dem geöffneten Fenſter her, denn der Wind ſchien ſich jetzt ſtärker erhoben zu haben, auch flammte zuweilen ein raſcher Blitz durch die Jalouſieſpalten und von fern her rollte ein ſchwacher, lang nachhallender Donner.

Die junge Dame hatte ſich raſch umgewandt, war an das Fenſter getreten, hatte dort beide Hände kreuzweiſe über die Bruſt gelegt, dabei ehrerbietig ihr Haupt geneigt, und nahm nun von einem Tiſchchen ein kleines Käſtchen, mit dem ſie wieder dem Divan zuſchritt, auf dem der junge Diplomat, und wir müſſen geſtehen — in großem Erſtaunen befangen, ſchweigend ſitzen geblieben war. Mit majeſtätiſcher Geberde gebot ſie ihm, ſich nicht zu erheben, und ſagte nun mit feſter klangvoller Stimme: „Bleibe ſitzen, trotzdem ich vor dir ſtehe. Ich will es ſo, weil ich dich liebe, obgleich du ſchon jetzt überzeugt ſein wirſt, daß dein Platz eigentlich hier zu meinen Füßen wäre, ehrfurchtsvoll zu mir aufſchauend; denn wiſſe," fuhr ſie mit wieder aufleuchtendem Auge fort, „ich bin die Tochter Ali's, des großen Paſcha von Janina, — — zweifelſt du daran?"

Als ſie dieſe letzten Worte ſprach, leuchteten ihre Augen nicht nur, ſondern ſie flammten in düſterer Gluth, — ihre ſoeben noch ſo ſanften Geſichtszüge hatten einen unheimlichen, faſt verzerrten Ausdruck angenommen und mit ihrer rechten Hand griff ſie langſam unter ihr durch die heftigen Bewegungen locker gewordenes Obergewand, wobei Trieberg deutlich ſah, daß ſie dort etwas erfaßte, wie den Griff eines kleinen Dolches.

Wahrhaftig! — in dieſem Augenblicke wäre ihm ein ſtärkeres Bewegen der Thürvorhänge, ja das Erſcheinen der Duenna ſelbſt nicht gerade allzu unliebſam geweſen, denn er fühlte mit einem Male klar und deutlich, daß er ſich da in ein Abenteuer eingelaſſen hatte, deſſen Folgen nicht zu berechnen, im beſten Falle aber der Art waren, daß, wenn dieſes Abenteuer bekannt wurde, es den Schein der Lächerlichkeit auf ihn werfen konnte. — Armes, unglückliches Mädchen! dachte er und dabei mochte auch ſein Blick von tiefem Mitleid erfüllt ſein, denn ſie ſchien ſeine Gedanken zu verſtehen, und wie er ſie jetzt feſt und innig anſchaute, ſchmolzen ihre ſtarren Geſichtszüge zu einer unbeſchreiblichen weichen Wehmuth zuſammen, ſie ſeufzte tief und ſchmerzlich auf, bedeckte ihre Augen mit der rechten Hand, und da ſie zu gleicher Zeit die Linke herabſinken ließ, ſo entfiel das Käſtchen ihren Fingern, der Deckel öffnete ſich und um ſie her zu ihren Füßen und zu denen Trieberg's blitzte, flammte, ſtrahlte und leuchtete es, glühend in allen Farben unzähliger Brillanten, Smaragden und Rubinen.

— — — — Mit einem leiſen Weheruf ſank ſie zuſammenbrechend den glänzenden Geſchmeiden nach, und ehe er ſie auffangen konnte, lag ſie auf dem Teppich zu ſeinen Füßen, ihr Haupt von dem aufgelöſten, reichen, ſchwarzen Haar umfluthet, ihn mit einem unſagbar liebenden Blicke anſchauend, während ihre leicht geöffneten Lippen bebend die Worte ausſtießen oder vielmehr hauchten: „Und trotz allem dem liebe ich dich, will dich immer und ewig lieben, mein Freund, mein Helfer und Retter.“ — — — —

— — — — In dieſem Augenblicke bewegten ſich nicht nur die Vorhänge an der Thüre, ſondern wurden langſam auseinander gebreitet und auf der Schwelle ſtand — nicht die Duenna, ſondern der alte Herr ſelbſt, die Lippen feſt aufeinander gepreßt, die Züge von tiefem Kummer beſchattet. Er winkte mit der Hand abwehrend, als ſich Trieberg auf's Höchſte überraſcht erheben wollte, trat dann mit leiſen, unhörbaren Schritten näher, legte, bei dem Divan angekommen, ſeine Hand auf das Haupt des jungen Mädchens und ſagte in einem Tone, deſſen Beben ſeine tiefe Bewegung verrieth: „Aline, mein Kind, ich — ich bin es — fürchte nichts — ich bin bei dir — ich bin auch zur Geſellſchaft gekommen und will freundlich mit dir plaudern — komm', ſetze dich zu uns!“

Damit hob er ſie ſanft vom Boden auf, was ſie ohne Widerſtreben geſchehen ließ und führte ſie zum Divan; doch athmete ſie ſchwer und mühſam, ließ den Kopf auf die Bruſt herabſinken, hielt die Hände gefaltet in ihrem Schooß, und die einzige Bewegung, die ſie machte, war die eines ihrer kleinen Füße, mit welchem ſie die funkelnden Geſchmeide von ſich ſtieß.

Trieberg hatte ſich raſch erhoben und ſtand da in der peinlichſten Stimmung, die allerdings dadurch etwas gemildert wurde, daß ihm der alte Herr nach einer Verbeugung ſchweigend die Hand reichte, und daß ſeine Züge ſtatt der Härte von vorhin eine milde, wehmüthige Freundlichkeit zeigten.

Auch Trieberg verbeugte ſich zum Abſchiede nach einer halben qualvollen Minute, wobei er begreiflicherweiſe nicht im Stande war, auch nur ein einziges Wort zu ſprechen, und zog ſich dann, von dem alten Herrn begleitet, gegen die Thüre zurück.

Doch ſollte dieſe auch für Trieberg höchſt ergreifende Szene noch nicht ganz beendet ſein, denn die junge Dame erhob ſich raſch, machte ein paar Schritte gegen ihn, ihre Lippen bewegten ſich, als ob ſie ſprechen wollte, und ein inniger, bittender Blick traf ihn aus ihren leuchtenden Augen; dann preßte ſie beide Hände vor das Geſicht, wandte ſich um und floh in's Nebenzimmer.

— — — — Es war keineswegs ein behaglicher Gang, die kurze Strecke durch die angrenzenden Zimmer, welche Trieberg, von dem alten Herrn begleitet, zurücklegte; auch hätte er trotz ſeiner Gewandtheit nicht die richtigen, entſchuldigenden Worte gefunden, wenn ihm der alte Herr nicht in einer milden Weiſe geſagt hätte: „Es iſt das eben ein großes Unglück und ich kann nur bedauern, daß Sie, nicht ganz ohne Ihre Schuld, damit in Berührung kamen. Halten Sie mich aber für keinen leichtſinnigen Vater, der, anſtatt unter ſolchen Verhältniſſen zu Hauſe zu bleiben, die Zerſtreuungen der Welt aufſucht, — — o mein Gott, es geſchieht ja das Alles nur ihr zuliebe, auf den Rath bewährter Aerzte, die der Hoffnung leben, daß vielleicht dadurch die nur momentan erſcheinende Geiſtesnacht meines armen Kindes gemildert wird: ja, daß heitere Eindrücke vielleicht im Stande ſind, ſie gänzlich dem Leben und damit vielleicht auch dem Glücke wiederzugeben!"

Dann an der äußeren Thüre angekommen, reichte er dem jungen Manne nochmals ſeine Rechte, die dieſer mit beiden Händen ergriff und innig drückte, während er ſagte: „Und mir werden Sie geſtatten, Sie herzlichſt um Verzeihung zu bitten, daß ein ſo wahrhaft unglückliches Zuſammentreffen Ihnen vielleicht neuen Kummer verurſacht; ſeien Sie aber überzeugt, daß mir dieſe Begegnung, ſo ſchmerzlich ſie mir auch ſein mußte, unvergeßlich bleiben wird, und laſſen Sie mich trotz allem Dem die Bitte wagen, ſpäter eine und hoffentlich günſtige Nachricht über das Befinden Ihrer mir theuer gewordenen Tochter zu erfahren."

Dann trennten ſie ſich, und als Baron Trieberg ſehr langſam die Stufen hinabſteigend auf die Straße kam, gereichte es ihm zu einem ganz außerordentlichen Vergnügen, daß ſich das Gewitter, blitzend, donnernd, brauſend und Regen herabſendend, ſoeben in ſchönſter Pracht entfaltet hatte. Brauchte er jetzt doch nicht zu fürchten, daß ſeine ziemlich laut gefühlten und für ihn gerade nicht ſchmeichelhaft klingenden Selbſtgeſpräche von Unberufenen gehört wurden; konnte er doch den himmliſchen Donner für eine Strafpredigt annehmen und den Regenguß für ein wohlverdientes Abkühlungsmittel! — hätte denn er mit ſeiner Menſchenkenntniß nicht ſogleich das Leiden dieſes armen, lieben, ſchönen Geſchöpfes aus ihren ſeltſamen Blicken errathen müſſen! — Allerdings hatten der Oberſt und Wölter das auch nicht gethan — aber er hätte an der doch etwas gar zu raſchen Art ihrer Annäherung errathen müſſen, daß da nicht Alles in Ordnung ſei, ſtatt dieſe raſche und plötzliche Eroberung nur ſeiner grenzenloſen Liebenswürdigkeit zuzuſchreiben. Ein mitleidiger, heftiger Donner ſcheuchte den jungen Diplomaten in ſeine ſoeben erreichte Wohnung hinein.

Was ſollte, was konnte und durfte er den Freunden von dem Abenteuer mittheilen? — ſo wenig als möglich und doch wieder genug, um in ſeinen Beſtrebungen nicht für als gänzlich verunglückt und lächerlich zu erſcheinen. Dabei aber nahm er ſich vor, die Dame in Aſchgrau ihnen gegenüber ſo hoch als möglich zu ſtellen.

Erleichtert wurde ihm ein erdichteter Schluß ſeines kleinen Verhältniſſes dadurch, daß, als er am andern Morgen allerdings mit einiger Scheu bei dem Portier des „Hotel Imperial“ vorſprach, dieſer ihm bedauernd ſagte, Herr Müller aus Lüneburg ſei mit Tochter und Dienerſchaft in aller Frühe abgereiſt.

Als er hierauf ſeine Freunde wieder beim Diner in der „Stadt Frankfurt“ traf, beging er durchaus keine Indiskretion, indem er, den Schleier des geſtrigen Tages ein wenig lüftend, mit einem wahren Enthuſiasmus von der Schönheit und den ſeltenen Eigenſchaften jener jungen Dame ſprach, mit der er das Glück gehabt habe, noch eine intereſſante Stunde, natürlich im Beiſein ihres Vaters, zu verleben. Und nachdem er hinzugefügt, daß höchſt eigenthümliche, allerdings etwas unheimliche Nebenumſtände es geweſen ſeien, welche das junge ſchöne Weſen genöthigt, ſich ausſchließlich der türkiſchen Sprache zu bedienen, — Umſtände, von denen er etwas nach Angelobung unverbrüchlichen Stillſchweigens erfahren — ſchloß er unter einem düſtern Blicke mit jener horizontalen Handbewegung, die anzudeuten pflegt, Alles ſei vorüber, und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Heute Morgen ein Viertel vor ſechs Uhr ſind ſie abgereiſt," — ſo durch die genaue Mittheilung der Stunde der Abreiſe durchſcheinen laſſend, daß er wahrſcheinlich unter den ſchmerzlichſten Gefühlen gegenwärtig geweſen ſei.

In der gerade jetzt ſo bewegten Zeit des ſchönen, lebhaften, luſtigen Wiens hatten die beiden Freunde Trieberg's die Dame in Aſchgrau ſehr bald vergeſſen, ja man hätte ihrer wohl nicht mehr gedacht, wenn Makart nicht eines Tages, als der junge Diplomat zum erſten Male nach jenem Beſuche wieder in des Meiſters Atelier war, etwas ſtill, ſtumm und in ſich gekehrt, lächelnd einen Rahmen, der umgekehrt an der Wand lehnte, auf die Staffelei geſtellt hätte — eine raſch hingeworfene, aber unglaublich ähnliche Skizze jenes ſchönen bleichen Kopfes mit den dunkeln, ſeltſamen Augen, in einem einfachen aſchgrauen Gewande, durch welches die edlen und ſo ſympathiſchen Geſichtszüge noch ſchärfer hervorgehoben wurden, — ein Geſchenk für Trieberg, welches dieſer begreiflicherweiſe mit ſo großer Freude, mit ſo ſtürmiſchem Danke annahm, daß ihn Baron Breda lächelnd fragte, ob er gute Nachricht von der Entſchwundenen habe.

Leider mußte er das der Wahrheit gemäß verneinen, glaubte auch trotz ſeiner gegen den alten Herrn ausgeſprochenen Bitte kaum darauf hoffen zu dürfen und war deßhalb wenige Wochen ſpäter außerordentlich überraſcht und erfreut, als er nicht nur ein Schreiben des alten Herrn Müller aus Lüneburg erhielt, ſondern als er mit hochklopfendem Herzen aus dieſem Schreiben erſah, daß der Zuſtand jenes armen jungen Mädchens ſeit jener denkwürdigen Stunde gänzlich verändert ſei, und daß man Hoffnung, ja faſt Gewißheit für ihre gänzliche Geneſung habe; — hatte ſie doch ſelbſt ein paar Zeilen beigefügt, worin ſie mit ungekünſtelten, herzlichen Worten ihrem Retter dankte, den ſie als ſolchen nie vergeſſen werde.

Daß Trieberg dieſe Briefe eilig und beſtens beantwortete, braucht kaum erwähnt zu werden, vielleicht eher, daß er unter der Hand Erkundigungen einzog über die geſellſchaftlichen und anderen Verhältniſſe des alten Herrn Müller in Lüneburg.

Vielleicht ſtand es mit dieſen Erkundigungen im Zuſammenhange, daß er eines Tages ſeinen beiden Freunden erklärte — ſie hatten gerade wieder einmal wie zu Anfang unſerer kleinen Geſchichte in der ſchwediſchen Reſtauration gefrühſtückt — er habe es ſich denn doch genau überlegt, ſei von ſeiner Schwärmerei für eine Stellung bei der türkiſchen Geſandtſchaft zurückgekommen und im Begriff, ſich um die gerade erledigte Stelle eines Generalkonſuls in Hamburg zu bewerben.

„Allerdings ein großer Unterſchied,“ meinte der Rittmeiſter, „ſtatt dem ſonnigen Süden, der nebliche Norden, acht Monate Winter und auch Frühjahr- und Herbſtzeiten häufig grau in grau gemalt!“

„Vielleicht zieht ihn gerade dieſe Farbe an,“ ſagte Baron Breda lächelnd, — „denn geſtehen müſſen Sie ſchon, lieber Trieberg, daß ſeit einiger Zeit Jhre Laune, die früher ſo heiter und roſenfarbig war, etwas in's Aſchgraue hinüberſpielt.“

Doch ſchüttelte der junge Diplomat lächelnd mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: „Ehrlich, wie ich gegen euch immer geweſen bin, will ich die Worte des guten, lieben Oberſten, der Wahrheit gemäß, dadurch verbeſſern, daß ich ſage: meine Laune hat durchaus keinen aſchgrauen Schimmer, reflektirt aber allerdings etwas von dieſer Farbe, aber mit Hoffnungsgrün verziert, was immerhin auch eine hübſche Toilettezuſammenſtimmung iſt.“

„Da haben wir dieſen Verräther,“ rief Baron Breda mit heiterer Stimme, „und wie hat er uns hinter's Licht geführt! — Zuerſt erzählt er uns eine türkiſche Fabel, dann ſpielt er mit trüben Mienen auf eine unheimliche Geſchichte an, — ſolch' eine, welche Liebende ohne Erbarmen auseinanderreißt, welche Herzen zertrümmert, — und nun erſt, da er auf einmal findet, daß es ſich, ſtatt im lichten Süden, angenehmer leben läßt im aſchgrauen Norden, ſchenkt er uns reinen Wein ein!“

„Ja, lieber Oberſt,“ rief Trieberg mit aufleuchtenden

Blicken, „und wenn Sie mir heute geſtatten wollen, in Wirklichkeit auch den beſten ſprudelnden Schaumwein, den die Weltausſtellung bietet — ach ich ſehe," — ſetzte er lachend hinzu, „Erich hat mich ſchon verſtanden."

Dann ſtießen die Gläſer klingend zuſammen, und der Rittmeiſter ſagte in heiterem, luſtigem Tone: „Alſo auf die ſchöne Unbekannte in Aſchgrau!" worauf der junge Diplomat herzlich dankend in freudigem Tone erwiderte: „Ja, in Aſchgrau, doch nur in der bekannten Umſchreibung:

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie
Und grün des Lebens goldener Baum."

Die Valenzianerin.

Wenn wir die nachfolgende Geſchichte der Wahrheit gemäß in Barcelona beginnen laſſen, ſo thun wir das ſehr ungern, denn wer dieſe volkreiche, lebhafte, lärmende Handels-, Fabrik- und Hafenſtadt kennt, wird mit uns übereinſtimmen, daß es ſchwer iſt, hier einen poetiſchen Hintergrund zu finden, wie ihn uns zum Beiſpiel Andaluſien bieten würde, überhaupt das ganze ſüdliche Spanien mit ſeinen maleriſchen Bergzügen, ſeinen Palmengruppen und Orangenwäldern, ſeinen mauriſchen Erinnerungen, die dort nicht nur in Lied und Wort fortleben, ſondern auch in jenen reizenden Bauwerken, deren unverwüſtliche Konſtruktion uns ebenſo in Erſtaunen ſetzt, wie die Feinheit ihrer Gliederung und die gold- und farbenglühende Pracht ihrer Ornamente.

Barcelona iſt eben eine Fabrik- und Handelsſtadt der neueren Zeit und leider ſo oft bombardirt und dadurch theilweiſe zerſtört worden, daß das an alten Bauwerken übrig Gebliebene und dann vielleicht wieder nothdürftig Zuſammengeflickte wenig Intereſſe mehr bietet; am allerwenigſten für den Catalonier ſelbſt, dem man in Bezug auf Intereſſe für Kunſt und Poeſie keine bedeutende Stufe anweiſen kann und deſſen Hauptneigung darin beſteht, ſo viel Geld als möglich zuſammenzubringen, um dann dieſes Geld aber auch wieder in angenehmem comfortabeln Leben, ſowie in Luxusartikeln, meiſt franzöſiſchen Urſprungs, auszugeben.

Ja, Arbeit und Genuß ſind die Loſungsworte des

Barceloneſen und gerade ſo iſt der Charakter der Stadt, welche durch die Rambla, den Hauptſpaziergang, in zwei Theile getrennt wird, von denen der öſtliche in ſeinen engen, gewundenen Gaſſen, ſeinen hohen finſteren Häuſern mit dem Hammer, der Maſchine und dem Webſtuhle erwirbt, was in den breiten Straßen des weſtlichen Theiles, in den reichen und glänzenden Wohnungen dort oft in koſtſpieliger Pracht und grellem Luxus verthan wird.

Dieſer Luxus zeigt ſich beſonders in den buntfarbenen Gewändern der Damenwelt, in ſchweren, aber nicht immer echten Schmuckgegenſtänden, dann wieder in koſtbarem Sammet und Seide, in echt indiſchen und nachgemachten franzöſiſchen Shawls, in auffallenden Pariſer Moden und Friſuren, die indeſſen nicht immer vom letzten Datum ſind. Das Alles bildet zuſammen ein modernes Gemiſch, in welchem aber angenehmer Weiſe die Landestracht zahlreich vertreten iſt durch die ſchwarzen, mit Roſen- oder Granatblüthen verzierten Spitzenmantillas und die zierlichen ſeidenen Basquinnas der Damen; bei jungen Männern aus den verſchiedenſten Ständen durch den aufgekrämpten maleriſchen Hut, die verzierte Jacke, die reich verſchnürten Ledergamaſchen, die grellfarbige, meiſtens rothe Manta.

Das letztere Koſtüm, wenngleich das andaluſiſche genannt, iſt doch weniger eine beſtimmte Landestracht, als vielmehr die Kleidung des überall vorkommenden Majo oder Manolo. Junge Stutzer aus allen Geſellſchaftsklaſſen bedienen ſich deſſelben theils bei verliebten Abenteuern, theils bei Wettrennen, Jagd und Fiſcherei, beim Werfen des langen ſchneidigen Meſſers, der Navaja, nach irgend einem Gegenſtand, ſei nun dieſer Gegenſtand eine harmloſe Melone oder ein Granatapfel, der kunſtgerecht getroffen werden muß, oder ſei es auch bei ernſten Veranlaſſungen die Bruſt des Gegners.

Vor Allem iſt aber dieſes Majo- oder Manolo-Koſtüm bei den von allen Spaniern und Spanierinnen leidenſchaftlich geliebten Stiergefechten zahlreich und glänzend vertreten und nicht nur tief unten oder hoch oben auf den Plätzen der niederen Bevölkerung, wo daſſelbe mehr Tracht als Koſtüm iſt; ſondern wir ſehen auch Majos in den erſten Logen dort, mit den reichſten und vornehmſten Damen plaudernd, zu deren Geſellſchaft dieſe jungen Elegants in verſchnürter Sammetjacke und Kniehoſen mit der Manta, dem andaluſiſchen Hut und der ſchweren ſchneidigen Navaja ja auch gehören. Es iſt dieſe Kleidung, wie ſchon oben bemerkt, eine Art Sport-Koſtüm, und vor allen Dingen beim Stiergefecht, das ja auch heute noch mit zu den noblen Paſſionen gerechnet wird, durchaus nicht auffällig. Iſt doch jeder Majo oder Manolo mehr oder minder in die Geheimniſſe der Toreadors eingeweiht und verſteht nach allen Regeln die Wiſſenſchaft des Capeas, Banderilleras und Matas, um entweder aus Uebermuth oder der Dame ſeines Herzens zuliebe eine Gaſtrolle im öffentlichen Circus zu geben, oder aber in Geſellſchaft anderer junger tollkühner Leute, welche ſich sociedad de aficionados, das heißt, eine Geſellſchaft von Dilettanten oder Liebhabern, nennen, ein Stiergefecht zu veranſtalten.

Bei allem Dem aber haben wir noch nicht geſagt, wer denn eigentlich zur Klaſſe der Majos oder Manolos gehört, und das iſt auch eigentlich ſehr ſchwer zu ſagen, da unter ihnen alle Stände vertreten ſind: unter den Majos mehr die Söhne des Adels, höherer Beamten, reicher Gutsbeſitzer, während unter den Manolos mehr Studenten und Künſtler, Kaufleute und Handwerker ſich befinden. Aber Jeder, vom höchſten Adel bis hinab zum Handwerker und Landmann, kann dieſer, wenn man will, geheimnißvollen Verbindung, die doch wieder keine Verbindung iſt, angehören, vorausgeſetzt, daß er die zu einem Majo oder Manolo nöthigen Eigenſchaften beſitzt. Dazu gehören vor allen Dingen ein feiner, eleganter, biegſamer und wohlgebauter Körper, ein hübſches Geſicht und die angenehmen Lebensjahre unter den Fünfundzwanzigen. Daß der Betreffende ein vortrefflicher Reiter, Fechter und Tänzer ſein muß, verſteht ſich ebenſo von ſelbſt, als daß er auf der Mandoline klimpern und auf jeden beliebigen Gegenſtand die ſchönſten Seguidillas, was beinahe gleichbedeutend mit unſerm Schnadahüpfl iſt, improviſiren kann.

Daß ſein Gegenſtand ſtets ein hübſches Mädchen oder eine ſchöne Frau iſt, verſteht ſich ebenfalls von ſelbſt; denn wenn er auch ſelten wahrhaft liebt, ſo iſt er doch ſtets verliebt, zieht eine Leidenſchaft vor, die ihm recht viel Hinderniß und Abenteuer bietet, und beweist ſich am anhänglichſten gegen ein übermüthiges und kokettes Weſen, deſſen Farben er wie der Sklave ſeine Kette tragen darf und muß, die ihn auf alle erdenkliche Art mißhandelt, die ihn durch ihre Launen in die unangenehmſten Streitigkeiten, ja nicht ſelten in Lebensgefahr bringt, und die er dafür nur um ſo leidenſchaftlicher anbetet.

Seltſam! — ſo wahr es iſt, daß die meiſten ſeiner Raufhändel aus irgend einer Neckerei über das Haar oder die Augen der Geliebten entſtehen oder von derſelben durch allzu große Koketterie gegen einen Andern hervorgerufen werden, ſo ſehr der Majo ſeine ganze Zeit, ſein Geld, ja ſich ſelbſt der Geliebten zu opfern fähig iſt, ſo ſind doch die meiſten dieſer Verhältniſſe vorübergehend und führen ſelten zu einem feſten und geregelten Bündniß für's Leben. Die Geliebte iſt dem Majo und Manolo nothwendig wie der Sonnenſchein dem Schmetterling, aber gleichfalls nur für Stunden, für eine kurze ſonnige Zeit; denn wenn er auch jedesmal nur in eine Dame verliebt ſein darf, aber in dieſe raſend verliebt, zu jeder Thorheit fähig iſt, ſo ſchadet doch ein Wechſel — natürlich mit beiderſeitiger Bewilligung — ſeinem Renommée nicht, ja macht ihn noch liebenswürdiger und intereſſanter.

Und dieſes Herumflattern iſt ſo begreiflich, ſo verzeihlich, wenn man bedenkt, wie kurz der Lebenslauf eines Majos oder Manolos iſt: nur bis zum fünfundzwanzigſten Jahre, nach welchem er Chalo wird, was ſo viel heißt als bemoostes Haupt, welches ſich nun dadurch für die Menſchheit nützlich macht, daß es jungen Majos und Manolos bei ihren Liebſchaften als weiſer Mentor dient, Seguidillas erfindet, alte unglaubliche Geſpenſtergeſchichten erzählt und zweideutige Abenteuer aus ſeiner glühendſten Jugendzeit mittheilt.

Nachdem wir dem geneigten Leſer dieſe glänzende ſpaniſche Jugend in den Typen des Majo und Manolo flüchtig ſkizzirt, dieſe Jugend, die in ihren Auswüchſen zum Guten wie zum Schlimmen faſt ſtets etwas Poetiſches und Ritterliches behielt, die ſelbſt als Schmuggler und Räuber ſelten den Caballero ganz verleugnete, und bei den wilden blutigen Bürgerkriegen jene zähen, tapferen Bataillone bildete, welche ſich im wahren Sinne des Wortes bis auf's Meſſer ſchlugen, — nachdem wir für dieſe Jugend hoffentlich einiges Intereſſe erregt, müſſen wir leider hinzufügen, daß wir im Majo und Manolo Bilder geben, die, wenn auch in Spanien nicht ganz verſchwunden, ſo doch heute ziemlich ſelten geworden ſind gegenüber jener allerdings nicht lange vergangenen Zeit, von der wir mit dem freundlichen Leſer ein wenig plaudern wollen, — jener Zeit, wo Spanien noch nicht von Eiſenbahnen durchzogen war, wo der Verkehr auf den ſehr ſchlechten Landſtraßen durch ſchwere, mit acht oder zehn Maulthieren beſpannte Eilwagen vermittelt wurde, die häufig in Schmutz und Waſſer ſtecken blieben, weßhalb man es, wenn möglich, vorzog, zu Pferde oder Maulthier zu reiſen. Da konnte man denn in den einſamen Landſtrichen der Mancha oder in den Engpäſſen der zerklüfteten Felsgebirge zuweilen Abenteuer erleben, würdig jenes edlen und ſinnreichen Junkers, der mit Windmühlen und Schafheerden kämpfte, oder auch Begegnungen ernſterer Art mit jenen Hirten wilder Stierheerden, welche uns als Räuber-Dilettanten auf die höflichſte Art von der Welt um einige Realen erleichterten. Nach dieſer nothwendigen Abſchweifung wollen wir auf die Rambla von Barcelona zurückkehren oder vielmehr etwas weiter gehen, dahin, wo die Rambla mit den Hafenmauern in einem rechten Winkel zuſammenſtoßt, in welchem das ſtarke Fort Atarazanos liegt und wo der zweite, weit maleriſchere Spaziergang der Hafenſtadt, die Muralla del Mar, beginnt.

Es iſt dies eine prachtvolle, damals ſchon mit uralten, Schatten ſpendenden Platanen beſetzte Terraſſe, von der man einen herrlichen Blick genießt auf den Felſen des Monjuich, auf Hafen, Rhede und den Strand mit ſeinem eigenthümlichen Schifferleben, das ſich bis hinüber nach Barceloneta zieht, von welcher Vorſtadt an ein weiter unermeßlicher Halbkreis des tiefblauen mittelländiſchen Meeres die Ausſicht begrenzt.

Trotz der ſchönen Ausſicht hier, trotz des unbeſchreiblichen Glanzes, von dem an dieſem ſonnigen Tage Land und Meer in flimmerndem Schein übergoſſen war, gab es doch auf der Terraſſe der Muralla del Mar weniger Spaziergänger als auf der ſchattigeren und deßhalb kühleren Rambla, zwiſchen deren hohen Häuſerreihen ſich ein dichtgedrängter buntfarbiger Menſchenſtrom zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen ergoß.

Es iſt eben Corſo, würde der Italiener ſagen, wo man Alles findet, was zur ſchönen und eleganten Welt gehört, und wo man ſelbſt gefunden wird; der Spanier nennt es anders, obgleich es dieſelbe Geſchichte iſt, und faſt jede Stadt hat ihre eigenthümliche Benennung für dieſen Corſo. So iſt es in Madrid der berühmte Prado, deſſen geſuchteſter Theil der Salon heißt, in Granada die Vivarrambla, hier der Paſeo. Aber überall, und um ſo mehr, je weiter man nach Süden kommt, gleicht das Leben und Treiben dieſer ſpaniſchen Spaziergänge einem Maskenball, wo alle bunten Trachten dieſes an Trachten ſo reichen Landes, vom Gewande des Kardinals bis zur maleriſchen Jacke des Majo und Manolo, wo alle die tauſenderlei Variationen der Damenkleider und Koſtüme durcheinander leuchten und blitzen, wo Tauſende verſchiedener Gruppen mit orientaliſcher Würde und Natürlichkeit das liebenswürdigſte und wieder leidenſchaftlichſte Geberdenſpiel vereinigen; wo im Fächerſchwingen, in der Art, den Mantel elegant über die Schulter zu werfen, den zugeſpitzten Hut keck aufzuſetzen, in der Fertigkeit, mit ein paar Fingerwindungen im Nu eine Papiercigarre zu drehen, mit einem Flammenblick Freundſchaft zu lügen oder Liebe zu ſchwören, Zeichen zu geben und mit den unſchuldigſten Pantomimen ein Rendezvous zu verabreden, die höchſte Virtuoſität erreicht iſt.

Trotz dieſes Lebens aber auf der Rambla iſt die Terraſſe mit der Ausſicht auf das Meer doch durchaus nicht vereinſamt, und wenn es auch hier kein Gedränge gibt, wenn ſich auch hier nicht Tauſende aneinander vorbeidrücken und ſchieben, ſo gibt es doch Gruppen von Spaziergängern, ſowie von Solchen, die ſich beſchaulich an der Terraſſenmauer niedergelaſſen haben und die wohl im Stande ſind, unſere Aufmerkſamkeit im höchſten Grade zu erregen.

An dem von der Rambla entfernteſten Ende der Terraſſe, wo ſich inmitten eines Kranzes von mächtigen Bäumen eine kleine Fontaine befindet, hielt ſich ein Obſtverkäufer auf, dem aber der Handel mit ſeinen Melonen, Granatäpfeln und Orangen eigentlich nur Nebenſache war, während ſein Haupt- und einträglichſtes Gewerbe darin beſtand, kleine Beſtellungen zu vermitteln, Botſchaften der verſchiedenſten Art anzunehmen, ſowie Auskunft über dies und das zu geben. Kurz, er war ein ſogenannter Mozo de Cordel oder Kommiſſionär, und zwar nach dem eben Geſagten meiſt in delikaten Angelegenheiten.

Zu gleicher Zeit aber diente ſein eigentliches öffentliches Geſchäft, der Obſthandel, dadurch zur Beluſtigung junger reicher Müßiggänger, daß dieſe ſich bei dem alten Eſteban trafen, nicht um ſaftige Melonen oder ſüße Orangen zu verſpeiſen, ſondern um vermittelſt dieſer Früchte eine Art von Sport zu treiben, darin beſtehend, daß ſie als Zielſcheibe für den Wurf der Navaja dienten.

Eine Melone aus ziemlich beträchtlicher Entfernung zu treffen, war für dieſe jungen Leute eine Kleinigkeit; und da die Wurfentfernung wegen des beſchränkten Raumes zwiſchen den Bäumen nicht beſonders vergrößert werden konnte, ſo ward das Ziel verkleinert, indem man ſtatt der Melone einen Granatapfel nahm, ſpäter ſogar eine mäßige Citrone, und auch dieſe ſollte um einen bedeutenden Einſatz an Geld mit dem ſcharfen Meſſer ſo gut als möglich in zwei gleiche Hälften zerſchnitten werden.

Hinter dem Ziele hatte der alte Eſteban eine grobe, aber ſehr ſtarke Baſtmatte aufgehängt, um die vorüberſauſenden Navajas aufzuhalten: und es ſauſten manche bei der Citrone vorüber unter dem heiteren Lachen der Werfenden, ſowie der umherſtehenden Zuſchauer.

„Beim Pfeiler unſerer lieben Frau von Zaragoza,“ rief einer der jungen Leute halb ärgerlich, „ich glaube, der alte

Eſteban hat uns verhext — hab' ich doch ſchon ein paar Mal bemerkt, daß er ſein linkes Auge zukneiſt, ſowie die Navaja abfliegt.“ Doch ſchüttelte der Alte grinſend den Kopf, worauf ein anderer der Spieler lachend ſeine Vertheidigung mit den Worten übernahm: „Es wäre das ganz gegen ſeinen Vortheil, denn ſo viel Limonen wir ihm zerſpalten, ſo viel Doppelrealen erhält er. Nein, nein, es liegt an unſerer eigenen Ungeſchicklichkeit.“

Der das ſagte, war ein außerordentlich hübſcher junger Menſch, ſchlank, faſt zierlich und doch wieder kraftvoll gebaut; er hatte dunkelbraunes lockiges Haar, dazu glänzende Augen, die, obgleich von grauer Farbe, in einem faſt bläulichen Schimmer aufleuchteten, wenn er lebhaft oder erregt ſprach. Seine Kleidung war die echteſte und untadelhafteſte Majo-Tracht, die Stoffe ſchwerer Sammet und feines Tuch, wobei er einen guten Geſchmack darin bewies, daß er keine grellen Farben gewählt hatte, ſondern einfache, aber ſehr zuſammenſtimmende; ſeine runde, kurze und ſehr knappe, nur wenig mit Silber geſtickte Jacke, vorn auf der Bruſt wie eine Ballweſte ausgeſchnitten, war von dunkelblauem Sammet, ſeine Kniehoſen von grauem Tuch, an welche ſich ein Paar ſilberfarbene ſeidene Strümpfe ſchloßen, die in ſo zierlichen Schuhen ſteckten, daß dieſelben kaum die Zehen und Ferſen verdeckten. Von einem ſchweren, mattgoldenen Ringe wurde das leicht umgeknüpfte rothſeidene Halstuch zuſammengehalten, deſſen beide Zipfel in recht koketter Weiſe an die Gürtelknöpfe befeſtigt waren.

Er hatte eben aus dem breitkrämpigen Hute, den er auf dem Kopfe trug, ein kleines Täſchchen mit fein geſchnittenem Tabak genommen und drehte daraus mit ein paar kaum ſichtbaren Fingerbewegungen eine Cigarrette, für welche ihm der, welcher ſoeben geſprochen, Feuer gab, indem er dabei ſagte: „So, Manuelito, nun kannſt du wieder einmal dein Glück probiren!“

„Bei ihm ſollte man eigentlich nur von ſeiner Fertigkeit reden, denn Glück hat er immer,“ meinte ein Dritter, indem er an der Manta, die auf der Baluſtrade der Terraſſe lag, ſeine Navajaklinge abwiſchte.

„Bah," warf ein Vierter ein, der ein Bein über das andere geſchlagen, nicht weit von Don Manuel ſaß und behaglich ſeinen feinen Fuß auf- und abtanzen ließ, „beim Wurf kommt's allein auf Glück nicht an, das heißt, das Glück allein kann nicht immer helfen, man muß es auch durch kaltes ruhiges Blut unterſtützen."

„Daß ich das kann, Alvaro, meine ich ſchon bezeugt zu haben," rief Don Manuel, elaſtiſch aufſpringend und ſich raſch und ſicher in Poſitur ſetzend.

Bei keinem Spiele oder bei keiner anderen Bewegung kommt ſo die Schönheit eines jugendlichen kraftvollen Körpers zur Geltung, als beim Navaja-Werfen. Der ganze Körper feſt auf den rechten Fuß geſtützt, berührt kaum mit der Zehenſpitze des linken wie im Tanzſchritt vorgeſetzten den Boden, der Oberleib iſt etwas zurückgebogen und während die blitzenden Augen ſcharf nach dem Ziele ſchauen, zeigen ſich unter dem knappen Jackenärmel die beweglichen, aber kräftigen Armmuskeln. Die Klinge der Navaja ruht leicht auf dem Zeig- und Mittelfinger, durch den Daumen feſtgehalten, während der Griff frei bleibt und der Klinge als Gegengewicht dient. Jetzt iſt das Ziel genommen, der Arm dreht ſich raſch und durch dieſe Drehung, ſowie eine rapide Handbewegung ſchießt das Meſſer fort, ſchnell wie ein Pfeil, gerade wie eine gutgezielte Büchſenkugel, dreht ſich im Fluge mit der Spitze nach vorn und dort ſteckt es — diesmal zwar nicht in der aufgeſtellten Limone, aber haarſcharf daneben in der Baſtmatte des alten Eſteban.

„Siehſt du wohl, mein Junge," rief Alvaro, „daß ich vorhin Recht hatte? Ein verſtärkter Herzſchlag zog vielleicht dein Auge und dein Meſſer um eine Idee zu viel nach links."

Alle lachten, und da ſich zu gleicher Zeit der hübſche Mund Don Manuel's ein klein wenig kräuſelte, ſo wandte Alvaro ſeinen Kopf auffallend nach links, worauf die Andern ebenfalls dort hinüber ſchauten, ſelbſt der alte Eſteban, welcher Daumen und Zeigfinger der rechten Hand zuſammenlegend, mit halbgeſchloſſenen Augen leicht aufſchnalzte, ein von den Arabern herübergekommenes Zeichen höchſter Bewunderung für irgend Etwas.

Jedenfalls verſtand auch Don Manuel, um was es ſich handle, doch that er durchaus nicht dergleichen, ſondern zuckte nur leicht mit den Achſeln und ſagte: „Diesmal war der Pulsſchlag nicht ſchuld daran, aber als ich die Hand mit der Navaja drehte, ſprang ein Sonnenſtrahl darüber hin und blendete mein Auge.“

„Ja, ja,“ lachte der Andere, „es gibt mancherlei Sonnenſtrahlen, von denen unſere Augen geblendet werden, und warum ſollte es dir nicht auch einmal ſo ergehen? Biſt du doch zufällig frei, wie der Vogel in der Luft, und kannſt dich nach jedem beliebigen Lichtſtrahl umſchauen! — So, nun will auch ich euch einmal zeigen, wie man eine Limone fehlen kann.“

„Verzeiht, Caballeros,“ hörte man jetzt eine fremde, etwas breite Stimme hinter ihnen ſagen, „allen Reſpekt vor eurer Kunſt, aber es iſt doch etwas zu viel verlangt, ein ſo winziges Ding, wie eine ſolche Limone, zu treffen. Habe mich auch in meiner Jugend damit abgegeben und weiß, was das heißt — verzeiht, Caballeros!“

Es war ein nicht ſehr großer, aber breitſchultriger Mann mit dichtem Barte, einfach, beinahe ländlich gekleidet, doch beſtand ſeine Jacke aus gutem Tuche und war mit ſchweren ſilbernen Knöpfen beſetzt; ſeine Beinkleider waren bis zu den Knieen weit und faltig und ſteckten von da abwärts in einfachen Ledergamaſchen, um den Leib hatte er eine ſeidene Faja von hellgrüner Farbe und trug unter dem ſchwarzen Filzhut mit breiter, abwärts gehender Krämpe ein buntſeidenes Netz, in welchem ſein langes krauſes Haar ruhte.

Es mochte ein Mann im Anfang der vierziger Jahre ſein und würden ihn die für alles Fremde ſehr hochmüthigen Majos kaum eines Blickes, geſchweige denn einer Antwort gewürdigt haben, wenn ſich nicht Don Alvaro mit einer faſt auffallenden Höflichkeit gegen ihn gewendet und ihm geſagt hätte: „Es iſt das allerdings ſchwierig, Sennor, doch werdet Ihr ſogleich ſehen, daß es für meinen Freund hier doch nur eine Kleinigkeit iſt.“

„So erlaubt ihr, daß wir eurem artigen Spiele ein biſchen näher zuſchauen,“ ſagte der Fremde, um alsdann, nachdem ihm Alvaro durch eine gefällige Handbewegung freundlich zuſtimmend geantwortet, nach links zurückzutreten, wo zwei Frauen und ein paar Männer plaudernd auf der Brüſtung ſaßen.

„Nun! —“ meinte Alvaro, zu Don Manuel hinüber lachend, — „hat ſich das nicht von ſelbſt hübſch eingefädelt, und habe ich nicht nachgeholfen, wie es einem guten Freunde geziemt, während ihr Andern kalt und froſtig unhöflich dabei ſtandet! — Bedanke dich bei mir, Manuelito, es iſt nicht genug, daß du errötheſt, obgleich dir das Erröthen ebenſo gut ſteht, wie einem hübſchen jungen Mädchen.“

„Thuſt du doch gerade, als wenn es ſich da um etwas ganz Beſonderes handle oder um etwas Vorherbedachtes und Ueberlegtes, und iſt es doch der reinſte Zufall, daß, während wir hier, wie ſchon ſo oft, nach Eſteban's übermäßig theuren Früchten werfen, ſich dort an der Brüſtung eine junge Dame niederläßt, die ihr eurer Beachtung würdig findet!“

„Die wir der Beachtung würdig finden? — Geh, du Heuchler,“ gab Alvaro zur Antwort, „wer blieb denn vorhin, als wir kamen, plötzlich mit leuchtendem Auge wie feſtgebannt ſtehen und mit einer Miene, als wenn der Blitz neben ihm eingeſchlagen hätte? — Sage, ob ich nicht recht habe, Hieronimo?“ wandte er ſich an einen der Andern.

Doch nahm dieſer, ſtatt zu antworten, ſeine Navaja an die Bruſt, als wäre ſie eine Mandoline, und ſang mit halbleiſer Stimme und den richtigen Fingerbewegungen:

„Das Geheimniß deiner Bruſt
Sag' es nimmer einem Freunde,
Denn, wenn einſt die Freundſchaft bricht,
Iſt er gegen dich ein Zeuge.“

„Ein ganz kluger Rath,“ lachte Manuel, „doch wißt ihr ſelbſt, daß wir vorderhand nichts zu verſchweigen haben und wohl auch nicht dazu kommen werden,“ ſetzte er nach einem forſchenden, gegen links gewandten Blick hinzu. „Der alte Sennor mag ſeine Damen einladen ſo viel er will, es rührt ſich keine von der Stelle.“

„Das habe ich mir gleich gedacht,“ meinte der alte

Eſteban im trockenen Tone, „darum ſind es eben Valenzianerinnen, immer noch halbe Mauren, die ihre langen, ſeidenen, koketten, verführeriſchen Augenwimpern nicht einmal erheben würden, wenn man ihnen ſagte, daß Don Juan Chacon, der ritterlichſte unter den Rittern der katholiſchen Iſabella ſelbſt mit der Navaja nach meinen Limonen würfe. — Hochmüthiges Bettelvolk, das ſich immer noch etwas einbildet auf ſeine mauriſch klingenden Familiennamen, die Weiber auf ihre dunkle Haut, unter der heute noch heißes arabiſches Blut pulſirt, wie es gleichfalls auch noch aus ihren ſchwarzen düſteren Augen leuchtet.“

„Ei, Eſteban,“ rief Don Hieronimo lachend, „mir ſcheint, Ihr habt da unten in der Puerta von Valenzia bei Euren Obſteinkäufen bittere Erfahrungen gemacht!“

„O Caballerito — ſchöner Caballerito,“ entgegnete der Alte kopfnickend, „wenn ich auch da unten in dieſem wundervollen, üppigen, aber wie die Hölle zu fürchtenden Lande ſelbſt keine bitteren Erfahrungen machte, ſo habe ich doch die Valenzianerinnen kennen gelernt!“

„Und hältſt du die dort für eine Valenzianerin?“ fragte Don Manuel, ſich raſch gegen den Alten herumwendend.

„Sangue pueros, reinſtes Vollblut,“ gab Eſteban zur Antwort, „das junge Mädchen nämlich, das Euch doch wohl allein intereſſirt — ah ja — ah ja, das iſt vollkommen jene dämoniſche unwiderſtehliche Schönheit, womit die Natur dieſe Sirenen zum Unglück anderer Chriſtenmenſchen leider ausgerüſtet. Das ſind die furchtbaren Augen, heiß, glühend, wenn ſie wollen, dagegen ſchlangenkalt, wenn ihr falſches Herz Luſt hat, Euch zu quälen! — Das ſind jene feinen, elaſtiſchen, weichen und doch wieder ſo verführeriſch vollen Körperformen, gegen welche ſelbſt die einer Sevillanerin ärmlich und unbedeutend erſcheinen — jene feinen arabiſchen Hände, die ebenſo gut zu ſchmeicheln, als den Dolch zu führen verſtehen!“

„Armer Eſteban,“ lachte Don Alvaro, „doch ſtill, der Sennor kommt zurück!“

„Ja wohl, aber allein,“ ſagte Don Manuel unmuthig.

„Natürlich, ganz allein,“ kicherte Eſteban, „und Alles, was er über ſeine Weiber vermocht, iſt, daß die Alte ihr Geſicht ein wenig hieher gewandt hat, während die junge kaum ihre Augenlider kokett ſchläfrig aufhebt.“

„Aber ſchön iſt ſie — beim Cid!“ ſeufzte Manuel.

„Und trotz alledem würde ſie vielleicht einiges Intereſſe an ſolch' ſchönen Caballeros finden wie wir ſind,“ meinte Don Alvaro lachend, „wenn ſie nicht von dem Burſchen an ihrer Seite, einem wahren Heuſchreckengeſichte, im Banne gehalten würde; denn ich habe deutlich geſehen, wie derſelbe vorhin die Aufforderung des alten Sennor mit einer verächtlichen Handbewegung ablehnte.“

„Wer kann das wohl ſein?“ fragte Manuel.

„Auch ſo ein valenzianiſcher Hungerleider, ein geiſtlicher Schüler oder ſo etwas,“ ſagte Eſteban; „ſeine ſchwarze Tracht läßt mich darauf ſchließen. Vielleicht hat er bei den Eltern des jungen Mädchens das Gnadenbrod und überlegt ſich während ſeiner Studien, ob es doch nicht am Ende anmuthiger wäre, dies ſchöne Geſchöpf auf irgend welche Art in ſeine Gewalt zu bekommen, als ſich die Tonſur ſcheeren zu laſſen — Fluch über jene Heuchler!“

„Seine häßliche kürbisartige Naſe wäre in dem Falle ein beſſeres Ziel für uns,“ ſagte Alvaro, „doch wollen wir uns vorderhand an deine Limonen halten; an dir iſt die Reihe, Hieronimo!“

Der Genannte ſtellte ſich in Poſitur, während der Fremde wieder zu den Majos trat und rückwärts deutend ſagte: „Sie ſehen Dem lieber aus der Ferne zu, die Weiber fürchten ſich vor den fliegenden Meſſern.“

„Selbſt die Valenzianerinnen?“ fragte Eſteban mit einem grinſenden Lächeln.

„Auch die, alter Mozo di Cordel,“ gab der Fremde, ohne ihn anzuſchauen, trocken zur Antwort, — „ja auch die Valenzianerinnen; doch, wie geſagt, ſie ſchauen mit Intereſſe zu.“

„Ein Intereſſe, das ich wohl leider nicht werde rechtfertigen können,“ meinte Hieronimo, ſich mit gekrümmtem Arme auslegend, „und wäre es mit Rückſicht auf jene ſchönen dunklen Augen wohl beſſer, wir hätten uns mit einer Melone begnügt.“

„Aber die Ehre iſt um ſo größer, wirf nur!“

Dahin ſauſte die Navaja, ohne jedoch die Frucht zu treffen, auch nicht einmal ſo haarſcharf an ihr vorüber zu fliegen wie vorhin bei dem Wurfe Don Manuels, der nun wieder auf den Strich im Sande trat, welcher die Entfernung bezeichnete, diesmal ganz mit der Ruhe und Gleichgiltigkeit des ächten unerſchütterlichen Majo.

„Gilt's eine Dublone weiter, daß ich ſie diesmal ganz gewiß treffe und ſei es auch nur, weil ich nun einmal will?“ rief er, den Kopf aufwerfend. Und wer dabei die ſtrammen Muskeln ſeines Arms und den Ausdruck feſteſter Entſchloſſenheit ſah, der in ſeinen ſcharf auf das Ziel gerichteten Augen glänzte, würde wohl ebenſo wenig Luſt gehabt haben, eine weitere Dublone zu verlieren, wie ſeine Freunde, die ſeine Fertigkeit und ſeinen feſten Willen kannten.

„Laſſen wir's mit einer genug ſein,“ rief Don Alvaro, „und der Himmel möge ſie dir zugleich mit der Ehre zukommen laſſen!“

Don Manuel zielte kaum den vierten Theil einer Minute, dann flog die Navaja dahin und traf, wie der junge Mann vorausgeſagt, nicht nur das Ziel, ſondern ſchnitt die Limone in faſt zwei gleiche Hälften auseinander.

„Beim Schwerte des Cid Campeador!“ rief der Valenzianer, „das war ein Wurf, wie ich ihn ſelten geſehen und ich danke Euch, Caballeros, daß ihr mir Gelegenheit dazu gegeben.“ Dabei hob er ſeine Hand zur Begrüßung gegen die Stirn und zog ſich alsdann nach der Terraſſen-Brüſtung zurück, um dort mit lebhaften Geberden das Geſehene zu erzählen.

Doch ſchien das wenig oder gar keinen Eindruck hervorzubringen, nur die ältere Frau nickte ein paar Mal ſchweigend mit dem Kopfe, während das junge Mädchen ihre Mantilla feſter zuſammenzog und ihr ſchwarz gekleideter Begleiter mit einem kalten verächtlichen Geſichtsausdruck die Achſeln zuckte.

Gleich darauf ſchien dieſer das Zeichen zum Aufbruch zu geben, denn als er ſich erhob, ſtanden auch die Damen auf, das junge Mädchen trat an ſeine Seite und alle vier ſchritten über die Muralla dahin, der Rambla zu, wobei ſie ziemlich nah bei den jungen Leuten vorüberkommen mußten.

Hier grüßte der ältere Herr, der vorhin dem Spiele zugeſchaut, abermals freundlich mit der Hand, welcher Gruß ebenſo artig erwidert wurde, ohne daß ſich indeß weder die beiden Damen noch deren ſchwarz gekleideter Begleiter an dieſem Austauſch von Höflichkeiten betheiligt hätten. Ja, das junge Mädchen blickte ſo kalt und theilnahmlos vor ſich hin, daß man ſie, wie Alvaro leiſe ſagte, für eine wandelnde Statue hätte halten können.

„Aber für ein Meiſterwerk der Bildhauerkunſt,“ rief Hieronimo, „ſeht doch dieſe feingebauten Schultern und vor allem die entzückende ſanfte Wellenlinie von der Taille über die Hüften herab!“

„Das vortheilhafte Koſtüm thut auch das Seinige,“ brummte Eſteban achſelzuckend, „obgleich man, wie ich vorhin ſchon ſagte, geſtehen muß, daß der Teufel dieſe Valenzianerinnen zum Schaden ehrlicher Chriſtenmenſchen durch Schönheit gefährlich gemacht hat!“

„Und doch verräth dieſes einfache und beſcheidene Koſtüm nur in den zarteſten Umriſſen, was es Schönes verbirgt,“ meinte Alvaro und ſetzte dem jungen Mädchen nachblickend hinzu: „Süßeres ahnen laſſend, nicht wahr, Manuelito?“

Dieſer fuhr wie aus einem Traume auf und da er zu gleicher Zeit einen ſchweren, tiefen Athemzug that, der wie ein Seufzer klang, ſo ſchien er ſich durchaus keine Mühe geben zu wollen, den Eindruck zu verheimlichen, den das blendend ſchöne Mädchen auf ihn gemacht.

Das war ſie aber auch in der That, wie ſelbſt der alte Eſteban zugeben mußte. Das Geſicht war von einer unvergleichlich ebenmäßigen Schönheit, der Wuchs untadelhaft und prachtvoll.

Sie trug ein einfaches Gewand von hellgrauem Wollenſtoff, einen kurzen Rock, der die feinen Füßchen ſehen ließ, darüber einen die herrliche Taille knapp umſchließenden Spenzer mit engen Aermeln, welche an den Handgelenken durch weiße Spitzen verziert waren; das prachtvolle blauſchwarze Haar hatte ſie nach der den Valenzianerinnen eigenthümlichen Art in feſtgedrehten Bandeau's turbanartig um den Kopf gewunden, wo es von einer ſchweren goldenen Nadel zuſammengehalten wurde und oben durch ein vergoldetes Silberkämmchen von dreieckiger Geſtalt mit dem Bildniß der Madonna geziert war, welches Silberkämmchen auch dazu diente, den lang herabfallenden weißen Schleier feſtzuhalten.

„Es ſcheint, mein guter Manuelito,“ ſagte Don Alvaro nach einer Pauſe, „von dir iſt hier nur der Körper ohne Seele zurückgeblieben und wenn es dir recht iſt, ſo laſſen wir unſer Spiel beendigt ſein, und bin ich bereit, mit dir den Verſuch zu machen, das hübſche Abenteuer weiter zu verfolgen.“

„Würde nicht viel helfen bei eurer freien kataloniſchen Art und Weiſe, Caballeros,“ meinte Eſteban. „Das blitzt auf wie ein Irrlicht im Dunkeln, um gleich darauf in der tiefen Nacht wieder zu verſchwinden. Da kann nur der Zufall helfen oder eine Geſchicklichkeit, die es ſelbſt mit valenzianiſcher Hinterliſt aufnimmt.“

„Das wäre dein Fall und du wirſt überzeugt ſein, daß ich dir für eine gute Spur, wenn ich ſie ſelbſt nicht aufzufinden vermag, mit Vergnügen die Finger vergolden werde, aber wohlverſtanden, nur für das Auffinden einer Spur — ſonſt —“

„Seid unbeſorgt, Caballeros, ich werde mich ſelbſt wohl hüten, näher zu gehen und mich damit begnügen, nur von Weitem Erkundigungen einzuziehen. Jedenfalls iſt es das einzig Kluge, was Ihr thun könnt, um nicht ſogleich jede Spur zu verwiſchen.“

„Was machen wir jetzt?“ fragte Alvaro, ſeine Manta über die Schulter werfend.

„Wir gehen auf die Rambla,“ ſagten ein paar Andere.

„Und du, Manuel?“

„Ich will einen Augenblick nach Hauſe, um dort nachzuſehen, ob mein hochwürdiger Oheim nicht eine zu unbezwingliche Sehnſucht hat, eine Stunde mit mir zu verplaudern.“

„Nimm dich in Acht, er wird dich beim Brettſpiel behalten.“

„Unbeſorgt, er hat ſeine Abendſtunden ebenſo gern für ſich allein, als ich die meinigen — im Theater Principal ſehen wir uns wieder.“

„Gewiß,“ ſagte Alvaro, „Sennora Minutena tanzt heute Abend leider zum letzten Male und müſſen wir darauf für die Nacht etwas Heiteres unternehmen, um den Kammer niederzukämpfen.“ Dann, während die jungen Leute miteinander weiter gingen, trillerte er leicht vor ſich hin:

„Warſt meine erſte Neigung,
Haſt mich gelehrt zu lieben,
Lehre mich nicht vergeſſen,
Denn lernen will ich's nimmer.“

„Eine Neigung, die ſie aber nie erwidert hat,“ lachte Hieronimo, „hätte dir auch ſchlecht bekommen können, denn Niemand hat den Dolch lockerer in der Scheide ſitzen, als ihr Geliebter, Don Ramiro.“

„Ein lächerlicher Prahlhans,“ warf Don Manuel mit einem verächtlichen Achſelzucken ein, „ein langweiliger hölzerner Kerl, der jede Gunſtbezeugung mit Dublonen bezahlt: es hat mir ſtets in den Fingern gezuckt, ihm einmal eine Artigkeit in's Geſicht zu ſchleudern — alſo bis ſpäter!“

Damit trennten ſie ſich. Auf der Rambla angekommen, und während die Uebrigen ſich unter das lebendige Gewühl dort miſchten, ſchritt Don Manuel quer über den belebten Spaziergang, nicht ohne rückwärts ſchauend plötzlich ſtehen zu bleiben, denn er glaubte, die weißen Mantillen der beiden Valenzianerinnen drüben wieder geſehen zu haben. — Doch gab es auf der Rambla zu viele dergleichen Mantillen und Schleier, um einem derſelben auf's Gerathewohl nachzulaufen, auch hatte ihn der eiskalte Blick des jungen Mädchens, jene ſcheinbar ſo gänzliche Unempfindlichkeit für den Augenblick abgeſchreckt, wenn er auch überzeugt war, daß an dieſer eigentlich verletzenden Gleichgiltigkeit ihr Begleiter, der ſchwarz Gekleidete mit der Kürbisnaſe, deſſen Hut mit der zu beiden Seiten aufgerollten breiten Krämpe ihn als einen Geiſtlichen zu bezeichnen ſchien, hauptſächlich die Schuld trug. Womit hätte er auch im Gewühl des Spazierganges ihr ſeine Ergebenheit ausdrücken ſollen, ihr zeigen, daß er vom Blick ihrer Augen getroffen, in den Feſſeln ihrer Schönheit lag? Ach, und er lag ſo feſt darin, daß er bei dem Gedanken an die künſtlich verſchleierte Gluth ihrer Augen, an das elaſtiſche Dahinſchweben ihrer herrlichen Geſtalt jene Feſſel auch körperlich zu fühlen meinte, denn dann war es ihm gerade ſo zu Muthe, als zöge ein eiſernes Band ſeine Bruſt zuſammen. Seufzend wandte er ſich ab und ſetzte ſeinen Weg fort, um ſich nach einem der älteren Stadtviertel von Barcelona zu begeben, dort, wo ſich in der Nähe des heutigen Konſtitutionsplatzes die Kathedrale befindet.

Es waren ſtille einſame Straßen, durch welche er ging, mit wenig Handel und Verkehr. Hohe, maſſive, ernſt und vornehm, ja düſter ausſehende Häuſer ſtanden hier; die meiſten der hohen Portale waren mit Wappenſchildern verſehen, die Fenſter der Stockwerke, jedenfalls der unteren, ſchwer vergittert; auch ſtanden manche dieſer Gebäude zurückgezogen von der Straße und von dieſer durch einen kleinen Hof getrennt, der entweder ſchützende Mauern oder ſtarke Eiſengitter zeigte.

Gegen eines dieſer Gitterthore wandte ſich Don Manuel. Statt aber den zierlichen broncenen Thürklopfer — er ſtellte irgend ein fabelhaftes Thier vor, welches zwiſchen den Vordertatzen das Wappen des Erbauers trug — erſchallen zu laſſen, klopfte er leicht mit dem Metallbeſchlag ſeiner Navaja an einen der Eiſenſtäbe, worauf das Thor von unſichtbarer Hand geöffnet wurde und man ihn in den kleinen Hof eintreten ließ.

Dieſer Hof war trotz mancher Spuren der Verfallenheit und einer vielleicht dadurch bedingten Melancholie von einer eben ſo maleriſchen, als poetiſchen, einfachen Schönheit und Stille. Der Ernſt der ihn umgebenden Mauern, ſowie des kleinen anmuthigen Gebäudes von dunkelgrauer, faſt ſchwärzlicher Farbe, von der ſich die helleren, hie und da zerſprungenen Marmorplatten des Bodens abhoben, erſchien wieder freundlich gemildert durch ein paar mächtige uralte Orangenbäume, die immer noch grünten und blühten, während der Strahl des Springbrunnens in der Mitte des Hofes, deſſen Geplätſcher früher ſo anmuthig zu erzählen wußte, ſchon längſt verſiegt war.

Rechts neben dem Thore wand ſich eine ſchlanke Treppe frei in den erſten Stock hinauf, auf deren unterſten Stufen ein alter Diener mit weißem Haupthaar und glatt raſirtem Kinne ſaß. Er hatte in einem großen Buche, das auf ſeinen Knieen lag, geleſen, dieſe Beſchäftigung aber unterbrochen, um vermittelſt einer Kette das Thor aufzuziehen, durch welches Don Manuel eintrat.

„Hier ſieht es ja ſo ſtill und feierlich aus,“ ſagte er, den alten Diener mit der Hand begrüßend, „daß ich faſt vermuthe, mein Oheim iſt nicht zu Hauſe?“

„So iſt es auch, junger gnädiger Herr, der hochwürdige Herr Kanonikus ſpeiſen bei Seiner Eminenz dem Herrn Erzbiſchof, und da Euer Gnaden keine Botſchaft hinterlaſſen, ob Sie zu Tiſche kämen, ſo —“

„Iſt das Küchenfeuer ausgegangen oder lodert höchſtens noch in den Augen der hübſchen Paquita, wenn dieſe nicht zur Dämpfung deſſelben in die Meſſe gegangen iſt.“

„Das that ſie allerdings, aber, wie mir ſcheint, ohne großen Erfolg,“ gab der alte Diener mit ernſtem Tone zur Antwort, „denn ſtatt ſich, wie ich, an dieſem Tage der Ruhe mit erbaulichen Dingen zu beſchäftigen, ſitzt ſie in ihrem Zimmer mit der Mandoline auf dem Schooß und ſingt leichtfertige Seguidillas.“

„Ja, lieber Ambroſio,“ meinte der junge Mann lächelnd, „der Jugend mangelt nun einmal die Tugend, und beſonders der heutigen Jugend, wirſt du ſagen.“

„Das ſei unſerer lieben Frau von Guadelupe geklagt,“ erwiderte ſeufzend der alte treue Diener, „zu meiner Zeit waren die jungen Caballeros auch keine Heiligen, aber —“

„Sprich es nur aus, Alter, — ſie gaben doch kein ſolches Aergerniß, wie heut zu Tage die Majos in den hochehrwürdigen Prieſterhäuſern! Was mich betrifft, Ambroſio, ſo wirſt du mir zugeben, daß ich nie verſprochen habe, den Tugendhaften zu ſpielen, auch nicht, unter die Frackträger und Schwarzröcke zu gehen. Ja, als mich die gnädige Frau Mutter von Madrid hierher in die Verbannung ſchickte —“

„Verzeiht, junger Herr,“ fiel ihm der Alte in die Rede, „nicht gerade in die Verbannung, aber damit Ihr hier unter den Augen des hochwürdigſten Herrn Oheims etwas Tüchtiges lernen ſolltet.“

„Nun, bei den ſieben Infanten von Lara, das iſt nicht ſo übel!“ rief der junge Mann halb launig, halb ärgerlich, — „und was ſoll ich denn hier noch lernen? Unerquickliches und Ungenießbares aus alten Büchern vielleicht? Sei mir der Cid Campeador gnädig! Habe ich denn nicht für einen Caballero von meinem Stand und Vermögen und für einen Majo vom reinſten Waſſer Bildung genug? — Zeigt mir doch ein Pferd, das ich nicht reiten kann, ſtellt mir einen juego de las caneas gegenüber, der mit dem Wurfſpieß beſſer umzugehen weiß, als ich, laßt mir doch in der Arena einen Stier entgegentreten, dem ich es nicht auf den erſten Blick anſehe, ob er naiv und offen, oder mißtrauiſch und mordluſtig iſt, um ihn darnach con gentileza y saber zu behandeln, daß ſogar der große Montez ſeine Freude daran haben würde! — Und erſt mit der Navaja,“ fuhr er launig fort, indem er ganz nahe an den alten Diener herantrat, um ihn vertraulich mit dem Ellenbogen anzuſtoßen, — „mit der Navaja, Sennor! — wenn ich mich allerdings ſchon in früheſter Jugend und dann wieder hier in Barcelona des ausgezeichnetſten Lehrers erfreute!“

Der alte Mann wehrte ſcheinbar mit ſehr großem Ernſte das Lob, das ihm ſelber galt, von ſich ab, konnte aber doch nicht ein kurzes Lächeln, ſowie einen aufleuchtenden Blick unterdrücken, als Don Manuel fortfuhr: „Ich ſage dir, Ambroſio, ich habe vorhin auf der Muralla del Mar vermittelſt deines Handgriffes einen Wurf gethan, der ſelbſt dich gefreut hätte, eine Limone mitten entzwei geſchnitten, dabei vier Dublonen gewonnen und die Aufmerkſamkeit — ſo glaube und hoffe ich wenigſtens — einer jungen Dame auf mich gezogen, in die ich mich raſend verliebt habe.“

„Wieder einmal? — Wie lange iſt es denn her, daß Ihr als Cortejo der Marqueſa von Penna-Flores Weiß und Roth truget, zwei Farben, die Euch abſcheulich ſtanden?“

„Und die ich deshalb auch ſo raſch als möglich wieder ablegte, weil das nur Eitelkeit und keine Liebe war, und weil mein hochwürdiger Herr Oheim Miene machte, aus dieſer kleinen Galanterie nach dem Wunſche meiner Mama ein feſteres Band zu drehen.“

„Dazu möge unſere liebe Frau von Montſerrat ihren Segen geben, denn das erlauchte Haus der Oſorio y Villamur ſteht nur noch auf zwei Augen, vor denen, dem Himmel ſei es geklagt, nur ſolche Donnen Gnade finden, von denen man auch die Beſte nicht zur Marqueſa de Villamur machen könnte!“

„Wer kann es wiſſen,“ entgegnete Don Manuel heiter, „ob ſie, die von heute an mein ganzes Herz erfüllt, nicht alle nöthigen Eigenſchaften dazu beſitzt? Ich ſage dir, Ambroſio, das ſchönſte, anmuthigſte, reizendſte Weſen in Spanien — alſo in der ganzen Welt, — una luciente — eine glänzende, göttliche — Ole Salero — eine Valenzianerin!“ —

„Alle Heiligen ſchützen Euch, Caballero!“ rief der alte Diener erſchreckt; „eine Valenzianerin? Wißt Ihr denn nicht, was das Sprichwort von Valenzia ſagt: Das Fleiſch — Gemüſe; das Gemüſe — Waſſer; die Weiber — Dirnen; die Männer — gar nichts!“ —

„Du wirſt mit deinen Sprichwörtern keinen Hund vom Ofen locken, am wenigſten aber auch nur die Spur eines Einfluſſes auf mich ausüben. Hätteſt du ſie nur geſehen, Ambroſio, ich ſage dir, dein alter Kopf wäre wirbelig geworden!“

„Möglich, möglich — aber eine Valenzianerin! — Nun, San Vincente de Ferrer, der Stadtheilige von Valenzia möge Euch in ſeinen gnädigen Schutz nehmen und das Wunder thun, Euch eine ächte Valenzianerin mit den gerühmten ſchönen Eigenſchaften finden zu laſſen; denn eine ſolche Halb-Araberin mit ſtolzem, herrſchſüchtigem, mauriſchem Blut in den Adern wäre vielleicht allein im Stande, Euch zu einem ruhigen, fügſamen Familienvater zu machen!“

In dieſem Augenblicke rief eine helle Stimme auf der Höhe der Treppe, ohne daß man aber die Sprecherin ſah: „Wenn Ihr den ganzen Quell Eurer Beredtſamkeit da unten auslaufen laßt, ſo bleibt für eine arme Gefangene nichts mehr übrig!“

„Ich komme ſogleich, Paquita.“

„Werdet Ihr bleiben, gnädiger Herr, bis der hochwürdige Herr Kanonikus nach Hauſe kommt?“

„Hat er das gewünſcht oder verlangt, Ambroſio?“

„Das nun gerade nicht, aber er murmelte und brummte allerlei Unangenehmes über Euch, und während ich ihm den Mantel umgab, ſagte er ſeufzend: ‚Man ſpeiſt ſo vortrefflich bei ſeiner Eminenz, dem Herrn Kardinalerzbiſchof und auch darauf darf ich mich nicht einmal freuen, denn er wird mir wieder eine bittere Pille eingeben wegen ſeiner Nichte, der Herzogin von Altamira!‘“

„Und aus welchem Grunde, Ambroſio?“

„Ach gnädiger Herr, Ihr habt ein ganz merkwürdig kurzes Gedächtniß, denn es ſind kaum acht Tage her, daß Ihr den Cortejo der Herzogin mit Eurem Meſſer ritztet.“

„Richtig, aber das geſchah nur zur Ehre des Hauſes! Wer hieß ihn ſagen, die Oſorio y Villamur hätten erſt vor zweihundert Jahren die Berechtigung erhalten, mit bedecktem Haupte neben dem Könige zu ſtehen?“

„Vetter Manuel!“ —

„Gleich, Paquita! — — Und nach dem Seufzer,“ wandte ſich der junge Mann abermals an Ambroſio, „erging ſich mein Oheim in weiteren erbaulichen Betrachtungen über meinen Lebenswandel?“

„Ja, gnädiger Herr, ich habe Euch zu lieb, um das zu leugnen, er meinte, das ginge länger nicht mehr ſo.“

„Und er wollte mich zu meiner Mutter nach Madrid zurückſchicken?“

„Weniger, Don Manuel. Die gnädige Frau Mama hat ihren Bruder, den Herrn Kanonikus, noch in ihrem letzten Briefe beſchworen, Euch nicht ſobald in die verderbte Madrider Welt zurückkehren zu laſſen.“

„Als ob Barcelona viel tugendhafter wäre!“

„Und da meinen der hochwürdige Herr Kanonikus, Euch könnte ein Aufenthalt bei den frommen Herren auf dem Montſerrat durchaus nichts ſchaden.“

„Ich! — Mönch werden! Das iſt eine luſtige Idee, und wo bliebe alsdann die Zukunft des glorreichen Hauſes der Oſorio y Villamur? — Doch Scherz beiſeite, Ambroſio, Ihr ſeid das Faktotum Don Servandos und mögt auch mich ein bischen leiden. Schlagt ihm doch in einer ſchwachen Stunde vor, er ſolle mich auf unſere große Hacienda bei Valenzia ſchicken!"

„Wenn du nicht bald kommſt, Manuelito, ſo werde ich aus Langeweile einſchlafen," klang es von oben herab, worauf der alte Diener mit dem Daumen aufwärts zeigend unter einem pfiffigen Lächeln ſagte: „Laßt es doch die Paquita Seiner Hochwürden beibringen, daß es beſſer ſei, wenn ihr Beide nicht zuſammen in einem Hauſe wohntet — das wird helfen!"

„Eine vortreffliche Idee! Ich ſehe darin wieder einmal deine ganze Freundſchaft für mich."

Damit ſprang er in wenigen Sätzen die Treppe hinauf und trat droben in ein ziemlich kahles Vorzimmer, das um ſo dunkler erſchien, weil die nur angelehnte Thüre im Hintergrunde eine handbreite leuchtende Spalte zeigte, als Wirkung eines ſehr hellen, aber kleinen Gemaches, auf deſſen breitem Fenſter das Sonnenlicht ſpielte, allerdings etwas gedämpft durch die wirren Ranken und glänzenden Blätter eines Weinſtocks, die den Blick nach Außen frei ließen, dagegen aber Jedem verwehrten, einen Blick in das lauſchige Kämmerchen zu thun.

Hier ſaß oder ruhte vielmehr auf einem hochlehnigen uralten Lehnſeſſel — derſelbe mochte wohl mit Glück ein paar Jahrhunderte überdauert haben — ein junges, allerliebſtes Mädchen, mit einem kurzen, naiven, goldverſchnürten Sammetjäckchen, über welches ein rothſeidenes, den vollen Buſen bedeckendes Tuch loſe geworfen war. Sie hatte ſich ſo feſt in den Seſſel hineingeſchmiegt, daß ihre dunkelviolette Basquinna etwas enge erſchien und man unter derſelben die feinen Füßchen in ſeidenen Strümpfen und kaum nennenswerthen Schuhen erblickte.

„Die heilige Jungfrau ſegne deine ſchwarzen Augen, Königin meiner Seele!" ſagte der junge Mann heiter, als er in das Zimmer trat, worauf Paquita ihren Kopf erſt nach rechts, dann nach links wandte und mit ihren lebhaft um ſich her blickenden Augen etwas zu ſuchen ſchien, wobei ſich ihre feine Oberlippe trotzig erhob. Der junge Mann ſchien dieſe

Bewegungen zu verſtehen, denn als er dicht an ihren Stuhl herantrat, ſagte er lachend: „Gewiß, Paquita, deine Augen ſind es, die ich vorhin meinte!“

„Und ich ſuchte im ganzen Zimmer vergeblich nach der Königin Eurer Seele — ſeht, wie einfältig ich bin! Und dennoch merke ich: Eure Schmeicheleien haben etwas zu bedeuten, Ihr habt einen Wunſch, Manuelito,“ ſagte ſie, ſich raſch aufrichtend, „und kommt zu mir, als der Freundin, damit ich Euch einen Dienſt leiſte?“

„Als wenn ich nur in ſolchem Falle zu dir käme!“ gab er achſelzuckend zur Antwort. — „Gewiß nicht, Paquita, du weißt das beſſer — aber diesmal allerdings —“

Sie hatte ihre kleinen Hände in einander verflochten und ſaß nun aufrecht da, wobei ſich ihre ernſte, würdevolle Miene ebenſo komiſch machte, wie der getragene Ton ihrer Stimme, mit dem ſie ſagte: „So ſprecht denn, Caballero — ſo beichtet, Don Manuel, und vertrauet ganz der Weisheit Eurer Tia Paquita!“

„In Gottes Namen denn — — ich liebe, holde Tia, und bedarf deßhalb deiner Hilfe.“

„Das heißt: Du biſt wieder einmal verliebt?“

„Nein, Paquita, es iſt diesmal etwas ganz Anderes, ich liebe mit einer Leidenſchaft und Raſerei, die durch nichts geſättigt werden kann, als durch den vollen, unumſchränkten Beſitz der Geliebten.“

„Und auf wie lange, Caballero?“

„Auf ewig, Paquita, über dies kurze Leben hinaus, hoffend auf ein ſeliges Wiederſehen jenſeits!“

Sie blickte ihn faſt verwundert an, als ſie mit leiſer Stimme fragte: „So liebſt du wirklich einmal, Manuelito? o wie mich das freut, — gerade jetzt freut!“

Ihr Buſen hob ſich unter einem tiefen Athemzuge, während ſie das Geſicht niederſinken ließ und angelegentlich ihre feinen Fingerchen zu betrachten ſchien, wobei ſie wiederholte: „Wie mich das gerade jetzt freut, — denn auch ich liebe!“

„Das wird Don Servando glücklich machen,“ konnte er ſich nicht enthalten mit einem kurzen Lächeln zu ſagen, das aber augenblicklich verſchwand, als ihn ein feindſeliger

Blick aus ihren dunklen, leuchtenden Augen traf und ſie ihm haſtig entgegnete: „Laßt das gut ſein, Don Manuel! Ihr habt mir vertraut, daß Ihr liebt, weil Ihr meine Hilfe braucht, und ich befinde mich ganz in gleichem Falle — wollt Ihr ehrliche Gemeinſchaft?“ Sie ſtreckte ihm ihre rechte Hand entgegen.

„Gewiß, Mühmchen, ehrliche Gemeinſchaft!“ rief er, ihre Hand ergreifend, „obgleich ich beim Cid verflucht im Nachtheil bin, da ich, wie ich fürchte, im Begriffe ſtehe, die Gefühle meines hochehrwürdigen Herrn Oheims nach verſchiedenen Richtungen hin ſchwer zu verletzen.“

„Macht Euch darüber keine Sorge, was die eine Richtung anbelangt,“ verſetzte ſie unter einem launigen Lächeln, „denn über geſchehene Dinge ſoll man nicht reden und ſtreiten.“

„Ah, in dem Falle ſchlage ich um ſo lieber ein.“

„Und nun, Manuelito!“ rief das junge Mädchen, ſich unter einem ſichtbaren Gefühl von Behaglichkeit in den Seſſel ſchmiegend, „wer iſt ſie?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie, das wißt Ihr nicht? So habt Ihr Sie auf dem Balkon oder in ihrer Carroſſe geſehen, ohne im Stande zu ſein, das Wappen ihres Hauſes zu erkennen?“

„Weder auf dem Balkon, noch in ihrer Carroſſe; ſondern ich ſah ſie nur auf dem Paſeo, ohne Gefolge und Dienerſchaft, einfach in weißem Schleier, im einfachen bürgerlichen Kleide mit Jäckchen und Basquinna.“

„A—a—a—h ſo!“ rief Paquita mit einem Lachen, das ſie ſichtlich erleichterte, „derartig iſt Eure Liebe! Nun, ich konnte es mir faſt denken. Verzeiht, Manuelito, aber wie kann ich Euch darin helfen?“

„Indem Ihr einſtimmt in das ewige Klagelied über meinen tollen Lebenswandel, über meine unverantwortlichen Streiche, und wie es das Beſte wäre, wenn man mir Zeit vergönnte, auf unſerer Hacienda bei Valencia ein anderes tugendhafteres Leben zu beginnen.“

„In allem Ernſte?“

„In allem Ernſte, denn ſie, der Stern meines Lebens, iſt eine Valenzianerin.“

„Oh, eine Valenzianerin! — das gibt mir Beruhigung für Eure Zukunft, theurer Vetter. Ich kenne die Valenzianerinnen: keine iſt im Stande, Euch Liebe zu heucheln, wie etwa eine hochmüthige Madrilena oder eine argliſtige Sevillanerin, und wenn ſie ſagt: ‚Ich liebe Euch,‘ ſo iſt das für's Leben, glaubt mir es, die es wiſſen kann; meine Mutter hat lange dort gelebt im Garten Gottes. Ihr kennt ſie alſo nicht,“ fuhr ſie eifrig fort, — „wißt nicht, wer ſie iſt, habt noch gar nicht mit ihr geſprochen?“

„Dreimal nein auf deine Fragen! Aber ich habe ſie geſehen, ich habe ihre unvergleichliche Schönheit tief empfunden, ich habe mir geſagt: Sie oder keine Andere!“

„Armer Vetter! Wenn ſie bei Eurem Anblicke nicht gerade ſo gedacht hat, wird ihr San Yago ſelbſt kein zuſtimmendes Lächeln ablocken und all' Euer Werben unnütz ſein; eine Valenzianerin vertändelt nicht leicht den Schlüſſel ihrer Kammerthür.“

„Beim Cid, das iſt auch diesmal nicht meine Abſicht, ſie ſoll mein Weib werden!“

„Carambo!“ rief das junge Mädchen aufſpringend, „und das ſoll ich Eurem Oheim beibringen? Ihr wollt aus einer Unbekannten, vielleicht gar keiner Familie Angehörenden eine Marcheſa y Villamur machen? Was muß das für eine dämoniſche Schönheit ſein, die Euch ſo den Kopf verdreht!“ fuhr ſie, ihre Hände zuſammenſchlagend, fort, um gleich darauf unhörbar hinzuzufügen: — „o, wie ich ſie beneiden könnte!“

„In Valenzia gibt es die edelſten Geſchlechter Spaniens,“ fuhr Don Manuel nach einer Pauſe fort, „und wenn ich einmal aus vollem Herzen mit Glaube, Liebe und Hoffnung in den Glückstopf greife, ſo hoffe ich keine Niete zu ziehen, — und wenn ſelbſt —“

„O, Manuelito, Freund meiner Seele!“ rief das junge Mädchen, die Hände vor ihre Bruſt drückend, „glaubet ja nicht, daß ſich der Sinn Eures Oheims oder der Eurer geſtrengen Frau Mutter alſo beugen würde.“

„Und warum ſoll ich das nicht glauben?“ gab er, den Kopf aufwerfend, zur Antwort. „Haſt du nicht ſelbſt neulich in dem Briefe meiner Mutter an Don Servando, meinen hochehrwürdigen Oheim, geleſen, daß ſie ihn beſchwört, Alles daran zu ſetzen, um mich in die Feſſeln der Ehe zu ſchmieden."

„Aber Ihr kennt auch zur Genüge den Stolz Eures Oheims Don Servando de Oſorio y Villamur."

„Gewiß, doch eben ſo gut ſeine Liebe und Eiferſucht; und die letztere wäre im Stande, ihn zu Allem zu bewegen, ja auch meine Mutter zu Allem zu beſtimmen, nur, um mich los zu werden: ſei es, indem er eine ſolche Verbindung zugibt oder mich auch nur vorläufig auf unſere Hacienda bei Valenzia gehen läßt."

„Das letztere vielleicht — aber Eiferſucht iſt ein gar gefährliches Mittel und wer weiß, ob Ihr, Don Manuel, Feſtigkeit genug hättet, um im gegebenen Falle zu geſtehen, daß Ihr mich liebt, hoffnungslos liebt?"

„Leider brauchte ich im letzteren Falle nicht zu lügen," gab er lachend zur Antwort, indem er ſie mit dem rechten Arme leicht umfing und ſanft an ſich drückte, worauf er fortfuhr: „Und wenn uns auch keine Liebe vereinigt, glühende Granatblüthe verworrener Träume, ſo doch die feſteſte Freundſchaft, die mich zu allen Gegendienſten verpflichtet."

„Zu allen, Caballero?" fragte ſie, ſich ihm ſanft entwindend.

„Zu allen, Mühmchen, ſelbſt um dem neidlos behilflich zu ſein, der dich anbetet!"

„So werde ich für Euch handeln, obgleich ich mich vielleicht dadurch in einen Verdacht bringe, der gefährlich werden könnte."

„Stelle mich ſo leichtſinnig dar, als es dir beliebt, mache mich ſo ſchwarz als möglich."

„Das wird wenig Mühe machen," gab ſie lachend zur Antwort, um alsdann den rechten Fuß vorſetzend ihren feinen Körper ſoviel als möglich zu ſtrecken, den Kopf zu erheben und mit einem erkünſtelt ernſthaften Tone und feiſter Stimme zu deklamiren: „Ich muß Euch geſtehen, Don Manuel, Ihr mißbraucht meine Güte und Nachſicht auf eine unverantwortliche Art: nicht nur, daß Ihr die größten Summen Geldes verſchwenderiſch wegſchleudert, nicht nur, daß Ihr mit anderen liederlichen jungen Leuten als der Ruchloſeſte aller Majo's die Straßen dieſer frommen Stadt unſicher macht, nichts achtend, weder die Haut Eures Nächſten, noch den guten Namen Eurer Nächſten. —“

„Bravo, bravo!“

„Nicht nur, daß Ihr nächtlicherweile den Embozados ſpielt, um unter dem breitkrämpigen Hut mit umgeworfenem Mantelende ſelbſt die polizeilichen Anordnungen und Schildwachen zu verhöhnen, ſo iſt es Euch obendrein noch in den Sinn gekommen, den ſtillen Frieden dieſes frommen Hauſes zu ſtören, und deßhalb iſt unſere Geduld vollſtändig zerriſſen — Carajo!“

„Pfui, Mühmchen!“ rief er laut lachend, „wer wird einen ehrwürdigen Kanonikus Carajo ſagen laſſen! — Aber wenn ſich die Scene durch deine Vermittlung alſo abſpielt, ſo bin ich dir lebenslang zu größtem Dank verpflichtet, beſonders, wenn es ſchließlich heißt: Suche dich in der Einſamkeit unſerer Hacienda zu beſſern, wozu der heilige Sebaſtian von Alcobendes ſeinen Segen geben möge!“

„Amen — — und nun verlaßt Ihr mich wieder, Wildfang,“ ſagte ſie in faſt betrübtem Tone. „Ihr müßt jetzt gehen und ich hätte doch noch ſo Vieles und Wichtiges mit Euch zu plaudern!“

„Von deiner Liebe, Paquita, mit der es dir alſo wirklich ernſt iſt?“

„So ernſt, Manuelito, daß es mich ſelbſt ernſt macht, wie du ſiehſt,“ gab ſie unter einem tiefen Seufzer zur Antwort.

„Bei den ſieben Infanten,“ rief er lachend, „der Ernſt könnte, wie ich Don Servando kenne, allerdings ſehr ernſt werden.“

„Ach und er liebt mich ſo innig, ſo aufopfernd, ſo hingebend!“

„Wer? — Don Servando?“

Sie zuckte unmuthig mit den Achſeln und erwiderte: „Wenn ich nicht wüßte, daß Ihr trotz Eurer ewigen Neckereien doch ein gutes Herz habt, und mit Wort und That, mit Herz und Dolch für mich eintreten würdet, ſo könnte ich traurig werden, — aber nicht wahr, ich kann auf Eure Hilfe bauen?“

„Soviel ein ſchon Halbverſtoßener thun kann, ſoll gewiß von meiner Seite geſchehen, ſchöne aufgeküßte Roſe, und wenn ich einmal auf der Hacienda bin, ſo ſollſt du oder ſollt ihr mir willkommen ſein! — Jetzt aber möge dich San Yago in ſeinen Schutz nehmen, es iſt um die Zeit, wo mein hochehrwürdiger Oheim heimzukehren pflegt, und da iſt es doch heute beſſer, wenn ich ihm nicht begegne.“

Er ſchlang ſeinen Arm um das junge Mädchen und da ſie zu ihm aufblickte, küßte er ſie auf die ſchwellenden Lippen, — „nur freund- und verwandtſchaftlich,“ wie er ſagte, „und damit es dir erinnerlich bleibt, daß du in meiner Anklage recht weit gehen darfſt.“

Dann verließ er das kleine Gemach und ging ein Stockwerk höher in ſein eigenes Zimmer, wo er ſtatt der bunten Manta eine Carpa von leichtem dunklem Stoffe nahm, auch ſeine Navaja loshakte und ſtatt derſelben einen jener Dolche mit über einem Schuh langer toledaner Klinge, deren Handgriff durch ein breites, fein ciſelirtes Stahlband geſchützt war, an den Gürtel hängte.

Auf der Treppe ſaß der alte Ambroſio, noch immer mit ſeinem Buche auf den Knieen, legte aber jetzt, als er den jungen Herrn die Treppe herabkommen hörte, ein herabgefallenes Orangenblatt als Zeichen zwiſchen die Blätter, um es alsdann zuzuklappen; worauf er ſich erhob, um die Gitterthüre zu öffnen.

„Ihr geht ſchon wieder aus, Don Manuel?“ fragte er. „Nun ja, es iſt das heute wohl beſſer ſo, denn ich fürchte, Don Servando wird in einer ſehr verdrießlichen Laune heimkehren. Was ſoll ich aber dem Herrn Kanonikus ſagen, wenn er fragt, ob Ihr nach Hauſe gekommen ſeid, ob Ihr auf Eurem Zimmer geweſen oder ob Ihr mit Paquita geplaudert habt?“

„Sage einfach die Wahrheit, was ſtets das Beſte iſt!“ Damit ging Don Manuel lachend fort, um, da er rüſtig ausſchritt, in Kurzem jenen ſtillen, einſamen Stadttheil, in dem die Kathedrale ſich befindet, hinter ſich zu laſſen, und gleich darauf in die Rambla einzubiegen, wo troß oder gerade wegen der ſtark vorgerückten Abendſtunde der Strom der Spaziergänger noch bunter und rauſchender als am Nachmittage hin- und herwogte.

Drüben, nicht allzuweit entfernt, lag das Theater Prinzipal und da vor dem Ballette heute eine wenig beliebte Oper gegeben wurde, ſo genoß gewiß über die Hälfte der Zuſchauer den ſchönen Abend vor dem Theatergebäude im Freien, ſtatt ſich drinnen in der dumpfigen Luft zu langweilen.

Melonen- und Orangenverkäufer boten mit gellender Stimme ihre erfriſchende Waare an, während die Händler mit Eiswaſſer und Zucarilla, jenen mit Limonen verſetzten ſchaumigen Zuckerſtangen, die augenblicklich im Waſſer zerfließen, ſich begnügten, ihre glänzenden Becher und Schalen zuſammenklingen zu laſſen, um die Aufmerkſamkeit zu erregen.

Kleine behende Buben boten Cigarretten oder eine brennende Lunte an, und da ſich faſt Jeder derſelben bediente, ſo zog ſich ein feiner Rauch um das Theater, der es zugleich mit dem dämmernden Abend möglich machte, Jemanden nicht zu ſehen, den man nicht ſehen wollte, oder einen Andern faſt verletzend zu ſtreifen, um ſodann mit kurzen Worten der Dunkelheit die Schuld beizumeſſen.

Auch Don Manuel entging ſolchen Begegnungen und Berührungen nicht; doch hatte er andere Dinge im Kopfe, um einen feindſeligen Blick anders als durch ein verächtliches Lächeln zu beantworten, war auch mit ſeiner Reizbarkeit, Kraft und Geſchicklichkeit zu bekannt, als daß nicht Jedermann gewußt hätte, er trage den Punnal, in deſſen Griff er die Fauſt geſteckt hatte, wahrlich nicht nur zum Staate.

Nur einmal blieb er mit einem trotzigen: „Was beliebt?“ ſtehen, als ein junger Mann, gleichfalls in der Majo-Tracht bei ſeiner Annäherung den Arm auf die Hüfte ſtützte, ſo daß ihn der Ellbogen deſſelben berührte. Doch trat im gleichen Augenblicke Don Alvaro aus einer Gruppe junger Leute zu Manuel und ſagte dem Betreffenden ſehr von oben herab: „Der Caballero hat dich nicht erkannt, er hat entweder geglaubt, mich zu berühren, oder iſt einfach ungeſchickt geweſen, — was zieht Ihr vor, Don Ramiro?“

„Ich ziehe das vor, was Ihr nicht gerne zu ziehen pflegt,“ war die höhniſche Antwort des jungen Mannes, welcher ſich indeſſen abwandte und raſch entfernte, doch nicht raſch genug, um nicht noch Alvaro's Worte zu vernehmen, der ihm nachrief: „Bei Gottes Wunden, Ihr wißt ganz genau, daß hier innerhalb des Burgfriedens den Punnal auch nur in der Scheide zu lockern gerade ſo viel heißt, als ſeinen Kopf in das Halseiſen ſtecken, deßhalb geduldet Euch bis ſpäter, Don Ramiro!“

Dann ertönte drinnen im Theatergebäude die Glocke, den Anfang des Ballets verkündigend, und es war eigenthümlich zu ſehen, wie ſämmtliche Thüren die ſich herbei drängenden Zuſchauermaſſen wahrhaft einzuſchlürfen ſchienen. Auch Manuel wurde mit fortgeſchwemmt, dann aber jenſeits der Thüre durch eine Hand feſtgehalten, die leicht an ſeinem Mantel zupfte und ihn alsdann in eine dunkle Ecke winkte an welcher der Strom des Publikums achtlos vorüberzog.

Es war Eſteban, der den jungen Mann aufgehalten hatte. „Sie iſt im Hauſe und wenn Ihr die Gnade haben wollt, im Zwiſchenakt hieher zu kommen, ſo kann ich Euch Mehreres und Intereſſanteres über ſie mittheilen.“

„Und warum nicht jetzt gleich?“ fragte Don Manuel begierig.

„Weil ich drunten im Kaffeehauſe einen Gevatter traf der die Familie zufällig kennt und deſſen Mund ich durch eine Taſſe Chokolade und Cigarretten gerade geöffnet hatte als Ihr vorbei kamet.“

„Gut denn — im Zwiſchenakt — ſuche indeſſen deinen Gevatter auszupreſſen.“

Im Nu war der große Saal des Theaters Prinzipal vollſtändig mit einer compakten Zuſchauermaſſe gefüllt, die um ſo aufmerkſamer und empfänglicher war, als heute ein Liebling des Publikums, die berühmte Tänzerin Minuten zum letzten Male vor der Saiſon auftrat. Dazu hatte ſie ein Ballet gewählt, deſſen Sujet, eine kleine Schmuggler und Räubergeſchichte, in der Sierra Morena ihren anfänglichen Schauplatz hatte, um ſchließlich, nachdem „ſie“ den Geliebten aus dem Kerker befreit, auf dem beſonders für einen Spanier entzückendſten Platz der Erde, der Bivarrambla von Sevilla, zur allgemeinen Zufriedenheit zu ſchließen.

Tänzer und Tänzerinnen ſchienen heute Abend, beſonders bei dem gluthvollen, faſt wilden Schlußtanz keine Vorſtellung zu geben, ſondern einzig und allein zu ihrem Vergnügen umher zu wirbeln. Vielleicht ſechszehn Paare bildeten den Chor, ſchön gewachſene junge Leute, vortrefflich angezogen, und reizende Mädchen, gewiß keine über achtzehn Jahre alt — prächtige Geſtalten! Und welche Köpfe, welche Haare, Augen und Zähne! Lauter Pepita's! nur daß die letzte dieſer Chortänzerinnen wohl beſſer zu tanzen verſtand, als die ſchöne Sennora de Oliva. Etwas Unvergleichliches liegt in der Art, wie dieſe Andaluſierinnen ihre zierlichen Köpfchen zu tragen und zu wenden wiſſen, und unbeſchreiblich iſt dabei ihr Augen- und Fächerſpiel. Die Muſik beginnt und zu gleicher Zeit fallen zweiunddreißig Paar Caſtagnetten ſo haarſcharf im Takte ein, daß man nur einen einzigen knatternden und dröhnenden Schlag hört.

Jedes Paar athmet Luſt und Freude, die Augen blitzen, die Wangen glühen und zwiſchen den geöffneten friſchen Lippen hervor ſchimmern die herrlichſten Zähne; dazu glänzen die bunten Farben der Koſtüme in Sammet, Atlas und Seide, bedeckt mit Gold- und Silberſtickereien, wahrhaft blendend durcheinander und obgleich die Muſik immer toller wird, ſcheint der Takt doch noch zu langſam zu ſein für die beſtändig vorwärts ſtrebenden Bewegungen der wilden und ausgelaſſenen Tänzerinnen. Jetzt ſchwingen ſie ſich in unbeſchreiblichen Gruppen durcheinander, jetzt öffnen ſie einen Platz zwiſchen ſich, und während ſie einige Sekunden ausruhen, erſcheint auch Sennora Minutena wieder, diesmal an der Hand ihres glücklichen Contrebandiſten, der aber beſcheiden im Hintergrund bleibt, während das Publikum ſeinen Liebling wiederholt mit wüthendem Beifallsklatſchen empfängt. Sennora Minutena iſt von einer wahrhaft klaſſiſchen Schönheit und trotz ihrer großen Kunſt noch ein ganz junges Mädchen, vielleicht noch nicht achtzehn Jahre alt. Aber wie ruhig ſteht ſie da bei dem Beifallsſturm, der ſie begrüßt! Sie wiegt ihr Köpfchen hin und her, ſie umfaßt ihre ſchlanke Taille mit den Händen, biegt ſich rechts und links durch, die Muſik beginnt wieder und ſie kommt nun langſam vorgeſchritten, ſcheinbar ohne alle Prätention, aber mit raffinirter Koketterie. Bei jedem Schritte, den ſie macht, hebt ſie ihren Fuß wagrecht in die Höhe und lächelt dabei ganz unbefangen. So ſchreitet ſie vor bis zu den Lampen, und als nun ein neuer Spektakel losbricht, bleibt ſie ruhig ſtehen und läßt die großen glänzenden Augen wie verwundert durch das Haus laufen. Das dauert aber nur eine Sekunde, dann ſenkt ſie neckiſch ihren Kopf, als wollte ſie ſagen: Ah! Ihr habt mich doch nur zum Beſten! wendet ſich um und flieht nach dem Hintergrunde zurück, gefolgt van Blumenſträußen und Kränzen, und dem allgemeinen Rufe, noch einmal vor zu kommen. Das thut ſie denn auch lachend wie vorher, und als ſie wieder vorn ſteht und abermals in das Haus ſchaut, hebt ſie leicht ihr Röckchen auf, einen Schoß bildend, der auch in der nächſten Sekunde mit Blumen angefüllt iſt. Jetzt endlich beginnt ſie ihren berühmteſten Tanz, die Madrilenna. Unſere freundlichen Leſer und Leſerinnen kennen den Inhalt dieſes ſpaniſchen Nationaltanzes, welcher darin beſteht, daß die Tänzerin eine ſcheinbar in ihre Kleider geſchlüpfte Weſpe aus denſelben verjagen will. Signora Minutena übertraf ſich in dieſem Tanze ſelbſt. Mit unnachahmlicher Grazie und Koketterie hob ſie das leichte Tanzröckchen, mit entzückender Naivetät erſchrak ſie über die in ihre Unterkleider geſchlüpfte Weſpe, und als ſie dieſelbe endlich herausgeſchüttelt und mit der Spitze des kleinen Fußes zu zertreten ſchien, kannte der Jubel der entzückten Zuſchauer keine Grenzen mehr.

Es wäre unmöglich, den wilden Enthuſiasmus des Publikums auch nur annähernd zu ſchildern — dieſe dröhnenden Salven des Beifalls, dieſes Händeklatſchen, Stampfen mit den Füßen, das donnernde Anſchlagen an Bänken und Barrièren, dazwiſchen die ſeltſam klingenden, die höchſte Anerkennung bezeugenden, ſtatt unſeres Bravo's oder des italieniſchen bene laut hinausgeſchleuderten Worte: „Ole Salero!

— Ah Minutena! — Salero del alma! — Salzfaß meiner Seele! — es muy salada! — wie ſie geſalzen iſt! —“

Don Manuel hatte ſich zu einem guten Platz durchgekämpft und ſtand im Parterre an eine Säule gelehnt, von wo er ziemlich das ganze Haus überſehen konnte, und ſuchte nun auf die durch Eſteban erhaltene Nachricht, die ſchöne Valenzianerin ſei im Hauſe, unbekümmert um Bühne, Ballet und Tänzerinnen mit ſeinen ſcharfen Augen ruhelos nach derſelben umher.

Endlich hatte er ſie gefunden in einer der Logen des zweiten Ranges. Sie ſaß faſt verdeckt durch die Draperie; er erkannte ihr edles Geſicht, ihr ſchönes glänzendes Auge, das kalt und gleichgiltig auf der Bühne ruhte, entdeckte auch ihren freundlichen älteren Begleiter, während er nach dem jüngeren, ſchwarz gekleideten, mit der Kürbisnaſe, zu ſeinem großen Vergnügen vergeblich ſpähte. Doch ſah er dafür einen Anderen recht vertraulich hinter ihrem Sitze lehnen, der ihm durch ſein Bemühen, ihr zuweilen angelegentlich etwas zuzuflüſtern, einen unbehaglichen Eindruck machte. Es war das ein junger und hübſcher Manolo mit keckem Blick und auffallend ungenirtem Benehmen. Die vertrauliche Art, wie derſelbe zum Beiſpiel den Fächer aus der Hand des ſchönen jungen Mädchens nahm oder ihre Mantilla etwas bei Seite ſchob, trieb Don Manuel die Gluth der Entrüſtung in's Geſicht; aber mit Entzücken ſah er auch, wie ſie über dieſe Freiheiten durchaus nicht lächelte, ſondern wie ihr Auge noch ernſter, faſt düſter blickte.

Im Zwiſchenakt begab ſich Manuel an den Eingang des Hauſes, wo er Eſteban in der gleichen Ecke ſchon ſeiner wartend traf.

„Gute Nachrichten, Sennor Marqueſe!“ flüſterte er ihm entgegen, „vortreffliche Nachrichten!“

„Das ſoll mich freuen, wenn dein Gevatter ein glaubwürdiger Mann iſt.“

„Wie der heilige Hieronimus ſelber — die Familie iſt aus Valenzia, nicht reich, aber begütert, und der alte Herr, der Eurem Navaja-Werfen zuſah, iſt der Vater des jungen Mädchens.“

„Das hätte ich mir allenfalls, auch ohne deinen Gevatter zu bemühen, denken können; weißt du ihren Namen?"

„Sachte, Caballero, ſachte, es muß Eins aus dem Andern kommen, wie bei einer guten Romanze, — die Familie iſt aus Valenzia und hierher gekommen —"

„Mit einem Manolo, der mich genirt, der an ihrer Seite ſitzt und ſich Freiheiten herausnimmt, daß einem das Blut ſiedend heiß in die Stirne ſteigt."

Eſteban nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Wer iſt dieſer Stierfreſſer?"

„Das," erwiderte Eſteban, ſich ſchüchtern verneigend, „iſt allerdings der Bräutigam der jungen Dame."

„Und das nennſt du gute Nachrichten?" brauſte Don Manuel auf, — „bei den ſieben Infanten von Lara, ich glaube, du haſt mich zum Beſten!"

„Daß es der Bräutigam iſt, kann ich nicht leugnen; doch iſt es eben ſo ſicher, daß ſie ihn nicht liebt und daß dieſes Verhältniß nur ſo zuſammengebracht iſt, wie man Oel und Waſſer zuſammenbringt, ohne eine genügende Verbindung herzuſtellen."

„A—ah!" ließ ſich Don Manuel in einem etwas erleichterten Tone vernehmen, denn was Eſteban geſagt, ſtimmte mit ſeinen Wahrnehmungen und mit ihrem kalten, gleichgiltigen Blicke überein, — „doch weiter!"

„Die Familie iſt alſo im Begriff, wahrſcheinlich morgen Abend ſchon auf den Montſerrat zu gehen, um dort das Kloſter zu beſuchen, deſſen würdiger und frommer Prior der Oheim der jungen Dame iſt."

„Nun, wenn dein Gevatter, was dies verwandtſchaftliche Verhältniß anbelangt, nicht gelogen hat," rief Don Manuel erfreut, „ſo kannſt du ihm dieſe Dublone geben; denn wenn ich auch weiß, was ich von der Würde und Frömmigkeit des Priors halten darf, ſo iſt er dagegen aus dem uralten kaſtilianiſchen Hauſe der Aguilar, die ſelbſt dem der Villamur kaum den Vorrang laſſen, — ſo wäre alſo der alte Caballero, der uns beim Navajaſpiel zuſchaute, ein Bruder des Priors; das iſt allerdings eine vortreffliche Nachricht, — und was weißt du ſonſt noch?"

„Gerade jener Brautſchaft gilt der Beſuch auf dem Montſerrat und ſoll der Prior nicht nur mit etwelchen von ſeinen Dublonen herausrücken, ſondern auch dem jungen Mädchen begreiflich machen, daß es gerade keiner ſo glühenden Liebe bedarf, um in der Ehe glücklich zu werden.“

„Und wann, ſagteſt du, werden ſie nach dem Montſerrat gehen?“

„Wahrſcheinlich morgen Abend mit dem Correo, der von Fonda del Oriente aus nach Eſparraguera fährt.“

„Gut, ich danke dir für dieſe Nachrichten und will mir gleich morgen früh die Gelegenheit in der Fonda del Oriente anſchauen, — doch ſage, wer iſt die Kürbisnaſe, die ſich wie eine Schmeißfliege bei den Frauen breit machte?“

„Es iſt das ein geiſtlicher Herr, ein Kaplan des Cura ihres Stadtviertels in Valenzia, Beichtvater, Seelſorger, Vertrauensperſon und Rathgeber auch in weltlichen Dingen; diesmal iſt er auf Seiten des Bräutigams, um der widerſtrebenden Braut die Süßigkeiten der Ehe begreiflich zu machen.“

„Von denen wohl gerade der ſo viel weiß, wie der Blinde von der Farbe — hoffentlich! — auch erſcheint mir die ſchöne edle Stirne des jungen Mädchens, der ſeelenvolle Blick ihrer glänzenden Augen, der entſchloſſene Zug um den feinen Mund gar nicht ſo, als ob ſie großes Gewicht auf die Predigt des Schwarzen legen würde. — So wollen wir denn vor Allem in dieſer Angelegenheit ein bischen unſerem Glücke vertrauen!“

Die Glocke drinnen ertönte auf's Neue und Don Manuel nahm ſeinen Platz neben Alvaro wieder ein, der ſich durch eine kecke, etwas rückſichtsloſe Schwenkung einen andern an ſeiner Seite erobert hatte.

Das Ballet nahm indeſſen ſeinen Verlauf, wie wir ihn ſchon oben andeuteten, und als Sennora Minutena am Schluſſe nochmals vorſchritt, wurde ſie auf's Neue von einem förmlichen Blumenregen überſchüttet; auch viele der Damen zögerten nicht, ihre Bouquets herabzuwerfen, und vielleicht wären Bandſchleifen, Fächer, Armbänder, ja kurz, was ſie loſe an ſich trugen, wie das zuweilen bei den glänzenden

Stiergefechten geſchieht, ebenfalls hinabgeworfen worden, wenn eine Dame damit den Anfang gemacht hätte.

Auch die ſchöne Valenzianerin, von der Don Manuel kaum einen Blick abwandte, erſchien jetzt ſichtbar erregt und dadurch noch unbeſchreiblich verſchönert. Ihre Augen leuchteten, die feine Lippe, leicht emporgezogen, ließ die blendend weißen Zähne ſehen, ihr Buſen hob ſich, während ſie heftig applaudirte, dann nahm ſie gleichfalls ihr Blumenbouquet, um es zu den Füßen der Tänzerin niederzuwerfen. Doch hatte ſie die Entfernung des ihr fremden Hauſes nicht gehörig berechnen können, und ſtatt die Bühne zu erreichen, flatterte der Strauß gerade an der Säule hinab, wo Don Manuel ſtand, der, dies mit Entzücken ſehend, ihn gewandt auffing, dann aber, ſtatt ihn weiter zu befördern, aufblickend an ſeine Lippen und an ſeine Bruſt drückte.

Es war das übrigens etwas ſo Gewöhnliches und häufig Vorkommendes, daß Niemand weiter darauf Acht zu geben ſchien, als eben jener Manolo in ihrer Loge, der, den Arm auf die Brüſtung ſtützend, mit einem Blicke herabſchaute, als meſſe er nur den Zwiſchenraum, um zu überlegen, ob der Frevler da unten wohl mit einem guten Sprunge zu erreichen ſei, welche Abſicht aber begreiflicherweiſe nicht zur Ausführung kam.

Auch das junge Mädchen hatte bemerkt, was der Majo gethan, und ſind wir nicht ſicher, ob ſie ihn als denſelben von der Muralla del Mar erkannte, der ihr ſeine Augen häufig genug zugewandt, oder ob die glühende Röthe, welche ſich plötzlich über ihr Geſicht ergoß, nur der Ausdruck tiefſter Entrüſtung war.

Dann ſank der große Vorhang, ohne die lärmenden Kundgebungen des entzückten Publikums zu beendigen, vielmehr tobte es noch eine Zeit lang fort, Sennora Minutena mußte ſich noch ein paar Mal zeigen, und erſt als die Lichter im Hauſe ſich bedenklich zu verkleinern anfingen, — das beſte Mittel in ſolchen Fällen, — verlor ſich die lärmende Menge.

Alvaro hatte ſeinen Arm unter den ſeines Freundes geſchoben, beide ſtiegen in langſamen Schritten die Treppe hinab und ſchienen ſich abſichtlich nicht zu beeilen. Unten vor dem Hauſe angekommen, drehte Don Manuel ein paar Cigarretten, während Alvaro einen Vorübergehenden um Feuer erſuchte und dann daſſelbe ſeinem Freunde mittheilend ſagte: „Es ſcheint mir ein bewegter Abend werden zu wollen, ich habe deßhalb Hieronimo und ein paar andere Freunde gebeten, ſehe die braven Jungen auch dort bei der Laterne auf uns warten.“

„Glaubſt du etwa,“ gab ihm Don Manuel in unbeſorgtem Tone zur Antwort, „ich würde mit jenem valenzianiſchen Stier nicht allein fertig, wenn er es je wagt, mich anzupacken?“

„Daß er es wagen wird, darauf kannſt du dich verlaſſen; doch hatte ich auch das Glück, des edlen Don Ramiro Geſicht betrachten zu können, als du dir jene Blumen zueigneteſt, die doch für die Dame ſeines Herzens beſtimmt waren. Er wird das als Raub, als eine große Beleidigung gegen ſich ſelbſt aufgenommen haben, ſo wenigſtens ſchienen ſeine Augen ſagen zu wollen und die drohend emporgezogenen Spitzen ſeines Schnurrbarts.“

„Pah! ich werde ihn kurz abſchütteln und mir das Vergnügen eines Zuſammentreffens für ein andermal ausbitten.“

„Das wirſt du nicht thun, Manuelito,“ entgegnete der Andere, „ſondern ihn mir überlaſſen, der ich eine ältere Rechnung mit ihm abzumachen habe. — Da iſt er ſchon, — Don Ramiro nämlich,“ fuhr er mit lauter Stimme fort, welche einen recht herausfordernden Klang annahm, als er hinzuſetzte: „Hoffentlich wird ſich Don Ramiro nicht wieder ſo raſch verziehen, wie vorhin, als er vom Ziehen ſprach, ohne zu ziehen. — Ich grüße Euch, Caballero, mit der Höflichkeit, die man ſelbſt einem unangenehmen Feinde ſchuldig iſt.“ Mit einer raſchen Schwenkung wandte er ſich alsdann gegen zwei junge Leute, die ziemlich nahe an ihn und Don Manuel herantraten.

Doch ſagte Don Ramiro: „Wenn ich auch zu jeder Zeit bereit ſein werde, ſo habe ich doch jetzt zunächſt mit dieſem Caballero zu reden und ihn um eine Erklärung zu bitten, wie er es mit dem Anſtande eines Edelmanns, der er doch zu ſein ſcheint, vereinbaren konnte, ſich einen Gegenſtand anzueignen, der offenbar nicht für ſolche Hände, wie die ſeinigen, beſtimmt war?“

„Was Niemand beſſer als ich bezeugen kann,“ ſagte ein junger Mann in der Manolotracht, indem er ſich ziemlich derb zwiſchen die Streitenden drängte, „und ehe Ihr, Caballero, das Recht habt, dieſen Herrn zu züchtigen, weil er fremdes Eigenthum unterſchlagen, kann ich verlangen, daß er zuerſt mir Rede ſteht über die Beleidigung, die er einer Dame, die ich liebe, zugefügt, indem er ſich unterſtand, Blumen, die wahrhaftig nicht für ihn beſtimmt waren, an ſich zu reißen und zu behalten.“

Don Manuel lachte heiter auf, ehe er zur Antwort gab: „Ihr bezeugt mir zu viel Ehre, Caballeros, und bin ich wirklich in Verlegenheit, wem ich das Recht, ſtärker beleidigt worden zu ſein, zugeſtehen ſoll. Jedenfalls aber werdet Ihr einſehen, Don Ramiro,“ ſetzte er mit einer eleganten Verbeugung gegen dieſen hinzu, „daß dem Fremden um ſo mehr der Vorrang gebührt, als wir ja die angenehme Gelegenheit haben, uns jeden Tag treffen zu können.“

„Auch wird Don Ramiro zugeben,“ ſagte Alvaro vortretend, „daß er vorhin, als er davonzog, ohne gezogen zu haben, eine Verpflichtung gegen mich übernahm, die ihn veranlaſſen muß, mich für heute Abend vorzuziehen.“

„Laßt es genug ſein mit Eurem Wortgeklingel,“ rief Don Ramiro ungeduldig, „ich bin zu Euren Dienſten. Geht voraus oder folgt uns nach, auf dem Platze bei der Kathedrale iſt Raum für uns Alle, und wenn es San Yago belieben ſollte, mich zu beſchützen,“ wandte er ſich gegen Don Manuel, „ſo bin ich auch heute noch zu Eurer Verfügung.“

Wenn auch die alte Kathedrale von Barcelona und der geräumige Platz um ſie her in jenen Zeiten nicht mehr das Aſylrecht beſaß, um Schuldigen, welche gegen die beſtehenden Geſetze gehandelt, eine Freiſtätte zu gewähren, ſo war doch von jenen Traditionen älterer Zeiten noch ſo viel an dieſer Stelle haften geblieben, daß weder die Alguazils noch die Serenos, ſo hießen die Nachtwächter von ihrem nächtlichen Rufe: Sereno, klarer Himmel, — ſich beſonders darum bekümmerten, wenn ſich die Caballeros auf dem einſamen, ſtillen Domplatze ein kleines, nicht immer gerade unſchuldiges Vergnügen machten, indem ſie mit Meſſern und Punnals, zuweilen auch mit dem Stoßdegen auf einander losgingen. Kam dabei einmal eine ſchwere, lebensgefährliche Verletzung vor, ſo wurden allerdings die beſtehenden Vorſchriften gegen das Duell auf's Neue eingeſchärft, um aber ſelbſt dann nicht gehalten zu werden. Bot doch auch der Platz hier eine gar zu bequeme Gelegenheit für dieſe Raufhändel, beſonders wenn der Mondſchein wie heute blendend auf den weißen Steinplatten am Boden lag. Verkehr gab es hier wenig oder gar keinen: alle die alten Häuſer, meiſt von höherer und niederer Geiſtlichkeit bewohnt, wurden bei eintretender Dunkelheit feſt verſchloſſen und wenn wieder einmal das Klirren von Eiſen auf Eiſen erklang, ſo konnte man ſicher ſein, an keinem Hauſe auch nur die Spur eines Lichtſcheines zu ſehen, mit Ausnahme zweier rother Laternen an zwei entgegengeſetzten Punkten des Domplatzes, wo betriebſame Bartſcheerer und Wundärzte wohnten, die bei den oben erwähnten Veranlaſſungen ihre Hausthüren aufriegelten, um raſcher bei der Hand zu ſein.

Mit Don Manuel, Alvaro und ihren Gegnern war auch ein Trupp junger Leute gezogen, um dem Gebrauche nach als Sekundanten, Unparteiiſche und Zuſchauer zu dienen, ſowie als Beobachter für die angrenzenden Straßen; und es dauerte nicht lange, ſo hatte man ſich diesſeits und jenſeits der Kathedrale aufgeſtellt und die Punnals zur Hand genommen, wobei es ſich herausſtellte, daß der des Valenzianers um vielleicht zwei Zoll länger war, als die Klinge Don Manuels. Doch machte letzterer dagegen keine Einwendungen, wozu er wohl berechtigt geweſen wäre, denn er ſah ſogleich an der Art, wie jener ſeine Manta um den linken Arm wickelte, den Dolch zog und darreichte, daß er es mit keiner fertigen und feinen Fauſt zu thun hatte. Indeß war der Valenzianer hoch und kräftig gewachſen, zeigte energiſche Bewegungen und einen unangenehmen, faſt tückiſchen Zug um den Mund, als er jetzt, in vorgebeugter beinahe kauernder Stellung den linken, mit dem Ende des Mantels umwickelten Arm zum Schutze weit vorſtreckend, in der Rechten das lange Meſſer mit zwei Finger breiter, allmählig nadelſpitz zulaufender Klinge zum Stoß von unten nach oben ausholend, langſam ſeinen Gegner umſchlich, während ſich Manuel mit weit ruhigeren Bewegungen kaum merklich drehte.

Er hatte ſo ſchnell und ſicher die Schwäche ſeines Gegners entdeckt, daß er, da es ihm durchaus nicht darum zu thun war, denſelben lebensgefährlich oder auch nur ſchwer zu verwunden, ruhig in der Vertheidigung bleiben konnte, um den Andern bei einer ungeſchickten Wendung anrennen zu laſſen. Da aber auch der Valenzianer ſah, welchen Gegner er vor ſich hatte, ſo nahm er ſich wohl in Acht, ihm nahe zu kommen, weßhalb Don Manuel zu einer Liſt ſeine Zuflucht nahm, ſeinen Mantel wie abſichtslos herabgleiten ließ und ſich, denſelben aufraffend, ſcheinbar eine Blöße gab, die der Andere zu einem furchtbaren Stoße benützte, wobei ſeine Klinge allerdings den Aermel des Gegners von oben bis unten aufſchlitzte, ſein rechter Arm aber durch die Gewalt, mit der er vorſtürzte, von Don Manuels vorgehaltenem Punnal ſchwer durchbohrt wurde. Der Valenzianer ließ ſeine Waffe zu Boden fallen, ſo daß dem Kampfe ſogleich ein Ende gemacht wurde, beſonders da Don Manuel alsbald gewandt ſeinen Fuß auf die am Boden liegende Waffe ſtellte und dabei ſeinen eigenen Punnal mit einer Verbeugung gegen den verblüfften Gegner ſenkte.

Er konnte ſich indeſſen dabei nicht enthalten, lächelnd zu demſelben zu ſagen: „Wir wollen beide der heiligen Jungfrau von Monſerrat eine dicke Kerze dafür weihen, Caballero, daß Euer gut gemeinter Stoß von vorhin ſein Ziel verfehlt hat, und werdet Ihr im Uebrigen zufrieden ſein und meine Hand zur Verſöhnung annehmen.“

Der alte Sennor, den Don Manuel bis jetzt nicht geſehen, trat nun raſch vor und da Jener einen Augenblick zögerte, die Hand zur Verſöhnung zu erheben, ſo faßte er mit beiden Händen die Rechte Don Manuels und ſagte, dieſelbe kräftig ſchüttelnd: „So viel verſtehe ich auch noch von dieſen Dingen da, daß Don Antonio," — damit zeigte er auf den Verwundeten, — „wohl Urſache hätte, eine mannesdicke Kerze, weniger der heiligen Jungfrau von Montſerrat als Eurer Großmuth zu opfern! — Aber nun erlaubt, daß ich mich nach einem Wundarzte umſehe, denn der Aderlaß iſt trotz alledem ein wenig kräftig geweſen."

Ein paar der jungen Leute erboten ſich ſogleich, Don Antonio nach dem ganz nahe liegenden Hauſe des Wundarztes zu geleiten, was der alte Sennor mit großem Danke annahm.

Auch drüben ſchien die Begegnung zwiſchen Don Ramiro und Alvaro nicht in allzuernſter Weiſe erledigt worden zu ſein, denn letzterer kam jetzt, um ſich dem Freunde zur Verfügung zu ſtellen, indem er lachend ſagte: „Don Ramiro läßt ſich für heute Abend bei Euch entſchuldigen und hat es vorgezogen, ohne Weiteres nach Hauſe zurückzukehren; ich habe ihm ein wenig die Haut zerfetzt, doch nur eben ſo viel, daß er vor ſeiner Geliebten mit Ehren beſtehen und ſich ein bischen bedauern laſſen kann. — Wenn es dir aber recht iſt, ſo verabſchieden wir uns mit beſtem Dank für gute Begleitung von dieſen Cavalieren und ſchlendern ruhig nach Hauſe, denn es war mir vorhin gerade ſo, als hätte ich ein ahnungsvolles Pfeifen der benachbarten Serenos gehört. Jedenfalls ſcheinen ſie aufmerkſam geworden zu ſein und dieſem Stadtviertel ihre unnöthige und läſtige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. — Gute Nacht, Caballeros!" Damit gingen die beiden Freunde Arm in Arm der nicht ferne liegenden Wohnung Don Manuels zu, während ſich die Uebrigen nach allen Richtungen zerſtreuten.

„Hörſt du es wohl?" ſagte Don Alvaro, nachdem ſie eine kurze Straße durchſchritten, plötzlich ſtehen bleibend, „hörſt du, wie die Serenos unruhig ſind?"

Wirklich vernahm man auch den durchdringenden Ton ihrer Pfeifen, mit denen ſie einander Zeichen geben oder zur Hilfe herbeirufen, auf verſchiedenen Seiten ertönen: ja es war ein paar Mal, als vernehme man den klirrenden Ton ihrer langen und ſchweren Chuzo auf dem Pflaſter, ihrer Spieße, an denen ſie eiſerne Ringe locker befeſtigt haben und die ſie gebrauchen, um ſie einem Entfliehenden zwiſchen die Füße zu werfen, denſelben ſo zum Falle zu bringen und damit den größtmöglichſten Lärm zu verbinden.

„Das kann in keinem Zuſammenhange mit unſerer kleinen Begegnung am Domplatze ſtehen,“ meinte Don Manuel, „ſie würden uns vorſichtiger und leiſer eingekreiſt haben, auch kenne ich ganz genau die Art ihres Pfeifens, ſie ſcheinen auf einer Diebsjagd zu ſein.“

Daß übrigens irgend etwas vor ſich ging und ihnen näher und näher kam, daran war kein Zweifel. Dort vor ihnen pfiff es in verſchiedenen Modulationen, dann rechts, dann links, und dann ſahen ſie auch auf der ziemlich langen, vom Monde hell beſchienenen Straße eine Geſtalt im vollen Rennen gegen ſich herankommen, und als dieſelbe nur noch einige Schritte entfernt war, an der Ecke der Gaſſe die verfolgenden Serenos mit dem Rufe: „Ein Dieb — ein Dieb — haltet den Dieb!“ — erſcheinen.

„Da wäre es beinahe Pflicht, der heiligen Hermandad zu helfen,“ meinte Don Alvaro, — „doch ſieht mir der arme Teufel gar nicht wie ein Dieb aus, bei unſerer heiligen Frau von Urgel, wenn das ein Dieb nach den Begriffen der Serenos iſt, ſo bin auch ich einer.“

„Wer iſt's denn?“

„Ein junger Mann von ſo gutem Hauſe, wie wir Beide, ich kenne ihn.“

Jetzt hatte ſie der Flüchtling in ſeinem raſenden Laufe erreicht und ſtutzte einen Augenblick, als er die beiden jungen Leute wie die Gaſſe ſperrend dort ſtehen ſah; doch zuckte es freudig auf in ſeinem bleichen, ſchweißbedeckten Geſichte, als er, Alvaro gleichfalls erkennend, ausrief: „Helft mir, Caballeros, wenn ihr der Gegend hier kundig ſeid!“

„Man verfolgt Euch als einen Dieb, Don Luis!“

„Hol' der Teufel den alten eiferſüchtigen Narren, der mir dies Wort nachrief!“

„Ja ſo, das hätte ich mir denken können,“ gab Alvaro lachend zur Antwort, „doch folgt mir, ich weiß in dieſer Gegend ein paar Gäßchen, deren Ausgang ſelbſt den Serenos unbekannt ſein mag, — verzeiht, Don Manuel, daß ich Euch verlaſſe!“

„Natürlich, ich werde hier ſtehen bleiben, um zu Eurem Vortheile die Herren Serenos ein bischen aufzuhalten.“

Dieſe kamen denn auch in der nächſten Sekunde heran, doch nicht mehr ganz ſo eiligen Laufes, da ſie wahrſcheinlich glaubten, der Verfolgte ſei entſchloſſen, ſich ihnen zu ſtellen; denn Manuel ſtand da, das Mantelende über die linke Schulter geworfen, den rechten Fuß vorgeſetzt, die Hand am Griffe ſeines Punnals und rief ihnen in einem trotzigen Tone entgegen: „Nun, was beliebt denn eigentlich?“

Einen Augenblick ſchienen ſie unſchlüſſig zu ſein, ob ſie es mit dem Richtigen zu thun hatten, doch ſchwand dieſer Zweifel beim Anblick des zerfetzten Aermels, den auch der vermeintliche Dieb bei ſeinem Fluchtverſuche ganz ähnlich davongetragen, weßhalb einer der Serenos mit ſchnarrender Stimme zur Antwort gab: „Stellt Euch, wie Ihr wollt, nur macht keinen Verſuch, uns irre führen zu wollen! Ihr ſeid es, den wir drüben an dem Rebenſpalier erwiſchten, als Ihr gerade das Haus verlaſſen wolltet, und dem der würdige alte Herr nachrief, daß Ihr kein Cortejo wäret, ſondern ein ganz gewöhnlicher Dieb.“

„Gut denn,“ erwiderte Don Manuel lächelnd, „wenn ein alter würdiger Herr ſolche Lügen über mich ausſagt, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß ich mich perſönlich ſtelle, um ihn vom Gegentheil zu überzeugen, — gehen wir alſo! Aber Eines bitte ich mir aus, Sennores, bleibt mir mit Euren Spießen und Laternen vom Leibe, ich bin ein wenig kitzlig und durchaus nicht empfänglich für ſo ehrenvolle Begleitung.“

Dieſe Bedingung ſchien den Serenos bei dem entſchloſſenen Auftreten des jungen Mannes und bei ſeinem langen Punnal einzuleuchten, weßhalb ſie auch ſogleich ein höchſt anſtändiges und möglichſt wenig auffallendes Gefolge bildeten. Zwei gingen voraus, zwei drückten ſich an jeder Seite der Straße längs den Häuſern und zwei folgten in gemeſſener Entfernung.

„Ich bin doch begierig,“ ſprach Manuel zu ſich ſelber, „aus welchem Fenſter ich hinausgeklettert bin und wer der alte würdige Herr iſt, der mich einen Dieb genannt! Schade, wenn er wirklich würdig und alt wäre! — — — Bei den ſieben Infanten von Lara," ſetzte er nach einer längeren Pauſe ſich umſchauend hinzu, „wenn wir um die nächſte rechte Ecke biegen, ſo kommen wir in die Nachbarſchaft eines Hauſes, an dem ich doch nicht gern mit Serenos-Begleitung vorübergeführt ſein möchte."

Indeſſen bogen ſeine Begleiter allerdings nicht nur um die nächſte rechte Straßenecke, ſondern die voraus eilenden beiden Nachtwächter blieben auch gleich darauf vor einem Gitterthore ſtehen, das dem jungen Manne nur allzu bekannt war. Dieſes Gitterthor war geöffnet und in demſelben ſtand der alte Ambroſio, einen langen Stoßdegen in der Hand, während zwei Bediente mit Laternen auf die Straße hinausleuchteten.

„Um aller Barmherzigkeit," rief der alte Haushofmeiſter, „Ihr ſeid es, junger, gnädiger Herr? Ja, nun wird es mir zur entſetzlichen Gewißheit, daß wir es mit keinem Diebe zu thun hatten! Das iſt aber ein noch viel größeres Unglück und ich fürchte, Euren hochwürdigen Herrn Oheim wird der Schlag treffen!"

„Wiederhole das Nöthige aus deiner Rede dieſen braven Leuten," erwiderte Manuel ruhig in den Hof tretend, „und gib ihnen, was dir gut dünkt, damit ſie ruhig ihres Weges gehen."

„Ja, thut das, Sennores," wandte ſich Ambroſio an die Serenos, indem er ihnen an Geld gab, was er in den Taſchen ſeiner Beinkleider bei ſich trug. „Seid für eure Mühe obendrein tauſendmal bedankt, und verlaßt uns, ohne weiteres Aufſehen zu machen, denn ich ſchwöre euch, daß ſich der hochehrwürdige Herr geirrt hat und daß wir es hier mit keinem — ich mag das Wort nicht einmal ausſprechen — zu thun haben!"

„Das ſcheint mir jetzt auch ſo und ich wünſche Euch eine geſegnete Nacht," erwiderte der Anführer der Nachtwächter, das Geld einſteckend, und damit zogen Alle geräuſchlos von dannen, während Ambroſio mit zitternden Händen die Gitterthür ſchloß.

Dann aber legte er dieſe Hände kreuzweiſe auf ſeinen Leib und ſagte kopfnickend in ſehr bekümmertem Tone: „Was aber nun weiter, junger, gnädiger Herr? Wie bringen wir dies Neue, Entſetzlichſte Eurem Herrn Oheim bei, was ſagen wir ſeiner Hochwürden?“

„Stets die Wahrheit, mein guter Ambroſio, wie ich dir ſchon heute Nachmittag ahnungsvoll bemerkte. Thu' mir aber jetzt die Liebe, geh' voraus und melde mich ſo glimpflich als möglich an, — geh' voraus, damit ich Zeit habe, mich einen Augenblick zu ſammeln.“

Der Alte ſtieg mit wankenden Knieen die Treppe hinan und kurze Zeit darauf folgte ihm Don Manuel, doch nur bis zu der Thüre, die in Paquita's Gemach führte. Er brauchte die Thüre nicht zu öffnen, um einzutreten, vielmehr ſtürzte ihm das junge Mädchen ſchon auf der Schwelle weinend und mit gerungenen Händen entgegen, wobei ſie ihm mit bebender Stimme zuflüſterte: „Mein Leben und Alles was ich habe für Euch zum Lohne, Manuelito, weil Ihr ihn gerettet!“

„Um dafür ſelbſt als Dieb oder als dein Cortejo vor den Oheim geführt zu werden!“

„O, er wird das Letztere kaum glauben, und Ihr könnt es ja auch ohne Euer Gewiſſen zu beläſtigen mit einem feierlichen Eide abſchwören; aber wenn er den Andern in ſeine Gewalt bekommen hätte, ſo wäre er und ich verloren geweſen!“

„Und hat er eine Ahnung von einem anderen und wirklichen Cortejo?“

„Nein, nein,“ hauchte ſie eifrig, „weßhalb es auch möglich iſt, Manuelito, daß mich deine Großmuth wenigſtens von dem Argwohn befreit.“

„Um Alles auf mich Unſchuldigen zu laden?“

„Ja, aber in Wahrheit unſchuldig, Manuelito, worauf Ihr ja jeden Eid leiſten könnt!“

„Leider — aber ſage mir nur, wie lange ich oder vielmehr der Andere bei dir geweſen iſt?“

„Eine kleine Stunde, Manuelito.“

„Nun, das iſt gerade lange genug,“ meinte der junge Mann lächelnd, um alsdann in trockenem Tone zu fragen:

„Alſo war ich ſchon im Hinabklettern begriffen, als ich beinahe in die Hände der Serenos fiel?“

„O, es war ein fürchterlicher Augenblick,“ ſchluchzte ſie, mit den Händen in ihr dichtes ſchwarzes Haar fahrend, „gerade als er zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte —“

„Du warſt der Himmel, Paquita.“

„Gerade in dieſem Augenblicke ſchaute Euer Oheim oben zum Fenſter hinaus und ſchrie mit gellender Stimme: Ein Dieb, ein Dieb, haltet den Dieb — — o Manuelito,“ fuhr ſie fort, indem ſie verzweiflungsvoll vor ihm niederſank, „du haſt mein Leben, meine Zukunft in deiner Hand — — rette mich!“

„Nun, ich will das Meinige verſuchen,“ ſagte er, ſie aufhebend, „folge aber meinem Rath, riegle dich ein, öffne unter keiner Bedingung, weder heute Nacht noch morgen, bis man dir nicht vollſtändige Verzeihung verſprochen, rufe durch's Schlüſſelloch, daß du entſchloſſen ſeiſt, den Hungertod zu ſterben.“

Er verließ ſie hierauf mit raſchen Schritten, die er aber trotz alledem ein wenig mäßigte, als er den Korridor betrat, der zu den Gemächern ſeines Oheims führte.

Dort ſtand, ihn erwartend, Ambroſio an der Thür, um dieſelbe langſam zu öffnen und dann mit einem troſtloſen Blicke nach oben hinter ihm wieder zu ſchließen.

Da befand ſich nun Don Manuel in dem hohen, düſteren Gemach, das er ſelten mit angenehmen Gefühlen betreten; denn wenn er hieher geladen wurde, geſchah dies meiſtens nur, um eine wohlverdiente Strafpredigt anhören zu müſſen.

Heute aber erſchien die Sache begreiflicherweiſe ernſter wie je. Don Servando ſaß nicht in ſeinem Lehnſeſſel, über welchem das Wappen der Oſorio y Villamur angebracht war, wie der hochehrwürdige Herr Kanonikus es bei ähnlichen Veranlaſſungen zu halten pflegte, um gleichſam vom Richterſtuhle herab den jungen Verbrecher zu vernehmen, ſondern er eilte mit großen Schritten durch das Gemach, die Hände auf dem Rücken, in der rechten Fauſt einen langen, blitzenden Toledaner Degen.

Da aber Don Servando von kleiner, dicker Geſtalt war, auch ſein an ſich ſchon röthliches, aufgedunſenes Geſicht durch den Reflex ſeines violettſeidenen Gewandes etwas in's Bläuliche ſchillerte, ſo wäre dieſer Anblick doch nicht gerade ernſt und drohend geweſen, wenn nicht eine ſo triftige Veranlaſſung vorgelegen hätte zu einem großen und wohlgerechtfertigten Zorn.

Jetzt blieb Don Servando mit einer raſchen Schwenkung mitten im Zimmer ſtehen, maß den Neffen mit ſeinen Blicken von oben bis unten und öffnete die bebenden Lippen, um aber nur ſprudelnd die unzuſammenhängenden Worte hervorzuſtoßen: „Sennor — Caballero — Ungerathener — mißrathener Sohn — einer würdigen Mutter — dunkler Flecken — im erlauchten Wappenſchilde — der Oſorio y Villamur!“

„Amen!“ erwiderte der junge Mann, als der ehrwürdige Herr einen Augenblick ſchwieg, um Athem zu ſchöpfen. Aber dieſes Amen klang durchaus nicht in demüthigem oder auch nur verſöhnlichem Tone, vielmehr rauh und trotzig, und Don Manuel hielt dabei die Hand auf den Griff ſeines Dolches geſtützt. — Dieſes trotzige Betragen wirkte denn auch wie erſtarrend auf den alten Herrn; er blickte mit offenem Munde den jungen Verbrecher an, jenes „Amen“ in fragendem Tone wiederholend.

„Ja, ‚Amen‘, habe ich geſagt,“ ſprach Don Manuel, worauf er in ruhigem, weniger verletzendem Tone hinzuſetzte: „Ich wollte dadurch in aller ſchicklichen Ehrfurcht und ſchuldigen Achtung nur andeuten, daß weniger und vielleicht auch gewähltere Worte den gleichen Zweck erfüllen würden.“

„So alſo ſieht die ſchuldige Achtung aus!“ kreiſchte Don Servando, ſich auf's Neue in den Zorn hineinhetzend. — „Er hat noch die Stirn — dieſer gänzlich mißrathene, verbrecheriſche Neffe, von mir, der auf's Tödtlichſte beleidigt wurde, gewähltere Worte zu verlangen! — Ha, — Caballero!“ rief er mit tragiſcher Geberde und trat, ſeinen Stoßdegen zückend, einen Schritt näher auf Manuel zu, während er zu gleicher Zeit ſich hinter einen Stuhl mit ſehr hoher Lehne verſchanzte, über welche hinaus er wie über einen Schild oder ein anderes Bollwerk gegen den jungen Mann agirte. — — „Ha, Caballero, ich werde mein Alter und meine Stellung vergeſſen und Euch mit dem Schwerte entgegentreten, wie das einem ſpaniſchen Edelmanne geziemt!“

Statt ſogleich zu antworten, hakte Don Manuel ſeinen Dolch los, um erſt, nachdem er ihn vor ſich auf den Boden niedergelegt, zu ſagen: „Gewähltere Worte allerdings, Don Servando, was doch wohl Der verlangen kann, den man einen Räuber ſchilt, ohne zu wiſſen, ob er geraubt hat.“

„Ich hätte Euch mindeſtens für hochmüthiger gehalten,“ erwiderte der Kanonikus in verächtlichem Tone, „als daß Ihr eine Thatſache zu leugnen verſuchtet, die ſich, San Yago ſei es geklagt, leider vor ſo vielen Augen zugetragen!“

„Welche Thatſache denn? Daß ich mit Paquita ein Stündchen harmlos verplauderte und dann, um dem alten Schwätzer, dem Ambroſio, der Euch Alles vergrößert und verdreht zuträgt, nicht auf der Treppe zu begegnen, das Haus allerdings leichtſinnigerweiſe durch's Fenſter verließ?“

„Mit Paquita harmlos geplaudert!“ rief der Andere mit einem Anflug von Wehmuth, — — „und du haſt die Stirne, das ein harmloſes Geplauder nennen zu wollen? — du — du — du, — der — du — — — —“ Abermals ſchrillte ſeine Stimme, funkelten ſeine kleinen Augen und erhob ſich ſeine Rechte, die lange Toledaner Stoßklinge zückend.

„Halt, Tio Servando!“ rief jetzt der junge Mann furchtlos einen Schritt vortretend, „ehe Ihr in Euren Ausrufungen, Verwünſchungen und Bewegungen weiter fortfahret, ſagt mir einmal mit Ruhe, ob Ihr mir neben allerdings recht vielen leichtſinnigen Handlungen irgend eine gemeine oder ehrloſe vorzuwerfen habt?“

„Und du nennſt das keine ehrloſe Handlung,“ kreiſchte der Kanonikus auf, „ein armes Mädchen und einen alten Oheim auf ſolche Art zu betrügen?“

„Im Gegentheil, Don Servando, wenn das, was ich aus Euren Worten herausleſe, geſchehen wäre, ſo würde ich es allerdings als eine ſehr ehrloſe und gemeine Handlung erklären müſſen, — doch weiß ich wohl,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe ſeufzend fort, „wie ſchwer es ſein wird, Euch zu überzeugen, daß es nur ein harmloſes Geplauder war, das mich bei Paquita zurückhielt. — Haltet Ihr mich für einen Chriſten?" fuhr er ermuthigter fort, als er bemerkte, daß ihn der Kanonikus etwas verblüfft und irre werdend anſchaute. — „Ich hoffe, daß Ihr mich für einen Chriſten haltet und für einen ſpaniſchen Edelmann — gut denn, hier ſtehe ich als Chriſt, als Caballero, als Sohn meines erlauchten Hauſes und ſtrecke meine Rechte gegen das heilige Crucifix aus, dabei beſchwörend, was ich vorhin geſagt und nochmals betheuere, daß Paquita's Ehre nicht einmal durch den Hauch meines Mundes verletzt worden iſt."

Don Servando bewegte die Lippen, als wiederhole er faſt mechaniſch die Worte, die ſoeben ſein Neffe geſprochen, wobei ſeine geſpannten Geſichtszüge an Schärfe verloren und beinahe ihren gewöhnlichen ſchlaffen Ausdruck wieder annahmen. Er ſpähte aus den Augenwinkeln nach dem jungen Manne hinüber und als er dieſen ruhig, ernſt, mit offenem, unbewegtem Auge dort ſtehen ſah, wandte er ſich raſch ab, um alsdann den Degen von ſich werfend ſeinen Spaziergang durch das Gemach wieder aufzunehmen.

Von Zeit zu Zeit aber warf er einen Blick hinüber oder ein Wort, deſſen ſtets milder werdender Ausdruck das Verziehen des Gewitters ankündigte.

„Nach Allem dem aber wirſt du einſehen, —" ſagte er jetzt.

„Daß meines Bleibens hier im Hauſe nicht länger iſt," ergänzte Don Manuel.

„Daß ich mich aber in großer Verlegenheit befinde —"

„Weil meine Mutter nicht wünſcht, daß ich jetzt ſchon nach Madrid zurückkehre."

„Was alſo thun?"

„Ich hatte an unſere einſame Hacienda bei Valenzia gedacht, denn ehrlich geſagt, das wilde Leben in den Straßen Barcelona's fängt an, mir unbequem und langweilig zu werden."

„Dafür ſegne dich unſere liebe Frau von Guadelupe, die beſondere Schutzheilige unſeres erlauchten Hauſes!"

„Doch könnte mein Aufenthalt in der Hacienda nur mit Genehmigung meiner Mutter geſchehen und ſehe ich darin Schwierigkeiten voraus, während Ihr, Tio Servando, mir wohl die Erlaubniß geben dürſt zu einer Wallfahrt auf den Montſerrat, ja zu einem Aufenthalte dort, wenn es mir bei den frommen Männern gefallen ſollte — gewiß Tio — ſeht mich nicht ſo ungläubig an — ich ſpüre etwas in mir von einem Gelüſte nach Bekehrung, gerade ſo, als ſei ich an der Grenze zu einem neuen, beſſeren, den Heiligen wohlgefälligeren Lebenswandel, und dazu ſolltet Ihr mir Eure Beihilfe und Euren Segen nicht verſagen."

„Gewiß nicht, mein Sohn, und nebenbei ſoll aller Aerger, den du mir im Jugendübermuthe angethan, vergeben und vergeſſen ſein," ſagte der Kanonikus mit Salbung, indem er ſeine beiden Hände einen Augenblick erhob, um hierauf in mehr geſchäftlichem Tone beizufügen: „Du willſt alſo auf den Montſerrat?"

„Schon morgen, Tio Servando, wenn es Euch genehm iſt."

„Es wäre ſündhaft, dich einem ſo guten und frommen Vorſatze ungetreu machen zu wollen und will ich in Gottes Namen deiner Mutter gegenüber volle Verantwortung tragen, — aber warum ſchon morgen?"

„Es iſt das, glaube ich, beſſer, Tio Servando, ſchon wegen jenes bedauerlichen Vorfalles."

„Ueber den du mich indeſſen vollſtändig beruhigt haſt, mein Sohn," ſagte der hochehrwürdige Herr, die Rechte Don Manuel's ergreifend und bedeutſam ſchüttelnd, „ich vertraue unbedingt deinem Schwur, wogegen du meine fromme Entrüſtung von vorhin nicht mißverſtehen wirſt, denn die Tugend eines jungen Mädchens iſt wie die Klarheit eines Spiegels, ein Hauch und er erblindet."

„Seid nochmals auf meine Ehre verſichert, Tio Servando, daß es mir auch nicht einmal in den Sinn gekommen iſt, einen ſolchen Hauch zu wagen."

„Gut denn, ich danke dir und zu deiner morgigen Reiſe werde ich dir ein Schreiben an meinen alten Freund, den Prior des Kloſters auf dem Montſerrat, ausfertigen." —

Am andern Morgen brachte Esteban dem jungen Manne die Botſchaft, daß die Reiſe der valenzianiſchen Familie trotz der Verwundung des Bräutigams heute noch vor ſich gehen würde und zwar mit dem Nacht-Eilwagen, den man in Spanien wegen der Hitze vorzuziehen pflegt, ſelbſt auf die Gefahr hin, mit Räubern zuſammenzutreffen, gegen welche ſelbſt die Guardias Civiles, die mit ihren roſtigen Trabucos oder Musketons auf dem Dache des Wagens lagern, nicht viel helfen. Ob der Bräutigam die Reiſe mitmachen könne, ſei noch unbeſtimmt, jedenfalls aber hätten ſie als wohlhabende Leute den Wagen bis Eſparraguera für ſich allein genommen.

Letzteres ſagte der Mozo de Cordel in bedauerndem Tone, worauf Don Manuel indeſſen lächelnd den Kopf aufwarf und ihn mit einer guten Belohnung entließ.

Der Abſchied von Don Servando und der kleinen Paquita, die er im Laufe des Tages allein zu ſehen ſich wohl gehütet hatte, ging in leidlicher Rührung nach dem gemeinſchaftlichen Mittageſſen vor ſich. Der hochwürdige Kanonikus hatte viel und ſalbungsvoll geſprochen von den ſtillen Freuden des Kloſterlebens, dann ſtreckte er ſchließlich ſeine Rechte dem Neffen entgegen und forderte auch das junge Mädchen auf, ein Gleiches zu thun, welches von dieſer Erlaubniß mit ſittſam niedergeſchlagenen Augen Gebrauch machte, ſich aber dabei als freundlicheren Abſchiedsgruß und zugleich als heißen Dank nicht enthalten konnte, ihr feines Füßchen mit einem fühlbaren Druck auf ſeinen Stiefel zu ſetzen.

Dann, nachdem er den alten weinenden Ambroſio herzlich umarmt, nahm er ein kleines Päckchen mit dem Nöthigſten — das Uebrige ſollte am andern Tage nachgeſchickt werden — unter ſeinen dunkeln Mantel und ſchlenderte nach der Rambla, um dort in der Nähe der Fonda del Oriente die Abfahrt des Correo zu erwarten. Dabei brauchte er ſich nicht verſteckt zu halten, im Gegentheil, je offener er ſich zeigte, um ſo mehr entging er dem Verdachte irgend eines Vorhabens. Deßhalb nahm er auch eine ſehr gleichgiltige Miene an, die aber bei dem heftigen Klopfen ſeines Herzens nicht Stich zu halten vermochte, als er jetzt aus einer Nebengaſſe die ſchöne Valenzianerin mit ihren Eltern, ſowie der ſchwarzgekleideten Kürbisnaſe hervorkommen ſah.

Sein erſter Gedanke war, ſich abzuwenden; doch folgte er einem zweiten, kühneren und deßhalb richtigeren, auf ihrem

Wege ſtehen zu bleiben und ſich mit der ausgeſuchteſten, eleganteſten Höflichkeit an den alten Caballero zu wenden, um ſich in geziemenden Ausdrücken nach dem Verwundeten zu erkundigen.

Der Schwarze wand bei dieſer ungehofften Unterbrechung die Daumen beider Finger umeinander, wobei er aufmerkſam den Himmel betrachtete, die Mutter beſchaute den auffallend hübſchen jungen Mann nicht ohne Intereſſe, während ſie, für deren freundliche Blicke — auch nur einen — er Alles gegeben hätte, ſich mit kalter Gleichgiltigkeit ſeitwärts wandte, ihn nur das Profil ihres edlen Geſichtes und ihrer ſchönen Geſtalt ſehen laſſend. — Doch ſchien es ihm dabei, als hebe ſich ihr reizender Buſen ein klein wenig, eine Bewegung, die ihn faſt ſchwindelig gemacht hätte.

Der alte Sennor war indeſſen Caballero genug, um für eine höfliche Frage eine gleiche Antwort zu haben und erwiderte dankend, daß ſich der Verwundete den Umſtänden nach ganz vortrefflich befände, jedoch durch ein kleines Wundfieber abgehalten ſei, heute mit ihnen die Stadt zu verlaſſen.

Darauf grüßte der junge Mann ehrerbietig, und während die Familie ihren Weg nach der Fonda del Oriente fortſetzte, ging er, um allen Argwohn abzuſchneiden, nach der entgegengeſetzten Richtung.

Meiſtens verlaſſen dieſe ſpaniſchen Eilwagen erſt nach eingetretener Dunkelheit die Stadt, ihren Paſſagieren, ſowie der Poſt und dem Mayoral, ſo heißt der Kondukteur, Zeit laſſend, erſteren die bei eintretender Dämmerung ſtattfindende Hauptmahlzeit zu beenden, den andern aber, Briefe, Packete und ſonſtigen Geſchäfte zu beſorgen. Sehr ſelten wird dabei die Stunde der Abfahrt genau eingehalten und auch heute ſtand der Eilwagen ſchon längſt beſpannt im Hof der Fonda, ehe ſich einer der Beamten oder Reiſenden blicken ließ. Der Wagen war ein alter, ſchon lange dienender Kutſchkaſten für ſechs Perſonen, von Außen bunt bemalt, um ihm einiges Anſehen zu geben, und hatte vorn einen unbedeckten Sitz für vier Perſonen, wenn dieſe es nicht verſchmähten, trotz ſehr engen Zuſammenrückens das betreffende linke oder rechte Bein in der Luft ſchweben zu laſſen. Da aber dieſer Platz, außer für den Mayoral und ſeinen Gehilfen, den Zagal, nur für blinde Paſſagiere eingerichtet war, ſo mußten dieſe ſich eben ſo gut als möglich behelfen.

Die Kutſche war mit fünf kräftigen Maulthieren beſpannt, deren Beſchirrung ſehr einfach, die Kopfgeſtelle dagegen reich mit rothen Quaſten und kleinen Glocken verſehen waren, was dem ganzen Zuge jenes heitere, maleriſche Anſehen gab, das wir aus Bildern wohl kennen und wobei wir uns ſehr gut eine Begleitung von Reitern in bunten Mänteln mit fliegenden Federn und langen Stoßdegen denken können.

Eines der Maulthiere ſchien etwas unartiger oder tückiſcher Natur zu ſein, denn trotzdem der Zagal demſelben, um es zu blenden, ſeine Manta um den Kopf gewickelt hatte, war es ſehr unruhig und machte dem Gehilfen des Mayoral viel zu ſchaffen. Dieſer hat überhaupt bei einer ſpaniſchen Eilwagenfahrt den unangenehmſten Poſten, denn während der Mayoral die Zügel der Stangenthiere haltend ruhig und würdevoll auf ſeinem Platze ſitzt, iſt es die Aufgabe ſeines Adjutanten, des Zagal, die vorderen Thiere, die von keinem Zügel gelenkt werden, anzutreiben und in Ordnung zu halten. „He, la Colonela oder la Gitana!“ brüllte er, „willſt du wohl rechts oder links gehen oder fleißiger ſein?“ — Und wenn dieſe Ermahnungen nicht fruchten, ſo hat er die Taſche voll kleiner Steine, die er mit geſchicktem Wurf den Thieren an eine kitzlige Stelle des Körpers wirft und in dem Fall, daß das Maulthier, welches die Spitze führt, Anwandlungen von Eigenſinn zeigt, ſpringt er behende von ſeinem Sitz herab, eilt vorne hin und überraſcht daſſelbe mit ein paar kräftigen Peitſchenſchlägen. Der Zagal iſt in dieſen Dienſtleiſtungen unermüdlich, ſtundenlang ſitzt er nicht eine Minute ruhig auf ſeinem Platz, jetzt ſpringt er auf den Boden, um das ganze Geſpann der Reihe nach mit ſeiner Peitſche zu bedienen; gleich nachher hüpft er wieder auf ſeinen Sitz, und wenn die Hand ruht, iſt dafür ſeine Zunge um ſo thätiger. Bald ſchmeichelt er den Thieren, bald überhäuft er ſie mit den ehrenrührigſten Schimpfworten, und die Maulthiere verſtehen jedes ſeiner Worte, jeden Zungenſchlag; denn wenn ſie in dieſem Augenblick etwas langſam den Berg hinantraben und der Zagal läßt auf einmal durch die Stille der Nacht ſein lauttönendes: Hatia, hatia! erſchallen, ſo ſcheint ſie neuer Lebensmuth zu durchſtrömen, ſie heben Köpfe und Beine, Glocken und Meſſinggeſchirr klingen und raſſeln, in vollem Galopp jagen ſie dahin, ſo daß der morſche, ſeufzende Wagen wie ein Betrunkener in den tiefen Löchern der Straße hin und her wankt und dem armen Paſſagier Hören und Sehen vergeht.

Wir haben ſchon durch Esteban gehört, daß die valenzianiſche Familie das Innere des Wagens ganz für ſich genommen hatte, und da es vier Perſonen waren mit einigen anſehnlichen Gepäcksſtücken, ſo wurde der Raum vollkommen ausgefüllt. Dann ſtieg der Mayoral auf ſeinen Sitz und nahm die Zügel in die Hand, der Zagal riß die Manta vom Kopf des unartigen Maulthiers weg und das ganze Geſpann verließ in vollem Galopp den Hof der Fonda, um auf der Straße links abbiegend ſcharf an der Treppe des Gaſthauſes vorüber zu raſſeln.

Hier wäre der Mayoral, den nicht leicht etwas aus dem Gleichgewicht brachte, faſt erſchrocken, denn von den Stufen herab, die man im zweifelhaften Schein einer Laterne kaum durch die Dunkelheit ſah, flog etwas wie eine menſchliche Geſtalt ſo unſanft gegen den Kondukteur hin, daß dieſer nach einem lauten Carajo in barſchem Ton die Frage that: „He, glaubt Ihr denn, daß es in Barcelona Sitte iſt, den Leuten auf den Leib zu fallen wie ein Sack voll Garbanzos?“

„Das nun gerade nicht, Sennor Correo, obgleich es Verhältniſſe gibt, die eine ſolche Zudringlichkeit entſchuldigen, und da ich mich gerade in ſolchem Verhältniſſe befinde, ſo bitte ich um Verzeihung! Wollet dieſe Doublone für die Erlaubniß nehmen, bis nach Eſparraquera mit Euch fahren zu dürfen!“

„Hm!“ — machte der Mayoral, ſeinen Nachbar aus den Augenwinkeln betrachtend, ſchien aber mit dieſer Muſterung nicht unzufrieden zu ſein, denn er erwiderte in gelinderem Tone:

„Einen Paſſagier hier außen mitzunehmen, dazu habe ich wohl das Recht, Caballero, und auch den guten Willen, wenn Ihr mir bei dem heiligen Antonius zuſchwört, daß ich wegen Euch mit der Thorwache keine Schererei kriege, und daß uns kein Alguazil nachtrabt von wegen eines allzutiefen Meſſerſtiches.“

„Ich ſchwöre Euch nicht nur bei dem heiligen Antonius, ſondern auch bei den ſieben Infanten von Lara, daß ich nicht nöthig habe, die Stadt heimlich oder bei Nacht zu verlaſſen, und wenn ich auch einen Dolchſtoß in letzter Zeit nicht ableugnen will, ſo könnte mir doch der ältere Caballero drinnen im Wagen das Zeugniß geben, daß jener Dolchſtoß im richtigen Zweikampf erfolgte, auch nicht bedeutend genug war, um mich zur Flucht zu veranlaſſen.“

„Ja, wenn Euch der Sennor da drinnen im Wagen kennt, ſo kann mir alles Uebrige gleichgiltig ſein, verſtehe aber doch nicht, warum Ihr nicht lieber drinnen bei der ſchönen Sennora ſeid.“

„Dazu hab' ich meine Gründe, Sennor Correo.“

„Ha, ha, Ihr müßt das am beſten wiſſen! — He, Giralda, he, Gitana und du, la Chriſtiana,“ rief er den Maulthieren zu, „jetzt wollen wir unſere Füße aufheben und ein bischen vorwärts machen.“

Sie hatten ſoeben das Thor paſſirt, der neben herlaufende Zagal bearbeitete die Maulthiere eines nach dem andern mit ſeinem langen Stecken, worauf ſich der Wagen unter Schellengeläute, Peitſchenklang, Geraſſel und Gepolter ziemlich raſch zwiſchen dicken Staubwolken fortbewegte.

Don Manuel, denn dieſer war es, der ſich als blinder Paſſagier angeſchloſſen hatte, drehte Cigarretten auch für den Majoral und Zagal, war luſtig und guter Dinge, plauderte über Dies und Das und hatte für jeden allzu unſanften Stoß des Wagens irgend eine ſcherzhafte Bemerkung, die zuweilen ſogar ein Lächeln auf dem harten wettergebräunten Geſichte des Correo hervorrief. Dieſer lenkte nach ungefähr einer Stunde von der ſchlechten ſteinigen Landſtraße auf einen Wieſengrund ab, wie das in Spanien häufig geſchieht, worauf der Wagen ſanft wie auf Teppichen rollte, ſo daß man nicht einmal mehr den Hufſchlag der Maulthiere hörte, durch keinen Staub mehr beläſtigt ward und über ſich den wunderbar klaren ſüdlichen Nachthimmel hatte mit ſeinen herrlich funkelnden Sternen.

Ja, zuweilen war es ſo ſtill um ſie her, — es ging ziemlich bedeutend aufwärts, — daß man den klagenden Ruf irgend eines Nachtvogels hörte, den ſchrillen Ton der Cikaden und mitunter das Rauſchen eines entgegen ſprudelnden Waſſers.

Manuel hatte ſelten oder nie unter ähnlichen Verhältniſſen eine ſo ſchöne Nacht erlebt, ja es ſtets als ſehr langweilig empfunden, die Sterne oder den Schein des Mondes betrachten zu müſſen, die linde Nachtluft zu ſpüren ohne die gewöhnlichen Beigaben: klingende Gläſer, den Klang der Caſtagnetten und Mandolinen, vor Allem das Leuchten ſchöner heißer Mädchenaugen.

Heute aber fühlte er ſich tief bewegt von Gefühlen, wie er nie ähnliche empfunden; er war von ſeinem Sitz herabgeſprungen und ging neben dem Wagen her, unbekümmert ob er erkannt werde oder nicht; ein wunderbarer poetiſcher Reiz lag für ihn in dem Gedanken, in der ſchönen Nacht lautlos ſo neben dem unbekannten ſchönen Mädchen dahin zu ziehen, wie im Traum. Vermochte er das Ziel ſeiner Wünſche auch nicht zu ſehen, ſo fühlte er doch ihre Nähe und ſo, glaubte er, fühle auch ſie; ſchien es ihm doch, daß ſie einmal langſam ihre im Mondlicht eigenthümlich leuchtenden Augen gegen ihn wandte, während der ſeitwärts ſchlendernde Zagal die Worte ſang:

„Zwei Augen haben mich beſiegt,
Zwei Augen voll Schimmer,
So ſiegt von allen ſterblichen
Ein andres Auge nimmer.“

So etwas iſt bei dem Spanier anſteckend, und als gleich darauf der Wagen hielt, um die Maulthiere einen Augenblick verſchnaufen zu laſſen, vernahm man aus einiger Entfernung Don Manuels ſchöne klare Stimme:

„Was thut's, wenn auch die Lippen
Der Liebe ſchweigen,
Wenn ſtill nur im Auge
Glänzet die Neigung.
Denn in der Liebe
Sind Blicke beredter
Als Worte der Lippe!“

Dann aber war alle Poeſie für jetzt beendigt, der Mayoral lenkte wieder auf die Straße ein, noch eine kurze ſteile Strecke ging es aufwärts, dann längere Zeit ſtoßend, polternd und klirrend abwärts bis zu einem elenden Dorfe, wo — es mochte zwei Uhr in der Nacht ſein — umgeſpannt wurde. Vor dem verfallenen Poſthauſe rauſchte aus einer Röhre hervor ein munterer Waſſerſtrahl, gegen den die Maulthiere ſehnſüchtig ihre Köpfe wandten und welcher auch für die Paſſagiere im Wagen verlockend ſchien, denn der alte Herr hielt ein kleines Glasgefäß mit der Bitte an den Zagal aus dem Schlage, ihm daſſelbe mit friſchem Waſſer zu füllen.

Nun war aber der Zagal beim Umſpannen beſchäftigt, weßhalb nichts natürlicher war, als daß Don Manuel das Gefäß raſch an ſich nahm, um es alsdann mit friſchem Waſſer gefüllt der ſchönen jungen Dame unter einer ehrerbietigen Verbeugung mit den Worten anzubieten: „Verzeiht, Sennora, aber Waſſer und Salz anzunehmen, darf auch einem Unbekannten nicht geweigert werden.“ Dabei wußte er ihr das Gefäß ſo geſchickt hinzuhalten, daß ihre feinen Finger ſeine Hand berühren mußten, was ihm ein unausſprechlich ſüßes Gefühl verurſachte. Als ſie getrunken, wollte ſie das Gefäß ihrer Mutter reichen, doch bat er, vorher daſſelbe wieder friſch füllen zu dürfen und eilte nach der Quelle zurück, wobei er indeſſen ungeſehen von ihr den Reſt des Waſſers trank und ſeine Lippen die Stelle ſuchten, die von ihrem Munde berührt worden war. Dies hatte übrigens der Schwarzgekleidete wohl bemerkt, ſeine Kürbisnaſe ſchien ſich vor Ingrimm beinahe aufzubäumen, und als er ſpäter ebenfalls getränkt werden ſollte, wies er, obgleich lechzend vor Durſt, das Glas mit einer einfachen Handbewegung von ſich. Doch war Manuel nicht in der Stimmung, auch nur im Geringſten darauf zu achten, denn die ſchöne Valenzianerin hatte mit einer angenehmen, ihm zu Herzen dringenden Stimme geſagt: „Vielen Dank, Caballero!“

Dieſe Worte klangen ihm unabläſſig in den Ohren, auch nachdem ſich der Wagen ſtoßend und polternd wieder in Bewegung geſetzt hatte. „Vielen Dank, Caballero,“ wiederholte er träumeriſch vor ſich hin und es war gerade, als wiederholten es die auf Sand und Steinen knirſchenden Räder gleichfalls und als ſängen es die klingenden Glocken der Maulthiere.

So verging die kurze Sommernacht, im Oſten erſchien der Himmel glühendroth angeſtrahlt, und noch ehe ſich die Sonne zeigte, goßen ihre Strahlen über die bisher dunkle ſtahlfarbene Luft einen glänzenden violetten Schimmer, der ſich rings am Horizont zu einem matten, gelben Lichtſtreifen verdichtete. Es war dem jungen Manne zu Muthe, als habe er das Alles zum erſten Male geſehen und er blickte mit einem Ausdruck der Ueberraſchung an den leuchtenden Morgenhimmel empor, auf die braunrothen Berge mit dem einfachen Graugrün der Olivenpflanzungen, auf die wellenförmigen Felder, auf die ganze zerriſſene, zerklüftete und ſteinige Landſchaft, durch welche die Straße breit, ziemlich eben, aber ſchlecht unterhalten, in den eigenſinnigſten Windungen ſich bald rechts und bald links drehend, wie ein heller Streifen über die dunkleren Anhöhen dahin lief. Eingefaßt war dieſer Weg mit prächtigen rieſenhaften Aloëen, von denen manche ihre majeſtätiſchen Blüthenkolben zeigten. Wie ein ſinkender Schleier verlor ſich die Morgendämmerung unmerklich zwiſchen Berg und Thal; Sonnenſtrahlen, goldig flimmernd, ja wie ein ſtäubender tauſendfarbiger Brillantregen anzuſehen, zitterten über die fernen Berge im Oſten herüber, erfüllten die Landſchaft mit goldenem Glanze, ſein Herz aber mit einem nie empfundenen Gefühl von Glück und Wonne. Er hatte auch früher ſchon den Tag herankommen ſehen, hatte dabei rückwärts blickend, wie er eben jetzt that, in ſchöne Augen geblickt, die ihm heißer nachgeſchaut, als jene des jungen Mädchens, welches ruhig an den tiefblauen Himmel empor blickte, aber er hatte dabei nichts von der Seligkeit empfunden, die jetzt jubelnd durch ſein Herz ſtrömte, ſeine Pulſe raſcher ſchlagen machte, ja ihn trieb, den Hut gegen den ſoeben ſichtbar gewordenen Gipfel des Montſerrat zu ſchwingen. Um den wild und phantaſtiſch zerriſſenen breiten Gebirgsſtock zogen die von der Sonne angeſtrahlten Morgennebel dunſtige Schleier, als wollten ſie heute noch geheimnißvoll jene Stelle verdecken, wo ſich der Sage nach die Engelſchaaren niedergelaſſen, um den Grat des Berges zu zerſägen und den ſtaunenden Menſchen das heilige Bild der Mutter Gottes auf einem Throne von maſſivem Silber, der mit Edelſteinen von unerhörtem Werthe geſchmückt war, ſichtbar werden zu laſſen. Es iſt dies daſſelbe Bild oder vielmehr dieſelbe Statue, die man heute noch in der Kirche ſieht, und wenn man aufwärts vom Kloſter in das Gebirge ſteigt, ſo erreicht man nach einer Stunde mühſamen Kletterns jene gewaltigen Felsmaſſen, die man noch heute ſtaunend wie von Rieſenſägen zerſchnitten ſieht, woher auch der Berg — Montſerrat — ſeinen Namen hat.

In Eſparraguera hielt der Eilwagen und mußten die Reiſenden ihren Weg von hier bis nach einem kleinen, am Fuße des Berges gelegenen Neſte, Colbata genannt, in einer ſogenannten Tartane zurücklegen, doch zog Don Manuel ein gutes Reitpferd vor, das ihm der Wirth bis zum Kloſter anbot. Denn ſo entzückend es auch für ihn geweſen wäre, bei der Geliebten in dem engen zweirädrigen Kaſten des Fahrzeuges zu ſitzen, ſo wäre das doch eine Aufdringlichkeit geweſen, auch wenn die Kürbisnaſe nicht ſogleich und ſehr auffallend jene Tartane für ſich und ſeine Geſellſchaft mit Beſchlag belegt hätte. Dagegen konnte er nicht verhindern, daß der außerordentlich hübſche Majo — ein doppeltes Verbrechen in ſeinen Augen — am gleichen Tiſche mit dem ſchönen jungen Mädchen ſeine Morgen-Chokolade erhielt, wobei er mit Ingrimm bemerkte, daß ſie die Schüſſel mit geröſtetem Brod leicht gegen den Unbekannten hingeſchoben, allerdings unter einem gleichgiltigen Blicke, der auch nichts von ſeiner Kälte verlor, als ſie ſehen mußte und ſah, wie über ſein Geſicht plötzlich eine tiefe Röthe flog.

Der alte Sennor hatte ein paar gleichgiltige Worte in wohlwollendem Tone mit ihm gewechſelt, und als Don Manuel dabei von der ſchönen Nacht und dem herrlichen Morgen ſprach, war es ihm nicht entgangen, daß die Mutter des jungen Mädchens nicht unfreundlich beiſtimmend mit dem Kopfe genickt hatte.

Alles das erfüllte ihn mit großer Freude, und nachdem er auf die ehrerbietigſte Art Abſchied genommen, ſchwang er ſich draußen innerlich jubelnd auf ſein Pferd, um dann im kurzen Galopp davon zu reiten. Das eine ſtarke Stunde entfernte Colbata erreichte er begreiflicherweiſe in weit kürzerer Zeit als die langſamere Tartane und war erſtaunt, vor der elenden Poſada reich geſchirrte Maulthiere zu finden, ſowie ein paar bewaffnete Reiter, Fußknechte und einen Bruder aus dem Kloſter des Montſerrats, der ſogleich an ihn mit der in demüthig höflichſtem Tone vorgebrachten Frage herantrat, ob der Caballero in Eſparraguera oder auf dem Wege hierher nicht an Reiſenden vorübergekommen ſei, die deſſelben Weges zögen.

„Wenn die von Euch, ehrwürdiger Bruder, erwarteten Reiſenden,“ gab der junge Mann artig zur Antwort, „ein frommer Geiſtlicher, ſowie ein Herr und eine Dame mit einer ſehr ſchönen und liebenswürdigen Tochter ſind, ſo werdet Ihr dieſelben in weniger als einer halben Stunde hier anlangen ſehen.“

„So habe ich wohl die Ehre, in Euch Don Antonio Mendoza, den Bräutigam jener jungen Dame zu begrüßen?“ erwiderte der Pater mit einer wohlwollenden Kopfneigung, worauf Manuel lachend ſagte: „Leider bin ich nicht ſo glücklich, dieſer, wie mir ſcheint, erwartete Bräutigam zu ſein, muß Euch auch leider mittheilen, daß Don Antonio Mendoza nicht bei jener Geſellſchaft iſt, vielmehr durch einen kleinen Unfall in Barcelona zurückgehalten wurde.“

Mochte nun die heitere Art, mit der der Majo das ſagte oder dieſer ſelbſt dem ehrwürdigen Mönche nicht gefallen, genug, derſelbe trat mit einem kühlen Kopfnicken und einem ſo widerwärtigen Zug in ſeinem nichts weniger als angenehmen Geſichte zurück, daß Don Manuel, ſich aus dem Sattel ſchwingend, dachte: wenn es da droben lauter ſo confiscirte Geſichter gibt, ſo iſt das gerade keine ſehr angenehme Geſellſchaft. Er zog ſein Pferd hinter die Poſada, um ſelbſt ungeſehen ſeine Augen noch einmal an dem Anblick der ſchönen Valenzianerin waiden zu können, und alsdann hinten drein reitend, dieſes Glück auf eine entzückende Art zu verlängern.

Bald erſchien auch die Tartane, die Reiſenden ſtiegen aus und wurden von dem Mönche bewillkommt, wobei Don Manuel hinter der Hausecke zuſchauend in eine eiferſüchtige Entrüſtung gerieth, als er ſah, wie ſich das ſchöne junge Mädchen auf die Hand des frommen Bruders hinabbeugte, um dieſe dem Herkommen gemäß zu küſſen. Dann kamen die Fußknechte mit Maulthieren heran, die Damen wurden in bequeme Stuhlſeſſel gehoben, der alte Herr und der Mönch beſtiegen gleichfalls ihre Thiere und dann ging es, die bewaffneten Reiter voraus, die ſteilen, zerriſſenen Abhänge des Montſerrat in weiten Schlangenwindungen hinan.

Don Manuel folgte bald darauf und überließ es, beſtändig aufwärts blickend, ſeinem Pferde, ſich die geeigneten Pfade auszuſuchen. Er hatte Beſſeres zu ſehen, als die glatten oder zerbröckelten Steine zu beobachten, denn über ihm ſcharf am Rande ſchritt das reich geſchirrte und bunt aufgeputzte Maulthier mit der prächtigen Geſtalt des ſchönen jungen Mädchens.

Daß ſie ſowohl als die Andern ihn bei der Biegung des Weges bemerkt, daran war nicht zu zweifeln. Sie hatte rückwärts geſchaut, vielleicht nur auf das weite Thal an ihrer Seite, wogegen der Mönch und der ſchwarze Geiſtliche mit der Kürbisnaſe lebhaft zuſammen redend ein paar Augenblicke angehalten hatten, und da zu gleicher Zeit das linke Ohr Don Manuel's zu klingen begann, ſo war er feſt überzeugt, daß gerade jetzt dem ehrwürdigen Bruder ein gehöriges Sündenregiſter über ihn mitgetheilt worden war. Doch fühlte er ja in ſeiner Bruſttaſche das gewichtige Schreiben ſeines Oheims und fiel es ihm bei dem glücklichen Leichtſinn ſeiner Jugend nicht einmal ein, daß dieſes Schreiben wohl ein Uriasbrief ſein könnte.

Endlich nach ſtundenlangem Aufwärtsreiten, zuletzt durch eine Felsſchlucht, deren Ränder mit ſtachlichtem Cactus und Aloëen beſetzt waren, wand ſich der ſchmale Weg um eine mächtige Felſenwand und mündete alsdann auf die kleine Ebene, an deren Rande auf einer mehrere tauſend Fuß faſt ſenkrecht in den Llobregat abfallenden Steinwand die mächtigen Kloſtergebäude mit ihrer Kirche in melancholiſcher Einſamkeit lagen. Bis zur Kloſterpforte, wo jetzt mehrere Mönche zur Begrüßung der Reiſenden erſchienen, waren es nur noch wenige hundert Schritte, weßhalb der junge Mann, um nicht zu gleicher Zeit dort anzukommen, von ſeinem Pferde ſtieg und ſich wartend auf den Rand eines in den Felſen gehauenen mächtigen Steinbaſſins ſetzte, das mit klarem Bergwaſſer gefüllt, köſtliche Fiſche für die Kloſterküche enthielt.

Von den Mönchen war Einer, eine große breitſchultrige Geſtalt, langſam vorgeſchritten und hatte, während die anderen ehrerbietig zurückblieben, ſeine beiden Hände erhoben, wie um die ſchöne Valenzianerin, die von der Kürbisnaſe und dem entgegengeſandten Bruder ſorgſam vom Sattel gehoben wurde, zunächſt wenigſtens ſymboliſch in Empfang zu nehmen, worauf dann zum großen Aerger Don Manuel's ein wirklicher warmer und ſehr freundſchaftlicher Empfang ſtattfand, indem der Prior — denn kein geringerer war der große breitſchultrige Ordensbruder — das reizende Mädchen herzlich mit ſeinen Armen umfing und auf die Stirne oder am Ende noch gar, was Don Manuel leider nicht zu unterſcheiden vermochte, auf die friſchen ſüßen Lippen küßte.

Dann verſchwand Alles in der dunklen Kloſterpforte und nur der Mönch, welcher die Reiſenden in Colbata empfangen, blieb dort ſtehen, ſichtlich nach dem zurückgebliebenen Reiter hinſpähend. Dieſem war es nicht unangenehm, wenn auch nur ſcheinbar, erwartet zu werden, weßhalb er ſein Pferd am Zügel hinter ſich drein zog und nach dem Kloſter ging, wo er den Mönch mit einer ehrerbietigen Verbeugung grüßte. Doch zeigte dieſer gar nicht die Miene und Haltung eines freundlichen und zuvorkommenden Wirthes, vielmehr blieb er ſteif und unbeweglich ſtehen, hatte die beiden Hände auf der Bruſt zuſammengelegt und zeigte auf ſeinem mageren und häßlichen Geſichte ein eigenthümliches, aber durchaus nicht wohlwollendes Lächeln.

„Gott zum Gruß, frommer Bruder,“ ſagte der junge Mann, „ich ſpreche die Gaſtfreundſchaft des Kloſters an, um mich an dieſem ſo hochberühmten heiligen Orte umzuſchauen, vor allen Dingen aber um der gebenedeiten Mutter Gottes meine tiefſte Verehrung darbringen zu können.“

„Dieſes tief empfundene Bedürfniß, mein Sohn, wundert mich durchaus nicht,“ gab der Mönch zur Antwort, ohne ſeine Haltung nur im mindeſten zu verändern. „Es fehlt uns deßhalb auch nie an frommen Pilgern und ſind wir jetzt gerade ſo vollſtändig damit verſehen, daß es im Kloſter keinen leeren Winkel mehr gibt, wo wir Euch unterbringen könnten.“ Dies ſagend, nickte er kurz mit einer höhnenden Freundlichkeit und wandte ſich raſch ab, um davon zu gehen. Plötzlich fühlte er ſich aber von der einen Hand des jungen Mannes ziemlich kräftig gehalten, während dieſer mit der andern ſein Wamms losneſtelte und einen Brief hervorzog, den er mit den Worten überreichte: „Wenn der hochwürdigſte Prior dieſes Schreiben geleſen haben wird, ſo wäre es doch möglich, daß ſich im Kloſter noch ein Plätzchen fände für den Neffen des Kanonikus Don Servando di Oſorio y Vilamur. Deßhalb beeilt Euch, wenn ich bitten darf, denn ich bin es nicht gewohnt, wie ein Bettler vor der Thür zu warten.“

Der Mönch eilte davon, nicht ohne einen ſehr böſen Blick zuerſt auf das große Siegel des Schreibens, dann auf den jungen Mann geworfen zu haben, wobei er überlegte, ob es nicht nach all' den ſauberen Geſchichten, die ihm ſein frommer Bruder mit der Kürbisnaſe von dem jungen Manne erzählt, beſſer wäre, das Schreiben in den Kloſterbrunnen fallen und den Fremden unſanft vom Thore wegweiſen zu laſſen.

Don Manuel wartete eine gute Weile und wäre um ſo mehr beinahe ungeduldig geworden, als auch der Burſche, den der Wirth von Eſparraquera nachzuſenden verſprochen hatte, um das Pferd zurück zu bringen, noch immer nicht kam. Doch erſchien dieſer jetzt drüben bei den Fiſchweihern und etwas ſpäter wurde auch die Kloſterpforte geöffnet und Don

Manuel von dem Pförtner nicht ohne Freundlichkeit erſucht, einzutreten. Es war dies überhaupt ein Weſen ganz anderer Art, wohlgenährt mit einem breiten behäbigen Geſichte, heiteren klugen Aeuglein und einem ſo wohlgemuth watſchelnden Gange, daß man ſchon darum allein Zutrauen für ihn hätte empfinden müſſen.

„So gibt es alſo doch noch ein Plätzchen für mich?“ fragte der junge Mann, indem ſie in den weiten Kloſterhof traten, „ich fürchtete ſchon, trotz meines Schreibens abgewieſen zu werden.“

„Ich hätte Euch auch ohne ſolches aufgenommen, wenn Bruder Hyazinth ſeine lange Naſe nicht hineingeſteckt hätte.“

„So, das war Bruder Hyazinth?“ — fragte der junge Mann und ſetzte etwas leiſer hinzu: „Das iſt ein faſt zu wohlriechender Name für ſolch' unangenehme Perſönlichkeit.“

„Uff,“ machte der Bruder Pförtner, indem er mit gefüllten Backen von ſich blies, „er iſt die rechte Hand des hochwürdigen Herrn Priors, ſein Vertrauter und Geheimſchreiber und Ihr müßt gewichtige Briefſchaften übergeben haben, Caballero, daß ich Befehl erhielt, Euch ein gutes Zimmer in der Fremdenherberge anzuweiſen.“

„Das iſt die Herberge, wo alle Fremde, die das Kloſter beſuchen, untergebracht werden?“

„Mit wenig Ausnahmen, die der hochwürdige Herr Prior alsdann neben ſeinen eigenen Gemächern wohnen läßt.“

„Und die Reiſenden, die vor mir ankamen,“ fragte Don Manuel mit einer eiferſüchtigen Regung, „ſind wohl in jenen Gemächern untergebracht?“

„Es ging nicht,“ erwiderte der Bruder Pförtner mit pfiffigen Lächeln — „es ging durchaus nicht, wäre zu ſehr gegen die Clauſur geweſen, ſind deßhalb gleichfalls hier in der Fremdenherberge, wo auch Ihr ein anſtändiges Zimmer haben ſollt.“ Damit ſtieg er ſchwerfällig voran die Treppe hinauf und öffnete in einem langen Gange, den auf der rechten Seite eine ſchwere eiſerne Gitterthür in zwei Hälften trennte, die letzte Thür links, um den jungen Mann in ein kleines Zimmerchen mit getünchten Wänden und einem ſehr beſcheidenen Mobiliar eintreten zu laſſen. Es war nur ein

Fenſter da, vielmehr eine Balkonthür, doch hatte man dort eine entzückend großartige Ausſicht in die zerriſſenen, wild zerklüfteten Felſenmaſſen, über welche aus weiter Ferne die maleriſchen Höhenzüge der Pyrenäen hereinblickten, ebenſo hinab auf die ſenkrechte, mehrere tauſend Fuß hohe Steinwand, an deren Rande auch die Fremdenherberge des Kloſters lag.

Don Manuel war auf den kleinen Balkon hinausgetreten, nicht ohne daß der Bruder Pförtner vorher mit ſeinem Fuße die Feſtigkeit des hölzernen Bodens unterſucht hätte. „Rein aus Gewohnheit,“ ſagte er lächelnd, „denn ich kann mich einmal des Gedankens nicht erwehren, in welche Atome zerſtäubt Jemand, der hier hinab fiele, drunten in dem Llobregat ankommen würde.“

„So, der kleine ſilberne Faden da unten iſt der Llobregat?“

„Ja, und hat ein wildes und ſtarkes Waſſer, das Mühlen und andere Werke treibt. Doch nun behüte Euch der Himmel, und wenn Ihr nicht von dem hochwürdigen Herrn Prior zum Speiſen eingeladen werdet, ſo gebt auf die Glocke des Refektoriums Achtung, damit Ihr nicht hungrig zu Bette gehen müßt.“

„Werden auch die andern Fremden im Refektorium ſein?“

„Unmöglich! Denkt doch an die Clauſur!“

„Richtig, — verzeiht!“

„Sie werden wahrſcheinlich bei der Tafel des hochwürdigen Herrn Priors ſein.“

„Aber dort iſt ja auch Clauſur!“

Der Bruder Pförtner ſchüttelte lächelnd den Kopf, indem er zur Antwort gab: „Das Speiſezimmer ſtößt in den Fremdenbau hinein, befindet ſich alſo außerhalb der Kloſtermauern und ſomit auch außer Clauſur.“

„Und neben dieſem Speiſezimmer wohnen die Fremden, die vor mir ankamen?“

„So iſt es, Caballero, dicht nebenan hinter der eiſernen Gitterthür, die Ihr im Korridor vielleicht geſehen habt, mit dieſem Zimmer übrigens auf dem gleichen Boden.“

Damit ging er davon und ließ Don Manuel allein. Dieſer ging kopfſchüttelnd in dem kleinen Zimmer hin und her und ſagte zu ſich ſelbſt: „Wer weiß, ob es nicht ſehr ungeſchickt von mir geweſen iſt, dem Don Antonio einen Meſſerſtich beizubringen, und ob ich nicht viel lieber wünſchen ſollte, daß er hier wäre, ſelbſt wenn auch er hinter jener Gitterthür ſeine Wohnung hätte. „Bei den ſieben Infanten von Lara, ich ſchaute ebenſowohl rechts, als links in einen hübſchen Grund hinein. Bin nur begierig,“ nahm er nach einer Pauſe ſehr verdrießlichen Nachdenkens ſein Selbſtgeſpräch wieder auf, „ob nicht der Hochwürdigſte aus Höflichkeit für ſeinen Freund, meinen Oheim Kanonikus, mich wenigſtens heute, als zum Empfang, zum Eſſen einladet.“

Doch ſchien dies nicht der Fall zu ſein; und als nach einiger Zeit die Glocke des Refektoriums zu läuten begann, mußte er dieſem Rufe Folge leiſten und kam auf dem Wege zum Speiſeſaal der Mönche an der Kloſterküche vorbei, wo er ſich, nach dem langen Ritt in freier Luft großen Hunger verſpürend, einigermaßen getröſtet fühlte, als gar köſtliche Gerüche von Gebratenem und Gebackenem in ſeine Naſe ſtiegen, und als er bemerkte, wie der Bruder Kellermeiſter ſorgfältig ein paar große Flaſchen gegen das Licht hielt, um zu unterſuchen, ob der goldgelbe Xeres in der Farbe ſeiner kriſtallenen Flüſſigkeit auch nichts zu wünſchen übrig laſſe.

Doch war heute für ihn einmal der Tag grauſamſter Enttäuſchungen; denn als im Refektorium, wo die Mönche ſchon verſammelt waren, nach einem überaus langen Gebete endlich die Zinnſchüſſeln aufgetragen wurden, befand ſich in denſelben nichts als dürre, kaum mit Oel angefeuchtete Garbanzos, ſowie übelriechender Stockfiſch in einer ſaftloſen Zwiebelbrühe, auch war der Wein, mit dem er als Gaſt ausnahmsweiſe bedient wurde, wahrſcheinlich an der Schattenſeite auf der Höhe des ſteinigen Montſerrat gewachſen. Doch hatte er nach beendigtem Eſſen und nachdem er lange und ſehr verdrießlich in dem Kreuzgange des Kloſters umherſpaziert war, wenigſtens die Genugthuung, endlich noch zu dem hochwürdigen Prior beſchieden zu werden.

Trotzdem er deſſen hohe und breite Geſtalt bei ſeiner

Ankunft vor der Kloſterpforte geſehen, hatte er ſich doch von ihm, als dem unumſchränkten und gewaltigen Herrſcher dieſes prächtigen und reichen Kloſters, ein ganz falſches Bild gemacht. Er hatte ſich eine würdige, impoſante Perſönlichkeit vorgeſtellt, mit einem vornehmen Geſichte, vielleicht klugen und ſtrengen Augen, indeß er nun, als er in das ſehr behaglich eingerichtete Gemach trat, eine verſchwommene Fettmaſſe mit Hängebacken und trüben lüſternen Augen ſah, müde in einem weichen Lehnſtuhle ſitzend und nach eben beendigtem Mittagsmahl ſchwerfällig athmend, die ein ſeidenes Tuch in der unförmlichen Hand hielt und ſich damit Kühlung zufächelte. Hinter ihm über die hohe Lehne des Seſſels gebeugt, ſtand Bruder Hyazinth, die Augen halb geſchloſſen, während ein unangenehmes Lächeln um ſeine Mundwinkel ſpielte und er durch eine Handbewegung den jungen Mann erſuchte, näher zu treten.

Dann erhob der Prior ſeine ſchläfrigen Augen und ſagte mit einer fettigen Stimme: „Da haben wir alſo Don Manuel di Oſorio y Vilamur, von ſeinem Oheim, dem hochwürdigen Herrn Kanonikus Don Servando hieher geſandt und unſerer Obhut anempfohlen. Iſt's nicht ſo, Caballero?“

„Nicht ganz, hochwürdiger Herr,“ gab der junge Mann lächelnd zur Antwort, „ich ſelbſt hatte den Wunſch, das weltberühmte Kloſter des Montſerrat zu beſuchen und Don Servando führte mich nur empfehlend bei Euch ein.“

„So, ſo, Ihr hattet gerade jetzt — gerade heute dieſen Wunſch, — wir verſtehen — nicht wahr, Hyazinth, wir verſtehen?“

Der Pater neigte ſich auf dieſe Frage gegen den Prior hinab, ihm etwas in's Ohr flüſternd, worauf ſich die dicke Fleiſchmaſſe erhob und mit einem ſtreng ſein ſollenden Blicke ſagte: „Vor allen Dingen aber, Caballero, ſolltet Ihr wiſſen, daß es nicht ſchicklich iſt, die heiligen Räume eines Kloſters bewaffnet zu betreten.“

Don Manuel faßte überraſcht an ſeinen Dolch, den er allerdings vergeſſen hatte abzulegen, und bat für dies Vergehen um Entſchuldigung; der Prior aber erhob warnend den Zeigefinger und fuhr in einem ſehr ſalbungsvollen Tone fort:

„Leider aber haben wir erfahren, daß der Punnaï an Eurer Hüfte wie feſtgewachſen iſt, und daß Ihr es liebt, ihn häufig zu ziehen, weniger zum Schutze der Unſchuld und Tugend, als um damit Betrübniß zu erregen und ſchöne Augen mit Thränen zu füllen, — nicht wahr, Hyazinth?"

Nachdem dieſer ſehr ausdrucksvoll mit dem Kopfe genickt, ſprach der Prior nach einem tiefen Seufzer: „Da wir aber nun leider nicht in der Körperbeſchaffenheit ſind, um uns zu erregen oder gar in Zorn zu gerathen, ſo wollen wir Euch zu bedenken geben, Caballero, daß Ihr hier in einem ruhigen, frommen Hauſe ſeid, deſſen Geſetze ſtrenge gehandhabt werden, daß ebenſowohl frivole Luſtigkeit als aufdringliches Weſen, vor Allem aber Streitigkeiten von dieſen ſtillen Mauern fern bleiben müſſen; und wenn ich Euch noch ſage, daß Euer verehrter Oheim Don Servando Euch meiner ſtrengſten Aufſicht und Obhut anempfohlen, ſo will ich nur noch hinzufügen, daß Ihr für heute in Gnaden entlaſſen ſeid."

Verwundert erhob er nach dieſer Rede — der längſten und auch eindringlichſten, ſo glaubte der Prior wenigſtens, die er ſeit geraumer Zeit gehalten — ſeine ſchläfrigen Augen, als er bemerkte, daß der junge Mann ſtatt ſich ehrerbietig grüßend zu entfernen, einen Schritt näher trat und unbefangen erwiderte: „Verzeiht, Hochwürden, wenn ich zu meinen Gunſten die Bemerkung mache, daß ich meinen Dolch allerdings ſchon häufig zog, aber nur wenn ich es für nöthig hielt zur Wahrung meiner Ehre, zum Schutze von Bedrängten oder in dem ſpeziellen Fall, den Ihr im Auge habt, zu eigener Nothwehr, und thut es mir recht leid, Euch verſichern zu müſſen, daß ich im ähnlichen Falle gerade wieder ſo handeln würde. Nichtsdeſtoweniger aber," ſetzte er nach einer ſehr höflichen Verneigung hinzu, „werde ich mich beſtreben, ebenſowohl den Regeln und Vorſchriften dieſes frommen Hauſes gerecht zu werden, als mich Eurer Aufſicht und Obhut würdig zu machen."

Damit verbeugte er ſich nochmals und verließ alsdann in gemeſſenem Schritt das Zimmer.

Der Prior hatte ſeine dicken Finger auf dem Bauch ineinander geſchlungen und nickte bedeutſam mit dem Kopfe, als Bruder Hyazinth mit einem höhniſchen Lächeln ſagte: „Da hat Euch der Gevatter Don Servando eine artige Nuß auf die Zähne gepackt und ein ungerittenes Füllen geſchickt, deſſen er nicht mehr Meiſter wird, und dem alsbald einen Kappzaum anzulegen ſehr nothwendig iſt.“

Seine Hochwürden nickten ſchweigend, worauf der Andere fortfuhr: „Und er hätte dem Befehl ſeines Oheims, ſich in unſere fromme Einſamkeit zu begeben, ſchon gar keine Folge geleiſtet, wenn ihn nicht die verbrecheriſche Liebe zur Braut eines Andern, wie mich der fromme Pater Hilario verſichert, in ſündhafter Brunſt nachgezogen hätte.“

„Ja, ja, in ſündhafter Brunſt,“ ſeufzte der Prior, — „die man mit allen Mitteln zu löſchen verſuchen muß: und haben wir ja Mittel genug, ſelbſt die widerſpenſtigſten Gemüther mürbe zu machen — ihn hier zu halten, ſei es durch ſanfte Ueberredung oder Gewalt.“

„So wenigſtens,“ fuhr Bruder Hyazinth lauernd fort, „habe ich das Schreiben des hochwürdigen Herrn Kanonikus verſtanden.“

„Ja, ja, man muß verſuchen, ihn unſchädlich zu machen — man muß — ja, was muß man eigentlich nach den Wünſchen Don Servandos? — Haben wir in ſeinem Schreiben nicht etwas geleſen von Gelöbniß oder Verlöbniß, oder von Erleichterung eines zu wünſchenden Noviziats?“ — hier gähnte der Prior laut und anhaltend. — „Iſt's nicht ſo, Hyazinth?“

„Allerdings iſt es beinahe ſo,“ erwiderte dieſer mit einem Stirnrunzeln, „doch kann man auch zwiſchen den Zeilen die Bitte leſen, dieſen jungen ſündhaften Menſchen ſelbſt mit Gewalt zu bekehren und ihn unter Anwendung jedes Mittels fern von Barcelona zu halten.“

„Unter Anwendung jedes Mittels fern von Barcelona zu halten,“ wiederholte der Hochwürdigſte, um alsdann in ſchläfrigem Tone beizufügen: „Baſta, man muß ihn unſchädlich machen, — man muß ihn ſehr unſchädlich machen.“

Es war dies ein Ausdruck, den der Prior bei den verſchiedenſten Veranlaſſungen und mit Vorliebe zu gebrauchen pflegte: ſei es, daß man ihm gemeldet, einer der Brüder habe ſich ſchwer gegen die Kloſterregel verſündigt oder ein Wolf ſei in die Schafheerde eingebrochen, ein Adler habe den Geflügelhof bedroht, oder ſei es auch, daß der Hochwürdigſte eine zu große Maſſe genoſſenen fetten Kapauns durch eine Ueberſchwemmung von Xeres dämpfen wollte — „man muß ihn ſehr unſchädlich machen“.

Damit ſank ſein Haupt auf die Bruſt, doch erhob er noch einmal ſeine müden blinzelnden Augen, um in einem beinahe unverſtändlichen, mit ſchnarchenden Lauten untermiſchten Tone zu ſagen: „In der Abendkühle — wollen wir — der holden Sennora Rafaela das Vergnügen — einer Falkenbeize machen — man richte Alles zu, Hyazinth — und was den — den — den — jungen Verbrecher anbelangt, ſo kann man anfangen ihn unſchädlich zu machen, damit er nicht in unſerem Wege herumläuft.“

„Man kann ihm die Kirche zeigen und ihn dabei zufällig aus Verſehen in die Sakriſtei einſchließen, — ſoll Alles beſorgt werden, Sennor.“

So geſchah es auch und Don Manuel, der in ſpäter Nachmittagsſtunde, nachdem er in der Umgebung des Kloſters umhergeſtrichen, dabei mit Lebensgefahr eine über dem Abgrund hängende Felſenſpitze vergeblich erklettert hatte, um von dort die Fenſter der Fremdenherberge ſehen zu können, trat in die kühle Kirche, überall nach einem Glücke ſpähend, das ihm ja in Geſtalt der ſchönen Valenzianerin zufälligerweiſe hätte begegnen können, und betrat endlich auch die Sakriſtei, um dort, gewiß nur aus Verſehen, eingeſchloſſen zu werden. Es war ihm das um ſo unangenehmer, als er gleich darauf den Lärm einer vom Kloſter abreitenden Schaar vernahm, als trotz ſeines Rufens lange Niemand erſchien und ihm die Pforte erſt geöffnet wurde, nachdem die Schatten der Nacht bereits den Raum ausfüllten und der Bruder Glöckner kam, um das Ave Maria zu läuten.

Nach einem dürftigen Mahle, beſtehend aus gequollenen Erbſen in einer ſauren Brühe, erhielt er die Weiſung, ſich gemäß der Kloſterregel auf ſein Zimmer zurückzuziehen und dort ohne Licht ſein Lager zu ſuchen. Daß er dies aber nicht ſogleich that, ſondern vielmehr unmuthig den kleinen Raum mit langen Schritten durchmaß, wird Jeder begreiflich finden, der es ſchon ebenſo ſchmerzlich wie Don Manuel empfunden, daß die Tage ſich wohl folgen, aber in Luſt und Freude ſelten gleichen.

Nur darin glichen ſie ſich hier, wie der junge Mann ſchon nach ein paarmal vierundzwanzig Stunden bitter empfand, daß er, was die Nähe ſeiner Geliebten anbetraf, ebenſo gut auf dem zackigen Pyrenäenkamme dort am Horizonte, als wenige Schritte hier von ihr entfernt hätte ſitzen können; denn es war ihm heute ebenſowenig als geſtern und vorgeſtern gelungen, auch nur das Wehen ihres Schleiers zu erblicken, geſchweige denn, ihre ſüßen Augen zu ſehen oder den entzückenden Ton ihrer Stimme zu vernehmen. Wie in einem Zauberbanne ſchien er ſich zu befinden; ſcheinbar in Freiheit, war er doch rings umher von unſichtbaren Schranken beengt; wollte er in die Felſen hinauf, angeblich um einen der frommen Einſiedler des Montſerrat zu beſuchen, in Wahrheit aber, um endlich vielleicht einen Punkt zu finden, von wo er in ihr Fenſter hätte ſehen können, ſo war es ſicher, daß einer der Mönche, die — als ſei es verabredet — ſtets auf ſeinem Pfade erſchienen, ſich ihm als Begleitung aufdrängte.

Wollte er im großen Kloſtergarten, der als außerhalb der Mauern nicht unter Clauſur ſtand, ſpazieren gehen, zur Zeit, wo es vielleicht möglich geweſen wäre, der ſchönen Valenzianerin zu begegnen, ſo wurde er von dort unter irgend einem Vorwande abberufen oder entfernt, ja als er ſich geſtern zur Frühmeſſe einſtellte, fand er an der Thüre der Kloſterkirche den Bruder Hyazinth, der ihm in trockenem Tone ſagte, der hochwürdige Herr Prior wünſche nicht, daß die Andacht der Frauen geſtört werde.

Bei allem dem hatte er immer noch eine Hoffnung ſie zu ſehen, und zwar an einem der reizendſten Punkte in unmittelbarer Nähe des Kloſters, einem lieblichen, den Felſen abgezwungenen kleinen Garten, den er von ſeinem Fenſter aus überſehen konnte. — Lang und ſchmal lief dieſer Garten an der Felswand hin und bildete zwei Terraſſen übereinander, deren von der Sonne heiß beſchienene Mauern das üppige Laub der Zitronen und deren gelbe Früchte, vermiſcht mit den graugrünen Blättern des Feigenbaumes und hochrankendem, dunkelroth glühendem Geranium zeigten. In der Mitte des Gartens befand ſich in den Fels gehauen ein großes Becken mit klarem und ſo ruhigem Waſſer, daß ſich die darüber hängenden Felſenkronen auf's Deutlichſte darin abſpiegelten. Die Terraſſe, welche dieſes Becken umgab, hing buchſtäblich in der Luft über dem tiefen Thal; ein eiſernes Geländer zwiſchen ihr und der unermeßlichen Tiefe war hie und da unterbrochen durch Piedeſtale, auf denen koloſſale Heiligenbilder aus Stein gehauen ſtanden, welche ſich ernſt und gewaltig von der Luft abhoben, und wohl ſchon Jahrhunderte als treue Wächter des Kloſters in das Thal hinabſchauten.

Dorthin blickte Manuel ſtundenlang, in der Balkonthür ſtehend, und zuweilen, wenn er von draußen kam und plötzlich hier hinaus trat, glaubte er zwiſchen dem Grün leuchtende Schleier zu ſehen; doch waren es nur die blendenden Lichtmaſſen auf Kopf und Bruſt der Figuren, die um ſo heller hervortraten, weil auf den ſchattigen Rückſeiten der tiefblaue Luftreflex lag. Dann wandte er die Blicke ſeufzend ab und ließ ſie ſchweifen über die unermeßliche Weite des Thales, über die jenſeits liegenden Berghöhen, an deren Füßen die Schlangenwindungen des Llobregat dunkelgrün und glänzend erſchienen, während ſie weit hinaus wie ein dünner Silberfaden glitzerten und leuchteten, und aus der dunklen Landſchaft hervorblickten bis an das Meer, das, von der Sonne angeſtrahlt, nur eine gewaltige Maſſe von Glanz, Licht und Flimmer war.

Aber gerade die wunderbare Schönheit dieſer gewaltigen, tiefernſten und dadurch faſt melancholiſch wirkenden Gebirgswelt mit dem verlockend winkenden, leuchtenden Meere war im Stande, ihn auf's Traurigſte zu ſtimmen, wenn er bedachte, es könne ja in wenigen Tagen ſein, daß die, an der ſeine ganze Seele hing, dort hinabgezogen und er einſam und troſtlos hier zurückgeblieben wäre — nicht beſſer, als ein Gefangener! Dann blickte er wohl hinab an die ſchauerliche

Felſenwand und überlegte, ob ſein Leid mit der Tiefe da unten nicht im richtigen Verhältniß ſtände.

Der Einzige, der ſich ihm im Kloſter freundlich erwies, war der wohlwollende Bruder Pförtner, dem ebenſowohl der friſche Sinn des jungen Mannes zu gefallen ſchien, als er ſich nicht ſcheute, eine unverhohlene Abneigung gegen den Bruder Hyazinth bei verſchiedenen Veranlaſſungen an den Tag zu legen. Von dem Bruder Pförtner, den er häufig in deſſen Zelle neben dem Kloſterthor beſuchte, erfuhr er zuweilen etwas von den Fremden, ſowie auch, daß der Bräutigam der ſchönen Donna Rafaela, obgleich in der Beſſerung begriffen, doch noch einige Tage Ruhe bedürfe, bis er den beſchwerlichen Weg nach dem Montſerrat antreten könne.

„Fühlte er nur den tauſendſten Theil meiner Liebe,“ murmelte Don Manuel, „ſo würde er an der jäheſten Stelle, wenn es nicht anders ſein könnte, zu Fuß heraufklettern.“

„Uebrigens,“ fuhr der freundliche Mönch fort, „ſcheint ſich die Sennora keinen allzugroßen Kummer über die Abweſenheit ihres Bräutigams zu machen.“

„Sie iſt heiter und guter Dinge?“

„Das nun gerade nicht; aber neulich, als ich ihr eine Botſchaft, die von Barcelona gekommen war, übergab, ſah ich auch nicht die Spur von Betrübniß oder getäuſchter Erwartung wegen des Ausbleibens ihres Verlobten auf ihrem ſchönen Geſichte.“

Das gab dem jungen Mann zu denken: aber was nützten ihn alle guten Gedanken in der Einſamkeit dieſer Felſengegend ohne Rambla und Theater, wo man doch wenigſtens die Hoffnung haben konnte, ſich zu ſehen, während dieſe hier durch den Willen des Priors, gewiß auch durch die Bosheit des Paters Hyazinth und durch alle möglichen Schranken abgeſchnitten war! Ja, auch der Bruder Pförtner ſchüttelte trotz aller bewieſenen Freundlichkeit verneinend den Kopf, als Don Manuel bat, ihm nur einmal die ſtets verſchloſſene Gitterthür des kleinen Felſengartens zu öffnen.

„Wäre auch nicht dazu im Stande, wenn ich's wirklich wagen wollte, denn den Schlüſſel dazu führt Pater Hyazinth am Gürtel und dieſer ſchreitet ſtets ſelbſt voraus, wenn der hochwürdigſte Herr dort einmal ſpazieren gehen will. — Ja, glaubt Ihr wohl," fuhr er leiſe hinter der vorgehaltenen Hand fort, „daß er der ſchönen Sennora heute verweigerte, dort ſpazieren zu gehen, unter dem Vorwande, es ſeien die eiſernen Gitter am Abgrunde nicht ſicher genug? — Kam aber ſchön an, der hochwürdige Herr nämlich," ſetzte er kichernd hinzu, „denn Donna Rafaela ſagte einfach: ‚So laßt die Gitter heute noch unterſuchen und herſtellen, denn ich will morgen dort ſpazieren gehen'. — Dabei legte ſie auf das ‚will' einen ſolchen Nachdruck, daß Pater Hyazinth faſt erſchrocken aufblickte."

„Und wird ſie morgen die Erlaubniß erhalten, dort ſpazieren zu gehen?"

„Ohne allen Zweifel, denn mir wurde der Befehl, heute noch ſo zu thun, als werde das eiſerne Geländer ausgebeſſert."

Nichts in der Welt wäre im Stande geweſen, den jungen Mann am andern Tage von ſeinem Zimmer wegzulocken, ja für den eigentlich ganz undenkbaren Fall, daß der Prior nach ihm verlangt hätte, war er entſchloſſen, ſich krank melden zu laſſen.

Und ſo ſaß er an ſeiner Balkonthür, aufmerkſam ſpähend wie der ſelige Toggenburg, bis endlich —

— das Fenſter klang,
Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild!

Doch nein, ruhig gerade nicht, dagegen ſah ſie mit einem lauten Ausruf der Freude auf die prächtig wilde Gegend, auf das am Abhang liegende Kloſter, ſowie auf die Fremdenherberge, die von ihren leuchtenden Blicken raſch geſtreift wurde. Das ſah er deutlich, ohne ſelbſt geſehen zu werden, wovor er ſich ſehr in Acht nahm, da ſowohl der Prior als auch Pater Hyazinth mit in den Garten gekommen waren. Doch ſchlug ihm das Herz laut und ſtürmiſch, denn es war ihm, als habe ihr Blick ein paar Sekunden lang auf ſeinem Fenſter geruht.

Die Mutter war bei ihr, und nachdem ſie eine Zeitlang durch den Garten gewandelt und jeden ſchönen Punkt deſſelben beſucht hatten, — der Prior, auf Pater Hyazinth geſtützt, watſchelte ſchwerfällig hintendrein — ließ ſich das junge Mädchen auf einen der Steine nieder, in welche das Geländer gefügt war und blickte gedankenvoll in die Tiefe, worauf ſich der hochwürdige Herr eine Zeitlang bemühte, dort unten gleichfalls etwas Intereſſantes zu finden. Dies ſchien ihm aber nicht zu gelingen, denn er fing an gewaltig zu gähnen, auch mochte er wohl das Stehen zu mühſam finden, denn es dauerte nicht lange, ſo grüßte er die beiden Damen auf's Wohlwollendſte und begab ſich mit Hyazinth hinweg.

Jetzt war für Don Manuel der Augenblick gekommen, die Balkonthüre zu öffnen, ſich in beſcheidenſter Art zu zeigen und ſcharf zu ſpähen, ob ſeine Erſcheinung bemerkt und wie ſie bemerkt werde.

Ja, bemerkt wurde er ſogleich — vielleicht ganz zufällig, oder hatte das Oeffnen der Balkonthür ein kleines Geräuſch gemacht? Genug, ſie ſchaute auf und als er vortretend ſie mit über die Bruſt gekreuzten Armen, auf mauriſche Art, wie das noch heute in Valenzia gebräuchlich, ehrerbietig grüßte, nickte das ſchöne Mädchen mit ſichtlicher Freude leicht mit dem Kopfe. Daß er hierauf, entzückt und erregt, wie er einmal war, jede Wendung ihres Kopfes, jede Bewegung ihrer Hand für ſich zu deuten ſuchte, wenn Rafaela dabei auch nicht im Entfernteſten an ihn dachte, wird Jeder begreiflich finden, der, verliebt, ſich einmal in ähnlich lächerlicher Lage befunden, wo man ſelbſt das Naſeſchnäuzen der Geliebten für eine zärtliche Uebereinſtimmung mit dem eigenen Schnupfen hält.

Daß ſie ihm einmal ein Zeichen gab, war unverkennbar und machte ihn ſo ſchwindlich vor Entzücken, daß er genöthigt war, ſich für ein paar Sekunden gegen die Mauer zu ſtützen, ehe er in ſein Zimmer zurücktrat und die Balkonthür raſch hinter ſich zudrückte. Die ſchöne Valenzianerin hatte nämlich wie warnend die rechte Hand erhoben und zugleich nach dem Eingang des Gartens geſchaut, von wo nun Pater Hyazinth erſchien, die Damen abzuholen. Wie unſinnig vor Entzücken raſte Don Manuel in ſeinem kleinen Zimmer hin und her; er hob wie beſchwörend ſeine Arme gen Himmel, er ſtreckte, ihren Namen unzählige Mal rufend, die bebenden Hände nach dem kleinen Felſengarten aus, um ſie gleich darauf wild gegen ſeine Bruſt zu preſſen, als könne er dadurch das heiß geliebte Mädchen ſelbſt feſt an ſein Herz drücken. — Er that — er that, — nun, was that er nicht Alles? — Genau daſſelbe, was ein anderer heißblütig Verliebter gleichfalls gethan hätte, bis plötzlich auch bei ihm die nie ausbleibende Gegenwirkung eintrat und er ſich ernüchtert fragte, was ſie denn eigentlich gethan habe, um ihn in dieſen verrückten Zuſtand zu verſetzen? Sie hatte ſeinen Gruß erwidert — aus Höflichkeit, — ſie hatte ihm allerdings ein warnendes Zeichen gegeben — aus Beſorgniß, — nicht für ihn, ſondern um ſelbſt nicht beargwohnt zu werden.

Die leuchtende Sonne ſeines Glücks war mit der wirklichen plötzlich untergegangen, und gerade ſo ſchattig, ſo wild, zerklüftet und zerriſſen, wie draußen die Felſengegend war, ſah es in ſeinem Innern aus.

Doch erhob ſich wieder ein Stern in der Nacht ſeiner verdunkelten Hoffnungen: ſeine eigene heiße Liebe, die auf ihrem Pfade leuchten ſollte, unbeirrt von Allem, ſichtbar trotz Kloſterregel, trotz der eiferſüchtigen Bewachung des Priors und deſſen Vertrauten Hyazinth! Er wollte das geliebte Mädchen ſehen, mit ihr ſprechen, — er wollte, und mochte daraus entſtehen, was da wollte, ihr heute noch ein Zeichen ſeiner glühenden Liebe geben.

Dieſen Entſchluß faßte er, indem er vor ſich hinab in die ſchauerliche Tiefe blickte und dann ſeine Augen zur Seite wandte, wo Donna Rafaela wohnte. Da bemerkte er nämlich einen ſchmalen, kaum mehr als fußbreiten Pfad längs der Mauer des Hauſes dicht am Abgrunde, und in der Gegend, wo er ihre Fenſter vermuthete, ein vorſpringendes Felsſtück, das für ihn, den Unerſchrockenen und Gewandten, der ſich auf der Jagd in den Felſenpäſſen der Sierra Morena, ſowie beim Stiergefechte angewöhnt hatte, kaltes Blut und ſicheren Blick zu bewahren, leicht zu erklettern war. Doch durfte eine ſolche Huldigung und Serenade nur in tiefer

Nacht dargebracht werden, für ſie allein hörbar, nur wie im Traume ſollten die leiſen Klänge der Mandoline und die geflüſterten Worte an ihr Ohr dringen:

Biſt meine erſte Neigung,
Haſt mich gelehrt zu lieben,
Lehre mich nicht vergeſſen,
Denn lernen will ich's nimmer.

Wenn fern von dir ich ſterbe,
Du wirſt es wiſſen,
Die leichten Lüfte werden
Dir Kunde bringen,
Und deine Bruſt wird —
So will's die Liebe —
Werden zur Gruft mir.

Doch willſt du, daß ich anders
Soll bei dir ſein,
Oeffne dein Herz mir,
Laß mich herein!

So geſchah es denn auch, und als der erſte gedämpfte Klang der Saiten, das erſte Wort des Geſanges an ihr Ohr drang, fuhr ſie erſchreckt in die Höhe, ſah ihn mit Bangen und Beben über dem fürchterlichen Abgrunde und preßte die Hände auf ihr wild pochendes Herz.

Leider konnte er dieſen ſüßen Dank und Troſt nicht mit ſich nehmen, als er ſeinen gefahrvollen Weg zurückſchritt. Doch erfüllte es ihn ſchon mit Glück, als er ſich noch einmal umwendend ſah, wie ihr Fenſter plötzlich von einem ſchwachen Lichtſchein erleuchtet wurde.

Wie aber erbebte ſein Herz vor Freuden, als am andern Tage Donna Rafaela, welche wieder in dem kleinen Felſengarten ſpazieren ging, — diesmal aber ohne von dem Prior und Hyazinth verlaſſen zu werden, — ehe ſie mit den Andern zurück in's Kloſter ging, noch einmal allein an den Abgrund trat, dann aufwärts ſchaute gegen ihn, der verborgen hinter der Balkonthüre ſpähte, und hierauf etwas aus dem Buſen zog, das ſie unbemerkt und vorſichtig in einer Steinfuge verbarg!

Diesmal ſenkte ſich die Sonne mit einer Langſamkeit gegen die Berge hinab, die ihn faſt zur Verzweiflung brachte, und kaum war es ſo dunkel geworden, daß er nicht mehr befürchten mußte, geſehen zu werden, als er nach der Gitterthüre des Felſengartens ſchlich, um, dieſelbe überſteigend, jenen koſtbaren Schatz zu gewinnen. Doch fuhr er erſchreckt zurück, als er auf dem Wege den Pater Hyazinth mit Don Hilario ſpazieren gehend erblickte. Sie ſchienen ſich Wichtiges und Vertrauliches mitzutheilen, und der junge Mann hatte ſchon beſchloſſen, das Klügſte zu thun, was in ſeiner Lage geſchehen konnte, nämlich zu warten, bis jene den kleinen Felſengarten verlaſſen, als er bemerkte, wie ſich Don Hilario gerade nach jener Stelle begab, wo Rafaela zuletzt geſtanden. Da rief ihn Hyazinth zurück und zeigte nach einem andern Platze, wo ſie flüſternd ſtehen blieben.

Jetzt hatte auch Don Manuel ſeinen Entſchluß gefaßt und führte denſelben ohne Bedenken aus. Längs des Felſengartens lief nämlich ein kaum breiterer Pfad, als den er geſtern Nacht gewandelt, am Rande der Felswand hin, für ihn noch leichter, gefahrloſer und deßhalb raſcher zu begehen, weil er ſich mit der einen Hand an dem eiſernen Geländer halten konnte. Es gelang ihm auch, ſo gänzlich geräuſchlos dahin zu gleiten, daß die ziemlich laut zuſammen Sprechenden Nichts von ihm vernahmen. Glücklich erreichte er auch die feſt im Auge behaltene Stelle, ſtreckte die Hand nach der Steinfuge aus und zog mit unbeſchreiblichem Entzücken ein fein zuſammengefaltetes Papierchen daraus hervor. Doch wäre dieſer ſelige Augenblick um ein Haar beinahe ſein letzter geweſen, denn faſt zu gleicher Zeit mit ihm erreichten Hyazinth und die Kürbisnaſe dieſen Platz: ja, der Erſtere taſtete an dem Stein herum, während ſich Don Hilario ſo weit über das Geländer beugte, daß der junge Mann nur eben Zeit hatte, ſich mit Aufbietung aller Kraft und Gewandtheit gegen die Felſenmauer zu drücken, um nicht bemerkt zu werden, wobei indeſſen unter ſeinen Füßen ein Steinchen losbröckelte, das glücklicherweiſe gänzlich geräuſchlos an der beinahe ſenkrechten, auch hier einige tauſend Fuß hohen Felswand niederfiel.

Ein Glück war es auch, daß Hyazinth in dieſem Augenblicke und zwar ziemlich laut und verdrießlich ſagte: „Wenn ich auch Nichts finde, ſo bin ich doch überzeugt, mich nicht geirrt zu haben, — trau' Einer dieſen Weibern! —“

„Und doch kann ich nicht glauben, daß ſie ſo thöricht und vermeſſen iſt, ſich durch ein mit dieſem Menſchen gewechſeltes Zeichen in Verdacht zu bringen.“

„Kann ſie ſchreiben?

„Wie ein Benediktiner-Mönch.“

„Gut, — ſo wird ſie ihm vielleicht begreiflich gemacht haben, daß er nicht mehr ſo thöricht ſein ſoll, ihr ſeine lächerlichen Aufmerkſamkeiten zu bezeugen, — daß ſie ihren Bräutigam liebt, — daß ſie —“

Hier ſchüttelte Hilario ſo bedenklich ſeinen Kopf, daß der Andere verſtummte und ihn fragend anſchaute, worauf jener erwiderte: „Ja, wenn ſie ihn liebte, wie Rafaela zu lieben verſtehen wird, wenn einmal der Richtige kommt, ſo hätten wir allerdings Nichts zu befürchten.“

„Nun, wenn das iſt,“ meinte der Mönch mit einem zufriedenen Lächeln, „ſo ſcheint mir die Partie hüben und drüben ziemlich gleich zu ſtehen; denn wenn ich bedenke, daß Don Antonio das Glück hat, der Bräutigam eines ſolchen Mädchens zu ſein und dieſes Glück nicht anders verwerthet, als daß er eines miſerablen Meſſerſtichs wegen in Barcelona bleibt, ſtatt ſich im Nothfall hierher auf den Montſerrat tragen zu laſſen, ſo ſcheint mir auch ſeine Liebe nicht beſonders mächtig zu ſein.“

„Aber ſie war es,“ erwiderte eifrig der Cura mit der Kürbisnaſe, „ſie war es, denn ſonſt hätte ein junger Mann von dem großen Reichthum Don Antonio's doch wohl nicht nach der Hand eines allerdings ſchönen Mädchens verlangt, deren Eltern außer ihrer vornehmen Familie wenig ſonſt aufzuweiſen vermögen.“

„Wozu gute Freunde des Hauſes das Ihrige beitrugen,“ ſagte der Mönch, dem Geiſtlichen vertraulich auf die Schulter klopfend, — „geſteht das, Don Hilario!“

„Warum ſoll ich's leugnen? Ich ſah ihr Beſtes in dieſer Verbindung.“

„Und ſetztet voraus, daß Ihr als Freund des Hauſes und Beichtvater mit der Vermählten noch in beſſerem Verhältniſſe ſtehen würdet, als dies mit der Jungfrau möglich war.“

„Ja, — —“ gab Don Hilario nach einer kleinen Pauſe zu, um alsdann raſcher beizufügen: „Auch weil Don Antonio ein dankbares Gemüth hat und meine Pfründe mich nur ſpärlich ernährt. Und Alles dies,“ ſetzte er nach einem tiefen Seufzer kopfnickend hinzu, „ſollte um eines verlaufenen Burſchen willen ſcheitern, der, die Schande ſeiner eigenen Familie, es ſich zur Lebensaufgabe macht, auch in andere Familien Unglück und Zwietracht zu ſäen!

„Den man unſchädlich machen muß, wie der Prior befohlen.“

„Nicht wahr?“ ſagte der Cura eifrig. — „Ich kann Euch verſichern, daß er allein der Stein iſt, der uns im Wege liegt.“

„Den man am beſten mit dem Fuße von ſich ſtößt, vielleicht dort in den Abgrund hinein, es iſt das eine ſehr günſtige Gelegenheit und erſpart uns Fallthüren und Kerker.“

„Seid verſichert, Bruder Hyazinth,“ ziſchte dieſem der Andere in das Ohr, „daß Don Antonio nur deßhalb keine Anſtalt macht, ſich hier oben mit ſeiner Braut zu vereinigen, weil er glaubt, jener hergelaufene Burſche, der verfluchte Sohn einer Ziege, ſei im Einverſtändniß mit Rafaela hier oben.“

„Man muß ihn eben ſo bald als möglich unſchädlich machen, — ganz unſchädlich machen,“ ſprach der Mönch und ſetzte alsdann in Gedanken hinzu: „das heißt, wir müſſen Beide unſchädlich machen, ihn, ſo wie den lümmelhaften Bräutigam, der eine ſolche friſche, koſtbare Frucht jedenfalls eben ſo wenig verdient. — Sagt mir nur eins, Hilario,“ wandte er ſich alsdann an den Geiſtlichen, „ſeid Ihr auch ſicher, daß der verruchte Neffe des hochwürdigen Kanonikus nicht am Ende doch einen Eindruck auf das Herz Eurer Pflegbefohlenen gemacht hat? Traue Einer dieſen Weibern! Ich kenne Beiſpiele, wo ſie die Liebe eines geſetzten, vertrauenswürdigen Mannes verſchmähten, um ihr Alles in den Armen eines ſolchen hergelaufenen Burſchen zu verſchleudern.“

„Wer kann da ganz ſicher ſein!“ gab der Cura betrübt zur Antwort, „beſonders wenn man nicht mehr das ganze uneingeſchränkte Beichtvertrauen beſitzt, wie ich wohl merke.“

„Aber Ihr könnt doch beobachten, ſehen und hören,“ ſagte der Andere ungeduldig.

„Thue das auch nach beſten Kräften, Verehrteſter, habe Euch auch ſchon erzählt, was ich in vergangener Nacht gehört von Mandolinen-Geklimper und Singen gottloſer Lieder vor ihrem Fenſter.“

„Daß da der Himmel kein Einſehen hatte und er nicht auch ohne unſere Beihilfe zerſchmettert da unten liegt!“ murmelte der Mönch in dumpfem Tone zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor.

„Und hat ſie ihn gehört?“ fragte er hierauf haſtig.

„Gehört und geſehen, dann ſich entſetzt in die Arme ihrer Mutter geworfen und mit einem Tone ausgerufen, der mir in die Seele ſchnitt: — —

„Euch in die Seele ſchnitt?“ fragte Hyazinth mißtrauiſch.

„Ihr wißt, ich ſchlafe nebenan und hielt es für meine Pflicht, zu horchen.“

„Richtig — und da ſagte ſie?“

„Mutter! rief Rafaela, wenn ihm ein Unglück geſchieht, ſo werde ich mein Leben lang keine Ruhe mehr finden!“

„Darauf müſſen wir es eben ankommen laſſen und ſie alsdann zu beruhigen ſuchen,“ gab der Mönch lachend zur Antwort, „und wir verſtehen das — he, Don Hilario?“

„Wollen uns wenigſtens Mühe geben,“ erwiderte dieſer gleichfalls lachend, worauf die beiden würdigen Männer ihre glückliche Seelenſtimmung durch ein heiteres Gelächter kund gaben.

Es war dieſes Gelächter aber ſchuld daran, daß ſie einen eigenthümlichen Ton in nächſter Nähe nicht vernahmen, — es klang halb wie ein Seufzer, halb wie ein unterdrückter Ausruf des Schmerzes oder des Zornes; doch waren die Beiden ſo vertieft in ihre Pläne, daß ſie, im langſamſten Schritt davon gehend, nicht einmal aufſchauten und alſo auch nicht eine weiße Geſtalt gewahr wurden, die ſich übrigens dicht an eines der Steinbilder gedrängt hatte, und ſo in der dunklen Nacht kaum zu unterſcheiden war.

Nur wenige Schritte davon hielt der Cura mit der Kürbisnaſe ſeinen Gefährten am Aermel zurück und ſagte: „Was aber geſchehen ſoll, muß bald geſchehen und Ihr habt über meine Beihilfe nur zu verfügen.“

„Ja, wenn Ihr mit dem Dolch ſo flink und ſcharf, wie mit der Zunge wäret, — aber nein, auch dann nicht, es muß dabei jedes Aufſehen vermieden werden, und dafür laßt mich ſorgen! Wir wiſſen es zu machen, durch Zufall ein Unglück herbeizuführen. — Habt Ihr nie in den Llobregat hinabgeſchaut? Was meint Ihr, ob der unſchädlich gemacht ſei, der einmal da unten läge?“

„Aber er iſt kräftig und gewandt und wird ſich ſeines Lebens wehren.“

„Gegen Menſchenhand allerdings, — aber wir ſind mit dem Zufall verbündet. — Wogegen will man ſich wehren, wenn auf einem der Balkone drüben plötzlich der Boden unter den Füßen oder das Geländer auseinander weicht? Es wäre das eben nur ein großes Unglück!“

„Müßte aber baldigſt eintreten!“

„Warum nicht heute noch? —“

Damit ſchritten ſie weiter und die weiße Geſtalt löſte ſich raſch von dem Heiligenbilde ab, preßte die Hände wie beſchwichtigend vor die Bruſt, ohne aber einen leiſen Weheruf gänzlich unterdrücken zu können.

Es war Rafaela. Beim Beginn der Dunkelheit war ſie hierher geeilt, um ihr Briefchen der Steinfuge wieder zu entnehmen, denn ſie hatte bereut, dieſen raſchen Schritt gethan zu haben, obwohl in jenen Zeilen Nichts enthalten war, was ihm auch nur die geringſte Hoffnung hätte geben können. Dann aber hatte ſie kaum Zeit gehabt, ſich bei der Annäherung jener Beiden hinter dem Steinbilde zu verbergen. — Es wäre übrigens auch ohne das Dazwiſchentreten der Beiden zu ſpät geweſen, denn ſie bemerkte mit klopfendem Herzen, wie Don Manuel, keine Gefahr achtend, das Briefchen aus der Steinfuge nahm und ſich wieder entfernte. Zurück konnte ſie in dieſem Augenblicke nicht, und als ſie mit Entſetzen das Geſpräch gehört und ſofort den Entſchluß gefaßt hatte, ihn zu retten, da fühlte ſie, — vielleicht zum erſten Mal, oder hatte ſie es ſich bis jetzt nicht zu geſtehen gewagt? — daß ihr Intereſſe, ihr Mitleid nichts Anderes als glühende Liebe war.

Wenn aber Jene den Garten verließen und die Thüre hinter ſich zuſchloßen, wenn ſich das Entſetzliche heute noch, vielleicht in der nächſten Stunde begeben ſollte, wie vermochte ſie, hier eingeſchloſſen, ihn zu retten, ihn auch nur zu warnen? Vermochte ſie etwas Anderes zu thun, als knieend mit gerungenen Händen hinüber nach jenem Fenſter zu ſtarren, um das Furchtbare zu ſehen, um ſeinen ſchneidenden Weheruf zu vernehmen — — — ihm zu folgen?! Ja, dazu war ſie entſchloſſen; doch vorher wollte ſie verſuchen, ob es nicht möglich ſei, in raſchem Lauf den Beiden voraus aus dem Garten zu entkommen, unbekümmert, ob ſie von ihnen geſehen würde, unbekümmert, was daraus entſtehen würde, wenn ſie ihn rückſichtslos aufſuchte, wenn ſie ihm ſelbſt vor Anderen zuriefe: „Fliehe, wenn dir dein Leben lieb iſt!"

Schon hatte ſie ein paar raſche Schritte gemacht und glücklich die obere Terraſſe erreicht, als ſie mit einem Male wieder regungslos ſtehen blieb, — die Beiden kamen zurück, glücklicherweiſe auf dem unteren Wege, und ſie hörte wie Hyazinth ſagte: „Jedenfalls kann es Nichts ſchaden, noch einmal hier genau zu ſuchen, denn wenn wir wirklich etwas fänden, ſo würde uns der Prior um ſo dankbarer ſein, daß wir ihn unſchädlich gemacht haben."

Mehr vernahm ſie nicht, da ſie, gänzlich geräuſchlos, wie ſie glaubte, auf dem feinen Sande des Weges dahin floh, den Garten verließ und erſt ſchwer athmend ſtehen blieb, als ſie die Fremdenherberge erreichte. Zu gleicher Zeit hörte ſie die Glocke aus dem Refektorium zum Abendeſſen rufen, und da ſich auch er, wie ſie wohl wußte, dorthin begab, ſo hatte ſie eine halbe Stunde Zeit, ſich zu ſammeln und zu überlegen, ob ſie, hier wartend, die Anfänge jener frevelhaften That verhindern, oder ihn, ſobald er zurück käme, warnen ſolle. Sie entſchied ſich für das Letztere, weniger

Aufſehen Erregende; auch ſollte ſein Dank ihre einzige ſüße Belohnung vor ewigem Abſchiede ſein.

Vorher aber ging Rafaela auf ihre Stube. Sie brauchte nur wenige Minuten, um ihre weiße Mantilla abzulegen, welche verrätheriſch durch die Dunkelheit leuchtete, dann eilte ſie haſtig und erregt wieder hinab, fand aber die Thüre, die in's Freie führte, — — feſt verſchloſſen.

Sie rüttelte am Schloſſe, ſie lauſchte angſtvoll hinaus und dabei war es ihr, als vernehme ſie Hilario's Stimme, der flüſternd ſagte: „Ihr habt Recht, was man heute beſorgen kann, ſoll man nicht bis morgen aufſchieben, es iſt auch raſcher überſtanden!“

Flog denn die Zeit ſo raſend raſch vorüber, hatte ſie angſtvoll wartend und lauſchend ſchon ſo lange hier gezögert oder war es nur ein Spiel ihrer aufgeregten Einbildungskraft, daß ſie glaubte, ſie vernehme ſchon draußen auf den Steinplatten des Bodens die langſamen Schritte der vom Refektorium zurückkehrenden Mönche — er unter ihnen — vielleicht mit ſeinem leichten elaſtiſchen Gange einer der Erſten, der raſch über den Hof und die Treppe hinauf eilte — dann in ſein Zimmer trat — vor die Balkonthür!! — — O heilige Jungfrau, uns ſo nahe dort in deinem wunderthätigen Bilde, du wirſt das gnadenvollſt nicht zulaſſen! — — Aber bin ich nicht von der Heiligſten zu ſeiner Rettung beſtimmt und verträume hier meine Zeit, ſtatt ihn warnend zurückzuhalten, — ſtatt einen Ausweg zu ſuchen und ihm zuzurufen: Fliehe, fliehe dieſen Ort, wo man dich zu verderben trachtet!

Sie neigte ihr Ohr auf's Neue angſtvoll gegen die Thür, um dann einen tiefen, erleichternden Athemzug zu thun — nein, es konnten nicht die Schritte der zurückkehrenden Mönche geweſen ſein, was ſie ſoeben vernommen, denn ſie hörte jetzt deutlich die ruhige Stimme des Mönches, der drüben im Refektorium während der Abendtafel die frommen Betrachtungen ablas. — — — Noch war es Zeit! Wie aber in's Freie gelangen? — Die feſte Thüre ſpottete jedes Verſuchs, ſie zu öffnen — und droben die eiſerne Scheidewand, die den Korridor in zwei Hälften trennte — ihr Vater hatte neulich ſcherzhaft und vergeblich verſucht, ſie zu öffnen — ſie war feſt wie die Pforte vor einem Schatzgewölbe. — — Da leuchtete es plötzlich in ihr auf, und mit dem Gedanken, von dem es ihr allein unbegreiflich war, daß ſie ihn nicht ſchon früher erfaßt, war ſie auch ſchon die Treppe hinauf geeilt, um ſich droben ſtatt rechts gegen die eiſerne Thür links zu den Gemächern des Priors zu wenden, und von dort in den Kreuzgang und durch dieſen in den äußeren Hof zu gelangen.

Es war auch für den hochwürdigſten Herrn gerade die Zeit der Abendtafel und man hatte bereits Donna Rafaela vergebens auf ihrem Zimmer geſucht, ohne ſich indeſſen durch ihre Abweſenheit beunruhigt zu fühlen, denn ſie hatte ſchon öfter die kühle Abendſtunde zu einem Spaziergange in Geſellſchaft ihrer Mutter oder auch ihres Beichtvaters Don Hilario benutzt.

Als dieſer aber jetzt auch etwas verſpätet mit dem Bruder Hyazinth ohne Rafaela bei der Abendtafel erſchien, blickte ihr Vater mit beſorgter Miene auf ſeine Gattin, die gegen ihre Gewohnheit ſtumm und in ſich gekehrt daſaß, die nachdenklichen Blicke auf ihren allerdings noch leeren Teller gerichtet. Ja, die ganze Tafelrunde ſchien über irgend etwas oder über Verſchiedenes mißſtimmt zu ſein. Der Cura, deſſen Naſe kürbisähnlicher als je erſchien, ließ ſeine ſcheuen Blicke unter den buſchigen Augenbrauen durch das ganze Gemach ſchweifen, das ſonſt ſo ruhige Lächeln der Ueberlegenheit auf dem Geſichte des Pater Hyazinth hatte etwas Erzwungenes und der hochwürdigſte Prior ſelber, der ſonſt um dieſe Stunde ſtets heiter und guter Dinge war, lehnte ſorgenvoll in ſeinem Seſſel, ließ ſeine Daumen um einander ſpazieren und warf zuweilen einen kummervollen Blick ſeitwärts, wo ein dienender Bruder ſchon geraume Zeit bei einer äußerſt ſchmackhaft zubereiteten Schüſſel mit Olla potrida ſtand, — ach, es war eine herrliche, ſüß duftende Schüſſel! Garbanzos in feinſtem Oel gedämpft, zwiſchen Reis in ſüßer Butter, untermiſcht mit zarten Valenzianer Schinkenſchnitten, mit Barceloneſer Zwiebelwürſtchen verziert und umgeben von einer pikanten Brühe aus Eſſiggurken und Liebesäpfelchen mit Käſe!

Und Donna Rafaela kam immer noch nicht, während der Prior mit jeder Minute ungeduldiger wurde, ja ſchon ein paar Mal ſeinen Mund geöffnet hatte, um den dienenden Bruder mit der ſüß duftenden Schüſſel herbei zu rufen.

„Sollte ſie es denn ſchon wiſſen?“ fragte der alte Sennor ſeine Frau und ſetzte in bekümmertem Tone hinzu: „Es ſähe ihr alsdann ähnlich, daß ſie in tiefem Kummer unſere Geſellſchaft flieht.“ Doch ſchüttelte die Sennora leicht mit dem Kopfe und als jetzt Don Hilario mit einem verlegenen Geſichtsausdrucke die Frage thun wollte: „Wie kann ſie es denn ſchon wiſſen?“ verſtummte er nach den erſten zwei Worten, da er wohl fühlte, daß Pater Hyazinth ihn nicht ohne Abſicht ſo heftig auf ſein Hühnerauge trat. In dieſem Augenblicke wurden haſtige Schritte im Nebenzimmer hörbar, das junge Mädchen trat mit hochgerötheten Wangen und leuchtenden Blicken ein, die aber durchaus keinen Ausdruck der Verwunderung oder gar des Erſchreckens über die ſchon verſammelte Tafelrunde kund gaben, vielmehr erfreut ſchienen beim Anblicke der geöffneten, auf die Treppe führenden Thüre, nach welcher ſie ohne ein Wort zu ſprechen ihre haſtigen Schritte lenkte.

Selbſt der Prior kam dadurch aus ſeinem Gleichgewichte, ſeine Daumen ſtockten und drehten ſich alsdann rückwärts, während er mit ſeiner feiſten Stimme ſagte: „Bei unſerer heiligen Frau von Guadeloup, ſie weiß das Unglück bereits und es iſt ihr zu Kopf geſtiegen, — halte, meine Tochter, — halte und höre uns, — — ſo haltet ſie doch, Hyazinth, in des Teufels Namen — haltet ſie!“

Der Mönch ſowohl wie der Cura waren haſtig aufgeſprungen, während Rafaela's Eltern wie verſteinert d'rein ſchauten. Doch hatte Hyazinth kaum zwei Schritte gegen das junge Mädchen gemacht, um ſie, dem Befehl des Priors gemäß, aufzuhalten, als er erſchreckt zurückprallte, denn im Vorbeifliegen hatte ihre Rechte ein Fuß langes und ſcharf zugeſpitztes Meſſer vom Anricht-Tiſche genommen und drohend gegen den Mönch ausgeſtreckt. Dann, da dieſer zurückwich, war ſie zum Zimmer hinaus und über die Treppen hinab verſchwunden.

„Bei San Yago," rief der Prior, „ſie weiß es ſchon, daß Antonio an ihr zum Verräther wurde, man muß ſie aber zurückholen, damit es kein weiteres Unglück gibt; es iſt an ſich ſchon traurig genug, daß jene treffliche Olla aufgewärmt werden muß und ſo ihren feinſten Geſchmack einbüßt, — nun, wie der Herr will, — ſuchen wir die Unglückliche auf!"

Er hatte ſich unter Beihilfe Hyazinths, deſſen Hände auffallend zitterten, erhoben, um den Eltern Rafaela's, die das Gemach ſogleich verlaſſen hatten, nachdem ſie ſich von der erſten Beſtürzung erholt, zu folgen.

Doch war ihnen das junge Mädchen weit voraus, ihre Füße berührten kaum den Boden; mit finſterem Blicke, die Lippen zuſammengepreßt, das blanke Meſſer in der Hand, eilte ſie dahin mitten durch die Schaar der gerade vom Refektorium kommenden Mönche, von denen Viele entſetzt auf die Seite ſprangen, da ſie nicht anders wähnten, als dieſer ſchöne, unverkennbar weibliche Strafengel ſei hernieder geſandt worden, um Rache zu üben für allerhand heimliche Sünden.

Unten an der Treppe der Fremdenherberge angekommen, warf ſie das Meſſer weit von ſich, that einen tiefen Athemzug und flog dann mit hochklopfendem Herzen die Stufen hinan. — O Gott! wenn er raſch, wie gewöhnlich, auf ſein Zimmer gegangen, — ahnungslos auf den Balkon hinaus getreten war!! — —

Da ſtand ſie auf der Schwelle ſeines Zimmers, da ſah ſie die Balkonthüre weit geöffnet, — ihn aber nicht, — — — überhaupt nichts mehr, — — ihre Blicke verdunkelten ſich und mit dem ſchmerzlichen Rufe: „O, Don Manuel!" — — — wäre ſie zu Boden geſunken, wenn nicht ein ſtarker Arm die Sinkende gehalten und ſie feſt umſchlungen hätte. Es war ein Augenblick ſeligſter Ermattung, denn während ihre Augen unter den geſenkten Lidern ängſtlich in das Dunkel der Ohnmacht hinüber irrten, hatte ſie ihn erkannt und da war es denn gerade ſo geweſen, als wenn ein flüchtiger Schatten durch die ſonnbeglänzte Landſchaft zieht — in der nächſten

Sekunde wieder Glanz und Glück erſcheinen laſſend! — Aber auch ihm drohten die Sinne zu ſchwinden. Rafaela in ſeinen Armen! — er ſich mit Entzücken auf ihr glühendes Geſicht niederbeugend, ihre heißen Lippen ſuchend und findend, während ſie mit dem jubelnden Ausruf: „Glück meiner Seele!“ ihre Arme um ſeinen Hals ſchlang!

Auch ſtörte es die beiden Glücklichen nicht im Mindeſten, als ſie nun raſche Tritte auf der Treppe vernahmen, ja, nicht einmal, als ſie Don Hilario in giftigem Tone rufen hörten: „Sie hat ſich und uns ein größeres Leid zugefügt, als wir gedacht!“

Rafaela's Vater lächelte ſtill in ſich hinein und ſagte: „Sie hat ſich allerdings raſcher getröſtet, als zu vermuthen war,“ während er in etwas zeremoniöſer Art Anſtalt traf, ſeine Gattin, welche in dieſem Augenblicke eine Ohnmacht für ſchicklich hielt, mit den Armen aufzufangen. Doch beſann ſie ſich eines Beſſeren, als ſich Rafaela mit dem Ausdruck höchſter Glückſeligkeit an ihre Bruſt warf und ausrief: „Zürnet mir nicht, Mutter, dies iſt der Geliebte meines Herzens, dem ich folgen will und muß! So ſprach es ſchon in mir, als ich ihn zum erſten Male ſah, als ich mich vergebens bemühte, mein wild klopfendes Herz unter ſcheinbar gleichgiltigem kaltem Blicke zu beſchwichtigen — ja, ich liebe ihn — er liebt mich — und was wollen da die Anderen!“

Die letzten Worte, von einem feindſeligen Blicke und einer raſchen Bewegung begleitet, welche das ſchöne, hoch erglühte Mädchen in die Arme Don Manuels zurückführte, galten dem herankeuchenden Prior und dem ſtarren, faſt entſetzten Blicke des Paters Hyazinth.

Es verging eine kleine Weile, bis der Hochwürdigſte genügend zu Athem gekommen war und in nicht unfreundlichem Tone an ſeinen Vertrauten die Frage richtete: „Hyazinth, auf dieſe Art alſo habt ihr ihn unſchädlich gemacht? — Nun, mir kann es recht ſein, und auch Don Servando wird nichts dagegen einzuwenden haben, nachdem, wie mir ſcheint, die Eltern bereits ihren Segen gegeben. —

Letzteres iſt die Hauptſache und da nun weiter nichts im Wege ſteht, ſo lade ich Euch, Don Manuel, zu einer leider aufgewärmten Schüſſel Olla potrida ein, die wir uns aber bemühen wollen," ſetzte er mit einem traurigen Blick auf den Pater Hyazinth hinzu, — — „durch einen guten Xeres — ſehr unſchädlich zu machen."

Monogramm AW.

Auf dem Schnellzuge, der um die Mittagszeit von Berlin nach Hamburg geht, befand ſich ein junger Mann, was an ſich nicht wichtiger iſt, als daß dieſer junge Mann ſo elegant gekleidet war, wie es Paſſagiere der erſten Klaſſe gewöhnlich zu ſein pflegen, und von ſo angenehmem Aeußeren, wie junge Leute es ſein müſſen, wenn ſie Gnade vor den Augen unſerer ſchönen Leſerinnen finden ſollen.

Daß dieſer junge Mann mit recht verdrießlicher Miene und allein in dem Coupée erſter Klaſſe war, dürfen wir ebenſowenig verſchweigen, als daß er ſich dieſe Einſamkeit von dem gefälligen Schaffner durch die betreffende Handbewegung und die kurzen Worte: „Allein laſſen, wenn möglich", erkauft hatte.

Er ſchritt, nachdem ſich der Zug ſchon in Bewegung geſetzt hatte, in dem kleinen Raume einige Male von dem einen Fenſter zum andern, wie um ſich des ruhigen Beſitzes ſeiner Domäne zu verſichern, und warf ſich dann auf einen Eckſitz, lange träumeriſch vor ſich hinſchauend und erſt einen Augenblick zum Fenſter hinaus ſtarrend, als ſich über geraden Feſtungslinien hinweg, zwiſchen mächtigen Bäumen große, langgeſtreckte Bauten ſehen ließen.

„Spandau!" — — „Was geht mich Spandau an — — Gott ſei Dank, daß es mich nichts angeht."

Dann brannte er ſich eine Cigarre an, um ſie gleich darauf wegzuwerfen und eine andere zu nehmen, deren Geſchmack ihm beſſer zu behagen ſchien, denn er drückte ſich wieder feſt in ſeine Ecke und entfaltete eine der großen Zeitungen, die er auf dem Berliner Bahnhofe gekauft, warf aber auch dieſe bald neben ſich hin und verſuchte ein wenig zu ſchlummern, oder von der Vergangenheit zu träumen, was ihm auch ganz gut gelang; denn ſtatt der flachen und ziemlich einförmigen Gegend der Mark, durch welche der Schnellzug dahinſauſte, ſtiegen im Geiſte vor ihm auf die reizenden, grünbewachſenen Berge des badiſchen Landes und ganz insbeſondere das liebliche Thal der Oos mit ſeinen herrlichen Waldhöhen, gekrönt von ſchönen Villen und maleriſchen Burgruinen: dies Thal mit ſeinen prachtvollen Wegen, mit uralten, majeſtätiſchen, ſchattengebenden Bäumen, mit ſeinen Springbrunnen und murmelnden Quellen, dies herrliche Thal, wo ſich Natur und Kunſt die Hand gereicht, um ein kleines Stück Paradies zu ſchaffen, wo jedes Gemüth, jedes Herz etwas für ſich zu finden vermag, und wo auch der, den das glänzende, rauſchende Badeleben abſtößt, glücklich ſein kann in den friſchen, duftenden Wäldern, in denen uns jeder Stein, jeder murmelnde Quell, jeder alte Thurm die ſchönſten Sagen der Vorzeit erzählt.

Er kam gerade daher und hatte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes ſowohl die ſchöne Einſamkeit der Natur, als das bewegte Badeleben kennen gelernt, hatte auf dem alten Schloſſe gefrühſtückt, dort den ſilbernen Faden des Rheines geſehen und die dunkelblauen Vogeſen, war über den Merkur, über Eberſteinſchloß durch die Lichtenthaler Allee nach Hauſe geritten, hatte vielleicht denſelben Tag am rothen Felſen mit einigen guten Freunden dinirt, ausgezeichnete Bachforellen gegeſſen und dazu ſehr kalten Champagner getrunken, war dann Abends, wie alle Welt, in den dunſtigen Spielſälen geweſen, hatte auch ſelbſt mitgeſpielt, aber ohne Leidenſchaft, zu ſeinem Vergnügen, indem er einzelne Nummern oder gewiſſe Serien mit goldenen Napoleons bepflaſterte, um zuletzt gewöhnlich mit ziemlichem Gewinn zu Weber hinüber zu ſchlendern und dort ſein mühevolles Tagewerk in heiterer Geſellſchaft mit einem guten Souper zu beſchließen.

Dabei war es ihm einmal paſſirt, daß er eine Sexterne

— er wußte das ganz genau — beſetzt hatte, von welcher eine Nummer herauskam, worauf eine ſehr angenehme weibliche Stimme hinter ihm, allerdings leiſe, aber in freudigem Tone ſagte: „Diesmal haben wir gewonnen!“ Er wandte ſich um, war aber kaum im Stande, das Geſicht der Betreffenden, einer auffallend ſchönen jungen Dame in einfacher, aber ſehr eleganter Toilette zu ſehen, denn dieſe, als ſchäme ſie ſich ihrer Worte, hatte ſich raſch hinter ihre ältere Begleiterin zurückgezogen. Der betreffende Bankbeamte ſchnellte mit bekannter Fertigkeit die ſechs gewonnenen Napoleons hinüber und tippte dann mit ſeinem Rechen darauf, wobei er den ihm wohlbekannten Spieler anſah; da aber die alte Dame ſchon vorgetreten war, um das Gold zu nehmen, ſo ſchüttelte der eigentliche Gewinner leicht mit dem Kopfe, lächelte vielleicht auch ein wenig dazu, was der Croupier auf eine pfiffige Art erwiderte, — dann war das Gold verſchwunden und mit ihm die beiden Damen.

Uebrigens konnte ihm, ſelbſt bei dem flüchtigen Blick, den er auf die jüngere Dame geworfen, und bei dem höchſt anſtändigen, ja würdigen Ausſehen der Aelteren, kein Zweifel bleiben, daß hier — ſehr begreiflich bei der Maſſe Gold, die auf dem Tiſche lag — ein Irrthum obgewaltet, was ſich auch am andern Tage beſtätigte; da er den beiden Damen in einer ſehr eleganten Equipage in der Lichtenthaler Allee begegnete, noch mehr aber, da ihm auf ſeine Frage ein Bekannter ſagte, er kenne die Damen nicht, obgleich er ſie vor ein paar Tagen auf der Promenade in Geſellſchaft einer hieſigen, ſehr achtbaren Familie geſehen.

Ihn intereſſirte dieſer kleine Vorfall beſonders wegen der wirklich auffallend ſchönen Erſcheinung der unſchuldig Betheiligten, und das Badeleben erhielt dadurch plötzlich einen ganz neuen Reiz für ihn. Er nahm ſich feſt vor, Alles daran zu ſetzen, um den beiden Damen vorgeſtellt zu werden, wozu er auf ſeinen Bekannten und jene Badener Familie rechnete.

Doch war jener Bekannte noch am ſelben Tage für längere Zeit in den Schwarzwald gereiſt und er ſelbſt gab ſich vergebliche Mühe, am nächſten, ſowie an dem darauffolgenden die beiden Damen irgendwo zu entdecken, ſie erſchienen weder auf der Frühpromenade, noch in der Lichtenthaler Allee, noch im Kurſaal. Dafür aber nahm ihn, als er ſpät Abends in verdrießlicher Stimmung die Spielzimmer betrat, der Bankbeamte, deſſen wir oben erwähnt, auf die Seite und händigte ihm lachend ein kleines Couvert ein, welches ihm zu übergeben er von zwei Damen erſucht worden ſei. Das Couvert aber enthielt ſechs Napoleons mit den Zeilen: „Entſchuldigen Sie den unverantwortlichen Irrthum, von dem wir erſt ſoeben, kurz vor unſerer Abreiſe, in Kenntniß geſetzt wurden.“

„Nicht durch mich,“ ſagte der Croupier auf einen fragenden Blick des Andern, „ich hielt das Ihrerſeits für eine zuweilen vorkommende Courtoiſie, habe mich aber ſehr getäuſcht.“

„Ja, Täuſchung über Täuſchung!“ und für ihn war die ſchmerzlichſte, daß es ihm nicht gelungen war, die Bekanntſchaft jener beiden Damen zu machen. Hatte ſich das ſeine Phantaſie doch ſchon auf's Angenehmſte ausgemalt, war ihm doch ſchon das ganze Badeleben in einem ganz andern Lichte erſchienen, ja ſo leuchtend, daß ihm auch ſein ferneres Leben dadurch roſig beglänzt erſchien!

Jetzt aber kam ihm hier Alles ſo gleichgiltig, ſo höchſt langweilig vor, daß er durch ſeinen Diener einpacken ließ, um Deutſchland in einem Zickzack bis hinauf zu ſeiner nördlichſten Grenze zu durchkreuzen. Vielleicht war ihm Glück und Zufall günſtig, vielleicht begegnete er den beiden Damen wieder, und welch ein prächtiges Mittel gewährten ihm in dieſem Falle die ſechs Napoleons in dem kleinen Couvert, das er wie ein Heiligthum auf ſeiner Bruſt bewahrte.

Wenn er es betrachtete, wie jetzt während der Fahrt wieder einmal, ſo war er ſicher überzeugt, einem Augenblick des Glücks recht nahe geweſen zu ſein — geweſen, ja, geweſen!

Die Handſchrift der wenigen Zeilen war feſt und ſicher, faſt zu feſt für ein junges Mädchen, wahrſcheinlich hatte die ältere Dame ſie geſchrieben. Das Monogramm auf dem Couvert zeigte ein A und W mit einer Freiherrnkrone darüber, und es verurſachte jetzt dem jungen Reiſenden ein ganz eigenthümliches Vergnügen, während der an ſich langweiligen Fahrt träumeriſch auf die weite Ebene hinauszuſchauen und aus dem A verſchiedene allerliebſte Vornamen zu conſtruiren.

Amalie — er liebte dieſen Namen nicht, in ſeinen Phantaſien war die Trägerin deſſelben hellblond, etwas dick und ſchwerfällig.

Albertine — gar zu proſaiſch, die erſten beiden Silben klangen ſo nach „albern“.

Auguſte — die Abkürzungen: Guſtel oder gar Guſte waren nicht nach ſeinem Geſchmack, auch hatte Auguſte für ihn etwas Schnippiſches, ein aufgeworfenes Näschen, lebhafte Augen, ſchwarzes Haar.

Alice — erinnerte ihn an Zampa's Alice aus Florenz und hatte deßhalb für ihn einen ſehr ſeeräuberiſchen Beigeſchmack.

Adele oder gar Adelgunde — waren Romannamen — — fort mit ihnen.

Anna — ja Anna klang ihm lieb und freundlich an, er hatte ſchon eine Anna kennen gelernt, die ihm hätte gefährlich werden können, wenn dieſelbe nicht bereits einem Andern gar zu gefährlich geworden wäre und wenn dieſe Gefahr mit Jenem nicht auf Gegenſeitigkeit beruht hätte. Anna — der Name klang ſo weich und ſchmeichelnd, die liebe gute Anna — — ja, ſo mußte ſie heißen — Anna.

„Wittenberge,“ rief draußen der Kondukteur in dem Augenblicke, wo der Zug hielt, und ſo genau paſſend zu dem von dem jungen Reiſenden halblaut geſprochenen Vornamen, daß es klang wie: Anna Wittenberg — ohne Frage ein recht hübſcher Name.

Reiſende ſtiegen aus, andere kamen, und der junge Mann, dem es ſo wohl in ſeinem einſamen Coupée war, lehnte ſich breit in die Fenſteröffnung, dabei gewaltig rauchend, was zuweilen ein probates Mittel iſt, um läſtige Eindringlinge fern zu halten; und fand dies auch hier eine engliſche Familie von ſechs Perſonen ſo „choking“, daß dieſelbe ſchon nahe am Wagenſchlage wie auf Kommando Kehrt machte und einer anderen Abtheilung zuſteuerte. Weniger gelang ihm dieſes Ausräucherungsmittel bei einem kleinen, dicken, ältlichen Herrn, der in einem weißen Sommeranzuge gerade auf die Wagenthüre los ſchoß und mit ſeinem Stock leicht daran klopfte, wobei er durch ein Aufwerfen des Kopfes den Schaffner herbeirief und ihm kategoriſch ſagte: „Oeffnen“.

„Wollen der Herr Baron nicht vielleicht drüben Platz nehmen?“ erlaubte ſich der Beamte, eingedenk des erhaltenen reichlichen Trinkgeldes, ſchüchtern zu fragen, doch erfolgte die raſche Antwort: „Der Herr Baron würde allerdings eben ſo gerne in einer anderen Abtheilung Platz nehmen, wenn bei der Hitze nicht alle Wagen ſo polizeiwidrig vollgeſtopft wären; — hier iſt es ja faſt ganz leer,“ ſetzte er nach einem Blick in's Innere in erſtauntem Tone hinzu — „der Herr wird mich nicht geniren und ich den Herrn in keiner Weiſe, das Rauchen können wir Beide ertragen — gut'n Morgen,“ wandte er ſich an ſeinen neuen Gefährten und lüpfte ſeinen breitkrämpigen Panamahut ein wenig, ein Gruß, den der Andere kaum erwiderte.

Dann pfiff die Lokomotive und ſetzte ſich langſam in Bewegung, doch ehe noch der Zug den Bahnhof verlaſſen hatte, beugte ſich der weiß gekleidete Fremde raſch zum Fenſter hinaus und rief dem Schaffner zu: „Sie, lieber Freund, bitte, kommen Sie einen Augenblick daher, ich erwarte in Hagenow Freunde oder einen Brief durch den Zugmeiſter des Schweriner Zuges, und bäte ich Sie im letzteren Falle, mir ein Schreiben an mich raſch übergeben zu wollen.“

„Gewiß, Herr Baron!“

Dann warf ſich der Herr haſtig in die Wagenkiſſen zurück, pfiff ein Paar Takte des Jungfernkranzes, eine Weiſe, welche alte Herren noch immer gerne — wenigſtens zu pfeifen pflegen, um gleich darauf wieder aufzuſpringen und auf der andern Seite zum Wagenſchlage hinauszuſchauen, worauf er ſich in der nächſten Minute wieder auf das Kiſſen zurückfallen ließ.

Er hatte ein breites, wohlwollendes, etwas röthliches Geſicht und ſein Anzug, Wäſche, Handſchuhe waren untadelhaft, wie auch die elegante Reiſetaſche von rothem Juchtenleder, nicht minder die Cigarre, die er rauchte und deren Duft ganz vortrefflich war. Auch war er ſo freundlich, ſeinem ſtummen Wagengefährten in der andern Wagenecke davon anzubieten, was dieſer indeſſen ziemlich kühl ablehnte.

Sonſt war unſer Reiſender durchaus kein Menſchenfeind, aber es verdroß ihn, daß ſeine hübſchen Phantaſieen durch die Gegenwart eines Fremden zerriſſen, davon geflattert und nicht wieder herbeizuziehen waren. So ſehr er ſich auch Mühe gab, das Bild jenes hübſchen Mädchens wieder vor ſein inneres Auge zu zaubern, es wollte ihm nicht gelingen: alle Geſtaltungen ſeiner Träume ſelbſt bei geſchloſſenen Augen gingen unförmlich in die Breite, verblaßten und nahmen eine weiße Farbe an, um zuletzt in die Geſtalt des alten dicken Herrn überzugehen, was auch wohl mit daher kommen mochte, daß jener ſich verſchiedene Male bemühte, mit ſeinem ſtummen Gefährten ein Geſpräch anzuknüpfen, trotzdem er nur einſilbige Antworten erhielt.

„Sie reiſen wahrſcheinlich nach Hamburg?“

„Ja wohl.“

„Vielleicht auch nach Helgoland?“

„Wohl möglich.“

„Es ſoll dort ſchon ſehr lebhaft ſein,“ worauf nur ein kurzes Kopfnicken erfolgte, welches aber den Andern nicht abhielt zu fragen: „In welchem Hotel werden Sie wohnen?“

„In Streit's Hotel.“

„Ein vortrefflicher Gaſthof.“

Dann gähnte der weiß gekleidete Herr, warf ſeinen Panamahut vor ſich auf die Bank, zog die Füße neben ſich auf ſeinen Sitz, pfiff ein Paar Takte der gleichen Melodie wie früher und ſchlief darauf nicht nur augenblicklich ein, ſondern ſchnarchte auch alsbald ſo gewaltig, daß ſeine Bemühungen, harte Bretter zu ſägen, faſt das raſſelnde Geräuſch der Räder übertönten. Doch dauerte auch dieſer feſte Schlaf nicht einmal ſo lange, bis die Station Hagenow erreicht war und noch ehe der Zug langſamer ging, riß der alte Herr ſeine Augen weit auf, blickte in die Gegend hinaus, die ihm bekannt ſein mochte und ſprang dann von ſeinem Sitze auf, indem er zugleich die Melodie wieder aufnahm, mit der er ſich in den Schlaf gepfiffen.

„Hagenow, — Hagenow!“ — — rief er laut, „jetzt will ich doch ſehen, ob ſie kommen, oder ob ſie wieder einmal nicht fertig geworden ſind — — beim Himmel, es iſt ſchon ſo," ſetzte er hinzu, indem er ſich, als der Zug hielt, zum Wagenſchlag hinausbeugte, — — „haben Sie einen Brief für mich, Schaffner?"

„Ja wohl, Herr Baron."

„Geben Sie her — — da ſoll doch gleich ein Donnerwetter drein ſchlagen!"

„Hier iſt der Brief, Herr Baron, und wenn der Herr Baron etwas nach Schwerin zu befehlen haben oder nach Roſtock, ſo bin ich mit Vergnügen bereit, ich habe hier mit einem Kameraden gewechſelt, der für mich nach Hamburg fährt."

Der weiß gekleidete Herr hatte, noch in der Wagenthür ſtehend, das Couvert haſtig abgeriſſen und die darin enthaltenen Zeilen geleſen, dann ſprang er, ſeine Reiſetaſche ergreifend, mit einem flüchtigen Gruß gegen unſern Reiſenden über den Tritt hinab, wobei er ausrief: „Sie, Schaffner, nehmen Sie mir einen Platz nach Schwerin, ich fahre mit Ihnen."

Und nun war der junge Mann wieder allein in ſeinem Coupée, was ihm, eigentlich unbegreiflicher Weiſe, ein ſo behagliches Gefühl verurſachte, daß er unwillkürlich nun ebenfalls die Melodie des Jungfernkranzes leiſe vor ſich hin pfiff und ganz im Rhythmus der nun wieder davon rollenden Räder des Bahnzuges.

Dabei fielen ſeine Blicke auf ein Stück Papier, das innerhalb der Wagenthür auf dem Boden lag, und unwillkürlich ſchaute er genauer hin, um ſich gleich darauf raſch zu erheben, das Papier zu ergreifen, in demſelben ein Stück des zerriſſenen Couverts zu erkennen, welches der weiß gekleidete Herr weggeworfen, und darauf — — das ganz gleiche Monogramm, welches ihn ſchon ſo lange beſchäftigt und im höchſten Grade intereſſirt hatte.

Tückiſches Schickſal, da war er einer Entdeckung ſo nahe geweſen und hatte ſie leichtſinniger Weiſe ſelbſt durch die Finger ſchlüpfen laſſen! — wie einfach wäre es geweſen — ja, und wie höflich und artig, ſtatt da zu ſitzen mit abſtoßender Miene und feſtverſchloſſenem Mund — jenem alten Herrn freundlich entgegen zu kommen, ſich in ein Geſpräch von ihm verwickeln zu laſſen, wozu Jener bei ſeiner Schwatzhaftigkeit ſo große Luſt bezeigt — wie bald hätte er erfahren können, wer der alte Herr ſei, ja von wem er einen Brief erwarte. — Daran weiter anzuknüpfen wäre ſo leicht geweſen, er hätte ihn vielleicht nach Schwerin begleiten können, nach Wismar, Roſtock, oder wohin es ſonſt geweſen wäre; er würde jener hübſchen, intereſſanten jungen Dame vorgeſtellt worden ſein, das Uebrige hätte ſich von ſelbſt gemacht und er vielleicht ein Glück gefunden, daß er ſchon ſo lange vergebens geſucht.

Er verglich das Monogramm auf's Genaueſte mit dem, welches er ſchon beſaß, ja, es war nicht nur das Gleiche, ſondern auch daſſelbe Papier, dieſelbe Größe des Couverts, ja die Paar Worte, die er auf dem abgeriſſenen Stück zu leſen vermochte, waren von der gleichen, feſten und ſicheren Handſchrift, — und — tückiſches Schickſal! — das Couvert war ſo auseinder geriſſen, daß er nichts mehr leſen konnte als: dem Freiherrn v. W — — alles Uebrige fehlte.

„Durch eigene Schuld, — — ganz durch eigene Schuld," murrte er ingrimmig in ſich hinein, „wahrhaftig bei meiner Ankunft in Hamburg ſollte ich alter Eſel mir ſogleich Knigge's ‚Umgang mit Menſchen' kaufen."

Dieſen ſchönen Vorſatz führte er nun allerdings nicht aus, als er nach ungefähr einer Stunde Hamburg erreicht hatte, ſondern ging in Streit's Hotel, wo er ſich ein Zimmer beſtellte und dann nach Zeppenfeld's Keller ſchlenderte, um nach einem guten Souper einige Tropfen Lethe zu trinken in Geſtalt eines gut frappirten Röderer Carte blanche. Dies gelang ihm auch ſo ziemlich und als er ſpäter, eine vortreffliche Cigarre rauchend, an dem prachtvollen Alſterbaſſin hin und her ſpazierte, dort das geräuſchvolle, elegante Leben auf ſich einwirken ließ, dabei mit Intereſſe die zahlloſen Gasflammen betrachtete, die in zitterndem Leuchten mit dem geheimnißvollen dunklen Waſſer buhlten und ihren Strahl weit hinaus warfen über die Maſſe zierlicher Boote, die ſich hier an ihren Stricken und Ankerketten wiegten; als er auch noch ein paarmal mit Intereſſe geſehen, wie die hübſchen kleinen Dampfer, von der Uhlenhorſt herüber kommend, heitere, fröhlich plaudernde Menſchen am diesſeitigen Ufer abſetzten, da hatte er ſo viele neue Bilder in ſich aufgenommen, daß die, welche ihn während der Eiſenbahnfahrt ſo ſehr beſchäftigt, ziemlich verblaßt waren, ja er vermochte es ſich einzureden, vielleicht ſei es ein Glück für ihn geweſen, die Bekanntſchaft des weiß gekleideten Herrn nicht genauer gemacht zu haben. — Freiheit iſt ein unſchätzbares Gut und warum ſollte man ſich ſo ſehr beeilen, an jene zweifelhafte Roſenkette feſtgeſchloſſen zu werden.

Er ging nach ſeinem Hotel, leiſe pfeifend, doch nicht die ſanfte Melodie des Jungfernkranzes, ſondern jene Weiſe aus „Robert der Teufel“:

„Den Wein, das Spiel, den Wein, das Spiel, die Schönen,
Sie lieb', ſie lieb', ſie lieb ich nun fortan!“ —

Aber im Traume waren ſeine Gedanken ehrlicher als geſtern Abend im Wachen. Da trat die Geſtalt des jungen Mädchens wieder ſüß lächelnd an ihn heran und ſagte ihm mit weicher, lieber Stimme: „Ja, mein Freund, du warſt mir geſtern recht nahe, ach ſo nahe, daß ich hoffen durfte, dich wiederzuſehen — — deine Anne — —“ Schon ſtreckte er die Arme ſehnſüchtig nach dem himmliſchen Bilde aus und war eben im Begriff, den Saum ihres lichten Gewandes zu erfaſſen, als der alte, dicke, weißgekleidete Herr plötzlich wie ein Alp auf ſeine Bruſt ſank, mit Händen und Füßen zappelte und nach der Melodie des Jungfernkranzes heulte:

„Wir winden dir den Strick um den Hals
Und führen dich zum Galgen!“

— — — Unbeſchreiblich entſetzliches Geſicht — zu welcher ein unſichtbarer Höllenchor hohnlachend den Refrain jubelte:

„Schöner grüner, ſchöner grüner Jungfernkranz.“

Ach, er glaubte zu erſticken, und vermochte es kaum, ſich loszureißen aus dieſen ſchauerlichen Gebilden, wo ihn ſchließlich noch die unheimlichen Geiſter zu verführen drohten und ihm eine andere Dame zeigten, auf die er herabſinken ſollte, in lauter funkelnden neuen goldenen Napoleons.

Doch ſiegte die Tugend, wie in allen guten moraliſchen Erzählungen, hier dadurch, daß er ſich etwas zu heftig auf die Seite warf, aus dem Bette hinaus fiel und an dem dadurch verurſachten Gepolter erwachte. Dabei blieb ihm die Erinnerung an den erſten ſchönen Theil ſeines Traumes ſo lebhaft, ſo ſchmerzlich lebhaft, daß er nicht anders konnte, als auf das Monogramm des Couverts mit einem tiefen Seufzer hinzuſchauen. Zauberhaft in der That hatten die Gebilde der vergangenen Nacht ihre Geſtalt, ihr liebes Geſicht in ſeinem Herzen aufgefriſcht; wohin er ſchaute, ſah er ſie erſcheinen, ſah er ihr Bild, aber immer nur einen kurzen ſeligen Augenblick, dann verſchwand ſie wieder, dann zog ſie ſich zurück, das Geſicht mit holder Scham übergoſſen, wie an jenem Abend im Spielſaale zu Baden.

Spät erſt ging er aus und ſpazierte in drückender Einſamkeit bald am Ufer des Alſterbaſſins, wo ihn das jetzt am Tage doppelt lebendige Treiben intereſſirte, die abfahrenden und ankommenden kleinen Schiffe, die vorüberrauſchenden Dampfer, die Boote mit feinen weißen Segeln, die in der Ferne das Waſſer leuchtend durchſchnitten — — bald kehrte er auf der andern Seite zurück, vorüber an den reichen Magazinen, wo alle Schätze der Welt in geſchmackvoller Auslage zu ſehen ſind, und da kaufte er ein, allerdings nur in Gedanken, aber immer für den gleichen Zweck: hier reiche Seidenſtoffe aus Deutſchland, England und Frankreich, dort glänzendes Geſchmeide an Brillanten und Perlen, was es nur Koſtbares gab. Selbſt in die ſtillen Geheimniſſe eines Magazins mit prachtvollen kunſtreich geſchnitzten Möbeln vertiefte er ſich gläubig und hoffend und ſah ſchon im Geiſte auf jener eleganten Chaise longue eine reizende Geſtalt ruhen, die mit den ſüßen Augen zwinkerte, während ſich leicht ihr ſchöner Buſen hob und ſenkte. — — Auch zu Wilkens blickte er hinab in die ſtille Einſamkeit jener kleinen hübſchen Boudoirs, wo der Platz eben ausreicht für zwei glückliche Menſchen.

Dann ſchritt er ſeufzend weiter, gedankenvoll an all' den Herrlichkeiten vorüber, um mit einem Male an der Ecke des Neuenwalls vor einem eleganten Gewölbe ſtehen zu bleiben, plötzlich erleuchtet durch einen glücklichen Gedanken, von dem er nur nicht begriff, daß ihn derſelbe nicht ſchon früher erfüllt.

Das Magazin, vor dem er ſich gerade befand, war eine Kunſt- und Papierhandlung, geſchmackvoll und reich ausgeſtellt, in welcher Alles zu ſehen war, was das Gemüth eines Künſtlers, ſowie das ſchreibende Publikum nur zu erfreuen vermag. Neben prachtvollen Kupferſtichen, ausgeſuchten Photographieen von ſeltener Schärfe und Schönheit ſah man elegante Schreibmappen, Briefpapier in allen Größen, geſchmackvolle Käſtchen mit Couverten, dann zierlich geordnet jene Schaar allerliebſter Spielereien in Form von Federhaltern, Tintenwiſchern, Papiermeſſern, eine wahre Verſchwendung an Stahl, Bronce, Elfenbein und Schildkrot — dort Zeichenapparate der verſchiedenſten Form und Geſtalt, hier eine wahre Muſterkarte der ſinnreichſten Wappen, Deviſen und Monogramme — — ja Monogramme in mannigfaltigſter Zuſammenſtellung der Buchſtaben! —

Und ganz beſonders über dieſe hin ſchweifte ſein gieriger Blick, ſuchend nach der Vereinigung jener beiden Chiffern, die ſich ſo feſt in ſeinem Gedächtniß eingeprägt hatten; — lange vergebens und als er endlich ein zierlich verſchlungenes A und W fand, war es von ganz anderer Form und über ihm ſchwebte ſtatt der ſiebenzackigen Krone ein kleiner Roſenkranz — — auch nicht übel, aber er hätte hier die Stacheln den Blumen unbedingt vorgezogen.

Aufblickend am Hauſe las er über dem Magazin den Namen der Eigenthümer: „Gebrüder Spiro", und es kam ihm die gewiß glückliche Idee, einzutreten, ſein Monogramm vorzuzeigen, vielleicht ein ähnliches darnach zu beſtellen und ſo etwas über die Eigenthümerin des Originals zu erfahren. Glaubte er doch ſicher zu ſein, daß ſie oder die ältere Dame es geweſen, welche der weiß gekleidete Herr geſtern auf der Station Hagenow erwartet! — Alſo war ſie in der Nähe, wohnte vielleicht nicht fern von Hamburg, und wie leicht war es da möglich, daß ſie in der wohlbekannten Handlung der Gebrüder Spiro das Monogramm hatte anfertigen laſſen.

Er trat ein, kaufte ſich von einem Ladengehilfen irgend eine unbedeutende Kleinigkeit und wandte ſich hierauf an einen Herrn, der unterdeſſen aus einem hintern Zimmer in das Magazin getreten war, mit der Frage, ob es ihm wohl möglich ſei, dieß Monogramm, von dem er für einen genauen Bekannten Copieen beſorgen ſolle, ganz genau anfertigen laſſen zu können? — — „möglich iſt es aber auch", ſetzte der junge Mann in nachläſſigem Tone hinzu, „daß das Monogramm aus Ihrer Handlung kommt, wo alsdann eine Vervielfältigung noch weniger Schwierigkeiten bieten würde."

Der Herr des Ladens betrachtete die Chiffern ſowie das Couvert aufmerkſam und ſagte nach kurzem Beſinnen ſehr entſchieden: „Dies Monogramm iſt weder bei mir, noch überhaupt in Hamburg angefertigt — es iſt Wiener Arbeit, wir kennen das."

„Und wäre nicht hier nachzumachen?"

„Nichts leichter als das!" erwiderte der Geſchäfts-Inhaber, wobei ein kurzes Lächeln auf ſeinen Zügen erſchien und ſich ſeine Augenbrauen ein wenig erhoben — „nichts leichter als das, wenn Sie mir drei Tage laſſen, ſollen Sie etwas Aehnliches, vielleicht in noch beſſerer Ausführung, haben."

„Gut, ich bitte darum; da es aber, wie Sie ſagen, Wiener Arbeit iſt, ſo mag ſich mein Freund dorthin wenden, wo er Bekannte genug hat: und wollen Sie nun für mich ganz in der gleichen Art wie dieſe Chiffern ein Monogramm anfertigen laſſen. Hier iſt meine Karte, ich wohne in Streit's Hotel, Zimmer Nr. 40."

„Hermann von Salten," las der Verkäufer mit einer höflichen Verbeugung und ſetzte dann hinzu: „In drei Tagen werden Sie das Monogramm erhalten auf Couvert und Briefpapier, letzteres wohl oben in der Mitte geſtempelt?"

„Allerdings; und ſollte ich indeſſen, was möglich wäre, eine kleine Tour nach Helgoland gemacht haben, ſo bitte ich Sie, mir das Beſtellte unter Nachnahme dorthin zu ſenden, oder wünſchen Sie Vorausbezahlung?“

„Iſt in unſerem Hauſe nicht der Brauch, Herr von Salten! nur wollen Sie mir die Größe der Auflage angeben.“

„Ich denke, hundert Bogen Briefpapier und ebenſoviel Couverts.“

Dann grüßte er und verließ den Laden.

Da Herr von Salten in Hamburg weder Beſuche abzuſtatten, noch Geſchäfte zu machen hatte, ſo blieb ihm begreiflicherweiſe viel freie Zeit, welche er zur Beſichtigung der jetzt ſo großen und ſchönen Stadt anwandte, zum Beſuch des Hafens mit ſeinem intereſſanten Leben, ſowie des zoologiſchen Gartens, der durch den großen Verkehr der reichen Handelsſtadt mit allen überſeeiſchen Ländern wohl einzig in ſeiner Art iſt. Auch brachte er einen guten Theil des Tages auf den prächtigen Alſterbaſſins zu, theils in kleinem Ruderboote, gewöhnlich aber auf den hübſchen Dampfern, und nicht ohne die Nebenabſicht, vielleicht durch Zufall ſeiner ſchönen Unbekannten oder dem dicken, weiß gekleideten Herrn zu begegnen.

Zu gleichem Zwecke verſäumte er auch nicht, auf dem Bahnhofe bei allen von Berlin oder Schwerin kommenden Zügen gegenwärtig zu ſein, doch war dies ſtets ein vergebliches Bemühen, welches ihn nach ein Paar Tagen ſo verſtimmte, daß er ſich ſelbſt einredete, es ſei ja förmlich lächerlich, eine ſo große Gunſt des Zufalls zu erwarten. — „Kenn' ich doch darin mein Mißgeſchick,“ rief er verdrießlich aus, „und was ich hier vergeblich erwarte und erſtrebe, rennt mir vielleicht, wie ſchon oft geſchehen, freiwillig nach, ſobald ich ihm entſchieden den Rücken kehre. Was ſoll ich alſo länger hier? Gehen wir ein wenig nach Helgoland, das ich noch nicht kenne, um, von da zurückkehrend, die Oſtſeebäder bis nach Rügen hinauf abzuſtreifen.“

Er beſuchte noch am gleichen Tage die Papier-Handlung und da ſeine Monogramms unterdeſſen ſehr gelungen und elegant fertig geworden waren, ſo zahlte er ſie, nahm ſie mit ſich und äußerte geſprächsweiſe, daß er ſich entſchloſſen habe, morgen für einige Tage nach Helgoland zu gehen.

Vom Wetter war unſer Reiſender auf's Angenehmſte begünſtigt und als er am andern Morgen in der Frühe nach dem Landungsplatze der Dampfboote fuhr, entließ ihn das ſonnbeglänzte Alſterbaſſin wie mit einem freundlichen Nachruf, und die dunklen Gaſſen der alten Stadt, die ihn alsdann aufnahmen, zeigten ihm auf's Heiterſte im Lichte eines glänzenden Sommermorgens ihr maleriſches Leben und Treiben. Seeluft und See-Erinnerungen umgaben ihn hier: die kleinen dunklen Läden mit allem, was ſowohl zur Schiffs-Ausrüſtung als zur Kleidung der Matroſen gehört; dazu Magazine mit den ſeltſamen Produkten und Erzeugniſſen überſeeiſcher Länder, dort Haufen von Kokosnüſſen, Straußeneiern und Ananas, hier der gewaltige Stoßzahn eines Elephanten und die rieſenhafte Schutzwaffe des Sägefiſches; dazwiſchen unbeſchreibliches Gewühl von Wagen, niederen dumpfpolternden Laſtkarren, Fußgängern und Reitern. Man begreift kaum, wie alles das ungefährdet an einander vorüberkommt, beſonders in den engeren Straßen, und dem dort faſt immer feuchten und ſchlüpfrigen Pflaſter. Bald weichen die Häuſerreihen ſcheinbar zurück, Anhöhen, majeſtätiſch überragt durch das elegante Seemannsheim unter dem Schatten majeſtätiſcher Bäume, werden zur Rechten ſichtbar, während ſich auf der Linken die anfänglich nur dünne Linie ankernder Schiffe zu einem weiten majeſtätiſchen Maſtenwalde ausdehnt — ein freundlicher, herrlicher Anblick das bunte Leben und Treiben auf den Schiffen, die Tauſende von Maſtſpitzen mit Flaggen und Wimpeln in den Farben aller Nationen, weiße blendende Segel in der Nähe und Ferne, ſchwerfällige Oſtindienfahrer, ſchlanke Klipper, und dazwiſchen die ernſten dunklen Dampfer, wahre Koloſſe, Seite an Seite liegend, da und dort in Gruppen bei einander, ausruhend von langer Fahrt oder ſich rüſtend zu neuem Ausflug und alsdann mit langſam ſich verziehenden Rauchſtreifen und weißem ziſchendem Dampfe.

Man könnte ſagen, all' dieſe ruhig daliegenden Schiffe erſcheinen uns wie eine zweite großartige Waſſerſtadt, deren Zwiſchenräume, Straßenplätze, ebenſo belebt ſind, wie die des feſten Landes, welches wir ſoeben durchfahren.

Welche Maſſe von Jollen, Booten, kleinen Nachen, Miniatur-Dampfern vermittelt hier, angefüllt mit lärmenden Menſchen, den Verkehr zwiſchen den Schiffen und mit dem Lande; es iſt zum Schwindligwerden, wenn man lange da hinunter blickt, beſonders für ein furchtſames Gemüth, das eben im Begriff iſt, ſich in dieſen Strudel zu ſtürzen.

Furchtſam war nun unſer Reiſender durchaus nicht, auch brauchte er ſich keinem der kleinen ſchwankenden Boote anzuvertrauen, um an Bord des Helgolander Dampfers zu kommen, denn dieſer lag feſt an ſeiner Landungsbrücke und ſeine Schiffsglocke läutete eben zum dritten Male, als Herr von Salten das Verdeck betrat. Seine Effekten waren bald untergebracht, der Anker wurde gelichtet und das Boot bewegte ſich langſam zwiſchen zahlreichen andern Schiffen hindurch gegen die Mitte des Stromes, vorbei an einem jener ſchönen, majeſtätiſchen Schraubendampfer der Hamburg-Newyorker Linie, der ſich ebenfalls zur Abfahrt rüſtete, — wenigſtens ſah Salten, als er auf dem im Verhältniß gegen jenen Seekoloß ſo winzigen Helgolander Dampfer vorüberfuhr, droben Herren und Damen ſtehen, vielleicht ſolche, die ſich für die Fahrt vorſorglich jetzt ſchon in ihren Kajüten einrichteten. Unter dieſen bemerkte er mit einem gelinden Schrecken einen weiß gekleideten Herrn neben einer Dame, und während er haſtig ſein ſcharfes Glas auf ſie richtete, dachte er: „Wahrhaftig, ein ſolches Mißgeſchick könnte mir ſchon paſſiren!“ Doch hatte er ſich glücklicherweiſe geirrt, der weiß gekleidete Herr war mager und jung, die Dame dick und alt.

Bald ließ der nun raſcher davon eilende Dampfer alles das hinter ſich, Stadt, Hafen, Schiffe; letztere zogen ſich immer enger zuſammen und ſahen zuletzt nur noch aus wie ein koloſſales Stachelſchwein. Hinter ihnen war auch ſchon die bekannte Vorſtadt St. Pauli mit ihrem bunten, wilden Getreibe, ihren Schau- und Thierbuden, ihren Bären, Guckkaſten, Zwerg- und Rieſenführern, ihren Matroſenkneipen und Tagestheatern. Jetzt dampften ſie an Altona vorüber und nun zeigte ſich das Elbufer mit ſeinen ſchönen, aus dem Grün der Bäume und des ſaftigſten Raſens hervorleuchtenden Landhäuſern, reizend anzuſchauen von der Waſſerſeite, aber nicht minder herrlich, wenn man auf der ſchönen, breiten, wohlgepflegten Straße einen Einblick hat in die prachtvollen Parks mit ihren friſchen Thalgründen und ſchattigen Baumgärten, mit ihren Paläſten, die man hier mit dem einfachen Namen „Villen“ bezeichnet und die ſich wie eine reiche Schnur von Perlen zwiſchen Smaragden von Hamburg bis Blankeneſe ziehen mit einem Blick auf die Elbe und das weite geſegnete Land.

Hinter Blankeneſe, oder eigentlich bei Schulau, werden die Ufer flach und die breite Elbmündung läßt ſie hier in Kurzem nur noch als matte graue Streifen erſcheinen.

Unſer Reiſender hatte ſich bis daher, durch die reizende Fahrt gefeſſelt, noch nicht um die übrige Geſellſchaft auf dem Dampfer bekümmert und fand auch jetzt, als er, ſeine Cigarre rauchend, auf dem Verdecke hin- und herſchlenderte, durchaus nichts, was ihm zur näheren Beachtung oder gar zur Anknüpfung eines Geſpräches intereſſant genug erſchienen wäre. Doch darf dieß nicht als Tadel für die Geſellſchaft angeſehen werden; es waren hübſche, ja ſchöne junge Mädchen und Frauen genug darunter, ja feine elegante Geſtalten, die zu jeder andern Zeit ſeine volle Aufmerkſamkeit erregt hätten. Wenn ſie ihn jetzt völlig unberührt ließen, ſo lag das nur daran, daß er, in einem Winkel neben dem Radkaſten ſitzend, wieder einmal in badiſchen und beſonders in Spiel-Erinnerungen ſchwelgte.

Die Fahrt begann ihm ſchon langweilig zu werden, und in einem Anfalle von Schadenfreude, die er trotz alledem empfand beim Anblick dieſer heiteren, luſtig plaudernden geſelligen Menſchen, ſah er bei Cuxhafen und Neuwerk der offenen See entgegen, deren allerdings leiſe Schwankungen man jetzt ſchon zu ſpüren begann.

Es iſt das bei einer Meerfahrt höchſt eigenthümlich und macht einen unwiderſtehlich komiſchen Eindruck, die erſten Symptome der Seekrankheit unter ſeinen Mitmenſchen, zuerſt ſporadiſch beginnend, dann epidemiſch um ſich greifend, zu ſehen, beſonders wenn man ſelbſt feſt und ſeetüchtig iſt.

Da bleibt einer plötzlich mitten in einem energiſchen Spaziergange ſtehen und die Kniee knicken ihm unwillkürlich ein, da er ein Gefühl gehabt, als ſinke der Boden unter ſeinen Füßen, und gleich darauf als werde er wieder emporgehoben, was ihn zu einem gelinden Stolpern veranlaßt, unter deſſen Einfluß er ſeitwärts an die Baluſtrade des Schiffes getrieben wird, um dort mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln in die ihm noch immer ſo harmlos erſcheinenden Fluthen zu ſchauen. — „Hoppſa!“ hat er vielleicht in keckem Tone geſagt, wagt es jedoch ſchon nicht mehr, ſeinen ſchützenden Anhaltspunkt zu verlaſſen, ſchaut ſich aber trotzdem neugierig nach der Geſellſchaft junger, ſo eben noch luſtig plaudernder Damen um, die nun mit einem Male verſtummt ſind und ſich, ſchon etwas bleich geworden, gegenſeitig mit beſorgten Blicken betrachten.

„Ach, das Unglück ſchreitet ſchnell —“

und es iſt gewöhnlich nur ein kurzer Zwiſchenraum zwiſchen einer ſichtbar ſpitzig gewordenen weißen Naſe, zwiſchen dem gläſernen Ausdruck der Augen, einem haſtig vor den Mund gepreßten Taſchentuche und dem Ausdruck der Krankheit in ihrem ganzen Jammer.

Dabei iſt das Meer noch ziemlich ſanft und ruhig, doch ſogenannte hohle See, wobei das Schiff in einer ſchraubenförmigen Bewegung dahin zieht. Kellner und Aufwärterinnen ſind in Bewegung, die gewiſſen furchtbaren Gefäße werden herbei- oder junge und alte Damen, ſchlotternd an allen Gliedern, unter das Deck geſchleppt.

Und doch iſt es prachtvolles, ſonniges Wetter, bei einem nicht allzuſteifen Nordoſtwind und bei ſo klarem Horizont, daß ſchon nach einer Stunde ein leichtes Wölkchen in Sicht kommt, das von Kundigen mit dem Rufe „Helgoland!“ begrüßt wird. Nach und nach dehnt ſich dies Wölkchen aus, nimmt eine dunklere Färbung an, ſowie ſchroffe, zackige Formen; gute Augen erkennen endlich die aufſtrebenden Felswände, dann die engliſche Flagge hoch oben an der Spitze eines langen Maſtes, das Eiland fängt unter dem Glanz der Sonne an zu leuchten und zeigt ſeine charakteriſtiſchen Farben.

„Roth iſt die Wand,
Grün iſt das Land,
Weiß iſt der Strand:
Das ſind die Farben von Helgoland."

Herr von Salten war auch diesmal ſo feſt und unberührt geblieben von dem ziemlich allgemeinen Leiden, daß er ſelbſt im Stande war, hie und da hilfreiche Hand zu leiſten; und er hatte das gerne gethan, denn man müßte ein ſteinernes Herz in der Bruſt tragen, um den flehenden Blick einer jungen und obendrein hübſchen Dame nicht verſtehen zu wollen, der es unmöglich iſt, die Paar Schritte von ihrem Sitze bis zur Schiffswand allein zu machen, und die alsdann wie eine geknickte Lilie in unſern Armen ruht — wäre nur das „Vorher" nicht gar ſo abſchreckend geweſen!

Endlich, endlich mäßigt das Schiff ſeinen Lauf, wobei auch ſeine Bewegungen ruhiger werden, dann liegen die Schaufelräder ſtill, der Anker raſſelt in die Tiefe und zu gleicher Zeit umſchwärmen zahlreiche Boote, alle mit großen bunten Flaggen verſehen, den Dampfer, um die Paſſagiere aufzunehmen. Was das Gepäck anbelangt, ſo iſt in Helgoland vortrefflich Einrichtung getroffen, daß man ſich darum nicht zu bekümmern braucht, weil alles nach dem Konverſationshauſe geſchafft wird.

Gäbe es nur eine Landungsbrücke in Helgoland, oder könnte man gleich am Strande ungeſehen in ſein Quartier ſchlüpfen! Leider aber werden die armen, immer noch bleichen und erſchöpften Ankömmlinge beim Landen von dem größten Theil der müſſigen Badegeſellſchaft empfangen, und wenn auch Manche Freunde und Bekannte erwarten, ſo treibt doch Andere ein häßliches Gefühl der Schadenfreude an den Landungsplatz, weßhalb das hier von den Neugierigen gebildete Spalier den ſehr bezeichnenden Namen „die Läſterallee" hat. Heute bei unſerer Ankunft ärgern wir uns über die herbeigeſtrömten Neugierigen, um morgen vielleicht mit den gleichen Gefühlen am gleichen Platze zu ſtehen.

Unſer Reiſender war zum erſten Male auf Helgoland und wurde, wie Jeder, eigenthümlich ergriffen von dem wunderbaren, geheimnißvollen Reiz, der um dieſes abgeſchiedene Eiland weht. Die idylliſche Ruhe, welche hier Alles umgibt, ſtärkt die angegriffenen Nerven, die friſche Seeluft, die wir einathmen, thut der Bruſt ſo wohl und ſelbſt der Mangel an jedem Comfort, der uns bei andern Badeorten ſogleich auffällt und häufig beläſtigt, wird hier nicht empfunden; und es hat für das Gemüth etwas Erfriſchendes, hier am Landungsplatz, ſtatt auf einem gebahnten Wege zu wandeln, über ſcharfen Kies, Steine, Muſcheln und Seetang die einfachen Häuſer des Unterlandes zu erreichen.

Salten war langſam durch die Läſterallee geſchlendert, hatte dabei mit Oſtentation ſeine Cigarre geraucht und forſchende Blicke mit einem ſehr zuverſichtlichen Lächeln beantwortet. Dann ging er in's Konverſationshaus, um ſein Gepäck abzuſondern, und da er von Bekannten gehört, daß es für einen rüſtigen Treppenſteiger, der er war, viel behaglicher ſei, auf dem Oberland zu wohnen, ſo ſtieg er durch ein Labyrinth enger, an den Felſen gebauter Gäßchen bis zu der berühmten großen Treppe empor und dann auf den hundertachtzig Stufen derſelben bis zur Falm, wo die Helgoländer, wenn ſie nichts zu thun haben — und das iſt bei ihnen faſt beſtändig der Fall, ſobald ſie ſich am Lande befinden — an der Brüſtung lehnen, um in das weite, ſich nach allen Seiten prachtvoll ausdehnende Meer zu blicken.

Auch Salten war entzückt von dieſer Ausſicht, von der Unendlichkeit dieſer Waſſerfülle, in deren Mitte Helgoland wie ein winziges Sandkorn liegt. Friſch ſtrich der Seewind herüber und als er ſeinen Spaziergang bis zum Leuchtthurm am Ende der Falm ausgedehnt hatte, fühlte er ſich entzückt von den mächtigen Zügen der kräftigen Seeluft, die ihm hier um Stirne und Bruſt zog.

Dann erſt ſuchte er ſich eine Wohnung, und da der Geldpunkt bei ihm vollkommen Nebenſache war, ſo hatte er ſich bald in zwei hübſch möblirten Zimmern ſo behaglich als möglich eingerichtet.

Da war er nun auf Helgoland und wußte kaum ſelbſt, wie er hieher verſchlagen worden ſei. Wäre es ihm doch noch vor acht Tagen nicht im Traume eingefallen, in ein Seebad zu gehen und obendrein auf dieſe einſame Felſeninſel. Doch ſchien ihm in der raſchen Ausführung des kaum gefaßten Vorſatzes etwas Bedeutungsvolles zu liegen, und er beſchloß, mindeſtens einige Tage hier zu verträumen.

Das Konverſationshaus, in welchem heute Abend getanzt wurde, bot ihm ebenſowenig Intereſſantes, als das Spiel in ſeinen kleinen Verhältniſſen; dann durchblätterte er die Badeliſten, um vielleicht irgend einen Bekannten zu finden, und da er keinen fand, war es ihm auch recht; er wollte frei ſein und frei bleiben, um am Tage, wo es ihm nicht mehr auf der Inſel gefiele, das Dampfboot zu beſteigen, ohne gezwungen zu ſein, von irgend Jemand Abſchied zu nehmen.

Da er ſich nun am folgenden Tage aus eben dem Grunde von allen Geſellſchaften fern hielt, allein hinüberfuhr auf die Düne zum Baden, allein ſeine Spaziergänge machte, an denen es auf Helgoland keine große Auswahl giebt, allein dinirte und ſoupirte, ſo fand er eines Morgens beim Aufſtehen, daß ihm die weite, an ſich ſo majeſtätiſche Waſſerfläche, die er von ſeinem Fenſter aus ſah, leuchtend im Glanz der Sonne, ſehr einförmig vorkomme und daß der Gedanke, durch hundert Seemeilen von der nächſten Eiſenbahnſtation getrennt zu ſein, doch etwas Unbehagliches habe. Auch hatte er die Läſterallee, dieſe allerdings nur bei einmaligem Beſuche, — die Bindfadenallee und die Kartoffelallee zur Genüge genoſſen und fand, wenn er einſam auf dem Plateau des Eilandes ſpazieren ging, daß es Melodiſcheres gebe, als das Blöcken der zahlreichen, hier oben angebundenen Schafsköpfe.

Was war er überhaupt für ein Narr, ſich hier auf dieſem Felſen abzuſchließen, er, der ja im gegenwärtigen Augenblicke leider nicht in der Stimmung war, die wunderbar großartigen Schönheiten Helgolands zu fühlen und zu genießen, er, dem es ein ſchmerzliches Vergnügen gewährte, hoch auf der ſteilen Felswand zu ſitzen, in das Meer zu ſchauen, deſſen Wellen unten ſchäumend anprallten, und dabei an eine ferne unbekannte Geliebte zu denken! — — ja hier zu ſitzen, unthätig und hoffnungslos, während doch am Ende die Möglichkeit eines Zuſammentreffens vorhanden geweſen wäre, wenn er, ſtatt hier im Salzwaſſer zu baden, täglich ſeine fünfzig Stunden Eiſenbahn zurückgelegt hätte, was allerdings auch ein zweifelhaftes Vergnügen iſt.

Es gewährte ihm wenigſtens eine Beruhigung, und er rieb ſich vergnügt die Hände, wenn er daran dachte, daß er hier durchaus keine Bekanntſchaften angeknüpft hatte, daß er nur ſeine Rechnung zu bezahlen brauchte, ſeinen Koffer zu packen und ſich hinabzubegeben zum Dampfboot, welches da unten vor der Inſel zur heutigen Fahrt nach Hamburg ſchon geheizt wurde; und er begann ſogleich ſeine Effekten zuſammenzuſuchen und überhörte im Eifer dieſes Geſchäfts, daß Jemand mit ſchweren Tritten die Treppe heraufgekommen war, ja das einmalige Anklopfen, und erſt als dieſes ſtärker wiederholt wurde; rief er, ohne umzuſchauen: „Herein!“, denn er vermuthete den Beſuch ſeines Wirthes — wer konnte es auch anders ſein? — Doch fuhr er raſch in die Höhe, als er eine andere ihm nicht ganz unbekannte Stimme ſagen hörte: „Entſchuldigen Sie, ich habe mich wahrſcheinlich in der Hausnummer oder in der Zimmerthüre geirrt.“ Wer aber beſchreibt Saltens Erſtaunen, als er nun in dem Beſucher den dicken, weißgekleideten Herrn von der Eiſenbahn wieder erkannte. Derſelbe trug jetzt einen dunklen Oberrock und blickte Salten mit nicht geringerem Erſtaunen an, als er von dieſem betrachtet wurde, beſonders als er nun fortfuhr: „Ja, entſchuldigen Sie, daß ich Sie geſtört, ich kam ſo ohne Weiteres herein, weil ich hier einen genauen Bekannten zu finden glaubte.“

„Deſſen kann ich mich wohl nicht rühmen,“ entgegnete Salten und legte dabei in Ton und Miene eine ganz außerordentliche Freundlichkeit, ja er machte eine ſehr höfliche Verbeugung, indem er fortfuhr: „Wenn ich auch nicht das Glück habe, von Ihnen genau gekannt zu ſein, ſo werden Sie vielleicht die Güte haben, ſich zu erinnern, daß wir vor Kurzem auf der Bahn von Berlin nach Hamburg eine kleine Strecke mit einander fuhren.“

„Hm," machte der Andere, „daran erinnere ich mich allerdings, muß Ihnen aber geſtehen, daß dieſe Begegnung nicht zu meinen liebſten Erinnerungen gehört."

„Sie erwarteten Bekannte in Hagenow, die nicht kamen, was allerdings ſehr verdrießlich war."

„Auch — auch: doch wollen wir darüber hinweggehen, Sie hatten keine Luſt, mit einem Ihnen unbekannten alten Herrn gemüthlich zu plaudern, wie man ſonſt während einer Eiſenbahnfahrt recht gerne thut und deßhalb halte ich es jetzt doppelt für meine Pflicht, nochmals um Entſchuldigung zu bitten, daß ich Sie hier in ihrem Zimmer beläſtigt — ju'n Morgen!"

Der alte Herr wandte ſich raſch nach der Thüre, doch vertrat ihm Salten in der höflichſten Weiſe den Weg und ſagte in bittendem Tone: „Würden Sie mir nicht geſtatten, Ihnen zur Entſchuldigung meines allerdings unartigen Benehmens zu ſagen, daß ich während meiner ganzen Fahrt damals Urſache hatte, ſehr verdrießlich zu ſein, daß ich auf dem langen Wege faſt durch das ganze Deutſchland und obendrein auf einem Wege im Zickzack vergeblich etwas ſuchte, was ich leider bis heute immer noch nicht gefunden habe. Und wenn ich Sie obendrein herzlich um Verzeihung bitte, ſo wird Sie das vielleicht bewegen, mich mit einer beſſeren Meinung zu verlaſſen — — — ja, ſeien Sie aufrichtig und geſtehen Sie mir, daß, als Sie damals von Hagenow weiter fuhren, Ihre gute Laune doch nicht ſo unverwüſtlich war, um ſich mit Ihren neuen Mitreiſenden heiter zu unterhalten."

„Möglich, aber ich wäre doch nicht ſo verdrießlich geweſen, um eine mir angebotene vortreffliche Cigarre ſchroff abzulehnen."

„So laſſen Sie mich heute dieſe in der That ſo liebenswürdige Milde Ihres Charakters benützen, um Ihnen einen Stuhl anzubieten und auch eine Cigarre, ſo gut wie ich ſie zu geben vermag."

„Den Stuhl nehme ich für einen Augenblick an, da ich die hundertachtzig Treppenſtufen etwas zu raſch hinaufgeſprungen bin für mein Alter und meine Korpulenz; was aber die Cigarre anbelangt, ſo geſtatten Sie mir wohl, meine eigene zu rauchen und nehmen vielleicht eine von mir."

„Mit dem größten Vergnügen, beſonders wenn ich ſie als Friedenspfeiſe betrachten und mir vielleicht eine Bitte erlauben darf.“

„Beides zugeſtanden!“ ſagte der alte Herr, nachdem er ſich in dem einzigen Lehnſtuhl des Zimmers niedergelaſſen hatte, während er den jungen Mann nun mit freundlichen, ja faſt wohlwollenden Blicken betrachtete.

„Sie ſagten vorhin, ſie glaubten hier einen genauen Bekannten zu finden; dürfte ich mir zu fragen erlauben, worauf ſich dieſe Vermuthung gründete?“

„Warum nicht? — — auf eine Nachricht, die ich zufällig in Hamburg erhielt. Ich war dort in der Kunſthandlung der Gebrüder Spiro, um für meine Tochter Briefpapier und Couverts ſtempeln zu laſſen.“

„Mit einem Monogramm, das in Wien angefertigt wurde.“

„Woher wiſſen Sie das?“ fragte der alte Herr erſtaunt.

„Geſtatten Sie mir, Ihnen das ſpäter zu erklären, ich möchte nicht gerne Ihre mir ſo intereſſante Mittheilung unterbrechen.“

„Die an ſich ſehr einfach und bald beendigt iſt. Herr Spiro ſagte mir nämlich, es ſei vor einigen Tagen ein junger Mann bei ihm geweſen, der ihm das gleiche Monogramm gezeigt, darüber möglicherweiſe um Auskunft gebeten und hinzugefügt habe, er handle im Intereſſe eines oder einer ganz genauen Bekannten. Nun begreifen Sie wohl, daß es für mich als Vater wichtig genug war, durch weitere Fragen herauszubringen, daß jener junge Herr die Chiffer H. v. S. führe und in Streit's Hotel wohne. Dort erfuhr ich aber, dieſer junge Mann, Herr v. Salten, ſei nach Helgoland gereiſt, und da ich mich auch hieher begab, ſo mochte ich doch nicht unterlaſſen, mir meinen oder den ganz genauen Bekannten meiner Tochter, deſſen Wohnung ich im Konverſationshauſe erfuhr, anzuſchauen.“

Der alte Herr plauderte das mit freundlicher Miene, auch in wohlwollendem Tone; doch zogen ſich ſeine Augenbrauen unter dem Einfluß eines ganz außerordentlichen Erſtaunens in die Höhe, als ihm nun Herr v. Salten jenes uns wohlbekannte Couvert überreichte, und als er, daſſelbe öffnend, ſechs Stück glänzende goldene Napoleons darin ſah.

„So ſind Sie alſo," rief er in höchſter Ueberraſchung, „jener Herr aus Baden, von dem mir meine Frau geſchrieben und erzählt?"

Salten antwortete durch eine leichte Verbeugung.

„Ach, das iſt ungeheuer komiſch," rief der alte Herr, herzlich lachend, „wie der Zufall mit uns Menſchenkindern ſpielt!"

„Allerdings der Zufall," entgegnete Salten mit einem leichten Seufzer, „und wie er zuweilen auf unſere Zukunft, auf unſer Schickſal einwirkt!"

„Das verſtehe ich nicht ganz," erwiderte der alte Herr, wobei etwas wie ein Schatten über ſeine ſonſt ſo heiteren, ſonnenhellen Züge flog.

„Und iſt doch nicht ſo unklar," antwortete Salten in einem etwas ſchüchternen Tone. „Ich hatte ſchon die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich ganz Deutſchland im Zickzack durchflog, um etwas zu ſuchen; und Sie haben ja ſelbſt geſehen, wie verdrießlich, wie traurig ich war, daß ich das nicht wiederfinden konnte, was ich geſucht."

Der alte Herr war aufgeſtanden, wie um die Aſche ſeiner Cigarre zum Fenſter hinauszuwerfen, doch blieb er dort gedankenvoll ſtehen, lehnte ſich an die Brüſtung und ſchaute eine gute Weile auf das Meer hinaus; und als er ſich darauf wieder umwandte, war er ziemlich ernſt geworden, und auch der Ton ſeiner Stimme klang lange nicht ſo freundlich und wohlwollend wie früher, als er nun ſagte: „Das iſt allerdings recht eigenthümlich und ſeltſam — hm, ja — außerordentlich eigenthümlich — — ganz wie es uns in der Jugend wohl geſchieht, wo man es liebt, irgend einer Phantaſie, irgend einem Schatten, nachzujagen."

„Das kann aber doch wohl keine Phantaſie und noch viel weniger ein Schatten genannt werden," erwiderte Salten in einem recht bekümmerten Tone.

„In Wirklichkeit wohl nicht, aber — Sie werden meine Aufrichtigkeit nicht übel nehmen, — für Sie, mein lieber, junger Herr v. Salten, wird es wohl eine Phantaſie bleiben müſſen."

„Das wäre recht traurig."

„Bah, — machen Sie mich nicht lachen, im Luſtſpiel und in der Oper kommt das wohl zuweilen vor:

‚Ihr Blick, mir zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich.‘

„Aber nicht im wirklichen Leben unter vernünftigen Männern — unter Geſchäftsleuten — — Sie haben doch auch irgend eine Beſchäftigung?"

„Nicht, was Sie vielleicht darunter verſtehen. Ich habe allerdings meine Schulen beſucht, auch die Univerſität abſolvirt, kam aber bis jetzt noch nicht dazu, mich um irgend ein Amt zu bewerben. Von Zeit zu Zeit machte ich kleinere und größere Reiſen, um Welt und Menſchen kennen zu lernen, und in der Zwiſchenzeit beſchäftigte ich mich mit der Verwaltung [illegible]s großen Gutes und meines ziemlich beträchtlichen Vermögens."

„Allerdings eine angenehme Beſchäftigung und immerhin eine Arbeit, wenn man bei der Bewirthſchaftung ſeiner Güter rationell zu Werke geht, und darnach die Güter ſind. Wo liegen denn die Ihrigen, mein lieber Herr v. Salten?"

„Ich ſprach nur von einem einzigen, aber es iſt gut arrondirt und anſtändig groß, circa zweitauſend Morgen, zwiſchen Hildesheim und Hannover."

„Ach," erwiderte der alte Herr mit einem raſchen Niederſenken ſeines Kopfes, welches man für eine kurze Verbeugung hätte halten können, „das muß immerhin eine ſchöne Beſitzung ſein."

„Mit einem herrlich gelegenen Schloſſe, ſehr wohnlich, ja comfortabel, das leider ſchon ſeit lange nach dem dauernden Beſuch ſeiner Herrſchaft ſeufzt."

„Sie haben mir da einen ſo raſchen und gründlichen Abriß Ihres Lebens gegeben, daß ich es für meine Pflicht halte, mich Ihnen nun auch mit kurzen Worten und Nennung meines Namens vorzuſtellen."

„Ich heiße Wittenberg, Baron v. Wittenberg, bin da drüben in Mecklenburg begütert und kann das Nachfragen vertragen."

Herr v. Salten verbeugte ſich tief und mit einem Ausdruck, welcher deutlich zu ſagen ſchien, jedes weitere Wort über dieſen Punkt ſei unnöthig. Dann aber fuhr er mit einem aufleuchtenden Blicke fort: „Und ſo dürfte ich vielleicht hoffen, daß Ihre Fräulein Tochter ‚Anna‘ heißt?“

„Hoffen dürfen Sie das allerdings, aber ich verſtehe nicht, welchen Gewinn Sie von der Erfüllung dieſer Hoffnung hätten.“

„O, Anna iſt mir ein ſo ſympathiſcher Name.“

„Möglich — möglich — aber mein lieber Herr v. Salten, es wäre mir außerordentlich angenehm, wenn Sie Ihre Sympathie für den Namen Anna nicht auf die Perſon meiner Tochter ausdehnen wollten, da dieſe zufällig ebenſo heißt.“

„A—a—a—ah, Herr Baron.“

„Nicht als ob ich das Geringſte gegen Ihre Perſon einzuwenden hätte, im Gegentheil, ich finde Sie heute ſo angenehm und liebenswürdig, daß ich ſelbſt nicht mehr an die barſche Einſilbigkeit meines Reiſegefährten nach Hagenow denke, ja, ich kann Sie verſichern, daß wir uns gewiß gegenſeitig dauernd conveniren würden und auch vielleicht werden, wenn unſere Bekanntſchaft eine längere iſt — wir beide als Männer — — pah, und als luſtige Männer, wenn ſich einmal die Gelegenheit dazu bietet.“

Der alte Herr machte bei den letzten Worten eine ſo urkomiſche Tanzbewegung, daß Salten jedenfalls gelacht hätte, wenn es ihm nicht ſo gar ernſt zu Muth geweſen wäre, denn er fühlte wohl, daß den etwas forcirt heiteren Vorderſätzen ein für ihn gewiß trüber Nachſatz folgen werde. —

Und ſo war es auch. „Denn,“ fuhr Baron v. Wittenberg fort, nachdem er aus ſeiner Cigarre Rauchwolken ausgeblaſen hatte, wie eine überheizte Lokomotive, „was meine Tochter anbelangt, ſo iſt ſie ſo gut wie verheirathet — — glückliche Braut — — und erwartet in den nächſten Tagen ihren nicht minder glücklichen Bräutigam.“

Salten vermochte im erſten Augenblicke nur eine ſtumme Verbeugung zu machen, und fragte dann erſt mit ſehr gepreßter Stimme: „Und wo erwartet Ihre Fräulein Tochter den gewiß ſehr glücklichen Bräutigam?“

„Nun — — da unten in unſerer Wohnung nahe beim Konverſationshauſe, wie Sie nachher ſehen werden.“

„Wie ich wohl ſchwerlich ſehen werde, Herr Baron,“ erwiderte Salten, „Sie bemerkten wohl vorhin, daß ich mit Einpacken beſchäftigt war, und wenn ich damit fertig bin, bleibt mir nur noch gerade ſo viel Zeit, um auf den Dampfer zu gelangen, der ſich ſchon zur Abfahrt rüſtet.“

„Pah, wer wird gar ſo eilig ſein? Sie ſagten mir doch vorhin, daß Sie vollkommen Herr Ihrer Zeit ſeien, und aufrichtig geſagt, würde es mich ſchmerzen, wenn Sie mir nicht Gelegenheit geben wollten, Sie meiner Frau und meiner Tochter vorzuſtellen; Ihnen bekannt ſind ſie ja ohnedies und dieſe Bekanntſchaft war ſo originell, daß es meine Damen freuen würde, mit Ihnen darüber zu plaudern und zu lachen.“

Leicht läßt man ſich zu etwas überreden, was man nicht ungern thut, und ſo geſchah es denn auch, daß der alte Herr, als er in jovialem Tone ſeine Einladung noch einmal dringender wiederholte, Sieger blieb, um Salten mit ſich fort nach dem Unterlande zu führen. Doch müſſen wir zur Ehre der Feſtigkeit des Letzteren hinzufügen, daß in dieſem Augenblicke der Dampfer drunten das erſte Zeichen zur Abfahrt gab und es ſomit kaum mehr möglich geweſen wäre, an Bord zu kommen.

Während ſie die große Treppe hinabſtiegen, der alte Herr immer eine Stufe voraus, dachte Salten: „Im Grunde genommen war mein Intereſſe für das hübſche Mädchen vielleicht hauptſächlich doch nur aus der romanhaften Art unſerer erſten Begegnung entſtanden, vielleicht, wenn ich ſie näher kennen lerne, iſt das ein Mittel zu meiner gründlichen Heilung. — Treten wir wenigſtens unter dieſen Empfindungen vor ſie hin!“

Dann waren ſie unten angelangt, und nun eilte der alte Herr voraus in den erſten Stock eines der anſehnlichſten Gebäude beim Konverſationshauſe, ließ den jungen Mann in das erſte Zimmer treten und nachdem er ihn dort in einen Stuhl genöthigt, lief er mit ſeinen gewöhnlichen haſtigen Bewegungen durch eine andere Thür davon, um die Damen augenblicklich herbeizuholen, kam auch bald wieder und rief, während er den Athem mit einem lauten Tone von ſich blies: „— Uff — das hat einige Mühe gekoſtet, mein lieber Herr v. Salten, nicht als ob ſie Ihrem Beſuche ungern entgegenſehen — im Gegentheil — aber Sie wiſſen wohl, wie die Weiber ſind mit der großen Toilettenfrage; meine Kleine kommt eben aus dem Seebade mit lang herabhängendem, aufgelöſtem Haar: nun, Sie haben ja ſchon öfter Aehnliches bei der Heimfahrt von der Düne geſehen — drum ſagte ich auch zu meiner Kleinen: Alle Welt hat dich ja ſchon mit aufgelöſtem Haar erblickt, wie das hier auf Helgoland Mode iſt, und da brauchſt du dich nicht zu geniren — habe ich nicht ganz Recht gehabt?“

„Oh gewiß, Herr Baron,“ antwortete Salten; doch fühlte er eine eigenthümliche Beklemmung davor, das junge reizende Mädchen gerade ſo vor ſich hintreten zu ſehen mit aufgelöſtem Haar ohne jede Kunſt der Toilette; es war eben eine gefährliche Probe — traurig, traurig für ihn, wenn ſie dieſelbe beſtand!

Ach, als ſie nun mit ihrer Mutter eintrat, als ſie ihm ſo lieb und unbefangen, ſo ohne jede Ziererei und Koketterie ihre Hand reichte, beſtand ſie dieſe Probe ſo gut, daß er ſich einen Narren ſchalt, mitgegangen zu ſein, daß er es tauſendmal verwünſchte, nicht lieber vom Plateau droben in die See geſprungen zu ſein, um dem Dampfer nachzuſchwimmen.

Wie einfach, wie ſchmucklos war ſie gekleidet, und wie erhöhte gerade dieſe Einfachheit das Liebliche ihrer reizenden, ſo zarten, vollen und doch wieder mädchenhaften Geſtalt! Sie erzählte ihm herzlich lachend die ganze Spielepiſode in Baden: wie glücklich ſie der kleine Gewinn gemacht und wie furchtbar ſie und Mama erſchrocken ſeien, als ein Bekannter, der auf der andern Seite des Roulettes geſtanden, ihnen am andern Tage erzählt, daß Mama ſich den Gewinn eines fremden Mannes angeeignet habe. „Ich glaubte vor Scham zu vergehen und meinte, Jedermann müſſe mich darum anſehen. Ja, wir wollten noch acht Tage in Baden bleiben, aber nachdem es mir gelungen, Ihnen Ihren Gewinn wieder zuſtellen zu laſſen, drängte ich zur Abreiſe.“

„Ach, wie Unrecht haben Sie daran gethan,“ konnte ſich

Salten nicht enthalten, ihr mit einem leiſen Seufzer zu antworten, „wie glücklich wäre ich geweſen, auf ſolche Art ſchon in Baden Ihre Bekanntſchaft zu machen!“

Auch die Mutter war eine liebenswürdige alte Dame; doch hatte ſich Salten feſt vorgenommen, in nicht zu nahe Berührung mit dieſer an ſich ſo angenehmen Familie zu treten und empfahl ſich demgemäß nach einer halben Stunde „bis morgen oder übermorgen“. Aber der joviale alte Herr lachte darüber laut hinaus und that es nicht anders, als daß Herr v. Salten heute mit ihm dinire und ſpäter eine gemeinſchaftliche Rundfahrt um die Inſel mache.

„Ich bin froh,“ ſagte Baron Wittenberg, „Jemand gefunden zu haben, mit dem ich mich unterhalten kann, und nicht mehr genöthigt zu ſein, mit meinen Frauenzimmern allein herumzuziehen; das iſt höchſt langweilig.“

Ach, wenn es nur auch für Salten langweilig geweſen wäre! — Aber um das Gegentheil zu beweiſen, wollen wir nur mit kurzen Worten ſeine ſpätere Situation ſchildern: ein enges Boot, eine nicht ganz ruhige See, er Seite an Seite mit dem jungen Mädchen, dazu bei mildem Wetter und goldenem Abendſonnenſchein an den majeſtätiſchen, prachtvoll zerklüfteten, maleriſchen Felswänden des nördlichen Ufers vorüberfahrend, ſanft ſchaukelnd in ſteter gefährlicher Berührung.

Ach, als das überſtanden war, als er ſpät am Abend wieder allein ſein durfte und nun die große Treppe hinaufſtieg, vermochte er es nicht ſogleich, in ſeine Wohnung zu gehen, ſondern durchirrte noch das obere Plateau der Inſel, um zuletzt an dem ſchroffen Abgrunde ſtehen zu bleiben und unzählige Male den Namen Anna in die Nacht hinauszurufen.

Und er hatte noch zwei ſolch' grauenvolle Tage vor ſich; denn erſt am dritten fuhr der Dampfer abermals nach Hamburg, und ſo feſt er ſich auch vornahm, von der verzehrenden Flamme fern zu bleiben, ſo waren doch ſeine Schwäche und die Umſtände ſtärker als ſeine guten Vorſätze. Vermochte er es doch kaum, nicht ſogleich am andern Morgen abermals in das Haus da unten zu gehen, um das ſchöne

Mädchen wieder zu ſehen, wie ſie, eine zweite Schaumentſtiegene, vom Badeplatz nach der Inſel zurückkehrte, auf der er hoch oben ſtand, um mit ſeinem ſcharfen Fernglaſe vielleicht ihre Geſtalt zu entdecken. — Er hatte es nicht nur abgelehnt, mit zum Baden auf die Düne hinüberzufahren, weil er zitterte bei dem Gedanken, an ihrer Seite zu ſitzen und vielleicht angeweht zu werden von ihrem kühlen, feuchten, glänzenden Haar — ja er beſaß Seelenſtärke genug, jetzt, als Alles zurück war, ein Boot zu nehmen und ſich nach dem nun einſamen Eilande hinüber rudern zu laſſen, was er klugerweiſe hätte unterlaſſen können; denn hier auf dem jetzt ſo ſtillen Strande, auf dem weißen, leuchtenden Sand, beim Erblicken der Stelle — allerdings nur ſehr von ferne — wo ſie vorhin mit nackten Füßchen den ſchäumenden Wellen entgegen gegangen war, erfaßte ihn eine viel qualvollere Sehnſucht, eine weit glühendere Leidenſchaft, als wenn er jetzt an ihrer Seite geſeſſen und mit ihr geplaudert hätte.

Obendrein war er ſo lächerlich großmüthig geweſen, einigen Damen, die ſich auf der Inſel beim Spazierengehen nach dem Baden verſpätet hatten und nun das Loos der Ariadne vor ſich ſahen, ſein Boot zu leihen und zu warten, bis daſſelbe wieder zurückkäme, was er ſchon nach einer Viertelſtunde bitter bereute, denn auch die Reſtauration war geſchloſſen. Und ſo blieb ihm nichts übrig, als ſich entweder in einen Badekarren zu ſetzen und dabei zu träumen, es ſei der ihrige, oder auf den wellenförmigen Sandhügeln ſpazieren zu gehen. Er zog das Letztere vor und unterhielt ſich damit, Muſcheln und kleine Steine aufzuleſen, ſeltſam geformte Wurzeln, Perlmutterſchalen, Stückchen Seegras und dergleichen, womit er dem alten Herrn einen Spaß machen wollte, indem er ſie ſpäter wohlgeordnet als eine naturhiſtoriſche Sammlung von der Düne bei Helgoland übergäbe. Damit verging auch die Zeit bis zur Rückkehr des Bootes, das ihn wieder an den Strand von Helgoland brachte, wo er ſich vorgenommen hatte, gleich nach ſeiner Wohnung hinaufzugehen.

Doch kam es anders; denn ſchon von Weitem ſah er den alten Herrn, heute bei dem heißen Wetter wieder in dem weißen Anzuge, und neben ihm die ſchlanke, zierliche Geſtalt der ſchönen Anna, beide unzweifelhaft ihn erwartend. So war es auch, und deßhalb kein Entrinnen möglich: er wurde ſogleich feſtgenommen und mußte die Beiden mit ſeinen geſammelten Schätzen, auf die ſich das junge Mädchen beſonders freute, nach ihrer Wohnung begleiten, wo ihm der alte Herr freundſchaftliche Vorwürfe machte, daß er heute Morgen nicht, wie er geſtern halb und halb verſprochen, zum Frühſtück gekommen war; ja die gute Baronin that es nicht anders, als ihm etwas nachſerviren zu laſſen, und da das Anna mit einer unbeſchreiblichen Liebenswürdigkeit ſelbſt beſorgte, ſo fühlte er trotz Speiſe und Trank etwas von den furchtbaren Qualen des ſeligen Tantalus.

Dann wurden ſeine Schätze lachend beſichtigt und mit paſſenden Namen verſehen, wobei er ſich nicht enthalten konnte, einige Anſpielungen mit unterlaufen zu laſſen. Ein zerſprungener Kieſel in Herzform ſollte eine ſpezielle Erinnerung an ihn ſelber ſein; ein zierliches Schneckenhaus mit zart röthlicher Färbung nannte er die Brautmuſchel der ſchönen Anna, worüber ſie herzlich lachte; ein Knäuel verworrenen Seetangs hieß der Kummer des hoffnungslos Liebenden, und die Hauptſtücke der Sammlung waren drei jener glänzenden Muſchelſchalen, die er Perlmutter, Perlvater und Perltochter nannte, die letztere noch mit einigen Perlenreſten verſehen, von denen er verſicherte, es ſeien eingetrocknete Freudenthränen, die wieder friſch erblühen würden an dem glücklichen Tage, dem die ſchöne Anna entgegen ſehe.

Dabei hatte ihn dieſe etwas befremdet angeſehen, der alte Herr aber laut und herzlich gelacht.

So verging Salten die Zeit — — ach mit furchtbarer Schnelle und bei ihm nur den einen Gedanken zurücklaſſend, daß es von ihm mehr als Selbſtmord geweſen ſei, daß er ſich zum Dableiben überreden ließ. Und trotz alledem vermochte er es nicht, die ſo herzliche Einladung zum Mittageſſen und Abends zum Spaziergang auf das Oberland abzulehnen, wo weder Anna noch die Baronin bisher geweſen waren.

Waren ihm früher das Blöcken der Schafe und die Freuden in der Kartoffelallee höchſt langweilig erſchienen, ſo erfüllte ihn heute das Alles mit einem unausſprechlich wehmüthigen Gefühl. Daß er morgen ſcheiden wolle und müſſe, darüber ſtieg auch nicht der geringſte Zweifel in ihm auf — — aber was dann weiter? Wohin fliehen bei all' den ſchmerzlichen Erinnerungen? Wo das Gleichgewicht wieder finden, das er ſo vollkommen verloren? Rings umher lag der glühende Schein der Abendſonne auf dem weiten, weiten Meer, und wenn ihm daſſelbe auch den ſicherſten Weg in die Ferne wies, um vielleicht drüben über dem Waſſer Jahre lang zu verweilen, ſo fühlte er es doch, daß ſein Herz, ſein Glück, ja alle ſeine Gedanken hier zurückblieben auf dem kleinen Felſeneiland. — — O wäre das eine verlaſſene Inſel geweſen, nur bewohnt von ihm und ihr — — welche Seligkeit!

Das junge Mädchen hatte ihn häufig nach ihrer herzlichen Art lieb und freundlich angeſprochen, ihn auch, als ſie nur karge Antworten erhielt, mit ſeltſamen Blicken betrachtet, dann war ſie langſam ſeitwärts gegangen, kleine Gräſer und Mooſe pflückend, und hatte ſich ſo gegen die ſchroffen Felswände hin verloren, während Salten bei den Eltern zurückblieb.

Es wollte Nacht werden, die Sonne war ſchon längſt vom Horizonte verſchwunden und der glühend langgeſtrahlte Himmel kämpfte mit der hereinbrechenden Dämmerung.

„Wo iſt denn die Anna geblieben?“ fragte der alte Herr.

„Dort bei den Gebüſchen am Rande des Plateau's ſah ich ſie vorhin noch, ich will das Fräulein ſuchen und zurückbringen.“

Er hatte ſchon längſt gewaltſam an ſich halten müſſen, um ihr nicht nachzueilen, denn trotz allem Leid, das er empfand, ſchien ihm doch jede Sekunde verloren zu ſein, wo er nicht in ihr ſchönes, glänzendes Auge ſehen konnte.

Damit war er auch ſchon ferne von den Eltern, welche langſam nachfolgten, und entdeckte in Kurzem das junge Mädchen, welches hinter jenen Gebüſchen auf dem Rande der Klippe ſaß, die Hände zuſammengefaltet in ihrem Schooße ruhen ließ und träumeriſch in das Meer hinausblickte. Als er ſich näherte, hob ſie langſam den Kopf empor und ſagte: „Ach, es iſt hier ſo unausſprechlich ſchön!“ Sie verſuchte es dabei zu lächeln, doch ſah man wohl, daß ihr das nicht aus dem Herzen kam, denn gleich darauf ſchweiften ihre ſchönen Augen wieder mit ernſtem, faſt traurigem Blick über die unendliche Waſſerfläche dahin.

Raſch ſetzte er ſich zu ihren Füßen nieder und ſo nahe an der ſchroff abfallenden Felsklippe, daß ſie mit einem leichten Aufſchrei ihre Hand auf ſeinen Arm legte. — „Um Gotteswillen, wie unvorſichtig, Herr v. Salten!“

„Wäre es denn ein ſo großes Unglück, da hinabzuſtürzen?“

„Ich ſchaudere, an ſo etwas nur zu denken. Dieſe Frage kann nicht Ihr Ernſt ſein: bitte, kommen Sie zurück und ſetzen Sie ſich hier neben mich.“

„Oh laſſen Sie mich hier, es thut meinem Herzen nicht weher, dieſen wirklichen Abgrund vor meinen Füßen zu ſehen, da ſich morgen, wenn ich dieſe Inſel verlaſſe, ein anderer, ſchlimmerer vor mir öffnet, in den ich unfehlbar hineinſtürzen werde. — — Verzeihen Sie mir dieſe Worte, Fräulein Anna! ich weiß, welches Unrecht ich dadurch begehe, ich weiß, daß es unwürdig von mir iſt, ſo zu Ihnen zu reden, aber ich kann nicht anders — ich kann nicht anders.“

Sie hatte ihre Hand auf ſeinem Arm liegen laſſen, wie um ihn zurückzuhalten, ſie hatte ſich dabei vorgebeugt und blickte ihn an, die Lippen leicht geöffnet, die Augen mit einer unausſprechlichen, nicht zu verkennenden Innigkeit auf ihn gerichtet, ſie fuhr auch nicht zurück, als er ſchauernd ſeinen Kopf abwärts wandte und die heißen Lippen auf ihre Hand drückte, ja es flog ein glückſeliges Lächeln über ihre Züge, die aber plötzlich wieder ernſt wurden, als er, ohne aufzuſchauen, mit leiſer Stimme fragte: „Lieben Sie ihren Bräutigam, Anna?“ — — — —

„Ich hoffe, ſie wird ihn lieben,“ vernahm man jetzt eine Stimme über ihnen, „denn wie mir däucht, hat ſie ihn ſich ſelbſt aus vollem Herzen gewählt.“

Salten ſprang auf, verwirrt, beſchämt, als er den alten Herrn dort ſtehen ſah; er verſuchte es, einige Worte der

Entſchuldigung zu ſtammeln, doch ſagte Baron Wittenberg, ihm die Hand wie zur Abwehr entgegen ſtreckend: „Es kommt Alles darauf an, Anna, ob du ihn liebſt.“

Da geſchah etwas ſo Abſonderliches, daß, wenn Salten jetzt nicht ſchon wieder feſten Fuß auf dem Plateau gefaßt hätte, er vielleicht ſchwindelig geworden und ein großes Unglück geſchehen wäre; wogegen ſich jetzt ein großes Glück dadurch vorbereitete, daß das junge Mädchen Salten ihre beiden Hände reichte und dann, als dieſer ſie ſtürmiſch faßte, verſchämt an ſeine Bruſt ſank.

„Und der Bräutigam, der mir ſo ſchreckliche Stunden verurſacht, böſe, böſe Anna?“

Doch ſchaute ihn dieſe verwundert an und blickte alsdann erſtaunt auf ihre Mutter, welche das Räthſel löſte, indem ſie ſagte: „Es war das wieder einmal eine Grille von deinem Vater, er wollte dadurch eine Scheidewand zwiſchen euch errichten.“

„Ja,“ lachte der alte Herr, „die auch feſt und ſicher genug geweſen wäre, wenn die Liebe dieſes jungen Herrn da, wie ich geglaubt, nicht mehr war, als eine leicht aufgeflackerte Leidenſchaft.“

Dann gingen ſie zuſammen nach Hauſe, zwei frohe und zwei glückliche Menſchen, dahin über das ſchon nächtlich dunkle Plateau der Inſel, wobei die Liebenden ziemlich weit zurückblieben; und ſo oft neben ihnen im Heidekraut eines der Schafe blöckte oder eine Cikade zirpte, ſchmiegte ſich Anna feſter an ihren Begleiter, wogegen dieſer, ſo oft droben am Himmel wieder ein neuer Stern leuchtend und blitzend aus der Dunkelheit ſprang, den ſüßen Mund des lieben Mädchens mit ſeinen Lippen ſuchte und auch regelmäßig fand.

Am andern Tage ſchrieb Salten nach Hamburg an die Gebrüder Spiro und beſtellte dort ſeine Verlobungskarten, welche von denſelben auch pünktlich und ſehr elegant beſorgt wurden.

Eine Wetterſtudie.

„Kaum gedacht, kaum gedacht,
Ward der Luſt ein End' gemacht,"

würden Tauſende von bunten Blumen aller Art, Tauſende geſtern noch in aller Kraftfülle ſtrotzende Blätter ſingen, ſagen und klagen, wenn ihnen das überhaupt möglich wäre, oder wenn ſie heute welk am Boden liegend ſich ihres geſtrigen Blüthen- und Blumenlebens noch bewußt wären.

Ja — — —

— kaum gedacht, kaum gedacht,
Ward der Luſt ein End' gemacht.

Und ſie hätten das Alle nicht geglaubt, die geſtern beim Untergange der Sonne noch von einer milden Abendluft gefächelt wurden, die ſich bedeutungsvoll und ſelbſtbewußt zunickten, die bunten Aſtern, die Betunien, Verbenen, heimlich blühende Roſen, hoffärtig emporgeſchoſſene Sonnenblumen, alle jene Kinder des Frühlings, die nun keine Kinder mehr waren, ſondern ſehr raſch von der Zeit der Reife in's Greiſenalter übergehen ſollten. Geſtern noch hatten die Sonnenſtrahlen mit ihnen gebuhlt und den Leichtgläubigen allerlei Fabeln zugeflüſtert, Lügen und Schmeicheleien, um ſie empfänglich zu machen für den letzten verführeriſchen Kuß. „Dummes Zeug!" hatten die Sonnenſtrahlen geflüſtert, und der falſche verrätheriſche Abendwind hatte es beſtätigt; „wer wird es denn glauben, daß eure Anmuth und Lieblichkeit nicht ewig dauern ſollte? wie kann man ſo leichtſinnig ſein und es nur für möglich halten, daß Vergänglichkeit euer Loos ſei? Ah, es wäre ja keine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden, wenn ſo viel Holdſeligkeit und Liebreiz nicht für die Ewigkeit erſchaffen wären, — traut uns Sonnenſtrahlen, die wir ſeit Jahrtauſenden Alles wiſſen und glaubt auch unſerem guten Bekannten, jenem allerdings ſchmeichelhaften aber ſonſt recht zuverläſſigen Zephyrjünglinge, der dort herüberſchwebt, um eure trauernden Köpfchen zu erheben!"

„Aber die kluge Spinne hat es uns geſagt! Sie hat uns gewarnt vor dem, was nun kommen wird, und auch die alte Heuſchrecke, unſere gute Freundin!"

„Die Spinne iſt ein boshaftes Geſchöpf, und was die langweilige, naſeweiſe Heuſchrecke anbelangt, ſo iſt es gar kein Schade drum, wenn ſie zu Grunde geht. Was ſind das auch für widerwärtige Geſchöpfe gegen euch, ihr lieben, herzigen Blumengeſichter — denkt doch an unſere lange, innige Bekanntſchaft, an unſere lange Liebe und vertraut uns — denkt an den wunderſchönen Monat Mai, als alle Knoſpen ſprangen, wie ihr Roſen aufblüthet in jungfräulicher Lieblichkeit, und dann an den ſchönen Sommer, den wir mit euch Allen in heißer, treuer Liebe verlebten! Denkt doch an die Schwingungen, mit denen euch unſere guten Freunde, die ſanften Winde, unterhielten; denkt doch an die erfriſchenden Regen, an all' den ſüßen Duft, den ihr geſpendet habt, den wir gewiß nicht vergeſſen und wofür wir euch ſchon aus Dankbarkeit die Wahrheit ſagen werden — alſo munter aufgeſchaut, kleine hübſche Monatroſe, die du eben erſt erblüht biſt! Noch einen traulichen Kuß, ehe wir luſtige Strahlen unſerer Mutter, der alten Sonne, folgen müſſen, um für heute zu verſchwinden — und dann auf ein heiteres Wiederſehen morgen früh!"

„Iſt das ein leichtgläubiges Volk, die dummen Blumen da unten," brummten erfahrene Eichen- und Buchenblätter, die ſchon mit Furcht und Schrecken bemerkt hatten, wie ihr eigenes friſches Sommergrün roth und gelb geworden war, wie ihre ſammtartige Haut anfing, runzlich zu werden, und welche ſchon manchem der Ihrigen traurig nachgeblickt, den ein ſcharfer Windſtoß hinabgewirbelt hatte von ſeiner luſtigen Höhe und drunten auf der Erde zur Ruhe gebracht.

Ja die alten Bäume wußten ganz genau, was von den Schmeicheleien der luſtigen Sonnenſtrahlen und des leichtſinnigen Windhauches zu halten ſei, und als drunten ein junges Mädchen vorüberſchritt und an den klaren blauen Himmel blickend wenn auch vielleicht in ganz anderer Ideenverbindung vor ſich hin ſang:

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Ward der Luſt ein End' gemacht! —

da durchſchauerte es die armen Blätter im Vorgefühle ihrer Vergänglichkeit.

Und doch hätte man den Sonnenſtrahlen Glauben ſchenken können, wenn man ſo um ſich her ſchaute an dem Nachmittage dieſes allerdings ſehr ſpäten Herbſttages. Der Himmel war ſo prachtvoll glänzend, und hatte ſich ſo kokett mit zartrothen Wolken geſchmückt, zwiſchen denen das tiefe Blau wie unter einem ſeegrünen Schimmer erſchien, die Blumen blühten friſch und munter wie in den Tagen des heißen Sommers, und die Blätter der Bäume, obgleich bunt gefärbt, hielten doch ſo feſt an ihren Zweigen, als wenn ſie noch ein längeres Leben vor ſich hätten. Auch das Menſchengewühl auf den Straßen, Plätzen und Promenaden bewegte ſich noch mit dem gleichen buntfarbigen Leben, wie ſeit Anfang des Sommers. Die Damenwelt in leichten ſchillernden Anzügen, die Herren dem warmen Sonnenſchein trauend, noch ohne Vorſichtsmaßregeln der Plaids oder Paletots. In langen Reihen fuhren die glänzenden Equipagen durch die Alleen des Praters, der Stadtpark war mit Spaziergängern angefüllt, und auf der Ringſtraße drängten und ſchoben ſich elegante Reiter, leichte Wagen, ſchwere Omnibuſſe, ſowie zahlloſe Fußgänger durcheinander und nebeneinander vorbei.

Dann kam die Nacht, und ſchon in dem Augenblicke, als die zudringlichen Sonnenſtrahlen eilfertig über den fernen Horizont hinabgeflohen waren, ihrer würdigen Mutter folgend, hatte es die armen Blumen um ſo mehr unheimlich bang durchſchauert, als das leichte Volk der Winde, welches ſich bis dahin einer ziemlich anſtändigen Haltung befleißigt, nun mit einmal anfing, recht rauh und ungeſtüm zu werden, ja ſich freche Scherze zu erlauben und manche der letzten armen Roſen ſo gewaltthätig zu berühren, daß vor Kummer und Entrüſtung zarte roſige Blätter ſchamvoll davonflatterten.

Die kluge Spinne hatte ſich verkrochen und die arme Heuſchrecke, ihr trauriges Schickſal ahnend, blickte troſtlos zu dem dunklen Nachthimmel empor und dachte: was nützen mir all' die tauſend glänzenden Sterne, die mich früher ſo oft erfreut — ich weiß es wohl, o, ich weiß es ganz genau:

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchteſt mir zum frühen Tod!

Auch die Menſchen ſpürten es in ihren Häuſern, was ſich heute Nacht draußen begeben würde, und mancher vorſichtige Familienvater mußte erſt vorher die angelaufenen Scheiben abwiſchen, um auf den Thermometer ſehen zu können, der gleich nach Sonnenuntergang eine entſetzliche Neigung zum Fallen zeigte und um 10 Uhr Abends ſchon 2 Grad unter Null erreicht hatte.

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Iſt der Luſt ein End' gemacht.

Und die lärmenden Kinder wurden in's Zimmer hereingenöthigt, und wenn es ihnen auch leid that, daß Plätze und Straßen jetzt für längere Zeit nicht mehr der Schauplatz ihrer geräuſchvollen Thätigkeit ſein würden, ſo kauerten ſie doch behaglich vor dem kniſternden Feuer und erzählten einander von den Wundern des Winters, von der Eisbahn und vom Vergnügen der Schneeballen. Auch der Bilderbücher wurde gedacht, der kleinen geſellſchaftlichen Spiele mit den Zinnſoldaten und dem Drehbrette, und wenn ſich einer der älteren Knaben auf den Winterrock freute, der ihm verſprochen war, ſowie auf warme Pelzhandſchuhe, ſo träumte die älteſte Tochter, ein hübſcher Backfiſch, ſchon von Tanzmelodieen und Balltoiletten.

Vater und Mutter ſitzen am Tiſche und der erſtere, deſſen Zeit ſchon lange gekommen war, um in ſeine Geſellſchaft zum kühlen Bier zu gehen, hört verdrießlich die Aufzählung aller der Bedürfniſſe, an welche der erſte Froſt gebieteriſch erinnert. Holz und Kohlen, Kartoffeln und Gott weiß was ſonſt für Küchenbedürfniſſe, nicht zu gedenken der empfindlichen Lücken in allen Theilen der Wintergarderobe.

Und dabei fiel der unerbittliche Thermometer immer tiefer, und man hätte dieſen plötzlichen und ſtarken Umſchlag in der Witterung eigentlich einen verrätheriſchen Ueberfall nennen können, denn es war noch gar nicht die Zeit zu 6 Grad unter Null.

Ja, 6 Grad unter Null — und als am andern Morgen der Tag anbrach und dann die Sonne an dem klaren, glänzenden Himmel aufſtieg, ſo mußte es jedes fühlende Herz verletzen, daß ſie, wie zum Hohn, in vollem Glanze, in voller Pracht und Herrlichkeit erſchien. — Sie hätte erſcheinen ſollen, eingehüllt in langem, traurigem Nebelſchleier, um wenigſtens in ihrer Toilette etwas Mitgefühl zu zeigen über die furchtbaren Verheerungen, welche der erſte Froſt angerichtet.

Arme Blumen!

> Kaum gedacht, kaum gedacht,
> Ward der Luſt ein End' gemacht!

Da lagen ſie, in langen Reihen, in einem kläglichen Durcheinander, geknickt, verbrüht, verwelkt, verſchwunden alle Pracht der Farben, zuſammengeſchrumpft die zarte Blumenhaut — todt — todt!

Selbſt die kluge Spinne ſchauderte, als ſie langbeinig ihrem Verſteck entkroch und hätte weinen mögen über das Trauergebild — auch die Heuſchrecke lag erſtarrt auf ihrem Rücken.

Der erſte Froſt — er war gleich einem andern Tode mit unerbittlicher ſcharfer Sichel zwiſchen Niedergang und Aufgang gezogen und hatte überall ſeine mörderiſchen Spuren zurückgelaſſen. Wo waren die Tauſende von Blättern geblieben, die ſich geſtern ſtolz und hoffärtig, wenn auch in geheimer banger Ahnung, an den Zweigen gewiegt? — Da lagen ſie, die ſtolzen Blättertrümmer, reihenweiſe, wie niedergemäht in heißer Schlacht, oder rings um die mächtigen Bäume her wie abgefallene Gewänder, die man aus Kummer und Schmerz von oben bis unten zerriſſen — da bedeckten ſie in immer noch farbiger Pracht die grünen Raſenſtrecken, ſo daß es ausſah, als ſeien dieſe mit koſtbaren gelben und rothen Teppichen verziert, während ihre traurigen Hinterbliebenen die nackten dunklen Zweige wie jammernd in die Höhe ſtreckten.

Und über alles Das leuchtete der Himmel tiefblau und glänzend und die Sonnenſtrahlen hatten nicht einmal Scham genug, um ſich ungeſehen an dieſem allgemeinen Friedhofe vorbei zu ſchleichen, ja ſie buhlten auch heute mit den bleichen, welken Ueberreſten, ſo daß ſich ſelbſt der leichtſinnige Windhauch darüber ärgerte und, durch die ſtillen Blumenleichen ziehend, ihnen tröſtend etwas zuflüſterte von einſtiger Auferſtehung und einem neuen Blüthenleben.

Bayeriſche

Baedeker's

Reisehandbücher.

Hackländer's

Geschichtenbuch.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1875.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart

Inhalt.

Das Haus der Geſpenſter 1
Falſches Spiel 79
Zur Weltausſtellung verurtheilt! 139
Italieniſche Bilderbogen 209

Das Haus der Geſpenſter.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Der Bediente des Hauptmanns von Schwerzlingen trat in die Küche der Wohnung ſeines Herrn, welche Küche ſchattig und kühl zu nennen war im Vergleich mit dem baumloſen, von der Juniſonne durchglühten Haideboden weit von der Stadt, wo das Bataillon im Schweiße ſeines Angeſichts und im grauen Schleier dichter Staubwolken ſeit dem früheſten Morgen dem angenehmen Geſchäft des Exerzirens und Manövrirens obgelegen hatte.

Dieſes Geſchäft hatte ſich heute dadurch etwas in die Länge gezogen, daß nach den vielleicht übertriebenen Anſichten des Bataillonskommandanten in den betreffenden Kompagnieen nicht Alles ſo gelang, wie es hätte gelingen können, weßhalb auch einige tauſend Schock Millionendonnerwetter mehr verbraucht wurden, als gerade nothwendig war, und die Kompagnieen mit dem traurigen Bewußtſein nach Hauſe zogen, daß ſie weiter nichts ſeien, als eine liederliche Schwefelbande, deren Leiſtungen zu Seiner Majeſtät vortrefflichem Kommisbrod und der ausgezeichneten Löhnung in durchaus keinem richtigen Verhältniß ſtänden.

Es war ein militäriſches Donnerwetter in beſter Form geweſen, das ſich, mit neuer Kraft in viele kleine Donnerwetter vertheilt, nochmals über jede der betreffenden Kompagnieen entlud, ſobald dieſe im Kaſernenhofe auf ihren verſchiedenen Appellplätzen angekommen waren.

Der Hauptmann von Schwerzlingen kommandirte eine Füſilierkompagnie und hatte ſich deßhalb für berechtigt und verpflichtet gehalten, zuerſt den Soldaten und Unteroffizieren und dann den Lieutenants im engeren Familienkreiſe ſeine unverblümte Meinung hoch vom Roß herab mitzutheilen. Dann erſt war er vom Pferde geſtiegen, erhitzten Angeſichts, mit ſträubendem Schnurrbart, ſtaubbedeckt, um hierauf noch ein kleines Nachexerzitium zu arrangiren. Beim Abſteigen hatte er ingrimmig vor ſich hingemurmelt: „Gute Nacht, Herrendienſt,“ was ein Zeichen ſo übler Laune war, daß ſich der Bediente beim Zudecken des warm gerittenen Pferdes und beim Wegführen desſelben ſehr in Acht nahm, um nicht zum Blitzableiter für die ganze ängſtlich harrende Kompagnie zu werden.

Noch unter dem Drucke dieſer Ereigniſſe trat denn der Bediente, wie oben ſchon bemerkt, in die ſchattige Küche, langte nach einem großen Stück Brod, trank einen tüchtigen Schluck Moſt und ſagte hierauf, nachdem er ſich den Schnurrbart abgewiſcht: „Uff, das war wieder einmal ein Kapitalvergnügen heute Morgen — bei der Hitze und bei dem Staub! Und Alles war wieder einmal nicht recht, weßhalb der Herr Hauptmann auch gewettert und geflucht hat, daß ſich die Bäume bogen und die Feldmäuſe erſchrocken davonliefen.“

„So iſt der Herr wohl ſchlecht gelaunt?“ fragte die Köchin vom Herde herüber.

„Na und ob!“ erwiderte der Bediente, den Reſt ſeines Glaſes austrinkend. „Als er vom Gaule ſtieg, ſagte er: ‚Gute Nacht, Herr Dienſt,‘ und wenn er das ſagt, ſo bin ich froh, wenn ich ihm ungerupft aus den Augen komme.“

Die Köchin ſeufzte leicht und fragte dann: „Riecht man etwas Beſonderes in der Küche?“ worauf der Bediente nach einem leichten Schnüffeln erwiderte: „Im Hausgang hat man's mehr gerochen — etwa ſo wie verbranntes Fett oder übergelaufene Milch.“

„Ja, das hat heute gerade noch gefehlt!“

„Iſt denn irgend was los?“ fragte der Bediente.

„Allerlei — werdet's ſchon erfahren.“

„Was mich beſonders angeht? Seien Sie aufrichtig, Babette, es iſt immer gut, wenn man vorbereitet iſt.“

„Haben Sie vielleicht ein ſchlechtes Gewiſſen?“

Dieſe Frage war ſchuld an einem augenblicklichen und offenbar ernſten Nachſinnen des Dieners, doch da er ſich keiner großen Sünden bewußt, auch geſtern Abend noch ſtark gerüffelt worden war wegen einer verſchwundenen halbleeren Weinflaſche, ſo zuckte er erleichtert mit den Achſeln und ſagte: „Wenn er mir was gewollt hätte, würde ich es vorher gekriegt haben, als er vom Pferde ſtieg. Deßhalb ſind wir unbeſorgt, liebe Seele, und hoffen von Euch in alleweg dasſelbigte.“

Ein ziemlich heftiger Riß an der Hausglocke ließ ihn aber trotz ſeines guten Gewiſſens mit einer wahrhaft wundervollen Schnelligkeit hinauseilen, um dem Herrn Hauptmann von Schwerzlingen die Thüre zu öffnen.

„Habe ich Waſchwaſſer auf meinem Zimmer?“ fragte der Eintretende in barſchem Tone.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Dann ſchnüffelte dieſer in die Luft und fragte: „Was ſtinkt denn ſo verflucht hier im Hauſe? Hat die Babett wieder einmal nicht aufgepaßt und das Fleiſch anbrennen oder die Milch überkochen laſſen?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, muß wohl ſo etwas paſſirt ſein, werde nachfragen und rapportiren!“

„Wo iſt meine Frau?“

„Die gnädige Frau werden wahrſcheinlich ausgegangen ſein, wie ich glaube von der Köchin gehört zu haben, könnten aber vielleicht auch in ihrem Salong ſein.“

„Natürlich, eins von beiden, Schafskopf!“

Damit ging der Herr Hauptmann nach ſeinem Zimmer, deſſen Thür ihm der Diener eifrigſt aufriß, und als er hier die ſchattige Kühle ſpürte und das große Waſchbecken ſah mit dem weißen Handtuch, und am Sopha lehnend die lange geſtopfte Pfeife, ſchien ihn ein behaglicheres Gefühl zu überkommen, und er blies ein paar Mal andauernd und hörbar den Athem von ſich, ungefähr ſo wie eine im Dienſt geweſene Lokomotive den Dampf ausläßt.

Dann entledigte er ſich ſeiner ſtaubbedeckten Uniform, bearbeitete ſein borſtiges Haupthaar mit einem Paar rieſiger Bürſten, die er mit ſolcher Kraft anwandte, daß man hätte glauben können, die Haare davon fliegen zu ſehen, und als er hierauf ſeinen Kopf in das Waſchbecken ſteckte, ſprudelte er behaglich wie ein junges Entlein.

Der Herr Hauptmann von Schwerzlingen war ein kleiner unterſetzter Mann mit großem, weitabſtehendem Schnurrbart und einem während der Exerzirzeit röthlich-braunen Teint. Er hatte kleine aber blitzende Augen, und da er es vermochte, ſeine Stirne in ſtrenge Falten zu ziehen, auch einen ſehr finſteren Geſichtsausdruck anzunehmen, dabei ein tüchtiger und ſtrenger Offizier war, mit raſchen, energiſchen Bewegungen, ſo ſtand er bei ſeinen Vorgeſetzten im Rufe eines unnachſichtigen, harten und rückſichtsloſen Chefs, bei den Soldaten aber in dem eines Mannes, der durchaus keinen Scherz verſteht und dem es ein Kleines ſein würde, ſelbſt den leibhaftigen Teufel am Schwanz zu packen und nicht mehr los zu laſſen.

So hatte er ſich auch allerdings ſtets vor der Front, beim Exerziren, im Manöver, beſonders aber im letzten Kriege gezeigt, wovon verſchiedene Auszeichnungen auf ſeiner Uniform vollgiltiges und ehrenvolles Zeugniß ablegten.

Im gewöhnlichen Leben dagegen war der Hauptmann ein angenehmer und behaglicher Mann, der den ernſten Blick, das ſtrenge, gewaltthätige Weſen im Dienſte offenbar nur wie eine nöthige Maske vornahm, welche nach und nach wieder verſchwand, ſowie er ſich ſeinen häuslichen Bequemlichkeiten hingeben konnte.

So auch heute wieder, nachdem er ſich mit dem Handtuche abgetrocknet, dann vor dem Spiegel Haar und Bart geordnet und dabei nach der langen Pfeife geſchielt hatte, die der Diener bereit hielt. Ein leichtes Lächeln flog über ſeine Züge, wie er zu ſich ſelbſt, aber laut ſagte: „Hol' mich der Kukuk, wenn da draußen nicht 26 Grad im Schatten waren — das heißt, von Schatten war eigentlich keine Rede — wenigſtens für uns nicht, während ich wohl geſehen, wie ſich faule Schlingel von Offiziersbedienten in angenehmem Schatten bei den Marketenderkörben gütlich thaten — he, habe ich Recht?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Werde aber nächſtens dieſe ganze Schwefelbande in feldkriegsmäßiger Verpackung allein exerziren laſſen und das bei mindeſtens 36 Grad Hitze — Feuer — r — r — r!“

Dann zog er den duftigen Rauch ein, blies ihn in blauen Ringeln aus dem Munde und ließ ſich hierauf unter einem Aufſeufzen der Behaglichkeit in ſeinen Lehnſtuhl nieder, wo er ſich weiter nicht darum zu bekümmern ſchien, daß ihn der Diener ſchnell und gewandt der unteren Theile ſeines Anzuges entledigte und mit weichen Pantoffeln und einem weiten Morgenbeinkleide verſah. Dann erſt folgte der rothe Schlafrock, und nachdem er dieſen leicht um ſeinen Leib geſchlungen, verſank er rauchend in eine höchſt angenehme und erquickliche Ruhe, die ſich übrigens gleich darauf in einen leichten Schlummer verwandelte.

* * *

Unterdeſſen war auch die Frau Hauptmännin nach Hauſe gekommen, und wenn ſie auch nicht draußen beim Exerziren geweſen war, ſo ſah ſie doch ziemlich erhitzt aus — kein Wunder bei der glühenden Hitze und in Folge verſchiedener Beſuche, die ſie hier und dort gemacht!

Frau von Schwerzlingen war eine große magere Dame mit feinen, nicht unangenehmen Geſichtszügen, blauen, etwas ſentimentalen Augen, hellblondem Haar und einem für ihr Alter noch immer recht friſchen Teint.

Wenn wir von ihrem Alter reden, ſo wollen wir damit ſagen, daß ſie die Mittagshöhe des Lebens überſchritten hatte, und im ſtrengſten Vertrauen hinzufügen, daß ihr Gemahl um einige Jahre jünger war als ſie. Sie hatte ihn, als er noch Lieutenant war, erheirathet, und wenn man deßhalb dieſe Verbindung auch eine Geld- und Konvenienzheirath nennen konnte, ſo war ſie doch vortrefflich ausgefallen, von Beiden eigentlich nie beſonders bereut worden und auch inſofern in ihren Folgen ſegensreich geweſen, als eine ſiebenzehnjährige hübſche Tochter und ein zwölfjähriger, weniger hübſcher Knabe, der aber an Lebhaftigkeit des Temperaments nichts zu wünſchen übrig ließ, das glückliche Reſultat dieſer Verbindung waren.

Man ſagt gewöhnlich von Blondinen, beſonders von hübſchen Blondinen, ſie ſeien nachgiebiger und weichherziger als Brünetten oder Damen mit ſchwarzem Haar. Frau von Schwerzlingen machte aber jedenfalls eine Ausnahme, indem ſie es vortrefflich verſtand, ihren Willen durchzuſetzen, aber nicht etwa nach dem Syſtem eines heftigen Anpralls oder erbitterten Kampfes, ſondern nach dem viel praktiſcheren des einzeln fallenden Tropfens, der nach und nach den Stein aushöhlt. Wenn ſie irgend etwas durchſetzen wollte, ſo bekam ihr lieber Adolph, ſo hieß der Herr Hauptmann, nie die ganze Portion auf einmal, ſondern ſie wurde ihm theelöffelweiſe nach und nach zugemeſſen.

Fräulein Edgardine von Schwerzlingen hatte das brünette Haar ihres Vaters, ſowie die blauen Augen ihrer Mutter und war auch darin ein glückliches Gemiſch beider Eltern, daß ſie ziemlich hoch gewachſen war und dabei ſchon anſtändig rundliche und volle Körperformen zeigte. Sie befand ſich in dem glücklichen Alter, wo man noch für Heine, Geibel und andere ausgezeichnete Lyriker ſchwärmt, wo man überzeugt iſt, ſelbſt wie eine Blume zu ſein, ſchön hold und rein, oder leichtſchreitend wie ein Reh, wo man fühlt, daß die Liebe jedenfalls kein leerer Wahn iſt, wo man zittert wie eine Lotosblume, wenn uns ein mondſcheinverwandter Strahl aus den Augen eines unternehmenden jungen Mannes vom Civil oder gar eines kühnen Lieutenants trifft. Ob ſolche Treffer ſchon in ihrem Herzen verzeichnet waren, können wir nicht mit Gewißheit angeben, doch war es ſchon einige Mal von der aufmerkſamen Mutter bemerkt worden, daß, wenn ein gewiſſer junger Mann, der im erſten Stockwerke des Hauſes wohnte, die Treppen herabkam, ſtets die gleiche Melodie vor ſich hinſingend, daß alsdann Fräulein Edgardine ſich häufig etwas am Fenſter zu ſchaffen machte, oder es auch für nothwendig fand, nachzuſehen, ob ſich keine Briefe oder Zeitungen in dem kleinen Käſtchen befanden, das zu dieſem Zwecke vor der Glasthüre angebracht war.

Was den Stammhalter der Familie, den jungen Herrn

Paul anbetrifft, ſo befand ſich dieſer gerade in der üppigſten Blüthe der Flegeljahre, und die Klagen über ihn von Lehrern, Hausgenoſſen und Mitſchülern waren unzählbar und meiſtens ſehr gegründet. Auch lebte er mit ſeiner Schweſter in beſtändigem Unfrieden, fand es empörend, wenn ſie ihm vernünftige Vorſtellungen über ſeine Faulheit und Nachläſſigkeit machte, mochte es nicht leiden, wenn ſie ihm ein Loch im Rocke zunähte, oder einen herabhängenden Knopf wieder befeſtigte, vergalt ihre Sorgfalt um ſeine mit Tinte beſchmutzten Hemdkragen durch plumpe Ausfälle auf die muſterhafte Sauberkeit der hübſchen Schweſter, die er lächerliche Ziererei nannte, und hatte zu allem Dem noch ihren hübſchen Namen Edgardine in „Bettgardine“ verwandelt, was er gewöhnlich als letzten Trumpf ausſpielte, ohne indeſſen mehr zu gewinnen, als einen verachtungsvollen Blick der Schweſter, oder auch wohl eine kräftige Maulſchelle des ſtrengen Vaters.

Heute Mittag war Paul übrigens ſehr ſtille und demüthig, hatte ſeine Schulmappen ordentlich untergebracht, ſtatt ſie einfach auf den Tiſch zu ſchleudern, war ein paar Mal an die Thüre des Zimmers geſchlichen, wo der Vater ſeine kleine Sieſta hielt, hatte ſich auch bei der Köchin in anſtändigen Ausdrücken nach dem Mittageſſen erkundigt und ſchien eine Beruhigung darin zu finden, daß es heute vortreffliche Spargeln gebe und Hammelsbraten mit weißen Rüben, lauter Lieblingsgerichte des Vaters. — — Doch was vermögen vortreffliche Spargeln, wenn — — oder was kann ein Hammelsbraten mit weißen Rüben leiſten in einem Falle, wo — doch halt, wir wollen unſerer Geſchichte nicht vorgreifen, ſondern uns ohne Weiteres mit der Familie zum Mittageſſen niederſetzen.

Der Herr Hauptmann hatte eine kleine Stunde vortrefflich geſchlafen, war ſichtlich ſo wohl gelaunt und von ſo unbefangener Heiterkeit, daß er nichts bemerkte von dem bedeutſamen Kopfnicken ſeiner Frau gegen Paul, und eben ſo wenig von des Letzteren auffallender Ruhe und Beſcheidenheit, als von einem gelegentlichen Aufſeufzen ſeiner Tochter. Die Spargeln waren wirklich vortrefflich, der leichte Tiſchwein friſch wie in Eis gekühlt, und der Hammelsbraten, ſowie die weißen Rüben ließen nichts zu wünſchen übrig.

„Welcher Kontraſt,“ rief der Hauptmann in einem Tone inniger Befriedigung, „welcher Kontraſt zwiſchen der glühenden Haide heute Morgen und dieſem ſchattigen Eßzimmer! Geſegnet ſeien dergleichen Kontraſte, ſie verſchönern das Leben! — Ich kam in einer recht üblen Laune nach Hauſe, hatte auch Urſache dazu, denn man konnte da draußen machen, was man wollte, es war Alles nicht recht. Und doch kann ich über meine Kompagnie im Grunde nicht klagen, wenn ich auch zuweilen ſo thun muß. Aber muß es Einen nicht verdrießen, wenn man ſo rein nur unter der üblen Laune eines Vorgeſetzten zu leiden hat? Und der Major war heute wieder ſehr ſchlimmer Laune. Ich ſah das ſchon, wie er angeritten kam, denn er zuckte mit den Achſeln und biß ſich auf den Schnurrbart, was immer Sturmzeichen ſind — gewöhnlich Nachwehen eines Unwetters von zu Hauſe,“ ſagte der Hauptmann, indem er ſeine Frau lächelnd anblinzelte, „denn mit der Majorin iſt ſchlecht Kirſchen eſſen, ſie behält ſieben Achtel für ſich und wirft Einem noch obendrein die Steine in's Geſicht.“

„Adolph!“ ermahnte Frau von Schwerzlingen ihren Gemahl mit einem Blick auf ihren aufhorchenden Sohn.

„Ja ſo, — was wollte ich denn eigentlich ſagen?“ fuhr der Hauptmann fort. „Richtig, ich wollte eigentlich ſagen, daß ich ſehr ſchlechter Laune war, als ich in's Haus trat, und faſt in die Küche gegangen wäre, um mich dort zu erkundigen, woher der häßlich brenzliche Geruch käme, der förmlich die Luft verpeſtete.“

Jetzt vermochte Fräulein Edgardine einen tiefen, hörbaren Seufzer nicht zu unterdrücken, und da Paul demuthsvoll auf ſeinen Teller blickte, wie er gewöhnlich nicht zu thun pflegte, auch die Hauptmännin einige Befangenheit zeigte, wurde der Herr des Hauſes aufmerkſam und fragte in gehobener Stimme, was es denn eigentlich gegeben habe, und welche Bewandtniß es mit dem brenzlichen Geruch gehabt?

„O, nichts Beſonderes,“ erwiderte Frau von Schwerzlingen nach einigem Zögern, „die Köchin ließ ein Stück

Butter auf den heißen Herd fallen — weil ſie über etwas erſchrak."

„Nun, worüber erſchrak denn dieſe Gans?"

„Ueber — über eine Katze, die durch das Fenſter in die Küche ſprang, ein paar Töpfe herabwarf und die zum Schornſteine wieder hinaus wollte."

„Das muß eine ſehr geängſtigte Katze geweſen ſein," ſagte der Hauptmann, und ſetzte mit ſtrengem Blick und Tone hinzu: „wahrſcheinlich eine von böſen Buben gejagte und verfolgte Katze, — eine Rohheit, die ich verabſcheue — merke dir das, Paul, ich kann Alles verzeihen, nur keine derartigen Thierquälereien."

„Gewiß, Papa, ich werde es mir für die Zukunft merken," ſagte Paul mit ſo weicher und wehmüthiger Stimme, daß ihn der Vater erſtaunt anblickte und dann, ſeine in der That zerknirſchte Miene bemerkend, kopfſchüttelnd fortfuhr: „Hier iſt etwas Abſonderliches vorgefallen, wonach ich mich in dringender Weiſe erkundigen möchte; rede du, Mama, was hat es eigentlich gegeben?"

„Nun, ich will und kann es dir nicht verſchweigen," gab die Hauptmännin in jenem lebhaften Tone zur Antwort, den wir gern anzunehmen pflegen, wenn wir gezwungen ſind, eine unangenehme, rückhaltloſe Mittheilung zu machen. „Dein Sohn hat heute Morgen wieder einmal eines ſeiner Stückchen aufgeführt, hat die Katze der Hauseigenthümerin mit einer Schwanzklemme, oder wie das Ding heißt, verſehen, weßhalb das geplagte Thier in unſere Küche einbrach, dann die Treppen hinaufraſte, droben eine Standuhr umwarf und die Hauseigenthümerin faſt gebiſſen hätte, als dieſe ſich bemühte, ihr die Schwanzklemme abzuſtreifen."

„Eine Schwanzklemme!" rief der Hauptmann im Tone höchſter Entrüſtung, während er ſeine beiden Fäuſte auf den Tiſch ſtützte und den Sohn mit blitzenden Augen anſchaute — „weißt du wohl, ruchloſer junger Menſch, welche Schmerzen eine Schwanzklemme verurſacht? Kannſt du dir davon einen Begriff machen, junger Miſſethäter?"

„Ich bitte dich, Adolph," bat Frau von Schwerzlingen, indem ſie, um ihren Mann zu beruhigen, eine Hand auf deſſen Arm legte.

„Eine Schwanzklemme!“ brauste aber der Hauptmann von Neuem auf — „wahrhaftig, man ſollte dir ſelbſt ——“

„Aber, Adolph!“ wiederholte die Hauptmännin mit einem leichten Achſelzucken und einem raſchen Blick auf Edgardine, worauf der erzürnte Vater, ſeinen Ton etwas mäßigend, fortfuhr: „Ja ſo — — bleiben wir alſo einfach beim Faktum der Thierquälerei, und da muß ich dir denn ſagen, daß ich es recht ſehr bedaure, dich nicht in einen dreitägigen Arreſt zweiten Grades bei Waſſer und Brod ſchicken zu können! Haſt du denn, ungerathener Junge, nicht an die möglichen Folgen deines Bubenſtreiches gedacht? Das arme Thier quälen, die Köchin erſchrecken, Butter verſchlampen, daß das ganze Haus ſtinkt, Töpfe und Scheiben zerbrechen, die Treppe hinaufraſen, die Hauseigenthümerin beißen — Gott ſteh' mir bei — welche Kette von Scheußlichkeiten, die alle ihren Urſprung in deinem verdorbenen Herzen haben! — Ich muß geſtehen, Mama,“ wandte er ſich an ſeine Frau, „das iſt eine ſchöne Beſcheerung!“

„Und noch iſt nicht Alles, lieber Adolph,“ erwiderte ſie mit ſanfter Stimme.

„Noch nicht Alles?“ fragte der Hauptmann in erſchrecktem Tone, „läuft vielleicht die Katze noch herum mit ihrer Schwanzklemme und fühlt eine leicht erklärliche Neigung, wüthend zu werden? — Man hat Beiſpiele davon!“

„Nein, das iſt es nicht, lieber Adolph, ſondern Madame Wiebel, die Hauseigenthümerin —“

„Verlangt die Auslieferung dieſes jungen Miſſethäters zur gerechten Strafe? — Sie ſoll ihn haben, ſie ſoll ihn haben, bei Gott, ſie ſoll ihn haben!“

„Nein, auch das iſt es nicht, lieber Adolph, etwas Anderes, vielleicht Schlimmeres!“

„Nun denn, darauf bin ich begierig!“

Der junge Miſſethäter hatte unterdeſſen ſeinen Stuhl leiſe vom Tiſch zurückgeſchoben und machte Miene, ſich, durch ſeine Schweſter gedeckt, ſachte aus dem Zimmer zu ſchleichen, doch fühlte er ſich alsbald von der feſten Hand ſeines Vaters gepackt, derb geſchüttelt und empfand gleich darauf eine klatſchende Ohrfeige, die ihn zu einem heuchleriſchen, kläglichen Geheul veranlaßte, da er wohl wußte, daß dieſen Klagetönen das Mutterherz nicht widerſtehen könne. Er hatte ſich auch diesmal nicht geirrt, denn Frau von Schwerzlingen erhob ſich ſchweigend, führte ihn aus dem Zimmer und als ſie gleich darauf wiederkehrte, ſagte ſie in ruhigem Tone: „Ich habe ihn auf ſeiner Stube eingeſchloſſen, damit du ſpäter mit ihm machen kannſt, was du willſt, jetzt aber höre mich ohne Leidenſchaft an und bedenke, daß geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind.“

„Gut denn, rede,“ erwiderte er, ſich mit Reſignation in ſeinen Seſſel zurücklehnend.

„Madame Wiebel hatte mir gleich nach dem Vorfalle ein Schreiben herunter geſchickt — hier iſt es — allerdings an dich adreſſirt, aber nach dem, was vorgefallen, glaubte ich recht daran zu thun, es zu öffnen.“

„Einverſtanden — alſo was gibt's?“

„Madame Wiebel,“ fuhr die Hauptmännin in ſcheinbar gelaſſenem Tone fort, „kündigt uns die Wohnung für das nächſte Quartal.“

„Ah, das iſt ſtark — wegen einer Schwanzklemme!“

„Das nimmt ſie allerdings als Urſache, doch hörte ich in vertrauten Kreiſen, daß ſie ſchon längſt damit umgehe, uns die Wohnung zu kündigen.“

„Der Teufel auch, und welche Gründe kann dieſes alte Weibsbild dafür haben?“

„Gründe, wenigſtens triftige — vielleicht keine,“ verſetzte achſelzuckend die Hauptmännin, — „ſie gebraucht eben ihr Recht als Hauseigenthümerin.“

„Sind wir nicht ruhige Leute, die ſtreng auf Ordnung halten? Wie kann ſie es wagen, uns wegen ſolch' lächerlicher Kleinigkeit aufzukündigen!“

„Als Hauseigenthümerin hat ſie Niemand Rechenſchaft davon zu geben.“

„Zahlen wir nicht unſern Miethzins pünktlich auf den Tag, he? Und findeſt du deßhalb nicht auch eine uns zugefügte, unerhörte Beleidigung in dieſer grundloſen Kündigung?“

„Darnach hat ſie als Hauseigenthümerin nicht zu fragen, ſie iſt ſouverän, ſie regiert abſolut, nach ihrem Ausſpruch gibt es keine Appellation mehr.“

„Hol' ſie der — Teufel und alle Hauseigenthümer dazu!“

„Rede nicht ſo, lieber Adolph, du kannſt auch noch einmal ein ſolcher werden.“

„Ich?“ brauſte er auf, „ich ein ſolches herzloſes Ungeheuer, das ſich gefräßig wie die Rieſenſchlange alle Vierteljahr erhebt, um wieder in ſeine träge Ruhe zurückzuſinken, ſobald es ſich am Miethzinſe gemäſtet — dem kleine muntere, ja wohlerzogene Kinder, ſelbſt ſolche, die ſich nicht mit Schwanzklemmen abgeben, ein Greuel ſind — das ſich geärgert fühlt durch harmloſes Klavierſpiel, durch angenehm ſingende Vögel, durch muntere Hunde — das den Steinkohlenrauch nicht ertragen kann und ſich beleidigt fühlt, wenn das Spalten des Holzes einiges Geräuſch verurſacht!“

„Es mag allerdings ſolche geben, aber man kann doch auch als Hauseigenthümer wohlwollende und menſchenfreundliche Geſinnungen bewahren.“

„O, ich weiß ganz genau, wo du hinaus willſt,“ rief der Hauptmann, ſeine rechte Hand ſchüttelnd, „ich höre dieß Vöglein ſchon ſeit Jahren pfeifen, du kannſt die angenehme Ruhe nicht ertragen und möchteſt dir gern widerwärtige Geſchäfte auf den Hals laden, Aerger und Verdruß — als ob ich an dieſen beiden Artikeln in und außer dem Hauſe nicht ſchon genug hätte!“

„Alles das möchte ich ſo wenig als du,“ entgegnete Frau von Schwerzlingen, immer ruhiger werdend, je mehr ſich der Hauptmann im Ton der Stimme, ſowie in ſeinem Mienenſpiele ſteigerte, „was ich möchte, iſt nur, unſer Geld vortheilhafter anlegen und nicht mehr von der Laune eines Hauseigenthümers abhängen.“

„Ein ſo angenehmes Parterrelogis,“ brummte der Hauptmann kopfſchüttelnd, „ſo bequem und paſſend für uns, auch nicht allzuweit von der Kaſerne, o, es iſt zum Tollwerden, und ich wollte lieber, der alte Drachen da oben hätte uns auf eine anſtändige Weiſe den Miethzins geſteigert! — Laß mich einmal das Schreiben leſen, wer weiß, ob ich nicht eine Wendung finde, um eine begütigende Korreſpondenz einleiten zu können!“

Bei dieſen Worten ſchaute Fräulein Edgardine beſtürzt auf ihre Mutter, welche die Hand ruhig auf dem Briefe liegen ließ und in begütigendem Tone ſagte: „Warum willſt du dich noch mehr ereifern? Der Brief iſt klar und in ganz beſtimmten Ausdrücken abgefaßt, es iſt da nichts zu machen, als ſich nach einer andern Wohnung umzuſehen.“

„Jetzt bei dem ewigen Exerziren und dicht vor den großen Manövern, wo ich ſo nothwendig meine Ruhe brauche, o, es iſt himmelſchreiend!“

„Du weißt, lieber Adolph, wie gern ich das Alles beſorge — auch finde ich gewiß wieder ein paſſendes, behagliches Quartier, oder — — ein gutes, wohlfeiles Haus als feſtes Heim für uns und die Kinder.“

„So, ein Haus?“ rief er zornig. — „Wieder die alte Geſchichte! Daß meine Ruhe ganz dahin wäre, daß ich abwechſelnd in allen Stockwerken herumſpringen müßte, unter das Dach, weil es hereinregnet, in den dritten Stock, weil die Küche raucht, oder der — — ja ſo,“ unterbrach er ſich ſelbſt mit einem Blick auf ſeine Tochter, „oder für den zweiten Stock zu Befehl ſtehen, weil dort ein neuer Ofen geſetzt werden ſoll, oder eine Tapete ausgebeſſert, oder Fenſterſcheiben zerbrochen wurden durch den gewiſſen Herrn Niemand, für den der Hauseigenthümer zahlen muß, und ſo weiter und ſo weiter, durch alle Stockwerke bis in den Keller hinab, wo die Ratten unerträglich geworden ſind, oder die Bouteillen und Fäſſer in knietiefem Waſſer herumkollern! — Beim Himmel — ich ſehe mich ſchon da unten in Jagdſtiefeln ſtehen mit einer Pumpe beſchäftigt — na, das fehlte mir noch —“ er ſtieß heftig den langſam eingezogenen Athem von ſich und ſchloß dann in knurrendem Tone: „jedenfalls aber laß mich das Schreiben leſen!“

„Darf ich dir jetzt deinen Kaffee holen?“ fragte Fräulein Edgardine raſch und verließ darauf, ohne eine Antwort abzuwarten, haſtig das Zimmer.

„Nun, wenn du dich noch weiter ärgern willſt, ſo lies denn in Gottes Namen," ſagte Frau von Schwerzlingen, indem ſie ihm den Brief überreichte.

Er entfaltete das Schreiben, und was er las, ſchien allerdings ſeinen Unmuth in nicht geringem Grade zu vermehren. Ein paar Mal blies er heftig von ſich und ließ dabei ein erſtauntes „ha" oder „hm" vernehmen, dann blickte er die Gattin fragend an und ſagte kopfſchüttelnd: „Sollte Edgardine wirklich? Aber wie? Ich werde wohl genöthigt ſein, mit dieſer Madame Wiebel und ihrem Herrn Sohn ein bedeutſam ernſtes Wort zu reden!"

„Ueber die Sache an ſich kannſt du dich, was deine Tochter betrifft, vollkommen beruhigen, und es wäre wahrlich nicht der Mühe werth, darüber an die bösartige alte Frau ein Wort zu verlieren."

„Aber jedenfalls muß doch das Ding einen Grund oder einen Haken haben."

„Nichts, worüber ſich Edgardine oder wir ihr einen Vorwurf zu machen brauchten! Der junge Herr da oben iſt ein unabhängiger, reicher und von ſeiner Mutter verzogener junger Menſch, der ſchon längſt unſere Tochter beim Aus- und Eingehen freundlich begrüßte, vielleicht auch ein paar Worte mit ihr ſprach, denn er kennt ſie ja von den Bällen des vergangenen Winters her."

„Ja, dieſe Bälle!" ſeufzte der Hauptmann.

„Doch bin ich überzeugt, daß ſich Edgardine weder durch einen Blick noch durch ein Wort auch nur das Geringſte vergeben hat."

„Aber beim Himmel, die Alte da oben," rief der Hauptmann, ſeinen Kopf raſch erhebend, „ſcheint anders darüber zu denken, und ich weiß nicht, ob nicht ein ernſtes Wort hier ſehr am Platze wäre!"

„Ich bitte dich, lieber Adolph, denke nicht an ſo etwas! Ich würde mich ſchämen, dieſer Sache irgend eine Wichtigkeit beizulegen, vielleicht iſt es auch gut, daß es ſo kam. Beunruhige dich auch nicht über eine neue Wohnung, ich habe heute Morgen ſchon Schritte gethan und bin überzeugt, daß ich finde, was wir wünſchen und brauchen."

Dann öffnete ſich langſam die Thüre, und Fräulein

Edgardine meldete, daß ſie den Kaffee auf Papa's Zimmer gebracht habe. Dorthin wurde auch gleich darauf der junge Miſſethäter zitirt, und nachdem ſich der Vater ſeine lange Pfeiſe angezündet und der Sohn auf Befehl an den Schreibtiſch geſetzt hatte, diktirte der Erſtere, indem er langſam im Zimmer hin und her ging: „Die Thierquälerei iſt ein Laſter, welches ſich ein guter Menſch niemals ſollte zu Schulden kommen laſſen, und der Hang zur Thierquälerei zeugt jedenfalls von einem verderbten Herzen.“

Das mußte der junge Paul in's Franzöſiſche und Lateiniſche überſetzen, um von jeder dieſer Ueberſetzungen dem Vater bis heute Abend zwölf ſaubere und korrekte Abſchriften vorzulegen.

* * *

Frau von Schwerzlingen hatte in der nächſten Zeit nach dieſem Vorfalle ſehr viel außer dem Hauſe zu thun, verkehrte mit guten Freundinnen, mit Commiſſionären und Agenten, mit Leuten, welche Vermiethungen und ähnliche Dinge vermitteln, beſprach ſich auch hie und da mit braven Waſchfrauen und intelligenten Büglerinnen, als mit Weſen, denen es, wie keinen andern, möglich iſt, in der Häuſer Innerſtes zu dringen und die Herzen und Nieren der Betreffenden zu prüfen.

Auch ſah man ſie häufig, wenn ſie allein war, mit Hausplänen beſchäftigt, ja ſie vertiefte ſich in lange Berechnungen, welche ſelbſt ihr Sohn Paul mit Erſtaunen und mit einem achtungsvollen Grauen betrachtete.

Erſchien ſie dann nach dieſen Ausgängen und aufregender Arbeit bei Tiſche oder Abends im gemüthlichen Familienkreiſe, ſo begann ſie mit Kunſt und Ausdauer jene Tropfen fallen zu laſſen, die im Stande ſind, ſelbſt einen harten Stein auszuhöhlen, geſchweige denn das im Grunde nichts weniger als harte Herz ihres Gemahls gänzlich zu erweichen und lenkbar zu machen.

Dieſe Tropfen fielen in Geſtalt von Mittheilungen über beinahe unerſchwingliche Miethpreiſe bei mangelhaften und finſtern Quartieren, oder bei Wohnungen im dritten und vierten Stock; ſie erſchienen in wahrhaft abſchreckenden Schilderungen von ſporigen Parterrezimmern, von düſtern Schlafgemächern, von feuchten, finſtern Küchen, voll von ſogenannten Schwaben, von Wandnachbarn im Beſitz kräftiger Nähmaſchinen und verſtimmter Klaviere, ſie tröpfelten als ganz lächerliche Bedingungen verſchiedener Hausbeſitzer, zum Beiſpiel: daß durchaus keine Hunde gehalten werden dürften, während doch der Hauptmann einen inniggeliebten Pinſcher beſaß, oder daß heitere Abendgeſellſchaften nicht gern geſehen würden! Auch waren alle Blumentöpfe der Feuchtigkeit wegen verboten, die Treppen ſollten nur mit Filzſchuhen begangen werden, nach elf Uhr kein Licht mehr brennen, das lärmende Zuſchlagen der Thüren vermieden, der Hausſchlüſſel nur dem Familienchef des jeweiligen Miethers anvertraut, weder Torf noch Steinkohlen gebrannt, die Miethe quartalweiſe im Voraus bezahlt werden! Einige hatten ſogar verlangt, daß im Intereſſe der Moralität der Dienſtmädchen jeder Militärperſon niederen Grades der Eintritt in's Haus ſtrengſtens unterſagt bliebe — empörende, lächerliche Zumuthung! — Daß alle Hausbeſitzer, ſelbſt in den verwahrloſteſten und ſchmutzigſten Quartieren, die Bedingung geſtellt hatten, es müßten ſowohl Tapeten als Oelanſtrich, zerbrochene Fenſter und ſchmierige Plafonds auf Koſten des Miethers hergeſtellt werden, verſtand ſich von ſelbſt, doch fielen gerade dieſe Tropfen mit ganz beſonderer Kraft auf das Gemüth des Hauptmanns, und heftig im Zimmer auf- und abgehend, konnte er ſich nicht des Ausdrucks enthalten: „Da ſoll doch gleich ein Schock Donnerwetter den Kerls über die Köpfe fahren! Es wird wahrhaftig ſo weit kommen, daß der arme Miether noch extra für Luft und Licht zahlt — für Waſſer zahlt er ohnedieß ſchon — und daß man den Hausbeſitzern nicht nur Bürgſchaft für die Miethen ſtellen muß, ſondern auch für tadelloſes und moraliſches Betragen!"

„Siehſt du es nun, lieber Adolph," ſagte ſeine Gattin in weichem, ſanftem Tone, „welche Macht heutzutage ſo ein Hausbeſitzer hat?"

„Ja, mich ſollte es gar nicht wundern, wenn ſich dagegen ſämmtliche Miether zu einem Strike vereinigten, eine Zeitlang unter Zelten und in Höhlen kampirten, um jene Ungeheuer mürbe zu machen, oder wenn es zu einer allgemeinen Rebellion gegen die Proprietärs käme, wo die Miether Kontrakt und Bedingungen diktirten und diejenigen, welche ſich nicht gutwillig fügen, zu ihren eigenen Häuſern hinauswürfen! — Wahrhaftig," fuhr er fort, nachdem er ſich umgeſchaut, ob nicht vielleicht Paul in der Nähe ſei, „ich fange an zu begreifen, daß jenes Attentat auf die Katze der Madame Wiebel weniger ſeinen Grund hatte in einem thierquäleriſchen Vergnügen, als vielmehr im gerechten Gefühl des Unterdrückten gegen ſeine Peiniger! Man könnte wahrhaftig ſelbſt dazu kommen, ſich mit Schwanzklemmen oder ähnlichen Folterinſtrumenten abzugeben!"

„Wer wird aber ſo übertreiben, ſich überhaupt dergeſtalt ereifern? Wir haben es hier nur mit der einfachen Frage zu thun, ob wir, um einer deiner Ausdrücke zu gebrauchen, für die Zukunft Tyranniſirte bleiben wollen?"

„Hm, hm, — wieder die alte Geſchichte!" rief der Hauptmann, plötzlich ſtehen bleibend, „ich glaube faſt, Klothilde," ſetzte er mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu, „du biſt wieder einmal daran, mich in's Geſchirr zu bringen, und wenn es nicht von vornen geht, ſo doch von rückwärts."

„Ich habe dieſen Verdacht erwartet," entgegnete ſie mit ſanftem Kopfſchütteln, „doch kann er mich nicht kränken, da ich mir bewußt bin, nur das Beſte zu wollen. Bitte, dich ſelbſt zu überzeugen! Hier haſt du eine Liſte von Wohnungen, die ich bereits geſehen." — Sie übergab ihm ein Papier, zog es aber gleich darauf mit einer etwas affektirten Verwirrung zurück, wobei ſie ſagte: „Verzeih', ich habe mich geirrt — das hier iſt die Wohnungsliſte, jenes ſind ſehr vortheilhafte Häuſerkäufe, die man mir angeboten. Du kannſt ſie aber auch durchſehen, wenn du willſt."

„Das iſt gerade ſo," erwiderte er in dumpfem Tone, „als wenn man eins, zwei, drei vor einem Sprung in's tiefe Waſſer ſagt."

„O, ſei unbeſorgt, du biſt nicht am Rande eines ſolchen, wenn du aber die Liſte mit einem freundlichen Gefühl durchſehen willſt, ſo ſoll es mich freuen."

Die Liſte nahm er allerdings in die Hand, blickte auch hinein, doch war in ſeinen finſtern Geſichtszügen von einem freundlichen Gefühl nichts zu entdecken; nur zuletzt, als er an ein dreimal unterſtrichenes Anweſen kam, nickte er leicht mit dem Kopfe und ſagte: „Das klingt beinahe verführeriſch."

„Ah, du meinſt das Haus Nr. 44 in der Steinſtraße mit hübſchem Garten, laufendem Brunnen, mit Stallung für zwei Pferde, nahe an deiner Kaſerne gelegen, mit ſoliden, ſtillen Miethsleuten, das ſich zu ſieben bis acht Prozent verintereſſirt und deſſen hohes und ſchönes Parterre ſeit dem Tode des Beſitzers frei ſteht? — — — — ich muß dir ehrlich geſtehen, lieber Adolph," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „daß ich es kaum glaublich fand, ein ſo ſchönes und billiges Haus — maſſiv von Stein gebaut — in einem ſehr guten Stadttheile gelegen, ſo vortheilhaft angeboten zu erhalten, und als ich hinging, um es anzuſchauen, that ich das in der feſten Ueberzeugung, ſehr enttäuſcht zu werden."

„Und du wurdeſt nicht enttäuſcht?" fragte er mit einem mißtrauiſchen Blick.

„Im Gegentheil, ich fand es deliziös."

„Aber ein ſehr altes Haus, an dem man Jahre lang repariren muß, um es in guten Stand zu ſetzen."

„Einige kleine Reparaturen ſind allerdings nothwendig, wie mir der Kommiſſionär ſagte, — denke dir aber einen ziemlich großen ſchattigen Garten mit laufendem Waſſer, welche Annehmlichkeit für Hausbeſitzer und Miether!"

„Und wer ſind die Letzteren?"

„Im erſten Stock ein Herr von Schnake, der faſt den ganzen Sommer auf Reiſen iſt, mit einer Frau und zwei erwachſenen Töchtern; im zweiten Stock ein paar alte Damen, die ſchon länger, allerdings zu einer billigen Miethe da wohnen. Doch ſind wir, wie mich der Kommiſſionär verſicherte, nachdem das Haus wieder in den Stand geſetzt iſt, wohl berechtigt, einen viel höheren Miethpreis zu verlangen, um ſo auf acht bis neun Prozent für unſer Kapital zu kommen."

„So müßte ich alſo damit anfangen, ſelbſt ein ſo hartherziges Ungeheuer von Hausbeſitzer zu werden. Nun, das widerſteht mir durchaus, Klothilde, überhaupt muß ich dir ehrlich ſagen,“ fuhr er in bekümmertem Tone fort, „daß ich glaube, es iſt um die Ruhe meines Daſeins geſchehen, ſowie ich gezwungen werde, nach Keller und Söller, nach fehlerhaften Dachrinnen, rauchenden Küchen und andern unausſprechlichen Gemächern ſehen zu müſſen — wahrhaftig, ich habe kein Gemüth dazu.“

„Das brauchſt du auch nicht zu haben, lieber Mann, ich verſpreche dir feierlich, Alles das ſelbſt beſorgen zu wollen.“

Der Hauptmann ging eine Zeitlang ſchweigend im Zimmer hin und her, wobei er die verſchlungenen Hände auf ſeinen Bauch drückte, zuweilen mit den Achſeln zuckte, zuweilen den Kopf ſchüttelte und endlich nach einem tiefen Seufzer ſagte: „So will ich denn in Gottes Namen das Haus mit dir anſehen.“

„Und heute noch, lieber Adolph, wenn es dir recht iſt — es iſt ein ſo ſchöner, ſonniger Tag.“

„Und das braucht dein altes Haus wohl?“ fragte er mißtrauiſch.

„Siehe ſelbſt und urtheile!“

Der Hauptmann that das noch am ſelben Nachmittage, und da er das Haus nicht ohne Vorurtheil beſuchte, ſo war ſein Urtheil, wenn auch nicht gerade ungünſtig, doch keineswegs ſo enthuſiaſtiſch wie das ſeiner Gattin. Der Garten mit ſeinen alten Bäumen und dem laufenden Brunnen mißfiel ihm nicht; aus dem Stalle, der zu einem Stroh- und Holzmagazin benützt wurde, ließ ſich mit tüchtigen Reparaturen ſchon etwas machen, auch befand ſich über demſelben neben dem Heuboden noch ein Zimmer, welches bewohnt war, was man an einem Käfig mit zwei Lachtauben bemerkte, die ſich an einem offenen Fenſter ihrer melancholiſchen Heiterkeit überließen.

Das Haus ſelbſt nöthigte ihm aber ein leichtes Kopfſchütteln ab. Es erſchien, allerdings maſſiv von Stein gebaut, recht ſolid, aber auch recht ernſt, faſt düſter, wozu wohl die einſame Lage mitten im Garten, neben und unter den hohen Bäumen das ihrige beitrug. Dagegen war die Straße, an welche der Garten ſtieß, lebhaft und gehörte mit zu den geſuchten Stadttheilen, weßhalb eine Wohnung hier, wie Frau von Schwerzlingen hervorhob, noch den großen Vortheil hatte, in ſtiller Behaglichkeit mitten im belebteſten Theile der Stadt zu liegen.

Dann ſchritten ſie durch die leerſtehende Parterrewohnung, ziemlich hohe, große aber winkelige Räume, welche trotz des hellen Sonnenſcheins draußen etwas Trübes, Schattenhaftes an ſich hatten, etwas ſtill Melancholiſches; auch brachte jeder Schritt ein ſo eigenthümlich hallendes Geräuſch hervor, als fühlten die dunklen Wände mit verwahrlosten Tapeten das dringende Bedürfniß zu irgend einer vertraulichen Mittheilung.

„Sehr begreiflich,“ erläuterte die Hauptmännin, „Zimmer ohne Möbel und Vorhänge, die der Hausbeſitzer, ein alter Mann, wahrſcheinlich aus Eigenſinn, lange Jahre im jetzigen Zuſtande ließ — — denke dir aber das Alles, lieber Adolph, mit hellen Tapeten verſehen, mit hübſchen weißen Vorhängen, draußen das ſaftige Grün der Büſche und Bäume, deine Pferde drüben im Stalle, der Burſche im Zimmer, wo die Lachtauben ſind, und wir im Beſitze des ſchönen Gartens wie in einer Villa wohnend, während wir uns doch faſt im Mittelpunkt der Stadt befinden! — — Auch will ich dir im Vertrauen geſtehen, daß mich beſonders der fabelhaft billige Preis bewegen könnte, hier mein Geld anzulegen.“

Frau von Schwerzlingen hatte lange nicht mehr geſagt: „mein Geld“, ſondern war zart genug, meiſtens von „unſerem Gelde“ zu reden, beeilte ſich auch ſogleich, den Ausdruck dadurch zu mildern, daß ſie hinzuſetzte: „Es iſt das jedenfalls eine Kapitalanlage wie jede andere, wie z. B. wenn wir heute Oeſterreicher verkauften, um Nordamerikaner dafür zu nehmen, denn der Baumeiſter Menge, den ich das Haus unterſuchen ließ, hat mich verſichert, es ſei ſo ſolid gebaut und gut erhalten, daß wir es nach einigen nöthigen Reparaturen ſogleich wieder um einen ungleich höheren Preis verkaufen könnten.“

„Um dann abermals vor denſelben Widerwärtigkeiten zu ſtehen," ſprach der Hauptmann ſeufzend. „Paul hätte mir das mit der Schwanzklemme nicht anthun ſollen, ich verſichere dich, daß ich jetzt erſt ſo recht fühle, wie mir unſere jetzige behagliche Wohnung an's Herz gewachſen iſt."

„Aber bedenke dagegen, lieber Mann, was es heißt, in ſeinem Eigenthum zu ſitzen, nicht geſteigert noch vertrieben werden zu können!"

„Ja, je nachdem das Eigenthum iſt," erwiderte der Hauptmann, und ſich mit einem ſcheuen Blicke umſchauend, ſetzte er hinzu: „Ich weiß nicht, es iſt mir gerade ſo zu Muth, als befänden ſich hier überall geheime Schränke und Verbergniſſe, Fallthüren und unſichtbare ſchmale und unheimliche Treppen — denke dir dieſe düſtere Wohnung erſt an einem trüben Regentage, wenn der Wind durch die Schornſteine ſaust und die triefenden Zweige ihre Tropfen gegen die Fenſter ſtäuben."

„Nein," erwiderte ſie lachend, „denke dir lieber dieſe Wohnung mit hellen, freundlichen Tapeten, mit unſern ſchönen, bequemen Möbeln, mit deinen Jagd- und Waffengeſchichten, mit einem lodernden Feuer dort in dem alten Kamin, bei herbſtlichem Wetter, wenn die Bäume ſo prächtig bunt gefärbt ſind, oder wenn gar draußen der Schnee liegt und du, von der Jagd zurückgekehrt, in deinem Lehnſtuhle neben der freundlichen Glut einnickſt, während Edgardine den Tiſch deckt! — Wie oft haſt du geſagt, ſo möchteſt du es haben! — Oder vergegenwärtige dir nur ein Leben wie jetzt im Sommer, denke dir die Behaglichkeit eines Morgenſpazierganges unter den duftig friſchen Bäumen, oder wie ſchön es ſein wird, dort nach Tiſch in dem prachtvollen Schatten den Kaffee zu trinken, du in deinem amerikaniſchen Schaukelſtuhle und beneidet von allen deinen Freunden, die ſchaarenweiſe kommen werden, um dieß Elyſium mit uns zu genießen!"

Der Hauptmann hatte ſchweigend und einige Mal mit dem Kopfe nickend zugehorcht, höchſtens einige zweifelhafte „hm, hm" hören laſſen und meinte jetzt: „Aber ſage mir, mein liebes Kind, wenn das ein ſo rieſig vortheilhafter Kauf iſt, warum haben ſich nicht ſchon andere geſcheidte Leute dazu gefunden? Warum haben die Erben des ſeligen Hausbeſitzers gerade auf uns gewartet und warum machen ſie einen ſo billigen Preis, wie ich nach allem dem, was ich geſehen, ſelbſt eingeſtehen muß?"

„Das will ich dir im Vertrauen ſagen," flüſterte Frau von Schwerzlingen. „Ich habe mit dem betreffenden Kommiſſionär ſchon ſeit länger unter der Hand verhandelt und ihm ein anſehnliches Douceur verſprochen, ſobald er mir etwas recht Vortheilhaftes zum Kauf anböte."

„Und du biſt überzeugt, daß das Haus in Fundamenten, Keller und dergleichen keine bedenklichen Mängel hat?"

„Ich habe das ſchriftlich von unſerem Baumeiſter."

„Gut, ich will ſelbſt mit ihm darüber ſprechen."

„Thue das ja, um dich ſelbſt zu überzeugen, daß dieſe Erwerbung die vortheilhafteſte Geldanlage iſt — jetzt aber laß uns in den erſten und zweiten Stock hinaufgehen, doch mußt du auch dort an Tapeten und dergleichen keine übertriebenen Anforderungen machen. Der verſtorbene Hausbeſitzer hat auch nicht das Geringſte mehr herſtellen laſſen, vielleicht zum Glück für uns, die Käufer, denn ſonſt würde wahrſcheinlich der Preis ein ganz anderer ſein; was wir aber neu machen laſſen, wird uns durch Steigerung der Miethe doppelte und dreifache Zinſen tragen."

„Gut, ſehen wir!"

Damit gingen ſie in den erſten Stock hinauf über eine ziemlich ausgetretene Treppe von dunklem Eichenholz, die allerdings unter den Fußtritten ein wenig ächzte und deren Geländer der Nachhilfe zu bedürfen ſchien, doch war daſſelbe aus ſolidem Material, nur ein bischen aus den Fugen gegangen. Oben las man auf einem kleinen Meſſingſchilde: Dagobert von Schnake.

Dieſer Herr war im Sommer gewöhnlich auf Reiſen, weßhalb der Hauptmann und ſeine Frau von einem verwahrlost ausſehenden Dienſtmädchen der gnädigen Frau gemeldet und von dieſer auch ſogleich angenommen wurden.

Frau von Schnake war eine lange, dürre Dame mit leidenden, kummervollen Geſichtszügen, müden Augen, müden Bewegungen und äußerſt müder Sprechweiſe. Sie trug ein verblichenes Muſſelinkleid nach der Mode vor mehreren Jahren, deſſen Aermlichkeit noch auffallender wurde, weil es reichlich mit ſchlaff herabhängenden Volants und ſonſtigem Ausputz verſehen war, was vielleicht in der Jugendfriſche — des Kleides nämlich — einen angenehmen Eindruck gemacht haben mochte, heute aber etwas melancholiſch an frühere beſſere Tage erinnerte. Frau von Schnake hatte am Halſe ein ſchwer goldenes Medaillon hängen (ob es echt war, wiſſen wir nicht), und hielt in der Hand etwas wie ein feines Battiſttaſchentuch von zweifelhafter Farbe.

Sie empfing ihren Beſuch mit ziemlich vornehmem Anſtande, lud ihn auch zum Sitzen ein, doch bat der Hauptmann nach einem Blick auf die defekten und ſchmierigen Möbel um Erlaubniß, ſtehen bleiben und ſich die Wohnung anſehen zu dürfen.

„Ich habe wohl die Ehre, den neuen Herrn Hausbeſitzer vor mir zu ſehen?“ fragte Frau von Schnake mit einem traurigen Lächeln.

„Das gerade noch nicht, gnädige Frau,“ erwiderte Herr von Schwerzlingen, „man hat uns nur das Haus zum Kauf angeboten.“

„O es iſt ein altes, aber ſolides, ſtilles und ruhiges Haus, und wir würden uns recht ſehr freuen, wenn da unten endlich wieder Jemand einzöge.“ Sie hatte die Worte „da unten“ mit einem ſcheuen Blick nach dem Fußboden begleitet, was aber der Hauptmann nicht bemerkte, da er den Plafond betrachtete, der einige bedenkliche Riſſe zeigte, weßhalb er auch, mehr zu ſeiner Frau, ſagte: „Das wird tüchtige Reparaturen koſten.“

„Nur äußerlich,“ erwiderte Frau von Schnake, „die Mauer und ſonſt Alles iſt gut und ſolid. — Wollen Sie auch die andern Zimmer ſehen? Ich kann Ihnen Alles zeigen, bis auf das Schlafzimmer meiner beiden Töchter, die leider ausnahmsweiſe heute noch nicht präſentabel ſind. Ich wünſchte wahrhaftig, daß Ihnen das Haus gefiele,“ ſetzte ſie mit einem trüben Blick hinzu, „mein Mann iſt ſehr viel auf Reiſen, und da oben nur ein paar ältere Damen wohnen, ſo würden uns der Herr Hauptmann in dem ſtillen Hauſe recht erwünſcht ſein.“

Dann gingen ſie durch die Zimmer, welche trotz ihrer

Verwahrloſung an Tapeten und Holzanſtrich doch viel freundlicher waren als die des Parterreſtocks, weßhalb der Hauptmann, als ſie ſich an der Thüre verabſchiedeten, ſagte: „Aus der Wohnung ließe ſich allerdings etwas machen, aber es wird Geld koſten, viel Geld, und Sie werden in dem Falle einſehen, gnädige Frau, daß eine Steigerung des Miethpreiſes unumgänglich nothwendig wäre.“

Wir ſehen aus dieſer Aeußerung, daß das Gefühl, ein Hausbeſitzer zu werden, ſchon anfing, ſeine erſten dunklen Schatten auf das ſonſt ſo weiche und wohlwollende Gemüth des Herrn von Schwerzlingen zu werfen.

Doch huſtete die gnädige Frau leicht in ihr gelbliches Battiſttuch hinein und entgegnete in mildem Tone: „Es wäre das traurig für uns, Herr Hauptmann, doch müßte ſich mein Mann allerdings zu etwas Weiterem entſchließen, wenn ſich zu erhöhtem Preiſe andere Leute für dieſes Haus fänden.“

Auf der Treppe zum zweiten Stock bemerkte der Hauptmann: „Die Frau gefällt mir nicht und ich muß ſchon ſagen, daß, wenn wir das Haus kaufen und wohnlich einrichten, mir eine andere Familie lieber wäre.“

Zweiter Grad der Gemüthsverhärtung!

Doch leuchtete es angenehmer aus ſeinen Blicken, als ſie nun den zweiten Stock erreicht hatten, zu welchem die Treppe ſchon viel heller war, und als er aus dem Fenſter des Vorplatzes einen Blick auf die ſchattigen Partieen des Gartens warf und über dieſe hinweg einen guten Theil der Stadt vor ſich ſah. Ja er verſtieg ſich ſogar zu dem Ausruf: „Charmant — in der That, hier oben iſt es freundlich und wohnlich, auch ſcheinen die Miethsleute heitereren Sinnes zu ſein, denn ich höre Geſang und Guitarrenklang.“

Dieſer verſtummte nun allerdings, ſowie ſie die Glocke zogen, an der, auf Papier geſchrieben, zu leſen war: Arabella und Kunigunde von Wiſchnibowska.

„Aha, Polinnen!“ meinte Herr von Schwerzlingen, und es ſchwebte ihm plötzlich etwas vor von ſchlanken, und doch üppigen ſarmatiſchen Geſtalten, von ſchwarzem reichem Haar, dunklen blitzenden Augen, reizendem Lächeln und Perlenzähnen, wie man dergleichen in Romanen lieſt. Ein paar Sekunden lang dachte er ſogar, es ſei eigentlich ſchade, daß er nicht allein gegangen ſei, um ſich dieſen intereſſanten Polinnen als vielleichtigen künftigen Hausherrn vorzuſtellen, ein neuer Beweis dafür, welche verderbliche Wirkung auf die Moral das Gefühl, Hauseigenthümer zu ſein, hervorbringt.

Doch als die Thüre geöffnet wurde, ſah er, beinahe zu ſeiner Beruhigung, ein ſehr altes, ſehr häßliches und ſehr ſchlampiges Frauenzimmer vor ſich ſtehen, mit grauen, ungekämmten Haaren, einem wollenen Umſchlagetuch als ſcheinbar einzigem Oberkleid, und einem Flanell-Unterrocke, der die unteren Körpertheile ſehr mangelhaft bekleidete.

Das Frauenzimmer hatte einen Kochlöffel in der Hand und hielt ihn wie zur Abwehr vor ſich, als ſie in einem tiefen Tone fragte: „Was können Sie eigentlich bei uns zu ſuchen haben?“

„Wir wünſchen nur die Wohnung einzuſehen.“

„Hat wohl keinen Zweck,“ ſagte das ſchlampige Frauenzimmer kopfſchüttelnd, „denn unſer Miethvertrag lauft noch zwei Jahre — bedaure —“

Damit wollte ſie die Thüre ohne Weiteres wieder ſchließen, doch trat der Hauptmann, der ſich über dieſes rückſichtsloſe Betragen ärgerte, einen Schritt näher und erwiderte in beſtimmtem Tone: „Dieſes Haus iſt, wie Sie wahrſcheinlich ſelbſt wiſſen, zum Verkauf ausgeboten, und uns erſuchte der betreffende Kommiſſionär, es in dieſer Richtung anzuſchauen, was wir jedenfalls thun wollen, ſelbſt wenn Sie auch noch zwei Jahre Kontrakt haben, der indeſſen durch einen Hausverkauf aufgelöſt wird.“

„Ja ſo,“ ſagte das ſchlampige Frauenzimmer knixend, „dann können wir allerdings nichts dagegen haben — alſo Sie wollen das Haus kaufen? — Nun ich gratulire, uns kann es nur angenehm ſein, wenn das Parterre wieder einmal belebt wird, ich will meine Schweſter rufen, daß ſie Sie herumführt.“ Dann rief ſie mit lauter Stimme: „Arabella,“ woraus der Hauptmann zu ſeinem großen Erſtaunen entdeckte, daß er niemand Geringeres als Fräulein Kunigunde von Wiſchnibowska vor ſich habe.

Sogleich erſchien auch die Gerufene, welche ein ganz anderes Bild als ihre Schweſter bot, obſchon ſie gleichfalls die Blüthezeit, ſowie die Mittagshöhe des Lebens ſchon ſo weit hinter ſich hatte, daß es ihr nur durch die verzweifeltſten Kunſtanſtrengungen möglich wurde, noch als roſige Abendröthe eines wahrſcheinlich ſehr bewegten Lebens zu erſcheinen. Sie war, wie man ſo zu ſagen pflegt, aufgedonnert bis über die Möglichkeit, trug ein verſchoſſenes himmelblaues Merinokleid mit blaßgrünen Schleifen, war gepudert und geſchminkt und hatte, wie der Dichter ſagt, „Roſen im lockigen Haare"; um ihren Nacken hing an einem weißen Bande die Guitarre, auf deren Saiten die langen dürren Finger noch den letzt erklungenen Akkord feſthielten.

„Herrſchaften, die das Haus kaufen wollen und deßhalb die Wohnung einſehen," brummte Fräulein Kunigunde, während ſie einen halben Schritt ſeitwärts trat, um die Fremden vorbeizulaſſen, worauf ſie ihnen, aus einer Horndoſe ſchnupfend, achſelzuckend nachblickte.

Fräulein Arabella dagegen war ſo liebenswürdig wie nur möglich, führte die Beſucher, ihre Guitarre graziös an der Schulter tragend und dabei vor ihnen her tänzelnd wie ein junges Mädchen, von einem Zimmer in's andere, pries die Bequemlichkeit und Schönheit jedes Gemaches, ſowie die Ruhe und Solidität des ganzen Hauſes, und wenn ſie ſchließlich ihrer Freude Worte lieh, daß das ſchöne Eigenthum endlich wieder in den Beſitz einer guten und kräftigen Hand käme, ſo enthielt ſie ſich dabei nicht, ein paar verliebte Blicke auf den Hauptmann zu ſchleudern. Doch hatte dieß begreiflicher Weiſe keine andere Wirkung, als daß ſich der Hauptmann feſt entſchloß, im Falle der Erwerbung dieſem Schweſterpaar augenblicklich zu kündigen — was wir inſofern als einen weiteren Beweis von fortſchreitender Gemüthsverhärtung und Immoralität anſehen müſſen, als der Hauptmann bei jungen und ſchönen Polinnen wahrſcheinlich ein Auge oder in gewiſſen Fällen beide zurückgedrückt hätte.

Aus dem zweiten Stock ließ ſich aber jedenfalls etwas machen, wie auch die zuſtimmenden Blicke der Gattin deutlich ſagten. Hier oben war es licht und luftig, und als Herr von Schwerzlingen an eines der Fenſter trat, ſah er nicht nur die ganze Infanterie-Kaſerne vor ſich liegen, ſondern auch ganz deutlich jenen Theil des mächtigen Gebäudes, wo ſeine Kompagnie hauſte, wo ſich alſo zwiſchen ihm und dem Feldwebel ein recht praktiſcher optiſcher Telegraphendienſt einrichten ließ, was jedenfalls nicht übel war.

Die oberſten Räume des Hauſes, den Dachſtock und die dort befindlichen Kammern betreffend, ſo erklärte Fräulein Arabella mit etwas auffälliger Entſchiedenheit, dieſe Orte niemals betreten, auch in keiner Weiſe je Gebrauch von denſelben gemacht zu haben, da ſie keine Dienſtboten beſäßen, ebenſowenig wie die Bewohner des erſten Stockwerkes, und ſomit die höheren Regionen des Hauſes, wie ſie ſich poetiſch ausdrückte, ſtets in ungeſtörter Ruhe und ſtiller Einſamkeit geblieben ſeien.

„Nachſehen müſſen wir aber jedenfalls, wie es da oben ausſchaut,“ entſchied der Hauptmann, und nach einem förmlichen Abſchiede von der Guitarreſpielerin ſtieg er mit ſeiner Gattin die Söllertreppe hinan auf den Dachboden, der ſich als recht geräumig erwies, auch von feſten Balken gezimmert und wenig ſchadhaft, wie man bei flüchtigem Anſehen bemerkte. Daß hier lange Niemand hinaufgekommen war, zeigten dicke Staublagen überall, auch große Spinnweben, die wie graue Schleierfeſtons von der Decke herabhingen. Der Boden war bedeckt mit vermürbtem Stroh, zertrümmerten Kiſten, Ueberreſten von Hausrath und ſonſtigem Gerümpel, aber auch über alle dieſe Gegenſtände hatte ſich eine ſo dicke Staubſchichte gelagert, daß manche derſelben nur wie formloſe Erhöhungen ausſahen, die der Hauptmann zuweilen mit einem leicht begreiflichen Mißtrauen betrachtete, beſonders an einer Stelle, wo etwas Eigenthümliches, Längliches auf dem Boden lag und wo ſich darüber vom Balken herab ein vermorſchter Strick langſam im Lufthauch bewegte.

„Hier muß gründlich geputzt werden,“ meinte flüſternd Frau von Schwerzlingen.

„Ja und die Fenſterluken aufgeriſſen,“ pflichtete der Hauptmann in energiſchem Tone bei, „damit Luft und Licht hereindringen kann, denn es herrſcht hier oben eine ſeltſam unangenehme Luft; gehen wir aber jetzt, wenn es dir recht iſt!“

„Ich möchte nur noch die Kammern für die Dienſtboten ſehen; das iſt ſehr wichtig, wenn man andere Miethsleute bekommt, die hier oben ihre Leute unterbringen müſſen — hier iſt ein ganz ordentlicher Raum dazu und dort wieder einer.“

„Und hier ſcheint noch einer zu ſein,“ ſagte der Hauptmann, an eine Bretterwand klopfend, die einen dumpfen Schall zurückgab. „Da iſt auch die Thür, aber ſie iſt nicht nur verſchloſſen, ſondern man hat auch kreuzweiſe ſchwere Eiſenbänder davor genagelt, hm, hm — eigenthümlich — doch das würde ſich Alles beim Auskehren finden, wie man zu ſagen pflegt, — gehen wir aber jetzt!“

So thaten ſie denn auch und fühlten ſich ſichtlich erleichtert, als ſie die Treppen hinab wieder in das zweite freundliche Stockwerk kamen und dann in den Garten unter die dicht belaubten, leiſe rauſchenden Bäume.

„In Summa,“ ſprach hier der Hauptmann, nachdem er ſich eine Cigarre angezündet, „wäre bei dem wirklich billigen Preiſe dieſe Acquiſition nicht ſo übel.“

„Es freut mich recht ſehr, das zu hören, lieber Adolph, und ein ſolches Beſitzthum könnte mich ganz glücklich machen — ſetzen wir uns für einen Augenblick hier auf die Bank beim Brunnen und laſſen nochmals den Totaleindruck des Hauſes auf uns wirken — ſchau nur, wie es, von den ſchräg einfallenden Sonnenſtrahlen beleuchtet, in der That behaglich ausſieht.“

„Wird aber viel Geld koſten, es in Stand zu ſetzen, und ſchreckliche Arbeit.“

„Für das Gröbſte kommandirſt du ein Dutzend deiner braven Leute,“ ſagte Frau von Schwerzlingen in ſchmeichelndem Tone, „und du wirſt ſehen, wenn es dann unſer Baumeiſter kräftig in die Hand nimmt, ſo haben wir ſelbſt unſere Freude daran, mit anzuſehen, wie ſo raſch alles das freundlich und behaglich wird.“

„In Gottes Namen denn,“ ſagte er nach einer längeren

Pauſe, „ich will hier nicht länger widerſtreben, doch übernimmſt du —"

„Alle Verantwortung," fiel ſie raſch ein, „das verſteht ſich von ſelbſt."

* * *

An dieſem Nachmittage war der junge Herr aus dem erſten Stock, der Sohn der Hauseigenthümerin Madame Wiebel, ein paar Mal recht auffallend und ſehr langſam die Treppen hinauf- und hinabgegangen, ſchien jedes Mal etwas vergeſſen zu haben, was ihn bekümmert oder verdrießlich machte, denn es waren keine luſtigen Melodieen, die er, wie ſonſt, vor ſich hinſummte, ſondern es klang in Molltönen und äußerſt gedrückt. Dabei aber traf es ſich, daß er nach ein paar verunglückten Verſuchen endlich doch gerade in dem Augenblicke bei der Glasthüre des Parterreſtockes ankam, als dieſe ganz zufällig von Fräulein Edgardine geöffnet wurde. Doch machte dieſe junge Dame auch ſogleich Miene, ſie haſtig wieder zu verſchließen, ein Umſtand, welcher ihn indeß veranlaßte, raſch näher zu treten und in etwas zaghaftem Tone zu ſagen: „Ich wollte mir nur die Frage erlauben, ob Ihr verehrter Herr Vater vielleicht zu Hauſe iſt?"

Warum ſie bei dieſen Worten tief erröthete, wiſſen wir nicht genau anzugeben, können überhaupt nur ſagen, daß ſie ſehr verlegen war und mit liſpelnder Stimme erwiderte: „Papa und Mama ſind ausgegangen, kommen auch wahrſcheinlich ſobald nicht wieder."

„O mein Gott," ſeufzte er, ſich zurückziehend, „ſo muß ich wohl ein anderes Mal kommen, vielleicht morgen früh — denn, — denn ich hatte mir vorgenommen, mit Ihrem Herrn Vater zu reden — wegen —"

Sie erröthete abermals und blickte ſcheu vor ſich hin auf den Boden.

„Wegen jener fatalen Geſchichte, die meine Mutter im erſten Augenblicke ein wenig alterirt hat, die aber doch zu unbedeutend iſt, um eine ſo höchſt angenehme und liebenswürdige Familie aus unſerem Hauſe zu verlieren — ach, wenn Ihr Vater oder Ihre Frau Mutter nur da wären!"

„Leider nein," ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Blicken, „aber morgen früh gewiß, und es wird Papa ſicher recht freuen, wenn —"

Sie vollendete dieſen Satz nicht durch Worte, aber durch einen Streifblick, welcher indeſſen den jungen Mann ſo kühn machte, daß er mit der haſtigen Verſicherung, morgen früh gewiß wieder zu kommen, ſeine rechte Hand Fräulein Edgardine reichte, welche zaghaft ihre feinen Fingerſpitzen in dieſelbe legte und dann vollkommen verwirrt wurde, als er ſich raſch herabbeugte und dieſelben küßte.

Dann war er aber auch mit einem Male verſchwunden, ſie athmete tief und ſchwer, ging in's Wohnzimmer, ſetzte ſich in eine Ecke des Sopha's und hatte allerlei ernſte und traurige Gedanken.

Warum mußte ihr unartiger Bruder auch gerade jetzt das angeſtellt haben! — Wie wäre es ſo ſchön geweſen — und wie würde es jetzt ſo traurig werden! — Papa hätte ſich allenfalls erweichen laſſen — aber ſie wußte es ja, daß Mama nur auf dieſen Augenblick gewartet, um ihren Lieblingswunſch zu erfüllen und ein Haus zu kaufen! — „Wir verlaſſen dieſe liebe Wohnung," ſeufzte ſie unter Thränen, „ziehen fort, vielleicht weit, weit von hier, und Alles, Alles iſt vorüber!"

Dabei trug es durchaus nicht zu ihrer Erheiterung bei, daß gleich darauf ihr Bruder Paul in's Zimmer ſtürmte und ſie mit den Worten begrüßte: „Was weinſt denn eigentlich, Bettgardine? O, ich weiß es ſchon, weil wir ausziehen, und gerade darüber freue ich mich ganz koloſſal! Ich habe ſchon ein Vögelchen pfeifen hören, daß Mama ein Haus kauft mit einem prächtigen Garten, wo es Vogelneſter die Maſſe gibt, auch einen laufenden Brunnen, um Waſſerwerke zu machen, was meine Leidenſchaft iſt — hurrah, und wenn du ein geſcheides Mädchen wärſt, würdeſt du dich mit mir ſehr freuen, Bettgardine."

„Ich habe dir ſchon oft geſagt, daß ich mir den Namen verbitte," erwiderte ſie in gereiztem Tone, „ich heiße Edgardine und ſo will ich genannt ſein, du böſer Bube.“

„Edgardine oder Bettgardine, das iſt mir ganz gleich. Doch weiß ich ganz genau, Alte, weßhalb du heulſt, daß wir hier ausziehen, und auch das iſt mir gleich, denn es geſchieht doch, ich prophezei’ es feierlichſt, ‚Bettgardine‘.“

Leider für das arme junge Mädchen ging denn auch die Prophezeiung des Herrn Paul in Erfüllung: das Haus wurde gekauft, ein ſtarkes Angeld bezahlt und der Hauptmann fand ſich ſo bald in ſeine neue Stellung, daß er in Kurzem nie anders ſprach, als von „meinem Eigenthum“ oder „wir Hausbeſitzer“.

Daß die Entſchuldigungen des jungen Herrn Wiebel, die er am andern Morgen auch im Namen ſeiner Mutter vorbrachte, gänzlich erfolglos blieben, müſſen wir eben ſo gut erwähnen, als daß Herr von Schwerzlingen noch am ſelben Abend, als er von der Hausbeſichtigung zurückkam, ein Antwortſchreiben auf die Aufkündigung verfaßte, in welchem er unter Anderem ſagte, daß nie etwas ſo ſehr mit ſeinen Wünſchen übereingeſtimmt habe, als eben dieſe Kündigung, und daß ſie ihm die Hinderniſſe aus dem Wege geräumt, welche beſtanden, um eine ſehr vortheilhafte Acquiſition zu machen.

Dann wurde dem Baumeiſter zu allen Reparaturen und nothwendigen Veränderungen freie Hand gelaſſen und ihm zur erſten Ausmiſtung des neuen Hauſes zwölf Mann von der Kompagnie zur Verfügung geſtellt.

Doch ging es damit nicht ſo raſch, wie der Hauptmann wohl gedacht. Ueber den Kauf war allerdings nach einiger Zeit auf dem Rathhauſe erkannt worden, doch fand einer der Erben des verſtorbenen Hausbeſitzers, daß die Kaufſumme viel zu gering geweſen ſei, und drohte mit einem Prozeß, wobei er ſich auf eine mangelhaft ausgeſtellte Vollmacht für den Kommiſſionär zu ſtützen verſuchte. Doch war das nichts als der lächerliche Verſuch einer Gelderpreſſung jenes Erben, wie der Rechtsfreund des Hauptmanns verſicherte, was ſich auch als richtig herausſtellte, da der Kläger nach einigen Verhandlungen ab- und zur Ruhe verwieſen wurde.

Aergerlich aber blieb dieſe Verzögerung immer, denn es waren ein paar Monate der beſten Bauzeit unnütz verſtrichen, und als man endlich anfangen konnte, mit dem Säubern des alten Hauſes zu beginnen, zeigte ſich der Herbſt ſchon deutlich an den gelb und roth gewordenen Blättern der Büſche und Bäume.

Außer der Zeit hatte aber der neue Hauseigenthümer während des Sommers noch etwas Anderes verloren, nämlich die fällige Miethe des letzten Quartals der gnädigen Frau von Schnake, denn dieſe war an einem ſchönen Morgen mit ſammt ihren Töchtern ſpurlos verſchwunden, und da Alles, was ſie an Mobiliar zurückließ, nur gemiethet war, ſo war es nicht möglich, ſich an dieſem armſeligen Hausgeräthe ſchadlos zu halten; ein Vortheil war es dagegen immerhin, daß die Wohnung leer gewarden und alſo gleichfalls und gründlich mit hergeſtellt werden konnte.

Hätten nur die ſogenannten guten Freunde des Hauptmanns ihre ewigen Neckereien laſſen können über den Hauskauf im Allgemeinen, beſonders aber, was die gnädige Frau von Schnake und deren Gemahl anbelangte.

„Siehſt du,“ ſagte ein alter Major eines Tages im Offiziersklub, „was die Schnakenfamilie anbelangt, ſo biſt du immerhin noch mit einem blauen Auge davon gekommen, denn du weißt doch, daß Vater Schnake ein Spieler von Profeſſion war, der Sommers in den Bädern herumfuhr und dort in der Geſtalt eines alten verdienten Militärs mit einem rothen Band im Knopfloch am grünen Tiſche zweifelhafte Dienſte leiſtete?“

„Nein, das habe ich nicht gewußt,“ ſagte mürriſch der Hauptmann.

„Der aber eines Tages gewaltſam entfernt wurde und ſich dann in ſeinem Gaſthofe erhängte — ſei froh, daß er das nicht in deinem Hauſe gethan!“

Darauf hatte ein alter Auditor, der aber als ſehr boshaft bekannt war, hinzugeſetzt: „Was liegt im Grunde daran? In vielen Häuſern iſt Aehnliches paſſirt, wahrſcheinlich auch ſchon in dem Ihrigen, mein verehrter Herr Hauptmann, und es gibt ſchwache Seelen, die eine Scheu davor haben, denen es auch unangenehm iſt, wenn man nächtliches Seufzen und Klagen hört, wenn man plötzlich ohne alle Veranlaſſung aufſpringende Thüren ſieht, oder wenn man, am Kaminfeuer ſitzend, mit einem Male das unheimliche Gefühl hat, als huſche hinter uns etwas vorbei wie ein kühler Lufthauch, oder als huſte es grämlich in einer dunklen Ecke, oder als erwarteten wir jeden Augenblick eine unſichtbare Hand zu fühlen, die ſich auf unſere Schultern legt."

„Eine geſpenſtige Flanellhand, die —"

Doch verſtummte er plötzlich auf einen raſchen, mißbilligenden Wink des Majors, während der Auditor fortfuhr: „Ich würde mich gerade ſo wenig darum kümmern, wie Sie, lieber Herr Hauptmann, ſondern mit Kaſpar im Freiſchütz ſagen: ‚So etwas ſieht ein Geſcheidter nicht'."

„Und ein Mann von Muth macht ſich nichts daraus," meinte ein älterer Rittmeiſter von den Dragonern — „Donnerwetter, Herr Kamerad, ich würde mich wahrhaftig freuen, Ihnen ſeiner Zeit einmal Geſellſchaft leiſten zu können, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß eine gute Säbelklinge zerſpringt und man die eigenen Piſtolenkugeln an den Kopf geworfen kriegt, wie dieß bei ähnlichen Fällen ſchon vorgekommen ſein ſoll."

Nun kannte aber der Hauptmann zu gut die Art und Weiſe ähnlicher Neckereien, wie ſie bei den Kameraden gäng und gäbe waren, und wußte auch, daß ſein Hauskauf ſchon bedeutenden Neid erregt hatte, weßhalb er ſich bei ruhiger Ueberlegung aus all' dem Gerede nicht beſonders viel machte. Darin wurde er auch von ſeiner Frau beſtärkt, die ihm lächelnd ſagte: „Aber lieber Adolph, man glaubt ja wahrhaftig, unſern Paul oder noch kleinere Kinder reden zu hören! Begreifſt du es denn nicht, wie es deinen Herren Kameraden Vergnügen macht, dir auf ſolche Weiſe deine vortreffliche Acquiſition zu verleiden? Du lieber Gott, ich habe auch ſchon ähnliche Bemerkungen gehört, weniger aus Bosheit, als aus Klatſchluſt; die Leute ſind ſo geneigt, Einem Böſes oder Widerwärtiges zu ſagen, und dann muß man auch gerecht ſein und eingeſtehen: wenn man das alte Haus in ſeinem heutigen verwahrloſten Zuſtande ſieht, düſter von Innen und Außen, mit den ſtaubigen Fenſtern des unbewohnten Parterre's, wenn man dazu die ſonderbaren Bewohner nimmt, ſo iſt das für Schwätzer und Schwätzerinnen allerdings ein Terrain wie gemacht, um allerlei dummes Zeug darüber zu reden. Laß aber erſt einmal die Reparaturen beendigt ſein, Alles friſch angeſtrichen, mit neuen freundlichen Tapeten verſehen, die ich ſchon ausgeſucht habe und dir heute noch zeigen werde, ſo ſollſt du ſehen, wie man uns um das wirklich ſchöne Haus beneiden wird. Ich freue mich darauf wie ein Kind auf ſeine Weihnachtsbeſcheerung."

„Ich auch," ſagte der Hauptmann nachdenklich.

* * *

Nun hatte aber Frau von Schwerzlingen eine ganz beſonders gute Freundin in der Regierungsräthin Wacker, einer Frau von den angenehmſten Eigenſchaften, deren geringſte nicht die war, daß ſie den Muth hatte, unangenehme Dinge ihren Bekannten ohne Rückhalt mitzutheilen. Böſe Leute wollten allerdings behaupten, es verurſache ihr dieſes ein ganz beſonderes Vergnügen, doch war das Verleumdung, denn die Regierungsräthin verfehlte nie, bei ähnlichen Veranlaſſungen vorauszuſchicken: „Wiſſen Sie, meine Liebe, ich gebe mich nie mit Klatſchereien ab und wenn ich Ihnen dieß oder das mittheile, ſo thue ich es nur, weil das Gerede in aller Leute Mund iſt und weil ich Ihnen nicht zu verſichern brauche, daß ich auch nicht die Spur davon glaube." Dabei war es vielleicht ein Fehler, eine Schwäche oder auch wohl nur ein Uebermaß freundſchaftlicher Aufrichtigkeit, daß Madame Wacker es liebte, dergleichen Dinge vor möglichſt vielen Zeugen zu ſagen, auch gewiß nur um vor möglichſt vielen Ohren den Beweis zu führen, wie entfernt ſie von dem Glauben ſei, daß zum Beiſpiel der Mann ihrer lieben Freundin, einer ſo vortrefflichen Frau, wirklich ſo häufig das Haus jener jungen Wittwe beſuche, oder daß die allerdings etwas heitere Tochter einer Andern Abends im Stadtpark mit einem jungen Lieutenant geſehen worden ſei, oder Aehnliches.

Dieſe Regierungsräthin hatte ihre vertrauteſte Freundin, Frau von Schwerzlingen, zu einer Kaffeeſchlacht eingeladen und war es dabei wohl nur ein Verſehen des Dienſtmädchens, daß die Hauptmännin für eine halbe Stunde ſpäter als die Andern gebeten worden war, und da nun die Uebrigen mit einer rührenden Pünktlichkeit erſchienen, ſo war die allgemeine Frage nach dem leer gebliebenen Stuhl begreiflich.

„Für meine gute liebe Schwerzlingen,“ erwiderte die Gaſtgeberin und ſetzte mit einem leichten Seufzer hinzu: „Gott, ich begreife es, daß die Aermſte ſo ſpät kommt, wahrhaftig ich begreife es!“

Und Alle begriffen es und hätten dieſen Begriff gerne ſogleich in ſcharfe Worte gefaßt, doch bei der bekannten Freundſchaft der beiden Frauen ſcheute ſich Jede, den Anfang zu machen, und ſo ſaßen ſie da, Kaffee trinkend und Gebackenes eſſend, mit den Gefühlen der Beiſitzer einer Schwurgerichtsverhandlung, welche kleine, unbedeutende Verbrechen gegen Eigenthum und Sittlichkeit raſch abfertigen, um ſpäter mit ungeſchwächten Kräften an die ſchwere Hauptſache der heutigen Sitzung zu gehen.

Dazu gab nun endlich die Regierungsräthin das Zeichen, indem ſie, die Hände zuſammenſchlagend, ſagte: „Ich bin eigentlich froh, daß meine liebe gute Schwerzlingen ſo ſpät kommt und wir überlegen können, ob es nicht unſere Pflicht iſt, der Aermſten reinen Wein einzuſchenken, denn ich verſichere euch, ſo unglaublich das auch klingen mag, ſie hat keine Ahnung davon, was für ein greuliches Haus ſie gekauft hat.“

Damit war denn die lange verhaltene Schleuſe geöffnet und es ſprudelte auf's Vergnüglichſte zuerſt in lauten Ausrufungen des Staunens: „Das iſt ja erſtaunlich — unbegreiflich — man könnte es Leichtſinn nennen — Uebermuth — Geringſchätzung — eine Frau, die Alles beſſer wiſſen will — die ſtets einen guten Rath für Andere hat!“

„Und doch iſt es ſo,“ ſagte Madame Wacker in einem würdevoll traurigen Tone, „ſie hat das alte Geſpenſterhaus gekauft.“

„Grauenhaft — entſetzlich — und hat ſie Niemand gewarnt?“

„Das Warnen war zu ſpät,“ entgegnete ſeufzend die Regierungsräthin, „doch habe ich, als der Kauf geſchloſſen war, nicht verfehlt, ihr auf zarte Art meine Bedenken auszudrücken, und würde ihr auch Poſitives nicht vorenthalten haben, wenn ſie mich nicht mit ihrem gewiſſen kühlen Lächeln abgefertigt hätte und mit ziemlich kalten Worten: ‚Laſſen wir es gut ſein, meine Liebe, Sie kennen mich genügend, um zu wiſſen, daß ich nichts auf dergleichen Geſchichten aus der Kinderſtube gebe.‘“

„Aus der Kinderſtube!“ erſcholl es unter einem Schrei allgemeiner Entrüſtung, „wo ſo fürchterliche Thatſachen ſprechen — ein Haus, das ſo verrufen iſt, daß ein vernünftiger Menſch es nicht umſonſt nehmen würde —“

„Wo die Erhängten mit dem Strick um den Hals ſpazieren gehen — —“

„Wo wüſte Erſcheinungen zu den täglichen, vielmehr nächtlichen Beſuchen gehören —“

„Sonſt kommt auch Niemand hin — ich würde mich bedanken, dort nach der Dunkelheit zu verweilen.“

„Die arme Frau!“

„Und doch kann man ſie nicht bemitleiden, warum hat ſie nicht erprobte Freundinnen um Rath gefragt?“

Dem Letzteren pflichtete die Regierungsräthin kopfnickend bei, denn ſie nahm es als ein Kompliment für ſich und ſagte dann: „Da hilft nun kein Gerede und keine Klagen mehr, und doch halte ich es für unſere Pflicht, die arme Frau auf die Folgen ihres Leichtſinns aufmerkſam zu machen — eine ſchwere Pflicht der Freundſchaft, aber ſie muß erfüllt werden.“

„Gewiß — gewiß!“ erſcholl es rings umher unter einem mitleidigen Geſeufze

Da ertönte draußen die Klingel und vernahm man die erſtaunt fragende Stimme der Hauptmännin: „Was, ſo ſpät komme ich, daß ſchon Alles da iſt?“ Für wenige Sekunden flog ein Engel durch das Zimmer über die plötzlich ſchweigenden Damen hin, um dann bei einem lauten, herzlichen Lachen der Regierungsräthin raſch zu verſchwinden. Dieſe rief jetzt beſtändig aus: „Nein, es war zu komiſch, zu komiſch!“ — und obgleich keine der Anweſenden wußte, was denn eigentlich komiſch geweſen ſei, ſo fanden ſie es doch in glücklicher Geiſtesgegenwart Alle ſo rieſig komiſch, daß ſie auf's Herzlichſte in das Lachen einſtimmten.

„Nun, eine ſolche Heiterkeit thut Einem wohl,“ ſagte die eintretende Hauptmännin in freundlichem Tone, und obgleich ſie ſich nach dem Grunde der allgemeinen Fröhlichkeit erkundigen wollte, ſo vergaß ſie es doch wieder bei den liebevollen Begrüßungen, die ihr von allen Seiten zu Theil wurden.

Dann ſetzte ſie ſich auf den leergebliebenen Stuhl, wurde mit Kaffee und ſüßem Backwerk bedient, und als ſie aß und trank, ſchauten ſich die Andern erwartungsvoll an. Die Meiſten aber richteten ihr Augenmerk auf die Regierungsräthin, um zu ſehen, ob und wie dieſe würdige Frau das Geplänkel eröffnen würde.

Doch that dieß die Hauptmännin unbewußt ſelber, indem ſie nach der zweiten Taſſe ſagte: „Wie freu' ich mich darauf, euch Alle nächſtens in meinem neuen Hauſe bewirthen zu können, ich werde dazu ein angenehmes Zimmer in unſerem Parterreſtocke ganz beſonders behaglich einrichten.“

„Wir ſind davon überzeugt, daß es charmant wird,“ erwiderte die Regierungsräthin mit wohlwollendem Lächeln, „das Haus hat ſo hübſche Räume.“

„So hoch und luftig, wie man ſagt.“

„Und ſo dicke Mauern, kühl im Sommer, warm im Winter.“

„Und dabei der ſchöne ſchattige Garten mit uralten Bäumen und laufendem Waſſer.“

„Für alles das haben Sie lächerlich billig gekauft, liebe Frau Hauptmann.“

„Lächerlich billig — unbegreiflich billig!“

„Nicht wahr? Nun, ich freue mich, daß mein neues Haus Ihren Beifall hat.“

„Es ſoll reizend ſein — wunderſchön!“

„Nu, nu," ſprach für ihre Freundin abwehrend die Regierungsräthin, „macht mir nur meine liebe gute Schwerzlingen nicht übermüthig, gemach, gemach, Alles hat ſeine Schattenſeiten, auch das Haus unſerer lieben Freundin, nicht wahr?" wandte ſie ſich direkt an dieſe, „wir wiſſen das am beſten — wir Beide."

„Welches Ding, die Sonne ausgenommen, hätte keine Schattenſeiten?" verſetzte gutmüthig die Hauptmännin, „und allerdings hat unſer neues Haus bedeutende, es wird viel koſten, bis es wieder behaglich und bewohnbar gemacht iſt."

„Und glauben Sie, daß es je behaglich, bewohnbar werden wird?" fragte ſchüchtern eine junge Hofräthin.

„Komiſche Frage," lachte Frau von Schwerzlingen, „Mauerwerk und alles Uebrige iſt ſolid, die Räume hübſch und luftig, und die Ausſchmückung will ich mir ſchon etwas koſten laſſen."

„Ja ſo — freilich — aber —"

„O meine liebe Hofräthin," ſagte Frau von Schwerzlingen, freundlich mit dem Finger drohend, „man muß nicht Alles glauben, was abergläubige Leute ſagen, ich habe Ihr ‚Aber' wohl verſtanden, lege aber kein Gewicht darauf."

Nun aber war die junge Hofräthin ein enfant terrible dieſer Geſellſchaft und ſagte als ſolches mit einer rührenden Unbefangenheit: „So iſt es alſo nicht wahr, daß ſich der gewiſſe Herr von Schnake auf dem Söller Ihres Hauſes erhängt hat?"

„Nein, mein liebes Kind, das iſt nicht wahr," warf die Regierungsräthin raſch ein, „Herr von Schnake hat dieſes Geſchäft anderswo beſorgt und Sie verwechſeln dieſen Vorfall mit einem andern, der vor Jahren in dem Hauſe unſerer lieben Freundin paſſirte."

Frau von Schwerzlingen ſah ſie erſtaunt und fragend an.

„In wie viel Häuſern ſind ſchon Selbſtmorde vorgekommen! Es wäre lächerlich, ein Haus deßhalb nicht bewohnen zu wollen; aber da bei Ihnen, liebe Schwerzlingen, handelte es ſich nicht um einen Selbſtmord, ſondern um einen grauenhaften Mord."

Sichtlich ſchauderten ſämmtliche Damen, mit Ausnahme der Hauptmännin, deren Blick ſich jetzt ernſt und erwartungsvoll auf die Freundin richtete.

„Ja, um einen grauenhaften Mord, verübt, wie man ſagt, von einem früheren Hausbeſitzer, der einen jungen Neffen auf dem Söller erdroſſelt habe und dann den Körper ſo geſchickt zu verſtecken gewußt, daß man ihn damals trotz eifrigen Suchens nicht im Hauſe aufzufinden vermochte."

„Gerechter Gott!" kreiſchte die junge Hofräthin, „ſo wäre er vielleicht heute noch dort verſteckt?"

„Das iſt wohl möglich," meinte Madame Wacker mit einem bedenklichen Kopfnicken, „und wenn man bei einer Reparatur das Haus tüchtig durchſtöbert, könnte man ihn wohl finden."

Jetzt aber lachte die Hauptmännin laut und herzlich und rief dann: „Kinder, Kinder, wie kann man ſich ſolche Märchen erzählen, wie kann man ſolche Dinge vom Hörenſagen und nach Ueberlieferungen aus alten Zeiten her glauben? Und ſelbſt wenn die Geſchichte wahr wäre, was ginge ſie uns an?"

„Ja — aber —" ſagte das enfant terrible, „es ſoll ſich jedoch in dem alten Hauſe häufig etwas zeigen, was Jemanden, der darin wohnt, ſehr nahe angehen kann, nicht wahr, Frau Regierungsrath? — — — Sie haben es ja ſelbſt geſagt und auch die andern Damen."

„A—a—a—ah, wohl ehe ich kam?" fragte Frau von Schwerzlingen, ſich mit einem eigenthümlichen Lächeln rund umſchauend, „alſo in meiner Abweſenheit, — lieber Himmel! Ich finde das ſo begreiflich, ſelbſt von unſerer lieben Wirthin, und nehme es wahrhaftig Niemand übel, denn ich weiß ganz genau, wie fatal es iſt, Jemanden unangenehme Dinge in's Geſicht ſagen zu müſſen."

„Aber, liebe Schwerzlingen," erwiderte die Regierungsräthin in beſchwichtigendem Tone, „wem von uns könnte es denn einfallen, Ihnen, einer ſo verehrten Freundin, unangenehme Dinge zu ſagen! Und wenn je Ihr Name genannt wurde, ſo doch nur im Tone innigen Bedauerns! Traurig genug, daß es Leute gibt," — hier traf ein Streifblick die arme junge Hofräthin — „die ſich ein Vergnügen daraus machen, ſolchen Tratſch zu erfinden und zu verbreiten; ich eifere dagegen, wo ich kann, mit gerechter Entrüſtung."

„Ich auch, ich auch, wir Alle!"

„Und wäre glücklich, wenn wir einmal ſo weit kämen, daß ſich Jeder um ſeine eigenen Angelegenheiten bekümmerte."

„Lieber Himmel, wie ſchön wäre dann unſer Daſein!" ſeufzte eine lange, dürre Kaufmannsgattin mit bleichem Teint, lebhaften Augen und gelben Fangzähnen, eine Frau, die bekannt war in ihren ausgezeichneten Leiſtungen bei jeder Kaffeegeſellſchaft und gefürchtet durch ihr Talent, gute Namen abzuſchlachten.

„Jetzt laßt es gut ſein, Kinder," rief jovial die Regierungsräthin, — — „wir nehmen unſere liebe Schwerzlingen beim Wort und laden uns bei ihr zum Kaffee ein, ſowie ſie vollſtändig eingerichtet iſt — abgemacht! Aber jetzt bitte ich euch, thut meinem Kuchen einige Ehre an, es iſt eine neue Erfindung und heißt ‚Freundſchaftstorte'."

Wenn auch die Hauptmännin am Schluß der Kaffeegeſellſchaft recht heiter und wohlgemuth erſchien, ſo war doch ein Schatten in ihrem Gemüthe zurückgeblieben, welcher ſich auf eine unangenehme Art vergrößerte, als ſie, nach Hauſe zurückgekehrt, ihren Gemahl antraf, der in höchſt verdrießlicher Stimmung mit langen Schritten hin und her ging und nach einigem Murren und Knurren von einem ganz eigenthümlichen Mißmuth ſeiner ſonſt ſo geduldigen Soldaten erzählte, jener Soldaten nämlich, die anfangs mit Luſt und Freude daran gegangen waren, das alte Haus vom Keller aufwärts zu ſäubern. „Mein Feldwebel hat es mir im Vertrauen berichtet. Der Henker mag wiſſen, welche Narrheit in jene Kerls gefahren iſt! Da will Keiner mehr allein in die Keller hinabgehen, und als ſie auch in den Söller hinauf ſollten, hätten ſie allerlei lächerliche Einwendungen gemacht! Das muß aber aufhören," ſetzte er mit großer Energie hinzu, „ich habe ſchon meinen Entſchluß gefaßt, mir einen vierzehntägigen Urlaub geben laſſen, um da draußen die Sache durch meine Anweſenheit in's Reine zu bringen. Meinen Burſchen nehme ich mit, die Betten und alles ſonſt Nöthige beſorgſt du hinaus und dann wollen wir doch einmal ſehen, ob dieſe dummen, thörichten Geſchichten nicht aufhören!“

Die Hauptmännin wußte eigentlich nicht, wie es kam, daß ſie ein klein wenig erſchrak bei dem Vorſatz ihres Gemahls. Sie ließ ſich aber begreiflicherweiſe nichts davon merken, ſondern bot ſich bereitwillig an, ſelbſt mit hinauszuziehen, was Herr von Schwerzlingen indeß entſchieden ablehnte. „Du haſt hier genug zu beſorgen,“ meinte er, „und wenn ich auch da draußen mit den Handwerkern und Arbeitsleuten Aerger die Fülle haben werde, ſo wird es auch hier nicht an Unangenehmem fehlen. Ich habe durch meinen Burſchen ſchon ſo ein Vögelein pfeifen hören, daß weder deine Köchin noch dein Stubenmädel Luſt haben, uns in das neue alte Haus zu begleiten.“

„Das wäre mir ſehr unangenehm,“ ſagte die Hauptmännin.

„Auch weiß ich nicht, was es mit der Edgardine iſt,“ fuhr Herr von Schwerzlingen fort, „ich habe das Mädchen ſchon ein paar Mal mit verweinten Augen angetroffen — ſollte die am Ende auch —?“

„Wie kannſt du nur ſo thörichte Gedanken haben? Das Kind geht vielleicht ungern aus dieſem Theile der Stadt, wo ſeine Freundinnen wohnen, aber mit der Köchin will ich ſelbſt reden, um das Prävenire zu ſpielen, wenn dieſe Perſon wirklich ſo verrückt ſein ſollte.“

Dieß war aber leider eben ſo ſehr bei der Köchin wie bei dem Stubenmädchen der Fall, und Beide, nachdem ſie in herkömmlicher Weiſe verſichert, daß ſie ja nicht das Geringſte gegen die Herrſchaft einzuwenden hätten, auch mit Behandlung und Lohn vollkommen zufrieden wären, erklärten, daß andere Umſtände ſie nöthigten, ſich nach einem neuen Dienſt umzuſehen, wobei indeſſen die weichherzigere Zimmerjungfer ein paar Thränen vergoß, während ſie bei den ominöſen Worten „andere Umſtände“ nach ihren Schürzenbändern ſchielte.

„Laß ſie nur gehen, dieſe lächerlichen Weibsbilder,“ hatte der Hauptmann am andern Morgen geſagt, als ihm das Faktum gemeldet wurde. — „Neuer Wagen, neues Geſchirr. — Mit dem Einpacken meiner Sachen wäre ich fertig und habe mir den Zimmermeiſter hinausbeſtellt; ich will dabei ſein, wenn ſie auf dem Söller anfangen aufzuräumen, zum Eſſen gehe ich in eine benachbarte Reſtauration, und da es Mittwoch Nachmittag iſt, ſo kann Paul nach Tiſch hinauskommen."

„Aber vor Nacht kehrſt du noch einmal zurück, lieber Adolph?"

„Möglich — auch nicht, vielleicht daß ich in den Abendſtunden auf den Offiziersklub gehe, der näher iſt, und mir ſo den weiten Weg hieher ſpare."

Damit ging er fort, nachdem er ſeiner Frau die Hand gereicht, die ihm indeſſen mit einem unerklärlich ſchweren Gefühl nachſchaute und dann ſeufzend an die Beſorgung ihrer vielen Geſchäfte ging.

Als der Hauptmann auf ſeinem neuen Beſitzthum ankam — es war einer jener nebeligen Herbſttage, wo es nach nächtlichem Regen ſo melancholiſch von den Bäumen herabtropft, wo die erſtorbenen gelben und rothen Blätter unter ſcharfem Lufthauch zur Erde niederwirbeln und wo ein raſch kommender und eben ſo raſch wieder verſchwindender Sonnenblick weniger als eine freundliche Begrüßung erſcheint, denn als ein trauriges Abſchiedswort, — da ſah er allerdings die beſtellten Zimmerleute, doch nicht, wie er gehofft hatte, wacker an der Arbeit, ſondern müßig um den laufenden Brunnen ſtehend, obgleich es keine der vielen Veſperſtunden war, welche ſich dieſe Herren zu gönnen pflegen. Einer betrachtete mit ſcheuem Blick das Haus, während ein Anderer mit dem Zeigefinger eine verneinende Bewegung machte. Vor der Hausthür, neben dem Burſchen des Hauptmanns, der ein ganz verblüfftes Geſicht machte, ſtand der Zimmerpolier und bat den gnädigen Herrn um ein paar Worte im Vertrauen.

„Kommen Sie herein, mein Lieber, kommen Sie herein," ſagte freundlich der neue Hausbeſitzer und ſetzte, während er voranging, hinzu: „Nun, haben Sie ſchon wacker gearbeitet? — wie ſieht's da oben aus?"

„Darüber wollte ich gerade mit dem gnädigen Herrn reden," antwortete der Polier in bedenklichem Tone, während er ſich am Kopfe kratzte. — „Wiſſen Euer Gnaden, wir ſind ſonſt keine furchtſamen Leute, ich würde mir auch weniger daraus gemacht haben, als die da draußen.“

„Nun, was hat's denn ſo Schlimmes gegeben, wackelt der Dachſtuhl?“

„O, der iſt feſt, Euer Gnaden, aber — nun, wir fingen bei der zugenagelten Dachkammer an, wie uns befohlen, und kamen in eine Kammer, allerdings voll Staub, aber ſonſt nichts Außergewöhnliches.“

„Sehen Sie wohl!“ —

„Ja — aber — ich unterſuchte die Wände der Kammer mit der Axt, wie wir Zimmerleute das zu machen pflegen, und fand es endlich irgendwo ſo hohl klingend, daß ich überzeugt war, da müſſe ein Verbergniß ſein.“

„Begreiflich in einem ſo alten Hauſe.“

„Ja, in einem ſo alten Hauſe,“ wiederholte der Polier, mit ſcheuem Blick um ſich her ſchauend. Dann that er mit den Armen einen Ruck, wie Jemand, der ſich auf ein ſchweres Stück Arbeit vorbereitet, und fuhr flüſternd hinter der vorgehaltenen Hand fort: „Ich habe das Verbergniß aufgeſprengt und darin ſtand, in eine Ecke gelehnt, das Gerippe von einem Menſchen, — o, Euer Gnaden, das ganze leibhaftige Gerippe von einem lebendigen Menſchen, nur der Kopf fehlte, der lag daneben am Boden. — Iſt das nicht grauslich?“

Nun fand das der neue Hausbeſitzer gerade auch nicht amuſant oder erheiternd, hatte aber Geiſtesgegenwart genug, ein klein wenig zu lächeln, indem er ſagte: „Mein Lieber, ſo etwas kann vorkommen und hat im Grunde nicht viel zu bedeuten: iſt denn überhaupt ein Gerippe ein ſo gar ſchreckliches Ding? Jeder trägt das ſeinige mit ſich herum und es genirt ihn weiter nicht.“

„Ja, Euer Gnaden, aber Andermanns Gerippe, das man in alten Häuſern hinter Bretterverſchlägen findet, iſt denn doch etwas Anderes.“

„Zugeſtanden, aber was ſoll nun weiter geſchehen?“

„Die Leute da,“ meinte der Polier achſelzuckend, „ſind gar furios und wollen das Ding nicht anrühren, bis das Gericht dageweſen ſei und es erlaubt.“

„Unſinn, ein alles Gerippe, das vielleicht hundert Jahre alt iſt!"

„Aber doch einmal jung geweſen, gnädiger Herr, und dem der Kopf vor die Füße gelegt worden iſt — wollen Sie es ſich nicht betrachten?"

„Allerdings will ich das," rief der Hauptmann in polterndem Tone, und ſetzte mit ganz beſonders lauter Stimme hinzu: „Ich muß doch die Bekanntſchaft eines ſo eigenthümlichen Miethsmannes machen — kommen Sie!"

Nun kratzte ſich der Polier wieder bedenklich am Kopfe, folgte aber dennoch dem voranſchreitenden Hauptmann, der lauter und eifriger ſprach, je höher ſie ſtiegen, und nun, vor dem Söller angekommen, ſagte: „Pah, das iſt jedenfalls eine ganz unſchuldige Geſchichte und ich bin überzeugt, daß hier in der Dachkammer vielleicht ein Student der Medizin gewohnt hat; dieſe Herren pflegen gern in Geſellſchaft von Skeletten zu leben."

Dann betrat er den halbdunklen Söllerraum und konnte ſich nicht enthalten, in die Luft zu ſchnüffeln, denn es roch da eigenthümlicher und moderiger wie damals, als er zum erſten Male mit ſeiner Frau hier geweſen. Doch hatte das ſeine natürliche Urſache: die Dachluken waren auf ſeinen Befehl geöffnet worden, Regen und Wind eingedrungen und die Feuchtigkeit, verbunden mit den Staubmaſſen hier oben, erzeugte jenen ſeltſamen Geruch.

Da war die geöffnete Kammer mit dem aufgebrochenen Verſchlag in der Ecke, wo aus dem Dunkel das weiße, kopfloſe Gerippe hervorleuchtete. Der Schädel lag ihm zu Füßen und ſeine leeren Augenhöhlen ſchielten traurig in die Höhe.

„Allerdings — daran iſt nicht zu zweifeln — das iſt ein vollkommenes Gerippe."

„Weiß Gott," ſeufzte der Polier, der vor der Thüre ſtehen geblieben war, „und ich bitte Euer Gnaden dringend, es nicht zu berühren, bis das Gericht da geweſen iſt, ſolche Dinge pflegen gern in Staub zu zerfallen, ſobald man ſie anrührt."

Dieß lag auch durchaus nicht in der Abſicht des Hausbeſitzers, obgleich er ſehr nahe herangetreten war, um vielleicht am obern Theil der Wirbelſäule Spuren von Draht zu entdecken, in welchem Falle es ein künſtlich zuſammengeſetztes Gerippe geweſen wäre. Doch bemerkte er mit einiger Beſtürzung, daß nichts dergleichen vorhanden, dagegen aber auf dem Boden des engen Raumes ſeltſame Stauberhöhungen, die ihm zu denken gaben, um ſo mehr, als er auch Fetzen von Kleidungsſtücken zu ſehen glaubte.

„Daran iſt nichts zu ändern," ſagte er achſelzuckend, nachdem er die Kammer verlaſſen, „und wenn Ihre Leute nicht mehr fortarbeiten wollen, bis das Gericht da war, ſo muß ich dieſe Herren eben rufen laſſen. Zur Vorſorge aber kann es nichts ſchaden, wenn wir die Kammerthüre wieder anlehnen und mit einigen tüchtigen Nägeln befeſtigen."

Dazu war denn auch der Polier augenblicklich bereit und trieb ein paar lange Drahtſtifte mit ſchallenden Axtſchlägen ein. Plötzlich aber hielt er ein, fuhr zurück und fragte in erſchrockenem Tone: „Haben Euer Gnaden nichts gehört?"

„Ich nicht das Geringſte — was gibt's denn?"

„O, es war mir gerade," erwiderte der Polier in gruſelndem Tone, „als hätte ſoeben von innen etwas Hartes an der Thüre herumgetappt."

„Dummes Zeug!"

„Jedenfalls wollen wir ihm noch ein paar tüchtige Nägel geben und auch das eiſerne Band wieder befeſtigen — ſo, Kamerad," murmelte er dann leiſe vor ſich hin, „wenn du jetzt fort willſt, ſo kannſt du nur zur Dachluke hinaus, und das iſt mir ganz egal."

Damit ſprang er raſch die Treppen hinab, um den Herrn Hauptmann noch einzuholen, welcher indeſſen im zweiten Stockwerk von Fräulein Arabella von Wiſchnibowska aufgehalten worden war.

Dieſe Dame hatte heute keine Guitarre an der Schulter hängen, ſah auch durchaus nicht ſo ſtrahlend aus wie damals, trug vielmehr ein ſehr verblichenes Morgengewand, ihr Teint war gelblich und der von Papilloten ſtarrende Kopf bewies deutlich, daß ſie mit dem heutigen Verſchönerungsprozeß noch nicht begonnen hatte. Ganz in Harmonie damit erſchien auch ihr unruhig haſtiges Mienenſpiel, ſowie ihre lebhaft erregten Bewegungen; ja letztere, beſonders die ihrer Hände, waren ſo ausſchweifend, daß Herr von Schwerzlingen unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, als Fräulein Arabella wie ein Federball auf ihn losſchnellte und mit einem leichten Aufſchluchzen ſagte: „Gewiß und wahrhaftig, Herr Hauptmann, wir ſind nur arme Leute und es that uns gut, für ſo geringen Miethzins hier zu wohnen, haben uns auch nichts daraus gemacht, wenn in dieſem düſteren, unheimlichen Hauſe zuweilen Dinge vorkamen, über welche Chriſtenmenſchen zu ſchaudern pflegen, hofften auch, unſern Kontrakt aushalten zu können, denn wir haben bisher nicht gewußt, was es war, das in ſtillen Nächten häufig über unſerem Kopfe herumgetrampelt iſt! Aber nun, da wir es ſchaudernd erfahren, möchten wir ganz gehorſamſt bitten, heute noch ausziehen zu dürfen, — o, Herr Hauptmann, ein Gerippe an ſich iſt ſchon etwas Fürchterliches, und nun obendrein noch ein kopfloſes Gerippe! Meine arme Schweſter Kunigunde hat ſchon ſeit heute Morgen heftige Krämpfe — wie oft hat ſie geſagt, wenn wir angſtvoll lauſchend im Bette ſaßen: ‚Iſt es doch da oben gerade, als wenn Jemand eine Kegelkugel rollen ließe‘! — Zeit unſeres Lebens können wir das nicht vergeſſen — — ein Gerippe, das mit ſeinem eigenen Kopfe wahrſcheinlich nach den eigenen Knochen kegelt!“

Herr von Schwerzlingen hatte in ſeiner Aufregung ein beleidigendes Wort auf der Zunge, doch verſchluckte er es, allerdings mühſam, und zwang ſich, der erregten Dame mit größtmöglichſter Ruhe zu erwidern: „Thun Sie was Sie wollen, ich will Sie nicht aufhalten.“

Dann ging er achſelzuckend die Treppen vollends hinab, gefolgt von dem ungemein ſcheu blickenden Zimmerpolier, welcher die letzte Treppe förmlich herunterraſte, während Herr von Schwerzlingen noch einen Blick in die offen ſtehenden Zimmer des erſten Stockes warf, aus denen die Familie Schnake, ohne Abſchied zu nehmen, verſchwunden war, und die ihm heute wahrhaft troſtlos, ganz unheimlich öde erſchienen. Von Möbeln war nichts mehr zu ſehen, nur hie und da lag ein abgeriſſener Kleiderfetzen, Papiere, Spiel-

Kartenüberreſte und von jenen ſchwarz und rothen Kärtchen, von Nadelſtichen durchbohrt, wie man ſie an der Spielbank zum Pointiren gebraucht. Nur im letzten Zimmer bemerkte er die moderigen Ueberreſte eines alten Strohſacks und daneben ganz ſeltſame dunkle Flecken, welche man vergeblich verſucht hatte, mit einem Meſſer wegzuſchaben.

Er wandte ſich ſchaudernd ab und ſtieg langſam in den Parterreſtock hinunter, wo er, in tiefe und durchaus nicht angenehme Gedanken verſunken, mit auf den Rücken gelegten Händen und langſamen Schritten wohl über eine Stunde hin und her ging. Wenn er auch das dumme Gerede von Geſpenſtern, unheimlichen Erſcheinungen, von Gerippen, die mit dem eigenen Kopfe kegeln, aufrichtig und aus Grund ſeines Herzens verlachte, ſo mußte er ſich doch geſtehen, daß er hier vor einem bedenklichen Abgrunde ſtehe, der ſich ſchwer überbrücken laſſe, und über welchen er doch wohl oder übel hinüber mußte.

Der Handel um dieß wüſte Haus war abgeſchloſſen, hatte einen guten Theil vom Vermögen ſeiner Frau verſchlungen, und wenn er auch von Letzterer überzeugt war, daß ſie ebenſowenig wie er an dieſe dummen Geſchichten glaube, ſo kannte er doch die Welt und ſeine Nebenmenſchen genügend, um ſicher zu ſein, daß das Haus, ſobald man von dem aufgefundenen Gerippe gehört, mit einem unvertilgbaren Mißtrauen betrachtet werde. Wenn dieſes Mißtrauen auch vielleicht im Lauf der Jahre verſchwände, ſo ſah er ſich während dieſer Jahre doch ſchon im Geiſte nicht nur ohne Miethsleute und alſo auch ohne Ertrag des Kapitals, ſondern gewiſſermaßen auch von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Denn wer mochte eine Abendſtunde in einem Hauſe zubringen, wo dem Aberglauben nach allerlei Unheimliches ſeinen Tummelplatz hatte! — „Wie wahr iſt das Wort des ſterbenden Talbot,“ rief er ergrimmt aus: ‚Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens!‘“

Der Zimmerpolier mit ſeinen Geſellen war verſchwunden und der Burſche des Hauptmanns trieb ſich ohne Zweck ſchüchtern vor dem Hauſe umher, daſſelbe mit ſcheuem Blicke betrachtend. Ja er, der ſonſt außerordentlich dienſteifrig war, mußte von ſeinem Herrn zweimal angerufen werden, ehe er zögernd das Zimmer betrat, wo er mit den barſchen Worten empfangen wurde: „Meinſt du Schlingel denn, daß es hier gar nichts zu thun gebe? Wo haſt du mein Bett aufgeſchlagen?“

„O Herr Hauptmann,“ ſtöhnte der Geängſtigte, „ſo haben der Herr Hauptmann wirklich die Abſicht, die Nacht hier in dieſem Hauſe zuzubringen?“

„Das verſteht ſich, nicht nur dieſe Nacht, ſondern auch alle übrigen; meinſt du, ich kaufe ein Haus, um es leer ſtehen zu laſſen?“

„O du lieber Herrgott!“

„Und das ſage ich dir, Schabel,“ fuhr Herr von Schwerzlingen mit aufgehobenem Zeigefinger fort, „wenn ich finde, daß du ein furchtſames altes Weib biſt, oder wenn ich höre, daß du über mein Haus Dummheiten plauderſt, ſo ſchicke ich dich zur Kompagnie zurück und da kannſt du Küchenkalfakter werden.“

Dieſe Drohung ſchien den Burſchen gerade nicht ſehr zu erſchrecken, vielmehr leuchtete es freudig in ſeinem Geſichte auf, doch nicht lange, denn der Hauptmann ſetzte hinzu: „Doch will ich es acht Tage mit dir probiren, weil du ſonſt ein ordentlicher Menſch biſt. — Wo iſt mein Bett?“

„Ich — habe — das — hintere — kleine — Zimmer dazu ausgeſucht,“ ſtotterte Schabel, „weil es am wohnlichſten iſt, Herr Hauptmann, — o Gott, Herr Hauptmann, aber —“

„Und wo iſt dein Lager?“

„Ich weiß es nicht, Herr Hauptmann.“

„Gut, ſuche dir ein Zimmer, wo du willſt.“

„O Gott, o Gott!“

Dann ging Herr von Schwerzlingen in das bezeichnete Gemach, gefolgt von ſeinem Diener, der ſo dicht hinter ihm blieb und mit ſo ängſtlicher Miene überall ſcheu umherſah, daß man überzeugt ſein konnte, er würde beim erſten verdächtigen Geräuſch, jeden Standesunterſchied vergeſſend, ſich an den Uniformsrock ſeines Herrn anklammern.

Das Zimmer, wo das Bett ſtand, war allerdings das wohnlichſte von allen; nicht groß, hatte es nur ein Fenſter und nur eine Thür, ſowie einen in die Wand eingelaſſenen, beinahe gänzlich erblindeten hohen Spiegel am Fußende des Bettes.

„Gut," ſagte der Hauptmann, „das ſieht ganz wohnlich aus und du kannſt deine Matratze nebenan legen, hoffentlich werden wir kein altes Weib mehr ſein, Herr Schabel, und uns vor Dingen fürchten, die nur im Gehirn abergläubiger Menſchen exiſtiren. Du kannſt jetzt zum Eſſen nach Hauſe gehen und wirſt meiner Frau ſagen, daß ich wahrſcheinlich heute nicht mehr heim käme. Ich muß wegen der dummen Geſchichte da oben die Herren vom Gerichte aufſuchen und will das heute Nachmittag thun, damit das Ding heute noch oder ſpäteſtens morgen früh entfernt wird. — Schwätze mir aber zu Hauſe keinen Unſinn, das rath' ich dir, und um vier Uhr biſt du wieder hier und kannſt Paul mitbringen — verſtanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Darauf wandte ſich der Diener ab und huſchte mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit zum Hauſe hinaus und durch den Garten auf die Straße, während der Hauptmann, die Hände auf die Hüften gelegt, ſich rings umſchaute und nach einigem Achſelzucken und Schütteln des Kopfes dieſen trotzig in die Höhe warf und halblaut vor ſich hin ſprach: „Pah, dummes Zeug, wir wollen mit dem alten Gerümpel hier im Hauſe und dem, was drum und dran hängt, ſchon fertig werden; ſchwieriger wird's gehen mit dem, was ſogenannte brave Menſchen und liebe Freunde über uns zu ſagen belieben, doch werden wir auch Mittel finden, um dieſe moraliſch auf's Maul zu hauen, — baſta, und jetzt wollen wir verſuchen, ob die unſauberen Geiſter hier Stand halten vor einer guten Pfeife echten Varinas, und ſie ein wenig ein-, vielleicht ausräuchern."

Damit nahm er eine lange Pfeife zur Hand, ſchulterte ſie zuerſt kunſtgerecht wie ein Gewehr, um dann mit dem Daumen der rechten Hand zu verſuchen, ob der Tabak feſt genug eingeſtopft ſei, worauf er ſie anzündete und den Rauch mit Wohlbehagen einſog. Seine Miene erheiterte ſich ſichtbar dabei, und nachdem er ein paar Minuten rauchend hin und her gegangen war, ſchlenkerte er das lange Rohr zwiſchen den Zähnen, wie er nur bei guter Laune zu thun pflegte. Wenn nur auch das Wetter angenehmer geweſen wäre! Aber es war, wie früher ſchon bemerkt, einer jener trüben Herbſttage, wo in der Frühe ein paar flüchtige Sonnenſtrahlen uns trügeriſch zugelächelt haben, um dann, vor finſteren Wolken fliehend, ſcheinbar einen ewigen Abſchied zu nehmen. Denn wenn man den jetzt ſo dicht überzogenen grauen Himmel anſah, dieſen trüben Nebel, der plötzlich Alles in ſeine melancholiſchen Schleier hüllte, ſchon die Kirchthürme der Stadt unſichtbar gemacht hatte und nun langſam zwiſchen den Zweigen der Bäume niederſank, ſo hätte man nicht glauben können, daß je wieder ein lichter ſonniger Tag folgen werde. — In der That, ein abſcheulicher Nebel, der ſich immer mehr verdichtete, zuerſt feucht und kalt erſchien und ſich endlich in Regen auflöſte, aber nicht einmal in einen ſoliden Landregen, ſondern in jenes Gemiſch von Dunſt und Waſſer, das wolkenartig durch die geöffneten Fenſter hereindringt und nicht nur die Haut naß macht, ſondern auch die Seele melancholiſch anfeuchtet! Und recht kühl war es dabei, ſo daß dem Hauptmann die glückliche Idee kam, in dem großen Kamin ein tüchtiges Feuer anzumachen — er ſelbſt — und bei dieſer Beſchäftigung erinnerte er ſich mit Behagen jener Hinterwäldlergeſchichten, die er in der Jugend geleſen, und kam ſich dabei vor, wie ein Anſiedler in ſeinem friſch aufgepflockten Hauſe.

So ſchlichen ein paar Stunden vorüber, dann war es Mittagszeit und er ging in eine benachbarte Reſtauration, wo er hoffen durfte, einen der Herren vom Gericht zu finden. Er fand auch einen Bekannten dieſer Gattung, theilte ihm den Fall mit, doch meinte der Betreffende, da wäre leider für heute Nachmittag nichts mehr zu machen, ſo gern er ihm auch ſogleich zur Entfernung des unangenehmen Dinges behilflich ſein wolle. „Aber morgen früh wollen wir es gehörig ausräuchern, und können Sie uns gegen elf Uhr Vormittags erwarten, da ſich nicht gut eher etwas machen läßt.“

Dieß war der Augenblick, wo der Hauptmann ſchwankte, ob er nicht nach Hauſe gehen und ſelbſt auch erſt morgen früh in das alte Haus zurückkehren ſolle; doch da er ſich einmal ſeiner Familie gegenüber dahin ausgeſprochen hatte, daß er ſchon dieſe Nacht in ſeinem neuen Beſitzthum zubringen werde, ſo beſchloß er muthvoll, ſeinen Entſchluß nicht zu ändern, auch ſchon um den Beweis zu führen, daß alles Das nur ein dummes, abergläubiſches Gerede ſei.

Nachmittags kam Schabel mit dem jungen Paul, und wenn Letzterer auch ſonſt bei allen tollkühnen Streichen voran war, ſo zeigte er doch heute eine gewiſſe Befangenheit, ſchlich auf den Zehen durch die Zimmer, als fürchtete er, irgend Etwas aufzuſchrecken oder emporzuſcheuchen, bezeigte auch durchaus keine Luſt, den Söller zu beſuchen, wo das Ding eingenagelt war, und erinnerte ſich, noch ehe es dämmerig wurde, daß er zu Hauſe eine ganz dringende Schularbeit zu machen habe. Als er fortging, fragte er in beſorgtem Tone: „Alſo du bleibſt wirklich die Nacht hier, Papa? — Mama hat gemeint, du ſollteſt doch lieber nach Hauſe ſchlafen kommen.“

„Ich bleibe hier,“ erwiderte der Hauptmann mit großer Entſchiedenheit, „und auch Schabel bleibt hier,“ welche Beſtimmung der Letztere mit einer wahren Jammermiene vernahm, da er natürlich nicht wagte, ſogleich irgend eine Einwendung dagegen zu machen. Später aber, als Herr von Schwerzlingen ſich anſchickte, in den Offiziersklub zu gehen, um dort ſeinen Abend zuzubringen, flehte der Diener, ſeinen Herrn begleiten zu dürfen, mit einer ſolchen Eindringlichkeit, ja, mit ſo ſichtbaren Zeichen der Angſt, beinahe der Verzweiflung, daß der Hauptmann hätte ein Barbar ſein müſſen, um ihn nicht mit ſich zu nehmen.

In den behaglichen Räumen des Offiziersklubs fand ſich nach und nach an dem bekannten runden Tiſche die gewöhnliche Geſellſchaft zuſammen, lauter gute Freunde des Hauptmann von Schwerzlingen, und Alle freuten ſich am heutigen Abend ganz beſonders, als ſie ſeiner anſichtig wurden. Sie machten es auch genau ebenſo wie die Damen in ihrer Kaffeegeſellſchaft und plänkelten eine Zeitlang mit bedauernden Bemerkungen, mit Verſicherungen, daß ſie das

Unangenehme der Lage einſähen, als wenn es ihnen ſelbſt paſſirt wäre, und nur der Auditor bedauerte aufrichtig, daß er nicht dem Civilgerichte angehöre, um dieſen ebenſo intereſſanten als grauenhaften Fall mit behandeln zu dürfen.

„Denn,“ fuhr er mit behaglicher Bosheit fort, „daß wir es hier mit einem ebenſo komplizirten als furchtbaren Morde zu thun haben, unterliegt keinem Zweifel und aus früheren Zeiten erinnere ich mich ganz genau, Aehnliches von dem alten Hauſe gehört zu haben, welchem Umſtande auch die unheimlichen Erſcheinungen zugeſchrieben wurden.“

„So, das haſt du Alles ſchon früher gewußt?“ fragte der Hauptmann etwas verdrießlich, „und haſt mir nichts davon geſagt, als ich dir vor Wochen von dem projektirten Kaufe ſprach?“

„O, darüber geſprochen haben wir,“ verſetzte der Auditor, „hier an demſelben Tiſche, wie du dich wohl erinnern wirſt.“

„Ja, — allerdings — nachdem der Kauf abgeſchloſſen war. Doch ich will Niemand einen Vorwurf machen, denn ich würde trotz allem Gerede über unheimliche Erſcheinungen und dergleichen meinen Entſchluß nicht geändert haben.“

„Davon ſind wir überzeugt,“ meinte der Major, ſich ſchmunzelnd die Hände reibend, „und ich bin heute noch der Anſicht, daß unſer verehrter Freund einen ganz vortrefflichen Kauf gemacht hat. Das Haus mit dem ſchönen Garten iſt ja lächerlich billig. Denkt nur an die prachtvollen Bäume, an das herrliche laufende Waſſer, und dabei hat nicht jeder glückliche Käufer das Vergnügen, ein Haus zu erwerben, welches intereſſant iſt durch unheimliche Erſcheinungen und an welchem ſelbſt die frechſten Diebe mit einer begreiflichen Scheu vorüberſchleichen.“

Da mit Ausnahme des Hauptmanns Alle lachten, ſo fand ſich der Major bemüßigt, noch etwas weiter zu witzeln und fuhr, ſein linkes Auge gegen den Auditor zukneifend, fort: „Alles in Allem muß man das einen herrlichen Kauf nennen, einen wahren Glückskauf, und ich möchte wiſſen, wem es ſo gut wird, in einer leeren Dachkammer ſogleich einen ſolchen Schatz zu finden.“

Darauf lachten ſie Alle wieder, die lieben guten Freunde, ſelbſt der Hauptmann lachte mit, als er ſagte: „Ich bin immens zufrieden mit meinem Kauf, wenn auch das aufgefundene Gerippe für mich gerade kein Schatz zu nennen iſt, da ich keinen Sohn beſitze, wie der Herr Major, der es als junger ſtrebſamer Mediziner ſo vortrefflich gebrauchen könnte."

Nun hatte aber der Hauptmann die Lacher auf ſeiner Seite, denn der Sohn des Majors hatte ſein erſtes medizinisches Examen ſo ausgezeichnet beſtanden, daß ſämmtliche Herren Examinatoren ein enthuſiaſtiſches »da capo, da capo!« gerufen hatten.

Nach dieſem wohlgetroffenen Gegenhieb war denn auch der Freundſchaft Genüge geſchehen und man ließ den guten Hauptmann ferner unbeläſtigt, nur ſpäter, als man ſich trennen wollte, ſchlug der Auditor noch eine doppelte Portion tüchtigen Eierpunſches vor, ſehr zu empfehlen als gute Schlafhaube, unter der man nichts ſieht und hört, was auch um Einen vorgehen mag.

Nun trank aber der Hauptmann dieſen Eierpunſch gewiß nicht aus dem angeführten Grunde, ſondern nur wegen des naßkalten Herbſtwetters, das ſich inſofern noch verſchlimmert hatte, als ein heftiger Wind, der die Bäume peitſchte, ſauſend und heulend um die Hausecken flog.

Schabel hätte auf dem Heimwege für den Schatten ſeines Herrn gelten können, wenn es überhaupt Licht und Schatten gegeben hätte, ſo dicht blieb er hinter ihm, und in dem alten Hauſe angekommen, vermochten ſeine bebenden Finger kaum mit dem Anzünden eines Streichholzes fertig zu werden.

„Ich glaube gar," ſagte der Hauptmann ſtreng, „wir zittern, Meiſter Schabel?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich will es nicht leugnen."

„Wir haben alſo Angſt?"

„Entſetzlich, Herr Hauptmann!"

„Sind demnach ein altes Weib?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Ein altes abergläubiſches Weib, ohne Verſtand und Ueberlegung, denn ſonſt wüßten wir, daß es weder Geſpenſter gibt noch ſichtbare Geiſter, und wüßten ferner, daß Alles dergleichen auf dem Gerede bösartiger Menſchen beruht, die Andere in Angſt und Schrecken verſetzen wollen, und wüßten ſchließlich, daß es noch nie einen vernünftigen Menſchen gegeben hat, der der Wahrheit gemäß zu ſagen vermochte: ‚Ich habe ein Geſpenſt geſehen.‘ Es heißt immer nur: ‚Dieſem oder Jenem iſt das paſſirt‘, oder: ‚Dieſer und Jener hat mir erzählt, daß irgend ein Anderer das und das erlebt hat‘.“

„O — doch — Herr Hauptmann.“

„So? — Na,“ entgegnete Herr von Schwerzlingen ſeufzend, „dagegen iſt allerdings nicht zu ſtreiten, doch hoffe ich, du wirſt mir noch ſelbſt eingeſtehen, wie recht ich gehabt.“

Während dieſes kleinen Geſpräches hatte ſich der neue Hausbeſitzer langſam entkleidet, ſeinen Säbel neben das Bett geſtellt und dann den Burſchen verabſchiedet. Doch mußte er das ein paar Mal thun, ehe ſich Schabel mit ſchlotterigen Beinen entfernte, um im Vorzimmer die Thüre auf den Gang hinaus mit großen Holzſcheitern zu verbarrikadiren und dann die Matratze ſo nahe an das Schlafzimmer ſeines Herrn zu legen, daß dieſer ihn deutlich und ſehr kläglich ſeufzen hören konnte.

„Dummes Zeug,“ brummte Herr von Schwerzlingen, nachdem er ſich in's Bett gelegt, „ſolch' eine feige Memme könnte wahrhaftig einen muthvollen Mann anſtecken, obendrein bei dieſem wüſten Wetter. Pfeift doch der Wind in allen Tonarten, treibt die kreiſchenden Wetterfahnen wie toll herum, und wenn man abergläubiſch hinhorcht, ſo könnte man ſich einbilden, ſtöhnen, klagen und ſeufzen zu hören, ja poltern und klopfen — — ſehen wir zu, wie wir die Nacht verbringen. — Es wird auch vorüber gehen.“

Er warf einen raſchen Blick im Zimmer umher, einen längeren in das trübe Spiegelglas am Fußende ſeines Bettes und erſchrak faſt, als er, ſich etwas aufrichtend, dort ſeine eigene Geſtalt undeutlich und verſchwommen erblickte.

Dann löſchte er das Licht und lag noch eine lange Zeit wachend, wobei er unwillkürlich auf das Sauſen des Windes lauſchte, der durch ſein Blaſen dem alten Hauſe mit ſeinen defekten Fenſterläden und langen Schornſteinen Töne entlockte, welche allerdings häufig durchaus nicht zu klaſſifiziren waren und die, unheimliche Phantaſieen erweckend, ſeine Träume beunruhigten, als er endlich eingeſchlafen war. Doch wie es oft zu gehen pflegt, daß wir ſeltſamer Weiſe nicht von dem träumen, was unſern Geiſt vor dem Einſchlafen beſchäftigt, ſo erging es auch dem Hauptmann; denn ſtatt in den Kreis von Geſpenſtern und Phantomen —

„ward mitten in die Schlacht geführet er im Geiſte,
Groß war der Drang; ihm tödtete
Ein Schuß das Pferd, er ſank und über ihn
Hinweg, — gleichgiltig ſetzten Roß und Reiter.
Da faßte plötzlich —“

Nein, es faßte ihn nichts plötzlich, ſondern er glaubte im Schlafe zu fühlen, als wenn der Sturm, der um das Haus heulte, das ſchlecht verwahrte Fenſter aufgeriſſen hätte und ihn nun überflöge, daß er fröſtelnd zuſammenſchauerte. Davon erwachte er, öffnete raſch die Augen, und es war ihm keine kleine Beruhigung, als er nun ſah, daß der Tag bereits aufdämmerte und das Zimmer mit einem allerdings zweifelhaften Licht erfüllt war. Er hatte im Grunde recht feſt geſchlafen, denn er vermochte ſich nicht ſogleich zu beſinnen, ob ſich das einzige Fenſter des Gemachs am Fußende ſeines Bettes befand oder der halb erblindete Spiegel, und er glaubte, der letztere müſſe dort ſein und das Fenſter mehr rechts.

Seltſam, — er hatte ſich doch geirrt, denn durch den Spiegel konnte unmöglich die Tageshelle eindringen, wie dieß der Fall war, während das, was er für das Fenſter gehalten hatte, ihn ſchwarz und lichtlos anſtierte. —

Unbegreiflich — und doch ſah er in dem Fenſter deutlich die einzelnen ganz dunklen Scheiben, während der Spiegel leuchtete, als ſei er durchſichtig oder als werfe er die Strahlen eines andern Lichtes zurück. Unbegreiflich, eigentlich beunruhigend, faſt furchterregend! — und ein ſolches Gefühl würde den Hauptmann auch wohl beſchlichen haben, wenn er nicht noch ſo erfüllt geweſen wäre von ſeinem wunderbaren Traumbild, wo er als Held im Kampfe geglänzt und gleich nach der Schlacht das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe erhalten hatte! — Aber trotz alledem richtete er ſich mit einem unangenehmen Gefühl im Bette auf und war alsdann nicht wenig erſtaunt, ſeine Geſtalt im Spiegel ſo ganz anders zu ſehen, als er ſie zu ſehen gewohnt war. Vielleicht Schuld des ſehr mangelhaften Glaſes — der Teufel auch, — das ging unmöglich mit richtigen Dingen zu — ſchon die Helle des Spiegels, während draußen noch die finſtere Nacht herrſchte, auch kein Licht im Zimmer brannte — und nun obendrein das Spiegelbild! —

Eine lange weiße Geſtalt mit einem fahlen Geſichte, trüben Augen und Hängebacken, erhob ſich zuſehends höher und höher, während ſich der erſchrocken Zuſchauende immer tiefer in die Kiſſen hinabdrückte und dann nach einem gelinden Fröſteln eine eigenthümliche, ſehr intenſive Wärme verſpürte, die aus allen ſeinen Hautporen zu gleicher Zeit zu dringen ſchien. — Das, was er vor ſich ſah, war aber auch wahrhaftig nicht gering zu achten und konnte ſelbſt den beherzteſten Mann mit Entſetzen erfüllen. Dabei überkam ihn der gräßliche Gedanke, daß dieſes geſpenſtige Spiegelbild durch irgend etwas hervorgebracht ſein müſſe, was alsdann nothwendig hinter ihm auf dem Rande des Bettes ſtünde! Er fühlte ſich im erſten Augenblick unfähig, ſeinen Kopf umzuwenden, um dem Schrecklichen in's Auge zu blicken, — doch es mußte ſein, und er warf ſich in der nächſten Sekunde mit einer Gewalt herum, daß das alte Bettgeſtelle in allen Fugen krachte. Er athmete tief und etwas erleichtert auf, als er ſah, daß hinter ihm lediglich nichts Ungewöhnliches zu bemerken war.

Um ſo unbegreiflicher aber blieb die Erſcheinung im Spiegel, welche für ihn um ſo erſchreckender wurde, als ſich die Geſtalt langſam aufwärts ſchwebend erhob und jetzt den Spiegelrahmen ſo vollſtändig ausfüllte, daß ſie, mit den nackten Füßen auf dem unteren Theil des Rahmens ſtehend, an dem oberen Theil mit dem Scheitel anſtieß — eine unheimliche Geſtalt mit fahlem ſchlotterigen Geſichte, glanzloſen Triefaugen, borſtigen, aufwärtsſtehenden Haaren, vor Allem aber unheimlich durch ihre Wohlbeleibtheit, die ja vollkommen gegen alle Geſpenſtertraditionen war! In der That — wenn Herrn von Schwerzlingen ſchon eine Erſcheinung in herkömmlicher, geſpenſterhafter Magerkeit begreifliches Grauen eingeflößt hätte, ſo ſteigerte ſich daſſelbe noch beim Anblick dieſes Weſens, das in ſeinem weißen, bis auf die Füße reichenden Gewande, einen härenen Strick um den dicken Leib, mit ſeinem fahlen Geſichte und borſtigen Haarkranze, in ſeinem unangenehmen, zweifelhaften Kolorit gerade ſo ausſah, wie ein vor wenigen Tagen verſtorbener Mönch. — Grauſenhaft! —

Der Hauptmann lag bei dieſem Anblick wie gelähmt, und obgleich er das dringende Bedürfniß fühlte, aufzuſpringen, vermochte er es nicht, auch nur einen Finger zu rühren. Ja, wenn das Geſpenſt Miene gemacht hätte, ſich zu ihm in's Bett zu legen, er hätte auch das über ſich ergehen laſſen müſſen, ſo gänzlich fühlte er ſich jeder Bewegungsfähigkeit beraubt; nur ſein Geiſt und ſeine Augen waren rege und lebendig und letztere ſahen jetzt mit neuem Schrecken, wie ſich die Körperformen des Geſpenſtes langſam aus dem Spiegelrahmen hervordrängten und wie es dann auf den Boden niederhüpfte, ſo daß ihm die Kinnladen zuſammenklappten und es ſeltſamer Weiſe den Ausruf: „Hopſa!" hören ließ. Sonderbar für ein derartiges Weſen, die ja gewöhnlich ſchweigend zu wandeln pflegen und höchſtens einen dumpfen Wehruf erſchallen laſſen oder ſich durch einige düſtere paſſende Worte Anſpielungen erlauben, um das Herz und Gewiſſen des Betreffenden in's höchſte Entſetzen hinein zu ſteigern.

Dagegen nun klang dieſes „Hopſa" gar nicht ungemüthlich, und das fahle Geſicht ſchien faſt zu lächeln, während es einen verſchmitzten Blick auf den Ruhenden warf, um gleich darauf ſo zu thun, als habe es ihn durchaus nicht bemerkt, denn es wandte ſich gegen die Ecke des Zimmers, wo ſich der Waſchtiſch befand, tauchte ſeine rechte Hand in die Waſſerſchüſſel, bekreuzte ſich und drehte alsdann ſeinen Kopf raſch in's Zimmer hinein, wobei indeſſen Herr von Schwerzlingen ſah, daß der behagliche Geſichtsausdruck des Geſpenſtes völlig verſchwunden war und es ihn mit herabhängender Unterlippe und einer wahren Jammermiene anſchaute, dabei dumpf vor ſich hinmurmelnd: „O, — o, — o, — das iſt wieder einmal ganz gemeines Waſſer.“ —

Wenn ſich auch hierdurch der ſprachlos Zuſchauende etwas beruhigt fühlte, ſo überkam ihn doch gleich darauf ein doppelt geſteigertes Entſetzen, als nun die Geſtalt, langſam und ſchwerfällig wandelnd, gerade auf ihn zuſchritt. Die Hitze ſeines Körpers ſteigerte ſich auf eine unerträgliche Art, der Schweiß trat ihm auf die Stirne und es war ihm zu Muthe, als rieſelte an jedem ſeiner Haare ein Tropfen herab. Auch mochte ſich wohl das Grauen auf ſeinen Geſichtszügen ſo deutlich zeigen, daß es ſelbſt für Geſpenſteraugen, die doch an dergleichen gewöhnt ſind, auffallend war, denn der Geiſt, der jetzt dicht vor dem Bette ſtand, ſchüttelte bedenklich ſeinen dicken Kopf und ſagte in einem dumpfen Tone: „Poverino, wenn dich ſchon mein Anblick ſo erſchreckt, wie wirſt du alsdann im Stande ſein, den Knochenſturm dieſes Geſpenſterhauſes zu ertragen? — Und er kommt — er kommt gewiß — ich hör' ihn ſchon — ich hör' ihn ſchon — wehe, wehe!“ — Da flogen die Fenſterflügel ächzend hin und her, und der Wind, welcher ſich gelegt zu haben ſchien, brauſte mit erneuerter Wuth um das alte Haus und fuhr mit einer Gewalt durch das geöffnete Fenſter herein, als habe er das arme dicke Geſpenſt geſucht, um es gründlich zu zerzauſen, was er denn auch in ſchreckenerregender Weiſe that, indem er es langgeſtreckt vor ſich her blies, mehrmals in allen Ecken des Gemachs umher wirbelte, dann in Fetzen riß und zum Fenſter hinaus entführte, wobei es einen kläglichen Klageruf ertönen ließ: — „Wehe, wehe!“ — Und dieſes Wehe erſtarb draußen im Brauſen des Sturmes, um gleich darauf wieder deutlicher und kläglicher dicht vor dem Fenſter zu erſchallen: „Wehe, wehe!“ — wobei es war, als würde dieſer Ruf von unzähligen Stimmen ausgerufen, ja hohnlachend wiederholt vom Sturme ſelbſt, der ſich nun nicht nur in entſetzenerregender Weiſe verſtärkte, ſondern auch Fetzen des unglücklichen Geſpenſtes, ja, weiße Knochentheile wieder in das Gemach hereinführte. — Ja, Knochentheile in grauſenerregender Menge, in furchtbarer Zahl — ein wahrer

Schneeſturm von Knochentheilen! — Und ſo wirbelten ſie auch im Gemach umher, den ganzen Raum bis zur Decke ausfüllend, dicht über dem Haupte des kaum eines Gedankens mehr fähigen Zuſchauers, der ſich begreiflicherweiſe unter ſeiner Bettdecke zu ſchützen verſuchte, ohne aber dem Gelüſte widerſtehen zu können, den Verlauf dieſes ſchauderhaften Ereigniſſes mit anzuſehen.

Und immer noch wollte es kein Ende nehmen. Für Hunderte dieſer entſetzlichen Knochenflocken, die zum Fenſter hinausflogen, wirbelten hundert wieder herein, und wenn es nur dabei geblieben wäre! Aber jetzt ſenkten ſich gegenüber dem Bette des Hauptmanns einzelne der blendend weißen Theile zu Boden, zuerſt einen Knochenfuß bildend, dann den zweiten, um endlich, ſich langſam aufbauend, ein ganzes Gerippe zu werden bis zum Kopfe, der zuletzt wie eine Kanonenkugel hereinſauste dicht über dem Haupt des vor Schreck Erſtarrenden, wobei ihn der nackte Schädel fürchterlich angrinste, um hierauf zu den Füßen des Knochenmanns niederzukollern, ganz genau dieſelbe Geſtalt bildend, die der Hauptmann droben in der Dachkammer geſehen und die der Zimmermann ſo feſt eingenagelt hatte.

— — — Damit aber war ihm auch glücklicherweiſe das Bewußtſein geſchwunden, er hörte nur noch ſchwach das langſam verſchwindende Brauſen des Sturmes, endlich ſich vermindernd zu einem heftigen und ſchmerzlichen Rauſchen in den Ohren. Er athmete tief und ſchwer, er fühlte eine Centnerlaſt auf ſeinem Herzen, die er ſich in fürchterlicher Angſt vergeblich bemühte abzuſchütteln, die ihn immer tiefer niederdrückte, einem Abgrund entgegen, der an ſeiner Seite gähnte und aus deſſen Tiefe ihm das Klirren der Waffen im Gebrauſe der Schlacht, ſein erſtes Traumbild wieder erklang, während er blutend am Rande lag.

„Da faßte plötzlich hilfreich ihn ein Arm.
Es war Oktavio's, und ſchnell erwacht' er,
Tag war es und Oktavio ſtand vor ihm."

— — „Der Herr Hauptmann müſſen einen ſehr ſchweren Traum gehabt haben und ſind bereits zu drei Viertel aus dem Bette gefallen —“ hörte er Schabel vor ſeinem Lager ſtehend ſagen, und als er mit etwas unſicherem Blicke aufſchaute, bemerkte er, daß es jetzt nicht nur heller Tag war, ſondern daß auch das Licht deſſelben, wie es ſich gehörte, aberdings etwas trübe zum Fenſter hereindrang, während der Spiegel ſo trübe, fleckig und angelaufen erſchien, daß er kaum die Geſtalt des ſich nun raſch Aufrichtenden in zweifelhaften Umriſſen zurückwarf.

Dann ſchielte der Hauptmann etwas ängſtlich nach der Ecke, wo ſich das entſetzliche kopfloſe Gerippe aufgebaut, betrachtete auch in richtiger Gedankenverbindung das nun wieder geſchloſſene Fenſter und fing an, Alles, was er heute Nacht geſehen und gehört, für ſo unbegreiflich zu halten, daß er ſich ſchon einreden wollte, Alles ſei nur ein beängſtigender Traum geweſen. Und doch wußte er, daß er gewacht hatte, — ja ſo klar wie eben jetzt, als Schabel vor ihm ſtand und das einigermaßen verſtörte Ausſehen ſeines Herrn mit erſtauntem Blicke betrachtete.

„Nein, ſo lebendig kann man nicht träumen, oder vielmehr man muß feſt überzeugt ſein, nicht geträumt zu haben, wenn man ſo völlig wach und bei Sinnen iſt, als ich in der vergangenen Nacht war — hier ſtand das dicke Geſpenſt, und ich wäre im Stande, ſeine ſchlotterigen Geſichtszüge zu zeichnen, ſo genau hab' ich mir dieſelben gemerkt — dort aus dem Spiegel kam es hervor und zu jenem Fenſter hinaus wurde es lang gezogen wie ein rieſenhafter Sommerfaden, von dem Sturme hinausgeweht. — — O, o, ich habe Schreckliches erlebt — — Schreck — lich — es!“ — Damit fing er an, aus dem Bette zu ſteigen, doch nicht mit ſeiner gewöhnlichen Energie, ſondern langſam und bedächtig, wie ein alter kranker Mann, gebeugt und niedergedrückt, bekümmert nachſinnend, während ſich Schabel diskreter Weiſe zurückgezogen hatte und ſich beim Waſchtiſch zu ſchaffen machte, wo er um die Waſchſchüſſel herum mit dem Handtuche etwas abwiſchte. —

„Was machſt du da?“

„O, nichts Beſonderes, Herr Hauptmann. Der Herr Hauptmann werden ſich geſtern Abend noch die Hände gewaſchen und etwas Waſſer umhergeſpritzt haben, das ich auftrockne.“

„Ich nicht — o ich nicht!“ — ſtöhnte Herr von Schwerzlingen, nach ſeinem Diener trübe hinſtarrend, um gleich darauf haſtig zu fragen: „Was haſt du dort vom Boden aufgehoben?“

„O, ich glaubte, es ſei ein Papierchen, es iſt aber nur ein kleines Knöchelchen.“

„Ein kleines Knöchelchen — gräßlich!“ — Das war juſt an der Stelle, wo das Gerippe geſtanden. — „Trag' es hinaus, das kleine Knöchelchen, hinaus in den Garten — weit weg vom Hauſe — vergrab' es dort!“

Schabel, etwas erſtaunt über den ſo ganz veränderten haſtigen Ton ſeines Herrn, hätte ſich beinahe die Bemerkung erlaubt, der Herr Hauptmann müſſe wohl nicht gut geſchlafen haben; doch wußte er aus Erfahrung, daß in ſolchen Fällen das Schweigen gerathener ſei, weßhalb er ſich dem erhaltenen Befehl gemäß ſogleich entfernte.

Herr und Diener ſchienen vollſtändig ihre Rollen getauſcht zu haben. Der Letztere hatte vortrefflich geſchlafen und ſah heute, trotz des immer noch trübſeligen Wetters, das alte Haus mit weit weniger Mißtrauen an, ſo daß er ſich unaufgefordert allein in die Küche begab, um dort unter dem Kaffeekeſſel ein großes Feuer anzuzünden, indeß der Hauseigenthümer mit ſorgenvollem Blick und noch ſorgenvollerem Gemüthe ſo ſehr in Gedanken im Zimmer hin und her ſchritt, daß er ſich lange Zeit vergeblich bemühte, die Träger ſeiner Beinkleider an ſeine Unterhoſen zu befeſtigen, und überhaupt verſchiedene Dinge that, welche die Beendigung ſeiner Toilette bedeutend verzögerten. Endlich kam er doch damit zu Stande, nachdem er ſich von Schabel hatte friſches Waſſer bringen laſſen, da es ihm unmöglich war, ſich des gleichen zu bedienen, worein das Geſpenſt ſeine Hand getaucht, und dann begab er ſich verdüſterten Angeſichts in das vordere größere Zimmer, wo kaum der gute Duft des Kaffee's und das lodernde Kaminfeuer im Stande waren, ſeine Geſichtszüge ein wenig zu erheitern.

Da aber ein ſtarker Kaffee und eine gute Pfeiſe Tabak bekanntermaßen von ſehr glücklichen Einwirkungen auf eine gedrückte Seele ſind, ſo zeigte ſich auch hier dieſe günſtige Wirkung, und Herr von Schwerzlingen begann endlich ſich zu ſagen, daß man verſuchen müſſe, aus dieſem unglückſeligen Kauf zu retten, was noch möglich ſei und das Haus, wenngleich mit bedeutendem Verluſt, in andere Hände zu bringen. Denn bei dem Gedanken, noch eine zweite ähnliche Nacht hier zuzubringen, erbebte ſein ſonſt ſo tapferes Herz und ſeine Haare ſträubten ſich empor.

Wie ſich aber mit ſeiner Frau zu verſtändigen ſei, wollte ihm durchaus nicht einleuchten, denn er ſcheute ſich, ihr von den Schrecken der vergangenen Nacht zu ſprechen, da er nicht im Stande geweſen wäre, dieſelben als einen Traum zu behandeln, oder es noch weniger hätte zugeben können, ſie als ein Traumgebilde verlachen zu hören. Jedenfalls mußte er einen Entſchluß faſſen, und es erſchien ihm das Beſte, nach Hauſe zurückzukehren, nachdem die Herren vom Gerichte dageweſen waren, um ſeiner Frau das Reſultat ſeiner Unterſuchungen des alten Gebäudes, die er auf's Gewiſſenhafteſte mit Beihilfe von Maurer und Zimmermeiſter angeſtellt, als ziemlich troſtlos darzuſtellen, und jedenfalls auseinanderzuſetzen, daß bedeutende Reparaturen nöthig ſeien, ehe man überhaupt daran denken könne, das Beſitzthum zu beziehen.

Darüber tritt dann der Winter ein, dachte er, in das trübe herbſtliche Wetter hinausſchauend, und vielleicht finden wir unterdeſſen eine paſſende Wohnung, wie unſere bisherige war — vielleicht zeigt ſich inzwiſchen auch ein Käufer für das Haus, und wenn wir auch bedeutend Haar dabei laſſen müſſen, ſo iſt das jedenfalls beſſer, als hier zu bleiben, wo Einem alle Haare vor der Zeit weiß werden oder ausfallen. — Baſta!

Dieſes Baſta war immer ein beruhigender Schlußpunkt bei den Gedanken des Hauptmanns, und ſo vermochte er auch jetzt nicht nur heiterer in die Zukunft zu ſehen, ſondern er beſchloß, mit Hilfe Schabel's das Erdgeſchoß auf's Genaueſte zu unterſuchen, hauptſächlich jenen Theil, wo ſich der große Spiegel befand, hinter dem er den Räumlichkeiten nach ein Gemach vermuthete. Dieß war denn auch der Fall und auf der Rückſeite fand ſich eine ſchmale Thüre, die von innen verriegelt zu ſein ſchien und ſich erſt nach gewaltſamer Anwendung des Brecheiſens öffnete, worauf ſich der Raum als ein ſchmaler halbdunkler Gang auswies, der vielleicht ehedem in das Schlafzimmer geführt hatte.

Das war an ſich nichts Außerordentliches, doch blieb der Hauptmann betroffen ſtehen, als er, in dieſen Gang hineinblickend, den Boden mit einer dicken Staubſchichte bedeckt ſah, in welcher ſich die unverkennbar ganz friſchen Eindrücke nackter Füße zeigten, gerade ſo, als wenn Jemand vor wenig Stunden durch die verſchloſſene Thüre gegangen und nicht wieder zurückgekehrt wäre.

Selbſt auf Schabel machte dieſe Entdeckung ſichtlich einen beunruhigenden Eindruck; er blickte ſeinen Herrn mit offenem Munde ſprachlos an und zeigte dann deutlich ſein Erſchrecken, als er bemerkte, daß der Hauptmann bleich geworden war und, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan, haſtig den Gang wieder verließ, worauf er die Thür nicht nur raſch in das wackelig gewordene Schloß warf, ſondern auch einen langen herausgefallenen Nagel mit aller Kraft wieder in das Holz der Thüre und die Einfaſſung trieb.

Schabel hätte ſich gern eine Frage erlaubt, doch ging ſein Herr ſo gebeugten Hauptes und mit ſo finſter zuſammengezogenen Augbrauen in das Wohnzimmer zurück, daß er es für gerathener hielt, zu ſchweigen und ſich ein wenig mit dem Aufräumen der Küche zu beſchäftigen, worauf er dann unter die Hausthüre trat, um dem ſanften, aber unaufhörlichen Herabrieſeln des Regens zuzuſchauen.

Da fuhr eine Droſchke an das Gitterthor des Gartens, hielt dort und Schabel war mit einigen Sprüngen an der Droſchke. Er hatte die gnädige Frau erkannt, die nun ausſtieg, und ſich nach einer wohlwollenden Begrüßung raſch in das Haus verfügte, wo ihr am Eingange der Hauptmann entgegenkam, um ſie nach einem ſehr herzlichen Händedruck in das Wohnzimmer zu geleiten. Hier ſchaute ſich Frau von Schwerzlingen mit einem leichten Seufzer um und ſagte: „Das ſieht allerdings noch recht troſtlos aus, und es thut mir leid, daß du die Nacht ſo allein zugebracht haſt. Wo und wie haſt du denn eigentlich geſchlafen?“

„Hier gleich nebenan hat Schabel mein Bett gemacht, und was meine Nachtruhe anbelangt, ſo hat mich allerdings die ungewohnte Umgebung, auch das Sauſen und Brauſen des Sturmes ein wenig beläſtigt — es iſt Alles noch recht unwohnlich und ich dachte einigermaßen ſchmerzlich an mein behagliches Schlafzimmer.“

„Ja, ja,“ ſagte ſeine Gattin, nachdenklich zum Fenſter hinausblickend, „und ich fürchte faſt, hier gibt es ſehr viel zu thun, bis man nur einigermaßen wohnen kann.“

„Sehr viel, mein liebes Kind.“

„Und der Winter vor der Thür — ich fürchte, wir werden kaum fertig.“

„Du ſagſt es, mein Schatz und ich habe das Gleiche gedacht, beſonders nachdem ich geſtern mit großer Genauigkeit und unter Beihilfe der Handwerker das Haus durchſtöbert — es iſt in greulicher Unordnung — in Verfall könnte man ſagen.“

„Ich hab' es mir wohl gedacht,“ entgegnete ſie kleinlaut, „und es war unverantwortlich von dem Kommiſſionär, uns nicht die volle Wahrheit zu ſagen. Die volle Wahrheit — hm — das war allerdings ſehr unverantworlich. Auch in Betreff jener ſeltſamen Gerüchte, mein lieber Adolph, und ich fühle, welch' große Schuld ich mir dadurch aufgeladen habe.“

„Sprich davon nicht, mein liebes Kind! Ich hätte mich genauer erkundigen oder die eigenthümlichen Reden meiner Bekannten erwägen ſollen.“

„So haben auch deine Bekannten über das Haus geſprochen? — und meine erſt!“ fuhr ſie ſeufzend fort, nachdem er bejahend mit dem Kopfe genickt — „weißt du, ich mache mir nichts aus ſolchen Gereden — aber die Folgen!“

„Ja, die Folgen,“ wiederholte er in düſterem Tone.

„Zuerſt haben mir meine Köchin und das Stubenmädchen gekündigt, dann hat mir Edgardine mit weinenden Augen verſichert, es ſei ihr Tod, wenn ſie in dieß alte Haus ziehen müßte, dann hat Paul geſagt, er mache ſich eigentlich nichts daraus, mit Geſpenſtern unter einem Dache zu wohnen, doch habe er geſtern ſchon einen ſeiner Klaſſenfreunde wegen Hänſeleien prügeln müſſen und ſei dafür beſtraft worden, dann —"

„Noch mehr?" fragte der Hauptmann in bekümmertem Tone.

„Noch mehr, lieber Adolph, aber zuletzt auch etwas, was dir nicht unangenehm ſein wird. Zunächſt muß ich dir noch ſagen, daß mir Madame Igel, die Hausvermietherin, ſchrieb, ſie könne ſich mit unſerem Hauſe nicht befaſſen, da ſie ihre Kundſchaft verderben würde."

„Ja, ja," erwiderte er kopfnickend, „aber nun ſage mir auch das Angenehme, ich kann es wahrhaftig brauchen."

„Gerne, lieber Adolph! Denke dir, Madame Wiebel war geſtern Nachmittag bei mir und ſagte, ſie hätte von unſerem Hauskauf gehört. Sie fragte, ob wir denn wirklich geſonnen ſeien, hierher zu ziehen? Als ich das achſelzuckend zugab, verſicherte ſie auf's Eifrigſte, dann halte ſie es für Pflicht der chriſtlichen Liebe, ihre Aufkündigung zurückzunehmen, denn ſie würde keine ruhige Stunde mehr haben, wenn ſie ſchuld ſein müßte, uns in dieß Geſpenſterhaus getrieben zu haben."

Dieſe Nachricht ſchien nun allerdings ſehr angenehm auf den Hauptmann zu wirken, denn ſeine Züge erheiterten ſich auffallend und er erwiderte: „Es iſt immerhin eine brave Frau, dieſe Madame Wiebel, und wenn Paul mit ſeiner verfluchten Schwanzklemme nicht geweſen wäre, ſo hätten wir noch jahrelang in behaglicher Ruhe dort wohnen können — das iſt wieder einmal das Kapitel der kleinen Urſachen und großen Wirkungen," ſetzte er achſelzuckend hinzu, indem er mit einem recht betrübten Geſichtsausdruck an das Fenſter trat, um in den niederrieſelnden Regen zu blicken.

Seine Gattin, die ihm ſeufzend nachgeſchaut, trat leiſe an ſeine Seite, legte ihm ihre rechte Hand auf die Schulter und ſagte mit weicher Stimme: „Laß es gut ſein, lieber Adolph, noch iſt nicht Alles verloren, und werden wir einen, wenn gleich ſchweren Verluſt bei Verkauf dieſes Hauſes auch noch ertragen können."

„So biſt du alſo geſonnen, nicht hierher zu ziehen?" fragte er ſichtlich erleichtert.

„Wenigſtens denke ich, wir werden Beide geſonnen ſein, abzuwarten und können das ja auch, da du ja wohl nichts dagegen einzuwenden haben wirſt, in unſerer bisherigen ſehr angenehmen Wohnung zu bleiben."

„Und du meinſt, wir könnten das annehmen?"

„Jedenfalls, denn es kommt noch ein Umſtand dazu, den ich dir nicht verſchweigen will und der mit Edgardinens verweinten Augen in einem recht innigen Zuſammenhange ſteht."

Der Hauptmann horchte hoch auf, indem er ſeine Frau mit einem zweifelhaften Blicke betrachtete. Sein Staunen nahm aber noch zu, als Frau von Schwerzlingen fortfuhr: „Ich habe ſchon lange etwas bemerkt, daß unſere Tochter nicht ganz gleichgiltig war bei den ſehr freundlichen Begrüßungen des jungen Herrn Wiebel, fand durchaus keine Urſache, darin irgend ein Aergerniß zu finden; denn der junge Herr Wiebel, nach welchem ich mich genau erkundigt —"

„Hoffentlich genauer, mein liebes Kind, als nach beſagtem Hauſe," meinte der Hauptmann lächelnd.

„Unbeſorgt! — dafür trat mein Mutterherz ein, wogegen ich es, um Hausbeſitzerin zu werden, etwas leicht nahm — vielleicht allzu leicht — doch nicht wahr, lieber Adolph, du zürneſt mir deßhalb nicht, und wenn wir auch einen Theil unſeres Vermögens verlieren, ſo werden wir vielleicht mit dem, was uns bleibt, um ſo glücklicher leben — ohne ferneres Gelüſte, Hausbeſitzer zu ſein."

Er nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Nur Eines ſchmerzt mich dabei," fuhr ſie nach einem leichten Seufzer fort, „das, was wir hier verlieren, wäre eine genügende Mitgift für die arme Edgardine geweſen."

„So iſt die Sache ernſtlich gemeint?"

„So ernſtlich, mein lieber Adolph, daß Madame Wiebel ſelbſt verblümt darüber geſprochen."

„Sieh, das freut mich," rief der Hauptmann heiter, „und nebenbei gibt uns das auch Gelegenheit, dieſes Haus wieder zum Verkaufe anzubieten und ohne Aufſehen, denn

Jedermann wird es begreiflich finden, daß wir bei unſerer Tochter wohnen bleiben wollen.“

„Ganz meine Anſicht, und ich erlaubte mir, heute früh ſchon in dieſer Richtung mit dem Kommiſſionär zu reden.“

„Dieſer Schlingel!“ brummte Herr von Schwerzlingen. „Ich hoffe, daß er ſich Mühe gibt, den verfahrenen Karren wieder aus dem Schmutze herauszuziehen.“

„Er gab mir einige Hoffnung und will dich jedenfalls heute Morgen hier aufſuchen.“

„Gut, ich muß ohnedieß dableiben, bis die Herren vom Gerichte kommen.“

„So darf ich beruhigter nach Hauſe gehen und erwarte dich zum Mittageſſen, wozu ich mir erlaubt habe, Madame Wiebel und ihren Sohn einzuladen.“

Dann verließ ſie ihren Gatten nach herzlichem Abſchiede, und der Hauptmann, der ſie bis zum Wagen geleitet, kehrte vollkommen erheitert in das Wohnzimmer zurück, wo er ſich in weit behaglicherer Stimmung an das Kaminfeuer ſetzte, nachdem er noch ein paar tüchtige Klötze hineingeworfen. — Gott ſei Dank, daß Alles ſo gekommen war! Hätte er doch wahrhaftig ſein ganzes künftiges Leben als gewiſſermaßen verloren angeſehen, wenn er gezwungen geweſen wäre, hier in unheimlicher Geſellſchaft von dicken geſpenſtigen Mönchen, kopfloſen Gerippen und unbegreiflichen Fußſpuren zu hauſen! — — Allerdings hatte er ſich vorgenommen, nie darüber zu reden, obgleich es ihm nicht leicht geworden wäre, das Furchtbare, was er erlebt, ſelbſt am runden Tiſche des Offiziersklubs zu verſchweigen. Nun konnte ſich auch dieſe Feſſel löſen, wenn es ihm gelang, das alte Haus zu verkaufen. Dem betreffenden Käufer — das gelobte er ſich — wollte er weder das aufgefundene Gerippe verſchweigen, noch die ſeltſamen Gerüchte, die von abergläubiſchen Leuten über das Haus verbreitet wurden. Er freute ſich ſchon im Voraus darauf, an einem recht ſtürmiſchen Wintertage bei einem guten Glaſe Punſch mit geheimnißvoller Miene zu beginnen und ſeinen Freunden die Erlebniſſe der vergangenen Nacht preiszugeben — — die ſollen aufpaſſen! —

Da trat Schabel in das Gemach und meldete zwei Herren, die den Herrn Hauptmann zu ſprechen wünſchen.

„Ah! die vom Gericht — laß ſie eintreten!"

Nun aber waren es nicht dieſe Erwarteten, vielmehr zeigte ſich unter der Thür eine ganz unbekannte und etwas ſeltſame Erſcheinung: ein langer hagerer Mann nämlich mit ſchmaler und ſpitzer Stirne, hellblondem, gleichgiltigem Auge, glatt gegen die Schläfen gekämmtem blondem Haar, etwas herabhängender Unterlippe, eine jener ſchildloſen ſchottiſchen Reiſemützen auf dem Kopfe, den Oberkörper kunſtvoll in einen dicken grauen Plaid gewickelt, ſo daß die Arme frei blieben, während der untere Theil dieſer Geſtalt weite Pumphoſen zeigte, darunter eng anliegende Gamaſchen und ſchwere, grobe Gebirgsſchuhe. Daß man es aber mit einem Gentleman zu thun hatte, ſah man an den feinen, gewählten Stoffen ſämmtlicher Kleidungsſtücke, an der friſchen Wäſche und den tadelloſen Handſchuhen.

Hinter dieſem Herrn erſchien der Kommiſſionär, der den Hauskauf vermittelt und trat nun raſch, den Andern umgehend, auf den Hauptmann zu, um demſelben den Miſter Weps vorzuſtellen, der in einer Geſchäftsangelegenheit zu ihm gekommen ſei.

Schabel rückte auf den Wink ſeines Herrn Stühle vor das lodernde Kaminfeuer, und als ſich alle Drei niedergelaſſen hatten, wobei Miſter Weps ſteif und gerade daſaß, ohne die Stuhllehne zu berühren, ſagte dieſer Herr: „O, es iſt ein ſehr ſchönes Gefühl, bei ſo kühler Witterung ein ſo ſchönes Kaminfeuer zu finden — es vermehrt das ſehr die Behaglichkeit."

„Findet ſich leider bei uns nur in älteren, außerordentlich ſolid gebauten Häuſern wie dieſes hier," ſagte der Kommiſſionär, wobei er leicht ein Auge gegen den Hauptmann zukniff, der dann erwiderte: „Was ſolide Bauart anbetrifft, ſo iſt allerdings an meinem Hauſe nichts auszuſetzen, es iſt maſſiv von den Fundamenten bis zur Dachſpitze."

„Und hat dieſe ſchönen düſtern Bäume und liegt ſo wundervoll einſam und allein," ſprach Miſter Weps vor ſich hinſtarrend, worauf er langſam ſein Geſicht zum Kommiſſionär wandte, ſpeziell gegen dieſen hinzuſetzend: „Uas ich bis jetzt von dem Hauſe geſehen, gefällt mir ganz außerordentlich.“

„Der Herr hat vielleicht Luſt, den erſten Stock zu miethen?“ fragte der Hauptmann, „oder den zweiten, der nächſtens vakant wird, auch könnte ich mich vielleicht entſchließen, Ihnen dieſe Parterrewohnung abzutreten.“

„Das uäre mir ſehr angenehm, denn ich liebe die Parterreuohnungen, beſonders uenn ſie haben Kaminfeuer, durch uelche hinab, uie eben jetzt, der Uind ſo behaglich ſaust, auch klappern die Fenſterladen ſo anmuthlich, uas mir Alles ſehr gefällt.“

Der Hauptmann blickte ſeinen Gaſt mit einigem Erſtaunen an, ja mit Mißtrauen, doch zeigte ſich auf dieſem ernſten und gleichgiltigen Geſicht keine Spur von Ironie, wogegen er jetzt durch ſeinen auf der Naſe befeſtigten Zwicker mit unverkennbarer Befriedigung eine große feuchte Stelle an der Decke über einem der Fenſter betrachtete, ſo daß der Hausbeſitzer zur Entſchuldigung ſagen zu müſſen glaubte, es werden allerdings Reparaturen nöthig ſein, um das Haus wieder in vollkommen wohnlichen Stand zu verſetzen.

Doch entgegnete Miſter Weps mit einiger Lebhaftigkeit: „O, ich liebe nicht dieſe Reparaturen und die ſogenannten uohnlichen Häuſer, ſondern, was mich an dieſem Gebäude entzückt, iſt, daß es ſchon von Außen ſo ungeheuerlich und veruahrlost ausſieht, wie ich mir nicht geglaubt habe, zu finden hier ein ähnliches Haus.“

Der Hauptmann blickte faſt betroffen auf den Kommiſſionär, wobei er leicht mit der Hand über ſeine Stirne ſtrich, was pantomimiſch als eine etwas verdächtige Frage gelten konnte, die aber der Geſchäftsmann heiter lächelnd beantwortete, indem er ſagte: „Miſter Weps hat ſich an mich gewandt, um Ihr Haus zu kaufen, von dem er Einiges gehört.“

„O ya, ſehr Einiges gehört.“

„Und das ihm wohl zu gefallen ſcheint.“

„O yes, — ſehr wohl zu gefallen.“

„Mein Haus kaufen?“ fragte der Hauptmann, ſichtlich auf's Höchſte überraſcht. „— — Doch weiß ich nicht, ob dieſes Haus —"

„Miſter Weps nicht zu theuer erſcheint," fiel der Kommiſſionär haſtig ein, „ich nahm mir ſchon die Freiheit, dem Herrn zu ſagen, daß Sie gerade dieſes Haus mit beſonderer Vorliebe gekauft und daß es Ihnen lieb ſei, gerade wegen ſeiner unſchätzbaren Eigenſchaften."

„O yes, ich kann mir denken das, und bin ich durchaus nicht chikanirt, was anbelangt den Kaufpreis — wie meinen Sie dazu, Miſter Captain?"

„Ja — allerdings — in einem ſolchen Falle," meinte der Hauptmann, indem er ſich auf dem Stuhle hin und her wiegte, nachdem er einen aufmunternden Blick des Kommiſſionärs wohl verſtanden — „in dieſem Falle ließe ſich vielleicht darüber reden, denn Miſter Weps wird einſehen, daß Leute meiner Stellung nicht heute Häuſer kaufen, um ohne gewichtigen Grund ſie morgen wieder abzugeben — ich erwarte eben wieder die Handwerksleute, um —" dabei blickte er beſorgt nach der Thüre, denn es wäre ungemein fatal geweſen, wenn gerade jetzt die Herren vom Gericht erſchienen wären, um über das eingenagelte Gerippe zu verhandeln.

„Uieder die Handuerksleute?" fragte Miſter Weps mit einiger Unruhe, „der Herr Kommiſſionär hat mir doch verſichert, daß Sie noch nicht angefangen hätten, zu zerſtören an der uondervollen Schönheit dieſes Hauſes — — reden uir offen mit einander," fuhr er fort, nachdem Herr von Schwerzlingen in einem ſehr begreiflichen Erſtaunen nicht ſogleich eine Antwort fand, „reden uir ſehr offenherzig! Ich bin geuollen, dieß Haus zu kaufen, uie es da iſt und bleiben ſoll, ohne aller Veränderung in ſeinem ſchönen Enſemble, vor Allem aber mit dem Gerippe, das Sie haben gefunden in Ihrer Dachkammer — o, ich liebe jetzt ſo ſehr dieſes Gerippe!"

„So würde Sie das nicht geniren?" erwiderte der Hauptmann nach einem Blick des grenzenloſeſten Erſtaunens auf den Kommiſſionär, der achſelzuckend vor ſich hinlächelte — „ſo würde Ihnen das an meinem Hauſe nicht unangenehm ſein und auch nicht das Gerede abergläubiſcher Leute?"

„O! gerade dieſes Gerede hat mich ganz beſonders aufmerkſam gemacht auf Ihr Haus und ich uäre ſchon gekommen geſtern Abend, um mit Ihnen zu unterhandeln, uenn es nicht geueſen uäre ſo ſpät, doch blieb ich in Ihrem Garten mehrere lange Stunden und uar entzückt von dem Aechzen und Klappern der Fenſtern, von dem Sauſen und Brauſen in den Zueigen der alten Bäume, von dem, uas mir die Uetterfahne erzählt und von dem, uas ich geſehen,“ ſetzte er leiſer hinzu, um gleich darauf begeiſtert auszurufen: „O, ich habe hier endlich gefunden, uas ich lange Jahre auf meinen vielen Reiſen vergeblich geſucht, ein Haus vor Geſpenſter!“

„So glauben Sie an dergleichen?“ fragte der Hauptmann mit einem ſcheuen Blick auf das Nebenzimmer.

„O yes! es gibt Geſpenſter und gerade in dieſes Haus — geſtern Nachts, als ich draußen mit Entzücken geſtanden bin im Regen, habe ich mich vollkommen davon überzogen.“

„Geſtern Nacht?“ fragte raſch der Hauptmann und der Kommiſſionär zur gleichen Zeit, Letzterer in einer Miene des Unglaubens, der Andere dagegen in banger Erwartung.

„O yes — geſtern Nacht,“ wiederholte Herr Weps, um mit einer ſchlauen Miene hinzuzufügen: „Doch uerden Sie mir erlauben, die Beſtätigung dieſer koſtbaren Eigenſchaft Ihres ſo intereſſanten Hauſes nicht von mir zu geben, bis Sie mir haben verſprochen, auf Uort zu treten in eine Unterhandlung uegen des Verkaufs.“

Und das nennt der Mann eine koſtbare Eigenſchaft meines Hauſes! — dachte der Hauptmann nicht ohne einigen Schauder, während er dem Gaſte ſtatt einer — beide Hände gab zur Bekräftigung ſeines Wortes, — daß er gewillt ſei, über den Verkauf zu unterhandeln.

Dann ſagte Herr Weps mit feierlicher Miene, hoch emporgezogenen Augenbrauen und indem er einen Zeigefinger ſeiner linken Hand in die Höhe ſtreckte: „O yes, ich habe geſtern Nacht geſehen um die richtige Zeit, nach der Mitternachtſtunde, ein ueißes Geſpenſt durch den Garten ſchuebend nach der hintern Seite dieſes Hauſes — o yes, ich habe es geſehen und ſchlief nicht, ſondern uachte ſehr.“

Der Kommiſſionär warf einen betroffenen Blick auf den Hauptmann, der, wie ſich entſchuldigend, mit den Achſeln zuckte und dann die Frage that: „Würden Sie mir wohl ſagen, mein verehrter Miſter Weps, woher das Geſpenſt kam, welches Sie durch den Garten ſchweben ſahen?“

„O no, das uerde ich Ihnen nicht ſagen! Das iſt mein Geheimniß und uird es bleiben, bis ich Beſitzer dieſes Hauſes ſein ſoll. — Ich uerde es für mich behalten, uo dieſer Schatz begraben liegt.“

„Nun denn in Gottes Namen,“ ſprach der Hauptmann nach einem tiefen Seufzer, „ſo will ich Ihnen die Summe nennen, die ich für mein Haus glaube anſprechen zu dürfen.“

„Iſt ganz unnöthig,“ meinte Miſter Weps, „dieſer Herr Kommiſſionär hat mir die Summe ſchon genannt und ich uill nur wiſſen, ob Sie damit einverſtanden uerden.“

Dann nannte der Kommiſſionär kopfnickend und mit einem pfiffigen Lächeln eine bedeutend höhere Summe, als der Hauptmann für das Haus bezahlt, und dieſer mußte mit aller Gewalt an ſich halten, um Miſter Weps vor Freuden nicht in ſeine Arme zu ſchließen, beſonders als dieſer aus ſeiner Brieftaſche einen guten Check auf einen der renommirteſten Bankiers der Stadt hervorzog und als der Kommiſſionär zur gleichen Zeit auf dem Tiſche die bereits ausgefertigte Verkaufsurkunde zur Unterſchrift ausbreitete und dann Miſter Weps eine gleichfalls mitgebrachte Feder, nachdem er ſie in ein kleines Tintenfäßchen getaucht, darreichte.

Ehe aber dieſer Gentleman unterſchrieb, wandte er ſich mit großer Wichtigkeit an den Hauptmann und ſagte nicht ohne einige Bewegung: „Etuas Uichtiges hätte ich beinahe vergeſſen und uerden Sie mich darüber können beruhigen. Es befindet ſich doch das höchſt intereſſante Gerippe noch in der Dachkammer, uo Sie es gefunden ohne Kopf mit dem langen Dolchmeſſer in ſeiner Bruſt.“

„Das Gerippe iſt allerdings noch an derſelben Stelle, gänzlich unberührt; doch von einem Dolchmeſſer hab' ich nichts bemerkt.“

„Thut auch nichts. — Es iſt uorden ſo erzählt. Und uär' es ja möglich geueſen, daß dieſer intereſſante Mord gemacht uorden uäre durch dieſes Dolchmeſſer, uährend ich mir gleich geſagt, daß es könnte durch Erdroſſelung hervorgebracht ſein uorden; dann hab' ich auch gehört, daß ſich die Gerichte darum bekümmern uollen, und möchte ich auch von Ihnen verſichert erhalten, daß die Gerichte nicht das Recht haben, das Gerippe aus meiner Dachkammer zu entfernen."

„Dieſe Verſicherung," ſprach der Kommiſſionär, „habe ich dem Herrn Weps bereits gegeben, nachdem ich mich vorher auf das Genaueſte erkundigt. Das Gericht wird ſich damit begnügen, den Thatbeſtand feſtzuſtellen, wird Papier und Tinte verbrauchen und dafür einige Koſten aufrechnen — das iſt Alles."

„O, das iſt mir ſehr gleichgiltig, wenn ich nur mein Gerippe erhalte," meinte Miſter Weps, worauf er mit kräftigem Federzug die Kaufsurkunde unterſchrieb. Dann that der Hauptmann das Gleiche und zuletzt der Kommiſſionär als Zeuge.

Als das Geſchäft ſo zur Zufriedenheit aller Theile beendigt war, auch Herr von Schwerzlingen ſeinen Check erhalten hatte, konnte man bemerken, daß dieſer etwas auf dem Herzen habe, denn er ſchaute Herrn Weps mit einem freundlichen Lächeln in's Geſicht, räuſperte ein paar Mal hinter der vorgehaltenen Hand und ſagte endlich: „Ich will Ihnen noch ein kleines Geheimniß dieſes Hauſes mittheilen, „wenn Sie mir dagegen eine freimüthige Frage geſtatten wollen."

„O yes — theilen Sie mit und ich uerde Ihnen antuorten."

Dann erzählte der Hauptmann von der erbrochenen Thür des kleinen Ganges neben ſeinem Schlafzimmer und von der dicken Staubſchicht mit tief eingedrückten Fußſpuren, die er dort gefunden, welche Mittheilung das Intereſſe des neuen Käufers in ſo hohem Grade erregte, daß er aus ſeiner ſteifen, ruhigen Haltung in die Beweglichkeit eines Menſchen verfiel, dem ſoeben ein großes Glück verkündigt worden iſt. Er faßte mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Hauptmanns, ſchüttelte ſie kräftig, indem er ausrief: „O, Sie haben mir das zu Ihrem eigenen Schaden erzählt, — viel zu ſpät — viel zu ſpät, – ich hätte Ihnen ſonſt geboten noch eine größere Summe."

„Die Sie mir durch eine offene Antwort auf meine Frage zu erſetzen vermögen,“ erwiderte lächelnd der Hauptmann.

„Fragen Sie!“

„Was trieb Sie zu dem Kauf eines Hauſes, das Ihnen ſelbſt im Aeußeren düſter, vernachläſſigt, ja unheimlich erſchien, eines Hauſes, dem man, ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen, Dinge nachſagt, die eigentlich jeden — — Menſchen —“ faſt hätte er geſagt vernünftigen Menſchen — „vor einem ſolchen Kauf zurückſchrecken mußten und die mich ſicher zurückgeſchreckt hätten, wenn Sie mir früher mitgetheilt worden wären?“

Herr Weps lächelte behaglich, ehe er, ſich die Hände reibend, hierauf zur Antwort gab: „Jetzt, nachdem dieſes Haus in meinem Beſitz iſt und ich nicht fürchten muß, daß meine Idee und die einiger gleichgeſinnter Freunde von Andern ausgebeutet uird, kann ich Ihnen ſchon mittheilen, uarum es mich ſo glücklich macht, dieſes verrufene Haus in unſerem Beſitz zu haben. — — Uir haben nämlich gegründet, ich und einige Freunde, einen Geſpenſterklub und haben da lange vergeblich geſucht nach einer ſo ſchönen und vortrefflichen Gelegenheit. Uir uollen beuohnen dieſes Haus, uollen bei Tage ſchlafen und uollen uns Nachts mittheilen, uas uir erfahren können von ſchönen und lehrreichen Geſpenſtergeſchichten, uir uollen dabei auch hoffen, ſelbſt Geſpenſter zu ſehen und Sie dazu feierlich einladen. Uir hoffen auch, daß dieſe Geſpenſter kommen uerden, ſich unter uns als Ehrenmitglieder behaglich fühlen und uns Mittheilungen machen, die uir dann ſpäter veröffentlichen uerden in den Annalen des Geſpenſterklubs — das iſt doch neu, gewiß von großer Uirkung und noch niemals da geueſen.“

„Nein, das iſt noch niemals dageweſen,“ meinte der Hauptmann, indem er ſeine Hände zuſammenlegte und den neuen Käufer mit einem grenzenloſen Erſtaunen betrachtete.

„O! — ſehr originell — — und uerden dabei ſein nicht einmal ſehr exkluſiv, und uenn Sie, mein verehrter Herr Captain, auch dieſer braver Herr Kommiſſionär ſpäter einmal Luſt haben ſollten, ſich in unſern Geſpenſterklub aufnehmen zu laſſen, ſo ſoll es an meiner Vermittelung nicht fehlen — — jetzt aber uerden Sie mir geſtatten, mein neues Beſitzthum in Augenſchein zu nehmen, und vielleicht iſt der Herr Kommiſſionär ſo freundlich, mich dabei zu begleiten."

Dann nickte er dem Hauptmann ſteif mit dem Kopfe und begab ſich ohne Weiteres in das anſtoßende Zimmer, wo Herr von Schwerzlingen geſchlafen, drehte ſich aber unter der Thür, nachdem er einen Blick in das Gemach geworfen, wieder um, und ſagte: „Es uäre mir ſehr lieb, uenn Sie mir dieß Bett und Einrichtung um einen guten Preis ablaſſen wollten, damit ich könnte ſchlafen die nächſte Nacht — uollen Sie das?"

„Mit großem Vergnügen, mein werther Herr Weps."

»Thank you, Sir.«

Als er verſchwunden war, blickte der Hauptmann den Kommiſſionär unter einem lang andauernden Kopfſchütteln in ſprachloſem Erſtaunen an und fragte endlich in etwas mißtrauiſchem Tone: „Und Sie glauben wirklich, daß das ein abgemachter Kauf iſt — daß dieſer Check ſeine Giltigkeit hat?"

„Unbeſorgt, ich habe mich auf's Genaueſte darnach erkundigt. Sie können Ihr Geld erheben, wann Sie wollen."

„So ſeien Sie meiner innigſten Dankbarkeit gewiß," rief der Hauptmann, dem eine Centnerlaſt von der Bruſt rollte, „aber thun Sie mir noch die Liebe und erwarten Sie an meiner Statt die Herren vom Gericht — ich muß nach Hauſe — ich muß gleich nach Hauſe."

Dann wurde Schabel nach einer Droſchke geſchickt, und dieſer, der wahrſcheinlich an der Thür ein wenig gelauſcht hatte, ſprang mit freudeſtrahlendem Geſicht davon, um in unglaublich kurzer Zeit in einem Wagen zurückzukehren, worauf der Hauptmann einſtieg und ſeine Wohnung erreichte, als Frau von Schwerzlingen gerade damit beſchäftigt war, den Mittagstiſch mit ihrer feinſten Leinwand, mit dem beſten Porzellan und Glas, ja ſogar mit Champagnerkelchen herzurichten.

Er hatte ſich vorgenommen, anfänglich ein wenig den Ernſten, Zurückhaltenden, ja Verdüſterten zu ſpielen, doch war ſein Herz nicht hart genug zu ſolcher Heuchelei, beſonders als ſich Edgardine mit einem bittenden Blick ſchmeichelnd an ihn hängte und als ihm ſeine Gattin freundlich lächelnd ſagte: „Ich bin nur froh, daß du glücklich wieder hier biſt; und wollen wir unſern Verluſt vergeſſen, ſo gut wir können.“

Da platzte und ſprudelte er lachend heraus: „Was Verluſt, was vergeſſen! Nichts ſoll verloren ſein, aber Alles vergeſſen! Da ſeht her, ich habe das Haus glücklich verkauft — und um welche Summe!“

Frau von Schwerzlingen erblaßte vor freudiger Aufregung und war gezwungen, ſich auf einen Stuhl niederzulaſſen, während der Hauptmann berichtete.

Und wie glücklich fühlte ſich dann die ganze Familie, ja ſämmtliche Angehörigen des Hauſes, Schabel, die Köchin und das Stubenmädchen, welch' beide Letzteren noch vor dem Mittageſſen die Verſicherung abgaben, es ſei ihnen nach reiflicher Ueberlegung doch unmöglich, eine ſo gute Herrſchaft zu verlaſſen! Dann kamen die Gäſte, Madame Wiebel und ihr Sohn, und es war ein Mittageſſen ſo mit Luſt und Heiterkeit gewürzt, wie lange keines in beiden Familien ſtattgefunden hatte; auch ſparte der Hauptmann ſeinen Champagner durchaus nicht, und nach einem Toaſte, bei welchem der junge Herr Wiebel betheuernd ſeine Hand an das Herz legte und Edgardine hoch erröthend auf ihren Teller niederſchaute, wurde auch des Hauſes der Geſpenſter gedacht und dem neuen Beſitzer mit ſeinem wunderlichen Unternehmen alles mögliche Glück gewünſcht.

Letzteres thun auch wir, geneigte Leſer, da es nicht mehr als billig iſt, jedes Streben anzuerkennen, und auch aus Egoismus, indem wir hoffen, ſpäter vielleicht intereſſante Mittheilungen zu erhalten aus den Annalen des Geſpenſterklubs, die wir in ſolchem Falle feierlich verſprechen, dir, freundlicher Leſer, nicht vorenthalten zu wollen.

* * *

Falſches Spiel.

Es iſt ein nicht ungemüthlich erſcheinendes Stück Familienleben, in das wir den geneigten Leſer im Intereſſe unſerer kleinen Geſchichte einführen wollen, um die handelnden Perſonen von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, ſowie um aus zwangloſen Geſprächen Manches kurzweiliger zu erfahren, als wir im Stande ſind, ihm im Tone des Erzählers mitzutheilen.

Wir befinden uns noch ziemlich früh am Morgen in einer nicht zu großen, anſtändig aber einfach möblirten Wohnſtube, wo am Fenſter bei einer Epheuwand und einer hohen Ficus der ſchmetternde Kanarienvogel nicht fehlt und wo eine Katze, in der Sopha-Ecke auf einem Kiſſen ruhend, wahrſcheinlich vom langen Nachtwachen ermüdet, ſchläfrig mit den Augen blinzelt. Vor dem Sopha an der ſchmalen Seite des Zimmers zeigt die Wand einen Spiegel und rechts und links neben demſelben je ein mit wenig Kunſtaufwand gemaltes Portrait, links einen wohlwollend ausſehenden Herrn mit auffallendem Haartoupé, weißer Halsbinde, rothſammtner Weſte mit Goldkette und einem ſchwarzen Frack, deſſen allzu hoher Kragen zur Unterſtützung der Ohren eingerichtet zu ſein ſcheint; rechts eine ziemlich ernſt erſcheinende Dame, mit lebhaft zu ihm hinüber ſchielenden Augen, deren geſpitzter Mund etwas Angenehmes ſagen zu wollen ſcheint, mit einer hohen Friſur, lilafarbenem Kleide, das ſehr bauſchige und ſteiſe Aermel hat und als Schmuck ein Medaillon mit dem Schattenriß des eben geſchilderten Herrn an ſchwerer goldner Kette.

Das war die gute alte Zeit in ſchweren Goldrahmen auf ſolider Leinwand in Oel gemalt, wo der Künſtler mit ruhigem Behagen arbeitend noch etwas verdiente, wo nicht die Maſchine Alles that, wie heute, um nach gleichgiltigem Abzählen einiger Minuten ein Fabrikat hervorzubringen, wie das, was unter dem Spiegel in Geſtalt einer Photographie hing, ein junges Mädchen darſtellend mit langen Locken, einem länglichen Geſichte und einer ziemlich langen Naſe, im Uebrigen friſch und angenehm ausſchauend, wie ſolche Dinger mit ſechzehn oder ſiebzehn Jahren auszuſchauen pflegen.

Wir haben bei dieſen Bildniſſen nur aus dem Grunde ein wenig verweilt, um nun kurz ſagen zu können, daß wir es hier mit der Familie Strammer zu thun haben, Vater, Mutter und Tochter, daß die beiden letztgenannten Originale zu jenen Kunſtwerken ſich im Zimmer befinden, während Herr Strammer dies arme Erdenleben bereits mit einem glücklicheren Sphä- beſſeren Jenſeits vertauſcht hat und aus ren herabſchaut, wie Frau und Tochter in gleicher Weiſe wie früher ihren Morgenkaffee zu ſich nehmen.

Ja, faſt in gleicher Weiſe; denn heute wie damals ſaß Madame Strammer in der Mitte des Sopha's, links neben ſich ihren Nähkorb, rechts ihre Katze, während ſich ihr gegen- über Fräulein Fanny Strammer auf einem Stuhle befand. Allerdings hatte ſich bei dieſen Damen Einiges verändert, und zwar nicht nur in Aeußerlichkeiten, ſo zum Beiſpiel daß Madame Strammer kein lilafarbenes Kleid mehr trug oder den Schattenriß ihres lieben Seligen nicht mehr am Halſe, ſondern ſie ſelbſt war bedeutend älter geworden, ihre Züge härter und ſchärfer, und wenn ſie jetzt noch zuweilen wie auf dem Bilde den Mund ſpitzte, ſo geſchah das dem Aus- druck ihrer grauen Augen nach zu urtheilen durchaus nicht, um etwas Wohlwollendes oder Angenehmes zu ſagen, ſondern es war alsdann der Vorbote irgend einer düſteren Betrachtung, worin dieſe Dame, trotz ſo vielem Behaglichen, welches ihr das Leben geboten, eine ganz beſondere Stärke hatte.

Auch Fräulein Fanny war nicht mehr jenes heiter ausſehende, lockentragende Weſen, wie auf der Photographie über dem Sopha. Ein dutzend Jahre oder ſo etwas hatten ſie ziemlich verändert, hatten ihrem Geſichte, ſowie auch ihrer Geſtalt etwas Abgeblaßtes gegeben und ein früher neckiſch erſcheinender Zug unter der etwas zu langen Naſe war jetzt ſelten mehr im Stande, zu ähnlicher Geltung zu kommen und zeigte weit eher etwas Spöttiſches oder Bitteres. Hatte ſie doch ſchon einige Male Urſache gehabt, mit dem Schickſal wegen unerfüllter Hoffnungen zu grollen, und noch obendrein ohne ihre Schuld, wie ſie wenigſtens zu eigenem Troſt überzeugt war, denn ſie hatte, ſo oft ſich Veranlaſſung bot, ein für Liebe empfängliches Herz gezeigt und ihre Vermögensverhältniſſe waren derartig, um gegenſeitiger Zuneigung ein feſtes Fundament zu bieten. Doch hatte ſie ſonſt Allerlei von mütterlichen Eigenſchaften geerbt, was gerade keine Bürgſchaft für häusliches Glück bot, und wodurch ſchon manche eben erſt angeknüpfte Roſenkette wieder zerriſſen wurde.

Jetzt aber ſchien endlich ein ſolider Faden angeknüpft zu ſein, der im Stande war, Fräulein Fanny Strammer aus dem Labyrinth des troſtloſen Altenjungfernſtandes in die Blüthengefilde der Ehe zu verſetzen, und an dieſem Faden befand ſich ein junger und hübſch ausſehender Mann, höchſtens am Ende der zwanziger Jahre, mit breiter offener Stirn, guten, friſchen und geſcheidten Augen, blondem gekräuſelten Haar, der zu alledem noch Vertrauen erweckende heitere Geſichtszüge hatte und ein angenehm und tiefklingendes Organ, das von großer Wirkung auf Mädchenherzen ſein ſoll.

Dieſer junge Mann war ein angehender Doktor der Medizin, Herr Otto Düring, und wer ihn heute Morgen an dem Kaffeetiſche ſitzen ſah und die Art und Weiſe bemerkte, mit der er von beiden Damen behandelt wurde, war ſogleich zu eigenem Erſtaunen überzeugt, daß hier ein feſtgeknüpftes und äußerſt ſolides Verhältniß beſtände.

Fräulein Fanny ſchenkte dem jungen Arzte Kaffee ein, ſtrich ihm auch eigenhändig ein Butterbrod und ſagte: „Iß das, lieber Otto, es wird dir gut thun bei den vielen Gängen, die du heute Morgen wahrſcheinlich wieder zu machen haſt."

„Ja, und ich bin überzeugt, Herr Schwiegerſohn, daß es Ihnen von der Hand Ihrer Fanny doppelt ſchmecken wird."

Ob dies wirklich der Fall war, ſind wir nicht im Stande anzugeben; es iſt überhaupt ſchwer, in Jemandes Mienen zu leſen, ja faſt unmöglich, wenn der Betreffende, wie ſoeben der junge Arzt, das Geſicht abwärts gekehrt hat gegen ſeine Brieftaſche, in welche er gerade Etwas eifrig notirte.

„Gewiß, gewiß," ſprach er alsdann nach einer längeren Pauſe in zerſtreutem Tone, „dann aber keine Bretzel weiter, ich habe ſo viel zu thun, daß ich mich unmöglich länger aufhalten kann."

„Du biſt immer ſo eilig," bemerkte Fanny vorwurfsvoll und Madame Strammer ſetzte mit etwas ſcharfer Stimme hinzu: „Es war auch von keiner Bretzel die Rede, Herr Schwiegerſohn, ſondern von einem mit Liebe geſchmierten Butterbrod."

„Natürlich — da liegt es ja noch und ich will es ſogleich eſſen," erwiderte er aufblickend und ſetzte dann achſelzuckend hinzu, als er einigen Schatten auf den Zügen der jungen Dame bemerkte: „Es iſt ja wahrhaftig ein Glück zu nennen, daß ich, ein junger ärztlicher Anfänger, Urſache habe, eilig zu ſein. Wie mancher Andere, der gleichfalls etwas gelernt hat, muß ſeine Hände müſſig in den Schooß legen!"

„Das machen die guten Connexionen und Protektionen, Herr Schwiegerſohn, und das Vertrauen, welches Sie durch die Verlobung mit meiner Tochter jetzt, ſogar ſchon bei Frauen, genießen."

„Ach, Mama, ſprich nicht ſo!" rief Fanny, indem ſie etwas kokett die Ohren zuhielt, „ich kann nun einmal ſo etwas nicht hören und Otto hat keine Frauenpraxis, er hat mir das neulich noch feſt verſichert."

„Da haſt du mich doch mißverſtanden, liebe Fanny," entgegnete er etwas erſt werdend, „Frauenpraxis habe ich allerdings, aber es ſind meiſtens arme ältere Frauen.“

„Nun ja!“ meinte ſie aufathmend, „das kann mich weiter nicht bekümmern und ſo meint' ich es ja auch nicht, ich dachte nur an jene Damen, die, wie man ſagt, einen armen jungen Arzt nur aus Langeweile zu ſich bitten laſſen, ihn allein bei ſich empfangen. — Ach, Mama, wenn ich an ſo Etwas denke, ſo ſchaudere ich!“

„Sehr begreiflich, mein Kind, und aus einem ganz richtigen moraliſchen Gefühl, doch kannſt du überzeugt ſein, daß dein künftiger Mann Zartgefühl genug beſitzen wird, um die unter allen Umſtänden höchſt fatale Lage einer Doktorsgattin nicht zu einer unerträglichen zu machen.“

„Ach, mein Gott, ja, lieber Otto, wie oft denke ich daran, wie oft faßt mich ein tiefer Seelenſchmerz, wenn eine Freundin anerkennend über dich ſpricht, wie ſie von dieſer oder jener Bekannten vernommen hat, mit welch' rührender Sorgfalt du am Lager einer anderen Bekannten Worte des Troſtes geſpendet!“

Sie wandte ſich mit einem krampfhaften Kopfſchütteln ab, als wolle ſie die weitere Ausmalung eines ſolchen Bildes von ſich abwehren, worauf Madame Strammer ſagte: „Das kann er in Zukunft Alles ändern, kann ſich mehr mit Männerpraxis befaſſen, oder die Patienten in den Sprechſtunden zu ſich kommen laſſen. — Wird das auch thun, nicht wahr, Herr Schwiegerſohn? Denn für die vielen und ſchweren Opfer, die wir gebracht, können wir ja auch eine ſolche kleine Gegenleiſtung erwarten.“

„Ich will thun, was ich vermag,“ gab er etwas mißmuthig zur Antwort, worauf Fanny, den Unmuth auf ſeiner Stirne bemerkend, ihre Rechte auf ſeine Schulter legte und zu ihm aufblickte mit einem gläubigen Vertrauen, welches rührend erſchienen wäre, wenn es nicht etwas gar zu ſehr Affektirtes an ſich gehabt hätte. Dann nahm ſie ſeine Hand und ſagte in ſchmeichelndem Tone: „Nicht wahr, ich kann ganz ohne Sorgen ſein über alles Das, guter Otto, und meine Zukunft wird ſich licht und heiter geſtalten?“

„Gewiß, gewiß,“ ſagte er in etwas gedehntem Tone, zwang ſich aber gleich darauf zu einem Lächeln, indem er nach ſeinem Hute langend ſagte: „Aber jetzt muß ich wahrhaftig weiter, ſo gerne ich länger dabliebe, habe noch zwölf Beſuche zu machen bis gegen Mittag zur Viſitenſtunde im Krankenhauſe, wo es heute wieder ſchön lange dauern wird, da ich dem Obermedizinalrathe bei einer ſchwierigen Operation zu aſſiſtiren habe."

„Dann kommſt du wohl nicht zum Eſſen?"

„Unmöglich — auch widerſtrebt es mir, ſo von dieſer Arbeit weg zu Euch zu kommen."

„Das braucht Sie gar nicht zu geniren, Herr Schwiegerſohn."

„Gewiß nicht," beſtätigte auch Fanny mit einem ſchwärmeriſchen Blick, „von dorther magſt du direkt an mein liebendes Herz kommen, ich würde kein Grauſen empfinden, wie in jenem anderen Falle, wo dein Taſchentuch ſo auffallend nach Eau de Cypre roch."

„Was doch ſo natürlich war," entgegnete er achſelzuckend, „wie ich dir auch klar berichtet. Galt es doch einer alten ohnmächtigen Dame beizuſtehen, welche dies Eau de Cypre auf ihrem Toilettentiſche ſtehen hatte."

„Reden wir nicht weiter darüber, guter Otto," ſagte ſie, ihre Hände mit einer Miene der Ergebung faltend, „was kann ich dafür, daß mein Herz in ſeiner glühenden Liebe ſo gern in düſteren Bildern ſchwelgt! — Schlafgemach, — Toilette, — ohnmächtige Damen, — Eau de Cypre, — nein, nein!" rief ſie gleich darauf heiterer Laune, „ich will nicht mehr an ſo was denken — gewiß, lieber Otto, ich will nun einmal ganz beſtimmt glauben, daß es eine alte und ſehr häßliche Dame geweſen iſt."

„Nun denn, auf Wiederſehen heute Abend," ſagte der junge Arzt, Fanny ſeine Hand reichend, „und wenn du mich in Gedanken begleiten willſt, ſo thue es, mir Glück wünſchend zur ferneren lukrativen Ausbreitung meiner Praxis. Du weißt, welches Ziel wir Beide damit erreichen."

„Halten Sie noch einen Augenblick, Herr Schwiegerſohn," ſagte Madame Strammer ernſt aufblickend. „Sie erwähnten da jenes, allerdings für Sie ſo ſchönen Zieles und es klang wieder aus Ihren Worten, als wenn jenes Ziel nur durch ein genügendes Reſultat Ihrer Praxis zu erreichen wäre. Das iſt aber, wie Sie bereits wiſſen, durchaus nicht der Fall! — Gott der Herr —" hier hob ſie ihre Blicke gegen die Zimmerdecke, „hat mich und meinen lieben Seligen derart mit Glücksgütern geſegnet, daß es für die erſten Jahre Ihrer Verheirathung mehr als ausreichend wäre, beſonders da wir ja hier im trauten Familienkreiſe vereinigt bleiben wollen — darum alſo und deſſentwegen —"

„O, ich bitte, beſte Mama!" fiel er ihr raſch in die Rede, „wiederholen Sie nicht wieder dieſen großmüthigen Vorſchlag! Sie haben mir verſprochen, das zu unterlaſſen, Sie haben ſelbſt eingeſehen, und auch Fanny, daß es viel ehrenvoller für mich iſt, wenn ich, durch meine Praxis auf eigenen Füßen ſtehend, meine Braut heimführen kann — was iſt auch gegen ein hoffentlich langes glückliches Leben eine vielleicht nur noch kurze Zeit des Zuwartens? — und nun nochmals geſagt," ſetzte er lachend hinzu, „je raſcher ich an meine Arbeit komme, je bälder wird dies Ziel erreicht."

Damit war er nach einem freundlichen Winken ſeiner Rechten verſchwunden und Fanny trat an's Fenſter, ihm nachzuſchauen. Doch hatten ſich in dieſem Augenblicke ihre Züge merkwürdig verändert und der weiche, elegiſche, ſchwärmeriſche Ausdruck derſelben durch Zuſammenziehen der Augbrauen und der dünnen Lippen eine faſt erſchreckende Kälte und Härte angenommen. Sie verbarg ſich hinter dem Fenſtervorhang und ſagte in ſcharfem Tone, während ſie ihrem geliebten Otto nachblickte: „Da hüpft er gerade wieder ſo dahin, wie ein Vogel, der ſeinem Käfig entflohen iſt. Wahrhaftig, Mama, es iſt mir gerade ſo, als hörte ich ihn jubiliren und trilleriren, — aus der Gefangenſchaft erlöſt zu ſein."

„Dummes Zeug," entgegnete Madame Strammer, „ſo etwas denkt man nicht, und wenn man's denkt, ſo ſagt man's nicht, die Wände haben Ohren, das iſt einmal ein altes und wahres Sprichwort, und wenn ihm Jemand hinterbrächte, wie zuverſichtlich und vertrauensvoll du über ihn ſprichſt, ſo könnte er denken: nun, wenn ſie mich ohnedies für einen Spitzbuben hält, ſo will ich auch ſtehlen, wo ſich mir die Gelegenheit bietet."

„Ach, ich fürchte, er thut das auch," ſeufzte Fanny hinter ihrem Vorhang.

„Mit dem Vertrauen zu den Männern iſt es ſo eine eigene Sache," fuhr Madame Strammer fort, indem ſie die Blicke zu dem Portrait ihres lieben Seligen erhob, „hat man kein's, ſo heuchelt man welches, um ſie völlig ſicher zu machen, um dann aber ſpäter, wenn man hinter ihre Schliche kommt, mit aller Kraft und Energie den Daumen darauf zu drücken."

Sie that dies in Wirklichkeit auf dem Tiſche, in der Einbildung aber auf einen ungetreuen Schwiegerſohn und zwar mit ſo gehäſſigem Geſichtsausdruck, wobei ein paar lange gelbe Zähne ſichtbar wurden, daß ein ſolchergeſtalt in ihre Hände gefallenes Schlachtopfer nicht beneidenswerth erſchien.

„Da geht er hin, ohne ſich auch nur einmal umzuſchauen," klagte Fanny, „er könnte es ja verſuchen, ob ich nicht am Fenſter wäre, aber er denkt nicht mehr an mich, ſowie er den Rücken gewendet hat. — Aber an Andere kann er denken, zu Anderen hinaufſchauen und ſie grüßen, wie da drüben bei Finanzraths, wo ſich das dumme unreife Ding mit ihren falſchen Locken ſogleich am Fenſter zeigt, ſowie er auf die Straße tritt. — Aber warte nur, ich will dich belocken!" Dann unterbrach ſie dieſes Selbſtgeſpräch, indem ſie mit der Haſt einer jener dicken, tölpelhaften Fliegen gegen die Fenſterſcheiben fuhr, um, den Kopf krampfhaft verdreht, fortzufahren: „Da ſteht er bei einem Wagen und ſpricht eifrig hinein, ah, wenn ich nur deutlich ſehen könnte, ob das eine jener —"

„Lauf in's Eckzimmer, ſo kannſt du es ja deutlich ſehen — dummes Ding," brummte Madame Strammer vor ſich hin, nachdem Fanny der mütterlichen Anweiſung zufolge raſch in die Nebenſtube geeilt war — „hältſt ihn wohl für ſo dumm, ſich da vor unſerer Naſe ſo zu vergeſſen? — o, die ſind viel ſchlauer!"

— — „Nun, was war's denn?“ fragte ſie die wieder eingetretene Tochter.

„Es war eigentlich Nichts,“ erwiderte dieſe, — „ſo gut wie Nichts, und doch verurſacht es mir ein bitteres Gefühl, wenn ich ihn mit dem Menſchen reden ſehe, mit jenem Baron Wenkheim, dem Schlimmſten der Schlimmen, wie brave Leute, die das wiſſen können, ſagen. Was ſie ihm eigentlich nachreden, kann ich natürlicherweiſe nicht wiſſen, ich verſtehe mich nicht auf Dergleichen, doch Lotte Delbers, die — nun, bei der ich neulich ſtand, als er vorbei ritt, wurde bei ſeinem Anblick plötzlich roth, drückte ihre Hand auf das Herz und ſagte mit einem tiefen Seufzer: ‚Dieſer Wenkheim iſt ein furchtbarer Menſch!‘“

„Nun, die Lotte kann das vielleicht wiſſen,“ erwiderte Madame Strammer, „und wenn er auch für ſolche Gänſe furchtbar iſt, ſo hat das weiter nichts auf ſich, und man kann deßhalb deinem Bräutigam, einem Arzte, nicht verbieten, mit ihm zu reden — ſei geſcheidt, Fanny!“

„Ach, Mutter, Mutter, ich bin oft ſo geſcheidt, daß ich mich über mich ſelbſt wundere, und daß ich es ſelbſt nicht verſtehe, wie oft ich zu ſchweigen vermag, wenn mein Herz ſo laut redet. — Aber hier unter uns wiederhole ich es, jenes Eau de Cypre hat in mir einen furchtbaren Verdacht erweckt, denn wie mir der Friſeur geſagt, wird das nur von den ſchlimmſten, herzloſeſten Coquetten gekauft, weißt du, von jenen Dingern, mit kurzen, hinten aufgerafften Röcken, mit ein paar Zoll hohen Abſätzen, mit jenen wie hinaufgewehten Hütchen und lang herabhängenden Locken — Kreiſe, in denen ſich gerade jener Baron Wenkheim bewegt! Und er hat ihn nicht nur auf's Freundſchaftlichſte gegrüßt, ſondern iſt auch in ſeinen Wagen geſtiegen und mit ihm davon gefahren!“

„Laß ihn fahren, er wird ſchon wieder kommen,“ verſicherte Madame Strammer, „Ihr ſeid vor der Verwandtſchaft förmlich verlobt, und dein Vormund, der Onkel Juſtizrath, der dabei war, würde ihm ſchon ſagen, wo er her iſt, wenn er Miene machen wollte, eine ſo achtbare Familie wie die unſrige zu compromittiren. Dummes Zeug, er denkt auch nicht daran, aber du wäreſt wahrhaftig mit deinen Eiferſüchteleien im Stande, ihn kopfſcheu zu machen. Gib dich doch zufrieden, bis ihr einmal verheirathet ſeid, und er dir nicht mehr ausweichen kann.“

Dieſen guten, mütterlichen Rath ſchien denn auch Fanny nach einigen Reflexionen ganz vortrefflich zu finden, denn ſie trommelte mit ihren dürren Fingern leiſe auf die Fenſterſcheibe, während ſich über ihre ſcharfen Züge ein ſchadenfrohes Lächeln ausbreitete.

Der junge Arzt war allerdings in den Wagen des Baron Wenkheim geſtiegen, doch nur nach mehrmaligem Erſuchen deſſelben, und nachdem er vergeblich dringende Geſchäftsgänge vorgeſchützt; allein jener hatte auch dagegen die trefflichſten Gründe.

„Ich habe dich ſo lange nicht mehr geſehen, lieber Otto, ſeit dem Verlaſſen der Univerſität nur flüchtig ein paar Mal von Weitem, daß du mir jetzt ſchon eine kleine Plauderſtunde ſchenken wirſt; oder weißt du was, ich begleite dich auf deinen Geſchäftsgängen, das heißt, ich fahre dich an die betreffenden Häuſer, warte bis du wieder herabkommſt, oder wenn du mich zu einem pikanten und intereſſanten Falle einladeſt, ſo mache ich mir ein Vergnügen daraus, dir zu aſſiſtiren.“

„Dergleichen gibt es noch wenig für mich, einen jungen Arzt; meine Patienten wohnen meiſtens in Kellerwohnungen, in Hinterſtuben, über vier Treppen, und wenn es je einmal in den erſten oder zweiten Stock geht, ſo iſt das bei einer ſoliden Bürgerfamilie, wo vielleicht die alte Großmutter Leibſchmerzen hat.“

„So werde ich dir alſo nicht aſſiſtiren, aber auf dich warten und gemüthlich meine Cigarre fortrauchen, während du droben beſchäftigt biſt, entweder den Topf oder den Kranken zu treffen, wie es in der chineſiſchen Legende heißt. — Wohin fahren wir zuerſt?“

„In der That eine komiſche Idee, aber wenn du nun einmal nicht anders willſt, ſo ſage deinem Kutſcher: Meiſengaſſe 14, — wahrhaftig, lieber Richard, auch mich freut’s in der That, dich nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen und mit dir behaglich plaudern zu können. Dir geht’s natürlich ganz vortrefflich?“

„Ich kann nicht klagen, und da eine Menge Leute mich furchtbar beneiden, ſo muß ſchon was Wahres an meinen angenehmen Verhältniſſen ſein, obgleich auch die Schatten nicht fehlen. Doch finde ich ſie amüſant, weil neben ihnen das Licht um ſo leuchtender erſcheint; ewiger Sonnenſchein wäre ja langweilig und es iſt auch wieder ſehr erſprießlich, daß überall der Knüppel neben dem Hunde liegt. Die Hauptſache iſt: ich bin geſund, ja, ſchau mich nur an, recht geſund, war noch niemals krank, ſonſt hätte ich dich ſchon aus alter Freundſchaft rufen laſſen. Meine Vermögensverhältniſſe ſind glänzend, auch bin ich nicht engherzig genug, meine Thaler zu verſchließen, und ſo amüſire ich mich denn ſo viel als möglich. Habe ein paar Jahre gereiſt und lebe nun hier als Mitglied verſchiedener gelehrter Geſellſchaften, des Jokeiclubbs, des adeligen Caſinos, der Jagdgeſellſchaft und eines erſt kürzlich gegründeten Vereines zur Erziehung junger Ballettänzerinnen. Wenn du irgendwo eintreten willſt, ſo protegire ich dich."

„Danke, ich habe wenig Zeit für ſo etwas — doch da ſind wir in der Meiſengaſſe, und wenn es wirklich dein Ernſt iſt, auf mich zu warten, ſo werde ich mich ſo viel als möglich beeilen."

„Thu' das nicht, ich habe genügend Zeit. Du hältſt mich wahrſcheinlich von einer Thorheit ab, denn ich wollte gerade in den Jokeiclubb fahren, wo Pferde verſteigert werden, und ich jedenfalls tüchtig hängen geblieben wäre. Ich verdanke dir alſo einige Erſparniß."

Der junge Arzt blieb nicht lange aus. Doch als er zurückkam, ſah er ſorgenvoll und gedrückt aus.

„Mir ſcheint, du haſt da oben ſchlechte Geſchäfte gemacht?"

„Wie man's nimmt, der Krankheit glaube ich Meiſter geworden zu ſein, aber für ein anderes Uebel, das mit jenem ſo häufig Hand in Hand geht, die Armuth, weiß ich kein Mittel."

„Ein radikales gewiß nicht, aber auch da kann man etwas zur Linderung thun. Es macht mir Spaß, dir wenigſtens darin zu aſſiſtiren. Du kurirſt oben, ich pfuſche hier unten, das nennt man Theilung der Arbeit, und hier haſt du meinen Beitrag dazu."

„Aber wo denkſt du hin, Richard, hundert Gulden!"

„Wenn das zu wenig iſt, ſo fahren wir geſchwinde nach meinem Hauſe."

„Mit deinen Ziffern kann ich nicht rechnen," erwiderte der junge Arzt lachend, „doch danke ich dir auf's herzlichſte im Namen ſehr armer und ſehr braver Leute."

„Wohin geht es jetzt?"

„In die Frühlingsſtraße."

„Gut, das iſt ziemlich weit, da können wir länger plaudern, aber zünde dir eine Cigarrette an, oder willſt du eine Puros — haſt ja früher geraucht wie ein Schornſtein, und ein Arzt ſollte ſtets rauchen, von wegen der Miasmen."

„Es gibt aber auch Leute, die das nicht vertragen können, die es am Athem riechen, oder an unſerem Haar, wenn man geraucht hat, und denen das ſehr unbehaglich iſt."

„Du biſt am Ende doch nicht verheirathet?" fragte Baron Wenkheim im Tone des Schreckens.

„Noch nicht — aber —"

„Ja, ja, man ſagt, die jungen Aerzte müßten verheirathet ſein, um bei der Damenwelt des nöthigen Vertrauens zu genießen. Es iſt das, wie bei gewiſſen andern Dingen: ‚im Umſchlage verſiegelt' und ‚man bittet auf die Unterſchrift zu achten.' — Weiß ſchon! — Aber ſage mir, haſt du hier Verwandte, bei denen du lebſt. Ich ſah dich neulich auf der Promenade wandeln mit zwei älteren Damen."

„Erlaube, du willſt ſagen mit einer älteren Dame."

„Meinetwegen, doch war der Unterſchied nicht der Rede werth."

„Doch, lieber Richard," erwiderte der junge Arzt, indem er, ernſt vor ſich niederblickend, an dem Zeichen ſeiner ärztlichen Würde, dem goldenen Knopf ſeines Stockes polirte. — „Es waren das Mutter und Tochter, keine Verwandte, doch ſehr genaue Bekannte."

„Du ſagſt das mit einer ſehr verdächtigen Miene, ſollte ich im Falle ſein, dir condoliren zu müſſen?"

„Wie du willſt, lieber Richard, Fräulein Fanny Strammer iſt meine Braut.“

„Alle Teufel! — Haſt du nicht etwas Riechbares bei dir?“

„Sprich nicht ſo, lieber Richard, wahrhaftig es thut mir weh. Die Sache iſt einmal arrangirt und —“

„Darüber wollen wir ſpäter reden. So iſt das Fräulein eine Jugendliebe von dir, das heißt, ſie hat dich geliebt, als du noch in den Windeln lagſt? — Verzeihe meine ſchlechten Witze, ich kann einmal nicht anders — oder iſt deine Zukünftige immens reich?“

„Nein.“

„Oder von einer ausgezeichneten Familie?“

„Auch das nicht.“

„So ſteht mir der Verſtand ſtill und —“

„Ich weiß, daß du im Grund ein guter Menſch biſt,“ ſagte der junge Arzt nach einer Pauſe, indem er eine Hand auf die Rechte ſeines Nachbars legte, „erinnere mich, daß du mir ſtets ein treuer Freund warſt. Nun, ſo will ich dir denn mit kurzen Worten ſagen, wie das für dich, den Lebemann, Unbegreifliche zuſammenhängt.“

„Der Herr ſchenke mir ein möglichſt klares Faſſungsvermögen,“ erwiderte Baron Wenkheim, während er ſich in die Ecke des Wagens zurücklehnte. „Laß hören und ſchone mich nicht!“

„Du weißt,“ erzählte der Andere im ruhigen Tone, daß ich meine Eltern kaum gekannt habe, die Mutter ſtarb bei meiner Geburt, der Vater als ich fünf Jahre alt war. Mittelloſe Verwandte erzogen mich, ließen mich aber die erſten Schulen beſuchen und ſpäter, als ich hieher auf’s Gymnaſium kam, trat ich in den Genuß eines Familienſtipendiums. Es war das aber ſehr mager und ohne gute Menſchen, die ſich meiner annahmen, hätte ich mich kaum durchzuſchlagen gewußt. Zu dieſen guten Menſchen gehört nun in erſter Linie die Familie Strammer, vor Allem der verſtorbene Herr Strammer, der mir, als ich noch Gymnaſiſt war, für ſehr Geringes ein Dachſtübchen einräumte, mir auch das Frühſtück verabreichen ließ, mir oft etwas zuſteckte und mich häufig

Abends zum Nachteſſen mit in's Wirthshaus nahm. Wohl weiß ich," ſetzte der junge Arzt lächelnd hinzu, „daß ich ihm in letzterer Art als lebendige Legitimation ſeiner etwas ſtrengen Gattin gegenüber diente, die mir auch in ſolchen Fällen den Hausſchlüſſel anzuvertrauen pflegte, — ‚damit das Haus ſicher wieder geſchloſſen würde', konnte ſie bedeutungsvoll ſagen, ‚denn auf ihn iſt durchaus kein Verlaß'. Und doch gab es wohl nichts Solideres, Zuverläſſigeres und Ehrlicheres als dieſen alten gutmüthigen Strammer. Gott, wie konnte der Mann harmlos luſtig ſein, wenn erſt die Hausthüre hinter ihm geſchloſſen war!"

„So, das haſt du ſchon als Knabe beobachtet, und wohl deine Betrachtungen darüber angeſtellt?"

„O ja! und ich begriff auch wohl, warum Herr Strammer außerhalb des Hauſes vergnügt und heiter war, zwiſchen ſeinen Wänden aber häufig ernſt und verdrießlich, wie er ſich ſchmiegte und duckte, um häuslichen Scenen zu entgehen, was ihm aber bei dem beſten Willen nicht immer gelang."

„Scheinſt aber nicht viel dabei gelernt zu haben."

„Er hatte mich lieb gewonnen," erzählte der Arzt weiter, ohne auf die Bemerkung ſeines Freundes etwas zu erwidern, „und da ich ein anſtändiger Bube war, ſtets bereit, mich durch etwas nützlich zu machen, ſo erwarb ich mir auch das Wohlwollen von Madame Strammer und der kleinen Fanny. Sie war damals vielleicht neunzehn Jahre alt."

„Und du?"

„Vierzehn, wenn ich mich recht erinnere."

„In den Jahren, lieber Freund," meinte Baron Wenkheim, „werden die bedenklichſten aller kleinen Verhältniſſe eingefädelt; wir ſchauen zu der aufgeblühten Jungfrau ſehnſuchtsvoll empor, aus unſeres Nichts durchbohrenden Gefühlen. Wir entdecken ein heißes Streben in uns, ſo etwas dereinſtens zu erringen, wir ſind glückſelig ſchon durch die Idee einer ſüßen Feſſel, die wir einſt tragen dürften. Wir wären bereit, nicht nur unſer Erſtgeburtsrecht, ſondern unſere ganze Zukunft für ein mageres Linſengericht zu verkaufen. Es iſt die wunderbare, ſelige, ſentimentale Zeit, wo wir zur Guitarre ſingen:

„Dich verlieren ſoll ich, Dich verlaſſen,
Dich, die meine Seele ganz erfüllt!“

„Und ſie ſpielte Guitarre,“ ſagte der junge Arzt lächelnd, „ich copirte ihr Noten dazu, und erhielt dafür als Honorar gedörrte Pflaumen und eine trockene Semmel. Auch ſang ſie Lieder, wie das eben erwähnte; ſie waren aber begreiflich an ganz andere geliebte Gegenſtände gerichtet, an irgend einen glänzenden Offizier oder einen hoffnungsvollen jungen Beamten. Und wenn es zuweilen in ihren Liedern klang:

„Du fühlſt es nicht, mein heißes Sehnen,“

ſo konnte ich mich häufig eines eiferſüchtigen Zornes nicht erwehren und dachte, daß ich in einem ſolchen Fall der Beglückung ganz anders handeln würde, denn ich liebte damals Fanny, wie nur ein junger unreifer Quartaner ein vollaufgeblühtes Mädchen lieben kann, die er bei täglichem Zuſammenſein nur zu häufig in dieſer oder einer anderen ſchönen Richtung zu bewundern Gelegenheit hat.“

„Ja, ja, es ſind das die gefährlichſten Zeiten, und Erinnerungen an ſolche Spielereien ſind heute noch im Stande, mich unruhig zu machen. — Doch weiter!“

„Eigentlich ſehr tief griff mich die Sache nicht an, ich lernte mit einer wahren Leidenſchaft und vergaß alles Andere darüber, auch kränkte ſie mein jugendliches Herz und ſtieß es zurück durch ein paar ernſtlichere Verhältniſſe, ja, durch eine Verlobung, in Folge deren ich mich aber ſpäter aus Mitleiden wieder zu ihr hingezogen fühlte, denn der Verlobte zeigte ſich ihr als vollkommen unwürdig, und wenn auch Fanny anfänglich eine Brodrinde an ſeiner Seite für das beneidenswertheſte Glück hielt, ſo dachte ihre Mutter doch anders, löſte die Geſchichte auf und that Fanny für ein Jahr oder ſo etwas zu einer Tante, die in einem benachbarten Städtchen wohnte. — Aber ich langweile dich mit meiner Geſchichte?“

„Im Gegentheil, ich bin recht begierig darauf, wie ſich die Fäden verſchlingen werden, um jenes artige kleine Netz zu bilden, in welchem du zappelſt. — Doch da ſind wir in der Frühlingsſtraße, und ich bitte dich nur, auf mich gar keine Rückſicht zu nehmen. Bleibe bei deinem Kranken ſo lange du magſt, ich ſtelle hier unterdeſſen Straßenbeobachtungen an.“

Kaum im Hauſe verſchwunden, erſchien Doktor Düring aber ſchon wieder, ſein Patient war des warmen, angenehmen Wetters wegen ausgegangen. „Es hatte ihm überhaupt nichts gefehlt,“ ſagte Doktor Düring, „doch müſſen wir an dergleichen Leute unſere beſte Zeit verſchwenden. — Leider muß ich dich aber hier verlaſſen, denn ich fand im Hauſe einen Zettel vor, der mich faſt den gleichen, ſoeben erſt gemachten Weg wieder zurückruft.“

„Und warum mich deßhalb verlaſſen? Meinſt du, ich ließe mich auf ſo leichte Art um deine Geſchichte beſtehlen? Sag' dem Kutſcher, wohin er fahren ſoll und dann ſteige ein. — So, nun laß weiter hören! Wir blieben bei dem Abſchnitt deines Lebens ſtehen, wo ſie nach langer Abweſenheit zurückkehrt, wahrſcheinlich etwas verblaßt, während du dich aus einem faden Gymnaſiſten zu einem jungen Manne herausgebildet, der im Begriffe iſt, die Univerſität zu beziehen, der ſchon etwas Flaum auf der Oberlippe hat und bereits über der Weſte ein breites Korpsband trägt.“

„Richtig, ſo war es. Sie ſchien von meinem Anblick überraſcht zu ſein und nannte mich verwirrt ‚Sie‘ und ‚Herr Otto‘. Doch lachte ſie der alte Herr Strammer aus, während er ſagte: ‚ich ſei ja gerade ſo gut wie Sohn im Hauſe geworden, und dürfe auch von Fanny nicht ſo fremd behandelt werden.‘ Ich hatte ein glänzendes Abiturienten-Examen gemacht und ein weiteres Familien-Stipendium erlaubte mir, eine kleine Univerſität mit wohlfeilem Leben beſuchen zu dürfen, wobei mir denn die Hoffnung blieb, bei rieſigem Fleiß hier in der Reſidenz meine Studien vollenden zu können, wenn es mir durch die erworbenen Kenntniſſe gelänge, an irgend einem Spitale zu aſſiſtiren.“

„Ich ſagte dir ſchon, daß ich von dem guten Herrn Strammer hie und da kleine Summen empfangen, die ich aber ſtets als ein Anlehen betrachtete und pünktlichſt notirt habe. Als ich mich zur Univerſität rüſtete, ſprach er liebreich über meine Verhältniſſe und trug mir eine weitere Unterſtützung auf eine Art an, die mich tief rührte und die ich unmöglich ausſchlagen konnte, ſelbſt wenn ich ſie auch nicht ſo nothwendig gebraucht hätte. Ich weiß nicht, ob Madame Strammer oder Fanny darum wußten, glaube es aber nicht, denn ſonſt würde erſtere wohl nicht unterlaſſen haben, häufig darauf anzuſpielen, was ſie gerne that in Betreff der anderen Wohlthaten, die ich im Hauſe empfangen und wofür ſie meiner ewigen Dankbarkeit gewiß zu ſein auf's Beſtimmteſte überzeugt war, was ſie nicht unterließ, mir oft zu wiederholen.

„So näherte ſich die Zeit meiner Abreiſe zur Univerſität und ich, im Vorgefühl des Glückes, dort der goldenen akademiſchen Freiheit zu genießen, bemerkte kaum, in welch' ſchwermüthiger Stimmung Fanny ſich befand und begriff nicht, was es zu bedeuten habe, wenn ſie mich minutenlang anſtarrte um dann unter einem ſchmerzlichen Seufzer aufzufahren und ſich abzuwenden. War ich mir doch durchaus keines Unrechts bewußt und ſo völlig unſchuldiger Neuling, daß ich mich eines Abends neben ſie ſetzte, es war an einem warmen Frühlingsabend im gefährlichen Monat Mai und es geſchah unter der duftenden Fliederlaube in dem kleinen Garten hinter dem Hauſe —"

„Da du ſie fragteſt," lachte Baron Wenkheim, „warum biſt du ſo traurig, meine liebe Fanny, was fehlt dir? Wenn ich dir helfen kann, ſoll es gerne geſchehen."

„So ungefähr allerdings ſprach ich zu ihr, dann ſchauerte ſie ein wenig, obgleich es ſehr warm unter der Fliederlaube war, blickte mich an, ſank an meine Bruſt und flüſterte: ‚Wie kann ich armes Mädchen anders, als deinem ungeſtümen Drängen nachgeben, mein Otto! Wie ſollte ich nicht von ſo viel Liebe gerührt ſein, um zu geſtehen, daß auch ich dir herzlich gut bin! — Beſprich aber das Weitere mit Mama.'

„Ich weiß nicht, mir war in dieſem Augenblicke recht ſonderbar zu Muthe, und ich glaube, daß ich albern genug drein ſchaute, ich konnte aber nichts machen, denn die Ereigniſſe überſtürzten ſich förmlich. Madame Strammer trat in die Laube, als ich ziemlich überraſcht noch immer ſehr nahe bei

Fanny ſaß, die dann verwirrt aufſprang, der Mutter um den Hals fiel und mit den Worten: ‚er wird es dir ſelbſt ſagen‘ die Laube verließ.

„Nun kann ich dir aber mein heiligſtes Ehrenwort geben,“ fuhr Doktor Düring, ſeine linke Hand erhebend, fort, „daß ich durchaus nichts geſagt habe, daß ich ſie allein reden ließ vom ſcharfblickenden Mutterauge, von den Gefühlen gleichgeſinnter Seelen und Fanny's Liebe zu mir, dem jungen, unbedeutenden Manne, trotz Fanny's innerem Werthe, von ihrer mütterlichen Sorge und der Hoffnung, daß ich ſpäter im Stande ſein werde, ihr Kind vollſtändig glücklich zu machen — kurz, es war keine Viertelſtunde vergangen und ich ſah mich zu meiner eigenen Ueberraſchung mit Fanny nach allen Regeln verlobt. Denn auch Herr Strammer erſchien, ſein beſchämt blickendes Kind an der Hand führend und wenn der gute alte Mann auch ein wenig mit dem Kopfe ſchüttelte, ſo ſagte er doch: ‚Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich und was kann ich im Grunde dagegen einzuwenden haben!‘ Dann kam eine Maitrankbowle, wir wurden luſtig, und als ich ſpäter Abſchied genommen hatte, um zur Mitternachtsſtunde nach der Eiſenbahn zu gehen, fühlte ich noch lange Fanny's heiße Küſſe auf meinen Lippen und war mit dem Vorgefallenen nicht unzufrieden.

„Auch während der erſten Semeſter meines Univerſitätslebens erſchien dem flotten Studenten das Strammer'ſche Haus gewiſſermaßen als ein nicht zu verachtender Hafen, oder als ein Fundament zur Erbauung eines künftigen häuslichen Glückes; bis jetzt hatte mein Herz noch nie leidenſchaftlich für ein weibliches Weſen gefühlt, ich wußte dagegen, daß es für einen jungen Arzt nothwendig ſei, ſich zu verheirathen, und da das getroffene Arrangement mich jedes weiteren Suchens, jeder weiteren Mühe überhob, warum ſollte ich nicht zufrieden damit ſein! Dann hatte ich mich auch recht bald über Hals und Kopf in das Studium geworfen, lernte ſo fleißig und andauernd, daß ich für nichts Anderes Intereſſe fühlte, als für Krankheitserſcheinungen, je ſchauerlicher, je beſſer, und daß ich mich auf der Anatomie behaglicher und mehr zu Hauſe befand, als auf der Kneipe und dem

Tanzboden, ſo daß, wenn ich dann den Kopf angefüllt mit meiner Wiſſenſchaft in den Ferien hieherkam, mir Fanny als ein recht vollkommenes weibliches Weſen erſchien und ich eigentlich keine Beſorgniſſe für die Zukunft fühlte. Daß ſie nicht an Jugendfriſche und Schönheit gewann, bemerkte ich allerdings, doch iſt ja das unſer aller Loos, und nachdem ich mein erſtes Examen gemacht und gut beſtanden, kam auch ich mir ſchon recht langweilig und geſetzt vor.

„Dann ſtarb der alte Strammer und als Fanny mir das ſchrieb, fand ich es von ihr recht geſchäftsmäßig, daß ſie mir zu gleicher Zeit anzeigte, man habe in den Papieren ihres Vaters die Notizen gefunden über Beiträge zu meinem Studium und es freue ſie, daß der gute Vater damit ein Kapital auf Zinſen häuslichen Glückes für ſie angelegt.“

„Du hatteſt doch dieſe Summen alle genau notirt?“ forſchte der Andere.

„Gewiß und ich glaube den Sinn deiner Frage zu verſtehen, auch recht gehandelt zu haben, daß ich die ganze Summe, ſobald ich zu einem, und ich kann wohl ſagen, reichlichen Einkommen gelangte, zurückerſtattete.“

„Jedenfalls haſt du durch dieſe Ablöſung deiner Schuld richtig gehandelt, warſt aber wohl nicht im Stande, oder hatteſt nicht den Willen oder die Kraft, auch andere Feſſeln zu löſen?“

„Aufrichtig geſagt,“ erwiderte Doktor Düring nach einer langen Pauſe, „empfand ich dieſe Feſſeln nicht immer, nur zuweilen, mitunter aber, wie ich dir aufrichtig geſtehen will, recht, recht drückend.“

„Armer Kerl! und ſo ſpazierſt du wohlgemuth mit offenen Augen dem Abgrund entgegen! — Sage mir ehrlich, iſt dir denn niemals eine Fee erſchienen, ein Weſen, bei deſſen Anblick dein Herz heißer ſchlug und wobei dir eine innere Stimme ſagte, daß du glücklicher werden könnteſt, als mit deiner ſchon ſehr alternden Fanny? Gerade euch Aerzten ſind doch häufig Einblicke erlaubt, die in deinem Falle unwillkürlich zu Vergleichungen auffordern.“

„Nein, denn glücklicherweiſe betrachte ich meine Kranken nur als ſolche, oder als Studium für meine Wiſſenſchaft.

Auch will ich dir im Vertrauen geſtehen, daß Fanny ohnehin Anlagen zur Eiferſucht hat und ich in dieſem Punkte ſchon kleine Scenen erlebt habe, die mich vielleicht vor Thorheiten geſchützt. Doch kann ich dir die feſte Verſicherung geben, daß, um deinen Vergleich von vorhin zu gebrauchen, mir noch keine Fee begegnet iſt, deren Reize oder deren Zauberſtab mein Herz berührt hätten."

„Schlimm genug," erwiderte Baron Wenkheim, „ſo biſt du ein Nachtwandler, der in ſeinen Feſſeln vom Dache ſtürzen wird, ſobald die ſüße Stimme, die jedem Menſchen wenigſtens einmal erklingt, deinen Namen ruft." — — Dann ſetzte er unhörbar für den Anderen hinzu: „Man muß dieſe Feſſeln löſen, das iſt Pflicht der Nächſtenliebe."

„Und nun, lieber Freund," ſagte der Doktor, den Schlag öffnend, „nehme ich deine Liebenswürdigkeit auch für keine Sekunde länger in Anſpruch, auch habe ich vorausſichtlich in dieſem Hauſe länger zu thun und mache dann noch ein paar Gänge, wobei ich mich nach und nach gegen das große Spital dirigire, in welchem ich um 11 Uhr erwartet werde. Nimm meinen Dank und ſei verſichert, daß es mich ganz außerordentlich gefreut hat, mit dir wieder einmal ſo vertraulich plaudern zu können."

„Nun, ich kann dich nicht halten, aber um dir die Gegenverſicherung zu geben, wie angenehm auch mir dies Zuſammentreffen geweſen, laß ich dich nicht eher los, bis du mir ein Rendezvous gibſt für heute, morgen oder die nächſten Tage. — Sagen wir für morgen, du holſt mich ab, dann gehen wir und eſſen zuſammen, jede Stunde, die dir genehm, iſt mir recht."

Doktor Düring ſann einen Augenblick nach, ehe er zur Antwort gab: „Die nächſten Tage habe ich viel zu thun, aber dennoch — morgen — da iſt Feiertag, ich habe dann zufällig keinen Dienſt im Hoſpital und kann mich auch ſonſt losmachen."

„Alſo morgen, wann iſt es dir gefällig?"

„Wie du willſt, ich bin von 2 Uhr an zu haben bis zu meinen Abendbeſuchen um Sieben und bis dahin wird unſer kleines Diner wohl zu Ende ſein?"

„Jedenfalls — ſo biſt du alſo ſo freundlich und holſt mich nach 2 Uhr ab; — Fürſtenſtraße Nr. 14 parterre — ſchreib dir's auf."

„Das werde ich thun, um bei meinen vielen Adreſſen nicht confus zu werden. — Dort wohnſt du alſo?"

„Dort findeſt du mich."

Damit drückte Baron Wenkheim die Hand ſeines Freundes und ſagte dann ihm nachblickend: „Was das für ein prächtiger, eleganter Kerl geworden iſt und ganz ohne Bewußtſein ſeines inneren und äußeren Werthes, denn ſonſt würde er wahrhaftig nicht den Gedanken feſthalten, ſich an jene Vogelſcheuche zu feſſeln!"

Auch der junge Arzt dachte Aehnliches über ſeinen Freund und konnte ſich eigentlich ſelbſt nicht begreifen, daß er ſeine alten Univerſitätsfreunde — es lebten davon mehrere hier in der Reſidenz — ſo ganz vernachläſſigt hatte. Es war das aber eigentlich ganz natürlich, weil er ſeine meiſten Freiſtunden, beſonders die abendlichen, ſtets freiwillig gezwungen im Familienkreiſe zugebracht. Und wenn er ſich gerade jetzt daran erinnerte und ſeine eigene abhängige Lage mit dem freien Leben ſeines glänzenden Freundes verglich, ſo überflog ihn ein unbehagliches Gefühl und er dachte faſt verdrießlich daran, daß er heute Abend nach vollbrachtem Tagewerk wieder wie ſtets und immer die alten knarrenden Treppen hinaufſteigen, dann in das Wohnzimmer treten, von Madame Strammer wohlwollend, von Fanny, je nachdem ihr Herz geſtimmt war, bald freudvoll, bald leidvoll empfangen werden ſollte! „Was haſt du heute gemacht, lieber Otto, wo warſt du, wer ſind deine neuen Patienten oder — Patientinnen?" Dabei ein vielſagender Blick, ein leichter Seufzer, ein ſanftes Anſchmiegen mit den leiſe geflüſterten Worten: „Nicht wahr, mein Otto, ich kann mich ganz auf deine Treue verlaſſen!"

So ſanft er war, ſo ruhig und vor allen Dingen ſo vorwurfsfrei, ſo hatten ihn doch ſchon ein paar Mal dieſe Fragen verletzt und faſt zu einer ſchroffen Antwort veranlaßt; doch wußte ſie es alsdann als neckiſche Tändelei hinzuſtellen, oder auch als habe ſie gerade jetzt ein Recht, ſich nach ſeinen

Gängen zu erkundigen, da er nicht heftig geworden wäre, wenn er nicht irgend etwas zu verheimlichen hätte; dann verlangte ſie auch wohl mit dem Trotz eines Kindes, welcher übrigens der dreißigjährigen Jungfrau ſchlecht genug anſtand, ſein Notizenbuch zu ſehen — und das gerade am heutigen Tage wieder, weil er Ermüdung vorſchützend, ein wenig einſilbig war.

„Es iſt das eigentlich ein komiſches Verlangen, Fanny, doch, da haſt du mein Notizbuch um des lieben Friedens willen."

„Fühlſt du denn gar nicht, Otto," erwiderte ſie in vorwurfsvollem Tone, „welch' ſüßes Intereſſe ich dabei habe, wenn ich mich überzeuge, ob ſich deine Patienten vermehren?"

„Das könnte ich dir ja eben ſo gut ſagen." —

„Nein, das langweilt dich, und dann liebe ich auch dieſes Buch, es hat an deinem Herzen geruht, und deine Hand hat hineingeſchrieben. — Siehe da!" fuhr ſie aufſchauend fort, „du kommſt ja jetzt auch in die vornehmeren Stadttheile — 14, Fürſtenſtraße — wer wohnt denn da?"

„Das da," erwiederte er nicht ohne eine kleine Verwirrung, „da wohnt eigentlich keiner meiner Patienten, nur ein ehemaliger Univerſitätsfreund, Baron Wenkheim!"

„Ah, ſo," entgegnete Fanny in einem Tone, der wie ein Seufzer klang, wobei ſie haſtig das Buch ſchloß und ſo raſch von ſich ſchob, als brenne es ihr in der Hand. — „Ah, jener Baron Wenkheim!"

„Nun, was iſt's mit jenem Baron Wenkheim?"

Auf dieſe Frage gab die Betreffende keine Antwort, doch rief endlich Madame Strammer aus ihrer Sophaecke herüber: — das junge Paar ſaß am offenen Fenſter, zu welchem Mailüftchen hereinwehten — „Jener Baron Wenkheim iſt keine Geſellſchaft für Sie, Herr Schwiegerſohn! Es iſt das ein höchſt leichtſinniger junger Mann, wie ich aus den beſten Kaffeequellen weiß."

Dann verlief der fernere Abend langweilig, wie gewöhnlich. Fanny ſchmollte ein wenig, was ſie kund zu geben pflegte durch eigenthümliche ſcharfe Fragen, die ſie gewöhnlich durch ſpitze Antworten ſelbſt erledigte. Ein verfluchtes Frag- und Antwortſpiel, wobei ſich der Betreffende gerade ſo vorkommt, als ſei er zwiſchen ein paar ſauſende Zahnräder gerathen, wo es das Geſcheidteſte iſt, Kopfſchmerz oder Aehnliches vorſchützend, ſobald als thunlich ſich zu entfernen.

Dies that auch Doktor Düring, vielleicht eine Viertelſtunde früher als gewöhnlich, was aber in dieſem Falle nicht das Richtige war, um einen einmal erwachenden Verdacht einzuſchläfern.

* * *

Am andern Tage machte Doktor Düring, nachdem er von ſeinem Krankenbeſuche nach Hauſe kam, etwas ſorgfältiger als gewöhnlich Toilette, ja, da er ſchon lange das Bedürfniß empfunden hatte, ſeinen Haarſchnitt etwas corrigiren zu laſſen, begab er ſich zu einem Künſtler in dieſem Fache, der ihn ſchließlich nicht nur mit einem Scheitel bis in den Nacken hinab verſah, zu deſſen beiden Seiten ſich die blonden Locken nur ſo emporbäumten, ſondern der ihm auch den Schnurrbart ſo unternehmend in die Höhe wichſte, daß er nach beendigter Operation faſt erſchrocken vor ſeinem Spiegelbilde zurückfuhr, gleichzeitig an die ernſten Züge des Obermedizinalraths und ſeiner Verlobten denkend, wenn ihn dieſe geſehen hätten.

Er kam ſich ſelbſt wie ein richtiger Elegant und „Löwe" vor und es war von dieſem Gefühl etwas in ſeinem noch elaſtiſcheren Gange ſichtbar und in der Art, wie er ſeinen Stock in der Rechten bewegte.

So gelangte er an das Haus Fürſtenſtraße Nr 14. Kaum hatte er geläutet, ſo öffnete ihm ein hübſches, zierliches Dienſtmädchen, was ihn einigermaßen in Erſtaunen verſetzte. Es wäre ihm für die Moral ſeines Freundes faſt lieber geweſen, wenn ein alter brummender Bediente dies Amt verſehen hätte. Doch folgte er dem hübſchen Dienſtmädchen, die, als er nach dem Baron Wenkheim gefragt, freundlichſt knikſte, in einen rückwärts gelegenen, ſehr reichen und ſehr eleganten Salon, deſſen weit geöffnete Flügelthüren auf einen kleinen, aber reizend angelegten und entzückend duftenden Garten führten.

„Der gnädige Herr möge gefälligſt einen Augenblick Platz nehmen,“ hatte das zierliche Stubenmädchen geſagt und war dann verſchwunden. Doch zog es der gnädige Herr vor, ſich im Salon etwas umzuſchauen, und obgleich er ſchon in reich und luxuriös ausgeſtatteten Gemächern geweſen war, ſo doch noch in keinem mit ſo raffinirter Eleganz und dabei in ſo feinem Geſchmack. Was ihm allerdings dabei auffiel, war, daß er hier ſo gänzlich jeden Anklang an eine Junggeſellenwirthſchaft vermißte, vielmehr Alles wie von einer weiblich ſorgenden Hand geordnet ſchien.

Er hatte ſich gerade vom Garten abgewandt, um einen kleinen Stutzflügel aus dem Atelier Stoneway zu betrachten, der geöffnet war und auf deſſen Pulte ſich Noten befanden, links neben dieſen ein mächtiges Veilchenbouquet, rechts ein feines Batiſttuch, als er plötzlich hinter ſeinem Rücken jenes Geräuſch hörte, das die Franzoſen Frou Frou nennen und das von weiblichen Gewändern herkommt, wenn dieſe über Steinplatten oder auf dem Parquet ſchleifen.

Ueberraſcht wandte er ſich um und dieſe Ueberraſchung ſteigerte ſich zu einem grenzenloſen Erſtaunen, als er auf der Treppe vor der Gartenthür wie eingerahmt durch die ſaftig grünen Gewächſe dort, zwiſchen welchen einzelne Sonnenſtrahlen ſpielten, eine junge Dame vor ſich ſtehen ſah, einfach in ein weißes Gewand gekleidet, welches um ihren ſchönen Körper feſtanliegend ihre ebenſo feine als reizende Geſtalt zeigte. Ein Sonnenſtrahl drang quer durch das Grün und umfloß mit ſanftem Lichte ihr weiches, glänzend ſchwarzes Haar, ihren feinen Hals, ihre elegant abfallenden Schultern und die Conturen der zarten Bruſt. Und dabei blickte ſie ihn aus den ſchönen, dunklen Augen wie etwas Bekanntes oder Erwartetes an, wobei ein ſchelmiſches Lächeln um ihre halbgeöffneten Lippen ſpielte.

Hatte er ſich in der Hausnummer geirrt, hatte das hübſche Dienſtmädchen ſeine Frage nicht verſtanden, oder ſich ſein Freund Wenkheim einen Scherz erlaubt? Wenn dies letztere der Fall war, ſo ſah er an dem Benehmen der jungen Dame, daß ſie ſein Eindringen als Folge davon nicht unfreundlich aufnahm, denn ſie näherte ſich heiter lächelnd und ſagte mit einem Wohlklang der Stimme, der ihn erſchauern machte: „Ich freue mich ſehr, Sie kennen zu lernen, Herr Doktor Düring, und bin unſerem gemeinſchaftlichen Freunde Baron Wenkheim recht dankbar, daß er Ihnen hier bei mir ein Rendezvous gegeben. Bitte, ſetzen Sie ſich, oder ziehen Sie es vor, mit mir einen Gang durch den Garten zu machen, bis er kommen wird? — Beſſer aber iſt es, wir bleiben hier,“ ſetzte ſie hinzu, als er unſchlüſſig, verwirrt ſtehen blieb. „Es fängt draußen ſchon an, recht warm zu werden.“

Damit ließ ſie ſich in einen Fauteuil nieder und er that langſam desgleichen, indem er ſagte: „Bei alledem habe ich um Entſchuldigung zu bitten, daß ich ſo ohne Weiteres auf einen Scherz meines Freundes einging. Ich hatte in der That nicht anders geglaubt, als er habe mir die Adreſſe ſeiner eigenen Wohnung gegeben, war aber,“ fügte er, ſich umſchauend bei, „ſchon gleich beim Eintreten einigermaßen zweifelhaft geworden.“

„Natürlich,“ erwiderte ſie heiter lachend, „ſie erwarteten einen Bedienten und eine Garçonwohnung, müſſen aber ſchon mit mir und mit meiner Frauenzimmer-Einrichtung vorlieb nehmen.“

„O, was das anbelangt, bin ich meinem Freunde unendlich dankbar,“ erwiderte er mit mehr Lebhaftigkeit, als er vielleicht ſelbſt beabſichtigte.

„Sie ſind einer der genaueſten Freunde des Barons, ein allerdings noch recht junger Arzt, aber von großen Verdienſten, wie er mir geſagt.“

„O, Sie kennen ihn wohl genügend, um zu wiſſen, wie er in ſeiner Freundlichkeit gern im Guten übertreibt.“

„Allerdings — — aber was er mir von Ihnen geſagt, glaube ich gern.“

Als ſie ſo ſprach, hatte ſie mit halb geſchloſſenen Augen vor ihm geſeſſen und wenn ihm ihr feines, edles Geſicht auch ſo ſchon im höchſten Grade anziehend und ſympathiſch erſchien, ſo durchzuckte es ihn doch mit einem unbeſchreiblichen Gefühle, als ſie jetzt plötzlich ihre großen, dunklen Augen öffnend, ihn anſchaute, wodurch ihre Züge einen völlig veränderten Ausdruck annahmen, wie mit Licht übergoſſen erſchienen, ja Licht auszuſtrahlen ſchienen auf ihn, auf Alles, was ſie umgab! Es waren dies überhaupt Augen, wie er nie ähnliche geſehen, Augen mit ſo merkwürdig wechſelndem, ſtets ergreifendem Ausdrucke, Augen, die für ſich ſprachen, auch wenn der Mund ſchwieg, Augen, in denen man deutlich jede Regung von Theilnahme las, beſonders jetzt, als der junge Arzt auf ihre Bitte aus ſeinem früheren Zuſammenleben mit Wenkheim erzählte.

Und dabei freute ſie ſich kindlich heiter, wenn er, was öfter geſchah, eine humoriſtiſche Saite anklingen ließ, oder ihr Auge umflorte ſich ernſt und voll Theilnahme bei dazwiſchen eingeſtreuten Anklängen aus ſeiner früheſten Jugend.

Zuweilen ſprang ſie auf, blickte auf die Uhr über dem Kamin und rief aus: „Ich weiß nicht, wo er ſo lange bleibt, ſonſt pflegte er pünktlicher zu ſein. Doch vermiſſe ich ihn durchaus nicht und bedaure nur, lieber Herr Doktor, daß Sie ſich mit meiner Geſellſchaft begnügen müſſen.“

Das erſchien ihm aber durchaus nicht bedauerlich, und wenn er über etwas Bedauern empfand, ſo war es nur über den gewiß ſehr nahen Moment, wo die Klingel ertönen und Wenkheim kommen würde, ihn abzuholen. Er fühlte ſich in einer ſo eigenen gehobenen Stimmung wie nie, begeiſtert, faſt berauſcht, oder wenigſtens betäubt, und er ſuchte die Urſache dieſer an ſich nicht unangenehmen Wirkung ſowohl in der reizenden Erſcheinung dieſer jungen Dame, als in dem Blumenduft von Veilchen und Hyacinthen, der aus dem Garten hereindrang, ja der ihn von überall her umgab, ſelbſt aus ihren Kleidern entſtrömte, wenn ſie ſich raſch erhob oder haſtig niederließ.

„Sie ſpielen Klavier?“ fragte er, auf den geöffneten Flügel ſehend.

„O ja, ein wenig, was ich ſo brauche.“

„Singen auch gewiß?“

Bei dieſer Frage ſchaute ſie ihn auffallend heiter lachend an, beinahe mit einem Blick des Erſtaunens und antwortete dann: „O ja, ich ſinge auch ein wenig.“

Er war ſchon im Begriff, alle ſeine Keckheit zuſammen zu nehmen, ſie zu bitten, etwas zu ſingen oder zu ſpielen, als draußen die Klingel ertönte und eine laute Frage, ſowie ein darauf folgender feſter Schritt gegen die Thüre des Salons die Ankunft des längſt Erwarteten anzeigte.

„Tauſend Mal bitte ich um Entſchuldigung!“ rief Wenkheim ſchon unter der Thür, „aber ſo geht es leider gewöhnlich, wenn uns viel daran liegt, eine beſtimmte Zeit einzuhalten. Da finden ſich Beſuche über Beſuche und alle möglichen Abhaltungen; noch ſoeben vor der Thür ſtellte mich der Prinz Georg und ich mußte ihm verſprechen, der allergraziöſeſten Majeſtät von geſtern Abend,“ — hier machte der Baron eine tiefe Verbeugung gegen die junge Dame, — „das möglichſt Schönſte, Entzückteſte und Verrückteſte zu ſagen und zugleich für ſeine Rechnung einen tief gefühlten Handkuß anzubringen, was hiermit zu thun mir meine allergnädigſte Königin geſtatten möge.“

Er beugte ein Knie, worauf ſie ihm heiter lachend eine Hand reichte, die er ehrfurchtsvoll aber zärtlich an ſeine Lippen drückte, um gleich darauf jedoch aus der Rolle des unterthänigen Sklaven zu fallen, und in einem keckenTone auszurufen: „Wahrhaftig, Kinder, ich muß alles Ernſtes um Verzeihung bitten und mich faſt einer ganzen Stunde Verſpätung anklagen.“

„Unmöglich!“ rief die junge Dame in überraſchtem Tone, ihre ſchönen Augen nach der Uhr richtend, um gleich darauf, mit einem entzückenden Ton der Verwirrung die Augen niederſchlagend, hinzu zu ſetzen: „Ich hätte das nicht für möglich gehalten.“

War es der Klang ihrer Stimme, was den jungen Arzt ſo eigenthümlich und heiß bewegte, oder war es ein unausſprechlich ſcheuer aber ſüßer Blick, der ſein Geſicht ſtreifte, genug, er fühlte, wie ihm das Herz anſchwoll nach der Redensart bis zum Halſe hinan, ſo daß er zur Bekräftigung kaum und nur ſtotternd hinzufügen konnte: „Auch er halte es nicht für möglich, die junge Dame ſchon ſo lange beläſtigt zu haben.“

„Beläſtigt haſt du jedenfalls nicht, lieber Otto,“ ſagte Wenkheim luſtig, „deſſen bin ich ſicher und hoffe nur, daß du dich ſogleich in gehöriger Form vorgeſtellt haſt.“

„Was ganz unnöthig war, da das gnädige Fräulein bereits die Güte hatte, mich zu kennen — — wogegen ich, —“ ſetzte er lächelnd mit einer Verbeugung hinzu.

„Richtig, richtig!“ rief der Baron, ſich vor die Stirne ſchlagend, „doch dachte ich nicht anders, als mit meiner gewöhnlichen Pünktlichkeit ſogleich mit dir hier einzutreffen, habe nun aber nachträglich die Ehre, dir den Namen dieſer göttlichen Fee zu benennen, einer Zauberin, vor der Nationen im Staube liegen, die ſich aber um ein gefeſſeltes und geknechtetes Menſchen-, beſſer geſagt Männergeſchlecht nicht ſo viel bekümmert“ — hier knipſte er mit dem Finger, — „und die auch noch nicht einen einzigen gütigen Blick daran wendet, ihre unterthänigen Sklaven glücklich zu machen. — Fräulein Camilla Palmer, unſere erſte und einzige Sängerin.“

Sie neigte leicht und etwas ernſt geworden das ſchöne Haupt gegen den jungen Arzt, wobei ſie aber, nicht eine Sekunde lang, einen aufmerkſamen prüfenden Blick auf ihn warf, dann ein leichtes Heben ihres ſchönen, feinen Buſens ſehen ließ, als er, ſie mit leuchtenden Blicken betrachtend, ausrief: „Welches Glück für mich, mein Fräulein, welch unverhofftes Glück, wofür ich meinem Freunde unendlich dankbar bin! Ich habe Sie nur ein paar Mal gehört, leider habe ich wenig Zeit zum Theaterbeſuch, aber jedes Mal bewahrte ich das Andenken an jenen Genuß wie einen Schatz in meiner Bruſt.“

„Bravo, mein Junge!“ rief der Baron heiter, „du haſt als begeiſterter Kritiker famos debütirt.“

„Zuletzt ſah ich Sie als Gretchen,“ fuhr der junge Mann begeiſtert fort, während ſie mit geſenkten Augen beinahe verlegen vor ihm ſtand. „Aufrichtig geſagt,“ fuhr er fort, indem er ſeinen offenen und ehrlichen Blick frei erhob, „ging ich nur aus Neugierde hinein, faſt mit einem widrigen Gefühl, denn ich vermochte mir einen ſingenden Fauſt und Mephiſto nicht ſo recht zuſammen zu re[illegible] mich aber merkwürdig ergriffen, ſo daß ich jenen Abend, beſonders jetzt, zu einem meiner angenehmſten Theatererinnerungen zähle.“

„Der dritte Akt — nicht wahr?“ meinte Baron Wenkheim mit einem raſchen Aufwerfen des Kopfes.

Sie prüfte abermals ſein Geſicht durch einen raſchen Blick, und als ſie ſeine Augen glänzend erhoben ſah, zuckte um die feinen Mundwinkel ein ſchelmiſches Lächeln, dann öffnete ſie die Lippen und ſang mit einer wunderbar tönenden und zu Herzen dringenden Stimme:

„Ich liebe Dich —
ſo inniglich!“

um ſich gleich darauf unter einem durchaus nicht hierher gehörenden prachtvollen Triller, der mit einem herzlichen Lachen endigte, raſch abzuwenden, und wie ein muthwilliges Kind durch den Salon zu tanzen.

„O Wildfang!“ rief Baron Wenkheim entzückt und eilte ſie einzufangen, was aber nicht ſogleich gelingen wollte, denn ſie ſuchte Schutz hinter dem jungen Arzte und da ſie der Andere mit einer raſchen Wendung feſthalten wollte, ſchlüpfte ſie ihm unter den Händen hinweg, indem ſie ſich mit der kleinen Hand auf die Schulter Dürings ſtützte, um gleich darauf unter einer leichten Verbeugung gegen beide Herrn ſtehen zu bleiben und ſich alsdann zu dem Flügel zu begeben, wo ſie das Battiſttuch ergriff und es an ihre Lippen drückte.

Wenkheim hatte ihr wohlgefällig nachgeſehen, aber nicht wie ein leidenſchaftlicher, ruhelos, aufgeregt Liebender, vielmehr wie Jemand, der ſich eines holden Glückes ruhig erfreut, und das war dem ſcharfen, forſchenden Auge Dürings ebenſo wenig entgangen, als daß ſein Freund dem ganzen Benehmen nach hier ſehr wohlbekannt, faſt wie zu Hauſe that. Ging er doch ohne Weiteres, um in ein Nebenzimmer hinein zu ſchauen, trat auch an ein Tiſchchen, wo auf einer ſchönen Majolicaſchale Viſitenkarten und Papiere lagen, um nicht nur Letztere in die Hand zu nehmen, ſondern auch in erbrochenen Briefen zu leſen.

„Wo iſt denn eigentlich die Mama?“ fragte er aufblickend.

„Als gute Hausfrau auf dem Markte, ſie läßt ſich das nun einmal nicht nehmen.“

„Bei der ſchwülen Gewitterluft ſollte man ihr das verbieten — nicht wahr, Otto?“

„Ich weiß ja nicht, um was es ſich handelt.“

„Camilla’s Mama iſt ziemlich ſtark, ſehr lebhaft, leicht zu Congeſtionen geneigt, und da rennt ſie nun in der Mittagshitze auf dem Markte herum, um die Spargeln ein paar Groſchen billiger einzukaufen.“

„O nein, das iſt Uebertreibung, ſie geht nur, weil ſie ſich an dem maleriſchen Durcheinander des ſchönen Gemüſes und der Blumen erfreut.“

„Gleichviel, aber bei ſolcher Hitze ſollte ſie zu Hauſe bleiben, und ich muß darüber mit Ihrem Arzte reden — ja ſo —“ unterbrach er ſich plötzlich, wie Jemand, dem etwas Vergeſſenes einfällt, „das war es ja eigentlich hauptſächlich, warum ich dich hieher geführt, mein vortrefflicher Doktor. Der Arzt dieſer jungen Dame und ihrer vortrefflichen Mama, der Profeſſor Spitter — du kennſt ihn natürlich — hat ſich zur Ruhe geſetzt, das heißt, geht nur noch zu wichtigen Conſultationen und empfängt bevorzugte Kranke bei ſich zu Hauſe. Das iſt nun aber nicht Jedermanns Sache, weßhalb ich Fräulein Camilla gerathen habe, für die Mama einen anderen Beichtiger zu wählen und dich dazu vorgeſchlagen.“

„Allerdings nur für die Mama,“ ſagte die junge Dame, aufmerkſam ihre ſchönen Fingernägel betrachtend, „denn ich hoffe nicht, daß ich ſo bald genöthigt ſein werde, von Ihrem freundlichen Rathe einen Gebrauch zu machen.“

Doktor Düring verbeugte ſich dankend, ohne dabei ihre Blicke erreichen zu können, denn ſie hielt die Augenwimpern tief geſenkt, und ehe ſie dieſelben wieder erhob, wandte ſie ſich raſch ab und drückte ihr Geſicht in das prachtvolle Veilchenbouquet.

„Jetzt aber — filons, mon cher,“ ſagte Wenkheim, nachdem er einen Blick auf ſeine Uhr geworfen, „es iſt die höchſte Zeit, damit uns Monſieur Drouet nicht mit einem verdrießlichen Geſichte empfange. Ich habe nämlich dieſen jungen Heilkünſtler zu einem kleinen Diner eingeladen, als Handgeld für die hier übernommenen Verpflichtungen.“

„Hat ſie der Herr Doktor wirklich übernommen?“ fragte Camilla, über den Rand des Veilchenbouquets hinweg blickend, wobei ihre leuchtenden Augen einen unverkennbaren Ausdruck von Scheu und Aengſtlichkeit zeigten — ſo wahr, daß Baron Wenkheim einen Augenblick betroffen darüber ſchien — doch nur einen Augenblick, worauf er ſich auf dem Abſatz umdrehte, um ſein Lächeln nicht ſehen zu laſſen, während er vor ſich hinmurmelte: „Wie entzückend ſie ſpielt!“

Doch bemerkte das gute, redliche Herz Düring's nichts von Alledem, auch war er zu bewegt, faſt betroffen bei dieſer plötzlichen und ſo wunderbaren Vermehrung ſeiner Kundſchaft. Er verbeugte ſich ſo tief und mit ſo entſchiedener Neigung des Kopfes, daß darin ein feſtgegebenes Verſprechen lag, was die junge Dame auch ſo anzunehmen ſchien, denn ſie reichte ihm raſch wie dankend ihre Hand, und als ſie dieſelbe alsdann wieder zurückzog, fühlte er — keinen Druck, aber ein ſanftes Abſtreichen ihrer Finger, wie wenn ſich Eiſen vom Magnet nur ſchwer zu löſen vermag. —

Erſt bei Monſieur Drouet nach der Suppe und nach einem raſch hinabgeſtürzten Glaſe Wein ſchien der junge Arzt ſein Gleichgewicht wieder gefunden zu haben; bis dahin auf der Fahrt und ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzten, war er wie ein Träumender, gab keine oder ganz verkehrte Antworten, ſo daß Wenkheim ein paar Mal vor Lachen kaum zu ſich ſelber kommen konnte und jetzt, ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnend, ſagte: „Wie doch ſo eine Gewitterluft verſchieden auf die Menſchen wirkt, mir regt ſie die Nerven auf, dich drückt ſie nieder!“

„Ja, mich drückt ſie ſchwer darnieder.“

„Wohlauf — denn!“ rief der Andere luſtig, „getrunken den funkelnden Wein! — wozu wir hier an der beſten Quelle ſind, und wirſt du mir nach Betrachten des Menü's ſagen, ob ich nach deinem Geſchmacke gewählt.“

„Mir iſt Alles recht.“

„Und da wir hier ſo ſchön unter uns ſind, wollen wir auf das Wohl deiner Fanny trinken!“

„Auch das,“ erwiderte Düring mit etwas ernſter Miene.

„Aber trinken, trinken, nicht nur nippen, und vergnügt ſein! Denke, dieſer Kelch Bordeaux ſei Lethe und du könnteſt darauf mit dem ſchäumenden Champagner ein neues Leben anfangen, ein glückliches, heiteres Leben, wie du guter, vortrefflicher Kerl es verdienſt, wie Keiner. Laß deßhalb alle Sorgen ſchwinden, verjage Schatten, Fledermäuſe und böſe Geiſter und baue dir in deiner Fantaſie ein glänzendes Ideal, zu welchem du gläubig aufblickſt — haſt du eines?"

„Ich glaube, ich könnte eines haben," entgegnete Düring, vor ſich niederblickend.

„Gut, ſo trinke ich auf deſſen Wohl und dein Ideal lebe und gedeihe für dich!"

Es iſt für unſere kleine Geſchichte nicht nothwendig, den an ſich regelrechten Verlauf dieſes vortrefflichen Diners zu Zweien zu ſchildern. Es ſchloß, wie das ſo gebräuchlich iſt, mit Kaffee und Cigarren und ſtundenlanger gegenſeitiger Mittheilung aus dem vergangenen Leben der beiden Freunde. Dann fuhr der Baron nach Hauſe, während Düring es vorzog, noch längere Zeit durch die ſchattige Allee des Parkes zu ſtreifen Blüthen und Fliederduft zu riechen, dem entzückenden Schlage der Nachtigall zu lauſchen und dann von einer kleinen Anhöhe fernem Wetterleuchten zuzuſchauen. Doch wollen wir dabei nicht verſchweigen, daß er in dieſer angenehmen Beſchäftigung plötzlich nicht ohne einigen Schrecken die zehnte Abendſtunde ſchlagen hörte, und dabei an ein ſtilles Zimmer dachte, wo er zum erſten Male durch ſein Ausbleiben Erwartungen getäuſcht.

Ja, und nicht nur Erwartungen getäuſcht, ſondern Zorn und Entrüſtung hervorgerufen! Als er nicht wie gewöhnlich mit dem Schlage acht Uhr da war, hatte ſich Fanny vorgenommen, ihn ſüß ſchmollend zu empfangen, um halb neun Uhr ſollte dieſes Schmollen kein erkünſteltes mehr ſein, um mit dem Schlage Neun als gänzlich rückſichtsloſes Betragen aufgefaßt und demgemäß behandelt zu werden. — Aber die unerbittliche Zeit rückte weiter, Viertelſtunde um Viertelſtunde drückte bleiern auf die Vergangenheit und hüllte die Gegenwart immer düſterer ein, rief die gehäſſigſten Fantaſieen in's Leben, Fanny's Sinn umgaukelnd und umdüſternd, und als es zehn Uhr ſchlug und Madame Strammer mißmuthig erklärte, jetzt keine Luſt mehr zu haben, um einen undankbaren Herumläufer zu erwarten, blickte Fanny racheſinnend in die dunkle Nacht hinaus und ſprach unter einem tiefen Seufzer: „A—a—a—ah! dieſes Eau de Cypre!“

Am andern Morgen, als ſich das der Zeit nach mit Schicklichkeit eben thun ließ, ſtieg Fanny die Treppen hinauf zu einem Bewohner des Hauſes, der im Beſitz des ſtädtiſchen Adreßbuches war, um daſſelbe zu Rathe zu ziehen in einem Falle, mit dem ſie ſich in einigen ſchlafloſen Stunden heute Nacht beſchäftigt. — Von dem verrätheriſchen Eau de Cypre ausgehend, hatte ſie ein Netz von Möglichkeiten geflochten, in dem ihr Verlobter von irgend einer Kokette eingefangen, möglicherweiſe zappeln konnte und aus welchem er vielleicht noch zu befreien war, wenn ihm nicht etwa ſelbſt ein verbrecheriſches Unterliegen als ſüßes begehrenswerthes Ziel erſchiene — eine Vorſtellung, von der ſich ihre keuſche Fantaſie ſchaudernd abwandte.

Aehnliches und noch viel Konfuſeres dachte ſie und malte ſich dabei jenen Baron Wenkheim als gottloſen Verführer — wenn — wenn — jener Baron Wenkheim wirklich — ja wenn jener Baron Wenkheim in der That nicht eine nur vorgeſchobene Perſönlichkeit war, um Anderes zu maskiren — o, die Schlechtigkeit der Männer im Allgemeinen und junger Aerzte insbeſondere iſt zu Allem fähig — wer weiß, ob er mich nicht ſchon mit jener Adreſſe betrogen! — Deßhalb ſtieg ſie die Treppen hinauf und forſchte droben bei der alten Magd, ob der Herr Kanzleirath ſichtbar und noch nicht ausgegangen ſei. Der Herr Kanzleirath war Wittwer, ſonſt würde es Fräulein Fanny nicht gewagt haben, mit Umgehung der Gattin dieſe Frage zu thun.

Der Herr Kanzleirath war zu Hauſe, — „der Herr Kanzleirath würde es ſich zur größten Ehre ſchätzen, dem Fräulein Strammer irgend wie dienlich ſein zu können.“

Dieſe Verſicherung wiederholte er gleich darauf mündlich, ſobald Fanny eingetreten war, und that das mit einem Anflug ächter Courtoiſie, denn er war keiner von jenen vertrockneten Beamten, vielmehr ein Mann, der das Leben kannte und genoß, erſter Tenor beim Liederkranze, Arrangeur der Landpartieen auf dem bürgerlichen Muſeum und geheimer poetiſcher Mitarbeiter beim Intelligenzblatt der Stadt.

Daß aber Fräulein Fanny ihre liebenswürdigen Augen anſtrengen ſolle, um die bewußte Adreſſe ſelbſt zu ſuchen, das konnte er um Alles in der Welt nicht zugeben, nicht um eine Millarde der Kriegskontribution, wie er enthuſiaſtiſch ausrief — „Geſtatten Sie deßhalb — welcher Namen hat das Glück, von Ihnen aufgeſucht zu werden?“

„Kein Name intereſſirt mich, Herr Kanzleirath,“ entgegnete ſie ſüß lächelnd mit einer abwehrenden Handbewegung. „Ich möchte nur wiſſen, ob in der Fürſtenſtraße — 14 glaube ich, eine Dame wohnt, die ich kenne.“

„Fürſtenſtraße 14? ſchauen wir nach — hier iſt's. — Von oben angefangen im zweiten Stock eine verwittwete Frau von Stachelinsky, in der Belle-Etage die ruſſiſche Fürſtin Tatſchkow — im Parterre — ah! im Parterre“ wiederholte der Herr Kanzleirath mit einem ſüßen Lächeln, indem er die zuſammengedrückten Finger ſeiner rechten Hand küßte, „wohnt ſie, das Juwel, die Perle, der Schwan, die Nachtigall, Fräulein Camilla Palmer, unſere erſte Sängerin — ein Engel, Fräulein Strammer, das kann ich Sie verſichern, ſowohl als Künſtlerin wie als — wie ſoll ich doch ſagen — als weibliches Weſen höherer Gattung.“

„A—a—a—ah! — — Und ſonſt wohnt Niemand in dem Hauſe?“ fragte Fanny mit ſchwacher Stimme.

„Niemand ſonſt, mein Fräulein, es iſt aber auch des koſtbaren Inhalts genug, wo ſie wohnt.“

Sie biß ſich auf die dünnen Lippen, ſie verſuchte ein Lächeln, das aber ausſah, wie eine mißgeborene Tochter jener heiteren Regung. Dann ſagte ſie: „Welche Schwärmerei, Herr Kanzleirath!“

„Nur für die Kunſt, mein verehrtes Fräulein — ausſchließlich nur für die Kunſt, nur für den goldenen Sangeskern, nicht für die glänzende Schale — beim Anubis! — Was eine Schwärmerei anderer Art anbelangt,“ hier legte er die Rechte auf ſein Herz, „ſo verehre ich in meines Herzens Tiefe andere Ideale, die aber ruhen müſſen unter Aſche und Schlacke, ſich ſelbſt verzehrend, weil —“

„Verzeihen Sie nun,“ ſprach ſie mit matter Stimme, „daß ich Sie beläſtigt, und nehmen Sie meinen beſten Dank.“

„Nebſt Begleitung bis an Ihre Thür, mein Fräulein," erwiderte der galante Kanzleirath — „nur bis dahin, denn dort ſteht an der Pforte ein Engel mit flammendem Schwert, den Unberufenen zurückweiſend."

„Weder ein Engel, Herr Kanzleirath, noch führt er ein flammendes Schwert," entgegnete Fanny in bitterem Tone. „Verſuchen Sie es deßhalb, dort einzudringen, wenn Sie einmal für Mama ein Stündchen übrig haben."

„Stets, mein Fräulein, ſtets, für Ihre verehrte Frau Mama ein Stündchen, für Sie — eine Ewigkeit."

Er geleitete ſie in der That die Treppen hinab und als ſie ihn erſuchte, doch näher zu treten, verſicherte er, ſo unbeſcheiden ſein zu wollen und ſich das für einen Augenblick zu geſtatten.

Madame Strammer empfing ihn äußerſt freundlich, ließ ihn in dem Lehnſtuhle Platz nehmen und plauderte mit ihm, während Fanny, verſchiedene Dolche im Herzen, ſich in ihr Schlafzimmer begab und ſich dort mit cannibaliſcher Freude bemühte, dieſe verſchiedenen Dolche einzeln und recht gründlich in ihr Herz zu bohren. „Ha, der Verräther! Es wäre ſchon ſchlimm genug geweſen, wenn er ſich in eine tiefe Freundſchaft eingelaſſen hätte mit dem Baron Wenkheim, aber nur gar eine erſte Sängerin, ein Engel an Leib und — Seele" — hätte ſie faſt geſagt, ſtieß aber ein grenzenloſes Hohngelächter aus, als ſie ſich die engelreine Seele einer Theaterprinzeſſin vergegenwärtigte. — „Das Ungeheuer! Und dorthin zieht ihn nicht einmal die Wiſſenſchaft, denn, wenn jene Perſon krank wäre, würde es der Herr Kanzleirath gewußt haben und überdies — hat er mir nicht verſprochen, nie zu practiziren in jenen verführeriſchen Regionen — bei jenen Sirenen, die am Morgen nach einer anſtrengenden Rolle, wie mir eine brave Büglerin erzählt, ihre Freunde im Bette liegend zu empfangen pflegen? — Und nun gar er, in ſeiner doppelten Eigenſchaft als Arzt und Liebhaber —!"

Soweit war ſie in ihren Gedanken ſchon gekommen und damit auch an der Grenze ihres Schmerzes, wo ein wohlthätiger Rückſchlag ſtattfand, indem ſie ſich jenes verrätheriſchen

Eau de Cypre erinnerte und wie er ſchon häufig Zeichen von Ueberdruß und Langeweile gegeben, ja von Ungeduld, wie Jemand, der mit knirſchenden Zähnen an ſeiner Kette rüttelt.

Sei ruhig, klopfend Herz! — — —

Dabei war es ihr eine allerdings ſchmerzliche Wohlthat, vor die Mutter hintreten zu können und ihr zu ſagen: „Siehſt du wohl, wie Recht mein fühlendes Mädchenherz hatte, wie es einer Senſitive glich, zuſammenſchauernd bei jeder rauhen Berührung!“ — Wie freute ſie ſich darauf, als ſie nun in's Wohnzimmer trat, die Widerſprüche ihrer Mutter tüchtig niederſchmettern zu können, wie war ſie aber erſtaunt, als Mama gegen ihre Gewohnheit durchaus nicht widerſprach, vielmehr achſelzuckend zugab, daß hier etwas vorliege, was wohl zu überlegen ſei! „Jedenfalls wäre es thöricht,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „ihn das Geringſte merken zu laſſen, wenigſtens nicht auf deine gewöhnliche Art durch Klagen oder trübe Mienen.“

„Du haſt Recht, Mama!“

„Heiter ſollſt du erſcheinen.“

„Luſtig, luſtig!“

„Als wenn dich dies Alles nicht im Geringſten berührte. Und heute Abend wirſt du nicht zu Hauſe ſein, wenn er kommt.“

„Nicht, Mama?“

„Nein. Wir ſind zum Thee gebeten bei Sperlebachs.“

„Der Schweſter des Herrn Kanzleirath?“

„Ja — das heißt, ich habe mich dort zu einem Täßchen Thee anſagen laſſen, um alter Freundſchaft willen und auf die Bitte des Herrn Kanzleiraths ſelbſt, der mich verſicherte, ſeine Frau Schweſter wie auch Andere habe es ſchon längſt ſchmerzlich berührt, daß wir alle Verbindungen abgebrochen hätten wegen — nun, wegen was brauche ich dir eigentlich nicht zu ſagen, nur zu wiederholen, daß das, was wir jetzt durchſchimmern ſehen, ſchon lange aller Welt klar vor Augen lag.“

„Abſcheulich, aber warum hat das alle Welt nicht ſchon früher geſagt?“

Dieſe Frage beantwortete Madame Strammer nicht, was ihr auch ſehr ſchwer geworden wäre; ſie begnügte ſich deßhalb, zu ſagen, daß es für heute bei dem getroffenen Arrangement bleibe und daß ſie nichts dagegen einzuwenden gehabt habe, daß der Herr Kanzleirath ſie abholen wolle, um ſie zu ſeiner Frau Schweſter zu begleiten.

„Aber Mama, wenn er uns begegnete?“

„Deſto beſſer, ſo würde er ſehen, daß du nicht Willens biſt, ferner umſonſt auf ihn zu warten.“

„Ein gefährliches Spiel, Mama, vielleicht ein falſches Spiel!“

„Das er begonnen und das wir alles Recht haben, gegen ihn fortzuführen.“

In der That war Doktor Düring an dieſem Abend mit etwas unangenehmen Gefühlen an der Thür ſeiner Verlobten geweſen, um, dieſe verſchloſſen findend, mit erleichtertem Herzen wieder abzuziehen und eilig, ſehr eilig — die Treppen hinab, eilig über die Straße dahin bis zur Oper zu rennen, wo er eintrat, um ſie zu hören und aus ihren wundervollen Tönen auf's Neue gefährliches Gift für ſein Herz einzuſaugen. Er war in ſüßen Träumen gefangen, er war wie berauſcht, und was ſeine Gedanken vollends durcheinander warf, war die Erinnerung an die geſtern verlebte unvergeßliche Stunde, wo er ihr nahe geweſen, ihre Hand berührt, eine Luft mit ihr geathmet. — Das Alles ſchien ihm heute ein Märchen zu ſein, und erſt als er das Theater verließ, als er draußen ſeinen Freund, den Baron Wenkheim traf, als dieſer ihm die Hand reichte, trat er bei dem herzlichen Druck derſelben wieder in die Wirklichkeit zurück, fürwahr eine entzückende Wirklichkeit, da jener ihm ſagte: „Ich habe heute zufällig Fräulein Camilla geſehen, ſie hat ſich nach dir erkundigt und mich gebeten, dich, den Arzt, wiſſen zu laſſen, daß ihre Mama ſich geſtern bei der ſchwülen Hitze in der That ſo echauffirt habe, um einer kleinen Hilfe zu bedürfen. Gehe alſo Morgen hin, am Beſten thuſt du das zwiſchen 11 und 12 Uhr Vormittags. — — Dann noch eines,“ ſagte Wenkheim wieder zurückkehrend — er hatte ſchon ein paar Schritte gemacht, ſich zu entfernen —

„geſtern Abend kam ich zufällig in der Dämmerung am Hauſe deiner Verlobten vorbei, und es müßte mich nicht Alles trügen, wenn ich ſie nicht, daſſelbe verlaſſend, am Arme eines jungen Mannes geſehen hätte, doch war die Frau Mama dabei, alſo brauchſt du nicht eiferſüchtig zu ſein — vergiß aber nicht Morgen zwiſchen 11 und 12 Uhr!“

Wie wäre er auch im Stande geweſen, das zu vergeſſen! Um für die bezeichnete Zeit völlig frei zu ſein, hatte er am andern Morgen ſchon eine Stunde früher ſeine Krankenbeſuche begonnen, zum großen Troſte manches Leidenden, der ſich ſchon ſeit der Dämmerung nach ihm geſehnt. Aehnlich war es auch der Fall bei Madame Palmer, zu welcher er von dem hübſchen Dienſtmädchen mit Umgehung des gewiſſen Salons ſogleich geführt wurde, denn dieſe nicht mehr junge, aber etwas ſehr corpulente Dame empfing ihn, auf ihre Chaiſelongue ausgeſtreckt, mit ſehr freundlicher Miene, um den Arzt dann ſogleich mit ſehr geläufiger Zunge von mindeſtens einem Dutzend Krankheitserſcheinungen zu unterrichten, die ihr begreiflicherweiſe keine geringe Beſorgniß einflößten. — „Auch Camilla war ganz ängſtlich,“ verſicherte ſie, „und das gute Kind hat hauptſächlich darauf beſtanden, Sie ſogleich rufen zu laſſen, weil Profeſſor Spitter, allerdings etwas unverantwortlich, alle ſeine armen Kranken verlaſſen hat. — Aufrichtig geſagt, lieber Herr Doktor, wären Sie für mich ein bischen zu jung, wenn nicht der gute Wenkheim für Sie und Ihre Wiſſenſchaft jede Bürgſchaft übernommen hätte. Doch iſt ja Camilla geſund wie ein Fiſch im Waſſer und wir zwei Beide werden ohne Gefahr mit einander auskommen. — Was halten Sie von meinem Zuſtand?“

Er hatte ihren Puls unterſucht, auch nach Dieſem und Jenem gefragt, und glaubte nun die Verſicherung geben zu können, daß es nichts Weiteres ſei, als der Einfluß der heißen Frühlingsſonne, woran man ſich ebenſogut langſam gewöhnen ſollte, wie an die Winterkälte. Er verordnete Ruhe, ein paar kalte Umſchläge und verſprach wieder zu kommen.

Er that aber Alles ſehr langſam und ſehr umſtändlich, ließ ſich auch, als er ſchon aufgeſtanden war, von Madame Palmer in ein Geſpräch verflechten, wobei er indeſſen nur mit den Augen zu hören ſchien, während er ſich ſonſt die größte Mühe gab, aus einem der Nebenzimmer oder vom Korridor her den metalliſchen Klang jener Stimme oder das Rauſchen ihres Kleides zu vernehmen. — Aber vergeblich, es herrſchte eine faſt beängſtigende Stille im Hauſe, es rührte ſich Nichts, es ſchien Niemand mehr da zu ſein, der Verlangen trug, ein paar Worte mit ihm zu plaudern und da endlich auch die Dame des Plauderns müde zu werden ſchien, ſo nahm er ſeinen Hut und ging über den ſtillen Gang bis an die Hausthüre, wo das hübſche Dienſtmädchen wieder erſchien, um ihn unter einem freundlichen Knicks zu entlaſſen.

Draußen auf dem Pflaſter und an den Wänden der Häuſer brütete die heiße Mittagsſonne, wogegen ſicher in dem eleganten Gartenſalon eine erquickende Kühle herrſchte. — Vielleicht ſchlummerte ſie dort, ermüdet von der geſtrigen Vorſtellung, jedenfalls war ſie nicht ſehr beſorgt um die Kranke, denn ſonſt wäre ſie wohl erſchienen, um ſeine Anſicht zu vernehmen — das ſchmerzte ihn tief.

Da wurde er durch das laute Dröhnen eines Wagens aus dieſen ewigen Träumereien aufgeſchreckt und ſah aufblickend ein elegantes Coupé, von einem einzigen ſtarken Pferde gezogen, jetzt dicht neben ihm plötzlich halten und erkannte ſie, an die er ſo innig gedacht, bemerkte, wie ſie durch einen freundlichen Blick und eine leichte Handbewegung näher zu treten bat, und vernahm dann mit Entzücken den wunderbaren Klang ihrer Stimme mit den für ihn bezaubernden Worten: „Ob es ihm möglich ſei, ſie noch für ein paar Augenblicke nach Hauſe zu begleiten, um ihr zu ſagen, wie es mit der Kranken ſtehe.“

Ob er dazu bereit war! — ob er ſich lange bitten ließ, zu ihr in den kleinen Wagen zu ſteigen, der ſo enge war um eine Berührung unvermeidlich zu machen, obgleich ſie ihr leichtes dünnes Mouſſelinkleid faſt unbarmherzig zerdrückte!

„Alſo nicht gefährlich,“ ſagte ſie mit leuchtenden Blicken, nachdem er allerlei konfuſes Mediciniſches geſprochen, „wie mich das freut! Wenn Sie recht liebenswürdig ſein wollen, ſo bleiben Sie noch eine Viertelſtunde bei mir, um dieſe Freude zu verlängern. — Doch was brauch' ich darum zu bitten?“ fuhr ſie in einem affektirten, leidenden Tone fort, wobei ihre langen Wimpern herabſanken, „ich kann das ja von meinem Arzte verlangen, denn ich fühle mich bei dieſer Hitze nach einer anſtrengenden Probe mit Einemmale ſehr leidend. Bitte, befragen Sie meinen Puls und den Schlag meines Herzens.“ Glücklicherweiſe lachte ſie im nächſten Augenblicke wieder laut und herzlich auf, nachdem ſie ihm ihre nur mit einem faſt zu dünnen Mouſſeline begleitete Herzgegend ein klein wenig genähert hatte, doch war dies Wenige immerhin genug geweſen, um ihn ſelbſt in einen Zuſtand zu verſetzen, welcher Aehnlichkeit mit einer nicht gering zu ſchätzenden Blut- und Nervenerregung hatte.

O, es iſt etwas Bedenkliches um Unterredungen in ſolch' engen Coupé's, beſonders in der heißen gefährlichen Jahreszeit duftender Blumen und ſich kühl anfühlenden Mouſſelins!

Da hielt der Wagen und als das hübſche Dienſtmädchen wiederum öffnete und leiſe flüſternd ſagte: „Madame ſchläft,“ legte Camilla ihren Zeigefinger auf die friſchen roſigen Lippen und führte ihn, ſeine Hand ergreifend, einen anderen Weg nach dem ſchattigen, wundervollen, ſo herrlich duftenden Gartenſalon.

Wir haben ſchon öfter gehört, daß es ſehr von Zeit und Umgebung abhängig ſein ſoll, ob ein paar junge empfängliche Herzen ſich raſcher finden, als dies ſonſt wohl zu geſchehen pflegt. Gefährlich oder bedeutungsvoll hierzu ſollen die Stunden um zwölf Uhr ſein, entweder Mittags oder in der Mitternachtſtunde, bedenklich in ſchwüler Jahreszeit, in einem ſtillen, ſchattigen Raume, den die brennende Mittagsſonne von der Außenwelt iſolirt, wo man nichts vernimmt, als das Summen der Bienen in den Blüthen, Honig ſchlürfend — — nicht zu unterſchätzen auch in einer dunſtigen Sommernacht bei fernem Wetterleuchten und herabrauſchendem, erquickendem Regen.

Doktor Düring und die junge Dame plauderten ziemlich lange zuſammen, ſie in dem Eckſopha ruhend, er auf einem Fauteuil ſitzend mit unveränderlichem, zwei Fuß breiten Zwiſchenraum, was wir im Stande ſind, eidlich zu bekräftigen. Auch plauderten ſie durchaus nichts von großer Bedeutung dem Werthe der Worte nach, wogegen ſchon im Klange der Stimme oder im Blicke etwas Illuſtrirendes lag, was ſie auch gerne zu verſtehen ſchien, denn einmal, als er ſich nach einem funkelnden Stein an ihrem Finger erkundigte, reichte ſie ihm ihre beiden feinen Hände, die er auch beide nicht nur ergriff, nicht nur incluſive Ring und Stein genau betrachtete, ſondern auch abwechſelnd an ſeine Lippen führte, eine Freiheit, welche ſie allerdings etwas erſchreckte, doch war es mehr der Ausdruck eines freudigen Schreckens, was leuchtend über ihre ſchönen Züge flog.

Dazu dufteten die Blumen und ſanfte Glockentöne, die in der Nachbarſchaft erklangen, ſchienen auf duftigen Blumenwellen durch das ſtille Gemach zu ſchwimmen.

Dann erſchien plötzlich das hübſche Dienſtmädchen, meldend: „daß für das gnädige Fräulein ſervirt ſei,“ worauf Doktor Düring beinahe erſchrocken ſeine Uhr hervorzog, um ſich zu überzeugen, daß er zwei Stunden lang plaudernd hier geſeſſen, durchaus nichts Bedeutendes oder Ernſtes beſprechend. Und doch Wichtiges genug, um beim Abſchiednehmen die junge Dame mit ſeinem offenen und ehrlichen Auge lange anzuſchauen und ihr dann zu ſagen: „das ſei eine glückliche Zeit für ihn geweſen, unvergeßlich und von größter Bedeutung.“

Auch ſie mußte Aehnliches gedacht haben, denn als er ſchon faſt eine Minute verſchwunden war, ſtand ſie immer noch an demſelben Platze an der Thür, hatte aber den Kopf auf ihre beiden Hände niedergeſenkt und flüſterte dann aufwärts blickend: „Ich hätte das nicht thun ſollen, o mein Gott, ich hätte das nicht thun ſollen!“

Er dachte anders, als er jetzt trotz der Hitze mit leichtem, elaſtiſchem Schritt davon ging, wie getragen von einem edlen Gefühle der Freude, der Glückſeligkeit, ſo entzückt aufwärts ſchauend, als ſähe er droben an dem ſtrahlenden Himmel die verkörperte Hoffnung, die ihm winkte und ihm zurief: „Du wirſt glücklich werden.“

Und das war er ja ſchon, war ſo unſäglich glücklich geworden, wie er nicht für möglich gehalten, daß ein ſterblicher Menſch es werden könne, denn er liebte — er liebte zum Erſtenmale leidenſchaftlich mit aller Kraft einer reinen unverdorbenen Jugend — und hatte ſoeben an dem leichten Druck ihrer Hand gefühlt, es geſehen in ihren feucht ſchimmernden Augen, daß auch in ihrem Herzen etwas für ihn ſprach.

Allerdings ſtimmte es ihn ernſt, faſt wehmüthig, wenn er an ſein Verhältniß zu Fanny dachte, doch beruhigte ihn einigermaßen der Gedanke, wie das Alles eigentlich gekommen ſei, und dabei konnte er die Hand zum Schwure erheben, daß er ihr nie ein Wort geſagt, an das ſie ihn vorwurfsvoll zu mahnen vermöge. Wie ſich das Alles ſo gemacht, vermochte er heute kaum zu verſtehen, wobei es wohl begreiflich war, daß es ihm jetzt wie etwas Unmögliches, Unglaubliches erſchien.

Das mußte er als Mann von Ehre allerdings auf befriedigende Weiſe zuerſt zu löſen verſuchen, obgleich ihm das „Wie“ nicht klar war. Deßhalb ging er auch — er hatte ein paar Tage vergehen laſſen — mit keineswegs behaglichem Gefühl nach der Wohnung der Madame Strammer, wo ihn dann auch die eiſige Art, in der er von beiden Damen empfangen wurde, auf eine ernſte Scene vorbereitete.

Die Begrüßung Fanny's, daß der Herr Doktor endlich geruhe, ſich wieder einmal ſehen zu laſſen, eröffnete nach der kurzen Erwiederung ſeinerſeits, daß ihn dazu Gründe veranlaßt, die er durchaus nicht gewillt ſei, ihnen vorzuenthalten — ein ſehr hitziges Wortgefecht, allerdings nur von Mutter und Tochter geführt, aus dem er aber zur Genüge erfuhr, um was es ſich handle, und in welchem, neben einer unverſtändlichen Appellation an Eau de Cypre die ſehr verſtändliche an die Fürſtenſtraße Nr. 14 kam und an deren Schluß Fanny mit affektirtem Hochmuth erklärte, die Tochter ihrer Mutter ſei zu ſtolz, um ein Verhältniß länger als wünſchenswerth zu erachten, das er durch die auffallendſte Vernachläſſigung zu brechen beabſichtige.

Vielleicht war dieß nicht mehr als ein Allarm- oder

Schreckſchuß, doch iſt es ſehr gefährlich, dergleichen Munition zu verſchleudern, wenn man des Treffens nicht ſicher iſt, oder wenn ſich am Ziele keine empfängliche Scheibe mehr befindet — was hier allerdings der Fall war, denn als Doktor Düring endlich zu Worte kam, waren dieſe Worte, eben nur Worte, allerdings voll Dank und Herzlichkeit — aber was nützen dieſe ſchönen Gefühle in einem ſolchen Augenblicke!

Erſt als er hierauf wieder die Straße erreicht hatte, empfand er jenes Gefühl der Sicherheit, wie der Wanderer, der bei niederſtrömendem Platzregen endlich ein ſchützendes Aſyl erreicht. Dabei klopfte ſein Herz, es dröhnte ihm im Kopfe und er mußte einen ſtundenlangen Spaziergang machen, ehe er ſich wieder geſammelt fühlte, nicht um in heitere Geſellſchaft zu gehen, das wäre ihm unmöglich geweſen, ſondern um in einem Vereine von Aerzten zu erſcheinen, die ſich gerade am heutigen Tage verſammelten und wo er bei gegenſeitigen Mittheilungen die vorhin gehabte peinliche Scene zu vergeſſen hoffte. Aber auch das gelang ihm nicht, denn bei den lehrreichſten Erörterungen über intereſſante Knochenverhältniſſe erſchien ihm die dürre Geſtalt der Madame Strammer, und als der Vorſitzende des mediciniſchen Vereins, Profeſſor Spitter, ſeine Anſicht über die Thränendrüſe mittheilte, ſah er Fanny, wie ſie ihn unter ſtrömenden Thränen einen verworfenen Verräther nannte.

Als er dann ſpäter nach Hauſe ging, vermochte er es immer noch nicht, ſich von dieſen Gedanken loszumachen, trotzdem er die Ehre hatte, den berühmten Präſidenten des mediciniſchen Vereins bis an deſſen Wohnung geleiten zu dürfen.

Profeſſor Spitter hatte den jungen Arzt ſeiner Thätigkeit und Geſchicklichkeit wegen beſonders lieb gewonnen und ihn auch zur Nachfolge in manchen guten Häuſern empfohlen.

Jetzt ſagte er an ſeiner Hausthür ſtehend, und eben im Begriff die Klingel zu ziehen: „Da waren Sie ja auch ſchon im Hauſe unſerer ausgezeichneten erſten Sängerin, Fräulein Palmer, eine ebenſo liebe, als vortreffliche und höchſt anſtändige junge Dame — immerhin etwas werth bei einer ſo geſuchten und ausgezeichneten Künſtlerin. — Nun, Fräulein Camilla wird Ihnen keine Mühe machen, aber die Alte leidet in der Einbildung gewöhnlich an einem Dutzend Krankheiten zu gleicher Zeit, wird Sie auch manchmal des Nachts beläſtigen. Sie brauchen aber nur zu gehen, wenn ſie zwei bis dreimal ſchickt — ſonſt in Allem ein gutes Haus, freut mich, daß Sie es haben, kann mir aber denken, daß Sie durch den Baron Wenkheim empfohlen wurden, der Ihnen ja bekannt iſt, ſonſt würde auch meine Protektion nichts genützt haben — Baron Wenkheim iſt wie Sie wiſſen, oder vielleicht auch nicht wiſſen, denn es iſt das noch ein halbes Geheimniß, der Bräutigam der ſchönen Sängerin — — und nun, mein lieber junger Freund, wünſche ich Ihnen eine geruhſame Nacht und ſüße Träume."

Süße Träume! — ſüße Träume! Ja er träumte wahrlich, mit offenen Augen, während er die Thür anſtarrte, hinter welcher der Profeſſor ſoeben verſchwunden war. Er träumte von ihr und von ihm, und ſah ſie jetzt bei einander ſitzen in dem ſchönen Gartenſalon bei matter Beleuchtung, er hörte ſie lächelnd erzählen von jener letzten Unterredung, und ihn, nachdem er behaglich zugehört, lachend ausrufen: „es iſt doch bei Alledem ein merkwürdiger Kerl, dieſer Düring, hätt's ihm kaum zugetraut, erzählt mir da eine lange Geſchichte von ſeiner Brautſchaft und geht dann ſo plötzlich in's Garn, indem er ſich Knall und Fall in eine Andere verliebt."

„Ja," murmelte Düring hinter den feſt zuſammengebiſſenen Zähnen in ſich hinein, „das iſt nicht einmal zu läugnen, ja, ich will nicht einmal ſagen, ich hätte mich nur verliebt, nein, ich will es eingeſtehen, daß ich in gewaltiger leidenſchaftlicher Liebe zu ihr erglüht bin, nachdem der Druck ihrer Hand, auch der Blick ihres Auges, mich magnetiſch angezogen — — und das wäre nur ein Spiel geweſen — ein falſches Spiel — ah, in dem Fall nimm dich in Acht, Wenkheim! Der gute Kerl in mir könnte doch plötzlich toll werden, und es könnte ſich dann um mein oder dein Leben handeln! — — — — Aber kann es denn möglich ſein?"

dachte er weiter, indem er düſter vor ſich hinbrütend ſeines Weges ging, „kann ein ſolcher Blick des Auges, ein ſolch' holdſeliges Lächeln lügen? Sollten ihre lieben, vertrauensvollen Worte nichts als eine Falle geweſen ſein? — Ah, ſie iſt ja eine Theaterprinzeſſin, ihr iſt Lug und Trug geläufig, und geheuchelte Leidenſchaften gehören zu ihrem Handwerk!“ — — Vielleicht hatte ſie ſich auch vorgenommen, ihn zu ſtrafen, weil er ſein Auge erhoben zur Braut des Freundes, und das hatte er gethan — es war nicht zu läugnen, aber unwiſſend — arglos — gänzlich unſchuldig!

Hätte er, was das praktiſche Leben anbelangt, von dieſen eben genannten an ſich ſo ſchönen Eigenſchaften etwas weniger beſeſſen als es wirklich der Fall war, wäre er in manchen Dingen nicht gar ſo unwiſſend, arglos und unſchuldig geweſen, ſo hätte er dem Freunde, jedenfalls aber ſich ſelbſt einige Fragen vorgelegt, wie es komme, daß Baron Wenkheim im Hauſe der ſchönen Camilla zwanglos wie in ſeinem eigenen verkehrte, und als er ſich jetzt allerdings etwas ſpät dieſe Frage vorlegte, gab es doch keine natürlichere und einfachere Antwort, als in den Worten des guten Profeſſor Spitter gelegen:

— — — — Gut, er wollte das in Gottes Namen ſo annehmen, vielleicht auch geduldig hinnehmen, da Wenkheim ja nicht wiſſen konnte, wie wenig es gebraucht, um ihn in Flammen zu ſetzen — — — — o, es war ja aber nicht wenig geweſen, ſeufzte er an den Himmel emporblickend, ihm war ja die Verführung in der edelſten, lockendſten Geſtalt erſchienen! Ein Engel hatte ſich ja um ihn bemüht, und wie verzeihlich war es, daß es einem ſolchen gelungen, die erſte heilige Flamme in ſeinem Herzen anzuzünden!

— — — — Und doch fühlte er ſich namenlos elend, es war wie ein Riß durch ſein Inneres gegangen, es ſchmerzte ihn wie eine klaffende Wunde, für die es keine Heilung gab. Was waren ihm heute Abend die warme Frühlingsluft, der leuchtende Strahl des Mondes, die duftigen Blüthen, alles Dinge, die er noch vor Kurzem mit einem Jubel begrüßt, als ſähe er ſie gerade jetzt zum Erſtenmal! Die Luft umgab ihn heiß und trocken, der Mond war verdunkelt, die Blüthen abgeſtreift! — —

Als er am anderen Tage das Haus Camilla's beſuchte — er hatte die alte Dame noch immer in Behandlung — ging er zu einer Zeit hin, wo, wie er genau wußte, die ſchöne Sängerin abweſend war. Er fürchtete ſich eben ſo ſehr, ihr wieder in die ſchönen, gefährlichen, räthſelhaften Augen zu blicken, als ihm vor einer Erklärung bangte, die ja nicht ausbleiben konnte. Denn wenn er ſich auch noch ſo feſt vorgenommen hatte, nicht mehr aus der Rolle eines höflichen Beſuchers zu fallen, ſo fühlte er doch, daß er ihr gegenüber nicht ſtark genug ſei, um eine ſolche Rolle durchzuführen. — Jetzt noch nicht — vielleicht ſpäter einmal — viel ſpäter!

Doch hatte er eines Vormittags wenige Tage nachher kaum die alte Dame verlaſſen, und ſchritt, wie ſchon öfter geſchehen, ohne Begleitung der Hausthüre zu, als das hübſche Dienſtmädchen aus einem Zimmer mit der Bitte auf ihn zutrat, gütigſt für ein paar Augenblicke in den Salon des gnädigen Fräuleins zu treten, die eines leichten Unwohlſeins wegen die Theaterprobe hätte abſagen laſſen und den Herrn Doktor zu ſprechen wünſche.

Dagegen war nun nichts einzuwenden, und er ging, obwohl mit einigermaßen klopfendem Herzen, äußerlich unbewegt erſcheinend, nach dem Gartenſalon, deſſen Thüre das Dienſtmädchen öffnete und wo er nun ſogleich Camilla ſtehen ſah, die ſich raſch umwandte und ihm mit einem herzlichen Gruß entgegeneilte.

Wer hat ſich nicht ſchon in ähnlicher Lage befunden, wie Düring in dieſem Augenblicke! Ein geliebtes Weſen in friſcher, ſtrahlender Jugendſchönheit wieder vor ſich zu ſehen, das uns in Wahrheit nicht minder werth geworden, weil wir uns Tage und Nächte in ſchmerzlichen Gedanken mit ihm beſchäftigt, weil wir Monologe an daſſelbe richteten, weil wir es in unſeren Fantaſien mit Fragen beſtürmt, um ſchließlich auf dieſe Fragen doch wieder genügende Antworten zu erhalten, die uns endlich niedergezogen zu den Füßen der Heißgeliebten oder in ihre weit geöffneten Arme! —

Allerdings nur in unſeren Fantaſien, in unſeren Träumen; denn im wirklichen Leben erſcheinen wir bei ſolchen Gelegenheiten ſchon zugeknöpfter, lächeln vielleicht mit jener bekannten milden Bitterkeit — bedauern vielleicht ein Mißverſtändniß, ſind überzeugt, daß es für beide Theile ohne Folgen bleiben wird, oder helfen uns vielleicht mit irgend einem traurigen Scherze, der die Lippen kräuſelt, während das Herz blutet.

So verſuchte es auch Düring, dem obendrein der Arzt zur Seite ſtand, der das Geſpräch immer wieder auf das Unwohlſein der theuren Mama zu lenken wußte, der auch ein paar Mal auf ſeine Uhr ſah, und dann jene leichte Verbeugung machte, nach welcher wir gewöhnlich entlaſſen zu werden pflegen.

Hier aber nicht, und wenn das ſchöne junge Mädchen wirklich geſagt hätte: „Adieu, Herr Doktor,“ ſo würde vielleicht der gewaltige Schmerz ſeine Augen verdunkelt haben, denn er bemerkte wohl in den ihrigen, ebenſo an den unſicheren, tiefen Athemzügen und an dem häufigen Zucken ihrer Lippen, daß eine Bewegung durch ihre Seele ſtürmte, deren ſie kaum Meiſter zu werden vermochte und ſchließlich auch nicht wurde, denn ſie reichte ihm plötzlich beide Hände hin und als er langſam ſeine Rechte erhob, fühlte er dieſe feſt umklammert von ihren feinen Fingerchen und während es ſchmerzlich um ihren Mund zuckte, ſagte ſie mit leiſer bebender Stimme: „Verzeihen Sie mir, Herr Doktor — verzeihen Sie mir!“

Gründlicher vermochte ſie ihr und Wenkheim’s falſches Spiel nicht zu geſtehen, als durch dieſe Bitte, weßhalb er ſich auch mit Einemmale wieder geſtählt fühlte gegen ihre wundervollen Augen, gegen den herrlich klingenden Ton ihrer ſchönen Stimme, gegen dieß ganze ſo vollkommen harmoniſche Weſen, das er unſäglich geliebt und heute noch mehr liebte.

Ja, er richtete ſich ſtolz empor, während er ſeine Rechte langſam zurückzog und mit kalter Freundlichkeit erwiderte: „Warum ſoll ich Ihnen das kleine harmloſe Spiel nicht verzeihen! Es hat Sie ein paar Stunden unterhalten und mir nicht weh gethan, da ich es begreiflicherweiſe ſogleich als falſch durchſchaute. Wie hätte ich es auch ſonſt vermocht, Ihnen, der Braut des Freundes gegenüber, darauf einzugehen!“

Hierauf machte er eine tiefere Verbeugung und als er ſie erbleichen ſah und ſtarr zurücktreten, verließ er haſtig das Gemach, um nicht im nächſten Augenblicke zu ihren Füßen niederzuſinken. Er glaubte noch einen lauten Ruf hinter ſich zu vernehmen, doch hatte das Dienſtmädchen ſchon die Hausthüre geöffnet und als dieſelbe hinter ihm in's Schloß fiel, war er um eine Glückſeligkeit ärmer, ſowie um eine bittere Erfahrung reicher. Glücklicherweiſe fiel auch der Vorwand zu einem neuen gefährlichen Beſuche fort, da die alte Dame wieder gänzlich hergeſtellt war, wodurch er nicht mehr in die Lage kam, Camilla wieder zu ſehen; auch hatte er ſich feſt vorgenommen, den Profeſſor Spitter zu bitten, für die Praxis im Hauſe der Madame Palmer einen anderen Collegen zu empfehlen.

Und Wenkheim — ja, wenn er an dieſen dachte, ſo wallte ſein Blut zornig auf und er ging dann jedesmal mit ſich zu Rathe, auf welche Art er ſeinem ehemaligen Freunde entgegentreten ſolle. Glücklicherweiſe hatte Düring Zeit darüber nachzudenken, da der Baron in dringenden Geſchäften, wahrſcheinlich ſeiner Verheirathung wegen, auf einige Tage verreist war. Und ſchließlich — wie konnte Düring ihn zur Rechenſchaft ziehen, ihn, den Lebemann, deſſen leichter Sinn das Ganze als einen harmloſen Scherz darſtellen würde, mit Vergnügen um Verzeihung bittend und ſomit lachend auf ſeine Art jede hinreichende Genugthuung gebend! O, er hörte ihn ſchon ſagen: „Sei kein Kind, Otto, und verlange nicht, daß wir uns ſolcher Kleinigkeiten wegen entzweien ſollten. Bah, wie ſollt' ich glauben, daß dir das ſo nahe gegangen iſt! Die Sache bleibt unter uns, du wirſt Camilla ſchätzen lernen, wenn ſie einmal meine Frau iſt und wir bleiben gute Freunde. Ich gebe zu, daß man dieſe Geſchichte allenfalls ein falſches Spiel nennen kann, geſchah aber nur zu deinem Beſten, das wirſt du doch als geſcheidter Menſch ſchon längſt eingeſehen haben! Ich habe dich aus unerträglichen Feſſeln erlöst und könnte dafür eigentlich deinen großen Dank verlangen.“

Und was dieſes letzte Argument anbelangte, ſo war etwas geſchehen, was auch Düring's leichtſinnigem Freunde nicht verſchwiegen bleiben konnte und ihm ein allerdings immer noch anzuzweifelndes Recht auf jene Behauptung gab, denn als der junge Arzt zwei Tage ſpäter nach Hauſe kam, fand er einen Brief auf ſeinem Tiſche, worin ihn Madame Strammer von der Verlobung ihrer Tochter mit dem Herrn Kanzleirath Zwirbel in Kenntniß ſetzte.

Er lächelte darüber und es fuhr wie ein Gefühl der Befreiung durch ſein Herz.

Wenn ſich nur das Andere nicht ſo troſtlos finſter für ihn geſtaltet hätte und alles Liebes- und damit auch Lebensglück vernichtet worden wäre! Doch hatte er ja ſeine Wiſſenſchaft, der er ſich noch inniger, als bisher ſchon geſchehen, verloben wollte. Deßhalb war ihm auch jeder Zuwachs ſeiner an ſich ſchon großen Praxis erwünſcht, und wenn er früher ermüdet nach Hauſe gekommen, zuweilen mißmuthig dem Ton der Klingel gelauſcht, ſo war ihm jetzt der Ton derſelben erwünſcht, ja ſogar der Klang der Nachtglocke, die ihn zu Pflichten rief, welche wenigſtens im Stande waren, ſeine düſteren Gedanken zu zerſtreuen.

So auch heute Abend, wo er in ſeinem Zimmer ruhelos auf- und abſchritt und trotz aller Verſuche nicht mehr an ſie zu denken, doch immer und immer wieder die liebe, ſchöne Geſtalt vor ſich ſah, — als die alte Frau, welche ihn bediente, in's Zimmer trat und ihm ein Billet überreichte, das ein Dienſtmädchen, die auf Antwort warte, gebracht.

O, er fühlte wohl am Schlage ſeines Herzens, aus weſſen Händen das Billet kam, noch ehe er es geöffnet hatte und würde es gewußt haben, auch ohne den zarten Veilchenduft, der dem Papier entſtrömte.

Mama fühle ſich heute Abend wieder recht unwohl, ſchrieb ſie, und wenn es dem Herrn Doktor keine zu große Laſt ſei, wäre ſie ſehr dankbar für ſeinen Beſuch.

„Vielleicht morgen früh?“ fragte er draußen das wartende Dienſtmädchen. Doch gab dieſe mit recht beſorgter Miene die Verſicherung, es würde ihrer Herrſchaft außerordentlich erwünſcht ſein, wenn ſich der Herr Doktor noch heute Abend bemühen wollten.

So ging er denn hin durch die dunkle Straße nach ihrem Hauſe — einen Weg, den er noch vor wenig Tagen mit vollem, glücklichem Herzen zurückgelegt, die Seele von Bildern erfüllt, licht und glänzend wie die Sonnenſtrahlen, die ihn umſpielten, während jetzt all' ſein Fühlen und Denken trübe, ja finſter war, wie der dunkle, dunſtig ſchwüle Himmel über ihm. Hatte er noch vor Kurzem mit unbeſchreiblicher Seligkeit auf den reizenden Gartenſalon gehofft, ſo fürchtete er ihn jetzt und dachte mit Schrecken daran, ihn betreten zu müſſen, was aber leider nicht zu umgehen war, da ihn bei ſeinem Eintritt in's Haus das hübſche Dienſtmädchen in wahrhaft ſchmeichelndem Tone bat, im Salon des gnädigen Fräuleins warten zu wollen, bis man der alten kranken Dame ſeine Ankunft gemeldet.

So betrat er denn den Gartenſalon, begreiflicherweiſe mit einem ſchmerzlichen Gefühle, und wie ſehr dieſes Gefühl gerechtfertigt war, glauben wir dem geneigten Leſer nicht vorenthalten zu dürfen, wenn uns auch die Discretion verbietet, Umſtändliches zu berichten von einer Unterredung, die ſo entſcheidend war für den leider ernſten Schluß dieſer kleinen Geſchichte! —

* * *

Als Doktor Düring das Haus in der Fürſtenſtraße verließ, ſchien er vollſtändig mit ſich und allem Uebrigen im Reinen zu ſein, und wenn man ſein Geſicht hätte ſehen können, was aber der Dunkelheit wegen nicht der Fall war, ſo würde man eine Ruhe auf ſeinen Zügen geleſen haben, die gewöhnlich dem Augenblick vorauszugehen pflegt, wo wir nach Faſſung eines ernſten Entſchluſſes gerade im Begriff ſind, dieſen auszuführen. Damit wollen wir übrigens nicht andeuten, als ob eine traurige Hoffnungsloſigkeit in ſeinen Blicken erſchienen wäre, ſondern im Gegentheil verſichern, daß ihn vielmehr eine wohlthätige Ruhe auf dieſem ernſten Gange begleitete.

Nur einmal blieb er nachdenklich ſtehen und wich dann nach kurzem Ueberlegen von ſeinem Pfade ab, vor ſich hinmurmelnd: „Vielleicht iſt er zurückgekehrt, und ich finde ihn zu Hauſe, um auch mit ihm die Rechnung ein für allemal abzuſchließen.“

Wenigſtens hierin war ihm das Glück günſtig, denn als er das Haus des Baron Wenkheim erreichte, ſah er vor demſelben das Coupé ſeines Freundes mit leuchtenden Laternen halten, und erfuhr von dem Bedienten, welcher beſchäftigt war, Reiſeeffekten, kleine Kiſtchen und große Schachteln in die Wohnung zu tragen, daß der gnädige Herr ſoeben vom Bahnhof zurückgekehrt ſei.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo man es nicht mehr für der Mühe werth erachtet, ſich bei einem Beſuche durch den Kammerdiener anmelden zu laſſen, wo man geradezu eintritt, um ſich mit einem ſtummen Kopfnicken oder einem kurzen „guten Abend“ vorzuſtellen. So that auch Doktor Düring, als er in den Salon ſeines Freundes trat, der ſich in ſeinem Schlafzimmer befand; er wuſch ſich gerade die Hände, was man am Sprudeln des Waſſers errieth und rief, die Stimme des Freundes erkennend: „So, du biſt's, Otto! — es iſt doch Nichts vorgefallen? — Camilla — Fräulein Palmer wollt' ich ſagen, iſt wohl und ebenſo die Mama?“

„Beide.“

„Nun, Gott ſei Dank,“ ſagte Baron Wenkheim raſch in den Salon tretend, „weißt du, lieber Freund, es gibt Situationen, wo einem die Abweſenheit von einigen Tagen wie eine kleine Ewigkeit erſcheint.“

„O, ich verſtehe das.“

„Aber jedenfalls iſt es lieb von dir, daß du noch in der ſpäten Stunde nach mir ſiehſt — warſt du heute drüben?“

„Ich komme ſoeben aus der Fürſtenſtraße.“

„Teufel, ſoeben, — — ſo iſt doch Etwas vorgefallen und Mama krank geweſen?“

„Ein unbedeutender Anfall, nicht der Rede werth, auch komme ich nicht deßhalb, um dich noch in ſo ſpäter Abendſtunde zu beläſtigen."

„Nicht?"

Baron Wenkheim blickte damit zum erſtenmal forſchend in das Geſicht des Freundes und mochte dort etwas ſehen, was ihm nicht gefiel, denn er ſetzte raſch hinzu: „Warum ſagſt du das ſo ernſt und feierlich?"

„Vielleicht, weil mir ſo zu Muthe iſt und ich in dieſer Art mit dir reden möchte."

„A—a—a—ah! das klingt ja wie der Eingang zu einer Erklärung — du wirſt doch geſcheidt ſein, Otto, jedenfalls vernünftig mit dir reden laſſen."

„Gewiß."

„Nun, ſo wirf dich dort in den Fauteuil — um Gotteswillen nicht in den, oder laß mich wenigſtens vorher den Carton fortnehmen, der das Zuſammendrücken nicht vertragen kann — ſo, ich danke dir — gib ihn her — du biſt bei alledem ein guter, liebenswürdiger Kerl, und ſollſt nun auch erfahren, was der Carton enthält — ſieh' her! ein Shawl, das feinſte, echte Caſchemir, was es gibt. Doch haſt du für ſo etwas keinen rechten Sinn," plauderte er fort, indem er in ſeinen vielerlei Reiſerequiſiten, die der Bediente aus dem Wagen gebracht, herumkramte — „wird aber ſchon kommen, — kommt jedenfalls ſeiner Zeit, und wenn es kommt, wird es dir gerade ein ſo koloſſales Vergnügen machen, wie mir, der ich dieſes echten Caſchemir-Shawls wegen zwei ganze Nächte unterwegs war — du ſiehſt mich zweifelnd an und doch ſage ich dir die volle Wahrheit — denn für den Zweck, zu dem er beſtimmt iſt, konnte ich hier nichts finden, was reich und koſtbar genug war."

Düring, der ſich in einen Lehnſtuhl niedergelaſſen, gab keine Antwort, die im Stande geweſen wäre, den Redeſtrom ſeines durch die Reiſe etwas erregten Freundes zu unterbrechen; ja es ſchien ihm angenehm zu ſein, während jener ſprach, ſeine Gedanken ſammeln zu können und ſich vollſtändig zu faſſen.

„Der Himmel mag wiſſen," rief Baron Wenkheim, „wo ich das, was ich eigentlich ſuche, hingeſteckt habe" —

— er durchwühlte raſch den Inhalt einer kleinen Reiſetaſche, um, nachdem er eine Menge Gegenſtände herausgeworfen, auszurufen: „Aha — da iſt's — ſiehſt du, alter Junge, für dich, — eine der ſchönſten Cigarrenſpitzen, die ich auftreiben konnte — denn da du jetzt wieder nach Luſt und Liebe rauchen darfſt, ohne fürchten zu müſſen, durch verrätheriſchen Geruch mißliebig zu werden, ſo wird dir dieſes hübſche Handwerkszeug gefallen — ſchau her, ein wahres Kunſtwerk aus Bernſtein und Meerſchaum!"

„Du biſt in der That zu gütig und ich muß dir meinen Dank ſagen," entgegnete Düring, aber in einem ſo trockenen Tone, daß es dem Andern jedenfalls aufgefallen wäre, wenn er nicht gerade den gewiſſen Carton geöffnet hätte, um das prachtvolle echt indiſche Gewebe etwas emporzuheben und ſich ſelbſt an der Schönheit der Farbe zu erfreuen — „ſchau her," rief er dann aus, ſich an den Freund mit der Frage wendend: „ſage mir ehrlich, ob du je etwas Diſtinguirteres und Feineres geſehen?"

„Wahrſcheinlich ein Hochzeitsgeſchenk — es ſoll das ſo der Brauch ſein."

Der Baron blickte ſeinen Freund forſchend aus den Augenwinkeln an und platzte dann in lautes Lachen aus, während er ſagte: „Ah, du haſt erfahren, und ſo verſtehe ich auch deine Feierlichkeit, hoffe aber, daß du die Geſchichte nicht ernſt genommen haſt."

„Ernſt genug, das kann ich dich verſichern. Es gibt Dinge, die man mit dem beſten Willen und bei der feſteſten Freundſchaft nicht luſtig nehmen kann — du wirſt mir ſpäter geſtehen, daß ich Recht habe."

„Geh' weiter und ſei geſcheidt — — das heißt, wenn du es wirklich ernſt genommen haſt, und irgend einen Eindruck empfunden," fuhr er lachend fort, „ſo haben wir unſern Zweck erreicht und damit deine langweiligen erſchrecklichen Feſſeln gebrochen."

„Du haſt noch mehr erreicht und ich will dir das nicht vorenthalten," erwiderte Doktor Düring, wobei ſeine ernſte Miene einen beinahe düſteren Ausdruck annahm, was der Andere indeſſen nicht bemerkte, indem er nach ſeiner Cigarrentaſche ſuchte und dann dem Freunde daraus anbietend, ausrief: „Freut mich, freut mich, und wollen wir nach alledem die Friedenspfeife rauchen.“

„Nach alledem gewiß, aber auch erſt dann,“ erwiderte der junge Arzt ruhig, indem er langſam, ja mit einer gewiſſen Feierlichkeit aufſtand, dann am Tiſche ſtehen blieb und ſeine Hand darauf ſtützte.

Baron Wenkheim zeigte bei jenen Worten, ſowie bei der eigenthümlichen Haltung Düring's eine äußerſt überraſchte Miene, worauf er aber unter einem leichten Achſelzucken ſeine Cigarre anzündete und ſich in ſeinen Fauteuil niederließ, nachdem er vergeblich durch eine Handbewegung den Anderen ebenfalls zum Sitzen eingeladen.

Nach einer kurzen Pauſe ſagte Doktor Düring: „Daß du, bisher mein Freund, ein falſches Spiel mit mir getrieben, wirſt du bei deiner mir wohlbekannten Offenheit gewiß nicht läugnen, würde auch nichts helfen, denn deine Bundesgenoſſin, Fräulein Palmer, hat es mir bereits eingeſtanden und nun bin ich da, um dich auf die ſehr ernſten Folgen dieſes unüberlegten Schrittes aufmerkſam zu machen.“

„Wahrhaftig, lieber Freund!“ erwiderte Wenkheim, „ich glaube, du ſprichſt in völligem Ernſt, wenigſtens klingen deine Worte ſo, aber ich finde keinen Sinn darin, verzeihe mir dieſen Ausdruck. Du nennſt das falſches Spiel — nun ja, man könnte es ſo bezeichnen — meinetwegen denn ein falſches Spiel, aber nur, um dich aus einem wahrhaft qualvollen Verhältniß zu erlöſen.“

„Das iſt bereits geſchehen und Fanny hat ſich mit einem Anderen verlobt.“

„Der Himmel ſei gelobt,“ ſagte Wenkheim, „und was willſt du noch weiter, undankbarer Kerl, biſt du mit dieſen Folgen nicht zufrieden?“

„Es gibt aber auch noch andere, über die ich ein ernſtes Wort mit dir reden muß.“

„Sei nicht langweilig, wir haben unſeren Zweck erreicht, du haſt meine Braut liebenswürdig gefunden, was ich dir verzeihe und dir hier zu neuem Freundſchaftsbunde die Hand reiche.“

„Die ich vielleicht ſpäter annehmen werde, nachdem ich zu Ende geſprochen.“

„Nur keine Komödie, lieber Freund!“ rief der Andere beinahe verdrießlich. „Wenn du willſt, geſtehe ich dir ein, daß mein Scherz etwas gewagt war, vielleicht unvorſichtig, aber gewiß nicht derart, daß du deshalb Urſache hätteſt, mit deinem alten Freunde Händel anzufangen — geh' doch, geh' doch!“

„Laß mich wenigſtens reden,“ gab der junge Arzt in ſehr ernſtem, gemeſſenem Tone zur Antwort, „wenn du dann ſchließlich findeſt, daß keine Urſache zu Differenzen da iſt, ſo will ich mich deinem Ausſpruche unterwerfen.“

„Nun, ſo rede denn, langweilige Seele, aber ich ſage dir jetzt ſchon im Voraus, daß ich mich unter keiner Bedingung mit einem ſo guten und braven Kerl wie du biſt, auf Händel einlaſſe, das fehlte mir noch!“

Doktor Düring verbeugte ſich ehe er ſprach: „Erlaſſe es mir, dir zu ſchildern, welchen Eindruck Fräulein Camilla im erſten Augenblick auf mich gemacht hat.“ Der Baron lächelte wohlgefällig vor ſich hin. „Ich war geblendet, berauſcht, ich hatte das Gefühl wie Jemand, der nach finſterer, ſtürmiſcher Nacht plötzlich in einen lichtvollen Raum tritt, nicht nur, um dort von dem Inbegriff alles Schönen und Herrlichen empfangen zu werden, ſondern um aus dem Blicke ihrer ſchönen Augen zu ſehen und am Schlage des eigenen Herzens zu fühlen, daß man keiner hoffnungsloſen Liebe entgegengeht.“

„Du malſt mit recht glühenden Farben.“

„Ich ſchildere dir nur meine Gefühle, damit du auch verſtehſt, wie tief unglücklich ich mich fühlte, als ſie allerdings durch ein raſches, vielleicht unbeſonnenes Wort von mir ſich gezwungen ſah, das Geſtändniß abzulegen, daß ihre Freundlichkeit, ja ihre Herzlichkeit, ihr liebevolles Entgegenkommen —“

„Nun, ſo kannſt du ihre Freundlichkeit doch nicht wohl benennen —“

„Nur ein falſches Spiel geweſen ſei, allerdings in der guten Abſicht, um Feſſeln zu löſen, die mir drückend erſchienen.“

„Nun, ſiehſt du? Und da nach dem ſchönen Sprichwort der Zweck die Mittel heiligt, ſo meine ich, auch du könnteſt dich damit zufrieden geben.“

„Willſt du mich nicht ausreden laſſen?“

„Was kannſt du noch zu ſagen haben? Zu Händeln mit dir wirſt du mich nie bereit finden!“

„Wiederhole mir das ſpäter, ich werde dir dafür dankbar ſein,“ verſetzte der junge Arzt in gleichem ruhigem Tone, um alsdann mit etwas bewegterer Stimme fortzufahren: „Daß ich ſie hierauf mit einem unausſprechlichen Weh im Herzen verließ, brauchte ich dir nicht zu ſagen, wenn ich nicht offen und ehrlich hinzufügen müßte, daß ich Camilla liebe, mit einer Leidenſchaft liebe, die dich erſchüttern würde, wenn du in mein Herz blicken könnteſt.“

„Par exemple!“ entgegnete der Baron mit einem ernſten Blicke aufſchauend.

„Du wirſt aber verſtehen, daß ich trotz alledem feſt entſchloſſen war, ſie niemals wieder zu ſehen.“

„Das wird ſich ſpäter Alles wieder geben.“

„Ich bin aber nicht nur Menſch, ich bin auch Arzt und mußte in dieſer Eigenſchaft heute Abend einem dringenden Rufe der Madame Palmer folgen und jenes Haus wieder betreten, das für mich des Schönen und Traurigen ſo viel in ſich barg.“

„Wann war das, wenn ich fragen darf?“

„Es mochte neun Uhr geweſen ſein.“

„Und jetzt iſt Mitternacht vorüber, du biſt kaum eine halbe Stunde bei mir, kamſt alſo nicht auf dem geraden Wege von dort her?“

„Auf dem geraden Wege, doch brauchſt du mich deßhalb nicht ſo beſorgt anzublicken, denn ich kann dir die Verſicherung geben, daß das Unwohlſein der Madame Palmer ſo gering war, um mich nur wenige Minuten zu beſchäftigen.“

„Hm,“ machte der Baron, indem er ſeine Cigarre weglegte, die vielleicht ausgegangen war, „ſo warſt du nachher bei Camilla?“

„Ja, ich war nachher bei Camilla.“

„Zwei und eine halbe Stunde lang?“

„Es mag ſo was geweſen ſein, ich weiß es nicht genau, denn es gibt Verhältniſſe, wo man nicht nach Stunden rechnet.“

„Ah, da möchte ich doch bitten,“ meinte Wenkheim langſam aufſtehend. „Dürfte ich mich vielleicht erkundigen, was der Inhalt dieſer langen Unterredung war? — jedenfalls keine ärztliche Konſultation?“

„Nein, ſondern Fräulein Camilla bat mich tief bewegt um Verzeihung, dieſes falſche Spiel mit mir getrieben zu haben. Sie that das mit allen Zeichen der Reue, ja, unter heißen Thränen, kurz auf eine Art, die mich auf's Tiefſte erſchütterte.“

„Und that das Nachts zwiſchen zehn und zwölf Uhr,“ ſagte der Baron nun ſeinerſeits in einem ſehr ernſten Tone. „Sie hätte ſich eine paſſendere Zeit dazu wählen können — nun, und wie war der Schluß dieſer ſeltſamen Unterredung?“

„Ich kam hierher, um ihn dir mitzutheilen, und dann haſt du ſelbſt zu beſtimmen, ob wir als Freunde ſcheiden ſollen.“

Der Baron machte einen raſchen Gang durch das Zimmer, um alsdann dicht vor den jungen Arzt hinzutreten, und ihn mit großer Erregung zu fragen: „Haſt du gleichfalls mit mir ein falſches Spiel getrieben?“

„Ich weniger als die eigenthümlichen Verhältniſſe, in die du mich hineingeworfen. Doch möchte ich dich mit Einzelheiten jener Unterredung verſchonen.“

„Beſſer iſt's!“ rief der Andere heftig, „es kommt auch gar nicht darauf an — aber ſei ſo gut und erlöſe mich aus einem furchtbaren Zweifel!“

„Ob ich das auf eine dir zuſagende Art kann, weiß ich nicht, denn ich muß dir offen geſtehen, daß, als Fräulein Camilla mir dieſes Schreiben an dich gab,“ hier zog er daſſelbe hervor, „ſie an meine Bruſt ſank, und mich unter ſtrömenden Thränen — — ihrer Liebe verſicherte.“

Baron Wenkheim war ſehr bleich geworden, ſeine Hand bebte, als er das Schreiben in Empfang nahm, nicht um es ſogleich zu leſen, ſondern um es neben ſich auf den Tiſch zu legen, worauf er mit etwas verſtörten Zügen ſagte: „Leider kenne ich dich als ſo wahr, offen und ehrlich, daß ich keinen Grund habe, deine Worte zu bezweifeln, bin auch ebenſo überzeugt, daß du jetzt nicht im Stande wäreſt, ein falſches Spiel mit mir zu treiben. — — Geſtatte mir deßhalb, dieſen Brief in möglichſter Ruhe zu leſen.“

Da er zu gleicher Zeit eine etwas förmliche Verbeugung machte, ſo blieb dem Andern nichts übrig, als dieſelbe in gleicher Weiſe zu erwidern und dann Zimmer und Haus zu verlaſſen.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Tage nachher erhielt Doctor Düring ein Schreiben ſeines Freundes, worin ihm dieſer ſagte: „Es hat mich Mühe gekoſtet, wieder in's Gleichgewicht zu kommen, und iſt dieß erſt geſchehen, nachdem mir Camilla, gleichfalls unter einigen Thränen, die Wahrheit deiner Worte beſtätigt, woran ich übrigens nicht gezweifelt, denn ſie hatte mir ſchon nach dem erſten Beſuche geſtanden, welch' tiefen Eindruck deine Perſönlichkeit auf ſie gemacht hat.

Demgemäß habe ich mein ‚falſches Spiel‘ verloren und um dir deinen Gewinn nebenbei noch extra zu bezahlen, überſende ich dir in beifolgendem Carton den gewiſſen koſtbaren indiſchen Shawl, auf gute Verwendung hoffend und verbleibe, im Begriffe auf ein paar Jahre auf Reiſen zu gehen, trotz alledem

dein
aufrichtiger und treuer Freund
Richard.

* * *

Weiter brauchen wir nur noch hinzuzufügen, daß man ſich in der Stadt über dieſen Wechſel ein paar Monate wunderte, es aber alsdann vollkommen begreiflich fand, daß die berühmte Sängerin ihre Hand dem jungen Arzt reichte, der, wie man ganz genau wußte, das Leben einer theuren Mutter ſchon mehrere Male durch ſeine Kunſt gerettet hatte.

Zur Weltausſtellung verurtheilt!

Humoreske.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Herr Emil Witting, von dem wir unſeren freundlichen Leſern erzählen wollen, war ein Mann in den guten Jahren zwiſchen 30 und 34, ſo geſund, daß er etwas zu jener Wohlbeleibtheit neigte, die, entfernt von Unförmlichkeit, den gleichen ſtrammen Eindruck macht, wie eine kraftvoll aufgewachſene Eiche, mit der er auch, was die Fülle des Laubes anbelangt, zu vergleichen war. Denn das Haupthaar des Herrn Witting, das er Sommers gewöhnlich kurz abgeſchnitten trug, glich dem jener gutbepelzten Thiere, welchen man mit Wohlbehagen über das Fell ſtreicht.

Einen Bart irgend welcher Art trug Herr Witting nicht, denn er hatte vollkommene Zeit, ſich jeden Tag auf's Sorgfältigſte zu raſiren, was denn auch Morgens ſein erſtes Geſchäft war. Er brach dabei zuweilen plötzlich in ein unwiderſtehliches, krampfhaftes Lachen aus, ſo daß er ſein Raſirmeſſer weit von ſich abſtreckte, wenn er nämlich längs dem Höhenzuge, den er von ſeinem Schlafzimmer aus ſah, die rauchende Lokomotive entdeckte, wie ſie mit ihrem Schweif von Wagen dahinzog.

„Und das bei 18 Grad Reaumur,“ kicherte Herr Witting in ſich hinein, „obgleich es erſt 9 Uhr Morgens iſt. Na, Proſit die Mahlzeit und laßt es euch gut bekommen!“ Darauf beendigte er langſam ſeine Morgentoilette, trat einen Augenblick auf die Altane neben ſeinem Wohnzimmer, um zu ſehen, wie ſich der Morgenwind anließ und ob es räthlich ſei, ſogleich mit einem dünnen Anzuge zu beginnen; meiſtens aber entſchied er ſich für ſeinen feinwollenen Schlafrock, da eine wärmere Kleidung immerhin behaglicher iſt, um ſich im Freien unter dem Schatten breitäſtiger Bäume zum Kaffee-Frühſtück niederzulaſſen, was Herrn Witting's liebſte Morgen-Beſchäftigung war, wie er unverhohlen eingeſtand. Wogen ihm doch ſelbſt die Freuden eines guten Diners lange nicht jene wonnevollen Augenblicke des träumeriſchen Kaffeetrinkens mit einer guten Cigarre und der Lektüre verſchiedener Zeitungen auf!

Herr Witting las nämlich gerne Zeitungen, ſuchte aber in denſelben weniger, was die hohe und niedere Politik anbetraf, oder gar was in endloſen Kammerverhandlungen Nöthiges und Unnöthiges geſprochen worden, ſondern er liebte es merkwürdigerweiſe, Reiſeberichten zu folgen, wunderbaren, mit Gefahren verbundenen Abenteuern zur See und zu Land, oder jenen Beſchreibungen von Feſtlichkeiten, bei welchen es ebenfalls an Strapazen für die verehrlichen Feſtgenoſſen nicht fehlen konnte. — Dabei forſchte er mit großer Begierde nach jenen häufig genug vorkommenden Stellen, wo von außergewöhnlicher Hitze, von Maſſenbewegungen, von ſchwierigem Unterkommen und mangelhaftem Eſſen die Rede war, oder, wo es zum Beiſpiel hieß: „Das Einzige, was die Feſtfreude hätte trüben können, war die eigentlich ganz unbegreifliche Verſpätung des Lokalzuges (Sollte nicht, wie ſchon oft, die Güte des Bieres daran ſchuld geweſen ſein? Anmerkung der Redaktion) — welcher dadurch den Anſchluß verfehlte und ein paar Hundert Feſtgenoſſen in die gewiß nicht beneidenswerthe Lage verſetzte, unter freiem Himmel oder auf Heu und Stroh in einigen durch Mitleid geöffneten Scheunen kampiren zu müſſen.“

Nachdem er Solches und Aehnliches geleſen, rieb ſich Herr Witting vergnügt ſeine Hände und ſagte: „Darunter hätte auch ich ſein können; auf Heu und Stroh oder gar unter freiem Himmel! — Na, ich danke für dieſe Gemüthlichkeit! Wenn ich nicht irre, war das vergangene Woche am Donnerſtag, wo wir Abends im Mondſchein die wundervolle Erdbeerbowle tranken — und darauf der geſunde Schlaf in meinem Bette! — ja, ich glaube nicht zu renommiren, wenn ich ſage, man könnte mir eine kleine Million oder ſo etwas bieten, wenn ich bei der Hitze eine dieſer „gelungenen“ Feſtlichkeiten mitmachen ſollte!“

Herrn Witting's Vater hatte ein großes Fabrikgeſchäft betrieben, ſich dabei ein bedeutendes Vermögen erworben, und als er ſtarb, übernahm, wie es im Teſtamente beſtimmt war, der älteſte Bruder das Geſchäft und zahlte dem jüngeren, unſerem Herrn Witting, der ſich früher Studirens halber auf einigen Univerſitäten aufgehalten, einen recht anſtändigen Jahresgehalt, mit dem allein er ſchon hätte leben können, der aber noch vermehrt wurde durch die Güte einer alten Tante, die gerade dieſen Neffen in ihr Herz geſchloſſen hatte, ihn gewöhnlich im Sommer einige Wochen beſuchte und deren Univerſalerbe er unfehlbar einmal wurde. Gerne hätte er Tante Chriſtine ganz zu ſich genommen bis zu ihrem ſeligen Ende, doch war ſie Hundefreundin in einer Art, die für jeden geordneten Hausſtand etwas Störendes hatte. Denn ihre Lieblinge mußten bedient werden, wie die Herrſchaft ſelbſt, trugen im Herbſt und Winter Paletots, bei ihren Lagerſtätten brannten Wachslichter, man bediente ſie bei Tiſche, führte ſie ſpazieren, bei Regenwetter in einem kleinen Omnibus, kurz, ſie waren ſo wenig daran gewöhnt, als Hunde behandelt zu werden, daß ſolche Hausgenoſſen, die obendrein einer reichen Erbtante gehörten, für Herrn Witting geradezu gefährlich werden konnten.

Auch war von Tante Chriſtine ein paarmal auf das nicht beneidenswerthe Loos alter Jungfrauen und Junggeſellen angeſpielt worden; ſie hatte von der einzig richtigen Beſtimmung jedes braven Mannes geſprochen und war förmlich gerührt worden bei dem Gedanken an kleine hübſche Wittinge, die ſpäter einmal das Haus und den ſchönen Garten bevölkern könnten.

Ja, es war ein ſehr ſchöner Garten bei dem Hauſe, das Herr Witting bewohnte. Das Ganze bildete eine prächtige ländliche Beſitzung, dicht vor der Stadt auf einer Anhöhe gelegen, wo ſchon der alte Herr Witting Frühling, Sommer und den größten Theil des Herbſtes verbracht, und das er ſeinem jüngeren Sohn als Erbtheil hinterlaſſen, damit dieſer hier ungeſtört ſeinen Studien, Forſchungen und philoſophiſchen Betrachtungen nachhängen könne.

Der Platz wäre auch dazu geſchaffen geweſen, wie keiner: angenehme lautloſe Stille rings umher, nur unterbrochen durch das melodiſche Plätſchern einer Fontaine, ſchattenſpendende Bäume dicht am Hauſe mit den bequemſten Sitzgelegenheiten und einem entzückenden Blick auf das weite Thal, in welchem die Stadt lag, durch die ſich ein leuchtender Fluß ſchlängelte und d'rüber hinaus jenen theilweiſe bewaldeten Höhenzug, an dem die Bahnzüge täglich ein paar Dutzendmal vorüberzogen — pfeifend, brauſend und ziſchend, und, wie ſchon früher bemerkt, eine wahre Wonne für Herrn Witting, der das Alles ruhig konnte vorbeiziehen laſſen, ſich behaglich in ſeinem amerikaniſchen Schaukelſtuhle dehnend, während er unter den dichtbelaubten Bäumen nichts von der draußen ſchon herrſchenden drückenden Hitze ſpürte.

Juſt in der Zeit, von der wir zu erzählen das Vergnügen haben, athmete er ganz beſonders wohlgefällig und ſelbſtzufrieden auf, wenn er nach ſeinem Kaffee-Frühſtück in den Zeitungen von der Wiener Weltausſtellung las, von dem dorthin reiſenden Publikum, von den unbeſchreiblichen Freuden, die man dort auszuſtehen hätte, von überfüllten Bahnzügen mit kleinen Unglücken, von theuern und mangelhaften Wohnungen, von unverſchämten Preiſen in Gaſthöfen und Reſtaurationen, kurz, von all den Widerwärtigkeiten, welche die Zeitungen ſo freundlich waren, halb wahr oder ganz unwahr über das arme Wien auszuſprengen, die aber ebenſo gut wie von Tauſenden auch von Herrn Witting geglaubt wurden, weßhalb er auch jetzt wieder lachend ausrief:

„Glückliche Reiſe und viel Vergnügen!“

Er ſchüttelte ſich behaglich und blickte aufwärts in die dichten Kaſtanienzweige, um deren röthliche Blüthen unzählige Bienen ſummten.

An der Hausthüre, die auf die Straße führte, klingelte es in dieſem Augenblicke, und da Herr Witting wohl wußte, daß es der Briefbote war, und kein Beſuch, der ihn ſchon ſo früh zu beläſtigen komme, ſo fuhr er in ſeinen angenehmen Betrachtungen fort, und empfing gleich darauf ſeine hereinkommende Haushälterin, Frau Katharine Pinckert, mit dem wohlwollendſten Lächeln. Ja, er war ſo wenig begierig auf Briefe, Zeitungen und ſonſtige Neuigkeiten, daß er den ganzen Pack des Eingelaufenen bei Seite ſchob und erſt aufmerkſam wurde, als die Haushälterin auf einen Brief deutend ſagte: „Es iſt das eine Damenhand,“ und zwar in jenem getragenen, zurückhaltenden Tone, der die Grenze zwiſchen Schmerz und Klage hält. Sie konnte es nämlich, wenn ſie auch dazu weder Recht noch Urſache hatte, doch nicht unterlaſſen, jedes Billet unbekannter Damenhand als ein Giftkorn zu bezeichnen, das ein unſchuldiges Huhn, wie Herr Witting war, niemals unvorſichtig aufpicken, ſondern viel lieber ihr ſelbſt zum verkoſten anvertrauen ſollte.

„Ja ſo, was haben wir denn da? Aus Quedlinburg, — das könnte von Tante Chriſtine ſein.“

„Das iſt nicht Ihr Ernſt, Herr Witting,“ ſagte die Haushälterin vorwurfsvoll in Miene und Stimme. „Die gute, gnädige Tante Chriſtine hat eine Handſchrift, wie mit Zündhölzchen geſchrieben, und dies hier iſt eine feine Damenhand.“

„Aber aus Quedlinburg! — Wer, zum Teufel, hätte ſonſt aus Quedlinburg an mich zu ſchreiben!“

„Vielleicht die Geſellſchafterin der gnädigen Tante — jene Fräulein Adele, die ſie voriges Jahr mitbrachte, mit ihrem Lockenkopf, der von Weitem wie ein Spinnrocken ausſah, mit ihrer vornehm ſein ſollenden Art, die einem Sand in die Augen ſtreute, damit man nicht mehr zu ſehen vermöge, wer Herr oder Dienerin ſei — und welche Art von Dienerin! — eine Hundsmamſell, eine Kammerjungfer für Möpſe! Meiner Treu! Die hatte wohl Urſache, hochmüthig zu ſein!“

„Br—r—r,“ machte Herr Witting, indem er lachend nach dem Schreiben griff und dann dasſelbe dicht vor die Augen haltend ſagte, „das Couvert iſt ſo dick, daß man nicht einmal die groben Schriftzüge der Tante durchſchimmern ſieht.“

„O, es wird nichts darin ſein von groben Schriftzügen, nur Feines, ſehr Feines,“ meinte Madame Pinckert pikirt, denn ſie hatte ſich ebenſo vergeblich bemüht, durch eine Spalte des Couverts zu ſchauen, als auf der Rückſeite ein verfängliches Siegel oder Monogramm zu entdecken, Chiffer mit Roſenkrone, ein brennendes Herz oder dergleichen, welche Abweſenheit ſolchergeſtalt ſymboliſch ausgedrückter Gefühle übrigens nicht im Stande geweſen war, den Argwohn zu unterdrücken, der ſich ihrer ſtets bemeiſterte, ſobald Briefe von Frauenhand an Herrn Witting kamen, oder ſo oft er ſonſt Veranlaſſung gab, ein für weibliche Schönheit empfängliches Herz zu verrathen.

„Na, wir wollen gleich ſehen, was darin iſt,“ meinte Herr Witting, indem er das Couvert ergreifend, leicht und ſcherzhaft mit demſelben auf die wohlgerundete Hand der Haushälterin ſchlug, „ja, wir wollen ſogleich ſehen, und das Wir ſoll nicht figürlich gemeint ſein, meine liebe Frau Katharine, ſondern auch Sie ſollen erfahren, was dieſes ominöſe Schreiben enthält; es beunruhigt mich, wie ich offen geſtehen will, ſelbſt ein wenig.“

Damit riß er das Couvert auseinander, und als hierauf in einem doppelt und eng zuſammengefalteten Briefe dennoch die erwähnten ſchwerfälligen Schriftzüge der Tante Chriſtine zum Vorſchein kamen, hielt er ſie triumphirend der Haushälterin hin und ſagte: „Nun, wer hat wieder einmal Recht? Da — leſen Sie mir den Brief vor — Katharine!“

Aber ſie that das nicht ſogleich, wenn auch ihre plötzlich ernſt werdenden Blicke ſchon ein paar Mal die beſchriebenen Seiten des Bogens überflogen hatten; ja, bei der dritten Aufforderung des Herrn Witting ließ ſie die Hände in den Schoß ſinken und ſagte: „Bei Gott, das iſt denn doch ein bischen viel verlangt!“

„Wahrhaftig, Sie machen mich neugierig, Frau Katharine, was gibt es denn eigentlich? Laſſen Sie hören, oder ſoll ich ſelbſt leſen?“

„Es kommt das auf Eines heraus, Herr Witting,“ meinte Madame Pinckert im Tone der Entrüſtung, „und da Sie mir einmal das Vertrauen geſchenkt haben, ſo werde ich mit Ihrer Erlaubniß leſen und Ihnen dann wiederholen, daß ich den Wunſch Ihrer Frau Tante für einen unmöglichen halte.“

„Alſo denn — ich bin bereit zu hören.“

Dann las Madame Pinckert, wie folgt, wobei ihre Stimme einen etwas düſteren, vibrirenden Ton annahm:

„Mein lieber, guter Neffe! Du wirſt dich wundern, einen Brief von mir zu erhalten, zu welchem nach deiner Anſicht keine Urſache vorliegt. Es iſt weder dein Geburtstag, noch kann ich dir jetzt ſchon meine Ankunft dort anzeigen, auch befindet ſich, Gott ſei Dank, mein ganzer Haus- und Familienſtand in beſtem Wohlſein. Lady hat allerdings einen Schnupfen, aber es geht ſchon wieder beſſer. Birribi brachte von einer Rauferei ein zerriſſenes Ohr nach Hauſe — du weißt, er hat zuweilen ſo verbrecheriſche Neigungen zu benachbarten Freundinnen, — iſt aber ſoweit wieder hergeſtellt, daß er in ein paar Tagen die Krankenſtube verlaſſen kann! Diana hat drei prächtige Junge, worüber der komiſche Purzel ſo luſtig thut, als wenn er ſelbſt — doch weißt du ja, daß es unmöglich iſt. Alſo weiter! Lood und Dandy wurden geſtern friſch geſchoren und tragen, da kühle Witterung eingetreten iſt, allerliebſte Chabraken, die Mamſell, die dich herzlich grüßen läßt, hat ſie genäht, und auch mit Chenille verziert. Doch nun zur Sache, die in einer kleinen Bitte beſteht, die du deiner guten, alten Tante gewiß nicht abſchlagen wirſt.“ —

Hier zuckte Madame Pinckert bedeutſam mit den Achſeln.

„Du wirſt dich noch meines kleinen, guten, ſanften, ſüßen, verſtorbenen Azorle's erinnern, jenes lieben, treuen Hündchens, es war ganz braun und hatte nur ein kleines, weißes Fleckchen unter dem Schwänzchen. Ich hatte ihn vor drei Jahren mit bei dir und er war damals noch ſo lieb und lebhaft, daß er dich einmal, ſo viel ich mich zu erinnern glaube, in die Wade biß, was du ihm jedenfalls verziehen haſt; denn es iſt ja Chriſtenpflicht, den Abweſenden und Todten weder etwas Uebles nachzuſagen noch nachzutragen. — — Er iſt alſo todt, und der Maler, den ich damit beauftragte, ſein Porträt zu machen, war ein leichtſinniger, dem Trunke ergebener Menſch und brachte mir das Bild eines abſcheulichen Köders, der meinem Azorle gerade ſo viel ähnlich ſah, wie eine Gans einem Kanarienvogel. — Ich war troſtlos, kein Bild von ihm zur Erinnerung zu haben. Da ſchreibt mir neulich Tante Titti, ſie habe von ihrer Tochter gehört, deren Mann einen Neffen hat, deſſen Freund die Wiener Weltausſtellung beſuchte und der dort meinen ehemaligen Hausfreund, den guten Kanzleirath Wimmer, getroffen und von dieſem erfahren, daß ſich in einer Abtheilung des Induſtriepalaſtes, er glaube rechts in der Ecke, oder links hinter einem Teppichlager ein ſchöngeſticktes Sophakiſſen befände, auf dem mein Azorle zum Sprechen ähnlich zu ſehen ſei. Denke dir meine Freude! Der gute Wimmer hätte es faſt für mich gekauft, aber er konnte ſich nicht aufhalten, da ſein Urlaub beinahe abgelaufen war und er noch nach Trieſt wollte. — Da habe ich denn an dich gedacht, mein lieber, guter Emil!"

„Oho!" machte Herr Witting, indem er ſich haſtig aufrichtete und beſorgt zu der Haushälterin hinüberſchaute, die mit einem bedeutſamen Kopfnicken weiter las:

„Nach der genauen Explikation des guten Wimmer, daß ſich beſagtes Sophakiſſen mit dem ſeligen Azorle rechts in der Ecke oder links hinter dem großen Teppichmagazin befände, kannſt du durchaus nicht fehlen. Die Hinreiſe koſtet dich einen Tag, einen zweiten das Aufſuchen Azorle's, und wenn du dich ſonſt nicht länger aufhalten willſt, kannſt du am dritten wieder zurück ſein, was dir gewiß nicht in Betracht kommt, wenn du deiner Tante, die dich ſo treu und aufrichtig liebt, einen Herzenswunſch erfüllen kannſt. Nicht einmal Unkoſten verlange ich von dir, denn eingeſchloſſen erhältſt du fünfhundert Gulden auf einen Banquier in Wien, und wenn du mehr gebrauchſt, haſt du es mir blos zu ſchreiben."

„Alſo vergiß nicht, entweder in der rechten Ecke oder links hinter dem Teppichlager, und erfülle durch den Ankauf des Bildniſſes vom guten, treuen Azorle den Herzenswunſch deiner dich aufrichtig liebenden Tante Chriſtine."

„Helfe mir Gott!" rief Herr Witting, „da haben wir eine ſaubere Beſcheerung! Was meinen Sie dazu, Madame Pinckert?"

„Was ich dazu meine?" entgegnete dieſe mit einem verächtlichen Lächeln, „ich meine, das Papier iſt geduldig und Ihres nicht weniger, als das der Frau Tante.“

„Hat man je ein ſolches Verlangen gehört!“ fuhr Herr Witting, der die Worte der Haushälterin nicht vernommen zu haben ſchien, fort, „eines Hundes wegen nach Wien reiſen, und obendrein nur wegen eines geſtickten Hundes! — A—a—a—ah! da hört ſchon gleich Alles auf!“ Er erhob ſich bei den letzten Worten ziemlich haſtig aus ſeinem Lehnſtuhl und ging vor dem Tiſche auf und ab, nachdem er ſeine Hände auf dem Rücken zuſammengeworfen — „eines ſo miſerabeln Köders wegen und noch dazu einer Beſtie, die mich in die Waden gebiſſen, ſo daß ich, hol' mich der Teufel, ein halbes Jahr in Angſt ſchwebte, ob das Vieh nicht toll geweſen ſei! — Ja, Sie können es mir glauben oder nicht, Frau Pinckert, heute noch entſetze ich mich zuweilen, wenn es mir in meinem Magen knurrt, oder wenn ich, wie oft, ein ſeltſames, unnatürliches Gelüſte verſpüre, Knochen aufzubeißen.“ — —

„Ja, wenn ich es mit ein paar hundert Gulden abmachen könnte, ohne ſelbſt hinzugehen! Aber da klagt man dann wieder über Mangel an wirklicher Liebe und jeder freundſchaftlichen Rückſicht! ‚Durch einen Commiſſionär — heißt es dann — hätte ſie es ſelbſt können beſorgen laſſen, habe aber das theure Andenken meiner Güte verdanken wollen, und meine Freundſchaft würde hoch verzeichnet ſein, nicht nur in ihrem Herzen, ſondern auch in ihrem Teſtamente etcetera‘ und da liegt der Hund begraben — meinetwegen dazu alle geſtickten Hunds-Viecher der ganzen Welt! — Haben Sie mich vielleicht begriffen, Frau Pinckert?“ — „Ja?“ — Nun, das freut mich, und dann werden Sie finden, daß es ſich für mich um nichts mehr und um nichts weniger handelt, als einzupacken und mit dem morgigen Schnellzug nach München und weiter zu fahren.“

„Gerechter Gott, das kann doch Ihr Ernſt nicht ſein!“ rief die Haushälterin mit einem gutgeſpielten Erſchrecken, — „nach Wien zu gehen — zur Ausſtellung — in das Gewühl, — das Getreibe, — ſich all den Gefahren ausſetzen, — o Herr Witting, überlegen Sie es ſich genau, ob Sie Ihrer Frau Tante dieß Opfer ſchuldig ſind!“ —

„Ich werde es mir nicht nur genau überlegen,“ erwiderte er mit dumpfer Stimme, „ſondern ich werde auch meinen ältern Bruder um Rath fragen, was ich in dieſem verwickelten Falle zu thun habe, deßhalb richten ſie meinen Anzug, Frau Pinckert, denn hier gilt es, raſch zu handeln.“

Der ältere Herr Witting, der Fabrikant und Handelsherr, war ganz das Gegentheil dieſes jüngeren Bruders, ein trockener, emſiger, ernſter Geſchäftsmann, welcher behaglichen Lebensgenuß kaum dem Namen nach kannte; denn er hatte eine etwas heftige Frau und acht lebendige Kinder. Vom frühen Morgen bis in die Nacht beſchäftigt, hatte er ein gewiſſes unruhiges, haſtiges Weſen angenommen, ſo daß er es nicht einmal auf dem Comptoirſtuhl aushielt, ſondern ſtehend ſchrieb, und alsdann, wenn er Beſuch hatte, zur Abwechslung mit dieſem Beſuche im Zimmer auf und ab ſchritt, die Hände in ſeine Hoſentaſchen verſenkt, die Stirne gefurcht und die Augenbrauen tief herabgedrückt.

So wandelte er jetzt zwiſchen dem Fenſter und dem Schranke, in welchem die dicken Comptoirbücher ſtanden, mit ſeinem Bruder Emil hin und her, ließ ſich von dieſem den Brief der Tante Chriſtine vorleſen, knurrte dann etwas weniges vor ſich hin, und ſagte endlich, zum Fenſter hinausſchauend: „Und da kann doch ein vernünftiger Menſch, wie du biſt, nicht im Zweifel ſein, was er zu thun hat?!“

„Wenn ich aber doch im Zweifel wäre, lieber Eduard?“ erwiderte Herr Witting jun. etwas kleinlaut, wie er gegenüber dem ältern Bruder häufig zu ſein pflegte. —

„So biſt du eben kein vernünftiger Menſch, das iſt das einfachſte Rechenexempel von der ganzen Welt; du ſitzeſt ohne Beſchäftigung zu Hauſe, haſt durchaus nichts zu thun, man bietet dir freie Reiſeſpeſen nach Wien, um die großartige Ausſtellung anzuſchauen, und du bedenkſt dich? — Sage mir, wo iſt darin Vernunft zu finden?“

„Aber lieber Bruder“ —

„Die Tante Chriſtine hat dich von jeher ohne alle Berechtigung vorgezogen und verhätſchelt, ſie kommt wochenlang zu dir auf Beſuch, während ſie bei uns kaum einen Kaffee annimmt, in Summa, was folgt daraus? Sie liebt dich und wird dich zum Univerſalerben einſetzen und ich kann dich verſichern, daß ſie mehr hinterläßt als ein Ei und ein Butterbrod.“ —

„Gewiß, lieber Bruder, aber —“

„Sie verlangt etwas von dir, was jeder Andere als eine große Wohlthat anſehen würde, ſie bietet dir fünfhundert Gulden, um auf die Wiener Ausſtellung zu reiſen und du beſinnſt dich? Sage nur ſelbſt, liegt darin Verſtand?“

„Du weißt doch, wie ungern ich reiſe!“

„Andere Leute thun auch Manches ungern und müſſen es doch thun,“ erwiderte trocken der Geſchäftsmann, um gleich darauf, in ſeinem wiederaufgenommenen Spaziergange plötzlich ſtehen bleibend, hinzuzuſetzen: „aber wenn du dich nicht von deiner ſchattigen Terraſſe, von deinem Schaukelſtuhle und deiner Madame Pinckert zu trennen vermagſt, ſo will ich dir einen Vorſchlag machen: ſchreibe der Tante Chriſtine, ich wolle für dich nach Wien gehen und den geſtickten Hundskopf ſuchen — das iſt ein Vorſchlag zur Güte, der dich auf einmal aus aller Verlegenheit bringt.“

Dieß ſchien denn doch nicht ſo ganz und gar der Fall zu ſein, denn Herr Emil Witting ſchaute etwas verblüfft drein, wobei ſeine hochemporgezogenen Augenbrauen deutlich ſeine Ueberraſchung zeigten.

„So—o—o—o—, lieber Bruder, das würdeſt du thun und ich ſollte es der Tante anzeigen?“

„Natürlich du, ich dränge mich nicht auf, wie du weißt.“

„Hm, das will doch überlegt ſein.“

„Nur nicht zu lange; denn meine Zeit iſt koſtbar, ich bin darin nicht ſo reich wie du.“

„Sei ganz ehrlich, lieber Eduard, alſo du meinſt wirklich, man müſſe der Tante dieſen Gefallen thun?“

„Man müßte jedenfalls, das iſt meine Meinung.“

„Nun denn,“ — ſagte Herr Witting jun. mit einem tiefen Seufzer, „ſo will ich denn in Gottes Namen deinem Rathe folgen, danke dir übrigens herzlich für deine liebenswürdige Bereitwilligkeit und will mich denn zu dieſer fatalen Reiſe rüſten. Könnteſt du mir vielleicht ein Empfehlungsſchreiben geben an einen Geſchäftsfreund, der mir mit einer kleinen Anleitung zum Suchen der Abtheilung, wo ſich die geſtickten Hunde befinden, an die Hand ginge?“

„Darin kann ich dir leider nicht dienen; denn meine dortigen Freunde kümmern ſich nur um Spinnmaſchinen und Baumwollenzeuge, aber halt, da fällt mir etwas ein: geſtern iſt der Profeſſor Brummer aus Wien gekommen — du weißt wo er wohnt?“

„Ja, lieber Bruder.“

„Nun, ſo behüt' dich Gott und komme geſund wieder, nimm dich vor Erkältung in Acht, denn“ — hier klopfte ſich der Fabrikant auf ſeinen Bauch — „du wirſt ſchon gehört haben, daß — und dicke Leute, wie du biſt, werden am eheſten gepackt!“ —

„Ja, lieber Bruder,“ entgegnete Herr Emil Witting ſehr eingeſchüchtert, „ich hoffe in der That, geſund zurück zu kommen und du wirſt mir wohl erlauben, daß ich für deinen freundſchaftlichen Rath deiner lieben Frau eine kleine Erinnerung aus Wien mitbringe.“ Er ſagte das im ſelben Glauben und mit dem gleichen Gefühl, wie ein anderer Reiſender für glückliche Heimkehr eine geweihte Kerze gelobt.

Dann begab er ſich zu Herrn Profeſſor Brummer, welcher ihn, obgleich es faſt Mittag war, in der Morgentoilette empfing, einem abgeſchoſſenen Schlafrock von grünem Baumwollenzeuge, den er, da ſämmtliche Knöpfe fehlten, durch ein rothkarrirtes Taſchentuch um den Leib befeſtigt hatte, welches hinten, wohl durch Zufall, wie das gewiſſe Leder der Bergleute ausſah. Dieſer Schlafrock war mit Tintenflecken marmorirt und zeigte vornen bei den Taſchen, wo der Herr Profeſſor ſeine Feder abzuputzen pflegte, zwei ähnliche lackartige Fleckenſtreifen. Er war ein kleiner, wohlbeleibter Mann, von einer Gelehrſamkeit, die einen förmlich ſchwindelnd machte, vollgepfropft mit Wiſſenſchaften aller Art, wie eine überfüllte Gasretorte, woher es auch wohl kam, daß ihm, wenn er die Lippen öffnete, die Worte kurz, abgeſtoßen aus dem Munde quollen.

„Freu' mich — Herr Witting — alſo nach Wien reiſen — thun recht, — koloſſale großartige Ausſtellung — Weltmarkt ohne Gleichen — ſchwindelerregend, aber lehrreich, pu—u—u——h" — hier ließ er eine größere Menge Gas entſtrömen, indem er einen Haufen Bücher vom Sopha warf, um Platz für Herrn Witting zu gewinnen. —

„Nicht wahr — Medicin ſtudirt? — wollen Spitäler beſuchen, — Krankheiten ſtudiren, — finden genug da, — ſchöne Fälle!" —

„Eigentlich iſt das nicht meine Abſicht, Herr Profeſſor," erwiderte Herr Witting nach einem tiefen Athemzuge, „denn wenn ich auch früher etwas Medicin ſtudirte, mach' ich doch ſchon lange keinen Gebrauch mehr davon, ich will nur die Weltausſtellung ſehen und hauptſächlich" —

„Haben recht, — iſt koloſſal, pyramidal, großartig — fühlt ſich geblendet — tappt herum wie im Nebel — ſieht tauſend Dinge auf einmal, erkennt anfangs gar Nichts, weil alles um uns her glänzt, ſtrahlt, flimmert, glitzert, leuchtet, ſummt, brummt, rauſcht und tönt, pu—u—u—h! — müſſen deßhalb Syſtem machen — um nicht toll zu werden — ein paar Gegenſtände verfolgen, — alles Andere liegen laſſen!" —

„Das iſt auch meine Abſicht, Herr Profeſſor, und bin ich gekommen, um mir in Einer Richtung Ihren ſchätzbaren Rath zu erbitten."

„Gehorſamer Diener — ſo iſt's recht, — nur immer Eine Richtung conſequent verfolgen, — will Ihnen gerne rathen — bin ziemlich herum gekommen — und nun, was iſt es, das Sie hauptſächlich anſehen möchten?" —

Wegen Beantwortung dieſer Frage befand ſich nun Herr Witting in einiger Verlegenheit.

„An Ihre gütigen und vortrefflichen Nachweiſungen knüpfend," fuhr er fort — „möchte ich auf Wunſch einer Verwandten ſuchen, ein kleines Kunſtwerk zu finden, das jene Verwandte zu erwerben wünſchte, einen geſtickten Hund nämlich, von außerordentlicher Schönheit, der ſich irgendwo da herum befindet."

„Geſtickte Hunde ſind eigentlich nicht mein Fach," entgegnete der Profeſſor bedenklich, „doch erinnere ich mich dergleichen faſt überall geſehen zu haben — wenn Sie mir das Gewünſchte näher bezeichnen, ſo wäre es möglich, daß es in meiner Erinnerung auftauchte!"

„Ich glaube das ziemlich genau zu können,“ meinte Herr Witting, „und ſoll ſich der fragliche geſtickte Hund rechts in der Ecke befinden oder links hinter dem großen Teppich-Magazin.“

„Gerechter Gott,“ rief der Profeſſor, indem er erſchreckt die Hände zuſammenſchlug, „genaue Bezeichnung das? — hat doch die Induſtriehalle allein einige hundert rechte Ecken und vielleicht ebenſo viele Teppich-Magazine, — koloſſales Unternehmen, da etwas zu finden!“ —

„So glauben Sie, Herr Profeſſor, daß es vergebliche Mühe ſein könnte, das geſtickte Kiſſen in der Weltausſtellung zu ſuchen?“

„Ohne nähere Bezeichnung jedenfalls. — Wäre eine Arbeit, toller wie die des ſeligen Siſyphus — etwas dort ſuchen iſt überhaupt das grauenhafteſte Unternehmen, das es gibt, und noch dazu einen kleinen geſtickten Köter — habe geſucht eine Steinſalzſtufe von zweihundert Zentnern und erſt durch Zufall gefunden — aufmerkſam gemacht, durch einen Haufen Bauern, die daran herumleckten.“

Herr Witting ſchwieg einen Augenblick, ſchaute nachdenkend vor ſich nieder und ſagte dann: „So wäre ſich vielleicht Raths zu erholen auf der General-Agentur oder bei den Commiſſionären der verſchiedenen Ausſtellungen?“ —

Doch wehrte hier der Profeſſor lachend und ſeine zehn Finger bewegend heftig von ſich ab, indem er zur Antwort gab: „General-Agentur und Commiſſionäre, wo ſind ſie zu finden, wenn man ſie braucht? — haben ſchon ihre Höhlen ſo ſchön verſteckt, daß man ſie nur durch Zufall findet, — ſind nie zu Hauſe — oder haben, wenn man ſie aufgabelt, Wichtigeres zu thun, — müſſen hohe Herrſchaften herumführen — Zweckeſſen — Luſtfahrten mitmachen, bei der Generaldirektion antichambriren zur Zeit, wenn die Orden reif werden — Ernte vor der Thür iſt — pu—u—u—uh! Nein! — Nein! — Nein! — gäbe lieber den Rath, auf den Zufall zu vertrauen, der Sie vielleicht, wenn Sie es am wenigſten erwarten, zu Ihrem Hunde führt! Bedaure indeſſen aufrichtig, nicht beſſer dienen zu können, — werden ſich aber trotzdem amüſiren. — Finden ungeheuer viel Schönes. — Glückliche Reiſe!“ —

Als Herr Witting den Profeſſor Brummer verlaſſen hatte und nach Hauſe ging, war ihm durchaus nicht behaglich und angenehm zu Muth und hatte er etwas von dem Gefühl eines Schiffers, der ohne Steuer und Kompaß eine unbekannte Inſel aufſuchen ſoll.

Trotzdem gab er, ſobald er zu Hauſe Madame Pinckert anſichtig wurde, in entſchloſſenem Tone den Befehl, ſeinen gelbledernen Reiſekoffer zu richten und nach ſeiner Wäſche und ſonſt allem Nöthigen zu ſehen, da er noch heute nach München gehen werde und morgen weiter und immer weiter — zuerſt nach der Wiener Ausſtellung, das Uebrige werde ſich dann Alles von ſelbſt finden.

Er brauchte dieſen Trumpf, um ſeiner eigenen Kleinmüthigkeit, die ſich durch ein verdächtiges Schlucken und ein Zwinkern mit den Augen kund gab, Herr zu werden, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Haushälterin geworfen, die bleich und reſignirt ſeine Befehle entgegen genommen, dann aber ein klein wenig verächtlich lächelte als ſie hinausging. —

Letzteres verdroß ihn und als er allein im Zimmer war, ballte er ſeine Hände, ſtampfte mit dem rechten Fuße und rief erzürnt, aber mit nicht ſehr lauter Stimme: „Sapperment, wer iſt denn Herr im Hauſe? Iſt es doch gerade ſo, als hätte ich um Erlaubniß fragen ſollen und thut ſie doch gerade, als ginge ich zu meinem Vergnügen nach Wien! Hol' der Teufel die Weiber — alle — alle!“ —

Daß unter ſolchen Umſtänden das gute Diner nicht ſo mit Luſt und Freudigkeit verzehrt wurde, wie ſonſt wohl geſchehen wäre, brauchen wir kaum zu erwähnen; doch hatte ſich glücklicherweiſe ſein Freund, Herr Richard Wilpert, als Gaſt eingefunden. Dieſer, ein bedeutend muthvollerer und ſelbſtändigerer Charakter, gab ſeinen Beifall zur Wiener Ausſtellungs-Reiſe und da er ſeinen zaghaften Freund zur Genüge kannte, ſo ſchmiedete er das Eiſen, ſo lange es heiß war, das heißt er trank mit ſeinem Freunde Witting gut gekühlten Champagner, bis es Zeit war, auf die Eiſenbahn zu fahren, geleitete ihn dann dorthin, blieb bei ihm bis er eingeſtiegen war, und erſt als ſich der Zug in Bewegung ſetzte und kein Entrinnen mehr möglich war, reichte er ihm die Hand zum Wagenfenſter hinein und wünſchte ihm „glückliche Reiſe und viel Vergnügen“.

In München erging es dem Herrn Witting recht leidlich; er pflegte gewöhnlich ein paar Mal des Jahres dorthin zu kommen und wurde deßhalb im Gaſthofe, wo er bekannt war, anſtatt wie ſeine mitgekommenen Omnibus-Schlachtopfer hoch unter das Dach, in eines jener angenehmen Parterre-Zimmer gewieſen, welches vorſichtige Gaſthofbeſitzer für gute Bekannte ſtets bereit halten.

Am andern Morgen hatte er noch einen großen Kampf zu beſtehen zwiſchen ſeiner Sehnſucht nach Hauſe, der Furcht ſich vor Bekannten lächerlich zu machen, ſowie der Sorge vor der unfehlbaren Ungnade der Tante Chriſtine; auch wurmte es ihn, daß ſeine Haushälterin, Madame Pinckert, beim Abſchiede gerade ſo gethan, als werde ihr durch ſeine Abreiſe perſönlich ein großes Unrecht zugefügt — Sapperment, wer war ſie denn eigentlich! Sie hatte geſchmollt und ſteif geknixt, ſtatt ihm aus gutem vollem Herzen ihr innigſtes Mitgefühl kund zu thun!

Und er brauchte wirklich Mitgefühl, beſonders heute Morgen, wo er nach einer ſchlecht durchſchlafenen Nacht ſehr frühe hatte aufſtehen müſſen, wo er durch eine Häuſerlucke die ſchönen grünen Berge hervorſchimmern ſah, hinter denen ſein Tuskulum lag, während dicht vor ſeinem Fenſter der Gaſthof-Omnibus bepackt wurde mit einer ſchauderhaften Menge der rieſigſten Reiſeeffekten. Ein ganzer Berg von Koffern und Nachtſäcken — das kann gut werden! Herr Witting fuhr den näheren Weg über Simbach und da die Tageszüge nicht ſo beſetzt zu ſein pflegen, als die, welche Nachts fahren, ſo gab es auf dem Bahnhofe nicht jenes nervenaufregende Gedränge, was uns beſonders Morgens früh ſo verdrießlich und ſo widerwärtig ſtimmt; und wenn auch das Coupé erſter Klaſſe durch ſechs Perſonen vollſtändig beſetzt war, ſo hatten ſich doch hier lauter angenehme Leute zuſammengefunden und es gab keine Knochen im Fleiſch oder ſonſtiges Unangenehme in Geſtalt dürrer Engländer, die das Rauchen nicht vertragen können oder ſchwadronirender

Franzoſen, die in den Haltſtellen auf Alles ſyſtematiſch ſchimpfen und die bei uns häufig durch Nichts verrathen, daß ſie zur höflichſten Nation der Welt gehören.

Es iſt ſehr angenehm, wie man auf dieſer Simbacher Tour München, um welches man im Kreiſe herumfährt, von Außen betrachten kann. Die ganze Stadt ſteht wie auf einer Drehſcheibe, die vermittelſt der hochaufragenden Frauenthürme wie von unſichtbarer Hand bewegt wird, und ſcheinbar all' die hübſchen, intereſſanten Gegenſtände, die Thereſienwieſe, die Bavaria, Häuſermaſſen, Kirchen, Tempel, die Iſarufer an uns vorbei ſpazieren läßt, bis wir zuletzt von all dem Abſchied nehmend in öſtlicher Richtung weiter dampfen.

Das war das erſte Reiſeamüſement; dann kam die Morgen-Cigarre, Blicke in die flache aber fruchtbare Gegend, wo Wieſen, Fruchtfelder, Hopfenanlagen mit einander abwechſeln, wo muntere, klare, fiſchreiche Waſſer die Bahnlinie kreuzen, bis ſich allmählig Anhöhen und Berge erheben und bis man endlich zum zweiten Frühſtück nach Simbach kommt, wo nebenbei auch die Reiſeeffekten unterſucht werden ſollen.

Man kann wirklich ſagen nebenbei; denn es geſchieht das mit einer ſolchen Höflichkeit und Diskretion, daß man glauben ſollte, Zollbeamte und Reiſende treiben nur ein wenig Viſitations-Spiel, wobei auf die Frage nach Steuerbarem meiſtens die Verſicherung genügt, daß man dergleichen nicht habe, kaum fünf und zwanzig Cigarren für den eigenen Gebrauch.

Unter ähnlichen angenehmen und lehrreichen Unterhaltungen kam Herr Witting glücklich nach Linz, und daß man ſich ein paar Stunden ſpäter der großen, ſchönen Reſidenzſtadt, dem einzigen Wien näherte, ſah man deutlich an zahlreicheren kleineren und größeren Städten und Dörfern, an induſtriellen Etabliſſements mit gewaltigen Dampfſchornſteinen, an ausgedehnten Kloſtergebäuden, an großartigen Landhäuſern und zierlichen Villen.

Man befand ſich bereits in der Atmoſphäre der großen Weltausſtellung, welche deßhalb auch begreiflicherweiſe ſchon ſeit Stunden das Geſprächsthema abgab. Ein paar der Mitreiſenden waren ſelbſt Ausſteller, und Herr Witting deßhalb im Stande, einige ſehr ſchätzbare Bekanntſchaften zu machen; ja, einer der Herren arbeitete in wollenen bunt gefärbten Strick- und Stick-Garnen, was für unſeren Reiſenden vom größten Intereſſe war, da er hiedurch vielleicht einen Fingerzeig zu erlangen hoffte über die Region der geſtickten Sophakiſſen.

Doch wurde eine ſchüchterne Frage darnach mit einiger Verwunderung aufgenommen, einem leichten Achſelzucken und dann der Beſtätigung deſſen, was Profeſſor Brummer geſagt, daß nämlich wohl nur allein der Zufall im Stande ſei, zur Entdeckung eines einzelnen, ſo geringfügigen Objektes zu helfen.

„So muß man eben mit Ausdauer die ganze Ausſtellung durchwandern," meinte Herr Witting in einem ſehr muthig klingenden Tone, „muß die Kreuz und Quere Alles durchforſchen, die ganze Weltausſtellung ſo zu ſagen durchſieben, bis wir auf das ſtoßen, was wir ſuchen."

„Ei, mein liebes, gutes Herrchen," erwiderte der wollene Strick- und Stickgarn-Fabrikant, der ſeiner Ausſprache nach in den ſchönen Fluren der mittleren Elbe heimathlich war, „man hört es wohl, Sie waren noch niemals in der Welt-Ausſtellung! Suchen Sie einmal irgend etwas in einem Tract, in einer einzigen Abtheilung und wenn das, was Sie ſuchen, auch ſo groß wäre wie ein mäßiger Elephant, ſo kann ich Sie doch verſichern, daß Sie am Abend nicht mehr wiſſen, wo Ihnen der Kopf ſteht, und wenn Sie mehrere Tage das fortſetzen wollten, ſo könnten Sie ſich einen kleinen Nervenſchlag zuziehen oder Gefahr laufen, in's Irrenhaus geſperrt zu werden."

Schrecklicher Gedanke, dieſer letztere, den Herr Witting bisher noch nicht gehabt, der ihn aber jetzt wie ein Keulenſchlag traf; denn er war ſich bewußt, Anlagen zu Nervenaufregungen zu haben, auch hatte ſein Arzt ſchon recht bedenklich den Kopf geſchüttelt, wenn er ihm geklagt über einen ſchweren Druck im kleinen Gehirn oder Anfälle von Schwindel, die er ſich allein dadurch zugezogen, daß er in einem überfüllten Theater geweſen, oder an einem heißen Tage dem Tanzen zugeſehen! Und was waren dieß für unbedeutende Anſtrengungen, gegen die, welche ihn erwarteten!

Beinahe hatte er ſich im Laufe dieſes Tages mit ſeinem Schickſale wieder ausgeſöhnt, denn das Mittageſſen in Neumarkt war recht gut geweſen und der reichlich genoſſene Vöſlauer vortrefflich; doch jetzt lag ihm ſein ſchwieriges Vorhaben wieder ſchwer im Magen und wenn er auch, in Wien angekommen, in dem neuen prachtvoll und komfortabel eingerichteten Hotel Auſtria am Schottenweg ein angenehmes Zimmer fand, auch ziemlich gut ſchlief, ſo erwachte er am andern Morgen doch wieder unter dem beängſtigenden Eindruck grauenhafter Traumbilder und ſeines gänzlichen Verlaſſenſeins in der großen, großen Stadt.

Seine erſten Schritte die er auf der Straße that, waren auch nicht dazu angethan, ihn mit Selbſtvertrauen und Behagen zu erfüllen, obgleich ihm ſein freundlicher Wirth, Herr Schimon, die beſten Anleitungen gegeben hatte, ſich ſeinen erſten Weltausſtellungstag einzutheilen. Doch da Herr Witting einmal voll Mißtrauen und voll vorgefaßter Meinungen gegen Alles war, was ſich in dem ſchönen Wien befand, ſo beſchloß er auf ſeinen eigenen Füßen zu gehen, ſtatt einen jener vortrefflichen zweiſpännigen Fiaker zu nehmen, wie ihm der freundliche, kleine, dicke Direktor des Hotels, würdevoll und menſchenfreundlich, wie immer, angerathen.

Auch regte ſich in ſeinem Herzen etwas gegen dieſe flotten Fiaker und Lohnkutſcher, von denen er ſchon ſo manches Zweifelhafte geleſen zu haben ſich erinnerte; hatten ihm doch Bekannte Mancherlei erzählt, von gar zu tollem Fahren, von Händeln mit den Paſſagieren wegen der Taxe, von allerlei verdächtiger Gelegenheit mit nicht immer wünſchenswerthem Ausgange, von oft recht hübſchen, aber nicht immer erwünſchten Ueberraſchungen, die man in jenen Wagen fände, und was dergleichen Fabeln mehr!

Da befand ſich nun Herr Witting auf dem breiten Trottoir der Ringſtraße, dem Menſchenſtrome folgend, der entgegenkommenden Strömung ausweichend, unter Hunderten und Tauſenden gänzlich unbeachtet, ein unbedeutender Tropfen in dieſem Meere, wobei ihm ſeine Aufgabe immer größer, ungeheurer erſchien und er ſich mit einer wahren Rührung des geſtrigen Reiſetages erinnerte, als er ſo gemüthlich mit fünf anderen freundlichen Menſchen in dem rothſammtenen Coupé geſeſſen, zuſammen gegeſſen und getrunken, geplaudert und geraucht, eine trauliche Familie gebildet, während er jetzt wie hinausgeſtoßen in die kalte unfreundliche Welt, verlaſſen von Allem, zwiſchen Wagen, Reitern und Fußgängern, zwiſchen eiligen Geſchäftsleuten und flanirenden Müſſiggängern, ſich vorkam „ſo mutterſeelenallein“ und zwiſchen den ſchöngeputzten Damen mit ihren mehr oder minder mörderiſchen Blicken, wie „unter Larven die einzig fühlende Bruſt!“

So wandelte er über die Ringſtraße, halb im Traume oder wie verwirrt von dem ſtets ſich kreuzenden Menſchenſtrom, von dem beſtändigen Ausweichen, von dem Anblick und Spektakel der Hunderte vorbeiraſſelnder Equipagen, beim Anſchauen der großartigen Paläſte, von denen einer den andern an Pracht überbieten zu wollen ſchien: hier gewaltige Säulen an der Einfahrt zeigend, dort rieſige Caryatiden, Malereien zwiſchen den Fenſtern, ja oft hoch oben in ſchwindelnder Höhe noch bunte Figuren auf leuchtendem Goldgrund. Und die Läden erſt an denen er vorüberkam, wo es das Schönſte und Ausgeſuchteſte zu ſehen gab, ſowohl an Waaren der mannigfaltigſten Art hinter den ungeheuren Spiegelſcheiben, als an hübſchen elegant gekleideten Spaziergängerinnen, die mit ihm zu gleicher Zeit und ſehr in ſeiner Nähe alles das gleichfalls angelegentlichſt zu betrachten ſchienen! Und dabei hatten ſie etwas ſo Freundliches, Zutrauliches und Behagliches in ihren dunklen, glänzenden Augen, dieſe hübſchen Wienerinnen, zeigten ſo zierliche Füßchen, und ſo anſprechende geſunde Körperformen!

Ja ein paar Mal paſſirte es Herrn Witting, daß er ſich faſt mit Gewalt losreißen mußte von einem jener ſchimmernden und ſchillernden Ladenfenſter, aber er riß ſich los; denn ihm ſchwebte ſeine Pflicht vor Augen, ſein mühevolles, vielleicht unfruchtbares Tagewerk, im Wirrwarr der gewaltigen Weltausſtellung das geſtickte Portrait des kleinen Azorl's zu finden!

So war er allmälig bis zur Aspernbrücke gekommen, nicht ohne ſchon mehrmals ſchüchterne Verſuche gemacht zu haben, in einem der Tramway-Wagen aufgenommen zu werden, an denen eine Aufſchrift deutlich zeigte, daß ſie zur Weltausſtellung fuhren. Da aber dieſe Wagen meiſtens ſehr beſetzt waren, ſo war er viel zu diskret, um den draußen ohnedies ſchon ſehr gedrängt Stehenden noch mehr Platz zu nehmen und zog ſich meiſtens wieder beſcheiden zurück, wobei er ein paar Mal in Gefahr kam, von einem raſch daherkommenden Fiaker überfahren oder wenigſtens geſtreift zu werden. Hier gab es auch keinen einzigen dergleichen Wagen, nicht einmal einen einſpännigen Comfortable, der unbeſetzt geweſen und ihn aufgenommen hätte, wozu er ſich jetzt recht gerne entſchloſſen haben würde.

Es blieb alſo nichts übrig, als bei dem gerade in Sicht kommenden Tramway-Wagen, der ſich anſchickte, von der Aspernbrücke in den unentwirrbar ſcheinenden Wagenknäuel auf der Jägerzeile einzubiegen, nochmals zu verſuchen; und ſo folgte er denn einer jungen Dame, welche vor ihm über das Pflaſter ſchritt, zierliche Stiefelchen und Weiteres ſehen laſſend. Leider war er aber nicht ſo glücklich wie dieſe, welche vom Condukteur und einem halben Dutzend hilfreicher Hände nicht nur raſch auf den Wagen gehoben und vermittelſt vieler nothwendigen Umarmungen in das Innere des Wagens befördert wurde; vielmehr ſah Herr Witting unzweideutige Mienen des Mißbehagens. Aber hier gab es keinen Rückweg, da eine dichtgeſchloſſene Reihe Equipagen hinter ihm den Weg abſperrte, weßhalb er ſich entſchließen mußte, neben dem Tramway-Wagen bis zur nächſten Halteſtelle, wo es nach Verſicherung des Condukteurs Platz genug gab, mitzulaufen.

Das war aber um dieſe Tageszeit bei dem Weltausſtellungstrubel ein unbehagliches Unternehmen! Doch befand ſich Herr Witting in einer jener Gemüthsſtimmungen, wovon wir ſchon früher geredet; er hatte ſich nun einmal an dieſem Tramway-Wagen feſtgebiſſen, und ſchien es nicht zu beachten, daß er ein paar Mal in Gefahr war, zwiſchen eine gar zu toll vorüber rollende Equipage zu kommen, die ihn gehörig mit Koth anſpritzte, ja er fühlte es kaum phyſiſch, daß ihm ein unverſchämter Fiaker, dem er im Wege war, einen kleinen Schneller mit der Peitſche applicirte.

Endlich war die Haltſtelle erreicht und Herr Witting wurde durch einen Stehplatz draußen belohnt, wo er eingeklemmt ſtand zwiſchen einem dickbäuchigen Hintermann und einem mit krumm gewölbtem Rücken, der ſich vor ihm befand; zwiſchen dieſen beiden ſtand er ſo eng zuſammengepreßt, daß er kaum im Stande war, das gewünſchte Zehnerl aus dem Portemonnaie zu nehmen und weil der Wagen gerade in dieſem Augenblicke heftig ſtieß, paſſirte ihm überdies noch das Unglück, ein paar andere Geldſtücke auf Nimmerwiederſehen herauszuſchleudern.

Nach einer weiteren Fahrt, die ſich dadurch etwas in die Länge zog, daß am Praterſtern eine ungebührliche Zeit gewartet wurde, um nicht endenwollende Züge von Wagen, Omnibuſſen und allen möglichen Fahrzeugen vorüber zu laſſen, hielt man endlich unweit dem Weſtportale der Weltausſtellung, und Herr Witting, trotzdem er ſich in keiner angenehmen Laune befand, näherte ſich doch mit einem Gefühle der Bewunderung dem großartigen, prachtvollen Portale, über dem ſich das rieſige Dach der Rotunde in der ungekünſtelt ſchlanken Form eines umgeſtürzten ſoliden Weintrichters erhob.

Rechts und links von dieſem Portale dehnte ſich die Induſtriehalle in anſtändiger Länge aus, ja in ſo ungeheuern Dimenſionen, daß Herr Witting unwillkürlich an die Worte des Profeſſors Brummer, den Inhalt des Rieſengebäudes betreffend, erinnert wurde, und daß ſchon jetzt ſein leitender Gedanke von der Ecke rechts oder dem Teppichmagazine links, wie eine gehaltloſe Seifenblaſe zerſprang. Um wie viel mehr mußte dies aber der Fall ſein, als er die Stufen hinangeſchritten war und noch von außen einen langen Blick warf in dieſe endloſen, hohen Räume, angefüllt mit tauſenden, bunten, ſtrahlenden und flimmernden Gegenſtänden! — Und darin ſollte er ein Ding ſuchen und finden, wie Azorles geſticktes Porträt auf einem Sophakiſſen! Ach, er kam ſich vor, wie einer jener fahrenden Ritter, die es unternommen haben, im verzauberten Walde die ſchlafenden Schönen zu finden, oder die im Begriffe waren, ſich von einem blutdürſtigen Chalifen zwei Backenzähne und eine Hand voll Barthaare zu erbitten — nein, jene waren noch viel beſſer daran als er; ſie kannten den Ort, wo ſie ihr Abenteuer zu beſtehen hatten, während er verurtheilt war, in einem Ocean von Gegenſtänden ein Sandkorn zu ſuchen!

Ja, verurtheilt, dies war das richtige Wort, und wenn er es ſelbſt auch geweſen war, der ſeinen Kopf in die Schlinge geſteckt hatte, ſtatt ſich wohlweislich um die Ecke jener lächerlichen Forderung zu drücken, ſo war das jetzt nicht mehr zu ändern, und er mußte vorwärts auf der einmal eingeſchlagenen Bahn; hier jetzt gegen die Drehſcheiben hin, die in ihrer horizontalen radähnlichen Geſtalt und bei ſeiner düſtern Seelenſtimmung für ihn wie Hinrichtungsmaſchinen ausſahen, an deren Jeder der Henker lehnt, bereit ſein Opfer zu empfangen!

Doch der erſte Henker, an den er ſich wendete, verſchmähte ihn, indem er mit einem Wink nach rechts ſagte: „Nebenan, hier gelten nur Saiſonkarten!“ Der zweite machte es ebenſo, indem er bemerkte, daß hier nur Ausſtellerkarten giltig ſeien und da der Dritte nur für Militärkarten zugänglich war, ſo blieb für ihn die vierte Drehſcheibe, die ſich auch, nachdem er einen Gulden erlegt, — die Hälfte zu viel, da heute nur ein Fünfzigkreuzertag war — gnädigſt entſchloß, ihn unter einem Knaxer einzulaſſen.

Da ſtand er nun, am weſtlichen Eingange der Induſtrie-Halle, deren Länge er von hier aus vor ſich hatte, ohne jedoch im Stande zu ſein, auch nur ein Tauſendſtel des Raumes ſelbſt mit einem Blicke zu überſchauen! Schon nach den erſten Schritten blickte er geblendet, verwirrt um ſich her, und nach zwanzig bis dreißig weiteren Schritten (wobei er ſich ein paar Mal zufällig herumgedreht hatte, auch nach Oben geſehen, zu den mächtigen Fenſtern und hinüber in unabſehbare Seiten-Galerien) hatte er die Richtung total verloren und keine Ahnung mehr wo die Oeffnung ſei, welche ihn in dieſes Labyrinth eingelaſſen. War es Rechts, war es Links, war es vor ihm, war es hinter ihm? — Seltſam, dachte er mit faſt beklommenem Sinn — ich bin doch wahrlich kein kleines Kind mehr, um hier ſchon zu fragen! „Bitt' ſchön mir zu ſagen, wo ich eigentlich hereingekommen bin“ — ach, da drüben war's, bei jenen bunten bauſchigen Porzellangefäßen — ſehen wir nach, ſtellen unſere Richtung feſt und marſchiren dann ohne weiteren Aufenthalt d'rauf los!" — „Ja, ja, es kann nicht anders ſein, dort bin ich eingetreten. Neben dem Cryſtall befanden ſich die ſchönen Seidenſtoffe, rechts ſah ich die glänzenden Cryſtallſchalen, raſch alſo die paar Schritte zurück, um mich zu orientiren, und dann nach dem Situationsplan vorwärts!"

Er ging zurück gegen die Porzellane, Seidenſtoffe, ſah auch ſeitwärts wieder die Klaviere, die Bronce-Luſtres, Photographien und Cryſtallſchalen, ohne aber den Eingang, durch den er gekommen war, zu finden, denn er hatte ſich nur in der Farbe der Porzellane und Seidenſtoffe ein wenig geirrt, auch ſchon beim Beſchauen all der tauſenderlei Sachen mehrere Schritte weiter gemacht, als er geglaubt, war ferner ein Mal um eine Ecke rechts gegangen, mußte ſich alſo jetzt wieder links wenden — ah, ah, da vornen waren ja endlich die richtigen Porzellane und Seidengewebe, diesmal konnte er nicht fehlen, vor ihm befand ſich nun ſicher das Seitenportal, das wieder zu erreichen er ſich eigenſinnig vorgenommen hatte — ja, dort war es unfehlbar, denn jetzt bemerkte er auch wieder die Klaviere, Broncelustres, Photographien, Cryſtallſchalen und zwar auf ſeiner linken Seite, weßhalb das Weſtportal vor ihm liegen mußte, dort unten, ein paar kleine Schritte entfernt.

Eigenthümlich! — da war es auch nicht, und er wußte doch ganz genau, daß er, geleitet von all den Anhaltspunkten: Porzellan, Seidengewebe, Klaviere, Photographien, Luſtres, Cryſtallſchalen u. ſ. w. den richtigen Weg eingeſchlagen hatte.

Seltſam, dachte Herr Witting. Hier fehlen unbedingt die Aufſchriften oder es iſt in der Aufſtellung dieſer Waaren mit ſträflichem Leichtſinn verfahren worden; man hat die Gruppen nicht ſo arrangirt, daß ſie ſich auseinander kennen laſſen, denn ſtatt Porzellan zu Porzellan zu thun, Seidenſtoffe, Bronce, Klaviere zu ihres Gleichen, herrſcht hier in allem Dieſem eine Art von Konfuſion, und wohin ich mich auch wenden mag, leuchten, ſtrahlen, flimmern und glänzen mir genau dieſelben Dinge entgegen. Es iſt wahrhaftig zum toll werden!

Er hätte nur einen der ihm Begegnenden zu fragen gebraucht und würde nach einiger Zeit erfahren haben, daß er ſtatt durch den Weſttransſept der Rotunde zuzuwandern, in jenem Quadrat umher geirrt war, wo Großbritanien, Nordamerika und Braſilien von ihren Schätzen ausgeſtellt hatten, wobei wir nicht verſchweigen dürfen, daß er allerdings den rechten Porzellanen ſchon einige Male ſehr nahe geweſen war, aber immer wieder, durch etwas Anderes angezogen, die Richtung verloren hatte.

Jetzt aber erreicht er glücklich die Hauptgalerie; es war kein Zweifel daran, er zog mit einem Theile des Menſchenſtromes, während der andere entgegen kam. Aber auch jetzt wieder mußte er dieſelbe Bemerkung machen, daß von einer ordentlichen Aufſtellung der zuſammengehörigen Artikel keine Rede war; hatte er doch gedacht, endlich einmal die Porzellane, Broncen und Klaviere überwunden zu haben und ſah ſie nun doch auch hier wieder vor ſich; war er doch überzeugt, einen ganz ähnlichen, dickbäuchigen Krug, dunkelblau mit Gelb, drüben ſchon geſehen zu haben, auch die zinnoberrothe Schale mit Gold, ja den gleichen Seidenſtoff, das ſchreiende Anilingrün mit dem eingewirkten, auffallenden Muſter, — ſelbſt ein gewiſſes Klavier, an dem auch hier wieder, gerade ſo wie auf der andern Seite, ein blondhaariger junger Menſch ſaß und eifrig das Elfenbeinzermalmungsgeſchäft betrieb.

Wie man ſich bei einem Waldſpaziergange durch Einprägung eines ſeltſam geformten Baumes, eines dürren Stammes, einmündenden Weges oder dergleichen zu orientiren ſucht, ſo machte es Herr Witting jetzt, indem er ſich bald einen Teppich mit auffallender Zeichnung, bald einen Spiegel mit origineller Einfaſſung, bald die Statue einer Venus, ſcheinbar aus blankem Silber geformt, als Erinnerungszeichen merkte, auf gewiſſe architektoniſche Linien hoch an der Decke Acht gab, um ſeinen Weg nicht wieder zu verlieren, und erſt, als er darin eine gewiſſe Sicherheit erlangt, war er im Stande, all' den großartigen Reichthum, der um ihn her aufgeſtappelt war, auf ſich einwirken zu laſſen.

Um einen vielleicht gewagten Vergleich zu gebrauchen, ſo kam er ſich nach Ablauf der erſten Stunde vor, wie Jemand, der ein ſchweres Menu tapfer durchgegeſſen und immer und immer wieder zugreifen muß, wenn ihm auf's Neue die reichhaltigſten Platten, die ſtärkſten Weine ſervirt werden, Platten, deren Anblick uns allein ſchon über die Gebühr ſättigt, Weine, deren Etiquetten im Stande wären, uns zu berauſchen. Ja wahrhaftig, es kommt ein Gefühl des Berauſchtſeins über uns, wenn wir ſo Stunden lang auf uns einwirken laſſen dieſes Leuchten, Flimmern und Strahlen. Zuerſt fühlen wir uns angefriſcht, geiſtig erheitert; dann fangen wir an, ſchwerer zu ſehen, zu fühlen, zu athmen, und zuletzt, wenn wir ſolch' ein mühevolles Tagwerk hinter uns haben, ſind wir wie von einem ſchweren Rauſche befangen, in welchem Silber und Gold, Brillanten und andere Edelſteine, ſeidene Gewebe und Spitzen, Shawls und Teppiche, Broncen und Möbel, Cryſtalle, Elfenbein, Kupfer, Zink und Steinkohle ein grelles Durcheinander bilden, das unſeren Kopf wie mit Weindünſten einnimmt, ja uns nicht ſelten noch am andern Morgen einen ſoliden Weltausſtellungs-Katzenjammer beſcheert.

Auf andere in der erwähnten Richtung minder Empfängliche wirkt der Beſuch der Ausſtellung wie das langſame Niedertauchen in ein warmes Bad, das gleichſam die Sinne, wenn auch auf andere Art, umnebelt, und wo wir zuletzt Alles wie in einen grauen Schleier gehüllt ſehen. So ging es Herrn Witting, der ſich nach einigen Stunden doppelt ermüdet fühlte, weil er aus Allem ſtets den Gegenſtand herauszufinden hoffte, um deſſentwillen er zu ſolch' troſtloſem, mühevollem, wahrſcheinlich vergeblichem Tagwerk verurtheilt worden war.

Was hat er nicht ſchon alles geſehen, wo hat er nicht ſchon nach dem Bildniſſe des geſtickten Azorles geſucht, immer vergebens, ſo, daß er endlich des Glaubens wurde, als verkröchen ſich alle geſtickten Hunde in der Weltausſtellung, wenn es dergleichen wirklich gab, hartnäckig bei ſeinem Anblick und Näherkommen!

Faſt bei jeder Seitengalerie, rechts oder links, hatte er den weſtlichen Transſept verlaſſen, um auch dort nachzuſehen, zu ſuchen und nichts zu finden. Dabei regte es doppelt ſeine Nerven auf, daß er, von einem intereſſanten Gegenſtand zum andern eilend, ſich ſtets wieder gewaltſam losreißen mußte, wenn er im Anſchauen einer reichhaltigen Gewehrausſtellung, einer Sammlung feiner, eleganter Sattlerwaaren, oder auch im Anblick einer Pyramide, beſtehend aus lauter Krügen mit der Etiquette „Focking aus Amſterdam", vertieft, plötzlich einen Blick ſeitwärts gleiten ließ, um dort etwas Buntes, Stickereiartiges zu entdecken, oder wenn er, wie andere empfängliche Menſchenkinder, in Brillanten und Goldgeſchmeiden ſchwelgend, auf einmal neben ſich ſagen hörte: „Aber das liebe geſtickte Hundl, Mama, war zu ſchön!" In ſolchem Falle konnte er zudringlich ſein, was ſonſt nicht ſeine Art war, konnte ſich mit abgezogenem Hute freundlich-ſchüchtern erkundigen nach jenem geſtickten Hundl, um auch vielleicht eine gütige Antwort zu erhalten, daß das geſtickte Hundl durchaus nicht ſchwer zu finden ſei. Man finde es von hier aus am Leichteſten, wenn man in die zweite Galerie rechts einträte.

„Nein, Mama, in die Galerie links."

„Rechts, mein Kind, dann aber links bei dem Porzellan vorüber, zwiſchen dieſem und der Norweg'ſchen Familiengruppe, wo der Bräutigam ſeiner Braut den Verlobungsring anſteckt — Sie können gar nicht fehlen."

„Ich danke recht ſehr und bin Ihnen äußerſt verbunden."

„Durchaus keine Urſache."

Die junge und ſchöne Dame ſagte dies mit einem ſo freundlichen, wohlwollenden Blicke, daß Herr Witting in jedem andern Falle verſucht hätte, in ihrer Nähe zu bleiben, ſtatt ſich dieſer verfluchten Hunds-Komödie wegen nach dem kalten Norwegen zu wenden; doch das unerbittliche Schickſal riß ihn fort und ſtatt hier weitere vergleichende Studien anſtellen zu können in feinen zierlichen Halbſtiefelchen, einer einfachen, aber geſchmackvollen Toilette, einer bunten, recht verführeriſch arrangirten Bandſchleife, einer entzückenden Büſte und allerliebſtem reizendem Geſichte mit dunklen Augen, die ihn obendrein recht aufmunternd angeſchaut, mußte er da hinüber zu den ausgeſtopften Norwegern, um jenen geſtickten Köder zu finden — „hol' ihn der Teufel, wenn ich ihn finde!“ — Doch konnte er es nicht unterlaſſen, nachdem er ein paar Schritte gemacht, ſtehen zu bleiben und ſich nach der ſchönen jungen Dame umzuſchauen; da ſah er ſie auch, ſie und das Kind blickten ihm nach, was ihm ein eigenthümliches Gefühl verurſachte, ja ihn wonnig berührt haben würde, wenn dieſes Nachblicken nicht ſo eigener Art geweſen wäre; denn das kleine Mädchen verzog ſein roſiges Geſichtchen gerade ſo, wie Kinder zu thun pflegen, wenn ſie etwas ſehr Komiſches ſehen und auch über die ſchönen Züge der jungen Dame flog ein leichtes Lächeln, ehe ſie ſich abwandte und dann das Mädchen raſch herumdrehte. Hatte er denn etwas an ſich, was den beiden ſo komiſch erſchien? — unmöglich; denn er war ſich bewußt, heute Morgen eine einfache aber tadelloſe Toilette gemacht zu haben, weßhalb er auch — allerdings ein wenig verſtimmt, achſelzuckend weiter ging.

Den Bräutigam und die Braut, die ſich mit den ſtarren Glasaugen ſo unverwandt und ſo paſſend für dieſen ſeligen Augenblick anſchauten, hatte er endlich das Glück zu finden, bemerkte auch neben ihnen etwas wie eine Stickerei — ja es war das Porträt eines Hundes, aber — leider nicht deſſen, den er ſuchte!

In der Hoffnung, vielleicht die hübſche Dame wieder auffinden zu können, eilte er zurück, ſo raſch als der Strom der Beſucher es ihm geſtattete. Dabei kam es ihm gar nicht darauf an, irgend eine hinderliche Perſönlichkeit bei Seite zu ſchieben oder mit entſchuldigenden Worten, die aber viel eher wie Grobheiten klangen, älteren, geſetzteren, etwas langſamen Damen auszuweichen, wobei es nicht unbemerkt blieb, daß er haſtig irgend einem Ziele zuſtrebe, oder Urſache habe, ſich ſo raſch als möglich aus der eben verlaſſenen Region in eine andere zu begeben.

Dies ſchien ein paar Herren aufzufallen, von denen der Eine behaglich auf einem Stuhle ausruhte, während der Andere aufmerkſam umherſpähend durch Norwegen ſchlenderte und dieſes Reich nur verließ, um an der Grenze einen

Blick nach Schweden, nach Holland oder nach Belgien hinüberzuwerfen. Jetzt ſchien ihm Belgien äußerſt intereſſant; denn nachdem er dem Herrn, der auf dem Stuhle ſaß, herangewinkt, ſchritt er durch dieſes Königreich nach Frankreich hinüber, wohin ſich auch Herr Witting gewandt, da letzterer geglaubt, in einer Dame mit einem Kinde, die bei der großen Pariſer-Ausſtellung künſtlicher Blumen ſtanden, ſeine junge ſchöne Bekanntſchaft von ehedem wieder gefunden zu haben. Doch hatte er ſich getäuſcht. Dieſe Dame war weder jung noch ſchön und die einzige Aehnlichkeit beruhte, wie er beim Näherkommen ſah, auf einer gleichfarbigen, doch bei weitem nicht ſo kokett aufgeſteckten hinteren Schärpe; verdrießlich wandte er ſich um, und ſtieß mit einem langen mageren Herrn zuſammen, der mit eingeklemmtem Augenglaſe einen etwas hoch hängenden franzöſiſchen Teppich von außerordentlicher Schönheit betrachtete. Herr Witting hatte dabei das Unglück, dem langen mageren Herrn auf ein Hühnerauge zu treten, was letzterem ein unangenehmes Gefühl verurſacht haben mochte, denn er brummte etwas barſch von „unglaublichem Ungeſchick, ſo gegen andere Leute anzurennen.“

„Und doch leicht begreiflich,“ grollte aus Herrn Witting die gereizte Stimmung, „wenn man andern Leuten ſo im Wege ſteht.“ Der lange, magere Herr ließ ſein Augenglas fallen, ſtemmte die Arme in die Seiten und nach der Art, wie er zur Einleitung von Fernerem das Wort Her—r—r—r ausſprach, ſchien ſich eine unbehagliche Konverſation entwickeln zu wollen, die auch wahrſcheinlich nicht ausgeblieben wäre, wenn ſich nicht in dieſem Augenblicke eine gewichtige Hand auf die Schulter des Herrn Witting gelegt und er die Worte vernommen hätte: „Sie ſind der ſchuldige Theil und würde ich Ihnen rathen, mir ohne Aufſehen zu folgen, wogegen jener Herr wohl nichts einzuwenden hat.“

„Im Gegentheil,“ erwiderte dieſer raſch und fuhr dann fort, indem er ſein Glas wieder eingeklemmt und ſich abermals gegen den Teppich gewandt: „je eher man von ſolchem Volke befreit wird, deſto beſſer iſt es für anſtändige Menſchen.“

Herr Witting ſtand ſprachlos da, und wenn er jetzt auch einſah, im Unrecht geweſen zu ſein, ſo hatte er doch dadurch ebenſo wenig eine ſolche Abfertigung als die Einladung verdient, jenem fremden, unbekannten Menſchen zu folgen, der ſo etwas Polizeimäßiges an ſich hatte und ſeine Civilkleidung wie ein Koſtüm trug, in dem man ſich nicht recht heimiſch fühlt. Doch hatte derſelbe eine ſo eindringliche Art, ſeine Einladung zu wiederholen, daß Herr Witting, um das Aufſehen, welches ſich rings umher ſchon kund gab, nicht zu vermehren, raſch und ſchweigend folgte, bis Beide Norwegen wieder betreten hatten, wo es in dieſem Augenblicke ziemlich leer von Beſuchern war.

„So, hier wären wir,“ ſagte er alsdann, ſtehen bleibend, in ſehr entſchloſſenem Tone, „und möchte ich mir jetzt meinerſeits die Frage erlauben, mit welchem Recht Sie meinen Gang durch die Ausſtellung hemmen, und das auf eine Art, die mich vor aller Welt kompromittiren muß?“

„Das iſt jedenfalls nicht geſchehen,“ entgegnete ſein Führer, wobei er dieſe Worte mehr an ſeinen Kollegen richtete, der vorhin auf dem Stuhle geſeſſen, eine Dienſtmütze trug und ſich jetzt den Beiden genähert hatte. „Ich habe dieſen Herrn da nur vor der Unannehmlichkeit bewahrt, die ein weiter geführter Streit jedenfalls für ihn gehabt hätte.“

„Und warum gerade für mich?“

„Weil ich geſehen, daß ebenſo rückſichtslos, wie Sie vorhin durch die Reihen der Beſucher brachen, um von hier wegzukommen, Sie auch gegen jenen Herrn anrannten.“

„So haben Sie mich beobachtet, und aus welchem Grunde?“

„Ja, ich habe Sie beobachtet, weil mir die Art und Eile auffallend erſchien, mit der Sie unſere Abtheilung hier verließen und durch den Transſept davonliefen.“

„Ich kann mich nicht erinnern, dieſe Abtheilung in auffallender Eile verlaſſen zu haben,“ ſagte Herr Witting, vor Aerger bebend, „und noch viel weniger lief ich davon, bin nur ſehr raſch gegangen, um eine Dame meiner Bekanntſchaft wieder zu finden, die ich vorhin drüben in der franzöſiſchen Ausſtellung verlaſſen.“

„Da Sie ein Fremder ſind,“ miſchte ſich jetzt der Mann mit der Dienſtmütze in ſehr höflichem Tone in das Geſpräch, „ſo ſind Sie auch wahrſcheinlich im Beſitze irgend einer Legitimation Ihrer Perſon und bitte ich, es mir nicht als Zudringlichkeit auslegen zu wollen, wenn ich eine Legitimation oder dergleichen zu ſehen wünſche.“

Herr Witting griff achſelzuckend nach ſeiner Brieftaſche, nahm daraus ſeine Paßkarte, die er mit den Worten überreichte: „Welches Recht Sie haben, von mir eine Legitimation zu verlangen, wollen wir nicht näher unterſuchen, übrigens will ich dieſer Paßkarte noch hinzufügen, daß ich nicht nur im Hotel ‚Auſtria‘ Zimmer 48 wohne, ſondern, daß auch der Direktor dieſes Hotels, Herr Schimon, geneigt ſein wird, jede Bürgſchaft zu übernehmen.“

„Iſt vor der Hand nicht nöthig,“ ſagte der mit der Dienſtmütze, indem er die Paßkarte unter einer leichten Verbeugung zurückgab, „nur möchte ich Sie zu Ihrem eigenen Beſten erſuchen, durch fernere Eigenthümlichkeiten kein weiteres Aufſehen zu verurſachen . . .“

„Und worin beſtanden meine Eigenthümlichkeiten?“ fragte Herr Witting, der an ſich halten mußte, um nicht grob zu werden.

„Nun, es iſt doch klar, daß ein ſo plötzliches Davonlaufen für uns immerhin etwas Verdächtiges hat, beſonders wenn die Perſon, die davonläuft — ſo — gewiſſermaßen eigenthümlich ausſchaut.“

„Aber zum Henker, worin ſehe ich denn eigenthümlich aus?“

„Es iſt in der That auffallend, wenn ein junger Herr, der ſonſt anſtändig gekleidet iſt, hier in der Weltausſtellung erſcheint, rückwärts über und über mit Kothſpritzern bedeckt.“

„Mit Kothſpritzern? — Ah! zum Henker, das wäre möglich?“

„Und es erſcheint dann gerade ſo, als ſei jener junge Herr ſchon früher einmal genöthigt geweſen, davonzulaufen.“

„Mit Ihrem lächerlichen Davonlaufen! — Nun ja, ich bin allerdings gelaufen, aber neben einem Tramway-Wagen her bis zur nächſten Haltſtelle, wobei es wohl der Fall ſein kann, daß vorüberfahrende Equipagen mich angeſpritzt haben.“

„Iſt ſo,“ bekräftigte der Aufſeher ohne Dienſtmütze, „und tüchtig angeſpritzt!“

„Und ich bin hier ſo herumgelaufen, zum Geſpötte der ganzen Welt,“ rief Herr Witting in einem Tone, der ſo ungeheuchelt wahr klang, daß ihm der andere Beamte tröſtend die Verſicherung gab, das Unglück ſei bis jetzt noch nicht ſo groß und mit ein paar guten Bürſtenſtrichen laſſe ſich die Reinlichkeit ſeiner Toilette in Kurzem wieder herſtellen.

Darum bat denn Herr Witting dringend, indem er ſchon im Voraus Beide ſeiner Erkenntlichkeit verſicherte, und ſich ſodann mit dem, der ihn unfreiwillig nach Norwegen zurückgeführt, in eine Ecke dieſer Abtheilung begab, wo hinter einem Vorhange Beſen, Bürſten, Gießkannen und ähnliche nothwendige Geräthſchaften aufbewahrt wurden, und wo ſeine Rückſeite alsbald durch Frottiren und Abbürſten wieder in urſprünglicher Reinheit hergeſtellt wurde, worauf er einen Guldenſchein in die Hand des Betreffenden gleiten ließ.

„So, nun können Sie Ihren Weg weiter fortſetzen,“ ſagte dieſer lachend, „ſollte Ihnen ſonſt heute irgend etwas begegnen, ſo wenden Sie ſich nur getroſt hieher und werden wir für Sie eintreten, ſo weit als möglich.“

Das klang recht wohlwollend und freundlich, und Herr Witting, der es ebenſo aufnahm, hatte dabei die gute Idee, dieſe beiden Leute, zwei von der Generaldirektion angeſtellte Beamten, die doch gewiß hier in der Ausſtellungshalle genau Beſcheid wußten, um ein paar Andeutungen zu erſuchen, wo vielleicht das, was er ſuchte, zu finden ſei.

Doch der eine Beamte blickte ihn mit großer Verwunderung an, während der mit der Dienſtmütze bedenklich ſeinen Kopf ſchüttelte und erſt nach ziemlich langer Ueberlegung ſagte: „Dergleichen habe ich allerdings ſchon hier und dort geſehen, meine aber, dieſe Dinger ſehen einander ſo gleich, haben alle denſelben Kopf, vier Pfoten, meiſtens geſtutzte Ohren, ſind gewöhnlich weiß, braun oder gelb, und ſchwer das Eine vom Andern zu unterſcheiden.“

Er ſagte das in einem ſanften, freundlichen beſchwichtigenden Tone, wie man ungefähr einem Kinde verſichert, daß ein hölzernes Pferdchen eben ſo gut ſei, wie ein ausgeſtopftes mit Lederüberzug, und daß der Unterſchied zwiſchen Schimmel oder Braune auch nicht beſonders in Betracht käme.

Herr Witting dankte beſtens; er ſah ein, daß dieſe beiden guten Leute kein Verſtändniß haben könnten für die Aehnlichkeit eines Hundeporträts, wogegen ſich die beiden Beamten, nachdem er die Abtheilung verlaſſen, gegenſeitig anſchauten, bis der mit der Dienſtmütze kopfnickend ſagte: „Nun, wenn das kein Narr iſt!“

„Wenn er“ —

„Nun was, wenn er“ —?

— „nicht etwa nur ſo ſimpelhaft thut und am Ende ganz Anderes hier ſucht! Ich kann dir ſagen, als er ſo eilig durch die Menge ſtrich, ſcheu um ſich blickend, habe ich jeden Augenblick erwartet, er würde nach einem Portemonnaie langen oder nach einer Uhrkette.“

„Da dies aber nicht der Fall war, er auch eine genügende Paßkarte beſaß, ſo konnten wir weiter nichts thun,“ entſchied der Andere; „doch will ich für alle Fälle ſein Signalement notiren und beim Herrn Kommiſſär, ſowie an allen Ausgängen deponiren, — wie ſtand doch auf der Paßkarte?“

„Fitting glaube ich.“

Unſer Reiſender, der indeſſen keine Ahnung davon hatte, welch' reges Intereſſe er den beiden Aufſichtsbeamten eingeflößt, hatte den Weſttransſept wieder betreten und ſtand in Kurzem am Eingange dieſes ungeheuren Raumes.

Daß ihm der Anblick behaglich geweſen wäre, vermochte er ſich nicht zu geſtehen, vielleicht waren ſeine, ohnedieß ſchon aufgeregten Nerven Schuld daran, daß er faſt beſtürzt in das wirre Durcheinander dieſer zahlloſen Gegenſtände blickte oder hinauf, wo auf der ſchwindelnden Höhe dieſes Rieſentrichters ein laternenartiger Tempel ſtand, und wo die umherkrappelnden Menſchen, von unten aus geſehen, kaum die Höhe einiger Zolle hatten. Dazu kam noch das Brauſen und Sauſen der aufſpritzenden Waſſermaſſen, der Fontaine inmitten der Rotunde, dröhnender Orgelton, das ſcharfe, ſchier Ohren zerreißende Klingen eines Glockenſpiels, zwiſchen dem Murmeln und Plaudern unzählbarer Menſchen, die, wie Bewohner eines Ameiſenhaufens, durcheinander ſtrebten und liefen.

Wahrhaftig, er fühlte ſich ſehr ermattet und abgeſtumpft, ſeine Augen waren geblendet, ſeine Füße müde geworden und alle ſeine Wünſche concentrirten ſich für den Augenblick in der Sehnſucht nach einem ſtillen Winkel, wo er eine Zeitlang ausruhen könne, wo er nichts mehr zu ſehen brauche und ſeinen Körper durch Trank und Speiſe ſtärken dürfe.

Dazu gab es allerdings auch hier in der Rotunde Gelegenheiten genug an reich beſetzten Büffets mit ſchimmernden Bronce- und Cryſtall-Schalen, geſchliffenen Caraffen, in denen farbige Flüſſigkeiten aller Art leuchteten, mit ſilbernen Platten, auf welchen die feinſten kalten Speiſen, Backwerk und Früchte aufgeſtellt waren, und wo ſchön geputzte Damen in reichen Toiletten, mit unglaublichen Friſuren, das Angenehme mit dem Nützlichen in ſofern verbanden, als ſie Sandwich und Cherry mit einem wahrhaft herzerwärmenden Lächeln präſentirten — herzerwärmend für den, der ſich gerade dafür empfänglich fühlte, was aber bei Herr Witting durchaus nicht der Fall war. Denn er befand ſich in ſo verdrießlicher Stimmung, war ſo ermüdet und abgeſpannt, daß ihm wenigſtens für den Augenblick alle dieſe Reſtaurationsfriſuren, all' das ſüße Lächeln dieſer Büffets-Engel höchſt gleichgiltig war, und er glückſelig geweſen wäre, irgendwo mit dem Rücken an einen ſchattigen Baum gelehnt zu ſitzen, vor ſich ein kleines Tiſchchen und auf demſelben ein halbes Liter jener cryſtallhellen, goldgelben Flüſſigkeit, wie er ſie geſtern auf verſchiedenen Bahnhöfen in Geſellſchaft ſeiner freundlichen Reiſebegleiter genoſſen.

Wäre er nicht noch ein ſo großer Neuling geweſen im Beſuche der Weltausſtellung, ſo hätte er die Rotunde durch das nahe gelegene Südportal verlaſſen, um gleich vor ſich jene elyſiſchen Orte zu ſehen, wo Milch und Honig fleußt, wo Nektar und Ambroſia zu haben iſt in Geſtalt von Wiener Würſteln und Pilſener oder Schwechater Bier.

So aber ſchaute er ſeufzend um ſich her, wo es wohl am leerſten ſei in den ſchimmernden Reſtaurationen der Rotunde und dabei fielen ſeine Blicke auf eine kleine beſcheidene Thüre, zu der ein paar Stufen hinaufführten, von Leuten betreten, die gewiß gleich ihm das Bedürfniß fühlten, ſich an einem ruhigen Orte niederzulaſſen und zu ſtärken.

Der halbdunkle Eingang hatte etwas Vertrauenerweckendes und glich dem der heimlich gelegenen Kneiplokale ſeiner Vaterſtadt, wo man ſich ebenſo wie hier durch einen nicht allzu hellen Vorplatz durchwinden mußte, um zu der ſtill und traulich gelegenen Zechſtube zu gelangen.

Auffallend war es ihm allerdings, daß ihm hier vierzig Kreuzer abverlangt wurden, was aber bei Allen der Fall war, die mit ihm eintraten. Kaum hatte er ſich indeſſen nach der entgegengeſetzten Thüre umgeſchaut, als er plötzlich nicht nur mit der ganzen Geſellſchaft, die ſich hier befand, ſondern auch mit den Seitenwänden des Gemachs, ja, wie es ihm ſchien, mit dem Fußboden ſanft in die Höhe gezogen wurde, unaufhaltſam aufwärts ſchwebend. Eine ſeltſame, unvorhergeſehene Himmelfahrt, welche ihn anfänglich in einige Beſtürzung verſetzte, die noch dadurch vermehrt wurde, daß eine neben ihm ſtehende Dame unter einem leichten Aufſchrei ſeinen Arm ergriff und feſthielt. Er that einen tiefen Athemzug der Erleichterung, als es endlich über ihm wieder lichter wurde und er bemerkte, daß er, ſtatt in ein ſtilles Reſtaurationslokal, vermittelſt des hydrauliſchen Aufzuges auf das Dach der Rotunde befördert worden war — zweihundertfünfzig Fuß über ſeinem Standpunkte von ſoeben. —

In den Ruf des Entzückens oder auch nur der Bewunderung einzuſtimmen über den prachtvollen Anblick, den man hier oben genoß, war ihm indeſſen nicht möglich; denn was hatte er bei dieſer unfreiwilligen Himmelfahrt gewonnen? Eigentlich gar nichts; im Gegentheil, er verlor mindeſtens eine gute Viertelſtunde, die ihm als Ruhepunkt ſo angenehm geweſen wäre, um dann ſein mühevolles Tagewerk wieder aufzunehmen.

Mit düſteren Gedanken ſah er von dem Dache der Rotunde auf das herrliche Donauthal, das großartige Häuſermeer der Stadt Wien, im engern Kreiſe um die Beſchauer her den tiefgrünen Prater, den der kaiſerliche Herr der Reſidenz der Welt wie einen Blumenſtrauß bot, in dem ſich tief verſteckt das Juwel der Weltausſtellung befand; ein koloſſaler Blumenſtrauß, den die Donaugewäſſer wie ſilberne Bänder umgaben, und den die maleriſchen Höhen umher in dieſen Tagen mit ganz beſonderer Neugierde zu betrachten ſchienen, da es ihnen wohl ſeltſam vorkam, die rieſige, blitzende Kaiſerkrone hier ſo plötzlich aus dem Grün des ſonſt ſo ſtillen Praters hervorleuchten zu ſehen.

Was kümmerte ihn alles das, wie konnte es ihn entzücken, oder auch nur erheitern! Im Gegentheil, drückender wie hier oben hatte er noch nie das Gefühl des gänzlichen Alleinſeins empfunden, und ſo komiſch es auch klingen mag, er ſehnte ſich zurück in das Gewühl der Ausſtellung! In ſeiner erregten Phantaſie war es ihm, als müſſe er endlich doch das Azorle finden, verſteckt in einem Winkel, welches ihn alsdann gleichfalls erkennen, die Ohren ſpitzen, mit dem Schweife wedeln und ihn ſolchergeſtalt von dem läſtigen Alpdruck des Alleinſeins befreien würde.

Er wandte ſich ſeufzend ab, um mit den übrigen wieder zur Erde niederzufahren, worauf Alle, die mit ihm droben waren, wieder auseinander liefen, ihn ſtehen laſſend am Fuße der kleinen Treppe vor der reichen Juwelenausſtellung, wo er einen Augenblick theilnahmslos verweilte und in das Gefunkel und Geflimmer der prachtvollen Steine blickte. Oh, es liegt etwas Dämoniſches in dieſen glitzernden Strahlen, die uns in das Auge und in das Gehirn fahren, dort ſeltſame Bilder und Wünſche hervorrufen! Wie durch Zaubermacht ſehen wir eine feine weiße Hand erſcheinen, die uns die zierlichen Finger darreicht, um ſie mit jenen leuchtenden Steinen zu ſchmücken, oder es taucht ein reizendes Köpfchen vor uns auf, das die ſchönen, dunklen Augen langſam aufſchlägt, die Stirne zum Kuſſe gegen uns ſenkt und uns ſo die Erlaubniß gibt, das prachtvolle Haar mit jenem Kranz aus Diamanten und Smaragden zu zieren.

Aehnliche Bilder umgaukelten auch Herrn Witting, während ſeine Blicke in dieſen reichen Geſchmeiden wühlten, und ſeltſamer Weiſe nahm das Köpfchen ſeiner Phantaſie die Züge jener jungen Dame an, die er vorhin neben ihrem lieblichen Kinde geſehen und von der er ſich in das kalte Norwegen hatte ſchicken laſſen, ſtatt in dem wärmeren Oeſterreich zu bleiben und hier ſein Glück zu probiren.

Ja er, der zu Hauſe als ein arger Weiberfeind bekannt war, geſtand ſich hier, fern von der Heimath, fern von der mehr als ſorgfältigen Pflege der Madame Pinckert, daß es doch wohl ein Glück ſein könne, ſtatt unbekannt und einſam zu wandeln, das Alles an der Seite eines lieblichen Weſens zu ſehen mit einem herzigen Kinde, das die allererſten Jugendunannehmlichkeiten ſchon glücklich hinter ſich hatte, alſo wenigſtens in dieſem Punkte keine Mühe mehr verurſachte. Wie behaglich ſtellte er es ſich vor, an ihrer Seite hier die Schätze betrachten zu können, aus dem friſchen, lieblichen Munde kleine Wünſche zu erlauſchen, einen ſüßen Blick zu erhalten für den kleinen Ring hier aus mattem Golde mit dem wundervollen Smaragde und einen warmen Druck der Hand, weil er ſo freundlich war, dem ächten indiſchen Shawl dort drüben den Zettel mit den Worten anheften zu laſſen „Vendu à Monsieur Witting". — Und auch das kleine reizende Mädchen würde gewiß nicht leer ausgehen! Da nebenan ſah er gleich eine Ausſtellung Pariſer Puppen, kleiner Kunſtwerke, ſowohl was die eleganten Toiletten anbetraf, als die zierlichen Wachsköpfe mit Friſuren, ebenſo natürlich wie die unſerer lebendigen Damen heutzutage und von elegantem, vollem Wuchſe, ſo daß ſie der Phantaſie den freieſten Spielraum gewährten. Auch Anderes ſollte die Kleine haben an nützlichen Dingen, ſowie an Spielzeug, was ihr Herz begehrte, und da ſie früher einmal den Wunſch geäußert, den hübſchen, geſtickten Hund zu beſitzen, ſo war es ja ein offenbares Vergnügen, durchaus keine Laſt und Arbeit mehr, ſeine hübſche Frau am Arme, alle Winkel zu durchſtöbern, wo es Geſticktes gab, um dabei neben einem Hund für die Kleine auch das Azorle für Tante Chriſtine zu finden. Daß er dann Alles finden würde, daran war gar kein Zweifel: Frauenaugen ſuchen ſchärfer und finden beſſer als wir! — Indem er ſo in ſeinen kühnen Phantaſieen immer weiter ſchweifte, war es ihm faſt zu Muthe, als hätte er das geſtickte Azorle bereits gefunden, und ſäße ſchon wieder in dem rothſammtenen Coupé auf der Eiſenbahn, dießmal nicht mit fünf Herren, ſondern mit einer Dame und einem Dämchen — und da waren ſie auch ſchon in Quedlinburg, hielten an dem großen, ſchönen Hauſe, das nur von der reichen Tante Chriſtine und ihren Hunden bewohnt wurde, ſtiegen die Treppe hinauf, wurden von der freudig überraſchten alten Dame auf's Herzlichſte empfangen und dann ſprach Herr Witting mit einer leicht erklärlichen Rührung nach einem tiefen Athemzuge: „Liebe Tante Chriſtine, hier bringe ich Ihnen nicht nur das gewünſchte Azorle, ſondern auch meine liebe Frau, deren einzigem lieben Kinde aus erſter Ehe Vater zu ſein mir eine wahre Luſt iſt, und hoffe ich, daß Sie mit uns allen Vieren zufrieden ſind!"

Ach, das war ein ſo ſchöner Traum, daß ſich Herr Witting ſchmerzlich berührt fühlte, als derſelbe plötzlich zerriſſen wurde, eine Hand ſich leicht auf ſeine Schulter legte und Jemand die Worte zu ihm ſprach: „Ne, heeren Se, das freut mich, Sie hier ſo unverhofft wieder zu finden, ne wahrlich, des freut mich ſeehre!" Es war einer ſeiner Reiſebegleiter von geſtern, der ſächſiſche Kaufmann und Ausſteller, der in wollenem Strick- und Stick-Garn machte; und wenn es Herrn Witting auch Anfangs Leid that, daß er ſeinen ſchönen Traum nicht hatte fortſetzen können, bis er mit Frau und Tochter ſein behagliches Landhaus betrat, ſo war er doch anderntheils ſo glücklich, endlich mit Jemand plaudern zu können, daß er dem freundlichen Sachſen herzlichſt ſeine beiden Hände entgegenſtreckte.

„Ich habe doch wahrlich einen eigenen Treffer, in dem Gewühl Jemanden aufzufinden," entgegnete dieſer, „und hätte Sie gewiß ſchon früher aufgegabelt, wenn ich nicht ſoeben erſt in die Ausſtellung gekommen wäre. Haben Sie ſich denn ſchon tüchtig umgeſchaut?"

„Daß mich meine Beine kaum mehr tragen und mir der Kopf ganz wirblig iſt."

„Auch ſchon gefrühſtückt?"

„Ich wollte gerade an eines der Büffets da draußen gehen."

„Dorthin zur kalten Küche und dem Backwerk? O das thut man nur, wenn man ſehr eilig iſt oder die Halle nicht verlaſſen kann, wir aber, die wir freie Leute ſind und zu einer warmen Schüſſel eine Flaſche Champagner wohl vertragen können, wir ſchlängeln uns in den Park hinaus und fallen, wenn es Ihnen recht iſt, bei den „frères provenceaux“ ein, wo es immer etwas Gutes und Feines gibt.“

„Sie ſind allerdings in gewiſſer Beziehung ein vollkommen freier Mann,“ erwiderte Herr Witting ſeufzend, „ich aber ſuchte bis jetzt vergeblich etwas, das ich womöglich heute noch finden ſollte.“

„Na, heeren Sie, mein Guteſter,“ verſetzte der Andere mit aufgehobenem Zeigefinger, „ich glaube, Sie ſind e Luder und machen mir nur weiß, daß Sie wirklich was Geſticktes ſuchen, während Sie ſich doch nur bei den Stickereien herumtreiben, weil da immer ein intereſſantes Gewühl und Gedrücke iſt von ſchönen Weibern und Mädchen — na leugnen Sie nicht — ich begreife das ganz vollkommen und helfe Ihnen hernach mitſuchen.“

„Wofür ich Ihnen ſehr dankbar ſein werde, denn ich bin ganz verſtimmt über mein vergebliches Bemühen und Sie, der ja die Ausſtellung ſchon genau kennt, ſind vielleicht im Stande, eine Spur zu finden.“

„Warten Sie hier einen Augenblick,“ rief der Sachſe, ihn plötzlich loslaſſend, „nicht wahr, es iſt ein geſtickter Hund, den Sie ſuchen? — verfluchte Idee das — na, Jeder hat ſeine Marotten; doch will ich ſehen, ob ich hier in der Nähe auf der General-Agentur etwas erfahren kann. Bitte, gehen Sie aber nicht von der Stelle; denn ſonſt finden wir uns nicht mehr wieder.“

Damit verſchwand er auf der Rundung um die Rotunde und Herr Witting blieb gedankenvoll an der Juwelen-Ausſtellung ſtehen, hoffend, ſich vielleicht wieder in ſeinen vorigen Traum zurückfinden zu können. Doch ſollte ihm Beſſeres widerfahren, denn kaum hatte er ſeine Blicke abermals in das Gefunkel der Steine verſenkt, als er eine Kinderſtimme neben ſich ſagen hörte: „Ach, Mama, wie ſchön das iſt!“

Aufblicken und die ſchöne junge Dame von vorhin wieder ſehen, war Eins. Sie grüßte mit einer leichten Verbeugung, als er auf's Ehrerbietigſte ſeinen Hut abnahm und tief ſenkte, dabei aber ſchien ſie an dem Juwelenſtand vorübergehen zu wollen und erſt, als das kleine Mädchen wiederholt ausrief: „Ach, Mama, wie ſchön das iſt, laß mich nur einen Augenblick die glänzenden Steine ſehen," trat ſie näher, indem ſie durch eine zierliche Neigung des Kopfes gegen den Fremden und einen lächelnden Blick auf das Kind zu verſtehen gab, es ſei ihr unmöglich, demſelben dieſe unbedeutende Bitte noch länger abzuſchlagen.

Sonſt wäre ſie jedenfalls nicht ſtehen geblieben, dachte Herr Witting, denn erſt, als ſie eine zweite Verbeugung mit einem weiteren flüchtigen Blick beantwortete, zeigte ſich in dem leichten Aufleuchten ihrer ſchönen Augen etwas, das ihn darauf ſchließen ließ, ſie habe ihn jetzt wieder erkannt, vielleicht auch durch eine Bemerkung des kleinen Mädchens aufmerkſam gemacht, die, ihn voll anſchauend, fragte: „Haben Sie das geſtickte Hundl gefunden?"

„Nein, mein liebes Fräulein," gab er lächelnd zur Antwort, „das, was ich geſucht, habe ich nicht gefunden, dafür aber ſo viel ſchönes Andere, daß ich vor der Hand mehr als zufrieden ſein kann — — faſt glücklich."

Er wußte eigentlich ſelbſt nicht, woher er den Muth nahm, das zu ſagen, fürchtete auch ſofort, die ſchöne junge Dame mit einem ſtolzen Kopfnicken verſchwinden zu ſehen, weßhalb er ſich corrigirend, in lautem, lachendem Tone hinzuſetzte: „Nein, mein kleines, ſchönes Fräulein, ich habe ein anderes geſticktes Hundl geſucht, leider aber nicht gefunden."

„Alſo ſuchen Sie wirklich einen geſtickten Hund hier in der Weltausſtellung?"

„In Form eines Sophakiſſens — — ja, gnädige Frau, ich kann es nicht leugnen. Einen kleinen braunen Hund mit unbedeutenden weißen Extremitäten, auf den Ruf Azorle hörend, bitte aber um Gottes willen, nicht zu glauben, daß dieſe mehr als komiſche Idee in meinem eigenen Kopfe entſprungen iſt; ich bin vielmehr nur das Schlachtopfer der Laune einer älteren Anverwandten, die Mutterſtelle an mir vertrat, die mich auch ſonſt mit Freundlichkeiten überhäuft, weßhalb ich es für Unrecht halten würde, nicht wenigſtens den Verſuch zu machen, dieſen allerdings etwas ausſchweifenden Wunſch zu erfüllen — bitte, gnädige Frau — nicht wahr, ich komme Ihnen deßhalb nicht lächerlich vor?“

„Im Gegentheil,“ gab ſie mit großem Ernſte zur Antwort, „ich finde es ſehr ſchön, ja edel von Ihnen, auf ſolche Art dem allerdings etwas eigenthümlichen Wunſche einer älteren Verwandten nachzukommen.“

„Sollte ich daher ſo glücklich ſein,“ fuhr ſie fort, indem der Anfang eines wohlwollenden Lächelns um ihre Mundwinkel ſpielte, „einem kleinen geſtickten Hunde zu begegnen, wie Sie ihn beſchrieben — auf den Ruf Azorle hörend — ſo will ich es — ja was will ich denn eigentlich? — nun ſo will ich es ankaufen und auf der General-Agentur für einen unbekannten Abholer deponiren.“

„O, gnädige Frau, womit verdiene ich dieſe Güte, eine Güte, die mich rührt, die mich begeiſtert, die mich wieder in's Leben zurückführt, in ein ſchönes, geſelliges Leben, für das ich beinahe abgeſtorben war durch die troſtloſe Einſamkeit, die ich hier zwiſchen dieſen Tauſenden von Menſchen empfand! Ja, Ihre freundliche Theilnahme hat mir —“

„Erlauben Sie mir, meinen Spaziergang fortſetzen zu dürfen,“ entgegnete ihm die Dame in einem etwas kühleren Tone, „und wie geſagt, wenn ich etwas finde, was Ihrem geſtickten Hundl ähnlich ſieht, ſo will ich es kaufen und auf der General-Agentur deponiren.“ Sie grüßte ihn einfach, nicht unfreundlich, doch mit jener Entſchiedenheit im Blick, die ihm vorhin ſchon imponirt hatte, und die ihn jetzt ſeinen Hut abziehen ließ, um die ſchöne Unbekannte unter einer ſchweigenden tiefen Verbeugung davon gehen zu laſſen.

„Na heeren Se,“ ſagte eine Stimme neben ihm, „Sie ſind gewiß und wahrhaftig e Luder, machen mir da Geſchichten weiß von Ihrem geſtickten Hundevieh und laſſen mich im Schweiße meines Angeſichts auf die Seite treten, damit ich Sie bei Ihrem Rendezvous nicht ſtöre. — Mache aber mein Compliment, Teufel auch, wie das vornehm angezogen iſt und wie das elegant dahin geht — darf man ohne indiskret zu ſein, wiſſen, wer es iſt?“

„Ja, wenn ich das nur ſelbſt wüßte," erwiderte Herr Witting, der jungen, ſchönen Dame ernſt nachblickend, „durch einen Zufall war ich vor einer Stunde ſo glücklich, ein paar Worte wechſeln zu dürfen und traf ſie jetzt ebenſo zufällig hier wieder."

„Na heeren Se, um aber mehr als ein paar Worte zu wechſeln! Nehmen Sie mir nicht übel, ſehen kann ich und dumm bin ich auch nicht." —

„Wenn ich Sie aber allen Ernſtes verſicherte!"

„Sie ſind e Luder, hab' ich Ihnen geſagt und doch nicht im Stande, mir etwas weiß machen zu wollen — aber kommen Sie — wir wollen weiter keine Zeit verlieren und frühſtücken gehen, und was die General-Agentur anbelangt, ſo war es wieder einmal nix da, wie ſo oft, wenn man ſich da erkundigen geht."

Bald darauf ſaßen die Beiden in dem höchſt einfachen aber trotz dieſer Einfachheit geſchmackvoll dekorirten Speiſeſaal der frères provenceaux, der freundliche Sachſe hatte das Frühſtück beſtellt, wenig und gut und dazu eine eisgekühlte Flaſche, wovon ein paar Gläſer Herrn Witting bald wieder zu einer beſſeren Stimmung erhoben. Bei dem dritten Glaſe ſagte der Sachſe: „Es iſt doch eigenthümlich, daß wir uns noch nicht einander vorgeſtellt haben, ich heiße Schendler, bin aus Zwickau und mache, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, in wollenem Strick- und Stick-Garne."

„Und ich heiße Witting, habe ſtudirt, fand aber das Studium der Medicin nicht nach meinem Geſchmack und zu zeitraubend, um es doch am Ende nur gehen zu laſſen, wie es Gott gefällt, ging deßhalb zur Philoſophie über, um zu finden, daß ein einfaches, beſchauliches Leben uns weiter bringt und behaglicher iſt, als alle unnöthigen Grübeleien, dazu war ich bis jetzt unverheirathet und glaubte mich bis jetzt wohl dabei zu befinden."

„Heeren Se, heeren Se," antwortete Herr Schendler mit aufgehobenem Zeigefinger, „daß Sie zweimal geſagt „bis jetzt", gibt mir zu denken, und wenn die melancholiſche Miene, mit der Sie in den Champagner hineinſchauen, der ſchönen Dame von vorhin gilt, ſo ſage ich „Amen" dazu; die wäre ſchon im Stande, uns einen unüberlegten Streich begehen zu laſſen."

„Gewiß," ſagte Herr Witting mit einem leichten Seufzer, „doch ſind alle Folgerungen unnütz, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich weder weiß, wer jene Dame iſt, noch wie ſie heißt."

„Und intereſſiren ſich für ſie — den Henker auch! — dann war es leichtſinnig, daß wir ihr nicht nachgegangen ſind, hätte mir nebenbei Spaß gemacht. Wiſſen Sie was, wir wollen unſern Kaffee bei den Schweizerinnen nehmen, da iſt immer höchſt anſtändige Geſellſchaft, ſo daß ſelbſt Damen ohne Begleitung hingehen können, vielleicht nimmt Ihre ſchöne Unbekannte da eine kleine Erfriſchung.

„Wenn ich nur Zeit hätte, ſie zu erwarten oder zu ſuchen, aber leider muß ich an mein ſaures Tagwerk denken" —

„Und den geſtickten Hund ſuchen? Iſt das wirklich Ihr Ernſt?"

„Auf mein Ehrenwort, völliger Ernſt."

„Na ich helfe Ihnen auch darin ſo gut wie möglich, aber zuerſt wollen wir Kaffee trinken — Kellner, die Rechnung."

Das kleine Frühſtück zu bezahlen, ließ ſich Herr Witting unter keinen Umſtänden nehmen und er that es aus einer wohlgeſpickten Brieftaſche, die ihm zugleich als Notizbuch diente, während Herr Schendler ſcheinbar unbefangen auf die umherſitzenden Gäſte blickte, in Wahrheit aber verſtohlen einen prüfenden Seitenblick auf das dicke Packet von Zehner-Banknoten warf, worunter ſich auch einige Hunderter zu befinden ſchienen. Draußen ſchob er ſeinen Arm unter den des Herrn Witting und dann flanirten ſie behaglich auf Umwegen gegen das Schweizerkaffeehaus zu, wobei Herr Schendler auf ebenſo angenehme als lehrreiche Art den Cicerone machte. „Hier iſt," ſagte er, „der Rayon, wo man am beſten und behaglichſten frühſtückt und dinirt, wo man überhaupt alles hübſch bei einander hat, um die Weltausſtellung von der ergötzlichen Seite kennen zu lernen; hier ſind gute Reſtaurationen und kann man im Stil beinahe aller Nationalitäten ſpeiſen, bei den Franzoſen waren wir ſo eben, da drüben die Italiener ſind ganz famos und wenn Sie einmal hingehen wollen, ſo laſſen Sie ſich ein Risotto alla Milanese geben, ein Fritti misti und trinken dazu einen leichten, billigen, rothen Valpolisello; nicht weit davon, dort in dem breiten vorſpringenden Bauernhaus finden Sie gute Würſtl und einen vortrefflichen Steyrer, da hinten haben wir auch Rußland und Schweden, letzteres empfehle ich Ihnen ganz beſonders; da vor uns unter den hohen Bäumen iſt der indianiſche Wigwam, wo Sie in hübſcher Geſellſchaft einen Sherry Cobbler nehmen mögen, Sie wiſſen, man trinkt das mit Strohhälmchen, vertauſcht ſie wohl einmal ſpielend, um den aus roſigen Lippen zu erhalten und dann erheitert ein ſolcher Sherry Cobbler auf höchſt pikante Art. Dort iſt auch Trieſt, wo Sie für drei Gulden recht gut eſſen; wollen Sie nur eine mäßige Erfriſchung nehmen oder einfach frühſtücken, ſo haben Sie dahinten bei den Ungarn ausgezeichneten Gulyas und gute Weine, ſowie am Weſteingang herrliches Pilſener Bier mit belegten Brödchen à zehn Kreuzer das Stück.“

„Ah — wie das prachtvoll iſt,“ rief Herr Witting entzückt aus, als ſie aus dem Schatten der mächtigen Bäume heraustretend, den egyptiſchen Palaſt des Khedive vor ſich hatten, die goldglänzende Kuppel mit den feinen Verzierungen, die ſchlanken Minarets, den ganzen ſo ächten und maleriſch ſchönen Bau, überragt von einer rieſigen, ſanft geſchwungenen Palme.

„Dieſer egyptiſche Palaſt iſt allerdings mit das Schönſte was hier iſt, doch iſt noch ſo viel anderes, gleichfalls höchſt Intereſſante zu ſehen. — Da neben dem Hauſe mit dem grünen Dache, dem Pavillon des Kaiſers von Rußland, ſehen Sie am Boden einen großen Filztrichter, das Zelt der Chineſen — dort vor uns, wo Sie den koloſſalen Fiſch als Flagge in der Luft ſchweben ſehen, iſt der japaneſiſche Garten, eine allerliebſte Spielerei, wo Sie Palmblattfächer und ähnliche Dinge kaufen können — drüben das Gefunkel der zahlloſen, kleinen Spiegelchen iſt irgend ein orientaliſcher Pavillon, daneben ſehen Sie Tunis, Marocco und verſchiedene andere kleine Raubſtaaten; ſind Sie Garten- und Pflanzenliebhaber, ſo haben wir dort in dem hohen Glashauſe die prächtigſten Exemplare tropiſcher Gewächſe — wollen Sie echten, ſchlechten türkiſchen Kaffee trinken und an dem Tſchibuk ſaugen, den vor Ihnen, Gott weiß wer, im Maule gehabt, ſo klettern wir jene hölzerne, buntangeſtrichene Treppe hinauf; wollen Sie morgenländiſche Stickereien und ähnliches kaufen, ſo haben wir dafür den ſogenannten türkiſchen Bazar — gelüſtet es Sie nach echten perſiſchen Teppichen, ſo treten wir drüben ein, wo die Kerle mit den ſchwarzen Lammfellmützen ſchon nach uns zu lauern ſcheinen, wollen Sie? — Aber warum ſoll ich mir die Mühe geben, Ihnen das Alles an den Fingern herzuzählen, ſagen Sie mir lieber, was Sie kaufen und ſehen wollen, aus allen Reichen der Natur, aus allen Kreiſen der Induſtrie und des Handels, aus allen Ländern der Welt, ich führe Sie hin und Sie werden mit Bewunderung und Erſtaunen ſehen, daß dies Praterwunder allerdings eine Weltausſtellung iſt!"

So raſch wie wir dies niederſchreiben konnten, ging aber weder dieſe Erzählung vor ſich, noch kamen ſie an den erwähnten und Hunderten nicht erwähnten Gegenſtänden vorüber, und als ſie endlich in die Nähe des Mont-Cenis-Tunels gelangt waren, wo ſich auch das Schweizer-Kaffeehaus befindet, erklärte Herr Witting, daß er müde zum Umfallen ſei und ſah denn auch nach einem Blicke auf die Uhr, daß ſie zwei geſchlagene Stunden umherflanirt waren.

„Eigentlich in einem ganz kleinen Kreiſe," verſicherte Herr Schendler, „nicht einmal von der Größe eines Zehntels der ganzen Ausſtellung, während wir, nebenbei geſagt, von Allem, an dem wir umhergelaufen, ſo gut wie gar nichts geſehen haben."

„Leider," ſeufzte Herr Witting, „leider, und wie wird es mir dabei möglich ſein, das Geſuchte zu finden, ein Stäubchen in der Luft, ein Sandkorn im Meere!"

„Nun, jedenfalls werden Sie ſo geſcheidt ſein," erwiderte der freundliche Sachſe, „und ſich mit dem Aufſuchen dieſes allerdings ſchwer zu findenden Gegenſtandes nicht übereilen; denn das wäre ja rein zum Tollwerden, Tage lang in einem fort in der Ausſtellung um einen geſtickten Hund umher zu laufen, ja, man könnte dabei von Sinnen kommen und allerlei Unheil anſtiften, beſonders wenn man Neigung zu dergleichen hat."

„Was verſtehen Sie denn darunter: „zu ſo etwas Neigung haben," mein lieber Herr Schendler?"

„Na, heeren Se, es gibt Leute von ruhiger Gemüthsart, ſo wie ich, und es gibt welche von aufgeregter, die alles gleich ſehr ſchwer nehmen und ſich über die geringfügigſten Sachen ſchwarze Bilder machen. — Aber da ſind wir bei den ſchönen Schweizerinnen, und wollen uns einen guten Kaffee ſerviren laſſen, oder ziehen Sie ein Gefrorenes vor?"

„Ich wäre ſchon eher für ein Gefrorenes," meinte Herr Witting in ernſtem Tone, „Kaffee regt die Nerven auf und ich brauche etwas, das die meinigen kalmirt."

„Na, warten Se, Sie ſollen ein vortreffliches Gefrorenes haben, aber wir wollen es bei der ſchönen, blonden Zürcherin beſtellen; dort kommt ſie in ihrem hellblauen Mieder mit Silber, ſie iſt ſo freundlich für ein dankbares Wort und ſo dankbar für eine freundliche Bemerkung, aber alles im größten Anſtande, das kann ich Sie verſichern — alſo zwei Erdbeer mit Vanille."

Herr Witting blickte nach einem leichten Seufzer ſehr ernſthaft vor ſich nieder und ſagte dann: „Es iſt ſehr viel Wahres an dem, was Sie vorhin bemerkten, mein werther Herr Schendler, und ſollte ein vernünftiger Menſch ſich zu ſolchen Tollheiten eigentlich nicht hergeben."

„Ne, mein Guteſter, Ihr Scherz geht doch ein bischen zu weit," erwiderte der Sachſe, ſeinen Nachbar etwas mißtrauiſch betrachtend, „und ich kann Ihnen den Gefallen nicht thun, daran zu glauben. Wie ſollte auch ein geſcheidter Menſch dazu kommen, zur Wiener Ausſtellung zu reiſen, einzig und allein, um einen geſtickten Hund zu ſuchen!"

„Wenn ich Sie aber allen Ernſtes verſichere, daß dies mein Fall iſt," entgegnete Herr Witting, „ſo fühle ich wohl, daß ich es Ihnen ſchuldig bin, einen allenfalls vernünftig klingenden Beweggrund anzugeben, welcher darin liegt, daß ich im Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit für eine ältere Anverwandte ſo handle, die, nachdem ſie von dem geſtickten Porträt eines einſtens ſehr geliebten Hundes gehört, mich beauftragte, dasſelbe zu ſuchen und für ſie zu erwerben.“

„Nun, mein lieber Herr Witting,“ ſagte Schendler, „Sie müſſen ſich jedenfalls Zeit nehmen.“

„Wenn ich das nur könnte,“ gab jener in dumpfem Tone zur Antwort, „doch bin ich auch, was das anbelangt, ſo eingeengt wie nur möglich, denn meine Tante erwartet den geſtickten Hund übermorgen zu ihrem Namenstage!“

„Beruhigen Sie ſich, mein lieber Herr Witting,“ bat der freundliche Sachſe in einem gefühlvollen Tone, wie man ihn kaum ſeinem verſchmitzten Geſchäftsgeſichte zugetraut hätte, — „ja beruhigen Sie ſich,“ wiederholte er, indem er ſeine Hand auf den Arm des Anderen legte, „und ſeien Sie von meiner vollkommenſten Hochachtung überzeugt, denn ich fühle mich wirklich gerührt von dieſer aufopfernden Dankbarkeit und Liebe für eine ältere, vielleicht aber ſehr reiche Anverwandte.“

„Sehr reich, doch thut das hier nichts zur Sache,“ erwiderte Herr Witting, wobei ſeine Blicke ſeltſam funkelten, — — „das heißt, ich wollte Ihnen ſagen, der Gedanke an den Reichthum meiner Tante wird eigentlich aufgehoben, neutraliſirt dadurch, daß ich von jeher Urſache hatte, jenen kleinen Hund, deſſen Porträt ich ſuchen muß, zu haſſen.

„Und warum ihn haſſen, mein guter Herr, — ein unſchuldiges Vieh?“

„Unſchuldig? — er vergalt eines Tages meine Freundlichkeit dadurch, daß er mich in die linke Wade biß.“

„O—o—o—o—h! — Was Sie da ſagen?!“

„Bedeutend in die Wade biß und ſeit jener Zeit —“

„Fühlen Sie ſich vielleicht unbehaglich, wenn Sie an ihn oder andere Hunde denken?“ fragte Herr Schendler mit einem unverkennbar ängſtlichen Zug in ſeinem Geſichte.

„Unbehaglich gerade nicht, ich habe das eigentlich früher nie empfunden, jetzt allerdings ein wenig, aber wohl nur in Folge meines eifrigen Suchens und meines ſteten Denkens an den kleinen Azorle; auch habe ich einen leichten Druck auf den Hinterkopf und fühle eine Beſchwerung in der Magengegend.“

„Sie haben Ihr Eis zu haſtig gegeſſen, bitte, trinken Sie ein Glas dieſes klaren, friſchen Waſſers darauf, — bitte, thun Sie es.“

„Iſt mir unmöglich, ich habe keinen Durſt,“ entgegnete Herr Witting, das Glas mit einem ſcheuen Blick zurückſchiebend, worauf er, wie Jemand, dem es anfängt heiß zu werden, ſeine Kravatte ein wenig vom Halſe wegzog, den Athem von ſich blies und ſich über die Stirne ſtrich, „aber die Zeit vergeht,“ ſagte er alsdann ſeufzend, „ich habe heute noch einen weiten Weg zu machen und muß dabei ſuchen — ſuchen — ſuchen!“

„Gern würde ich mich anbieten, aber —“

„Glauben Sie nicht, mein lieber Herr Schendler, daß ich unbeſcheiden genug bin, noch mehr von Ihrer koſtbaren Zeit in Anſpruch zu nehmen, als vielleicht noch zwei Minuten, um Ihren Rath zu hören, wo ich am beſten wieder in meinen Nachforſchungen beginne.“

„Waren Sie ſchon im Pavillon der Frauenarbeit?“

„Noch nicht — da wäre es aber wohl möglich, etwas zu finden.“

„Ich glaube davon überzeugt zu ſein und werde mir erlauben, Sie dorthin zu führen, leider nur bis zur Thüre, da ich noch ein paar dringende Gänge in meinen eigenen Angelegenheiten zu machen habe, werde aber nicht unterlaſſen, zu forſchen und zu fragen, wo allenfalls geſtickte Hunde-Porträts, welche dem Ihrigen gleichen, zu finden ſind.“

„Gott vergelte es Ihnen,“ verſetzte Herr Witting mit großem Gefühl, „ich nehme Ihr edelmüthiges Anerbieten an und wenn Sie mir erlauben, beſuche ich Sie morgen Früh; nicht wahr, in der Stadt Frankfurt, ſo ſagten Sie doch früher?“

„Allerdings wohne ich dort,“ entgegnete Herr Schendler, nicht ohne eine kleine Verlegenheit, „bin aber gewöhnlich gezwungen, ſo früh des Morgens auszugehen, daß die Nennung der Stunde eine Unbeſcheidenheit wäre; aber Sie finden mich jeden Abend in der Parterre-Reſtauration der ‚Stadt Frankfurt', gewöhnlich in ausgewählter Geſellſchaft ſehr liebenswürdiger Herren, mit denen ich Sie bekannt machen werde."

Dabei dachte der pfiffige Sachſe: „So bringe ich ihn mir für jetzt ſicher vom Halſe, und wenn er bis heute Abend der Polizei oder den Schutzleuten nicht in die Hände gefallen iſt und wirklich in der „Stadt Frankfurt" erſcheint, ſo ſind dort Leute genug, um ihn unſchädlich zu machen; denn wenn dieſer Kerl kein Narr iſt, ſo bin ich ſelbſt ein geſticktes Hunde-Porträt!"

Dabei zog er ſein Portemonnaie heraus und wollte die beiden Gefrorenen zahlen, was aber Herr Witting unter keiner Bedingung litt; ja, er wurde wahrhaft heftig bei ſeinem Widerſtreben und zog dabei ſo haſtig ſeine Brieftaſche heraus, daß ſie ihm unter der Hand aufging und verſchiedene Zehner-, ja, ſogar ein paar Hundertnoten auf den Boden flatterten; dann reichte er der hübſchen Kellnerin einen Fünf-Guldenſchein und während er auf das Herausgeben wartete, wandte er ſich langſam von Herrn Schendler ab, ſchlug ein Bein über das andere und ſtarrte, den Kopf in die Hand geſtützt, mit düſterem Blicke auf die in Schaaren vorüberſtrömenden Beſucher, plaudernde und lachende Herren, Damen in reichen Toiletten, ein bewegtes Leben, eine Art Corſo, der nachmittäglich hier und nebenan in der Eliſabeth-Avenue beginnt und ſich hinzieht bis zum ägyptiſchen Palaſt und der Muſiktribüne auf dem Mozartplatze.

„Wenn ich nur ſähe, daß er einen Tropfen Waſſer tränke, dieſer unglückliche junge Mann, dachte Herr Schendler, der ihn mit ſteigender Aengſtlichkeit betrachtete, wobei er unvermerkt verſuchte, das volle Waſſerglas langſam vor ihn hinzuſchieben, — doch wie prallte er im nächſten Augenblicke entſetzt zurück, als Herr Witting, deſſen Augen ſich plötzlich ſo auffallend vergrößerten, daß man ringsum das Weiße ſah, ſowie er die Berührung des Waſſerglaſes ſpürte, raſch aufſprang, ſeinen Hut mit einem Schlage auf den Kopf feſtdrückte, den Spazierſtock ergriff und davon ſtürzte.

Herr Schendler ſank, vor Schrecken auf's tiefſte ergriffen, gegen die Lehne ſeines Stuhls, behielt aber dabei noch die Geiſtesgegenwart, einen Blick auf die Nächſtſitzenden zu werfen, um zu ſehen, ob das auffallende Betragen des ſo rückſichtslos Davongeeilten bemerkt worden ſei.

Doch war man an den andern Tiſchen nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, mit Kaffee und Gefrorenem oder mit den zierlichen Kellnerinnen, die ſtets eine neckiſche Antwort bereit hatten. — „Welch' furchtbarer Gefahr bin ich entronnen,“ dachte Herr Schendler; „denn wenn der nicht waſſerſcheu iſt, ſo iſt dieſe entſetzliche Krankheit mit ſämmtlichen ſchrecklichen Folgen der Hundswuth eine pure Erfindung! — Wo der Unglückliche nur geblieben iſt! — Wenn er nur kein Unheil anrichtet! — ich ſehe ihn nicht mehr — dort drüben hinter dem Gebüſche iſt er verſchwunden — ich muß ihn eben laufen laſſen; denn ich habe doch beim Himmel keine Verpflichtung, einen ſo gefährlichen tollen Menſchen einzufangen, und mich ſo für das allgemeine Beſte zu opfern!“

Dann kam die freundliche Zürcherin, brachte auf fünf Galden heraus, und jetzt erſt ſah Herr Schendler mit Schrecken, daß der Andere ſeine wohlgefüllte Brieftaſche hatte liegen laſſen. „Gott der Gerechte!“ entfuhr ihm dabei unwillkürlich, „was fange ich nun an? Warte ich bis er zurückkommt, um ſeine Brieftaſche zu holen, vielleicht in noch geſteigerterer Wuth, die ihn zu Allem fähig macht, oder drücke ich mich ſachte davon und laſſe dies fremde Eigenthum liegen? — Nein, es wäre unverantwortlich, ich weiß ja, daß er im Hotel Auſtria wohnt, und kann ihm ſeine Brieftaſche durch die Polizei zuſtellen laſſen, muß aber, komme was da wolle, noch eine kleine Weile warten, ob er nicht zurückkehrt. Jedenfalls ſind hier ringsum Leute genug, die mir im ſchlimmſten Falle ihre Hilfe nicht verſagen werden.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräch beſchloß Herr Schendler noch eine Viertelſtunde, genau nach ſeiner Uhr, zu warten und wollen wir nicht verſchweigen, daß er dabei wie auf glühenden Kohlen ſaß, und endlich mit etwas bebenden Fingern die wohlgefüllte Brieftaſche an ſich nahm, zuſammenlegte und in ſeine Bruſttaſche ſchob.

Als er aber dann aufſtand und ſich langſam entfernte, hielt er dies für den gefährlichſten Augenblick; denn wenn Herr Witting jetzt zurückkam, ſo konnte er ja noch obendrein in Verdacht kommen, als habe er ihm ſein Eigenthum entfremden wollen. Deßhalb hielt er es für das Klügſte, einen ihm wohlbekannten Schutzmann, den er gerade am naheliegenden Südportal antraf, in's Vertrauen zu ziehen, indem er ihm eine genaue Perſonbeſchreibung des unglücklichen jungen Mannes gab, auch nicht verſchwieg, daß er ihn leider Gottes in Verdacht haben müſſe, von einem tollen Hunde gebiſſen worden zu ſein; eine vor Kurzem bei ihm ausgebrochene Waſſerſcheu ſei außer allem Zweifel und habe er ſchon während des ganzen Tages inſoferne Symptome von Geiſtesſtörungen in ähnlicher Richtung gezeigt, als er ohne Ruh und Raſt durch die Induſtriehalle eile, um das Porträt jenes geſtickten Hundes zu finden, der ihn in die linke Wade gebiſſen und ſomit Schuld an ſeinem ſchrecklichen Unglücke ſei.

Da Herr Schendler dem Wachmann als Ausſteller wohl bekannt war, ſo griff dieſer grüßend an ſeinen Hut, und verſicherte, nicht nur ſelbſt ein aufmerkſames Auge auf den Beſchriebenen haben zu wollen, ſondern ihn auch in gleicher Richtung ſeinen Herren Kollegen auf's Dringendſte zu empfehlen.

Dann verſchwand der gemüthliche Sachſe unter dem Südportal, indem er zuerſt langſam, aber mit ängſtlich ſpähenden Blicken, durch die Rotunde ſchritt, dann ſchneller ging, als er in die Nähe des Nordportals kam, wo er, ſich noch einmal haſtig umſchauend, die Induſtriehalle verließ, um zwiſchen den vielerlei Annexen der dritten Zone durchſchlüpfend den wenig benützten Ausgang neben der Maſchinenhalle zu gewinnen. Glücklicherweiſe fand er dort einen Fiaker, den er raſch beſtieg, um nach der Stadt zurückzufahren.

Wo aber war Herr Witting geblieben? — Was hatte ihn veranlaßt, ſo auffallend, ſo rückſichtslos die Schweizer-Konditorei und ſeinen freundlichen Reiſegefährten von geſtern, den Herrn Schendler, zu verlaſſen? Wir halten es um ſo mehr für unſere Pflicht, das genügend zu erklären, da wir immerhin geſtehen müſſen, daß das Benehmen des Herrn Witting räthſelhaft und unbegreiflich war, auch nicht weniger unbegreiflich bleibt, wenn wir der Wahrheit gemäß ſagen, daß er unter jenen eleganten Spaziergängern die ſchöne Dame ſah oder zu ſehen glaubte, die einen ſo großen Eindruck auf ihn gemacht. Und gerade dies könnte dem geneigten Leſer unmotivirt erſcheinen, da wir zu Anfang dieſer kleinen Geſchichte, uns ſtrengſter Wahrheit befleißigend, Herrn Witting als einen Charakter ſchilderten, der für weibliche Schönheit wenig empfänglich war.

Wer aber hörte nicht ſchon von plötzlichen Umwandlungen — wir wollen hier meinetwegen ſagen zum Beſſeren? Wer hat nicht ſchon erlebt, daß es Fälle gab, wo die Bruſt eines jungen Mannes von plötzlicher Liebe erfüllt wurde, als ein hübſches Mädchen, die er Jahrelang gekannt und wenig beachtet, die Frage an ihn ſtellte: „Iſt Ihnen vielleicht noch eine Kartoffel gefällig?“

Ja, es gibt ſolche Naturſpiele und wir wollen nicht anſtehen zu erklären, daß auch Herr Witting einem ſolchen rettungslos zum Opfer gefallen war. Deßhalb verließ er die Schweizer-Konditorei ſo rückſichtslos mit Hinterlaſſung ſeiner Brieftaſche, deßhalb bohrte er ſich durch die Reihen der erſtaunten und ihm hie und da unangenehme Worte zurufenden Spaziergänger, deßhalb eilte er gerade aus über Raſenplätze und ſonſtige verbotene Gelegenheiten, einer bunten Schleife nach, die hinten auf dem dunklen Kleide der ſchönen Geſtalt ſo anmuthig ſchwebte! Herr Witting war eben im Begriff, behufs Wegabkürzung quer durch eine Terrakotten-Sammlung zu rennen, als er ſich etwas unſanft am Kragen gefaßt fühlte und zurückgezogen von der kräftigen Fauſt eines Wachmannes, der ihm ſtrengſtens bedeutete, daß er ihn bei einem ähnlichen Verſuche ohne Widerrede zu dem betreffenden Polizei-Commiſſär führen werde. Es war dieſer Zuſammenſtoß allerdings nur das Werk eines Augenblicks, doch als Herr Witting darauf murrend und fluchend die große Terrakotten-Sammlung umgangen, hatte er nicht nur die bunte Schleife aus den Augen verloren, ſondern auch jede Spur der Richtung, wohin dieſelbe verſchwunden war.

Aeußerſt verdrießlich, ja wir wollen geſtehen, ein wenig ernüchtert, ſuchte er raſch den Weg zur Schweizer-Konditorei zurück, da er ſich plötzlich erinnerte, nicht nur Herrn Schendler, ſondern auch ſeine Brieftaſche vergeſſen zu haben. Es gelang ihm auch nach einigen Umwegen zur Konditorei zurückzukommen; zu ſeinem nicht geringen Schrecken ſah er aber, daß das Tiſchchen, an dem er geſeſſen, leer war! Vielleicht hatte er ſich geirrt und war auf einer andern Seite des Pavillons geweſen, doch ging er vergebens — ſcharf ſpähend — rings umher, und als er ſich endlich etwas zagend an die hübſche Züricherin mit dem blauen Mieder und den ſilbernen Ketten wandte — er hatte ſie daran, ſo wie an ihrem auffallend blonden Haare wieder erkannt — ſagte ihm dieſe freundlich: „Der andere Herr habe ſich auf den Fünfguldenſchein herausgeben laſſen und ſei dann gleichfalls fortgegangen.“

Nun das fehlte ihm noch zu allem Uebrigen und er wußte ſelbſt nicht, weßhalb es ihn im erſten Augenblicke ſiedend heiß überlief; hatte der freundliche Sachſe nur vielleicht raſch etwas zu beſorgen, um gleich zurückzukehren oder war er — aber das war ja gar nicht möglich! Ein Ausſteller in buntem Strick- und Stickgarn! — oder war er doch einer jener Induſtrie-Ritter, vor denen man allgemein warnte, dem er in's Netz gegangen war, um dabei ſeine Brieftaſche mit ſeiner ganzen Baarſchaft zu verlieren!?

Ja, mit der ganzen Baarſchaft, denn die paar Silberzehner, die er noch in ſeinem Portemonnaie fand, konnten ja nicht in Betracht kommen — wie er in ſteigender Angſt dachte — bei Bezahlung ſeiner Rechnung im Hotel Auſtria und den beträchtlichen Koſten der Rückreiſe.

Was konnte er aber im gegenwärtigen Augenblicke anders thun, als ſich wieder an das leere Tiſchchen ſetzen und hier eine Zeitlang geduldig warten, bis Herr Schendler — ſo hatte er ſich wenigſtens genannt — die Güte haben würde zurückzukommen, um ihm nebenbei ſeine Brieftaſche wieder zu geben, in der ſich circa ſechshundert Gulden befanden!

Aber Herr Schendler kam nicht zurück — ſo wahr der

Himmel über ihm blaute — er kam nicht — ſo ängſtlich er umher ſpähte — keine Spur von dem ſpitzbübiſchen Sachſen! Jetzt lag es klar am Tage, er war beſtohlen, auf eine niederträchtige Art beraubt! — Sollte er noch länger hier ſitzen bleiben, ohne etwas zu nehmen, was ihm ſeine geringe Baarſchaft ernſtlich widerrieth, trotzdem ihn die ſchöne blonde Kellnerin ſchon ein paarmal vorwurfsvoll angeſchaut hatte! — Und dann ſeine Zeit, ſeine koſtbare Zeit; es ging ſchon ſtark auf vier Uhr und er mußte unter allen Umſtänden noch einen, — wahrſcheinlich gleich fruchtloſen Verſuch in der Induſtriehalle machen!

Sein Portemonnaie mit anſcheinend gleichgiltigem Blicke betrachtend, hatte er immer noch gehofft, es könnten ſich dort zwiſchen dem kleinen Silbergeld zufällig ein paar Gulden oder Fünf-Gulden-Noten verloren haben, doch ward auch dieſe Hoffnung zu Schanden und es befand ſich hier nichts, als einige wenige Zehner, von denen er indeſſen noch zwei der ſchönen Kellnerin opferte, indem er ſie bat, freundlich Acht geben zu wollen, ob vielleicht jener Herr, der mit ihm hier an dem Tiſchchen geſeſſen — er beſchrieb ihn ſo gut als es ihm möglich war — wieder kommen und nach ihm fragen werde, in welchem Falle ſie ihn freundlich erſuchen möge, entweder hier zu warten oder wenn ihm das lieber ſei, am weſtlichen Ausgange, wo er ihm heute Morgen die Pilſener Brauereien gezeigt.

Dann verließ Herr Witting ſchweren Herzens die Schweizer-Konditorei, und wer ihn ſo dahin gehen ſah, geſenkten Hauptes mit düſterer Miene vor ſich hinſtarrend, die Hände auf dem Rücken vereinigt, wo er ſeinen Spazierſtock wie einen Pendel hin und her ſchwingen ließ, der mußte gleich bemerken, daß ſeine Seele tief bewegt war oder ſein Kopf unter einem ſchmerzlichen Drucke litt.

Und man ſah ihn ſo dahin gehen — forſchende Augen blickten ihm nach, wenn auch leider nicht mit Ausdruck des Wohlwollens, der Freundſchaft oder gar der Liebe, vielmehr war es das Auge des Geſetzes, das aus den Blicken jenes Schutzmannes am Südportal über ihm wachte, ihn näher kommen ſah und ihm dann nicht nur kopfſchüttelnd nachblickte, als er gegen die Rotunde zu verſchwand, ſondern auch langſam und ſpähend folgte.

Da — — in der Rotunde — ihm gegenüber neben der Fontaine gehend — war das nicht Herr Schendler? Ja, beim Himmel, er war es, wenigſtens ſah der da vor ihm jenem Spitzbuben ſo ähnlich wie ein faules Ei dem andern und er ſchien ſich gar nicht einmal zu beeilen fortzukommen, denn er blieb ganz gemüthlich mindeſtens eine Minute vor dem Modell der Brüſſeler Börſe ſtehen, während Herr Witting auf dem oberen Umkreis ihm nahezukommen ſuchte, um ſein Geſicht zu ſehen. Leider war das aber unmöglich, denn jetzt ſchien er ſich auf einmal zu beſinnen, daß es doch wohl nicht räthlich ſei, hier länger ſtehen zu bleiben, worauf er ſich raſch abwandte und durch den Weſttransſept dem dortigen Ausgange zueilte.

Herr Witting folgte ihm in beſchleunigter Gangart, hinter Herrn Witting ſchritt, ein gleiches Tempo annehmend, der Schutzmann. So kamen ſie bis zum Weſtportal und durch dieſes hinaus in's Freie, wohin der vermeintliche Herr Schendler ſtrebte, dem Herr Witting jetzt ziemlich nahe gekommen war. Als aber jener plötzlich ſtehen blieb, einen Fiaker erwartend, ſah Witting zu ſeiner größten Enttäuſchung, daß er ſich in der Perſon geirrt und daß er einen gänzlich Fremden vor ſich habe, der ihn obendrein noch, da er ihm im Eifer der Verfolgung recht nahe auf den Leib gerückt war, mit mißtrauiſchen Blicken von unten bis oben betrachtete.

Aehnliches that auch der Mann des Geſetzes, als Herr Witting, nun langſam zurückkehrend, an ihm vorbeikam und ſehr erſtaunt that, hier nochmals zahlen zu müſſen, da er den Ausſtellungs-Rayon überſchritten. Faſt hätte er genug gehabt des grauſamen Spieles und wäre nach der Stadt zurückgekehrt, was vielleicht das Klügſte geweſen wäre, doch wollte er, verbittert und trotzig, wie er nach allem Dem geworden war, den Kelch des Suchens bis auf die Hefe ausleeren und das Schickſal war hart genug, ihm noch einen Kelch mit recht bitterem Tranke darzubieten.

Was er in ſeinem Portemonnaie hatte, reichte kaum hin, abermals den Eintritt zu bezahlen und das hatte nicht nur er bemerkt, ſondern auch der dicht neben ihm ſtehende Schutzmann, deſſen Vermuthung, daß man es hier mit einem höchſt verdächtigen, ja vielleicht gefährlichen Subjekte zu thun habe, dadurch zur Gewißheit wurde, um ſo mehr, da ein anderer herzugekommener Schutzmann unſern armen Witting als denjenigen erkannt hatte, dem er heute Morgen die Kleider gereinigt, worauf es zwiſchen beiden nur einer kurzen Verſtändigung zu ſeiner Ueberwachung bedurfte.

„Für einen Gauner halte ich ihn eigentlich nicht,“ ſagte der erſte Schutzmann zum zweiten, ehe ſich beide trennten, um Herrn Witting von Weitem freundſchaftlich in die Mitte zu nehmen; „auch hat mich vorhin ein ſehr reſpektabel ausſehender Herr am Südportale erſucht, den da wo möglich im Auge zu behalten, da er verdächtig ſei, früher von einem tollen Hunde gebiſſen worden zu ſein, und ſich bereits allerlei auffallende und gefährliche Symptome von Waſſerſcheu bei ihm zeigten.“

„So wäre es das Beſte,“ meinte der Andere, „wir verſuchten ihn heranzubringen, ſowie wir in die Nähe der Herren Aerzte kommen.“

„Richtig,“ entgegnete der Andere, „jetzt begreife ich auf einmal, woher ihm die verrückte Idee gekommen iſt, in der Ausſtellung nach einem geſtickten Hunde zu ſuchen.“

„Hat er dir das geſagt?“

„Ja, mir und Herrn Thomas, es war uns das ſogleich ſehr auffallend, da er noch mehr verwirrtes Zeug ſprach und auf eine ſo unheimliche Art durch die Menſchenmenge fortzukommen ſuchte.“

„Haſt du dabei ſonſt nichts bemerkt? Schnappte er nicht nach rechts oder nach links?“

„Den Kopf warf er allerdings nach allen Seiten, aber vom Schnappen habe ich eigentlich nichts geſehen.“

„Nun, gib nur Achtung und bleibe für alle Fälle in der Nähe.“

So zogen die drei dahin, und die Art, wie Herr Witting durch die weiten Räume des Induſtriepalaſtes eilte, war wahrlich nicht dazu angethan, den Verdacht der beiden Schutzleute zu entkräften. Er ging nicht mehr raſchen Schrittes, ſondern er lief wahrhaft von einer Abtheilung in die andere, durchkreuzte Nordamerika, Großbritannien, Frankreich, Italien und Holland, umkreiſte abermals die Rotunde ſchnüffelnd und ſchnuppernd wie ein Jagdhund, warf jetzt den Kopf rechts und jetzt links, und wo er etwas Buntes ſah, was ihm nur annähernd wie das Objekt erſchien, welches er ſuchte, ſo ſtürzte er darauf los, um ſich alsdann getäuſcht, und vor Aerger, Aufregung und Ermüdung ſtumpf, verdrießlich, knurrend, wieder abzuwenden.

Es war nicht ganz zufällig, daß ihm in der Gegend der Rotunde, wo ſich der unſterbliche Schiller, aus Stearinmaſſe fabricirt, weithin ſichtbar erhob, einer der beiden Schutzleute begegnete und ihm freundlich grüßend ſagte: „Ah, ich freue mich ſehr, Euer Gnaden wieder zu ſehen.“

Herr Witting ſchaute ihn mit erhitzten Augen und zweifelhaftem Blicke an.

„Euer Gnaden werden ſich erinnern, heute Morgen bei den Norwegern — ich hatte das Vergnügen, den Rock Euer Gnaden-ausbürſten zu dürfen.“ —

„Ah ſo, Sie ſind es? Ja, ja, ich erinnere mich.“

„Und Euer Gnaden ſuchen noch immer?“ —

„Ja, ich ſuche noch immer,“ gab Herr Witting mit einem Seufzer zur Antwort, während der Schutzmann ſeinen gleichfalls näher gekommenen Kollegen mit einem bezeichnenden Blicke anſchaute.

„Euer Gnaden ſuchen, wenn ich mich recht erinnere,“ fuhr er alsdann milde lächelnd fort — „einen geſtickten Hund oder ſo etwas?“

„Ja ja, ſo iſt es, gibt es vielleicht hier herum Aehnliches?“

„Wenn ich mich nicht ganz irre, ſo habe ich da drüben im Rotundenhofe VIII b. dergleichen geſehen, allerdings ſo verſteckt, daß man es kaum auffinden kann.“

„Dann ſchöpfe ich neue Hoffnung,“ gab Herr Witting, dem man die Ermüdung in den Augen anſah, zur Antwort.

„Wenn alſo Euer Gnaden geneigt ſind, mir zu folgen, ſo führe ich Sie nach dem Rotundenhofe VIII b., wo wir auch ganz nahe bei der Generalagentur ſind und wo ich einen lieben und freundlichen Herrn kenne, der Ihnen bereitwillig Auskunft geben wird.“

„Gut, gehen wir zu dieſem Herrn, oder ſehen wir zuerſt die Ausſtellung der Stickereien, von denen Sie vorhin geſprochen.“

„Ich würde Euer Gnaden rathen, zuerſt mit jenem Herrn zu ſprechen, o, der weiß alles und wird Sie ſicherlich der Mühe des Suchens überheben.“

„Gut, gehen wir, und meine Erkenntlichkeit in reichem Maße ſoll Ihnen nicht fehlen.“ Doch veränderten ſich plötzlich ſeine wieder freundlich gewordenen Geſichtszüge; denn er erinnerte ſich auf einmal wieder des Verluſtes ſeiner Brieftaſche und daß er nur noch ein paar lumpige Zehner im Vermögen habe — doch tröſtete ihn dabei der Gedanke, daß er ja morgen nur telegraphiſch Geld zu verlangen brauche, ja, daß er dies ſogar mit großem Vergnügen thun würde, nachdem ihm gelungen, das Geſuchte zu finden.

Sie verließen die Rotunde durch eine ziemlich verſteckte Glasthüre, die auf einen Hof führte, der zierlich wie ein Gärtchen angelegt war und mit ſeinen grünen Raſenfleckchen, ſeinen Blumen, beſonders aber durch die Stille, welche hier herrſchte, einen recht behaglichen Eindruck machte. Dann traten ſie in einen Pavillon und hier zu ebener Erde in ein mäßig großes Gemach, wo ein älterer, freundlich ausſehender Herr ſchreibend an einem Tiſche ſaß, auf dem ſich ein Kaſten mit kleinen Fläſchchen, ſowie einige blanke Inſtrumente befanden.

Der freundliche Herr blickte auf und erhob ſich raſch, aber nicht um zu Herrn Witting zu gehen, ſondern um den Pavillon zu verlaſſen und dieß zwar auf einen bedeutungsvollen Wink des zweiten Schutzmannes, der ebenfalls gefolgt war, und der nun draußen vor der Thüre mit jenem älteren Herrn eifrigſt einige Worte wechſelte.

Dann trat jener wieder ein, wohlwollend lächelnd, während er die weißen Finger ſanft um einander rieb, bot dem Herrn Witting einen Stuhl an, ſetzte ſich hierauf an ſeine Seite und wußte ſeine Hand ſo geſchickt und zufällig auf den Arm unſeres Freundes zu legen, daß dieſer es kaum bemerkte, wie der alte freundliche Herr nach den Schlägen des Pulſes forſchte.

„Ja, ja," ſagte er alsdann, „ſo tagelang durch die Weltausſtellung zu laufen, bei dem Menſchengewühl, bei der Hitze, iſt keine kleine Anſtrengung! Man regt ſich auf, man ſpannt ſeine Nerven ungebührlich an, beſonders wenn man das nicht nur als harmloſer Zuſchauer betreibt, ſondern wenn man irgend einen beſondern Zweck im Auge hat."

„Und das hat der gnädige Herr," ſagte der miteingetretene Schutzmann, „und deßhalb ſind wir hierher gekommen."

„Der gnädige Herr ſucht nämlich —"

„Lieber wäre es mir, das von dem Herrn ſelbſt zu erfahren, bitte, reden Sie und ich will Ihnen von Herzen gern behilflich ſein, ſo weit das in meiner Macht ſteht."

„Es klingt eigentlich komiſch," ſagte Herr Witting nach einer verlegenen Pauſe, „aber warum ſollte ich mich ſcheuen, die Wahrheit zu ſagen?"

„Gewiß, mein lieber Herr, warum ſollten Sie ſich ſcheuen?"

„Ich kam hierher zur Weltausſtellung, um auf den Wunſch einer alten Tante das Porträt eines geſtickten Hundes zu ſuchen."

„Ah — das Porträt eines geſtickten Hundes —"

„O ja, es gibt doch hier Manches dergleichen, man ſagte mir, ſogar bei Ihnen —"

„Davon ſpäter, mein lieber junger Herr! Bitte mir noch die Frage zu beantworten, ob Sie dieſes geſtickte Hunde-Porträt nur auf den Wunſch Ihrer verehrten Frau Tante ſuchen oder ob Sie vielleicht noch ein eigener Drang dazu bewegt, zum Beiſpiel ein Gefühl der Zuneigung, der Liebe zu dieſem Hündchen, oder vielleicht auch, weil Sie es nicht geliebt haben, vielleicht ſogar gehaßt?"

„Letzteres iſt allerdings das Richtige," meinte Herr Witting; „denn dieſer Hund, welcher überhaupt eine zänkiſche Beſtie war, hat mich früher einmal in meine linke Wade gebiſſen."

„Sehen Sie, ſehen Sie," ſagte der alte freundliche Herr etwas ernſter werdend, „nun iſt es um ſo edler von Ihnen, daß Sie, dem Wunſche Ihrer verehrten Frau Tante gemäß, trotzdem das kleine Vieh aufſuchen. Aber Sie ſollten das nicht mit ſolcher Energie thun, — mit ſolcher — wie ſoll ich ſagen — unnatürlichen Anſtrengung! Du lieber Himmel! ein geſticktes Hündchen findet man nicht ſo bald in der großen Weltausſtellung.“

„Vielleicht hier bei Ihnen, wie mir jener Herr Hoffnung machte, und wenn es Ihnen gefällig wäre, mich Ihre Ausſtellung geſtickter Hunde ſehen zu laſſen, würde ich dafür ſehr dankbar ſein.“

„Ja, ſehen Sie, mein lieber Herr,“ ſagte der andere mit einem verlegenen Lächeln, „dafür iſt es heute allerdings ſchon ein bischen zu ſpät, wahrhaftig gleich ſechs Uhr — auch iſt mein Gehilfe abweſend, der die Schlüſſel hat, jedenfalls aber will ich morgen in aller Frühe gleich nachſehen, und wenn Sie mich dann im Laufe des Tages beſuchen wollen, kann ich Ihnen vielleicht ein erwünſchtes Reſultat mittheilen — das artige Hündchen iſt klein?“ fragte er dann mit ſo wohlwollendem Blick, daß ihm Herr Witting trotz der neuen Täuſchung nicht gram zu ſein vermochte — „braun oder ſchwarz?“

„Braun, mit weißen Vorderpfötchen.“

„Jedenfalls ein charmantes Thierchen — nun geben Sie die Hoffnung nicht auf, wir werden es morgen gewiß finden — — du lieber Himmel, wie die Zeit davonrennt, dort läuten ſie ſchon zum Kehraus — alſo bis morgen, lieber Herr, bitte mir aber vorher für alle Fälle Ihren werthen Namen ſagen zu wollen, auch wo Sie wohnen.“

„Leider habe ich meine Viſitenkarten verloren; mein Name iſt Witting und ich wohne im Hotel Auſtria.“

„Ah, in dem neuen prachtvollen Hotel am Schottenring? Nun denn bis morgen, und Sie,“ wandte er ſich an den Schutzmann, „führen dieſen Herrn zu dem Portal, wo er die Ausſtellung verlaſſen will.“

Herr Witting empfahl ſich dankend und ging davon, von dem alten freundlichen Herrn bis zur Thüre begleitet, von wo ihm dieſer nachblickte bis er in der Rotunde verſchwunden war. „Von dem, was Sie befürchtet,“ ſagte der alte Herr nun zu dem zurückgebliebenen Schutzmann, „iſt bei jenem armen Menſchen keine Spur zu entdecken und halte ich ihn einfach für einen Wahnſinnigen, welcher, der Himmel mag wiſſen, welchem Irrenhauſe entſprungen iſt! Ich will ſogleich zwei Zeilen an Herrn Schimon, den Direktor des Hotel Auſtria ſchreiben, ihm meine Vermuthungen mittheilen und der mag alsdann ſehen, wie er ihn ſich vom Halſe bringt.“

Unter vielſtimmigem, nervenaufregendem Glockengeläute, im Gedränge der letzten Zuſchauermaſſen, welche eilig dem Induſtriepalaſt entſtrömten, unter dem wilden Gebrülle des Nebelhorns, verließ auch Herr Witting die Halle durch das Südportal und wandte ſich müde und matt, aber trotz ſeiner Abſpannung doch mit raſchen Schritten nach der Schweizer-Konditorei, um hier von der blonden, hübſchen Kellnerin zu erfahren, daß allerdings ein Herr dageweſen ſei, der nach einem andern Herrn gefragt habe und daß, als ſie geſagt, dieſer Herr habe ebenfalls nach jenem Herrn gefragt, der andere Herr geſagt, er könne auf den Herrn nicht warten und wenn ihm der Herr heute Abend etwas Wichtiges zu ſagen habe, ſo wolle ihn der andere Herr im Pilſener Biergarten erwarten, wohin er auch noch ein paar andere Herren beſtellt habe.

Dort, nicht weit vom Schweizer-Kaffeehaus entfernt, lag der Garten der Pilſener Brauerei und dahin ſchlich Herr Witting, den die getäuſchte Erwartung ſichtlich niedergedrückt hatte. War jener Herr auch wirklich Herr Schendler geweſen oder vielleicht irgend ein Wildfremder, der nach Jemand ganz Anderem geforſcht? — Jedenfalls aber konnte er nichts Beſſeres thun, als ſich an einem der hübſchen reinlichen Tiſche dorten niederzulaſſen, einen Liter jener kriſtallhellen Flüſſigkeit zu beſtellen und noch eine Zeitlang geduldig zu warten. Erſchreckt faßte er an ſein Portemonnaie, als ihm der wohlverdiente Labetrunk gebracht wurde und athmete tief und freudig auf, als er noch zwei Zehner fand, um das Bier zu bezahlen. Daß er es in den kleinſten Zügen trank, brauchen wir kaum zu ſagen, näherte ſich doch ſchon die Stunde, wo auch der Ausſtellungs-Rayon geſchloſſen wurde, ach — und was dann? — Getäuſcht in all' ſeinen Hoffnungen, ſeiner Baarſchaft beraubt — müde zum Umfallen, mußte er den weiten Weg nach Hauſe zu Fuß zurücklegen!

Es dämmerte bereits, als er ſich endlich entſchließen mußte, den Letzten zu folgen, welche die Pilſener Brauerei verließen und doch vermochte er noch immer nicht, ſich vom Weltausſtellungs-Parke zu trennen; immer noch hoffte er wenigſtens Herrn Schendler zu begegnen und wandte ſich zum letzten Verſuch nochmals gegen die Schweizer-Konditorei zurück, wobei ihm allerdings zahlreiche Herren und Damen entgegen kamen, leider keiner, der dem Sachſen auch nur im Entfernteſten ähnlich geſehen hätte! Aber etwas Anderes glaubte er plötzlich zu erkennen, die bunte Schleife nämlich und ſein klopfendes Herz ſprach dafür, daß es dießmal keine Täuſchung ſei. Es war die junge elegante Dame, die er dort im Zwielicht vor ſich ſah, auch hatte ſie ein kleines Mädchen an der Hand und jetzt — ja jetzt war ſie verſchwunden — das heißt, in jenem kleinen hübſchen Hauſe dort eingetreten, dem auch er ſich nun begreiflicherweiſe in den raſcheſten Schritten näherte. Es war die ſchwediſche Reſtauration, bekannt wegen ihrer guten Küche und den feinen, oft recht lange dauernden Diners, die hier von jungen reichen Herren oder alten Finanzgrößen gegeben wurden.

Daß er vorhin nicht falſch geſehen, darauf hätte er ſchwören mögen: es war dieſelbe bunte Schleife, etwas kokett aufgeſteckt an der gleichen koketten Stelle, es war der ſchlanke Wuchs jener Dame, es war ihre elegante Bewegung, und auch das kleine Mädchen hatte er wieder erkannt, mit ſeinem hellgrauen Hute und dem lichtblauen Schleier.

Deßhalb beſann er ſich auch durchaus nicht ſo lange als wir gebraucht, die letzten Worte niederzuſchreiben, und folgte der Dame in die Reſtauration, wo er raſch in den kleinen hübſchen Speiſeſaal tretend nur noch ſah, wie die bunte Schleife drüben unter der Thüre eines jener Separatkabinete verſchwand, aus welchem lautes Lachen und Gläſerklingen hervordrang.

Lange konnte ſie nicht mehr im Ausſtellungs-Parke bleiben, da die Stunde nahte, wo er geſchloſſen wurde; doch für ihn war dieſe Zeit immerhin zu lange, um, ohne Aufſehen zu erregen, wartend unter der Thüre zu ſtehen, weßhalb er ſich an einem der Tiſche niederließ und dem dienſteifrigen Kellner einen ſchwediſchen Punſch beſtellte — ein vortreffliches Getränk, ſtark und heiß zum Augenüberlaufen. Wenn nun Herr Witting auch gerade nicht die Augen überliefen, nachdem er den erſten Schluck genommen, ſo verzog ſich doch ſein Geſicht auf eine ganz eigenthümliche Art, nicht, weil der ſchwediſche Punſch etwa beſonders gut oder beſonders ſchlecht geweſen wäre, ſondern weil ihm in dieſem Augenblicke einfiel, daß er über keinen Kreuzer mehr zu verfügen hatte, um Zahlung zu leiſten.

Wie eine Feder ſchnellte er unter dieſem entſetzlichen Gedanken empor und ſeine Geſichtszüge mochten ſich dabei eigenthümlich verzogen haben, denn der Kellner trat mit einem mißtrauiſchen Blicke näher, alle rings umherliegenden ſilbernen Beſtecke raſch überſchauend, und da ſich zu gleicher Zeit die Thüre des Separatkabinets öffnete, ſo konnte Herr Witting nicht anders, als ſich dem Kellner anzuvertrauen, was er mit fliegenden Worten that, indem er zugleich nach der Weſtentaſche griff, um eine koſtbare goldene Uhr mit ſchwerer Kette als Pfand da zu laſſen.

Doch, gerechter Gott, wer beſchreibt ſeinen Schrecken, als er die Uhr nicht mehr beſaß! Hatte er ſie im Gaſthofe gelaſſen, oder war ſie ihm gar im Gedränge abgezwickt worden?

Der Keller hatte dieſe Bewegung mit einer höhniſchen Miene und einem ſehr verſtändlichen Achſelzucken verfolgt und entgegnete in verächtlichem Tone: „Dergleichen Geſchichten kennen wir, und muß ich ſchon bitten, daß mit Geld herausgerückt wird, wenn Sie nicht wollen, daß ich einen der Schutzleute heranwinke.“

Dabei ſprach er dieſe Worte ganz unmotivirt laut, ſo daß noch ein paar andere Kellner aus den Nebenzimmern erſchienen und ſich der Wirth veranlaßt ſah, herbeizukommen, um ſich nach dem entſtandenen Spektakel zu erkundigen; doch meinte der Letztere achſelzuckend, man ſolle, um kein Aufſehen zu erregen, den Kerl laufen laſſen, vorausgeſetzt, daß keiner der ſilbernen Löffel fehle.

„Kerl“ und „geſtohlene Löffel“, das war für Herrn

Witting bei der Aufregung, in der er ſich ohnedieß befand, doch etwas zu ſtark. Er entriß ſich unſanft den Händen eines der Kellner, der ihn am Rockkragen gefaßt hatte, und fragte mit vor Wuth bebender Stimme, ob es denn einem Gaſte nicht paſſiren könne, daß er kein Geld bei ſich habe und daß ihm ſeine Uhr geſtohlen worden ſei?!

Der betreffende Kellner wollte eben ſo heftig etwas erwidern, doch gebot ihm der Wirth Stillſchweigen, ja, er gab durch eine noch ziemlich anſtändige Handbewegung Herrn Witting den Wink, ſich raſch zu entfernen, als ſich die Thüre des Separatkabinets öffnete und die dort Befindlichen raſch heraustraten, unter ihnen — wer vermag die Gefühle des Herrn Witting zu ſchildern! — die Dame mit der bunten Schleife, die ihn in ſo hohem Grade intereſſirte, der er gefolgt war, ſie ſelbſt, das kleine Mädchen an der Hand!

Es war für ihn ein entſetzlicher Augenblick, — — — — leiſe Fragen rings umher und flüſternde Antworten des Wirthes, aus denen er nur die Worte zu verſtehen glaubte: „Kommt häufig vor, Lumpen, die durchgehen, ohne ihre Zeche zu bezahlen!“ — —

„Ach, Mama,“ ſagte plötzlich das kleine Mädchen mit lauter, freundlich klingender Stimme, „das iſt ja der Herr, der heute Nachmittag in der Ausſtellung mit uns geſprochen und der den geſtickten Hund geſucht, was ich ja Papa vorhin erzählt.“ Dabei wandte ſich die Kleine an einen vornehm ausſehenden Herrn, der gerade beſchäftigt war, der jungen Dame eine Mantille umzulegen.

Dieſe lächelte Herrn Witting auf eine ſo eigenthümliche, faſt ſchelmiſche Art an, daß der Wirth dieſen Blick erfaſſend, mit einem Anflug von Schrecken ſagte: „Ja, wenn die Gnädige dieſen Herrn kennt, ſo muß ich tauſendmal um Verzeihung bitten, wenn hier durch die Uebereilung meiner Leute dieſe unangenehme Scene herbeigeführt wurde.“

„Nun, was ging denn eigentlich vor?“ fragte der vornehm ausſehende Herr, den das kleine Mädchen vorhin Papa genannt.

„Eigentlich nichts Beſonderes, Herr Graf; meine Leute, die für Alles verantwortlich ſind, was hier verlangt, bezahlt und auch nicht bezahlt wird, gingen etwas rückſichtslos zu Werke und gaben dieſem jungen, gewiß in jeder Beziehung höchſt anſtändigen Herrn keine Zeit, Erklärungen zu geben, die jedenfalls genügt hätten."

„Wenn Sie ſelbſt mir das vergönnt hätten," wandte ſich Herr Witting in ſehr ernſtem Tone an den Wirth, „ſo würde ich Ihnen ſicher geſagt haben, wie ich heiße, wo ich wohne, und wäre auch ſonſt wohl noch im Stande geweſen, Ihnen andere Sicherheit zu geben." Bei den letzten Worten betrachtete er etwas auffallend einen koſtbaren Diamantenring, den er am Finger trug, ja, er griff mit der andern Hand darnach, als wolle er ihn abſtreifen.

Doch ſagte der Vater des kleinen Mädchens in einem etwas barſchen Tone: „Eine ſolche Kleinigkeit kann ja nicht in Betracht kommen und bürge ich in jeder Hinſicht für den Herrn, den ich kenne — den wir kennen, nicht wahr, Adele?" wandte er ſich lächelnd an die junge Dame, „von dem mir Lili erzählt, für den ſie ſich des geſtickten Hundes wegen intereſſirte, und den Ihnen hiemit zu übergeben mir eine wahre Freude macht. Meine Kleine entdeckte ihn nach Ihrer Beſchreibung ganz zufällig in der däniſchen Abtheilung und ich würde ihn morgen Früh, wie Sie gewünſcht, auf der General-Agentur für Sie deponirt haben. Sehen Sie nach, ob er es wirklich iſt."

Herr Witting entrollte raſch das kleine Paketchen und — unverkennbar war es das Bild Azorls, das ſich in bunten Farben ſeinen Blicken zeigte. Endlich hatte er das Ziel ſeiner Wünſche, den geſtickten Hund für Tante Chriſtine gefunden! Dennoch berührte es ihn ſchmerzlich, daß ihm dagegen eine Illuſion geſchwunden, deren Verwirklichung ihn ſo ſehr glücklich gemacht hätte!

„Wie ſoll ich Ihnen danken, gnädige Frau, und wohin darf ich mich wenden, um Ihnen die gehabten Auslagen zu erſetzen?"

„Das könnt ihr unterwegs mit einander ausmachen," ſagte Lili's Vater. „Meine Damen, unter deren Schutz Sie nun einmal ſtehen, werden Sie in ihrem Wagen nach Hauſe führen, während ich meinem Freund Schmetting noch den nächtlichen Jubel des Wurſtelpraters zeigen will.

Unter dieſen Worten hatten ſie den weſtlichen Ausgang erreicht, wo mehrere Wagen hielten, zu deren einem der Graf ſeine kleine Tochter führte, ſie dann emporhob, herzlich auf den Mund küßte und ſcherzend in die weichen Kiſſen warf, worauf er ſich umwandte, die junge Dame leicht mit der Hand grüßte und mit ſeinem Freunde einen unnummerirten Fiaker beſtieg.

Wie wohl hatte Herr Witting nach allen ausgeſtandenen Leiden die zuletzt empfangene Freundlichkeit gethan, wie wonnig empfand er bei ſeiner grenzenloſen Müdigkeit, das angenehme Schaukeln auf den weichen Kiſſen in dem dumpf dröhnenden Wagen! Wie eigenthümlich berauſchte ihn der feine Duft, der hier Allem entſtrömte, der ſchönen, jungen Frau ihm gegenüber, dem Wagenkiſſen, dem Leder!

Das kleine Mädchen hatte ſich in die Ecke gedrückt und ſagte: „Ach, ich bin ſo müde und ſchläfrig, nicht wahr, du weckſt mich, ehe wir nach Hauſe kommen?“

„Gewiß, mein Kind.“

Die dunkeln Bäume des Praters, Gaslaternen, Fußgänger, Reiter und Wagen huſchten ſcheinbar eilfertig an ihnen vorüber. Herr Witting ſchien in ein tiefes Sinnen verſunken, aber an jeder helleren Stelle warf er einen ſchüchternen Blick auf ſein ſchönes Gegenüber, um ein paar Mal zu ſehen, daß auch dieſes ihn leicht mit den Augen ſtreifte.

Er überwand deßhalb ſeine Schüchternheit, und ſagte endlich: „Geſtatten Sie mir nochmals, gnädige Frau, Ihnen meinen innigſten Dank auszudrücken, ebenſowohl dafür, daß Sie mir zur Erlangung des ſo lange vergeblich Geſuchten halfen, als noch ganz beſonders, daß Sie die grenzenloſe Güte hatten, ſich des gänzlich Unbekannten auf ſo liebenswürdige Art zu erinnern.“

„Hatte ich es Ihnen nicht verſprochen und würden Sie im gleichen Falle Ihr Wort nicht auch gehalten haben?“

„Gewiß, gnädige Frau, aber das iſt ja etwas ganz Anderes; wie hätte ich Sie je vergeſſen können, wer könnte Sie überhaupt vergeſſen, mit dem Sie einmal ſo gütig geſprochen, den Sie mit Ihrem Lächeln erfreut haben — o, gnädige Frau, ich will es Ihnen offen bekennen, ich werde ſehr unglücklich ſein, den heutigen Tag nie vergeſſen zu können!“

„Und warum wollen Sie ihn überhaupt vergeſſen?“

„O gnädige Frau!“

„Vor allen Dingen bitte ich, mich nicht gnädige Frau zu nennen,“ ſagte die junge Dame lachend.

„Aber — Frau Gräfin!“

„Dieß noch viel weniger, ich bin nur eine entfernte Verwandte des gräflichen Hauſes, mein Vetter nennt mich Adele, und das kleine Mädchen, weil es mich lieb hat, Mama.“

Ein Anderer wie Herr Witting würde nun vielleicht einen Ruf freudigſter Ueberraſchung ausgeſtoßen, vielleicht den Verſuch gemacht haben, zu ihren Füßen niederzuknieen und hätte dabei allerlei Ueberſchwängliches geredet, wogegen er in ziemlich ruhigem Tone fragte: „Alſo Sie, mein Fräulein, ſind nur eine Anverwandte des gräflichen Hauſes?“ worauf ſie heiter zur Antwort gab: „Gewiß, mein Herr!“

— — „Dafür ſei der Himmel gelobt,“ gab er mit tiefem Ernſt zur Antwort und ſetzte erſt nach einer Pauſe hinzu: „Würden Sie mir geſtatten, Ihnen morgen Früh meine Aufwartung zu machen, um Ihnen und dem Herrn Grafen meinen beſten Dank zu wiederholen?“

„Warum nicht?“

„Würden Sie dieſe gütige Erlaubniß dadurch bekräftigen, daß Sie mir Ihre Hand reichen?“

Sie that das ohne Ziererei und zog ſie auch nicht zurück, als er mit ſeinen beiden Händen ihre feinen Finger umfaßte und ehrfurchtvollſt an ſeine Lippen drückte.

Da hielt der Wagen plötzlich, weil ſie vor dem Hauſe des Grafen angekommen waren.

Das kleine Mädchen öffnete ſchlaftrunken ihre Augen, blinzelte in das Licht, womit ein raſch herbeigeeilter Diener leuchtete, und ſagte alsdann zu Herrn Witting: „Schlafe wohl, ich werde dich morgen gerne wiederſehen.“

„Und Sie, mein Fräulein?“ flüſterte Witting, und als Adele mit dem Kopfe nickte, fragte er leiſe: „Auch Sie werden mich gerne wiederſehen?“

„Ja, recht gerne.“

Dann ſtürmte er davon, das Herz mit Seligkeit angefüllt, ſchwärmend in den Bildern einer herrlichen Zukunft, vor ſich ſehend ſeine ſtille, friedliche ſchattige Terraſſe, ſeinen amerikaniſchen Schaukelſtuhl, ſeinen wohlbeſetzten Frühſtückstiſch und an demſelben ihm freundlich zulächelnd, ſie, ſie, ſie!

Mehrere lange Straßen war er dahingeſtürmt, bis ihm endlich einfiel, ſich bei einem Begegnenden nach der Stadt Frankfurt zu erkundigen. In der That ſchien das Schickſal ſeine bisherige Tücke gegen ihn erſchöpft zu haben, denn er befand ſich dicht bei dem Hauſe, das er ſuchte; da war auch ſchon das Paterrelokal der Reſtauration, wohin ihn Herr Schendler beſtellt, und ſein erſter Blick durch die Scheiben der Glasthüre fiel auf das Geſicht des freundlichen Sachſen, der in der Ecke an einem Tiſche mit mehreren anderen Herren ſaß, unter denen Witting einen genauen Bekannten aus ſeiner Vaterſtadt erkannte. Die gegenſeitige Begrüßung war um ſo herzlicher, als dieſer Bekannte, der ſich zufällig nach Herrn Witting erkundigt, auf Befragen Schendler's genügendſte und allen Verdacht beſeitigende Auskunft gegeben.

Daß die Brieftaſche auf einem für Herrn Witting beſtimmten Couvert lag, verſteht ſich von ſelbſt, und wollen wir nur noch als hieher gehörig beifügen, daß Herr Witting ſeine goldene Uhr Morgens im Hotel auf dem Tiſche hatte liegen laſſen, wo er ſie bei ſeiner Rückkehr unverſehrt vorfand.

Was nun in nächſter Zeit weiter geſchah, möge ſich der geneigte Leſer beſtens ſelbſt ausmalen, wozu wir ihm nur die Anhaltspunkte geben, daß Herr Witting, nachdem er gleich am andern Morgen das geſtickte Azorle an Tante Chriſtine geſandt, telegraphiſchen Dank und dringende Einladung zum Beſuche erhielt, welcher Einladung er aber erſt nach vierzehn Tage nachkommen konnte, dann aber genau ſo, wie er in der Rotunde geträumt, als er dort den Ring mit dem hoffnungsgrünen Smaragd betrachtet.

* * *

Italieniſche Bilderbogen.

1.

Man kann es heutzutage immerhin als ein Wagniß betrachten, etwas über Italien zu ſchreiben, d. h. in der Abſicht, das Geſchriebene drucken zu laſſen. Etwas Neues über dieſes wundervolle Land zu ſagen, iſt ohnedieß kaum möglich, und ſo bliebe denn nichts übrig, als Das, was man geſehen, was man Intereſſantes erlebt oder gehört, möglicherweiſe in einer neuen Form darzubieten, jedenfalls aber in einer recht beſcheidenen, um den Leſer, wenn er uns nicht ſchon der Aufſchrift wegen gleichgiltig bei Seite gelegt hat, durch dieſe Beſcheidenheit günſtig für uns zu ſtimmen, ihn vielleicht zu veranlaſſen, dieſe Bilderbogen, wie einen andern Zeitvertreib flüchtig zu betrachten.

In dieſer Hoffnung und Vorausſetzung aber liegt unſere Bosheit, denn wir ſind überzeugt, daß der Leſer in unſeren harmloſen Federſtrichen und flüchtigen Schattirungen doch etwas finden wird, was ihn veranlaſſen könnte, weiter zu blättern — wie man doch auch zuweilen mit Luſt in alten, vergriffenen Bilderbüchern blättert und ſich in einſamen Stunden mitunter gern an längſtvergeſſenen Holzſchnitten erfreut, gedankenvoll mit weit Entferntem beſchäftigt, bis plötzlich etwas unſere Aufmerkſamkeit erregt.

Dieſe Landſchaft, dieſes Haus, jene Geſtalt, ja, die ſonderbare Inſchrift dort über der Thür kommt uns ſo bekannt vor, daß wir darauf ſchwören möchten, ſie vor Jahren in Wirklichkeit geſehen zu haben — ja, beim Erblicken jenes Campanile glauben wir ſogar gehört zu haben das melodiſche Glockengeläute über der prächtigen Arnoſtadt mit ihrer majeſtätiſchen Domkuppel, ihren zahlloſen Thürmen, jenem ſchönen Florenz, liegend in einem Kranze duftiger Roſen.

Wie iſt uns denn? Haben wir von jenem Zickzackwege geträumt, den uns ein anderer Bilderbogen zeigt, mit dem luſtig dahinfliegenden, ſchellenklingelnden Eilwagen früherer Zeiten, dem ſchwerbeladenen Vetturin mit ſeinen buntverzierten Pferden, oder dem eleganten Reiſewagen des reichen Engländers, der dort unten im Hohlwege von Räubern angefallen wird? Letzteres iſt jedenfalls ein Spiel unſerer Phantaſie: wir haben es auf einem Bilde geſehen oder man hat es uns erzählt, wie vielleicht auch den Inhalt eines weiteren Bilderbogens, der uns das heute ſo heitere, elegante — damals ſo ernſte und düſtere Florenz ſchildert, wo jedes feſte Haus, jeder Palaſt des vornehmen Adels, des reichen Patriziers und Bürgers eine ſelbſtſtändige, wohlverwahrte Burg bildete, deren bis an die Zähne bewaffnete Inſaſſen ſich unter dem Allen bekannten Schlachtruf: „Hie Welf, hie Waiblingen!“ noch häufiger für oder wider die Pallesken, die Medicäer blutige Gefechte lieferten.

Das hieße aber gar zu oft geſehene und noch öfter beſchriebene Dinge, auf's Neue ſchildern, und wahrhaftig mangelhafter und ſo ohne jegliches gediegene oder wenigſtens gediegen erſcheinende Kunſturtheil, ſo ohne jeglichen Aufwand von Gelehrſamkeit, mit dem wir wenigſtens dieſen ärmlichen Bilderbogen ein bischen hätten vergolden ſollen, was ja auch ſo leicht geſchehen könnte, wenn wir uns nur die Mühe gegeben hätten, uns aus gediegenen Büchern das Urtheil weiſer Vorgänger anzueignen.

Da haben wir wahrhaftig auch wieder einmal das alte Gaſthaus von Terracina mit ſeinem Orangengarten, ſowie der ſtereotyp gewordenen Palme, und fehlte jetzt nichts mehr, als leichte Anklänge an Fra Diavolo — doch ſind wir dem kühnen Räuber aus der Oper glücklich entronnen. Dafür hören wir aber wieder das ſchon ſo oft vernommene Lied von der Campagna felice und ſollen nun auch noch den ſo tauſendſach „erlebten" Veſuv mit in den Kauf nehmen — Alles in lauter flüchtig gezeichneten Bilderbogen!

Und gerade deßhalb, ſagt vielleicht der freundlich geſinnte Leſer, wollen wir uns es denn für dießmal noch gefallen laſſen. Iſt es doch kein vornehmes Buch, das man ſchon aus Reſpekt vor dem theuren Einbande ſchonen muß, ſind es doch nur harmloſe, leichtſkizzirte Bilderbogen mit breitem weißem Rande, auf dem wir unſere eigenen Erinnerungen beifügen können, um ſo die Dinge für uns genießbar zu machen. Auch iſt es uns ja geſtattet, zwiſchen die Zeichnungen ſelbſt Bemerkungen zu machen, irgend ein Datum beizufügen und den Tag feſtzuſtellen, wo wir Dieß oder Aehnliches ſelbſt geſehen und erlebt, wo uns zum erſten Mal der italieniſche Landſchaftscharakter in Lorbeer, Oliven und Cypreſſen entgegentrat, wo wir überwältigt einen Ruf des Entzückens und der Bewunderung ausſtießen beim Anblick des weiten tiefblauen Meeres, wo wir am Balkon gelehnt, das glühende Aufhauchen des Veſuvs ſtaunend betrachteten und in den ſeligen Blicken naheſtehender, geliebter Weſen den Widerſchein der mondbeſchienenen, leiſe wogenden Meerfluth zu entdecken glaubten, — alſo ein Erinnerungsbuch daraus zu machen, das vielleicht durch gehörige Zuthaten Werth für uns erhält ......

Gut denn, das ſind auch wir zufrieden — und nach dieſer Uebereinkunft und der beſtimmt ausgeſprochenen Erklärung, daß der gütige Leſer mit nichts Anderem gelangweilt werden ſoll, zeichnen wir auf dieſem erſten Bilderbogen den Eiſenbahnzug, der an einem Abende, anfangs Oktober, von München gegen den Brenner und Italien fuhr und dem ſelbſt in Kufſtein nichts Außergewöhnliches paſſirte. Die öſterreichiſchen Zollbeamten waren milde und freundlich, und es wäre hier ohne allen Lärm abgegangen, wenn nicht ein baumlanger, robuſter Zillerthaler, der ſeinen Zug verfehlt hatte, ſeinem Ingrimme dadurch Luft gemacht hätte, daß er von Zeit zu Zeit mit einer rieſigen Kuhglocke einen hölliſchen Lärm verurſachte. Dieſer Kerl neben den in ohnmächtiger Wuth drohenden Zoll- und Eiſenbahnbeamten iſt ſchon eines Platzes auf dem Bilderbogen werth.

Was ſich über Kufſtein ſagen läßt, leſe man im Reiſehandbuch von Gſell-Fels, Hildburghauſen 1872: „Rom und Mittelitalien“, einem vortrefflichen Buche, wo es im I. Bd. S. 33 heißt: Kufſtein — Gepäckviſitation! Oeſterr. Grenzſtadt. — Roman. Madonna von Cimabue; im Cap. Strozzi Weltgericht und Paradies von Orcagna; hinter der Kirche die Cap. degli Spagnuoli (1320) mit intereſſanten Grotesken. — — Doch halt — wir machten uns da des unverzeihlichen Vergehens ſchuldig, die Kolonnenunterbrechung nicht beachtet zu haben, und ſo in die Reiſeroute „von Bologna über Rom nach Florenz“ gerathen zu ſein; ſchöpfen aber daraus die große Lehre, nie mehr gedankenlos, ſelbſt aus den gediegenſten Büchern nicht, wörtliche Auszüge zu machen. —

Die Nacht war ſo finſter als nur möglich, wodurch das Innere unſeres Coupé, in dem wir nur zu Vier in der beſten Geſellſchaft bei ſanftleuchtender Lampe waren, den behaglichſten Eindruck machte: ein Schlaf- oder wenigſtens Ruhe-Kabinet, abwechſelnd auch Rauchzimmer für den Schlummerloſen, der aber dadurch belohnt wurde, daß ihm jenſeits Innsbruck während der Fahrt durch den langen Tunnel des Iſelberges die Phantaſie in den weißen wallenden Dampfmaſſen Gebilde vorführte, die ihn ſchon in der Kindheit auf's Lebhafteſte intereſſirten, wenn er vom Trauerſpiele in Tyrol las. Noch ſchärfer prägten ſich dieſe Gebilde bei dem rhythmiſchen Rollen der Räder aus, als der gellende Pfiff der Lokomotive in den Bergen widerhallte, wo ſich der Sandwirth ein unvergängliches Denkmal ſetzte, indem er, wie es in dem altbekannten Liede heißt:

„.....den Tod ſo manches Mal
Vom Iſelberg geſchickt in's Thal.“

Dann ſtieg der ſpäte Mond in voller Klarheit an dem gänzlich unbewölkten Himmel über die Berggipfel empor, alle Wände, Zacken und Schroffen bis zur Bahnlinie herab mit ſolch' intenſiv weißem Lichte beleuchtend, daß wir glaubten in ſchneebedeckter Landſchaft zu fahren, und es der ſorgfältigſten Beobachtung mit bewaffneten Augen bedurfte, um zu erkennen, daß Das, was wir für Schneeſchicht, beſonders auf den glatten Flächen des hellen Flötzgeſteines, hielten, nur das Mondlicht war, das uns auch ſpäter noch ebenſo täuſchte, als wir an der weißſchäumenden Eiſack vorüberfuhren, deren raſche Wellen zwiſchen Schneewänden abwärts zu ſtürzen ſchienen. Jedenfalls war der Anblick unbeſchreiblich ſchön: das obgleich helle, aber trotzdem in der Ferne Alles zweifelhaft erſcheinen laſſende Mondlicht erhöhte ſcheinbar die Bergſpitzen, die auf uns herniederſchauten, vertiefte die Schluchten, an denen unſer Train vorüberbrauste, ließ ſanft abfallende Felswände ſenkrecht erſcheinen, Brücken verſchwinden, ſo daß die funkenſprühende Lokomotive bei einer ſcharfen Kurve gerade erſchien, als führe ſie hexenartig durch die Lüfte oder als verſchwände plötzlich die ganze Herrlichkeit ſauſend, brauſend und klirrend im Schooß der Erde. Das Einfahren in den Tunnel machte dieſen Viſionen ein plötzliches Ende und wie durch Zauberei fühlten wir uns plötzlich in das behagliche, ſanfterleuchtete Coupé zurückverſetzt, während ſoeben noch unſere Gedanken auf Mondesdämmer durch die Lüfte glitten oder ſich in finſtere Schluchten niederließzen.

Solche Phantaſieen ſind indeſſen nicht geeignet, den Schlummer herbeizurufen, und faſt mit einem Gefühl des Neides lauſchen wir auf die tiefen Athemzüge Anderer, die ſich, während wir hier in Wirklichkeit Tunnel um Tunnel paſſiren, hart am Rande des Abgrunds, ſcheinbar im Wettlauf mit der ſich wie toll abſtürzenden Eiſack dahinjagen, in ihren Träumen vielleicht im hellen Sonnenlichte befinden, luſtwandelnd in tiefem, ſtillem Walde oder auf weiter grünender Fläche, die mit jenen ſeltſamen, in den bunteſten Farben ſchillernden Blumen überſäet iſt, wie ſie uns eben nur im Traume erſcheinen.

Dann laſſen wir Sterzing nach kaum minutenlangem Aufenthalte hinter uns — das freundliche Sterzing mit ſeinen Arkaden in der keſſelförmigen nach ihm benannten Moosfläche gebettet. Aus früheren Zeiten, als wir bei Wagenfahrten länger hier verweilten, erinnern wir uns, wie uns ſchon der Poſtillon auf dem Brenner verſicherte, daß nirgendwo beſſere Forellen zu finden ſeien, als dort, was ſich auch in angenehmer Weiſe beſtätigte und uns, nachdem wir ſchon längſt wieder in der offenen Kaleſche bergab fuhren, eine höchſt freundliche Frühſtückserinnerung bot. Auch war damals der ſüdtyroler Wein vortrefflich geweſen. Ja damals, an dem kalten Wintermorgen, wo der tiefe Schnee rings umher keine Fabel oder Täuſchung war, ſondern im hellen Sonnenlichte funkelte und glänzte, wo die ſchroffigen, runzligen, zackigen Häupter der Bergrieſen rechts und links vom Wege wie neugierig aus den lang herabwallenden Schneemänteln herunterſchauten und ſich in der klaren Winterluft und an dem tiefblauen Himmel ſo ſcharf abhoben, daß man jede feine Linie, jede der maleriſchen Bewegungen des Geſteins wie ſcharf gravirt erblickte, wo wir, in unſere Mäntel gehüllt, eine gute Cigarre rauchend, höchſt wohlgemuth den Erklärungen des Poſtillons lauſchten, wenn er mit ſeiner Peitſche auf die alten, meiſt zerriſſenen und verwetterten tyroler Burgen und Raubneſter wies, den Sprechen-, Reiſen- und Welſenſtein, die, auf jähen Felswänden gelegen, mit hohen, zackigen Giebeln, oft maleriſch, mit Thürmen flankirt, auf uns niederſchauten! Die meiſten dieſer alten Kaſtelle waren unbewohnt; nur hie und da deutete ein dünner, blauer Rauchfaden, der ſich aus einem alten Schornſtein an der dahinter ſichtbaren Bergwand hinaufzog, auf ſpärliches Leben — wahrhaft ſpärlich und traurig im Vergleich zu jener Zeit, als noch da oben bunte Banner wehten und vom Thurme hinab ein weithin ſchallendes „Willkomm!“ ertönte beim Anblick einer befreundeten Reiterſchaar.

An jenem Wintermorgen fuhr ich gleichfalls nach Italien, in offener Reiſekaleſche und in Geſellſchaft meines lieben Freundes L., des kleinen, großen Baumeiſters, welcher, wie der gleichfalls kleine und große Brunnelleſchi ſein Florenz, auch ſeine Vaterſtadt mit herrlichen Bauwerken geſchmückt hat, ohne aber dafür zum Gonfaloniere von Stuttgart ernannt zu werden.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mich gerade jetzt ſo merkwürdig lebhaft ſeiner erinnerte, ja es war mehr als Phantaſie, es war offenbare Wirklichkeit, daß ich ihn wie damals neben mir ſitzen ſah, liebenswürdig um mich bemüht, denn er beſchäftigte ſich gerade damit, eine Handvoll Schnee, die wir von einer Felswand genommen, in unſerem Trinkglaſe zu Waſſer aufzuthauen, um daſſelbe alsdann mit etwas Natrum bicarbonicum zu miſchen, denn ich litt furchtbar an Sodbrennen, worauf er mit ſeiner feinen Stimme ſagte: „Tiens, tiens, ſiehſt du, das iſt eine Folge unſeres ſterzinger Frühſtücks, denn — — —“

Da ſtieß unſer Wagen plötzlich an einen Stein und von der etwas unſanften Bewegung — — erwachte ich — — — — hatte alſo dennoch, Gott ſei Dank, etwas geſchlafen und wurde für dieſe Freundlichkeit, die ich meinem ermüdeten Körper bewieſen, dadurch belohnt, daß ich friſch und munter um mich her ſchaute, entzückt über die kaum herbſtlich gefärbte Pracht des weiten botzener Thales, dem wir unter den erſten Strahlen der Morgenſonne entgegenjagten.

Die Nacht, die Dämmerung hatte ſich plötzlich wie ein Vorhang erhoben, hinter welchem wir geſtern Abend noch theilweiſe ſchon entlaubte Bäume geſehen, herabflatternde gelbe Blätter zwiſchen Tannen und Fichten, umweht vom kühlen, faſt ſcharfen Abendwind. Und nun erfüllte eine warme, wohlthuende Luft das weite unter uns leuchtende Thal mit ſeiner ſchon ſüdlichen Vegetation, mit all' den Eigenthümlichkeiten des italieniſchen Landſchaftscharakters!

Das iſt das Angenehme einer nächtlichen Eiſenbahnfahrt über Berge und Waſſerſcheiden hinweg! Das raſche Dahinfliegen des Zuges entzückt uns jetzt doppelt, da ſeine Schnelligkeit faſt Schritt zu halten vermag mit unſerem erfreuten Schauen, das ſich kaum losreißen kann von den reifenden Trauben unter dem ſich in zierlichen Guirlanden von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum ziehenden Laube, von den üppigen, mächtigen Kaſtanien mit ihren ſtacheligen Fruchtkapſeln, von dunklen Granatbüſchen und einzelnen knorrigen Feigenſtämmen, den ſteilen Porphyrwänden, welche, die reiche Stadt auf drei Seiten umgebend, ſie vor kalten Winden ſchützen und ſo um ſie her die ſüdliche Landſchaft entſtehen laſſen, deren Wahrzeichen, die ſchlanken, dunklen Cypreſſen, wir hier zum erſten Male wiederſehen.

Es ſind eigentlich wenige kaum merkbare Veränderungen oder, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Originalitäten, die der oberitalieniſchen Landſchaft im Gegenſatz zu unſerer ſüddeutſchen einen ſo total veränderten Charakter aufdrücken, und doch machen dieſe Landſchaften auf uns eine ſo beſtimmte Wirkung, daß wir ſie ſogleich, ſelbſt auf Zeichnungen und Bildern wiedererkennen. Die Bergformen hier ſind nicht ſo gar verſchieden von den unſrigen, auch in Deutſchland gibt es Baumgruppen edler, eßbarer Kaſtanien, in geſchützter Lage ſogar im Freien wachſende Feigen, rankenden Wein, herrlich geformte Thäler, zwiſchen deren grün bedeckten Wänden zahlreiche Villen und Bauernhöfe hervorblinken; doch liegt beſonders in der Form der Gebäude eine große Verſchiedenheit und gerade das Maleriſche dieſer Landſchaft Italiens, denn gegenüber den deutſchen, hohen, unruhig aufſtrebenden Dächern ſind hier die langen geraden Linien ſo wohlthuend, die dachlos aufſteigenden, durchbrochenen Thürme mit den ſichtbaren Glocken, wozu dann allerdings noch die ſcharfen ſchwarzen Linien der Cypreſſen, der breiten, ſchirmförmigen Pinien als ſpeziell Italieniſches hinzukommen.

Auf den weiten Feldern, die wir in Oberitalien überſchauen, ſind es gleichfalls nur Kleinigkeiten, die der Landſchaft ihren ſo ganz veränderten Charakter geben. Die durch- und übereinander wuchernde Vegetation, der netzförmige grüne Ueberzug, ſelbſt auf den Fruchtfeldern, wo ſich die Rebe von Baum zu Baum ſchlingt, gleichſam für die Saat ein Schattendach gegen die allzu heiße Sonne bildend; vor Allem aber der Arbeiter auf dem Felde, ſei es, daß er mit ſeinen weißen, langgehörnten Ochſen pflügt, oder daß die Thiere jenen zweirädrigen Karren ziehen, der meiſtens von rother Farbe iſt, und gerade dadurch wieder ſo angenehm, aber zugleich auch ſo fremdartig für unſere Augen, im Totaleindruck der ganzen Landſchaft wirkt. Dazu kommen noch die kunſtloſen und deßhalb gerade ſo maleriſch erſcheinenden Stützen dieſer Weinranken, knorrige Baumſtämme, welche hier aus dem Boden ſteigen und dort, auf jene höchſt kunſtloſe Mauer gelegt, eine hübſche Veranda bilden, die nicht nur mit der einfachſten Steinwand verſehen iſt, ſondern auch

[illegible] gute Augen [illegible] [illegible], dann zu beiden Seiten mit einem Muttergottesbilde, auf das Ungezwungenſte von Weinlaub eingerahmt.

Wo wir heute in der Frühe verurtheilt waren, ſo eilig, ſo ſchlecht und ſo theuer als möglich unſern Morgenkaffee einzunehmen, habe ich in meiner Gutmüthigkeit bereits wieder vergeſſen, obwohl man dergleichen wegelagernde Eiſenbahnreſtaurationsbanditen auf's Deutlichſte mit Vor- und Zunamen benennen ſollte! Man iſt eben milde geſtimmt, wenn man ſo unter herrlichem Sonnenſchein durch das ſchöne Südtyrol fährt, ſich erfreuend an der reizenden Landſchaft und an Erinnerungen, die beim Anblick dieſer oder jener Stadt ſo lebendig auf uns eindringen. Wenn nur, was die letzteren anbelangt, der Lauf der Eiſenbahn nicht Alles ſo völlig verändert hätte und wir uns jetzt begnügen müßten, von der Station aus einen, häufig ſehnſuchtsvollen Blick auf jene hohen krenelirten Mauern zu werfen, über welchen ſtattliche Mauern emporragen, wie hier bei Trient, wobei wir kaum etwas zu ahnen vermögen von den Eigenthümlichkeiten dieſer alten Städte. Wie war das damals ſo ganz anders, als wir mit unſern Wagen durch die engen Gaſſen fuhren, wo ſich bei dem Rollen, Dröhnen und Klirren des Fuhrwerks zahlreiche Neugierige an den Fenſtern ſehen ließen, dabei manch' ſchöner Mädchenkopf mit dunklen, ausdrucksvollen Augen, einen freundlichen Gruß lachend erwidernd, wo wir vor der Poſt hielten und uns während des Umſpannens bisweilen Zeit nahmen, eine benachbarte Kirche anzuſehen oder wenigſtens das Treiben um unſern Wagen her, der alsbald, ſogar in früheſter Morgenſtunde, von frierenden Signori umſtanden war, die aus dem Bett oder einem Café kommend, bis an die Naſe in ihre Mäntel gehüllt, die glimmende Virginia im Munde, kritiſche Bemerkungen machten über den Wagen, ſowie über uns, wobei ſie fröſtelnd mit den Füßen trippelten, aber ſtets von einer unglaublichen Gefälligkeit waren, eine Frage zu beantworten oder ſonſt eine Auskunft zu geben!

Vorbei, vorbei! Alles das — wie das ganze behaglichere und intereſſantere Reiſen von damals, wo man noch das Innere all' dieſer größeren und kleineren Städte, all' dieſer maleriſch elenden, hoch am Felſen klebenden Neſter mit ihren engen, winkeligen Straßen wenigſtens im Vorbeifahren betrachten konnte, während die vornehme Eiſenbahnlinie heute jene Armſeligkeiten umgeht und mit ihren Alles abgleichenden, Alles verbindenden eiſernen Rieſenarmen jene hübſchen Dinge bei Seite geſchoben hat: jene italieniſchen Poſthäuſer und maleriſchen Locanden, jene armſeligen Zugpferde mit dem bunten, klingelnden Geſchirr und dem luſtigen bildhübſchen Poſtillon, deſſen ſchwarzes, kraus verflochtenes Haar zu beiden Seiten des gebräunten Geſichtes niederhing, Burſchen, wie wir ſie häufig noch in der Romagna geſehen haben, den buntbebänderten Hut keck auf's Ohr geſtülpt, welche, wenn wir bei Einbruch der Nacht eine Station verließen und vorher unſere Wagenpiſtolen unterſuchten, unter pfiffigem Lächeln die Frage an uns ſtellten: «Per i ladri, Signore?» um die Antwort zu erhalten: «No, ma per il postiglione, quando fa cosa commune cogl' essi» —, worauf ſie ſich lachend auf den ſchon galoppirenden Sattelgaul ſchwangen, nicht ohne vorher an die verblichenen Sammethoſen zu klopfen, wo das lange Meſſer ſtak. —

Welche Maſſe dankbarer Figuren ſind uns dadurch für unſere Bilderbogen entgangen!

Auch das ſchöne Roveredo, ſo maleriſch am Ufer der uns nun begleitenden Etſch gelegen, mit ſeinen alten, gezackten Mauern, vorſpringenden Thürmen und weiten Thoren wahrlich wie in einer Wein- und Obſtſchale liegend, vermögen wir kaum wiederzuerkennen, da uns, die wir unterhalb der Landſtraße vorüberſauſen, kaum ein Blick auf die Höhe vergönnt iſt.

Doch wollen wir deßhalb der Eiſenbahn nicht zürnen, haben wir ja mit ihr in ſo kurzer Zeit weite Länderſtrecken durchflogen, und iſt es uns doch möglich, in dem Coupé, das wir noch immer für uns allein behaupten, uns auf's Behaglichſte einzurichten, aus dem mitgenommenen Eßkorb reichlich zu frühſtücken, ſowie uns bald an dieſes, bald an jenes Fenſter zu wenden, je nachdem uns die Landſchaft Intereſſantes bietet. So bei Lizzana das Schloß, wo Dante nach ſeiner Vertreibung aus Florenz lebte; ſpäter, nachdem

[illegible] [illegible] die Landschaft [illegible] und [illegible] [illegible] wir die Grenzſtation Ala mit einer, wie in Kufſtein, ſehr milden Gepäckviſitation paſſirt, jener berühmte Engpaß, die Chiuſa di Verona, wo neben der brauſenden Etſch für Landſtraße und Eiſenbahn ein Felſenthor durch das Kalkgebirge gebrochen iſt, wo in alter Zeit Otto von Wittelsbach unter Barbaroſſa das deutſche Heer gegen die Mailänder ſchützte, und wo jetzt auf ſteilen Felſen die von Oeſterreich erbauten ſtarken Veſten Rivoli, Wratislaw und Molinari liegen — lauter hochklingende Namen, die wohl auf einem populären Bilderbogen ſtehen dürfen, ohne demſelben den Schein abſichtlicher Citation zu verleihen. Auch ſind die beiden letzten Namen mir beſonders werth, weil ich die Träger derſelben perſönlich gekannt und weil ſie mir hier, am Eingang zu dem weiten Thal, in welchem Verona und Vicenza liegen, das an die Lagunen grenzt, aus deren ſtillen Fluthen ſich Malaghera und Venedig erheben, ſo lebhaft jene hochintereſſante Zeit in's Gedächtniß zurückrufen helfen, wo auf den verfallenen Erdſchanzen, an denen wir nun vorüberjagen, und den kleinen Feſtungswerken in der Nähe von Verona noch die ſchwarzgelben Banner wehten, und ich, in das Militärcafé auf der Piazza Bra tretend, liebe Freunde fand, die mich, da ich freiwillig zu Krieg und Belagerung kam, in herzlicher Freude als willkommenen Kameraden anſahen, wenn derſelbe auch ſtatt mit dem Säbel mit der Feder wirkte.

Auch dieſe Zeiten ſind vorübergezogen unter ſchweren, vernichtenden Wettern, unter Donner und Blitz, und wenn ſich mir auch die langſam verziehenden Wolkenmaſſen zu Bildern und Geſtalten formen, denen ich mit einem wehmüthigen Gefühle nachſchaue, da ſie mir, grau in grau gemalt — dem Grau des Todes und des Vergeſſenſeins, — ſo viele liebe, freundliche bekannte Züge zeigen, ſo freue ich mich doch von Herzen des klaren, wolkenloſen, ſonn- und hoffnungbeglänzten Himmels, der ſich jetzt über das große, ſchöne und einige Italien ſpannt. [illegible]

In Verona, wo wir mit einer Pünktlichkeit eintrafen, an der ſich manche Bahnzüge, ſogar kleiner Strecken, ein Muſter nehmen könnten, hatten wir einen etwas verlängerten Aufenthalt durch die verſpätete Ankunft des mailänder

Zuges, der uns mit nach Venedig nahm, verſpätet vielleicht, weil ſich auf demſelben der Prinz Karl von Preußen, Bruder des deutſchen Kaiſers, befand, der auch hier in Verona einen kleinen Empfang durch Herren in ſchwarzen Fräcken und weißen Halsbinden zu erdulden hatte; keine beneidenswerthe Beigabe zu den Reiſen großer Herren, die wohl häufig den andern Sterblichen beneiden mögen, dem es, in Wahrheit incognito, möglich iſt, nach langer Fahrt durch Spazierengehen auf dem Perron ſeine Beine wieder etwas gelenkig zu machen. [illegible]

Für das etwas längere Warten wurden wir indeſſen durch ſehr raſches Fahren zwiſchen den weit auseinanderliegenden Stationen entſchädigt, ſo daß wir in Wirklichkeit keine Zeit verloren. Ueberhaupt möchte ich hier einfügen, daß ich bis jetzt den italieniſchen Eiſenbahnen, ſei es, was den Bau der Bahnlinien anbelangt, das ſanfte angenehme Fahren auf denſelben, ſei es die oft verſchrieene Aermlichkeit ihrer Wageneinrichtungen, ſelbſt der zweiten und dritten Klaſſe, nichts Uebles nachzuſagen vermag, dagegen die freundliche und höfliche Art der Beamten im Allgemeinen, beſonders der Kondukteure, hervorheben möchte, die gefällig ſind und nicht ſo grauſam, erſt einen Wagen vollſtändig zu füllen, ehe ſie ſich entſchließen, einen leeren zu öffnen, wie das bei uns ſo häufig zur Qual der Reiſenden vorkommt.

Es hat mich das ſchon zu Betrachtungen über die Naturgeſchichte der Kondukteure im Allgemeinen veranlaßt, über ihre Art und ihr Weſen, über ihre größere oder geringere Duldſamkeit, ſowie über das — ihrem Fundorte nach — ganz verſchiedene Verhalten den Reiſenden gegenüber.

Um bei der kleinſten Spezies, dem badiſchen Kondukteur, anzufangen, ſo betrachtet dieſer den Reiſenden wie ein jährlich wiederkehrendes Uebel, wie eine Epidemie, die mit dem Frühjahr beginnt, ſich während der Sommerhitze ſteigert, um erſt im Herbſt wieder abzunehmen, und gegen die man nichts Anderes zu thun vermag, als ſchweigſam, ohne durch irgend eine mitleidige Aeußerung ſeine Theilnahme zu bezeugen, zu dulden. Er beobachtet deßhalb ein ziemlich barſches Ab- oder vielmehr Einſperrungsſyſtem, um nicht durch ein freies und luſtiges Sitzen verſchiedener Paſſagiere bei drückender Hitze ſogleich den ganzen Zug zu infiziren. Der badiſche Kondukteur iſt dabei wortkarg, und wenn auf ſeinen ernſten Zügen je eine Spur von Mitgefühl für den Reiſenden zu leſen iſt, ſo kommt das höchſtens davon, daß er ihn bedauert, das einzig ſchöne Baden verlaſſen und nun wieder hinaus zu müſſen in die Wildniß rechts oder links zu „dene Heſſe“ oder „dene Schwabe“.

Was nun die Kondukteure Jener anbelangt, ſo finden wir ſie gleich zwei Parallelklaſſen zuſammenhauſend, ſich häufig kreuzend und dann in ihren guten und ſchlimmen Eigenſchaften ergänzend, mit Main-Weſer, Taunus, Main-Rhein, Main-Neckar, Rhein-Weſer, Rhein- und Neckar-Wein. Sie bilden gleichſam eine ſtattliche Kolonie Wanderameiſen, die aber, ſtatt ihre Neſter in einem einzigen Bau beiſammen zu haben, leider deren für jede Unterabtheilung eines beſitzen, was der arme, geplagte Reiſende ſchmerzlich genug empfindet, wenn er z. B. in Frankfurt am Main bei mangelnder Zeit ſchweißtriefend an Main-Weſer, Rhein-Weſer, Main-Rhein, Neckar-Wein, Mai-Wein und Rhein-Salm vorüberraſt, um endlich die Taunusbahn nicht zu finden.

Aeußerſt wohlthuend empfinden wir nun dagegen den wohlorganiſirten Staat Preußen mit ſeinen dienſteifrigen, ernſten, ſtrengen, aber nicht unfreundlichen Schaffnern, die den Reiſenden wie eine Art hilfloſes Weſen betrachten und ſich wohlwollend vorgenommen zu haben ſcheinen, demſelben in Eiſenbahnangelegenheiten die göttliche Vorſehung zu erſetzen. So ſchaut er ſchon auf Dich nieder, eingehüllt in ſein Bewußtſein und in den enganſchließenden Dienſtrock, würdevoll, aber nicht ohne Liebe; regiert Dich häufig mit einem Wink, einem Blick, läßt ſich aber auch herab, Dir einen guten Rath zu geben; behandelt Dich menſchlich, indem er Dir bei der Hitze geſtattet, ein leeres Coupé zu beſteigen, nicht aber ohne dabei Deinen beſchränkten Unterthanenverſtand zu erweitern, indem er Dir ſagt, es ſei die Begünſtigung, Dich allein ſitzen zu laſſen, nur eine Ausnahme von der Regel und pflege für gewöhnlich nicht vorzukommen.

Von dem guten, freundlichen ſächſiſchen Kondukteur iſt als einer eigenen, nicht beſonders ſcharf ausgeprägten, knochenloſen und ſchleimigen Gattung wenig zu ſagen, wogegen er ſelber deſto mehr ſagt, und verdient es alle Anerkennung, daß er uns ſowohl das Angenehme als auch das Unangenehme in einer ſaftloſen Brühe glatter ſtereotyper Höflichkeiten eingibt, die uns durchaus über unſern Zuſtand nicht aufzuklären vermögen und deren Sinn wir häufig vergebens zu enträthſeln ſuchen, wenn der Zug ſchon lange mit uns davonbrauſt.

Bayeriſche und württembergiſche Kondukteure haben ſo viel mit einander gemein, daß man ſie füglich in die gleiche Klaſſe ſetzen kann, und ſind ſie vielleicht nur dadurch etwas verſchieden, weil ſie diesſeits der Donau ihren Schnabel mehr in Wein tauchen, jenſeits mehr in Bier; woher es denn auch kommt, daß der ſchwäbiſche Kondukteur, dem es unbegreiflich erſcheint, wie ein vernünftiger, gebildeter, mit natürlichen Bedürfniſſen verſehener Menſch bei Staub und Hitze durch's „Ländle“ fahren mag, ſtatt beim kühlen Schoppen zu ſitzen, Dich mit einer wehmüthigen Freundlichkeit behandelt, als ſeieſt Du reif für's Irrenhaus, ſo daß Deine Klagen über enges Sitzen, über den unausſtehlichen Zug der zwei geöffneten Fenſterreihen in den langen Wagen, oder über den Dunſt und die Hitze, die im Winter bei zugeſchraubten Fenſtern entſtehen, eben ſo wirkungslos an ihm abgleiten, wie die Klagen eines kranken Geiſtes, daß ihm, der ſich für einen Ganz- oder Halbgott hält, Szepter und Krone abhanden gekommen ſeien. Die gleichen guten Eigenſchaften, wie beim ſchwäbiſchen Kondukteur, laſſen ſich auch bei ſeinem bayeriſchen Kollegen und Nachbar rühmen, nur daß dort, wo das Bier vorherrſchend iſt, die Schatten tiefer, die Lichter greller empfunden werden, das ganze Weſen etwas Derberes und Rauheres hat, ſo daß es uns mitunter eigenthümlich berührt, aus der zartfarbenen, weißblauen Hülle Naturlaute zu hören, die auf einen ſehr urkräftig angelegten inneren Organismus hinweiſen. Doch iſt die Bruſt des bayeriſchen Kondukteurs dem Mitleide nicht unzugänglich, ja, er iſt im Stande, ein menſchliches Rühren zu fühlen und dem ſtaubbedeckten, lechzend zum Fenſter hinausblickenden Reiſenden nicht nur zu ſagen: „Hier iſt zehn Minuten Aufenthalt!“, ſondern auch beizufügen: „und ein gutes Bier.“

Wo aber ſind wir mit unſern Betrachtungen hingerathen? War es ein traumvoller Halbſchlummer, der uns überfallen beim Anblick der weiten Ebene rings umher, die, bedeckt mit ſchlingendem Weinlaub ohne merkliche Unterſcheidungen als Gruppen dunkler Cypreſſen hier und da, ſolche Träumereien begünſtigt, oder war es das ſo gleichmäßig rhythmiſche Rollen der Wagenräder, was uns klang wie ein Lied aus der Heimath und nun plötzlich abgebrochen wird durch den grellen Pfiff der Lokomotive, Vicenza ankündigend, die ſchöne, freundliche Stadt, an den Fuß der Monti Bericci geſchmiegt?

Wir hatten von Verona einen weiten Weg durchflogen, deſſen Länge ich wohl kannte, da ich ihn ſchon im Eilwagen, im langſamen Einſpänner, auch zu Pferde, ja theilweiſe ſogar zu Fuß gemacht — nämlich in jener Zeit während der Belagerung Venedigs, wo die Eiſenbahn theilweiſe unterbrochen war, und endlich in der Nähe von Meſtre für den Betrieb ganz und gar aufhörte. Damals mußten wir uns dort, mit unſern Habſeligkeiten bepackt, zu Fuße weiter helfen, ſo gut das eben ging, hatten aber, ich wenigſtens, das niegeſehene Schauſpiel dichter, runder Rauchballen hoch in der klaren Luft, die dann, ſich langſam niederſenkend, mit einem dumpfen Knall zerplatzten, — ſchwere Bomben aus der Mörſerbatterie des Forts Malaghera, deren tiefes Dröhnen immer deutlicher wurde, je mehr wir uns der kleinen Stadt, die faſt von allen Einwohnern verlaſſen war, näherten. Dafür aber hatte ſich eine andere Bevölkerung dort eingeniſtet, ein Theil des kaiſerlichen Heeres unter General Haynau, und war hier ein reges, lebendiges Treiben wie ein anderes Wallenſtein'ſches Lager, nur mit beſſerem Hintergrunde. Ach, es iſt eine mir unvergeßliche Zeit, deren Licht- und Schattenſeiten man eben auch nur in der Jugend mit frohem Gleichmuthe genießt — wo wir unſern Morgenkaffee auf dem Marktplatze nahmen, unbekümmert darum, daß noch vor Kurzem durch ein niederſauſendes Bombenſtück die Ecke eines Tiſches abgeſchlagen wurde, an dem ſich der Schlachtenmaler Adam befunden, welcher ſpäter ſo vortreffliche Zeichnungen aus dieſen italieniſchen Feldzügen, beſonders von der Belagerung Malagheras veröffentlichte, zu denen ich einen eben ſo vortrefflichen Text ſchrieb. — Schade, daß trotzdem ſo viele Züge unermüdlicher Ausdauer und perſönlicher Tapferkeit dieſer braven Truppen verloren gegangen ſind, kleine Begebenheiten, an die man ſich ſo lebhaft erinnert, wenn man den Schauplatz dieſer erbitterten Kämpfe wiederſieht, oder, wie heute, an den verſchiedenen Punkten vorüberfährt. Dort drüben, zuerſt ſicht- und erkennbar, taucht aus dem Grün der ſogenannte Guelfenthurm vor uns auf, am Marktplatz von Meſtre ſtehend, ein einfaches, hohes Gebäude, zur benachbarten Kirche gehörig, deren Glocke ohne weiteres Schutzdach hoch oben im luftigen, eiſernen Geſtelle hängt. Von hier ſah man die Werke des Forts Malaghera wie auf einer Karte vor ſich ausgebreitet liegen, bemerkte deutlich jeden ein- und ausſpringenden Winkel, ſowie die ſchweizer Soldaten in ihren rothen Hoſen, wenn ſie arbeiteten oder bei ihren Batterien beſchäftigt waren, weßhalb ſich General Haynau hier oben ſtundenlang aufhielt, mit ihm die anweſenden Erzherzoge Leopold und Wilhelm, und Andere, die er die Freundlichkeit hatte, auf ſein Obſervatorium einzuladen. Auch mir wurde dieſe Ehre häufig zu Theil und ich machte von der Einladung gerne Gebrauch, obwohl es nicht gerade zum Vergnügen gereichte, ſo mir nichts, dir nichts auf ſich ſchießen zu laſſen. Das thaten die von Malaghera aber regelmäßig, ſo oft ſie die grünen Federbüſche auf dem Thurm bemerkten, indem ſie gewöhnlich alle fünf Minuten eine ſchwere Bombe herüberſandten, von denen indeſſen glücklicherweiſe nie eine den Thurm traf; die meiſten gingen zu hoch und fielen jenſeits in die Gärten des kleinen Fleckens – im Ganzen wenig Schaden anrichtend. So z. B. erinnere ich mich, daß eines Tages in der Mittagsſtunde, während ich ſchrieb, zwei dieſer Bomben in dem kleinen Hofe hinter dem Hauſe, das ich bewohnte, krepirten. Man gewöhnt ſich aber an dergleichen, obwohl man ſich auch ſpäter noch bei dem eigenthümlich ſauſenden Tone etwas bückt und nach oben ſchielt, um zu ſehen, wohin die fliegende Kugel ihren Weg nimmt.

Dort erblicken wir den großen Kanal von Meſtre, der damals durch eine ſtarke Batterie gedeckt war, wohin die Jäger in ihrem Uebermuthe, allem Verbote zum Trotz, gingen, um die Kugeln aufzuſuchen, die von Meſtre herübergeflogen kamen, und die ſie dann in zierliche Haufen aufſetzten. Zuweilen meldeten ſie ſich als Freiwillige, um täglich einmal einem Vorpoſten Nahrungsmittel zu bringen, deſſen Wachtſtube ſich in einem Hauſe mitten im Waſſer gelegen befand. Zu demſelben führte ein ſchwanker Steg, den die Kanonen von Meſtre beſtrichen — auch zuweilen trafen, und der deßhalb der Steg des Todes genannt wurde, was aber die braven Leute nicht abhielt, ihn muthvoll, ja heiter und luſtig zu betreten, um oft, wenn eine Kugel gar zu nahe vorüberſauſte, ihre Tragkörbe hinzuſtellen und dem Feind eine unanſtändige Geberde zu machen.

Welch' treffliche Bilderbogen gäbe das Alles, wenn man nicht fürchten müßte, die Geduld des geneigten Leſers zu ermüden, indem man ihm eine ſo längſt vergangene, wenn gleich intereſſante und glänzende Zeit wieder vorführt! Schade, daß Adam das damalige Leben und Treiben auf dem Marktplatze in Meſtre nicht geſchildert, ſo viel ſich davon in ſeiner Art ſchildern ließ, denn es hätte allerdings nicht genügt, die hohe magere Geſtalt Haynau's, in ſeinem Wagen aufrecht ſtehend, darzuſtellen, man hätte auch gleich die Stentorſtimme beifügen müſſen, mit der er irgend einen Namen rief, um den Betreffenden auf den Guelfenthurm oder zum Mittageſſen einzuladen.

Für gewöhnlich ſpeiſten wir im Campanello d'oro, gleichfalls am Marktplatz gelegen, deſſen Wirth, der zugleich der Koch war, zwei Ehrenwachen erhalten hatte, die ihn Tag und Nacht nicht aus den Augen laſſen durften, weil es ſich eines Tages herausgeſtellt hatte, daß er durch farbige Fähnchen, auf ſeinem Söller aufgeſteckt, mit Malaghera korreſpondirte. Zur Strafe dafür wurde ihm aufgegeben, ſein Gaſthaus zum Beſten der Offiziere weiter zu führen, zu welchem Zwecke ihm auch General Haynau die Preiſe ſeiner unverſchämten Speiſekarte reduzirte.

Wo ſind ſie alle hingekommen, die Genoſſen und Freunde von damals! Manche blieben hier und liegen begraben dort am Rande der Lagunen, wo wir eben vorüberfahren — Manche, die Meſtre voll der ſchönſten Hoffnungen verließen, fielen auf den blutigen Schlachtfeldern in Ungarn, Andere, die nach den glorreichen Kämpfen und Siegen hierhin und dorthin verſtreut wurden, verſchwanden auf andere Art aus dem Leben, mir wenigſtens aus den Augen, ja ſelbſt aus der Erinnerung.

Es verurſacht ein eigenthümliches Gefühl, wenn man die dicht und grün bewachſene Landſchaft, in der Meſtre am Rande der großen Lagune liegt, verlaſſend, über jene Waſſerfläche fährt, die ſich bei jedem Umſchwung der Räder dem Auge mehr und mehr erweitert und, während die Ufer raſch zurückfliehen, ſcheinbar die Ausdehnung des Meeres annimmt. Inſeln tauchen auf, werden raſch unſerem Blicke erkennbar, um eben ſo ſchnell wieder hinter uns zu verſchwinden. Andere, in weiter Ferne mit Kirche und Thurm im Grünen liegend, ſcheinen ſich langſam zu drehen, während wir vorüberfahren, hier an kleinen, ſtillen, menſchenleeren Feſtungswerken, mitten im Waſſer gelegen, dort an ſchwarzen Pfahlgerüſten eigenthümlichſter Konſtruktion. Sonſt iſt dieſe Meeresfläche ſcheinbar ohne Leben, denn die wenigen dunkeln Boote und ſchwarzen Gondeln, die ſich ſehr vereinzelt zeigen, erhöhen, indem ſie eilfertig vorüberhuſchen, mehr den Eindruck des Verlaſſenſeins, als daß ſie eine lebendige Staffage böten, und die Oede und Stille der weiten Waſſerfläche rings um uns her wird noch mehr hervorgehoben durch ein weißes einſames Segel fern am Horizonte, das dem faſt regungsloſen Waſſerſpiegel ſo raſch als möglich zu entfliehen ſcheint, um dort zu landen, wo grüne Bäume ſind und freundliche Menſchen.

So angenehm und bequem es auch iſt, auf der über 10,000 Fuß langen und von 222 Bogen getragenen ſteinernen Eiſenbahnbrücke Venedig zu erreichen, gleich ein paar hundert Menſchen mit unzähligen Gepäckſtücken auf einmal, während ſich ein ſolcher Train früher auf viele Gondeln vertheilt haben würde, ſo war es damals doch poetiſcher. Es machte einen unvergeßlichen Eindruck, wenn man ſich

Wenn man in Mestre aussteigt, kann man sich dieses Vergnügen noch heute machen

der ſtolzen, ſcheinbar unnahbaren Venetia demüthig in einer kleinen Gondel näherte, beſonders wenn man, wie ich vor langen Jahren, das Glück hatte, an einem warmen, duftigen Frühjahrsmorgen überzuſetzen, wo feine Nebel über der Stadt lagerten, ſie längere Zeit, ſelbſt beim Näherkommen, unſichtbar haltend, während — es war gerade an einem Sonntage — die Klänge unzähliger Glocken, wie aus einer verſunkenen Stadt kommend, über das Waſſer zitterten. Allerdings iſt heute der Kontraſt noch ſchärfer und tritt Dem, der zum erſten Mal mit der Eiſenbahn hieherkommt, noch auffallender entgegen. Eben noch unter dem Eindruck des Brauſens, Pfeifens und Ziſchens der Lokomotive, des Klirrens und Dröhnens der Räder, der durch Menſchen, Pferde und Equipagen belebten Bahnhöfe ſieht er ſich plötzlich an den Rand des ſtillen Kanales verſetzt, wo ihn ſtatt lärmenden Menſchenverkehrs und Wagengeraſſels das Bild einer ſchlafenden, verzauberten Stadt empfängt. An der breiten Marmortreppe liegen ſchwarze Gondeln, andere huſchen eilfertig ohne jedes Geräuſch vorüber, drüben in den meiſten der Paläſte ſind Fenſterläden und Thüren verſchloſſen, und wo ſich in andern Städten auf den Treppen, die zu den Häuſern führen, Menſchen bewegen, Kinder ihre Spiele treiben, fluthet hier nur das ſchwach gurgelnde Waſſer über die Marmorſtufen.

Mir war es wieder einmal recht intereſſant, den erſten mächtigen Eindruck, den Venedig auf Jeden hervorbringt, auf den Zügen lieber Reiſegefährten zu leſen — das Gefühl, ſich wie in einer Märchenſtadt zu befinden, deren verblichene, farblos gewordene Paläſte gerade im Begriffe ſind, wieder unterzuſinken in das ſtille Waſſer, dem ſie durch Zaubermacht entſtiegen.

Dieſer Eindruck verſchärft ſich noch, wenn wir nun ſelbſt zwiſchen den alten Paläſten dahingleiten, ſo ſanft, ſo geräuſchlos, ſo ohne jede Bewegung. Wir können uns dabei des Gedankens nicht erwehren, als ſeien dieſe alten, ſtillen Gebäude mit ihren häufig erblindeten Scheiben und ſchläfrig zugefallenen, morſchen Läden ſchon ganz menſchenleer und als zögen die letzten der Bewohner gerade in den ſchwarzen Gondeln hinaus, um ſich irgendwo begraben zu laſſen.

Der ſinkende Abend trug auch wohl mit das Seinige zu dem ernſten, melancholiſchen, aber immerhin ergreifend poetiſchen Eindrucke bei, und dann war es wieder der Abend, der, nachdem wir flüchtig unſern Gaſthof betreten und unſer Diner genommen, beim Betreten der engen hinter den Kanälen gelegenen, meiſtens von Menſchengewühl erfüllten Straßen, uns eine ganz andere, glänzende, heitere Seite des ſtolzen Venedig gewährte.

Hier zieht ſich Laden an Laden durch die engen, mit breiten Steinplatten belegten Gaſſen; aus jedem, ſelbſt dem kleinſten, ſtrahlt heller Lichterglanz und beleuchtet funkelnd all' die hundert unnennbaren Kleinigkeiten, zeigt echtes und unechtes Gold, glitzert in falſchen Steinen und werthvollen Brillanten, beleuchtet grell gefärbte Stoffe, ſowie die Geſichter der mit aufmerkſamen Mienen durchziehenden Menſchenmaſſen.

Es iſt Sonntag, doch drängt ſich nicht gerade deßhalb die Menge, der wir folgen, ſo gewaltig nach dem Markusplatze, von wo uns Muſik entgegenſchallt, ſondern dem Gaſte zu Ehren, der ſich heute von Verona ab auf unſerem Zuge befand, hat Venedig ſein Koſtbarſtes mit Hunderten von Gasflammen geſchmückt — auch für uns eine ſehr angenehme Ueberraſchung.

Auf dem weiten Platze vor uns ſtrahlen ſämmtliche große Kandelaber in dem reichen Bouquet ihrer Gasflammen, und die Täuſchung, die mich ſchon in früheren Zeiten bei dieſem Anblick umfangen, wirkt auch heute wieder auf mich und meine Begleiter ein. Da man nämlich bei dem Blenden der Gasflammen die Kandelaberſchäfte nicht ſieht, ſo erſcheinen jene wie von der Decke herabhängende Lüſtres und vervollſtändigen ſo das Bild des rieſigſten Ballſaales der Welt, den der Markusplatz in ſeiner länglich viereckigen Geſtalt, auf drei Seiten umgeben von hohen, prächtigen Gebäuden, wozu auf der vierten die märchenhafte Pracht der Markuskirche kommt, darſtellt. Auch die luſtwandelnde, geputzte Menge trägt zu der Täuſchung bei — alle Arkaden vor den zahlreichen Kaffeehäuſern ſind dicht beſetzt, Stühle und Tiſche erſtrecken ſich von allen Seiten weit in den Platz hinein. An ihnen werden Erfriſchungen jeder Art genommen, vorherrſchend vortreffliches Gefrorenes, Zeitungen und Blumen werden feilgeboten; die Gallerien unter den Arkaden erſcheinen im reichſten Lichterſchmuck und ſind angefüllt mit einer langſam ſich fortbewegenden Menge, deren Lachen und Plaudern von der rauſchenden Muſik übertönt wird, und über Alles ſpannt ſich ein klarer, ſternbeſäter Himmel aus, eine ſo milde Luft ſpendend, daß man bis tief in die Nacht hinein mit Behagen im Freien ſitzen kann.

Auch zur Tageszeit bildet der Markusplatz den Mittelpunkt des geſellſchaftlichen Verkehrs. Venetianiſche Familien finden ſich hier, beſonders gegen Abend, ein, während wohl ſelten ein Fremder einen Tag vorübergehen läßt, ohne dem Markusplatz mehrmals einen Beſuch zu machen. Iſt doch hier, ſowie auf der anſtoßenden Piazzetta ſo viel Wundervolles zu ſehen! Die Markuskirche mit ihren Kuppeln und Spitzen, ihren Vergoldungen und Moſaiken, reichen Marmorſkulpturen und Bronzearbeiten, ein phantaſtiſcher, bunt zuſammengeſetzter, jeder ſtrengen Stilregel ſpottender Bau, und doch von ſo gewaltiger Wirkung, ſowohl was ſein Aeußeres als was ſein Inneres anbelangt. Empfängt uns doch, beſonders wenn wir aus dem hellen Sonnenlichte eintreten, eine ſo ſeltſam düſtere Märchenpracht, daß wir uns in einer ſeit unvordenklichen Zeiten verſchloſſen geweſenen Wundergrotte zu befinden glauben, welche die Schätze Tauſender von Jahren getreulich bewahrt hat; Schätze in Gold und Silber, edlen Steinen und Geweben, hier von einem ſpärlichen Lichtſchimmer beleuchtet, dort funkelnd in dem geheimnißvollen Strahle, der aus einer jener phantaſtiſch geformten Zauberlampen hervordringt, hängend an langen, ſeltſam geformten Ketten, wie wir ſie in Konſtantinopel und Damaskus geſehen. Wie Tropfſteingebilde ſtellen ſich die unzähligen Säulen aus den edelſten Marmorarten dar, die einſtens die Tempel von Griechenland, von Kleinaſien und Sizilien ſchmückend, hier zu gleicher Zeit mit manchen der alten Paläſte dieſer fabelhaften Stadt dem Meeresboden entſtiegen zu ſein ſcheinen, ein Stück jenes Grundes mit hinaufhebend, denn gerade ſo uneben, hier erhoben, dort geſenkt, fühlen wir den Moſaikboden unter unſern Füßen.

Ja, ſcheinbar ſo ſchwankend und unſicher, daß wir uns mit Behagen dem heiteren Sonnenlichte wieder zuwenden, um mit Luſt zu ſehen, wie daſſelbe heute noch mit gleicher Liebe wie vor Jahrhunderten die gewaltige Maſſe des Dogenpalaſtes umgibt, dieſes durch ſeinen luftigen Säulenunterſatz ſo einzig in ſeiner Art erſcheinende Bauwerk.

Und hier iſt Alles ſo unverändert, ſo zuſammenſtimmend mit der alten prächtigen Zeit, wo dieſer phantaſtiſche Palaſt im mauriſch-gothiſchen Stile entſtand, daß es nur ſehr geringer Einbildungskraft bedarf, um den ſchönſten Bilderbogen erſtehen zu laſſen.

Nehmen wir dazu unſern Ausblick gegen die Lagune, deren leiſe Fluth damals wie heute an den Marmortreppen ſchlief, belebt von Gondeln in der gleichen Geſtalt und Farbe, ſchauen wir an den beiden Säulen empor, deren eine den heiligen Georg trägt, die andere jenen elegant geformten Löwen, der die rechte Tatze auf das goldene Buch der Republik legt, während er drohend Kopf und Schweif emporhebt, gleich ſeinem Bruder in der Wüſte, wenn er kampfbereit iſt.

Es gibt wohl nicht leicht ein prächtigeres Sinnbild dieſer ſtreitſüchtigen, mächtigen Republik, als hier den drohenden Löwen, gegen das unferne Meer blickend. Und was hat er von ſeinem Standpunkte aus nicht ſchon Alles beobachtet! Siegreiche und beſiegte Flotten in den Hafen einlaufend, Feſte und Triumphzüge der herrlichſten Art, bunte, bewegte Menſchenmaſſen, Kopf an Kopf den Markusplatz und die Piazzetta füllend, wenn drüben an den hohen Maſten die Flaggen der drei Reiche wehten und hier vor dem Dogenpalaſte der vergoldete Bucentaur lag, um den Dogen und die Signoria aufzunehmen.

Das Alles aber ſcheint uns plötzlich wie weggefegt durch einen andern Bilderbogen düſterer Art, wo wir auf den Steinplatten der Piazzetta nichts Anderes bemerken, als im hellen Mondlichte die ſchattenhaft verzogenen Säulenformen des Dogenpalaſtes, das Licht draußen glitzernd auf der ſtillen Fluth, jetzt auf einmal unterbrochen durch eine größere, ſchwarzverhangene Gondel, der alle anderen Fahrzeuge ängſt-

Die Venetianer Gondeln sind alle schwarz angestrichen lich ausweichen und die ohne hörbaren Ruderſchlag hervorkommt aus jenem engen Kanal zwiſchen dem Dogenpalaſt und dem Inquiſitionsgebäude, über den ſich die Seufzerbrücke wölbt.

Aus ſo grellem Licht und aus ſo tiefen Schatten iſt die ganze Geſchichte der Republik gewebt, und wenn auch die handelnden Figuren mannigfaltig wechſelnd bald ein mehr, bald minder intereſſantes Bild gaben, ſo blieb doch der Hintergrund immer der gleiche.

Das iſt nun heute Alles ganz anders geworden; es gibt keinen Bucentaur mehr, aber auch keine Staatsgondeln obiger Art. Trotzdem bietet Venedig ſo viel Schönes und Intereſſantes, daß es ſich ſehr verlohnt, wochenlang hier herum zu flaniren und nach der Anleitung angenehmer und lehrreicher Bücher, wie Bädeker, Berlepſch, Gſell-Fels, genau zu ſehen, ob auch Alles noch unverändert vorhanden iſt. In 5 od. 6 Tagen hat man Alles geſehen

Für uns neu und recht empfehlungswerth fanden wir auf dem Lido die großartige Anſtalt für Seebäder, die in den letzten Jahren gebaut und vergrößert einem wirklich dringenden Bedürfniß mit Comfort und auch gerade nicht ohne Geſchmack abhilft, da die bisherigen Einrichtungen doch gar zu primitiver Art waren. Ueber den Lido hat man eine breite, mit Baumreihen beſetzte Fahrſtraße angelegt, ja man wird beim Verlaſſen der Gondel durch kleine mit Pferden beſpannte Wagen überraſcht, deren Kutſcher uns ihre Dienſte anbieten. Oben auf der Höhe, wo man einen Blick auf das adriatiſche Meer hat, ſind Reſtaurationen erbaut, ein Gaſthof, kleine Wohnhäuſer für einzelne Familien, und ſoll es ſich dort recht behaglich und nicht eben theuer leben laſſen. Auch hat man mit Anpflanzungen begonnen, ſowie ein vorhandenes ſchattiges Terrain zu einem kleinen Parke umgeſchaffen.

Auch ſonſt iſt in Venedig Manches geſchehen, um Vorhandenes zu erhalten und Schadhaftes wieder herzuſtellen, zu welchem Zwecke man auch am Dogenpalaſt große, dicht verſchloſſene Bretterverſchläge ſieht, hinter denen, wie die Tradition ſagt, gearbeitet wird, ſo lange Geld vorhanden iſt.

Ebenſo bemerkt man Reſtaurationsarbeiten an manchen Paläſten des großen Kanals; Altes, Ruinenhaftes wird wieder hergeſtellt, wie — ich möchte faſt ſagen leider — an dem ehemals ſo maleriſch erſcheinenden alten türkiſchen Bazar, der, wieder aufgebaut, in kalter, hellgrauer Farbe jetzt als großes Militärmagazin dient.

Was aber gänzlich unverändert geblieben iſt, das iſt das mir — und gewiß vielen Anderen — liebgewordene Treiben auf der Riva degli Schiavoni, dem Sammelplatz nicht nur der hier ſpazierengehenden, eleganten Welt, ſondern auch der Verkäufer aller nur erdenklichen Gegenſtände, von geröſteten Kaſtanien und Maismehlkuchen an bis zum rothen Tuch mit orientaliſchem Deſſin oder dem buntbemalten Fächer, oder der zierlichen Seemuſchel, welche der Marinaro ſeinem Sacktuche entwickelt, um ſie Dir zum Kauf anzubieten.

Dazu das gellende Geſchrei der Waſſer- und Limonenhändler, ſowie die mitunter ſo poſſierliche Zudringlichkeit der Gondeln- und Barkenführer, deren ſchwarze und bunte Fahrzeuge hier eine ſtattliche Flotte bilden!

Welche Maſſe köſtlicher Bilderbogen, wenn wir ſodann vom Markusplatze unter dem Torre dell' Orologio hindurch in die mit Menſchen belebten Mercerieen treten, um nach dem Rialto zu kommen! Welche Menge winkliger Gaſſen und Gäßchen, alle eigenthümlich und ſehenswerth, ſei es durch die hier befindlichen kleinen Läden, wo eine unglaubliche Maſſe von Dingen aller Art aufgeſtapelt iſt, ſei es durch den Blick in einen zierlichen Hof, wo Lorbeerbüſche eine Brunnenſchale umſtehen! Welch' intereſſante Ausſicht von einer jener zahlloſen Brücken in ſtille Kanäle, wo ſich beladene Barken langſam vorwärtsſchieben, oder flinke ſchwarze Gondeln unter dem kurz ausgeſtoßenen, melancholiſch klingenden Ruf ihres Gondoliere um die Ecken ſchießen; wo ehemals reiche Paläſte in dem abgeſchundenen Mauerwerk, den zerbrochenen Fenſterſcheiben und vermorſchten Läden ein ſo trauriges Bild früheren Glanzes geben, wo es uns wahrhaft überraſcht, eine helle Singſtimme zum Klange der Guitarre zu hören, oder ein friſches Mädchengeſicht zu ſehen —

und wo uns zum Ganzen viel beſſer zu paſſen ſcheint jenes ſcheibenloſe Fenſter mit dem verkümmerten Geranium und ſpärlich blühenden Nelken, oder jene Wäſchedekoration mit der originellen, platzerſparenden Art, Hemd und Hoſen ſo aneinander zu befeſtigen, daß ſie häufig vom oberen Stockwerk einen langen Streifen bis hinab zum Waſſer bilden!

Zum Rialto hin können wir nicht fehlen, auch wenn wir es verſchmähen ſollten, den im Pflaſter eingelaſſenen zwei weißen Streifen zu folgen, die uns durch das Gewirr der Gäßchen auf dem kürzeſten Wege zur Eiſenbahnſtation führen. Wir brauchen ja nur, beſonders in den Vormittagsſtunden, auf die uns Begegnenden zu achten, ſeien es Mädchen und Frauen aus dem Volk, Dienſtboten, elegant gekleidete Damen und Herren in tadelloſen Paletots mit glänzenden Cylindern, Alle irgend etwas in Körben, in Papier eingeſchlagen oder in der Hand tragend, was ſie dieß- und jenſeits der alten, berühmten Brücke gekauft, die heute nicht mehr wie zur Zeit des „Kaufmanns von Venedig“ und Shylocks als Mittelpunkt des Großhandels dient, ſondern den allerdings noch mit Goldwaarenbuden niederen Ranges beſetzten Uebergangspunkt vom Frucht- und Viktualien- zum Fiſchmarkte bildet.

Es träumt ſich mit offenen Augen nirgend ſo angenehm und behaglich als hier in Venedig, wo beſonders auf den meiſt öden Plätzen vor den größeren Kirchen ſo gar nichts iſt, was unſere Träumereien ſtören könnte, wie das anderswo durch Menſchengewühl und Wagengeraſſel ſo leicht zu geſchehen pflegt. Treten wir z. B. in die Kirche San Giovanni e Paolo, wo für jeden verſtorbenen Dogen das Todtenamt gehalten werden mußte und wo wir auf den Bronze- und Marmortafeln bedeutende Namen aus der ehemaligen Republik leſen, wie den des ſiegreichen Pietro Moncenigo, des Antonio Bragadin, der ein ſo trauriges Ende fand, nachdem er Famaguſta auf Cypern lange gegen die Türken vertheidigt, ferner die Namen Moroſini, Loredan, Vendramin und andere, bei deren Nennung die gewaltige Geſchichte Venedigs in glänzenden und düſteren Staatsaktionen, in Schlachtenbildern zu Lande und zur See ſo lebendig durch die Grabmäler illuſtrirt, vor unſerer Phantaſie vorüberzieht! Wenn wir aus dem düſtern Raume wieder in's Freie treten, ſo dehnt ſich derſelbe Himmel von damals über uns, tiefblau auf denſelben Häuſern ruhend, deren einfache oder reich verzierte Fenſter in jenen Zeiten mit Neugierigen angefüllt waren, welche der Staatsbarke entgegenſahen, deren hohen Katafalk die mit Trauerflor bedeckte Dogenmütze krönte. Es iſt hier vor der Kirche San Giovanni e Paolo meiſt ſo bedenklich ſtill und öde, beſonders Abends bei Mondſchein, wo der kleine, alterthümliche Platz mit ſeiner einzigen düſtern Cypreſſe etwas Unheimliches hat, daß man auf die beängſtigende Vermuthung kommen könnte, den hier auf ſeinem bronzenen Pferde ſitzenden General Coleoni müſſe plötzlich eine tödtliche Langeweile anwandeln, welche ihn veranlaßte, abzuſteigen, um mit den alten Bekannten in der Kirche drinnen ein kleines Geplauder zu halten. Ja — ganz im Vertrauen geſagt — das ſoll ſchon vorgekommen ſein, wie mich ein alter, etwas mondſüchtiger Maler verſicherte, der dort jenſeits des ſchmalen Kanales wohnte und mir nicht ohne ſichtliches Grauen erzählte, er habe einſt in einer Vollmondnacht das bronzene Pferd nicht nur deutlich bemerkt, ſondern auch geſehen, wie es, ſeines Reiters ledig, ungeduldig den Kopf aufgeworfen und mit dem Vorderhufe geſcharrt — — — entſetzlicher Anblick, ein herrenloſes, noch dazu ehernes Pferd in Venedig!

Eigentlich iſt dieſe Bemerkung willenlos unſerer Feder entſchlüpft, doch vertrauen wir auf die Diskretion der Leſer, von denen jeder, der hieher kommt, ähnliche Träumereien begreiflich finden wird, ſowie auch, daß nichts dieſelben mehr begünſtige, als ſolch' eine kleine ſchwarze Gondel, wie wir ſie nun beſteigen, und in welcher wir, zurückgelehnt in die Atlaskiſſen, nichts von der modernen Außenwelt ſehen, auch nichts weiter hören, als den Ruf des Gondoliere, wie er ſchon ſeit Hunderten von Jahren durch die Kanäle Venedigs hallt.

Auch ein abermaliges Anlegen des kleinen Fahrzeuges vermag uns nicht aus unſerer Illuſion zu reißen. Wir betreten den winzigen Platz vor der Kirche dei Frari und auch hier iſt die Umgebung genau dieſelbe wie zur Zeit, als Tizian hier lebte und ſtarb, ſo daß es unſerer Phantaſie durchaus keine Mühe macht, dem glänzenden Leichenkondukt des großen Künſtlers folgend, zugleich mit den ſchleppenden Roben, den wallenden Federn, leiſe klirrenden Schwertern, bunten Kirchenfahnen inmitten eines ganzen Heeres von Geiſtlichen, welche dem Dogen und der Signoria vorantreten, in die Kirche zu gelangen, wo wir dann, nachdem ſich das ganze Gepränge wie ein Nebelbild verzogen und mit Weihrauchwolken an der hohen Wölbung der prächtigen Kirche verloren hat, vor dem Grabmale Tizian's ſtehen. Canova ruht ihm gegenüber, und wenn uns neben dieſem von den koſtbarſten Denkmälern die Namen bekannter und berühmter Dogen, Staatsmänner und Generale der Republik entgegenleuchten, ſo müſſen wir geſtehen, daß der Künſtler ſo würdig als möglich beigeſetzt wurde, unter Berühmten der Berühmteſte.

Tage-, ja wochenlang kann man ſo über die ſtillen Kanäle Venedigs ziehen, in ſeinen Paläſten, Statuen, Bildern und Inſchriften leſend, wie in einem koſtbar illuſtrirten, allerdings etwas vergilbten Pergament; doch hat Alles ſeine Grenzen, nicht nur die Geduld des Leſers, ſondern auch der Raum eines Bilderbogens, weßhalb wir den vorliegenden hier mit einem zierlichen Schnörkel beſchließen wollen, indem wir unſere Fahrt beendigen bei der kleinen Kirche der Madonna de' Miracoli, die, aus weißem Marmor in reizender Frührenaiſſance erbaut, wahrlich ſowohl von Außen als von Innen ein Schatzkäſtlein reichſter und ſeltenſter Art iſt.

2.

Mag nun der Name Firenze la bella oder Florentia wirklich die ſchöne, blumenreiche, den Blumengarten Italiens bedeuten ſollen, oder mag er von Florinus, einem Häuptling der uralten Kolonie, herkommen, was ſelbſt Macchiavelli unentſchieden läßt, — genug, es verdient wohl keine Stadt der Welt ſo ſehr die Bezeichnung der ſchönen, blühenden, wie die in Rebengewinden, Steineichen, Lorbeerbüſchen und Blumen gebettete Arnoſtadt.

Alles hier iſt prächtig, farbenreich und gerade ſo, als müßte es der Sonne ganz beſonderes Vergnügen gewähren, ſich verſchönernd und ſegnend darüber auszubreiten, was ſie denn auch mit ſo ſichtlichem Wohlbehagen thut, daß ſelbſt die altersgrauen, runzlicht und verwittert anzuſchauenden Berghöhen rings umher roſig angehaucht erſcheinen im Abglanz der blühenden Schönen da unten, und im ſtolzen Bewußtſein, nicht nur der gleichen Familie anzugehören, ſondern ſchon in unvordenklichen Zeiten die Wiege der ſchönen Florentinerin, ſie ſchützend vor den kalten Schneewinden von jenſeits der Berge, umſtanden zu haben.

Und welch' reizende Spielzeuge haben die ſonſt ſo ernſten Höhen um das verwöhnte Kind aufgeſtellt, damit es nur Hübſches ſehe, wohin es auch ſeine Blicke wende! Wie haben ſie ſich ſelber geſchmückt vom Scheitel bis zur Sohle! Unten, in einem dichten Gewirre von Rebgewinden und allerlei Grün ſtehend, ließen ſie freundlicherweiſe einen weiten Kranz um die Stadt frei, deſſen ſchimmernde Blumengärten mit Tauſenden duftiger Roſen, mit allen den glückſelig blühenden, vielfarbigen Kindern milder Luft und warmen Sonnenſcheins eine reiche Guirlande bilden um die kunſtreich erbauten und mit ſtarken Thürmen bewehrten Stadtmauern, um ſo deren ernſte Miene freundlich zu verdecken und ſie mehr in Einklang zu bringen mit jenen heiteren Höhen rings umher, die in reicher Abwechslung das ewige Grün der dunklen Lorbeerbüſche und Steineichen, der helleren Olivenpflanzungen zwiſchen ſchwarz-grünen Cypreſſen zeigen, und wo aus dieſen verſchiedenartig gefärbten Boskets von Terraſſen, auf Vorſprüngen, bei kleinen Thälern und ſanften Geländen Hunderte von kleineren und größeren Villen hervorleuchten zwiſchen alten, ernſten Kaſtellen, ausgedehnten Kloſtergebäuden, Kirchen und Kapellen, deren Umriſſe hoch oben ſich ſcharf an dem dunkelblauen Himmel abgrenzen.

Aber auch noch ein anderes großartiges Spielwerk hat der ernſte Appennin ſeinem Schooßkinde verliehen: die raſche Fluth des Arno, der an den Häuſerreihen vorbei luſtig dem unfernen Meere entgegenzieht und ſich häufig als wilder, unartiger Gebirgsſohn aufführt, wenn er von einem tüchtigen Gewitterregen übermüthig gemacht, brauſend und ſchäumend an den beiderſeitigen Kaimauern dahinraſt. Aber auch wenn er träg und langweilig dahinſchleicht, und im Flußbette kleine, kieſige Inſeln entſtehen läßt, ſo trägt doch ſein Lauf außerordentlich viel dazu bei, der ſchönen Stadt ein heiteres, ja prächtiges Anſehen zu geben. Wie ſtolz und gewaltig erſcheinen uns die Brücken, unter deren kühn geſchwungenen Bogen er dahinrauſcht, wie läßt uns ſein Lauf einen Blick thun in die prächtige Stadt, die, während ſich dort rechts und links gewaltige Häuſermaſſen dicht aneinanderdrängen, hier ſo weit geöffnet vor uns liegt!

Wir ſehen die ſchönen breiten Kais von Oſt nach Weſt die ganze Stadt durchziehen, den Lung-Arno bildend, dieſe Verkehrsſtraße und Promenade der eleganten Welt.

Florenz liegt hier vor uns wie ein aufgeſchlagenes, reich illuſtrirtes Buch, in dem es ergötzlich zu leſen iſt, wie die älteſte und alte Zeit der neuen und neueſten ohne ſchroffe Uebergänge die Hand reicht, wo uns die feine Drahtbrücke dort oben durchaus nicht unpaſſend oder ſtörend erſcheint neben der gewaltigen Maſſe der Porta San Nicolo mit ihren rieſigen Thor- und Fenſterbögen, wo uns der neugeſchaffene, herrliche unterhalb San Miniato liegende Platz Michel Angelo mit des großen Meiſters koloſſaler Davidſtatue in Bronze, umgeben von Blumenanlagen, ſammt dem neuen, weithin ſichtbaren Kaffeehauſe neben dem Cypreſſenhain, in dem das alte Kloſter San Salvator liegt — ja, wo uns dieſe ganze Schöpfung der neueren Zeit mit ihren breiten, ſanft anſteigenden Wegen und den modernen Zuthaten von Gartenbänken und Gaskandelabern nicht im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint mit jenem gewaltigen Thurme des Palazzo Vecchio, der, viereckig ſchlank aufſteigend, ſeine ſchweren krenelirten Zinnen trotzig wie einen Streitkolben über die Stadt erhebt.

Nur wenn wir auf der weſtlichſten der ſteinernen Brücken, auf dem Ponte Carraja, ſtehen, ſcheidet der Arno die alte von der neuen Zeit, indem er ſie gleichſam mit ſeinen Fluthen auseinanderhält. Denn während zu unſerer Linken an zahlreichen Läden, modernen Paläſten, an den vielen eleganten Gaſthöfen vorbei der Strom geputzter Spaziergänger und glänzender Equipagen zieht, fluthen die Waſſer auf der rechten Seite an den nicht von Steindämmen geſchützten Häuſern dahin, welche eng und winklig zuſammengebaut mit abgebleichten und theilweiſe verwitterten Mauern, ſtark vorſpringenden Erkern und Gängen, ſchmalen Fenſtern und maſſigen Geſimſen, die zur Beobachtung und Vertheidigung eingerichtet waren, die alte Zeit gegenüber der neuen repräſentiren und zugleich ein treues Bild des älteſten Florenz geben; hier die Volksherrſchaft, dort die Herrſchaft der Patrizier und adeligen Geſchlechter, hier Guelfen, dort Ghibellinen.

Wenn wir nun einen Bilderbogen des heutigen Florenz entwerfen wollen und zu dieſem Zweck ſeine Straßen durchſchreiten, oder den Stadttheil am rechten Ufer des Arno außerhalb der Thore umwandern, oder den am linken Ufer, indem wir den neuen prächtigen Weg benutzen, der ſich von der Porta Romana ſanft über die Hügel vorbei an dem obenerwähnten Platz Michel Angelo und von dieſem wieder hinab nach der Porta San Nicolo zieht, ſo müſſen wir geſtehen, daß hier im Laufe der wenigen Jahre, während welcher Florenz Hauptſtadt des einigen Italiens war, Staunenswerthes, ja Unglaubliches geſchaffen wurde.

Man hat auf jener erſterwähnten, nördlichen Seite die hohen Mauern niedergelegt, die alten, noch davor befindlichen Gräben ausgefüllt und von der Porta Santa Croce bis zu den Cascine, wohl eine Miglie lang, eine breite Ringſtraße gezogen, mit Baumreihen bepflanzt, mit vortrefflichen Fahr- und Fußwegen, kleinen, blumenreichen Squares, und großen, mitunter prachtvollen Neubauten. Alles dieß iſt von eben ſo kundiger, als freigebiger Hand geleitet worden, und um alte Bauten oder Denkmale des ehemaligen Florenz, wie der Triumphbogen vor Porta San Gallo oder die alte Fortezza, überhaupt ſämmtliche Thore mit ihren hiſtoriſchen Erinnerungen, zu erhalten und ſie doch wieder nicht zu ſchroff den hellen Neubauten gegenüber erſcheinen zu laſſen, hat man zu einem Mittel gegriffen, würdig des ſchönen Florenz, das heißt, man hat ſie mit Blumengärten und Anlagen umgeben, welche nun die alten düſtern Mauern ſo freundlich einrahmen, wie ein blühender Kranz das Bild eines verehrten Ahnherrn umgibt.

Beſonders hübſch macht ſich in dieſem Sinne die alte Veſte, wo man nicht nur an der Ecke einer vorſpringenden Baſtion in Stein gehauen das medicäiſche Wappen ſieht, ſondern wo auch die Mauerquadern abwechſelnd die berühmten Kugeln, vielmehr Pillen, zeigen. Die Courtinen dazwiſchen beſtehen aus röthlichen Backſteinen, die ehemalige Warte, die heute als Waſſerthurm dient, zeigt eine hellere Färbung, die Säulen und Bogen der Thore ſind aus weißem Marmor, und da nun das Ganze umgeben iſt von einer geſchmackvollen Anlage, zwiſchen deren immergrünen Sträuchern bunte Blumenbeete hervorleuchten, ſo gewährt es das heitere Bild eines glückſeligen Alters.

Auch der ehemalige engliſche Friedhof, vor Porta Pinto gelegen, iſt in ähnlicher Art behandelt und deßhalb durchaus keine Verunzierung des breiten Boulevard. Auf einer kleinen Erhöhung liegend, hat man denſelben mit ſenkrechten Strebemauern umgeben, über welchen nun die ſchönen Monumente, meiſtens in weißem Marmor, aus einem kleinen Wäldchen von Cypreſſen hervorblicken, was einen eigenthümlichen, dem grandioſen Charakter der Landſchaft vollkommen entſprechenden Eindruck macht, denn von dieſem Friedhof hat man einen freien Blick auf jene ernſten, prächtig gefärbten Bergformen, die von dem alten Fieſole gekrönt ſind, deſſen mächtiges Franziskanerkloſter an Stelle der ehemaligen Akropolis der uralten Etruskerſtadt Faesulae, mit Reſten alter cyklopiſcher Mauern die höchſte Spitze des Berges einnimmt. Freundlicher gruppiren ſich weiter unten Maſſen ſo dicht geſäter Landhäuſer und Villen, daß man glauben könnte, eine zweite, weitläufig zwiſchen Gärten angelegte Stadt ziehe ſich hier die Höhen hinauf. Entzückend iſt aber auch der Blick an jeder

Biegung der ſchön angelegten Straße, bei jedem Schritte, den man aufwärts ſteigt: auf das Arnothal mit ſeinen ſchönen, ſanften Berghöhen im Hintergrunde, gegen Weſten auf die tiefblauen, zackigen Bergſpitzen von Carrara, gen Norden in die minder belebt erſcheinenden Thaleinſchnitte der Apenninausläufer mit ihren wildromantiſchen Partieen, deren Charakter noch erhöht wird durch uralte Kirchen und Kapellen auf den Höhen und durch die ruinenhaft erſcheinenden Ueberreſte mächtiger, viereckiger, mit Thürmen bewehrter Kaſtelle, die Wappen und Namen berühmter florentiner Geſchlechter tragend, welche meiſtens mit der blutigen Geſchichte der Republik verknüpft, uns gewiß Schauerliches zu erzählen wüßten.

Welch' genußreiche Stunden hat es mir verſchafft, hier in den Bergen umherzuſchweifen, wo man auf jedem Schritte Neues und Schönes zu bewundern hat, bald eine herrlich gelegene Villa mit ſtolz vorgeſchobener Terraſſe, bald die reiche Vegetation, die ſie umgibt, bald Einblicke in liebliche Gärten, wo heute noch, Ende November, Hunderte von Roſen blühen und neben tiefrothen Malven und andern herbſtlichen Blumen Chryſanthemum in einer Farbenpracht und in ſo üppiger Größe der Blumen ſchimmert, wie ich nie etwas geſehen!

So ſtörend uns dabei auch wohl die hohen Gartenmauern erſcheinen mögen, zwiſchen denen wir aufwärts gehen, ſo bieten doch auch dieſe wieder reiche Abwechslung durch die mannigfaltigen und oft prächtigen Einfahrten mit den meiſtens breiten Gitterthoren, welche einen Blick auf die hübſchen Villen und Caſini geſtatten, die wir auch in den meiſten Fällen ungehindert betreten können, um an irgend einer Stelle des Gartens oder auf dem Platz vor dem Hauſe durch einen jener wundervollen Ausblicke auf das Thal von Florenz, auf die ſchimmernde Stadt mit ihrer grauen Domkuppel überraſcht zu werden.

Sie haben etwas unbeſchreiblich Liebliches und Charakteriſtiſches, dieſe kleine Villen und Bauernhäuſer. Man fühlt ſich in ihnen gleich ſo heimiſch, daß man dableiben möchte in der milden, reinen Luft und in der ſo wohlthuenden tiefen Stille und Einſamkeit. Irgendwo eröffnet ſich allerdings, wie wir eben ſchon bemerkt, von der Balkonthüre, von einer Veranda oder aus einer Lorbeerlaube die Ausſicht auf's Thal, auf die Stadt, auf die langgeſtreckten Rauchmaſſen der tief unten vorbeiziehenden Lokomotive und ſomit auf das geräuſchvolle Treiben der Welt, aber wenn wir wollen, laſſen wir die Ausſicht ſchwinden und ziehen uns auf den kleinen, ſchattigen Platz hinter der Villa zurück, der, umſtanden von Cypreſſen und buſchigen, immer grünen Eichen, für ſich ſelbſt einen kleinen italieniſchen Bilderbogen darſtellt. — Vielleicht ſtehen hie und da ein paar, wenn auch nicht immer korrekt gearbeitete Marmorbilder und „ſeh'n Dich an", häufig finden wir auch Veranden, deren Gitterdach „auf Säulen ruht", wogegen, was „im tiefen Laub die Goldorange" anbelangt, dieſelbe ſich in der Umgegend von Florenz ſeltener zeigt, weßhalb wir uns mit Citronen begnügen müſſen, die aber auch nicht frei wachſen, ſondern in jenen echt italieniſchen, aus Thon gebrannten röthlichen Vaſen, jenen rieſigen Blumentöpfen — wenn man ſie ſo nennen könnte — die man in gleicher Schönheit der Form durch alle Größen in den Gärten findet.

Wir ſehen die gleiche Form von Vaſen, die Tazze di Impruneta, ſo genannt nach dem Orte, wo ſie gebrannt werden, ſchon auf alten Bildern, wo ſie ſo vortrefflich zuſammenſtimmen mit jenen dahinwandelnden Damen in langen, buntfarbigen Gewändern mit bauſchigen Aermeln, den ſchlanken Hals von weißer Spitzenkrauſe umſchloſſen, auf dem Kopfe ein kleines Sammtbarett mit herabhängender Feder, oder mit der ſchlanken Geſtalt jenes jungen Kavaliers im Seidenwamms und Sammtmantel, der, an einer ſolchen Vaſe lehnend, in die Saiten der Mandoline greift.

Den Charakter jener Zeit haben die Gärten in und bei Florenz, ſowie die vielen größeren und kleineren Villen noch ſo vollkommen bewahrt, daß man ſich in manchen derſelben des Gedankens nicht erwehren kann, die ganze heitere, leichtſinnige, glänzende, zur Staffage ſo nothwendige Geſellſchaft mit ihren Mandolinen und ihrem Ballſpiele, ihren Degen und den mit Pfauenfedern beſetzten Spiegelfächern, ihren zierlichen, neckiſch vorausſpringenden Windhunden ſei eben dort um die Ecke jener hohen Taxuswand gezogen, und wenn man ſich mit einiger Phantaſie den Raſenplatz dort zwiſchen Lorbeerbüſchen mit ſeinen Marmorbänken und Figuren vergegenwärtigt, ſo glaubt man heiteres Lachen zu hören, Saitenklänge und Geſang von ſchönen Lippen.

„In foco amor mi mise -
Lo mio sposo novello,
Quando l'anell' mi mise
L'agnello amorosello . . .“

Wenn man die an ſolchen Zeugen ſo reiche Umgebung von Florenz durchſtreift, ſo lebt man ſich in eine ſolch' romantiſche Stimmung hinein, daß man ſich gar nicht wundern würde, von einem jener verfallen erſcheinenden Kaſtelle der Medicis, der Salviati, Mozzi oder Albizzi einen glänzenden Reiterzug herabkommen zu ſehen. Zuweilen ſtehen am Wege uralte Heiligenbilder, zu denen wieder die daherziehenden Kapuziner mit ihren ſacktragenden Eſeln ſo trefflich paſſen, daß man ſich ſelbſt für einen irrenden Wanderer aus jener alten Zeit halten möchte und faſt geeignet wäre, den frommen Bruder nach einer ruhigen Herberge für die kommende Nacht oder um den richtigen Weg zu fragen.

Faſt ſo erging es uns eines Tages beim Umherſchweifen zwiſchen jenen Bergen, wo wir auf Umwegen die Straße nach Fieſole ſuchten und von einem gutmüthigen Frate in brauner Kutte mit mächtigem Bart, der am Wege ſaß und etwas an ſeinem Schuhzeug flickte, die Weiſung erhielten, uns dort bei jener kleinen Kapelle wieder links und aufwärts zu wenden, wo wir einen etwas ſteinigen Pfad finden würden, der weiter oben in die geſuchte Straße münde. Einige Miglien ſei es allerdings noch bis auf die Höhe des Berges, von wo man Fieſole vor ſich liegen ſehe, meinte er und gab uns dabei noch den praktiſchen Rath, ſtets gegen die ſchon abwärts ſinkende Sonne unſere Richtung zu nehmen.

Bald hatten wir den verſprochenen ſteinigen Pfad erreicht, der obendrein noch ſehr ſteil und ſtellenweiſe von Regengüſſen ausgewaſchen, faſt unwegſam war. Jeder Rückblick aber belohnte unſere Anſtrengungen reichlich, denn man kann ſich nichts Schöneres denken, als von oben geſehen die verſchiedenen Abzweigungen dieſer ſich ſanft in's Thal ziehenden, ſo mannigfaltig gefärbten Hügelwellen, beſonders gegen Südweſten, wo ſich hinter einem im bläulichen Schatten liegenden, tieferen Thale die Höhen bei San Clemente und Muscoli, mit ein paar maſſigen, kaſtellartigen Villen gekrönt, in ſo dunklen und ſcharfen Konturen von dem hellen, ſonnbeglänzten Himmel abhoben, daß man die feinſten Linien des Mauerwerks, das Geäſte rieſiger Pinien auf's Deutlichſte ſah. Auch hatten wir hier noch einen herrlichen Blick auf Florenz, und von zwei dunklen Höhenzügen begrenzt, ſchimmerten, von hier aus geſehen, ſeine Paläſte, Thürme und Kuppeln, wie aus Stahl und Silber gebildet.

Nachdem wir noch eine Strecke aufwärts geklettert waren, erreichten wir endlich den uns vom Frate verheißenen Weg, eine ziemlich breite, etwas ſandige und ſteinige Straße, die in ſehr weiten Zickzacklinien vom Thale durch Rebenpflanzungen, dann durch Olivenwald bis heraufführte, um hier in ein Dickicht junger Cypreſſen einzutreten, mit denen der ganze Bergrücken bedeckt zu ſein ſchien. Wir folgten der Straße, die, obgleich häufig von Weſten ablenkend, ſich doch ſtets wieder der Sonne zuwandte, deren ſchon bedenkliches Sinken uns mit einiger Beſorgniß, allerdings nur der Dunkelheit wegen, für die noch ziemlich weite Strecke nach Fieſole erfüllte.

Und doch war es eine Luſt, bei den ſchräg einfallenden goldenen Abendſonnenſtrahlen durch dieſen ſeltſamen Wald zu gehen, der mit den gerade aufſtrebenden, ſo gänzlich regungslos daſtehenden, ernſten, dunkeln Bäumen — kein Luftzug vermochte die feinen Zweiglein zu bewegen — wie verzaubert erſchien und ganz das Anſehen hatte, als umgäbe er die Burg des gefürchteten Rieſen im Märchen. — Auch die Färbung hier oben war ſo eigenthümlich, ſo ganz, als wolle ſie uns auf etwas Außerordentliches vorbereiten, das uns bei irgend einer Biegung des Weges entgegentreten werde. Die hellgelbe Farbe des Weges ſowie des Bodens kontraſtirte mit den ſchwärzlichen Geſtalten der hier faſt ohne Unterholz wachſenden Cypreſſen, zwiſchen deren Kronen der Himmel mit dem tiefſten, ſatteſten Blau durchblickte, während er im Weſten glühte und flammte im Widerſchein der ſinkenden Sonne.

Ja, es hatte ſeine Richtigkeit, wir befanden uns in einem Zauberwalde, mit lebloſen, aus glänzendem Metall geformten Bäumen, auf einem trügeriſchen Wege, der ſcheinbar über die Höhe führte, aber ſtets nur um dieſelbe herumlief, und jetzt, wo wir einen Moment aufblickend ſtehen blieben, vernahmen wir über uns ein ſonderbares Dröhnen, Klingen, Klirren und Poltern, wie etwas, das auf uns herabrollt und rauſcht, ſo daß wir unwillkürlich und um ſo raſcher zur Seite traten, als wir, während das Getöſe ſtärker wurde, farbige und leuchtende Gegenſtände erblickten, deren Weſen wir uns erſt zu enträthſeln wußten, als vor uns bei der nächſten Ecke des Weges Reiter in Uniform erſchienen, ein paar eifrig in Karten ſtudirend, andere zuſammen plaudernd, denen alsdann die ſchweren Geſchütze und Fahrzeuge einer kompleten Batterie folgten, die wahrſcheinlich hier in den ſteilen Bergen einen Uebungsmarſch gemacht hatte.

Unſere Frage, ob wir auf dem richtigen Wege nach Fieſole ſeien, wurde allerdings freundlich bejaht, aber hinzugeſetzt, daß wir noch verſchiedene Miglien bis dorthin hätten, weßhalb wir beſchloſſen, zunächſt auf der nicht mehr entfernten Höhe des Bergzuges freie Ausſicht zu ſuchen, um dann nach Ermeſſen weiterzugehen oder zurückzukehren. Da auch die Cypreſſen bei unſerem weiteren Aufwärtsſteigen immer dünner und ſpärlicher erſchienen, ja, jetzt mit verkrüppeltem, magerem Tannenholz vermiſcht, ſo hofften wir an der nächſten Biegung des Weges endlich den erſehnten Ausblick zu haben. Hoch genug waren wir wenigſtens dazu emporgeſtiegen. Tief unter uns vernahmen wir noch allmälig verhallend das Gepolter der abziehenden Artillerie, die Stille und Einſamkeit übte wieder ihre Macht auf uns aus und ließ es uns um ſo ſeltſamer empfinden, als wir, die nächſte Biegung umſchreitend, plötzlich die hohen Mauern und gewaltigen Zinnen eines Kaſtells vor uns liegen ſahen, deſſen krenelirte Bruſtwehren, vorſpringende Erker, ſowie der mächtige Thurm mit ſeiner trotzigen Mauerkrönung ſo ſcharf und unverſehrt erſchienen, als hätten die Bauleute vor Kurzem erſt die letzte Hand daran gelegt. — Vielleicht trug auch der Glanz der Abendſonne, die das Schloß voll beſchien, ſowie unſere Ueberraſchung mit zu dieſem Eindrucke bei, der ſich aber noch erhöhte, als wir nähertretend die wohlgefügten glatten Mauern ſahen, nirgend etwas Zerſtörtes oder Verwittertes, nirgendwo vorwitziges Grün oder rankende Schlingpflanzen, wie an anderem ähnlichen Gemäuer, vielmehr Alles blank und leuchtend wie ein Phantaſiebild, wie ein Zauberſchloß, trotzig, wie die Burg des Blaubartes. Ja, es hätte nur noch gefehlt, daß wir droben auf dem Wallgange bärtige Hellebardiere in Pickelhaube und Panzer, oder hoch auf dem Thurme eine Mädchengeſtalt in weißem Schleier erblickt hätten, die händeringend den ſo unvermuthet erſchienenen Fremden ein Zeichen gegeben hätte, zu ihrer Rettung herbeizueilen.

Ebenſowenig aber als eine ſolche Staffage bemerkten wir beim Umſchreiten eines guten Theils der Mauern die Spur irgend welchen Lebens oder den Eingang. Lautloſe Stille lag um die hohen Mauern und das ganze gewaltige Schloß ſchien uns ſo verlaſſen zu ſein, daß wir endlich um ſo verwunderter an einer ſchmalen Pforte die einladende Inſchrift fanden: „Man läute dem Portier.“

Sehr begierig, ob unſer Anläuten irgend welchen Erfolg haben würde, zogen wir die Glocke und mußten ziemlich lange warten, bis wir leiſe Schritte nahen, dann das Schloß öffnen und die Riegel zurückſchieben hörten. Auf's Angenehmſte wurden wir überraſcht durch den Anblick einer jungen, ländlich gekleideten, hübſchen Frau mit einem Kinde auf dem Arm, die unſere Frage nach dem Namen des Schloſſes mit: „Caſtel Vincigliata“ beantwortete und uns ermüdeten Wanderern bereitwillig den Eintritt geſtattete.

Nicht ohne Abſicht haben wir durch eine etwas umſtändliche Schilderung unſeres Spazierganges dem Auffinden des Kaſtells eine Wichtigkeit beigelegt, die der Leſer begreiflich finden wird, wenn wir noch für Den, der längere Zeit in Florenz verweilt, die dringende Aufforderung beifügen, das Schloß zu beſuchen. Von der Porta Pinti fährt man in einer kleinen halben Stunde nach San Martino, wo der oben erwähnte Zickzackweg mündet, doch iſt es rathſam, ſich bei dieſem Ausfluge mit einem Permeſſo zu verſehen, der auf's Bereitwilligſte von dem Wiederherſteller und kunſtſinnigen

Beſitzer der alten Burg Mr. Temple Leader ertheilt wird. Ein anderer Weg führt über die in der Nähe von Vincigliata liegende Villa des Letzteren, und wird auch die Erlaubniß zur Benützung deſſelben gleichfalls gerne gegeben.

Der Name des Kaſtell Vincigliata erſcheint ſchon in einer im Centralarchiv von Florenz befindlichen Urkunde aus dem Jahre 1039, wo ein Beſitzer deſſelben mit den Fratelli di San Martino einen Handel abſchloß, bei dem die Tauſchobjekte ein Stück Land gegen einen goldenen Ring und ein Pferd waren. Unter den verſchiedenen Familien, die das Schloß nach und nach beſaßen, ſind wohl die bemerkenswertheſten die Albizzi und Aleſſandri; doch ſcheint die Burg ſchon früh in Verfall gerathen zu ſein und weiß man nicht einmal genau, wann und aus welcher Veranlaſſung ihre feſten Mauern zu jenem Trümmerhaufen zuſammenſanken, der trotz ſeiner ſchönen Lage und Fernſicht als ſehr entlegen nur hie und da von Fremden beſucht wurde. Dieſes alte Schloß wieder aufzubauen, war eine kühne, wenn auch etwas abenteuerliche Idee, doch verdient dieſelbe in hohem Grade Anerkennung, da Mr. Leader weder die ungeheuren Koſten, noch Zeit, noch unglaubliche Mühe ſcheute, das alte Kaſtell mit gewiſſenhafter Benützung des Vorhandenen und unter emſigſter Nachforſchung alles darauf Bezüglichen wieder aufzurichten.

Wenn man will, iſt es eine Laune, eine Spielerei, aber eine großartige und dankbar anzuerkennende. Dient es doch nicht nur zum Vergnügen, ſondern auch zur Belehrung, etwas von jener alten, gewaltigen Zeit wieder ſo treu hergeſtellt zu ſehen, daß uns zu einem vollkommen ausgeführten Bilde derſelben nichts mehr fehlt, als den Schloßhof angefüllt zu ſehen mit dem kriegeriſchen oder auch feſtlich glänzenden Leben, vielleicht unter Fackellicht bei Nacht in unruhiger Bewegung, in dem Augenblicke, als ſich Rinald von Albizzi mit wilden Verwünſchungen aus dem Sattel ſchwang, um hier oben eine kurze Nachtruhe zu halten, ehe er, nach der Zurückberufung des alten Cosmus von Medicis, in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, nun ſelbſt in die Verbannung gehen mußte.

Unſere weitere Tour nach Fieſole mußten wir, der ſpäten

Stunde wegen, aufgeben, machten aber den Weg ſpäter noch einmal umgekehrt, was wir auch Anderen anrathen möchten. Man fährt in dieſem Falle von Florenz nach Fieſole hinauf, wandert von dort in drei Viertelſtunden mit prachtvoller Ausſicht auf den Apennin, ſowie auf das Arnothal nach Vincigliata und kehrt dann über San Martino zurück; eine angenehme und höchſt lohnende Tagesfahrt.

Als Florenz die Hauptſtadt Italiens wurde und die Erwerbung Roms noch in weitem Felde lag, ſparte man, in richtiger Würdigung der ſchönen Kapitale des nun geeinigten Reiches, keine Koſten, um ſie ihres Namens „Firenze la bella“ auch in manchen bisher noch vernachläſſigten Theilen werth zu machen, und zugleich Platz für den Menſchenſtrom zu gewinnen, der ſich in natürlicher Folge hierher ergoß. Deßhalb fielen die beengenden Mauern und wurden vor denſelben neue, luftige, elegante Quartiere angelegt, deren Vollendung jetzt allerdings etwas in's Stocken gerathen iſt, ohne aber deßhalb einen unangenehmen Anblick zu bieten. Denn das Municipium von Florenz war weiſe genug, vorher oder gleichzeitig mit den Neubauten nicht nur Kanäle, gut gepflaſterte Wege und Gasbeleuchtung herzuſtellen, ſondern auch ſchöne Baumreihen, ſowie die dazwiſchen liegenden Squares anzulegen; ein Verfahren, woran ſich die Väter mancher unſerer Städte ein Beiſpiel nehmen könnten! Denn wie häufig ſieht man bei uns fertige Straßen, die noch gar keine Straßen ſind, ſondern nur ein Chaos von Schmutzlachen und Waſſerpfützen, halsbrecheriſche Defilés ohne irgend welche Beleuchtung, obendrein noch verbarrikadirt durch Plankenwerk oder vorläufig liegengebliebene Erdhaufen!

Hier in Florenz ſind auch viele der alten und neuen Plätze in kleine, hübſche Gärten verwandelt worden. Wir nennen nur die Piazza d'Azeglio, San Marco und dell' Independenza, die reizend angelegt, mit bequemen Sitzen verſehen, im Schmuck der immergrünen Pflanzen wahrlich eine Wohlthat für die Bewohner der umliegenden Häuſer, ſowie für den müdgewordenen Fremden ſind.

Auch den jetzt ſo prächtigen Platz von Santa Croce erkennt man kaum wieder mit der neuen, weithin leuchtenden Faſſade der Kirche, die, in edlem Stile gehalten, aus weißem Marmor beſteht und mit einem reichen Portale geſchmückt iſt. Das gewaltige Standbild Dante's davor, umgeben von alten, maleriſchen, auf's Sorgfältigſte wiederhergeſtellten Häuſern und kleinen Paläſten, gibt uns ein nicht unfreundliches, doch ernſtes Bild, wozu wohl die Haltung des großen Dichters, wie er zürnend ſich von der Stadt abwendet, die ja gerade zur Zeit ihrer größten Machtentfaltung dieſen ihren berühmteſten Sohn ausgeſtoßen, mit beitragen mag.

Das ſchönſte Werk dieſer neuen Stadtverbeſſerungen iſt übrigens der früher ſchon erwähnte, neu angelegte Weg für Wagen, Reiter und Fußgänger vor Porta Romana, ſanft den Hügel anſteigend und dieſem im weiten Halbkreiſe bis wieder hinab zu Porta San Nicolo folgend. Mit dem ganzen Namen Viale de' Colli genannt, hat er in ſeinen einzelnen Theilen verſchiedene Benennungen: Via Michel Angelo, Macchiavelli, Piazzale di Galilei ꝛc.

Der Weg ſelbſt iſt wohl über hundert Fuß breit, auf's Beſte chauſſirt, mit zwei Reihen immergrüner Eichen bepflanzt, auf deren beiden Seiten ſich mit Platten belegte Trottoirs für die Fußgänger hinziehen; ſeine ganze an vier Miglien lange Strecke iſt überdem noch mit Gaskandelabern beſetzt, die, weit entfernt, nur zum Staate da zu ſein, ſogar in ſolchen Nächten angezündet werden, wo Mondſchein im Kalender ſteht.

Eine Menge ſchöner Villen ſind ſeit Anlegung dieſer Straße den vorher ſchon zahlreichen noch angefügt worden, mitunter prächtige Landhäuſer, von denen wir nur eines der neueſten Zeit anführen wollen, die Villa Oppenheim, die wegen ihrer Bauart im Aeußern, beſonders aber wegen ihrer eben ſo reichen als geſchmackvollen Ausſchmückung im Innern, Jedem, der ſich für dergleichen intereſſirt, auf's Dringlichſte zum Beſuche anempfohlen wird. Der kunſtſinnige Beſitzer, der mehrere Jahre im Orient lebte, hat in einigen Gemächern die bunte mauriſche Pracht mit Behaglichkeit verwendet; in Florenz ſelbſt fand er die gediegenſten Vorbilder der Renaiſſance, und um mit dem Ballſaal den glänzenden Toiletten unſerer Zeit gerecht zu werden, wandte er dort die ganze

Pracht des Rococoſtiles an, mit der reichen Vergoldung, den glänzenden Spiegeln, zwiſchen welchen trefflich gemalte Frauengeſtalten hervorſchauen, den bunten venetianiſchen Kriſtalllüſtren — ein Enſemble, das im Glanze zahlreicher Lichter einen wundervollen Anblick bietet. Voll beſter Stimmung iſt eine Halle im erſten Stockwerke, dem gewöhnlichen Aufenthalte der Familie, mit dunklem, geſchnitztem Ameublement, mit hochlehnigen Stühlen und zierlichen Tiſchchen, beſonders aber mit Ruheſitzen an den beiden langen Wänden, wo unter ſchweren Baldachinen reizende Plauderwinkel ſind. Täuſchende Lichteffekte ſind hergeſtellt durch die Ausſchmückung von Gemächern mit blauer oder tiefgelber Seide, welche Mondlichtwirkung und Sonnenſchein hervorbringen, wie wir Aehnliches in der berühmten Amalienburg des nymphenburger Parkes bei München nicht beſſer geſehen haben. Der Architekt des Baues, Herr Comparini, ein noch junger Mann, hat mit dem Gebäude ſelbſt gleichſam eine ſchöne und praktiſche Schale hergeſtellt, welche der Reichthum des Beſitzers auf's Eleganteſte auszufüllen vermochte. Von den älteren Villen, die abſeits liegen blieben, führen Verbindungswege, häufig mit großartigen Portalen, auf die Viala. Ein Landhaus grenzt mit ſeinem Garten an das andere, dazu kommen noch Reſtaurationen und Vergnügungsorte aller Art, weßhalb man glauben könnte, durch eine etwas weitläufig gebaute Vorſtadt von Florenz zu fahren; eine Vorſtadt, mit Grün und Blumen durchflochten, terraſſenförmig die Höhen hinangebaut, bei jeder Wendung des Weges mit wundervollen, ſtets wechſelnden Ausblicken auf das Arnothal, deren jeder ein für ſich abgeſchloſſenes, reizendes Bild gibt.

So tritt jetzt für einen Augenblick, hinter einem ländlichen Vordergrunde von Bauernhäuſern, zwiſchen Reben, Oliven und Lorbeer verſteckt, Fieſole hervor mit ſeinen grauen Mauern; die nächſte Biegung der Straße läßt es verſchwinden, um uns gleich darauf im dunklen Rahmen eines ſchroffen Einſchnittes den florentiner Dom zu zeigen — nur die Kuppel, aber dieſe in wunderbarem Glanze, vom Golde der Abendſonne übergoſſen; bald wieder liegt die ganze prächtige Stadt mit dem ſchimmernden Fluſſe vor unſern Augen, um ſich im nächſten Momente, gleich einer wandelnden Dekoration, auf's Neue unſern Blicken zu entziehen, welche, alsdann wieder hinſchweifend über die Berghöhen, gern auf einem einſamen Thurme haften, den ein Bekannter uns als Torre di Galilei bezeichnet.

Später, während ſich links am Abhange in ſcharfen Umriſſen die Fortezza San Giorgio oder della bella viſta zeigt, deren grünbewachſene Mauern ſich hinabziehen bis zum Arno, gelangen wir zum ſchönſten Punkte des ganzen Weges unterhalb San Miniato; die bunte Faſſade der alten Kirche zeigt ſich rechts über uns neben den grauen, kaſtellartigen Gebäuden des ehemaligen Kloſters, eine breite Marmortreppe mündet auf den Weg, und links gegenüber bezeichnet die Cypreſſenallee den ſteilen und holperigen Fußpfad, der in gerader Linie hinab zur Stadt führt.

Wir überſehen jetzt auch die ferneren Höhenzüge, rechts im Oſten die heute mit Schnee bedeckten Waſſerſcheiden des Monte Giovi und Monte Falterona, dann Fieſole mit ſeinen vielen Villen, links daneben die ſanften Linien der Santa Maria Morello, ſich weit nach Weſten erſtreckend, wo die Bergſpitzen von Carrara und Spezzia die ſchöne Kette abſchließen.

Neben uns, an die Bergwand geſchmiegt, haben wir, halb zwiſchen Grün verſteckt, die einfache Kirche San Salvatore, welche Michel Angelo mit dem Namen des hübſchen Landmädchens bezeichnete, und da wir hier einmal den Namen des großen Meiſters nennen, deſſen Schaffen uns in und bei Florenz ſo häufig entgegentritt, ſo wollen wir noch auf den kleinen, in edler Renaiſſance ausgeführten Thurm droben im Friedhof von San Miniato aufmerkſam machen, der bei der Belagerung im Jahre 1529 unter Filibert von Châlons dem Prinzen von Oranien als Warte diente, und von wo er die Vertheidigung des zu einer ſtarken Batterie umgeſchaffenen Kloſtergartens leitete.

Wohl mit Beziehung auf dieſes Werk und Wirken hat man den weiten, herrlichen Platz, den wir nun gleich unterhalb betreten, Piazza Michel Angelo genannt. Vor uns ausgebreitet liegt die ſchöne Stadt mit ihren Kuppeln und unzähligen Thürmen, wir können den Arno aufwärts in ſeiner leuchtenden Schlangenlinie verfolgen, bis er hinter den Höhen von Pontaſſiero verſchwindet, abwärts gegen Piſa zu, bis ihn die leichten Abendnebel und die unglaublich reiche Vegetation des dort ſo fruchtbaren Thales aufnehmen. Wir ſehen Prato und Piſtoja, letzteres mit ſeinen Thürmen und Kuppeln an den grün bewachſenen Apennin geſchmiegt, und wenn wir deſſen edle Linien verfolgen, ſo bemerken wir hinter dem üppigen Vordergrund der Olivenpflanzungen und Kaſtanienwälder die nackten Höhenzüge der Monti della Calvana, jetzt bei ſinkender Abendſonne in einer unbeſchreiblich ſchönen violetten Färbung.

Um dieſe Zeit iſt an ſchönen Abenden, wie der heutige, der Platz Michel Angelo durch Wagen, Reiter und Fußgänger belebt, die entweder von hier wieder zurückkehren nach der Porta Romana oder ihren Weg verfolgen bis zu der Porta San Nicolo, oder die luſtwandeln, ſchwelgend im Anblicke des Thals zu ihren Füßen, in der Schönheit der Anlage dieſes Platzes ſelbſt oder der üppigen Blumenpartieen, die ihn nach verſchiedenen Seiten umgeben. Ueberhaupt liegt ein beſonderer Reiz der Viala in der Maſſe blühender Gewächſe, die man bald in Gruppen, bald in kleinen Gärtchen, mit Geſchmack das Terrain benutzend, überall angepflanzt hat, theils Einbiegungen ausfüllend, Sitzgelegenheiten umgebend, theils als ſelbſtſtändige Anlagen, wie nicht weit von Porta Romana, wo ein etwas ſcharfer Bogen der Fahrſtraße durch gerade hinaufführende Fußwege verbunden iſt und durch eine kleine Thalmulde führt, die für ſich den lieblichſten Blumengarten bildet, einen reizenden Aufenthalt, einen Spaziergang gegen kühle Winde geſchützt, einen Spielplatz für artige Kinder, die hier zwiſchen Blumen, immergrünen Pflanzen, den bequemſten Sitzgelegenheiten aller Art, Waſſerbaſſins und Springbrunnen in einem wahren Eldorado ſich befinden.

Wir wollen indeſſen noch für einen Augenblick nach dem Platze Michel Angelo zurückkehren, der gerade jetzt unter den letzten Strahlen der Abendſonne mit ſeinen ſchweren Baluſtraden, ſeinen weißen Marmorbänken, Gaskandelabern, ſeinen Hunderten von Spaziergängern, vor Allem aber mit der gewaltigen, nach dem Marmororiginal des Meiſters gegoſſenen Bronzeſtatue, welche die Mitte des Platzes einnimmt, einen ſo großartigen Eindruck macht.

Vor Allem glücklich iſt die Idee, die eherne Kopie — das Original wurde bekanntlich, um es vor gänzlichem Verfall zu ſchützen, von Palazzo Vecchio hinweg nach einem gedeckten Raum der Accademia delle belle Arti gebracht — hier ſo öffentlich und weithin ſichtbar aufzuſtellen; weniger glücklich aber ſcheint mir die Verzierung des Piedeſtal durch die liegenden Koloſſalfiguren, mit welchen Michel Angelo die Grabmäler der Medicäer in San Lorenzo ſchmückte, die dort ſo wundervoll zum Aufbau des Ganzen paſſen, ſo ſinnig den Gedanken des großen Meiſters vervollſtändigen, der noch vor gänzlicher Vollendung Hammer und Eiſen trotzig wegwarf und in einem ſeiner Sonette ausrief: „Da mögen ſie ſchlummern, ſo lange Schmach und Schande währen!“

Hier oben aber im hellen Tageslichte verlieren die ruhenden und ſchlummernden Figuren ihre uns ſo ergreifende Wirkung, ſie ſind aus dem künſtleriſch ſchönen Zuſammenhange geriſſen und beſonders ſo wenig paſſend zur Heldengeſtalt des David, deſſen ausdrucksvolle Züge noch das Licht der ſcheidenden Sonne reflektiren, während ſich die Stadt und das Arnothal ſchon in dämmrige Schleier gehüllt haben. Doch ſind es prachtvolle, goldgeſtickte Schleier, wie wir im nächſten Augenblicke ſehen werden, nachdem wir, um uns überraſchen zu laſſen, den dunklen Himmel betrachtet, an welchem die funkelnden Sterne ſo eilfertig hervorſpringen, als könnten ſie nicht erwarten, ihre nächtliche Wanderung zu beginnen.

Jetzt liegt die Stadt in der Pracht ihres reichen Gaslichtes, wie von innen heraus leuchtend, zu unſern Füßen; längs den beiden Seiten des Arno entzünden ſich lange Feuerlinien, deren Widerſchein magiſch im Waſſer glitzert; jetzt erglänzt auch die obere Brücke unter dem Schein der Gasflammen, Ponte Vecchio folgt, dann Ponte San Trinità, zuletzt Ponte Carraja mit ihren blitzenden Lichterbouquets, ſo die in der That prächtige allabendlich ſtattfindende Illumination ſchließend.

3.

„Florenz iſt wie eine Blume, die in dem Momente, wo der Trieb des Wachsthums am vollſten war, ſtatt zu verwelken, gleichſam in Verſteinerung überging,“ ſagt Hermann Grimm ſo ſchön und wahr in ſeiner Einleitung zum „Leben Michel Angelo's“. — Ich führe das an, theils um den nun folgenden, etwas hiſtoriſchen Bilderbogen würdig einzuleiten, theils um auch Jene, die noch nicht ſo glücklich waren, das erwähnte geiſtvolle Werk zu leſen, zu ihrem eigenen Beſten darauf aufmerkſam zu machen. Das iſt nicht nur eine Geſchichte jener alten merkwürdigen Zeit oder des Lebens und Schaffens der großen Künſtler, deren Mittelpunkt und leuchtender Stern Michel Angelo war, ſondern ein Zauberſpiegel, in welchem auf's Klarſte und Schärfſte auseinandergehalten, die Figuren an uns vorüberziehen, wo wir ſie nicht nur handeln ſehen, ſondern ihre Sprache hören, ihre Empfindungen mitempfinden und wo Alles ſo klar und überſichtlich geordnet erſcheint, daß uns die vielen, vielen Begebenheiten, die vielen, vielen Figuren nie verwirren, ſondern ſich verſtändlich darſtellen und ebenſo unſerem Gedächtniſſe einprägen.

Wenn wir alles Das leſen, beſonders hier in Florenz ſelbſt leſen, wo jede Straße, jeder Platz, jeder Palaſt noch heute die beſterhaltene Illuſtration ſeiner eigenen Geſchichte iſt, ſo fühlen wir, wie der berühmte Verfaſſer ſagt, als ob wir in die Geheimniſſe noch lebender Perſonen eingeweiht würden: wir gehen in den Straßen umher, wo ſie gingen, überſchreiten die Schwellen, die ſie betraten, ſehen herab aus den Fenſtern, an denen ſie geſtanden. Denn Florenz iſt niemals erſtürmt, zerſtört, oder durch eine allverheerende Feuersbrunſt verändert worden; die Bauten, von denen berichtet wird, ſtehen da, faſt wie ſie Stein auf Stein heranwuchſen und reizen und belohnen unſere Augen. Wenn den Fremdling das ſo magnetiſch anzieht, wie ſtark muß das Gefühl geweſen ſein, mit dem die alten, freien Bürger an ihrer Vaterſtadt hingen, die für ſie die Welt bedeutete! Ihnen ſchien es unmöglich, anderswo zu leben und zu ſterben, daher die tragiſchen, oft wahnſinnigen Verſuche der Verbannten, in die Heimath zurückzukehren. Unglücklich, wer Abends nicht auf dieſen Plätzen ſeinen Freunden begegnen durfte, wer nicht in der Kirche San Giovanni getauft war und ſeine Kinder dort taufen laſſen durfte. Sie iſt die älteſte Kirche der Stadt und trug in ihrem Innern die ſtolze Inſchrift: „Erſt am Tage des Weltgerichtes werde ich zuſammenſtürzen.“ Ein ſo guter Glaube wie der der Römer, denen die Dauer des Kapitols die Ewigkeit war.

In der That, keine der andern alten und gleichfalls gut erhaltenen Städte, die wir kennen, hat ſo vollkommen das Gepräge jener ernſten Zeiten behalten, enge, dunkle Gaſſen und finſtere Paläſte, Plätze ꝛc., mit denen uns das Getreibe des heutigen modernen Lebens ganz unvereinbar erſcheint. Ja, wohin wir uns wenden und jenes bewegten Lebens gedenken, tritt der eben ſo gewaltige als herrliche Schauplatz, auf dem es ſich abſpielte, wieder ſo gebieteriſch in ſeine Rechte ein, daß uns der ſchwarze Rock und der hohe Cylinder, vor Allem aber die heute modiſche Damentracht wie ein Faſtnachtſpuk erſcheint, und Florenz uns vorkommt, wie jener alte Ritterhelm, unter deſſen aufgeſchlagenem Viſir ein friſches, lachendes Kindergeſicht hervorſchaut.

Uns aber ſoll das, in Anbetracht dieſes Bilderbogens, den wir uns erlauben möchten, einen hiſtoriſchen zu nennen, nicht abhalten, ein paar Stunden im alten Florenz umherzuwandeln, um, jenes Viſir ſchließend, mit den alten Brücken, den alten Straßen und Paläſten etwas von der Vergangenheit zu plaudern oder uns vielmehr von ihnen erzählen zu laſſen.

Es bedarf keiner großen Phantaſie, um im heutigen Florenz noch die Stadt wieder zu erkennen, wo die Staatsgewalt in den Händen aller Bürger lag, dabei allerdings auch jedem Gewaltſtreich, jeder Intrigue offen, und wo die verſchiedenen Parteien, Geſchlechter, ja einzelne Familien, ſo wenig ſie einen Herren über ſich dulden wollten, doch ſo tyranniſch und gewaltthätig waren, um den Schwächeren bei kleiner Veranlaſſung zu überfallen, zu tödten oder wegzujagen.

Heute erkennt man noch deutlich, wie der Adel und die Reichen nicht nur einzelne feſte Paläſte, ſondern ganze befeſtigte Quartiere inne hatten, während die Wohnungen Befreundeter und Dienſteigner, ſowie der für Geld zu Allem fähigen „Bravi“, durch ſchmale Gäßchen getrennt, um das feſte Hauptgebäude lagen und demſelben gewiſſermaßen als Schutzmauer dienten. Die Ausgänge dieſer kleinen Gäßchen wurden Abends mit eiſernen Thoren oder Ketten geſchloſſen, mit Wachen beſetzt, und ſo war die kleine Feſtung wohl verwahrt, während vom hohen Thurme, den heute noch viele Paläſte tragen, ſorgfältig ausgelugt wurde, ob der Nachbar vielleicht Etwas im Schilde führe, oder ob es ſonſt Verdächtiges auf den angrenzenden Straßen gäbe.

Was nun die Bürgerſchaft und die Zünfte anlangte, ſo waren dieſe meiſtens im Beſitz der gewaltigen Ringmauern mit ihren Wartthürmen und gewöhnlich ſo mächtig bei der Signoria, daß ſie es leicht durchſetzten, die Sturmglocken zu läuten, die Stadtthore zu ſchließen, um ihre manchmal ſehr blutig ausfallenden Händel mit den zu übermüthig gewordenen Adelsgeſchlechtern ganz privatim und mit aller Bequemlichkeit auszufechten.

Dieſe ewigen Kämpfe der beſitzenden Bürger, des «populo grasso», mit dem Adel, der häufig auf eigene Fauſt dreinſchlug, ſich zuweilen aber auch mit dem niederen Volke, «populo minuto», verbündete, um die alte Regierung zu ſtürzen und eine neue an deren Stelle zu ſetzen, deren Form oder Mitglieder ſeinen Zwecken günſtiger waren, erhielten die Gemeinde von Florenz in ſteter politiſcher Regſamkeit, und während man ſich hiedurch gewöhnte, beſtändig Schwert und Hellebarde in der Hand oder ganz in der Nähe zu behalten, erzwang ſich die kleine, aber kräftige Republik, ſelbſt ohne eigentliche Seeküſte, ein Anſehen nach Außen, das noch bedeutend geſtärkt wurde durch die große Wohlhabenheit der Stadt, deren bedeutendſte Bürger — wir wollen nur die Medici, Strozzi, Albizzi unter vielen andern nennen — großartige Handels- und Geldgeſchäfte trieben und in faſt allen

Theilen der Erde ihre Faktoreien und Banken hatten. Stets bereit, Kaiſer, Könige und Päpſte mit Anlehen zu unterſtützen, machten ſie dieſelben auf dieſe Art zinspflichtig und ſo ihren politiſchen Plänen geneigt.

Demokratiſchere Formen, wie ſie die Republik zu gewiſſen Zeiten beſaß, hat es ſchärfer ausgeprägt und mit eigenthümlicherer Nutzanwendung wohl in keinem Staate der Welt gegeben. So ſetzte es der popolo minuto nach harten Kämpfen endlich durch, auch zu den Staatsämtern zugelaſſen zu werden; die beſitzenden Bürger warfen den Adel zu Boden, und bei der hiedurch erzwungenen Milderung allzu harter Juſtizverordnungen und anderen Reformen ging man einſtmals ſo weit, ein halb Tauſend Adelige, die in gutem Rufe ſtanden, zur Belohnung dafür aus der Adelsrolle zu löſchen und in das Bürgerverzeichniß überzutragen, ganz in ähnlichem Sinne, wie auch Bürgerliche, um ſie ihrer Vorrechte zu berauben, unter den Adel verſetzt wurden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dieſem belebten, durch alle Leidenſchaften erregten politiſchen und ſozialen Treiben ſtets neue Strömungen und damit verbunden ſtets neue Namen an der Oberfläche erſchienen, und zwar ſehr häufig ſolche, die wohl geneigt waren, die Verfaſſung nicht nur zu ändern, ſondern ſich ſelbſt an ihre Stelle zu ſetzen. Doch ſcheiterte dieß ſtets an der Wachſamkeit und Eiferſucht der verſchiedenen Parteien, und wenn es je Einem zu gelingen ſchien, wie z. B. dem ſogenannten Herzoge von Athen im vierzehnten Jahrhundert, der von den Prioren mit der Führung der Truppen zum Schutze der Republik betraut wurde und ſich alsdann auf Lebenszeit zum Oberherrn von Florenz ernennen ließ, ſo dauerte dieſe Herrlichkeit doch auch nur ſehr kurze Zeit; die Bürgerſchaft ſtürmte den vom Herzoge beſetzten Palaſt der Prioren und er konnte noch von großem Glück ſagen, daß er von der empörten Menge nicht erſchlagen, ſondern nur über das Stadtgebiet verwieſen wurde.

Dieſe und ähnliche Bilder erfüllen uns unwillkürlich, wenn wir durch die Straßen von Florenz gehen, beſonders wenn wir auf den Platz der Signoria kommen, wo der Palazzo Vecchio ſo recht eigentlich die verſteinerte Idee der damaligen gepanzerten, kriegeriſchen Zeit darſtellt. Ganz wie geharniſcht, vom Wirbel bis zur Zehe, ſteht er da, geſchmückt mit ſeinen bunten Wappenſchildern; wie drohend einen zackigen Thurm hoch über die höchſten Gebäude der Stadt erhebend, iſt das mächtige Gebäude heute noch ganz unverſehrt, als wenn ſoeben die letzten Steinmetzen abgezogen wären.

Häufig ſtanden wir, der alten Zeit gedenkend, in der Loge des Orcagna, von wo man den Platz am beſten überſieht, deſſen Entſtehung ſelbſt ein etwas wüſtes, blutiges Blatt aus der florentiner Geſchichte iſt, denn hier befanden ſich die Burgen und Quartiere der im dreizehnten Jahrhundert vertriebenen ghibelliniſchen Familie Uberti. Sie wurden dem Erdboden gleich gemacht, als erſtes Vorbild der heute errichteten Squares, nur daß der Platz nicht mit Grün und Blumen bepflanzt wurde, ſondern recht ſolide gepflaſtert, um durch Jahrhunderte die Bühne zu ſein, auf welcher ſich die florentiniſche Geſchichte abſpielte. Wie oft war dieſe Loge gedrängt voll Menſchen, bald mit lachenden, bald mit erregten oder gar entſetzten Geſichtern! Unzählige Köpfe zeigten ſich rings umher an den mit bunten Teppichen reich geſchmückten Fenſtern, wenn es galt, irgend einem feſtlichen Aufzug zuzuſchauen, aber eilfertig wurden dieſe Fenſter durch ſchwere Laden verſchloſſen, wenn vom benachbarten Borgello die Sturmglocke dröhnte, wenn aus dem Fenſter des Priorenpalaſtes die Fahne des Gerichtsbannerherrn flatterte und in den Straßen der Ruf zu den Waffen ertönte. Da ſahen es wohl die gleichen Gebäude, die heute den Platz umſtehen, wie ſich derſelbe raſch mit Bewaffneten füllte, in den verſchiedenartigſten Trachten und Ausrüſtungen, alle Wehrſtücke bunt durcheinander, wie ſie gerade getragen wurden oder wie man ſie, vom Vater oder Großvater herkommend, in der Truhe aufbewahrte: Lederkoller und Panzerwamms, Kettenhemd und Bruſtharniſch, Baret, Kapuze und Pickelhaube, — da hörte man die Hellebarde aufſtoßen, das Schwert klirren, ſah Keule und Streitaxt erhoben, ſah jene hinterliſtige Hakenbüchſe auf die Maſſe gerichtet, die Lunte anblaſen, oder vernahm, wie das Radſchloß knarrte — ein wirres, buntes

Durcheinander, das vielleicht am Thore des Priorenpalaſtes eine feſtere Geſtaltung erhielt, wenn ſich dort oder hoch auf dem Balkon der Gonfaloniere mit der Signoria zu einer Anſprache an das Volk zeigte, eine weithin ſichtbare, leuchtende Maſſe rother und golddamaſtener, mit Hermelin verbrämter Kleider. Vielleicht gelang es dem Gonfaloniere, den wilden Lärm zu beſchwichtigen, die Augen der Menge auf ſich zu ziehen, vielleicht aber wurden dieſelben gleich darauf wieder abgelenkt durch das Erſcheinen eines ſchwergepanzerten Reitertrupps, der irgend einen Caponi, Valori, Albizzi oder Guadagni umgab, welcher, vorſprengend, hoch vom Roſſe herab gegen oder für die Prioren ſprach und es verſtand, das Volk auf ſeine Seite zu ziehen oder noch mehr zu erbittern und zu dem folgenden, wilden Straßenkampfe aufzureizen.

Doch ſah der Platz nicht nur ſolche Szenen, und wenn wir uns in einen jener Tage zurückverſetzen wollen, wo, wie ſchon oben erwähnt, die bunten, häufig goldgeſtickten Teppiche an den Fenſtern hingen, wo die Loge mit Blumen und Lorbeerbüſchen geziert war, ja, wo heiteres Grün ſelbſt die grauen Mauern des Palazzo Vecchio ſchmückte, ſo ſehen wir daſſelbe Volk ebenſo zahlreich aus den engen Gaſſen hierher ſtrömen — aber in ſeinen Feierkleidern, lärmend in ſeiner Freude, wie ein andermal in ſeinem Zorn, in ſeiner Aufregung.

Irgend eine Feſtlichkeit iſt los, ein Karnevalsſcherz, der Namenstag eines beliebten Heiligen, ein Um- und Aufzug der neugewählten Signoria, wobei die geſtrengen Herren darauf halten, daß dieß zur Vermehrung ihres Anſehens und auch zur Beluſtigung des Volkes mit gebührender Pracht vor ſich gehe, oder aber galt es der Feier eines kirchlichen Feſtes, wo dann rings auf dem Signorenplatze thurmähnliche Gerüſte aufgeſchlagen waren, auf deren Spitzen große Fahnen mit den Wappen und Sinnbildern der verſchiedenen toskaniſchen Städte wehten, die gerade bei guter Laune waren, an dem Feſte der herrſchenden Republik theilzunehmen, ſo Piſa, Arezzo, Piſtoja, Volterra, Cordona u. a. Dann war das Gewühl, wie wir es oben zu beſchreiben verſucht, ganz außerordentlich auf dem nicht allzugroßen Platze, und wenn es dem Volke zu lange dauerte, bis die Signoria erſchien, um ſich im feierlichen Zuge zu dem Heiligen zu begeben, ſo trieb daſſelbe oft ſehr lärmende Spielereien und allerlei Kurzweil, die Zeit todt zu ſchlagen, wie das heutzutage auch geſchieht, wenn ſich irgend ein Bahnzug, mit dem eine allerhöchſte Perſon erwartet wird, ungebührlich verſpätet, oder wenn es gar zu lange dauert, bis die erſte Rakete eines Feuerwerkes in die Luft ziſcht. Da wurde geſchrieen und gejohlt, wurden Witze geriſſen über die politiſchen Zuſtände der Stadt.

Ein lautes Geſchrei des Jubels, theilweiſe auch des Spottes ertönte dann, wenn die Zunft der Tuchhändler erſchien, die bei allen großen Feſten die Ehre hatte, die Signoria im Palaſte abholen zu dürfen. Da wurde gelacht und gewitzelt, wenn die alten Herren würdevoll vorbeiſchritten, mehrere Hundert an der Zahl, in langen Röcken, jeder eine brennende Kerze in der Hand. Dann ſah man auch ſchon die Karmelitermönche mit Kreuzen, Fahnen und Stäben vor dem Palaſte aufziehen, um die Spitze des Zuges zu nehmen. Endlich tönten alle Glocken zuſammen, auf dem Platze reckten ſich Tauſende von Hälſen in die Höhe und an den mit Menſchen dicht beſetzten Fenſtern bemerkte man jenes eigenthümliche Wogen der Erwartung, zu dem jeder Zuſchauer unbewußt durch irgend eine Bewegung das Seine beiträgt.

Den Zug eröffnete ein Chorknabe, ein Chorhemd über dem rothen Gewande, der ein goldenes Kruzifix trug, an dem das fließende Blut des Heilandes durch fünf rothe Bänder dargeſtellt war, die von den Wundmalen ausgingen und ſich in goldene Kelche verloren, welche durch junge Mädchen, die als Engelein gekleidet nebenher gingen, getragen wurden. Mönche verſchiedener Orden folgten weiteren Chorknaben, die Fahnen und Kreuze, kirchliche Embleme aller Art trugen, unter denen namentlich das goldene Lamm vorherrſchend war. Die Geiſtlichkeit ſtimmte ihre feierlichen Geſänge an und ihr folgten die ſämmtlichen ſcharlachgekleideten Signori, den Gonfaloniere an der Spitze, der einen purpurnen, mit Hermelin verbrämten Talar, deſſen Kragen mit goldenen Sternen überſät war, und ein Barett in Form eines Kardinalshutes trug. An dieſe Regierenden von Florenz ſchloſſen ſich vornehme Bürger, befreundete Adelsgeſchlechter, auswärtige Geſandte an — worauf die lange Reihe der Tuchhändler das Ganze ſchloß.

Begreiflicherweiſe zog das Volk in dichten Schaaren mit, um von der Feierlichkeit ſelbſt, mochte ſie nun auf dem Domplatze ſtattfinden oder auf der Santa Maria Novella, oder vor San Marco, ſo viel als möglich zu genießen, und dann lag die ernſte Piazza Vecchia bald wieder ſtill und einſam da. Entſprechend den ſo gewaltig wechſelnden Strömungen dieſer Zeit wollen wir jetzt die nöthigen, düſteren Dekorationen zu einem andern Bilderbogen aufſtellen. Wieder ſehen wir die Menge gedrängt auf dem Platze zuſammenſtehen, auch die Loge und Fenſter dicht beſetzt, aber ſtatt Lachen und luſtigem Plaudern hören wir nur hie und da leiſes Flüſtern und bemerken, wie Tauſende von Augen hier mit Schrecken, dort mit kaum verhaltener Wuth, ja mit herausforderndem Hohne auf den Palaſt blicken, vor welchem wir unheimliche Zurüſtungen gewahren.

Ein gewaltiger Scheiterhaufen iſt dort errichtet, den ein Pfahl mit drei Armen überragt, die ſich nach verſchiedenen Seiten ausſtrecken. Und nun öffnet ſich die Pforte des Palaſtes; über eine kleine fliegende Brücke, welche zu dem Marterpfahle führt, ſchreiten drei Männer mit nackten Füßen und erreichen ſo den Holzſtoß unter dem ſich plötzlich erhebenden Geheul der Wuth, aber auch des Jammers und der Verzweiflung, während der Vorangehende den beiden Andern mit begeiſterter Geberde ſo lange Worte des Troſtes und der Hoffnung ſpendet, bis die Flammen über ihnen zuſammenſchlagen.

Da tritt plötzlich Todtenſtille auf dem ganzen Platze ein, denn ein gewaltiger Windſtoß treibt die Flammen zur Seite, daß man die Unglücklichen in der Lohe unverletzt ſieht, doch nur während eines kurzen, bangen Augenblickes — ſchon hat ſie das Feuer wieder verhüllt, das brennende Gerüſt ſtürzt zuſammen und zugleich mit dem Rauch und Qualm und Myriaden aufſteigender Funken zerreißt die Luft der von tauſend Lippen ausgeſtoßene Ruf: Savanarola! —

Freuen wir uns, daß die Nacht herniedergeſunken iſt, Alles mit ihrem mitleidigen Schleier bedeckend. Wenn wir jetzt, nachdem wir eben einen Blick thaten auf ſolch' grauenhafte Szenen aus der Vergangenheit der Stadt, uns an der Ecke von Porta Roſſa nochmals ſcheu zurückwenden, ſo tröſtet es uns, den Vollmond zu ſehen, der mit unvergleichlicher Pracht über dem alten Palaſte ſteht und durch ſein mildes Licht nicht nur plötzlich all' jenen Spuk verſcheucht hat, ſondern die grauen Steinzinnen am Dach und Thurme des mächtigen Baues wie aus mattem Silber geformt erſcheinen läßt und demſelben erlaubt, einen Theil ſeiner gewaltigen Umriſſe als tiefdunkle Schatten auf den hellen, leuchtenden Steinplatten zu ſeinen Füßen zu erblicken. —

Doch liegt es nicht in unſerer Abſicht, hier Mondſcheinſtudien zu treiben, und müſſen wir, ſelbſt auf die Gefahr hin, den Leſer zu ermüden, noch für eine kurze Weile unſern Spaziergang durch das alte Florenz fortſetzen.

„Das alte Florenz" kann man eigentlich nicht ſagen, wenn man, wie in andern Städten, z. B. in Rom, den alten Theil deſſelben meint. Denn in dieſem Sinne gibt es kein altes Florenz, kaum den leichten Anflug eines neuen, und wo wir hier Gebäude jüngerer Zeiten ſehen, da ſtehen ſie meiſt in angenehmer Abwechslung mit jenen alten Paläſten, von deren höchſtem, mächtigſtem und düſterſtem, dem Palazzo Strozzi in der Nähe von San Trinità, wo die Porta Roſſa mündet, wir uns lebhaft angezogen fühlen. Ueber den Bau ſelbſt wird Jeder erſtaunt ſein, ſowohl über ſeinen unbeſchreiblich düſtern Charakter, als über ſeine mächtigen Verhältniſſe, die theilweiſe freilich hervorgehen aus dem Baumaterial, facettirten Quadern, wodurch das Ganze einem ausgehöhlten, mit mächtigem Thor und Fenſtern verſehenen Felſen gleicht. Das Thor iſt obendrein noch mit Eiſen gepanzert und die Fenſter des unteren, wohl zwanzig Fuß vom Boden erſt beginnenden Stockwerkes ſind mit den ſchwerſten Eiſengittern verſehen.

Das Alles ſieht freilich Jeder, der ihn heutzutage betrachtet; wir aber haben das Vorrecht, uns in die Zeiten ſeines alten Glanzes zurückzuverſetzen. Ja, wer kann es wehren, daß wir uns als Gäſte des mächtigen Filippo

Strozzi zur Zeit der erſten Hälfte des glanzvollen ſechzehnten Jahrhunderts betrachten? Wir wandern durch die Porta Roſſa in der damaligen kleidſamen Tracht, den langen Stoßdegen an der Seite, Fackelträger voraus, und wie wir auf die Piazza San Trinità hinaustreten, ſehen wir das gewaltige Haus in der röthlichen Gluth zahlreicher Fackeln vor uns liegen.

Es iſt auf's Feſtlichſte geſchmückt; in den häufig ſchön ciſelirten Haltern oberhalb der koloſſalen Eiſenringe, welche in die Mauern befeſtigt ſind, ſtecken Fackeln neben den Fahnen und Bannern des Hauſes und durch jene eiſernen Ringe des oberen Stockwerks ziehen ſich grüne Guirlanden, während die unteren von einem Diener wohl benutzt werden, den Zügel ſeines eigenen Pferdes, ſowie des ſeines Herrn dort einzuſchlingen, um, mit Anderen zuſammentretend, ein Viertelſtündchen zu plaudern.

Sehen wir doch dergleichen Gruppen zahlreich um das Haus herumſtehen, untermiſcht mit Fackelträgern, theils des erlauchten Hauſes Strozzi, die hier am Thore ſtehen, um den ankommenden Fremden zu leuchten, theils dieſen letzteren zugehörig, die nach Stand und Reichthum von zweien, vieren oder mehr begleitet heranziehen, außerdem noch geleitet von Dienern zu Fuß oder zu Pferde. Auch in dieſer Begleitung ſehen wir allerlei bedeutſame, durch die Umſtände veranlaßte Nüancirung. Denn während Pagen und Diener hier auf's Reichſte und Eleganteſte gekleidet ſind, Wachsfackeln tragen oder zierlich umwundene Stäbe, ſo bemerken wir dort wieder Andere, denen nur das Barett ein unſchuldiges Anſehen verleiht, wogegen ihre ſchweren Lederkoller, ihre Bruſtpanzer und auffallend zur Schau getragenen, überlangen Schwerter vortrefflich zuſammenſtimmen mit ihren Blicken voll Haß und Argwohn, die ſie einer Gruppe in ähnlichem Aufzuge zuwenden.

Währenddem reiten die Gäſte bis an die mit Teppichen überdeckten Stufen des Hauptportals vor — Herren und Damen, und die letzteren werden von der Dienerſchaft, oder vom eigenen Begleiter, auch wohl von einem raſch herbeigeeilten verliebten Kavalier vom Sattel gehoben, um, nachdem in Eile der Anzug zurechtgerückt, und wenn ſie beſonders vornehm waren, unter Voraustritt des Haushofmeiſters mit ſeinem Stabe die breite Treppe hinaufgeleitet zu werden, wo oben im Eingang zum erſten Saale Filippo Strozzi ſeine Gäſte empfängt, während ſeine Gemahlin Madonna Clariſſa, eine geborene Medicis, ſich in einem der letzten Säle aufhält, um den Ankommenden, je nach Rang und Stand, mehr oder weniger Schritte entgegenzugehen.

Wir wollen uns nur ganz kurze Zeit umſchauen in den Sälen ſelbſt, ſowie unter dieſer glänzenden Geſellſchaft, die heute hier verſammelt iſt, um dem erſt vor wenig Tagen in Florenz eingezogenen Herzog Alexander, jenem unechten Medici, der in ſeinem krauſen ſchwarzen Haar, den wildglühenden Augen, der dunklen Geſichtsfarbe und den aufgeworfenen Lippen das farbige Blut ſeiner Mutter von geringer Herkunft nicht verleugnen konnte, ihre mehr oder weniger aufrichtig gemeinte Huldigung darzubringen.

Im letzteren Falle befand ſich die Herrin des Hauſes, ſeine eigene Anverwandte, die Tochter Lorenzo's des Prächtigen, von der es heißt, daß ſie einſt dieſen unächten Vetter aus dem Palaſte ihres Vaters verwieſen mit den harten Worten: „Das Haus der Medicis iſt keine Wohnung für Mauleſel!“

Nun aber war dieſer ſelbe Abkömmling als letzter Urenkel Coſimo's durch einen Machtſpruch Karl's V. zum Herzoge von Florenz gemacht worden und ſollte ſeiner Verwandten, wohl der erſten Dame von Florenz, nach langer Zeit und als Herrſcher gegenübertreten.

Deßhalb auch wohl mußte ſich die majeſtätiſche Frau offenbar Gewalt anthun, ihre ſtolze Haltung zu bewahren, die leichte Unterhaltung mit den ſie umdrängenden Damen fortzuführen und das gleichgiltige Lächeln zu zeigen, das um ihre Lippen ſpielte, während ihr Herz heftiger ſchlug, ſo oft eine Bewegung in den Vorſälen, oder nahende ſchwere Schritte den wilden, unverſöhnlichen Herzog anzumelden ſchienen.

Sie war in ſchwerem rothen Sammet gekleidet, von ſo tiefdunkler Farbe, daß die röthliche Gluth des Stoffes nur auf den Brüchen und Farben aufleuchtete, oder wenn ſie ſich im Glanze der hundert Wachskerzen raſch bewegte, wo dann auch die ihrem Gewande aufgehefteten großen Rubinen einen faſt unheimlichen Schimmer warfen. Ihr übriger Schmuck beſtand aus Perlen; vielleicht wollte ſie ahnungsvoll die Zukunft ihres Hauſes in den beiden furchtbaren Worten ausdrücken: Blut und Thränen.

Aus dem reichen Kranze von Frauen und Mädchen um ſie her ragte vor Allen ihre Tochter, Luiſa Strozzi, durch Anmuth und liebliche Schönheit hervor; ſie war eben ſo verſtändig, eben ſo fein erzogen als anſpruchslos bei ihren für die damalige Zeit großen Kenntniſſen. Freilich hatte es ihr an den beſten Lehrern nicht gefehlt, deren einen ſie eben jetzt an der Thüre des Saales entdeckt und dem ſie ſich ſo auffallend nähert, daß wir uns genöthigt ſehen, ihn einen Augenblick zu betrachten. Eine nicht große, aber kräftige Geſtalt mit Geſichtszügen, in der die allerdings auffallend mangelnde Schönheit durch geiſtvolle, treuherzig blickende Augen erſetzt wird, einfach und ungezwungen in Kleidung und Bewegung, nicht ſtolz oder abweiſend erſcheinend, noch viel weniger aber demüthig, wenn ſich ihm die vornehmſten Männer, die ſchönſten Frauen, oder, wie eben jetzt, die Tochter des Hauſes ſo ehrerbietig nähern, daß der allmächtige Geſandte Kaiſer Karl's in verwundertem Tone fragt: „Wer iſt der Mann?“ „Michel Angelo Buonarotti,“ lautet die Antwort, und der vornehme Mann eilt zu dem berühmteſten Künſtler Italiens und der Welt und bringt ihn faſt in Verlegenheit durch den Ausdruck tiefſter Ehrerbietung und glühendſter Bewunderung.

Leider fehlt uns an dieſer Stelle jeder Vorwand, den Verlauf des glänzenden Feſtes, zu welchem wir uns nur für einige flüchtige Augenblicke eingedrängt, weiter zu ſchildern. Wir wollen den Palaſt wieder verlaſſen, nachdem wir noch einen raſchen Blick geworfen auf die reiche Ausſchmückung der übrigen Säle. Die Wände ſind mit koſtbaren Webereien, mit Damaſt und Brocatſtoffen bedeckt, beleuchtet von zahlloſen Wachskerzen, die in maſſiv ſilbernen Armleuchtern von wundervoller Arbeit ſtecken. Die Stoffe ſind in kleinen

Zwiſchenräumen an den Wänden befeſtigt, mit Roſetten, von denen Bänder herabhängen, entweder in den Farben des Hauſes, oder mit Sinn- und Wappenſprüchen bedeckt.

Im Tanzſaale harren ſchon die Muſikanten, um durch einen feſtlichen Reigen gleich nach Ankunft des Herzogs die ganze glänzende Geſellſchaft zu veranlaſſen, die ſämmtlichen Räume bis zur Bankethalle zu durchſchreiten, wohin auch wir uns noch für einige Augenblicke begeben wollen, um die gedeckten Tafeln, vor Allem aber den Schenktiſch mit dem fabelhaft erſcheinenden Reichthum an goldenen und ſilbernen Geſchirren zu bewundern. Die Haupttafel iſt achteckig, zwei Plätze an jeder der Seiten, von einem ſchweren Tafeltuche bedeckt, deſſen kunſtvoll gearbeitete Randverzierungen mit den Franſen auf den Boden fallen und worauf als Mittelſtück auf einem aus koſtbaren Steinen zuſammengeſetzten Felſen die Figur des raſenden Roland ſteht, eine Goldſtufe in den erhobenen Händen.

Wenn wir für einen Augenblick unſere Maske ablegen dürfen, ſo möchten wir noch beifügen, daß ſich hier ſo gar Vieles findet, ſowohl bei dem Empfang der Gäſte als bei der aufgeſtellten Dienerſchaft, der Einrichtung des Tanzſaales, beſonders aber der Speiſehalle mit ihren einzelnen Tiſchen, was uns an glänzende Feſte heutiger Tage erinnern könnte. Ja, wir bemerken hier einen der geladenen Gäſte tadelnde Aeußerungen einem Andern mittheilen, wie ſie bei ähnlichen Veranlaſſungen auch in unſern Zeiten gemacht werden. Hier iſt es ein ſchon damals als boshaft und mißgünſtig bezeichneter Künſtler, der Bildhauer Bandinelli, der mit einigen andern Gäſten am Schenktiſche ſtehend, ihnen zuflüſtert, daß von dieſem unermeßlichen Reichthum an Gold und Silbergeſchirren Manches aus der Schatzkammer ſtamme, in der das Handelshaus Strozzi die Pfänder aufbewahre, auf welche es große Summen geliehen. Es iſt derſelbe Bandinelli, der insgeheim beſchuldigt worden, Michel Angelo's berühmten Karton, den Ueberfall bei Piſa, zerſchnitten zu haben; erwieſen iſt es nicht, doch hielten die Zeitgenoſſen ihn einer ſolchen Niederträchtigkeit für fähig. Sein geringer Herkules mit dem unterliegenden Cacus ſteht heute noch vor dem

Palazzo Vecchio; ſeine Kopie der Laokoongruppe erklärte er für beſſer als das Original, wofür ihn aber Tizian mit einer Skizze beſtrafte, welche drei mit Stricken umwundene Affen zeigte, deren mittlerer Bandinelli's kläglich verzerrte Züge auf's Trefflichſte karrikirte. —

Da wir aber nicht förmlich eingeladene Gäſte ſind, ſo wollen wir, unſichtbar und beſcheiden, wie wir gekommen, uns auch wieder entfernen, nicht ohne im Weiterſchreiten rückwärts gewandt noch einen Blick auf das düſtere Gebäude zu werfen, das uns plötzlich ein anderes Bild zeigt aus einer von jenem Feſte nicht gar entfernten Zeit.

Wiederum iſt es Nacht, doch liegt der Palaſt der Strozzi, ohne das Gewühl kommender und gehender Gäſte, ohne Fackelſchein und Muſik, ſtill und ruhig, ſein mächtiges Thor iſt verſchloſſen, nur in der gewaltigen Ecklaterne, die heute noch wie von einer ehernen Rieſenfauſt in die Straße hinausgehalten wird, glänzt ein einſames Licht durch die Nacht.

Da hört man plötzlich den kniſchenden Ton von Eiſen gegen Eiſen und bemerkt im Schatten der Mauern einen Trupp Männer, denen es nach kurzer Anſtrengung gelingt, das kleine Gitterthor an der rechten Seite des Palaſtes zu ſprengen, wo dieſer vom Nebenhauſe durch einen ſchmalen Gang getrennt iſt. Dort hinein verſchwindet der ganze Hauſe, unter denen ſich nicht nur Bewaffnete befinden, nicht nur Dienende mit Leitern, ſondern auch andere in verhüllenden Mänteln, deren Federbarett und lange Degen hie und da verrätheriſch durch die Nacht leuchten — Szenen, wie ſie im damaligen Florenz häufig vorkamen, wo dem Herzoge Alexander jedes Mittel recht war, um zu ſeinen kleinen Vergnügungen zu gelangen, bei welchen Gelegenheiten es ihm indeſſen leider nicht immer ſo ſchlecht erging, als bei dieſem verunglückten Verſuch, der eben ſo ſchönen und geiſtreichen als tugendhaften einzigen Tochter des ſtolzen Filippo Strozzi ſo ſehr zur Unzeit einen gewaltſamen Beſuch zu machen.

4.

Was uns bei unſern Wanderungen durch Florenz ſo ſehr entzückt, iſt die ungezwungene, ſo abſichtslos erſcheinende Art und Weiſe, mit der wir den ebenſo vollſtändig wie die Stadt ſelbſt erhaltenen Kunſterzeugniſſen jener damaligen, großartigen Zeit überall begegnen. Stehen wir auf der Piazza della Signoria und wenden uns nach der Loge des Orcagna, ſo leuchten die beſten Werke der Bildhauerkunſt dort gerade ſo friſch und unverletzt zu uns herüber, als ſeien ſie erſt vor Jahrzehnten dahin geſtellt worden. Heute, wie vor Hunderten von Jahren, geht das Volk dort aus und ein, lagert auf den Stufen, ſchaut und ruft von oben über den Platz hin und läßt ſich im Hintergrunde der Loge zu den Füßen der ernſten Marmorbilder nieder, um dort ſeine geröſteten Kaſtanien, Brod oder geſottene Maiskuchen zu verzehren oder irgend ein Handelsgeſchäft abzumachen. Und daß dieß Alles ſo ungenirt und harmlos zwiſchen den Meiſterwerken eines Michel Angelo, Gian de Bologna, Donnatello, Cellini geſchieht, iſt für uns beſonders dadurch von wirklich ergreifender Wirkung, daß man an Blicken, Bemerkungen, Fragen und Antworten der hier Befindlichen aus den verſchiedenſten Ständen deutlich erkennt, wie ſie ſich der Kunſtſchätze ihres ſchönen Florenz wohl bewußt ſind und ſich zugleich erfreuen an der Theilnahme des fremden Beſchauers.

Ja, alle die zahlreichen Werke der Bildhauerkunſt, die man auf Straßen und Plätzen ſieht, die Fresken der berühmteſten Meiſter in den Vorhallen und Kreuzgängen der Klöſter, die prachtvollen, kuppelgekrönten Kirchen, die großen und kleinen eleganten Paläſte nach Zeichnungen der Maler, die ja häufig zu gleicher Zeit auch große Bildhauer und Baumeiſter waren, oder umgekehrt, geben uns das Bild eines einzigen großen Muſeums, über welchem ſich ſtatt einer ſchweren, beängſtigenden Decke der dunkelblaue italieniſche Himmel wölbt.

So ſahen auch die Alten, die alles Dies ſchafften und ſchaffen ließen, ihre Stadt an wie eine Kunſtkammer, wo Jeder ſich nach beſten Kräften bemühte, etwas Neues und Schönes aufzuſtellen, wodurch ſich denn auch das Verſtändniß einzelner bedeutender Männer nach und nach dem ganzen Volke mittheilte und ſo die Kunſt und ihre Erzeugniſſe zum Gemeingut werden ließ.

Für den alten florentiner Bürger, ſogar des popolo minuto, waren die Kunſtwerke keine Extraſpeiſe, die man ſich nur hie und da erlaubt, um ſie oft nur darum ſchmackhaft zu finden, weil ſie von Kennern gelobt wird, ſondern es gehörte vielmehr der Anblick und ſomit der Genuß der Kunſtwerke jeder Art zum täglichen Lebensbedürfniß aller Stände, weßhalb es denn auch nicht allein die reichen Kaufleute oder Adeligen waren, welche Plätze und Hallen mit Statuen in Marmor und Bronze ſchmückten, ſondern auch die Zünfte, welche das als ihre Pflicht und ihr Recht betrachteten, indem ſie einander eiferſüchtig darin zu überbieten ſuchten. Wenn z. B. die Metzgerzunft von Donnatello einen heiligen Petrus für die Michaeliskirche anfertigen ließ, ſo beſtellten gleich darauf die Leinwandhändler bei ihm einen heiligen Markus, wobei die artige Geſchichte vorkam, daß ſie an der fertigen Statue das Gewand als unfertig und zu grob ausgeführt tadelten. Da es aber für einen höheren Standpunkt beſtimmt war, als welchen es in der Werkſtatt einnahm, ſo hatte der Meiſter die Entfernung wohl berechnet, war in ſeinem Rechte, die Arbeit für fertig und für gut anzuſehen, und wollte auch nichts von dem ihm angebotenen Vergleich hören, ſein Werk irgend jemand Beliebigem zu verkaufen und ſich von der Zunft das allenfalls Fehlende nachzahlen zu laſſen. Ja, in ſeiner raſchen Art hob Donnatello ſein Stemmeiſen auf, indem er ihnen zurief: „Laßt euch einen heiligen Markus aus Lumpen machen, an denen es euch nicht fehlt.“ Um aber ganz Florenz zu zeigen, was für ein Werk jene verſchmäht, ließ er es in der Nacht heimlich durch ſeine Gehilfen und Lehrbuben an dem beſtimmten Platz aufſtellen und hatte nicht nur die Genugthuung, daß die Statue allgemeine Bewunderung erregte, ſondern daß die Signoria ſich bewogen fand, den Leinwandhändlern ein Anerkennungsſchreiben zugehen zu laſſen für dieſen neuen Schmuck der Stadt. Was konnten die Vorſteher hierauf Anderes thun, als reumüthig wieder vor Donnatello zu erſcheinen und ihn bitten, die bedungene Kaufſumme anzunehmen! Doch rief er ihnen barſch entgegen: „So, jetzt wollt ihr großmüthig ſein und mich doch noch für ein Werk bezahlen, das ihr verſchmäht? Wie ſich aber der Standpunkt meines heiligen Markus verändert hat, ſo auch der des Lohnes, den ich jetzt dafür verlange; doch will ich heute großmüthig ſein und nur das Doppelte fordern; wenn ihr mich aber zwingt, ihm einen noch höheren Standpunkt zu geben, ſo werdet ihr nicht mehr im Stande ſein, ihn zu bezahlen.“

Dabei war es jedoch dem braven Donnatello mehr darum zu thun, ſeine Künſtlerehre zu wahren, denn er machte ſich bekanntermaßen ſehr wenig aus dem Gelde; er hatte an der Decke ſeiner Werkſtatt einen Korb an Schnüren aufgehängt, wohin alle Einnahmen geſchüttet wurden und wo Jeder, er ſelbſt, ſeine Magd, ſeine Gehilfen und Lehrbuben Das nahmen, was ſie brauchten.

Der heilige Markus ſteht heute noch in ſeiner Niſche an der Kirche San Michele in Via Calzajoli, und wenn man mit einem in der damaligen Zeit Kundigen um dies intereſſante Gebäude herumwandelt, ſo erfährt man faſt von jedem der Bildwerke hier — die meiſten ſind von Donnatello — eine ähnliche ergötzliche Geſchichte.

Ueberhaupt knüpfen ſich an faſt alle Kunſtwerke in Florenz Begebenheiten, die als Traditionen und Erzählungen ſich heute noch, ſelbſt unter dem Volke, mehr oder minder lebendig erhalten, die aber damals ganz Florenz bewegten. Denn was die Kunſt anbelangte, ſo bildete die ganze florentiniſche Bevölkerung eine einzige große, auf's Innigſte theilnehmende Familie. Es war Keinem gleichgiltig, was für ein Schmuck der Stadt zu Theil ward, und ebenſo gut, wie man ſich dafür intereſſirte, ob mit Lucca oder Piſa Frieden geſchloſſen wurde, ob die Franzoſen in der Lombardei geſchlagen waren oder die Truppen Karl's V. ſich dem Arno näherten, ebenſo lebhaft beſchäftigte ſich Jeder mit einer Statue, die gerade enthüllt wurde, mit einem neuen Bauweſen, einem weiteren

Schmuck für den Dom; und die Bewegung in den Straßen war vielleicht nicht größer an dem Tage, wo Karl VIII. von Frankreich einritt, als in jenen Tagen und Nächten, wo Michel Angelo's koloſſaler David, deſſen langſames Vorrücken ſtets von Tauſenden begleitet war, aus des Meiſters Atelier bei San Marco nach dem Platz der Signoria geſchafft wurde.

Dieſes Intereſſe jedes Einzelnen an Allem, was ſich in Florenz begab, dabei die Meinung, daß nichts Rechtes geſchehen dürfe, was nicht von der ganzen Bürgerſchaft durchgeſprochen und berathen wäre, ja, wozu dieſe gewiſſermaßen zu Gevatter geſtanden, entwickelte eine Zuſammengehörigkeit, gleichſam ein feſtes Familienband, das allerdings bei Aufſtänden und Revolutionen zuweilen auf blutige Art momentan geſtört wurde, um aber gleich darauf bei der nächſten friedlichen Veranlaſſung ihr volles Recht wieder geltend zu machen.

Dieſe Familienbande nun, wenn man ſie ſo nennen kann, dieſes Zuſammengehen, wenigſtens im Intereſſe für Alles, was irgend einen Theil der Kunſt anbelangte, waren das ganz geeignete Fundament, auf welches ein reiches bürgerliches Haus ſeine Macht und Größe bis zur Krönung mit dem Herzogshute aufbauen konnte, und wenn es uns auch ferne liegt, hier in dieſen harmloſen Bilderbogen einen „hiſtoriſchen Verſuch“ wagen zu wollen, ſo iſt es doch ganz unmöglich, in Florenz die ältere Kunſt und ihre Werke zu nennen, ohne dabei der Mediceer zu gedenken, deren ſechs Wappenkugeln — Pillen — wir heute noch ſehen, wohin wir uns auch wenden mögen: an der Fortezza und über Stadtthorbogen, an der Ecke ihres alten Palaſtes, am Piedeſtal von Bildſäulen, als Glasgemälde in Kirchen, als Dekoration auf koſtbaren Gobelins. Ueberall begegnen wir den einfachen Palli, ohne fürſtliche Embleme, ohne Krone oder Herzogshut, die harmlos erſcheinenden runden, glatten Kugeln, wie ſie ſchon damals ohne jede Prätenſion erſchienen waren, um ſich beim Volke in kurzer Zeit zum Ruf in Noth und Gefahr, in Luſt und Heiterkeit auszubilden. Denn die Palli waren überall zu finden, wo es galt, mitzuhelfen oder ſich mitzufreuen, wo eine offene, freigebige Hand nöthig war zum

Schutze der Stadt oder zur Anfertigung eines Kunſtwerkes, und mit dieſer Rolle als Helfer und Rathgeber des florentiniſchen Volkes ſchienen die Medicäer in ihrem klugen, taktvollen Auftreten von Anfang an ſich zu begnügen und durchaus nicht mehr zu verlangen.

Die Reichthümer der Familie, die im Handel erworben und vermehrt worden, warfen ſie mit vollen Händen aus, wo es das öffentliche Wohl betraf, oder wo es galt, ſich irgend Jemand zu verpflichten, und da die Frage: „Wer hilft?“ ſtets mit ihrem Namen beantwortet wurde, ſo iſt es ſelbſtredend, daß derſelbe ſchon damals eine ſo mächtige Bedeutung hatte, als der alte Coſimo noch keinen andern Ehrgeiz zu haben ſchien, als den, einfacher Bürger von Florenz zu ſein.

So waren ſie aber nach und nach, auch vom Glück begünſtigt, ganz unentbehrlich geworden, ihr Beiſpiel und ihre Meinung galten als das Richtigſte, ihr Wille wurde geachtet, ſelbſt wenn ſie ihn durch Andere ausdrücken ließen, ſelten oder nie zeigten ſie die bewegende Kraft, weßhalb man um ſo mehr vor den Erfolgen ſtaunte — kurz, ſie regierten den Freiſtaat, ohne deſſen Herrſcher zu heißen, wobei ſie auch ſo klug waren, die koſtbaren Kunſtgegenſtände, die ſie erwarben, alle Bürger mitgenießen zu laſſen und auch in ihrem Haushalte für faſt einen Jeden zugänglich zu bleiben.

Wie einfach, ja wie rührend iſt es, daß Lorenzo der Prächtige, der neben San Marco eine Kunſtſchule unterhielt, wo Maler, Bildhauer und Architekten gebildet wurden, für dieſe jungen Leute nicht nur mit Unterſtützungen jeder Art ſorgte, daß er Denen, die ſich auszeichneten, Wohnungen in ſeinem Palaſte anwies, ſondern daß er auch täglich dort offene Tafel hielt, an der ſich die jungen Künſtler, wie ſie früher oder ſpäter kamen, neben Lorenzo ſelbſt hinſetzen durften, der ſich dann mit ihnen freundlichſt unterhielt und von ihren Fortſchritten erzählen ließ! So erfahren wir unter Anderen von dem jungen Michel Angelo, deſſen offene, zuweilen derbe Antworten den Medicäer höchlich ergötzten.

Da wir hier nun einmal wie zufällig an den Palaſt der Medicäer gerathen ſind, ſo wollen wir uns die dunkle

Steinmaſſe einen Augenblick betrachten, um auch hier wieder zu ſehen, daß ſelbſt der alte, von Michelozzi erbaute Theil nicht nur vom Zahn der Zeit unverſehrt geblieben iſt, ſondern gerade noch ſo daſteht, wie zur Zeit von Lorenzo's prächtiger Hofhaltung. Faſt nach Art cyklopiſcher Mauern ſind die Quadern des untern Theils auf einander gethürmt, das Thor hoch und gewaltig, ſo daß Lanzen- und Fahnenträger zu Fuß und zu Roß einziehen konnten, die Fenſter des Erdgeſchoßes durch die ſchwerſten Eiſenſtangen verwahrt; unten rings um das Gebäude laufen breite ſteinerne Sitze, deren glattgeſcheuerte Oberfläche das Werk mancher Tuch- oder Lederhoſe, Bürgern, Reiſigen und Knechten angehörig, geweſen ſein mag. Die Zügel der Pferde und Maulthiere waren in die ſchweren eiſernen Ringe geknüpft, deren Gehäuſe, hier zierlich gearbeitet, mit den medicäiſchen Kugeln beſetzt ſind, über denen Nachts die Fackeln ſteckten. Dieſe Gehäuſe mußten für Jeden, der Anſpruch auf Geſchmack machte, von einem ſehr geſchickten Eiſenciſeleur, dem Meiſter Caparra angefertigt werden; doch war dieß nicht ſein eigentlicher Name, ſondern er wurde nur ſo genannt, weil er vor Beginn jeder Arbeit caparra (Handgeld) verlangte.

Treten wir in den Hof, wo die Arkaden, welche einen Theil der Stockwerke tragen, auf mächtigen Säulen ruhen, wo an den Wänden Marmorfragmente griechiſcher und römiſcher Kunſt eingemauert ſind, wo man das Kugelwappen noch in ſeiner unveränderten Form ohne die ſpäter zugefügte franzöſiſche Lilie ſieht, wo Donnatello's ſiegreicher David ſtand, wo uns Alles in der ſtillen, ruhigen Größe des gewaltigen Hauſes ſo ſehr an jene alten Zeiten erinnert, ſo brauchen wir nur dieſe Erinnerungen ſtill walten zu laſſen, um aus dem dunklen Schatten, der dort in jener Ecke ruht und von einem von Säulen und Mauerwerk in ſchräger Linie durchſchneidenden Sonnenſtrahl ſcharf begrenzt iſt, Geſtaltungen treten zu ſehen, die wohl im Stande ſind, einem ſelbſt ſo flüchtig entworfenen Bilderbogen einigen Werth zu verleihen.

Hier war es, wo Michel Angelo als Knabe ſeine erſten Kunſteindrücke empfing, indem er die antiken Marmorfragmente betrachtete, und wo er ſelbſt damals ſchon das vergänglichſte ſeiner Werke ſchuf: eine Statue aus Schnee, welche Pietro dei Medici ihn für ſeine Knaben anfertigen ließ. Hier nahm er die Maße, um die offene Loggia des Palaſtes, die nach altflorentiniſcher Sitte zur Beſprechung von öffentlichen und Familienangelegenheiten diente, in den heute noch beſtehenden Saal umzuwandeln. Dort an der breiten Treppe, wohin wir jetzt unſere Schritte lenken, ſtand er häufig in jenen wechſelvollen Zeiten, die Träger bekannter und berühmter Namen ſehend, die für uns nur noch als verblichene Geſtalten die Steinſtufen auf und ab wandeln, ſchattenhafte Weſen in Kettenhemd und Panzer, mit klangloſen Sporen und Schwertern oder im Sammetmantel und Barett, der Tracht der damaligen Patrizier, oder in bürgerlicher Kleidung, jetzt glückwünſchend mit freundlichen Mienen, dann finſter drohend, die Hellebarde in der Fauſt; im Talare die Gelehrten Italiens und Griechenlands, die hier ihre Berathungen und Verſammlungen hatten; im beſtaubten Reiſekoſtüm die Bilder-, Handſchriften- und Antiquitätenhändler aus allen Theilen der Welt, Mönche und Prieſter aller Grade und Farben, Kardinäle aus der Familie der Medicäer, die nach Rom zogen, um dort den päpſtlichen Thron zu beſteigen. Alle, wie ſie hier kamen und gingen, ſind in dieſem Hauſe wie auf einer Schaubühne aufgetreten, haben mitgeſpielt und mitgehandelt an dem vielhundertjährigen, oft ſo blutigen Drama dieſer Stadt, haben in dieſen Räumen für und gegen ihre Freiheiten geſtritten, ſtets in den Medicis eine Art nationaler Beſchützer gegen ſchlimmere Bedränger von Außen oder gegen härtere Tyrannen im Innern geſehen und mußten ſchließlich nach der Eroberung ihrer Stadt, nach unendlichem Unglück und Jammer es geſchehen laſſen, daß die Medicis auch dem Namen und dem Rechte nach wurden, was ſie in Wirklichkeit ſchon längſt geweſen: die Herrſcher von Florenz und Toscana.

Aber, wie ſchon bemerkt, ging dem eine ſchwere Zeit vorher, die in ihrem erſten Abſchnitt nicht minder ſchwer und blutig gerade in dieſem Hauſe endigte, wo wenige Jahre vorher ein neues, verhängnißvolles Leben erblüht war, das der Katharina von Medicis, die nun den franzöſiſchen Thron beſtiegen hatte, während ihr unechter Vetter, der Herzog Aleſſandro, deſſen wir vorhin bei dem Feſte der Strozzi gedachten, hier an der Thüre von einem ſeiner wüſten Zechgenoſſen, Lorenzino von Medici, ermordet wurde.

Wenn wir den ernſten Palaſt der Medicäer in der Via Larga, jetzt Via Cavour, unter den Eindrücken jener oft ſo düſteren, ja ſchrecklichen Vergangenheit verlaſſen, ſo fühlen wir uns unwillkürlich angezogen durch den heiteren, freundlichen Glanz, den die lichte Geſtalt des Domes, vor Allem aber der ſchlank aufſtrebende, ſo fein gegliederte und anmuthig verzierte Glockenthurm bietet. Auch ohne die Klänge ſeiner ſonoren Glocken hat er für uns etwas Feiertägliches und zieht nicht nur unſere Blicke beſtändig auf ſich, ſondern ladet uns auch ein, unſere Schritte, ſo oft nur immer möglich, dorthin zu lenken.

Schade, daß die Domfaſſade, wie die der meiſten hieſigen und ſo vieler italieniſchen Kirchen überhaupt, nicht fertig wurde, ſondern gar häßlich ihre hie und da mit Mörtel beworfene Ziegelwand zeigt, während das ganze Uebrige wie das reichſte Schmuckkäſtchen ausſieht. Der Gedanke, die Domfaſſade zu vollenden, wurde wieder vor einigen Jahren, als Florenz Kapitale war, angeregt; es befinden ſich hier gute und, wie mich dünkt, auch leicht ausführbare Entwürfe dazu. Doch ſcheint es, daß neben Geldmangel auch die Uneinigkeit in den Anſichten über die Entwürfe die Ausführung hinderte. Früher einmal war das Fehlende fertig, allerdings nur als Malerei auf Holz und Leinwand, eine feſtliche Dekoration beim Einzug Papſt Leo X., nach einem Entwurf des alten Lorenzo dei Medici, von San Sovino ausgeführt, welcher Entwurf, wenn er noch vorhanden iſt, doch gewiß eine Anlehnung gäbe für die endliche Vollendung des Domes.

Es iſt ſchade, wie verſchunden und verkratzt ſich heute ſein Geſicht darſtellt, und wie der Bretterverſchlag davor ſo unangenehm abſticht vor dem prächtigen, impoſanten Battiſterio gegenüber. Doch regt auch dieſes Unfertige, dieſe halbverwitterten Gerüſtplanken unſere Phantaſie unwillkürlich an, ſich lebendig in die Zeit zurückzuverſetzen, wo vielleicht Brunelleſchi an derſelben Stelle, die jetzt ſein Marmorbild einnimmt, wie dieſes in die Höhe blickte zu der damals und ja auch bei ſeinem Tode noch unvollendeten Domkuppel.

Wie ſich auf der Piazza della Signoria das politiſche Leben der Stadt abſpielte und heute noch dort in allerlei Maſſigem, Steinernem und Ehernem fortſpukt, ſo fanden ſich Kunſt und Künſtler auf dem heitern, ſonnigen Domplatze zuſammen. Und wenn ein Zipfel des blutigen Mantels, der das Leben von Florenz ſo häufig verdüſterte, auch über dieſen Platz einen Schatten warf bei der Ermordung des Giuliano dei Medici in Santa Riparata, der ehemaligen alten Kirche des Platzes, ſo war das doch nur wie ein jäher, raſcher Blitz, deſſen ſchwerer, lang nachrollender Donner um die Mauern des alten Palaſtes drüben weitergrollte, als der Gonfaloniere Peruzzi die Anſtifter und Mithelfer jenes Attentates, darunter den Erzbiſchof von Piſa im kirchlichen Ornate, zu den Fenſtern hinaus aufknüpfen ließ.

Durch den Dombau wurde die Stelle wieder geweiht, und wie ſich rings umher die ſchwarz und weißen, glänzenden Marmorquadern erhoben, verbleichte auch mehr und mehr die Erinnerung an jene grauenhafte That, oder übertrug ſich auf die Piazza della Signoria, und dann ſorgte auch die Kunſt dafür, hier Alles ſo ſchön und heiter zu geſtalten, wie wir es heute noch ſehen und wie es theilweiſe ſchon damals war, als Brunelleschi ſeine Kuppel wölbte, Ghiberti mit ſeinen wundervollen Bronzethüren das Battiſterio ſchloß, weßhalb wir auch unwillkürlich all' der großen Männer gedenken müſſen, deren öffentliches Leben und Wirken ſich hier konzentrirte.

Haben wir doch heute noch dafür treffliche Anhaltspunkte, wie auf der Oſtſeite den Saſſo di Dante, wo Italiens größter Dichter allabendlich zu ſitzen pflegte; wird es uns doch leicht, beim Anblick der Domkuppel und jener herrlichen Bronzethüren die beiden Meiſter vor uns zu ſehen, die täglich hieher kamen mit Maßſtab und Plänen; den energiſchen, ewig ſtreitenden, etwas boshaften Brunelleschi, wie er ſich alle Mühe gab, den braven, ruhigen Ghiberti abzuſchütteln. Lag dort nicht jener mächtige Marmorblock, in dem der ſpäter erſtandene David ſteckte, ebenſo wohl von Leonardo da Vinci prüfend betrachtet und gemeſſen, als von Michel Angelo, dem er zu Theil wurde? Und können wir es uns nicht leicht vorſtellen, daß der große Meiſter hier im Bigallo, der kleinen reizenden Loge gegenüber dem Battiſterio, geſtanden, zur Domkuppel aufblickend, wo Bazzio d'Agnolo, damals oberſter Architekt an Santa Maria del Fiore, gerade die mächtigen Tragſteine abmeißeln ließ, um die gewaltige Rundung mit einer ſchmalen Gallerie zu umfaſſen, die aber nur zur Hälfte fertig wurde, weil Michel Angelo die vernichtende Frage that: „Was ſoll da droben der Heuſchreckenkäfig?" Gingen hier nicht faſt täglich all' die großen und berühmten Künſtler vorüber entweder zum Dom= oder Kuppelbau ſelbſt, oder zum Palaſt der Medici, kaum tauſend Schritte von hier entfernt: Giotto, als er ſeinen Thurm baute, der alte Fra Bartolomeo von Fieſole, Donnatello gewiß, der ja hier in der Nähe ſeine Werkſtatt hatte, Giovanni di Bologna, Maſazzio, Filippo Lippi der luſtige Mönch! Und könnte es nicht ganz gut hier an der Ecke der heutigen Via Calzajoli, damals ſchon einer Straße mit lebhaftem Verkehr, geweſen ſein, daß Jener, einem hübſchen Mädchen nachblickend, ſich plötzlich an ſeiner Kutte gezupft fühlte und den älteren Cosmus neben ſich fragen hörte: „Was iſt das für ein Gewand, Mönchlein?", worauf der luſtige Künſtler raſch zur Antwort gab: „Leider nur Schafkleider, erlauchter Herr, in denen der Wolf ſteckt!"

Im Gefolge Papſt Leo's X. war auch Raphael hier, der Glücklichſte unter den Glücklichen, trotz ſeines ſo kurzen Lebens, und auch er ſtand bewundernd vor den Bronzethüren Ghiberti's. Es war das wenige Jahre vor ſeinem Tode, deſſen wir hier gedenken müſſen, da nach demſelben die gerade in Raphael zur höchſten Blüthe entfaltete italieniſche Kunſt auch für Florenz zu welken begann. Doch ſtand dieß nicht im innern Zuſammenhang mit ſeinem Künſtlerleben, war vielleicht nur eine Folge der großen politiſchen Umwälzungen. Oder hatte ſich die Natur durch das Hervorbringen all' dieſer bedeutenden Männer erſchöpft und bedurfte nun der Ruhe?

Es wollte wieder einmal Nacht werden am Kunſthimmel;

Leonardo da Vinci war nicht mehr, Raphael, dieſe heitere, glückliche, Alles belebende Frühlingsſonne, entſchwand ſeinen Freunden und der trauernden Welt, und nur Michel Angelo herrſchte noch, hoch über dem Treiben der Menſchen ſtehend — ſtreng und gewaltig, eine lichtumſäumte, aber doch düſter anzuſchauende, einſam dahinziehende Abendwolke.

5.

Ueber die Kunſtſammlungen und Gallerieen von Florenz iſt ſchon ſo viel Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes geſchrieben worden, daß es ſündhaft wäre, eine dieſer Rubriken noch vermehren zu wollen. Beruht doch ſo Vieles, was darüber geſagt werden kann und ſchon geſchrieben iſt, auf individueller und nicht immer ungetrübter oder ungefärbter Anſchauung. Wie wirken gutes und ſchlechtes Wetter, beſonders Regen und Sonnenſchein auf uns ein — mehr oder minder große Ermüdung, das entweder friſche oder ſchon abgeſtumpfte Gefühl beim Anfang oder beim Ende unſerer Kunſtwanderungen! Und heute iſt dieſe künſtleriſche Laufbahn ſchon eine gute Tagereiſe zu nennen, denn der ſchmale Gang, der die Gallerie der Uffizien mit dem Palazzo Pitti verbindet und theils über die Straße gewölbt iſt, theils zugleich mit dem Ponte Vecchio den Arno überbrückt, dann ganze Straßen lang durch die Stockwerke bewohnter Häuſer läuft, wie etwas geheimnißvoll Abgeſchiedenes, um endlich in Pitti zu münden, iſt dem allgemeinen Verkehr eröffnet, und man entgeht nicht immer der Verſuchung, ihn ſeinen Kunſtpromenaden anzureihen.

Früher war dieſe geheimnißvolle Verbindung zwiſchen den beiden Reſidenzen — vielleicht ein Schlupfloch in älteren Zeiten — auf's Strengſte abgeſperrt und wurde nur allerhöchſten Herrſchaften und fürſtlichen Perſonen, die ein

Verſtändniß für dergleichen abgeſchiedene Spaziergänge haben, als Beweis abſonderlichen Vertrauens eröffnet.

Trotzdem aber dieſer Gang heute, wie geſagt, während der gewöhnlichen Beſuchsſtunden der Gallerie für Jedermann zugänglich iſt, hat er immer noch etwas Unheimliches behalten, und es erſcheint uns in manchen Theilen deſſelben ein längerer Aufenthalt durchaus nicht behaglich. Das kommt wohl von den kleinen, ſtark vergitterten Fenſtern, die ſelten geöffnet werden und von der dadurch hier herrſchenden, geſpannten Luft, von dem trüben Lichte, das uns ſo natürlich erſcheint, wenn wir an eine der Fenſteröffnungen treten, um bald in dieſen, bald in einen andern ſtillen Hofraum zu ſchauen, auf hohe Mauern ohne Fenſter, ja rechts und links in die geſchwärzten Labyrinthe ganzer Häuſerquadrate, durch welche der Korridor mit eiſerner Konſequenz ſeinen Weg genommen.

Im Innern ſehen wir ihn ſich bald rechts, bald links biegen, jetzt ſteigend, dann abfallend, auf Stufen und ſchiefen Ebenen, ein- und ausſpringende Winkel voll tiefer Schatten bildend, deren Düſterkeit noch vermehrt wird durch nachgedunkelte, lebensgroße Porträts jener alten Medicäer, ſowie der ſpäteren Herzoge mit ihren Damen in Halskrauſe, ſteifem Schnürleib und Reifrock, die uns ſo beweglich anblicken, als möchten ſie den dringenden Wunſch ausſprechen, nur einmal noch einen heiteren Sonnenſtrahl zu ſehen oder eine bunte Blume.

Auch die Gallerieen mit den prachtvollen Gobelins laſſen uns des eigenthümlichen Ortes wegen zu keinem Kunſtgenuß kommen, ja, wenn ich ehrlich reden ſoll, ſo habe ich mich, wenn ich allein war, an der Ecke ſtets ein wenig gefürchtet, beſonders vor den gewebten, etwas verblichenen allerhöchſten Herrſchaften, die in der charakteriſtiſchen Umgebung, mit ihrem ſtarren Ausdruck häufig eine ſo beängſtigende Wirkung hervorbringen, als fühlten ſie ſich unbehaglich berührt durch unſern plötzlichen Eintritt, als hätte die luſtige Hofhaltung, das bunte Jagdgewühl ſich ſoeben noch lebendig hier bewegt und wäre nun augenblicklich im Hochmuthe erſtarrt, als Ausdruck tiefſter Verachtung gegen den gemeinen Eindringling.

Nur ein Raum iſt hier, in dem wir immer mit großem Behagen verweilen: bei der Arnobrücke, wo der Gang breit und hell wird, Licht auf beiden Seiten einſtrömt, um die unſchätzbaren Kunſtwerke zu beleuchten, die hier als Zeichnungen der berühmteſten Meiſter einiger Jahrhunderte deren eigentlichſtes innerſtes Denken und Schaffen ſo recht zur Anſchauung kommen laſſen. Wie erfreut uns dieſer Einblick in die ſtille Arbeit zu Hauſe, in der Feierſtunde, im Schlafrock, wo wir an der halbausgelöſchten oder der hinzugefügten Linie ſehen, wie ein neuer Gedanke auftauchte, ein alter verbeſſert wurde, wie das Bild, welches heute unſer Entzücken iſt, im erſten flüchtigen Entwurf vor dem Auge des Künſtlers ſtand, wie er durch Anfügen oder Wegnehmen änderte und beſſerte, wie er ſchwierige Stellungen und Verkürzungen ſo lange nebenan ſkizzirte, bis er das Richtige gefunden!

Von dieſer Gallerie der Zeichnungen an wird der Weg immer heller und luftiger, die ſchmalen, düſteren Gänge ſind verſchwunden, der Korridor beſteht hier faſt nur noch aus aneinander grenzenden Gemächern, bis wir an jene breite Steintreppe kommen, die uns aufwärts führt zu den lichten Höhen des Künſtlerolymps, wo die Marmorbilder der erhabenen Gottheiten nicht in ſtarrer, langweiliger Einſamkeit unter ihresgleichen ſitzen, ſondern in der heiteren, bunten Geſellſchaft der Erdgebornen, und wenn wir uns einen behaglichen Künſtlerhimmel vorzuſtellen vermögen, ſo müſſen ſeine Räume ausſehen, wie zu Florenz die Gallerie der Uffizien. Sehen wir doch hier nicht allein wunderbar verkörpert alle die hehren Geſtalten, die damals gewiſſermaßen Freud' und Leid mit den Menſchen theilten, ſich häufig in ihre innerſten Familienangelegenheiten miſchten, ihnen dafür aber freundlich geſinnt waren und blieben, ſie und ihre Nachkommen zu Halbgöttern erhoben und theilnehmen ließen an den Freuden jener olympiſchen Gaſtmähler, die uns wiederum gerade hier lebendig zur Vorſtellung kommen, wenn wir, weitergehend, zu den Schatzkammern gelangen, wo jene fabelhaften, über alle Beſchreibung koſtbaren Gefäße, geſchnitten aus Bergkryſtall, Lapis lazuli, werthvollen Agathen — und verziert durch die wundervollen Arbeiten in Gold, edlen Steinen und Perlen eines Benvenuto Cellini — aufbewahrt ſind; Gefäße, die wohl würdig erſcheinen, eine Göttertafel zu ſchmücken und Nektar und Ambroſia in ſich aufzunehmen.

Gegen die Zuſammenſtellung von Werken der Plaſtik mit der Malerei, wie in den Uffizien, iſt anderntheils und nicht ohne Grund geſprochen worden, und wir geben zu, daß für ein ernſtes Studium etwas Beunruhigendes und Zerſtreuendes darin liegen mag, im Anſchauen ſtets zu wechſeln zwiſchen den bunten Meiſterwerken der Malerei und jenen weißen Marmorbildern, wobei von den letzteren ſogar die unzweifelhaften Ueberbleibſel altgriechiſcher Kunſt — wir wollen nur den Schleifer, den Beckenſchläger, vor Allem unſere holdſelige Frau dei Medici erwähnen — zurückſtehen müſſen. In der „Tribuna" iſt dies am auffälligſten und gewiß hat Jeder dies ſchon erfahren, wenn er ſeine Blicke von der edlen Geſtalt jenes Marmorbildes emporhob zu Tizian's unvergleichlichen Weibergeſtalten, deren prachtvolle Formen und entzückend warme Farbentöne den kalten Stein in Schatten ſtellen. Den andern Marmorſtatuen und Gruppen hier ergeht es nicht beſſer, und wenn man den Fremdling betrachtet, der, aus ſeiner Wüſte kommend, ſoeben erſt drunten vor dem Palaſte vom Kameel geſtiegen iſt, den Burnus flüchtig um die Schulter geworfen, das rothe Reiſebuch im Arm, und der nun zögernd eintritt in das Heiligthum der Kunſt, zu dem er hergezogen iſt aus fernen Landen, ſo bemerken wir deutlich, wie ſeine Blicke ſtets wieder gefeſſelt werden von dieſen allerdings einzigen Meiſterwerken der Malerei, den Kunſtſchöpfungen eines Michel Angelo, Raphael, Tizian, Paul Veroneſe, Andrea del Sarto, während er ſich das genaue Studium der Skulpturen für ein andermal aufheben zu wollen ſcheint.

Drüben in Pitti iſt die Trennung ſchon ziemlich ſcharf durchgeführt, und was wir dort von Skulpturen ſehen: die Pieta im erſten Saale, die herrliche Venus von Canova in einem der letzten Zimmer des Seitenflügels, ſtört uns durchaus nicht, ſondern iſt vielmehr eine angenehme Abwechslung in dieſen hohen, ernſten, faſt düſtern Räumen, wo man nur leiſe auftritt und flüſternd ſpricht aus hoher Achtung und Verehrung für all' die Madonnen und Heiligen, dieſe Fürſten, Kardinäle und andere Perſönlichkeiten, von welch' letzteren indeſſen die meiſten es nur der unvergleichlichen Kunſt des Malers zu danken haben, daß wir ſie bewundern.

Die Künſtler der verſchiedenſten Nationalitäten, welche die Gallerieen behufs des Kopirens beſuchen, ſind von geringer Störung für den Beſchauer. Man macht von Seiten der Inſpektion durchaus keine Schwierigkeiten, die Bilder von der Wand herabnehmen zu laſſen und in einer der Fenſterniſchen aufzuſtellen, wo ſie dem Verkehr nicht läſtig fallen. Die koſtbarſten Perlen der Sammlung, Bilder von Raphael, Tizian, Michel Angelo und Anderen, ſind wie Fenſterflügel an der Wand beweglich, um in's günſtigſte Licht geſtellt werden zu können, ſo daß ſie auch dem gewöhnlichen Beſucher immerhin noch ſichtbar bleiben. Es iſt dieß aber auch nothwendig, da dieſe Blokade für einzelne der beſten Bilder, z. B. die Madonna della Sedia, eine fortwährend dauernde und die Zahl der Eingeſchriebenen ſo groß iſt, daß für Einen, der ſich heute vormerken ließe, das Bild erſt in zehn bis zwölf Jahren zugänglich würde.

Was uns noch ganz beſonders hier in dieſen florentiner Kunſtſammlungen ſo angenehm berührt, das iſt die Liberalität, mit der ſie Allen zugänglich gemacht worden ſind — von früh neun bis Nachmittags drei Uhr eröffnet, braucht man, ohne ſich an beſtimmte Tage zu binden, nur einfach hinzugehen, findet alle die weiten Hallen offen, im Sommer kühl, im Winter angenehm überſchlagen, wird von keinem Trinkgeldfordernden beläſtigt, und ſelbſt die Beſchränkung, daß man unten an den Treppen Regenſchirme und Stöcke koſtenfrei in Verwahrung geben muß, obgleich ein 10 Centeſimiſtück nie ausgeſchlagen wird, erhöht noch die Behaglichkeit, und man ſpaziert ſo frei und ungenirt in dieſen herrlichen Sälen, als ſei man bei ſich zu Hauſe oder in der Schatzkammer eines befreundeten Kunſtliebhabers.

Beſonders hat dieß Umherflaniren in den hohen und luftigen Sälen der Uffizien etwas unbeſchreiblich Reizendes und Gemüthliches; ein Kunſtnaſchen der angenehmſten Art, beſonders wenn man Zeit genug zur Verfügung hat, um ſich durch alle die Schätze hier nicht nach den Nummern des Katalogs durcharbeiten zu müſſen. Man tritt bald hier bald dort in einen der Nebenſäle, um ſich vom Zufalle führen zu laſſen, jetzt wieder angezogen durch ein Bild, das wir ſchon liebgewonnen haben, oder durch ein anderes, dem wir noch wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, um vielleicht noch entzückter zu ſein von dieſer neuen Bekanntſchaft. Wir laſſen uns auch wohl beſchaulich nieder im Saale der Niobe oder ſtudiren nebenan die Bildniſſe berühmter Maler ſo vieler Zeiten und Nationalitäten.

Häufig aber lieben wir es auch, hier, wenigſtens zeitweiſe, gar nicht zu ſtudiren, ſondern nur einen Spaziergang zu machen durch den breiten, hohen, lichtvollen Korridor, der heller als alle übrigen Räume eine ſo liebenswürdige Abwechslung zeigt in Bildern und Skulpturen der älteren Zeiten, wo wir ſo manchen Bekannten wiederfinden: die ernſten, intereſſanten, oft auch nur merkwürdigen Köpfe jener römiſchen Kaiſer und Staatsmänner, die herrlichen, antiken Grabmäler aus weißem Marmor, oder Figuren, die wir auch bei uns in Gipsnachbildungen geſehen und trotz des mangelhaften Materials liebgewonnen haben, dort die halbknieende Venus mit den gleichen Handbewegungen wie die mediceiſche, der Knabe, der ſich den Dorn aus dem Fuße zieht, nicht zu vergeſſen unſern unglücklichen Kollegen Marſias.

Daß wir bei ſolchen Spaziergängen zuweilen in die Tribuna hineinnaſchen, verſteht ſich von ſelbſt, ſei es auch nur, um ein einziges Bild wieder zu betrachten, oder uns durch einen allgemeinen Ueberblick ebenſowohl davon zu überzeugen, daß ſämmtliche Schätze noch vorhanden und auch, wie immer, von andächtigen Weſen belagert ſind, die, in ihrem rothen Buche ſtudirend, hier ihre Kunſt-Morgenandacht halten.

In Wahrheit, es iſt herrlich und erhebend, hier oben unter dieſen Götterwerken und Göttergeſtalten umherzuwandeln. Man fühlt ſich ſo erhaben über dem ganzen niedrigen Erdentreiben, unſere Gedanken wachſen mit der Größe der Gegenſtände um uns her, und aus der Illuſion eines über die geſammte Menſchheit erhabenen Standpunktes wird man nicht einmal geriſſen, wenn man, an eines der rieſigen Fenſter tretend, auf die Stadt niederblickt, auf den vorbeiſtrömenden Arno, auf die umliegenden Berge, ja nicht einmal, wenn wir hinabſchauen in den ſtattlichen Raum, den die drei Flügel der Uffizien bilden, wo die Niſchen mit den Heroen der Kunſt gleichſam ein Vorhof, ein Uebergang, eine Vermittlung ſind zwiſchen dem hohen Künſtlerolymp und den kleinen, da unten umherkrabbelnden Menſchlein. Leider gehören wir gleich darauf auch wieder zu dieſen letzteren, und ohne an unſere eben noch ſo erhabene Stellung zu denken, begnügen wir uns jetzt damit, bewundernd aufzuſchauen zu den Marmorbildern eines Michel Angelo, Cellini, Donatello, Orcagna, Giotto — — lauter Namen, deren Träger uns ſtets lieber wurden bei unſern Wanderungen durch das ſchöne Florenz.

Und wenn wir Alles, was von ihrem Schaffen vorhanden und leicht zugänglich iſt, täglich oder wenigſtens ſo oft es uns möglich iſt, betrachten, ſo zieht es uns doch vor allen Dingen ſtets wieder hierher, vor die Loggia dei Lanzi, die in ihrer unvergleichlichen Schönheit, angefüllt mit edlen Bildwerken, ſo recht das offene, freie, heitere Kunſtleben jener alten Zeit kennzeichnet.

6.

Nicht weit von der Piazza della Signoria, von dieſer durch eine ſchmale Gaſſe getrennt, liegt eine ſtattliche Halle, früher das Verkaufslokal für die Seidenhändler, heutzutage jedoch, da jener Handel unter völlig veränderten Formen und Bedingungen betrieben wird, etwas heruntergekommen, indem nun hier ſtatt jener ſchweren Stoffe und der goldig glänzenden Seidenfäden baumwollene Artikel der allergeringſten Art feilgeboten werden: geſtrickte Wämmſer und Unterhoſen, bunte Taſchentücher, brennend rothe Stoffe für die Röcke ländlicher Schönen, Decken für Pferde und Eſel — — ein grelles Durcheinander bildend, zu dem die grauen Bogen der Halle in ihrer ernſten Schönheit noch ſchlechter paſſen würden, wenn nicht das lebendigſte Leben und Treiben den ganzen kleinen, engen Platz wie eine bewegte Fluth erſcheinen ließe, über welcher jene Säulen und Pilaſter in ihrer klaſſiſchen Ruhe denn doch wieder etwas Wohlthuendes haben.

Wir befinden uns hier am Eingange des Mercato nuovo, unter dem wir uns aber keinen weitläufigen Platz vorſtellen müſſen, ſondern nur lange, winkelige Gaſſen, nicht breit genug, daß ein Wagen durchpaſſiren könnte, welche Paſſage überdies rechts und links noch verengt wird durch die hereinragenden Stellagen, angefüllt mit all' jenen Artikeln, die zum täglichen Lebensunterhalte gehören: Brod, Obſt, Geflügel, Fleiſchwaaren, alle Südfrüchte durcheinander, auch Blumen in Bouquets und Töpfen. Alles das bildet zuſammen die maleriſchſte Konfuſion, die man ſich nur denken kann. Dazu kommen an allen Straßenecken brodelnde, nicht immer lieblich duftende Keſſel und Pfannen, wo neben geröſteten Kaſtanien eine Menge uns unbekannter, ja unglaublicher Nahrungsmittel zubereitet und feilgeboten werden: kleine Kuchen von Kaſtanien oder Maismehl in Oel gebacken, geſchmorte Kürbisſchnitten, gequellte Bohnen in ſüßer Brühe, hie und da auch ein ganz entſetzliches Gericht, das vor unſern Augen zubereitet wird aus flüſſigem Ochſen- oder Schweineblut.

Wer aber hier ein paarmal durchgewandert iſt, auf den üben dieſe Abnormitäten keinen Eindruck mehr, wogegen man ſich immer wieder erfreut an dem naturwüchſigen, oft ſehr lärmenden Getreibe in dieſen Marktgaſſen.

Gelegen in einem der älteſten Theile von Florenz, ſehen wir um uns her nichts wie altersgraue, verrauchte, verwitterte Häuſermaſſen mit wenigen dach- und ſcheibenloſen Fenſtern. Thürme von benachbarten adeligen Kaſtellen, hoch oben mit luftigen Logen, blicken ernſt und düſter herein und waren wohl mit ihren Wächtern damals für die ſtets unruhige und zu Tumulten aufgelegte Bevölkerung dieſes Stadtviertels, was heutzutage die Polizeidiener in ihren ſchwarzen, querſitzenden Hüten ſind, die ſich gleichfalls darauf beſchränken, von ferne zu beobachten, ſtatt ſich handelnd in dieſe oft gefährlichen Defilés vorzuwagen.

Kleine, maſſive Mauerbogen überwölben hie und da die Gaſſen, vielleicht einen Verbindungsgang bildend, vielleicht auch, um ein paar altersſchwache Gebäude gegenſeitig zu unterſtützen; dienen aber dann gewöhnlich auch einem andern Zwecke, indem ſie an eiſernen Klammern lange, ſchmale Tücher halten, meiſt aus rothem oder gelbem Wachstuchſtoff, zum Schutze gegen Sonne und Regen über die Gaſſe geſpannt. Hie und da erweitern ſich dieſelben zu kleinen Plätzen, auf denen wir alsdann freiſtehend uralte, mit einer unglaublichen Staubkruſte überzogene plumpe Gebäude ſehen, Waarenlager gröberer Artikel, vielleicht auch in früheren Zeiten Schlachthäuſer, die aber jetzt verwittert und baufällig, mit feſt verſchloſſenen Thüren und Läden unheimlich, faſt geſpenſtig erſcheinen — bedauernswürdige Alte, kaum noch gut genug zum Aufenthalt für Ratten und Fledermäuſe.

Durch dieſe ſtaubgraue, verwitterte Umgebung ziehen ſich nun die Marktgaſſen, angefüllt mit jenen tauſenderlei Gegenſtänden, an denen eine hellere Farbe vorherrſchend iſt, wie eine freundliche und oft ſogar recht appetitliche Guirlande. Durch dieſe Räume zu ſchlendern und kulinariſche Studien zu machen, hat uns ſtets beſonderes Vergnügen gemacht. Einen ſolchen Spaziergang beginnt man am zweckmäßigſten bei der früher erwähnten Halle, nicht um die dort befindlichen grellbunten Stoffe zu bewundern, ſondern um mit einem maleriſchen Bilde zu beginnen, das uns der berühmte florentiniſche Eber in Bronze, ſowie die ihn umgebende Staffage bietet. Ein Prachtwerk, dieſer mächtige Keiler von Pierre Tacca nach der berühmten Marmorantike in den Uffizien gebildet, ein gewaltiges Thier, wie es aus ſeiner faulen Ruhe halb aufgerichtet daſteht vor dem Waſſertümpel, in deſſen kühler Nähe es ſich ausgeſtreckt hatte, um gelegentlich von dem kalten Waſſer zu ſchlürfen, was es denn auch ſoeben gethan, ſo daß es jetzt ohne jede Aufregung aufſchaut, während rechts und links aus dem halboffenen

Maule die klare Fluth wieder zu Boden rieſelt. — Doch haben wir uns hier einer poetiſchen Licenz ſchuldig gemacht, denn während der Eber allerdings noch vor ein paar Jahren als Waſſerſpeier hier ſtand, hat man jetzt den Strahl abgeleitet, um den Kopf oder vielmehr die Schnauze des Thieres zu ſchonen, die vom Auflegen der Hände all' der Durſtigen, welche hier tranken, ſchon ganz blank geſcheuert war und allmälig wohl ganz zu Grunde gegangen wäre. — Eine reizende Arbeit iſt auch vor dem Eber der kleine, ebenfalls aus Bronze gearbeitete Tümpel, den man gewöhnlich überſieht. Durch das ſeinen Rand umgebende dichte Moos und die Umfaſſungsſteine nähern ſich vielerlei Arten durſtiger Thiere: Krebſe, Eidechſen, Salamander, Schildkröten, Schnecken leicht, zierlich und ungezwungen dem feuchten Grunde.

Wenn wir nun von hier eine kurze Wanderung durch die Marktgaſſen beginnen wollen, ſo haben wir im Sinne, damit einen praktiſchen Zweck zu verbinden und es dem eingeborenen Italiener nachzumachen, der ſich hier, was zu ſeinem Mittageſſen gehört, ſelbſt zuſammenſucht, oder die gröberen Beſtandtheile wenigſtens unter ſeiner Aufſicht zuſammenkaufen läßt. Doch wollen wir das Letztere als geſchehen betrachten, was wir angeſichts der auf's Beſte ausgerüſteten und beſonders am Freitag ſehr zahlreich vertretenen Stellagen mit Seefiſchen von der nicht fernen Meeresküſte bei Livorno, den reichhaltigen Fleiſcherläden und jenen Buden mit vortrefflichem Brod ohne jede Beſorgniß thun können; auch iſt an Gemüſen eine ſeltene Auswahl da, und jetzt, im ſpäteſten Herbſt, wo bei uns in Deutſchland ſelbſt die hartherzigen Kohlköpfe im Freien ſchon bedeutend Schaden gelitten hätten, noch beziehungsweiſe zu ſo billigen Preiſen, daß wir von dem in der Eile Eingekauften erſt zu Hauſe für unſer heutiges Diner eine Auswahl treffen können. Gibt es doch hier Alles, was das Herz in gemüslicher Hinſicht nur verlangen kann; ſo vor wenigen Tagen noch friſche Brockelerbſen, heute grüne Bohnen, Artiſchoken, Kardonen, kopfgroßen Blumenkohl und grüne Broccoli; jene weichen, milden, krauſen Salate, die nach dem hieſigen köſtlichen Olivenöl wahrhaft zu lechzen ſcheinen und ſich in der

Schüſſel vor Freude aufbäumen, wenn ſie mit dem feinen, roſenrothen Eſſig beträufelt werden; auch jenen geſunden, ſtärkenden Sellerie gibt es in unglaublicher Größe, und nachdem wir noch einen kurzen Blick geworfen auf das gemeinere Volk der Rüben in verſchiedenen Farben und freundlichſt jene jungen, zarten Radieschen begrüßt, die uns wie ein Frühlingstraum erſcheinen und hier um dieſe Zeit noch von ganz beſonderem Wohlgeſchmack ſind, wollen wir zur Haute-volée des Gemüſemarktes übergehen und dem zahlreich vertretenen Geſchlecht brauner und grauer Trüffeln, allerdings von niedrigerer Herkunft als ihre Namensbaſe Perigord, unſere Beachtung ſchenken. Daneben finden wir auch nicht zu verachtende friſche, grüne Oliven in Salzwaſſer konſervirt, ferner appetitreizende Pepperoni in allen Größen und Schärfen, ſowie auch körbeweiſe die glänzenden, glühenden Liebesäpfel, die es ſo ausgezeichnet verſtehen, einer Schüſſel voll Maccheroni à la napolitana die letzte Weihe zu geben.

Da wir einmal dieſer italieniſchen Nudeln gedacht haben, ſo halten wir es für unſere Pflicht, beizufügen, daß ſie uns auf dem Mercato nuovo in allen feineren und gröberen Sorten und in allen Geſtalten als Suppenpaſten etwas aufdringlich in den Weg treten, zugleich mit jenen dunklen Käſeungeheuern, die, wie mäßige Mühlſteine auf einander geſchichtet, kaum etwas ahnen laſſen von ihrem milden Innern, wenn daſſelbe, ſanft gerieben, ſich mit geſchmolzener Butter und Maccheroni vermiſchend, jene langen Fäden zieht, die als Beweis ihres gediegenen Charakters gelten. — Daß auch an andern Käſen hier kein Mangel iſt, verſteht ſich von ſelbſt und ſtehen hier die Strachino, Gorgonzola, in ſtattlichen Reihen neben nachgemachtem Emmenthaler und Holländer, neben echten Erzeugniſſen des freien Schweizerlandes und neben jenen wohlſchmeckenden Fremdlingen aus dem Thale der Brie, von Rochefort und Neufchatel.

Doch ſind wir noch nicht ſo weit mit der Beſorgung unſeres Diner vorgerückt, um an dieſe Zuthaten des Deſſert denken zu können. Liegt es uns doch vorher noch ob, eine Auswahl zu treffen unter dem wilden und zahmen Geflügel aller Art, jener Stärke italieniſcher Märkte, jenem berühmten nationalen Produkt, das uns überall, wohin wir blicken, ſo überwältigend entgegentritt, daß es wir nicht nur hier auf dem Markte feilgeboten ſehen, ſondern auch in unzähligen größeren und kleineren Läden der Stadt, auf Handkarren, in den Straßen in Tragkörben; ja überall hängen und liegen jene unglücklichen Schlachtopfer, meiſt gerupft und wie zum Hohn an einem unnennbaren Theile mit einem Federbüſchel geziert. Es iſt unglaublich, was hier an zahmem Geflügel, Hahnen, Hühnern, beſonders welſchen, hervorgebracht, verbraucht oder verſandt wird. Aber obwohl eine ſehr große Menge davon in's Ausland geht, ſind doch die Preiſe hier ſo billig, daß jeder Bauer, wie der gute König Heinrich es einſt gewünſcht, Sonntags ſein Huhn im Topfe haben kann.

Was nun Wildpret im Allgemeinen anbelangt, ſo muß man, abgeſehen von Federwild, beſonders in Oberitalien, auf dergleichen verzichten. In den toskaniſchen Maremmen ſind allerdings noch Sauen anzutreffen, Rehe gibt es nur noch einige in den Bergen von Aoſta, wo der König Vittorio Emanuele ſeine großen Jagden hält, und der Haſe, der auch bei uns nächſtens auf den Ausſterbeetat geſetzt wird, iſt hier eine größere Seltenheit als der Elephant und der Eisbär, die doch noch zuweilen in Menagerien gezeigt werden. An Rebhühnern kommt hie und da eine von der unſerigen abweichende Art vor, wogegen ſchöne, feiſte Holz- und Moosſchnepfen ſo häufig ſind, daß wir ſie hier auf dem Mercato reichlich genug und auch billig finden. Ein für uns eigenthümlicher und ganz unbegreiflicher Jagdartikel ſind die uccelli, kleine Vögel jeder Gattung, die von Italienern jeden Standes mit aller Ausdauer und allem nur möglichen Raffinement in ſolchen Maſſen erlegt werden, daß nicht nur auf dem Mercato ganze große Körbe dieſer armen Thierchen zu finden ſind, ſondern dieſelben auch häufig in den Straßen oder auf den belebten Brücken ausgeboten werden. Und das ſind nicht nur Krammetsvögel, Wachteln und Lerchen, die leider auch in andern in dieſer Richtung unciviliſirten Ländern gegeſſen werden, ſondern Repräſentanten der ganzen heiteren, liebenswürdigen und ſo nützlichen Klaſſe der Singvögel: Nachtigallen, Rothkehlchen, Schwarzköpfchen, Finken, Alles —

Alles, was zweibeinig und mit Federn bekleidet iſt, von der Amſel bis hinab zum Sperling, wird mit einer wahrhaft kannibaliſchen Wuth verfolgt. Da ziehen ſie Sonn- und Feiertags aus wie gerüſtet zum Kampf mit dem wilden Ur, um uccelli zu erlegen, da ſtellen ſie all' den armen Weſen, die von oder nach dem Süden ziehend, von der Barmherzigkeit des Menſchen etwas Gaſtfreundſchaft verlangen, draußen auf dem Lande mit Schlingen und Fallen nach und nennen das Jagdpartieen, zu denen ſie wochenlang draußen bleiben, als gälte es die Verfolgung und Erlegung irgend welchen Hochwildes. Auch in den Gärten bei der Stadt knallt es jeden Augenblick, und das iſt Alles gerade ſo, als hätten die Italiener es auf einen Vertilgungskrieg gegen dieſe armen kleinen Geſchöpfe abgeſehen. Das hat aber auch ſeine ſehr ernſten Seiten und wäre wohl einer internationalen Behandlung werth, denn es kann uns im Norden doch nicht gleichgiltig ſein, wenn hier im Süden die harmloſen Sänger, dieſe nützlichen Geſchöpfe auf rohe Art zu Tauſenden getödtet werden, damit der Italiener einen vermeintlichen Leckerbiſſen habe und wir dagegen, oder vielmehr die Blätter und Blüthen unſerer Obſtbäume, von immer mehr überhand nehmenden Raupen und anderem Geſchmeiß aufgefreſſen werden. —

Gehen wir nun zu unſerem Deſſert über und erfreuen uns des ſtrotzenden Reichthums aller Art, der hier an Obſt und Südfrüchten geboten wird.

Dieſer Reichthum iſt auch der Hauptbeſtandtheil der hellen, glänzenden Guirlanden, die uns die Gaſſen des Mercato nuovo bieten; jene mächtigen Körbe voll Aepfel verſchiedener Größe und Farbe, vom zarteſten Grün bis zum dunkelſten Roth, heute noch friſch und pausbäckig, während die Birnen nebenan ſchon einige Runzeln des Alters zeigen, denen zum Trotz aber ſich ihr Inneres bis zum Frühjahr jugendlich friſch und ſaftig zu erhalten weiß. Maſſen friſcher, grüner und brauner Feigen reihen ſich an jene flachen, zierlich geflochtenen Körbe, aus denen ein unglaublicher Reichthum der vortrefflichſten Weintrauben überquillt, nicht von jenen noch unreifen, halbſauren Dingern, die vom Eßbaren nur den Namen haben, ſondern üppige Beeren mit jenem bräunlichen Anflug, der Gutes verſpricht, voll Saft und honigſüß, Beeren und Trauben zuweilen von ſolcher Größe, daß ſich Kaleb nicht daran zu ſchämen hätte, und dabei von einer Billigkeit, die ſelbſt uns in Erſtaunen ſetzt, die wir aus einer Weingegend ſtammen, wo man oft für ſaures, kümmerliches Zeug das Zwei- und Dreifache zahlen muß. Daß friſchgepflückte Limonen und Orangen lange, leuchtende Reihen bilden, verſteht ſich von ſelbſt und zwiſchen ihnen dienen zur angenehmen Abwechslung die — wie bei uns das Getreide — in großen Säcken und weiten Körben aufgeſchütteten, glänzend braunen Kaſtanien, dunkelrothen Hagebutten von erſtaunlicher Größe und das freundliche Volk jener zarten italieniſchen Nüſſe, denen wir ſchon in der Jugend unſere Liebe zugewandt.

So hätten wir denn in Wirklichkeit und nicht nur in der Phantaſie die Beſtandtheile unſeres Diners zuſammengekauft, denn um italieniſches Leben und italieniſche Küche in ihrer oft eigenthümlichen Zuſammenſtellung genau kennen zu lernen, bewohnen wir hier in Florenz ein kleines, vor dem Thor gelegenes Haus, allerdings nicht mit jenem Comfort, wie ihn heutzutage die Gaſthöfe bieten, dafür aber mitten in der Landſchaft, die durch einige entlaubte Bäume und braungewordenes Weinlaub kaum einen herbſtlichen Charakter nach unſern deutſchen Begriffen angenommen hat, während im Garten noch Roſen blühen und italieniſcher Jasmin, Lorbeerbüſche vom vergangenen Sommer oder kommenden Frühling erzählen und Schlinggewächſe ihre unverkümmerten, zackigen Blätter zeigen.

Die hinter unſerem Garten ſanft anſteigenden Berge, mit Oliven und Steineichen beſetzt, zwiſchen denen ſich einzelne Cypreſſen erheben, halten durch ihr Grün jede Idee des Winters fern, und wenn ſich auch der Luftzug nicht immer als ein lindes Mailüfterl beweiſt, ja, wenn es auch Zeiten gibt, wo man ſich bei den kalten Steinböden, den ſchlechtſchließenden Thüren und Fenſtern frierend nach einem gemüthlichen deutſchen Ofen ſehnt, ja, wo man ſich erſtaunt nach dem ſo oft geprieſenen, milden italieniſchen Winter umſchaut — ſo geſchieht dieß doch nur an jenen ſeltenen Tagen, wo es heftig windet, oder wo jener anhaltende, bindfadenartige Regen niederſtrömt, oder wenn wir frühmorgens beim Erwachen die Ueberbleibſel einer kalten Nacht entdecken am thauähnlichen Reif auf dem ſtets grünen Raſen oder an zartem Eis in einer Brunnenſchale, häufig unter blühenden Roſen.

Sobald aber die Sonne ſichtbar iſt und nicht gehindert, durch neidiſche Wolken ihre Kraft zu zeigen — und dergleichen ſonnige, glückliche Tage haben wir bis jetzt ſehr viele gehabt, — ſo ſtellt ſich uns die Frühe eines Tages hier wie ein friſcher, duftiger, deutſcher Maimorgen dar, und wie die Sonne höher und höher ſteigt, entwickeln ſich in der Landſchaft ſommerlich leuchtende Farbentöne, die inſofern auch nicht trügeriſche Spiegelung ſind, als ich mich vieler Tage — und zwar gegen Ende November erinnere, wo man in den Cascinen und am Lung-Arno den Schatten aufſuchte.

Da die Lage unſeres Hauſes gegen Süden iſt, ſo ziehen wir es, ſobald die Sonne erſcheint, vor, bei offenen Fenſtern zu leben, da es draußen wärmer iſt, als im Innern, was uns Nordländern mitten im Winter einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht und oft zu einem Blick auf den Kalender nöthigt, beſonders wenn wir im Sonnenſchein auf die fernen Berge geblickt, die duftig und hellviolett den Horizont begrenzen oder auf die grünen Anhöhen ſchauen, die gerade vor uns liegen. Sie haben etwas Feines und Elegantes in ihren Formen, ſind gekrönt mit einzelnen Gebäuden von maleriſcher Form: ſo vor uns gegen Südweſten die Höhen von Belloſguardo, geradeaus die oberſte Fläche des Berges einnehmend, das Kloſter Monte Oliveto mit ſeinen langgeſtreckten, ſcheinbar dachloſen Gebäuden, über denen ſich gerade an der Ecke, wo die Höhe abfällt, der ſchlanke Glockenthurm erhebt.

Wenn auch dieſes Kloſter, wie alle übrigen hier, als ſolches aufgehoben iſt, ſo befinden ſich doch noch Mönche droben, die ihre Glocken fleißig in Bewegung ſetzen und durch dieß Geläute ſehr zur Stimmung des italieniſchen Landſchaftsbildes beitragen. Ueberdieß gefällt es mir ganz beſonders, daß die Glocken, ſtatt wie im Norden hinter Mauerwerk eingeſperrt zu ſein und wie aus einem Gefängniſſe herauszuklagen, hier in der freien Luft hängen und ſich bewegen, während ſie luſtig klingend in die ſchöne Gegend hinausſchauen.

Gegen Weſten, am Abhange der Höhe, ſich in's Thal hinunter ziehend, haben wir den Park der Villa Strozzi, deſſen nördlicher, gerade uns zugekehrter Theil mit uralten, hohen, ſchattigen, immergrünen Bäumen, mit breiten Fahrwegen, mit ſchweren Steinbänken, hie und da mit marmornen Figuren und Vaſen vollkommen den Charakter der alten Zeiten behalten hat.

Man gibt die Villa Palmieri, unterhalb Fieſole gelegen, als den Schauplatz von Boccaccio's Decamerone an, Andere rathen auf die Villa Strozzi, und wenn wir das Recht hätten, eine dieſer beiden als die richtige zu bezeichnen, ſo würden wir der letzteren den Vorzug geben. Die großartige Ausdehnung ihres ſchattigen, kühl gegen Norden gelegenen Parkes möchte der zahlreichſten Geſellſchaft genügen, und haben wir beim Umherſtreifen hier einen Platz gefunden, wie gemacht, um bei einer murmelnden Quelle jenen anmuthigen Erzählungen zu lauſchen. Die mächtigen Aeſte hoher Steineichen bilden über ihm eine dichte Laube, die durch ringsumherſtehende Lorbeerbüſche noch heimlicher gemacht wird, der heißen Sonne unzugänglich, nur gegen das Arnothal offen, wo von der andern Seite her durch den tiefgrünen Rahmen eben dieſer Laube die Höhen bei Fieſole roſig und violett in geſpanntem, magiſchem Lichte erſcheinen. Eine Marmorbaluſtrade ſchließt die Oeffnung ab, und an dieſelbe tretend, vermochte man von dieſer lauſchigen Einſamkeit nach dem dunſtigen Florenz hinüber zu ſchauen, über dem damals Hitze und Krankheit brüteten.

Es iſt vom Mittelpunkte der Stadt wohl eine ziemliche Strecke bis heraus zu unſerer kleinen Villa, doch hat man ſeit Kurzem von Piazza della Signoria bis an jedes der Stadtthore angenehme und ſehr wohlfeile Fahrgelegenheiten, Omnibus, die alle Viertelſtunden von dem Platze ausgehen oder dahin zurückkehren. Die Fahrt koſtet zehn Centeſimi, nicht ganz drei Kreuzer unſeres Geldes, und während man in den Wagen mit acht oder zehn Plätzen ganz bequem ſitzt, findet ſich Gelegenheit, Menſchen und Charaktere zu ſtudiren und ſich in der Landesſprache zu üben. Denn es gibt wohl nicht leicht ein Volk, das ſich durch Erzeugung einer kleinen Gefälligkeit oder auf ein freundliches Wort hin raſcher erſchließt, als die Italiener. Häufig erfuhren wir auf ſolcher Fahrt die Lebensgeſchichte einer ganzen Familie, die gerade im Umzuge befindlich, den Wagen mit Habſeligkeiten aller Art, kleinen Möbelſtücken, Bettwerk, Kindern anfüllte, während ich gegenüber ſaß, mit einer dickbauchigen Oelflaſche in den Händen, die man mir zu halten anvertraut. Da vernahmen wir auch hier Manches von hartherzigen Hausbeſitzern, über deren Habſucht jeder der Mitfahrenden etwas zu erzählen wußte, bis zuletzt auch noch der Kondukteur eine Leidensgeſchichte zum Beſten gab.

Auch an ſonſtigen guten Fahrgelegenheiten iſt hier kein Mangel; die Fiaker haben meiſt vierſitzige, vortreffliche Wagen, je nach dem Wetter offen oder geſchloſſen, doch meiſt nur mit einem Pferd, was bei dem prächtigen Straßenpflaſter innerhalb der Stadt für vier oder fünf Perſonen ausreicht, wie ihr ſchnelles Fahren beweist. Doch zwingen ſie auch außerhalb der Stadt bei den oft ſteilen Wegen ihre armen Thiere zu unglaublichen Kraftanſtrengungen, wobei ſich häufig ein Charakterzug blosſtellt, der uns oftmals veranlaßt hat, mit Abſcheu wegzublicken: die — um mich ſo zart als möglich auszudrücken — Rückſichtsloſigkeit, mit der die Italiener insgemein ihre Thiere behandeln.

Auch die Spielereien der jüngeren Generation mit Katzen oder Hunden tragen häufig den Stempel dieſer Rückſichtsloſigkeit, und wenn wir hier beobachten, wie dieſe Thiere oft in übertriebener Art geliebkost werden, ſo erſchrecken wir um ſo mehr, dieſelben gleich darauf ohne Veranlaſſung ſtrafen und plagen zu ſehen.

Dazu kommt hier noch die große Liebhaberei des Fahrens überhaupt und beſonders des raſchen Fahrens, weßhalb auch die Straßen ſtets mit einer unglaublichen Anzahl von Fahrzeugen jeder Art bedeckt ſind, eine große Unannehmlichkeit für den Fußgänger, der jeden Augenblick genöthigt iſt, das ſchmale, ſtets dicht beſetzte Trottoir zu verlaſſen, auf dem Pflaſter aber Gefahr läuft, von einem der raſch daherraſſelnden Wagen geſtreift und beſchädigt zu werden.

Neben den ſehr zahlreichen Fiakern ſieht man hier in Florenz eine große Anzahl eleganter Equipagen mit oft ſehr guten und ſchönen Pferden, deren Sammelplatz der nachmittägliche Korſo in den Caſcinen iſt, ein am Ende des weſtlichen Lung-Arno ſich wohl zwei Miglien weit erſtreckender Park mit einer Maſſe immergrüner Bäume, Fahr-, Reit- und Fußwegen und mit der großen Annehmlichkeit einer neben dieſen Wegen am Flußufer ſich hinziehenden Schutzwehr in Geſtalt einer dichten, wohl zwanzig Fuß hohen Hecke aus Lorbeer, Thuja und anderen, nie ihr grünes Laub verlierenden Geſträuchen, welche dem Auge einen immerwährenden Frühling oder Sommer vorſpiegelt, vor allen Dingen aber die ſcharfen Oſt- oder Nordoſtwinde ſo wirkſam abhält, daß man auch an kalten Tagen hier im Scheine der Sonne behaglichſt ſpazieren gehen kann.

Alles, was in Florenz auf guten Ton und Eleganz Anſpruch macht, läßt ſich hier in meiſt eigenen, oft ſehr feinen Equipagen ſehen; man grüßt ſeine Bekannten im Vorbeifahren, wird wieder begrüßt, jedenfalls geſehen, vielleicht auch bewundert; hie und da verläßt auch eine der eleganten Damen ihren Wagen, um, vom Livréediener gefolgt, mit dem Strome der Fußgänger eine kleine Strecke zu ziehen. Doch lieben die Italienerinnen im Allgemeinen das Gehen nicht, weßhalb es auch meiſt Fremde ſind, denen man auf den Fußwegen begegnet.

Für uns aber, die wir an die erſtorbene oder wenigſtens ſchlafende Natur während der Wintermonate in der Heimath denken, an entlaubte Bäume, an Eis und Schnee, ſind dieſe Caſcinen ein höchſt angenehmer, ja bewundernswürdiger Spaziergang. Allerdings gibt es auch hier Laubholz, das kahl erſcheinen würde, wenn es nicht bis in die höchſten Spitzen von Epheumaſſen umſponnen wäre, und ſo in der Wirkung nicht zurückſtünde gegen die gewaltigen Steineichen, die Cypreſſen und Nadelhölzer verſchiedener Art, die durch ihr mannigfaltiges Grün ſelbſt im Winter ſo maleriſch wirken. Auch die vorhin erwähnte hohe Laub- und Schutzwand ſtellt ſich nicht als einförmige, grüne Fläche dar, ſondern iſt hübſch belebt durch das matte Grün der Thuja neben den glänzenden Blättern des Lorbeer und Kirſchlorbeer, zwiſchen denen ſich wieder ſtachlige Ilexarten und Mahonia hervordrängen, deren jetzt dunkles Laub wie verkupfert erſcheint. Hohe Magnolienbäume mit ihren ſeltſamen Früchten zwiſchen den lederartigen, eigenthümlich geformten und wie lackirt ausſehenden Blättern erinnern uns an noch ſüdlichere Länder, wo wir ſie neben Sykomoren und unter Palmen geſehen, freilich bei allem Sonnenglanz doch zuweilen als frierende Fremdlinge, von welchem Bewußtſein wir uns auch in Florenz nicht immer losmachen konnten, indem wir uns gar weichlich vorkamen gegen dieſe italieniſchen Damen im offenen Wagen, die ſelbſt bei ſcharfem Winde nicht immer winterlich angezogen erſchienen und die keineswegs zu frieren ſchienen. Sie leiſten darin Außerordentliches, ebenſo wie jene jungen und alten Elegants, die auf dem Trottoir am Lung-Arno ſtehen und den Wagenzug nach den Caſcinen kritiſch muſternd vorüberziehen laſſen. Während wir uns des dicken Winterpaletots freuen, ſpazieren ſie in leichten Höschen und Röckchen, die unvermeidliche Cavour oder Virginia im Munde, umher. Auch trotzen ſie ſcheinbar ohne Gefühl dem ſchärfſten Oſtwinde, wobei ſie aber oft das Anſehen haben, als wären ſie bis auf drei Zoll tief unter der Haut gefroren und müßten klingen wie Eiszapfen.

Unterdeſſen ſind die doppelten Wagenreihen in den Caſcinen während einer guten Stunde hin und hergefahren, offene Landauer mit guten Pferden beſpannt, leichte Kaleſchen, mitunter auch geſchloſſene Coupé's für Jemand, dem die Luft dort zu ſcharf erſcheint, dazwiſchen als eine eigenthümliche Erſcheinung ſchwere Reiſewagen, Bediente hintenauf, von dem Herrn, neben dem auf dem hohen Kutſchbocke eine Dame ſitzt, four in hand geführt, Equipagen, die ich mir nicht anders zu erklären vermochte, als daß man die ſchwere Karoſſe mit Abſicht den vielleicht allzu ſcharfen Pferden anhing. Doch erregten dieſe Vierſpänner ſelbſt bei Einheimiſchen einige Aufmerkſamkeit, was am Ende auch mit in der Abſicht lag.

Jedenfalls giebt es hier immer etwas zu ſchauen, weßhalb man ſo leicht von der Sucht der Florentiner, gegen Abend die Caſcinen zu beſuchen, angeſteckt wird. Die Damen in ihren höchſt eleganten Toiletten, nur an ſehr kalten Tagen, dann aber mit Oſtentation koſtbare Pelze zeigend, während ſonſt der Schein des milden Klima's durch gewaltige Blumenſträuße gewahrt wird, die ſie in Händen tragen oder am Wagenſchlage aufgeſteckt haben; die buntfarbigen Livréen der Dienerſchaft, der Kutſcher häufig eine ſchwere, robuſte Geſtalt, oft hintenauf ein zwerghafter Groom; dabei Pferde der verſchiedenſten Größen und Raſſen; ſchwere, mehr oder minder elegante Karoſſiers, ruſſiſche Traber und zwiſchen dem Gewühl ſich durchſchlängelnd die leichten, flinken ſardiniſchen Pferdchen, unglaublich leichte Wagen ziehend, mit klingelndem Geſchirr, häufig den Schweif an der Croupe mit bunten, meiſt rothen Bändern umflochten — ſo zieht, jagt und leuchtet Alles an uns vorüber bei den letzten Strahlen der ſinkenden Abendſonne, die das Arnothal auch im Winter mit jenem glühenden Lichte erfüllt und die in leichtem Duft liegenden Berge zart violett erſcheinen läßt, wie wir im Norden das nur im hohen Sommer zu ſehen gewohnt ſind. Dann verſchwinden die letzten glitzernden Strahlen hinter dem Kloſter Oliveto, flammen noch für ein paar Augenblicke in den Fenſterſcheiben hochgelegener Villen und laſſen den weſtlichen Himmel wie Goldgrund erſcheinen, auf dem ſich bei der feinen Luft die dorthin gelegenen maleriſchen Bergformen von Seravezzo und Pietriſanti mit unglaublicher Schärfe abheben. Zugleich aber haucht der kühlere Abendwind durch das gelbliche Schilf am Flußufer und mahnt als Vorbote der nun raſch eintretenden Nacht an die Heimkehr.

Der Strom der Wagen und Fußgänger zieht ſich nach der Stadt zurück, und wenn wir ihm folgend gegen die Drahtbrücke neben den Caſcinen abbiegen, um nach Hauſe zu gehen, ſo bleiben wir hier gern noch ein paar Augenblicke ſtehen, um das wirklich prachtvolle Schauſpiel zu genießen, wenn der volle Mond, den wir um die Weihnachtszeit zu Hauſe nur als eine dunſtige gelbe Scheibe am Horizonte emporſteigen ſehen, hier in unausſprechlicher Klarheit und Größe neben dem alten Fieſole auftaucht. Zu gleicher Zeit entzünden ſich die langen Feuerlinien des Lung-Arno, die Häuſermaſſen der Stadt, vor Allem die Domkuppel treten in dem hellen Mondlichte gewaltiger hervor, bis zur Piazza Michel Angelo hinauf bezeichnen Gasflammen die Windungen der Viale dei Colli, auf dem immer noch hellen weſtlichen Himmel zeichnen ſich die Höhen von Oliveto und Belloſguardo in ſolcher Schärfe, daß man Gebäude und einzelne Cypreſſen in ſchwarzen Umriſſen erkennen kann — — ein Bild, das in unſerer Erinnerung nie verblaſſen wird.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Hackländer's

Geschichtenbuch.

Dritter Band.

Zweite Auflage.

BIBLIOTH. R. PUBL. STUTTG.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1875.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt.

Die Montecchi und Capuletti 1

„Aus der Säbeltaſche“ 69

Im Damen-Coupé 111

Hinter blauen Brillen 169

Auf einer Gartenbank 269

Reiſeſchwindel 297

Die Montecchi und Capuletti.

Es war keine Kleinigkeit für die Stadt, die Feindſchaft des Geſchlechtes der Stiebele gegen das Geſchlecht der Röckele. Beide Geſchlechter waren durch wohlhabende, mächtige Häuſer vertreten, beide an Anſehen und irdiſchen Glücksgütern faſt gleich, nur wurzelten die Stiebele in der erbgeſeſſenen Bürgerſchaft, im biedern Handwerkerſtande, während die Röckele ſich der Protektion bei Hofe erfreuten und ſelbſt einige vielverſprechende Zweige in höhere Regionen getrieben hatten. So hatte eine reiche Röckele einen armen Grafen Schlankel geheirathet, Lieutenant ſeines Zeichens, und als Mutter Röckele nach dieſem Ereigniſſe von ihrer Tochter, der Frau Gräfin, ſprach, war ſie vor Entzücken einer Ohnmacht nahe geweſen, wäre auch vielleicht dieſem Gefühle unterlegen, wenn ihr der alte Röckele nicht zugeflüſtert hätte: „Denke dir den Neid und die Wuth der Stiebele!“

Allerdings hatte dieſes letztere berühmte Geſchlecht in ähnlicher Art ſchon öfter Gelegenheit gehabt, ſich zu ärgern und neidiſch zu ſein; denn ſchon ſeit Generationen fiel ein milder Regen von Gnadenbezeugungen und Belohnungen auf das Geſchlecht der Röckele in Geſtalt von Orden vierter, auch wohl dritter Klaſſe, oder als Staats-, Regierungs-, Kanzlei- und Hofraths-Titel, und in den niedern Regionen in Form von Belehnungen als Leibſchuſter, Leibſchneider oder Hoflieferanten der verſchiedenartigſten Dinge.

Darüber lachten die biederen Stiebele; denn ſie wußten wohl, welchem Verdienſte Jene Orden, Titel und Auszeichnungen verdankten: einfach dem, daß ſie durch Dick und Dünn mit der Hofpartei und deren Anhange gingen, daß kein Röckele einen anderen Kragen und einen anderen Knopf trug, als wie er von oben gern geſehen wurde, keine andere Form des Bartes, als wie man ſie allerhöchſten Ortes für die geſchmackvollſte hielt, keine Zeitung las oder auch nur hielt, die nicht ſpeichelleckte und ſchweifwedelte, und die nicht die unbedeutendſten Dinge, wenn ſie mit gewiſſen Regionen in Berührung gebracht werden konnten, für große, edle Thaten auspoſaunte, und welche für edle Hochherzigkeit, tiefe Weisheit oder hohe Munificenz erklärte, was in den meiſten Fällen das gerade Gegentheil war.

Es gab ſolche geſinnungstüchtige Journale und Tageblätter, welche, wie der größte ſchwäbiſche Dichter ſagt, gewiſſenhaft Buch führen über die Stuhlgänge ihres Herrn, vor dem ſie auf dem Bauche kriechen und glücklich ſind, wenn auch das Allerunbedeutendſte dabei für ſie abfällt, Blätter, die ohne Scham und Erröthen der Wahrheit, wo ſie können, Gewalt anthun, bis an die Kniee in Lügen und Entſtellungen waten und eines gnädigen Lächelns ſelbſt aus dritter oder vierter Hand wegen ſich nicht entblöden, das Schlechte in Gut zu verkehren und das Gute weder zu nennen noch anzuerkennen. Eine Partei haben dieſe Blätter nicht, eine Partei, der ſie gewiſſenhaft und überhaupt aus irgend welcher Ueberzeugung dienen, ſondern käuflich für Geld oder ſogenannte ehrenvolle Auszeichnungen, ſieht man ſie mit geſchminkten Backen und einem ekelhaften Lächeln irgend ein goldnes Kalb umtanzen.

Ein paar Mal hatte es auch einer der Röckele verſucht, etwas in Liberalismus zu thun, d. h. in beſonders ſchweren Zeiten, wo es nicht anders möglich ſchien, als auf dieſe Art mit der allgemein herrſchenden Strömung zu gehen, und wo man daher auch von oben herab ein Auge bei ſolchen Beſtrebungen zudrückte, ja im Geheimen die Wahl zum Stadtſchultheiß oder zum Abgeordneten irgend eines freiſinnigen Kreiſes ſogar unterſtützte, weßhalb es denn gekommen war, daß Mehrere dieſes Geſchlechtes ausnahmsweiſe mit den höchſten bürgerlichen Ehren geſchmückt geweſen waren, während ſtets einige Mitglieder in den bürgerlichen Collegien ſaßen und zuweilen ſelbſt ſprechend gehört wurden.

Daß die Stiebele von all dem eben Geſagten geradezu das Gegentheil waren und ihre Beſtrebungen nach einer ganz anderen Richtung gingen, brauchten wir eigentlich nicht zu wiederholen, wenn wir nicht hinzufügen wollten, daß es im Laufe der Zeiten auch wohl hier und da einen abtrünnigen Stiebele gegeben, der leider die Geſinnungstüchtigkeit des ganzen Geſchlechtes verleugnet, ja daß Einer ſo weit gegangen war, nicht nur den Titel eines Hofrathes anzunehmen, ſondern als ein vollkommener Renegat ſo fanatiſch in's Gegentheil umzuſchlagen, daß er ſeinem Geſchlechte das furchtbarſte Paroli bog, indem er eine Röckele zur Frau nahm.

Röckele und Stiebele vereinigt! — Es hatte damals geſchienen, als wollten alle geſellſchaftlichen Beziehungen der Stadt gänzlich aus ihren Fugen weichen — Röckele und Stiebele mit einander verwandt und es gegenſeitig ertragen müſſend, daß in irgend einer Stadtrathsſitzung Einer den Vorredner kritiſiren konnte mit dem höhniſchen Zuſatze: „So glaube ich glänzend widerlegt zu haben die gänzlich unmotivirten Behauptungen meines höchſt ehrenwerthen Collegen und Vetters!“

Waren die Mitglieder beider Geſchlechter früher mit Achſelzucken, mit verächtlichem Lächeln an einander vorüber gewandelt, ſo geſchah dies jetzt von den älteren mit Blicken des Haſſes und von den jüngeren mit einer Feindſchaft bis auf's Meſſer.

Doch hatte die Alles mildernde Hand der Zeit im Laufe der Jahre auch hier die ſchroffen Unebenheiten und verletzenden Kanten einigermaßen verglichen und abgeſchliffen, und es war wenigſtens wieder ſo weit gekommen, daß ein Stiebele nicht unbedingt von irgend einer Zuſammenkunft zu ernſtlichen Beſtrebungen oder zu Vergnügungen wegblieb, wenn ſich ein Röckele dort befand, oder daß einer der letzteren bei dem wohlthätigen oder ſonſt nützlichen Unternehmen gerade deßhalb ſeinen Namen oder ſeine Mitwirkung zurückgezogen hätte, weil ſich einige Stiebele mit namhaften Summen unterſchrieben. Hierin kamen allerdings gegenſeitige Steigerungen vor; doch lächelten die älteren und verſtändigeren Mitglieder beider Geſchlechter darüber, beſonders der männliche Theil derſelben, bei welchem überhaupt im Laufe der Tage der gegenſeitige Haß ſchwächer zu werden begann und vielleicht am Ende ganz eingeſchlafen wäre, wenn nicht die weiblichen Mitglieder dafür geſorgt hätten, daß durch kleine, unbedeutende Ereigniſſe neuer Zündſtoff zugetragen worden wäre. So der größere Aufwand in Toiletten, der hartnäckig und mit Oſtentation behauptete beſſere Platz bei Bällen, Concerten und ſonſtigen Vergnügungen, die liebloſe Belegung einer ungebührlichen Anzahl von Stühlen in öffentlichen Gärten des einen Theils, während der andere bitteren Mangel daran litt, ja, ſogar ein höhniſch lächelnder Blick bei ſolchen Veranlaſſungen, ſelbſt eine halblaut geführte Unterhaltung, die in ihren verletzenden Einzelheiten ganz gut auf ſich bezogen werden konnte.

Daß keine Röckele im Concerte oder im Theater einen Platz neben einer Stiebele einnahm, verſteht ſich von ſelbſt, ja, in der Kirche ſaßen dieſe auf der rechten, jene auf der linken Seite. Dabei waren beide Geſchlechter den ſcharfen, gegen einander arbeitenden Theilen einer Scheere zu vergleichen, die, wenn ſie ſich auch ſelbſt keinen Schaden thun, doch unbarmherzig das zerſchneiden, was, zwiſchen ſie hineingerathend, mit ihnen in Berührung kommt. Wehe der Freundin des einen Hauſes, welche irgendwie Begütigendes oder Vermittelndes über das andere zu ſagen wagte; ja, wehe ihr, wenn ſie ſich unterſtand, die unſchuldigſten Thaten und Aeußerungen nicht für verletzenden Hochmuth oder tief angelegte Bosheit zu halten! Doppelt wehe über ſie, wenn ſie einmal unſchuldiger Weiſe in den Fall kam, in den Häuſern beider Geſchlechter ſelbſt auf die harmloſeſte Art zu verkehren! Wer zu den Röckele hielt, mußte in tiefer Feindſchaft mit den Stiebele leben, wer ihnen auf irgend eine Weiſe das Wort redete, war verfehmt. Ja, nicht nur an die Bekannten und Freunde wurden dergleichen ausſchweifende Forderungen geſtellt, ſondern Geſchäftsleute aller Art, Beſitzer von Magazinen und Läden wurden von der einen Partei in den Bann gethan, wenn dieſe erfuhr, daß die andere in häufigem Verkehr mit denſelben ſtand.

Die jüngeren Söhne beider Häuſer ließen begreiflicher Weiſe in jugendlichem Uebermuthe dem Gefühle dieſer ererbten Feindſchaft rückhaltlos die Zügel ſchießen, und wenn bei nächtlichem Straßenunfug, wie er in zartem Lebensalter gern ausgeübt wird, von jungen Polytechnikern der einen Partei irgend eine Stiebele'ſche Klingel abgeriſſen, oder ein Stiebele'ſches Fenſter eingeworfen wurde, ſo konnte man ſicher ſein, daß Studirende der anderen Partei in einer der nächſten Nächte thätig waren, dieſe Unthat mit Zinſen zu vergelten. Auch fehlte es bei dieſem Nachwuchſe nicht an perſönlichen Reibungen, an allzu ſcharfen Auslegungen des Gaſſenrechtes, ja an einem ſchwärmeriſchen Mitleiden für den eigenen Hund, der mit einem ſchiefen oder unfreundlichen Blick betrachtet worden war, was dann eine Menge kleiner Duelle zur Folge hatte, deren Reſultat, eine rothe Schramme auf der Wange, vom ganzen Anhange der Gegner mit einer herausfordernden Genugthuung betrachtet, beſprochen und beſpöttelt wurde.

Es gab nur Einen Schauplatz geſelliger Vergnügungen, die Geſellſchaft der „Eintracht", auf dem man, wie es ſchien, ſtillſchweigend übereingekommen war, alle perſönlichen Reibereien zu unterlaſſen, was aber nicht ausſchloß, daß allerlei geheime und böswillige Machinationen der einen Partei gegen die andere ſtattfanden, daß zum Beiſpiel jede der beiden Parteien eifrig bemüht war, die anweſenden tanzluſtigen Fremden ausſchließlich für ſich zu gewinnen, daß ſämmtliche Anhänger der Stiebele lieber gar nicht getanzt hätten, als ſitzen gebliebene Jungfrauen aus Familien, die mit Röckele's befreundet waren, von der Ganshaide zu erlöſen — ſo wurden nämlich die erhöhten Sitze genannt, wo ältere Töchter in ſtiller Reſignation dem Tanze zuſchauten. Selbſt des Cotillons Alles umſchlingende Freuden waren nicht im Stande, die feindlichen Parteien zu vermiſchen, und lieber würde eine Röckele ohnmächtig geworden ſein, als mit einem Stiebele zu tanzen, den ihr der Zufall entgegengeführt.

Wo dieſe Feindſchaft eigentlich entſtanden ſei — wo ſie ihren Anfang genommen, man wußte es nicht genau. Die Chroniken der Stadt ſprachen nur undeutlich und verworren darüber; nur ſo viel konnte feſtgeſtellt werden, daß ſchon zu den Zeiten der Kreuzzüge, bei der erſten Belagerung von Jeruſalem ein Röckele einem Stiebele nachgeſagt hatte, er habe bei dem berühmten Knappenſpiele Pharamuſchki betrogen, eine Aeußerung, welche der Andere erwidert durch einen Schlag mit ſeiner Hellebarde, ſowie durch die Verſicherung, ehe er von einem Röckele einen Heller nehme, wolle er lieber türkiſch werden, was für die damalige Zeit, wo man gegen Saladin im Felde lag und ſehr viel auf ſein Chriſtenthum hielt, ein großes Wort geweſen war.

Da war es, als hätte ſich das Schickſal ſelbſt vorgenommen, dieſer Feindſchaft endlich ein Ziel zu ſetzen oder in neue, noch wildere Flammen ausbrechen zu laſſen. Vor langen Jahren nämlich war zu gleicher Zeit ein Röckele ſowie ein Stiebele nach Amerika ausgewandert. Der erſtere auf einem guten Dampfer, letzterer mit anderen Auswanderern auf einem Segelſchiffe; der Röckele mit Geld und guten Empfehlungen verſehen, der Stiebele ziemlich unbemittelt, nur das bei ſich führend, was er gelernt hatte, dazu einen hellen Kopf, friſchen Muth und kräftige Arme. Beide aber waren nach einiger Zeit verſchollen, man hatte während langen Jahren durchaus nichts mehr von ihnen gehört, und dieß zwar aus ganz verſchiedenartigen Urſachen. Dem Röckele war es nämlich trotz ſeines Geldes und ſeiner Empfehlungsbriefe in einer der großen Städte Amerika's herzlich ſchlecht gegangen, was er ſich ſchämte, nach Hauſe zu ſchreiben, und weßhalb er mit Frau und einigen Kindern nach dem fernen Weſten zog, aber auch dort nie auf einen grünen Zweig kam. Er ſtarb, dann ſeine Frau, und von den Kindern blieb nur ein Sohn am Leben, der, unter Arbeit und Sorgen aufgewachſen, kräftig mit dem Leben gerungen hatte und bei ſeinem Tode auch nichts weiter hinterließ, als eine unbedeutende Farm, dafür aber einen einzigen Sohn, auf den er ſtolz ſein konnte. Dieſer junge Mann, dem das kümmerliche Anbauen wenig fruchtbarer Aecker nicht genügte, ging mit ſeines Vaters Einwilligung nach Newyork, lernte und arbeitete dort fleißig und wurde bald, obgleich noch ſehr jung, ſchon zu den geſchickteſten Ingenieuren gerechnet. Daß es ihn drängte, einmal das Vaterland ſeiner Großeltern zu beſuchen, theils wegen der vielen von Heimweh und Sehnſucht durchflochtenen Erzählungen und Schilderungen deutſcher Zuſtände, mit denen der alte Röckele ſeinen Enkel an langen Winterabenden auf der ſtillen Farm häufig unterhalten, theils aber auch, um die Leiſtungen europäiſcher Technik auf dem Gebiete der Induſtrie und Maſchinenkunde kennen zu lernen, werden wir begreiflich finden, und als er ein neues Werk vollendet, eine jener bewundernswerthen Brücken, die in leichter, zierlicher Eiſenconſtruktion die weit entfernten Ufer eines Fluſſes verbinden, ein Werk, welches ihm nicht nur nach unſeren Begriffen ein kleines Vermögen eingetragen hatte, ſondern auch ſeinen Namen auf's Neue ſo ehrenvoll bekannt gemacht, daß er unter erhaltenen großartigen Aufträgen nur zu wählen brauchte, ſo wählte er vor der Hand gar nicht, nahm ſich einen Platz auf dem Hamburger Poſtdampfer und ſchiffte ſich nach Europa ein.

Da wir nun dieſen Enkel eines alten Röckele ſolchergeſtalt vorläufig gut untergebracht haben, denn die „Aſia" iſt, wie alle Hamburger Poſt- und Paſſagierſchiffe, als vorzüglich bekannt, ſo finden wir Zeit, uns nach jenem Stiebele umzuſchauen, der mit wenig Geld und gar keinen Empfehlungsbriefen vor langen Jahren ebenfalls nach Amerika gekommen war. Obgleich dieſer ein tüchtiger Kaufmann war, der auf jedem Comptoir den beſten Platz ausgefüllt hätte, ſo mußte er ſich doch entſchließen, in dieſer Branche hier wieder auf der unterſten Stufe anzufangen, und zwar als dritter oder vierter Magazingehilfe eines großen Exportgeſchäftes. Da man aber geiſtige und körperliche Fähigkeiten auch ſchon zu beurtheilen vermag, ſelbſt wenn deren Inhaber die geringſten Arbeiten zu verſehen hat, z. B. Ballen verpacken und beim Aus- und Einladen der Schiffe behilflich ſein, ſo rückte Stiebele unter dem ſtrengen, aber umſichtigen Chef des Handlungshauſes, welcher ſich um die kleinſten Details bekümmerte, bald zum erſten Magazingehilfen vor, dann zum Aufſeher derſelben, und als man hier bemerkte, welche vortreffliche Hand er ſchrieb und daß es ihm ein Leichtes war, in vier Sprachen zu korreſpondiren, ſo zögerte der Chef des Hauſes nicht, ihm mit ſehr gutem Gehalte eine Comptoirſtelle anzuvertrauen. Und nun war ſeine Exiſtenz geſichert. Da er, wie wir wiſſen, von unten angefangen hatte, ſo gab es nach einigen Jahren Niemanden im ganzen Geſchäfte, der durch alle Rubriken mit Allem und Jedem ſo vertraut geworden war, daß er faktiſch die Leitung des Ganzen in der Hand hatte und nun von den Söhnen des unterdeſſen verſtorbenen Chefs mit einem großen Gewinnantheile als Kompagnon aufgenommen wurde. Herr Stiebele hatte ſich inzwiſchen verheirathet, aber viel ſpäter, als ſein Landsmann Herr Röckele, von deſſen Daſein er jedoch nie Kenntniß erlangt hatte. Und ſo kam es denn, daß er zur ſelben Zeit, als der Enkel des eben genannten Herrn ſich mit dreißig Jahren nach Europa einſchiffte, eine Enkelin hatte, das einzige Kind ſeines leider früh verſtorbenen Sohnes, die erſt achtzehn Jahre alt war und die er beſchloß, für ein paar Jahre nach Europa zu ſenden, um dort ihre Verwandten kennen zu lernen, ſowie auch deutſche Sitten und Gebräuche, an denen er trotz ſeines jahrelangen Aufenthaltes in Amerika mit ganzer Seele feſt hing. Hierbei dürfen wir es nicht verſchweigen, daß ſowohl der eingewanderte Röckele als der eingewanderte Stiebele, wenn ſie von der deutſchen Heimath und deren Eigenthümlichkeiten erzählten, auch jener Erbfeindſchaft der beiden Familien Erwähnung thaten; der alte Stiebele unter Lachen und Scherzen, als einer ungeheuren Lächerlichkeit, die man kaum mehr zu begreifen im Stande ſei, hier unter dem Eindrucke der großartigen amerikaniſchen Verhältniſſe; der alte Röckele dagegen, wenngleich nicht mehr mit der Verbiſſenheit, wie er dieſes Verhältniß drüben angeſehen, doch immer noch in der Art, daß er das ganze Geſchlecht der Stiebele als ein ränkevolles, gefährliches bezeichnete.

So ſegelte denn die Aſia an einem heiteren Tage des Frühlings in die tiefblaue See hinaus, mit ihr der junge Ingenieur John Röckele und Miß Alice Stiebele in Begleitung einer Schweſter ihrer gleichfalls verſtorbenen Mutter, ſowie einer Kammerfrau und eines alten Dieners des Hauſes, ein kleiner Luxus, den ſich die einzige Erbin der Millionen ihres Großvaters ſchon erlauben konnte. Die Tante des jungen Mädchens, eine Wittwe in beſten Jahren, Miſtreß Stephens, war von einer deutſchen Familie, auch erſt vor zehn Jahren nach Amerika gekommen und deßhalb ſchon befähigt, die Schritte ihrer jungen, ſchönen und reichen Nichte auf bekannten Terrains zu leiten. Sie war eine heitere, lebensluſtige Frau, und der alte Stiebele, der trotz ſeiner hohen Jahre — er mochte nahe an die Achtzig ſein — immer noch ein arger Spaßvogel war, hatte ihr beim Abſchiede lachend geſagt: „Na, ich will ſehen, wer von euch Beiden drüben die meiſten Eroberungen zu verzeichnen hat! Mache es nur gnädig mit meiner armen Enkelin!“

Er hatte die Aſia auf ſeinem eigenen kleinen Dampfboote noch eine Strecke weit in die See hinein begleitet und dann, Abſchied nehmend, ſein Schiffchen mit einer Unzahl Flaggen in allen Farben verzieren laſſen, auch ſeine eigenen, winzigen Deckkanonen gelöst und dann zum letzten Gruße ſeine Toppmaſtflagge dreimal geſenkt, was der Kapitän der Aſia ſo freundlich war, auf gleiche Weiſe zu erwidern.

Miß Alice ſtand während dieſer Zeit auf dem oberen Decke an der Brüſtung dicht beim Steuerruder mit hochklopfendem Herzen, die großen Augen voll Thränen; ſie winkte zum Abſchiede mit ihrem Taſchentuche und bemerkte erſt, daß ſie in der Aufregung ein prachtvolles Roſenbouquet hatte auf den Boden fallen laſſen, nachdem dieſes Bouquet von einem hübſchen jungen Manne aufgehoben und ihr überreicht wurde, worauf ſich der hübſche junge Mann mit einer artigen Verbeugung zurückzog.

Auf Reiſen, beſonders ſolchen, wo man längere Zeit mit Anderen in den engen Grenzen eines Wagens oder auch in den weiteren eines Schiffes eingeſchloſſen bleibt, bedarf es nur einer Kleinigkeit, um Bekanntſchaften anzuknüpfen, die uns in kurzer Zeit auf einen Grad des Vertrauens ſetzen, als hätte man ſich ſchon längere Zeit gekannt. Dieß war auch hier bei den jungen Leuten durch Vermittlung des Roſenbouquets der Fall, und es war demnach außerordentlich natürlich, daß, als die Dinerglocke läutete, der junge Ingenieur ſich durch den Stewart einen Platz neben der jungen Dame anweiſen ließ. Begreiflicherweiſe beſprach man den Abſchied von Newyork, von den Lieben, die man dort zurückgelaſſen, wobei indeß der junge Ingenieur achſelzuckend verſicherte, leider habe ihm kein feuchtes Augenpaar nachgeblickt, und der einzige Ton des Schmerzes, der ihn begleitet, ſei das Knarren ſeines Hausthürſchloſſes geweſen.

So plauderte man auch nach dem Diner mit Unterbrechungen auf dem Verdecke weiter, und die beiden Damen waren mit der Geſellſchaft des artigen, dabei höflichen und zurückhaltenden jungen Mannes ſo zufrieden, daß man ſich am anderen Morgen auf's Ungezwungenſte wieder zuſammenfand. Doch wäre dieſes angenehme Verhältniß vielleicht in den Grenzen einer gewöhnlichen Reiſebekanntſchaft geblieben, wenn nicht ein kleiner Zufall etwas ganz Anderes hervorgebracht hätte, als der Eingang unſerer ganz wahrhaftigen Geſchichte vermuthen ließ. Es waren ſchon ein paar Tage vergangen bei klarem Himmel und ſchöner See, als man auf deutſche Verhältniſſe zu reden kam, als man gegenſeitig mit einem angenehmen Erſtaunen vernahm, daß man nicht nur aus demſelben kleinen Lande des deutſchen Vaterlandes ſtamme, ſondern auch aus der gleichen Stadt, wo für Beide noch zahlreiche Familienangehörige gleichen Namens lebten.

Aber welchen Namens?

Der junge Ingenieur überreichte ſeine Karte, Miß Alice die ihrige — beide laſen die betreffenden Namen, beide ſchauten ſich hierauf an und brachen alsdann in ein herzliches Lachen aus.

„Wehe uns," rief der junge Ingenieur nach einer Pauſe unterbrochener Heiterkeit aus, — „wehe uns, daß der Zwiſt der Familie uns zwingen wird, fortan hier auf dem Schiffe jede Gemeinſchaft aufzuheben!"

Er hatte das mit angenommenem, komiſchem Ernſte geſagt, dabei aber feſt in die ſchönen Augen Alicens geblickt, der argliſtige junge Menſch, und mit einer unausſprechlichen Freude geſehen, daß ein leichter Schatten über ihre lieblichen Züge flog, bis ſie, in der nächſten Sekunde den

Scherz verſtehend, darauf einging und mit einem reizenden Lächeln erwiderte: „Ja, wehe uns! Farewell for ever!“

Da es nun gebräuchlich iſt, daß bei dem Abſchiede auf Nimmerwiederſehen man ſich die Hände reicht, ſo thaten die beiden jungen Leute alſo, und da ſie zufällig auf einer vor dem Winde und vor Sonſtigem ſehr geſchützten Stelle ſaßen, auch Miſtreß Stephens auf ein Geplauder abweſend war, ſo konnte ſich der junge Ingenieur nicht enthalten, in tiefem Schmerze der bevorſtehenden Trennung die Hand des jungen Mädchens bedächtig an ſeine Lippen zu führen und die fünf roſigen Grübchen auf derſelben nach einander zu küſſen.

„Alſo ſo ſieht eine Stiebele aus!“ ſagte er mit einem ſchmerzlichen Seufzer. „Allerdings ein gefährlicher Anblick, und die Zukunft muß entſcheiden, ob es nicht beſſer geweſen, wenn ich Ihnen mit dem gerechten Haſſe eines Röckele entgegengetreten wäre!“

Miß Alice verſtand das nicht, oder wollte es nicht verſtehen, und erzählte in ſcherzhaftem Geplauder manch Komiſches, was ſie von der Feindſchaft der beiden Familien gehört, und als Miſtreß Stephens wieder hinzutrat, ſtellten ſie ſich gegenſeitig dieſer würdigen Dame vor, ſie den jungen Mann als Herrn Röckele, er das junge Mädchen als Miß Stiebele.

„Röckele und Stiebele!“ lachte Alice.

„Die Montecchi und Capuletti!“ meinte Tante Stephens, welche mit gutem Humor dieſe Vorſtellung angenommen hatte, dem jungen Manne aber ernſthaft mit dem Finger drohte, als dieſer lachend hinzuſetzte: „Romeo und Julia!“

Miſtreß Stephens hatte gut mit dem Finger drohen und mit großer Oſtentation den Spaß als ſolchen und nur als ſolchen behandeln. Solch ein Scherz iſt und bleibt immer ein gefährliches Ding, und es gibt Worte, die ſich unter gegebenen Verhältniſſen zu ganz eigenthümlichen Begriffen ausdehnen. So hier bei dieſen jungen Leuten, von denen beſonders er höchſt gefährliche Kenntniſſe Shakeſpeare'ſcher Dramen beſaß, während ſie dieſelben noch keiner tiefgehenden Betrachtung unterworfen hatte, aber ſehr geneigt war, dieß zu thun, ſowie ein ſchätzbares Verſtändniß für Belehrungen dieſer Art zeigte. Dazu kam noch, daß die Maiabende unter Sterngeflimmer oder bei aufleuchtendem Monde ſo mild und lieblich waren —

O, ſprich noch einmal, holder Engel!
Denn über meinem Haupt erſcheineſt du
Der Nacht ſo glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erſtaunten, über ſich
Gekehrten Aug' der Menſchenſöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuſchauen,
Wenn er dahinfährt auf den trägen Wolken
Und auf der Luft gewölbtem Buſen ſchwebt.

Auch gibt es nichts Gefährlicheres in gewiſſen Situationen, als wenn wir unſere Blicke verſenken zum flimmernden Horizonte ruhig athmender Wellen und ſehnend dem Monde nachſchauen, wie er dort, zwiſchen Wolken hervorleuchtend, ſchmerzlich bewegt von uns Abſchied zu nehmen ſcheint, uns der ſtillverſchwiegenen Nacht nun überlaſſend:

Komm, ernſte Nacht, du züchtig ſtille Frau,
Ganz angethan mit Schwarz, und lehre mir
Ein Spiel, wo Jedes reiner Jugend Blüthe
Zum Pfande ſetzt, gewinnend zu verlieren.

Ferner war Miſter John verrätheriſch genug, die Feindſchaft der beiden Familien ſcheinbar nicht gering zu achten:

Laß ſie mich greifen, ja, laß ſie mich tödten!
Ich gebe gern mich drein, wenn du es willſt.
Nein, jenes Grau iſt nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthia's Stirn.
Das iſt auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern; zum Geh'n bin ich verdroſſen. —
Willkommen, Tod! hat Julia dich beſchloſſen. —

Und er redete alsdann in harmloſer Proſa von der Möglichkeit, daß dieſer Haß Miß Alice wohl dahin bringen könnte, die oberflächliche Reiſebekanntſchaft, wenn auch nicht zu verleugnen, ſo doch mit Stillſchweigen zu übergehen, wodurch er ihrem argloſen Gemüthe die ſehr animirte Verſicherung zu entlocken wußte, daß keine Verhältniſſe im Stande ſein würden, ſie zu einer derartigen Verleugnung zu bewegen, daß ſie in Wahrheit die angenehme Geſellſchaft, die er ihnen während der Reiſe geleiſtet, niemals vergeſſen würde.

„Und nur als Reiſegeſellſchafter werde ich in Ihrer Erinnerung bleiben?“

„Sie fragen ſo eigenthümlich, ſo ſonderbar . . . .“

„Nur als ſolcher, der uns die langweilige Zeit der Seereiſe vertreiben half, deſſen Namen, deſſen Perſon wir uns ſpäter vielleicht wieder einmal zufälligerweiſe erinnern?“ fragte er dringender.

„Nein, nein, auf ſolche Weiſe werde ich Ihrer nicht gedenken,“ gab ſie mit leiſer Stimme zur Antwort, indem ſie ihre ſchönen, leuchtenden Augen emporhob, ſo daß ſie, von flimmernden Mondſtrahlen erfüllt, wie verklärt erſchienen, — „ſondern . . . .“

„Sondern?“ bat er dringender. „O ſprechen Sie es aus, wie Sie meiner gedenken wollen!“

„Mit Freundſchaft, mit inniger Freundſchaft.“

„O, glücklich, ſelig, wer Ihre Freundſchaft beſitzt, aber unglücklich der, dem Sie nur Freundſchaft gönnen, während er Anderes für Sie fühlt!“

Hätte ſie nur in dieſem Augenblicke ihn nicht mit einem Ausdrucke der Frage und des Zweifels angeſehen und wäre die gute Miſtreß Stephens, welche in die Kajüte hinabgegangen war, um einen warmen Plaid für ihre junge Schutzbefohlene zu holen, nicht drunten durch allerlei Fragen der Kammerfrau aufgehalten worden . . . .

„Ich bin es, Miß Alice, der mehr für Sie fühlt, als Freundſchaft; verzeihen Sie dem Drange meines Herzens, daß ich es wage, ſo zu Ihnen zu ſprechen; und Sie müſſen mir verzeihen, wir ſind nahe dem Lande, morgen empfängt, umfaßt ſie eine andere Welt, morgen ſchlägt die Stunde unſerer Trennung, wer weiß, auf wie lange! Morgen bin ich nicht mehr im Stande, Ihnen ein einziges herzliches Wort zu ſagen, und Sie, Miß Alice — ich zittere vor dem Gedanken des Gegentheils —, könnten vielleicht, auch wenn Sie wollten, nicht mehr in der Lage ſein, meine herzlichen Worte herzlich zu erwidern, den tiefſten Ausdruck meiner Seele, die inhaltsſchweren Worte: — ich liebe dich, Alice — o, verzeihe mir!“

Ob ſie ihm wirklich verziehen, darüber müſſen wir im Intereſſe unſerer wahren Geſchichte den geneigten Leſer vor der Hand im Unklaren laſſen, dürfen nur ſo viel verrathen, daß Miſtreß Stephens, welche in der Bedeutung von gewiſſen Blicken, anſcheinend unverdächtiger Worte und Anſpielungen nicht ganz unerfahren war, mit einer doppelten Sehnſucht dem Ende dieſer Seereiſe entgegenſah, mit der Sehnſucht, ſtatt dieſer beweglichen Waſſerfläche überhaupt wieder Land unter den Füßen zu fühlen. Vor Allem wollte ſie dann dieſes Land dazu benutzen, eine möglichſt große Anzahl von Meilen zwiſchen ihre Schutzbefohlene und jenen unternehmenden Ingenieur zu bringen, dem es ja ein Leichtes war, die entfernt liegendſten Dinge mit einander zu verbinden.

„Das wäre mir eine ſchöne Geſchichte, von Amerika nach Europa zu reiſen, um ſogleich auf der Aſia Verbindungen anzuknüpfen, die Alicen's Großvater mit mehr als ſcheelem Blicke betrachten würde, die ſeine Zwecke gänzlich vereiteln und uns um eine intereſſante, hübſche Reiſe bringen könnten! Gott ſei es gedankt, daß man ſchon Land ſieht, und ich will nur dafür beſorgt ſein, daß es auch nicht zu der entfernteſten Idee einer Erklärung zwiſchen Beiden kommt! Bin ich doch überzeugt, wenn es nach dem Sinne dieſes an ſich recht artigen und gebildeten jungen Mannes ginge, ſo würden wir, in Hamburg angekommen, augenblicklich heirathen und hierauf ohne Weiteres nach Newyork zurückkehren, vielleicht auf der Auſtralia, um auf dieſe Art wenigſtens etwas von den drei Welttheilen profitirt zu haben!“

Die gute Dame ſah ſich veranlaßt, ſolchergeſtalt ſich ſelbſt einen kleinen Spaß vorzumachen, obgleich es ihr im Grunde eigentlich gar nicht ſpaßhaft zu Muthe war. Denn ſie ſah die beiden jungen Leute dort an der Brüſtung des Schiffes neben einander ſtehen, und wenn ſie auch gleichgiltige Worte zuſammen ſprachen, ſo betrachtete er doch Alice zuweilen mit ſo ganz eigenthümlichem Blicke, worauf ſie ihre ſchönen Augen niederſchlug und ſich ihr Buſen mit einem tiefen Seufzer ſchwellte, was ſehr gefährliche Symptome ſein ſollen.

Doch hatte glücklicherweiſe der Dampfer Aſia nicht nur ſchon den Lootſen aus der damals noch ganz freien Reichsſtadt Hamburg am Bord, ſondern es ſchwärmten auch ſchon Barken um das Schiff, welche den Paſſagieren friſche Zeitungen, friſches Obſt und friſche Blumen verkauften, Jedem, was ihm gerade behagte oder dienlich ſchien, weßhalb wir es begreiflich finden, daß der junge Ingenieur ein prachtvolles Roſenbouquet erſtand, um es ſeiner liebenswürdigen Reiſegefährtin zum Abſchiede zu verehren. Dagegen vermochte ſelbſt Miſtreß Stephens nichts einzuwenden, aber einigermaßen betroffen ſah ſie mit an, wie Alice hierauf eine der ſchönſten Roſenknoſpen dem Bouquet entnahm, um ſie dem jungen Manne zurückzugeben.

Wir glauben, früher ſchon geſagt zu haben, daß ſowohl der nach Amerika ausgewanderte Röckele, als auch Stiebele lange Jahre nichts mehr von ſich hören ließen, gaben auch die Urſache an, warum Erſterer gänzlich alle Verbindungen mit dem Vaterlande abgebrochen hatte. Was nun den Anderen anbelangte, ſo hatte er bei ſich gedacht: gelingt es dir drüben nicht, eine angeſehene Stellung zu erringen, ſo iſt es beſſer, du gibſt den entfernten Anverwandten und Bekannten auch weiter keine Nachricht über dein verfehltes Daſein; bringſt du es aber zu etwas, ſo willſt du in deiner Vaterſtadt mit einem Eclat auftreten, wie er einem aus dem alten Geſchlechte der Stiebele würdig iſt. Und wir wiſſen, daß er im Stande war, auf ſolche Art wieder aus der Vergeſſenheit aufzutauchen. Die Gelegenheit dazu bot ſich, als er in den Zeitungen ſeiner Vaterſtadt geleſen, daß dort durch freiwillige Beiträge ein großes Waiſen- und Erziehungshaus für unbemittelte Kinder erbaut werden ſollte. Damals war es geſchehen, daß in einer unvergeßlichen Stadtrathsſitzung der regierende Stadtſchultheiß Herr Dr. juris Stiebele ſich nach Erledigung einiger geringeren gemeinnützigen Angelegenheiten langſam vom Stuhle erhob, ſich zweimal räuſperte, dann auf ſeine Anhänger im

Kollegium einen milden Blick warf, einen herausfordernden auf ſeine Gegner, einen niederſchmetternden auf zwei Röckele, denen es gelungen war, ſich in den Gemeinderath einzuſchleichen, worauf er langſam und feierlich ein Papier entfaltete, die rechte Fauſt auf den Tiſch ſtützte und nach gehöriger Kunſtpauſe mit bewegter Stimme ſprach:

„Meine Herren und werthen Kollegen! Es iſt eigentlich unnöthig und die Beſcheidenheit verbietet es mir beinahe, Ihnen hier in's Gedächtniß zu rufen, wie viel eine angeſehene Familie der Stadt, deren Name ich vor der Hand nicht auszuſprechen brauche, ſchon gewirkt zum allgemeinen Wohl der Gemeinde, wie ſehr dieſe Familie ſich auszeichnete, ſo oft es galt, mit Rath und That für das allgemeine Beſte einzutreten (hört, hört! ſehr wahr!), eine Familie, die ſtets den geraden Weg ging, unbeirrt von höheren Einflüſſen, ſtets ein Schutz war den Armen und Schwachen, dem kleinen Bürger und Gewerbsmanne ein feſter Schild zum Schutze gegen eine übermüthige Partei, welche die Freiheit nur für ſich in Anſpruch nimmt, die Verhältniſſe zurückführen möchte, welche an die finſteren Zeiten des Mittelalters erinnern.“ (Hört! Sehr wahr!)

Die Gegner des Stadtſchultheißen bemühten ſich, mit höchſt gleichgiltiger Miene an die Decke emporzuſchauen, und einer der Röckele ſpitzte den Mund, als pfeife er nicht nur für ſich eine gemüthliche Melodie, ſondern pfeife auch auf den ganzen Vortrag des Stadtoberhauptes.

„Und die Mitglieder dieſer Familie,“ fuhr der Stadtſchultheiß fort, „beweiſen ihre Liebe und Anhänglichkeit für die Erde, auf der ihre Wiege ſtand (ſehr ſchön, ſehr ſchön!) auch dann noch, wenn ſie durch weite Länder und Meere von dieſer Erde getrennt ſind.

„Wir haben es hier nur mit einem ganz unbedeutenden Manne zu thun,“ fuhr der Redner in einem gemüthlich jovialen Tone fort, wobei ein humoriſtiſches Lächeln über ſeine Züge flog, „mit einem Manne Namens Stiebele, Johann Chriſtian Stiebele, Sohn des verſtorbenen Bürgermeiſters Friedrich Stiebele, der vor langen Jahren nach Amerika ging, dort ſein Glück machte, und der nun der Stadt zu ihrem projektirten Waiſen- und Erziehungshauſe die kleine Summe von (hier legte der Stadtſchultheiß das Schreiben auf den Tiſch und rieb ſich behaglich die Hände) die kleine Summe von — zweimalhunderttauſend Gulden zur Verfügung ſtellt.“ (Ah — oh — ganz außerordentlich! Ehre, dem Ehre gebührt!)

„Zweimalhunderttauſend Gulden,“ wiederholte der Stadtſchultheiß mit einem Tone und Blicke auf die armen Röckele, als würde es ihm ein kannibaliſches Vergnügen verurſachen, jeden einzelnen Gulden für dieſe übermüthige Raſſe in einen Keulenſchlag zu verwandeln; dann aber übermannte ihn eine leicht begreifliche Rührung; er ſchluckte ein paar Mal tief und heftig, ergriff dann mit ſeinen beiden Händen die Rechte des ihm gegenüber ſitzenden Stadtbaumeiſters Degele, ſchüttelte ſie biedermänniſch kräftig und ſagte zum dritten Male mit zitternder Stimme: „Zweimalhunderttauſend Gulden — bei der Hofbank deponirt. —“

Das war indeſſen ſchon vor Jahren geſchehen, und nach dieſer großen Spende hatte der reiche Stiebele in Newyork auch noch für alle möglichen gemeinnützigen Anſtalten mit bedeutenderen und kleineren Spenden ausgeholfen. Selbſtredend war er dafür zum Ehrenbürger ernannt worden, ſowie ihm der ganz beſondere Dank der Stadt, zierlich auf Pergament geſchrieben, übermittelt wurde. An dem neuerbauten Waiſenhauſe ſollte ſein Porträt in Relief mit der Umſchrift: „Dem Wohlthäter der Stadt“, angebracht werden, was aber die Röckele zu hintertreiben wußten, da ſie mit der Anſicht durchdrangen, ein Bauweſen, welches durch freiwillige Beiträge der Stadt errichtet worden ſei, dürfe nur mit der Büſte des Landesherrn als des größten Wohlthäters geſchmückt werden. Dafür aber wurde die Straße, in der man das Waiſenhaus erbaute, die Stiebeleſtraße genannt, und will man hier auch die Beobachtung gemacht haben, daß ein Röckele lieber einen großen Umweg gemacht, als dieſen Weg betreten.

Da geſchah es, daß der Stadtſchultheiß Stiebele einen Brief von Herrn Johann Chriſtian Stiebele aus Newyork erhielt, worin dieſer ihn benachrichtigte, daß er geſonnen ſei, ſeine Enkelin Alice für ein oder zwei Jahre nach Deutſchland zu ſenden, und um freundſchaftliche Rathſchläge bat, in welchem der achtbaren Häuſer der Vaterſtadt das junge Mädchen untergebracht werden könnte. Leider war der Stadtſchultheiß ein alter Junggeſelle, und wenn er nie bedauert hatte, verſchont geblieben zu ſein von Eheroſen- und anderen Ketten, ſo doch bei der gegenwärtigen Veranlaſſung.

Schade, in der That ſchade! Das junge Mädchen war achtzehn Jahre alt, gewiß ſehr ſchön und eine drei- bis vierfache Millionärin. Schade, wahrhaftig ſchade! — Der Stadtſchultheiß ſchaute verſtohlen in den Spiegel, ſtrich durch ſein borſtiges Haar und mußte ſich geſtehen, daß er immer noch ein ſchöner Mann, wenngleich in reiferen Jahren, war.

Wem aber ſollte dieſer Goldvogel anvertraut werden? Seinem Bruder, dem Kanzleirathe? Er hätte gegen dieſe Perſönlichkeit nichts einzuwenden gehabt, auch war deſſen Gattin eine charmante Frau; aber es gab dort zwei Töchter, die ſchon vom Sommer in den Herbſt hinüberblickten, die in gewiſſen Dingen keinen Spaß verſtanden und die ſchon im Stande waren, einem jungen, ſchönen, reichen Mädchen, das ſie ſo gänzlich in Schatten ſtellte, das Leben ſauer zu machen. Da war ferner der Geheime Kommerzienrath Stiebele, allerdings ohne Töchter, aber mit zwei Söhnen behaftet, von denen man ſchwer entſcheiden konnte, wer ſchlankelhafter und unverträglicher ſei, der Kaufmann oder der Polytechniker. Da war auch noch der Apotheker Stiebele — unmöglich; dieſer hatte gar keine Kinder, aber eine eiferſüchtige Frau, bei der eine junge und ſchöne Hausgenoſſin, ſelbſt wenn ſie ein Engel an Feinheit und Sanftmuth war, ſchön angekommen wäre.

Da war ferner — nie, nie, unmöglich .... Aber da war die Wittwe ſeines Bruders Ernſt, des Arztes, die Frau Doktor Stiebele, ohne Kinder, wohlhabend, reich und dadurch unabhängig, etwas geſpannt ſowohl mit der Frau des Apothekers als auch mit der Kanzleiräthin, ein vortrefflicher neutraler Boden — ja, dort mußte Miß Alice untergebracht werden. Allerdings hatte die Doktorin einen Bruder, der Major in Penſion war, und dieſer einen Lieutenant zum

Sohne, was aber nicht von Bedeutung war, denn dieſer Lieutenant war ſchon ſo gut wie unſchädlich gemacht, da ihn eine der Kanzleirathstöchter ſcharf auf's Korn genommen hatte und man dort von einer bevorſtehenden Verlobung munkelte.

Die bevorſtehende Ankunft der jungen Miß Stiebele konnte nicht lange Geheimniß bleiben, was auch nicht in der Abſicht des Stadtſchultheißen lag. Im Gegentheil — nachdem er mit ſeiner Schwägerin, der Doktorin, im Reinen war, auch der alte Herr Johann Chriſtian Stiebele in Newyork brieflich ſeine Zuſtimmung ertheilt, machte er ſeinen beiden anderen Schwägerinnen Mittheilung von dem bevorſtehenden Ereigniſſe, und war nun ſicher, daß daſſelbe in kürzeſter Zeit die weiteſte Verbreitung fand. Glücklicherweiſe hatte auch die Kommerzienräthin am ſelben Tage bei ſich im Hauſe eine große Kaffeeſchlacht, zu der noch beſonders glücklicherweiſe die Gattin des Direktors der Hofbank eingeladen war und wo es kein kleines Aufſehen gab und ſämmtlichen Mitgliedern der Familie Stiebele nicht wenig ſchmeichelte, als die Direktorin auf die ganz vertrauliche Frage, ob denn Herr Johann Chriſtian von Newyork in der That ein artiges Vermögen beſitze, zur Antwort gab: Wiſſen Sie, liebe Kommerzienräthin, wenn mein Mann, der Hofbank-Direktor, über Derartiges ſpricht, ſo müſſen die Verhältniſſe ſchon klar wie die Sonne, gänzlich ſchattenlos vor ſeinen Augen liegen — Sie werden mich verſtehen —, und er ſprach darüber und ſagte: Wenn Herr Johann Chriſtian aus Newyork auf Rothſchild in Frankfurt eine Million bezöge, ſo würde er ſich glücklich ſchätzen, dieſes Papierchen auch ohne Accept escomptiren zu können . . ."

„Was heißt escomptiren?" fragte eine unbedeutende Anverwandte des Hauſes, welche aber Stephens hieß und auch mit Alicen's Begleiterin im achten oder vielleicht nur im zwölften Grade verwandt war, worauf die Frau des Bankchefs milde lächelnd zur Antwort gab:

„Einen Wechſel escomptiren heißt, denſelben mit baarem Gelde einlöſen."

„Eine Million in baarem Gelde?"

„In welchem Falle der Ausſteller des Wechſels ſchon eine Perſönlichkeit von verſchiedenen Millionen ſein muß.“

„Und Miß Alice iſt höchſt wahrſcheinlich die Univerſal-Erbin ihres Großvaters?“

„Gott der Gerechte,“ ſagte die Frau Banquier Hirſchſell, „was iſt dieſe Miß Alice für eine intereſſante Perſon — bei Gott!“

Aehnliche Geſpräche wurden in dieſen Tagen auch in ſehr vielen anderen Geſellſchaften und vertraulichen Familienzirkeln geführt, von der älteren Männerwelt mit bedeutſamem Kopfnicken, von der jüngeren mit einem wahrem Enthuſiasmus für Amerika; denn der Stadtſchultheiß hatte nicht nur von dem fabelhaften Vermögen ſeiner Schutzbefohlenen geſprochen, ſondern, was ihren Verſtand, ihre Herzensgüte und Liebenswürdigkeit betraf, hinzugeſetzt: „Na, da werdet Ihr aufpaſſen — und,“ ihre Schönheit mit einem einzigen Worte bezeichnend, das er allerdings mit einer energiſchen, horizontalen Handbewegung begleitete, die alles Uebrige mit Verachtung von ſich weist: „blendend!“

Daß ſich dagegen die meiſten weiblichen Mitglieder der Familien, die hierbei mit intereſſirt waren, namentlich ſolche, die ein gewiſſes unangenehmes Alter erreicht und die weitere Lebensſtufe, wo eine behagliche Reſignation eintritt, noch nicht überſchritten hatten, mit häufigem Achſelzucken zu einem zweifelhaften Lächeln über Alice ausſprachen, iſt wohl natürlich. Es ſei gar nicht ſchwer, den bekannten Enthuſiasmus des Stadtſchultheißen in dieſer Richtung zu entflammen, eines alten Gecken in gewiſſer Beziehung, der mit dem Prädikaten „reizend“ und „wunderſchön“ gegenüber von Mädchen und Frauen, wenn ſie gerade nicht bucklig waren oder ſonſt ein Gebrechen hatten, mit einer lächerlichen Freigebigkeit um ſich warf. Woher kannte er überhaupt Miß Alicen’s Vorzüge — vom Hörenſagen, aus den ſchriftlichen Beſchreibungen ihres Großvaters? Man kennt dergleichen trübe Quellen!

Die junge Männerwelt dagegen, welche nur in einem irgendwie erdenklichen Zuſammenhange mit den Stiebeles ſtand, rüſtete ſich zu einem hartnäckigen Kampfe gegen einander, zu einem verzweifelten Rennen mit Hinderniſſen.

Von den beiden Söhnen des Kommerzienrathes war der Kaufmann von je her ein wahres Modejournal geweſen, und deßhalb einigermaßen in Verlegenheit, welche höhere Feinheiten er an ſeinem Anzuge noch anzubringen vermöge. Hätte die Zeit gereicht oder wäre irgendwie Hoffnung vorhanden geweſen, daß er trotz ſeiner ſechsundzwanzig Jahre einen anſehnlichen Bart erhalten könne, ſo würde er ſich an ſeinen glatten Wangen ſogenannte Cotelettes haben wachſen laſſen, die, wie er erfahren, in Amerika bei der Damenwelt ſehr beliebt ſein ſollten; doch ähnelte er dem blonden, etwas röthlichen Vater und hatte es bis jetzt nur zu einem ſehr unbedeutenden, fuchſigen Bärtchen auf der Oberlippe gebracht, wogegen ſein Bruder, der unverſchämte Polytechniker, als Ebenbild der brünetten Mutter, jetzt ſchon, mit zwanzig Jahren, einen Vollbart beſaß, an dem ein Muſchick ſeine Freude gehabt hätte. Ueberhaupt war der Polytechniker ganz Gegentheil des zierlichen, geſchniegelten Bruders, trug gern ohne alle Veranlaſſung hohe Waſſerſtiefel, auch einen farbigen Plaid, ſelbſt bei einer Hitze von zwanzig Grad im Schatten, und bedeckte das dicke, faſt unförmliche Haar ſeines Kopfes mit einem farbigen Dinge von hellem Tuche, mit Gold beſetzt, welches ganz das Ausſehen hatte, wie eine umgekehrte Kaffeetaſſe, zwar unbeſchreiblich flott, aber ſo unpraktiſch wie möglich war.

Als er ſich im Hinblicke auf das bevorſtehende Ereigniß eines Tages ſo in ganzer Parade wohlgefällig im Spiegel beſchaute, war er zufrieden mit ſich, und das Einzige, was er noch zu thun können glaubte, war der Beginn eines neuen Reitcurſes, um ungenirter an ſeinen Waſſerſtiefeln ſchwere neuſilberne Sporen tragen zu können.

Die Zimmer, welche Miß Alice bewohnen ſollte, waren durch einen der beſten Möbelfabrikanten der Stadt ſehr ſchön eingerichtet und mit all den kleinen, überflüſſigen Nothwendigkeiten verſehen worden, welche eine junge, reiche Dame nicht gut entbehren kann. Man hätte zu dieſen Geſchäften gern den erſten königlichen Hoftapezierer genommen, doch wurde ein dahin zielender, ſchüchterner Vorſchlag der wohlwollenden Dokterin Stiebele vom Familienrathe mit gerechter Entrüſtung zurückgewieſen. „Man ſollte ſich wohl dem Spotte der Röckele ausſetzen!“ hatte der geſinnungstüchtige Kanzleirath geſagt.

Der penſionirte Major kam zu dieſer Zeit häufiger als ſonſt zu ſeiner Schweſter, der Doktorin, und war des Lobes voll über die reiche, geſchmackvolle Ausſtattung.

„Natürlich,“ ſagte er, „das Neſt für einen ſolchen Goldvogel kann nicht köſtlich genug ſein; ich bin neugierig, ob Miß Alice in der That die vortrefflichen Eigenſchaften des Körpers und des Geiſtes hat, wie der Schwager Stadtſchultheiß verſichert — das wäre ein Freſſen für meinen armen Lieutenant!“

„Schade, daß ſich dein Guido ſchon zu tief mit den Kanzleiraths eingelaſſen!“

„Pah, eingelaſſen! Guido iſt in jeder Hinſicht der leidende Theil, man könnte ſagen, er iſt eingelaſſen worden — kein ſchlechtes Wortſpiel,“ ſetzte der alte, rauhe Soldat hinzu, „ich ſage dir, das Mädchen hat ihn mit Angelſchnüren umgeben, und wo er im harmloſeſten Geſpräche auch nur leiſe hingeſchnappt hat, fühlte er auch ſchon einen Köder im Maule; es iſt etwas Schreckliches um ſo eine heirathsſüchtige alte Jungfer, und es gibt kein wahreres Sprüchwort, als daß eine alte Scheune nicht mehr zu löſchen iſt.“

„Pfui, Joſeph, wer wird ſo undelikat reden! Und abgeſehen von allem Uebrigen, Kanzleiraths haben Geld.“

„Ja, man wird ihm die Kaution kaufen, und damit baſta! Nein, nein, ich bin von jeher gegen dieſe Spielerei geweſen, und weißt du, Albertine, du könnteſt für deinen Bruder ſchon etwas thun. Die junge Amerikanerin wird bei dir wohnen, du vertrittſt ſo zu ſagen Mutterſtelle bei ihr, haſt in Kurzem ihr Vertrauen erworben, und da ich überzeugt bin, daß der alte Johann Chriſtian Stiebele ſeine Enkelin nur hieher geſchickt hat, um für ſie einen anſtändigen, gutmüthigen, geſunden Mann von reſpektabler Familie zu finden, ſo wird er in dieſer Richtung ganz beſonders auf deinen Rath hören, und daß Guido alle die eben genannten Bedingungen eines Ehemannes zu erfüllen im Stande iſt, darüber kann doch, beim Henker, kein Zweifel obwalten! Findeſt du das nicht auch — he, Albertine?“

„Guido iſt ein tüchtiger Offizier, wie man ſagt, und auch ein ganz hübſcher, junger Mann, unſere Familie, denke ich, iſt zu empfehlen, und ſehe ich von dieſer Seite keine Schwierigkeiten; doch muß das mit ganz beſonderer Delikateſſe angefaßt werden. Man darf nicht einmal mit ſich ſelbſt darüber reden, denn du kannſt dir denken, daß auch andere Väter ähnliche Abſichten für ihre Söhne haben. — Ich ſage dir, dem Kommerzienrath traue ich in dieſer Richtung gar nicht; geſtern ließ er, allerdings leichthin, die Bemerkung fallen, er müſſe nach Hamburg zur Liquidation eines großen Geſchäftes, habe aber vor, ſeinen Franz dorthin zu ſchicken, damit der junge Mann lerne, auf eigenen Füßen zu ſtehen.“

„Auf eigenen Schwefelhölzern, hätte er ſagen ſollen,“ brummte der Major, „ſo eine markloſe Hopfenſtange! Da iſt doch mein Guido ein anderer Kerl, ſtramm und feſt, ein wahres Vergnügen zum Anſehen — glaube mir, Albertine, du haſt das Glück der Familie in der Hand. Was ich kann, werde ich natürlicherweiſe für den Jungen thun; er brauchte leider wieder einmal ein neues Pferd, und da ſoll es mir auf zehn bis zwanzig Louis'dor weiter nicht ankommen, damit er hier vor den Fenſtern Figur machen kann. Ach, es wird Einem ſo ſauer gemacht, ſeine Kinder gut zu placiren!“

Der Major hatte einen Augenblick nachſinnend auf die Straße geſchaut; dann ſagte er, ſich plötzlich gegen die Schweſter umwendend: „Was du vorhin ſagteſt, daß der Kommerzienrath ſeinen Schlankel nach Hamburg ſchicken wolle, bedarf ſehr der Ueberlegung. Er und ſie bearbeiten ſchon das Terrain, daß es eine wahre Wonne iſt; haben ſie doch neulich die arme Stephens zum Thee eingeladen, und das war ein Bäschen hier und ein Bäschen da — pfui Teufel! — früher wußten ſie kaum, daß ſie in der Welt ſei! Und beſonders der Kommerzienrath iſt ein abgeſchlagener Fuchs. Natürlich würde er ſich der Amerikanerin ſogleich als Vetter vorſtellen und Madame Stephens, die Begleiterin, für ſich zu gewinnen ſuchen, auch in dem Gaſthauſe unterbringen, wo er ſelbſt wohnt; und ſage mir, was du willſt, ein ſolcher erſter Eindruck nach einer Seereiſe iſt nicht gering zu ſchätzen. Das Mädel hat während vierzehn Tagen vielleicht nichts geſehen, als unappetitliche Theerjacken und dergleichen, und nun präſentirt ſich ihm auf einmal dieſer allerdings fade, aber geſchniegelte und gebügelte Kerl mit dem ſüßen Maulwerk, das wir an ihm kennen und fürchten. Nehmen wir uns in Acht, Albertine, es iſt möglich, daß er einen Eindruck auf ſie macht; denn wenn der Teufel hungrig iſt, frißt er ſogar Fliegen.“

„Du bedienſt dich wunderlicher Vergleiche, aber im Grunde haſt du Recht.“

„Wie immer, und deßhalb muß man den Stadtſchultheißen zu einer Contremine breitſchlagen. Er muß dich bitten, nach Hamburg zu reiſen und die junge Dame dort vom Schiffe in Empfang zu nehmen. Natürlicherweiſe haſt du Zimmer für ſie belegt in einem anderen Gaſthofe, als wo des Kommerzienrathes Sprößling wohnt, dem du obendrein noch andeuten kannſt, Miß Alice käme mit einem ſpäteren Schiffe, als angezeigt worden; das iſt eine Kriegsliſt, und wenn der Stadtſchultheiß nicht zuweilen ein ſo unverantwortlicher Schwätzer wäre, ſo hätten die Kommerzienraths gar keine Ahnung davon, wann die Amerikanerin ankommt, und mit vollem Rechte, denn das braucht Niemand zu wiſſen, als du. Habe ich Recht oder Unrecht?“

„Ich muß deiner Anſicht beiſtimmen.“

„Gut, dann richte dich zu deiner Reiſe, ich werde den Stadtſchultheiß ſchon beſtimmen.“

Das geſchah denn auch; die Reiſe der Frau Doktor Stiebele wurde als nothwendig erachtet, und hauptſächlich deßhalb, weil man nun ganz genau wußte, daß des Kommerzienraths älteſter Sohn im Begriffe ſei, nach Hamburg abzureiſen, und zwar nur zur Liquidation des gewiſſen Geſchäftes.

„Ja, man kennt dieſe Art von Geſchäften!“ hatte der Major brummend zu ſeiner Schweſter geſagt, als er ſie ſo heimlich wie möglich nach der Eiſenbahn begleitete zu einem Kourierzuge, der in der Mitternachtsſtunde abging.

Es möge uns hier vergönnt ſein, mit nur wenigen Worten zu ſagen, daß die bevorſtehende Ankunft der ungeheuer reichen Miß Alice Stiebele nicht verfehlt hatte, auf die Röckele einen unangenehmen Eindruck zu machen. Hatte doch ſchon die Großmuth des alten Johann Chriſtian peinlich auf ſie gewirkt, und war es ihnen recht fatal geweſen, die enormen Summen nicht nur beſtändig wiederholen zu hören, ſondern auch mit den lächerlichſten Lobpreiſungen in ſogenannten geſinnungstüchtigen Blättern gedruckt zu leſen. Allerdings hatten die Blätter der eigenen Partei nur ſo ganz im Allgemeinen von den Beiträgen eines in Amerika reich gewordenen Bürgers hieſiger Stadt geſprochen, natürlich ohne den verhaßten Familiennamen auszuſprechen, aber hinzugeſetzt, man wiſſe nicht ganz genau, auf welche Weiſe jener Ausgewanderte ſein großes Vermögen erworben. Es gäbe drüben in Amerika allerlei Sorten von Waaren; man handle dort in Baumwolle, in Getreide, in Erzeugniſſen aller Art und Farbe, in Elfenbein und Ebenholz, in weißer und ſchwarzer Waare; doch heilige zuweilen der Zweck die Mittel, und die herüber geſandten Summen, welche hier durch die hohe Munificenz und Weisheit des Landesherrn zu ſo edlen Zwecken verwandt würden, ſeien ſchon im Stande, namenloſen Jammer zu verwiſchen, blutige Thränen zu trocknen.

Daß nach dieſen biedermänniſchen Auslaſſungen der arme Johann Chriſtian in den Ruf eines verruchten Sklavenhändlers gekommen war, welcher nur um ſein Gewiſſen zu erleichtern, dieſe lächerlichen Summen geſpendet, war ſelbſtredend. Und wenn man auch die erwartete Miß Alice nicht beſchuldigen konnte, ſelbſt Sklavenhandel betrieben zu haben, ſo klebte doch immerhin das Blut unzähliger armer Schlachtopfer an ihren Fingern, und was ihre eigene Perſon anbelangte, ſo wußte ein Schlaukopf ganz genau, daß ihre Mutter eine Mulattin geweſen ſei und ſie ſelbſt eine Quadrone, deßhalb allerdings außerordentlich ſchön. Doch gab es auch kluge Leute in der Partei der Röckele, welche dieſe Reden für Dummheiten erklärten, ſowie überhaupt den ganzen lächerlichen Zwieſpalt der Röckele und Stiebele. Ja, ein alter Staatsrath, der einſtens ſtellvertretender Miniſter und außerordentlicher Geſandter geweſen war, überhaupt für einen feinen Diplomaten galt, ſagte auf dem adeligen Kaſino zu einigen jungen Leuten der ſogenannten haute volée: „Wenn ſich eine ſolche reiche Amerikanerin zu meiner Zeit am Horizonte gezeigt hätte, ſo wüßten wir ſchon, was wir gethan hätten, parceque oder quoique ſie eine Stiebele ſei.“ — Eine vernünftige Bemerkung, die ſich einige Referendare, Legationsſekretäre und Gardelieutenants hinter ihre Ohren ſchrieben.

Dann hatte der alte Staatsrath noch hinzugeſetzt, und zwar mit halbgeſchloſſenen Augen, liſpelnder Stimme und indem er Daumen und Zeigefinger der aufgehobenen Hand ſanft vereinigte, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas ganz beſonders Wichtiges von ſich gab: „Ich weiß es ganz genau, daß man es allerhöchſten Ortes ſehr gnädig aufnehmen würde, wenn durch eine Heirath dieſe verſchiedenen Millionen nicht nur im Lande blieben, ſondern wenn auch dadurch einer oft lächerlichen Feindſchaft zwiſchen bekannten Familien ein Ziel geſetzt würde. Avis au lecteur,“ fügte er bei, „und ich habe es von Seiner Excellenz dem Herrn Oberſt-Hofmeiſter, daß die junge Dame bei Hof vorgeſtellt werden ſoll, wenn ſich nur eben eine Gelegenheit dazu bietet oder gefunden werden kann.“

Selbſtredend waren alle die Aſſeſſoren, Legationsſekretäre und Gardelieutenants, die das mit angehört hatten, feſt entſchloſſen, Miß Alice zu heirathen, nicht allein um in Betreff ihres Geldes einem längſt gefühlten dringenden Bedürfniſſe abzuhelfen, ſondern auch um gegenüber dem allerhöchſten Wunſche wie eben ſo viele Curtius dazu ſtehen, bereit, in voller Rüſtung in die Arme einer Stiebele zu ſtürzen, um ſo den gähnenden Spalt der Feindſchaft zwiſchen den Häuſern der modernen Montecchi und Capuletti zu ſchließen. Auch der junge Kaufmann Franz Stiebele beſchloß, alle anderen kleinen Verhältniſſe bei Seite zu laſſen, um in kluger Berechnung die Millionen des Herrn Johann Chriſtian heimzuführen, wogegen der junge Polytechniker, der ein ſchwärmeriſches Gemüth, einen Drang zur Poeſie und auch ſelbſt ſchon Verſe gemacht hatte, ſich auf die breite Bruſt in der Gegend des Herzens klopfte und ſchwor: „Sie und keine Andere, ſelbſt wenn ſie arm wäre, wie eine Kirchenmaus!“ — Was den Lieutenant Guido anbelangte, ſo war er durchaus nicht abgeneigt, an dieſe glänzende Eroberung zu gehen, mochte ſich aber wohl mit der Kanzleirathstochter bereits etwas zu tief eingelaſſen haben, und ſann vor allen Dingen über eine paſſende Gelegenheit nach, um einen Bruch herbeizuführen, bei dem das Unrecht wenigſtens vor der Welt auf ihrer Seite zu ſein ſchien. Ganz heimlich müſſen wir jetzt dem geneigten Leſer noch anvertrauen, daß der Stadtſchultheiß eines Tages, wo er ſich ganz allein im Zimmer befand und, wie er gern zu thun pflegte, mit ſeinem Spiegelbild liebäugelte, freundlich lächelnd zu ſich ſelber ſprach: „Dieſe Amerikanerinnen ſind meiſtens ſehr praktiſch und ſehr vernünftig erzogen, und wir wollen doch einmal ſehen, ob eine reifere, nicht gerade unliebenswürdige Perſönlichkeit nicht im Stande ſein könnte, mit all' dieſen Windbeuteln in die Schranken zu treten!“ — Daß ſeine Schwägerin, die Frau Doktor Stiebele, zum Empfange der jungen Dame nach Hamburg reiſte, dagegen hatte er durchaus nichts einzuwenden; im Gegentheil, es erſchien ihm als ſehr paſſend, und er gab ihr ein Schreiben an Miß Alice, worin er den letzten Brief ihres Großvaters einſchloß, in dem Herr Johann Chriſtian ſich mit allen Maßregeln dankend einverſtanden erklärte, die ſein unbekannter würdiger Vetter und Freund für Alice getroffen, und worin er ihm die Enkelin eben ſo wie Miſtreß Stephens auf's Wärmſte empfahl.

Unterdeſſen war die Aſia im Hafen von Hamburg vor Anker gegangen, und unter anderen Perſonen, welche den Dampfer betraten, um Freunde und Bekannte zu empfangen, trafen zu dieſem Zwecke hier eine ältere Dame ſowie ein junger, hochblonder Mann zuſammen, welche ſich beide über dieſes unvermuthete Zuſammentreffen außerordentlich wunderten.

„Sieh' da, Vetter Franz!“

„Grüß dich Gott, Couſine Albertine!“

Zu weiteren Erörterungen kam es vor der Hand nicht, denn dort auf dem Verdecke ſtanden zwei Damen, eine ältere und ein junges, bildſchönes Mädchen, offenbar die Erwarteten. Neben ihnen aber bemerkte Franz Stiebele einen jungen Mann von einem ſehr angenehmen Aeußern, ruhig und ungenirt in der Haltung, geſchmackvoll und dabei ſo einfach angezogen, daß er unwillkürlich an ſich hinabſchaute und mißvergnügt wurde über ſeine eigene ausgeſuchte, elegante Toilette. Durch dieſe faſt unwillkürliche Zögerung ſo nahe am Ziele war Couſine Albertine um ein paar Kopflängen vorausgeſchoſſen, hatte den Brief des Stadtſchultheißen überreicht, ſich als Schwägerin deſſelben vorgeſtellt und dann ihre Arme mütterlich geöffnet, um die reizende Anverwandte an ihr Herz zu ſchließen, dabei auch noch in aller Geſchwindigkeit die Zeit gefunden, ihr das trauliche Du anzubieten.

Die gute Alice wurde durch dieſen liebevollen Empfang auf fremder Erde wahrhaft gerührt und erwiderte auf's Innigſte den Kuß der würdigen Dame. Ja, ſie fühlte ſich durch deren wohlwollende Miene angezogen, und die Drei hatten ſchon Minuten lang freundlich geplaudert, ehe es Herrn Franz Stiebele gelang, ſich in gehörige Nähe zu bringen, worauf die Doktorin nichts anders konnte, als ihn vorzuſtellen.

Miß Alice erwiderte ſeine Begrüßung mit einem heiteren Lächeln, unter welchem ſie ihre Freude ausſprach, ſo unverhofft von zwei Verwandten auf einmal begrüßt zu werden; dann aber ſchien ſie ſich plötzlich an etwas zu erinnern, blickte umher und erſuchte jenen jungen Mann, der vorhin neben ihr ſtand und ſich jetzt diskreter Weiſe zurückgezogen, näher zu treten, um ihn ebenſo als ihren freundlichen und gefälligen Reiſegefährten ſowie als Landsmann vorzuſtellen: „Von deutſchen Eltern in Amerika geboren, wie ich, aus derſelben Stadt wie Großvater und auch Sie, meine liebe Couſine, betritt Herr Röckele ebenſo zum erſten Male den heimathlichen Boden. Herr John Röckele aus Newyork — meine lieben Anverwandten Frau Doktor Stiebele und Herr Franz Stiebele.“

Wenn das Gallion der Aſia plötzlich ſeinen Platz vorn am Bugſpriet verlaſſen hätte, um ſich hölzern und rieſenhaft wie es war, ebenfalls vorſtellen zu laſſen — der Ausdruck grenzenloſen Erſtaunens, ja, einer unverhohlen zornigen Aufwallung hätte ſich nicht ſtärker auf den Geſichtern der beiden Stiebele zeigen können, als jetzt, wo ein Röckele es wagte, auf ſo brüske, faſt unverſchämte Art vor ihre Augen zu treten.

Herr Franz Stiebele, welcher ſich viel auf ſeine Geiſtesgegenwart einbildete, erhob die Augen zur Spitze des Hauptmaſtes empor und ſchien dort mit großem Intereſſe eine Stelle zu betrachten, welche man den Eſelskopf nennt; dann wandte er ſich leiſe pfeifend ab, dem Vorgeſtellten ſeinen Rücken zeigend.

Die ſonſt ſo ſanften und wohlwollenden Züge der Doktorin dagegen waren vor Schrecken ſtarr geworden und hatten einen gehäſſigen Ausdruck angenommen; ſie vermochte es kaum über ſich, ſteif mit dem Kopfe zu nicken, und fand es alsdann am gerathenſten, geſchäftig das Handgepäck der jungen Dame aufzunehmen und daſſelbe in den mitgebrachten Wagen zu befördern, während der Lohnbediente des „Europäiſchen Hofes", wo ſie wohnte, mit den zahlreichen, ſchweren Koffern nachkommen ſollte.

Miſter John Röckele war weniger überraſcht über das Vorgefallene, als man hätte erwarten ſollen, und ſchien ſich ſo wenig durch das Benehmen des Herrn Franz Stiebele beleidigt zu fühlen, daß er ihm lächelnd nachſchaute, dann herzlich die ihm dargebotene Hand ſeiner jungen Reiſegefährtin zum Abſchied ſchüttelte und ihr dabei ſagte: „Trotz allem dem auf ein heiteres Wiederſehen in der Heimath!"

„Ein frecher Burſche, das, wie all' dieſe Röckele!" ſagte Herr Franz Stiebele, als ſie mit einander im Wagen ſaßen. — „Die Doktorin hatte ihn nur ſehr oberflächlich zum Mitfahren eingeladen, er aber dieſe Einladung ſehr bereitwillig angenommen. — In der That, ein zudringlicher Geſelle!"

Miß Alice ſchaute ihn erſtaunt mit großen Augen an, worauf die Doktorin, froh, ihrem Vetter Franz einen Treffer geben zu können, achſelzuckend ſagte:

„Du biſt ein bischen ſtark in deinen Aeußerungen; dieſer Herr Röckele kann ein ganz charmanter Mann ſein, und ich finde es von der guten Alice begreiflich, uns ihren Reiſegeſellſchafter vorzuſtellen. Aber damit muß die Sache auch ein für alle Mal abgemacht ſein. Nicht wahr, mein gutes Kind, man denkt nicht weiter an ihn und ſpricht den Namen nicht mehr aus?"

„Aber ich verſtehe das nicht recht, theure Couſine!"

„Du verſtehſt das nicht, meine gute Alice?" fragte die

Doktorin im Tone des höchſtens Erſtaunens, worauf ſie einen fragenden Blick gegen Miſtreß Stephens entſandte. „Hat dich denn dein guter Großvater ſo ganz im Unklaren über heimathliche Verhältniſſe gelaſſen? Sollteſt du nie etwas von dieſen Röckele vernommen haben?“

„O doch — gewiß! Großvater erzählte mir allerdings von einer Familienfeindſchaft, welche damals beſtanden habe, die er aber ſelbſt komiſch nannte und die, wie er glaubte, jetzt aufgehört.“

„Aufgehört?! — Die Feindſchaft mit den Röckele aufgehört?!“ rief die Doktorin im Tone gerechter Entrüſtung. „O, meine gute Alice, man hört, daß dein Großvater in ſeinen amerikaniſchen Verhältniſſen ſich wenig mehr um die Heimath bekümmerte. — Die Feindſchaft mit den Röckele aufgehört, mit dieſem heimtückiſchen, herausfordernden, übermüthigen Geſchlechte! Sage mir, Feuer und Waſſer hätten ſich verbunden, oder Wolf und Lamm, Fuchs und Hund ſeien Freunde geworden oder könnten je Freunde werden, ſo will ich es glauben, aber eine freundſchaftliche Einigung zwiſchen Stiebele und dieſen — Röckele iſt undenkbar — unmöglich! Du wirſt uns vielleicht für kleinlich oder für unverſöhnlich halten, aber du würdeſt es nicht thun, wüßteſt du nur den hundertſten Theil von dem Uebel, das jenes Geſchlecht uns zugefügt; deßhalb bin ich es dir ſchuldig, mein gutes, unerfahrenes Kind, ja, halte es für nothwendig, deine Unwiſſenheit zu zerſtören, ſelbſt auf die Gefahr hin, deinem harmloſen Herzen wehe zu thun. Höre und — ſchaudere!“

Und nun entwarf die Doktorin ein grauenvolles Gemälde von all' den Gehäſſigkeiten, all' den Unthaten, welche ſich Jene gegen das ſtets unſchuldige Geſchlecht der Stiebele erlaubt, und färbte es mit der Redſeligkeit des Haſſes, ſprach unaufhörlich, unverdroſſen auf dem ganzen, langen Wege vom Hafen bis zum Alſterbaſſin, wo ihrer Schilderung nach die Röckele in den Augen Alicens ſchon hundert Fuß unter die Möglichkeit hinabgedrückt ſein mußten. Aber auch damit begnügte ſie ſich noch nicht, ſondern während ſie vor den „Europäiſchen Hof“ fuhren, während ſie die Treppen hinaufſtiegen, während ſie ſich zum Frühſtücke niederſetzten, ja, beim Genuſſe deſſelben häufte ſie Thatſachen auf Thatſachen, Berge von Beſchuldigungen auf die ſchon ſo tief hinabgeſunkenen Röckele, und erſt als der gewandte Kellner der Doktorin Lieblingsſpeiſe, Ferkelfüßchen in Capernſauce ſervirte, als ſie ſich dabei ſchließlich der Anfeindungen erinnerte, die ihr lieber Seliger von den Röckele zu erdulden gehabt, da ſchlug ihr Haß in ſtille Wehmuth um, ihre Augen füllten ſich mit Thränen und ſie ſagte: „Wenn ich trotz allem dem und allem dem etwas Gehäſſiges über jene geſagt, ſo möge es mir der Himmel verzeihen, ſo ſoll es mir leid thun, denn ich bin im Grunde eine milde, verſöhnliche Natur!“

Doch nahm hier Herr Franz Stiebele die Gelegenheit wahr, dem zu Boden liegenden Löwen noch einen geſinnungstüchtigen Tritt zu verſetzen, denn er ſagte mit Entſchiedenheit: „Couſine Albertine, werden Sie nicht weichmüthig, bleiben Sie ſtandhaft in Ihrer Entrüſtung gegen dieſes unmoraliſche, verwerfliche Geſchlecht!“

Die arme Alice wagte es kaum, ihre Augen vom Teller zu erheben, da es ihr wehe that, den erregten Blicken ihrer mütterlichen Freundin oder dem höhniſchen Lächeln ihres verehrten Vetters zu begegnen. Sie hatte an den Worten dieſer Beiden mehr als genug, und wenn ſie ſich mit einem forſchenden, fragenden Ausdrucke an Miſtreß Stephens wandte, ſo ſah ſie auch dort nur hoch emporgezogene Augenbrauen ſowie ein nicht zu verkennendes Achſelzucken; ja, ſie mußte es erleben, daß Miſtreß Stephens mit beiſtimmendem Kopfnicken zuhörte, als die Doktorin, nachdem ſie die Ferkelfüßchen mit Capernſauce verzehrt hatte, ihre rechte Hand auf Miſtreß Stephens linken Arm gelegt und zu ihr ſprach:

„Glauben Sie mir, Miſtreß Stephens, es gibt leider in meinem Leben zu viele Augenblicke, wo ich mich von meinem weichen, verſöhnlichen Gemüthe hinreißen laſſe, aber im weichſten und verſöhnlichſten dieſer Momente, wie zum Beiſpiel jetzt, wo ich — ſo liebe Verwandte und Freunde um mich ſehe, könnte ich doch um Alles in der Welt kein Jota von dem zurücknehmen, was ich vorhin über die Röckele geſagt! Es iſt das eine bösartige . . .“

„Widerliche . . .“, ſchaltete Herr Franz Stiebele ein.

„Gefährliche Raſſe!“ ſchloß die Doktorin, indem ſie würdevoll um ſich ſchaute, wie ein Häuptling der Tſchippowaias, nachdem er geſagt: „Ich habe geſprochen.“

Er aber, der ihr auf der Reiſe ein ſo artiger, freundlicher und liebenswürdiger Begleiter geweſen war, trug ja nur durch den Zufall den Namen jener Familie, war ja, wie ſie, in Amerika geboren und hatte nie mit der Heimath in irgend welcher Beziehung geſtanden! So dachte Alice, war aber klug genug, dieſen Gedanken im gegenwärtigen Augenblicke keine Worte zu verleihen, vielmehr das Geſprächsthema dadurch zu ändern, daß ſie heiter ausrief:

„Laſſen wir ſie ruhen, dieſe unangenehmen Geſchichten aus der Heimath, und geſtatten Sie mir, hier recht herzlich froh zu ſein im Kreiſe ſo lieber Anverwandten!“

Wenn ſie dabei ihre beiden Hände ausſtreckte, ſowohl gegen die Doktorin, als auch gegen Herrn Franz Stiebele, ſo trieb ſie, was den letzteren anbelangte, ein klein wenig Verſtellung, denn ſie hätte ihm für das Beiwort „widerlich“ von vorhin lieber ein böſes Geſicht gemacht. Doch achtete man ihren Wunſch und auf der ganzen Reiſe in die Heimath wurde keines Röckele mehr erwähnt — gedacht kann man nicht ſagen. Aber Miß Alice beſorgte dies ganz allein, wenn ſie zuweilen wie ſchlummernd mit geſchloſſenen Augen in den weichen Kiſſen des Eiſenbahn-Coupés ruhte und alsdann ſo gern die Seereiſe in freundlichen Bildern an ihrem Gedächtniſſe vorüberziehen ließ. Herr Franz Stiebele hatte es nicht durchgeſetzt, mitgenommen zu werden, und hatte ihm die Doktorin dieſen Wunſch mit dürren Worten als unſtatthaft, weil unpaſſend, abgeſchlagen.

Endlich hatte man die letzte Station hinter ſich gelaſſen, und während ſie in einem ſchönen Thalgrunde zwiſchen freundlichen Dörfern, an Kapellen und Landhäuſern vorüberflogen, erklärte die Doktorin alle die verſchiedenen Orte und Punkte, wie ſie ſich nach und nach ihren Blicken darboten, und zeigte dann dem erwartungsvoll aufhorchenden jungen Mädchen endlich die Thürme der nicht mehr fernen Stadt.

„Sie iſt nicht übel,“ ſagte ſie dabei, „eine kleine, behagliche Reſidenz. Allerdings darfſt du keinen Maßſtab nach amerikaniſchen Begriffen anlegen. Du wirſt kein Newyork finden, kein Broadway, nicht das prachtvolle Haus deines guten Großvaters; dagegen treue Herzen, wohlwollende Anverwandte und Freunde, welche dir entgegenkommen werden mit der ganzen Biederkeit und Gemüthlichkeit, die unſerem Volksſtamme ſo eigen ſind, Tugenden, die du im großen und reichen Amerika vielleicht vergeblich ſuchen würdeſt."

Zum offiziellen Empfange hatte ſich auf dem Bahnhofe von der Verwandtſchaft auf dringenden Wunſch des Stadtſchultheißen Niemand eingefunden, als er ſelber, und empfing er die junge, ſchöne Anverwandte mit ein paar gut gewählten, paſſenden Worten in würdevoller Rührung, worauf er ſogleich dafür ſorgte, daß ſie mit ihm und den beiden anderen Damen einen geſchloſſenen Wagen beſtieg, um nach ihrer Wohnung zu fahren. Trotz dieſer Vorſichtsmaßregeln war ſie aber doch von Manchem geſehen worden, der ſich dafür intereſſirte, von männlichen ſowohl als von weiblichen Mitgliedern der Stiebele'ſchen Familie, und wenn von den erſteren ſich einige ſtumm kopfnickend anſchauten, vielleicht auch auf dem Heimwege ſagten: „A la bonne heure, die laſſ' ich mir gefallen!" ſo war die Meinung der letzteren: „Die junge Amerikanerin ſei gerade nicht das, was man eine Schönheit nenne, aber lieb, recht lieb, ja, herzig lieb!"

Daß der erſte Stiebele, den Alice auf dem Kontinente geſehen, gerade Herr Franz geweſen, nützte dem Stadtſchultheißen, der ſchon ein ganz anderer Mann war, als jener ſchlankelhafte, hochblonde junge Kaufmann. Wie ſicher und ernſt trat er dagegen auf, dabei ſo väterlich wohlwollend, ſo gemüthlich zuthulich! Wie natürlich war es, daß er, zu Hauſe angekommen, Alicen's beide Hände ergriff, ſie ſchweigend an das Fenſter zog, um ſie zum erſten Male recht aufmerkſam zu betrachten, daß er mit dieſer Betrachtung vollkommen zufrieden war und daß er darauf nicht ihre Hände küßte, wie es ein fader, junger Menſch gethan hätte, ſie vielmehr bieder in ſeine Arme ſchloß und einen feſten, verwandtſchaftlichen Kuß auf ihre Lippen drückte, ein Zoll der Dankbarkeit, den Alice dem väterlichen Freunde gern geſtattete.

Fand ſie doch Alles hier durch ſeine Sorgfalt auf's Freundlichſte und Behaglichſte eingerichtet, ja, Manches recht ſinnig, ſo in ihrem kleinen Wohnzimmer Anſichten von Newyork und zwiſchen dieſen das Bild eines Seedampfers, den man durch eine paſſende Unterſchrift zur Aſia umgewandelt und mit einem Epheukranze umgeben hatte, gleichſam um ihm dafür zu danken, daß er Alice hergebracht. Letztere Aufmerkſamkeit ſchien ſie ganz beſonders zu rühren, wenigſtens betrachtete ſie Aſia und Epheukranz mit leuchtenden Augen und pflückte von letzterem ein Blättchen ab, welches ſie mit innig dankendem Blicke auf den Stadtſchultheiß in ihr zierliches Taſchenbuch legte.

Dieſer würdige Pflegevater betrat hierauf wie berauſcht die Straße, und aus einer alten, bekannten Oper, die er geſtern gehört, ſummte er die Stelle:

„Ihr Blick, mir zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich."

Ja, er war ſo total der Gegenwart entrückt, daß er den Stadtrath Röckele, dem er unterwegs begegnete, nicht wie ſonſt, durch ein ſehr förmliches und kurzes Hutabnehmen, ſondern durch eine kordiale Handbewegung grüßte, wieder ein Beweis, wie ſehr die Liebe im Stande iſt, den Menſchen zu veredeln.

Wir wollen raſch hinweggehen über die langweilige Zeit der Viſiten und Gegenviſiten; wir wollen uns nicht im Einzelnen damit aufhalten, daß junge und alte Männer von Miß Alice entzückt waren, und wir wollen nur obenhin erzählen, daß ſowohl Frauen als Mädchen Miß Alice im Allgemeinen für recht hübſch und liebenswürdig gelten ließen, daß aber tiefe Kennerinnen unter ihnen behaupteten, ihre Lippen ſeien ein wenig zu ſtark und ihre Augen nicht groß und glänzend genug, auch entbehre ihr Näschen des richtigen Ebenmaßes, und was die Spuren von Sommerſproſſen auf ihrem ſonſt blendend weißen Teint anbelange, ſo ſeien dieſe doch ein wenig zu ſtark und könnten ſich mit der Zeit wohl zu braunen Flecken ausbilden. Ihr freundliches Weſen, ihre Liebenswürdigkeit müſſe man allerdings gelten laſſen. „Doch ſind dieſe Amerikanerinnen," meinte eine alte Stiebele, die mit einem gefürchteten Mundwerke und zwei überreifen Töchtern behaftet war, „ſehr geſcheidt erzogen und auf die Verſtellung dreſſirt; ſchlaue Kätzchen, die ihre Krallen ſchon zu gebrauchen wiſſen. Möchte ſchon wiſſen, warum die Kleine nicht freundlich und liebenswürdig ſein ſoll, nachdem man ſie überall auf's Zuvorkommendſte behandelt, verhätſchelt und verwöhnt — beſonders die Männer, ſie treiben's ein bischen zu ſtark!"

„Gewiß, Mama, es iſt geradezu lächerlich!"

Nun mußte man aber in der That geſtehen, daß das von uns oben angedeutete Wettrennen um Miß Alicen's Gunſt in voller Blüthe ſtand und daß dieſes Rennen ſcheinbar ſiegreich geführt wurde von dem Lieutenant Guido, der als Neffe der Doktorin in deren Hauſe den freieſten Zutritt hatte und der, wir müſſen der Wahrheit die Ehre geben, von der jungen Amerikanerin ausgezeichnet wurde. Woher ſich dieſe Gunſt ſchrieb, wer mochte es wiſſen; wer könnte überhaupt die oft ſo eigenthümlichen Neigungen weiblicher Herzen ergründen? Sehen wir darin doch das Seltſamſte, das Ungeheuerlichſte, das Lächerlichſte geſchehen.

Guido und Alice, recht paſſende Namen zu einem kleinen, pikanten Roman! Aber dieſer Guido und dieſe Alice, ſie waren im Aeußern wie im Innern von einer ſolchen Unähnlichkeit, daß der Liebesgott unmöglich einen ſolchen dummen Streich, ja, ein ſolches Verbrechen begehen konnte, dieſe beiden Herzen zu verbinden. Denn ihrer feinen, elfenartigen Geſtalt, ihrem ausdrucksvollen und doch ſo ſchönen Geſichte, ihrem zarten, mädchenhaft ſchüchternen und doch wieder ſo ſicheren Benehmen ſtand der Lieutenant mit dem ſchönen Namen Guido mit einer unterſetzten, ſtämmigen, wulſtig dicken Figur gegenüber, mit einer Figur, welche nur um die Mitte des Körpers die ſchwache Spur einer Verdünnung zeigte, hervorgebracht durch die Kunſt des Schneiders oder durch die furchtbar zuſammengeſchnürte Schärpe, wenn ſich der Ulanenoffizier in voller Uniform zeigte. Eben ſo grobknochig, wie ſeine Figur, war auch ſein Kopf mit der röthlichen Geſichtsfarbe und den ſtark hervorſtehenden Augen, die aber einen gutmüthigen Ausdruck hatten und darin die Wahrheit ſagten, denn der Lieutenant war, was man im Leben mit dem Ausdrucke „ein ganz guter Kerl“ bezeichnet. So hatte ihn auch Alice erkannt und mochte ihn mit ſeinem derben, zuweilen etwas täppiſchen Weſen wohl leiden, fand allerdings häufig Veranlaſſung, eine Unterhaltung mit ihm kurz abzubrechen, oder ſich bei ſeinen gewagten Erzählungen die Ohren zuzuhalten, ließ ihm auch bisweilen ſagen, daß ſie heute nicht zu Hauſe ſei, um ihn ein anderes Mal wieder mit Auszeichnung zu empfangen.

Um auch nicht den leiſeſten Zweifel darüber beſtehen zu laſſen, welcher Art das Intereſſe war, das ſie für ihn fühlte, müſſen wir ſagen, das ſie ihn als eine Art von Schild benutzte, anderen, oft zudringlichen Bewerbern gegenüber, wobei ſie es indeſſen für unmöglich hielt, daß Guido ihre Freundlichkeit anders aufnehmen könnte. Hierin irrte ſie ſich aber. Denn er, der ihr ſchon erfüllt von der Abſicht entgegen getreten war, ſich um ſie zu bewerben, möge ſie nun beſchaffen ſein, wie ſie wolle, hatte ſich von der erſten Stunde an ſterblich in ſie verliebt und betrachtete jeden freundlichen Blick, der einem Anderen zu Theil wurde, mit den Gefühlen eines grimmigen Kettenhundes, dem ein ſchöner Biſſen zu entgehen droht.

Mit der Zeit war er förmlich ihr „Wau-wau“ geworden und es gab in gewiſſer Beziehung keinen aufmerkſameren Beobachter ihrer Blicke und Mienen. So brauchte ſie nur etwas kühl zu lächeln, wenn Herr Franz Stiebele zu unverkennbar Süßholz raſpelte, wenn der junge Polytechniker Lieder und Gedichte, die er ſang oder deklamirte, gar zu offenbar auf ſie anwandte, oder ſelbſt wenn der Stadtſchultheiß etwas zu ſehr aus der Rolle des Pflegevaters fiel, dann pflegte Guido etwas geräuſchvoll aufzuſtehen, wenn er ſaß, oder klirrend die Spornräder zuſammen zu ſchlagen, wenn er ſtand, ſich den langen, röthlichen Bart zu ſtreichen und ſeine literariſchen Kenntniſſe dadurch an den Tag zu legen, daß er eine Erinnerung aus der Schulzeit vorbrachte und eines biedern Kanadiers erwähnte, der noch nicht gekannt Europa's übertünchte Höflichkeit.

Seine Kameraden, welche von den Fortſchritten, die er in der Gunſt der ſchönen, reichen Amerikanerin machte, theils durch pantomimiſches Zugeſtehen, theils aber auch von anderer Seite Kenntniß erlangten, betheuerten, dieſer Guido ſei im Grunde ein ganz verfluchter Kerl und trotz ſeiner plumpen Außenſeite ein feiner Spekulant.

„Und doch wäre es eine Blamage für das ganze Offizierkorps, wenn gerade der den Sieg davontragen würde," meinte ein Röckele von den Gardehuſaren.

„Auf Ehre, man muß einmal anfangen, dieſe lächerlichen Zwiſtigkeiten bei Seite zu ſetzen und dieſen Wundervogel à faire nehmen! Seien wir einmal ſo unwiderſtehlich, als möglich!"

Aehnlich dachten noch verſchiedene Aſſeſſoren, Legationsſekretäre und junge Räthe von der Partei der Röckele, und dachten nicht nur ſo, ſondern handelten dem gemäß, und zwar unter allerhöchſter Beihilfe. Denn man hatte in der That von hoch oben herab den Wunſch durchblicken laſſen, die junge Amerikanerin möge veranlaßt werden, ſich bei Hofe vorſtellen zu laſſen. Es mag das unglaublich erſcheinen für Manchen, der nicht weiß, daß häufig bei Hofe, trotz der ſtrengen Etiquette, die unnachſichtlich gegen ehrbedürftige Landeskinder ausgeübt zu werden pflegt, die weiteſten Grenzen allerhöchſter Gnade dem gezogen werden, was ſich weit aus nebelgrauer Ferne und beſonders von jenſeit der Meere unter Gott weiß was für Titel vorſtellen läßt. Begreiflicherweiſe haben auch eckige Manieren und nachläſſiges, rückſichtsloſes Auftreten etwas Charmanteres, Diſtinguirteres, wenn es ſich unter dem Namen eines Maſter Taylor breit macht, als unter dem Namen eines ſimplen deutſchen Schneiders und wenn es auch vielleicht ſpäter offenbar wird, daß der Colonel Broadboy ein einfacher, reichgewordener Schuſter geweſen iſt, ſo iſt die Umgebung eines Hofes diſcret genug, nicht weiter darüber zu reden, und wird ſpäter einen anderen Maſter Stiffboy, ſobald er von der allerhöchſten Gnade vergoldet erſcheint, gleichfalls wieder mit geziemender Ehrfurcht in ihre Kreiſe aufnehmen.

Beim Stadtſchultheißen war dies nun freilich anders, denn als erſter Beamter der Stadt erhielt er um ſo mehr Einladungen zu allen größeren Hoffeſten, als es keine Frau Stadtſchultheißin gab, die man mit in den Kauf hätte nehmen müſſen. Doch hatte ſich Dr. juris Stiebele als geſinnungstüchtiger Mann von dergleichen Einladungen durch Unwohlſein und Aehnlichem zu entſchuldigen gewußt, konnte aber einer neuerlichen Einladung nicht entgehen, da ihm dieſe durch ein freundliches Billet Seiner Excellenz des Oberſt-Hofmeiſters mitgetheilt wurde, in welchem ganz confidentiell der allerhöchſte Wunſch ausgedrückt war, Miß Alice bei Hofe vorgeſtellt zu ſehen.

Das war eine Leimruthe, an welcher der Stadtſchultheiß hängen blieb: er ſelbſt Miß Alice bei Hofe vorſtellen — denn anders dachte er nicht — er mit dem ſchönen Mädchen traulich beiſammen im weichſchaukelnden Coupé nach dem Schloſſe fahren und in ſpäter Nacht wieder zurück; er ſie einführen in jene Welt voll Glanz und Herrlichkeit, von der ſie ſchon ſo viel gehört und welche ſie allerdings zu ſehen gewünſcht, trotzdem oder weil ſie eine Amerikanerin war! Und dabei gewann ja der Stadtſchultheiß, der ihr zuerſt dieſe Einladung mittheilte und die triftigen Gründe entwickelte, warum es unmöglich ſei, ſie abzulehnen, in ihr eine Bundesgenoſſin und war ſo glücklich, ein kleines Geheimniß mit ihr theilen zu dürfen.

Doch konnte daſſelbe begreiflicherweiſe der Doktorin nicht verſchwiegen bleiben, und danach nicht der Kommerzienräthin, der Kanzleiräthin und ſo der ganzen Stiebele'ſchen Sippſchaft, was einen allgemeinen, hundertſtimmigen Schrei der Entrüſtung zur Folge hatte, einer Entrüſtung, die merkwürdigerweiſe weniger auf das Haupt des Stadtſchultheißen fiel, als auf dasjenige der unſchuldigen Alice. Es war der Tropfen, der den Becher überſchäumen macht, es war der Hieb, welcher dem Faß den Boden ausſchlägt, es war der Funke, der die Mine entzündet.

Schon ſeit einiger Zeit nämlich war die junge Amerikanerin nicht mehr das herzig liebe, unſchuldig naive Weſen von früher. Wie hatte man ſich auch ſo täuſchen können über ein ſo naſeweiſes Ding, das unter der Maske der Unſchuld und Unbefangenheit nur eine herausfordernde Kokette war, das ſich ein Geſchäft daraus gemacht hatte, der ganzen

Männerwelt die Köpfe zu verdrehen, das mit der größten Ungenirtheit Dinge ſagte und Dinge that, die nur zu denken eine deutſche Jungfrau ſchon erröthet wäre! Hatte ſie ſich doch neulich in einer Geſellſchaft Guido's Offiziersſchärpe umlegen laſſen und ſo auffallend gelacht über die Verſchiedenheit der beiden Taillen; hatte ſie doch dem jungen Polytechniker geſagt, als dieſer ihr neulich drei Viertel Ernſt und ein Viertel Scherz ſeine Liebe erklärt, ſie habe ſich vorgenommen, nur einen Urbewohner des freien Amerika zu heirathen, und wenn er Ausſicht auf ihre Hand haben wolle, müſſe er eine tapfere Rothhaut werden — pfui, ſchon das Wort „Rothhaut" in ſolcher Beziehung auszuſprechen! Doch war dieſe naive Amerikanerin, dieſes harmloſe Naturkind, in ihrer beiſpielloſen Frechheit noch weiter gegangen und hatte bei dem Worte „Rothhaut" den Vetter Guido angeblickt und lächelnd von dieſem behauptet, er habe, was ſeinen Teint anbelange, ſchon mehrere Schritte voraus zu einem tapfern Indianer-Häuptling.

Und Erziehung hatte ſie auch nicht, ſowie keine Spur von guter Lebensart. Machte ſie ſich doch gar nichts daraus, auf der Straße ſtehen zu bleiben, einem Bekannten auffallend zuzuwinken, ja, zuweilen einem ſolchen recht aufdringlich ſchon von Weitem die Hand entgegen zu ſtrecken!

„Welche von unſeren Töchtern allen," ſagte die Kommerzienräthin mit Entrüſtung, „würde ſich unterſtehen, öffentlich ſo zu handeln? Man kann doch bei Gott nichts weniger thun, als den Schein meiden!" — Darin hatten allerdings Viele von denen, welche Steine auf Alice warfen, eine große Meiſterſchaft errungen, und verſtanden es vortrefflich, ein heißes, liebedürſtendes Herz unter der Maske von Tugend und Eiſeskälte zu verſtecken; ſchauten nie einem Manne bei Tage offen und ohne Scheu in's Auge, da ein Blick in der Dämmerung ſüßer iſt; drückten nie einem Manne öffentlich die Hand, weil ſie vorzogen, es heimlich zu thun.

„Erkläre mir nur Einer," ſagte eine der Kanzleirathstöchter, „woher eine ſolche Verblendung den Männern überhaupt kommt? Ich kann es mir nicht anders denken, als daß gerade das freche Weſen, welches die Amerikanerin hat, die Erbärmlichen anzieht und ſammt und ſonders zu Narren macht!"

„Und der Tollſte iſt dein Lieutenant," ſagte ihre ältere Schweſter milde tröſtend.

„Mein Lieutenant! Ich muß mir eine ſolche Zuſammenſetzung verbitten! Was kann ich dafür, daß dieſer plumpe Geſelle glaubte, nur zutappen zu dürfen, um ein anſtändiges Mädchen von achtbarer Familie zum Schlachtopfer zu machen, ſowie eine Kautionsſumme zum Durchbringen! Wie ich ihn aber ſchon bei der erſten Anſpielung ablaufen ließ, weiß Mama am beſten! Mama, gib mir das Zeugniß!"

Mama wußte aber nicht ganz genau, was ſie denn eigentlich bezeugen ſollte, weßhalb ſie ſich begnügte, achſelzuckend zu ſagen: „Es iſt jedenfalls beſſer ſo, wie es gekommen iſt."

„Und abgeſehen von ihren häßlichen Eigenſchaften, kann man ſie denn eigentlich ſchön nennen?"

Alle anweſenden Damen brachen bei dieſer Frage in ein ſehr lautes, aber auch ſehr unnatürliches Lachen aus. „Schön gewiß nicht! Hübſch vielleicht!"

„Wenn ihre Augen vielleicht nicht einen ſo frechen Ausdruck hätten . . . ."

„Und ihre Naſe größer wäre . . . ."

„Der Mund aber kleiner — viel kleiner . . . ."

„Ihre Zähne gehen an . . . ."

„Wer kann bei der Geſchicklichkeit der amerikaniſchen Zahnärzte wiſſen, was echt daran iſt!"

„Ihr Teint könnte paſſiren, wenn nicht zu viel Sommerſproſſen da wären!"

„Und ich möchte dieſen Teint nicht haben, wenn ich ihre Millionen verdreifacht dazu beſäße!" bemerkte die ältere Kanzleirathstochter, an deren vielfarbiger, unreiner Haut ſelbſt das Wundermittel Lilioneſe zu Schanden geworden war, in einem ſo auffallenden Tone, daß die Uebrigen ſich fragend anſchauten und ſich die gutmüthige alte Jungfer dadurch bewogen fand, fortzufahren: „Denn dieſer Teint in ſeiner auffallenden weißen Glätte gibt doch jedem vernünftigen Menſchen zu denken — wo findet man eine ſolche auffallende Hautfarbe? Nur in dem laſterhaften Amerika, wo Verbindungen ſtattfinden, an welche nur zu denken ſich das Schamgefühl der Jungfrau ſträubt!"

„J — a — a — a — a — ſ — o — o — o — o . . . ."

„Aehnliches erinnere ich mich ſchon über den alten Johann Chriſtian gehört zu haben — geleſen — gedruckt geleſen —, obgleich ich gewöhnlich dergleichen Blätter nicht leſe." — Die ältere Kanzleirathstochter blickte ſo triumphirend um ſich, als ſei ſie es geweſen, welche überhaupt nachgewieſen, daß nur einige Tropfen Negerblut auf ſolche Art verrätheriſch ſich noch im vierten Grade bemerkbar machten."

„A—a—ah, daher das wilde Blut der jungen Perſon, daher ihr Mangel an Anſtand! Sie ſollte Einen eigentlich dauern . . . ."

„Gewiß, trotz ihrer Millionen," ſagte die Frau eines Profeſſors, der von ſeinem Studirzimmer aus viel Gründliches über phyſiſche und moraliſche Folgen der Raſſenmiſchung geſchrieben hatte; „denn die Abſtammung von Negern zeigt ſich, wie mein Mann ſagt, auch noch in anderen unangenehmeren Dingen, als in der zuerſt gelblichen, dann bläulichweißen Geſichtsfarbe, was ich übrigens von der jungen Perſon nicht behaupten kann, da ich ihr nicht zu nahe gekommen bin."

Und wiederum lachten alle Damen zuſammen, und zwar ſo herzlich, gemüthlich und anhaltend, bis einigen die Thränen in die Augen traten und die Kommerzienräthin ausrief: „Nun aber laßt es genug ſein und ſei eine von euch jungen Mädchen ſo gut und reiche mir mein Eau-de-Cologne-Flacon herüber; die gute Profeſſorin hat uns das ſo deutlich gemacht, daß meine Naſe einer Stärkung bedarf!"

Miſtreß Stephens hatte natürlicherweiſe keine Ahnung von einem ſolchen Umſchlage der Geſinnungen gegen ihre gute Pflegebefohlene. Alice hatte ſich aber auch durchaus in gar nichts verändert und war in Wirklichkeit das liebe, ſittſame, angenehme, wohlerzogene Mädchen geblieben mit dem trefflichen, edlen Herzen und mit einem Anſtandsgefühle, welches eben ſo empfindlich war, wie das weiße ſammtartige Blatt der herrlich duftenden Lilie.

Ob ſich das junge Mädchen ſo recht heimiſch fühlte in dieſen kleinen, um nicht zu ſagen, kleinlichen deutſchen Verhältniſſen? Wir glauben es nicht, obgleich ſie ſich in dieſer Richtung nie gegen Miſtreß Stephens äußerte und obwohl dieſe würdige Dame hierzu nicht ſelten durch Anſpielungen, ja durch leiſe Klagen Veranlaſſung gegeben hatte. Denn ihr war dieſes protzige Beamtenthum und dieſes noch protzigere, höhere Bürgergefühl in den Tod zuwider. Dieſe Kleinigkeitskrämerei durch alle Rubriken, dieſes Wichtigthun mit dem Unwichtigſten, dieſes gefliſſentliche Zurſchautragen unabhängiger Geſinnungen, um ſich dann doch wieder in den Staub zu bücken, hier vor Rang, Titel und Orden, dort vor Geld oder vor mehr oder minderem Anſehen, in welchem ein mehr oder minder großer geſinnungstüchtiger Schreier in der Volksgunſt ſtand; und dazu die Katzenfreundlichkeit, beſonders des ſchöneren Geſchlechtes, die ſich voran durch die fadeſte Schmeichelei kund gab und ſich rückwärts in den bösartigſten Gehäſſigkeiten äußerte. Es graſſirte hier noch in manchen Kreiſen die lächerlichſte Kleinſtädterei und gäbe Stoff genug für einen neuen Kotzebue, „neue deutſche Kleinſtädter" zu ſchreiben; Berg- und Wegebau-Subſtitute Sperling wären genügend zu finden, ſowie Frauen betitelter Männer in Menge, die ſich in höchſter Entrüſtung mit dem ſo ganz gewöhnlichen „Madame" anreden hörten.

Aber Miß Alice ſchien ſich in dieſer Umgebung wenigſtens nicht ganz unbehaglich zu fühlen, denn wenn Miſtreß Steffens darauf anſpielte, daß es im anderen Falle gewiß nur eines Wunſches bedürfe, um den Großvater zu veranlaſſen, den Aufenthalt ſeiner Enkelin hier abzukürzen, ſo fragte das junge Mädchen ſcheinbar mit der größten Unbefangenheit: „Und warum das? Ich wüßte in der That keinen Grund, um eher nach Hauſe zurückzukehren, als es von Anfang an beſtimmt war."

Doch war ſie nicht ganz ehrlich mit dieſer Aeußerung, und wenn ſie nicht zufälligerweiſe die Herfahrt auf der Aſia gemacht und dort jenen angenehmen Geſellſchafter gefunden hätte, von dem ſie wußte, daß er aus verſchiedenen Gründen nicht unterlaſſen würde, die Heimath ſeiner Voreltern zu beſuchen, würde ſie in einer vertraulichen Stunde der guten Miſtreß Steffens allerdings anvertraut haben, daß ſie ſich häufig aus dieſen Umgebungen wegſehne.

Wo blieb aber Herr John Röckele eigentlich? Der Frühling war vergangen, der Sommer ebenfalls, und ſelbſt der Herbſt mit ſeinem farbigen Laube machte Anſtalten, den Vorboten des Winters, Schneeflocken, kalten Winden, grau bezogenem Himmel, zu weichen. John Röckele hatte ihr freilich geſagt, er werde längere Zeit in England zubringen, ehe er ſich nach Deutſchland wende; doch war ſchon eine ſo lange Zeit vergangen, daß er ſich gewiß Alles, was es in ſeinem Fache auf beiden Inſeln vorzüglich Intereſſantes gab, bereits längſt hätte genügend betrachten können. Wo blieb er alſo, warum gab er ſo gar kein Lebenszeichen von ſich? Sie hatte ſich einmal erlaubt, dieſen Fragen Miſtreß Stephens gegenüber, obgleich in der harmloſeſten Art, Worte zu leihen, war aber faſt erſchrocken, als dieſe trocken zur Antwort gab: „Es iſt eben ein Röckele. Und wenn ich neunundneunzig Prozent von dem Schlimmen abzöge, was wir hier von dieſem Geſchlechte vernehmen, ſo bleibt immer noch genug übrig, um es für dich und mich wünſchenswerth zu machen, dieſen Herrn nie wieder zu ſehen.“

Hätte Alice obendrein gewußt, daß John Röckele, nachdem er ſie in Hamburg verlaſſen, vor der Hand gar nicht nach England gegangen, vielmehr mit dem nächſten Dampfer nach Amerika zurückgekehrt war, ſo wäre ſie gänzlich an ihm irre geworden; glücklicherweiſe aber wußte ſie nichts davon und bewahrte deßhalb ebenſo eine freundlich liebe Erinnerung heimlich an ihn und noch heimlicher jene allerdings längſt vertrockneten Roſen.

Seit Alice ſich bereit erklärt hatte, jene Einladung zu Hofe anzunehmen, war ſie in den Augen ihrer weiblichen Bekannten und Verwandten eine Abtrünnige geworden, die nur Verachtung verdiene, und da auch Herr Franz Stiebele ſchon früher nicht verſchwiegen hatte, daß ſie ſich unterſtanden, ihm in Hamburg einen Monſieur Röckele als ihren angenehmen Reiſegeſellſchafter vorzuſtellen, ſo ſah man deutlich, daß man ſchon von der erſten Stunde an eine Schlange am

Buſen genährt; ja, eine Schlange in jeder Beziehung, eine tückiſche Schlange, eine gleißneriſche bunt ſchillernde Schlange. Denn was hatte dieſe einfachere Amerikanerin, dieſe ſchlichte Tochter der Republik für eine Toilette befohlen, in der ſie bei Hofe erſcheinen wolle? Hatte ſie doch nicht übel Luſt gehabt, ihre Einkäufe bei dem Hofjuwelier zu machen und ſich von dem Hoffriſeur friſiren zu laſſen — unerhört! Doch hatte ſelbſt die mildere Doktorin dazu in ſehr entſchiedenem Tone geſagt: „Nein, mein Kind, das geht nicht, das würde ſelbſt dein nachſichtiger Großvater, wenn er hier wäre, unmöglich gutheißen können.“

Lieutenant Guido ſchäumte in dieſen Tagen wie ein angeſchoſſener Eber. Da er nichts weniger als ein Tänzer war, ſo hätte er ſich bei Hofe nicht vorſtellen laſſen können, auch wenn er kein Stiebele geweſen wäre; zwei Urſachen, für welche er in zorniger Eiferſucht die unſchuldige Alice verantwortlich machte, das heißt, wenn ſie ſich hätte verantwortlich machen laſſen. So aber lachte ſie auf's herzlichſte über den erſten Ausbruch ſeiner Wuth, und als er darauf anfing, ſie mit Vernachläſſigung zu beſtrafen, bemerkte die Undankbare dieß ſo wenig, daß ſie behauptete, ihn geſtern noch bei ſich geſehen zu haben, während er doch in Wahrheit ſchon dreimal vierundzwanzig Stunden fern von ihr geweſen war, obgleich nicht von dem Hauſe, das ſie bewohnte, denn dieſes hatte er umſchlichen wie ein brüllender Löwe. Obendrein hatten ihn verſchiedene Heldenthaten, die er in dieſen drei Tagen ausgeübt, in verſchiedene unangenehme Verwicklungen gebracht und ſo ſeinen Unmuth bedeutend geſteigert. Er hatte mit dem Pferde, welches ihm ſein Vater gekauft, auf dem Pflaſter, natürlich vor Alicen's Wohnung, ſo toll courbettirt, daß der arme Gaul total krumm geworden war. Im allerhöchſten Reſidenzgarten war er darauf auf einem anderen Pferde einen verbotenen Weg geritten, da er Alice von Weitem zu ſehen geglaubt, hatte an verſchiedenen Abenden ſein bischen baares Geld verſpielt, noch mehreres dazu auf Ehrenwort, ſowie Champagner auf Rechnung geborgt, da ſeine Kameraden durchaus keinen Anſtand nahmen, mit ihm, dem Bräutigam einer Millionärin, zu trinken. Denn daß er ſo weit ſei, gab er ſchon ſeit einiger Zeit auf gewiſſe Bemerkungen durch Stillſchweigen, bedeutſames Achſelzucken und mit einem geiſtreichen Schließen ſeines rechten Auges bereitwillig zu. Jetzt aber ärgerten ihn die beſtändigen Hänſeleien mit der reichen Amerikanerin, und wenn er auch ein beſtehendes Verhältniß zugab, ſo verbat er ſich doch auf barſche Art jedes Geſchwätz darüber, kam in Folge davon mit einigen nahen Bekannten etwas heftig zuſammen und ließ ſich alsdann, das Lokal verlaſſend, von Unmuth und Champagner ſo weit hinreißen, einem Röckele von der Infanterie einen verächtlichen Blick zuzuwerfen, ſowie die Mütze eines Röckele's von den Garde-Huſaren vom Tiſche herabzuſtoßen, ohne um Entſchuldigung zu bitten.

Auch der junge Polytechniker nahm die Verrätherei dieſer dahergeſchneiten Amerikanerin gewaltig übel, und da er ein flotter Burſche war und als ſolcher einen ſtarken Anhang bei den Commilitonen hatte, ſo beſchloß man, einen Vertilgungskrieg gegen die Röckele zu führen, worauf es denn von rechts wie von links, herüber und hinüber „dumme Jungen" förmlich regnete, ja, ſogar verſchiedene Ohrfeigen klatſchten; Verhöhnen und Anrennen gehörten zur Tages- und noch mehr zur Abendordnung, Geſchrei und Tumult erfüllte nächtlich die Kaffeehäuſer und Straßen — hie Welf, hie Waibling! Duelle wurden contrahirt und ausgefochten, und in Folge davon ward manch' jugendlich zarte Wange zum Stolze ihres Eigenthümers aber zum Schmerze der Eltern und Lehrer mit Heftpflaſtern belegt. Und ſelbſt bis tief hinab in die jüngere Generation zeigte ſich wieder einmal hartnäckiger als ſeit längerer Zeit jener klaffende Spalt der Feindſchaft zwiſchen den beiden Geſchlechtern, ſo zwar, daß man in den niederen Klaſſen des Gymnaſiums zum Entſetzen der Profeſſoren von hin und her geflogenen Dintenfäſſern Spuren wahrnahm, ſowie Trümmer von Linealen bemerkte, und daß ſelbſt die Elementargeiſter unruhig wurden und bei dieſen der bemerkenswerthe Fall vorkam, daß Stiebele's Eduardle Röckele's Karl einen „unverſchämten Lausbuben" genannt, worauf jener mit einem „erbärmlichen Schnallendrücker" geantwortet. Daß dieſer heftiger als je erneuerte Kampf der modernen Montecchi und

Capuletti ſelbſt in den höheren Regionen einen Widerhall fand, entnehmen wir daraus, daß Se. Excellenz der Kriegsminiſter, der mit Sr. Excellenz dem Miniſter des Kultus und Unterrichts im allerhöchſten Vorzimmer auf und ab ſpazierte, zu ſeinem Kollegen ſagte: „Weiß der Henker, welch' böſer Geiſt wieder einmal in die Offiziere der Reſidenz gefahren iſt! Da erhalte ich Meldungen von drei bis vier Duellen, die vor ſich gehen ſollen, wenn ſie nicht ſchon vor ſich gegangen ſind, und immer ein Röckele gegen einen Stiebele oder ein Stiebele gegen einen Röckele! Ich muß das Seiner Majeſtät wahrlich nicht zur Allerhöchſten Erheiterung melden!“

„So laſſen mich Eure Excellenz heute zuerſt eintreten,“ antwortete der Kultusminiſter mit ſchlauem Lächeln. „Sie würden alsdann das Terrain für Ihren Vortrag ſchon bearbeitet finden; denn auch meine jungen Herren treiben es wieder einmal gar zu bunt. Wahrhaftig, die Feindſchaft zwiſchen jenen beiden Geſchlechtern würde es nächſtens nöthig machen, daß wir abgeſonderte Unterrichtsklaſſen für die Röckele ſowie für die Stiebele einrichten!“

Glücklicherweiſe aber für die beiden Excellenzen nahm Seine Majeſtät, welche ſich in recht guter Laune befand, dieſe Angelegenheit nicht beſonders ſchwierig, fand ſogar, wie ſchon häufig geſchehen, ein ſehr weiſes Auskunftsmittel zur allmähligen Ausgleichung dieſer unangenehmen Zwiſtigkeiten. „Womit Wir ſelbſt den Anfang machen wollen“, hatte Seine Majeſtät allergütigſt geſagt und lächelnd hinzugeſetzt: „Es ſoll der Königin da beim nächſten Hofballe eine junge, hübſche und ſehr reiche Amerikanerin vorgeſtellt werden, eine Stiebele, und damit ſich dieſe kleine Dame nicht zu einſam fühle, habe ich meinem Oberſthofmeiſter aufgetragen, dazu einige Offiziere zu befehlen, die zu ihrer Familie gehören, und gerade ein paar von jenen Brauſeköpfen, die Händel mit einander angefangen. Auch ſollen mir dieſe an Einem Tiſche mit einander ſoupiren.“

Was dagegen Allerhöchſtdeſſen Kultusminiſter anbelangte, der mit ſeinem ſüßen, glatten Geſichte ſehr gebückt daſtand, eine allergnädigſte Strafpredigt erwartend, ſo war auch dieſe

Excellenz angenehm überraſcht, als ſich Seine Majeſtät mit beſtem Humor jener Zeit erinnerte, wo auch Allerhöchſtdieſelben ſich Studirens halber auf der Landesuniverſität aufgehalten, und meinte Seine Majeſtät: „Es war damals doch eine ſchöne Zeit, und wenn Wir auch gefliſſentlich keinen Scandal geſucht mit Röckele oder Stiebele, ſo ſind Uns doch Dinge paſſirt, die Wir heute noch Unſerem Kultusminiſterium verſchweigen möchten. Machen Sie nicht zu viel Weſens aus dieſer Angelegenheit. Ich habe daſſelbe auch dem Kriegsminiſter geſagt; leider kann Ich nicht, wie bei den Offizieren von beiden Parteien, Ihre Polytechniker auf meinen Hofball einladen; ich glaube, mein Oberſthofmeiſter fiele in Ohnmacht, wenn die jungen Herren einrückten mit ihren hohen Stiefeln, ihren Sammtröckchen und Cereviskäppchen, es ſei denn," hatte Seine Majeſtät ſchalkhaft lächelnd hinzugeſetzt, „daß Sie ſelbſt als oberſter Chef der Unterrichtsanſtalten eben ſo coſtumirt erſchienen."

So war denn der Tag des Hofballes herangekommen, und unter anderen Offizieren, welche mit größtem Erſtaunen eine Einladung vom Oberſthofmeiſteramt erhielten, befand ſich auch Lieutenant Guido, der gänzlich ſprachlos vor Ueberraſchung in die große Karte hineinblickte, worin er erſucht wurde, ſich in großer Uniform Abends acht Uhr zum Hofballe einzufinden. Und er ging darauf lange mit ſich zu Rathe, ob er ſich nicht durch Unwohlſein entſchuldigen ſollte oder ob er, im Falle er wirklich hinginge, Miß Alice gänzlich ignoriren oder ſo thun ſolle, als ſei gar nichts vorgefallen. Vom Wegbleiben konnte indeß keine Rede ſein; denn ſein Rittmeiſter und Eskadronschef, den er eine Stunde ſpäter im Vorbeigehen ſah, rief ihm zu: „er hoffe ſehr, ihm auf dem heutigen Hofballe zu begegnen", und hatte der ſtrenge Vorgeſetzte dieſes „ſehr" ganz außerordentlich betont. Wenn Lieutenant Guido nur Tänzer geweſen wäre, er hätte ſich gewiß in den Wirbel ſämmtlicher Galopaden und Walzer geſtürzt; aber nun da zu ſtehen, um mit den alten Regierungsräthen die Wände zu tapezieren, war ihm keine ſo angenehme Ausſicht. Doch mußte in dieſen ſauren Apfel gebiſſen werden; und wenn er es ſich recht überlegte, ſo war es das

Geſcheidteſte, Miß Alice gegenüber den Gekränkten zu ſpielen, indem er offenbar den ganzen Abend nicht tanzte, nur um ſie zu vermeiden — alſo zwei Fliegen mit Einem Schlage!

Abends brannten vor dem Schloſſe ſämmtliche Flammen an den großen Gascandelabern, und neben den Einfahrten bemerkte man im Qualme rothglühender Fackeln Gardekuiraſſiere zu Pferde mit gezogenem Pallaſch, das Gewühl der heranrollenden Equipagen regelnd und alles Unberufene fernhaltend, beſonders den Schwarm von Neugierigen, die ſich herzudrängten, um zu ſehen, wie ſich aus den dunklen Wagengehäuſen die reichen, eleganten Toiletten der Damen entwickelten und die geſtickten Uniformen der hohen und niederen Beamtenwelt mit mehr oder weniger Ordensſternen beſpickt oder mit kleinen Kreuzen und Medaillen behangen. Es nahm ſich das Alles prächtig und höchſt erhaben aus, beſonders für Solche, denen es gelungen war, einen günſtigen Platz zu erobern, der ſie in die große Halle vor der breiten Treppe blicken ließ, wahrhaft den Eingang zu einem irdiſchen Olymp. Da ſtiegen im Hintergrunde die glänzend erleuchteten Treppen, einer Blumenguirlande ähnlich, empor, Stufe um Stufe mit regungslos ſtehenden Lakaien in ſchwer bordirten, goldbedeckten Röcken beſetzt. Und welch' heiteres Gewühl der Götter und Halbgötter in den unteren Gallerien! Wie herrlich entpuppten ſich all' die zierlichen Schmetterlinge, indem ihre Mäntel und Shawls von der geſchäftigen Dienerſchaft abgenommen wurden! Wie erkannten ſich die Meiſten dieſer ſeligen Welt erſt nach Entfernung der neidiſchen Hüllen im Glanze Hunderter von Wachskerzen! Wie ſchätzte man ſich ſo glücklich, hier ehrerbietigſt zu begrüßen oder cordial begrüßt zu werden; wie rauſchten die Damenſchleppen in Seide, Atlas und Sammt, nachdem ſie ſich, den engen Wagen entrückt, wieder in ihrer ganzen Glorie entwickeln, die leuchtenden Schwingen ausbreiten konnten, jene Seligen, die nach Maßgabe der Größe und des Glanzes dieſer Schwingen näher und freier zum ſonnigen Mittelpunkte zu treten berechtigt waren! Dann flatterten ſie aufwärts, lachend, plaudernd wie Elfen und leicht geſchürzte Geiſter, Leuchtwürmer und glänzende Libellen in milder Mondſcheinnacht zum ſtrahlenden Himmel empor, und zwiſchen ihnen auch mancher dicke, unbehilfliche Käfer, der mühſam die ſchweren Schwingen gebrauchen mußte, um keuchend nachzukommen.

Oben aber entwickelte ſich ſo regelrecht und von ſelbſt das ſcheinbare Chaos der hereingeſtrömten Menge und flatterte jede Rangklaſſe abgeſondert in die für ſie beſtimmten Zimmer, Gleiches zu Gleichem durch alle Rubriken hindurch, immer glänzender, immer vornehmer werdend bis dort, wo ſich, ganz nahe den eigentlichen Himmelspforten, die alten Excellenzen befinden, die getreuen Haremswächter vor dem letzten goldenen Thore der glückſeligen Gärten, in denen es nur den Göttern dieſer Erde vergönnt iſt, ſich aufzuhalten.

Dann öffnen ſich endlich auch dieſe goldenen Thore, und tief gebeugt in ſchaudernder Verehrung erwarten Alle lautlos das Herannahen der Allerhöchſten, welches ſich ankündigt durch ein ſanftes Aufklopfen des Hofmarſchallſtabes und die dazu leiſe mit einem gewiſſen nothwendigen Zungenanſtoßen geliſpelten Worte: „Der König!“

Was werden die nächſten Minuten bringen? denkt Jeder im ſpannenden Vorgefühle eines wichtigen Ereigniſſes. Wird mich ein freundliches Wort beglücken, wenigſtens ein gnädiger Blick, oder werde ich Luft ſein vor den Augen des Allerhöchſten?

Laſſen wir aber alle dieſe Hoffnungen und Befürchtungen hinter uns! Lauſchen wir den ſchönen Klängen des vortrefflichen Muſikkorps, die nun im Tanzſaale erklingen. Wenden wir uns ſelbſt dorthin, rufen wir mit Don Juan aus: „Hier gilt kein Stand, kein Name, es lebe die — Schönheit hoch!“ Hier war Alles verſammelt, was auf Jugend, auf Eleganz Anſpruch machte; hier ſah man keine ſtrenge Scheidung nach Rangklaſſen, hier bewegte ſich Alles, äußerlich wenigſtens munter und vergnügt ſcheinend, durcheinander. Hier hatte der Eintritt des Allerhöchſten Hofes noch nicht jene meduſenartige Wirkung des Erſtarrens vor tiefem Reſpekt; hier waren die vorſchriftsmäßigen Knixe der jungen Damenwelt noch gemildert durch ein ſchalkhaftes Lächeln, durch einen freundlichen Blick der Augen. Auch Lieutenant Guido in ſeiner beſten und engſten Uniform hatte ſich hier hineingewagt oder war vielmehr von dem dienſtthuenden Kammerherrn, der ihn für einen Tanzbären hielt, hineingewieſen worden, und ſtand nun da neben der beweglichen, heiteren Menge der jungen Leute, die den Anfang des erſten Walzers kaum erwarten konnten, in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle an die Wand gelehnt, neben einer gewaltigen Karyatide in Geſtalt eines Pans, der mit recht höhniſchem Lächeln auf ihn herabſchaute. Genauere Bekannte ſah er wenige; zu ſeinem Erſtaunen allerdings ein paar Röckele von der Infanterie und Artillerie. Was ihn aber noch mehr überraſchte, war der freundliche Gruß des Röckele von den Gardehuſaren, mit dem er vor ein paar Tagen Händel gehabt und der ſich jetzt auf das Zuvorkommendſte anbot, den Herrn Kameraden bei verſchiedenen jungen Damen vorzuſtellen.

Da mit Einem Male war ſeine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt durch etwas, das er lange geſucht, das er ſich aber faſt gefürchtet hatte, zu finden, Miß Alice nämlich, die er nun plötzlich an dem anderen Ende des Saales bemerkte, und zwar durch Oeffnen eines dichten Kreiſes junger Leute, da ſich Seine Majeſtät raſch genähert hatte, um, in jenen Kreis tretend, huldreich mit der jungen Amerikanerin zu plaudern, die vor der Königin ſtand und von dieſer mit Auszeichnung empfangen worden war.

„Das findet ſich raſch in neue Verhältniſſe!“ brummte er mit verdrießlichem Blicke, und dieſer Blick verwandelte ſich in einen eiferſüchtig zornigen, als er nun ſah, wie beim Beginne einer flotten Mazurka der Röckele von den Gardehuſaren mit ehrerbietiger, eleganter Verbeugung vor Alice hintrat und ſich mit ihr in die Reihe der Tanzenden ſtellte.

Wie lieblich ſah das junge Mädchen aus, wie reich und doch wieder wie gewählt war ihre Toilette, wie ſicher und graziös ihre Haltung! Ja, jetzt, wo ſie vor der Königin und neben den Prinzeſſinnen ſtand, hätte man ſie ganz gut als mit zur Allerhöchſten Familie gehörend betrachten können, müßte aber hinzugeſetzt haben: „Es iſt eigenthümlich, wie vortheilhaft dieſe jüngſte Prinzeſſin in ihrer lieblichen Schönheit, in ihrer anſpruchsloſen Einfachheit von ihren älteren Schweſtern abſticht.“

Hätte Guido nur irgend ein Geſicht vor oder neben ſich bemerkt, das ihm Veranlaſſung gegeben haben würde, einen finſteren Blick zu wechſeln! So aber erſchien Alles gut gelaunt und mit heiterem, wohlwollendem Lächeln, mit Ausnahme jener Karyatide neben ſich, deren hämiſche Züge ihn immer herausfordernder anzuſehen ſchienen und ihn endlich veranlaßten, ſeine Stellung zu wechſeln, wobei er aber nicht unterließ, tief entrüſtet vor ſich hin zu murmeln: „Wenn du nur Fleiſch und Bein hätteſt, verfluchter Gauner!“ — Glücklicherweiſe bemerkte er am Eingang des Saales den Stiebele von der Infanterie und ſtürmte auf dieſen, der ebenſo unbeſchäftigt war, wie er ſelber, zu, um dort ein paar ſchlechte Witze über die ganze Geſchichte loszulaſſen; aber zu gleicher Zeit mit ihm, nur von einer andern Seite, trat einer der dienſtthuenden Kammerherren an den Infanterieoffizier heran, um ihn als Tänzer zu einer der älteren Prinzeſſinnen zu befehlen. — Ein Stiebele von der Infanterie mit königlichen Prinzeſſinnen tanzen! Nein, das war zu ſtark, und Guido war ſchon im Begriffe, etwas brüsk den Tanzſaal, vielleicht gar das Schloß zu verlaſſen, wenn er nicht an der Thür zum Nebenzimmer auf den Stadtſchultheißen geſtoßen wäre, der ihm aber mit freudeſtrahlendem Geſichte entgegentrat und gar nicht geneigt ſchien, einige pikante Bemerkungen mit ihm zu wechſeln.

„Später, ſpäter,“ ſagte er ihm händereibend und mit mildem Lächeln; „ich habe im Augenblicke wahrhaftig keine Zeit, mein lieber Vetter, denn ich bin von Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter des Innern zu einer Partie Whiſt gewünſcht worden.“

„Auch das noch — ich wünſche Ihnen viel Vergnügen!“ rief er dem Davoneilenden höhniſch nach, und damit ſtand ſein Entſchluß feſt, den Hofball zu verlaſſen. Doch als er in einen der leeren, äußeren Vorſäle getreten war, einen zierlichen, höchſt behaglichen Raum, heute zum Garten umgewandelt und mit einer murmelnden Fontaine verſehen, da trat der Verſucher an ihn heran in Geſtalt des Oberküchenmeiſters, Herrn Schellenberger, eines wohlbeleibten, alſo wohlwollenden und gemüthlichen Mannes, den er oberflächlich kannte und welcher ihm nun verbindlich ſagte: „Da Sie gerade nicht tanzen, Herr Lieutenant, ſo will ich Sie einen verſtohlenen Blick in den Speiſeſaal thun laſſen; es wird Sie intereſſiren und erfreuen.“ Er ſchritt ihm unhörbar voran, und auf ſeinen Wink öffnete einer der Lakaien die Flügelthüren zu dem gewaltigen Raume, den zu betrachten wahrhaftig ſchon der Mühe werth war. Lauter einzelne, größere und kleinere Tiſche, und wie behaglich und doch ſo prachtvoll ſervirt! Die ſilbernen Teller, die vielen fein geſchliffenen Gläſer bei jedem Couvert, die reichen Blumen- und Deſſertaufſätze, alles das beſtrahlt von zahlloſen Wachskerzen! Und erſt das Menu, welches der gefällige Küchenbeamte dem Offizier überreichte! — Nein, man hätte ein Barbar ſein müſſen, um den Ball vor dem Souper zu verlaſſen: „mögen die Anderen tanzen und die Cour machen, ich warte auf meine Zeit, und die wird kommen.“

Dann ſchlenderte er zurück an dem geöffneten Tanzſaale vorüber und warf noch einen Blick des Haſſes auf eine gewiſſe Gruppe von Tanzenden, dort, wo er nämlich Miß Alice in einer Française ſah gegenüber ſeinem Kameraden Röckele von den Gardehuſaren; ſie ſo ungeheuer ſittſam thuend mit kokettem Lächeln, er dagegen mit dem ganzen unausſtehlichen Selbſtgefühle, wie es nur ein Huſar von der Garde haben kann. Dann ging er in eines der Vorzimmer, wo es hübſch leer war, ſetzte ſich dort auf den breiten Divan und verſenkte ſich in Kunſtgenüſſe, indem er Schlachten- und andere Bilder betrachtete, welche ihm gegenüber aufgehängt waren, und je mehr Gewühl und Metzeleien aller Art er auf den erſteren ſah, je lieber war es ihm in ſeiner düſteren Stimmung. Doch blieb er nicht lange hier in ungeſtörter Ruhe ſitzen, ſondern ſah ſich veranlaßt, raſch aufzuſpringen, als er einen der Stabsoffiziere ſeines Regiments in der Thür erſcheinen und ſich mit einer auffallenden Handbewegung ihm nähern ſah.

„Aber, Lieutenant Guido, wo ſtecken Sie denn? Den Teufel auch, ich ſuche Sie ſchon durch alle Zimmer! Seine Majeſtät haben ſchon zweimal nach Ihnen gefragt!“

„Seine Majeſtät?“ ſtotterte der auf's Höchſte, aber auch auf's Angenehmſte Ueberraſchte. „O, Sie belieben zu ſcherzen!“

„Das kommt bei mir ſelten vor, mein Lieber, und mit ſolchen ernſten Dingen pflege ich überhaupt nie Spaß zu treiben. Kommen Sie, wenn es Ihnen gefällig iſt. Wir wollen nach der Françaiſe einen ſchicklichen Moment abwarten, um Sie Seiner Majeſtät vorzuſtellen. Kommen Sie nur.“

Lieutenant Guido ſchritt tief aufathmend hinter ihm drein und hatte das Gefühl wie ein Lamm, welches zur Schlachtbank geführt wird. Ein Lamm von den Ulanen! Warum hatte er auch gerade heute ſeine engſte Uniform angezogen und ſeine engſten Unausſprechlichen, welche in der Umgebung der Hüfte mit zwei ſo ſoliden Schnallen verſehen waren, daß man damit das wildeſte Pferd hätte anhalftern können! — Er athmete immer mühſamer, und das war nicht zu verwundern; ſollte er doch hineintreten in dieſen glänzenden Kreis vor den Augen Seiner Majeſtät, vor denen der Königin und ſämmtlicher Prinzeſſinnen, ausgeſetzt den Blicken des ganzen Hofes und vor Allem denen Miß Alicens, deren ſchalkhaftes Lächeln er ſchon im voraus ſah und aus welchem er die Frage herauslas: „Welche geiſtreiche Antwort wird Vetter Guido wohl Seiner Majeſtät geben?!“ Dann fürchtete er auch in dieſer Beziehung den verwegenen Gardehuſaren, der gewiß an ihrer Seite ſtand, und ſah ſchon die erwartungsvollen Mienen ſämmtlicher anderen Röckele im Saale, ſowie das Hohnlächeln des Panes, welcher über alles Andere emporragte. Nicht zu verwundern war es, daß bei dieſen Gedanken und bei der Hitze, die aus dem Tanzſaale herausquoll, ſein röthlicher Teint in's Purpurne und dann in's Bläuliche ſpielte und ſeine Augen mehr als je hervortraten.

„So, hier warten wir einen Augenblick,“ ſagte der Major. „Seine Majeſtät laſſen ſich ſoeben vom Miniſter des Auswärtigen einen Fremden vorſtellen und — reichen ihm huldreichſt die Hand. Donnerwetter, das muß was Rechtes ſein — im einfachen, ſchwarzen Frack, ohne alle und jede Dekoration!“

„Gott ſei Dank," dachte Lieutenant Guido, „noch einige Augenblicke Zeit, um ſich zu ſammeln und das Terrain ſich zu betrachten!"

Dies war denn auch ungefähr ſo, wie er es ſich gedacht. Dort ſtand, Seine Majeſtät neben der Königin, vor ihnen der Fremde im einfachen, ſchwarzen Frack, der aber mit den beiden Allerhöchſten Herrſchaften ſo unbefangen plauderte, als verkehre er mit ſeines Gleichen; da waren noch die Prinzeſſinnen, nur Alice ſah er nicht — doch da trat ſie eben, natürlicherweiſe am Arme des Gardehuſaren, von den Spielzimmern her in den Saal. Und wie vertraulich plauderte er mit ihr und wie lächelnd hörte ſie ihm zu — o, trau' Einer dieſen wankelmüthigen Mädchenherzen! — deßhalb ſchien auch wohl die rieſige Karyatide noch höhniſcher als zuvor auf ihn herabzulächeln.

„Jetzt wollen wir avanciren," ſagte der Stabsoffizier. „Seine Majeſtät haben einen Blick herübergeworfen und ſcheinen Sie jetzt ſehen zu wollen. Faſſung — antworten Sie frei und unbefangen, wie es ſich für einen Kavallerieoffizier geziemt!"

Eine Attaque über die größtmöglichen Schwierigkeiten hinweg wäre ihm in dieſem Augenblicke bei Weitem lieber geweſen, auch ein Naturereigniß, oder das Erlöſchen ſämmtlicher Kerzen im Saale, oder wenn der lachende Pan plötzlich genieſt hätte. Aber nichts dergleichen ſchien eintreten zu wollen. — Schon befand er ſich beinahe beim Kreiſe der Allerhöchſten. Schon hatte er ſeine tiefe Verbeugung gemacht und vernahm ſchon die huldvollen Worte Seiner Majeſtät: „Aber, mein lieber Lieutenant — —" da fiel ſein Blick unwillkürlich auf Miß Alice, die ihm jetzt gegenüber ſtand, doch ſah er nicht jenes ſchalkhafte Lächeln auf ihrem Geſichte, ſondern ihre Züge, mit einer auffallenden Röthe überflogen, trugen den ungekünſtelten Ausdruck des höchſten Erſtaunens, der Ueberraſchung, des freudigen Erſchreckens; dann fuhr ſie mit der Hand an ihr Herz, die Gluth ihrer Wangen wich einer tiefen Bläſſe, ihre Augen ſchloſſen ſich, ſie ſchwankte, wandte ſich alsdann mit einem leiſen Ausruf an eine ältere Hofdame, neben welcher ſie ſtand, die ſich ihrer während des

Balles freundlich angenommen hatte und die alsdann das junge Mädchen, raſch unterſtützend, aus dem heißen Tanzſaale führte, wobei ſie zur Erklärung für die Umſtehenden halblaut die Worte flüſterte: „Ah, cette pauvre enfant; elle se trouve mal!“

Daß dieſe Worte in den nächſten Sekunden ſchon in Allerhöchſtem Kreiſe wiederholt wurden, finden wir eben ſo begreiflich, als daß Seine Majeſtät mit einer huldvollen Handbewegung den Lieutenant Guido ſtehen ließen, um eine der Staatsdamen der Königin zu erſuchen, ſich nach dem Befinden der hübſchen und angenehmen Amerikanerin zu erkundigen. Die alte Excellenz brachte denn auch nach wenigen Minuten die erfreuliche Nachricht zurück, daß die Kleine in der größten Verwirrung ſei, dieſes Aufſehen durch einen plötzlichen, indeß eben ſo raſch wieder vorübergehenden Schwindel veranlaßt zu haben. „Mais c'est si naturel, la chaleur, la danse, l'émotion, la joie d'une jeune fille pour son premier bal.“

Und Lieutenant Guido, dem es leider auf dieſe Art unmöglich gemacht worden war, Seiner Majeſtät eine geiſtreiche Antwort zu geben — er fühlte ſich ſo froh, ſo leicht, nicht weil er bei der Vorſtellung ſo wohlfeilen Kaufes davongekommen war, ſondern weil er das Erſchrecken Alicens ſo richtig zu deuten wußte. Hatte er ſie nicht während des ganzen Abends ſchmachten laſſen, ohne ſich auch nur vor ihr zu zeigen, und jetzt ſah ſie ihn ſo auf einmal unbefangen mit dem Könige plaudern, ihren Guido, was war natürlicher, als daß die Freude, das Entzücken ihr ſchwaches Mädchenherz gewaltſam erfaßte!

Aehnliches dachte ſonderbarer Weiſe auch der Lieutenant Röckele von den Gardehuſaren, der auf einer Promenade mit ihr durch die kühlen leeren Nebenſäle bedeutend Süßholz geraſpelt hatte und der nun überzeugt war, es ſei doch ein bischen zu viel geweſen für das zarte Herz eines ſolchen Naturkindes — doch immerhin, es erfüllte ihn mit Stolz und Freude, dieſen Eindruck hervorgebracht zu haben, und wenn ſie, dachte er, die Sache ernſthaft nimmt, ſo habe ich gegen ſie und ihre Millionen durchaus nichts einzuwenden.

Sollte man es aber für möglich halten, daß ſogar der Stadtſchultheiß, als man ihn von dem Vorfalle und deſſen Nebenumſtänden in Kenntniß geſetzt, ſo angenehm verwirrt wurde, daß er Coeur Aß ſeines Partners, des Miniſters des Innern, mit ſeinem beſten Atout abſtach und noch ſo viele ähnliche Fehler machte, daß die Excellenz ihn etwas ſarkaſtiſch erſuchte, ſich während des Kartengebens zum nächſten Spiele zur Beruhigung nach ſeiner ſchönen Schutzbefohlenen umzuſehen! Ja, während der Herfahrt zum Balle an der Seite von Miß Alice, in dem engen, traulich bequemen Wagen, hatte er ſich einige kleine, an ſich unſchuldige Tändeleien erlaubt, wie zum Beiſpiel den Gedanken ausgeführt, daß es doch etwas ganz Anderes ſei, ſo zu Zweien durch's Leben zu fahren, als ganz allein — Gedanken, die in ihren Folgerungen ſchon im Stande waren, den Kopf eines ſo jungen Mädchens zu verdrehen. Darauf hatte ſie auch bemerkt, mit welcher Auszeichnung er hier bei Hofe empfangen wurde, ſowohl von den Allerhöchſten Herrſchaften, als von einer ganzen Reihe beſternter Excellenzen; ja, man hatte ſich förmlich um ihn geriſſen, dann hatte der Miniſter des Innern ihn mit oſtenſibler Höflichkeit zum Spieltiſche geführt — und nun hatte er noch die Heimfahrt vor ſich, mit dieſem jungen, erregbaren Mädchen, erhitzt vom Tanze, berauſcht von Glanz und Herrlichkeit! Daß er unter dieſen Gedanken zweimal nacheinander die Karten vergab, wer, der in ſeine Seele geſchaut, hätte es ihm übel nehmen mögen? Aber da hinein ließ er Niemanden blicken, wohl aber ſeine Gegner in die Karten, ſo daß er beim letzten Robber vor dem Souper einmal klein und einmal groß Schlemm wurde.

Miß Alice war indeſſen friſcher, blühender, als vorher, wieder in den Tanzſaal getreten; ihre Augen ſtrahlten, als ſie nun zur Königin gerufen wurde und ſich dort entſchuldigte, als ſich darauf Seine Majeſtät huldvollſt einige kleine Scherze erlaubte und ſich dann ſchließlich das Vergnügen nicht verſagen mochte, ihr einen ganz ausgezeichneten Landsmann vorzuſtellen, Miſter John Röckele aus Newyork, eine wahre Perle von Ingenieur, der, geſtern erſt angekommen, ſogleich während des heutigen Tages die prächtigſten Dispoſitionen zur Erbauung eines großartigen Waſſerwerkes ſpielend entworfen hatte; — „Dispoſitionen,“ wandte ſich Seine Majeſtät gegen ein paar Hofbaumeiſter, die den neuen Kollegen freundlich angrinſten, „die allerdings ſehr kühn, aber dabei ſo einfach ſind, daß man nicht begreift, wie nicht jeder Andere darauf gekommen iſt.“

Hatten ſich Miß Alice und Miſter John Röckele ſchon früher gekannt? Die unbefangenen Umherſtehenden mußten dieſe Frage nach der Art der beiderſeitigen Begrüßung der Betreffenden verneinen, und von den Anderen, die von dem Reiſegeſellſchafter auf der Aſia gehört hatten, war zufällig keiner zugegen; der Stadtſchultheiß ſaß noch am Spieltiſche und Lieutenant Guido hatte ſich mit ſeinem Glück und ſeinen Hoffnungen in ein leeres Vorzimmer gerettet, nachdem er vorher dem hohnlachenden Pan ein Schnippchen geſchlagen.

Dann kam das Souper, und da in dieſem Moment Miſter John neben Miß Alice ſtand, ſo war nichts natürlicher, als daß er ihr ſeinen Arm anbot. Die Flügelthüren des Saales waren weit geöffnet, und da hinein ſtrömte unter den Klängen einer rauſchenden Militärmuſik, die ſie empfing, dieſe glänzende, lebendige Kette lachender und plaudernder Paare mit all ihren leuchtenden Stoffen in Sammt, Atlas, Seide, mit ihren funkelnden Brillanten, ihren Perlen, mit den wehenden Federn und Blumen, mit glänzenden Ordenszeichen und ſchimmernden Sternen — ein ſtrahlender Frühlingszug, dem allerdings auch etwas Herbſt und Winter folgte: ältere Offiziere und Staatsbeamte mit weißen Haaren, zuweilen in recht altmodiſcher Uniform.

Jeder fand leicht ſeinen Platz, weiß doch jeder bei einem Hofſouper, wo er hingehört; denn auch hier ſind die Abſtufungen genau vorgeſchrieben, wie bei der Rangliſte. Da war der erſte Tiſch für die Allerhöchſte Familie, die Miniſter, oberſten Hofchargen und fremden Geſandten und hier ſchon Alles vereinigt, was auf Glanz und Herrlichkeit Anſpruch macht, dazu fabelhafte Gedecke und Aufſätze in centnerſchweren Silbermaſſen und drei bis vier Fuß hohen Blumenbouquets; da war der zweite Tiſch mit geweſenen Miniſtern, bedeutenden Gäſten, hoher Generalität und Geheimeräthen mit dem

Prädikate Excellenz, natürlicherweiſe die ſtrahlende Kette aller hohen Perſonen und Großwürdenträger zierlich durchſchlungen mit denen vom ſchönen Geſchlechte in drei Kategorien: ſolchen, die heute noch dazu gehörten, ſolchen, die einſt dazu gehört hatten, und ſolchen, die leider von ſich ſagen mußten, des Lebens Mai ſei bei ihnen nie zur vollen Blüthe gelangt. An dem dritten, vierten, fünften und ſechsten Tiſche ſah man alte, würdige Staatsräthe, Direktoren, hohe Gerichtsbeamte, Offiziere bis zum Oberſten abwärts, und dieſe Tiſche waren auf ſinnreiche Art ſo gruppirt, daß ſie vom Glanze der Allerhöchſten Tafel immer noch etwas beſtrahlt wurden, daß gnädige Blicke hinüber fliegen konnten, ja, ein freundlicher Wink mit dem Glaſe noch bemerkt wurde. Hinter dem ſechsten Tiſche ging es raſch abwärts. Da ſaß das junge Volk heiter lachend beiſammen, Regierungs- und andere Räthe, Kammerjunker, Legationsſekretäre, Offiziere aller Grade, und war auf dieſen weiteren Kreis der analoge Ausdruck der Rangordnung gewiſſermaßen anwendbar: „Bis hierher befreiter Gerichtsſtand“. Denn da fühlte man ſich beim Souper aller drückenden Feſſeln ledig, man trank ſich über die Tiſche zu, man ſtieß leicht mit den Gläſern zuſammen und man erzählte kleine, pikante Anekdoten, bei denen ältere Hofdamen im richtigen Verſtändniß ernſt und ſtreng vor ſich auf den Teller blickten, die jüngeren aber und die Ehrenfräulein in unſchuldsvoller Naivetät häufig auf's Herzlichſte mitlachten.

Nur eines einzigen Tiſches hatte ſich einer der dienſtthuenden Kammerherren ganz beſonders angenommen, und war dieſer Tiſch in einer Rundung des Saales gegenüber der Muſiktribüne, auf's Heimlichſte verſteckt zwiſchen hohen Pflanzenwänden, ſo aufgeſtellt, daß die betreffende Geſellſchaft dort wie in einem eigenen Appartement auf's Behaglichſte und Ungeſtörteſte bei einander ſaß, was für ein Hofball-Souper eine gar charmante Sache iſt. Und der gewiſſe Kammerherr hatte, wie die Gäſte nach und nach eintraten, bald hier, bald dort ein Paar gebeten, ſich in der Laube niederzulaſſen, worauf, als Alle placirt waren, ſich da ein hübſcher, recht bunter Kreis zuſammen gefunden hatte. Es ſaßen nämlich hier in freundlichſter Miſchung ſämmtliche Röckele mit ihrem Anhange zwiſchen den anweſenden Stiebele und deren Freunden. Eine ſolche Miſchung wäre vor Kurzem noch ſehr gewagt geweſen, heute aber, wo der Stadtſchultheiß noch in dem Wonnegefühl ſchwamm, dem Miniſter des Innern einige vierzig im Whiſt verlorene Points recht theuer bezahlt zu haben, wo Alice mit einem ſeligen Lächeln neben ihm ſaß — heute aber, wo der Röckele von den Gardehuſaren nicht vergeſſen hatte, daß die ſchöne Amerikanerin mit unverkennbarem Intereſſe ſeinen ſüßen Worten und Anſpielungen gelauſcht — heute aber, wo Lieutenant Guido ganz genau wußte, warum die geliebte Couſine bei ſeinem Anblicke ohnmächtig geworden, war das ganz anders; und als die drei eben Genannten verſchiedene Tröpfchen Bordeaux hinter ſich, ſowie einige Kelche ſchäumenden Champagners geleert hatten, bemühten ſich dieſe zugleich mit dem ausgezeichneten Fremden im ſchwarzen Fracke, welcher an Alicen's linker Seite ſaß, hier unter einander — Röckele und Stiebele in freundſchaftlichſter Vereinigung — ein herzliches Verſöhnungsfeſt zu feiern.

Man ſprach es deutlich aus in verſchiedenen, allerdings halb laut gehaltenen Reden, daß die Feindſchaft zwiſchen beiden Geſchlechtern eine koloſſale Lächerlichkeit geweſen ſei und man die Fortdauer derſelben bis heute unmöglich mehr begreifen könne. Deßhalb von nun an Vergeſſen und ewige Freundſchaft — ſeid umſchlungen, Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt! Ja, die Rührung wollte anfangen, ſich hinein zu miſchen, und um die Stimmung wieder auf den Grad herabzudrücken, wie ſie ſich für einen Hofball ziemt, hielt der Stadtſchultheiß noch einen recht jovialen und launigen Trinkſpruch, welcher nach der Vorausſetzung, daß Jeder von nun an bis in die fernſten ihm befreundeten Kreiſe dahin wirken werde, auch dort das beſte Einvernehmen herzuſtellen, mit den Worten ſchloß: „Und nun, meine Herren und Damen, auf das Wohl der Montecchi und Capuletti!“

Recht hübſch und taktvoll war es hierauf von dem ausgezeichneten Fremden im ſchwarzen Frack, den Scherz noch weiter ausſpinnend, hinzuzuſetzen: „Und auf ein freundliches Andenken an Romeo und Julie!“

Wer Julie war, darüber waren die drei eben genannten Glücklichen vollkommen einig, und genirten ſich auch durchaus nicht, ihre gefüllten Gläſer gegen die ſchöne Alice emporzuheben; wer aber berechtigt ſei, ſich als glückſeligen Romeo zu fühlen, das verbarg natürlicherweiſe jeder für jetzt noch in ſeines Herzens Innerſten.

Da wurde die Tafel aufgehoben, Lakaien und Diener flogen herbei, zogen hinter den aufgeſtandenen Herrſchaften die Stühle mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit zurück, und dann bewegte ſich Alles gegen den Ausgang des Saales an der verſteckten Laube vorüber, wo ſich die Tiſchgeſellſchaft ehrerbietigſt erhoben hatte, aber noch Manche da ſtanden, die gefüllten Gläſer in der Hand.

Seine Majeſtät waren außerordentlich huldreich und leutſelig und nickten nicht nur im Vorüberſchreiten den jungen Leuten freundlichſt zu, ſondern ſprachen auch zum Stadtſchultheißen: „Ich freue mich ſehr, zu vernehmen, daß Sie ſich gut amüſirt haben! Es ſind ja bei Ihnen auch Trinkſprüche ausgebracht worden, worauf, wenn ich fragen darf?“

„Selbſtredend auf das Wohl Eurer königlichen Majeſtät,“ beeilte ſich der Stadtſchultheiß in verzeihlicher Lüge, ſich tiefverbeugend, zu ſagen, „ſowie ſpäter auf die Vereinigung der Montecchi und Capuletti.“

„Bravo,“ erwiederte der König lachend, „das haben Sie gut gemacht; ich danke Ihnen!“

Nach dem Souper verändert ſich für Manchen die Stimmung eines Hofballes, für Manchen ſo raſch und vollkommen, wie die Natur an einem glänzenden Herbſttage, wenn die Sonne untergegangen und darauf Alles trüb und grau erſcheint. Man hat genoſſen des irdiſchen Glückes, man ſehnt ſich nach Ruhe. Und in langen Reihen ſieht man ſie durch die Vorzimmer davon ſchleichen, beſonders ältere Herren und Damen, viele mit dem oft unvermeidlichen Rieſenſchlangengefühl. Nur im Tanzſaale geht es noch heiterer und luſtiger her, wie früher; man iſt aufgeregt durch Muſik und Wein, man tanzt ſchon ein wenig freier und degagirter, wie vor dem Souper, man erlaubt ſich kleine, unſchuldige Scherze und pikante Anſpielungen.

Und hierin blieben unſere drei Romeo's wahrlich nicht zurück. Der Stadtſchultheiß, welcher nicht mehr ſpielte, hatte ſich während des Cotillons dicht hinter Alice geſetzt und leiſtete für ſein vorgerücktes Lebensalter das Möglichſte an zarten Einflüſterungen; der Röckele von den Gardehuſaren war der Tänzer des ſchönen Mädchens und durch ihre von Glück ſtrahlenden Blicke, ſowie ihre herzlichen Antworten ſeines Sieges ſo gewiß, daß er auch nicht die geringſte Erregung von Eiferſucht oder dergleichen fühlte, weder als der ausgezeichnete Fremde im ſchwarzen Frack Alice mehrere Male zu einer Extratour bat, noch als Lieutenant Guido mit ſtark geröthetem Geſichte ihn gutmüthig täppiſch von ſeinem Stuhle verdrängte, um mit der ſchönen Couſine eins zu plaudern.

Aber auch ein Cotillon und ein Hofball haben ihre Grenzen, und hierauf flattert Alles mit größerer Eilfertigkeit davon, als bei anderen Einladungen, da man hier nicht in den Fall kommt, ſich mit freundlich dankenden Worten von den Gaſtgebern zu verabſchieden.

Wieder in dem traulich engen Wagen ſitzend während der Heimfahrt in ſtiller Nacht, ſeufzte der Stadtſchultheiß ein paar Mal tief und mühſam, wickelte ſich alsdann eines der langen Bänder von Alicen's Toilette heiter ſpielend über den Zeigefinger, zog dann ganz leiſe daran und fragte: „Und exiſtirt wirklich ein Romeo für dich, du kleiner Schelm? O, wie mich das glücklich machen könnte!“

„Es ſoll Sie auch glücklich machen, lieber Vetter, ſo hoffe ich wenigſtens — ach, es gibt in der That einen Romeo für mich!“ Worauf ſie noch tiefer und mühſamer athmete, als vorhin der Stadtſchultheiß.

„O, meine liebe und wirklich anbetungswürdige Alice!“

„Reden wir aber heute nicht mehr darüber, bitte, lieber Vetter — bitte herzlich und dringend — da ſind wir ja auch zu Hauſe; morgen reden wir weiter darüber!“

„Morgen —“ dachte der Stadtſchultheiß, als er allein nach ſeiner Wohnung fuhr und ſchwärmeriſch zu den tauſend funkelnden Sternen des dunkeln Nachthimmels emporſchaute.

„Morgen —“ ſagte der Röckele von den Gardehuſaren leiſe vor ſich hin, als er, zu Hauſe vor dem Spiegel ſtehend, ſeine vortheilhafte Geſtalt in der glänzenden Gardehuſaren-Uniform noch einmal wohlgefällig betrachtet hatte.

„Morgen —“ ſprach Lieutenant Guido in entſchiedenem Tone, nachdem er mit Hilfe ſeines Bedienten endlich die enge Uniform abgeſtreift, „morgen mache ich endlich dieſen Faſeleien ein Ende, indem ich gerade darauf losgehe und um ihre Hand anhalte!“

„Morgen —“ dachte auch Miſter John Röckele aus New-York, und: „Morgen, gewiß! —“ waren die letzten Worte Alicens, ehe ſie einſchlief.

Der Morgen kam denn auch, wie er gewöhnlich zu thun pflegt; aber nachdem derſelbe bis zur Mittagsſtunde herangewachſen war, brachte er Dreien von denen, welche dieſem Morgen ſo hoffend entgegen geſehen, eine recht unangenehme Ueberraſchung, und zwar auf die Veranlaſſung eines Beſuches hin, den Miſter John Röckele ſo früh, als es ſich eben thun ließ, der Miſtreß Stephens abgeſtattet. Bei dieſem Beſuche überreichte er der würdigen Dame ein Schreiben des Herrn Johann Chriſtian Stiebele, das der verrätheriſche junge Mann ſich ſelbſt in New-York geholt und worin Alicen's Großvater ſeine Zuſtimmung gab zu einer Verbindung zwiſchen ſeiner Enkelin und dem ihm ſo vortheilhaft bekannten und hochgeſchätzten Herrn John Röckele — einer Verbindung, welche natürlicherweiſe in New-York gefeiert werden ſolle, weßhalb ſie mit dem nächſten Dampfer zurück erwartet würden.

Alice ſetzte ſich freudeſtrahlend ſogleich hin, um dies dem Stadtſchultheißen ſchriftlich anzuzeigen.

Was den Röckele von den Gardehuſaren anbelangt, deſſen ganz außerordentliches Intereſſe für Alice Herrn John Röckele ebenſo wenig entgangen war, wie die leider unerfüllbaren Hoffnungen, mit denen ſich Lieutenant Guido trug, ſo nahm der Ingenieur ſelbſt die Feder und zeigte ihnen an, daß er es für ſeine Schuldigkeit halte, ſie von ſeiner Verlobung mit Miß Alice in Kenntniß zu ſetzen, — eine Verbindung zwiſchen den Familien Stiebele und Röckele, welche ja noch geſtern Abend von verſchiedenen ehrenwerthen Mitgliedern dieſer Familien als ein dringendes, längſt gefühltes Bedürfniß angeſtrebt worden ſei, eine Verbindung, die auch Allerhöchſten Ortes gewünſcht worden und als deren Opfer er ſich in gewiß anerkennenswerther Pflichttreue bereitwilligſt dargeboten habe.

„Verfluchter Republikaner, dieſer abtrünnige Röckele!“ rief der Gardehuſar nach Empfang des Briefes und nachdem er ihn zuſammengeballt in die Ecke geworfen. — „Nun, ich muß ſagen, ihm gönne ich ſie am Ende lieber, als jedem Anderen, beſonders als dieſem dickhäutigen Guido oder jenem alten Narren von Stadtſchultheiß! Machen wir gute Miene zum böſen Spiel und ſenden zugleich ein hübſches Blumenbouquet zur Gratulation!“

Es gibt Momente höchſten Unmuthes, oder beſſer noch geſagt, Zornesausbrüche im Leben eines gefangenen Löwen, wo derſelbe mit allen vier Füßen zugleich vom Boden emporſpringt und rechts und links nach einem unſichtbaren Gegner ſchnappt. — Ein ähnliches Bild bot Lieutenant Guido nach Empfang der Verlobungsanzeige. Einen Augenblick war er zweifelhaft, ob er nicht dieſem elenden Kerl aus Amerika eine Herausforderung zuſenden, oder zu Miß Alice hineilen ſolle, um ſie ſeiner grenzenloſen Verachtung zu verſichern. Nachdem er aber eine Stunde lang nach Art des oben beſchriebenen Thieres in ſeinem Zimmer hin und her geraſt war, beruhigte er ſich nach und nach und beſann ſich eines Beſſeren, indem er ſich mit dem Gedanken tröſtete, daß der Röckele von den Gardehuſaren, jener unausſtehliche, fade Geſelle, eben ſo wenig wie er, zum Ziele gelangt ſei. Er rief ſeinen Diener Schabel und beſtellte das größte Bouquet, das der Gärtner nur anzufertigen vermöge.

Als dem Stadtſchultheißen das zierliche Briefchen Alicens gebracht wurde, befahl er ſeinem Diener, daſſelbe auf ſeinen Schreibtiſch zu legen, da er, mit Raſirpinſel und Meſſer bewaffnet, augenblicklich nicht in der Lage war, es ſein ſäuberlich ſelbſt anzufaſſen. — „Was wird dieſer kleine Schelm ſchreiben?“ dachte er, nach dem Billete hinſchielend. „Wird ſie ſich zarte Anſpielungen erlauben oder einfach meinen Beſuch wünſchen? —“ So ſicher gewöhnlich ſeine Hand war, ſo war doch heute Morgen die Emotion ſchuld daran, daß er ſich einen ziemlichen Schnitt in die rechte Wange beibrachte, aber nur deßhalb ärgerlich hierüber war, weil er durch Aufheften eines engliſchen Pflaſters ein paar Minuten ſpäter zur Eröffnung jenes Briefchens kam.

Da las er die nackte, traurige Wahrheit, da las er, daß ihn jenes naſeweiſe, kaum in die Welt hinein blickende Ding zum Beſten gehabt, ihn, den Stadtſchultheißen, und daß ſie der glänzenden Exiſtenz an ſeiner Seite eine an der Hand jenes unbedeutenden Menſchen, eines Röckele, vorgezogen! — Ah, das ſchmerzte tief, und es trat in dem Leben des Stadtſchultheißen ein unheimlicher Moment ein, wo er eine Sekunde lang auf das noch geöffnete, heimtückiſch leuchtende Raſirmeſſer blickte — glücklicherweiſe nur eine Sekunde lang! — Dann ſteckte er das Meſſer ruhig in's Futteral, ſtellte ſich an's Fenſter und blickte, tief in Gedanken verſunken an den Himmel empor. — Jetzt galt es, gute Miene zum böſen Spiel zu machen und mit Anſtand und Nutzen in jenen ſauern Apfel zu beißen — er hatte es gefunden. Was ihn allein tröſtete, war, daß es jenen beiden jungen Laffen nicht beſſer ergangen ſei, und welchen Nutzen ihm jene dumme Verlobung bringen mußte, ward ihm klar, wenn er ſich den Anſchein gab, als ſei er es geweſen, welcher dieſe Verbindung zwiſchen Röckele und Stiebele zu Stande gebracht. Vorläufig ließ er ſeine Haushälterin kommen, welche er in der letzten Zeit ſehr vernachläſſigt, und bat ſie mit milder Stimme um die Beſorgung eines ausgezeichnet ſchönen Blumenbouquets.

Dann fuhr er zu Miß Alice, wo er jenen Herrn John Röckele antraf, und ſchüttelte dort mit der Miene tiefer Rührung den beiden Glücklichen die Hände; er war zu freudig bewegt, um viel zu ſprechen, er war zu diskret, um lange zu bleiben. Dann fuhr er zu Kommerzienraths und zu

Kanzleiraths, um ihnen nicht nur das Ereigniß des Tages mitzutheilen, ſondern ihnen mit kühnem Muthe zu ſagen, daß eigentlich er jene Verbindung bewerkſtelligt habe. — „Ja, ich — die Verbindung zwiſchen Röckele und Stiebele, um endlich einmal dahin zu wirken, daß jene lächerliche Feindſchaft ihr Ende erreiche, was auch Allerhöchſten Ortes dringend gewünſcht worden iſt.“

Aus einem Allerhöchſten dringenden Wunſche hätten ſich nun die weiblichen Mitglieder der Stiebele eigentlich nicht viel gemacht; daß es aber jener heimtückiſchen Amerikanerin, jener Sklavenhändlers-Tochter, jener Quadrone mit wildem Negerblute nicht gelungen war, trotz allen ihren Ränken, einen Mann davon zu ſchleppen aus einer anerkannt achtbaren Familie dieſer hochgebildeten deutſchen Stadt — das allein verſöhnte ſie mit dem Gedanken, dem verhaßten Geſchlechte der Röckele künftig nicht mehr ihre gerechte Antipathie bezeigen zu dürfen. Denn diesmal ſiegten vollſtändig die vernünftigen Anſichten der Männer, und ſie wußten es durchzuſetzen, daß die Verſöhnung der Montecchi und Capuletti, die man beim Hofball-Souper beſchloſſen hatte, zur Wahrheit wurde.

Und was hatte denn dieſe amerikaniſche Kokette mit ihren Millionen eigentlich erreicht? Sie hatte ſich einen Mann gekauft, von dem Niemand wußte, ob ſeine Mutter der Art und Farbe geweſen war, um ſie in einer achtbaren deutſchen Kaffeegeſellſchaft, dem Prüfſteine alles Anſtändigen und Soliden, zuzulaſſen. Hoffentlich war dieſer ſogenannte John Röckele irgend ein Abenteurer, der, nachdem er ihre Millionen verſchleudert, ſie irgendwo einſam ſitzen ließ.

„Und das würde ſie verdienen!“ meinte die Kommerzienräthin.

„Ja, Strafe verdient der Undank, womit ſie unſer liebevolles Entgegenkommen belohnt!“

„Die Frechheit, daß ſie den Verſuch gemacht,“ ſagte tief entrüſtet die Kanzleiräthin, „ihr Negerblut in unſere Familie einzuſchwärzen!“

Als man ſo liebevoll über die beiden unglücklichen Opfer ſprach und urtheilte, befanden ſich dieſe ſchon wieder an Bord der Aſia und dampften durch die blaue Meeresfluth ihrer eigentlichen Heimath entgegen. Miſtreß Stephens machte es ſich bequemer, wie auf der Herreiſe, und hatte nichts dagegen, daß die Liebende abermals an einem lauen Maiabende Hand in Hand auf dem Verdecke ſaßen, daß er ſich gegen ihre Wangen neigte und ihr zuflüſterte:

„O, ſo vergönne, theure Heil'ge, nun,
Daß auch die Lippen wie die Hände thun!
Voll Inbrunſt beten ſie zu dir: erhöre,
Daß Glaube nicht ſich in Verzweiflung kehre!"

* * *

„Aus der Säbeltaſche“.

An dem Manövertage, von dem wir erzählen wollen, war das wieder einmal ein Knattern und Krachen geweſen, daß man hätte glauben ſollen, die Infanterie bemühe ſich, ſobald als möglich frei zu werden von der Laſt ihrer Patronen, die Kavallerie könne es auch nicht laſſen, aus ihren kurzen Karabinern unnöthigen Lärm zu machen, und die Artillerie, ärgerlich über das Kleingewehrfeuer, thue ebenfalls mehr, als gerade nothwendig ſei, um mit ihrem tiefen Baß den andern Lärm zu übertäuben.

„Iſt das heute wieder einmal ein unnützes Hin- und Hermarſchiren!“ ſagten oder dachten wenigſtens denkende Offiziere von der Infanterie. Und darin konnte man ihnen nicht ganz Unrecht geben, da bald zum Vorgehen kommandirt wurde, bald zum Zurückgehen, bald zum rechts oder links Developpiren, und es nun dahinging im beſchleunigten Schnellſchritt über Stoppel- und Ackerfelder mit ſchweißbedeckter Stirn, mit keuchender Bruſt, und ſtets ſo dicht in Staub eingehüllt, daß man kaum die Nächſten der eigenen Truppentheile erkennen konnte, vom Feinde aber gar nichts, als eine lange graue Linie, aus der es zuweilen blitzte, oder aus der ſich hohe Staubwolken erhoben, wenn es dort gleichfalls vor- oder rückwärts, rechts oder links ging.

„Wenn die Pferde nur eine Vorrathslunge hätten!“ brummte ein alter Rittmeiſter von den Dragonern. „Da ſoll man auf zweitauſend Schritt „Marſch! Marſch!" gegen eine Infanteriekolonne anreiten und mit Pferden ankommen, die noch friſch genug ſind, um einen Schock auszuführen — und Kavallerie gegen Kavallerie, das kommt gar nicht mehr vor. Hol' der Teufel die neuere Taktik! Da reite ich ſchon den ganzen Tag mit einer halben Schwadron ſpazieren, während das Regiment Gott weiß zu welcher Art von Dienſten aufgelöſt und zerſtreut iſt — man ſollte wirklich zum Infanteriſten werden — bei der jetzigen Manöverart im Sattel zu ſitzen iſt doch ſchon nichts weiter mehr, als die höhere Staubſchluckerei."

„Thun Sie im Schnellfeuer Ihr Möglichſtes, meine Herren!" rief ein heiſerer Artilleriekapitän vom Pferde ſpringend und hinter den Geſchützen auf und ab rennend. „Geben Sie es tüchtig jener leichtſinnigen Infanterie, die dort heranmarſchirt, wer weiß wie ſehr, und die uns mit einem Hagel von Kugeln überſchütten wird, wer weiß wie bald! Markiren wir wenigſtens per Geſchütz ein Dutzend Kartätſchenſchüſſe, ehe ſie herankommen und zeigen wir ihnen ſo, wer weiß wie bald, daß ſehr Wenige von ihnen überhaupt nur mit heiler Haut ankommen würden, wenn dieß leider Gottes nicht nur ein Manöver wäre — wer weiß wie ſehr!"

So wogte, krachte, knallte, ſchimpfte, fluchte es auf der weiten Ebene durcheinander an dieſem großartigen, ſehr heißen Manövertage, und die hohe Generalität ſah dieſem entzückenden Schauſpiele, dieſen ſich hin und her ſchiebenden Staubwolkengebilden mit großer Wonne zu, lauſchte dem majeſtätiſchen Geſchützdonner, dem Rollen des Gewehrfeuers oder den ſchmetternden Klängen einer Muſikbande, die ſich dort unten aus der grauen Wolke vernehmen ließ. Freund und Feind war natürlicherweiſe kaum mehr zu unterſcheiden, ſie verwechſelten auch hie und da die Rollen mit einander, ſo daß eine ganze Batterie eine Zeitlang friedlich neben einem feindlichen Bataillon einherraſſelte, oder mit gemüthlicher Todesverachtung und heldenmäßiger Ausdauer ihren eigenen Truppen an die Köpfe ſchoß.

Doch auch dergleichen Kleinigkeiten verdeckten freundliche

Staubſchleier vor den Augen des Höchſtkommandirenden, und da es namentlich beim letzten Akte dieſes kriegeriſchen Schauſpiels, wo die Oſtarmee den Befehl hatte, ſich nach hartnäckiger Gegenwehr zurückwerfen zu laſſen — ein erhabener Augenblick, bei dem das Unglaublichſte geleiſtet wurde, um königliche Munition zu verſchwenden — ziemlich glatt zuſammen ging, die ganze dieſſeitige Linie mit fliegenden Fahnen und unter den ſchmetternden Klängen der Volkshymne ziemlich raſch avancirte, ſo legte Seine Excellenz gerührt die Rechte an den Hut und ſprach ſich über die Leiſtungen der Truppen auf's Freundlichſte und Günſtigſte aus.

Wenn die Truppen da drunten nur irgend eine wohlthätige Wirkung verſpürt hätten von dieſem geſpendeten Lobe, oder dadurch irgend eine Erleichterung gehabt; ſo aber marſchirten oder ritten ſie durch Pulverdampf und Staubwirbel dahin, belohnt durch das erhabene Gefühl, die gegenüberliegenden Staubwolken glücklich zurückgedrängt zu haben und Sieger geblieben zu ſein.

Leider aber hatten die von der Oſtarmee kein ähnliches Gefühl gegenüber von Hunger und Durſt, Staub und Hitze in die Wagſchale zu legen, und konnte man es ihnen deßhalb wohl nicht verdenken, daß ſie recht ingrimmig Schritt um Schritt zurückwichen.

„Ich mache mir den Teufel daraus,“ ſagte ein dicker Oberſt von den Huſaren zu ſeinem neben ihm reitenden Adjutanten, „ob man an ſo einem Manövertage Sieger bleibt oder geſchlagen wird, es iſt ja doch Alles zu Ehren des Generalſtabs; aber mich ärgert nur dieſe naſeweiſe, übermüthige Artillerie. Sehen Sie, lieber Freund, da drüben auf der Höhe hat ſich eine Batterie poſtirt, um uns ſogleich in die Flanke zu nehmen, und die Kerls ſind — Gott ſtraf' mich — noch obendrein ohne alle vernünftige Deckung. Wenn das jetzt bei einer wirklichen Schlacht wäre, ſo brauchte man nur eine gute Schwadron dort in den Hohlweg zu werfen, zuerſt ein bischen langſam vorzugehen und dann plötzlich herausbrechend die ganze Geſchichte da oben in den Dreck zu reiten.“

„Das wäre auch jetzt eine hübſche Lehre für dieſe naſeweiſe Artillerie,“ meinte der Adjutant. „Allerdings ſind ſie nicht gehörig gedeckt, doch haben ſie den Hohlweg, von dem der Herr Oberſt ſoeben ſprachen, auf beiden Seiten durch Verhaue geſchützt.“

„Pah, Verhaue, ein paar elende Baumſtämme, über welche unſer geringſtes Pferd mit Leichtigkeit hinüberkommt! — Meinen Sie nicht auch?“

„Gewiß, Herr Oberſt, und ich möchte denen da oben ſchon eine ſolche Ueberraſchung gönnen.“

„Unſere zwei Kavalleriebrigaden werden dem Programme nach noch einmal gegen den vordringenden Feind geworfen, um unſerer zurückgehenden Infanterie Luft zu machen; wir haben den rechten Flügel, ſind alſo der ſpitzbübiſchen Batterie da oben am meiſten ausgeſetzt und könnten wohl ſo ein Reiterſtücklein wagen — geben Sie dazu dem Rittmeiſter Potolsky meine Erlaubniß, er wird ſich ein ganz beſonderes Vergnügen daraus machen; doch ſoll er die Wegnahme der Batterie natürlicherweiſe nur markiren, ſie vielleicht für ein paar Minuten lang am Feuern verhindern.“

Der Rittmeiſter Potolsky, ein junger Mann mit einem gebräunten, kecken Soldatengeſichte, gewaltigem Schnurrbart und blitzenden Augen, hatte ſoeben ſeinem erſten Lieutenant ganz ähnliche Bemerkungen mitgetheilt, wie vorhin der Oberſt dem Adjutanten, und war über die ihm gegebene Erlaubniß im höchſten Grade erfreut. Was die Verhaue anbelangt, ſo beſtanden ſie allerdings nur aus einigen zuſammengeworfenen Baumſtämmen, waren, wie der Rittmeiſter meinte, nicht der Rede werth, und wenn auch allenfalls der Doktor und der Hufſchmied zurückblieben, ſo hatte das auch nicht viel auf ſich.

„Alſo abgemacht!“ ſagte der Adjutant. „Sobald die ganze Kavallerielinie vorrückt, ziehen Sie ſich rechts gegen den Hügel hin und ſehen, wie ſie durch den Hohlweg hinauf kommen.“

In Kürze waren ſämmtliche Offiziere und Unteroffiziere von der kleinen Attake unterrichtet, und bezeugten darüber eine nicht minder lebhafte Freude, als auch die Mannſchaft, welcher der beabſichtigte Angriff nicht verſchwiegen zu werden brauchte, und die nur bedauerte, daß es ſich hier um keine ernſtliche Geſchichte handelte. Welche Freude für Jeden, dieſer groben Artillerie, die immer ſo vornehm thut und ſich ſtets die erſten und beſten Plätze nimmt, tüchtig eins auszuwiſchen!

Es dauerte auch nicht lange, ſo ging die ganze Reitereilinie, Dragoner, Huſaren, Uhlanen, zuerſt im Schritt vor, um die feindliche Kavallerie, welche gar zu hitzig vordrang, zurückzuwerfen. Vielleicht zweitauſend Schritt hatte ſie zurückzulegen, bis ſie in das Feuer jener Batterie kam, die mit einem wahren Heißhunger auf dieſen Augenblick zu warten ſchien, und deren Bedeckung, aus einem Zuge Infanterie beſtehend, Gewehr bei Fuß, mit aller Bequemlichkeit auf die herandonnernden Reiter-Regimenter blickte, und wohl mit demſelben Behagen, wie man von einem ſchönen Platz der Arena aus einen mörderiſchen Kampf betrachtet.

„Ich weiß, wer die Batterie droben kommandirt,“ ſagte der Rittmeiſter Potolsky lachend, „ich freue mich jetzt ſchon darauf, mit welchem Schwall entrüſteter Redensarten wir empfangen werden — ‚wer weiß wie ſehr‘ und ‚wer weiß wie bald!‘“

„Es iſt der Hauptmann Wiebrecht, ich hab' ihn vorhin durch meinen Feldſtecher deutlich erkannt; recht bequem haben es ſich die Herren da oben gemacht, um uns zuſammenzuſchießen, von ihren Pferden ſind ſie abgeſtiegen, und müßt' ich mich ſehr täuſchen, wenn ſie nicht mit vollen Gläſern um einen wohlgefüllten Marketenderkorb geſtanden wären, während wir hier Hunger und Durſt leiden — leider ſtets das Loos des Beſiegten — doch wartet nur, auch an uns kommt vielleicht nun noch die Reihe!“

Bei dieſen Worten hatte ſich die Schwadron ſachte nach Rechts gezogen und fand ſich hier das Terrain ſo günſtig, daß ſämmtliche Reiter unter dem Schutze des aufwirbelnden Staubes in dem Hohlwege verſchwinden konnten, ohne von denen da droben geſehen zu werden; auch wurde der erſte Verhau ſo glücklich überſprungen, daß nicht einmal der Doktor oder der Hufſchmied zurückblieben, worauf es nun im kurzen Trabe dahinging, unhörbar für den Feind, da deſſen ganze Aufmerkſamkeit auf die nun im Galopp daherraſſelnde gewaltige Kavallerielinie gerichtet war.

Beim zweiten Verhau angelangt, hob der Rittmeiſter Potolsky, indem er darüber hinwegſetzte, ſeinen Säbel hoch in die Höhe, ein verabredetes Zeichen, nun den Hohlweg aufwärts zu jagen, was die Pferde laufen konnten. Zu gleicher Zeit wälzten ſich ſchwere Rauchmaſſen über den Hügelkamm, da die Batterie aus allen ihren Geſchützen ein mörderiſches Feuer gegen die feindliche Kavallerie eröffnet hatte; es war ein betäubendes Gekrache, ein tolles Schießen, das aber nun plötzlich nach ſehr kurzer Dauer zur Verwunderung der ganzen Linie da unten mit einem Male wieder zum Schweigen kam.

Das Reiterſtücklein war vollſtändig gelungen, und bei einem wirklichen Gefechte würde die ganze Bedienungsmannſchaft und Bedeckung von den ſo unverhofft hereinbrechenden Huſaren zuſammengehauen worden ſein. Gedeckt durch den hervorquellenden Pulverrauch, erſchienen die Reiter wie aus dem Boden geſtiegen, umgaben die Batterie, drangen zwiſchen die Geſchütze hinein, wobei einer der Huſarenoffiziere ſein weißes Taſchentuch an den Säbel befeſtigte, wie ein Siegeszeichen hoch hin und her ſchwenkte, dadurch noch ſteigernd die Ueberraſchung, das Erſtaunen der Kanoniere, ſo daß dieſe trotz des wüthenden Schreiens der Offiziere und Geſchützführer Wiſcher und Handſpeiche ruhen ließen. Dabei mochte ihnen wohl auch das laute, jubelnde Hurrah der Huſaren gar zu kameradſchaftlich klingen, um dieſen Ueberfall ernſtlich übel zu nehmen; war ja auch die ganze Sache nur ein Kriegsſpiel, und konnte doch die Geſchützbedienung nicht anders, als eingeſtehen, daß ſie eher erwartet, ihre blanken Achtpfünder hätten ſich in Proviantwagen verwandelt, als ſo unverhofften Beſuch von den feindlichen Huſaren zu erhalten.

Nicht ſo die Offiziere.

Der Rittmeiſter Potolsky hatte mit einem Dutzend ſeiner Huſaren ſogleich die Pferde der Kameraden von der Artillerie umzingelt, und erklärte lachend: „ſie nur nach gehöriger Ranzionirung wieder losgeben zu wollen.“ Doch traf ſein ſcherzendes Wort nur höchſt verdrießliche, finſter dreinblickende Geſichter, und die Antwort, die er von dem alten Oberlieutenant der Batterie erhielt, lautete dahin: „daß man nicht verfehlen werde, dieſen ganzen lächerlichen Ueberfall zur Anzeige zu bringen und ein Kriegs- und Ehrengericht darüber zu verlangen"; worauf dann begreiflicherweiſe die Reihe des tüchtigen Lachens an dem Huſarenrittmeiſter war, welcher auch davon einen kräftigen Gebrauch machte, trotz des nun auch mit einer Stentorſtimme abgegebenen Proteſtes des Batteriekommandanten: „Wer weiß wie ſehr!" — Und zwar proteſtirte derſelbe von der Höhe eines Protzkaſtens aus, wo er mit hochgeſchwungenem Säbel ſtand, dabei verſichernd: „daß er Jeden, der ſich ihm zu nähern wage, in Stücke hauen würde." Solch' einen tragiſchen Ausgang ſollte indeſſen der Ueberfall nicht nehmen, denn nachdem derſelbe ſo vollkommen geglückt und die Batterie während des Vorbeijagens der Kavallerielinie zum Schweigen gebracht worden war, hielt es Rittmeiſter Potolsky für gerathen, ſich jetzt ſeinem Regiment wieder anzuſchließen, und ließ zum Sammeln und Zurückziehen blaſen, wobei der Lieutenant des letzten Zuges, welcher die Infanteriebedeckung im Schach gehalten hatte, lächelnd von dem Kommandanten derſelben, einem guten Freunde, Abſchied nahm.

Eine Heldenthat, die ſchließlich noch vollbracht wurde, dürfen wir um ſo weniger unerwähnt laſſen, als ſie weder von Offizieren, noch von Unteroffizieren, noch von Offiziers-Aſpiranten oder Kadetten ausgeführt wurde, ſondern von zwei jungen Leuten, welche in ihrem Lebensberufe durchaus nicht nach dem blutigen Lorbeer des Krieges trachteten, ſich vielmehr ganz beſonders um den Oelzweig des Friedens bekümmerten; denn der Eine dieſer jungen Leute war ein Engroshändler in Olivenöl, der Andere ein Juriſt, beide aber ihres gegenwärtigen Zeichens einjährige Freiwillige bei der Schwadron des Rittmeiſters Potolsky.

Sie hatten ſich beim Eindringen in die Batterie wenig bekümmert um die finſter blickenden Artillerieoffiziere oder den Alles bedrohenden Kommandanten; ihr Augenmerk hatten ſie auf die Marketenderin gerichtet, und es war ihnen gelungen, ſie mit ihrem Korbe feſtzuhalten gerade in dem Augenblick, als ſie zwiſchen den Protzen und Beſpannungen verſchwinden wollte, um unbemerkt zu ihrem dort haltenden kleinen Karren zu gelangen. „Halt!“ hatte ihr der Juriſt zugerufen, „ſo brennt man nicht durch, nachdem man erobert worden iſt,“ und der Oelhändler hatte raſch mit ſeinem Säbel den Deckel von dem Korbe geſtoßen und mit Wonne entdeckt, daß derſelbe ſehr gut gefüllt war. „Es iſt am beſten, wir machen die Alte zur Kriegsgefangenen.“ — „Natürlich zu einer freiwilligen Kriegsgefangenen,“ ſetzte der Juriſt hinzu; „ſage mir, was verlangſt du für deinen ganzen Kram da?“

„Für zehn Gulden ließe ſich vielleicht darüber reden.“

„Sei es um zehn Gulden! Alſo abmarſchirt, dort den Hügel hinab und unten, wo die Bäume liegen, auf uns gewartet!“

Der Karren, mit einem kleinen Eſel beſpannt, polterte eilig davon, und nicht lange nachher folgte die Schwadron im Trabe, wobei ſich der einjährige Juriſt ſeinem Zugführer näherte, um ihm lachend die Wegnahme der feindlichen Proviantkolonne zu melden.

„Melden Sie das dem Rittmeiſter ſelbſt.“

„Wenn Sie erlauben, Herr Lieutenant, mit großem Vergnügen.“

Rittmeiſter Potolsky lachte um ſo herzlicher über dieſe Eroberung, als der Einjährig-Freiwillige hinzuſetzte: „Allerdings erobert, aber die Beſitzerin zur freiwilligen Kriegsgefangenen gemacht und ihr die Waaren vermittelſt zehn Gulden garantirt.“

„Vortrefflich, und da der Karren, wie Sie ſagen, drunten bei dem Verhaue hält, ſo kann bei dem langſamen Ueberſetzen deſſelben ſich Jeder nach Belieben und für ſein Geld anſchaffen.“

So geſchah es auch, was die Herren Offiziere anbelangte; dann aber warf der einjährige Oelhändler einen Zehnguldenſchein auf den Karren zu einem Schnaps und einem Brode mit Wurſt für Jeden der Mannſchaft; worauf es dann außerordentlich merkwürdig war, wie die Pferde vortrefflich über den Verhau ſetzten, nachdem ſich die Reiter durch eine kleine Kollation geſtärkt.

Das plötzliche Verſtummen der Batterie war indeſſen auch von der hohen Generalität nicht unbemerkt geblieben, wozu der dicke Oberſt von den Huſaren das Seinige beigetragen hatte. Denn als er geſehen, daß das Reiterſtücklein geglückt, hatte er nicht ermangelt, es im Vorbeireiten dem Brigadegeneral zu erzählen, worauf dieſer es dem Diviſionär mitgetheilt, und ſo war es bis zu Seiner Excellenz dem Höchſtkommandirenden gelangt, der, ſelbſt ein Reitergeneral, beifällig darüber gelächelt hatte, allerdings zum großen Verdruß des Batteriekommandanten, der von ſeinem Major ſchließlich freundlich erſucht wurde, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen.

War doch das Manöver, wie wir ſchon früher angedeutet, zur vollkommenen Zufriedenheit des Höchſtkommandirenden vorübergegangen, und hatte ſich ſogleich nach dem Schluß der Strom ſeines Lobes in hundert kleine Bächlein abgezweigt und ſo jeden Truppentheil bis zu den Zügen und Sektionen herab erfreut und erquickt. Dann zogen ſich die Regimenter auf den verſchiedenen Punkten der weiten Ebene zuſammen, die Infanterie marſchirte unter klingendem Spiel nach der nahe gelegenen großen Stadt, die Artillerie bezog Kantonirungen in den am Rande der Ebene gelegenen größeren Dörfern, und die Kavalleriediviſion kampirte theils auf der Ebene ſelbſt, oder wurde weiter hinauf in kleinere und größere Bauernhöfe für einige Tage in's Quartier gelegt.

Dazu gehörte auch die Schwadron des Rittmeiſters Potolsky, welcher mit beinahe dem ganzen erſten Zuge Quartier auf einem großen herrſchaftlichen Schloſſe nahm, wo er ſelbſt, wie die Mannſchaft und Pferde, in den weitläufigen Gebäuden und Stallungen auf's Vortrefflichſte untergebracht wurde. Anderen ging es freilich nicht ſo gut, denn es gab auch recht armſelige Dörfer und Häuſer, auf die die Mannſchaft vertheilt werden mußte, und ſo kam es denn, daß Mancher, der ſich auf ein fettes Quartier gefreut, vor irgend einer häßlichen Spelunke ſeufzend vom Pferde ſtieg.

So geſchah es auch unſeren beiden Einjährig-Freiwilligen, nur daß ſie vor der elenden Hütte, die am Ufer einer übelriechenden Miſtpfütze lag, nicht ſogleich vom Pferde ſtiegen, nachdem ſie ſich leider überzeugt, daß der Name ihres Wirthes, ſowie die Bezeichnung des Hofes mit ihrem Quartierzettel zuſammenſtimmten, ſondern daß ſie es vorzogen, zuerſt zu berathſchlagen, ob es nicht beſſer ſei, ſich auf gut Glück nach einem andern Quartier umzuſehen.

„Iſt denn gar kein Wirthshaus hier in der Nähe?“ fragte der einjährige Juriſt — und ſetzte zu ſeinem Freunde gewandt hinzu: „Lieber unſer eigenes Geld verzehren, als in ſo einer Räuberhöhle wohnen!“

„Ein Wirthshaus iſt allerdings nicht ſo ſehr weit entfernt,“ meinte der pfiffige Bauer, welcher erfreut war über die Hoffnung, dieſe läſtigen Gäſte ſo bald wieder los zu werden. „Da reiten Sie nur auf dem Wege neben der Scheuer vorbei und dann immer geradeaus bis an den Wald da drüben, dort geht der Weg abwärts bis an den Bach, der von den Bergen herabkommt und im Thal ein paar Mühlen treibt; hinter der größeren Mühle mit drei Rädern werden Sie an ein eiſernes Gitter kommen —“

„Ah!“ ſagte der Juriſt heiter, „ein Wirthshaus mit Park, der von einem eiſernen Gitter umſchloſſen iſt, verſpricht ſchon etwas.“

„Ja, aber der Park und das eiſerne Gitter gehört zu einem herrſchaftlichen Gut, das Wirthshaus liegt hinter demſelben, vielleicht zehn Minuten entfernt.“

„Nun, meinetwegen auch, das macht vielleicht eine halbe Stunde im guten Trab, und ich denke, das Beſte iſt, wenn wir unſern Burſchen vorläufig hier laſſen; will man heute noch etwas von uns, was ich indeſſen nicht glaube, ſo kommt er, es uns zu ſagen, und morgen früh reit' ich zum Wachtmeiſter, um ihm zu melden, wo wir uns einquartirt haben.“

„Abgemacht, morgen iſt ohnehin Ruhetag. Du bleibſt alſo hier, Schabel, und kannſt dann morgen früh einen Spaziergang machen, um zu ſehen, wo wir geblieben ſind; gib aber meine Satteltaſche herüber, ich habe keine einzige Cigarre mehr.“

„Und auch die meinige, in der ſich noch ein paar Tropfen Rum befinden.“

Dann trabten Beide auf ihren guten eigenen Pferden davon, erreichten in Kurzem den Wald und ſahen dort, wo der Weg abwärts ging, ein reizend ſchönes Thal liegen, ja entzückend im Vergleich zu der kahlen, dürren, ſtaubigen Hochebene, welche ſie hinter ſich gelaſſen.

„Deine Idee verdient eine Belohnung!“ rief der einjährige Oelhändler, „und wenn der Wirth einen trinkbaren Champagner hat, ſo werde ich mich finden laſſen.“

„Bald hatten ſie auch den Bach erreicht, ſowie die Mühle mit den drei Rädern und das eiſerne Gitter, an dem ſie faſt zehn Minuten lang vorüberritten, bis ſie zu einem breiten, maſſiv ſteinernen und dadurch ſehr wohlhabend ausſehenden Eingangsthor kamen, von dem eine vierfache Allee majeſtätiſcher, dichtbelaubter Platanen in ſchnurgerader Linie auf ein alterthümliches, ſchloßähnliches Gebäude führte, deſſen Spitze, Giebel und Thürmchen hell und einladend zwiſchen den grünen Laubmaſſen hervorleuchteten.

„Das wäre mir als Wirthshaus ſchon lieber,“ meinte der Oelhändler, „hat es doch eine Aehnlichkeit mit unſerem Hauſe auf Lindenhof, vor dem jetzt meine gute Mama ſitzt und gewiß traurig an ihren Erſtgeborenen denkt, ſowie an all’ das Unglück, das ihn in der heißen Schlacht ereilen kann.“

„Vorbei, vorbei, ich bin überzeugt, das Wirthshaus kann ſich auch ſehen laſſen.“

Leider fanden ſie aber nach kurzem Weitertraben dieſe ſchöne Hoffnung nicht gerechtfertigt, denn das gerühmte Wirthshaus war nichts mehr, als eine ganz gemeine Fuhrmannskneipe, kahl und öde auf der Höhe gelegen, mit einem einzigen Gaſtzimmer, in dem ſich ein allerdings zweiſchläfriges Bett befand.

„Br—r—r—r,“ machte der Juriſt, als er nach abgehaltener Inſpektion wieder aus dem Hauſe trat und deutlich ſeinen Entſchluß, nicht da zu bleiben, dadurch kundgab, daß er ſich ſofort wieder in den Sattel ſchwang.

„Ja, aber was nun?“

„Jedenfalls nicht hier bleiben, lieber noch in unſer Quartier zurückkehren.“

„Dazu habe ich aber gar keine Luſt.“

„Ich auch nicht, ehrlich geſagt — wie wäre es, wenn wir drunten in einer von den Mühlen verſuchten, für Geld und gute Worte unterzukommen?“

„Meinetwegen; aber wenn wir einmal am Verſuchemachen ſind, warum nicht geradezu vor jenes Schloß reiten? Beißen werden ſie uns auch dort nicht; wir könnten ja unſern Quartierzettel vorzeigen und nach dem Wege fragen."

„Verſuchen wir es, der Weg auf die Haide zurück bleibt uns immerhin offen."

Damit hatten ſie das Parkthor wieder erreicht, und es that ihnen wohl, aus der brennenden Sonnenhitze heraus in dem kühlen Schatten der Platanen auf dem weichen Boden dahinreiten zu können. Auf der Hälfte des Weges ſprang ihnen ein rieſiger Neufundländer bellend entgegen, der aber, einem ſcharfen Pfiff gehorchend, wieder davonſprang, nicht ohne noch ein paar Mal laut knurrend ſtehen zu bleiben.

„Das ſchadet auch nichts," meinte der Juriſt, „auf dieſe Art werden wir ſchon von Weitem angemeldet."

Und ſo war es auch, denn jetzt erſchien an der breiten Treppe, die zum Schloß hinaufführte, ein kleiner Knabe mit einem Reife in der Hand, und ſchrie jubelnd: „Huſaren, Huſaren! — Papa, da ſind Huſaren!"

Dieſem Rufe folgend, ſah man jetzt einen ziemlich ſtarken Herrn im weißen Sommeranzuge, einen Strohhut auf dem Kopfe, welcher den großen Neufundländerhund am Halsbande zurückhielt und einigermaßen erſtaunt die Heranreitenden betrachtete.

Der Juriſt, als der gewandtere Reiter, galoppirte jetzt ein paar Schritte vor, ſchwang ſich dann aus dem Sattel und näherte ſich dem Herrn, nachdem er den Zügel ſeinem Freunde zugeworfen hatte.

„Sie werden entſchuldigen," ſagte er in ſehr höflichem Tone, „daß wir ſo ohne Weiteres hier eindrangen; doch ſind wir in der Gegend unkundig und fanden auch Niemand auf dem Wege, der uns hätte ſagen können, wo wir das Haus finden, welches hier auf unſerem Quartierzettel angegeben iſt."

Der Knabe war zutraulich näher getreten und betrachtete aufmerkſam die Säbeltaſche des Huſaren, während der Herr den Zettel las. Es war dieß ein Mann vielleicht in den vierziger Jahren, mit einem freundlichen, wohlwollenden Geſichte, über das jetzt ein ſchalkhaftes Lächeln flog, als er ſagte: „Ihr Quartierbillet lautet auf ein Haus jenſeits der Mühlen, nicht weit in die Haide hinein; wenn Sie unterwegs noch einmal fragen wollen, ſo erkundigen Sie ſich nach dem ‚Hungerbauern', ein Beiname, den der Mann nicht mit Unrecht führt."

„Ich danke Ihnen recht ſehr für dieſe allerdings wenig tröſtliche Auskunft — ſeit heute früh ſechs Uhr im Sattel, hätten wir uns ſchon ein beſſeres Quartier gewünſcht, als wir es bei dem ‚Hungerbauern' wohl erwarten können; erlauben Sie mir noch die Frage, ob nicht vielleicht ein ordentliches Wirthshaus in der Nähe iſt?"

„Leider nein; da oben iſt wohl eine Fuhrmannsherberge, doch bin ich kaum im Zweifel, ob ich Ihnen dann nicht lieber den ‚Hungerbauern' anrathen ſoll."

„Die Huſaren ſollen bei uns bleiben," ſagte der Knabe in einem entſchiedenen Tone, „ſie haben ſo ſchöne Säbel und Patrontaſchen."

„Von welchem Regimente ſind Sie?" fragte der dicke, freundlich ausſehende Herr.

„Einjährig-Freiwillige des achten Huſarenregiments."

„Ah, ich dachte es mir doch, bemerkte nur nicht gleich die farbigen Schnüre," antwortete der Herr des Hauſes, und ſetzte dann händereibend in wohlwollendem Tone hinzu: „Jedenfalls würde es mich freuen, wenn Sie ein paar Stunden hier bei uns ausruhen wollten, während ich droben im Wirthshaus nachſehen laſſe, ob man Ihnen vielleicht ein anſtändiges Zimmer richten kann."

„Das iſt recht!" rief der Knabe in die Hände klatſchend, „und will ich den Kutſcher rufen, daß er die Pferde nimmt."

„Ihr freundliches Anerbieten für ein paar Stunden dankbar annehmend, wollen wir aber Ihren Leuten durchaus keine Mühe machen, und geſtatten Sie mir wohl, unſere ſehr ruhigen Pferde indeſſen an einen Baum zu binden."

„Nein, nein, das gebe ich unter keiner Bedingung zu!" erwiderte der dicke Herr, nachdem er mit einer Kennermiene die beiden Pferde betrachtet, — „da iſt auch ſchon Jemand, der ſie gut beſorgen wird. — He, Tonie!" rief er, „die Pferde nehmen und in den leeren Stall bringen, ihnen

Waſſer mit Kleie geben und nach einer halben Stunde abſatteln!“

Der Juriſt wollte, wie vorhin gegen das Wegbringen der Pferde in den Stall, jetzt wieder gegen das Abſatteln in beſcheidener Weiſe proteſtiren, doch ſtieß ihn der Andere gelinde mit dem Ellbogen in die Rippen, wobei er ihm zuflüſterte: „Laß ihn doch machen, denk' an den Hungerbauern und das Wirthshaus dort oben!“

Bald ſaßen denn auch unſere beiden Huſaren an einem großen runden Tiſche, der ſich hinter dem Hauſe im höchſt angenehmen Schatten dicht belaubter, rieſenhafter Kaſtanienbäume befand, und verſchmähten ein kleines, aber ſehr kopiöſes Goûter nicht, beſtehend aus dem ſchönſten Weißbrod, appetitlichem weſtphäliſchem Schinken, goldgelber Butter, Sardines à l'huile, einigem feinen Käſe und kühlem, leichtem, aber vortrefflichem Moſelwein.

Die beiden Einjährig-Freiwilligen, wenn ſie zuweilen ihr Glas mit einem gegenſeitigen leichten Blinzeln erhoben, theilten in ſolchen Augenblicken die gleiche Ueberzeugung, daß gewiß Niemand vom ganzen Regiment, weder der Rittmeiſter Potolsky, noch ſelbſt der Oberſt, nach dem anſtrengenden Manöver heute ſo vortrefflich bewirthet werde.

Und wie freundlich nöthigte der alte Herr zum Zulangen, und wie geſchickt eskamotirte er die leeren Flaſchen hinweg, um friſche erſcheinen zu laſſen, wobei der Knabe mit leuchtenden Augen zwiſchen den beiden Huſaren ſtand und in kurzer Zeit ſo vertraut geworden war, daß er es wagte, die Säbeltaſche emporzuheben oder ſogar den Säbel halb aus der Scheide zu ziehen.

Da flatterte etwas den Weg herab, der ſich von dem traulichen Platze, wo man ſich befand, in einen anſehnlichen Park verlor, und kam tänzelnd näher, mit vorgehaltenem Sonnenſchirm, in einem etwas auffallend gelben Gewande, einen Strohhut am Arm, der voller Gräſer und Feldblumen war — gewiß ein junges, unſchuldiges Weſen, das ſich, den Blick zu Boden geſenkt oder hinaufgerichtet nach dem majeſtätiſchen Laubgewölbe der rieſenhaften Bäume, arglos näherte, ohne auch nur zu ahnen, daß der rauhe Krieg in

Geſtalt zweier Huſaren eingebrochen ſei in dieſen Sitz ſtillen Friedens. Es kam näher, erhob endlich ſeinen Sonnenſchirm und ſchien nun mit einem lauten Ausruf des Schreckens entfliehen zu wollen, faßte aber Muth, zögerte einige Augenblicke, bedeckte dann das Geſicht abermals mit dem Sonnenſchirme und kam näher und immer näher.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, meine Herren!“ ſagte der dicke Herr freundlich, „es iſt nur meine Schweſter.“

Dann rief er der Ankommenden in einem etwas ſpottenden Tone entgegen: „Fürchteſt du dich nicht, Eveline? Es ſind wirkliche, echte und lebendige Huſaren.“

„Ob ich mich fürchte, Ferdinand,“ entgegnete ſie, die Hand auf ihr Herz legend; „aber man muß ſich auch darin zu bemeiſtern wiſſen. — Als ich noch das Glück hatte, in Rußland zu leben —“

„Ja, ja, ich weiß es bereits,“ fiel ihr der Hausherr in die Rede, „da haſt du häufig lebendige Huſaren geſehen — So, nun ſetze dich, wenn es dir gefällig iſt, und geſtatte mir, dir zwei Einjährig-Freiwillige vom achten Huſarenregiment vorzuſtellen, die in der Irre herumgeritten ſind, um den Hungerbauern zu ſuchen, auf den ihr Quartierbillet lautete — und dieß, meine Herren Huſaren, iſt meine Schweſter Eveline.“

Jetzt erhoben ſich die beiden Huſaren pflichtſchuldigſt und ſchlugen unter einer zierlichen Verbeugung klirrend ihre Sporen zuſammen, während der Juriſt ſagte: „Gnädige Frau, es konnte uns nichts Angenehmeres begegnen —“

„Erlauben Sie,“ unterbrach ihn der Herr in dem weißen Sommeranzug, „meine Schweſter iſt unverheirathet und hört es deßhalb nicht gern, wenn man ſie gnädige Frau nennt,“ — worauf der junge Oelhändler ſagte — dieſer hatte ein viel ſanfteres Organ, als der Juriſt —: „Gnädiges Fräulein, wir ſchätzen uns glücklich, Ihnen vorgeſtellt worden zu ſein.“ Darauf wagte er es aber in der nächſten Minute nicht, ſeinen Gefährten anzuſehen; er kannte deſſen unangenehme Manier, ſich durch ein Wort, einen Blick über etwas zu moquiren, und wenn man die alte Schweſter des freundlichen Hausherrn, eine dürre, ſehr verblühte Schönheit, dabei geſchminkt und unverhältnißmäßig aufgedonnert, betrachtete, ſo hätte der Juriſt hier ſchon Anlaß finden können, ſeiner böſen Angewohnheit den Zügel ſchießen zu laſſen.

„Trägt nicht das achte Huſarenregiment,“ fragte die ältliche Dame jetzt mit niedergeſchlagenen Augen, „den Namen Seiner Majeſtät des Kaiſers von Rußland oder eines der erlauchten Großfürſten?“

„Nein, gnädiges Fräulein, an Rußland vergeben ſind die Huſarenregimenter vier, neun und zehn.“

„Dieſe glücklichen Regimenter!“

Der Juriſt blickte einigermaßen erſtaunt auf die Dame, worauf der Hausherr ſagte: „Meine Schweſter hat die komiſche Leidenſchaft, für Rußland zu ſchwärmen, ohne das Land zu kennen, und jeden Ruſſen für intereſſant, liebenswürdig und zuverläſſig zu halten, trotzdem ſie in ihrer Jugend —“

„Ferdinand!“ rief die ältliche Dame mit einem majeſtätiſchen Blick, „zwei Beleidigungen auf einmal! — Doch zürne ihm nimmermehr,“ ſetzte ſie mit ſanftem Tone hinzu, indem ſie mit ihrer Rechten affektirt gegen die Wolken agirte — „er und meine ſüßen Jugendträume ſind doch für ewig unzertrennlich!“ —

„Nun, es iſt nur gut,“ gab er leichthin zur Antwort, „daß es dabei geblieben iſt. Doch reden wir von etwas Anderem. Ich habe dir vorhin geſagt, liebe Eveline, daß dieſe beiden jungen Herren, Einjährig-Freiwillige, Quartieranweiſungen auf den Hungerbauern haben, kein beneidenswerthes Loos, und da denke ich denn, wir könnten ihnen vorſchlagen, hier bei uns vorlieb zu nehmen.“

„Nein, nein!“ rief der Juriſt in einem Tone, welcher ſehr entſchloſſen klingen ſollte, „das können wir auf keinen Fall annehmen!“ Und auch der junge Oelhändler ſetzte in einem allerdings viel leiſeren Tone hinzu: „Gewiß, unter keiner Bedingung!“

„Machen Sie doch keine Umſtände, das Haus iſt groß genug, Sie geniren uns keinesfalls, und, aufrichtig geſagt, ſind wir in unſerer ländlichen Abgeſchiedenheit froh darüber, für einige Tage angenehme Geſellſchaft zu haben — nicht wahr, Eveline?“

„Gewiß, gewiß, bleiben Sie!“ erwiderte Jene, und ſetzte dann leiſe und träumeriſch hinzu: „Allerdings wäre es mir lieber, wenn ſie vom vierten, neunten oder zehnten Huſarenregiment wären.“

Darüber lachte der alte Herr ſo heiter auf, daß die ältliche Dame erſchrocken zuſammenfuhr. Dann ſagte er: „Wer weiß, ob der Name der Herren nicht auf ‚itſch‘ oder ‚woff‘ endigt, womit du vielleicht vorderhand zufriedengeſtellt biſt! — Doch Scherz bei Seite, kommen Sie und laſſen Sie mich Ihnen ein paar Zimmer anweiſen, die Sie gewiß der Wohnung des Hungerbauern vorziehen werden.“

„Wenn Sie es denn durchaus nicht anders wollen,“ meinte der Juriſt, „ſo geſtatten Sie uns vorher, Ihnen unſere Karten einzuhändigen.“

Er nahm ſeine Säbeltaſche in die Höhe, zog ein kleines Etui aus derſelben, und da der junge Oelhändler es ebenſo gemacht hatte, legte er nun beide Karten in die Hände des Hausherrn, der ſie laut überlas: „Dr. Eugen Winkler, Rechtspraktikant, — Friedrich Haller, Kaufmann,“ und dann ſagte: „Und mein Name iſt Haideck auf Haideckhauſen — dort meine Schweſter, Fräulein Eveline von Haideck — und nun kommen Sie!“ worauf die beiden Huſaren eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gegen die Dame machten und dann dem Hausherrn folgten. Er wies ihnen zwei hübſche, ja elegant eingerichtete Schlafzimmer an, welche durch einen kleinen Salon miteinander in Verbindung ſtanden, und da ſie hier ſchon ihre Mantelſäcke und Satteltaſchen vorfanden, ſo ſahen ſie, daß man ſchon bei ihrer Ankunft beſchloſſen hatte, ſie da zu behalten.

„Was meinſt du zu dieſem Abenteuer?“ fragte der Juriſt, als ſie allein waren.

„Ich denke, es läßt ſich hier ſchon einige Tage aushalten; doch wird es morgen früh nothwendig ſein, den Wachtmeiſter von unſerem Quartierwechſel zu benachrichtigen.“

„Das will ich morgen früh beſorgen,“ erwiderte Doktor Winkler gähnend. „Weißt du aber, was ich jetzt vorhabe?“

„Ich kann es mir allenfalls denken: du willſt ſchlafen.“

„Richtig — eine Stunde, oder ſo etwas; dann machen wir Toilette — du haſt doch auch deine gute Uniform bei dir?"

„Ich habe nichts Anderes in meinem Mantelſack. Wir werden famos ſoupiren und dann der alten Dame ein bischen die Cour machen; ich kann dich verſichern, ſie hat ein paar Mal ſcharf nach mir herüber geblickt."

„Nach mir auch — ſchade, daß du nicht Winkleritſch heißt."

„Und du Halleroff!" rief der Juriſt aus ſeinem Schlafzimmer heraus; „doch habe ich für alle Fälle ein Cigarrenetui, das wundervoll nach Juchten riecht — ein famoſes Bett! Recht behagliches Gefühl, ſich hier auszuſtrecken, nachdem man acht Stunden im Sattel geweſen!"

Dann ſchliefen ſie Beide augenblicklich ein und ſchliefen gewiß eine gute Stunde; denn als der Juriſt erwachte, raſch ſeinem Bette entſprang und auf den Park hinausblickte, der ſich mit ſeinen Raſenplätzen und prächtigen Baumgruppen weit hinauszudehnen ſchien, bemerkte er, daß die Sonnenſtrahlen ſchon recht ſchräge, faſt horizontal einfielen, dafür aber Gras und Laub auf das Maleriſchſte vergoldeten.

Dann wurde ſorgfältig Toilette gemacht, wozu Waſſer und Waſchapparate in der größten Mannigfaltigkeit vorhanden waren, und bald erſchienen die beiden hübſchen jungen Leute, die vorhin wandelnden Staubgeſtalten geglichen, ſo nett und proper, wie man es nur von einem jungen, wohlgewachſenen Huſaren verlangen kann.

„Ich habe ganz merkwürdig geträumt," rief der Juriſt aus ſeinem Zimmer herüber, während er ſein blondes, lockiges Haar ſcharf bürſtete, „es war mir gerade, als ſähe ich die alte Ruſſenfreundin im gelben Kleide durch mein Zimmer ſchreiten, Guitarre ſpielend und ſingend:

Schöne Minka, ich muß ſcheiden."

„Da hatte ich ſchon einen ganz anderen Traum," erwiderte Haller, „einen Traum, der mich theilweiſe an das Manöver erinnerte. Ich hörte das Traben und Schnauben von Pferden, dann aber den Klang von ein paar friſchen, luſtigen Mädchenſtimmen."

„Du liebſt es überhaupt, ſehr phantaſtiſch zu träumen, mach' aber nun, daß du fertig wirſt, wahrhaftig, es iſt ſchon ſieben Uhr und Herr Haideck auf Haideckhauſen wird uns für ein paar Murmelthiere halten. Gehen wir."

Sie verließen ihre behagliche Wohnung und ſchritten eine kleine Treppe hinab, welche ſie auf einer Seite des Schloſſes in's Freie führte, wo ſie die Stallgebäude rechts liegen ſahen.

„Ich denke mir, es kann nichts ſchaden, nach unſern Pferden zu ſehen — Doch halt, hörſt du nichts?"

„Wahrhaftig, Guitarrenklänge dort aus den geöffneten Fenſtern über unſern Zimmern."

„Wahrhaftig, ſo hätte ich am Ende nicht Alles geträumt!"

Sie gingen in den Stall und fanden dort die Pferde auf ihre Art nicht minder behaglich untergebracht, als ſie ſelbſt; ſo wohl war es den Thieren lange nicht geworden, jedes befand ſich in einem geräumigen Ständer, bis an den Bauch in ſchönem, aufgelockertem Stroh, die Krippen waren von Marmor, die Raufen aus Metall, die Halfterketten von mattpolirtem Eiſen.

„Was das Alles für einen Schick hat hier auf Haideckhauſen — ſei aber auch dankbar dafür, daß ich dich hieher gebracht — da iſt die Sattelkammer — a—a—a—ah! ſchau einmal dorthin!"

Dieſer Ausruf des Erſtaunens galt nicht ſowohl den glänzenden Fahr- und Reitgeſchirren in großer Auswahl, als vielmehr einem Stallknecht in ſauberer, weiß und blau geſtreifter Jacke, und auch nicht der Perſon deſſelben, vielmehr ſeiner Beſchäftigung, welche darin beſtand, den Bügelſchuh eines höchſt eleganten Damenſattels vom Staube zu reinigen, und nicht nur ein Damenſattel hing auf der Stellage, ſondern zwei von der feinſten Arbeit.

„Sollte die alte Ruſſenfreundin zuweilen zu Pferde ſteigen?" fragte der junge Oelhändler, „oder ſollte mein Traum in Erfüllung gehen?"

„Bei Gott, ich bin neugierig, das zu erfahren. — Schöne Sättel das," wandte er ſich an den Stallbedienten.

„Das will ich meinen, iſt auch Wiener Arbeit, kamen erſt vor ein paar Tagen mit den gnädigen Fräuleins.“

„Ah, mit den gnädigen Fräuleins — das ſind die beiden jungen Damen,“ fragte der pfiffige Juriſt, „die vor einer halben Stunde — vom Pferde ſtiegen?“

„Ja wohl, Herr. Wenn Sie ſich zur Geſellſchaft bemühen wollen, ſo bitt' ich, nur dort beim runden Tiſch die kleine Treppe aufwärts zu ſteigen, bis Sie zum Spielplatz kommen, da finden Sie Alles beiſammen.“

Als die beiden Huſaren hierauf in der bezeichneten Richtung weiter gingen, ſtieß der Juriſt ſeinen Kameraden leicht mit dem Ellbogen an, indem er ſagte: „Was meinſt du nun, hat uns das Schickſal nicht vortrefflich geführt — zwei junge Damen, die auf eleganten Sätteln reiten, können nur reizend ſein — Schau' einmal, wie ich angezogen bin: ſitzt mein Collet ordentlich?“

„Vortrefflich — und das meinige?“

„Gut, wie immer — da iſt die Treppe, und es ſollte mich Alles täuſchen, wenn die friſchen Mädchenſtimmen, die ich dort im Dickicht lachen höre, nicht dieſelben ſind, welche in deinen Träumen erklangen.“

Da lag der Spielplatz vor ihnen, ein großer, runder, mit feinem Kies bedeckter Raum, wo ſich alle möglichen Dinge befanden, um ſich damit auf dem Lande die Zeit zu vertreiben: Schaukeln verſchiedener Art, ein Damenkegelſpiel, Wurfringe, eine Scheibe, nach welcher man eine Taube mit ſpitzem Schnabel fliegen ließ, die von einer ziemlich langen Schnur herabhing.

Mit letzterer Unterhaltung war die Geſellſchaft, zwei ältere Herren und zwei junge Damen, beſchäftigt. Eine der Letzteren hielt gerade die Taube in hocherhobener Hand, wodurch man auf's Vortheilhafteſte die ſchlanken und doch wieder vollen Formen ihrer zierlichen Geſtalt ſah, indem ſie ihren hübſchen Kopf etwas zurückgebogen hielt und die feinen Lippen während des Zielens feſt zuſammenpreßte. Die andere junge Dame ſtand mit zuſammengelegten Händen daneben und ſchaute zu.

Jetzt ſauste die Taube gegen die Scheibe und blieb dort ziemlich im Centrum mit dem ſpitzigen Schnabel haften.

„Vortrefflich, Anna, ganz vortrefflich! Du haſt jetzt ſchon ſechs Nummern mehr, wie wir Andern.“

Dieß ſagte der dicke, freundliche Herr in dem Sommeranzug, um alsdann, ſeiner beiden Gäſte anſichtig werdend, dieſe der Geſellſchaft vorzuſtellen.

„Herr Doktor Winkler — Herr Haller — meine beiden Nichten Anna und Emilie von Haideck — mein Bruder, der glückliche Vater dieſer jungen Damen.“

Die Begrüßung auf beiden Seiten war artig und zwanglos, und da das Spiel noch fortgeſetzt wurde, ſo erſuchte man die beiden Huſaren, einzutreten. Doch war es nicht ſo leicht, in's Centrum oder nahe daran zu kommen, und als bald darauf ein Bedienter meldete, daß das Souper ſervirt ſei, war die ſchöne Anna Siegerin geblieben.

Soupirt wurde im Speiſeſaal des Schloſſes zu ebener Erde, und hier erſchien auch Fräulein Eveline wieder in dem auffallend gelben Kleide mit ſchwarz und weißen Maſchen, eine artige Zuſammenſtellung der ruſſiſchen Nationalfarben.

Es herrſchte ein heiterer, fröhlicher Ton, der zuweilen luſtig wurde, wenn die alte Dame mit ihren Sympathieen für alles Ruſſiſche häufig ohne Veranlaſſung herausrückte; wobei es dann auch wohl vorkam, daß der Herr von Haideckhauſen, der neben ihr ſaß, ſeine Hand mit einem vielſagenden Blick auf ihren Arm legte.

Die beiden Huſaren erzählten von dem heutigen Manövertage, was die jungen Damen um ſo mehr intereſſirte, als ſie ſelbſt mit ihrem Vater zu Pferde draußen geweſen waren; ja ſie hatten etwas bemerkt von der plötzlichen Wegnahme der feindlichen Batterie durch die Huſaren, und Anna's Vater ſagte: der kommandirende General, in deſſen Nähe er ſich damals zufällig befunden, habe herzlich darüber gelacht.

„Das würde ein ruſſiſcher Kommandeur nicht gethan haben,“ ſagte Fräulein Eveline in ernſtem Tone; doch achtete man um ſo weniger auf dieſe Aeußerung, als ſich der Vater der beiden jungen Mädchen plötzlich erinnerte, einen Geheimenrath Winkler in Berlin gekannt zu haben. Glücklicherweiſe war dieß ein Oheim unſeres Huſaren, und da es auch jetzt dem freundlichen Hausherrn einfiel, daß er vor einigen

Jahren ein bedeutendes Geſchäft in Repsſamen mit einem Herrn Haller in Köln gemacht, welcher Herr Haller zufällig der Vater unſeres jungen Oelhändlers war, ſo kam man ſich dadurch mit einem Male bedeutend näher. Man nannte gemeinſchaftliche Freunde, erinnerte ſich an gute Bekannte aus allen drei Familien, trank dazwiſchen häufig auf das Wohl derſelben, wobei auch die jungen Damen den ſchäumenden Champagner nicht verſchmähten, und ſo fügte es ſich denn, daß, als man nach beendigtem Souper noch einen Spaziergang durch den mondbeſchienenen Park machte, Anna bereitwillig den Arm des Juriſten annahm, während ſich Emilie von dem jungen Oelhändler führen ließ.

Solche Mondſcheinſpaziergänge haben etwas Gefährliches, ſelbſt wenn ſie unter gehöriger Aufſicht ſtattfinden! Da paſſirt im dunklen Parkwege ſo Manches, vor dem man unwillkürlich erſchrickt, wie das plötzliche Rauſchen des Windes in den Zweigen, ein Rollen der Steine auf abſchüſſiger Bahn, das fernher klingende Geräuſch eines durchbrechenden Rehs, und am murmelnden Bache das leiſe Rauſchen des Waſſers, und hat man dabei noch nie von einem Auseinanderfahren gehört, ſehr häufig aber von einem Zuſammenfahren. Fern ſei es aber von uns, hier bei ſolchem Zuſammenfahren nur annähernd an etwas zu denken, was darauf hinzielen könnte, als ſei dieſer abendliche Spaziergang nicht vollkommen in den Grenzen geſellſchaftlicher Artigkeit und artiger Geſellſchaftlichkeit geblieben! Aber als nach demſelben die beiden Huſaren wieder an dem offenen Fenſter ihres Salons ſaßen, blickten Beide lange Zeit in die leuchtende Mondſcheibe und waren ſo einſilbig geworden, daß ſie es für räthlich fanden, kurz darauf ihre Schlafzimmer aufzuſuchen, ohne indeſſen ſogleich zu Bette zu gehen, vielmehr wurden hier von Beiden die Mondbetrachtungen noch eine Weile fortgeſetzt.

Da begab es ſich, daß der Juriſt aufwärts blickend plötzlich ein kleines Papier bemerkte, das, an einem langen Bindfaden befeſtigt, ſich von oben herabzuſenken begann, dicht vor dem Fenſter Halt machte und durch ein paarmaliges Auf- und Abhüpfen Neigung zeigte, abgelöſt zu werden. Daß dieß augenblicklich geſchah, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

doch warf der Juriſt vorher einen ſcheuen Blick auf das benachbarte Fenſter, wo indeſſen Alles ruhig blieb.

— — Auf dem Papier ſtand, von einer feſten, zierlichen Frauenhand geſchrieben:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht!“

Das war ſchon merkwürdig und intereſſant genug, aber noch viel merkwürdiger war es, daß ſich gleich darauf vor dem Fenſter, an dem der ſchmachtende junge Oelhändler ſaß, ebenfalls ein Papier an einem langen Bindfaden ſehen ließ, welches die Worte enthielt:

„Haſt Du dieſe Schlange getödtet oder
Haſt Du dieſe Schlange getödtet?“

Räthſelhaft und unbegreiflich — es koſtete Jeden eine gute Stunde, ehe ſie einſchlafen konnten, und dann träumte der Juriſt, er ſei Freimaurer geworden, um Anna Pamina zu gewinnen, und der Andere ſah ſich von einer Schlange verfolgt, welche glücklich getödtet wurde von der ſchönen Emilie im funkelnden Schleier der ſternflammenden Königin.

Was für ein herrlicher, friſcher Morgen war es, der ſie am andern Tage in der Frühe zum gemeinſchaftlichen Kaffee um den runden Tiſch unter den alten Kaſtanien vereinigte! — Aber noch friſcher, als dieſer Morgen, und noch lieblicher, als ſelbſt die mit Thauperlen bedeckten Roſen, waren die in reizenden Morgenanzügen erſchienenen beiden jungen Damen.

Tante Eveline erſchien ſchon ernſter, doch nur was ihre Kleidung anbelangte, denn ihre wundervoll reſtaurirten Züge glänzten voll Heiterkeit, verſchönert durch ein ſchalkhaftes Lächeln; auch heute zeigte ſie wieder ruſſiſche Sympathieen an ihrem Gewande, denn dieß war von ſchwarzer Seide mit gelben Streifen, die aber von Weitem wie züngelnde Flammen ausſahen und an die düſtere Tracht der zum Scheiterhaufen Verdammten erinnerten. Auf dem Kopfe hatte ſie einen weißen Schleier à la Valencienne, und ließ es ſich nicht nehmen, die Honneurs beim Frühſtück zu machen, wie die Frau des Hauſes.

Es wäre zu weitläufig, auch nicht amüſant für den geneigten Leſer, wollten wir über die ſtattgehabten Frühſtücksplaudereien berichten, wir halten uns deßhalb nur an Das, was ſtreng zu unſerer kleinen Geſchichte gehört, ſo zum Beiſpiel, daß der juridiſche Huſar, als von Wintervergnügungen, insbeſondere von Opern die Rede war, faſt unwillkürlich aus der alten Zauberflöte die Melodie ſummte:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht",

worauf die hübſche Anna nachdenklich ſagte: „Man mag dieſe Oper langweilig finden, ich ſchwärme nun einmal dafür."

„Für die Muſik gewiß," fiel hier der junge Oelhändler ein, „aber im Dialog kommen doch eigenthümliche Sachen vor; erinnern Sie ſich nur gleich zu Anfang an die bekannte Frage: ‚Haſt Du dieſe Schlange getödtet?'"

„O, das iſt allerliebſt!" rief Emilie, raſch aufſchauend; „wie hübſch läßt ſich das variiren: ‚Haſt *Du* dieſe Schlange getödtet? oder: Haſt Du *dieſe* Schlange getödtet?' und ſo weiter."

Niemand ſah aber dabei, wie ſich Tante Eveline in dieſem Augenblick tief auf die Kaffeemaſchine herabbeugte, als wolle ſie ein verlegenes Erröthen verbergen, ſich aber dabei auf doppelte Art vergebliche Mühe gab, denn erſtens merkte, wie ſchon geſagt, Niemand auf ſie, und zweitens würde es dem ſtärkſten Erröthen nicht möglich geweſen ſein, die weiße Schminke zu durchdringen.

Leider mußte ſich der Juriſt viel raſcher vom Frühſtückstiſche losreißen, als ihm lieb war, denn er hatte es übernommen, dem Wachtmeiſter ihren Quartierwechſel anzuzeigen, auch den Befehl für den folgenden Tag zu holen und dann den Burſchen mit herüber zu bringen; ſein einziger Troſt war, daß er ſich vorher am Frühſtückstiſche zu Pferde zeigen konnte, was der Knabe, der kleine Neffe der jungen Damen, ausdrücklich verlangt hatte.

Der Juriſt war ein guter Reiter, und als er hierauf militäriſch grüßend ſein Pferd herumwarf und in der breiten Allee verſchwand, machte ſich das durchaus nicht ſchlecht.

Dann verſchwanden die beiden Herren, ſowie die jungen Damen, und hierauf ſagte Tante Eveline nach einem langen, ſichtbaren Kampfe mit ſich ſelber: „Wenn es Ihnen angenehm wäre, Herr von Haller, ſo würde ich Ihnen die Umgebung des Schloſſes zeigen.“

„Wofür ich ſehr dankbar wäre,“ erwiderte Dieſer, ſich raſch erhebend, getreu dem Grundſatze, daß, wer ſich einer jungen Dame zu nähern wünſcht, der Mutter oder einer betreffenden Tante den Hof machen ſoll.

„Wohin gehſt du, Eveline?“ rief der Hausherr, welcher quer über den Hof weg nach den Stallungen ging.

„Ich will Herrn Haller die Blumen- und Gemüſegärten zeigen.“

„So nimm Kurt mit,“ — ſo hieß der kleine Knabe.

Dieſer ſchloß ſich auch bereitwillig dem Huſaren an, und dann ſpazierten die Drei in die Umgebung des Schloſſes.

„Haſt du dieſe Schlange getödtet?“ rief mit einem Male Tante Eveline, vor einer todten Blindſchleiche, die am Boden lag, zurückfahrend, worauf der Huſar, das Reptil auf die Seite ſtoßend, lächelnd ſagte: „Hier könnte man vielleicht den Ausdruck auf das letzte Wort legen: ‚Haſt du dieſe Schlange getödtet?‘ — um ſich durch dieſe Frage nach dem wirklich erfolgten Tode zu erkundigen.“

„Wie fein Sie unterſcheiden!“ ſagte Tante Eveline mit einem ſchmachtenden Blick; „doch hat mich der Anblick dieſes Thieres ſo erſchreckt, daß ich um ihren Arm bitten muß.“

„Mit Vergnügen ſtehe ich zu Befehl, gnädiges Fräulein.“

„— — Sagen Sie mir doch,“ fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, während ſie ihre rechte Hand auf ſeinen Arm legte: „Haben Sie nie irgend eine ſüße Sympathie für Rußland empfunden?“

„Sympathie? Das könnte ich eigentlich doch nicht ſagen, obgleich ich Juchten recht gern rieche, auch ein großer Verehrer von echtem, friſchem Kaviar bin.“

„Ach, Sie treiben Ihren Scherz mit mir,“ entgegnete Tante Eveline, und obgleich ſie ihn dabei etwas ſchmollend anblickte, fühlte er doch einen leichten Druck auf ſeinen Arm.

„Nein — auf Ehre — ich meine es ganz im Ernſt, was mich nämlich anbelangt; mein Vater hat allerdings früher Verſuche gemacht in ruſſiſchem Talg und ruſſiſchen Häuten, aber die Grenzplackereien waren unerträglich.“

„Wie ſein Sie mir ausweichen — ſo meine ich es ja nicht,“ ſagte Tante Eveline, verſchämt vor ſich niederblickend und zierlich auf den Fußſpitzen gehend, — „unter Sympathieen verſtehe ich ja nur Sympathieen des Herzens — und nur in dieſer Richtung — da ich ja ſelbſt ſo viele Sympathieen fühle — für das alte, heilige Rußland — ſo glaubte ich in einer Begegnung dieſer Sympathie Troſt für mein armes Herz zu finden — O, Sie ſind grauſam, theurer Herr von Haller, Sie wollen mich nicht verſtehen, und das ſchmerzt mich tief — tief — tief!“

Da ſagte der Knabe, der bisher harmlos nebenher gewandelt war, dabei aber, nach Art dieſer kleinen Kreaturen, kein Wort von dem Geſpräche verloren hatte: „Aber Tante Eveline, wie kannſt du auch verlangen, daß der Huſar dich verſtehen ſoll, er weiß ja nichts von dem ruſſiſchen Grafen —“

„Enfant terrible!“ kreiſchte die ältliche Dame und ſchwankte ſo heftig am Arme des jungen Oelhändlers, daß dieſer ſich beſtürzt nach einer Bank oder nach einem paſſenden Raſenplatze umſah. Glücklicherweiſe aber faßte ſie ſich nicht nur ſogleich wieder, ſondern rief, ſich majeſtätiſch aufrichtend: „Unwürdiger Knabe, habe ich dir deßhalb geſtattet, mit mir ſpazieren zu gehen! — Ich hätte es nicht thun ſollen,“ ſetzte ſie ſanfter hinzu, „und that es nur, weil ich dich ſo gern habe und dich ſtets durch allerlei Spielereien zu ſehr verwöhnt; deßhalb ſei ein braves, liebes Kind, Kurt, ſpringe voraus, hüpfe — du im erſten Morgenroth des Lebens — ſieh' dort den gelben Schmetterling — wenn du ihn fängſt, ſo ſollſt du aus meiner großen Bonbonnière haben, was du willſt — — da ſpringt ſie hin, die liebe Unſchuld!“

Allerdings ſprang ſie dorthin, die liebe Unſchuld, aber indem ſie nach Art eines freien Rezitatives vor ſich hinſang: „Ja, der ruſſiſche Graf, Tante Evelinens ruſſiſcher Graf, der eigentlich kein ruſſiſcher Graf war — ſondern ein polniſcher Schneidergeſelle.“

Die Beiden hörten dieſe Worte allerdings nicht mehr, denn Tante Eveline ſprach ſehr laut und erregt, während ſie ſich feſter an den Arm des jungen Huſaren ſchmiegte.

„Was nutzt es," ſagte ſie, „Wunden aufreißen, die längſt vernarbt ſind, Erinnerungen auffriſchen, welche niemals ſüße Erinnerungen waren! Ach, Herr von Haller, es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, wo man mit einem Male fühlt, daß man gefunden, was man lange geſucht, und der unglücklich Hoffende klammert ſich ſo gerne an einen Strohhalm."

Sie that Aehnliches an ihrem Begleiter, obgleich der geſunde Arm des jungen Oelhändlers durchaus nicht mit einem Strohhalm zu vergleichen war. — „Ja, ich bin eine Unglückliche in dieſem Hauſe," fuhr ſie fort — „verfolgt, verkannt, von Neidern und Spähern umgeben — ach, Herr von Haller, wenn Sie nur Guido hießen, ich liebe dieſen Namen leidenſchaftlich!"

„Leider heiße ich nur Eduard," gab er etwas verwirrt zur Antwort.

„Oder wenn Ihr Name Georg wäre, wie der des heiligen Drachentödters, denn Sie, lieber Eduard, ſind ein Mann, wie er mir oft im Traume erſchienen, kräftig, um Drachen zu tödten oder — — Schlangen — — verſtehen Sie es, worauf ich mit der Schlange anſpiele?"

„Ich glaube es zu verſtehen," antwortete er etwas leiſe, unter dem Eindruck eines nicht ganz behaglichen Gefühls.

„‚Haſt Du dieſe Schlange getödtet?‘ — — ach, verzeihen Sie, lieber Eduard," ſetzte ſie verſchämt hinzu, „dieß trauliche Du, und doch kann man im vorliegenden Falle nicht ſagen: Haben Sie dieſe Schlange getödtet?"

„Allerdings, — aber —"

„O, noch keine Geſtändniſſe, lieber Eduard, jetzt nicht, an dieſem erſten ſchönen Morgen."

„O, ich bitte —"

„Bin ich doch ohnedieß ſelig genug, von Ihrem Herzen verſtanden zu werden, — Jemand zu finden, der meinen ſymboliſchen Spruch zu deuten wußte, der Muth genug hat, vielleicht auch ein klein bischen Liebe, um mich aus den Windungen der Schlange zu retten — nicht wahr, mein edler Georg?"

„— — Sie meinen —"

„Ja," flüſterte ſie geheimnißvoll, „Alles in dieſem Hauſe umgibt mich wie züngelnde Schlangen, meine Brüder, meine naſeweiſen Nichten — dieſer unverſchämte Knabe — Alles kalt, glatt, unheimlich, ſchlüpferig; weiß doch Niemand mein Herz zu würdigen, ſtehe ich doch einſam hier mit fühlender Seele — unter Brüſten die einzige fühlende Larve — nein, ich wollte ſagen: unter Larven die einzige fühlende Bruſt!"

„Gnädiges Fräulein — gnädiges Fräulein!" rief es ziemlich laut, faſt heftig aus einem Seitenwege hervor, und dort ſah man jetzt eines der Stubenmädchen erſcheinen, welchem die Dame ziemlich mürriſch winkte, näher zu treten.

„Was ſoll's, Antonie?"

„Der Herr Baron erſucht Sie dringend, ſo ſchnell als möglich zu ihm zu kommen, aber ſogleich, gnädiges Fräulein!"

Tante Eveline ließ ſeufzend den Arm des jungen Huſaren fahren; doch ehe ſie wegging, flüſterte ſie ihm noch zu: „Sie ſehen, Eduard, wie man mich verfolgt, wie man mich auch nicht den kleinſten Augenblick ſtillen, ſeligen Glückes genießen laſſen will — doch hoffen wir — wie geſtern — ja noch mehr — auf die ſtillverſchwiegene Nacht —" Damit war ſie verſchwunden.

Der junge Huſar blieb wie angedonnert ſtehen, er fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle er ſich aus einem unangenehmen Traume erwecken. — „Nun, das fehlte mir noch," ſagte er endlich — „dieſe ſchreckliche Hoffnung auf heute Abend — da wäre das Quartier beim Hungerbauern unbedingt vorzuziehen — o—o—o—o!"

Nach ein paar Stunden kam der Juriſt zurück, und ſein dampfendes Pferd bezeugte die Eile, mit der er geritten; doch warf er dem Stallknechte den Zügel mit einer verdrießlichen Miene zu und eilte, ſeinen Kameraden zu finden.

Dieſer hatte ſich in ſein Zimmer begeben, denn es war ihm nach dem Vorgefallenen im Freien, wo er immer fürchten mußte, der alten Tante zu begegnen, etwas unheimlich geworden. Er erinnerte ſich, in ſeiner Jugend von Zaubergärten und verhexten Inſeln geleſen zu haben, wo junge, unerfahrene Leute durch herrliche Lockſpeiſen gefeſſelt wurden, um ſpäter von einer Perſon, die ſich „Circe" oder „Kirke" nannte, in abſcheuliche Schweine oder Aehnliches verwandelt zu werden — — ſo was hätte ihm noch gefehlt!

„Da bin ich zurück!" ſagte der Juriſt, indem er mit Sporen und Säbel klirrend vor ihn hintrat, „hol' der Teufel dieſe langweilige Kommißwirthſchaft!"

„Nun, was gibt's denn?"

„Da komm' ich zum Wachtmeiſter und melde ihm, daß wir ſtatt des verdammten Hungerbauern ein ſo wundervolles Quartier erhalten hätten, und bitte ihn, uns die paar Tage, die wir in der Gegend bleiben, da zu laſſen."

„Nun?" fragte der Andere mit einem Geſichtsausdrucke, welcher ſehr abſtach von der mürriſchen Miene ſeines Kameraden.

„Rundweg abgeſchlagen!" rief dieſer ergrimmt — „hol' ihn der Teufel und die ganze Wirthſchaft dazu — er könne uns dieſe Erlaubniß leider nicht geben — ‚leider', heuchelte das alte Kameel, ſähe der Rittmeiſter ſehr darauf, daß die Leute in ihren Quartieren blieben! Dann ſoll morgen Abend für ein paar Tage Bivouak bezogen werden, zur Belohnung aber verſpreche er uns zum Manöver für übermorgen ein paar luſtige Ordonnanzritte beim Brigadier, der ein paar intelligente Leute mit guten Pferden verlangt habe — und das nennt der Kerl eine Belohnung!"

„So reiten wir ſogleich zum Hungerbauern?" fragte der Andere mit einer erfreuten Miene.

„Lieber in die Hölle! — Nein, mein Schatz, heute iſt Ruhetag, den Befehl für morgen habe ich, bleiben wir hier — ſehr hier. Wie ſagt doch König Philipp — ‚die Welt iſt noch für einen Abend mein, ich will ihn nützen dieſen Abend' — — doch was ſeh' ich!" rief er, an's Fenſter eilend, „die Damenpferde werden geſattelt, und an meinem armen Braunen iſt kein trockenes Haar — o, Pech über Pech!"

„So nimm mein Pferd."

„Und dann?"

„Ich hab' ein bischen Kopfweh und will auf meinem Zimmer bleiben."

„Du biſt doch ein echter Oelhändler."

„So, das iſt der Dank für mein Pferd?"

„Ach, geh' doch — der liebenswürdige Herr von Haideck auf Haideckhauſen hat gewiß einen Klepper für mich."

„Nein, ich bleibe, ich habe ſtarkes Kopfweh."

„Und die ſchöne Emilie?"

„O, du biſt joli coeur genug für Beide."

„Meinetwegen, ich laſſe dich alſo, aber hilf mich ein wenig abbürſten!" Und während dieß geſchah, dachte der ſelbſtſüchtige Juriſt: „Wenn er zu Hauſe bleibt, habe ich größere Chancen, der alte Herr reitet mit Emilie, und ich werde mich mit der reizenden Anna beſchäftigen."

Dieß mußte denn auch wohl und auf's Angenehmſte während des Spazierritts geſchehen ſein, denn die Geſellſchaft blieb ſo lange aus, daß der freundliche Hausherr, Tante Eveline und der kleine Kurt ſchon eine gute Viertelſtunde am Eßtiſch unter den Kaſtanien ſaßen, und als ſie zurückkamen, war der Juriſt mit der ſchönen Anna ziemlich weit hinter den Andern zurückgeblieben und verſah dann, ſich von ſeinem Pferde werfend, die Stallmeiſtersdienſte mit einer Neid erregenden Langſamkeit und Umſtändlichkeit. Er bot ſeine Rechte dar für den kleinen Fuß der jungen Dame, und als ſie ſich etwas zu haſtig herabſchwang, fing er ſie in ſeinem linken Arme auf und hielt ſie dort länger, als gerade unumgänglich nothwendig geweſen wäre; auch bot er ihr den Arm, um ſie lächerlicherweiſe die paar Schritte bis zum Tiſche zu führen.

Tante Eveline hatte ſich dicht neben den jungen Oelhändler geſetzt und flüſterte ihm zu: „Wie glücklich bin ich, theurer Georg, ſüßer Schlangentödter, daß Sie den Lockungen dieſer Sirenen nicht gefolgt ſind — heute Nacht —"

Dieſe jetzt zum zweiten Male wiederholte Ausſicht war für den armen Huſaren ſo ſchrecklich, daß er ſich ſozuſagen kopfüber in das vortreffliche Diner warf, oder vielmehr in die herrlichen Weine, und dadurch wieder zu einiger Heiterkeit gelangte. Dann wurde geſpielt mit den Kegeln und mit der Taube, ſpäter bei einbrechender Dämmerung auf dem Billard, und dann that es der gaſtliche Herr von Haideckhauſen nicht anders, als die Geſellſchaft noch zu kalten Rebhühnern und noch kälterem Champagner zu nöthigen. — „Ja, leider für uns als Galgenmahlzeit,“ ſagte der Juriſt ſeufzend, indem er einen traurigen Blick auf die ſchöne Anna warf und nochmals wiederholte, daß es bei dem ſtrengen Dienſt und bei dem beſtimmt ausgeſprochenen Befehl keine Möglichkeit gebe, auch nur einen Tag länger zu bleiben. „Jedenfalls aber,“ ſetzte er hinzu, „werden Sie mir in den nächſten Tagen wohl noch ein paar Beſuche geſtatten, für welche ich Zeit finden muß, und ſollte ich ein paar Pferde todtreiten.“

Ach, dieſe junge Dame war aber auch ſchon der Mühe werth, um ſich für ſie zu bemühen und anzuſtrengen! Welch' reizende Geſtalt, ſo ſchlank und doch wieder von ſo wunderbarer Fülle, und dieſe Augen ſo ſchelmiſch blickend, die leuchtend weißen Zähne, wenn ſie lachte — und ſie lachte ſo oft und herzlich — dabei dieſer feine Anſtand und doch nichts von der lächerlichen Prüderie, wie man ſie oft bei jungen Damen findet, einen Scherz verſtehend und erwiedernd — kühn als Reiterin, geſchickt im Piſtolenſchießen, vortrefflich Billard ſpielend und ihre La Ferme mit wahrem Genuſſe rauchend!

Beim heutigen zweiten und leider letzten Mondſcheinſpaziergang hatte Fräulein Emilie Ermüdung vorgeſchützt und ſich auf ihr Zimmer zurückgezogen. — An ihre Stelle von geſtern aber zur Seite des jungen Oelhändlers war Tante Eveline getreten und hatte ſich an ſeinen Arm gehängt, wobei es noch als einziges Glück zu betrachten war, daß der Herr von Haideck auf Haideckhauſen nahe an der Seite der Schweſter ging in gleichem Schritt und Tritt, und durchaus nicht geneigt ſchien, ſich, wie heute Morgen der unſchuldige Knabe, zur Jagd auf einen Buttervogel oder vielmehr auf einen Leuchtkäfer ausſchicken zu laſſen.

Als die beiden Huſaren ſpäter wieder auf ihrem Zimmer angekommen waren, warf ſich Haller mißmuthig in einen Fauteuil, dabei ausrufend: „Gott ſei Dank, das iſt glücklich vorüber!“

„Leider — leider — leider iſt das für heute vorüber,“ gab der Juriſt zur Antwort, während er gedankenvoll in dem Salon auf und ab ſchritt.

„Ja, ſo ſind die Anſichten verſchieden, und wenn man dich geſehen hat Süßholz raſpeln, ſo verſteht man ſchon dein Bedauern.“

„Ja, bei Gott, dieſe Anna iſt ein himmliſches Weſen und wohl werth, alle Thorheiten für ſie zu begehen.“

„Nun, das muß wahr ſein, es zeugt von keiner kleinen Einbildung, da von Thorheiten zu ſprechen.“

„Laß gut ſein, eine Redensart wie eine andere, und um dich zufrieden zu ſtellen, will ich dir geſtehen, daß ich in dieſes himmliſche Mädchen raſend verliebt bin.“

„Und ſie?“

„Der Himmel weiß es allein, ob ich ſo glücklich ſein werde, ihre Liebe zu erringen, — wenigſtens — ganz gleichgiltig glaube ich ihr nicht zu ſein.“

Da klopfte es leiſe an die Zimmerthüre, und dieſer Ton brachte auf jeden der beiden Huſaren eine ganz andere Wirkung hervor; während der Juriſt erwartungsvoll nach der Thür blickte, erhob ſich der junge Oelhändler mit einem ſcheuen, furchtſamen Blick dorthin von ſeinem Stuhle, indem er angſtvoll dachte: „Was, ſoll ſich das Entſetzliche jetzt ſchon begeben!“

Doch war es nichts Entſetzliches, was auf der Schwelle erſchien, vielmehr ein hübſches Kammermädchen, welches einen Brief ihrer Herrſchaft für den Herrn Dr. Winkler überbrachte. — Sie erhielt von dem Glücklichen, der ſie bis vor die Thür begleitete, ein Goldſtück zur Belohnung, und als er nun wieder eintrat, den Brief hoch erhebend, ſagte er mit bewegter Stimme und nach einem tiefen Athemzuge: „Du wirſt es mir nicht übel nehmen, wenn ich mich mit meinem Glücke in das Schlafzimmer zurückziehe.“

„O nein, gewiß nicht, ich verſtehe deine Gefühle,“ ſagte der Andere in etwas verdrießlichem Tone, „auch bin ich müde und will ſchlafen gehen — gute Nacht!“

Ehe er ſich aber wirklich zur Ruhe begab, verſchloß er ſorgfältig ſämmtliche Thüren, und dann trat er an das Fenſter ſeines Schlafzimmers, um wie geſtern, nur mit weniger heiteren Gefühlen, den geſtirnten Himmel zu betrachten.

— — — — Da — langſam — langſam — ſchwebte wieder etwas an einem dünnen Bindfaden hängend von oben herab, ein kleines Briefcouvert, welches dicht vor ſeiner Naſe zierliche Kapriolen machte.

„Hol' der Teufel die alte Schachtel! Wenn ich das Ding nicht nehme, ſo könnte es von drunten oder drüben geſehen werden und mich ſchmachvoll compromittiren.“

Es war in der That ein verſchloſſenes Briefcouvert, das er raſch öffnete, den Inhalt überlas, um es alsdann weit von ſich ab auf den Tiſch zu ſchleudern, und ſich hierauf grollend und murrend in die Kiſſen zu vergraben; doch nahm ihn trotzdem der freundliche Schlaf raſch und feſt in ſeine Arme und ließ ihn nicht einmal im Traume etwas von Dem erleben, was er in der That gefürchtet.

Das Einzige, was in Erinnerung des geſtrigen Tages durch ſeine Träume ging, war ein Anklang von Evelinen's Sympathieen, in Folge deſſen er mit großem Behagen Talglichter verſpeiſte und Schuhwichſe dazu trank.

Es dunkelte noch, als die beiden Huſaren geweckt wurden und ſich raſch ankleideten, denn es galt, um ſechs Uhr draußen beim Zuge zu ſein.

Eine heiße Chokolade, die ihnen ſervirt wurde, war nicht zu verachten bei dem friſchen Herbſtmorgen, dann belohnten ſie die Dienerſchaft auf's Reichlichſte, ſchwangen ſich auf ihre Pferde und verließen das gaſtliche Haus, worauf ſie ſchweigend durch die Kaſtanienallee ritten zu dem Thore hinaus, welches ſich ihnen vorgeſtern ſo freundlich geöffnet.

Daß der Juriſt in ernſtem Schweigen verharrte, fand der Andere ſehr begreiflich; mußte es ihm doch wehe thun, ſo raſch ein Haus zu verlaſſen, wo er der Seligkeiten größte gefunden — und beneidenswerth war er — ein glücklicher Kerl! — Allerdings ſaß er nachdenklich im Sattel, doch wer wäre an ſeiner Stelle nicht nachdenklich geweſen! — „Dem Himmel ſei gedankt“, dachte alsdann der junge Oelhändler,

„daß ich frei und ledig dieß gefährliche Haus verlaſſe, wie ich es betreten, daß ich nicht mehr Georg der Drachentödter bin oder der edle Guido, und daß ich keine ruſſiſchen Sympathieen mehr zu heucheln brauche — Juchhe! hopp hopp!“

„Na, das Traben können wir uns ſparen,“ ſagte der Juriſt mißmuthig, „wir haben Zeit genug, und wenn du deine allerdings begreifliche Heiterkeit nicht zu zügeln vermagſt, ſo reite allein voraus!“

„Na, was heiter ſein anbelangt, ſo glaube ich, daß du, Glücklicher, mehr Urſache dazu haſt, als ich.“

„Geh, Heuchler — pfui über dich, ſchlangenglatter Oelhändler, meinſt du, daß man nicht hinter deine Schliche gekommen wäre, daß man nichts wüßte von gebrochenen Herzen, die hinter dir zurückgeblieben ſind?“

Es war dem Andern unangenehm, daß ſein Kamerad etwas erfahren von ſeinem Spaziergang mit Tante Eveline; doch als Jener fortfuhr: „Umſonſt zog ſich die ſchöne Emilie nicht ſo früh in ihr Zimmer zurück, ſie hatte über Süßes nachzudenken,“ da leuchtete es heiter aus ſeinen Zügen und er ſagte luſtig lachend: „Ja, lieber Freund, im ganz Verborgenen blüht die Liebe am ſchönſten, und ich war zufrieden mit meiner kleinen Eroberung. — — Und du, junger Cäſar?“

Der Juriſt zuckte leicht mit den Achſeln, während ein wohlgefälliges Lächeln über ſeine Züge flog, wobei er auf den goldig hellen Streifen im Oſten blickte und ſchwärmeriſch ſagte: „Lieber Eduard, laß mir meine ſtille Glückſeligkeit!“

Die Mühlen lagen längſt hinter ihnen, dort auf der Höhe ſah man in nebligen, ungewiſſen Umriſſen das Haus des Hungerbauern und davor den Burſchen der beiden Huſaren halten. Dann ritten ſie gemeinſchaftlich weiter bis zu einer Windmühle, am Anfang der großen Haide gelegen, wo die Manöver ſtattfanden und wo der Sammelplatz des Regiments war. Nach ſechs Uhr rückte man in die Schlachtlinie ein, doch da heute hauptſächlich nur mit Artillerie- und Infanteriemaſſen gewirkt wurde, ſo hatte die Kavallerie faſt gar nichts zu thun und ſogar nur höchſt ſelten das Vergnügen, im Bereiche des feindlichen Geſchützfeuers halten zu dürfen.

„U. a. w. g.,“ ſagte lachend der Rittmeiſter Polotſky, nach langſamem Abreiten der Eskadronsfront vor ſeinem Oberlieutenant haltend, — „und Abends wird gelagert — auch ein mäßiges Vergnügen, wenn man ſchon ein paar Mal dabei war und es beſſer haben könnte —"

„Was jagt denn dort die Höhe hinan?"

„Es iſt die Batterie, die wir vorgeſtern genommen, Herr Rittmeiſter," meldete der zweite Lieutenant.

„Die werden ſich das kindiſche Vergnügen machen, uns mit Kartätſchen zu bedienen. — ‚Wer weiß wie ſehr' — da haben wir es ſchon!"

Und — bumm — bumm — bumm, es herüber.

„Schade," lachte der Rittmeiſter Potolsky, „daß man ſelbſt einen guten Witz nicht wiederholen darf, ſonſt ſollte man hinausreiten und ſie ein bischen mit der flachen Klinge bearbeiten."

„Was meinen Sie, Herr Rittmeiſter," fragte der zweite Lieutenant mit einem pfiffigen Lächeln, „ſollen wir ihnen auf andere Art Eins aufſpielen?"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, im wahren Sinne des Wortes, wir haben ja die Regimentsmuſik hinter der Front ſtehen."

„Das wäre nicht ſchlecht, aber man könnte es höheren Orts übel vermerken."

„Ich glaube kaum, Herr Rittmeiſter, die Dragonerbande auf dem linken Flügel hat auch vorhin geſpielt."

„Nun, meinetwegen, aber es muß etwas Paſſendes und Luſtiges ſein."

„Verſteht ſich, Herr Rittmeiſter!" Damit verſchwand der junge Offizier im Galopp hinter der Front, und bald darauf hörte man in ſchmetternden Klängen das ſchöne Volkslied:

„Gute Nacht, gute Nacht, liebe Anna-Dorothee!
Gute Nacht, gute Nacht, ſchlaf' wohl!"

in welches ſämmtliche Huſaren mit einem lauten, weithin ſchallenden Gelächter einfielen.

Weiter geſchah an dieſem Manövertage nichts Beſonderes, was der Mühe werth geweſen wäre, in den Annalen der Kriegsgeſchichte verzeichnet zu werden. Die Generalſtäbler und Ordonnanzoffiziere ſtrichen nach allen Richtungen umher, wie die Schwalben im Hochſommer, Staub gab es auch genug und Pulver wurde eine unglaubliche Menge verknallt; dann kam der Abend und mit ihm die Freuden des Bivouaks.

Der Wachtmeiſter verlas den Befehl für morgen, in welchem auch vorkam, daß die beiden Einjährig-Freiwilligen zu Ordonnanzen in's Hauptquartier beſtimmt ſeien, auch unterrichtete er ſie ſpäter noch perſönlich und auf's Genaueſte, wo ſie ſich zu melden und was ſie zu thun hätten.

„Sie haben mich alſo genau verſtanden," ſetzte er hinzu: „ſobald die Schwadron morgen früh aufbricht, ſei es nach der gewöhnlichen Reveille oder ſei es nach einem Allarm, den wir erleben könnten, ſo reiten Sie los und ſuchen ſo bald als möglich in's Hauptquartier zu kommen — verſtanden?"

„Ja wohl, Herr Wachtmeiſter."

Ein paar Stunden nachher lagerten unſere beiden Huſaren auf ihren Mänteln am Boden vor den Pferden, die in einer langen Reihe an die Fouragierleinen gebunden ihr Futter verzehrten, ſich auch zuweilen bei der kalten Nachtluft fröſtelnd ſchüttelten.

„Geſtern und heute, welcher Unterſchied!" ſagte der Juriſt. „Wenn ich denke, daß jetzt auf Haideckhauſen unſere vortrefflichen Betten leer ſtehen!"

„Und daß Sie vielleicht deiner mit Liebe gedenkt," lächelte der junge Oelhändler.

„Und Emilie deiner."

„Ich hoffe es, denk' aber trotz alledem gut zu ſchlafen."

„Mir auch recht — gute Nacht!"

Ermüdet, wie die Beiden waren, ſchloſſen ſich denn auch bald ihre Augen zum Schlummer, doch konnte dieſer nicht gar lange gedauert haben, als ſie mitten in der Nacht — es war noch ſtockfinſter — durch den ſchmetternden Klang der Trompete erweckt wurden.

„Was iſt denn da los?"

„Ein Allarm!" rief der Juriſt, der neben ſeinem Pferde ſtand und es ſchon faſt vollkommen geſattelt hatte.

Das war ein plötzliches und buntes Durcheinander, wie ſich jeder der Huſaren beeilte, mit ſeinem Pferde fertig zu werden, ſich dann ſelbſt den Säbel umzuſchnallen, den Pelz zu befeſtigen und den Kolpack aufzuſetzen; dazwiſchen klangen die Trompeten, die Offiziere trieben mit lauten Worten und jetzt blitzten durch die finſtere Nacht ſchon die erſten Schüſſe einer raſch vorgeſchobenen Batterie.

Der Juriſt ſaß ſchon hoch zu Pferde, als ſein Kamerad noch mit dem Sattelgurte beſchäftigt war. „Komme bald nach!“ rief er ihm zu, „bei Philippi ſehen wir uns wieder!“ Damit verſchwand er in der Dunkelheit.

„Iſt das ein egoiſtiſcher Kerl!“ brummte der Andere; „nun — ob ich auch einige Minuten ſpäter komme, iſt ganz einerlei — wenn ich nur wüßte, wo mein Säbel iſt, hab' ihn doch neben mir liegen gehabt — o, da iſt er. — Teufel auch,“ fuhr er fort, indem er ſich bemühte, den Gurt zuzuhaken, „bin ich denn ſeit geſtern dicker geworden oder durch die feuchte Nachtluft aufgeſchwollen?“ Endlich war er fertig und flog nun ebenfalls über das Feld dahin in der Richtung, wo er das Hauptquartier vermuthete, das er denn auch nach einigem Suchen auf einem Hügel hübſch bei einander fand, Alles hoch im Sattel, Jeder auf's Emſigſte beſchäftigt.

Auch er erhielt im nächſten Augenblick den Befehl, einem höheren Stabsoffizier zu folgen, welcher ihn ſpäter bald mit mündlichen, bald mit ſchriftlichen Aufträgen umherjagte, daß es eine Freude war und er kaum zu ſich ſelber kam, ſo daß er nicht einmal bemerkte, wie die glühend rothe Sonne hinter einer dichten Nebelwand emporſtieg. Glücklicherweiſe hatte er ein gutes Pferd, doch war dieß auch wieder ſchuld daran, daß er häufiger als Andere mit Befehlen bedacht wurde, von einem Truppenkörper zum andern, von dieſem General an jenen, und mitunter waren das recht kurioſe Meldungen, die er mündlich oder mit Bleiſtift auf ein Stück Papier geſchrieben zu überbringen hatte, und ſehr oft die Schlacht durchaus nicht betreffend. So war es doch für den Gang derſelben gewiß ſehr gleichgiltig, ob der General von Schreckenſtein heute Abend um ſechs Uhr im goldenen Anker ſoupiren würde, oder ob ihm der Oberſt Izewsky antworten ließ, er würde für zwölf Couverts beſorgt ſein und den Champagner in Eis ſtellen laſſen.

Endlich aber fühlte ſich unſer junger Huſar doch etwas ermüdet — hungrig war er ſchon lange — und erinnerte ſich mit Vergnügen daran, daß er geſtern Abend ein Stück Schwarzbrod und Wurſt, ſauber in Papier gewickelt, in die Säbeltaſche geſteckt hatte. Da auch jetzt gerade auf ſeinem Wege ein ziemlich ſteiler Hügel lag, ſo begab er ſich hinter denſelben, ſchwang ſich vom Pferde und ließ ſich nieder, um die Satteltaſche zu öffnen.

Dieß war auch leicht geſchehen, er fand auch das in Papier Gewickelte, erſtaunte aber nicht wenig, als er, daſſelbe öffnend, ſah, daß ſich hier ſtatt des Schwarzbrodes mit Wurſt, Weißbrod mit Käſe befand — haſtig griff er tiefer in die Taſche und zog ein Schnupftuch hervor, ſowie ein Briefcouvert, letzteres an Herrn Dr. Winkler überſchrieben.

„Nun, das iſt nicht ſchlecht, hat dieſer Kerl heute Morgen meinen Säbel ſtatt des ſeinigen genommen! Deßhalb hat mir auch die Kuppel den Magen halb eingedrückt, glücklicherweiſe daß er halb leer war — nun, ich kann mir ſein Brod und ſeinen Käſe ſchon gefallen laſſen, bin ich doch überzeugt, daß er meine Wurſt ſchon lange gefreſſen hat — a—a—a—ah, und auch gewiß den Brief geleſen, den ich heute Morgen in die Säbeltaſche geſteckt — ich kenne meine Pappenheimer, wo ſo ein Juriſt etwas auszuſchnüffeln vermag, da unterläßt er es gewiß nicht — alſo Wurſt wider Wurſt, oder vielmehr Käſe gegen Wurſt.“

Dann zog er den Brief ſäuberlich aus dem Couvert und las mit einiger Verwunderung nachfolgende Zeilen:

„Mein verehrter Herr Doktor!

„Es thut mir leid, Ihnen den Irrthum benehmen zu zu müſſen, als ließen ſich die Kriegsſpiele auch in unſerem friedlichen Aſyle fortſetzen, und als käme es nur darauf an, raſch und — rückſichtslos vorzugehen, um Eroberungen zu machen. Doch ſollen dieſe Worte nicht den Zweck haben, Sie zu verletzen oder Ihnen eine unangenehme Erinnerung an uns zu hinterlaſſen, oder Sie auf immer von Haideckhauſen zu verſcheuchen — im Gegentheil, ich rechne feſt auf den uns verſprochenen Beſuch, ſei es auch nur, um einen ſo angenehmen Geſellſchafter bekannt zu machen mit — meinem Manne, den heute Abend erwartet

Ihre ergebene

Anna von Bertigi, geb. Freiin von Haideck.“

— — — — — Eigenthümliches Zuſammentreffen — auch der Juriſt ſaß in dieſem Augenblick ermüdet und hungrig hinter einem dichten Gebüſch, und als er ſtatt Weißbrod und Käſe ſchwarzes Brod und Wurſt in ſeiner Satteltaſche fand, rief er aus: „Jetzt weiß ich, warum mir der Säbelgurt dieſes dicken Kerls ſo um die Hüften geſchlottert; doch was haben wir da weiter? — wahrhaftig, ein Brief von der hübſchen Emilie!“

Wie der Andere richtig geahnt, machte er ſich auch nicht den geringſten Skrupel daraus, das Papier hervorzuziehen, lachte aber laut auf, als ihm eine Photographie in die Hand fiel mit den ältlichen Zügen Tante Evelinens, auf deren Rückſeite die Worte geſchrieben waren: „Haſt Du dieſe Schlange getödtet? O, traue ihnen nicht, theurer Eduard, Alle ſind falſch und nur treu iſt das Herz

Deiner Dich liebenden Eveline.“

Es war gut, daß Niemand zuſehen konnte, wie unbändig der Huſar lachte, nachdem er das Schwarzbrod und die Wurſt verſpeiſt und die Photographie wieder in der Säbeltaſche verwahrt hatte. — „Wenn ich ihm nur recht bald begegnete!“ rief er, indem er ſich auf ſein Pferd ſchwang.

Und der Lenker der Schlachten fügte es ſo, daß ſich kurze Zeit nachher zwei junge Ordonnanzen von den Huſaren auf dem Felde der Ehre begegneten, gute Freunde, von denen Jeder glücklich war, den Andern unverletzt vor ſich zu ſehen, denn welche Bedeutung hätte auch ſonſt das luſtige Aufblitzen in ihren Augen haben können? Dabei war es ſeltſam, daß, als ſie mit ſchnaubenden Pferden dicht neben einander hielten, Jeder ſachte ſeine Säbelkuppel löſte und die Waffe mit dem Andern tauſchte, vielleicht als Anklang an gleiches Thun der Helden des grauen Alterthums.

„Hat dir meine Wurſt geſchmeckt?“

„Und dir mein Käſe? Wahrhaftig,“ ſagte der Juriſt, „es war das ein ganz merkwürdiger Zufall, über den wir heute Abend herzlich lachen wollen.“

„Beim Hungerbauern?“ fragte der Andere luſtig, „oder haſt du vielleicht vor, einen Beſuch auf Haideckhauſen zu machen, Mann der ‚ſtillen Glückſeligkeit‘?“ Worauf der Andere ebenfalls lachend zur Antwort gab: „Wer weiß, theurer Eduard, und wenn es auch nur darum wäre, um den Gegenſtand deiner kleinen Eroberung wieder zu ſehen!“

Damit ſtoben ſie im Galopp auseinander, und noch in der Ferne hörte Einer des Andern herzliches Lachen.

Im Damen-Coupé.

Der Lieutenant der Kavallerie, Julius Cäſar von Ruppinger, gab einigen vertrauten Freunden ein kleines, aber gutes Frühſtück in den beſcheidenen Räumen ſeiner Wohnung im dritten Stock der Wurmgaſſe. Wenn wir ſagen, daß im Bedientenzimmer der Burſche des Lieutenants beſchäftigt war, von einem halben Dutzend Champagnerflaſchen, echter franzöſiſchen, bereits die dritte und vierte ihrer Stopfen zu entledigen und dann in einem Kübel von Eis durch ſanfte Bewegung möglichſt zu frappiren, und wenn wir hinzufügen, daß der aufwartende Kellner des benachbarten ausgezeichneten Garkoches in ſchwarzem Frack, weißer Halsbinde, der Kellner nämlich, auf dem Bette des Bedienten ſaß und beſchäftigt war, von den Ueberreſten einer Aalpaſtete zu naſchen, während der Burſche ſelbſt ſeine Arbeit dadurch verſüßte, daß er zuweilen ein Stück Geflügel in den Mund ſchob, ſo wollen wir damit nur andeuten, daß das Dejeuner in der That ein gutes zu nennen war, und daß es ſich ſchon im Stadium des Deſſerts befand, wo man von Krachmandeln, Roſinen und ſaftigem Käſe zu einer vortrefflichen Cigarre überzugehen im Begriffe war.

Die Betheiligten hatten es ſich denn auch nach Vertilgung verſchiedener Flaſchen vom beſten Landweine ſo behaglich als möglich gemacht, wozu jeder der vier, die noch am Tiſche ſaßen, mindeſtens zwei Stühle gebrauchte, während ſich der Gaſtgeber ſelbſt mit einem ſeiner vertrauteſten

Freunde in das Nebenzimmer zurückgezogen hatte und dort am Fenſter ſtehend mit ziemlich ernſtem Geſichte in den klaren wolkenloſen Frühlingshimmel ſchaute. Sein Inneres ſchien nicht ſo ſchattenlos zu ſein; er hatte die rechte Hand in ſein dichtes Haar vergraben, dabei den Arm gegen die Wand ſtützend, und ſeufzte tief auf, während er ſagte: „Daran iſt nun nichts mehr zu ändern, ich habe die Geſchichte lange überlegt, finde aber keinen andern geſcheidten Ausweg; meine Schulden fangen an, mir langweilig zu werden, das Mädchen liebt mich, davon bin ich überzeugt, mit dem Vater läßt ſich leben, und was die Mutter anbelangt, ſo bin ich Manns genug, ſie im Zügel zu halten, ja ſie nöthigenfalls feſt auf die Croupe zu ſetzen, wenn ſie es mir mit ihren ſpießbürgerlichen Geſinnungen zu toll machte.“

„Ich möchte noch mehr zu Gunſten dieſer Verbindung ſagen,“ meinte der Andere, ein Lieutenant der Infanterie, der ein etwas ſtark geröthetes Geſicht hatte und deſſen Augen ein bischen blinzelnd den klaren Himmel anſchauten. „Der alte Kriegsrath hat eine gewichtige Stimme beim Miniſter und heutzutage, wo das perſönliche Verdienſt auch in Friedenszeiten bei uns anfängt, zur Geltung zu kommen, kann er dir allerdings gelegentlich einen tüchtigen Vorſchub leiſten — freilich was ſie anbelangt —“

„So iſt ſie über die erſten Jugendthorheiten hinweg, was auch ſein Angenehmes hat, wenn man viel vom Hauſe abweſend iſt; und in Anbetracht, daß ſie mit mir gewiſſermaßen immerhin eine glänzende Partie macht“ — hier zog der Lieutenant von Ruppinger ſein Collet feſt in die ſchlanke Taille und warf einen zufriedenen Blick in den benachbarten Spiegel — „ſo wird ſie auch geſcheidt ſein und nie den Verſuch machen, mir die Candare aufzulegen, ſondern ſich damit begnügen, die Frau eines der eleganteſten Kavallerieoffiziere geworden zu ſein — le jeu est fait, rien ne va plus — — aber —“

„Aber? — du biſt allerdings ein Kerl, der durch ſich ſelbſt einen hohen Einſatz macht, aber der Gewinnſt bei dieſer Partie iſt auch nicht zu verachten, der alte Oberkriegsrath iſt ein Mann von 100,000 fl. und ſie die einzige Tochter.“

„Dahin zielte nicht mein Aber von vorhin,“ erwiderte der Andere ſeufzend, „ich wollte nur ſagen, es ſei dabei nicht ſo leicht, alle die kleinen Verbindungen abzubrechen, die man in müßigen Stunden angebandelt.“

„Ah, ich verſtehe.“

„Ja, du kannſt mich verſtehen, weil ich vor dir keine Geheimniſſe hatte; es liegt mir ſchwer auf der Seele, mit der kleinen Elſe zu brechen.“

„Sie wird vernünftig ſein.“

„Oh, in dem Punkt iſt Keine vernünftig. Wie oft habe ich mich ſelbſt vor ihr ſchlechter dargeſtellt, als ich in der That bin; wie hundertmal habe ich ihr geſagt, daß unſer Verhältniß gänzlich vorübergehend ſein müſſe und ſich jede Stunde löſen könne; ich weiß genau, daß ſie das nie geglaubt hat. Und doch iſt jetzt der bittere Augenblick gekommen, wo ich einen Strich unter jene alte Rechnung machen muß, und wenn ich dir dabei geſtehe, welch' tiefen Schmerz es ſelbſt mir verurſacht, ſo kannſt du dir wohl die Gefühle jenes armen Mädchens denken. Heute Früh als ich vom Reiten kam, bin ich zwei Stunden hier auf- und abgegangen wie vor den Kopf geſchlagen, und wenn ich die Feder ergriff, um zu ſchreiben, ſo fiel mein Blick bald dort auf das Sophakiſſen, welches ſie mir geſtickt, oder auf den Briefbeſchwerer, und ich mußte mir geſtehen, daß wir doch zuweilen recht ſchlechte Kerle ſind.“

„Ja, zuweilen recht ſchlecht,“ pflichtete der Andere bei, dem vielleicht Aehnliches vorſchweben mochte.

Im Nebenzimmer knallten indeſſen die Champagnerpfropfe, die Gläſer klirrten zuſammen und irgend ein unverſtändlicher Toaſt, den Einer ausbrachte, wurde mit drei lauten Hochs begrüßt.

„Endlich haſt du ihr doch geſchrieben, was auch das Geſcheidteſte war,“ ſagte der Infanterieoffizier am Fenſter.

„Ja, ich habe ihr geſchrieben und zu gleicher Zeit an meine zukünftige Braut, um alle Brücken hinter mir abzubrechen. Dort liegen beide Briefe, thue mir den Gefallen, lies ſie durch und ſage mir, ob du irgend etwas daran auszuſetzen haſt!“

„Mit Vergnügen.“

„Ich gehe indeſſen wieder hinein, ſonſt werden die da drinnen mir gar zu unruhig.“

Dort empfingen die Kameraden den Lieutenant von Ruppinger mit einem lauten Hurrah, er mußte den wunderbaren Toaſt auf ſeine Braut von ſoeben nochmals anhören und wurde dann genöthigt, jedem der Anweſenden ein volles Glas Champagner nachzutrinken, während ſein Freund, der Infanterieoffizier, am Schreibtiſche ſitzend, ſich in ſeinem angeheiterten Zuſtande einige Mühe gab, die beiden Briefe durchzuleſen und richtig zu verſtehen.

Dieſelben lauteten folgendermaßen:

„Theure, inniggeliebte Braut! So darf ich dich jetzt wohl nennen, da ſich das gütige Schickſal für unſer Glück entſchieden, und der Seligkeit einer ewigen Vereinigung mit dir, du Heißgeliebte, nun nichts mehr entgegenſteht. Rechne ab mit dem glücklich bebenden Herzen, wenn es nicht im Stande iſt, der bewegten Hand zu gebieten, daß ſie dir ruhiger, ordentlicher, geſetzter ſchreibt; — wer aber, theure, inniggeliebte Braut, wer vermöchte in einem ſolchen Augenblick ruhige Worte zu finden, wer würde nicht, wie ich es gethan, hundertmal die Feder wegwerfen, um zu dir hinzuſtürzen, zu deinen Füßen, an dein Herz, um dir unzählige Male zu wiederholen: Ich liebe dich, ich liebe dich!

„Wie kalt klingen dieſe Zeilen, wenn ich ſie jetzt wieder überleſe, und doch ſollen ſie zu dir als Vorboten meiner glücklichen Liebe und um dir wenigſtens einen herzlichen Gruß zu ſagen von

deinem treuen Cäſar.“

Der Infanterieoffizier nickte mit dem Kopfe und murmelte dann mit etwas ſteifen Augen: „Das iſt nicht ganz ſchlecht und es ſind Wendungen darin, die ich mir für einen ähnlichen Fall merken will.“

Hierauf las er das andere Schreiben, welches keine Ueberſchrift trug, denn Alles in dieſer Art war dem vorſichtigen Briefſchreiber entweder zu wenig oder zu viel geweſen; er hatte ſich deßhalb mit zwei großen Ausrufungszeichen begnügt, die alles Mögliche auszudrücken im Stande waren. Dann hieß es:

„So iſt es denn gekommen, wie ich leider vorausgeſehen und wie es auch nicht anders kommen konnte. Nach einer ſo kurzen Vereinigung tritt das Schickſal roh und kalt zwiſchen uns und ruft uns ein gebieteriſches: ‚Scheidet‘ zu. Wenn wir aber die Sache vernünftig betrachten, mein liebes Kind, ſo müſſen wir geſtehen, daß es nicht anders kommen konnte, und daß das Schickſal Recht hat, noch ſo rechtzeitig dazwichſen zu treten; denn wir paſſen durchaus nicht für einander, was du auch vernünftigerweiſe einſehen wirſt, und um ſo mehr, wenn ich dir ſage, daß ich mich geſtern verlobt habe und ſo nun eine Scheidewand zwiſchen uns beſteht, die weder Thränen noch Bitten zu erſchüttern vermögen. Sei alſo vernünftig, wie du mir immer erſchienen, und thue vorläufig keine vergeblichen Schritte, dich mir ferner zu nähern und dadurch zu compromittiren — deinen, trotz alledem immer noch getreuen Freund

Julius Cäſar v. Ruppinger.“

Daneben lagen die beiden Couverte deutlich überſchrieben, und als der Infanterielieutenant auch dieſe eigentlich abſichtslos genau betrachtet, erhob er ſich achſelzuckend und dachte: „Hart iſt es ſchon, ſo mitten durchzuſchneiden, aber er konnte nicht anders, und vorkommenden Falles werde ich es gerade ſo machen.“

Er ging in's Nebenzimmer zu den lärmenden Kameraden, die ſeine Abweſenheit wohl bemerkt und den edlen Beſchluß gefaßt hatten, ihn für den ſchwachen Augenblick, dem er nach ihrer Meinung unterlegen war, tüchtig zuzudecken.

„Es kommt dir ein Glas, Schmetterich!“

„Gut.“

„Auch eins von mir.“

„Meinetwegen.“

„Auch von mir.“ — „Von mir.“ — „Von mir.“

„Hat ja keinen Anſtand, und wenn es noch ein Dutzend wären,“ gab Schmetterich zur Antwort und goß die ſechs Gläſer Champagner nacheinander nicht nur raſcher hinunter als man ihm einſchenken konnte, ſondern ſetzte den ziemlichen Reſt der fünften Flaſche noch lächelnd darauf.

Doch hatte dieſes Lächeln etwas Steifes, Verzerrtes und war faſt anzuſehen wie ein unwillkürliches Zucken der Mundwinkel, wobei ſich die Augen nicht nur neutral verhielten, ſondern mit auffallend ſtarren Blicken, wie verwundert, um ſich ſchauten. — „Seid ihr nun zufrieden?“ fragte er hierauf mit unſicherer, etwas ſchluchzender Stimme.

„Beim Zeus, ob wir es ſind, Schmetterich, ich glaube, du nähmſt die volle Flaſche, die hier eben kommt, auch noch für dich ganz allein.“

„Ba—ga—telle, wenn es euch Vergnügen macht.“

„Nein, nein, geh' Du nur immer hin,
Wo Du geweſen haſt,“

ſang ein Anderer, worauf Alle im Chor den bekannten Refrain brüllten:

„Und binde Deinen Gaul
An einen ſteifen Aſt.“

„Wir — erlauben — dir — auch jetzt — wieder einen — ſchwachen Augenblick de—r—r—r—“

Außen krähte ein ſehr junger Lieutenant, der in ſeiner ſchlaffen Haltung mit dem ſehr gebeugtem Haupte etwas von einem trauernden Genius an ſich hatte und das leere Champagnerglas in der Hand hielt, wie ein ſolcher die ausgelöſchte Fackel:

„Da ſprachen die Herren Hausknechte:
Dem Kerl geſchieht ſein Rechte!
Hätt' er geſchwiegen ſtill,
Das Maul gehalten fein,
So ſchlief er — — — —“

„Schwächlinge!“ entgegnete der Lieutenant Schmetterich, unter der Thür des Nebenzimmers, wohin er ſeinem Freunde auf eine bezeichnende Handbewegung gefolgt war.

„Haſt du geleſen?“ fragte dieſer.

„Ich habe geleſen — es iſt ganz famos.“

„Aber grauſam, ſchrecklich grauſam, herzbrechend grauſam" — — rief Julius Cäſar in weinerlichem, zuweilen von einem, kaum niederzukämpfenden Schlucker unterbrochenem Ton — „ſieh, Schmetterich, ich bin ein verworfenes Ungeheuer und habe ein treues Herz gebrochen, ja geb—r—r—r—rochen, das wirſt du ſehen!"

Der Infanterieoffizier ſtand vor ſeinem Freunde in etwas ſchwankender Haltung, den Zeigefinger der rechten Hand erhoben, und gab ſich, indem er mit dieſem genau der Bewegung ſeines Körpers folgte, das Anſehen eines Mannes, der überlegt, ob ſein Freund, Julius Cäſar von Ruppinger, wirklich ein gebrochenes Herz habe, ob das Mädchen ein verworfenes Ungeheuer ſei und er ſelbſt eine verworfene Kreatur; ſo ungefähr behandelte er dieſen kritiſchen Fall, worauf er ſchließlich zu einem entſchiedenen Kopfſchütteln kam und den etwas undeutlich ausgeſprochenen Worten: „Was herzbrechend — was ungeheuer verworfene Kreatur ſein? — ich ſage dir, die Briefe ſind famos und du haſt Recht, Recht — ſehr Recht."

„Wie mich deine Anſicht glücklich macht! — wie ich dir dafür dankbar bin, Schmetterich!" lallte Julius Cäſar, und warf ſich dabei ſo ſtürmiſch an die Bruſt des Freundes, daß dieſer mit dem Rücken gegen die Wand ſank, was aber Beide nicht zu bemerken ſchienen in dem erleichternden Gefühle der Freundſchaftsthränen, die ſie Arm in Arm vergoßen. Dann aber raffte ſich Julius Cäſar wieder empor und ſagte in einem etwas affektirt-dumpfen Tone:

„Es iſt vorbei, Schmetterich, deine Anſicht hat geſiegt, ich habe wie mein großer Namensvetter den Rubikon überſchritten — — — — dort auf dem Schreibtiſch," ſetzte er elegiſch hinzu, nachdem er ſich mit der flachen Hand vor die Stirn geſchlagen, daß es gepatſcht hatte, „liegt meine Vergangenheit und meine Zukunft. — Gift in ſüße Worte eingehüllt, ich habe es gemiſcht, ich habe es bereitet, aber nun ſchauert es mich, ferner die Hand daran zu legen; thue du das für mich, Herzensfreund, ſiegle die Briefe zu und laß' ſie durch unſern Burſchen gleich beſorgen! — Keinen Aufſchub mehr, da ich doch keine Gnade bewilligen kann und nichts thun, als mich im Lethe oder ſonſt etwas Mouſſirendem zu betäuben.“ Damit ſtürzte er in's Nebenzimmer, wo gleich darauf der letzte Champagnerpfropfen knallte.

Die beiden Briefe waren durch den Lieutenant Schmetterich ſorgfältig verſiegelt und dem Burſchen zur ſchleunigen Beſorgung übergeben worden mit dem ganz beſondern Auftrage, auf dem Rückwege noch zwei Flaſchen Champagner mitzubringen. Das Alles wurde pünktlich ausgeführt, und hatte zur Folge, daß ſich die Gäſte erſt nach einer weiteren ſchweren Stunde verabſchiedeten oder vielmehr ohne Abſchied die Treppen hinabſtolperten.

Julius Cäſar hatte ſie bis an die Thüre begleitet, blickte alsdann tiefaufathmend und faſt verwunderungsvoll auf das Schlachtfeld und that hierauf das Klügſte, was er thun konnte, er ſuchte nämlich ſein Bett auf, wo er augenblicklich, und ehe der Burſche noch Zeit gefunden hatte, die Rouleaux herabzulaſſen, in einen tiefen Schlaf verſank.

Er träumte mancherlei und ſchwer, ſein Geiſt beſchäftigte ſich mit Perſonen und Dingen, die Hunderte von Meilen auseinanderlagen, die er aber von einer Sekunde zur andern ſah und ſprach; und nicht nur hatte er das unheimliche Geſchick, Welten und Zeiten zu durcheilen, ſondern er glaubte auch in Wirklichkeit, wie eine Fliege aus einer Zimmerecke in die andere zu fliegen, ſtürzte auch zuweilen einige tauſend Fuß von irgend etwas herab, um dann ſtöhnend für Sekunden aufzuwachen, war dann genöthigt, vor einem fürchterlichen Feinde zu fliehen, und dabei nicht im Stande, einen ſeiner Füße vom Erdboden zu erheben — ſchreckliches Gefühl! Doch noch ſchrecklicher ein anderes, das ihn überkam, als ein neues Bild durch ſeinen Traum ging und er ſich in einem Ballſaale in glänzender Geſellſchaft ohne „Unausſprechliche“ erblickte.

„Julius!“

Ja ſie war es, die ihn aus dem Ballſaale und vor der Schmach gerettet hatte, die kleine verfloßene Elſe, die ihm mitleidig einen Unterrock überwarf, den aber gleich die Andere hohnlachend in eine gitterähnliche Crinoline verwandelte, wodurch ſein Anblick noch troſtloſer wurde.

„Julius!"

Und ſeine Lage wurde verwickelter, ſchwieriger; er hatte Elſen's Unterrock wie eine Toga um die Schulter geſchlungen und war ganz Sever, nur daß es in dem Terzett zwiſchen ihm, Norma und Adalgiſa von Worten zu Thätlichkeiten und zwar zu klatſchenden Ohrfeigen kam, die ihm von beiden Seiten applizirt wurden und zwar nach der Melodie aus Martha:

„Ich kann ſtricken!"

Man leidet oft an ſolch' häßlichen dramatiſchen Träumen, wenn man, wie der Lieutenant von Ruppinger, ein eifriger Theatergänger iſt und dabei die üble Gewohnheit hat, ſeine Freunde mit Arien, Duetten und Chören aus allen erdenklichen Opern zu quälen. Verzweiflungsvoll wälzte er ſich auf ſeinem Lager auf die andere Seite und war ſo glücklich, den beiden erboſten Weibern zu entfliehen, ja es trat ein angenehmer Ruhepunkt ein in ſeinen wilden Träumen, er fühlte, daß er ein ganz Anderer geworden und daß ihn eine neue, unſchuldvolle, aber doch heiße Liebe beglücke.

„Mein Julius, wie ich dich liebe!"

Ja, es war der zarte, würzige Hauch eines warmen Athems, den er auf ſeiner Wange ſpürte, der leiſe Druck einer weichen Hand, es waren Worte voll Liebe, die ihm zuflüſterten von Seligkeit, Dankbarkeit, Treue und ewiger Anhänglichkeit — Worte, die er ſo deutlich vernahm, wie man ſonſt gewöhnlich im Traume nicht zu vernehmen pflegt, — Worte, die ihn endlich nöthigten, ſeine Augen zu öffnen, ohne daß aber die immer noch mächtigen Geiſter des Weines ihm erlaubt hätten, vollſtändig klar zu ſehen und zu fühlen, wenn ſie auch im Begriffe waren, langſam von ſeinem Haupte wegzuziehen.

„Wo war ich?"

„Du warſt bei mir, im Arm der Liebe und Dankbarkeit." Der Ton dieſer Stimme hatte etwas anmuthig Weiches, Nervenberuhigendes, Einſchläferndes und wirkte ſo auf Julius Cäſar, der abermals ſeine Augen ſchloß, und nun fortträumend Raoul aus den Hugenotten war, der ſeine Valentine ſoeben gefragt: „Wo war ich?"

Doch mochte es ſein, daß das Bewußtſein klarer in ihm zurückkehrte, nachdem er noch einmal im Traume einen Kampf gekämpft, wie jener hugenottiſche Edelmann zwiſchen Liebe und Pflicht, oder half das Vorbeirollen mehrerer ſchwerer Laſtwagen auf der Straße, unter deren dröhnendem Lärme die Fenſterſcheiben klirrten, ſein völliges Erwachen beſchleunigen, genug, er ſchwang ſein Schwert, als Raoul im Traume nämlich: — „Dir, Gott, befehle ich, dieſes theure Weſen," und ſprang in Gedanken zum Fenſter hinaus, in Wirklichkeit aber von ſeinem Bette in die Höhe, um — mit weit aufgeriſſenen Augen und dem Ausdruck des unausſprechlichſten Erſtaunens in den Blicken ein junges, hübſches, ſehr beſcheiden angezogenes Mädchen zu betrachten, welches lächelnd vor ihm ſtand.

„Elſe! — träum' ich fort oder biſt du's ſelber?"

Statt ſogleich zu antworten, legte ſie die Hand auf ſeinen Arm und antwortete mit einer heitern glückſeligen Miene:

„Ich mußte kommen, um dir zu danken, da du mich ſo glücklich gemacht."

„Ich hätte dich glücklich gemacht, Elſe?"

„Ja, durch deinen Brief, den ich vor einer Stunde erhielt."

„In der That?" fragte er und ſetzte mit einem zweifelhaften Lächeln hinzu: „Das hätte ich in der That nicht gedacht!"

„Wie du reden kannſt, Julius! als wenn die Erfüllung meiner ſehnlichſten Wünſche nicht für mich das höchſte Glück wäre!"

„Ah, ſo habe ich deine ſehnlichſten Wünſche erfüllt, indem ich nur einer bitteren Nothwendigkeit nachgab?"

„Einer bitteren Nothwendigkeit? — ſo war es nur eine bittere Nothwendigkeit, welche dich bewogen, mich ſo glücklich, ach ſo ſehr glücklich zu machen?"

„Wodurch habe ich dich denn ſo glücklich gemacht, Elſe?" fragte er mit einem ſcheuen, argwöhniſchen Blick, indem er ſich heimlicherweiſe irgend wohin kniff, um durch den Schmerz zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß er vollkommen wache.

„Durch deinen Brief, Julius.“

„Ah, mein Brief hat dich glücklich gemacht?“

„Ja!“ rief ſie mit herzlicher Freude, „durch die Hoffnung auf eine endliche ewige Vereinigung mit dir.“

„Durch meinen Brief?“ — fragte er, indem es ihn eigenthümlich durchſchauerte und er das Gefühl hatte, als richteten ſich ſeine ſämmtlichen Haare drohend empor — „Elſe, wo — haſt du — dieſen Brief?“

Sie zog ihn lächelnd hervor von der heimlichen Stelle, wo junge Mädchen derlei zu verwahren pflegen und that das ſo zögernd und kokett, daß er faſt ungeduldig wurde und ihr den Brief mit einem heftigen Aufſtampfen des Fußes entriß. Dann entfaltete er raſch das Blatt mit zitternden Fingern und hatte kaum einen Blick hineingeworfen, als er im Tone der Verzweiflung rief: „Wehe mir, was iſt geſchehen, dieſer unglückſelige Schmetterich hat in ſeinem Duſel die Briefe verwechſelt, der Himmel ſteh' mir bei!“

Dieß that aber der Himmel in keiner Weiſe, weder durch eine hübſche totale Sonnenfinſterniß, noch durch ein kleines Erdbeben, welches Elſe vielleicht veranlaßt hätte, mit einem Schreckensausruf das Weite zu ſuchen; ſie wich und wankte nicht, bis ſie die ganze ſchreckliche Wahrheit erfahren, worauf ſie laut weinend in den Stuhl ſank, während Herr von Ruppinger mit den Sprüngen eines wilden Tigers in das Bedientenzimmer ſtürzte und ſeinen Burſchen zur Verantwortung aus dem Bette zerrte, wo auch dieſer nach gethaner ſaurer Arbeit den Schlaf des Gerechten ſchlief.

„Was haſt du mit den beiden Briefen angefangen, welche dir der Lieutenant Schmetterich gegeben?“

„Ich habe ſie an ihre Adreſſen gebracht, einen der Mamſell Elſe, den andern in die Tauberſtraße zu Oberkriegsrath Helwig.“

„Haſt du vielleicht die Briefe verwechſelt?“

„Oh, wie werd' ich, Herr Oberlieutenant? Dazu kann ich viel zu gut leſen! Sie können ganz außer Sorge ſein, ich gab den einen Brief dem Stubenmädchen des Herrn

Oberkriegsraths, und als dieſe die Aufſchrift geleſen, ſagte ſie: „Wie wird ſich mein Fräulein freuen.“

„Oh, ja! Sie wird ſich freuen,“ ſprach Herr von Ruppinger mit düſterer Stimme; dann befahl er ſeine beſte Uniform, ſowie ſeinen neuen Salonſäbel, und eilte in ſein Schlafzimmer zurück, um vermittelſt recht kalten Waſſers und zweier ſcharfer Haarbürſten ſorgfältig Toilette zu machen.

Elſe war verſchwunden und dieß war wohl im gegenwärtigen Augenblicke das Geſcheidteſte, was ſie thun konnte. —

Sehen wir uns einen Augenblick in dem Hauſe der Tauberſtraße um und wählen dazu die Zeit, bevor der Bediente des Herrn Lieutenant von Ruppinger als Liebesbote erſchienen war. Da ſaß die Tochter des Oberkriegsrathes Helwig vor ihrem Toiletteſpiegel, und hinter ihr ſtand das Stubenmädchen beſchäftigt, den wundervollen und ſehr täuſchenden Chignon aufzuſtecken.

„Sehe ich wirklich heute Morgen gut aus, Babette? Sag' es mir offenherzig, denn es iſt mir Alles daran gelegen, heute Morgen einen guten Eindruck zu machen. Weißt du, einen Eindruck — wie Jemand, der zufrieden, ja glücklich iſt, bin ich nicht ein wenig zu blaß? Was meinſt du? — ſag' es mir offenherzig, wie ich ausſehe!“

„Wie ein Engel, Fräulein Lottchen!“

Darauf lächelte die junge Dame ihr Spiegelbild etwas kokett von der Seite an und zwar in gehöriger Steigerung, bis nicht nur die kleinen, aber weißen Zähne ſichtbar wurden, ſondern auch ein paar hübſche Grübchen in den Wangen.

„Gewiß, wie ein vollkommener Engel, Fräulein!“

Pausbäckig, wie man ſich die Engel gewöhnlich vorſtellt, überhaupt mit recht runden Formen war nun Fräulein Lottchen allerdings, wenn auch der Glanz unvergänglicher Jugend ſchon etwas abgeſtreift war und nur mühſam wieder hergeſtellt werden konnte durch einen leichten Anflug künſtlicher Röthe, ſowie durch ein auffallendes, vielleicht allzuhäufiges Lächeln, welches dazu diente, kleine feine Fältchen um Augen und Mund auf angenehme Art zu maskiren.

„Ach, wenn du wüßteſt, wie mir zu Muth iſt, Babette! ich kann es dir gar nicht beſchreiben,“ plauderte Lottchen, während ſie mit einem kleinen, dunkel gefärbten Bürſtchen ihren Augenbrauen nachhalf, „es iſt mir allerdings ſchon recht oft zu Muth geweſen, aber ſo noch nie, — nie, — nie, — ich habe vor dir keine Geheimniſſe, weil du eine brave, ehrliche Seele biſt und weil du mir immer treulich geholfen haſt. — Weißt du noch, damals bei dem Aſſeſſor war mir auch zu Muthe, aber ganz anders, ebenſo bei dem Kammerjunker, der ſo ſchändlich an mir gehandelt, — aber ſo wie mir jetzt zu Muthe iſt, habe ich noch niemals gefühlt, denn ich liebe wirklich.“

„Er iſt aber auch ein ſchöner Mann, der Herr von Ruppinger.“

„Und der ſüße Name: Julius Cäſar! — ach, mein Cäſar! — — du Babette, gib mir doch lieber die blaue Schleife, ſie ſteht beſſer zu meinem Haar — ich wollte, du hätteſt mich im Theater geſehen, als ich zum erſten Mal ſeine Aufmerkſamkeit auf mich lenkte, wie ich ihn lange nicht anſchaute, obgleich er förmlich nach einem Blicke ſchmachtete und wie ich ihn dann auf einmal mit einem ganzen Lichtſtrom aus meinen Augen übergoß — ſo — oh, ich verſtehe das! Sagte mir doch damals der Aſſeſſor, ein ſolcher Blick könne ihn völlig toll machen und zur Verzweiflung bringen, da man doch ganz deutlich ſehe, daß ich mit meinem kalten Herzen nur mein Spiel mit den armen Männern triebe — oh, es iſt viel werth, wenn ſie glauben, man hätte ein kaltes Herz, wenn man ſo unbefangen nach rechts und links blickt und lächelt, jetzt plötzlich die Augen niederſchlägt, ſeinen Fächer an den Mund legt, und dann, wenn ſie meinen, man hätte ſich zu irgend einem Zeichen herabgelaſſen, unbefangen gerade ausblickt mit dem deutlichen Ausdruck im Geſichte, daß einem die ganze Welt vollkommen gleichgiltig iſt. Darauf thut dann auch ein Blick, wie ich ihn dir vorhin gezeigt, ſeine vollkommene Wirkung. — Meinſt du, daß er noch vor Tiſch zu uns kommen wird?“

„Ich glaube ſo, Fräulein Lottchen, denn wie ich zufällig erfahren, iſt das Reiterregiment heute morgen nicht zum Exerziren ausgerückt.“

„Ei, du erfuhrſt in letzter Zeit häufig etwas ganz zufällig von Dem, was dort im Regimente vorgeht, ich will nicht hoffen, daß der Burſche des Herrn von Ruppinger anders als im Intereſſe ſeines Herrn ſo oft in der Nähe unſeres Hauſes geſehen wird.“

Babette nahm etwas haſtig die Morgenkleider des Fräuleins von dem Stuhle vor ſich und that, als hätte ſie große Urſache, mit ihrer Herrin zu ſchmollen, unterließ auch gleich darauf nicht, mit einer gewiſſen Kopf- und Schulterbewegung zu ſagen: „Und wenn ich je freundlich gegen den Herrn Georg war, ſo geſchah das Alles in Ihrem Intereſſe, Fräulein Lottchen, und ich könnte ſagen, daß ich — wenn ich — im Falle nämlich — ein Schlachtopfer Ihrer Liebe geworden bin.“

„Du brauchſt mir deßhalb keine Geſichter zu ſchneiden, und die Erzürnte zu ſpielen!“ entgegnete Fräulein Lottchen begütigend, „du weißt, mit welchem Vertrauen ich dich ſtets behandelt und daß ich nie ein Geheimniß vor dir gehabt habe weder mit dem Aſſeſſor noch mit dem Kammerjunker, noch auch ſonſt bei anderen Kleinigkeiten. Aber du weißt eben ſo gut, daß unſere Mama die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen würde, wenn ſie eine Ahnung davon hätte, und daß ſie dann erſt recht unſer Haus eine Soldatenwirthſchaft nennen würde. Deßhalb nimm dich in Acht, denn ich habe ohnedieß ſchon genug auszuſtehen; hatte doch Mama geſtern noch, wie du ſelbſt weißt, eine ſchreckliche Scene mit Papa, und wer weiß, ob ſie nicht recht behalten und meinen ſchönen Cäſar ein- für allemal abgelehnt hätte, wenn ich nicht gerade im richtigen Momente in Ohnmacht gefallen wäre — ſo, nun nimm das Eau de Cologne und blaſe mich von allen Seiten ein bischen damit an. — Sehe ich wirklich gut aus, Babette?“

„Himmliſch, Fräulein Lottchen, und dabei ſo heiter und glückſelig, gerade als ob Sie ſingen wollten, wie die neulich in der Oper: „Grillen ſind mir böſe Gäſte!“

Und ſo ſah auch Fräulein Lottchen gerade aus, als ſie — Babette war hinausgegangen — jetzt allein vor ihrem Spiegelglaſe ſtand, und als ſie nun dem Bilde in demſelben einen zierlichen Knicks machte; ſie war durch Natur und Kunſt eine allerliebſte, ja ſogar friſche Erſcheinung, beſonders wenn ſie lächelnd ihre Grübchen und ihre weißen Zähne zeigte: rund von Geſicht, rund von Körper, und dazu mit einer feinen und ſchlanken Taille, die ſie recht kokett auf ihren etwas breiten Hüften zu tragen wußte.

Da brachte Babette mit ſtrahlendem Lächeln einen Brief des Herrn Julius Cäſar von Ruppinger, gewiß den Vorboten ſeiner ſelbſt, worin er mit wenigen aber glühenden Worten ſagen werde, daß er den Zeilen auf dem Fuße folge, um der heißgeliebten Braut die Hand zu küſſen.

Zu gleicher Zeit war der Herr Oberkriegsrath Helwig aus der Sitzung nach Hauſe gekommen und ging mit großen Schritten im Wohnzimmer hin und her, wobei er ſeiner Gattin, die in einem bequemen Lehnſtuhl ſaß, einige Mittheilungen machte, welche gerade nicht unangenehmer Art zu ſein ſchienen. Der Oberkriegsrath war ein langer hagerer Mann, einer von denen, die im Schnitte der Kleidung und auch in den dunklen Farben derſelben immer noch der Mode vergangener Jahre huldigen; der ſchwarze lange Oberrock mußte bei ihm bis tief über die Knieſcheibe hinabgehen, unter ihm ſah man ein einfaches graues Beinkleid nach altem Schnitte, und was ſeine Halsbekleidung anbelangte, ſo verſchmähte er alle Schwindeleien von Shlips und Kravatten und bediente ſich des ſoliden einfachen Taffettuches mit ſo hoher Einlage, daß ſeine weißen Kragen es kaum zu dem ſchüchternen Verſuche brachten, geſehen zu werden. Dabei war ſein langes Geſicht glatt raſirt und bildete ſo einen ſcharfen Gegenſatz zu ſeinem aufſtrebenden dichten und etwas borſtigen Haar.

Wenn man dagegen ſeine Gattin betrachtete, ſo mußte man geſtehen, nie ein ungleicheres Paar geſehen zu haben; die Oberkriegsräthin war klein und außerordentlich ſtark, und da ſie es, wie ihre Tochter, liebte, der jedesmaligen Mode zu huldigen, auch wenn dieſe Mode nicht gerade vortheilhaft für ihre Geſtalt war, ſo ſah ſie bei den heutigen kurzen und engen Röcken, eben ſolcher Taille und Aermeln, gerade ſo aus, als ſei ſie in ihren Anzug hineingeſchwollen und als müſſe man bei ihren überquellenden Formen nächſtens etwas Entſetzliches erwarten. Dabei war ſie langſam und bedächtig in allen ihren Bewegungen, mit Ausnahme derer ihrer Zunge; und der Oberkriegsrath hatte Recht, wenn er dieſe das wenigſt wünſchenswerthe Erbtheil ſeiner theuren Schwiegermutter nannte, deren Mann ein Viktualienhändler en gros geweſen war, und deſſen Geſchäft die Wittwe nach ſeinem Tode fortgeſetzt hatte, ſo daß ſie ihrer einzigen Tochter bei ihrer Vermählung mit dem damaligen Aſſeſſor Helwig ein bedeutendes Vermögen zur Mitgift geben konnte.

„Wie ich dir ſchon ſagte, meine Liebe,“ meinte der Oberkriegsrath hin- und hergehend, „ſo ſprachen ſich Seine Excellenz der Herr Kriegsminiſter recht günſtig über den Lieutenant von Ruppinger aus und die Gratulation, womit er mich beehrte —“

„Das glaube ich wohl, oh, es gibt ja nichts Begreiflicheres. Und der Oberſt des Regiments und die Majors und Rittmeiſter werden es ebenſo wenig an gut gemeinten Gratulationen fehlen laſſen, ja es iſt ein wahres Freſſen für alle dieſe Hungerleider, daß wieder einmal einer einen ſolchen Goldfiſch geangelt hat, wobei für Alle ein Feſteſſen mit Champagner und dergleichen Etwas abfällt. Und das ſollte auch für mich eigentlich gar kein Kummer ſein, wenn ich nicht wüßte, wie man in der Stadt darüber ſprechen wird!“

„Nun, und was kann man ſagen, — — eine gegenſeitige Neigung —“

„Was man ſagt und was man ſagen kann und was man ſagen wird, das will ich dir ebenfalls ſagen. Oh laß mich aus mit dem Schwindel von gegenſeitiger Neigung, das glaubt doch kein Menſch — ſagen werden ſie: Helwig's Lotte ſei jetzt ſchon manches Jahr auf den Bällen geſehen worden und da habe es ihre Frau Mama, das bin ich, für nöthig gehalten, ihr einen Lieutenant zu kaufen!“

„Wer wird denn ſo dummes Zeug reden?“

„Wer? Alle, — ich habe auch geſtern in meinem Kranze Gratulationen entgegen genommen, gerade nicht von Kriegsminiſtern und ähnlichen hohen Herrſchaften, und kann dich verſichern, Leonhard, daß alle dieſe Glückwünſche einen kleinen bittern Beigeſchmack hatten. — Wenn auch ein Offizier, ſagte die Eine, immer etwas zu bedenken gebe — obgleich es ſehr raſch gegangen ſei, meinte eine Andere, und eine Dritte ſetzte hinzu: trotz alledem könne man von dem Lieutenant von Ruppinger nichts Anderes ſagen, als daß er noch einer von den Ruhigſten und Geordnetſten ſei — nun wie Gott will: ich waſche meine Hände in Unſchuld."

Da öffnete ſich langſam die Thür und Lottchen trat ein, nicht roſig und blühend, wie wir ſie eben noch in ihrem Zimmer geſehen, ſondern etwas bleich und alterirt; auch die eine Seite ihrer Friſur war ein wenig zerzaust, in der Hand hatte ſie einen offenen Brief. Tiefathmend ſchritt ſie einher und als ſie in die Nähe ihres Vaters gekommen war, lehnte ſie ſich mit ſteifer Haltung an deſſen Schulter und knickte dann zuſammen wie eine gebrochene Lilie.

„Der Himmel ſteh' uns bei!" rief die Kriegsräthin, ſich ſo raſch erhebend, als es ihr möglich war. — „Was haben wir denn da? — was bringt uns das Mädchen?"

Statt zu antworten, ſtreckte die Ohnmächtige die Hand mit dem Brief gegen ihre Mutter aus und ließ ſich dann etwas affektirt, willenlos zu einem nahe ſtehenden Lehnſtuhle ſchleppen, in den ſie mit einem leichten Aufſchrei hineinſank.

Der Oberkriegsrath hatte haſtig das zerknitterte Papier aus der Hand ſeiner Tochter genommen, um es zu leſen, kam indeſſen nicht dazu, da die Oberkriegsräthin mit einer größeren Energie als man dieſer dicken Frau hätte zutrauen ſollen, das Papier an ſich nahm und ſich damit nach ihrem Fauteuil zurückbegab, um für alle etwa zu überwältigenden Nachrichten auf ihrem bequemen Sitze gerüſtet zu ſein. Dann las ſie, und während ſie las, röthete ſich ihr Geſicht und ihr Athem ging raſcher und ſchwerer.

„Nicht wahr, Mama, der Schändliche! der Verräther!" rief Lottchen gellend, worauf ſie in ein hyſteriſches Lachen ausbrach.

Madame Helwig ſchlug mit der linken Hand auf das Papier und ſagte dann im entſchiedenen Tone: „Mich wundert das gar nicht — ich habe ihm nie etwas Beſſeres zugetraut!"

„O doch, Mama, o doch! ich weiß, daß er mich geliebt hat! Wenn er auch alle Welt betrog, mein Herz war er nicht im Stande zu betrügen! Gewiß, er hat mich geliebt!“

„Schöne Liebe das!“

„Er hat mich geliebt und liebt mich noch!
Und ſtürzte die Welt zuſammen,
Aus ihren Trümmern ſtiegen doch
Hervor unſerer Liebe Flammen!“

deklamirte Lottchen mit einem Blicke gen' Himmel, mit einem Blicke, deſſen prophetiſcher Ausdruck von dem Oberkriegsrathe recht proſaiſch durch die etwas ungeduldige Frage abgeſchwächt wurde: „Werde ich denn nun endlich auch einmal erfahren, worum es ſich handelt!?“

„O, ich will es dir ſagen, Papa!“ — klagte Lottchen — „es iſt nichts als grenzenloſer Neid, als Eiferſucht und Kabale! ſie gönnen mir meinen Cäſar nicht. — — — Wer weiß,“ fuhr ſie mit einem ſchwärmeriſchen Blick fort, während der Oberkriegsrath mit finſterem Stirnrunzeln den Brief las, „wer weiß, welch' ſchändliche Verleumdungen man angewandt, um unſere junge Liebe zu morden. — O ich habe Verdacht — ich habe Verdacht auf ſie, die ſich meine treueſte Freundin nannte, — auf Kanzleiraths Eliſe, welche mir geſtern mit einem eigenthümlichen Blicke ſagte: „An deiner Stelle würde ich Alles thun, um recht bald zu heirathen.“ —

„Dummes Zeug!“ brummte der Oberkriegsrath. — „Der Brief ſieht ſehr darnach aus, als ob er nach reiflicher Ueberlegung und vollkommen aus eigenem Antriebe geſchrieben wäre.“

„O! ich hab' es geſtern wohl geſehen, wie dieſe kokette Eliſe Alles that, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen und ihn mit kleinen Schmeicheleien an ſich zu ziehen! — Wie ich ſie haſſe! — Bot ſie ſich ihm doch ſelbſt als Brautjungfer an, und hatte dabei die Frechheit zu ſagen, daß man als Brautjungfer einer Freundin in ein freundſchaftliches Verhältniß zum Bräutigam trete, welches dauernd für das Leben ſei — — dieſe Schlange!“

„Das ſind recht vage Vermuthungen,“ ſagte Herr Helwig

— „und wenn ich dieſen mehr als unhöflichen Brief betrachte, ſo muß ich geſtehen, daß er mit großer Ueberlegung geſchrieben iſt und ſeinen Zweck erreicht hat, dich und uns Alle auf's Tiefſte zu beleidigen!“

„Das hat mein Cäſar niemals gewollt!“

„Laß mich aus mit deinem Cäſar!“ rief die Oberkriegsräthin entrüſtet, — „ich verſtehe wahrhaftig nicht, wie du ſo dumm ſein kannſt noch die Partie eines ſolchen Menſchen zu nehmen. Darin denke ich anders, und bei mir“ — hier machte ſie mit der rechten Hand dieſelbe horizontale Bewegung, welcher ſich die türkiſchen Paſcha's bedienten, um pantomimiſch ein bischen Kopfabſchlagen zu bezeichnen — „bei mir iſt damit Alles aus und vorbei, und ich bin froh, daß es ſo gekommen iſt.“

Die Worte „Alles aus“ haben, beſonders bei einer Veranlaſſung wie die gegenwärtige, einen ſehr fatalen Klang und übten auch auf die unglückliche Charlotte ſichtbar eine erſchütternde Wirkung. Sie neigte ihr Haupt, als ob ſie nochmals in Ohnmacht fallen oder gar ſterben wolle, beſann ſich aber gleich darauf eines Beſſeren, warf ihre Arme in die Luft und rief vom Stuhle emporſchnellend: „Ich laſſe ihn nicht! ich laſſe ihn nicht! ich trotze der Kabale, die meinen Cäſar von meinem Herzen reißen will! Cäſar laſſen oder ſterben iſt für mich gleichbedeutend — bei Cäſar nur iſt Seligkeit!“

„Ich will dir ſagen, was ſeine Seligkeit iſt,“ entgegnete die Oberkriegsräthin gerade nicht logiſch, aber dafür in um ſo ſchärferem Tone, „ſeine Seligkeit war ſchon bei verſchiedenen Veranlaſſungen, uns durch allerhand kleine Kunſtgriffe zu kränken; oder war es etwas Anderes, als er neulich auf der Lindenburg von den großen Verdienſten des Kriegsrathes Zipfer ſprach, die denn auch durch Verleihung des Ordens belohnt worden ſeien — eines ſo miſerablen Ordens, den nächſtens jeder Poſtkondukteur und jeder gewöhnliche Copiſt im Knopfloche tragen wird — während das deines würdigen Vaters ſo leer und öde bleibt wie eine Kirche am Samſtag Nachmittag!“

„Zerfleiſcht mein armes Herz nicht!
Bei Cäſar nur iſt Seligkeit
Und ohne Cäſar Hölle!“

„Was das anbelangt,“ murrte der Oberkriegsrath, der die Hände auf dem Rücken, mit langen Schritten im Zimmer hin und her ging, „ſo fange ich an, die Abneigung deiner Mutter gegen dieſe Heirath vollkommen zu theilen und was du da von der Hölle fabelſt, das hätte dich vielleicht ſicher getroffen, wenn dieſe Partie, für welche ich allerdings einige Neigung hatte, zu Stande gekommen wäre.“ —

„Man muß noch dankbar dafür ſein, daß uns die Augen am Rande dieſes tiefen Abgrundes geöffnet wurden.“

„Und ihr glaubt, ich kann meinen Cäſar vergeſſen? Nie! — nie! — nie!“

„Das iſt auch vor der Hand ſehr gleichgiltig!“ — entſchied Madame Helwig ſehr ruhig. „Wenn er nur dich vergißt und keine vergeblichen Verſuche macht, wieder anzubandeln —“

„Aber ich wollte ihn“ —

„Jedenfalls aber muß hier Etwas geſchehen!“ ſagte Herr Helwig. „Und das Beſte wäre, die Lotte für einige Zeit zu meinem Bruder, dem Pfarrer, zu thun, bis das ärgerliche Gerede, welches nicht ausbleibt, ein wenig verſauſt iſt.“

„Mit ihrer Entfernung von hier bin ich allerdings einverſtanden,“ meinte die Oberkriegsräthin, ſetzte aber kopfſchüttelnd hinzu: „Doch weißt du ganz genau, daß ich nicht für einen Aufenthalt bei deinem Bruder bin, da iſt's mit den Studioſen der benachbarten Univerſität wie auf einem Taubenſchlage; wenn einer kommt, geht der andere und das ſcherwenzelt und kirrt und ſcharrt, daß es nicht mit zum Anſehen iſt. Allerdings ſoll die Lotte fort; aber nicht zu deinem Bruder, dem Pfarrer, ſondern zu meinem Bruder, dem Apotheker!“

Während ſo über Lottchen entſchieden wurde, ſaß ſie dabei mit gefalteten Händen und aufwärts gerichtetem Blick, ein Bild des Jammers.

Das Auge vom Weinen getrübt. —
Du Himmliſche rufe Dein Kind zurück!
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebt!

„Ja“ — ſagte ſie dann mit einer Stimme, die bei jedem Athemzuge durch ein ſchmerzliches Schluchzen unterbrochen wurde, „ich will — ein folgſames Kind ſein — ich — zu Onkel Apotheker gehen — ich will dieſer ſchändlichen Eliſe — das Feld räumen — — Und warum ſollte ich es nicht thun“ — fuhr ſie mit einem düſteren Lachen fort, „weiß ich doch — daß ich vor Kummer ſterben werde — und hoffe dann nur auf Eins — auf Eins — auf Eins — auf etwas Gräßliches allerdings! daß es mir vergönnt iſt — ihm als Geſpenſt zu erſcheinen, um ſeiner neuen Liebe zu fluchen!“ Hier brach ſie in ein ſo verzweiflungsvolles Weinen aus, daß die Oberkriegsräthin nicht nur eine heftige Antwort unterdrückte, ſondern ihre Tochter ſo ſanft als möglich in die Arme nahm, um ſie aus dem Zimmer zu führen und draußen den Armen des Stubenmädchens zu überantworten, deren kummervoller Miene und zwinkernden Augen man es deutlich anſah, daß ſie kein Wort von dem verloren hatte, was die Herrſchaften im Zimmer geſprochen.

Unterdeſſen hatte der Lieutenant von Ruppinger unter verſchiedenen Ausrufen der Ungeduld, des Zornes, ja der Verzweiflung auf's Sorgfältigſte Toilette gemacht, und ſich nebenbei durch den Genuß einer Flaſche Sodawaſſer auch im Inneren ſo gut als möglich reſtaurirt. Etwas blaß und verſtört erſchienen ſeine Geſichtszüge allerdings, doch konnte das bei den peinlichen Erklärungen, die er voraus ſah, nicht ſchaden, ihn vielmehr auf's Beſte unterſtützen in der Rolle eines Menſchen, der vollkommen außer ſich iſt über einen Vorfall, der ihn zum Unglücklichſten aller Sterblichen gemacht. Aber — — ſprach er zu ſich ſelber, indem er wie erſtarrt ſein nicht unvortheilhaftes Spiegelbild betrachtete, wenn ich eine Verwechslung eingeſtehe, ſo wird man mir keinenfalls die volle Wahrheit erlaſſen, an wen der andere Brief gerichtet war. O verflucht — verflucht!

Dieſer peinigende Gedanke benahm ihm ſo ganz ſeine bisherige Haltung, daß er ſich auf ſein Sopha warf, um dort ſehr lange über ſeine verwickelte Lage nachzudenken.

Aber er fand keinen Ausweg aus dieſem Labyrinthe, er fand keine irgendwie paſſende Entſchuldigung, keine glaubwürdige Lüge, es blieb ihm nichts zu ſagen übrig, als die reine, nackte, ſchreckliche Wahrheit.

— — Und auch das hätte am Ende ſein Gutes, dachte er tiefaufſeufzend nach weiterer Ueberlegung, — wer weiß, durch welchen Zufall dieſe kleine Geſchichte mit der Eliſe doch noch zu den Ohren ſeiner Braut gekommen wäre, gewiß verdreht, mit Zuſätzen verſehen, und ſo für ihn eine Quelle beſtändiger Sticheleien und fortgeſetzten Mißtrauens. — Alſo gerade hindurch, den Kopf in die Höhe, die Zügel feſt in der Hand, und in Gottes Namen! Eſkadron, marſch! marſch!

Ja, raſch ging es nun gerade doch nicht; und wenn der Lieutenant von Ruppinger auch ſeine Treppe ziemlich eilig hinabſtieg, ſich auch mit ſchnellen Schritten vom Hauſe entfernte, ſo mäßigte er doch dieſe Gangart, je mehr er ſich der Taubenſtraße und dem Hauſe ſeiner Braut näherte.

Da lag es vor ihm und er bedachte jetzt erſt, daß es etwas Mißliches haben könne, wie eine Bombe in ein Terrain zu ſchlagen, das gerade jetzt für jeden forcirten Angriff gewiß ebenſo unzugänglich als vielleicht auch auf einen Scheinangriff wohl vorbereitet war. Er ging deßhalb an dem Hauſe vorüber und zwar auf der andern Seite der Straße, hinaufſchmachtend nach Liebchens Fenſtern, wie er geſtern noch mit großem Erfolge gethan, — heute aber ohne die allergeringſte Wirkung zu erzielen; denn das Haus erſchien hinter ſeinen zuſammengezogenen Vorhängen öde, ausgeſtorben.

In gehöriger Entfernung ſchwenkte der Kavallerieoffizier auf die andere Seite der Straße über, jetzt in der feſten Abſicht den Eingang zu forciren, die Oberkriegsräthin, wenn ſie ihm zufällig hindernd in den Weg treten würde, mit aller Schonung aber kräftig auf die Seite zu ſchieben, und zu Lottchen's Füßen nach gewiſſenhafter Beichte ſeinen Urtheilsſpruch zu vernehmen.

Daß auch ein Vater im Hauſe ſei, ein Vater, der ſeine

Tochter innig liebte, ein Vater, der, wenn er auch häufig gegenüber ſeiner Frau etwas von der Natur des Lammes an ſich hatte, wenn es dagegen galt, im Einklange mit ſeiner Gattin eine empfangene Beleidigung zu ahnden, ganz Tigernatur ſein konnte: daran hatte Herr von Ruppinger ebenſo wenig gedacht, als daß er dieſem Vater jetzt bei ſchon längſt angebrochener Kanzleiſtunde unter der Hausthür zu begegnen das Unglück haben könne.

Und doch fügte es das Schickſal alſo. Der Oberkriegsrath ſtand eben auf der Schwelle, als der junge Kavallerieoffizier ſeine Hand elegant an die Mütze legend vor der Hausthüre ankam — da ſtand — Lottchen's Vater, den Kopf ſo hoch aufgerichtet, daß die überhohe Halsbinde faſt unſcheinbar wurde, den Hut, mit dem er ſonſt ſo freundlich gegrüßt, unbeweglich auf dem Haupte, die Augen drohend und finſter auf den Miſſethäter gerichtet, den Mund grimmig zuſammengezogen, den Regenſchirm heftig vor ſich auf den Boden niederſtoßend — ganz Cherub mit flammendem Schwerte, vor der Pforte eines verloren gegangenen Paradieſes.

Ein paar Augenblicke ſchauten ſich Beide ſprachlos an, der junge Kavallerieoffizier die Hand wie feſtgenagelt an ſeiner Mütze, und dabei vor dem Cherub ſtehen bleibend, der nun alſo anhub zu reden: „Sollte es wirklich möglich ſein — wäre es denkbar, daß Sie, junger Mann, nach Allem, was geſchehen, die Kühnheit haben könnten! — Sollten Sie wirklich dergleichen im Schilde führen, ſo rathe ich Ihnen, ich, ein ſonſt ſehr ruhiger Staatsbürger, es zu unterlaſſen, indem es ſich wohl fügen könnte, daß ich ohne alle Rückſicht auf Sie und Ihren Stand mein Hausrecht wahren müßte!!“

„Aber — Herr Oberkriegsrath — wollen Sie mich nicht eine Minute ruhig anhören?“

„Nicht eine Sekunde, junger Mann! und die Minute, die ich hier bei Ihnen vergeudet, bedaure ich nur deßhalb nicht, weil ſie mir Veranlaſſung gab, Ihnen auf's Nachdrücklichſte zu ſagen, daß unſere Wege fortan und unwiderruflich auseinander gehen!“

Die Bewegung, welche Herr Helwig hierauf mit ſeinem Regenſchirm machte, zeigte ſo deutlich nach der Richtung hin, die vor Herrn von Ruppinger lag, während er ſelbſt ſich nach der andern Seite der Straße wandte, daß dem Kavallerieoffizier nichts Anderes übrig blieb, als ſeinen Weg fortzuſetzen.

— — — — Und nun zu Schmetterich! — zu dieſem leichtſinnigen Schmetterich, zu ihm, der ſo unverantwortlich gehandelt — ja, in einem Zorne, der etwas Blutgieriges an ſich hatte, zu Schmetterich, mochte daraus entſtehen, was da wolle! — Ja, je mehr daraus entſtand, je lieber war es dem Herrn von Ruppinger. „Meinetwegen ein Duell!“ dachte er, „ſo ſcharf als möglich, und mit Eclat in Scene geſetzt;“ damit ſie es erführe, damit ſie forſchen könne nach dem Grunde dieſes Duells und erfahre, wie er ſich bemüht, die ſchändliche Verwechslung ſeines ehemaligen Freundes zu rächen.“

„Bah!“ dachte er dahinſchreitend, „das Haus wird doch nicht lange für mich hermetiſch verſchloſſen bleiben, oder ſie ſich wie eine Gefangene in ihren vier Mauern halten; — ich habe vielleicht das Glück ihr zu begegnen — heute oder morgen, — ich ſehe ſie vielleicht auf der Promenade, oder im Theater, und will alsdann vor ihr erſcheinen, ein Bild der Reue, der Zerknirſchung! Aber zuerſt ſoll mir Schmetterich dafür büßen!“

Doch war dieſer würdige Infanterieoffizier durchaus nicht in der Verfaſſung, um für irgend Etwas zur Verantwortung gezogen zu werden. Er lag ausgeſtreckt auf ſeinem Sopha, trotz genoſſenem Sodawaſſer und einigen Stunden Schlaf, noch immer unter dem lähmenden Einfluſſe des reichlich genoſſenen vortrefflichen Champagners. — Obgleich er ſeinen Freund augenblicklich erkannte, — er ſtreckte ihm mit einer etwas ſteifen Bewegung ſeine rechte Hand entgegen — ſo ſah er doch nicht klar genug, um ſogleich zu entdecken, daß ſich ſein Freund in einer heftig erregten Gemüthsſtimmung befand. Und als er endlich nach und nach zu dieſer Einſicht kam, verſtand er dieſe Gemüthsſtimmung ſo gänzlich falſch, daß er lachend mit lallender Zunge rief:

„Ja du biſt eben ein glücklicher Kerl — — haſt ein Ziel erreicht, wonach Andere vergebens ſchmachten!“

„Willſt du mich einen Augenblick ruhig anhören, Schmetterich?“

„Brauch gar nicht, Bruderherz! — ich ſehe an deinem Auge — wie glücklich — du — u — u — u biſt, und daß ich mich — darüber freue, brauch' ich dir nicht zu wiederholen!“

„Erinnerſt du dich, geſtern zwei Briefe für mich couvertirt und geſiegelt zu haben?“

— — — — — — — „Nein! — — daran erinnere ich mich nicht, das muß ein Irrthum ſein — wahrhaftig nicht!“

Herr von Ruppinger biß die Zähne aufeinander, und blickte mit einem tiefen, ſchmerzlichen Athemzuge an die Decke des Zimmers empor — — dieſer Menſch erinnerte ſich gar nicht einmal mehr, die beiden Briefe couvertirt zu haben, und darin lag von Seiten Schmetterichs keine Heuchelei, wie jeder ſehen konnte, der deſſen noch immer ſtieres Auge betrachtete, ſowie ſein eigenthümliches Lächeln, als ſein Kopf nun auf das Sophakiſſen zurückſank, und er augenblicklich wieder einſchlief.

Er verließ wüthend das Zimmer, um draußen den Burſchen des Infanterieoffiziers vorzunehmen, welchem er auf's Beſtimmteſte anbefahl, ſeinem Herrn, ſobald dieſer wieder — mit ſich reden laſſe, zu ſagen, er, der Lieutenant von Ruppinger, ſei da geweſen, und laſſe ihn, den Lieutenant Schmetterich, erſuchen, unter allen Umſtänden zu Hauſe zu bleiben, da er ihm Dringendes und ſehr Wichtiges mitzutheilen habe.

Unterdeſſen hatte aber Kriegsraths Babett, mitfühlend den grenzenloſen Jammer ihrer jungen Herrin, es glücklich zu fügen gewußt, daß ſie bei einem dringenden Ausgange den Bedienten des Herrn von Ruppinger in einem Laden, wo man ſich häufig zu treffen pflegte, auch diesmal begegnete, und ihm zu deſſen großem Erſtaunen das Vorgefallene mittheilen konnte. Was der Brief eigentlich enthalten, wußte Babette nicht zu ſagen, oder hielt es nicht für nothwendig, zu thun; auch wußte ſie ganz genau, daß, wenigſtens vorderhand, an eine Wiedervereinigung der beiden Liebenden nicht zu denken war. Hatte doch der Oberkriegsrath geſagt, er wolle lieber wieder beim Copiſten anfangen, als jenem Menſchen nochmals den Zutritt in ſein Haus geſtatten, und hatte doch Madame Helwig ihr, Babette nämlich, mit der Hand gedroht, und dabei die Verſicherung gegeben, daß der erſte Verſuch zu einer Annäherung jener Beiden ihr letztes Stündlein im Hauſe ſei. — „Da iſt nun vorderhand nichts zu machen,“ ſagte Babette, „denn ich kenne meine Frau!“

„Ja, da wird wohl nichts zu machen ſein,“ meinte auch Georg mit einem etwas dummen Geſichtsausdruck, denn er begriff ſehr wenig, um was es ſich eigentlich handelte; er erinnerte ſich nur, ſeinen Herrn im heftigen Zorne geſehen zu haben, als er ihm wahrheitsgetreu verſichert, daß er beide Briefe auf's Pünktlichſte beſorgt habe.

„Beide Briefe? — An wen war denn der andere? Du wirſt mir darin die Wahrheit ſagen, Georg!“

„Der andere, ja nun der andere,“ erwiderte der Offiziersbediente, indem er ſich verlegen am Kopfe kratzte, — der andere war an — nun an wen war er denn eigentlich? — richtig, an den Schneider Sichel — ja, an den Schneider Sichel; weiß ſie, Babette, dergleichen kommt zuweilen auch vor!“

Hätte Georg, ſtatt zu lügen, die reine, allerdings ſchlimmere Wahrheit geſagt, ſo wäre es vielleicht für ſeinen Herrn beſſer geweſen; denn es wäre hier gegangen, wie bei manchem anderen Uebel, wo eine Heilung möglicher iſt, ſobald man den Urſprung des Uebels genau kennt.

„Und nun will ich Ihnen ſagen, was Sie Ihrem Herrn mittheilen ſollen,“ fuhr Babett mit einem tiefen Seufzer fort, — „ich riskire allerdings, daß ich fortgeſchickt werde; aber was thut man nicht einer Herrin zu lieb, die ſo unglücklich iſt, wie mein armes Fräulein — und ſie iſt ſchrecklich unglücklich!“

„Ja ich kann mir das wohl denken,“ erwiderte Georg, obgleich er keine noch ſo ſchwache Idee von jenem großen Unglück hatte. —

„Aber ich hab' es dem Fräulein oft genug geſagt, ſie ſolle keinem Manne nichts glauben; am allerwenigſten aber jenen Männern, die zweierlei Tuch auf dem Leibe tragen."

„Ich thäte das auch nicht," verſicherte Georg treuherzig, verbeſſerte ſich aber, als er dem erſtaunten Blick Babettens begegnete, durch den Zuſatz: „den Herrn Lieutenants nämlich ſollte kein Mädchen nicht das Geringſte glauben, denn unter Hundert ſind immer Neunundneunzig angeführt."

„Schrecklich, und ſo wird es hier am Ende auch der Fall ſein! Aber trotz alledem: mein Fräulein hat mir geſagt und das kann er ſeinem Herrn wieder erzählen, mein Fräulein wird heute noch die Stadt verlaſſen, um den Herrn Lieutenant nie wieder zu ſehen."

„Das ſoll ich dem Herrn Lieutenant ſagen?"

„Ja und mit dem Zuſatz, daß es die Frau Oberkriegsräthin will. Fräulein Lottchen geht nach Hermersheim zu ihrem Onkel, der dort Apotheker iſt, und zwar fährt ſie heute Abend um acht Uhr mit dem Wiener Schnellzuge im Damen-Coupé. Sie müſſen das gut behalten, Georg, denn es iſt von großer Wichtigkeit!"

Der Bediente des Herrn von Ruppinger that denn auch im Behalten ſein Möglichſtes und meldete ſeinem Herrn, als dieſer nach einiger Zeit noch aufgeregter und unwirſcher als er gegangen war, heimkehrte, daß im Hauſe des Herrn Oberkriegsrath Helwig alle Teufel los ſeien, daß die Frau Oberkriegsräthin geſchworen, ſie wolle lieber wieder Copiſt werden, als ſo etwas ertragen, daß der Herr Oberkriegsrath hinzugeſetzt, Fräulein Lottchen könne von ihm aus zum Henker gehen, oder zu ihrem Bruder dem Apotheker in Hermersheim, und in Folge davon reiſe heute Abend um acht Uhr die Mamſell im Wiener-Coupé mit dem Damenzuge. So confus dieſe Nachricht auch klang, ſo gewährte ſie doch dem Herrn von Ruppinger einen kleinen Hoffnungsſtrahl, und er empfand es freudig, daß Lottchen zu ihm geſandt hatte, und ſich dadurch mit ihm in eine kleine Verſtändigung ſetzte. — — So zweifelte ſie alſo doch nicht gänzlich an ihm, ſo wollte ſie ihm vielleicht die Möglichkeit laſſen, ſie auf dem Bahnhofe zu ſehen, wenn es auch dort vor den Begleitenden nicht möglich war, ein Wort der Aufklärung anzubringen.

Unter dieſem mildern Einfluß begab er ſich denn auch zu dem endlich erwachten Lieutenant Schmetterich und vermochte es, demſelben weniger ſchroff, als er ſich vorgenommen, mit trockenen, aber doch ruhigen Worten die grauenhafte Verwechslung, welche geſchehen, mitzutheilen.

Herr Lieutenant Schmetterich ſah ohnedies ſchon ſo bleich und angegriffen aus, daß er, wie ſonſt wohl geſchehen wäre, nicht zu erblaſſen im Stande war, doch ſchlug er ſich kräftig vor die Stirn, indem er den Wunſch ausſprach, daß ein Kreuzmilliondonnerwetter in dieſe verfluchte Geſchichte hinein hageln möge!

„Und in deinen Champagner, der eben ſo gut daran ſchuld iſt, wie an dem miſerablen Kopfweh, welches ich habe. — — Weißt du aber was ich thun will — ich gehe ſogleich zu der Oberkriegsräthin und decke ihr die ganze Schmiere auf. — — Du meinſt nicht?“ fuhr er nach einer Pauſe fort, als er ſah, wie ſein Freund achſelzuckend eine abwehrende Handbewegung machte.

„Ich meine, daß das noch viel ſchlimmer wäre, wenn man dich wirklich vorließe, woran ich übrigens ſehr zweifle.“

„So ſchiebe mich auf andere Art als Sündenbock vor!“ rief Schmetterich, der ein ſehr gutmüthiger Menſch war, „ſage meinetwegen, wir hätten einen ſchlechten Witz gemacht und ich in Folge davon deine Handſchrift auf's Täuſchendſte nachgeahmt.“

„Das iſt Alles unmöglich, da jenes Haus heute für uns und für Alles, was von uns kommt, feſt verſchloſſen iſt; ſie haben ihre Reſolution gefaßt, und mit gebrochenem Herzen reiſt das arme Mädchen heut Abend um acht Uhr mit dem Wiener Schnellzuge nach Hermersheim zu ihrem Onkel — o ich leichtſinniges Ungeheuer!“ —

„So reiſeſt du natürlich mit ihr, und ſuchſt unterwegs eine Verſtändigung; es gibt ja nichts Einfacheres.“

„Du glaubſt wohl, daß man ſie ohne Begleitung reiſen läßt — obendrein fährt ſie im Damen-Coupé.“ —

„Und doch mußt du mit demſelben Zuge reiſen, mußt den Verſuch machen, ſie während der Nacht zu ſprechen — — laß mich nachdenken, — ich bin reich an guten und glücklichen Ideen. — — Gefunden! gefunden! Ja ſo muß es gehen!" Herr von Ruppinger hemmte bei dieſem Ausrufe ſeinen Donnerlauf, mit dem er das Zimmer nach allen Richtungen durchmaß, und blickte erwartungsvoll ſeinem Freunde in's Geſicht, der ihm beide Hände kräftig ſchüttelte, während er ſagte: „Ich habe den Karren verfahren, und ſpanne nun, um ihn wieder herauszuziehen, eine wundervolle Idee vor, die du ſogleich erfahren ſollſt."

Der Pariſer Eilzug fährt ſoeben in den Bahnhof ein, unter heftigem Pfeifen der Lokomotive, die jetzt von Sekunde zu Sekunde mehr und mehr zurückhält in ihrem Lauf und ſich förmlich zu ſträuben ſcheint, von der friſchen Nachtluft und dem raſenden Laufe nun im Schritte in die dumpfige menſchenerfüllte Bahnhalle einzufahren; dabei ſchielen ihre rothen Augen ſo boshaft tückiſch zur Seite, daß man, während ſie vorbei brauſt, ordentlich erſchreckt zurücktritt, fürchtend, ſie habe die Macht, mit ihrem eiſernen Schädel unverſehens herum zu fahren und uns eins mit ihren Hauern zu verſetzen; ingrimmig genug ſieht ſie dazu aus, beſonders jetzt, wo ſie von einem Gewaltigeren gebändigt immer langſamer gehen und endlich ſtillſtehen muß.

„Zwanzig Minuten Aufenthalt!" rufen die Kondukteure, indem ſie die Wagenthüren aufreißen, und einer, der gerade beſonders gut gelaunt iſt, antwortete auf die Frage eines Paſſagiers: „Volle zwanzig Minuten?" — „Ohne Abzug, da wir keine Verſpätung haben."

„Zeit zum Souper!" hört man verſchiedene Reiſende ſagen, theils im heiteren Tone, theils im ernſten nachdenklichen der Familienväter, die mit großer Kopfzahl reiſen. Andere meinen: „es hat doch lange genug gedauert, bis wir trotz der Schnelligkeit des Zuges angekommen ſind," während wieder Andere gerade dieſe Schnelligkeit rühmen, und mit einem Blick auf die erleuchtete Uhr der Bahnhalle es doch ganz erſtaunlich finden, daß es noch nicht einmal acht Uhr iſt, und man ſeit heute Morgen früh ſchon einen Weg von hundert Meilen zurückgelegt hat — wunderbare Erfindung die Eiſenbahn! Nun verläßt faſt Alles die Wagen. Paſſagiere, die weiter reiſen, eilen zur Reſtauration; die welche hier zurück bleiben, ſehen, wenn ſie allein ſind, wie ſie ſich mit ihren ſieben Sachen durch die engen Wagenthüren hinausdrängen können, während Geſellſchaften oder Familien ihr zahlreiches kleines Gepäck von Hand zu Hand gehen laſſen, bis alles draußen iſt.

„Haben wir Alles, Kinder?"

„Ich glaube ja! Papa, da ſtehen vier Nachtſäcke, vier Plaidrollen, ſechs Schachteln und vier Körbe."

„Aber die Regenſchirme, Kinder?"

„Herrje, die ſind noch im Wagen!"

„Auch Tante Friederikens Sonnenſchirm, den ſie auf der letzten Station gebraucht — und Mimmis Puppe, und Lili's Milchflaſche!"

„Ja, ja!" brummt der Vater, „es iſt eine ganze Haushaltung, die wir da aufgeſtapelt haben, und ich bin nur froh, daß wir endlich angekommen ſind — ſeid ihr alle da, Kinder?" — „Ja!" quiken vier verſchiedene Stimmen, und eine derſelben ſetzt hinzu: „In der Wagentaſche ſteckt noch ein Butterbrod, und eine halbe Flaſche Wein."

Die ſparſame Mutter möchte das noch gern gerettet haben, doch entſcheidet der Vater in ſeiner Ungeduld endlich fortzukommen, man laſſe das dem Kondukteur.

Aber es geht mit dem Fortkommen noch nicht ſo raſch, denn Hausgenoſſen und Verwandte, welche die Familie ſchon lange erwarteten, haben dieſe endlich entdeckt, und umringen ſie unter den lebhafteſten Begrüßungen, auch laſſen ſie es ſich nicht nehmen, den größten Theil des Gepäckes zu tragen, und bei dieſem edlen Wetteifer gerathen Lili's Milchflaſche und der Sonnenſchirm der Tante Friederike nun wirklich in Gefahr zurückgelaſſen zu werden.

Endlich ſchließt man ſich dem Strome der Anderen an, wo es Scenen ähnlicher Art gegeben, und nachdem dieſer Strom langſam zur Bahnhofhalle hinausgefluthet iſt, erhalten die abreiſenden Paſſagiere erſt die rechte Freiheit, ſich nach Plätzen umzuſehen.

Dabei wiederholt ſich immer wieder die alte Geſchichte: eigenſinnige Kondukteure, die ſich bemühen, ihre Wagen der Reihe nach hübſch anzufüllen, und nicht eher ein neues Compartiment aufzuſchließen, bis das vorhergehende angefüllt und ſo vollgepfropft iſt als möglich, wogegen jeder Reiſende, oder jede Geſellſchaft von Reiſenden das Verlangen hat, ein abgeſondertes Coupé zu beſitzen.

Daß dabei Scenen à la Macdonald häufig genug vorkommen, weiß jeder, der ſchon Eiſenbahnen benützte, daß es Individuen gibt, die durch alle möglichen Ränke und Kniffe die Wagenabtheilung, in der ſie gekommen, für ſich allein behaupten wollen, hier, indem ſie mit ihren Sachen ſämmtliche Plätze bedecken und dem ſchüchtern Herantretenden ein „Alles beſetzt!“ zurufen, dort durch Blockiren der Eingangsthüren und durch Heuchelei tiefen Schlafes mit kräftigem Schnarchen, auch durch wahrhaft betäubendes Tabakrauchen, und andere noch viel verwerflichere Mittel, wie zum Beiſpiel, indem man kleine Kinder zum Schreien ermuntert, welch' letzteres allerdings ein ſehr untrügliches Mittel iſt, um die Mehrzahl der Paſſagiere zurück zu ſchrecken.

Endlich iſt es aber trotz alledem gelungen, ſämmtliche Reiſende wohl oder übel unterzubringen; und wenn auch alsdann die Wagen von außen ſo glatt und ruhig wie möglich ausſehen, ſo herrſcht doch in manchem Innern derſelben noch einige Zeit eine Konfuſion und ein Durcheinander, wie etwa in einem Bienenſtock, wo ſich ein neuer Schwarm einrichtet.

In der langen Reihe des Zuges, zumeiſt in der Mitte deſſelben befindet ſich aber ein Wagen, deſſen Paſſagiere gegenüber dem eben geſchilderten Treiben eine rühmliche Ausnahme zu machen pflegen; dieſer Wagen hat gewöhnlich eine kleine Aufſchrift, welche genügt, um die hartnäckigſten Reiſenden männlichen Geſchlechts, die ſelbſt noch beim dritten Zeichen umherrennend einen beſſeren Platz ſuchen, ſcheu und ſtill vorübergehen zu machen: ja, welche junge Damen, die nichts ſo ſehr ſcheuen, wie den Tabaksdampf, raſch entſchloſſen in ein Coupé treibt, wo geraucht wird, ſobald ihnen der gefällige Kondukteur jenen Wagen mit der Aufſchrift „Damen-Coupé“ bereitwillig öffnet. Es hat etwas Klöſterliches ein ſolches Damen-Coupé, etwas Abgeſchiedenes, vielleicht auch Langweiliges, und iſt deßhalb nicht nach Jedermanns Geſchmack, auch herrſcht dort eine ſtrenge Klauſur, welche gewöhnlich von einem ſchroffen Charakter, wie man's in der Welt häufig findet, ausgeübt wird. So dürfen zum Beiſpiel die Fenſter nur mit großer Mäßigung geöffnet werden; ſo findet man es hier ganz begreiflich, daß junge Mädchen, die eben erſt in die Welt blicken, älteren und deßhalb auch würdigeren Damen die Eckplätze überlaſſen, und ſich mit Rückſitzen begnügen; ſo liebt man hier nicht die ſtarken Parfüms, und muß ſchon recht ſehr bitten, ſich im Gebrauch von Roſenöl oder gar von Moſchus oder Patchouli zu mäßigen; ſowie es bei einer Nachtfahrt auch gar nicht behaglich iſt, die Ruhe der Mitreiſenden durch Plaudern oder gar durch ausgelaſſenes Lachen zu ſtören.

Und gegenüber dieſen vielſeitigen Beſchränkungen des Reiſelebens im Damen-Coupé fehlen ſelbſtverſtändlich für das ſchöne Geſchlecht alle jene Annehmlichkeiten, deren man ſich in einem Wagen mit gemiſchtem Inhalt erfreut. Dort gibt es keinen freundlichen Nachbar, der ſich ein Vergnügen daraus macht, wenn man unbewußt im Schlummer an ihm eine Stütze findet, oder ein liebenswürdiges Gegenüber, welches bereitwillig Platz macht, für ermüdete zierliche Füßchen, die einen Stütz- und Ruhepunkt ſuchen; dort findet man auch keine animirten Unterhaltungen wie hier; noch weniger aber können im Damen-Coupé jene kleinen pikanten Verhältniſſe angeſponnen werden, welche die Fahrt überdauernd nicht ſelten zu Roſen- und andern Feſſeln werden.

Aber es gibt dennoch reiſende Damen, welche ſich mit Vorliebe des eben erwähnten Coupé's bedienen, ſolche, denen es vielleicht ein Bedürfniß iſt, nicht durch die Unterhaltungen männlicher Reiſegeſellſchaft in einem ſchmerzlichen Nachdenken geſtört zu werden, oder denen es in der That ein unbehagliches Gefühl verurſacht, bei unbekannten Männern zu ſitzen. Auch findet man hier ältere und nicht mehr hübſche Wittwen, die ſchon durch ein rückſichtsloſes Nichtbeobachtetwerden tief verletzt wurden, ferner unverheirathete Frauenzimmer von kaum mehr zweifelhaftem Alter, welche lieber Alles thun würden, als in Geſellſchaft zudringlicher Männer zu ſein, wo man bei jedem Wort erröthen muß und nie ſicher iſt, durch irgend etwas Herausforderndes beläſtigt zu werden.

Bemerkt man junge, hübſche Frauen in einem Damen-Coupé, ſo kann man ſicher ſein, daß der betreffende Gemahl ſolches mit Vorliebe für die ſchöne Reiſende ausgeſucht, oder ſind es junge, blühende, unerfahrene Mädchen, ſo hat ſie eine ſorgſame Mutter unter den Schutz dieſer klöſterlichen Einſamkeit geſtellt.

Im Damen-Coupé des Zuges, von dem wir reden, waren von den Angekommenen drei Damen verblieben, welche je einen Eckplatz inne hatten, nun aber, da ſie zuſammen zu gehören ſchienen, und noch ein paar Andere einſtiegen, auf die eine Seite zuſammen rückten.

Von dieſen Einſteigenden riß ſich eine unter Thränen aus den Armen ihrer Mutter, um dann noch einmal für ein paar Sekunden lang an das Herz eines finſter blickenden Vaters zu ſinken. „Sei klug und verſtändig, Lottchen, mein Kind! du weißt, daß dein Onkel dich mit offenen Armen empfangen wird, und fühlſt ſelbſt, daß man vergeſſen muß, was nicht mehr zu ändern iſt.“

„Ich fühle es wohl, Papa, aber mein Herz wird brechen.“

„O, es bricht nicht ſo leicht!“ tröſtete Madame Helwig ihre Tochter. „Aber nimm dich nur in Acht, daß du dich morgen Früh nicht erkälteſt bei der ſcharfen Morgenluft — haſt du auch dein Pfeffermünzſchächtelchen bei dir?“

„Ich habe es, Mama, — o wenn es lieber Giftpillen wären!“

„Sprich nicht ſo ruchlos, mein Kind!“ ſagte der Oberkriegsrath, „und vergiß nicht, daß du in Mengen ausſteigen mußt, wo der Zug gegen ſechs Uhr ankommt, und wo dich der Onkel mit ſeinem Wagen erwarten wird, denn ich habe ihm telegraphirt.“

„Ich werde es gewiß nicht vergeſſen, Papa.“

„Und vergiß auch uns nicht, Lottchen,“ ſprach Madame Helwig mit etwas weicherer Stimme als gewöhnlich, „und laß bald Gutes von dir hören!“

„So Gott will!“ — dann noch eine heftige Umarmung, worauf Lottchen einſtieg, um ihren Platz gegenüber einer anderen jungen Dame einzunehmen, die auch eben erſt gekommen war, und ſich gerade bemühte, ihr Handgepäck, Nachtſack, Halstuch, ſowie einen nicht ganz kleinen Deckelkorb beſonders ſorgfältig unterzubringen, und letzteren oben feſt zu ſtellen, damit er nicht herunterfallen oder ſonſt irgend eine Bewegung machen könne. Während dieſes geſchah, vernahm man aus der andern Ecke des Wagens ein leiſes Knurren.

„Es ſind doch keine Hunde im Wagen?“ fragte Lottchen ängſtlich, worauf eine ziemlich ſcharfe Damenſtimme antwortete: „Hunde gerade nicht, aber ich erlaube mir, meinen kleinen Hund bei mir zu haben, und wird wohl Niemand ſo rückſichtslos ſein, zu verlangen, daß ich dies arme kleine unſchuldige Thier in die Hundeabtheilung einſperren laſſe!“

Weitere Erörterungen über dieſen Punkt waren indeſſen nicht mehr nöthig, da der Kondukteur eilfertigſt den Schlag verſchloß, und da ſich der Zug in dieſem Augenblicke unter gellendem Pfeifen in Bewegung ſetzte.

„Adieu Papa! — Adieu Mama! — grüßt mir auch die Babett!“

Anfänglich ſchloß Lottchen die Augen; ſie wollte weder etwas von dem Bahnhofe ſehen, noch viel weniger von den nächſten ihr wohlbekannten Umgebungen deſſelben, am allerwenigſten aber von dem Stadtparke, durch den man jetzt fuhr. Sprach ihr doch jeder Weg, jede Allee, ja die bleichen Marmorfiguren, auch die kleinen leuchtenden Seeflächen, ſowie manche verſteckte Bank von vergangenen glücklichen Stunden, und wäre es doch ihrem armen Herzen unerträglich geweſen, dergleichen Erinnerungen, die ohnedies ſchon ſchmerzlich auf ſie einſtürmten, noch durch den Anblick aller dieſer Orte zu verſchärfen!

Vermochte ſie es doch nicht über ſich, etwas Anderes vor ihrem inneren Auge zu ſehen, als ſein Bild, etwas Anderes zu hören, als ſeine Stimme; klang doch ſein Name aus dem Brauſen der Maſchine, aus dem Raſſeln der Räder, und ſchienen es die letzteren doch ganz beſonders darauf angelegt zu haben, ſie zur Verzweiflung zu bringen, denn ihr rhythmiſches Raſſeln und Klirren bildete ſich nach und nach zu jenen Worten aus, die ſie heute Morgen ihren Eltern zugerufen und welche jetzt noch ihr ganzes Herz erfüllten:

„Bei Cäſar nur iſt Seligkeit, iſt Seligkeit,
Und ohne Cäſar Hölle!“

Dann brauſte der Zug durch einen langen Tunnel, und hier bildete das Geraſſel, Gedröhne, Geklapper, das Klingen und Klirren zu dem eben erwähnten Texte eine ſo wahrhaft hölliſche und nervenerſchütternde Begleitung, daß Lottchen mit einem tiefen Seufzer haſtig ihre Augen weit aufriß, um andere Bilder auf ihre geängſtigte Seele einwirken zu laſſen.

Die Lampe im Damen-Coupé brannte hell genug, um ſie ſowohl ihr Gegenüber als die zwei anderen Damen in der Ecke ziemlich deutlich erkennen zu laſſen. Die erſtere war eine junge Frau, vielleicht im Anfange der dreißiger Jahre mit ſanften wohlwollenden Zügen, die aber unverkennbar unter dem Eindruck trauriger Ereigniſſe jenes melancholiſche Lächeln angenommen hatten, mit dem ſie das junge Mädchen anſchaute; dabei war ihre Stimme wohlklingend, als ſie, ſobald man den Tunnel verlaſſen, zu Lottchen ſagte: „Man kann ſich nie eines ängſtlichen Gefühls erwehren, wenn man ſo unter der Erde dahin fährt, alles was dem Zuge hier paſſiren könnte, müßte ſich hundertfach ſchrecklicher geſtalten.“

In der andern Ecke des Wagens ſaß eine ältere, wie es ſchien, ſehr lange und hagere Dame mit einer tief herabhängenden fleiſchigen Naſe, die gerade in ihrem dürren Geſichte etwas unangenehm Rüſſelhaftes hatte, und die zwiſchen zwei kleinen ſcharfen Augen ſtand, welche auf eine höchſt ungerechtfertigte Art ihre Mitreiſenden zu muſtern ſchienen. Der Kopf dieſer Dame mit dem Rüſſel war in eine grellrothe, oben mit Band verzierte Kapuze gehüllt, welche tief über die beiden Wangen hinabreichte und dem ganzen Haupte den Anſtrich einer Maskerade gab, wobei es die Betreffende darauf abgeſehen zu haben ſchien, den Kopf einer welſchen Henne recht täuſchend nachzubilden, ja dieſe Täuſchung war ſo vollkommen, daß man jeden Augenblick hätte erwarten können, die Dame mit der rothen Kapuze fange an zu kollern. — Die andere ihr gegenüber war ein junges Mädchen von vielleicht achtzehn bis zwanzig Jahren, in blau und weißem Kapüzchen, und da ſie beſtändig den Kopf gegen die Alte ſtreckte, um leiſe mit ihr zu flüſtern, auch wohl verſtohlen zu kichern, ſo iſt es nicht zu gewagt zu behaupten, daß durch ſie das Bild einer alten welſchen Henne mit ihrem Küchlein vervollſtändigt wurde.

Auch kollerte die Alte zuweilen an Stationen, wo gehalten wurde, gegen den Kondukteur, wenn er zufällig an ihrer Seite den Schlag aufriß, um einen Aufenthalt von ein paar Minuten anzuzeigen.

„Das iſt doch ganz und gar unnöthig!“ polterte ſie alsdann „und geſchieht doch nur, um ruhige Paſſagiere zu chikaniren: was geht das uns an, ob der Zug ein paar Minuten anhält oder nicht! Nimm nur deine Kleider und Finger in Acht, Sophie, daß dir beides nicht eingeklemmt wird, man hat davon ſchauderhafte Exempel.“ — „Ruhig, Finette!“ Dieſer letztere Befehl galt dem armen kleinen unſchuldigen Hunde, der, ſo oft ſich die Thür öffnete, unter der Bank hervor gegen den betreffenden Kondukteur fuhr und knurrte oder bellte. Dann flog der Schlag wieder zu, die kleine Pfeife des Zugmeiſters gellte, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung, mit raſch ſich vermehrender Schnelligkeit, ſo daß in Kurzem wieder Telegraphenſtangen, Bäume, Sträuche, Bahnwärterhäuschen eilfertig rückwärts zu fliegen ſchienen.

Die junge Frau, welche Lottchen gegenüber ſaß, ſagte nach einiger Zeit: „Das Angenehme hat ein Damen-Coupé, daß man ſich nicht zu geniren braucht, und es ſich bei einer Nachtfahrt bequem machen kann — wollen Sie nicht ihre Füße ein bischen aufſtützen, ich rücke gern etwas zur Seite.“

„Ich danke Ihnen recht ſehr, ich bleibe lieber ſo aufrecht ſitzen, es gewährt mir eine Zerſtreuung, in die nächtliche Landſchaft hinausſchauen zu können. Gewiß, es iſt das immer eine angenehme Unterhaltung, wenn man beim Fahren nicht ſchlafen kann, und ich kann niemals im Wagen ſchlafen.“

„Wie ſchön dort der Mond aufgeht!“

„Ach ja — der Mond!“

„Dabei denkt ſich ſo Manches,“ ſagte die junge Frau mit einem leichten Seufzer.

„Ach ja! — ſo Manches!“

„Mich ſtimmt der weiße Schein recht mild und traurig!“ —

„Beläſtigt Sie die Nachtluft nicht, die etwas ſcharf hereindringt?“ fragte Lottchen nach einer Pauſe.

„Mich durchaus nicht, ich ſitze ja hinter dem Zuge, da ich rückwärts fahre.“

Da brummte es von der andern Seite des Wagens herüber, und ſprach ziemlich laut und barſch: „Es wäre, ſo denke ich, für uns Alle weit angenehmer, wenn wenigſtens das eine Fenſter ganz verſchloſſen würde; hier bei uns muß es etwas offen bleiben, da ich friſche Luft brauche, und bitt' ich deßhalb dort bei Ihnen zu ſchließen.“

Lottchen zog ſtillſchweigend das Fenſter in die Höhe, wobei ihr die junge Frau half, indem ſie ſchüchtern mit leiſer Stimme ſagte: „Wir hätten wohl hier ebenſogut das Recht, das Fenſter offen zu laſſen, aber ich fürchte mich vor der Stimme jener Frau!“

„Wenn ich nur wüßte, was Finette heute Abend hat,“ fuhr die welſche Henne fort, ohne ſich für das Schließen des Fenſters zu bedanken, „der Hund iſt ſo unruhig, wie ich ihn nie geſehen.“ „Mama!“ flüſterte das junge Mädchen, „er ſpringt immer auf den Sitz und knurrt nach dem Korbe dort oben.“

„Das hab' ich auch ſchon bemerkt,“ kollerte die Alte, „wahrſcheinlich ſind Eßwaaren darin, denn es gibt Leute, die keine paar Stunden fahren können, ohne ſich zu verſehen, als befürchteten ſie eine Hungersnoth — Erlauben Sie!“ wandte ſie ſich ſehr laut an die junge Frau, „haben Sie Eßbares in Ihrem Korb? dann würde ich Sie dringend bitten, denſelben auf die andere Seite zu ſetzen!“

„O nein! — ich habe keine Eßwaaren bei mir," gab jene zur Antwort, doch lag Etwas wie Verlegenheit in dem Ton ihrer Stimme.

Lottchen hatte ſich ſchon vorher unangenehm berührt gefühlt, bei der rückſichtsloſen Aufforderung, das Fenſter zu ſchließen, jetzt aber noch mehr, bei dem ganz unbilligen Verlangen, und konnte ſich deßhalb nicht enthalten, halblaut zu ſagen: „Wenn Etwas hier genirt, ſo iſt es wohl eher der Hund, als Ihr Korb mit Eßwaaren."

„Das meine ich auch."

Die rüſſelartige Naſe und die beiden ſcharfen Augen wandten ſich raſch gegen die Sprecherin, und es wäre gewiß zu einer lebhaften Gegenrede gekommen, wenn der Zug nicht in dieſem Augenblicke abermals gehalten hätte und die Thür geöffnet worden wäre, diesmal, um eine neue Reiſende einzulaſſen, und zwar eine ſehr wohlgenährte, echauffirte und deßhalb ſtark athmende Frau, die ſich ziemlich ungenirt neben das junge Mädchen in die Wagenkiſſen fallen ließ, und dann laut ausrief: „Gott ſei Dank, das wäre noch gelungen! Wie ich aber von meinem Wagen hieher gelaufen bin, um noch den Zug zu erreichen, das wird mir kein Chriſtenmenſch glauben! — So — Gottfried, biſt du mit meinem Nachtſack da? — Nun, jetzt iſt Alles gut!"

Dieſe Anrede galt einem ſtämmigen Bauernburſchen, der in hohen Stiefeln, eine Peitſche in der Hand, jetzt am Wagen erſchien, um einen Nachtſack herein zu bieten, während die dicke Frau ſich etwas haſtig und derb zwiſchen die alte welſche Henne und ihr Küchlein drückte, um dann über die Kniee der beiden hinweg den ſchweren Nachtſack an ſich zu ziehen.

„Ent—ſchul—di—gen Sie!" kollerte die alte Henne, während das Küchlein laut aufpipte. „Ge—wöhn—lich er—ſucht man die Leute, etwas auf die Seite zu rücken, wenn man ganze Ballen in einen Wagen hereinzerrt!"

„O ich genire nicht gern Jemanden — — Herrjemine! was iſt denn das?! ich glaube da unten iſt ein Hund, der mich in die Waden gezwickt hat! Warte, du verfluchter Köter! —"

Ob nun der Nachtſack zufällig aus der Hand der dicken

Frau glitt, oder ob ſie ihn abſichtlich auf Finettchen fallen ließ, ſind wir nicht genau im Stande anzugeben, doch war die Wirkung die gleiche, nämlich ein ſo klägliches Geheul, daß die Dame in der rothen Kapuze ſich zornig mit dem gellenden Ausrufe: „Madame, das iſt mein Hund!“ erhob.

„So muß ich Ihnen ſchon den Rath geben, Ihren Hund auf dem Schooß zu behalten, oder ihn ſonſt wo unterzubringen, daß er nicht nach den Beinen der Paſſagiere ſchnappt. Soviel ich weiß, iſt es gar nicht einmal erlaubt, Hunde mit in die Wagen zu nehmen; aber wenn es Ihnen recht iſt, können wir den Kondukteur darum fragen.“

Doch hatte dieſer Beamte keine Luſt und noch weniger Zeit, eine ſolche Frage zu beantworten, denn die paar Minuten Aufenthalt waren verſtrichen und er mußte noch einer andern Dame, die ebenfalls hier einſteigen wollte, einen Platz im Damen-Coupé anweiſen.

Dieſe war von großer Geſtalt, und wenn ſich vorhin die dicke Gutsbeſitzerin durch allzu lebhafte Bewegungen und zu haſtiges Sprechen bemerklich gemacht hatte, ſo zeigte die Zuletztgekommene gerade das entſchiedenſte Gegentheil davon; ſie ſtieg mit einer gewiſſen ängſtlichen Schüchternheit in den Wagen, und um die beiden Damen, welche am Eingange ſaßen, durchaus nicht zu beläſtigen, hob ſie ihre Röcke höher auf als man gewöhnlich zu thun pflegt, und ſtieg mit einem gewaltigen Schritte über die Kniee der rothen Kapuze und des Küchleins hinweg. Dann ſchien ſie zweifelhaft, wo ſie ſich niederlaſſen ſolle, und nahm erſt nach einigem Widerſtreben den Platz der dicken Gutsbeſitzerin ein, da dieſe ſich beeilte, aus der Nähe des armen unſchuldigen Hundes zu kommen, und ſich dafür an Lottchens Seite niederließ.

Die zuletzt eingeſtiegene Dame war ſehr einfach, ja etwas nachläſſig gekleidet, allzu viele Unterröcke oder gar eine Crinoline ſchien ſie des engen Wagens und ihrer eigenen Bequemlichkeit wegen nicht angelegt zu haben; um die Schultern trug ſie einen grauwollenen, lang herabgehenden Plaid und hatte auf dem Kopfe einen Hut mit weit vortretendem Schirm, über welchem ein langer und dichter Schleier herabhing; einen Sonnenſchirm in der rechten Hand hielt ſie aufrecht an die

Schulter gelehnt, und ſaß ſo ſteif und unbeweglich da, daß ſie dadurch ſowie durch ihr tiefes Schweigen lähmend auf die Unterhaltung wirkte, die bisher von der rothen Kapuze mit ihrem Küchlein recht lebhaft geführt worden war. Finettchen allein ſchien an der verſchleierten Dame Gefallen zu finden, denn nachdem der Hund deren Röcke beſchnüffelt, legte er ſeine Vorderfüße auf ihre Kniee, und litt es gern, daß ihn die ſchweigende Dame am Kopfe kraute.

Um ſo lebhafter dagegen hatte die dicke Gutsbeſitzerin auf der andern Seite das Geſpräch in Gang gebracht, und erzählte hier ebenfalls, daß ſie kaum noch den Zug erreicht habe, trotzdem ſich ihre Pferde faſt zu Tode gelaufen hätten — was ihr aber ſehr unangenehm geweſen wäre — nicht die Anſtrengung der Pferde, denen das durchaus nicht ſchade, ſondern wenn ſie den Zug wirklich verfehlt hätte — da ſie auf einer der nächſten Stationen von ihrer Schweſter erwartet würde, um mit dieſer nach Ditzenbach in's Bad zu fahren, wo ſie ſchon ſeit vierzehn Tagen ihr Zimmer beſtellt habe. Hier ſchöpfte ſie Athem, um dann mit gleicher Zungenfertigkeit ihren Nachbarinnen einige Merkwürdigkeiten der Gegend zu erklären, die man bei dem hellen Lichte des nun ſchon ziemlich hoch geſtiegenen Vollmondes deutlich überſehen konnte. Dabei nannte ſie die Stationen, an denen der Eilzug, ohne zu halten, vorüberbrauste, dann die Namen einiger Dörfer und Schlöſſer, und erzählte auch eine ſchauerliche Geſchichte von einem Pfarrhauſe, welches dort auf der Anhöhe neben einer kleinen Kirche lag, und von dem es ausgemacht ſei, daß dort Geſpenſter ihr Weſen treiben. „Man thut dort gewöhnlich Pfarrer hinauf,“ ſprach ſie, „die friſch verheirathet ſind, und ſo andere Dinge zu denken haben, als ſich um nächtliches Rumoren zu bekümmern; und doch hält es keiner länger als höchſtens ein Jahr dort oben aus, obgleich es eine ſehr fette Pfründe iſt und zu einer reichen Gemeinde gehört, die es durchgeſetzt hat, daß die Eiſenbahn ihrem Friedhofe zu lieb einen großen Umweg machen mußte. Die Bahn hätte nämlich gerade durch den Friedhof geführt werden ſollen, wogegen ſie ſich aber mit allen Mitteln und aller Kraft gewehrt hat, durch die Inſtanzen der Baubehörde hindurch an das betreffende Miniſterium, dann an den Geheimen-Rath und zuletzt an den König; und doch hätte ſie trotz alledem vielleicht kein Recht behalten, wenn nicht der erſte Miniſter hier oben ein Gut gehabt hätte, an dem alsdann die Eiſenbahn vorbeikommen mußte, wozu ſeine Excellenz recht gerne um theures Geld dürres, unfruchtbares Haideland hergab, wenn der Kirchhof geſchont würde — und deßhalb wurde er geſchont. Wie Sie ſogleich ſehen werden, blinken dort ſchon die Kreuze und Steine herüber — ſehen Sie — dicht an der Mauer fahren wir dahin, um in einem großen Bogen jenen Berg zu umgehen, und dann wieder herauszukommen auf der andern Seite des Kirchhofes, wo ſich bei dem Dorfe eine Haltſtation für den Eilzug befindet und wo wir zehn Minuten Aufenthalt haben, weil wir dort mit dem Courierzuge zuſammentreffen, der direkt von Norddeutſchland nach der Schweiz geht.

„Wenn wir an der andern Wagenſeite ſäßen, ſo würden Sie jenen Friedhof noch deutlicher ſehen, und es iſt das ſchon der Mühe werth, denn er iſt groß und ſehr geſchmackvoll angelegt. — So, jetzt ſtehen Sie ein wenig auf und ſchauen hinüber! Da kommt ſchon die niedrige Mauer — Sie entſchuldigen wohl!" ſagte die dicke Gutsbeſitzerin zu der verſchleierten Dame, „wenn ich Sie ein wenig genire. — Da betrachten Sie ſich das!" ſprach ſie dann wieder zu Lottchen und der jungen Frau ihr gegenüber, die ſich, der Aufforderung folgend, ein wenig erhoben hatten. „Iſt das nicht alles Mögliche für einen Dorfkirchhof? Dieſe Menge von ſchönen Kreuzen und Steinen — ſogar eine Kapelle fehlt nicht — ſehen Sie die Kapelle?"

„Ja," ſagte Lottchen, „ſcheint doch der Mond ſo hell, daß man Alles, wie am Tage ſieht — wenn mich aber mein Auge nicht trügt, ſo ſehe ich dort eine dunkle Geſtalt, die langſam über den Kirchhof ſchreitet, — ſehen Sie ſie auch?"

„Wahrhaftig, ich ſehe ſie auch!"

„Das iſt doch ſeltſam für Ort und Stunde."

„Und wie eigenthümlich ſie dahingleitet! Sieht es doch gerade aus, als ſchwebe ſie nur ſo über dem Boden!"

„Es wird der Todtengräber ſein, der dort noch zu thun hat."

„Nein, das war kein Todtengräber," hörte man jetzt die Dame mit der rothen Kapuze ziemlich laut und deutlich ſagen, „ich ſah das ſchon früher und blickte mit meinem ſehr ſcharfen Glaſe hin — es ſchien mir eine lange ſchwarze Frauengeſtalt zu ſein, die ſich allerdings auf eine ſehr eigenthümliche Art über den Boden dahinſchob."

„Ach, Mama!" pipte das junge Küchlein, „es wird doch kein Geſpenſt geweſen ſein!? Es wäre mir ſchrecklich, wenn ich denken müßte, ich hätte einmal ein wirkliches Geſpenſt geſehen."

„Vielleicht war es eine Trauernde," hörte man Lottchen ſanft und gefühlvoll ſagen, „die es ſich zur heiligen Pflicht macht, Nachts zu beten am Grabe des Geliebten — am Grabe ihres Glückes!"

Hier ſeufzte die verſchleierte Dame tief auf; doch klang dieſes Seufzen ſo rauh und eigenthümlich, daß man im Zweifel hätte ſein können, ob es nicht Finettchen geweſen, das im Schlafe leicht vor ſich hingeknurrt.

„Wenn wir, wie Madame vorhin geſagt, an der andern Seite des Kirchhofes wieder herumfahren," klang es jetzt unter der rothen Kapuze in einem milderen, verſöhnlicheren Tone hervor, „ſo ſehen wir vielleicht deutlicher, was das eigentlich geweſen iſt." Es war dieſer würdigen Dame nach und nach doch langweilig geworden, allerdings durch eigene Schuld, ſo gänzlich auf die Unterhaltung ihrer Tochter angewieſen zu ſein; auch ſie konnte bei nächtlicher Fahrt nicht ſchlafen, und die Stunden ſchlichen recht langweilig dahin.

„Wir wollen doch einmal ſehen, wie viel Uhr wir haben," ſagte die dicke Gutsbeſitzerin — „ah! gleich Mitternacht!"

„Die Geſpenſterſtunde," flüſterte das Küchlein.

„Sehen Sie, meine Damen, dort iſt das Schloß des Staatsminiſters, von dem ich Ihnen vorhin erzählte, der ſchöne Park, der dazu gehört, iſt von der Bahnlinie ſorgfältig verſchont geblieben, und wo wir hier gefahren, iſt der unfruchtbarſte, ſandigſte Strich, den man ſich nur denken kann — ja dieſe vornehmen Herren wiſſen ihre Geſchäfte ſchon ſo zu beſorgen; bei Unſereinem hat man nicht viel darnach gefragt, daß uns bei der Bahnanlage das beſte

Stück genommen wurde — das iſt nun einmal der Lauf der Welt!“

„So iſt es überall!“ ſagte die Dame mit der rothen Kapuze; „mir haben ſie gelegentlich ein Gartenhaus mittendurch geſchnitten und nur gerade dieſe Hälfte bezahlen wollen, da die andere ja durch die Ausſicht auf die Bahn bedeutend gewonnen habe, ich habe aber begreiflicherweiſe prozeſſirt und meinen Prozeß glänzend gewonnen.“

„Sieh, Mama, dort kommt der Kirchhof wieder hervor — wie mir das Herz ſchlägt! — ich glaube wahrhaftig, ich ſehe die ſchwarze Geſtalt wieder!“

„Ja, ja! dort iſt ſie!“ ſprach die Dame mit der rothen Kapuze, nachdem ſie ihr Glas auf den fraglichen Punkt gerichtet; „ſie ſitzt am Fuße eines Kreuzes, und hat den Kopf in die Hände geſtützt.“

„Gewiß, ich hatte Recht, eine Trauernde!“ flüſterte Lottchen.

Da der Zug jetzt langſam und immer langſamer fuhr, ſo ſahen nun Alle deutlich die lange ſchwarze Geſtalt, und bemerkten nicht ohne Grauſen, daß ſich dieſelbe jetzt langſam erhob — beim Himmel! — bis zu einer faſt unnatürlichen Länge, um dann — plötzlich zu verſchwinden.

„Was war das?“ Selbſt die rothe Kapuze ſchüttelte ſich bedenklich, und die Gutsbeſitzerin meinte, das ſei doch ſeltſam, doch glaube ſie immer noch, die lange ſchwarze Geſtalt ſei nur für einen Augenblick hinter das Kreuz getreten und werde ſchon wieder zum Vorſchein kommen.

Der Zug hielt und die Uhr auf dem naheliegenden Kirchthurme ſchlug die Mitternachtsſtunde.

„Ach, Mama, wenn ich jetzt an dem Kirchhofe vorübergehen müßte, ich glaube, ich ſtürbe vor Angſt, — wie froh bin ich, daß wir im Eiſenbahnwagen ſitzen, wo wir doch ganz ſicher ſind!“

„Gewiß, mein Kind, denn man hat noch nie gehört, daß ſich Geſpenſter mit der Eiſenbahn befördern ließen.“

„Zehn Minuten Aufenthalt!“ rief der Kondukteur, den Schlag öffnend. Dieß machte ſich die dicke Gutsbeſitzerin zu Nutzen, auch veranlaßte ſie Lottchen, ſowie die junge Frau, auszuſteigen, um ſich nach dem langen Sitzen ein wenig Bewegung zu machen. Die verſchleierte Dame folgte ihnen in angemeſſener Entfernung und mit ſo großen hahnenartigen Schritten, daß ihr ein Eiſenbahnbeamter lächelnd nachſchaute. Bis ganz an's Ende des Bahnhofes gingen die drei Damen, dann wandten ſich die dicke Gutsbeſitzerin und die junge Frau, um ſtehend bleibend Lottchen zu erwarten, die noch einige Schritte weiter gegangen war; ihr folgte die verſchleierte Dame mit raſcheren Schritten bis zu einer kleinen, mit wildem Wein umrankten Laube, in welcher Lottchen verſchwand. Unſchlüſſig zögerte die Verſchleierte, einzutreten, während ſie aber in großer Aufregung die Spitze ihres Sonnenſchirmchens in den Sand bohrte und leiſe dazu murmelte: „Hier wird das Glück mir günſtig ſein,“ hatten ſich ſchon die Begleiterinnen Lottchen genähert, und nachdem ſie das junge Mädchen aufgefordert, ſich ihnen anzuſchließen, gingen alle Drei der Reſtauration zu. Dahin folgte ihnen die verſchleierte Dame, indem ſie einige Worte vor ſich hinmurmelte, welche wir aus Reſpekt gegen das ſchöne Geſchlecht nicht im Stande ſind, zu wiederholen, und ſetzte ſich, in dem Warteſaal angelangt, an einen Tiſch in der Ecke, von wo aus ſie Lottchen, die am Buffet ein Glas Waſſer trank, unabläſſig und ſtarr betrachtete.

Es waren hier nur ſehr wenig Paſſagiere, die mit dem Zuge weiterreiſen wollten, und unter dieſen beſonders bemerkenswerth nur zwei Herren, welche flüſternd vor einem Divan ſtanden, auf dem eine ſchwarz gekleidete Dame ſaß, welche von der dicken Gutsbeſitzerin bereits ſcharf in's Auge gefaßt worden war. Bald theilte ſie auch Lottchen und der jungen Frau das Reſultat ihrer Beobachtungen mit, welches darin beſtand, daß ſie etwas Regungsloſeres wie dort die Schwarzgekleidete in ihrem ganzen Leben noch nicht geſehen habe. „Und dabei,“ fuhr ſie fort, „iſt ſie für eine nächtliche Eiſenbahnfahrt mit einer übertriebenen Eleganz gekleidet. Sehen Sie nur das ſchwere Kleid von ſchwarzem Atlas, die ſchwarze Spitzenmantille, den ſchwarzen Sammthut mit Federn, die ſchwarzen Handſchuhe und den ſchwarzen Sonnenſchirm. Ich glaube wahrhaftig, ſie hat auch ein ſchwarzes Schnupftuch.“ —

„Es iſt ein ſehr eleganter Traueranzug,“ meinte die junge Frau; „aber in der That, ſie ſitzt förmlich wie ohne Leben da! Bemerken Sie jetzt, wo ſich der eine Herr neben ſie ſetzte, die gleich ſteife Haltung des Kopfes und des Sonnenſchirmes. Und wie der Schleier ſo unbeweglich von ihrem Geſichte herabhängt, von keinem Athemzuge bewegt.“

Die Dame mit der rothen Kapuze war im Coupé ſitzen geblieben, denn ſie ſelbſt ſpürte kein Bedürfniß, auszuſteigen, und das Küchlein fürchtete ſich, hier in der Nähe des Kirchhofes den ſchützenden Wagen zu verlaſſen.

„Ich möchte nur wiſſen,“ ſagte die Dame, nachdem die Anderen ausgeſtiegen waren, „was ſich dort oben in dem zugedeckten Korbe befindet; es muß was ganz Abſonderliches darin ſein, denn ſieh nur, wie Finettchen wieder emporſtrebt und den Korb anknurrt — oh, das Thier hat Menſchenverſtand. Warte, ich ſtelle mich unter die Thür, und wenn Jemand kommt, ſo huſte ich — während du den Korb langſam hinaufhebſt, um zu fühlen, ob er ſchwer iſt. Nun — was kann wohl darin ſein?“

„Mir ſcheint, etwas Lebendiges, Mama, nicht gerade ſchwer, aber auch nicht ganz leicht — ach, Mama, ich fürchte mich, ich mag den Korb nicht mehr anfaſſen.“

„Dummes Ding, ſo heb' wenigſtens den Deckel auf und ſchau hinein!“

„Der iſt feſt zugebunden — ſoll ich die Schleife aufziehen?“

„Gewiß; aber raſch, es iſt wahrhaftig nicht angenehm, wenn man mit Paſſagieren reiſen muß, die verſchloſſene Körbe bei ſich haben, in denen ſich Lebendiges befindet.“

Da aber in dieſem Augenblicke die Mama ſehr vernehmlich huſtete, ſo glitt Sophie, als ſie kaum fertig geworden war, die Schleife zu löſen, auf ihren Sitz zurück. Der Kondukteur trat an den Wagen und fragte, ob vielleicht noch ein Eckplatz frei ſei, was aber von der Mama auf das Entſchiedenſte verneint wurde. Doch hielt ſich der Beamte von da an ſo dicht in der Nähe des Wagens, daß es der Dame mit der rothen Kapuze nicht gerathen ſchien, die Unterſuchung des Korbes fortzuſetzen; auch tönte bald darauf das zweite Zeichen und die Paſſagiere eilten aus dem Reſtaurationsſaale herbei, unter ihnen jene beiden Herren, welche jetzt die ſchwarzgekleidete Dame zwiſchen ſich genommen hatten. Sie flüſterten leiſe mit dem Kondukteur, dem ſie bekannt zu ſein ſchienen, und dieſer wandte ſich dann mit der höflichen Frage an die dicke Gutsbeſitzerin, ob ſie nicht ſo freundlich ſein wolle, der ſchwarzgekleideten Dame, die etwas leidend ſei, einen der Eckplätze zu überlaſſen — nur für die nächſten zwei Stationen, wo Jemand ſein würde, um ſie abzuholen.

Die ſchwarzgekleidete Dame ſagte dazu kein Wort, bewegte nicht einmal ihren Kopf, und ſo regungslos wie ſie vorhin auf dem Divan geſeſſen, das Sonnenſchirmchen ſteif in der Hand, ſo ſtand ſie jetzt da zwiſchen den beiden ſehr anſtändig gekleideten Herren.

„Ich ſelbſt habe keinen Eckplatz,“ ſagte bedauernd die Gutsbeſitzerin, — doch erbot ſich Lottchen freundlich, den ihrigen abzutreten, worauf die ſchwarze regungsloſe Dame von einem der Herren ſorgſam in den Wagen gehoben und dort faſt in die Ecke geſetzt wurde, während der andere Herr mit abgezogenem Hute ſeinen Dank ausſprach und mit leiſer Stimme hinzuſetzte:

„Sie werden in keiner Weiſe durch jene Dame beläſtigt ſein, ſie iſt zu leidend, um zu ſprechen, ja, um ſich auch nur zu bewegen, und wenn ſie Ihnen auf Fragen vielleicht keine Antwort geben ſollte, ſo wollen Sie das nur ihrem traurigen Zuſtande zu gute halten.“

Auch die Dame mit dem Schleier war wieder eingeſtiegen und da Alle — mit Ausnahme Lottchens — ihre früheren Plätze wieder eingenommen hatten, ſo fügte es ſich, daß letztere, nur durch die niedrige Lehne getrennt, neben der Dichtverſchleierten ſaß, während ſie an der andern Seite die ſchwarze regungsloſe Dame hatte.

Alle Thüren waren ſchon geſchloſſen; man erwartete eben das dritte und letzte Zeichen, da kreiſchte Sophie laut auf und zeigte mit dem Finger nach dem Kirchhofe hinüber, wo Alle plötzlich die lange ſchwarze Geſtalt wieder neben dem Kreuze erblickten und mit Grauſen ſahen, wie ſie ſich jetzt langſam von demſelben ablöſte und längs der Kirchhofmauer dem Ausgange zuſchwebte. Ja, ſchweben oder flattern war der richtige Ausdruck, und doch war es weder ein Vogel noch eine Fledermaus, ſondern eine dunkle, langgeſtreckte menſchliche Geſtalt, die jetzt ihren Kopf gegen den wartenden Eiſenbahnzug wandte und dann in unglaublich kurzer Zeit den Ausgang des Kirchhofes erreicht hatte, und durch das, wie es ſchien, feſt verſchloſſene Gitterthor auf die Straße hinausgekommen war.

„Es iſt ein Geſpenſt — und es kommt daher!“ ſtöhnte Sophie, die Hände der Mutter krampfhaft erfaſſend.

„Lächerlicher Gedanke!“ antwortete dieſe, aber nicht mehr mit der früheren Sicherheit des Tones, indem ſie ſich aus dem Wagen beugte, während die dicke Gutsbeſitzerin mit einem betroffenen Geſichtsausdruck zum andern Schlage hinausſchaute, um gleich darauf mit einem leichten Schrei auf ihren Sitz zurück zu ſinken.

Da tönte das dritte und letzte Zeichen; doch riß zu gleicher Zeit der Kondukteur den Wagenſchlag auf, eine tiefe, hohle Stimme draußen fragte, ob hier das Damen-Coupé ſei und dann geſchah das Entſetzlichſte: die lange, flattrige, ſchwarze Geſtalt flog förmlich in den Wagen hinein, und ließ ſich dann geräuſchlos und mechaniſch, wie der Nebel niederſinkt, auf den einzig noch leeren Platz, gegenüber der verſchleierten Dame nieder, worauf unter einem gellenden Pfeifen der Lokomotive der Eilzug ſeinen Lauf von Neuem begann.

Wenn auch die verſchleierte Dame durchaus nicht von der Geſpenſterfurcht der anderen angeſteckt worden war, ſo mußte ſie ſich doch geſtehen, nie ein fahleres, eingefalleneres Geſicht geſehen zu haben, als das ihres Gegenüber, auch lagen die Augen deſſelben tief in ihren Höhlen, was aber nicht verhinderte, daß ſie ſcharf und ſeltſam durch die Dunkelheit glänzten, ungefähr ſo, wie das Leuchten des Phosphors, und es war auch Etwas von dem eigenthümlichen Geruche deſſelben zu ſpüren oder vielmehr von einer Miſchung aus Phosphor und Moder, ſobald die ſchwarze Geſtalt etwas weniges ihre Kleider lüftete, um ſich bequemer zu ſetzen.

Was dieſe Kleider anbelangt, ſo beſtanden ſie aus einem ſchwarzen dünnen Wollenſtoff, und zwar der Rock, ein kurzes

Trauermäntelchen und ein ziemlich lang herabfallendes Kopftuch. Das Einzige an ihr von anderer Farbe war ein dünnes weißes Tüchlein, welches ſie unter dem Kinne nach aufwärts gebunden trug, wodurch aber das Gelblichfahle ihres eingefallenen Geſichtes noch unangenehmer hervorgehoben wurde.

Daß unter dieſen ganz abſonderlichen Verhältniſſen jede Unterhaltung rein abgeſchnitten war, braucht kaum erwähnt zu werden, konnten ſich doch Alle eines mehr als unbehaglichen Gefühles nicht erwehren. Alle, ſagen wir — mit alleiniger Ausnahme der verſchleierten Dame neben Lottchen, welche ſich jetzt in die Kiſſen zurückgelehnt hatte und verſtohlen nach ihrer Nachbarin blickte; ſie bewegte auch hie und da den Kopf, als bemühe ſie ſich, in die Landſchaft hinauszuſchauen; that das aber in Wirklichkeit nur, um ſich unter dieſem Vorwande dem Geſichte Lottchens etwas nähern zu können, wobei ſie jedesmal einen tiefen ſchmerzlichen Seufzer zu unterdrücken ſich mit aller Gewalt bemühte.

Dieß Seufzen vernahm Lottchen wohl, bemerkte aber ſonſt nichts von den Bewegungen ihrer Nachbarin, da ſie angſtvoll ihre Augen geſchloſſen hielt, nicht nur, weil ſie die Geſpenſterfurcht der Anderen theilte, ſondern mehr noch, weil ſie vorhin bei einer kleinen Bewegung ganz zufällig an die Kniee ihrer Nachbarin geſtoßen war und mit Entſetzen gefühlt hatte, daß dieß nicht die weichen Gliedmaßen eines lebenden Weſens ſein konnten; hatte es dabei doch förmlich geklungen, als ſtoße ſie gegen etwas Erſtarrtes oder Knöchernes. Dieß ſchreckliche Geheimniß jedoch für ſich zu behalten, ſchien Lottchen unmöglich, weßhalb ſie, indem ſie ſich den Anſchein gab, als ſchaue ſie aus dem Wagenfenſter, ihren Mund an das Ohr der jungen Frau brachte und ihr zuflüſterte: „Sagen Sie mir um Gotteswillen, was iſt das eigentlich, was an meiner Seite ſitzt?“

Doch bebte auch die Gefragte bei dieſer Aeußerung ſichtlich zuſammen, und hauchte ſchaudernd an das Ohr Lottchens zurück: „Mag es der Himmel wiſſen! Etwas Lebendiges iſt es auf keinen Fall,“ worauf ſich die dicke Gutsbeſitzerin, die ihren Kopf vorgeſtreckt hatte, um die Worte zu vernehmen, in das Geſpräch miſchte, indem ſie flüſterte: „Ich habe die ſogenannte Leidende ſchon lange betrachtet, und wenn Sie einmal Achtung geben wollen, wie ſeltſam ſie bei jedem Stoß des Wagens mit dem Kopfe wackelt, ſo theilen Sie gewiß meine ganze entſetzliche Vermuthung.“

Lottchen wandte ſich nach dieſem kleinen Zwiegeſpräch, ſoweit es ihr möglich war, von ihrer Nachbarin zur Linken hinweg und drückte ſich gegen die verſchleierte Dame, ſo daß ihr Kopf deren Schulter berührte, weßhalb ſie um Entſchuldigung bat; und darauf antwortete ihr dieſe mit einer ſehr hoch klingenden Fiſtelſtimme: daß ſie ſich durchaus nicht geniren möge und nur ſo nahe rücken ſolle, als es ihr bequem und angenehm dünke.

„Wiſſen Sie mir vielleicht zu ſagen, wie lange dieſe Station dauert?“ fragte Lottchen alsdann, worauf die verſchleierte Dame bedauerte, dies leider nicht zu wiſſen. Doch miſchte ſich jetzt raſcher als die dicke Gutsbeſitzerin Auskunft geben konnte, das unheimliche Geſpenſt mit den Phosphoraugen in's Geſpräch und ſagte mit einer wahren Grabesſtimme: „Ehe es ein Uhr nach Mitternacht ſchlägt, werden wir dieſe letzte Station überſtanden haben.“

Die Dame mit der rothen Kapuze hatte alle ihre frühere Sicherheit verloren, ihre fleiſchige Naſe ſchien förmlich ſchlaff herabzuhängen, und die ſcharfen Augen blickten faſt ſchüchtern unter ihren Augenbrauen hervor. Sie war ſo weit von ihrer unheimlichen Nachbarin abgerückt, daß ihr Rücken einen Theil der Fenſteröffnung verdeckte, konnte ſich aber trotz alles Grauſens nicht enthalten, häufig einen zaghaften Blick auf die Züge des Geſpenſtes zu werfen, und wandte dann jedesmal haſtig ihre Blicke wieder ab, ſo oft ſie jenen phosphorleuchtenden Augen begegnete. Auch ſie hatte jenen moderigen Geruch bemerkt und als ſie einmal ihr Eau-de-Cologne-Fläſchchen hervorzog und es verſtohlen an die Naſe hielt, da ſchaute ihr das Geſpenſt ſtarr in's Geſicht und lächelte auf eine fürchterliche Art — wahrhaft grauſig!

Finettchen war ſeit dem Eintritte der beiden räthſelhaften Paſſagiere wie umgewandelt, und während der Hund bis dahin unaufhörlich von dem Sitze auf den Boden und dann wieder auf denſelben zurückgeſprungen war, auch häufig gegen den zugedeckten Korb emporgeknurrt hatte, lag er jetzt zuſammengekauert auf dem Schooße Sophiens und hob nur zuweilen ſeinen Kopf ſchnüffelnd in die Höhe, wobei er leiſe und ängſtlich heulte.

Nun ſchien aber das Geſpenſt an dieſem Benehmen des Hundes Gefallen zu finden und erwiderte die kurz abgebrochenen kläglichen Laute deſſelben mit einem außerordentlich natürlichen Miauen, welches die Dame mit der rothen Kapuze deutlich hörte, obgleich ſie dabei zu ihrem geſteigerten Entſetzen ſah, daß ſich weder der eingekniffene Mund noch ſonſt Etwas im Geſichte der unheimlichen Geſtalt auch nur im Mindeſten bewegte.

Wie es uns ergehen kann, daß wir, von Grauſen überwältigt, uns beinahe unwillkürlich mit dem Gegenſtande dieſes Grauſens zu ſchaffen machen — ſei es, daß wir wüthend über ihn herfallen, oder daß wir es zaghaft wagen, ein Wort an denſelben zu richten — ſo erging es der Dame mit der rothen Kapuze, die faſt willenlos ſagte: „Sie miauen auf eine ſehr natürliche Art.“

„Wie ſo?“ fragte das Geſpenſt, wobei ſeine Augen ſtärker leuchteten; „wenn miaut wurde, muß denn ich es gerade gethan haben? — warum nicht eine der anderen Damen? Oder könnte nicht ebenſo gut eine wirkliche Katze bei uns im Wagen ſein?“

„Gerechter Gott, eine Katze!“ ſchrie die dicke Gutsbeſitzerin. „Schon der Gedanke allein könnte mich ohnmächtig machen.“

„Und mich ebenfalls,“ rief die Dame mit der rothen Kapuze, welcher der Zorn als vortreffliches Gegenmittel für die Angſt gegen ihre geſpenſtige Nachbarin erſchien. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß von einem Miauen hier im Wagen auch nicht im Entfernteſten die Rede war, bis Sie — auf ſo eigenthümliche Art hier erſchienen, ja ich ſag' es unverholen: wenn ſich jetzt eine Katze hier im Wagen befindet, ſo haben Sie dieſelbe wahrſcheinlich vom Kirchhofe mit hereingebracht.“

„Mama, um Gottes willen ſei ruhig!“ kreiſchte das Küchlein; „ſprich kein Wort weiter, ſonſt wird ſie dir den Hals umdrehen.“

„Aber ich bitte Sie, meine Damen," ſprach die junge Frau aus der andern Ecke des Wagens mit ängſtlicher Stimme, aber in beſchwichtigendem Tone: „wer wird um eine unſchuldige Katze einen ſolchen Lärm machen!"

„Das ſage ich auch," ſagte das Geſpenſt in ruhigem, hohlem Tone, „mir iſt ein heulender Hund ein viel unangenehmeres Weſen."

„Das will ich nun gerade nicht ſagen," fuhr die junge Frau fort, „aber ich begreife ebenſo wenig, wie man eine Katze, ein ſo freundliches, reinliches, zuthunliches Thier haſſen mag."

„O, ein Hund iſt damit gar nicht zu vergleichen!" — „Ein Hund iſt die Treue und Anhänglichkeit ſelbſt!" riefen die dicke Gutsbeſitzerin und die Dame mit der rothen Kapuze faſt zu gleicher Zeit — „aber eine Katze — entſetzlicher Gedanke!" ſetzte die erſtere ſchaudernd hinzu, während die andere in einem gellenden Tone gegen ihre Nachbarin ſchrie: „Und noch dazu eine Grabeskatze!"

„Mama, Mama!" ſchluchzte das Küchlein. Da pfiff draußen die Lokomotive gellend und anhaltend, förmlich hohnlachend, als wiſſe ſie um den Aufruhr in dem ſonſt ſo ſtillen Damen-Coupé; dann klapperte die Maſchine toller als bisher und raſſelte an einer ſteilen Mauer vorüber, durch einen kleinen Tunnel hindurch und verurſachte dadurch ein ſolches Klingen, Klirren und Sauſen, daß keine der Damen hätte ihr eigenes Wort verſtehen können, und ſo eine große erwartungsvolle Pauſe eintrat, deren Ende eine Jede mit Bangen und Grauſen entgegenſah. Aber dieſes Ende kam noch nicht ſogleich, denn der Zug klirrte jetzt zwiſchen den zahlreichen Gebäuden einer ziemlich bedeutenden Zwiſchenſtation dahin, raſte unter ſtarken Stößen und Erſchütterungen über ein halb Dutzend Schienenſtränge hinweg, um jenſeits ſeine richtige Fahrbahn wieder zu gewinnen. Dort aber hatte ein verſchlafener Weichenwächter die Schienen nicht ganz gehörig verbunden, ſo daß jeder Wagen einen ordentlichen Sprung machen mußte, ehe er glücklich wieder in die richtige Bahn kam; und die hierdurch verurſachte Erſchütterung war ſo bedeutend, daß in dem Coupé eine Aufregung und Verwirrung entſtand, welche getreu zu ſchildern wahrhaftig keine Kleinigkeit iſt!

Nicht nur daß Nachtſäcke und Plaids übereinander flogen, ſondern auch der zugedeckte Korb fiel gerade in den Schooß der dicken Gutsbeſitzerin, und entleerte ſich hier ſeines Inhaltes — — einer geängſtigten Katze, die nun an der Wand hinaufflog, um ſich droben an den Schnüren und im Gitterwerk feſtzuklammern, wüthend verfolgt und angekläfft von Finettchen, der zu dieſem Behuf auf die Schulter der verſchleierten Dame geſprungen war. Doch hatte dieſe andere Dinge zu thun, als auf eine ſolche Kleinigkeit zu achten, ja es erſchien ihr gleichgiltig, daß durch den heftigen Stoß, welchen der Wagen erlitten, die Nachbarin Sophie förmlich über ſie hergefallen war, und ihren Hals eine Sekunde lang mit den Armen umklammerte — es war ihr nichtsbedeutend, daß die dicke Gutsbeſitzerin gegenüber in eine wirkliche Ohnmacht gefallen war, die Verſchleierte ſchien nichts gefühlt, gehört und geſehen zu haben, als nur den fürchterlichen, gellenden Schrei Lottchens, und deren Bemühen, ſich unter der ſteifen, regungsloſen Dame in dem ſchwarzen Atlaskleid hervorzuarbeiten, die wie ein Stück Holz auf ihr lag. — „Eine Leiche! — eine Leiche!“ — kreiſchte ſie halb ohnmächtig.

„Eine Katze! — eine Katze!“ — ſchrie die Dame mit der rothen Kapuze, während die dicke Gutsbeſitzerin etwas Unverſtändliches hervorgurgelte.

In dieſem Augenblicke warf ſich Sophie krampfhaft in die Arme ihrer Mutter und ſchluchzte ihr in die Ohren: „O, Mama, das iſt noch nicht das Schlimmſte, die verſchleierte Dame neben mir hat einen großen, langen Bart.“ — — Im Damen-Coupé ein Hund, eine Katze, ein Geſpenſt, eine Leiche und eine verſchleierte Dame mit einem großen und langen Bart — fürchterlich — entſetzlich — noch nie dageweſen! — —

Und abermals gellte die Pfeife der Lokomotive — dem Himmel ſei gedankt, keine Zwiſchenſtation, ſondern das Ende dieſer entſetzlichſten aller Stationen verkündend. Aber ſo laut auch die Dampfpfeife lärmte, ſo laut auch die Räder raſſelten und klirrten, als der Zug in den Bahnhof einfuhr, alles Das wurde übertönt durch das erſchütternde Geſchrei aus dem Damen-Coupé. Dem Stationschef, einem ergrauten Militär, ſtiegen die Haare empor, als er dieſes Geſchrei vernahm, und als er hinzuſtürzend bemerkte, wie ſich aus dem Wagenſchlage drei Köpfe und ſechs Arme, erſtere mit verzweiflungsvollen Geberden, letztere mit gerungenen Händen, hervordrängten.

„Um Gottes Willen, brennt das Coupé? — ich ſehe ja weder Rauch noch Flammen — raſch die Spritze her!"

„Aufmachen!"

Drei Kondukteure ſprangen zumal herbei, den Schlag aufreißend, um die halbohnmächtigen Damen auf den Boden zu heben; unter der dicken Gutsbeſitzerin brachen die Kniee zuſammen, die junge Frau weinte heftig, und die Dame mit der rothen Kapuze warf ſich rückſichtslos in die Arme des Stationschefs, nachdem ſie ihre Tochter glücklich aus dem Wagen gezerrt.

„Aber, meine Damen, was iſt denn geſchehen?"

„O Herr Bahnhof-Inſpektor, das ſollte bei einem geregelten Eiſenbahndienſte nicht vorkommen, und noch viel weniger in einem Damen-Coupé!"

„Eine Katze!" jammerte die dicke Gutsbeſitzerin.

„Eine Frau mit einem langen Barte," ſchluchzte Sophie.

„Ein Geſpenſt!" ſagte die Dame mit der rothen Kapuze ſchaudernd.

„Eine Leiche, eine wirklich todte Leiche!" kreiſchten alle drei zuſammen.

Glücklicherweiſe befand ſich ein Arzt unter den aus allen Wagen ſich herandrängenden Paſſagieren, welchen der umſichtige und gefaßte Stationschef erſuchte, die Damen in den Warteſalon zu führen, und ſie durch Hoffmann'ſche Tropfen, Eau de Cologne, und kaltes Waſſer etwas zu beruhigen; dann trat er an den Wagen, wich aber trotz aller Faſſung einen Schritt zurück, als er die Leiche am Boden des Coupé's liegen ſah. Es war dies aber auch ein gar ſchauerlicher Anblick. Da lag ſie in ihren eleganten Kleidern ſteif und ſtarr, in den krampfhaft geſchloſſenen Fingern ihr Sonnenſchirmchen haltend, und was das Furchtbarſte war, der zurückgeworfene Schleier zeigte ein ſtarres, aber keineswegs todtenähnliches Antlitz, vielmehr ſtanden die ſanften blauen, glänzenden Augen weit offen und um den feinen Mund ſpielte ein höchſt angenehmes Lächeln.

„Bei dem Herrn des Himmels!“ rief der Stationschef, nachdem er das Geſicht genau betrachtet hatte, „das iſt ja keine Leiche — — — — das iſt ja — — nur eine harmloſe Wachsfigur — wo iſt der Kondukteur des Wagens?“

„Hier, Herr Inſpektor!“ ſagte der hervortretende Beamte etwas kleinlaut.

„Was wiſſen Sie von dieſer verfluchten Geſchichte? Soll das vielleicht ein ſchlechter Witz ſein! — Fürchten Sie ein ernſtes Protokoll!“

Der Kondukteur zuckte mit den Achſeln, und da ſein ſtrenger Vorgeſetzter, während er die letzten Worte ſprach, halb in den Wagen hineingeſtiegen war, ſo konnte er ihm halblaut ſagen, ohne von den Anderen gehört zu werden: „Das da wurde von zwei Herren in den Wagen gehoben, um nach der Reſidenz befördert zu werden, ſie hatten es ſehr eilig und nicht mehr die Zeit, das Ding da anders zu verpacken, die Frachtkarte war gelöst, und ſo glaubte ich denn —“

„Schon gut, ſchon gut, das Uebrige wird ſich finden. Iſt das eine Konfuſion in Ihrem Wagen! Hunde, Katzen und obendrein noch eine Dame mit einem großen Bart — ach, das ſind Sie wohl, Madame, oder mein Herr,“ wandte er ſich mit ſtrenger Miene an die Verſchleierte.

„Dürfte ich Sie um zwei Worte im Geheimen bitten?“ erwiderte dieſe in einem Tone, welcher in ſeiner rauhen Tiefe ganz wohl zu einem langen Barte paßte. „Es handelt ſich hier,“ ſetzte ſie heiſer hinzu, „um das Wohl und Wehe einer jungen Dame, die ich durch eine Mittheilung vor Zeugen um Alles in der Welt nicht compromittiren möchte. Ich bitte alſo dringend — Herr Kamerad, ſich einen Augenblick zu uns herein zu bemühen.“ Dies geſchah, und nun ſtellte ſich die verſchleierte Dame, nachdem ſie eben dieſen Schleier zurückgeworfen und einen allerdings beträchtlichen Bart den erſtaunten Stationschef hatte ſehen gelaſſen, dieſem als Oberlieutenant der Kavallerie, Julius Cäſar von Ruppinger, vor.

Dabei mußten wohl die Mittheilungen, welche die Erdame machte, ſehr komiſcher Art ſein, denn der Bahnhof-Inſpektor lachte ein über das andere Mal herzlich und ſagte dann: „Es thut mir leid, daß ich von Ihnen ſcheiden muß, aber es iſt unmöglich, den Zug noch länger aufzuhalten. Wir haben ohnedies ſchon zwanzig Minuten Verſpätung. Was Sie anbelangt, Herr Oberlieutenant, ſo ſollen Sie mit Ihrer Braut ruhig und ungeſtört in dieſem Compartiment bleiben, ich werde ein anderes zum Damen-Coupé beſtimmen. Aber, da fällt mir eben ein, es war ja auch noch von einem Geſpenſt die Rede, das ſich hier im Wagen befinden ſollte, auch wohl ein Trugbild der aufgeregten Phantaſie jener Dame?"

„Ja, wo iſt es geblieben?" fragte Lottchen, während ſie ſich erröthend aber ſanft aus den umſchlingenden Armen der verſchleierten Dame löſte, — „wo iſt es geblieben — ach, es war doch gewiß ein Geſpenſt!"

„Nun, Herr Kamerad, wie war es damit?"

„Ich glaube, es war nichts weiter als eine Trauernde, die auf dem Kirchhof bei der vorigen Station das Grab einer theuern Perſon beſuchte. Unheimlich ſah ſie allerdings aus, auch muß ich geſtehen, daß es, als ſie hereinkam, etwas moderig und kellerfeucht roch."

„Ach, Cäſar, wie ich mich immer noch ängſtige!" flüſterte Lottchen.

„Das iſt allerdings ſonderbar," meinte der Stationschef. „Ich habe ein ſolches Weſen nicht ausſteigen ſehen, doch wollen wir Nachfrage halten; indeſſen wünſche ich Ihnen eine glückliche Reiſe, Herr Kamerad, und auch Ihrer ſchönen Braut!"

Dann gellte kurz nach einander das zweite und dritte Zeichen, die Lokomotive pfiff und der Zug ſetzte ſich in Bewegung, mit einem geweſenen und einem anderen wirklichen Damen-Coupé, in welch' letzterem nur die rothe Kapuze mit ihrem Küchlein ſaß, da die dicke Gutsbeſitzerin und die junge Frau auf der Station zurückgeblieben waren; wogegen im früheren Damen-Coupé die beiden Liebenden allein blieben, welcher Umſtand dem Oberlieutenant Julius Cäſar von Ruppinger die beſte Gelegenheit bot, durch eine aufrichtige Beichte volle Verzeihung zu erlangen.

Was die Nachforſchungen des Stationschefs nach dem Geſpenſte anbelangte, ſo blieben ſie räthſelhafter Weiſe ohne Erfolg, nur einer der Packträger, welcher indeſſen bei nächtlichem Dienſte häufig mit einem kleinen Duſel zu thun hatte, wollte eine ſchwarze, ſchattenhafte Geſtalt bemerkt haben, welche den Bahnhof verließ, nicht wie andere Menſchen auf ihren Beinen laufend, ſondern einen Fuß hoch vom Boden dahin ſchwebend.

Da der Eilzug ſeine Verſpätung ſo ziemlich einzuholen im Stande war, ſo erreichte er Hermersheim wenig nach ſechs Uhr, wo Lottchen von ihrem Onkel, dem Apotheker, erwartet wurde. Selbſtverſtändlich folgte der Oberlieutenant in einem anderen Wagen; und als er dieſen in dem Orte, wo ſich Lottchen befand, verließ, wunderte ſich der Kutſcher, der ihn geführt hatte, nicht wenig, als hier ſtatt einer verſchleierten Dame ein Offizier der Kavallerie zum Vorſchein kam, der ſich alsbald nach der Apotheke begab und dort von dem Onkel Lottchens lachend empfangen wurde. Ueberhaupt war der Apotheker ein kluger Mann, der die Welt kannte, und der vor allen Dingen ſeine Schweſter, die Oberkriegsräthin, zu behandeln wußte. „Kinder", ſagte er, nachdem man ihm Alles gründlich auseinandergeſetzt, „mit Briefſchreiben iſt da Nichts gethan, und da ich überhaupt in der Stadt ein Geſchäft zu beſorgen habe, ſo will ich dort mündlich für Euch wirken, und hoffe zum Beſten."

Und ſo that er auch, obgleich wir nicht verſchweigen wollen, daß er mit ſeiner Schweſter einen harten Stand hatte, und endlich nur durch die kräftige Beihilfe ſeines Schwagers, des Oberkriegsrathes, zu einem glücklichen Ziele kam, und indem er mit aufgehobenem Zeigefinger ganz beſonders hervorhob, daß das junge Paar von ein Uhr in der Nacht bis Morgens um ſechs Uhr ganz allein gefahren ſei

im Damen-Coupé.

Hinter blauen Brillen.

Es war einer jener wundervollen Frühlingstage, wo die mit weißen Blüthen geſchmückte Landſchaft in jungfräulicher Scham förmlich zu erbeben ſcheint unter dem plötzlich ſo heiß und zudringlich gewordenen Kuß der Sonne; wo Blumen und Laub, Gras und Mooſe, ja ſelbſt die friſch aufgeriſſene Erde unter dem ſcharfen Eiſen des Pfluges wahrhaftig würzigen Duft ausſtrömen; wo weiße Marmorfiguren in den dunkeln Gartenbosquetten, ſobald ſie ſich ungeſehen glauben, und ſobald der Strahl der Sonne durch die grün ſchillernden Zweige dringend, ſie neckend mit goldenem Regen bewirft, anfangen, ſich in wollüſtigem Behagen zu drehen und zu bewegen; einer jener Tage, wo ſelbſt die beſcheidenen Veilchen alle ihre jungfräuliche Scheu abgelegt haben, um mit ihrem Dufte die Vorüberwandelnden kokett zu reizen. Wo die Springbrunnen mit ihren Waſſerſtrahlen die tollſte Verſchwendung treiben, indem ſie funkelnde Brillanten nach allen Seiten hinausſtäuben laſſen; wo das gewerbliche Treiben in den engen, dunkeln, thauig feuchten Straßen der Stadt faſt melancholiſch erklingt, wenn es emporſteigt an den tiefblauen, ſonnenbeſtrahlten Himmel, und wo ſelbſt die luſtigen Kinderſtimmen vor den Hausthüren und auf den weiten Plätzen der Stadt nur die Sehnſucht in uns rege machen, hinaus zu ziehen, um in der warmen Luft unter heiteren Sonnenſtrahlen, gleich dem bunten Schmetterling, ſcheinbar ziel- und zwecklos hin und her zu ſchwärmen.

Dieſer angenehmen Beſchäftigung überließ ſich denn auch an dem heutigen ſchönen Frühlingstage ein großer Theil all' der glücklichen Menſchen, denen es durch ihre angenehme geſellſchaftliche Stellung, ſowie durch ihre behaglichen Vermögensverhältniſſe vergönnt iſt, auch in dieſer Richtung ihren kleinen und großen Launen den Zügel ſchießen zu laſſen; und dieſe ganze glänzende Geſellſchaft bewegte ſich zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen auf den Promenaden der Stadt, beſonders auf der breiten Allee, die ſich vor dem königlichen Reſidenzſchloſſe bis zu jenem reichen Marmorthore erſtreckte, welches, das Ende der Stadt bezeichnend, doch nur wieder der Anfang war eines waldartigen Parkes, der viele Stunden im Umfang hatte.

Vier Reihen glänzender Equipagen bewegten ſich hier meiſtens in ſehr langſamem Tempo hin und her und noch vollkommen Platz laſſend den eleganten Reitern aus dem Militär- und Civilſtande, die, jede Lücke in der Wagenreihe benützend, auf's Gewandteſte hindurchſchlüpften, theils um ſich als vortreffliche Reiter zu zeigen, theils aber auch, um irgend einen Zweck zu verfolgen, einem Freunde nachzueilen oder einem Wagen häufiger zu begegnen, der vielleicht durch die darin ſitzenden Damen das Intereſſe des Reiters erregte.

Rechts und links auf den breiten Nebenwegen ſah man zahlloſe Spaziergänger, hier mit langſam fahrenden Equipagen ſo gut als möglich Schritt haltend, dort auch wohl in Geſellſchaften ſtehen bleibend oder ſich zum Ausruhen oder zur behaglicheren Beſchauung der Stühle und Bänke bedienend, welche ſich zu beiden Seiten der Promenade in großer Anzahl befanden. Daß dabei viel geplaudert und gelacht wurde, verſteht ſich von ſelbſt, und nicht nur in den Reihen der Fußgänger oder in den Wagengeſellſchaften unter ſich; nein, auch von einer Equipage zur andern flog Frag' und Antwort, wenn man gerade nahe aneinander vorüberfuhr; auch ſah man manchen Herrn aus dem Fond ſeines Wagens rückwärts mit einem Bekannten plaudern, der ſein Geſpann ſelber lenkte. Von den Reitern, die wir ſoeben erwähnten, hatte ebenfalls bald dieſer, bald jener das gefunden, was er geſucht und das betreffende Fahrzeug geentert, indem er ſeine Hand auf den Schlag deſſelben legte, um irgend eine kleine Converſation zu beginnen.

Unter dieſen letzteren bemerken wir einen ſehr jungen und bildhübſchen Offizier von den Gardehuſaren, der ſo leicht und elegant zu Pferde ſaß, daß man es kaum begriff, wie er in der geradezu nachläſſigen Haltung, die er angenommen hatte, während er neben einem der Wagen ritt, im Stande war, ſein unmuthig und heftig vordringendes Pferd in einem anſtändig ruhigen Schritt zu halten. Er plauderte mit zwei älteren Damen, von denen ihn beſonders die eine mit einem ſo deutlich ausgeſprochenen, zärtlichen Blicke mütterlichen Stolzes betrachtete, daß man über die verwandtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Beiden auch dann im Klaren geweſen wäre, wenn der junge Huſar auch nicht gleich darauf mit einem „Adieu, Mama!“ ſein Pferd herumgeworfen hätte und davon geſprengt wäre. Plötzlich aber parirte er das edle Thier wieder mitten in der Wagenreihe und wandte raſch den Kopf nach einem eleganten, mit zwei prachtvollen Rappen beſpannten Kutſchirwagen, welcher von einem jungen Manne in Civil gelenkt wurde, der, als der Huſar heranritt, wiederholt bei ſeinem Namen gerufen, die Frage an ihn that, ob er eine Viertelſtunde Zeit für ihn habe.

„Neben deinen haushohen Rappen herzureiten, ſchwerlich,“ lachte der junge Huſar, — „man muß ſich nicht ſelbſt in den Schatten ſtellen, und mein Araber iſt viel zu klein, um neben deinen Trakehnern Figur zu machen, — weißt du was, ſpeiſe nachher bei uns, ich werde es Mama ſagen, ſie wird ſich darüber freuen.“

„Beſten Dank, doch iſt mir das für heute unmöglich; auch möchte ich mit dem, was ich dir zu ſagen habe, nicht gerne bis nach dem Diner warten.“

„Iſt es ſo wichtig?“

„Nun, wie man's nimmt; wenn du aber ſonſt nichts Beſonderes vor haſt, ſo kann ja George deinen Araber eine Viertelſtunde in der Seitenallee auf und ab führen, während wir hier oben plaudern.“

„Meinetwegen.“

Der Reitknecht George ſtieg, ohne weiteren Befehl abzuwarten, von dem Kutſchirwagen herab und folgte dem Huſarenoffizier in die Seitenallee, wo dieſer ſich von ſeinem Pferde ſchwang und dann zu ſeinem Freunde zurückkehrte.

„Nun, was gibt es ſo Merkwürdiges?“ fragte er ihn, als er neben ihm ſaß und eine Cigarre angenommen hatte.

„Merkwürdiges gerade nicht viel; ich wollte dich nur um eine kleine Gefälligkeit bitten, die ich dir vom Wagen herab nicht gut zurufen konnte; da, nimm die Zügel und überlaß mir für eine Stunde deinen Araber.“

„Was gibt es denn ſchon wieder? Dir iſt doch nicht plötzlich eine diplomatiſche Sendung anvertraut worden, bei welcher dir deine eigenen Rappen ein Hinderniß ſind?“

„Nicht gerade, aber es gibt Gelegenheiten, wo man mit einem leichten Pferde beſſer durchkommt, als mit dem ſchweren Wagen und dieſen unartigen —“

„Nun, meinetwegen, ich will ſie ein bischen zuſammennehmen; gib die Zügel her, die beiden Rappen ſind aller Zucht entwöhnt, ich habe vorhin ſchon bemerkt — nun gute Verrichtung,“ fuhr der Huſarenoffizier alsdann lachend fort — „aber vergiß nicht, daß, wenn ich auch kein Wappen auf der Schabracke habe, mein Araber doch ſehr bekannt iſt, und mach' mir keine Schande.“

„Wie verſtehſt du das, Ferdinand?“

„Nun, auf zweierlei Art! das Pferd iſt nicht ganz leicht zu reiten, auch könnteſt du mit ihm irgendwo geſehen werden, wo —“

„Sei über Beides unbeſorgt, ich will ganz ehrlich gegen dich ſein, du weißt, es gibt im Menſchenleben Augenblicke —“

„O ja!“

„Nein, nein, höre mich ernſthaft an, ich will dir kein Geheimniß mittheilen, ſondern nur die unverhoffte Fortſetzung einer Geſchichte, die ich dir neulich erzählte.“

„Erlaßt uns, aus dem Zeitungsblatt zu melden, was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt,“ recitirte der Huſar und fuhr dann lachend fort, nachdem er den beiden Trakehnern wegen Unart und Unaufmerkſamkeit einen tüchtigen Schneller mit der Peitſche gegeben, — „ich mache gerne dergleichen Geſchichten mit, höre aber ungerne davon erzählen.“

„Du biſt ein Egoiſt,“ erwiderte achſelzuckend der Andere, wobei über ſein kluges, aber gerade nicht ſchönes Geſicht etwas wie ein Schatten flog — „ja, du biſt ein Egoiſt,“ wiederholte er, — „begreiflicherweiſe gibt es Wenige mit deinem enormen Glück; ſtets kommen, ſehen und ſiegen, — und da iſt es für dich ſehr geringfügig, ob ſich ein anderer armer Teufel wirklich mit ſeinem Herzen engagirt hat.“

„Ach, wenn das iſt,“ lachte der überaus gutmüthige Huſar — „ſo will ich dich geduldig anhören, dir auch meinen guten Rath nicht vorenthalten, ich habe jetzt ein neues Mittel, um ganz unwiderſtehlich zu ſein. Ich werde es gegen dein Geheimniß austauſchen und dir ſo nützlich ſein.“

„Ja, ich könnte allerdings etwas von deiner Unwiderſtehlichkeit brauchen,“ ſagte der Andere ſeufzend — „doch höre mich — es war —“

„Im wundervollen Monat Mai.“

„Auch, mein Lieber, aber nebenbei, wenn du mich gefälligſt anhören willſt, war es in Baden vergangenes Jahr, als ich auf meinen einſamen Spaziergängen in den Seitenwegen der Lichtenthaler Allee häufig eine ſchon bejahrte Dame bemerkte, die faſt immer in einem Rollſtuhle ſaß, und in deren Geſellſchaft ſich ſtets ein junges Mädchen befand.“

„Natürlicherweiſe ſchön.“

„Wie ein Engel, das ſanfteſte, lieblichſte, anſprechendſte Geſicht, was ich in meinem Leben geſehen, mit einem wundervollen, himmliſchen Ausdruck in den Augen, einem Wuchs, der jeder Beſchreibung ſpottet, und mit einem Wohlklang in der Sprache —“

„Ah ſo, eine nähere Bekanntſchaft?“

„Laß mich gefälligſt ausreden — kurz, das Ideal meiner Jugendträume, wie ich mir ein vollendetes Weſen gedacht, dem ich beim erſten Anblick zu Füßen ſinken möchte und zu ihm reden —“

„Madame, ich liebe Sie!“

„Du biſt wirklich unausſtehlich; ſei's darum, ungefähr ſo hätte ich in der That zu ihr reden mögen, wenn es mir möglich geweſen wäre.“

„So, ſprach ſie vielleicht nur ruſſiſch oder polniſch?

Denn ſonſt wüßte ich nicht, was dich bei deiner edlen Dreiſtigkeit hätte abhalten ſollen, wenigſtens die Einleitung zu einer ſolchen Bekanntſchaft zu machen."

„Sie ſprach weder ruſſiſch noch polniſch!" entgegnete der Andere, indem er, aufwärts ſchauend, dem leichten blauen Rauche ſeiner Cigarre nachblickte — „ſondern das reinſte Deutſch."

„So ſprachſt du alſo mit ihr?"

„Nein; ich hörte ſie nur ſprechen, und zwar öfter als für meine Ruhe gut war, wenn ſie der alten Dame nämlich vorlas, was jedesmal der Fall war, ſo oft ich das Glück hatte, ſie zu ſehen."

„Und dann?"

„Und dann — dabei blieb's auch."

„Pfui, Ferdinand, ich ſchäme mich deiner."

„In der That ſcheint es mir jetzt auch, ich hätte eifriger, als ich gethan, den Verſuch machen ſollen, mit der alten Dame bekannt zu werden, obgleich ich darin mein Möglichſtes that, aber ſtets vergeblich. Von allen meinen Bekannten in Baden war Niemand, der mich hätte vorſtellen können; auf der Promenade oder im Kurſaal, wo man, ohne zudringlich zu erſcheinen, ſich hie und da in der Nähe von Damen niederlaſſen und ein Geſpräch anknüpfen kann, erſchienen ſie niemals und waren nur zu finden in den ſchattigſten Seitenwegen der Lichtenthaler Allee, meiſtens auf derſelben Stelle, etwas zurück von dem kleinen Brunnen rechts. Dorthin wurde der Rollſeſſel von einem Bedienten gebracht und dann ein kleiner Feldſtuhl für die junge Dame aufgeſchlagen, worauf ſie liebreich mit der älteren plauderte oder ihr vorlas. Das hörte ich häufig mit an, indem ich bei dem eben erwähnten kleinen Brunnen ſtehen blieb, ging dann bei ihnen vorüber und grüßte ſelbſtverſtändlich auf die ungezwungenſte Art. Mein Gruß wurde allerdings höflich erwidert, aber in der gewiſſen, abgemeſſenen Art, die uns den Eindruck macht —"

„Als ſchließe man uns ein Gitter vor der Naſe zu."

„Ungefähr ſo; wenigſtens verſtändlich genug. — Eines Tages lehnte ich mich ſogar an einen der Bäume, unter denen ſie gewöhnlich ſaßen, und als ich ſie herankommen ſah, machte ich ihnen ſehr auffallend Platz, indem ich zu der ältern Dame, die ſchon durch eine Handbewegung befohlen hatte, anderswohin zu fahren, ſagte, ich würde untröſtlich ſein, ſie durch mein zufälliges Erſcheinen von ihrem Lieblingsplatze vertrieben zu haben — umſonſt; dann, um deinen Ausdruck zu wiederholen, fiel das Gitter eines kühlen Blickes und eines kühleren Wortes zwiſchen uns nieder.“

„Und wer war die Dame?“

„Eine Frau von Stranizka mit ihrer Nichte.“

„Und auch die Nichte benahm ſich gegen dich ſo gitterſüchtig?“

„Sie benahm ſich gar nicht gegen mich; ſie erwiderte meine häufigen Grüße eben ſo kühl und ſtolz, wie die verehrte Tante, und nachdem ich ſie auf eben beſchriebene Art ſchon wenigſtens zwei Dutzend Mal gegrüßt hatte, tauchte in dem ſchönen glänzenden Auge der Nichte auch nicht die Spur von einer Idee auf, als habe ſie das grüßende Individuum auch nur ein einziges Mal in ihrem Leben geſehen.“

„Und weißt du, was man in ſolchen Fällen thut?“

„Nun?“

„Man vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt,“ ſagte der Huſar und fuhr dann in einem ganz anderen Tone fort, während er die Zügel ſtramm anzog und den Peitſchenſchneller von vorhin ſo kräftig wiederholte, daß die beiden edlen Pferde ſich kopfſchüttelnd vorn erhoben, und wahrſcheinlich das Weite geſucht hätten, wenn ſie nicht von der kräftigen Hand des jungen Offiziers ſo feſt gehalten worden wären —:

„Iſt das eine Lodderei mit dieſen Thieren, ſie ſind vollkommen hinter der Hand, wie alte Poſtgäule; eigentlich ſollteſt du dich ſchämen, dieſe vortrefflichen Pferde ſo zu vernachläſſigen. — Sind die ſchönen Augen mit dem eigenthümlichen Blick auch daran ſchuld?“

„Möglich — wenigſtens heute Morgens; denn ich habe dieſe ſchönen Augen vor einer kleinen halben Stunde wieder geſehen.“

„Ei der Tauſend — zweites Kapitel deines Romanes, und wo war das, wenn ich fragen darf?“

„Du ſollſt das in gehöriger Reihenfolge erfahren: ich machte geſtern Beſuche im Hotel du Nord und wie ich darauf wieder vor das Haus trete, fährt ein Wagen an."

„Mit ihr?"

„Mit der Tante und der Nichte."

„Natürlich grüßteſt du ſo verbindlich als möglich und mit demſelben Nichterfolge wie damals."

„Nein, ich grüßte nicht, da man mich vollſtändig überſah. Die alte Dame hatte ſtatt des grünen Lichtſchirmes, welchen ſie in Baden trug, dunkelblaue Brillen vor den Augen und ihre Nichte war zu beſchäftigt, ihr beim Ausſteigen behilflich zu ſein, als daß ſie ſonſt auf irgend etwas Acht gegeben hätte; ich aber, lieber Freund," ſetzte er ſeufzend hinzu, „fühlte jetzt erſt recht, welch' tiefen Eindruck das junge Mädchen auf mich gemacht, denn ich ſtand athemlos da, herzklopfend und ſchaute ihnen mit ſtarrem Blicke nach, bis ſie im Haus verſchwunden waren."

„Nun, hier wirſt du ſchon Jemand finden, der dich vorſtellt."

„Das war auch mein erſter Gedanke, doch ein beſſerer hat ihn verdrängt."

„Nun, wenn er wirklich gut iſt, ſo theile mir deinen beſſeren Gedanken mit, man kann nie zu viel lernen."

„Der Gedanke liegt ſehr nahe," entgegnete der Andere mit einem feinen Lächeln, welches der Huſar aber nicht bemerkte, da er die Zügel in beide Hände genommen hatte, und die ungeduldig, faſt unartig vorwärts drängenden Trakhener feſt auf die Hand trieb, — „vor einer halben Stunde ſah ich die beiden Damen in der Wagenreihe, aber nicht im Corſo auf- und abfahrend, ſondern am Thore die File verlaſſend, um in den Park hinaus zu fahren."

„Wohin du ihnen folgen willſt zu einer neuen Auflage des Badener Gittervergnügens."

„Nicht ſo ganz; ich habe mich entſchloſſen, den ſtillen, ſchüchternen Begegner und harmloſen Grüßer bei Seite zu werfen, um es auf deinem Araber hoch im Sattel auf eine andere Art zu verſuchen."

„Wirklich?" fragte der Huſarenoffizier mit einem etwas mißtrauiſchen Blick.

„Und da ich denke, daß dein Pferd elegant genug iſt, um mit einem Reiter, wie ich bin, Aufſehen zu erregen, ſo habe ich vielleicht auf dieſe Art das Glück, die Aufmerkſamkeit jener ſtolzen, kalten Schönheit zu erregen. Die Idee iſt gewiß nicht ſchlecht und wenn ich über unſere Badener Begegnung ruhig nachdenke, ſo kann ich es den beiden Damen nicht übel nehmen, daß ſie dort, wo ſo viel Zweideutiges zuſammenkommt, ſich vor Bekanntſchaften in Acht nahmen. Wenn du alſo ſo freundlich ſein willſt, mir deinen Zampa auf eine Stunde zu leihen, ſo will ich dir ſehr dankbar dafür ſein."

„Das iſt abgemacht; du reiteſt nachher zu mir, oder ſoll ich dir vielleicht meinen Reitknecht an's Thor ſchicken?"

„Thue das, und nun will ich abſteigen, damit ich nicht die beſte Zeit verſäume."

„Und ich will mir derweil deinen Dank an dieſen beiden Trakhenern verdienen; daß ſich nur dein Joſeph nicht alterirt, wenn ſie ein bischen mit Schaum verbrämt nach Hauſe zurückkommen."

Der junge Mann, welcher hierauf von dem Kutſchirwagen abſtieg und ſich nach der Seitenallee begab, wo ſein Reitknecht das Pferd des Huſarenoffiziers auf- und abführte, war der Legationsrath Eduard von Schönfeld, gegenwärtig in dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten beſchäftigt; ein tüchtiger Kopf und fleißiger Arbeiter, dem der nächſte der kleineren Geſchäftsträgerpoſten, die irgendwo offen wurden, nicht entgehen konnte, den aber ſein Chef bis zu dieſer Zeit lieber bei ſich beſchäftigte, um von ſeinen außerordentlichen Kenntniſſen, ſeinem großen Verſtande, ſowie von ſeiner Gewandtheit im diplomatiſchen Fache zu profitiren, anſtatt ihn ein müſſiges Leben bei irgend einem der großen Geſandtſchaftspoſten führen zu laſſen, ein Leben, welches Schönfeld auch ſchon zur Genüge genoſſen hatte; weßhalb er ſich auch nicht mehr beſonders darnach ſehnte, dort die Berichte ſeines Chefs theils ſelbſt zu verfaſſen oder zu verbeſſern, jedenfalls aber in's Reine zu ſchreiben, dabei eine höhere

Art dienſtbarer Geiſter des Hauſes, beſonders der Herrin deſſelben zu ſein, ſowie deren unzertrennlicher Begleiter, wenn ſie ausritt oder ausfuhr, oder wenn ſie Soiréen, Theater und Bälle beſuchte: lauter Veranlaſſungen, wo ein Chef der Legation ſelber durch ſpätes Erſcheinen auf die leichteſte und dankbarſte Art von der Welt verrathen läßt, welch' enorme Laſt der Geſchäfte auf ſeinen Schultern ruht, eine Laſt, die ſeinen Zügen jenen ernſten, nachdenklichen Charakter verleiht, mit dem er in die Oeffentlichkeit zu treten pflegt.

Ja, dieſes Leben hatte der Legationsrath zur Genüge genoſſen, und er fühlte wohl, daß er zu Beſſerem berufen ſei. Vielleicht kam auch das Bewußtſein hinzu, daß er vermöge ſeines Aeußern nicht ganz befähigt war, eine ſo glänzende Rolle zu ſpielen, wozu er ſonſt bei ſeinen Geiſtesgaben und bei ſeinem bedeutenden Vermögen wohl berechtigt geweſen wäre. Er war durchaus kein ſchöner Mann, hatte ausdrucksloſe, wenn auch keine unangenehmen Züge, die ſich aber bei einer animirten Unterhaltung auffallend belebten, ja verſchönerten, und die alsdann im Vereine mit den geiſtvollen Augen wohl im Stande waren, großes Intereſſe zu erregen. Von einer mittelgroßen Figur, war er aber auch in dieſer von der Natur inſoferne vernachläſſigt, als er ſeinen linken Fuß in Folge einer ſchweren Kinderkrankheit beim Gehen ein wenig nachſchleppte, ohne gerade zu hinken. Dieß hielt ihn aber durchaus nicht ab, ein ausgezeichneter Tänzer zu ſein, ſowie ein ganz guter Reiter, welch' Letzteres man in gegenwärtigem Augenblicke wohl an der Art ſehen konnte, wie er das ſehr lebhafte Pferd des Huſarenoffiziers mit feſter ſicherer Hand führte, und dann mit ihm in einem geſtreckten Galopp an den langen Wagenreihen vorüberflog.

Bald ließ er das Thor hinter ſich und bog alsdann in einen der Nebenwege des Parkes ein, von wo er die Equipagen im Auge behielt, um hier in kurzer Zeit zu finden, was er ſuchte. Es war dies der Wagen aus dem Hotel du Nord mit einem Lohnbedienten neben dem Kutſcher und zwei Damen im Fond. Die ältere dieſer Damen trug einen dichten grünen Schleier über dem Hute und hatte den Kopf herabgeſenkt, während die Jüngere ihr in das Geſicht ſchaute und freundlich mit ihr zu reden ſchien.

Schönfeld blieb, gedeckt durch die Gebüſche, welche die Hauptallee einfaßten, zur Seite, bis der eben erwähnte Wagen auf dem freien Platze vor der Reſtauration zur Eremitage hielt, wo die beiden Damen ausſtiegen und ſich dann, einem Fußwege folgend, in den dichten Gebüſchen verloren. Hierauf umkreiste er die Equipage und das Reſtaurationsgebäude, um an der hinteren Seite deſſelben, wo ſich die Stallungen befanden, ſein Pferd einem der Diener anzuvertrauen mit dem gemeſſenen Befehle, daſſelbe auf- und abzuführen bis er wieder käme; dann kaufte er ſich bei einem der hier ſtets befindlichen Krämer einen einfachen Spazierſtock und trat ſeine Wanderung nach demſelben Gebüſche an, in welches er die beiden Damen hatte verſchwinden ſehen. Ehe er aber dieſes betrat, zog er ein Futteral aus der Taſche und entnahm demſelben eine Brille mit blauen Gläſern, die er aufſetzte, indem er weiter ging.

Es war nicht zu leugnen, daß er ſeinen ohnehin ſchon ſchleppenden Gang noch ein klein wenig karrikirte; daß er etwas unſicher gemacht durch die dunklen Gläſer durchaus nicht mit ſeiner gewöhnlichen Sicherheit auftrat, ſondern vielmehr auf's Täuſchendſte wie Jemand erſchien, der nicht umſonſt mit ſeinem Stock den Boden ſorgfältig ſondirt. Es war eine ziemlich lange Bank, auf deren einer Seite die beiden Damen ſaßen, und Herr von Schönfeld war im Begriff, auf der anderen nach einigem Betaſten Platz zu nehmen, da aber ſchien er die Damen zu bemerken und wollte mit einem ſehr höflichen Abnehmen des Hutes und mit den Worten: „Bitte ſehr um Verzeihung, daß ich im Begriffe war, hier zu ſtören,“ weiter ſchleichen.

„O, nicht doch, mein Herr,“ ſagte die jüngere Dame mit einer ebenſo angenehm als wohlwollend klingenden Stimme, — „wie können Sie uns ſtören, dieſer Sitz iſt ja lang genug.“

„Wer iſt das, mit dem du ſprichſt?“ fragte die alte Dame mit einer Stimme, welche durchaus keine Aehnlichkeit mit der der anderen hatte; ſo weich und ſymboliſch jene klang, ſo hart und rauh, ja polternd war dieſe.

„Ein Herr, der, wie mir ſcheint an den Augen leidet; denn er trägt blaue Brillen,“ war die leiſe gegebene Antwort, welche auch der Betreffende durchaus nicht zu hören ſchien, denn er hatte den Kopf tief herabgebeugt und zeichnete mit ſeinem Stock Figuren in den Sand.

Nachdem die Damen hierauf noch eine Zeit lang halblaut zuſammen geſprochen, was bei den ſo verſchiedenen Organen auf den jungen Diplomaten ungefähr den Eindruck machte, als wenn eine liebliche Muſik, die aus der Tiefe eines Waldes an ſein Ohr ſchlägt, häufig durch die knarrenden Räder eines Holzwagens unterbrochen würde, zog die junge Dame ein Buch hervor und fing an zu leſen. Begreiflicherweiſe verſtand Herr von Schönfeld nur hie und da ein abgeriſſenes Wort dieſer Lektüre, und da er es auch nicht wagen durfte, die ſchönen Züge der jungen Dame allzu häufig zu betrachten, ſo erhob er ſich nach einer halben Stunde, um mit einem höflichen Gruße ſehr langſam und behutſam davon zu gehen. Er war mit der Einleitung, die er heute getroffen, recht zufrieden, und wir wollen, um dem geneigten Leſer gegenüber nicht langweilig zu werden, nur in aller Kürze bemerken, daß er auf dem Pferde ſeines Freundes nach Hauſe ritt; daß er dann die Geſchäfte des heutigen Tages mit einer gewiſſen Zerſtreutheit beſorgte, und daß er ſich am andern Tage, diesmal aber in einer beſcheidenen Droſchke, ſchon mit blauer Brille und Stock bewaffnet, nach der Reſtauration der Eremitage begab und von dort die Bank aufſuchte, wo er geſtern die beiden Damen geſehen hatte.

Obgleich ſich dieſelben noch nicht hier befanden, ſo vertraute Schönfeld doch ſeinem guten Glück und dem abermaligen herrlich warmen Frühlingstage. Da die Bank unbeſetzt war, ſo konnte er es ſchon wagen, ſeinen Sitz etwas mehr nach der Mitte zu nehmen und hatte auch noch nicht lange hier geſeſſen, als er zu ſeiner großen Freude die beiden Damen in das Bosquet treten ſah. Doch ſchien er ſie erſt zu bemerken, als ſie ganz nahe bei ihm waren, und ſtand dann haſtig auf, um ihnen ein verbindliches Kompliment zu machen. Sie ſetzten ſich auf dieſelbe Stelle, nur daß die jüngere Dame, die geſtern neben ihm geſeſſen, heute auf der anderen Seite der älteren Dame Platz nahm und ſchien ſie dieſer auf eine leiſe Frage zu antworten: „Es iſt derſelbe Herr, der geſtern daſaß.“ Und als nun dieſer Miene machte, langſam aufzuſtehen, um ſich zu entfernen, ſchlug die alte Dame ihren grünen Schleier zurück, wandte ihren Kopf gegen Schönfeld und ſagte mit ihrem harten, rauhen Tone: „Sie brauchen ſich wegen uns nicht zu geniren, es wäre mir leid, Jemand durch meine Gegenwart zu vertreiben.“ Dieſe Erlaubniß zum Dableiben ergriff Herr von Schönfeld auf's Bereitwilligſte, und ließ ſich wieder auf ſeinen Sitz nieder, indem er ſagte: „Wenn Ihnen ein Fremder nicht läſtig iſt, bin ich dankbar für Ihre freundliche Erlaubniß; dies ſchattige Plätzchen mit ſeinen grünen Büſchen iſt ſo angenehm und wohlthuend.“

„Sie leiden an den Augen?“

Er hatte wahrhaftig nicht den Muth auf dieſe Frage mit Ja zu antworten, beſonders da in dieſem Augenblicke die ſchönen hellen Augen der jungen Dame unverkennbar mit einem Ausdruck des Mitleids auf ihm ruhten, und half deßhalb mit einem Seufzer und einem bedeutſamen Achſelzucken, welches aber größeren Eindruck auf die alte Dame zu machen ſchien; denn ſie ſprach mit einem Tone, welcher minder polternd klang: „Es iſt das allerdings recht traurig, aber man darf dabei den Muth nicht verlieren, man muß auf die Hilfe Gottes durch eine geſchickte Menſchenhand hoffen; ſehen Sie mich an, ich bin gewiß in ſchlimmerem Falle als Sie, will aber doch meine Hoffnung nicht verlieren.“

„Die gnädige Frau kennen wahrſcheinlich die Art Ihres Leidens?“

„Ja, ja, ſo ziemlich; der Arzt hat es mir nicht vorenthalten — und was fehlt Ihren Augen, mein Herr?“

„Wenn ich das nur ganz genau ſelbſt wüßte — nächtliche Arbeiten, blendendes Licht haben meine Augen ſehr angegriffen.“

„Ihrer Sprache nach ſcheinen Sie noch ziemlich jung zu ſein und haben deßhalb auch das Vorrecht des Leichtſinns, von dem Sie tüchtigen Gebrauch gemacht — bitte um Verzeihung, wenn ich meiner Gewohnheit nach ganz ohne Ceremonie rede."

„O ja, Sie haben ſehr Recht, gnädige Frau, ich muß mich des Leichtſinns anklagen, aber —"

„Sie haben den geſchickteſten Arzt der ganzen Welt, was unſer Leiden anbelangt, ganz in der Nähe — was ſage ich, Arzt, dieſes Wort iſt zu unbedeutend, er iſt ein Helfer in der Noth, der, den ich meine; in ſeiner Kunſt ein Weſen höherer Art, ein Prophet, ein Wunderthäter."

„Gewiß, gnädige Frau, ich weiß wohl, wen Sie meinen, aber —"

„Was aber? Nahen Sie ſich ihm mit Vertrauen und er wird Ihnen helfen; gehen Sie in ſeine Klinik an ſeinen gewöhnlichen Konſultationstagen, oder noch beſſer, zur Zeit der Sprechſtunde in ſeine Wohnung, wenn Ihnen dazu die Mittel nicht fehlen."

Wäre nur in dieſem Augenblicke auf dem ſchönen edlen Geſichte der jungen Dame, mit den jungfräulich reinen Zügen nicht gar ſo ein entzückendes Mitleid zu leſen geweſen, er hätte es nimmermehr gewagt, die falſche Rolle eines Bedürftigen zu ſpielen; er hätte ſich nicht unterſtanden, abermals zu ſeufzen und abermals mit den Achſeln zu zucken, während er mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand zeichnete.

„Ach was," fuhr die alte Dame in einem allerdings rauhen aber doch gutmüthigen Tone fort — „ich kann mir wohl denken, daß es nicht angenehm iſt, zur allgemeinen Konſultation zu gehen; doch gibt es auch ſonſt noch Mittel zum Zwecke zu kommen, und ich möchte gern dieſes Mittel ſein, junger Mann, aus Dank für die Güte Gottes, der mir in jenem Manne mit den ſchönen geiſtvollen Augen einen Engel des Heils zu ſenden verſprach. — Wie heißen Sie?"

„Ich? gnädige Frau — ja ſo, Sie wünſchen meinen Namen zu wiſſen."

„Freilich wünſche ich das."

„Aber ich weiß nicht, gnädige Frau, ob ich, als Ihnen gänzlich Fremder, es wagen darf, Ihre Hilfe in Anſpruch zu nehmen?" Er blickte bei dieſen Worten die junge Dame an, und da ſie ihm mit einem lieben, herzlichen Blicke zuwinkte, ſo ſagte er raſch entſchloſſen und in den Pfuhl der Verſtellung immer tiefer hinein watend: „Ich heiße Arthur Stein, gnädige Frau.“

„Was Ihr Stand?“

„Ich habe Jurisprudenz ſtudirt?“ Das war nun keine Lüge.

„Ohne Vermögen?“

„Ohne Vermögen, gnädige Frau.“ — Er ſaß bereits bis über die Knöchel in dem eben erwähnten verabſcheuungswürdigen Pfuhl.

„Nun denn, Alma, ſo nimm eine meiner Karten und ſchreibe den Namen des Herrn da auf: Arthur Stein. So, nehmen Sie dies und gehen Sie zur nächſten Sprechſtunde in die Wohnung des Herrn Geheimraths, zeigen Sie dem alten Bedienten, der wie ein Cerberus den Eingang bewacht, dieſe Karte und er wird Sie möglichſt bald vorlaſſen. — Vergiß du nicht, Alma, heute noch dem Herrn Profeſſor zu ſchreiben.“

Glücklicher hätte es für Schönfeld kaum gehen können — ach! und wenn er in das ſchöne, ſanfte Auge Alma's blickte, ſo verzieh er ſich ſo leicht all' die Lügen, die er ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, indem er den ſchon ſo oft mißbrauchten, an ſich ſo ſchönen Spruch: „Durch Nacht zum Licht“ zu dem ſeinigen machte. Hierauf noch der Leſeſtunde anzuwohnen, ſchien ihm bedenklich; denn er traute ſich ſelbſt nicht Stärke genug zu, auf den Boden oder in die grünen, langweiligen Büſche zu blicken, ſtatt in das gute, milde, liebe Geſicht des jungen Mädchens, und ſobald jene ihr Buch hervorzog, ſtand er auf, um ſich mit Betheuerung des heißeſten Dankes zu empfehlen.

„Sie können mir alsdann ſpäter ſagen, wie es Ihnen bei der Konſultation gegangen iſt, junger Mann; auf der Karte ſteht mein Name und ich wohne im Hotel du Nord.“

Schon war Schönfeld im Begriffe, für all' das Gute, was man ihm erzeigt, beſonders für das Beſte dieſes Guten, die Damen beſuchen zu dürfen, der edlen Frau von Stranizka und dann auch vielleicht der jungen Alma demüthigſt die Hand zu küſſen, als er ſich glücklicher Weiſe erinnerte, daß er in unverantwortlichem Leichtſinn heute Morgens ein paar neue, feine Handſchuhe von Jouvin angezogen hatte, allerdings ſehr unpaſſend für einen armen Juriſten. So blieb es denn bei dem ehrerbietigſten Gruße, den er zu machen vermochte, worauf er zwiſchen den Büſchen davon ſchlich.

Der Miniſter des Auswärtigen war ein alter, jovialer Herr und, wie wir bereits geſagt, der ganz beſondere Gönner Schönfelds, den er wegen ſeiner Kenntniſſe und ſeiner vorzüglichen Brauchbarkeit in jeder Richtung ganz beſonders ſchätzte.

Am andern Morgen nach dem im vorhergehenden Kapitel Erzählten, ließ er ihn zu ſich in ſein Arbeitskabinet bitten, und da ſeine Excellenz Schönfeld gleich bei ſeinem Eintreten eine der vortrefflichſten Cigarren anbot, ſo wußte der kluge Legationsrath alsbald, daß es ſich hier um einen ganz beſonderen Dienſt handle.

„Sie wiſſen, mein lieber Schönfeld, wie ſehr ich Sie ſchätze,“ ſagte Seine Excellenz nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſich der Legationsrath in einem ſehr bequemen Fauteuil niedergelaſſen und ſeine Cigarre angezündet hatte — „und daß ich es für meine Pflicht halte, Sie ſo bald als möglich auf einen angenehmen Poſten zu befördern. Leider werde ich dabei ſozuſagen meine rechte Hand verlieren; aber ich bin nicht Egoiſt genug, um an mich zu denken, wo es Ihre Zukunft betrifft; auch glaube ich, daß dieſelbe in nächſter Zeit geſichert iſt, und ich Sie als Geſchäftsträger nach Florenz ſchicken kann — nicht wahr, mein Lieber, das wäre ſo recht das Ziel Ihrer Wünſche?“

„Gewiß, Excellenz,“ ſagte Herr von Schönfeld, doch ſprach er dies nicht mit dem feurigen Ausdruck, mit dem er das noch vor einigen Tagen geſagt haben würde.

„Aber vorher, lieber Schönfeld, handelt es ſich noch um einen großen Dienſt, den Sie mir, das heißt dem Staate leiſten müſſen. Sie wiſſen, daß Rußland im Begriffe iſt, mit ſeinem Botſchafter in Paris zu wechſeln; Fürſt Potemkin iſt dorthin beſtimmt und hat, wie ich ganz genau weiß, die Ordre, den Vorſchlägen Frankreichs für ein engeres Bündniß mit Rußland ein geneigtes Ohr zu leihen; er ſelbſt liebt Paris, deſſen Vergnügungen und Geſellſchaft, weßhalb wir nicht ohne Beſorgniß ſind und wenigſtens den Verſuch machen müſſen, auf den Fürſten in unſerem Sinne zu wirken, wozu ich niemand Paſſenderen wüßte, als Sie, mein lieber Schönfeld."

„So handelt es ſich wohl um eine Reiſe nach Rußland?" fragte der Legationsrath in einem faſt kleinlauten Tone.

„Es hat ſich allerdings darum gehandelt," erwiderte der Miniſter, „doch ſind wir durch einen glücklichen Zufall, der allerdings für den Fürſten nicht viel Angenehmes hat, unſerem Ziele bedeutend näher gerückt, denn Potemkin iſt früher abgereiſt, als man es erwartete, und geſtern ſchon hier angekommen."

„Das erſte Wort, das ich höre."

„Angekommen, aber wenn man ſo will, im ſtrengſten Incognito; und mir ſcheint faſt, der Fürſt habe die Abſicht gehabt, hier durchzureiſen, ohne ſich aufzuhalten."

„Kein gutes Zeichen, Excellenz."

„Gewiß nicht, aber der Gott des Zufalls war uns günſtig."

„Durch den für den Fürſten unangenehmen Vorfall, von welchem Euer Excellenz ſoeben ſprachen?"

„Durch denſelben," antwortete der Miniſter, und fuhr dann lächelnd fort — „ein ruſſiſcher Zephyr, welcher den Fürſten mit großer Anhänglichkeit bis zur Grenze begleitete, hat ihm eine tüchtige Erkältung mit auf den Weg gegeben und Potemkin kam geſtern Nacht hier an mit der ſchönſten Augenentzündung, die man ſich in vorliegendem Falle nur wünſchen kann. Er ſchickte ſogleich zu Gräfe, der ihn dann heute Morgens beſuchte und den Fall ſo bedenklich fand, daß er dem Fürſten Rath gab, es ſich etwa zehn bis vierzehn Tage in ſeiner Klinik gefallen zu laſſen, da er, Gräfe nämlich, nicht die Zeit habe, in der Stadt zu prakticiren."

„Das höre ich den vortrefflichen Profeſſor mit ſeiner ſcheinbar ſo kalten Ruhe und in kurzen bündigen Ausdrücken dem Fürſten mittheilen," ſagte der Legationsrath mit einem ſehr freundlichen Lächeln, da ihn die Geſchichte anfing ganz beſonders zu intereſſiren.

„Ja, und ich höre Potemkin mit der bekannten ruſſiſchen Höflichkeit antworten; es muß ergößlich geweſen ſein. Schade, daß Gräfe nicht der Mann iſt, der ſich vor einer Ungnade oder gar Sibirien fürchtet. Doch hören Sie weiter! Der Fürſt, auf den Rath kluger Freunde hörend, beſann ſich indeſſen, ſobald der berühmte Arzt fortgegangen war, eines Beſſeren und befindet ſich jetzt wahrſcheinlich ſchon in dem ſchönſten Zimmer der Augenklinik."

„Vortrefflich," meinte Herr von Schönfeld, indem er gedankenvoll an der Zimmerdecke emporblickte.

„Es ſoll mich recht ſehr freuen, mein lieber Schönfeld, wenn Sie alles das noch vortrefflich finden, ſobald Sie mich zu Ende gehört."

„Ein Ende, das ich allenfalls vorausſehe."

„Dann bewundere ich Ihre Auffaſſungsgabe, und Ihre nicht unfreundliche Miene erleichtert mir die große Bitte, welche ich genöthigt bin, an Sie zu ſtellen."

„Ich ſoll auf ganz unverfängliche Art die Bekanntſchaft des Fürſten zu machen ſuchen."

„Nur nicht in Ihrer Eigenſchaft als Legationsrath."

„Ah, Excellenz, das iſt doch ſelbſtredend, und um Ihnen zu zeigen, wie bereit ich bin, in Ihre Intentionen einzugehen — auch in Hinblick, Excellenz, auf ein mir freundlichſt gegebenes Verſprechen, ſo will ich Ihnen ſagen, daß ſich, nachdem uns der Zufall ſo herrlich vorgearbeitet, die Sache von der leichteſten Art der Welt machen läßt. Schon ſeit einigen Tagen fühle ich eine leichte Erregtheit in meinen Augen. Ich habe zu ſcharf in das Licht geſehen, und bin deßhalb zu Vorſichtsmaßregeln genöthigt — hier den Beweis dafür," fuhr Schönfeld nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er ſeine blaue Brille hervorgezogen.

„Dank auch dieſem Zufall."

„Doch iſt die Sache glücklicherweiſe ſo unbedeutend, daß ich nicht hoffen darf, vor dem untrüglichen Auge des vortrefflichen Geheimeraths ſo zu beſtehen, um von ihm in die Klinik geſchickt zu werden; beſonders, da ich die Ehre habe, von ihm, wenn auch oberflächlich, gekannt zu ſein, und er in meinem Wunſche ſeine vortreffliche Anſtalt zu frequentiren, etwas Anderes ſehen könnte."

„Richtig, lieber Schönfeld; da muß man nachhelfen und beziehungsweiſe aufrichtig gegen ihn ſein, denn er iſt ſtreng in ſeinem Haushalte. Ich ſchreibe ihm alſo einige empfehlende Zeilen für Sie, aus denen er meine Bitte erſieht, Sie nicht irrthümlicherweiſe für den Legationsrath Schönfeld zu halten, ſondern für einen mir wohlbekannten — wie wollen wir Sie nennen?"

„Vielleicht Arthur Stein, wenn Eure Excellenz gegen dieſen Namen nichts einzuwenden hätten."

„Durchaus nichts, alſo Arthur Stein, und daß er mich ſehr verpflichten würde, denſelben freundlichſt bei ſich aufzunehmen — mündliche Erklärung vorbehalten."

„So wird's gehen, und nach dieſer mündlichen Erklärung, in welcher ja Eure Excellenz nur ſo weit gehen werden, als Ihnen gut dünkt, ſieht der vortreffliche Profeſſor, an deſſen Achtung ich nicht das Geringſte einbüßen möchte, daß mich keine, vielleicht zweideutigen Privatintereſſen zu dieſem Schritte veranlaſſen, ſondern, daß ich, im reinſten Begriff des Wortes, ein Opfer des Dienſtes bin."

„Gewiß, lieber Schönfeld, ein Opfer des Dienſtes in der edelſten Bedeutung des Wortes, und dieſer Dienſt, den Sie dem Staate leiſten, ſoll Ihnen gewiß nicht unbelohnt bleiben."

„Und für denſelben haben mir Excellenz noch beſondere Inſtruktionen zu geben?" fiel der Andere ſeinem Chef raſch in's Wort, da es ihm faſt ſchwer ankam, ſeine Handlungsweiſe mit ſo unbedingtem Lobe erwähnen zu hören.

„Inſtruktionen? — nur ſehr im Allgemeinen; Sie müſſen handeln, wie es Ihnen die Umſtände erlauben, zuerſt auf ganz unverfängliche Art die Bekanntſchaft des Fürſten machen."

„Als Arthur Stein?"

„Gewiß — und darin kann ich Sie leider nicht empfehſend unterſtützen; doch gibt ſich das bei einem ſo engen Zuſammenleben, wie in der Klinik, leicht von ſelbſt, oder Sie machen dort ſonſt eine Bekanntſchaft, die Sie mit dem Fürſten zuſammenbringt."

„Woran ich nicht zweifle, Excellenz."

„Gut; und wenn Sie ihn erſt einmal haben, ſo zweifle ich bei Ihrer Gewandtheit nicht daran, daß Potemkin, mit guten Ideen bereichert, weiter ziehen wird."

„Vielleicht kann ich ihm hie und da vorleſen, was mir der Zuſtand meiner Augen ſchon erlaubt, Journale, Broſchüren und dergleichen."

„Vor allen Dingen den Kladderadatſch und die Kreuzzeitung: und wenn Sie mir darüber einen Wink zu geben wiſſen, ſo beſorge ich Ihnen ein paar Artikel, bei deren Anhören der erhabene Knäs ſchaudern ſoll, je nur an ein Bündniß mit Frankreich gedacht zu haben; — und damit Gott befohlen, mein lieber Schönfeld. Wann denken Sie zu Gräfe zu gehen?"

„Jedenfalls heute Abend."

„Und ich erfahre dann ſogleich, ob Sie Ihre Aufnahmsprüfung beſtanden haben. Die zwei Empfehlungsſchreiben für Arthur Stein ſende ich Ihnen ſogleich hinüber und wünſche davon beſten Gebrauch."

Am Abend deſſelbigen Tages, es mochte ungefähr acht Uhr geweſen ſein, ging Herr von Schönfeld nach der Wohnung des berühmten Profeſſors, denn es war um dieſe Zeit dreimal in der Woche, daß dieſer Fremde aus allen Theilen der Welt zu ſeinen berühmten Konſultationen bei ſich empfing.

Zu dieſem Zwecke war denn auch ſeine große und ſchöne Wohnung in den verſchiedenſten Räumen, dem großen und reich möblirten Salon des erſten Stockes, den Vorplätzen der Treppen, ja bis auf den Raum im Thorwege von der merkwürdigſten Geſellſchaft angefüllt, die ſich nur irgendwo zuſammenfinden mochte; es war hier förmlich eine internationale Menſchen-Ausſtellung. Da ſah man vielleicht in einem eleganten verſchloſſenen Wagen auf der Straße einige Türkinnen in reichem, maleriſchen Koſtüme, die von Konſtantinopel oder Damascus gekommen waren, um die Hilfe des berühmten

Arztes in Anſpruch zu nehmen; dort ſchritt vielleicht gerade ein vornehmer Indier gegen die Haupttreppe, während ein paar Japaner oder Chineſen ſich vor dem Thore mit ihrem Dolmetſcher beſprachen und dann ſchüchtern eintraten; da war unten der Platz an der Treppe ſchon dicht beſetzt; man hört in den verſchiedenſten Sprachen reden, und während eine wohlbeleibte Italienerin, tröſtend umſtanden von ein paar bildſchönen jungen Damen, auf der unterſten Stufe ſaß, hielt ein paar Schritte höher eine auch hier lebhaft plaudernde Franzöſin ihren kleinen Cirkel ab und Monsieur le comte antwortete der Madame la Marquise und dieſe berichtigte eine irrige Anſicht „de ce bon duc."

Ein ernſter Spanier lehnte mit unterſchlagenen Armen auf dem erſten Abſatz der breiten Treppe und beantwortete mit einem leichten Achſelzucken die höfliche Frage eines Griechen über den geeignetſten Weg, recht bald vor den Herrn Profeſſor zu gelangen.

Wo war auch dieſer geeignete Weg? Nur ſehr wenige wußten ihn. — „Es iſt wirklich zum Teufel holen," murmelte jener breitſchulterige, finſtere Ruſſe mit der ſchwarzen Binde über dem linken Auge, während er ärgerlich ſeine Uhr hervorriß — „wenn das ſo fortgeht, ſo komme ich heute wieder nicht vor."

„Ja wohl, ja wohl," ſeufzte ein Anderer neben ihm, — „dort, die Treppe vor uns iſt geſteckt voll; droben der Korridor nicht minder und die Salons ebenfalls;" und das mußte wahr ſein. Ueberall an den Wänden und dem Treppengeländer lehnten ungeduldig Wartende und überall hörte man in deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher, ruſſiſcher und noch vielen anderen Sprachen die Hoffnung ausdrücken, jetzt bald endlich einmal an die Reihe zu kommen, und dabei war es das Unangenehmſte, daß die meiſten der Leute, die hier geduldig warteten, um endlich ein tröſtliches oder untröſtliches Wort des berühmten Arztes zu hören, das Warten durchaus nicht gewöhnt waren, und es ſehr übel genommen hätten, wenn bei ihrem Erſcheinen in viel vornehmeren Häuſern die galonnirte Dienerſchaft nicht augenblicklich die Flügelthüren aufgeriſſen hätte. Es war das aber eine heilſame Geduldsprobe für die Mächtigen und Reichen dieſer Erde und zeigte ihnen, daß ſie vor der erhabenen Kunſt des großen Meiſters da oben Alle gleich wären.

Und doch gab es, ihm ſelber unbewußt, einen Weg, um raſcher zum Ziele zu gelangen, einen dienſtbaren Geiſt in Geſtalt eines alten, ziemlich wohlbeleibten Bedienten mit einem klugen Geſichte, der ſich häufig eilfertig durch das Gewühl im Korridor und auf den Treppen wand, hier einen Namen flüſterte, dort eine Viſitenkarte, ein Billet oder ſonſt etwas in Empfang nahm, und der darauf jedesmal mit ein paar beſonders Glücklichen wieder in den oberen Regionen verſchwand.

Unter dieſen Glücklichen befand ſich auch Arthur Stein, den der vertraute Diener aus einem Winkel der Treppe herausgeſucht hatte und der, nur mit ſeiner blauen Brille bewaffnet, doch mit einem nicht ganz behaglichen Gefühl in den Salon geführt wurde, zunächſt dem Konſultationszimmer, wo ſich eine Menge anderer Leute befanden, ohne daß dieſe von einander Notiz genommen hätten; vielleicht weil es nicht ganz leicht war, hier bei der ziemlich ſpärlichen Beleuchtung und den Verhüllungen, beſtehend in blauen und grauen Brillen oder Bandagen der verſchiedenſten Art, einander zu erkennen.

„Bleiben Sie hier an der Thüre ſtehen," ſagte zu ihm der Bediente, — „ich werde dem Herrn Profeſſor Karte und Brief ſogleich übergeben, zweifle auch nicht, daß Sie bald vorgerufen werden." Und ſo war es auch; denn nachdem er kaum ein paar Minuten gewartet, wurde die Thüre geöffnet und Herr Arthur Stein erſucht, einzutreten.

Es war ein hohes und ziemlich weites, elegant möblirtes Gemach, in dem er ſich gleich darauf befand, ebenfalls ſpärlich erhellt, da die ganze Beleuchtung des großen Zimmers aus zwei auf einem Tiſche ſtehenden Lichtern beſtand, neben denen ſich allerdings noch eine Lampe befand, welche aber, mit einem eigenthümlichen Schirm verſehen, mit ihrem äußerſt hellen, intenſiven Licht nur einen kleinen Kreis auf einen leeren Seſſel warf, dieſen aber auf's Strahlendſte erhellte.

An dem Tiſche ſaß der erſte Aſſiſtenzarzt des Profeſſors, ein großer, ſchöner Mann, mit einem klugen, häufig von einem ironiſchen Lächeln bewegten Geſichte, vor einem aufgeſchlagenen Buche, während der Meiſter ſelbſt, die Hände auf den Rücken gelegt, mitten im Zimmer ſtand und den etwas ſchüchtern Eintretenden mit den Worten empfing: „Eine meiner Bekannten, Frau von Stranizka, hat Sie mir dringend empfohlen, weßhalb wir denn raſch ſehen wollen, was mit Ihnen anzufangen iſt; da, ſetzen Sie ſich.“ Ehe dies aber Schönfeld that, ſagte er: „Auch habe ich mir erlaubt, noch ein paar empfehlende Zeilen des —“

„Ja, ja, da liegt das Billet und ich werde es ſpäter leſen; kommen Sie nur her, damit ich Ihre Augen betrachte, das iſt denn doch die Hauptſache.“

Für Schönfeld wären nun aber die erläuternden Zeilen des Miniſters die Hauptſache geweſen; doch war nichts Anderes zu thun, als ſich auf den Stuhl vor dem eben erwähnten, hell beleuchteten Tiſche zu ſetzen und jeden Augenblick gewärtig zu ſein, mit ſeinem wahren Namen angeredet zu werden, beſonders jetzt, wo nach Entfernung der blauen Brille der berühmte Arzt das grelle Licht der Lampe auf ſein Geſicht fallen ließ. Glücklicherweiſe aber war die ganze Aufmerkſamkeit des vielbeſchäftigten Meiſters auf das angeblich kranke Auge gerichtet, welches er in dem hellen Glanze des darauf gerichteten Augenſpiegels kaum eine halbe Minute aufmerkſam betrachtet, als er kopfſchüttelnd mit einem gutmüthigen Lächeln ſagte: „Mein lieber Freund, in Ihrem Auge kann ich nichts Krankes entdecken, jedenfalls hat es keine Gefahr damit; woran leiden Sie denn eigentlich? Doch ſetzen Sie Ihre Brille wieder auf!“ Er wandte bei dieſen Worten das Licht wieder von dem Geſichte Schönfelds, der ſich erleichtert fühlte, gegenüber den klaren, ſchönen, geiſtvollen Blicken des Meiſters wieder in tiefem Schatten zu ſitzen, und nun zur Antwort gab:

„Es iſt allerdings ein eigenthümlicher Zuſtand in meinem Auge, ich habe keine Schmerzen, auch wohl keine Entzündung, aber eine ſeltſame Lichtbildung in demſelben, die häufig eine ſehr beſtimmte Geſtalt annimmt.“

„Das wird ungefähr ſein, wie bei dem weſtphäliſchen

Baron," ſagte der Aſſiſtenzarzt mit einem feinen Lächeln — „der die Bilder von Müller und Schulze aus dem Kladderadatſch in den Augen hat."

„Nicht — ſo ganz," verſetzte der zweifelhafte Kranke mit einem etwas mißtrauiſchen Blick, — „es iſt keine ſo beſtimmt ausgeſprochene Erſcheinung."

„Eher wie Blitze, wie Flammen?" fragte der freundliche Meiſter, worauf Schönfeld ruhig erwiderte: „Ja wohl, ſo iſt es, Herr Profeſſor, wie Blitze, wie Flammen, beſonders wenn ich die Augen mit der Hand bedecke."

„Möglich, daß es irgend eine Störung des Sehnervs iſt; wir wollen ſchon dahinter kommen. Frau von Stranizka ſagte mir, Sie wünſchen in die Klinik aufgenommen zu werden, was durchaus keinen Anſtand hat und nicht unzweckmäßig iſt, um durch tägliche ſorgfältige Unterſuchungen dem Grunde Ihres Uebels auf die Spur zu kommen."

Der Aſſiſtenzarzt hatte ſich in den Stuhl zurückgelehnt und das feine Lächeln auf ſeinem klugen Geſichte war noch immer nicht verſchwunden; jetzt ſagte er: „Es können allerdings Störungen des Sehnervs ſein, wie bei jenem Herrn Schwender aus Breslau, der auch über Blitz und Flammen in den Augen klagte, die ſich nach und nach zu einer leuchtenden Lyra geſtalteten."

„Ach was, lieber Freund, das iſt ein Poet, überſpannte Nerven oder dergleichen, ihm wird die Kaltwaſſerkur gut thun, die ich ihm anempfahl."

„Könnte auch im vorliegenden Falle nicht ſchaden," ſagte der Aſſiſtenzarzt halblaut vor ſich hin, indem er anfing, in ſeinem großen Buche zu blättern.

„Na, laſſen wir das gut ſein; Herr Stein iſt kein Poet, wie ich denke."

„Nein, Herr Geheimerath, ich bin Juriſt."

„So ſchreiben Sie, lieber Freund: Herr Arthur Stein, Juriſt — wie alt? — 32 Jahre, von?"

„Von hier, Herr Profeſſor."

„Unbemittelt, wie ich glaube."

„Allerdings habe ich kein großes Vermögen, bin aber doch nicht in der Lage, die Hilfe des Herrn Profeſſors und die Behandlung in der Klinik ganz unentgeltlich in Anſpruch nehmen zu müſſen."

„Na, das wird ſich finden, nehmen Sie dieſen Zettel und gehen Sie morgen früh zum Inſpektor meiner Anſtalt. Adieu, mein lieber Freund."

Herr von Schönfeld zog ſich hierauf raſch nach der Thür zurück, hatte dieſe aber noch nicht hinter ſich geſchloſſen, als er den Aſſiſtenzarzt ſagen hörte: „Wollen Sie nicht das Billet leſen, welches Ihnen der junge Herr übergeben ließ?"

Obgleich ihm ſein Vorhaben im Allgemeinen gelungen war, ſo konnte ſich Herr von Schönfeld doch nicht eines unbehaglichen Gefühls erwehren, welches ihn auch den ganzen Abend nicht verlaſſen wollte, ja ihn in eine Abendgeſellſchaft, ſowie ſpäter auf ſeinen Club begleitete, wohin er nur in der Abſicht ging, um einigen Bekannten geſprächsweiſe zu ſagen, daß er im Begriffe ſei, eine kleine Reiſe zu machen, die ihn wohl zehn bis zwölf Tage entfernt halten würde.

Am andern Morgen ließ Herr von Schönfeld in einen kleinen Handkoffer einige nöthige Sachen zuſammenpacken, dann einen verſchloſſenen Wagen kommen, und fuhr, ſobald es ihm die Stunde erlaubte, nach dem Hotel du Nord, um dort der Frau von Stranizka ſeine Aufwartung zu machen. Wie ihm aber der Oberkellner, der ihn genau kannte, unter einer geziemenden Verbeugung ſagte, waren die beiden Damen bereits vor einer Stunde ausgefahren, nachdem ſie ihr Gepäck mit einem Kammermädchen vorausgeſchickt hatten, wahrſcheinlich auf die Eiſenbahn; wohin, ſei er nicht im Stande anzugeben, Alles, was ſie in dieſer Richtung hinterlaſſen, ſei eine Aeußerung der alten Dame geweſen, einem Herrn Arthur Stein, im Falle er nach ihnen frage, zu ſagen, ſie befänden ſich an der ihm ſchon bekannten Stelle.

Welche Stelle konnte das ſein? Die Klinik ſelbſt, oder vielleicht der Platz bei der Reſtauration der Eremitage? — Dorthin fuhr er zuerſt und war auch ſo glücklich, die Damen unter den grünen Büſchen auf der bekannten Bank zu finden. Wohlwollend empfangen, verſäumte er nicht, der Frau von Stranizka die Erlebniſſe des geſtrigen Abends mitzutheilen, und that dies in einer ſo ungezwungenen, ja humoriſtiſchen Art, daß ſelbſt über die ernſten, faſt harten Züge der alten Dame zuweilen ein leichtes Lächeln flog, während die ſchöne Alma ſeiner Schilderung mit unverkennbarem Intereſſe folgte. Daß er dabei nicht verfehlte, mit beſtem Dank Alles, was ſeine gute Aufnahme anbetraf, der ihm gewordenen vortrefflichen Empfehlung zuzuſchreiben, verſteht ſich von ſelbſt, wobei der heuchleriſche, junge Diplomat ſo etwas Ehrliches, Treuherziges, Biederes in ſeine Mienen und Reden zu legen wußte, ja ſo etwas gutmüthig Unbeholfenes, daß es durchaus nicht auffällig erſchien, wenn er am Schluſſe ſeines heißen Dankes um die Vergünſtigung bat, ſeiner Wohlthäterin die Hand küſſen zu dürfen — „und auch Ihnen, mein gnädigſtes Fräulein, da Ihr freundliches Wort, welches Sie vorgeſtern an mich verſchwendeten, mir in der That den Muth gab, dort am andern Ende der Bank zu bleiben."

Statt der Handſchuhe von Jouvin hatte der Verräther heute einfache baumwollene angezogen, wodurch die blendende Weiße von Alma's ſchöner feiner Hand noch bedeutend erhöht wurde und ganz allerliebſt erſchien, was er ſich mit einem ſtillen Seufzer geſtehen mußte.

„Vom Hotel du Nord," ſagte er alsdann — „folgte ich der mir freundlichſt gegebenen Spur hieher und bin nun im Begriffe, mich nach der Klinik zu begeben; vielleicht daß ich alsdann morgen oder übermorgen noch einmal die Ehre haben darf, Sie aufzuſuchen, gnädige Frau, um Ihnen wiederholt meine tiefe Erkenntlichkeit zu Füßen zu legen."

„Darauf rechne ich," ſagte die alte Dame in einem Tone, durch deſſen Härte etwas wie Wohlwollen klang, — „und dürfen Sie morgen früh gleich nach uns ſehen, wenn wir uns nicht heute Abend ſchon zufällig begegnen."

„Und wo könnte das ſein, gnädige Frau?" fragte er mit einem Ausdruck in der Stimme, den er gewaltſam mäßigen mußte, um nicht ſein Entzücken zu verrathen.

„Nun, in der Klinik, wohin wir uns noch im Laufe des Vormittags begeben und wo ich genöthigt bin, mich vielleicht vierzehn Tage oder drei Wochen einſperren zu laſſen," antwortete die alte Dame — „es iſt das allerdings ziemlich troſtlos, aber ich füge mich um ſo lieber, da mir der Herr Geheimerath die beſten Hoffnungen auf gänzliche Wiederherſtellung gemacht hat."

„Ich bedauere Sie in der That, gnädige Frau; wenn man ſo, wie Sie, an allen Luxus des Lebens, an den feinſten Komfort gewöhnt iſt, ſo wird Ihnen der Aufenthalt dort allerdings etwas unbehaglich erſcheinen."

„Um meine Perſon iſt es mir allerdings viel weniger zu thun, als um meine gute Alma, die ſich nun einmal nicht von mir trennen will."

„Was ich mir erlauben darf, vielleicht begreiflich zu finden, obgleich ich es als kein geringes Opfer von Seite des gnädigen Fräuleins betrachte."

„Tante thut gerade ſo, als ob die Klinik ein Gefängniß wäre," ſagte das junge Mädchen mit einer lieblichen Freundlichkeit — „und doch iſt es gar nicht ſo übel da. Man hat uns zwei ſehr hübſche Zimmer gegeben und die Leute dort haben in ihrer Zuvorkommenheit einen recht guten Eindruck auf mich gemacht." Als Alma ſo ſprach, glänzten ihre ſchönen Augen und ſah ihr ganzes liebliches Geſicht aus, wie vom hellen Sonnenſchein übergoſſen. Sie nahm die Rechte der alten Dame zwiſchen ihre beiden Hände und drückte ſie innig, worauf dieſe in einem Tone ſagte, der faſt ganz ſeine Härte abgelegt hatte: „Ja, ja, du biſt ein vortreffliches Kind — ſchweigen wir über das Andere."

„Nein, reden wir darüber, Tante, ich freue mich wahrhaftig auf dieſen ſtillen Aufenthalt; wie raſch wird er vorüber gehen! Ich correſpondire für Sie mit dem guten Oheim, ich leſe Ihnen vor und erzähle Ihnen, was ich Neues erfahren."

Schönfeld's Brillen waren ſo dunkel, daß er es wohl wagen durfte, das junge Mädchen, das in ſeiner kindlichen Freude ſo reizend war, mit einem innigen Blick zu betrachten; dann ſagte er mit einem ſo ſchüchternen Tone, als ihm nur möglich war: „Was das Leſen und Schreiben anbelangt, gnädige Frau, ſo glaube ich mich, nach der eigenthümlichen Art meines Augenleidens, zur Verfügung ſtellen zu können, wenn —" doch ſchwieg er hier plötzlich, als er bemerkte, daß Alma lächelnd ihr Haupt ſchüttelte.

„Und nun," ſprach die alte Dame, welche alle Wehmuth glücklich überwunden hatte, was man aus ihrem jetzt wieder vollſtändig rauhen und knarrenden Organe abnahm — „dürfen Sie mit uns frühſtücken; es iſt das eine Art Galgenmahlzeit, denn in der Klinik iſt, und mit gutem Grunde, Schmalhans Küchenmeiſter." Sie erhob ſich bei dieſen Worten, und da Alma in dieſem Augenblicke Sonnenſchirme, Plaids und ihr Buch zuſammenraffte, ſo hielt es Herr Arthur Stein für ſeine Schuldigkeit, der alten Dame ſeinen Arm anzubieten, was er ungezwungen und mit einer Manier that, die allerdings bedeutend abſtach gegen ſeine erkünſtelte, zuweilen etwas eckige Sprachweiſe.

Der Frühſtücktiſch war in einer blühenden Fliederlaube gedeckt, und das ganze Service, ſowie auch das Menu, welches der Kellner ihm, als dem Herrn überreichte, ſo vollſtändig und fein gewählt, daß man ſah, die Beſtellung komme von einer Dame, die ſich auf dergleichen verſtehe.

Und als ſie nun ſo zu Dreien bei einander ſaßen, ließ der junge Diplomat den einfachen Herrn Arthur Stein inſoferne in den Hintergrund treten, als er die Damen nicht nur mit der feinſten Aufmerkſamkeit bediente, ſondern auch ziemlich ungezwungen an der Unterhaltung theilnahm, ſelbſt als dieſe von Frau von Stranizka gewiß abſichtslos in franzöſiſcher Sprache fortgeführt wurde. Doch entging ihm dabei ein forſchender Blick aus Alma's ſchönen Augen nicht.

Leider ging dies Frühſtück raſch vorüber, wie alles Angenehme, was uns in dieſer Welt widerfährt; und darauf hielt es Herr Arthur Stein für das Richtige, ſich mit nochmaligem, beſtem Danke von den Damen zu verabſchieden.

Als er nun in ſeinem Wagen ſaß und ſich feſt in die Ecke gedrückt hatte, überſchlich ihn wieder daſſelbe unbehagliche Gefühl, ja in faſt noch ſtärkerem Grade als geſtern Abends nach der Konſultation. Daß er hier recht handle, offen und ehrlich, konnte er leider nicht von ſich ſagen, und ſeine einzige Entſchuldigung beſtand in dem Gefühle, daß er jenes reizende Mädchen in der That wahr und aufrichtig liebe, und daß er ja im glücklichen Falle im Stande ſei, ihr dieſe Liebe mit dem ſolideſten Hintergrunde zu geſtehen; und dazu war er feſt entſchloſſen, wenn — ja wenn —

Ja wenn, faſt hätte er gewünſcht, Arthur Stein, der arme Juriſt bleiben zu können; denn daß dem Hilfsbedürftigen, Leidenden allein das Wohlwollen der alten Dame galt, ſowie die guten, freundlichen Blicke Alma's, darüber konnte auch nicht der geringſte Zweifel herrſchen.

Nun, vorderhand war er ja noch Arthur Stein, und wenn einmal die Stunde der Verwandlung kam, wer konnte wiſſen, ob ihm nicht das Geſchick günſtiger ſein würde, als er es ſelbſt verdiente.

„Ja, wenn von Verdienſt die Rede iſt,“ ſprach er zu ſich ſelber, „ſo möchte ich für das, was ich um dieſes liebliche Mädchen verdient, mich ſelbſt zum Wagen hinaus werfen, zurück laufen und vor ihren Füßen kniefällig Abbitte thun — ja kniefällig und recht inſtändig.“ Und als er ſo dachte, kam er an den Augenblick, wo eine ſolche angenehme Demüthigung wohl vor ſich gehen würde, und in dieſem Augenblicke war er ſchlecht genug, ſich das obendrein noch recht behaglich auszumalen, wie wenn er dann trachten müſſe, ihre kleinen, lieben Hände zu erfaſſen, und ſchon halb gewonnenes Spiel hätte, wenn ſie ihm nur einen einzigen kleinen ihrer ſüßen Blicke ſchenken würde, vielleicht unter einigen ſchmerzlichen Thränentropfen über ſeine unverantwortliche Heuchelei, und wie er es alsdann ſchon wagen dürfe, ſie ſanft an ſich zu ziehen, unter der heißeſten Verſicherung ewiger Liebe und Treue, und wie Beide hierauf dann vielleicht erſchrecken würden, wenn die gute Tante mit knarrender Stimme zu ihnen heranträte, um zu ſagen: „Nun denn, in Gottes Namen, Kinder, ich habe nichts dagegen.“

Er war in dieſem Augenblicke ganz Königin von Golkonda, und wenn ſein Erwachen aus ſüßen Träumereien auch gerade nicht ſo ſchmerzlich enttäuſchend war, wie das dieſer edlen Dame, ſo ſah doch auch er ſich jetzt wieder in die rauhere Wirklichkeit verſetzt, als der Wagen vor einem großen, aber ſehr einfachen Hauſe hielt, deſſen ſämmtliche Fenſter von oben bis unten mit blauen Vorhängen verhüllt waren und nirgendwo auch nur die kleinſte Spur irgend welchen Lebens zeigten.

Die Formalitäten ſeiner Aufnahme in dem Bureau des Hauſes zunächſt der Eingangsthüre wurden von dem freundlichen Inſpektor baldigſt erledigt und er hierauf einer der Aufwärterinnen übergeben, welche ihm im dritten Stock des Hauſes ein ſehr beſcheidenes Zimmer zur Wohnung anwies. Auf dem Gange, über den Treppen und Korridors war es nicht ſowohl die tiefe Stille, die in dem Hauſe herrſchte — der Schritt war durch Teppiche gedämpft, und die mit blauem Stoff überſpannten Thüren drehten ſich geräuſchlos in ihren Angeln — was ihm ein peinliches Gefühl verurſachte, als vielmehr das im Hauſe herrſchende Halbdunkel, ſowie das langſame Vorübergleiten von Geſtalten, welche alle mit blauen Brillen verſehen waren, oder die Augen mehr oder minder mit Bandage bedeckt hatten, ſowie eine eigenthümliche Atmoſphäre in allen Räumen des Hauſes.

Und nun der Kontraſt zwiſchen ſeinem kleinen Frühſtück unter glänzendem Sonnenſchein in der blühenden Fliederlaube und ſein kleines Stübchen mit einem einzigen, blau verhängten Fenſter. Als er allein war, ſetzte er ſich nach einem troſtloſen Blicke ringsumher auf ſeinen kleinen Koffer, der in der Mitte des Zimmers ſtand, und überließ ſich ſehr ernſten, ja faſt niederdrückenden Gedanken; war es ihm doch zu Muth, als ſei er nun hier auf, weiß Gott, wie lange eingeſchloſſen und als könne es ihm paſſiren, daß man morgen bei ſorgfältiger Unterſuchung in der That irgend ein Leiden an ſeinen Augen fände, um ihn bei der Partie zu behalten, wozu er ſich freventlich eingeladen.

Wir können hier nicht umhin einzuſchalten, daß ähnliche ernſte und traurige Gedanken das Gemüth eines Jeden beſchleichen, der, beſonders wenn er wirklich leidend iſt, dieſe Räume zum erſten Male betritt; was ihn hauptſächlich unbehaglich berührt, iſt dieſe nothwendige Entziehung des Tageslichtes und die eben ſo nothwendige Stille des ganzen Hauſes, dringend erforderlich, beſonders bei Kranken, deren mehr oder weniger angegriffene Kopfnerven bei der Heilung der Ruhe und Stille ſo ſehr bedürftig ſind. Wir müſſen aber dagegen der Wahrheit gemäß ſagen, daß man ſich bei der liebevollen und vortrefflichen Behandlung hier, bei der ausgezeichneten Pflege, von dem hochberühmten Meiſter abwärts bis zur geringſten Krankenwärterin, ſchon nach wenigen Tagen heimiſch fühlt und mehr noch nach einem glücklichen Reſultat, welches hier nur ſelten ausbleibt, unter der geſchickten Hand jenes wohlbekannten Arztes, der in der ganzen Welt unbedingt nicht nur der erſte ſeines Faches iſt, ſondern ſelbſt ſeine geſchickteſten und talentvollſten Kollegen wie ein Rieſe überragt. Jenem Mann, mit dem ſicheren Blick aus ſeinen wundervollen, ſchönen, klaren Augen, welcher ſchon allein durch ſeine milde Rede jedem Kranken freundlichſt Troſt ſpendet, der nie mehr verſpricht, als er zu leiſten im Stande iſt, deſſen Leiſtungen aber bekanntermaßen oft an das Wunderbare grenzen — Ehre ſei ihm und inniger heißer Dank im Namen von tauſend Leidenden, denen er geholfen. — — —

„Das wird ja auch vorübergehen,“ ſagte Herr von Schönfeld, aber erſt, nachdem er eine volle Stunde auf ſeinem Koffer mitten im Zimmer geſeſſen — „der Schluß wird das Werk krönen und die Erzählung meiner freiwilligen Gefangenſchaft mir hoffentlich Stoff zu öfterem Lachen geben.“ Dann trat er an's Fenſter und zog die blauen Vorhänge auseinander; dort bot ihm die alte Brandmauer des benachbarten Hauſes, gegen welche er blickte, auch keine erheiternde Abwechslung. Glücklicherweiſe hatte er ſein Cigarrenetui bei ſich und fühlte ſich weit behaglicher, als er nun, eine vortreffliche Havanna rauchend, in ſeinem kleinen Zimmer auf und ab ſpazierte. Doch ſollte auch dieſe Freude nicht lange dauern; denn kaum hatte er ein paar Dutzend volle Züge gethan, als ſich die Thüre öffnete und er die Krankenwärterin, die ihn heraufgeleitet, auf der Schwelle ſtehen ſah mit dem Ausdruck des größten Erſtaunens in ihren Zügen.

„Ja, um Gottes willen, hier wird ja geraucht!“

„Und warum denn nicht, eine Cigarre, deren Duft, wie ich hoffe, Niemand unangenehm ſein kann.“

„Hier wird geraucht!“ wiederholte die Dame jetzt mit einem Ausdruck in Stimme und Miene, die ſich vom Erſtaunen faſt bis zum Entſetzen ſteigerte, — „erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen zu bemerken, daß der Herr Geheimerath das nicht erfahren dürfte.“

„So, iſt das Rauchen hier verboten?“

„Na, ob —“

„Und wenn man dennoch rauchte, würde es der Herr Geheimerath erfahren?“

„Wie Sie fragen können, als ob es etwas in dieſem Hauſe gäbe, was der Herr Geheimerath nicht erführe! Er würde es riechen, ſobald er zum Haus hereinträte, und ich wüßte nicht, was mir lieber paſſiren ſollte, als wenn er mit ſeinem ſtrengen Blick ſagte: Johanna, oben bei Ihnen iſt geraucht worden.“

„Da kann man wohl nichts thun, als aufhören.“

„Das wird das Beſte ſein; auch werden Sie mir wohl erlauben, die blauen Vorhänge wieder zuſammenzuziehen, bis ich weiß, wie viel Licht Ihnen geſtattet iſt.“

Als Johanna hierauf das Zimmer wieder verlaſſen hatte, horchte Herr von Schönfeld etwas betroffen an der Thür, ob nicht außen ein Riegel vorgeſchoben würde, es wäre das nach dem kategoriſchen Auftreten der robuſten Dame wohl nicht unmöglich geweſen; doch geſchah nichts dergleichen, ja, nach einer halben Stunde erſchien die Krankenwärterin wieder und ſetzte ſich beſcheiden auf einen Stuhl neben der Thür, um ihrem Pfleglinge in einer längeren und wohlmeinenden Auseinanderſetzung die triftigſten Gründe für ihr Verhalten von vorhin mitzutheilen, ſowie ihn über ſonſtiges Verhalten im Hauſe zu belehren, auch die Zeit zum Frühſtück, zum Mittag- und zum Nachteſſen anzugeben, woraus denn Herr von Schönfeld erfuhr, daß die beiden letztgenannten Mahlzeiten in einem Saale des Erdgeſchoſſes gehalten wurden; eine höchſt angenehme Einrichtung, weil man auf dieſe Art die Bekanntſchaft der übrigen Gäſte des Hauſes machen könne.

„Aber was nützen mich hier Bekanntſchaften?“ fragte der junge Diplomat nicht ohne Abſicht, — „von denen man wegen der Hausordnung wahrſcheinlich keinen Gebrauch wird machen können.“

„Und warum nicht? Wenn Sie nicht in's Bett geſprochen ſind oder die dunkle Zelle haben, können Sie ungehindert im Hauſe Beſuche machen, wo es Ihnen beliebt; ja, hie und da ausgehen, wenn es nicht zu heiß oder zu kühl, nicht zu trocken oder zu feucht iſt.“

„Dunkle Zelle; was verſtehen Sie unter dieſem Ausdruck?“

„Die Fenſter doppelt verhängt, ſo daß der Kranke nichts Geſcheidteres thun kann, als ruhig auf ſeinem Sopha ſitzen bleiben, was in vielen Fällen das Heilſamſte iſt.“

„Ein ſchrecklicher Gedanke.“

„Aber es iſt vortrefflich, und der Herr Geheimerath hat ſchon oft allein dadurch eine ganz wunderbare Heilung ermöglicht — ja, der Herr Profeſſor, ach du mein lieber Gott, Alles, was er ſagt, iſt ein Evangelium, und Alles, was er thut, iſt das Richtige, und wenn er dazumal ſchon gelebt hätte, wäre der Sohn des blinden Tobias gewiß zu ihm gekommen. Haben wir doch im gegenwärtigen Augenblicke Leute aus allen Theilen der Welt ihm Hauſe, Türken und Griechen, ja ſogar eine Mohrenfürſtin, nicht zu rechnen die Spanier, Italiener, Engländer und Franzoſen.“

„Und alles das findet man unten an der Table d'hôte?“

„Mit wenigen Ausnahmen; die Mohrenfürſtin und die Türkinnen werden Sie nur im Converſationszimmer ſehen. Sie haben ſo eine eigene Manier zu eſſen; dann erwarten wir heute noch ein paar vornehme Damen, von denen ich nicht genau weiß, ob ſie auf ihrem Zimmer ſpeiſen, wie der ruſſiſche Fürſt, der geſtern eingezogen iſt.“

„Wer iſt das?“

„Fürſt Palacki, glaube ich.“

„Potemkin vielleicht?“

„Auch möglich; wer kann dieſe confuſen, ruſſiſchen Namen behalten, einer klingt wie der andere.“

Nach dieſen Worten ſprang Johanna auf und verſchwand mit derſelben Behendigkeit und ebenſo plötzlich, wie ſie hereingekommen war; überhaupt waren ihr die raſchen Gangarten durch ihren täglichen perſönlichen Dienſt bei dem Geheimerath zur zweiten Natur geworden; denn bei den Krankenbeſuchen deſſelben fungirte ſie als dritte Aſſiſtenz, trug die nothwendigen Medikamente: Calomel, Salben verſchiedener Art, wo ſolche nöthig waren, vor Allem das vortreffliche Atropin, Verbandzeug, Scheere, convexe und concave Gläſer, und mußte dieſe nothwendigen Sachen, nachdem ſie der Geheimerath gebraucht, jedesmal wie im Fluge zuſammenraffen, um dem Herrn und Meiſter durch die vielen Zimmer folgen zu können, — ihn zu erreichen war ihr häufig unmöglich; denn wenn er nach oft kaum minutenlanger Viſite häufig ſchon wieder im Begriffe war, das Zimmer zu verlaſſen, ſtürzte Johanna erſt daher mit fliegenden Haubenbändern, ihre Schachtel unter dem Arme.

So nothwendig indeſſen die Eile des berühmten Arztes bei den vielen Leidenden, die er oft täglich 2—3mal beſuchte, auch war, und da er ſich dabei nur ungerne, oder richtiger geſagt, nie durch müſſiges Geplauder aufhalten ließ, indem er dergleichen mit einem langgedehnten: „Na ja, wir werden das gelegentlich ſchon erfahren," oder: „wir werden das gelegentlich einmal beſprechen," abſchnitt, ebenſo bereitwillig war er aber auch, ein ernſtes und wichtiges Wort anzuhören, und wenn er zufälligerweiſe auch augenblicklich keine Zeit hatte, ſo notirte er es ſich für den andern Tag und war dann gern bereit, dem Betreffenden eine halbe Stunde zu opfern.

Wie angeſtrengt der berühmte Arzt übrigens war, erhellt am beſten aus einer flüchtigen Ueberſicht ſeiner täglichen Arbeiten: obgleich er grundſätzlich in der Stadt ſelbſt keine ärztliche Praxis ausübte, ſo gab es doch Fälle, wo er ſich nicht entziehen konnte, einer Konſultation beizuwohnen, oder Beſuche zu machen, wozu er, ſowie zu ſeinen ſchriftlichen Arbeiten, die Morgenſtunden zu Hilfe nahm. Alsdann fuhr er gegen 11 Uhr nach ſeiner Klinik, wobei es häufig vorkam, daß er, um Zeit zu erſparen, unterwegs in ſeinem Wagen frühſtückte, worauf er dann 2—3 Stunden lang die Kranken in den drei Stockwerken des Hauſes beſuchte, und hernach oft von 2—5 Uhr Nachmittags, in den unteren Räumen des Hauſes den zahlreich herbeigeſtrömten Armen Hilfe oder wenigſtens Linderung verſchaffte. Und hier war es auch, wo man neben der großen Kunſt des berühmten Arztes die Milde ſeines Charakters und die liebenswürdige Art, mit der er den Geringſten und Aermſten behandelte, wahrhaft bewundern lernte; hier, in den meiſt überfüllten Räumen, wo er Zeit fand, die oft langwierigſten Klagen anzuhören, wo er als Arzt und Menſch guten Rath ertheilte, wo er tröſtete und half, ſowohl durch ein einfaches Wort als auch durch die ſchwierigſten Operationen, die er mit ſeiner ſicheren Hand im Kreiſe junger Aerzte meiſtens ſelbſt ausführte, oder durch ſeinen erſten Aſſiſtenzarzt ausführen ließ; hier, wo man ihn oft ſtundenlang ſitzen ſehen konnte mit umgebundener Schürze und auf ſeinem Schooße kleine ſchreiende Kinder, deren Augen er unterſuchte, um durch kleine Operationen, oft durch ein einfaches Auspinſeln ihre Schmerzen zu lindern, wobei es dann höchſt merkwürdig war, daß oft die tollſten und ungeberdigſten Schreihälſe, die durch nichts zu beſchwichtigen waren, plötzlich ruhige und ſtille Lämmer wurden, ſobald ſie ein ernſter Blick aus dieſen ſchönen großen Augen traf; für andere ähnliche ungeduldige kleine Patienten, die ſich in dem Nebenzimmer unter den Händen eines der Aſſiſtenzärzte befanden, rieth er andere praktiſche Mittel an, die ſelten ihre Wirkung verfehlten. So unter Anderem, plötzlich einen naſſen Schwamm auf den ſchreienden Mund zu drücken, oder ſie von einer kleinen Fußbank auf einen Stuhl ſteigen, dort umdrehen und dann wieder herabgehen zu laſſen, was zwei- bis dreimal wiederholt, oft von ſo wunderbarer Wirkung, daß ſich das ſchreiende Geſicht des Kindes zuerſt in ein ſtill weinendes, dann in ein erſtauntes verwandelte und zuletzt beruhigt den weiteren Dingen entgegenſah.

Nach dem Mittageſſen, welches um 5 Uhr ſtattfand, hatte der Geheimerath vielleicht ein paar Stunden für ſeine Familie übrig, um dann bis ſpät Abends zu jenen Konſultationen in ſeiner Wohnung bereit zu ſein, wie wir ſie in einem frühern Kapitel beſchrieben haben. Aber auch damit war ſein mühevolles Tagewerk noch nicht beendigt, denn faſt in jeder Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr erſchien er wieder in der Klinik, um nach den an jenem Tage Operirten zu ſehen oder nach ſehr gefährlichen Leidenden, bei denen die kleinſten Veränderungen ihres Zuſtandes oft von der größten Wichtigkeit ſind.

Obgleich das Haus, in welchem ſich die Klinik befand, ein ziemlich großes Gebäude war, genügte es doch nur den beſcheidenſten Anforderungen, und es war ſchwer zu begreifen, warum ſich nicht der Staat oder die Stadt in's Mittel legte, um dem berühmten Arzte ein ſeinem Weltrufe angemeſſenes Gebäude zur Verfügung zu ſtellen.

Wenn aber der Augenklinik in der jetzigen Geſtalt das Stattliche, Geräumige, Luftige, theilweiſe ſogar Bequeme fehlte, ſo hatten dagegen die engen Räume, die ſchmalen Korridors und Treppen, bei denen allerdings zur Lüftung und Reinigung das Möglichſte gethan wurde, den Vortheil, alle Bewohner des erſten und zweiten Stockes traulicher zu umſchließen, und gaben mehr das Bild eines Familien-Zuſammenlebens, als einer Anſtalt, wo Fremde aus allen Theilen der Welt auf's Zufälligſte zuſammentrafen. Da blieb man ſowohl in dem beſchränkten Eßſalon, als in dem daranſtoßenden, ebenfalls nicht ſehr geräumigen Konverſationszimmer oder dem winzigen Gärtchen beſtändig mit allen Gäſten des Hauſes in engſter Berührung, wenn man nicht gerade durch Zwang oder Neigung wie ein Einſiedler lebte, und ſelbſt zu ſolchen Zeiten wurde man von der freundlichen und redſeligen Krankenwärterin über das Befinden ſeiner Bekannten beſtens unterrichtet und war dadurch mit dem ganzen Hauſe beſtändig in einem geiſtigen Rapporte.

Zeitungen, Bücher, waren für den Kranken ſelbſt ein ebenſo unnützer und verbotener Artikel, als die oben erwähnten Cigarren; doch wurde den Beſuchenden geſtattet, die beiden erſten Artikel mitzubringen, um ihren Freunden daraus vorzuleſen. Im Uebrigen wurde das Leben und Treiben der äußeren Welt mit den dunklen, blau verhängten Zimmern der Klinik noch durch zwei wichtige Perſonen vermittelt; das waren Frau Piſke, die Obſthändlerin, und Raspel, der Briefträger. Der letztere war ein gedienter Mann mit weitem, politiſchem Horizont, und da er in dieſer Richtung ebenſo begierig war, etwas Neues zu erfahren, als das Gehörte wieder von ſich zu geben, ſo brauchte man bei Herrn Raspel nur irgend ein Regiſter anzuziehen: war es nun die griechiſche Frage oder die orientaliſche Verwicklung, oder die deutſchen Angelegenheiten mit ſchleswig-holſteiniſchem oder franzöſiſchem Hintergrunde, man konnte gewiß ſein, bei Herrn Raspel nicht umſonſt anzuklopfen; und wie ſo der würdige Poſtbeamte im Bereiche der weiteren Politik für manchen der armen Eingeſperrten Bedeutendes leiſtete, ſo Frau Piſke im Departement der kleineren inneren Angelegenheiten. Sie war ein lebendiges Tageblatt und gab mit liebenswürdiger Redſeligkeit die umfaſſendſten Berichte über kleine pikante Vorfälle aus dem Leben der Stadt gerne in den Kauf zu ihren vortrefflichen Kirſchen und Erdbeeren oder zu den zarten, lieblich duftenden Kindern des Frühlings, Maiblumen, Veilchen und den erſten Roſen.

Wie langſam war für Herrn von Schönfeld die Zeit dahingeſchlichen; denn er hatte ſich in faſt ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit ein paar Stunden ruhig auf ſeinem Zimmer gehalten und dann erſt eine kleine Entdeckungsreiſe gewagt in die benachbarten Korridors, — überall die gleiche Stille, überall das drückende Halbdunkel, ſelten der Klang einer menſchlichen Stimme hinter den feſt verſchloſſenen Thüren, nie der luſtige Ton eines Liedes oder dergleichen. Dabei die ermüdende Einförmigkeit an den gleichfarbigen Thüren mit ihren fortlaufenden Nummern, an den blauen Vorhängen der Korridorfenſter, an der bläulichen Farbe der Tapeten und der Fußteppiche und Alles faſt ohne jede Zeichnung, um die Augen nicht unnöthiger Weiſe anzuſtrengen. Alles das hatte für ihn etwas Unheimliches, etwas Beengendes, und erſchien ihm, als befände ſich die ganze Augenklinik unter einer rieſenhaften blauen Glasglocke, deren ſtark verdünnte Luft ihm das Athmen erſchwere. Doch war dies nur ein Eindruck ſeiner Einbildung, wie er nach einigen Schritten deutlich fühlte, als er nun an der Treppe ſtand und die weich wattirte Thüre ein wenig öffnete, um hinab zu ſchauen. Hier vernahm er auch endlich ein wenig Leben, welches, wenn auch in ſchwachen, aber bekannten Klängen an ſein Ohr ſchlug, den Klang einer entfernten Straßenorgel, die hellen Stimmen ſpielender Knaben; aber das zog ihn ſo mächtig an, daß er langſam auf ſein

Zimmer zurückſchlich und ſeinen Hut holte, um ſich wieder einmal umzuſchauen auf den Straßen, die er, wie ihm däuchte, ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr geſehen. Doch, um dieß Vorhaben auszuführen, mußte er bei der ſtrengen Johanna vorüber, die nicht weit von der Treppe entfernt auf einem Stuhle ſaß und nähte, und die nicht nur ſeinen Hut mit einem recht verwunderten Blicke betrachtete, ſondern ihn auch ſehr erſtaunt fragte: „Sie wollen doch nicht jetzt ſchon wieder ausgehen, Herr Stein?“

„Und warum denn nicht?“

„Ach., erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß es wohl möglich wäre, daß einer der Herren Aſſiſtenzärzte nach Ihnen zu ſehen käme und Sie dann nicht zu Hauſe fände, namentlich Herr Doktor Waldau verſteht darin keinen Spaß und würde mich darüber zur Rede ſtellen; na, hören Sie, das geht gewiß nicht.“

Es war gerade kein freundſchaftlicher Blick, den Herr Arthur Stein der beſorgten Krankenwärterin zuwarf, und ein nicht weniger als freundſchaftlicher Ton, in welchem er entgegnete: „So iſt man alſo ein Gefangener hier im Hauſe?“

„Unter Umſtänden ja, Herr Stein, doch hängt das Alles von dem Herrn Geheimerath ab; wenn der Ihnen morgen erlaubt, ſpazieren zu gehen, ſo habe auch ich nichts dagegen einzuwenden.“

„Gut, aber es wird doch nicht verboten ſein, ſich dadurch ein wenig Unterhaltung zu verſchaffen, daß man die Treppe hinab ſchaut, es iſt das für mich ein ganz außerordentliches Vergnügen.“

„Immerhin, doch ſollten Sie die Thüre hinter ſich zumachen, damit Sie nicht im Zuge ſtehen.“

Das that er denn auch, und als nun die gepolſterte Thüre mit einem dumpfen Tone hinter ihm zugefallen war, lehnte er ſich an das Treppengeländer, und Herr Arthur Stein gab ſich in grimmigem Ton die Verſicherung, daß Schönfeld der größte Narr ſei, den er in ſeinem Leben kennen gelernt, ja ein vollkommen lächerlicher Narr, der ſich hier einſperren läßt, in der ſehr trügeriſchen Hoffnung, günſtigen Eindruck zu machen auf das Herz eines allerdings ſchönen Mädchens, das ihm ein paar Brocken Mitleid hingeworfen — — und ſeine diplomatiſche Sendung? an dieſe dachte er erſt in zweiter Linie unter einem bedeutſamen Achſelzucken. „Ach was,“ ſagte er zu ſich ſelber, — „wenn es mir auch gelingt, die oberflächliche Bekanntſchaft des Fürſten zu machen, und ich allen meinen Scharfſinn aufwende, um im Sinne Seiner Excellenz mit ihm zu reden, ſo kenne ich doch zu genau dieſe Ruſſen, um an einen günſtigen Erfolg denken zu können. — — Hol' der Teufel meine Verblendung und Bereitwilligkeit; wenn das irgend einer meiner Freunde erführe, z. B. jener naſeweiſe Huſarenoffizier, ich könnte mich niemals mehr auf unſerm Club ſehen laſſen, — wie wundervoll muß es jetzt auf der Promenade ſein bei dem milden Schein der Abendſonne, bei dem würzigen Hauche der Blätter und Blumen, und welche Exiſtenz dagegen hier in dieſem blauen Glaskaſten, unter Larven die einzige fühlende Bruſt.“

Da hörte er unten einen Wagen vorfahren, da vernahm er gleich darauf Schritte auf der Treppe, und dann den bekannten Ton einer lieblichen Mädchenſtimme; und nun, mit einem Male fühlte er ſich vollkommen umgewandelt. Was kümmerte ihn der Abendſonnenſchein, was der würzige Hauch der Blätter und Blumen, wie ſchlecht war er geweſen, dieſes Haus einen dummen blauen Glaskaſten zu nennen; erſchien es ihm doch jetzt, wie eine himmliſche blaue Wundergrotte, belebt von der anmuthigſten und reizendſten Fee.

Ja, ſie war es; er konnte ſie ſehen, als er ſich verſtohlen über das Treppengeländer beugte; da ging ſie hin an der Seite ihrer Tante — leicht ſchreitend wie ein Reh.

Wie Recht hatte die würdige Johanna gehabt, ihn am Ausgehen zu verhindern; ja, er dankte ihr, als er nun wieder an ihr vorüber nach ſeinem Zimmer ging, um dort ſeinen Koffer zu öffnen und das was er enthielt in der kleinen, beſcheidenen Kommode unterzubringen.

Viel raſcher entſchwand ihm von da an die Zeit, und er wunderte ſich, daß es ſchon 7 Uhr geworden ſei, als ihn Johanna aufforderte, zum Nachteſſen hinab zu gehen. Jetzt, bei der noch größeren Dunkelheit, die bei den wenigen dicht verhängten Lampen im Hauſe herrſchte und durch ſeine blaue Brille für ihn noch verſtärkt wurde, mußte er ſich des Treppengeländers bedienen, um in den untern Stock zu gelangen, und es brauchte durchaus keine Verſtellung für ihn, um ganz ſo zu erſcheinen, wie die anderen Gäſte des Hauſes, Herren und Damen, die vorſichtig dahin ſchleichend, oft an den Wänden tappend, in dem Speiſezimmer erſchienen. Dies war lang und ſchmal, von mäßiger Ausdehnung, mit einem gedeckten Tiſche von einem Ende zum andern, ſehr ſchwach mit zwei Hänglampen beleuchtet, die, durch blaue Schleier verhüllt, alles, was ſie mit ihrem matten Lichte beleuchteten, Tiſchtuch, Servietten, Waſſerflaſchen und Gläſer in gleicher Farbe erſcheinen ließen.

Schweigend ſetzte man ſich zu Tiſche; er, als der zuletzt angekommene Gaſt, am untern Ende deſſelben, und erſt als die Löffel ſchon eine Zeit lang geklappert, um eine dünne Gerſtenſuppe zu verzehren, und die Flaſchen geklungen, um das ſchöne friſche Waſſer einzugießen, auch kleine Teller hin und her geſchoben wurden, auf denen ſich Butterbrode befanden, ſowie ſanftes Compot von ſüßen Pflaumen, fing die Unterhaltung an, etwas lebhafter zu werden.

Man erzählte ſich ſeine Tagesereigniſſe, ſeine Hoffnungen und Befürchtungen; aber alles Das war ſehr ungenießbar für den armen Arthur Stein, da er noch Niemanden hier kannte, und im Ganzen auch ziemlich unerquicklich, da viel die Rede war von überſtandenen oder noch zu beſtehenden Operationen, von dem wohlthuenden Atropin und den heilſamen künſtlichen Blutegeln. Doch hätte man trotz der ernſten Gegenſtände dieſes Tiſchgeſprächs die Unterhaltung eine animirte, ja heitere nennen können; häufig wurde bei pikanten Bemerkungen und kleinen Witzen heiter gelacht, und ſelbſt die angenehme und alles belebende Sitte kleiner, aber höchſt anſtändiger Courmacherei ſchien aus dieſem Kreiſe durchaus nicht verbannt zu ſein. Ob dankbare Gegenſtände dafür vorhanden waren, konnte Schönfeld bei der mangelhaften Beleuchtung und da ſich Alles hinter blauen Brillen befand, nicht entſcheiden, weßhalb er denn auch vorzog, ſtatt nach beendigter Tafel noch in das Konverſationszimmer zu gehen, ſeine Stube und gleich darauf, nachdem er ſeufzend einen Blick auf die

Uhr geworfen, ſein Bett aufzuſuchen — ein gänzlich verlorener Abend, obgleich er ſie drunten an der Tafel zu ſehen kaum in ſeinen kühnſten Hoffnungen hätte erwarten dürfen.

Es iſt eigenthümlich, wie man ſich durch eine Nacht, in welcher man vortrefflich geſchlafen, mit einem an ſich unbehaglichen Orte doch ſo ziemlich auszuſöhnen vermag, ja ihn leidlich findet, wobei es gerade ſo iſt, als errichte dieſe vortreffliche Nachtruhe mit vielleicht angenehmen Träumen eine Scheidewand zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart. Auch die Morgenſonne, welche trotz der blauen Vorhänge und der ſtrengen Johanna durch einen Spalt luſtig in's Zimmer blitzte, trug zur Aufheiterung Schönfelds bei, nicht minder aber auch der Wunſch der Frau von Stranizka, ihn vor dem Mittageſſen bei ſich zu ſehen, ſowie ein Packet Zeitungen, welches ihm von ſeinem Chef zugeſandt worden war. Dann hatte er noch Zerſtreuungen durch den Beſuch der Krankenwärterin, welche ihn in mütterliche Affektion genommen zu haben ſchien, wahrſcheinlich in Anbetracht ſeiner geſtrigen Folgſamkeit, und die, während ſie ſein beſcheidenes Kaffeefrühſtück ſervirte, ihm Mittheilungen machte über andere Bewohner des Hauſes, die er an der geſtrigen Abendtafel geſehen oder vielmehr nicht geſehen und deren Bekanntſchaft er vorausſichtlich beim heutigen Mittagstiſche machen würde.

Da war unter Anderen der weſtphäliſche Baron, Herr Knickenbrock mit Linien und Schmücken im Auge, die zuweilen die Geſtalt von Müller und Schulze aus dem Kladderadatſch annahmen, dem es aber bedeutend beſſer ginge, berichtete Johanna und ſetzte mit einem pfiffigen Lächeln hinzu: „Natürlich in erſter Linie durch die vortreffliche Kur, dann aber auch in Folge ſeiner ſehr freundſchaftlichen Unterhaltungen mit der allerliebſten Tochter einer pommer'ſchen Gutsbeſitzerin, welch' letztere ihm ſchon oft auf den Kopf zugeſagt, ſeine Erſcheinungen beſtänden größtentheils in der Einbildung und ſie wolle ihn ſchon gänzlich herſtellen, wenn er ſie ſpäter einmal in Hinterpommern beſuchen wolle, wozu Ausſicht vorhanden war."

Da war auch der junge Schriftſteller, Herr Schwender aus Breslau, mit einer leuchtenden Lyra im linken Auge und recht befreundet mit der Dichterin Blümelich, welche das Gefühl hatte, als ſei ſie von der Fahne einer Feder ſtark im rechten Auge beläſtigt; ſie hatten Erlaubniß, ſich hie und da ihre Geiſteserzeugniſſe vorleſen zu dürfen, was auf beide ſehr nervenberuhigend wirkte. Da war ferner auch eine ſehr erregte junge Dame, aber ſchon in vorgerücktem Alter, deren Augen durch Weinen um einen undankbaren Treuloſen bedeutend gelitten hatten, und die, wie man ſich zuflüſterte, hier Heilung und Erſatz ſuchte und zu Letzterem wäre allerdings Material genug vorhanden geweſen in verſchiedenen Aſſeſſoren und Referendaren, jungen und älteren Kaufleuten, Künſtlern und ſonſtigen leicht und ſchwer Leidenden aus aller Herren Ländern. Daß aber ſolche ſelbſt zarte und ganz ehrerbietige Bemühung an der eben erwähnten und einer der vielen anderen Damen nicht ſo leicht gemacht wurde, dafür ſorgte eine alte Stiftsdame, Fräulein Eulalia von Maraduſchka, die, obgleich auf einem Auge gänzlich erblindet, doch mit dem andern die ſtrengſte und unerbittlichſte Ausſchau hielt, eine Art von öffentlicher und geheimer Polizei abgab, und wie ein Geſpenſt plötzlich in einer Fenſterniſche oder ſonſt einer Ecke erſchien, wohin ſich ein paar der jüngeren Leute vielleicht abſichtslos zurückgezogen hatte.

Obendrein verſah die kleine Stiftsdame das Amt der öffentlichen Meinung nicht allein, ſondern hatte zur Beihilfe noch die robuſte und ſehr ſtrenge Bürgermeiſterin eines kleinen brandenburgiſchen Städtchens, die nach glücklich überſtandener Schieloperation von dem wieder erlangten geraden Blick als Nachkur den umfaſſendſten Gebrauch machte, und nicht nur den mangelhaften Geſichtskreis der Stiftsdame ergänzte, ſondern auch derſelben als exekutive Gewalt zur Seite ſtand; denn Eulalia von Maraduſchka war von Geſtalt klein, ſchmal und ſchwächlich, während der derben Figur der Bürgermeiſterin nur allenfalls die der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin gleichkam. Deßhalb ſtanden ſich denn auch dieſe zwei Damen, beide mit gleich ſcharfer Zunge verſehen, feindlich gegenüber, da keine der andern die Suprematie an der Tafelrunde gönnen wollte und darum der Mittagstiſch zwei obere Enden hatte; denn wenn die Bürgermeiſterin zu Jemand ſagte: „Setzen Sie ſich zu mir da herauf,“ ſo vernahm man gewiß die Gutsbeſitzerin, welche eine Andere einlud, neben ihr „hier oben zu ſitzen.“

So erzählte Johanna nicht ohne Humor und war dann wieder ſo raſch davongeflattert, wie ſie vorhin eingetreten war, um in der nächſten Minute die Thüre dem erſten Aſſiſtenzarzte zu öffnen, welcher ſeine Viſite bei Schönfeld machte. Schon einmal ſahen wir ihn bei der Konſultation im Hauſe des Geheimraths, und das ſarkaſtiſche Lächeln, welches ſich damals auf ſeinem klugen, ſehr angenehmen offenen Geſichte zeigte, war auch jetzt wieder ſichtbar, während er Herrn Arthur Stein freundlich begrüßte und dann mit ihm im dunkeln Zimmer auf- und abging, ehe er ſich noch die Mühe genommen hatte, nach deſſen Augen zu ſehen oder ſelbſt nur zu fragen.

„Der Herr Geheimerath hat ihren Brief nachträglich geleſen,“ ſagte er mit einem verſtärkten Lächeln, — „und wird gelegentlich ſelbſt nach Ihnen ſehen, empfiehlt Ihnen inzwiſchen Ruhe und Behutſamkeit, was aber nicht ausſchließt, daß Sie Beſuche im Hauſe machen können, wo es Ihnen beliebt, und auch hie und da in die Stadt ſpazieren gehen; ich werde das der Johanna ſagen, damit ſie Ihnen keine Schwierigkeiten macht,“ worauf er noch über dies und das, Tagesereigniſſe betreffend, plauderte, und ſich dann mit einem freundlichen Händedruck empfahl.

Herr von Schönfeld war wähleriſch in ſeiner Toilette, ehe er ſpäter zu Frau von Stranizka hinabging; er that nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel und konnte mit ſeinen eleganten Manieren und der leichten gewandten Art zu ſprechen, für den Sohn eines etwas herabgekommenen, aber ſonſt ſehr achtbaren Hauſes gelten.

Drunten wurde er erwartet und zu ſeiner großen Freude mit der Herzlichkeit empfangen, wie man einen guten Bekannten zu empfangen pflegt. Es iſt eigenthümlich, wie in dieſer Richtung das Gefühl des Mitleidens und das Bewußtſein, einer ganz anderen Lebensſtellung anzugehören, uns ſo leicht dazu bringt, Schranken niederzureißen, oder wenigſtens nicht zu achten, die uns im anderen Falle gewiß Jahre lang an einem intimeren Zuſammenleben gehindert hätten. Er wurde an der Thüre des einen Zimmers von der ſchönen Alma empfangen und dieſe ſagte zu ihm: „Kommen Sie nur herein, die Tante iſt noch beſchäftigt, wird aber gleich kommen.“ Dann, als er kaum in das Zimmer eingetreten war, nahm ſie ihn bei der Hand, zog ihn an's Fenſter und fuhr dort mit freudeſtrahlendem Blick fort: „Denken Sie ſich nur, Herr Stein, wie glücklich wir ſind, der Herr Profeſſor findet eine ſolch' bedeutende Beſſerung in dem Auge meiner Tante, daß er eine Operation kaum mehr für nöthig hält; er hat ſie geſtern nochmals genau unterſucht und glaubt, zehn bis vierzehn Tage hier unter ſeiner Pflege würden genügen, um ſie alsdann aus dieſem recht ernſten Hauſe hinweg zur gänzlichen Heilung in die Schweiz ſchicken zu können.“

„Wie mich das für Sie freut, mein Fräulein, und, verzeihen Sie meinen Egoismus, für mich recht traurig macht!“

„Seien Sie für ſich ganz unbeſorgt,“ ſagte ſie in einem ſo lieben, treuherzigen Tone, und mit einem ſo guten, guten Blicke, daß er faſt verſucht geweſen wäre, ſo unüberlegt zu handeln und ungefähr wie der Prinz im Luſtſpiele, letzter Akt, letzte Scene, zu ſprechen — beinahe, ſagen wir, doch that er das glücklicherweiſe nicht, denn Alma ſprach ja zu herzlich zu ihm: „Ich darf Ihnen wohl ſagen, daß meine gute Tante jetzt bei ihren beſſeren Ausſichten noch mehr daran denkt, Ihnen — Ihnen, Herr Stein — gefällig — dienſtlich zu ſein, — wie und wo ſie nur kann; ach, und dann will ich Ihnen in der Freude meines Herzens auch nicht verſchweigen, daß die Tante geſtern den Herrn Geheimerath nach dem Zuſtand Ihrer Augen gefragt hat, worauf er lächelnd erwiderte, derſelbe ſei gänzlich ungefährlich und es würde nur einer ganz leichten Kur bedürfen, um Sie, was ſeine Kunſt anbeträfe, gänzlich herzuſtellen. Unmöglich ſei es allerdings nicht, daß ſonſt noch ein bis jetzt verſtecktes Leiden bei Ihnen zum Vorſchein kommen könnte, doch wäre er überzeugt, daß ſich auch dafür ein ganz einfaches Mittel finden würde. — Das hat mich recht ſehr gefreut, und gewiß, Herr Stein, Sie können ganz ruhig ſein, Tante wird auch in der Ferne an Sie denken und wir werden die freundliche Begegnung mit Ihnen nicht vergeſſen.“

Sie hatte bei den letzten Worten ihre kleine Hand auf ſeinen Arm gelegt, und da es ſehr Unrecht geweſen wäre, ſich für ſo viel liebe und freundliche Worte nicht dankbar zu bezeigen, ſo ergriff er ihre kleine Hand und drückte einen ſo innigen und ausdrucksvollen Kuß darauf, daß ſie ihn beinahe mit dem gleichen erſtaunten Blicke betrachtete, wie geſtern, als er auf ſo ungezwungene Art der Frau von Stranizka ſeinen Arm anbot; dann wandte ſie ſich raſch von ihm ab gegen das Fenſter und blickte nachſinnend an den glänzenden blauen Himmel empor, während die alte Dame jetzt unter der Thür des Nebenzimmers erſchien und den jungen Mann freundlich erſuchte, bei ihr einzutreten. Sie bot ihm einen Stuhl an und ſagte dann in wohlwollender Art ungefähr daſſelbe zu ihm, was er ſoeben ſchon durch Alma erfahren; ja ſie fügte noch etwas hinzu, was ihn ſehr überraſchte und wofür er allerdings verpflichtet war, ſeinem guten Sterne, für den er, und mit vollem Rechte, die liebliche Alma anſah, in ſeinem Herzen auf's Innigſte zu danken.

„Unſer Nachbar,“ ſagte die alte Dame nämlich, — „iſt der Fürſt Potemkin, ein Bekannter unſeres Hauſes, den das Unangenehme getroffen hat, daß er auf einer höchſt wichtigen Reiſe nach Paris hier einige Tage liegen bleiben muß. Sein Leiden iſt nicht gefährlich und wird wahrſcheinlich bei großer Schonung und Ruhe zu heben ſein; doch ſelbſt dieſe kurze Zeit erſcheint dem ungeduldigen Fürſten faſt unerträglich, um ſo mehr, da ihm ſeine Sekretäre bereits vorausgegangen ſind und er offiziell hier durchaus keine Verbindungen anknüpfen, ja nicht einmal privatim ſeinen Bekannten zugeſtehen möchte, daß er ſich hier im tiefſten Incognito befindet. Nun möchte er Jemand zum Vorleſen, ſowie um kleine Correſpondenzen zu beſorgen; es müßte das aber eine ganz unabhängige und eine ganz vertraute Perſon ſein, und da mich der Herr Geheimerath von dem ganz ungefährlichen Zuſtand Ihrer Augen in Kenntniß geſetzt hat, ſowie daß Sie nach Herzensluſt leſen und ſchreiben dürfen, ſo habe ich in Betreff des Fürſten an Sie gedacht und würde Sie demſelben gerne empfehlen, mich meinem alten Freunde Potemkin dadurch verbinden und Ihnen Gelegenheit geben, auf — den Dank des Fürſten in jeder Hinſicht zu rechnen.“

„Gnädige Frau, Sie ſehen mich entzückt von Ihrer Fürſorge, von Ihrer Güte für mich.“

„Daß Sie ſehr geläufig franzöſiſch ſprechen, habe ich neulich ſchon bemerkt und auch das Schreiben in dieſer Sprache wird Ihnen leicht ſein?“

Herr von Schönfeld machte eine zuſtimmende Verneigung und warf dann leicht hin: „Ebenſo im Italieniſchen und Engliſchen, ja, ich bin ſogar im Stande, mit klein wenig Ruſſiſch aufwarten zu können.“

„Das iſt prächtig — ſiehſt du, Alma,“ wandte ſie ſich an ihre Nichte, welche in dieſem Augenblick leiſe in das Zimmer trat und mit einem ernſten Blick an der Thüre ſtehen blieb, — „ich habe es dir gleich geſagt, daß ich Herrn Stein für einen jungen Mann hielte, der was Rechtes gelernt hat, und ich bin nicht leicht zu täuſchen. Wenn Sie alſo Luſt haben, dem Fürſten, der bei einer etwas rauhen Außenſeite im Grunde ein gutmüthiger alter Herr iſt, Ihre Dienſte für einige Zeit zu weihen, ſo werde ich gleich zu ihm hinübergehen und ihn davon in Kenntniß ſetzen. Er ruht in ſeinem Lehnſtuhle vor einem Tiſch mit Zeitungen und Briefen, und da er davon nichts leſen kann, ſo leidet er ſchlimmer als der unglückliche Tantalus traurigen Andenkens.“

„Wie kann ich Ihnen meinen Dank beſſer ausdrücken, gnädige Frau,“ ſagte Arthur Stein, — „als daß ich in Allem zu Ihren Dienſten ſtehe, was Sie gut finden, über mich zu verfügen: machen Sie mich zum Vorleſer des Fürſten Potemkin, machen Sie mich zu Ihrem eigenen Vorleſer und Sekretär, im Falle mir nämlich Fräulein Alma“ — wandte er ſich verbindlichſt an dieſe — „geſtattet, ſo in ihre Rechte zu greifen, machen Sie mich, wozu Sie wollen, ich habe die feſte Ueberzeugung, daß Sie mich dadurch zu einem ganz glücklichen Menſchen machen werden.“

Frau von Stranizka hatte durch ihr Kammermädchen den Fürſten fragen laſſen, ob er für ſie ſichtbar ſei, und der Fürſt ließ ſagen, daß es ihm das größte Vergnügen machen würde, mit ihr zu plaudern.

„So bleiben Sie hier bei Alma und erwarten meine Zurückkunft.“

Angenehmeres hätte dem Herrn Arthur Stein-Schönfeld nicht leicht begegnen können, als eine kleine Viertelſtunde mit Alma allein plaudern zu können; doch als er ſich gegen ſie wandte, bemerkte er, daß ihr Geſicht nicht mehr von jener angenehmen Heiterkeit beſtrahlt wurde, wie noch ſoeben, ja, daß ſie ernſt und faſt trübe vor ſich hinſchaute. „Meine gute Tante, die ſich nie täuſchen läßt,“ ſagte ſie alsdann in einem eigenthümlichen Tone — „wird gewiß aus vollem Herzen für Sie ſprechen; der Fürſt wird Sie mit Vergnügen bei ſich empfangen, und Alles geht vortrefflich, wenn Sie nur ſelbſt mit Ihren Erfolgen zufrieden ſind.“

„Ich bin entzückt über meine Erfolge, ſo hätte ich ſie mir in meinen kühnſten Träumen nicht denken können; halten Sie mich für ſo undankbar oder für ſo gefühllos, daß ich es nicht als das größte Glück betrachten ſollte, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen? Wer hätte mir das vor wenigen Tagen vorausgeſagt, als ich draußen im Parke ſo zufällig Ihre Einſamkeit ſtörte!“

„So ganz zufällig?“

„Gewiß, — ſo — ganz — zufällig —,“ erwiderte er in einem etwas befremdeten Tone, da er bemerkte, wie ein ſo ganz ſeltſames Lächeln ſich um ihre ſchönen Lippen zeigte.

„Ganz zufällig? So war es auch wohl damals das erſte Mal, daß Sie uns überhaupt ſahen?“

„Laſſen Sie mich einen Augenblick darüber nachdenken — nein, es war nicht das erſte Mal, daß ich Sie überhaupt ſah; ſo glaube ich wenigſtens. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſah ich Sie ſchon den Tag vorher, als Sie vor dem Hotel du Nord aus dem Wagen ſtiegen.“

Sie ſchüttelte leicht den Kopf und Schönfeld betrachtete ſie mehr und mehr mit Erſtaunen, als ſie nun in einem entſchloſſenen, etwas harten Tone ſagte: „Gut dann, Herr Arthur Stein, es iſt nicht meine Art, die Motive der Handlungsweiſe mir gänzlich fremder Leute zu ergründen."

„Fräulein Alma!"

„Ich heiße Alma von Stranizka, es iſt das der hochgeehrte Name meines Vaters und meines Oheims."

„Ah, Fräulein von Stranizka, ich verſtehe in der That nicht, —"

„O, ich kann Sie in der That auch nicht verſtehen, mein Herr, nur etwas verſtehe ich: daß meine Tante, die ſich ſonſt nie täuſchen läßt, hier doch getäuſcht wurde; ich glaube, es iſt meine Pflicht, ſie darüber aufzuklären."

„Aus Barmherzigkeit, Fräulein, ich flehe Sie an, ſich deutlicher zu erklären."

„Sehr deutlich," ſagte ſie in einem kalten Tone — „ich habe keine Urſache, Geheimniſſe vor Ihnen und noch weniger mit Ihnen zu haben. — — Sie ſahen uns neulich nicht zum erſten Male, weder draußen im Park, noch vor dem Hotel du Nord — — Sie ſind derſelbe Herr, der uns vor einem Jahre ſo häufig in den Weg trat."

„Sie haben ein vortreffliches Gedächtniß, Fräulein Stranizka."

„Leider nein — wenigſtens nicht für Dinge, die mir vollkommen gleichgiltig ſind, ſonſt würde ich Sie ſchon bei unſerer erſten Begegnung hier, trotzdem Sie ſich hinter blauen Brillen verbargen, erkannt haben."

„— — — So will ich denn nimmer leugnen, daß ich allerdings daſſelbe gleichgiltige Ding bin, das Ihnen in Baden zuweilen in den Weg trat."

„Und was ſoll dieſe ganze Komödie?" fragte ſie in erregtem Tone, — — „doch nein, nein, nein," rief ſie haſtig aus, als ſie ſeine leuchtenden Blicke mit einem ſo eigenthümlichen Ausdrucke auf ſich gerichtet ſah, nachdem er langſam ſeine blaue Brille abgenommen — „ich erlaſſe Ihnen dieſe Antwort — ich will ſie nicht hören — ich will nicht."

Schönfeld hatte ſich aus der nachläſſigen Haltung, die er als Arthur Stein angenommen hatte, hoch aufgerichtet, und trat mit einem ſo ernſten und feſten Blick auf das junge Mädchen zu, daß dieſe unwillkürlich die Augen niederſchlug und ſich dann raſch von ihm ab gegen das Fenſter wandte, darauf ſagte er mit leiſer Stimme: „Sie haben zu befehlen, ich werde ſchweigen; doch müßte mich Alles trügen, wenn das Herz jener jungen Dame, die mir eben ſo viel Güte und Freundlichkeit bewies, ſich nicht ſelbſt eine Antwort auf das zu geben wüßte, was ſie ſoeben — und bei Gott im Himmel, fälſchlicherweiſe eine Komödie nannte; — und nun, mein Fräulein," fuhr er nach einer ehrerbietigen Verbeugung fort, — „geſtatten Sie mir, daß ich mich dort an die Thüre zurückziehe, bis Ihre Frau Tante zurückkommt, — wenn Sie dann ſagen wollen, daß ich derſelbe ſei, der Ihnen im vergangenen Sommer in Baden häufig in den Weg trat, der glücklich war, Sie nach ſo langer Zeit endlich wieder vor dem Hotel du Nord zu ſehen, der Ihnen folgte, bis an jenes Gebüſch in dem Park, und dann unendlich ſelig war, dort hinter blauen Brillen verſteckt, Ihre Bekanntſchaft zu machen, ſo thun Sie es in Gottes Namen, auch werde ich nicht das Geringſte leugnen."

Die junge Dame preßte ihre Lippen feſt aufeinander; ihre ſonſt ſo hellen und freundlichen Blicke ſchienen umdüſtert, und es war augenſcheinlich, daß ſie heftig mit ſich ſelbſt kämpfte, während ſie ſich langſam nach der Thür zurückzog.

„Und wer ſind Sie denn eigentlich?" fragte ſie haſtig nach einer ziemlich langen Pauſe.

„Das Ihnen jetzt noch zu verſchweigen, wäre ſehr unrecht von mir," gab er nach kurzem Bedenken zur Antwort — „doch wenn ich Ihnen meinen Namen ſage, wenn Sie denſelben Ihrer Frau Tante mittheilen, wenn dieſe, wie ich nicht anders erwarten kann, ebenfalls darüber ſpricht, ſo werde ich, der ich vielleicht thöricht, weil ohne glückliches Reſultat gehandelt, vor der Welt in voller, wohlverdienter Lächerlichkeit daſtehen, — aber ſei's darum, verrathen Sie mich Ihrer Tante, verrathen Sie mich aller Welt, ich gebe mich widerſtandslos in Ihre Hände — hier iſt meine Karte, Fräulein von Stranizka."

„Und wer bürgt mir dafür, daß dieſe Karte die Ihrige iſt?" ſagte das junge Mädchen, nachdem ſie die Karte in Empfang genommen und einen Blick darauf geworfen.

„Eine recht ſchlimme Frage," entgegnete er mit einem trüben Lächeln — „die ich allerdings verdient habe — wer bürgt denn eigentlich für mich?" — Da kam ihm eine kecke Idee, die er ohne viel Ueberlegung ausführte, indem er fortfuhr: „Vielleicht könnte der Herr Geheimerath ſelbſt mein Recht auf dieſe Karte beweiſen, wenn —"

„So weiß er, daß Sie uns verfolgt, ſich bei uns eingedrängt?" fragte ſie raſch.

„Gewiß nicht, das ſchwöre ich Ihnen, er hält mich für ein klein wenig berechtigt, dieſe blaue Brille tragen zu dürfen — ſeien Sie gnädig, Fräulein Alma."

Schönfeld hatte gehört, wie ſich der Ton von Schritten der Thüre näherte, und als nun gleich darauf Frau von Stranizka wieder in's Zimmer trat, blickte er in unausſprechlich ängſtlicher Erwartung nach Alma hin, welche ſeine Karte ſpielend zwiſchen ihren feinen Fingern hielt, — ſich raſch ihrer Tante näherte, dann aber ſtehen blieb und die Karte langſam in eine Taſche ihres Kleides ſteckte.

Hätte ihm irgend Jemand in dieſem Augenblicke ſeine Beſtallung zum Botſchafter in Wien oder Paris eingehändigt, er würde dadurch nicht ſeliger gemacht worden ſein, als durch das Verſchwinden der kleinen Karte, obgleich dieſes von einem finſtern Blicke aus Alma's ſchönen Augen begleitet war, welche nun raſch in's Nebenzimmer ging.

Selten kommt Glück oder Unglück allein, was auch Herr Arthur Stein-Schönfeld in dieſem Augenblicke erfuhr; denn Frau von Stranizka ſagte ihm, der Fürſt wolle ihn mit großem Vergnügen bei ſich ſehen und erwarte ihn augenblicklich; dann ſetzte ſie hinzu: „Wir wollen ſpäter den Verſuch machen, wie es uns drunten an der allgemeinen Tafel behagt; es iſt doch etwas langweilig, allein auf ſeinem Zimmer zu ſpeiſen; bitte Sie alſo, Herr Stein, ſo freundlich ſein zu wollen und uns ſpäter abzuholen, ſobald Potemkin Sie entlaſſen hat."

Ein drittes Glück für Schönfeld und vielleicht das größte und ſchönſte, wenn — — Alma geſchwiegen hatte.

Der geneigte Leſer wird uns verzeihen, daß wir ihn nicht zugegen ſein laſſen bei den Unterhaltungen des ruſſiſchen Fürſten mit Schönfeld, Unterhaltungen, die für letzteren gewiß außerordentlich wichtig waren; denn nachdem er während einiger Tage verſchiedene Stunden bei ihm zugebracht, theils ihm vorleſend, theils mit ihm plaudernd oder ſeine Correſpondenzen beſorgend, machte der Legationsrath einen Beſuch bei ſeinem Chef und wurde von dieſem, nachdem er Bericht erſtattet, auf's Allerausgezeichnetſte empfangen und zu ſeinen Erfolgen, ſowie auch zu einem recht baldigen Avancement herzlich beglückwünſcht. Möge es uns der geneigte Leſer verzeihen, daß wir uns mit dieſen wenigen Zeilen ein- für allemal abfinden über das, was ſich zwiſchen dem Fürſten Potemkin und dem Herrn Arthur Stein begab: Angelegenheiten von wahrſcheinlich allergrößter Wichtigkeit für die Betreffenden, aber höchſt unbedeutend für den Gang unſerer wahrhaftigen Geſchichte, welch' letztere für uns in dieſem Augenblicke mehr gilt, als alle Kreuz- und Querzüge der geſammten europäiſchen Diplomatie. Wir wollen nur noch bemerken, daß der Fürſt außerordentlich zufrieden war mit den Leiſtungen ſeines Vorleſers und Sekretärs, aber allerdings etwas erſtaunt, daß derſelbe hartnäckig jede Belohnung ausſchlug, indem er verſicherte, Frau von Stranizka, ſeine Gönnerin, habe ihn ſo mit Wohlthaten überhäuft, daß er ſich glücklich ſchätze, derſelben mittelbar dieſen kleinen Dienſt leiſten zu können, ſo daß der Fürſt ſich damit begnügen mußte, ihm eine koſtbare Malachitſchale zu verſprechen, ſowie Hoffnung zu machen auf die Auszeichnung des Stanislausordens vierter Klaſſe.

Nach der heutigen erſten Unterredung mit dem Fürſten hatte Schönfeld ſein Zimmer mit einem wahrhaft glücklichen Gefühle betreten, und wenn ſich in dieſes Gefühl auch zuweilen wie ein tiefer Schatten der Gedanke miſchte, er werde vielleicht an der Thür der Frau von Stranizka mit den Worten abgefertigt werden, man danke für die Begleitung des Herrn Baron von Schönfeld, ſo konnte es ja auch anders kommen; jedenfalls aber hatte er die angenehme Aufregung, wie vor einer Lotterie zu ſtehen, um eine vielleicht überaus glückliche Nummer zu ziehen. Daß er ſich zur Mittagstafel mit einer ganz beſonderen Sorgfalt anzog, werden wir begreiflich finden trotz der Dunkelheit des Speiſeſaales und obgleich Frau von Stranizka ſehr dunkle Brillen trug.

Er war doch ein klein wenig aufgeregt, als er nun die Treppen hinabſtieg, um an die betreffende Thüre des erſten Stockes anzuklopfen; das „Herein" klang nicht außergewöhnlich, und als er ſich nach einem tiefen Athemzuge den beiden Damen vorſtellte und von der würdigen Tante mit den Worten empfangen wurde: „Wir ſind bereit, Herr Stein," da konnte er ſich in der Freude ſeines Herzens nicht enthalten, ſeine Rechte auf eben dieß Herz zu legen und einen dankbaren Blick nach Fräulein Alma hinüber zu ſenden.

Unten angekommen, fand man die ganze Geſellſchaft ſchon im Converſationszimmer bei einander und Arthur Stein näherte ſich dem Herrn von Knickenbrock, nannte ihm ſeinen Namen, ſtellte ihn hierauf den beiden Damen, mit denen er gekommen war, vor und bat um ſeine Protektion, mit der übrigen Geſellſchaft bekannt gemacht zu werden. Schönfeld, der ſich in gewiſſer Richtung vor Alma keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, that dieß Alles mit den feinſten Manieren eines vollendeten Weltmannes, und da er mit den Verhältniſſen faſt eines Jeden der Tafelrunde bekannt war, ſo wurde es ihm ein Leichtes, dieſe ſeine Kenntniſſe mit in die Unterhaltung zu verflechten und dieſe dadurch auch für Frau von Stranizka und ihre Nichte ſehr zu erleichtern. Was die letztere anbelangte, ſo hatte ihre liebliche Erſcheinung raſch die Herzen faſt aller anweſenden Herren gewonnen und man ſah Manchen verſtohlen die blaue Brille aufheben, um dieſe herrliche Erſcheinung mit dem geſunden Auge beſſer betrachten zu können. Ja ſelbſt auf die meiſten der Damen hatte Alma einen ſehr guten Eindruck gemacht, mit alleiniger Ausnahme zweier ſich, wie ſchon früher angedeutet, ſtets ſchroff gegenüberſtehenden Parteien, nämlich der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin und Tochter, ſowie der Alles überwachenden Sittlichkeitsbehörde, beſtehend aus der Stiftsdame und der Bürgermeiſterin, welch' letztere nach einem trockenen Huſten und einem nicht zu verkennenden Blick auf die jungen und alten Herren, welche ſich um Alma drängten, leiſe ſagte: „Die mit dem polniſchen Namen wird das Aufpaſſen gebrauchen können," während die pommer'ſche Gutsbeſitzerin dießmal in ſeltener Uebereinſtimmung ihrer Tochter zuflüſterte: „Nimm dich vor der Polin in Acht, ich ſage dir, Knickenbrock verſchlingt ſie faſt mit ſeinem Blicke."

Dann ging man zu Tiſche, ſtill und feierlich, wie zu einem Opferfeſte, in zwei Parteien, reihenweiſe hintereinander, angeführt von den beiden Prieſterinnen: dort die mild und ſüß lächelnde Stiftsdame, hier die ſtreng, faſt düſter blickende pommer'ſche Gänſebruſt — der bleiche Mond und die blutige Sonne und dazwiſchen die reizende Alma, als liebliche Morgenröthe, ähnlich einem Opferlamme, um das ſich die düſteren Prieſterinnen ſtreiten werden.

Und der Streit begann auch ſchon bei der milden Graupenſuppe in einzelnen Andeutungen aufzuflackern, wo die Gutsbeſitzerin im Allgemeinen von dem unruhigen Volke der Polen ſprach, die ſich einmal mit der Regierung wieder faſt in den Haaren lägen, und wo die Stiftsdame das allbekannte Thema behandelte, es ſei nicht Alles Gold, was glänze, und ſie habe ſchon die traurigſten Erfahrungen gemacht, indem ſie ihr gefühlvolles Herz ſolchen Böſen erſchloſſen, die ſie unter der Maske der Tugend und Sittſamkeit auf's Unwürdigſte betrogen haben.

Auf Herrn Schwender, den jungen Dichter aus Breslau, hatte die Erſcheinung des ſchönen Mädchens gleichfalls einen großen Eindruck gemacht, und als zum Deſſert die unvermeidlichen gekochten Pflaumen wieder erſchienen, konnte er ſich nicht enthalten, die ſchöne Fremde, die ihm gegenüber ſaß, mit einigen extemporirten Verſen willkommen zu heißen. Dabei erlaubte er ſich mit poetiſcher Freiheit zu ſagen, daß durch ihren Anblick ſeine Heilung um ein Bedeutendes vorwärts geſchritten ſei, denn die ſtrahlende Lyra, die er bisher im Auge erblickt, fühle er jetzt in ſeinem Herzen, ihn anſpornend zu dieſen wenigen tief gefühlten und gewiß nicht ganz unpaſſenden Verſen.

Letzteres fand aber der Baron Knickenbrock durchaus nicht und ſprach darüber, allerdings leiſe, mit ſeiner Nachbarin. Er hätte aber beſſer verſchwiegen, daß er die ſchöne, junge Dame für viel zu geiſtreich und geſcheidt halte, um Spaß an ſolchen läppiſchen Reimereien zu haben; denn die Gutsbeſitzerin ſagte hierauf in einem ſtrengen Tone zu ihrer Tochter, eben der Nachbarin des Barons: „Herr Schwender hat, wie mich däucht, durchaus keine Verpflichtungen, die ihn zwängen, junge oder alte Damen nicht mit guten oder ſchlechten Verſen zu langweilen; aber andere Leute haben Verpflichtungen, auf ſo etwas nicht zu achten, ſonſt könnte es ihnen paſſiren, daß ſie neben Müller und Schulze noch andere, weit unangenehmere Dinge zu ſehen bekämen.“

Wahrhaft beruhigend wirkte es hierauf, als nun das Geſprächsthema ein mehr gemeinſchaftliches wurde, und ſich auf ſchöne Operationen im Allgemeinen, und ganz beſonders ſchwierige Fälle im Speziellen verbreitete, wodurch ſich alle Differenzen der Converſation heiter und gemüthlich aufzulöſen ſchienen.

Frau von Stranizka und ihre Nichte hatten ſich während dieſes erſten gemeinſchaftlichen Diners deſſelben peinlichen Eindrucks nicht erwehren können, den geſtern Schönfeld gehabt und der wohl Alle überwältigt, die hier, in einer völlig fremden Geſellſchaft in mehr als Halbdunkel ihr ſehr beſcheidenes, aber äußerſt geſundes und auch nahrhaftes Mittageſſen einnehmen. Heute, wo der glänzende Schein einer ſtrahlenden Frühlingsſonne das Haus vergoldete und trotz der dichten Vorhänge ſich durch allerdings gedämpfte, leuchtende Blitze ſichtbar machte, war der Contraſt zwiſchen dem heiteren Tage draußen und dem trüben Speiſezimmer beſonders für geſunde Augen ſo empfindlich, ja niederdrückend, daß Alma tief aufathmete, als man nun endlich von dem Tiſche aufſtand, wogegen Schönfeld die Tafel noch gerne um eine gute Zeit verlängert hätte. Hatte er doch das Glück, neben dem reizenden Mädchen zu ſitzen und bei der Enge des Zimmers recht nah' an ihrer Seite; hatte er ſich doch unterſtanden, in einigen leichten, nur ihr verſtändlichen Anſpielungen ſeinen innigen Dank zu ſagen für die Bewahrung ſeines Geheimniſſes; ja, hatte er doch bei der Dunkelheit des Zimmers und dem Recht, das ihm ſeine blaue Brille verliehen, es ein paar Mal gewagt, ihren Arm zu ſtreifen, ja ganz zufällig ihre kleine Hand zu berühren, und war er doch durch alles Dieſes in eine ſo vortreffliche Laune verſetzt worden, daß er auf wahrhaft liebenswürdige und geiſtreiche Art die Unterhaltung belebte, ſo zwar, daß ihm Frau von Stranizka, als er ſie in's Converſationszimmer führte, leiſe geſtand, daß ſie ſich ohne ſeine angenehme Geſellſchaft doch ein wenig unbehaglich hier unten gefühlt hätte.

Das Converſationszimmer war indeſſen ſchon ein viel behaglicherer und freundlicherer Raum, als das Speiſezimmer; hier herrſchte ſchon mehr das freundliche Tageslicht und mit vollem Rechte, denn, wem es zu hell war, der konnte und mußte ſich nach dem Mittageſſen auf ſein Zimmer zurückziehen, was denn auch Manche augenblicklich thaten. Auch die pommer'ſche Gutsbeſitzerin würde ſich mit ihrer Tochter zurückgezogen haben, wenn nicht dieſer lächerliche Baron von Knickenbrock es für nöthig gefunden hätte, ſich mit Frau von Stranizka zu unterhalten, höchſt angenehm für Schönfeld, der mit Alma auf- und abging, um dann der Einladung des jungen Poeten mit der Lyra im Auge Folge zu leiſten, welcher um das Vergnügen bat, den geſchätzten Fremden den kleinen Hausgarten zeigen zu dürfen, wobei er nicht ohne Schadenfreude hinzuſetzte, daß die Erlaubniß, den Garten zu beſuchen, nur wenigen und ſehr leicht Kranken gegeben ſei.

Das, was Herr Schwender mit ausſchweifender Phantaſie einen Garten nannte, war indeſſen nur ein kleiner Raum von vielleicht zwanzig Schritten im Quadrat mit einem winzigen Raſenſtreifen rings umher, auf dem ſich einige Pflanzen in Kübeln befanden. Und doch athmete Alma in einem glücklichen Gefühle tief auf, als ſie die wenigen grünen Blätter, ſowie hoch über ſich den klaren blauen Himmel erblickte. War es ihr doch zu Muthe, als laſſe ſie ein düſteres Gefängniß hinter ſich, in welchem ſie nicht nur einen Tag geweſen, ſondern ſchon lange, lange Jahre. Vielleicht mochte dies glückliche Gefühl daran ſchuld ſein, daß ſie jetzt zum erſten Male, ſeit ſie erfahren, wer Herr Arthur Stein eigentlich war, demſelben einen kurzen, freundlichen Blick ſchenkte, ſo daß er es wagte, ihr leiſe zu ſagen: „Ach, mein Fräulein, welch' ſeliges Gefühl muß uns an dem Tage beherrſchen, wo wir glücklich und zufrieden dieſes Haus wieder verlaſſen! Glücklich und zufrieden, weil um eine Furcht ärmer oder um eine Hoffnung reicher, und wer ſchwebte hier gerade nicht zwiſchen Furcht und Hoffnung!"

„Doch Sie wohl nicht, Herr Arthur Stein," entgegnete ſie in einem recht kalten Tone — „Sie, der, obgleich hinter blauen Brillen, doch ohne jede Furcht und Hoffnung hieher kam."

„Das Letzte wäre ſchrecklich," ſprach er ganz leiſe, um von dem gefälligen Herrn Schwender nicht gehört zu werden, der nun wieder zu ihnen trat, nachdem er auf die Frage Alma's hin den Garten bereitwillig mit ſeinen Schritten gemeſſen.

„Zwanzig Schritte lang und zehn breit, und doch eine große Reſſource für uns," meinte der Dichter mit der Lyra im Auge — „es geht bei dieſem Raume, wie bei dem Garten eines gewiſſen Mannes von ähnlichen Dimenſionen, auf welchen dieſer trotzdem ſehr ſtolz war, ſo daß er ihn einem Freunde zeigte und ihn um ſeine Meinung fragte, worauf jener erwiderte: „Der Raum iſt allerdings etwas klein, aber er hat eine ſchöne Höhe."

In dieſem Gärtchen ging mit großer Heiterkeit eine Gans ſpazieren, ebenfalls ein Kurgaſt; denn man hatte an ihr Operationen probirt, und ſie ſich dadurch das Recht erworben, mit den Anderen hier ſpazieren gehen zu dürfen. Doch hatte dieſes Faktum die Stiftsdame vermocht, den Gartenraum nie mehr zu betreten.

Wir wollen von Alma nicht behaupten, daß es ihr leicht wurde, die Karte des Barons Schönfeld gänzlich verſchwinden zu laſſen und der Tante gegenüber an Arthur Stein nicht zum Verräther zu werden. „Unſer Aufenthalt hier," hatte ſie achſelzuckend zu ſich ſelber geſagt — „wird, wie wir nach dem Ausſpruch des Geheimeraths hoffen dürfen, nicht zu lange dauern, und wenn wir dann wieder im Wagen ſitzen, wird es die Tante köſtlich unterhalten, wenn ich ihr die ganze Geſchichte und die Bemühungen des Herrn Barons erzähle. Thäte ich das jetzt, ſo würde es ſie beunruhigen, und entweder bräche ſie alle Verbindung mit

Herrn Arthur Stein ab, oder ſie würde ſich durch ſeine Gegenwart beengt und jedesmal unangenehm berührt fühlen."

„Was nun mich anbelangt," fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräche nach einer ziemlich langen, gedankenvollen Pauſe fort, — „ſo iſt mir dieſe ganze Perſönlichkeit ſo gleichgiltig, daß ich keinen Werth darauf zu legen brauche, ihn der Tante gegenüber zu entlarven — — und man kann auch nicht ſagen, daß ich ein Geheimniß mit ihm theile — ich bin nur zu großmüthig, um hier gerecht zu ſein, und lege mir ſelbſt eine widerwärtige Laſt auf, indem ich ihn ſchone — ja, widerwärtig iſt der richtige Ausdruck und es thut mir nur leid, daß ich dieſem Arthur Stein mit einem ſo herzlichen Mitleid entgegentrat — wäre er das geblieben, ſo würde ich mich auch fortan für ihn auf's Freundlichſte intereſſirt haben. Denn als Arthur Stein war dieſer Herr von Schönfeld eine Perſönlichkeit, für die man einiges Intereſſe haben konnte, während er mir nach ſeiner Verwandlung in ſeinen Reden wie einer jener bunten Schmetterlinge vorkommt, deren unſteter Flug unſeren Augen nicht wohl thut, dem wir aber trotzdem gerne mit unſeren Blicken folgen, — Alles, was er ſagt, iſt durchdacht geſcheidt, ja, zuweilen geiſtreich, und alles Das ärgert mich an ihm, beſonders daß er ſo oft, ſelbſt im Beiſein der Tante, die Maske des armen, beſcheidenen Juriſten fallen läßt, um nicht nur auf amüſante, ſondern auch auf höchſt belehrende Art die Unterhaltung zu leiten, — ja es ſind recht unterhaltende Stunden, wofür ich ihm ſehr dankbar wäre, wenn er mich nicht betrogen und mir ſo alles Vertrauen genommen hätte."

So dachte und ſprach Alma ſchon ein paar Tage nach ihrem Aufenthalt in den engen Räumen der Klinik, aber mit wechſelndem Nachſatz, denn, wenn ſie anfänglich das Benehmen des Herrn von Schönfeld unendlich lächerlich fand, und ſeine Perſon vollkommen gleichgiltig, endlich widerwärtig und abſtoßend, ſo mußte ſie ſich ſchon nach acht Tagen mit einem bitteren, ja ſchmerzlichen Gefühle geſtehen, daß es ein Verbrechen von ihm ſei, ſo die Argloſigkeit einer guten alten Dame zu mißbrauchen, daß ſie aber an dieſem Verbrechen leider mit die Schuld trage, und daß ihr das Zuſammenleben mit Herrn von Schönfeld anfange unerträglich zu werden.

Wie hatte er ſich auch in dieſen wenigen Tagen verändert, nachdem er allerdings anfangs ſo lächerlich geweſen war, ihr in Blicken, ja Worten ſagen zu wollen, daß nur ein inniges Intereſſe für ſie ihn zu der romanhaften Idee veranlaßt habe, ſich in dieſe Räume einſchließen zu laſſen. Begreiflicherweiſe hatte ſie ihm darauf mit Würde und Hoheit geantwortet und er ſich — Gott ſei Dank — total geändert; — ja, glücklicherweiſe, denn ſonſt würde ſie doch in den Fall gekommen ſein, an ihm zur Verrätherin zu werden — und wie Recht hatte ſie gehabt, ihn mit einem recht hohen Blicke von ſich abzuweiſen. O gewiß, vollkommen Recht, denn wer ſich, wie er, mit ſo gutem Humor, ſo ohne jeden Ausdruck eines ſchmerzlichen Gefühls in eine ſolche Abweiſung fand, der — verdiente es nicht anders.

Ja, Herr von Schönfeld handelte ſehr undankbar gegen ihre gute Tante, die ihn mitleidsvoll ſo gütig behandelte, die ihm Opfer hatte bringen wollen, die er nun allerdings nicht vernachläſſigte, das konnte man gerade nicht ſagen, die er aber in eine gleiche Linie zu ſtellen ſchien mit den anderen Damen des Hauſes, worunter doch gewiß manche waren, die eine gewandte, geiſtreiche Unterhaltung ſicher nicht zu würdigen verſtanden; ſo dieſe alte lächerliche Stiftsdame mit ihrem jugendlich blonden Lockenkopfe. Hatte er ſich nicht nach und nach bei Tiſche einen Platz an deren Seite erobert, hatte er ſie nicht ſchon häufig auf Spaziergängen begleitet, ja mit ihr und dieſer rohen Bürgermeiſterin nicht nur den Park beſucht, ſondern ſogar jene Stelle, wo er die Tante und ſie ſelbſt zum erſten Male geſehen; — nahm er nicht für alles Das im Hauſe Partei, was ihr lächerlich, ja unangenehm erſchien, ſo unter Anderem für dieſen Baron Knickenbrock mit Müller und Schulze in den Augen, den er als einen recht angenehmen Geſellſchafter empfahl, den er bei der Frau von Stranizka eingeführt hatte und den er übermäßig lobte, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu bot, ſelbſt wenn er dieſe Gelegenheit hätte mit Gewalt vom Zaune brechen müſſen.

Oder ſollte die Tante wirklich Recht haben, als ſie lachend ſagte: „Unſer Arthur Stein“ — ſo nannte ſie ihn häufig, was bei Alma jedesmal einen recht unangenehmen Eindruck hervorbrachte, — „iſt ein geſcheidter und recht ſtrebſamer junger Mann, und ich möchte ihm ſchon wünſchen, daß er eine ſo gute Partie machte, wie für ihn die Tochter dieſer pommer'ſchen Dame wäre,“ — alles das war doch lächerlich im höchſten Grade.

Wenn wir ſagen, daß Alma häufig dergleichen Betrachtungen anzuſtellen pflegte, ſo müſſen wir hinzufügen, daß die halbdunkeln Zimmer der Klinik für Betrachtungen ernſterer Art ſehr geeignet waren, beſonders als nach den erſten Tagen ihrer Ankunft Frau von Stranizka als Vorbereitung zu einer ganz leichten Operation in einem ſehr verdunkelten Zimmer bleiben mußte, wo ihr Alma die meiſte Zeit Geſellſchaft leiſtete und dabei die ſchönſte Gelegenheit hatte, ſich zuweilen in recht trübe Gedanken zu verſenken. Da gewährte es ihr dann die größte Luſt, zuweilen durch einen ganz kleinen Spalt des dichten Vorhanges auf Augenblicke an den glänzenden blauen Himmel empor zu ſehen, ja, zuweilen ſo lange, bis ſich ihre Augen mit Thränen füllten, was aber äußerſt raſch zu geſchehen pflegte, — vielleicht durch das ſcharfe Licht, vielleicht auch durch ihre Sehnſucht, dieſes Haus mit Allem, was darin war, natürlich ihre gute Tante ausgenommen, recht bald verlaſſen zu dürfen, um dann ſo wenig als möglich dahin zurück zu denken.

Frau von Stranizka, die während einiger Tage das Zimmer nicht verlaſſen ſollte, wünſchte zu Alma's Unterhaltung und Aufheiterung, daß dieſe wenigſtens an der allgemeinen Mittagstafel theilnehme, und erſuchte Herrn Arthur Stein, ihre Nichte dorthin zu begleiten, wogegen dieſe nichts einwenden konnte, während ſie es ein- für allemal auf's Beſtimmteſte ablehnte, in Begleitung des jungen, beſcheidenen Mannes irgend wohin einen kleinen Spaziergang zu machen; wie hätte ſie ihn auch ſo beläſtigen mögen! Hatte er es doch in dieſem vier Tagen noch nicht einmal der Mühe werth gehalten, ſich ihr zu einem ſolchen Spaziergang anzubieten!

Und darin hatte Alma vollkommen Recht. Herr Arthur

Stein-Schönfeld benahm ſich ſehr unklug, wenn er ſich nicht vielleicht ſehr klug benahm. Es war etwas Wahres daran, daß er den Baron Knickenbrock häufig in die Nähe des jungen Mädchens zu bringen wußte, daß er nicht nur mit der Stiftsdame und der Bürgermeiſterin auf einem recht guten Fuße ſtand, ja, eine Fuſion angebahnt hatte zwiſchen dieſen beiden Damen und der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin mit Tochter, endlich, daß er der letzteren mit großer Freundlichkeit entgegen kam und ſich mit liebenswürdiger Geduld von dem Landgute der Mutter erzählen ließ, von ihren Pferden, Kühen und Schweinchen.

Was aber die eben erwähnte Fuſion anbelangt, ſo entſprang dieſe nicht aus dem edlen Gefühle der Verſöhnlichkeit, ſondern es war vielmehr der undankbare Knickenbrock daran ſchuld, der ſich allerdings um die reizende Alma viel mehr bekümmerte, als gerade nothwendig war, und zuweilen eine wahre Verſchwendung trieb mit ſtillen Seufzern und ſüßen Augen: Symptome, welche die ſtrenge Gutsbeſitzerin mit großer Entrüſtung ſelbſt ſah, und auf welche gelegentlich aufmerkſam zu machen, der wahre Grund war, warum eine Annäherung an die Stiftsdame, und Bürgermeiſterin ſtattgefunden, welche Annäherung endlich in ein förmliches Complott überging, um den wankelmüthigen Baron zu ſeiner Pflicht zurückzuführen.

Ja, er hatte Pflichten gegen die Tochter der Gutsbeſitzerin, da er ſich bis zur Ankunft der ſchönen Alma das Recht herausgenommen hatte, ſie gegenüber den anderen Herren durch ſein Betragen vollſtändig zu iſoliren; und weil er ſo weit gegangen war, eines Tages vor der Mutter zu ſagen, daß ihm die ſchroffen Berge ſeiner weſtphäliſchen Heimath nicht mehr ſo recht ſympathiſch erſchienen und daß er ſich glücklich ſchätzen würde, in der ſtärkenden Seeluft der ſanften pommer'ſchen Ebenen zu leben und zu weben, — eine poetiſche Aeußerung, welche, an dieſer Stelle gethan, auf ein liebevolles Herz ſchließen ließ.

Und nun ſollte man es ruhig anſehen, daß eine plötzlich hereingewehte Fremde — eine Stranizka, ſo eine ränkevolle Polin kam, ſah und ſiegte — nimmermehr, das gelobten ſich

Mutter und Tochter, ſowie auch die Stiftsdame und ihre Freundin, die Bürgermeiſterin; und Johanna, die große Krankenwärterin, wurde von den Damen auf die unbefangenſte Art von der Welt geſprächsweiſe in Kenntniß geſetzt von der außerordentlichen Reizbarkeit des armen Barons und ſo, ohne es zu wollen, mit in die Verſchwörung hineingezogen.

Sein eigenthümliches Augenleiden war indeſſen, wie er den erſten Aſſiſtenzarzt bei den täglichen Viſiten verſicherte, in ſteter Abnahme begriffen. Müller und Schulze, die ſich in Form jener oft ſonderbar verzerrten Linien, die man Sehmücken nennt, zu einer verzweiflungsvollen Klarheit auf der Hornhaut ſeines Auges ausgebildet hatten, fingen langſam und ſtetig an zu verſchwinden, und während Schulze mehr und mehr in die Breite ging, löſte ſich Müller in einen langen Faden auf und ſchien in Kurzem gänzlich verſchwinden zu wollen: Alles in Folge häufig angewandter dunkler Zelle und des vortrefflichen künſtlichen Blutegels, einer ſegensreichen Erfindung, welche ganz genau, ja für gewiſſe Zwecke beſſer den Dienſt jener angenehmen Thierchen zu verſehen pflegt, da man bei Anwendung derſelben nicht mit dem oft ſehr hartnäckigen Eigenſinn der wirklichen Blutegel zu kämpfen hat.

Doch hatte in der allerjüngſten Zeit dieſe Heilung wieder einen bedenklichen Stillſtand, ja einen Rückſchritt erlitten, indem der Baron Knickenbrock ſelbſt verſicherte, daß der Faden, welcher ehemals Schulze geweſen war, zuweilen Miene mache, die menſchliche Geſtalt jenes ausgezeichneten Mannes wieder anzunehmen. — „Kein Wunder,“ hatte die große Johanna dem Aſſiſtenzarzt geſagt, „da der Kranke es gerade ſo treibt, als ſei er niemals augenleidend geweſen; — „das iſt bei ihm in letzter Zeit den ganzen Tag eine Unruhe und Geſchäftigkeit, welche über alle Beſchreibung geht, ja ſogar Zeitungen leſen und Briefe ſchreiben, — und alle vernünftigen Vorſtellungen helfen nichts; ich möchte wirklich bitten, mich darin zu unterſtützen und den Herrn Baron zu vernünftigerer Lebensweiſe zu veranlaſſen, denn ſonſt haben wir nächſtens nicht nur Müller und Schulze wieder vollſtändig da, ſondern den ganzen Kladderadatſch.“

Der Aſſiſtenzarzt gab begreiflicherweiſe der Krankenwärterin darauf ſo gut wie gar keine Antwort, ſondern begnügte ſich mit dem in der Welt ſchon ſehr häufig gebrauchten Ausdruck: „Nun, wir werden ſehen.“ Das that er denn auch und da ihm der gute Baron Knickenbrod in der That ſehr aufgeregt vorkam, ſich auch in einem ſeiner Augen eine etwas verdächtige Röthe zeigte, und da er ſelbſt geſtand, daß der fadenſcheinige Schulze wieder einige Conſiſtenz gewonnen habe, ſo verordnete er ihm ein paar dunkle Tage, ſowie einen künſtlichen Blutegel.

„Glücklicherweiſe hat das Johanna nicht gehört,“ dachte der Kranke, denn er kannte die oft ſo blutdürſtigen Neigungen dieſer an ſich ſo vortrefflichen Dame und ihre Bereitwilligkeit, allen dergleichen geſprochenen Urtheilen ſogleich die blutige Exekution folgen zu laſſen, und das wäre ihm am heutigen Abend ganz entſetzlich geweſen. Hatte ihn doch Frau von Stranizka zu einer Taſſe Thee bitten laſſen, wo er den Fürſten Potemkin finden ſollte, allerdings auch Herrn Arthur Stein, der ihm nicht ganz ſympathiſch war, und dann die himmliſche, unvergleichliche Alma.

Ja, es war ein großes Glück, daß die ſtrenge, unerbittliche Johanna von den Verordnungen des Arztes nichts wußte. Morgen, übermorgen wollte er ſie ihr mittheilen, je nachdem die heutige kleine Geſellſchaft ein Reſultat herbeigeführt; und er hoffte auch irgend ein Reſultat, ſei es wenigſtens ein viel verſprechender Blick, oder gar ein freundliches Wort, das ſich deuten ließ, jedenfalls aber beim Kommen und Gehen ein leiſer Druck ſeiner Hand, wenn Alma ihm ihre kleine, niedliche Rechte reichte, und nach dieſem Drucke vielleicht eine ganz kleine Erwiderung. War ſie doch geſtern und vorgeſtern auffallend freundlich gegen ihn geweſen — Herr Arthur Stein ſpielte gerade eine Partie Cribbage mit den Damen — und hatte ihm, wie es ſchien, aufmerkſam zugehört, als er von den lieblichen, ſchroffen Bergen ſeiner Heimath erzählte. Ja, Alma hatte ihm geſagt, es würde ſie recht freuen, dies merkwürdige Land einmal zu ſehen; alſo nach allem Dem muthig gewagt! Daß Frau von Stranizka was Rechtes war, wußte er ganz genau: ſie war im häufigſten Umgange mit dem Fürſten Potemkin; und ſelbſt der Geheimerath beſuchte ſie trotz ſeiner kärglich zugemeſſenen Zeit zuweilen auf eine ganze volle Viertelſtunde, was unerhört war; ferner ſah man in ihrem Zimmer Karten der vornehmſten Perſonen liegen, und war nicht der reiche Bankier Courſini-Agioli aus einer noblen italieniſchen Familie und einer der reichſten Männer der Reſidenz war ſchon zweimal da geweſen, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen! Ja, die ſchöne Alma war in jeder Hinſicht eine unſchätzbare Perle, ein Goldfiſch, und nach dem richtigen Grundſatze vornehmer armer Edelleute de fumer ses terres war auch dann eine Verbindung mit ihr nicht gering anzuſchlagen, wenn ſelbſt die Familie Stranizka als vielleicht von polniſchem Adel nicht viel zu bedeuten hatte. Konnte doch der Baron Knickenbrock mit wenigſtens drei Dutzend Ahnen von mütterlicher und väterlicher Seite aufwarten, und wenn er allerdings mit einiger Lebensgefahr auf den morſchen Schloßthurm von Knickenbrock kletterte, ſo gehörte ein guter Tubus dazu, um ringsumher die Ländereien überſehen zu können, welche dieſe reiche Familie einſtens beſeſſen hatte.

Auch war der letzte Repräſentant derſelben ein hübſcher Mann in den beſten Jahren und erſchien beſonders vortheilhaft hinter den blauen Brillen, da dieſe ſo freundlich waren, den nicht ſehr geiſtreichen Ausdruck ſeines matten Auges zu verdecken.

Bei der Abendtafel nippte er nur kärglich herum an den Butterbemmchen und dem Pflaumen-Compot, trank aber maſſenhaft kaltes Waſſer gegen eine Erhitzung ſeines Kopfes, worüber er klagte, und in Folge welcher er ſich frühzeitig zu Bette legen wollte.

Armer Baron Knickenbrock! -- er ſah es nicht, wie ſich bei dieſer allerdings heuchleriſchen Aeußerung vier Paar Augen bedeutungsvoll zublinzelten, und er wußte es nicht, daß man die gründlichſte Kenntniß hatte von dem Thee bei Frau von Stranizka, von den Namen der Eingeladenen, ja von den verſchiedenen Sorten Backwerks, das ſervirt werden ſollte. Man ließ ihn harmlos dahin ziehen, man wünſchte ihm eine gute Nacht und einen geſunden Schlaf; ſelbſt Johanna that es, nachdem ſie ihm ſein Licht angezündet, worauf er eilfertig davon ging, um ſich in eine gewählte

Toilette zu werfen und nach Beendigung derſelben in den erſten Stock hinabzuſteigen.

Faſt hatte er ſchon die Thüre der Frau von Stranizka erreicht, als er hinter ſich rufen hörte: „Herr Baron — Herr Baron von Knickenbrod —“

„Was ſoll's denn? Ah, Sie ſind es, was gibt's denn, meine liebe Johanna?“

„Ach, Herr Baron, entſchuldigen Sie, ich vergaß vorhin, Ihnen zu ſagen, daß Sie heute Abend einen künſtlichen Blutegel haben werden.“

„Gehen Sie zum —“

„Da war ich ſchon, Herr Baron, und es iſt bereits Alles in Ordnung; da, ſehen Sie, der Herr Wundarzt ſteigt ſoeben mit ſeinem Inſtrumente die Treppe herauf.“

„So gehen Sie meinetwegen mit ſammt Ihrem Wundarzte und ſeinem Inſtrument zum Teufel!“

„Ach, Herr Baron, das kann nicht Ihr Ernſt ſein, wenn das der Herr Geheimerath erführe.“

„Ich habe heute Abend andere Dinge zu thun, als mir einen künſtlichen Blutegel ſetzen zu laſſen; das fehlte mir gerade noch.“

„So muß ich das dem Herrn Inſpektor melden und der wird es dem Herrn Profeſſor bei der Nachtviſite nicht verſchweigen.“

„Aber — Johanna — es gibt Dinge, die man nicht aufſchieben kann.“

„Das iſt es ja gerade, und ich möchte für nichts einſtehen, Herr Baron, wenn der Geheimerath morgen früh Ihre Augen ſchlimmer fände.“

„Ich weiß allerdings, beſte Johanna, daß mir ein künſtlicher Blutegel verordnet worden iſt.“

„Und ein paar Tage Dunkelheit, Herr Baron.“

„Ja doch, aber nicht gerade heute Abend.“

„Gewiß, Herr Baron, heute Abend, ich werde es Ihnen auf meinem Zettel droben ſchwarz auf weiß zeigen; bitte, machen Sie mir keine Ungelegenheiten, Sie wiſſen, daß der Herr Geheimerath recht böſe ſein kann. Kommen Sie nur bald, damit der Wundarzt nicht warten muß.“

„Hören Sie, Johanna, ich werde morgen die Klinik verlaſſen.“

„O, das thun Sie doch nicht, bis Ihre Kur, die ſo vortrefflich vorwärts ſchreitet, glücklich beendigt iſt — und wie Sie mir ſpäter danken werden! Da wollen Sie wieder Beſuche machen, ſich aufregen in dem viel zu hellen Zimmer dorten, o, Herr Baron, ich würde nicht einmal daran denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre.“

„Gut,“ — ſagte er, indem er die Zähne zornig auf einander biß — „gegen die Gewalt kann ich nichts ausrichten; doch vorher werden Sie mir wohl geſtatten, Mamſell Johanna, daß ich mich mit irgend etwas da drinnen entſchuldige.“

„Das wollten Sie thun, Herr Baron, eine halbe Stunde plaudern, ſich noch mehr aufregen und ſich dann einen künſtlichen Blutegel ſetzen laſſen, ach, Herr Baron, dann handeln Sie lieber gleich ganz nach Ihrem Willen! ich werde meine Meldung machen.“

„Aber ich muß mich doch auf irgend welche vernünftige Art entſchuldigen.“

„Das übernehme ich, Herr Baron, ich gehe ſogleich zur Kammerjungfer der Frau von Stranizka, ſteigen Sie derweil nur in Ihr Zimmer hinauf.“

Ehe er es hindern konnte, ſtürzte ſie ſich dienſteifrig an ihm vorüber, und erſtarrt daſtehend, ſah er ihre fliegenden Haubenbänder hinter der betreffenden Thür verſchwinden. — „Was wird dieſe Perſon ſagen? „Der Herr Baron Knickenbrod kann nicht zum Thee kommen, weil ihm ein künſtlicher Blutegel geſetzt wird“ — eine Lächerlichkeit, eine abſurde Lächerlichkeit wird ſie auf mich häufen und darauf — ſehe ich ſie ſchon Alle lächeln und höre dieſen naſeweiſen Herrn Arthur Stein irgend eine boshafte Bemerkung machen! — „ſteigen Sie derweil die Treppe hinauf,“ als wenn damit in dieſem Augenblicke nicht gerade ſo viel geſagt wäre, als: „ſtürzen Sie ſich in irgend einen tiefen See hinein“ — das Ungeheuer — die Ungeheuer — dieſe blutdürſtigen Ungeheuer!“

Aber er ſtieg doch derweil die Treppe hinauf, freilich murrend, grollend und fluchend, wobei er ſeinen ſchönen, glänzenden Cylinderhut unmuthig an ſeinem Schenkel faſt zerklopfte und ſeine neuen, feinen, perlfarbenen Handſchuhe haſtig von den Fingern herabzureißen verſuchte — und wie er derweil die Treppe hinaufſtieg, mußte er es obendrein noch erleben, daß ihm die blondgelockte Stiftsdame mit einem freundlichen: „Ah, guten Abend, Herr Baron,“ begegnete, einige Stufen nach ihr die Bürgermeiſterin mit dem gleichen Gruße, und oben auf dem Gange vor ſeinem Zimmer die pommer'ſche Gutsbeſitzerin mit Tochter, welche beide mit einem ſehr ſteifen Kopfnicken an ihm vorüberſchritten.

Dann trat er in ſein Zimmer, warf den Hut auf das Sopha, kaum den freundlichen Wundarzt grüßend, ſetzte ſich ſodann auf einen Stuhl und ſagte in barſchem Tone: „Da bin ich zu Ihren Dienſten, fangen Sie an!“ Doch anſtatt dies zu thun, ſchaute ihn der Heilkundige an, griff dann nach ſeinem Pulſe und ſagte kopfſchüttelnd: „Herr Baron, Sie befinden ſich in einer ſolchen Aufregung, daß ich es nicht wagen darf. Ihnen in dieſem Zuſtande den verordneten künſtlichen Blutegel zu appliciren; das Beſte wäre wohl, wenn ich den Herrn Aſſiſtenzarzt rufen ließe.“

„Wozu das?“

„Um Ihnen etwas Kühlendes, Ableitendes zu verſchreiben — oder wollen Sie meinen guten Rath, der vielleicht auch bis morgen Früh oder bis heute Nacht, bis der Herr Geheimrath zur Viſite kommt, ausreichen könnte? Legen Sie ſich zu Bette, Herr Baron, Johanna ſoll Ihnen alle Viertelſtunden ſechs Tropfen wilden Kirſchenſaft in's Waſſer geben, und ich werde Ihnen eine gute Portion Stirnſalbe einreiben.“

Es geſchieht ſchwachen Geiſtern leicht, daß ſie von großer Entſchloſſenheit plötzlich zum tiefſten Kleinmuthe herabſinken, von heftigem Zorne in eine nicht motivirte Weichheit übergehen; ſo dem Baron von Knickenbrock. Es war aber auch rein zum Närriſchwerden, was heute Abend mit ihm vorgegangen: von Johanna auf ſein Zimmer gemaßregelt zur Erlangung eines künſtlichen Blutegels, dadurch um eine pikante Soirée gebracht und in die größte Aufregung verſetzt, dann gerade dieſer Aufregung wegen von dem Vampyr der Klinik als nicht zu einem künſtlichen Blutegel in der Verfaſſung gefunden, auf morgen in das Bett geſprochen, in der Hoffnung, mit Tropfen von wilden Kirſchen, ſowie mit brauner Stirnſalbe bedient zu werden — fürchterlich — ja, in der That fürchterlich, niederdrückend! Er fühlte ſich hierauf ſchwach an Geiſt und Körper, ließ es geduldig geſchehen, daß ihm der freundliche Vampyr beim Auskleiden behilflich war, und litt es eben ſo geduldig, daß ihm derſelbe dabei zarte Vorwürfe machte über die Unvorſichtigkeit, ſich bei ſeinem Zuſtande ſo aufzuregen und gerade ſo zu leben, als wolle man ſein Uebel um jeden Preis verſchlimmern. „Glauben Sie mir," ſetzte der Wundarzt hinzu, nachdem der Baron Knickenbrock nun glücklich in's Bett gebracht war, nachdem ſtatt der blauen Brille kleine Läppchen von weicher Leinwand ſeine Augen beſchatteten und nachdem ſeine erhabene Stirne, ſo weit ſie unter der weißen Nachtmütze ſichtbar blieb, mit brauner Salbe wohl eingerieben war — „glauben Sie mir, ſowohl der Herr Aſſiſtenzarzt als auch der Herr Geheimerath werden morgen früh nicht ermangeln, augenblicklich nachzuſehen, und wenn ſich Ihre Augen auch nur um die kleinſte Spur verſchlimmert haben, bleibt es nicht bei einem künſtlichen Blutegel, womit ich morgen Abend die Ehre haben werde, Sie zu bedienen, auch nicht bei zwei bis drei Tagen dunklem Zimmer, ſondern es könnten dann wohl acht bis zehn Tage daraus werden; alſo um Ihrer ſelbſt willen bitte ich Sie, ſich ſo ruhig als möglich zu verhalten — und nun wünſche ich Ihnen eine recht ruhſame Nacht."

Ehe ſich am ſelben Abend, von dem unſer voriges Kapitel handelt, Herr von Schönfeld in das Zimmer der Frau von Stranizka begab, hatte er auch eine kleine Begegnung, welche nicht gerade beſonders angenehm war, wenn auch damit Johanna oder der Vampyr des Hauſes nichts zu thun hatte. Als er nämlich nach einem kleinen heimlichen Ausflug in die Stadt in der Dämmerung zurückkehrte, wurde er von einem Beſuche benachrichtigt, der ihn in ſeinem Zimmer erwarte, und fand, als er die Thür öffnete, zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung ſeinen guten Freund, den Grafen Scheuern von den Gardehuſaren. Dieſer ſaß mitten im Zimmer rittlings auf einem Stuhle und befleißigte ſich des furchtbaren Verbrechens, in dieſen heiligen Hallen eine ſehr ſtarkduftende Cigarre zu rauchen, während er ihn mit den Worten empfing: „Na, du biſt ein recht hübſcher Kerl, das muß wahr ſein; heuchelſt da diplomatiſche Sendungen, und biſt für deine vertrauteſten Freunde auf Reiſen, während du hier auf die unverantwortlichſte Art ein pikantes Abenteuer in Scene ſetzeſt! — Pfui über dieſe heuchleriſche Welt voll Trug und Verſtellung! Mußteſt du mir deßhalb die höchſt langweilige Expoſition deiner Liebesgeſchichte erzählen, in Baden beginnend, Fortſetzung vor dem Hotel du Nord, mit der Epiſode deiner unartigen Trakehner und meines vortrefflichen Zampa, um alsdann, wo die Sache anfängt, leidlich intereſſant zu werden, ſpurlos zu verſchwinden, — va égoiste!"

Schönfeld hatte raſch die Fenſter geöffnet, um den verrätheriſchen Cigarrenduft entfliehen zu laſſen, trat darauf vor den Huſarenoffizier hin und fragte ihn, als er endlich ſchwieg, lächelnd: „Nun, biſt du jetzt mit deiner Deklamation zu Ende und willſt auch ein paar Worte von mir anhören?"

„Alles, was du mir Geſcheidtes auf meine gerechten Vorwürfe zu ſagen vermagſt."

„So höre denn; aber gib mir dein Wort, daß das, was ich dir hier ſage, ganz unter uns bleibt."

„Ich ſchwöre beim Anubis."

„Mein Lieber, nicht beim Anubis."

„Alſo denn — bei mir —r—r—r—r— wie Jupiter in Orpheus zu ſagen pflegt. — Apropos!" — unterbrach er ſich ſelbſt — „ich war geſtern bei den Franzoſen, welche mit dieſer tollen himmliſchen Oper ihre Vorſtellung eröffneten. Ich ſage dir, da iſt eine Venus, nun — wie ſoll ich ſie dir ſchildern, na, mit kurzen Worten zum Anbeißen, — wirſt ſie aber ſpäter ſelbſt ſehen, darum weiter."

„Wenn bei Euch," fuhr Herr von Schönfeld mit großer

Ruhe fort, — „ſo eine neue Liebesgeſchichte eingefädelt und mit Säbelklirren und Fenſterparade in Scene geſetzt iſt, ſo nimmt das Euer ganzes Denken dergeſtalt in Anſpruch, daß es dann für Euch auf der ganzen weiten Welt nichts gibt, als nur den mehr oder minder edlen Gegenſtand Eurer Zärtlichkeit. Das iſt bei uns indeſſen ganz anders; ja, uns können wichtige Berufsgeſchäfte veranlaſſen, eine ſolche Zuneigung, wenigſtens zeitweiſe, gänzlich auf die Seite zu ſchieben, um eben dieſen Berufsgeſchäften in ihren Ausdehnungen gerecht zu werden."

Herr von Schönfeld ſagte dies nicht nur mit großer Ruhe, ſondern ſehr ausdrucksvoll und ſehr langſam, wie er gern zu thun pflegte, wenn er einige Ueberlegung brauchte, um mit Wahrſcheinlichkeit etwas Anderes als die Wahrheit zu ſagen.

„Ah, du befindeſt dich alſo hier in Berufsgeſchäften?"

„Ja, neben dem dringenden Bedürfniß, das ich fühlte, etwas für meine Augen zu thun."

„Geh, du Heuchler, als wenn ich nicht erfahren hätte, daß die beiden Damen aus dem Hotel du Nord ebenfalls hier in der Klinik ſind, — nein, nein, ich gönne dir ja den ſchönſten Erfolg in deinem kleinen Verhältniß, aber mich hätteſt du nicht ebenfalls mit deiner Reiſe zu dupiren verſuchen ſollen; aber Strafe muß ſein, und deßhalb erkläre ich dir feierlich, daß ich nicht eher von hier weg gehe oder jeden Tag wieder kommen werde, bis du mich dieſem Wunder vorgeſtellt. Ich muß ſehen, wer im Stande geweſen, dich nun ſchon über acht Tage hier in dieſem dunklen Hauſe einzuſchließen — hier, wo es ſehr ſtark nach Lazareth riecht."

Er war nach dieſen Worten raſch aufgeſprungen, um ſich mit Hilfe des Lichtes das allerdings ſehr einfache Zimmer, das beſcheidene Bett und die paar Stühle zu betrachten, woraus das ganze Ameublement beſtand.

Schönfeld blickte dem hübſchen, glänzenden und eleganten Huſarenoffizier nach und hatte dabei ſeine eigenen Gedanken, deren Thema war, ob es für ihn gefährlich oder ungefährlich, gleichgiltig oder vielleicht nützlich ſein könne, wenn er den jungen Grafen, der ſchon manchem Mädchenherzen gefährlich geworden war, die Bekanntſchaft der von ihm ſo heiß geliebten jungen Dame machen ließ; und er kam dabei zu dem Reſultate, daß dieſer Verſuch jedenfalls ungefährlich ſein müſſe für das Glück ſeines Lebens; denn wurde der junge Huſar ihr gefährlich, ſo war das für jetzt jedenfalls ungefährlicher, als wenn es vielleicht ſpäter geſchah, alſo —

„Höre, das müſſen wichtige Berufsgeſchäfte ſein, die dich hier zurückhalten," ſagte Graf Scheuern lachend — „und da ich das nicht glaube, ſo bleibe ich bei meiner Erklärung von vorhin, und weiche und wanke nicht — wann willſt du mich vorſtellen?"

„Wenn dir damit wirklich ein großer Gefallen geſchieht, und um dich zu überzeugen, daß von einem Verhältniß zwiſchen mir und jener Dame, leider möchte ich ſagen, noch keine Rede iſt, ſo kann das vielleicht noch heute Abend geſchehen."

„Prächtig!" antwortete der junge Huſarenoffizier, indem er einen Blick an ſich ſelbſt herab warf und dann hinzuſetzte: „Glücklicherweiſe bin ich in der Verfaſſung, um in einem Damenſalon erſcheinen zu können — eine Soirée in der Klinik iſt äußerſt pikant — wann gehen wir?"

„Zuerſt kommt es darauf an, ob man dich überhaupt ſehen will, weßhalb ich zwei Zeilen ſchreiben muß, dann aber vergiß eines nicht, daß ich hier nicht der Legationsrath Schönfeld bin, ſondern ein unbedeutender Juriſt Arthur Stein."

„Arthur Stein? Du haſt dir einen hübſchen Vornamen zugelegt — mein Arthur — klingt gut — Arthur hinter blauen Brillen; höre, dieſe Liaiſon ſcheint mir ſehr ernſthaft zu ſein."

„Du wirſt das Gegentheil ſehen," ſagte der Andere und ſchrieb dann raſch einige Zeilen, die er an Frau von Stranizka ſchickte, worauf er aufſtehend ſagte: „Nenne mich aber nicht „Du," und behandle mich mit Ehrfurcht; denn vor der alten Dame war ich ein paar Jahre lang im Hauſe deines Vaters, um deine Studien zu leiten."

„Das wird dir ein ſchlechtes Relief verſchaffen."

„Unbeſorgt," erwiderte Schönfeld lachend — „du wirſt dich ſchon ſo geben, daß mir die Schuld deiner mangelhaften Studien nicht zufällt.“

„Ich übertünche das mit Liebenswürdigkeit und du haſt dich in Acht zu nehmen.“

Die Antwort der Frau von Stranizka lautete, daß es ihr ein Vergnügen machen werde, den Herrn Grafen Scheuern durch Herrn Arthur Stein bei ſich eingeführt zu ſehen. Schönfeld ſteckte dieſe Zeilen, die von der Hand Alma's waren, in ſeine Bruſttaſche, und als es Zeit war, gingen ſie mit einander hinunter.

Da die alte Dame hinter einem großen Lichtſchirme ſaß, ſich auch zur Begrüßung nur ein klein wenig erhob, ſo erklang ihre harte, rauhe Stimme, mit der ſie indeſſen den jungen Grafen freundlich willkommen hieß, für dieſen ſo wunderlich, daß er ſich eines Lächelns nicht erwehren konnte, das aber augenblicklich wieder verſchwand, als Schönfeld ihn der jungen Dame, die nun in den Lichtkreis trat, vorſtellte. Ja, er war von dieſer ſeltenen, ſchönen Erſcheinung, von ihrer liebenswürdigen, weichen Stimme, von dem wunderbaren Ausdrucke ihrer Augen ſo geblendet, daß er ſich in dieſem erſten Momente großer Ueberraſchung ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit mit einer ſtummen Verbeugung begnügte und ſich erſt dann in das Geſpräch mengen konnte, nachdem Herr Arthur Stein die Unterhaltung auf recht unbefangene Art eröffnet hatte. Es kam die Rede auf den fehlenden Baron Knickenbrock, und als Frau von Stranizka nicht ohne großen Humor erzählte, aus welchem Grunde er am Erſcheinen verhindert worden ſei und was ihre Kammerfrau darüber berichtet, ſo gab das ein ſo komiſches Bild des armen Barons, daß Graf Scheuern herzlich darüber lachen mußte, und nun mit einem Male die Gabe der fließenden Rede wieder fand, worauf er auch von dem Eindruck ſprach, den das Wiederſehen ſeines älteren Freundes und Lehrers, Herrn Stein, hinter blauen Brillen auf ihn gemacht habe.

Schönfeld lachte nicht, eben ſo wenig Alma, welche einen ernſten, forſchenden Blick auf den erſteren richtete und dann in mitleidsvollem Tone den armen Baron beklagte.

Auch der Fürſt Potemkin fehlte, und Frau von Stranizka hob hervor, daß ſie ſeine Abweſenheit heute Abend recht ſehr bedauere, da er nur noch wenige Tage ihr Nachbar ſein würde. „Seine Augenentzündung iſt ſo gut wie vorüber und er erhielt wichtige Depeſchen, die ihn zur Abreiſe drängen. Sprach er Sie darüber?“ fragte ſie Schönfeld.

„Allerdings, gnädige Frau; der Fürſt war ſo liebenswürdig, mir ſein Bedauern darüber auszudrücken, daß unſere kleinen Unterhaltungen in den nächſten Tagen ihr Ende erreicht hätten, — daran anknüpfend, dürfte ich mir wohl eine Bitte erlauben. Der Fürſt ſprach von meinen kleinen Dienſten mit ſolcher Anerkennung, daß, wenn ich ihm wirklich hundertmal mehr geleiſtet hätte, ich durch ſeine freundlichen Worte vollkommen belohnt ſein würde, und meine Bitte, gnädige Frau, geht dahin, ihm das zu ſagen, ſowie daß ich unter keiner Bedingung irgend eine ſonſtige Erkenntlichkeit annehmen könnte.“

„Sie ſind komiſch, mein lieber Freund,“ ſagte der Huſarenoffizier mit einer Protektorsmiene, die ihm ſehr komiſch ſtand — „Fürſt Potemkin iſt immens reich und bei Ihren kleinen Mitteln —“

„Die ich ſelbſt am beſten kennen muß, Herr Graf,“ fiel ihm der andere in etwas ſcharfem Tone und mit einem keineswegs freundlichen Blick in's Wort, worauf er raſch nach Alma hinüber ſah, die ſich erhoben hatte, um von einem Nebentiſche Etwas zu holen, in der That aber, um die tiefe Röthe zu verbergen, welche ihre ſchönen Züge überflog. Sie ſchämte ſich des Spieles der Beiden vor der alten Dame, und war mehr als je mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß ſie damals die Karte des Herrn von Schönfeld vor ihrer guten Tante verheimlicht hatte, mehr aber noch fand ſie ſein Betragen, beſonders während der letzten Tage räthſelhaft, rückſichtslos. Was ſie am allermeiſten verletzte, ja tief betrübte, war ihr eigenes Gefühl, daß er ſelbſt, ſowie ſein Betragen, ihr nicht gleichgiltig war, weßhalb ſie ſich mehr und mehr befangen in der Unterhaltung mit ihm fühlte und es vorzog, anfänglich gezwungen, dann aber erleichtert, ja erheitert auf die munteren Geſpräche und ſprudelnden Scherze des jungen

Huſarenoffiziers ſcheinbar mit großem Intereſſe einzugehen. Dieſer verſicherte denn auch, bei dem Thee der Frau von Stranizka ein paar delicieuſe Stunden verlebt zu haben und bat dringend um die Erlaubniß, ſeinen Beſuch gelegentlich wiederholen zu dürfen, was ihm auch freundlichſt bewilligt wurde.

Schönfeld dagegen hatte ſich große Mühe gegeben, um die Unterhaltung mit der alten Dame, auf welche er ſich faſt allein angewieſen ſah, nicht verſchiedene Male kläglich im Sande verlaufen zu laſſen; und das war ihm trotz ſeiner großen Gewandtheit ſo ſchwer geworden, daß er ſich förmlich erleichtert fühlte, als nun Beide entlaſſen wurden und er mit ſeinem Freunde den Korridor entlang ſchritt, um ihn bis an die Treppe zu geleiten.

Hier blieb der Huſar ſtehen, ſchaute vorſichtig um ſich her, ob ihn Niemand höre, und fragte dann, nachdem er beide Hände Schönfelds erfaßt: „Sage mir die Wahrheit, haſt du reelle Abſichten auf dieſes wunderbare Mädchen und glaubſt du das unverdiente Glück zu haben, dieſe Abſichten erreichen zu können?“

„Wozu dieſe komiſche Frage?“

„Nun, beim Eid, das iſt doch höchſt einfach, weil ich mich im andern Falle nach der Familie Stranizka auf's Genaueſte erkundigen werde, um dieſer jungen Dame, dem ſchönſten und liebenswürdigſten Mädchen, das mir in meinem Leben vorgekommen iſt, zuerſt feſt die Cour zu machen und dann meine Hand anzubieten.“

„Iſt das mein Dank dafür, daß ich dich bei den Damen eingeführt?“ erwiderte Schönfeld mit einem etwas erzwungenen Lächeln. — „Wer wird eine ſolche Frage ſtellen und einem ſo die Piſtole auf die Bruſt ſetzen! Was bedeuten Abſichten, deren Erreichung ſo ferne liegt? Was kann ich zu erreichen hoffen, da ich noch nicht einmal weiß, welche Aufnahme meine Abſichten finden würden!“

„Schöne Worte das, echt diplomatiſch, aber mir wäre ein biederes Ja oder Nein lieber.“

„Ein anderes Mal vielleicht — ſchlafen wir darüber.“

„Du mit ihr unter einem Dache, unwürdiger Glücklicher, aber jedenfalls komme ich wieder.“

Damit eilte der Huſarenoffizier die Treppe hinab und draußen angelangt, konnte er ſich nicht enthalten auf die gegenüberliegende Seite der Straße zu gehen, um noch ein paar Augenblicke dorthin zu ſchauen, wo er Alma's Fenſter vermuthete.

Schönfeld ſchritt noch lange in ſeinem Zimmer hin und her, nachdenkend und zuweilen mit ſich ſelbſt redend, um endlich in entſchloſſenem Tone halblaut zu ſagen: „So oder ſo, Gewißheit muß ich haben, ehe ich dieſes Haus verlaſſe!“

Auch Alma blieb, nachdem ſich Frau von Stranizka in das Schlafzimmer zurückgezogen, noch eine Zeit lang im dunkelſten Winkel des Zimmers ſitzen, wo man ſoeben den Thee genommen hatte; ſie hatte ſich in den Lehnſeſſel der alten Dame weit zurückgelehnt, und ihre zuſammengefalteten Hände vor die Augen gedrückt. So dachte ſie nach über die Ereigniſſe der letzten Tage und ſagte ſchließlich in merkwürdiger, gewiß unbewußter Uebereinſtimmung mit Herrn Arthur Stein: „So oder ſo, Gewißheit muß ich haben, ehe wir dieſes Haus verlaſſen; jedenfalls aber will ich nicht länger des Unrechts theilhaftig ſein, ein Geheimniß mit ihm vor meiner Tante zu haben, ſie ſoll Alles erfahren — nachdem ich ihn geſprochen.“

So nutzlos es iſt, mit Jemand eine Unterredung zu ſuchen, welcher derſelben ausweichen will, eben ſo leicht finden ſich Zwei zuſammen, welche Beide entſchloſſen ſind, unter ſich irgend einen Gegenſtand zur Sprache und zur Erledigung zu bringen. Hiezu trug in unſerem Falle noch ein glücklicher Umſtand das Seinige bei, da Frau von Stranizka am andern Tage jene leichte Operation zu beſtehen hatte, von der wir ſchon ſprachen und wobei es ihr dringender Wunſch war, daß Alma weder gegenwärtig ſei, noch ſelbſt davon vorher Kenntniß erlange. Nichts war deßhalb natürlicher, als daß ſie Herrn Arthur Stein erſuchte, ihre Nichte auf einer kleinen Spazierfahrt zu begleiten, wozu das ſchöne Wetter heute noch ganz beſonders einlud. An jedem andern Tage würde ſich die junge Dame auf's Beſtimmteſte geweigert haben, heute aber gab ſie ihre Zuſtimmung, und als gegen zwei Uhr ein eleganter Wagen, den Herr von Schönfeld auf den Wunſch der Tante beſorgt hatte, bei der Klinik vorfuhr, ſah man Beide einſteigen und davonfahren.

Daß dieſes Sehen nicht nur bildlich zu verſtehen iſt, ſondern in Wirklichkeit durch verſchiedene Augen ſtattfand, dürfen wir hier der Wahrheit gemäß nicht verſchweigen, beſonders da zwei Paar dieſer Augen der Stiftsdame und der Bürgermeiſterin angehörten; doch bemerkten die Beiden im Wagen nichts davon, da ſie in tiefen Gedanken von dem Hauſe wegfuhren, durch die Vorſtadt in's Freie hinaus, Beide ſchweigſam, Beide nur die Gegenſtände betrachtend, die ſich neben ihrer Wagenſeite befanden.

„Wohin befehlen Sie, Fräulein von Stranizka?“

„Es iſt mir das gleichgiltig, nur möchte ich gerne grüne Bäume ſehen.“

„Ganz meine Anſicht, und wenn Sie nichts dagegen haben, ſo machen wir eine Tour durch den äußern Park, können dort auch ausſteigen und etwas zu Fuße gehen.“

„Gewiß, wenn es Ihnen recht iſt.“

„Der leiſeſte Wunſch von Ihnen iſt für mich ein Befehl, deſſen Ausführung mich glücklich macht.“

„Sie ſind zu gütig, Herr von Schönfeld.“

„Womit habe ich Ihnen das bewieſen?“ fragte er raſch.

„Nun, — in Ihrer ſoeben gethanen Aeußerung und dann auch —“

„Bitte, Fräulein, ſprechen Sie weiter, wenn es etwas Angenehmes war, was Sie mir ſagen wollten; ich habe lange nichts Angenehmes mehr von Ihnen gehört.“

„Ich wollte nur ſagen, daß Sie ja ſo häufig recht freundlich, recht gütig gegen uns waren, indem Sie uns kleine Gefälligkeiten erzeigten, und ſtundenlang für die Unterhaltung meiner guten Tante ſorgten, — gewiß, dafür bin ich auch dem Herrn Arthur Stein recht dankbar.“

„Dieſer glückliche Arthur Stein!“

Da ſie hierauf nichts erwiderte, ſo ſtockte die Unterhaltung eine ziemlich lange Zeit, während ſie endlich um einen Theil der Stadt nach dem Parke fuhren und dieſen erreichten.

Wie hatte ſich hier in den wenigen Tagen und unter dem warmen belebenden Kuſſe der Frühlingsſonne Alles ſo wunderbar ſchön verändert! Wie hatten ſich überall die kleinen, neulich noch kaum ſichtbaren Knoſpen jetzt zu prachtvollen, ſaftig grünen Blättern entwickelt! Wie blühten Blumen rings umher! Wie entzückend dufteten jetzt die von Saft und Honig ſtrotzenden Fliederbüſche und wurden koſend umkreiſt von Schmetterling und Biene:

Wie Weihrauchswolken ſteigt der Blumen Düften,
Gleich gold'nen Kerzen flammt das Licht der Sonnen,
Als Jubelhymnen fluthen in den Lüften
Die Stimmen all' von Vöglein, Laub und Bronnen.
Der Himmel ſelbſt iſt tief herabgeſunken,
Daß liebend er der Erde ſich vermähle;
Es ſchauern alle Waſſer gottestrunken,
Und, wie verſtockt auch, ſchauert eure Seele.

Und trotzdem die Herzen der beiden jungen Leute ein klein wenig verſtockt waren, ſchauerten doch ihre Seelen bei dem wonnigen Duft, der aus Gras, Kräutern und Blumen emporſtieg, und bei dem jubilirenden Geſang der Lerchen hoch in den Lüften; ein Schauer, welcher ſich bei dem jungen Mädchen durch einen leichten Seufzer bemerkbar machte und ihn zu den Worten veranlaßte: „Wie glücklich, das zu genießen und ſo genießen zu dürfen — ach, Fräulein Alma —“

„Wäre es Ihnen vielleicht gefällig, jetzt auszuſteigen und ein wenig zu gehen?“ fragte ſie raſch und mit einem faſt ängſtlichen Tone.

„Ganz zu Ihrem Befehl,“ erwiderte er etwas kühl, — „wenn Sie nicht vorzögen, noch die paar Schritte bis dort zu der Eremitage zu fahren, wo die angenehmſten, ſchattigſten Wege ſind.“

Sie nickte leicht mit dem Kopfe, und als ſie hierauf in kurzer Zeit den bezeichneten Platz erreicht, befahl er dem Kutſcher zu halten und hier ihre Zurückkunft zu erwarten.

Ja, es war dies derſelbe Platz, den er vor nicht vielen Tagen auf dem Pferde ſeines Freundes erreicht hatte, damals, obgleich noch weit vom Ziele, in heiterer, übermüthiger Laune, heute, als ſcheinbar dem Ziele näher gerückt, in etwas gedrückter, bangender Stimmung. Sie konnte ja ſo entſchloſſen um ſich blicken und reden, die ſonſt ſo ſtille und ſchüchterne Alma. Und gerade, daß ſie heute durchaus keinen Anſtand genommen, in ſeiner Begleitung auszufahren und ſich jetzt von ihm gerade hieher führen ließ zu der bewußten Bank, bedeutete für ihn nichts Gutes, ja erſchien ihm als eine Sicherheit, vor der ihm bange wurde. Deßhalb ſetzte er ſich, als ſie ſich nun auf das eine Ende der Bank niederließ, mit einer ſo affektirten Demuth ganz auf das andere Ende der Bank, daß Alma, dies bemerkend, nicht umhin konnte, ihm zu ſagen: „Welche neue Rolle, Herr von Schönfeld, iſt das nun wieder, die Sie da anfangen, mir gegenüber zu ſpielen?“

„Gewiß keine neue, Fräulein von Stranizka,“ gab er lächelnd zur Antwort, — „ſondern es will mich bedünken, als hätte ich Ihnen gegenüber es immer ſo gehalten, in ſcheuer Demuth und Verehrung.“

„Laſſen Sie die ſcheue Demuth lieber bei Seite und rücken Sie mir etwas näher, ich habe ernſtlich mit Ihnen zu ſprechen.“

„Gott ſei gelobt, wenn Sie das wirklich einmal wollten; ach, Fräulein Alma, wenn Sie wüßten, wie ich mich darnach geſehnt, endlich einmal mit Ihnen ein ruhiges, unbelauſchtes, ernſtes Wort reden zu können!“ ſagte Schönfeld, indem er haſtig näher rückte.

„Nur muß ich dabei eine Bedingung machen: daß Sie ſich nämlich ganz in die Rolle des Arthur Stein zurückverſetzen, die Sie eigentlich niemals hätten verlaſſen ſollen.“

„Es wäre in der That vielleicht beſſer geweſen,“ gab er ſeufzend zur Antwort, — „doch ehe ich Arthur Stein war, hatte ich ſchon ziemlich lange als Schönfeld gelebt, weßhalb es mir unmöglich wurde, die für mich ſchwierige Rolle jenes Andern durchzuführen.“

„Unter welcher wir aber das Vergnügen hatten, Sie kennen zu lernen, weßhalb ich auf einer Unterredung mit Herrn Arthur Stein beſtehen muß.“

„Ich aber hatte Sie früher geſehen, Fräulein Alma,“ rief er mit Wärme, — „und da es mir damals unmöglich war, mich unter meinem wahren Namen zu nähern, ſo kam ich auf die Idee, mich Ihnen hier unter einem falſchen vorzuſtellen.“

„Und hinter blauen Brillen, zwei Masken für eine.“

„Ich leugne das durchaus nicht, da Sie es fühlen, da Sie es wiſſen, welcher Grund mich dazu trieb.“

„Wenn ich aber dieſen Grund weder weiß, noch fühle, das heißt, weder wiſſen will, noch fühlen kann?“

„Ach, dann hätte ich allerdings mein Spiel verloren,“ ſagte er, mit einem Male ſehr ernſt werdend, — „aber das iſt nicht möglich, das kann nicht möglich ſein, ich beſchwöre Sie, Fräulein Alma; geſtehen Sie mir, daß Sie beabſichtigen, mich ein klein wenig für meine allerdings verwegene Maskerade zu ſtrafen — und wenn Sie in mein Herz ſchauen könnten, wie es bei Ihren Worten gebebt, ſo würden Sie es wiſſen, daß Sie Ihren Zweck vollkommen erreicht und mich härter geſtraft haben, als es vielleicht in Ihrer Abſicht lag, und wenn ich Ihnen dabei bekenne, daß ich etwas Strafe nicht als unverdient anſehe, ſo werden Sie alsdann handeln, wie es Ihnen Ihr mildes, edles Herz eingibt und mir die Hand zur Verſöhnung reichen.“

Die junge Dame blickte vor ſich auf den Boden nieder, in deſſen feinem Sande ſie die Spitze Ihres Sonnenſchirmchens eingebohrt hatte, und ſagte dabei mit leiſerer Stimme: „Und warum ſollte ich Ihnen die Hand der Verſöhnung nicht reichen, iſt das doch zu gleicher Zeit zum Abſchiede!“

„Warum ſo grauſam mit mir ſcherzen, Fräulein Alma?“

„Ich ſcherze durchaus nicht, wir werden in kurzer Zeit jenes Haus, wo wir wohnen, ſowie die Stadt verlaſſen; doch ehe das geſchieht, hoffe und wünſche ich, daß Sie Ihre Komödie beendigen und uns als Herr Arthur Stein verlaſſen, damit ich nicht heute noch thun muß, was ich hätte ſchon längſt thun ſollen, und wozu ich, beſonders nach unſerer kleinen Abendgeſellſchaft von geſtern Abend feſt entſchloſſen bin: nämlich meiner Tante entdecken, wer Sie ſind.“

„Sie ſtellen mir da eine Wahl, bei welcher es mir ſehr leicht wird, einen Entſchluß zu faſſen, entweder von Ihnen Abſchied zu nehmen oder in meiner Komödie entlarvt zu werden.

In Gottes Namen, ich wähle das Letztere und hoffe, daß Ihre gütige Frau Tante mich beſſer verſtehen wird, als Sie mit Ihrem harten, unbeugſamen Herzen."

„Glauben Sie das ja nicht," erwiederte ſie haſtig, — „oder wenn ſie Sie verſteht, ſo wird ſie Ihnen mit Erſchrecken, ja mit Entſetzen zuhören und mein Betragen, das ja nur aus einem allerdings übertriebenen Mitleiden, einem vielleicht unerlaubten Wohlwollen entſprang, muß ihr als ein Verbrechen erſcheinen."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht ganz verſtehen kann," ſagte Herr von Schönfeld auf's Höchſte befremdet, ja tief verletzt durch die Worte der jungen Dame — „aus welchem Grunde könnte Frau von Stranizka das hohe, innige Intereſſe, welches ich an Ihnen nehme, und das kleine Wohlwollen, welches Sie mir bewieſen, Ihnen als ein Verbrechen anrechnen? Wie könnte ſie in meinen Bewerbungen auch nur das geringſte Unrecht ſehen? Wie könnte ſie ſogar meine kleine Komödie, wie Sie das zu nennen beliebten, nicht verſtehen wollen, da es mir ja auf andere Weiſe unmöglich gemacht wurde, mich Ihnen zu nähern. — Sie werden ſich wahrſcheinlich nicht mehr erinnern, Fräulein Alma, wie häufig ich mich im vorigen Jahre in Baden an Ihren Weg ſtellte, wie ich alles Mögliche that, um durch einen ehrfurchtsvollen Gruß nur Ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Sie können nicht wiſſen, wie viel vergebliche Mühe ich mir gab, Ihnen unter meinem wahren Namen vorgeſtellt zu werden — o, Sie haben keine Ahnung davon, wie gewaltſam es mich in Ihre Nähe zog."

„Erlaſſen Sie mir das — erlaſſen Sie mir das —!"

„Wie unglücklich ich mich fühlte, als Sie endlich ſpurlos verſchwunden waren, wie mich Ihr Bild unaufhörlich verfolgte —"

„Bitte, Herr von Schönfeld, nicht weiter!"

„Doch, doch, Fräulein Alma, auf alle Gefahr hin, Sie ſollen es endlich einmal erfahren, wie unendlich ich Sie liebe — ja, daß ich Sie ſchon damals liebte, als ich Sie in Baden zum erſten Male geſehen —"

„Sie zwingen mich, Sie zu verlaſſen," ſagte ſie raſch aufſtehend, indem ſie einen ängſtlichen Blick ringsumher warf.

„O, unbeſorgt, Fräulein Alma, hier hört uns Niemand, als der blaue Himmel über uns, als Gott, der meine Gefühle kennt, und der ſich, da er ſie kennt, herzlich darüber freuen würde, wenn Sie Ihr finſteres trotziges Geſicht freundlich zu mir neigen würden.“

„Ich kann nicht — ich darf nicht!“

„Schon wieder ein Räthſel wie vorhin! Warum dürfen Sie die Verſicherung meiner innigen Liebe nicht hören? O, Alma, laſſen Sie mich dieſe Hand ergreifen und küſſen, laſſen Sie mich zu Ihren Füßen wiederholen —“

„Halten Sie ein!“ rief ſie haſtig, indem ſie ihm ihre Hand entriß — „ich will Ihre Worte nicht hören und darf ſie nicht hören, es wäre auch meinerſeits ein Verbrechen gegenüber einer Perſon, die mir vor Allem theuer iſt!“

„Frau von Stranizka?“ fragte er aufſpringend in erregteſter Spannung.

Sie that einen tiefen Athemzug und ſchüttelte dann leicht mit dem Kopfe.

„Es iſt alſo Jemand anderes, der Ihnen theuer iſt?“

„Ja, Herr von Schönfeld.“

„Den Sie lieben?“

„Ich kann und darf es nicht leugnen.“

— — — — „A — a — a — ah — das iſt freilich etwas Anderes,“ ſagte er im Tone ſchmerzlichſter Reſignation und wandte ſich raſch ab, um ſeine zerſtörte Miene vor ihr zu verbergen, ſowie die tiefe Bläſſe, mit der ſeine Züge bedeckt ſein mußten, da er es wohl fühlte, wie alles Blut gewaltſam nach ſeinem Herzen zurückſtrömte.

Aber auch das junge Mädchen ſchien nicht minder ergriffen zu ſein und es immer mehr zu werden, je länger er zauderte, ihr ſein Geſicht wieder zuzuwenden.

Anfänglich hatte ſich, allerdings von ihm unbemerkt, ein ſchelmiſches Lächeln um ihre ſchönen Lippen gezeigt, welches aber raſch verſchwand und auch nicht wieder zum Vorſchein kam, als ſie bemerkte, welch' tiefen, ja erſchütternden Eindruck ihre Worte auf Schönfeld gemacht hatten.

Dieſer wandte ſich jetzt mit einer Verbeugung gegen ſie, und ſagte in ruhigem Tone: „Vielleicht darf ich Sie wenigſtens an den Wagen zurückbegleiten, wogegen ich Sie herzlich bitte, mir die gemeinſchaftliche Rückfahrt zu erlaſſen, da ich — noch einige dringende Geſchäfte in der Stadt zu beſorgen habe.“

„Gewiß, Herr von Schönfeld,“ antwortete ſie mit ſanfter Stimme und ſetzte erſt nach einer auffallend langen Pauſe, während welcher ſie ſchon mehrere Schritte gethan hatte, hinzu: „wenn es Ihnen ſo gefällig iſt,“ — und er, dem bei ruhiger Ueberlegung in irgend einem Geſpräche nicht leicht eine unnöthige Pauſe oder ein eigenthümlicher Wechſel in der Stimme entging, war in dieſem Augenblicke ſo unglücklich bewegt, ſo unempfindlich ſelbſt für das, was ihm dies ſo heiß geliebte Mädchen ſagte, ſo von ſeinen ſtürmiſchen Gedanken überwältigt, daß er weder jene Pauſe empfand, noch das leichte Beben in ihrer Stimme hörte, noch den ſeltſamen Blick ſah, den ſie raſch auf ihn warf.

So erreichten ſie den Wagen. Er war ihr in ehrerbietigſter Weiſe beim Einſteigen behilflich und dann ſchaute er ſie an, um ihren Befehl zum Fortfahren zu erwarten. Statt dieſen aber ſogleich zu geben, ſenkte das junge, ſchöne Mädchen ihre leuchtenden Blicke mit einem ſo unausſprechlich milden Ausdruck in die Augen Schönfelds, welcher neben dem Wagen ſtand, daß er beim Anblick der ganzen Lieblichkeit dieſes wunderbaren Weſens ſein Unglück doppelt empfand und faſt unwillkürlich in die leiſe geſprochenen Worte ausbrach‘: „O, Fräulein Alma, eine ſolch’ harte und lang hinausgezogene Strafe habe ich denn doch wegen meiner kleinen, unſchuldigen Komödie nicht verdient.“

„Welche Strafe denn?“

„O, dieſe Frage ſagt mir, daß Sie nie geliebt haben!“ rief er ſchmerzlich aus.

Sie blickte träumeriſch vor ſich hin, dann ſagte ſie ganz leiſe: „O ja, ich liebe — — — — aber Ihnen muß ich ſagen,“ fuhr ſie alsdann fort, indem wieder daſſelbe ſchelmiſche Lächeln um ihre feinen Lippen erſchien — „Sie nehmen nicht jenes Intereſſe an mir, welches mich Ihre Worte glauben ließen.“

„O ich wollte, es wäre ſo, ich würde Sie alsdann nicht ſo troſtlos unglücklich verlaſſen.“

„Nein, nein, denn ſonſt hätten Sie weiter geforſcht nach dem Namen desjenigen, der mir theuer iſt.“

„Einer, der mir unbekannt iſt, den ich haſſen muß.“

„O nein, Sie kennen ihn, und werden ihn deßhalb nicht haſſen.“

Da mit einem Male trat das Bild ſeines Freundes, des jungen, ſchönen, glänzenden Huſarenoffiziers vor ſeine Seele, und obgleich er den Gedanken an ihn in dieſem Zuſammenhange als lächerlich zurückdrängte, fühlte er doch jetzt mit einem Male neben dem Schmerz unerwiderter Liebe auch das Gefühl heftiger Eiferſucht und er rief aus: „Wenn ich ihn kenne, ſo flehe ich Sie an, mir ſeinen Namen zu nennen!“

Er hatte ſich raſch dem Wagen wieder genähert, faßte mit ſeiner Hand den Schlag deſſelben, und als er nun in Alma's glänzendes Auge blickte, als er fühlte, wie ſie ihre kleine Hand mit leiſem Druck auf ſeinen Arm legte, als er nun ihre kaum hörbar hingehauchten Worte vernahm: „Ich liebe ja jenen einfachen, beſcheidenen Menſchen, der mich ſo treulos verließ — Arthur Stein!“ — da überwältigte ihn in richtiger Steigerung das unausſprechlich ſeligſte Glück, da bebte er vor Entzücken zurück, da fühlte er, wie ihm die Augen feucht wurden, und da wollte er raſch ſein Recht in Anſpruch nehmen, mit dem lieblichen Mädchen zurückzufahren.

Doch zu ſpät; faſt zugleich mit der Nennung jenes Namens rief ſie dem Kutſcher zu: „Fort nach Hauſe!“ worauf die ungeduldigen Pferde ſogleich anzogen, ſie wie im Fluge entführten und ihn in ganz kurzer Zeit weit hinter ſich zurückließen.

„Ah, die Verrätherin!“ rief Schönfeld im Tone des höchſten Entzückens und trotzdem auf's Innigſte beglückt und ſtrahlend vor Freude.

Während das im vorigen Kapitel Erzählte in freier, würziger Frühlingsluft vor ſich ging, unter dem ſtrahlend blauen Himmel, mit einem Einblick in zärtlich liebende Herzen und einem Ausblick auf eine hoffnungsreiche, ja glückſelige Zeit, lag der arme Baron Knickenbrock in ſeinem dunklen Zimmer im Bette, war mit Augenläppchen bedient worden und mit einer guten Portion friſcher Stirnſalbe, hatte zum Frühſtück ein nahrhaftes Waſſerſüppchen bekommen, und dachte nach über Vergangenes und Zukünftiges, wobei die Spitze ſeiner weißen Nachtmütze ſehr herausfordernd nach oben gerichtet war.

Er langweilte ſich gründlich dabei und hatte nicht einmal den Troſt, wie ſchon früher bei ähnlichen Veranlaſſungen geärgert zu werden durch die ſehr energiſchen Reden der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin, die ihn früher in leidvollen Stunden häufig beſuchte; er mußte ſich auch geſtehen, durch ſein Benehmen in den letzten Tagen ſolche tröſtliche Beſuche verſcherzt zu haben, und konnte im Grunde ſelbſt nicht begreifen, wie er ſo verblendet hatte ſein können, nach jener allerdings ſehr ſchönen Taube auf dem Dache zu ſchielen, ſtatt den Sperling in ſeiner Hand feſt zu halten. Und obendrein wäre es Unrecht geweſen, die runde, geſunde und herzlich freundliche Tochter der Gutsbeſitzerin mit einem Sperling zu vergleichen — gewiß großes Unrecht, das er bei dem langſam dahin ſchleichenden Tage ſchwer und tief empfand und wofür er in den Nachmittagsſtunden nach eingenommenem zweitem Waſſerſüppchen anfing, der Betreffenden in ſeinem Innern herzlich Abbitte zu leiſten.

Dieſer Scene folgte dann auch die Belohnung gewiſſermaßen auf dem Fuße nach, da ihm Johanna den Beſuch der Stiftsdame, ſowie der Bürgermeiſterin in Ausſicht ſtellte, die ſich nach ſeinem Befinden erkundigen wollten, wenn ihm das nicht ungelegen käme; und da ihn ſehr nach etwas Unterhaltung verlangte, ſo ſaßen beide Damen kurz darauf auf Stühlen vor ſeinem Bette, um ihm zu erzählen von dem herrlichen, warmen, ſonnigen Frühlingstage draußen, der Allen Luſt und Sehnſucht einflößte, das ernſte, düſtere Haus zu verlaſſen.

„Und wem das nur eben erlaubt iſt, der hat Gebrauch davon gemacht,“ ſagte die Bürgermeiſterin.

„Ach, die Glücklichen!“ ſeufzte Baron Knickenbrock.

„Glücklich allerdings,“ meinte die blond gelockte Stiftsdame — „und beſonders ſolche, welche, wie unſere liebe Gutsbeſitzerin, die gegründetſte Hoffnung haben, in den nächſten Tagen nach Hauſe zurückkehren zu dürfen.“

„A — a — a — ah!“

„Ja gewiß; der Herr Geheimerath erklärte ſie heute Morgen als beinahe vollkommen hergeſtellt und erlaubte ihr, trotz des ſonnigen Tages, eine Spazierfahrt nach dem Park.“

„Richtig, und da ſah ſie auch —“

„Pſt!“ — ließ ſich die Stiftsdame vernehmen, aber ſo auffallend, daß Baron Knickenbrock ſich nothwendig nach der Urſache dieſer Dämpfung erkundigen mußte, worauf die Stiftsdame laut fortfuhr: „Nein, nein, die Gute hat ſich jedenfalls geirrt; ich bin überzeugt, jener Herr und jene Dame, welche ſie im tiefſten Geſpräch beiſammen geſehen, waren ganz andere Perſonen.“

„Wie Sie aber ſtreiten mögen, beſte Freundin,“ erwiederte hartnäckig die Bürgermeiſterin — „haben denn die Beiden aus ihrem gemeinſchaftlichen Spaziergange ein Hehl gemacht? Sind ſie nicht hier vom Hauſe in einem Wagen weggefahren — und wie zärtlich — ich habe das deutlich geſehen, und ich verſtehe mich darauf.“

„Empörend!“ meinte die Stiftsdame — „während ſich die arme Tante auf ihre Operation vorbereitete.“

„Mindeſtens herzlos; aber eine ſolche Leidenſchaft überflügelt alle Grenzen, allen Anſtand.“

„Dürfte ich Sie wohl fragen, meine verehrten Damen, über welche Perſonen und welche Thatſachen Sie reden?“

„Ah, richtig, Sie wiſſen nichts davon.“

„Wie ſollte ich — in meinem Bette.“

„Dieſer Herr Arthur Stein.“

„Und jene ſogenannte Nichte der Frau von Stranizka.“

„Benützten ebenfalls den herrlichen Frühlingstag.“

„Um eine Fahrt in den Park zu machen.“

„Allwo ſie ausſtiegen.“

„Sich in das Gebüſch verloren.“

„Um nach einer halben Stunde wieder zum Vorſchein zu kommen.“

„Erſtaunlich!“

„Empörend!“

„Aber erklärlich bei dem Charakter dieſer Kokette.“

Und das war die weiße, unſchuldige Taube, der er nachgeſchaut, bis ihn die Augen ſchmerzten; der er es vielleicht zu verdanken hatte, daß, um in unſerem Gleichniß von ſoeben fortzufahren, der Sperling ſeinen Händen entſchlüpfte und vielleicht ohne Abſchied heimkehrte nach ſeinen pommer'ſchen Gefilden — — — —

Doch hatte das Schickſal nicht beſchloſſen, ihn gar ſo hart zu beſtrafen; denn nach einem ſehr kräftigen, künſtlichen Blutegel, der ihm Abends zu Theil wurde, ſowie nach einer ziemlich ruhig verbrachten Nacht war die leichte Röthe in ſeinen Augen gänzlich verſchwunden. Ja, er ſah zu ſeinem großen Vergnügen den darauf folgenden Tag, daß ſich Schulze wieder zu einem langen Faden auseinander gezogen hatte und Müller anfing, ſehr in die Breite und in Nebel zu zerfließen. Er durfte nicht nur das Bett verlaſſen, ſondern auch hinter blauen Brillen in ſeinem Zimmer ſpazieren gehen und Beſuche empfangen, Beſuche ſehr lehrreicher und angenehmer Art, zu welch' letzteren wir den der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin und ihrer Tochter zu rechnen haben, welche, wie ſie mit drohend erhobenem Zeigefinger, aber mit freundlichem Lächeln ſagte, Gnade vor Recht wollte ergehen laſſen und ihre Abreiſe noch um einige Tage verſchieben, um ihm Gelegenheit zu geben, ſie nach ihrer Heimath zu begleiten. —

Alma war nach jener Unterredung im Parke in heiterer, ſeliger Stimmung zurückgekehrt, und wenn ſie auch die Nachricht von der glücklich überſtandenen Operation der geliebten Tante auf's Tiefſte erſchütterte, ſo war doch der Zuſtand derſelben nach der Verſicherung des berühmten Arztes ſo befriedigend, daß ſie Freudenthränen weinte, von denen ein paar auch der Unterredung von heute Morgen galten.

Daß Herr Arthur Stein nicht mit ihr hieher zurückgekehrt ſei, verſchwieg ſie nicht, ſondern ſagte der Wahrheit gemäß, derſelbe habe ſie dringender Geſchäfte halber verlaſſen und ſei in der Stadt geblieben, wobei es ihr allerdings auffiel, daß Frau von Stranizka dieſe Nachricht kopfnickend mit einem ſeltſamen, faſt bitteren Lächeln entgegennahm. Dabei verſetzte es Alma in eine kleine Beſtürzung, als dann die Tante nach einer kleinen Pauſe ſagte: „Ja, dieſer Herr Arthur Stein iſt auch wieder einmal ein Beweis, wie leicht es einem geſchieht, durch übel angebrachtes Mitleiden zum Beſten gehalten zu werden.“

„Wie ſo, Tante?“

„Heute in aller Frühe iſt Fürſt Potemkin abgereiſt und ſandte mir mit einem freundlichen Schreiben dort jenes Bijou, um es Herrn Arthur Stein zu geben zum Dank für die vielen Stunden, welche er ſeiner Unterhaltung gewidmet habe. Ich zeigte es ohne Arg dem Herrn Geheimerath, welcher lachend meinte, das wäre allerdings ein recht hübſcher Dank, doch würde Herr Stein es wohl verſtanden haben, ſich durch ſeine Bemühungen einen noch ſchöneren Lohn zu verdienen.“ Glücklicherweiſe war der Lichtſchirm der guten Frau von Stranizka ſo dicht und ſo tief über die Augen herabreichend, daß ſie die flammende Röthe, welche ſich bei ihren letzten Worten raſch über das Geſicht Alma's ausbreitete, nicht bemerken konnte; doch ſchlug das Herz des jungen Mädchens verrätheriſch heftig und ſie brachte mit Mühe die Frage heraus: „Welch' ſchöneren Lohn meinte er damit?“

„Das verlangte mich ebenfalls zu wiſſen, und ſo erfuhr ich denn, daß Herr Arthur Stein einer der erſten und tüchtigſten Beamten des auswärtigen Miniſteriums ſei, der mein Mitleiden, meine Leichtgläubigkeit dazu benützt habe, um dem Fürſten Potemkin in ganz unverfänglicher Eigenſchaft empfohlen zu werden. Alles an dieſem ſchlauen Herrn war kluge, wohl bedachte Maske, ſeine Mittelloſigkeit, ſeine beſcheidene Stellung in der Welt, ſelbſt ſein Name, und hinter ſeinen blauen Brillen hat uns der Herr Legationsrath Baron von Schönfeld tüchtig hinter's Licht geführt.“

„Das iſt recht — recht ſchlecht von ihm,“ ſagte das junge Mädchen nach einem tiefen, ſchweren Athemzuge und nachdem ſie beide Hände feſt auf ihre Bruſt gedrückt.

„Alles Maske, mein Kind, ſeine Freundlichkeit gegen uns, die herzlichen Worte, welche ihm ſo leicht vom Munde gingen, das tiefe Gefühl, welches er vortrefflich heuchelnd zu äußern wußte.“

„— — Alles Maske — —“

Alles Maske.

„Ja, dieſe Diplomaten; es iſt ein garſtiges, herzloſes Metier! Um einen Zweck zu erreichen, ſchonen ſie das Ehrwürdigſte und Heiligſte nicht und ſind ihnen alle Mittel recht.“

„Ja, ja, es ſcheint ſo, daß ihnen alle Mittel recht ſind,“ hauchte Alma ſchmerzerfüllt vor ſich nieder.

„Ich bedaure nur Eines,“ ſagte die alte Dame mit großer Energie und in einem ſehr ſchnarrenden Tone — „daß dieſer Herr Arthur Stein mir gekommen iſt, während ich mich hinter blauen Brillen befand. Wäre ich friſch und geſund geweſen wie früher, ſo hätte ich ihn nach der erſten Unterredung durchſchaut und ablaufen laſſen. Mache dir aber nichts daraus, mein Kind; im Grunde war das immerhin eine nicht unintereſſante Bekanntſchaft, und da er uns mit ſeinen diplomatiſchen Kniffen in keiner Weiſe wehe gethan, ja zuweilen recht artig unterhalten hat, ſo wollen wir über das Betragen des Herrn von Schönfeld den Mantel chriſtlicher Liebe decken und Herrn Arthur Stein vergeſſen.“

„Ja, wir wollen ihn vergeſſen — gewiß, meine liebe gute Tante, und nur dankbar ſein für Ihre glückliche und raſche Geneſung.“

„Ja, mein liebes Kind, das wollen wir; iſt doch das, was der Himmel durch die hohe Kunſt des berühmten Arztes an mir gethan, faſt wie ein Wunder anzuſehen. Und wie leicht und raſch iſt es vorüber gegangen, wo andere Aerzte und auch ich ſelber Monate lange ſchwere Leiden vorausſahen! deßhalb wollen wir getroſt einen dicken Strich durch die andere Geſchichte machen und nicht mehr daran denken.“

„Gewiß, liebe Tante, wir wollen — verſuchen — nicht mehr daran zu denken. —“ Das Wort „verſuchen“ ſprach Alma ganz leiſe vor ſich hin und auch mit dem feſten Vorſatze, den Verſuch zu machen, das Bild jenes falſchen Menſchen aus ihrem Herzen zu reißen.

„Dagegen kann ich dir, mein liebes Kind, auch eine beſſere Nachricht geben,“ ſagte Frau von Stranizka nach einer Pauſe — „wir brauchen nun nur noch ein paar Tage hier in dieſem Hauſe zu bleiben und können dann nach unſerm Gaſthof zurückkehren, was immerhin ſehr angenehm iſt.“

„Mehr noch freue ich mich auf unſere Rückkehr nach Hauſe.“

Darauf küßte Frau von Stranizka das junge Mädchen auf die Stirn und ging dann in ihr Zimmer, um Alma mit ihren Gedanken und ihrem Schmerze allein zu laſſen.

Herr Arthur Stein-Schönfeld hatte den davoneilenden Wagen, aus welchem Alma an der Biegung der Straße noch einmal nach ihm umſchaute, ſo lange mit ſeinen Augen verfolgt, bis er auch nicht mehr das Geringſte von demſelben ſah; ja, bis auch der unter den Rädern aufwirbelnde Staub zwiſchen den Büſchen verſchwunden war. Dann kehrte er in der gemüthlichſten und heiterſten Stimmung von der Welt nach der Stadt zurück, um ſich hier zu ſeinem Chef, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, zu begeben.

„Das wäre ſo ziemlich gelungen,“ rief ihm Seine Excellenz entgegen, wobei ſie ſich vergnügt die Hände rieben — „ſoeben verläßt mich unſer ruſſiſcher Geſandter, welcher mir Grüße von dem heute abgereiſten Fürſten Potemkin überbrachte, der ſich auf's Freundlichſte entſchuldigen läßt, mich hier nicht aufgeſucht zu haben, da ein ſolcher Beſuch in Paris zu allerlei Bemerkungen hätte Veranlaſſung geben können. Der ruſſiſche Geſandte aber ſagte mir ganz vertraulich, daß der Fürſt mit den beſten Intentionen für uns nach Frankreich abgereiſt ſei; und wem wir das zu verdanken haben, das weiß Niemand beſſer, als ich. Gewiß, mein lieber Schönfeld, ſo ungern ich Sie hier aus meinem Departement entlaſſe, ſo liegen doch Ihre Briefe ſchon bereit, und ich muß bitten, ſich ſchleunigſt für Florenz zu rüſten.“

„Mit meinem herzlichſten Dank, Excellenz, muß ich doch um einige Tage Zeit bitten, um meine kleinen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, zu denen ſich gerade heute noch eine neue zuzugeſellen droht, die meiner Verheirathung nämlich.“

„Was der Teufel, davon habe ich ja keine Ahnung gehabt!“

„Ich auch nicht, Excellenz, bis mir vor wenigen Tagen der Gedanke kam, wie ſehr Seine Majeſtät darauf hält, daß Allerhöchſt ſeine Geſandtſchaften auch in deren innerſten Departements würdig vertreten ſind.“

„Ah, Sie Schäker, heirathen deßhalb aus Pflichtgefühl?“

„Gewiß, nur aus Pflichtgefühl.“

„Und wer iſt die Glückliche?“

„Ein Fräulein von Stranizka.“

„Eine gute Familie! Und wie ich gehört habe, hält ſich die junge Dame im gegenwärtigen Augenblicke hier auf?“

„Ja, mit ihrer Tante; ich ſah ſie voriges Jahr in Baden und machte hier in der Augenklinik ihre nähere Bekanntſchaft.“

„Hinter blauen Brillen,“ ſagte Seine Excellenz mit aufgehobenem Zeigefinger — „mir ſcheint, Sie haben ein wenig Maskerade geſpielt.“

„O ja, Excellenz, ebenſo ſüß als es iſt, ſich nach einem kleinen Streite mit der Geliebten zu verſöhnen, ebenſo reizend iſt es auch, ſich zu demaskiren, wenn man ſeiner Sache gewiß iſt.“

„Nun, ich wünſche Ihnen das Beſte, und will alle nöthigen Schritte für Sie thun, ſorgen Sie nur dafür, daß Ihre Abreiſe durch Ihre Verheirathung nicht zu lange aufgeſchoben wird.“

„Unbeſorgt, Excellenz; es preſſirt mir ſelbſt.“

„Das kann ich mir denken; alſo auf Wiederſehen.“

Nun wußte Herr von Schönfeld in der That nicht, wo er zuerſt hinfahren ſollte, wo zuletzt, und nachdem er einmal angefangen hatte, ſeine mannigfaltigen Geſchäfte abzuwickeln, da ſah er ein, wie viel überhaupt zu thun war, und fand weder den heutigen Tag, noch den morgigen die nöthige Zeit, um das ſüßeſte ſeiner Geſchäfte in aller Ruhe ausführen zu können. Dabei ſprach er lächelnd zu ſich ſelbſt: „Eine kleine Strafe hat die Verrätherin ſchon dafür verdient, daß ſie mich in den Park hinpflanzte, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern; und was die würdige Johanna anbelangt, ſo möchte ich ihr erſtauntes Geſicht ſehen, weil ich mich ohne ihre Erlaubniß entfernt und es gewagt habe, zwei Nächte nicht nach meinem Käfig zurückzukehren — in der That ein Käfig, und wenn ich jetzt an das dunkle Haus denke mit ſeinen düſteren Treppen, blauen Vorhängen und blauen Brillen, ſo könnte mich ein gelinder Schauder überfahren, wenn ich nicht in jenen ernſten Mauern das Beſte, Liebſte und Schönſte wüßte, was es für mich auf der Welt gibt — ſie — ſie — ſie!“

Endlich am dritten Tage jagte er Vormittags in ſeiner eigenen Equipage zur ſchicklichſten Stunde vor die Augenklinik und eilte ſogleich die Treppe hinauf nach dem Zimmer der Frau von Stranizka. Wie war ihm aber zu Muthe, als auf ſein leiſes Anklopfen eine unbekannte Stimme „herein!“ rief, und als er, die Thüre öffnend, einen alten dicken Herrn gewahrte mit großem, ſtruppigen Barte, mürriſchem Geſichtsausdruck, mit blauen Brillen und darüber noch mit einem großen Lichtſchirme verſehen, der wie ein eben friſch eingefangener Bär unmuthig, verdrießlich hin und her durch das Zimmer ſchritt und ihm von der Seite ein ſehr kurzes „was beliebt?“ entgegenbrummte.

„— — Entſchuldigen Sie ſehr, ich glaube, daß ich mich in der Zimmerthüre geirrt habe.“

„Möglich, doch unbegreiflich, da draußen die Nummern recht groß angeſchrieben ſtehen.“

„Gewiß, und ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung.“

Die Thür des Nebenzimmers, wo Alma gewohnt, ſtand offen, ebenſo die Fenſter, und obgleich durch letztere der freundliche, klare Himmel in das Gemach blickte, erſchien es ihm doch ſo troſtlos und unheimlich, daß er raſch daran vorübereilte, die zweite Treppe hinauf nach ſeiner eigenen Stube. Hier, vor derſelben auf dem Gange ſah er Johanna ſtehen, bewaffnet mit Staubbeſen und Abwiſchlappen, welche beide Gegenſtände ſie faſt vor Erſtaunen aus der Hand fallen ließ, als ſie den Flüchtling erblickte — und wie erblickte! Nicht in dem beſcheidenen Anzuge, wie er ſich für einen ehrſamen Kranken des dritten Stockwerks paßt, aber aufgeregt und erhitzt und ohne blaue Brillen.

„Nein, Herr Stein, was zu arg iſt, das iſt zu arg; zwei Nächte —“

„Habe ich gefehlt, ich weiß das ganz genau.“

„Ja, nehmen Sie mir nicht übel, das iſt ſtark, und wie Sie ausſehen, wenn der Herr Aſſiſtenzarzt Sie in dieſem Zuſtand ſieht, ſo gibt er Ihnen einige Tage dunkles Zimmer und ich würde Ihnen dringend rathen, ſich zu Bett zu legen und Ihre Stirnſalbe zu benützen, die noch ganz unangerührt hier auf dem Tiſche ſteht.“

„Ein andermal, gewiß ein andermal — mit großem Vergnügen, jetzt aber bitte ich Sie dringend, mir raſch eine Frage zu beantworten, wo ſind die Damen von Nr. 11 und 12 des erſten Stockes?“

„Abgereiſt, geſtern Mittag.“

„Abgereiſt? das iſt ja ganz unmöglich, und wohin?“

„Ich weiß es nicht, fragen Sie drunten den Herrn Inſpektor.“

Schönfeld wandte ſich raſch, um hinab zu eilen; doch kehrte er noch einmal in's Zimmer zurück, wo Johanna in aller Beſtürzung über dies unerhörte Benehmen wie erſtarrt ſtehen geblieben war und rief ihr haſtig zu: „Packen Sie meine Sachen zuſammen, ich werde ſie ſpäter holen laſſen; Ihnen aber danke ich herzlich für alle mir bewieſene Freundlichkeit und bitte Sie —“

Ohne indeſſen ſeine Bitte auszuſprechen, näherte er ſeine Hand derjenigen Johanna's und als er hierauf in ein paar flüchtigen Sätzen die Treppe hinab verſchwunden war, hatte ſich das Erſtaunen der würdigen Gehilfin durchaus nicht gemäßigt, da ſie in ihrer Hand einen doppelten Friedrichsd'or glänzen ſah.

Drunten bei dem Inſpektor des Hauſes that Herr von Schönfeld die gleiche Frage, allerdings mit größerer Ruhe und Mäßigung, und erhielt die gleiche Antwort — abgereiſt, man wußte nicht wohin.

Er berichtigte die beſcheidenen Koſten ſeines Aufenthaltes, er warf ſich in ſeinen Wagen, er fuhr nach dem Hotel du Nord.

„Frau von Stranizka?"

„Vor einer Viertelſtunde abgereiſt, Herr Baron."

„Wohin?"

„Nach dem Oſtbahnhof."

Die feurigen Trakehner vor ſeinem Wagen mußten trotz ihrer Flüchtigkeit erfahren, welche Eile ihr Herr hatte; ſie griffen aus, daß das Pflaſter klirrte und das leichte Coupé, welches ſie zogen, ſich in einer Schlangenlinie fortbewegte; und doch ging es ihm nicht raſch genug, und doch riß er nach jedem paar Sekunden die Uhr aus der Taſche, welche jetzt die Mittagsſtunde zeigte, genau die Zeit, wo der Courierzug abging, den Frau von Stranizka benützen mußte, um nach Hauſe zurückzukehren.

„Das dritte Zeichen!" rief der Kutſcher, ſich umſchauend, in den Wagen, als die Pferde durch das Eingangsthor des Bahnhofs jagten.

„Fahr zu!"

Noch im Fluge des Wagens ſprang Schönfeld hinaus, da es dem Kutſcher unmöglich geweſen, die edlen Thiere zu pariren und ſie eine gute Strecke neben der Treppe der Einſteighalle hinaus ſchoßen.

„Der Courierzug?" fragte er den Portier.

„Geht ſoeben ab, Herr Baron."

„Suchen Sie ihn eine Sekunde aufzuhalten und ich werde Sie auf's Reichſte belohnen."

Der Beamte, welcher den erſten Legationsrath des auswärtigen Miniſteriums genau kannte, ſtürzte davon und war ſo glücklich, den Zugmeiſter zu erhaſchen, wie dieſer im Begriffe war, die Signalpfeife an den Mund zu ſetzen, und der nun ehrerbietigſt ſalutirte, als er den Baron von Schönfeld heraneilen ſah.

„Haben Sie zwei Damen im Zuge, wovon die ältere blaue Brillen trägt?"

„Ja, Herr Baron, — ſteigen Sie ein, aber raſch, wenn ich bitten darf." Er riß ein Coupé erſter Klaſſe auf, Schönfeld ſtürzte hinein, und da ſich der Zug zu gleicher Zeit in Bewegung ſetzte, ſo fiel er etwas heftig in die weichen Kiſſen hinein — doch der Himmel ſei gelobt! ſoviel er in der dunklen Einſteighalle bemerken konnte, ſaß in der anderen Ecke des Wagens Frau von Stranizka mit ihrer blauen Brille, Alma ihr gegenüber.

Die Lokomotive pfiff, der ungeduldige Dampf brauſte und ziſchte, der Zug verließ den Bahnhof und raſſelte in das heitere Tageslicht hinaus.

Was aber ſah Herr von Schönfeld, der ſich nun raſch mit innigen herzlichen Worten gegen die Damen wandte? — Er ſah in der anderen Ecke des Wagens hinter blauen Brillen die pommer'ſche Gutsbeſitzerin, derſelben gegenüber ihre Tochter und an deren Seite den Herrn Baron von Knickenbrock, alle Drei mit ſehr langen und wenig freundlichen Geſichtern.

Wie gerne wäre Herr von Schönfeld dem Eiſenbahnwagen entſprungen! Wie ernſtlich überlegte er im erſten Augenblicke höchſt unangenehmer Ueberraſchung, ob ſich dies nicht thun laſſe. Ja, wenn es nur ein Bummelzug geweſen wäre, der, recht langſam anfahrend, ſich mit großer Behaglichkeit durch die verſchiedenartigſten Hinderniſſe des Bahnhofes durchwindet, neben welchem man eine gute Strecke zu Fuß laufen kann, wie es ja Kondukteure und Zugmeiſter häufig zu thun pflegen — aber ein Courierzug, welcher mit dem unangenehmen Bewußtſein von mindeſtens 2½ Minuten Verſpätung aus der Bahnhofhalle hinausbrauſt — keine Möglichkeit, hier zu entkommen; es wäre Wahnſinn geweſen, ſo Etwas auch nur zu denken. Herr von Schönfeld that deßhalb das Klügſte, was er thun konnte: er grüßte die Geſellſchaft in der anderen Ecke durch ein leichtes Abnehmen ſeines Hutes und drückte ſich alsdann feſt in die ſeinige, um mit einem Gefühle von Schmerz, Wuth, ja halber Verzweiflung in die Landſchaft hinaus zu ſchauen.

Wo waren die, die er ſuchte? Hatte Frau von Stranizka im Hotel du Nord vielleicht vorgegeben, ſie fahre nach dem Oſtbahnhof, um ſeinen Nachforſchungen zu entgehen? — Möglich; vielleicht aber hatte ſich der Kellner im

Hotel du Nord auch in der Perſon geirrt, getäuſcht durch die blauen Brillen der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin, und Frau von Stranizka befand ſich ruhig auf ihrem Zimmer, während er wie ein Narr davonjagte, vielleicht von ihr oder Alma geſehen und in den Verdacht kommend, als zöge es ihn jenem pommer'ſchen Gänſeblümchen nach — verfluchte Situation! und dabei die trockene, faſt ſpöttiſche Miene, mit der hier im Coupé von den beiden Damen ſein Gruß erwidert worden war, während ihm der würdige Baron von Knickenbrod eine Miene machte, als warte er nur auf eine ſchickliche Gelegenheit, einen Viadukt über tiefem Abgrunde oder einen finſtern Tunnel, um ihm gemächlich den Hals umzudrehen und ihn dann zum Fenſter hinauszuwerfen.

Jetzt erſchien des Zugmeiſters rothes freundliches Geſicht vor dem Fenſter und er ſagte: „Das wäre gelungen, Herr Baron, aber es hat ſich wahrhaftig um eine halbe Sekunde gehandelt; ich bin nur froh, daß der Herr Baron ſeinen Zweck erreicht hat — wohin darf ich Ihnen einen Platz nehmen?“

Ja, wenn Herr von Schönfeld das nur ſelbſt gewußt hätte! Er beugte ſich ſo weit aus dem Wagen hinaus, um leiſe in das Ohr des Beamten reden zu können; er fragte ihn etwas, worauf der Zugmeiſter mit den Achſeln zuckte, den Kopf ſchüttelte und dann erwiderte: „Ich glaube nicht, Herr Baron, daß ſich eine andere Dame mit blauen Brillen auf dem Zuge befindet, will aber ſogleich ſorgfältig ſelbſt nachſehen.“

„Seien Sie meines Dankes gewiß.“

„Bitte, Herr Baron — ehe der Zug hält, ſollen Sie den genaueſten Beſcheid haben.“

Es war eine recht lange Station, die ſie durchflogen; acht deutſche Meilen in der Stunde, ſo daß die Bäume, Häuſer, kurz Alles, was ſich dicht an der Bahn befand, nur auf die eilfertigſte Art, wie aufgeſchreckt und überraſcht, vorbei zu huſchen ſchien; und es mochte beinahe eine Stunde vergangen ſein, als die Lokomotive endlich einmal ihre Schnelligkeit verminderte und dann nach einem langandauernden Pfiffe hielt.

Da erſchien auch ſchon der gefällige Zugmeiſter und Herr Schönfeld ſah ſein freundliches Lächeln und Kopfnicken mit einem tiefen, erleichternden Athemzuge.

„Sie haben die Damen gefunden?“

„Gewiß, Herr Baron, habe Sie auch ſchon angemeldet.“

„A — a — a— ah — wenn Sie da nur keine Voreiligkeit begangen haben, mein lieber Herr Zugmeiſter.“

„Meiner Treu', das dachte ich anfänglich auch; denn die Dame mit der blauen Brille ſchien ſich anfänglich auf den Namen des Herrn Barons durchaus nicht beſinnen zu können, bis ich ſagte, es ſei doch kein Irrthum möglich, der Herr Baron hätten, wie mir der Portier geſagt, beinahe ſeine Pferde todt gefahren, um noch den Zug zu erreichen: der Herr Baron hätten alsdann beinahe athemlos nach zwei Damen gefragt, von denen die eine blaue Brillen trüge, und darauf hätte ich den Herrn Baron in ein Coupé zu zwei ſolchen Damen gebracht, die aber durchaus nicht die richtigen geweſen; dann lächelte die ältere Dame ein klein wenig und die jüngere ſagte: „Nicht wahr, liebe Tante, der Herr Baron ſoll uns willkommen ſein,“ — hier ſind die Damen in einem Coupé ganz allein und ich will ſorgen, daß Sie keine weitere Geſellſchaft bekommen.“

Diesmal war es das richtige Coupé, in welches Herr von Schönfeld nach einigem Zögern ſtieg. Dort, in der Ecke ſaß Frau von Stranizka, ſeinen ehrfurchtsvollen Gruß nicht gerade unfreundlich erwidernd, während Alma offenbar in einiger Verwirrung ſich raſch gegen das Fenſter wandte, nachdem ſie flüchtig mit dem Kopfe genickt. Dann ſetzte er ſich recht dicht zu der alten Dame hin, und wohl empfindend, wie ſchwierig und peinlich es in ſeiner Lage ſei, hier in dem raſſelnden Wagen beim Brauſen und Keuchen der Lokomotive zarte Gefühle, und noch obendrein ohne große Einleitung preisgeben zu müſſen, erkannte er doch die bittere Nothwendigkeit, ſowie das Unmögliche, hier mit einem konventionellen Geſpräche zu beginnen, und ſagte deßhalb, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſich lächerlich zu machen: „Gnädige Frau, Sie ſehen in mir den Legationsrath Baron von Schönfeld, ſeit heute früh Geſandter in Florenz und ehemaliger

Herr Arthur Stein, welcher dieſe Maske annahm, nur um unter derſelben und hinter blauen Brillen Ihre Bekanntſchaft machen zu können; denſelben Arthur Stein, den Sie freundlich, mitleidig, gütig aufnahmen, den Sie die Bekanntſchaft des Fürſten Potemkin machen ließen und der dadurch in ſeiner Eigenſchaft als erſter Rath des auswärtigen Miniſteriums im Stande war, dem Staate gute Dienſte zu leiſten.“

Herr von Schönfeld ſagte das Alles kurz, ausdrucksvoll, beſtimmt, da er wohl fühlte, daß es bei dem Raſſeln des Wagens unmöglich ſei, ſich einer einſchmeichelnden, manches umſchreibenden Redeweiſe zu bedienen. Er ſprach als Mann, der weiß, was er will und der raſch wiſſen möchte, was er zu erwarten hat, und fuhr deßhalb nach einer kleinen Pauſe fort: „Ich hatte das Glück, Sie im vergangenen Sommer in Baden zu ſehen; in Ihrer Geſellſchaft Fräulein Alma, deren Anblick auf mich einen unvertilgbaren Eindruck machte, und was mir damals nicht gelang, Ihnen vorgeſtellt zu werden, Ihre Bekanntſchaft zu machen, das war ich neulich ſo glücklich, hinter blauen Brillen zu erreichen. Ich lernte Fräulein Alma näher kennen, ich fühlte, daß es mir ohne ihren Beſitz unmöglich ſei, jemals glücklich zu werden und hatte auf einer Spazierfahrt die Kühnheit, Fräulein Alma meine Liebe zu geſtehen.“

„Was ſie mir nicht verſchwieg,“ ſagte Frau von Stranizka, weniger in rauhem, als in ſehr ernſtem Tone.

„Gott ſei Dank, daß Fräulein Alma mir dadurch das nun Folgende erleichtert hat.“

„Nicht ſo raſch, Herr Baron,“ fiel ihm Frau von Stranizka in's Wort, „zugegeben, daß Alma die Schwäche hatte, dem Baron von Schönfeld zu ſagen, daß ihr der harmloſe Arthur Stein nicht gleichgiltig ſei, ſo wußte ſie doch damals noch nicht, daß Sie ſich gewiſſermaßen in einer diplomatiſchen Sendung in der Augenklinik befanden und nebenher Ihre müſſige Zeit benützten, um das Herz eines jungen, unerfahrenen Mädchens —“

„O reden Sie nicht aus, gnädige Frau,“ fiel er ihr raſch in's Wort — meine diplomatiſche Sendung, wie Sie es zu nennen belieben, kann ja bei meinen herzlichen, wahren Gefühlen heißeſter Liebe durchaus nicht in Betracht kommen — und doch“ — fuhr er nach einem plötzlichen Innehalten mit einem veränderten, aber ſehr innigen Tone fort — „laſſen wir, wenn Sie ſo wollen, meine diplomatiſche Sendung in den Vordergrund treten und geſtatten Sie mir, den Preis für das Gelingen derſelben mit Fräulein Alma zu theilen — — meinen Geſandtſchaftspoſten in Florenz.“

Als das glücklich heraus war, ſchien ſelbſt die Lokomotive des Zuges darüber eine große Freude zu empfinden: denn ſie pfiff ſo luſtig, anhaltend und gellend, daß man kaum noch einzelne Worte der Unterhaltung verſtehen konnte. Sie brauſte, ſauſte und ziſchte, ſie klapperte an hohen Mauern vorbei, welche ein raſſelndes Echo wie von einem Dutzend anderer Lokomotiven zurückwarfen; kurz, ſie machte einen ſolchen Höllenlärm, daß es nicht möglich war, mehr als einzelne Worte aus dem trotz allem Dieſem fortgeſetzten Geſpräche zu verſtehen, allerdings bedeutungsvolle Worte, wie: Glück oder Unglück — ewige, treue Liebe — Gewißheit, nicht nur glücklich zu werden, ſondern auch glücklich zu machen, — Furcht — Hoffnung — Verzweiflung — oder höchſtes Lebensglück.

Dann raſte die feuerſprühende Maſchine noch obendrein in einen langen, finſtern Tunnel hinein, doch hörte man vorher die Worte der Frau von Stranizka: „Alma allein hat hier zu entſcheiden.“

— — — — Und wie ſie entſchieden, ſah man deutlich, als der Zug nun wieder an das Tageslicht hinausbrauſte. Sie hatte ihr erröthendes Geſicht mit einem herzlichen Ausdruck gegen Schönfeld gewandt; ja, ſie hatte ihm erlaubt, ihre Hand zu erfaſſen und heiße Küſſe darauf zu drücken.

Was wir hierauf noch weiter dem geneigten Leſer mitzutheilen haben, iſt in Kurzem geſagt, obgleich es wohl das Wichtigſte unſerer ganzen kleinen Geſchichte iſt. Als der Zug abermals hielt, wurde Herr von Schönfeld verabſchiedet; doch blickte Frau von Stranizka kurz vorher diskreter Weiſe ſo anhaltend zum Fenſter hinaus, daß es dem Ueberglücklichen möglich war, den erſten Kuß auf die reizenden Lippen ſeiner jungen, ſchönen Braut zu drücken. Dann verließ er er das Coupé, in dem er ſo ſelig geworden war, und als ſich der Zug hierauf wieder in Bewegung ſetzte, drückte er ſtatt aller Worte ſeine beiden Hände mit einem ſtrahlenden Blick auf Alma gegen die Bruſt, unbekümmert um die erſtaunten Geſichter an den Fenſtern der vorüberziehenden Wagen, unbekümmert ſogar um das ſpöttiſche Lächeln der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin und Tochter, ſowie um den ſehr drohenden Blick des Herrn Baron von Knickenbrock.

Nachdem er hierauf unter den ſeligſten Gefühlen eine Stunde lang auf dem Perron hin und her ſpaziert war, kehrte er mit dem nächſten Zuge nach Hauſe zurück, um drei Tage ſpäter im bequemen Reiſeanzug von ſeinem Freunde, dem Huſarenoffizier, begleitet den gleichen Weg wie am heutigen Morgen abermals zu machen, lachend, plaudernd, glückſelig, um diesmal an der Station, wo er ausgeſtiegen, vorüber bis zur ſpäten Nachmittagsſtunde zu fahren und dann mit ſeinem Freunde eine elegante Equipage zu beſteigen, die ſie nach dem Schloſſe der Frau von Stranizka brachte, wo dann am andern Tage in ländlicher Stille, aber deßhalb wohl um ſo herzlicher und gemüthlicher, ſeine Vermählung mit Alma gefeiert wurde. Wenige Tage nachher reiſte das glückliche Paar nach Florenz, wo es ſich noch heute befindet, ſo heiter, ſo glücklich und zufrieden als nur möglich, und wenn der junge Diplomat je einmal Miene machte, bei irgend einer Veranlaſſung eine Maske vorzunehmen, ſo brauchte die reizende Alma, um ſeine kleinen, meiſtens unſchuldigen Geheimniſſe zu erfahren, nichts als die Worte zu ſagen: „Lieber Freund, mir ſcheint, du handelſt wieder einmal:

Hinter blauen Brillen".

Auf einer Gartenbank.

Die Gartenbank, deren Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft uns wichtig genug erſcheint, um darüber dem geneigten Leſer einige Mittheilungen zu machen, war in dem weitläufigen Parke ſo geſtellt, wie es eine Gartenbank ſein muß, welche ſchmunzelnd des Vergangenen gedenkt, den Druck der Gegenwart nicht unangenehm empfindet und zu gegründeten Hoffnungen für die Zukunft Veranlaſſung gibt.

Dieſe Bank war aus feſtem Eichenholz gebaut und deßhalb nicht leicht erſchütternden Gemüthsbewegungen ausgeſetzt; ſie hatte einen ſoliden Ueberzug von grüner Farbe, auch feſte Rücken- und Seitenlehnen. Dazu war der Platz, auf dem ſie ſtand, wie wir oben ſchon angedeutet, wunderbar gewählt, etwas abſeits gelegen und erhöht, ſo daß man auf große Entfernung eine freie Ausſicht auf Perſonen hatte, welche ſich dieſem Platze näherten, ohne aber in den Fall zu kommen, von dieſen Perſonen ebenfalls entdeckt zu werden, es ſei denn, daß man die Gartenbank mit bewaffneten Augen beſpäht hätte. Die Bank war mit artigen, ſchattenſpendenden Gebüſchen umgeben, welche zwiſchen den herabhängenden Zweigen hindurch wohl eine Fernſicht geſtatteten, aber nicht leicht eine überraſchende Einſicht, da man jede Annäherung eines Zweiten und Dritten ſchon von Weitem entdecken mußte, wenn man nicht gar zu ſehr in Selbſtbetrachtungen vertieft war oder wenn man ein Zwiegeſpräch nicht gar zu intenſiv führte.

Auch wäre es ſchwer geweſen, hier Jemand abſichtlich und erfolgreich zu belauſchen: hinter der Bank befand ſich dichtes, faſt undurchdringliches Gebüſch, dann kam ein breiter und feuchter Graben, und endlich ein hoher Eiſenbahndamm, auf welchem den ganzen Tag zahlreiche Züge ziſchten und brauſten und eine Polizei ausübten, welche auch der Verwegenſte nicht zu hintergehen verſucht hätte. Dank dieſer höchſt angenehmen und geſchützten Lage, war denn auch die Gartenbank, von der wir ſprechen, bei nur einigermaßen anſtändiger Witterung den ganzen Tag über beſetzt, aber meiſtens nicht von jener Art langweiliger Spaziergänger, die ohne Abſicht über Weg und Steg rennen und ſich alsdann niederlaſſen, um dem phyſiſchen Gefühle der Müdigkeit zu genügen und in gedankenloſem Vorſichhinſtarren die Entdeckung zu machen, daß der Himmel blau und die Bäume grün ſind. Glückſelige Naturen das, ehrliche, biedere Menſchen, aber langweilig, höchſt langweilig — nichts für unſere Gartenbank!

War ſie doch in ihrer hohen Lage ſtolz darauf, am frühen Morgen den erſten Kuß der Sonne zu erhalten, ſobald dieſe mit ihren glänzenden Strahlen am Rande der gegenüberliegenden Berge auftauchte; und wir dürfen es nicht verſchweigen, daß zwiſchen der Sonne und unſerer Bank ein kleines, aber ſehr reines Verhältniß beſtand: nirgends wie hier auf den Schooß unſerer Freundin warf das ſtrahlende Licht, ſich neckiſch durch die Blätter ſtehlend, ſo anmuthig zierliche Zeichnungen, und war wieder nirgends anderswo ſo bemüht, die glühende Mittagshitze abzuwenden, wogegen das ſtolze Tagesgeſtirn nie unterließ, bei ſeinem Scheiden mit einem letzten glühenden, ſchüchtern von hinten einfallenden Blick Abſchied zu nehmen.

Unſere Bank hatte aber bei dieſem vornehmen Umgange, ſelbſt wenn ſie verlaſſen war, ſchon das Ausſehen eines mit Auswahl geſuchten Platzes: hier konnte der aufmerkſame Beobachter bequeme Studien machen und war im Stande, aus an ſich ganz unbedeutenden Dingen etwas ſehr Poſitives zuſammenzuſetzen. — Betrachten wir auf dieſer Bank ruhend den feinen Sand zu unſeren Füßen mit ſcharfem Auge, ſo ſehen wir ſogleich einige tiefe Löcher ſymmetriſch neben einander in den Sand gebohrt, während wir links daneben lange halbkreisförmige Striche entdecken, und unter dieſen halbkreisförmigen Strichen etwas verwiſcht, aber immer noch kenntlich ein verſchlungenes A und P — Alfred und Pauline. Und während ſie mit ihrem Sonnenſchirm die ſymmetriſchen Löcher bohrte und dazu mit niedergeſchlagenen Augen ſprach, es ſei das erſte Mal, aber auch das letzte Mal, daß ſie es über ſich vermocht, ihm hier ein Stelldichein zu geben, hatte er im erhabenen Schwunge ſeines Stockes und ſeiner Gedanken die Antwort gegeben: „Was iſt ein erſtes und was iſt ein letztes Mal? Ein erſtes Mal iſt kein Mal, und das traurige Wort „ein letztes Mal" mit Ihnen, mein Fräulein, in Zuſammenhang zu bringen, wäre mir ſchmerzlicher als jetzt ſchon den Gedanken zu faſſen, der Ewigkeit einer Liebe zu entſagen, und müßte mich zu dem entſetzlichen Entſchluſſe bringen, mich ſchaudernd jenem Kreiſe zu nähern, welcher uns das Symbol iſt einer anderen troſtloſeren Ewigkeit."

So ſprach er, vielleicht auch noch etwas wahnſinniger, doch blickte ſie bebend auf die linke Seite, während ſie nach rechts ihre kleine Hand reichte. — „O meine Pauline!" — „Theurer Alfred!" — „So darf ich hoffen auf eine zweite Zuſammenkunft?" — „O Alfred, du machſt aus mir was du willſt — aber nicht hier — bedenke meinen Ruf und ſei genügſam — ein achtbares Mädchen hat nichts ſo ſehr zu ſcheuen als die Oeffentlichkeit — o wie wahr iſt es, daß der Ruf einer Jungfrau dem blanken Spiegelglaſe zu vergleichen iſt — der leiſeſte Hauch, und es erblindet." — „Und wo darf ich dich wiederſehen, Geliebte?" — „Ich gehe heute Abend in's Theater und will dich vor dem letzten Akte erwarten." — „Vor dem letzten Akte — o wie gut du biſt!" — Darauf noch einige ſtille Seufzer, Blicke und Händedrücke, und alsdann war auf dem Boden von ſeiner Hand das verſchlungene A und P entſtanden, wobei ſie an ſeine Schulter gelehnt zuſchaute.

Eine bedeutende Rolle ſpielten Blumenſträuße, Blüthen und Blätter bei den Erlebniſſen unſerer Bank, und erzählten ſelbſt in Bruchſtücken und Ueberreſten manche lehrreiche Geſchichte. Was wollten dieſe friſch gepflückten und alsdann mit raffinirter Grauſamkeit auseinander geſtreuten Veilchen wohl anders ſagen, als: „Du, für den meine Hand dieſe duftenden Blumen mühſam geſucht, biſt ihrer nicht werth — fahre hin wie dieſe wohlriechenden Kinder des Frühlings! —“ Und ſo wie ſie dieſelben nun um ſich herſtreute, hätte ſie es wohl auch mit ihm machen mögen, wenn ſie ihn zufällig da gehabt und er ſich hätte bereitwillig finden laſſen zu einer ſolchen Zerſtreuung.

Betrachten wir jenes Bouquet, es liegt vielleicht ſeit einer Stunde hier: die Blumen ſind von keiner liebenden Hand zuſammengebunden, ſondern nur das künſtliche Erzeugniß eines Gärtners; es hat einen etwas treibhausartigen Geruch, und obgleich es prächtig genug ausſah, war das einzige, wirklich Schöne an demſelben eine kaum aufgeblühte Roſenknoſpe geweſen, die in der Mitte zwiſchen grünen Blättern geprangt. Wir ſprechen abſichtlich hier von der vergangenen Zeit, denn die Roſenknoſpe war herausgeriſſen und hatte eine häßliche Oeffnung in dem Bouquet zurückgelaſſen.

Es war ein nicht mehr ganz junges Paar, welches ſich mit dem Blumenſtrauß beſchäftigte. Er hatte ihn gebracht und ſie, nachdem ſie ihn genommen, die Roſe aus der Mitte hervorgezogen und ihm mit einem ſüßen Blicke wieder zurückgegeben. Nach einiger Zeit waren ſie nach zwei Richtungen davon gegangen, nicht ohne, während ſie ſich entfernten, mehrere Male rückwärts zu ſchauen und ſtehen zu bleiben, wobei er die Finger an ſeine Lippen brachte und ſie die Hand auf ihr Herz legte, Beide unter ſchwärmeriſchen Blicken und mit jener leiſe ſchüttelnden Bewegung des Oberkörpers, beſonders des Kopfes, welche eine ſehr vermehrte Innigkeit des Gefühls ausſpricht. Dazu hatte ſie geliſpelt, natürlich ſo leiſe, daß die umherſprießenden Blumen nicht einmal ihre Worte verſtanden: „Ein abgeſchmackter langweiliger Kerl — ich werde mich doch noch über den Unterſchied des Alters hinwegſetzen und den kleinen Lieutenant heirathen

— er iſt gar ſo herzig und zuthulich!" — Er aber, noch einmal von ferne her mit derſelben Pantomime grüßend, wie jener glückſelige junge Menſch in der Oper, als er der Geliebten nachrief: ſelbſt im Traume umſchwebt mich dein Bild! — dachte: „Selbſt bei deinem vielen Gelde, du Kokette, muß ich mir die Sache noch einmal reiflich überlegen." Dann zog er die Roſenknoſpe behutſam hervor aus dem dritten Knopfloche, von oben an gerechnet, wo ſie in der Nähe des Herzens geruht, und ſchenkte ſie ein paar Augenblicke ſpäter einer kleinen Tänzerin ſeiner Bekanntſchaft, die hier ſo früh und ſo zufällig ihren Morgenſpaziergang machte.

Obgleich wir uns nicht vorgenommen haben, die Geſchichte dieſes Blumenſtraußes zu beſchreiben, ſo können wir es doch nicht unterlaſſen, dem geneigten Leſer zu erzählen, daß derſelbe ſpäter von einer armen Frau mitgenommen wurde, welche an die Stelle, wo die Roſenknoſpe ſich befunden, ein paar der umhergeſtreuten Veilchen ſteckte, und daß nun dieſes Bouquet den Glanzpunkt des heutigen Tages bildete, indem es aus einem guten, ehrlichen Herzen als Geburtstagsſtrauß beſchert und mit großer Bewunderung und ebenſo vieler Freude von dem Familienvater angenommen und von einem halben Dutzend Kinder angeſtaunt wurde.

Da ſehen wir ein anderes Mal Blüthen und Blätter auf unſerer Bank, die in ihrer eigenthümlichen Zuſammenſtellung wohl unſere Aufmerkſamkeit verdienen: abgeriſſene größere Blätter liegen in beſtimmten, größeren Zwiſchenräumen nebeneinander, und auf ihnen befinden ſich Häufchen von klein zerriſſenen Kräutern, umſäumt mit den Blättern farbiger Wieſenblumen, und jedes dieſer größeren Blätter hat neben ſich ein paar Stückchen von einem feinen dürren Zweige, in welchen man mit einiger Phantaſie das Beſtreben erkennen kann, ſie hätten ſich zu der Anmaßung verſtiegen, Meſſer und Gabeln vorſtellen zu ſollen — ja, ja, es kann nicht anders ſein: ein zuſammengerolltes Blatt ſtellt die Serviette vor und ein paar frühzeitige, noch ſehr grüne Erdbeeren ſind als Brod daneben ſervirt. Welch' zierliche Kinderfüße haben den Sand zwiſchen unſerer Gartenbank und dem anſtoßenden Gebüſche zuſammengetreten und kreuz und quer ihre Spuren hinterlaſſen! Daß aber dieſe Kinder nicht ohne Aufſicht waren, davon überzeugen uns die Eindrücke eines feinen weiblichen Stiefelchens, ſowie die Spuren vom Fuße eines Mannes. Dieſe beiden ſind übrigens nicht viel hin und her gegangen, ſondern als ſie mit einander kommend einmal auf der Gartenbank und ziemlich dicht neben einander ſaßen, ſchienen ſie ruhig ſitzen geblieben zu ſein, und haben wahrſcheinlich mit innigem Vergnügen dem Spiele der Kinder zugeſchaut, welche indeſſen den kleinen Fußſpuren nach zu urtheilen, nicht immer in der Nähe der Bank blieben, ſondern dieſe und die angrenzenden Gebüſchpartien hinlänglich weit umkreisten.

Hinlänglich — dieſes Wort iſt uns eigentlich unwillkürlich aus der Feder gefloſſen, doch da es einmal daſteht, wollen wir es nicht verwiſchen; ja die Kinder hatten ſich häufig hinlänglich weit entfernt, wahrſcheinlich um in ihren Schlupfwinkeln zwiſchen Bäumen und Gebüſch von der Bank aus nicht mehr geſehen zu werden und auch um die Bank nicht mehr im Auge behalten zu können.

In ſolchen Augenblicken hatte die junge, ſchöne Frau auf der Bank geſagt: „Ich zittere über meine Unvorſichtigkeit und kann mich ſelbſt nicht begreifen.“ — „Ein harmloſer und ganz unſchuldiger Spaziergang!“ — „Ja, ja, zu dieſer Morgenſtunde in dieſem entlegenen Theile des Parks und mit Ihnen — es iſt unverantwortlich!“ — „Aber Geſchehenes iſt nicht zu ändern, meine theure, theure Eliſabeth, und warum jetzt durch ängſtliche Gedanken die Süßigkeit dieſes Augenblicks verbittern — blicken Sie um ſich in dieſe prachtvolle, kaum erwachte Natur, auf den grünen, glänzenden Raſen, auf die ſaftig friſchen Blätter der Bäume und Geſträuche, auf die überall und überall hervorſprießenden Blumen und Blüthen. — Und welch' unbeſchreiblicher, wunderbarer Duft umweht uns, wie entzückend balſamiſch iſt die Luft, die wir einathmen — ja in vollen Zügen einathmen!“ — „Ja, ja, es iſt ſo ſchön hier!“ — „Laſſen Sie mir nur einen Augenblick Ihre Hand, Eliſabeth — vergönnen Sie mir noch fünf Sekunden, um fünfmal dieſe entzückend wunderbaren Grübchen mit meinen Lippen berühren zu dürfen.“

Ach wie raſch verſchwindet eine kleine, goldene Morgenſtunde beim Dufte der Blüthen, beim Leuchten des Himmels, beim Geſang der Vögel — ſo raſch, ſo raſch wie der perlende Thau auf dem Graſe, der noch eben in Myriaden von Brillanten unſere Augen geblendet und der nach ſo kurzer Zeit unter dem friſchen Kuſſe der Sonne verſchwunden iſt — welch' ein Gegenſatz zwiſchen dem Thau und den ſchönen Augen eines Weibes!

Oftmals iſt es gerade, als ſei unſere Gartenbank ein Papierkorb geworden. Hier liegt ein geleſenes, vergeſſenes Zeitungsblatt, dort irgend welche Makulatur, die vielleicht um Cigarren gewickelt war, oder in welcher ein Buch geſteckt, deſſen Inhalt, obgleich in Jugendfriſche prangend, vielleicht lange nicht den Werth hat wie das, was auf dem vergilbten, zerknitterten Druckbogen ſteht. — Auch Stückchen Schreibpapier liegen umher zu unſeren Füßen: derbes Concept zu großen Stücken zerriſſen, und wenn wir uns die Mühe geben wollen, einzelne Stücke aufzuheben und die übrig gebliebenen Worte eines Bruchſtückes von vier Zeilen zu leſen, finden wir die Worte: „Abermals ſehe ich mich“ — „dringend zu erſuchen“ — „Rechnung von fl. 42.“ — „widrigenfalls.“ — Die Riſſe zeugen von der Energie einer gerechten Entrüſtung, und obendrein bemerken wir noch, daß ein Stück dieſes Briefes, wahrſcheinlich den Namen des unangenehmen Gläubigers enthaltend, mit dem Abſatze tief in den Boden hineingebohrt iſt. — Unſer Schuldbuch ſei vernichtet! — Glückliches Alter und Gemüth, dem eine ſolche Vernichtung noch genügt!

Feines Briefpapier, weiß und farbig zu unzähligen Stücken zerriſſen, ſehen wir meiſtens in das Gebüſch hinter der Bank zerſtreut. Hier und da iſt eines oder das andere noch an den Zweigen hängen geblieben, und das Wort darauf, vielleicht von einer liebenden Hand geſchrieben, flüſtert nun mit dem jungen Baumblatt und erzählt ihm im Vertrauen die ganze rührende Liebesgeſchichte — ja unfehlbar eine rührende Liebesgeſchichte, denn ſolche zu Atomen zerriſſene Briefe enthalten immer dergleichen.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt leider nur ein kleiner Schritt, eine nicht neue, aber ſehr wahre Bemerkung! Um ſie hier auf unſerer Gartenbank beſtätigt zu finden, brauchen wir nur unſere Blicke abzuwenden von den Reſtchen dieſes zartgrünen Briefes mit ariſtokratiſchem Parfüm nach jenem auf dem Boden liegenden plebejiſch groben Druckpapier, welches, mit Fettflecken bedeckt, deutlich anzeigt, zu welchem Zwecke es gedient.

Ja, es war noch vor Kurzem die Umhüllung eines ſaftigen, ſehr delikat ausſehenden Schinkens, und da wir es uns zur Aufgabe unſeres Lebens gemacht haben, nie der Wahrheit ungetreu zu werden, ſo dürften wir es nicht verſchweigen, daß dieſer ſaftige Schinken vor unſeren Augen von einem kleinen, wohlgenährten, ſchon etwas ältlichen Herrn zugleich mit ſchönem Weißbrod verzehrt ward. Er hatte den Hut mit breitem Rande neben ſich auf die Bank gelegt, ſich mit einem gelben Foulard die Stirne getrocknet und gab nun, ſo angenehm beſchäftigt, das Bild eines der angenehmſten Stillleben, die man ſich nur denken kann. Was die Behaglichkeit ſeiner Erſcheinung noch vermehrte, war die pendelartige Bewegung ſeiner kurzen, etwas dicken Beinchen und ein ſeliger Blick nach oben, der dem Schöpfer unverkennbar dafür dankte, daß dieſer in einer beſonders guten Laune Weißbrod und Schinken erſchaffen. Und was dieſen Genuß noch beträchtlich vermehrte, waren die Gedanken, mit denen er beides verzehrte. — War er nicht ein glücklicher Mann, der den ſprudelnden Schaum des Lebens in einem fünfzigjährigen Junggeſellenſtande behaglich, aber ohne Uebermaß geſchlürft und der nun in der Zeit, wo man in ſeinen vier einſamen Wänden ſo leicht grämlich wird, eine Lebensgefährtin gefunden hatte, wie man ſie in dieſen Jahren nur wünſchen kann: jung, von hübſchem, friſchem Aeußeren und einer fabelhaft luſtigen Laune, rührend in ihrer Pflege, treu bis zur Uebertreibung — ſie haßte alle Männer vom ſogenannten mittleren, ſchönen Alter und verachtete die jüngeren; ja ihr Widerwille gegen das andere Geſchlecht ging ſo weit, daß ſie den Kanarienvogel ihres Gemahls nicht leiden konnte, weil er ein Männchen war — der Kanarienvogel nämlich, und daß der treue Jagdhund, der ſich allerdings zuweilen

Ausſchweifungen zu Schulden kommen ließ, abgeſchafft werden mußte.

Sie hieß Agathe und trug dieſen Namen mit vollem Rechte, denn ſie war in der That von guter Gemüthsart, und wir haben noch nie von einer Agathe in Novellen oder in Romanen geleſen, die treulos oder argliſtig geweſen wäre. Wie rührend ſorgte ſie für „unſeren Herrn“ — ſo wurde der kleine, beleibte Rentier von ihr und von der ebenſo vortrefflichen Dienſtmagd genannt. Wie war ſie bemüht, daß er ſeine kleinen, ihm ſo nothwendigen Gewohnheiten aus dem Junggeſellenſtande beibehielt: den langen, ſanften Morgenſchlummer, ſeine kleinen Wirthshausfreuden, ſeine einſamen Spaziergänge — obgleich wir damit nicht geſagt haben wollen, daß ſie ihn nicht häufig begleitet habe — dann ſeinen Umgang mit bewährten Freunden und vor allen Dingen ſeine Liebhaberei, die er in ſeiner langjährigen Praxis als Makler und Wechſelagent angenommen, und welche darin beſtand, ſein zweites Frühſtück aus freier Fauſt, wie man zu ſagen pflegt, zu ſich zu nehmen. Er hatte das beſtändig ſo gehalten, während er von einem Comptoir zum andern lief, und jetzt nur die Verbeſſerung eintreten laſſen, daß er ſich einen hübſchen, gemüthlichen Ort in Gottes freier Natur dazu ausſuchte.

Ja, er war unausſprechlich glücklich, daß Alles ſo gekommen war, denn das ſtille Lächeln ſeiner Freunde, ihr Achſelzucken, ihre boshaften Bemerkungen über Angeld, Zinſen und Zieler, ihre unzarten Subtraktionsaufgaben hatten ihm allerdings anfänglich zu ſchaffen gemacht, doch glaubte er nach einer zweijährigen Ehe das volle Recht zu haben, alle dieſe unpaſſenden Bemerkungen durch ein ſtilles mitleidiges Lächeln beantworten zu können.

Wäre es anders gekommen, ſo würde es aber auch ein großes Unglück gegeben haben, denn er fühlte alles zu einem zweiten Othello in ſich, und ſeine Reiſepiſtolen hatte er dem beſten Freunde, den er beſaß, einem ernſten Manne, welcher ſich niemals Anſpielungen wie die oben erwähnten erlaubte, mit einem ſehr deutlichen Blicke und einem nicht zu verkennenden Worte zur Aufbewahrung anvertraut. — „Sollte ich ſie einmal zurückfordern," hatte er geſagt, „ſo wirſt du mir keine Einwendungen machen und nur die Freundlichkeit haben, nach mir zu ſehen, ſo bald du von mir gehört."

Da ſaß er denn auf unſerer Gartenbank, der Herr Schwetzinger, und je beſſer es ihm ſchmeckte, deſto mehr gaukelte er mit ſeinen beiden Beinchen und mit um ſo innigerem Blicke ſchaute er empor an den blauen Himmel oder hinab auf die lachende Erde. Mit einem Male ſchien auf dieſer Erde und zwar gerade auf dem kleinen Platze zu ſeinen Füßen, wo eine Menge Papierſchnitzel umherlagen, etwas ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Er hatte von jeher ein wunderbar ſcharfes Auge gehabt, und als er noch Makler in baumwollenen Garnen war, ließ man ihn häufig Differenzen entſcheiden, die entſtanden waren über die Feinheit und Glätte eines Fadens, wobei ſich die Betreffenden ſicherer auf ſeine unbewaffneten Augen verlaſſen konnten als auf ihre eigenen Unterſuchungen mit der Loupe, und auch ſo unbedingt verließen, daß, wenn Herr Schwetzinger beim Betrachten eines leinenen Stoffes nur unmerklich mit ſeinem linken Auge zuckte, man ſicher ſein konnte, daß etwas Baumwolle darin war.

Dieſe ſcharfen Augen blickten nun plötzlich auf einen Punkt etwas ſeitwärts von der Bank, und nachdem er eine Zeitlang hingeſehen, verwandelten ſich ſeine Geſichtszüge aus dem Ausdrucke des Wohlbehagens in den geſpannteſter Aufmerkſamkeit. — „Ei, ei," machte er, und bog ſich ſo weit vor über den Gegenſtand, den er betrachtete, daß er ohne Anhalt der Füße faſt von der Bank heruntergefallen wäre. Darauf hüpfte er freiwillig herab und nahm von der bezeichneten Stelle etwas vom Boden auf, was er alsdann näher vor ſeine Augen brachte und kopfſchüttelnd beſchaute. Es war dieſes eine kleine, ſtahlblaue Glasperle, ungefähr ſo groß wie ein Schrot Numero 4, geringfügig an innerem Werthe, aber für ihn bedeutend in der Verkettung mit anderen Umſtänden; und daß ihm dieſe Umſtände wichtig genug erſcheinen mochten, ſah man an ſeinen plötzlich zuſammengezogenen Augenbrauen, ſowie an dem energiſchen Hervortreten ſeiner Unterlippe.

„Dieſe Perle," ſprach er zu ſich ſelber, „iſt unverkennbar von der gleichen Sorte, mit denen ſie ihr dunkelblaues Kleid beſetzte, — ich muß das wiſſen, denn ich ſah die Perlen im Laden, ich ſah, wie ſie aufgenäht wurden und ſie erfreuten mich ſo häufig,“ ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „wenn ich ihre ſchlanke Taille betrachtete und ihre vollen Schultern — die Sache wäre an ſich von gar keiner Wichtigkeit, denn durch die geringfügigſte unſchuldigſte Bewegung kann eine ſolche Perle losſpringen, und es gibt wahrſcheinlich eine Menge Damen, welche ſich ähnlicher zum Beſetzen ihrer Kleider bedient. — Doch,“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, wobei er zu dem ſehr ernſten Tone ſeiner Stimme eine bezeichnende Handbewegung machte, „ſollte ſie dieſe Perle verloren haben, ſo wäre dadurch bewieſen, daß ſie hier geweſen und mir ein Geheimniß aus dem Beſuche dieſer einſamen Gartenbank gemacht hätte, welche ſie nie beſucht habe, wie ſie mir ſchon ſagte — dieſe Gartenbank, welche ich nur zuweilen aufſuchte, weil man auf ihr ſo hübſch allein ſein und in der Stille ſeinen kleinen Morgenimbiß halten kann, und weil jeder an dieſer Bank diskret vorüber geht, ſobald er ſie auch nur mit einer einzelnen Perſon beſetzt findet. — Sonſt liebe ich dieſe Bank gar nicht,“ fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, „man entdeckt hier oft ganz eigenthümliche Geſellſchaft, das heißt, wenn man zwei Perſonen eine Geſellſchaft nennen kann; zuweilen erregt ſie in mir das wehmüthige Gefühl wie ein altes Stammbuch, wenn ich die rings umher zerſtreuten Papierſchnitzel betrachte, dort ein kleines Stückchen Band, hier einen wollenen Faden, dazu die halb und ganz verdorrten, abſichtlich entzwei geriſſenen Blumen; — heute aber kann ich mich eines ganz beſonders peinlichen Gefühls nicht erwehren, denn ſo düſter und abſtoßend iſt mir dieſe Bank noch nicht erſchienen — die Luft hat hier etwas Friedhofartiges, ja etwas Hochgerichtliches — gehen wir — gehen wir!“

Damit hob er ein Stück Druckpapier vom Boden auf, womit er vor einer Stunde den harmloſen Schinken umhüllt — er riß eine reine Stelle ab, wickelte die Perle hinein und verwahrte ſie ſorgfältig in der Weſtentaſche, dann ſetzte er den Hut auf und ging von dannen — leider nicht vergnügt und glücklich den leuchtenden Himmel betrachtend, wie er hieher gekommen war, ſondern ernſt und gedankenvoll das Auge gegen den Boden gerichtet, welche Haltung allerdings dadurch erleichtert wurde, daß er ſeine beiden Hände zuſammengefaltet auf dem Rücken hielt, verborgen unter den langen Schößen ſeines blauen Frackes. — Plötzlich ſtutzte er und blieb ſtehen: da zu ſeinen Füßen ſah er eine andere Perle ganz wie die erſte: ſtahlblau, von Glas, Schrot Numero 4. Er hob ſie auf unter einem bedeutſamen Kopfſchütteln, welches ſich im nächſten Augenblicke noch verſtärkte, als er ein paar Schritte weiter eine dritte Perle fand, und gleich darauf eine vierte, fünfte und ſechſte.

Da dem Herrn Schwetzinger dieſe Funde äußerſt intereſſant waren, ſo werden wir es begreiflich finden, daß er von nun an mit ſehr tief gebeugtem Oberkörper dahin ſchritt, wobei er auf's genaueſte zu ſeinen Füßen ſpähte, um keine weitere Perle zu überſehen, und dieſes um ſo mehr, als die letzte, die er fand, unverkennbar nach einem ſchmalen, ſehr ſchattigen Weg zeigte, der ſich in anmuthigen Schlangenlinien durch das dichte Gebüſch wand — auch hier Perlen, beinahe auf jedem Schritt eine.

Als Herr Schwetzinger auf dieſe Weiſe dahinſchritt, die Naſe ſo tief am Boden, als es ihm nur möglich war, forſchend und ſpähend wie ein Schweißhund auf richtiger Fährte, rötheten ſich ſeine Wangen vor Aufregung und erſchwertem Athemholen und fingen ſogar an, in's Stahlblaue zu ſchielen, als ſich die Zahl der zerſtreuten Perlen mehrte und nun auf einem kleinen, lichten Platze, der mit beinahe undurchdringlichem Gebüſche umgeben war, plötzlich aufhörte, nachdem hier noch eine wahre Verſchwendung damit getrieben worden war.

Da ſtand Herr Schwetzinger und wiſchte ſich tief aufathmend den Schweiß von der Stirne, doch war ſein Herz ſtark genug, um wenigſtens den Verſuch zu machen, ſich aller finſteren Gedanken zu entſchlagen. „Bah,“ ſprach er, „dieſer Perlen gibt es hunderttauſende und es haben vielleicht hundert Damen ihre Kleider damit beſetzt — ich ſollte mir ſelbſt Ohrfeigen geben, daß ich in dieſer Richtung nur an Agathe gedacht, und hier wäre gerade ein paſſender Platz, um ſo recht im

Verborgenen, ungeſehen einen ſo alten Eſel wie ich zu bemaulſchellen — hat ſie das um mich verdient durch ihre aufopfernde Pflege, durch ihre ſo ſchlecht belohnte Hingebung, durch alle ihre rührenden Beweiſe von Zuneigung, ja von Liebe? — Ei — ei — wie — kann — man — ſo — dumm — ſein!"

Während Herr Schwetzinger die letzten Worte ſprach, hatte ſich ſein aufgeheitertes Geſicht plötzlich wieder düſter überzogen, und indem er wiederholte: „Ei, ei, wie kann man ſo dumm ſein!" blickte er ein kleines zuſammengefaltetes Blättchen Papier zu ſeinen Füßen mit dem gleichen Ausdrucke an, wie man vielleicht ein plötzlich erſcheinendes Geſpenſt betrachten würde — „ſchäme — dich — alter — Schwetzinger — ſchäme — dich! — Vielleicht — — nein, ſchäme dich nicht!" ſchrie er mit einem Male laut auf und machte einen tollen Luftſprung, als er das aufgenommene Papier entfaltet — „nein, ſchäme dich nicht und bemaulſchelle dich nicht, armer alter Kerl — aber Andere — ſo und ſo, rechts und links!" Dabei machte er verſchiedene nicht zu verkennende Bewegungen mit ſeiner rechten Hand gegen ihm wahrſcheinlich deutlich vorſchwebende, unſichtbare Wangen, und hob ſeinen linken Fuß zu einem kräftigen Attentat auf andere ebenſo unſichtbare Körpertheile.

„O keine Täuſchung, — keine Täuſchung!!" — Es war keine Täuſchung möglich: ſeine Frau hatte dort auf der Gartenbank geſeſſen — ſeine Frau hatte ihre Perlen verloren, was alles, alles durch dieſes verhängnißvolle Papierchen dokumentirt wurde, denn es war von ſeiner eigenen — von Schwetzingers Hand beſchrieben; es ſtand darauf zu leſen: Für einen weſtphäliſchen Schinken zwölf Gulden dreißig Kreuzer, — eine Auslage für ſein zweites Frühſtück, die ſie gemeinſchaftlich gemacht und deren Notiz mit Tag und Datum verſehen von ihr — von Frau Agathe — im Portemonnaie aufbewahrt wurde.

Ja, ſie war hier geweſen — ſie, welche dieſe Gegend des Parkes nicht zu kennen vorgab, welche ſchon oft nach ſeiner Gartenbank wie nach einer unbekannten Gegend geforſcht hatte, wenn er erzählt, wie man dort ſo gemüthlich allein

‚Abend ‚frühſtücken ‚Dame — ſie war oder geweſen und ſie war hier geweſen, ſie hatte unterwegs vielleicht in Folge einer heftigen Berührung ihre Perlen verloren — ſie hatte hier ihr Portemonnaie hervorgezogen, o—o—o—oh! —

Er flog dahin wie von Furien gepeitſcht, ſo raſch es ihm ſeine kleinen Beine erlaubten und ſo lange er ſich ungeſehen in den ſchattigen Partien des Parkes befand; dann aber mäßigte er ſeinen Schritt, indem er zu ſich ſelber ſprach: „Ruhig, Schwetzinger, ruhig! Vorderhand wollen wir noch kein Gerede veranlaſſen.“ Er machte die verzweifelſten Anſtrengungen, ſeine verſtörten Geſichtszüge zu einem wohlgefälligen Lächeln zu zwingen, was ihm auch ſo vortrefflich gelang, daß, als er nun in die Stadt und in die Nähe ſeiner Wohnung gekommen war, ein alter Freund, der ihm zufällig begegnete, die vollſte Berechtigung hatte, ihn mit den Worten anzureden: „Es thut Einem immer wohl, wenn man dich ſieht, Schwetzinger, toujours fidèle et sans soucis, alter Schwede!“ — „Ja, ja.“ — „Weißt auch ſchon warum — haſt in jeder Beziehung dein Schäfchen im Trockenen, und was für ein Schäfchen — ich muß dir ſchon geſtehen, mir geht immer das Herz auf, wie eine Dampfnudel, wenn ich deine Frau ſehe.“ — „Ja, ja.“ — „Brauchſt deßhalb nicht eiferſüchtig zu werden — bei mir hat's keine Gefahr.“

Wir glauben nicht, daß der gute Freund die beiden Worte: „bei mir“ beſonders ſcharf betonte, obgleich es dem unglücklichen Schwetzinger ſo vorkam, doch als er nun weiter ging, gellte es ihm in den Ohren: „Bei ihm hat es keine Gefahr — was wollte er damit ſagen? — Bei ihm nicht — aber vielleicht bei Anderen — weißt auch ſchon warum — ſieht man mir's vielleicht ſchon an?“ Er blickte ſcheu in den großen Spiegel eines Magazins, an dem er vorbeieilte.

„Die Madame iſt ausgegangen,“ ſagte die freundliche Magd, welche außerordentlich erſtaunt war, daß der „liebe Herr“ gegen ſeine Gewohnheit heute ſo bald von ſeinem Spaziergange zurückkehre. „Die Madame macht einen Beſuch bei der Frau Ströbler, vielleicht auch bei der Frau Butler oder auch bei der Frau Schwarzenberger,“ — welche [illegible] oder eines ſehr erfreulichen Ereigniſſes wegen das Zimmer hüten müſſen.

Herr Schwetzinger ging in die Wohnſtube, und da er ſah, daß ſich die wißbegierige Magd hier etwas zu ſchaffen machte, trat er mit der gleichgiltigſten Miene zuerſt an's Fenſter, die erſte Zeile des Jungfernkranzes pfeifend, dann an den Tiſch, wo er mit „veilchenblauer Seide“ fortſetzte und nun ohne irgend eine Abſicht das Photographie-Album ſeiner Frau in die Hand nahm.

Da durchblitzte ihn ein Gedanke. Einer ſeiner alten Bekannten, ein durchtriebener, raffinirter Kerl, der Hauptfabrikant jener böswilligen Anſpielungen und ſchlechten Witze, hatte einmal geſagt: „So ein Photographie-Album iſt der größte Verräther, wenn man es nur zu behandeln verſteht. Man lege es mit ſeinem Rücken auf den Tiſch und es wird von ſelbſt abſichtslos ſo auseinander fallen, wie es abſichtlich häufig auseinander geſchlagen wird, und gerade die Photographie zeigen, welche der Beſitzer oder die Beſitzerin mit ganz beſonderer Vorliebe anzuſehen pflegt.“ — Herr Schwetzinger that alſo mit zitternder Hand, immer noch die Hoffnung nährend, ſein eigenes Porträt erſcheinen zu ſehen, doch hatte er ſich getäuſcht: das recht fade Geſicht eines jungen Mannes lachte ihm entgegen, ein Kopf mit kleinem Schnurrbarte, wohlfriſirtem Haupthaare und dazu eine Figur, ziemlich modiſch angezogen, mit einem Stücke Baluſtrade in der Hand.

Er kannte dieſes Geſicht, konnte ſich aber auf den Namen des jungen Mannes nicht beſinnen; doch fiel ihm jetzt ein, ſeine Frau habe auf Befragen danach einmal geſagt, es ſei ein entfernter Verwandter, den ſie ſeit Jahren nicht geſehen; auch glaubte er ſich zu erinnern, ſie habe dabei etwas verlegen ausgeſehen. Ja, ja, deſſen erinnerte er ſich jetzt ganz deutlich und er hatte alsdann wiederholt nach dem Namen gefragt — wie hieß er doch? Herr Wolter? — Herr Stolter oder Herr Polter? Es wollte ihm nicht einfallen — er konnte überhaupt ſeine Gedanken nicht recht zuſammenbehalten, er war tief bekümmert, er war unglücklich und wurde es immer mehr, je öfter er das Experiment mit dem Buche machte und je öfter ihm das unangenehme, widerwärtige Geſicht jenes Herrn Polter oder Stolter erſchien.

Dabei blickte er verſtört nach der Thüre des Schlafzimmers, fürchtete ſich dort einzutreten und den Kleiderſchrank ſeiner Frau zu öffnen; hatte er doch die Gewißheit, die fürchterlichſte Gewißheit, brauchte keine Beſtätigung derſelben mehr! Und doch zog es ihn hinein. Da hing das dunkelblaue Kleid über einer Stuhllehne; er hob es empor mit zitternder Hand, er betrachtete die Perlenverzierung und ließ das Kleid alsdann mit einem ſchmerzlichen Seufzer aus der Hand fallen, nachdem er geſehen, daß und wo dieſe Verzierung verletzt und abgerieben war: auf der linken Seite des Gürtels und am linken Aermelbeſatze.

Herr Schwetzinger zog ſeinen Frack aus und einen dunklen Ueberrock mit ſehr weiten Taſchen an, den er bis unter das Kinn zuknöpfte. Dann ging er zu ſeinem alten bewährten Freunde, bat ihn um ſeine Piſtolen, wobei er ſo viel Selbſtbeherrſchung hatte, ihm mit der heiterſten Miene die Verſicherung zu geben, er ſei jetzt zu der Einſicht gekommen, daß er dieſe Waffe niemals zu dem früher angegebenen Zwecke gebrauchen würde, und wolle ſie deßhalb einem Verwandten verehren, der eine weite Reiſe vorhabe — — eine ſehr weite Reiſe. —

Unterdeſſen ſtand unſere Gartenbank trotz dieſer welterſchütternden Begebenheit wie immer ruhig an ihrem Platze, harmlos und unſchuldig, durch gar nichts verrathend, daß hier ſchon Verſchiedenes verrathen worden, daß hier Blumen, Perlen und noch manches Andere verloren gegangen ſei. Vereinſamt war die Bank aber nicht: es ſaß auf ihr ein junger blaſſer, blonder Menſch, ziemlich ärmlich angezogen, mit lang herabwallenden Haaren, der ein Buch in der Hand hatte und neben ſich ein Blatt Papier und einen Bleiſtift. Der junge Mann war ein angehender Dichter, das Buch ein Reimlexikon und das Papier dazu da, ſeine poetiſchen Ergüſſe aufzunehmen.

„Könnte ich nur auf eine wohlklingende Art das Problem eines Reimes auf Menſch löſen oder auf ſondern als Endreim — es wäre das neu und würde Aufſehen machen.“

Er nahm den Bleiſtift zwiſchen die Lippen, blickte an den Himmel empor und war ſo in ſeine Gedanken vertieft, daß er es kaum bemerkte, wie ſich ein zweiter junger Mann auf dem andern Ende der Bank niederließ.

Dieſer zweite junge Mann war ganz der Gegenſatz des erſten; er war wohlhabend gekleidet, hatte eine kleine, dicke, ausgefreſſene Perſönlichkeit, in ſeinem behäbigen Geſichte von Geſundheit ſtrotzende Backen, lebhafte Augen und dichtes ſchwarzes Haar. Er rauchte eine ſehr gute Cigarre, und ſo oft er ſie aus dem Munde nahm und den Dampf ausgeſtoßen hatte, ſummte er eine dem Andern unverſtändliche Melodie; dabei blickte er ebenfalls wie der Andere an den Himmel empor, theils um den luftblauen Ringeln des Cigarrenrauchs nachzuſchauen, theils um vielleicht irgend einer himmliſchen Harmonie zu lauſchen, wenn Apollo gut gelaunt ſei, eine ſolche vernehmen zu laſſen, denn der kleine, dicke, ausgefreſſene Mann war ein Komponiſt und es fehlte ihm an hübſchen ſangbaren Weiſen.

Aber auch an dem Texte einer Oper fehlte es ihm, und nachdem er einen Blick auf ſeinen Nachbar geworfen, und ihn an ſeinem langen Haare, ſeinen blaſſen eingefallenen Wangen, ſeinem ſchwärmeriſchen Blicke, vor allem aber an ſeiner ärmlichen, fadenſcheinigen Kleidung als einen deutſchen Dichter erkannt, da rückte er ihm etwas näher und knüpfte ein Geſpräch mit ihm an, welches er mit den paſſenden Worten einleitete: „Wir haben heute ſehr ſchönes Wetter.“ — „Und der Himmel iſt ſo blau — ſo blau — ſo weich und blau.“ — „Förmlich wie eine Melodie aus Es-dur.“ — „Sie ſind wohl Muſiker?“ — „Ja, und Sie Poet?“ — „Ich möchte es werden; nach dem Drange zu urtheilen, den ich in mir fühle, glaube ich etwas leiſten zu können.“ — „Haben Sie ſich nie an einem Operntexte verſucht?“ — „Ich bin im Beſitze einer Menge Entwürfe — doch wozu irgend einen ausführen, wenn man keinen Komponiſten findet?“

Die Augen des kleinen, dicken, ausgefreſſenen Mannes funkelten vor Gier, und da zu gleicher Zeit die Gläſer ſeiner Brille im Sonnenlichte glänzten, ſo gab dies mit der geſunden Röthe ſeiner Wangen eine wirklich ſtrahlende Erſcheinung. „Ein Komponiſt,“ ſagte er, „wäre gefunden; theurer Wohlthäter, ſchreiben Sie mir eine Oper.“ — Der arme Schriftſteller erſchrak faſt vor dem Gefunkel dieſer Augen, vor der erregten Stimme, mit welcher der Andere dieſe Worte ſprach; ſie klangen nicht weniger energiſch als die des Banditen, wenn er dem harmloſen Wanderer eine Piſtole auf die Bruſt ſetzt: la bourse ou la vie! — „Wählen Sie — wählen Sie,“ fuhr er eifriger fort, „unter Ihren Entwürfen, die wahrſcheinlich alle ſchon glänzend betitelt ſind, denn auf einen Titel kommt ungeheuer viel an.“ — „Glauben Sie das nicht?“

„Es iſt das meine feſte und richtige Ueberzeugung! — Was hätte Mozart's Muſik gemacht, wenn er nicht dieſe weltbekannten, berühmten Titel gehabt hätte — Don Juan — Die Zauberflöte — Die Entführung aus dem Serail. Und erſt Weber mit ſeinem Freiſchütz! — das ſind Titel,“ rief der kleine ausgefreſſene Muſiker mit einem ſchwärmeriſchen Blicke auf ſeine röthliche Naſe — „ja wenn wir einen ſolchen Titel fänden!“ — „Die Titel waren bis jetzt das ſtärkſte an meinen Gedichten und ſonſtigen poetiſchen Erzeugniſſen,“ erwiderte der Dichter, indem er ſchüchtern ſeine Augen niederſchlug. — „Machen wir ein Geſchäft mit einander — o ich würde Sie vortrefflich bezahlen.“ „Bezahlen?“ wiederholte der Andere mit einem melancholiſchen Lächeln, wobei er einen Blick hinauswarf, weit, weit in's Leere, in die Unendlichkeit, wo gar nichts mehr iſt. — Bezahlen! — dieſes Wort hatte allerdings für ihn einen bekannten Klang, ohne daß es übrigens für ihn je klingend geworden wäre.

„Gewiß, vortrefflich bezahlen, und die herrlichen kleinen Frühſtücke, die wir halten wollen, während wir arbeiten: Champagner bei allen Liebesduetten, bei Allegretto's und Scherzando's; kräftige Beefſteaks oder ſonſtige Rinderbraten, wo es gilt, Maëstoso zu ſein; Knackwurſt und Bier, wenn der Chor auftritt. — Sie ſehen, ich befleißige mich auch darin eines Syſtems, und mein Syſtem iſt richtig.“ — „Ich bewundere Sie.“ — „Und nicht ohne Urſache — paſſirt mir ſehr häufig.“ — „Und ſchätze mich glücklich, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben.“ — „Schätzen wir uns gegenſeitig und laſſen Sie mich etwas von Ihren Titeln hören.“ — „Wünſchen Sie etwas hochtragiſch romantiſch Düſteres?“ — „Weniger — etwas Leichtes, Humoriſtiſches wäre mir lieber — wie Teufels Antheil — Barbier von Sevilla — Fra Diavolo — es ſchweben mir aus dieſen Opern einige leichte tändelnde Melodien vor, die ſich mit einigen Veränderungen gut verwerthen ließen.“

„Was halten Sie von einem Titel: der Blumenſtrauß oder der Schlüſſelbund?“ — „Nicht pikant genug, viel zu alltäglich.“ — „Oder der verbrannte Finger?“ — „Wäre ſchon etwas.“ — „Sie hatte ihren Finger verbrannt, während ſie einen Liebesbrief ſiegelte — ein gutgeſchürzter Knoten, der zu artigen Entwicklungen Veranlaſſung gäbe.“ — „Kommt ſchon im Barbier vor — geht deßhalb nicht — der Text muß etwas Neues, noch nie Dageweſenes bringen.“ — „Ich wüßte wohl einen Stoff, den ich ſchon als Gedicht verarbeitet habe, doch iſt der Titel ſo wildoriginell, daß ich es kaum wage, denſelben vor Ihnen auszuſprechen.“ — „Laſſen Sie hören — o es kann nichts zu wild und zu originell ſein — ſchon dieſe Worte begeiſtern mich — ich höre im Geiſte die große Trommel, Triangel und Becken, die ganze türkiſche Muſik — ha, wie ſich das dirigiren läßt! Eins, zwei, drei, vier! — — Schnätterädengdeng! Und dann ſchaut man ein wenig rückwärts, um die große Wirkung zu beobachten.“ — „Sie ſind ein großer Meiſter, und ich habe mich zu guter Stunde auf dieſe einſame Gartenbank geſetzt.“ — „Und der Titel?“ — „Erſchrecken Sie aber nicht — er heißt: der wahnſinnige Sperber.“

Der Muſiker ſchaute mit offenem Munde etwas überraſcht in die gleiche Unendlichkeit hinaus, wie vorhin der junge Dichter bei dem Worte: bezahlen. Dann ſagte er nach einer längeren Pauſe: „Das Sujet wird doch wohl etwas zu düſter ſein — ſonſt wäre der Titel nicht übel — wahrhaftig, wenn ich das genauer überlege: der wahnſinnige Sperber — iſt noch nie dageweſen.“ — „Der erſte Akt ſpielt natürlich in einem alten Schloſſe, wo der wahnſinnige Sperber hauſt und allerlei Unheil anrichtet: er ſtiehlt Briefe —.“ — „Nur um Gotteswillen nichts Koſtbares oder Glänzendes, denn ſonſt erinnern wir an die diebiſche Elſter.“ — „Vor allen Dingen aber ſtiehlt er ein Teſtament, worauf die ganze originelle, naturwüchſige und ſchlagende Verwicklung des ganzen Stückes beruht.“ — „Wenn der wahnſinnige Sperber das geſtohlene Teſtament nur nicht in ſein Neſt trägt, das könnte einigermaßen an Adlers Horſt erinnern.“

„O nein, — hören Sie mich einen Augenblick an! Wir haben ein junges Mädchen, natürlicherweiſe rein wie ein Engel, — denn ſonſt wäre es mir unmöglich, mit voller Luſt zu arbeiten — ſie liebt, und gerade jenen jungen Mann, der, da durch die Entwendung des Teſtaments ſein ganzes Vermögen verloren geht, ſie nicht heirathen kann. — Wo wird nun das Teſtament gefunden? Wo hat es der wahnſinnige Sperber hingeſchafft?“ — „Darauf bin ich ungeheuer begierig.“ — „Er ſchleppt es in das Schlafzimmer jenes Mädchens, während ſie gerade im Nebenzimmer iſt und vielleicht zur Cither oder auch zur Mandoline, wenn wir die Handlung nach Spanien verlegen wollen, ein wehmüthiges Lied ſingt. Da knallt vor dem Fenſter ein Schuß — gewiß von ſehr ſchöner Wirkung — das junge Mädchen ſchreit auf und von draußen herein könnte der Chor der Bauernburſchen und Ritterknappen ſingen: wir haben ihn — wir haben ihn — wir haben ihn geſcho—oſſen!“ — „Was? Den wahnſinnigen Sperber?“

„Gott bewahre, der iſt ja im Zimmer, ſondern ſie ſchoſſen einen zufällig vorüberfliegenden Adler — das wird ja in der Oper wohl um ſo mehr erlaubt ſein, da man ja dieſen Adler hinter den Couliſſen nicht fliegen ſieht — der Sperber aber erſchrickt und läßt das Teſtament fallen — gerade in ein zuſammengerolltes Mieder jenes keuſchen Mädchens, und darauf beruht der grandioſe Schlußeffekt der ganzen Oper: ſie zieht das Mieder an ohne zu wiſſen, daß das Teſtament darin ſteckt.“ — „Etwas unglaublich, doch iſt in einer Oper alles möglich!“ — „Sie heirathet ihn, obgleich er arm iſt wie eine Kirchenmaus, und wenn er ſie beim Finale an ſeine Bruſt drückt und ſagt: ſo halt' ich dich, meinen größten Schatz! — ſo muß das rührend großartig wirken, da das Publikum ja weiß, daß er zugleich mit ihr, obgleich unwiſſend, auch das Teſtament an ſein Herz drückt. — Er könnte auch ſingen: Du ſcheinſt mir ſo bewegt, mein Lieb, was drückt dein Herz? — Ich weiß es nicht, mein Geliebter — ein unnennbares Etwas — dann fällt ſie vor Druck und Aufregung in Ohnmacht, die Geſpielen eilen herbei — man öffnet das Mieder und findet das Teſtament. — Ha! ruft er entzückt, indem er es emporhebt, wie richtig war meine Ahnung! — Schlußgruppe mit bengaliſchem Feuer wie im fliegenden Holländer, hinten erſcheint der wahnſinnige Sperber unter allgemeiner Rührung langſam aufwärts ſchwebend.“

Wir ſind jetzt nicht ganz überzeugt, ob es wirklich Thränen der Freude waren, was in den Augen des kleinen, ausgefreſſenen Muſikers funkelte, doch glauben wir, es annehmen zu können, denn er ſprang raſch von der Bank empor, ergriff die beiden Hände des Dichters und rief enthuſiaſtiſch: „Arm in Arm mit dir, ſo fordr' ich alle Kapellmeiſter und Intendanten in die Schranken — und nun fort zu einem guten Frühſtück! — Kommen Sie, wir wollen gleich daran gehen, die einzelnen Scenen auszuarbeiten — ich verſichere Sie, es tönt ſchon jetzt in mir ein großartiges Ritornell vor dem erſten Auftreten des wahnſinnigen Sperbers, etwas Aehnliches, aber natürlich ganz Anderes wie der Anfang der Ouverture zu Robert der Teufel — kommen Sie — kommen Sie!“ — Damit riß er den jungen, mageren Dichter empor, drückte ihn einen Augenblick an ſeine fette Bruſt und beide wankten Arm in Arm dahin — ein Poet und ein Muſiker der Zukunft — die Bank wieder einſam zurücklaſſend, welche erbebte unter dieſem welterſchütternden Ereigniſſe, unter der Geburt des wahnſinnigen Sperbers!

Nach dieſem lyriſchen Intermezzo gingen am gleichen Tage, wo unſere kleine Idylle ſchließt, ein paar Stunden vorüber, in welchen durchaus nichts vorkam, als kleine unſchuldige Neckereien unter Vögeln der verſchiedenſten Art; dann aber näherte ſich ein Menſchenpaar unſerer Bank, ein Mann und eine Frau, von denen die letztere ein recht kummervolles Geſicht hatte, das heißt: der Ausdruck des Geſichtes war kummervoll und hätte daſſelbe an und für ſich bei dem Scheine eines vergnügten Lächelns gewiß eben ſo ſchön als lebensfriſch ausgeſehen. Und da es nicht in unſerer Abſicht liegt, mit dem geneigten Leſer Verſteckens zu ſpielen, ſo wollen wir ihm nicht verſchweigen, daß die Frau mit dem ſo kummervollen Geſichte eine für uns faſt erſchreckende Aehnlichkeit hatte mit der Gattin jenes Mannes, nicht desjenigen, der an ihrer Seite ſaß, ſondern jenes anderen Mannes, den das unerbittliche Verhängniß in dieſem Augenblicke mit großen Schritten dem Parke zuführte — jenes Mannes, der bis an das Kinn zugeknöpft war, der in der Bruſttaſche die Photographie jenes faden, jungen Menſchen trug und deſſen Rockſchöße beſchwert waren durch ein paar ſcharfgeladene Piſtolen mit Zündkapſeln verſehen, und deren Hahnen zum Ueberfluß noch geſpannt waren; doch gebrauchte Herr Schwetzinger wenigſtens noch die Vorſicht, während er ſo finſteren Blickes dahinſchritt, ſeine beiden Daumen auf den Zündkapſeln zu halten, damit es nicht früher ein Unglück gäbe, als bis alles reif ſei zu demſelben.

„Du wirſt ſehen,“ ſagte die Frau auf der Gartenbank zu dem Mann, der neben ihr ſaß, und deſſen Miene auch nicht heiter zu nennen war, „er läßt ſich nicht erweichen, er wird hart und grauſam bleiben, und doch würde es ihm ein Leichtes ſein, unſer beiderſeitiges Glück zu begründen.“ — „Ach, und wie glücklich würden wir ſein, wenn dieſes an ſich ſo unbedeutende Hinderniß aus dem Wege geräumt wäre.“ — „Ja, mein lieber Konrad, gewiß, denn ich liebe dich ſchon ſo lange und ſo innig.“ — Sie legte ihre Hand in die ſeinige, und da ſie ſich zu gleicher Zeit etwas gegen ihn neigte, ſo war es ſehr begreiflich, daß er ſie, wenn auch nur flüchtig, auf die friſchen Lippen küßte: dieſes aber gerade in dem Augenblicke, in dem Herr Schwetzinger, obgleich noch ſehr entfernt, auf einem jener wenigen Punkte angekommen war, von dem man zwiſchen dem überhängenden Gebüſche hindurch einen Theil der Bank ſah und eine Geſtalt zu erkennen vermochte, wenn man mit bewaffnetem Auge hinſchaute. Und er hatte bewaffnete Augen: ein ſehr ſcharfes Opernglas — ſehr ſcharf — zu ſcharf! — „Ah, ſie iſt es,“ knirſchte er, „und an ihrer Seite jenes fade Geſicht, das ich in ihrem Album geſehen — hinterliſtiges, treuloſes Weib — o dergeſtalt geübt in allen Ränken und Schwänken, daß ſie ſogar ihren Anzug gewechſelt hat, ehe ſie ſich zu dieſem verbrecheriſchen Rendezvous begab — ja, ſie hat ihn gewechſelt," ſetzte er mit einem wehmüthigen Aufſchluchzen hinzu, „denn ſie trägt jetzt nicht mehr das Kleid von ſanftem Braun, welches ich ihr heute Morgen ſelbſt hinten zugehackt — o welche Erinnerung! — doch auch die Rache iſt ſüß."

Er ſchlich näher und näher in weiten Schlangenwindungen und Umwegen, um nicht zu frühzeitig entdeckt zu werden, denn er hatte ſich vorgenommen, ihnen plötzlich gegenüber zu treten wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Deßhalb achtete er es auch nicht, daß er den letzten Theil des Weges hinter ihrem Rücken durch jenen feuchten Waſſergraben machen mußte — er patſchte behutſam vorwärts durch den fußtiefen Schlamm, horchend und lauernd, ſeine Daumen auf die Zündkapſeln der Piſtolen gedrückt; doch pochte ſein Herz gewaltig und er fühlte eine faſt kannibaliſche Freude bei dem Gedanken, in der nächſten Minute vor ſie hintreten zu können und ihr zu ſagen: „Madame, ich wünſche Ihnen einen vergnügten Morgen!" —

„Ha, die Falſche ſoll erbleichen,
Und flöſſe ſelbſt mein Blut!"

Da — da ſtand er ihnen gegenüber, ihm und ihr und noch einer dritten Perſon, und war es beſonders der Anblick dieſer letzteren, welche ihm einen leichten Schwindel verurſachte und ihm faſt die Beſinnung raubte. Wären die Beiden, die er von ferne geſehen, ſpurlos von der Bank verſchwunden geweſen, ſo hätte das mit ganz natürlichen Dingen zugehen können — aber nicht genug — ſie blieb allerdings etwas überraſcht, doch ruhig auf der Bank ſitzen — ſeine Frau — und ſie ſtand ruhig, faſt lächelnd neben der Bank — ebenfalls ſeine Frau.

Und die letztere, die neben der Bank ſtand, die ihn ſo ruhig anlächelte, mußte wohl die ächte ſein, denn ſie trug das gewiſſe Kleid von ſanfter, brauner Farbe, ſie trat mit ausgeſtreckter Hand auf ihn zu, und als er nun die andere ſcharf in's Auge faßte, ſah er ungeachtet der beiſpielloſen Aehnlichkeit derſelben mit Frau Agathe doch hie und da einen fremden Zug durchſchimmern, und entdeckte deren immer mehr, als er in ſprachloſem Erſtaunen ſeine Augen von der einen zur anderen ſchweifen ließ. „Es iſt ja meine Schweſter,“ ſagte Madame Schwetzinger nach einem leicht begreiflichen Zögern, hervorgebracht durch die finſteren Blicke und die entſchloſſene Haltung des zugeknöpften Mannes mit den beiden Händen in den hinteren Rocktaſchen — „es iſt meine Schweſter, von der ich dir, wenn auch nur flüchtig, geſagt, die geſtern mit ihrem Bräutigam hier angekommen iſt, um — ich will es dir nur geſtehen, zu einem wichtigen Unternehmen, welches ihre Zukunft ſichern ſoll, deine Hilfe zu ſuchen.“

„A—a—a—ah!“ machte Herr Schwetzinger nach einem ungeheuer langen Athemzuge, und als er hierdurch ſeine Sprache wieder gefunden, fragte er mit einem offenbar ſehr milden Tone, „und du ſahſt wahrſcheinlich geſtern ſchon deine Schweſter und deinen künftigen Schwager?“ — „Allerdings, und ich hätte dir das nicht verheimlichen ſollen.“ — „Ihr hieltet einen geheimen Kriegsrath, um mich alsdann zu überrumpeln?“ — „So iſt es und zwar hier auf derſelben Stelle.“ — „Ich weiß — ich weiß,“ ſagte er, mehr und mehr erfreut, beruhigt, beglückt — „aber wer überraſcht worden iſt, ſeid ihr, und damit wollte ich euch nur beweiſen, daß man dem alten Schwetzinger kein x für ein u vormachen kann — o wie mich das entzückt!“ — Er hätte ſich gerne vor Freuden die Hände gerieben, doch plötzlich fielen ihm die geſpannten Piſtolen in den Rocktaſchen ein und er wagte es nicht, ſeine Daumen von den Zündkapſeln zu entfernen — es hätte ja ein Unglück geben können — nach dieſer Aufklärung ein ſchreckliches Unglück! In ſeinem aufgeregten Zuſtande hatte er bis jetzt nicht daran gedacht, was alles geſchehen könnte, wenn Einem eine gut geladene Piſtole in der hinteren Rocktaſche zufällig losginge, und als ihm das einfiel, ſchauderte er.

Frau Agathe war erſtaunt, daß ihr Mann die dargereichte Hand nicht ergriff und der zukünftige Schwager verwunderte ſich, daß er ihn nicht auf eine ähnliche freundliche Art begrüßte. „Sie ſcheinen erhitzt zu ſein, Herr Schwetzinger — wollen Sie nicht Platz nehmen?“ — „Wo denken Sie hin? unmöglich, es könnte — — ja ſo,“ verbeſſerte er ſich mit einem krampfhaften Lächeln, „freut mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, und was den Dienſt anbelangt, den ich Ihnen leiſten kann, ſo denke ich, wir wollen zu Hauſe darüber reden — ja zu Hauſe, behaglich und bequem — ſehr bequem — laßt die beiden Frauenzimmer nur vorausgehen, wir Beide können folgen und unterwegs können Sie mir ſchon die Grundzüge Ihres Unternehmens mittheilen.“ — „O Herr Schwetzinger, wie glücklich machen Sie uns!“ — „Glücklich ſein und glücklich machen, iſt der edelſte Beruf, heißt es in irgend einer Oper, und es iſt das eine Stelle, die mir jetzt ſoeben mit einem wahren Behagen einfällt.“

„Ich ſagte es geſtern gleich, nur keine Heimlichkeit,“ ſagte Frau Agathe. — „Richtig, mein Kind. Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.“ — „Aber wie in dieſem ſpeziellen Falle?“ — „Ich ſaß geſtern hier auf dieſer Stelle in Träumerei verſunken, und da flüſterte mir die Bank allerlei zu: daß du hieher in den Park gegangen ſeieſt in einem blauen Kleide am Arme eines Mannes.“ — „Ja, es iſt ſo,“ lachte der zukünftige Schwager. — „Doch war ich auch dabei,“ ſagte die Schweſter der Frau Agathe. — „Und von hier ginget ihr dort links in das kleine Gebüſch — da fand wohl die Schlußverhandlung ſtatt?“ — „Allerdings und die verſchiedenen Punkte wurden mir ſogar ſchriftlich überreicht, um ſie dir vorzutragen.“ — „Du haſt ſie wohl in deinem Geldtäſchchen?“ — „Allerdings — woher weißt du das?“ — „Von der Gartenbank — o ſie war mir eine liebe treue Freundin.“ — „Erſtaunlich — man muß ſich vor ihr in Acht nehmen.“ — Und damit gingen die beiden Damen voraus und die beiden Herren folgten, wobei Herr Schwetzinger ſehr kleine Schritte machte, um etwas zurückbleiben zu können.

„Wollen Sie mir nicht Ihren Arm geben?“ — „Ich danke Ihnen recht ſehr — ich — ich — wollte — nur einen Augenblick“ — damit ſah ſich Herr Schwetzinger ſchüchtern nach allen Seiten um. — „Ach, ich verſtehe." — „Bitte, treten Sie einen Augenblick mit mir hinter das Gebüſch." — „Ich?" fragte der künftige Schwager erſtaunt. — „Bſt, nicht ſo laut! — So — nun ſeien Sie ſo freundlich und greifen behutſam in meine Rocktaſche." — „Der Teufel, da haben Sie ja eine geſpannte Piſtole!" — „Ja und in der andern Taſche eine zweite — es gehört das zu meinen kleinen Beluſtigungen, hie und da im Freien nach Spatzen zu ſchießen — ich habe mir dafür eine Jagdkarte gelöſt." — „Das iſt aber ſehr gefährlich, die Hahnen geſpannt zu laſſen." — „Allerdings; nun wollen wir raſch die Zündhütchen entfernen." — „Und die Hahnen in Ruhe ſetzen — es ſind ein paar gute Piſtolen."

„Wenn ſie Ihnen gefallen, ſo ſchenke ich ſie Ihnen — bitte, nehmen Sie ſie mit — ich werde mir das gefährliche Vergnügen, auf dieſe Art Sperlinge zu ſchießen, abgewöhnen." — „Wenn Sie nicht anders wollen, ſo ſage ich Ihnen meinen beſten Dank — ich kann ſie vortrefflich gebrauchen. Wie Sie vielleicht wiſſen, wohne ich auf einer Waldmühle, und da auch dort wie überall die Waſſerkräfte immer ſchwächer werden, ſo habe ich mich entſchloſſen, mit Dampf vorzuſpannen, wenn es mir gelingt, das hiezu nothwendige Kapital —." — „Ach, ich verſtehe — ich verſtehe!" rief Herr Schwetzinger in heiterem Tone und mit einer glückſeligen Miene. Er war überhaupt ein ganz anderer Mann geworden, ſeit die geladenen Piſtolen aus ſeiner Rocktaſche entfernt waren; er hatte ſeinen Rock aufgeknöpft, hatte ſeine weiße Halsbinde unternehmend in die Höhe gezogen und blies vor Vergnügen die Backen auf, während er ſeinen Arm in den des zukünftigen Schwagers legte. — „Das wollen wir Alles zu Hauſe beſprechen," ſagte er, „und es wird ſich machen laſſen. — Lieber Freund, Sie hätten zu keiner glücklicheren Stunde zu mir kommen können." — „Iſt Ihnen etwas Angenehmes zugeſtoßen?" — „Ja, ich habe etwas verloren Geglaubtes unverletzt wiedergefunden." — „Ah, dazu wünſche ich Ihnen Glück — und wo, wenn ich fragen darf?" — „Auf einer Gartenbank."

Reiſeſchwindel.

Eine Skizze.

Der Herbſt iſt kommen und die Blätter fallen ab von den Bäumen, ſchon wochenlang ſtrich der Wind über die dürren Stoppeln, und auf Wieſengründen zeigt ſich die lilafarbene, alſo in Halbtrauer gekleidete Herbſtzeitloſe, um mit ihrer zierlichen Glockenblume auf dem ſchlanken, ſchwanken Stengel die rauhere Jahreszeit einzuläuten.

Ah, der Herbſt iſt ſchön mit ſeinem reichen Obſtſegen und den prächtig gefärbten Bäumen, die mit etwas verdächtiger Koketterie noch einmal bemüht ſind, die Blicke auf ſich zu lenken.

Gibt es etwas Wundervolleres als ſo einen Herbſttag mit ſeiner friſchen, klaren, entzückend elaſtiſchen Luft, wenn nach vielleicht kühlem Morgen eine wohlige Tageswärme uns umſpielt, wenn die Sonne förmlich goldig herabblitzt über Berg und Thal, das Waſſer küßt, daß es vor Vergnügen leuchtet und ſtrahlt, wenn ſie das weite Himmelsgewölbe ausfüllt mit ihrem glänzendſten Lichte, den Horizont mit ſeinen bunt gefärbten Buchenwäldern und den ernſten dunklen Tannen und Fichten in ſeiner ganzen Wellenlinie auf's Schärfſte abgrenzt und in dieſem unſäglich ſchönen Kranze wie Perlen hervorleuchten läßt: helle Kirchen, kleine Kapellen oder Landhäuſer, deren Fenſter wie Edelſtein glitzern — wenn die Sonne dort den ſtolzen Bergrieſen die verhüllenden Schleier entreißt, ſie hinabdrückt in die Ebene und ihnen förmlich zuzurufen ſcheint: „Seid doch heiter und luſtig mit uns, ihr grämlichen Alten!“ ſo daß ſie wirklich anfangen, aufzuleuchten, und dunkelviolett ſo ſagenhaft geheimnißvoll zu uns herüber funkeln, die mächtigen Füße maleriſch drapirt mit den wallenden Nebelſchleiern, das Haupt ſtrahlend im Glanze des friſch gefallenen Schnee's — ah, das iſt ſo prächtig, das iſt ſo unbeſchreiblich ſchön, daß man wohl geneigt ſein könnte, dem Herbſt einen Preis zuzuerkennen — wenn nicht —

Droben an dem dunklen Blau des Himmels ſehen wir Zugvögel in dichten Schaaren gen Süden ſtreichen, und das gibt uns zu denken.

Dieſe glückſeligen Vögel, dieſe leichten Reiſenden ohne Sack und Pack, die nicht der Landkarte und des Kompaſſes bedürfen, um ihr richtiges Ziel zu finden, die keinen vielbeſchäftigten grämlichen Arzt zu fragen brauchen, um zu wiſſen, wo ſie ihre Sommermonate zubringen ſollen, die nicht eingepfercht ſind in heiße Eiſenbahnwagen oder ſtauberfüllte Landkutſchen, denen ihr gütiger Schöpfer Koſt und Logis auf's komfortabelſte und paſſendſte eingerichtet hat, deren Wohnungen im Voraus bereit gehalten werden, ohne daß ſie nöthig hätten, ſich mit gierigen Wirthen und eigennützigen Penſionsbeſitzern abzufinden!

Dahin zogen ſie beim Beginn des Frühjahres, jeder an den richtigen Ort: der milde Schwan nach den einſam ſtillen Seen nördlich gelegener Länder; die angenehme Schnepfe nach ſchattigen Moosgründen, wo die ſchmackhafteſten Fliegen und Würmer in Ueberfluß vorhanden ſind; Reiher und Kraniche, wo die Fiſcherei ergiebig iſt und auch ohne Erlaubnißkarte betrieben werden darf; Schwalben, wo gute, freundliche Leute wohnen, die ſie herzlich willkommen heißen; — der klappernde Storch, der mit den Menſchen gerne verkehrt und ihnen, wie man ſagt, kleine Gefälligkeiten erzeigt, hat durch dieſen Umgang etwas von ſeiner leichten Freizügigkeit verloren und ſich ſchon im Voraus ſeine Wohnung beſtellt, allerdings etwas hoch gelegen, luftig, aber dafür auch meiſtens mit herrlicher Ausſicht.

Was mögen dieſe freien Zugvögel wohl denken, wenn ſie über unſere Erde dahin ſtreichen und da unten daſſelbe Getriebe ſehen, wie wir, wenn wir im Frühjahre und Herbſt zum Himmel aufblicken! Auch ſie entdecken da unten, wenn ſie aus ihrer luftigen Höhe hinabſchauen, Zugvögel, wie ſie ſelber ſind; doch muß es dabei einem alten Kranich ſonderbar genug vorkommen, wenn er ſieht, wie da tief unten Alles kreuz und quer durcheinander eilt und raſt, bald ſchwimmend auf dem klaren Waſſer breiter Flüſſe und Seen oder eingehüllt in Staub, Rauch und Dampf, und dabei nicht nach einer klar überſichtlichen vernünftigen Richtung von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden, ſondern bald hierhin, bald dorthin nach allen Richtungen auseinander fahrend, hier in einer Schlangenlinie, dort im Zickzack oder gar einen Kreis beſchreibend, um nach wochenlangem Abhetzen wieder beſtaubt, verdrießlich, matt und müde an demſelben Orte anzukommen, von wo man ausgegangen iſt.

„Eigenthümliches Volk das," denkt der alte Kranich; „ſollte man nicht meinen, ihre eigentliche Lebensluſt ſei der Dunſt der Dinge da unten, die man Bahnhöfe nennt, oder Eiſenbahnzüge? ſollte man nicht zu der Ueberzeugung gelangen, es müßte für ſie ein Vergnügen darin liegen, ſtatt des eigenen guten Zimmers mit vortrefflichem Bette, für theures Geld und oft noch mit der Zuthat von guten und bittenden Worten eine heiße Gaſthofſtube zu erlangen, vielleicht vier Treppen hoch gelegen, mit Ausſicht auf die Brandmauer des Hinterhauſes, mit den aufſteigenden Dünſten aus der im Hofe gelegenen Küche, oder einem Pferdeſtalle, und in einem engen und kurzen Bette zu ſchlafen, in welchem geſtern ein anderer wildfremder Menſch geſchwitzt und gehuſtet hat.

Unbegreiflich iſt das allerdings für einen ſo dummen Kranich, der ſehr wenig weiß von unſeren Gebrechen und Leiden, der keinen Begriff von dem Worte „Mode" hat, der nicht die ewige Wahrheit kennt, daß, wo erſt ein Hammel in's Waſſer ſprang, die andern dummen Thiere alle nachſtürzen.

Ja das Reiſen iſt zu einer Mode geworden, die uns ebenſo unerbittlich in Hitze und Staub durch die Welt mit ſich fortreißt, als wir vielen andern Thorheiten huldigen, die wir mit gleichen Namen belegen, vernünftigerweiſe nicht begreifen, aber dennoch mitmachen, als da ſind das Aufheften falſcher Menſchenhaare, das Tragen häßlicher und unbequemer Kleidung, und das Stolpern auf zollhohen Abſätzen.

Es ziehen Krankheitserſcheinungen über die Erde, vor denen wir uns beugen müſſen, und denen wir mit aller Körper- und Seelenſtärke nicht entgehen können. Das Geſchlecht der duftigen Roſen, der ſüßen Weintraube, der ebenſo beſcheidenen als gemüthlichen Kartoffel wurde von verheerender Krankheit getroffen; kriſtallhelle Fluthen tiefer Seen ſind von einem Uebel ergriffen worden, welches wir die Waſſerpeſt nennen; ganze Waldungen kräftig grüner Bäume erliegen einem faſt unſichtbaren kleinen Feinde, das biedere Rindvieh leidet unter Lungen- und Klauenſeuche, das Schaf hat die Drehkrankheit und die Menſchheit iſt von einem Uebel erfaßt worden, welches einige Aehnlichkeit hat mit dem zuletzt genannten Leiden, und welches man füglich „Reiſeſchwindel“ nennen könnte.

Ja — Reiſeſchwindel — ſchrecklich! Krankheit, wo und wie biſt du entſtanden, wer verſchafft uns ein Heilmittel gegen dies furchtbare Leiden? Furchtbar nicht nur für den Kranken ſelbſt, ſondern auch für den fühlenden Zuſchauer, für die Angehörigen des Patienten, für ſeine Hinterbliebenen, denen aber dabei nicht einmal die Hoffnung auf eine reiche Erbſchaft bleibt; denn obgleich der Reiſeſchwindel in die Gattung der gefährlichſten Zehrfieber fällt, iſt doch ſein Verlauf beinahe niemals tödtlich, es müßten denn ganz beſondere Umſtände zuſammen treffen, wie z. B. das nicht unmögliche Untergehen eines Dampfers, oder das ſchon oft ſtattgefundene Zuſammenſtoßen zweier Eiſenbahnzüge. Dagegen trifft der Reiſeſchwindel häufig das Gemüth des Kranken, indem es ihn den ſoliden häuslichen Gewohnheiten entfrembet, meiſtens abmagern läßt, und in jeder Richtung ſeine Kräfte in Anſpruch nimmt. Die erſten Symptome dieſer ſchrecklichen Krankheit ſind bei ſtarken erwachſenen Männern ein öfteres Anſtarren der täglichen Zeitungen und Journale, ein ruheloſes Suchen in den gedruckten Zeilen, ein ſichtbar freudiges Aufleuchten der Blicke, nachdem man gefunden, was man geſucht: daß nämlich großartige Vorbereitungen getroffen werden zum Empfang der deutſchen

Juriſten in Heidelberg, der deutſchen Forſtleute in Eiſenach, der deutſchen Lehrer in Hildesheim, der deutſchen Naturforſcher in Berlin, der deuſchen Finanzmänner in Wien, der deutſchen Turner und Sänger, wo es Turnanſtalten und Liedertafeln gibt, der deutſchen Schriftſteller nirgendwo, der deutſchen Künſtler an den Ufern des Neſenbachs, der deutſchen Brauer in München, der deutſchen Müller in Straubing, der deutſchen Abenteurer in gewiſſen Bädern, der deutſchen Scheerenſchleifer in Hildburghauſen, der deutſchen Leimſieder an verſchiedenen Orten, der deutſchen Scharfrichter in einer irgend noch näher zu beſtimmenden Stadt.

Ja dieſe Anzeigen, womit die Journale ſpaltenweiſe angefüllt ſind, bilden das Miasma des anfänglich nur ſporadiſch, in kurzer Zeit aber epidemiſch aufſteigenden Reiſeſchwindels.

Sonderbarer Weiſe äußert ſich die Krankheit anfänglich häufig in einem vollkommenen Wegleugnen ihrer ſelbſt, wie auch bei manchem anderen Uebel. Man denkt nicht im Entfernteſten dran, ſich auch diesmal wieder mit fortreißen zu laſſen, man wird es heuer jedenfalls vermeiden, dem allgemeinen Schwindel zu folgen — es müßte denn ſein, daß — oder es würde nur ſein, wenn — oder man könnte ſich nur entſchließen in dem Fall —; aber alles das ſind ſchon ſehr gefährliche Symptome und der Betreffende iſt ſchon von der Krankheit ergriffen, ohne es ſelbſt auch nur zu ahnen, man erörtert ſcherzhaft blos die Frage der Möglichkeit im Geldpunkte, oder der häufig ſchwer zu erlangenden Familienerlaubniß, weil die oberſte Hausbehörde nicht ſelten ein ſtrenges Veto einlegt, bis auch dieſe vielleicht von dem allgemeinen Leiden angeſteckt wurde und ſich bei dem gefälligen Hausarzt erkundigt hat, welche Luft, welches Waſſer oder welche Geſellſchaft am wenigſten ſchädlich iſt für ein eingebildetes oder wirkliches Leiden.

„Arme, geplagte Aerzte,“ keine Epidemie anderer Art macht euch in der That weniger Sorgen und Mühe als der Reiſeſchwindel in ſeinem erſten und heftigen Auftreten, und wenn ihr auch noch ſo angeſtrengt euere mediciniſchen Journale durchſtudirt oder die Wunderkräfte der tauſend und mehr deutſchen Bäder, um es auch darin am Ende gehen zu laſſen wie es Gott gefällt, ihr ſeid doch nicht im Stande, allen Aufträgen auf eine nur halbwegs vernünftige Art zu genügen und müßt zu einem deſperaten Mittel ſchreiten, welches aber ſchon oft von großer und heilſamer Wirkung geweſen iſt: Ihr ſtellt vor Euch hin zwei Vaſen oder Urnen, am beſten aus gebrannter Erde, doch thut es auch weißes Porzellan, während Kupfer oder Bronze ſchädlich ſein ſoll; Ihr werft in eine dieſer Urnen, ſauber auf zollgroße Zettel geſchrieben, die Namen Eurer ſämmtlichen mit den erſten Anfängen des Reiſeſchwindels behafteten Patienten, in die andere eine gleiche Anzahl mit den Namen deutſcher Bäder, nehmt einen Waiſenknaben und laßt ihn auf gewiſſenhafte Art Loos um Loos aus den Urnen nehmen — ein überſichtlicher Eintrag in Euer Notizbuch iſt bald daraus gemacht — und wenn Ihr Euch bei der Konſultation nicht übereilt, gedankenvoll vor Euch hinſtarrt, vielleicht auch ein paar Mal im Zimmer auf- und abſchreitet, nachdem Ihr den Puls befühlt, die Zunge betrachtet und ein paar ganz überflüſſige Fragen gethan, ſo könnt Ihr ſicher ſein, daß man Euren Rath wie einen Spruch des weiſeſten Orakels aufnimmt und ſchon im Voraus von der vortrefflichen Wirkung überzeugt iſt.

Wenn dieſe guten Wirkungen auch in den meiſten Fällen ausbleiben, ſo kann Euch dafür doch ſelten eine Schuld beigemeſſen werden; warum war auch der Sommer zu trocken oder zu naß, das Waſſer zu kalt oder zu warm, warum fehlten gerade in dieſem Jahre die gewiſſen aromatiſchen Stoffe in den Waldkräutern, welche beſonders für Euere Leidenden ſo heilkräftig geweſen wären, warum war gerade dieſe Saiſon ſo arm an geſellſchaftlichen Anregungen, die doch ſo nothwendig geweſen wären, um Eure Seele und dadurch euren Körper zu erfriſchen?

Bei wirklich jungen oder älteren jungen Damen tritt der Reiſeſchwindel in der Art eines unbeſtimmten Sehnens nach irgend einem unbekannten Etwas auf: iſt es der friſche Duft des Waldes, der dem erregten Gemüthe vorſchwebt, oder die klare Fluth eines ſtillen See's, iſt es das lärmende

Getreibe einer dichtbevölkerten Promenade, angefüllt mit reichen Toiletten, mit ſchmachtenden bleichen jungen Männern, blondgelockten Landsleuten, dunkelgefärbten polniſchen Grafen, gebräunten, fabelhaft reichen Portugieſen — wer weiß das? — und wenn Ihr es ſelber wißt, Ihr werdet es doch nicht ſagen, kaum Euch ſelbſt eingeſtehen.

Die Leidende weiß nur, daß es irgend wo anders viel ſchöner ſein wird, als in der düſtern Straße, wo ſie wohnt, in dem engen Stübchen ihres Hauſes — ſie träumt von einer Palme — vor ihrem Blick öffnen ſich Häuſer und Mauern zu einer unermeßlichen Fernſicht, oder zum Einblick in ein heimlich ſtilles Thal.

„Hör' ich das Mühlrad rauſchen,
Ich weiß nicht, was ich will!"

Vielleicht weiß ſie es in der That nicht und es iſt dies ein Fall, wo noch Hoffnung vorhanden bleibt, den Reiſeſchwindel in ſeinen erſten Anfängen zu unterdrücken; hat ſie aber einmal genoſſen des irdiſchen Glücks, hat ſie von den Süßigkeiten des herrlichen Badelebens gekoſtet, hat ſie mitgemacht jene unvergeßlich ſchönen Partien zu Waſſer und zu Land, in der traulichen Equipage oder Hand in Hand mit ihm durch die Fluren ſtreichend, oder Seite an Seite mit ihm auf ſtoßendem Leiterwagen, von ſeinem Arm gehalten auf widerſpenſtigem Eſel, oder mit ihm rudernd auf leicht dahingleitendem Kahn, dann — wenn die Zeit kommt, wo die Vögel gen Süden gezogen ſind, dann, obgleich der Reiſeſchwindel erſt in den ſchwächſten Anfängen hie und da sporadiſch auftritt, fühlt ſie doch ſchon ſeine mächtigen Einwirkungen und wird jedenfalls der Krankheit erliegen.

„Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
„Wenn ich ein Vöglein wär'!" ſo geht ihr Geſang
Tage lang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint.
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt."

Und junge, ſtrebſame, wackere Männer, in deren Bruſt der Muth ſeine Spannkraft übt, auch ſie werden erfaßt vom Reiſeſchwindel, und je größer die Kraft iſt, mit der ſie vielleicht anfangs widerſtreben, um ſo gewaltiger überfällt ſie die Krankheit, um ſo furchtbarer äußern ſich ihre Wirkungen.

Auch ſie lockt wohl die träumeriſche Ruhe am Waſſerfall oder im ſtillen Walde, durch deſſen grüne Zweige ihr reizender Strohhut blinkt:

„Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin,“

oder ſie fühlen ſich angezogen durch das lärmende Leben der großen Stadt, ſtürzen ſich in den betäubenden Strudel, ſchwimmen muthig durch Kunſt- und andere Genüſſe, kommen ſiegreich wieder an's andere Ufer oder treffen zuweilen auch auf einen trügeriſchen Strudel, der ſie in die Tiefe reißt.

„Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin.“

Auf Andere äußert ſich der Reiſeſchwindel anders; ſie bleiben Einſiedler im Gewühle der Stadt, in dem Getriebe des lebhafteſten Badeortes; dort ſieht man ſie hinſchleichen, wo die letzten Häuſer ſtehen, hier erblickt man ſie gefeſſelt an einem langen grünen Tiſche, mit gierigem Auge dem Rollen der Geldſtücke folgend.

Auch über Berge und Thäler eilen und raſen ſie ſchaarenweiſe, alle vom Reiſeſchwindel getrieben. Dieſer, das wallende Haar im Winde flattern laſſend, mit offener Bruſt, den Knotenſtock in der Hand, unermüdlich — in's Unbeſtimmte hinaus —

„Friſch überſteigt er den Berg
Nach freier eig'ner Wahl,
Und blickt nach vollbrachtem Werk
Mit frommem Sinn in's Thal,“

während Jener hinauseilt in die weite, weite Welt, fortgeriſſen von der gewaltigen Dampfkraft zu Waſſer und zu Land.

„Nach Kleinaſien, nach Kleinaſien
Wo die ſanften Eſel graſien,
Drauf die ſchmucke Sklavin ſitzt,

Wo die Palmenwälder glühen,
Wo die heil'gen Löwen fliehen,
Wo es donnert, wenn es blitzt —"

Wie bei vielen anderen Krankheiten tritt auch der Reiſeſchwindel manchmal ſtärker, manchmal ſchwächer auf; am ſtärkſten wohl während der Hitze der Julitage, wo es wahrhaft erſchreckend iſt, die furchtbaren Ausbrüche dieſes jetzt ſo allgemeinen Leidens mit anzuſehen; zuſammengerüttelte, übermüdete, ſtaubbedeckte, verdrießliche Unglückliche, mit lechzender Zunge, entſtrömen den heißen Wagen, ohne zu wiſſen, wo ſie während der Nacht ihr müdes Haupt hinlegen ſollen; weinende Kinder, ſcheltende Weiber, verdrießliche und ſchwerbepackte Männer, vergebens um Plätze in einem vollgepfropften Omnibus bettelnd oder gleich hungerigen Bettlern von Thür zu Thür ziehend, um ein oft erbärmliches Nachtlager flehend.

„An den Wäſſern von Babylon ſaßen ſie und weinten, wenn ſie an Zion gedachten."

Es zieht an uns vorüber der Schwarm dieſer armen ermüdeten, abgehetzten, oft wie Laſtthiere beladenen Menſchen, eine zweite und traurigere Völkerwanderung, wie eine regelloſe Flucht vor einem wilden Feinde, der in verſchiedene Länder zu gleicher Zeit eingebrochen iſt, Alles in hellen Haufen vor ſich hertreibend, von Norden nach Süden, von Süden nach Norden, von Oſten nach Weſten, ſowie umgekehrt, und wehe der Stadt, oder wehe vielmehr den Betreffenden ſelbſt, wo die Wagen mehrerer ſolcher Züge auf einander ſtoßen. Da erliſcht alles freundliche Gefühl, da verſchwindet jedes Mitleid mit den Leiden des Andern, man reißt einander den Biſſen vom Munde, das Glas aus der Hand, das Bett unter dem Leibe weg; man überliſtet einander um einen Platz auf der Eiſenbahn, Table d'hôte, um einen bequemeren Wagenſitz, man achtet nicht das Schreien armer Kinder, das Lallen unſchuldiger Säuglinge:

„Selbſt Weiber werden zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz —"

wenn es gilt, ein glücklich erobertes Eiſenbahn-Coupé vor dem herandringenden Feinde zu behaupten, oder ſich das letzte Zimmer in dem überfüllten Gaſthofe zu ſichern.

Und nicht einmal die Alles vergleichende, Alles lindernde Nacht umhüllt beruhigend mit ihrem ſanften Schleier die Schaar der Unglücklichen — ſchlafe Einer, wenn er kann, bei einer Hitze von fünfundzwanzig Grad, zu acht in einem Eiſenbahncoupé; erquicke deine müden Glieder in einem Bette, über das deine Füße ſchuhlang hinausragen, oder auf den harten Polſtern eines Billardzimmers, das der mitleidige Wirth dir eingeräumt; verſuch' es einmal zu ſchlummern, wenn du durch die dünne Zimmerthür auf deiner linken Seite das regelmäßige Sägen eines unermüdlichen Schnarchers hörſt, der nur in der härteſten Holzart arbeitet, der nur auf Sekunden eine Pauſe macht, um alsdann wieder mit einem förmlichen Gebrüll zu beginnen; finde Ruhe auf einem Lager, das du gezwungen biſt mit zahlreichen Geſchöpfen einer ſehr untergeordneten Gattung zu theilen; freue dich deines Lebens, wenn die Zimmer-Nachbarinnen auf der anderen Seite vielleicht ein paar enthuſiaſtiſche Zukunftsmuſik-Verehrerinnen ſind, die ſich bemühen, mit gellender Stimme ſchwerbegreifliche Melodien aus den „Meiſterſingern“ feſtzuhalten, um ſchließlich immer wieder auf den leichter faßlichen Jungfernkranz zurück zu kommen — wehe, wehe, wehe!

Das iſt der Reiſeſchwindel, ſo ungefähr äußert er ſich auf die arme Menſchheit. Und wenn unſere Schilderung nur ein ſchwacher Verſuch geblieben iſt, indem es uns nicht gelang, den koloſſalen Stoff beſſer und gründlicher zu bewältigen, ſo möge uns der geneigte Leſer verzeihen, auch mitleidig über uns lächeln, wenn er, vielleicht gerade ſelbſt vom Schwindel und dem Eiſenbahnzuge fortgeriſſen, dieſe harmloſen Zeilen liest; oder aber, glücklich verſchont geblieben, zu Hauſe ſitzt und Seelenſtärke genug hat, ſich nicht nur für dieſes Jahr von der Anſteckung frei zu erhalten.

Reiſenovellen

von

F. W. Hackländer.

Inhalt:

Fra Diavolo. — Sternſchnuppen.

BIBLIOTH. R. PRIV. STUTTG.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Fra Diavolo.

„Erblickt auf Felſenhöh'n
Den kühnen Räuber ſtolz und hehr,
Feſt geſtützt auf ſein Gewehr —
Diavolo, Diavolo, Diavolo! —"

ſang auf der Straße von Molo di Gaetino nach Terracina eine weibliche Stimme, die ſich aber nicht gerade durch beſonderen Wohlklang bemerkbar machte und die noch obendrein dadurch nicht zur vollen Geltung kam, daß ſie aus einem Reiſewagen ertönte, welcher der tief ausgefahrenen, nothdürftig mit Kieſeln beworfenen Geleiſe wegen gewaltig ſtieß und ſeine Räder wie mißmuthig knirſchen ließ. Die Melodie des Räuberliedes wurde dadurch häufig unterbrochen und übertönt, was aber die Sängerin nicht hinderte, die zweite Strophe zu beginnen und mit dem gleichen Refrain zu beendigen:

„Diavolo, Diavolo, Diavolo!"

Die Sängerin war eine wohlbeleibte Dame, ihren Geſichtszügen nach zu urtheilen über das mittlere Alter, wie wir die Zeit zwiſchen Dreißig und Vierzig zu bezeichnen pflegen, ſtark hinüber; ſie ſchien aber ihrer Kleidung nach für bedeutend jünger gelten zu wollen, denn ſie trug einen ſilbergrauen Reiſehut mit langer weißer Feder, unter dem Staubmantel blickte ein Ueberwurf von hellblauem Sammt mit feinem Pelze beſetzt hervor, ſowie eine Robe von gleicher Farbe in ſchwerer Seide, während ein reicher Plaid, der ſich in Farbe und Zeichnung das Anſehen gab, als ſtamme er in gerader Linie von einem bengaliſchen Tiger ab, ihre Füße bedeckte. Neben dieſer Dame ſaß in der zweiſitzigen ſoliden Reiſekaleſche ein junges Mädchen, das ſich nach Jahren und Aeußerem ungefähr zu ihr verhielt wie eine eben aufbrechende duftende Theeroſenknoſpe zur ſtrahlenden Sonnenblume, und wenn auch dieſes junge Mädchen gleichfalls einen Ueberwurf von ſchwerem Sammt unter dem verhüllenden Staubmantel trug, ſo war derſelbe doch, wie ihr Kleid, von ſchwarzer Farbe, gleich ihrem zierlichen Reiſehütchen, welches ein einfacher Vogelflügel ſchmückte, ſowie ein dunkelblauer Schleier, den ſie um den oberen Theil ihres Geſichtes geſchlungen hatte.

Jetzt zog ſie den blauen Schleier etwas tiefer über das feine, liebliche Geſicht herab, denn es ſtaubte gewaltig. Man befand ſich gegen Ende Oktobers, es hatte Monate lang nicht geregnet und wer den Zuſtand italieniſcher Landſtraßen kennt, wird es durchaus nicht verwunderlich finden, daß der Wagen ſich in einer dichten grauen Wolke fortbewegte, und daß Alles, was ſich in demſelben befand, bis zur Unkenntlichkeit mit Staub bedeckt war. Beſonders der alte Diener hinten auf dem Wagen neben der Kammerjungfer bot einen ſonderbaren Anblick, denn da er beim Fahren alle unnöthigen Bewegungen vermied und meiſtens ruhig mit übereinandergeſchlagenen Armen daſaß, ſo glich er einem grauen Steinbilde mit beweglichen Augen, welche indeſſen wenig Notiz von der romantiſchen Gegend nahmen, ſondern den Poſtillon überwachten und ſich nur bisweilen mit geringſchätzendem Ausdruck gegen die Kammerjungfer wandten, die, eine ächte bewegliche Franzöſin, durch Klopfen und Ausſchütteln ihrer Röcke einen beſtändigen hartnäckigen Kampf mit dem aufwirbelnden Staube führte.

„Liebe Tante,“ ſagte das junge Mädchen, „laſſen Sie mich Ihren Schleier wieder arrangiren! Sie müſſen ja ſchrecklich viel Staub ſchlucken, um ſo mehr, als Sie beſtändig ſingen!“

„Ja, ſiehſt du,“ rief die ältere Dame aus, indem ſie ſich mit einer für ihre Corpulenz erſtaunlichen Leichtigkeit im Wagen herumwarf und ſo halb Front gegen ihre Nichte machte, „du ſingſt nicht, was ich durchaus nicht begreife, während mir hier auf dieſem klaſſiſchen Boden all' die Melodien, die ich mit ihm in Zuſammenhang bringen kann, nur ſo in's Gedächtniß ſtrömen und als Geſang wieder hinaus müſſen. Schon den ganzen Tag habe ich mich mit dem Gaſthaus von Terracina beſchäftigt, nicht mit der düſteren Pracht des Albergo Grande, wie ſie unſer vortrefflicher Kurier uns verheißen, ſondern wie ich es in der Oper ſah und wie ich es auch ſo gerne hier in Wirklichkeit wiederfinden möchte — weißt du, jenes ländliche Gaſthaus mit ſeinen freundlichen, grünumſponnenen Veranden, unten der hübſche Gartenplatz, wo die Dragoner tafeln und dann im Hintergrund der ſanft anſteigende Hügel mit der kleinen Kapelle und ihrem melodiſchen Glöcklein, das in verrätheriſche Bewegung geſetzt werden ſoll, um den armen ſchönen Fra Diavolo zu fangen; ach, wenn es nur in Wirklichkeit dort bei Terracina eine kleine Kapelle gäbe! Bei den vielen, die wir heute am Wege geſehen, war es mir grade, als müßte Er in ſeiner reichen phantaſtiſchen Kleidung irgendwo hinter einem alten Gemäuer hervortreten — Diavolo, Diavolo, Diavolo!“

Die Sonne war ſchon ſtark gegen Weſten geſunken, die wellenförmigen Erhöhungen an der linken Seite der Straße verſchoben ſich hie und da ſcheinbar und zeigten das tiefdunkel gefärbte Meer unter dem leuchtenden Anfluge der ſchrägen Sonnenſtrahlen ferne am Horizont flimmernd und blitzend; rechts von der Straße erhoben ſich maleriſche Felſen mit einfachen Häuſern oder Villen in einer üppig grünen Schlucht, dann mehrten ſich dieſe Gebäude gegen die Bergwand hinauf, eine ziemliche Stadt bildend, oben mit Kirchen und Klöſtern gekrönt und überragt von den maleriſchen Ruinen eines Palaſtes Theodorich's des Oſtgothen.

„Ecco Terracina!“ rief luſtig der Poſtillon und nahm ſeine vier müden Gäule zuſammen, indem er unter einem ſcharfen Kreuzhieb über die Vorläufer deren Zügel feſter anzog, dann ſein Handpferd mit dem Peitſchenſtiel in die Rippen ſtieß und dem Sattelgaul ſeine Sporen zu koſten gab, um in einem kurzen Galop in die Straßen der Stadt einreiten und ſich ſelbſt als flotten Poſtillon zeigen zu können.

Bald hatte ſie die Stadt in ihren Schatten aufgenommen. Eine erfriſchende Kühle herrſchte hier, beſonders in der Nähe der zahlreichen Brunnen, wo das Pflaſter feucht beſtaubt erſchien, auch thaten die dunklen Gebäude mit ihren ſchattenſpendenden Schutzdächern den Augen wohl, der häßliche Staub war vor der Stadt geblieben und von der weiten Landſchaft draußen ſahen die Reiſenden hier nichts mehr als vor ſich in der Höhe die Trümmer des Oſtgothenſchloſſes und hoch über ſich einen ſchmalen Streifen des abendlichen Himmels, der, eingerahmt von den dunklen Gebäuden, ganz merkwürdig tiefblau erſchien.

Das Klappern der Pferdehufe auf dem Pflaſter, das

Rollen und Dröhnen der ſchweren Equipage, das unſinnige Peitſchenknallen des Poſtillons machte Lärm genug, um die ohnedies neugierige Einwohnerſchaft in eine Aufregung zu verſetzen, die ſchon auf Straßenlänge vor dem Reiſewagen herlief, und ſo auch in der Albergo Grande Alles in Bewegung brachte, ehe noch der Poſtillon ſeine dampfenden Pferde vor dem Portal zum Stehen brachte.

Der ſtattliche Wirth ſtand auf der Straße, hinter ihm ein paar Kellner, von denen jeder ganz unnöthiger Weiſe eine Serviette über dem Arm hängen hatte, und die ſich wie auf Commando ebenſo unnöthigerweiſe mit der rechten Hand durch das Haar fuhren, während der Padrone eine ſehr tiefe und devote Verbeugung machte.

Den Schlag zu öffnen wurde ihm aber eben ſo wenig, als dem raſch von ſeinem Sitz herabgekletterten Bedienten geſtattet, ſondern dieſes Geſchäft beſorgte ein raſch vortretender hoher, ſchlanker, ſehr ſtattlicher und hübſcher Mann, den man, ohne eine Art von einfacher Livrée, die er trug, für einen vorausgeeilten Freund der Herrſchaft gehalten hätte. Doch war es nur der Kurier, der aber das Hotel ſo vollſtändig in Beſitz genommen zu haben ſchien, daß auf ſeinen Wink die beiden Kellner heranflogen, um der Franzöſin herabzuhelfen, worauf ein anderer Wink dem Padrone befahl, bei dem Wagen zu bleiben und den Poſtillon zu bezahlen, während er ſelbſt unter einer gewandten Verbeugung voranſchreitend, die beiden Damen in ihre Gemächer führte.

Es waren dies geräumige, hohe Zimmer mit alten verblichenen Fresken, unſcheinbar gewordenen Ledertapeten, Plafonds mit kaum noch ſichtbarer Vergoldung und alten wurmſtichigen Möbeln verſchiedener Jahrhunderte, unter denen ſich neue Fauteuils und Ruhebetten mit modernen Ueberzügen ſonderbar genug ausnahmen.

Da es indiskret wäre, länger bei den Damen zu verweilen, beſonders da die ältere im zweiten Zimmer ſchon damit beſchäftigt war, Alles, was nicht hand- und hakenfeſt an ihrer Toilette war, in die Hände der ſie ehrerbietig begrüßenden Kammerfrau gleiten zu laſſen, ſo entfernen wir uns, wollen nicht einmal unſerer Phantaſie erlauben, uns mit herabgelaſſenen Vorhängen zu beſchäftigen, mit dem Geplätſcher in laulichem Waſſer, mit dem erfriſchenden Duft von Eau de Cologne und wollen es nur gläubig als ein natürliches Wunder erklären, daß nach Verlauf einer guten Stunde ſelbſt die Tante in einem Schimmer von Jugendfriſche und hellblauer Seide auf der Terraſſe erſchien, Nella aber in einem weißen Kleide, in welchem ſie vollkommen unſere frühere Bezeichnung einer eben aufbrechenden Roſenknoſpe, ſowohl der Friſche als dem Dufte nach, rechtfertigte.

Auch war die Stimmung des jungen Mädchens jetzt eine ganz verwandelte, ſie ſchaute, an die Brüſtung der Terraſſe tretend, mit weit offenen, leuchtenden Augen um ſich her, auf das Meer hinaus, deſſen feine ſanfte Uferlinien ſich in meilenweiter Ferne gegen Gaëta und Neapel zu im Dufte verloren, während am andern Ende des ſanften Bogens, in welchem Terracina liegt, das märchenhafte Cap der Circe jetzt beim letzten Leuchten des Abendſonnenſcheins wie ein großer Edelſtein, geheimnißvoll von homeriſcher Sage umrankt und glänzend gefaßt, herüberfunkelte.

„Wie ſchön, wie entzückend ſchön — wie wundervoll! —“

Die Tante hatte die begeiſterten Worte des jungen

Mädchens wie eine kindiſche Schwärmerei entgegengenommen und ſchien nicht viel Werth auf die vor ihr ausgebreiteten landſchaftlichen Reize zu legen, um ſo weniger, als eben jetzt Signor Carlo, der ſchöne Kurier, an der Seite des dicken Wirthes auf der Terraſſe erſchien, um der gnädigſten Herrſchaft ſelbſt zu melden, daß das Diner bereit ſei, ſervirt zu werden.

„Nicht wahr, beſte Tante, auf der Terraſſe?“ bat das junge Mädchen mit ſtrahlendem Auge, „es iſt ſo himmliſch hier außen und wird ſpäter noch tauſendmal ſchöner werden, denn die blaſſe, kaum ſichtbare Mondſcheibe da oben wartet nur auf die eintretende Dunkelheit, uns mit ihrem entzückenden Lichte zu erfreuen — nein, wahrhaftig, ich bin zu glücklich — zu glücklich!“

„Gibt es nichts von Mosquito's oder ähnlichem Geflügel hier, was uns im Freien zu ſehr beläſtigen könnte?“ fragte beſorgt die Tante — „auch fürchte ich mich vor den in der Dämmerung herumſchwärmenden Fledermäuſen!“ Doch beruhigte ſie der Wirth durch ein ſo zuverſichtliches Schütteln des Kopfes und eine ſo entſchieden abweiſende Miene, verbunden mit einem Aufwerfen des Kopfes und jenem, dem Italiener eigenen ſtreng verneinenden Zungenſchnalzen, daß alsbald Erlaubniß gegeben wurde, den ſchon drinnen bereitſtehenden Tiſch zu zwei Gedecken herauszuholen, worauf das für die Verhältniſſe ganz vortreffliche Diner ſeinen Anfang nahm. Unterdeſſen ſpielten die weichen Lüfte ihre ſchönſte Abendſymphonie und die untergehende Sonne goß die wunderbarſten, prachtvollſten, ſtets wechſelnden Farbenlichter über Land und Meer aus.

Das junge Mädchen ſchien in dem zauberhaften Schauſpiel, das ſich ihr bot, vollſtändig aufzugehen. Sie hatte ihre Hände auf dem Tiſch zuſammengelegt und erhob jetzt von der unſagbaren Meerespracht langſam ihre Blicke gegen die ſchöner werdende Mondesſcheibe, mit vollen Zügen athmend, als wollte ſie das wunderbare Licht und die ſüßen Düfte einſaugen. Auch die Tante ſchien jetzt von ähnlichen Gefühlen bewegt, denn nachdem ſie den noch nicht einmal ganz geleerten Früchteteller von ſich geſchoben, ſagte ſie, in ihren Stuhl zurückgelehnt: „Ein unvergeßlicher Abend, Nella — wahrhaftig, habe ich doch nie ein Bild geſehen, was mich ſo bezaubert hätte, wie dieſe einfache ungekünſtelte Natur! — Ich wüßte mir wahrhaft keine Steigerung, als wenn jetzt — — Herr des Himmels!“ unterbrach ſie plötzlich, ſich lebhaft aufrichtend, ihren Redeſtrom — „das iſt ja wie expreß arrangirt — köſtlich, köſtlich — ganz deliziös!“

Es war der einfache Klang eines Glöckleins, welcher ſich weich und melodiſch durch die ſtille Abendluft ſchwang, was die ältere Dame ſo ſehr in Ekſtaſe verſetzte, aber auch das junge Mädchen tief bewegte. „Ach, der Klang dieſer Abendglocke hier in Terracina erinnert mich lebhaft an jenen reizenden Moment in der Oper, wo vom Thurm der Einſiedelei das Zeichen erſchallt, daß alle Carabinieri aufgeſeſſen ſind und kein Soldat mehr zu ſehen iſt.“

„Mir, liebe Tante,“ erwiderte das junge Mädchen mit einer leiſen, faſt furchtſam klingenden Stimme, „fiel dabei ein, wie ſich jetzt der Klang des Ave Maria's, der Sonne nachfolgend, um die ganze Erde ſchlingen, und wie es wohl ſein könnte, daß bei dieſem Glockenton die Lieben in der Heimath gerade ſo lebhaft an uns dächten, wie wir an ſie und an die liebe deutſche Heimath.“ —

In dieſem Augenblicke aber geſchah Etwas, was die Tante an Zauberei glauben ließ und auch auf Nella einen ergreifenden Eindruck machte: drunten im Garten — der letzte Ton des Glöckleins war eben verhallt — erklang ein vierſtimmiger Männergeſang und was das Wunderbarſte war — in deutſcher Sprache:

„Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab."

Es waren friſche, jugendliche Stimmen, welche ſangen, und als das Lied dann ſchloß und die Worte verhallten:

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch ſingt man dort einmal!" —

da klang es mächtig wider in dem Herzen des jungen Mädchens und ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch ſingt man dort einmal!" —

„Nein!" rief die Tante begeiſtert aus, „wenn mir das Signor Carlo arrangirt hat, ſo weiß ich nicht, wie ich ihn dafür genügend belohnen ſoll."

„Aber wie können Sie nur ſo etwas denken! Sie halten doch die Leute, die da unten — hier in Terracina — geſungen, nicht für reiſende deutſche Bänkelſänger!"

„Ah, dieſe Böhmen und Tyroler ziehen überall herum, aber wir wollen ja bald erfahren, wer ſie ſind." Sie ließ die Glocke auf dem Tiſche erklingen.

So leiſe dieſe Unterhaltung geführt worden war, ſchien ſie doch gehört worden zu ſein, denn drunten im Garten lachte es hell und luſtig auf und eine ſchöne Tenorſtimme recitirte:

„Nie ſollſt du mich befragen,
Noch Wiſſens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Noch wie mein Nam' und Art!“

„Aha, er wittert ſchon wieder eine Elſa!“ rief eine andere Stimme.

„Bah, er dachte wohl nur an Signora Schmetterer-Schabadinski, die er in Rom gehört, halb Deutſche, halb Italienerin, oder frei nach Kotzebue halb Menſch, halb Engel, deren beſſerem Theile er ſeine kleine Neigung zugewendet.“

„Unſinn!“

„Aber wo ſteckt denn dieſer ſchreckliche Fra Diavolo wieder einmal?“

„Ich ſah ihn vor der Dämmerung drunten am Strande liegen, wie er freudvoll oder leidvoll auf die blaue Fluth hinaus ſchaute.“

„Wenn es da noch Sirenen zu belauſchen gäbe, ſo begriffe ich das, aber aus dem Farbenſpiel macht er ſich doch ſehr wenig!“

„Er wird ein Sonett dichten auf die verrätheriſche homeriſche Heldin, die dem wundervollen Vorgebirge da draußen den Namen verlieh. Ein neuer Petrarka!“

„Aber ein Petrarka ohne Laura!“

Es war das Alles ſo laut geſprochen worden, daß die Damen auf der Veranda jedes Wort verſtehen mußten. Als nun die Stimmen für einen Augenblick ſchwiegen, ſagte Nella leiſe: „Das ſind Landsleute! Sie haben unſere Unterhaltung belauſcht, ſcheinen es aber nicht übel zu nehmen, daß du ſie für reiſende Muſikanten gehalten. Ach Tante, ich kann dir gar nicht ſagen, wie mich hier in der

Fremde die ſo plötzlich erklingenden deutſchen Worte anheimeln! Fühle ich mich doch faſt wie durch Zauberei an einen unſerer lieben deutſchen Seen verſetzt! Iſt es nicht wunderbar, hier in Terracina ſo unverhofft eine ganze Geſellſchaft von Landsleuten zu finden, ein Uhland'ſches Lied ſingen zu hören!"

„Nun, Wunderbares vermag ich gerade nicht darin zu finden, daß ſich reiſende Muſikanten in deutſcher Sprache unterhalten und ihre Produktionen geben!"

„Aber Tante, nachdem, was ſie geſprochen, kann man ſie doch nicht unter die Klaſſe gewöhnlicher Muſikanten zählen', die mit ihren Inſtrumenten die Welt durchziehen und unſer Mitleid erregen!"

In dieſem Augenblicke trat Signor Carlo auf die Terraſſe.

„Die gnädige Frau haben ſchon vor ein paar Minuten nach mir geklingelt," ſagte der gewandte und überaus höfliche Kurier, an den Tiſch tretend, „doch befand ich mich drunten bei den Reiſewagen und vermochte deßhalb auch nicht ſo raſch zu erſcheinen!"

„Oh, es hatte auch keine ſo große Eile — ich wollte nur — was wollte ich denn eigentlich, Nella? — ja richtig, mich nach den Leuten erkundigen, die ſoeben da unten im Garten geſungen haben."

„Das ſind reiſende Künſtler, Euer Gnaden!"

„Nun hörſt du es wohl, mein Kind, wie recht ich wieder einmal gehabt?" ſagte die Tante, dem jungen Mädchen würdevoll, wenn gerade nicht unfreundlich, ein paar Mal zunickend — „reiſende Muſikanten, wie ich geſagt und da uns dieſe Leute recht erfreut haben," fuhr ſie gegen den Italiener gewendet fort — „ſo wollen Sie ihnen in meinem Namen einige Napoleons zukommen laſſen."

„Aber — die gnädige Frau wollen entſchuldigen — ich fürchte doch, die Fremden da unten werden dieſe Gabe nicht annehmen."

„Wie ſo werden ſie nicht? — reiſende Muſikanten!"

„Verzeihen Euer Gnaden, reiſende Künſtler habe ich geſagt, junge und ältere Männer aus Rom, Landsleute der gnädigen Frau, wenn ich nicht ſehr irre, Maler, Zeichner, Bildhauer, Kunſtliebhaber, die ſich ſchon einige Tage hier und bei Terracina umhertreiben und in der That zu ihrem Vergnügen ſo hübſch ſingen, als man es von ſolchen Leuten nur verlangen kann!"

„A—a—a—ah! — — ſiehſt du, Nella, es ſind demnach doch gewiſſermaßen reiſende Muſikanten," meinte lächelnd die Tante, worauf ihr das junge Mädchen ſcherzhaft zunickte und der Kurier fortfuhr:

„Sie ſangen geſtern ſchon im Garten vielſtimmig ihre artigen deutſchen Lieder, was eine engliſche Familie, die hier oben in den Zimmern der gnädigen Frau wohnte, ſo entzückte, daß ſie die Herren zum Thee heraufbitten ließ."

„Das könnten wir ja gleichfalls thun; meinſt du nicht auch, Nella? Signor Carlo würde bei uns bleiben!"

„Entſchuldigen Sie, gnädige Frau," erwiderte dieſer in einem etwas verlegenen Tone, „aber die Herren da unten nahmen die Einladung Sr. Lordſchaft nicht an, ſondern meinten, wenn derſelbe Vergnügen an ihren Liedern hätte, ſo ſei er ihnen unten in der Muſchel-Grotte mit ſeiner ganzen Familie willkommen, und darauf zogen die Engländer hinab und verlebten drunten einen recht vergnügten Abend."

„Siehſt du, Nella, das wäre ganz meine Idee,“ ſagte die ältere Dame, ſich aufrichtend.

„Ich weiß doch nicht, Tante, da wir ohne männliche Begleitung ſind.“

„Was denken Sie davon, Signor Carlo?“

„Wenn ich mir erlauben dürfte, anderer Meinung als die gnädige Signorina zu ſein, ſo würde ich ſagen, daß ich beſonders nach der Landesſitte durchaus nichts Unſtatthaftes darin ſähe, wenn die Herrſchaften den wundervollen Abend unter meinem ganz ergebenſten Geleite zu einem Spaziergang im Garten benutzen wollten und mir vielleicht geſtatteten, daß ich einen jener Herren, die ich geſtern Abend die Ehre hatte, kennen zu lernen, darauf aufmerkſam machte, daß die Damen, deren Kurier zu ſein ich die Ehre hätte, eine Einladung in die Muſchel-Grotte gewiß und dankbar annehmen würden. — Dürfte ich das, Euer Gnaden?“

„Ich ſähe nichts Unſchickliches darin, doch dürfte mein Name nicht genannt werden, es iſt das immerhin beſſer; wenn man vielleicht ſpäter in Rom zufällig einen dieſer Leute wieder ſieht — verſtehen Sie mich, Signor Carlo?“

„Gewiß — und habe mich ſtets bemüht, den Namen der gnädigen Frau nur den allerneugierigſten Beamten wiſſen zu laſſen.“ — Dabei lächelte er eigenthümlich verſchmitzt und verminderte auch dieſes Lächeln nicht, als ihm die ältere Dame mit aufgehobenem Zeigefinger ſagte: „Ja, ja, Sie haben dabei ſchon einige Male Gräfinnen und Prinzeſſinnen aus uns gemacht!“

„Mit Vorbedacht, gnädige Frau, man iſt dadurch hier zu Lande viel beſſer bedient und daß ich deßhalb keine fürſtlichen Preiſe aufgerechnet bekomme, werden mir die gnädige Frau zugeben müſſen!“

„Gewiß und ich bin auch darin, wie in Allem, mit Ihnen ſehr zufrieden — gehen wir alſo!“

Die Damen ließen ſich leichte Mäntel geben und ſtiegen dann unter Führung des Kuriers in den Garten hinab, um unter einem köſtlichen Laubdache von blühenden, duftenden Orangenbäumen, auf den mit feuchtem Meerſande bedeckten Wegen ſpazieren zu gehen. Das Blättergewirre über ihnen war ſo dicht, daß kein Mondſtrahl durchdringen konnte und man nur hie und da, wo ſich eine kleine Lücke befand, aus dem Dunkel einen Stern hervorblitzen ſah. Unbeſchreiblich mild, warm und weich war die köſtliche Seeluft, welche die Hitze des Tages angenehm abgekühlt hatte.

Unter der Terraſſe, auf der die Damen vorher geſeſſen, befand ſich die erleuchtete Muſchel-Grotte, aus der fröhliches Lachen und Plaudern, ſowie heller Gläſerklang zu ihnen herüber drang.

Signor Carlo hatte ſich entfernt und war langſam heranſchlendernd in den Lichtſchein getreten, der aus der Muſchel-Grotte ſtrahlte. Er war dort ſogleich bemerkt und von einem jener jungen Leute angerufen worden:

„He, Signor Kurier, Ihre Herrſchaft iſt alſo angekommen, hat uns gegen allen Fug und Recht unſere Terraſſe wieder in Beſitz genommen, die wir ſchon mehrere Tage inne gehabt?“

„Was dieſelbe unendlich bedauerte, als ich ſie davon in Kenntniß ſetzte,“ erwiderte der gewandte Italiener und ſetzte dann lächelnd hinzu: „Sie beauftragte mich auch ſogleich mit derſelben Einladung, wie geſtern Se. Lordſchaft, die ich aber, die gleiche Ablehnung erwartend, unterließ.“

„Natürlich, denn wir hätten doch Ihrer Herrſchaft keinen Vorzug vor dem höflichen Engländer einräumen dürfen.“

„Vielleicht doch,“ erlaubte ſich der Kurier mit einer Verbeugung zu ſagen, „da es nur Damen ſind und obendrein aus Ihrer eigenen Heimath, wie ich vermuthe.“

„Deutſche! — das hätte allerdings der Einladung einen anderen Anſtrich gegeben, und wer ſind die Damen, wenn man fragen darf?“

„Die Frau Herzogin von Gerolſtein mi[illegible] Tochter,“ erwiderte, ſich aufrichtend, der [illegible] Tone.

Ein heiteres Lachen erſcholl [illegible] gen Tiſch, an dem einzelne Ausrufe erklange[illegible] das iſt köſtlich, welche Ehre für uns; wie ſcho[illegible] wir es verſäumten, die berühmte Fürſtin von [illegible] zu Angeſicht zu ſehen! — La Grande-Duchesse [illegible] olstein!“ — worauf Einer luſtig intonirte und d[illegible] Uebrigen im Chor einfielen: „Nimm hin den Sc[illegible] einſt mein Vater mir gab!“

„Das iſt [illegible] [illegible]de und amüſante Idee, [illegible] könnte mich bezeu[illegible] [illegible] Herzogin vor[illegible] [illegible] wäre [illegible] [illegible] er ſich [illegible], der mit unerſchüt[illegible] Antwort gab: „Die hohen Damen, erfreu[illegible] [illegible]ng, den ſie vorhin vernommen, promeniren g[illegible] und würden, wie ich glaube, einer geziemenden [illegible] gerne Folge leiſten.“

„Gehen wir auf den Scherz ein,“ rief ein hübſ[illegible] junger Mann, ſein blondes lockiges Haar aus der Stirne ſtreichend, „und wenn es euch recht iſt, ſo laſſe ich mich der Frau Herzogin vorſtellen und bitte in eurem Namen, ſie möge uns die Ehre ihrer Gegenwart vergönnen.“

„Sehr gut, thu' das, Roland!“ rief es ringsumher und Einer ſetzte hinzu: „Du biſt der rechte Kerl für dieſe Sendung.“

„Wollen Sie mich vorſtellen, Signor Corriere?“

„Mit Vergnügen, wenn ich um Ihren Namen bitten darf.“

„Ja ſo — wie heiß' ich denn eigentlich, um auf den Scherz einzugehen und dieſer Vorſtellung Ehre zu machen?“

„Nun, wie wirſt du heißen, du nennſt dich ‚Herr Baron‘, ſo iſt die Sache gut.“

„Alſo ‚Baron Roland‘, Signor Corriere und wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo gehen wir.“

Damit gingen die Beiden zuſammen fort und ließen die Anderen in der heiterſten Laune zurück.

„Das verſpricht ſchon etwas mehr,“ meinte Einer, „als die geſtrige ſteife engliſche Beſcherung, wo es nothwendig war, jeden Einzelnen von uns mit pünktlichſter Gewiſſenhaftigkeit, ja faſt durch Viſitenkarten legitimirt, vorzuſtellen und obendrein noch jeden Dichter und Komponiſten unſerer herrlichen Lieder ſpeziell mit Sr. Herrlichkeit bekannt zu machen.“

„Ich bin nur begierig,“ ſagte ein ſehr junger Mann von etwas ſchüchternem Aeußern, „wer unter der Maske der Herzogin von Gerolſtein eigentlich ſteckt! Aber wäre es denn unmöglich, daß —“

„Es wirklich eine Herzogin von Gerolſtein gibt?“ ſchnitt ihm ein Anderer das Wort vom Munde weg —

„Poſſen, es iſt ein angenommener Name, wie der deinige auch ‚ſchwäbiſcher Konradin‘!“

Faſt im gleichen Augenblicke traten die Damen in den Lichtkreis vor der Muſchel-Grotte, ehrerbietig von Roland geleitet, ſowie gefolgt von dem Kurier, und ſofort erhoben ſich ſämmtliche Anweſenden, um die Eintretenden ehrerbietigſt zu begrüßen.

Man ſah offenbar, daß ſowohl die ſtattliche Figur der ältlichen Dame in ihrer gewählten reichen Toilette, vielleicht aber noch mehr die friſche, wohlthuende Schönheit des jungen Mädchens einen ſehr angenehmen Eindruck auf die Künſtler machte, unter welchem Eindruck dieſelben ſich beeilten, ihre Sitze zu verlaſſen, die Damen am Eingange der Muſchel-Grotte zu empfangen und ſich der Herzogin von Gerolſtein und Prinzeſſin Tochter einzeln vorſtellen zu laſſen, was begreiflicher Weiſe nicht ohne beiderſeitiges Lächeln von ſtatten ging: — „Konradin von Schwaben“ — „Ugolino, der Verhungerte“ — „Abällard von der —“ hier huſtete der Betreffende ſo gewaltig, daß der Vorſteller, Baron Roland, augenblicklich zum Nächſtfolgenden überging: „Cosmus von Medicis, der Beſchützer der Kunſt“ — „Nero, der Gemüthliche“ und „Rinaldo Rinaldini“.

Da es ſich keiner der Vorgeſtellten nehmen ließ, die Damen mit einigen paſſenden Worten anzureden oder anzuſtottern, ſo vergingen ſchon einige Minuten, ehe es dem verhungerten Ugolino, der gewiſſermaßen eine hervorragende Stellung einzunehmen ſchien, gelang, die Damen an den Ehrenplatz des Tiſches zu führen und die dort, wie an allen Wänden befindliche Holzbank durch Ausbreiten eines Mantels behaglicher zu machen.

Ugolino der Verhungerte war eine unterſetzte, äußerſt kräftige und wohlgenährte Geſtalt mit von Geſundheit ſtrotzendem Geſichte, wenig Haar auf dem Scheitel, dafür deſto mehr an Wangen und Kinn, welche ein dichter röthlicher Vollbart umgab. Offenbar ſelbſt erſt im Anfang des kräftigſten Mannesalters ſtehend, war er doch der Aelteſte dieſer Künſtlergeſellſchaft, von welcher ſich die Meiſten in der höchſt angenehmen Lebensperiode zwiſchen Zwanzig und Dreißig befanden, lauter hübſche, angenehme, junge Leute mit ausdrucksvollen, geiſtverſprechenden Zügen. In ihren Toiletten waren kurze Joppen vorherrſchend, die ſich bei Einigen durch leichte Verſchnürungen der Landestracht näherten und dann zu den kurzen Beinkleidern und Gamaſchen vortrefflich paßten. Die Meiſten von ihnen hatten zu Anfang des Frühjahrs die Albaner- und Sabinerberge durchſtreift, waren dann in dem unbeſchreiblich ſchönen Volsker-Gebirge umhergeklettert, hatten das nahe bei Cori liegende Nimfa beſucht, jene halbverſunkene Stadt, die begraben liegt unter der fabelhaften Ueppigkeit einer herrlichen Pflanzenwelt, halbzerfallene Gebäude mit herrlichen Säulen, prächtigen Frieſen, großartigen Portalen und Fenſter-Einfaſſungen, Ueberreſte alter Tempel und chriſtlicher Kirchen, all' das mit Ranken umſponnen und mit Tauſenden von Blüthen und Blumen bedeckt, — Andere hatten am lateiniſchen Ufer das eigenthümliche Nettuno beſucht, hatten dort bei den ſchönſten Frauen der Umgebung Roms, deren prachtvolle Coſtüme, roth mit Gold, ſich heute noch in vollem Glanze erhalten haben, ihre Studien gemacht und verweilten nun hier einige Tage in Terracina in ſüßem Nichtsthun, ehe ſie ſich nach Rom und zu ihren Arbeiten zurückzogen. Hier in der Albergo

Grande ließ ſich recht behaglich und beziehungsweiſe auch billig leben. Dafür hatte der erfahrene Ugolino geſorgt, indem er ein ganz annehmbares Abkommen mit dem Wirthe getroffen, das dieſer in Vorausſicht einer in dieſem Jahre fremdenleeren Herbſtſaiſon angenommen hatte.

Uebrigens ſparten oder ſorgten die Künſtler durchaus nicht während dieſer Erholungszeit und hatte hauptſächlich der vorſitzende „Verhungerte“ koſtſpielige Studien gemacht, um aus einem piccolo vino di Falerno sol persiche di Calabria, zu deutſch aus einem leicht und angenehm ſchmeckenden Falernerwein mit kalabriſchen Pfirſichen eine kühle Bowle zu brauen, denn die meiſten dieſer Künſtler waren Rheinländer, die das ſtreng abgeſonderte Trinken, jeder aus der eigenen Flaſche, nicht ſo behaglich finden, als einen gemeinſamen Trunk, der ſich auch beſſer zu einem fröhlichen Rundgeſang eignet. Deßhalb ſaßen ſie auch jetzt wieder in ihrer Muſchel-Grotte zu Terracina um ein altes mächtiges Majolica-Gefäß, und daß der Trunk, den ſie mit einem aus Olivenholz geſchnitzten Löffel austheilten, nicht zu verachten ſei, geſtand lächelnd die Frau Herzogin von Gerolſtein, nachdem ſie von dem ihr dargebrachten Glaſe genippt.

Was die Muſchel-Grotte anbelangt, ſo war das ein mit Schalen aller möglichen Seethiere ausgefüllter Raum, der bequem ein Dutzend Perſonen faſſen konnte und jetzt durch die Lichter, die auf dem großen Steintiſche ſtanden, glänzend erhellt, ein ganz ſtattliches Anſehen hatte.

Was wir von dem Sommerleben der Künſtler vorhin erzählt, war den Damen in allgemeinen Umriſſen mitgetheilt worden und hatte die Frau Herzogin dagegen erzählt, daß ſie einen Theil des Sommers auf einer hochgelegenen Villa bei Caſtellamare, ſowie in Sorrent zugebracht, dann Capri beſucht und jetzt im Begriff ſei, nach Rom zu gehen, wo ſie den Winter zubringen wolle.

„Eine ganz rationelle Art, in Italien zu reiſen,“ ſagte Ugolino, „die ich jedem meiner Landsleute anrathe, ſtatt im Winter nach Neapel und Sorrent zu gehen und dort meiſtens zu frieren, wie die A——nanas im Freien.“

„Und die gnädigſte Prinzeſſin haben den Sommer von der Hitze nicht gelitten?“ fragte Baron Roland.

„Nicht mehr wie auch in der Heimath.“

„Die Heimath!“ — lächelte Konradin von Schwaben aufwärts blickend, „wie freue ich mich, den erſten Schnee wieder zu ſehen und bin doch erſt zwei Jahre hier!“

Die Herzogin von Gerolſtein nickte beiſtimmend und Ugolino rief aus: „Ja, meine verehrten Freunde und hochverehrten Gäſte, dies Glas der deutſchen Heimath, mit ihren ſchroffen Bergen und tiefen Seen, mit ihrer wechſelvollen Wetterlaune, mit ihrer Kälte und ihren ſcharfen Winden, die Geiſt und Körper ſtählen, während die welſche Luft erſchlafft, ſo daß wir uns hier kaum tiefen Empfindungen hinzugeben vermögen, ich meine jene Empfindungen, die uns trotz Wetter und Sturmgeheul über Berge und Höhen treiben, um das Köſtlichſte zu erreichen.“

„Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen,“ ſang Konradin von Schwaben ſchwärmeriſch vor ſich hin.

„Ja, ja, meine Jungen, ſo iſt's, und dieſem Gefühl wollen wir mit Erlaubniß der Frau Herzogin Ausdruck geben.“

Er überblickte raſch die Tafelrunde, ſchlug mit großer Sicherheit den betreffenden Akkord an und dann ſchlangen ſich vier kräftige, wohlklingende Stimmen zu dem reizenden Quartett, das uns faſt Allen wohl bekannt iſt:

„Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh!"

Da geſchah es, mitten im Geſange, daß das junge Mädchen, welches die Worte des Liedes wohl kannte, auch ſicher ſchon über den Sinn derſelben reiflich nachgedacht, um alsdann über Vieles, was ihr trotz der Gelehrſamkeit des weiblichen Herzens doch nicht ganz klar geworden und nur in unbeſtimmten ſüßen Bildern vor ihrer reinen Seele gaukelte, bei guten gediegenen Büchern Raths zu erholen — da geſchah es, wollten wir ſagen, daß dies junge Mädchen, erregt durch die geſungenen Worte und umſtrickt von dem Wohlklang dieſer prachtvollen jugendlichen Männerſtimmen, auch wohl unter der Einwirkung von Mondlicht und Orangendüften ſchwärmeriſch aufblickte, und dann die ſchönen großen Augen vor Erſtaunen weit öffnend, die Geſtalt eines jungen Mannes bemerkte, der von draußen in den Lichtſchein der Muſchel-Grotte getreten war und mit ſeinen dunkeln glänzenden Augen gerade ſo unverwandt auf das junge Mädchen ſchaute, als dieſe, gleichſam gebannt durch ſeine Erſcheinung, zu ihm hinüber blickte.

„Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du!"

Und wenn dieſer junge Mann jetzt neben dem ſchönen Mädchen ſtatt der wohlbekannten Geſichter ſeiner Freunde die abenteuerlichſten phantaſtiſchſten Geſtalten geſehen hätte, ſo wäre er doch nicht im Stande geweſen, auch nur für einen Augenblick irgend etwas Anderem ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, als eben dieſer ſchönen Unbekannten, deren Blicke einen ganzen Liebeszauber in ſein Herz ſtrahlten, und ihn unbeweglich an die Stelle bannten. Daß der junge Mann eine angenehme Geſichtsbildung hatte, verſteht ſich ganz von ſelbſt, denn die geneigte Leſerin wird es wohl ſchon errathen haben, daß wir es hier mit dem eigentlichen Helden unſerer kleinen Geſchichte zu thun haben. Wir wollen dieſe Vermuthung unſerer Wahrheitsliebe gemäß ſofort ohne Umſchweife beſtätigen und ſelbſtverſtändlich auch nicht unterlaſſen, den jungen Mann mit ſo viel Vorzügen des Körpers und des Geiſtes auszuſtatten, als nöthig iſt, um ſelbſt auf die Tochter der Herzogin von Gerolſtein einen tiefen Eindruck zu machen. Es war aber auch — Spaß bei Seite — ein hübſcher, ja, was Geſicht und Figur anbelangt, Aufſehen erregender Burſche, welcher da ſo plötzlich in den Lichtkreis der Muſchel-Grotte getreten war: ziemlich groß, ſchlank und dabei kräftig gebaut, ſein Geſicht länglich, von geſunder Farbe, etwas gebräunt, dunkle glänzende Augen, tiefbraunes lockiges Haar, auf dem, etwas keck nach der rechten Seite hin ein zugeſpitzter italieniſcher Hut ſaß, mit farbigem Band umwunden; dazu trug er jene bekannte kurze Joppe von braunem Sammt, Gamaſchen und kurze Beinkleider, an deren linker Seite ein langes Meſſer in der Scheide hing, während er auf der Schulter ein Gewehr mit der Sicherheit trug, die uns der häufige Gebrauch der Waffe verleiht.

Das Lied war verklungen, die Sänger ſchwiegen und damit war auch der Bann gelöſt, der die Beiden gefeſſelt hatte. Auch die Aufmerkſamkeit der übrigen Geſellſchaft begann ſich wieder anderen Dingen zuzuwenden, ſo daß Konradin von Schwaben jetzt den Draußenſtehenden bemerkte und in lautem herzlichem Tone rief:

„Ah! — Fra Diavolo, wo haſt du ſo lange geſteckt?“

„Recht, mein Junge, daß du endlich da biſt!“ rief der gemüthliche Nero, worauf Ugolino mit ernſtem Blick beifügte: „Künftig laß es mich wiſſen, wenn du wieder nach den Sümpfen hinaus ziehſt, denn man hat mich verantwortlich gemacht, junger Schwärmer, daß ich dich mit keinem Büffel zuſammengerathen laſſe und daß dir auch die Sirenen kein Leids zufügen — und nun ſetze dich — doch nein — wirf dich in Poſitur und laß dich mit allergnädigſter Erlaubniß der Frau Herzogin von Gerolſtein, ſowie dero Prinzeſſin Tochter vorſtellen. — Fra Diavolo, ein Mann von guten Sitten, der wohlgekämmte Sohn einer achtbaren Familie und beſeelt von dem Streben, ſeinem Namen alle Ehre zu machen!“

„Doch hoffentlich nicht dem Namen, unter dem Sie uns eben vorgeſtellt wurden!“ erwiderte die ältere Dame in einem Tone, dem man deutlich anmerkte, wie höchſt angenehm ihr dieſe neue Bekanntſchaft ſei. War er doch ganz das Bild jenes tapfern und ſchönen Räubers, der, ein Schrecken der Heerſtraße, doch noch gefährlicher war, wenn er mit Myladys Barcarolen ſang.

Fra Diavolo ging bereitwillig auf den Scherz ein und bemühte ſich, da Cosmus von Medicis ſo freundlich geweſen war, ihm den Platz zwiſchen den beiden Damen abzutreten, dieſelben mit Anmuth und einem angeborenen vornehmen Weſen zu unterhalten, wobei er aber nie die

Grenzen der Verehrung überſchritt, die er der durchlauchtigſten Frau, ſowie deren Prinzeſſin Tochter ſchuldig war.

Er erzählte von der eben ſo anſtrengenden, als aufregenden Jagd in den Maremmen, wo man auf Enten und andere Waſſervögel anſchleichend, leicht einem Rudel Schwarzwild begegnen könne, und zuweilen genöthigt ſei, den Zweikampf mit einem ergrimmten Keuler aufzunehmen — eine Jagd, bei der man, wie auch er heute, häufig ohne Beute heimkehre und dann zuweilen noch überdies das Unglück ertragen müſſe, koſtbare Stunden in ſchöner Geſellſchaft verſäumt zu haben.

Er ſagte das mit einem ſo gewinnenden Ausdruck des Bedauerns, direkt gegen die Frau Herzogin gewandt, entwickelte überhaupt eine ſo ausgeſuchte Aufmerkſamkeit gegen dieſe würdige Dame, daß dieſelbe von der neuen Bekanntſchaft förmlich entzückt ſchien. Für die Prinzeſſin hatte er nur dann und wann ein kurzes und dazu noch befangenes Lächeln, ja, wenn er ſie einmal anſprach, was zuweilen auch geſchehen mußte, ſo bemerkte man, wie er verlegen ſchien und nach einem paſſenden Worte ſuchte — räthſelhaft und unbegreiflich bei einem jungen Manne, dem es ſonſt weder an Keckheit, noch an Selbſtvertrauen fehlte, ja der es gewohnt war, daß ihm junge, ſehr anſtändige Damen, zum Oefteren auf mehr als halbem Wege entgegen kamen! War ihm etwas begegnet, was ihm in ſeinem Leben noch nie widerfahren, hatte er etwas gefühlt, was er nie zuvor gefühlt, war es der Blick aus ihren Augen, der, als die Anderen ſangen, zündend in ſein Herz gedrungen?

Draußen buhlte indeſſen der Mondſchein ſo verführeriſch mit den Orangen- und Citronenbüſchen, und der Nachtwind bewegte ſie ſo ſanft, daß ſie zitterten und wie unter Liebesſeufzern die berauſchendſten Wohlgerüche ausſtrömten.

* * *

In der Muſchel-Grotte war es ſtill geworden. Die Sterne gingen ihre ruhige Bahn und glänzten hell auf den Garten, auf das ſchweigſame Haus und durch die Fenſter auf das Lager der ruhig Schlummernden, als wollten ſie neugierig deren Träume erlauſchen. Dieſe Träume bildeten bei Verſchiedenen, wie das häufig zu geſchehen pflegt, nur eine Fortſetzung des geſtern Erlebten oder Gedachten. Die ältere Dame beſonders hatte einen gar angenehmen Traum: ſie befand ſich in dem Gaſthaus zu Terracina, nicht in dem wirklichen, in dem ſie ſchlief, ſondern in dem ihrer Lieblingsoper, ſie luſtwandelte mit Fra Diavolo, wie er ihr geſtern Abend erſchienen war und ſang zu den Klängen der Laute, die er eben ſo meiſterhaft zu ſpielen als graziös zu halten verſtand, mit an einem wunderlichen Canon, den ſie ſtets in anderer Tonart und obgleich mit ſchmelzender Stimme, doch mit den höchſt proſaiſchen Worten begann: „Bruder Jakob, Bruder Jakob, liebſt du mich? liebſt du mich?“ — „In der Muſchel-Grotte, in der Muſchel-Grotte!“ worauf alsdann zwei andere bekannte Stimmen in ſüßeren poetiſchen Worten einfielen, aber nur die Worte: „Liebſt du mich? liebſt du mich?“ beibehielten.

Ja, ſie erwachte darüber und der Traum hatte ihre Phantaſie ſo lebhaft beſchäftigt und aufgeregt, daß ſie ſich lauſchend emporrichtete, auf jenes halbverklungene, wehmuthsvolle „liebſt du mich?“ begreiflicherweiſe vergeblich horchend. Die Nacht zog in tiefem Schweigen über die ſchlummernde Erde dahin, kein Laut war zu hören, denn ſelbſt der ſanfte Oſtwind, der ſich geſtern Abend gerührt hatte, war unterdeſſen drunten in den Armen der Orangen und Citronen ſanft entſchlummert.

„Liebſt du mich?“ — wer hatte denn gefragt? — ſie ſelbſt oder er, der kühne, ſchöne Räuber? Doch nein, ſie hatte nur geträumt! Das war ja nicht möglich!

Und warum nicht? Waren ihr doch noch in jüngſter Zeit ähnliche leidenſchaftliche Fragen geſtellt worden und zwar von noch jüngeren Leuten, von denen ſie obendrein faſt mit Beſtimmtheit vorausſetzen konnte, daß jene Frage lediglich ihrer wohlkonſervirten Perſönlichkeit galt und nicht den verſchiedenen Millionen, die ihr vor zwei Jahren verſtorbener Gatte, der Herr Fabrikant und Bankier Meierfeld, ſo freundlich geweſen war, ihr ohne jede Einſchränkung zu überlaſſen. Sie hatte ſich weder mit der Fabrikation halbſeidener Waaren weiter zu plagen, noch das Riſiko in Geldgeſchäften zu fürchten, ſondern ihr großes Vermögen war hübſch und ſicher angelegt, ſo daß ſie nur vierteljährig den Bericht ihres Bankiers über die großen Summen entgegenzunehmen hatte, die unterdeſſen ihrem „Haben“ wieder zugewachſen waren.

Daß ſich Madame Meierfeld in den Vierzigen befand, konnte man ihr nachrechnen und war deßhalb nicht zu leugnen, doch gab ſie ſich gern das Anſehen einer Dreißigerin und ſprach von den fünfziger Jahren als von etwas, das noch weit vor ihr in nebelgrauer Ferne liege.

Kinder hatte Corinna Meierfeld nie gehabt, woher es denn auch wohl kam, daß ſie immer noch ein gewiſſer jungfräulicher Schimmer umgab, den zu erhalten und zu heben ſie in außergewöhnlicher, wenn auch nicht immer ganz paſſender Toilette das Uebermögliche that.

Was nun ihre junge Begleiterin anbelangt, ſo war dies die Tochter von Madame Meierfeld's einzigem frühverſtorbenem Bruder, einem gewiß ſehr tapfern Offizier, dem es aber leider nicht vergönnt war, von dieſer Tapferkeit zweckmäßigen Gebrauch zu machen, denn ſeine militäriſche Laufbahn ſchlich durch lange Friedensjahre wie ein kümmerliches Bächlein dahin und ließ den alten Premierlieutenant kläglich verſanden, allerdings mit dem Charakter eines Hauptmann und dem Rechte, die Armeeuniform tragen zu dürfen. Nach dem Tode deſſelben — die Mutter war ſchon früher geſtorben — war die kleine Eveline, von ihrer Tante in der Verkürzung Nella genannt, in dem Meierfeld'ſchen Hauſe aufgenommen worden und hätte ſich in demſelben vollkommen heimiſch gefühlt, ja ihre Tante jedenfalls Mama genannt, wenn die damals noch ſehr junge Corinna es nicht vorgezogen hätte, lieber eine vierjährige Nichte, als eine Tochter von dieſem Alter zu beſitzen, ein Verhältniß, das ſich mit den Jahren leider noch verſchärfte und zu ganz eigenthümlichen Folgerungen Veranlaſſung gab. Denn je älter Tante Corinna wurde, um ſo jünger ſollte das Kind erſcheinen, wie Eveline ſogar noch genannt wurde, als ſich in ihrem fünfzehnten Jahre bereits Formen zu entwickeln begannen, die ſo gar nicht mehr zuſammenpaßten mit dem ausgeſchnittenen Leibchen des Kinderkleidchens und dem allzukurzen Röckchen.

Zu ernſteren Zerwürfniſſen war es indeſſen niemals gekommen, denn das junge Mädchen fühlte eine unbegrenzte Dankbarkeit für alle ihr bewieſene Güte und liebte die Tante ſo aufrichtig, daß ſie ſelbſt die Schwächen derſelben für Tugenden hielt, ſo, indem ſie die oft übertriebene Putzſucht der Tante für ſich ſelbſt als warnendes Beiſpiel nahm und ihr beipflichten mußte, daß man in der Jugend in der Einfachheit der Toilette nicht übertrieben genug ſein könne, um ſpäter durch eine Steigerung wirken zu können.

Doch gab dieſe Toilette-Steigerung der älteren Tante, beſonders ſeit ſie eine jüngere Wittwe geworden war, trotz aller Zurückhaltung und Unterwürfigkeit Evelinens, zuweilen Veranlaſſung zu einem kleinen Wortwechſel, wenn das junge Mädchen nun einmal nicht anders mehr konnte, als auf irgend etwas im Anzuge der Tante aufmerkſam zu machen, was offenbar zu den Unmöglichkeiten gehörte, vielleicht ein Hut, wie ihn vierzehnjährige Fräulein trugen, oder der Schnitt einer Robe, der, paſſend für eine leichte ſchlanke Geſtalt, bei den Körperformen der Frau Corinna geradezu abſcheulich war.

Ein einziges Mal war ſogar ein tieferer Schatten über das ſonnenhelle Gefilde dieſer Freundſchaft zwiſchen Tante und Nichte geflogen, als ſich nämlich ein junger Mann etwas auffallend um letztere bemühte und dadurch die erſtere in ſprachloſes Erſtaunen verſetzte. — Sollte denn das Kind in der That ſchon eine Ahnung davon haben, daß junge Männer zu etwas Anderem auf der Welt ſeien, als mit Bewilligung gewiſſenhafter Anverwandten zum Plaudern, allenfalls zum Tanzen? Sollte ſie, den ihr ſo ernſtlich und ſorgfältig beigebrachten Theorien entgegen, jetzt ſchon die Vereinigung, welche wir Ehe nennen, für etwas Anderes nehmen, als eine für das Leben nothwendige Verbindung, von vernünftigen Eltern mit Ausſchließung jedes anderen Gefühles eingeleitet und in Vollzug geſetzt? — Sollte das kaum ſiebenzehnjährige Kind irgend eine ſolche Regung empfunden haben? — unwahrſcheinlich — unmöglich — gewiß nicht! —

Und die Tante irrte ſich diesmal nicht, denn damals war der Rechte für Eveline noch nicht gekommen. War er aber jetzt erſchienen, hier in Terracina, und war es wirklich von tieferer Bedeutung, daß ſich das junge Mädchen allein in ihrem Schlafzimmer jenes erſten auf ſie gerichteten Blickes mit ſo ſüßer Wonne erinnerte, daß ſie ihn, die Augen ſchließend, immer wieder hervorzuzaubern verſuchte? — Ja, es war von tieferer Bedeutung, wie ſie wohl an der Unruhe und dem Klopfen ihres Herzens fühlte, und wenn ſie auch während der Nacht nicht den Muth hatte, von Stimmen zu träumen, die im Dreiklang ſangen: „Liebſt du mich? liebſt du mich?“ und ſo gleichſam laut eine Leidenſchaft verkündeten, wie ſie ſelbſt ſie empfand, ſo bettete ſie doch die liebe Erinnerung in einen ſtillen Winkel ihres Herzens und beſchloß, ſich nie mehr von ihr zu trennen. Dabei gelobte ſie ſich ſelbſt feierlich das tiefſte Geheimniß und das unverbrüchlichſte Stillſchweigen, während die praktiſchere Tante beſchloß, gleich am anderen Morgen die Einleitung zu einem kleinen freundſchaftlichen Verhältniß mit Fra Diavolo möglichſt ſicher und umfaſſend in's Leben treten zu laſſen.

Zu dieſem Zwecke hatte ſie denn auch ſchon in aller Frühe, noch ehe ſie ſich aus dem Bette erhoben, durch ihre Kammerfrau dem trefflichſten aller Kuriere in Erinnerung bringen laſſen, daß ſie beim Frühſtück einen Bericht erwarte, ob und wie eine Landpartie nach dem Thurme von Aſtura, welche die Künſtler am geſtrigen Abend vorgeſchlagen, ausführbar ſei, worauf Signor Carlo die Rückantwort gab, daß Alles auf's Beſte eingefädelt ſei, und nur noch der Zuſtimmung der gnädigen Frau bedürfe — eine angenehme Nachricht, die wohl mit dazu beitrug, daß ſie eine Stunde ſpäter auf der Terraſſe ſo morgenfriſch und roſig angehaucht erſchien, als nur Weiß und Roth in den Händen einer erfahrenen Kammerfrau ermöglichen können. Eveline dagegen war, ohne irgendwelche Nachhilfe, faſt bleich zu nennen. Frau Corinna trug einen gelbſeidenen, mit roth verbrämten Schlafrock und hatte den Kopf mit einer Haube geziert, die von purpurnen Fuchſien umrankt war; das junge Mädchen war im einfachen weißen Morgenanzuge erſchienen und hatte das ſchwere glänzende Haar in dicken Flechten um den Kopf gewunden.

Ein prächtiger Morgen war heraufgezogen, auf der Terraſſe war es, nachdem reichlicher Morgenthau gefallen, angenehm friſch, und der Strand, die Inſeln und die fernen Geſtade leuchteten faſt noch wonniglicher als am vergangenen Abend.

Tante Corinna hatte bereits den vortrefflichen Kurier empfangen, dem ſie mit anmuthigem Lächeln die Erlaubniß gab, ſich auf einem ſeitwärts befindlichen Stuhle niederzulaſſen, während ſie eine kleine Brodſchnitte mit Honig beträufelte und durch Eintauchen in den Kaffee geſchmeidiger machte.

„Ein ſchöner Tag, Signor Carlo,“ ſagte ſie alsdann. „Herrlich, wenn wir ihn zu einer Landpartie benutzen könnten!“

„Was ganz vom Belieben der gnädigen Frau abhängt und wozu ich meine Vorbereitungen bereits getroffen.“

„So laſſen Sie hören, ich bin ſehr begierig darauf.“

„Eine Partie nach dem Thurm von Aſtura, wie Signora gewünſcht, iſt zu Lande, wegen des ſchlechten Weges, beſonders in den Waldungen am Strande, ſehr beſchwerlich auszuführen, eine Ruderbarke bis jenſeits des Monte Circeo würde zu viel Zeit wegnehmen und ſo wäre ich faſt in Verlegenheit geweſen, wenn nicht glücklicherweiſe geſtern Abend ein kleiner Dampfer von Neapel eingelaufen wäre, der für heute zu miethen iſt. Der Dampfer hat den Vortheil, daß wir Maulthiere für die beiden Damen an Bord nehmen können.“

„Sowie für unſere Gäſte, denke ich.“

„Auch darüber erlaubte ich mir bereits Erkundigungen einzuziehen, fand aber die Herren Künſtler ebenſo dankbar für eine Einladung als entſchloſſen, die Damen zu Fuß und zum Schutze bereit zu begleiten.“

„Gut, und wann werden wir aufbrechen?“

„Es iſt jetzt neun Uhr, und wenn Ihre Gnaden um zehn Uhr bereit ſein wollten, ſo würde ich dieſe Abfahrtsſtunde für die richtige halten.“

„So treffen Sie denn Ihre letzten Anordnungen und Sie werden uns ein Viertel vor zehn Uhr bereit finden.“

Damit entfernte ſich der Kurier, dem Madame Meierfeld kopfnickend nachſchaute, indem ſie zu ihrer Nichte ſagte: „Iſt das ein Juwel von einem Manne! Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich meinem Bankier in Mailand für dieſe Acquiſition meinen Dank ausdrücken ſoll!“

„Gewiß, liebe Tante.“

Das junge Mädchen ſchien übrigens den Enthuſiasmus ihrer Tante für den ſchönen Kurier nicht zu theilen, ſie ſchaute träumeriſch vor ſich nieder und ſchnitzelte an einer Orangenſchale. Waren ihre Gedanken ſchon vorausgeeilt zu den gewiß ſchönen Stunden, die im Laufe des Tages auf ſie warteten? Wohl möglich, denn wenn an und für ſich ſchon jede Landpartie für ein junges lebensfrohes Mädchen zu den höchſten aller Genüſſe gehört, ſo noch ganz beſonders eine ſolche, wo es ſich darum handeln kann, mit einem jungen Mann, für den man ſich intereſſirt, zuſammenzutreffen, vom Verdeck eines Dampfers in die ſchimmernde Meerfluth zu blicken, dann im Schatten von Oleandern und Myrthen zu wandeln und ſchließlich in der Einſamkeit eines melancholiſch gelegenen Schloſſes ein Wort zu finden oder zu hören, nach dem man ſich aus tiefſtem Herzen geſehnt.

* * *

Der kleine Dampfer, den der Kurier für die heutige Fahrt nach Stella di mare gemiethet, lag ſo nah als möglich an den zerbröckelten Hafenmauern von Terracina, doch bildeten ein paar breite und ſtarke Planken eine ſolide Uebergangsbrücke, welche für die Herzogin von Gerolſtein mit Prinzeſſin Tochter dadurch gänzlich gefahrlos gemacht wurde, daß die eingeladenen Gäſte zu beiden Seiten Spalier bildeten.

Neugierige aus der Stadt, die am Ufer ſtanden, Fiſcher, die ſich, die rothe Mütze auf dem Kopf, in ihrem bunt bemalten Boot befanden, kleine Buben, die kaum mit einem Hemd bekleidet waren, drüben eine Gruppe von Weibern, die ihr Geſchäft des Waſchens und Plauderns unterbrachen, hinter ihnen ein paar ſchwarze Geiſtliche mit breiten Hüten, Alle ſahen dieſer Einſchiffung zu, die dadurch noch etwas beſonders Feierliches und Seltſames erhielt, daß ſich die Herren auf beiden Seiten ſcherzhaft, aber dem Anſcheine nach in tiefſter Ehrerbietung, verneigten. Als nun gar ein alter Fiſcher, der ſchon häufig in Neapel geweſen war, in zuverſichtlichem Tone zu ſeinem Nachbar ſagte: „una principessa“, fand dieſes Wort einen ſolchen Anklang, und ging verſtärkt ſo raſch von Mund zu Munde, daß in Kurzem alle am Ufer Befindlichen feſt überzeugt waren, auf dem luſtig in die See hinaus dampfenden kleinen Schiffe befinde ſich niemand Geringeres, als irgend eine fremde regierende Königin.

Zu dieſem Irrthum trug allerdings die reiche Toilette der Herzogin von Gerolſtein das ihrige bei, denn ſie trug ein Kleid von ſchwerer bordeauxfarbener Seide mit weißen Spitzen beſetzt, in ihren Ohren ſowie auf einem Armband von mattem Golde funkelnde, ungewöhnlich große Brillanten, und der hellgraue Hut, diademartig aufgeſchlagen und mit lang herabwallender Feder verziert, gab zugleich mit dem leichten weißen Mantel ihrer vollen Geſtalt etwas Stattliches, ja etwas Königliches, wie der höfliche Kapitän des Dampfers dem Kurier verſicherte, nachdem dieſer ihn der Patrona Serenissima vorgeſtellt.

Die Huldigungen, welche man ihr darbrachte, ſchienen der Frau Herzogin zu ſchmeicheln, denn ihr Geſicht ſtrahlte von Befriedigung. Auch Eveline ſah glücklich aus. Die Stimme des jungen Mädchens, das heute Morgen ernſt, faſt trübe erſchienen war, klang jetzt fröhlich, ihr ſchönes Auge glänzte, und dieſe Veränderung hatte ein kleiner, an ſich ganz geringfügiger Umſtand hervorgebracht: als ſich vorhin der Dampfer langſam vom Ufer entfernte — Tante Corinna war von den meiſten der Herren begleitet, nach dem Vordertheil des Schiffes gegangen — hatte ſich Fra Diavolo dem jungen Mädchen genähert und in einem eigenthümlich klingenden Tone geſagt: „Geſtatten Sie mir, liebenswürdige Prinzeſſin, Ihnen mein Glück, an dieſer Fahrt theilnehmen zu dürfen, durch ein inniges Wort des Dankes auszuſprechen.“

Er hatte das befangen, ſchüchtern, wie verſtohlen geſagt, ja er war dabei ein klein wenig erröthet und als er hierauf nach einer Verbeugung den Andern folgte, traf ſie ein ſo ſprechender, warmer Blick ſeiner dunkeln Augen, daß ſie unwillkürlich tief aufathmend ſtehen blieb, um dann, ſich verlegend abwendend, auf das Meer hinauszuſchauen.

Ugolino, der Verhungerte, war auch heute gewiſſermaßen wieder der Tonangeber ſeiner künſtleriſchen Freunde, ſo wie gleich zu Anfang der Vermittler ihrer Gefühle, indem er der Frau Herzogin eine klaſſiſche Rede hielt, oder vielmehr eine Rede, welche das klaſſiſche Ufer, an dem ſie vorüberfuhren, mit in den tiefgefühlteſten Dank hineinflocht, den er in ſeinem Namen ſowie in dem ſeiner Freunde für die angenehme Einladung darbrachte.

Alle hatten ſich auf's Beſte geſchmückt, die Hüte mit grünen Orangezweigen beſteckt, auch wohl mit einer Guirlande der hier ſo prachtvoll blühenden und duftenden rothen Nelken; unter allen aber hob ſich Konradin von Schwaben als eine phantaſtiſche Erſcheinung hervor, denn ſie hatten ihm aus einem weißen Stücke Zeug einen langen, ſeine Kleider faſt verhüllenden Mantel zurecht gemacht und auf die blonden Locken einen Lorbeerkranz gedrückt, zwiſchen deſſen tiefgrünen Blättern gleichfalls einige tiefrothe Nelken hervorleuchteten, Unheil verkündend dem letzten Hohenſtaufen, wie der gemüthliche Nero mit finſterem Stirnrunzeln ſagte.

Der Himmel war unbewölkt und von glänzender Klarheit, das Meer eine glatte leuchtende Fläche, die ſich nur in den unmerklichſten Schwingungen hob und ſenkte und ſo dem kleinen Schiffe jene anmuthige, kaum zu fühlende Bewegung mittheilte, die auf einer Seereiſe den Reiz der Fahrt erhöht. Auch hatte der umſichtige Kurier für ein kleines Vorfrühſtück Sorge getragen und auf ein Tiſchchen in der Nähe des Radkaſtens dickbäuchige, ſtrohumwundene Flaſchen nebſt weißem Brode, ſowie eine Fülle von Früchten aller Art aufſtellen laſſen. Die jungen Künſtler ſprachen den Vorräthen, beſonders den Flaſchen, wacker zu. Doch ließen ſich auch die Damen nicht nur prachtvolle Trauben und friſche Feigen gefallen, ſondern auch einige Tröpfchen jenes dunkelrothen Weines ſchmecken, der ganz ausgezeichnet in dieſen glücklichen Gefilden wächſt und mit einem ſüßen, milden Burgunder Aehnlichkeit hat: anregend, geſprächig machend, Herz und Lippe öffnend, weßhalb es denn auch nicht Wunder nehmen konnte, daß auf ein Zeichen Ugolino's die ſchöne Meerfahrt durch vielſtimmigen Geſang begleitet wurde. Und dabei fuhren ſie an dem herrlichſten Geſtade vorüber, dem Cap der Circe entgegen, das über dem Meere in leuchtenden Konturen ſchwebte, faſt zauberiſch in Licht und Schatten gemalt und durch Form und Erſcheinung an die ſchönſten Felſen Europa's erinnert, an die Inſel Capri und den Roſalienberg bei Palermo. Hoch oben lag wie ein weißer leuchtender Punkt der kleine Flecken San Felice, rückwärts im Halbkreiſe zeigten ſich die Laubmaſſen des Waldes von Aſturien und über Alles das hinaus ragten in tiefblauer Farbe die maleriſchen Volskerberge.

„Seltſam,“ meinte Ugolino, „wie wir alle zu dieſer Meerfahrt Vereinigten hier in dieſen Gegenden unſere perſönlichen oder Familienerinnerungen haben. Ich, zum Beiſpiel, um in aller Beſcheidenheit zuerſt von mir zu reden, hatte Verwandte bei jenem unglücklichen Reiterhaufen, der nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo fliehend über dieſen Strand ſprengte; um deine Perſon, unglücklicher

Konradin, in Sicherheit zu bringen, — du, gemüthlicher Nero, biſt dort drüben zu Antium geboren und wer weiß, ob das antike Moſaikpflaſter, das man heute noch rings um die Mauern von Aſtura unter den Meeresfluthen hervorleuchten ſieht, nicht noch ein Ueberreſt iſt von einem deiner goldenen Paläſte, wo du deine Bacchanalien hielteſt und mit weißen Roſſen triumphirend einzogſt, als du von deinem mißglückten Schauſpielerdebüt heimkehrteſt!“

Der gemüthliche Nero zog ſeine Stirn und die buſchigen Augenbrauen finſter zuſammen, als er zur Antwort gab: „Du irrſt, jener Palaſt befand ſich dort drüben bei Antium, derſelbe, wo mir die fatale Geſchichte mit dem in Stücke gehenden Schiffe meiner Frau Mama begegnete, doch will ich dir etwas ſagen, nachgeborener geringer Sklave: hüte dich hier an dieſem Ufer, wo ſtets ein finſterer Geiſt über mich kommt, von meinem mißglückten Schauſpielerdebüt zu reden — ein Wink von mir und man wirft dich den Haifiſchen vor.“

Alle lachten, mit Ausnahme Fra Diavolo's, der trotz der Ermahnung der älteren Gefährten immer noch wie verzückt nach dem Ufer ſchaute, ſtill und in ſich gekehrt daſtand, nur zuweilen ſeine Augen verſtohlen erhob, was ſo ſehr ſeiner ſonſtigen Stimmung widerſprach und deßhalb ſo auffallend war, daß ihm Ugolino kopfſchüttelnd ſagte: „Höre, junger Burſch, du biſt auf unſerer Meerfahrt ſo verändert, daß ich dir unmöglich einen Vers darauf machen kann.“

„Ich?“ — fragte der Angeredete mit jenem erſchreckten, Heiterkeit heuchelnden Lächeln, das Niemand zu täuſchen vermag — „ich bin durchaus nicht verändert, nur ergriffen von all' dem Wunderbaren um mich her.“

„Nein, nein, du biſt ſchweigſamer als ſonſt,“ pflichtete auch der Medicäer, ſowie Rinaldini und ſelbſt Nero mit einem ausdrucksvollen Kopfnicken bei, was eine allgemeine freundliche Theilnahme für den jungen Mann kund gab, die man auch geſtern Abend ſchon durch allerlei liebevolle Kleinigkeiten hatte bemerken können. Es ſchien, als bekümmerten ſich Alle ganz beſonders um das Wohl und Wehe Fra Diavolo's, beſonders aber Ugolino, der jetzt freundlich ſeine Hand faßte und ihn nach einem leeren Sitz zwiſchen ſich und die Herzogin und zwar ſo unwiderſtehlich niederzog, daß er, leicht erröthend, die Gewänder der Dame ſtreifte, was ihm aber durch einen äußerſt freundlichen Blick auf's Bereitwilligſte verziehen wurde.

Dadurch hatte er nun allerdings einen guten Platz gewonnen, die Ausſicht aber auf das immer mehr zurückweichende Terracina, ſowie auf allerlei Anderes verloren, was wir indeſſen diskreter Weiſe nicht näher bezeichnen wollen.

Man fuhr ſo dicht am Geſtade, jenſeits des Caps der Circe hin, als es die flach anlaufenden Ufer nur erlaubten. Die Geſellſchaft, von dem genoſſenen Weine angeregt, war laut und luſtig geworden und als nun Einer das Wohl der Schöpferin des ſchönen Tages ausbrachte, ſtimmten Alle jubelnd ein und ein donnerndes Hoch ſcholl über die blaue Meerfluth. Damit war man denn überhaupt in das breite Fahrwaſſer der Reden, Toaſte und Geſänge gekommen und als Rinaldo, ſein Glas erhebend, verſicherte, er ſehe droben auf der ſteilen Felswand die Circe, neidvoll dem Schiffer nachblickend, ſitzen und als hierauf Konradin von Schwaben dies beſtätigend oder parodirend hinzufügte: „Sie kämmt ihr goldenes Haar“

— da dauerte es nicht lange, und über die Wellen drang im kräftigen Männerchor das Lied:

„Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin —“

das ſchöne, traurige Lied, welches Deutſche ſo gern anzuſtimmen pflegen, wenn ſie luſtig bei einander ſitzen. Doch ſah man hier auf dem Schiffe, wenngleich keine traurigen Geſichter, doch Züge, die im Stande waren, ſich durch einen einzigen Blick in ernſte, erwartungsvolle, ja an's Melancholiſche ſtreifende zu verwandeln, wobei es ganz eigenthümlich war, daß diejenigen, welche dergleichen Blicke vielleicht ganz unbewußt wechſelten, auch Scheu vor einem freundlichen Worte, deren doch ſo viele hier gewechſelt wurden, zu haben ſchienen! Dann nachdem das ſtimmungsvolle Lied verrauſcht war und man nun wieder einmal erfahren hatte, daß Alles ſchon einmal dageweſen und, daß auch hier am Tyrrheniſchen Meer, am lateiniſchen Ufer, in altersgrauer Vorzeit ſchon eine Lorelei, genannt Circe, gehauſt, löſte ſich der behagliche Kreis, indem ſich die Herzogin erhob, wohl auf ein flüſterndes Wort des Kuriers, daß der Kapitän dem Lande zuwende, und Alle ergingen ſich auf dem Verdeck, bald zu Zweien oder zu Dreien plaudernd.

Auch Fra Diavolo nahm verſchiedene Male einen Anlauf, um ſich der Prinzeſſin zu einem harmloſen Geplauder zu nähern, doch zögerte er ſtets auf halbem Wege, denn ſo ſehr er ſich auch abmühte, zu irgend einem gleichgiltigen Geſpräche Stoff zu finden, es wollte ihm durchaus kein Anfang einfallen, und er fürchtete, entweder etwas zu Triviales zu ſagen, oder etwas zu leidenſchaftlich Erregtes.

Deßhalb athmete er auf dieſen ſchweren Gängen ſtets erleichtert auf, wenn ihm ein Anderer zuvor kam, wogegen er ſich aber dann doch wieder ärgerte über die unbefangene leichte Art, mit welcher alle Anderen, ſelbſt der ſchüchterne Konradin, die junge Dame anredeten, ja, er biß ſich zornig auf die Lippen, als ſoeben der letzte Hohenſtaufe, ſich tief verneigend, ſeinen Lorbeerkranz zu den Füßen der Prinzeſſin niederlegen wollte, was dieſe aber lachend abwehrte und dafür nur ein einziges Blatt abbrach, das ſie lächelnd zwiſchen den Strauß dunkelrother Nelken ſteckte, den ſie am Gürtelbande trug.

„Wie man nur ſo unverſchämt ſein kann!“ ſtieß er unhörbar zwiſchen den Zähnen hervor, als er fühlte, wie Jemand einen Arm unter den ſeinigen ſchob und umſchauend Ugolino erblickte, der ihm ſeltſam lächelnd ſagte: „Komm, mein Sohn, wir haben einen Weg,“ — und dann eine halbe Minute ſpäter mit ihm vor der jungen Dame ſtand.

Wie er dann ſo raſch und leicht unter Beihilfe des Freundes in eine Unterredung mit der Prinzeſſin kam, und wie ſich dieſelbe ohne Verlegenheit ſo angenehm weiter fortſpielte, wußte er ſelbſt nicht, doch ſprach er viel Intereſſantes und Lehrreiches und ſagte unter Anderem, daß er Bildhauer ſei, worauf Ugolino eigentlich ganz unnöthig hinzuſetzte: „Nur aus Neigung zur göttlichen Kunſt und weil ſeine Eltern nichts gegen dieſen koſtbaren Zeitvertreib einzuwenden haben.“

In einer Erregung, die ihm wie ein leichter Rauſch vorkam, trat er jetzt mit Ugolino von der jungen Dame weg und fühlte ſich dann von dem Arm des Freundes leicht angeſtoßen, als dieſer, ihn ſcharf betrachtend, ſagte:

„Es iſt nur ſchade, mein Junge, daß das eine Prinzeſſin iſt und du nur ein ganz ſimpler Freiherr.“

„Glaubſt du wirklich?“

„Na und ob! Die Tochter der Herzogin von Gerolſtein!“

„Pah — Unſinn! Spaß!“

„Das glaubte ich geſtern auch, und ‚Herzogin von Gerolſtein‘ iſt natürlich ein angenommener Name, vielleicht aus Caprice, ich bin aber jetzt auf den Gedanken gekommen, daß, wer ſolche Landpartien arrangirt, doch etwas Fürſtliches an ſich haben muß.“

„Das wäre ja entſetzlich!“ hauchte der junge Mann, unverſtändlich für den Andern.

Damit waren ſie in die Nähe der Anderen gekommen, welche die Frau Herzogin umſtanden, und hörten die Letztere heiter ſagen: „Gewiß und gerne nehme ich die ritterlichen Dienſte eines ſo auserleſenen Hofſtaates an und werde mir erlauben, Ihnen nach und nach Ihre Aemter zuzutheilen, denn für den Augenblick,“ fuhr ſie, ſich umwendend, fort, „brauche ich, um an's Ufer geleitet zu werden, nur eines Reiſemarſchalls, zu dem ich Fra Diavolo hiermit feierlich ernenne.“

„Bravo! Ausgezeichnet!“ rief es im Kreiſe. Der gemüthliche Nero jedoch brummte in grämlichem Tone zu ſeinem Nachbar, dem Medicäer: „Auf einer Landpartie ſchließen die Funktionen eines Reiſemarſchalls ſo ziemlich den ganzen Hofdienſt in ſich, und wenn ich mir einen gewiſſen warmen Blick zu deuten verſtehe, ſo glaube ich, die durchlauchtige Herzogin hat nicht übel Luſt, ihren Reiſemarſchall ſpäter zum Leibpagen avanciren zu laſſen.“

Wenige Minuten ſpäter war der kleine Dampfer langſam an eine zerbröckelte Steinwand hingefahren und dort auf die bequemſte Art feſtgelegt worden. Auch ging das Ausſchiffen von Menſchen, Thieren und Proviant auf's Leichteſte von ſtatten und hier war es, wo der neue Reiſemarſchall zum erſten Male ſeine Funktionen antrat, denn die Herzogin ſtützte ſich auf ſeinen Arm, als es dem Ufer zu über das zerbröckelte Geſtein ging; dann mußte er ihr behilflich ſein, das kleine ſardiniſche Pferdchen zu beſteigen, ſie dabei einen Augenblick mit den Armen auffangen, da ſie gefährlich im Sattel ſchwankte und dann zu Verhütung ähnlicher Schwankungen auf ausdrücklichen Wunſch in ihrer Nähe bleiben.

Ach wie gern wäre er mit den Anderen luſtig vorausgeeilt und mit welchem Neide hatte er bemerkt, wie Konradin von Schwaben und der Medicäer die Prinzeſſin auf ihren Zelter gehoben, wie dieſe dann, leicht, ſchlank und kühn im Sattel ſitzend, ihr munteres Thier in Gang geſetzt und luſtig vorangeflogen war, die weiße, prächtig leuchtende Geſtalt!

Doch hatte die Herzogin dieſem raſchen Vorausreiten mißbilligend zugeſchaut und dann dem Kurier, der ſeiner vielfachen Geſchäfte wegen gleichfalls beritten war, einige Worte geſagt, worauf dieſer davoneilte und bei der Prinzeſſin ſo lange hielt, bis Alle herangekommen waren.

Der raſche, wenngleich kurze Ritt hatte das Blut der jungen Dame angenehm erregt, die zarte Farbe ihres Geſichtes ſchien gerötheter, ihre Augen leuchteten, und als ſie ſeitwärts haltend Alle an ſich vorüberziehen ließ, hatte ſie für den Gruß eines Jeden ein Lächeln des Dankes, eine Neigung des Kopfes, eine freundliche Bewegung der Hand, mit alleiniger Ausnahme des armen Reiſemarſchalls, der an das Pferd der Herrin gefeſſelt, dieſes ſauren Dienſtes halber doch vor Allen wohl einen freundlichen Blick verdient hätte und den es tief ſchmerzte, als er deutlich ſah, wie ihr glänzender Blick auch nicht eine Sekunde auf ihm haftete.

Doch war ſein Schmerz ein zu kleiner Schatten, um bemerkt zu werden oder gar einzuwirken auf die heitere Stimmung der luſtigen Schaar, wie ſie dahin zog an dieſem herrlichen Ufer, am Rande des endlos blauenden Meeres, welches ſich weiter und weiter in Licht und Duft aufzulöſen ſchien.

Selbſt für Ugolino und andere der Künſtler, die ſchon häufig hier gewandelt, bot heute wieder jeder Schritt Neues und Schönes, worauf ſie die Freunde aufmerkſam machten. Das Ufer beſteht durchweg aus Sand von hochgelber oder glühendrother Farbe, oder aus vulkaniſchem Tuff. Die ſchöne bläuliche Stranddiſtel vom Baltiſchen Meer wächſt hier allenthalben, wie die Scabioſe und die Camille, aber ſtatt der Weiden, der Erlen und Buchengebüſche muß man ſich die Gewächſe des Südens denken.

„Wie unſagbar ſchön das Alles auch jetzt iſt,“ begann Fra Diavolo die Unterhaltung mit ſeiner Dame, „ſo kann man es doch in ſeiner wirklichen Pracht nur im Frühlinge ſehen: die weißblühenden Myrthen in herrlichſter Fülle, den Maſtixſtrauch, den Erdbeerſtrauch, den goldigen Ginſter, der alle Küſten des Mittelmeeres ſo reizend umbuſcht, und den wilden Oelſtrauch! Wie maleriſch hängen die Malven mit ihren großen weißen Kelchen und die zartfarbigen Brombeerblüthen in überreichen Kränzen von den Büſcheln und ringeln ſich ſchaukelnd über den Rand der Tuffwände hinunter; wie prächtig blüht unter duftigen Kräutern der klaſſiſche Acanthus, breitet ſtolz ſeine ſchönen korinthiſchen Blätter aus und ſtreckt die hohe Blumenpyramide hervor, welche weiß- und roſagefärbte Blumenlappen bilden! Und wie entzückend alsdann die Nachtigall hier an dieſem lyriſchen Ufer ihren ſüßen Geſang erſchallen läßt, nicht wie bei uns, wenige kurze Sommernächte, ſondern wochenlang, nachdem ſchon alle andern Vögel ſchweigen, iſt es grade, als könnte ſie ſich von dieſem Grün und dieſer Wellenfriſche nicht trennen, ſo unermüdlich läßt ſie an der ganzen Seeküſte ihre melodiſchen Liebeslieder erſchallen."

„Ach, im Frühjahr ſollten wir wiederkehren! —" ſchmachtete die Herzogin.

„Gewiß," gab Fra Diavolo willenlos zur Antwort, indem er mit düſterm Blick zur Seite ſchaute, wo Konradin von Schwaben eben beſchäftigt war, etwas am Bügel der ſchönen Prinzeſſin zu ſchnallen, die, um dabei das Gleichgewicht nicht zu verlieren, ihre Hand auf die Schulter des letzten Hohenſtaufen gelegt hatte.

„Laßt mich zufrieden mit eurer Blüthen- und Nachtigallenzeit," rief der gemüthliche Nero in murrendem Tone, „es iſt das Alles nur ſchön und recht von Herzen zu genießen, wenn die Jahre des Lebens dazu paſſen. Hier an dieſem Ufer ziehe ich überhaupt den herbſtlichen Ernſt vor. Wenn ich hier zu meinen Füßen auf die Trümmer meiner ehemaligen Villen und Paläſte ſchaue, auf all' die Zerſtörung, auf die ganze ſchwermuthsvolle Vergangenheit dieſer Ufer, ſo gemahnt es mich wie herbſtliche Entſagung. Das ſtete Rauſchen der ſeufzenden Meereswellen, der endlos tiefgrüne Wald, der fort und fort das Meer begleitet, das Klagegeſchrei der Habichte und Falken, die ſtill und hoch ſchwebenden Adler, das Stampfen und

Brüllen wilder Rinderheerden, Luft, Farbe, Ton, Geſtalt der Weſen und Elemente ſind hier erſt im Herbſte von ganzer, voller Wirkung.“

Wenn auch die Strecke vom Strande des Meeres bis zum Walde von Aſtura, der nun dicht vor ihnen lag, keine allzu ferne war, ſo ſtand doch die Sonne ſchon faſt am höchſten, ſendete heiße Strahlen hernieder, die von dem weißen Sande abprallten und von keinem Schatten gemildert wurden. Ringsumher brannte vom klarſten Himmel die mittägliche Gluth, flimmerte das Cap der Circe, widerſtrahlte Flammen auf dem Meere und goß Goldſtröme aus auf den regungslos daſtehenden Wald von Aſtura, in deſſen tiefen Schatten nun ein paar der Vorausgeeilten mit lautem Halloh ſprangen.

Bald waren Alle unter die hohen Buſchpartien getreten, welche rings am Rande durch das dichteſte Geſtrüpp von Korkholz, Oleaſter, Arabutus, Schwarzdornen und Myrthen eine Vorhalle zum eigentlichen Walde bilden, wo auch die Damen von ihren Pferden abſtiegen, und wo beſonders das junge Mädchen unter Ausrufungen der Freude und des Entzückens All' das Schöne und in ſolcher Pracht nie Geſehene anſtaunte.

Die Gebüſche, dicht von Schlingpflanzen durchzogen, oder von herrlichſtem Epheu umſponnen, bildeten fortlaufende hohe Kuppeln — grüne Waldmoſcheen, undurchdringlich für Sonne und Regen, Myrthengebüſch und Lorbeer ſtrömten ſüßen Duft aus und ringsumher wehte ein Geruch der Wildniß, welcher wohlig alle Sinne durchdrang, ein Geruch, der nicht nur den Laubmaſſen entſtrömte, ſondern auch aus dem wellenförmigen, von Quellen durchrieſelten Boden emporſtieg.

Und als die Geſellen auf dem weichen Boden, der allen Schall der Schritte dämpfte, noch eine kleine Weile gewandelt, drang ein deutſches Lied durch die Lorbeer- und Myrthenbüſche:

„Im Wald, im friſchen grünen Wald,
Im Wald, wo's Echo ſchallt —“

und damit traten ſie aus den duftigen Myrthengebüſchen in den eigentlichen Wald, gingen unter rieſengroßen breitwipfeligen Eichen auf lieblichen Waldpfaden und ſtaunten die heilige Sonnendämmerung an, welche golden überall durch die Wipfel drang und ihre Lichter weit und breit ſpielen ließ. Die Pflanzen-Vegetation war von tropiſcher Pracht; der Epheu umſchlang die Rieſenſtämme der Eichen, Stamm neben Stamm, denn die bei uns ſo ſchlanke Epheuranke bildet hier ſelbſt einen gewaltigen Baum, umſtrickt majeſtätiſche Eichen, ringelt ſich mit Gewalt um ſie, zieht ſie gleich der Schlange zuſammen, als wollte ſie den ungeheuren Stamm mit den Wurzeln dem Boden entreißen und in herkuliſcher Umarmung erſticken, und Tauſende grüner Aeſte, Zweige und tanzender Ranken läßt ſie bacchantiſch niederhängen und windet und knüpft ihre Schlingen durch das knorrige und laubige Eichengerüſt fort bis zum ſonnigen Wipfel, den der Flügelſchlag wilder Waldvögel umzittert.

„Und nun gelagert in's duftige Grün!“ rief Rinaldo Rinaldini nach einem tüchtigen Juhſchrei, der, als in dieſer Waldſtille gänzlich ungewohnter Ton gewiß verſchiedene Adler ſtutzig machte — „und nun gelagert dorthin, wo ſo verheißungsvoll allerlei wunderbare Gegenſtände durch die Zweige blinken, an jenen Platz, den der treffliche Kurier mit ſolcher Umſicht gewählt, wo die Flaſchen zierlich in Reih und Glied unter den kühlenden Fluthen der Quelle ruhen, die freundlich dort den Geſteinen entquillt — Evivva!“ —

„Hoch lebe die Herzogin von Gerolſtein!“ —

„Hoch, hoch, hoch!“ —

Dann ſtiegen ſie hinab in die kleine Bodenvertiefung und lagerten dort in ſo bunter Reihe als möglich. Doch waren es leider der Damen zu wenig, weßhalb auch die Herzogin in huldvoller Herablaſſung ihre Kammerfrau und die redſelige Franzöſin mit in den Kreis winkte, worauf dann der ſo ſtolze Medicäer, ja ſelbſt der gemüthliche Nero, keinen Anſtand nahmen, ſich, nachdem die Frau Herzogin im gnädigſten Selbſtvergeſſen ihrer hohen Würde eigenhändig das Beiſpiel dazu gegeben hatte — ihre Hüte mit Epheuranken umwinden zu laſſen.

Daß Fra Diavolo auf dieſe Art und von hoher Hand zuerſt bekränzt worden war, verſteht ſich von ſelbſt. Doch ſchien er nicht ſehr empfänglich für ſo viele Gnade, ja nicht einmal dafür, daß ihm die edle Herrin mit eigener Hand das Glas mit blinkendem Weine bot, ſondern er lag da, allerdings zu ihren Füßen, aber die ernſten Blicke geſenkt und wenn er die Augen je einmal aufſchlug, ſo leuchteten ſie hinüber zu der weißen blendenden Geſtalt der holdſeligen Prinzeß, die im Gegenſatze zu ihm jetzt von einer ſprühenden Heiterkeit war, die für Jeden, ihn allein ausgenommen, ein freundlich liebenswürdiges Wort hatte, die, ihr Weinglas in der Hand, es huldreichſt geſtattete, daß Alle ihr zutranken — auch wieder mit jener einzigen Ausnahme, denn er machte ja keine Miene, ſeinen Kelch gegen ſie zu erheben — die jetzt ſogar erlaubte, daß

Konradin von Schwaben ihr nicht nur knieend einen raſch zuſammengewundenen Myrthenkranz überreichen durfte, ſondern denſelben auch eigenhändig auf das reiche Haar drückte.

Evoe! — ! —

Es war ein Glück, daß der unübertreffliche Kurier bei Bemeſſung ſeines Weinvorrathes die Leiſtungsfähigkeit deutſcher Künſtler in Betracht gezogen hatte, allerdings auf Befehl der Herzogin, da dieſe ihren Hofſtaat in größtmöglichſter Heiterkeit um ſich ſehen wollte, was ihr auch vollkommen gelang und wobei doch Alles in den Grenzen der größten Schicklichkeit blieb.

Denn es hatte durchaus nichts Verletzendes, daß ſich Rinaldo Rinaldini und Coſmus von Medicis zu einer Tarantella aufſchwangen, zu der ſich nach einigem Sträuben die kleine Franzöſin herbeiziehen ließ. Der Wahrheit gemäß muß freilich bemerkt werden, daß ihre Leiſtungen in der italieniſchen Tanzkunſt einen leichten Beigeſchmack von Mabile hatte, doch ſtörte das ebenſowenig, als daß der gemüthliche Nero eine horaziſche Ode gänzlich unverſtändlich deklamirte und daß ſelbſt der geſetzte Ugolino ſich in dieſem Augenblicke vergeblich bemühte, ein ordentliches Quartett zu Stande zu bringen, indem er auf's Taktvollſte mit ſeinem kräftigen zweiten Baß einſetzte, denn der erſte Baß und der zweite Tenor lächelten ihn gemüthlich von der Seite an, und Konradin von Schwaben, der den erſten Tenor ſang und jetzt glückſelig zu den Füßen der ſchönen Prinzeſſin ruhte, meinte aufblickend: „Wozu jetzt irdiſche Lieder, da rings um uns her aus dem Rauſchen der Baumwipfel, aus dem Plätſchern der Quelle, aus dem Sonnengold, das in ſcharfen Linien dort herüberblitzt, aus dem Glanz der ſchönſten Augen himmliſche Melodien erklingen!"

„Aber mit ſehr irdiſchem Grundtone," rief der gemüthliche Nero, in den Wald hineinhorchend, wo jetzt ein langgezogener dumpfer Klang hörbar wurde, ungefähr wie der Ton aus einem jener rieſigen Stierhörner, mit denen die Hirten ihre Signale geben, zuerſt in weiter Ferne, dann ſich näher und näher wiederholend.

Jetzt knackte und raſchelte es unweit in den Büſchen und als Alle erwartungsvoll dorthin ſchauten, ſahen ſie einen jener reitenden Hirten unweit vorüber galopirend, dem bald ein zweiter und dritter folgte, während der letzte auf einer benachbarten Anhöhe hielt. Es waren kräftige, ſehnige Geſtalten in kurzem Wams, Schaffellhoſen und Gamaſchen, den rothen Gurt um den Leib, worin das lange Meſſer ſtak, den zugeſpitzten Hut auf dem Kopfe, die lange ſcharfe Lanze in der Hand, auf magern, aber guten Pferden reitend.

Seitwärts im Walde hörte man auch ſchon den Lärm einer vorbeiſtürzenden wilden Heerde, welche durch die reitenden Hirten aus ihrer Bahn, die etwas zu nahe an dem Ruhepunkt unſerer Geſellſchaft vorüber geführt hätte, abgelenkt worden war, und wer von den jungen Leuten raſch aufſprang und vorwärts eilte, ſah, wie die ganze Heerde, in eine wirbelnde Staubwolke gehüllt, in wilder Flucht vorüber jagte — ein grauſer und ſchöner Anblick!

„Und nun auf nach Valencia!" rief Ugolino auf einen Wink der Herzogin und klatſchte dreimal in die Hände, daß es weithin ſchallte, worauf denn auch Alle in Kurzem zum Abzug gerüſtet waren, um wieder an den Strand zurück zu ziehen und von dort die nur noch kurze Strecke nach dem Schloß Aſtura zurückzulegen.

Fra Diavolo allein war verſchwunden. Hatte ihn nun ſeine Jagdluſt der wilden Heerde nachgeführt, oder zog er mit einem der maleriſchen Reiter, welche die Geſellſchaft ſeitwärts geleiteten — genug, er war nicht da, als die Herzogin nach ihrem Reiſemarſchall verlangte, um den Zelter zu beſteigen. Doch hob ſie Ugolino in den Sattel, Konradin von Schwaben, den jener herbeigewinkt hatte, reichte ihr die Zügel, und dann ſagte der Verhungerte: „Allergnädigſte Herrin, auch wir Anderen, zum Hofſtaat deiner erhabenen Perſon gehörend, ſehen eine Ehre darin, die Stelle jenes jungen Menſchen einzunehmen und dich zu begleiten. Vergönne uns dieſe Gunſt!“

Ob das nun mit Fra Diavolo abgeredet war, ſind wir anzugeben nicht im Stande, vermuthen aber dergleichen, denn kaum hatte die Geſellſchaft den Wald und die vorlagernden Myrthen und Laubwerkgebüſche verlaſſen, die Herzogin an der Spitze, die Prinzeſſin am Ende des Zuges, ſo erſchien auch ſchon der Vermißte am Waldrande, um dann, in weiten Sprüngen folgend, raſch die junge Dame zu erreichen. Auch blieb er nicht ſchüchtern zurück, wie heute Morgen, als er ſie auf dem Schiffe anreden wollte, oder ſah ſcheu zu Boden, er hob vielmehr ſein Geſicht zu ihr auf und ſuchte ihre Augen mit ſolch' inniger Ausdauer, daß ſie nach einer kurzen Weile, wie ſympathiſch berührt, nicht anders konnte, als ihr ſchönes Haupt gegen ihn wenden, um ihre Blicke in die ſeinigen zu verſenken, wobei in dem Ausdruck derſelben etwas liegen mußte, was ihn mächtig und freudig bewegte. Er ſtieß einen kurzen Ausruf der Freude, des Entzückens zwiſchen den leicht geöffneten Lippen hervor, während er die rechte Hand raſch erhob, wie man wohl im Uebermaß des Glückes zu thun pflegt — — ja, im Uebermaß des Glückes, welches ſeine Bruſt erfüllte, bei dem ſüßen Blicke des heißgeliebten Mädchens, bei einem Blicke, der mit oder ohne Abſicht nichts verſchwieg und beredter war, als tauſend Worte! — Gleichviel nun für ihn, ob ſie Prinzeſſin oder gar Königin war — er fühlte, daß er ſie lieben werde und lieben mußte, ſo lange er überhaupt athmete!

Und bei alledem war dieſer Blick ein ſo unverhältnißmäßig kurzer geweſen, nur ein Augenblick, nur eine Ahnung höchſter Seligkeit und kaum, daß er durch einen leiſen Ausruf ſeine Bruſt zu erleichtern verſuchte, als ſie auch ſchon wieder den Voraneilenden nachſchaute, vielleicht nur, um ſich zu überzeugen, ob Jemand rückwärts blickend auf ſie achte, als ſie hierauf den Myrthenkranz von ihrem Haupte nahm und ihn mit den Worten in ſeine Hand gleiten ließ: „Bitte, bewahren Sie ihn mir, er drückt mich!“ Dann ließ ſie ihrem munteren Pferdchen, das ſchon lange ungeduldig den Anderen nachgeſtrebt hatte, die Zügel, und flog im Galop über den platten Sand dahin.

Wo der Glückliche den Myrthenkranz, welcher ihr ſchönes Haupt geſchmückt, verborgen bewahrte, wiſſen wir nicht anzugeben — genug, er war im nächſten Augenblicke verſchwunden, und wie es ſchien, wirkte er elektriſch auf den glücklichen Beſitzer, denn dieſer ſchwebte nur ſo über die Ebene dahin, dabei das Rinnſal eines Baches ſo geſchickt benutzend, daß er mit einem tüchtigen Sprunge aufwärts faſt die Spitze des Zuges erreichte, um dort von der Herrin über ſeine lange Abweſenheit in zarter Weiſe ausgeſcholten zu werden. Augenblicklich ſollte er ſeinen Dienſt wieder antreten, ſchmollte die Herzogin, doch war Ugolino ſo freundlich, ſich in's Mittel zu ſchlagen und darauf zu beſtehen, daß er ſelbſt als Cicerone bei der Herzogin bleiben müſſe.

Da lag es endlich vor ihnen, das Ziel ihrer Fahrt. Auf dem todtenſtillen, ſchneeweißen Strande zog ſich eine ſchmale Düne in's Meer hinein, auf der eine kleine verfallene Kapelle verloren zu trauern ſchien über die Vergangenheit des Schloſſes von Aſtura, das wenige Schritte davon mitten in der Meeresfluth ſteht, rings von den Wellen umſpült, ein kleines Viereck von crenellirten Mauern, aus deſſen Mitte ein Thurm ragt. Alle näherten ſich in andachtsvoller Stimmung und hielten ſchweigend vor der Brücke und dem noch geſchloſſenen Thore. Hier im Schatten uralter Mauern und bei dem einförmig tönenden Anſchlagen der Wellen las Ugolino aus ſeinem geliebten Gregorovius, welchen er ſtets wie ein Brevier bei ſich trug, die dunkle Geſchichte des Schloſſes vor und verſetzte ſo die Gedanken Aller lebendig in jene furchtbar ernſte und traurige Zeit zurück, als hier der blühende deutſche Kaiſerſproſſe verrathen und ſeinen Feinden überliefert wurde.

Dann hörte man die Schlüſſel im Schloſſe klirren, knarrend öffneten ſich die Thorflügel, und als nun die Geſellſchaft ſchweigend über die gemauerte Brücke bis zu der Umfaſſungsmauer und von dort über eine ſeufzende Zugbrücke in das Innere des Hofraums getreten war, wo ſich der achteckige Thurm erhob, fühlten ſich Alle von einem leichtbegreiflichen Schauer erfüllt und ſchauten faſt mit Wehmuth auf den jungen Mann im weißen Mantel, deſſen blonde Locken auf ſeine Schultern niederfielen und der ihnen ein ergreifendes Bild des unglücklichen Konradins gab.

Ja, als der Schließer haſtig wieder die Thorflügel ſchloß — es ſei dies der Befehl, ſagte er — verſtärkte ſich der eben empfangene Eindruck ſo ſehr, daß Jeder, als gehöre er gleichfalls zu jener geächteten unglücklichen Schaar, in ernſte Gedanken verſenkt auf der plumpen Steintreppe emporſtieg und oben die traurigen Thurmgemächer betrat, an deren verwitterten Wänden die Spinne ihre Netze webt und ſich der giftige Skorpion als würdiger Bewohner dieſer Unglücksſtätte eingegraben hat.

Wie ſo oft, trat aber auch hier die liebevolle Natur verſöhnend und vermittelnd ein. Der Blick aus den Fenſtern nach allen Fernen rings umher, in die grünen Wälder landeinwärts und auf die ſchimmernde Meeresfluth draußen, über welche die beſchwingten Schiffe geleiteten, war wunderſam, ja wahrhaft berauſchend. Fra Diavolo lehnte an einem der ſchmalen Fenſter und ließ erinnerungsvoll die Blicke über das Meer ſchweifen, dorthin, wo das ſchöne Sicilien liegt, und wo unter ewig blühenden Gärten am ſeligſten Geſtade der Welt jenes Schloß von Palermo ſteht, in dem einſt Friedrich als Jüngling gelebt und geſungen! Welch' glänzender Anfang des gewaltigen Geſchlechtes und welch' ſchauriges Ende! — „Wer ſollte da überhaupt noch auf Glück hoffen dürfen!“ Die letzten Worte hatte Fra Diavolo unbewußt laut geſprochen und er fuhr faſt erſchreckt zuſammen, als er eine weiche Stimme in klagendem Tone ſagen hörte: „Und doch ſind Hoffnung und Erinnerung oft das Einzige, was uns bleibt!“

Er wandte ſich raſch in das Thurmgemach zurück, doppelt erſtaunt, es gänzlich leer zu finden, denn Alle waren bereits wieder in den Hof hinabgeſtiegen, Alle, mit Ausnahme der Prinzeſſin, welche der ſchweigſame Diener drunten erwartete, während ſich die Herzogin mit ihrem Gefolge ſchon nach dem ſchmalen Pförtchen begab, das auf's Meer hinausging und wo der kleine Dampfer vor Anker lag. Als Fra Diavolo daher, den Andern folgend, rückwärts ſchaute, erblickte er die weiße ſchlanke Geſtalt noch oben auf einem kleinen Erker im Thurm, in das Meer hinausſchwärmend, dicht neben dem Fenſter, wo er vorhin geſtanden. Er war ihr unbewußt ſo nah geweſen — ſie beide waren allein im Thurm von Aſtura — „ein Augenblick,“ ſeufzte er ſchmerzlich bewegt, „der wohl nie mehr wiederkehren wird! — Ich Narr des Glücks, ja, jene Stimme hatte Recht: Hoffnung und Erinnerung ſind wohl das Einzige, was uns bleibt!“

Dann betrat auch er den „Seeſtern“, nicht ohne Kampf, ob er die Prinzeſſin erwarten und hinüber geleiten ſolle, doch wählte er das Beſte und Klügſte, als er allein an Bord ging und ſich vorne an der Spitze träumend niederließ.

Aber ſchon längſt hatte ihn die Herzogin vermißt, er wurde durch Rinaldo zum übrigen Hofſtaate entboten und nachdem ihm die Herrin ſanfte Vorwürfe gemacht, reichte ſie verzeihend ihre Hand, wobei ein verſtändnißreiches Lächeln auf ihren Zügen erſchien, das ihn um ſo mehr erſchreckte, als er zu gleicher Zeit einen leichten Druck ihrer Finger empfand.

Dann, nachdem ſich die ganze Geſellſchaft vollends auf dem Schiffe zuſammengefunden hatte, fingen die Räder an, ſich rauſchend zu drehen und der „Seeſtern“ flog mit einer wunderbaren Schnelligkeit über das Waſſer, ſo daß der gleiche Weg in weit kürzerer Zeit als heute Morgen zurückgelegt wurde und ſie den Hafen von Terracina wieder erreichten, eben als die letzten Strahlen der niederſinkenden Sonne das Meer flammend aufleuchten ließen und das Cap Circeion ganz in Purpur tauchten — auf den herrlichen Tag ein wunderbarer Abend, dem der bisweilen ſehr richtige Sinn der Frau Herzogin dadurch den wirkungsvollſten Schluß gab, daß ſie erklärte, in der Nacht noch weiter zu reiſen und ſich ſchon am Ufer von ihren Gäſten mit einem: „Auf Wiederſehen in Rom!“ verabſchiedete.

* * *

Es war eine wundervolle Nacht, die jener ſchönen Landpartie folgte. Die Luft war angenehm abgekühlt, der Staub durch den ſtarken Abendthau etwas gelöſcht; dazu hatte die Tante vor der Abreiſe vortrefflich ſoupirt, während Eveline es vorgezogen hatte, beim Einpacken zu helfen. Jetzt fuhren die beiden Damen — der Kurier war ihnen eine Stunde vorausgeeilt — auf der einſamen Chauſſee dahin, Madame Meierfeld lag unbeweglich in ihrer Wagenecke, drückte zuweilen die Naſe in ein mächtiges Bouquet von Orangenblüthen, das ihr der aufmerkſame Wirth des Albergo Grande bei der Abfahrt verehrt, und ſagte ſchmachtend:

„Wenn ich dieſen köſtlichen Duft rieche und die Augen dabei ſchließe, ſo iſt es mir gerade, als befinde ich mich wie bei unſerer Ankunft auf der ſchönen Terraſſe des Gaſthofes und hörte von drunten herauf den Geſang jener vortrefflichen, liebenswürdigen jungen Männer — es war doch zu hübſch — nicht, Nella?“

„Ja, Tante!“

„Und wenn ich dann aufwärts zu den Sternen blicke, ſo kommt mir das Gewimmel da oben gerade ſo vor, wie das Flimmern der heiteren Augen auf unſerer heutigen Landpartie — dir nicht auch?“

„Ja, Tante,“ gab das junge Mädchen, die Blicke aufwärts gerichtet, wieder zur Antwort. Doch erfreute ſie ſich weniger an dem Durcheinanderglänzen der unzählbaren Punkte, als an einem einzigen, aus Allen heraus hell leuchtenden Sterne, der bei näherem aufmerkſamem Betrachten wahrhaft zuckende Lichtblitze warf, wie ein koloſſaler Brillant, und deſſen freundliches Funkeln ihren geheimſten Fragen befriedigende Antworten zu geben ſchien, denn zuweilen lächelte ſie ſtill vor ſich hin, während ſie einen tiefen Athemzug that und ihre Rechte auf das Herz legte.

„War es nicht eine kluge Idee von mir, gleich nach der Landpartie Abſchied zu nehmen und ſo, um mich poetiſch auszudrücken, mit der Abendröthe zu verſchwinden, anſtatt daß wir uns morgen Früh wieder recht proſaiſch beim Kaffee hätten blicken laſſen?“

„Gewiß, liebe Tante!“

„Wir ſind untergegangen wie Sterne, von denen man nicht weiß, ob man ſie wieder erblicken wird, was eine tiefe Sehnſucht erweckt — und den Drang, ſie wieder zu finden — fühlſt du das nicht auch, Nella?“

„Gewiß, liebe Tante!“

„Nun, es iſt möglich, aber du ſagſt das ſo froſtig, als ob du eigentlich doch nicht daran glaubteſt! Was mich anbetrifft, ſo zeigen ſich mir bei neuen Bekanntſchaften ſogleich ſympathiſche Fäden in Aehnlichkeiten, an die du allerdings meiſtens auch nicht glaubſt, die aber mir ſolche Perſonen von vornherein theuer machen."

„Welche Perſonen zum Beiſpiel, liebe Tante?"

„Nun eben jetzt dieſer herzige Fra Diavolo, für den ich mich auch ſchon deßhalb intereſſirte, weil ſie ihm den Namen jenes hochpoetiſchen Räubers beigelegt."

„Eigentlich eine komiſche Idee, Tante!"

„Nun ja, die Künſtler lieben dergleichen, und dann hat man ja auch uns unter angenommenem Namen vorgeſtellt."

„Vielleicht kennt der Kurier ihre wirklichen Namen."

„Wenn auch, ſo will ich ſie durch ihn nicht erfahren," gab die Tante eifrig zur Antwort, „ſondern Alles dem Zufall überlaſſen, und," ſetzte ſie unhörbar für ihre Nichte hinzu, „ſeiner Sehnſucht, den untergegangenen Stern wieder zu finden."

Darauf verfiel Tante Corinna, ſich in die Wagenkiſſen zurücklehnend, in tiefes Nachſinnen, das bald in einen tiefen Schlaf überging, den das ſorgſame junge Mädchen noch dadurch beförderte, daß ſie die Schlafende leiſe mit dem Plaid zudeckte, um dann ſich ſelbſt in den Mantel zu hüllen und zwiſchen Schlafen und Wachen in die Gegend hinauszublinzeln.

Doch war dieſe — ſie fuhren gerade zwiſchen den pontiniſchen Sümpfen — ohne jegliche Abwechslung, auch lief die Straße, mit mächtigen Bäumen beſetzt, ſchnurgrade dahin, war dabei ſo vortrefflich geebnet, daß der Wagen keine andere Bewegung machte, als ſich ſanft in den Federn zu wiegen. Der blitzende Stern war hinter dichtbelaubten Bäumen verſchwunden und ſo ſank auch Eveline endlich in einen leichten Schlummer, wobei es ihr nur zuweilen vorkam, als ſähe ſie hie und da zu ihrer Rechten Waſſerſtreifen und vernehme dumpfes Brüllen, vielleicht von einer dort im Sumpf lagernden Büffelheerde.

Dann hielt der Wagen vor einer einſamen Station, doch nur auf ſehr kurze Zeit, denn die Pferde, von dem vorausgeeilten Kurier beſtellt, ſtanden ſchon auf der Straße bereit, das Plätſchern eines Brunnens drang melodiſch an ihr Ohr, Lichtſchein und dunkle Geſtalten mengten ſich undeutlich durcheinander, nur einmal ſah ſie ein braunes Geſicht mit glänzenden Augen und weißſchimmernden Zähnen im lachenden Munde hellbeſtrahlt vor ſich, das des neugierigen Poſtillons, der mit hocherhobener Laterne ſeine Paſſagiere betrachtete, ehe er ſich in den Sattel ſchwang und ſeine vier Pferde unter einem Zungenſchnalzer, verſtärkt durch einen tüchtigen Kreuzhieb, im Galop davonjagen ließ. Später ging es längere Zeit ſanft aufwärts, dann wurde in Velletri umgeſpannt, hinter welcher Stadt das junge Mädchen ihre Augen öffnete und ſo viel Eigenthümliches ſelbſt im Halbdunkel der hellen italieniſchen Nacht ſah, daß ſie nicht mehr einſchlafen konnte. Sie fuhren vorüber an maleriſch geformten Höhenformen, dann zwiſchen Alleen mächtiger weitäſtiger Bäume, mit ihrem dichten Laubdach rieſigen Tunnels ähnlich, dann über langgeſtreckte Viadukte an tiefen Thälern vorüber, wo ſie leuchtende Waſſerſpiegel zu ſehen glaubte, vielleicht die der herrlichen Seen von Nemi und Albano.

In dieſer letzteren Stadt, hoch am Rande der römiſchen Campagna gelegen, wurden ſie von dem Kurier erwartet, welcher der nicht immer ſichern Straße wegen nun von hier bis Rom mit ſeinem Wagen in kurzer Entfernung vor ihnen blieb.

„Faſt hätte ich geſchlummert,“ ſagte die Tante, aus tiefem Schlafe erwachend, „und würde es mir nie verziehen haben, ſo mit geſchloſſenen Augen durch die herrliche Campagna zu fahren und wie ein Murmelthier am Thore der ewigen Stadt anzukommen. — Was dich betrifft, liebes Kind,“ wandte ſie ſich kopfnickend gegen ihre Nichte, „ſo haſt du prächtig geruht, beneidenswerth, und biſt, glaube ich, auf dem ganzen Wege von Terracina bis hieher nicht ein einziges Mal aufgewacht.“

Da Tante Corinna es liebte, häufig mit eingebildeter Schlafloſigkeit zu kokettiren, obwohl ſie ſehr oft von gewiſſen Naturlauten auf's Kräftigſte widerlegt wurde, ſo begnügte ſich Eveline um ſo mehr mit einem kurzen Bedauern, als ſie, angeweht von den gewaltigen Erinnerungen des klaſſiſchen Bodens, dem ſie entgegenfuhren, kein längeres Zwiegeſpräch hervorrufen mochte.

So zwiſchen Wachen und Träumen hatten unſere Reiſenden ihr Ziel erreicht und der Wagen hielt vor dem verſchloſſenen hohen Thor einer gewaltigen Mauer. Der vordere Poſtillon ſprang von ſeinem Pferde, das ſich, warm geritten, jetzt in der kühlen Morgenluft ſchüttelte, worauf er mit ſeinem Peitſchenſtiele an das Thor klopfte, wie gewöhnlich auf langes Warten gefaßt und deßhalb wohl angenehm überraſcht, als ausnahmsweiſe ſogleich geöffnet, auch wenig Paßſchwierigkeiten gemacht wurden. Auch dafür hatte der vortreffliche Kurier geſorgt und war dann ſogleich weiter gefahren, um die Ankunft ſeiner Herrin im Hofe von England anzuzeigen, wo Gemächer ſchon ein paar Tage für ſie bereit ſtanden.

* * *

Madame Meierfeld, geb. von Feldern, hatte es ſchon zu Anfang ihrer italieniſchen Reiſe für nützlich gehalten, ihren Namen inſofern ein wenig zu ändern, als ſie dem Wörtchen „von" einen andern Platz gab und ſich demgemäß „Frau von Meierfeld-Feldern" nannte, was ſich ganz gut machte und einen altadeligen Anſtrich gewährte. Daß daraus in dem titelſüchtigen Italien die Baronin von Meierfeld wurde, war durchaus nicht zu verwundern und ſo las man ſchon am Tage ihres Einzuges im Fremdenverzeichniſſe des Engliſchen Hofes: „Madame la Baronne de Meierfeld avec Suite et des nombreux domestiques."

Uebrigens hatte ſie das an ſich ſo vortreffliche Hotel nur zum Abſteigequartier genommen, um es ſpäter mit einer der ſchönen Wohnungen am „ſpaniſchen Platz" zu vertauſchen und fühlte ſie das Bedürfniß hiezu ſchon gleich in den erſten Tagen. Nicht als ob es ihrem Apartement an irgend welchem Comfort gefehlt hätte, oder als ob die Küche nicht eben ſo gut oder nicht eben ſo ſchlecht wie in all' dieſen italieniſchen Gaſthöfen geweſen wäre, doch war ihr hier das amerikaniſche und engliſche Element zu vorherrſchend, zu überwältigend und Alles mit gleicher Langweile überfluthend, um länger als die paar Tage bleiben zu können, für welche das Apartement gemiethet war.

So zog denn Frau Meierfeld mit Gefolge und Dienerſchaft auf den „Spaniſchen Platz Nr. 24" primo piano, wie alsbald auf ihren Viſitenkarten zu leſen war. Da es den Raum dieſer Blätter überſteigen würde, auch nicht im Intereſſe unſerer Geſchichte liegt, Frau von Meierfeld und Eveline auf ihren Exkurſionen in und um die ewige Stadt zu begleiten, oder bei ihren zahlreichen Beſuchen, um empfehlende Schreiben abzugeben, oder gar gegenwärtig zu ſein, um die Frucht dieſer Beſuche, die einlaufenden Viſitenkarten und Einladungen, zu empfangen und mitzugenießen, ſo beſchränken wir uns darauf, zu bezeugen, daß die beiden Damen unter Leitung des vortrefflichſten aller Kuriere das Unglaublichſte leiſteten, um wenigſtens alles Das geſehen oder im raſchen Durchwandern bemerkt zu haben, was der biedere Bädeker mit zwei Kreuzchen bezeichnet hat und deſſen iſt wahrlich nicht wenig! —

Was nun Frau von Meierfeld anbetraf, ſo war ſie erſtens ziemlich geſtählt durch die vielen Wechſelfälle ihres langen Lebens, ging auch nicht mit jenem heiligen Feuer in die Kunſtſchlacht wie das junge Mädchen, das ſich mit wahrer Andacht in die wunderbaren Schöpfungen aller dieſer berühmten Meiſter verſenkte und ſich deßhalb ſchon nach vierzehn Tagen ſo ermüdet durch all' das ausgeſtandene Vergnügen fühlte, daß ſie eines Abends unter Thränen erklärte, morgen nicht mehr im Stande zu ſein, eine Kirche oder eine Galerie zu beſuchen, ja daß ſie eine Ermüdung fühle, als wenn eine Krankheit bei ihr im Anzuge ſei. Und wenn man ſie, wie jetzt Frau von Meierfeld ängſtlich that, aufmerkſam betrachtete, ſo mußte man in der That finden, daß ihr ſonſt ſo friſcher leuchtender Teint etwas erbleicht war und ihre ſonſt ſo glänzenden Augen einen eigenthümlichen feuchten Schimmer angenommen hatten.

Die kleine ſchlaue Franzöſin hatte das ſchon längſt bemerkt, und eines Morgens, als ſie das prächtige Haar Evelinens durchkämmte, in einem affektirt gleichgiltigen Tone und in deutſcher Sprache geſagt: Mademoiſelle werden ſein geworden krank, oder werden ſein geweſen verliebt.“ Sie durfte ſich dieſes Deutſchſprechen zu ihrer Uebung erlauben und machte davon, wie wir hören, zuweilen den umfaſſendſten und naivſten Gebrauch.

„Pfui, Henriette, wer wird ſo etwas ſagen!“

„Mademoiſelle aben es nicht geſagt, aber es gedenkt vielleicht — und gedenkt an —“

„Schweige! —“

Wir aber haben uns durch dieſes kleine bedeutſame Zwiegeſpräch der Schuld erinnert, dem geneigten Leſer nicht geſagt zu haben, daß die jungen Künſtler, die wir in Terracina kennen gelernt, ſchon längſt vom Lande heimwärts nach Rom zurückgekehrt waren, allerdings nicht gemeinſchaftlich, ſondern zu Zweien oder vereinzelt, da Dieſer Nettuno ſehen, Jener noch die verſunkene Stadt Nimfa beſuchen wollte, Andere den lohnenden Umweg über die Volskergebirge vorhatten oder für ein paar Tage Raſt in Arricia und Albano halten wollten. Zu der letzteren Partie gehörte Fra Diavolo, doch war es eigenthümlich, daß er anderer Abſicht wurde, ſobald er von den Höhen in weiter dunſtiger Ferne die Kuppel der Peterskirche wieder erblickte und daß ihm alsdann plötzlich ein dringendes Geſchäft einfiel, das ihn noch heute nach Rom zurückriefe. Ugolino, in deſſen Geſellſchaft er ſich befand, hatte ihn bedeutſam lächelnd angeblickt und dann geſagt: „Gut, gehe du nur voraus, ich folge übermorgen nach und werde dann ſogleich nach dir ſehen.“

Dann wanderte der junge Künſtler frohen Muthes von dannen, heiter, als ob er in dem Freunde eine Laſt abgeſchüttelt hätte, kam aber, trotzdem er ein rüſtiger Fußgänger war, erſt ſpät Abends in der Dunkelheit nach Rom, ſo daß er ſein Atelier nicht mehr aufſuchen konnte, ſondern ſich ſogleich nach ſeiner Wohnung in der Via Gregoriana begab.

Am andern Morgen nahm er ſo zeitig ſein Frühſtück im Café Greco, daß er dort noch wenig Bekannte traf, die ihn hätten aufhalten können, oder ihm mit Fragen über intereſſante Erlebniſſe ſeines Sommeraufenthaltes läſtig fallen. Denn wenn er auch ſonſt darin immer ſehr mittheilſam geweſen war und farbenreich zu erzählen wußte, ſo war dagegen diesmal in ſeiner Erinnerung Alles abgeblaßt, bis auf den Abend in Terracina und die unvergeßliche Landpartie nach dem Schloſſe von Aſtura. Ach, und dieſe Erlebniſſe waren doch immer nur Illuſtrationen zu ihrem geliebten Bilde, dem er in ſeinem Herzen den ſchönſten Altar erbaut und das er verborgen hätte halten mögen vor den Blicken der ganzen Welt, ſo daß es ihm jetzt ſchon wie eine Entheiligung vorkam, das ſüße Geheimniß mit ſeinen Gefährten von Terracina gewiſſermaßen theilen zu müſſen.

Alle anderen Fragen und Erkundigungen aber, ſogar ſeiner genaueſten Freunde, war er feſt entſchloſſen auszuweichen und empfand es dabei höchſt angenehm, als er nun wieder vor der Thüre des kleinen Hofes ſtand, der mit ſeinem hübſchen Atelier einen abgeſchloſſenen Raum bildete.

Gelegen war daſſelbe in der Nähe von der Ripetta, wo ſich viele Bildhauer-Ateliers befinden und zwar in der Straße Tomacelli nicht weit vom Theater des Auguſtus.

Es hatte ihm ſtets ein wonniges Gefühl verurſacht, wenn er nach längerer Abweſenheit den kleinen ſtillen Hof wieder betrat, und heute, als er aufſchloß, überkam es ihn ſo ganz beſonders, daß er weder ein paar Viſitenkarten beachtete, die neben dem Schloſſe ſteckten, Beſuche angekommener Fremden anzeigend, noch ein paar Geheimzeichen ſeiner Kameraden, daß ſie dageweſen ſeien, noch endlich das mit eckigen, kaum leſerlichen Bleiſtiftzügen zweimal hingeſchriebene: „Leonarda", der Name eines eben ſo ſchönen als talentvollen Bildhauer-Modells, das beſonders von jüngeren Künſtlern ſehr geſucht wurde, da Leonarda's ſchöne und durchdachte Stellungen jede Compoſition erleichterten.

Was war ihm aber heute Leonarda, was waren ihm überhaupt alle plaſtiſchen Werke, das einzige ausgenommen, deſſen Original er wachend und träumend vor ſich ſah und das nun aus dem Gedächtniß nachzubilden ſeine ganze Seele beſchäftigte! Er ſchob ſogleich von innen den ſchweren Holzriegel vor und während er, bevor er in's Atelier trat, ſich im Hofe flüchtig umſchaute, wollen wir es ebenſo machen, um die ſämmtlichen Wahrzeichen einer Bildhauerwerkſtätte auch hier konſtatiren zu können. Auf dem Boden weißer Staub und Steinſplitter, in einer Ecke ein paar kleine Marmorblöcke, in denen noch unſterbliche Werke ſchlummerten, daneben in Gipsmodellſtücken zertrümmerte Verſuche ſolcher Werke, auf einer Holzbank ein paar thönerne Waſſerkrüge, ſowie eine ſchöne antike Schale zum Händewaſchen und endlich zwiſchen ein paar magern, ohne jedes Sommerlicht verkümmerten Pflanzen der in die Mauer eingelaſſene ſteinerne Kopf eines Fauns, als Brunnen dienend, da er aus einer gebogenen Röhre einen dünnen, aber klaren Waſſerſtrahl in ein untenſtehendes Becken fließen ließ.

Auch das Atelier ſelbſt zeigte ſich möglichſt einfach: graue Wände, hie und da mit Kohlenzeichnungen verziert, alles mögliche Werkzeug auf Bänken und Stühlen zerſtreut, ein paar Statuen in Gips, eigene und recht gelungene Arbeiten, die er ſpäter ausführen wollte, ſowie ein paar ſchöne Büſten in Marmor, bereits vollendet und bezahlt — das erſte ſelbſt erworbene Geld, das er ſich ſchon erlauben durfte, für eine ſolche Sommerferienreiſe auszugeben, denn wie wir bereits aus Andeutungen Ugolino's erfahren, war er in der glücklichen Lage, ſich ſein Leben ganz nach eigenem Geſchmack einrichten zu können. Seine in glänzenden Verhältniſſen lebenden Eltern gaben ihm jeden gewünſchten Vorſchub und waren erfreut, daß ihr Sohn ſein großes Talent als Bildhauer ausbildete, ſtatt ſich den herkömmlichen Vergnügungen — zur Winterszeit Soiréen, Bälle, Theater, im Frühjahr Rennen und Fuchshetzen, im Sommer eine Badereiſe — ausſchließlich hinzugeben.

Allerdings war er dadurch nicht in diejenigen Geſellſchaften gekommen, in welchen er ſeinem Namen, ſeinem Stand und Vermögen nach hätte erſcheinen können, ſondern hatte ſich mit Vorliebe zu den Künſtlern gehalten und ſich dabei recht feſt an Ugolino angeſchloſſen, deſſen Heimath auch die ſeinige war und der im Hauſe ſeiner Eltern bekannt und vertraut, ihm von der ſorgſamen Mutter als eine Art von Mentor beigegeben war. Und da wir nun einmal ſo weit in Enthüllungen gegangen ſind, ſo wollen wir auch noch beifügen, daß der junge Bildhauer nicht [illegible]lo hieß, ſondern „Robert von Stendal", und daß Ugolino der wackere Kupferſtecher „Wetters" war.

Der Bildhauer hatte ſeinen Rock abgeworfen, ſeine graue Ateliersblouſe angezogen und trat nun in den Hof.

um dort nach dem des Nachbarhauſes hinüber zu pfeifen, worauf eine friſche Knabenſtimme ſogleich herüberrief: „Ah Signor Patrone, voi siete ritornato, vengo subito!“ — dann polterte es auch gleich darauf an der äußern Thür und nachdem dieſe geöffnet worden, trat ein hübſcher Burſche, große dunkle Augen im aufgeweckten Geſicht, mit einem Klumpen feuchten Thones herein, den er, wie er ſchelmiſch lächelnd ſagte, ſchon ſeit einigen Tagen auf's Sorgfältigſte verarbeitet hatte und nun auf eines der Gerüſte aufſtellte. Sodann machte er ſich mit großer Emſigkeit überall im Atelier zu ſchaffen, netzte die ganz eingetrockneten Umhüllungstücher, wünſchte ſchließlich dem jungen Meiſter einen guten Arbeitstag und verſchwand, worauf der Holzriegel wieder vorgeſchoben wurde. — Wie es für den Maler ein höchſt angenehmes Gefühl iſt, auf der Leinwand die erſten Striche zu thun, um einen guten Gedanken zu entwerfen, ſo für den Bildhauer, wenn er anfängt, durch Schneiden und Schaben dem unförmlichen Thone die Geſtalt eines menſchlichen Kopfes zu geben. Hier war damit eine ſehr kundige Hand beſchäftigt, ein Blick von der Erinnerung geſchärft und ein unermüdlicher Fleiß, der es ſogar überhörte, daß der Burſche von nebenan um Mittag an die Thür klopfte, meldend, daß er zum Eſſen gehe und guten Appetit wünſche. Daher kam es denn auch, daß, als die Mittagsſonne durch einen kleinen goldenen Streifen hoch oben an der Wand eines der Häuſer, die den Hof umſtanden, eine ſpäte Nachmittagsſtunde anzeigte, die Büſte in Thon weit genug gediehen war, um einen lieblichen Ausdruck zu zeigen, den der junge Künſtler mit Entzücken betrachtete, worauf er ſie ſorgfältig mit naſſen Tüchern umhüllte und dann zufrieden nach Hauſe ging.

Ugolino-Wetters, der mit Stendal in einem Hauſe wohnte, kam noch am ſelben Abend zurück, in den folgenden Tagen rückten auch die anderen Gefährten wieder ein und als ſie Alle ſich Abends zum erſten Male wieder bei „Lepre“ in der „Via Condotti“ zuſammenfanden und an ihrem Stammtiſche die ſtrohumflochtene dickbäuchige Flaſche kreiſen ließen, gedachten ſie jenes Abends in Terracina, ſowie der herrlichen Landpartie und ſelbſt der gewöhnlich ſo grämliche Nero zeigte geſchwungene Mundwinkel, als er der Herzogin von Gerolſtein und ihrer ſchönen Tochter gedachte und die Hoffnung ausſprach, ſie wieder zu ſehen.

„Wenn mich nicht Alles trügt,“ ſagte Rinaldo, ein Landſchafter, der im gewöhnlichen Leben „Strauß“ hieß, „ſo iſt mir dies Glück heute Abend zu Theil geworden, als ich bei der Muſik auf dem Pincio war.“

„So hätte ich aber genauer hingeſehen,“ meinte der Medicäer, Herr Blume aus Dresden, Schriftſteller und Correſpondent einiger deutſchen Zeitungen, „du biſt doch ſonſt nicht ſo blöde, wenn es gilt, ein hübſches Mädchen anzuſchauen!“

„Gewiß nicht und habe auch in dem betreffenden Falle heute auf dem Pincio darin mein Möglichſtes gethan, aber ihr wißt ſelbſt, daß die Wagenreihen dort oben häufig eine ſo dichte Linie bilden, daß an kein Durchkommen zu denken iſt. Alles, was ich für euch thun konnte,“ ſetzte er lachend hinzu, „war, mir Kutſche und Wagen genau einzuprägen, weßhalb ich ſo glücklich bin, euch ſagen zu können, daß letzterer dem Luigi Spagnoli in der Villa bei due Macelli gehört, ein neuer ſehr ſchöner Landauer von dunkelgrüner Farbe, und daß nach dieſen gewiſſenhaften Notizen die Herzogin von Jedermann, der ſich ſehr für ſie intereſſirt, leicht aufgefunden werden kann.“

Wetters warf einen raſchen prüfenden Blick auf ſeinen jungen Freund, um deſſen Mundwinkel ſich, obgleich er unbefangen den Worten Rinaldo's zuzuhorchen ſchien, doch ein ſo verrätheriſches kleines Lächeln zeigte, daß ſogar ein oberflächlicher Beobachter daraus geſchloſſen hätte, Stendal habe bereits genauere Nachrichten über die Wohnung der beiden Damen.

Und darin hätte er nicht geirrt. Ein Zufall hatte Stendal heute Morgen grade in dem Augenblicke über den ſpaniſchen Platz geführt, als der Wagen mit den beiden Damen vor dem Hauſe Nr. 24 hielt, beide dort ausſtiegen und dann derſelbe grüne Landauer, den Strantz erwähnt, leer und langſam, wie nach gethaner Pflicht, davon fuhr. Er hätte ſich ganz gut zeigen und bemerklich machen können, doch erlaubte ihm das ſeine angeborene Schüchternheit nicht, da er ja hätte näher treten, vielleicht hinauf in die Wohnung folgen müſſen, um zu erzählen, wann und wie er nach Rom zurückgekehrt. Seltſames Gefühl, das einer erſten, heftigen Liebe! Hätte er doch mit der Hand die Treppenſtufen berühren mögen, auf denen ihr Fuß geruht, über welche die Schleppe ihres Kleides gerauſcht und er, der mehr hätte haben können, der mindeſtens von Frau Meierfeld, wenn auch nicht von ihrer Nichte, mit offenen Armen wäre empfangen worden, hatte ſich ſcheu zur Seite gedrückt, um, nachdem die beiden Damen verſchwunden waren, ſich die größten Vorwürfe über ſeine Albernheit zu machen.

Dann war er nach dem gegenüberliegenden Photographieladen geeilt und dort ſcheinbar in das Anſchauen der rieſigen Blätter verſunken, hatte ſich dabei aber ſo aufgeſtellt, daß er ſämmtliche Fenſter des Hauſes Nr. 24 im Auge behielt. Mit Entzücken ſah er nach kurzer Zeit, wie ſich im erſten Stock ein Fenſter öffnete und das ſchöne junge Mädchen lange auf den Platz hinausblickte, ihm dadurch ebenſo lange Gelegenheit gebend, in ihre friſchen lieblichen Züge zu ſchauen. Und noch vor Ablauf einer Viertelſtunde hatte er durch reichliche Beſtechung des Portiers erfahren, daß hier nicht die Herzogin von Gerolſtein mit Prinzeſſin Tochter, ſondern Baronin von Meierfeld mit Nichte wohnten, eine Berichtigung, die ihm das Herz höher ſchlagen machte und ihn den ganzen Abend in ſo gehobener Stimmung erhielt, daß es ſeinem älteren und verſtändigen Freunde Wetters ein Leichtes war, beim Nachhauſegehen und ſpäter, als ſie ſich in der gemeinſamen Wohnſtube befanden, nicht nur alles das oben Erzählte zu erfahren, ſondern auch den feſten Entſchluß Stendals, wenn möglich die Liebe des jungen Mädchens zu erringen und ihr ſeine Hand anzutragen.

Ja, er ſchwärmte in dem Gedanken an den Beſitz der holdſeligen Prinzeſſin ſo ſelig, daß es eigentlich grauſam von Wetters erſchien, daß er reichlich kaltes Waſſer auf die Begeiſterung des jungen Mannes goß, indem er von unbekannten und ungewiſſen Frauenzimmern ſprach, die in der Welt mit einem auffallend ſchönen Kurier herumreiſen, ſich Herzogin und Prinzeſſin nennen laſſen, auf dem allergrößten Fuß leben, um vielleicht ſpäter mit dem allerkleinſten Gepäcke heimlich zu verſchwinden.

„Nun, was in dieſer Richtung an den beiden Damen iſt,“ ſagte der Bildhauer, auf ſeinem raſchen Spaziergange durch’s Zimmer ſtehen bleibend, „kann dir ja bei deiner ausgebreiteten Bekanntſchaft zu erfahren nicht ſchwer fallen.“

„Werde mich auch bemühen,“ ſagte der Andere zu ſeinem jungen Gefährten und ſetzte dann brummend mehr zu ſich ſelber hinzu: „wollte aber jetzt ſchon, daß jene Begegnung nicht ſtattgefunden!“

Wetters, der neben ſeiner ermüdenden und die Augen ſo ſehr anſtrengenden Kunſt des Kupferſtechens mit Vorliebe in guten Häuſern Zeichenunterricht gab, hatte dabei allerdings die beſte Gelegenheit, derartige Erkundigungen einzuziehen und that das auch gleich am andern Morgen, indem er ſich an Herrn Bettini wandte, einen der Prokuriſten des großen Bankhauſes Torlonia. Signor Bettini ſchaute ihn durch die Brillengläſer freundlich an und erwiderte: „Wenn der Herr Profeſſor jene Frau von Meierfeld meinen, die auf dem ſpaniſchen Platz Nr. 24 wohnt, und der jungen Nichte derſelben Unterricht ertheilen wollen, ſo kann ich nur gratuliren; es iſt das eine eben ſo achtbare als reiche Familie, bei unſerem Hauſe für eine Million und darüber accreditirt und von dem Herzog Torlonia, unſerem Chef, jetzt ſchon zu allen Feſtlichkeiten, die während des Winters ſtattfinden, notirt.“

Darauf glaubte der gute Kupferſtecher ſehr klug zu handeln, wenn er ſich einige Tage ſpäter in ſeinen Geſellſchaftsanzug warf — und er beſaß einen ſolchen ſehr tadelloſen — um alsdann einem äußerſt gleichgiltig ausſehenden Bedienten in reicher Livrée, den er im Veſtibul des Primo piano gedachten Hauſes fand, ſeine Karte einzuhändigen, auf welcher er unter Kupferſtecher Wetters „Ugolino“ geſchrieben hatte.

Der gleichgiltig ausſehende Lakai ſchlenderte mit der

Karte langſam in das Apartement, um bald darauf etwas behender mit der Bitte der gnädigen Frau, ſogleich bei ihr einzutreten, zurückzukehren.

Frau von Meierfeld befand ſich allein in ihrem Salon und freute ſich ſo außerordentlich und in ſo warmen Ausdrücken, ihren Bekannten von Terracina und Aſtura wieder zu ſehen, daß es dem guten Wetters ordentlich behaglich wurde und er kaum einige Minuten in dem weichen Sammt-Fauteuil ſaß, als er auch ſchon in der lebhafteſten und heiterſten Unterhaltung mit der liebenswürdigen Dame begriffen war.

„Unſere Incognito's hätten wir alſo glücklich hinter uns und freue ich mich, in Ihnen einen Künſtler von ſo wohlbekanntem Namen verehren zu dürfen — bitte, lehnen Sie dieſe Verehrung nicht von ſich ab, ich ſelbſt beſitze zwei Ihrer bedeutendſten Blätter — ſchade, daß meine Nichte Eveline nicht da iſt — ſie iſt mit ihrer Kammerjungfer in die Stadt, um Einkäufe zu machen — wie würde ſie ſich freuen, heute ſchon einen der angenehmen Gefährten unſerer kleinen Landpartie wieder zu ſehen!“

„An die wir Alle als an einen ſchönen feſtlichen Tag mit großer Freude zurückdenken.“

„Und wie geht es Ihren Gefährten, haben ſie alle ſchon ihre Winterquartiere bezogen?“

„Alle, gnädige Frau, und Alle denken mit Dankbarkeit an den hohen Genuß, den uns Ihre Güte verſchafft.“

„Alle?“ ſagte ſie, indem ſie mild lächelnd vor ſich niederblickte — „und doch ſind Sie der Einzige, der mir durch ſeinen Beſuch ein ſo angenehmes Lebenszeichen gibt?“

„Und auch ich nur,“ gab er, ſie offen anblickend, zur

Antwort, „um mich vorſichtigerweiſe zu erkundigen, ob die Frau Herzogin und die andere vornehme Dame jene Männer noch wiedererkennen wollen, hinter deren blinkenden Namen einfache Künſtler erſcheinen.“

„Sind wir nicht im gleichen Falle?“ fragte ſie dagegen in der zuvorkommendſten Weiſe, „das heißt, ich ſtehe hinter Ihnen weit zurück, da ich nicht das Glück habe, Künſtlerin zu ſein, ſondern nur eine ganz einfache Frau, die ſich aber mit dem größten Vergnügen jener Begegnung erinnert und Sie bittet, das allen jenen Herren wiederholen zu wollen, zugleich mit meinem Wunſche, dieſelben wiederzuſehen.“

Der Kupferſtecher verbeugte ſich, indem er ſagte: „Sobald ich meine damaligen Reiſegefährten wiederſehe, werde ich nicht ermangeln, ihnen Ihre freundlichen Worte zu wiederholen.“

„So ſehen Sie ſich nicht alle Tage?“ forſchte ſie theilnehmend.

„Hier in Rom nicht. Jeder geht mehr oder minder ſeine eigenen Wege, woher es kommt, daß ich manche von ihnen Wochen lang nicht ſehe.“

„Andere aber wohl häufiger?“

„Nur Einen, weil wir zuſammen wohnen.“

„Und wer iſt das?“

„Jener junge Mann, den die Frau Herzogin von Gerolſtein ſo freundlich war, zu ihrem Reiſemarſchall zu ernennen.“

„A—a—a—ah— Fra Diavolo!“ rief ſie in ungekünſteltem Tone froher Ueberraſchung, wobei ſich ihr ganzes breites Geſicht verklärte. „Sagen Sie Ihrem undankbaren Schützling, daß die Herzogin von Gerolſtein ſehr unzufrieden mit ihrem Reiſemarſchall ſei, und daß ſie ihm anbefehle, ſich ſobald als möglich zu zeigen — doch halt,“ fuhr ſie nach einer Pauſe, in der ſich Wetters pflichtſchuldigſt und ſehr tief verbeugt hatte, fort, „wir wollen das nicht in’s Unbeſtimmte befehlen, ſondern etwas Sicheres feſtſtellen, und Sie haften mir für die Ausführung — — wir werden morgen nach dem Frühſtück, allerdings in größerer Geſellſchaft, die Katakomben von San Caliſto beſuchen und laden Sie und Ihren jungen Schützling ein, zuerſt mit uns zu frühſtücken und uns dann in die Unterwelt zu folgen — eine gewiß gelinde Strafe für ſeine Undankbarkeit, wobei wir obendrein verſprechen, daß er da unten viel Lehrreiches ſehen ſoll, denn wir haben als Führer einen der beſten Kenner des unterirdiſchen Roms — nun, ich rechne mit Sicherheit darauf,“ fuhr ſie nach einem kurzen Stillſchweigen, ihn feſt betrachtend, fort, „daß ich Sie und Ihren jungen Freund morgen um zwölf Uhr nicht vergebens erwarte.“

„Ich zweifle nicht daran, daß auch er einer ſo angenehmen Einladung Folge leiſten wird.“

„Nicht wahr, er iſt Bildhauer — und heißt?“

„Robert von Stendal.“

„Schön! — alſo morgen um zwölf Uhr erwarte ich Sie und Herrn Robert von Stendal.“

„Sollte aber —“

„Ich nehme kein Aber an, Ihr Verſprechen habe ich, und er wird meine Einladung hoffentlich nicht zurückweiſen.“ —

Wetters begab ſich vom ſpaniſchen Platz direkt nach der Straße Tomacelli in dem richtigen Gefühl, auch das jenſeitige Eiſen ſogleich zurecht zu ſchmieden, denn daß es ſeinen gehörigen Hitzegrad beſaß, daran war nicht zu zweifeln und wurde ihm auch beſtätigt, ſobald er nach einer guten Weile — trotz ſeiner wohlbekannten Art des Anklopfens — in die Bildhauerwerkſtätte eingelaſſen wurde, wo Stendal eben ein feuchtes Tuch um die Arbeit wickelte, an der er gerade beſchäftigt geweſen war.

„Per Bacco!“ rief der Eingetretene, ſich mit auf den Hüften geſtützten Armen breit hinſtellend, „wenn ich meine koſtbare Zeit opfere, um dich zu beſuchen, ſo kann ich doch wohl erwarten, daß du mich auch Etwas ſehen läßt!“

„Stets mit dem größten Vergnügen, wie du weißt,“ gab der junge Bildhauer zur Antwort, „doch dies verſchleierte Bild,“ ſetzte er lachend hinzu, „iſt eine Perſon, die nicht gekannt und genannt ſein will.“

„Unſinn, wegen ihr komme ich grade hieher, um mich von der Aehnlichkeit zu überzeugen, und werde doch den weiten Weg nicht umſonſt gemacht haben!“ Bei dieſen Worten trat er näher und wollte die Hand an die feuchte Umhüllung legen, doch löſte ſie der Andere raſch vom Haupte der Büſte ab, indem er, ſeinen Freund zurückdrückend, ſagte: „So ſchau es wenigſtens, wie es ſich gehört, aus richtiger Entfernung an.“

„A — — a — — a — ah, vortrefflich — mache dir mein Kompliment!“

„Du findeſt alſo einige Aehnlichkeit?“

„Einige? — Welche Frage! Das iſt ja zum Sprechen und dabei mit einer Lieblichkeit aufgefaßt, die — die — nun, die ich begreiflich finde — — wie oft iſt ſie dir geſeſſen?“

„Das iſt ein grauſamer Scherz, Wetters,“ ſagte der junge Bildhauer, wobei ein ſchmerzliches Lächeln um ſeinen friſchen hübſchen Mund zuckte, — „ich glaube wirklich, daß das eine gute Arbeit würde, wenn ſie mir nur ein einziges Mal ſitzen wollte, oder wenn ich ſie nur einmal noch recht aus der Nähe ſehen könnte.“

„Das würde allerdings helfen,“ meinte der Kupferſtecher und ſetzte fragend, aber in gleichgiltigem Tone hinzu, nachdem er mit der Rechten über Haar, Stirne und Geſicht langſam herabgefahren war; „biſt du morgen irgendwo zu Tiſch geladen?“

„Nein.“

„Gut, ſo lade ich dich auf morgen Mittag punkt zwölf Uhr zu einem Frühſtück ein, in den erſten Stock des Hauſes Nr. 24 auf dem ſpaniſchen Platz.“

„Ah, du ſcherzeſt?“

„Sehe ich aus, wie Jemand, der ſcherzt? Es iſt die bittere Wahrheit und ich habe feſt verſprochen, dich mitzubringen?“

„So ſahſt du die beiden Damen?“

„Nur die ehemalige Herzogin von Gerolſtein.“

„Und ſie?“

„Prinzeſſin Tochter, oder vielmehr die Nichte der Frau von Meierfeld, waren ausgefahren.“

„Und gehen wir hin?“ fragte der Andere in einem beinahe ſchüchternen Tone.

„Per Bacco, ob wir hingehen! Habe ich doch das eigens für dich arrangirt! Mir ſcheint, daß es keine üble Einleitung iſt, ſogleich zum Frühſtück eingeladen zu werden, ſowie darauf zur Beſichtigung der Katakomben von San Caliſto, die du allerdings ſchon beſucht haſt, aber nicht in ſo angenehmer und zahlreicher Geſellſchaft, wo man in den engen und halbdunkeln Gängen leicht zurückbleiben kann, wo Eins zuweilen froh iſt, ſich am Andern halten zu können, wo ein Angſtruf an abſchüſſiger Stelle uns ſchon kühner macht, wo der geheimnißvolle Schauer der ernſten Umgebung die Seele öffnet und empfänglich macht für ein herzliches Wort.“

„Ja, ja,“ ſagte der junge Bildhauer träumeriſch, „welches Glück, dort an ihrer Seite wandeln zu dürfen, — wie danke ich dir, guter Wetters!“

Dann begab ſich der Freund eilends fort, um etwas von der verlorenen Zeit einzubringen, und Stendal nahm ~~an~~, ſeine Arbeit mit erneuerter Luſt und Liebe wieder auf. Das Lob Wetters’ hatte ihn erfreut, trieb ihn aber auch an, die Züge des geliebten Mädchens nochmals mit aller Schärfe ſeines Auges durchzugehen, wo er denn noch ein paar Mängel zu erblicken glaubte, die er eben im Begriffe war, zu verbeſſern, als ein eigenthümliches Geräuſch im Hofe ſeine Aufmerkſamkeit erregte und ihn hinauszog. Zuerſt blickte er nach der Thür, die Wetters offen gelaſſen hatte und da er eine Störung von der Straße her befürchtete, drückte er ſie zu und ſchob den Holzriegel vor, um aber alsdann das Geräuſch ſtärker und wie ſeitwärts über ſeinem Haupte zu vernehmen. — Was war das? — — Da ſchwebte an der hohen fenſterloſen Mauer, die eine Seite des Hofes bildete, ein ausgewachſener Menſch herab, und zwar an einer Schnur, die ſo dünn war, daß man hätte glauben können, ſie vermöge kein Kind zu tragen, weßhalb ſich denn auch die ſeltſame Erſcheinung Mühe gab, hie und da in den Mauerlücken einen Anhaltspunkt zu finden, wodurch das erwähnte Geräuſch des Rutſchens und Kratzens hervorgebracht wurde.

Obgleich es nur ein einzelner Menſch war, ſo war die Geſchichte doch auffallend genug, um Stendal zu veranlaſſen, raſch einen ſchweren Hammer vom Boden aufzuheben und eine abwartende Haltung anzunehmen. Doch ſchien der Andere durchaus nicht in der Stimmung, angreifend oder drohend zu verfahren, denn nachdem er aus einer Höhe von vielleicht zwanzig Fuß auf den Boden niedergeſprungen war, kauerte er ſich demüthig, ängſtlich zuſammen, erhob dann das bleiche verſtörte Geſicht gegen den jungen Bildhauer, wobei ſeine zuckenden Lippen und ſeine wildbewegte Bruſt kaum die Worte hervorbrachten: „Um der Barmherzigkeit Gottes willen, rettet mich, Signor Scultore!"

„Und wovor ſoll ich Euch retten?"

„Vor den Sbirren, die mich verfolgen!" Dann flehte er mit zuſammengefalteten Händen: „Laßt mich in Eure Werkſtatt treten und ich will Euch Alles der Wahrheit gemäß erzählen." Damit ſprang er, ohne die Erlaubniß abzuwarten, in das Atelier, wohin ihm Stendal kopfſchüttelnd folgte.

Der ſonderbare Beſuch ließ ſich auf eine Bank niederſinken, ſenkte den Kopf in ſeine beiden Hände, wobei ſich ſeine Finger in das dichte ſchwarze Haar krallten, und blieb ſo eine halbe Minute ſchwer athmend ſitzen, ehe er auffahrend ſagte: „Ich bin kein Mörder, noch viel weniger ein Dieb — zwar werden ſie ſagen, ich hätte mit dem Meſſer zugeſtoßen, um ihm — ſein Gold zu rauben — das allerdings vor ihm auf dem Tiſche lag, aber — die heilige Jungfrau möge mich verlaſſen, wenn ich nicht die Wahrheit ſage: ich that es nur, um die Ehre eines jungen Mädchens zu retten, dem er mit allen Ränken und mit allen Mitteln des Teufels nachſtellte — — und deßhalb müßt Ihr mich retten, wenn auch Ihr einmal Hilfe in der Noth finden wollt!“

Der Bittende mochte ein junger Menſch von wenig über zwanzig Jahren ſein, ſchlank gebaut, von energiſchen aber gutmüthigen Geſichtszügen, ſchwarzen glänzenden Augen, die trotz der Erregung einen offenen ehrlichen Ausdruck behalten hatten, und was ſeine Kleidung anbelangte, ſo war es die der wohlhabenden Burſche aus Traſtevere oder der nächſten Umgebung von Rom.

„Vor Allem aber ſagt mir, was ſoll ich thun, um Euch zu retten?“

„Ah, ſie werden mir ſchon auf der Spur ſein,“ rief der junge Menſch aufſpringend, „denn er ſtieß ein gewaltiges Geſchrei aus und im ganzen Haus zeterte es nach Hilfe, ſo daß ich vom Dache des Nachbarhauſes, wo ich mich, hinter einem Schornſtein verſteckt, vorſichtig umſchaute, ſchon die Sbirren zum Fenſter hinauslugend und auf der Straße herumſchwärmen ſah, wie die Weſpen.“

„Ein ſchlimmer Handel, Amico, und wie weit nahmt Ihr den Weg über die Dächer?“

„So weit, als es die Häuſerreihe erlaubte, denn über die Ripetta konnte ich begreiflicher Weiſe nicht hinüber.“

„Gewiß nicht — alſo geſchah das Unglück ziemlich in der Nähe?“

„Ziemlich, ziemlich, Herr,“ ſagte der Andere, mit vermehrter Unruhe um ſich blickend, „o, es iſt bis jetzt Alles ſo gut gegangen, auch daß ich im Nachbarhauſe einen Freund fand, der bereit war, mich hier herab zu laſſen.“

„Das iſt allerdings gut gegangen, denn dem Bindfaden hätte ich keine zwanzig Pfund anvertraut; aber ſprecht, was ſoll ich thun, wollt Ihr durch den Hof auf die Straße?“

„Daß ich ihnen grad' in die Hände lieſe? — Habt Ihr nichts hier, um mich zu verbergen, kein Kellergewölbe, keine Ciſterne?"

„Nichts derart, was groß genug wäre."

„O, mein Gott, o mein Gott! — habt Ihr nicht vielleicht die Kleider eines Eurer Arbeiter da?"

„Das iſt ein guter Gedanke!" rief erfreut der Bildhauer, der nun ebenſo begierig war, dem Unglücklichen zu helfen, als ihn anfangs deſſen Erſcheinen erſchreckt hatte; „werft Eure Kleider ab und nehmt dort aus der Kiſte, was Ihr braucht; es iſt der Anzug eines meiner Arbeiter, den ich beim Beginn des Sommers einer verdrießlichen Geſchichte wegen ſo raſch entlaſſen mußte, daß er nicht einmal Zeit fand, ſeine Kleider mitzunehmen, ſowie — und das iſt die Hauptſache — ſeinen Erlaubnißſchein, um hier in Rom zu bleiben."

„Ah, dafür ſei der Madonna gedankt und Euch, Herr, viel tauſendmal! Wie hieß er und wie heiß' ich jetzt?"

„Martino Caſtelli aus Piperno; habt Ihr für den Nothfall eine Idee von dem dortigen Dialekt?"

„O, von allen Dialekten bis Neapel hinunter!" rief der junge Menſch mit einem kecken Aufleuchten ſeiner dunklen Augen und machte ſich eifrig über die Kiſte.

„Und was Euern Anzug anbelangt," ſagte der Bildhauer, „ſo hebt dort in der Ecke die Platte auf und Ihr werdet einen ſchmalen Schacht finden, in den zwei Fuß unter der Oberfläche links ein Kanal führt, der unter der Ripetta durch in den Tiber mündet; dort ſchiebt Eure Sachen hinein und Niemand wird ſie finden. Ich würde gern helfen, doch iſt es beſſer, wenn ich unbefangen auf die Straße gehe, um mich dort ein bischen umzuſchauen."

Damit ſetzte er die papierne Mütze auf, welche die Bildhauer im Atelier zu tragen pflegen, zündete ſich eine Virginia an und trat auf die Gaſſe, wobei er die Thür ſo weit als möglich offen ließ, um Jedermann den Einblick zu geſtatten.

Daß in der ſonſt ſo ſtillen und ruhigen Via Tomacelli etwas ganz Beſonderes vor ſich ging, bemerkte man augenblicklich an vielen, meiſtens weiblichen Köpfen, die neugierig aus Fenſtern und Thürſpalten blickten, während Männer zu zweien und dreien plaudernd zuſammenſtanden und aufwärts blickten, wenn Einer mit dem Zeigefinger in die Höhe deutend etwas zu erklären ſchien.

Von einer dieſer Gruppen löſte ſich beim Erſcheinen Stendals ein großer und breitſchulteriger Mann, gleichfalls im Arbeitscoſtüm der Bildhauer, ab und trat mit den Worten zu ihm: „Habt Jhr ſchon gehört, Nachbar, da drüben am Eckhaus der Ripetta hat's Händel gegeben zwiſchen einem alten verliebten Narren und einem jungen, etwas heißblütigen Menſchen, natürlich eines Mädchens wegen, und dabei iſt ein Meſſerſtich gefallen, wie der Sbirre ſagt, ſo tief," — damit bezeichnete er an ſeinem langen Zeigefinger der rechten Hand ein Stück von ungefähr drei Zoll, um dann ſchmunzelnd fortzufahren: „Das würde genügen, he? Doch weiß man ja, wie das Volk übertreibt, auch lebt der Alte noch und kann davonkommen, wie der Medicus meint." —

„Ah, il poverino!" erwiderte Stendals Nachbar mit jener Miene aufrichtigen Mitleids, das der Römer ſtets für einen verfolgten Verbrecher empfindet und bezeugt, beſonders wenn es ſich bei einem Verbrechen um einen Dolchſtoß aus Eiferſucht handelt — „er iſt allerdings aus dem Hauſe glücklich entkommen und hält ſich wahrſcheinlich auf irgend einem Dache verſteckt, bis er Gelegenheit findet, ſich in einen der zahlreichen Höfe niederzulaſſen."

„Wo man ihn aber hoffentlich nicht verrathen wird?"

„Wo denkt Ihr hin, Nachbar! Wer wird denn den Sbirren helfen, um ſolch' einen armen Teufel zu verhaften, der vielleicht nicht anders gekonnt, als ein Verbrechen begehen! Ueberdieß," ſetzte er flüſternd hinter der vorgehaltenen Hand hinzu, „iſt der Betreffende der Sohn eines der großen Tenuten vor der Porta Salara, hat dort einen ſtarken Anhang und das ſind Leute, mit denen man nicht gern Händel anfängt!"

„Und wenn er ſich in Eurem Hof niederließe, Meiſter Gaëtano?" fragte Stendal mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Per Bacco, ſo ſollten dieſe Sbirren ſehen, wo ſie ihn kriegten!"

Meiſter Gaëtano, von dem Stendal ſein kleines Atelier zur Miethe hatte, der eine große Werkſtätte für geringere Marmorarbeiten hielt, worin er aber über ein Dutzend Leute beſchäftigte, hob bei den letzten Worten, die er ſprach, ſeine breite muskulöſe Geſtalt, ſtreckte aber dann achſelzuckend ſeine Hände von ſich ab, indem er in einem Tone des Bedauerns ſagte: „Leider kann er ſich nicht in meinen Hof flüchten, ohne von einem Dutzend neugieriger Augen aus den benachbarten Fenſtern geſehen zu werden."

„Richtig, Meiſter Gaëtano — aber — Ihr könntet mir einen Gefallen thun." Das „mir" betonte der junge Bildhauer auf ſo ſcharfe Art und mit einem ſo eigenthümlichen Blick, daß der Andere plötzlich den Mund wie zum Pfeifen ſpitzte und darauf, während er mit einer kaum merklichen Wendung der Augen raſch um ſich ſchaute, händereibend flüſterte: „Ah — a — a — a — Diavolo!“

„Seid denn ſo gut und ſchickt mir ſogleich den kleinen Ignazio herüber, er ſoll meinem Arbeiter den gewiſſen Marmorblock zu Euch hinübertragen helfen.“

„Ah, Ihr habt wieder einen Arbeiter?“

„Caſtelli iſt zurückgekehrt.“

„Braver Foreſtiere!“ murmelte Gaëtano, indem er die Hand Stendals ſo kräftig ſchüttelte, daß Jener hätte ſchreien mögen. Dann ſetzte er hinzu: „Wenn ich nicht irre, hat Euer Caſtelli ſchöne Legitimationspapiere?“

„Die er ſtets in der Taſche bei ſich trägt, da er, wie Ihr wißt, bei der Polizei ein bischen anrüchig iſt — ſchickt ihn mir aber ſogleich wieder.“

„Gewiß, gewiß.“ Damit verſchwand Meiſter Gaëtano und gleich darauf erſchien der kleine Ignazio, um mit Stendals Arbeiter, der in ſeinen geflickten Landweinhoſen, ſeiner beſchmutzten hellgrauen Blouſe und der zerknitterten Papiermütze auf dem Kopf, etwas Marmorſtaub auf dem Geſicht, ſo unverdächtig ausſah, daß der verſchmitzte Ignazio ihn nicht einmal eines beſonderen Blickes würdigte.

Es war die höchſte Zeit geweſen, denn kaum war der Arbeiter, allerdings nicht Jener, den er ſoeben zu Meiſter Gaëtano geſchickt, zurückgekehrt, als der Polizeibeamte des Viertels mit Sbirren und Soldaten eintrat und Stendal, der doch etwas ängſtlich an der Mauer lauſchte, hörte, wie der Nachbar, laut lachend, mit ſeiner derben Stimme ſagte: „Sucht nur Alles genau durch, Ihr Herren, und dann will ich meine Leute, wenn Ihr wollt, in Reihe und Glied aufmarſchiren laſſen.“

Hierauf war es einen Augenblick ſtill geworden, dann hatte man ein lautes Lachen gehört, dem die Worte des alten Bildhauers drüben gefolgt waren: „Angenehm iſt es allerdings nicht, wenn man ſelbſt der Polizei ſeit zwanzig Jahren als ein gentil uomo bekannt iſt, auch ſeine ſchweren Steuern pünktlich bezahlt hat, dann noch als Jemand angeſehen zu werden, der Verbrecher wiſſentlich verbirgt; aber genirt Euch nicht und ſchaut dieſen braven Burſchen hier, die Ihr ja doch Alle von Angeſicht zu Angeſicht kennt, meinetwegen bis in's Herz hinein — —"

„So!" — — hörte man ihn in einer kleinen Pauſe ſagen, „nun werdet Ihr wohl erlauben, daß ſie wieder an die Arbeit gehen? Hat eine ſtarke Viertelſtunde gedauert, thut bei zwölf Mann, mich nicht einmal eingerechnet, drei Stunden, zu vier Soldi mehr wie einen Scudo, den man beſſer hätte vertrinken können — adio, adio!"

Dann hörte Stendal, wie die Geſellen nebenan wieder zu hantiren und zu klopfen begannen, und er that einen tiefen Athemzug der Erleichterung, als nach einem feſten Anklopfen die Thüre auch ſeines Hofes geöffnet wurde, und die Polizei eintrat, wobei der Beamte, der ſie führte, ſo auffallend zu dem Giebelfenſter des anſtoßenden Hauſes aufſchaute, daß den jungen Bildhauer, welcher unwillkürlich dieſem Blick folgte, plötzlich der Gedanke überflog, es ſei dort oben ein Stück des dünnen Bindfadens hängen geblieben. Obgleich dieß nun glücklicherweiſe nicht der Fall war, ſo ſchien doch ein ſtärkerer Verdacht die Polizei zu veranlaſſen, ſowohl Hof als Atelier auf's genaueſte zu durchſuchen, und vor Allem den Arbeiter Meiſter Gaëtano's, der ſich auf etwas kompromittirende Art bemühte, tief gebückt in der dunkelſten Ecke Marmorſtaub zuſammenzukehren, wobei er ſein Geſicht auf faſt ängſtliche Art zu verdecken ſuchte.

„He da, guter Freund!“ rief ihn einer der Polizeidiener an, indem er ihm zu gleicher Zeit vertraulich auf den Rücken klopfte, „willſt du nicht ſo gut ſein und ein wenig an's Tageslicht kommen?“

Murrend und faſt widerſtrebend wurde dieſem Befehle Folge geleiſtet, doch nur ſo lange, bis ſich Beide an der Atelier-Thür befanden, worauf ſich dann der vermeintliche Verbrecher und Flüchtling lachend aufrichtete, und dem Andern voll in's Geſicht ſchauend ausrief: „Es iſt doch noch nicht ſo lange her, Gevatter, daß wir zuſammen beim Wein waren, und du willſt mich ſchon nicht mehr kennen, wie du vornehm geworden biſt!“

„S — o — o — o — — du biſt's, Beppo — hol dich der Teufel! — ich dachte, du wäreſt nebenan bei Meiſter Gaëtano!“

„Und ich dachte, du wärſt noch immer guarda-porta im ehrlichen Dienſt bei deinem principe, und nun biſt du unter die Polizei gegangen — sia benedetto!“

„Wozu der vielen Worte, wenn Ihr den Arbeiter kennt?“ rief der Beamte im barſchen Tone, „kommt, wir haben wahrhaftig nicht unnöthig Zeit zu verlieren!“

„Wer weiß, ob es Zeit verlieren hieße,“ brummte der Betreffende in den Bart, „wenn wir hier nochmals gründlich unterſuchten, oder dieſen Spitzbuben mitnähmen!“ Doch erwiderte dieſer den Blick ſeines Freundes in ſo eigenthümlicher Art, daß der Andere ohne weiteres, nur leiſe vor ſich hinmurrend, ſeinem Vorgeſetzten folgte.

„Dem Himmel ſei es gedankt!“ rief Stendal freudig aufathmend, als ſich die Hofthüre hinter den Sbirren geſchloſſen, worauf er, dieſem Gefühle der Dankbarkeit lebhaften Ausdruck gebend, zwei Skudi-Stücke in die Hand des verſchmitzt lachenden Beppo gleiten ließ, der alsdann in einem ſehr gemüthlichen Tone ſagte: „Welchem ehrlichen Kerl macht das überhaupt nicht das größte Vergnügen, die Polizei zu überliſten, und obendrein in einem ſolchen Falle! Hätten ſie den Aermſten gekriegt, ſo würden ſie ihn wenigſtens ein paar Monate lang in ihren dumpfen Löchern herumgezerrt und ihn um ein Tauſend Skudi leichter gemacht haben, denn ſie wiſſen, daß er das zahlen kann — ein reicher Pächterſohn aus der Campagna, dem ein kleines Unglück paſſirt iſt! Ihr thut ein gutes Werk, Herr, wenn Ihr ihm weiter helft!"

„So ſchickt ihn mir herüber. Er kann daſſelbe Marmorſtück dem Ignazio wieder tragen helfen." — Stendal begab ſich abermals an die Arbeit und war bald wieder ſo im entzückten Anſchauen ſeines Werkes verſunken, daß er es nicht einmal bemerkte, wie der Flüchtling mit Ignazio das Marmorſtück wieder gebracht, und daß ſich Erſterer mit abgezogener Papiermütze dem Atelier genähert. Ja, es bedurfte eines lauten, in bewunderndem Tone ausgeſprochenen: „Ah che bella!" den Zügen der Büſte oder der Arbeit geltend, um den jungen Bildhauer umſchauen zu machen. Dann aber näherte ſich der Andere mit dem ungeſtümen Ausdruck der Freude und Dankbarkeit, ergriff die Rechte des jungen Mannes mit ſeinen beiden Händen und ſagte in einem ungekünſtelt wahren und warmen Tone: „Befehlt über Alles, was ich habe, ja laßt mich das Schwerſte für Euch beſorgen, und es wird mir das größte Glück ſein, Euch ſelbſt mit Gut und Blut dienen zu können!"

Er ſagte das in ſo gewinnendem Tone, daß es den jungen Bildhauer durchaus keine Ueberwindung koſtete, ihm für ein paar Tage den Aufenthalt in ſeiner Wohnung anzubieten, was Rafaelo — ſo hieß der junge Burſche — mit dem Ausdruck größter Erkenntlichkeit annahm. Trotz der ärmlichen und geflickten Kleidung Caſtelli's, des davongelaufenen Marmor-Arbeiters, zeigte er in ſeinen Bewegungen, ſowie in der Art zu reden, doch jenen Anſtand, den man häufig bei jungen Römern, ſelbſt der mittleren oder niederen Klaſſe findet, ſowie einen angebornen Kunſtſinn, der ſich in einigen treffenden Worten über die Büſte Stendals zeigte, indem er mit ſchelmiſchem Lächeln die Frage that: „E la padrone del suo cuore?“

Doch zuckte der junge Bildhauer leicht mit den Achſeln, indem er mit einem kaum vernehmbaren Seufzer ſagte: „Es iſt das allerdings eine Dame, die ich liebe und anbete, aber —“

„Aha, ich verſtehe, Signor scultore, hoffe aber für Euch das Beſte, denn wenn man einmal einen ſolchen Schatz des Himmels in ſein Herz geſchloſſen hat, ſo muß man ihn beſitzen oder für immer unglücklich werden!“ — —

* * *

Am andern Mittag wenig vor zwölf Uhr betraten die beiden Freunde das Haus Nr. 24 auf dem ſpaniſchen Platze, und wenn ſie ſchon mit dem Empfang des vornehm ausſehenden Bedienten zufrieden ſein konnten, ſo noch viel mehr mit dem der Herrſchaft ſelber. Frau von Meierfeld war ihnen ſelbſt bis in's äußerſte Vorzimmer entgegengekommen und hatte dort dem jungen Bildhauer ihre beiden Hände gereicht, ſo daß für den alten Kupferſtecher nur ein lächelnder vertraulicher Gruß übrig blieb; dann zog ſie den Arm Fra Diavolo's, wie ſie ihn ſcherzend nannte, durch den ihrigen, um dicht an ſeiner Seite die ganze Zimmerreihe zu durchwandeln, bis zu einem kleinen hübſchen Eckſalon, wo ihnen Eveline in ſichtbarer Befangenheit entgegentrat. Das Geſicht des jungen Mädchens erſchien bleich, um ſich dann wieder plötzlich zu röthen, als ihr die Tante den Bildhauer Herrn Robert von Stendal vorſtellte — „deſſen du dich vielleicht noch erinnern wirſt.“

Ob ſich Eveline noch erinnerte! — — Ihr Herz ſchlug ſtürmiſch bei dem Anblick des jungen Mannes, deſſen Bild nie aufgehört hatte, ſie lebhaft zu beſchäftigen, ſeit jenem Abend, als ſie ihn zum erſten Mal in Terracina geſehen! — — War doch die Tante grauſam oder gleichgiltig genug geweſen, ihr nicht einmal den Namen der Gäſte zu nennen, die ſie heute zum Frühſtück erwartete! — Aber ſie hatte ja auch keine Ahnung von dem, was im Herzen ihrer Nichte vor ſich ging, und ſo war es wie gewöhnlich nur der graſſeſte Egoismus, daß ſie die beiden Fremden, wenigſtens den einen, ausſchließlich als nur für ſie allein gegenwärtig betrachtete. Sie ließ ſich von Fra Diavolo in's Eßzimmer führen, ſetzte Fra Diavolo an ihre rechte Seite, und als ſie beim mouſſirenden Moſelwein mit ihm anſtieß, flüſterte ſie ihm zu: „In Erinnerung an den ſchönen, jedem weiblichen Herzen gefährlichen Räuber!“

Glücklicherweiſe befand ſich der alte Kupferſtecher in einer brillanten Laune, ließ nicht nur bei dem trefflichen Frühſtück ſeinem Beinamen des „verhungerten Ugolino“ volles Recht widerfahren, ſondern glänzte auch durch eine lebhafte Unterhaltung zum großen Vergnügen beider Damen.

Stendal hatte allerdings öfters und mit Wärme verſucht, ſeine Worte direkt an das junge Mädchen zu richten, doch hatte Frau von Meierfeld in ſolchen Augenblicken ſtets ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln gewußt, oder Eveline war gerade mit Wetters in ſo lebhafter Unterhaltung begriffen, daß ſie für den jungen Bildhauer ſtatt aller Antwort nur einen flüchtigen Blick hatte, der obendrein ſo froſtig war, daß es ihn bis in's Herz hinein durchſchauerte.

So ging das Frühſtück unter ſehr getheilten Empfindungen und zwar ziemlich raſch vorüber, und Frau von Meierfeld, die ſchon ein paarmal ihre Uhr zu Rathe gezogen, erinnerte daran, daß die Stunde zum Aufbruch nach den Katakomben von San Caliſto gekommen ſei. Man brach alſo auf.

Vor dem Hauſe befand ſich einer der ſtattlichſten Landauer, den Rom aufzuweiſen vermochte. Der Kutſcher in eigener Livrée mit aufgeſtützter Peitſche ſaß auf dem Bock, ein Bedienter mit abgezogenem Hut öffnete den Schlag.

Da man ſich bei dem Raſſeln der Räder auf dem Pflaſter nicht gut verſtändlich machen konnte, ſo fuhr die Geſellſchaft ziemlich ſchweigſam durch die Via Condotti, dann über den Corſo dem Campo Vaccino zu; erſt das ſanftere Rollen der Räder auf ſeinem Kieswege zwiſchen der Ruinenwelt des Forums und das Betrachten der letzteren löſte auf ſehr natürliche Art die Zungen unſerer Geſellſchaft, und beide Künſtler überboten ſich in dem Beſtreben, die Damen in poetiſcher und ſachkundiger Weiſe auf all' das Schöne und Intereſſante aufmerkſam zu machen, an dem ſie vorüberfuhren.

So waren ſie endlich bei den Katakomben angekommen.

Auf der Straße ſtanden Wägen der verſchiedenſten Art, von dem ein- und zweiſpännigen Fiaker an bis zur eleganten Gaſthofequipage, in welchen Fahrzeugen die Fremden hiehergekommen waren, die ſehr zahlreich droben auf der erhöhten Mauer ſtanden, um mit Ferngläſern nach einem beſcheidenen Wägelchen auszuſchauen, das von einem einzigen Pferde gezogen, jetzt dieſſeits des Thores von San Sebaſtiano erſchien und den würdigen Geiſtlichen brachte, der ſo freundlich ſein wollte, die Geſellſchaft zu führen. Dieſe war ziemlich gemiſcht und neben dem einfachſten Damenmäntelchen oder verblichenen Shawl ſah man hervorragende glänzende Toiletten, derjenigen der Frau von Meierfeld würdig. Die letztere fand unter der Geſellſchaft verſchiedene Bekannte, welchen ſie ihre Begleiter alsbald vorgeſtellt hätte, wenn nicht Stendal, ſowie ſie die kleine Treppe, die von der Straße aufführte, erſtiegen hatten, ſeinen Freund raſch um den Arm gefaßt und mit ihm ein paar Schritte bis zu einer kleinen Bodenerhebung gegangen wäre, wo er ſo that, als verſenke er ſich in den prachtvollen Anblick der Campagna, die allerdings nie wundervoller als an einem klaren, ſonnigen Oktobertage, wie der heutige war, leuchtet und ſtrahlt. Doch benutzte er dieß kurze Alleinſein mit ſeinem Freunde, um ihm raſch zu ſagen: „Heute oder nie will ich es erfahren, ob ich glücklich oder unglücklich ſein werde; wenn du mein Freund biſt, beſchäftige die Tante, welche nicht von ihrer Seite, erzähle ihr die intereſſanteſten Märtyrergeſchichten, lies ihr die rührendſten Grabſchriften, mache ihr meinetwegen den Hof, nur feſſele ihre Aufmerkſamkeit durch irgend etwas, damit es mir gelingt, ein paar Augenblicke mit Evelinen allein zu ſein.“

„Nichts leichter als das, ſuche mit der jungen Dame voran zu kommen oder in einem halbdunklen Gange zurück zu bleiben, nur wage dich im Uebermaß deiner Leidenſchaft in keinen Seitengang, denn du weißt ſelbſt, daß gegen die gefährlichen, verſchlungenen Irrwege da unten ſelbſt das Labyrinth des ſeligen Minotaurus ein harmloſer Spaziergang war.“

„Und du beſchäftigſt die Alte?“

„Ich ſchwöre es, ſelbſt auf die Gefahr hin, mit oder an ihr zum Märtyrer zu werden!“

Bei dieſem letzten Worte machte der alte Kupferſtecher, der ein ſehr feines Gehör hatte, eine raſche Schwenkung nach rechts und fuhr in ganz anderem Tone fort: „Nicht wahr, gnädige Frau, welch' prächtiger Anblick!“

„Prächtig, prächtig!“ ſagte Frau von Meierfeld. Sie war mit ihrer Nichte und ein paar Bekannten näher getreten, da ſich die ganze Geſellſchaft, den eben angekommenen Geiſtlichen an der Spitze, in Bewegung geſetzt hatte, um auf den ziemlich zerbröckelten Stufen in die Katakomben von San Caliſto, wohl mit die größten und ausgedehnteſten und deßhalb auch die gefährlichſten, hinabzuſteigen. Der würdige Geiſtliche erklärte der Geſellſchaft, daß, obgleich die Grenzen dieſer Katakomben noch unerforſcht ſeien, doch jetzt ſchon die Geſammtlänge aller bekannten Korridore auf ſechshundert italieniſche Miglien mit einer Million von Gräbern berechnet ſei.

„Entſetzlich, ſich darin zu verirren!“ hörte der junge Bildhauer Tante Corinna dicht an ſeiner Seite ſagen und dann flüſternd hinzufügen: „Werden Sie mir's übel deuten, Herr von Stendal, wenn ich mich ſpeziell unter Ihren Schutz begebe?“

„Gefahr iſt übrigens bei ſorgſamer Führung durchaus nicht vorhanden,“ ſagte der würdige Geiſtliche, ſein Licht hoch emporhebend, wie um ſeine Heerde zu überſchauen, die unten in dem engen, dunklen Raume dicht gedrängt im Kreiſe um ihn ſtand, manches weibliche Antlitz mit den Spuren einer erwartungsvollen Bangigkeit. Die dünnen, brennenden Wachskerzchen waren zahlreich vertheilt worden und ihr röthliches Licht reflektirte eigenthümlich an den grauen Tuffwänden, die hier einem rieſigen Brunnenſchachte ähnlich ſahen, während die ſchwarzen Katakombengänge unheimlich von allen Seiten herübergähnten.

„Nur möchte ich bitten,“ ſagte der Geiſtliche, ehe er ſich in Bewegung ſetzte, „daß ſich die Geſellſchaft nicht zu weit auseinanderzieht und daß, wenn Jemand abgeſchnitten würde, er nicht verſucht, uns durch Links- oder Rechts-Einbiegen wieder aufzufinden, ſondern in Gottes Namen ruhig ſtehen bleibt, bis wir ihn auf dem gleichen Rückwege aufſuchen und mitnehmen.“ Dann ging es in einen der ſchwarzen Schlünde hinein. Es herrſchte hier eine warme, etwas dumpfige Luft, und man mußte ſich zuweilen durch die ſehr ſchmalen Gänge mit tiefgebeugtem Haupt, des niedrigen Gewölbes wegen, förmlich durchwinden und vorſichtig auftreten, da es bald ab- bald aufwärts ging, was Alles zuſammen mit dem vielfach verſchlungenen, vielfach ſich durchkreuzenden Gewirr von Haupt- und Nebengängen bei dem unbeſtimmt flackernden Scheine der Lichtchen einen verwirrenden, beängſtigenden Eindruck machte. Dann kamen hie und da kleine viereckige Räume, faſt immer rundgewölbt, Gräber von Heiligen und Märtyrern der früheſten Kirche, von Biſchöfen und namhaften Prieſtern enthaltend, die der würdige Geiſtliche meist dazu benutzte, seine kleine Heerde, um sich zu versammeln, theils um sie zu überzählen, dann aber auch, um ihnen die, wenn gleich sehr [illegible], aber immerhin interessanten Wandmalereien zu erklären.

Frau von Meierfeld hatte bisher treulichſt gehalten, was ſie vorhin verſprochen und war dem jungen Bildhauer dicht gefolgt, Niemanden, ja nicht einmal einigen ſehr rückſichtsloſen Damen engliſcher Zunge den zuweilen gewaltſam verſuchten Vortritt laſſend, wofür ſich aber dieſe zähen Engländerinnen bei einem der oben erwähnten Räume angekommen, dadurch rächten, daß ſie jetzt mit hoch erhobener Naſe unter Ellenbogenpraxis den Durchbruch erzwangen, um in die Nähe des würdigen Geiſtlichen zu kommen, wodurch ſich der ganze zurückgebliebene Strom zwiſchen Stendal und Tante Corinna drängte, dabei aber Eveline dicht in ſeine Nähe fluthend.

Von hinten wieder raſch vorzukommen, dazu war keine Möglichkeit für Frau von Meierfeld vorhanden, was ihr auch Wetters, der der Abſprache gemäß jetzt dicht an ihre Seite getreten war, unter etwas auffallenden Pantomimen zu erklären ſchien. Doch wiederholte auch die Dame ihrerſeits mehreremale eine etwas auffallende Handbewegung, die Stendal direkt zu gelten ſchien, von dieſem aber nicht verſtanden wurde, da er ja ſo unausſprechlich glücklich war, jetzt in unmittelbarer Nähe des geliebten Mädchens zu ſein. Ach, er hätte ihre Hand berühren können, wenn er das gewagt hätte, — er hätte ihren ſüßen Athem empfinden müſſen, wenn ſie mit ihm geſprochen hätte, was ſie aber nicht that, obgleich ſie ſich ſehr freundlich gegen ihn wandte, ihn mit ihrem lieben Blicke anſchaute und leicht die feinen Lippen öffnete — doch nur, um einen entzückend tiefen Athemzug zu thun!

Was hätte ſie auch ſagen, was hätte er ihr antworten ſollen, in Gegenwart ſo vieler, mitunter ſehr neugieriger Augen! Auch erklärte der würdige Geiſtliche gerade jetzt eine auf die Mauer gemalte Schafheerde und da von den braven Thieren ſich einige an ihren Hirten drängten, andere ganz oder halb abgewendet ſtanden, ſo verglich er ſie mit Glauben und Unglauben, mit dem Drange, dem Hirten zu folgen, zu zweifeln oder gar abtrünnig zu werden. Dann ſchloß er ſeine Erklärung mit den lächelnd ausgeſprochenen Worten: „Wie es im Leben häufig geht, meine lieben Freunde, ſo auch hier: die Erſten werden die Letzten und die bisher Vorderen die Hinterſten, weil ich Sie bitten muß, unſern Weg eine kurze Strecke zurückzumachen, und mir deßhalb zu erlauben, mich durch Ihre Reihen zu drängen und dann vorne die Führung wieder zu übernehmen.“

Auch jetzt begriff Stendal nicht, was Frau von Meierfeld mit der Pantomime ſagen wollte, die ſie wiederholte, ehe ſie mit dem Geiſtlichen um die Ecke verſchwand, einfach weil er dieſe Pantomime nicht geſehen. Zu tief war er im Anſchauen der herrlichen Geſtalt des jungen Mädchens, das vor ihm herwandelte, verſunken, ſo daß er es nicht einmal bemerkte, wie die ſo kläglich betrogenen engliſchen Damen faſt unartig an ihm vorüberdrängten, um abermals den Verſuch zu machen, den würdigen Geiſtlichen zu erreichen. Bei dieſer Gelegenheit war es auch geſchehen, daß ihm Eine mit ihrem rothkarrirten Shawl ſein Lichtchen auslöſchte, was er gleichfalls nicht beachtete, denn alles Licht, aller Glanz der Welt wandelte ja ſichtbar vor ihm und er vermeinte förmlich das reiche hellblonde Haar Evelinens, das tief über ihren Nacken hinabfloß, überirdiſch leuchten zu ſehen.

Jetzt oder nie! Der Augenblick war gekommen, wo er ſich erklären mußte, wo er die aufregende Wanderung durch die unheimliche Todtenſtadt zum Vorwande nehmen, ihr ſeine glühende Liebe geſtehen und zu ihren Füßen fragen konnte, ob er glücklich oder unglücklich wieder zum Tageslicht emporſteigen dürfe? — Der Weg, den ſie von hier aus einſchlugen, war dieſem Vorhaben ſo günſtig als möglich; bald ging es rechts, bald links, bald abwärts, bald aufwärts, woher es auch kam, daß ſich die Geſellſchaft länger als vorhin auseinanderzog, ſo daß ſich Stendal mit dem jungen Mädchen ſchon ein paar Mal gänzlich im Dunkeln befand und nur noch im Stande war, dem Klange der Stimmen zu folgen, die aber dumpfer und dumpfer wurden und ſich in der Ferne ganz zu verlieren ſchienen. Das junge Mädchen, dadurch ängſtlich geworden, eilte jetzt ſo raſch vorwärts, daß er ihr kaum zu folgen vermochte, ja ſie ein paar Mal zu verlieren ſchien, wie eben jetzt wieder, wo er, um eine Ecke biegend, plötzlich erſchrocken ſtehen blieb, da ihre Geſtalt ſpurlos verſchwunden war und er beim angeſtrengteſten Horchen auch nicht das leiſeſte Geräuſch mehr hörte, weder vom Klange ihrer Schritte noch vom Rauſchen ihres Gewandes. Sollte ſie hier in dem etwas erweiterten Raume, ihn erwartend, ſtehen geblieben ſein? Bei dem Gedanken fühlte er ſein Blut in fieberhaften Schlägen raſen, ſo daß er nicht im Stande geweſen wäre, auch nur ein einziges geordnetes Wort hervorzubringen. Plötzlich ſtieß er einen unartikulirten Laut des Entzückens aus, denn jetzt ſtreifte er um ſich taſtend an die weichen, warmen Formen ihres raſch zurückzuckenden Körpers; er erfaßte ihre Hand, die er an ſeinen Mund ziehend mit heißen Küſſen bedeckte, wobei er faſt aufſchluchzend ſtammelte: „O, ich liebe dich unausſprechlich — über Alles!“

Obgleich ihre Antwort nur in einem warmen Drucke der Hand beſtand, ſo verlangte er doch umſoweniger eine andere, als ſie ſich nach einigem ſanften Sträuben in ſeine Arme ziehen, ihn ihre Lippen finden ließ, auf die er die ſeinigen mit glühender Innigkeit preßte.

Ach, wenn dieſer entzückende Traum nur nicht ſo kurz geweſen wäre — denn kaum hatte ſie ein einziges Mal ſeinen Kuß und nur ſchwach erwidert, als ſie ſich losriß, ja ihn faſt zurückſtieß, ſo daß er ſchon das Rauſchen ihres Gewandes entfernt im Gange hörte, ehe er ſich zu faſſen vermochte, um ihr nachzueilen. Und dabei fiel ihm mit einem Male der entſetzliche Gedanke ſchwer auf die Seele, daß ſie den Weg verfehlen müſſe, um, eine lebendig Begrabene, nie mehr das Tageslicht zu erblicken, um für ihn, den Verzweifelnden, auf ewig verloren zu ſein!

Wer begreift es nicht, daß er in dieſem ſchrecklichen Augenblicke trotz ſeiner Jugendkraft faſt zuſammenbrach, daß ſeine Kniee bebten, ſeine Finger zitternd an der finſtern Wand umhertaſteten, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen auf die Stirne trat! — Nicht für ſich ſelber, der ſich ja im gleichen Falle befand, bangte ihm, oh, ihm wäre es ja eine Seligkeit geweſen, hier, vom Arm der Geliebten umſchlungen, zu Grunde zu gehen, aber ſie — ſie — das ſchöne, unglückliche Mädchen — Eveline — ſeine heißgeliebte Eveline!

Da war es ihm, als vernehme er ſehr entfernt den

Ton einer menſchlichen Stimme — — — — dann mehrere deutliche — — — — dann verworrenes Sprechen — — und als er abermals eine Ecke des engen Ganges erreicht und ſich dann herumwandte, beleuchtete allerdings fern von ihm ein röthlicher Schein die gewundene Katakombe — — — — er war gerettet — aber ſie?! — aber die unglückliche Eveline!? —

Kaum trugen ihn ſeine Füße dem ſich raſch verſtärkenden Lichtſcheine näher — dann aber in der nächſten Minute hätte er innig dankend auf die Kniee ſinken mögen, denn er ſah nicht nur undeutliche Geſtalten der Geſellſchaft dicht vor ſich in einem größeren Raume verſammelt, ſondern vom Lichtſtrahl hell beleuchtet Eveline an der Seite ihrer Tante ſtehen! — Sich jetzt raſch zu nähern, vermochte er nicht, er wartete, bis Alles wieder in Bewegung war, um ſich dann den Letzten anſchließend, Wetters zu finden, dem er im Uebermaße des Entzückens die Hand drückte und ihm zuflüſterte: „Freund, ich bin unausſprechlich glücklich!“

Wie gerne hätte er ſich hierauf Evelinen genähert, ſei es auch nur, um ihr durch einen Blick oder durch ein an ſich harmloſes Wort dieſes unausſprechliche Glück auszudrücken! Doch hielt ihn eine begreifliche Scheu zurück, auch wohl die ruhige Freundlichkeit des jungen Mädchens, mit der ſie ihn einmal betrachtete und welche ſagen zu wollen ſchien: „Laß uns für heute zufrieden ſein mit der ſeligen Minute, die wir genoſſen!“ Und dieſe Erinnerung reichte auch hin, ihn ſo vollſtändig der Gegenwart zu entrücken, daß er nur wie träumend der Geſellſchaft folgte, mit ſtehen blieb, wo dieſe ſtand und ſo nach Verlauf einer halben Stunde, ohne weiter etwas geſehen zu haben, mit an das Tageslicht wieder emporſtieg, tief aufathmend, alle Schatten hinter ſich laſſend, einem wunderbaren, ungetrübten Glücke entgegen.

Aber um Alles in der Welt hätte er es jetzt nicht vermocht, bei ruhiger Unterhaltung der Geliebten gegenüber in dem engen Wagen zu ſitzen. Mußte er doch ſchon hier an ſich halten, um nicht jubelnd emporzuſpringen und in die einſame Campagna hinauszueilen, um mit ſeinem Glücke allein zu ſein!

Deßhalb auch faßte er den Arm ſeines Freundes, als ſie droben angekommen waren und raunte ihm zu: „Es iſt mir bei dem beglückenden Sturme in meinem Innern unmöglich, jetzt in ruhiger Unterhaltung mit den Damen zurückzufahren, du wirſt eine gute Ausrede erfinden, damit wir zurückbleiben und zu Fuße folgen können. Auch drängt es mich, dir Alles ausführlich zu erzählen.“

Dann folgten ſie in angemeſſener Entfernung den beiden Damen, Wetters kopfſchüttelnd etwas voraus, um Frau von Meierſeld unter Bezeigung ſeines beſten Dankes zu ſagen, daß er und Stendal ein kleines Geſchäft mit dem Antiquar bei den Thermen des Caracalla zu beſorgen hätten und deßhalb um Erlaubniß bäten, zurückbleiben zu dürfen.

Tante Corinna blickte mit einem milden, ſinnigen Lächeln an dem alten Kupferſtecher vorbei auf ſeinen ſich langſamer nähernden Freund und ſagte dann in einem ſanften Tone: „Ich verſtehe, oh, ich verſtehe und werde mich glücklich ſchätzen, Sie morgen wieder bei mir zu ſehen. Auf Wiederſehen alſo!“

Und Eveline? — ſie ſagte Nichts — ſie hielt ihre ſchönen Augen auf die im Abendſonnenſcheine leuchtenden, tiefvioletten, goldgeſäumten Albanerberge geheftet und ihr Blick, als ſie dann Abſchied von dem jungen Manne nahm, verrieth auch nicht durch die kleinſte Nüance, was vielleicht in ihrer Seele vorging, ja nach dem Geſchehenen darin vorgehen mußte! Im Gegentheil — dieſer Blick erſchien ihm kalt und ſtrenge, faſt traurig, und als ſie ihm am Wagen ihre Hand reichte, fühlte er auch nicht die leiſeſte Bewegung ihrer zierlichen Finger, worauf er doch ſo ſehnſüchtig gehofft hatte.

„Ja, ſo ſind einmal die Weiber,“ ſagte der alte Kupferſtecher, nachdem ihm Stendal auf ihrem Gange durch die Via Appia Alles, was vorgefallen war, von der Begegnung in den Katakomben an bis zu dem ſo froſtigen Abſchiede mit der größten Aufrichtigkeit erzählt hatte — „ſo ſind ſie nun einmal; mit der einen Hand geben, mit der anderen nehmen, vielleicht aber auch fürchtete das kluge Mädchen beim wärmeren Abſchiednehmen deine Unvorſichtigkeit in Blick oder Wort.“

„Glaubſt du?“

„Gewiß.“

„So fürchteſt du alſo, Frau von Meierfeld würde meine Bewerbungen um ihre Nichte ungünſtig betrachten?“

„Ich fürchte ſo.“

„Und warum?“

„Hm,“ machte der alte Kupferſtecher, flüchtig das Geſicht ſeines jungen Freundes betrachtend, ehe er fortfuhr: „Es iſt das ſo meine Anſicht, ohne daß ich dir dafür beſtimmte Gründe angeben könnte — vielleicht irre ich mich auch und die alte Dame kommt dir auf halbem Wege entgegen.“

„Gott geb's — aber Gewißheit muß ich haben, ſobald als nur irgend möglich und auch dazu mußt du mir verhelfen.“

„Ich ſoll am Ende gar noch den Freiwerber für dich machen?“

„Würdeſt du mir das nicht zu Liebe thun?“

Wetters blieb laut auflachend ſtehen, worauf er kopfſchüttelnd ſagte: „Höre du, ich kenne dich nicht mehr. Du der Keckſten, Lebhafteſten, ja Unbeſonnenſten Einer, du, dem ich in viel tolleren Dingen ſchon häufig moraliſche Feſſeln anlegen mußte, du, den wir mit dem Namen Fra Diavolo ausgezeichnet, du wollteſt dich hinter eines Anderen Ueberredungskunſt verkriechen, wenn da überhaupt von Kunſt die Rede ſein könnte, was ich, der ich mich ſelbſt am beſten kenne, auf's Beſtimmteſte verneine? — Geh doch und laß mich das gar nicht gehört haben — ein Kerl, wie du, dem ich gerade in dieſer Geſchichte ſchon ſo trefflich vorgearbeitet, indem ich von ſeinen würdigen Eltern erzählt, auch ſeine glänzenden Verhältniſſe geſchildert und von ſeiner Perſönlichkeit viel beſſer geſprochen, als er es verdient!“

„So glaubſt du alſo, ich ſelbſt ſollte —“

„Frei und offen, und das gleich morgen, dich zur Frau von Meierfeld begeben, ihr ſagen: da bin ich — und in der Abſicht gekommen, Sie um die Hand Ihrer Nichte zu bitten.“

„Das heißt — ich ſoll doch nicht gleich ſo mit der Thüre in's Haus fallen?“

„Doch — wenn du meinem Rathe folgen willſt, im vorliegenden Falle je kürzer, je beſſer, das iſt ſo meine Anſicht.“

Was am heutigen Tage weiter geſchah, können wir im Intereſſe unſerer Geſchichte füglich mit Stillſchweigen übergehen und wollen nur noch mittheilen, daß, als Stendal ſeine Wohnung betrat, er dort ſeinen Schützling Rafaelo fand, aber nicht mehr in der verblichenen Blouſe des davongelaufenen Caſtelli, ſondern in einem eigenen ſchmucken Anzuge. Mit leuchtenden Augen erzählte der junge Burſche, daß alle Gefahr für ihn ſo gut wie vorüber ſei, da er hier einen Pathen bei der Geiſtlichkeit habe, der ſich ſeiner angenommen, und da auch das Unglück ſelbſt ohne ſchwerere Folgen vorübergegangen. — „Der Alte iſt außer aller Gefahr und wenn mich auch meine Freunde darüber auslachen werden,“ ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, — „ſo iſt's doch für dieſes Mal beſſer ſo! Auch möchte ich Euch nicht länger zur Laſt fallen, nur noch bis morgen Mittag,“ ſetzte er hinzu, „da die Unterhandlungen hoffentlich bis dahin zu einem glücklichen Ende geführt ſind.“

„Bleibt, ſo lange Ihr wollt, Rafaelo; Ihr wißt, daß Ihr mich nicht im Geringſten beläſtigt, und gerade jetzt, wo ich ſelbſt unbeſchreiblich glücklich bin, möchte ich im Stande ſein, auch Anderen etwas Angenehmes zu erzeigen.“

„Ja, Ihr ſeid glücklich, Signor Scultore,“ gab Rafaelo in herzlichem Tone zur Antwort, „ich habe ſie geſehen — ſchön, wie Madonna und anmuthig wie ein Engel — ah, Ihr müßt wahrlich unbeſchreiblich glücklich ſein! — Ich ſah Euch mit ihr ausfahren,“ fuhr er fort, da ihn Stendal fragend anſchaute, „in dem ſchönen Wagen mit der alten Dame und erkannte ſie augenblicklich von Eurer Büſte her. Ah, Signore, Ihr verdient es, glücklich zu werden,“ ſetzte er bewegt hinzu, „habt es ſchon allein an mir verdient und dadurch eine Seele gewonnen, die Euch dankbar ergeben und anhänglich ſein wird, ſo lange ſich ein Athem in dieſer Bruſt bewegt — befehlt über mich, wenn und wie Ihr wollt!“

Wie es oft ſo geht, daß man ſich in dem Gedanken gefällt, vielleicht für eine gute That ſchon dieſſeits Belohnung zu finden, ſo verurſachten auch dieſe Betheuerungen Rafaelo's unſerem Freunde eine angenehme Empfindung, die wohl im Stande war, einigermaßen das beklemmende Gefühl zu mildern, mit dem er ſich am anderen Tage zur ſchicklichen Stunde nach der Wohnung der Frau von Meierſeld begab.

Dort ſchien er indeſſen ſchon erwartet zu ſein, denn der vornehm ausſehende Bediente öffnete ohne Weiteres die Thür und der Kammerdiener in weißer Cravatte führte ihn ſchweigend bis an den Salon der gnädigen Frau, wo ſie ſelbſt, ſich raſch von dem Divan erhebend, ihm lächelnd entgegentrat.

Ach, mit einem ſo gewinnenden graziöſen Lächeln, das deutlich ſagen zu wollen ſchien: „Sieh, wie du erwartet worden biſt!“ wobei ſie ihm die Hände entgegenſtreckte, deren leiſer Druck ſeinen geſunkenen Muth bedeutend hob.

Wir ſind überzeugt, daß auch der geneigte Leſer eine gewiſſe Verlegenheit in ſeiner Lage begreiflich finden wird, denn da der Frau von Meierſeld der Ruf eines koloſſalen Vermögens voranging, ſo konnte man ſeiner Bewerbung um die Nichte derſelben nach ſo kurzer Bekanntſchaft eigennützige Motive unterſchieben, wenngleich er ſelbſt in ſeinem Namen und Vermögen Genügendes zu bieten hatte.

Doch ſchien ſich Alles auf's Günſtigſte zu geſtalten.

Tante Corinna, heute in ein einfaches, ſchneeweißes Gewand gekleidet, ſchmucklos, wie eine junge Lilie, hatte ſeine Rechte nicht losgelaſſen, als ſie ihn jetzt zum Divan führte und dort ſanft an ihre Seite niederzog. Dann nickte ſie ein paar Male ſchweigend und mild lächelnd mit dem abgewandten Kopfe und ihre dazu leiſe geflüſterten Worte: „Ich ſollte eigentlich zürnen über Ihren jugendlichen Uebermuth,“ ließen ihn freier und freudiger aufathmen. Gewiß hatte Eveline der gütigen Tante Alles geſtanden, und ſo hätte er denn Nichts weiter mehr nöthig gehabt, als ſeine Bewerbung in kurzen, trockenen Worten anzubringen.

Doch, wer vermöchte das ruhig zu thun mit ſolch' vollem liebendem Herzen?

Er wenigſtens war nicht dazu im Stande und als er jetzt, noch immer zagend, an der Seite Corinna's ſaß, während ſie ſeine Rechte ſanft in ihren beiden Händen hielt, fing er, rückwärts ſchweifend, bei jenem Abend in Terracina an, wo er vor der Muſchel-Grotte ſtehend, völlig geblendet, das ſchönſte Bild geſehen, das ihm bis jetzt erſchienen. Dann erzählte er von dem Tage in Aſtura, wo er gezagt und gezweifelt, jeden Blick, jedes Wort mit einer ängſtlichen Genauigkeit abgewogen und namenlos glücklich geweſen ſei, als er zu bemerken geglaubt, daß der Eindruck, den er gemacht, kein ganz ungünſtiger geweſen ſei.

Tante Corinna lächelte ſchweigend mit niedergeſchlagenen Augen vor ſich hin, wobei ihm aber ein leiſes Kopfnicken deutlich ſagte, daß er ſich, was jenen günſtigen Eindruck anbelange, nicht getäuſcht.

Hierdurch noch mehr ermuthigt, fing er an, über materielle Dinge zu reden, indem er die Unterredung ſeines

Freundes Wetters mit der gnädigen Frau berührte, worin derſelbe ſeine Familien- und Vermögensverhältniſſe dargelegt und knüpfte daran eine gewiſſe Berechtigung, ſich vielleicht deutlicher erklären zu dürfen, was er ſogar als die Pflicht eines Ehrenmannes erachten müſſe, nach dem was geſtern —

Ein krampfhafter Druck ihrer Hand ſchloß ihm für eine Sekunde lang den Mund und er wagte es erſt wieder fortzufahren, als Tante Corinna hinter dem vorgehaltenen Schnupftuche mit erregtem Tone: „Weiter, weiter!“ flüſterte und dann kaum hörbar hinzuſetzte: „Bitte, keine Erinnerungen, die mich heute verletzen könnten!“

Beengt rief er aus: „O, ſeien Sie nicht ſo grauſam, gnädige Frau, geſtatten Sie mir, das Gefühl meines unſagbaren Glückes zu ſchildern, als ich mich ſo mit einem Male auf der Höhe der Seligkeit befand, als ich das Entzücken fühlte, geliebt zu werden!“

„Ja, ja!“ hauchte ſie, ſich abwendend.

„Nun denn, da Sie mich nach jenem beglückenden Geſtern heute ſo freundlich und gütig anhören, ſo darf ich jede Scheu beiſeite werfen und nochmals wiederholen, daß ich unausſprechlich liebe und da ich hoffen darf, wieder geliebt zu werden — — um die Hand Ihrer Nichte Eveline bitte!“

Hätte der junge Bildhauer in dieſem Augenblicke das Haupt der Meduſa zu modelliren gehabt, ſo würden ihm die plötzlich verzerrten Züge Tante Corinna's das trefflichſte Modell geboten haben; ja es ging eine ſo entſetzliche Veränderung in ihrem eben noch ſo ſanft erſcheinenden Geſichte vor ſich, ſie ſtieß einen ſo wilden Schrei aus, riß ihre Hand mit ſolcher Gewalt an ſich, daß er ſchaudernd zurückwich. Und dieſer Schrei hatte entweder ein Echo im Zimmer wachgerufen oder er war von einem anderen, allerdings ſchwächeren Rufe im Nebenzimmer beantwortet worden, aus welchem man gleich darauf das Geräuſch einer zufallenden Thüre hörte.

Corinna ſchien Nichts davon vernommen zu haben, ſie ſprang von dem Divan auf, faßte ihr Schnupftuch mit beiden Händen und eilte dann, gewaltſam daran zerrend, mit tiefen, aufſchluchzenden Athemzügen im Zimmer hin und her, wobei ſich nur einzelne Worte von ihren bebenden Lippen löſten: „— Verrathen — verrathen — betrogen!“

Der junge Bildhauer ſtand erſtarrt, kaum ſeinen Sinnen trauend, da, und es dauerte wohl eine volle Minute, ehe er anfing, ſich des ganzen Unheils bewußt zu werden, das er geſtern in den Katakomben angerichtet — ſtatt der Nichte die Tante! — o entſetzliche Verblendung! — ein nie wieder gutzumachendes Unglück! — eine ganze Tragödie, und keine Hoffnung — keine! — von lichter Höhe hinabgeſtürzt zur finſterſten Tiefe! — Von der Tante gehaßt, von Eveline nicht geliebt, ſchien ihm der Boden unter den Füßen zu brennen, ſo daß er es als ein Glück anſah, als Frau von Meierfeld, der er ſich unter einer tiefen Verbeugung nähern wollte, mit raſch erhobener rechter Hand eine nicht mißzuverſtehende Pantomime gegen die Ausgangsthüre machte.

Er kam ſich vor wie im Nebel wandelnd, als er nun wieder durch die Zimmerreihe ſchritt, und erinnerte ſich erſt ſpäter, geſehen zu haben, daß der Kammerdiener leiſe in die vorgehaltene Hand gehuſtet, als er an ihm vorüberging, und daß der vornehm ausſehende Bediente beim Oeffnen der Thüre eigenthümlich gelächelt. Auch wußte er nicht, wie er eigentlich in ſeine Wohnung nach der Via Siſtina gekommen, denn es war ſeine Abſicht geweſen, in's Atelier zu gehen und dort die Büſte des geliebten jungen Mädchens mit drei- und vierfachen Schleiern zu umwickeln. Ja, erſt als er mechaniſch ſeine Zimmerthüre öffnete und dort Wetters, ihn erwartend, ſah, kam er zum klaren Bewußtſein des Vorgefallenen, preßte ſeine beiden Hände vor das Geſicht und ließ ſeiner Verzweiflung freien Lauf.

„Beim Himmel," rief der alte Kupferſtecher aufſpringend, „in welcher Verfaſſung kommſt du daher! Was für ein Unglück iſt geſchehen? Es muß wahrlich nichts Geringes ſein, was dich ſo aus Rand und Band gebracht — laß dich nieder, erhole dich — und dann erzähle! Den Teufel auch, die beiden Weiber müſſen Sonderbares mit dir angeſtellt haben!"

— — — — „Wahrlich, Sonderbares iſt mir begegnet," brachte endlich Stendal nach langem Hinbrüten mühſam hervor, „ganz Entſetzliches! Ich habe mich lächerlich und damit für immer unmöglich gemacht!" Und dann erzählte er Alles dem Freunde, der bald kopfnickend vor ſich niederſchaute, bald ein eigenthümliches Lachen hören ließ, um dann, als ihn Stendal um ſeine Anſicht fragte, achſelzuckend in etwas rauhem Tone zu ſagen: „Du weißt, ich bin immer ehrlich und wahr mit dir geweſen, wie ich es auch deiner Mutter verſprochen und wie ich es auch jetzt wieder ſein will."

„Du meinſt, ich hätte keine Hoffnung mehr?!"

„Auch nicht die geringſte, nach dem, was vorgefallen iſt und was mir ganz natürlich erſcheint."

„Wie ſo, natürlich?"

„Kurzſichtiger! — Blind, wie alle Verliebten ſind, haſt du es freilich nicht bemerkt, welche Gnade du vor den Augen der alten Dame gefunden! Schon in Terracina, als ihr der intereſſante, glänzende Fra Diavolo entgegentrat, fühlte ſie, voll von den Thaten des unternehmenden Räubers aus der Oper, ſogleich wie jene Lady Cockburn das Bedürfniß, mit dir zärtliche Barcarolen zu ſingen — hol ſie der Teufel!“

„Entſetzlich, wenn du richtig beobachtet hätteſt!“

„Zweifelſt du noch daran?“

„O mein Gott!“ — war Alles, was Stendal nach einer kleinen Pauſe mit gepreßter Stimme zur Antwort gab. „So iſt alſo Alles aus, mein Glück für immer dahin!“

„Bah! Glücklich iſt, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt.“

„Du haſt nie geliebt!“

„Dem Himmel ſei gedankt, daß ich von dieſer Kinderkrankheit verſchont geblieben — doch ſei ein Mann, Robert — faſſe dich, wir ſind nicht mehr allein!“

Es war Rafaelo, der unter der Thüre erſchienen war, um, wie er ſagte, Abſchied zu nehmen und zugleich nochmals ſeinen herzlichen Dank, ſowie ſeine treueſte Ergebenheit auszudrücken. Stumm, mit abgewandtem Geſichte ſtreckte ihm Stendal ſeine Rechte entgegen, was auch bei einem weniger intelligenten, und wir dürfen wohl ſagen, auch minder anhänglichen Menſchen als dem Italiener nicht nur einen erſtaunt fragenden Blick, ſondern eine Frage hervorgerufen haben würde.

„Per Bacco, Signor Scultore, was fehlt Euch, welch’ ſchreckliche Veränderung iſt mit Euch vorgegangen? — geſtern ſo glücklich, heute ſo gar traurig anzuſehen!?“

„Das iſt nun einmal der Lauf der Welt,“ antwortete Wetters, „er glaubte ſich geſtern einem ſchönen Ziele nah, um heute einzuſehen, daß er daſſelbe niemals erreichen wird, und das iſt allerdings recht traurig.“

„Aber die ſchöne Signorina liebt Euch doch?“ fragte verwundert der Italiener, „o, ich bin überzeugt, daß ſie Euch liebt.“

„Und wenn auch,“ meinte Wetters, „ſo iſt es doch mit der Liebe allein noch nicht genug, die ſchöne Signorina iſt eben ein Schatz, der von einem Drachen gehütet wird.“

„Ah, ich verſtehe, jene alte Dame; aber was kann ſie machen, wenn ihr Beide einmal beſchloſſen habt, euch anzugehören?“

„Nun, ſie kann, wie ſie auch thun wird, den Schatz verſchließen, verriegeln, verſiegeln und ſich obendrein davor hinſetzen,“ ſagte Wetters achſelzuckend.

„Pah!“ lachte der junge Italiener, „Riegel und Schlöſſer laſſen ſich erbrechen.“

„Allerdings, junger Freund, wenn es Einem dabei auf ein bischen Gewalt oder einen kleinen Dolchſtoß nicht ankommt; verzeiht meine Freimüthigkeit, aber das geht doch in dieſem Falle nicht gut an.“

„Poverino!“ murmelte Rafaelo kopfſchüttelnd vor ſich hin, indem er mit ſeinen beiden Händen die Rechte des jungen Bildhauers innig drückte, um gleich darauf mit einem raſchen Aufblitzen ſeiner dunklen Augen laut hinzuzufügen: „Aber ſie liebt Euch, wie Ihr ſie liebt und Ihr hattet die Abſicht, ſie zu Eurem Weibe zu machen?“

„Gewiß — o wie glücklich wäre ich geweſen, doch es hat nicht ſein ſollen!“

Stendal wandte ſich ab, und während er ſein Geſicht mit der einen Hand verdeckte und mit der anderen dem Schützlinge nochmals zum Abſchiede winkte, ſagte er ihm noch mit bewegter Stimme: „Denkt an mich, Rafaelo, wenn Ihr ſelbſt einmal glücklicher ſeid!“

„Ob ich an Euch denken werde! — die Madonna und alle Heiligen wiſſen es, und auch Ihr ſollt's erfahren! — —“

Es iſt für uns eine unangenehme Pflicht, zum Schluß dieſer ausnahmsweiſe etwas traurigen Geſchichte zur Wohnung der Frau von Meierfeld zurückzukehren, nicht gerade an dem eben von uns geſchilderten Tage, auch nicht am nächſten oder darauf folgenden, denn wir würden die Wohnung wie ausgeſtorben finden, die Gardinen zugezogen, die Vorhänge herabgelaſſen, den vornehm ausſehenden Bedienten im Veſtibule ſchlummernd, den Kammerdiener auf den Zehen einherſchleichend, nach jedem Geräuſche erzürnt herumfahrend, da die gnädige Frau, ſeit drei Tagen an der furchtbarſten Migräne leidend, die unbedingteſte Ruhe nöthig hat, und das gnädige Fräulein während all dieſer Zeit gleichfalls unſichtbar iſt und vollauf zu thun hat, die nothwendigſten Geſchäfte abzuwickeln, ſowie eine Unmaſſe von Briefen zu ſchreiben, weil die Herrſchaft beſchloſſen hat, in den nächſten Tagen Rom zu verlaſſen, deſſen Luft der Frau von Meierfeld nicht zuträglich geweſen war. Ob andere Gründe zu dieſem Entſchluſſe mitgewirkt, wußte vielleicht Signor Carlo, der ſchöne Kurier, allein, da nur er, neben der Kammerfrau, in dieſen drei traurigen Tagen ſo glücklich geweſen war, das Antlitz der Herrin zuweilen zu ſehen. Daß er indeſſen Etwas wußte, ging aus ſeinem zuverſichtlichen Lächeln hervor, ſowie aus gelegentlichen Aeußerungen über Rom als nicht ganz paſſenden Winteraufenthalt für nervenſchwache Damen, ſowie aus ſeiner beſtimmt ausgeſprochenen Ueberzeugung, daß Nizza mit ſeiner ruhigen Behaglichkeit bei Weitem vorzuziehen ſei. Der Himmel ſchien theilgenommen zu haben an Tante Corinna's Schmerz, denn er hatte ſich während dieſer drei Tage nicht nur in ein häßliches Grau gekleidet, ſondern auch zuweilen einige Thränen geweint, ja er ſchien ſo ſehr mit der Leidenden zu ſympathiſiren, daß, als dieſe am Mittag des vierten Tages ihren Vorhang am Salonfenſter auseinanderzog, auch der Himmel im gleichen Augenblicke ſo liebenswürdig war, ſeine Wolkenſchleier zu zerreißen und ein freundliches, ſonniges Blau blicken zu laſſen.

Einem ſchon längſt gefaßten Vorſatze entſprechend, ließ ſich Tante Corinna auf ihren Divan nieder, befahl der herbeigerufenen Kammerfrau, ihre Nichte auf einen Augenblick hierher zu bitten, und nahm dann, ehe das junge Mädchen eintrat, wieder Lage und Geberde einer tief Leidenden an. Trotz alledem aber ſtreckte ſie Eveline ihre Hand entgegen, ja zog ſie an ſich, während ſie mit matter Stimme ſagte: „Ich verzeihe dir, mein Kind, und verſpreche dir ſo zu thun, als ſei durchaus Nichts vorgefallen, wenn auch du die Abſicht haſt, alles Geſchehene und vor allen Dingen jenen Uebermüthigen zu vergeſſen, der ein ſo zweifach ſchändliches Spiel getrieben.“

Wenn auch Eveline, die in den letzten Tagen gleichfalls etwas bleich geworden war, jetzt ſchweigend ihren Kopf ſenkte, ſo ſah man doch an der heftigen Bewegung ihres Buſens, daß derſelbe von Gefühlen bewegt war, die vielleicht nicht ganz im Einklange mit den Worten ihrer Tante ſtanden, was um ſo wahrſcheinlicher erſchien, als auch ihre Augen einen ſchmerzlichen Ausdruck hatten und ſich ein bittrer Zug um ihren ſonſt ſo frohen heiteren, glücklich lächelnden Mund zeigte.

„Um dir ein Vergeſſen zu erleichtern, wenn das nöthig ſein ſollte, bringe ich dir das Opfer, Rom zu verlaſſen,“ hauchte Frau von Meierfeld.

„Mir, Tante?“

„Dir, Eveline, und wenn du das heute auch noch nicht einſiehſt oder einſehen willſt, ſo wird es doch nur kurzer Zeit bedürfen, um dich davon, ſowie von der aufopfernden Liebe deiner Tante zu überzeugen — — ich hatte mich ſo ſehr auf Rom gefreut,“ ſetzte ſie in kokettem Tone hinzu.

Eveline unterdrückte gewaltſam eine Antwort, die von einem tiefen Athemzuge emporgeſchnellt, ſchon im Begriffe geweſen war, ihren Lippen zu entſchlüpfen, ja ſie hatte Kraft und Stolz genug, um auch nicht die mindeſte Regung auf ihren Zügen zu zeigen, als Frau von Meierfeld fortfuhr: „Wir reiſen morgen, wie ich es angeordnet, und da es mir nicht gleichgiltig iſt, was die Welt über mich ſagt — Signor Carlo war ſo freundlich, mich von einem Gerüchte in Kenntniß zu ſetzen, als ſeien Uneinigkeiten zwiſchen uns Beiden ausgebrochen! — ſo habe ich um zwölf Uhr meinen Wagen befohlen, um ein paar der nothwendigſten Beſuche mit dir zu machen, ſowie eine Spazierfahrt vor Porta Salaro hinaus, wo wir die Crême der Geſellſchaft, vom heutigen Rennen zurückkehrend, begegnen werden. — Alſo um zwölf Uhr, mein Kind, und ich bitte dich, wähle ein heiteres Geſicht zu einer hübſchen Toilette!“

„Um zwölf Uhr, Tante, werde ich bereit ſein,“ er-

erwiderte das junge Mädchen, ihren Kopf langſam, wie zum Gruße ſenkend, worauf ſie das Zimmer verließ.

Zur bezeichneten Stunde fuhr denn auch der uns bekannte, elegante Landauer mit dem vornehm ausſehenden Bedienten neben dem Kutſcher über den ſpaniſchen Platz, hielt dort, aber nur ſehr kurze Zeit, vor ein paar Häuſern, dann ebenſo vor dem engliſchen Hofe, ſowie vor dem Hotel de Rome am Corſo, um alsdann nach längerer Fahrt die Porta Salaro zu erreichen, wo den beiden Damen denn auch, wie Frau von Meierfeld vorausgeſagt, eine ganze Reihe glänzender Equipagen begegnete, aus denen ſie von Bekannten neugierig angeſchaut und mit auffallender Freundlichkeit begrüßt wurden.

Weit vor dem Thore draußen, wo die hohen Gartenmauern längs der Straße bereits aufgehört hatten und die wunderbar gefärbte Campagna mit dem entzückenden Hintergrunde des Albanergebirges frei vor ihren Blicken lag, wandte ſich der vornehm ausſehende Bediente mit der Frage, ob der Kutſcher auf dem gleichen Wege heimkehren ſolle, welche Frage das junge Mädchen veranlaßte, einen bittenden Blick auf Tante Corinna zu werfen. Und da ſich auch dieſe von der herrlichen Rundſchau heute, am letzten Tage ihres römiſchen Aufenthaltes, eigenthümlich bewegt fühlte, ſo ſchüttelte ſie verneinend mit dem Kopfe und befahl einen ſchon öfter zurückgelegten Weg zu fahren und durch die Porta del Populo zurückzukehren.

— — — — „Auch in Nizza iſt es ſchön, wie du ſehen wirſt — — — — und das prächtige Felſengeſtade mit dem tiefblauen Meer iſt ſchon im Stande, die Campagna zu erſetzen.“

„Glauben Sie, Tante?“

„O, ich bin davon überzeugt, und du wirſt mir zugeben, daß dieſe wogende und doch ſo ernſte Fläche mit ihren Trümmerhaufen und Ruinen bei aller Schönheit doch etwas Drückendes, ja Melancholiſches hat.“

„Gewiß — — — — aber ich ſchwelge in dieſer Trauer.“ Die letzteren Worte ſprach das junge Mädchen indeß nur zu ſich ſelber, dann aber ſetzte ſie laut hinzu: „Gerade dieſe Trauer in der Landſchaft wird mir unvergeßlich ſein.“

Gleiches ſchien auch Tante Corinna zu denken, denn ihr Geſicht, das bis jetzt eine faſt auffallende Heiterkeit zur Schau getragen, nahm, während ſie weiter fuhren, einen nicht nur ernſten, ſondern wehmüthigen Ausdruck an, und als der Wagen jetzt einer Bodenvertiefung zurollte, deren Rand im nächſten Augenblicke den Anblick der wundervollen Berge verdecken mußte, rief ſie zurückſchauend: „Einen Augenblick halten!“

Am Horizont hoben ſich noch die im Strahle der Abendſonne leuchtenden Berge von dem helleren Himmel ab und rahmten auf's Prächtigſte das großartige Campagnabild ein mit ſeinen ſanften Höhenzügen, mit ſeinen falkenumkreiſten Thürmen, ſeinen räthſelhaften Trümmern und Gräbern, ſeiner Oede und ſeinem wunderſam ergreifenden Schweigen, das vielleicht nur hie und da unterbrochen wurde von fernherklingenden Glockentönen, ſowie durch eine kleine Schaar maleriſch gekleideter Campagnareiter, die auf ihren flüchtigen Pferden drüben einen Augenblick zum Vorſchein kamen, um aber ſogleich wieder in einer tiefen Bachrinne zu verſchwinden.

„Würden Sie mir nicht geſtatten, liebe Tante, ein paar Schritte bis zu jener Einſenkung zu machen, um mir dort bei dem zertrümmerten Bogen des Aquädukts ein paar Epheublätter zur Erinnerung abzubrechen?"

„Gewiß, Eveline, du kannſt auch für mich ein paar mitbringen," gab Frau von Meierfeld, weich geſtimmt wie ſie war, im ſanften Tone zur Antwort; ja dieſe weiche Stimmung veranlaßte ſie, unter einem leichten Seufzer der ſchlanken Geſtalt des jungen Mädchens nachzuſchauen, wie daſſelbe raſch den Hügel hinabeilte und in der Bodenſenkung verſchwand. Sie fühlte jetzt eine ſeltſame Regung in ihrem Herzen, indem ſie dachte: „Würde es mich nicht auch glücklich gemacht haben, wenn Alles anders gekommen wäre, wenn ich beim erſten Erblicken jenes jungen Mannes vernünftiger Weiſe mehr an Eveline als an mich ſelbſt gedacht hätte?"

Nachdem ſie dieſen Gedanken einmal erfaßt, warf ſie ſich unmuthig in die Kiſſen des Wagens zurück, bedeckte die Augen mit der Hand und verſank in langes, tiefes Sinnen. Als ſie nach längerer Zeit endlich aus demſelben auffuhr, konnte ſie die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das junge Mädchen eigentlich längſt zurück ſein könnte. Der vornehm ausſehende Bediente erlaubte ſich zu dieſer Bemerkung nur leiſe mit den Achſeln zu zucken, während der Kutſcher ſich umwendend ſagte: „Hoffentlich kommt das gnädige Fräulein recht bald, denn die Sonne iſt am Untergehen und dann iſt es hier nicht mehr ganz geheuer."

„Wie ſo, nicht mehr ganz geheuer?" rief Frau von Meierfeld erſchrocken.

„Nun, Euer Gnaden, ich meine nur, daß man Beiſpiele hat, wie gerade in dieſer Gegend Jemand von den Briganten weggeſchleppt und nur gegen ſchweres Löſegeld wieder losgelaſſen wurde."

„Gerechter Himmel! — doch iſt ſo Etwas ja ganz undenkbar, ſie kann ſich ja nur ein paar Schritte von uns entfernt haben, eilen Sie raſch dort hinab, Jakob, laufen Sie, laufen Sie und ſagen dem Fräulein, ſie ſoll augenblicklich zurückkommen!“

So raſch es ihm ſein vornehmes Ausſehen erlaubte, ſtolperte Jakob den Hügel hinab, um nach einer von Frau von Meierfeld qualvoll durchlebten Viertelſtunde zurückzukehren, wobei er ſchon von Weitem durch Pantomimen andeutete, daß er drunten nichts geſehen, noch gehört habe. — — Dann rief er keuchend vom raſchen Laufen und vor Aufregung: „Da drunten bei dem Geſtein iſt nichts, gar nichts zu ſehen!“

„Was iſt es denn für ein Geſtein?“

„O, eins von den gewölbten Dingern, das letzte von der Reihe, die ſich dort herüberzieht.“

„So will ich ſelber hin!“

„Aber fahren, gnädige Frau, fahren, die Straße führt ganz nahe an dem Geſtein vorüber.“ Damit ſchwang er ſich auf den Bock neben den Kutſcher, der ſeine unruhig gewordenen Pferde ſcharf laufen ließ, um allerdings auf einem ziemlichen Umwege die Thalſenkung und den halb zertrümmerten Bogen der Waſſerleitung zu erreichen.

Hier ſtürzte Frau von Meierfeld aus dem Wagen, raſch vorwärts eilend erreichte ſie das Gemäuer — keine Spur von dem jungen Mädchen — weder hier, noch bei dem nächſtfolgenden Bogen, den ſie angſtvoll umkreiſte. Mit einem lauten Schrei, das Mauerwerk zu ihrer Unterſtützung faſſend, blieb ſie jetzt plötzlich ſtehen — dort vor ihr auf dem Boden lag der blaue Schleier Evelinens!

„Geraubt! — Allmächtiger Gott — geraubt!"

Der vornehm ausſehende Bediente faltete ſeine Hände und ſchaute mit einem jammervollen Blick gen Himmel, als wolle er ſich dort oben erkundigen, ob denn eine ſolche Frevelthat überhaupt möglich ſei, während der reſolutere Kutſcher, ein Römer, ſeine Pferde etwas zurücknehmend, ſagte: „Signora, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, ſo fahren wir augenblicklich nach der Stadt zurück, um bei Ihrem Konſul die nothwendigen Schritte zu thun. Laſſen Sie aber Jakob für alle Fälle bis zum Erſcheinen einer reitenden Patrouille da, die ihn dann wieder mit zurücknehmen kann."

Vollſtändig gebrochen ließ ſich Tante Corinna von Jakob, dem man indeſſen einige Unbehaglichkeit wohl anmerkte, nach dem Wagen zurückführen, dort ſank ſie mit gefalteten Händen in die Kiſſen zurück und ſchien es, obgleich ſie ſonſt beim Fahren ziemlich ängſtlich war, durchaus nicht zu bemerken, daß die Pferde in raſendem Laufe zurückjagten, um ſchaumbedeckt vor der Wohnung des Konſuls zu halten. Hier hatte ſie ſich indeſſen wieder ſo weit gefaßt, um dieſem würdigen Beamten, Herrn von Naſtini, der ſich ſtets auf's Freundlichſte und Bereitwilligſte ſeiner deutſchen Landsleute anzunehmen pflegte, die ganze traurige Begebenheit in allen Einzelnheiten zu erzählen, worauf ihr aber der Konſul ſehr wenig Troſt zu geben wußte, ihr vielmehr in ſehr bekümmertem, ernſthaftem Tone ſagte: „Das iſt eine recht böſe Angelegenheit, verehrte Frau, und iſt es kaum anders möglich, als hier einen vorbedachten und allerdings mit vieler Frechheit ausgeführten Raub anzunehmen, und zwar einen Raub, um ein großes Löſegeld herauszupreſſen."

„O, wenn es ſonſt Nichts wäre, wenn nur dem unglücklichen Mädchen kein Leid geſchieht!“

„Letzteres glaube ich kaum, wenn man prompt bewilligt, was die Räuber verlangen, aber,“ ſetzte Herr von Naſtini kopfnickend hinzu, „es wird keine kleine Summe ſein.“

„Gott, es handelt ſich ja nicht um hunderttauſend Franken mehr oder weniger,“ rief Frau von Meierfeld in ungeduldiger Erregung, „ſondern nur darum, das unglückliche Kind ſo raſch als möglich zu befreien!“

„Was bei Ihrer Bereitwilligkeit wohl keine Schwierigkeit haben wird. Ich fahre ſogleich auf die Polizeidirektion, um, wenn Sie mir Erlaubniß geben, auch dort bei den betreffenden, unteren Beamten ein wenig nachzuhelfen“ — hier machte er eine nicht mißzuverſtehende Bewegung mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand — „ſo wird Alles für dieſe ſo unangenehme Angelegenheit raſch in Fluß gebracht ſein.“

„So möge der Himmel Ihre Schritte ſegnen und ich recht bald Günſtiges von Ihnen erfahren!“

„Hoffentlich, verehrte Frau, und werde ich jedenfalls nicht ermangeln, Ihnen noch heute Abend mitzutheilen, was ich in Erfahrung gebracht.“

Als Frau von Meierfeld eben im Begriffe war, ihren Wagen wieder zu beſteigen und nach Hauſe zurückzukehren, durchfuhr ein plötzlicher Gedanke raſch wie ein Blitz ihren Kopf. Ein Hoffnungsſchimmer erhellte ihre bleichen, gramentſtellten Züge und nach kurzem Beſinnen ertheilte ſie ihrem Kutſcher den Befehl, nach dem Atelier des Herrn von Stendal, der Via Tomacelli zu fahren — ſpäter nach der Via Siſtina, wenn ſie Herrn von Stendal nicht in ſeinem Atelier träfe, was allerdings bei dieſer Abendſtunde recht unwahrſcheinlich war. — Ja, ſie wollte und mußte Alles vergeſſen, was zwiſchen ihnen vorgefallen, und ſich in ihm einen getreuen Freund erhalten, der edel genug ſein würde, ſie in ihrem Unglück theilnehmend zu empfangen, der ja auch vor Allen im Stande war, die ganze Tiefe ihres Unglücks mitzufühlen und der vielleicht Rath und Hilfe ertheilen konnte!

Da ſtand ſie vor der Thüre des Ateliers, erkannte auch die angegebene Nummer und zog haſtig an der Klingel. Ein paar Sekunden blieb Alles ruhig, dann aber vernahm ſie zu ihrer großen Freude einen raſchen Schritt, der ſich der Thüre näherte, durch welche dann die in Rom übliche Frage erſcholl: „Wer iſt draußen?“ was ſie raſch mit dem gebräuchlichen „amici“ beantwortete. Dann öffnete ſich die Thüre und ſie ſah den jungen Bildhauer, eine Lampe in der Hand, auf der Schwelle ſtehen, überraſcht, ja faſt erſchreckt beim Anblick der Dame, die er hier und zu dieſer Stunde am allerwenigſten vermuthet, die gegen ihre ſonſtige Gewohnheit bleich, erregt erſchien und deren reiche Toilette ſich in einer Unordnung befand, die auf etwas ganz Außergewöhnliches ſchließen ließ.

Beſonnen, wie Stendal, wo es galt, ſein konnte, reichte er Frau von Meierfeld die Hand, um ſie, auf die Thürſtufe aufmerkſam machend, in den Hof des Ateliers zu führen. Dann ſchloß er die Pforte, um hierauf mit erhobener Lampe den Weg in's Innere des Ateliers zu beleuchten.

Wohin dort der erſte, erſtaunte Blick der Dame fiel, bemerkte er wohl, vermochte aber nichts Anderes zu thun, als dieſen Blick achſelzuckend mit einem ſchmerzlichen Lächeln zu beantworten.

Es war die Büſte Evelinens, heute bereits in blendendem Gipſe ausgeführt, von einer, im gegenwärtigen Augenblicke für Beide rührenden Aehnlichkeit; hinter ihr erhoben ſich die breiten Blätter grüner Pflanzen und ein paar Atelierlampen waren ſeitwärts ſo aufgeſtellt, daß die dadurch entſtandenen, leichten Schatten den ſchönen Zügen des lebenswahren Kopfes beinahe etwas Bewegliches gaben. —

„Sie haben mich bei meinem Ave Maria überraſcht," ſagte der Künſtler mit tonloſer Stimme.

Frau von Meierfeld faltete unwillkürlich ihre Hände, und da ſie nicht mehr im Stande war, auch nicht mehr Willens, die furchtbare Spannung ihrer Seele länger zu verbergen, ſo löſte ſich ihr Leid in Wehmuth auf, es rollten Thränen aus den Augen über ihr ſchmerzerfülltes Antlitz und als ſich Stendal beſtürzt mit der Frage an ſie wandte: „Um Gotteswillen, gnädige Frau, was iſt geſchehen?" ſo mußte er dieſe Frage dreimal und immer dringender wiederholen, ehe ſie laut aufſchluchzend zur Antwort gab: „Eveline iſt von Banditen geraubt worden — heute Abend — vor Porta Salaro — als ſie meinen Wagen verließ, um ſich bei den Ruinen des Aquädukts — ein Erinnerungsblatt zu pflücken!"

— — „Eveline geraubt — — entſetzlich! — — vor Porta Salaro bei den zertrümmerten Bogen der Waſſerleitung? — wo der Weg nach dem naheliegenden Gebirge vorüberführt? — Ich kenne den Ort, aber ſagen Sie mir," rief er, die zuſammengefalteten Hände in wilder Erregung hoch über ſeinem Kopfe erhebend — „wie konnte das geſchehen, wie war das am hellen Tage möglich — denn Sie befanden ſich doch gewiß nicht bei der Dunkelheit draußen?"

Wie, um ihn zu beruhigen, zog ſie ſanft ſeine Arme nieder, und erzählte alsdann raſch und in den einfachſten Worten, wie Alles ſich zugetragen.

„So iſt alſo Ihr Diener noch draußen?“ fragte er haſtig.

„O gewiß.“

„Nach meiner Berechnung können darüber bis jetzt zwei Stunden vergangen ſein — Zeit genug für die Banditen — — ſie können ſchon eine Eröffnung gemacht haben und Niemand iſt da, der mit ihnen zu unterhandeln verſteht — ich muß augenblicklich hinaus!“

„Wohin, Herr von Stendal?“

„Nun, in die Campagna, wo ſich das Entſetzliche begeben.“

„So nehmen Sie wenigſtens meinen Wagen!“

„Wo denken Sie hin, gnädige Frau, in ſo finſterer Nacht — befürchten Sie Nichts für mich, ich pflege ein ſicheres Pferd zu reiten, das die Pfade der Campagna ſo genau kennt, wie ich ſelber — nur fort, fort — ohne allen Verzug!“

„Gott möge Ihre Schritte leiten! Es iſt mir jetzt ſchon eine Beruhigung, Sie um das Schickſal des jungen Mädchens ſo innig beſorgt zu ſehen.“

„O gnädige Frau!“ rief er im Tone des Vorwurfs, ſie in den Wagen hebend. Dann ſchloß er den Schlag — „nach Hauſe!“ — und der Landauer rollte dahin.

Stendal hatte nicht weit bis zu dem Orte, wo ſein Pferd untergebracht war, war auch ſo glücklich, dort den Knecht und deßhalb eine geöffnete Thüre zu finden. Raſch hatte er geſattelt, einen Plaid hinten aufgeſchnallt, den Revolver unterſucht, welchen er bei weiteren Campagna-

Exkurſionen mitzunehmen pflegte, und als er ſich gleich darauf in den Sattel geſchwungen, brauchte er den munteren Rappen nicht anzutreiben, denn das edle Pferd, welches mehrere Tage faſt ohne Bewegung geweſen war, ſchoß mit einer gewaltigen Lancade in die Gaſſe hinaus und war kaum zu bändigen.

Bald ließ er die Porta Salaro hinter ſich, dann ging es im ſchärfſten Trabe zwiſchen den Gartenmauern hindurch, um draußen in der Campagna bei einer alten Brücke links abwendend, die breite Straße zu verlaſſen und auf einem näheren Wege die verfallene Waſſerleitung zu erreichen.

Jetzt ſah er ſie vor ſich — kaum erkennbar — deutlicher, wenn er ſich auf den Hals ſeines Pferdes niederbückte, wo ſich alsdann der Mauerbogen etwas über den Horizont erhob und da bemerkte er eine Geſtalt, die ſich in der Lichtung hin- und herbewegte, was ihn veranlaßte, langſam näher reitend, ſeinen Revolver ſchußfertig zu machen. Es konnte allerdings der Diener der Frau von Meierfeld ſein, doch konnte etwas Vorſicht nicht ſchaden. Jetzt ſtand die Geſtalt und blickte herüber. „Gut Freund!“ rief der Reiter, worauf Jener ſich alsbald und ſehr eilfertig näherte; es war in der That der Diener, doch nicht mehr ſo vornehm wie gewöhnlich ausſehend, vielmehr hatte er etwas ſchlotterig Bewegliches an ſich, er ſtrich ſich, herankommend, ein paar Mal mit der Hand über die Stirne und ſagte mit erſchwertem Athemholen: „Gott ſei Dank, Herr von Stendal, daß endlich etwas Menſchliches kommt!“

„Haben Sie etwas geſehen, Jakob?“

„Räuber, Herr von Stendal, lebendige Räuber!“

„Wann war das ungefähr?“

„Vor einer Stunde.“

„Und wie viel waren ihrer?“

„O, es können ihrer ſehr viele hinter jenem Mauerwerk verborgen geweſen ſein, Herr von Stendal — ich ſprach allerdings nur mit einem Einzigen.“

„Wie ſah er aus?“

„O fürchterlich — er war zu Pferde, hatte ein Wams an und einen Hut auf, wie bei uns zu Hauſe der entſetzliche Räuber Fra Diavolo.“

„Und was ſagte er?“

„O ich habe es genau behalten! — Er ſprach zu mir: Du biſt gewiß hier aufgeſtellt, um Botſchaft zu überbringen? — Gewiß, gnädiger Herr, gab ich zur Antwort. — Gut, ſo ſage, daß die Signorina ſehr gut aufgehoben iſt, und daß man ſie ungekränkt ihren Freunden zurückgeben wird.“

„Und wie viel Löſegeld wurde verlangt?“

„Das erlaubte ich mir auch zu fragen, doch rief er mir mit barſcher Stimme zu: Stupido, cio non vi riguarda, und verſchwand in der Dunkelheit.“

„Nach welcher Richtung?“ rief Stendal, ſein Pferd zuſammennehmend, doch gab der Diener in kläglichem Tone zur Antwort: „O, gnädiger Herr, wie vermag ich das zu ſagen! Wollte ich links hindeuten, ſo könnte es dort geweſen ſein, wollte ich nach rechts ſagen, ſo wäre das auch möglich, kurz — ich weiß nur ſo viel, daß er plötzlich verſchwunden war und daß ich alsdann das Getrappel vieler Pferde hörte und was wollte ich, ein Einzelner, dagegen machen?!“

„In dunkler Nacht — allerdings!“ rief der Bildhauer zähneknirſchend, „wie ſagte er? — ſie würde ungekränkt ihren Freunden zurückgegeben?“

„Ungekränkt! — Und wenn ich nicht irre, ſo hob er dabei eine Hand, wie zum Schwure in die Höhe.“

Ein tiefer, ſchmerzlicher Seufzer war die ganze Antwort Stendals. Dann wandte er ſein Pferd, hieß den Diener ſich am Steigbügelriemen feſthalten und kehrte, dießmal auf der breiten Fahrſtraße, nach Rom zurück.

Mitternacht war längſt vorüber, als Beide durch die ſtillen Straßen dahinritten bis zum ſpaniſchen Platze, wo Stendal den Diener entließ, nicht ohne ihm einzuſchärfen, er ſolle ſeine Herrin ſogleich wecken laſſen, um ihr die Worte des Räubers mitzutheilen. „Ich beſorge mein Pferd und begebe mich alsdann nach meiner Wohnung, wo ich übrigens jede Stunde der Nacht eines Befehls der Frau von Meierfeld gewärtig und zu jedem Dienſte bereit ſein werde.“

Darauf ritt er langſam hinweg, gab ſein Pferd ab und ſchritt dann, die ſpaniſche Treppe hinauf, ſeiner Wohnung in der Via Siſtina zu. Mehrmals ſtand er auf dieſem Wege ſtille, im Begriffe wieder umzukehren, ſein Pferd abermals ſatteln zu laſſen und wieder in die Campagna hinauszureiten — er biß ſich die Lippen blutig, wühlte in ſeinem dichten Haare und blickte anklagend zu den Sternen auf. Er befand ſich in einer furchtbaren Seelenſtimmung und das Entſetzlichſte war ihm, daß er unthätig bleiben mußte und Nichts für die Errettung der Geliebten thun konnte! Dabei quälten allerlei Erwägungen ſein aufgeregtes Gehirn: Warum hatte wohl der Räuber nicht die Summe des Löſegeldes ausgeſprochen? — Wie, wenn es ihm um die Perſon des ſchönen Mädchens allein zu thun war? — Grauſamer — grauſamer Gedanke, der ihm immer und immer wiederkehrte, während er durch die ſtillen Straßen ſchritt, während er die Stufen der breiten ſpaniſchen Treppe beinahe taumelnd emporſtieg! — Und die Sterne, die ja überall hinblicken, ſchienen ihm ſeine entſetzlichen Ahnungen beſtätigen zu wollen, und es war ſogar, als erzählte auch das Murmeln der Springbrunnen davon, deren Waſſer ja weither aus der Campagna kam und vielleicht dort allerlei geſehen hatte! — —

Daß die Thüre des Hauſes, in welchem er wohnte, heute gegen alle Gewohnheit unverſchloſſen war, ſchien er eben ſo wenig zu bemerken, als daß ein Lichtſtrahl durch die Spalte ſeiner Zimmerthüre fiel, in deren Schloß der Schlüſſel von außen ſteckte. Vielleicht war Wetters noch gekommen, um ihn zu erwarten — doch nein, denn die Thüre war von außen verſchloſſen — gleichviel — er öffnete mechaniſch, er blickte kaum vom Boden auf, als er eintrat — ja auch dann noch, als er ſeine plötzlich weit geöffneten Augen erhob, war es ihm, als ſei er gar nicht zu Hauſe — als hätten ſich ſeine Gedanken verwirrt — — als träume er — — — träume er — — — — den ſeligſten, beglückendſten Traum!! — — — —

Denn raſch vom Sopha aufgeſprungen ſtand Eveline vor ihm — ſie ſelbſt — lebend und unverletzt — aber jetzt einen Schritt beſtürzt zurückweichend, als ſie ihn, der ihr haſtig entgegenſtürzte, erkannte!

„Welch' ſchreckliche Löſung — welch' unglückſelige Löſung!“ rief ſie ſchmerzlich bewegt aus, „o, eine Löſung, wie ich ſie wahrlich nicht vermuthet, wie ſie uns Beide noch unglücklicher machen muß!“

Sie ließ ihm widerſtrebend ihre Rechte, die er haſtig ergriffen hatte, die er gegen ſeine Bruſt drückte, um ſie das wilde Pochen ſeines Herzens fühlen zu laſſen. „Möge der Schlag meines Herzens augenblicklich ſtille ſtehen, wenn es eine Unwahrheit iſt, Eveline, was ich Ihnen ſage: dieſe Löſung kommt mir eben ſo unverhofft, eben ſo überraſchend, wie Ihnen — — und doch dabei für mich ſo glücklich!“ fuhr er leidenſchaftlich fort — „für mich ſo glückſelig!“ Er ſank zu ihren Füßen nieder. — „O, wende dein Geſicht nicht von mir ab, laß mich dir, mit der ich mich zum erſten Male allein befinde in tiefer verſchwiegener Nacht, laß mich dir ſagen, wie unausſprechlich ich dich liebe, was ich um dich gelitten ſeit jener furchtbaren Unterredung, was ich gelitten während der letztvergangenen Stunden, wo ich dich draußen geſucht!“

Sie geſtattete es, daß Stendal, während er ſo ſprach, ihre Hände abwechſelnd an ſeine Lippen führte und mit heißen Küſſen bedeckte, ja, ſie beugte ihr Haupt zu ihm hinab, um dann in einem milden, aber traurigen Tone zu ſagen: „Und wenn ich Alles das glaube, wenn ich mit Ihnen fühle, ja, wenn ich, mich ſelbſt vergeſſend, ausſprechen will, daß auch in mir ein herzliches Gefühl für Sie ſpricht, ſo fühle ich doch, daß dieſe Stunde uns für ewig auseinanderreißt!“

Er blickte erſchrocken auf, als ſie fortfuhr: „Wird Jemand Ihren — unſeren Worten glauben, daß Sie nicht ſelbſt jenen Räuber gedungen hätten — jenen Räuber, der Ihnen bekannt iſt?“

„Mir bekannt, Eveline? — Entſetzlich, wenn es ſo wäre!“

„Ihnen bekannt und zu Dank verpflichtet, wie er mir nicht nur ſagte, als er mich entführt, wie ich auch aus der achtungsvollen Rückſicht entnahm, mit der er mich behandelte.“

„Rafaelo! —“

„So nannte er ſich, als er mich hier verließ, und fügte bei, daß ich hier ſicher ſein würde, wenn ich mich jeden Rufes, jeden Geräuſches enthielte — wo bin ich denn?“ fragte ſie ſich umſchauend.

„In meiner Wohnung, Eveline, in der Wohnung eines Mannes, der dich über Alles liebt, der dir ſeine ganze Zukunft zu Füßen legt, den es in ſeliger Vorahnung künftigen Glückes ſchauernd überläuft, daß er dich gerade hier fragen darf: Liebſt du mich, mein ſüßes Mädchen, und willſt du mein Weib werden?“

„O wenn nicht ſchon Alles, Alles verloren wäre!“

„Es iſt Nichts verloren, Eveline, und um raſch und zu unſerem Beſten zu handeln, erwarte ich nur ein einziges, beglückendes Wort.“

„Ja, auch ich liebe dich!“ rief ſie bebend an ſeine Bruſt ſinkend, „ich liebte dich beim erſten Erblicken in Terracina, als du vor der Muſchel-Grotte erſchienſt.“

„O dann iſt Nichts verloren, Alles gewonnen!“ jubelte er, ſie feſter in ſeinen Arm ziehend, wobei er haſtig, leiſe und innig in ſie hineinredete, ſein Geſicht dem ihrigen nähernd: „Es iſt kaum eine Stunde her, daß ich von deiner Tante weg in die Campagna ritt, um dich aufzuſuchen, daß ich dort euren Diener traf, den man zurückgelaſſen hatte und mit dem ich vor Kurzem nach der Stadt zurückkehrte, entſchloſſen, nochmals in die Campagna hinauszureiten. Nehmen wir an, es ſei ſo geſchehen und ich ſei ſo glücklich geweſen, dich aufzufinden — die Nacht iſt lang und bis zum Tagesgrauen — —“

„Ja, die Nacht iſt lang,“ ſagte das junge Mädchen, ſich ängſtlich ſeinem Arme entwindend, „und würde Tante Corinna Ihre Erzählung glauben?“

„Mag ſie es glauben oder nicht: in dem Glücke, dich wieder zu haben, wird ſie den Finder königlich belohnen.“

„So laß uns denn gehen,“ ſagte ſie nach einem tiefen Athemzuge.

„Jetzt ſchon, mein Herz? Sagteſt du nicht vorhin ſelbſt, die Nacht ſei noch lang und ich bin doch erſt eine kurze Viertelſtunde bei dir? Ich hätte ja noch nicht einmal Zeit gehabt, das Thor zu erreichen — und doch muß ich ja weit, weit hinaus reiten,“ fuhr er, ſie ſchmeichelnd an ſich ziehend, fort — „weit hinaus — ehe ich den Räuber finde — dann muß ich mit dem Räuber unterhandeln und ich fürchte, er wird nicht ſogleich nachgiebig ſein — er wird ſich ſträuben — ich brauche Ueberredung!“

„Nein, nein!“ rief ſie erregt, ſich ſeinen Armen entwindend, „komm, ich bitte dich, laß uns gehen — nein, ich bitte nicht!“ rief ſie mit dem Füßchen ſtampfend — „kommen Sie, Herr von Stendal — oder ich gehe allein.“

Wie freute ihn dieſe Feſtigkeit und Energie des ſchönen Mädchens! Ihr Auge flammte und der feine Mund bäumte ſich trotzig auf. Ach, er hätte ihr wiederholt zu Füßen ſinken mögen, trunken vor Freude und Glück den Saum ihres Kleides küſſen! Doch war ihren Worten von ſoeben ſogleich die That gefolgt, denn ſie ſtand bereits auf der Schwelle, von dort raſch zurückſchauend, ob er ihr folge. Dann lächelte ſie zufrieden, ſie ließ ihm ihre Hand, ja ſie duldete es, daß er ihren ſchlanken Leib umfaßte, um ſie vorſichtig die dunklen Treppen hinabzuführen. Auch drunten auf der nächtlich ſtillen Straße machte er von dieſem Rechte, das ihm die Vorſicht gebot, in umfaſſendſter Weiſe Gebrauch, hielt das theure Mädchen eng umſchlungen, machte ſie auf jede Unebenheit des Bodens und dann auf jede Stufe der breiten Treppe, die ſie abwärts ſteigen mußten, aufmerkſam.

Es war leider nur ein ſehr kurzer, aber ein ſeliger Gang, und je mehr ſie ſich dem ſpaniſchen Platze näherten, um ſo langſamer wurden ihre Schritte, um ſo mehr fühlte Er und Sie das Bedürfniß, ſich allerlei Wichtiges zuzuflüſtern, wobei es denn ſehr begreiflich iſt, daß ſie in allernächſter Nähe miteinander ſprachen, um die Ruhe der Nacht nicht zu ſtören, wobei es wohl auch zuweilen geſchah, daß dieß Geflüſter in leiſen Seufzern auszitterte, um dann unter einem langen, innigen Kuß ganz zu verſtummen.

„Iſt denn das Rom?“ fragte er leiſe, „iſt denn das dieſelbe ſpaniſche Treppe, die ich ſo oft hinabgeſtiegen bin? — höre ich das Murmeln der Fontänen? — ſind das die Sterne, die über mir blinken? — Unmöglich! — es kommt mir Alles ſo ſeltſam fremd, aber dabei ſo wunderbar herrlich vor — wir Beide allein von einem Zauberſchloſſe niederſteigend und hier vor uns liegt die Trireme, ſpiegelnd im Waſſer, umrauſcht von leuchtenden Wellen, bereit, uns an Bord zu nehmen und an ein ſeliges Geſtade zu führen!“

„Wie ſchön! Aber nun denke auch an die ernſtere Wirklichkeit,“ ſagte ſie, ſich feſter an ihn ſchmiegend. „Dort blinkt ſie herüber in dem kaum ſichtbaren Lichterſchein aus den verhüllten Fenſtern Tante Corinna's — o wäre die nächſte Stunde ſchon vorüber!“

„Muth, mein geliebtes Mädchen, Muth! Bleib ich doch zu deinem Schutze bei dir und mag kommen, was will, mag ſich deine Tante erweichen laſſen oder hartherzig bleiben, unſere Wohnung kennſt du ja bereits!“

„Abſcheulicher! — nein, nein!“ erwiderte ſie, ihn an der Thüre ſanft zurückdrängend, „ich will nicht, daß du mich begleiteſt, ich werde meine Sache freier führen, wenn du nicht da biſt, vertraue auf meine Liebe und auf die Sterne dort oben!“

* * *

Und Tante Corinna ließ ſich erweichen. Die Aufregung der vergangenen Stunden und das kaum Glaubliche, das mit Evelinen vorgegangen war, hatte ihren Sinn ſo vollkommen geändert, daß ſie es nicht erwarten konnte, bis Stendal, der drunten ſtehen geblieben war, in ihrem Kabinete vor ihr ſtand, um ihn durch ihre raſche, faſt haſtige Einwilligung zum ſeligſten Menſchen zu machen.

Ja, dieſe Haſt ſteigerte ſich in den nächſten Tagen bei Tante Corinna ordentlich fieberhaft während der Vorbereitungen zu einer möglichſt raſchen Vereinigung der beiden Liebenden. Daß Stendal ein gefährliches Abenteuer beſtanden, um das junge Mädchen zu befreien, darüber gab Frau von Meierfeld im Kreiſe ihrer Bekannten nur die allerdiskreteſten Andeutungen, die jedoch genügten, um es begreiflich zu finden, daß ſie ihm nicht nur in dankbarſter Weiſe die Hand ihrer Nichte bewilligt, ſondern daß ſie auch die Verhältniſſe Evelinens ſo glänzend geſtaltete, als wäre ſie wirklich ihre Tochter geweſen.

Da ſelbſt in Rom für Geld faſt Alles möglich zu machen iſt, da Wetters, der getreue Freund unſeres jungen Bildhauers, ein unglaubliches Geld für Telegramme ausgab, um ſchon in den nächſten Tagen eine Depeſche von

Stendals Eltern vorzeigen zu können, die ihn bevollmächtigten, der Vermählung in deren Namen anzuwohnen, ſo war bald jede Schwierigkeit aus dem Wege geräumt und am Abend eines ſehr bewegten Tages, der in der Erinnerung der beiden Glücklichen auch nach Jahren unzertrennlich blieb von den bunten Bildern zahlreich vorfahrender glänzender Equipagen, von Gratulationen geputzter Herren und Damen, von einer halbdunklen, weihrauchduftenden Kirche, wo röthlich brennende Lichter am Altare flackerten, von einem laut geſprochenen und einem leiſe geflüſterten Ja, beide von erſchütternder Wirkung, von einem langweiligen Frühſtück unter Toaſten und Thränen und dann von einem ſeligen Augenblicke, als der Wagenſchlag hinter ihnen zufiel und ſie ſich endlich allein und beſeligt angehören durften — fuhren Herr und Frau von Stendal nach Terracina, wo in der Albergo Romana, dem Gaſthofe mit der Muſchel-Grotte, ihr erſtes Nachtquartier beſtellt war.

Sternſchnuppen.

I.

An einem regneriſchen Samſtag Nachmittag des verfloſſenen Jahres war die Fahrſtraße zwiſchen Murnau und Oberammergau, da wo ſie in jähem Anſtieg nach dem Ettaler Kloſter hinaufführt, wieder einmal ſo belebt, als dies am Vorabend des „Paſſionsſpiels“ ſtets zu ſein pflegt. Wagen auf Wagen der langherrollenden Reihe hielt unten am Fuß des Berges ſtill, das energiſche „Alles ausſteigen!“ des Kutſchers unterbrach manchen Mittagsſchlaf auf ſehr unliebſame Weiſe und verſetzte den Träumer im Nu auf die naſſe Landſtraße, wo er mehr oder weniger widerwillig ſich dem bunten Menſchenſtrom anſchloß, welcher vereint nach Oben trachtete. Die leeren Wagen kamen mit ſtarkem Vorſpann hinterdrein, die Reiſenden wandelten im Schatten ihrer triefenden Regenſchirme theils lachend, theils ſehr verdroſſen unter den flüſternden Hochwaldtannen die ſchwachen Windungen der entſetzlich ſteilen Straße aufwärts — ein Genremaler aber hätte reiche Ausbeute gefunden unter den bunten und mannigfaltigen Gruppen, welche ſich hier in ſo ungewohnter Umgebung bewegten. Dies ſchien auch die Anſicht zweier jungen Männer zu ſein, die den Uebrigen mit raſchen Schritten um ein gutes Stück vorausgekommen waren und nun beim letzten Drittel des Weges, auf einer umgehauenen Tanne ſitzend, die naßgeregnete Geſellſchaft ſehr beluſtigt Revue paſſiren ließen.

Von ſtrammem Marſch war allerdings nicht viel zu bemerken; die Herren ſowie die zahlreichen Damen ſchienen vom Reiſen ſehr ermüdet, ſo daß ihr langſames Vorüberſchleichen mehr einem Bußgang, als dem Weg zum Vergnügen ähnlich ſah. Dazu fiel manch kummervoller Blick auf den im Straßenſchlamm mißfarbig gewordenen Kleiderſaum und die gänzlich durchweichten Zeugſtiefelchen, die Schleier klatſchten melancholiſch gegen die vom Regenhauch gelöſten Locken — kurz, dieſe improviſirte Bergfahrt hatte ſich durchaus keiner Anerkennung bei der gebildeten Geſellſchaft zu erfreuen.

Um ſo unverdroſſener zog der bäuerliche Theil des Publikums ſeine Straße; die Mädchen und Weiber hatten keine Schuhe zu verderben, weil ſie ſie in der Hand trugen, die bunten Röcke waren hoch geſchürzt, und ſo ſchritten ſie lachend und plaudernd unter ihren rothen Regendächern dahin, mitten unter ihnen der Herr Pfarrer, deſſen allzu eifriges Brevierleſen mit gerade vorgeſtrecktem Schirm beinahe durch einen Sturz in den Abgrund unterbrochen worden wäre, hätte nicht eine energiſche Bauersfrau noch im rechten Moment den hochwürdigſten Rockzipfel erfaßt und zurückgeriſſen.

„Komm, die alte Garde rückt an!“ rief der Eine der vorhin erwähnten jungen Leute beim Anblick dieſer Weiberkolonne in hohen Otterfellmützen, mit den dicken Granatnuſtern um die Hälſe, „machen wir, daß wir voraus kommen.“

Im Weiterſchreiten wollte er die Gelegenheit benützen, mit den vorausgehenden Mädchen ein Geſpräch anzuknüpfen, und miſchte ſich recht harmlos mitten darunter; er wurde auch nicht unfreundlich aufgenommen, nur hatte die Sache keinen rechten Fortgang, da er weder die jungen Mädchen, noch die jungen Mädchen ihn ſo recht verſtanden. Man mußte alſo beiderſeits es bei der guten Meinung bewenden laſſen.

Sein älterer Begleiter ſagte jetzt hinzutretend mit einem Blick auf den dichten Menſchenſtrom:

„Wir hätten doch in München dem Rath des Wirthes folgen und uns ein Unterkommen beſtellen ſollen!“

„Warum nicht gar! — es iſt ja viel amüſanter, ſich vom Zufalle leiten zu laſſen, ſei es auch nur vor das Fenſter oder die Thür irgend einer mitleidigen Schönen, die ohne Zweifel ſo viel Herzensgüte hat, ihr Abendbrod mit uns zu theilen oder uns einen warmen Plaid als Decke hinauszureichen — das gibt Anknüpfungspunkte.“

„Mit wem?“

„Nun, beim Anubis! mit irgend einem dieſer intereſſanten verſchleierten Weſen, die da rings umher mühſam mit uns am gleichen Seile ziehen und, von dem Regen zart angefeuchtet, jetzt ſchon tüchtig ermüdet den ſteilen Ettaler Berg hinaufwandeln — wer weiß,“ fuhr er ſtehen bleibend und ſich umſchauend fort, „ob nicht eine dieſer holden Pilgerinnen dazu beſtimmt iſt, ausgiebig und dauernd mein Herz zu feſſeln, denn“ — deklamirte er mit aufgehobener Rechten:

„Es gibt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo man dem Zeitgeiſt näher iſt als ſonſt
Und eine Frage frei hat an das Schickſal.“

„Frage nur zu,“ lachte der Andere, „hoffentlich wird der Erfolg beſſer ſein, als bei dem mächtigen Friedländer.“

„Jeder iſt ſeinem Schickſal unterthan und kann ihm nicht entgehen; ich habe die größte Luſt, das meinige heraufzubeſchwören:

‚Gib mir ein Zeichen, Schickſal! Die ſoll's ſein,
Die an dem nächſten Morgen mir zuerſt
Entgegenkommt mit einem Liebeszeichen.'“

„Du könnteſt dieſe ‚Frage an das Schickſal' wohl für eine anziehendere Gelegenheit aufſparen, denn was ich bis jetzt von der Schaar unſerer Mitreiſenden geſehen, ſcheint mir entſchieden nicht der Mühe werth, die Götter deßhalb zu inkommodiren.“

„‚Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort,'“ verſetzte der Andere, während Beide wieder aufwärts ſchritten, „auch ich ſchmeichle mir eines gewiſſen raſchen Ueberblicks und kann dich verſichern, daß ich bei genauerer Rekognoszirung unter herabwallenden Schleiern Züge geſehen, die mir bemerkenswerth erſchienen, beſonders weil zu gleicher Zeit das, was unterhalb der häßlichen Regenmäntel ſichtbar wurde, damit in reizendem Einklang ſtand — aber laſſen wir alle ſkeptiſchen Unterſuchungen, geben wir's dem Zufall anheim, welches Nachtquartier und welche angenehme Bekanntſchaften es uns zu Theil werden läßt, und ſagen für diesmal Gott ſei Dank, weil wir glücklich oben angekommen ſind.“

„Und nun als Herkuleſſe am Scheidewege ſtehen, denn wir haben die Wahl, uns ſchleunigſt dort in die ſchöne Ettaler Kirche oder in das Bräuſtübl zu einer ‚Stehhalben' zu begeben.“

„Folgen wir dem größeren Haufen und jenem angenehmen Geräuſch, das uns verkündet, eben ſei friſch angeſtochen worden.“

Während ein kleines Häuflein Kunſtenthuſiaſten unter Führung eines Profeſſors der Aeſthetik in beſchleunigtem Trabe nach dem Kloſter ſtürzte, wandte ſich die Majorität einmüthig dem Wirthshauſe zu, um ſpäter, nach einem ausgezeichneten Trunk, das letzte kleine Stück Weg zu Fuß oder zu Wagen zurückzulegen.

Im letztern Falle befanden ſich auch unſere beiden Reiſenden. Allerdings war das Fuhrwerk nur ein beſcheidener Einſpänner, doch ſchien das gute Rößlein ſein Nachtquartier zu ahnen oder zu kennen, denn es trabte munter durch die ſinkende Nacht nach Oberammergau, deſſen Kirchthurm und Häuſerſilhouetten ſich ſcharf von dem immer noch helleren Himmel abhoben.

Zu regnen hatte es allerdings aufgehört, aber die fröſtelnde Nachtluft ſtrich unbehaglich über die feuchten Kleider. „Wahrhaftig,“ meinte der Eine, leicht zuſammenſchauernd, „eine Stube mit etwas Komfort wäre mir gar nicht unwillkommen.“

„In deinem Wirthshaus ‚zum Zufall‘, nicht wahr?“

„Wie heißt dös Wirthshaus?“ fragte ſich umdrehend der Kutſcher, welcher ihnen beinahe auf den Knieen ſaß, worauf einer der jungen Leute lachend erwiderte:

„Wirthshaus zum Zufall, da fahr’ nur hin.“

„Dös kenn’ i net . . . ah, Sie meinet wohl zum Pfahlhuber, ’s kann ſein, daß Sie no unterkommen werden, ’s kann aber auch ſein nit, denn es ſind grauslich viel Leut heut ’nauf.“

„Verſuchen wir’s alſo beim Pfahlhuber, und du, mein Freund, wirſt mir zugeben, daß Pfahlhuber und Zufall einige Aehnlichkeit miteinander haben.“

„Gewiß, und werde dein Syſtem lobpreiſen, wenn der Pfahlhuber uns zufällig gnädig aufnimmt.“

Deſſen Haus hatten ſie bald erreicht, es lag in der Nähe der Kirche, nicht weit von dem Theater des Paſſionsſpiels, war aber ein ſo kleines Gebäude, daß die Beiden es kopfſchüttelnd betrachteten und ſich ihre Erwartungen auch da noch nicht beſonders ſteigerten, als der Kutſcher mit ſeiner Peitſche auf einen größeren Anbau zeigte, der einem Stalle oder Scheune täuſchend ähnlich ſah.

Der Pfahlhuber war mittlerweile unter die Thüre getreten, ſprach aber kein Wort der Begrüßung, ſondern kratzte ſich in rathloſer Verlegenheit den Kopf, bis ihn ein von rückwärts erfolgender Puff veranlaßte, bei Seite zu treten und ſeiner Ehehälfte Platz zu machen. Sie muſterte einen Augenblick die beiden hübſchen und anſtändig ausſehenden jungen Leute und meinte dann:

„Ja, wenn die Herrn mit einem ganz einfachen Kammerl vorlieb nehmen wollten, könnt' man vielleicht ſpäter Rath ſchaffen!“

„Wie verſtehen Sie dieſes ‚Später‘, edle Wirthin zum Zufall?“

„Der Herr moant, wann das Kammerl parat ſein kunnt,“ verdolmetſchte der Kutſcher, der ſich bei ſeinen häufigen Fahrten zwiſchen Murnau und Oberammergau einiges Verſtändniß des Hochdeutſchen angeeignet.

„No, inere Stund oder ſo 'was; führ' du die Herrn derweil in's Wirthshaus, ſie werden doch Hunger und Durſt haben und können dann kommen, wann ſie mögen; laßt euere Ruckſäck und Decken nur da.“

Als ſie gleich darauf, von dem Kutſcher geleitet, durch die dunkeln, aber durchaus nicht menſchenleeren Straßen gingen, ſagte dieſer: „Ich werde Sie in das Wirthshaus führen, wo es ein gutes Bier gibt und Sie auch heute Abend ſchon 'was von der heiligen Geſchicht' zu ſehen kriegen; da ſind wir ſchon und dort rechts iſt das Bräuſtübl, wo die Herren ſitzen."

Das Bräuſtübl war ein ziemlich großer Raum voll Tabaksrauch und Bierdunſt und erſchien gegen die kühle Nacht wohlthuend erwärmt. Geſprochen wurde viel und laut und die Zinndeckel der Bierkrüge klapperten luſtig dazu.

Als unſere Freunde durch den Qualm nach einem freien Platz ausſpähten, winkte ihnen ein am oberen Tiſch ſitzender Herr im langen ſchwarzen Rock, dem Ausſehen nach Schullehrer oder Geiſtlicher, und deutete auf zwei links und rechts von ihm leer ſtehende Stühle, indem er halb entſchuldigend zu ſeinen Nachbarn ſagte: „Da die Beiden heute Abend zufällig nicht kommen —"

„Siehſt du, wieder einmal der liebenswürdige Zufall," flüſterte der Jüngere, während ſie Platz nahmen. Der Herr im ſchwarzen Rocke vermittelte freundlich die Beſtellung des Abendeſſens und begann, als die Beiden ihren Hunger geſtillt, die Konverſation mit der Frage:

„Sie kommen gewiß auch, um ſich morgen die ‚Kreuzesſchule' anzuſehen?"

„Ja, nur bedauere ich ſehr, daß es nicht das eigentliche große Paſſionsſpiel iſt," erwiderte der Aeltere, „jenes hätte mich bedeutend mehr intereſſirt."

„Glaub's ſchon," erwiderte der Geiſtliche, „aber eine Idee davon bekommen Sie morgen doch. Und dann iſt dieſes Spiel viel ſeltener, als die Paſſiones — das letzte Mal haben ſie's im Jahre 25 aufgeführt und heuer wieder als Dank für die große Kreuzesgruppe, die der König dem Dorfe geſchenkt hat. Jetzt liegen die Figuren noch in

Kiſten verpackt draußen auf der Wieſe, wenn Sie aber einmal wieder kommen, ſehen Sie das koloſſale Kruzifix aufgeſtellt.“

„Nun, wer weiß, vielleicht kommen wir ein zweites Mal dieſen Sommer, wenn uns das Spiel recht gut gefällt.“

„Möglich, aber ich glaub's doch kaum,“ erwiderte der Geiſtliche mit einem ſchlauen Lächeln, „es iſt das Alles ſehr ſchön, ja künſtleriſch ſchön, ſehr erhebend, ausgezeichnet in ſeiner Art, aber Fremde kommen doch ſelten zweimal her, es müßten denn gerade ein paar verrückte Frauenzimmer ſein, wie vor ein paar Wochen, die gemeint haben, ſie könnten nimmer fort, weil es ihnen unſer Chriſtus dort angethan hatte.“

Dabei deutete der Geiſtliche mit dem Daumen über den Tiſch und jetzt erſt betrachteten ſich unſere Reiſenden die prachtvollen langbärtigen und ausdrucksvollen Männerköpfe, das „Stück von der heiligen Geſchicht'“, wie der Kutſcher geſagt hatte, was dort um einen Extratiſch verſammelt war.

Da ſaß obenan der „Chriſtus“ in einer grauen Lodenjoppe, auf welcher ſich das lang herabwallende dunkle lockige Haar eigenthümlich ausnahm, ein ſchöner Kopf mit dem Ausdrucke eines gehaltenen Ernſtes, den er aus ſeiner Rolle in's Leben mitzunehmen ſchien, und wenn man ſich dieſe hohe Geſtalt mit den langen maleriſchen Gewändern angethan vorſtellte, dazu den Nimbus der Schaubühne und der heiligen Handlung, ſo erſchien es begreiflich, daß er die Köpfe ſchwärmeriſcher, beſonders etwas ältlicher Jungfrauen ſchon zu verdrehen im Stande war.

„Ja, der hat ſchon Eroberungen genug gemacht,“ ſchloß der Geiſtliche lächelnd ſeine Rede.

Neben dem „Chriſtus“ ſaß Abraham, ihnen gegenüber Kain und Abel, die das heutige Bier nicht beſonders lobten, während Joſeph mit einem Theil ſeiner Brüder es von gleicher Güte wie an den vorherigen Tagen erklärten.

„Mich freut es nur,“ flüſterte der eine von unſern beiden Reiſenden dem andern zu, „daß bei dieſen Leuten ſo gar nicht vom Handwerk geſprochen wird; könnteſt du dir Hof- oder andere Schauſpieler am Vorabend einer großen Vorſtellung ſo friedlich mit einander beim Bier ſitzend denken, ohne Kritik und gegenſeitige Zergliederung?“

„Nicht wohl, aber dich gerade ſo wenig als die Andern; es ſcheint mir ſogar, du brennſt ſchon darauf, mit einem der ländlichen Kollegen ein Kunſtgeſpräch anzubandeln.“

„Richtig, aber nur in der edlen Abſicht, morgen die perſönliche Bekanntſchaft zu einem Beſuch auf der Bühne zu benützen.“

„So willſt du förmlich das Handwerk grüßen?“

„Nein, ich begnüge mich mit meinem ehrlichen Namen und bitte den Herrn Pfarrer,“ ſetzte er laut gegen dieſen gewendet hinzu, „mich mit den verehrten Männern am Tiſch bekannt zu machen; mein Name iſt Haldenberg, mein Freund hier heißt Wieſener.“

Die bärtigen Männerköpfe neigten ſich mit freundlichem Ausdruck gegen die artigen Fremden, worauf der geiſtliche Herr den Chriſtus, Abraham, Kaiphas und Pilatus, ſowie verſchiedene Jünger Jeſu, auch den Prolog „Joſeph von Arimathia“ und die Uebrigen vorſtellte.

Dann war es allerdings Haldenberg, der, wie Wieſener richtig vorausgeſagt, zuerſt das Geſpräch auf die Bühne und die großen Erfolge der Paſſionsſchauſpieler brachte und bald genug von dem Freunde einen leichten ironiſchen Ellenbogenſtoß erhielt bei der Beſcheidenheit, mit der dieſe Naturkünſtler über ihre Leiſtungen ſprachen.

So verging ihnen die Zeit raſch und angenehm und als Haldenberg auf ſeine Uhr ſchaute, bemerkte er, daß die von der Pfahlhuberin bedungene „Stunde oder ſo etwas“ längſt vorüber ſei; ſo mahnte er denn in Ermangelung eines Hausſchlüſſels und in der Furcht, am Ende ausgeſchloſſen zu werden, zum Aufbruch. Ohnedies waren die Beiden tüchtig müde, denn ſie hatten heute ſchon eine ſtarke Gebirgstour gemacht und erſt in Murnau den ſich gerade bietenden Einſpänner genommen.

„Alſo, behüt' Sie Gott, meine Herren, und beſten Dank für freundliche Aufnahme; morgen“ — Haldenberg hätte gern beigefügt „bei Philippi“ — „ſehen wir uns wieder.“

Draußen wurden ſie unangenehm durch den wieder ſanft, aber beharrlich niederplätſchernden Regen überraſcht, und ebenſo durch die dicke Finſterniß, bei der es nicht leicht war, in einem gänzlich fremden Orte ein Haus wieder zu finden, das ſie nur einmal flüchtig und in der Dunkelheit geſehen.

Doch war ihnen das Glück günſtig und raſcher, als ſie erwartet, hatten ſie ihr Quartier gefunden, deſſen Thüre ſich auf das erſte Klopfen öffnete.

„'s war nur gut,“ meinte die Pfahlhuberin, ihre Laterne hoch hebend, „daß ihr Ruckſack und Decken dagelaſſen habt.“

„Wie ſo?“

„No, ich hätt' halt ſonſt gemeint, ihr wär't ein Haus weiter gegangen und kommet nimmer — ſo, nun tretet aber fein ſachte auf, damit ihr meine übrigen Leuteln nicht weckt.“

„So habt Ihr viele Gäſte im Haus?“

„Alles beſetzt, wo nur ein Plätzerl iſt, und deßhalb müßt ihr jungen Herrn ſchon zufrieden ſein, wie ihr's eben findet.“

„Dieſer Prolog verſpricht etwas.“

„Und der Weg nicht minder,“ ſagte Haldenberg lachend, da ſie vom Dachboden des eigentlichen Wohnhauſes in das höhere Nebengebäude geführt wurden, um hier zwiſchen Holzverſchlägen, die wahrſcheinlich Zimmer abtheilten, an eine Leiter zu gelangen, die in die höchſten Regionen unter das Dach führte.

„Brrr!“ machte Wieſener, „gut, daß es nur für eine Nacht iſt!“

„Oh, wir können noch zufrieden ſein, ich habe von Leuten gehört, die es ſich in noch viel luftigerer Situation, auf dem Strohdache nämlich, bequem machen mußten und ſich mit einem Strick an den Schornſtein feſtbanden.“

„Na, wer weiß, die Alte ſchreitet ſo rüſtig vorwärts, als wenn es noch höher hinaufginge.“

„Nein, da ſind wir ſchon, und ſie öffnet die Thüre unſerer Gemächer.“

Es war eine ziemlich kleine Bodenkammer mit zwei Betten, beziehungsweiſe Strohſäcken, ausgeſtattet, auch waren zwei hölzerne Stühle vorhanden, ſowie eine Kiſte in der Mitte des Gemachs, die als Tiſch dienen konnte. Zur Beleuchtung ließ die Wirthin die Laterne da, nicht ohne dringende Ermahnung, ſie der Feuersgefahr wegen nicht zu öffnen, erſuchte auch flüſternd, keinen Lärm zu machen, und zog dann die Thüre hinter ſich zu.

„Hm," meinte Haldenberg, ihr nachſchauend, indem er ſeine Uhr herauszog, „es iſt ja kaum zehn Uhr und da wird doch noch nicht Alles um uns her ſchon im tiefen Schlaf liegen . . . war mir's doch vorhin, als hätte ich beim Heraufſteigen der Leiter leiſes Flüſtern gehört."

„Am Ende haſt du gar melodiſche Mädchenſtimmen erkannt."

„Ich möchte darauf ſchwören, und wenn auch nicht, warum ſollte ich mir dieſen troſtloſen Raum nicht dadurch behaglicher machen, daß ich mich umgeben wähne von lieblichen Nachbarinnen — ſo was wirkt auf meine Träume ein — — aber wofür hältſt du dieſes Gemach?" fuhr er nach einer Pauſe fort, in welcher er ſeine Joppe abgeworfen und das Halstuch gelockert hatte, „mir ſcheint das Gebäude nichts Geringeres, als eine ehemalige Scheune, die man durch Bretterverſchläge zu Schlafgemächern eingerichtet."

„So iſt's," beſtätigte Wieſener, der, an den Wänden hingehend, plötzlich ſtehen blieb und mit ſeitwärts geneigtem Kopfe lauſchte.

„Siehſt du vielleicht etwas?" fragte Haldenberg.

„Den Verſuch hierzu würde mir meine angeborene Schüchternheit verbieten, auch ſind die Spalten ſorgfältig mit Papier verklebt; ich höre nur ein leiſes Geräuſch von drüben."

„Geräuſch von Stimmen?" fragte der Andere.

„Ja —

‚Man hört nur wie verſtohlen
Das Geflüſter kluger Myrthen
Und der Blumen Athemholen,‘“

recitirte Wieſener halblaut, „doch fürchte ich, es ſind ausgewachſene Sommerblumen, nach den knarrenden Lauten zu urtheilen.“

„Wie der Himmel will — gehen wir zu Bette!“ ſagte Haldenberg, ſich auf ſeinem Strohſack niederlaſſend; „aber du haſt Recht, wir befinden uns in einer ganz gemeinen Scheune, und mich erfaßt die furchtbare Idee, daß die Kiſte dort, die uns zum Tiſche dient, über das Garbenloch geſtülpt iſt.“

„Was genirt dich das? Du biſt ja nicht Nachtwandler von Beruf.“

„O, ich habe unter Umſtänden Anlage dazu.“

„Aber dieſe Umſtände fehlen gänzlich.“

„Darauf kann man nie ſchwören; jedenfalls ſollten wir unterſuchen, ob die Kiſte gut befeſtigt iſt.“

Bei dieſen Worten hatte er ſich leiſe erhoben und, auf Socken ſchleichend, der Kiſte genähert, welche zu ſeiner großen Ueberraſchung dem erſten leiſen Druck nachgab. Vorſichtig ſchob er ſie ein wenig zur Seite und warf einen neugierigen Blick in das unter ihnen befindliche Gelaß, wo ſoeben ein Fenſter geräuſchvoll geſchloſſen wurde, während eine jugendlich klingende Stimme mit etwas unmuthiger Betonung ſagte: „Das regnet und regnet in einem fort, du wirſt ſehen, morgen iſt es nicht beſſer, als heute.“

Damit trat die Sprecherin in den kleinen Sehkreis, welchen die Oeffnung oben geſtattete, ſchien ſich einem Spiegel an der Wand zu nähern und indem ſie Kopf und Oberkörper etwas rückwärts bog, zog ſie ein paar Nadeln aus ihrem Haar und ſchüttelte mit einer leichten Kopfbewegung eine Fülle ſchwarzer Flechten und Locken weit über Schultern und Nacken hinab.

Die Dame trug ein einfaches, aber ſehr elegantes Reiſekleid, das ſie bei ſchon vorgeſchrittener Abendtoilette vorn geöffnet hatte, und als ſie nun ſich nochmals ſcharf rückwärts beugend, ihr ſtarkes Haar mit beiden Händen erfaßte, vielleicht um es unter ein Nachthäubchen zu zwingen, konnte ſich Haldenberg nicht enthalten, ſeinem Freunde zuzuflüſtern: „Alles echt — das prachtvolle Haar und Alles — wunderbar echt!“

Doch hatte er offenbar in ſeinem Entzücken etwas zu laut geflüſtert; die junge Dame — denn daß ſie jung war, konnte trotz des abgewandten Geſichts nicht bezweifelt werden — zuckte plötzlich zuſammen, warf einen raſchen Blick nach oben und ſchien vielleicht dort etwas nicht ganz in der Ordnung zu finden, genug, ſie beugte ſich haſtig nieder, blies das einzige Licht im Zimmer aus und aus der plötzlichen Finſterniß tönte nur noch ſehr energiſch das nicht mißzudeutende Wort: „Unverſchämt!“ unter der Futterkiſte herauf.

Wieſener zog ſich lachend zurück und auch der Andere folgte ſeinem Beiſpiel, nur rückte er vorher noch geräuſchlos die Kiſte an ihren früheren Platz.

„Schade drum,“ meinte er alsdann kopfſchüttelnd, — „ein hübſcherer Zufall war nicht denkbar — — wenn ich nur wüßte —“

„Wer unſere Nachbarin da unten iſt?“

„Nein, ſondern ob ſie zu einem Begleiter oder einer Begleiterin ſprach.“

„Das kann ſich morgen Alles aufklären.“

„Ich möchte ſogleich Gewißheit haben, denn ein Nachgrübeln darüber wird mir ein paar Stunden Schlaf koſten.“

„Mir nicht, das verſichere ich dich!“

„Spotte du nur — aber haſt du je prachtvolleres Haar geſehen, eine wundervollere Schulter und — — dabei denken müſſen, daß ein ſolches, wahrſcheinlich auch in allem Uebrigen vollendet ſchönes Weſen uns mit vollem Recht ein ‚Unverſchämt‘ an den Kopf geworfen hat!“

„Eigentlich nur dir.“

„Gut, ich nehme es allein auf mich und will der Schuldige ſein — vielleicht ſpäter der Glückliche, denn es wäre nicht zum erſten Mal, daß die anfängliche Empörung ſpäter einer ſüßeren Empfindung Platz machte.“

„Möglich, doch wäre es mir lieber, ihr morgen früh nicht zu begegnen, um ſofort als der Miſſethäter erkannt zu werden.“

„Pah, durch eine fingerbreite Ritze!“

„Dadurch allerdings nicht, aber durch den Mund unſerer Wirthin. Die Dame da unten braucht nur etwas frühzeitig zu ſein und ſich, ſelbſt unſichtbar, die beiden charmanten Cavaliere zeigen laſſen.“

„Beim Himmel, das iſt wahr; doch dafür iſt Rath zu ſchaffen. Ich habe ſtets für alle Fälle etwas vom Handwerkszeug bei mir und werde morgen früh das Haus mit einem ſtattlichen Vollbart verlaſſen.“

„Und ich?“

„Du gehſt eine halbe Stunde ſpäter weg, und wenn die Schöne von unten in der That auf den Sünder der vergangenen Nacht begierig iſt, ſo wird ſie an mir genug haben und nicht weiter nach dir umſchauen.“

„Alſo du biſt wieder einmal die Hauptperſon — eingefleiſchter Egoiſt!“

„Bemitleide mich darum,“ gab Haldenberg ſeufzend zur Antwort und reckte ſeine lange Geſtalt dergeſtalt auf dem Strohſacke, daß die alte Bettlade in allen Fugen krachte, „ich bin nun einmal leider von empfänglicherem Stoffe und ein üppiges dunkles Haar, wie das da unten, beſonders wenn es über eine weiße runde Schulter fließt, kann mich monatelang beſchäftigen, ja gänzlich einſeitig machen.“

„Wenn du ſonſt nichts Beſſeres zu denken haſt!“

„Nein, unter allen Umſtänden. Ich war noch ein ganz junger Kerl, Student in Bonn, als mich ein Anblick, den man das vollkommenſte Gegentheil des heutigen nennen könnte, für ein Jahr lang toll machte.“

„Wo war denn das?“ fragte Wieſener in ſchläfrig gedehntem Ton.

„Auf einer luſtigen Fahrt in's Ahrthal, wo wir eines Tags einen Lug-in's-Land, oben mit prachtvoller Ausſicht, unten mit einem tiefen Burgverließ fanden; eine bequeme Treppe führte hinauf. Da dies aber à Perſon fünf Silbergroſchen koſtete, ſo ſuchten und fanden wir unten im alten Gemäuer eine Oeffnung, hinter der wir, auf einem ſchmalen Mauervorſprung ſtehend, ſowohl empor in den Thurm, als hinunter in die grauſige Tiefe blicken konnten, welche Tiefe des Burgverließes von muthigen Herren und Damen auf einem Fallſeſſel beſucht zu werden pflegte, der von der Höhe nach Zahlung von weiteren fünf Silbergroſchen herabgelaſſen werden konnte. Lachende Mädchenſtimmen von oben ſtritten ſich um den Vorrang oder betonten ihre Furcht vor dem Wagniß, dann aber knarrte die Winde, der Fallſeſſel ſenkte ſich langſam herab, ohne daß wir anfänglich ſehen konnten, was er enthielt, bis ihn, an einer Schießſcharte vorübergleitend, ein ſcharfer Lichtſtrahl traf, der uns die zierlichſten Stiefelchen zeigte, die ich in meinem Leben geſehen, und daran anſchließend und ſanft anſchwellend unter dem aufgeſchürzten Kleidchen das Wohlgeformteſte, was dieſer düſtere ſtille Raum wohl jemals erblickt hatte. Wenn es in dieſem Raum nur ſtill geblieben wäre! — aber, war ich es ſelber oder einer meiner Begleiter, der einen Ausruf nicht unterdrücken konnte, genug, ein angſtvoller Schrei: „Hinauf! hinauf!“ erſcholl und ebenſo raſch wie das ſchöne Gebilde erſchienen, entſchwand es auch wieder unſeren ſehnſüchtigen Blicken! — Aber ich glaube wahrhaftig, du ſchläfſt?“ unterbrach ſich der Erzähler, indem er den erhobenen Ton fallen ließ und ſich halb aufrichtete.

„Im Gegentheil, ich berechne gerade an deiner heutigen Aufregung den Zuſtand der Unzurechnungsfähigkeit, in welchen damals dein achtzehnjähriges Gemüth durch die ſchwebenden Stiefelchen verſetzt wurde. Die irdiſche Bekanntſchaft folgte doch der himmliſchen Viſion nach — wie?“

„Ja und nein. Wir lernten ſpäter allerdings di Beſucherinnen des Thurms kennen; es war die Vorſteherin eines kleinen Mädchenpenſionats mit zweien ihrer Schülerinnen. Einer von uns war der Vorſteherin bekannt und ſtellte uns vor. Es gab gemeinſchaftliche Waſſerfahrt und Maibowle, aber kein Wimpernzucken, kein noch ſo leiſes Erröthen, nichts, gar nichts verrieth mir, welche von beiden Schweſtern ſich getroffen fühlte, als ich des alten Thurmes und eines unverhofft reizenden Anblicks, der mir dort geworden, ſo leichthin erwähnte.“

„Schweſtern alſo — beide hübſch?“

„Hübſch und liebenswürdig, eben über die Grenze des Backfiſchalters hinaus, wo Aufmerkſamkeit ſo warm und dankbar angenommen wird. Unter gewöhnlichen Umſtänden hätte ich ſie am andern Morgen vergeſſen, das ungelöſte Räthſel aber beſchäftigte mich, wie geſagt, noch Monate lang.“

„Nun, jetzt haſt du eine zweite veränderte Auflage davon, alſo ſei deinem Schickſal dankbar. — Uebrigens wäre es jetzt Schlafenszeit, dächte ich.“

„Gleich — laß mich nur noch ſehen, ob nicht irgendwo ein Laden ſich öffnen läßt, ſonſt ſchlafen wir morgen in der Dunkelheit bis Mittag fort. Richtig, hier!“ Er ſtieß einen Holzriegel auf.

„Damit über Nacht eine Waſſerfluth hereinſtürzt!“

„Nein, es hat aufgehört zu regnen, der Himmel iſt ſternenhell. Ah, ah!“ rief er überraſcht.

„Was gibt's?“ fragte Wieſener.

„Die prachtvollſte Sternſchnuppe mit einem langen feurigen Schweif!“

„Nichts beſonderes im Auguſt,“ brummte der Andere und legte ſich wiederum.

„Ja, aber — ich dachte in demſelben Moment an das dunkle Haar und die weißen Schultern — lache nur, ich ſage nichts weiter, aber mit dem Einſchlafen iſt's vorbei.“

„Dann will ich es allein beſorgen. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ ſeufzte Haldenberg. Es wurde ſtill in dem Heubodengemach und nach kurzer Zeit zeigten die tiefen Athemzüge der Beiden, daß der Schlaf keine Empfindlichkeit über Haldenbergs Mißtrauen zeigte, ſondern ſich auch ſeiner mif edler Unparteilichkeit angenommen hatte . . .

Der helle Sonnenſchein fiel ſchon lange durch den offenen Laden auf den Bretterboden, als die Freunde zu gleicher Zeit über ein Geräuſch erwachten, das ſo klang, als würde in ihrem Gemach langſam und vorſichtig eine Thüre geöffnet, nicht die, zu der ſie hereingekommen waren, ſondern eine entgegengeſetzte, und in der That folgte dem Angelknarren eine ſo merkwürdige Erſcheinung, daß ſie Beide regungslos wie tief ſchlafend liegen blieben und nur den Augen geſtatteten, ſich unter den halbgeſenkten Lidern zu bewegen.

Gegenüber der Eingangsthür ſtand eine andere offen, die ſie geſtern Abend nicht bemerkt und aus dieſer trat eine ältliche Dame mit einem grimmigen Geſichte, gefolgt von zwei andern, welche auch ſchon die Linie erſter Jungfräulichkeit überſchritten hatten, alle drei mit Handtaſchen und Plaids bewaffnet, alle drei auf den Fußſpitzen leiſe auftretend und angelegentlich geradeaus ſtarrend, wo die Voranſchreitende jetzt geräuſchlos den Thürriegel zurückſchob, um dann mit ihrem Gefolge ſo eilfertig und empört hinauszuſchießen, daß unſere beiden Reiſenden unwillkürlich hinter ihnen her in ein lautes Lachen ausbrachen.

„Was war das?“

„Eine Nachbarſchaft,“ lachte Wieſener, „die drüben eingeſchachtelt war und vielleicht nicht einmal Erlaubniß gegeben, daß die Pfahlhuberin uns im Vorgemach ein Lager bereitet, ich habe ähnliche Dinge ſchon von den Nachtquartieren hier erzählen hören. Aber wie iſt mir denn? Wir ſagten doch geſtern:

‚Gib mir ein Zeichen, Schickſal! Die ſoll's ſein,
Die an dem nächſten Morgen mir zuerſt
Entgegen kommt — —‘

— Donnerwetter, das wäre eine ſchöne Beſcheerung!“ Er ſchüttelte ſich.

„— — ‚mit einem Liebeszeichen!‘

„Es iſt doch eigentlich eine verbrecheriſche Idee, fremde Leute ſo neben- und übereinander unterzubringen — denke dir nur, unſere Nachbarſchaft wäre anders geweſen, oder man hätte eine Ahnung davon gehabt, oder die Sache wäre umgekehrt arrangirt worden, und wir hätten in der Frühe des Morgens hier durchſchreitend, zwei eben ſo hübſche und junge weibliche Weſen, wie wir als Männer ſind, auf ihrem Lager erblickt — —“

„A — a — a — ah, du wirſt mir zugeben, daß das gegen die Kleiderordnung iſt und nicht ganz paſſend zu dem würdigen Schauſpiel, das uns hergeführt.“

„Beruhige dich,“ rief Wieſener heiter, „die Gefahr iſt glücklich an uns vorübergegangen, und wenn mich nicht alles täuſcht, iſt es Zeit, daß auch wir uns auf die Strümpfe machen.“

„‚Verfluchtes Kaffeehaus‘, ſagt Saladin,“ brummte der Andere vor ſich hin, während er ſich von ſeinem Strohſack erhob und auf die Uhr ſchauend hinzufügte: „Nein, es iſt noch ſehr früh, kaum ſieben Uhr, die Alte hat begreiflicherweiſe das Prävenire geſpielt, und was die bezaubernde Fee da unten anbelangt, ſo wette ich zehn gegen eins, daß auch ſie ſchon vor Tagesanbruch verſchwunden iſt; ſie hätte übrigens ruhig ausſchlafen können, es wäre mir auf Ehrenwort nicht eingefallen, indiskret zu ſein —“

„Schade, daß ſie nichts von deinen guten Vorſätzen gewußt hat,“ lachte Wieſener, „da ſie aber das Tageslicht nicht wie ihre Lampe geſtern Abend ausblaſen konnte, ſo wird ſie ſchon bei der Morgendämmerung entflohen ſein.“

„Und ſchnell war ihre Spur verſchwunden,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm,“

ſprach Haldenberg zur Dachluke empor, wo übrigens zu ſeinem Troſte ein großes Stück tiefblauen und wolkenloſen Himmels hereinglänzte.

Die Toilette war ziemlich einfach, da unſere Reiſenden nur über einen einzigen Anzug verfügten, doch brauchten ſie immerhin einige Zeit und verſchiedenartige Hilfen von Seiten der Pfahlhuberin ſowie eines halberwachſenen Burſchen, bis ſie eine halbe Stunde ſpäter, die hohen Stiefeln glänzend gewichſt, die Joppen ſauber gebürſtet, Haar und Bart geſtriegelt, den Hut keck auf die Seite gerückt, unten in der Stube erſchienen. Haldenberg hatte noch unbemerkt eine raſche Unterſuchung in dem offenſtehenden, unter ihrer Dachkammer gelegenen Zimmer anzuſtellen gewußt, wo aber von der ſchönen Bewohnerin nichts zurückgeblieben war, als etwas Veilchenduft in der Atmoſphäre. Die Fee ſelbſt war auf Nimmerwiederkehr verſchwunden.

Nicht ganz im Einklang mit dem höchſt einfachen Unterkommen, das ſie gefunden, ſtand die Forderung der Pfahlhuberin für Zimmer nebſt einer ſchwärzlichen Brühe, für welche der Name Kaffee offenbar zu gut war. Haldenberg goß ſie mit Entſchloſſenheit hinunter und erkundigte ſich zwiſchen den einzelnen Abſätzen recht unbefangen nach den übrigen Gäſten des Hauſes. Aber Alles war ſchon ausgeflogen, verſicherte die Wirthin, ſie würden auch wohl nimmer kommen, da Jedermann nach Beendigung des Paſſionsſpiels ſobald als möglich weiter zu kommen ſuche. „Wer dös alles iſt, was da in meinem Haus wohnt, weiß ich nit und frag' auch nit darnach, dös is halt alle

Samſtag Abend ſo.“ — Auf den Straßen ging es ſchon recht lebhaft zu und wenn auch der Boden noch Spuren des geſtrigen Regentages zeigte, ſo glänzte dagegen ein heiterer, warmer Sonnentag über dem Thale, ließ die grünen Wieſen friſch aufleuchten und die dunklen Tannen ſich ſcharfgezackt von dem tiefblauen Horizonte abheben.

Oberammergau war angefüllt wie die Straßen einer großen Stadt; neben Schaaren ſonntäglich geputzter Landleute, Geiſtlichen in langen, ſchwarzen Röcken, bürgerlichen Anzügen aus den benachbarten kleineren und größeren Städten, ſah man Damen und Herren der verſchiedenſten Nationalitäten, Amerikaner und Engländer vorherrſchend, in den eigenthümlichſten und mitunter auch eleganteſten Reiſe- und anderen Toiletten. Dazwiſchen eilten ſchon viele von den ländlichen mitwirkenden Künſtlern zum Theater hinaus, in Joppe und langem Apoſtelbart oder im Sonntagsmieder und darüber den wohlgekräuſelten und friſirten Engelskopf.

Mitten in dem ſchönen, offenbar ſehr wohlhabenden Dorfe befand ſich die Kirche, hochgelegen, vom Friedhof umgeben, und da das Hochamt, wie jedesmal, vor dem Beginn des Paſſionsſpiels begonnen hatte, ſo zogen Andächtige und Neugierige in die weihrauchduftenden Hallen, wo an drei Altären mit flimmernden Kerzen und Blumengewinden Geiſtliche in goldſtarrenden Gewändern mit der heiligen, geheimnißvollen Opferhandlung beſchäftigt waren.

Während die Andächtigen regungslos auf den Knieen lagen und nur zuweilen den Fremden, welche durch die große Thür neugierig aus- und einflutheten, unwillige Blicke zuwarfen, zogen ſich unſere beiden Reiſenden bald zurück und folgten dem Menſchenſtrome zum Theater, wo die tannenen Bänke mit den ſtolzen Namen „Logen“ und „Sperrſitze“ ſich ſchon allmälig zu füllen begannen.

2.

Die weite Bretterbude, wie ſie für das große zehnjährige Paſſionsſpiel erbaut iſt, hatte für die Kreuzesſchule die Hälfte des Zuſchauerraumes eingebüßt und war vollſtändig gedeckt, ſo daß nicht wie ehemals der blaue Himmel und die grünen Alpenweiden rückwärts über die Scene hereinſchauten; es nahm das etwas von dem großartigen Charakter jenes weiten Amphitheaters unter der vollen Sonnenwirkung auf Zuſchauer und Mitſpielende, und man fühlte ſich faſt beengt in dem zuſammengerückten Inneren, wo die Tageshelle durch viele Ritzen drang und mit der Lampenbeleuchtung kämpfte.

„Das Arrangement hat für mich etwas Schaubudenartiges,“ meinte Wieſener, der das große Paſſionsſpiel geſehen, „und wenn ich damals zugleich mit den Tauſenden unter freiem Himmel einen erhebenden Eindruck hatte, als ſähe ich die wirklichen Ereigniſſe, ſo weht es mich heute hier in dem Zuſchauerraume wie Theaterluft an.“

„Die aber auch nicht zu verachten iſt, ſollte ich meinen.“

„Zu ihrer Zeit allerdings nicht, aber hier auf der Höhe der herrlichen Berge beengt ſie mich.“

„Dafür iſt die Umſchau bedeutend erleichtert,“ erwiderte Haldenberg, der mit ſeinem Opernglas umher blickte, lächelnd.

„Lohnt ſie denn der Mühe?“

„Bis jetzt noch nicht, ich bemerke nur eine ſchwere Menge von Alltäglichkeit, ja auch nicht annähernd etwas, das ich mit jenem trotzigen ‚Unverſchämt‘ von geſtern Abend in Zuſammenhang zu bringen vermöchte.“

„Es ſcheint, dieſes ‚Unverſchämt‘ hat auf dich einen großen Eindruck gemacht.“

„Gewiß, ich will das nicht leugnen; es lag etwas Originelles darin, etwas Urkräftiges, was mir ganz anders imponirte, als hätte ſie einen ängſtlichen Schrei ausgeſtoßen — war es mir doch gerade, als hätte ich ein paar reizende Lippen ſich trotzig aufwerfen und ein paar dunkle Augen dazu blitzen ſehen. — Da ſchau, das Orcheſter macht ſich parat — du könnteſt wohl, als gelehrter Mann, ſo freundlich ſein, mir kurz und bündig einen Begriff von der Kreuzesſchule beizubringen.“

„Das iſt bald geſagt. Die Kreuzesſchule iſt, wie die große Paſſion, ein Reſt aus dem vorigen Jahrhundert, wo dergleichen Spiele an vielen Orten im Gebirge florirten. Hier haben ſie ſich erhalten; die Paſſion wird regelmäßig alle zehn Jahre aufgeführt, wie du weißt. Dieſe ſeltener geſehene Kreuzesſchule aber iſt eine ſymboliſche Hinweiſung auf Chriſtus, aus den Hauptbegebenheiten des alten Teſtaments zuſammengeſetzt, wie jene aus dem neuen. Wie dort erſcheinen auch hier die ‚Vorſtellungen‘, große lebende Bilder zwiſchen der Handlung, und die Vorſtellungen der Kreuzesſchule ſind dem neuen Teſtamente entnommen, ſo daß wir die ſchönſten Momente der Paſſion heute zwiſchen der altteſtamentlichen Handlung als Tableaux vor uns ſehen werden. Doch, da fangen ſie an . . .“

Das Spiel begann mit Auftreten des „Prologs“, eines ſchönen Mannes mit dunklem Vollbarte in ſcharlachrothem Mantel, die goldene Krone auf dem Kopfe, hinter ihm in geſchloſſener Reihe die Schutzgeiſter, allerdings etwas hölzern auftretend, alle mit der gleichen Handbewegung, den Mantel auf der Bruſt feſthaltend, aber mit ſo viel feierlicher Andacht in den friſchen Geſichtern, daß ein Abglanz davon auf das Publikum überging. Man ſchaute, man ſtaunte und fühlte ſich angenehm erregt, als nun nach dem Zurücktreten der Schutzgeiſter der Vorhang aufrollte und man vom Chorgeſang begleitet anbetende Gruppen erblickte, welche ein hohes Kreuz umgaben, ein vortrefflich geſtelltes und mit bewunderungswürdiger Ruhe ausgeführtes lebendes Bild, dem nun die erſte Handlung des Spieles folgte, Kains Haß auf Abel und der Brudermord, wobei ſich Haldenberg nicht enthalten konnte, nach einiger Zeit ſeinen Freund leiſe mit dem Ellenbogen anzuſtoßen und ihm zuzuflüſtern: „Bis jetzt fühle ich mich noch nicht durch dieſes Bauerntheater vernichtet! — Die einfachen Naturmenſchen ſpielen verzweifelt unnatürlich!“

„Doch wirſt du den Adam ausnehmen; es iſt derſelbe, der im letzten Paſſionsſpiel Chriſtus ſo vortrefflich darſtellte; wir ſahen ihn geſtern Abend.“

„Unbedingt; es iſt dies eine wahrhaft königliche Erſcheinung, voll Freiheit und Grazie der Bewegung, den ſich mancher königliche Hofheldenſpieler zum Muſter nehmen könnte, doch geſtehe mir dagegen ein, daß die anderen, um mit Shakeſpeare zu reden, ihre Prologs und Dialogs wie wilde Füllen reiten, oder bald zu viel, bald zu wenig thun, denn während ſich Kain jetzt ſchon mit den wildbewegten Armen als Zukunftsmörder geberdet, nimmt doch Eva dieſen ſchlimmen Familienzwiſt gar zu gleichmüthig hin.“

„Bſt, bſſſt, ein neues lebendes Bild: ‚Chriſtus — unſer Adam von vorhin — treibt die Wechsler aus dem Tempel.‘ —

„Und prachtvoll über alle Beſchreibung, mit welch überraſchendem Geſchick, mit welch künſtleriſcher Empfindung dieſe Maſſe von Perſonen, gewiß ſechzig bis ſiebzig, gruppirt ſind — ſtaunenswerth auch durch die wohlthuende Miſchung der Farben, die Anwendung des Lichtes und die Ausdauer der Mitwirkenden — ſage mir, haſt du wohl irgend eine der aufgehobenen Hände zittern oder einen der Köpfe ſich bewegen ſehen?“

Aehnliche Reflexionen ſchienen auch weiterhin im Zuſchauerraum gedacht und ausgeſprochen zu werden, denn die eigentliche „Handlung“ fand ein viel geringeres Intereſſe, als die lebenden Bilder, vor welchen das Publikum regungslos ſaß, während ſonſt manchmal ein leiſes Summen ſich bemerklich machte und die nun folgende Ermordung Abels ziemlich gleichmüthig hingenommen wurde. Dieſe Stimmung der Zuſchauer ſteigerte ſich bei der nächſten Handlung, „Melchiſedeks Opfer“, ſogar zu unverkennbarer Langeweile, denn es gehört in der That eine Bauerngeduld dazu, die langathmigen Verhandlungen Abrahams und des Königs von Sodom über den freien Durchzug für das Kriegsvolk anzuhören, um ſo mehr als die Qualität des Geſprochenen keineswegs für die Quantität entſchädigt. Das ländliche Publikum aber lauſchte andachtsvoll, während ſich die Städter langweilten.

„Nun kommt die Belohnung für das ſoeben Ausgeſtandene,“ flüſterte Wieſener, als Haldenberg beim Fallen des Vorhangs erleichtert aufſeufzte, „denn wir bekommen in getreueſter und künſtleriſch ſchönſter Darſtellung ein

Bild zu ſehen, das uns aus der Jugendzeit in lebendiger Erinnerung geblieben iſt, das Abendmahl Chriſti nach Leonardo da Vinci.“

„A — a — a — ah!“

„Iſt das nicht herrlich?“

„Wunderbar ſchön.“

„Ich habe mich wie ein Kind darauf gefreut, denn von dem großen Paſſionsſpiel her blieb es bis in ſeine kleinſten Einzelnheiten in meinem Gedächtniſſe haften — iſt das nicht ſchön? — Sieh die Apoſtel an der langen Tafel, welch prächtige Charakterköpfe, voll Ausdruck und Leben, in ihrer Mitte der wahrhaft ideale Chriſtus, in violettem Gewande und rothem Mantel, das ſchöne Haupt wehmüthig ſegnend gegen ſie geneigt — gewiß ein Anblick von ſo edler Großartigkeit, daß kein Auge unergriffen auf ihm ruhen kann.“

„Wahrlich, du haſt recht,“ erwiderte der Andere, gleichfalls tief bewegt von der herrlichen Darſtellung, „und wenn du mir nicht noch Beſſeres verſprechen kannſt, ſo hätte ich wahrlich Luſt, mich nach dieſem ſachte davon zu ſchleichen.“

„Glaubſt du denn, die Künſtler da oben hätten ſo wenig Sinn für eine nothwendige Steigerung, um ſich nicht das Beſte bis zuletzt aufzuheben? Siehe erſt die Kreuzerhöhung und du wirſt es begreifen, daß ſich die Oberammergauer Paſſion einen Weltruf erwerben konnte.“

Bis dahin dauerte es aber noch eine gute Stunde unter getheilter Aufmerkſamkeit unſerer beiden Freunde ſowie auch jenes Theiles des Publikums, der ſich nicht feſtgehalten fühlte durch manche langweilige, ſelbſt von den Mitſpielenden bis zur Theilnahmloſigkeit heruntergeſprochene Deklamationen, wobei die Erſcheinung der ſo plötzlich hereinprallenden Bauernbubenengel mit ihren gellenden Stimmen häufig an's Komiſche ſtreifte. Doch vermochte auch dafür wieder die gute Meinung und treuherzige Naivetät der Darſteller zu entſchädigen, und man fühlte ſich bewegt durch das innige Zuſammenwirken einer ganzen Gemeinde, durch die vollkommene Hingebung jedes Einzelnen. Gewiſſermaßen als Ruhepunkte hatten dieſe einzelnen Handlungen immerhin etwas Erfriſchendes, angenehm Abſpannendes, wodurch man im Stande war, die herrlichen lebenden Bilder mit der vollſten und ungetheilteſten Aufmerkſamkeit zu genießen, und daß jetzt nach Abrahams Opfer etwas ganz Außerordentliches kommen mußte, bemerkte man an der Bewegung des ganzen Hauſes, nachdem der Vorhang gefallen war, an dem Summen der Erwartung, dem dann plötzlich eine tiefe, lautloſe Stille folgte, als das gewaltige Kreuzigungsbild in ſeiner großen künſtleriſchen Vollendung vor den entzückten Augen der Zuſchauer erſchien.

Aber nicht nur ergreifend, ſondern zugleich ſo wunderbar ſchön iſt dieſe Kreuzigung, daß ein Gefühl der feierlichſten Andacht Jeden, und wäre er der blaſirteſte Weltmenſch, bei ihrem Anblicke überfliegt. Die kurzen Augenblicke genügten nicht, das figurenreiche Bild vollſtändig in's Auge zu faſſen, aber meiſterhaft geordnet waren die Gruppen der weinenden Frauen, der Kriegsknechte, die unter dem Kreuze das Loos um den Mantel warfen, des umſtehenden Volkes, und wie einzig trat doch aus allem dem die edle Chriſtusgeſtalt hervor, wie ſie in tadelloſen Linien leichtſchwebend am Kreuze hängt, das ſchöne Haupt unter der Dornenkrone ergebungsvoll geneigt! Die beiden Schächer, links und rechts in der Weiſe befeſtigt, daß die Kreuzesarme unter ihren Schultern durchgingen, waren auch ſchön gebaute junge Männer, aber ſie verſchwanden vor dieſer erhabenen Chriſtusfigur, welcher gegenüber ſich wohl Niemand einer augenblicklichen Illuſion entſchlagen konnte.

Dann als der Vorhang fiel, flog durch die Tauſende der Zuſchauer ein hörbares Aufathmen tiefſter, innigſter Befriedigung, wohl der glänzendſte Beifall, der geſpendet werden konnte, wogegen für die nun folgende ſechſte und letzte Abtheilung begreiflicherweiſe nur noch geringere Aufmerkſamkeit herrſchte. Dann ſchloß das Ganze mit einem Chorgeſang und die Menge verlief ſich, theils andächtig ſtill und geräuſchlos, theils im lauten Austauſch ihrer Meinungen, wobei man deutlich hören konnte, daß auch manche vielleicht allzu hoch geſpannte Erwartung nicht befriedigt worden war.

„Was mich anbelangt,“ ſagte Haldenberg am Ausgange ſtehen bleibend,“ „ſo habe ich nie etwas Schöneres, ja in ſeiner Art Gewaltigeres und Großartigeres geſehen, und wenn ich dich bitte, einen Verſuch zu machen, die Bühne zu betreten, ſo wirſt du glauben, daß mich nicht bloße Neugierde dahin treibt.“

„Verſuchen wir es, der Augenblick iſt günſtig, da alle Welt dort über die große Wieſe ein wahres Wettrennen nach dem Wirthshauſe anſtellt.“

„Meinſt du, wir dürfen ohne Weiteres eintreten?“

„Vielleicht erinnert ſich einer der Mitſpielenden, deren Bekanntſchaft wir geſtern Abend gemacht, noch unſrer.“

„Wenn ich mich nicht irre, ſteht dort der freundliche Geiſtliche mit einem der Apoſtel.“

So war es in der That, und da auch unſere Reiſenden alsbald erkannt wurden, ſo führte ſie der heilige Petrus ſelbſt auf die Bühne und zeigte ihnen die ſehr verſtändigen, wenn auch einfachen und ſchlichten Vorrichtungen derſelben; von Schnürboden oder Verſenkungsapparaten nach Art unſerer Bühnen war natürlich keine Rede; annähernd wie das antike Theater eingerichtet, mit den ſtehenbleibenden Oeffnungen rechts und links, zum Auftreten des Chores und der Engel beſtimmt, war die Bühne nur mit einigen gutgemalten Hintergründen ausgeſtattet, um die Scenerien der Handlungen genauer beſtimmen zu können.

„Ich erinnere mich,“ ſagte Wieſener, der mit ſeinem Freunde in einer ſich immer vergrößernden Gruppe der freundlich herankommenden Mitſpieler ſtand, „daß vor zwölf Jahren hinter dem großen Kreuzigungsbild, gerade als die Kreuze aufgerichtet wurden, ein ſchweres Gewitter zum Ausbruch kam, das mit ſeinen leuchtenden Blitzen und ſeinem rollenden Donner die großartige Scene auf eine erſchütternde Art vervollſtändigte.“

„Ja wohl,“ meinte der Chriſtus, „ich erinnere mich auch noch des Tages; wenn auch die wahrhaft betäubenden Donnerſchläge bei der großen Aufregung, in der man ſich befindet, keinen Eindruck auf mich machten, ſo konnte ich mich doch eines ſonderbaren Eindrucks nicht erwehren, als ich plötzlich Hunderte vielfarbiger Regenſchirme vor mir auftauchen ſah; doch war meine Ermüdung zu groß, um das komiſch zu finden.“

„Neben der geiſtigen Aufregung ſind auch wohl die körperlichen Anſtrengungen bei dieſen Vorſtellungen ſehr groß?“ fragte Wieſener, was der Andere in beſcheidener Milde allerdings zugab, dabei aber hervorhob, daß ja Jeder nach beſten Kräften das Seinige zum Gelingen des ſchönen Werkes thue.

„Gewiß,“ pflichtete Haldenberg bei und ſetzte hinzu, indem er ſich gegen die Bühne wandte, „ich möchte mir ſchon erlauben, dafür auch den Damen dort, die mitgewirkt haben, einige Worte der Anerkennung und des Dankes zu ſagen.“

„Nur die Eine hat heute als Sarah mitgethan,“ erklärte der Darſteller des Apoſtels Petrus, „die größere nämlich, die andere Schweſter dort war beim letzten Paſſionsſpiele die Jungfrau Maria. Die übrigen Damen ſind Fremde, die ich nicht kenne.“ Damit hatte er und der Chriſtus einige Schritte gegen die auf der Bühne Stehenden gemacht, und da er dieß mit einer entſprechenden Handbewegung gethan, unſere Reiſenden veranlaßt, ſich gleichfalls den beiden ſchönen Schweſtern zu nähern, welche mit einer liebenswürdigen Beſcheidenheit die von allen Seiten kommenden Lobeserhebungen hinnahmen.

Die anderen Damen hatten ſich mit langſamen Schritten entfernt, um den Hintergrund in Augenſchein zu nehmen; es waren vielleicht ſieben bis acht, die aber nicht alle zuſammen zu gehören ſchienen, wenigſtens ſonderten ſich jetzt zwei von ihnen ab, um quer über die Scene dem Ausgang zuzuſchreiten, und ſandten im Vorübergehen den beiden Schweſtern kopfnickend einen freundlichen Gruß und Dank herüber.

„Bekannte von Ihnen, mein Fräulein?“ fragte Haldenberg, der den Davongehenden mit ungewöhnlichem Intereſſe entgegengeſchaut hatte, und nun, als ſie das Theater verließen, nachblickte.

„O nein,“ entgegnete die Maria vom Paſſionsſpiel,

„es ſind Fremde, wie deren manche nach der Vorſtellung zu uns auf die Bühne kommen, theils aus Neugierde, und dann auch wohl, um uns einige freundliche Worte zu ſagen.“

Auch Wieſener hatte den beiden fremden Damen nachgeſchaut, und als er ſich nun umſah, begegnete er einem Blick ſeines Freundes, ſo geſpannt und eigenthümlich, daß er unwillkürlich lächeln mußte.

Doch benutzte er dieſes Lächeln auf geſchickte Weiſe, um ſich von den Darſtellern und Darſtellerinnen mit nochmaligen Worten des Dankes zu verabſchieden, worin auch Haldenberg raſch und gewandt mit einſtimmte, um dann mit ſeinem Freunde Bühne und Theater zu verlaſſen.

Kaum aus der Hörweite gekommen, rief er haſtig: „Nun, was denkſt du über die beiden Damen, die vorhin an uns vorüber gingen und dort vor uns ſoeben leider im Gewühl der Straße verſchwinden?“

„Was ſoll ich von Fremden denken, die ich zum erſten Mal in meinem Leben ſehe und die mich nicht im Mindeſten intereſſiren?“

„Du haſt ſie alſo geſehen,“ fragte der Andere dringender — „deutlich geſehen?“

„Nun ja.“

„So geſtehe, alter Heuchler, daß wenigſtens die Eine der Art war, um ſich für ſie zu intereſſiren; was war das für ein ſeltſam ſchönes, ſtolzes Geſicht, welche Hoheit in der Art, wie ſie ihren ausdrucksvollen Kopf trug — eine Fürſtin, eine Königin, eine Kaiſerin, oder Gott weiß, welches noch höhere Weſen!“

„Nun ſind wir wieder einmal an der Grenze unſeres Witzes, da, wo euch Menſchen der Sinn überſchnappt.“

„Gewiß, Mephiſto — alles, was du willſt, aber gib mir zu, daß das eine aufregende Erſcheinung war.“

„Unter der Mittelgröße, etwas klein.“

„Bah, die Hoheit einer Heldin im ſtrengen Blick der großen leuchtenden dunklen Augen, das prachtvolle ſchwarze Haar, die ſchön geformte marmorgleiche Stirn, der feine bleiche Teint, kühn geformte reizende Lippen — und ſo weiter, und ſo weiter! — —

„Halt!“ rief er plötzlich ſtehenbleibend. „Dieſe Lippen geben mir zu denken; wahrhaftig, wenn ich den Ausdruck derſelben analyſire, den eigenthümlichen trotzigen Ausdruck, den du vielleicht gar nicht einmal geſehen haſt, ſo halte ich ſie für fähig, das Wort ‚Unverſchämt‘ mit jener Energie auszuſprechen, wie wir es geſtern Abend gehört.“

„Darin ſehe ich nun gerade keine Unmöglichkeit, doch weiß ich nicht, ob die Veranlaſſung zu jenem ‚Unverſchämt‘ gerade ein Empfehlungsbrief für dich ſein wird.“

„Vergiß nicht, daß ſie vor uns das Haus verlaſſen und vielleicht gar nicht einmal daran gedacht hat, ſich weiter um zudringliche fremde Menſchen zu bekümmern, die ſie mit jenem ‚Unverſchämt‘ gebührend abgefertigt.“

„Und wenn es nun gar nicht dieſelbe war? Wenn du trotz deiner ſtürmiſchen Ahnung ganz anderen Lippen für jenes beglückende ‚Unverſchämt‘ verpflichtet biſt?“

„Möglich, alles das möglich, aber auf mich hat ſie einen tiefen Eindruck gemacht. Komm, vielleicht können wir ſie wieder finden,“ ſetzte er, raſcher ausſchreitend, hinzu; „die eine, die ich aber nicht beachtet, trug ein dunkelbraunes Reiſekleid; die aber, die ich meine, war ſilberfarben mit dunkelblauen Garnirungen und hatte auf ihrem ſchönen Haupte einen grauen Hut mit lang herabwallender ſchwarzer Feder."

„Das iſt immerhin ſchon etwas und wäre für die Polizei ein unſchätzbarer Anhaltspunkt, ſie einzufangen."

„Pfui, ſprich nicht ruchlos und zerſtöre nicht ſo gewaltſam meine Illuſionen."

„Die ſind von zu unverwüſtlichem Stoff," lachte Wieſener, „aber nun laß uns zuerſt eſſen und trinken und dann will ich mit dir in Braun oder Silberfarben ſo viel ſchwärmen als du nur immer magſt. Hier ſind wir am Wirthshaus, o Himmel, welch' ein Gedräng hungriger Menſchen da in der Parterreſtube und im Hausflur! Wir wollen droben im Saal einen Platz zu erobern ſuchen, es mag ſchlimm genug drin zugehen, nach der Eilfertigkeit zu ſchließen, womit Kutſcher und Bediente zwiſchen dem Haus und der Wagenburg dort hin- und herrennen und für ihre Herrſchaften alles Eßbare herausſchleppen, was ſie in der Küche zu erwiſchen vermochten."

„Ich wäre gleichfalls für die Wagenburg," meinte Haldenberg, „vielleicht finden wir dort —"

„Unſinn — bei leerem Magen!" fiel ihm der Andere raſch in's Wort; „nein, nein, wenn ich als getreuer Sanchopanſa deinen thörichten Phantaſien folgen ſoll, ſo will ich mich, wie jener biedere Spanier zu thun pflegte, zuerſt mit meinem irdiſchen Menſchen abfinden; ſiehſt du dort jenen leergetrunkenen bayriſchen Eimer, der eben vor's Haus gerollt wird? Nimm ihn als Stuhl in Beſchlag, gewiß folgt ein zweiter in kurzer Zeit, während ich mich in das Gewühl der Küche ſtürzen will, um etwas Braten oder Wurſt, ſowie ein paar volle Maßkrüge zu erobern."

Damit war er in dem finſtern Schlund der Küche, wo wild blickende Köchinnen am praſſelnden Feuer regierten, während ſchweißtriefende Kellnerinnen aus- und einrannten und Hungrige und Durſtige mit bittender Miene ſtanden, verſchwunden. Haldenberg nahm allerdings den leeren bayriſchen Eimer in Beſchlag, aber nur, indem er in maleriſcher Haltung ſeinen rechten Fuß darauf ſtellte; nicht für eine Million hätte er ihn als Sitz benutzt und ſich vielleicht vor ihren Augen, wenn ſie zufällig vorübergekommen wäre, dadurch lächerlich gemacht.

„Uff! — das war ein heißer Kampf!“ rief Wieſener, als er, geröthet von der Küchenhitze, eine volle Schüſſel und wenigſtens einen Maßkrug in den hoch erhobenen Händen, wieder erſchien; „ſo — und nun laß dir's ſchmecken, meinen eigenen Durſt habe ich ſchon drinnen gelöſcht, greif alſo herzhaft zu.“

Das that denn auch der Andere; er verzehrte Wurſt und Brod nach einem raſchen Umblick, worauf er auch dem vortrefflichen Biere alle Ehre anthat.

„Gezahlt habe ich begreiflicherweiſe auch und jetzt denke ich, wir holen unſere Ruckſäcke und Plaids und machen uns zu Fuße davon — oder wärſt du für den Verſuch, wieder einen Einſpänner zu bekommen?“

„Nein; ich habe noch von geſtern her genug davon und gehe lieber. Am Ettalerberg müßten wir ja ohnedieß wieder ausſteigen, alſo geht es in Einem hin.“

„Ganz meine Anſicht, wir können alsdann vielleicht in Murnau einen anſtändigen Wagen nehmen und noch bis Seeshaupt kommen, denn du willſt ja doch an den Starnbergerſee?“

„Allerdings, das war und iſt auch jetzt noch meine

Abſicht," gab der Andere träumeriſch zur Antwort, „doch gibt es, wie ich ſchon geſtern ſagte, im Menſchenleben Augenblicke, wo —"

„Nimm dich mit dem Citat in Acht, denn dort ſehe ich unſere unmittelbare Nachbarſchaft aus der Pfahlhuberſchen Dachkammer."

„A—a—a—ah, die Alte mit ihren beiden Töchtern!" rief Haldenberg, ſich unmuthig abwendend, „ich dachte ſchon, die Anderen."

„Nun, damit du ſiehſt, was Freundſchaft alles im Stande iſt, ſo will ich mich entſchließen, deinen Irrfahrten ohne alle Anmerkungen als getreuer Knappe zu folgen, und wenn wir in Murnau finden, daß ſich die Spuren deiner Fee vielleicht gegen den Staffelſee hin verloren, werde ich auch dorthin mit dir, o mein Geliebter, ziehn."

„Du biſt ein guter Kerl! — nun, im Grunde wird es dir auch einerlei ſein, wo wir die paar Tage herumſtreifen."

„Vollſtändig; um aber meine Knappendienſte ſofort anzutreten, will ich die beiden Ruckſäcke und Plaids holen, derweilen du dich hier in der Wagenburg nach ihr, die dein Herz ſo plötzlich gerührt, umſchauſt."

Das war nun allerdings ein Unternehmen von ſehr zweifelhaftem Erfolge, denn auf dem Platze und auf der Straße ſtand eine unglaubliche Anzahl von Fahrzeugen jeder Art, große Leiterwagen mit zwei langen Brettern zum Sitzen, Omnibuſſe jeder Größe und Geſtalt, Poſtkutſchen, Ein- und Zweiſpänner, Lohnkutſcher von Weilheim und Murnau, und da gerade ſämmtliche Roſſelenker beſchäftigt waren, ihre oft unruhigen Pferde anzuſpannen, ſo gehörte eine beſondere Gewandtheit dazu, unbeſchädigt zwiſchen die ineinander gefahrenen Wagen hinein und wieder heraus zu kommen. Die gefahrvolle Umſchau war überdieß wenig lohnend, denn es ſtanden eine Menge von halb und ganz geſchloſſenen Wagen da, deren Inſaſſen ſich ermüdet in die Ecken gedrückt hatten. Nun begann ſich der rieſige Knäuel langſam zu entwirren, und Haldenberg poſtirte ſich an die Ecke, wo er jedes fortrollende Fahrzeug überſehen konnte. So hielt er ſich denn überzeugt, daß ihm die Geſuchte bis jetzt nicht entgangen war, denn er hatte ſeine Nachforſchungen ſogar mit einiger Indiskretion angeſtellt, zuweilen in einen Wagen hineinblickend, um ſich dann unter Entſchuldigungen wieder zurückzuziehen.

Jetzt erſchien Wieſener mit den Reiſe-Effekten und in der nächſten Minute ſchritten die Beiden, Ruckſack und Plaid über die Schultern geworfen und den ſchweren Wanderſtab in den Händen, rüſtig die Landſtraße dahin, an manchen der ſchon vorhin abgefahrenen Wagen vorüber, die in einer langen Reihe hinter einander fahrend, hübſch langſam thun mußten.

Den Ettalerberg hinab war jetzt wieder die gleiche Völkerwanderung wie geſtern Abend aufwärts, nur mit dem Unterſchiede, daß heute Alles einen viel wohlgemutheren Anſtrich hatte; ſtatt der verdroſſenen Stille gab es jetzt lebhaftes Geplauder und Lachen unter den dahinziehenden Wanderern, man rekapitulirte das Spiel in ſeinen Einzelnheiten und freute ſich dabei des tiefblauen Himmels, der über die Tannen herein leuchtete, und des ſtürzenden Wildbachs zur Rechten in der Schlucht drunten, der in eiligen Kaskaden bergab ſchoß und ſeinen erquickenden Hauch heraufſandte. Auch die vielen Waſſerbächlein, welche geſtern die Straße durchſchnitten, hatten ſich nach allen Richtungen hin verlaufen, weßhalb das Herabſteigen behaglicher war und ſelbſt die zahlreichen Damen mit aufrechterem Haupte dahin ſchritten.

Unſere beiden Reiſenden hatten nach und nach, immer ſcharf umherblickend, die Vorderſten überholt und ließen jetzt, ſtehen bleibend, Alle nochmals vorüberziehen, aber wieder ohne die ſo eifrig Geſuchten zu finden. Entgangen konnten ihnen die beiden Damen nicht ſein, das ſtand feſt; aber eine andere Straße konnten ſie eingeſchlagen haben, nach Hohenſchwangau oder Partenkirchen, und dieſer Gedanke gewann immer größere Wahrſcheinlichkeit, wie Haldenberg, mißmuthig ſtehen bleibend, ſeinem Freunde ausſprach. Es erheiterte ihn auch keineswegs, als Wieſener lachend ſagte: „Warum willſt du denn nicht auch jetzt wieder, wie geſtern Abend, dem Zufall vertrauen? Es iſt ja ſein Geſchäft, den Leuten, die den falſchen Weg rennen, den Gegenſtand ihrer Wünſche unverhofft vor die Augen zu führen!“ —

Leider aber ſollte ſich dieſe Hoffnung nicht erfüllen und als ſie bei einbrechender Dämmerung Murnau erreichten, waren ſämmtliche Fahrzeuge, die von Oberammergau kamen, an ihnen vorübergerollt, ohne daß ſie von den beiden Damen in Braun und Grau auch nur die geringſte Spur entdeckt hätten. Dafür fanden ſie aber einen bequemen leeren Wagen, der noch den Abend nach Seeshaupt zurückkehrte, und ſtreckten mit Vergnügen ihre ermüdeten Glieder in ſeinen weichen Kiſſen aus.

3.

Das Wirthshaus zu Seeshaupt liegt in nächſter Nähe des Starnbergerſees etwas erhöht auf einer ſehr urſprünglichen Terraſſe, deren harte Holzbänke aber doch eine prachtvolle Rundſicht über den hier weit zwiſchen ſeinen maleriſchen Ufern ſich ausdehnenden Waſſerſpiegel gewähren. Vom andern Ende des Sees aus weiter Ferne leuchtet von grüner Wand das weiße Schloß der Starnberger Grafen herüber, gleichſam als Anfangspunkt einer prächtigen Doppelkette von ſanft geſchwungenen Höhen, die meiſtens mit Waldungen beſetzt, grüne Wieſenthäler einſchließen, an denen ſich in Parkanlagen Villen an Villen reihen, reizend gelegene Dörfchen, ſtattliche Schlöſſer, die ſich in der ſtillen Fluth ſpiegeln, und deren Horizont von weit ausblickenden Landhäuſern, von Kirchen und Kapellen gekrönt iſt.

Dies alles zeigte und beſchrieb Wieſener, der den Starnbergerſee genau kannte, ſeinem Freunde, während ſie im Schatten des weit vorſpringenden Hausdaches beim Frühſtück ſaßen. „Siehſt du, dort am öſtlichen Ufer führt unſer Weg über Ammerland und Leoni nach Starnberg; ich freue mich jetzt ſchon auf die Wanderung durch die ſchönen Waldwege, die mir am ganzen See die liebſten ſind.“

„Mache mit mir, was du willſt; ich folge dir und dem Zufall,“ gab Haldenberg zur Antwort, indem er ſeine Kaffeetaſſe zurückſchob, wobei er ſich die Koketterie eines melancholiſchen Lächelns erlaubte. Wieſener mußte darüber hell auflachen und ſagte dann:

„Du mußt doch ſelbſt geſtehen, daß es ſehr rückſichtsvoll vom Zufall war, ſich nicht früher einzumiſchen; denn geſtern auf der Landſtraße ‚ihren‘ ſtolzen Roſſen beſchämt nachſchleichend, hätten wir eine traurige Figur gemacht. Dagegen könnte er ſich jetzt einmal für uns in Unkoſten verſetzen; es wäre doch gar nicht übel,“ fuhr er aufſtehend fort, „wenn in dieſem Augenblicke, wo du hier in maleriſcher Attitüde intereſſant und melancholiſch über den Bretterzaun hingegoſſen lehnſt, unſere Ohren plötzlich das Rollen eines Wagens vernehmen würden ...“

„Wahrhaftig,“ rief der Andere mit dem Ausdruck der Ueberraſchung plötzlich aufhorchend, „ich höre dergleichen!“

„Ich auch — Zufall, Zufall, jetzt nimm dich zuſammen!“

Daß es eine Equipage war, die daherraſſelte, hörte man an dem gleichmäßigen Geräuſche und bald zeigten ſich drüben am Eck der Straße zwei mäßig ſchöne Braunen in ziemlich animirtem Trabe und eine Halb-Kaleſche mit zurückgeſchlagenem Verdeck, in welcher zwei Damen ſaßen.

„Donner und Doria — ſie ſind es, oder ich will mich ausſtopfen laſſen!“ rief Haldenberg, indem er faſt mit einer Geberde der Befangenheit eine zurückweichende Bewegung machte.

„Jetzt aber geſchwind einen ordentlichen Schlachtenplan oder du biſt deines Schutzgottes unwürdig.“

„Nichts da, dem Zufall das Zufällige entgegengeſtellt!“

„Wenn aber das, was mir allenfalls zufällt, alt und häßlich iſt — dann gnade dir Gott!“

Damit waren ſie die paar Stufen, die von der Terraſſe zur Straße führten, hinabgeeilt und kamen dort zugleich mit dem Wagen an, den der Kutſcher durch plötzliches Zurücknehmen ſeiner Pferde kurz anhielt.

Haldenberg hatte ſich neben dem Wagen in einer ſo vortrefflichen Haltung aufgeſtellt, wie ſie ſelbſt Johann von Paris nicht natürlicher annahm, als er ſich der Sänfte der ſchönen Prinzeſſin von Navarra näherte.

Jedenfalls konnten die beiden Damen nicht erkennen, ob Abſicht oder Zufall den jungen Mann mit dem Anſtand eines ſehr vornehmen Herrn gerade jetzt im Moment des Ausſteigens ſo nahe an den Wagenſchlag geführt, daß es unhöflich geweſen wäre, denſelben nicht zu öffnen, obendrein, da der Kutſcher kaum begonnen hatte, langſam vom Bock zu klettern, und ſich der aſthmatiſche Hausknecht ſchwer keuchend ſoeben erſt an der Hausthüre in Bewegung ſetzte. Auch öffnete Haldenberg den Schlag ſo raſch und gewandt und verbeugte ſich dabei mit ſolchem Anſtande, daß die zuerſt ausſteigende Dame, — ach, es war die reizende, ſchlanke Geſtalt im grauen Reiſekleide! — nicht anders konnte, als ihre Hand auf ſeinen dargebotenen Arm zu ſtützen. Ein raſcher Kennerblick fiel auf dieſe feine Hand in dem eng anſchließenden hellgrauen Handſchuh und auf zwei reizende Füßchen in den zierlichſten und tadelloſeſten ziemlich hohen Reiſeſtiefelchen — ihr in das Geſicht zu ſchauen wäre indiskret geweſen, aber er fühlte einen Blick der großen dunklen Augen über ſich hingleiten, wenn er ihn auch nicht ſah.

Was nun die andere Dame betraf, ſo mußte ſich Wieſener, nachdem Beide die Terraſſe betreten, geſtehen, daß ſein Amt als Elephant, im Fall es dazu käme, durchaus nicht ſo unangenehm ſein würde, denn dieſe Begleiterin war eine hübſche Blondine mit friſchem Teint und munteren Augen, eine bewegliche und lebhafte Erſcheinung von ſehr mittheilſamer Natur, deren blendende Zahnreihen häufig genug im Sprechen oder Lachen zwiſchen den friſchen Lippen ſichtbar wurden.

Auch hier auf der Terraſſe umfaßte ſie das herrliche Panorama mit einem einzigen heiteren Blick unter dem lauten Ausruf: „Ah, wie das ſchön iſt!“ während die Andere, die Hand auf die Brüſtung geſtützt, ihre ernſten, großen Augen gedankenvoll in's Weite richtete, ob auf den glänzenden Seeſpiegel oder eine der fern im Dufte liegenden Villen — wer konnte das wiſſen!

Zu Haldenberg, welcher die beiden Damen auf die Terraſſe begleitet, hatte die Schöne im grauen Kleid bei dem Betreten derſelben in trockenem Tone geſagt: „Ich danke Ihnen,“ und ſomit würde die kaum angeknüpfte Bekanntſchaft wieder zerriſſen ſein wie ein leichter Sommerfaden, wenn die Andere unmittelbar darauf nicht jetzt gefragt hätte: „Sie können mir gewiß ſagen, nach welcher Richtung Leoni liegt?“

So viel wußte Haldenberg nach der Beſchreibung ſeines Freundes, daß dieß kleine nur aus Villen und einem Wirthshauſe beſtehende Oertchen wegen der umgebenden Bucht von Seeshaupt aus nicht ſichtbar iſt; er ſagte dies den Damen und fügte hinzu, daß das Dampfboot eben in der Richtung von Leoni komme, um dann, den ganzen See umfahrend, erſt in einigen Stunden dorthin zurückzukehren.

„Das iſt uns gleichgiltig,“ ſagte jetzt die Dame im grauen Reiſekleide, „wir ziehen es vor, dieſen ſchönen See auf einem leichteren Fahrzeuge kennen zu lernen.“

„Allerdings eine herrliche Waſſerpartie,“ meinte Haldenberg, der allmälig ſeine Unbefangenheit wieder gewann, „und wenn ich mir die Bitte erlauben dürfte, uns die Theilnahme daran zu geſtatten, ſo würden wir im Falle gütiger Annahme ſogleich für Boot und Ruderer ſorgen.“

Die beiden Damen ſchauten einander an, was Haldenberg nicht entging, obwohl er angelegentlich die weite Waſſerfläche betrachtete, und es freute ihn, nicht nur auf dem Geſichte der Blonden die Anfänge eines heiteren Lachens zu entdecken, ſondern auch über die ernſten Züge der Anderen ein unendlich reizendes kurzes Lächeln wie einen flüchtigen Lichtſtrahl gleiten zu ſehen.

„Auch darf ich vielleicht mir erlauben zu bemerken,“ fuhr er fort, „daß wir ſchon das Glück hatten, beide Damen zu ſehen auf der Bühne —“

„Und wo war das, wenn ich bitten darf?“ fiel ihm die ſchöne Fee, plötzlich wieder ernſt und ſtrenge geworden, raſch in's Wort, wobei ihre Augen und der kleine Mund einen Ausdruck annahmen, als ſei letzterer nicht allzuweit entfernt von einem gewiſſen Ausdruck, den unſere Reiſenden unter erſchwerten Umſtänden ſchon einmal gehört.

„Geſtern in Oberammergau.“

„Ah ſo — ja wir waren dort, es trieb uns die Neugierde, auch einmal das Leben hinter den Couliſſen zu betrachten.“

„Und dort hatten wir, wie geſagt, das Glück, die beiden Damen zum erſten Mal zu ſehen; darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie mit der Kreuzesſchule zufrieden waren?“

„Gewiß, wer könnte wohl ohne Bewegung dieſe merkwürdigen Vorſtellungen anſehen! Wir haben das Gefühl, daß der Genuß die Reiſe werth war, wenn dieſe ſelbſt nur nicht mit ſo manchen Unannehmlichkeiten verbunden wäre!“

„Ja, beſonders was das Unterkommen anbelangt,“ bemerkte die Andere mit einem ſchelmiſchen Augenzwinkern nach ihrer Freundin.

„Wir waren darin glücklicher,“ miſchte ſich Wieſener, welcher der Beſonnenheit ſeines Freundes nicht recht traute, raſch in das Geſpräch, „oder vielleicht vorſichtiger, da wir eine Wohnung im Wirthshauſe vorher beſtellten.“

„Ich liebe dieſe allzu ängſtliche Vorſicht nicht immer, ſondern laſſe mich zuweilen gerne vom Zufall führen, wohin es gerade gehen mag; ſo würde ich zum Beiſpiel heute Morgen,“ ſetzte ſie, die dunklen Augen wieder gegen den See wendend, hinzu, „für mein Leben gerne eine Fahrt auf's Gerathewohl nach irgend einer ſchönen Uferſtelle hier auf dem großen Waſſer unternehmen.“

„Auch dazu wären wir mit dem größten Vergnügen bereit, wenn Sie mir geſtatten wollen, auf meinen Vorſchlag eines gemeinſchaftlichen Bootes zurückzukommen,“ ſagte Haldenberg, worauf er mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung hinzuſetzte: „Es iſt ja wohl nichts Ungewöhnliches oder Unbeſcheidenes von unſerer Seite, ein Reiſeglück, wie es uns heute zu Theil geworden,“ hier folgte eine zweite tiefere Verbeugung, „feſtzuhalten und in geziemender Ehrfurcht zu benützen.“

„Ungehöriges oder Unpaſſendes ſehe ich durchaus nicht darin,“ gab die Dame in ruhigem Tone zur Antwort, „es kommt ja häufig genug vor, daß man auf der Reiſe eine zuſagende Geſellſchaft trifft, mit der man ein paar Tage weiterzieht — warum auch nicht?“

„Dieſe Anſicht macht mich ganz glücklich und dürften wir alſo hoffen —“

„Leider aber,“ fuhr ſie unbefangen fort, als hätte ſie den Zwiſchenſatz des jungen Mannes gar nicht gehört, „wären wir auch bei dem beſten Willen nicht im Stande, von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen, denn wir erwarten hier ein Boot, das uns abholen ſoll, und über das wir, da es freundlichſt für uns Beide angeboten wurde, weiter keine Verfügung haben."

„Ich glaube, dort kommt es ſoeben um das Vorgebirge herum!" rief die andere Dame, ihr Glas dorthin richtend.

„Ah, ein Segelboot," bemerkte Haldenberg, indem er mit der Miene getäuſchter Erwartung einen Schritt zurücktrat.

„Und ein tüchtiges dazu," ſagte Wieſener, es gleichfalls durch ſein Glas fixirend, „es iſt, was man eine Segeljolle nennen könnte; lang und ſchlank gebaut, und kommt in einem guten Zuge vorwärts, denn man ſieht deutlich, wie die Schaumwellen vorn um den Bug ſpielen."

„Ich freue mich kindiſch auf dieſe Waſſer- und Segelfahrt," ſprach die Dame im grauen Reiſekleid mehr vor ſich hin, als zu den Anderen, wobei ihre großen dunkeln Augen leuchteten — dann fragte ſie ihre Begleiterin: „Kannſt du ſchon ſehen, wer ſich im Boote befindet?"

„Zwei Herren ſehe ich, die mit Ferngläſern herüberſchauen, und vermuthe einen dritten am Steuer."

„Sie ſind's," meinte die Andere, nicht ohne einige Koketterie um ſich ſchauend, worauf ſie raſch und lebhaft hinzuſetzte, „aber ich glaube, es iſt Zeit, daß wir an's Ufer gehen, das Segelboot fliegt ordentlich heran; ich kann ſchon mit bloßem Auge die ſeitwärts wehende Flagge erkennen; nicht wahr, Helene, blau und gelb?"

„Allerdings blau und gelb — gehen wir alſo, wenn es dir recht iſt."

„Und werden Sie uns geſtatten, Sie wenigſtens bis zum Bord des Schiffes zu begleiten?"

„Bis an den Bord darf ich Ihnen das allenfalls erlauben,“ entgegnete die Dame mit den dunklen Augen, wobei ſich zum erſten Mal ihre Mundwinkel zu einem unwillkürlichen Lachen verzogen, ſo daß Haldenberg, der bei ſolchen Veranlaſſungen ſtets wie auf der Menſur ſtand, dieſe kleine Nachgiebigkeit ſofort benutzte, und allerdings in demüthigſtem Tone zur Antwort gab: „Warum nicht weiter, mein gnädiges Fräulein! Wer weiß, ob man am Bord Ihrer Galeere nicht ein paar treu gehorſame und anhängliche Sklaven gut gebrauchen könnte!“

„Nein, nein, das wäre eine zu gewagte Vermehrung der Equipage, und ſelbſt wenn ich dies zu geſtatten das Recht hätte, müßte ich eine ſolche Ehre als zwecklos ablehnen.“

„Aber im Betreff eines gemeinſchaftlichen Ruderbootes ſchienen Sie doch vorhin anderer und gütigerer Meinung zu ſein,“ ſagte Haldenberg, während er an der Seite der ſchönen jungen Dame den beiden Andern folgend, dem Ufer zuſchritt.

„Ja, wenn es der Zufall vielleicht ſo gefügt hätte.“

„Alſo muß man ſich an Gott Zufall wenden und ein Gelübde thun, damit er es gnädig fügt, Ihnen wieder einmal zu begegnen, wenn kein erwartetes Segelboot in Sicht iſt.“

„Hielten Sie das wirklich eines Gelübdes werth?“

„A—a—a—ah, des größten, mein Fräulein, erlauben Sie mir, Ihnen zu geſtehen —“

„Nein, das erlaube ich Ihnen durchaus nicht,“ fiel ſie raſch mit einem ſolchen Ernſt im Tone der Stimme, wie im Ausdruck ihrer Augen ein, daß er es faſt bereute, ſo erregt geſprochen zu haben und ausweichend erwiderte:

„So erlauben Sie mir wenigſtens, den Zufall zu bitten, daß er mir noch einmal ſo gnädig ſein möge als heute."

„Für das, was der Zufall thut, bin ich nicht verantwortlich, aber es müßte ſonderbar genug zugehen; wer weiß, wo wir heute Abend ſind!"

„Doch gewiß in dem reizenden Leoni?"

„Kaum; wir haben nur noch wenige Tage, und die wollen wir ſelbſt nicht am reizendſten Orte in ruhiger Unthätigkeit verbringen. Vielleicht machen wir uns ſchon heute Abend auf den Weg nach einem der alten Klöſter hier in der Umgegend, oder gar nach dem Peißenberg hinüber."

„Und auch dabei würden Sie uns keine Begleitung geſtatten?"

„Nur wenn es der Zufall ſo fügte, ohne jede Verabredung, beſonders aber ohne jeden Verſuch Ihrerſeits, uns zu beobachten — doch wäre dies ohnehin vergebliche Mühe, denn während Sie uns auf dem Wege zum Peißenberg erwarten, ſitzen wir höchſt wahrſcheinlich drüben in einem ſtillen Waldthale und ſchauen in den aufgehenden Mond; ich glaube, wir haben heute ſo etwas wie Vollmond."

Sie ſagte die letzten Worte in einem beinahe ſpöttiſchen Tone, um gleich darauf, als habe es ſie gereut, viel gemüthlicher fortzufahren: „Sehen Sie doch, wie ſich das Segelboot in einem großen Bogen zierlich dem Ufer nähert — iſt das nicht ſchön, Helene?" rief ſie der vorausgegangenen Freundin zu, die darauf ſtehen blieb, ſich umwandte und mit einem heiteren Lächeln herüberblickte.

Vom Bord des Schiffes klang der ſchrille Ton der Bootmannspfeife, worauf Topp und Gaffel mit einer großen Schnelle und Genauigkeit gerafft wurden, und das Boot mittelſt einer eleganten Wendung an der Landungsbrücke anlegte.

Von den drei Perſonen, die im Segelboote waren, blieben zwei junge Männer am Steuer und bei den Tauen zurück, und nur der dritte, ein ſchon älterer Herr mit grauem Haar, kam heran, um die beiden Damen freundlich zu begrüßen und dabei ſeine höchſte Bewunderung einer ſo ganz enormen Pünktlichkeit auszuſprechen. Er betonte dies ſo lebhaft, daß die Dame im grauen Reiſekleid, als ſie ihm die Hand reichte, um beſſer an Bord ſteigen zu können, lachend erwiderte: „Aus Ihren Lobeserhebungen hört man deutlich heraus, in welch' zweifelhaftem Renommée unſere Pünktlichkeit ſonſt bei Ihnen zu ſtehen ſcheint!"

„Behüte, das ſollte kein Vorwurf ſein, nicht einmal eine Klage!" erwiderte der alte Herr in gütigem Tone, „es iſt ja ſehr natürlich, daß ein ſchöner Schmetterling bald hierhin, bald dorthin flattert, ohne ſich um menſchliche Speiſeſtunden zu bekümmern, oder daß die Nachtigall nicht immer pünktlich nach der Uhr ihre ſüßen Lieder erſchallen läßt. Indeſſen heiße ich dich herzlich willkommen, theuerſte Nachtigall, und ſoll dir alles mögliche Schöne von denen zu Haus ſagen. — ah, Fräulein Helene, ſehr erfreut, Sie zu ſehen!" —

Dieſe Begrüßungsworte waren vor unſeren beiden Reiſenden ausgetauſcht worden, welche die Damen bis an das Ende des ſchwanken Stegs geleitet hatten. Dann kam noch ein wohlwollendes Kopfnicken und von Seite der Blonden die heiter ausgeſprochene Verſicherung, dem Zufall mindeſtens nichts in den Weg legen zu wollen, und die Freunde waren entlaſſen. Nachdem die Damen in der Nähe des Steuerruders Platz genommen, ſtieß einer der Herren das Boot mit dem großen Haken ab, bis der Oſtwind das Fockſegel füllte und das zierliche Schiffchen mit den breiten, aber ſchlankgeſchnittenen ſchneeweißen Segeltüchern einen Augenblick hin und her ſchwankend ſich zu beſinnen ſchien, ehe es den Druck des Windes aufnahm, ſich elegant zur Seite neigte und von den langen Wogen ſanft bewegt dahin zog.

„Das Schiff ſtreicht durch die Wellen, Fridolin,“ ſang Wieſener lachend, indem er ſich mit ungemeiner Grandezza gegen ſeinen verdrießlichen Gefährten verbeugte. Dieſer ſtarrte dem entſchwindenden Boote mit dem Ausdruck geſpannteſter Erwartung nach, ob nicht am Bord noch irgend eine letzte Begrüßung, ein Wink mit der Hand, ein Flattern des Taſchentuchs, oder dergleichen ſichtbar würde.

Aber nichts von allem dem, nichts — durchaus nichts, als eine von drüben zurückkehrende breite Welle, die ſich gegen den Strand brach und über die Uferkieſel mit leiſem Rauſchen hinſpielte.

„Und wenn es nun Euer Gnaden gefällig wäre, ſo könnten wir uns auch wieder auf die Beine machen, das heißt, zuerſt nach Ammerland hinüber fahren, um dann durch herrliche Waldwege auf die Hochebene dort über dem See zu gelangen, wo wir uns alsdann in jeder Beziehung auf der Höhe der Situation befinden werden.“

„Wie verſtehſt du das?“

„Nun, der reizende Weg am Rand des Seebeckens führt auch oberhalb Leoni vorüber, und wir haben ja Zeit, es uns zu überlegen, ob wir dort an's Ufer hinabſteigen wollen, oder entſagend weiter gegen Starnberg ziehen.“

„Ich muß wohl in dieſem Falle für Entſagung ſtimmen,“ gab Haldenberg mit einem leichten Seufzer zur Antwort, „denn das Verlangen, nur dem Zufalle eine abermalige Vorſtellung zu geſtatten, wurde von jenen ſchönen trotzigen Lippen allzu kategoriſch ausgeſprochen. Thun wir alſo wie du geſagt und vertrauen uns denn auch wir dieſem trügeriſchen See, der uns ſoeben noch das Schönſte geraubt!“

Wenige Zeit nachher ſaßen ſie in einem Boote; der Schiffer zog tüchtig aus, nach Ammerland hinüber, deſſen weiße Schloßthürme ſich von dem dunkeln Tannenwald abhoben.

„Es iſt wunderbar ſchön hier!“ ſagte Haldenberg und ſtreifte mit einem Blick das Ufergelände — — — — „Dieſes bayriſche Gebirg iſt noch nicht ſo bekannt, als es verdient.“

„Um Gottes willen, ſchweig!“ rief Wieſener, „es iſt bekannter als einem Menſchen lieb ſein kann, der hier noch in idylliſchen Zeiten lebte. Und daß es nicht ſchon ganz und gar ‚europäiſch‘ iſt, davor ſchützt es nur die biedere Einfalt ſeiner Bewohner, die da glauben, den Fremden ohne jede Gegenleiſtung mit Schweizerpreiſen das Fell über die Ohren ziehen zu können. Gott erhalte ſie noch recht lange dabei, die guten Leute, auf daß die Engländer und Berliner rechts und links nach der Schweiz und Tirol abſegeln, wo ſie es entſchieden beſſer haben!“

Das Boot glitt an den niedlichen Villen von Ambach vorüber und dem bis an's Waſſer herunter tretenden Wald entlang, bis es endlich an der Landungsbrücke von Ammerland anlegte.

„So,“ ſagte Wieſener, „nun nehmen wir den Ruckſack um, und werfen den Plaid elegant über die Schulter, um uns dort an dem Ufer, wo die Bewohner oder vielmehr die Bewohnerinnen bereits zuſammen ſtrömen, in würdiger Verfaſſung zu präſentiren.“

Fremde ſind in dieſem ſtillen hübſchen Erdenwinkel ſtets ein Ereigniß, beſonders wenn ſie von auswärtigen Seeplätzen, von Bernried, Tutzing oder gar von Starnberg her landen; und was man früher von der Läſterallee Helgolands erzählte, paßt auch auf manche Orte — wir wollen dabei Leoni nicht zurückſetzen — des Starnbergerſees; doch machten die Fremdlinge hier offenbar keinen unangenehmen Eindruck, ja es ſchien in kleinen intimen Kreiſen bedauert zu werden, daß ſie nach eingenommener friſcher „Morgenhalbe“ weiter in die Berge hinaufzogen.

4.

Indeſſen ſchritten die Beiden wohlgemuth und rüſtig die Dorfſtraße aufwärts und gelangten bald über die Felder zum Eingang des Waldes, der hier ſtundenweit die Höhen bedeckt. Sein erquickender Schatten und friſcher Duft machte ihnen die Wanderung zum Genuß. Beſonders Haldenberg wurde nicht müde, dieſen köſtlichen Morgen zu genießen und ſich an den wechſelnden Blicken über die grünen Höhen oder hinunter auf das weite Seebecken zu erfreuen. Sie hatten ſich nach zweiſtündigem Marſch an einer beſonders ſchönen Stelle in’s hohe Gras gelagert, unter dem Schatten hoher Buchen, wo das ganze weite Seepanorama vor ihren Blicken lag. Drüben ſtand duftig und blau die Alpenkette bis zur jäh abfallenden Zugſpitze, auf deren Hintergrund ſich der ſonderbare Felskegel, das „Ettaler Mandl“ genannt, ſcharf abhob.

„Dort drüben waren wir geſtern,“ ſagte Haldenberg träumeriſch gegen die Berge blickend, „und Hunderte von Menſchen waren mit uns da, die jetzt nach allen Richtungen der Windroſe auseinandergeſtreut ſind und von denen wir vielleicht Keinem mehr in dieſem Leben begegnen werden — das iſt doch eigentlich ein wehmüthiger Gedanke.“

„Himmel, was mußt du allemal beim Verlaſſen des Schnellzuges auf der Endſtation leiden,“ ſpottete Wieſener; „wenn deine Seele ſich ſo liebevoll an die unbekannte Menſchheit feſtrankt! Aber es kommt mir vor, als ob du die Sehnſucht nach den Vielen bemeiſtern könnteſt, wenn du nur ſicher wäreſt, die Eine wiederzuſehen?“

„Warum ſoll ich es leugnen? Ja, ſie hat es mir angethan, vollſtändig angethan und, du magſt nun lachen darüber oder nicht, die Sternſchnuppe, die in demſelben Augenblick fiel, als ich ſo lebhaft an ſie dachte, hat den Zauber vollends feſt geknüpft!“

„Nun, dann löſt ihn vielleicht wieder eine andere, wir ſind ja im Auguſt, wo ſie allnächtlich ſchaarenweiſe fallen, paſſe nur gut auf! Aber für jetzt wollen wir dort über die Wieſen nach der Rottmannshöhe ſtreben, wo ſich neuerdings ein ſchönes großes Hotel zwiſchen Buchen und Tannen erhebt und dieſem bisher nur von Naturſchwärmern heimgeſuchten berühmten Ausſichtsplatz einen ſehr angenehmen und ſoliden Hintergrund verleiht.“ . . .

„Wahrhaftig, hier iſt es gut ſein!“ rief Haldenberg eine Viertelſtunde ſpäter bei der Ankunft auf der breiten

Terraſſe des Gaſthofes, die mit hohen Bogenöffnungen der entzückenden Ausſicht über Gebirg, See und Wald zugekehrt liegt. Behaglich ließen ſich Beide auf die bequemen Sitze nieder und verzehrten ein ausgezeichnetes Mittagsmahl mit dem erhöhten Appetit von Leuten, die eine tüchtige Fußwanderung hinter ſich haben. Dann ſaßen ſie mit Kaffee und Cigarren an der vorderen Mauerbrüſtung und ließen immer wieder von Neuem die Augen über das herrliche Landſchaftsbild ſchweifen. „Man möchte am liebſten gar nimmer fort,“ ſagte Haldenberg und legte träumeriſch mit halbgeſchloſſenen Augen den Kopf an die hohe Stuhllehne.

„Vergiß nicht, daß wir uns gerade über Leoni befinden und daß es in dem alten Liede heißt:

‚In der goldenen Zwiebel
Iſt's auch nicht übel.‘

Ich ſage dir, dieſes Leoni mit ſeinem Waldſchatten und Quellenrauſchen, mit prächtigen Landhäuſern und Blumengärten mitten unter den hundertjährigen Bäumen iſt ein entzückendes Fleckchen Erde. Auch dort gibt es eine Wirthshausterraſſe, unmittelbar in den See gebaut, wie — nun, ungefähr wie die des Hôtel de la Monnaye in Vevey, wo du ſo entzückt warſt.“

„A—a—ah—!“

„Ja, gerade ſo, nur ganz anders,“ lachte Wieſener, „denn von vornehmen Marmorbaluſtraden und Orangenbäumen iſt dort unten nichts zu ſpüren. Ein ſimples Holzgeländer und eine ordentliche Weidenbrüſtung gegen das Waſſer bilden die Einfaſſung, aber dort wie am Genfer See rauſchen die Wellen lieblich und ſitzt man im kühlen

Schatten, während das Dampfboot Gäſte aus allen Weltgegenden an die Landungsbrücke abſetzt.“

„Gehen wir hinunter,“ ſagte Haldenberg.

„Aber Frau oder Fräulein von Sternſchnuppe und der Zufall?“ fragte Wieſener. „Das hieße doch, ihm allzu ſichtbarlich unter die Arme greifen und könnte einen andern, als den gewünſchten Eindruck machen.“

„Du haſt Recht.“

„Nun, werde mir nur nicht melancholiſch! Siehe, da nähert ſich eine bunte Geſellſchaft, und ſcheint es gleichfalls hier auf die Rottmannshöhe abgeſehen zu haben. Wollen wir ſie erwarten und uns dabei unter den Töchtern des Landes umſchauen, oder wäreſt du dafür, den Stab weiter fortzuſetzen?“

„Es will Abend werden,“ erwiderte der Andere trübſinnig, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, „auch mache ich mir gerade jetzt gar nichts aus fröhlichen Geſichtern und lautem Lachen, doch haſt du als Wegekundiger darüber zu beſtimmen, ob wir noch bleiben oder aufbrechen ſollen.“

„Wir haben von hier nach Starnberg noch zwei tüchtige Stunden, wenn wir den geraden Weg nehmen, mindeſtens aber drei, wenn ich dich, wie ich wohl wünſchte, höchſt intereſſante Waldpfade führen darf.“

„Führe mich dieſe höchſt intereſſanten Waldpfade, es wird mich zerſtreuen, und wer weiß, ob wir nicht dadurch auch dem Zufall Gelegenheit verſchaffen, ſich freundlich gegen uns zu erweiſen!“

„Oder etwas Zauberei zu treiben, um ihn oder vielleicht gar ſie herbeizulocken, und dazu wüßte ich einen herrlichen Platz, an dem wir dicht vorüberkommen.“

„So laß uns denn gehen!“

„Gemach; es iſt noch etwas früh, oder wir müßten auf's behaglichſte dort über die Wieſengründe ſchlendern, um die Grenzen jenes fernen Waldes erſt zu erreichen, nachdem die Sonne untergegangen iſt; ich brauche Dämmerung und Mondſchein für meinen Zauberort.“

„Nun, die Sonne wird nicht mehr allzu lange ſichtbar bleiben und bei dem wunderbar ſchönen Abend kann es uns nicht ſchwer fallen, langſam zu flaniren.“

„Alſo, vorwärts!“

Kurze Zeit darauf tauchten unſere Reiſenden in den dichten Schatten eines kleinen Wäldchens, um, bald darauf wieder in's Freie tretend, die Straße auf der Höhe fortzuwandeln, wo man links beſtändig den See zur Seite hat, während rechts einzelne Gehöfte mit kleinen Waldpartien, Dörfern und Kapellen abwechſeln.

„Sieh,“ ſagte Wieſener ſtehen bleibend, „dort iſt der Dampfbootſteg von Leoni. Noch iſt es Zeit, wenn du hin willſt.“

Doch ſchritt Haldenberg kopfſchüttelnd weiter, indem er antwortete: „Ich ſcheue jeden Schein von Lächerlichkeit, und der würde nicht ausbleiben, wenn wir uns ſo ganz zufällig da unten präſentiren wollten — nein, nein, mich freut auch der weite Blick von hier oben, der milde Luftzug, der uns umfächelt und die Ausſicht, dort drüben wieder in kurzem den Wald zu erreichen — dort ſind doch wohl die intereſſanten Pfade, von denen du vorhin ſprachſt?“

„Gewiß — ſiehſt du drüben an der Grenze des Gehölzes einen hellen Punkt hervorleuchten?“

„Ja, wir gehen gerade darauf los.“

„Das iſt eine kleine Kapelle, der heiligen Anna gewidmet, hinter welcher wir den Wald betreten, während die Fahrſtraße nach Starnberg mehr links, durch jene kleine Ortſchaft, Oberberg genannt, führt.“

„Ich bin jedenfalls für den Waldpfad, denn was wir bis jetzt von ſogenannter Fahrſtraße erlebt haben, iſt doch, mit Reſpekt zu ſagen, unter aller Kritik, und das auch noch in der Nähe eines königlichen Lieblings-Landaufenthaltes!“

„Man begnügt ſich eben allerhöchſten Ortes gleichfalls mit ſolchen Wegen, wie der Augenſchein lehrt, wenn man die Verbindungsſtraße betrachtet zwiſchen Oberberg, wo die königliche Kapelle ſteht, und dem Schloſſe drunten am See. Es iſt das hier eine eigenthümliche Verwickelung von Gerechtſamen und Laſten der verſchiedenſten Art, an welche Niemand rühren mag und worüber ſich die erbaulichſten Geſchichten erzählen ließen.“

„Bleiben wir alſo der heiligen Anna treu; ich habe immer eine gewiſſe Vorliebe für dieſen Namen empfunden.“

„Laß dich hier noch für ein paar Augenblicke mit mir auf den Stufen des kleinen Kirchleins nieder, blicke aber über die Hochebene hinweg auf die majeſtätiſche Bergkette, du ſiehſt ſie dann nicht mehr, wenn wir uns dort rechtshin wenden.“

„In der That wunderbar — ſieh, wie die volle Mondſcheibe, die dort zwiſchen den Bäumen heraufkommt, uns nach eingetretener Dunkelheit eine prachtvolle Beleuchtung verſpricht; wahrhaftig, ich bin erkenntlich, lieber Freund, und ſchreibe dir den heutigen herrlichen Tag in dein Guthaben.“

„Doch ſoll man den Tag nicht vor dem Abend loben,“ ſagte Wieſener, indem er mit prüfendem Blick zu den fernen

Bergen hinüberſchaute, deren Anblick ſich allerdings in kurzer Zeit vollſtändig verändert hatte, denn ſie, die kaum vor einer halben Stunde noch im Schein der tief ſtehenden Sonne in farbenreicher Klarheit glänzten, Schroffen, Zacken und Spitzen, ſcharf wie mit einer Nadel in Stahl geritzt, erſchienen jetzt wie verdrießliche Rieſen, im Begriff, ſich vor herannahendem Sturm in weite, wallende Gewänder zu hüllen. Die Zugſpitze hatte Schleier von bräunlicher Farbe zu ſich heraufgezogen, während ſich von oben herab Wolkenmaſſen niederſenkten, die unten tiefgrau und oben ſchwefelgelb oder röthlich angehaucht erſchienen. Dunſtmaſſen in den ſeltſamſten Geſtaltungen erhoben ſich vom See auf, das Vorland aber lag in tiefem Schatten.

Haldenberg hatte ſich auf dem mooſigen Grund vor den Stufen des alten Kirchleins gelagert, eine Cigarre angezündet unh rezitirte jetzt:

„‚Dort in jener Berge Ferne
Scheint ein Wetter aufzuziehn!‘

— Nun, für ein ſolides Gewitter wäre es heute heiß genug geweſen; ah, wie erfriſchend ſtreicht jetzt der Windhauch über die Höhe her!“

„Gerade dieſer Lufthauch will mir nicht gefallen,“ meinte Wieſener um ſich ſchauend, und würde jedenfalls den Waldgang vollſtändig aufgegeben haben, wenn er hätte ſehen können, wie hinter der hohen Baumwand der Waldgrenze bereits auch eine dunkle Wolkenwand heraufgekommen war. „Jedenfalls aber iſt es beſſer,“ ſagte er nach einer Pauſe, „daß wir uns wieder auf den Weg machen, entweder durch den Wald oder, wenn du meinſt, dort auf der Fahrſtraße.“

„Nichts von Fahrſtraße, ich will die mir verheißenen intereſſanten Waldpfade mit jenem Orte haben, der ſich für nächtliche Zauberei eignet.“

„Gehen wir alſo!“

Dann betraten ſie das herrlich kühle Walddickicht voll Kräuterduft und Harzgeruch, und kamen ſich zwiſchen den mächtigen Bäumen wie plötzlich abgeſchieden von aller Welt vor, geſchützt vor den drohend emporziehenden Wolken, unerreichbar für den Luftzug, nur begleitet von den letzten Sonnenſtrahlen, die, ſchräg hereinfallend, Gras, Moos und Baumſtämme noch für wenige Minuten mit goldenem Lichte übergoßen.

Zuweilen öffnete ſich zu ihrer Rechten ein Ausblick in einſame Waldthäler oder auf Wieſengründe, wo einzelne Häuſer ſtanden und wo Heerden von Vieh mit geſenktem Kopf ihr Futter ſuchten, auch floß dort ein breiter, hellſchimmernder Bach, aber alles das ſo weit entfernt, daß es für die beiden Wanderer nicht den Eindruck der Einſamkeit ſtörte, während ſie ſelbſt ungeſehen im ſchon dunkler werdenden Schatten der hohen Bäume dahingingen. Dann wandte ſich aber ihr Pfad wieder in's Dickicht hinein, ja die Umgebung wurde ſo urwäldlich, daß der helle Himmel über ihnen, wie auch der Blick in Thäler, wo Menſchen wohnen, ganz verſchwand. Selbſt der Lichtreflex des glänzenden Abendrothes hatte nicht die Macht, hier einzudringen, und ſo befanden ſie ſich nach wenigen Schritten in der Dämmerung einer viel ſpäter erſcheinenden Abendſtunde.

„Es ſcheint mir, wir nähern uns dem intereſſanten Orte,“ ſagte Haldenberg.

„Hörſt du nichts?“ fragte Wieſener ſtehen bleibend.

„Doch, wie das Rauſchen von Waſſer über ein Mühlenwehr tönt es da neben uns aus der Tiefe herauf und dort müſſen wir wohl hinab? Ich bemerke aber keinen Pfad."

„Folge mir nur, allerdings geht es etwas ſteil abwärts, doch mache es wie ich, faſſe die Bäume rechts und links und nach kurzer Zeit wirſt du eingeſtehen, daß deine Mühe nicht ganz unbelohnt geblieben."

„Dieſem Wege nach," lachte Haldenberg, nachdem er ein paar herzhafte Sprünge abwärts gethan, „kommen wir auf einen Grund, wo Bären oder Wölfe hauſen, oder wo eine alte Hexe Zaubertränke braut. — — A — a — a — ah!"

Dieſer Aufruf, womit er nach einem abermaligen Hinabrutſchen neben Wieſener ſtehen blieb, galt einem mäßig großen, ſtillen Waldthale, das, nur noch etwas tiefer, vor ihnen lag und vielleicht nichts Eigenthümliches geboten hätte, wenn nicht die Gebäude da unten, Wohnung, Stallung und Scheune, ein Eiſenhammerwerk mit verfallener Schmiede, ja der ſchilfbewachſene Teich, der ſein Waſſer melancholiſch rauſchend über das ſchon Jahre lang nicht mehr geöffnete Mühlenwehr ſtrömen ließ, das troſtloſe Bild eines tiefen Verlaſſenſeins gezeigt hätte. Wurde dieſer Eindruck hervorgebracht durch den Mangel jedweden Lebenszeichens oder durch die Verfallenheit des Ganzen zugleich mit dem Beginn der Dämmerung — genug, er war da und wurde in dieſem Augenblicke noch vermehrt durch einen großen Raubvogel, der heiſer ſchreiend mit ausgebreiteten Schwingen über dem ſtillen Teiche ſchwebte.

„Iſt die Mühle da unten in der That ſo verlaſſen, wie ſie ausſieht, oder ſpielen Menſchen und Vieh Verſteckens mit einander, und haben wir Hoffnung, im nächſten Augenblick an allen Ecken Lebendiges hervorquellen zu ſehen?"

„Wie es daliegt,“ gab Wieſener zur Antwort, „ſo ſah ich es ſchon vor acht Jahren, als ich zum erſten Male durch Zufall hieher kam.“

„Seltſam in der That, iſt es doch gerade wie im Märchenbuche, als die beiden verirrten Kinder vor ſich im tiefen Thale die verzauberte Mühle liegen ſahen.“

„Da haſt du ſie, wie ſie dir damals deine Phantaſie vorſtellte, und ohne Zweifel geht es um Mitternacht hier genau ſo zu, wie wir es damals mit Schaudern laſen: unſichtbare Hände werden das Wehr aufziehen, die Räder drehen ſich knarrend und ſeufzend, die Hämmer beginnen zu pochen, und wer weiß, ob nicht eine Gnomenſchaar herbeikommt, allerlei ſeltſames Geräthe für ihren Bergbau zu ſchmieden und ſo lange da unten ihr Weſen zu treiben, bis der geſpenſtige Müller das Fenſter aufreißt, um nach dem Lärm zu ſchauen, oder bis der Geiſt eines ehemaligen Haushahnes durch lautes Krähen dem Spuk ein Ende macht.“

„Haſt du vielleicht Luſt, das abzuwarten?“ fragte Haldenberg, „ich bin ſehr gerne dabei.“

„Die Nacht wäre günſtig,“ ſagte der Andere, aufblickend; „ſieh den beinahe vollen Mond an, wie er hinter dünnem Schleier niederſchaut und gerade dadurch jenes dämmerige Licht verbreitet, das die Geiſter, wie man ſagt, lieben — und was für ein prächtiger Abend iſt es dabei, die wohlige weiche Luft, der berauſchende Duft des Waldes, und wenn ich auch nicht im Stande bin, hier Geiſter zu zitiren, ſo wird es dir doch an einem gewiſſen Grauen nicht fehlen, wenn wir da unten die verlaſſene Wohnſtätte betreten, wo es einſt ſchlimm genug hergegangen ſein ſoll.“

„O erzähle mir doch eine rechte Schauergeſchichte von der geſpenſtigen Mühle!“

„Näheres weiß ich nicht, denn die verſchiedenen einheimiſchen Quellen gehen ſtark auseinander, der Eine wußte dies, der Andere das zu erzählen; hier die Proſa des Lebens: Ein Eigenthümer, der, ſtatt ſeine Senſen und Sicheln zu ſchmieden, ſich lieber draußen auf den Kirchweihen umhertrieb, wo luſtig getrunken und luſtig gerauft wurde, bis er ſich ſelbſt von Haus und Hof weggeſchwemmt und geſchlemmt hatte; dort aber eine andere poetiſchere und tragiſchere Faſſung: Ein junges, ſchönes Weib, dem an der Seite eines verdroſſenen Gatten dies ſtille, umſchloſſene Waldthal wie ein Gefängniß vorkam, wie ein verlorener Grund, in dem ihr jugendlich frohes Herz wohl pochte, aber weder lebte noch genoß, bis Er eines Tages vor ſie hintrat, keck den Hut auf das lockige Haar gedrückt, vielleicht das Skizzenbuch unter dem Arm, und ſie heiter lächelnd anſprach:

‚Grüß' Gott dich, ſchöne Müllerin!'

wie er dann fand, daß Buchen und Eichen nirgendwo ſo maleriſch ſeien als hier in dieſem ſtillen Grunde, den er Tag um Tag aufſuchte, in dem er auch wohl die Nacht über blieb, wenn vielleicht ein Gewitterſturm die Stämme ſchüttelte und den Rückweg gefährlich machte, bis der Herbſt kam und die Blätter von den Bäumen fielen, wodurch Alles ſo klar und durchſichtig wurde, daß der Hammerſchmied, der bis dahin gleichfalls Geſchmack an dem heiteren Geſellen gefunden, auf einmal deutlich ſah, furchtbare Rache nahm und dann ſpurlos verſchwand."

„Das Hammerwerk aber lief wohl fort, bis Alles aus den Fugen ging, oder vielleicht um die Mitternachtsſtunde die Gnomen erſchienen, um das Werk zu ſtellen?"

„Gewiß, und um die Mitternachtsſtunde taucht auch todtenbleich, im weißen Gewande, das ſchöne junge Weib aus dem Mühlenwehr und ringt die Hände, bis ſie im Mondſchein zerfließt.“

„— — Beim Himmel, nein — ſie iſt nicht zerfloſſen!“ rief Haldenberg, indem er plötzlich ſtehen blieb und den Arm ſeines Freundes faßte; „blick' dorthin, ſiehſt du die weiße Geſtalt, faſt blendend im Mondlicht und auf dem dunklen Hintergrunde der Schmiede?“

„Seltſam — gewiß ſah ich ſie und weiß nicht, wohin ſie ſo plötzlich verſchwunden iſt.“

„Das wäre der Nachforſchung werth; was meinſt du, Wieſener?“

„Warum nicht, wenn es ohne Indiskretion geſchehen kann, woran ich indeß zweifle, denn ſieh', dort hinter dem Hammerwerk, kaum erkennbar durch die Gebüſche, erſcheint die Geſtalt wieder, aber diesmal nicht allein, ſondern eine zweite, dunklere hat ſich zu ihr gefunden, und ich fürchte, wir ſtören hier ein Rendezvous.“

„Soll uns das abhalten, eine kurze Zeit zwiſchen dieſen verlaſſenen Gebäuden umherzuſtreifen? Ich, möchte mir wenigſtens die Schmiede mit ihren Hämmern und ihrem zerſtörten Mühlenwerk anſehen.“

„Warum nicht? Wir beabſichtigen Niemand zu ſtören, wollen aber auch nicht genirt ſein. Hier haſt du das Wohnhaus ganz gut erhalten, wie ich ſchon einmal fand, da ich durch die auch jetzt noch unverſchloſſene Hausthür eintrat und mich in den Zimmern umſchaute; dort iſt eine Scheune, daneben Wirthſchaftsgebäude mit Backofen und Brunnen, aber intereſſanter als alles das ſind dort die Schmiede und das offenſtehende Hammerwerk, und hat mir das ſtets einen unheimlichen Eindruck gemacht.“

„Du haſt recht, es ſieht ſeltſam genug aus, beſonders bei dem hellleuchtenden Mond, der jetzt ſo freundlich iſt, ſich unverſchleiert zu zeigen."

Wieſener hatte ſchon vorher an den Himmel hinaufgeſchaut und gab kopfſchüttelnd zur Antwort: „Unverſchleiert iſt er allerdings, dafür aber bemerke ich einen dichten grauen Wolkenmantel, den er in Kurzem über das Geſicht ziehen wird und der mir zu denken gibt."

„Du fürchteſt ein Gewitter?"

„Wenigſtens glaube ich, daß wir eins bekommen werden — die Luft iſt immer noch faſt beängſtigend heiß, und die Wipfel der Bäume, die ſich ſonſt um dieſe Zeit leicht im Winde bewegen, ſtehen vollkommen regungslos."

„Ganz recht, aber das paßt ſo gut zu dieſem weltabgeſchiedenen Thal!" Dann fuhr Haldenberg deklamirend fort:

„Ueber allen Gipfeln iſt Ruh
In allen Wipfeln ſpüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruheſt du auch!"

„Ja," meinte Wieſener lachend, „und wenn auch nicht in einem guten Bette in Starnberg, ſo doch vielleicht auf einem der Fußböden da drüben im Hauſe, denn dieſe Gewitter hier kommen ungemein raſch und dauern oft ſehr lange."

„Ha, du wirſt hoffentlich auch im Sturm und Regen den Weg finden?"

„Durch den dichten Wald ſchwerlich; doch wollen wir immerhin noch ein bischen warten, da ich es vorziehe, das

Gewitter hier, geſchützt vom Dache der Schmiede, vorübergehen zu laſſen, um dann ſpäter wieder den Mondſchein zu benutzen.“

„Gut, ganz meine Anſicht; lagern wir uns alſo dort neben das Mühlenwehr hin, der Wieſengrund iſt weich und bequem und das melodiſche Klingen des herabtropfenden Waſſers zaubert angenehme Bilder um uns her. — Habe ich nicht Recht?“ fragte er, nachdem ſich Beide gelagert hatten; „ach, und wie wohlthuend der kühle Waſſerdunſt iſt!“

„Wahrhaftig, wenn man ſo hinhorcht,“ ſagte Wieſener nach einer Pauſe, „ſo nimmt das melodiſche Plätſchern nach und nach zuſammenſtimmende Weiſen an, wie wenn ein Windhauch über die Saiten läuft.“

„Oder wie ein leichtes Präludium vor Beginn des Geſanges — — — um des Himmels Willen, was iſt das?“

„Stille, ſtille,“ flüſterte Wieſener, der ſich eben ſo erſtaunt als ſein Freund raſch aus der liegenden Stellung erhoben hatte und nun gleichfalls lauſchend daſaß — lauſchend auf den Geſang einer prachtvollen Mädchenſtimme, die ſich nach einem langgezogenen markigen Tone nun in Kadenzen und Läufen hören ließ, dann einen wundervollen Triller in die ſtille Nachtluft ſchmetterte, um alsdann, wie wenn ſie zuerſt ihre Bruſt von der Gewalt der Töne hätte befreien müſſen, in einer zu Herzen gehenden Weichheit und mit wunderſamem Ausdruck Schuberts herrliches Lied ſang:

„Ich frage keine Blume,
Ich frage keinen Stern,
Sie können mir alle nicht ſagen,
Was ich erführ' ſo gern.

„Ich bin ja auch kein Gärtner,
Die Sterne ſtehen zu hoch.
Mein Bächlein will ich fragen,
Ob mich mein Herz belog."

Dazwiſchen rannen die Tropfen unaufhörlich und fielen melodiſch klingend in's Waſſer, als gehörten ſie zur Weiſe des Liedes, was zuſammen ein ſo reizendes Ganzes gab, daß Haldenberg, als die Sängerin ſchwieg, flüſternd ſagte: „Wenn dabei keine Zauberei im Spiele iſt, ſo haben wir es mit einer großen Künſtlerin zu thun."

„Jedenfalls mit keinem Geiſterſpuk," gab Wieſener ſcharf hinhorchend zur Antwort, „denn ich vernehme jetzt ein heiteres, menſchlich klingendes Lachen."

„Ah, das vermögen die Waſſernixen auch."

„Meinetwegen — aber horch und gib mir wenigſtens zu, daß die Waſſernixen keine Volkslieder zu ſingen pflegen."

„— — — Beim Anubis! darin haſt du Recht, und das iſt ein Volkslied, ſo friſch und warm empfunden und geſungen, daß es einem in die Seele dringt."

„So hab' ich doch die ganze Woche
Mein feines Liebchen nicht geſehn.
Ich ſahe es an einem Sonntag
Wohl vor der Thüre ſtehn,
Das tauſendſchöne Jungfräulein,
Das tauſendſchöne Herzelein!
Wollte Gott, wollte Gott,
Ich wäre heut bei ihr!"

klang es vom Teiche herüber; dem wundervollen Sopran, den ſie vorhin gehört, ſchmiegte ſich eine herrliche, ſeelenvolle Altſtimme an, und die beiden Freunde horchten athemlos dem Gang der lieblichen Melodie, wie er ſo goldrein und ſicher auf- und abſtieg.

Die Stimmen kamen indeſſen bei jedem Takte näher, ja in den nächſten Minuten ſo nahe, daß unſere Reiſenden, von der gleichen Empfindung ergriffen, ſich ungeachtet der ſchon herrſchenden Dämmerung tief hinter die Büſche duckten, um dann mit blinzelnden Augen zu ſehen, wie zwei weibliche Geſtalten, allerdings nicht zu erkennen im Zwielicht, keine zehn Schritte entfernt, Hand in Hand und eine weitere Strophe des Liedes ſingend, an ihnen vorübergingen.

Dann blieben ſie plötzlich ſtehen. Als dann aber die Eine ängſtlich ſagte: „Es wäre doch beſſer geweſen, wir hätten uns nicht zu lange der Romantik dieſes Ortes hingegeben, ſondern wären früher nach Hauſe zurückgekehrt,“ und darauf die Andere in einem trotzigen, herausfordernden Tone erwiderte: „Bah, was ſchadet es, du wirſt dich doch vor einem bischen Gewitter nicht fürchten!“ — da drückte Haldenberg ſo gewaltig den Arm ſeines Freundes, daß dieſer hätte aufſchreien mögen und eilig hinüberflüſterte: „Ja, ja, ich verſtehe, ſie ſind es!“

„Dann, Zufall, ſei gelobt und geprieſen!“

„Auch mich erſchreckt der Donner nicht,“ ſagte jetzt die Andere, die Altſtimme. „Doch wenn es ſich um Regen handelt, da bin ich empfindlich und, wenn du willſt, furchtſam wie ein kleines Kind.“

„Wahrhaftig, und ich glaube, es regnet ſchon!“

„Das glaube ich auch,“ lachte Haldenberg in ſich hinein, „dieſer Zufall verſteht ſein Geſchäft ganz ausgezeichnet.“

„Ja, wenn es nur ein paar Tropfen wären,“ hörte man jetzt die Altſtimme in einem klagenden Tone ſagen, „aber ich fürchte, wir werden einen entſetzlichen Regen hier aushalten müſſen; ſiehſt du, wie der Himmel ſich ſchon nächtlich ſchwarz umzogen hat und wie die Wipfel der Bäume ſich gewaltig im Winde hin und her bewegen!“

„Aber prächtig rauſchen hört man ſie und das Windesbrauſen durch den Wald ziehen — ah, welch ein Blitz! — —“

Mit Tageshelle hatte er Alles rings umher erleuchtet und unmittelbar nach dem gewaltigen Donnerſchlag, der ihm folgte, ſtürzte ein ſo fluthartiger Regen herab, daß die beiden Damen mit einem lauten Ruf des Schreckens dem verlaſſenen Wohnhauſe zueilten, um dort unter der Hausthüre Schutz vor dem Unwetter zu ſuchen — — oder hatten ſie bei dem Blitze von vorhin wenige Schritte entfernt zwei Männer haſtig vom Boden aufſpringen ſehen? Möglich war dies immerhin, denn nach den muthvollen Aeußerungen von ſoeben hatte der Ruf recht angſtvoll geklungen und war ihre Flucht gegen das Haus ſehr eilig geweſen.

„Hier iſt kaum mehr die Frage, ob wir uns unter das durchlöcherte Dach der Schmiede ſtellen oder gleichfalls nach jenem Hauſe begeben,“ ſagte Wieſener, ſeinen Plaid überwerfend; Haldenberg lachte nur kurz auf und eilte mit großen Schritten den Verſchwundenen nach.

Ja, verſchwunden waren ſie und gründlich in dem plötzlich total finſter gewordenen Abend, ſo daß ein neuer Blitz erſt wieder helfen mußte, Haus und Hausthüre zu finden.

Letztere ſchien verſchloſſen, gab aber dem Drucke Haldenbergs nach, der leiſe zu Wieſener ſagte: „Ich habe das Rauſchen von Gewändern auf der Treppe gehört,“ um dann lauter hinzuzuſetzen: „Ich glaube nicht, daß es allzu indiskret iſt, wenn auch wir, ſtatt hier im Hausflur zu bleiben, droben eines der Zimmer aufſuchen, bis das Gewitter ausgetobt und der Sturm ſich gelegt hat.“

Wir haben ſchon früher erwähnt, daß Haldenberg ein ſchönes ſonores Organ hatte; in dieſem Augenblicke ſprach er zudem mit einem Aufwande von Kraft, daß man jedes ſeiner Worte in allen Räumen des Hauſes hören mußte, ja, als er jetzt vor Wieſener die Treppe hinauftappte und in gleichem Ton und Ausdruck fortfuhr: „Ich wäre außer mir, fürchten zu müſſen, daß die beiden Damen, deren Geſang uns vorhin entzückte, vor unſerm Anblick geflohen wären und bei dieſem entſetzlichen Wetter im Walde umherirren — tröſte mich darüber, Wieſener!“ da hörte er aus dem Dunkel heraus, dicht vor ſich, eine ihm nicht unbekannte Stimme ſagen: „Dieſen Troſt, wenn es ein ſolcher für Sie iſt, bitte ich direkt von uns ſelbſt anzunehmen, und mir dagegen zu meiner eigenen Beruhigung zu ſagen, ob wir nicht heute Morgen das Vergnügen hatten, Sie in Seeshaupt zu ſehen?“

„Wäre es möglich — wären wir ſo glücklich!“ rief Haldenberg mit dem heuchleriſchſten Tone der Ueberraſchung. „Ah, mein Fräulein, ſehen kann ich Sie allerdings nicht, aber eine höchſt angenehme Empfindung ſagt mir, wie liebenswürdig ſich der Zufall abermals erwieſen.“

„Dem möchte ich doch in vollem Umfange nicht beipflichten, denn ich hätte dem Zufall dieſes Gewitter gern erlaſſen. Da es aber einmal nicht anders iſt, ſo wäre ich ſehr dankbar, wenn wir uns während der Dauer des Unwetters auf dieſem neutralen Grunde ſo behaglich als möglich einrichten könnten — halten Sie mich nicht für allzu furchtſam,“ fuhr ſie in heiterem Tone fort, „aber nachdem wir dieſe Treppen heraufgeflüchtet —“

„Vor uns geflüchtet?“

„Ja — das heißt, vor fremden Männern geflüchtet, bemerkten wir ſoeben zu unſerem Erſchrecken, daß hier oben die Bretter zu fehlen ſcheinen und wir, wenn ich nicht irre, auf den bloßen Balken ſtehen.“

„Entſetzlich! Sie hätten hinabſtürzen können; rühren Sie ſich um des Himmels Willen nicht von der Stelle, bis ich ein Licht angezündet, das wir ſtets im Ruckſacke mit uns führen.“

Doch hatte Wieſener ſchon das Gleiche gedacht und im nächſten Augenblicke blitzte eine freundliche Helle auf, die Vier, theils auf der Treppe, theils ſich oben an dem Geländer haltend, ſo plötzlich als komiſche Gruppe beleuchtend, daß alle wie auf Verabredung in ein herzliches Lachen ausbrachen.

Dann unterſuchte Haldenberg, ſich an den Damen vorbeiſchmiegend, den obern Hausflur, und als er, mit wuchtigen Schritten auftretend, noch ein paar haltbare Bretter fand, die in ein offen ſtehendes Zimmer führten, geleitete er beide Damen mit galanter Aufmerkſamkeit dorthin und ſchätzte ſich glücklich, ihnen eine feſtſtehende Bank, auf deren Sitz er ſeinen Plaid ausbreitete, anbieten zu können, worauf er ſagte: „Vor allen Dingen, meine verehrten Damen, werden Sie uns jetzt erlauben, uns in aller Form vorzuſtellen; mein Name iſt — —“

„Bitte, wozu das?“ fiel ihm die Dame, die er heute Morgen im grauen Reiſekleide geſehen, die aber jetzt eine geſchmackvolle Toilette aus heller roher Seide trug, lebhaft in's Wort, „laſſen wir lieber unſer zufälliges Zuſammentreffen als das gelten, was es iſt, als eine zwangloſe Reiſebegegnung, die ſich ja in Kurzem, nach Aufhören des Gewitters, von ſelbſt wieder löſt und die ich ohne förmliche Vorſtellung faſt behaglicher finde.“

„Womit Sie recht ſchroff jede Verbindlichkeit für die Zukunft ablehnen wollen," entgegnete Haldenberg in einem ernſten, faſt traurigen Ton, der ihr auffallen mußte, denn ſie erwiderte ſehr liebenswürdig: „Das gewiß nicht, es wäre auch undankbar für Ihre uns bewieſene Freundlichkeit, und ich bin noch ehrlicher als Sie vielleicht denken; könnte ich Ihnen doch jeden beliebigen Familiennamen ſagen, während ich Sie verſichere, daß Eliſabeth mein ächter Vorname iſt, und den meiner Freundin Helene dort haben Sie bereits gehört."

Haldenberg verbeugte ſich, nannte ſeinen eigenen Vornamen Ferdinand und ſtellte darauf ſeinen Freund Robert vor, der ſich gerade beſtrebte, die kleine, eben angezündete Wachskerze ſo auf einem Mauervorſprung zu befeſtigen, daß ſie die größtmöglichſte Helle verbreitete.

„Wir reſpektiren alſo Ihr Incognito," meinte Haldenberg nach einer kleinen Pauſe, während welcher er es ſich auf den Ueberreſten eines Stuhles ſo bequem als möglich gemacht, „bitten aber zum Voraus um Entſchuldigung, wenn wir in irgend etwas gegen den hohen, vielleicht fürſtlichen Rang der verehrten Damen verſtoßen ſollten."

„Im Voraus gewährt!" gab Fräulein Eliſabeth mit einer vornehm-graziöſen Handbewegung, deren ſich keine Prinzeſſin hätte zu ſchämen brauchen, zur Antwort, während ihre Freundin ein heiteres Lachen nicht unterdrücken konnte.

„Eigenthümlich bleibt es aber immerhin, ich wage nicht zu ſagen, bedeutungsvoll," meinte Herr Ferdinand, „daß uns der Zufall wirklich ſo rein zufällig wieder zuſammengeführt hat, denn wir waren eben im Begriff, uns in einem tüchtigen Marſch dort über die Hochebenen nach

Starnberg zu begeben, auch nicht im Entfernteſten das Glück ahnend, das uns hier bevorſtand.“

„Das Glück eines ſolch grauſigen Wetters iſt allerdings ein ſeltenes,“ ſagte ſie mit einem leichten Anflug von Spott in der Stimme, um dann, gegen ihre Begleiterin gewandt, lebhaft fortzufahren: „Wie der Donner kracht und der Regen niederrauſcht! Ja, ja, Helene, man hatte doch Recht, als man uns warnte, unſern Spaziergang nicht allzuweit auszudehnen.“

„Man hätte Sie nicht ohne Begleitung gehen laſſen ſollen.“

„Man iſt eben eigenſinnig, Herr Ferdinand, und man liebt es, ſeinem Kopfe zu folgen.“

„Was wir ſchon ſo glücklich waren, ſelbſt zu erfahren.“

„Man hatte uns,“ fuhr Fräulein Eliſabeth fort, „von dem verlaſſenen Hammerwerke erzählt, und da ich nicht ganz unbekannt in dieſen Bergen bin, ſo getraute ich mir wohl, daſſelbe zu finden. Der Abend war ſo ſchön, der Mond verſprach eine helle Nacht, und ich hatte mir ſchon längſt vorgenommen, die unheimliche Mühle einmal im blaſſen Mondlicht zu ſehen.“

„Eine poetiſche Idee.“

„Vielleicht irgend etwas Intereſſantes zu erleben, wozu man ja nicht immer die Mitternachtsſtunde abzuwarten braucht.“ Dies ſagte die ſchöne junge Dame mit einem ſehr ernſten Geſicht, doch zuckte es leicht um ihre Mundwinkel, als ſie fortfuhr: „Die Bergmännlein und Gnomen, die ſich, wie man ſagt, hier eingeniſtet haben, pflegen gern in der Dämmerſtunde zu erſcheinen, wenn die Nebel aufſteigen und wie Schatten über dem Waſſer ſchweben.“

„Eigenthümlich, daß auch wir in Erwartung ſolcher

Dinge waren,“ ſagte Wieſener, dem Fräulein Helene ſchweigend, aber freundlich ein ganz kleines Eckchen der Bank eingeräumt hatte, „und daß wir nicht getäuſcht wurden, als wir, auf irgend einen Zauber hoffend, Ihren unausſprechlich ſchönen Geſang vernahmen.“

„Haben wir wirklich geſungen, Helene, oder waren es die Nixen des See's?“

„Ich glaube, es waren die Nixen.“

„Glücklich — entzückend für uns!“ rief Haldenberg, „denn man ſagt, daß, wenn ſich jene überirdiſchen Weſen den armen Sterblichen zeigen, ſo —“

„Haben ſie ſich Ihnen ſchon gezeigt? Wir ſahen ſie nicht, ſondern hörten nur ihren Geſang, als ſie, unter den Bäumen ſchwebend, vorüberzogen.“

Ein krachender Donnerſchlag erſchütterte das Haus, ſo daß es ſchien, als bebten die morſchen Balken; doch enthielt ſich Haldenberg, trotzdem die jungen Damen erſchreckt zuſammenfuhren, nicht, nach einer kleinen Pauſe den Scherz wieder aufzunehmen, indem er ſagte: „Merken Sie wohl, wie gefährlich es iſt, jene geheimnißvollen Weſen für unſer eigenes Thun verantwortlich zu machen? Warum wollen Sie auch ſo grauſam ſein, unſern tiefgefühlten Dank ſchnöde abzuweiſen?“

Wieſener war raſch an's Fenſter getreten und Helene folgte ihm; dies benutzend, fuhr der Andere fort: „Und wenn Sie alles Mögliche verſuchen, ſchöne Unbekannte, unſer Zuſammentreffen als ganz bedeutungslos darzuſtellen, oder wenn es Ihnen heute ſelbſt ſo ſcheint, ſo glaube ich doch nicht daran, ſondern an einen Fingerzeig des Schickſals, das mit dieſer nun dreimaligen Begegnung auf unſere Zukunft einwirken will.“

Er hatte ſich zu ihr geneigt und mit leiſer, aber ſo ernſter Stimme geſprochen, daß ſie ihre dunklen Augen erhob und ihn nicht nur betroffen anſchaute, ſondern auch von ſeinen erregten Blicken ein paar Sekunden lang wie gefeſſelt ſchien, ehe ſie zur Antwort gab: „Ich glaube nicht daran — und wenn es ſo wäre, ſo müßte ich es für einen unerhörten Eingriff in das Recht unſerer Selbſtbeſtimmung halten.“

Sie ſagte das weder finſter, noch trotzig, ſondern ganz ernſt, ohne ihn anzuſehen, und auch jetzt, als er haſtig die Worte ausſtieß: „Eine ſolche harte Abweiſung habe ich wohl nicht verdient!“ — erwiderte ſie mit ſanfter Stimme: „Sie haben dieſe ernſte Wendung unſeres Geſprächs herausgefordert, und wenn ſie meinerſeits etwas ſchroffer ausfiel, als ich vielleicht ſelbſt gewollt, ſo ſchreiben Sie das einer begreiflichen Aufregung — einer Nervenaufregung in Folge dieſes ſchweren Gewitters zu.“

„Ich danke Ihnen für dieſe ganz kleine Umwandlung — faſt hätte ich geſagt hat: zum Beſſeren — — ſehen Sie, wie ich unverbeſſerlich bin?“

„Ich vermag das nicht zu beſtreiten,“ entgegnete ſie mit einem Anflug von Laune, „kann es aber nur bedauern.“ Dann ſtand ſie auf und trat zu den Beiden an’s Fenſter, wo ihr Wieſener entgegenrief: „Mit dieſem letzten ſtarken Ausbruch ſcheint das Wetter ſeine Kraft erſchöpft zu haben, die Intervallen zwiſchen Blitz und Donner verlängern ſich ſchon ſehr und Beides iſt viel ſchwächer als vorhin.“

„Dem Himmel ſei dafür gedankt — und auch der Regen ſcheint nachzulaſſen.“

„Er hat faſt ganz aufgehört. Dort hat ſich der Himmel ſchon wieder geklärt, ich ſehe Sterne blinken.“

„So könnten wir uns ja ſogleich auf den Weg machen,“ meinte Fräulein Eliſabeth.

„Ich halte für beſſer, noch einen Augenblick zu warten, es tropft noch gar zu arg von den Bäumen; die Toilette der Damen würde ſehr verdorben werden.“

Haldenberg näherte ſich, um noch einem Blick aus dieſen ſchönen, ſo eigenthümlich leuchtenden dunklen Augen zu begegnen, aber ſie ſtreiften ihn nur leicht, während ſie heiter ſagte: „O, ſo ganz verzweifelt iſt unſere Situation nicht; ſiehſt du, wie gut es war, daß wir trotz des ſchönen Nachmittags unſere Regenmäntel mitnahmen, nun können wir uns gleich zu der nächtlichen Wanderung vorbereiten.“

Beide Damen hatten die Mäntel, in kleine zierliche Riemen geſchnallt, bei ſich, und die Herren beſtrebten ſich jetzt auf's Eifrigſte, ſie ſorglich in die langen, weiten Gewänder zu hüllen.

„— — Und ſollte dies,“ ſagte Fräulein Eliſabeth, ihre Rechte gegen Haldenberg ausſtreckend, „auch unſere letzte Begegnung ſein, ſo bitte ich, mir zu glauben, daß ich freundlich daran denken werde, wenn auch wohl allerdings nicht unter Ihren Vorausſetzungen.“

„Warum jetzt ſchon dieſe herben Abſchiedsworte? Dazu iſt ja noch lange Zeit, wenn wir uns wirklich trennen!“

„Alſo unten an der Hausthür, denn von dort führt Ihr Weg nach Starnberg, wir aber kehren nach Leoni zurück.“

„Und Sie glauben doch wohl nicht im Ernſt,“ fragte Haldenberg, einen Schritt zurücktretend, „daß wir Sie zu dieſer Zeit allein Ihren Weg durch den nächtlichen Wald ſuchen ließen?“

„Geſtehen Sie, Fräulein Eliſabeth,“ ſagte auch Wieſener in ſehr heiterem Tone, „daß Sie das nicht geglaubt haben.“

„O, ich denke,“ erwiderte ſie etwas hochmüthig, „wir würden ſchon unſern Weg allein finden.“

„Nein, nein,“ miſchte ſich nun auch Fräulein Helene ein, „ich hielte es in dieſem Falle für unverantwortlich, den freundlichen Vorſchlag abzulehnen.“

„Um ſo mehr, da wir, um die Landſtraße nach Starnberg zu gewinnen, eine gute Strecke gemeinſchaftlichen Wegs durch den Wald haben.“

„Mit dieſen Berathungen vergeht die Zeit,“ ſagte Wieſener, indem er das ziemlich herabgebrannte Wachsſtümpfchen von der Wand nahm und voranleuchtete, „unten am Hauſe werden wir raſcher entſchloſſen ſein.“

Und ſo war es auch. Haldenberg bot ſeiner Dame den Arm, wobei er ſagte: „Bitte aber, denſelben nicht nur pro forma anzunehmen, ſondern ſich feſt einzuhängen, da wir gleich vom Hauſe weg ein ſehr unangenehmes Stück zu ſteigen haben, bis wir droben den Waldweg erreichen, wo es beſſer gehen wird.“

Der Regen hatte nicht nur gänzlich aufgehört, ſondern ein dem Gewitter folgender ſtarker Wind auch die Bäume etwas abgeſchüttelt, ſo daß nur noch hier und da ein Tropfen niederfiel; auch war die Luft nur erfriſcht, nicht einmal ſtark abgekühlt, und das von dem warmen Naß geſättigte Laub, Gras und Moos, vor allem die Fichten und Tannen, ſtrömten einen würzigen Duft aus.

Auch war es mit dem Weg durchaus nicht ſo ſchlimm, wie Haldenberg erwartet, denn das Wetter hatte nicht lange genug gedauert, um den Fußpfad unter den dichtbelaubten Zweigen zu durchnäſſen, und wo es einmal vorkam; daß der Fuß der ſchönen jungen Dame auf dem ſchlüpfrigen Grunde ausglitt, hatte er die Gelegenheit, ſie feſter an ſich zu ziehen und mit Entzücken einen flüchtigen Moment lang ihren Athem zu fühlen.

Dann erreichten ſie den viel beſſeren Waldweg, wo man ſich ſchon ein Wort erlauben konnte, und, nach den Sternen emporblickend, die freundlich zwiſchen den Wipfeln hereinglänzten, ſagte Haldenberg nach einer kleinen Weile: „Oh, wie werde ich mich morgen beim Anblick dieſer ſtillen Zeugen unſerer traurigen und doch ſo glückſeligen Stunden bemühen, nicht durch ſie an heute erinnert zu werden!“

„So ſehr unangenehm wird Ihnen die Erinnerung ſein?“ ſcherzte ſie in leichtem und allerdings ein bischen herausforderndem Ton.

Doch war er nicht in der Stimmung, den Scherz zu erwidern, ſondern entgegnete mit einem kleinen Seufzer: „Das war eine um ſo grauſamere Frage, mein ſchönes Fräulein, als ich, um darauf zu erwidern, weiter gehen müßte, als mir vielleicht geſtattet iſt — — — — oder erlauben Sie vielleicht,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, da ſie ſchweigend neben ihm herſchritt, „daß ich Ihnen näher erkläre, weßhalb der Anblick jener Sterne mir morgen Abend ſo ſchmerzlich ſein wird?“

„Wozu das? — ich finde, daß Sie dazu nicht berechtigt ſind!“

„A—a—a—ah!“

„Gewiß nicht, aufrichtig geſagt; denn welcher Kummer kann für Sie daraus hervorgehen, daß Ihnen eine Unbekannte in kurzer Zeit dreimal begegnet."

„Aber jedesmal unter erſchwerenden Umſtänden, die mir zu denken geben und die mich annehmen laſſen, daß ein gütiges Geſchick dieſen Begegnungen nicht fremd iſt."

„Wieder dieſelbe eigenthümliche Phantaſie!"

„Die mich nicht erſt ſeit heute oder geſtern erfaßte, ſondern die mich unwiderſtehlich ergriff, als ich Sie in Oberammergau wiederſah."

„Wie ſo wiederſah? — — ſo hätten Sie mich früher ſchon geſehen? Ich erinnere mich doch gar nicht —"

„Und dennoch iſt es ſo, Fräulein Eliſabeth, als ich Sie in Oberammergau ſah, trat mir plötzlich ein Bild aus frühester Jugendzeit vor die Seele, ich glaubte in Ihren Zügen ein ganz junges Mädchen zu erkennen, dem ich einſt begegnet und in deſſen Geſellſchaft ich ein paar ſo glückliche Stunden verlebte, daß mir ihr Bild, das heißt das Bild jenes jungen Mädchens, ſogleich wieder auf's Lebendigſte in Erinnerung trat."

„Wo könnte das geweſen ſein?" fragte ſie mit nachdenklichem Tone.

„Es war eines Sommernachmittags bei einer Nachenfahrt auf der Ahr; Sie waren in Geſellſchaft von Damen und Herren in jenem glückſeligen Alter, wo die ungetrübte herzliche Freude an der ſchönen Welt noch unbefangen ſich Luft macht, und das fand bei mir einen ſolchen Widerhall, daß ich jene Fahrt niemals vergeſſen konnte."

Er fühlte ein Zucken an ſeinem Arm, als wenn ſie den ihrigen wegziehen wollte, während ſie ſtehen blieb und den Kopf raſch gegen ihn wandte. Doch mochte nun auch vor ihrer Seele eine angenehmere Erinnerung aufſteigen, oder war dieſe Bewegung nur eine Folge der Ueberraſchung geweſen, genug, ſie ließ nicht nur den Arm ruhig in dem ſeinen, ſondern duldete es, daß er ihn feſter an ſich zog, während er leiſe ſagte: „Bitte, ſchöne Unbekannte von damals und jetzt, wollen Sie nicht die Liebenswürdigkeit haben und Ihr Gedächtniß zu meinen Gunſten ein bischen erwachen laſſen?“

„Zu Ihren Gunſten? Wer weiß, ob das möglich iſt!“

„Nun denn, überhaupt erwachen!“

„Dann will ich mich allerdings an jenen Tag erinnern,“ ſagte ſie mit einem weicheren Klang der Stimme, „aber mit dem beſten Willen kann ich das nicht an Sie.“

„Ich war Ihnen begreiflicherweiſe zu gleichgiltig und habe mich ſeit jener Zeit ſehr verändert.“

„Beides wahr, wenn auch wohl Letzteres nicht in Ihrem Sinne,“ entgegnete Eliſabeth und fuhr dann heiterer fort: „Ich erinnere mich allerdings eines ganz jungen Mannes mit glatten Wangen, der mich oder uns vielmehr mit ſo erſtaunten Augen muſterte, als hätte er nie junge Mädchen geſehen, oder als böten wir ihm gerade etwas ganz abſonderlich Bemerkenswerthes.“

„Wer weiß, ob das nicht der Fall war!“

„Wir hatten den Thurm eines alten Schloſſes beſucht — nur der Ausſicht halber,“ ſetzte ſie etwas raſcher hinzu.

„Das mußte früher geweſen ſein, ehe ich das Glück hatte, Ihnen zu begegnen,“ gab Haldenberg ſo harmlos als möglich zur Antwort, wobei ihn der Gedanke ſeltſam heiß durchſtrömte, wie das Wiederſehen in Oberammergau ihr erſtes Zuſammentreffen auf ſo ſeltſame Art ergänzt — und wie er nun ſo glücklich war, dieſes ſchöne Mädchen, das einen unbegreiflich tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, durch die dunkle Nacht führen zu dürfen, und obendrein auf ſchwierigem Pfade, der das Zuſammengehen um ſo viel reizender machte.

Selbſt die Ungewißheit, wer ſie ſei, vermochte ihn nicht ernſthaft zu bekümmern, er vertraute feſt auf die freundlichen Sterne und den Zufall, die ſie ſicherlich in den nächſten Tagen wieder zuſammenführen würden, und fand das Abenteuer nur um ſo pikanter, in je tieferes Geheimniß ſich die Unbekannte hüllte. Daß er es mit einer Dame aus ſehr vornehmen, vielleicht für ihn viel zu vornehmen Kreiſen zu thun habe, nahm er auf Grund der verſchiedenartigſten kleinen Beobachtungen ſicher an, und konnte das um ſo mehr, als ihn eine langjährige Erfahrung gelehrt hatte, echtes Gold von äußerlich glänzendem Metall zu unterſcheiden.

Deßhalb hätte er auch um Alles nicht jenes Vorfalles in der Ruine an der Ahr gedenken mögen, und ſchätzte ſich glücklich, daß Eliſabeth ſo völlig ahnungslos war.

Sie ſchien durch dieſe Erinnerungen weicher geſtimmt und ſich angenehm dadurch berührt zu fühlen, daß der Unbekannte an ihrer Seite doch kein ganz Fremder für ſie war: ein Gefühl, das ſich in dem viel wärmern Ton ihrer Stimme kundgab, als ſie fortfuhr: „Ach ja, und ich erinnere mich jetzt wieder auf's deutlichſte aller Begebenheiten jenes Nachmittags und Abends, wir tranken angeſichts des ſchönen Stromes eine duftige Maibowle, und dann fuhren wir zuſammen den herrlichen Fluß hinab, meine erſte Waſſerfahrt, die mir auch noch dadurch in der Erinnerung blieb, daß zahlreiche Sternſchnuppen in den verſchiedenſten Farben leuchtend an dem dunklen Nachthimmel vorüberfuhren.“

„Es war im Monat Auguſt, wo die Sternſchnuppen zahlreicher als ſonſt erſcheinen.“

„Sie machten uns darauf aufmerkſam und ſagten, ſie bedeuteten etwas.“

„Entſchuldigen Sie, ich ſagte, man müſſe in ſolchen Nächten, wenn man den unbewölkten Himmel über ſich hat, immer raſch auf einen guten Wunſch gefaßt ſein. Haben Sie das wohl zuweilen befolgt?“

„Nicht immer, meiſtens verflüchtigten ſich meine Gedanken beim Anblick des ſchönen Meteors — und Sie?“

„Oh, ich hatte zuweilen das Glück, dabei einen entzückenden Gedanken feſtzuhalten.“

„Und mit Erfolg?“ fragte ſie heiter.

„Oh, Fräulein Eliſabeth, und mit welchem Erfolg!“ gab er zur Antwort, und hatte dabei die Kühnheit, die Hand auf ſeinem Arme zu erfaſſen und einen innigen Kuß darauf zu drücken.

War ſie ſehr erzürnt darüber oder wollte ſie wenigſtens dergleichen thun, das ſind wir wahrhaftig nicht im Stande anzugeben, da in dieſem Augenblicke etwas ganz Abſonderliches geſchah, was ihre Aufmerkſamkeit nothwendig ablenken mußte. Vor ihnen an dem wolkenloſen Nachthimmel fuhr nicht eine, ſondern zwei, drei Sternſchnuppen, dicht neben einander leuchtend vorüber, einen langen, grünlich leuchtenden Schweif über das ganze Firmament ziehend und die letzte zog ſo lange, daß ihr die Augen ſekundenlang folgen konnten.

„Wundervoll — herrlich!“ rief Wieſener, der mit Fräulein Helene voraus ging, dann hörte man ihn lachend ſagen: „Ah und welch' ſchönen Gedanken ich dabei hatte.“

„Und ich erſt!“ rief Haldenberg jubelnd, worauf er ſich zu dem jungen Mädchen an ſeiner Seite niederbeugte und ihr flüſternd ſagte: „Würden Sie mir nicht erlauben, ſchöne Eliſabeth, Ihnen mitzutheilen, woran ich ſoeben gedacht, und mir dabei die Frage geſtatten, wo Ihre Gedanken waren?“

„Nicht weit von den Ihrigen, und doch wieder in einer ganz andern Richtung,“ ſagte ſie, unter dem Verſuch ihre Hand, die er noch feſthielt, aus der ſeinigen zu löſen. „Ihre — — Artigkeit von ſoeben will ich Ihrer Freude zuſchreiben, in mir ſo unverhofft eine Bekannte wiedergefunden zu haben, ja, ich will Ihnen geſtehen, Herr Ferdinand, daß es auch für mich ein angenehmes Gefühl iſt, nicht von einem gänzlich Unbekannten begleitet zu werden, doch ändert das in unſerer gegenſeitigen Stellung durchaus nichts; wir werden morgen wie unter dem Einfluß eines Traumes erwachen, und der neue Tag wird andere Bilder bringen, die uns das früher Erlebte leicht vergeſſen machen.“

„Oh nein,“ ſagte er kopfſchüttelnd, „das glaube ich nicht. Wenn es auch vielleicht für mich ein Glück wäre, Sie raſch zu vergeſſen, ſo können Sie mir deßhalb doch eine ſchönere Hoffnung nicht rauben.“

„Welche Hoffnung?“

„Die Hoffnung, Sie wieder zu ſehen.“

„Wohl möglich, daß ſich unſere Wege nochmals kreuzen.“

„Vielleicht eine Zeitlang harmoniſch zuſammenlaufen.“

„Auch das vielleicht,“ gab ſie haſtig zur Antwort, und ſchien dabei ein kurzes Lachen zu unterdrücken, das ihn ermuthigte, in dringendem Tone fortzufahren: „Nun denn, ſchönes, theures und grauſames Fräulein, wenn Sie einmal die Möglichkeit eines harmoniſchen Nebeneinanderwandelns zugeben wollen, ſo geſtatten Sie mir in dieſer entzückenden Vorausſetzung, Ihnen jetzt ſchon zu ſagen, wie ich —"

„Nein, ich kann Ihnen das durchaus nicht geſtatten — zu welchem Ende auch?"

„Zu welchem Ende — nun zu dem, wo zwei Linien, die wirklich harmoniſch eine Zeitlang nebeneinander liefen, endlich einen feſten Vereinigungspunkt finden."

„Schön umſchrieben," lachte ſie laut und fröhlich, „und wenn ich auch Ihre gediegenen Geſinnungen anerkenne, ſo muß ich mir doch erlauben, Ihnen zu ſagen, daß die Verwirklichung derſelben gänzlich unmöglich iſt."

„Gänzlich unmöglich! Iſt das Ihr Ernſt, Fräulein Eliſabeth?"

„Mein Ernſt und der Schickſalsſchluß zu gleicher Zeit."

„So wären Sie ſchon verheirathet?"

„O nein — nein!"

„Ah, noch ſchmerzlicher für mich, da ich demnach annehmen muß, daß Sie meine doch ſo wohlgemeinten Bewerbungen zurückweiſen würden — Bewerbungen, auf eine Stellung des Lebens geſtützt, die —"

„Ich leider doch zurückweiſen müßte — meine fürſtlichen Eltern — —"

„Halloh, halloh!" rief Wieſener, der wenige Schritte vor ihnen die Grenze des Waldes bereits verlaſſen hatte und die Ebene vor ſich ſah, ſo laut, daß Eliſabeth, ohne ihre angefangene Rede zu vollenden, aufblickte und dann mit ein paar raſchen Schritten bei ihrer Freundin war, die mit dem weißen Taſchentuche eifrig nach einem beſtimmten Punkt hin winkte.

Haldenberg ſtand erſtarrt, das hatte er nicht erwartet! Doch wenn etwas im Stand war, das ſchmerzliche Bewußtſein einer ſo vollendeten Enttäuſchung zu mildern, ſo war es das beinahe märchenhafte Gefühl, die Prinzeſſin eines erlauchten Hauſes geſehen — ſo geſehen zu haben, ſie auf ſo romantiſche Art im Walde gefunden, ſie in faſt vertraulicher Innigkeit geführt, ja ihr faſt unverblümt eine Liebeserklärung gemacht zu haben, die, wie eine geheime Stimme ihm zuflüſterte, vielleicht anders aufgenommen worden wäre, wenn ... wenn nicht ...

Da ſtand ſie ſchon bei ihrer Begleiterin und ſprach eifrig mit Wieſener und als nun auch er, immer noch in halber Betäubung, ſich dem Waldrand näherte, da ſah er vor ſich auf dem Wege, der zur Annakapelle führte, fünf bis ſechs Laternen leuchten in den Händen von Reitern und von Fußgängern, die ſich, augenſcheinlich durch das Halloh Wieſeners aufmerkſam gemacht, nun eilig näherten.

Dann wandte ſich Eliſabeth gegen ihn, reichte ihm beide Hände, und wie ſie das that, wie ſich dabei ihre ſchöne Geſtalt aufrichtete, wie ſie ſtolz ihren Kopf trug, begriff er nicht, wie er bis jetzt ſo blind hatte ſein können, um die hohe Stellung ſeiner Begleiterin nicht ſofort zu ahnen. Herzlicher aber als je war der Ton ihrer Stimme, als ſie nun ſagte: „Nehmen auch Sie meinen innigen Dank für die liebenswürdige Sorgfalt, mit der Sie uns ſchützend bis hieher geleitet, und verargen Sie es mir nicht, wenn ich Sie nun bitten muß, uns dort der Begleitung zu überlaſſen, die wahrſcheinlich ſchon längſt in Angſt und Aufregung nach uns geſucht — leben Sie wohl, Herr Ferdinand!“

Sie litt es, daß er hierauf ihre Hand an ſeine Lippen führte und als er in traurigem Tone fragte: „Auf Nimmerwiederſehen, holdſeligſte Prinzeſſin?“ fühlte er einen leichten Druck ihrer feinen Finger, und erblickte betroffen und entzückt aufſehend, abermals eine leuchtende Sternſchnuppe nach Weſten ziehend.

Dann wandten ſich die beiden Damen ihren Begleitern zu, welche ſich raſch um die Wiedergefundenen ſammelten und ſich mit ihnen entfernten.

5.

Noch eine Zeit lang blieben die Freunde ſtehen und ſahen die Lichter da und dort nochmals zwiſchen den Bäumen wie funkelnde Leuchtkäfer herausblitzen, bis endlich der letzte Schein erloſch und der dunkle Abend ſie immer dichter und dichter umgab. Als endlich auf der Ebene gar nichts mehr zu ſehen war, ſagte Haldenberg ſich mit einem Seufzer aufrichtend: „Wahrhaftig, mich ſollte es gar nicht wundern, wenn ich über die gewiſſe Baumwurzel, die bei ähnlichen Veranlaſſungen zuweilen im Märchen vorkommt, tüchtig ſtolperte, um, irgendwo in einem Bette erwachend, zu finden, daß ich alles das Wunderbare nur geträumt habe — meinſt du nicht auch, Wieſener?“

„Angenehmer wäre es, als hier in der Nacht zu ſtehen,“ erwiderte dieſer, „aber leider iſt meine Phantaſie ein lahmes Roß und es will mich bedünken, dies ſei in Ermangelung der rettenden Baumwurzel die Kapelle der heiligen Anna, dort das Dorf Oberberg, und wir könnten, wenn wir tüchtig ausſchreiten, in einer guten Stunde

Starnberg erreichen, während welcher Zeit du dich auf der holperigen Straße zur Genüge überzeugen kannſt, daß du nicht im Traum wandelſt."

„Gut denn, aber ich laſſe mir's nicht nehmen, daß unſere Erlebniſſe etwas Traum-, ja Märchenhaftes an ſich hatten."

„Was du erlebt haſt, weiß ich natürlich nicht, und kann meinerſeits nur ſagen, daß meine Begleiterin ſich in ungekünſtelter liebenswürdiger Natürlichkeit zeigte."

„So ſprach ſie dir nichts von ihrer hohen Stellung im Leben?"

„Nicht das Geringſte."

„Oder von den fürſtlichen Eltern ihrer Begleiterin?"

„So — gehen deine Träume dahinaus?" lachte Wieſener, einen Augenblick ſtehenbleibend — „nun ja, eine lebhaftere Phantaſie haſt du und wenn es dich glücklich macht — warum nicht? Aber folge einſtweilen meinem Beiſpiel, zünde dir eine Cigarre an und laß uns, da wir hier auf die Fahrſtraße kommen, tüchtig ausſchreiten, damit wir bald unter Dach kommen. Siehſt du, dort drüben glänzen ſchon die Lichter von Starnberg herüber."

Doch dauerte es immer noch gute dreiviertel Stunden, ehe ſie recht ermüdet vor dem Gaſthofe am See dorten anlangten, und auf ihre Frage nach einem Nachtquartier, ein hübſches Apartement angewieſen erhielten.

„Ah, wie ich mich nach dem Strohlager in Oberammergau und nach unſerem heutigen Tagewerk auf ein gutes Bett freue!" ſagte Wieſener.

„Vollkommen einverſtanden, doch erſt nach einem anſtändigen Souper, was in dieſem ‚erſten Gaſthof des Ortes' doch wohl zu haben ſein wird und was wir unſerem Stande gemäß hier im Salon einnehmen werden; laß mich dafür Sorge tragen."

Ein Ruf brachte den kleinen Oberkellner herbei, dem die Zuſammenſetzung des Menu's, ſowie der Wunſch nach ein paar kalt geſtellten Flaſchen unverkennbar ein Lächeln erhöhter Achtung abnöthigten.

Während der Tiſch zubereitet wurde, ſtand Haldenberg am geöffneten Fenſter und ſah auf den im Mondlicht glänzenden See hinaus. Die jenſeitigen Ufer hoben ſich ſchwarz vom ſternklaren Himmel ab, größere Gruppen von Lichtern bezeichneten die einzelnen Ortſchaften, da und dort glänzten auch die weißen Wände einer größeren Villa herüber. Sein Blick aber hing unverwandt an einem flimmernden Punkt, wo Leoni ſein mußte, und in Gedanken dehnte ſich ihm der kleine helle Strahl zu einem hohen Gemach aus, worin die holdſelige Prinzeſſin nachdenklich hin und her wandelte, bis ſie endlich ebenfalls an's offene Fenſter trat und die Blicke herüber ſchweifen ließ über den See nach Starnberg — nach ihm! Glücklicher Ferdinand!

Da knallte hinter ſeinem Rücken der Champagnerpfropfen und Wieſener, der ſich ſchon zu Tiſch geſetzt hatte, trank auf ihr Wohl, auf Beider Wohl, auf ein glückliches Wiederſehen, ſowie auf das Wohl der zwei angenehmen und höchſt liebenswürdigen Paare, als Einleitung zu dem ganz guten Souper, dem auch Haldenberg trotz ſeiner Herzensbedrängniſſe alle Ehre anthat. Dabei war er ein paar Mal ſchon im Begriff geweſen, den Freund über die räthſelhaften Worte der ſchönen Eliſabeth in's Vertrauen zu ziehen, beſchloß aber dann, die Nacht vorübergehen zu laſſen, um alsdann vielleicht morgen einer richtigeren Eingebung zu folgen.

Und die Nacht ging für Beide in einem ſo tiefen geſunden Schlaf vorüber, daß ſie erſt von der Glocke des um acht Uhr abfahrenden Dampfers geweckt wurden und dann wohl eine Stunde lang ihren Gedanken ſtille Audienz gaben, ehe ſie ſich zum Aufſtehen entſchloßen, ſo daß es denn bereits zehn Uhr geworden war, als ſie ſich an dem reich beſetzten Frühſtückstiſche einen „Guten Morgen“ boten.

Haldenberg hatte indeſſen beſchloſſen, dem Freunde nichts von dem unerwarteten Abſchluß des geſtrigen Abenteuers zu ſagen. Er ſcheute deſſen ruhigere und nüchterne Lebensanſchauung, dagegen war ſeine Sehnſucht nach dem ſchönen Mädchen auf's Neue entflammt und hatte den Entſchluß in ihm wachgerufen, Leoni allein zu beſuchen, um vielleicht das Glück zu haben, ſie wiederzuſehen, oder dort Näheres über ſie zu erfahren.

Höchſt willkommen war es ihm deßhalb, als Wieſener ſagte: „Da wir doch heute einen Ruhetag machen wollen, ſo werde ich denſelben zu einer Fahrt nach München benützen, um dort eine kleine Angelegenheit zu beſorgen — willſt du mit? Am Abend ſind wir wieder zurück.“

„Nein, laß mich hier, ich komme früh genug in die Stadt, wo ich die nächſten Jahre bleiben ſoll und von der ich nicht weiß, ob ſie mir zuſagen wird.“

„Du könnteſt dich nach einer Wohnung umſehen.“

„Das noch weniger, ich habe mir ein Zimmer in den vier Jahreszeiten beſtellt, wo ich die erſte Zeit bleiben will, auf der ſchönen Maximiliansſtraße, dicht beim Theater; ich wohne da angenehm und bequem, und kann es mir in Ruhe überlegen, ob ich länger als das feſt abgeſchloſſene halbe Jahr bleibe.“

„Wie du willſt, ſo mußt du dich heute ſo gut als möglich ohne mich behelfen.“

„Ich werde in der Umgebung von Starnberg umher flaniren und heute Abend treffen wir hier wieder zuſammen.“

„Du begleiteſt mich aber zum Bahnhof?“

„Gewiß, ich habe nichts Beſſeres zu thun.“

Dann zogen ſie die wieder ſauber gereinigten Joppen und blank gewichſten hohen Stiefel an, und Haldenberg widmete noch ſeinem ſchönen Barte eine wehmüthige Aufmerkſamkeit, indem er in faſt traurigem Tone ſagte: „Schade drum, daß der ſo bald wieder dem Herrendienſte zum Opfer fallen muß!“

„Sind ſie ſo ſtreng in München?“

„Ja und mit vollem Recht, denn auch ich würde den Skandal nicht dulden, eine Rolle aus bartloſen Zeiten mit zugeklebtem Schnurrbarte zu ſpielen.“

Darauf gingen ſie zum Bahnhof, Wieſener beſtieg den Zug nach München, und Haldenberg that, wie er geſagt, und flanirte ſo langſam als möglich durch Starnberg. Hatte er doch dazu genügend Zeit, denn er wollte nicht vor ſpäter Nachmittagsſtunde nach Leoni hinüberfahren — wenn er überhaupt dazu kam, wenn er ſeinen Entſchluß nicht änderte. Denn jetzt, wo der helle ſonnige Tag über dem See ſtand und Alles mit Klarheit übergoß, kam ihm der geſtrige Abend wie eine Erinnerung aus fernen Tagen vor, faſt wie ein Traum, und es ſchien ihm undenkbar, ſo gerade hin über das Waſſer zu fahren und das köſtliche Abenteuer der Nacht, trotz dem Ablehnen des ſchönen Mädchens, wieder in die Gegenwart hereinziehen zu wollen.

Unter ſolchen Ueberlegungen wandte er ſich vom Seeufer ab, ſchlenderte durch das anmuthige Starnberg, betrachtete die kleinen zierlichen Häuſer, die meiſt in Gärtchen voll blühender Blumen liegen und alle zur Aufnahme von Fremden dienen, welche hier die Sommerfriſche genießen; dann ſtieg er unter ſtarken laubigen Bäumen aufwärts zu dem alten Schloſſe der ehemaligen Grafen von Starnberg, blickte von dort über die weite Seefläche hin, und wandte ſich wieder rückwärts nach einem ſchönen Waldweg, der ihn ziemlich lange aufwärts führte. Es ging an hübſchen Villen vorbei, die an vielen hervorragenden Stellen des Berges die Ausſicht beherrſchten, und jetzt erreichte er auf der Höhe eines jener alten Wirthshäuſer mit buntbemalter Front und vielen blinkenden Fenſtern, auf deſſen ausgetretener Steinſtaffel ein paar rothbackige Kinder ſpielten, während der Hausknecht, einen Strohhalm im Munde, eben beſchäftigt war, dem wohlgenährten Viergeſpann eines Frachtwagens Futter auszuſchütten.

Unſer Wanderer ließ ſich vor dem Wirthshauſe auf einem kühlen Platze unter breitäſtigen Kaſtanienbäumen nieder und brachte dort bei einem einfachen Mittageſſen und friſchem Bier die heißeſte Nachmittagszeit zu. Dann ſtieg er langſam nach Poſſenhofen hinunter, wo aus dichtem Grün die ſtattlichen Mauern eines fürſtlichen Schloſſes hervorleuchten und ſich mit dem darüber nickenden Buſchwerk im klaren Waſſer ſpiegeln.

Gegenüber lag Leoni, eine Reihe heller Punkte an die grüne Bergwand geſchmiegt, über der ſich hoch oben das ſtattliche Gebäude der Rottmannshöhe erhob.

Er hätte noch Zeit gehabt, mit dem Dampfboot, das eben anlegte, überzufahren, doch ließ er es ruhig wieder abgehen, weil er mit ſich nicht einig werden konnte und ihn alle möglichen Zweifel quälten.

Drüben in Leoni flimmerte das ganze Ufergelände ſo herausfordernd in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, als ſeien ſeine blinkenden Fenſter eben ſo viele Augen, die ſich neugierig gerade auf ihn richteten, ob er wohl die Kühnheit haben würde, ſich der holdſeligen Prinzeſſin, welche unter ihrem Schutze weilte, nochmals zu nahen? Auch machte es ſich entſchieden intereſſanter und poetiſcher, wenn er erſt in der Dämmerung auf leichtem Nachen an's andere Ufer fluthete, um mit faſt hoffnungsloſem Herzen wenigſtens ſich ſchüchtern nach der hohen Fremden zu erkundigen und zu erwarten, ob vielleicht ein glücklicher Zufall — und nur ein ſolcher konnte ihn ja überhaupt nochmals in ihre Nähe führen — ſich über ihn erbarmen würde. Wenn er nicht auf dem gleichen Wege zurückwandeln wollte, wozu er gar keine Luſt hatte, blieb ihm ohnedieß nur der Seeweg, um nach Starnberg zurückzukehren, und dann war es ja ſehr gleichgiltig, ob er den geraden Weg nahm oder den kleinen Umweg über Leoni, welch letzteres auch ohne alle Nebenabſichten bei dem wundervollen Abend vielleicht geſchehen wäre.

Die Sonne war verſchwunden; noch einmal flammte die majeſtätiſche Kette des Hochgebirges in hellem Glanze auf, um darauf in warm violette und blaue Töne überzugehen, bis die Dämmerung ihr lichtes Grau darüber ſpannte.

An ſolchen Abenden wird es gewöhnlich ſehr lebhaft auf dem See, Nachen ſchießen aus allen Richtungen vom Ufer ab und vereinigen ſich auf der dunkelgrünen Fluth zu Gruppen, von welchen Lachen und Plaudern weithin ſchallt.

Schöne Frauen und Mädchen handhaben die Ruder leicht und gewandt, man veranſtaltet eine energiſche Wettfahrt, um dann plötzlich ſtille haltend den über's Waſſer herſchallenden Klängen einer Guitarre zu lauſchen, oder um das Echo am Ufer mit einem bekannten Lied aus friſchen Kehlen zu wecken.

Auch trägt der Himmel zuweilen freundlicher Weiſe Etwas zu dieſer allgemeinen Luſtbarkeit bei und zeigt auf ſeiner dunklen Fläche irgend einen beſonderen Lichteffekt, entweder die Wildfeuer drin in den Bergen, oder eine plötzlich mit Ziſchen aufſteigende Rakete, die hoch oben ſich neigt und in tauſend vielfarbigen Funken niederregnet, oder auch, wie an dem heutigen warmen Auguſtabend, zahlreiche Sternſchnuppen, welche eilig von Oſt nach Weſt ziehen, einer Sehnſucht folgend, die unſere Gelehrten bis jetzt noch nicht ergründet haben.

Für Haldenberg, der in dem langſam und geräuſchlos hingleitenden Boote träumeriſch zum Firmament aufblickte, waren dies glückverheißende Zeichen. Die quälenden Zweifel über die Möglichkeit einer Wiederanknüpfung fingen an ſich zu zerſtreuen und es kam allmählig eine ſiegreiche Hoffnung in ſein Herz, als müſſe ſich doch noch Alles zum Beſten wenden. Plötzlich hielt er im Rudern inne und blickte geſpannt auf einen Ufervorſprung hinüber, der ſich wie eine Halbinſel in den See erſtreckte. Auf der äußerſten Spitze, angelehnt an das Geländer der Terraſſe, ſtand eine weißgekleidete Frauengeſtalt, und wie jetzt das Boot mit neuen vorſichtigen Ruderſchlägen leiſe unter den Uferzweigen näher glitt, begann die wohlbekannte, tief zum Herzen gehende Stimme über den nächtlichen See hinzuſingen — dieſelben Worte, dieſelbe Melodie, wie geſtern:

„Ich frage keine Blume,
Ich frage keinen Stern,
Sie können mir alle nicht ſagen,
Was ich erführ' ſo gern —“

Sie hatte die Augen über den Seeſpiegel gewandt und bemerkte ſo die Annäherung des Nachens nicht, bis Haldenberg ſo dicht herangekommen war, daß er bequem mit ausgeſtreckter Hand die ihrige hätte erreichen können. Er erhob ſich vorſichtig, aber im gleichen Augenblick ſchrak ſie zuſammen und machte eine Bewegung, rückwärts zwiſchen den Gebüſchen zu verſchwinden.

„Seien Sie nicht ſo grauſam, holdſeligſte Prinzeſſin,“ flehte er mit bittender Stimme, „mir Ihren Anblick ſogleich wieder zu entziehen, nachdem Sehnſucht und Zufall und die Gunſt der Sterne mich hier herüberführten. Erlauben Sie Ihrem demüthigſten Sklaven,“ hier kreuzte er ehrerbietig die Arme über der Bruſt, „zu fragen, ob Sturm und Regen geſtern Nacht ſpurlos an Ihrer Geſundheit vorübergegangen ſind?“ Sie konnte ſich eines leichten Lachens über ſeinen ehrfurchtsvollen Ton nicht enthalten und erwiderte: „Da Sie denn der Zufall und wohl nichts als der Zufall nochmals in meine Nähe geführt, ſo will ich Ihnen nicht verhehlen, daß mir vom geſtrigen Abend nichts geblieben iſt, als eine angenehme Erinnerung. Dies geſtehe ich Ihnen aber nur ein, weil ich weiß, daß Sie im vollſten Umfange die Schranken achten werden, die Geburt und Stand um mich gezogen.“

„O gewiß,“ ſeufzte er hinauf, „ich lebe lange genug auf dieſer Welt, um zu wiſſen, daß man das Unmögliche nicht begehrt. Deßhalb ſoll mich aber doch Niemand hindern, das Gefühl für Sie als theuerſtes Kleinod meines

Herzens zu hegen und das Glück darin zu finden, was mir die Wirklichkeit ſo grauſam vorenthält!“

„Möge Ihnen das gelingen! Es iſt Alles, was ich hoffen und wünſchen darf!“

„O Eliſabeth — geſtatten Sie mir noch einmal, Sie ſo zu nennen — ſo müſſen wir denn wirklich auf Nimmerwiederſehen ſcheiden, weil — ein kalter Wappenſchild zwiſchen uns abwehrend ſteht?“

Sie nickte leiſe ein „Ja“.

„Wie aber,“ ſetzte er von einem plötzlichen Einfall ergriffen hinzu, indem er, damit das Schiffchen nicht wegglèite, mit der Hand die Baluſtrade faßte, „wenn auch mir das Schickſal einen Hermelin ſchon über die Wiege gebreitet und mich dazu beſtimmt hätte, Fürſtenhüte und Königskronen auf dem Haupte zu tragen?“

„Oh, Sie ſcherzen und erſchrecken mich.“

„Wäre ich nebenbei ein Sänger, ſchöne Prinzeſſin, oder hielte es nicht für nöthig, mein Incognito zu bewahren,“ fuhr er in begeiſtertem Tone fort, „ſo würde ich Ihnen ſingen:

‚Mein Vater Parzival trägt ſeine Krone,
Und ich, ſein Sohn, bin Lohengrin genannt‘ —

ſo aber muß ich trotz allem königlichen Purpur, den ich ſchon getragen, unerkannt bleiben, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Sie es Ihrem Sklaven nicht geſtatten ſollten, nur für einen kleinen glückſeligen Augenblick ſein Schifflein anzulegen, um neben Ihnen im Anblick des geſtirnten Himmels zu ſchwelgen.“

„Und wenn ich Ihnen das für ein paar Augenblicke geſtattete,“ entgegnete die ſchöne Eliſabeth mit heiter klingender Stimme, „um alsdann eben ſo neugierig als

Elſa von Brabant nach Ihrer fürſtlichen Abkunft zu forſchen?“

„So würde auch mich der Schwan auf Nimmerwiederſehen entführen.“

„Gut, darauf hin will ich es wagen,“ erwiderte ſie lachend, wobei ſie nicht einmal zurückwich, als er ſich, die gegebene Erlaubniß raſch benutzend, auf den Uferrand ſchwang, und mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung neben ſie trat, wobei er ſagte: „Trauriges Geſchick, daß wir dieſe ſchöne Lohengrinſcene nicht weiter fortſpielen können, daß kein Kampf um ſo ſchönen Preis möglich iſt!“

„Laſſen Sie mich nicht bereuen,“ gab ſie mit Hoheit zur Antwort, „Ihnen dieſe Erlaubniß gegeben zu haben.“

„Sie haben mich ja in Ihrer Hand! Ein Wort von Ihnen und ich muß verſchwinden, und wenn ich Ihnen auch gewiß keinen Anlaß zur Reue zu geben hoffe, ſo dringt doch all das Schöne, was ich in Ihrer Geſellſchaft erlebt, zugleich mit dieſem wunderbaren Abend, zugleich mit dem Anblick der funkelnden Sterne, ſo mächtig und überwältigend auf mich ein, daß ich nicht anders kann, als Ihnen meine innige Ueberzeugung auszuſprechen, daß der Zufall, der mich in Ihre beſeligende Nähe geführt, unmöglich bedeutungslos ſein kann.“

„Und was ſollte er bedeuten?“

„Weiß ich es doch ſelbſt nicht genau, ſchöne Eliſabeth, und wenn ich es wüßte, wie ſollte ich es wagen, dieſem Gedanken Ausdruck zu geben; bei der unüberſteiglichen Schranke, mit der Sie ſich durch Ihre Worte von geſtern Abend umgaben — Schranken, die ich ja achten muß, wenn auch —“

„Gleichfalls von fürſtlicher Geburt,“ fiel ſie ihm raſch in's Wort, wobei ihre Stimme den Klang eines leichten Spottes angenommen hatte.

„Nein, nicht von fürſtlicher Geburt," rief er erregt, „aber geadelt, gefürſtet durch die Theilnahme, durch die himmliſche Güte einer ſo wundervollen Erſcheinung, begnadigt durch den Zufall, der mir geſtattet, Ihnen endlich einmal zu ſagen, was ich ſchon bei Ihrem erſten Anblick gefühlt — Eliſabeth!"

Sie ſah ihn ernſthaft, aber nicht ungnädig an, ja, ſtatt ihre Hand, die er ergriffen hatte, zurückzuziehen, machte ſie eine haſtige Bewegung des Erſtaunens gegen ihn, und indem Beide raſch zum Himmel emporblickten, ſahen ſie plötzlich — ein überirdiſches Feuerwerk — vielfarbige Sternſchnuppen in großer Anzahl vorüberzucken.

— — — — „Unter dem gleichen Gedanken?" fragte er ſchüchtern.

Sie nickte ſchweigend mit dem Kopfe, worauf ſie wiederholte: „Unter dem gleichen Gedanken," um dann in einem ſehr ernſten Tone beizufügen: „Ich fühle die Verpflichtung, Ihnen jetzt die volle Wahrheit zu ſagen."

„Eine Wahrheit, die ich fürchten muß — eine Wahrheit, die mich noch tiefer herabſtürzen wird aus allen meinen Himmeln?"

„Die Wahrheit überhaupt, die Ihnen vielleicht weniger herb erſcheinen wird, als ſie in Wirklichkeit iſt — — ich erlaubte mir geſtern Abend einen Scherz mit Ihnen — ich bin nicht von fürſtlicher Geburt, ja, ich habe nicht einmal den zweifelhaften Vorzug, eine fünfzackige Krone zu führen."

„O glückſelige Stunde!" rief er entzückt, „ſo darf ich Ihnen alſo geſtehen, Eliſabeth, wie ſehr ich Sie liebe, ſo iſt es keine Unmöglichkeit mehr, dieſe ſchöne Hand mein zu nennen?"

Er hatte ſchon ohne Weiteres von derſelben in der Art Beſitz ergriffen, daß er die zarten Finger ſtürmiſch an ſein Herz drückte und dann behutſam küßte, ohne in ſeinem Glückestaumel zu bemerken, daß ſie mit trauriger Miene ihr Haupt ſchüttelte. Deßhalb fuhr er auch überraſcht und im höchſten Grade betroffen auf, als ſie nun in feſtem ruhigem Tone ſagte: „Ja, jene Schranken, die ich im Scherze zwiſchen uns aufrichtete, ſind gefallen, aber dahinter ſtehen andere, die uns in der That für immer trennen."

„O mein Gott, ſo wären Sie nicht mehr frei in Ihren Entſchließungen," ſagte er beſtürzt; — „ſagen Sie mir das Eine: bindet Sie am Ende gar ſchon die Feſſel der Ehe?"

„Nein, mein Freund, ich bin unverheirathet."

„Oder vielleicht die Verlobte, die Braut eines Glücklicheren?"

„Auch das nicht —"

„Oder, was für mich noch ſchlimmer wäre, Sie lieben einen Andern und werden wieder geliebt?"

„Eben ſo wenig."

„Dann, mein Fräulein," ſagte er betroffen einen Schritt zurücktretend, „wüßte ich in der That nicht, was Sie abhalten könnte, meinen ehrenhaften Bewerbungen ein günſtiges Ohr zu leihen — ich flehe Sie an, welch möglicher Grund wäre denkbar?"

„Gerade weil ich Ihre Bewerbungen für ehrenhaft halte."

„Dieſe entſetzliche Räthſelſprache — ſollte etwa gar

— nein, ich vermag dieſem Gedanken keine Worte zu geben.“

„Reden Sie immerhin.“

„Sollte ein anderes intimes Verhältniß?“

Sie lachte laut und fröhlich auf, während ſie ihm kopfſchüttelnd ihre beiden Hände reichte, und ſagte dann: „Auch das nicht, mein Freund — davon am weiteſten entfernt, und doch eine Schranke, für uns beide unüberſteiglich — Herr Haldenberg.“

„Ah! — Sie kennen mich?“

„Ja, ich ſchätze mich glücklich, endlich Ihre perſönliche Bekanntſchaft gemacht zu haben, nachdem Sie mich oft ſchon in Ihren großartigen künſtleriſchen Leiſtungen entzückt.“

„Und trotz alledem, Eliſabeth —“

„Trotz alledem, Ferdinand —“

„Weiſen Sie dieſes Herz, das voll Liebe für Sie ſchlägt, zurück, ſowie dieſe Hand für's Leben?“

„Leider — — jene Schranke iſt unüberſteiglich.“

„Ich will, ich muß ſie kennen!“ rief er mit einer energiſchen Bewegung, und da er während der letzten Worte, die ſie gewechſelt, ihre Hände nicht freigegeben hatte, ſo war nichts natürlicher, als daß ſie, dieſer energiſchen Bewegung folgend, wenn auch nur für ein paar Sekunden, an ſeine Bruſt ſinken mußte, aber die kurze Zeit war genügend, ihm etwas zuzuflüſtern, was ihn wie ein Donnerſchlag betäubte, ſo daß er faſſungslos daſtand, während ſie ſich heiter lachend ſeinen Armen entwand.

„Beim Anubis! — das hätte ich nicht erwartet,“ murmelte er in beſtürztem Tone — „obgleich es nach Allem, was ich geſehen und gehört, ſo nahe lag.“

„Und triftig genug — nicht wahr, mein Freund, um jede noch ſo ehrlich gemeinte Bewerbung abzuſchneiden.“

„Triftig genug,“ wiederholte er in düſterem Tone.

„Wir würden uns geradezu lächerlich machen.“

„Geradezu lächerlich,“ ſeufzte er — „und dieſe Sternſchnuppen, die mir ſo günſtig fielen!“

„Da ſiehſt du's, wie die Sterne dir gelogen!“

ſagte ſie in pathetiſchem Tone, den rechten Arm gegen ihn erhebend. Doch faßte er abermals ihre Hand und hielt dieſelbe feſt, während er kopfſchüttelnd mit weicher Stimme zur Antwort gab:

„Die Sterne lügen nicht; das aber iſt
Geſchehen wider Sternenlauf und Schickſal.
Das Herz iſt redlich; doch das Vorurtheil
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrſagung,
Wo die Natur aus ihren Grenzen wanket,
Da irret alle Wiſſenſchaft.“

— — — — „Aber trotz alledem und alledem bleiben wir Freunde.“

„Aufrichtige und herzliche?“

Sie hatte bei dieſen Worten auch ihre andere Hand in die ſeine gelegt und duldete es lächelnd, als er ſagte und that:

„Dieſen Kuß zum Pfande, daß ich dich wiederſeh'!“

Da drangen helle Stimmen rückwärts vom Hauſe her, eine Unterbrechung, die des öfteren dort erſcheint, wo man ſie gerade gebraucht oder nicht gebraucht; hier aber kam ſie zur rechten Zeit, da ſie den weiteren für beide Theile unangenehmen Abſchied unmöglich machte. Haldenberg ſchwang ſich raſch in ſein Boot, das ihn unter dem

Schutze der Dunkelheit unerkannt vom Ufer entführte und nach einer Stunde in Starnberg ablieferte.

Die Sternſchnuppen, welche ſich in der heutigen warmen Nacht zahllos am Himmel erluſtigten, ſtrafte er mit Verachtung und ſchaute unverwandt in den röthlichen Vollmond, der drüben über einer Wolkenſchicht groß und ruhig, glänzend emporſtieg.

— — — — Als er den gemeinſchaftlichen Salon im Gaſthofe betrat, fand er Wieſener bereits von München zurückgekehrt und mit der Sorge um das Abendeſſen beſchäftigt.

„Gut, daß du kommſt!“ rief ihm ſein Freund entgegen; „ich wollte dir gerade in's Handwerk pfuſchen, nun kannſt du ſelbſt anordnen.“

„Verſchone mich damit,“ ſagte Haldenberg ſehr mißgeſtimmt, indem er an das Fenſter trat. „Was du beſtellſt, iſt mir recht oder vielmehr total gleichgiltig, mache es alſo nur allein ab.“

„Du biſt verdrießlich?“

„Mindeſtens nicht beſonders aufgelegt.“

„Schade drum, ich habe meine Geſchäfte ſo gut beſorgt, daß mir das Beſte gerade gut genug wäre.“

„So ſuche für uns Beide das Beſte und laß auch die Beſte für uns in Eis ſtellen.“ Haldenberg ſagte das, während er unverwandt auf den See hinaus ſtarrte und ſich mechaniſch das Haar aus der Stirn ſtrich, in ſo ganz beſonderem Tone, daß Wieſener erſtaunt auffah, dann die Speiſekarte hinlegte und mit ein paar Schritten gleichfalls am Fenſter war. Dort legte er dem Freunde die Hand auf die Achſel und ſagte: „Du haſt heute etwas ſehr Unangenehmes erlebt, das ſteht mit großen Lettern auf deinem Geſicht geſchrieben. Warſt du dort drüben in Leoni?“

„Warum ſoll ich es leugnen?“

„Und haſt ſie geſehen?“

„Geſehen und ohne Zeugen geſprochen.“

„Nun alſo, Glückspilz, da biſt du ja ohne Weiteres an's Ziel deiner Wünſche gekommen!“

„Ja wohl, ich beſann mich auch nicht lange und bot ihr Herz und Hand an.“ Er ſchaute wieder trübſinnig vor ſich hin.

„Nun, und weiter, weiter!“ drängte Wieſener. „Sie ſchien dir doch geſtern wahrhaftig nicht abgeneigt?“

„Nein, das war ſie auch nicht,“ entgegnete Haldenberg.

„Und der hohe Stand und Rang war ſicherlich nur ein kleiner Schwindel, um dich an der Naſe herumzuführen. Oder ſollte doch etwas daran ſein?“ fragte er erſtaunt, als Haidenberg mit der Antwort zögerte.

„Allerdings, wenn auch nicht in deinem Sinne. O, es iſt ſchändlich,“ rief er heftig ausbrechend, „ſo genarrt zu ſein im Augenblick, wo man ſein Glück zu faſſen denkt! Warum ſoll ich dir ein Geheimniß daraus machen? Du haſt ja alle meine Aufregungen redlich getheilt! Sage ſelbſt, was würdeſt du geſagt haben, wenn ich dir folgende Karte geſchickt hätte: ‚Als Verlobte empfehlen ſich: Ferdinand Haldenberg und Eliſabeth Simonelli?‘“

„W—a—a—s? — Die berühmte Sängerin?“

„Dieſelbe, und ich brauche dir nun nichts weiter zu ſagen.“

Es entſtand eine lange Pauſe. Haldenberg warf ſich am Tiſch auf einen Stuhl hin, entkorkte mechaniſch eine Flaſche Wein und ſchenkte ſich das Glas voll.

„Das iſt allerdings ſtark,“ antwortete Wieſener, der ihm gefolgt war, kopfſchüttelnd. „Aber,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „ich ſehe die gänzliche Unmöglichkeit doch nicht ein. Freilich, die Ehen zwiſchen Künſtlern und Künſtlerinnen — ſie ſind bedenklich — man hat Beiſpiele — —“ er kratzte ſich nachdenklich hinter den Ohren.

„Sie ſind unmöglich für meinen Begriff,“ ſagte Haldenberg ſtark, „eine ſolche Künſtlerin voll Genialität und Liebenswürdigkeit und Launen kann ſich nicht unter das Joch der Ehe beugen und für die täglichen Bedürfniſſe ihres Gatten, der gleichfalls Künſtler iſt, ſorgen — ich habe einen tiefen Abſcheu gegen ſolche unnatürliche Verbindungen und ſie ebenfalls,“ ſetzte er ſeufzend hinzu. „Gott ſei Dank, ſie iſt eben ſo feſt dagegen als ich — wenn ihr auch gleichfalls wie mir das Herz etwas wehe that.“

„Madame Haldenberg-Simonelli — es wäre allerdings wunderbar!“ lachte Wieſener.

„Mehr als das, es wäre der Gipfel der Lächerlichkeit, denn du mußt zum Letzten bedenken, Freund: ich ſtehe mit beiden Füßen im Lager von Bayreuth, ſie aber iſt Italienerin mit Leib und Seele und macht Propaganda für Verdi und Konſorten — nein —

‚Fahrt wohl, ihr goldnen Träume,
Fahrt wohl für immerdar!‘ — — —

aber ich werde lange, lange brauchen, mich davon zu erholen!“

Es wurde wieder ſtill, Wieſener füllte auch ſein Glas, dann rief er aus:

„Und wenn auch die Sternſchnuppen keine Verlobung zu Stande brachten, ſo haben ſie doch die Wahrheit verkündigt, und daß das holde Mädchen trotz ihrer Liebe entſchloſſen entſagte, das war tüchtig und brav von ihr und verſchafft ihr meine volle Hochachtung. Kopf in die Höhe, Haldenberg, und thue mir Beſcheid — ich trinke von Herzen auf ihr Wohl!“